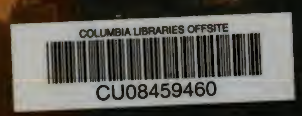
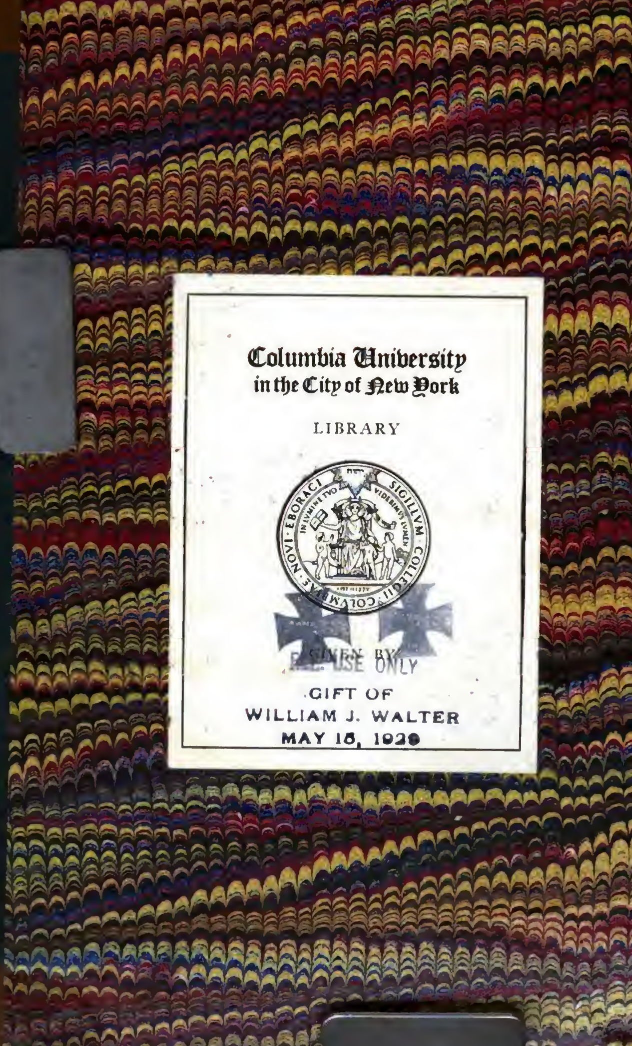

COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU08459460



Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

GIVEN BY

REF. USE ONLY

GIFT OF
WILLIAM J. WALTER
MAY 15, 1929

Digitized by Google

Bernheimer

Digitized by Google

Digitized by Google

Meyer's

neues

Konversations-Lexikon,

zweite Auflage.

Vierter Band.

Brückenkopf — Covolo.

Digitized by Google

Neues

Konversations-Lexikon,

ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens.

Unter der Redaktion von H. Krause herausgegeben

von

Hermann J. Meyer.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage,

mit geographischen Karten, wissenschaftlichen und technischen Illustrationen.

Vierter Band.

Brückenkopf — Covolo.

Hildburghausen.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1863.

GIFT OF
WILLIAM J. WALTER
MAY 15, 1929

033
M57.12
v.4

Digitized by Google

B.

Brückenkopf (Brückenschanze), Befestigungswerk vor Brücken, welches hauptsächlich die Kommunikation über ein undurchgängliches Gewässer, gewöhnlich einen Fluß oder Strom, sichert, bei Brückengefechten aber vortheilhaft zur Abwehr des feindlichen Uebergangs mitwirkt. Es wird stets auf dem feindlichen Ufer angelegt, und zwar so, daß das Gewässer seine Flanken und Kehlen deckt. Dergleichen Befestigungen sind meist von einfacher Anlage, eine Flesche, Brille oder Tenaillenschanze mit dem gewöhnlichen Profil, oder von ausgeführterer Konstruktion, wobei sich die umsichtigste Benutzung des Terrains nöthig macht, so daß etwa nahe liegende Höhen mit eingeschlossen werden, u. Werke auf dem diesseitigen Ufer oder auf passend gelegenen Inseln die Vertheidigung unterstützen müssen. Zugleich muß der B. die Brücke vor dem direkten feindlichen Feuer möglichst schützen, wozu eine große Ausdehnung der Schanzen erforderlich ist. Da diese Schanzen der Kommunikation förderlich sein sollen, so muß einerseits der innere Raum für die Bewegungen der durchziehenden Truppen, Geschütze und Wägen u. für das Vertheidigungscorps groß genug sein, andererseits auf die Ausgänge besondere Rücksicht genommen werden, zumal diese bei Angriffsoperationen oder Rückzügen von bedeutender Wichtigkeit sind. Daher besteht die Schanze entweder aus einem System von einzeln liegenden Werken, oder ist, wenn ein zusammenhängendes Ganzes, mit wenigstens 6—10 Toisen breiten und durch vorgelegte Hindernisse oder rückliegende Befestigungen vertheidigten Ausgängen versehen. Zum Behufe des Rückzuges der letzten Vertheidiger werden die Brückenanschlüsse an der Uferseite des B.es mit Reduits gedeckt, welche am einfachsten aus Tambourpallisadirungen in Form von Fleschen oder Lünetten bestehen. Musterhafte Entwürfe geben Cormontaigne, Bousmard und Rogniard.

Brückenmanöver, die verschiedenen Bewegungen und Operationen, welche sowohl beim Schlagen und Abbrechen der Ponton- und Schiffbrücken, als auch, nachdem dieselben geschlagen sind, theils mit den ganzen Brücken, theils mit einzelnen Theilen derselben ausgeführt werden; dann Manöver, wodurch der Uebergang von Truppen über das Defilée einer Brücke bewerkstelligt wird.

Brückenwage, s. Wage.

Brückner, Johann Gotthelf, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geboren 1728 in der Lausitz, widmete sich erst dem Buchhandel, ward aber durch den Umgang mit Lessing der Bühne gewonnen, trat 1753 bei der kochschen Gesellschaft in Leipzig ein, blieb mit geringen Unterbrechungen bei derselben und kam 1771 mit ihr nach Berlin, wo er 1786 †. Er war einer der vorzüglichsten Schauspieler der leipziger Schule, dem seine außerordentliche Nachahmungsgabe die verschiedensten Rollen zu spielen erlaubte, am ausgezeichnetsten war er aber als Mann von Welt. Seine Gattin, geborne Kleefelder, war lange Zeit eine Zierde der neuberschen Truppe und wirkte in Berlin bis 1791, wo sie pensionirt ward.

Brückung, der Boden unterschlächtiger Mühlgerinne, welcher gepflastert und in Zwischenräumen von 5—7 Fuß mit einem eingelegten Querbalken versehen ist; dann der Fußboden eines Stalles, der auf Lagerhölzern mit Bohlen belegt ist, unter denen sich abhängiges Pflaster befindet.

Brüder, Name mehrer Inseln und Inselgruppen, wovon die bekanntesten folgende sind: 1) Inselgruppe im rothen Meere, Straße Bab-el-Mandeb, zwischen Afrika und Arabien. — 2) Drei ostindische Inseln in der Duncansstraße, zwischen den großen und kleinen Andamanen. — 3) Eine der kleinen britischen Shetlandsinseln bei Schottland, zwischen Yell und der Nordküste von Mainland, gewöhnlich nur von 2 Familien bewohnt, wodurch wohl der Name Brothers veranlaßt worden sein mag. — 4) (Frati, Fratelli), zwei afrikanische Inseln bei Tunis, zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Vorgebirge Serra.

Brüder der christlichen Lehre, s. Brüderschaften, religiöse.

Brüdergemeinde (Brüderunität, Herrnhuter), die von den Nachkommen der böhmischen und mährischen Brüder gestiftete Religionsgesellschaft, deren Hauptsitz und Mittelpunkt Herrnhut ist. Steter Druck veranlaßte den Rest der

mährischen Brüder (s. d.) zu Anfang des 18. Jahrhunderts, ihr Vaterland zu verlassen. Sie fanden Aufnahme bei dem Grafen Ludwig Nikolaus von Zinzendorf (s. d.). Schon in früher Jugend hatte sich derselbe religiöser Mystik zugeneigt, und im pietistischen Pädagogium Francke's in Halle erhielt seine religiöse Stimmung noch mehr Nahrung, die auch auf der Universität und auf spätern Reisen nicht zurückgedrängt wurde. Allmählig nahmen seine religiösen Anschauungen eine besondere Richtung an, die sich weder von den alten Rechtgläubigen, noch von den Pietisten befriedigt fühlte. Das Wesen derselben bestand in einer schwärmerischen Hingabe an den gekreuzigten Heiland. Während die Pietisten mehr die Sündhaftigkeit des Menschen und den Bußkampf betonten, hob Zinzendorf besonders das Moment der Erlösung hervor, was seiner Lehre den Charakter der Freudigkeit und inneren Befriedigung aufprägte. Damit in Verbindung stand eine werkthätige Richtung, hervorgegangen aus Menschenliebe, der Frucht des Bewußtseins der eigenen Erlösung durch Christus. Zinzendorfs Streben, dieser seiner religiösen Anschauungsweise eine größere Ausbreitung zu verschaffen, kam die Noth der ihm gesinnungsverwandten mährischen Brüder zu Hülfe. Dieselben ließen sich mit seiner Erlaubniß am 17. Juni 1722 auf seinem Rittergut Berthelsdorf in der Nähe des Hutbergs an der Straße von Löbau nach Zittau nieder. So entstand der Ort Herrnhut, symbolisch so genannt, „weil er nicht nur unter der Hut des Herrn stehen, sondern auch täglich auf der Hut der Herrn, also daß Tag und Nacht kein Stillschweigen bei ihnen sein sollte". Das Wachsen der Kolonie durch neuangekommene Exulanten aus Mähren und der Anschluß Gleichgesinnter aus andern Konfessionen, namentlich Schwenkfeldianern, bewog den Grafen, sein Amt an der Regierung in Dresden aufzugeben und sich, zugleich mit Friedrich von Watteville aus Bern und einem von ihm zum Pfarrer in Berthelsdorf berufenen Kandidaten Rothe, der Leitung der jungen Gemeinde anzunehmen. Er blieb deren Seele bis zu seinem Tode, wiewohl er nicht hindern konnte, daß sich Manches anders gestaltete, als er es gewünscht. Auch Zwistigkeiten konnten bei den gemischten Elementen der Gesellschaft nicht ausbleiben; die Einen wollten die lutherische, die Andern die reformirte, die Dritten die mährische Kirchenordnung und Lehre zur Herrschaft erhoben sehen. Zinzendorfs Mäßigung gelang es, dem Zerfall vorzubeugen und die widerstrebenden Gemüther zu versöhnen. Am 12. Mai 1727 verband sich die Gemeinde, etwa 300 Seelen, worunter die Mähren fast die Hälfte ausmachten, zu einer selbstständigen freien christlichen Societät, und zwar, dem Loos die Entscheidung anheimgebend, auf Grundlage der mährischen Brüderordnung. Sie nannte sich demgemäß von da an die erneuerte Brüderunität oder B. Nichtsdestoweniger bestanden die drei oben genannten Richtungen als drei verschiedene „Tropen" friedlich neben einander fort, doch im Lauf der Zeit allmählig sich mit einander vermischend. Die Liebe zum Gekreuzigten war und blieb das einzige, nicht sowohl dogmatische, als praktische Einheitsband der Gemeinde. Im Jahre 1732 begann die Brüderunität ihre Missionswirksamkeit unter den Heiden; Leonhard Dober und David Nitschmann waren die ersten nach St. Thomas ausgehenden Missionäre. Eine zufolge des großen Aufsehens, welches Herrnhut erregte, vom Staatsministerium zu Dresden 1732 zur Prüfung von Lehre und Leben der B. verordnete Kommission fand nichts Erhebliches gegen dieselbe geltend zu machen. Nichtsdestoweniger wurde Zinzendorf 1733 des Landes verwiesen, erlangte aber auf ein von der theologischen Fakultät zu Tübingen erwirktes Zeugniß, daß die B. „ungeachtet ihrer absonderlichen Gebräuche und Disciplin in Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche fortdauern könne", noch in demselben Jahre die Erlaubniß zur Rückkehr. Auch verband er sich damals mit Aug. Gottl. Spangenberg, der ihm ein treuer Beistand, der B. ein zweiter Gründer wurde. Phantastische Einfälle über die Personen der Dreieinigkeit, die innerhalb der B. geltend gemacht wurden, steigerten das Aergerniß der lutherischen Theologen an der wachsenden Gemeinde. Obwohl der Graf Zinzendorf durch die Vorurtheile seines Standes nur mühsam zum geistlichen Amte durchdrang und außer Landes, in Tübingen, als Kandidat des Predigtamtes anerkannt (1734), in Berlin durch einen mährischen Bischof zum Bischof geweiht wurde, so diente doch nachher seine hohe gesellschaftliche Stellung und seine Bildung seinen geistlichen Absichten, und als ein Staatsmann Christi erlangte er endlich nach neuer zehnjähriger Landesverweisung vom kursächsischen Kirchenrath die Anerkennung seiner Gemeinde als der augsburgischen Konfession verwandt (1748), sowie durch Parlamentsbeschluß Anerkennung derselben als eines Bestandtheils der englischen Kirche (1749). In England gewann die B. einen neuen Aufschwung. Zinzendorf verlegte nämlich 1751 die Oberleitung derselben dahin, um zwischen den europäischen Gemeinden und den inzwischen begründeten amerikanischen Missionen mitten inne zu stehen; in rastloser, beweglichster Wirksamkeit war er immer bereit, dem Gekreuzigten in den verschiedenen Lebenskreisen Liebhaber zuzuführen. Im Jahre 1755 nach Herrnhut zurückgekehrt, wo inzwischen Gewerbe aufgeblüht und Jugendanstalten gegründet waren, hielt er 1756 daselbst die erste allgemeine Synode, hauptsächlich, um eine engere bleibende Verbindung der vielfachen Töchterkolonien mit der Muttergemeinde anzubahnen. Zinzendorf starb am 9. Mai 1760, nachdem er seiner Gemeinde Alles zum Opfer gebracht, was er war und hatte. Unter dem rastlosen, umsichtigen Wirken von Johann von Watteville und Layritz und besonders durch Spangenbergs langjährige ausgezeichnete Thätigkeit hat sich die B. seitdem nicht nur immer weiter verbreitet, sondern auch von vielen Uebertreibungen gereinigt. Im Allgemeinen behauptet sie den von Zinzendorfs bedeutender, doch von Eigensinn und Herrschsucht nicht ganz freier Persönlichkeit ihr eingepflanzten Geist und die ihr aufgeprägten Formen.

Die Grundzüge der Verfassung der B. bestehen in Folgendem. Im Allgemeinen behält sie den Unterschied zwischen Lehrern und Zuhörern bei, aber sie hat außer dem Predigtamt noch andere Aemter, und zwar zur Besorgung der leiblichen wie geistlichen Wohlfahrt. An der Spitze sämmtlicher Gemeinden steht eine aus 9 Personen gebildete

„Aeltestenkonferenz der Unität", welche sich wieder in ein Helferdepartement (für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten), Missionsdepartement, Finanzdepartement theilt. Als unsichtbares Haupt wird der „liebe Heiland" gesetzt, der in zweifelhaften wichtigen Fällen seinen Willen durchs Loos zu erkennen gibt. Ueber der Aeltestenkonferenz steht noch der Synodus, die alle 10 Jahre zusammentretende Versammlung von Abgeordneten aller Gemeinden. Das Amt der Aeltesten, Mitältesten, Viceältesten besteht in Beten, Rathen, zuweilen auch in Entscheiden; das Amt der Helfer beschränkt sich auf Vorträge in den Versammlungen, auf Privatseelsorge und auf die äußere Leitung der Gemeinde; das Amt der Aufseher auf das Anmerken aller bei der Gemeinde vorkommenden Gebrechen; das Amt der Ermahner auf freundliche Zurechtweisung der Fehlenden; das Amt der Diener auf den Dienst im Waisenhaus, auf Krankenpflege, Verwaltung der Krankenkasse, Ausübung der Gastfreiheit. Hierzu kommen noch andere Aemter, wie Almosenpflege, Beaufsichtigung des Handwerks, Privatunterricht. Alle Beamte werden von der Gemeinde gewählt; akademische Bildung wird von Keinem als unerläßlich gefordert. Außer dem Aeltesten, dem Prediger und einigen Helfern sind die übrigen Beamten weiblichen Geschlechts bei der Frauengemeinde und männlichen Geschlechts bei der Männergemeinde. Außerdem gibt es noch gewisse engere Bande, in welchen sich die Vertrautern zu unumschränkter gegenseitiger Beichte verpflichten.

Die Theologie der B. ist nur von Spangenberg in der Schrift „Idea fidei fratrum" oder „Kurzer Begriff der christlichen Lehre in der B." (Barby 1779) als in wesentlicher Harmonie mit der evangelischen Lehre stehend entwickelt worden, doch genießt auch dies Werk kein symbolisches Ansehen. Die Religion lediglich als Sache des Gefühls auffassend und sich als eine Gemeinde von lauter Erweckten und unmittelbar von Christus Regierten ansehend, sind die Brüder überhaupt indifferent gegen die meisten christlichen Dogmen. Ihr Kultus hält sich vorzugsweise an den sinnlich aufgefaßten Versöhnungstod des geschlachteten Lammes, in dessen stetem Preis, sowie daneben in dem Bekenntniß der eigenen Sündhaftigkeit sie einen gewissen Seelengenuß finden. Unter den geistlichen Hülfsmitteln steht voran das Losungsbuch, eine doppelte Sammlung von Bibelsprüchen, und zwar einer Losung, d. h. eines durchs Loos gezogenen Spruchs aus dem Alten Testament, und eines Textes, d. h. eines frei gewählten Spruchs aus dem Neuen Testament mit begleitenden Liederzeilen für alle Tage des Jahres. Dies Büchlein ist gleichsam das tägliche Bindemittel für alle Mitglieder der B., Vielen auch ein Orakel. Jeden Morgen und Abend versammelt man sich zu gemeinsamer Erbauung. Hatte Zinzendorf in Reden und Liedern, das Heiligste mit dem Gemeinsten bezeichnend, gern mit den Wunden des Lammes und mit den stärksten Bildern der Geschlechtsliebe getändelt, übrigens mit außerordentlichem Talent religiöser Mittheilung, so führen Gesangbuch und Predigt jetzt eine keuschere Sprache. In der Frühversammlung hat jeder Bruder das Recht zu reden. Neben dem Abendmahl feiert man Liebesmahle (Agapen) bei Thee und Brod. Das Fußwaschen findet nicht mehr Statt. In den Bethäusern herrscht eine saubere Einfachheit. Besonders feierlich wird der Ostermorgen auf den Gottesäckern gefeiert. Behufs der Seelsorge ist jede Gemeinde nach Geschlecht und Alter in Klassen oder Chöre getheilt, und zwar in die der Wittwen, Eheleute, Ledigen. Die Unverheiratheten wohnen nach den Geschlechtern abgesondert in bestimmten Gebäuden. Die weiblichen Chöre unterscheiden sich auch äußerlich durch die Farbe der Kinnschleife. Die meisten Kolonien haben außer den gewöhnlichen Elementarschulen auch Pensionsinstitute für Knaben u. Mädchen auch solcher Aeltern, die nicht zur B. gehören. Die religiöse Richtung ist auch in diesen vorherrschend. Ein Pädagogium in Niesky bereitet für die Universität vor; die Theologen werden im Seminar zu Gnadenfeld gebildet. Auch die Finanzen sind gemeinschaftlich. In die Gemeindekasse fließen der Abwurf von Kommunalunternehmungen, Kommunalgrundstücken, Vermächtnisse, Schenkungen, Abgaben der Mitglieder. Die Dürningsche Handlung, eine kaufmännische Stiftung in Herrnhut, trägt durch ihre starken Beiträge wesentlich zum Bestehen des Ganzen bei.

Das bürgerliche und häusliche Leben in der B. ist vielfach beengt, die Meinung der unmittelbaren Herrschaft Christi über seine Kirche auf fast alle Lebensverhältnisse angewandt. Alles geschieht im Namen des Heilands; jede Verfügung, jeder wichtige Schritt wird durch die Worte motivirt: Der Heiland will es. Als ausdrückliche Erklärung seines Willens gilt das Loos, dessen man sich früher selbst bei allen Verheirathungen bediente. Dieser Umstand, ferner eine fast mönchische Behutsamkeit im Verhältniß der Geschlechter, die stete Bevormundung und Beaufsichtigung in geistlichen wie in weltlichen Dingen, das Verbot von jeder Art Spiel und weltlicher Musik, dies Alles muß drückend auf dem Einzelnen lasten, hat dagegen auch Fleiß, Arbeitsamkeit, Betriebsamkeit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Sittlichkeit, Mäßigkeit und Friedliebe zur Folge. Die B. zählt übrigens außerhalb ihrer eigens erbauten Orte noch zahlreiche Anhänger, welche, in Städten lebend, Societäten, zerstreut lebend, die Diaspora bilden. Jede Societät hat ihr Bethaus nebst Prediger; die Mitglieder der Diaspora werden von eigenen Diasporaarbeitern bedient, deren jeder seinen von ihm zu bereisenden Distrikt hat.

Großartig ist die Wirksamkeit der B. für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden; in diesem Glanzpunkte der Gesellschaft ruht ihre welthistorische Bedeutung. Ihre Missionsthätigkeit richtete sich oder richtet sich noch nach Lappland, Grönland, Guinea, Kapland, Nord- und Südamerika, West- und Ostindien. Die Unterhaltung des kostspieligen Missionswesens beruht lediglich auf den milden Beiträgen der Mitglieder und Freunde der Unität. Von den zum Dienste unter den Heiden sich Meldenden verlangt man weniger Gelehrsamkeit, als die Gabe, die Wahrheiten und Segnungen des Evangeliums klar und liebreich durch Wort und That darzustellen. Der Kern der Heilsverkündigung unter den Heiden ist „die Botschaft von dem blutigen Versöhnungstode Jesu". Die Erziehung der Jugend lassen sich die Missionäre besonders angelegen sein; Schulen werden überall, wo es mög-

lich ist, eingerichtet. Das ganze Missionswesen steht unter der speciellen Aufsicht des Missionsdepartements der Unitätsdirektion.

Eigentliche Brüdergemeindeorte sind: in Sachsen: Herrnhut, Stammort, mit Berthelsdorf, dem Sitz der Unitätsdirektion, und Kleinwelke, bei Bautzen, 1756 für Wenden gegründet; in Preußen: Niesky, zwischen Görlitz und Muskau, Sitz des Pädagogiums, 1742 von böhmischen Emigranten gegründet; Gnadenfrei bei Reichenbach in Schlesien, 1743 gegründet; Gnadenberg bei Bunzlau, ebenfalls 1743 angelegt; Gnadenfeld bei der Festung Kosel, 1780 angelegt, Sitz des theologischen Seminars; Neusalz, Anbau an die gleichnamige Stadt, 1744 angelegt, 1759 eingeäschert, seit 1763 wieder aufgebaut; Gnadau, zwischen Schönebeck und Barby, bei Magdeburg, 1767 angelegt, mit Buchhandlung und Druckerei der Unität; Neuwied, Anbau an die gleichnamige Stadt, am Rhein, durch Emigrirte aus Herrnhaag angelegt; Neudietendorf, zwischen Gotha und Erfurt, 1764 angelegt; Ebersdorf, Anbau an das gleichnamige Dorf und Schloß, seit 1764; Königsfeld, auf dem Schwarzwald, 3 Stunden von Rotweil, 1807 angelegt; Zeyst bei Utrecht, 1748 angefangen; Fulneck bei Leeds in Yorkshire, 1744 angefangen, Sitz eines Pädagogiums und theologischen Seminars; Fairfield, bei Manchester in Lancashire, 1784 angelegt; in Irland: Gracehill, in der Grafschaft Antrim, 1763 angefangen; Gracefield, in der Grafschaft Derry; Christiansfeld, zwischen Hadersleben und Kolding (Schleswig), seit 1772; im asiatischen Rußland: Sarepta im Gouvernement Saratow, 1765 angelegt behufs der projektirten Bekehrung der Kalmücken; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bethlehem, Hauptort der nordamerikanischen Brüder, in Pennsylvanien, 1741 angefangen, dabei die Landgemeinde Emmaus mit 150 Einwohnern; Nazareth, einige Meilen nördlich von Bethlehem, mit 600 Einwohnern, Sitz eines Pädagogiums und theologischen Seminars, dabei die Landgemeinde Schöneck mit 300 Einwohnern; Litiz, ebenfalls in Pennsylvanien, 1757 angelegt, 450 Einw. nebst 200 Mitgliedern in der Umgegend; Salem in Nordcarolina, Hauptort des der Brüderunität gehörigen Landstriches Wachau, 1766 angelegt; in der Nähe die Niederlassungen: Bethabara, seit 1753, Bethanien, seit 1760, Friedberg, Friedland, Hope. Außerdem gibt es in den Vereinigten Staaten die Landgemeinden Gnadenhütten, Saron und Bersaba in Ohio; Staaten-Island in Newyork; Graceham in Maryland. Stadtgemeinden sind zu Philadelphia, Lancaster und Yorktown in Pennsylvanien, zu Newyork mit Newport in Rhode-Island. Societäten sind in Altona, Amsterdam, Basel, Berlin, Breslau, Gothenburg, Königsberg, Kopenhagen, London, Karlskrona, Moskau, Petersburg, Potsdam und in mehren kleinen Städten, nebst den schon genannten Stadtgemeinden in Nordamerika. Zahlreiche Societäten bestehen unter den Letten und Esthen mit ungefähr 40,000 Mitgliedern; unter den dafür gegründeten Niederlassungen ist Neuwelke unweit Waldau die wichtigste. Missionen der B. sind in Grönland: Neuherrnhut, bei der dänischen Niederlassung Gotthaab, schon 1733 angelegt; Lichtenfels, 18 Meilen südlich von Neuherrnhut, 1758 angefangen; Lichtenau, 1774 errichtet; Friedensthal, neuerdings angelegt an der Südspitze; auf Labrador: Nain, Hoffenthal, Okak, Hebron seit 1735; in Obercanada: New-Fairfield; in den Vereinigten Staaten: Springplace seit 1734; in Dänisch-Westindien (älteste Mission seit 1732, auf St. Thomas, Croix und Jean); in Britisch-Westindien (auf Jamaica, seit 1754; Antigua, seit 1756; St. Kitts, seit 1757; Barbados, seit 1765; Tabago, seit 1827); in Guyana, seit 1738; im Kaplande unter den Hottentotten u. Kaffern, seit 1736, dann aufgehoben, 1792 wieder erneuert. Im Jahre 1850 hatte die B. 286 Missionäre beiderlei Geschlechts auf 70 Stationen vertheilt, unter deren Leitung 68,000 bekehrte Heiden standen. Die in verschiedenen Ländern zerstreuten Anhänger der B. nicht mitgerechnet, schlägt man die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder, die unter der Unitätskonferenz stehen, in Europa auf 11,000, in den Vereinigten Staaten auf 7000 an, sämmtliche Mitglieder auf 192,000.

Vergl. Cranz, Alte und neue Brüderhistorie, Barby 1772 (fortgesetzt von Hegner, das. 1791 bis 1804, 3 Bde.; Gnadau 1816); Spangenberg, Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der evangelischen Brüderunität, 5. umgearbeitete Ausgabe, Gnadau 1823; Lorez, Ratio disciplinae unitatis fratrum, oder Grund der Verfassung der evangelischen Brüderunität, Barby 1789; Chr. Ferd. Schulze, Von der Entstehung und Einrichtung der evangelischen B., Gotha 1822; L. Schaaf, Die evangelische B., Leipzig 1825; Varnhagen von Ense, Leben des Grafen von Zinzendorf (Biographische Denkmale, Bd. V), Berlin 1830; (M. Cunow), Die Herrnhuter in ihrem Leben und Wirken, Weimar 1839; Litiz, Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart der evangelischen Brüderkirche, Leipzig 1846; Schrautenbach, Zinzendorf und die B. seiner Zeit, Gnadau 1851; Nitzsch, Die kirchengeschichtliche Bedeutung der B., Berlin 1853.

Brüderschaft, zunächst die Uebereinkunft von zwei Personen, sich als Brüder anzusehen, oft so bis zur Hohlheit des bloßen Namens gemißbraucht, daß nur die Berechtigung, einander mit „Du" anzureden, übrig bleibt (Dutzbrüder, B. machen). Die gegenwärtige Sitte, B. zu trinken, mag daraus entstanden sein, daß Ritter, die sich zu Waffenbrüdern verbanden, zuvor ihr Blut mischten und es tranken. Eine besondere Bedeutung hat das Wort B. im Klosterwesen. Man versteht darunter das engere Verhältniß zwischen Klöstern, wonach sie sich zu gegenseitigen Diensten, zur Aufnahme und Verpflegung reisender Ordensbrüder und dergl. verpflichten.

Brüderschaft des gemeinsamen Lebens oder **vom guten Willen** (fratres vitae communis oder bonae voluntatis, Hieronymianer, Gregorianer), freie christliche Genossenschaft, in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Reformation, blühte in den Niederlanden und in Norddeutschland und wirkte mehrfach schon im reformatorischen Sinne. Ascetische Zwecke, Förderung christlich-sittlichen Lebens durch gemeinsame geistliche Uebungen, durch Jugendunterricht, durch Abschreiben u. Verbreitung der Bibel ließen Gerhard Groot (s. d.), einen der berühmtesten Prediger der damaligen Zeit, zugleich mit Florentius Radewin

einen halb familienartigen, halb klösterlichen Laienverein mit Arbeit und Gütergemeinschaft in besondern Fraterhäusern gründen. Nach dessen Muster bildeten sich andere Vereine, und so erwuchs trotz der steten Anfeindungen der Bettelmönche eine große weitverzweigte Genossenschaft. Gerhard Zerpolt wirkte hauptsächlich für den Gebrauch der Bibel in der Landessprache und für die Anwendung der Muttersprache im Gottesdienst. Die Hauptbedeutung dieser Genossenschaften liegt darin, daß sie dem Unterrichtswesen einen neuen, bessern Geist einhauchten, im Gegensatz zu der mechanischen und engherzigen Betreibung desselben seitens der Bettelmönche das Innerliche mehr ins Auge faßten, mit Eifer auf das Studium der alten Sprachen drangen und zugleich die Muttersprache mehr schätzen lehrten, sowie, daß sie durch Verbreitung nützlicher Bücher für die allgemeine Ausbildung sorgten. Eine ansehnliche Reihe berühmter Männer ging aus ihren Schulen hervor, z. B. Thomas von Kempen, Hermann Busch, Johann Wessel, Agricola; auch Erasmus hatte den Brüdern zu Deventer einen Theil seiner Jugendbildung zu verdanken.

Das Institut des gemeinsamen Lebens erlosch allmählig im Lauf des 16. Jahrhunderts, als die Bedürfnisse, welche es hervorgerufen hatten, durch die erfundene Buchdruckerkunst, den Humanismus und die Reformation gründlicher befriedigt wurden. Vergl. Delprat, Die B. d. g. L., deutsch von Mohnike, Leipzig 1840; Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, Bd. 2.

Brüderschaften, religiöse, fromme Vereinigungen zu wohlthätigen Zwecken. Als seit dem 10. Jahrhundert die Wallfahrten nach wunderheiligen Orten als das sicherste Mittel zum Seelenheil angepriesen wurden, hielten es Andere, die sich zu solcher Wallfahrt so wenig als zum Klosterleben entschließen konnten, für ein gleich verdienstliches und sündentilgendes Werk, Beschwerlichkeiten und Elend der Pilger zu lindern, Straßen und Brücken zu bauen, Kranke zu pflegen, Arme zu unterstützen und die Religiosität Anderer zu befördern. Wie aber überhaupt damals Jeder zu seiner Sicherheit in einem Verhältniß von Dienst und Schutz stehen, oder sich an eine Korporation anschließen mußte, so fand man sich bald veranlaßt, zu besserer Erreichung jener Zwecke Verbindungen zu schließen, denen man dadurch eine religiöse Weihe und kirchliches Ansehen zu geben suchte, daß man, wiewohl die steife und strenge Form des Mönchslebens verschmähend, doch zu gemeinsamen Zwecken sich verpflichtete und sich unter einander Brüder, wie die ganze Genossenschaft Brüderschaft (confraternitas) nannte. Solche B. bestanden aus Geistlichen, Rittern und Laien verschiedenen Standes und Gewerbes, manchmal auch aus Leuten verschiedenen Geschlechts. Wieder andere entsprangen, besonders gegen das spätere Mittelalter hin, aus der Opposition gegen die Verweltlichung und Veräußerlichung der Priesterkirche; sie versuchten Wiederherstellung des apostolischen Lebens, verfielen aber bei mangelnder Erkenntniß des wahrhaft Apostolischen selbst mehr oder minder dem Geiste der Gesetzlichkeit und verloren sich vielfach ins Ueberspannte und Schwärmerische, z. B. die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die Beguinen und Begharden (s. Beguinen). Als zu Ende des 13. Jahrh. die geistlichen Vereine, welche durch jene außerhalb der Kirche stehenden in Mißkredit gekommen waren, durch die Bettelmönche wieder in Ansehen kamen, entstanden bald neue, vorwiegend mit den praktischen Zwecken der Kranken- und Armenpflege. Dergleichen sind die marianische Brüderschaft, die Skapulier-, Rosenkranz-, Armenseelen- und Corpus-Christibrüderschaften. Größere, in Zweigbrüderschaften sich theilende heißen Erzbrüderschaften. Gegenwärtig stehen in besonderem Ruf die Erzbrüderschaft vom allerheiligsten und unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder, die Franz-Xaverius- oder Missionsbrüderschaften, die Brüderschaft von der christlichen Lehre (ignorantins), welche letztere hauptsächlich den Zweck unentgeltlicher Bildung künftiger Lehrer verfolgt und in Frankreich allein bei 600 Schulen mit nahe an 190,000 Schülern leitet. Diese B. haben besondere Abzeichen, Kleidung, Gebräuche und Verfassung. Die Betheiligung an ihnen gilt als Buße, daher die Mitglieder auch schlechthin Büßer heißen.

Brüderschaft guter Werke, die Verbindung zwischen einem Mönchsverein und einzelnen Laien oder Weltgeistlichen, welche als Mitbrüder gegen eine Schenkung von Geld oder Gut an den Verdiensten von jenem Antheil erhalten u. durch regelmäßige Gebete und Messen in der göttlichen Gnade gefördert werden sollten. Es war dies eine bedeutende Quelle des Reichthums, welche einem Kloster um so mächtiger floß, je zuversichtlicher Alter und Heiligkeit desselben auf wirksame Fürsprache bei Gott schließen ließ. Die Bettelmönche trieben sogar Handel damit, indem sie Filiationsbriefe zu verschiedenen Preisen ausstellten. Sehr gesucht war diese Brüderschaft mit dem Kloster St. Gallen, wo das Buch, in welches die Mitbrüder eingeschrieben wurden, Liber vitae (Buch des Lebens) hieß.

Brüder und Schwestern des freien Geistes, eine Religionssekte, welche im 13. Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und Italien, am zahlreichsten am Oberrhein, unter allerhand örtlichen Benennungen, oft als Begharden auftrat und bis tief ins 14. Jahrhundert hineinreichte. Wahrscheinlich entstand sie als Volkspartei aus der 1209 zu Paris verdammten Schule des Amalrich von Bena und David von Dinanto, welche pantheistische Weltansichten hegten, der Kirchenlehre nur symbolische Wahrheit zuschrieben, die Nothwendigkeit der äußeren Kirche leugneten und den Grundsatz aufstellten, daß Alles rein sei, weil der Geist, der als Gott in uns walte, nicht sündigen könne. Dieser ihr Grundsatz von der Freiheit des Geistes, welcher der Sekte ihren Namen gab, hatte bei Wenigen sittlichen Ernst, bei den Meisten eine grob sinnliche Richtung zur Folge, die namentlich in Aufhebung der Ehe und aller Eigenthumsrechte zum Ausdruck kam. Päpste und Inquisitoren bekämpften sie mit Feuer und Schwert, ohne sie ganz ausrotten zu können. Ein späteres Wiederemportauchen derselben Prinzipien erkennt man in den böhmischen Picarden oder Adamiten (s. d.) des 15. Jahrhunderts, sowie bei den Libertinern in Genf zu Calvins Zeit.

Brüder von der Gesellschaft des heiligen Geistes, s. Kalandsbrüder.

Brügge (franz. Bruges), Hauptstadt der belgischen Provinz Westflandern, 2 Meilen von der Nord-

seeküste bei Ostende entfernt, an der Vereinigung der Kanäle von Gent, Ostende und L'Ecluse, durch Eisenbahn mit Ostende und Brüssel und überhaupt mit allen bedeutenden Städten des Landes verbunden, einst der Mittelpunkt des Welthandels, voll Glanz und Pracht, und auch jetzt noch eine der blühendsten und beträchtlichsten Städte des Königreichs, mit 49,500 Einw. Sie ist durch eine starke Mauereinfassung mit Gräben und durch eine Citadelle befestigt und hat im Aeußern noch ganz mittelalterliches Gepräge. Die Straßen sind breit, aber leer, die alterthümlichen Häuser reich verziert. Von Bauwerken sind anzuführen: die Kaufhalle (Fleisch- und Tuchhalle) mit dem 320 Fuß hohen Hallenthurm (Belfried), der anscheinend etwas schief steht u. ein berühmtes Glockenspiel (mit 48 Glocken) enthält; das gothische Rathhaus (von 1376) mit 6 Thürmchen u. der städtischen Bibliothek; die Kirche Notredame mit 442 Fuß hohem Thurme und den Grabmälern Karls des Kühnen und seiner Tochter Maria von Burgund (vergoldeten Erzstatuen); die gothische Kathedrale St. Salvator aus dem 13. Jahrhundert mit zahlreichen Gemälden; die Johannesspitalkirche mit meisterhaften Bildern von Hemling (Martyrium der 11,000 kölner Jungfrauen); die Kapelle zum heiligen Hut, eine kleine zierliche zweistöckige Kirche aus dem 12. und 15. Jahrhundert (1839 prächtig restaurirt), in welcher einige Tropfen Blut des Heilands aufbewahrt werden; die Jerusalemskirche; das große bischöfliche Seminar (Dürerabtei genannt); der Prinzenhof, der alte Palast der Grafen von Flandern; die Craenenburg am großen Markt, wo Maximilian 1488 sechs Wochen gefangen gehalten ward (jetzt Schenke), rc. An wissenschaftlichen, Kunst- und Erziehungsanstalten befinden sich zu B. ein Gymnasium, eine Schifffahrtsschule, eine Akademie für Maler-, Bildhauer- und Baukunst (die eine kleine Bildergallerie und darin noch 2 Stücke von Jan van Eyck besitzt), ein Collége oder Athenäum, ein Seminar, eine vielbesuchte Erziehungsanstalt im englischen Nonnenkloster, ein Taubstummen- und Blindeninstitut (seit 1835), eine chirurgische und Hebammenschule, eine öffentliche Bibliothek von 12,000 Bänden und 550 Handschriften, ein botanischer Garten und ein Verein für Nationalliteratur. B. ist ferner Sitz eines Bischofs, der obersten Provinzial- u. Bezirksbehörden, eines Friedens- und Handelsgerichts, einer Handelskammer, einer Ackerbaugesellschaft, einer großen Handelsgesellschaft. Die Industrie der Stadt liefert besonders Spitzen und Leinwand (jährlich 25,000 Stück aus der ganzen Umgegend), Baumwollen- u. Wollenzeuche, Leder, Tabak, Stärke, Seife; auch der Schiffsbau wird umfangreich betrieben, und der Handel mit den Landes- und Gewerbsprodukten, namentlich mit Korn, Flachs, Hanf, Hülsenfrüchten, Kleesamen, Rübsaat und Oel, vorzüglich aber mit Leinwand beschäftigt viele Hände. Obgleich B. an keinem Strome liegt, so legen doch Seeschiffe von 2—300 Tonnen vor der Stadt Anker, u. 100 Schiffe haben Raum in ihrem Hafenbassin Sluis am Zwin (im Nordosten der Stadt), wohin ein Kanal führt. Der Seehafen B.'s ist in Ostende. Die zwei messenähnlichen Jahrmärkte B.'s (den 4. Mai u. 1. Okt.), jeder 14 Tage dauernd, versammeln viele ausländische Geldkräfte, und die Vieh- und Pferdemärkte sind von Bedeutung. Trotz all dieser Anstalten aber ist der Handel des heutigen B. nur noch ein Schatten gegen den des alten. Ehe die großartige Entwickelung der Seefahrt durch portugiesische u. spanische Entdeckungen die uralten Bahnen des Welthandels verändert hatte, im 13. und 14. Jahrhundert, war B. durch seine Verbindung mit Venedig und anderen italienischen Städten neben dieser Seestadt der Hauptbandelsplatz in Europa; alle Handelsvölker der bekannten Welt hatten hier ihre Konsulate, und noch im 15. Jahrhundert war es als Hauptniederlage der Hansa ein sehr blühender Punkt des nordischen Verkehrs. Mit der Entdeckung der großen Seewege und dem Emporkommen Antwerpens sank die brügger Handelsmacht.

B., wo schon im 3. Jahrhundert der heilige Chrysolus das Evangelium verkündigt haben soll, hieß zur Zeit der Merovinger Bruzzia, dann bis ins 12. Jahrhundert Brugä und soll schon um 865 mit Mauern umgeben gewesen sein. Karl der Gute, Graf von Flandern, wurde 1127 in dieser Stadt erschlagen und in der dortigen Kathedrale beigesetzt. Als Balduin, Graf von Flandern, 1204 Kaiser des byzantinischen Reichs wurde, setzte er B. mit allen Handelsstädten des mittelländischen Meeres in Verbindung, und da auch die Hansestädte hier ein Magazin hatten, wurde die Stadt reich und groß; in der ganzen Levante, in den südlichen und nördlichen Häfen wurden B.'s Wollenzeuch- und Tuchwaaren, die damals 50,000 Menschen Nahrung gaben, gesucht. In Folge der Eroberung Flanderns durch die Franzosen zu Anfang des 14. Jahrhunderts erhielt B. französische Besatzung; aber die freiheitliebenden Bürger von B. empörten sich unter Anführung des Webers Peter König u. jagten 1302 die Franzosen aus der Stadt, die 1305 wieder unter die Grafen von Flandern kam und von diesen immer mehr Privilegien erhielt. Im Jahre 1381 siegte Philipp von Artevelde bei B. über den Grafen Ludwig. Auch unter den Herzögen von Burgund erhielt sich der Handelsflor B.'s, sank jedoch, als Flandern unter die Herrschaft des Hauses Oesterreich kam und Antwerpen sich erhob. Die Häfen von Sluys und Damme versandeten allmählig, und die durch innere Zerwürfnisse zu sehr in Anspruch genommenen Bürger vergaßen, diese Hauptbeförderungsmittel ihres Handels im gehörigen Stand zu erhalten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, stiftete hier 1430 den Orden des goldenen Vließes. Im Jahre 1488 nahmen die Bürger von B. den römischen König Maximilian I. gefangen, folterten u. enthaupteten seine Räthe und zwangen ihn, nach viermonatlicher Gefangenschaft der Regierung Flanderns zu entsagen. Vergebens zog das schwäbische Bundesheer nebst anderen Reichsständen gegen die Stadt, und vergebens führte Kaiser Friedrich III. seine Heere in die Niederlande; B. u. Gent widerstanden. Erst Maximilians Statthalter, Herzog Albrecht von Sachsen, bezwang, demüthigte u. bestrafte B.'s trotzige Bürgerschaft. Im Jahre 1559 wurde hier ein Bisthum errichtet. Höchst nachtheilig für den Wohlstand der Stadt waren die massenhaften Auswanderungen während der Religionswirren unter Philipps II. blutiger Regierung. Im Jahre 1582 wurde B. von den Franzosen genommen, aber 1584 von den Spaniern wieder erobert. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde

es 1704 von den Holländern vergeblich belagert, nach der Schlacht bei Ramillies 1706 von den Verbündeten und 1708 durch Kapitulation von den Franzosen, 1709 abermals von den Verbündeten in Besitz genommen. Im österreichischen Erbfolgekriege eroberten es die Franzosen (1745) unter dem Marschall von Sachsen u. 1794 unter Pichegru. Später theilte es das Schicksal der Niederlande. Unter französischer Herrschaft war es die Hauptstadt des Lysdepartements. B. ist der Geburtsort des Malers van Oost und des Mathematikers Stevins, dem neuerdings ein Denkmal gesetzt worden ist.

Brügge, 1) Hermann von, 1536—49 Fürstenmeister des Schwertordens in Livland. — 2) Jan van B., s. v. a. Jan van Eyck. — 3) Rogier van B., s. v. a. Rogier van der Weyden.

Brüggemann, 1) Johann Heinrich Theodor, preußischer Schulmann, 1795 zu Soest in Westphalen als Sohn einfacher, in gemischter Ehe lebender Bürgersleute geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte zu Münster katholische Theologie unter Hermes u. Philologie, wurde 1815 Lehrer am düsseldorfer Gymnasium u. nach Kortüms Abgang nach Berlin Direktor der Anstalt. Im Jahre 1832 zum Regierungs- und Schulrath im Provinzialschulkollegium zu Koblenz ernannt, erwarb er sich große Verdienste um das rheinische Gymnasialwesen. Kurz vor der Suspension des Erzbischofs Droste von Vischering zu Köln zur Berathung über kirchliche Angelegenheiten nach Berlin berufen, überbrachte er dem Oberpräsidenten von Bodelschwingh den Ministerialbeschluß vom 15. Nov. 1837, nach welchem der Erzbischof von seinem Amte entsetzt wurde, zog sich aber dadurch die erbitterte Feindschaft des aufgereizten katholischen Pöbels u. des unwissenden Klerus zu. Ohne sich dadurch irre machen zu lassen, übernahm er Ende Dec. 1837 eine Sendung der preußischen Regierung nach Rom, wo er bis zum Juni 1838 verweilte, um dem dortigen preußischen Gesandten Bunsen bei den Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle rathend zur Seite zu stehen. Nach seiner Rückkehr trat er als geheimer Regierungsrath in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, wurde 1849 in einem Wahlbezirke der Rheinprovinz zum Mitglied der ersten Kammer erwählt und hielt hier entschieden zur Regierungspartei. In der Session von 1850—51 fungirte er als erster Vicepräsident der Kammer. Er schrieb: „Observationes in Sophoclis Oedipum Tyr.“ (1823); „Observationes in Taciti Agricolam, Spec. I“ (1824).

2) Karl Heinrich, namhafter deutscher Publicist, geboren den 29. Aug. 1810 zu Hopsten im preußischen Regierungsbezirk Münster, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Meppen und Münster und widmete sich dann in Bonn dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften. In Heidelberg, wohin er sich 1830 gewendet, gehörte er zu den Leitern der Burschenschaft u. ward, nachdem er als solcher an dem Preßverein u. den Festen zu Hambach und Wilhelmsbad Theil genommen, Ende Mai 1832 zuerst auf einige Tage, dann wiederum am 14. Juli 1832 verhaftet. Zur weiteren Untersuchung im September 1832 an Bayern ausgeliefert, saß er bis zum 3. Juni 1833 in Frankenthal, worauf er, an Preußen übergeben, erst bis zum März 1834 zu Münster, dann bis Oktober 1835 zu Berlin in Untersuchungshaft blieb, von wo er endlich nach der Festung Posen abgeliefert ward. Sein Urtheil lautete Anfangs 1837 auf Tod durch das Rad, welche Strafe dann in dreißigjährige Haft umgewandelt wurde. Nachdem er am 14. Aug. 1840 in Folge der verkündeten Amnestie seine Freiheit erhalten, wandte er sich im Frühjahre 1841 nach Berlin, um seinen schon auf der Universität gefaßten Entschluß, sich für Nationalökonomie zu habilitiren, in Ausführung zu bringen. Hier veröffentlichte er eine kritische Beleuchtung von „Dr. Lists nationalem System der politischen Oekonomie“ (Berlin 1842) und schrieb viele antischutzzöllnerische Artikel in politischen Zeitungen. Da ihm in Bezug auf seine Habilitation von dem damaligen Kultusminister Eichhorn Schwierigkeiten gemacht wurden, wandte er sich um so eifriger der publicistischen Thätigkeit zu. Außer zahlreichen Korrespondenzen, die er unter Anderem auch zu der nachher verbotenen „Rheinischen Zeitung“ lieferte, verfaßte er die Schrift „Preußens Beruf in der deutschen u. preußischen Staatsentwickelung“ (Berlin 1843), der später mit Rücksicht auf die Zollkonferenz u. die süddeutsche Schutzzollagitation im Interesse des Freihandels eine Kritik unter dem Titel „Der deutsche Zollverein und das Schutzsystem“ (das. 1845) folgte. Im Herbste 1845 übernahm B. die Hauptredaktion der „Kölnischen Zeitung“. Während der revolutionären Bewegungen 1848—49 stand er auf Seite der konservativen Partei, mußte aber doch im Frühjahr 1855 auf Anlaß der Regierung von der Redaktion der Zeitung zurücktreten. Er schrieb darüber: „Meine Leitung der Kölnischen Zeitung 1846—55“ (Leipz. 1855).

Brühl, allgemeiner Name vieler tiefliegenden, mit Baumwuchs versehenen Stadttheile, die vielleicht auf ehemaligem Sumpfland errichtet worden sind; in älteren Städten auch s. v. a. Marktplatz.

Brühl, Flecken in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk u. Kreis Köln, am Fuße der Ville (dem Vorgebirge der Eifel), hat ein vom Kurfürsten Klemens August 1725 erbautes, jetzt königliches prächtiges Lustschloß (Augustenburg) nebst Park und Jagdschloß Falkenlust, 2 katholische Kirchen, ein Schullehrerseminar u. 2020 Einw. B. scheint eine Gründung der Römer zu sein. In der Mitte des 13. Jahrhunderts ward es Residenz des Erzbischofs von Köln, erhielt 1284 ein festes Schloß, Mauern u. Gräben, wurde 1318 von den Kölnern erobert, 1324 aber von König Johann von Böhmen vergeblich belagert. Im Jahre 1368 kam es an die Grafen von Arnsberg. Im dreißigjährigen Kriege war auch B., damals Residenz des Kurfürsten Gebhard von Mansfeld, der Gegenstand blutiger Kämpfe und seufzte darauf 1673 u. 1684 unter der Geißel der Franzosen. Im Jahre 1809 wurde B. Eigenthum der Fürsten von Eckmühl und 1815 kam es an Preußen. Während der napoleonischen Regierung hatte Davoust die Augustenburg, als ein Geschenk des Kaisers, im Besitz.

Brühl, 1) Heinrich, Graf von, kursächsischer Premierminister unter August III., Kurfürsten von Sachsen u. König von Polen, zu Gangloffsömmern, dem Stammsitze der brühlschen Familie, bei Weißenfels in Thüringen am 13. August 1700 geboren, Sohn eines wenig bemittelten Edelmanns, der Ge-

heimerath und Oberhofmarschall in Diensten des Herzogs von Sachsen-Weißenfels war, wurde zuerst Page der Herzogin Elisabeth von Sachsen-Weißenfels, dann des Königs von Polen u. Kurfürsten von Sachsen, August II., dessen Gunst er durch sein gefälliges Aeußere u. durch das Einschmeichelnde seines Betragens in solchem Grade gewann, daß er schnell zum Oberkammerherrn u. im Staatsdienste vom Steuereinnehmer zum wirklichen Geheimerath u. Staatssekretär des Innern (1731) emporstieg. Aber seine eigentliche Machtperiode begann erst unter August III. (1733—63). Nachdem er diesem die Krone u. Reichskleinodien Polens, die bei dem Tode Augusts II. (1. Febr. 1733) in seine Hände gefallen waren, überbracht und ihm bei Besteigung des polnischen Thrones zur Seite gestanden, wußte er dessen unbegrenztes Vertrauen zu gewinnen u. durch dasselbe die höchsten Aemter an sich zu bringen. Im Jahre 1733 wurde er Kammerpräsident, erhielt darauf 1738 neben dem Departement des Innern das des Militärwesens, 1740 das Departement des Auswärtigen u. 1746 den Titel eines Premierministers u. damit den ersten Rang in Kursachsen. Von nun an lag dieses Land in seinen Händen. Er allein gebot über alle Angelegenheiten desselben, denn er allein bildete das Kabinet des Königs; alle anderen Minister waren, wie Friedrich II. sich ausdrückte, als seine „Kommis" anzusehen, alle Staatsbehörden u. selbst die Landstände mußten sich nach seinem Willen richten. Darum ward auch sein Wille mehr als der des Königs beachtet, nicht allein vom Inland, sondern auch vom Auslande. Kaiser Karl VI. erhob ihn, seine Brüder und seine Nachkommen (1737) in den Reichsgrafenstand; in Polen erhielt er das Indigenat und nebst der Starostenwürde mehre Herrschaften. Ausgezeichnete Fähigkeiten besaß er nicht, noch weniger tiefe staatsmännische Einsichten; aber er wußte sich seinem schwachen Herrn unentbehrlich zu machen, indem er ihn angenehm unterhielt, ihm stets neue Geldquellen eröffnete und alles Unangenehme von ihm fern zu halten beflissen war. Auch scheute B. keinen Frevel zur Befriedigung seiner Selbstsucht. Um Minister zu werden, stürzte er den Fürsten Sulkowski, den früheren Vertrauten Augusts III., verrieth Sachsens Pläne an Oesterreich und wurde in Polen heimlich Katholik, während er sich in Sachsen als Protestant gerirte. Selbst der Königin wußte er allen Einfluß auf ihren Gemahl zu entziehen u. es durch seine Ränke dahin zu bringen, daß der König weder ihr, noch dem Kurprinzen, noch der Gemahlin desselben Glauben schenkte; auch vermochte er den Pater Guarini, den Gewissensrath des Königs, diesem einzureden, daß B. allein der Mann sei, der es mit ihm und dem Lande wohl meine und ganz Sachsen zur katholischen Kirche überführen könne. Er verhinderte, daß der König von den Landesangelegenheiten Anderes erfuhr, als was er ihm mitzutheilen für gut fand. Sein ganzes Treiben war ein Ränkespiel, das auf Befriedigung seiner Selbstsucht abzweckte und Sachsen mit Noth und Jammer erfüllte. Bei auswärtigen Angelegenheiten zeigte er sich arglistig, unzuverlässig, bestechlich, hielt sich nicht an eingegangene Verträge und Verpflichtungen, trat darum in den schlesischen Kriegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite u. verwickelte aus Haß gegen Friedrich II., der B.s Treulosigkeit und Erbärmlichkeit rügte, Sachsen in den siebenjährigen Krieg. Um für seine Verschwendungen und für die Vergnügungen des Königs Geld zu schaffen, ließ er Steuern auf Steuern ausschreiben, hielt Gehalte und Pensionen zurück, nöthigte die Inhaber der Depositen- und Pupillengelder, diese gegen Steuerscheine, die keinen Kredit hatten, an die Steuerkasse abzuliefern, und suchte die Gelder aus allen Kassen an sich zu ziehen. So vermehrte er das Einkommen Sachsens von sechs auf acht Millionen Thaler, aber auch die Staatsschulden von zwanzig auf hundert Millionen; so verschönerte er Dresden durch kostbare Bauten, namentlich auch durch den Ankauf der Bildergallerie, erschöpfte aber auch alle öffentlichen Kassen und drückte das Land mit unerschwinglichen Abgaben. Die Rechtspflege war von seiner Laune und Willkür abhängig, und viele von Denen, die ihm entgegenwirkten, brachte er als Staatsgefangene auf die Festungen. Während er auf solche Weise das Recht beugte, verhöhnte er die Noth des Landes durch den Prunk, den er um sich verbreitete. Denn nicht genug, daß er kostbare Paläste und Gärten für sich einrichtete, diese mit den glänzendsten Geräthschaften und Museen erfüllte und eine überaus große Bibliothek, die nachher der königlichen Bibliothek zu Dresden einverleibt wurde, zusammenbrachte, unterhielt er auch zu seiner Bedienung Kammerherren, Pagen und an zweihundert Bediente, die besser als die des Hofs besoldet und versorgt wurden. Seine Tafel war täglich mit dreißig, bei großen Gastmahlen mit achtzig bis hundert Schüsseln besetzt; seine Perücken, Schuhe, Kleider bezog er in großen Massen aus Paris, künstlich eingerichtete Leibstühle ließ er aus Augsburg herbeischaffen. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, flüchtete er sich mit dem König zuerst auf den Königstein, dann nach Polen und sah so den Schrecknissen dieses Krieges, die er über Sachsen gebracht hatte, von weitem zu. Als aber der hubertsburger Friede geschlossen worden war, kam er (am 30. März 1763) mit seinem König nach Dresden zurück, stellte hier auf Staatskosten seine Paläste wieder her und erneuerte seine Verschwendungen, obschon das Land aus tausend Wunden blutete. Als der König am 5. Okt. starb, hielt es B. für gerathen, sogleich seine Stellen niederzulegen, und ein Glück für ihn war es, daß er schon nach drei Wochen, am 28. Okt. 1763, †. Seiner Frevel sich bewußt und deren Enthüllung fürchtend, hatte er sich noch in den Zeiten seiner Macht vom König August III. die schriftliche Erklärung ausstellen lassen, daß nach seinem Tode seine Erben mit Versiegelung und Untersuchung seiner Papiere verschont werden sollten; aber der Abscheu gegen ihn sprach sich so stark und allgemein aus, daß der Sohn und Nachfolger Augusts III., Kurfürst Friedrich Christian, trotz dieser Erklärung eine Untersuchung seines Vermögens und seiner Verwaltung der öffentlichen Einkünfte anordnete. Aus dieser Untersuchung ergab sich, daß er, nach Abzug seiner Schulden, ein Vermögen von anderthalb Millionen Thalern hinterließ, u. daß er mehr als 5,300,000 Thaler veruntreut hatte. Der Fiskus sollte diese Summe in rechtlichem Wege von den Erben zurückfordern; doch Prinz Xaver, der nach dem baldigen Tode des Kurfürsten Friedrich Christian (17. Dec. 1763) die Verwaltung Sachsens erhielt, schlug die

Sache nieder. B. war vermählt mit Franciska Mariane Antonie, Gräfin von Kolowrat-Krekowski, und hinterließ 4 Söhne. Von ihm rührt das brühlsche Palais in Dresden her. Vgl. Justi, Leben und Charakter des Grafen von B., 1760—64, 3 Bde.; Zuverlässige Lebensbeschreibung des Grafen von B. und des Kabinetsministers A. J. Fürsten von Sulkowski, Frankfurt und Leipzig 1766.

2) Friedrich Aloysius, Graf von B., Sohn des Vorigen, geboren zu Dresden den 31. Juli 1739, wurde von seiner trefflichen Mutter sorgfältig erzogen, studirte in Leipzig und Leyden, bereiste dann einen großen Theil Europa's und wurde im 19. Jahre polnischer Krongroßfeldzeugmeister, als welcher er einigen Feldzügen der Oesterreicher im siebenjährigen Krieg beiwohnte. Nach Augusts III. Tode verlor er seine Aemter in Polen und Sachsen, erhielt aber von Stanislaus in Polen einige zurück. Seit 1785 lebte er vom Staatsdienste zurückgezogen auf dem von seinem Vater erworbenen Gute Pförten in der Niederlausitz, wo er sich mit Wissenschaften und dramatischen Arbeiten beschäftigte. Mehre der letztern sind unter dem Titel „Dramatische Belustigungen" (Dresden 1785 bis 1790, 5 Bde.) im Druck erschienen. Auch gab er eine französische Uebersetzung des „Alcibiades" von Meißner heraus. Er † zu Berlin den 30. Januar 1793. B. war einer der schönsten Männer, von bewundernswürdiger Leibesstärke, Virtuos auf dem Basson u. andern Instrumenten, gewandter Zeichner u. Maler, tüchtiger Mathematiker u. besonders im Artilleriewesen u. in der Lustfeuerwerkerei erfahren.

3) Karl Friedrich Moritz Paul, Graf von B., Sohn des Grafen Hans Moritz von B., Enkel von B. 1), den 18. Mai 1772 zu Pförten in der Niederlausitz geboren, erhielt unter den Augen seiner geistreichen Mutter, Johanne Christiane Margarethe, gebornen von Schleierweber und Friedenau, eine sorgfältige Erziehung und inmitten theatralischer und musikalischer Kunstübungen, an denen er selbst frühzeitig Antheil nahm, die mannichfachste Anregung für sein mimisches Talent. Als er sich 1785 mit seinen Aeltern in Weimar aufhielt, nahmen sich Goethe, Herder und Wieland seiner an, und schon damals trat er auf der fürstlichen Privatbühne mit Beifall auf. Im Jahre 1790 wurde er Jagdjunker am berliner Hofe und 1796 Forstreferendar bei der kurmärkischen Kammer, ohne dadurch von seinen Kunststudien abgezogen zu werden. Nachdem er seit 1800 Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preußen gewesen, bekleidete er erst bei der Königin-Mutter, dann bei der Königin Luise dieselbe Charge. Hierauf machte er den Feldzug von 1813 als Major im Generalstabe mit und begleitete nach dem Friedensschlusse den König von Preußen nach Paris und London, wo ihn das Theaterwesen vorzugsweise beschäftigte. Nachdem er darauf einige Zeit Militärkommandant in Neufchatel gewesen, fungirte er 1815—28 als Generalintendant der königlichen Schauspiele zu Berlin. In dieser Stellung wirkte er mit großem Eifer auf die Realisirung einer deutschen klassischen Bühne hin und traf vielerlei nützliche Neuerungen und Verbesserungen. Er begründete zu diesem Behufe auf eigne Kosten eine Zeitschrift, „Dramatisches Wochenblatt" betitelt, auch schrieb er Vorreden zu mehren Werken über Kostüme und Dekorationen und verfaßte mit Spiker die „Darstellung des Festspiels Lalla Rookh, welches auf dem am 27. Januar 1821 im königlichen Schlosse veranstalteten Maskenballe gegeben wurde" (Berlin 1822, mit Kupfern). Im Jahre 1828 nahm er seine Entlassung, wurde 1830 Generalintendant der königlichen Museen, in welcher Stellung er ausgezeichneten Kunstsinn bewies, und † zu Berlin den 9. August 1837 als wirklicher Geheimerath.

Brühl, Moritz, Schriftsteller, 1819 in Düsseldorf von jüdischen Aeltern geboren, studirte in Heidelberg und Bonn, begründete 1841 die „Mannheimer Zeitung", lebte dann in Köln und Frankfurt, trat 1844 zur katholischen Kirche über und lebt seit 1845 in Würzburg, wo er das „Würzburger Journal" herausgibt. Er schrieb: „Walter Scott und seine Freunde" (Leipzig 1841, 5 Bde.); „Irlands Zustände" (Regensburg 1845); „Geheime Geschichte der Wahl Papst Klemens' XIV. u. die Aufhebung des Jesuitenordens" (Aachen 1848); „Die Schweiz und die Jesuiten in den Jahren 1846 und 1847" (Gleiwitz 1848); „Jahrbuch für die katholische Jugend" (Schaffhausen 1848); „Weltgeschichte für das katholische Deutschland" (das. 1848, 2 Bde.) u. A.

Brüllaffe (auch Heulaffe, Mycetes *Illig.*, Stentor), Affengattung, zu den Affen der neuen Welt (Breit- oder Plattnasen) mit einem Greifschwanz gehörig und besonders durch den pyramidalen Kopf charakterisirt, dessen obere Kinnlade viel tiefer als die Schädelbasis herabsteigt, wogegen die untere sehr hochaufsteigende Aeste hat, um eine knochige Trommel aufzunehmen, die durch die blasige Auftreibung des Zungenbeins gebildet wird und mit dem Kehlkopf in Verbindung steht. Diese Einrichtung gibt der Stimme einen ungeheuren Umfang und einen furchtbaren Schall, daher der Name B. Die Vorderhände sind mit einem vollständigen Daumen versehen und das Kinn mit einem starken Barte. Der Theil des Schwanzes, welcher greift, ist an der Unterseite nackt. Die B.n sind in Südamerika die gemeinsten und verbreitetsten Affen, sowohl in den Niederungen, als auch in den höher liegenden Gegenden, und erfüllen die Wälder mit furchtbarem Lärm. Die Bestimmung der hierher gehörigen Arten ist sehr unsicher, weil man über die unterscheidenden Charaktere noch nicht im Reinen ist, und die Farbe des Pelzes, worauf man sie hat gründen wollen, mit dem Alter und nach dem Geschlechte variirt. Cuvier führt nur zwei Arten an; wir erwähnen folgende: Der rothe B. (auch Guariba, Mycetes seniculus *L.*, M. ursinus *Pr. Mx.*, auch Predigeraffe genannt) ist der größte unter den amerikanischen Affen; der Leib ist 2 Fuß lang, die Färbung braunroth, der Bart sehr lang, Brust und Bauch wenig behaart. Er lebt in den nördlicheren Theilen von Südamerika, in Guyana, Cayenne und Neu-Cartagena; seine Stimme hat Aehnlichkeit mit dem Grunzen der Schweine. Der Araguato (Mycetes ursinus *Illig.*, Stentor ursinus *Geoffr.*) ist dem Vorigen ähnlich, aber kleiner; der Leib ist 20 Zoll lang, der Schwanz ebenso lang, der Pelz langhaarig, rothbraun, das Gesicht bläulichschwarz, der Bart nicht dick. Diese Art findet sich in Menge auf der ganzen Ostküste von Brasilien, in Caraccas 2c. und lebt in Gesellschaften,

bisweilen zu 40 auf einem Baum. Der schwarze B. (Beelzebul, auch Guariba, Mycetes beelzebul *Illig.*, Stentor beelzebul *L.*) ist von der Größe eines Fuchses, der Pelz ist langhaarig, anliegend, glänzend schwarz, Hände und letzte Schwanzhälfte braun. Diese Affen leben in großer Menge in den Wäldern Brasiliens und sind bissige Thiere, die sich nicht zähmen lassen. Der Caraya (Mycetes Caraya *Spix*) ist 21 Zoll lang, der Schwanz ebenso lang. Das Gesicht bildet ein längliches Viereck; die Stirn ist fast nackt, die Nasenscheidewand sehr breit, der Bart 3 Zoll lang und sehr dick, der Leib bauchig, der Pelz 2 Zoll lang, dicht, ziemlich weich, dunkelschwarz und glänzend, unten braunroth, beim Weibchen mehr ins Braune fallend, die Haut schwarz. Er findet sich häufig in Paraguay, lebt in Familien von 3—10 Stück immer auf den höchsten Bäumen von Knospen, Blättern und Insekten. Sein Fleisch ist schmackhaft, wird aber bloß von den wilden Indianern gegessen; dem Männchen stellt man wegen des schönen schwarzen Pelzes nach. Die beiden letzteren Arten werden von neueren Zoologen für identisch gehalten.

Brüllfrosch, s. v. a. Ochsenfrosch, s. Frosch.

Brüllow, 1) Karl Pawlowitsch, der gefeiertste aller russischen Maler, besonders ausgezeichnet im Fache der historischen Malerei, geboren 1799 zu St. Petersburg, genoß seine erste Ausbildung auf der dortigen Akademie und ging 1823 auf kaiserliche Kosten nach Rom. Hier lieferte er außer mehren Studien und trefflichen Kopien raphaelischer Kartons sein berühmtestes Werk, den Untergang Pompeji's, nach der bekannten Schilderung des jüngeren Plinius, ein durch schöne Charakterzeichnung u. lebhaftes Kolorit ausgezeichnetes Gemälde, jetzt in der kaiserlichen Eremitage im Winterpalast zu St. Petersburg. B. wurde darauf zum kaiserlichen Hofmaler und zum Mitglied der petersburger Akademie der Künste ernannt. Auch die Akademien von Mailand und Bologna nahmen B. unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder auf. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er die ehrenvollsten Aufträge, und die Eremitage wie die Akademie besitzen eine Menge von Porträts und Genrebildern, welche sich sämmtlich durch kräftigen und gehaltvollen Ton charakterisiren. Im Jahre 1835 bereiste er Griechenland, die Türkei und Paläſtina und bereicherte dabei seine Mappe mit vielen trefflichen landschaftlichen Gemälden, die zum Theil in die Prachtausgabe des großen dawydowschen Reisewerks (Petersburg 1839—40, 2 Bde., mit Atlas) übergegangen sind. Außerdem hat B. für die kasansche Kathedrale in St. Petersburg eine Himmelfahrt Christi und mehre Heiligenbilder gemalt, und ebenso stammt von ihm die Ausmalung der neuen Isaakskirche in der nordischen Residenz, wo viele seiner Fresken fast die kaulbachsche Kühnheit und Meisterschaft verrathen. An der russischen Akademie der Künste wirkte er als Lehrer und Professor mit großem Erfolg. Er † am 23. Juni 1852 zu Marciano bei Rom, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte. Gegenwärtig ist man in St. Petersburg mit der Herausgabe eines Brüllow-Albums beschäftigt, welches seine Hauptwerke in Photographien dem größeren Publikum zugänglich machen soll.

2) Alexander Pawlowitsch, russischer Architekt, jüngerer Bruder des Vorigen, studirte Architektur auf der kaiserlichen Akademie der Künste in St. Petersburg, begleitete seinen Bruder auf dessen erster Reise nach Italien, bildete sich in Rom und Neapel aus und ward nach seiner Rückkehr ins Vaterland als Professor für das Fach der Architektur an der Akademie angestellt. Als im Jahre 1838 das kaiserliche Winterpalais zu St. Petersburg ein Raub der Flammen ward, leitete er in Verbindung mit dem Architekten Strassow den Wiederaufbau desselben. Unter seinen Neubauten zeichnen sich vor Allem das große michailowsche Theater und das Hauptobservatorium der Akademie der Wissenschaften aus, wie denn B. auch der Erbauer der auf dem Newskij-Prospekt befindlichen schönen St. Petrikirche, der Hauptkirche für die Bekenner des evangelischen Kults in St. Petersburg, und mehrer griechischen Kirchen ist, welche er zum Theil im byzantinischen, zum Theil im gothischen Rein- und Mischstyl ausführte. Auch einige im italienischen Neustyl ausgeführte sehr gefällige Datschen (Sommervillas) in der Umgegend von Petersburg, namentlich auf den Newainseln, sind nach seinem Entwurf ausgeführt. Er † 1861 in St. Petersburg.

Bründlen, die höchste bewohnte Alp am Pilatus im Schweizerkanton Luzern, mit dem sagenberüchtigten Pilatussumpf und zwei interessanten Berggrotten: Dominik und Mondlah.

Brünet (v. Franz.), der schwarzbraune Mann, Brünette, das schwarzbraune Mädchen, wird sowohl auf Gesichts- als auf Haarfarbe bezogen und dem Blondin u. der Blondine entgegengesetzt.

Brünig, Gebirgspaß aus dem berner Oberland nach dem Kanton Unterwalden in der Schweiz, 3579 Fuß hoch, mit schönen Holzbeständen und üppigen Alpentriften. Militärisch benutzt ward derselbe 1798, wo die französischen Brigaden durch denselben gegen die Nidwaldner vordrangen.

Brünings, Christian, berühmter Wasserbaumeister, 1736 zu Neckerau in der Pfalz geboren, trat in holländische Dienste, wurde 1769 Generalflußinspektor, später Generaldirektor des holländischen Waterstaats, † 1805. Unter seiner Leitung kamen bedeutende Bauten zu Stande, wie die bessere Bedeichung und Abwässerung des haarlemer Meers und des sogenannten Oberwassers, die Umleitung des Waalstroms und des Kanals Pannerden 2c. Sein Hauptwerk sind die „Berichte und Protokolle über das Wasser der Oberströme“ (Amsterdam 1778, 2 Bde., mit Atlas). Andere seiner schriftstellerischen Arbeiten sind den Abhandlungen der haarlemer Akademie einverleibt.

Brünn (slavisch Brno), Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Mähren, liegt an der wien-prager Eisenbahn, zwischen der Zwittawa und der Schwarzawa, in fruchtbarer und angenehmer Gegend, am Fuße des relativ 214 Fuß hohen Spielberges (s. unten) und ist theilweise noch mit Wall und Graben umgeben, welche die eigentliche Stadt von den 20 Vorstädten trennen. Beide, die Innerstadt und die Vorstädte, sind jedoch seit 1849 zu einer Großkommune vereinigt. B. ist großstädtisch und gut gebaut, voll lebhaften Verkehrs und wird darum auch Vorstadt von Wien genannt. Unter den öffentlichen Plätzen sind der große

Platz mit einer Mariensäule, die zugleich als Meridian dient, der Krautmarkt und der Dominikanerplatz bemerkenswerth. Unter den Kirchen heben wir hervor: die schöne gothische Jakobskirche von 1318, mit einem 280 Fuß hohen Thurm und einer Doppelreihe von 18 massiven Säulen im Innern; den Dom auf dem St. Petersberge, von der bischöflichen Residenz eingeschlossen; die Thomaskirche mit den Gräbern mährischer Markgrafen, neben der Statthalterei; die Michaels- und Dominikanerkirche, die Minoritenkirche mit der heiligen Stiege und dem Lorettohause; die protestantische Kirche und die neue Synagoge; in Altbrünn die Augustinerkirche mit dem Augustinerkloster (Königskloster); das Kloster und Spital der barmherzigen Brüder und das der Elisabethinerinnen. Andere nennenswerthe Gebäude sind das große Landschaftshaus, 1737 erbaut, seit 1783 Residenz des Statthalters, der vormalige städtische Palast (jetzt Militärökonomiegebäude), das Rathhaus mit schönem gothischen Portal, merkwürdigen Antiquitäten und schönen Malereien (1511 erbaut), das Theater, das adelige Damenstiftsgebäude zu Maria-Schul, die großartige Kaserne (früher Jesuitenkollegium), die Paläste des hohen Adels, die Gebäude der Oberrealschule und der technischen Lehranstalt, das große Kranken-, Findel- und Gebärhaus zu St. Anna, endlich das Bahnhofsgebäude am Vereinigungspunkt der Nordbahn und der nördlichen Staatsbahn. B. ist der Sitz der Statthalterei, des Oberlandesgerichts, des Landesgeneralkommando's u. überhaupt aller für Mähren und Schlesien gemeinschaftlichen Oberbehörden; ferner des Landesgerichts, des Bischofs der brünner Diöces, der Handelskammer des brünner Kammerbezirks 2c. Von Bildungsanstalten hat die Stadt eine theologische Lehranstalt (zugleich bischöfliches Alumnat), ein höheres technisches Lehrinstitut, ein Staatsobergymnasium, eine Staatsoberrealschule, eine Kommunalunterrealschule, ein Blinden- und Taubstummeninstitut, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben, eine Lehranstalt für Mädchen im Ursulinerinnenkloster und eine hinreichende Anzahl Elementarschulen. Das mährische Landesmuseum (Franciscenm) enthält werthvolle naturwissenschaftliche und archäologische Sammlungen und eine Bibliothek. Andere gemeinnützige Institute sind die mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbau's, der Natur- und Landeskunde, die Landesakademie, das Theater, der pomologische Verein, der botanische Garten, die öffentliche Bibliothek und Naturaliensammlung. Die Stadt zählte 1857 58,809 Einwohner (ohne Militär), darunter 800 Protestanten und 1200 Israeliten. In industrieller Beziehung hat sich B. in neuester Zeit zu einer der ersten Handels- und Fabrikstädte des Kaiserstaates emporgeschwungen. Bedeutend ist namentlich die Fabrikation von Tuchen und Schafwollmodestoffen (über 20 Etablissements), sowie die von Leder, Zucker und Maschinen. Außerdem werden viel Feß, Handschuhe, Tapeten, Seide, Fruchtessig, Bänder, Kattun, Segeltuch, Kochgeschirr 2c. gefertigt. Der sehr lebhafte Handel ist theils Kleinhandel mit den genannten Fabrikaten und Kolonial- und Specereiwaaren, theils Transithandel zwischen Böhmen, den übrigen österreichischen Ländern, Italien, Polen, Rußland, Persien und Amerika, und wegen dieser Spedition ist B. der wichtigste Handelsplatz in Mähren. Auch besteht hier ein Merkantil- und Wechselgericht. Altbrünn, die bedeutendste unter den 14 Vorstädten, ist eigentlich ein besonderer industriereicher Marktflecken und Hauptort einer Kameralherrschaft gleichen Namens, die noch 11 Dörfer mit 7000 Einwohnern umfaßt. Schöne Anlagen sind im Südwesten der hart an die bischöfliche Residenz stoßende Franzensberg (sonst Petersberg genannt), mit herrlichen Fernsichten auf das südliche Mähren und mit einem 1818 zum Andenken an die leipziger Völkerschlacht errichteten, 60 Fuß hohen Obelisk aus mährischem grauen Marmor geziert; ferner der Augarten, ein in halb französischem, halb englischem Geschmack angelegter großartiger Park, von Kaiser Joseph II. dem Publikum gewidmet; der Schreiwald in der Nähe von Altbrünn; die Promenade auf dem Glacis u. a. Im Nordwesten der Stadt erhebt sich der schon erwähnte Spielberg mit der gleichnamigen Citadelle, ursprünglich Festung, markgräfliches Schloß, das seit 1740 als Hauptstaatsgefängniß diente, als solches jedoch in neuester Zeit wieder aufgehoben wurde. Die Festung galt lange für unüberwindlich, bis sie 1809 die Franzosen nahmen, die vor ihrem Abzuge den größten Theil der Vorwerke sprengten. B. soll von dem mährischen Herzog Bryno um 800 Dasein u. Namen erhalten haben. Herzog Brzetislaw I. von Böhmen schenkte es im 11. Jahrhundert mit dem dazu gehörigen Gebiete seinem Sohne Otto. Im Jahre 1364 wurde hier der Erbverbrüderungsvertrag zwischen den Häusern Lützelburg und Oesterreich geschlossen. Im Jahre 1428 belagerten die Taboriten mit großer Macht die Stadt vergeblich. Nachdem sie sich 1467 dem Könige Matthias Corvinus von Ungarn angeschlossen hatte, wurde sie wieder von dem böhmischen König Georg Podiebrad hart belagert. Im Jahre 1645 belagerten die Schweden unter Torstensohn die Stadt fast den ganzen Sommer hindurch vergeblich; die Einwohner wurden damals vom Kaiser Ferdinand III. wegen ihrer Tapferkeit mit bedeutenden Privilegien beschenkt. Im österreichischen Erbfolgekriege belagerten die Preußen 1742 B. kurze Zeit; 1805 und 1809 wurde es von den Franzosen heimgesucht. Das brünner Bisthum ward 1777 gestiftet und umfaßt das westliche Mähren (brünner, iglauer und znaymer Kreis) mit 36 Dekanaten, 250 Pfarreien und 684 Geistlichen. Vergl. Elvert, Geschichte von B., Brünn 1828.

Brüsk (vom franz. brusque), auffahrend, ungestüm, hitzig; daher Brüskerie, ungestüme Bewegung, barsches Wesen; brüskiren, anfahren, barsch behandeln. In der Kriegskunst heißt brüskirter Angriff ein ohne methodische Einleitung begonnener Entscheidungskampf, also bei der Artillerie, wenn sie, ohne die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht oder deren Feuer von Angriffspunkt abgelenkt zu haben, auf Kartätschenschußweite an den Feind fährt und feuert; bei der Kavallerie, wenn sie, ohne das einleitende und die feindlichen Reihen verwirrende Geschützfeuer abzuwarten, gegen den Feind anstürmt; bei der Infanterie, wenn sie sich mit dem Bayonnet auf den

Feind stürzt. In der Belagerungskunst versteht man darunter insbesondere einen solchen Angriff, wobei die erste Parallele in bedeutender Nähe eröffnet und sogleich ein Hagel von Bomben, Granaten und Kugeln über die Belagerten ausgeschüttet wird.

Brüssel (franz. **Bruxelles**), die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Belgien, zugleich die Hauptstadt der Provinz Südbrabant, sowie der ehemaligen österreichischen, früher spanischen Niederlande, wird von der Senne in mehren Armen durchflossen, aus welcher der mitten in der Stadt von vier Bassins ausgehende schiffbare Kanal von Willebroek in die Rupel führt, wodurch die Stadt mit der Schelde und folglich auch mit Antwerpen in Verbindung steht, während ein anderer Kanal nach Charleroi geht und in die Sambre mündet. Die Lage der Stadt in fruchtbarer und gut angebauter, wenn auch reizloser Gegend, beinahe in der Mitte des Landes, ist amphitheatralisch; während der westliche Theil auf Anhöhen liegt, breitet sich der größere übrige Theil in der Ebene aus. Sie hat einen Umfang von 2 Stunden, als Einfassung ziehen sich rings herum mit doppelter Reihe von Bäumen besetzte Boulevards, die ehemaligen Wälle, welche sehr belebte Promenaden darbieten. B. zerfällt in zwei durch ihre Lage bedingte, scharf getrennte Theile. Die höher liegende Oberstadt, der schönste und gesündeste Theil der Stadt, wird von der Adels- und Geldaristokratie bewohnt; hier sind die Paläste des Königs, der Kammern, der Ministerien, die großen Gasthöfe; Sprache und Sitte sind französisch. Die großentheils enge und winkelige und dem nachtheiligen Einflusse einer nebeligen Atmosphäre ausgesetzte Unterstadt ist der Sitz des Handels und der Gewerbe u. charakterisirt sich durch flämische Sprache und Sitte; ganz unten am Kanal wohnt der ärmste Theil der Bevölkerung. Die Hauptzierde der Oberstadt ist der in ihrer Mitte liegende, von Maria Theresia eingerichtete Park, Grand-Sablon oder Groote Zaevelsplaets, ein 630 Schritt langer, 350 Schritt breiter Platz mit prachtvollen Laubgängen, Blumenbeeten, Wasserbecken und Marmorstatuen, der Versammlungsort der feineren Welt. An den Park stoßen: der Palast des Königs, ein nicht eben ausgezeichnetes Gebäude; der Palast des Herzogs von Brabant, vor der Revolution Residenz des Prinzen von Oranien, und das von Maria Theresia erbaute Palais des Etats généraux, jetzt Palais de la nation genannt, der Sitz der Kammern. Andere ansehnliche Gebäude in der Oberstadt sind: der Justizpalast (früher Jesuitenkloster), die gothische Kathedrale St. Gudula und St. Michael, die bedeutendste Kirche der Stadt, eine Art Basilika, die in einer Rundform endet und auf der Ostseite zwei schöne unvollendete Thürme trägt, 1010 gegründet, mit sehenswerthem Hauptaltar, über dem auf einer baldachinartigen Kuppel die Statue des triumphirenden Erlösers steht, und schönen Glasmalereien; der Industriepalast, mit dem Modellmuseum und der königlichen Bibliothek, und gegenüber, unfern des königlichen Palastes, die im antiken Styl 1776—85 erbaute Kirche St. Jacques sur Coudenberg (Kaltenberg), welche durch eine Säulenhalle mit den Standbildern von Moses und David ausgezeichnet ist, u. vor welcher sich auf der Place royale seit 1848 die Reiterstatue Gotifrieds von Bouillon (von Simonis) erhebt. Daran stößt der „alte Hof“, von 1781 an, nach Einäscherung des alten Palastes, Residenz, bis der neue Palast erbaut war. Auf der Place nationale steht seit 1859 die dorische, 49 Meter hohe, mit dem Standbilde des Königs gekrönte Kongreßsäule, welche Belgiens Neugeburt als konstitutionelles Königreich nach den verschiedensten Richtungen hin verherrlicht. Die Säule ist innerlich durch eine bequeme Treppe zu ersteigen und bietet auf der Höhe die schönste Aussicht auf die Stadt. Auch das Universitätsgebäude, der ehemalige Palast des Kardinals Granvella, befindet sich in der Oberstadt, sowie der herzoglich arembergische Palast, der außer andern Kunstwerken eine kleine, aber ausgezeichnete Gemäldesammlung enthält, und das Gemäldemuseum mit 700 alten und neuen Bildern und Naturalienkabinet. Endlich enthält dieser Stadttheil auch noch den letzten Ueberrest der ehemaligen Befestigung, das haller Thor am Ende der Hochstraße, das zu Alba's Zeit als Kerker diente, jetzt eine Waffen- und Alterthümersammlung enthält. Die Unterstadt trägt ein alterthümlich deutsches Gepräge und enthält die vorzüglichsten älteren Bauwerke B.s. Hier prangt an dem 180 Schritt langen, 80 Schritt breiten Marktplatze das herrliche, 1442 vollendete Rathhaus, eins der größten und schönsten, die es gibt, und das merkwürdigste Gebäude B.s. Es bildet ein Viereck von 94 Schritt Länge und 75 Schritt Breite, das einen Hof mit prachtvollem Marmorbrunnen umschließt, u. kehrt seine Fronte mit zwei großartigen Portalen dem Markte zu. Auf der Vorderseite, doch nicht in der Mitte, erhebt sich ein schöner, 364 Fuß hoher Thurm, den als Wetterfahne die 17 F. hohe Figur des Erzengels Michael aus vergoldetem Kupfer krönt. Die innern Gemächer dieses Gebäudes sind mit schönen Gemälden und kunstvoll gearbeiteten Plafonds und Tapeten nach Zeichnungen Karl Lebruns ausgestattet. Hier entsagte Karl V. 1555 der Regierung, und von hier wurden die Grafen Egmont und Hoorn 1568 zur Hinrichtung auf den Marktplatz abgeführt. Auch die andern Seiten des Marktes zeigen mehre sehr ansehnliche und interessante mittelalterliche Gebäude (z. B. das uralte sogenannte Brodhaus, in welchem Egmont gefangen saß), wie denn die Straßen der Unterstadt überhaupt reich sind an Denkmälern dieser Art, ehemaligen Sitzen des brabanter Adels. Unter den Kirchen der Stadt sind außer den beiden obengenannten noch hervorzuheben: die gothische Notre-Dame de la Chapelle, 1134 gegründet; die Notre-Dame de la Victoire, aus dem 13. Jahrhundert, die St. Katharinenkirche, mit Gemälden, und die durch ihr schönes Portal ausgezeichnete Notre-Dame de Finisterre. Außer diesen gibt es noch eine Notre-Dame de Bon Secours, welche 1621 nach dem Modell der Santa Casa von Loretto in Italien auf Veranlassung der Infantin Isabella aufgeführt wurde. Eine neue prächtige achteckige Kirche der heiligen Jungfrau ist im Bau begriffen. Einige protestantische Kapellen sind unansehnlich; das Gleiche gilt von der Synagoge. B. hat 9 Thore und über 300 Straßen, unter denen sich die der gewerbs- und handelsbeflissenen Unterstadt durch geräuschvolleres Treiben vor denen der vornehmeren Oberstadt naturgemäß auszeichnen.

Die belebteste ist die Rue de la Madeleine, welche Ober- und Unterstadt verbindet und die reichsten Kaufmannsgewölbe neben einander zeigt. Prächtig ist die Galerie oder Passage d'Orleans, ein mit Glas gedeckter, 650 Fuß langer, 25 F. breiter und 60 F. hoher Gang, der die Rue de la Madeleine mit der Rue longue verbindet und ebenfalls die glänzendsten Kaufläden, Cafés, Theater rc. enthält. Auch einen bedeckten Gemüse- und Fruchtmarkt (marché couvert) besitzt B. seit 1848, sowie seit 1840 große Abattoirs oder Schlachthäuser. In den Straßen befinden sich 30 Springbrunnen, darunter auf einem Eckbrunnen hinter dem Rathhaus das Wahrzeichen B.s, der sogenannte „Mannecken-Pitz", der für die Brüsseler ein Gegenstand besonderer Verehrung ist. Er wird an hohen Festtagen bekränzt und bekleidet und besitzt dazu acht Anzüge (darunter einen Napoleonshut); auch hat er einen eigenen Kammerdiener, der von der Stadt ein Gehalt von 200 Francs bezieht. Das jetzige Bild wurde 1648 an die Stelle eines älteren gesetzt. Unter den Spaziergängen ist noch zu erwähnen die 1707 angelegte Allée verte, eine vierfache Lindenallee, die längs dem Scheldekanal ½ Stunde sich hinzieht und, wie der Park am Tage, so am Abend der Ort ist, wo sich die schöne Welt bewegt. Von da aus führt der Weg nach Laeken, wo sich ein 1782 erbautes Lustschloß mit sehenswerthem Park und schönen Gärten, und in einer neuerbauten gothischen Kirche die Gruft der königlichen Familie befinden. Auf dem St. Michaelsplatz erhebt sich das Märtyrerdenkmal, eine von Geefs modellirte Göttin der Freiheit, zum Andenken der 1830 gegen die Holländer Gefallenen, und auf dem Barrikadenplatz die Statue Vesaglio's, ebenfalls von Geefs. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten verdienen vornehmlich das großartige St. Johannishospital für 600 Kranke und Hülfsbedürftige, das Hospice des vieillards, ein Verpflegungshaus für 700 Greise, mit eigner, heizbarer Kirche, das reich dotirte, 1568 gestiftete Findelhaus und die Hospitäler St. Peter und St. Gertrud Erwähnung. Außerdem besteht noch ein großes Wohlthätigkeitsbureau, das seine Revenüen mehren eingegangenen Hospitälern entnimmt und sich nach den verschiedensten Seiten hin wirksam zeigt. B. ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden und des Provinzialgouvernements. Unter den öffentlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst steht die 1834 gegründete freie Universität mit vier Fakultäten, 39 Professoren und etwa 400 Studenten obenan. Die Vorlesungen an ihr werden in französischer Sprache gehalten. An sie schließt sich als Vorbereitungsanstalt ein Gymnasium (Athénée royal) mit 20 Lehrern an. Ferner bestehen in B. eine Akademie der Wissenschaften (Académie royale de Bruxelles, 1774 gegründet), eine höhere Militärschule, eine Centralschule für Handel u. Industrie, eine Akademie für Malerei, Bildhauerei u. Architektur, ein Konservatorium für Musik, eine Veterinärschule, mehre Primärschulen, eine treffliche Sternwarte (seit 1830, unter Quetelets Direktorium), ein großer botanischer Garten, ein zoologischer Garten (im Osten des neuen Quartiers Leopold) rc. Die Nationalbibliothek, über 150,000 Bände u. etwa 20,000 Handschriften enthaltend, ist größtentheils aus den literarischen Schätzen der aufgehobenen Klöster entstanden. Der bedeutenden Kunstsammlungen B.s wurde bereits oben gedacht. Auch zahlreiche Gesellschaften und Vereine, welche theils wissenschaftliches Zusammenwirken, theils künstlerische Ausbildung bezwecken (z. B. die medicinische und naturforschende Gesellschaft, die Gesellschaft zur Aufmunterung der schönen Künste, die musikalische Gesellschaft) bestehen z. B. Die Bevölkerung B.s hat seit der Selbstständigkeit Belgiens außerordentlich zugenommen. Es hatte 1824: 84,000, 1830: 98,000, 1840: 145,000 und gegenwärtig 263,500 Einwohner, eine Vermehrung, die freilich zu nicht geringem Theil durch die Vereinigung benachbarter Ortschaften mit der Hauptstadt erreicht ist. Die Stadt in ihrem alten Umfange zählt etwa 170,000 Bewohner, unter denen sich an 6000 Protestanten, 12,000 Deutsche und 4000 Engländer befinden. B. ist nicht die künstliche, sondern die natürliche und wirkliche Hauptstadt von Belgien, und aus denselben zwei Bevölkerungselementen gemischt wie das Land selbst. Fast jede Periode der Landesgeschichte ist auch durch Gebäude der Hauptstadt repräsentirt. Wie ganz Belgien, vereint sie das Poetische, das Bedeutungsvolle, das Monumentale der Vorzeit mit dem Comfortablen, Bequemen, Zweckmäßigen und Eleganten der Neuzeit. Dazu erscheint B. als die Hauptstadt eines reichen Landes. Die Wohlhabenheit der Belgier, ihre Gemächlichkeit und Bequemlichkeit spricht sich überall in der Physiognomie B.s deutlich aus. Alle Beschäftigungsarten der Bewohner finden sich auch in der Hauptstadt wieder. Sie ist nicht blos Residenzstadt, Mittelpunkt der Verwaltung u. der militärischen Kraft des Landes und Sammelpunkt des Adels, sie ist auch und war von jeher eine Fabrik- und Handelsstadt von großer Bedeutung. Unter den Fabrikationszweigen steht obenan die Spitzenklöppelei (brabanter oder brüsseler Spitzen), die von mehren tausend Familien in und um B. betrieben wird und das Vollendetste in dieser Art Arbeit liefert. Von der feinsten Sorte kostet 1 Pfund 3—400 Francs, die Elle über 150 Francs. Der Flachs dazu wächst bei Hal (der beste bei dem Orte Rebecque). Den zweiten Rang in der Fabrikation behaupten die Wollenzeuch- (Tuch, Decken, Coatings, Kalmucks, Boys, Kirseys, Kamelotte, gewirkte Tapeten) und Baumwollenwaaren (Kattune, Piqués, Musseline, Siamoisen rc.). Ausgebreiteten Ruf genießen auch die brüsseler Spielkarten, die dortigen Papierfabrikate und mehr noch die Wägen u. Kutschen, die in allen Sorten bis zu den höchsten Preisen geliefert werden. Außerdem fabricirt man Seife, Talg- und Wachslichte, Hüte, Gold- und Silberwaaren, Nadeln, Porzellan, Fayence, Glas, Zucker, Band, Posamentier- u. Galanteriewaaren, Borten, Leder rc. Der Handel B.s beschäftigt sich nicht allein mit den angeführten Fabrikaten u. den reichen Produkten der Umgegend, Getreide, Klee-, Lein- und Rübsamen, Flachs, Bausteinen rc., sondern die Stadt nimmt von Antwerpen aus auch bedeutenden Antheil an Handelsunternehmungen zur See, welcher Verkehr durch den aus dem 16. Jahrhundert herrührenden Kanal über Villwerden zur Schelde, der zugleich den Hafen von B. bildet, sehr begünstigt wird. Hauptlebensadern sind ihm in neuerer Zeit die Eisenbahnen geworden. Zu seiner Unterstützung und Förderung dienen außer-

dem in B. eine Börse, mehre Banken (die Société générale, die belgische und seit 1855 die Nationalbank), sowie sehr frequente Märkte. B. ist Vaterstadt vieler in Wissenschaften und Künsten ausgezeichneten Männer und Frauen, z. B. des berühmten Anatomen Andreas Vesale, des Geschichtschreibers H. Hugo, des Naturforschers J. B. van Helmont, des Mathematikers Fr. Aguillon, sowie mehrer Dichter und Maler.

Seine Entstehung verdankt B. dem heiligen Gerald, Bischof von Cambrai, der gegen das Ende des 7. Jahrhunderts auf einer Insel in der Senne, dem jetzigen Platze St. Gery, eine kleine Kapelle gründete, um die sich allmählig eine Ortschaft bildete, die schon 900 einen Markt hielt u. ein Kastell hätte. Seit dieser Zeit kommt B. unter dem Namen Bruxella oder Bruchsella vor; es war damals eine kaiserliche Pfalz, welche Kaiser Otto's des Großen Schwester Gerberge dem Herzog Giselbert von Lothringen als Mitgift zubrachte. Ebenfalls durch Heirath kam sie an die Grafen von Löwen, die den Titel Grafen von B. annahmen und die Stadt an der Stelle des bisherigen Erdwalls mit einer Mauer umgaben. Dann kam B. mit Löwen an die Herzöge von Niederlothringen und Brabant, die 1050 ihre Residenz hierher verlegten. Herzog Johann III. von Brabant erweiterte die Stadt 1361 und verstärkte ihre Befestigung. Zu jener Zeit hießen die Kastellane des Schlosses von B. Burggrafen, später Vicomten. Um diese Zeit war die Stadt schon so groß und volkreich, daß sie, trotz der verheerenden Feuersbrünste von 1326 und 1405, der Pest, welche 1489, und des sogenannten englischen Schweißes, welcher 1529 viele tausend Bewohner dahinraffte, bald wieder in hoher Blüthe stand. Mit Brabant kam B. 1430 an die Herzöge von Burgund und durch Maria von Burgund, die Gemahlin des Kaisers Maximilian I., an das Haus Habsburg. Die Bewohner B.s waren von jeher die hartnäckigsten Vertheidiger ihrer Rechte und Freiheiten, daher die vielen Aufstände, von welchen die Annalen der Stadt berichten. Gewöhnlich bestand die Selbsthülfe darin, daß man den Souverän verhaftete und ihn so lange im Gefängniß ließ, bis die erhobenen Beschwerden Abhülfe gefunden hatten. Unter Philipp II. wurde B. der Herd des niederländischen Aufstandes. Hier übergab Brederode 1566 der Oberstatthalterin Margarethe, Herzogin von Parma, die Beschwerden des Landes, der Bund der Geusen ward an dem noch existirenden Brunnen des brederodischen Hauses geschlossen. Hier waltete dann aber auch der blutgierige Herzog von Alba mit eiserner Faust und ließ die Edelsten des Volks, Egmont, Hoorn und Andere, hinrichten. Im Jahre 1577 wurde hier der Friede zwischen den Spaniern und den im Aufstande begriffenen Niederländern geschlossen, wobei die sogenannte immerwährende Ordnung gegeben ward. B. ging jedoch 1578 für Spanien verloren, und die Niederländer hatten nun hier ihren Hauptwaffenplatz. Königin Elisabeth von England bewilligte ihnen durch einen am 7. Januar 1578 zu B. geschlossenen Vertrag Hülfstruppen. Seit der Eroberung B.s durch die Spanier unter dem Kommando des Herzogs Alexander Farnese von Parma am 10. März 1585 blieb es unter der Herrschaft der Spanier, und die von der Regierung mit Strenge unterstützten Geistlichen wußten es dahin zu bringen, daß die Stadt, die dem Protestantismus sehr geneigt war, wieder streng katholisch wurde. Im Jahre 1695 belagerten sie die Franzosen unter dem Marschall Villeroi, da ihnen jedoch die Eroberung nicht gelang, fügten sie der Stadt wenigstens durch ein heftiges, 46 Stunden anhaltendes Bombardement bedeutenden Schaden zu, wobei sie 4000 Häuser verlor. Im Jahre 1706 ergab sich B. den Alliirten, und 1708 wurde ein Angriff der Franzosen unter dem Kurfürsten von Bayern abgeschlagen, da er zu rechter Zeit Entsatz erhielt; durch den rastadter Frieden wurde es dem Hause Oesterreich zugesprochen. Im österreichischen Erbfolgekriege glückte es den Franzosen unter dem Marschall von Sachsen, B. zu erobern und 12,000 Gefangene darin zu machen (21. Febr. 1746). Im Jahre 1788 brach hier der Aufstand gegen die Oesterreicher zuerst aus; die Insurrektion wurde jedoch 1790 durch General Bender leicht unterdrückt. Als aber 1792 der französische Revolutionskrieg ausbrach, ward B. der Hauptwaffenplatz der Oesterreicher und erster Zufluchtsort der französischen Emigranten. Die in Belgien eingedrungenen Franzosen besetzten jedoch unter Dumouriez die Stadt am 15. Nov. 1792, bis sie nach der Schlacht von Neerwinden am 26. März 1793 die Oesterreicher wieder nahmen, worauf am 9. April Kaiser Franz II. daselbst anlangte, am 13. April die Joyeuse entrée beschwor und als Herzog von Brabant die Huldigung der Stände empfing. Aber nach der Schlacht von Fleurus ward B. am 9. Juli 1794 aufs Neue durch die Franzosen erobert. Hierauf kam es mit ganz Belgien an Frankreich, ward Hauptstadt des Dyledepartements und blieb bei der Republik und dem Kaiserreiche, bis es im Januar 1814 durch die Alliirten besetzt, im ersten pariser Frieden von Frankreich getrennt und 1815 mit ganz Belgien dem König der Niederlande zugetheilt wurde, der abwechselnd zu B. (der zweiten Hauptstadt des Königreichs der Niederlande) und im Haag residirte. Am 25. August 1830 brachen hier die ersten Unruhen aus, indem nach der Aufführung der Oper „Die Stumme von Portici“ ein Volkshaufe die Druckerei des „National“, den Justizpalast, das Hotel des Justizministers van Maanen und die Wohnung des Polizeidirektors de Kniff demolirte und, als die Besatzung zu den Waffen griff, das Hotel des Justizministers sogar in Brand steckte. Am Morgen des 26. gaben die Truppen Feuer, es fielen Todte und Verwundete; aber das Volk stürmte das Waffendepot, bald verschwand das Wappen Oraniens, und die brabantische Fahne wehte in B. Ein neuer Aufstand erfolgte am 20. September. Prinz Friedrich der Niederlande brach am 21. mit einem Heere von 16,000 Mann von Antwerpen auf, um B. wieder zu erobern. Die Insurgenten zogen am 22. den königlichen Truppen entgegen, wurden aber nach einigen Scharmützeln geworfen und in die Stadt gedrängt, wo Don Juan van Halen und ein französischer General Mellinet den Militärbefehl führten. In der Nacht und am 23. früh ward bis 11 Uhr um den Besitz des schaerbecker und des löwenschen Thores gekämpft. Aus den Häusern goß man siedendes Oel

und Wasser und warf Raketen und Steine auf die holländischen Truppen, die endlich gegen 5 Uhr Abends bis zum königl. Palaste vordrangen. Am 24. bemächtigten sich die Truppen der übrigen Paläste des Königs, des löwenschen und namurschen Thores, sowie eines Theils der Königsstraße und des Parks; aber die untere Stadt mußte geräumt werden, während der Kampf um die obere Stadt auch am 25. noch fortdauerte. Am 26. Abends sah sich der Prinz genöthigt, den Rückzug der Truppen zu befehlen und die Stadt sich selbst zu überlassen. Auf Seiten der Belgier zählte man 165 Todte und 311 Verwundete, wogegen auf Seiten der Holländer der Verlust an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Ausreißern über 4000 Mann betragen haben soll. Vgl. Belgien (Gesch.).

Brüste, weibliche (mammae), ausschließliche Bezeichnung der Milchabsonderungsorgane des Menschen, welche sich an der vorderen Seite der Brust befinden und aus einer Drüse und einer sich mehr oder weniger weich anfühlenden Fettmasse bestehen. Sie sitzen zu beiden Seiten des Brustbeins, unmittelbar über dem Brustmuskel, nur durch eine starke, feste Haut von demselben getrennt. Diese Milchdrüsen finden sich bei beiden Geschlechtern; während sie aber beim Manne, wie auch bei Knaben und Mädchen, sehr klein und unbedeutend sind, erreichen sie bei dem Weibe zur Zeit der Mannbarkeit, noch mehr aber zu der Zeit, wo sie in Funktion tritt, eine beträchtlichere Größe. Die Vertiefung, welche beide B. trennt, heißt der Busen (sinus). In der Mitte jeder Brust befindet sich die Brustwarze (mammilla, papilla mammae), an welcher man einen flacheren, ringförmigen Theil, den Warzenhof (areola mammae), und die eigentliche Brustwarze unterscheidet. In dem mehr oder weniger dunkel gefärbten Warzenhof bemerkt man kleine höckerige Hervorragungen, auf welchen eine oder mehre größere Talgdrüsen ausmünden, aus denen sich manchmal eine milchige Flüssigkeit ausdrücken läßt. Auf der vordersten rauhen Fläche der cylindrisch oder konisch geformten eigentlichen Brustwarze münden 15—24 Ausführungsgänge, welche in eine unter dem Warzenhofe liegende Erweiterung (sinus ductus lactiferi) münden, von wo aus sich dann diese Gänge weiter fortsetzen, indem sie sich in immer feinere und feinere Aestchen spalten, an deren Wänden dann die blind endigenden Drüsenbläschen (acini) aufsitzen. In diesen letzteren geht die Milchbereitung vor sich. Sie sind mit einem Epithelium ausgekleidet, welches zur Absonderung des Fettes dient. Die Wandungen der Milchgänge besitzen eine Schleimhautauskleidung und glatte Muskelfasern, durch deren Zusammenziehung die Fortbewegung der Milch unterstützt wird. Die Brustdrüse ist durch mehre bindegewebige Scheidewände in einzelne Lappen getheilt, welche untereinander wieder durch Bindegewebszüge, die über das Ganze hinwegziehen, vereinigt sind. Während im jungfräulichen Zustande die B. halbkugelige, feste, elastische Gebilde darstellen, werden dieselben in Folge der während der Schwangerschaft und in der Säugeperiode oft sehr reichlichen Milchabsonderung schlaffer und mehr oder weniger hängend. Letzteres ist auch bei älteren Frauen der Fall, besonders dann, wenn das Fett überhaupt schwindet, da dann auch die Brustdrüse in ihrem Umfange abnimmt und atrophirt. Die Brustdrüse ist reichlich mit Blutgefäßen und Nerven versehen. Durch letztere namentlich ist die Brustwarze sehr empfindlich und fähig, auf äußere Reize hin, Berührung, Saugen ꝛc., sich aufzurichten und an Umfang zuzunehmen. Daß die Funktion der weiblichen B. die ist, Milch abzusondern, welche dem Neugebornen zur ersten Nahrung dienen soll, wie dies nicht allein bei dem menschlichen Weibe, sondern bei allen Säugethieren, bei denen dieselben mit Ausnahme der Affen u. A. Euter oder Zitzen heißen, der Fall ist, daß ferner die B. sich schon während der Schwangerschaft zu dieser Funktion ausbilden, so daß oft bereits im 7. Monat eine milchähnliche Flüssigkeit abgesondert wird, daß diese Absonderung aber nach der Geburt, meist kurze Zeit, in der Regel 2 — 3 Tage nachher, sehr bedeutend zunimmt, ist hinreichend bekannt. Die erste Milch, welche abgesondert wird, hat aber noch nicht diejenige Beschaffenheit, welche sie in späteren Wochen besitzt. Sie ist vielmehr eine seifenwasserähnliche Flüssigkeit von gelblicher Farbe, dickerer Konsistenz und enthält mehr feste Bestandtheile als eigentliche Milch. Man nennt sie Colostrum (Brustmilch, s. Milch). Aus der zunehmenden Entwickelung der B. geht bereits hervor, wie dieselben zu den Fortpflanzungsorganen in einem innigen Verhältniß stehen. Schon während der Menstruationszeit zeigt sich öfter ein vermehrter Blutandrang nach denselben, eine stärkere Reizung der Brustwarze kann sogar eine wehenartige Thätigkeit der Gebärmutter hervorrufen, und nach der Geburt erregt das Saugen des Kindes energischere Kontraktionen der entleerten Gebärmutter, so daß die Nachwehen dadurch nicht selten bis zu großer Schmerzhaftigkeit gesteigert werden. Das Ausbleiben der Menstruation während des Säugens, wie dies in der Regel der Fall ist, und das Erscheinen der Periode nach Beendigung desselben, nach dem Aufhören des Stillgeschäfts, ist hinlänglich bekannt. Wo die Milch in größerer Menge und sehr bald nach der Geburt abgesondert wird und die B. sehr bald strotzend werden, da geschieht dies zuweilen unter fieberähnlichen Erscheinungen. Aufs Nachdrücklichste muß jedoch darauf aufmerksam gemacht werden, daß, wenn diese Bewegungen im Blute mit abwechselndem Froste und nachfolgender Hitze auch zuweilen vorhanden sind, es doch sehr gefehlt wäre, wenn man sie immer auf die erste Absonderung der Milch beziehen wollte. Es hat sich vielmehr mit großer Bestimmtheit herausgestellt, daß das sogenannte Milchfieber in der Regel der Anfang irgend eines krankhaften Vorganges in den Geschlechtsorganen ist, u. es ist von Seiten der Umgebung die größte Sorgsamkeit nöthig, daß ein solcher Vorgang in seinen ersten Anfängen nicht übersehen werde. Der vielerfahrene Ammon macht mit Recht in seinen „Mutterpflichten" auf diesen Vorgang aufmerksam, da es nur zu häufig vorkommt, daß Hebammen, um ihren Ruf nicht zu gefährden, so lange wie möglich die Zurathezielung eines Arztes zu verhindern suchen. Zum Stillen des Kindes eignen sich am besten mäßig große B., indem allzu große nicht immer gerade viel Milch geben, und ihre Vergrößerung oft nur von einer stärkeren Fettablagerung bedingt ist, umgekehrt aber kleine B., deren Drüsensubstanz gut entwickelt ist, viel

Milch geben; ferner nicht zu feste, derbe oder schlaffe, deren Warzen nicht zu groß und nicht zu klein oder tief liegend, nicht getheilt und aufgesprungen, auch mit keiner zu derben Oberhaut bekleidet sind, damit der Säugling sie gut fassen und die Milch mit Leichtigkeit aussaugen kann. Von großer Wichtigkeit ist die Pflege der B. schon während der Schwangerschaft. Abgesehen davon, daß auch im jungfräulichen Zustande jeder nachtheilige Druck auf die B., jedes Betasten derselben und sonstige Reizungen aufs Sorgfältigste vermieden werden müssen, daß die Kleider der Mädchen dem Wachsthum der B. kein Hinderniß entgegensetzen dürfen, sollten namentlich Schwangere den B.n eine vermehrte Pflege angedeihen lassen. Die B. müssen vor Allem zu ihrem zunehmenden Umfange unbeschränkten Raum haben, alles Beengende der Kleidung werde vermieden, damit sich in den bereits zur Absonderung sich anschickenden Milchgängen keine Stockungen oder Verhärtungen ausbilden. Namentlich aber gilt jene Pflege den Brustwarzen, welche durch anhaltenden äußeren Druck in ihrer Ausbildung wesentlich beeinträchtigt werden. Tägliches Waschen der B. und Achselhöhlen dient dazu, die Haut gesund und geschmeidiger zu machen. Sind die Brustwarzen klein, oder liegen sie als sogenannte Hohlwarzen tief in der Brust, so ziehe man dieselben nach Jörgs Rath vorsichtig, aber täglich mit den Fingern etwas hervor, oder lege sogenannte Warzenhütchen auf, um dadurch größere Warzen zu erzielen. Der Gebrauch der Saugläser ist während der Schwangerschaft zu meiden. Oft ist die Haut der Brustwarzen sehr zart und empfindlich. In solchen Fällen wendet man spirituöse Substanzen, Rum, Arak, kölnisches Wasser, so an, daß man täglich öfter kleine Leinwandläppchen, eingetaucht in dieselben, auf die Brustwarzen legt. Ist die Haut derselben aber sehr spröde und hart, dann erweiche man sie mit milden Oelen oder mit der englischen Salbe, dem sogenannten Coldcream. Nicht selten kommen Krankheiten der Haut der Brustwarzen vor, wobei sich Borken bilden. Diese müssen mit warmem Wasser sorgfältig aufgeweicht, entfernt und die wunden Stellen darunter zur Heilung gebracht werden. Werden diese Vorsichtsmaßregeln nicht angewendet, so entstehen leicht jene überaus schmerzhaften Entzündungen der Brustwarzen, die man gewöhnlich wunde Brustwarzen nennt, und die eine wahre Plage des Wochenbettes sind. Die Exkoriationen oder Geschwüre der Brustwarzen finden sich entweder auf der Spitze derselben, oder an der Basis und erregen überaus heftige Schmerzen, sobald das Kind angelegt wird. Die wunden Stellen sondern eine eiterartige Flüssigkeit ab u. bluten auch nicht selten sehr beträchtlich, so daß das Kind eine Menge Blut verschluckt, das dann in der Regel wieder ausgebrochen wird (s. Blutbrechen). Durch die heftigen Schmerzen leiden die Stillenden außerordentlich, sie verlieren den Appetit, da sie sich in steter Furcht und Aufregung befinden, die Milchabsonderung wird dadurch beeinträchtigt, und pflanzt sich die Entzündung in die Milchgänge weiter fort, so werden diese verstopft, und es entsteht eine entzündete, sogenannte „böse“ Brust. Bei höheren Graden des Uebels bleibt kein anderer Ausweg, als das Stillen aufzugeben. Vorher schont man die B. wenigstens in sofern, als man das Kind seltener an die wunde Brust, sind aber beide wund, abwechselnd an die eine und die andere anlegt. Darauf setzt man zinnerne oder bleierne Warzenhütchen auf. Vor den vielen geheimen und bekannten Mitteln, welche man unter dem Namen der Warzensälbchen rc. angewendet hat, verdienen das vorsichtige Bestreichen der wunden Stellen mit Höllenstein und Ueberschläge mit kaltem Wasser als die sichersten Mittel den Vorzug, da sie erfahrungsgemäß am raschesten Heilung erzielen. Manchmal wird das Fortstillen dadurch ermöglicht, daß man ein Kuheuter um einen Holzring gezogen über die Brustwarze stülpt und das Kind daran saugen läßt. Nächst diesem Uebel ist die Entzündung der B. eine häufige Erscheinung, welche ebenso schmerzhaft werden kann, als sie häufig die Kräfte der Stillenden sehr herunterbringt. Die Ursache der Entzündung der B. (mastitis) ist sehr häufig in Erkältung zu suchen. Oefter aber sind Reizungszustände der Brustwarze die Veranlassung, wodurch die Milch in den Milchgängen zurückgehalten ward. Im Anfange ist es deshalb gerathen, die Milch durch Anlegen des Kindes oder durch Milchpumpen, die man jetzt aus starkem Kautschuk fertigt, fleißig zu entleeren; steigt jedoch die Entzündung, werden die Schmerzen in der entzündeten Stelle durch dieses Verfahren vermehrt, so muß das Stillen ausgesetzt werden. Durch das Säugen des Kindes wird der entzündliche Reiz nur gesteigert, die Endzündung breitet sich mehr und mehr aus, und die Spannung wird größer. Kalte Ueberschläge leisten im Beginn der Entzündung die vortrefflichsten Dienste. Leider finden aber dieselben bei den geschäftigen Rathgeberinnen in den Wochenstuben allzu häufigen Widerspruch. Verfährt man aber dabei mit gehöriger Vorsicht, so leisten sie die besten Dienste. Beginnt Eiterung, so muß diese durch warme Bähungen befördert und der Absceß (s. d.) dann weiter behandelt werden. Ist bei der freiwilligen und kunstgemäßen Eröffnung eines Eiterherdes (Letzteres ist in den allermeisten Fällen das am raschesten zum Ziele führende Verfahren) eine Milchfistel entstanden, so muß diese durch einen leicht drückenden Verband zur Heilung gebracht werden. Gleichzeitig reicht man kühlende Mittel, bei großer Schmerzhaftigkeit und Schlaflosigkeit Opium; die Diät muß reizlos, den Kräften übrigens angemessen nährend sein. Außer den in Folge eines Abscesses der Brustdrüse zurückbleibenden Knoten und Verhärtungen, welche oft noch lange Zeit bestehen u. sich nur langsam u. zuweilen nicht ganz vollständig zertheilen, ist die weibliche Brust der häufige Sitz von Geschwülsten, die theils gutartiger, theils aber auch bösartiger Natur sind. Die gutartigen Geschwülste sind meist beweglicher und beim Drucke empfindlicher, auch läßt sich ihre Entstehung größtentheils auf bestimmte ursächliche Veranlassungen zurückführen. Es gibt jedoch Fälle genug, wo eine Unterscheidung derselben von bösartigen Geschwülsten nicht möglich ist, daher denn auch nicht eindringlich genug darauf aufmerksam gemacht werden kann, daß jede Geschwulst der B., mag sie noch so klein und unbedeutend erscheinen und noch so wenig Einfluß auf das Wohlbefinden ausüben, ärztlicher Behandlung unterzogen werden möge. Der Krebs der B. entsteht nicht selten aus vernachlässigten Knoten, welche in

Folge einer Entzündung zurückgeblieben sind. Die Anwendung zertheilender Mittel, wie Einreibungen von Jod, warme Bähungen, salinische und jodhaltige Bäder sollten also niemals versäumt werden. Gelingt die Zertheilung nicht, fängt der Knoten an zu wachsen, wird derselbe unbeweglich, so bleibt als letztes Mittel nur noch die operative Entfernung desselben. Daß diese die Ausbildung der Krebskrankheit zu hemmen im Stande ist, davon zeugen eine große Menge von Erfahrungen, welche die Aerzte gemacht haben.

Brüstung, bei steinernen Gebäuden der Theil der Mauer, welcher in der ganzen Breite des Fensters von dessen Unterkante an bis auf den Fußboden reicht. Um sich dem Fenster bequem nähern zu können, und weil diese Mauer weiter nichts zu tragen hat, als das Fenster, bildet sie gewöhnlich im Innern der Zimmer einen nischenartigen Raum zwischen den Fenstersäulen, indem sie bei einer Höhe von $2\frac{1}{2}$—3 Fuß nur 1—$1\frac{1}{2}$ Fuß dick aufgeführt wird. Erhält aber diese Mauer gleiche Stärke mit den Fenstersäulen, so heißt sie vollgemauerte B. Auch bei Fachwerkswänden nennt man die Felder zwischen Fußboden und Fensterbret B. Bei Brücken, Brunnen, steilen Abhängen ꝛc. ist B. s. v. a. Geländer. Bei Batterien heißt B. die hintere Fläche der Schulterwehr bis an die obere Fläche der Schießscharte, eine Höhe von 3—$4\frac{1}{2}$ Fuß.

Brüten, im Allgemeinen derjenige Vorgang, durch welchen animalische Eier zu organischen lebenden Wesen entwickelt werden. Daher wird dieser Ausdruck sowohl von der Entwickelung der Eier der Amphibien, Fische, Insekten und anderer niederen Thiere gebraucht, als auch insbesondere von den Vögeln, wenn sie über den Eiern sitzen und dadurch die in denselben befindliche Frucht zur Entwickelung bringen, so daß sie die Schale des Eies zerbricht und als ein lebendiges Thier aus demselben hervorgeht. Die Grundbedingung alles B.s, sowie überhaupt jeder animalischen und vegetabilischen Entwickelung ist Wärme, weshalb man im gewissen Sinne die Entwickelung der Samenkörner der Pflanzen zu wirklichen Gewächsen auch ein B. nennen kann. Das B. hat bei den Vögeln seinen Grund in einem von der Natur ihnen eingepflanzten Triebe. Die Weibchen geben diesen Trieb durch eine besondere Stimme zu erkennen, z. B. die Hühner durch das Glucksen. Zugleich stellt sich an ihrem Bauch eine Wärme und nach und nach eine Hitze ein, die sie nöthigt, Vorbereitungen zum B. zu machen, d. h. sich Nester zu bauen, Eier zu legen und schließlich denselben ihre um diese Zeit erhöhte Lebensthätigkeit mitzutheilen, d. h. dieselben auszubrüten. Bei einigen Vögeln kann man diesen Trieb durch Kunst erwecken und erhöhen, besonders durch sehr nahrhaftes und erhitzendes Futter, als Malz, Hanfsamen, in Würfel geschnittene und gedörrte Kartoffeln, in Bier geweichtes Brod. Man hat sogar Kapaunen dadurch zum B. genöthigt, daß man ihnen die Federn am Bauche ausrupfte und diesen mit Brennnesseln peitschte, wodurch sie in eben den Zustand der erhöhten Lebensthätigkeit versetzt wurden, welchen die Natur bei den Weibchen von selbst hervorbringt. Ist der Trieb einmal rege geworden, so läßt er sich schwer unterdrücken; selbst Hunger und öfteres Baden des Bauches in kaltem Wasser sind oft nicht wirksam genug. Werden die Vögel nicht mit Gewalt am B. verhindert, so befriedigen sie ihren Trieb dazu mit einem Eifer, welcher Bewunderung verdient. Sie vergessen sogar bisweilen, ihr Futter zu suchen, und bleiben Tag und Nacht über den Eiern sitzen, so daß sie, wenn sie nicht mit Gewalt davon gejagt werden, oder wenn man ihnen das Futter nicht zuträgt, selbst das Leben darüber verlieren. Während des B.s sind die meisten Vögel furchtlos, ja kühn oder gleichgültig gegen die ihnen drohenden Gefahren; sie lassen sich im Neste ergreifen oder vertheidigen es mit Muth; müssen sie weichen, so entfernen sie sich nicht weit. Sind sie durch ihre natürlichen Bedürfnisse genöthigt, das Nest zu verlassen, so bedecken sie die Eier mit Federn, Laub, Moos, oder Stroh. Die zum B. nothwendigen Bedingungen sind Wärme u. atmosphärische Luft. Der Wärmegrad, der zum Ausbrüten erforderlich, übersteigt wenig die gewöhnliche Blutwärme des menschlichen Körpers und beträgt 30—32° R.; daher ist der Mensch im Stande, Vogeleier auszubrüten. Ist die Wärme geringer als 30 Grad, so geht das B. langsamer, ist sie höher, so geht es schneller von Statten. Sie nimmt indeß gewöhnlich gegen das Ende der Brütezeit zu, weshalb dann die brütenden Mütter das Nest öfters auf kurze Zeit verlassen. Dies thun sie aber auch deswegen, um der atmosphärischen Luft häufiger freien Zutritt zu den Eiern zu verschaffen, ohne welchen das B. durchaus nicht gelingt, eben so wenig als verdorbene Luft dem thierischen und vegetabilischen Wachsthum förderlich sein kann. Daher lassen sich die Hühner und andere Hausvögel öfters nicht dazu bringen, in Ställen, wo die Luft nicht rein ist, zu brüten; sie suchen sich dazu gewöhnlich die luftigsten Plätze aus. Geht das Weibchen gegen Ende der Brütezeit vom Neste weg, so pflegt es die Eier mit dem Schnabel zu wenden, so daß diejenigen, welche am Rande des Nestes lagen, in die Mitte desselben, die mittelsten hingegen nach außen zu liegen kommen, wodurch sie dem Einfluß der atmosphärischen Luft gleichmäßig ausgesetzt werden. Die merkwürdigste Verschiedenheit in Ansehung des B.s zeigt sich unter den Vögeln darin, daß bei einigen Arten die Weibchen dieses Geschäft ganz allein besorgen, z. B. bei den Gänsen, Enten, Pfauen, bei anderen hingegen, wie bei den Tauben, Singvögeln ꝛc., auch die Männchen, wenigstens einige Stunden des Tages, oder so lange die Weibchen sich Futter suchen, daran Theil nehmen; bei noch anderen tragen die Männchen den Weibchen das Futter ins Nest und entfernen sich nicht weit von ihnen, benachrichtigen sie auch von den ihnen drohenden Gefahren, oder vertheidigen sie sogar gegen feindliche Angriffe. Einige Vögel brüten nur ihre eigenen Eier aus und verlassen dieselben, wenn sie im B. gestört, oder wenn die Eier betastet worden sind; andere hingegen, bei denen der Trieb zum B. stärker ist, lassen sich durch nichts stören und brüten selbst fremde Eier aus. So pflegt man Gänse= und Enteneier durch Hühner ausbrüten zu lassen; besonders brüten die Truthühner willig Gänse=, Enten=, Pfauen= oder Hühnereier aus. Nur der Kukuk brütet seine Eier nie selbst, sondern überläßt dies Geschäft den Grasmücken und Bachstelzen, in deren Nester er sein Ei gelegt hat. Barrow erzählt, daß mehre Weibchen des Straußes ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest legten und

diese hernach abwechselnd ausbrüteten; und andere Reisende berichten, daß die Straußeneier in der heißen Zone nur in den Sand gelegt und der Sonne überlassen, außerhalb der Wendekreise aber gebrütet und vertheidigt würden. Einige Vögel brüten nur einmal, andere zwei und mehre Male im Jahre. Die Tauben fangen schon im Februar zu brüten an und machen erst im Herbste einen Stillstand damit. Unter den Gänsen brüten einige zweimal, unter den Hühnern ist dies nur selten der Fall. Jede Gattung der Vögel hat ihre bestimmte Brütezeit, deren Eintritt aber nach Verschiedenheit des Klima's und der kälteren oder wärmeren Witterung verzögert oder beschleunigt wird. Bei Vögeln, deren Junge schon ziemlich vollkommen entwickelt aus dem Ei hervorkommen, dauert die Brütezeit länger, als bei denen, deren Junge weniger entwickelt aus dem Ei schlüpfen. Der Pfau brütet 30—31, die Gans 29, die Truthenne 27, das Perlhuhn 25, die Henne 21, die Taube 15—17 Tage, Zaunkönig und Kolibri 11, kleinere Singvögel 14 Tage. Während des B.s geht im Ei eine merkwürdige Veränderung vor sich, in sofern das Küchelchen darin allmählig gebildet und von Tag zu Tag mehr zur Reife gebracht wird. Blumenbach fand, daß beim Vogel die erste Gestalt im Ei, worin er sich zeigt, ungleich mehr von seiner nachmaligen Form, in welcher er auskriecht, verschieden ist, als die früheste Gestalt des neu empfangenen Säugethiers von seiner nachherigen Bildung. Man kann annehmen, daß das Küchelchen im Ei erst durch eine Art von Metamorphose zu seiner vollkommenen Gestalt gelangt, sowohl in Rücksicht einzelner Eingeweide, als in der Totalbildung. Die Beschaffenheit des Dotters wirkt wesentlich auf die Beförderung des B.s: er ist nicht nur überhaupt specifisch leichter als das Eiweiß, sondern es ist auch diejenige Stelle seiner Oberfläche, neben welcher das künftige Küchelchen zu liegen kommt (der sogenannte Hahnentritt, cicatricula), selbst noch leichter, als die entgegengesetzte Seite, so daß folglich bei jeder Lage des Eies jene Stelle immer dem Leibe des brütenden Vogels zugekehrt ist. Die erste Spur des neuen Küchelchens zeigt sich immer erst einige Zeit, nachdem das B. seinen Anfang genommen, beim Hühnerei z. B. kaum vor Ende des 1. Tages; sowie am Ende des 2. das berühmte Schauspiel der ersten Bewegung des dann noch sehr unvollkommenen Herzchens (das punctum saliens) seinen Anfang nimmt. Zu Ende des 5. Tages sieht man schon das ganz kleine gallertartige Geschöpf sich bewegen; am 14. bricht der Flaum aus; zu Anfang des 15. schnappt das Hühnchen schon nach Luft; am 19. ist es im Staube, einen Laut von sich zu geben; zu Ende des 21. Tages durchbricht es die Schale mittelst eines knorplichten Aufsatzes auf dem Schnabel. Unter den mancherlei zur bewunderungswürdigen Oekonomie des bebrüteten Küchelchens dienenden Organen sind die wichtigsten zwei sehr gefäßreiche Membranen, die sich besonders um die Mitte der Brütezeit in ausnehmender Schönheit zeigen, nämlich die Nabelhaut (chorion), die dann unter der Eierschale ausgebreitet ist, und die Dotterhaut (membrana valvulosa vitelli), die mit dem Darmkanal des jungen Geschöpfes zusammenhängt. Jene dient ihm nach Blumenbachs Ansicht statt der Lungen zum sogenannten phlogistischen Prozeß, diese zur Ernährung mittelst des Dotters, der nach und nach durch das sich ihm beimischende Eiweiß verdünnt wird. Diese Ernährung durch den Dotter, welcher in den Darm tritt, verursacht, daß die Küchelchen in den ersten Tagen nicht zu fressen brauchen. Die ausgebrüteten Jungen kommen entweder blind und nackt und einer längeren älterlichen Pflege bedürftig aus dem Ei, oder sie sind schon mit etwas Flaum bedeckt, sehend und können sich sogleich Nahrung suchen. Jene nennt man Nesthocker oder Atzvögel, diese Nestflüchter oder Pippel. Die Eier der Amphibien, Fische und der übrigen niederen Thiere bedürfen zu ihrer Entwickelung auch eine Art von Bebrütung, nur ist hier größtentheils die Sonne die erwärmende und bebrütende Mutter, und die Thiere, welche die Eier hervorbringen, tragen wenig oder nichts zur Entwickelung derselben bei.

Wenn die zwei zum B. nothwendigen Bedingungen, Wärme und atmosphärische Luft, gegeben sind, lassen sich Eier auch auf künstliche Weise ausbrüten. In Aegypten werden die Hühnereier in besonders dazu erbauten Oefen ausgebrütet. Diese Brütöfen bestehen aus einem viereckigen hohen Hauptofen, in welchem die Feuerung unterhalten wird, und aus drei niedrigeren Nebenöfen; letztere werden durch eiserne Bleche in mehre horizontale Fächer abgetheilt, und auf diesen Blechen liegen die Eier. Die Wärme dringt durch Zuglöcher aus dem hohen Ofen in die Nebenöfen und kann durch Schieber an den Zuglöchern vermindert oder vermehrt werden. Nachdem die Eier im Sommer 19—20 Tage, im Winter 25—28 Tage in dem Ofen gelegen haben, hält man sie gegen das Licht, um zu entdecken, wo der Schnabel des Hühnchens liegt, und öffnet an dieser Stelle das Ei ein wenig; das Hühnchen hilft sich dann selbst heraus. Auf diese Weise brütet man in Aegypten jährlich manchmal über 3 Millionen Eier aus. Es gibt daselbst gewisse Familien, die sich besonders mit dem Geschäfte des künstlichen B.s befassen. Diese zerstreuen sich in den Frühlingsmonaten in ganz Aegypten und heizen die Oefen bloß nach dem Gefühl aufs Genaueste bis zu dem gehörigen Wärmegrad. Auch in China werden die Eier, jedoch mit Hülfe anderer Vorrichtungen, durch künstliche Wärme ausgebrütet. Réaumur bediente sich dazu eines Fasses, das er inwendig mit einem Ueberzuge von Gyps versehen ließ. Dieses stellte er in einen Stall und belegte es außen herum bis über die Mitte mit Pferdemist, inwendig hinein aber hing er einige Körbe, die er mit Wolle, Federn und andern weichen, wärmenden Stoffen gleich einem Neste zugerichtet und mit einer Anzahl Eier angefüllt hatte. Auf die Oeffnung des Fasses legte er einen Deckel, in welchem mehre Löcher angebracht und mit Korkstöpseln versehen waren, durch deren Oeffnen und Verschließen die Hitze in dem Fasse, nach Angabe eines in dasselbe gehängten Thermometers, immer zwischen 31—32 Grad erhalten werden konnte. Auf diese Art gelang es ihm, Eier auszubrüten. Man hat noch mehre Methoden des künstlichen Ausbrütens, sowohl in Oefen, als geheizten Zimmern. Professor Sulzer in Berlin bediente sich dazu der Dämpfe des kochenden Wassers. Andere Naturforscher ließen, um die stufenweise Entwickelung des Hühnchens im Ei von Tag zu Tag beobachten zu können, zwei blecherne Kessel so

in einander befestigen, daß der zwischen beiden befindliche Raum mit Wasser angefüllt und dieses von einer darunter gesetzten Lampe immer bis zu dem Grade erhitzt werden konnte, daß in dem innern Kessel, worin die Eier auf ein von Moos, Wolle und Federn geformtes Nest gelegt und oben mit Pelzwerk bedeckt waren, eine Wärme von 30 bis 32 Grad erhalten wurde. Auf diese Art kann man in jeder Jahreszeit Eier ausbrüten. Der Erste, welcher das künstliche B. mit Erfolg im Großen ausführte, war Bonnemain. Kurz vor der französischen Revolution versorgte er den Markt von Paris mit vortrefflichem Federvieh in Jahreszeiten, wo sonst keine jungen Hühner zu haben waren. Sein Apparat gründet sich auf das Heizsystem mit erwärmtem Wasser, bei welchem die Cirkulation des Wassers durch ein System von Röhren in Folge des Unterschieds in dem specifischen Gewichte des leichteren und kälteren Wassers Statt findet. Im Juni 1825 gelang es dem französischen Naturforscher d'Arcet, zu Vichy Hühnchen und Täubchen mittelst der dasigen heißen Mineralwässer künstlich ausbrüten zu lassen. Im Jahre 1827 stellte derselbe auch in den Bädern von Chaudes-Aigues Brütversuche an, und es gelang ihm, diese Wärmequelle zur Erzielung von jungem Federvieh auszubeuten. Der Nutzen, den solche Brütanstalten an Orten, wo heiße Quellen sind, gewähren können, ist unberechenbar; sie können ohne allen Nachtheil mit den Badehäusern in Verbindung gesetzt werden, weil sie die Benutzung der Wässer von Seiten der Patienten nicht im geringsten beeinträchtigen. Das Verfahren d'Arcets besteht darin, die Eier in einen kleinen Korb zu legen, diesen in einem durch das heiße Mineralwasser gewärmten Badezimmer aufzuhängen und die Eier alle Tage einmal umzuwenden. Eine neue Art des künstlichen Ausbrütens hat Cantelo erfunden, indem er einen Strom heißes Wasser über ein wasserdichtes Tuch leitete, unter welchem die Eier lagen. In großem Maßstabe wird dies durch Pumpen bewirkt, im Kleinen nach dem Gesetz der Schwere, welches die warmen Wassertheilchen steigen und die kalt gewordenen niederfallen läßt. Ein Trog mit Wasser wird beständig in einer Temperatur von 108° C. gehalten; von seiner Oberfläche fließt es über das wasserdichte Tuch, und eine Röhre ist in solcher Weise angebracht, daß das äußere Ende des Tuches mit dem Boden des Troges in Verbindung steht. Die Eier liegen in Kästen mit durchlöchertem Boden auf einem Stücke Dünntuch. Die Kästen sind unter dem Brütapparat so hoch angebracht, daß die Eier gerade das wasserdichte Tuch berühren, doch so, daß zwischen den Seitenwänden der Kästen und dem Brüttuch ein freier Raum bleibt. Da diese Seitenwände niedriger sind, als die Spitze der Eier, so kann die Luft, wenn sie durch den Boden aufsteigt, frei über und unter die Ränder der Kästen wieder fortströmen.

Brüttelen, Dorf im schweizerischen Kanton Bern, Amt Erlach, zwischen dem großen Moos und dem Bielersee, schön gelegen, mit alkalisch-salinischen Mineralquellen und Badeanstalt. In der Nähe sind reiche Torfmoorlager.

Brüx (Brix), Stadt im böhmischen Kreise Saaz, mit 9 Kirchen (darunter eine prachtvolle Pfarrkirche), einem Minoriten- und einem Kapuzinerkloster, einem Piaristenkollegium, einem Gymnasium und einem Militärknabenerziehungshaus, ist Sitz eines Kreis-, eines Bezirks- und eines Berggerichts und hat 5500 Einwohner, die Baumwollenwaaren fertigen und Steinkohlenbergbau treiben. Unfern sind die Dörfer Püllna und Seidschütz mit dem weltbekannten Bitterwasser.

Brugg (Bruck), Bezirksstadt im Schweizerkanton Aargau, in anmuthiger Lage, rechts an der Aar, über welche eine 70 Fuß lange Steinbrücke (aus dem 15. Jahrhundert) führt, hat 1142 Einwohner, die sich von Landwirthschaft, Kleinhandel u. Handwerken nähren. Die Stadt steht auf dem Grund und Boden des alten Vindonissa, das später als Windisch noch einmal auflebte und zerstört wurde. Herren derselben waren die Grafen von Habsburg; Rudolf von Habsburg hatte selbst hier seinen Wohnsitz und Hofstaat. Seit der Reformation, die 1528 Eingang in B. fand, widmeten sich viele hiesige Bürger dem gelehrten Stande, weshalb B. im Volksmund den Namen Prophetenstädtli erhielt. B. ist auch Geburtsort des berühmten Arztes Zimmermann.

Brugger, Friedrich, Bildhauer in München, führte 1847—48 das Modell zu dem Erzstandbild Glucks auf dem Odeonsplatz in München aus. Andere Werke von ihm sind: Chiron und Achill, ein Jagdstück, Theseus, das Denkmal Joh. von Müllers in Kassel, eine Büste Fr. von Baaders, ein Faun mit einem Tiger spielend.

Brugmans, Sebald Justin, berühmter holländischer Arzt und Naturforscher, geboren den 24. März 1763 zu Franeker, studirte zu Gröningen und erhielt schon 1785 zu Franeker die Professur der Philosophie und Physik, womit er 1787 die der Botanik und später auch die der Naturgeschichte und Chemie vereinigte. Seit 1795 Professor der Chemie in Leyden, stiftete er für die ärztlichen Anstalten der französischen Armee in Holland ein chemisches Laboratorium und eine Centralapotheke und traf für den ärztlichen Dienst in sämmtlichen Lazarethen so treffliche Einrichtungen, daß es ihm gelang, nach der Schlacht bei Waterloo 20,000 Verwundeten aller Nationen ärztliche Hülfe und schützendes Unterkommen zu verschaffen. B. war nach der Errichtung des Königreichs Holland Staatsrath und Leibarzt des Königs Ludwig geworden; nach dem Umsturz dieses Königthums ernannte ihn Napoleon I. zum Rektor der Universität Leyden, und als Wilhelm I. den niederländischen Thron bestieg, blieb B. nicht nur in allen seinen Ehren und Würden, sondern wurde noch zum Generalinspektor der Medicinalanstalten für die Land- und Seemacht erhoben. Als Rektor in Leyden vermochte er Napoleon, die Schulden der leydener Universität zu bezahlen und ihre Einkünfte um 100,000 Francs zu vermehren; auch setzte er die Verbrennung der 30,000 Leichen des Schlachtfeldes von Waterloo gegen alle Einsprüche des Vorurtheils und der Gewalt durch, um das Land vor den Verheerungen pestartiger Krankheiten zu bewahren. Er † den 22. Juli 1819. Als Schriftsteller hat er sich durch mehre treffliche Dissertationen („De lithologia Groningana", 1782; „De pyogenia", 1785, über das Schwimmen der Fische) u. die von der haarlemer Akademie gekrönte Abhandlung über die Natur des Miasma der Hospitalfieber (1814) bekannt gemacht. Seit 1805 ar-

beitete er in Verein mit den Professoren Vrolik und Drießen und den Aerzten Deimann und Haaf an der „Pharmacopoea batava“. In seinem ansehnlichen Kabinet der vergleichenden Anatomie befand sich unter anderen Seltenheiten auch Schills Kopf in Weingeist.

Bruhrain (Bruchrhein), Landstrich im badischen Mittelrheinkreis, machte früher den nordöstlichen Theil des Kraichgaues aus und umfaßte das hochliegende Hügelland von Bruchsal bis gegen Wiesloch hin. Der Name bedeutet eine hochliegende, von tiefliegenden Sumpfwiesen begrenzte Gegend und kommt zuerst in einer Urkunde Kaiser Karls IV. von 1366 vor.

Bruis, Pierre de, s. Bruys.

Brukterer (Bructeri), germanische Völkerschaft an der Ems, deren Name wahrscheinlich von brook, Bruch (Moorboden), herkommt. Sie bewohnten das Land von der Lippe dem linken Ufer der Ems entlang bis ans Meer, spielten aber in der Geschichte der deutschen Volksstämme keine hervorragende Rolle.

Brulliot, Franz, namhafter Kenner der Chalkographie und Schriftsteller über dieselbe, geboren den 16. Februar 1780 in Düsseldorf als Sohn des nachmaligen Gallerieinspektors Joseph B. in München, begann in Düsseldorf unter dem Direktor Langer seine Kunststudien und folgte 1805 seinem Vater nach München. Hier wurde er 1808 als Hülfsaufseher bei der Kupferstichsammlung angestellt und 1822 zum Konservator ernannt. Unter B. wurde der Reichthum dieser Sammlung um mehr als ein Drittel, bis zu 300,000 Exemplaren, vermehrt, von ihm nach Schulen u. Altern geordnet u. mit einem vollständigen Inventarium und Realkatalog versehen. Sein „Dictionnaire des monogrammes“ (Leipzig 1817—18, 2 Bde.), aus 3700 Nummern bestehend, damals das reichhaltigste Werk über diesen Theil der Kupferstichkunde, ergänzte er durch die „Table générale des monogrammes“ (München 1820, 3 Hefte) und ließ es dann in einer ganz umgearbeiteten, durch die Resultate seiner Kunstreisen in Frankreich, Italien und Holland bereicherten Ausgabe (Stuttgart 1832—43, 3 Bde.) erscheinen. Er † den 13. Nov. 1836, ehe er noch seine auf 10 Bände berechnete Fortsetzung des berühmten „Peintre graveur“ von Bartsch vollendet hatte.

Bruma (lat.), die Zeit des Wintersolstitiums, wo die Bewohner der nördlichen Halbkugel den kürzesten Tag (b bezeichnet zunächst den kürzesten Tag) und die längste Nacht haben und für die Bewohner der südlichen Halbkugel das umgekehrte Verhältniß Statt findet. Weil sich von diesem Zeitpunkt an die Sonne in ihrem Laufe wieder erhebt, ist B. auch s. v. a. Novus sol.

Brumaire (franz.), Nebelmonat, vom 22. Okt. bis zum 20. Nov. dauernd, Name eines Herbstmonats im republikanischen Kalender der Franzosen. Von weltgeschichtlicher Bedeutung ist der 18. B. des Jahres VIII, nach dem gregorianischen Kalender der 9. November 1799, der Tag, an welchem Bonaparte das Direktorium u. die Verfassung vom Jahre III stürzte, um als Konsul selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen; s. Frankreich (Geschichte) und Napoleon 1).

Brumath (Brumpt), Stadt im französischen Departement Niederrhein, an der Zorn, 4½ Lieues von Straßburg, mit einer lutherischen Kirche und 4500 Einwohnern, welche starken Hopfenbau treiben. B. steht auf dem Grund und Boden des alten Brocomagus oder Brucomagus und ist Fundort römischer Alterthümer.

Brummeisen, s. v. a. Maultrommel.

Brun, 1) Rudolf, Bürgermeister von Zürich, stellte sich 1336 an die Spitze des mit seinem Magistrat unzufriedenen Volkes, verjagte diesen und theilte hierauf die Bürger in 13 Zünfte, deren halbjährig zu wählende Vorsteher mit dem Bürgermeister künftig den Rath bilden sollten. Die Intriguen u. Verschwörungen der verjagten Magistratspersonen nöthigten ihn, mit der Stadt zu dem Bunde der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern zu treten, wodurch jene zwar in Krieg mit Herzog Albrecht von Oesterreich verwickelt wurde, dafür aber ihre Freiheit für immer bewahrte. B.s Familie wurde nach seinem Tode (1360) aus Zürich vertrieben; die von B. gegebene Verfassung aber dauerte mit geringen Abänderungen bis 1798.

2) Johann Norbahl, norwegischer Dichter, den 21. März 1745 in Drontheim geboren, besuchte die Domschule zu Drontheim, studirte seit 1763 zu Kopenhagen Theologie, wurde 1772 Pfarrer und 1793 Propst in Drontheim, von wo er 1804 als Bischof nach Bergen kam. Er † hier 1816. Unter seinen früheren dichterischen Versuchen erregte „Zarine“ als erste Originaltragödie in dänischer Sprache ebenso sehr Aufmerksamkeit als gegründete Opposition. Nicht besser gelang eine andere Tragödie, „Einar Tambeskjelver“ (1772), die nicht einmal auf die Bühne kam. Dagegen erwarb er sich Lorbeeren auf dem lyrischen Felde. Seine National- und Freiheitslieder („Norges Herligheb“ und „Norges Skal“) sind wahrhafte Volksgesänge geworden. Seine „Digte“ (2. Aufl., Christiania 1816) zeichnen sich durch tiefes und wahres Gefühl aus.

3) Friederike Sophie Christiane, deutsche Schriftstellerin u. Dichterin, geboren den 3. Juni 1765 zu Gräfentonna im Gothaischen, Tochter des Pastors Balthasar Münter, der sie bald nach ihrer Geburt mit nach Kopenhagen nahm, wohin er als erster Prediger der deutschen Gemeinde berufen worden war. Im Jahre 1783 vermählte sie sich mit dem Direktor der dänisch-westindischen Kompagnie, Konferenzrath Konstantin B. († den 19. Februar 1836), mit dem sie seit 1791 Reisen durch die Schweiz, Südfrankreich, Italien ꝛc. machte. Hier lernte sie Klopstock, Matthison, Joh. von Müller, Bonstetten, Zoëga, Fernow, Angelika Kaufmann, Necker, Frau von Staël u. A. kennen. In einer Nacht des strengen Winters 17⁸⁸/₈₉ verlor sie plötzlich ihr Gehör, was sie bewog, sich ganz den Wissenschaften u. der Poesie zu widmen. Seit 1810 lebte sie in Kopenhagen, wo sie den 25. März 1835 †. Sie schrieb: „Cyane und Amandor“ (Hamburg 1792); „Prosaische Schriften“ (Zürich 1799—1801, 4 Bde.); „Tagebuch einer Reise durch die Schweiz“ (Kopenhagen 1800); „Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland ꝛc.“ (Zürich u. München 1807 ff., 3 Bde.), als 4. Bd.: „Sitten- und Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen“ (Pesth 1818); „Briefe aus Rom“ (Dresden 1816; 2. Aufl. 1820); „Gedichte“ (Zürich 1795; 4. Aufl. 1806);

„Neue Gedichte“ (Darmst. 1812, 2 Bde.); „Neueste Gedichte“ (Bonn 1820); „Wahrheit aus Morgenträumen u. Ida's ästhetische Entwickelung“ (Aarau 1825); „Römisches Leben“ (Leipz. 1839). Mehre ihrer Schriften sind ins Dänische übersetzt.

Brunck, Richard Franz Philipp, einer der vorzüglichsten Humanisten neuerer Zeit, geboren den 30. December 1729 zu Straßburg, erhielt seine klassische Bildung in der Jesuitenschule zu Paris, machte als Kriegskommissär den siebenjährigen Krieg mit, widmete sich aber nach seiner Rückkehr nach Straßburg (1760) dem Studium der griechischen Sprache und begründete seinen Ruf durch die „Analecta veterum poetarum Graecorum“ (Straßb. 1772—76, 3 Bde.; 4. Aufl. 1785). Dann erschienen von ihm: Anacreon in mehren Ausgaben (Straßburg 1778 und 1786, mehre Stücke griechischer Tragiker, Apollonius Rhodius (das. 1780), Aristophanes (das. 1783), von dem er schon früher eine bis dahin noch nicht erreichte lateinische Uebersetzung geliefert hatte; ferner die gnomischen Dichter (das. 1784), Virgil (das. 1785) und Sophocles (das. 1786, 2 Bde. und 4 Bde.; 1789, 3 Bde.) mit neuer Uebersetzung, alten u. neuen Scholien, Bruchstücken, Anmerkungen und reichen Inhaltszeigern, seine vorzüglichste Arbeit, welche der König mit einem Gehalt von 2000 Francs belohnte. Der Revolution schloß er sich mit Begeisterung an, ward aber als Gemäßigter unter der Schreckensregierung verdächtig und nach Besançon ins Gefängniß gebracht. Zwar wurde er durch Robespierre's Sturz befreit, doch sah er sich dem drückendsten Mangel Preis gegeben, der ihn zwang, seine Bibliothek zu veräußern. Dieser Verlust der kostbaren Mittel zu seinen kritischen Arbeiten verleidete ihm die griechischen Studien, und er wandte sich nun den römischen Dichtern zu, von denen er schon 1788 den Plautus für die zweibrückener Ausgabe bearbeitet hatte. Noch erschien von ihm der Terenz (1797). Er † den 12. Juni 1803.

Brundusium (Brundisium), wichtige und berühmte Seestadt des Alterthums, an der Küste von Kalabrien, an einer Bucht, die einen geräumigen Hafen bildete, von dem man fast mit jedem Winde auslaufen konnte. Nach Strabo war die Stadt von Kretern, die unter Minos aus Cnossus hierher zogen, nach Andern von Aeoliern unter Diomedes gegründet. Sie stand unter eigenen Fürsten, bis sie 509 nach Roms Erbauung von den Römern ohne Widerstand eingenommen und in eine Kolonie umgewandelt wurde, die jedoch erst unter Sulla Steuerfreiheit erhielt. Von dieser Zeit an und besonders, nachdem die appische Straße bis B. fortgesetzt war, wuchs letzteres, zum gewöhnlichen Uebergangspunkt nach Griechenland und ganz Morgenland geworden, zu einer Größe empor, die in Japygien nur Tarent nachstand; B. zählte 100,000 Einwohner. Pompejus floh (48 v. Chr.) im Bürgerkriege mit seiner Flotte hierher. Octavianus nahm hier den Namen Cäsar an und schloß einen Frieden mit Antonius. Auch ist B. der Geburtsort des Tragödiendichters Pacuvius und die Todesstätte Virgils. Die Züge der Barbaren zertraten auch B.s Blüthe, und einheimische Kämpfe setzten die Zerstörung fort, bis endlich die Saracenen (836) sie vollendeten. Später suchten die griechischen Kaiser B. auf alle Weise zu befestigen und zu heben, doch der Andrang der Normannen vertrieb die Byzantiner von italienischem Grund und Boden. Einen neuen Aufschwung erlebte B. während der Kreuzzüge. Hunderte von Fürsten versammelten hier ihre Heere, und Tausende von Pilgern bestiegen hier das Schiff. Bald zählte die Stadt wieder 60,000 Einwohner. In besonderer Gunst stand B. beim Kaiser Friedrich II., der das Kastell erbaute und häufig hier verweilte. Zum zweiten Male sank B., als Jerusalem verloren gegangen, das griechische Reich gestürzt, und durch den Andrang der Türken der Levantehandel vernichtet war. Statt Pracht und Reichthum schlug nun in Brindisi (s. d.) allmählig bittere Armuth ihren Sitz auf.

Brune, Guillaume Marie Anne, Marschall des französischen Kaiserreichs, geboren zu Brives de Gaillarde im Departement Corrèze den 13. März 1763, kam jung nach Paris, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, soll aber dann Buchdrucker geworden sein. Nach dem Ausbruch der Revolution ward er Mitglied des Klubs der Cordeliers, stand mit Danton und andern Revolutionsmännern in Verkehr, trat in die pariser Nationalgarde, besorgte bis zum 10. August 1792 die Redaktion eines Tageblattes, ward 1792 als Civilkommissär nach Belgien geschickt und noch in demselben Jahre zum Generaladjutanten und Obersten bei der Nordarmee ernannt. Als solcher half er 1793 die Insurgenten von Calvados zerstreuen. Zum Brigadegeneral befördert, that er sich in der Schlacht bei Hondschoote (7. u. 8. September 1793) hervor, ward darauf nach dem südlichen Frankreich gesendet, wo er Bordeaux, Nizza, Marseille und Avignon beruhigte, befehligte dann in Paris und schlug am 5. Oktober 1795 einen Angriff der Jakobiner auf die Truppen zurück. In den Jahren 1796 und 1797 führte er eine Brigade bei der italienischen Armee unter Masséna, warf in der Schlacht bei Rivoli (14. u. 15. Januar 1797) die Oesterreicher zurück, erhielt dann das Kommando der Division Augereau und wurde vom Obergeneral Bonaparte öfters in den Kriegsrath berufen. Im Jahre 1798 erhielt er das Kommando gegen die Schweiz, drang ohne großen Widerstand vor, eroberte Bern durch Kapitulation und proklamirte am 12. April zu Aarau die helvetische Republik. Hierauf löste er den General Berthier im Oberfehl über die italienische Armee ab, stillte die in Rom ausgebrochene Empörung, gewann die unruhigen Städte Oberitaliens wieder für das französische Interesse, versicherte sich Sardiniens durch den Vertrag vom 28. Juni 1798 und besetzte die Citadelle von Turin. Dann übernahm er den Oberbefehl der gallo-batavischen Armee, schlug den Herzog von York, der mit 45,000 Engländern und Russen in Holland gelandet war, am 19. September 1799 bei Bergen, den 6. Oktober bei Beverwyk u. nöthigte ihn zur Uebereinkunft von Alkmar vom 18. Oktober, nach welcher die Engländer und Russen Nordholland räumen und 8000 gefangene Franzosen frei geben mußten. Im Januar 1800 wurde er Mitglied des Staatsraths, befehligte dann kurze Zeit in der Vendée, ersetzte im August Masséna im Oberbefehl der Armee in Italien, stillte die dortigen Unruhen, indem er Florenz besetzte und Arezzo verbrannte, führte seine Truppen Ende Decembers über den Mincio, schlug die Oesterreicher unter Bellegarde den 25. und 26. December an der Etsch, besetzte Vicenza und Rove-

redo und schloß am 16. Januar 1801 zu Treviso mit Bellegarde einen Waffenstillstand, der den Frieden von Luneville einleitete. Nach diesem Frieden trat er 1802 als Präsident der Kriegssektion in den Staatsrath zurück und legte dem gesetzgebenden Körper den Friedensschluß mit dem neapolitanischen Hofe zur Bestätigung vor. Im Jahre 1803 ward er als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, das er, als neue Zerwürfnisse zwischen den beiden Mächten entstanden, 1805 verließ, nachdem er während seiner Abwesenheit (am 19. Mai 1804) von Napoleon I. zum Reichsmarschall ernannt worden war. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er das Kommando der Armeen der Küsten des Oceans, in welchem er durch St.-Cyr abgelöst wurde, als ihn Ende 1806 der Kaiser zum Generalgouverneur der Hansestädte ernannte. Im Jahre 1807 erhielt er das Kommando über das Armeecorps, welches über Magdeburg gegen Schwedisch-Pommern vordrang, belagerte und eroberte Stralsund und erhielt Rügen durch Kapitulation. Als er in einer Unterredung mit dem König von Schweden Gustav IV. Adolf zu Schlatkow bei Anklam einige Napoleon beleidigende Worte fallen ließ, ward er abgerufen und blieb ohne Anstellung. Nach der Restauration von 1814 erklärte er sich sogleich für Ludwig XVIII., bei dem er zwar gute Aufnahme, aber keine Anstellung fand, weshalb er sich 1815 bei Napoleons Rückkehr von Elba sogleich diesem anschloß. Der Kaiser ernannte ihn zum Pair und verlieh ihm das Kommando der 8. Militärdivision und den Oberbefehl über ein Observationscorps im südlichen Frankreich am Var, wo er Toulon lange gegen die Truppen des Königs vertheidigte. Nach Napoleons Sturz zögerte er lange mit der Erklärung seiner Unterwerfung, mußte sich jedoch endlich dazu entschließen. Auf dem Wege von Toulon nach Paris, wo er sich dem Könige vorstellen wollte, ward er zu Avignon am 2. August 1815 vom Pöbel als angeblicher Mörder der Prinzessin Lamballe ermordet. Vgl. Notice historique sur la vie politique et militaire du maréchal B., Paris 1821.

Bruneck (Braunek, Bruneken), Stadt in der österreichischen Grafschaft Tyrol, Kreis Brixen, an der Mündung des Ahrnbachs in die Rienz, im Pusterthal, 2663 Fuß über dem Meere, hat ein Bergschloß (ehemals Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Brixen), eine schöne Pfarrkirche mit Freskogemälden von Schöpf, ein Ursulinerinnenkloster und gegen 2000 Einwohner. In der Umgegend sind reiche Marmorbrüche. Die Stadt wird zuerst um die Mitte des 13. Jahrhunderts erwähnt.

Brunehilde, 1) Gemahlin Sigberts I. von Austrasien seit 566, Tochter des westgothischen Königs Athanagild, eine schöne und kluge, aber herrschsüchtige, ränkevolle und rachgierige Frau, verleitete ihren Gemahl, wegen der Ermordung ihrer Schwester Gaileswintha (oder Galsuintha), Chilperichs Gemahlin, durch Fredegunde, zum Krieg gegen seinen Bruder Chilperich (574). Sigbert war anfangs glücklich, fiel aber im Lager zu Vitry durch Meuchelmord. B. gerieth als Gefangene in Chilperichs Hände und wurde nach Rouen gebracht, wo sie die Liebe des Merwig, eines Sohnes Chilperichs aus dessen früherer Ehe mit Audorera, gewann und dessen Gemahlin wurde. Chilperich trennte diese Ehe bald wieder, und Merwig verlor das Leben. B. aber gelangte nach Metz, wo ihr Sohn Childebert, den sie Sigbert 570 geboren hatte, unter dem Schutze seines Oheims Guntram, Königs von Burgund, auf dem Throne saß. Sie verschaffte sich die Vormundschaft über ihren Sohn und wußte dieselbe gegen den Andrang der Großen Austrasiens zu behaupten. Vergeblich auch erregte Fredegunde, die nach Ermordung ihres Gemahls (584) im Namen ihres Sohnes Chlothar regierte, Kriege gegen sie und sandte Meuchelmörder gegen sie aus; B. hatte sogar die Freude, den Tod ihrer verhaßten Gegnerin (598) zu erleben. Als sie aber nach dem Tode ihres Sohnes Childebert (596) über dessen Söhne Theodebert und Theoderich die Vormundschaft zu behaupten suchte, erregte sie einen Aufstand der austrasischen Großen. Hierdurch zur Flucht genöthigt, begab sie sich von dem Hofe Theodeberts zu Metz zu ihrem jüngeren Enkel Theoderich nach Burgund und verleitete diesen zum Kriege gegen seinen Bruder. In diesem Bruderkriege siegte Theoderich (612), und Theodebert wurde gefangen und getödtet. Theoderich starb jedoch schon im folgenden Jahre (613), und nun trat Chlothar II. von Soissons gegen B. auf, schlug ihr Heer und nahm sie mit ihren Urenkeln gefangen. Beseelt von dem Ingrimm seiner Mutter Fredegunde, ließ Chlothar sie als Mörderin von 10 Fürsten drei Tage lang foltern, dann auf einem Kameel durchs Lager führen, mit den Haaren, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines wilden Pferdes binden, endlich den zerrissenen Leichnam verbrennen und die Asche in den Wind streuen.

2) Königin von Isenland, Gemahlin Gunthers, Königs der Burgunder, s. Nibelungenlied.

Brunel, 1) Marc Isambard, der Erbauer des Themsetunnels in London, geboren den 25. April 1769 zu Hacqueville bei Andelys im franz. Departement de l'Eure, sollte sich im Seminar zu St. Nicaise zu Rouen für den geistlichen Stand vorbereiten, zeigte aber so entschiedene Abneigung gegen die ihm auferlegten Studien, daß das Kollegium selbst den Vater veranlaßte, den Sohn einem andern Beruf zu widmen. B. wollte Ingenieur werden, mußte jedoch Dienste in der Marine nehmen, wo er von 1786 bis 1792 blieb. Während der Revolution ging er unter dem Vorwande, Getreide einzukaufen, 1793 nach Amerika, wo ihm von der Stadt Newyork die Leitung einer Kanonengießerei und die Befestigung des Hafeneingangs anvertraut wurde. Im Jahre 1799 kehrte er nach London zurück und erfand hier den Klobenmechanismus, eine Vorrichtung zum Drehen der Schiffskloben, welche auf Staatskosten von ihm ausgeführt wurde. Hierauf gründete er eine Anstalt zum Sägen des zu Marquetteriearbeiten bestimmten Holzes, und von der Admiralität aufgefordert, baute er 1811 in dem Arsenal zu Chatham eine Sägemühle, die er nach eigener Erfindung und unter Bekämpfung der größten Schwierigkeiten so glücklich beendigte, daß ihn die königliche Societät zu London zu ihrem Mitgliede ernannte. Sein größtes und Staunen erregendes Werk, wodurch er seinen Namen bei der Nachwelt unsterblich gemacht hat, ist der Bau des berühmten Tunnels. Der Plan zu diesem großartigen Bauwerke war schon 1819 fertig; aber erst 1825 konnte B. mit Hülfe einer Aktiengesellschaft zur Ausführung schreiten, und nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten

wurde das Werk 1842 beendigt. Schon 1833 war B. Vicepräsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London geworden. Seit 1841 zum Baronet erhoben, † er den 12. Dec. 1849 zu London.

2) Isambard Kingdom, Sohn des Vorigen, 1806 zu Portsmouth geboren, erhielt seine Bildung am Kollegium zu Caën und in anderen französischen Lehranstalten und kehrte 1826 nach England zurück, wo er sogleich an den Arbeiten im Themsetunnel Theil nahm. Einen bedeutenden Ruf erwarb er sich durch Erbauung der Great-Western-Eisenbahn von London nach Bristol. Dann baute er die Kettenbrücke von Hungerford, eine der längsten in England, führte einen Theil der sardinisch-toskanischen Bahn aus und errichtete während des Krimkriegs an den Dardanellen das Krankenhaus von Rankioi. Auch die Riesenschiffe Great Britain, Great Western und Leviathan (jetzt Great Eastern) sind sein Werk. Er † den 15. Sept. 1859.

Bruneleschi (Brunelleschi und Brunellesco), Filippo, einer der größten italienischen Baumeister des 15. Jahrhunderts, 1377 zu Florenz geboren, kam zuerst zu einem Goldschmied in die Lehre, richtete aber bald seine Studien auf die Bildhauerkunst und warf sich dabei mit großem Eifer auf die damals fast gänzlich vernachlässigte Perspektive. Auch erfand er ein besseres Verfahren in der Herstellung eingelegter Arbeiten. Dabei trieb er mathematische Studien unter Paolo del Pozzo Toscanelli und nährte seine Einbildungskraft durch das Lesen der Bibel und des Dante. Auf diese Weise mit dem Gebiet der mechanischen und plastischen Künste vertraut geworden, wandte er sich endlich der Baukunst zu. Er begann seine architektonischen Studien zu Florenz an den dortigen alten Bauwerken und setzte dieselben seit 1401 zu Rom fort. Im J. 1407 kehrte er nach Florenz zurück. Als zur Berathung über den Bau der Kuppel des Doms seiner Vaterstadt 1418 die berühmtesten Baumeister hier zusammenkamen, erbot sich B., das Gewölbe ohne Bogengestelle und Gerüste zu vollenden u. statt einer Kuppel deren zwei (eine um die andere, die äußere als Schutzkuppel der inneren) aufzuführen. Man erklärte ihn deshalb für wahnsinnig. Nachdem er aber zwei Kapellen nach seinem System gebaut hatte, und eine zweite Versammlung von Baumeistern 1420 seine Entwürfe geprüft hatte, übertrug man ihm den Bau, setzte ihm aber zu seinem Verdruß den Lorenzo Ghiberti an die Seite. Beide Meister arbeiteten nun gemeinschaftlich, jeder nach seinem Modell, bis 1426. Endlich stellte sich B. krank, und Lorenzo leitete den Bau allein, aber so unglücklich, daß nun B. die alleinige Leitung des Baues anvertraut wurde. B. starb den 15. April 1446, noch ehe das großartige Bauwerk ganz vollendet war; die Laterne wurde nach seinem Modell ausgeführt und der Schlußstein 1456 gelegt. Vergl. Ces. Guasti, La cupola di Sta. Maria del Fiore, Florenz 1857. Außerdem leitete B. viele andere Bauten. In Mailand entwarf er den Plan zum Festungsbau. Von ihm sind auch die Plane der beiden Citadellen von Pisa, des Forts am Hafen zu Pesaro u. A. Auch ließ der Großherzog Cosmus von Medicis durch ihn die Abtei der regulirten Chorherren zu Fiesole erbauen, und 1425 erhob sich unter seiner Leitung zu Florenz die schöne Basilika S. Lorenzo, zu welcher er jedoch den Grundplan nicht gemacht hatte. Später begann B. den berühmten Palast Pitti, dessen Bau er aber nur bis zur zweiten Etage führte, die von Ammanati vollendet wurde. Unvollendet hinterließ er auch die Kirche S. Spirito, die er auf den Ruinen der alten zu bauen begann. Die größten Denkmale von B.'s Thätigkeit sind in Florenz zu suchen; allein auch auswärtige Fürsten nahmen ihn in Anspruch. B. wird in Italien allgemein als der Wiederhersteller der guten Baukunst durch Annäherung derselben an den antiken Styl angesehen. Gewiß ist, daß er durch seine großen Meisterwerke der Baukunst in Italien einen bedeutenden Aufschwung gegeben und selbst das Mechanische derselben weit gefördert hat. B.'s Grab in Sta. Maria del Fiore schmückt seine von seinem Schüler Buggiano gefertigte Marmorbüste, und 1830 ward ihm ein von Pampeloni ausgeführtes Kolossalstandbild an der Außenseite des Doms errichtet. Seine Lebensbeschreibung gab Moreni, Florenz 1812.

Brunellen, s. Prunellen.

Brunet, Jacques Charles, französischer Buchhändler und berühmter Bibliograph, den 2. Nov. 1780 in Paris geboren, gab Supplemente zu Duclos' „Dictionnaire bibliographique" (Paris 1802), „Manuel du libraire et de l'amateur de livres" (das. 1810, 5 Bde.; 5. Auflage 1858), „Nouvelles recherches bibliographiques" (das. 1834, 3 Bde.; 4. Aufl. 1842—43), „Recherches bibliograph. sur les éditions de Rabelais" (das. 1852) und zahlreiche andere monographische Arbeiten, sowie treffliche Kataloge heraus.

Brunetti, Angelo, genannt Ciceruacchio, römischer Volksmann während der Bewegungen von 1848 und 1849, in Rom 1802 geboren, trieb das Gewerbe eines Karrenvermiethers und Holzhändlers. Mit halb Rom bekannt oder auf vertrautem Fuße, imponirte er den untern Volksklassen durch die Kühnheit, die er bei Streitigkeiten entwickelte, und wurde nach und nach der allgemeine Schiedsrichter. Bei einer großen Ueberschwemmung der Tiber zog er die Augen von ganz Rom auf sich, indem er Tag und Nacht nicht aus dem Kahne kam, überall hin Nahrungsmittel brachte und manches Menschenleben rettete. Die Freudenbezeigungen, mit denen das Volk Pius IX. begrüßte, fanden in ihm den feurigsten Ausdruck. Der Triumphbogen, der jenem am 8. Sept. 1846 errichtet wurde, kam hauptsächlich durch ihn zu Stande; er betrieb nicht blos das Sammeln von Subskriptionen mit größtem Eifer, sondern legte auch selbst Hand an, und ließ seine Leute Tage und Wochen arbeiten. Der Papst empfing ihn oft und hatte an ihm einen treuen Berichterstatter über die Stimmung der untern Volksklassen. Die größten Verdienste erwarb er sich aber, als 1847 die absolutistische Verschwörung gegen den Papst entdeckt wurde, denn ohne ihn würde es nicht möglich gewesen sein, das tobende Volk von Unordnung und Selbsthülfe abzuhalten. Als jedoch die Bewegung zur Revolution wurde, als der Papst die Kriegserklärung gegen Oesterreich entschieden verweigerte, wechselte auch Ciceruacchio die Rolle. Zwar ist die ihm von Manchen zur Last gelegte Theilnahme am Morde Rossi's keineswegs bewiesen, wohl aber war er an der Revolution vom 16. November 1848 betheiligt. Unter der Republik trat er in den Hintergrund. Nach der Besetzung Roms durch die

Franzosen ward er verhaftet, von dem französischen Kriegsgericht 1850 aber freigesprochen. Er ging nun zunächst nach Genua, dann nach Marseille. Ueber sein weiteres Schicksal ist nichts Sicheres bekannt. Nach einer Bekanntmachung Garibaldi's 1856 soll er in Catarini an der Mündung des Po von österreichischen Soldaten erschossen worden sein.

Brunfels (Brunsfels), Otto, nach Linné's Ausspruch der älteste Vater der Botanik, geboren 1464 zu Mainz, studirte anfangs Theologie und Philosophie und trat dann in ein Karthäuserkloster bei Mainz. Später bekannte er sich zur lutherischen Lehre, wurde Prediger und stand dann 9 Jahre einer von ihm zu Mainz gegründeten Schule vor. Während dieser Zeit studirte er Medicin und ging dann als Arzt nach Bern, wo er 1534 †. Die Botanik verdankt ihm ihre Begründung, und namentlich brach sein Werk „Herbarum vivae icones" (Straßburg 1532 und 1536, 3 Thle.; deutsch „Contrafayt Kräuterbuch", das. 1532—37, 2 Thle.) dadurch eine ganz neue Bahn, daß B. die von ihm gefundenen einheimischen Pflanzen in Holz schneiden ließ und unter die Abbildungen die deutschen Namen setzte. Seine übrigen Hauptschriften sind: „Catalogus illustrium medicorum seu de primis medicinae scriptoribus" (Straßburg 1530); „Iatrion medicamentorum simplicium" (das. 1533); „Epitome medices, summum totius medicinae complectens" (Antw. 1540).

Brunfelsia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch den fünfzähnigen Kelch, die mit einer langen Röhre und gleichförmigem 5lappigen Saum versehene Korolle und die beerenartige Kapsel, Sträucher im tropischen Amerika. B. americana *L.*, mit langen Blüthenstielen, gerader Röhre und flachem Saum der Blume, und B. undulata *Sw.*, mit sehr kurzen Blüthenstielen, krummer Röhre und wellenförmigem Saum, sowie B. grandiflora *Don.* sind schöne, immergrüne Ziersträucher, die man stets im Warmhause, vom Frühling bis Herbst auch im Lohkasten oder Sommerkasten unterhält, und denen man im Sommer reichlich, im Winter sehr mäßig Wasser, bei heißem Sonnenschein Schatten und Luft gibt. Sie gedeihen am besten in fetter, mit etwas Torferde und Flußsand vermischter Lauberde. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge unter Glocken, in lebhafter Bodenwärme und durch Ableger im warmen Mistbeet.

Brunft, abgeleitet von Brunst (Begierde), die Geilheit des Rothwildes zur Zeit der Begattung, daher: der Hirsch tritt in die B., er brunftet.

Bruni (Brunei, Borneo proper), ein Staat auf der Nordwestküste der Insel Borneo, besteht aus einer großen Anzahl kleiner Lehensfürstenthümer unter einem Sultan und hat etwa 120,000 Einwohner, meist Dajaks, die trotz wiederholten Einschreitens von Seiten der Engländer viel Seeräuberei treiben. Das Hoflager des Sultans befindet sich in der Stadt B., am gleichnamigen Flusse.

Bruni (Bruno, Brunus), Leonardo, nach seiner Vaterstadt Arezzo Aretino, gewöhnlich kurzweg Leonardo Aretino genannt, einer der berühmtesten Gelehrten aus der Periode der Wiederbelebung der klassischen Literatur im Abendlande, geboren 1369 zu Arezzo, begann hier die humanistischen Studien und kam dann nach Florenz, wo ihn neben dem Studium der Rechte Philosophie und alte Literatur beschäftigten, bis ihn der griechische Gelehrte Chrysoloras dem ungetheilten Studium der Alten zuführte. Nachdem er sich des Griechischen vollkommen bemächtigt, erhielt er 1405 durch seinen Freund Poggio das Amt eines päpstlichen Sekretärs u. blieb auf diesem Posten unter vier Päpsten, Innocenz VII., Gregor XII., Alexander V. und Johann XXIII. Letzteren begleitete er auf die Kirchenversammlung nach Konstanz, entwich aber heimlich unter großen Drangsalen nach Florenz, wo er literarischen Arbeiten, insbesondere der Bearbeitung der florentinischen Geschichte lebte. Für letztere: „Historiarum Florentinarum libri XII" (zuerst italienisch als „Historia del popolo Fiorentino", Venedig 1476; lateinisch 1650) ward er von der dankbaren Republik mit dem Bürgerrecht belohnt. Seit 1427 Staatssekretär der Republik, † er am 9. März 1444. B.'s philologische Arbeiten bestehen in Uebersetzungen und Nachahmungen aus Aristoteles, Plato, Plutarch, Demosthenes, Basilius Magnus u. A. Aus der ansehnlichen Zahl seiner übrigen Schriften erwähnen wir nur den „Commentarius rerum suo tempore gestarum" (zuerst italienisch, Venedig 1475; lateinisch, das. 1476) und die Bücher „De origine urbis Mantuae" und „De Romae origine". Seine reichhaltigen und für die Zeitgeschichte wichtigen „Epistolae familiares" erschienen später (Venedig 1572). Die Biographien Dante's und Petrarca's schrieb er in seiner Muttersprache. Die ihm zugesprochenen Lustspiele in italienischer Sprache („Calphurnia et Gurgulia" u. Commedia Poliscene"), welche ihm den Ruhm der ersten Vorarbeiten der neueren Komödie gewähren würden, müssen einem anderen Leonardo aus Arezzo, wahrscheinlich einem Mönch in de la Sorte, zugeschrieben werden.

Brunia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, charakterisirt durch die runden Blüthenknöpfe, den mit Borsten oder Spreublättchen besetzten Fruchtboden, die 5blätterige Korolle und die 2fächerige Nuß mit mehren Samen in jedem Fach. Die Gattung enthält gegen 20 Arten, sämmtlich Halbsträucher am Kap, mit Wirtelzweigen, kleinen Blättern und Blüthen in Rispen, hübsche Ziersträucher, welche wie Heiden behandelt werden. B. nodiflora *L.* hat aufwärts gekrümmte, glatte, fast 3kantige Blätter und seitliche Blumenknöpfe; B. alopecuroides *Thunb.* 3kantige, aufrechtstehende Blätter und Blumenknöpfe am Ende der Zweige; B. deusta *Thunb.* elliptische, konvexe, stumpf angedrückte, an der Spitze braune, etwas behaarte Blätter und kugelige Blüthenknöpfe am Ende der Triebe; B. rubra *W.* linienförmige, gerinnte, platte, horizontal stehende Blätter und doldenartig stehende, sprossende Blüthenknöpfchen. Diese Gewächse werden hell und luftig bei 4—6 Grad Wärme überwintert.

Bruniren (Brüniren), die Operation, durch welche der Oberfläche mancher aus Eisen gearbeiteten Gegenstände eine braune Lackfarbe gegeben wird, um dieselbe vor Rost zu schützen, wird hauptsächlich bei den Läufen der Jagdgewehre angewendet, wo sie überdies den Zweck hat, die blanke Farbe des Gewehres, welche vom Wilde zu leicht bemerkt werden würde, zu verstecken. Das B. besteht eigentlich

in der Hervorbringung einer dünnen, gleichförmigen Lage Rost auf dem Eisen, und nur um die gerostete Fläche zu verschönern, wird sie durch Einreiben mit Wachs oder durch Ueberziehen mit weingeistigem Schellackfirnisse glänzend gemacht. Jener Rost läßt sich auf verschiedene Weise schnell und leicht erzeugen. So reicht es schon hin, das Eisen mit gehöriger Vorsicht in einem verschlossenen Behältnisse den Dämpfen von rauchender Salzsäure einige Zeit auszusetzen. Gleichförmiges Benetzen mit Salz- oder Salpetersäure gewährt einen ähnlichen Erfolg. Das gewöhnlichste Mittel zum B. ist aber das Chlorantimon oder die Spießglanzbutter, welche wegen dieser Verwendung wohl unter dem Namen Bronzirsalz vorkommt. Sie wird dünn und möglichst gleichförmig, auch wohl mit Baumöl gemischt (auf ½ Quentchen Chlorantimon 8 bis 10 Tropfen Oel) auf das Eisen gestrichen, worauf man letzteres so lange, als man durch die Erfahrung zweckmäßig findet, der Luft (nicht dem Luftzuge) ausgesetzt läßt. Ein darauf folgendes Anstreichen mit Scheidewasser, in welchem Kupfer aufgelöst ist, soll den Vorgang des Rostens noch befördern, wobei jedoch die Temperatur und der hygrometrische Zustand der Luft auf das Gelingen der Operation einen wesentlichen Einfluß äußern. Der braun gewordene Lauf wird gereinigt, mit kaltem Wasser sorgfältig abgewaschen, abgetrocknet und endlich entweder bloß mit dem Polirstahl polirt, oder mit weißem Wachs eingerieben, oder mit einer Auflösung von 4 Loth Schelllack und 3 Quentchen Drachenblut in 2 Maß Weingeist gefirnißt. Nach einem andern Verfahren löst man 4 Loth Kupfervitriol in Wasser auf, mischt diese Lösung mit 1 Loth Scheidewasser, 1 Loth versüßtem Salpetergeist, 2 Loth Weingeist und 2 Loth Stahltinktur, so daß die Mischung 1 Maß Flüssigkeit bildet. Der zu brunirende Gewehrlauf muß rein gefeilt, polirt und durch Abreiben mit ungelöschtem Kalk und Wasser ganz von Fett befreit sein. Dann wird die eben angegebene Beizflüssigkeit mittelst eines Schwammes oder Lappens aufgestrichen; nachdem der Lauf 24 Stunden dem Einflusse der freien Luft ausgesetzt gewesen, wird er mit einer steifen Bürste abgerieben. Findet man, daß das Eisen durch den ersten Anstrich noch keine schöne braune Farbe erlangt hat, so fährt man mit dem Beizen so lange fort, bis man diese erreicht hat, was gewöhnlich nach dem dritten Beizen erfolgt. Nach dem letzten Abbürsten wird der Lauf mit kochendem Wasser übergossen, worin ein wenig Potasche aufgelöst ist, mit reinem Wasser abgewaschen u. sorgfältig abgetrocknet. Nachdem man ihn hierauf mit einem harten Polirholze gerieben, trägt man den schon erwähnten Schelllackfirniß auf, wobei man jedoch vor dem Anstreichen des Firnisses den Gewehrlauf auf 80° R. erhitzen muß. Nach dem Trocknen reibt man sofort den Lauf noch einmal mit dem Polirholze ab. Nach Storch erhält man eine Beizflüssigkeit, wenn man 1 Theil Kupfervitriol in 4 Theilen destillirten Wassers löst und diese Lösung mit ⅛ eisenhaltigem Schwefeläther versetzt. Nachdem man den Lauf mit dieser Mischung benetzt hat, läßt man ihn abtrocknen, befeuchtet einige Stunden später den ockergelben Lauf mit Wasser, wodurch das aufgeweichte Oxyd über den ganzen Lauf vertheilt wird, und läßt ihn sodann wiederholt abtrocknen; endlich wird der Lauf abgewaschen und wie zuvor behandelt. Bei damascirten Gewehrläufen versteht es sich von selbst, daß vor dem B. die Zeichnung hergestellt werden muß (s. Damasciren). Ein neueres Verfahren, Gewehrläufe zu bruniren, besteht darin, die polirten Läufe schwach, aber gleichförmig mit sehr verdünnter Salpetersäure zu benetzen, sie im Sonnenschein und Luftzug zu trocknen, dies dreimal zu wiederholen, dann den lose anhängenden Rost mit einer Kratzbürste zu entfernen und mit dem Befeuchten, Trocknen und Abkratzen so lange fortzufahren, bis man nach und nach eine schöne und feste braune Färbung erzielt hat. Um diese dunkler zu machen, gebraucht man eine Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd in dem 500fachen Gewichte destillirten Wassers, womit man ebenso verfährt, wie vorher mit der Salpetersäure. Wenn man mehre Anstriche dieser Silberlösung aufträgt, kann man nach Belieben die Farbe bis ins Schwarze steigern. Den Schluß dieses Verfahrens bildet das Reinigen mit der Kratzbürste und das Einreiben einer sehr kleinen Quantität Wachs. In neuester Zeit hat Page's Flüssigkeit zum B. einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt; sie kommt insbesondere in Paris in Anwendung. Nach Janicot besteht dieselbe aus 4,45 Theilen schwefelsaurem Eisenoxydul, 95,55 Theilen Wasser und Spuren von Salpeter- und Schwefeläther; sie ist daher nichts Anderes als eine Lösung von Eisenvitriol in dem 22fachen Gewichte Wasser, die mit einigen Tropfen Salpeteräther und Schwefeläther versetzt wird, wobei der letztere keinen anderen Zweck hat, als die Zersetzung des Eisenoxydulsalzes zu beschleunigen, um Eisenoxyd auf das zu brunirende Metall niederzuschlagen. Mit dieser Auflösung erzielt man zwar gute Resultate, doch dauert die Arbeit gewöhnlich einige Tage länger, als bei den zuvorerwähnten Methoden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, genügt es, die Auflösung von 4½ Loth Eisenvitriol in 100 Loth Wasser mit mehr Salpeteräther oder mit ½ Loth Salpetersäure von 36° Baumé zu versetzen. Hierauf findet das Abtrocknen an der Luft und das Abkratzen mit steifen Bürsten, sowie das Firnissen oder Einreiben mit Wachs wie bei den früher erwähnten Verfahrungsweisen Statt.

Brunirstahl, ein Werkzeug zum Poliren der Stahlwaaren, besteht aus einem etwas ausgehöhlten Klotz, auf dessen einer Seite ein Ring, woran eine eiserne Stange befestigt ist; letztere, die so lang wie der Klotz breit ist, hat einen hölzernen Griff; in der Mitte der Stange ist nach unten zu ein ovales Stück sehr harten, gut polirten Stahls befestigt, mittelst dessen der auf den Klotz gelegte Gegenstand geglättet wird. Form und Größe des B.s richten sich nach den zu polirenden Gegenständen. Schlosser, Sporenmacher, Waffen- und Messerschmiede, sowie Ciselirer, Bronzearbeiter, Uhrmacher, Goldschmiede, Buchbinder, Zinngießer, Kupferstecher u. Planirer bedienen sich desselben. Oefters nimmt man zum B. statt des Stahls einen Achat, dessen Härte eine noch größere Glätte hervorbringt, als der Stahl. Vergl. Poliren.

Brunnen, im Allgemeinen eine von der Natur oder Kunst gebildete Höhlung, worin sich hervorquellendes Wasser ansammelt; im engeren Sinne eine künstlich hergerichtete Vertiefung, auf deren Grunde sich das aus den umliegenden oder tiefer

liegenden Erdschichten hervorbringende oder hervorquellende Wasser ansammelt, und woraus man es mit Schöpfeimern oder Pumpen zu Tage fördert. Um nun eine solche Vertiefung an der richtigen Stelle anzulegen, muß man die unterirdischen Gewässer aufsuchen können. Es ist aber nicht immer möglich, mit sicherem Erfolge den Punkt anzugeben, wo man in den Boden einschlagen muß, um Wasser zu finden, und noch weniger läßt sich zum Voraus mit Genauigkeit die Tiefe einer verborgenen, unterirdischen Quelle angeben. Doch liefert die Oberfläche des Terrains gewisse Anzeichen, die hie und da auf das Dasein einer unterirdischen Quelle hindeuten, so z. B. Weiden, Pappeln, Binsen oder andere Wasserpflanzen. Da dieselben aber nicht selten auch zu Täuschungen führen, so muß man sich, um in dieser Hinsicht in allen Fällen sicher zu gehen, eine genaue Kenntniß der verschiedenen Gebirgsformationen, welche unterirdische Wasser enthalten können, sowie der Anordnung ihrer Aufeinanderfolge zu verschaffen suchen. Befindet man sich auf einem Boden primärer Formation, der aus blätterigen Felsarten besteht, so kann man sich fast versichert halten, überall wenigstens einige kleine Wasserstrahlen zu finden. Auf einem Boden sekundärer Formation, der aus horizontalen Schichten besteht, muß man sich dagegen entweder durch Untersuchung der tiefsten Schluchten, oder mittelst des Bergbohrers überzeugen, ob eine Thonschicht vorhanden ist. Entdeckt man eine solche, so kann man sicher sein, eine Wasserfläche in der ganzen Ausbreitung dieser Schicht anzutreffen. Ist das Terrain aber kiesig oder sandig bis zur Tiefe der gewöhnlichen gegrabenen B., so wird man hier vergeblich nach Wasser suchen. Das Wasser der Quellen rührt nämlich vom Regenwasser her, welches durch die Poren der Erdschichten und durch die Klüfte in den Felsen gesickert und dann durch die Wirkung der Schwere immer weiter in den Boden eingedrungen ist, bis es irgend eine unburchgängige Schicht erreicht hat. Bekanntlich besteht nun die Erdrinde aus fünf verschiedenen Hauptformationen: dem Urgebirge, dem Uebergangsgebirge, der tertiären Formation, dem aufgeschwemmten Land und der vulkanischen Formation. Die erstere ist wenig und selten geschichtet, die Klüfte und Risse derselben haben meist wenig Breite und Tiefe und stehen in keinerlei Verbindung mit einander, woraus folgt, daß man sicher darauf rechnen darf, in dieser Formation überall einige kleine Wasseradern anzutreffen, wenn man in derselben vertikale oder horizontale Stollen treibt. Das Uebergangsgebirge, das aus abwechselnden Schichten von Mergel, verschiedenen Arten Kalk, buntem Sandstein, Thon- und Sandlagern besteht, bildet große Becken, in welchen das durch die Sandschichten filtrirte Regenwasser ununterbrochene, große Flüssigkeitsflächen zu bilden vermag, die dann wieder unterirdische Flüsse erzeugen, indem sie theils auflösend, also chemisch, theils mechanisch auf ihr Lager einwirken. So kommt es, daß sich in dieser Formation das Wasser nicht in Adern oder kleinen Strahlen vorfindet, sondern Flüsse und Wasserflächen bildet, die tief in die Erdrinde hineinreichen, aber, weil die Schichten dieser Formation eine bedeutende Mächtigkeit besitzen, weit entfernt von einander liegen, weshalb die natürlichen Quellen dieser Formation zwar selten, aber sehr ergiebig sind. Die tertiäre Formation, die wie die vorige gleichfalls Becken aufweist u. aus einer Menge von Schichten besteht, zwischen welchen in verschiedenen Tiefen Sandlager streichen, ermöglicht das Entstehen unterirdischer Flüsse ebenfalls, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie hier zwar zahlreicher, aber nicht so mächtig auftreten wie in der vorhergehenden Formation. In dem angeschwemmten Lande, und zwar in der Alluvialformation, die hauptsächlich aus Sand und Konglomerat besteht, wird man nur in den Fällen Wasser finden, wenn die Schichten auf einer Thonschicht aufliegen, die in einer erreichbaren Tiefe hinstreicht, oder wenn die ganze Alluvialformation auf einer undurchgängigen Gebirgsformation aufliegt. Aehnlich verhält es sich mit der vulkanischen Formation, die aber nicht selten alle Vorausbestimmungen der Geognosten in Betreff des Wassers zu Schanden macht. Hat man nun eine Quelle aufgefunden, so besteht das nächste Geschäft darin, dieselbe zu Tage zu legen, wobei es hauptsächlich darauf ankommt, die größtmögliche Wassermenge zu Tage zu fördern. Wie erwähnt, liegen die unterirdischen Quellen in verschiedenen Tiefen, und zwar von zwei bis einigen hundert Metern, in welchem letzteren Fall sie jedoch nicht mehr aus der Erde herausgeführt werden können, da zu diesem Behuf die Quelle nicht zu tief und in einem hinreichend erhöhten Niveau liegen muß, um bis zu dem beabsichtigten Punkte den nöthigen Fall zu haben. Die nicht mehr als 6—7 Meter tief liegenden Quellen sind daher wohl die einzigen, welche man aus der Erde leitet. Zeigt der Fuß zweier an der Oberfläche des Bodens sich vereinigenden Steilabhänge den Lauf einer Quelle an, oder fließt dieselbe in einer keine Abweichung gestattenden Felsspalte, so genügt es, auf der Linie des Thalwegs eine runde Höhlung von etwa 3 Meter im Durchmesser zu machen; liegt aber der Punkt, wo man das Brunnenloch anbringen will, in einer Ebene, und ist das Terrain zertrümmert, so reicht diese einfache Höhlung nicht mehr zu, weil hier die Hauptquelle meist von einigen Nebenquellen begleitet ist, und man muß daher einen zum Wasserlaufe senkrechten Durchschnitt graben, der etwa 2 Meter breit und hinreichend lang ist, um die meisten der Nebenquellen auffangen zu können. Ist die Ebene schmal, etwa nur 10 Meter breit, so führt man den Durchschnitt von einer Seite zur andern, ohne in das Gestein der Steilabhänge einzubringen, und räumt nur das Geschiebe hinweg, unter welchem gewöhnlich die Quelle fließt. Ist die Ebene jedoch viel breiter, handelt es sich darum, eine zahlreiche Bevölkerung mit Wasser zu versorgen, und findet man, daß in der Ebene keine weitere ausreichende Quelle mehr vorhanden ist, und daß die unterirdischen Gewässer Wasserflächen oder zertheilte Adern bilden, so muß man dem Durchschnitt, der senkrecht zum Wasserlaufe sein muß, eine der erforderlichen Wassermenge entsprechende Länge geben. Damit hierbei die Seitenwände desselben nicht einstürzen können, verkleibet man sie mit Bretern, die man mittelst Querbalken an die Erde preßt; der Durchschnitt aber muß so tief ausgegraben werden, daß die Hauptquelle und ihre Nebenquellen darin einen Fall von 2 — 3 Centimeter auf ein Meter haben, so daß kein Theil der Quelle unbenutzt unten

durchfließen kann. Ist die Quelle stark, und wirkt die Wassermenge bei der Fortsetzung der Arbeit störend ein, so macht man weiter abwärts einen Einschnitt, um das Wasser während des Grabens abzuleiten und in jenem später die Leitungsröhren zu legen; sodann baut man auf dem Boden des Durchschnitts und in seiner ganzen Länge eine 30—40 Centimeter hohe, trockene, aus Werksteinen gemauerte Wasserleitung, bedeckt dieselbe mit Steinplatten und füllt den Durchschnitt von den Steinplatten an bis zu einem Drittel oder zur Hälfte seiner Tiefe mit Geschiebe und den übrigen Theil mit der ausgegrabenen Erde. Während des Ausfüllens darf man nicht vergessen, da, wo das Wasser in die Wasserleitung eindringt, ein Luftloch zu lassen, um den Erguß des Wassers in die Röhren zu erleichtern. Sobald man sich überzeugt hat, daß die Quelle hinreichend stark ist und ein gutes Wasser liefert, so gräbt man abwärts einen Durchschnitt, um die Röhrenleitung zu legen, die am Ausgangspunkte dieselbe Tiefe wie der B. haben, von da aber an Tiefe so abnehmen muß, daß sie auf 100 Meter wenigstens eine Neigung von 30 Centimeter hat. In den Fällen aber, wo die Quelle nicht bis zu den Häusern geführt werden kann, entweder, weil sie nicht hoch genug liegt, oder weil sie zu tief, zu schwach, oder zu entfernt ist, oder weil sie sich in einem zu flachen Terrain befindet, gräbt man über der fraglichen Quelle einen B. Eine Quelle, die viel zu schwach sein würde, um einen springenden B. zu speisen, kann, wenn sie sich in einem B. wie in einem Reservoir ansammelt, den Bedürfnissen vieler Häuser genügen. Solche B. werden, wenn sie tiefer und in festem Gestein niedergehen, bergmännisch, nach Art der Schächte abgeteuft und dann ausgemauert. Die **Mauerung** kann bewirkt werden von unten herauf, also nachdem der B. schon hergestellt worden ist, oder von oben nach unten zugleich mit der Absinkung des B.s. Die Ausmauerung von unten nach oben ist die gewöhnlichste Art des Brunnenbaues. Derjenige Querschnitt, welcher den meisten Widerstand leistet, ist der kreisrunde, doch macht man ihn auch oval. Hat der B. eine feste, tragbare Sohle, so wird unmittelbar auf diese oder auf einen Rost von starken Pfosten gemauert. Die 12—18 Zoll, höchstens 1 Elle starke Mauerung wird unten trocken, von Bruchsteinen, deren Fugen, damit das Wasser eindringen könne, höchstens mit Moos ausgefüttert sind, weiter oben aber mit Wassermörtel von Bruch-, Sand- oder Ziegelsteinen aufgeführt. Ist die Sohle unhaltbar, so hat man die Mauerung auf einem Roste von eingerammten und oben mit einem aufgezapften Plattstücke überlegten Pfählen zu begründen, welche bis in eine feste Schicht niedergehen müssen. Die Mauerung von oben nach unten ist entweder Pfeilermauerung oder Senkmauerung; für beide ist kein vorgängiges Abtreiben mit Holz nöthig. Bei der **Pfeilermauerung** führt man die Mauer auf eingesetzten hölzernen Kreuzen, mit denen man immer tiefer hinabgeht, stückweise auf. Bei der **Senkmauerung** teuft man den B. 6 bis 12 Fuß tief ab und legt auf der Sohle einen Rost aus dreifachen, in der angegebenen Weise zusammengeplatteten Scheiderkränzen von der lichten Weite des B.s; außen um den untersten Kranz ist ein ½ Zoll starker, 3—5 Zoll breiter, etwas nach außen greifender, scharfer eiserner Schuh befestigt, an dem mittleren aber, welcher um 2 Zoll gegen den oberen herausspringt, werden 6—9 Ellen lange Schallatten angetragen und oben an einem Nebenrost befestigt, welcher jedoch nur aus zwei Scheiderkränzen besteht. Auf dem Hauptroste wird nun innerhalb der Schalung die Mauer 6—7 Fuß hoch aufgeführt, hier aber ein zweiter, oder eigentlich erster Nebenrost gelegt, an ihm ebenfalls die Schalung befestigt u. sodann außen mit Stricken umwunden. Hierauf wird unter dem Hauptroste trichterförmig, nach allen Seiten hin gleich weit, abgeteuft, bis die Mauerung anfängt, sich zu senken und den Sand unter dem Hauptroste wegzudrücken, wobei der eiserne Schuh das Gebirge abschneidet. Hat der erste Nebenrost diejenige Sohle erreicht, in welcher früher der Hauptrost stand, so führt man auf ihm abermals Mauerung bis zu dem zweiten, zuerst gelegten Nebenroste auf, trägt an diesen wieder Schallatten an u. fährt so mit Senken, Verschalen, Legen neuer Nebenroste und Mauern fort, bis man eine feste Sohle erreicht hat. Die Größe des Querschnitts richtet sich nach der Art der Vorrichtung und nach der Größe der Gefäße, welche man zur Herausförderung des Wassers anwendet; er sollte aber nie unter 3½—4 Fuß kleinstem Durchmesser, u. selbst bei einfachen Pumpen so viel Länge haben, daß neben denselben noch ein hinlänglicher Raum zum Hinabsteigen bleibt.

Sowohl beim Niedersenken tieferer Brunnenschächte, als auch bei der Reinigung alter und allmählig verschlämmter B. findet man häufig den Schacht mit mephitischer Luft, größtentheils Stickgas, kohlensaurem, Schwefelwasserstoff- und anderen Gasen angefüllt, welche das Niedersteigen für die Arbeiter lebensgefährlich machen. Das Vorhandensein solcher Stoffe erkennt man schon am Verlöschen hineingeworfenen brennenden Strohs oder hinabgesenkter brennender Lichter. Zu Beseitigung derselben bedient man sich einer viereckigen, aus glatten Bretern luftdicht zusammengefügten Röhre, in welcher ein an einer Stange befestigter Kolben möglichst luftdicht auf und nieder geht; in dem Boden, von welchem aus engere Röhren, von etwa ⅔ der Weite der ersteren, bis auf den Wasserspiegel des B.s hinabzuführen sind, ist ein einfaches Klappenventil angebracht, ein ähnliches, nach außen sich öffnend, in der Seite der Röhre; der aufgezogene Kolben saugt die Luft von unten in die weite Röhre, den Stiefel, auf, und der niederdrückende drückt sie zur Seite hinaus. Noch bequemer ist folgende Vorrichtung: Auf einer 2—2½ Zoll weiten Röhre von Weißblech, welche man bis ziemlich auf den Wasserspiegel, sie aus einzelnen Stücken zusammenstoßend, hinabführt, wird oben eine gleichweite Röhre von Kupferblech aufgesetzt, um welche, 3 Fuß unter ihrer oberen Mündung, ein ring- oder kragenförmiges Gefäß mit durchlöchertem Boden angelöthet ist, mittelst dessen die ganze Vorrichtung auf 2 über die Brunnenbrüstung gelegten Eisenstangen aufgehängt wird. Unterhält man nun in diesem Gefäße mit Holzspänen oder Kohlen ein lebhaftes Feuer, so entsteht vermöge der Erwärmung der oberen Luftsäule in der Röhre eine Strömung nach oben, welche sehr bald den B. von der verdorbenen Luft befreit und mit frischer, gesunder versieht. Auch kann man einen Feuerkübel, d. i. ein eisernes korbförmiges Gefäß, an einer Kette in den B. hängen und in solchem

eine Zeitlang Feuer mit Stroh, Holz oder Steinkohlen unterhalten. Endlich kann man sich auch, um einen B. von schädlichen Luftarten zu reinigen, eines Regenschirms bedienen, den man aufgespannt und den Stiel nach oben gekehrt hinunter läßt und rasch wieder emporzieht, was man mehrmals wiederholt.

Was die Brunnenförderung anlangt, so wird diese bei den Schöpfbrunnen mittelst eines Haspels und einer darüber sich aufwickelnden Kette oder eines Seils bewirkt, woran 2 Eimer das Gewicht gegenseitig ausgleichen. Bei großer Tiefe läßt man das Seil oder die Kette auf eine über dem B. liegende stärkere Welle sich aufwickeln, welche mittelst Zahn und Getriebe von einer stehenden Welle aus durch Ochsen oder Pferde oder auch unmittelbar durch ein Lauf- oder Tretrad von Menschen oder Thieren in Bewegung gesetzt wird. Die Stelle der Eimer ersetzen dann größere oder kleinere Tonnen, welche bei ihrer Ankunft an oder über der Brunnenbrüstung von Haken gefaßt und gestürzt werden und so ihren Inhalt von selbst in Rinnen ausgießen. Sehr gewöhnlich sind auch die Ziehbrunnen, bei denen der Eimer mittelst einer Kette oder besser einer Stange an dem langen Arme eines, sich auf einer Säule in einer Gabel bewegenden Schwengels hängt, dessen kurzer Arm mit einem Gegengewichte beschwert ist. Man pflegt hier dem langen Arme das $1\frac{1}{2}$fache der Tiefe von der Brüstung bis zum Wasserspiegel zur Länge zu geben, sowie das Gegengewicht so einzurichten, daß zum Niederdrücken des leeren Eimers eben so viel Kraft erfordert wird, als zum Aufziehen des vollen; das statische Lastmoment muß daher der Summe des Gewichts des leeren Eimers und des halben Gewichts der zu hebenden Wassermenge gleich sein u., wenn man den kurzen Hebelarm = $\frac{1}{5}$ des langen macht, die wirkliche Last des Gegengewichts das Fünffache jener Gewichtssumme betragen. Eimer von mehr als $\frac{1}{2}$ Kubikfuß Fassungsraum sind daher nicht vortheilhaft. Pumpen, und zwar einfache Saug- u. Hub- oder bloße Hubpumpen, durch Schwengel, Drückel &c. in Bewegung gesetzt, sind für den Gebrauch im gemeinen Leben bei nicht zu großer Fördertiefe und zu hebender Wassermenge am anwendbarsten. Sie sind für einen Menschen einzurichten, daher nicht über 5—6 Zoll im Stiefel weit, mit 12 — 15 Zoll Hub, einem Lastarme von der $1\frac{1}{2}$fachen und einem Kraftarme von der 2- bis $3\frac{1}{2}$fachen Länge des Hubes, so daß der Weg der Kraft nicht über 4—$4\frac{1}{2}$ Fuß beträgt. Eiserne Kolbenröhren oder Stiefel sind besser, doch reichen auch hölzerne aus. In dem B. müssen Tragehölzer angebracht sein, um die Pumpen darauf zu setzen. Die Saugröhre ist am untersten Ende zu schließen und auf der Seite mit einer Saugöffnung zu versehen, oder besser mit einem durchlöcherten Senkkorbe zu umgeben, damit kein Sand oder sonstiger Bodensatz mit angesaugt werde. Soll aus einem reichhaltigen B. das Wasser auf eine größere Höhe und Weite gebracht werden, z. B. zur Versorgung einer ganzen Stadt, so verdienen Druckpumpen den Vorzug vor allen übrigen.

Die Menge des Wassers, welche ein mit einer Ausflußröhre versehener B. liefert, ist das Produkt aus dem Querschnitte der Ausflußöffnung multiplicirt in die Geschwindigkeit. Um die hierzu nöthige Zeitbestimmung zu ersparen, mißt man den Zufluß des Wassers mittelst einer kreisförmigen Oeffnung von 1 Zoll im Durchmesser, über deren Mittelpunkt der Wasserstand 7 Linien beträgt. Die Quantität, welche bei dieser Höhe des Wasserstandes aus einer Röhre von 1 Zoll Durchmesser ausfließt, nennt man einen Zoll Wasser; nur darf man hierbei nicht vergessen, die Ausflußmenge in einer gewissen Zeit durch die Erfahrung oder Berechnung zuvor zu bestimmen. Man schätzt ferner die Ausgiebigkeit gewöhnlicher B. nach der Zahl von Litern Wassers, welches sie in 24 Stunden liefern. Bei dieser Art von Schätzung mißt man genau, was die Quelle z. B. in einer Minute liefert, indem man für diesen Zweck das Liter, das Dekaliter und das Hektoliter anwendet, woraus man dann leicht das Ergebniß eines Tages von 24 Stunden ableiten kann. Die folgende Tabelle gibt in Litern auf den Tag und auf das Jahr die Ergiebigkeit gewöhnlicher B., die $\frac{1}{4}$ Zoll, bis zu denen, die 100 Zoll Wasser liefern.

Zahl der Wasserzolle.	Ergiebigkeit im Jahr in Litern.	Tägliche Ergiebigkeit in Litern.
$\frac{1}{16}$	439,200	1,287
$\frac{1}{4}$	1,756,800	4,750
1	7,027,200	19,200
2	14,054,400	38,400
3	21,082,600	57,600
4	28,108,800	76,800
5	35,136,000	96,000
6	42,163,200	115,200
7	49,190,400	134,400
8	56,217,600	153,600
9	63,244,800	172,800
10	70,272,000	192,000
15	105,408,000	288,000
20	140,544,000	384,000
25	175,680,000	480,000
30	210,816,000	576,000
35	245,952,000	672,000
40	281,086,000	768,000
45	316,224,000	864,000
50	351,360,000	960,000
60	421,632,000	1,152,000
70	491,904,000	1,344,000
80	562,176,000	1,536,000
90	632,448,000	1,728,000
100	702,720,000	1,920,000

Von den artesischen B. gewinnt man die richtigste Vorstellung, wenn man sich einen solchen als einen zweiarmigen Heber vorstellt, dessen kurzer Schenkel, durch einen Meißelbohrer gebildet, bis zu einer wasserführenden Schicht niedergeht, u. dessen längerer von Natur vorhandener seinen Ausmündungspunkt an einem Gebirge hat, wo die Speisung durch Thau, Regen, Schnee immerwährend vor sich geht. Dieser längere natürliche Heberarm ist in der Regel wellenförmig gebogen oder geknickt. Artesische B. entstehen demnach dann, wenn man Wassern, welche zwischen zwei undurchdringlichen Gesteins- oder Thonschichten eingeschlossen sind und entweder keinen, oder nur einen sehr entfernten Ausflußpunkt haben und dadurch in starker Spannung erhalten werden, einen künstlichen Abfluß dadurch verschafft, daß man mittelst eines Erdbohrers (s. d.) die darüber befindlichen Gesteinslagen durchbohrt. Je beträchtlicher die Höhen sind, von denen aus die Wasser auf den Schichten einfallen, desto höher werden dieselben über das Bohrloch emporsteigen. Das mittelst artesischer B. erlangte Wasser ist außerordentlich verschieden. In den meisten Fällen und

namentlich da, wo das Niedergehen in zu große Tiefen nicht nothwendig ist, tritt dasselbe rein, klar u. als gesundes Trinkwasser aus der Erde hervor. Es strömt so ununterbrochen und oft in solch großen Quantitäten, daß ganze Stadttheile und Dörfer reichlich und im Ueberflusse damit versorgt werden. Beim Hervortreten aus größeren Tiefen hat es freilich den Nachtheil, daß seine Temperatur zu hoch ist, und daß es die so angenehmen durststillenden Eigenschaften nicht mehr hat; dabei kann es jedoch zu technischem und ökonomischem Gebrauch vortrefflich verwendet werden. Sehr leicht ist es, dieses Wasser bei großer Spannung und hohem Einfallswinkel viele Fuß in die Höhe zu treiben, so daß es z. B. bei Feuersgefahren sehr nützliche Dienste leisten kann. Es wird als Treibekraft für große Fabriken, Mühlen, Hüttenwerke, Papiermühlen gebraucht. Da die Temperatur desselben im Sommer und Winter sich gleich bleibt und in der Regel hoch ist, so hat es den schwer ins Gewicht fallenden Vortheil, daß die größten und ausgedehntesten Wasserwerke bei der strengsten Winterkälte fortarbeiten können; hat man auch nur einen kleinen Wasserstrahl, so reicht derselbe dennoch hin, die Temperatur der anderen Aufschlagewasser so zu ermäßigen, daß die Räder nicht einfrieren. Kommt das Wasser aus großen Tiefen, so eignet es sich wegen seiner Wärme ganz besonders zum Waschen; man bedient sich desselben namentlich in London sehr gern in Färbereien, Brauereien und Brennereien. In dürren Gegenden, wo Wassermangel nichts Seltenes ist, verwendet man dasselbe zum Bewässern von Wiesen und Ländereien; ja man bewirkt sogar Heizungen mit demselben.

Für Geognosie und Geologie wurden durch das Abbohren von Bohrlöchern in den verschiedensten Gegenden der Erde ungemein wichtige Aufschlüsse gesammelt. Der wichtigste derselben ist, daß durch diese Versuche die Zunahme der Erdtemperatur außer allen Zweifel gesetzt wurde. Nicht selten steigt zugleich mit den Wassern eine Menge von brennbaren Gasen (Wasserstoffgasen) auf. Interessant sind die Ausströmungen von atmosphärischer Luft, die sich bis zu Tiefen von 200 und mehr Fuß fortsetzen und oft an genau bestimmte Zeitperioden gebunden erscheinen. Unangenehm ist das Eintreten von schwefelwasserstoffhaltigem Wasser, das in der Regel eine dunkle Farbe besitzt. Beim Erbohren von braunen bituminösen Mergel-, Thon- und Gypsschichten hört man nicht selten, wenn das Gestänge aus dem Bohrloche genommen ist, ein sehr heftiges Brausen in der Bohrröhre; dann ergießen sich fast immer Massen sandigen Schlammes unter Verbreitung eines Geruchs nach Schwefelwasserstoffgas, welches die Ursache dieser Hervorhebung ist; denn sobald die Erscheinung mehre Minuten angehalten, und das Gas sich in der Luft zerstreut hat, sinkt das Wasser auf seinen früheren Stand zurück. Auch Bergöl tritt zuweilen aus Bohrlöchern hervor. Als man bei Burkesville in Kentucky in Amerika bohrte und bereits eine Reihe fester Schichten durchteuft hatte, erhob sich aus 2000 Fuß Tiefe plötzlich ein Strahl von Bergöl 12 Fuß hoch über den Boden, der anfänglich 75 Gallonen in der Minute lieferte, aber schon nach einigen Tagen aufhörte. Später brachte man durch Auspumpen noch einmal Bergöl herauf, und dann stieg dasselbe noch zweimal von selbst empor, zuletzt am 4. Juli 1835 6 Wochen lang, so daß man 20 Tonnen sammeln konnte. Das Oel ist grün, wird an der Luft braun, riecht scharf und verflüchtigt sich rasch in hölzernen Gefäßen. Nicht selten bricht während des Abbohrens ein Wasserstrahl hervor, der durch seine Stärke Alles in Staunen versetzt. Hauptsächlich im ersten Moment, nach dem Durchsinken der letzten Decke eines unterirdischen Behälters, drängt sich die Wassermasse in solchem Maße hervor, daß für die Umgebungen nachtheilige Einflüsse oft nicht zu vermeiden sind.

Der Name „artesische B." ist von dem Umstande entlehnt, daß es besonders die Provinz Artois war, in welcher man seit langer Zeit eine eben so ausgedehnte als glückliche Anwendung vom Erdbohrer machte. In England, das gegenwärtig sehr viele artesische B. besitzt, kamen sie erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch. Zu Amsterdam wurde schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Bohrversuch angestellt. Auch die Russen sollen sich früh auf diese Kunst verstanden haben. In und um Wien sind Bohrbrunnen schon über ein Jahrhundert vorhanden. In Würtemberg wurde 1777 die erste Bohrung unternommen, um Salzsoolen zu finden, u. lieferte die als Kurbrunnen so geschätzte Quelle zu Kannstatt. In Amerika gibt es ebenfalls seit langer Zeit erbohrte B. Einer der berühmtesten artesischen B. ist der von Grenelle zu Paris, der eine Tiefe von 560 Metern oder 1784 rhein. Fuß hat und täglich 100,000 Kubikfuß Wasser liefert, wobei der Strahl in Röhren 50 Fuß über die Oberfläche geführt werden kann. Die Temperatur des Wassers beträgt 24° R., die Wärmezunahme daher auf 90 Fuß ungefähr 1°, so daß demnach der Schmelzpunkt des Eisens, den man bei einem Thermometerstande von 1977° setzt, in einer Tiefe von 27,300 Klaftern oder etwas über 7 deutschen Meilen unter der Oberfläche der Erde zu suchen wäre.

Vergl. Bonner, Vollständiger Unterricht über die Anlage der Bohrbrunnen, 2. Aufl., Münster 1831; Spetzler, Anleitung zur Anlage artesischer B., Lübeck 1831; von Bruckmann, Vollständige Anleitung zur Anlage, Fertigung und neueren Nutzanwendung der gebohrten oder sogenannten artesischen B., 2. Aufl., Heilbronn 1838; Paulucci, Das technische Verfahren bei Bohrung artesischer B., mit besonderer Rücksicht auf den dermaligen Stand der Brunnenbohrkunst in Frankreich, Wien 1838.

Geschichtliches. B. in Form von gefaßten Quellen oder Ziehbrunnen waren im Alterthum hoch geschätzt. Als Cisternen waren sie besonders im Morgenlande gebräuchlich, wo überhaupt die Kunst, Quellen aufzusuchen, B. zu graben und Cisternen anzulegen, zuerst aufgekommen und ausgebildet worden zu sein scheint. Die nomadischen Völkerschaften Asiens mußten in Anbetracht ihrer Heerden zuerst darauf bedacht sein, das hie und da aus der Erde quellende und das als Regenwasser sich auf derselben niederschlagende Wasser zu sammeln, und so waren die Cisternen die ersten Anfänge der B. In wasserarmen Gegenden waren dieselben von der höchsten Wichtigkeit, und es erhoben sich über ihre Benutzung nicht selten ernste Streitigkeiten. Nach Strabo hatten die alten

Aegypter tief ausgegrabene und ausgemauerte B., von welchen die zwei merkwürdigsten auf Elephantine und bei Syene sich befanden; der erstere, aus Quadersteinen aufgeführt, stand mit dem Nil in Verbindung und zeigte durch einen an der Mauer angebrachten Maßstab das Steigen und Fallen des Nils; der Boden des anderen ward zur Zeit der Sommersonnenwende von der Sonne beschienen, weil er unter dem Wendekreise lag. An B. versammelten sich in frühen Zeiten namentlich die jungen Leute, und nicht selten wurden auch Kriegslager und feste Wohnplätze daselbst aufgeschlagen, wie dies die Namen vieler Städte bis auf den heutigen Tag beweisen. Im Orient spielen die B. im Verkehrsleben noch gegenwärtig eine äußerst wichtige Rolle, weshalb das Graben derselben für höchst verdienstlich, das Verschütten aber für ruchlos und gottlos erklärt wird. Nach der griechischen Mythe ist Danaus der Erfinder der B. Während die Griechen früher wohl nur lebendige Quellen und Cisternen kannten, hatte später jede bedeutendere Stadt wenigstens einen B., der dekorirt und einer bestimmten Gottheit geweiht war. In Rom behalf man sich lange Zeit mit Tiber- und Quellwasser, bis durch Wasserleitungen Wasser nach Rom geführt und dort in Kästen und B. aufbewahrt ward. Unter den Kaisern hatte fast jedes Haus in Rom seinen B. oder wenigstens Wasserbehälter, die das Wasser in Zimmer, Säle, Gärten ꝛc. führten und auch Fontänen bildeten. Ziehbrunnen und Cisternen waren den Römern ebenfalls bekannt, und sie wie die Griechen verehrten bei B., namentlich Gesundbrunnen, Gottheiten, ja es wurde jenen selbst göttliche Verehrung zu Theil und ihnen Wein, Blumen, Oel, Kuchen, kleine Goldmünzen, Böckchen ꝛc. geopfert. Endlich sahen die Alten die B. auch als Orakel spendend an; so der B. im Tempel des Erechtheus zu Athen, der im Tempel des Poseidon Hippios bei Mantinea, der vor dem Tempel der Demeter zu Paträ, wo Kranke untrügliche Orakel erhalten haben sollen, der der Egeria vor dem campanischen Thore in Rom u. a. m. Die nördlicheren Völker in Germanien, Gallien, Britannien ꝛc. waren bei ihrem Reichthum an Quellen weniger auf das Aufgraben künstlicher, als auf das Benutzen und Erhalten der natürlichen Wasserzuflüsse angewiesen, und es beziehen sich daher die vielen deutschen Ortsnamen mit Brunn nur auf Quellen, die mit besonderer Stärke hervordrangen, oder auf Gesundbrunnen. Die Kunst des Brunnengrabens ist erst auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit gebracht worden, nachdem die Städtebefestigungen, Bergschlösser- und Burgenbauten zu den kühnsten Werken in jenem Zweige der Baukunst nothgedrungene Veranlassung gegeben hatten.

Brunnen, Dorf im schweizerischen Kanton Schwyz, in reizender Gegend am Einflusse der Muotta in den vierwaldstätter See, mit Hafen und 1600 Einwohnern, Stapelplatz für die nach Italien gehenden Kaufmannsgüter, für welche sich eine besondere Niederlage (Sust) hier befindet. Hier beschworen 1315 nach der Schlacht bei Morgarten die drei Waldstädte ihren Bund auf ewige Zeiten, worauf sie den Namen „Eidgenossen" erhielten; in späteren Zeiten wiederholten sie hier ihre Zusammenkünfte, zuletzt 1814.

Brunnenfeier, Fest der Römer, der alten Deutschen und anderer alten Völker, ein Ausdruck der Dankbarkeit für das göttliche Geschenk des fließenden, erquickenden Quells. Die Römer begingen ihre Fontinalia in der Mitte Oktobers. Auch die Perser widmeten den Brunnen religiöse Verehrung, und die alten Deutschen brachten Wäldern und Quellen ihre Opfer dar. Aus dieser heidnischen Zeit stammen noch viele der heutigen Brunnenfeste, von welchen einige (z. B. in Lähnberg bei Weilburg ꝛc.) sogar kirchlich begangen werden.

Brunnenkresse, s. Nasturtium und Cardamine.

Brunnenröhren, die unterirdischen Röhren, welche das Wasser von einem Orte zu einem andern nicht so hoch liegenden leiten. Dieselben können aus Eisen, Blei, Holz, gebranntem Thon, hydraulischem Kalk oder Cäment bestehen. Gußeiserne Röhren haben den Nachtheil, daß sie durch unmittelbare Berührung mit dem Erdreiche, in welches sie gelegt werden, vom Roste verzehrt werden, wozu noch kommt, daß sie sich durch Ansetzen von Eisenoxydhydratknollen verengern und dadurch nach wenigen Jahren dem durchströmenden Wasser merklichen Abbruch thun. Gußeiserne Wasserleitungen haben deshalb höchst selten eine Dauer von mehr als 60—70 Jahren. In bleiernen Röhren bildet sich ebenfalls Bleioxyd, das der Gesundheit sehr nachtheilig ist (s. Bleivergiftung). Dagegen hat man in neuerer Zeit thönerne Röhren empfohlen, die, mittelst der hydraulischen Presse einem außergewöhnlichen Druck ausgesetzt, eine große Widerstandsfähigkeit zeigen. Durch die solchen Röhren gegebene Glasur bleibt das Wasser stets klar, rein und ohne Beigeschmack. Diese Röhren sind daher auch den gußeisernen und in vielen Fällen den hölzernen B. vorzuziehen, sofern sie nur tief genug gelegt werden können. Die eben erwähnten hölzernen Röhren bieten den einzigen Vortheil, daß sie sehr billig herzustellen sind und einem starken Drucke widerstehen können, haben aber den Nachtheil, daß sie in wenig Jahren faulen und dem durchfließenden Wasser einen unangenehmen Geschmack mittheilen, weshalb sie gegenwärtig nicht mehr so häufig angewendet werden wie früher; auch muß man diejenigen beseitigen, welche Löcher, Knoten, Spalten oder Risse haben, da z. B. an den Astknoten das Wasser zuerst auszutreten pflegt, und hier auch die Röhren zuerst schadhaft zu werden beginnen. Hölzerne Wasserleitungen werden dauerhafter, wenn man sie mit dünn gelöschtem Kalke so überschüttet, daß sie von der dünnen Kalklauge ganz bedeckt werden, wodurch dem Aufspringen des Holzes und eben damit auch dem frühen Verderben begegnet wird. Es war ferner eine glückliche Idee, das Holz, um es zu konserviren, mit Theer zu behandeln; zwar halten solche Röhren keine starken Drucke aus, gleichwohl sind sie für die gewöhnlichen Zwecke der Wasserleitung von großem Nutzen. Für das Bohren der hölzernen B. ist neuerlich ein Apparat empfohlen worden, dessen Haupttheil ein hohler eiserner, an seiner oberen Kante mit einem Sägeblatt versehener Cylinder ist, welcher vertikal steht und durch ein Triebwerk in Bewegung gesetzt wird. Ueber demselben wird in vertikaler Richtung das

zu bohrende Holzstück angebracht, das dann mit seinem Gewichte auf denselben drückt, wodurch es allmählig mit einer vom Arbeiter zu regulirenden Geschwindigkeit niedersinkt. Hierbei dringt die Säge in das Holz ein und schneidet einen Cylinder heraus. Auf diese Weise können aus einem Stamme von 40 Centimeter Stärke 3 Röhren hergestellt werden, von welchen die erste 300, die zweite 162 und die dritte 54 Millimeter lichte Weite hat. Die gebohrten Röhren werden in dünnflüssigen Theer gelegt, worin sie so lange bleiben, bis sie außerhalb und innerhalb vollständig mit Theer gesättigt sind; sodann kommen sie in ein Gefäß mit dickerem Theer und werden schließlich in Sand gewälzt. Um sie mit einander zu verbinden, versieht man das eine Ende mit einem Muttergewinde aus Metall, das andere mit einem Schraubengewinde, oder man schiebt an beiden Röhrenenden einen Ring scharf auf oder schraubt ihn auf. J. Karlinger hat ein Verfahren beschrieben, wonach man im Stande ist, sehr dauerhafte B. aus hydraulischem Kalk herzustellen. Man rührt den mit seinem Gewichte gröblichen Sandes vermischten hydraulischen Kalk mit Wasser zu einem etwas dicken Brei an und gießt ihn in eine Form, worin er erhärtet, worauf man die Formtheile von der so gebildeten Röhre trennt. Beim Legen der Röhren werden die Fugen zwischen denselben mit hydraulischem Kalk verstrichen. Endlich verwendet man in neuester Zeit auch den Cäment zu Fertigung von B., die man an der Stelle, wo sie eingelegt werden, mittelst eines cylindrischen Kernes von Holz ein Meter lang fertigt, indem man den Cäment um jenen gießt und nach Vollendung der Röhre den Kern wieder aus derselben herauszieht. Dieses Verfahren geht sehr rasch von Statten, wobei die Röhren keine Verbindungsfugen erhalten, da das Gießen derselben beständig vorwärts schreitet, so daß die ganze Leitung am Ende nur aus Einer Röhre besteht. Diese B. haben viele Vorzüge: so oxydiren und faulen sie nicht und besitzen ihrer ganzen Länge nach immer dasselbe Kaliber, wozu noch kommt, daß dieser gegossene Cäment in kurzer Zeit sehr hart wird und eine große Widerstandsfähigkeit erlangt. Solche B. aus Cäment, die sich sehr gut erwiesen haben, lassen gegenwärtig die Gebrüder Borne in Erfurt fertigen. Am reinlichsten sind Glasröhren, die $^1/_4$—$^1/_2$ Zoll stark, 2 und mehr Zoll im Durchmesser und 3 und mehr Fuß lang verfertigt werden. Der Kolben ist ebenfalls von Glas, das Gestürze von Eisen. Bei Röhrenfahrten werden in Zwischenräumen von etwa 100 Fuß Oeffnungen (Spunde) von 1 Fuß Länge und außen 4, innen 2 Zoll Breite eingemeißelt und mit Pfröpfen verschlagen, damit man die Röhren mittelst eines an langen Reifen befestigten Lappens oder Wergbundes, das von einem Spund zum anderen gezogen wird, reinigen könne.

Brunnenstock, die in die Röhrenfahrt senkrecht eingeschlagene Röhre, in welcher das Wasser aufsteigt und zum Ausfluß gelangt.

Brunnenstube, beim Bergbau der Raum, in welchem die Grubenwasser und Quellen zusammenfließen, und wo sie dann abgeleitet werden; bei den von der Natur gebildeten u. zur Röhrenfahrt (s. d.) benutzten Quellen das um und über dieselben aufgeführte Mauerwerk. Letzteres hält gewöhnlich 4—6 Fuß ins Gevierte und 2 Fuß Dicke, ist überwölbt und mit einem Dach versehen. An der Seite, wo die Quelle zu Tage kommt, wird eine Thür und unter dieser, im Fall die Röhrenfahrt das Wasser nicht hinlänglich abführte, eine Abflußröhre angebracht. Rings um die Brunnenmauer endlich legt man in einer Entfernung von 1—2 Fuß eine zweite Mauer an, oder führt einen Rasenbeleg darauf, zwischen welchem und der innern Mauer man alsdann durch Einrammeln fetten Thons die Thonkammer herstellt, durch welche die B. vor dem Eindringen des Regenwassers geschützt wird. Diejenige Röhre, welche das Wasser aus der B. in die Röhrenfahrt leitet, muß, um Verunreinigung u. Verstopfung der Quellen zu verhüten, mit einem kupfernen oder eisernen Gitter versehen sein.

Brunnenwasser, s. Brunnen und Wasser.

Brunner, 1) Johann Konrad, berühmter Mediciner, geboren den 16. Januar 1653 in Dießenhofen im schweizerischen Kanton Thurgau, wurde 1687 Professor der Medicin in Heidelberg, 1695 Leibarzt des Kurfürsten von der Pfalz, der ihn unter dem Namen Bruno von Hammerstein in den Adelsstand erhob, und † den 2. Okt. 1727 in Mannheim. Seine Schriften sind jetzt veraltet, aber die „De glandibus duodeni" (Heidelberg 1687, Frankf. 1715) in sofern zu erwähnen, als sie zur Bezeichnung der Schleimdrüsen des Zwölffingerdarms als brunnerscher Drüsen (glandulae Brunneri) Veranlassung gegeben hat.

2) Sebastian, katholischer Theolog und leidenschaftlicher Vorkämpfer des ultramontanen Katholicismus, geboren den 10. Okt. 1814 in Wien, war seit 1838 Kaplan an verschiedenen Orten u. von 1853—56 Feiertagsprediger in Wien. Er ist der Verfasser zahlreicher satirischer, ascetischer und polemischer Schriften, z. B. „Die Welt ein Epos" (Wien 1844); „Des Genie's Malheur und Glück" (das. 1845, 2 Bde.); „Freunde u. Heimat" (das. 1845); „Woher? Wohin? Geschichte aus meinem Leben" (das. 1855, 2 Bde.); „Das Heil aus Rom" (das. 1842); „Homilienbuch" (Regensburg 1852—54, 3 Bde.) u. a. m. Auch begründete er 1848 die „Wiener Kirchenzeitung".

Brunnow, 1) Ernst Georg von, Novellist und thätiger Verbreiter der Homöopathie, geboren den 6. April 1796 zu Dresden als Sohn eines aus Kurland stammenden Offiziers, studirte 1815—19 zu Leipzig, wo er Hahnemann kennen lernte, ward 1820 Assessor beim Kollegium der Landesregierung, trat aber schon 1822 wegen eines Augenübels in den Privatstand zurück. Er † den 4. Mai 1845 zu Dresden. Er übersetzte Hahnemanns „Organon der Heilkunde" ins Französische (Dresden 1824; 2. Aufl. 1832) und schrieb: „Exposé de la réforme médicale entreprise en Allemagne par le Docteur S. Hahnemann" (das. 1824), „Traité sur les effets du café" (das. 1824), „Précis historique et littéraire de la méthode curative homoeopathique" (das. 1832); gab mit E. Stapf und W. Groß heraus: „Hahnemanni materia medica pura etc." (das. 1825 und 1826, 1. und 2. Bd.). Außerdem schrieb er die Novellen: „Die neue Psyche" (Bunzlau 1837), „Der Obrist von Carpezan" (Lpz. 1844), das historisch-romantische Gemälde „Der Troubadour" (Dresden 1839, 2 Bde.; 2. Aufl. 1843) und den umfassenden historischen Roman „Ulrich von Hutten" (Lpz.

1842—43, 3 Bde.). Seine letzte Schrift war „Ein Blick auf Hahnemann und die Homöopathie" (Leipz. 1844).

2) Philipp, Freiherr von B., russischer Diplomat, am 31. August 1797 in Dresden geboren, Bruder des Vorigen, studirte von 1815—18 in Leipzig Jurisprudenz und Staatswissenschaften, trat dann in den russischen Staatsdienst, wurde zunächst dem Staatsrath Stourdza beigegeben, um mit diesem einen Civilcodex für Bessarabien auszuarbeiten, und wohnte als Attaché den Kongressen von Troppau und Laibach bei. Darauf fungirte er 1822 als Gesandtschaftssekretär in London, verweilte jedoch nur kurze Zeit daselbst, da er dazu ausersehen wurde, beim Kongreß von Verona den russischen Bevollmächtigten zu unterstützen. Nesselrode beschäftigte ihn nun in seiner Kanzlei, ließ ihn aber 1727, als Fürst Woronzow zum Statthalter von Südrußland und Bessarabien ernannt wurde, mit diesem nach Odessa gehen. Als im nächsten Jahre der Krieg mit der Türkei ausbrach, begleitete B. das Heer als Civilbeamter. Beim Abschluß des Friedens von Adrianopel bediente sich Graf Orlow seiner Unterstützung und nahm ihn als Staatsrath zu den diplomatischen Besuchen mit, die er in Konstantinopel, im Haag und in London abstattete. Auch Nesselrode begleitete er zu mehren Besprechungen mit deutschen Höfen. Er erhielt dann (1839) selbstständige Gesandtschaftsposten in Stuttgart und Darmstadt, ging aber bald darauf in specieller Mission nach London, um in der damals obschwebenden orientalischen Frage eine Annäherung zwischen den Kabineten von London und Petersburg anzubahnen. Kehrte er auch noch einmal nach Deutschland zurück, so wurde er doch schon im März 1840 zum Botschafter in London ernannt. Unter seiner besondern Mitwirkung kam hier der berühmte Vertrag vom 15. Juli 1840 zu Stande, in welchem sich Rußland, Oesterreich, Preußen und England mit Ausschließung Frankreichs zur Friedensstiftung im Orient einigten. Andere Verträge, die er in London abschloß, betrafen die Abänderung des Uebereinkommens von Honkiar Skelessi, die Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels, die griechische Thronfolge und den deutsch-dänischen Streit. In Folge der orientalischen Verwickelung abberufen, verließ er am 3. Februar 1854 London, begab sich nach Darmstadt, dann nach Berlin und wurde im Oktober 1855 zum russischen Gesandten am Bundestage zu Frankfurt ernannt. Der Thronwechsel in Rußland führte B. auf den Schauplatz der großen diplomatischen Thätigkeit zurück. Im Verein mit dem Grafen Orlow vertrat er Rußland auf dem Friedenskongreß von 1856. Im Februar 1857 ging er als Gesandter nach Berlin, kehrte aber im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft nach London zurück.

Bruno, 1) B. der Große, Erzbischof von Köln u. Herzog von Lothringen, dritter Sohn König Heinrichs I. und Bruder Kaiser Otto's I., geboren um 928, ein gewandter Staatsmann u. einflußreicher Beförderer wissenschaftlicher Studien unter der Geistlichkeit, genoß den Unterricht mehrer griechischen Gelehrten, wurde, herangewachsen, in die königliche Pfalz berufen u. war erst Kaplan u. Kanzler, später Erzkanzler seines kaiserlichen Bruders, den er 951 auf seinem ersten Kriegszuge nach Italien begleitete. Im Jahre 953 wurde er Erzbischof von Köln und wirkte hier wohlthätig für den Unterricht. Auch ernannte ihn Otto, nach Absetzung seines aufrührerischen Schwiegersohnes Konrad 954 zum Herzog von Lothringen. In den Zwistigkeiten zwischen Kaiser Otto I., Lothar von Frankreich und den Söhnen des Herzogs Hugo als Vermittler nach Frankreich berufen, † er zu Rheims den 11. Oktober 965. Er ward später beatificirt. Man schreibt ihm Kommentare über die 5 Bücher Mosis und einige Biographien von Heiligen zu. Sein Leben beschrieb Runtger in Leibnitz' „Scriptores rerum Brunsvicensium".

2) B. der Heilige, der Apostel der Preußen, aus dem Geschlechte der Herren von Querfurt, um die Mitte des 10. Jahrhunderts geboren, wurde durch ein Gelübde seiner Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt und von dem seiner Zeit berühmten Philosophen Gibbo erzogen. Frühzeitig Kanonikus zu Magdeburg, zeichnete er sich durch Frömmigkeit und gute Werke aus, trat dann in den Benediktinerorden u. wurde von Kaiser Otto III. 995 dem Papst Gregor V. zu Hülfe und Rath nach Rom gesendet. Nachdem er diesem Papste durch alle Wechselfälle des Schicksals treu geblieben, durchzog er 999, 2 Jahre nach Adalberts Tode, mit 2 Mönchen, Johannes und Benedikt, als Missionär ganz Preußen, über dessen wilde Bewohner seine Sanftmuth viel vermochte. Im Jahre 1004 kehrte er nach Rom zurück, wurde Kaplan am Hofe Kaiser Heinrichs II., ging 1007 aufs Neue nach Preußen, fand aber am 9. März 1008 mit 18 seiner Gehülfen den Tod. Herzog Boleslaw I. erkaufte lange nachher ihre noch unbeerdigten Leichname. Später wurde B. unter die Heiligen versetzt. Sein Tag ist der 15. Oktober.

3) B. von Köln, der Heilige, der Stifter des Karthäuserordens, geboren um 1040 zu Köln als Sprößling eines alten, edlen, noch im 18. Jahrhundert blühenden Geschlechts, ward in der Kollegialschule von St. Kunibert erzogen und zu Rheims in den Wissenschaften seiner Zeit gebildet, wurde Kanonikus am Kollegium St. Kunibert und dann Rektor der Domschule und Kanzler von Rheims. Seit 1084 lebte er mit 6 Genossen in der wilden Gebirgskluft Chartreuse bei Grenoble in kleinen um ein Bethaus gebauten Hütten in streng-ascetischer Gemeinschaft, aus welcher nachmals der Karthäuserorden hervorging. Sein ehemaliger Schüler, Papst Urban II. (früher Odo), rief ihn 1090 nach Rom; er schlug aber das ihm angetragene Erzbisthum von Reggio aus und baute 1094 eine neue Karthause bei della Torre in Kalabrien, wo er 1101 †. Mit Leo's X. Erlaubniß wurde ihm 1514 von den Karthäusern eine eigene Messe gestiftet, welche 1623 von Gregor XV. auf die gesammte katholische Kirche ausgedehnt wurde. B. wurde darauf 1628 unter die Zahl der Heiligen versetzt. Tag: 6. Oktober. Von den ihm beigelegten Schriften (Paris 1524, Köln 1611) werden nur die beiden Kommentare über die Psalmen und die Briefe des Paulus, sowie einige Briefe für ächt gehalten.

4) Heiliger, aus dem Geschlecht der Herren von Soleria in Piemont, wurde Kanonikus in Asti und 1077 Kardinal und Bischof zu Segni, ging 1104 als Mönch in das Kloster zu Monte Cassino, ward hier 1107 Abt, übernahm aber später wieder

das Bisthum Segni und † hier 1123. Er wurde 1183 kanonisirt. Tag: 18. Juli. Seine Werke (Homilien, dogmatische Abhandlungen, Briefe ꝛc.) wurden herausgegeben von Marchesi (Venedig 1652) und von Bruno Bruni (Rom 1789 — 91, 2 Bde.).

5) B., Geschichtschreiber im 11. Jahrhundert, Mönch in einem sächsischen Kloster, schrieb eine durch zahlreiche Urkunden und Aktenstücke besonders schätzbare „Historia belli saxonici“, die von 1073 bis 1082 reicht und für Gregor VII. Partei nimmt, handschriftlich in der pauliner Bibliothek zu Leipzig, abgedruckt in Frehers „Scriptores rerum germanicarum“ (1. Bd.) und in der „Magdeburger Chronik“ mit Hinweglassung der Urkunden fast ganz abgeschrieben.

6) Giordano B. (Jordanus Brunus), berühmter Philosoph des 16. Jahrhunderts, zu Nola im Neapolitanischen geboren (daher B. Nolanus), trat frühzeitig in den Dominikanerorden, beschäftigte sich aber eifrig mit dem Studium der Mathematik und Philosophie. Seine freimüthigen Aeußerungen gegen stehende Lehren der katholischen Kirche, namentlich gegen die Transsubstantiation und die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria zogen ihm oft Strafen zu. Daher floh er 1580 nach Genf, fand aber auch dort bei den orthodoxen Calvinisten Lehren, die er bestreiten mußte, sowie schroffe Unduldsamkeit. Daher wanderte er nach Lyon, von da nach Toulouse und 1582 nach Paris, wo er mit Beifall philosophische Vorträge hielt, aber bald mit den Anhängern des Aristoteles in heftigen Streit gerieth. In Paris gab er auch seine an muthwilligen Einfällen und komischen Zügen reiche Komödie „Candelajo“ (der Lichtzieher) heraus, sowie einige philosophische Schriften, größtentheils Bearbeitungen der Logik u. Mnemonik von Lullius. Bedrängt von den Aristotelikern, begab er sich 1583 nach London, wo er an dem französischen Gesandten, Michel de Castelnau, Herrn de la Mauvisière, einen Gönner und bei demselben einen Kreis von Männern fand, in welchem er sich über das Denken und Treiben seiner Zeit frei äußern durfte. Er schrieb hier sein „Spaccio de la Bestia trionfante“ (Paris 1584; englisch von Toland 1713; französischer Auszug unter dem Titel „Le ciel réformé“ vom Abbé Louis Valentin de Vaugny 1750), eine witzige Satire auf alle Arten des Aberglaubens, die Tischgespräche: „La Cena delle Ceneri“, in welchen er als Vertheidiger des kopernikanischen Weltsystems und mit der Behauptung von der Mehrheit der Weltkörper auftrat, und seine wichtigsten, die Hauptsätze seiner Weltansicht enthaltenden Werke: „De la causa, principio et uno“ und „Del infinito, universo e mondi“. Im Jahre 1585 ging er abermals nach Paris, wo er die Aristoteliker heftiger als je vorher angriff. Mit Mühe rettete er sich 1586 vor ihrer Rache nach Wittenberg, wo er mathematische, physikalische und philosophische Vorträge halten durfte, ohne daß er sich zum Lutherthum bekannte. Aber gerade hier blieb er durchaus unverstanden, und schon 1588 wandte er sich nach Prag, wo er ein neues Werk über die lullische Kunst und „Articuli centum et sexaginta contra mathematicos et philosophos“ herausgab. Die Herzöge von Braunschweig, Julius u. Heinrich Julius, zogen ihn nach Helmstädt und ertheilten ihm eine Professur mit Gehalt. Doch ging er schon im nächsten Jahre (1590) nach Frankfurt a. M., von wo er sich aber, mit dem Drucke seiner letzten Schriften beschäftigt, aus unbekannter Ursache entfernen mußte. Sein Verhängniß trieb ihn darauf wieder nach Italien. Hier lebte er seit 1592 zu Padua anfangs unangefochten, bis er plötzlich 1598 von der Inquisition gefangen, nach Venedig und von da nach Rom gebracht und, da er nicht widerrufen wollte, am 17. Februar 1600 als Apostat, Abtrünniger vom Ordensgelübde und Ketzer verbrannt wurde. B. bildete mittelst geschickter Benutzung der Lehrbegriffe des aristotelischen, stoischen und platonischen Systems eine von den Emanationsvorstellungen des Neuplatonismus gereinigte und von den Satzungen der Kirche unabhängige theistisch modificirte All-Einslehre. Die Gottheit ist ihm die erste Materie, das unkörperliche und übersinnliche Princip aller körperlichen und unkörperlichen Dinge die Quelle und Urform aller Formen, die allgemeine Substanz und Kraft, der allgemeine Verstand, die Seele und das Leben des Weltalls. Dieses Urwesen erzeugt, indem es seine Einheit von Ewigkeit her im Raum und in der Zeit entwickelt, die Mannichfaltigkeit der Einzelwesen, nimmt aber dadurch, daß es zahllose Gattungen und Arten hervorbringt, für sich selbst weder Zahl, noch Maß, noch Verhältniß an, gestaltet die Materie von innen heraus und ruft abwechselnd die Gestalten, welche es aus der Werkstätte der Natur hat hervorgehen lassen, wieder in das Innere der Materie zurück. Da Gott aber durchaus einfach ist, und keine Zusammensetzung und Verschiedenheit in ihm Statt findet, mithin das Sein, die Macht, die Handlung, die Weisheit, die Güte und der Wille Eins und Dasselbe sind, so ist die göttliche Wirksamkeit nicht weniger der Ausdruck der höchsten Intelligenz u. Freiheit, als der unabänderlichen Nothwendigkeit. Von Ewigkeit her geht das Weltall aus dem Urgrunde hervor als eine Mittheilung der unendlichen Güte, als die sich stets gleich bleibende Handlung der Allmacht, als äußere Darstellung des inneren Wesens. Alle besonderen Dinge tragen einen Theil der geistigen Substanz in sich, und daher ist in allen der Lebenskeim vorhanden, der unter angemessenen Bedingungen in dem Körperstoffe sich als Leben der Pflanze oder des Thieres entwickelt. Weil aber der menschliche Geist zu ewiger Fortdauer bestimmt ist, so wird sein Verlangen nie durch das Gute befriedigt, was ihm hienieden zu Theil geworden. Die neuere Zeit hat B. wieder aus seiner Vergessenheit hervorgezogen: Schelling hat seinem Gespräche über das göttliche und natürliche Princip der Dinge B.'s Namen gegeben, Steffens hat besondere Vorlesungen über ihn gehalten, und auch in neuester Zeit ward sein Name in den Kämpfen zwischen Theologie und Philosophie mehrfach genannt. Die Originalausgaben seiner Schriften sind sehr selten; die italienischen sind von Wagner in den „Opere di B.“ (Leipzig 1830, 2 Bde.) mit Einleitung herausgegeben, die lateinischen zum Theil von Gfrörer in dem „Corpus philosophorum“ (Stuttgart 1834 f.) gesammelt. Vgl. Bartholmès, Jord. B. de Nola, Paris 1846, 2 Bde.; Clemens, Giordano B. und Nikolaus von Cusa, Bonn 1847.

Brunolsäure, eine der vielen durch Zersetzung des Brandöls von Steinkohlen erhaltenen Säuren (s. Steinkohlen).

Brunsfels, Otto, s. Brunfels.

Brunst (aestus venereus), die höchste Aufregung des thierischen Geschlechtstriebes, wie sie in der sensiblen, der irritablen und vegetativen Sphäre des Lebens zur Erscheinung kommt. Als innere Empfindung ist die B. ein unruhiges Gefühl der Sehnsucht und des Verlangens, welches die Phantasie zur Bildung von Vorstellungen erregt, die sich in edleren oder niederen Formen auf Geschlechtsverhältnisse beziehen; in höheren Graden kann sich dieses Gefühl bis zur Wuth steigern; wogegen der äußere Sinn theils weniger empfindlich, theils die Aufmerksamkeit mehr auf geschlechtliche Gegenstände beschränkt und von anderen abgezogen ist. In der Regel sind das Athmen, die Blutbewegung und die Wärmeentwickelung verstärkt, dagegen die nutritiven Funktionen zurückgesetzt; das vegetative Leben scheint in der Geschlechtssphäre koncentrirt und zieht alle übrigen Thätigkeiten des individuellen Lebens in seinen Dienst. Die B. kommt im strengsten Sinne nur bei Thieren vor, und zwar um so regelmäßiger periodisch und in Uebereinstimmung mit den äußeren Naturverhältnissen, je niedriger die Thierklassen stehen. Im Allgemeinen tritt sie nur in der Akme der Entwickelung des vegetativen und thierischen Lebens hervor. Bei vielen Thierarten offenbart sich diese Epoche, besonders beim männlichen Geschlechte, durch allerlei Auswüchse im Hautsystem und in den hornartigen Gebilden. Aber auch der gesammte chemisch-organische Prozeß scheint etwas abgeändert, was sich durch einen eigenthümlichen Geschmack des Fleisches, sowie durch eigenthümliche Gerüche und Absonderungen manifestirt. Bei den Vögeln zeigt sich besonders eine Veränderung in der Stimme und eine stärkere Entwickelung des Singvermögens; aber auch bei Säugethieren wird der Ruf stärker und mannichfaltiger. Psychisch endlich zeigt sich der Instinkt durch Betäubung der äußeren Sinne, durch erhöhten Muth und durch heftige Verfolgung der Zwecke des Geschlechtstriebes. Beim Menschen erscheint dieser Trieb, unter der edlen Form der Liebe von der Vernunft geleitet, als eine sanfte Erhöhung der Gemüthsthätigkeit, die ihn jedoch, wenn sie zur Leidenschaft erwachsen ist, leicht unter die Grenzen des Thieres hinabzieht.

Brunswick, 1) plattdeutscher Name von Braunschweig. — 2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Maine, Grafschaft Cumberland, am Androscoggin River, dem durch seine Wasserkraft ausgezeichneten Penobscotfall, mit 9 Kirchen, dem bedeutenden Bowdoincollege (1802 gestiftet), mit medicinischer Schule und einer 28,000 Bände starken Bibliothek, u. 4500 Einwohnern.

Brunswigia *Ker.*, Pflanzengattung, diejenigen Arten von Amaryllis (s. d.) enthaltend, welche sich durch 3flügelige Kapseln unterscheiden. Die Gattung ist dem Herzog von Braunschweig zu Ehren genannt, wurde von mehren Botanikern verworfen, hat sich aber durch R. Brown behauptet. Ausgezeichnete Zierpflanzen sind: B. falcata *Ker.*, mit etwas zusammengedrücktem, gegen 10 Zoll hohem Schaft mit sparrig ausgebreiteter, vielblumiger Dolde u. prächtigen, weißen, dann rosenrothen, sehr wohlriechenden Blumen; B. Josephinae *Red.*, mit bis 25 Zoll hohem, zusammengedrücktem, grünem Schaft mit prachtvoller, oft 40-—60- u. mehrblumiger, sparriger Dolde rother Blumen; B. multiflora *Heist.*, mit 1 Fuß und darüber hohem Schaft, im Winter austreibenden, im Sommer abfallenden Blättern und mit einer rundlichen, sehr reichen Dolde rother, prächtiger Blumen; B. Radula *Ker.*, mit vor den Blättern treibendem, rundem, kurzem Schaft mit sparriger Dolde zahlreicher purpurrother Blumen.

Bruntrut (Brunentrut, lat. Brundusia und Pons Ragnetrudis, franz. Porrentruij), Bezirksstadt im schweizerischen Kanton Bern, liegt auf einer Anhöhe an der Hall (Alaine) in schöner und fruchtbarer Gegend, deren Klima jedoch ziemlich rauh ist. Hauptgebäude sind: das alte Schloß, vormalige Residenz der baseler Bischöfe, mit dem alten Thurme Refousse, welcher römischen Ursprungs sein soll, die Halle (ehemals ein Korn-, jetzt Gasthaus, „zum Bären"), das Rathhaus, das Hospital der barmherzigen Schwestern und die Pfarrkirche St. Stephan mit einem schönen Altarblatt. B. hat ein Gymnasium (Collége), ein katholisches Schullehrerseminar und gegen 3000 Einw., welche Tuch- und Waffenfabrikation und Kleinhandel treiben. Für den dasigen Aufenthalt der Römer sprechen aufgefundene Waffen und Münzen derselben. Von 1527—1792 stehende Residenz des Bischofs von Basel und seiner Oberbehörden, wurde es hierauf Hauptstadt der ephemeren rauracischen Republik, dann Präfektursitz des französischen Departements Du Mont-Terrible. B. ist Geburtsort des französischen Geschichtschreibers Pierre Matthieu.

Bruscamente (ital.), barsch, trotzig, abstoßend, bezeichnet in der Musik eine gewisse Schärfe und volle Artikulation der Töne.

Brussa (türkisch Bursa, das alte Prusa), Stadt im türkischen Ejalet Natolien in Kleinasien, liegt malerisch am Nordfuße des schneebedeckten mysischen Olympus (jetzt Keschisch-Dagh), fast 3 Meilen vom Marmarameer, und bildet einen $1\frac{1}{2}$ Stunden langen, aber meist kaum 20 Minuten breiten Häusergürtel. Die eigentliche Stadt liegt zum Theil auf senkrecht abgeschnittenen Felsen, ist mit starken Mauern u. Wällen umgeben u. wird von einem alten Kastell mit cyklopischen Mauern beherrscht. Die Häuser und Straßen B.'s sind in besserem Zustande, als in den übrigen Orten Kleinasiens; die Bazare stehen zum Theil denen in Konstantinopel nicht nach, die Karawanserais sind ausgezeichnet, und die Gärten, Bäder, Kiosks ꝛc. vollenden das schöne landschaftliche Bild des Ganzen. Die Stadt zählt 132 Moscheen, wovon freilich einige nur gut erhaltene Ruinen sind. Die ausgezeichnetsten Moscheen sind die Oli-Dschami, d. i. die prächtige, ein massives, von den 3 Sultanen Murad I., Bajesid I. und Mohammed I. erbautes Gebäude mit 4 Minarets und 16 kleineren Kuppeln, welche die mit farbigem Porzellan gedeckte Hauptkuppel umgeben, und die Moschee Jeschil Imaret. Ferner hat B. drei griechische Kirchen und eine armenische, sowie mehrere Synagogen, ist Sitz eines Pascha, eines Richters (Molla), der als dritter Richter des Reichs nur von den Richtern von Adrianopel und Konstantinopel überragt wird, ferner des Mufti und Vorstehers der Emire, sowie eines griechischen und eines armenischen Erzbischofs, endlich vieler Mauthbeamten u. einer zahlreichen Polizei. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Stadt den Türken als Ausgangspunkt des osmanischen Reichs und durch die vielen berühmten und prachtvollen Grabmäler; es ruhen hier nämlich unter stattlichen Mausoleen die 6 er-

sten Sultane Osman, Urkhan, Bajesid, Murad I., Murad II. und Mohammed I.; dann die ersten Wessire und Beglerbegs des Reichs, unter andern Dschenderelí und Timurtasch, dann die folgenden Wessire und Mufti's, wie der Eroberer Cyperns, Kodscha, Mustapha-Pascha, und der gelehrte Geschichtschreiber Asif Efendi. Um die Mausoleen der ersten Sultane und Heiligen gruppirt sich ein halbes Tausend von Gräbern berühmter Wessire, Pascha's, Scheiche, Lehrer, Redner, Dichter, Aerzte u. Musiker. Eine große Anzahl jener Denkmäler, sowie etwa fast 80 Moscheen haben durch das Erdbeben, welches 1855 fast vier Monate lang die Stadt heimsuchte, sehr gelitten. In den Abhängen des Olymps bei B. entspringen berühmte warme Quellen, unter denen das große und kleine Schwefelbad (Büjük und Kutschuk Kökürdli) am besuchtesten und für die kleinasiatischen Griechen zugleich sehr heilige Wallfahrtsorte sind, weil der heilige Patricius hier von einem römischen Prokonsul in eine der siedend-heißen Schwefelquellen geworfen worden sein soll. Das Wasser ist klar, aber lichtgelb gefärbt und hat eine Temperatur von 65° R. Die Aerzte stellen seine Wirkungen denen der Quelle von Gastein gleich und empfehlen den Gebrauch bei allerlei chronischen Hautkrankheiten und Rheumatismen. Nach der chemischen Analyse findet sich am stärksten Schwefelhydrogen, dann schwefelsaurer Kalk und schwefelsaures Magnesium, endlich doppelt-kohlensaurer Kalk, Kohlensäure und chlorsaurer Kalk als seine Bestandtheile. In großem Ruf stehen auch die Quellen von Kara Mustapha (35°) und Yeni Kaplidscha (65½°). Die Zahl der Bevölkerung, die Hammer noch auf 100,000 Seelen schätzen konnte, beträgt jetzt kaum 70,000 Seelen, unter denen sich etwa 10,000 Armenier, 6—7000 Griechen, ein paar tausend (spanische) Juden und mehre hundert Franken befinden. Einige Quartiere, wie Shert-Baschi (armenisch), Baluk-Basar (griechisch), Jehudi Mahalle (jüdisch), Abdul Murad Mahalle, sind ausschließlich von Rajahs bewohnt, die auch manche Handirungen allein treiben. Unter den Industriezweigen B.'s steht obenan die Seidenzucht und Seidenfabrikation (man zählt 96 Seidenhaspelanstalten). Die beliebtesten Brussazeuche sind Hemden aus Dünntuch (Burundschik), gestreifte oder blumendurchwirkte Kutni, Knüpftücher in prahlenden Farben, mit palmenartigen Dessins durchwoben, schwere Damenkleider, Seidensammte (Kutise) ꝛc. Aufmerksamkeit verdient auch die besonders in neuerer Zeit in Schwung gebrachte Weinproduktion („Olympwein", der in Masse nach Rußland geht). Unter den Handwerkern finden sich außer den Seidenwirkern besonders tüchtige Uhrmacher und Schmiede. In merkantilischer Hinsicht ist B. ein Hauptemporium von Vorderasien und der Handel in steigendem Aufschwung begriffen. Berühmt sind die Trauben, Maulbeeren, Birnen, Aprikosen, Kirschen und Kastanien, die bei der Stadt gezogen und in Menge nach Konstantinopel gebracht werden.

B. ward als Prusa von Hannibal erbaut, während er Gastfreund des Königs Prusias von Bithynien war. In der Mitte des 10. Jahrhunderts wurde es von Seifeddewlet (d. i. Reichsschwert), dem Fürsten des arabischen Stammes Hamdan, nach einjähriger Belagerung erobert und geschleift. Erst die byzantinischen Kaiser bauten es wieder auf und befestigten es. Osman belagerte B. von 1317 an. Aber erst nachdem er zwei feste Schlösser zu beiden Seiten der Stadt gebaut und von ihnen aus dieselbe 10 Jahre lang bedrängt hatte, gelang es seinem Sohne Urkhan, sich nach einem kühnen Sturm der Stadt zu bemächtigen. Urkhan erhob sie zur Residenz, Murad I. aber verlegte dieselbe 1365 nach Adrianopel. B. wurde nun Hauptstadt eines Sandschakats und von Bajesid I. gegen künftige Ueberrumpelungen (1394) mit Mauern versehen. Nach der Schlacht von Angora (1402) wurde B., wohin sich der älteste von Bajesids Söhnen, Suleiman, geflüchtet, von den Mongolen unter Mirsa Mohammed Sultan geplündert und verbrannt, und nun errichtete Isa, einer der Söhne Bajesids I., mit Hülfe des Beglerbegs Timurtasch hier ein Reich, mußte dasselbe jedoch seinem Bruder Mohammed, der ihn zu Ulubad schlug, überlassen, der es bald wieder an seinen andern Bruder Suleiman verlor. Im J. 1413 belagerte der Fürst von Karaman mit seiner ganzen Macht die von Aiwas-Pascha tapfer vertheidigte Stadt. Weil er sie nicht erobern konnte, so verwüstete er weit umher das Land mit Feuer und Schwert. Im Jahre 1512 bemächtigte sich Alaeddin, ein Enkel Bajesids II., Sohn Achmeds, B.'s, wurde jedoch noch in demselben Jahre von seinem Oheim, Sultan Selim I., vertrieben. Im Jahre 1607 wurde die Stadt von dem Rebellen Kalenderoghli verbrannt, den 27. September 1617 hier ein Vertrag zwischen den Polen und Türken abgeschlossen. Zuletzt wurde B. 1833 von Kriegsstürmen heimgesucht, als Ibrahim Pascha im Januar feindlich einzog. In neuerer Zeit hat B. von seinem ehemaligen Glanze viel verloren. Abd-el-Kader hatte 1852 bis 1855 seinen Wohnsitz hier, nachdem er vom Kaiser der Franzosen seiner Haft entlassen worden. Im J. 1855 ward die Stadt durch heftige, länger als drei Monate anhaltende Erdstöße, von denen die am 28. Febr., 11. April und 23. Mai die heftigsten waren, theilweise arg mitgenommen. Die Mineralquellen versiegten anfangs, kehrten aber dann mit um so größerer Heftigkeit zurück, so daß ganze Häuser im heißen Wasser versanken. Ueberdies wurde die Stadt durch einen in Folge des Erdbebens entstehenden Brand großentheils in Asche gelegt. Bei dieser Katastrophe sollen mehr als 1000 Menschen umgekommen sein. Vgl. Hammer, Reise von Konstantinopel nach B. u. dem Olymp, Pesth 1818.

Brust, bei Menschen derjenige Theil der Vorderseite des Oberkörpers, welcher oben vom Hals und von den Schultern, unten vom Bauch und zu beiden Seiten vom Rücken begrenzt wird, bei Thieren diejenige Gegend des Oberkörpers, welche, von den Brustbeinen und den Rippen gebildet, vom Hals bis zum Ende des Knochengewölbes reicht. In der Anatomie heißt B. (thorax), im weiteren Sinne auch Oberleib, der Theil des Rumpfes, welcher nach oben von dem Halse, nach unten von dem Unterleibe begrenzt wird. Die knöcherne Grundlage der B. bilden nach hinten die 12 Rückenwirbel, nach vorn das Brustbein, an den Seiten die 12 Rippen. Dieses Knochengerüst wird nach oben durch die weichen Halstheile, seitlich durch die Zwischenrippenmuskeln, abwärts durch das Zwerchfell geschlossen, wodurch die Brusthöhle, eine der 3 großen Körperhöhlen, entsteht. Sie schließt 2 für das Leben höchst wichtige Organe ein, die dem Athmungsprozeß vorstehenden Lungen und das die

Cirkulation des Blutes regulirende Herz. Jene füllen beide Hälften der Brusthöhle und hängen frei in den Säcken des Brustfells, ohne an den Brustwandungen befestigt zu sein, nur in der Mitte zwischen sich lassen sie einen freien Raum; dieses ist in die linke Hälfte der Brusthöhle gelagert und nur zum Theil von der entsprechenden Lunge bedeckt. Die von dem Herzen ausgehenden großen Gefäße, die Lungenschlagader und großentheils die Aorta, sowie die zum Herzen gehenden Blutadern, die Lungenvenen und Hohlvenen, durchziehen in bestimmter Richtung diese Höhle, und wichtige Nerven verzweigen sich nach allen Richtungen, ihre Organe zu beleben. Die Thymusdrüse birgt sich dicht unter dem Brustbein; die Speiseröhre steigt durch sie an der Rückseite herab, um sich in dem Magen zu öffnen, und die Luftröhre, vor dieser gelegen, theilt sich darin in die Bronchien bis zur feinsten Verästelung in den Lungen. Die ganze Gestalt der B. gleicht einem abgestumpften Kegel, dessen Basis nach unten, dessen Spitze nach oben gekehrt ist, doch ist die mittlere Wölbung um die vierte Rippe etwas breiter als die obere oder untere. Einzelne Theile der B. sind: die vordere Seite, die B. im engeren Sinne (pectus), an welcher sich die Brüste (mammae) befinden, die Seiten (latera), die in die Achselhöhlen endigen; der Rücken (dorsum), an welchem die Schulterblätter (scapulae) hervorragen. Dies der Bau der B. im Allgemeinen; eigenthümliche Verschiedenheiten bietet der Unterschied der Geschlechter dar. Bei dem Weibe ist der Brustbau, von zarterem Knochengerüste gebildet, etwas kürzer, oben verhältnißmäßig etwas breiter, nach unten etwas enger, vorn rundlicher, als beim Manne, dessen B. zwar etwas flacher, aber breiter, kräftiger und zu dem ganzen Körperverhältniß größer und stärker entwickelt ist. Die Brustmuskeln sind bei dem Weibe zart, mit einer verhüllenden Fettschicht überdeckt, während sie, bei dem Manne stark ausgebildet, in ihrer reineren Form hervortreten; entwickelt sich bei dem Weibe zur Zeit der Mannbarkeit die Brustdrüse zu den vollen blühenden Brüsten, welche zwischen sich den weichen Busen bergen, so deutet bei dem Manne nur die Brustwarze jene Organe an, und um sie, wie längs der Brustgrube, sproßt auf der Haut ein feiner Haarwuchs. Wenn daher bei den Frauen der Brustbau dem Körper den anmuthigen Ausdruck der Fülle und Anmuth gibt, so begründet er bei dem Manne den Ausdruck der Kraft und Würde. Aber nicht nur für die Körperschönheit, auch für das Wohl und Gedeihen der Gesundheit ist der vollkommene Bau der B. von größter Wichtigkeit, da von ihm großentheils der freie Vorgang einer der Grundfunktionen des Lebens, des Athmens, abhängt. Die B. nämlich ist nicht ruhig in demselben Umfang verharrend, sondern in regelmäßiger, steter Bewegung, indem sie einer Erweiterung und Verengung fähig ist, da die Rippen, an die Wirbel eingelenkt, von den Brustmuskeln gehoben und gesenkt werden können; sie athmet also mit den Lebensorganen, die sie in sich birgt, mit den Lungen.

Brustbeeren, s. Zizyphus und Cordia.

Brustbein (sternum), der Knochen, welcher den vorderen mittleren Theil des Knochengerüstes der Brust bildet. Er ist flach, länglich, oben breiter, unten spitzer, außen etwas gewölbt, innen flach ausgehöhlt. Nur in höherem Alter verknöchert er ganz, bei Erwachsenen kann man gewöhnlich noch 3 durch Knorpel verbundene Stücke an ihm unterscheiden: den Griff (manubrium), den oberen, breiteren Theil, den Körper (corpus), den mittleren, längeren Theil, den Schwertfortsatz (processus ensiformis s. xiphoideus), und den unteren, mehr knorpeligen, spitzeren Theil. An dem Griff sind das Schlüsselbein und die 2 obersten Rippen jeder Seite befestigt, an den Seitenrändern des Körpers senken sich in kleine rauhe Grübchen die Knorpel der 2.—7. Rippe ein. Der Schwertfortsatz, welcher frei hervorragt, endet in einer stumpfen Spitze, bisweilen auch in 2 Spitzen. In der Mitte ist er öfters von 2 Löchern durchbohrt. Das B. unterstützt die Rippen, schützt die Brusthöhle und dient mehren Muskeln zur Anlage.

Brustbeklemmung, ein ängstliches Gefühl, welches in Folge von Hindernissen des Athmens od. von erschwertem Kreislauf des Blutes durch das Herz oder die Blutgefäße der Brust entsteht u. entweder von den Lungen, oder vom Herzen, oder sympathisch auch vom Unterleibe ausgeht.

Brustbräune (Brustklemme, angina pectoris, sternalgia, sternocardia, hyperaesthesia plexus cardiaci), eine in verschiedenen Zwischenräumen paroxysmenweise auftretende, durch zusammenschnürende Schmerzen unter dem Brustbein sich charakterisirende Krankheitsform. Beim Gehen, selbst auf ebenem Wege, wird, beim ersten Eintritt der Krankheit, der Kranke plötzlich von einer schmerzhaften, zusammenschnürenden Empfindung unter dem Brustbeine befallen, welche ihm den Athem nimmt u. ihn in Erstickungsangst zwingt, stille zu stehen. Nach Wochen oder Monaten kehrt ein solcher Anfall wieder, wobei die Empfindung schmerzhafter wird, sich unter dem Brustbein u. nach der linken Seite hin ausdehnt, aber gleichfalls nicht lange andauert und in unbestimmten Perioden wiederkehrt. Nimmt die Krankheit zu, so erregt jede Bewegung, besonders nach der Mahlzeit, neue Anfälle; ja selbst bei Ruhe, des Nachts, hauptsächlich nach dem ersten Schlafe treten Paroxysmen ein, welche halbe bis ganze Stunden andauern. Die übrigen, diese charakteristischen Symptome begleitenden Erscheinungen sind nicht konstant. Die Dauer der Krankheit ist sehr verschieden; man hat sie 10, auch 20 Jahre beobachtet. Sie tödtet oft während eines Anfalls oder außer demselben durch Schlagfluß. Die Prognose ist ungünstig, da die Kunst wenig gegen sie vermag, besonders bei älteren Personen. Anlage zu der B. scheint das männliche Geschlecht mehr zu haben, als das weibliche, besonders von dem 40.—50. Lebensjahre an, u. fette Personen von gedrängtem Körperbau mehr als magere. Kreysig, dessen Meinung den meisten Anklang fand, sucht die Ursache in einer Verknöcherung der Kranzarterien des Herzens. Andere Aerzte halten das Uebel für eine Neuralgie entweder der Herznerven, oder der äußeren Nervengeflechte des Brustkastens. Die Gelegenheitsursachen, welche bei vorhandener Anlage den Anfall begünstigen, sind scharfe Luft, schnelle Bewegung, Steigen, Ueberfüllung des Magens, vorzüglich aber lebhafte Gemüthsbewegung. Die Behandlung ist oft nur palliativ, bei andauerndem Paroxysmus beruhigende, krampfstillende Mittel: Opium, Moschus, Zinkblumen, Bernstein, saurer Hirschhorngeist, Extrakt von Lactuca virosa; ableitende Mittel: Senfteige,

Schröpfköpfe, Blasenzüge; karminative: Pfeffermünze 2c. Um den Anfällen vorzubeugen, hat man theils den Fortgebrauch obiger Mittel empfohlen, theils Fontanelle vorgeschlagen.

Brustentzündung, s. v. a. Lungenentzündung.

Brustfell (pleura), die seröse Haut, welche die Lunge jeder Seite bis zu der Eintrittsstelle der großen Gefäße und je die Hälfte der Brusthöhlenwand im Innern überzieht. Das B. bildet daher auf jeder Seite einen Sack, Brustfellsack (saccus pleurae). Beide Brustfellsäcke sind gänzlich von einander getrennt. Der Theil des Brustfellsackes, welcher die Rippen überzieht, heißt das Rippenfell; der Theil, welcher frei in der Mitte der Brust liegt und dem andern Sacke zugekehrt ist, das Mittelfell (mediastinum), und der Zwischenraum, welcher in der Mitte zwischen den beiden Brustfellsäcken frei bleibt und mit Fett und einzelnen Theilen und Organen der Brusthöhle ausgefüllt ist, die Mittelfellshöhle. Der Theil, welcher die Lunge überzieht, wird Lungenfell genannt; es ist glatt über die Lungen hingespannt u. tritt nur zwischen die Hauptlappen ein, nicht zwischen die Läppchen. An der Eintrittsstelle der großen Gefäße wird das Lungenband (ligamentum pulmonis) gebildet. Die äußere Fläche des B.s, welche sich an die Brusthöhlenwand ansetzt, ist rauh, von lockerem Zellgewebe, die innere Fläche desselben ist glatt, schlüpfrig und haucht einen serösen Dunst aus. Jede Lunge hängt frei in einem Sack des B.s; die glatte innere Fläche des B.s erleichtert die Bewegung der Lunge, die Mittelwand schützt die beiden Lungen vor gegenseitigem Druck.

Brustfellentzündung (pleuritis, pleuresia, empyema), Entzündung der den Brustkorb im Innern auskleidenden u. die Lunge überziehenden Membran, kommt häufig vor u. äußert sich hauptsächlich durch ein zuweilen sehr empfindliches Stechen auf der Brust, läßt sich aber in der Regel nur durch die physikalische Untersuchung der Brust, durch Auskultation und Perkussion erkennen. Selten befällt diese Krankheit beide Brustfellsäcke zugleich, in der Regel nur einen derselben. Man unterscheidet eine akute und eine chronische B. und bei ersterer wieder eine primäre oder idiopathische und eine sekundäre.

Die primäre akute B. ist in der Regel einseitig, befällt sowohl den Ueberzug des Brustkorbes, als auch den der Lunge. Das männliche Geschlecht ist derselben häufiger unterworfen als das weibliche, und obwohl sie am häufigsten in der Blüthezeit zwischen 20—30 Jahren vorkommt, so ist doch kein Alter von ihr verschont. Meist sind es Erkältungen, welche dieselbe veranlassen, zeitweise scheint sie auch durch epidemische Einflüsse hervorgerufen zu werden. Die erste Erscheinung der B. ist gewöhnlich ein mehr oder minder heftiger Schmerz in der Gegend der Brustwarze, welcher durch die Brust hindurch zu gehen scheint. Selten fehlt dieser Schmerz, oft erreicht er einen so hohen Grad, daß die Kranken nicht im Stande sind, tief einzuathmen, wodurch der Athem kurz und oberflächlich oder selbst mitten in der Einathmung unterbrochen wird. Dadurch leiden die Kranken an Athemnoth, die um so bedeutender ist, je heftiger der Schmerz. Dieser wird durch Husten, Niesen, schnelle Lageveränderung außerordentlich gesteigert, auch durch Druck kann derselbe vermehrt werden, was dem Arzte oft die Lokalität der Entzündung anzeigt. Am heftigsten und die Einathmung am meisten hindernd ist die B., welche den Zwerchfellüberzug befällt. Selten fehlt dabei der Husten, welcher kurz und trocken ist; zugleich ist Fieber vorhanden, mit einem harten, schnellen Pulse, vermehrter Körperwärme, sparsamem, dunkelgefärbtem Urin und Stuhlverstopfung. Bei den leichteren Fällen wird nur eine geringe Menge von Blutbestandtheilen auf dem Brustfell ausgeschwitzt, welches häufig die Ursache eines eigenthümlichen Geräusches, des Reibungsgeräusches, ist, das vernehmbar wird, wenn man das Ohr auf den Brustkorb anlegt, und davon herrührt, daß sich die sonst glatten Flächen der Lunge und des Brustkorbes an einander reiben. Ist jedoch die Ausschwitzung bedeutender, so sammelt sich die abfließende, eiweißhaltige Flüssigkeit im Brustkorbe an, nimmt dem Gesetze der Schwere gemäß stets den unteren Raum des letzteren ein u. verdrängt allmählig die in demselben sich befindenden Organe. Zuerst ist dies der Fall mit der Lunge, indem sie zusammengedrängt wird, so daß sie von der Luft nicht mehr ausgedehnt werden kann. Bei Zunahme der Flüssigkeit in dem linken Brustfellsacke wird das hier liegende Herz nach der Mittellinie zu gedrängt, so daß es auf der rechten Seite auf die Leber drückt, daher diese unter der unteren Rippe mit ihrem unteren Rande deutlich bemerkbar in den Unterleib hineinragt. Dabei wird der Brustkorb ausgedehnt, die Zwischenrippenräume werden abgeflacht oder gar nach außen gewölbt. Schlägt man mit dem Finger an den Brustkorb an (Perkussion), so hört man einen kurzen, gedämpften Ton, der zuletzt matt wird und einen ziemlich sicheren Anhaltspunkt abgibt für die Höhe, welche das Exsudat einnimmt. Erfüllt die Flüssigkeit den ganzen Brustkorb, so ist dieser matte Ton überall hörbar. Je mehr das Exsudat steigt, desto schwächer vernimmt das angelegte Ohr (Auskultation) die Athmungsgeräusche, oft wie aus weiter Ferne, ebenso Stimme und Husten. Dann ist auch die Bewegung der leidenden Brusthälfte aufgehoben, so daß sie sich bei der Ein- und Ausathmung weder hebt, noch senkt. Schon in 7—9 Tagen kann die Flüssigkeit in großer Menge abgesondert sein, sie bleibt dann zuweilen einige Tage stehen und wird im günstigen Falle wieder allmählig aufgesogen. Geschieht dies aber nicht, so verliert der Kranke viel an Kräften und kann bei steigender Athemnoth sterben. Oefter aber leitet sich die Aufsaugung (Resorption) allmählig ein, das Fieber verliert sich, es stellt sich Appetit ein, der Urin wird reichlicher, der Athem freier, und bei der physikalischen Untersuchung, bei welcher man den Kranken sich aufsetzen läßt, kann man oft Zoll für Zoll die Abnahme der Flüssigkeit nachweisen. Die Lunge dehnt sich unter solchen günstigen Verhältnissen wieder aus, verwächst aber an den Berührungsstellen mit dem Rippenfelle, indem sie, mit diesem in fortwährendem Kontakt erhalten, vermittelst der vorhandenen klebrigen, eiweißhaltigen Flüssigkeit zusammengelöthet wird. Solche Verwachsungen finden sich sehr oft, namentlich ist die Lungenspitze häufig durch häutige Gebilde, die mitunter eine sehr derbe Beschaffenheit besitzen, an das Rippenfell angeheftet. Die Behandlung der B. richtet sich nach dem Grade der Heftigkeit. Bei heftigen Schmerzen sind örtliche Blutentleerungen

von wesentlichem Nutzen; innerlich reicht man neben strengster Diät kühlende Getränke, leichte Abführungsmittel, Salpeter, Fingerhutabsud ꝛc. Hat das Ersudat eine bedeutende Höhe erreicht, und will sich bei zunehmender, gefahrdrohender Athemnoth die Aufsaugung nicht einleiten, so muß die Flüssigkeit durch einen Einstich zwischen der 5. und 6. oder 6. und 7. Rippe entleert werden (thoracocentesis). Man hat durch eine solche Operation bis zu 6 Liter Flüssigkeit entleert. Sammelt sich diese wiederum an, was gewöhnlich in gewissem Maße der Fall ist, ehe die Aufsaugung beginnt, und nehmen die Erscheinungen der Athemnoth wieder zu, so muß die Operation wohl auch wiederholt werden.

Diese bisher geschilderte primäre akute B. bietet im Beginn dieselben Erscheinungen, wie diejenige B., welche im Gefolge anderer mannichfaltiger Krankheiten der Brust und des Unterleibs auftritt, oder auch von mechanischen Einwirkungen herrührt und sekundäre akute B. genannt wird. Sie unterscheidet sich aber im Verlaufe wesentlich von der ersteren Form, indem die bei derselben abgesonderte Flüssigkeit öfter eine eitrige wird, und sie als Theilerscheinung eines anderen Krankheitsprozesses überhaupt von dessen Verlauf abhängig ist. Oefter als die erstere Form geht diese B. in eine chronische B. über, deren Erscheinungen sich meist nur auf diejenigen Beschwerden beschränken, welche durch die Anwesenheit einer den Brustkorb ausfüllenden und durch ihre Schwere das Zwerchfell belästigenden Flüssigkeit hervorgerufen werden. Die geringeren Grade der chronischen B., welche so überaus häufig die Tuberkelkrankheit der Lungen begleitet und die Ursache des Seitenstechens ist, welches bei dieser Krankheit fast nie fehlt, veranlassen meist jene massenhaften Absonderungen nicht, verursachen aber die zahlreichen Verwachsungen, welche man in den Leichen Tuberkulöser findet. Die physikalischen Zeichen der chronischen Pleuritis sind dieselben wie die der akuten: Reibungsgeräusch bei geringer Ausschwitzung, veränderter Perkussionston, Verdrängung der Eingeweide aus ihrer Lage, abnorme Athmungsgeräusche bei massenhafter Ersudation. Das Allgemeinbefinden wird jedoch bei letzterer meist in hohem Grade gestört, die Kranken magern sehr ab, bekommen hektisches Fieber, u. selten wird ein günstiger Ausgang, bestehend in einer vollkommenen Heilung, beobachtet. Heilt diese B. dennoch, so bleibt in der Regel mindestens ein hoher Grad von Schwäche zurück. In die der Ausdehnung nicht mehr fähigen Lungen lagern sich später Tuberkeln ab, oder es bleibt wenigstens Engbrüstigkeit zurück. Die betreffende Brusthälfte sinkt ein, der Thorax verengt sich, die Wirbelsäule bekommt eine Biegung nach der kranken Seite hin, so daß sogar eine starke Verkrümmung entstehen kann, deren Fortschreiten meist nur bei kräftigen und jugendlichen Individuen, bei fortwährend guter Nahrung u. sorgsamer Pflege aufgehalten zu werden vermag. Bei dieser chronischen B. ist kräftige, nahrhafte Kost, Genuß frischer Luft, Wechsel des Klima's, Vertauschung kälterer Himmelsstriche mit wärmeren, warme Bekleidung, kurz eine roborirende Behandlung angezeigt. Große Ansammlungen müssen in gleicher Weise, wie schon bei der akuten B. (s. oben), entfernt werden. Seitenstechen ist eine schmerzhafte Empfindung, welche von sehr verschiedenen Zuständen herrühren kann, weshalb eine einfache Nervenaffektion zwischen den Rippenräumen, oder ein Rheumatismus der Brustmuskeln, eine Entzündung der Knochenhaut der Rippen leicht mit der B. verwechselt werden kann. Der Mangel der angegebenen physikalischen Zeichen, deren Verlauf, die Fieberlosigkeit ꝛc. lassen jedoch gewöhnlich nicht lange in Zweifel darüber, ob man es mit einer wahren B. oder mit einem der genannten Zustände, dem sogenannten falschen Seitenstich, zu thun habe. Es kommen auch Fälle vor, wo das Ersudat in der Brust sich ganz schmerzlos und fieberlos ausbildet und daher nur durch Zufall entdeckt werden kann. Solche in ihrem Anfang oft ganz übersehene Empyeme werden oft nur durch eine genaue, von einem kunstgeübten Arzt vorzunehmende Untersuchung außer Zweifel gesetzt, da eben alle sonstigen Erscheinungen mangeln und nur durch die physikalischen Zeichen scharf unterschieden werden können.

Auch bei Kindern ist die B. eine gar nicht so seltene Krankheit, die sich sehr leicht zu den verschiedensten Lungenkrankheiten hinzugesellt, also meist, und bei kleinen Kindern fast nur sekundärer Natur ist. Namentlich tritt sie zur Entzündung des Lungengewebes leicht hinzu und erregt den Kindern heftige Schmerzen. Sie verläuft in der Regel viel rascher und mit gefahrdrohenden Erscheinungen von Athemnoth, Husten, großer Unruhe und erregt nicht selten Krämpfe. Sie ist aber bei Kindern ihrer meist sekundären Natur wegen auch viel schwerer zu unterscheiden, da die ebenfalls vorhandenen Reibungsgeräusche durch die scharfen Respirationsgeräusche der Lungen, durch Rasselgeräusche, wie sie beim Keuchhusten schon von weitem vernehmlich sind, verdeckt werden. Die Behandlung ist entzündungswidrig, örtliche Blutentleerungen, jedoch nicht reichliche, kühlende Getränke, leichte Abführmittel, kalte oder auch warme Umschläge auf die Brust bei leichter Nahrung und frischer Luft sind die Mittel, welche angewendet werden.

Brustfieber, der allgemeine Ausdruck für einen fieberhaften Zustand, bei dem die Brust und ihre Organe, Lunge und Brustfell, ergriffen sind. Nach der besondern Art der Affektion unterscheidet man katarrhalisches, hektisches ꝛc. B.

Brustflosser, s. Fische.

Brustharnisch, s. Küraß.

Brusthaut, s. v. a. Brustfell.

Brusthöhle, s. Brust.

Brustkrampf, s. Asthma.

Bruststück, s. Insekten.

Brustthee, ein aus einem Gemenge verschiedener schleimiger, gelind reizender, eröffnender, aromatischer Kräuter, Wurzeln, Blumen und Samen bestehender Thee. Man pflegt B. mit oder ohne Früchte zu unterscheiden. Von den vielen gebräuchlichen Zusammensetzungen (denn fast jeder Ort hat seinen besondern B.) mögen hier nur einige ihren Platz finden: 1) B. ohne Früchte: a) B. der preußischen Pharmakopöe (species ad infusum pectorale), Althäwurzel 4 Unzen, Süßholz 1½ Unzen, Veilchenwurzel ½ Unze, Huflattigblätter 2 Unzen, Klatschrosen, Königskerzenblumen und Sternanis, von jedem 1 Unze. b) Resolvirender B. (species pectorales resolventes), Althäwurzel 2 Unzen, Süßholz und Senegawurzel, von

jedem $1/_2$ Unze, Fenchelsame und Arnicawurzel, von jedem 2 Drachmen. c) Abführender B. (species pectorales laxantes), Althäwurzel 2 Unzen, Süßholz 6 Drachmen, Huflattigblätter und Althäkraut, von jedem 1 Unze, Königskerzen- und Waldmalvenblumen, von jedem $1/_2$ Unze, Sennesblätter 6 Drachmen, Anissamen 2 Drachmen. 2) B. mit Früchten (species pectorales cum fructibus): Feigen 11 Unzen, kleine Rosinen 4 Unzen, Perlgraupe 3 Unzen, Süßholz, Althäkraut, Huflattigblätter, Ysop, von jedem $1/_2$ Unze.

Brustverschleimung, derjenige Krankheitszustand, bei welchem sich die Schleimhäute der Luftröhre und der Bronchien in abnormer Sekretionsthätigkeit befinden. Diese Verschleimung ist meist nur ein Symptom eines allgemeineren Leidens und muß nach diesem beurtheilt und behandelt werden. Häufig erscheint sie als Folge eines chronischen Katarrhs oder eines Katarrhfiebers; im schlimmsten Fall hängt sie mit der Schleimschwindsucht zusammen und hat dann den Namen der Blennorrhoea bronchialis erhalten. Je heftiger, intensiver das Leiden ist, desto mehr wird der ausgeworfene Schleim dem Eiter ähnlich, und desto beträchtlicher ist die Masse des Auswurfs. Die Behandlung erfordert im Allgemeinen auflösende und stärkende Mittel, daher theils Mittelsalze, wie Salmiak, Antimonialien, besonders Goldschwefel; theils bittere Extrakte, Wasserfenchel. Vergl. Katarrh und Schwindsucht.

Brustwassersucht (hydrothorax), die Ansammlung von hydropischer Flüssigkeit in der Höhle der Brustfelle ohne irgend einen vorherigen Entzündungsprozeß, also von derjenigen Flüssigkeitsansammlung zu unterscheiden, welche in Folge einer Brustfellentzündung Statt findet. Sie ist meist beiderseitig und besteht in der Ansammlung einer klaren, gelblichen, zuweilen grünlichen Flüssigkeit, welcher nur geringe Mengen Blutfarbstoff und Flocken beigemischt sind. Die Lunge wird durch dieselbe mehr oder weniger zusammengedrückt und ist gleichfalls mit Flüssigkeit durchtränkt; die Brustwände werden aufgetrieben; die Verdrängung der Organe ist aber niemals so bedeutend, wie bei der Brustfellentzündung. Die Ursachen der B. sind dieselben, welche Wassersucht überhaupt erzeugen, wie Herzfehler, Nierenkrankheiten, Leberschrumpfungen &c.; heftige Athemnoth ohne sonstige schmerzhafte Empfindungen auf der Brust, Blausucht, geringes Husten, asthmatische Anfälle zur Nachtzeit, bei Vorhandensein anderer Flüssigkeitsansammlungen im Leibe und in der Haut (chasarca) erregen Verdacht auf B., deren physikalische Zeichen dieselben sind wie bei der Brustfellentzündung mit flüssiger Absonderung. Der Verlauf der B. kann ein sehr schneller sein und ist dann unter steigender Beklemmung bald tödtlich; er kann sich aber auch in die Länge ziehen, je nach der sie veranlassenden Grundkrankheit. Gelingt es, diese zu beseitigen oder sie zu bessern, und vermindert sich die Neigung zu wassersüchtigen Absonderungen, so mindert sich auch die Absonderung im Brustfell. Die Behandlung ist demgemäß auch mehr auf das Grundleiden zu richten. Schwächende Behandlung ist besonders zu vermeiden und die Thoracocentese (s. d.), welche bei der durch Brustfellentzündung hervorgerufenen Wasseransammlung mit vielem Erfolge angewandt wird, nur in äußersten Nothfällen zu gestatten, da sie nur palliativ wirkt.

Brustwehr (franz. parapet), in der Kriegsbaukunst eine entweder von Holz, oder Steinen, oder Erde, oder auch von allen drei Materialien zugleich aufgeführte Erdhöhung zur Deckung der dahinter aufgestellten Infanterie und Artillerie. Steht der Feind in gleicher Höhe, so reicht eine 6—7 Fuß hohe B. hin, steht er tiefer, so bedarf es einer Höhe von höchstens 4—5 Fuß; beschießt aber der Feind die B. von sie überragenden Punkten aus, so wird die nothwendige Höhe durch das Defilement (s. d.) bestimmt, und die Regel erfordert hier eine Deckung von der Art, daß die direkten Schüsse des Feindes von jenen Höhepunkten, nach ihrer jedesmaligen Entfernung bemessen, nicht mehr hinter die B. treffen können. Da es beim Feldkriege fast immer darauf ankommt, wegen der Nähe des Feindes so schnell als möglich das vorwärts einzunehmende od., wenn das Heer auf dem Rückzug begriffen ist, das nun zu behauptende Terrain zu befestigen, so sind die B.en von Erde die gewöhnlichsten, weil an diesem Material nirgends Mangel ist. Passagère B.en haben gewöhnlich die Form eines Rechtecks u. sind mit Schießlöchern für klein Gewehr und kleines Geschütz, oder mit großen Einschnitten, Schießscharten für das schwere Geschütz versehen. Hinter der B. bringt man ein sogenanntes Banquet, einen Austritt an, auf welchen der feuernde Infanterist tritt, um über die B. hinüber zielen zu können, da diese meist die Höhe eines Mannes übertrifft. Auch gibt man der Brustwehrkrone, d. h. der oberen Brustwehrfläche, eine solche Abdachung (plongét du parapet) nach dem vorliegenden Terrain, daß ihre Verlängerung unmittelbar in den äußeren Grabenrand fällt, und derselbe also von der B. aus beschossen werden kann. Da die innere Böschung so steil als möglich sein muß, damit der Schütze möglichst nahe an sie heran treten und feuern kann, so muß sie bekleidet, d. h. eine steile Wand von Bretern, Rasen, Hürden, Faschinen oder Schanzkörben dahinter aufgeführt werden, welche das Herabfallen der Erde verhindert. Ist der Feind nahe, oder wird man sogar genöthigt, sich unter dem feindlichen Feuer zu verschanzen, so bedient man sich am besten der eingeschnittenen B.en, d. h. solcher, deren Material und Erhöhung aus einem 2—3 Fuß tiefen und etwa 10 bis 15 Fuß breiten Graben hinter der zu errichtenden B. so gewonnen wird, daß man die hier ausgeworfene Erde sogleich zur Deckung benutzt. Während solche eingeschnittene B.en, die nach außen nur flach ausfallen können, keine Sturmfreiheit gewähren, wenn nicht das vorliegende Terrain einen Sturm von Seiten des Feindes unmöglich macht, haben sie den Vortheil, daß sie wegen ihrer flachen Böschung weit weniger als andere vom feindlichen Geschützfeuer zu leiden haben und zugleich eine weit rasirendere Bestreichung nach außen gestatten.

Brut, in der botanischen Terminologie (propago, bulbillus, sarmentum, flagellum) die junge Nachkommenschaft der Pflanzen, welche in Ausläufern und Wurzelsprossen besteht, vorzüglich auch die jungen Zwiebeln der Hauptzwiebel, bei Tulpen, Hyazinthen und andern ähnlichen Gewächsen; in der zoologischen Terminologie (proles) die junge Nachkommenschaft der Thiere, insbesondere derjenigen, welche sich durch Eier fortpflanzen,

namentlich die Jungen der Vögel, Fische, Amphibien und Insekten. Vorzüglich ist der Ausdruck von den Fischen und Bienen gewöhnlich; bei den Bienen spricht man von dreifacher B., wenn Eier, Maden und Puppen zu gleicher Zeit in einem Stocke gefunden werden; bei den Fischen versteht man unter B. die jungen Fische in dem Jahre, in welchem sie aus dem Laiche ausgebrütet worden sind. Die Fischbrut ist gewöhnlich sehr zart und von schwacher Lebensdauer, daher bei der Fischerei auf die Erhaltung derselben besondere Rücksicht zu nehmen ist.

Bruttium (Bruttia, Bruttius ager), altitalische Landschaft, die Südspitze der Halbinsel umfassend, nördlich von Lucanien begrenzt, von dem es westlich durch den Saus, östlich durch den Lusias getrennt war, das alte Oenotria, jetzt die neapolitanische Provinz Calabria ulteriore. Vom Apennin durchzogen, der hier den fichtenreichen Sila bildete und in verschiedene Vorgebirge, wie Crimisa, Lacinium, Zephyrium, Heracleum, Leucopetra 2c., auslief, hatte es wasserreiche Thäler und Schluchten, aus welchen viele Küstenflüsse sich ins Meer ergossen. Der unebene und zum Theil rauhe Boden wurde zu trefflicher Viehzucht, sowie zu Wein-, Oliven-, Obst- und Getreidebau benutzt. Städte waren: Cosentia, Vibo (Hipponium), Medama, Rhegium, Locri, Scylacium, Crotona 2c. Die Einwohner an der Ostküste waren eingewanderte Griechen, die hier blühende Kolonien (Hippo, Rhegium, Locri 2c.) hatten; die des Binnenlandes sollen entlaufene Lucaner gewesen sein, welche um 357 hier Wohnsitze gründeten und von den Lucanern Bruttier, d. i. Abtrünnige, genannt wurden. Die Bruttier, gegen die Römer mit Pyrrhus verbündet, wurden 276 v. Chr. von jenen bekriegt und 272 unterjocht. Weil sie im zweiten punischen Kriege zu Hannibal hielten, wurden sie nach dessen Abzug aus Italien von den Römern dadurch gestraft, daß sie nicht mehr als Bundesgenossen angesehen, für unfähig zum Waffendienste und zu Staatssklaven (Bruttiani servi) erklärt wurden, welche den in die Provinzen reisenden Magistratspersonen und in Rom Liktorendienste leisten mußten. Ihr Land theilten die Römer in B. transmontanum und cismontanum.

Brutto (ital., unrein, franz. brut, engl. gross), Bezeichnung eines Gegenstandes als eines Ganzen, das aus wesentlichen, d. h. seine Werthschätzung bedingenden, und außerwesentlichen oder nebensächlichen Theilen zusammengesetzt ist. Das Wort ist im Handel vornehmlich bei Gewichtsangaben gebräuchlich. Bruttogewicht (Rohgewicht) ist das Gewicht einer Waare in völlig verpacktem Zustande, mithin in ihrer gewöhnlichen Emballage für die Aufbewahrung und mit ihrer besonderen für den Transport. Das Gewicht dieser Emballage (Faß, Kiste, Sack 2c.) heißt Tara. Bei fettigen und nassen Waaren gebraucht man auch, besonders in Süddeutschland, den Ausdruck Sporco (schmutzig). In Rechnungen versteht man unter Bruttobetrag eine Geldsumme vor Abzug der Unkosten an Disconto 2c.; unter Bruttoertrag (Rohertrag) den Ertrag irgend eines wirthschaftlichen Objekts vor Abzug der durch dessen Nutzung bewirkten Auslagen (Löhne 2c.); unter Bruttogewinn (Rohgewinn) den Ueberschuß aus einem Unternehmen vor Abzug der dadurch veranlaßten Kosten (Provision 2c.). Der Gegensatz ist Netto (rein, unverfälscht).

Brutus, 1) Lucius Junius, Roms Befreier von der Königsherrschaft und erster Konsul, Sohn des M. Junius und der Tarquinia, der Schwester des Königs Tarquinius Priscus, welchen Tarquinius Superbus, als er den Bruder desselben, M. Junius, und den Vater wegen ihrer Ansprüche auf den Thron tödtete, leben ließ, weiler ihn für beschränkten Geistes (brutus) hielt. Er ward den beiden Söhnen des Königs, Titus und Aruns, als Diener beigegeben, als sie das Orakel zu Delphi über die Zukunft ihres Vaters, den böse Anzeichen geschreckt hatten, befragen sollten. Als die Jünglinge den väterlichen Aufträgen genügt hatten, fragten sie das Orakel, wer von ihnen nach dem Vater zu Rom herrschen werde? „Der zuerst die Mutter küßt“, antwortete die Priesterin. Während die Brüder sich verglichen, das Loos unter sich entscheiden zu lassen und dem dritten Bruder Sextus das Wort des Gottes zu verheimlichen, lief B. den Berg hinab und fiel wie zufällig nieder, so daß seine Lippen die Mutter Erde berührten. Als Weihegeschenk ließ er dem Gotte einen in einem hölzernen Ueberzug verborgenen goldenen Stab zurück. Im Verlauf der Jahre legte B. mehr und mehr von der angenommenen Verstellung ab, ohne den Argwohn des Königs zu erregen, und ward Befehlshaber der Reiterei. Erst Lucretia's Tod veranlaßte ihn, die Maske abzuwerfen; er zog den blutigen Dolch aus ihrer Brust, schwur den Tarquiniern Rache und vermochte die Anwesenden zu demselben Eide. Während die Bürger von Collatia sich von Tarquinius lossagten und den Befreiern Gehorsam gelobten, begleiteten die Jüngern den Leichenzug nach Rom. Hier wurden die Thore geschlossen und das Volk von B. zur Versammlung berufen. Einstimmig entsetzte man den König seiner Würde und sprach über ihn und die Seinigen Verbannung aus. Gleichzeitig zog B. mit Freiwilligen auf einem Umwege nach dem Lager, wo die Centurien des Heeres bestätigten, was die Kurien beschlossen hatten; jene nahmen B. und Cassius als Konsuln auf ein Jahr an, diese verliehen ihnen das Imperium. Als Tarquinius von Tarquinii aus eine Verschwörung in Rom anstiftete, an welcher sich auch des B. beide Söhne betheiligten, verurtheilte B. dieselben zum Tode und ließ das Urtheil trotz der Bitten der Söhne und des Volks in seiner Gegenwart vollziehen. Da Collatinus seine schuldigen Vettern zu retten gesucht hatte, so ward er des Konsulats enthoben und an seine Stelle Valerius damit betraut. Inzwischen hatte Tarquinius ein ansehnliches Heer gesammelt und zog an dessen Spitze gegen Rom. Aruns führte die Reiterei, B. die römische ihm entgegen; beide, vorauseilend, trafen auf einander und durchbohrten sich gegenseitig mit den Lanzen (509 v. Chr.). Auf dem Wahlplatz lagen 11,300 Etrusker, von den Römern ein Mann weniger. Die Matronen betrauerten B. ein Jahr lang als Rächer der Ehre ihres Geschlechts. Die Republik errichtete auf dem Kapitol sein Bild von Erz, mit gezogenem Schwert, in der Mitte der sieben Könige.

2) Marcus Junius B., geboren 85 v. Chr., Sohn des Volkstribunen Marcus Junius B. (nach Einigen des Cäsar) u. der Servilia, einer Schwester des Cato Uticensis, dessen Tochter Porcia seine

zweite Gemahlin ward, der letzte Kämpfer für Roms Freiheit, im Gegensatz zu L. Junius B. gewöhnlich der Jüngere genannt, begleitete 58 v. Chr. seinen Oheim Cato nach Aegypten und 53 den Appius Claudius nach Sicilien. Obgleich sein Vater von Pompejus getödtet worden war, focht er doch mit ihm bei Dyrrhachium und Pharsalus, weil Pompejus für die Verfassung stritt, ergab sich aber nach der letztern Schlacht (48 v. Chr.) dem Cäsar, der ihn 46 v. Chr. über Oberitalien setzte und 44. zum Prätor in Rom ernannte, ihn auch außerdem mit Wohlthaten überhäufte, um seine Liebe zu gewinnen. Als sich die monarchischen Pläne Cäsars entwickelten, verband sich B. mit seinem Schwager Cassius zu einer Verschwörung, an welcher noch an sechzig andere Römer, unter ihnen auch Decimus Brutus, Theil nahmen, und deren Streichen Cäsar am 15. März 44 v. Chr. unterlag (s. Cäsar). B. selbst zückte den Dolch gegen ihn. Er lebte darauf erst auf seinen Gütern, vereinigte sich dann noch einmal mit Cassius, um die Freiheit der Republik gegen die neuen Unterdrücker derselben zu vertheidigen, ging nach Macedonien, warf den C. Antonius aus Apollonia, begab sich nach Syrien, kämpfte mit Cassius bei Philippi gegen die Triumvirn und stürzte sich nach verlorener Schlacht in sein Schwert (41 v. Chr.). Porcia, des B. edles Weib, folgte dem Gatten durch freiwilligen Tod (sie verschluckte glühende Kohlen). B. schrieb Mehres, z. B. ein Buch über die Tugenden Cicero's.

3) Decimus Junius B. Albinus, tüchtiger Feldherr Cäsars, um 84 v. Chr. geboren und von A. Postumius Albinus adoptirt, diente unter Cäsar in Gallien, schlug 56 v. Chr. die Flotte der Veneter und kämpfte dann gegen Vercingetorix und bei Alesia. Im Bürgerkriege befehligte er 49 die Belagerungsflotte vor Massilia und siegte in zwei Seetreffen. Cäsar ernannte ihn zu seinem Magister equitum und im folgenden Jahre zum Statthalter von Gallien, bestimmte ihm ein Konsulat und setzte ihn auf Octavians Todesfall zum Nacherben ein. Trotzdem übernahm B. in der Verschwörung die Rolle, den zögernden Cäsar in die Senatsversammlung zu führen. In der nach dem Mord entstandenen Verwirrung eilte B. in seine Provinz Gallien, dieselbe gegen Antonius zu behaupten. In Mutina hart bedrängt, hielt er muthig aus, bis die Stadt von den Konsuln Hirtius und Pansa und von Octavius entsetzt wurde. Der Senat übertrug ihm darauf den Oberbefehl über das konsularische Heer und die Führung des Krieges gegen Antonius. Doch Krankheiten und Unzuverlässigkeit des Heeres hinderten schnelle Benutzung seiner Vortheile; bald fühlte er sich dem mächtigen Antonius nicht mehr gewachsen und wollte nach Macedonien zu Marcus B. und Cassius ziehen, ward aber von seinen Legionen verlassen, auf seiner Flucht in den Alpen von Räubern gefangen und auf sein Verlangen einem befreundeten Fürsten ausgeliefert, der ihn den von Antonius ausgesandten Mördern überantwortete.

Bruxelles, französischer Name von Brüssel.

Bruyère, Jean de la, berühmter französ. Charakter- u. Sitenschilderer, geboren 1644 (1639) auf einem Dorfe bei Dourdan in der Normandie, war kurze Zeit Finanzintendant, wurde dann durch Bossuet nach Paris berufen, um als Lehrer der Geschichte in die Dienste des Herzogs von Burgund zu treten, ward 1693 Mitglied der Akademie u. † am 10. Mai 1696. B.'s klassisches u. seiner Zeit weltberühmtes Hauptwerk ist: „Les caractères de Theophraste" (Par. 1687; Amsterd. 1720, 3 Bde.; das. 1740, 2 Bde., mit Anmerkungen von Coste), eine Uebersetzung in elegantem Französisch, der er eine Reihe von Charakteren, in denen er die Sitten seiner Zeit schilderte, nachfolgen ließ. Es wurde in fast alle Sprachen Europa's (deutsch, Leipzig 1789) übersetzt u. sichert B. für immer eine ehrenvolle Stelle in der französischen Literatur. Vgl. K. L. Müller, Blicke auf die menschliche Natur nach la B., Leipzig 1799.

Bruyn, 1) Bartholomäus de B., Historienmaler, Schüler von Hemskerk, um 1525—60 in Köln thätig, macht den Uebergang von der niederländischen Malerei zur italienischen. Sein Hauptwerk sind die Gemälde des Hochaltars von St. Victor zu Xanten von 1537. In der münchner Pinakothek befinden sich eine Pietas und die Heilung des Besessenen.

2) Abraham de B., niederländischer Maler und Kupferstecher, um 1538 zu Antwerpen geboren, kam 1577 nach Köln und † daselbst in hohem Alter. Unter seinen Kupferstichen, die sich durch Nettigkeit und sichere Hand auszeichnen, sind außer Porträten und einigen biblischen Darstellungen, kleine Friese, Jagden mit Hunden u. Vögeln darstellend (1565), eine Folge von Thieren (12 Blätter, 1583), desgleichen von Arabesken und die Werke: „Imperii ac sacerdotii ornatus, diversarum gentium vestitus" (1577), „Diversarum gentium armatura equestris" (1577) zu nennen.

3) Nicolas de B., ebenfalls Maler, Zeichner und Kupferstecher, Sohn des Vorigen, 1570 zu Antwerpen geboren, Nachahmer des Lucas von Leyden, † 1655 in Amsterdam. Gesucht sind seine Landschaften und Märkte, nach Vinkenbooms; das goldene Zeitalter, nach A. Bloemart (von Th. de Bry im Kleinen kopirt); das Gesicht Ezechiels von der Auferstehung der Todten 2c.

4) Cornelis de B., niederländischer Maler, aber berühmter als Reisender, 1652 im Haag geboren, bereiste seit 1676 Italien, Kleinasien, Aegypten und die Inseln des Archipels und kehrte erst 1693 in sein Vaterland zurück. Hier gab er die Beschreibung seiner Reise im Druck heraus (Delft 1698 ff.). Die dem Werke gespendete Theilnahme veranlaßte ihn zu einer zweiten Reise nach Rußland, Persien, Indien, Ceylon, Batavia 2c., von welcher er 1708 zurückkehrte und die malerische Ausbeute 1711 bekannt machte. Seit dieser Zeit lebte B. bald in Amsterdam, bald im Haag und † in Utrecht. Die Blätter in seinem Reisewerke sind großentheils von ihm selbst gestochen. Eine verbesserte Ausgabe beider Reisenden lieferte Banier (Rouen 1725, 5 Bde., mit minder guten Kupferstichen).

Bruys (Bruis, Brusius, Bruzius), Peter von, lebte im 12. Jahrhundert in Languedoc und war der Stifter der Brusianer, auch Petrobrusianer genannt, einer religiösen Sekte. Er lehrte, daß die Taufe der Kinder vergeblich, das Kreuz nicht zu verehren, sondern (als Werkzeug der Leiden Christi) zu zertrümmern sei, daß man keine Kirche zur Verehrung Gottes brauche, sondern ihn überall anrufen könne, daß Gebete und gute Werke

den Todten nichts nützen, daß Brod und Wein bei dem Abendmahl sich weder in Fleisch, noch in Blut verwandeln, nicht einmal einen Schein davon erhalten. Diese Lehren verbreitete er mit ausdauerndem Feuereifer 25 Jahre lang in Languedoc, Provence u. Dauphiné u. fand viele Anhänger; Kirchen wurden zerstört, Altäre umgestürzt, die Geistlichkeit gemißhandelt und neue Taufen vorgenommen. Als B. aber 1147 zu St. Gilles Kreuze und Kirchengeräthe verbrennen wollte, überfielen ihn die erbitterten Katholiken und verbrannten ihn auf dem von ihm selbst errichteten Scheiterhaufen.

Bry, Dirk (Theodorich, Dieberick) de, Goldschmied und Kupferstecher, 1528 zu Lüttich geboren, verließ als Lutheraner sein Vaterland und gründete um 1570 in Frankfurt a. M. eine Buch- und Kunsthandlung, in welcher von ihm und seinen Söhnen mehre Kupferwerke erschienen, deren bedeutendstes: „Collectiones peregrinationum in Indiam orient. et occid.“ (1590 — 1634, 25 Thle.; deutsch 1590—1630, 27 Thle.) nach seinem 1598 erfolgten Tode vom 7. Theil an von seinen Söhnen Johann Theodor und Jan Israel und dem Kupferstecher Merian fortgesetzt wurde.

Brya *Beauv.*, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, deren charakteristische Merkmale der 2lippige, 5zahnige Kelch, die verwachsenen Staubfäden und die zusammengedrückte, unten gewölbte, klaffende, 2gliederige Hülse sind. Die Gattung umfaßt amerikanische Bäume mit einfachen Blättern. Die bekannteste Art ist B. Ebenus *Dec.*, ein schenkeldicker, meist krummer, 40 Fuß hoher Baum, der sich sehr häufig in den Niederungen Westindiens findet und sehr viele kriechende Wurzeln hat. Die gefurchte Rinde des Stammes löst sich ab und hängt wie Hanf herunter. Das Holz ist hart und dunkelbraun und wird wegen seiner schönen Farbe und Glättbarkeit in Europa sehr geschätzt. Die süßlichen Blüthen und Früchte dienen als Abführungsmittel, wie Senna, die Blätter gegen Geschwüre.

Bryant, William Cullen, nordamerikanischer Dichter, den 3. Nov. 1794 zu Cummington in Massachusetts geboren, fing schon im 9. Jahre an, Verse zu machen u. bereitete im 14. eine Sammlung Gedichte vor, die 1809 in Boston erschien und das einzige politische Gedicht B.s: „The Embargo“, enthielt, welches so viel Aufsehen machte, daß es binnen Kurzem eine zweite Auflage erlebte. Nachdem er 3 Jahre das Williamscollege besucht, widmete er sich seit 1813 unter der Leitung des Richters Howe der Jurisprudenz, wurde 1815 Advokat zu Plymouth in Massachusetts, prakticirte aber schon vom nächsten Jahre an in Great Barrington. Im Jahre 1825 gab er die advokatorische Praxis ganz auf und zog nach Newyork, wo er die Redaktion des „Newyork Review and Athenaeum Magazine“ übernahm, einer Monatsschrift, die 1826 in die „United-States Review and Literary Gazette“ umgestaltet wurde, aber bereits 1827 einging. Nachdem er bereits 1816 ein größeres Gedicht „Thanatopsis“ und 1821 ein Lehrgedicht „Die Zeitalter“ nebst verschiedenen kleinen Gedichten veröffentlicht, erschien 1824 eine Auswahl seiner Gedichte in der zu Boston herauskommenden Wochenschrift „United-States Literary-Gazette“, und 1826 übernahm er die Redaktion der „Evening Post“, eines der ältesten und einflußreichsten politischen Blätter Amerika's. Gesammelt erschienen seine „Gedichte“ in mehren Ausgaben, die erste 1832, die neueste 1852. Freiligrath hat mehre Poesien B.s ins Deutsche übertragen. Seine Reisen in Europa (1834) und den südlichen Staaten der Union gaben ihm Stoff zu verschiedenen Folgen von Reisebriefen. Klarheit und Reinheit des Styls, Abwesenheit jeder Uebertreibung, feines Gefühl für Naturschönheit und Gedankenschwung zeichnen B.s Gedichte aus. B. lebt gewöhnlich auf seinem Landsitz im Dorfe Roslyn auf Long Island unweit Newyork.

Bryonia *L.* (Zaunrübe), Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, deren charakteristische Merkmale der 5theilige Kelch und Blumenkrone, die 5 3brüderigen Staubgefäße, der 3spaltige Griffel und die kugelige 3fächerige Beere sind. Die Gattung enthält weitrankende, theils ausdauernde, theils einjährige, meist officinelle Kräuter mit herzförmigen Blättern. Unzertheilte winkelige Blätter hat B. grandis, ein ausdauerndes Gewächs in Ostindien, das häufig in Gärten am Geländer gezogen wird. Die Wurzel ist dick, weit umherkriechend, die Stämme werden öfters armdick und theilen sich in viele hängende Aeste mit Ranken; die Blumen sind weiß, glockenförmig, 1 Zoll lang; die Frucht gleicht einer kleinen Gurke, ist halbfingerdick, gelb, eßbar; auch die jungen Blätter werden als Gemüse genossen, die Wurzeln und Blätter aber gegen Blattern, entzündliche Fieber rc. angewendet. Unter den Arten mit gelappten Blättern sind zu nennen: B. umbellata, mit doldenartig gehäuften Blüthen, in den Wäldern Ostindiens das ganze Jahr hindurch grünend und blühend, trägt längliche, birngroße, hochgelbe, eßbare Früchte. B. alba, gemeine Zaun- oder Gichtrübe, Hundsrübe, Tollrübe, ausdauernde Schlingpflanze mit 5lappigen, gezähnten, mit schwieligen Punkten und scharfen Haaren besetzten Blättern, traubenartigen Blüthen und schwarzen Beeren, findet sich an Zäunen durch ganz Europa, doch häufiger in den nördlichen Gegenden als in den südlichen, treibt mehre 12—16 Fuß lange Stengel und trägt saftige Früchte von der Größe einer Erbse mit 3—6 schwarzen Samen. Die sehr große, rübenförmige, armdicke, fleischige Wurzel, auch Teufelskirschen- oder Faulrübenwurzel genannt, schmeckt scharf bitter, riecht widrig, röthet frisch aufgelegt die Haut u. wirkt, einen krystallinischen Extraktivstoff (Zaunrübenbitter, Bryonin), außerdem Stärkmehl, Schleimzucker rc. enthaltend, drastisch purgirend u. harntreibend, in größeren Gaben auch Erbrechen erregend. Man wendet sie, doch selten, bei Wassersuchten, Gicht, Fallsucht, Unterleibsverstopfungen an; auch ist sie frisch oder abgekocht bei Geschwülsten und Quetschungen zum Auflegen gut. B. dioica, rothfrüchtige Zaunrübe, ist ein perennirendes Gewächs mit fast handförmigen, 5lappigen, schwielig rauhen Blättern, in Trauben vereinigten Blüthen und rothen Beeren, das an gleichen Stellen wie die vorige Art, doch häufiger in England und im südlichen Europa wächst. Die Wurzel wird ganz wie die der vorigen Art angewendet. Beide kommen in den Apotheken mit einander vermischt u. unter demselben Namen vor. B. africana *Thunb.*, mit tief handförmig getheilten Blättern, deren Fetzen halb gefiedert sind, und mit

doldenartigen Blüthen, wächst auf dem Kap, wo die Wurzel von den Kolonisten als Brech- und Abführungsmittel gebraucht wird.

Brzesc, zwei russisch-polnische Städte: 1) Brzesc-Kujawski, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, an einem Bache in einer morastigen Ebene, ist mit verfallenen Mauern, Wall und Graben umgeben, hat 3 große, schöne Kirchen und 2400 Einw., welche starke Tuch- und Leinwandfabrikation, Brauerei u. Brennerei, Licht- und Seifensiederei, sowie Handel treiben. — 2) Brzesc-Litewski (russisch Brest-Litowskij), Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Grodno, am Einflusse des Muchawiec in den hier schiffbar werdenden Bug, stark befestigt, hat ein wichtiges Grenzzollamt und 19,519 Einw., die aus Russen, Polen, Armeniern und Juden (welche letztere hier eine berühmte hohe Schule, sowie eine Synagoge besitzen) bestehen und beträchtlichen Handel mit Tuchfabrikaten, Juchten, Seife und Holz (Bauholz jährlich 1½—2 Millionen Rubel) betreiben. Vor den Thoren steht ein kaiserliches Schloß mit Garten, das einst den Königen von Polen gehörte. B. war früher Hauptstadt einer gleichnamigen Woiwodschaft und ist gegenwärtig Sitz eines griechischen und eines armenisch-katholischen Bischofs, unter welchem alle unirten Armenier des russischen Reiches stehen. Zwischen B. u. Kobryn, bei dem Dorfe Krupcyce (Kruptschitz) erfochten die Russen unter Suwarow am 17. und 18. Sept. 1794 einen glänzenden Sieg über die unter Sierakowski's Oberbefehl stehenden polnischen Truppen. Am 31. Dec. 1435 wurde in B. auch der bekannte ewige Friede zwischen Polen und dem deutschen Orden geschlossen, worin letzterer seinem Bunde mit Litthauen und dem Lande Szamaiten oder Simogitien entsagte und dagegen die Neumark erhielt.

Brzetislaw (Bretislaw, Brecislaw, Bretislaus) I., Herzog von Böhmen (1037—55), der böhmische Achilles genannt, Sohn und Nachfolger Udalrichs, war bei seines Vaters Lebzeiten Fürst von Mähren, überzog nach seinem Regierungsantritt das von Parteien zerrüttete Polen, eroberte Posen, Gnesen, Breslau und Krakau und focht auch gegen den deutschen König Heinrich III., welcher ihm befohlen, Polen zu räumen und den Raub herauszugeben, anfangs glücklich (August 1040), mußte jedoch, als Peter von Ungarn, B.s einziger Bundesgenosse, von ihm abfiel, die Hoheit des deutschen Reichs anerkennen. Den Polen gab er (1054) seine Eroberungen gegen einen jährlichen Zins von 500 Mark Silber und 30 Mark Gold zurück. Eben im Begriff, sich Ungarns zu bemächtigen, † er 1055, mit Hinterlassung von 5 Söhnen: Spitignew, Wratislaw, Konrad, Otto und Jaromir. Seine Gemahlin Judith, eine Tochter des Markgrafen von Schweinfurt, hatte er mit Gewalt entführt.

Brzezan, Kreishauptstadt im österreichischen Galizien, südöstlich von Lemberg, an einem See und an der Lipagnita, mit altem Schloß, 3 Kirchen für Katholiken, Armenier und Griechen, katholischem Kloster, Gymnasium und 7734 Einwohnern, welche Gerberei und Leinweberei betreiben.

Brzeziny, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, in der früheren Woiwodschaft Masovien, an den Quellen der Mrocica, den Oginski's gehörig, hat 4 katholische und eine evangelische Kirche, eine Synagoge, einen Palast der Oginski's u. ein Hospital u. 5268 Bewohner, welche Tuch, Wollenzeuche, sowie Lederwaaren produciren und damit handeln.

Bto., Abkürzung von Brutto.

Btr., B. tr., auf Recepten Abkürzung für Bene tritum, d. i. wohl gerieben.

Bua (Babua), österreichisch-dalmatische Insel, gehört zum Kreis Spalato, ⅓ □Meile groß, ist bergig, aber äußerst mild, wohl bevölkert u. fruchtbar an Getreide, Wein, Oel und Obst. Die Bevölkerung wohnt in 6 Dörfern und dem Kloster Francesco; der Hafen (St. Eufemia) ist groß und sicher. Auch ist hier eine Asphaltquelle. B. wird auch Rebhuhninsel genannt, weil sich dieser Vogel hier in Menge aufhält.

Buache, 1) Philippe, berühmter französischer Geograph und Zeichner, geboren den 7. Febr. 1700 zu Paris, widmete sich unter Delisle's Leitung geographischen Studien und dem Kartenzeichnen und wurde 1729 erster Geograph des Königs, 1730 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und † den 24. Januar 1773. Ausgebreiteten Ruf erwarb ihm sein neues System der physikalischen Geographie, in welchem er die Erdoberfläche nach Bergketten und Flußgebieten und auch das Meer nach den unter ihm fortlaufenden Gebirgszügen ordnete, sowie die Länder nach ihren natürlichen Erzeugnissen verglich. Als sein geistreichstes Werk gilt seine Parallele der Flüsse: „Parallèle des fleuves de toutes les parties du monde“ (in den „Mémoires de l'académie des sciences“, Paris 1753, S. 587). Außer mehren Abhandlungen und Karten, welche sich in den Schriften der Akademie befinden, schrieb er: „Considérations géographiques et physiques sur les nouvelles découvertes de la grande mer“ (Paris 1753) und gab einen „Atlas physique“ (das. 1754, 1767), sowie viele Karten Delisle's verbessert heraus.

2) Jean Nicolas, französischer Geograph, geboren den 15. Februar 1741 zu Neuville-au-Pont im Departement Marne, daher B. de la Neuville genannt, Neffe des Vorigen, folgte d'Anville bei der Plankammer der französischen Marine, wurde Geograph des Königs, auch von Napoleon I. geschätzt, † als Mitglied der Akademie den 21. November 1825. Sehr gesucht war seine „Géographie élémentaire ancienne et moderne“ (Par. 1769—72, 2 Bde).

Bubalus, s. Büffel.

Bubastis (Pacht), ägyptische Gottheit, von den Griechen mit Artemis identificirt, Tochter des Osiris und der Isis, bedeutete wahrscheinlich den Neu- und zunehmenden Mond. Ihr war die Katze heilig und B. selbst wurde unter dem Bilde derselben verehrt. Zu der nach ihr benannten Stadt, wo sie einen großartigen Tempel hatte, strömten die Menschen in zahlloser Menge auf dem Nil herbei, an allen Uferstädten anlandend und mit Singen, Tanzen, Neckereien und unzüchtigen Geberden sich vergnügend. Noch schlimmer war das Uebermaß der Lust am Feste selbst. Die Katzen wurden in dem heiligen Bereiche des Tempels begraben. Dargestellt wurde B. als Säugling mit Horus an der Brust der Isis, oder mit Scepter und Schlüssel hinter ihrer Mutter sitzend, oder als eine Jungfrau mit einem Katzenkopfe, über dessen Scheitel eine runde

Mondscheibe durch eine senkrecht herabhängende Schlange in zwei gleiche Theile geschieden wird.

Bubastis (Bubastus, in der Bibel Phibeseth), im Alterthum Hauptstadt eines Nomos (Bubastites) in Unterägypten, am östlichen Hauptarm des Nil (Bubasticus fluvius), hatte ihren Namen von der Göttin Bubastis, welche hier vorzugsweise Verehrung genoß, und deren Tempel mitten in der Stadt tiefer als die angrenzenden Wohnungen stand, so daß man von allen Seiten in sein Inneres schauen konnte. Oberhalb der Stadt begann der große, nach dem arabischen Meerbusen führende Kanal Nechos. Nach der persischen Eroberung (352 v. Chr.) verlor B. allmählig sein früheres Ansehen; doch wurden die sacra Bubastia (Bubastisfeier) noch unter römischer Herrschaft begangen. Die Ruinen, Tell-Basta genannt, lassen noch bemerken, wo der Tempel gestanden hat.

Bube, ein Kind männlichen Geschlechts; ein junger Mann von kindischem oder boshaftem Wesen; im Mittelalter ein Jüngling, der im Gefolge eines Ritters auf Abenteuer und Fehden auszog, um sich den Ritterschlag zu verdienen.

Bube, Adolf, deutscher Dichter, geboren den 23. September 1802 zu Gotha, widmete sich zu Jena philologischen und belletristischen Studien, ward 1834 im Staatsdienste angestellt, ist seit 1852 Direktor des neuvereinigten Kunst- und chinesischen Kabinets und seit 1853 Archivrath in Gotha. In seinen dichterischen Produkten verbindet sich Wärme und Anmuth der Darstellung mit der innigsten Anhänglichkeit an seine thüringische Heimat. Sie erschienen unter den Titeln: „Lebensblüthen" (Koburg 1826); „Obolen" (das. 1827); „Gedichte" (2. Aufl., Gotha 1836); „Neue Gedichte" (Jena 1840); „Thüringische Volkssagen" (das. 1837 und 1848); „Deutsche Sagen" (4. Aufl., das. 1842); „Todtenfeier Otfried Müllers" (das. 1840); „Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge" (4. Aufl., das. 1840); „Gotha's Erinnerungen" (Gotha 1842); „Thüringische Volkssagen", Auswahl (das. 1848); „Naturbilder" (das. 1848; 4. Aufl. 1859); „Balladen und Romanzen" (Jena 1850; 2. Aufl. 1853; „Thüringischer Sagenschatz" (Gotha 1851); „Das herzogliche Kunstkabinet in Gotha" (2. Aufl., das. 1855).

Bubendorf, Dorf im schweizerischen Kanton Basel, Bezirk Liestal, wohlgebaut, mit alter Pfarrkirche und 1500 Einwohnern. Dabei das bubendorfer Bad im sogenannten Hundswinkel, seit 1764 benutzt und in den Unruhen 1830 berühmt geworden.

Bubna und Littitz, Ferdinand, Graf von, einer der vorzüglichsten österreichischen Generäle und Diplomaten, den 26. November 1768 zu Zamersk in Böhmen geboren, trat 1784 als Kadet in ein Infanterieregiment, wurde 1789 Oberlieutenant beim 12. Dragonerregiment und zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Türken (1789 — 1790) und gegen die Franzosen (1792 — 1797) besonders durch seine Umsicht und Gewandtheit im Streifen und Rekognosciren aus. Im Jahre 1794 avancirte er zum Rittmeister, 1799 zum Major und Flügeladjutanten des Erzherzogs Karl, 1800, nachdem er sich rühmlich bei Engen und Stockach hervorgethan hatte, zum Oberstlieutenant und Generaladjutanten des Erzherzogs, 1801 zum Obersten und 1805 ward er Vorsteher und Referent im Militärdepartement des Hofkriegsraths und Generalmajor. Nach der Schlacht bei Austerlitz übertrug man ihm und dem Fürsten Johann Lichtenstein die Friedensunterhandlungen mit Napoleon I., welcher schweren u. wichtigen Mission er sich damals, wie auch nach dem Feldzug von 1809, mit glänzenden Beweisen seines diplomatischen Talents entledigte. Er stieg hierauf zur Würde eines Feldmarschalllieutenants empor und erhielt das Direktorium des hoffriegsräthlichen Remontedepartements. Nach Napoleons Rückkehr aus Rußland war er österreichischer Gesandter zu Paris und erschien sodann zweimal im Hauptquartier des französischen Kaisers zu Dresden, um diesen zur Annahme von Friedensvorschlägen zu bewegen. Beim Ausbruche des Krieges 1813 führte er die 2. leichte Division aus Böhmen nach Sachsen, ging bei Pirna über die Elbe, schlug sich den 17. Oktober bei Wurzen durch und vertheidigte am 18. Oktober in der Schlacht bei Leipzig Paunsdorf. Beim Eindringen der Verbündeten in Frankreich führte er in der Avantgarde die 1. leichte Division von 20,000 Mann durch die Schweiz bis nach Lyon, wo ihn Marschall Augereau mit überlegener Macht zum Rückzuge nach Genf nöthigte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris wurde er zum Generalgouverneur von Savoyen, Piemont und Nizza ernannt, nach Napoleons Rückkehr aber erhielt er unter Frimont das Kommando des zweiten Corps der italienischen Armee, besetzte Lyon und blieb dort als Gouverneur bis zum Frieden. Im Jahre 1816 wurde er wirklicher Geheimerath, und 1818 wurde ihm das Oberkommando in der Lombardei definitiv übergeben. Die piemontesischen Unruhen von 1821 unterdrückte er binnen kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften, wofür er mit einer sardinischen Dotation belohnt ward. Er † zu Mailand den 6. Juni 1825.

Bubo, in der Medicin eigentlich eine Anschwellung der Leistendrüsen; im weiteren Sinne aber auch eine Drüsenanschwellung in der Achselgrube und am Halse. Idiopathische B.nen kommen selten vor und sind alsdann meist nur Folgen von Erkältung oder örtlichem Druck; häufiger sind die sympathischen B.nen, einfache entzündliche Anschwellungen der Drüsen, durch eine Reizung erzeugt, die sich von einem entzündeten oder eiternden Theil nach dem Laufe der Lymphgefäße bis zu den nächsten Drüsen fortpflanzt. Beide Arten der B.nen sind gefahrlos und schwinden meist von selbst, wenn die Ursache gehoben ist; sie zertheilen sich häufig, gehen nur selten in Eiterung, nie in Verschwärung über. Zumeist sind B.nen nur Symptome einer allgemeinen, besonders dyskrasischen Krankheit und nach dem Wesen dieser Krankheit mehr oder minder gefährlich. Der Krebsbubo zeigt sich je nach dem ursprünglichen Sitze des Krebses sowohl in den Achsel- als Leistendrüsen und ist Zeichen einer weiten Verbreitung des Krebsübels (vergl. Krebs). Der Pestbubo ist ein Hauptsymptom der orientalischen Pest; daher auch die Pest neuerdings oft Bubon genannt wird (vergl. Pest). Der skrophulöse B. ist ein Symptom allgemeiner Skrophelkrankheit und hat seinen Sitz vorzugsweise in den Halsdrüsen (vergl. Skropheln). Der syphilitische B., welcher

vorzugsweise den Namen B. erhalten und seinen Sitz nach seinem Namen in den Leistendrüsen hat, ist ein Symptom der Syphilis. Er ist eine sekundäre Form dieser Krankheit und seinem Wesen nach syphilitische Infektion und dadurch entstandene Geschwulst der Leistendrüsen. In heftigen Fällen nehmen jedoch auch Hals- und Achseldrüsen Antheil (s. Syphilis).

Bubon *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, deren charakteristische Merkmale die vielstrahlige Dolde mit vielblätterigen Hüllen, die ovalen Blumen mit eingeschlagenen Züngelchen und linsenförmiger Frucht sind. Die Gattung umfaßt Halbsträucher mit rundem, saftigem Stengel und zweimal 3spaltigen Blättern. B. Galbanum (Selinum Galbanum), gemeiner Steineppich, Galbanum, wächst auf Hügeln auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung über mannshoch, ist graulich bereift, unten holzig und hat große und flache Dolden und gelbliche Blüthen. Man hielt dieses Gewächs bis vor kurzer Zeit für dasjenige, welches das sogenannte Galbanum (s. d.) oder Mutterharz liefere, obgleich dieses nicht vom Kap, sondern aus der Levante in den Handel kommt. In neuester Zeit hat Don wahrscheinlich gemacht, daß das Galbanum von Galbanum officinale komme, einer in der Levante und Syrien wachsenden, noch wenig bekannten Pflanze derselben Familie. B. gummifer, harziger Steineppich, ist ein Halbstrauch in Südafrika.

Bubroma *Schreb.* (Bastardceder), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, charakterisirt durch die 5blätterige Blumenkrone, die in 3 Bündeln verwachsenen Staubfäden mit 3 Antheren und die 5fächerige, holzige, durchlöcherte Kapsel mit vielen Samen. B. Guazuma *Willd.* (Theobroma Guazuma *L.*) ist ein 40 Fuß hoher, mannsdicker Baum mit gelappten, unten etwas filzigen Blättern und gelben, in den Blattachseln stehenden Blüthen, welcher in Westindien und Südamerika auf niedrig liegenden Feldern wächst. Die 1½ Zoll lange, ovale Kapsel mit vielen Samen enthält einen süßen Schleim und wird zum Bierbrauen verwendet. Auch das Vieh frißt die Kapseln gern (daher das Wort b., so viel als Viehfutter). Kapseln und Rinde werden im Absud auch gegen Ausschläge gebraucht.

Bucaros (Bucaras), eine Art von Siegelerde, welche in der portugiesischen Provinz Alemtejo gegraben und vorzüglich zu Gefäßen verarbeitet wird.

Buccanier (vom karaibischen Wort buccan, franz. boucan, d. i. Hürde oder Rost zum Trocknen des Fleisches, also Leute, welche das Fleisch nach Art der Indianer an der Sonne dörren), berüchtigte Seeräuber, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den westindischen Gewässern hausten und besonders unter dem Namen Flibustier der Schrecken der spanischen Kolonien wurden. Zuerst kommen unter jenem Namen französische Ansiedler vor, welche 1625 auf der Insel St. Christoph festen Fuß gefaßt hatten und von hier aus Kaperei gegen spanische Schiffe trieben, aber um 1630 diese Insel verließen, um sich auf der Nordwestküste der damals spanischen Insel St. Domingo oder Hayti anzusiedeln. Hier bestand ihre Hauptbeschäftigung in Jagd auf verwildertes Rindvieh, dessen Fleisch sie trockneten, um damit wie mit den Häuten Handel zu treiben. Während später Einzelne von ihnen, des Jägerlebens müde, Pflanzungen anlegten, begannen Andere ein offenes Piratenleben zu führen. Zu diesen Ansiedlern kamen bald auch zahlreiche Einwanderer aus Frankreich, die sich als Dienstboten kontraktlich einem Herrn zugesellten, aber während der 3 Jahre, auf welche sie sich in der Regel verpflichteten, Sklavenarbeit verrichten mußten. Die Kolonie bestand demnach aus 4 Klassen: B.n, Freibeutern, Pflanzern und verpflichteten Dienstboten, die alle jenen Abenteurertitel für sich in Anspruch nahmen. Sie lebten mit einander in vollkommener Eintracht und in einer Art von Demokratie. Jeder freie Mann herrschte in seiner Familie durchaus unumschränkt, und jeder Kapitän war unumschränkter Gebieter auf seinem Schiffe, konnte jedoch von dem Schiffsvolk nach Belieben abgesetzt werden. Die Pflanzer hatten sich vorzüglich auf der kleinen Insel Tortuga, nördlich von Hayti, angebaut; während aber einst ein Theil derselben auf der großen Insel einer Jagd der B. beiwohnte, wurden die Zurückgebliebenen von den Spaniern überfallen und sämmtlich, auch diejenigen, welche ohne Widerstand die Waffen niedergelegt hatten, niedergehauen oder aufgeknüpft. Da es die Spanier auf die Vernichtung aller B. abgesehen hatten, so erhoben sich bald die blutigsten Kämpfe zwischen ihnen und den B.n. Die Schlächtereien dauerten fort, bis endlich die Spanier, am Sieg über die wilde Rotte verzweifelnd, darauf verfielen, nicht sie selbst, sondern das, was sie zusammengeführt hatte, der Vernichtung zu weihen; anstatt, wie früher, auf die B. Jagd zu machen, jagten sie nach Büffeln, und nach mehren gut geleiteten Generaljagden waren diese Thiere fast ausgerottet. Dadurch wurden die B. in die Nothwendigkeit versetzt, eine andere Lebensbahn einzuschlagen. Einige kehrten zum Pflanzerleben zurück, wodurch besonders die französischen Niederlassungen an der Küste zunahmen; andere traten zu den Freibeutern über. Frankreich, das bis jetzt diese Räuber, deren Glück nur ein vorübergehendes war, desavouirt hatte, erkannte sie an, sobald ihre Niederlassungen eine feste Gestalt gewonnen, u. ergriff Maßregeln für ihre Regierung und ihren Schutz. Häute bildeten indeß, trotz der spanischen Vernichtungsjagden, noch lange Zeit einen beträchtlichen Handelsartikel auf den Inseln. Ihre Seeräuberzüge machten die B. in Banden von je 50, 100 oder 150 Mann, in einem größeren oder kleineren Boot, in welchem sie, Tag u. Nacht allen Einflüssen des Wetters ausgesetzt, oft kaum Platz zum Liegen hatten. Die Autorität, welche sie ihrem Kapitän eingeräumt hatten, beschränkte sich nur auf das Kommando während des Kampfs. Wie die Wilden nur für den Tag lebend, waren sie nicht selten dem Hunger und Durst ausgesetzt, aber gerade diese Noth lehrte sie jede Gefahr verachten. Eines Kriegsraths bedurften sie nie, sie waren gewohnt, so rasch als möglich anzugreifen, wobei ihnen ihre schmalen kleinen Boote und ihre Fertigkeit im Schießen vortheilhaft zu Statten kamen. Sobald sie ihren Enterhaken handhabten, entging ihnen selten das größte Fahrzeug. Nur in Zeiten großer Noth griffen sie Mannschaften jeder Nation an, die spanischen immer. Selten reizten die von Europa nach Amerika segelnden Schiffe ihre Begierde; erst wenn sie, mit Gold, Silber und Edelsteinen beladen, die Rückfahrt antra-

ten, konnte jedes Schiff, das allein fuhr, eines Angriffs gewiß sein. Die Spanier, in ihrer unbeschreiblichen Furcht vor den B.n, den „Teufeln“, ergaben sich gewöhnlich sogleich; genügte die Beute den Räubern, so erhielt die Besatzung Pardon, wo nicht, wurde sie über Bord geworfen. Dabei flehte die ganze Bande vor jedem Raubzug den Himmel um Schutz und Segen an und kehrte nie glücklich heim, ohne Gott für den gewährten Sieg zu danken. Da den Bewohnern der spanischen Kolonien durch diese Seeräubereien die Schifffahrt bald verleidet wurde und in Folge davon die Beute für die B. sich verminderte, so suchten sie bald auch die reichsten und bevölkertsten Gegenden und Städte des spanisch-amerikanischen Festlandes plündernd heim und machten die öffentlichen Landstraßen ebenso unsicher wie das Meer. Bald lockte der Ruf ihrer Thaten immer mehr Abenteurer aus Europa an, und es entwickelte sich der Räuberstaat rasch zu einer verderblichen Größe.

Der Erste, welcher sich bei jenen Plünderungszügen hervorthat, war Montbar, ein Edelmann aus Languedoc. Ihn erfüllte ein in seiner Kindheit durch die Erzählung der von den Spaniern bei der Eroberung Amerika's verübten Grausamkeiten ihm eingepflanzter Haß gegen Alles, was den spanischen Namen trug, und von ihm hatten die Kolonien so viel zu leiden, daß er den Namen „Exterminator“ erhielt. Nächst ihm trat Lolonois auf, der sich vom Rang eines Bootsmanns zu dem eines Befehlshabers über 2 Kanots von 22 Mann emporgeschwungen hatte. Mit dieser geringen Macht eroberte er 4 spanische Fregatten, bohrte 3 davon und seine 2 Kanots in den Grund und verband sich hierauf, zum Kapitän der eroberten Fregatte gewählt, mit mehren andern kühnen Häuptlingen der B. zu dem ersten großen Raubzug. Mit 440 Mann eroberte, plünderte und verheerte er Venezuela, Maracaybo und Gibraltar und schleppte ungeheure Beute fort. Noch berüchtigter machte sich Morgan, ein englischer B. Er eroberte Porto Bello, die Insel St. Katharina, Chagre und sogar Panama; alle diese festen Plätze wurden geplündert und verwüstet und viele Einwohner in die Gefangenschaft geführt. In noch größerem Maßstabe war die Expedition angelegt, welche 1603 van Horn, ein geborener Ostender, unternahm. Er hatte sein bisheriges Leben in französischen Kriegsdiensten zugebracht und in rigoristischer Strenge und Rohheit eine sogar den B.n imponirende Virtuosität erlangt. Das geringste Zeichen von Verzagtheit, das er an einem der ihm Zugesellten wahrnahm, wurde mit unerbittlicher Konsequenz bestraft. Vor dem Beginne jedes Gefechts bestieg er sein Schiff, musterte seine Leute und schoß Jeden augenblicklich nieder, der bei dem plötzlichen Knall einer Pistole, Flinte oder Kanone erschrak. Diese außerordentliche Disciplin machte ihn zum Schrecken aller Feigen und zum Abgott aller Tapferen. Mit den Männern von Geist und Muth aber theilte er redlich alle die unermeßlichen Reichthümer, welche er bei seinen wahrhaft martialischen Anordnungen aufbrachte. Er segelte gewöhnlich in einer Fregatte, welche sein Eigenthum war. Da er zu seinen Unternehmungen größere Massen bedurfte, verband er sich mit 3 berüchtigten französischen Räuberhäuptlingen, Gramont, Godfrey und Jonque, und dem Holländer Laurent de Graff. Bald stand er an der Spitze von 6 Schiffen und 1200 B.n und führte sie gegen Veracruz. Eine stockfinstre Nacht begünstigte ihre Landung, und unentdeckt erreichten sie ihr Ziel, wo Horn so meisterhafte Anstalten traf, daß bei Tagesanbruch Gouverneur, Fort, Baracken und sämmtliche Posten in seiner Gewalt waren. Die Stadt wurde nun gemächlich ausgeplündert, und erst nachdem die B. sich alles Werthvollen bemächtigt hatten, boten sie den Bewohnern Leben und Freiheit für eine Baarzahlung von 437,500 Livres. Die Hälfte des Geldes wurde noch denselben Tag entrichtet, die andere Hälfte aber aus den inneren Theilen des Landes erwartet, als plötzlich eine bedeutende Truppenmacht anrückte und dem Hafen sich eine Flotte von 17 europäischen Schiffen näherte. Beim Anblick dieser Kriegsmacht zogen die B. mit 1500 Geißeln ruhig ab und segelten mitten durch die spanische Flotte, ohne von dieser nur angegriffen zu werden. Ein Jahr nach dieser Expedition setzte sich ein neuer Seeraubzug in Bewegung zur Plünderung Peru's. Merkwürdigerweise hatten Engländer und Franzosen diesen Plan zu gleicher Zeit vor, ohne darüber einander etwas mitgetheilt zu haben. Diesmal zählte die theilnehmende Schaar 4000 Mann. Ein Theil derselben ging über die Terra firma, der andere durch die Magellanstraße. Alle Küstenstädte, die eine sichere Beute verhießen, wurden geplündert, so Puebla-Nuevo, Leon, Realejo, Puebla-Viejo, Chiriquita, Lesparso, Granada, Villa Nicoya, Tecoanteca, Chiloteca, Neu-Segovia und Guayaquil, der bedeutendste aller dieser Orte. In den meisten Fällen entflohen die Einwohner beim Anblick der Raubschiffe. Die Städte, welche ihre Erhaltung nicht mit schwerem Geld erkauften, wurden in Asche gelegt. Während dies an den südlichen Küsten des stillen Oceans vorging, machte sich im Norden Gramont, ein heruntergekommener Edelmann aus Paris, als Anführer der französischen B. in Mexiko furchtbar. Er eroberte 1685 Campeche, Stadt und Fort, und nahm sich nicht nur 2 volle Monate Zeit, die Umgegend 12—15 Meilen in der Runde total auszuplündern, sondern machte auch, nachdem er den Wohlstand des ganzen Landes auf seine Schiffe gepackt hatte, dem Gouverneur der Provinz, der mit 900 Mann noch das Feld behielt, den Vorschlag, ihm die Stadt gegen eine gehörige Summe abzukaufen. Der Antrag wurde zurückgewiesen, und Gramont verbrannte nun die Stadt und zerstörte das Fort. Im Jahre 1697 verbanden sich 1200 B. mit 7 europäischen Schiffen, die unter dem Befehl Pointis' gegen Cartagena zogen. Die Eroberung dieser Stadt war eine der schwierigsten Unternehmungen, welche in der neuen Welt gewagt werden konnten, aber sie gelang, und eine Beute wurde zusammengebracht, die sich auf 1,750,000 Livres belief. Sobald jedoch die B. die Segel aufgespannt hatten, bot ihnen der habgierige Pointis als Beuteantheil nur 5250 Livres, während doch nur sie es waren, die einen so ungeheuren Fang möglich gemacht hatten. In der ersten Wuth waren die B. entschlossen, sein Schiff in den Grund zu bohren, und wirklich schwebte der von seiner Flotte abgeschnittene Kommandant in der größten Lebensgefahr, bis einer der B. den Vorschlag that, nach Cartagena zurückzukehren und sich neue Beute zu holen. Mit Einem Beifallsruf wandten sich die B. noch einmal der Stadt zu. Ohne Widerstand

drangen sie ein, forderten von den in eine Kirche eingesperrten Einwohnern die Bezahlung von 210,750 Livres (so hoch belief sich ihr bestrittener Beuteantheil) und versicherten, augenblicklich abzusegeln, wenn man ihnen willfahre, wenn nicht, an der Stadt die fürchterlichste Rache zu nehmen. Da bestieg ein Priester der Stadt die Kanzel und ermahnte das Volk mit dringenden Worten, Gold, Silber und Edelsteine gutwillig dahin zu geben. Es geschah. Als jedoch die B. die Summe nicht vollzählig fanden, plünderten sie die Stadt und schleppten zusammen, so viel sie konnten. In dem Augenblick aber, wo sie mit dem schwerfälligen Raube absegeln wollten, überraschte sie eine holländische und englische Flotte. Beide Nationen standen jetzt mit Spanien im Bund, die Piratenschiffe wurden angegriffen, mehre genommen, andere in den Grund gebohrt, und nur ein schwacher Rest entkam nach St. Domingo. Dies war das letzte denkwürdige Ereigniß in der Geschichte der B. Die kurz darauf erfolgende Trennung des englischen und französischen Interesse's, die erfolgreichen Mittel, welche beide anwandten, um mit Beihülfe einzelner B. die Bodenkultur in ihren Kolonien emporzubringen, die Klugheit, mit welcher sie die ausgezeichnetsten B. in ihre Civil- und Militärdienste zu ziehen wußten, sowie der Schutz, den beide den spanischen Niederlassungen, die seither förmlich nur der Plünderungen wegen vorhanden zu sein schienen, jetzt angedeihen lassen mußten, diese Umstände und verschiedene andere, wie z. B. die Unmöglichkeit, die Stellen der Häuptlinge, die beständig abgingen oder starben, fortwährend tüchtig wieder zu besetzen, lösten endlich eine Gesellschaft auf, wie die Geschichte deren nur wenige aufweiset: ohne geregeltes System, ohne Gesetz, ohne Subordination und sogar ohne bestimmte Einkünfte, hatte sie die Furcht und den Abscheu wie die Bewunderung ihres ganzen Zeitalters erregt.

Buccanierarchipel, australische Inselgruppe an der Küste von De-Wittsland (Nordküste von Neuholland).

Buccari (Bakar), freie Seestadt im österreichischen Königreich Kroatien u. Slawonien, Komitat Fiume, $1\frac{1}{2}$ Meilen südöstlich von Fiume an der Bucht von Boccaricza, einem Theil des Quarnerogolfs, hat einen kleinen, aber sehr sichern Hafen u. 2150 Einwohner, welche Schiffsbau, Thunfischfang, bedeutenden Handel mit Holz, Wein, Kohlen, Thierhäuten, Getreide 2c. treiben. Den Hafen besuchen jährlich über 300 Schiffe. In der Nähe liegt das Schloß Buccarizza, ebenfalls mit Freihafen.

Buccinarische Inseln, Gruppe von 10 kleinen Felseninseln an der Nordostküste der Insel Sardinien, unter denen Maddalena und Caprera (als Garibaldi's Wohnsitz bekannt) die bedeutendsten sind. Auf der größten, Maddalena, sind eine Besatzung und einige Hirtenfamilien.

Buccleugh, Walter Francis Montague Douglas Scott, Herzog von B. und Queensberry, britischer Staatsmann, den 25. November 1806 geboren, Mitglied des Oberhauses als Graf von Doncaster, eines der reichsten Mitglieder des hohen Adels, nicht nur in Schottland, seinem Stammlande, sondern auch in England sehr begütert, wurde 1842 Großsiegelbewahrer und Ende 1845, an Wharncliffs Stelle, Präsident des geheimen Raths, trat aber mit Peels Ministerium ebenfalls ab.

Buccoblätter (Buccostrauch), s. Barosma.

Bucentoro (Bucentaurus, navis praetoria Ducis Venetorum), die prächtige Galeere, welche der Doge von Venedig jährlich am Himmelfahrtstage bestieg, um auf das adriatische Meer hinauszufahren u. sich mit diesem durch Hineinwerfen eines Ringes zu vermählen. Diese Ceremonie soll nach der gewöhnlichen Sage durch Papst Alexander III. 1177 aus Dankbarkeit für die dem päpstlichen Stuhl von der Republik Venedig gegen Friedrich Barbarossa geleisteten Dienste eingeführt worden, nach Andern aber erst 1311 aufgekommen sein. Den Namen B. leitet man von Centaurus, dem Schiffe des Sergestus in Virgils Aeneis (V, 122,155), her; nach Andern war das Zeichen des ersten zu der Ceremonie der Dogenvermählung erbauten Schiffes ein Centaur, und Bu soll (wie im Griechischen) auch im Altvenetianischen groß bedeutet haben. Am Himmelfahrtstage oder bei unruhigem Wetter am folgenden Sonntage führte der Admiral des Arsenals, der für die Beständigkeit der Meereswogen mit seinem Kopfe haften mußte, den B., eine schwere, unbehülfliche, nicht tief im Wasser gehende Maschine mit flachem Boden, die ein kleiner Sturm leicht umwerfen konnte. Der Doge begab sich um Mittag mit Pomp, in Begleitung sämmtlicher fremden Gesandten und des päpstlichen Nuntius, der Signoria und der Hofkapelle an Bord des Paradeschiffes. Nachdem der bei der Insel St. Helena mit seinem Gefolge dem Zug sich anschließende Patriarch ein großes Gefäß mit Weihwasser in das Meer gegossen hatte, als Präservativ gegen jeden Sturm, wurde der B. eine kleine Strecke vor dem Hafen S. Niccolo hinaus in das adriatische Meer gesteuert, und der aus seinem Kabinet auf eine kleine Gallerie heraustretende Doge warf unter den Gebeten der Geistlichkeit und mit den Worten „Desponsamus te, Mare, in signum perpetui domini" einen Ring von geringem Werthe in das Meer, worauf allgemeines Jubelgeschrei erscholl. Dieses Fest der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere, welches symbolisch die von den Venetianern errungene Herrschaft über dieses Meer darstellen sollte, erhielt sich als leere Ceremonie bis in die letzten Jahre der Republik. Noch jetzt zeigt man im Arsenal von Venedig einen, wie die Herrlichkeit Venedigs, in Trümmern liegenden B. Der letzte wurde 1728 erbaut.

Bucephala (auch Bucephalia), im Alterthum Stadt in India intra Gangem, dem Reiche des Porus, am Flusse Hydaspes, berühmt durch den Sieg Alexanders des Großen über den Porus, wurde dem Streitroß Alexanders, Bucephalus, das in der Schlacht vor Alter gefallen war, zu Ehren B. genannt; jetzt Delim.

Bucephalus, das vielgefeierte Roß Alexanders des Großen, das er schon als Knabe gebändigt. Es war von thessalischer Zucht und von Philonicus um 13 oder 16 Talente (cirka 20,000 Thaler) gekauft.

Bucer, Martin, einer der oberdeutschen Kirchenreformatoren im 16. Jahrhundert, geboren zu Schlettstadt im Elsaß 1491, trat schon in seinem 15. Jahre in den Dominikanerorden, studirte auf der Universität Heidelberg Griechisch und Hebräisch, Theologie, Philosophie und Rhetorik, wurde dem Ritter Franz

von Sickingen bekannt und durch diesen dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz empfohlen, welcher ihn zu seinem Hofprediger ernannte. Die Schriften des Erasmus von Rotterdam und Luthers gaben B.s Denken u. Streben eine andere Richtung. Als Luther 1518 zu einem Religionsgespräch mit den pfälzer und schwäbischen Theologen nach Heidelberg kam, bemühte sich B. um die Gunst des großen Reformators, und Luther gewann den jungen Mann herzlich lieb, setzte auch schon damals nicht geringe Hoffnungen auf ihn. Darnach begleitete B. seinen Kurfürsten in die Niederlande, zog sich aber durch seine freimüthigen Predigten Verfolgung von Seiten der Mönche zu und sah sich genöthigt, zu Franz von Sickingen zu flüchten, der ihm auf seiner Veste Landstuhl Schutz gewährte. B. wohnte darauf dem Reichstage zu Worms (1521) bei. Nach Sickingens Tode wollte er sich nach Wittenberg begeben, ließ sich aber unterwegs bewegen, in Weißenburg zu bleiben, um dem dortigen Pfarrer im Predigen beizustehen. Vom Vikar des Bischofs zu Speyer auch von hier vertrieben, wandte sich B. nach Straßburg, wo er von 1523—49 als Pfarrer an der Thomaskirche und Lehrer am Gymnasium mit Capito für die Befestigung der evangelischen Lehre wirkte. In den Lehrstreitigkeiten zwischen den wittenberger und schweizer Reformatoren bemühte sich B., Versöhnung und Frieden zu stiften, erntete aber auf beiden Seiten wenig Dank und Erfolg. Bei den Disputationen zu Bern 1528 und zu Marburg 1529 neigte er sich zu den Ansichten Zwingli's und Oecolampadius', rieth aber mit Wärme zu liebreicher Verständigung. Auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 näherte er sich in der Lehre vom Abendmahl wieder mehr der Ansicht Luthers und suchte damals diesen auch zu Koburg auf. Da sich die straßburger Theologen damals noch nicht zur Unterschrift der augsburger Konfession entschließen konnten, so verfaßte B. im Namen der oberdeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau die „Confessio tetrapolitana", welche sich von dem augsburger Bekenntniß nur dadurch unterscheidet, daß sie mit Umgehung der schwebenden Streitfragen die Abendmahlslehre in allgemeinere Ausdrücke faßt. Auch gelang es ihm, die Aufnahme der vier Städte in den schmalkaldischen Bund durchzusetzen und deren Beitritt zu der augsburger Konfession auf der Versammlung zu Schweinfurt 1532 zu bewirken. Um auch die Schweizer noch zu gewinnen, reiste B. 1533 nach Zürich und suchte Zwingli's Freunde zu überzeugen, daß der Abendmahlsstreit auf keiner wesentlichen Verschiedenheit des Glaubens beruhe. Darauf wohnte er der Zusammenkunft zu Wittenberg bei und ging hier mit aufrichtiger Friedensliebe auf Alles ein, worauf Luther mit siegreicher Festigkeit bestand. Die Unterredung endete mit der Errichtung des wittenberger Vergleichs (Concordia Vitebergensis), welcher Luthers Lehre vom Abendmahl bestätigte, aber von den Schweizern nicht angenommen ward. Als Anhänger des lutherischen Bekenntnisses bewies sich B. auch auf der Versammlung zu Schmalkalden, wo er Melanchthons Traktat vom Papstthum mit unterzeichnete, sowie 1539 zu Frankfurt a. M. und Leipzig. Das Religionsgespräch zu Regensburg 1541 besuchte er zugleich mit Melanchthon und Johann Pistorius und zeigte hier eben sowohl seine protestantische Gesinnung, als seine friedfertige Milde, in welcher er sich auch durch die Verdächtigung, als räume er den Katholiken zu viel ein, nicht irre machen ließ. Als damals der Erzbischof Hermann von Köln die Reformation in seinem Erzbisthume einzuführen gedachte, wurde er durch seinen Kanonikus Johann Gropper auf B. aufmerksam gemacht und berief B. zugleich mit Melanchthon zu sich. Beide Reformatoren, einander gleich an Gelehrsamkeit und Sanftmuth, bemühten sich, der Reformation durch die sanfte Gewalt der überzeugenden Rede Bahn zu machen. Aber die Heftigkeit der katholischen Gegner zu Bonn und der Bannstrahl des Papstes, der den Erzbischof seiner Macht entkleidete, vereitelten das ganze Unternehmen. B. fuhr darauf eifrig fort, zu Straßburg das Evangelium zu verkündigen, und die junge Universität daselbst verdankte zum Theil seiner Gelehrsamkeit ihr rasches Emporblühen. Da B. durch seinen Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit und Milde wie kein Anderer zu Verhandlungen über Lehrstreitigkeiten geschickt u. zu diesem Zwecke Freunden und Gegnern gleich angenehm war, so durfte er auch bei dem Gespräche zu Regensburg 1546 nicht fehlen, woselbst er nebst Johann Brenz und Ehrhard Schnepf die protestantische Lehre gegen den Spanier Peter Malvenda und drei andere katholische Theologen kräftig vertheidigte. Als in Augsburg der Kurfürst von Brandenburg alle Kunst der Ueberredung und lockende Versprechungen aufbot, um B. zu bewegen, das Interim gutzuheißen, zeigte sich der sonst so nachgiebige Mann unerwartet fest und hartnäckig. Mit Lebensgefahr kehrte er durch das von Spaniern besetzte Schwaben heim, hatte aber den Schmerz, zu sehen, daß in Straßburg durch des Kaisers Macht das verhängnißvolle Interim Geltung erlangte. Dazu kam, daß B. unter dem Volke zu Straßburg weniger beliebt war, als seine Kollegen, weil er allgemein als der Urheber der obrigkeitlichen Sittenmandate bezeichnet wurde, welche die Bürger der freien Reichsstadt allzu streng fanden. Unter solchen Umständen folgte er mit Facius 1549 gern einem Rufe des Erzbischofs Cranmer als Lehrer der Theologie nach Cambrigde. Er † hier am 27. Februar 1551. Er war dreimal vermählt gewesen, und seine erste Frau, eine ehemalige Nonne, hatte ihm 13 Kinder geboren. Sein Leichnam wurde feierlich in der Hauptkirche zu Cambridge beigesetzt, aber unter der katholischen Maria aus dem Sarge gerissen und den 6. Februar 1556 auf dem Markte öffentlich verbrannt. Die Königin Elisabeth ließ sein Grabmal wieder herstellen. B. vereinigte seltene Talente des Geistes mit den vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens. Seine klassische Bildung, verbunden mit dialektischer Schärfe des Urtheils, machten ihn neben Melanchthon zum ersten Schrifterklärer seiner Zeit. B.s hinterlassene Werke sind zahlreich und warten noch der Sammlung. Die lateinischen zeichnen sich durch Reinheit und Eleganz des Styls aus, seine deutsche Schreibart aber ist schwerfällig und rauh, mit Anklängen der elsassischen Mundart. Unter dem Titel „Buceri scripta anglicana fere omnia" veranstaltete Konrad Huber zu Basel 1577 eine Ausgabe in 10 Foliobänden, wovon aber nur ein Band erschien. Am wichtigsten sind B.s exegetische Werke. Eine Uebersetzung und Erklärung der Psalmen gab er ohne

Angabe des Druckortes und unter dem angenommenen Namen Aretinus Felinus (Straßburg 1529) heraus, indem er wünschte, in dieser Form dem Buche bei Katholiken wie bei Protestanten Eingang zu verschaffen. Seine „Enarrationes in quatuor Evangelia" sind zuerst einzeln 1527 und 1528, dann vereinigt 1530 zu Straßburg und 1536 zu Basel gedruckt worden. Auch ein dogmatischer Kommentar zu den Episteln des Neuen Testaments u. außerdem eine große Anzahl von theologischen Bedenken, Vertheidigungsschriften, Nachrichten von Religionsgesprächen (z. B. über das regensburger 1546), nebst einer Menge von Briefen sind uns als Zeugnisse der literarischen Thätigkeit B.s erhalten.

Buch, im Allgemeinen mehre zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier, Pergament 2c., mögen diese beschrieben sein oder nicht. Der Name kommt vielleicht daher, daß man im Anfang Tafeln von Buchenholz zum Einband wählte, wo bei den Römern das Wort liber (Bast) gebräuchlich wurde, weil sie auf Baumbast schrieben. Ein noch früher gebrauchtes Material waren Baumblätter. Die Form, in der die Blätter aufeinander gelegt und verbunden werden, war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden und richtete sich insbesondere nach dem Material des B.s. Die frühesten, uneigentlichen, so genannten Bücher der Alten (βιβλοι, libri, codices) waren Rollen (volumina), d. h. mehre an den Enden zusammengeleimte und an einem Stabe (bacillus, surculus) befestigte Blätter (schedae libri), welche man beim Nichtgebrauch um diesen rollte und mit Bändern zusammenhielt, wie dies auch bei uns oft mit Landkarten, Rissen, Zeitungen 2c. geschieht. Die Ränder der Rollen (frondes) wurden mit Bimsstein geglättet oder beschnitten. An dem einen od. an beiden Enden des Stabes war ein Knopf (bulla, umbilicus) angebracht. Der Außentitel (index titulus) stand auf einem Papiertäfelchen, welches an einem der Stabenden befestigt zu werden pflegte. Unseren Buchdeckel vertrat oft ein Ueberzug oder eine Kapsel. Aus dem Gebrauche mehrer Blätter oder Rollen zu einem Schriftwerke ergibt sich leicht, warum einzelne Abschnitte desselben gleichfalls mit dem Namen B. (volumen, liber) bezeichnet werden; man benutzte nämlich zu jedem größeren Abschnitte gern eine eigene Rolle, die daher oft nur auf einer Seite beschrieben wurde; waren beide Seiten benutzt, so hieß die Schrift ein Opistograph. Die Alten hatten aber auch Bücher von unserer Form, aus Erz, Blei, Holz, Elfenbein oder Pergament (libri quadrati, pugillares, tabulae, codices, nach der Art der Zusammenfaltung Distychia, Tristychia 2c. genannt). Bestand ein solches B. aus Pergamentblättern (membranae), so waren diese durch Leim und Pergamentstreifen so aneinander befestigt, daß sie wie die unsrigen oder fächerartig aufgeschlagen werden konnten (libri plicatiles). Auch hatten die Pergamentblätter am Rücken metallene Ringe, mittelst deren ein durchgesteckter Stab die Tafeln zusammenhielt. Im Mittelalter legte man dergleichen Tafeln gewöhnlich in Futterale von Holz, Pergament, Elfenbein und dergl., später zwischen Holztafeln, welche mit Stricken oder Riemen zusammengebunden und mit Leder oder Pergament überzogen wurden. Aber auch Holz und Stein wurden vielfach als Schreibmaterialien benutzt. Die 10 Gebote Mosis waren bekanntlich auf Stein geschrieben und Solons Gesetz auf hölzerne Planken. Auch Tafeln von Holz, Buchsbaum 2c. waren unter den Alten gemein. Die von Holz überzog man häufig mit Wachs, weil man dann eben so leicht darauf schreiben, als das Geschriebene wieder auslöschen konnte. Zu diesem Behuf hatte der Griffel ein spitzes u. ein plattes Ende. Später bediente man sich anstatt der hölzernen Planken der Blätter des Palmbaumes u. des feinsten und dünnsten Theiles der Baumrinde, vorzüglich des Papyrus, der Linde, der Esche, des Ahorns und der Ulme. Leder war frühzeitig ein animalisches Surrogat für die weniger dauerhaften vegetabilischen Stoffe; aus dem Versuche, es zu verbessern, ging ohne Zweifel die Erfindung des Pergaments hervor, worauf die meisten alten, noch vorhandenen Handschriften geschrieben sind (vergl. Handschrift). Da aber das Pergament zu theuer war, und seit der Eroberung Aegyptens durch die Araber die abendländischen Völker den Papyrus nicht mehr beziehen konnten, so kam es vor, daß Städte und selbst reiche Klöster höchstens mit einem Meßbuch versehen waren. Ja, noch 1471, als schon das Lumpenpapier erfunden war, mußte Ludwig XI. der medicinischen Fakultät zu Paris für die geliehenen Werke des arabischen Arztes Rasis eine beträchtliche Anzahl Goldplatten als Pfand und einen Edelmann mit dessen sämmtlichem Vermögen als Bürgen stellen. Daher kam es auch, daß die Mönche manche alte Handschrift auf Pergamentblättern übertünchten, um ihre Schrift darauf anzubringen (Codex palimpsestus, s. Palimpsest). Nach Erfindung des Lumpenpapiers, noch mehr nach Erfindung der Buchdruckerkunst gingen nicht nur zweckmäßige Veränderungen in der äußern Gestalt der Bücher vor (s. Buchbinden), sondern die Bücher wurden auch bald so wohlfeil, daß sie nicht nur den Reichen und Gelehrten, sondern allmählig allen Klassen des Volks zugänglich wurden.

B. heißt ferner ein größerer Theil einer zusammenhängenden Schrift, welcher wohl auch für sich als abgeschlossenes Ganzes gelten kann, z. B. in der Bibel (s. d.) die Bücher Mosis, B. Josua 2c. Im Papierhandel in Deutschland, Frankreich, England 2c. heißt B. eine Lage von 24 Bogen beim Schreibpapier, 25 beim Druckpapier; 20 B. = 1 Ries. An einigen Orten, z. B. in Bremen, gehören zu 1 B. weißer oder grauer Makulatur und Löschpapier 18 Bogen. Im Handel mit Blattgold und Blattsilber bedeutet B. eine Anzahl von 12 bis 25 Blättern.

Buch, 1) Leopold von, berühmter Geognost, geboren am 26. April 1774 auf Schloß Stolpe in der Uckermark, erhielt seine Bildung gleichzeitig mit A. von Humboldt auf der Bergakademie zu Freiberg. Schon 1797 veröffentlichte er eine kleine Schrift: „Versuch einer mineralogischen Beschreibung von Landeck", ein Muster einfacher klarer Darstellung, lichtvoller u. gedrängter Beschreibung. Nachdem er Norddeutschland in verschiedenen Richtungen vom Standpunkte des von seinem Lehrer Werner vertretenen Neptunismus aus geognostisch untersucht hatte, wandte er sich den Alpen zu. In Salzburg trat er mit Humboldt zusammen. Von dem dortigen fruchtbringenden Wechselverkehr zwischen beiden Männern zeugt die Beschreibung Salzburgs, die noch jetzt als ein unübertroffenes Muster der Schilde-

rung einer großartigen Gebirgswelt gelten kann. Im Frühjahr 1797 stellte B. die erste sorgfältige Untersuchung der Centralalpenkette in Tyrol an und gelangte von da nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten im Febr. 1798 nach Neapel. Hier galt sein Studium dem Vesuv, dessen vulkanische Formationen zuerst Zweifel an der wernerschen Theorie in ihm erweckten. Aber erst 1805 war er gemeinschaftlich mit Humboldt und Gay-Lussac Zeuge eines großartigen Ausbruchs und sah sich dadurch veranlaßt, manche der bisher allgemein angenommenen Ansichten über die Wirksamkeit und die Ausbrüche der Vulkane zu berichtigen, wobei ihm der Umstand sehr zu Statten kam, daß er schon 1802 die erloschenen Vulkane in der Auvergne untersucht und die Entdeckung gemacht hatte, daß dieselben aus dem Granit hervorbrechen. B. hielt sich aber dadurch noch nicht für berechtigt, die wernersche Theorie umzustoßen, und so sehr er auch jene merkwürdige Erscheinung hinsichtlich ihrer großen Bedeutung für die Wissenschaft zu würdigen wußte, so zögerte er doch, sofort ein allgemeines Gesetz daraus abzuleiten, und wollte für die deutschen Basalte eine ähnliche Entstehungsursache nur in Folge weiterer Untersuchungen und neuer Thatsachen gelten lassen. Als Frucht seiner Forschungen erschienen die „Geognostischen Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien“ (Berl. 1802—9, 2 Bde.). Sodann verlebte B. zwei Jahre, von 1806—8, in Skandinavien, wo er die Thatsache feststellte, daß diese Halbinsel noch gegenwärtig sehr langsam in die Höhe steige (vergl. seine „Reise durch Norwegen und Lappland“, Berl. 1810, 2 Bde.). In Gemeinschaft mit dem norwegischen Botaniker Smith machte er darauf von England aus, das er bei dieser Gelegenheit gleichfalls kennen gelernt hatte, (1815) eine fernere Entdeckungsreise nach den kanarischen Inseln. Hier ergab sich ihm das für die Theorie der Vulkane so wichtige Axiom, daß, sowie alle kanarischen Inseln zusammen das Werk einer vulkanischen Thätigkeit in ihrem großartigsten Maßstabe seien, auch die andern Inseln des Oceans denselben Ursprung hätten und die Inselgruppen der Südsee Reste eines ehedem hier vorhandenen Kontinents seien. Seine „Physikalische Beschreibung der kanarischen Inseln“ (Berlin 1825; ins Französische übersetzt von Boulanger und mit vielen Zusätzen vom Verfasser selbst bereichert, mit Atlas, Paris und Straßburg 1836) ist sehr selten geworden. Auch über die Hebriden und den berühmten Riesendamm in der irischen Grafschaft Antrim stellte B. genaue Untersuchungen an. Später wandte er sich der Erforschung der Porphyre in den Alpen zu. Seine Erklärung des Dolomits hat neuerdings vielfache und zum Theil begründete Anfechtung gefunden. Wie gewissenhaft er seinen Beruf betrieb, mag man daraus entnehmen, daß er bereits im vorgerückten Alter noch einmal Norwegen bereiste, um einige auf die Umwandlung der Urgebirgsarten bezügliche Thatsachen zu beobachten. War schon B.s bisheriges Streben wesentlich darauf gerichtet gewesen, der Wissenschaft von der Erdbildung durch das Zusammenfassen aller darauf bezüglichen Momente, der geognostischen und physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche, der Temperatur, des Bodens, der Pflanzenwelt einen universellen und organischen Charakter zu verleihen, so gab er derselben später noch eine überaus fruchtbare Bereicherung durch ein tiefgreifendes und geistvolles Studium der Versteinerungen. Er gab der Paläontologie eine Richtung, vermittelst deren es möglich war, aus den Ueberresten eines untergegangenen Thierlebens für den Bildungsprozeß der Erdrinde die wichtigsten Schlüsse zu ziehen. Nicht geringes Verdienst erwarb er sich auch um die Förderung der systematischen Geologie durch eine vortreffliche geognostische Karte von Deutschland (42 Blätter, 2. Aufl., Berlin 1832). Seit Jahren in Berlin lebend, von wo aus er noch im höchsten Alter mit jedem Frühling weite Fußwanderungen zu wissenschaftlichen Zwecken unternahm, † er am 4. März 1853 nach kurzem Krankenlager. Was die Wissenschaft an ihm verlor, ist zum Theil im Obigen angedeutet worden. Einen Ueberblick seiner Verdienste gab Professor B. Cotta in Freiberg in einer ihm zu Ehren gehaltenen Festrede. Vgl. Hoffmann, Geschichte der Geognosie (Berlin 1838). Außer den erwähnten Schriften sind von ihm noch zu nennen: „Beiträge zur Bestimmung der Bergformationen in Rußland“ (Berlin 1840), „Die Bäreninsel nach B. M. Keilhau geognostisch beschrieben“ (das. 1847) und Betrachtungen über die Verbreitung und die Grenzen der Kreidebildungen“ (Bonn 1849). Große Verdienste hat sich B. auch um die Petrefaktenkunde durch Monographien über schwierige Partien derselben erworben, z. B. „Ueber Ammoniten“ (Berlin 1832); „Ueber Terebrateln“ (das. 1834); „Ueber Delthyris oder Spirifer und Ortis“ (das. 1838); „Ueber Productus oder Leptäna“ (das. 1842); „Ueber Cystideen“ (das. 1845); „Ueber Ceratiten“ (das. 1849). Er lieferte außerdem viele werthvolle Beiträge zu den „Annales des sciences naturelles“, zu den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften und anderen Zeitschriften. Er war langjähriges Mitglied der oben genannten Akademie und wurde 1840 an Blumenbachs Stelle auch in die französische Akademie aufgenommen.

2) Ludwig August von B., preußischer Diplomat, Verwandter des Vorigen, zu Zapkendorf im Mecklenburgischen 1801 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Pädagogium zu Halle und dem berliner Gymnasium zum grauen Kloster, studirte dann in Göttingen und Berlin die Rechte, trat aber nach längerem Arbeiten an dem berliner Stadt- u. Kammergerichte zur diplomatischen Laufbahn über und ging Ende 1831 als Legationssekretär nach Dresden. Im Jahre 1833 vertauschte er diese Stellung mit einer gleichen in St. Petersburg. Im Sommer 1837 wurde er, nachdem er Kammerherr und Legationsrath geworden war, nach Rom gesandt und übernahm wenige Wochen nach seiner Ankunft, auf Veranlassung einer Urlaubsreise des Gesandten, Ritters Bunsen, die interimistische Leitung der Geschäfte. Im Frühling 1838 wurde er zum selbstständigen Geschäftsträger beim heiligen Stuhl, sodann nach einer längeren Abwesenheit in der Heimat, 1840—41, zum Ministerresidenten ernannt und † in Rom am 4. Mai 1845.

Buchan, Elisabeth, Tochter des Gastwirths John Simpson bei Banff in Schottland, 1738 geboren, gründete 1779 die chiliastische Sekte der Buchanisten, welche Gütergemeinschaft hatten und beisammen wohnten, die Ehe verwarfen und glaubten, daß sie nicht stürben, sondern unmittelbar in

den Himmel aufgenommen würden. Sie † 1791, ward aber erst 1846 begraben, da sie prophezeit hatte, daß sie bis dahin wieder auferstehen würde, wenn man an der Wahrheit ihrer Lehre zweifle. Ihre Sekte tauchte in neuester Zeit wieder auf. Vgl. Jos. Train, The Buchanites, Edinb. 1846.

Buchanan, 1) Georg, englischer Dichter u. Historiker, geboren im Februar 1506 zu Killearn in der schottischen Grafschaft Stirling als Sprößling einer alten, aber verarmten Familie, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seinem Oheim in seinem 14. Jahre nach Paris geschickt, wo er schnelle Fortschritte machte; als jedoch jener nach zwei Jahren starb, sah sich B. durch Mangel und Krankheit genöthigt, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, wo er unter dem Herzog von Albanien Kriegsdienste nahm. Er gab dieselben aber bald wieder auf, widmete sich 1524 zu St.-Andrews philosophischen Studien und ging im folgenden Sommer wieder nach Paris, wo damals Luthers Lehre großes Aufsehen erregte und auch B.s Theilnahme gewann. Nach langem Kampfe mit der äußersten Dürftigkeit ward er 1526 an dem Kollegium St. Barbara in Paris Lehrer der Grammatik und bald nachher Lehrer des jungen schottischen Grafen Cassilis, mit welchem er 1534 nach Schottland zurückkehrte. Hier ernannte ihn Jakob V. zum Erzieher seines natürlichen Sohnes, des Grafen von Murray. B. schrieb ein satirisches Gedicht gegen die Franciskaner unter dem Titel „Somnium“ und später auf des Königs Befehl ein noch heftigeres u. unumwundeneres, seinen berüchtigten „Franciscanus“. Dieses Gedicht zog ihm den Haß der Geistlichkeit zu, er ward von dem Kardinal David Beton, Erzbischof von St.-Andrews, der Ketzerei angeklagt und, da der König ihn nicht zu schützen vermochte, 1539 eingekerkert; doch entkam er nach England, fand aber auch hier, wo damals Heinrich VIII. gegen Papisten und Lutheraner gleich wüthete, keine Sicherheit, weshalb er sich wieder nach Paris und von da, als der Kardinal Beton als Legat dahin gekommen war, nach Bordeaux wandte. Hier lehrte er, von dem Rektor der dortigen Hochschule, dem gelehrten Portugiesen Govea, begünstigt, drei Jahre, ohne sehr beunruhigt zu werden. In dieser Zeit schrieb er seine zwei lateinischen Tragödien: „Jephtes“ und „Baptistes“, und übersetzte die „Medea“ und die „Alceste“ des Euripides. Nachdem er 1543 durch die Pest von Bordeaux vertrieben worden, unterrichtete er einige Zeit den später so berühmt gewordenen Verfasser der „Essais“, Michel de Montaigne, ging 1544 wieder nach Paris, wo er in dem Kollegium des Kardinals le Moine lehrte, bis er auf Govea's Empfehlung vom König Johann III. von Portugal an die neu errichtete Universität zu Coimbra berufen wurde (1547). Nach Govea's Tode (1548) ward er zuerst von dem wegen seiner freisinnigen Ansichten ihm feindseligen Klerus verfolgt, schmachtete lange in dem Kerker der Inquisition und wurde endlich in ein Kloster gesteckt, wo er seine metrische lateinische Uebersetzung der Psalmen begann. Nach seiner Freilassung (1551) reiste er ohne Erlaubniß des Königs, der ihn in Portugal zu behalten wünschte, nach England, verließ es aber wegen der Unruhen während der Minderjährigkeit Eduards VI. bald wieder (1553) und ging nach Frankreich. Er gab hier 1554 seine Tragödie „Jephtes“ heraus und bekleidete dann fünf Jahre lang die Stelle eines Gouverneurs bei dem Sohne des Marschalls von Brissac. Während dieser Zeit beschäftigte er sich viel mit theologischen Studien und begann die Ausarbeitung seines großen Lehrgedichts über die Weltkugel („De Sphaera“). Nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit kehrte er 1560 in sein Vaterland zurück, wo er die religiösen Verhältnisse so sehr verändert fand, daß er offen zum Protestantismus übertreten konnte, dessen Grundsätzen er längst gehuldigt hatte. Im Jahre 1565 reiste er abermals nach Frankreich, und 1566 berief ihn die Königin Maria Stuart als Leiter ihrer Studien nach Schottland. In dieser einflußreichen Stellung erwarb sich B. um die Verbesserung der schottischen Hochschulen nicht unbedeutende Verdienste und wurde zum Vorstand der Universität St.-Andrews ernannt. Beim Ausbruche des Aufruhrs gegen die unglückliche Königin schlug er sich zur Partei seines ehemaligen Zöglings, des Grafen von Murray, Regenten von Schottland, u. erlaubte sich sogar in seiner „Detectio Mariae reginae“ einen schonungslosen Angriff auf den Charakter und den Wandel der gefangenen Königin, seiner Wohlthäterin. Der geheime Staatsrath von Schottland übertrug B. darauf die ihm schon von Maria Stuart zugedachte Stelle eines Erziehers des Prinzen Jakob, der unter B.s Leitung jene Schulgelehrsamkeit erlangte, auf die er so stolz war. Auf den Vorwurf, er habe einen Pedanten aus seinem Zögling gemacht, antwortete B. einst, das sei noch das Beste, was er aus ihm habe machen können. Auch nach der Ermordung seines Beschützers Murray (1570) blieb er in der Gunst der herrschenden Partei und gewann auch die der Königin Elisabeth, welche ihm eine jährliche Pension von 100 Pfd. St. gab. Sein berühmtes Werk „De jure regni apud Scotos“ (Edinburg 1580), das er seinem Zögling widmete, hat ihm einen ausgezeichneten Platz unter den muthigsten Vertheidigern der Volksrechte verschafft. Im Jahre 1582 erschien zu Edinburg sein treffliches Geschichtswerk: „Rerum scoticarum historia“, aus 20 Büchern bestehend, mit Fergus, dem ersten König von Schottland, beginnend (330 v. Chr.) und bis 1553 reichend. Unter Jakobs I. Regierung bekleidete B. mehre Ehrenstellen am schottischen Hofe, zuletzt die eines Direktors der königlichen Kanzlei und geheimen Siegelbewahrers; in den letzten Jahren lebte er vom Hofe zurückgezogen und † zu Edinburg am 28. September 1582 in so großer Dürftigkeit, daß er auf Kosten der Stadt begraben werden mußte. Als Gelehrter gehört B. zu den geistreichsten und gelehrtesten Männern seiner Zeit und zu den Zierden Schottlands; als lateinischem Dichter gebührt ihm unter den Neuern ein Platz in der ersten Reihe. Er beschrieb sein Leben selbst. Seine sämmtlichen Schriften gaben Thom. Rudiman (Edinb. 1715, 2 Bde.) und Pet. Burmann (Leyd. 1725) heraus.

2) Claudius, einer der hervorragendsten Beförderer der Mission in Indien, war 1766 in der Nähe von Glasgow geboren u. kam 1796 als Kaplan der ostindischen Kompagnie nach Kalkutta. Hier entwickelte er eine umfassende Thätigkeit. Er gründete zu Kalkutta ein Kollegium zur Kenntniß der orientalischen Literatur, zugleich zur Ausbildung von Beamten für die Civilverwaltung in Ostindien, ver-

faßte eine „Denkschrift über die Nützlichkeit einer kirchlichen Verfassung für das britische Indien", veranlaßte Preisschriften über die Geschichte Indiens und die für dieses Land geeignetsten Civilisationsmittel, übersetzte zur Beförderung der Mission unter den Hindu's das Neue Testament ins Persische und Hindostanische und gründete ein förmliches Institut zur Uebersetzung der heiligen Schrift in die orientalischen Sprachen. Im Jahre 1808 kehrte er nach England zurück, um die von der Regierung der Mission in den Weg gelegten Hindernisse zu beseitigen. Hier wirkte er für seinen Zweck in gewaltigen Predigten und in einer Zeitschrift „Der Stern des Morgenlandes". Sein rastloses Bemühen hatte zur Folge, daß 1823 durch die Einsetzung eines ostindischen Bischofs mit drei Archidiakonen in den einzelnen Präsidentschaften der Grund zur gegenwärtigen kirchlichen Verfassung und Ordnung in Indien gelegt wurde.

3) James, 15. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, am 23. April 1791 in Stony-Battre in der Grafschaft Franklin in Pennsylvanien geboren, Sohn eines Irländers aus der Grafschaft Donegal, kam im Alter von 14 Jahren auf das Dickinson-College zu Carlisle in der Grafschaft Cumberland, wo er seine Studien vollendete, um sich der juristischen Laufbahn zu widmen. Nachdem er sich seit 1809 bei einem angesehenen Juristen in Lancaster vorbereitet, erhielt er 1812 die Advokatur. Er prakticirte mit solchem Erfolg, daß er bald einen geachteten Namen gewann und von seinen Mitbürgern im Oktober 1814 in die Legislatur des Staats Pennsylvanien gewählt wurde. In demselben Jahre hatte er seine patriotische Gesinnung dadurch bethätigt, daß er, als die Engländer Baltimore zur See und zu Land bedrohten, in Lancaster nicht nur eine Freischaar bilden half, sondern auch selbst als Freiwilliger eintrat. Als einer der kenntnißreichsten und gewandtesten Rechtsanwälte des Staats Pennsylvanien ward er 1820 in den Kongreß nach Washington gewählt, dessen Mitglied er, viermal wiedererwählt, bis zum 4. März 1831 blieb. Präsident Jackson übertrug ihm 1831 eine Sendung nach Rußland, wo er den ersten Handelsvertrag zwischen diesem Reiche und der Union zu Wege brachte. Er blieb darauf als bevollmächtigter Minister bis 1833 in Petersburg und nahm nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1834 in den Senat gewählt, thätigen Antheil an den Kämpfen, welche zu jener Zeit im Kongreß geführt wurden. Als glänzender Redner bewies er sich besonders in den Debatten über das Zollgesetz und die Bankfrage. Auch unter den Verwaltungen von Harrison und Tyler behielt B. seinen Platz im Senat und trat erst aus, als er 1845 vom Präsidenten Polk zum Staatssekretär ernannt wurde. Als solcher verfaßte er fast alle Staatsschriften über die wichtigsten Tagesfragen, wie über die Annexation von Texas und Kalifornien, den Krieg gegen Mexiko und die Grenzstreitigkeiten im Nordwesten. Als aber bei der neuen Präsidentenwahl (1849) die Whigs ihren Kandidaten, den General Taylor, auf den Präsidentenstuhl brachten, zog sich B. ins Privatleben zurück und lebte meist auf seinem Besitzthum in der pennsylvanischen Grafschaft Lancaster. Im Jahre 1852 wurde er mit General Cass zu Baltimore zur Präsidentschaft vorgeschlagen. Die Wahl fiel jedoch auf Pierce, und dieser ernannte B. im April 1853 zum Gesandten in London, wo derselbe in zwei difficilen Fragen, die Angelegenheiten Centralamerika's und die von den Briten auf amerikanischem Boden ins Geheim betriebenen Werbungen betreffend, eine Ausgleichung herbeiführen sollte. Bei seiner Abberufung waren beide Fragen noch obschwebend, und besonders schien B. in der zweiten nicht glücklich operirt zu haben, was begreiflich erscheint, wenn man erwägt, daß er sich auf dem Kongreß nordamerikanischer Diplomaten zu Ostende entschieden für Erweiterung des Gebiets der Union und Einwirkung derselben auf die europäischen Angelegenheiten ausgesprochen haben sollte. Kaum wieder in Amerika angelangt (April 1856), wurde er von der Sklavenhalterpartei des Südens, die sich jetzt die demokratische nannte, als Kandidat für den Präsidentenstuhl aufgestellt, während die Gegner der Sklaverei, die Republikaner, den Obersten Fremont vorschlugen. Die Drohungen des Südens, aus der Union auszuscheiden, bewirkten, daß B., obgleich nach hartem Kampfe, mit 163 Stimmen gegen 125 zum Präsidenten gewählt wurde. In seiner Antrittsrede am 4. März 1857 erklärte er, daß er keine zweite Kandidatur annehmen, sondern nach Ablauf seiner Verwaltung in das Privatleben zurücktreten werde. Ueber die beiden wichtigsten innern Fragen, die Sklaverei- u. die Tariffrage, welche den Süden und den Norden von einander trennten, sprach er sich sehr vorsichtig aus und ließ nur durchblicken, daß er der Erhaltung der Union alle andern politischen Rücksichten und Grundsätze zu opfern bereit sei. Unter seiner Verwaltung gestaltete sich das Verhältniß zu England freundlicher, selbst in so schwer zu behandelnden Differenzen, wie wegen der Insel San Juan; die Gelüste nach Cuba traten weniger unverhüllt hervor; Flibustierzügen nach Mittelamerika trat er mit aller Energie entgegen, und nur der verlockenden Nachbarschaft Mexiko's hat B. nicht widerstehen können, indem er nicht nur Freiwillige für dort anzuwerben gestattete, sondern auch (1860) vom Kongresse ein zur Anwendung militärischer Zwangsmittel gegen Mexiko ermächtigendes Gesetz verlangte. In der innern Politik dagegen stellte sich B. sehr entschieden auf die Seite der demokratischen Sklavenhalterpartei. Sein Verfahren gegen Kansas (s. d.) erregte im Norden große Unzufriedenheit und hatte eine Spaltung in der demokratischen Partei, die zum Theil die Gefügigkeit des Präsidenten gegen die Sklavenbesitzer mißbilligte, und ein Anwachsen der republikanischen Partei im Kongresse zur Folge. Die moralische Niederlage, welche der Präsident und die Sklavenhalterpartei in dieser Angelegenheit erlitten, wurde nun ausgeglichen durch das unbesonnene Unternehmen des Abolitionisten Brown, der mit einer Handvoll Leute in Virginien einfiel und einen Sklavenaufstand zu erregen suchte. Die demokratische Partei schloß sich nun wieder einheitlicher zusammen, und in seiner letzten Botschaft an den Kongreß, im Januar 1860, feierte B. das Recht, Sklaven zu besitzen, als ein dem amerikanischen Bürger wie jedes andere Eigenthumsrecht verbürgtes, das weder der Kongreß, noch eine Territoriallegislatur, noch eine andere Macht aufheben oder beeinträchtigen könne. In die Zeit von B.s Präsidentschaft fällt auch die Expedition gegen die Mormonen in Utah, ferner die große Geldkrisis,

die Differenz mit den Laplatastaaten und die Anknüpfung von diplomatischen Verbindungen mit China und Japan. Mit dem Kongresse befand sich B. seit dem April 1860 im offenen Zwiespalt. Er selbst hatte in einem offenen Briefe auf die unter den Politikern der Vereinigten Staaten herrschende Korruption hingewiesen. Darauf beschloß der Kongreß die Niedersetzung einer Kommission, welche untersuchen sollte, ob sich irgend welche Mitglieder der Gesetzgebung, Beamte, oder der Präsident der Bestechung schuldig gemacht. In einer entrüsteten Botschaft sprach B. dem Kongreß die Kompetenz in dieser Sache ab; die Antwort des Kongresses, die hervorhebt, daß der Präsident ihm nicht übergeordnet, sondern nur beigeordnet sei, fiel nicht minder heftig aus. Als B. am 4. März 1861 seinem Nachfolger Lincoln auf dem Präsidentenstuhle Platz machte, hinterließ er ihm als Erbe den alsbald mit heftiger Wuth ausbrechenden Bürgerkrieg zwischen den nördlichen und den südlichen (Sklaven-) Staaten. B. gilt für einen der gelehrtesten Juristen der Vereinigten Staaten und besitzt außerdem sehr gründliche Kenntnisse in der Geographie, der Statistik und der Geschichte Nordamerika's. Vgl. Life of J. B., Newyork 1856.

Buchan-Neß, die östliche Spitze Schottlands, Grafschaft Aberdeen, mit Leuchtthurm, in der Nähe die Bullers of Buchan, groteske Felsenmassen.

Buchara (Bokhara), der mächtigste und wichtigste der Staaten Turkestans, erstreckt sich ohne bestimmte Grenzen zwischen 36°—41° n. Br., westlich durch Khiwa, nördlich durch Khokand, östlich durch das Kirgisengebiet und Kunduz, südlich durch Afghanistan begrenzt. Im Westen und Norden ist das Land Steppe und Wüste (Kisilkum); im Osten streicht als Wasserscheide zwischen dem Amu und Serasschan die südwestliche Fortsetzung des Mus-tag, der Kara-tag (auch Fan-tau u. Karnap-tag genannt), herein, der von ewigen Schnee tragenden Höhen nach Westen zu allmählig absinkt und bei Kermineh nur noch Hügel bildet. Seine bedeutendsten Ausläufer sind auf der Südseite die karschiner Berge, auf der Nordseite der Ak-tag (Asferah), weiterhin Nurab-tag genannt, der nach Nordwesten streichend die Scheide zwischen den Flüssen Serasschan und Sir-darja bildet, wie er das Khanat Khokan von B. trennt und bei Samarkand in die Steppe tritt. Die Hauptflüsse des Landes sind der Amu (Oxus), der den Südwesten in nordwestlicher Richtung gegen den Aralsee hin durchfließt, der Serasschan oder Kohik, der an der Schneegrenze des Kara-tag entspringt und südlich der Stadt B. in den See Karakul sich verliert; der Kaschka u. der Balkh-ach (Debaz) in der Landschaft Balkh. Das Klima ist in den Ebenen trocken und gesund, aber im Winter so streng, daß der Amu zufriert und um die Stadt B. der Schnee liegen bleibt. Der Sommer dagegen ist sehr heiß u. trocken; die Jahreszeiten haben einen sehr regelmäßigen Verlauf. Der Frühling beginnt im März, der Sommer dauert bis in den Oktober, und die Regenzeit ist nur von kurzer Dauer. Heftige Nordwest- und Nordwinde wehen im Oktober und Februar u. treiben viel Sand aus der Wüste in das angebaute Land. Unter dem Einfluß dieses im Ganzen günstigen Klima's und mit Hülfe der Ströme eines ausgedehnten Bewässerungssystems gibt der Boden längs der Flüsse (besonders das fruchtbare u. an Ortschaften reiche Thal des Serasschan) reichliche Ernten an Korn u. Früchten allerlei Art. Man baut Weizen, Roggen, Gerste, Djouari (Holcus saccharatus), eine Art Hirse, Mais, Sesam, Obst, vorzügliche Melonen, Arbusen, Kürbis, Feigen, Wein, Tabak, Hanf und in den Gärten der Stadt B. Granaten. Auch Baumwolle wird sorgfältig gebaut und Seide in ansehnlicher Menge gewonnen. Heimische Pflanzen sind Galeria africana (ein Wüstenkraut und Lieblingsnahrung der Kameele), von der man Manna zur Nahrung sammelt; eine Art Indigopflanze, auf der ein Cochenilleninsekt lebt, Rhabarber, Asa foetida ꝛc. Das Mineralreich bietet Waschgold im Sand der Flüsse, Salz, Alaun, Schwefel, Salmiak. Thiere des Landes sind wilde Esel, Hirsche, Antilopen, Bären, Wölfe, Füchse, Schakals, Reiher, Heuschrecken. Von Hausthieren zieht man Heerden von Schafen mit Fettschwänzen, besonders eine Art mit dunkelschwarzem Fell und gekräuselter Wolle, die ein bei den Persern beliebtes Pelzwerk liefert; vorzügliche Pferde, Esel und feinhaarige Ziegen. Das gewöhnliche Lastthier ist das zweihöckerige Kameel. Die Bevölkerung, deren Zahl auf 1 (von Andern auf $2\frac{1}{2}$) Million angegeben wird, besteht zum größten Theil aus Usbeken (s. d.), die 1498 aus Norden kommend das Land eroberten und die von Timur 1370 gegründete Herrschaft stürzten. Sie sind bis heute die herrschende Nation geblieben u. durch Intelligenz und Thätigkeit ausgezeichnet. Fast der ganze Handel soll sich in ihren Händen befinden. Neben ihnen sind am zahlreichsten die Tadschiks, die man für die eigentlichen Bucharen, die Urbevölkerung B.'s, hält. Sie haben europäische Gesichtszüge und meist untersetzten Körperbau, schwarze Haare und viel weniger braune Farbe als die heutigen Perser. Dem Wesen nach sind sie betrügerisch und habgierig, aber auch gutmüthig, dienstfertig und unterwürfig, nur gegen ihre Sklaven unerbittlich streng; dabei sehr fleißig und geschickt als Kaufleute, Handwerker, Landbauer und Bewässerer. Sie verstehen nicht zu herrschen, nur zu gehorchen, während die Usbeken stets gerüstete Krieger sind. Außer diesen finden sich in B. Turkmanen (als Nomaden, im Süden vom Amu), Araber (theils Nomaden, theils Ackerbauer), Perser (meist Sklaven), Kalmücken (Abkömmlinge von den Horden des Dschingiskhan, die 1219 das Land eroberten); Afghanen und Kirgisen, welche die Steppen durchziehen; Juden (meist in der Stadt B.), Hindu's u. auch Zingaris. Die Hälfte der gesammten Bevölkerung lebt nomadisirend, die Uebrigen dicht zusammengedrängt in den Thälern in Dörfern und Städten, vom Landbau u. von Gewerben. Die beiden fast ausschließlichen Sprachen sind das Türkische, welches die Usbeken und die Völker tatarischer Abkunft sprechen, u. das Persische, welches die Tadschiks reden. Die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme der Juden, bekennt sich zum Islam in der höchsten Strenge der Sunniten. Die Erzeugnisse des Gewerbfleißes sind Gewebe aus Baumwolle, Seide, Kameel- u. Ziegenhaar; ferner Leder (von keiner besondern Güte), vorzügliches Chagrin, ausgezeichnete Säbel, Messer, Feuerwaffen, Werkzeuge, Pelzwerk, Putzsachen. Der Handel ist beträchtlich. Nur zu dem zwischen B. und Rußland allein werden 3000 Kameele verwendet, u. zwar auf der über Khiwa nach Astrachan und Oren-

burg führenden Karawanenstraße. Ausgeführt werden Rhabarber, rohe Baumwolle, Pelzwerk, Früchte, Shawls und Tücher; eingeführt Metalle, Spiegel, Eisen- u. Stahlwaaren, Farben, Tuche, Thee 2c. Die Furcht vor dem russischen Namen schützt die Waarentransporte einigermaßen gegen die Räubereien bis zum Hindukusch hin. Auch der Handel nach Kaschghar beschäftigt wohl 7—800 Kameele, der nach Kabul und dem Pendschab wird durch die räuberischen Bergbewohner unsicher gemacht. Die Regierungsform ist eine despotische Monarchie, gemäßigt oder beschränkt durch die Macht der Mullahs oder Priester. Der Beherrscher B.'s, der gewöhnlich mit dem Titel Khan bezeichnet wird, nennt sich gegenwärtig Emir-el-Moumenin, d. i. Fürst der Gläubigen. Er kann gewissermaßen als der einzige unabhängige Herrscher Mittelasiens angesehen werden und ist im Stande, eine bedeutende Heeresmacht aufzubringen, auch erkennen die übrigen Khane Turkestans eine gewisse Abhängigkeit vom Emir von B. an. Residenz desselben ist die Stadt B.; außerdem sind als die bedeutendsten Städte des Reiches zu nennen: Samarkand, Uramitan, Pandjikend und Kermineh am Serasschan; Karschi und Kesch am Fuße der karschiner Berge; Termez, Kilif, Kirki, Kusk, Tschebardjui, am Amu.

B. war schon den Alten als Sogdiana bekannt. Eine Nachricht in den Geschichtsbüchern der Chinesen erwähnt des Landes unter dem Namen Ansi oder Pouho 100 v. Chr., wo noch die von Alexander dem Großen in diese Gegend verpflanzte griechische Civilisation bestand. Die Bucharen oder Ansi waren damals schon nicht mehr Nomaden, sondern ansässig u. trieben Ackerbau und Handel zu Lande und durch Flußschifffahrt. Weiteres über die Geschichte B.'s s. Turkestan. Die Mohammedaner nannten das Land Mawar-al-nahr, u. unter ihrer Herrschaft glänzte B. besonders als ein Herd der Aufklärung und Wissenschaft, wie noch heut zu Tage die Schulen von Samarkand, Balkh und B. berühmt sind.

Die Hauptstadt B. liegt westlich von Samarkand, am Eingang des Thales des Serasschan, links etwas entfernt vom Fluß, der ehemals durch die Stadt floß, jetzt aber nur durch einen Kanal mit ihr in Verbindung steht, in fruchtbarer Gegend zwischen dichtgedrängten Dorfschaften u. Obsthainen, 1128 F. über dem Meere. Sie ist von einer Mauer mit runden Thürmen und Basteien umschlossen u. von wohlgepflegten Gärten umgeben, im Innern aber ein Gewirr unansehnlicher Häuser in engegewundenen und schmutzigen Straßen. B. ist Residenz des Emirs und Sitz der Regierung, und durch ausgebreiteten starken Handel, viele muselmännische Heiligengräber und in ganz Asien berühmte muselmännische Schulen ein wichtiger Platz, der Centralpunkt der mittelasiatischen Kultur und Bildung. Man zählt 360 Moscheen, fast eben so viel Medresses (Schulen), die sämmtlich im Styl von Karawanserais gebaut sind und Vierecke mit einer Menge kleiner Zellen bilden, 14 Karawanserais (das von Abdullah Dschansarai soll das größte der Welt sein), mehre große Bazars u. zahlreiche Bäder. Der Palast des Emirs, der sogenannte Ark, ein kastellartiges Gebäude aus dem 9. Jahrhundert, erhebt sich mitten in der Stadt auf einer von hohen Mauern umgebenen Anhöhe; darin steht der einer großen Säule gleichende Thurm von Mirgharab, durch seine Architektur ausgezeichnet. Die Medresses, unter denen die von Kokaltach die bedeutendste ist, werden durch Mullahs geleitet und von gegen 1000 Studenten der mohammedanischen Theologie und der Medicin aus ganz Vorderasien besucht. In merkantiler Hinsicht ist B. wichtig als der Mittelpunkt des Karawanenhandels zwischen Asien und Europa. In seinen Bazars findet man nicht nur fast alle Produkte des Ostens und Westens, sondern auch Buchläden. Außerdem hat B. eine Menge Fabriken und Manufakturen. Die Zahl der Einwohner wird auf 180,000 (von Andern auf 100,000) angegeben, wovon über die Hälfte Tadschiks sind. Die Zahl der Juden ist hier größer, als in irgend einer andern Stadt Mittelasiens. B. ist eine sehr alte Stadt und bei den Eroberungen stets hart betroffen worden. Im Jahre 705 wurde sie von den Arabern erobert; im 10. Jahrhundert blühte sie als Sitz der Herrschaft der Samaniden. Von Dschingiskhan erobert und niedergebrannt, erhob sie sich wieder aus der Asche, blühte unter Timur und dessen Nachkommen und blieb auch unter der Herrschaft der Usbeken bis heute Hauptstadt des Landes.

Bucharei, 1) Große B., ältere Bezeichnung für die von tatarischen Völkern bewohnten oder beherrschten Länder des mittlern Asiens zwischen dem kaspischen See bis zu den Grenzen der Mongolei und Tübets, ein Gebiet, welches das heutige Turkestan umfaßt, u. in welchem das Khanat Buchara der wichtigste Staat ist.

2) Kleine B. (hohe B., chinesische Tatarei, auch Ostturkestan, von den Chinesen Tian-Schan-nan-lu, d. i. Tian-Schan-Südland genannt), der westlichste Theil des chinesischen Reichs, ungefähr zwischen 37°—42° nördl. Br. und 91°—113° östl. L., im Norden durch das Himmelsgebirge (Tian-Schan) von der Songarei, im Süden durch das Küenlüngebirge von Indien u. Tübet, im Westen durch den Belut-tag (Bolor) von Turkestan getrennt, während es im Osten an die mongolische Provinz Koko-noor und die chinesische Provinz Kan-su grenzt. Den Flächengehalt berechnet man auf 12—15,000 □Meilen. Ueber die Naturbeschaffenheit des Landes, über die Höhe seiner Lage und der mächtigen, mit Gletschern bedeckten Alpengebirge, welche es auf drei Seiten umschließen, fehlen genauere positive Nachrichten; nur über den Küenlün (s. d.) haben neuerdings die Gebrüder Schlagintweit, die das Gebirge auf dem Karakorumpasse (17,170 pariser F. hoch) überstiegen und Gipfel bis zu 22,519 Fuß Höhe maßen, einige nähere und sichere Mittheilungen gemacht. Das Land umfaßt zunächst das tief eingesenkte, wahrscheinlich wenig mehr als 1200 Fuß hoch gelegene Becken des Tarim (Erguo-gol) des Hauptflusses, der von der hohen Pamirebene im Westen kommend u. mit bedeutenden Zuflüssen, den Strömen von Kaschghar und Jarkand (vom Belut-tag), dem Aksu-darja (vom Tianschan) und dem Fluß von Khotan (vom Küenlün) sich vereinigend, in östlicher Richtung fließt und sich nach einem Laufe von 105 Meilen noch innerhalb der Grenzen des Landes in den salzigen Lopsee ergießt. Die Ebene des Tarim, wohl 150 Meilen lang und 50 Meilen breit, ist dem Lauf des Stromes gemäß nach Osten gesenkt, scheint aber eine ganz einförmige Oberfläche darzubieten und größtentheils Kiesel und Sandwüste zu

sein. Der südlich und südöstlich vom Tarim, zwischen diesem und Tübet gelegene wieder aufsteigende Theil ist ganz unbekannt. Nach der Schilderung eines chinesischen Schriftstellers aus dem 18. Jahrhundert ist diese Landschaft eine undurchgängliche Wildniß, unterbrochen von Versumpfungen, von nackten Felsklippen und Felsstrecken, Bergen, Seen, Flüssen und furchtbaren Abstürzen und Spalten, Quellwassern, die überschwemmen, und wieder von weiten Ebenen voll Kieselblöcke; die Flüsse verändern hier ihre Bahn oft, wie die Flugsandhügel ihre Oberfläche, die sich über die Kulturlandschaften verbreiten und die lieblichsten Gegenden verderben. Wo vor Zeiten blühende Städte gewesen, breiten sich gegenwärtig Wüsteneien aus, welche nur noch das wilde Kameel durchjagt. Die wasser- und graslose Gegend um den Lopsee ist die Lopwüste, die Marco Polo einst vom See bis nach Satscheu (Sandstadt) in 30 Tagereisen durchmessen. Der südöstliche Theil derselben wird Makhai-gobi genannt und der nordöstliche, zwischen dem Lopsee und Chamil, Han-Hai, d. i. trockenes Meer, das mit seinen nackten Klippen, umhergestreuten Kieselblöcken und furchtbarem, von den Stürmen zu Bergen aufgewehtem und durch die Lüfte gewirbeltem Flugsand seit den ältesten Zeiten gefürchtet, von den Chinesen als ein alter Meeresgrund betrachtet wird. Kulturfähig und bewohnbar erscheinen nur die Abfälle und Vorberge der Gebirgsketten, mit denen diese zur Ebene des Tarim übergehen, und aus denen sich die Zuflüsse des letztern entwickeln; hier liegen ringsum in kleineren und größeren, von wasserreichen Flüssen durchzogenen Thaleinsenkungen Kulturlandschaften, die natürlich und künstlich auf das Trefflichste bewässert und äußerst fruchtbar sind; hier liegen auch die Städte des Landes, wie Jarkand, Khotan, Keria, Kaschghar, Aksu, Kutsche ꝛc. Ueber das Klima sind nur allgemeine und unbestimmte Angaben vorhanden. Die Luft ist im Ganzen trocken und gesund; der Regen selten, dagegen fällt öfters ein wohlthätiger Thau. Im Winter liegt der Schnee 2—3 Fuß hoch, aber stets nur einige Tage lang. Uebrigens ist der westliche Theil, wo von den Gletschern nur zu häufig kalte Luftströme dem Thale zufließen müssen, naturgemäß der kältere; denn während bei Jarkand der Fluß ein Vierteljahr lang gefroren bleibt, ist im Osten, zu Chamil, der Frost beinahe unbekannt. Indessen veranlassen die Gebirge doch nicht so strenge Winter, daß z. B. die Baumwolle nicht ausdauern könnte, und der heiße, trockene, von der Wüste her wehende Ostwind steigert im Sommer die Temperatur hinreichend, um die dem Lande eigenen Südfrüchte zu zeitigen. Im Allgemeinen gedeihen von Vegetabilien in der kleinen B. alle Kornarten, vorzüglich aber baut man Weizen, sodann Reis und Baumwolle und erzielt davon reichliche Ernten. Gerste und Hirse dienen nur zur Bereitung eines berauschenden Getränkes; Bohnen, Linsen, Erbsen meist zum Viehfutter. Gemüse zieht man wenig. Dagegen hat man in den geeigneten Gegenden, z. B. um Khotan, Aksu, Jarkand, eine große Mannichfaltigkeit von Früchten: Granatäpfel, Pflaumen, Pfirsiche, Aepfel, Trauben u. Melonen, die in großem Rufe stehen. Ebenso ist die Seidenzucht, die im 5. Jahrhundert aus China hierher verpflanzt wurde, beträchtlich. Auch Hanf und Oelgewächse werden gebaut. Von Bäumen finden sich meist nur Weiden, Eschen, Pappeln; Zimmerhölzer sind selten. An Mineralien gewinnt man in Kutsche Kupfer, Salpeter, Schwefel, Ammoniaksalz. Etwas Gold wird in Keria aus dem Fluß gewaschen. Kaschghar erzeugte vor Alters Eisen, Kupfer, Auripigment. Als eigenthümlich ist vor Allem der von den Chinesen so werth gehaltene Justein (der Jaspis der Alten) zu erwähnen, der besonders im Quellgebiete des Khotanflusses und in der Wüste südlich vom Tarim von der Größe einer Kastanie bis zu der einer Schüssel, 3—400 Pfund schwer, gefunden und fast nur für den Kaiser gesammelt wird. Von Thieren erwähnt Moorcroft in den Bergen Yaks, Schneehühner und andere Thiere eines kalten Klima's; in den Ebenen Rindvieh, Pferde, Schafe mit Fettschwänzen (Dunba), Shawlziegen u. Kameele (von denen allen man große Heerden hält), wilde Esel (Gorkhar), wilde Stiere, Rothwild, Antilopen, Moschusthiere, Leoparden, Wölfe, Füchse, Bären, Hasen ꝛc. Im Ganzen zeigt sich, so spärlich auch unsere Kunde ist, eine Mannichfaltigkeit der Produkte (Yaks u. Shawlziegen neben Baumwollenbau und Seidenzucht), die auf eine bedeutende Terrainverschiedenheit schließen läßt. Die ursprünglichen Bewohner und noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung sind, wie in Buchara (s. d.), die zum persischen Volksstamm gehörenden Tadschiks oder Bucharen (daher der Name B.); später drangen hier wie in der großen B. die Türken ein und eroberten das Land, das unter ihrer Herrschaft in einzelne kleine Fürstenthümer zertheilt wurde (daher der Name Ostturkestan); über diese errangen in der Folge die Mongolen, dann die Songaren die Oberhoheit, bis endlich die Chinesen das Land unter ihre Botmäßigkeit brachten. Außer diesen Elementen finden sich in der Bevölkerung auch Hindu's, Schiiten, mohammedanische Tungains, aber wenig oder keine Juden und Nogai-Tataren. Die Gesammtzahl der Bevölkerung wird von neueren Geographen auf $1\frac{1}{2}$ Millionen geschätzt. Die einheimischen Fürsten (Hakim-Begs) sind den chinesischen Gouverneuren (Tatsins) untergeordnet, aber alle türkischen Aemter, Einrichtungen und Abgaben hat man in Bestand gelassen. Die Provinz Jarkand hat, nach älteren Berichten, immer doppelte Behörden, mohammedanische u. chinesische; letztere erheben die Abgaben, verurtheilen zu Strafen, haben das Militärkommando ꝛc. Der Hakim-Beg hat nur geringere Sachen zu entscheiden. Die mohammedanischen Beamten, die nach Fraser alle 6 Jahre nach Peking berufen werden, erhalten die Titel Wang, Peitse, als Auszeichnung die Pfauenfeder ꝛc., und die Beamten unterscheiden sich wie in China durch die verschiedenen Knöpfe nach der Rangordnung. Die unteren heißen Mirs und erhalten je nach ihrem Range von der chinesischen Regierung Ländereien, Gehalte, oder Lieferungen an Lebensmitteln. Die kaiserlichen Truppen bestehen aus Infanterie mit Luntenflinten und Bogenschützen; ihre Zahl wird auf 20—30,000 Mann geschätzt. Die Abgaben bestehen in einer Steuer nach dem Vermögen von Jedem, der über 20 (nach Anderen 12) Jahre alt ist, nur Soldaten, Studirende, Mullahs, Reisende und Bettler, auch Kaufleute, selbst wenn sie im Lande ansässig sind, sind steuerfrei. Auch alle aus der Fremde eingeführten Waaren zahlen

Steuer. Streitigkeiten unter Kaufleuten werden durch Schiedsgerichte (Pautſchajet) geſchlichtet, zu welchen der Hakim-Beg einen Aelteſten ernennt. Die Kleidung der Turkeſtaner beſteht in einem Obergewande mit großem Kragen und engen Aermeln, darunter einem kürzeren oder längeren Schlafrock. Die Männer tragen im Winter lederne, im Sommer ſeidene Mützen (die Weiber dergleichen mit Pelz verbrämt und mit Federputz), Stiefeln von rothem Leder mit Holzabſätzen (die Weiber Pantoffeln); die Prieſter Turbans, mit weißer Leinwand überzogen, das Kopfhaar abgeſchnitten, den Bart lang. Die Häuſer ſind aus geſtampfter Erde aufgeführt, meiſt viereckig von Geſtalt und haben ein flaches Holzdach und Schilfbedeckung, darüber eine Lehmſchicht; manche ſind mehre Stockwerk hoch und mit Oefen verſehen. Die Seitenmauern haben nur kleine Fenſteröffnungen. Bei den Häuſern ſind Gärten mit Teichen, Blumenbeeten, Lauben und Obſtpflanzungen. Einige Häuſer ſind auch rund wie die Jurten der Mongolen. Bei Schmauſereien wird viel Vieh geſchlachtet, Kameele, Pferde, Ochſen; die Hauptſpeiſe aber iſt Hammelfleiſch; dazu kommen Melonen, Backwerk, Konfitüren, Kandiszucker. Man ißt mit bloßen Fingern. Berauſchenden Getränken, die ſie aus Maulbeeren, mit einem Zuſatz von Pfirſichen, aus Trauben, wie aus Gerſte und Hirſe bereiten, ſind die Bucharen ſehr ergeben; dazu treiben ſie Muſik, Sang und Tanz. Ihre Hauptbeſchäftigungen ſind Handel, Viehzucht und Jagd. Nach Haſen werfen ſie mit Stöcken; zur Jagd auf wilde Ziegen, Antilopen, Füchſe werden Falken abgerichtet. Die Induſtrie liefert Wollenzeuche, Camelots, gute Filze, groben Kattun, Seidenzeuche, Goldarbeiten, Farben, Lederwaaren, ſchöne Gefäße, ausgenähte Zäume und Sättel aus Hirſchleder ꝛc. Der Handel iſt anſehnlich. Aus Turkeſtan kommen alljährlich im Herbſte Karawanen von 5—800 Kameelen nach Kaſchghar, die Zoll zahlen (7 Procent in Waaren) und kontrolirt, aber ſonſt in keiner Weiſe gehindert werden. Von Kaſchghar geht im Juli eine Karawane von 1000—1500 Pferden nach Khokand, ohne einen Ausfuhrzoll bezahlen zu müſſen. Von Kaſchmir bringt man Shawls, Goldſtoffe, weiße Zeuche, Leder ꝛc., von Badakſchan Sklaven und Edelſteine, von Khokand Pferde, Maulthiere, Kameele und Lebensbedürfniſſe. Man gibt dagegen Silber, Porzellan, Seide und Zeuche, Thee ꝛc. Die Ruſſen bringen dorthin über Ili: breite Tücher, Brokate, Silber, Dukaten, Kupfer, Stahl u. Pelzwerk, grünen Sammt, Gold- und Silberdraht zum Sticken, Eiſenwaaren, Zucker, Campecheholz ꝛc. u. nehmen dafür Thee, Rhabarber, Ammoniakſalz, Seidenzeuche, Baumwollengarn ꝛc. Nach China geht viel Seide und Vieh und kommen dagegen Korallen, Thee, Fabrikwaaren ꝛc. Die Karawanen von Jarkand nach Peking haben einem vorgeſchriebenen Wege zu folgen, auf welchem ſie 3—6 Monate zubringen. Nach Ladakh, wohin man 30—40 Tage braucht, iſt der Handel nur noch gering. Für chineſiſche Waaren iſt Jarkand die größte Niederlage; dieſelben gehen von hier nach Tübet und nach Buchara. Die fremden Kaufleute heirathen hier (wie in Japan, Birma ꝛc.) auf die Zeit ihrer Anweſenheit für eine beſtimmte Summe eine einheimiſche Frau. Uebrigens ſollen die Frauen der kleinen B. merkwürdig ſchön ſein; ſie genießen eine Freiheit und ein Anſehen wie ſonſt nirgends in mohammedaniſchen Landen und verkehren frei u. ohne Schleier mit den Männern.

In der kleinen B. ſollen die Seres der Alten gewohnt haben u. noch Spuren von ihnen in einer eigenthümlichen Sprache vorhanden ſein. Am Ende des 4. Jahrhunderts war hier der Buddhaismus herrſchende Religion; man zählte allein in Khotan (damals Juthian genannt) 10,000 Mönche in 14 größeren und vielen kleinen Klöſtern, die in gemeinſamen Konventen aßen; übliche Sprache war das Sanskrit, und auch Geſetze und Schriftzüge waren denen der Hindu's nachgebildet. Dies dauerte, bis die Khalifen gegen Oſten vordrangen, und der Mohammedanismus und die Türkenſtämme in der B. herrſchend wurden. In den nördlichen Provinzen nahmen, die man annimmt, die Uiguren, d. i. Oſttürken (von denen Manche die heutigen Ungarn ableiten), ihre Wohnſitze, während ein anderer Theil des Landes dem Sultan von Chowaresm unterthan wurde. Darauf fiel (um 1220) die geſammte B. in die Gewalt des Mongolen Dſchingiskhan, nach deſſen Tode die kleine B., im Verein mit andern anliegenden Provinzen, ein Erbtheil ſeines Sohnes Dſchagatai wurde, woher auch der frühere Name dieſer Länder: Oſt-, Weſt- und Nord-Dſchagatai, entſtanden iſt. Bis 1683 wurde ſie von Khans aus dieſer Dynaſtie regiert, worauf ſich ſodann die Songaren (Kalmücken) des Landes bemächtigten. Der chineſiſche Kaiſer Kien-Long eroberte das ganze Land der Kalmücken 1759 und machte ſomit auch die kleine B. zu einer chineſiſchen Provinz, der er jedoch, wie oben erwähnt, eigene, aber zinsbare Khans ließ. Seitdem haben ſich die Chineſen im Beſitze des Landes erhalten, jedoch nicht ohne vielfachen Widerſtand und manche offene und geheime Verſuche der alten Herrſcher, ihr Erbe wieder an ſich zu reißen.

Buchareſt, ſ. Bukareſt.

Buchau, Stadt im würtembergiſchen Oberdonaukreis, am Federſee, 1857 Fuß über dem Meere, Hauptort eines thurn- und taxisſchen Amtes, mit Schloß und 2340 Einwohnern, welche Viehzucht und Torfgärberei treiben. B. gehörte als freies Reichsſtädtchen zum ſchwäbiſchen Städtebund. Das berühmte gefürſtete Damenſtift B.'s, das um 880 von einer Gräfin Adelinde, der Tochter des Herzogs Hildebrand von Schwaben, gegründet wurde und mit ſeinen reichen Einkünften unabhängig von der Stadt beſtand, kam 1803 ſammt der Stadt B. als Entſchädigung an Thurn und Taxis.

Buchbinden, das Verfahren, die Blätter eines Buches gehörig zuſammenzuheften und mit einem aus Rücken und Deckeln beſtehenden Umſchlage zu verſehen; hierbei unterſcheidet man zwiſchen Einbinden, d. h. ſowohl den Rücken, als auch die Deckel aus Pappe zu fertigen, und dem bloßen Heften oder Broſchiren, wobei man gar keinen Umſchlag oder höchſtens einen von Papier anbringt. Ehe man jedoch zu dieſen Operationen ſchreitet, ſind die Bücher einigen Vorarbeiten zu unterziehen. Nicht ſelten iſt nämlich das Papier der Bücher hinſichtlich der Qualität nicht ſehr vom Löſchpapier verſchieden, in welchem Falle man dem Papier mehr Dauerhaftigkeit und

Festigkeit geben muß, was man am leichtesten dadurch erreicht, daß man es in ein Wasser taucht, worin in passenden Verhältnissen Leim und Alaun aufgelöst sind, und es wieder trocknen läßt. Diese Operation nennt man Planiren und das hierzu taugliche Wasser Planirwasser. Letzteres besteht entweder aus 25 Pfund Wasser, $^1/_2$ Pfund Leim und $^1/_2$ Pfund Alaun, oder aus 24 Pfund Wasser, 1 Pfund Leim und $^1/_8$ Pfund Alaun, oder aus 24 Pfund Wasser, 1 Pfund Leim und $^1/_4$ Pfund Alaun. Setzt man diesem Planirwasser auf 1 Pfund Leim und $^1/_4$ Pfund Alaun noch $^1/_2$ Loth weißen Vitriol hinzu und zieht das bedruckte Papier durch dasselbe, so schmutzt der Druck nach dem Trocknen, auch wenn er noch frisch ist, beim Schlagen nicht ab. Hat man das Planirwasser so hergerichtet, so gießt man dasselbe in eine Mulde, legt hierauf das untere Planirbret, das man mit wenigen Bogen Makulatur bedeckt hat, in eine gegen die Mulde geneigte Lage, nimmt sodann mehre zu planirende Lagen, faßt solche mit der rechten Hand am Rande des Rückens oder Bruches und bringt sie erst mit der vorderen offenen Seite, dann im Bruch in das Wasser, läßt dieses gleichmäßig durchziehen und hält die herausgehobenen Bogen kurze Zeit zum Ablaufen über die Mulde, worauf man sie auf das Planirbret breitet. So fährt man partienweise fort, bis ein zum Auspressen geeigneter Stoß planirt ist, auf den man einige Bogen Makulatur sowie das Auflegebret legt, ihn so in die Presse bringt und diese scharf zudreht, bis alles überflüssige Wasser abgelaufen ist. Nach dem Auspressen wird das Planirte dergestalt auf reine Leinen zum Trocknen aufgehängt, daß die einzelnen Lagen in fortlaufender Reihenfolge ein wenig über einander hängen, damit sie nach dem Trocknen zusammengeschoben und so abgenommen werden können. Sind die Bogen abgenommen, so schreitet man zum Binden des Werks. Franzband heißt ein Einband, wenn Rücken und Deckel äußerlich gänzlich mit Leder überzogen sind; Halbfranzband, wenn Leder nur auf den der Abnutzung am meisten ausgesetzten Theilen, nämlich Rücken und Ecken, angebracht ist; Kattun- oder Leinwandband, wenn der ganze Ueberzug aus (glattem oder mit Mustern gepreßtem) Baumwollen- oder Leinenstoff besteht; steifer Band, Papp- oder Papierband, wenn Rücken und Deckel einen Papierüberzug haben. Eine leichte und ordinäre Art des Einbindens in Pappe ist das Kartonniren.

Das gewöhnliche Verfahren beim B. besteht nun in Folgendem: Die getrockneten von den Schnüren abgenommenen planirten Bücher werden aufgelegt, d. h. man legt zuerst die ganzen Bogen je nach dem verlangten Format in zwei (für Foliobände), vier (für Quartbände), acht (für Oktavbände), zwölf (für Duodezbände) Blätter mittelst eines elfenbeinernen oder buchsbaumhölzernen Falzbeins zusammen, wobei man sich nach dem Stande der Seitenzahlen richtet, um das genaue Aufeinandertreffen der einzelnen Druckseiten zu sichern. Broschirte, nicht aufgeschnittene und schlechtgefalzte Bücher werden ebenfalls aufgelegt und in dieser Beziehung ganz wie rohe Bücher behandelt. Die ausgestrichenen Bogen werden dann gleich gestoßen, bis die vier Seiten möglichst gerade geworden sind, worauf man zum Schlagen aus dem Falze schreitet. Als Unterlage hierzu dient der Schlagstein, dessen obere Fläche glatt geschliffen sein muß; das Schlagen selbst bewerkstelligt man mit einem eisernen, 6—16 Pfund schweren Hammer, dessen etwas gewölbte und dabei geschliffene Schlagseite gewöhnlich aus Stahl besteht. Das Schlagen wird in der Mitte der Lage begonnen und gleichmäßig von links nach rechts fortgesetzt, wobei die Seite des Wiederdrucks zuerst nach oben zu liegen kommt, so daß die des Schöndrucks mit dem Hammer zuletzt bearbeitet wird. Durch diese Operation sucht man die ausgestrichenen Brüche, Falten rc. zu beseitigen und das Volumen des Buches zu verringern, auch erhält das Papier dadurch eine größere Festigkeit und Dichte, was man sogar durch die stärkste Presse nicht zu erzielen vermag. An die Stelle des mühsamen und sehr zeitraubenden Schlagens hat man in neuerer Zeit das Walzen gesetzt. Die zu schlagenden Bogen werden nämlich zwischen zwei Blechplatten oder Glanzdeckel gelegt und der Wirkung zweier horizontal über einander liegender Walzen ausgesetzt, d. h. durch diese verstellbaren und mittelst einer Kurbel in Bewegung gesetzten Walzen durchgezogen.

Nach dem Schlagen aus dem Falze werden die Bogen eines jeden Buches nach ihrer Ordnung gefalzt, d. h. dergestalt zusammengebrochen, daß jeder Bogen mit seinen Kolumnen, Stegen und Seitenzahlen genau und richtig auf einander paßt. Um auch dieses Geschäft zu vereinfachen, hat F. Black in Edinburg eine Falzmaschine ersonnen, die sehr befriedigende Resultate lieferte, u. deren Beschreibung im „Journal für Buchbinder", 2. Bd., 5. Heft, gegeben ist. Die von Birhall konstruirte Falzmaschine weicht von derselben in einigen Stücken ab. Bei ihr wird jeder Bruch oder jede Faltung durch eine Klinge hervorgebracht, welche sich geradlinig wiederkehrend und parallel mit sich selbst bewegt. Der von der Klinge angefangene Bruch wird hierauf durch ein Paar Walzen vollendet. Der zu falzende Bogen wird auf einen Tisch unter der sich auf und nieder bewegenden Klinge gelegt, beim Niedergange der letzteren wird der Bogen in der Mitte zusammengebrochen und gelangt sodann zwischen ein Paar horizontal rotirende Walzen, welche den einmal gefalzten Bogen an zwei Stränge endloser Bänder abgeben. Während er sich zwischen denselben in geeigneter Lage befindet, wird er von einer zweiten Klinge und einem zweiten Walzenpaare abermals, und zwar rechtwinkelig zum ersten Bruche zusammengefalzt. So wird nun der Bogen weiter gefalzt, bis er das verlangte Format hat, indem jeder Bruch durch eine sich wiederkehrend bewegende Klinge und ein Paar rotirende Walzen gebildet wird. Sofort beginnt man mit dem Kollationiren, um sich sowohl von der Vollständigkeit des zu bindenden Buches, als auch von der richtigen Aufeinanderfolge der Bogen zu überzeugen. Ist dies geschehen, so werden die Bücher gleich gestoßen und in eine Presse gesetzt, um ihnen mehr Festigkeit und Gleichheit zu geben, wobei man gewöhnlich mehre Bücher auf Einmal in eine Presse einlegt, vorausgesetzt, daß sie gleiches Format haben. Die zu pressenden Bücher werden nicht direkt der Wirkung der Preßbalken ausgesetzt, sondern kommen zwischen glatte Breter, die sogenannten

Preßbreter, zu liegen, die immer von der Größe sein müssen, daß sie nach allen Seiten hin über das zu pressende Buch hervorragen, auch müssen sie so in die Presse gesetzt werden, daß sie in der Mitte derselben stehen und die Preßbalken wiederum das Buch oder den zu pressenden Stoß in der Mitte durchschneiden, worauf man die Presse mit dem Preßbengel fest zudreht und den Stoß ungefähr 12 Stunden in derselben läßt, wenn die Presse eine gewöhnliche Holzpresse ist. Um aber größere Massen von Bogen oder Büchern zu pressen, wendet man, da das Einpressen in gewöhnliche hölzerne Spindelpressen sehr zeitraubend sein würde, entweder die von Walker in London konstruirte doppeltwirkende Schraubenpresse, oder die auf dem Princip der hunterschen Differenzschraube beruhende Differenzpresse von R. Honson an, wovon die erstere in der „Polytechnischen Centralhalle" 1851 u. letztere in Dinglers „Polytechnischem Journal" 1852 näher beschrieben u. abgebildet ist. Haben nun die Bücher die gehörige Zeit in der Presse gestanden, so werden sie ausgepreßt und zum abermaligen Schlagen oder Walzen vorbereitet. Zu diesem Behufe werden stärkere Bücher in Schlaglagen gebracht, die je nach der Stärke des Papiers, oder des Buches, oder der Schwere des Hammers verschiedene Stärke haben können. Wie beim Schlagen aus dem Falze soll auch hierdurch dem Buche ein höherer Grad von Festigkeit und Gleichförmigkeit gegeben werden, was sich auf verschiedene Weise bewerkstelligen läßt. Während nämlich die Einen, an irgend einer Ecke der Lage anfangend, Schlag auf Schlag den Kreis nach der Mitte zu enger ziehen, verfahren Andere umgekehrt, indem sie, von der Mitte ausgehend, eben so nach den Kanten hin schlagen. Die letztere Manier hat den Vorzug, daß dadurch das Entstehen von Falten vermieden werden kann, da sich das Papier von der Mitte nach außen leichter u. gleichförmiger auszudehnen vermag. Statt des zeitraubenden und sehr austrengenden Schlagens hat man es neuerdings auch hier für angemessen gefunden, Walzen anzuwenden. Die dazu dienliche Maschine besteht aus zwei eisernen Cylindern von etwa 1 Fuß Durchmesser, welche auf die bei Walzwerken gewöhnliche Art durch Schrauben gestellt und mit Kurbeln durch eine oder zwei Personen gedreht werden können. Ein vor der Presse sitzender Knabe legt die Bogen zu zwei, drei oder vier Stück über einander auf eine Platte von verzinntem Eisenblech, bedeckt die so gebildete Lage mit einer zweiten Blechtafel und fährt so fort, bis er einen Stapel oder Stoß von bequemer Dicke zusammengebracht hat, der nun durch die Walzen hindurchgelassen und demnächst von dem Arbeiter, der das Drehen der Walze verrichtete, wieder auseinander genommen wird, während der Knabe einen neuen Stapel zurichtet u. s. f. Diese Arbeit geht so schnell von Statten, daß z. B. das Walzen einer kleinen Bibel in einer Minute bewerkstelligt wird, während zum Schlagen derselben auf gewöhnliche Art 20 Minuten erforderlich sind. Außer dieser bedeutenden Zeitersparniß gewährt das Walzen aber auch den großen Vortheil, daß das Buch nicht nur glätter, sondern auch in dem Verhältniß von 5 : 6 mehr verdünnt wird, als beim Schlagen. Die Bücher fallen also nach dieser Methode um fast ein $^1/_6$ dünner aus, und ein Bücherbret von gegebener Größe wird also auch in demselben Verhältnisse mehr Bücher fassen, in welcher Raumersparniß zumal für größere Bibliotheken ein nicht zu verkennender Vortheil dieser Methode liegt, die daher auch schon in den meisten größeren Buchbinderwerkstätten Eingang gefunden hat.

Nach dieser Arbeit folgt nun das Heften in der Heftlade, womit man die Verbindung der einzelnen zu einem Buche gehörigen Bogen und Blätter unter einander mittelst Zwirns und einer Heftnadel bezweckt. Je nachdem ein Buch leicht oder dauerhaft gebunden werden soll, wendet man verschiedene Heftmethoden an. So werden Bücher, welche nur einen leichten Einband oder einen Umschlag erhalten sollen, auch nur leicht geheftet, wobei man Bogen mit Bogen ohne Anwendung eines anderen Mittels zusammenheftet. Diese einfache Art zu heften nennt man Heften ohne Bünde. Nicht sehr verschieden von diesem Verfahren ist das sogenannte Holländern, wobei zwar die einzelnen Bogen auf die Heftlade oder sonst aufgespannte Schnüre geheftet, diese aber hernach wieder entfernt werden. Dieses Verfahren wird da angewendet, wo es sich darum handelt, Bücher, wie sie in den Buchhandel kommen, massenweise zu broschiren. Hierher gehört auch das aktenmäßige Heften, wobei die Bücher nach Art der Akten geheftet werden. Endlich wird das Durchstechen als nur provisorisches Verbindungsmittel bei schwachen Heften von geringem Werthe angewendet. Handelt es sich aber darum, Bücher einzubinden, so wendet man das Heften auf Bünde an, bei welchem Verfahren man sich insbesondere der Heftlade bedient, welche ein senkrecht stehender Rahmen ist, in welchem die Schnüre oder Bindfäden, die an die einzelnen Bogen demnächst befestigt werden und den Zusammenhang des fertigen Buches bewirken müssen, vertikal ausgespannt sind. Die Zahl dieser Schnüre ist verschieden und beläuft sich bei Foliobänden gewöhnlich auf sechs, bei Quart- und Oktavbänden auf drei, vier oder fünf. An diese Schnüre werden die einzelnen zusammengelegten Bogen angeheftet, indem man einen starken Zwirnsfaden durch den mittleren Hauptfalz jedes Bogens neben der ersten Schnur hindurchzieht, ihn um die Schnur umschlägt, dann wieder durch das Papier zurücksteckt, ihn nun neben der zweiten Schnur hindurchzieht, um diese schlägt u. s. f., bis der Bogen an sämmtlichen Schnüren mittelst des umgelegten Zwirnfadens festsitzt, worauf der zweite Bogen auf dieselbe Art angeheftet wird. Sollen die Schnüre oder Bünde erhaben auf dem Rücken stehen, so daß sie nach Beendigung des Einbandes noch sichtbar sind, so theilen sie den Rücken in eine gewisse Anzahl Abtheilungen, die, mit Ausnahme des unteren, des sogenannten Fußfeldes, welches ein wenig größer ist, unter sich gleich sein müssen. Im anderen Falle wird das zu heftende Buch mittelst eines Fuchsschwanzes so tief eingesägt, daß die Schnüre den eingesägten Raum genau ausfüllen. Noch vor dem Heften hat man das Buch mit Vorsatz zu versehen, der aus zwei weißen oder farbigen Blättern in der Größe des Buches und einem dritten schmäleren Blatte, zum Ansetzen der Deckel dienend, besteht. Neuerdings hat E. F. P. Carle zu Marseille ein Verfahren ersonnen, wodurch er mit Umgehung des zeit-

raubenden Heftens, wenn nicht bessere, doch ebenso gute Resultate erzielte. Dieses vorzüglich zum Einbinden von Handlungsbüchern sich eignende Verfahren beruht im Wesentlichen darauf, daß zwei Seiten der zu heftenden Bogen oder Blätter genau beschnitten und hierauf geleimt werden, in welche Papierlagen man sofort mit einem ebenfalls von Carle ersonnenen Instrument, das er Ausschnitt zum Lochen der Hefte nennt, spaltartige Löcher stößt; durch diese zieht man Pergamentstreifen, überzieht darauf den Rücken mit sämischgarem Schafleder und klebt auf dieses den Rücken sowie die Deckel auf, wobei die über den Rücken hervorstehenden Pergamentstreifen die Stelle von Charnieren vertreten ꝛc. Sind die Bücher geheftet oder sind sie nach der carle'schen Methode behandelt worden, so bringt man sie in die Presse, so daß die Schnüre gerade noch vor den Rändern der Preßplatten vorstehen, bestreicht die Hinterseite mit Leim oder Kleister, zertrennt die bis auf kurze oder überstehende Enden abgeschnittenen Schnüre und schabt sie mit einem Messer auf, oder, wenn es Pergamentenden sind, dünn, um sie demnächst an die Deckel flach anleimen zu können. Hierauf gibt man dem Rücken die nöthige erhöhte Wölbung, indem man denselben auf beiden Seiten mit dem Umklopfhammer bearbeitet, u. bildet dann durch das sogenannte Abpressen, wobei man das Buch bis nahe an den Rücken stark einpreßt und die aus der Presse hervorragenden Ränder des Rückens mit dem Kaschireisen überarbeitet, die bei jedem gut gebundenen Buche zu bemerkenden seitwärts vorspringenden Rückenkanten, an welche zunächst die Deckel mittelst der Schnürenden befestigt werden. Nachdem man mit dem Einbinden des Buches so weit vorgeschritten ist, geht man zum Beschneiden des Buches über, worunter man das Beseitigen der rauhen ungleichen oder nicht aufgeschnittenen äußersten Ränder eines Buches mit Hülfe des Beschneidzeugs versteht. Das Beschneidzeug besteht aus der Beschneidpresse und dem Hobel, und zwar ist erstere eine Presse, deren Bauart jener aller Buchbinderpressen gleicht, sofern sie aus zwei Balken und zwei hölzernen Schraubenspindeln nebst Muttern zusammengesetzt ist, jedoch eine solche Einrichtung hat, daß der Hobel auf ihr in der Längenrichtung gerade und sicher geführt werden kann. Der Beschneidhobel besteht aus zwei parallelen, durch eine Schraubenspindel und zwei Leitriegel in paralleler Lage gegen einander verschiebbaren Holzstücken, von welchen das eine in einer Bahn der Presse hin- und hergezogen, das andere, ein scharfes zugespitztes Schneideisen enthaltende, jenem durch Umdrehen der Schraube allmählig genähert wird, so daß das Eisen endlich die Dicke des Buches durchdringt und dessen Rand glatt beschneidet. Beim Beschneiden der vorderen langen Seite muß die Rückseite des Buches natürlicherweise gerade gerichtet werden, weil sonst bei der durch das Umklopfen bewirkten Wölbung des Rückens die mittleren Blätter breiter ausfallen würden, als die vorderen und hinteren. Es sind verschiedene Beschneidmaschinen ersonnen worden, welche aber weniger für Bücher, als für Schreibpapier, Banknoten u. dgl., berechnet sind, weshalb wir sie hier übergehen können. Ist der Schnitt nach dem obigen Verfahren hergestellt, so bringt man an demselben die gewöhnlichen Verzierungen an, wodurch man dem Buche außer Schönheit auch eine größere Dauer verleiht, weil unverzierte Schnitte sich nach und nach abgreifen, wollig werden und den Schmutz leicht annehmen. Die Verzierung der Schnitte bewerkstelligt man gewöhnlich durch Farben, wornach sie entweder einfarbig, gesprengt, getupft, oder marmorartig sind, oder auch durch Metall. Die einfarbigen Schnitte, welche gewöhnlich roth, gelb, grün oder blau, seltener braun oder schwarz sind, werden mittelst kleiner Pinsel hergestellt, deren Borsten nicht zu schwach und nicht zu stark sind, wobei man sich bemühen muß, die Farbe gleichförmig und wo möglich so aufzutragen, daß man eine Stelle nicht zweimal zu berühren nöthig hat; vor jedesmaligem Anstriche aber muß die Farbe mit dem Pinsel umgerührt werden, da nur in höchst seltenen Fällen ein einmaliger Anstrich genügt. Gesprengte Schnitte macht man mit einem entweder kurz gebundenen Pinsel ohne Stiel aus etwas straffen Schweinsborsten, oder einer kleinen, nicht zu harten Bürste. Will man aus freier Hand sprengen, so nimmt man den Sprengpinsel in die linke Hand, gibt ihm mit einem anderen Pinsel Farbe, zieht mit der rechten Hand die mit Farbe getränkten Borsten des vor den zu sprengenden Schnitt gehaltenen Sprengpinsels leicht zurück und läßt sie sofort wieder vorwärts schnellen. Ein schön und regelmäßig gesprengter Schnitt wird aber leichter und in kürzerer Frist mittelst des Sprengens durch das Sieb oder Gitter erhalten, indem man ein aus Draht nicht zu weit geflochtenes Gitter über den eingepreßten Schnitt hält und mit einem kleinen, aus weichen Borsten bestehenden, in die Sprengfarbe getauchten Bürstchen über dasselbe streicht. Streifenartig gesprengte Schnitte, die man auch holländische nennt, bestehen aus zwei verschiedenen Farben, die quer über den Schnitt gesprengt werden. Auf gleiche Weise lassen sich allerhand Verzierungen auf einen Schnitt sprengen, wenn man die entsprechenden Schablonen auf den eingepreßten Schnitt aufsteckt und dann sprengt; indessen kommt man immer mehr von diesem Verfahren ab und hat sich dem Marmoriren des Schnittes zugewendet, welches Verfahren mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist, was namentlich von der Bereitung des Grundes oder Marmorirwassers gilt. Sehr zweckmäßig verfährt man nach folgender Anweisung: Man kocht 1 Loth Caragheenmoos in einem neuen offenen Topfe mit 1 Maß Fluß- oder Regenwasser bis zum Wallen, wobei die Masse nicht überlaufen, aber auch kein Torf- oder Steinkohlenfeuer angewendet werden darf; dann fügt man dieser Masse noch 1 Erbse groß Opodeldok hinzu, wenn der Grund, der sich höchstens 3—4 Tage hält, noch mehre Tage aufgehoben werden soll. Hierbei ist noch weiter zu berücksichtigen, daß man diese Masse erst verwenden kann, wenn sie einen Tag alt geworden u. vor dem Gebrauche durch einen Sack oder ein Tuch in den Marmorirkasten gedrückt worden ist. Zum Zwecke des Marmorirens braucht man ferner eine frische Ochsengalle, die man zuerst durch Löschpapier filtrirt, hierauf mit dem sechsten Theil ihres Volumens mit 80—90gradigem Spiritus versetzt und sodann in einer gut verkorkten Glasflasche aufbewahrt. Die zum Marmoriren verwendeten Farben müssen sehr sorgfältig gerieben u. ihnen nach u. nach Flußwasser

zugegossen werden. Nach einstündigem Reiben u. bis zur Vollendung desselben gibt man noch 10—12 Tropfen Spiritus zu und sieht darauf, daß die Farbe bei diesem Reiben immer breiig bleibe; hierauf bringt man sie in ein Glas, gießt 6—8 Tropfen der präparirten Ochsengalle hinzu und sorgt dafür, daß dieselbe nicht eintrocknet. Diejenige Farbe nun, welche den Grund des zu marmorirenden Schnittes geben soll, wird zuerst aufgesprengt; sie muß sich, wenn sie richtig zubereitet ist, auf dem Grunde sofort ausbreiten; hierauf wird die zweite, dritte ꝛc. aufgesprengt. Der so entstandene Farbenteppich wird nun mittelst der Bücherschnitte abgehoben; nach dem Abheben des Marmors hält man den marmorirten Schnitt einige Minuten zwischen den Spalten horizontal und läßt den überflüssigen Grund ablaufen, worauf man die Bücher zum vollständigen Trocknen auf eine wollige Pappe legt. Die auf diese Weise aufgetragenen Farben bilden nun den sogenannten türkischen Marmor. Ebenso schwierig wie das Marmoriren ist auch das Vergolden der Schnitte, wozu man folgende Instrumente und Materialien nöthig hat: gutes Blattgold; ein Goldkissen und Goldmesser, einige Schabe- oder Ziehklingen, einen langen und breiten Glättzahn; ein Auftragbretchen, einen kleinlöcherigen Schwamm- oder dicken Fischpinsel, etwas reine Baumwolle, ein bereitetes Grundwasser oder Poliment und präparirtes Eiweiß. Nachdem der zu vergoldende Schnitt zuvor geschabt worden, überfährt man denselben mit dem aus verdünntem Scheidewasser bestehenden Grundwasser, um alle Unreinigkeiten und Festigkeiten zu beseitigen. Nach gehörigem Eindringen der Beize wird der Schnitt mit reinen Papierspänen recht stark abgerieben, bis er einen gleichmäßigen Glanz zeigt, und zur Erhöhung desselben nochmals geglättet. Sodann wird der Schnitt mittelst eines weichen Schwammes mit dem präparirten Eiweiß sogleich mäßig überfahren, so daß man keine Stelle zweimal berühren muß, darauf wird das Gold sofort aufgetragen, wozu man sich gewöhnlich eines auf einen hölzernen Rahmen gefaßten Flors bedient. Nach dem Trocknen, wozu $1/4$—$1/2$ Stunde erforderlich ist, wird der Schnitt geglättet, was man mittelst des Glättzahnes bewerkstelligt, während der Schnitt fest eingepreßt ist. Den Schluß der Verzierungen bilden sodann das Kapitalen und Bestechen. Ersteres bildet die Vermittelung zwischen der oberen und unteren äußersten Rückenschnittkante, Kapital, und den Deckelkanten und dient demgemäß, da es sich da verdeckend anlegt, wo die Bogen frei und ohne Zwirn stehen, ebenso zur Verschönerung als zur besseren Haltbarkeit des Buches. Bei letzterem Verfahren, welches ebenfalls viel zur Verschönerung des Schnittes beiträgt, wird das Buch mit den vorderen Ecken nach dem Arbeiter zu geneigt, mit dem Rücken oder Kapital etwas erhöht in eine leichte Handpresse gesetzt und mit zwei Nadeln, worin starke Nähseide oder Zwirn gewöhnlich von verschiedenen Farben eingefädelt ist, durchstochen. Nach dem Beschneiden und Verzieren werden Rücken u. Deckel angesetzt; der erstere besteht gewöhnlich aus Kartenpapier, von welchem man einen Streifen in solcher Breite schneidet, daß er zu beiden Seiten etwa einen halben Zoll über die Dicke des Buches hervorragt, um mit diesen vorspringenden Rändern an die innere Seite der Deckel angeklebt zu werden. Indem man die ausgefaserten Enden der Schnüre und die umgebogenen Ränder der Rückenbekleidung mit Leim bestreicht, die vorläufig aus Pappe zurecht geschnittenen Deckel zu beiden Seiten anlegt, genau in ihre richtige Lage bringt und das Ganze in die Presse einsetzt, entsteht der vollständige Einband.

Man hat nun nur noch den Einband zu überziehen, wobei man folgendermaßen zu Werke geht. Soll der Einband mit Leder überzogen werden, so feuchtet man das Leder zuerst mit Wasser an, schneidet es in der erforderlichen Größe aus, um den ganzen Einband damit überkleiben zu können, u. schärft die noch zugegebenen Ränder mit dem Schärfemesser zu, während das Leder auf einem glatten Steine aufliegt. Man bestreicht es nun mit Weizenmehlkleister, breitet es in der richtigen Lage um das Buch aus und schlägt die überstehenden Ränder um. Auf jede der beiden Seiten wird dann ein flaches glattes Bret gelegt, das Ganze mit Bindfaden fest zusammengebunden, der Rücken am Feuer erwärmt, um den Kleister aufzuweichen, das Leder mit einem Falzbein gestrichen und dadurch mit dem Kartenpapier der Rückenbekleidung in innige Verbindung gebracht. Das Buch bleibt nun zum Trocknen stehen, worauf man die Breter abnimmt, den Lederüberzug mit ein wenig Kleister und Wasser abreibt, die Kanten mit Dinte schwärzt und dem Leder durch geschicktes Begießen mit Eisenvitriollösung das bekannte schwarz gesprenkelte oder marmorirte Ansehen verleiht. Ist der äußere Ueberzug so weit fertig, so klebt man zwei weiße Blätter an die Innenseite der Deckel an, läßt sie trocknen und glättet sie in der Presse. Endlich überzieht man den ganzen Einband äußerlich mit Eiweiß od. mit einem Weingeistfirnisse, bringt mittelst der Fileten u. Stempel aus freier Hand, auf den Deckeln oft mittelst größerer in Messing gravirter Formen unter einer Schrauben- und Hebelpresse, die verlangten Vergoldungen von Blattgold an und glättet zuletzt den Einband durch Uebergehen mit dem erwärmten eisernen Glättkolben. Soll der Ueberzug aus Leinwand bestehen, so ist das Bindemittel Leim, da er der Leinwand Glanz und Glätte besser als Kleister erhält. Man bestreicht damit zuerst Rücken, Fälze und einen kleinen Theil der Deckel, legt das Buch auf die zugeschnittene Leinwand und reibt diese mit dem Falzbeine gut an und in die mit Leim bestrichenen Stellen. Die übrige Fläche der Deckel wird dann ebenfalls mit Leim angestrichen und die Leinwand mit Vermeidung aller Falten auch dort gut angerieben. Der Einschlag wird mit Leim od. Kleister besonders angestrichen und ganz wie auf die früher angegebene Weise mit Umgehung des Bindens der Fälze behandelt. Will man Pergament zum Ueberzug des Einbandes verwenden, so verfährt man hier gerade wie beim Leder, nur daß man es zuvor mit Papier füttert. Der zum Ueberzug bestimmte Sammt muß ebenfalls zuvor mit reinem Papier gefütiert werden, worauf er auf das Bindemittel, das hier aus nicht zu dünnem Leim bestehen darf, nur mittelst der flachen Hand oder eines weichen Tuches aufgedrückt wird, damit seine Haare nicht leiden. Ebenso sorgfältig muß man mit dem Seidenzeuch umgehen, wenn man dieses zum Ueberzug des Einbandes verwenden will. Soll der Ueberzug aus Papier

bestehen, so richtet sich das Verfahren hierbei allerdings nach den verschiedenen Papiergattungen; indessen gelten im Allgemeinen folgende Regeln. Hinsichtlich des Bindemittels darf man sich nicht nach der Wohlfeilheit richten, sondern muß unter allen Bedingungen einen nicht allzu dicken Leim dem Kleister vorziehen, da er der geeignetste Bindestoff für das Ueberziehen mit Papier ist; sodann darf ein mit Papier überzogenes Buch direkt nach dem Ueberziehen keiner andauernden Pressung unterzogen, sondern muß im Gegentheil so viel wie möglich damit verschont werden, weil man dadurch leicht Gefahr laufen dürfte, daß der Ueberzug an den Preßbretern anklebt; endlich muß man spröde Papiere vor dem Ueberziehen ein wenig anfeuchten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß man sich beim Ueberziehen sowohl mit Papier, als mit Seidenzeuchen der größten Reinlichkeit zu befleißigen hat, da hier Flecken nicht, wie bei Leder oder Pergament, leicht zu entfernen sind. Die nach englischer Art mit gepreßtem Kattun überzogenen Einbände zeichnen sich sowohl durch Zierlichkeit, als durch große Dauerhaftigkeit aus und sind im Vergleich zu Lederbänden wenigstens 50 Procent wohlfeiler. Die Stoffe hierzu werden beliebig gefärbt, zwischen Walzen mit erhabenen Mustern gepreßt, dann nach der Größe der Bücher zugeschnitten, allenfalls auch gleich dem Leder vergoldet und dann ebenso behandelt, wie dies mit einem Ueberzug von Papier geschieht. Wenn man sich nicht damit begnügt, das Zeuch im Stück zu pressen, und man also diese Arbeit erst nach dem Zerschneiden vornimmt, so werden in diesem Falle die Zeichnungen der Pressung genau dem Umfange des Deckels und des Rückens angepaßt. In neuerer Zeit hat Hancock im B. eine interessante Verbesserung ersonnen, wornach durch Anwendung von Kautschuk eine elastische, dabei aber sehr biegsame Verbindung der Bogen ohne alles Heften bewerkstelligt wird. Hancock stellt nämlich die gefalzten Bogen mit dem vorher ebenfalls beschnittenen Rücken abwärts gekehrt in vertikaler Richtung neben einander in eine nach der beabsichtigten Rundung des Rückens cylindrisch ausgehöhlte Rinne und drückt sie in dieser Lage durch zwei vertikale Breter zusammen, deren Breite nur halb so groß ist als die der Bücher, und die mittelst einer horizontalen Führung beliebig einander genähert oder auseinander geschoben werden können. Um die richtige Lage der Blätter zu sichern, sind diese Breter mit Aushöhlungen von den Dimensionen des Buches versehen, so daß sie beim Zusammenschieben das mit dem Rücken in der vorhin erwähnten Rinne liegende Buch dergestalt umfassen, daß sowohl unter, als über diesen Bretern ein Viertel von der Breite des Buches vorsteht. An diesen vorstehenden Rändern bindet man jetzt das Buch mit mehrmals umgelegtem Bindfaden zusammen, nimmt es aus der Form und setzt es in der Art in die Presse ein, daß nur gerade der Rücken ein wenig vorsteht. Dieser wird nun am besten mit den Fingern mit einer Kautschukauflösung eingerieben, die dabei in die Rückenkante der Papierblätter eindringt. Wenn nach einigen Stunden der erste Kautschuküberzug trocken ist, gibt man einen zweiten etwas stärkeren u. s. f., bis nach Verlauf von 48 Stunden vier Ueberzüge aufgetragen und getrocknet sind. Hierauf beklebt man den Rücken und die anliegenden Seitentheile mit irgend einem passenden Zeuche, das deshalb mit Kautschuklösung bestrichen wird, setzt die Deckel an und überzieht das Buch mit Pergament, Leder oder Papier. Durch dieses Verfahren wird die Mühe des Heftens, Einfügens und Rückens erspart, und die so gebundenen Bücher legen sich beim Aufschlagen vollkommen flach auseinander, daher dieser Einband besonders für Schreibbücher, Notenbücher, Kupferwerke, Atlanten, Kontorbücher unverkennbare Vorzüge vor gewöhnlichen Einbänden darbietet, wozu noch kommt, daß das Kautschuk dem Insektenfraß nicht unterliegt und auch durch Feuchtigkeit nicht leidet. Beim Einbinden von Kupferwerken, Atlanten und dergl. ist es indessen zweckmäßig, die Blätter an drei oder vier Stellen noch besonders zu heften, um dem Ganzen mehr Haltbarkeit zu geben. Auch diese Einbände werden nicht selten vergoldet, was wieder entweder mit der freien Hand, oder mittelst der Vergoldpresse, deren Konstruktion eine sehr mannichfache ist, bewerkstelligt wird. Man bedient sich der Fileten, Stempel, Rollen und Platten, die in einen dem zu vergoldenden Stoff angemessenen Hitzegrad versetzt werden, worauf das zuvor aufgetragene, oder mit diesen Instrumenten aufgenommene Gold mit festem sicheren Druck gedruckt oder geprägt wird.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst rief auch eine bedeutende Verbesserung der Buchbinderkunst ins Leben. Wahrscheinlich geschahen die ersten Fortschritte derselben in Nürnberg, wo wir bereits 1433 die Buchbinder zünftig vereinigt finden. Eines der ersten Buchbinderwerkzeuge war die Heftlade, doch fehlte ihr natürlich noch die gegenwärtige Zierlichkeit. Die ersten Bücherdeckel waren von Holz, sie wurden mit Leder oder Pergament überzogen, auf welches mit metallenen Stempeln allerlei Figuren gedrückt waren; die Ecken wurden mit Metallbeschlägen versehen und das Buch mit Schlössern ꝛc. zugehalten. Vor der Mitte des 16. Jahrhunderts sah man bereits in rothen Saffian gebundene Bücher mit eingedruckten Goldzügen und vergoldetem Schnitte. Endlich im 17. Jahrhundert erschienen die sogenannten englischen und französischen Bände; die Deckel waren von steifer Pappe und mit Leder oder gefärbtem Papier überzogen. Zierlicher, schöner und geschmackvoller wurden die Büchereinbände in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und jetzt hat man es in diesem Fache zu noch höherer Vollkommenheit gebracht. Da, wo noch Zünfte bestehen, ist bei den Buchbindern die Regel, daß der Lehrjunge 4—7 Jahre lernen, der Geselle wandern und Geschenke erhalten und vor dem Meisterwerden als Meisterstück einige kunstreiche Einbände liefern muß.

Vgl. Wiedemann, Die englische Buchbinderkunst ꝛc., 2. Aufl., Leipzig 1821; Greve, Hand- und Lehrbuch der Buchbinder- und Futteralmacherkunst, 2. Ausgabe, Berlin 1832, 2 Bde.; Thon, Die Kunst, Bücher zu binden, Futterale zu machen u. Landkarten ꝛc. aufzukleben, 3. Auflage, Ilmenau 1832; Vogt, Die Kunst des Vergoldens bei der Buchbinderei, Berlin 1832; Lenormand, Die Buchbinderkunst in allen ihren Verrichtungen oder Handbuch für Buchbinderkunst ꝛc., aus dem Französischen, Ulm 1832; Peignot, Essai historique et archéologique sur la réliure des livres, Dijon

1834; Arnett, Bibliopegia oder die Buchbinderkunst in allen ihren Zweigen, aus dem Englischen, 2. Aufl., Stuttgart 1837.

Buchdruckerkunst (Typographie), im Allgemeinen die Kunst, Schriften durch die Presse zu vervielfältigen, was sowohl durch Abdrucken ganzer Tafeln, wie bei den Chinesen, als durch Zusammenstellen beweglicher Typen (Lettern) geschehen kann; im engeren und gewöhnlichen Sinne aber nur die Kunst, auf letztere Weise die Werke des Geistes zu fixiren und zu vervielfältigen. Nur das Zusammenwirken vieler einzelnen Gewerbe (des Stempelschneiders, Schriftgießers, Setzers und Druckers) und die außerordentliche, bloß durch lange Uebung erreichbare Fertigkeit des Arbeiters macht die Leichtigkeit begreiflich, mit welcher die für geistige und industrielle Kultur so hochwichtige Kunst jetzt betrieben wird.

Ein Sortiment zusammengehöriger Lettern nennt man in Beziehung auf den Charakter derselben eine Schrift; unsere gewöhnliche deutsche Schrift heißt Fraktur, die lateinische Antiqua, und die liegende Kursivantiqua. Bei den Franzosen heißt die letztere Italique, ebenso bei den Engländern Italic; wogegen beide Nationen die Antiqua, um sie von der Kursiv zu unterscheiden, Romain (engl. Roman) nennen. Zu diesen Arten kommen noch die minder gewöhnlichen, zur Nachahmung der eigentlichen Schreibschrift dienenden. Sind die Lettern zu einem bestimmten Text zusammengefügt, so bilden sie einen Satz. Jede Letter stellt in der Regel nur Ein Zeichen dar. Diese Zeichen selbst sind sehr verschieden. Von den Buchstaben des Alphabets nennt man die großen oder Anfangsbuchstaben Versalien, die übrigen gemeine od. gewöhnliche. Kapitälchen heißen noch außerdem jene nur in der Antiqua vorkommenden Versalien, welche nicht höher sind als die gewöhnlichen, so daß demnach o, x, s, v, w und z der Kapitälchen mit den kleinen o, x, s, v, w und z der Schrift, zu welcher sie gehören, ganz übereinstimmen. Sie werden gebraucht, um im Texte gewisse Worte, z. B. Eigennamen und dergl., auszuzeichnen. Nach den Buchstaben sind die unentbehrlichsten Theile einer Schrift die Unterscheidungszeichen oder Punkturen (wozu auch das Abtheilungszeichen, in der Kunstsprache Divis, gehört) und die Zahlen. Andere Zeichen, welche theils der Sprache, in welcher gedruckt wird, theils dem Gegenstande eigenthümlich sind, sind die accentuirten Buchstaben mancher Sprachen (französisch, griechisch, ungarisch, böhmisch 2c.), die Punkte im Hebräischen, die Bezeichnung der Selbstlauter, um Längen und Kürzen der Silben anzudeuten, ferner die mathematischen, algebraischen u. Kalenderzeichen u. die seltener vorkommenden kaufmännischen, Apotheker- u. chemischen Zeichen, nebst so manchen andern, von welchen zunächst nur der ausübende Typograph ausführlicher Kenntniß bedarf. Endlich gibt es Theile des Satzes, welche bloß als typographische Verzierungen zu betrachten sind. Außer diesen zum Abdruck bestimmten Typen sind aber auch noch solche unentbehrlich, welche sich nicht mit abdrucken, sondern innerhalb einer gedruckten Seite Alles, was weiß bleiben soll, auf der Form vor der Druckfarbe sichern. Die Lettern sind aus Schriftgießermetall gegossene Stäbchen, auf deren während des Abdruckes nach oben gekehrter Fläche das abzudruckende Zeichen erhöht steht. Alle Ecken des Stäbchens sind, mit einer einzigen Ausnahme (s. unten), genau winkelrecht, damit eine beliebige Menge derselben zu einer Zeile, und von diesen wieder mehre zu rechtwinkeligen Druckseiten, Kolumnen, an einander gereiht und verbunden werden können. Die Höhe der Stäbchen muß, damit beim Abdrucken alle Zeichen in derselben Ebene mit dem Papier in Berührung kommen, ganz genau dieselbe sein. Mit der Höhe der Buchstaben selbst darf aber nicht verwechselt werden, was der Buchdrucker den Kegel der Schriften nennt. Die Lettern sind, wie bemerkt, vierseitig prismatische Stäbchen von etwas weniger als 1 Zoll Höhe, welche den Buchstaben auf der oberen Endfläche in Relief, und zwar in verkehrter Stellung haben. Ihre Breite (nach der Breite der Buchstaben gemessen) ist natürlich für die verschiedenen Buchstaben des Alphabets nicht gleich; aber ihre Dicke (der Höhe des Buchstaben entsprechend) muß für alle zu einer Schrift gehörigen Typen völlig übereinstimmend sein, damit sich regelmäßige Zeilen zusammensetzen lassen. Das Maß dieser Dicke ist es, was man unter Stärke des Kegels versteht. Der Kegel ist jederzeit größer, als die Höhe der Buchstaben, selbst wenn diese Ober- und Unterlänge haben (wie Z, P, F, ſ, f, h); doch beträgt der Unterschied in diesem Falle nur sehr wenig, wogegen er bei Buchstaben mit bloßer Oberlänge (wie A, C, G, K, M, R, S, W, b, t, l, k), oder mit bloßer Unterlänge (wie g, q, y, p, z) beträchtlicher, und bei den kurzen Buchstaben (wie a, e, o, u, m, n, r) am beträchtlichsten wird. In Deutschland u. England, zum Theil auch noch in Frankreich, bezeichnet man die Schriftkegel mit eigenen Namen, von welchen, da sie aus der älteren Zeit herstammen, der Ursprung nicht immer mit Sicherheit auszumitteln ist. Viele Schriften haben ihren Namen von den Werken erhalten, welche mit denselben zuerst gedruckt worden, z. B. Corpus, Brevier, Cicero, Missal, Kanon; andere von ihrer Beschaffenheit, z. B. Perl, Petit, Imperial. Manche Benennungen sind von einer Sprache in die andere übergegangen, weil eine Nation die Schriften von der andern angenommen hat 2c. In den neueren Zeiten hat man sich bemüht, ein festes, auf wirkliches Maß gegründetes System einzuführen, und in dieser Hinsicht verdienen die Bemühungen des berühmten Buchdruckers und Schriftgießers Firmin Didot in Paris besondere Aufmerksamkeit; das von ihm aufgestellte und bei seinen Schriften durchgeführte Princip hat, freilich mit Abänderungen, fast allgemein in Frankreich, hin und wieder auch in neueren deutschen Officinen Eingang gefunden. Man theilt nach demselben eine Linie des alten pariser Fußmaßes (pied du roi) in sechs gleiche Theile oder sogenannte typographische Punkte und bestimmt nach diesen die Schriftkegel. Sechs solcher Punkte sind zwölf Punkten jenes Fußes oder einer Linie gleich, zwölf zwei Linien, achtzehn drei oder einem Viertelzoll, sechsunddreißig einem halben Zoll, zweiundsiebenzig dem Zoll; corps (Kegel) du six enthält also sechs typographische Punkte, vingt zwanzig 2c. Nach dem in England gebräuchlichen System wird angegeben, wie oft der Kegel im Fuß enthalten ist. Das m wird als Maß des Kegels angenommen, weil der Durchschnitt des Stäbchens, auf welchem

dieser Buchstab steht, ein vollkommenes Quadrat ist, dessen Seitenlänge daher, mit dem englischen Fuß verglichen, den Schriftkegel bestimmt. Uebrigens behält man in England immer noch die älteren Benennungen der Schriften bei. Eine Ausnahme von der rechtwinkeligen Typenform bilden die nach neuerer Art verfertigten Kursiv- und deutschen Schreibschriften auf schiefem Kegel, wobei das metallene Stäbchen ein verschobenes (rhombisches) vierseitiges Prisma ist, dessen rechte u. linke Seite, dem Laufe der Hauptstriche in den Buchstaben entsprechend, nach einer schiefen Richtung liegen. Da aber eine aus solchen schiefen Lettern zusammengesetzte Zeile auch wieder eine verschobene oder rhombische Gestalt hat, so wird an jedem Ende derselben ein keilförmiges Stück angesetzt, welches die Ergänzung zur rechtwinkeligen Form bewirkt. Jede Letter besitzt nahe am Fuße, u. zwar auf der Seite, welche der untern Seite des Buchstaben entspricht, eine halbrunde Einkerbung, die Signatur, welche dem Setzer als ein fühlbares Merkmal dient, damit er beim Zusammenreihen der Lettern dieselben, ohne sie anzusehen, in die richtige Stellung bringe, d. h. weder so setze, daß sie auf der mit dem Buchstaben versehenen Seite stehen, noch auch so, daß der Buchstab im Abdrucke gestürzt erscheint. Die französischen Lettern haben die Signatur auf der entgegengesetzten Seite. Einige Buchstaben reichen zum Theil über die Oberfläche des Kegels hinaus und werden überhängende oder unterschnittene genannt. Wenn man eine Linie zieht, auf welcher die nicht abwärts gehenden Buchstaben aufstehen, und von dieser wieder vom äußersten Ende des zu untersuchenden Buchstaben eine senkrechte, so wird diese, falls letzterer unterschnitten ist, auf den zunächst stehenden Buchstaben treffen. Von dieser Beschaffenheit sind in der Fraktur oft f und ſ, in der Antiqua f und ſ. In der Kursivantiqua sind *T*, *W*, *d*, *l* oben, *g*, *j*, *y* unten, *f* und *h* auf beiden Seiten unterschnitten. Auch die Strichelchen des *Ä*, *Ö*, *Ü* stehen über den Kegel hinaus. Man sucht das Ueberhängen so viel als möglich zu vermeiden, weil die frei stehenden Theile sehr leicht beschädigt und abgenutzt werden. Um eine unverhältnißmäßig große Entfernung einzelner Buchstaben von einander zu vermeiden, bedient man sich der Ligaturen, d. i. zweier Buchstaben auf einem und demselben Metallkörper. Sowie z. B. das einfache f, nicht unterschnitten, zu weit von dem nächstfolgenden a absteht, so würde dies auch bei einem zweiten f selbst der Fall sein. Deshalb setzt man ff, fi, fl und in der Fraktur ſſ, ſi, ſl, ſſ, ſi, ſt, ß, ch, ck, tz, ll auf Ein Stäbchen. Außerdem enthält der Satz noch eine Menge anderer Bestandtheile, welche dazu dienen, das Papier zwischen den einzelnen Worten, nach kürzeren Zeilen am Ende eines Absatzes &c. weiß zu erhalten und durch welche jede Kolumne oder gesetzte Seite zu einer ununterbrochenen, zusammenhängenden, obwohl aus lauter einzelnen Stückchen bestehenden Metallmasse wird. Diese Theile, Ausschließungen, müssen, um die Bedingung des Nichtabdruckens zu erreichen, sämmtlich niedriger sein, als die wirklichen Lettern. Während letztere, z. B. in Frankreich, $10^1/_2$ Linien od. 63 typographische Punkte hoch sind, beträgt die Höhe der Ausschließungen nur $8^1/_2$ Linien oder 51 solcher Punkte. Am häufigsten kommen in Anwendung Quadrate od. Ganzgevierte, deren Querdurchschnitt ein Quadrat und dem Kegel der Schrift gleich ist, in England m-Quadrate und Halbgevierte, bei den Franzosen n-Quadrate genannt. Außerdem werden auch noch größere Gevierte zu $1^1/_2$, 2, $2^1/_2$, 3, $3^1/_2$, 4 und noch mehr Quadraten gegossen, die man zum Ausfüllen größerer Räume braucht, z. B. wenn am Schlusse eines Absatzes oder des ganzen Werks ein Theil der Seite weiß bleiben soll, ferner Spatien, kleinere, dünnere Ausschließungen, die man ebenfalls von verschiedener Dicke, wenigstens zu drei, besser, die sogenannten Haarspatien mit eingerechnet, zu fünf Sorten haben muß. Auch sie sollen nach bestimmten Verhältnissen gegossen werden, z. B. von den dünnsten fünf auf ein m, vier auf ein m, drei auf ein m, zwei auf ein m würden das Halbgevierte oder n-Quadrat geben. In Frankreich wendet man auch hier das System der typographischen Punkte an und verfertigt Spatien von 1, $1^1/_2$, 2, $2^1/_2$, 3, $3^1/_2$ Punkten. Verschieden von den Ausschließungen ist der Durchschuß. Ein durchschossener Satz unterscheidet sich von einem undurchschossenen Satze dadurch, daß bei diesem die Zeilen möglichst eng, bei jenem weiter sind. Am meisten im Gebrauch sind gegenwärtig die Konkordanzquadrate, welche zu verschiedenen Schriftkegeln und zu höchst verschiedenen Zeilenlängen gebraucht werden können. Man berechnet die Konkordanzen öfters nach Cicerokegel und gießt sie zu 20, 16, 12, 8, 4. 3, $2^1/_2$, 2, $1^1/_2$, 1 Cicero, oder auch im Verhältnisse von $^1/_4$, $^1/_2$, 1, 2, 4, 8 Theilen eines anderen, bestimmten Maßes, oder endlich nach typographischen Punkten, um sie vermöge dieser Einrichtung in jeder beliebigen Länge zusammenstellen zu können. Ihre Dicke oder ihr Kegel stimmt mit gewissen Schriftsorten überein, z. B. Petit, Garmond, Cicero, jedoch so, daß sie rücksichtlich ihrer Dicke meist Viertheile dieser Kegel sind, und also vier Konkordanzen, auf einander gelegt, erst die volle Stärke des Kegels erhalten. Bei der Bestellung und Lieferung eines größeren Bedarfs von Schrift, welche nach dem Centner geschieht, ist der Umstand bemerkenswerth, daß ein Centner Schrift nicht von jedem einzelnen Buchstaben eine gleiche Anzahl enthalten darf, weil einige in weit größerer Menge nöthig sind, als andere. Das Verhältniß, in welchem die einzelnen Typen, und zwar in den verschiedenen Sprachen verschieden zu einander stehen, und das Verzeichniß der Anzahlen der Typen im Centner liefert der Gießzettel. Er weist nicht nur nach, wie viel Typen jeder Art ein Centner enthalten müsse, sondern bestimmt auch alle andern Buchstaben, Ligaturen, Zahlen und andern Zeichen, nebst den Spatien, Gevierten und Halbgevierten. Schriftgießer und Buchdrucker pflegen für ihre Kunden Musterabdrücke ihrer vorräthigen Schriften auszugeben, welche man Schriftproben nennt, die aber im gewöhnlichen Buchhandel nicht vorkommen.

Setzer heißt der Arbeiter, welcher aus den einzelnen Typen Wörter, Zeilen, überhaupt den Satz bildet. Er hat die vorräthigen Typen in einem hölzernen, 3 Fuß langen, 2 Fuß breiten, $2^1/_2$ Zoll tiefen Kasten vor sich, der durch Scheidewände in eine große Anzahl Fächer abgetheilt ist. Jedes Fach enthält Typen mit einerlei Buchstaben oder Zeichen, aber dergestalt, daß die Buchstabenfächer nicht nach

der Ordnung des Alphabets auf einander folgen, sondern in einer durch Erfahrung als zweckmäßig befundenen Art, wobei die Fächer mit den am öftesten im Satze vorkommenden Buchstaben der Hand des Arbeiters in bequemster Nähe liegen. Auch sind die Fächer von verschiedener Größe, da von einigen Typen eine größere Anzahl nöthig ist, als von anderen. So sind in einem Schriftkasten für deutschen Satz Fächer von dreierlei Größe, und zwar große für a, ch, d, e, i, m, n, o, r, t, u, Spatien u. Gevierte; mittlere für A, B, C, D, E, F, G, H, J, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, V, W, Z, ä, ö, ü, b, f, ff, g, h, k, ck, l, p, ſ, s, ſſ, ſi, ſt, v, w, —, =, . , Halbgevierte; kleine für U, X, Y, Ä, Ö, Ü, c, fi, fl, j, ll, q, ß, x, y, z, tz, ', 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0, , * [† § ' ; ! ? : (. Der Schriftkasten wird schräg auf eine Art Pult (Regal) gestellt, welches eine solche Höhe hat, daß der Setzer davor stehend arbeiten kann, und das unterhalb mehre Fächer enthält, um andere Schriftkästen, Setzbreter 2c. aufzubewahren. Da das Verhältniß des Vorkommens der Buchstaben in verschiedenen Sprachen verschieden ist, so leuchtet ein, daß darnach auch die Schriftkästen für verschiedene Sprachen verschieden eingerichtet sein müssen. Man hat sie daher zu bestimmten Arten der Sprache und auch des Satzes eingerichtet, so daß es griechische, hebräische, arabische, Kästen für die Schreibschriften, Kalenderkästen 2c. gibt. Die leeren Fächer in den Kästen sind entweder für Vorrath an bald verbrauchbaren Typen, oder, bei einem Text von eigenthümlicher Beschaffenheit, für besondere, z. B. mathematische, Zeichen bestimmt. Zum Befestigen des abzusetzenden Manuskripts dient der Blatthalter oder das Tenakel, ein hölzerner Stab, welcher mittelst einer stählernen Spitze an seinem unteren Ende an einer bequemen Stelle des Schriftkastens eingestochen wird, so daß er etwas geneigt steht; eine quer über das Tenakel aufgeschobene hölzerne Gabel (Divisorium) hält das Blatt und dient zugleich als Zeilenweiser. Des Winkelhakens, von dem man mehre, jedoch nicht wesentlich von einander verschiedene Arten hat, bedient sich der Setzer zum Zusammensetzen der einzelnen Lettern. Die gewöhnlichste Art bildet ein hohles, rechtwinkelig vierseitiges Prisma, von dem man zwei Seitenflächen und die eine Grundfläche weggenommen hat, so daß noch zwei rechtwinkelig an einander stoßende Wände nebst dem diese beiden verbindenden Endstücke übrig sind. Auf dem Boden ist ein Winkelstück angebracht, dessen Fuß einen langen Schlitz hat und dessen aufrechter Theil mit dem Endstücke parallel steht. Auf dem am Boden ruhenden Theil des Winkelstücks befindet sich ein Klötzchen, welches einer von unten eingebrachten Schraube als Mutter dient. Diese Schraube verbindet, sobald sie angezogen ist, alle Theile fest mit einander. Der Abstand zwischen dem Endstücke des Winkelhakens und der aufrecht stehenden Wand des Winkelstücks bestimmt die Länge der durch Zusammensetzen der Lettern gebildeten Zeilen und muß deshalb nach Belieben verändert werden können, zu welchem Behufe schon der angedeutete Schlitz eine Verschiebung des Winkels gestattet. Um größere Unterschiede zu erhalten, sind auf der Bodenfläche des Winkelhakens mehre Löcher vorhanden, von denen man eins zur Anbringung der Schraube auswählt. Auch hat man doppelte Winkelhaken, womit außer dem Raume für die gewöhnlichen Zeilen noch ein zweiter für viel kürzere erhalten werden kann. Diese doppelten Winkelhaken sind beim Setzen der mit Randschriften od. Marginalien versehenen Werke, sowie auch bei Ueberschriften oder Köpfen kleiner Tabellen mit Vortheil zu gebrauchen. Im Winkelhaken liegt die Setzlinie (s. unten), auf welche gesetzt wird. Das Schiff besteht aus einem viereckigen Bret, welches auf drei Seiten eine Einfassung von unterwärts ausgefalzten Leisten besitzt. In diesen Falz wird ein anderes, mit einem Handgriffe versehenes Bret, die Zunge, eingeschoben. Das Schiff liegt bei dem Gebrauch links auf dem Schriftkasten u. seine Fläche ist also gleich diesem geneigt. Der Griff ist nach oben gekehrt. Man stellt die aus dem Winkelhaken genommenen Zeilen in einer Ecke des Schiffes zu Druckseiten (Kolumnen) zusammen u. bestimmt die richtige und gleiche Länge dieser letzteren durch Anlegung einer hölzernen, mit einem Zeichen versehenen Leiste, welche deshalb das Kolumnenmaß genannt wird und zugleich mithilft, das Umfallen der Lettern zu verhindern. Die Setzbreter sind starke, recht eben und glatt abgehobelte Breter, welche etwas größer sind, als ein Bogen desjenigen Papiers, auf welchem der Satz abgedruckt werden soll, u. auf ihrer untern Fläche zwei vorspringende Leisten haben, um darauf, wie auf Füßen, zu stehen. Auf diese Setzbreter überträgt man die einzelnen Kolumnen von dem Schiffe (nachdem sie vorläufig mit einer Schnur, der Kolumnenschnur, einem starken Bindfaden, umschlungen und zusammengebunden worden sind), um aus der nöthigen Anzahl derselben eine Form zu bilden. Man zieht nämlich die Zunge des Schiffes aus, legt sie sammt der Kolumne auf das Bret und schiebt jene mit den Händen von der Zunge herab. Der Formrahmen von geschmiedetem Eisen bedient man sich, um darin die zu einer Druckform gehörigen Kolumnen des Satzes zusammenzustellen u. entweder mittelst eiserner Schrauben, oder hölzerner Keile so fest zu verbinden, daß die so gebildete Form ein kompaktes, ohne Gefahr aufzuhebendes und zu transportirendes Ganzes darstellt. Der wesentliche Unterschied zwischen Schraubenrahmen und Keilrahmen ist folgender. Den Keilrahmen gibt man eine Mittelleiste, welche zur Verstärkung dient, entweder an den Rahmen selbst festgeschweißt ist und mit ihm ein Ganzes ausmacht, oder mittelst Schwalbenschweifen bloß eingeschoben wird. Man stellt die ausgeschossenen, noch gebundenen Kolumnen auf den Schließstein, eine hinreichend dicke, ganz gerade geschliffene Steinplatte, oder auch auf ein recht ebenes Setzbret, legt den Rahmen auf und bringt die Stege (s. unten) an ihren gehörigen Ort. An den zwei schmalen Seiten der Form werden den Anlegstegen noch die Schiefstege beigefügt. Zwischen diese und die innern Wände des Eisenrahmens werden die Keile, deren Anzahl sich nach den Umständen richtet, einstweilen nur leicht eingeschoben. Hierauf legt man das Klopfholz, ein flaches, etwa handgroßes Stück weichen Holzes, nach und nach auf alle Lettern der Kolumnen auf und gibt demselben jedes Mal auf der oberen Fläche einen oder einige leichte Hammerschläge. Dann werden allmählig die Keile sowohl tiefer, als auch jene neben den Schiefstegen gegen das breitere Ende

der letzteren gewaltsam hineingetrieben. Dies geschieht mittelst des sogenannten Treibholzes, eines Hammers von länglicher Form aus Buchsbaum- oder anderem sehr harten Holze. Die Schraubenrahmen, welche aus breiterem Eisen verfertigt sein müssen, haben den Namen von den dazu gehörigen Schrauben, von denen jede ihre eigene messingene Mutter hat. Sie sind mit ihren schrägen Seitenwänden in gleichgeformte Ausschnitte des Rahmens eingeschoben und lassen sich daher, wenn sie unbrauchbar werden, leicht durch neue ersetzen. In den Rahmen gehen die Schrauben frei durch etwas weitere, runde Löcher. Die cylindrischen Köpfe der Schrauben sind kreuzweise durchbohrt, um durch einen daselbst einzusteckenden Schließnagel umgedreht werden zu können. Diese Nägel sind den Schusterzwecken ähnlich, ungefähr drei Zoll lang, haben einen runden, spitz zugehenden Schaft u. einen starken, viereckigen Kopf. Die Enden der Schrauben drücken nicht unmittelbar auf die Hülfsstege, sondern auf zwei gegen die Mitte der Form bewegliche eiserne Leisten, welche man Rahmeneisen nennt. Die erwähnten Stege sind Leisten aus Holz oder Blei, von verschiedener Breite und niedriger, als der Satz. Sie bestimmen den Raum, welcher weiß bleiben soll, umgeben die Kolumnen auf den äußeren Seiten, halten sie in der erforderlichen Entfernung von einander und müssen deshalb bei jeder Form zu einem und demselben Werk gleiche Abmessungen, vorzüglich in Hinsicht der Breite, haben, da man allen Kolumnen eines Werks gleiche Größe gibt. Nach der verschiedenen Lage derselben unterscheidet man Mittelstege, welche in der Mitte zwischen den Kolumnen, Kreuzstege, welche unter rechtem Winkel mit ihnen liegen, Bundstege, so genannt, weil an den durch sie hervorgebrachten Papierstreifen der Rückenfalz mit den Bünden entsteht, worin das Buch beim Binden den Heftzwirn erhält, Anlege- oder Hülfsstege, welche, an den äußern Umfang der Form gelegt, zum Schließen unmittelbar behülflich sind, und Kapitalstege, welche sich an der obern langen Seite der Form befinden. Um der Wandelbarkeit der Holzstege zu begegnen, die durch ihr Anschwellen, Schwinden und Verziehen die Festigkeit des Satzes gefährden, hat man in der neueren Zeit mehre Arten hohlgegossener Bleistege in Anwendung gebracht. Dieselben bestehen bloß aus zwei äußern und mehren zur Verstärkung dienenden Zwischenwänden entweder mit, oder ohne Boden. Sowohl die zwei langen Seiten, als auch die beiden kürzeren, sowie die Zwischenwände sind auf der innern Fläche schräg, um einen breiten Fuß und größere Stärke zu erhalten. Diese Hohlstege dienen auch sehr gut zur Ausfüllung größerer leerer Räume bei Tabellen und beim gewöhnlichen Satze.

Mit diesen, den hauptsächlichsten Geräthschaften wird die Herstellung der Druckform durch folgende Arbeiten des Setzers bewerkstelligt. Der Setzer steht vor dem auf dem Regal befindlichen Setzkasten, hält den Winkelhaken in der linken Hand, langt mit der rechten die Lettern (ohne darnach zu sehen) aus den Fächern des Kastens heraus und setzt sie im Winkelhaken zu Zeilen an einander. Da zwischen den einzelnen Worten Abstand bleiben soll, und ein noch größerer nach den Unterscheidungszeichen, dennoch aber die gleiche Länge aller Zeilen, die Kolumnenbreite, unerläßliche Bedingung ist, so werden nach jedem Worte Spatien eingelegt. Ist die erste Zeile gesetzt, so bedeckt man sie mit der Setzlinie, die entweder von Messingblech, oder aus einer gewöhnlichen Tabellenlinie zurecht geschnitten wird, so daß ihre Breite der Höhe der Schrift gleich, die Länge aber eine solche ist, daß sie sich bequem in die Oeffnung des Instruments einschieben läßt. Auf diese Linie wird die zweite Zeile gesetzt, und ist auch diese fertig, so hebt man die Setzlinie aus, legt sie auf die zweite Zeile u. bearbeitet die dritte, so daß endlich so viele über einander kommen, als die Tiefe des Winkelhakens bei jeder Schriftgattung erlaubt. Wiewohl die Lettern verkehrt sind, und eben so auch, um sich recht abzudrucken, der ganze Satz verkehrt stehen muß, so wird doch nicht verkehrt gesetzt, sondern so, wie man schreibt, von der Linken zur Rechten. Die Lettern kommen nämlich gestützt in den Winkelhaken zu liegen, und die unterste Zeile wird beim Aufstellen des Satzes zur obersten. Ob alle Lettern einer Zeile die richtige Lage haben, bemerkt der deutsche Setzer an der Signatur, welche an allen oben sichtbar sein muß, während bei einem Satze französischer Lettern, welche die Signatur auf der entgegengesetzten Fläche haben, die Zeile ganz glatt erscheint, wenn keine Letter verkehrt steht. Wenn der Winkelhaken angefüllt ist, so überträgt der Setzer dessen Inhalt auf das Schiff und fährt so fort, bis eine Kolumne fertig ist. Diese wird mit der Kolumnenschnur gebunden und auf ein Setzbret gebracht, wie schon oben bemerkt wurde. Nach der letzten Zeile, der untersten beim Abdruck, folgt noch eine Zeilenlänge von Quadraten, Darunterschlag genannt. Auf der ersten Seite jedes Bogens wird in den Darunterschlag auch noch die Norm (fälschlich Wurm), eine summarische Angabe des Titels des Werks, auch die Zahl des Bandes, wenn das Werk deren mehre hat, und die Signatur gesetzt. Letztere dient beim Kollationiren oder Nachsehen, ob alle Bogen eines Exemplars vorhanden sind, sowie beim Binden zur Richtschnur und besteht in einer fortlaufenden Bezeichnung der Bogen eines Bandes, entweder mit Zahlen nach der neueren Art, oder mit Buchstaben, und zwar fast immer mit Versalien. Da V, W, in der Antiqua J ausgelassen werden, so enthält ein sogenanntes Alphabet nur 23 Bogen. Das zweite wird mit Aa, Bb, das dritte mit Aaa, Bbb ꝛc. bezeichnet. Auch pflegt man die Signatur auf der dritten Seite jedes Bogens mit einem beigesetzten Sternchen zu wiederholen. Endlich findet auch der jetzt fast nicht mehr gebräuchliche Custos, nämlich das nächste Wort oder, wenn es ein längeres ist, die ersten Silben des auf der folgenden Seite befindlichen, seinen Platz im Darunterschlag. Ist die zu einem Bogen erforderliche Anzahl der Kolumnen vollendet, so theilt man sie für die Schöndrucksform und Wiederdrucksform ab, ordnet die Kolumnen einer jeden Form auf einem besonderen Setzbret, gibt ihnen durch die Stege den richtigen Abstand von einander und bringt auch auf den vier äußeren Seiten Stege an, legt einen Formrahmen herum und schreitet nun zum Schließen der Form, d. h. zum Zusammenpressen des Ganzen, indem man den Rahmen eintreibt, so daß alle einzelnen Typen

gleichsam als eine einzige Metallmasse zu betrachten und zu gebrauchen sind.

Unter *Format* versteht man das Größenverhältniß der einzelnen Blätter zu dem ganzen Papierbogen, welches sich daraus ergibt, daß der Bogen in eine größere oder geringere Anzahl Blätter eingetheilt wird. Die gebräuchlichsten Formate sind, außer dem *Plakat* oder *Patent*, wobei der ganze ausgebreitete Bogen bedruckt wird, folgende: *Folio*, wobei der Bogen in der Mitte einmal gebrochen (zusammengelegt) wird, so daß 2 Blätter oder 4 Druckseiten (Kolumnen) daraus entstehen; *Quart*, (4), wobei der einmal der Länge nach und einmal der Breite nach gebrochene Bogen in 4 Blätter zerfällt, also 8 Kolumnen enthält; *Oktav* (8), mit 8 Blättern oder 16 Kolumnen; *Duodez* (12), mit 12 Blättern oder 24 Kolumnen; *Sedez* oder *Sechzehnerformat* (16), 16 Blätter oder 32 Kolumnen. Die noch kleineren Formate, wie *Achtzehner* oder *Oktodez*, *Vierundzwanziger*, *Zweiunddreißiger* ꝛc., kommen nur selten vor; ebenso das *Sechserformat* (*Sexto*) und die nicht durch Anzahl der Blätter, sondern nur hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Länge und Breite verschiedenen Formate: *Querquart*, *Langquart*, *Langoktav*. Zu jedem Bogen, der auf beiden Seiten bedruckt wird, gehören zwei Formen, deren jede bei Folio 2 und bei den übrigen Formaten so viele Kolumnen enthält, als die in dem Namen des Formats ausgedrückte Zahl anzeigt. So besteht eine Form zum Oktav aus 8, zum Duodez aus 12 Kolumnen ꝛc. Die Seite des Bogens, auf welcher sich die erste Kolumne (der Anfang des Bogens) befindet, wird zuerst gedruckt und heißt der *Schöndruck*, der Druck der andern Seite führt den Namen *Wiederdruck*. Es leuchtet von selbst ein, daß die Kolumnen in den beiden Formen nicht nach der Ordnung, wie sie im gebundenen Buche auf einander folgen, neben einander gestellt sind, weil sich beim Zusammenlegen (Falzen) die Reihenfolge ändert. So vertheilen sich im Oktavformat die 16 Kolumnen folgendermaßen auf die beiden Formen: Schöndrucksform:

8.	9.	12.	5.
1.	16.	13.	4.

Wiederdrucksform:

6.	11.	10.	7.
3.	14.	15.	2.

Im Abdrucke kehrt sich die Stellung um und wird demnach auf dem Papier folgende:

Schöndruck:

5.	12.	9.	8.
4.	13.	16.	1.

Wiederdruck:

7.	10.	11.	6.
2.	15.	14.	3.

Die gehörige Zusammenordnung der Kolumnen in den Formen wird das *Ausschießen* genannt und ist eine Arbeit, welche bei den kleinen Formaten viel Aufmerksamkeit erfordert. Zur Belehrung hierüber dienen die sogenannten *Formatbücher*, meist aus älterer Zeit. Die darin gegebenen Formulare sind nur für den ersten Bogen des jedesmaligen Formats bestimmt. Die Seiten der folgenden Bogen sind leicht zu berechnen, namentlich wenn mit Zahlen signirt wird, da hier die Multiplikation der Bogennummer mit der Seitenzahl des Formats ausreicht. Außerdem hat man sogenannte *Primtafeln*, welche für jeden Bogen der am häufigsten vorkommenden Formate die *Prime* (erste Seitenzahl) angeben. Das Folioformat wird manchmal ternicernweise gedruckt und heißt dann Folio-Duern, Tritern, Quatern, Quintern, Sextern, nach der Anzahl der einzelnen Bogen, welche vor dem Heften in einander gesteckt werden. Weil die Bogen bei Folio-Duern in einander liegen wie Doppelblätter des Quartformats, so kann auch Folio-Quatern mit Oktav, Sextern mit Duodez verglichen werden, und die Bezeichnung der Seitenzahlen ist bei beiderlei Formaten dieselbe. Aus Quart wird manchmal auch in Ternicern von Duern bis Quatern gedruckt. Den Duodezbogen theilt man zuweilen in 2 Hefte, jedes mit besonderer Signatur, wonach die 16 untern Kolumnen wie ein Oktavbogen von Seite 1 bis 16, die 8 obern aber, oder das zweite Heft, Seite17 bis 24 paginirt werden. Sedez oder Sechzehner kann zuerst so ausgeschossen werden, daß der gefalzte Bogen 16 Blätter oder 8 in einander liegende doppelte erhält. Da aber dadurch der Rückenfalz sehr dick ausfällt, so theilt man den Bogen lieber mit einem horizontalen Schnitt in zwei dem Oktav ganz gleiche, mit zwei Signaturen (A und B) versehene Hälften. Damit der weiße Papierrand zwischen den einzelnen Stücken gleich vertheilt werde, muß die *Schnittlinie* auf dem gedruckten Bogen möglichst genau angedeutet werden. Achtzehner, Oktodez, erhält drei Signaturen, A, B, C, und wird nach der gedachten Linie in sechs Theile zerschnitten, von welcher aber immer ein größerer mit acht und ein kleinerer mit vier Seiten in einander gesteckt ein Heft mit gemeinschaftlicher Signatur ausmachen. Vierundzwanziger kann so ausgeschossen werden, daß aus einem Bogen zwei Hefte, mit A u. B signirt, entstehen, jedes in Rücksicht der Seitenzahl und Folge einem Duodezbogen gleich. Allein um Schrift zu sparen und aus andern Gründen läßt man die Form für den ganzen Bogen nur aus 24 Kolumnen bestehen und schießt mit dem Kunstausdrucke in „halben Bogen" aus. Dieses sinnreiche Verfahren wird vom Vierundzwanziger abwärts nicht nur bei allen kleineren Formaten, sondern auch bei halben Bogen der größeren mit Vortheil angewandt. Die technischen Ausdrücke Groß-Folio, Klein-Folio, Klein-Oktav, Groß-Oktav, Median-Oktav beziehen sich nur auf die relative Größe der Druckseiten und des Papiers, ohne Einfluß auf die übrige Beschaffenheit des Formats zu äußern.

Obwohl jeder geübte Setzer fähig und gewohnt ist, seine Arbeit (also den verkehrten Satz) zu lesen, so reicht das noch lange nicht hin, alle Versehen zu entdecken. Zu diesem Behufe sind *Korrekturabdrücke* auf Papier unumgänglich nothwendig. Die Manipulation zur Hervorbringung der Korrekturabdrücke ist gewöhnlich folgende: Die Form steht auf dem Schließstein oder einem Setzbret, wird eingeschwärzt und auf sie ein feucht gemachter Schreibpapierbogen aufgelegt. Diesen bedeckt man mit einem oder zwei Bogen Makulatur- od. Druckpapier und klopft jetzt alle Stellen des Satzes nach und nach mit einer kurzhaarigen, aber nicht gar zu steifen Bürste. Dadurch wird das Papier gezwungen, sich überall an die Lettern anzulegen und die Farbe von ihnen anzunehmen. Ein solcher Bogen heißt, wenn seine zweite Fläche auch auf der andern oder Wieder-

drucksform auf gleiche Weise behandelt worden ist, ein Bürstenabzug. Neuerlich bedient man sich zum Korrekturabziehen besonderer Korrekturpressen. Auf diesen nach dem Trocknen regelmäßig gefalzten und aufgeschnittenen Bogen werden vom Korrektor oder Verfasser die Fehler angezeigt, wobei man eigene Bezeichnungen gebraucht. Der Setzer bedient sich zum Herausnehmen der unrichtigen Typen od. Worte einer spitzigen Ahle, mit welcher er die einzelnen Buchstaben an der Seite ansticht. Der korrigirte und revidirte Satz kommt darauf zum Druck in die Presse.

Die alte deutsche (hölzerne), sowie die meisten neuern verbesserten Druckpressen bestehen aus zwei Haupttheilen. Der Karren ist die aus Laufbret, Fundament, Kranz, Deckel und Rähmchen bestehende und zur Befestigung der Form dienende Vorrichtung. Die Form mit ihren Stegen und mit dem eisernen Rahmen ist umgeben von dem Kranze, einem starken hölzernen Rahmen, welcher auf einem horizontalen Bret, dem Laufbret, befestigt ist, und in welchem das Fundament liegt. Letzteres ist eine eben abgeschliffene, mit ihrer Oberfläche, die mit jener der Kranzleisten gleiche Höhe hat, genau horizontal gerichtete Gußeisenplatte. In dem Kranze ist die Form an allen 4 Ecken mit Keilen fest eingeklemmt. Der Deckel besteht aus einem viereckigen Rahmen, der an Umfang dem Kranze gleicht und mit starker ungebleichter Leinwand, bisweilen auch mit dünnem Pergament bespannt ist. Auf dem Deckel befinden sich an den eisernen Punkturscheeren 2 scharfe senkrechte Spitzen, Punkturen, Punkturspitzen, auf welche der zu bedruckende Bogen gestochen wird, und durch welche in demselben die zwei Punkturlöcher, Merkmale für die Lage des Bogens beim Wiederabdruck, entstehen. Das Rähmchen ist zarter als der Deckel gearbeitet und besteht aus vier eisernen Leisten und so vielen in seine Oeffnung eingesetzten dünnen hölzernen Kreuzschienen, als das Format des Satzes nothwendig macht. Die Schienen entsprechen nämlich den Stegen der Form, auf welche sie zu liegen kommen, wenn man das Rähmchen auf den Deckel und diese beide zusammen dann auf die Form niederlegt. Man bespannt das Rähmchen anfangs mit einem starken Bogen Papier, schneidet alsdann in diesem so viele u. so große Oeffnungen aus, als die Kolumnen des Satzes erfordern, und klebt endlich auf das Papier die von dünnen Holzspänen zugeschnittenen Kreuzschienen auf. Sehr oft begnügt man sich mit dem Papier allein, ohne Holzbelegung. Der Nutzen dieser Vorkehrung besteht darin, daß das zu bedruckende Papier nicht beschmutzt wird. Der andere Haupttheil des Preßapparats, nämlich derjenige, welcher unmittelbar den Druck gegen die unter ihm befindliche Form ausübt und an allen Buchdruckerpressen vorkommt, mögen sie übrigens auch noch so verschieden konstruirt sein, ist der Tiegel, eine glatt und flach abgedrehte, länglichviereckige Gußeisenplatte, welche horizontal angebracht ist und durch einen kraftvollen Mechanismus herabbewegt wird, um mit ihrer ganzen untern Fläche sich auf den Deckel zu legen und durch diesen hindurch den Druck auszuüben, welcher das Papier gegen die Form preßt und das Uebergehen der Farbe von den Typen auf das Papier bewirkt.

Das Gestell der Preßvorrichtung besteht aus zwei senkrechten Wangen, welche unten in Füße eingezapft, oben durch eine Krone, unterhalb des Rostes aber durch einen verkeilten Querriegel mit einander verbunden sind. Ein anderer zwischen den Wangen angebrachter Querbalken ist zwar ebenfalls in dieselben eingezapft, jedoch so, daß die Zapfenlöcher sowohl oberhalb, als unterhalb der Zapfen noch bedeutende offene Räume lassen. Diese Oeffnungen werden mit aufeinander geschichteten Pappstücken ausgefüllt, wodurch sowohl der Balken eine gewisse Elasticität erhält, als die Möglichkeit gegeben ist, ihn nöthigenfalls höher oder niedriger zu legen. Die Mitte dieses Balkens ist in senkrechter Richtung mit einem großen Loche durchbohrt, in welchem von unten die messingene Schraubenmutter der eisernen Preßspindel mittelst vier Schraubbolzen befestigt ist. Das Gewinde der Schraube ist ein dreifaches mit flachen Gängen. Die glatte cylindrische Verlängerung der Schraubenspindel endigt in eine gehärtete stählerne Spitze, welche sich in eine Pfanne auf der oberen Seite und im Mittelpunkt des Tiegels stützt. Durch diese Veranstaltung wird der von der niedergehenden Schraube ausgeübte Druck dem Tiegel mitgetheilt. Da aber der letztere nur gerade (ohne Drehung) steigen und sinken, zugleich aber beim Hinaufgehen der Schraube von dieser mit gehoben werden muß, so ist der Tiegel mittelst vier Haken, welche von seiner oberen Fläche hervorragen, durch Schnüre an zwei eisernen, in Doppelhaken auslaufenden Stangen angebunden. Letztere gehen durch Löcher der Brücke, so daß sie der Drehung der Schraube nicht folgen können, und stehen durch zwei Querstücke mit einander in Verbindung, welche mit ihren ringförmigen Mitteltheilen die Spindel umfassen. Das obere Querstück besteht aus zwei zusammengeschraubten Theilen und ist in einen Hals der Spindel eingelassen, so daß es von der Schraube bei deren Auf- und Niedergange mitgenommen wird. Die Umdrehung der Spindel wird durch einen in dieselbe eingesteckten horizontalen eisernen Hebel (Bengel, Preßbengel) bewirkt, welcher einen hölzernen Griff und am äußersten Ende eine die Bewegung erleichternde Schwungkugel besitzt. Wenn der Tiegel gehoben und die Presse in Ruhe ist, liegt der Bengel auf dem Träger (der Schnalle), damit nicht sein Gewicht auf die Schraube zurückwirke. Der Weg, welchen der Bengel durchläuft, wenn er von dem Drucker angezogen wird, um mittelst der Schraube den Tiegel herabzuführen, beträgt kaum den dritten Theil des Kreises.

Zur Buchdruckerpresse gehört ein Farbekasten u. Farbetisch. Ersterer dient zur Aufbewahrung der Buchdruckerfarbe od. Buchdruckerschwärze (s. d), einer Oel-od. Firnißfarbe, die jedoch ihrer Bestimmung gemäß von eigenthümlicher Beschaffenheit ist. Sie muß schnell trocknen, sich leicht und in der geringsten Menge an die feinen Züge der Typenform anlegen und ist daher keineswegs flüssig im engeren Sinne, sondern dicker als jede andere Farbe. Ihre Hauptbestandtheile sind Leinölfirniß u. Ruß. Man bereitet starke, mittlere und schwache Buchdruckerfarbe, je nachdem sie von größerer oder geringerer Konsistenz ist, und braucht die stärkere im Sommer und auf Schreibpapier, die schwächere im Winter u. auf Druckpapier. Vermittelst des Farbeeisens wird die Farbe auf dem Farbetisch ausgestrichen u. mit der Walze (s. unten) auf demselben fein

zertheilt. Zum Auftragen der Farbe auf die Form bediente man sich früher der Buchdruckerballen, aus Lindenholz gedrehter und mit einem Handgriff versehener Schalen, die mit einem Lederpolster überzogen waren. Gegenwärtig gebraucht man anstatt der Ballen die elastischen Auftragewalzen. Das Hauptstück derselben ist ein aus trockenem Erlen- oder Lindenholz gedrechselter Cylinder, der mit einer etwa 1—1½ Zoll dicken Masse umgossen u. der Länge nach durchbohrt ist und leicht beweglich auf einer runden, eisernen, im Gestelle des Apparats befestigten Are steckt. Die Hauptbestandtheile der Masse, deren man sich zum Umgießen des hölzernen Cylinders bedient, sind Leim und Zuckersirup, die je nach der Trockenheit od. Feuchtigkeit des Arbeitsortes in sehr verschiedenen Verhältnissen zur Anwendung kommen; auf 2 Pfund Leim rechnet man 1—7 Pfund Sirup. Auch setzt man noch etwas sehr fein gepulverten Schwerspath zu, welcher zum Klären der Mischung dienen soll, auch wohl etwas Hausenblase, gekochten Terpentin und Weingeist. Sobald die Masse eine solche Konsistenz hat, daß sie lange Fäden zieht, wird sie noch heiß, aber langsam in eine Form eingegossen, in deren Mitte die hölzerne Walze senkrecht aufgestellt ist. Damit die Masse sich nicht vom Holze lostrenne, ist dieses nicht nur mit vertieft eingedrehten Reifen, sondern auch noch mit eingehobelten geraden Nuthen versehen, welche sich beim Aufgießen mit der Masse füllen und das Losdrehen des Ueberzugs unmöglich machen. Die Form selbst wird vor dem Gusse eingeölt. Ist die Masse erkaltet, so läßt sie sich alsdann leicht herausnehmen u. kann, in ein feines Tuch eingeschlagen, an einem kalten Orte bis zum Gebrauch aufbewahrt werden. Da das Papier in seinem natürlichen Zustande zu wenig geschmeidig ist, um sich unter dem Druck der Presse gehörig an die Lettern anzuschmiegen und die Farbe von denselben vollständig anzunehmen, so muß es, ehe es unter die Presse gebracht wird, gefeuchtet werden. Man theilt zu diesem Behuf das Papier buchweise oder nach Erforderniß in Lagen von geringerer Bogenzahl ab, legt auf ein glattes reines Bret eine trockene Lage, darüber eine nasse (durch reines Wasser gezogene), hierauf wieder eine trockene Lage und so abwechselnd fort. Zu oberst kommt am Schlusse eine trockene Lage, die man mit einem Bret bedeckt, welches mit Gewichten beschwert wird. Nach ungefähr 12 Stunden sind gewöhnlich alle Bogen gleichmäßig mit Feuchtigkeit durchzogen und das Papier ist zum Druck bereit. In vielen Fällen pflegt man, um eine glattere Oberfläche und einen schärferen, eleganteren Druck zu erzielen, daß so gefeuchtete Papier vor dem Druck noch zu satiniren, indem man die Bogen einzeln zwischen polirte Zinkplatten einlegt und diese zwischen den enggestellten und einen starken Druck ausübenden eisernen Walzen einer Satinirpresse hindurchgehen läßt.

Die zum Schöndruck bestimmte Form wird gewöhnlich zuerst in die Presse gehoben, befestigt u. so viele Male abgedruckt, als die Stärke der Auflage verlangt. Der Abdruck auf der zweiten Fläche des Bogens, der Wiederdruck, muß mit dem auf der ersten so genau zusammentreffen, daß sich, wenn man den Bogen durch das Licht besieht, Schön- u. Wiederdruck vollkommen decken. Folgendes ist der Gang der einzelnen Verrichtungen des Druckers. Zunächst wird auf den Ueberzug des Deckels ein dünner, recht glatter Preßspan gelegt, auf diesen ein sogenannter Filz (mittelfeines, gut gerauhtes, geschorenes, nicht grobfädiges Tuch), auf diesen kommen 12, 20 oder mehr Bogen Druckpapier, worauf man endlich den Einstechbogen an den Punkturspitzen befestigt. Der letztere, nach welchem die Form die gehörige Lage erhält, wird von dem zur ganzen Auflage bestimmten Papier genommen. Man falzt ihn in der Mitte, breitet ihn aus und sticht ihn im Buge auf die Punkturspitzen, welche schon vorläufig in die Mitte des Deckels und der auf dem Fundament stehenden, bereits leicht mit Keilen befestigten Schöndrucksform gerichtet worden sind. Auf diesen Bogen wird die Form blind, d. h. ohne Farbe, aufgedruckt, um zu prüfen, ob der Abdruck richtig auf dem Bogen steht und ob, wenn er abermals zusammengelegt wird, die Kolumnen auf einander treffen. Der Einstechbogen bleibt auch während des Drucks auf den Punkturspitzen, zur Bestimmung der Lage aller in den Deckel zu bringenden Bogen, indem jeder so auf die gedachten Spitzen gestochen wird, daß er den Einstechbogen überall bedeckt und ihre Ränder zusammentreffen. Die Presse wird regelmäßig von 2 Arbeitern, dem Preß- und dem Walzenmeister, bedient. Dieser besorgt das Auftragen der Farbe auf die Form, jener das Einlegen der Bogen, die Führung des Karrens, den Abdruck und das Abnehmen der gedruckten Bogen. Der Preßmeister sticht nämlich auf die Punkturspitzen des offenen Deckels einen weißen Bogen auf, legt ein Rähmchen um, befestigt es mit der Deckelschnalle und schließt den Deckel, welchen er am ledernen Griff anfaßt, so, daß der Bogen auf die schon mit Farbe versehene Form zu liegen kommt. Mittelst der Kurbel, die mit der linken Hand gedreht wird, fährt er den Karren auf den Laufschienen unter den Tiegel, ergreift sogleich mit der rechten Hand den Preßbengel und zieht ihn mit aller Gewalt gegen sich. Durch diesen Zug wird die Form abgedruckt. Ist dies geschehen, so bringt man den Karren durch Rückwärtsdrehen der Kurbel wieder in die erste Lage, schlägt Deckel und Rähmchen auf, nimmt den gedruckten Bogen heraus, legt ihn auf die zur Rechten stehende Auslegebank und sticht einen neuen auf die Punkturspitzen. Während deß hat der Walzenmeister das Einschwärzen der offen daliegenden Form zu verrichten. Für den Wiederdruck wird das Papier nicht abermals gefeuchtet, da die gedruckten Bogen, so wie sie aus der Presse kommen, in Haufen über einander gelegt, feucht genug bleiben, um sie mit dem Wiederdruck zu versehen. Hauptsache ist beim Wiederabdruck das sogenannte Registerhalten, d. h. die Verrichtung, welche bezweckt, daß die Kolumnen der beiderseitigen Abdrücke genau auf einander passen. Die zeitraubende Vorsicht beim Registerhalten ausgenommen, ist zwischen dem Drucken dieser und der Schöndrucksform kein Unterschied; nur muß die Deckelunterlage jetzt von Zeit zu Zeit immer mit frischem grauen Druck- oder Schrenzpapier belegt werden, weil der frische Schöndruck auch bei der besten Druckerschwärze stets etwas abfärbt und leicht die späteren Bogen beschmutzt. Die fertigen Bogen werden zum Trocknen auf Seilen oder Latten aufgehängt, hierauf in einer starken Spindelpresse geglättet, nach einiger Zeit wieder ausgelegt und aufs

Lager gebracht. Das Waschen der Formen, durch welches man das Antrocknen der Farbe verhütet, im Fall mit dem Drucke ausgesetzt wird, geschieht mit einer Lauge von guter reiner Potasche. Ist auf die beschriebene Weise eine Form gebraucht und gereinigt, so kommt sie in die Hände des Setzers zurück, der sie aufschließt, die Stege abnimmt und den Satz ablegt, um die Schriftkästen von Neuem zu füllen und die Arbeit des Schriftsetzens von Neuem zu beginnen.

Mit der oben beschriebenen alten deutschen Presse, die wohl selten mehr im Gebrauch ist, stimmen die neuern verbesserten Pressen in den Haupttheilen meist überein. Wie sinnreich aber ihre Konstruktion auch an sich genannt werden muß, so ist doch ihre praktische Anwendung mit mancher Umständlichkeit und Unbequemlichkeit verknüpft. Besonders mangelhaft an ihr ist der beschränkte Effekt der Preßspindel. Beim Abdruck einer Buchdruckform muß nothwendig die pressende Fläche ohne Zeitverlust mit der Form in Berührung gebracht werden; es muß ferner der Druck, damit das Papier mit den Lettern überall in Berührung gebracht werde, sich allmählig verstärken und, sobald er die höchste Kraft erreicht hat, noch einige Zeit anhalten, damit der Abdruck gleichmäßig auf der ganzen Fläche bewerkstelligt werde. Diesen Hauptzweck der technischen Arbeit der Presse, sowie die Schonung des Kraftaufwandes der Drucker und Beschleunigung der Arbeit selbst hat man auf mehrfache Weise zu erreichen gestrebt. So hat man die Wirkung der Schraube, deren immer genau senkrecht bleibender Druck ein großer Vorzug ist, durch abgeänderte Einrichtung erhöht; bei anderen Pressen ist die Schraube ganz beseitigt und durch andere mechanische Mittel, wie Hebel, Walzen u. dergl., ersetzt; bei dritten wird der Tiegel durch Gegengewichte wieder gehoben, oder es steht (wie bei Münzmaschinen) ein Hebel zwischen Schraube und Tiegel. Epoche machte die Erfindung der Stanhopepresse, durch Lord Stanhope, welche 1800 zuerst in Bulmers Officin zu London aufgestellt ward. Das Unterscheidende dieser Presse besteht hauptsächlich darin, daß die Hand des Druckers die Preßschraube nicht unmittelbar, sondern durch eine Hebelverbindung bewegt, wodurch der Vortheil der größeren Geschwindigkeit im Anfange und des zunehmenden Drucks gegen das Ende des Zugs vollkommen erreicht wird, ohne daß der Bengel einen eigentlichen Schwung erhält, noch sich der Drucker unmäßig am Ende des Zugs anstrengen muß. Diese Presse ist seitdem noch mehrfach vervollkommnet worden. So hat Wilhelm Hope eine Vermehrung der Kraft des Preßbengels dadurch herbeizuführen gesucht, daß er der Preßspindel nur eine schraubenförmig gewundene Fläche gab, die nicht einmal einen ganzen Umgang zu betragen braucht. Da sich nun die Spindel in dem Gestelle bloß rund drehen kann, so hat sie selbst auch keine senkrechte Bewegung, ertheilt diese aber der Mutter, mit welcher daher auch der Tiegel, hier nach Art des gewöhnlichen Schlosses, in Verbindung stehen muß. Die ruthwensche Presse, nach ihrem Erfinder, dem edinburger Buchdrucker John Ruthwen, welcher 1813 ein Patent darauf erhielt, so genannt, unterscheidet sich dadurch von den bisher aufgeführten Pressen, daß die Form nicht auf einem Karren, der hinein- und herausgefahren werden kann, sondern auf einem flachen Tische liegt, an welchem die Deckel, Rähmchen und Punkturen angebracht sind, und daß der Tiegel Räder oder Rollen hat, die ihn in der Höhe erhalten, während er über die Form gebracht wird. Zwei Hebel, ein kürzerer und ein längerer, repräsentiren die wirkende Kraft. Diese, sowie alle andern Theile der Maschinerie, sind unter dem Tische angebracht, wodurch bei gleicher Kraft viel Raum erspart wird. Barclay's Drehpresse, seit 1822 patentirt, hat das Eigenthümliche, daß der Tiegel durch einen Spiralhebel aufgezogen und der Druck durch Walzen, Keil- und schiefe Flächen bewirkt wird. Die Columbiapresse, Erfindung des Nordamerikaners Georg Clymer in Philadelphia, erzeugt ihren Druck durch eine sehr sinnreiche Zusammensetzung eines großen Hebels zwischen zwei Flächen, der Tafel und dem Tiegel, und wird durch einen Bengel, der in der Preßwand rechts oder in der Mitte angebracht ist, in Bewegung gesetzt. Sie ist seit 1818 fast über ganz Nordamerika und Europa verbreitet, der beste Beweis ihrer Brauchbarkeit. In den Grundsätzen der Mechanik durchaus abweichend von den bisher aufgeführten Pressen, aber zugleich die beliebtesten der neuesten Zeit sind die Hagarpresse und die von Cogger. Der Druckapparat der Hagarpresse ist nach dem Princip des Kniehebels konstruirt und ebenso einfach und wirksam. Bei der von Cogger erfundenen und von dem Mechaniker Klindworth in Hannover vervollkommneten Presse, die in allen wesentlichen Punkten mit der Hagarpresse übereinstimmt, wird die Stelle des Kniehebels durch ein paar schiefe Flächen u. eine Zusammensetzung von zwei gewöhnlichen Hebeln vertreten. Den großen Vortheilen dieser Strebenpressen, nämlich ihrer Einfachheit und dem immer zunehmenden Drucke, stehen indeß auch bedeutende Nachtheile zur Seite. Unter diese gehört vorzüglich die starke Reibung in den Gewinden, wodurch die Axen leiden, die Löcher derselben erweitert werden und die anfängliche Genauigkeit der Bearbeitung zum Nachtheil des Effekts bald verloren geht. Außerdem ist noch der schiefe Druck und die ungleiche Anreibung der einzelnen Theile des Bewegungsmechanismus eine nicht außer Acht zu lassende Unvollkommenheit, wodurch diese Pressen den mit Schrauben versehenen immer nachstehen werden. Die hawkinssche Presse hat durch eine höchst originelle Konstruktion die starke Reibung hinsichtlich ihrer schädlichen Wirkung auf die Zapfen dadurch zu vermeiden gesucht, daß sie die letzteren ganz beseitigt. Bei dieser Presse ist weder ein Preßbengel, noch eine abgesonderte Kurbel zur Führung des Karrens vorhanden, sondern zu den durch die genannten Theile sonst zu vollbringenden Veränderungen dient ein eigenthümlicher Bewegungsmechanismus des Karrens. Daniel Treadwells, eines Nordamerikaners, Presse hat statt des horizontalen Hebels einen Tretschemel, durch welchen die zum Abdruck nöthige Kraft ausgeübt wird. Tisch und Karren sind wie bei Ruthwens Presse eingerichtet; der Tiegel legt sich mit Deckel und Rähmchen auf die Form. Obgleich diese Presse zu den vorzüglicheren gehört, so steht doch der große Raum, den sie in Anspruch nimmt, ihrer Verbreitung sehr entgegen. Zu den einfachsten gehört Cope's Presse. Sie ist mit einem Gewinde oder Knieschreibengelenk

versehen, dessen Theile den Tiegel herniedergehen lassen, wenn sie durch den Hebel in eine vertikale Stellung gegen einander gebracht werden. Dünne's Albionpresse, nach dem System der Hagarpresse gebaut und deshalb zu den Kniehebelpressen gehörig, ist in England häufig in Gebrauch. Wells Hebelpresse gewährt den Vortheil, daß sie eine abwechselnde Kraft erzeugt, welche sich mit dem zu überwältigenden Widerstande vergrößert und auf diese Weise das Ziehen am Bengel gleichförmiger macht, so daß die gewonnene Druckkraft am Ende des Zugs 38mal größer ist, als zu Anfang. Bei der Russellpresse wird die Kraft durch Zusammensetzung von schiefen Flächen oder Seilen gewonnen, auf welche Stangen mit Gewinden einwirken. Eine Hebelstange und eine Bindestange sind mit den Cylindern verbunden, die sich aus der Winkellage in eine perpendikuläre bewegen, wenn der Abdruck Statt finden soll. Eine Regulirschraube in dem Oberbalken hebt den oberen Keil und läßt ihn nieder, ein Hebel wirkt auf zwei Stäbe, welche die Last des Tiegels im Gleichgewicht halten. Hoffmanns Presse ist nach Coggers Princip entworfen, in ihrer Form aber wesentlich verändert und in der Konstruktion verbessert. Ihr Mechanismus ist so beschaffen, daß der stärkere oder mindere starke Druck nicht nur einfacher und bequemer adjustirt werden kann, sondern auch das Heben des Tiegels durch Hebel mit Gegengewichten bewirkt wird, was der Anwendung von Federn vorzuziehen ist. Die untere Fläche der Spindel ist mit Zapfen oder Zähnen versehen, welche in entsprechenden Rinnen der Schraubenfläche laufen und allerdings einen sehr sicheren Gang gewähren. Kochs (Mechanikus in München) Kniehebelpresse ist ganz von Eisen, wiegt aber dennoch nicht mehr als 800 Pfund u. hat nur die Höhe des Tiegels, wodurch ihr jede beliebige Stellung angewiesen werden kann, ohne daß der Drucker des Lichts beraubt wird. Wegen ihres hohen Preises ist sie wenig in praktischem Gebrauch. Stieber und Groß, Maschinenschlosser in Stuttgart, haben in ihrer Säulenspindelpresse Kochs Kniehebelpresse dahin verbessert, daß sie statt der den Tiegel regulirenden kostspieligen Federn das einfache Hebelgewicht anwenden und die Scheibe, woran der Bengel festgeschraubt wird, mit dem Cylinder aus Einem Stücke fertigen. Eine weitere Verbesserung des Kniehebelwerks traf Dingler bei der nach ihm genannten Dinglerpresse. Bei dieser ist die obere Strebe (Kugel) in ein kubisches Stück Eisen verwandelt, welches unten einen Zapfen zum Eingreifen in das Pfännchen der Grundfläche der Strebe, oben eine Aushöhlung hat, in welche ein aus der Mitte des oberen Balkens heraustretender Zapfen eingreift. Das zwischen der unteren Strebe und dem oberen Zapfen bewegbare Stück ist nach hinten in einen Arm verlängert, der sich nach unten herabbiegt und am untern Ende mit der Zugstange verbunden ist, so daß er beim Anziehen des Bengels als ungleicharmiger Hebel wirkt. Diese Konstruktion ist jetzt in Deutschland die beliebteste. Bei allen diesen neueren Pressen ist die abnehmende Geschwindigkeit des Tiegels der Hauptzweck ihrer Einrichtung, und bei den meisten wird der Vortheil der Kraftvermehrung am Ende des Zugs auch wirklich erreicht. Wie bedeutend aber auch die Verbesserungen waren, welche die Presse seit dem Ende des 18. Jahrhunderts erfahren hatte, so traten doch schon im Anfang unseres Jahrhunderts größere Ansprüche an dieselbe auf, und zunächst war es das Verlangen nach einer Beschleunigung des Zeitungsdrucks (eine Handpresse lieferte täglich höchstens 2000 Abdrücke), welches auf neue Mittel sinnen hieß, um Alles, was bisher mit den am schnellsten fördernden Handpressen erreicht worden war, zu übertreffen. Dieses Bestreben führte zur Erfindung der Druckmaschinen oder Schnellpressen (s. d.).

Von den verschiedenen Arten des Drucks sind besonders folgende zu nennen. Der Buntdruck, d. h. der Druck mit anderer als schwarzer Farbe, ist so alt, als der Buchdruck selbst. Die Verfahrungsart bei demselben läßt mehrerlei Wege zu. Was zunächst die Farbe betrifft, so unterliegt zwar die Bereitung und Anwendung der rothen Farbe aus dem gewöhnlichen Druckerfirniß und Zinnober, welchem man auch noch etwas Karmin zusetzen kann, keinem Anstande, und eben so leicht erhält man Braun durch Mischen von Kienruß und Zinnober; auch Grau, etwa zur Nachahmung von Bleistiftlinien auf Tabellen, gibt ein sehr starker, nur mit wenig Berlinerblau abgeriebener Firniß; schwieriger ist jedoch ein schönes Blau, und noch schwerer Grün herzustellen, da hierzu nur Metallfarben benutzt werden können, welche, auch noch so fein abgerieben, fast immer bröcklig ausfallen, sich nie vollkommen mit dem Firnisse mischen lassen und daher auch nie ganz reine Abdrücke geben. Mit besserem Erfolg wendet man Copaivabalsam an; derselbe wird erwärmt, dann in ihm der vierte Theil reine weiße Seife aufgelöst und mit dieser Mischung die Farbe angerieben. Auch gibt man der Farbe durch einen Zusatz von Sal tartari, Kochsalz oder einem andern Alkali einen schönen Glanz. Ausgezeichnetes im Farbendruck hat G. Barter in London geleistet. Congrevedruck nennt man eine besondere Art von Farbendruck, dessen Herstellung man dem Erfinder der Brandraketen, Sir William Congreve, sowie dem Mechaniker Donkin und seinem Associé Wilks in London zu danken hat. Das Wesentliche der im Ganzen einfachen Idee liegt in der Beschaffenheit der von allen andern verschiedenen Druckform. Man denke sich eine nicht zu dünne Metallplatte, in welcher sich Durchbrechungen oder Oeffnungen befinden, deren Wände in der Dicke der Platte schräg zugehen und sich nach unten erweitern. Wird diese Platte umgekehrt und auf ihre hintere Fläche bis zur gewöhnlichen Schrifthöhe Metall aufgegossen, so füllen sich auch jene Oeffnungen mit demselben, und die Oberfläche kann glatt abgeschliffen, dann aber mit einem beliebigen, dem Zwecke angemessen vertieften Dessein, durch Guillochiren oder Graviren versehen werden. Es leuchtet ein, daß die obere Platte wegen der Form der Wände ihrer Oeffnungen von der untern abgehoben und willkürlich wieder aufgesetzt werden kann, und daß die Linien der Zeichnung jedesmal ohne alle Unterbrechung auf einander treffen werden. Beide Stücke getrennt, jedes mit einer andern Farbe versehen, dann aber zusammengestellt und mit einem Male auf Papier abgedruckt, liefern zweifarbige Abdrücke, deren Farben so genau einander berühren, wie dies durch

keine andere der bekannten Methoden zu erreichen ist. Dieses Verfahren ist mit Vortheil bei Werthpapieren, Banknoten, Waarenetiquettes u. dgl. zur Anwendung gebracht worden. Höchst selten, bei Prachtwerken und nur in einzelnen Zeilen, kommt Druck mit Gold, Silber oder Bronze vor. Das Verfahren ist einfach, aber kostspielig und zeitraubend. Es wird zuerst mit gewöhnlichem guten Firniß, am besten mit röthlichbrauner Farbe, der Satz auf Papier gedruckt. Darauf belegt man die gedruckten Stellen unverzüglich mit Gold- oder Silberblättern und druckt dann, aber ohne Farbe, nochmals ab, wodurch das Gold oder Silber durch die Lettern an den Abdruck angepreßt und befestigt wird. Das Ueberflüssige wird nach dem Trocknen der Farbe mit einer feinen Bürste entfernt. Eines der schönsten Denkmäler in diesem Luxusdruck ist John Whittakers 1816 zu London erschienene Ausgabe der „Magna Charta Regis Johannis, XV die Jun. A. R. 17. A. D. MCCXV.“ nach dem im britischen Museum aufbewahrten Original. Sämmtliche Exemplare sind auf purpurfarbigem Atlas und auf Pergament abgezogen. Druck auf andere Stoffe als Papier kommt jetzt selten vor; am häufigsten noch jener auf Pergament. Letzteres wird erst mit feinem Papier gut abgerieben, um überflüssige Kalktheile zu entfernen und ihm einige Glätte zu geben. Dann preßt man es in einer geeigneten Vorrichtung eben und gerade. Um ihm die erforderliche Feuchtigkeit zu geben, legt man es kurze Zeit zwischen sehr wenig angefeuchtetes Papier. Zum Druck selbst sind neue, recht scharfe Lettern, gute Druckerfarbe und ein nicht weicher Deckel unumgänglich nothwendig. Irisdruck wird der bunte Druck genannt, wobei mit einer Walze zu gleicher Zeit mehre Farben aufgetragen werden, die bei gehöriger Vertheilung und kunstgerechter Verbreitung auf dem Farbetisch einen regenbogenartig in einander verschwimmenden Farbendruck erzeugen. Er dient häufig zum Unterdrucken eines Tones bei landschaftlichen Illustrationen. Hochdruck, oder Pressungen in Farben (gaufrages) ist eine jetzt immer mehr in Aufnahme kommende Art des Drucks. Schon im 16. Jahrhundert verstanden die Buchbinder erhabene Pressungen an den mit Leder überzogenen Buchdeckeln anzubringen; aber diese Kunst verschwand in der Folge wieder, bis sie neuerdings in England wieder hervorgesucht und vervollkommnet ward. Zur Ausübung des Hochdrucks ist eine harte, zähe Masse erforderlich, in welche man den Gegenstand gravirt, der erhaben hervortreten soll. Wird die glatte Oberfläche dieser Druckform gefärbt, so entsteht ein einfacher bunter Grund; wendet man Congreveplatten an, so erscheint er mehrfarbig. Außer anderem Material eignet sich vorzüglich das Papier zur Herstellung der Gaufragen, deren Druck auf der gewöhnlichen Presse gemacht werden kann. Der Facsimiledruck, obwohl höchst kostspielig, indem die Typen eigens zu diesem Zweck geschnitten und gegossen werden müssen und zu keinem andern Werk mehr gebraucht werden können, hat das große Verdienst, überaus seltene Manuskripte vor dem Untergange zu retten. Das erste größere Werk dieser Art, welches in England ausgeführt wurde, ist das auf König Wilhelms I. Befehl in 2 Bänden geschriebene „Domesday Book“. Das Oberhaus ließ 1783 diese wichtige Urkunde der englischen Geschichte mit eigens nach dem im Chapterhouse zu Westminster verwahrten Original wichtiger Nationalurkunden geschnittenen Typen buchstabengetreu wiedergeben. Ein bedeutendes derartiges Werk der Neuzeit ist die vom Professor Tischendorff im Auftrag des russischen Kaisers veranstaltete Ausgabe des ältesten bekannten Bibelcoder, aus der Bibliothek des griechischen Klosters am Sinai. Die Herstellung geschieht in der Officin von Giesecke und Devrient in Leipzig.

Musiknoten goß zuerst J. G. J. Breitkopf zu Leipzig 1754, und er ist, wenn auch nicht als der Erfinder, doch als der Wiederhersteller und Verbesserer dieses Kunstzweiges zu betrachten, dem man in neuester Zeit besonders in Frankreich große Aufmerksamkeit gewidmet hat. K. Tauchnitz war der Erste in Deutschland, der mit Erfolg die Stereotypie auf den Notensatz anwendete. Ist die frühere Methode des musikalischen Drucks mit Kupferplatten wegen ihrer Kostspieligkeit längst nicht mehr in Anwendung, so haben doch sowohl die Lithographie, als der Zinnstich, wobei Noten mit Stahlstempeln auf Zinnplatten geschlagen werden, sowie die Chemitypie den allerdings kostspieligeren Notendruck mit Typen noch nicht zur allgemeinen Anwendung kommen lassen; nichtsdestoweniger leistet er bei Lehrbüchern, wo Beispiele in den Text aufzunehmen sind, treffliche Dienste.

Typometrie ist die Kunst, Landkarten, topographische Situationen und alle Arten von Plänen, auch naturgeschichtliche Gegenstände, wie Bücher zu setzen und zu drucken. Die ersten Versuche, Landkarten typographisch zu setzen und zu drucken, wurden 1770—75 von dem Schriftgießer W. Haas in Basel und von dem Verbesserer des Notendrucks, Breitkopf in Leipzig, gemacht. Die unbefriedigenden Abdrücke ihrer kostspieligen Landkartensätze schreckten von weiteren Versuchen zurück, und die Idee scheint lange Zeit in Vergessenheit gerathen zu sein, bis die Didots in Paris 1820—30 die Sache von Neuem in Angriff nahmen. Allein auch sie gelangten zu keinem befriedigenden Resultat. Endlich trat Raffelsperger mit einer Generalpostkarte des österreichischen Kaiserstaats in 4 Blättern hervor, welche als ein durch bewegliche Charaktere hervorgebrachtes, rein typographisches Erzeugniß allgemeinen Beifall erntete. Die Typometrie verbindet mit dem Hauptvortheil einer unbegrenzten Anzahl von Abdrücken u. der daraus hervorgebenden billigeren Preise die Möglichkeit, alle nur immer wünschenswerthen Korrekturen und Abänderungen des Satzes ohne großen Zeitverlust u. ohne Kostenaufwand vorzunehmen, so oft es beliebt, Eigenschaften, welche andere Vervielfältigungsmittel in solcher Vollkommenheit nicht darbieten. Vergl. J. Ritschl von Hartenbach, Neues System, geographische Karten zugleich mit ihrem Kolorit durch die Buchdruckerpresse herzustellen, Leipzig 1840.

Ektypographie od. Reliefdruck für Blinde ist die Kunst, jeden Schriftgegenstand in Formen aus Holz, Stein oder Metall so darzustellen, daß derselbe durch den Abdruck erhaben vervielfältigt u. auf diese Weise durch den Tastsinn für Nichtsehende lesbar gemacht wird. Die bisher angewandten Methoden, erhabene Umrisse zu bilden, bestehen theils darin, daß man dieselben in Kupferplatten entweder tief eingräbt, oder auf Stein erhaben ätzt,

oder eigens für diesen Zweck gegossene Schriftlettern anwendet. Der Erfinder von besonderen Typen zum Unterricht für Blinde war Valentin Hauy († 1822), der Metallcharaktere, welche so viel höher über ihre Körper hervorstehen müssen, als sie in das Papier vertieft sich eindrucken sollen, zuerst bei dem 1784 in Paris gegründeten Blindeninstitut einführte und es so weit brachte, daß die ihm anvertrauten Zöglinge ihre Bücher sogar selbst setzen und drucken lernten. Einen Beweis hiervon liefert sein merkwürdiges Buch: „Essai sur l'éducation des aveugles" (Paris 1786), welches von blinden Kindern zum Besten seiner Blinden und zum Gebrauch für blinde Kinder gedruckt ist, indem die erhabene Schrift diesen das Lesen mittelst des Gefühls der Fingerspitzen möglich macht. Diese Methode wurde von Guille, nach Hauy Generaldirektor derselben Anstalt, vervollkommnet und in seiner „Notice historique sur l'instruction des jeunes aveugles" (Paris 1819) dargelegt. Aehnliche Verfahrungsarten hatte schon der Nestor des deutschen Blindenunterrichts, Klein in Leipzig, in seiner „Geschichte des Blindenunterrichtes" (1837) bekannt gemacht. In Großbritannien machte Gall zu Edinburg 1827 den frühesten Versuch, große Kapitallettern der gewöhnlichen Antiqua so auf starkes Papier abzudrucken, daß die Schrift für Blinde lesbar ward. Der Versuch gelang so trefflich, daß mit diesem Hülfsmittel die blinden Zöglinge eben so schnell lasen als die Sehenden. Das erste nach dieser Methode gedruckte Buch war das Evangelium Johannis. Galls Verfahren wurde durch Alston in Glasgow vereinfacht und dadurch wesentlich verbessert. Am weitesten ist der Letterndruck für Blinde in Amerika gediehen. Die „New England Institution" zu Boston hat schon viele bedeutende Werke nach dieser Methode herausgegeben. Neuere glückliche Versuche in dieser Kunst haben Dr. W. Lachmann, Direktor des Blindeninstituts zu Braunschweig, und der österreichische Hauptmann Freisauff von Neudegg in Wien gemacht. Ersterer hat nicht nur die Buchstabenschrift, sondern auch eine von ihm erfundene Zeichenschrift durch Zusammensetzung von Sternen, Punkten, Strichen und Halbkreisen für Nichtsehende eingeführt und in Gußtypen durch die Presse lesbar gemacht; letzterer aber hat sowohl Methode, als gewonnene Resultate in seiner „Beschreibung der Ektypographie für Blinde ꝛc." (Wien 1837) veröffentlicht. Ueber andere Verfahren des Hochdrucks, Xylographie, Stereotypie, Elektrotypie, Galvanotypie, Chemitypie, Naturselbstdruck s. d.

Zur Technologie der B. vergl. Täubel, Praktisches Handbuch der B., Lpz. 1791, 2 Thle.; Derselbe, Wörterbuch der B. und Schriftgießerei, Wien 1805, 2 Bde. mit Kupfern; 1809, 3 Bde.; Derselbe, Neues theoretisch-praktisches Lehrbuch der B., nebst ausführlichem Formatbuch, das. 1810; Giambattista Bodoni, Manuale typografico, Parma 1818, 2 Bde.; Handbuch der B., Berlin 1820; J. Johnson, Typographia, or the Printers Instructor, London 1824, 2 Bde.; Fournier, Traité de la typographie, Par. 1825; M. Brun, Manuel de la typographie française, das. 1825; A. de Géronval, Manuel de l'imprimerie, das. 1826; Handbuch der B., Frankfurt a. M. 1827; Hasper, Handbuch der B., Karlsruhe 1835; Capelet, Etudes pratiques et littéraires sur la typographie etc., Paris 1837.

Während man schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts Briefmaler und Kartenmacher und später Briefdrucker und Formschneider in zunftmäßige Genossenschaften vereinigt findet, blieben die Buchdrucker von allen diesen abgesondert als selbstständige Kunstgenossenschaft stehen und zeigten sich nirgends als handwerksmäßige Innungen. Zu den Künsten wurde die Typographie aber deshalb gezählt, weil sie bei ihrem ersten Auftreten meist von Gelehrten technisch ausgeübt wurde. Aus derselben Zeit stammt auch das Buchdruckerwappen, ein Geschenk Kaiser Friedrichs III., des treuen Beschützers der neuen Kunst. Es besteht ursprünglich aus einem einköpfigen, schwarzen Adler (aus Verwechselung mit dem Reichsadler gab man ihm später zwei Köpfe), welcher bei den Setzern Tenakel und Winkelhaken, bei den Druckern Ballen in beiden Krallen hält. Neben dieser Auszeichnung hatten die Buchdrucker noch andere Privilegien; so durften sie z. B. gallonirte Kleider und Degen tragen und standen in Universitätsstädten nicht unter den städtischen Behörden, sondern, gleich den Mitgliedern der Akademie, unter den akademischen Gerichten. Sie stehen in Kondition, nicht in Lohn, und sind zu einer Gesellschaft vereint, an deren Spitze der Buchdruckereibesitzer als Principal steht. Unter ihm besorgt ein Faktor die Leitung des Ganzen; er hat die Vertheilung der Arbeiten, die Beaufsichtigung der Arbeiter, die Niederlagen, die Führung der Primanota und der Kontrolbücher, das Abzählen des Papiers ꝛc. zu besorgen. In großen Druckereien gibt es auch wohl einen Druckerfaktor und einen Setzerfaktor. In großen Städten bilden die Principale und die Deputirten der einzelnen Buchdruckereien einen Verein und berathen ihre Angelegenheiten in bestimmten Sitzungen. Die losgesprochenen Glieder der Gesellschaft heißen Mitglieder (Gehülfen) und zerfallen in Schriftsetzer (Setzer) u. eigentliche Buchdrucker (Drucker), die sich früher wieder in Ballenmeister, welche die Farbe auftrugen, die Ballen (Walzen) im Stande hielten und die Formen wuschen, und in Preßmeister (Zubereiter, Zurichtemeister, Zurichtegespan), die das Ziehen mit dem Preßbengel und das Zurichten der Formen besorgten, theilten; jetzt ist das Abwechseln zweier Drucker (Gespane) bei der Arbeit allgemein üblich. Wer Drucken und Setzen zugleich versteht, heißt Schweizerdegen. Die Lagenstube und die dortigen, oft eigens dazu angenommenen Burschen (Lagenburschen) hat ein Aufseher, am besten ein alter Drucker, unter sich. Die Buchdrucker haben meist fünfjährige Lehrzeit. Der Lehrbursche kommt zuerst in die Bücherstube und von da, oder zuweilen auch gleich an den Setzkasten oder die Presse. Bei beiden wird er einem Gehülfen (Anführegespan) zur Unterweisung gegeben, dem er an manchen Orten beim Antritt oder vor dem Lossprechen oder auch in der Mitte der Lehrzeit ein gewisses Anführegeld zahlt; an andern Orten stehen die Lehrlinge unter der Leitung des Faktors. Die Buchdrucker werden gewöhnlich nach der gelieferten Arbeit bezahlt, die Setzer nach den gesetzten Bogen, wobei die enger

laufende Schrift, Noten, Marginalien und schwierige Korrekturen höher vergütet werden, der Drucker meist nach der Zahl der Abdrücke. Die neuere Zeit hat eine eigene, von den Franzosen entnommene Art der Zahlung für Setzer aufgebracht, die auch in Deutschland Eingang gefunden hat. Der Satz wird nämlich nach Tausenden von n, die auf die Kolumne gehen, berechnet und hiernach der Bogen bezahlt. Nur diesen Satz besorgt der Stückſetzer (Paketſetzer), das Umbrechen, Setzen der Rubriken, Marginalien, Kolumnentitel, Titel u. dergl. der Metteur en pages (nicht, wie er gewöhnlich genannt wird, maître en pages), der in festem Geld steht, wie der Accidenzſetzer od. Accidenzdrucker, welcher die kleineren Arbeiten, als Gedichte, Rechnungen, Plakate, Visitenkarten u. dgl., setzt od. druckt.

Geschichte. So lange man nicht das Wesentliche der B. in dem Zusammensetzen der Form aus einzelnen Buchstaben und Zeichen erblickte, war man geneigt, dieselbe für eine uralte Erfindung der Chinesen zu halten. Doch druckt dieses in sich abgeschlossene Volk noch heute wie vor tausend Jahren seine Schriften in Zeichen ganzer Wörter, die auf Holztafeln eingeschnitten sind. Die erste Anwendung der Druckkunst im Abendlande finden wir bei den Briefmalern und Kartenverfertigern, welche die Figuren in Metallplatten ausschnitten und sich derselben als Patronen bedienten. Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts finden sich die ersten Spuren, daß die Spielkarten und Heiligenbilder, welche bisher nur gemalt worden, durch Abdruck von gestochenen Holzplatten vervielfältigt wurden. Aus den Briefmalern und Kartenmachern entstanden Briefdrucker und Formschneider, welche schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zunftmäßige Genossenschaften bildeten. Die bedeutendsten fanden sich in Augsburg (1418), Nördlingen (1428), Nürnberg, Frankfurt a. M., Mainz, Köln und Lübeck. Aehnliche Innungen kommen zu derselben Zeit in den Niederlanden vor. Aber sowohl in Deutschland, als in den Niederlanden blieben diese Briefdrucker (Printers), wenn sie auch kleine Bücher xylographisch druckten, dennoch von den nachmaligen Buchdruckern abgesondert und traten meist mit den Malern zu einer Innung zusammen. Die sogenannten Bildbriefe bestanden bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts fast ausschließlich in Spielkarten und Heiligenbildern. Von einzelnen Heiligenbildern gingen die Formschneider zur Darstellung ganzer Geschichten in eine Reihe von vielen Blättern über, woraus dann die Bilderbücher entstanden, denen man später ganze Seiten Text beifügte. Diese Holztafeldrucke zerfallen im Allgemeinen in drei Klassen: Bücher mit Bildern ohne Schrift, Bücher mit Bildern und Schrift und Bücher mit bloßem Text. Die Drucke der dritten Klasse bestanden größtentheils in ABCdarien und Elementarschulbüchern zum Unterricht in der lateinischen Sprache. Am bekanntesten ist der Donat, ein Auszug aus der größeren Sprachlehre des römischen Grammatikers Aelius Donatus, das beliebteste Schulbuch des ganzen Mittelalters, das zuerst in Holland und wahrscheinlich in Haarlem schon vor 1440 mit Holztafeln gedruckt worden ist. Den holländischen Briefdruckern folgten sehr bald die flandrischen, die das Verfahren des Holztafeldrucks auch auf andere fast eben so beliebte Schulbücher anwendeten; das verbreitetste, welches die meisten Auflagen erlebte, war das Doctrinale des Alexander Gallus, eine Grammatik in Hexametern. Gründliche Untersuchungen der in einigen Bibliotheken (Paris, London, München, Haag, Haarlem, Leyden, Trier, Wolfenbüttel, Wien und Mainz) vorhandenen und noch hie und da auftauchenden Fragmente lieferten das wichtige Resultat, daß bis 1490 selbst an Orten, wo die B. längst eingeführt war, zur Vervielfältigung kleinerer Schriften Holztafeln angewendet wurden. Beispiele liefern der xylotypische Donat des Konrad Dinkmuth, Buchbinders und Briefdruckers zu Ulm, und ein 1482 zu München ganz in Holz geschnittener Beichtbrief.

Wie einst im Alterthum 7 Städte sich um die Ehre stritten, einen Homer geboren zu haben, so kämpften seit Jahrhunderten eine Anzahl Städte Deutschlands, der Niederlande und Italiens, nämlich außer Mainz und Straßburg Bamberg, Würzburg, Lübeck, Nürnberg, Augsburg, Schlettstadt, Basel, Haarlem, Dortrecht, Antwerpen, Brügge, Florenz, Rom, Venedig, Feltre und Bologna, um den Ruhm, die Geburtsstätte oder wenigstens die Herberge des Erfinders der B. gewesen zu sein. Doch kann nach den kritischen Forschungen der neueren Zeit in dem Kampf um die Ehrenpalme nur von den 4 Städten Haarlem, Straßburg Mainz u. Bamberg die Rede sein. Außerdem möchte nur noch Florenz, wo nach Dominico Manni („Della prima promulgazione de libri in Firenze etc.“, Florenz 1761) der Goldschmied Bernardo Cennini die B. gleichzeitig mit Faust in Mainz erfunden haben soll, Antwerpen, wo Ludwig von Vaelbecke (um 1300), und Brügge, wo Jean Briton als Erfinder hingestellt wird, anzuführen sein. Die Namen der vorzüglichsten Männer, denen man seit 3 Jahrhunderten das Verdienst der ersten Erfindung der B. zu vindiciren gesucht hat, sind außer den drei genannten: Pamfilio aus dem edlen Hause Castaldia, Gensfleisch (welchen man auch als eine von Gutenberg verschiedene Person aufgeführt findet), Coster, Gutenberg, Fust, Schöffer, Ulrich Han, Jenson, Mentelin, Pannartz, Regiomontanus, Gresmund, Pfister, Bämler, Zainer, Sweynheym. Während der drei letzten Decennien des 15. Jahrhunderts hielt man fast allgemein Johann Gutenberg aus Mainz für den Erfinder der B., wobei auch manchmal Schöffer, Faust oder Fust, Medinbach oder Meydenbach und Mentelin als seine Gehülfen genannt werden. Erst nach mehr als einem Jahrhundert erhoben sich in Holland Stimmen, welche dem mainzer Gutenberg die Palme des Ruhms nicht nur abstreiten, sondern ihn noch mit der Schmach des Diebstahls brandmarken wollten. So erzählte Hadrian de Jonghe (Junius, † 1576), ein gelehrter Arzt u. Historiograph der Staaten von Holland, in seiner zwischen 1562 und 1575 geschriebenen und zu Leyden 1588 gedruckten „Batavia“ (holländische Landesgeschichte), in Haarlem habe vor 128 Jahren Laurenz Janſſoon (Johanns Sohn), genannt Coster (Küster), einstmals während eines Spaziergangs in dem vor der Stadt gelegenen Gehölze zum Zeitvertreib Buchstaben aus Buchenrinde verkehrt ausgeschnitten, einige Zeilen zusammengefügt und als nützliches Spielzeug für die Kinder seines Schwiegersohns abgedruckt. Als

ein Mann von großem Verstande sei er durch diesen glücklichen Anfang zu höheren Entwürfen hingeleitet worden, habe vor Allem, zuerst mit seinem Schwiegersohne Thomas Peter, eine dickere u. haltbarere Tinte erdacht und hierauf ganze Tafeln mit Figuren und Schrift dargestellt. Die ersten Versuche dieser Art seien nur auf Einer Seite bedruckt und mit den Rückseiten zusammengeleimt gewesen, wie z. B. bei dem ersten Buche dieser Art, dem „Spiegel unseres Heils" („Spieghel onzer behoudenisse", Speculum humanae salvationis). Später habe er statt der hölzernen Formen bleierne u. endlich zinnerne verfertigt. Aus dem, was von diesen Buchstaben übrig geblieben, seien in der Folge Weinkannen gegossen worden, welche noch heute (1562 bis 1575) in dem laurenzschen Hause am Markte zu Haarlem aufbewahrt würden. Die Erfindung habe außerordentliches Glück gemacht, das Geschäft sei zu großem Umfang gediehen, und man habe Gehülfen angenommen, unter denen ein gewisser Johannes gewesen, der die kirchliche Feier der Christnacht benutzt habe, um aus den Werkstätten Buchstaben und sonstige Geräthe und Werkzeuge zusammenzupacken und damit zu entfliehen. Er sei erst nach Amsterdam, dann nach Köln und endlich nach Mainz gegangen, wo er in Sicherheit und Ruhe die Früchte seines Diebstahls genossen habe. Aus dieser Werkstätte seien dann schon 1442 das „Doctrinale" des Alexander Gallus sammt den Abhandlungen des Petrus Hispanus, und zwar mit denselben Buchstaben gedruckt, deren sich Laurenz zu Haarlem bedient habe, hervorgegangen. Eine bündige Zusammenstellung alles Vorhandenen gibt W. H. J. Baron Westrennen vom Tiellandt in „Verhandeling van het Uitvinding der Boekdrukkunst" ('s Haage 1809), mit dem Resultat, „daß vor 1436 mit in Holz geschnittenen Lettern zu drucken in Holland (er bestimmt keine Stadt) erfunden worden sei"; entschiedener äußert sich die „Verhandeling over het Uitvinding der Boekdrukkunst door Koster te Haarlem" in Tydenmans und van Kampens „Mnemosyne" (Stück I, Dortr. 1815). Die besten Sachwalter für Haarlem aber sind H. W. van Oosten de Bruyn, in „Geschiedenis der stad Haarlem", und Jakob Koning, in „Verhandeling over den Oorsprong, de Uitvinding, Verbetering en Volmaking der Boekdrukkunst" (Haarlem 1816), eine von der haarlemer gelehrten Gesellschaft für Kunst und Literatur gekrönte Preisschrift mit dem Supplement dazu: „Bydragen tot de Geschiedenis der Boekdrukkunst" (Haarl. 1818—23, 3 Stücke). Konings Arbeit ist besonders deshalb verdienstlich, weil er dem Zusammenhange der ältesten Druckversuche mittelst Holztafeln mit denjenigen durch bewegliche Typen zuerst die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt und die Entstehung der sogenannten costerschen Drucke aus eigener Wurzel in Holland überzeugend dargethan hat, worin ihm nicht nur die gleichzeitigen Urtheile des Briten Thomas Young Ottley in „An inquiry into the origin and early history of engraving upon copar and wood" (London 1816, 2 Bde.), welcher sich auf die Meinung seines Freundes Douce beruft, sondern auch der ausgezeichnete Bibliograph Friedrich Adolf Ebert in der Zeitschrift „Hermes" (Jahrgang 1823, Stück IV), in der „Halleschen allgemeinen Literaturzeitung" (Jahrg. 1828, Nr. 128), im 4. Band der „Encyklopädie" von Ersch und Gruber (S. 224—226), in den „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur u. Kunst der Vor-, Mit- u. Nachwelt" (Dresd. 1826, Bd. I, St. 2, Nr. 13, S. 120—139) &c. bestätigend und unterstützend zur Seite stehen. Angriffe gegen Haarlem machten: Lehne 1823, Lichtenberger, Dahl, K. A. Schaab und besonders J. Wetter in Mainz. Gegenkämpfe führten: Ebert, Koning u. J. Scheltemann in Utrecht. In den Schriften beider Parteien hat die Polemik selbst den Gedanken an die Möglichkeit einer Koincidenz der Erfindung zu gleicher Zeit in mehren Köpfen und an verschiedenen Orten nicht aufkommen lassen. Das Jahr 1840 brachte holländischer Seits nur die Schrift von P. J. B. Dousseau: „De Boekdrukkunst en derzelven Uitvinder Laurens Janszoon Coster" (Amsterd. 1840).

Straßburg kommt auf zweierlei Wegen dazu, für den Geburtsort der B. gehalten zu werden, indem man entweder Johann Mentel (Mentelin) als Erfinder aufstellt, oder behauptet, Gutenberg habe in dieser Stadt die ältesten Versuche seiner Kunst gemacht. Für die erste Meinung entschied sich Adam Schrag (1640), gestützt auf die Chroniken Speckels, Gebwilers und Spiegels. Er fand eine Unzahl wortgetreuer Nachredner, bis der gelehrte Schöpflin in seinem „Vindiciae typographicae" (Straßburg 1760) zwar der Stadt Haarlem u. ihrem Coster die Erfindung des Tafeldrucks, der Stadt Mainz und Peter Schöffer die der gegossenen Lettern zuerkannte, für Straßburg u. Gutenberg aber die erste Idee der hölzernen beweglichen Buchstaben, mithin die ältesten Produkte der eigentlichen B. in Anspruch nahm. Schöpflin fand tüchtige Nachfolger in Jakob Oberlin („Exercice public de Bibliographie ou essai d'annales de la vie de Gutenberg", Straßburg an X [1801]) u. Joh. Friedrich Lichtenberger („Initia typographica", Straßburg 1811, und „Geschichte der Erfindung der B. zur Ehrenrettung Straßburgs und zur vollständigen Widerlegung der Sagen von Haarlem &c.", das. 1825), welcher Straßburg die Wiege, Mainz die Erzieherin der Kunst, Hollands Ansprüche aber von einem irregeleiteten Patriotismus erfundene Sagen nennt. Zu der letzten Jubelfeier der Erfindung der B. erschienen von Léon de Laborde: „Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie" (Paris 1840) und „Débuts de l'imprimerie à Strasbourg ou recherches sur les travaux mystérieux de Gutenberg dans cette ville et sur le procès qui lui fut intenté en 1439 à cette occasion" (das. 1840). Für Mainz haben sich schon vor Jahrhunderten nicht nur viele Chronisten und Schriftsteller bestimmt erklärt, sondern die meisten geben auch bestimmt 1440 als das Jahr der Erfindung an. Dasselbe Zeugniß für Mainz legen auch die meisten Schlußschriften der frühesten Inkunabeln ab, z. B. des „Catholicon" von Joannis de Janua (1460), des „Liber Sextus Decretalium" (1465), der „Institutionen" Justinians (1468), der „Grammatica Vetus rhythmica" (1468), des „Hortus Sanitatis", gedruckt von Jakob Medinbach (1491), des schöfferschen „Missale Cracoviensis ecclesiae" (1487), des „Appulejus", gedruckt von Johann von Winternheim (Wien 1497) &c. Das Jahr der Erfindung beweglicher Lettern wird von dem gerichtlichen Instrument des Notars Ulrich [Helmasperger, dem Lobgedicht es Bergallanus,

der handschriftlichen Chronik der Stadt Nürnberg, ferner von Gassari in den bis 1576 fortgeführten „Augsburger Annalen", besonders aber vom Abt Tritheim, dem Zeitgenossen und Freunde Peter Schöffers, in den „Annalen des Klosters Hirschau" (II, 421) auf 1450 festgesetzt. In neuerer Zeit haben nicht nur die gelehrten Franzosen Naudé, Lacaille, Chevillier, Catherinot, Oudin, Maittaire, Mercier, Abbé de St. Leger, Daunou, Van Praet, Lambinet, Peignot ꝛc., sondern insbesondere die deutschen Bibliographen Bernhard von Malinkrodt in Münster, Chr. Heinr. Senkenberg, Georg Christian Joannis und Stephan Alexander Würdtwein in Mainz, Georg Wolfgang Panzer in Nürnberg, Chr. Gottl. Schwarz in Altorf, Johann Dav. Köhler in Göttingen, von Heinecken in Dresden und selbst Prosper Marchand im Haag sich auf das Entschiedenste für Mainz ausgesprochen. Den Ansichten dieser Männer traten bei: J. G. Immanuel Breitkopf („Abhandlung über die Geschichte der B.", Leipzig 1779), Zapf („Aelteste Buchdr.-Gesch. von Mainz", 1790), Gotth. Fischer („Essai sur les monuments typographiques etc.", Mainz im J. X), K. A. Schaab („Geschichte der Erfindung der B. durch Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg ꝛc., mit mehr als dritthalbhundert noch ungedruckten Urkunden", Mainz 1830), Joh. Wetter („Kritische Geschichte der Erfindung der B.", das. 1836, mit 13 Tafeln Facsimiles) und John Jackson („Treatise on Wood Engraving, historical and practical", Lond. 1839). Auch das Jubelfest von 1840 hat die Zahl der Streit- u. Beweisschriften, die für Mainz in die Schranken traten, bedeutend vermehrt. Die patriotischen Kämpfe der mainzer Gelehrten abgerechnet, sind besonders anzuführen: Otto August Schulz, Gutenberg oder die Erfindung der B. ꝛc., Leipzig 1840; K. M. Eb, Kurzgefaßte Geschichte der B., Hamburg 1840. Das Hauptwerk aus dieser Periode ist die „Geschichte der B." von Falkenstein, die sich ebenfalls für Mainz und Gutenberg ausspricht. Viele hierher gehörige Aufsätze hat das von Naumann in Leipzig herausgegebene „Serapeum" geliefert.

Lange Zeit blieb Bamberg als vorgebliche Wiege der B. vergessen, bis Camus („Notice d'un livre imprimé à Bamberg en 1462 par Albert Pfister et contenu dans un volume arrivé à la bibliothèque nationale au mois de pluviose an VII", Paris 1791) wieder darauf aufmerksam machte; Placidus Sprenger führte dies in seiner „Aeltesten Buchdruckergeschichte von Bamberg ꝛc." (Nürnberg 1800) weiter aus, worauf H. J. Jäck in seiner „Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg" (Bamberg 1835) und in der „Denkschrift für das Jubelfest der B. zu Bamberg, am 24. Juni 1840" (Erlangen 1840) dem Formschneider Pfister die Ehre eines zweiten Erfinders der Typographie mit schlagenden Beweisgründen vindicirte. Als Endergebniß der Ansprüche Hollands und Deutschlands stellt sich heraus, daß ein Küster zu Haarlem, den die Sage „Lorenz, Sohn des Johann" nennt, und welcher das Gewerbe eines Briefdruckers betrieb, bald nach 1440 nicht nur auf selbstständigem Wege Bücher in Holztafeln schnitt, sondern auch metallene Lettern zum Druck anwendete, und daß die bis 1470 in Holland erschienenen undatirten xylographischen und typographischen Denkmäler, deren man ungefähr 20 kennt, wenn nicht sämmtlich seine eigenen Werke, doch wenigstens die Arbeiten seiner Schüler sind. Alles Uebrige aber verdient weniger Glauben, weil es theils mit anderen Thatsachen nicht in Uebereinstimmung steht, theils Mißverständniß und Unkunde verräth. Faßt man nämlich die frühesten Druckversuche selbst, die xylographischen Bücher, welche in Hinsicht auf Zeit u. Ort der Entstehung nur durch Vergleichung von Bild, Schrift u. Druckart unterschieden werden können, prüfend ins Auge, so verrathen die ersten Ausgaben, z. B. der Armenbibel, des Hohenlieds, der Apokalypse u. des Heilspiegels, offenbar holländischen Ursprung, oder weisen wenigstens entschieden auf den Niederrhein hin. Die Typen der costerschen Druckwerke und der seiner Erben u. Nachfolger sind zwar in der Größe von einander verschieden, immer aber in dem Hauptcharakter übereinstimmend und von jeder anderen Schriftgattung der frühesten mainzer, kölner, bamberger u. straßburger Officinen so verschieden, daß sie durchaus keiner der ersten deutschen oder niederländischen, selbst nicht der ersten haarlemer Buchdrucker, zwischen 1483 u. 1486 gleichkommen, sondern vielmehr den damals weit verbreiteten Handschriftenductus des burgundischen Reichs zum Vorbilde haben. Blieb somit die holländische Erfindung für sich abgeschlossen ohne weiteren Einfluß auf die Nachbarstaaten, oder begann, in den Niederlanden von den deutschen Zunftgenossen überflügelt, sowohl in der Form, als in der Anwendung der Typen der deutschen Kunst zu weichen, während sich die letztere mit unglaublicher Schnelligkeit nach allen Richtungen hin fast über alle Staaten Europa's verbreitete, so tritt jene mit ihrem Coster in dem großen Entwickelungsbilde der neuen Kunst bescheiden in den Hintergrund, und Mainz und sein Gutenberg bilden den Glanzpunkt des Gemäldes.

Johannes Gutenberg wurde nach gewöhnlicher Annahme 1397 geboren. Schon 1424 befand er sich aber in Straßburg, wohin er in Folge eines Parteikampfes von Mainz übersiedelte. Wenn sich auch aus Allem, was über Gutenbergs Aufenthalt in Straßburg erforscht ist, noch keineswegs mit Gewißheit ergibt, daß er schon damals Druckversuche mit beweglichen Lettern gemacht habe, so läßt sich doch eben so wenig verkennen, daß Zeugenaussagen in alten Gerichtsakten von einem Prozesse Gutenbergs gegen einen straßburger Bürger, die 1745 von Schöpflin im straßburger Archiv aufgefunden worden sind, wenigstens auf die ersten Anfänge eines Druckapparats mit beweglichen (gegossenen) Lettern zu Straßburg hindeuten. Gesteht man aber auch der Stadt Straßburg die Ehre zu, daß in ihr vor allen deutschen Städten die ersten Versuche der eigentlichen B., wenn auch nur in ihren rohesten Anfängen, gemacht worden sind, so bleibt der Nebenbuhlerin Mainz um nichts minder der Ruhm, die unvergleichliche Kunst durch bewundernswürdige Leistungen zuerst ins Leben treten gesehen zu haben und somit auch die Wiege der Typographie zu sein. Gutenberg blieb in Straßburg bis gegen Ende 1444. Aus dem ganzen Zeitraum von 1440—44 weiß man über ihn weiter nichts, als daß er, nachdem die gemachten und wahrscheinlich nicht gelungenen typographischen Versuche sein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten, noch mehrmals zu neuen Anlehen genöthigt worden war. Zu Ende 1444 oder Anfangs

1445 kam Gutenberg wieder nach Mainz, ohne in Straßburg einen förmlich ausgebildeten Schüler oder ein Produkt seiner Kunst zurückgelassen zu haben. In Mainz gestaltete sich anfangs sein Leben und Schaffen nicht freundlicher als in Straßburg. Das Einzige, was wir aus der Zeit von 1445—50 von ihm wissen, ist, daß er auch hier genöthigt war, den Aufwand, welchen seine Versuche erforderten, mit fremdem Gelde zu decken. Er suchte und fand einen thätigen und reichen Gesellschafter in Johann Fust oder Faust, einem der reichsten Bürger von Mainz, mit dem er am 22. August 1450 einen Gesellschaftsvertrag schloß, nach welchem Fust an Gutenberg 800 Gulden in Gold zu 6 Procent Zinsen abgeben, Gutenberg damit seine Officin einrichten und alles darin befindliche Werkzeug dem Fust als Unterpfand für die vorgeschossenen 800 Gulden dienen sollte. Blieben sie später nicht einig, so sollte Gutenberg dem Fust die 800 Gulden wiedergeben und das Werkzeug dann wieder hypothekfrei sein 2c. Darauf ging Gutenberg von Neuem an sein großes Werk und scheint auch hier nicht nur den Tafeldruck mit Erfolg ausgeübt, sondern auch das Drucken mittelst beweglicher hölzerner Buchstaben bewerkstelligt zu haben. Die meisten Schwierigkeiten aber scheint ihm die Bereitung einer hinlänglich zähen Schwärze („Tinte") gemacht zu haben. Auch nach dem Abschluß des Vertrags mit Fust druckte Gutenberg noch eine Zeitlang mit festen Holztafeln, weil für gewisse Gegenstände, wie z. B. für ABCdarien, Schulbücher und besonders für Ablaßbriefe, der Tafeldruck weit wohlfeiler und geeigneter war, als der Druck mit beweglichen Buchstaben. Von den Holztypen aus der gutenberg-fustschen Werkstatt haben sich einzelne bis auf unsere Zeit erhalten. Sie sind aus Birnbaumholz, etwa 1½ Zoll hoch, viereckig und haben oben ein Loch, um sie an einen Faden oder Draht anreihen zu können. Jetzt gehören derartige Exemplare selbst in Mainz zu den größten Seltenheiten, weil der alte Gebrauch, jedem Buchdruckerlehrling bei seiner Lossprechung einen dieser gutenbergschen hölzernen Buchstaben zum Andenken zu übergeben, ihre Zahl nothwendig mit jedem Jahre sehr vermindern mußte. Gutenbergs erste Drucke in Mainz waren wahrscheinlich Abcdarien, kleine lateinische ABCbücher für den Schulgebrauch, von denen sich jedoch nur wenige Fragmente erhalten haben, Horarien, kleine Gebetbücher, von denen sich kein einziges vollständiges Exemplar erhalten hat, Konfessionalien, sogenannte Beichtspiegel, Verzeichnisse aller nur denkbaren Sünden, die ein Mensch begehen kann, Donate, Auszüge aus der Grammatik des Ael. Donatus, wovon außer einem einzigen vollständigen Exemplar in der kaiserlichen Bibliothek in Paris nur Fragmente erhalten sind. Wie mangelhaft der Abdruck eines aus Holztypen bestehenden Satzes gewesen sein muß, läßt sich leicht begreifen, wenn man erwägt, daß die Buchstaben, von denen jeder einzeln geschnitzt werden mußte, sich nie einander völlig gleich sein konnten und also auch keinen ganz gleichmäßigen Druck zuließen. Gutenbergs nächster Schritt war der Versuch, die Lettern statt aus Holz in Metall zu schneiden. Da aber auch das Schneiden der Metalltypen aus freier Hand zu viel Zeit erforderte, und die Buchstaben wegen der unvermeidlichen Ungleichheit nie ein richtiges Verhältniß zu einander bekamen, so gerieth Gutenberg endlich auf den Gedanken, der seine Kunst zur höchsten Ausbildung befähigte, nämlich auf die Erfindung der Schriftgießerei. Wie einfach und naheliegend uns auch dieser Gedanke erscheinen mag, so bedurfte es noch sehr vielfacher und bedeutender Versuche, um das zweckmäßigste Material der Patrizen und Matrizen und der daraus zu gewinnenden Lettern, sowie die beste Einrichtung der Gießform und so vieler anderen Apparate zu finden. Die Zeit dieser Erfindung setzt Falkenstein in den Anfang des 5. Decenniums des 15. Jahrhunderts, weil sich aus einer Urkunde ergibt, daß Fust am 6. December 1452 dem Gutenberg abermals 800 Gulden vorgeschossen habe, und weil es bei dem eigennützigen und vorsichtigen Charakter Fusts einleuchtend ist, daß er wohl schwerlich dieses zweite Kapital aufs Spiel gesetzt haben würde, hätte Gutenberg die gemachte Erfindung des Schriftgießens und Setzens nicht schon bis auf den Punkt gebracht, daß er ihm eine sichere Aussicht auf das Gelingen eines ganzen Bibeldrucks und mithin einen erheblichen Gewinn und einen glänzenden Erfolg hätte in Aussicht stellen können. Uebrigens scheint Gutenberg selbst noch mehr als Fust in das Geschäft verwendet zu haben, „denn (so erzählt Tritheim in den „Annalen des Klosters Hirschau" bei 1450) als sie (Gutenberg und Fust) beschäftigt waren, die Bibel zu drucken, hatten sie schon mehr als 4000 Gulden ausgegeben, ehe sie noch das dritte Quaternion (Lage von je 4 Bogen, also den 12. Druckbogen) zu Stande gebracht". Nachdem Gutenberg die Werkstatt endlich mit dem nöthigen Apparat an Lettern, Pergament, Papier, Schwärze, Pressen 2c. versehen, begannen sie um 1452 den Druck einer lateinischen Bibel (Biblia latina vulgata), welcher gegen Ende 1455, nach unzähligen Versuchen und großen Bemühungen, in 2 Foliobänden von 650 Blättern vollendet wurde. War in diesem Erstlingswerk der B. der Druck noch vielfach mit Mängeln behaftet, da man noch keinen vollkommenen Letternguß zu erzielen vermocht hatte, so war doch der erste Schritt gethan u. der Weg dahin gebahnt. Der Mann aber, dem diese Verbesserung vorbehalten war, ist Peter Schöffer von Gernsheim, ein tüchtiger Schönschreiber und in der Kunst des „Illuminirens" und „Rubricirens" wohl erfahren, der bis dahin in Paris gelebt hatte und nun in der Heimat als „Famulus" in den Dienst des reichen Johann Fust trat. Statt, wie bisher geschehen, die Matrizen zu gießen, schlug er sie mittelst eines Stahlstempels (Bunze), auf welchen der auszudrückende Buchstabe erhaben geschnitten war, in dünne Kupfer- u. Messingblättchen u. erzielte durch dieses eben so leichte als sinnreiche Verfahren nicht nur einen schnelleren Guß, sondern auch völlige Gleichheit, Schärfe und Schönheit der Buchstaben. Auch die von Gutenberg aus Lampenruß mit Wasser und Leim zubereitete Druckerschwärze, die weder Glanz, noch Kraft hatte, durch jede Feuchtigkeit aufgelöst wurde und mit der Zeit abfiel, befreite Schöffer von diesen Mängeln durch einen Zusatz von Oel. Um den aus diesen neuen Verfahrungsweisen zu erwartenden Gewinn gemeinschaftlich mit Schöffer auszubeuten, gab er ihm seine Tochter zur Frau, und da er wußte, daß Gutenberg den Rest seines Vermögens in das gemeinschaftliche Geschäft verwendet hatte und nicht im

Stande war, die ihm vorgeschossenen Gelder auf der Stelle zurückzuzahlen, so wartete er nur so lange, bis der Druck jenes Werks, auf welches schon so große Summen verwendet worden, seine Vollendung erreicht haben würde, um den ersten besten Vorwand zur Trennung von Gutenberg zu benutzen, mit seinem Eidam eine eigene Officin zu errichten u. dem Erfinder der Kunst durch schönere Druckwerke, als derselbe damals liefern konnte, jede Möglichkeit der Konkurrenz abzuschneiden. Schon im Oktober 1455 hatte Fust eine Klage gegen Gutenberg eingereicht und von ihm die Zurückbezahlung seiner zu zwei verschiedenen Epochen in das Geschäft geliehenen 1600 Gulden nebst Zinsen und Zinseszinsen, im Ganzen 2026 Gulden verlangt. Der Spruch des Gerichts lautete dahin, Gutenberg solle Rechnung ablegen über alle Einnahmen und Ausgaben, welche er zur Hervorbringung von Büchern, für Pergament, Papier rc. gemacht habe, denn die Bücher sollten zu gemeinschaftlichem Nutzen verkauft werden. Wenn sich daraus ergebe, daß er mehr Geld empfangen, als ausgegeben, und zu eigenem Vortheile, so solle er das an Fust herauszahlen; Fust aber habe durch einen Eid oder rechtliche Kundschaft darzuthun, daß er das Geld selbst gegen Zinsen aufgenommen und nicht aus seinem eigenen Vermögen vorgeschossen habe. Könne er das erweisen, so solle ihm Gutenberg auch die Zinseszinsen bezahlen. Am 6. November 1455 legte Fust im großen „Refender" (Refektorium) des Barfüßerklosters den ihm vom Gericht auferlegten Eid ab und erhielt hierüber die verlangte Abschrift seines Rechtshandels. Obgleich es nach dem damals landesüblichen Gesetz streng untersagt war, Darlehen zu 6 Procent und Zinsen von Zinsen zu nehmen, so scheint doch das Gericht die einflußreiche Familie der Fuste in Mainz bei seinem Urtheilsspruch berücksichtigt und der Vollziehung den eiligsten Vorschub geleistet zu haben. Gutenberg bestritt zwar die Gültigkeit des Spruchs, und es entspann sich daraus ein Prozeß, welchen noch Fusts Nachkommen mit den Verwandten Gutenbergs fortsetzten; Fust selbst aber hatte seinen Zweck erreicht: Gutenberg konnte nicht bezahlen, und so wanderte denn das jenem verschriebene Unterpfand, u. zwar nicht bloß die Presse sammt allen Druckwerkzeugen, sondern auch die schon gedruckten Bogen der lateinischen Bibel und alles vorräthige Pergament und Papier, in Fusts Hände (Ende 1455). Während ihrer Verbindung hatten Beide zu Tage gefördert: verschiedene Ausgaben des Donat, von denen die kaiserliche Bibliothek zu Paris mehre besitzt, und die 42 zeilige Bibel in lateinischer Sprache (ohne Angabe des Jahres, Druckorts und des Typographen), die erste größere Frucht der neuen Erfindung. Letztere umfaßt 2 Foliobände, von 324 und 317 Blättern von 10 Zoll 8 Linien Höhe u. 7 Zoll 4 Linien Breite in gespaltenen Kolumnen ohne Seitenzahlen, Kustoden, Signaturen und Initialien, welche in den Pergamentausgaben in schönen Farben und Goldverzierungen, auf den Papierdrucken aber mit rothen und blauen oder beiden Farben abwechselnd eingemalt sind. Die Buchstaben sind die sogenannten kleinen Missaltypen, deren scharfe Ecken beweisen, daß es Metalltypen sind, sowie ihre allgemeine Gleichheit in allen einzelnen Formen für den Guß der Lettern zeugt. Nur durch die dicken Grundzüge und die eckige, oft längliche Gestalt sind sie von den späteren nach Schöffers verbesserter Methode verfertigten Typen unterschieden. Gutenberg hat, höchst wahrscheinlich auf Veranlassung Fusts, die Angabe des Druckorts, Druckers und Datums seinem Werke nicht beigefügt, weil die neue Kunst, Bücher durch den Druck zu vervielfältigen, noch geheim gehalten und das Werk zu den hohen Preisen der geschriebenen Bibeln verkauft werden sollte. Von diesem kostbaren Kleinode gibt es 6 Pergamentexemplare (in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, die sogenannte „Mainzer Benediktinerbibel", jetzt in 4 Bänden gebunden; in der königlichen Bibliothek zu Berlin, 2 Bände, mit buntgoldenen Initialien; in der Universitätsbibliothek zu Leipzig, 4 Bände; in der Bibliothek Barberini zu Rom, 2 Bände; in der Bibliothek des Lord Granville zu London und in der Bibliothek des Bierbrauers Parkins zu London; außerdem besitzt noch die königliche Bibliothek in Dresden ein Fragment und die Stadtbibliothek zu Mainz ein Blatt dieser Pergamentbibel); und 9 Exemplare auf Papier (in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris mit Aufschriften vom Vikarius Heinrich Cremer, 1456, ehedem Eigenthum des Kurfürsten von Mainz; in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien; 2 Exemplare in der königlichen Hofbibliothek zu München, aus den Klosterbibliotheken von Andechs u. Rothenbuch; in der Bibliothek zu Aschaffenburg, defekt; in der Bibliothek des mazarinischen Kollegiums zu Paris; in der Bibliothek des Lord Spencer zu Althorp; in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.; in der Universitätsbibliothek zu Leipzig und in der Stadtbibliothek zu Trier. Nachdem Gutenberg durch die Versuche zur Erfindung der B. sein Vermögen, durch den ungerechten Urtheilsspruch des Gerichts den sämmtlichen Druckapparat, durch Fusts ehrlose List auch die sämmtlichen Erstlingserzeugnisse seiner großen Erfindung verloren, stand er wieder am Anfang, zwar an Erfahrungen reicher, aber ärmer und hülfloser als vorher. Aber der Muth hatte ihn nicht verlassen, und mit ungebeugter Willens- und Thatkraft betrat er noch einmal den mühevollen Pfad. Bis 1460 weiß die Geschichte nichts Zuverlässiges über seine Arbeiten und Unternehmungen. Nach einem Berichte Johann Friedrich Fausts von Aschaffenburg in Köhlers „Ehrenrettung" soll sich Gutenberg von Mainz nach Straßburg begeben und hier einen eigenen Verlag gehabt haben. Jedoch kann er sich nur sehr kurze Zeit in Straßburg aufgehalten haben, denn wir treffen ihn schon in der ersten Hälfte von 1457 wieder zu Mainz. Hier setzte ihn ein allgemein hochgeachteter Mann, Konrad Hummer (Homery), durch Geldvorschüsse in den Stand, eine neue Werkstatt einzurichten. Auch diesmal mußte er zwar seine Druckerei nebst Werkzeug und allen Vorräthen als Unterpfand verschreiben, allein Hummer war kein Wucherer, sondern ließ den in Erwerbung von Glücksgütern unerfahrenen Erfinder bis zu seinem Tode im Besitze seiner Officin und Druckgeräthe. Das erste Werk, welches aus dieser neuen Presse hervorging, erschien erst 1460 auf Pergament und auf Papier, mit großen Initialund Versalbuchstaben, welche bei den Pergamentexemplaren weiß in Gold- und Purpurfarbe eingemalt sind. Es war das sogenannte Katholikon, oder: „Joannis de Janua Summa quae vocatur

Catholicon", eine zu jener Zeit sehr beliebte grammatisch-lexikalische Kompilation des Dominikanermönchs Johannis de Balbis von Genua. Dieses Werk, in groß Folio, mit fein gothischer Schrift, ohne Signatur, Kustoden, Blattzahlen und Anfangsbuchstaben, in gespaltenen Kolumnen von je 66 Zeilen, ist 374 Blätter stark und mit Typen gedruckt, welche augenscheinlich nach Peter Schöffers verbessertem Verfahren gegossen, aber mager, ungleich und schlecht geformt sind. In der Schlußschrift, in welcher nicht nur das Jahr, sondern auch der Ort des Drucks angegeben ist, fehlt abermals der Name des Druckers. Es ist jedoch nicht zweifelhaft, daß Gutenberg der Schöpfer dieses Werks sei, denn 1460 bestanden zu Mainz nur 2 Druckereien, die seinige und die fust-schöffersche; das Katholikon ist aber mit Buchstaben gedruckt, welche in keinem einzigen der von Fust und Schöffer gedruckten Bücher vorkommen, während sie sich in dem „Vocabularium latino-teutonicum" ganz genau wiederfinden, welches laut der Schlußschrift Heinrich und Nikolaus Bechtermünze 1467 zu Eltwyl im Rheingau gedruckt haben. Daß diese Druckerei in Eltwyl nur von Gutenberg herrühren könne, erhellt aus dem Umstande, daß Kurfürst Adolf II. von Nassau, welcher damals sein Hoflager in Eltwyl aufgeschlagen hatte, Gutenberg durch ein Dekret vom 18. Jan. 1465 in die Zahl seiner Hofleute aufnahm, wodurch letzterer die Veranlassung erhielt, seinen bisherigen Aufenthalt in Mainz mit dem in Eltwyl zu vertauschen, wozu noch kommt, daß Heinrich Bechtermünze 1464 seine Tochter Elsbeth an einen Vetter Gutenbergs, Jakob Gensfleisch von Sorgenloch zu Eltwyl, verheirathet hatte, wodurch Gutenberg mit Bechtermünze in Verwandtschaft gekommen und ohne Zweifel bestimmt worden war, seine Druckerei geradezu an diesen abzutreten, jedoch nur miethzinslich, da dieselbe dem Konrad Hummer in Mainz als Eigenthum verschrieben war. Außer dem Katholikon hat Gutenberg mit denselben Typen auch einen Ablaßbrief von 1461 gedruckt. Er starb zwischen dem 4. November 1467 und dem 24. Febr. 1468; näher ist der Todestag nicht zu bestimmen.

Nach der Trennung von Gutenberg legten Fust und Schöffer auf eigene Hand eine vollständig eingerichtete Druckerei an, nachdem sie Gutenbergs Druckerei aus dem Hofe „Zum Jungen" in Fusts neuerworbenes Haus „Zum Humbrecht" (Quintiusgasse) verlegt hatten. Im Besitze aller zum Druck von Gutenbergs lateinischer Bibel gebrauchten Lettern und anderer aus Fusts reichen Mitteln durch Schöffers Geschicklichkeit nach einem verbesserten Verfahren gegossenen Typen, brachten Beide binnen 18 Monaten ein Werk zu Stande, das noch jetzt als das herrlichste Denkmal der kaum erfundenen Kunst die Bewunderung aller Kenner erregt. Es ist dies das berühmte Psalterium von 1457, das erste Druckwerk der Welt, welches durch die Namhaftmachung des Druckers und des Druckorts, durch die Bezeichnung des Jahres u. Tages seines Erscheinens nicht nur eine vollständige Datirung, sondern auch die frühesten eingedruckten Initialien enthält u. an Schönheit, Genauigkeit u. Pracht nur von wenigen typographischen Erzeugnissen unserer Tage übertroffen wird. Es ist eigentlich ein Breviarium, denn es enthält weder eine vollständige Sammlung der Psalmen, noch diese in ihrer gewöhnlichen Ordnung, sondern mit Antiphonien, Responsorien, Kollekten &c. vermischt, nach der Folge der Sonn- und Festtage, an welchen sie abgesungen wurden. Die ganze Auflage ist auf schönes Pergament in großem Folioformat mit fortlaufenden Zeilen gedruckt; der erste Buchstabe B ist 3 pariser Zoll 5 Linien hoch und 4 Zoll breit und, gleich allen übrigen 305 großen, verzierten Anfangsbuchstaben, kunstreich in Holz geschnitten und mit ausgezeichneter Geschicklichkeit in zwei verschiedenen Farben gedruckt; viele dieser Buchstaben sind roth gedruckt und von blauen, andere blau gedruckt und von rothen Verzierungen umgeben. Gleiche Sorgfalt ist auf die Druckerschwärze gerichtet, und ebenso verdient die Schärfe der Lettern u. die Genauigkeit des Satzes Bewunderung. Von den 6 Exemplaren, in welchen das Psalterium jetzt noch existirt, besitzt das schönste und vollständigste die kaiserliche Hofbibliothek in Wien; die übrigen 5 sind zu Paris, Darmstadt, Dresden, Windsor u. in der spencerschen Bibliothek. Ein siebentes Exemplar, von Würdtwein 1787 in der Domkirche zu Mainz gefunden, später nach Aschaffenburg gebracht, und ein achtes, früher in der Stadtbibliothek zu Mainz, sind während des französischen Revolutionskriegs verschwunden. Eine zweite Ausgabe eben so prachtvoll wie die erste ausgestattet und in etwas größerem Format, erschien am 29. August 1459. Sie ist 136 Blätter stark, von denen 102 die 150 Psalmen, und zwar nach der Ordnung der Bibel, sammt Hymnen und Gebeten, und 34 die Vigilien, Vespern und die Gebete der vornehmsten Jahresfeste enthalten; mit Holzstöcken gedruckte zweifarbige Anfangsbuchstaben hat sie nur 293. Von dieser Ausgabe befinden sich 8 Exemplare in England, 3 in Deutschland u. eins in Frankreich. Peter Schöffer, der hier zum ersten Male Schoiffer und Clericus (Schreiber, Schriftsteller, Gelehrter) genannt wird, veranstaltete 1490 eine dritte, 1502 eine vierte und sein Sohn Johann 1516 eine fünfte Auflage des Psalteriums. Als drittes größeres Werk Fusts und Schöffers erschien am 6. Oktober 1459 „Guilelmi Durandi Rationale divinorum officiorum", ein typographisches Meisterstück, enthaltend eine Beschreibung der Ursachen und Bedeutungen der Kirchengebräuche im 13. Jahrhundert von dem Dominikanermönch Durandus. Dasselbe umfaßt 160 Blätter u. ist ohne Signaturen, Blattzahlen und Kustoden; jede Seite zählt 63 Zeilen in 2 Spalten; die Anfangsbuchstaben sind in einigen Exemplaren mit Holzformen roth u. blau gedruckt, in anderen mit Gold- u. Purpurfarben eingemalt. Von den ungefähr 50 noch vorhandenen Exemplaren befinden sich die 3 schönsten zu Wien, Paris und Rom. Das vierte Werk dieser Officin: „Constitutiones Clementis V Papae cum apparatu Joannis Andreae, beendigt am 25. Junius 1460 durch Fust und Schöffer", enthält die Dekretalen des Konciliums von Vienne und die Konstitutionen des Papstes Klemens V., die unter dem Namen „Clementinen" bekannt sind, nebst beigefügten Anmerkungen des Rechtsgelehrten J. Andreä zu Bologna. Es ist in einer neuen, aus der römischen und gothischen zusammengesetzten Schriftgattung mit rothen Summarien gedruckt und sehr selten. Nach diesem Werk ging aus der fust-schöfferschen Presse hervor das „Manifest des Erzbischofs von Mainz, Diether von Isenburg, gegen Adolf von Nassau", erlassen am 4. April 1462. Wahr-

scheinlich um Gutenbergs 1460 erschienenes „Katholikon" zu übertreffen, begannen beide Verbesserer der B. mit ganz neuen, von Schöffer geschnittenen und gegossenen Lettern den Druck der „Biblia sacra latina vulgatae editionis ex translatione et cum praefatione S. Hieronymi", welche in 2 Großfoliobänden am 14. August 1462 vollendet und in allen Exemplaren mit den Wappenschildern Fusts und Schöffers bezeichnet ist. In typographischer Schönheit nimmt sie vor allen gedruckten Bibeln den höchsten Rang ein. Sie enthält im ersten Band 242, im zweiten 239 Blätter, mit zwei Kolumnen von je 48 Zeilen, und ist ohne Blattzahlen, Signaturen u. Kustoden. In den Pergamentexemplaren sind die Anfangsbuchstaben zum Theil in Roth und Blau, zum Theil in Gold und Purpur hineingemalt; in den Papierexemplaren ist der Raum leer. Von dieser Bibel existiren noch gegen 70 Exemplare. Nicht lange nach der Vollendung dieses Prachtwerks führte die Fehde zwischen dem Erzbischof Diether u. dem zu seinem Nachfolger ernannten Adolf von Nassau eine für Mainz höchst traurige, für die Entwickelung und schnellere Verbreitung der B. jedoch sehr wichtige Katastrophe herbei. Bei dem nächtlichen Ueberfall der Stadt durch Adolf von Nassau hatte dieser den bewohntesten Theil der Stadt in Brand gesteckt: mit ihm ging auch Fusts u. Schöffers Werkstätte in Feuer auf, und ihre wie Gutenbergs Arbeiter brachten, obwohl sämmtlich durch einen Eid an die Bewahrung des Geheimnisses gebunden, bei ihrer Flucht aus Mainz nach allen Weltgegenden hin zerstreut, gleichzeitig an viele Orte die Segnungen der neuen Kunst.

Der dritte Mitbewerber um die Ehre der Erfindung, neben Coster und Gutenberg, der aber erst in unserer Zeit Anerkennung gefunden hat, ist Albrecht Pfister zu Bamberg (geboren um 1420, † um 1470). Wahrscheinlich war derselbe ursprünglich ein Formschneider und Briefdrucker, wie die in mehren seiner Werke angebrachten Holzschnitte, sowie viele größere xylographische Erzeugnisse, die nur ihm zugeschrieben werden können, beweisen. Seine Drucke mit beweglichen Typen, die sich bis 1572 verfolgen lassen, haben zu der Folgerung Veranlassung gegeben, daß er entweder ein Arbeiter Gutenbergs gewesen, aber kurz nach des letztern Trennung von Fust Mainz verlassen, oder daß er die Kunst, mit beweglichen Metalltypen zu drucken, gleichfalls sich selbst zu verdanken habe. Pfisters Type hat mit der Gutenbergs den oberdeutschen Charakter gemein, ohne aber aller Eigenthümlichkeit zu entbehren, denn besonders die Anfangsbuchstaben stehen in Form und Größe für sich selbstständig da. Pfisters erste typographische Erzeugnisse waren, wie bei Coster und Gutenberg, Schul- und Gebetbücher. Noch bis auf unsere Zeit haben sich Donat und andere Fragmente aus seiner Werkstatt erhalten. Wichtiger aber sind für die Geschichte der B. folgende seiner Werke: Ablaßbriefe, von 1454 und 1455, vom Papst Nikolaus V. zu Gunsten des von den Türken bedrängten Königs Johann II. von Cypern ausgeschrieben. Die Formelanfänge und die Worte „Universis" und „Paulinus" sind mit Missalbuchstaben, alles Uebrige ist mit kleiner Schrift gedruckt. Für den Namen des Kaisers, sowie des Orts und Tages, an welchem der Ablaß ertheilt wurde, ist ein weißer Raum gelassen, welchen man alsdann mit der Feder ausfüllte. Die merkwürdigsten Exemplare befinden sich in Kassel, Leipzig (Universitätsbibliothek), Althorp (spencersche Bibliothek), Bristol (heywoodsche Bibliothek); auch das schelhorn-meermannsche Exemplar hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. „Eyn manūg d' cristēheit widd' die Durkē", von 1454 bis 1455, eine Art Kalender für 1455 mit einer geistlichen Mahnung gegen die Türken, welche kurz vorher Konstantinopel erobert hatten, mit ähnlichen Typen wie die sogenannte 36zeilige Bibel, wahrscheinlich Ausgangs 1454 gedruckt. Dieses Werk besteht aus 9 Quartseiten von 20—21 Zeilen und nimmt neben den Ablaßbriefen unstreitig den ersten Rang unter den ältesten datirten Druckdenkmälern ein. Ein Exemplar befindet sich auf der münchener Bibliothek. Ein Kalender von 1457, 1830 von Gotth. Fischer zu Mainz aufgefunden, aus Einem Folioblatt bestehend und in der sogenannten kleineren Missaltype nur auf Einer Seite gedruckt. Ein Exemplar findet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Die lateinische sechsunddreißigzeilige Bibel, zwischen 1456 u. 1460 gedruckt, 881 Blätter mit 2 Kolumnen auf jeder Seite zu 36 Zeilen in 3 Foliobänden, ohne Angabe des Druckers u. des Druckorts, an Größe u. Vollendung der Lettern Gutenbergs 42zeilige Bibel übertreffend, wird auch die „schelhornsche Bibel" genannt, weil Schelhorn zuerst eine Beschreibung und ein Facsimile davon geliefert hat. Exemplare besitzen die Bibliotheken zu Paris, London und Stuttgart, die Universitätsbibliotheken zu Leipzig u. Jena, die Bibliothek zu Wolfenbüttel und die Privatbibliotheken Lord Spencers u. Charles Jankinsons in England. Bamberg hat nur 10 Blätter davon. Boners Edelstein oder Fabelbuch, in deutschen Reimen, von 1461, das erste deutsche Buch mit voller Bemerkung des Orts u. Jahres, besteht aus 88 Blättern ohne Titel, Anfangsbuchstaben, Blattzahlen, Kustoden u. Signaturen. Jede ganze Blattseite enthält 25 Zeilen. Ueber jeder der 85 Fabeln steht ein Holzschnitt nebst einer männlichen Figur, die sich jedesmal in völlig gleicher Zeichnung wiederholt. Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa fort. Das beste Exemplar wurde von dem Direktor der dresdener Kupferstichgallerie, von Heinecken, in der wolfenbütteler Bibliothek entdeckt, später durch Denon nach Paris entführt, nach der Eroberung von Paris aber wieder heimgebracht; ein zweites Exemplar besitzt Franz Xaver Stöger in München. Die sieben Freuden Mariä, wie das folgende ein Unicum und eine der Hauptzierden der münchener Hofbibliothek, aus 9 Blättern von gleicher Größe bestehend, von welchen 5 je 15 Zeilen Text, 4 auf jeder Seite einen Spielkarten ähnlich illuminirten Holzschnitt enthalten. Schrift und Bild stehen sich stets einander gegenüber. Die Zwischenräume zwischen den Figuren sind durch Blumen und Arabesken ausgefüllt, die Holzschnitte in der sogenannten „geschrotenen" Manier ausgeführt, wo das Bild mittelst des Bunzens in eine Metallplatte eingetrieben wird. Die Leidensgeschichte Jesu, 21 Blätter, von denen 11 die 20 Holzschnitte und 10 je 14 Zeilen Text enthalten, welcher mit gegossenen Missaltypen von vorzüglicher Schärfe gedruckt ist. Die Bilder sind weiß auf schwarzem Grund. Das Erscheinen dieser beiden kostbaren Denkmäler der ältesten

Druck- und Schneidekunst fällt in die Jahre 1450 bis 1460. Das Buch der vier Historien, von 1462, ist ein bibliographisches Kleinod, welches die biblischen Geschichten von Joseph, Daniel, Esther und Judith enthält, aus 58 Blättern Text in klein Folio mit 61 Holzschnitten besteht und mit den Typen der sechsunddreißigzeiligen Bibel gedruckt ist, die aber schon sehr stumpf und an den Kanten, Ecken und Spitzen bedeutend abgenutzt sind. Von den zwei einzigen bis jetzt aufgefundenen Exemplaren dieses Werks ist das eine (zu Augsburg entdeckt) jetzt in der k. Bibliothek zu Paris, das andere (früher im Karmeliterkloster zu Würzburg) im Besitz des Lord Spencer. Die Allegorie auf den Tod oder Klagen gegen den Tod (ohne Datum) ist ein Büchlein von 24 Kleinfolioblättern, mit 5 Holzschnitten, 28 Zeilen Text auf der vollen Seite. Die Typen sind identisch mit der Druckweise der pfisterschen Officin, die Initialien, wie in den meisten Inkunabeln, eingeschrieben. Zwei vollständige Exemplare sind in der pariser Bibliothek und in Wolfenbüttel; außerdem besitzt Bamberg 4 Blätter und Lord Spencer den 5. Holzschnitt. Vom Rechtsstreit des Menschen mit dem Tode (ohne Angabe des Druckorts und der Jahrzahl), von dem Vorigen nur der Form nach verschieden, wahrscheinlich nur eine andere Ausgabe davon, 23 Blätter klein Folio und ohne Holzschnitte, bewahrt Wolfenbüttel ein Exemplar, Bamberg ein Bruchstück. Die Armenbibel, wahrscheinlich 1462 gedruckt, 14 auf beiden Seiten bedruckte Folioblätter mit 70 Holzschnitten enthaltend, wurde lange Zeit für einen Holztafeldruck gehalten, indeß sind jetzt die Typen als mit denen der übrigen pfisterschen Drucke identisch erwiesen. Die wenigen erhaltenen Exemplare sind zu Wolfenbüttel, Paris und in Spencers Sammlung. Die Biblia Pauperum, wahrscheinlich 1462 gedruckt, ist von dem vorigen Werke nur durch die lateinische Sprache, in welcher der Text gedruckt ist, verschieden. Das einzige bis jetzt aufgefundene Exemplar besitzt Lord Spencer. Belial oder der Trost der Sünder (deutsch, aber ohne Angabe des Jahres), wahrscheinlich die erste Ausgabe dieses sehr oft u. in vielen Uebersetzungen gedruckten Buches des Jacobus de Theramo, welches Belials Klage oder „die rechtliche Ueberwündung cristi wider sathan" zum Gegenstand hat, besteht aus 90 Blättern klein Folio, 18 Zeilen auf der vollen Seite, ohne Blattzahl, Kustoden und Signaturen. Auf dem letzten Blatt nennt sich der Drucker: „Albrecht pfister zu Bamberg". Auf welche Weise diese Werke Pfisters nach und nach entdeckt worden sind, erzählt schon Sprenger in seiner „Buchdruckergeschichte von Bamberg" (Nürnberg 1800). Aus derselben und aus seinen Druckwerken geht hervor, daß Pfister, mit dem xylographischen Bücherdruck anfangend, ohne erweislichen Einfluß von anderwärts durch eigenes Streben den Uebergang von jenem zu dem mit gegossenen Typen gefunden und nur darin hinter den ersten drei mainzer Druckern zurückgeblieben ist, daß er nicht über eine große Missaltype von einerlei Gattung hinaus zum Gusse kleinerer Lettern gelangen konnte, womit das schöfersche Verfahren die neue Kunst bereichert hat. Ueber seine Lebensumstände sind nur Vermuthungen vorhanden; nach 1462 verschwindet nicht nur jede Spur von ihm, sondern auch in Bamberg 19 Jahre lang jede Spur einer Druckerei.

Als die Tage des Schreckens in Mainz vorüber waren, gingen auch Fust und Schöffer an den Wiederaufbau ihres zerstörten Geschäfts, und es gelang ihren rastlosen Anstrengungen, in kurzer Zeit ihre Werkstätten wieder mit Geräthschaften und Arbeitern auszurüsten. Das erste Druckwerk, welches ihre neue Presse verließ, war der „Ablaßbrief des Papstes Pius II. oder Bulla cruciata Sanctissimi Domini nostri Papae contra Turchos" (datirt: Rom, den 11. November 1463), zugleich deutsch in 8 Folioblättern unter dem Titel: „Dis ist die Bull zu dütsch die vnser allerheiligster vatter der babst Pius herusz gsant hait widder die snoden vngläubigen turken". Zwei Jahre später erschien: „Bonifacius VIII. Liber Sextus Decretalium, Mainz, 17. December 1465", eine Fortsetzung der auf Befehl Gregors IX. gesammelten fünf Bücher der Dekretalien (daher Liber Sextus), 141 Blätter. Fast gleichzeitig mit dem vorigen Werke ging „M. T. Cicero de officiis Libri III. Paradoxa et Versus XII Sapientium, Mainz 1465", die erste Ausgabe eines alten Klassikers, aus ihrer Presse hervor. Mit den Typen des „Durandi Rationale" gedruckt, nimmt sie 88 Blätter in klein Folio ein, ist ebenfalls ohne Signaturen, Kustoden, Seitenzahlen und hat außer dem Punkt keine Interpunktionszeichen. Zugleich finden sich hier in den griechischen Sentenzen der Paradoxen die ersten gedruckten griechischen Buchstaben. Eine zweite Auflage dieses Werks erschien am 4. Februar 1466. In demselben Jahre kam die „Grammatica vetus rhythmica", auch „Rudimenta grammatices" genannt, Mainz 1466, 11 Folioblätter, zum Vorschein. Von diesem werthvollen Erstlingsdruck besitzt ein Exemplar die k. Bibliothek zu Paris, das andere verkaufte die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. dem Lord Spencer für 1900 Gulden. In diese Zeit fällt Fusts Tod, der wahrscheinlich zu Paris erfolgte, wohin er zwischen März und Juli 1466 mit einer Ladung seiner Verlagswerke gegangen war. Peter Schöffer setzte das Geschäft mit unermüdetem Eifer fort. Schon am 6. März 1467 erschien „S. Thomae Aquinatis secunda secundae" ohne Signaturen, Kustoden, Blattzahlen und Anfangsbuchstaben, mit den Lettern der Bibel von 1462 gedruckt. Am 8. Oktober desselben Jahres hatte er eine 2. Auflage von „Clementis V pont. max. Constitutiones" und schon am 24. Mai 1468 die Princeps des berühmten Rechtsbuchs „Justiniani Institutiones cum glossa" vollendet. In diesem Werk tritt zum ersten Male Schöffer mit dem ehrlichen Geständniß hervor, daß Gutenberg und Fust die ersten Buchdrucker gewesen, bemerkt aber zugleich, daß er selbst sie in der Kunst, die Buchstaben zu schneiden und zu gießen, übertroffen habe. Auch diese Ausgabe der Institutionen ist kostbar ausgestattet. Sowohl die Summarien, als die Schlußschrift sind mit glänzend rother Farbe meisterhaft gedruckt. Mit den Psalterien von 1457 u. 1459, sowie mit der Bibel von 1462 zusammengehalten, dringt sie dem Beschauer die Bemerkung auf, daß die B., so überraschend ihre Leistungen in der Gegenwart auch immer sein mögen, doch nicht in dem Grade sich vervollkommnet hat, als deren fast unglaubliche Riesenfortschritte im ersten Jahrzehnt ihrer Entstehung erwarten ließen. Unter

Schöffers zahlreichen übrigen Werken erwähnen wir nur noch: „S. Hieronymi epistolae“, 2 Bde., gr. Fol., 1470; „Valerius Maximus, liber factorum etc.“, Fol., 1471; „S. Augustinus, de civitate dei“, gr. Fol., 1473; „Bernardi Gharevallensis sermones“, Fol., 1475. Eine lange Reihe von Druckwerken, darunter manche ohne seinen Namen, gingen aus seiner Officin in die Welt; auch nach Paris dehnte Schöffer seine Geschäfte aus. Dabei war er als Schriftschneider u. Gießer unausgesetzt thätig u. trieb zugleich als der Erste in Deutschland einen ziemlich umfangreichen Buchhandel, denn er besorgte auch den Vertrieb von Werken anderer Drucker. Zu den besten Drucken Schöffers, die in dieser Periode aus seinen Pressen hervorgingen, gehört ohne Zweifel: „Cr Bothos Cronecken der Sassen“ (1492, in niederländischer Sprache), besonders wegen der ganz neuen und eigenthümlichen Initial- und Versaltypen, merkwürdig, und „Breidenbachs heilige Reysen“, die beide zugleich mit der ersten „Schwabacherschrift“ ausgestattet sind. Von 1493 an tritt nach und nach Hemmung und Stillstand in den früher so raschen Produktionsgang der Presse Schöffers. Das letzte Buch, welches seinen Namen als Drucker trägt, ist die 4. Auflage des prächtigen Psalters von 1457, beendigt am Vorabend des heiligen Thomastages, den 21. December 1502. Schon am 27. März 1503 tritt in der Schlußschrift zu dem „Mercurius Trismegistus“ sein Sohn Johann als Drucker auf, u. Peter Schöffers Name verschwindet unter den Druckwerken der mainzer Officinen. Vergl. Peter Schöffer, Miterfinder der B., Wiesbaden 1814; Die B. erfunden von Johann Gutenberg, verbessert und zur Vollkommenheit gebracht durch Peter Schöffer von Gernsheim, Mainz 1832; H. Künzel, Peter Schöffer von Gernsheim, der Miterfinder der B., Darmstadt 1836. Vortreffliche Facsimiles seiner Drucke gibt Falkensteins Prachtwerk. Von Peter Schöffers beiden Söhnen erhielt der ältere, Johann Schöffer, das väterliche Druckhaus und Geschäft. Auch er hat durch treffliche Werke, welche von 1502—32 aus seiner Officin hervorgingen, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Unter den zahlreichen Erzeugnissen seiner Presse sind, außer der 5. und letzten Ausgabe des Psalters (1516) und einer lateinischen Ausgabe des Livius (1518), mehre 1519—23 gedruckte Werke von Ulrich von Hutten und Erasmus von Rotterdam und als sein letztes Werk die 3. Auflage der „Bamberger Halsgerichtsordnung“ (20. Mai 1531) zu erwähnen. Von seinen 4 Kindern: Johann, Anna, Ursula u. Hildegard, errichtete ersterer (der sich Jan Janszoon, d. i. Johann Johannssohn, nannte) eine Druckerei in Herzogenbusch, wo nach seinem Tode (1565) sein Sohn gleichen Namens Hofbuchdrucker des Königs Philipp II. von Spanien ward und als solcher 1580 die „Achtserklärung gegen den Prinzen Wilhelm I. von Oranien“ druckte. Johanns (des älteren) übrige Kinder waren noch 1535 Eigenthümer des mainzer Druckhauses, ohne am Geschäft selbst Theil zu haben. Peter Schöffers zweiter Sohn, Peter, hatte bei der Theilung des Geschäfts das Haus „Zum Korbe“ neben dem „Zum Humprecht“ in der Korbengasse zu Mainz erhalten. Im Jahre 1512 sah er sich genöthigt, das Haus zu verkaufen und Mainz zu verlassen, worauf er in Worms eine Werkstätte errichtete u. von 1527 an mehre Werke daselbst druckte. Ganz nach der Sitte jener Zeit wanderte er mit seinem Druckapparat von Ort zu Ort, wohin ihn eben Aussicht auf Gewinn oder Aufträge riefen. Von Worms zog er nach Straßburg, wo er 1532 „Ziegleri Syria, Palaestina und Arabia“ druckte. Sein Sohn, Ivo Schöffer, wurde 1531 Johann Schöffers, seines Oheims, Nachfolger in der mainzer Officin und setzte das Geschäft bis 1552 fort. Sein erstes Druckwerk war „Vitalis de Furno Cardinalis pro conservanda sanitate“, August 1531, sein letztes: „Des heiligen römischen Reichs Ordnungen“, 22. Januar 1552. Mit Ivo starb die fust-schöffersche erste Buchdruckerfamilie in Mainz aus, und ihre Officin kam durch Schöffers Wittwe an Balthasar Lips. Nach Dahl sollen jedoch noch jetzt Schöffer oder Schefer zu Gernsheim in drei Stämmen leben. Vgl. G. W. Zapf, Aelteste Buchdruckergeschichte von Mainz, Ulm 1790.

Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts hatte sich die edle Kunst schon fast über alle Theile Europa's verbreitet, und die Zahl der Drucker war außerordentlich gewachsen. In Bamberg begegnen wir nach A. Pfisters Tod 1481 wieder einem gedruckten Buche, einer gereimten Uebersetzung von Walter Burley's „Vitae Philosophorum et Poetarum: Das Leben der natürlichen Meister“, das seinen Ursprung wahrscheinlich Johann Sensenschmid aus Eger verdankt. In Köln, welches gerade damals als Universität und als Hauptsitz der scholastischen Theologie u. Philosophie in höchster Blüthe stand, errichtete Ulrich Zell (1466—92), gleich ausgezeichnet als Illuminator und Rubrikator wie als gelehrter Schönschreiber (Clericus), eine Werkstätte, aus der eine große Anzahl meist lateinischer Schriften theologischen Inhalts hervorgingen. Unter den ältesten kölner Drucken ist eine lateinische Bibel in 2 Großfoliobänden, wahrscheinlich von 1470, zu erwähnen. Köln wurde der Mittelpunkt, von welchem aus sich die B. nach den Niederlanden und nach Norddeutschland verbreitete. Auch hatte die Stadt das eigenthümliche Schicksal, daß sie einer Menge erotischer, sotadischer und religiös- wie politisch-verdächtiger Schriften ihren Namen leihen mußte, nämlich jenen Erzeugnissen mit der anonymen Officin: „Cologne, chez Pierre Marteau“, welche bei deutschen Büchern häufig in „Deutschland, bei Peter Hammer“ umgewandelt worden ist. Augsburgs erster Buchdrucker ist Günther Zainer (Zeyner und Zeiner, 1468—78), aus Reutlingen, dem der Ruhm gebührt, in Deutschland zuerst (1472) die römische Type (Antiqua) eingeführt zu haben (in Italien war man damit schon vorangegangen). Zainers Hauptwerk ist: „Joannis de Balbis de Janua summa quae vocatur Catholicon“, 1469, schöner als Gutenbergs Katholikon und beinahe eben so selten; historisch merkwürdig ist „Das guldin spiel“, weil darin (Titel V) der Ursprung der Spielkarten in Deutschland auf das Jahr 1300 festgestellt wird. Einen Ehrenplatz in der Geschichte der B. behauptet Johann Bämler (1472—92), hauptsächlich deshalb hoch verdient, weil er die meisten Werke in deutscher Sprache herausgegeben hat. Der Schöpfer der nachmals so berühmt gewordenen nürnberger Typographie ist Johann Sensenschmid (1470 bis 1478), einer der gelehrtesten Buchdrucker, wie

dies die Korrektheit der aus seiner Presse hervorgegangenen größtentheils prächtig ausgestatteten Werke beweist. Sensenschmids und seines Korrektors Friesner Insignien, zwei gekreuzte Sensen und ein Pelekan in schiefstehenden Wappenschildern, sind sogleich die ersten Buchdruckerzeichen, die man nach den fust-schöfferschen findet. Auch der berühmte Mathematiker Johannes Regiomontanus (1472—75) errichtete in Nürnberg eine Officin, deren erstes Werk, ein Kalender, eine der seltensten Reliquien der xylographischen Kunst ist. Anton Coburger (auch Coberger, 1473 bis 1513) hieß schon bei seinen Zeitgenossen „der König der Buchdrucker". Korrektheit und Eleganz zeichnen alle seine Werke (über 200) aus. Man kennt allein 13 Bibeln, 12 in lateinischer und eine in deutscher Sprache, die aus seinen Pressen hervorgegangen sind. Letztere (von 1483) ist mit den höchst merkwürdigen Holzschnitten versehen, welche die quentellsche Bibel von 1480 schmücken. Papier, Typen, Schwärze, Holzschnitte und Druck erheben diese Ausgabe zu einem Meisterstück typographischer Kunst für jene Zeit. Zu Straßburg gingen aus der Officin Heinrich Eggesteins (1471—72) die zwei ersten mit Angabe des Orts und Druckers versehenen Werke hervor, nämlich das „Decretum Gratiani" (2 große Foliobände) und die „Constitutiones Clementis V" (gr. Fol.). Johann Mentels (1473—78) erstes rubricirtes Werk ist: Vincenz' von Beauvais „Speculum historiale"; unter den undatirten ist die (zweite) deutsche Bibel (von 1466) sein Hauptwerk. Jenem ging voraus das undatirte „Speculum naturale, doctrinale und morale", ein Prachtwerk von mehren Foliobänden, dessen Druck einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit voraussetzt, daß es nicht als Erstlingsversuch angesehen werden kann. Speyer ist von Peter Drach (1471—1504) mit der ersten Presse versehen worden. Drachs erste Leistung mit Angabe des Namens u. Druckorts ist: „Vocabularium juris utriusque", 1477, Fol. In Ulm errichtete 1473 Ludwig Hohenwang die erste Buchdruckerwerkstatt. Er war zwar mehr Buchdrucker und Formschneider, führte aber auch einige Werke mit beweglichen, aber großentheils nur geschnittenen Typen aus. In demselben Jahre führte Johann Zayner aus Reutlingen in Ulm den Druck mit gegossenen Lettern ein. In seiner Ausgabe der deutschen Uebersetzung von Bonanio's Schrift „Von berühmten Weibern" lieferte er den frühesten Prachtdruck, indem er die erste Seite mit gedruckten Randleisten umgab und das Buch überhaupt mit in Holz geschnittenen und verzierten Initialien versah. Ihm gebührt auch, nebst Albert Pfister und Johann Bämler, das Verdienst, unser vaterländisches Idiom wieder zu Ehren gebracht zu haben. In Eßlingen übte die B. zuerst Konrad Fyner (1473—81) aus, dem der Ruhm gebührt, in Deutschland zuerst hebräische Typen angewandt zu haben. Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen und Mörsburg am Bodensee streiten sich um die Ehre, das alte Merssborg, Marsipolis, zu sein, welches von Lucas Brandis schon 1473 mit der neuen Kunst beschenkt ward; doch sind die Gründe, welche für Merseburg sprechen, die überwiegenden. In Breslau schlug die neue Kunst gleich bei der ersten Anpflanzung feste Wurzeln durch Konrad Elyan. Lübeck, die Hauptstadt der Hansa, trat in die Reihe der Druckorte, sogleich mit einem Prachtwerke ein, nämlich mit Lucas Brandis „de Schass" (1475—99) „Epithoma Historiarum ac Chronicarum dictum: Rudimentum Noviciorum", gr. Folio, 460 Blätter in 2 Kolumnen, mit großen und schönen gothischen Typen und trefflichen Holzschnitten, aber ohne Signatur, Kustoden und Blattzahl. Auch wurde hier von einem noch unbekannten Drucker die erste Ausgabe des niederdeutschen „Reineke de Vos" 1498 gedruckt (nur noch in Wolfenbüttel vorhanden). In Mecklenburg ward die B. von den Kogelherren (den Brüdern des gemeinsamen Lebens) eingeführt und deren Druckerei von ihrem Rektor Nikolaus von Deer 1475 angelegt. Die ersten unbestrittenen Erzeugnisse der böhmischen Presse kommen in Pilsen zum Vorschein, darunter die seltene Princeps des Neuen Testaments in böhmischer Sprache (1475). Prag begann seine typographische Wirksamkeit 1478 und blieb fortwährend in reger Thätigkeit. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Prag schon eine vollständige hebräische Druckerei. In demselben Jahre mit Prag lieferte auch Eichstädt sein erstes Druckwerk durch Michael Reyser (oder Ryser). Nach ihm und zum Theil gleichzeitig mit ihm half Georg Reyßer (1484—1500) von Eichstädt aus die typographische Kunst durch einen eigenthümlichen und eine Zeitlang beliebten Typenschnitt (die sogenannte eichstädter oder reyßersche Type) wesentlich verbessern. Seine Drucke zeichnen sich auch durch schöne große in Holz geschnittene Initialien aus. Urach spielte nebst Tübingen um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Geschichte des slavischen Bücherdrucks eine bedeutende Rolle. Hans Ungnad, Freiherr von Sonneg, ließ hier durch den nürnberger Bunzenschneider Johann Hartwach und den Schriftgießer Simon Auer eine eigene Officin für slavische und namentlich cyrillische Schriften anlegen, in welcher zwischen 1561 und 1563 unter Leitung des Primus Truber, Stephan Consul und Anton Dalmata (Dalmatinus) mehre jetzt äußerst seltene Werke in kroatischer und wendischer Sprache gedruckt worden sind. Der Erste, welcher die B. in Leipzig einführte, war Andreas Friesner (auch Frießner), der Genosse u. Korrektor Sensenschmids in Nürnberg, bis 1484 der einzige Buchdrucker in Leipzig. Nach ihm tritt Marcus Brand (auch Brandis od. Brander, 1484) auf. Wahrscheinlich gleichzeitig mit diesem ist Moritz Brandis (1488 bis 1498) thätig gewesen. Nach diesen Vorgängern würde Konrad Kachelofen (1489—1509), welcher häufig als der erste Drucker Leipzigs angesehen wird, den vierten Platz in der chronologischen Reihenfolge von Leipzigs Typographen einnehmen. Mit 1482 kam die B. zugleich in 6 deutsche Städte: Memmingen, Passau, Wien, München, Reutlingen und Erfurt. Nach Memmingen brachte sie der schon seit 1475 zu Trient viel beschäftigte Albert Kunne von Duderstadt (1482—1500), der meist mit der gothischen Minuskel druckte. Von Memmingen aus wanderte die Kunst nach Passau mit dem fahrenden Buchdrucker Konrad Stahel (1482 bis 1486), welcher später zu Venedig (1484) und Brünn in Mähren (1486 und 1491) thätig war. In Wien führte ein fahrender Drucker, dessen

Name unbekannt ist, die neue Kunst ein. Der erste namhafte Drucker in Wien ist aber Johannes Winterburger (1492—1519), aus Winterburg bei Kreuznach, wahrscheinlich ein ehemaliger mainzer Genosse, dessen Officin schon reichlich mit großen und kleinen, gothischen und römischen Schriften und selbst mit Choralnoten versehen war. Der erste Buchdrucker in München war Johann Schauer (1482—94), früher in Augsburg. Der erste Hofbuchdrucker der Herzöge von Bayern war der aus Augsburg nach München berufene Johann Schobser (1497 — 1520). Von Reutlingen kennt man bis 1500 gegen 50 batirte und undatirte Drucke von namhaften Künstlern. Die beiden ersten lieferte Johannes Ottmar (1481 — 95). Sein Genosse und Nachfolger war Michael Greyff (auch M. Gryff, 1486—96), welcher meist altklassische Werke druckte. In Erfurt druckte zuerst Paul Wider von Hornbach (1482—85) Joannes de Lutrea's „Quaestiones in libros Aristotelis de anima". In Magdeburg sind die ersten Drucker Ravenstein (1483—84) u. Joachim Westphal (Westual), welche viele meist theologische Schriften geliefert haben. In Heidelberg ist Friedrich Misch (1485 bis 1488) der erste Drucker. In Regensburg veranlaßte der Bischof Heinrich von Bamberg den ersten Druck (1485). Der erste ansässige Drucker aber war Jakob von Gouda (1490—93), dem man manches schöne Druckwerk verdankt. Die elsässische Stadt Hagenau hat bis 1500 gegen 50 zum Theil nicht unbedeutende Wiegendrucke aufzuweisen. Hamburg dagegen hat aus dem ganzen 15. Jahrhundert nur Einen Druck, die von Hans und Thomas Borchardes mit einer großen gothischen Type ausgeführten „Laudes beatae Mariae Virginis", aufzuweisen. Der früheste Antheil Freiburgs an der Typographie wird bezeichnet durch die Officinen von Kilian Fischer (Piscator) und Friedrich Riederer (1493). Tübingen ward seit 1498 einer der fruchtbarsten Sitze der B., indem der oben genannte Johannes Ottmar aus Reutlingen mit seinem Druckapparat wohl schon vor dem benannten Jahre hierher zog. Die genannten Städte, wozu noch Lauingen (1473), Blaubeuren (1475), Trient (1475), Pilsen (1475), Winterberg in Böhmen (1484), Münster (1486), Brünn, Stendal (1488), Kuttenberg (1489), Ingolstadt (1490), Lüneburg, Oppenheim (1494), Freisingen, Offenburg und Danzig als minder hervorragende kommen, sind die Wiegenorte der B. Alle übrigen Städte Deutschlands können erst mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts die ersten einheimischen Druckwerke aufzeigen. Von diesen späteren Druckorten haben folgende wesentlich zur Ausbildung der Typographie beigetragen: Frankfurt a. M., wo Christian Egenolphs (1513—55) lateinische Drucke am meisten geschätzt sind, Wittenberg, wo Hans Lufft 1525 eine eigene Officin errichtete, welche seit 1534 durch den Druck von Luthers Bibelübersetzung, Haus- und Kirchenpostille und fast aller übrigen Werke des Reformators zu ausgebreitetem Rufe gelangte, Braunschweig (1509), Halle (1520), Altenburg (1523), Dresden 1524, Berlin (1540), Bonn (1543), Karlsruhe (1545), Kassel, Darmstadt (1611).

Wenngleich den Deutschen die Ehre gebührt, die neue Kunst auf italienischen Boden verpflanzt zu haben, so bleibt den Italienern doch der große Ruhm, an Eifer in ihrer Verbreitung das Vaterland der B. übertroffen zu haben, denn schon 1480, wo wir in Deutschland erst 22 Städte im Besitze von Pressen finden, zählt Italien schon in 40 Orten thätige Werkstätten. Die erste erhielt das nahe bei Rom gelegene Kloster Subiaco durch Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz, zwei mainzer Drucker aus der gutenbergischen oder fust-schöfferschen Officin, welche hier 1464 den Donat („pro puerulis") und 1465 des Lactanz „De divinis Institutionibus adversus gentes libri septem etc." druckten und 1467 nach Rom gezogen wurden, wo sie in einem Zeitraum von sieben Jahren die vorzüglichsten altklassischen Werke, von Cicero, Appulejus, Plato, Cäsar, Livius, Virgil, Lucian, Strabo, Quintilian, Suetonius, Ovid etc. in vortrefflichen Ausgaben veröffentlichten. Mit, vielleicht noch vor Beiden kam Ulrich Han (auch Hahn oder Ulricus Gallus, 1467—78), wahrscheinlich ebenfalls ein mainzer Genosse, auf die Einladung des Kardinals Torquemada nach Rom, druckte hier viele klassische Werke und soll sogar schon den Guß griechischer Lettern bewerkstelligt haben. Neben diesen drei sind zu Ende des 15. Jahrhunderts noch 25 Deutsche für die Verbreitung der Kunst in Rom thätig gewesen, von welchen Georg Lauer (Laver, 1469—81), aus Würzburg und Adam Rot (Roth, 1471—75) hervorzuheben sind. In Venedig hatten bis 1500 schon gegen 200 Werkstätten ihre Thätigkeit entwickelt, und die Zahl der bis dahin erschienenen Werke betrug 2980. Im 15. Jahrhundert wurden in Venedig allein um ein Drittel mehr Bücher gedruckt, als in allen übrigen Städten Italiens. Aber auch hierher war die neue Kunst von Deutschen gebracht worden, zuerst von Johann von Speyer (Johannes de Spira, 1469—70), welcher mit Cicero's Briefen die lange Reihe venetianischer Drucke eröffnete. Wendelin von Speyer (Wendelinus de Spira, 1570—77) leistete in Eleganz und Korrektheit eben so viel als sein Bruder. Gleich berühmt ist sein Zeit- und Kunstgenosse Nikolaus Jenson aus Tours (1470—82), der sich besonders durch seine gelungene Umgestaltung des Typenschnitts von der damals allgemein üblichen gothischen oder semigothischen Schrift in die römische oder Antiqua verdient gemacht hat. Auch Johann von Köln (Johannes de Colonia, 1471—87) trug sehr viel zur Verbesserung der Typen bei und lieferte eine Reihe trefflicher Ausgaben von Klassikern (Plautus, Terenz, Cicero, Curtius, Tacitus, Plutarch, Appian, Eusebius etc.). Jensons und Johanns Typen hießen vorzugsweise Characteres Veneti und behielten lange Zeit in den meisten italienischen Officinen die Oberherrschaft. Unter den spätern venetianischen Druckern sind die Familien Manutius und Bomberg hervorzuheben. Als erster Drucker Mailands wird Filippo de Lavagna (1469—89) anerkannt, dessen Zeitgenosse Antonio Zaroto (auch de Zarotis, 1471—97), aus Parma, war. Mit Beiden wetteiferte Christoph Waldarfer (1479—88) aus Regensburg. Die ersten griechischen Drucke in Mailand sind von Dionysio de Paravisino (1476—81), einem fahrenden Drucker, den man 1472 zu Cremona und 1474 zu Como findet. Nach Foligno berief Emil de Orsinis den wahrschein-

lich ehedem mainzer Kunstgenossen Johann Numeister (1470—79) aus Straßburg. Von ihm allein hat man die Princeps der „Commedia" Dante's (1473). Der erste Druck Verona's ist von Giovanni de Verona (Johannes Veronensis, 1470—72), Ausgabe der frühesten italienischen Uebersetzung des „Froschmäusekriegs". Im venetianischen Gebiet erhielt Treviso zuerst (1471) eine Druckerei durch Gerhard von Lissa (1471—98) aus Flandern, der hier die Princeps der von Marsiglio Fricino besorgten Uebersetzung des „Mercurius Trismegistus" 1471 druckte. Zu Bologna war der erste Drucker Balthasar Azzoguidi (1471—80) welcher den schönsten, korrektesten und vollständigsten Ovid jener Zeit in vollkommener Antiquaschrift lieferte. Im Ganzen zählte Bologna während des 15. Jahrhunderts gegen 40 Typographen. Hier druckte auch Abraham Benjamin Chaiim (1482), ein berühmter jüdischer Drucker aus Pesaro, den Pentateuch in hebräischer Sprache auf Pergament. In Ferrara trat der Franzose Andreas Belfortis (1471—93) als erster Drucker auf, und von ihm ist wahrscheinlich die berühmte und höchst seltene Ausgabe „Teseide" des Boccaccio, des ersten in italienischer Sprache gedruckten Gedichts. In der Mitte des 16. Jahrhunderts erschien hier die berühmte „spanische Bibel" in zwei Ausgaben, für Juden und für Christen (1553). Abermals ein Deutscher, Sixtus Riessinger (Rusinger, Rassinger, Resius aus Straßburg, daher auch Clericus moguntinus genannt, 1471 bis 1479), wahrscheinlich ehedem mainzer Gehülfe, führte die neue Kunst in Neapel ein. In Pavia wird erst mit Antonio Carcano (1476—97) aus Mailand die B. fortdauernd thätig. In Florenz errichtete Bernardo Cennini die erste Druckerei und gab als ersten Druck Virgils Werke heraus. Hier lieferte auch Demetrius Chalcondylas aus Kreta 1488 die prachtvolle Princeps des Homer (2 Bde., Fol.). Dionysio de Paravisino und Stefano de Merlinis waren die ersten cremoneser Drucker. In Fivizzano erschien 1472 ein Virgil, als dessen Drucker sich Jacobus, Alexander u. Baptist Sacerdos (der Priester) nennen. Ein bleibendes Asyl fand in demselben Jahre die Kunst zu Padua, dessen Wiegendruck, die „Fiammetta" des Boccaccio, von Bartolomeo de Valdezochio und Martinus de Septem Arboribus 1472 vollendet wurde. Mantua erhielt 1472 in dem „Decameron" des Boccaccio und dem „Tractatus maleficorum" seine ersten Drucke von der Hand des Pietro Adamo Micheli (auch de Michaelibus genannt). Zu Montereale druckten Anton Matthias aus Antwerpen und sein Gehülfe Balthas. Cordier 1472. In Parma ist Andrea Portiglia (1473—81) der Begründer der Typographie geworden. In Brescia waren Thomas Ferrands „Status Brixiae" (1473) und Pietro's de Villa Virgil- und Juvenalausgaben von demselben Jahre die ersten Drucke. In Messina druckten im 15. Jahrhundert nur Deutsche: Heinrich Aldine (früher in Rom, später in Neapel) 1473 und am Schluß des Jahrhunderts Andreas von Brügge und Wilhelm Schomberg aus Frankfurt. Nach dem Flecken Sant' Ursino, welcher 43 Drucke aus dem 8. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts aufzuweisen hat, brachte wiederum zuerst ein Deutscher, Johannes des Rheno, eine Officin, zog aber schon im nächsten Jahre (1474) mit Leonhard Achates aus Basel nach Vicenza, wo Beide, im Verein mit Johann und Stephan Koblinger aus Wien, Nikolaus Petri von Haarlem und Hermann Lichtenstein (Levilapis) aus Köln, die einheimischen Kunstgenossen bei weitem überflügelten. Como erhielt durch Ambrosio de Orcho und Dionysio de Paravisino 1475 seinen ersten Druck. In Genua druckten zuerst zwei fahrende deutsche Drucker, Matthäus aus Olmütz (Moravus) und Michael von München (Monacensis). Erst 1480 wurde von dem Karmelitermönch Baptista Cavalus im Kloster Maria della Croce eine einheimische Officin errichtet. In Turin druckte der Franzose Jean Fabre de Langres (Lingonensis) mit Giovanni de Petro 1474 das „Breviarium Romanum". In dem genuesischen Städtchen Savona ist Giovanni Bono's „Boëthius de consolatione philosophica" (1474) das einzige Druckwerk; dagegen hat das römische Städtchen Cagli vier Wiegendrucke aufzuweisen, den ersten von 1475, aus der Officin Roberts de Fano und Bernardino's de Bergamo. Casole verschwindet, nachdem es zwei Inkunabeln 1475 und 1477 hervorgebracht, für immer aus der Geschichte der B. In Perugia waren um 1475 drei deutsche Drucker: Heinrich Klein (Clayn) aus Ulm, Johann Vydenast und Stephan Arnt (Arndes), aus Hamburg thätig. Zu Piacenza druckte Pietro de Ferratis aus Cremona 1475 eine lateinische Bibel, außerdem besitzt es noch 3—4 Drucke des 15. Jahrhunderts. Nach Reggio (Regium Julii) in Kalabrien brachte der Jude Garton Ben Isaak Abraham die neue Kunst. Modena hat, nachdem Hans Wurster aus Kempten hier den von Morelli aufgefundenen Virgil als ersten Druck geliefert hatte, auch fast im ganzen 15. Jahrhundert meist nur von deutschen und italienischen fahrenden Druckern die Produkte der neuen Kunst erhalten. Ascoli (in der Mark Ancona) lieferte 1477 und 1496 zwei Wiegendrucke von Wilhelm de Linis (Leininger?) und Johannes de Theramo. Auch in Lucca haben Michael Bagnonus, Heinrich von Köln und Heinrich von Haarlem für die 1477 mit Petrarca's Triumphen so glorreich begonnene Typographie keinen fruchtbaren Boden zu gewinnen vermocht. Noch auffallender aber ist es, daß Palermo, im Mittelalter der Sitz so vieler ausgezeichneten Gelehrten, im ganzen 15. Jahrhundert nur Einen Druck (1477), und zwar von einem Deutschen, Andreas von Worms, aufzuweisen hat. Wiegendrucke lieferten außerdem in Italien noch Cosenza, Colle, Pignerol, Nonantola, Reggio, Casale, Urbino, Aquila, Pisa, Siena, Chambery, Soncino, Novi, Pescia und Udine; weniger bedeutende Erstlingsdrucke Casalmaggiore, Vercelli, Chiavasso, Voghera, Gaëta, Viterbo, Nozani, Forli, Scandiano, Barco, Carmagnola, Savigliano und Albi. Die erste vollständige arabische Buchdruckerei in Italien wurde auf Befehl und Kosten des Papstes Julius II. von Gregor Gregorio aus Venedig zu Fano errichtet.

Obgleich in die Hauptstadt Frankreichs schon von Faust die ersten Erzeugnisse der B. in Menge gebracht wurden, so kam doch erst mit dem Beginn des 2. Jahrzehnts ihres Bestehens, und zwar auf Veranlassung der Deutschen und durch deutsch gebildete Schweizer die erste Presse nach Paris. Hanns vom Stein (Jean de la Pierre, Lapidarius)

und Guill. Fichet, Lehrer der Sorbonne, beriefen die Typographen Ulrich Gering, Martin Crantz und Michael Friburger (von Colmar) nach Paris, wo sie in der Sorbonne eine bedeutende Werkstätte errichteten u. bereits 1470 in „Gasparini Pergamensis epistolarum opus“ (4.) den ersten pariser Druck lieferten. Als aber beide Gelehrte die Sorbonne verließen, traten auch die drei Typographen zu einer eigenen Gewerkschaft zusammen und druckten die „Biblia latina vulgata“, deren Typenschnitt von dem Ductus des erstgenannten Drucks schon etwas abweicht. Seit 1478 finden wir Gering nur noch allein; doch fanden sich schon 1479 in Wilhelm Maynyal und 1484 in Bartholomäus Remboldt neue Genossen für ihn. Von dieser Zeit an mehrte sich die Zahl der Drucker in Paris sehr schnell. Der Erste aber, welcher griechische (1507) und hebräische (1508) Werke druckte, war Gilles Gourmont. Die Reihe derjenigen Drucker, die mit selbstständiger Kraft die Typographie in Frankreich ihrer Blüthezeit entgegenführten, beginnt mit dem 16. Jahrhundert und wird im Verlaufe der drei letzten Jahrhunderte vorzugsweise von den Familien Badius, Morel, Stephanus (Etienne), Wechel und Didot repräsentirt. Von Paris, dem geistigen und alleinherrschenden Mittelpunkte des Reichs, verbreitete sich die Kunst langsamer, als dies in Deutschland und Italien der Fall war, in die Provinzen. Zunächst finden wir sie in Lyon, wo der erste Drucker Burger (1473) war u. bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts 250 Werke von ungefähr 40 Typographen ausgeführt wurden. Bald folgten Chablis (1478), Toulouse und Poitiers (1479), Caën (1480), Vienne in der Dauphiné (1481), Promentour (1482), Troyes (1483), Bréand-Loudehac, ein Flecken im Gebiet von Morbihan, Rennes (1484), Abbeville (1486), Besançon und Rouen (1487), Orléans (1490), Angoulême (1491), Dijon (1491) Kloster Clugny (1493), Nantes (1493), Limoges (1495), Provins (1496), Avignon (1497), Autreguier (Tréguier in der Bretagne). Im 17. Jahrhundert zog Sedan durch die von Jean Jannon mit der nach dieser Stadt genannten kleinen Type („Sedanoise“), welche der späteren Diamant entspricht, niedlichen und elegant ausgeführten Drucke die Aufmerksamkeit der Bücherfreunde auf sich.

Was Belgien und Holland anlangt, so ist durch Angabe von Namen, Druckort und Jahrzahl beglaubigt, daß in Aalst in Ostflandern die ersten Drucke durch Dierick Martens (auch Theodorich Maertens genannt, 1473—76), einen Freund des Erasmus von Rotterdam, geliefert worden sind. Derselbe bediente sich einer eigenthümlichen holländisch-gothischen Type, mit vielen Ecken und scharfen Kanten, später einer halbgothischen und in der letzten Zeit einer römischen von schönem Schnitt. Gleichzeitig erscheint Utrecht als Druckort. Löwen erhielt 1474 den ersten Drucker in dem berühmten Johann von Westphalen aus Aken oder Hacken bei Arnsberg. Antwerpen eröffnete zwar etwas später als andere niederländische Städte seine Presse, überflügelte jedoch sehr bald alle und nahm kaum 20 Jahre nach dem Tode des Dierick Martens die Aufmerksamkeit der Gelehrten in so hohem Grade in Anspruch, daß diese von allen Seiten Europa's ihre Werke hier dem Druck übergaben. Von Martens' Nachfolgern im 15. Jahrhundert sind zu nennen: Matthias van der Goes (1482—94), Gerhard Leeu oder Leew (1484—92), ausgezeichnet durch treffliche Holzschnittverzierungen, Claas Leu, Heinrich Eckert aus Homburg, Nikolaus de Grave (1500) 2c. Im 16. Jahrhundert steht Christoph Plantin (1555—89) obenan. In Brügge druckte ein Franzose Colard Mansion (1476—84), der zugleich der einzige brügger Typograph des 15. Jahrhunderts ist. Von den spätern Druckern ist Hubert Goltz zu nennen, aus dessen Officin die Literatur der Numismatik kostbare Werke besitzt. In Brüssel führte die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens (1476) die B. ein. Die Typen tragen den rheinischen Charakter, insbesondere der kölner Drucke. In Deventer eröffnete Richard Paffroet (Paphroet) aus Köln (1477) der neuen Kunst die Bahn und lieferte bis 1500 viele ausgezeichnete Kunstwerke. Auch Jakob van Breda druckte hier 1487—1500. Gouda (französisch Tergon) erhielt ebenfalls 1477 den ersten Druck von Gerhard Leeu, und gleichzeitig trat auch Delft in die Reihe der Druckorte. Jakob Jakobzoon (aus dem van der Meerschen Geschlechte) u. Mauritz Yemantzoon aus Middelburg druckten hier 1477 gemeinschaftlich die erste Bibel in ihrer Muttersprache: „De Bibel dat uwe Testament“ (Fol.), in welcher jedoch die Psalmen u. das Neue Testament fehlen. Zwoll und Nimwegen erhielten 1497 die ersten Pressen; Pieter van Os aus Breda und Johannes de Vollehoe sind hier die bekanntesten Drucker des 15. Jahrhunderts. Mit 1480 nimmt die B., wie um dieselbe Zeit in Italien, auch in den Niederlanden einen frischen Anlauf zur schleunigsten Verbreitung. So finden wir sie in diesem Jahre zu Oudenarde, 1483 zu Schiedam, Culemborg, Haarlem, Leyden, 1484 zu Herzogenbusch, wo sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Nachkomme Peter Schöffers niederließ, dessen Familie 1540—1796 daselbst druckte. Amsterdam tritt erst 1500, Haag 1518 in die Reihe der Druckorte ein. Hervorzuheben ist die „dortrechter Bibel“ von 1686 (Fol.), eins der schönsten typographischen Denkmäler Hollands. Leyden und Amsterdam haben durch die berühmte Typographenfamilie der Elzevier von 1592—1680 eine große Anzahl der schönsten Druckwerke geliefert.

Die erste Presse der Schweiz sah der Flecken Beromünster im Kanton Luzern (1470), und der erste Drucker war Helias Helie, d. i. Elias Eliä, aus dem von Lauffenschen Geschlechte. Basel aber ist nicht nur die erste Schweizerstadt, welche die B. innerhalb ihrer Mauern übte, sondern eine der wichtigsten Städte für die ältere Geschichte der Typographie. Bertold Rodt oder Rot aus Hanau errichtete um 1470 daselbst die erste Presse. Als erster Drucker aber, der auf den Inkunabeln neben der Jahrzahl namentlich angeführt ist, erscheint Bernhard Richel (1474—86) in dem „Sassenspiegel“ (1474, Fol.); spätere Werke seiner Officin sind: zwei lateinische Bibelausgaben, von 1475 und 1477. Sein Nebenbuhler und kurze Zeit Druckergenosse war Michael Wenßler (1476—87). Der berühmteste der alten Drucker Basels aber ist Johannes Froben (1491—1527), dessen Erzeugnisse nicht nur durch das weiße Papier, den scharfen Druck und die schön verzierten Titel, sondern besonders durch die korrekten Texte,

noch jetzt Bewunderung erregen. Zeugniß davon geben seine verschiedenen Ausgaben der lateinischen Bibel, das von seinem Freunde Erasmus von Rotterdam besorgte griechisch-lateinische Neue Testament, sein Augustin u. mehre andere Kirchenväter u. Klassiker. Zu vielen seiner Titeleinfassungen u. Randverzierungen hat Hans Holbein den Griffel geliehen. In Burgdorf im Kanton Bern erschienen die ersten Drucke 1475. Genfs erster Drucker war 1478 Adam Steinschauwer von Schweinfurt. Der früheste Druck von Zürich ist die Ankündigung eines Armbrustschießens vom 6. Jenner 1504, ein Foliobogen, der in der Bürgerbibliothek aufbewahrt wird. Die ältesten Typographen sind Hans am Wasen, der 1508 einen Kalender druckte, und Hans Hager, von dem man aus den Jahren 1520 und 1530 mehre Schriften Zwingli's hat. Der wichtigste Typograph für Zürich war aber Christoph Froschauer, dessen Name immer im Verein mit Zwingli's Schriften erscheint. Seine vorzüglichsten Drucke sind: die erste in der Schweiz gedruckte Ausgabe der ganzen Bibel, die er seit 1524 in 21 verschiedenen Ausgaben in allen Formen, 16 in deutscher, 5 in lateinischer Sprache, verlegte, die fast eben so zahlreichen Editionen des Neuen Testaments nicht mitgerechnet; die erste englische Bibel, in englischem Auftrag gefertigt, mit Holzschnitten von Hans Sebald Beham, und die meisten Werke der schweizer Reformatoren. Aargau erhielt die erste Presse 1511; Luzern hatte 1524 eine Privatdruckerei, welcher sich der durch seine Schriften gegen die Reformation berühmte Thomas Murner, Barfüßermönch u. Stadtpfarrer, zur Herausgabe seiner Werke bedient haben soll. Berns erster Typograph, Matthias Bienenvater (Apiarius), soll schon 1525 Nikolaus Manuels „Todtentanz" gedruckt haben; auch wird ihm die (von dem einen Bären darstellenden Buchdruckerstock sogenannte) „Bärenbibel" („Biblia hispanica") von 1569 zugeschrieben. Zu Neuenburg druckte man nach einigen Angaben schon 1530; das erste Werk von Bedeutung ist die von Olivetan ins Französische übersetzte Bibel von 1535, mit gothischen Typen und feinen in Holz geschnittenen Anfangsbuchstaben, welche in dem nahen Dorfe Serrières auf Kosten der Waldenser gedruckt ward und deshalb auch „La Bible de Sirrières" heißt. Im Waadtlande finden sich 1536 die ersten Pressen. Graubünden bot von jeher im Verhältniß zur Einwohnerzahl die meisten Druckereien dar, deren Errichtung in dem Uebertritt zum reformirten Glauben u. in dem Bedürfnisse nach Erbauungsbüchern, welche in der eigenthümlichen Landessprache, dem romanischen Dialekt, nirgends zu erlangen waren, ihren Grund hatte. Der erste graubündener Druckort war Puschlaw (Pusclav oder Poschiavo) im Unterengadin. Schaffhausen erhielt in Hans Konrad Waldkirch um 1573 seinen ersten Drucker. In St. Gallen errichtete Leonhard Straub die erste Officin. In Freiburg ward erst 1585 die Typographie eingeführt und nie etwas Erwähnenswerthes geleistet. Gleiches gilt von Wallis, Solothurn, Zug, Appenzell, Unterwalden, Tessin, Thurgau, Glarus. Im Kanton Schwyz erhielt die Abtei Einsiedeln 1664 die erste Officin.

In Ungarn fand unter dem König Matthias Corvinus die typographische Kunst frühe gastfreundliche Aufnahme, zuerst zu Ofen, wohin 1472 der deutsche Drucker Andreas Heß berufen ward, welcher 1473 auf Kosten des Hofes die höchst seltene „Chronica Hungarorum", Auszug aus der thuroczischen Chronik, druckte; dann in Kronstadt (1534), Uj-Szigeth oder Sávár (1539), Klausenburg (1550). Von den übrigen ungarischen Druckorten (gegen 70) führen wir nur folgende in chronologischer Ordnung namentlich an: Magyar-Ovár (Ungarisch-Altenburg) 1558; Debreczin 1562; Karlsburg (Alba Julia) in Siebenbürgen 1566; Szegedin 1567 und 1803; Hermannstadt (Szeben) 1575; Tyrnau 1578; Galgocz 1584; Rohrbach (Márbóck); Großwardein 1585, 1640 und 1745; Eberau (Monyorokerek) 1589; Deutsch-Schützen (Német-Schitz) 1593 2c.

Als Vater der britischen Druckkunst ist anerkannt William Caxton (1474—91), ein reicher Kaufmann, welcher, als königlicher Agent in den Niederlanden lebend, von der Gemahlin Karls des Kühnen, Margaretha von York, des Königs Eduard Schwester, den Auftrag erhielt, die damals sehr beliebte Sagensammlung Raoul Le Fevre's: „Recueil des histoires de Troyes", ins Englische zu übersetzen. Er begann die Arbeit 1468 und übernahm alsdann auch den Druck, den er zu Köln um 1471 vollendete. Dieser erste in englischer Sprache, aber auf deutschem Boden ausgeführte Druck („Recuyell of the historyes of Troye") hatte ihm so viel Geschmack an der neuen Kunst eingeflößt, daß er einen vollständigen Druckapparat anschaffte, den er in der Westminsterabtei zu London aufstellte, u. aus welchem 1474 das erste auf britischer Erde gedruckte Buch: „The game and playe of the chesse", eine Uebersetzung des lateinischen Werks von Jacobus de Cossalis, hervorging. In typographischer Hinsicht sind diese Drucke ohne allen Werth: geschmacklos verschnörkelte Typen und schlechte Holzschnitte verunzieren sie; gleichwohl hat der englische Nationalstolz sogar für unvollständige Exemplare derselben schon 1000 Pfund Sterling bezahlt. Gleichzeitig und wahrscheinlich von Caxton nach London gerufen erscheint John Lettou (1480—81), später in Verbindung mit William Machlinia oder Wilhelm von Mecheln (1481—83), die dann beide von Wynkyn de Worde (1500—34), einem Lothringer, überflügelt wurden. Dieser geschickte Künstler ist als der erste Verbesserer des Typenschnitts in England zu betrachten, und ihm verdanken seine Landsleute die Einführung von verschiedenen Größenfolgen der Schriftlettern. Gleichzeitig zeichneten sich Richard Pynson (1493—1531), der erste königliche Hofbuchdrucker, und Julian Notary (1499—1503) aus. Von 1500 an machte die neue Kunst in der Hauptstadt des Landes rasche Fortschritte. Eine neue Epoche für die britische B. begann aber erst mit J. Baskerville (1757 ff.), von dem die elegante englische Schrift datirt. In Oxford begannen Theodor Rood (Rudt), ein Kölner, und Thomas Hunte 1478 den Druck mehrer Werke, die jedoch, nach Anderer Annahme, kölner Drucke sein sollen. Von 1486—1517 ist kein oxforder Druck bekannt; dann erschien einiges Unbedeutende bis 1519, wo abermals eine lange Pause eintritt, die erst 1585 ein Ende nahm. In St. Albans prachtvoller Abtei bestand seit 1480 eine Druckwerkstatt, von deren Erzeugnissen aus dem 15. Jahrhundert noch

8 Werke, gedruckt vom „Schulmeister von St. Alban“, vorhanden sind. Von 1466—1534 verlautet nichts mehr von ihr, und kurz nach dieser Zeit, in welcher noch einige Kleinigkeiten auftauchen, hob Heinrich VIII. das Kloster auf; die Druckerei kam nach London und verscholl. Alle übrigen Städte Englands kamen erst im 16. Jahrhundert in den Besitz von Pressen: York 1509, Cambridge 1511, Southwark 1514, Tavistok 1525, Ipswich 1538, Wincester 1545, Worcester 1548, Canterbury 1549, Greenwich 1564, später Gloucester, Norwich, Bristol, Hull, Liverpool, Manchester, Fawcley, Warrington, Coventry, Newcastle-upon-Tyne, Rochester, Birmingham ꝛc. In Schottland wurde die neue Kunst 1507, u. zwar in Edinburg, unter dem Schutze Jakobs VI., durch Welter Chepman und Andrew Myllar, zuerst eingeführt und ausgeübt. Aberdeens erster Druck datirt von 1552, Irlands erster Drucker war Humphry Powell in Dublin (1551).

Spanien erhielt die B. erst im 2. Jahrzehnt ihrer Erfindung, ebenfalls durch Deutsche. Eine Sammlung von 36 Gedichten, zur Ehre der heiligen Jungfrau zu Valencia 1474 gedruckt gilt als das erste spanische Buch. Als erste Drucker nennen sich in der 1478 in limusinischer Uebersetzung erschienenen Bibel: Lambert Pelmart (1478—94), ein Deutscher, und Alfonso Fernandez Cordova. Zu Saragossa druckte Matthias Flander (auch Benderall) 1475; drei einheimische Künstler, Antonio Martinez de la Talla, Barthol. Segura und Alfonso del Puerto druckten zu Sevilla 1477 eine Art Katechismus. Im Jahre 1500 vollendete die neu begründete Druckerei der Inquisition ihr erstes Werk: die „Ordonnances“ des Diego Deca, Großinquisitors von Spanien. Barcelona's erste Drucker waren Pedro Bruno und Nikolaus Spindler (1478). Zu Tolosa druckte zuerst Heinrich aus Deutschland 1480. Zu Salamanca erschien 1485 der erste Druck. Der schönste Druck Salamanca's aber ist die lateinische Bibel von 1584, Fol. Außer den genannten wurden in Spanien Druckorte: Zamora 1482, Girona 1483, Ichar (Hirar) u. Burgos 1485, Toledo 1486, Murcia 1487. Zu Pampelona druckte zuerst 1489 der seiner Zeit berühmteste Typograph Spaniens, Arnold Wilhelm de Brocario, aus dessen trefflicher Officin u. A. die Polyglottenbibel von 1514—17, 6 Foliobände, hervorging. Valladolid erhielt eine Druckerei 1493, Monterey 1494. In Granada zogen 1496 Meinrad Ugut und Hans von Nürnberg, genannt Pegnitzer, als erste Drucker ein; hier erschien auch die erste arabische Grammatik, mit spanischen Lettern gedruckt. In Tarragona gründete 1499 Johannes Rosenbach aus Heidelberg in dem berühmten Kloster Nuestra Senhora de Monte serrato eine Officin. In Madrid gedieh seit 1500 die B. an der Sonne des Hofes zur Blüthe. Portugal verdankt die Einführung der B. dem Religionseifer der Juden. Rabbi Zorba und Raban Eliezer druckten in Lissabon (1489) des Rabbi Mosis Nachmanides hebräischen Kommentar zum Pentateuch. Auch nach Leira kam die Typographie durch Juden. Zwischen 1494 und 1536 druckte Johann Gerling zu Braga (Brachara); Coimbra's ältester Druck datirt von 1536. Viseo erhielt 1571, Oporto erst 1622 Druckereien.

In den skandinavischen Staaten besaßen die Bewohner von den ältesten Zeiten her nicht nur auf Pergament und Papier geschriebene Bücher, sondern in ihren Runensteinen und Runenstäben gewissermaßen Chroniken und Zeitbücher. Einem so gebildeten Volke konnte auch die B. nicht lange fremd bleiben, und so finden wir denn schon 1483 in Stockholm eine von Johann Snell errichtete Presse. Im Jahre 1549 erschien das Neue Testament in schwedischer Sprache, und seit dieser Zeit blieb die stockholmer Presse in immerwährender Thätigkeit. Nach Upsala kam die B. durch Paul Grus 1510. In Söderköping soll um 1513 zuerst gedruckt worden sein. Westeräs erhielt eine Officin 1521 und Strengnäs 1622 durch Gustav Adolf. In Norwegen hatten Drontheim zwar schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts und Christiania seit 1656 Druckwerkstätten, jedoch blieben sowohl diese, als die später errichteten zu Bergen und Christiansand stets auf einer niedern Stufe der Ausbildung stehen. Von den dänischen Landestheilen waren es die deutschen, bei welchen die Kunst zuerst heimisch wurde, und hier ward die erste Presse in Schleswig (1486) von dem fahrenden Drucker Stephan Arnt aus Lübeck errichtet. Kopenhagen erhielt um 1490 von Gottfried af Ghemen sein erstes Druckwerk, einen Donat. Im Jahre 1550 druckte Ludwig Dietz aus Rostock die erste vollständige dänische Bibel. Außer Kopenhagen erhielten im Verlaufe der Zeit Druckereien: Ripen (Jütland) 1508, Aarhuus 1519, Wiborg 1528, Roeskild (Seeland) 1534, Uranienburg (durch Tycho Brahe) 1576, Helsingör 1603, Frederiksstad 1624, Soroe (Seeland) 1627, Kiel 1665, Flensburg 1675 ꝛc. Auf der Insel Island ließ 1531 Bischof Jens Areson zu Holum durch seinen Geheimschreiber, den Schweden Matthiesson, das „Breviarium Nidorosiense“ mit wahrscheinlich hölzernen Lettern drucken. Im Jahre 1584 erschien durch Hans Jensen die erste sehr seltene Ausgabe der isländischen Bibel mit Holzschnitten.

In Polen sah Krakau 1491 die erste Presse in Thätigkeit. Bedeutendes leisteten hier die jüdischen Typographen, welche 1517 ihre bis auf die neueste Zeit ununterbrochen fortgesetzte Thätigkeit begannen, u. unter denen sich Isaak-Ben-Aaron-Prostiz besonders auszeichnete. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden Pressen errichtet zu Zamoisk 1557, Lublin 1559, Brzesc 1563, Posen 1577, Wilna 1580. Zu Warschau schlug die Typographie einen festen u. dauernden Wohnsitz erst 1625 auf. Ostrog, Stadt und Kloster in Volhynien, ist in typographischer Hinsicht berühmt geworden als Druckort der von Johann Theodor dem Jüngeren 1581 vollendeten Bibel in altrussischer Sprache. Zu Lemberg druckte Matth. Bernhart 1593. Die ersten slavonischen Drucke bezog Rußland aus ausländischen Officinen; Krakau, Prag, Wilna, Venedig, Nieswicz, Tübingen, Urach ꝛc. befriedigten die geringen typographischen Bedürfnisse des kolossalen Reichs. Der erste Druckort soll 1493 Tschernigow gewesen sein. In Moskau wurde 1553 die erste Presse errichtet. Bei der Eroberung Moskau's durch die Polen ging diese Officin zu Grunde, und erst 1644 erstand eine neue. Peter der Große ließ Lettern der bürgerlichen oder weltlichen Schrift in Holland schneiden und gießen und

errichtete die Synodaldruckerei zu Moskau. Von 1707 an wurde die Kunst, bisher Monopol des Staats oder des Metropoliten, auch Privaten frei gegeben u. nahm seitdem einen raschen Aufschwung. Petersburg wurde, sobald es vollendet war, auch zum Druckort erhoben, indem Czar Peter 1711 Pressen von Moskau mit dahin nahm, die für den Druck der Ukase bestimmt waren. Das erste Werk erschien hier 1713; die petersburger Zeitung 1714. Die Senatsdruckerei wurde 1719, die der Mönche im St. Alexander-Newskykloster 1720, die des Admiralitätskollegiums 1724, die der Akademie der Wissenschaften 1727 und die der Synode der Geistlichen 1735 gegründet. Die ersten chinesischen Drucke sind hier 1730 erschienen. Provinzialdruckorte wurden: Mohilew am Dnjepr 1617; Romanoff 1619; Kloster Kuteinskoi 1632; Riga 1638; Dorpat und Abo 1642; Kloster Delskoi 1647; kurz nachher die Klöster Iverskoi und Kneuskoi; ferner Reval 1682; die Stadt Uman 1685; Pernau 1698; Narwa 1701; Mitau 1774; Charkow 1820; Odessa 1825 2c.

In der Türkei verpönte man die B. geradezu als fluchwürdige Schwarzkunst bei Todesstrafe. Trotz dieses von Bajazet II. 1483 erlassenen u. von Selim I. 1515 erneuerten Verbots waren seit 1490 verborgene Werkstätten der Juden rastlos beschäftigt und producirten viele schöne hebräische Drucke mit den Jahrzahlen 1492, 1500, 1506, 1509, 1512, 1515, 1576, 1598 2c. Erst unter der Regierung des Sultans Achmed III. gelang 1726 dem unermüdlichen Eifer Ibrahim Efendi's, die Erlaubniß zur Errichtung einer Druckwerkstätte von dem Großherrn und dem Mufti zu erlangen. So entstand die großherrliche Druckerei, für welche Ibrahim Efendi selbst, nach Mustern aus Leyden, die Matrizen verfertigte und die nöthigen Charaktere goß. Dieselbe hat seit 1726 viele für die Kenntniß des Orients höchst wichtige Werke hervorgebracht. Die übrigen türkischen Druckorte sind: Dolmabahdsche, Militärschule bei Konstantinopel; Belgrad seit 1552; Adrianopel seit 1554, durch Juden; Jassy, 1683; Salonichi, wo die Juden schon 1515 die Psalmen und Sprüchwörter Salomonis druckten. In Griechenland wurde schon im 16. Jahrhundert gedruckt, ebenfalls von Juden und mit wandernden Pressen; zu Korfu ward erst 1817 eine Druckwerkstätte errichtet. Die Druckorte des jetzigen Königreichs Griechenland sind Korinth, Hydra, Athen, wo die erste Presse, ein Geschenk Stanhope's, war, Napoli di Romania, von Firmin Didot mit einer Presse beschenkt, Missolunghi, Patras.

Die Behauptung des Angelus Rocha, daß der Tafeldruck von Büchern den Chinesen schon 300 Jahre v. Chr. bekannt gewesen sei, wird von den Jesuiten, zumal von Couplet, welcher um 1659 als Missionär in Peking war, u. in neuerer Zeit von Abel Rémusat u. Robert Morrison dahin berichtigt, daß die Erfindung nicht vor das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen sei. Das Druckverfahren ist noch heute wie in der ältesten Zeit, obgleich den Chinesen bei dem vielfachen Verkehr mit Europäern unsere Typographie nicht verborgen bleiben konnte. Der Schriftsteller läßt nämlich sein Manuskript von einem geschickten Schreiber auf dünnes, durchsichtiges Pflanzenpapier schreiben; dieser befestigt das beschriebene Papier auf eine polirte Holztafel (Mupan), seltener auf eine Wachsplatte (Lapan), ritzt mit einer Radirnadel alle Schriftzeichen auf das Holz und läßt sie alsdann erhaben hervortreten, indem er mit einem feinen Messer alles um dieselbe herumstehende Holz mit Ausnahme der Perpendikularlinien, welche die Zeilen von einander sondern, herausschneidet; dann wird die Tafel in eine horizontale Lage gebracht, der ausgesperrte Text mittelst einer durch harte Bürsten aufgetragenen Tusche in der Art geschwärzt, daß vier bis fünf Abdrücke davon genommen werden können; ein zartes und weiches, aber festes Papier darauf gelegt u. dieses mit einer weichen Bürste von länglichviereckiger Form bei dem ersten Abdruck nur sanft, bei den späteren Abzügen aber stets etwas stärker überfahren, bis die ganze Schwärze aufgezehrt ist. Ein einziger Mann liefert täglich gegen 2000 Drucke. Bei größeren Werken theilt der Schönschreiber die Holztafel, je nach der Größe, die er dem Buche geben will, in Quadrate ein, deren jedes einen Schriftcharakter enthalten soll. Der Graveur schneidet dieselbe alsdann nach den Linien aus, so daß diese allein stehen bleiben, und zieht davon nachher eben so viele Blätter in rother Tinte ab, als dem Kalligraphen zu dem ganzen Werke nöthig sind. In diese Vierecke schreibt letzterer hierauf den Text genau so, wie er im Druck erscheinen soll. Das Verdienst der Schönheit und Korrektheit einer Ausgabe gebührt also hier mehr dem Schreiber, als dem Graveur und Drucker. Da das Papier dünn und ungeleimt ist, damit die Wasserfarbe darauf haften und durchschlagen kann, so darf der Bogen nur auf Einer Seite bedruckt werden. Der Titel und die Seitenzahl, die Angabe des Inhalts 2c., kurz, was bei europäischen Büchern am oberen Rande steht, ist bei chinesischen zwischen beiden innen bedruckten Seiten eines einmal gefaltenen Blattes der Länge nach herunter gedruckt und wird beim Falten in der Mitte gebrochen, so daß auf jeder Seite die Hälfte der Schriftzeichen steht. Die Blätter, welche einen Band bilden, werden zuerst gepreßt, hierauf mit einem buntfarbigen, oft seidenen oder brokatenen Umschlag mit goldenen oder silbernen eingewirkten Blumen versehen, der Rücken beschnitten, an drei bis vier Punkten durchbohrt und mittelst eines seidenen Fadens geheftet. Die Druckerschwärze der Chinesen wird aus Lampenruß, Branntwein, Wasser und Leim bereitet. Die Staatszeitung des himmlischen Reiches, die aus ungefähr 50—60 Seiten besteht, soll zu Peking mit beweglichen Lettern (Huopan) gedruckt werden. Eine reiche Sammlung von chinesischen Schriftstempeln besitzt gegenwärtig die Druckerei der Propaganda in Rom. Jesuitische Missionäre hatten schon zu Ausgang des 16. und mit Anfang des 17. Jahrhunderts in Peking verborgene Pressen. Auch in Japan gründeten jesuitische Missionäre Druckereien. So hatte Nangasaki gegen Ende des 16. Jahrhunderts schon eine ziemlich thätige Presse, und in Jeddo, der Hauptstadt des Reiches, wird seit 1785 auf europäische Weise gedruckt. Wie in China und Japan, so ist auch in Kaschmir, Tübet und Kabul der Holztafeldruck seit vielen Jahrhunderten bekannt und noch heut zu Tage für Religionsbücher, Kalender, Talismane u. dergl. in Anwendung. Die europäische Typographie ist zu-

erst in Goa, der frühesten Niederlassung der Portugiesen, von den Jesuiten um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingeführt worden. Nach Tranquebar sandte die londoner Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern 1569 einen vollständigen Druckapparat mit geübten Werkleuten, welche zuerst ein schönes Neues Testament in Quart, verschiedene Gebetbücher und Katechismen in portugiesischer, englischer, dänischer Sprache u. in mehren morgenländischen Dialekten ausführten. Um auch in malabarischer Schrift drucken zu können, wurden auf Kosten des Königs von Dänemark in dem Waisenhause zu Halle tamulische Lettern gegossen und durch J. Gottlieb Adler nach Indien gesendet. Letzterer gab daselbst 1714 die vier Evangelien und die Apostelgeschichte heraus, welchen 1715 der andere Theil des Neuen Testaments, die Episteln und die Apokalypse, folgten. Im J. 1719 erschien das ganze Neue Testament, 1723 die „Biblia Tamulica" (3 Theile). Zu Ambalacate druckten die Jesuiten 1577. Zu Kalkutta wurde von dem berühmten Sanskritforscher Charles Wilkins die europäische Druckmethode 1778 eingeführt. Serampore erhielt 1800 die erste Presse durch Dr. Carey. Das Neue Testament in bengalischer Sprache von 1801 ist das erste hier gedruckte Buch, welchem bald auch das Alte Testament folgte. Noch gegenwärtig ist Serampore nebst Kalkutta u. Singapur der wichtigste Ort für die B. im ganzen Indien. Madras hat schon von 1772 einen Almanach und Kalender, sowie ein Neues Testament von 1772 aufzuweisen, welche hier auf europäische Weise gedruckt sind. Bombay hat Druckwerke von 1792 an; zweckmäßige Einrichtungen erhielten die dortigen Officinen erst 1813 u. 1816 durch Missionäre. Das bedeutendste Erzeugniß der orientalischen Presse ist das große persische Wörterbuch des Nabobs von Audh, Abul-Musaffer Muiseddin Schah Seman Ghasieddin Haider Padischah Ghast, welches unter dem Titel „Haft Kulzum, d. i. die sieben Weltmeere" in 6 Theilen das Wörterbuch und im 7. Grammatik u. Prosodie umfaßt. Dieses typographische Prachtwerk ging 1822 aus der Officin der königlichen Residenz zu Lackno (Lucknow) hervor. Auch in Hinterindien entstanden seit 1808, und zwar durch Missionäre an mehren Orten (Rangun, Singapur, Malakka 2c.) Druckereien. Im 17. Jahrhundert kamen die ersten Pressen nach Batavia, wo der erste Druck Dr. Dankaarts Katechismus in malayischer Sprache 1668 war. Das erste malayische Alte Testament wurde 1747 gedruckt. Auf Sumatra war Benkulen der erste Druckort, wo die Baptisten-missionäre 1818 eine Presse errichteten. Wichtiger aber als alle diese Institute sind die auf der Insel Ceylon, wo seit 1737 eine Druckwerkstatt ausschließlich mit der Edition von religiösen Schriften in der Landessprache beschäftigt ist. Amboina erhielt 1815 durch den londoner Missionär J. Kam eine Presse, welche fortwährend malayischen Druck producirt. Von den philippinischen Inseln soll Manila schon 1590 mit einem Druckapparat beschenkt worden sein. In Persien stellte sich das alte Vorurtheil, welches nicht duldete, daß ein heiliges Buch anders als durch Handschrift vervielfältigt wurde, lange Zeit der Einführung der Typographie entgegen. Erst 1820 gelang es dem Kronprinzen Abbas Mirza, zwei Druckanstalten, die eine in Teheran, die andere in Tabris, zu errichten. In Syrien sind es vornehmlich die Klöster des Libanon, welche mitten in der Barbarei des Orients der Wissenschaft eine Zufluchtsstätte sicherten. Das Kloster Kaschaya lieferte schon 1610 einen Druck, u. noch früher soll von den Juden zu Damascus gedruckt worden sein. Außerdem sind Pressen in Thätigkeit zu Haleb (Aleppo) seit 1706 u. zu Beirut, wo seit 1751 mehre arabische Psalter, Meßbücher u. Breviarien erschienen. Im Kloster Mar-Hanna begründete 1732 der melchitische Priester Abdallah-Ben-Zacher eine Druckanstalt, welche für die arabische Literatur von hoher Wichtigkeit ist. Auch Dar-el-Kamar auf dem Libanon druckt viele christliche Erbauungsbücher. Safad, einst eine blühende Hochschule für arabische und jüdische Gelehrsamkeit, aber seit dem Erdbeben von 1755 ein unbedeutendes Dorf, soll schon 1565 und 1578 das Buch Daniel u. den Ekklesiastes in hebräischer Sprache gedruckt haben. In Armenien u. Grusien beschränkt sich die typographische Thätigkeit nur auf Druck von Schul- u. Andachtsbüchern. Die meiste Pflege fand die B. in dem alten berühmten Kloster Etschmiazin, wo schon seit langer Zeit Ritualgegenstände u. Schriften für den Unterricht der Jugend gedruckt werden. Zweiter Druckort des Landes ist Neu-Natschiwan (od. Nachitschewan) seit 1794. Außerdem sind die Armenier fleißige Drucker zu Wien, Venedig, Moskau und Konstantinopel. In Tiflis druckte 1701 Michael Istphanowitz die Psalmen in georgischer Sprache. Seit 1825 besteht zu Schuschi (od. Schuscha) eine von den deutschen Missionären der baseler Gesellschaft errichtete Druckerei, welche jedoch nur Katechismen u. kleine Erbauungsbücher producirt. Im asiatischen Rußland erhielt Sarepta, eine 1766 von der Brüdergemeinde begründete Stadt, 1808 von der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London eine vollständige Druckerei für Missionszwecke. Zu Astrachan errichtete 1815 die schottische Mission eine Werkstatt, worin für die Tataren, Kalmücken u. Kirgisen gedruckt wird. Zu Karaß, einem Dorfe im Kaukasus, ist von schottischen Missionären schon 1802 gedruckt und 1807 das Evangelium Matthäi und 1813 das ganze Neue Testament in türkischer Sprache vollendet worden. Mit Anfang dieses Jahrhunderts fand die Kunst auch in Kasan, wo mehre Ausgaben des Koran erschienen, und in Charkow Eingang, wo seit 1808 eine türkische Druckanstalt beschäftigt ist. In Kleinasien übte Smyrna seit 1658 die B.; die frühesten Pressen hatten die Juden, denen später die Christen und in neuester Zeit die Mohammedaner nachfolgten.

In Amerika sah die Hauptstadt Meriko 1549 die erste Presse in Thätigkeit. Von den südamerikanischen Staaten ist Lima, Peru's Hauptstadt, schon 1586 von den Jesuiten mit einer Druckwerkstatt bedacht worden. Puebla erhielt ebenfalls von den Jesuiten 1612 den ersten Druck, und auch zu Quito ist wahrscheinlich schon damals Einzelnes gedruckt worden. Puebla de los Angelos hat seit 1639, Tlascala seit 1650 Druckereien, und in Brasilien mag die B. ebenfalls im Gefolge der zahlreichen jesuitischen Missionen wohl schon im 16. Jahrhundert eingeführt worden sein. Doch ist bis jetzt kein älterer Druck bekannt geworden, und die

neueren Erzeugnisse dortiger Pressen gehen nicht über das 19. Jahrhundert zurück. Buenos-Ayres hat seit 1789 eine Officin und beschäftigt jetzt mehre Pressen. Auch in Paraguay druckten zuerst Jesuiten, am frühesten zu Santa Maria Mayor (Calendaria), wo die erste Guaranigrammatik erschien. Die Hauptstadt Assuncion erhielt aber erst im 19. Jahrhundert stehende Druckereien. Früher als nach Nordamerika wurde die neue Kunst auf die Hauptinseln Westindiens verpflanzt, am frühesten auf Hayti (St. Domingo), wo die erste Presse schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts in der Stadt Hayti, jedoch unter spanischer Herrschaft nur für Regierungsangelegenheiten in Thätigkeit war; denn sogar der Druck von Andachtsbüchern war Monopol des Klosters Escorial im Mutterlande. Franzosen errichteten Druckereien zu Port au Prince um 1740, zu Cap Français 1791 und später zu Cayes. Andere erwähnenswerthe Druckorte Westindiens sind: Kingston auf Jamaica, seit 1720; Bridgetown auf Barbados, seit 1730; Basseterre auf St. Christoph, seit 1747; St. Johns Town auf Antigua, seit 1748; Christianstadt auf St. Croix, seit 1770; Montego Bay auf Jamaica, seit 1775; St. George-Bermudasgruppe, seit 1783, durch S. Rockdale; Havaña auf Cuba, seit 1787; St. Pierre auf Martinique, seit 1808. In den britischen Kolonien hat 1766 Halifax in Neuschottland die erste Presse erhalten, in Canada ward Quebek ebenfalls schon vor dem Beginn des amerikanischen Krieges Druckort, dann Montreal 1775; 1784 begann in Neu-Braunschweig die Thätigkeit der Presse. Unter den Vereinigten Staaten von Nordamerika war es Massachusetts, welches von den ersten britischen Ansiedlern die Presse zugeführt erhielt, u. als Vater der nordamerikanischen B. kann Jesse (Joseph) Glover, ein Prediger, angesehen werden, der den ersten Apparat von England mitnahm. Seine Wittwe stellte denselben zu Cambridge 1638 auf, siedelte aber schon im folgenden Jahre nach Boston über, wo von John Dayn und seinem Gehülfen Samuel Green das erste Buch gedruckt wurde. Beider Arbeiten sind noch in hohem Grade unvollkommen. Nach Cambridge kam 1660 eine Presse durch die britische Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums. In Boston begann John Forster mit einer vom Harvardkollegium errichteten Presse 1626—50 Bedeutenderes zu leisten. Salem erhielt 1768 von Samuel und Ebenezer Hall die erste Druckerei, neben welcher 1774 Ezekiel Russell, früher zu Boston, eine zweite errichtete. Durch den unermüdlichen Isaiah Thomas kam 1773 und 1774 die neue Kunst auch nach Watertown, Newburyport und Worcester. Noch entstanden Druckereien 1782 zu Haverhill, 1785 zu Charleston, 1794 zu Brookfield, 1810 zu Augusta, 1816 zu Dedham, 1818 zu Andover u. 1825 zu Plymouth. Zu Philadelphia errichtete W. Bradford 1686 eine Presse, welche sich mehr dem Dienste des Glaubens und der Moral, als dem der Politik und der Industrie zu widmen begann. Der zweite Typograph daselbst war Samuel Keimer, bekannt als Dichter, welcher seine Verse selbst setzte, und als Brodherr Benjamin Franklins. Dieser berühmteste aller Buchdrucker hat in typographischer Hinsicht weniger durch Pracht und Eleganz ausgezeichnete, als für die Verbreitung von Kenntnissen u. edler Volksbildung wohl berechnete Schriften geliefert. Von Philadelphia gelangte die Typographie 1735 nach Germantown durch Christoph Sauer, einen Deutschen, der zuerst eine deutsche Vierteljahrschrift, dann eine Uebersetzung von Penns politisch-moralischen Vorschriften für die Kolonisten und 1743 eine deutsche Bibel herausgab, welche lange Zeit das wichtigste Druckwerk der nordamerikanischen Kolonien blieb. Zwei andere Deutsche, Miller und Holland, verpflanzten die Kunst 1751 nach Lancaster, wo sie noch jetzt meist von deutschen Landsleuten gepflegt wird. William Bradford, der Vater der Typographie von Pennsylvanien, ist auch deren Begründer in der Stadt Newyork, wo er 1693—1705 als königlicher Buchdrucker wirkte und die erste Papiermühle anlegte. Nach ihm zeichnete sich ein Deutscher, Joh. Peter Zenger, aus, welcher seit 1733 die erste newyorker politische Zeitung herausgab, die erst nach seinem Tode (1746) von James Parkers u. William Weymans „New-York Gazette“ verdunkelt wurde. Im Freistaate Connecticut führte 1709 Thomas Short die Typographie zuerst zu Newlondon ein, wo 1714 auch Timothy Green aus Boston eine Officin errichtete. Newhaven wurde während des Freiheitskampfes von dem Postmeister James Parker zum Druckort einer Zeitung erhoben. Hartfort erhielt durch Thomas Green, Norwich durch J. P. Spooner u. A. um 1770 die ersten Pressen. Marylands erster Druck erschien 1726 zu Annapolis durch William Parks, der auch die erste Zeitung 1727 druckte. Baltimore erhielt 1760 die erste Presse durch Nikolaus Hasselboct; später wirkte hier der unermüdliche William Goddard, der Begründer der Typographie in Providence (Rhode-Island). New-Jersey hatte zu seinem ersten Typographen den jungen Benjamin Franklin, der zu Wordbridge, von seinem Herrn, Keimer, aus Philadelphia hierher gesandt, 1727 die „Bills of Credit“ druckte. Ihm folgte James Parker. Nach Parkers Tode wurde zu Burlington von Isaak Collins 1770 eine Presse aufgestellt, die später nach Trenton überging. In Südcarolina errichtete Eleazar Philipps aus Boston 1730 das erste Druckhaus zu Charleston. Rhode-Island erhielt 23 Jahre später als Connecticut zuerst in der Stadt Newport durch James Franklin eine Officin. Providence's erster Drucker, William Goddard, erhob die Kunst bald auf eine hohe Stufe. Virginien erhielt erst 1740 durch William Parks von Annapolis eine Presse. Nach Nordcarolina kam um 1755 auf Anordnung Franklins u. Hunters James Davis als Regierungsbuchdrucker und ließ sich in dem Städtchen New-Bern nieder. New-Hampshire's erste Druckorte waren: Portsmouth, seit 1755, Exeter, seit 1774, Hannover, seit 1778, und Walpole, seit 1793. In dem Freistaate Delaware kam erst 1761 durch James Adams, einen Gehülfen Franklins und Halls in Philadelphia, eine Druckerei in Wilmington zu Stande. Die jüngste Kolonie von den 13 alten Vereinigten Staaten, Georgia, hatte vor dem Ausbruche der Revolution erst einen Drucker, James Johnson aus Schottland, der 1763 zu Savanna eine Ausgabe der Landesgesetze u. ein politisches Blatt zu Tage förderte. Von den übrigen neuen Staaten erhielten Pressen: Vermont 1778 zu Wes-

minster, Kentucky 1786 zu Lexington, Tennessee 1793 zu Knoxville, Ohio 1795 zu Cincinnati und Chillocothe, Mississippi seit 1810 zu Natchez, Indiana zu New-Lexington seit 1815, Michigan zu Detroit um dieselbe Zeit. Arkansas sah die merkwürdigste typographische Erscheinung unserer Tage zu New-Echota auftauchen: eine indianisch-englische Zeitung, den „Cherokee Phoenix", welcher seit Okt. 1828 ausgegeben wird.

Nach Afrika, und zwar nach Aegypten brachte Napoleons I. Expedition die erste Presse, die 1789 in Kairo errichtet wurde. Zugleich wurde in Alexandria eine Presse errichtet, und selbst aus dem befestigten Dorfe Gizeh sind mehre Drucke von 1800 und 1801 bekannt. Einen neuen Aufschwung erhielt die Typographie durch Mehemed Ali, der 1822 zu Bulak, einer Vorstadt von Kairo, eine hohe Schule u. eine damit verbundene Druckerei begründete. Um dieselbe Zeit begann auch der Druck eines politischen Blattes in Ceuta, Gibraltar gegenüber. Wichtiger ist aber Algier durch die französische Besitznahme als neuer Pflanzort für die Typographie geworden. Westafrika soll schon im 16. Jahrhundert durch die Portugiesen an der Küste von Senegambien, zumal in San Salvador und zu Loanda de San Paolo, mit Druckereien für Religions- und Staatszwecke versehen worden sein. Zuverlässig sind jedoch nur die Nachrichten, daß die Briten auf dem Gebiete von Groß-Bulam, wo sie Faktoreien besitzen, insbesondere zu Freetown Druckereien errichtet haben, von deren Thätigkeit „The royal gazette", „Sierre Leone advertiser" und andere Zeitschriften Zeugniß geben. Auch die amerikanische Negerkolonie Liberia am Kap Montserado besitzt eine Druckerei, in welcher der „Liberia Herald", von einem Neger redigirt, erscheint. Das britische Kapland hat erst 1806 in der Kapstadt durch britische Missionsgesellschaften eine Officin erhalten. Selbst das Hottentottendorf Bethelsdorf an der Mündung des Swartzkopfflusses, 150 Meilen östlich vom Kap der guten Hoffnung, ist im Besitz einer britischen Missionspresse. Zu Maquasse, einer Stadt im Lande der Beetjuanen, haben methodistische Sendboten 1823 eine Niederlassung begründet und einen Druckapparat aus der Kapstadt mit sich genommen. Auch an den Ostküsten Afrika's, zumal in Melinde und Mozambique, sollen Portugiesen frühzeitig gedruckt, aber sich auf Schul- und Andachtsbücher beschränkt haben. Den ältesten afrikanischen Druck kennt man von Agra auf der azorischen Insel Terceira von 1583. Die Insel Bourbon hat seit 1821 eine Zeitung. Madagaskar bot unter der Regierung des Königs Radama ein vortreffliches Terrain für die Wirksamkeit der englischen Missionäre, die 1825 in der Residenz Tananarivu eine Druckwerkstatt errichteten. Nach seinem Tode (1828) vertrieb jedoch dessen Wittwe alle Missionäre wieder von der Insel. St. Helena gelangte zu einer Presse durch Napoleons I. Aufenthalt daselbst. Im Jahre 1825 erschien zu Jamestown eine „Flora S. Helenica".

In Australien wurde 1801 zu Sidney von einem Kreolen aus Westindien, George Howe, die erste Presse aufgeschlagen, und schon 1803 rief der Durst nach politischen Neuigkeiten und der Drang nach öffentlicher Mittheilung die erste Zeitschrift hervor, welcher bald andere folgten. Auch in Westaustralien in der Kolonie am Schwanflusse bestehen bereits drei Zeitschriften, welche anfangs in der Handschrift ausgegeben wurden, jetzt aber durch Pressen vervielfältigt werden. Auf Vandiemensland, der ersten britischen Inselkolonie Australiens, erhielt Hobarttown 1818 eine Druckwerkstatt. In demselben Jahre brachten die britischen Missionäre zugleich mit dem Christenthum die ersten Pressen auf die Gesellschaftsinseln. Auch Burders Point, eine zweite Missionsstation auf dieser Insel, erhielt 1821 eine Presse; kurz nachher die Insel Huaheine. Die Insel Eimeo sah schon 1817 den ersten Druck, einen Katechismus. Auf den Sandwichsinseln wurde die B. 1821 eingeführt.

Ein Verzeichniß der Schriften über B. enthält unter Anderem: O. A. Schulz, Gutenberg oder Geschichte der B., Leipzig 1840. Vergl. Falkenstein, Geschichte der B., Leipzig 1840.

Buchdruckerschwärze (Buchdruckerfarbe, Druckerschwärze), die Schwärze, deren sich der Buchdrucker beim Drucken bedient. Nothwendige Eigenschaften derselben sind, daß sie leicht an den feinsten Zügen der Schrift haften bleibe, scharfe Abdrücke gebe, weder ins Papier eindringe, noch gelbe Ränder um die Buchstaben bilde, schnell trockne und eine schöne, schwarze, dauerhafte Farbe habe. Zur Bereitung guter B. gibt es eine Menge Vorschriften, doch erhält der darnach Verfahrende nur dann ein gutes Präparat, wenn er die nöthige praktische Einsicht u. Erfahrung besitzt. Als erprobt wird besonders folgende Bereitungsart empfohlen. Altes, abgelagertes, schleimfreies Leinöl wird in einem eisernen oder kupfernen Kessel bis zum Ausstoßen starker Dämpfe erhitzt. Will man das Leinöl brennen lassen, was ziemlich allgemein geschieht, so bedient man sich dazu eines offenen Kessels und entzündet das Oel, sobald es die gehörige Temperatur erlangt hat, wobei man aber das Feuer nicht mehr auf den Kessel einwirken läßt. Als Zeichen, daß das Brennen lange genug gewährt hat, sieht man es an, wenn eine herausgenommene und abgekühlte Probe sich zwischen den Fingern zu $1/2$ Zoll langen Fäden ausziehen läßt. Die Flamme läßt sich dann durch festes Aufsetzen des Deckels leicht löschen. Soll das Leinöl nicht in Brand gerathen, so siedet man es in einem wie eine Destillirblase gestalteten, mit Helm und Rohr versehenen Kessel. Zu 6 Quart des auf diese oder jene Weise erhitzten Leinöls setzt man nach und nach 6 Pfund Colophonium und, wenn dieses sich vollständig aufgelöst hat, $1^3/_4$ Pfund trockene, sehr fein zerschnittene, gelbe Seife bester Qualität hinzu. Hat sich auch diese, welche übrigens sehr behutsam beigegeben werden muß, damit das darin enthaltene Wasser nicht ein zu starkes Aufschäumen bewirke, vollständig gelöst, was durch fortgesetztes Umrühren wie bei dem Colophonium befördert werden muß, so wird der Kessel wieder ans Feuer gebracht, damit die Masse noch einige Zeit koche. Inzwischen hat man 5 Loth sehr fein gepulverten Indigo, 5 Loth feines Berlinerblau, 4 Pfd. Steinkohlentheerruß, $3^1/_2$ Pfd. Oelruß und, wie ganz neuerlich angerathen ward, $2^1/_2$ Loth getrocknetes, fein gepulvertes, borsaures Manganoxydul durch sorgfältiges Zusammenmahlen innig gemischt u. in einen Topf gebracht, welcher so geräumig ist, daß er die

ganze Masse des Leinöls zu fassen vermag. In diesen gießt man nun das heiße, aber nicht mehr kochende Leinöl unter ununterbrochenem Umrühren nach und nach ein. Auf diesem Wege erhält man die dicke B. Will man sie dünner haben, so nimmt man weniger, etwa nur $^2/_3$ der beschriebenen Mischung. Damit aber die Masse eine völlig gleichmäßige Beschaffenheit erhalte, muß man sie noch auf einer Farbmühle bearbeiten. Hat man borsaures Manganoxydul beigegeben, was nicht unumgänglich nöthig ist, so muß man die Schwärze noch etwa einen Monat stehen lassen, ehe man sie gebraucht, erreicht aber damit den Vortheil, daß sie leichter trocknet. Borsaures Manganoxydul bereitet man sich, indem man eine kalte Auflösung von Chlormangan so lange mit einer kalten Auflösung von Borax in Wasser versetzt, als noch ein Niederschlag entsteht, welchen man dann sammelt, aussüßt, trocknet und vor dem Gebrauch fein pulverisirt. Manche geben auch einen Zusatz von Canadabalsam. Copaivabalsam ist wegen zu langsamen Trocknens weniger geeignet. Zu dick gewordene B. läßt sich durch Zugeben von Leinölfirniß verdünnen. Der konsistenteren B. bedient man sich im Sommer und auf Schreibpapier, der dünneren im Winter und auf Druckpapier. Zum Druck mit der Schnellpresse muß die B. dünner sein, als bei dem mittelst der gewöhnlichen Presse. Während früher die Buchdrucker ihre B. meist selbst bereiteten, beziehen sie dieselbe jetzt billiger und besser aus Fabriken, wo das Präparat durch Anwendung von Maschinen u. Dampfkraft eine weit höhere Feinheit erhält, aber die Bereitung geheim gehalten wird. Feine, namentlich zum xylographischen Druck geeignete Schwärze wurde bisher meist aus England und Frankreich bezogen; doch liefern gegenwärtig auch die deutschen Fabriken ein Präparat, welches dem ausländischen in jeder Beziehung wenigstens gleichkommt. Zur Bereitung bunter Farben dienen gewöhnliche Malerfarben, welche mit Leinöl abgerieben werden.

Buchdruckerwerkstatt, Sternbild des südlichen Himmels, zwischen dem Kopfe des großen Hundes und der Argo, etwa 110° gerader Aufsteigung, 15° südlicher Abweichung, aus blassen, kleinen Sternen bestehend, eingeführt von Bode.

Buche (Fagus *L.*), Baumgattung aus der Familie der Amentaceen, deren charakteristische Merkmale an den männlichen Blüthen die fast kugeligen Kätzchen mit glockenförmigen, 5—6spaltigen, am Grunde mit kleinen, abfälligen Schüppchen versehenen und 10—15 Staubgefäße tragenden Blüthenhüllen und an den einzeln oder zu 2—3 stehenden weiblichen Blüthen die 4spaltigen, mit dem 3seitigen, 3fächerigen Fruchtknoten verwachsenen Blüthenhüllen mit 3narbigem Griffel u. die von der holzartig verhärtenden 4lappigen, nach außen mit zahlreichen linealen Blattschuppen verwachsenen und sich in 4 Klappen öffnenden Hülle kapselartig umgebenen Nüsse sind. Die Gattung umfaßt schöne, hohe, in der alten und neuen Welt einheimische Bäume, worunter mehre für die Forstkultur wichtig sind. Die gemeine oder Rothbuche (F. sylvatica *L.*) ist einer der schönsten und nützlichsten Waldbäume und erreicht freistehend eine Höhe von 60—80 Fuß, im geschlossenen Stand, auf gutem Boden aber von 80—100 Fuß, im Grunde enger Felsenthäler, wo die Gipfel das Licht zu erreichen suchen, von 100—130 Fuß. Der Stamm hat selten über 3 Fuß Durchmesser. Ihren Wuchs vollendet die B. in einer Zeit von 100—120 Jahren, in günstigen Lokalitäten kann sie ein Alter von 300 bis 400 Jahren erreichen. Bei jungen Stämmen ist die Rinde bräunlichgrün, im Alter wird sie aschfarbig, bleibt aber immer eben, glatt und ohne Risse. Das ausgewachsene Stammholz ist schwer, fest, hart, mit ungleichen, großen und breiten, aber auch ganz feinen Markstrahlen versehen, weißlich- bis röthlichgelb. Von Einfluß auf die Beschaffenheit des Holzes ist der Standort; die in der Mitte eines Waldes stehenden Bäume haben ein dunkleres u. weicheres, die der Einwirkung des Lichts u. der freien Luft mehr ausgesetzten ein weißeres und härteres Holz. Die wechselsweise stehenden Blätter sind kurzgestielt, einförmig, kurz zugespitzt, flach, am Rande unmerklich gezähnt, in der Jugend haarig gefranst, glatt und glänzend; im Herbste werden sie braun und dürr und fallen zum Theil ab, zum Theil bleiben sie im vertrockneten Zustande an den Zweigen hängen, bis sie im folgenden Frühjahr von den schwellenden Knospen abgestoßen werden. Die Knospen sind länglich zugespitzt und bestehen aus mehren Schuppenlagen. Die Blüthen zeigen sich im Mai. Die männlichen haben gerinnelte, weißhaarige Stiele u. bilden grüngelbe Kätzchen am Grunde der neuen Triebe. Unter jedem Kätzchen stehen 1—3 braune, lanzettförmige, hinfällige Deckblätter. Es finden sich meist 20 Blüthchen in jedem Kätzchen, die kurzgestielt sind und einen silbergrau behaarten Kelch haben, mit etwa 12 Staubfäden u. einem unvollkommenen Griffel. Gewöhnlich entspringen 4 Kätzchen aus einer Knospe. Ueber denselben stehen meist 2 weibliche Blüthen in röthlichen Köpfen; diese haben behaarte Narben und einen Kelch mit 3 erhabenen Nähten. Die weiblichen Blüthen sind von einer allgemeinen Hülle eingeschlossen, welche aus 4 dicht anschließenden, herzförmigen, außen grau- u. rothborstigen, inwendig mit feinen, silberweißen, glänzenden Haaren bekleideten, dicken, zur Fruchtkapsel sich ausbildenden Blättern besteht. Diese erreicht schon im Oktober ihre vollkommene Größe, ist rauh, weichstachelig, braun und springt bei ihrer Reife in 4 Stücke auf. Die Frucht (Buchecker) ist 3kantig, oben spitzig und mit haarigem Besatz versehen, unten stumpf, mit einer glatten, braunen, glänzenden Haut umgeben u. enthält einen gelblichweißen, ölreichen, angenehm schmeckenden Kern, welcher mit zwei nierenförmigen, dicken Samenlappen keimt. Die Rothbuche ist ein vornehmlich Europa angehöriger Baum; im Norden reicht sie bis Dänemark und ins südliche Schweden, im Süden findet sie sich in Sicilien, Apulien, Thessalien und auf dem Kaukasus; nordöstlich geht sie nicht über die Weichsel. In Sicilien kommt sie noch in einer Höhe von 6000 F. über der Meeresfläche vor; in den Pyrenäen, Alpen, Apenninen und Karpathen steigt sie bis 4000 F. und darüber hoch. An der Ostseeküste ist der hügelige Landstrich, welcher sich durch Pommern, Mecklenburg und das östliche Holstein hinzieht, sowie die Inseln Rügen und Alsen reich an schönen Buchenwäldern. Am Oberharz findet sie sich von schönem Wuchs nur bis zu einer Höhe von 1800 F., im Thüringerwald und anderen deutschen Mittelgebirgen bis 2000 F.; 500 F. höher ist sie noch immer ein Baum, höher aber strauchartig, bis

sie bei 2800 F. ganz verschwindet. Am besten gedeiht sie auf Kalkboden, sehr gut auch auf Granit-, Porphyr-, Thonschiefer- und Basaltboden, während sie im Sandboden nur kümmerlich wächst. Da sie keine tiefgehende Pfahlwurzel hat, und ihre starken Wurzeln nur flach streichen, so ist ein tiefgründiger, lockerer Boden nicht in dem Grade für sie erforderlich wie für die Eiche, sondern es genügt zu ihrem Gedeihen, wenn die aus lockerer Dammerde bestehende Oberfläche nur nicht austrocknen kann. Vorzüglich liebt sie an der nordwestlichen, nördlichen und östlichen Lage einen milden Mittelboden, oder einen mit Gries und Steinen gemischten guten, mäßig feuchten und lockeren Boden, welcher zugleich eine kleine Beimischung von Lehm und Thon hat. In einem solchen Boden erreicht sie ihre größte Vollkommenheit, in trockenem, kalkig-thonigem Boden dagegen bleibt sie struppig, strauchig u. knotig. Je nach Alter und Standort hat sie ein verschiedenes Aussehen. In einem Alter von 100—150 Jahren ist der glatte schöne Stamm etwa 2—3 F. dick, die Astbildung noch vollständig, die Krone schön belaubt. Ganz frei stehend bildet sie einen niedrigen Stamm, welcher sich oft schon in geringer Höhe in Aeste auflöst, und eine vollaubige, aber etwas steif aussehende Krone, welche aber den Anblick des Stammes und der wagrecht abstehenden Aeste nicht verbirgt. Im dicht geschlossenen schattigen Stand dagegen zeigt sie einen geraden, säulenähnlichen, bis zu einer Höhe von 50—60 Fuß astlosen Stamm u. stark aufwärts gerichtete Aeste mit zierlich abwärts sich neigenden Zweigen. Die beste Zeit zur Saat der B.n ist die, wo der Same von selbst ausfällt, nämlich der Oktober und November. Man wähle dazu einen locker gemachten, ausgelüfteten, an der Nordwest-, Nord- oder Ostseite eines Berges gelegenen, etwas schattigen Platz. Der Same darf nicht über einen Zoll hoch mit Erde bedeckt und muß gegen späte Nachfröste im Frühjahr durch irgend eine Bedeckung, am besten von Nadelreisig geschützt werden. Will man Buchenwaldungen durch natürliche Besamung nachziehen, so wählt man einen dunkeln Schlag, dessen Boden durch Handarbeit aufgelockert u. entraset werden muß; wenn die Pflänzchen 1—$1^1/_2$ Fuß Höhe erreicht haben, muß der Schlag gelichtet, sämmtliche Mutterbäume dürfen aber erst weggenommen werden, wenn die Sämlinge schon eine Höhe von 3—4 erlangt haben. Die Hauptsache bei der Lichtung des Schlages bleibt, daß die jungen Pflanzen nur nach und nach an Licht, Luft und Witterung gewöhnt werden. Es ist vortheilhaft, bei der Buchensaat Birken, Espen und Sahlweiden mit einzumischen, welche nichts unterdrücken, vielmehr den jungen B.n Schutz gewähren. In den ersten Jahren wachsen diese sehr langsam, vom 6. Jahre an durchschnittlich 6—9 Zoll, vom 20. Jahre an bis 18 Zoll im Jahre. Ihr Trieb geht sehr rasch vor sich und ist meist schon nach 14 Tagen beendigt; die spitzige Endknospe ist dann schon sichtbar und das Wachsthum des Baumes auf ein Jahr sistirt. Die Fortpflanzung der B. durch den Samen ist zwar im Allgemeinen nicht schwierig, doch erfordert sie große Sorgfalt. Auch durch Verpflanzung sucht man Distrikte in Buchenholzbestand zu bringen. Hierzu sind Setzlinge von 3—4 Fuß Länge (Lohden) die besten, doch pflanzt man auch solche von 4—6 F. (Heisterlohden) und von 8 bis 10 F. (Heister). Die schicklichste Zeit ist Ende Oktobers oder Anfang Novembers, doch sind auch der März und der Anfang des April nicht unpassend. Die Setzlinge müssen sehr vorsichtig ausgehoben u. in 1 Fuß tiefe u. 2 Fuß weite Löcher gepflanzt werden; auch dürfen sie ja nicht ihres Gipfels beraubt werden, wenn man ihren Wuchs nicht hindern u. struppige buschartige Bäume aus ihnen ziehen will. Auf einem zu freien Standort gerathen die Setzlinge selten, jüngere gar nicht, weil sie den Schutz des Hochwaldes nicht entbehren können. Den besten Ertrag an gutem, gesundem Holz erzielt man im Hochwald bei 80—100jährigem Umtriebe. Auch kann man hier mit Nutzen nach der alten Plänterwirthschaft verfahren, da die jungen Bäume den Schutz der alten lange vertragen; man haut hierbei die hiebreifen alten Bäume und läßt die Besamung auf natürliche Weise vor sich gehen. Obgleich die B. zuweilen auch als Niederwald gezogen wird, so zeigt doch der Erfolg in den meisten Fällen, daß sie dazu nicht tauglich ist. Der Ausschlag der Stöcke erfolgt dürftig, nimmt bei jedem Hieb immer mehr ab und hört gewöhnlich beim 3. oder 4. Hieb ganz auf, weil die Lohden durch die harte, hornartige Rinde des Stocks, der bald nach dem Hieb trocken wird, nicht gehörig durchbrechen können.

Die B. hat besonders in ihrer Jugend manche Unfälle zu erleiden und mit vielen Feinden zu kämpfen. Das Edelwild beizt oft ganze Strecken ab; die Mäuse ringeln zuweilen bei hohem Schnee die Rinde der Stangen rundum ab, wodurch ganze Distrikte absterben; die Larven der Maikäfer benagen die Wurzeln der jungen Pflanzen, und die Maikäfer entblößen oft die Bäume ganz von Laub und Blüthen, wodurch wenigstens der Same für das Jahr verloren geht. Die Blätter werden von der Raupe des Waldlindenspanners (Fidonia [Geometra] defoliaria), des Schwammspinners (Liparis dispar) und des Buchen- oder Wallnußspinners (Dasychira pudibunda) zernagt. Die Raupe eines Wicklers (Tortrix annulana) frißt sich in die Buchecker ein. Einige kleine Prachtkäfer, namentlich Buprestis Fagi *Ratz* und B. viridis *L.* fressen Gänge unter der Rinde junger Bäume und zerstören sie oft ganz. Endlich fällt im Sommer auch vieles Laub in Folge des Eierablegens einiger Gallmückenarten, namentlich Cecidomyia Fagi, wodurch die holzigen, birn- oder kegelförmigen, gelben oder rothen Gallen entstehen, aus denen die Mücken im folgenden Frühjahr ausschlüpfen. Manche Waldunkräuter, namentlich der Himbeer- (Rubus idaeus) und Brombeerstrauch (R. fructicosus), der Traubenhollunder (Sambucus racemosa), die Tollkirsche (Atropa Belladonna), der Weiderich (Epilobium angustifolium), Binsen (Juncus) und andere Waldgräser bedecken oft den Boden so sehr, daß die Zersetzung des abgefallenen Laubes nicht vor sich gehen kann und die Entwickelung der jungen Pflänzlinge gehindert wird. Indem aber die B. auch ihrerseits alle unter ihr stehenden Gewächse verdämmt, ist sie dem Graswuchs hinderlich, wie denn unter zu großen, zu lange übergehaltenen Samenbuchen alles Holz, selbst von ihrer eigenen Art, verschwindet. Krankheiten der B. sind die Roth- und die Kernfäule. Erstere entsteht von einem zu feuchten Boden, letztere vom Alter und immer unten am Stamm. Der B. eigenthümlich ist die Ringelkrankheit, wobei sich in Folge

einer Entartung der Rinde ringelförmige Wülste von der Dicke eines Gänsekiels am Stamm bilden.

Die B. ist nützlich durch ihr Holz, durch ihre Früchte, durch ihre Rinde u. durch ihre Blätter. Das Buchenholz als Bauholz ist ein ungemein dauerhafter Stoff, wenn es beständig unter der Oberfläche des Wassers bleibt; im Trockenen ist es dem Wurmfraß ausgesetzt, wirft sich und reißt, wenn es zuvor nicht lange ausgetrocknet worden, und wird brüchig. Man kann es aber durch Schwitzen, Ausräuchern, Einlegen in gewöhnliches Wasser und andere Vorbereitungen auch für den Gebrauch im Trockenen zu einem ganz vorzüglichen Material umschaffen. Frisch läßt es sich leicht bearbeiten, beim Austrocknen wird es aber immer fester und stumpft alsdann die schneidenden Werkzeuge sehr ab. Durch den Hobel erhält es ziemliche Glätte, die zwischen den Fasern befindlichen kleinen bräunlichen Spiegel fallen aber immer etwas erhabener aus und bleiben glänzender, während das übrige Gewebe stets matter und leichter erscheint. Auch nimmt es eine gute Politur an, doch treten auch dann die gedachten Spiegel stets glänzender hervor. Wenn das Buchenholz gut ist, so muß es im Kern bräunlich, im Splint weißlich sein, und seine Spiegel müssen ein braunes, glänzendes Ansehen haben. Wegen der erwähnten Eigenschaften ist das Buchenholz auch ein gutes Nutzholz für Tischler, Drechsler, Wagner u. andere Holzarbeiter. Durch Firniß erhält es einen solchen Glanz, daß es dem Nußbaumholz ähnlich wird. Es lassen sich auch schöne Messerhefte daraus verfertigen: zu diesem Zweck wird das aus dem Groben gearbeitete buchene Heft in eine vorher heiß gemachte und mit Oel bestrichene Form von polirtem Eisen unter eine Presse gelegt, wodurch es weich und nachgiebig wird, sich zwischen den eisernen Platten der Form ausdehnt und nachher eine vollkommene Glätte, Härte und angenehme Farbe erhält. Aus dem Buchenholz lassen sich auch sehr dünne Bretchen oder Späne machen, welche den Buchbindern, Degen- und Messerschmieden zu Decken und Scheiden dienen. Ganz vorzüglich eignet sich aber das Buchenholz zu Brennmaterial; es unterhält eine helle Flamme, gibt eine lange anhaltende Hitze und prasselt und springt nicht. Frisch gefällt enthält es 39 Procent Wasser, wohl getrocknet verliert es dasselbe bis auf 10 Procent. Bei 3 Fuß wiener Maß langen Scheiten nimmt man für 1 Klafter gut ausgetrocknetes Buchenholz im Verkehr gewöhnlich ein Gewicht von 2280 wiener Pfund an. Das Buchenholz steht daher immer in hohem Preise. Die Asche davon gibt die beste Potasche u. eine vorzügliche Lauge; 18 berliner Scheffel Asche geben 4 Centner gereinigte Potasche. Die von Buchenholz gebrannten Kohlen sind die besten für alle Feuerarbeiter; sie geben die meiste und dauerndste Hitze. Durch trockene Destillation gibt das Buchenholz viel Holzgeist und einen werthvollen kreosothaltigen Theer. Mit den geraspelten Buchenspänen pflegt man trübe Weine zu läutern. Eine Eigenthümlichkeit der B. ist, daß sie in der Entwickelung ihrer Samen sehr karg ist; manchmal vergehen 10—20 Jahre zwischen reichen Bucheckernerträgen, unter günstigen Verhältnissen durchschnittlich 5 Jahre. Die Früchte der B., Bucheckern, Bucheln, leisten in der Oekonomie mannichfaltigen Nutzen. Sie dienen zur Mästung des Viehs, vorzüglich der Schweine, deren Speck aber davon etwas schwammig und nicht so haltbar wird, als von der Eichelmast. Auch die Hühner, besonders die Truthühner, fressen sie gern und werden sehr fett davon. Ferner läßt sich aus den Bucheckern ein Oel (oleum nucum Fagi) schlagen, welches eine blasse Bernsteinfarbe hat, durchsichtig, hell, geruchlos, 0,923 specifisch schwer u. dem provencer Oel sehr ähnlich ist. Es läßt sich sowohl zum Brennen, als an Speisen gebrauchen und steht hinsichtlich des Wohlgeschmacks dem feinsten Olivenöl nicht nach. Auch läßt es sich lange frisch erhalten und gewinnt von Jahr zu Jahr an Klarheit und Wohlgeschmack, wenn nur bei seiner Bereitung und Aufbewahrung die nöthige Sorgfalt angewendet wird. Vorzüglich gut soll es sein, wenn es ein Jahr lang in steinernen Krügen in der Erde vergraben gestanden hat. Gutes Oel erhält man nur aus frisch gesammelten Bucheln; doch geben diese weit mehr Oel, wenn man sie in den Schalen 2—3 Monate liegen und recht trocken werden läßt. Damit sie aber während dieser Zeit nicht verderben, muß man sie auf einem luftigen Boden ausbreiten und fleißig umwenden. Auch ist es zweckmäßig, die Bucheln vor dem Pressen aus ihrer Schale zu nehmen, da letztere beim Pressen viel Oel einziehen und diesem wegen der in ihnen enthaltenen Säure einen herben, widerlichen Geschmack mittheilen; selbst die den Kern umgebende Samenhaut muß abgelöst werden, wenn das Oel keinen scharfen Beigeschmack erhalten soll. Daher werden die Bucheln vor dem Pressen erst auf besondere Schälmühlen gebracht. Die Kerne sind in einer guten Presse an einem warmen, reinlichen, von allem Rauch und üblen Geruche freien Ort zu pressen. Das erste Oel ist das reinste und beste und darf mit dem später abfließenden nicht vermischt werden. Letzteres wird in den Fabriken zum Wollewaschen statt der Seife gebraucht. 100 Pfund Buchnüsse geben 12 Pfund reines und 5 Pfund trübes Oel. Beim Brennen gibt das Buchenöl einen klaren, hellen, lebhaften Schein fast wie die Wachslichter, ist nicht dampfend und gibt beim Verlöschen keinen üblen Geruch. Die Buchenöltrebern können, gleich den Lein- und Rübölkuchen, in Formen geschlagen und zu Viehfutter verwendet werden. Sie sind auch für das Geflügel ein treffliches Mastfutter. Den Pferden aber sollen diese Buchenölkuchen schädlich sein. Die Bucheckern geben auch, ohne daß sie vorher ausgepreßt worden sind, ein Mehl, das zu einer guten Stärke verarbeitet werden kann. Man läßt sie dann eine Zeitlang in recht warmem Wasser weichen, zieht hierauf die innere Haut ab, schneidet sie klein, trocknet sie und dörrt sie vor dem Mahlen im Backofen. Aus der Rinde der B. läßt sich Gerberlohe bereiten. Die Blätter der B. sind ein gutes Material zum Ausstopfen der Matratzen und Bettsäcke. Sie sind dazu weit vorzüglicher als Stroh; die mit Buchenblättern gefüllten Matratzen dauern 7—8 Jahre, also viel länger als die mit Stroh ausgestopften, und gewähren im Sommer eine angenehme Kühlung. Zu diesem Behufe müssen die Blätter aber gesammelt werden, sobald sie abfallen und ehe sie von Frost und Nässe beschädigt worden sind. Varietäten der gemeinen B. sind: die Blutbuche (Fagus sylvatica sanguinea *Hort.*), mit blutrothen Blättern, bei Sondershausen wild vorkommend u. von dort durch Pfropfen als Zierbaum

in Gartenanlagen verbreitet; die kraußblätterige B. (F. s. comptoniaefolia *Desf.*, F. cristata *Lodd.*), ebenfalls durch Pfropfen vermehrt, in Gärten aber seltener vorkommend; die rostfarbige B. (F. s. ferruginea *Ait.*), mit rostfarbigen Blättern, aus Amerika stammend, ebenfalls durch Pfropfen vermehrt; die hängende B. (F. s. pendula *Hort.*), mit hängenden Aesten, ebenfalls nur künstlich fortgepflanzt; die buntblätterige B. (F. s. heterophylla *Hort.*), selten in Gärten. Die übrigen Arten der B. sind: F. americana *Sweet*, ein hoher Baum in den Wäldern Nordamerika's, von Mehren für eine Spielart der gemeinen B. gehalten; F. antarctica *Forst.*, auf Feuerland; F. argentea *Blum.*, mit silberglänzenden Blättern, auf Java; F. javanica *Blum.*, daselbst; F. obliqua *Mirb.*, in Chile. Einer anderen Gattung gehört die Hain- oder Weißbuche (Carpinus *L.*) an.

Bucher, Anton von, ein um die Hebung des Schulwesens u. Beförderung der Volksaufklärung verdienter, sowie durch seine Schriften gegen Aberglauben und Jesuitismus bekannter Schriftsteller, geboren den 8. Januar 1746 zu München, erhielt seine erste Bildung bei den Jesuiten, studirte dann in Ingolstadt und wurde hier 1768 Kaplan an der Spitalpfarrkirche. Seit 1771 Rektor der deutschen Schule in München, wirkte er in dieser Stellung eifrig für Verbesserung des Schulwesens und trat namentlich den Jesuiten kühn entgegen, deren Anstalten er nicht wenige deutsche Schüler entzog. Nach Aufhebung des Jesuitenordens erhielt er das Rektorat des Gymnasiums und Lyceums und zugleich das Direktorium und Predigtamt der marianischen Kongregation, welchem bisher rein jesuitischen Institut er eine zeitgemäße Umgestaltung gab. Als er sich später in seinen humanen Bestrebungen gehemmt sah, zog er sich 1778 auf das Pfarramt Engelbrechtsmünster im regensburger Sprengel zurück. Auch in dieser Stellung fuhr er fort, nach Kräften für Volksaufklärung zu wirken, und triumphirte in sofern über seine Gegner, als er zur Durchführung der wiederaufgenommenen Reformen im Schulwesen 1784 als Geistlicher und Schuldirektorialrath nach München zurückberufen wurde. Mit ungemeiner Thätigkeit und Ausdauer, ja mit Aufopferung seines Vermögens widmete er sich hier der Hebung des Jugendunterrichts u. wohlthätigen Bestrebungen, bis er wegen Altersschwäche 1813 seine Entlassung nehmen mußte. Er † als geistlicher Rath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München den 8. Januar 1817. Humoristischen Inhalts sind seine „Charfreitagsprozession“, seine „Fastenexempel“, sein „Portiunculabüchlein“, seine „Christenlehre auf dem Lande“, „Die Jesuiten auf dem Lande“ und sein „Allerneuester Jesuitenspiegel“; in ernsterem Tone sind seine „Briefe über die Jesuiten in Bayern“ geschrieben. Seine sämmtlichen Werke wurden unter dem Titel „Die Jesuiten in Bayern vor und nach ihrer Aufhebung“ von J. von Klessing dem Jüngern (München 1819—20, 6 Bde.) herausgegeben.

Buchez, Philippe Benjamin Joseph, französischer Arzt, Schriftsteller und Präsident der Nationalversammlung von 1848, am 31. März 1796 zu Mortagne in den Ardennen geboren, kam früh nach Paris und studirte daselbst seit 1815 Medicin. Er betheiligte sich vielfach an geheimen Gesellschaften und Verschwörungen gegen die Bourbonen, war auch 1820 bei der Begründung des französischen Carbonarismus thätig, wurde verhaftet, aber freigesprochen, worauf er sich eifrig den Naturwissenschaften, sowie den socialen und religiösen Fragen zuwandte und sich mit dem entstehenden St. Simonismus befreundete. Seit 1827 gründete u. leitete er das „Journal des progrès des sciences et institutions médicales“, durch das er sich einen ehrenvollen Ruf erwarb. Als nach St. Simons Tode dessen Schüler die Wochenschrift „Le producteur“ gründeten, nahm auch B. an der Redaktion Antheil, zerfiel aber mit seinen Genossen sehr bald wegen der pantheistischen Richtung, welche die neue Lehre nahm, und trennte sich förmlich von der Schule. Nach der Revolution von 1830 veröffentlichte B. die Schrift: „Introduction à la science de l'histoire ou science du développement de l'humanité“ (Paris 1833), worin er seine eigenen philosophischen Ansichten niederlegte. Gleichzeitig hatte er die Zeitschrift „L'Européen“ gegründet, die seine Anschauungen ins praktische Leben einführen sollte. Mit Roux (Lavergen) begann er die „Histoire parlementaire de la révolution française etc.“ (Paris 1833—38, 40 Bde.), ein Werk, das vom republikanischen Standpunkte aus die reichsten Materialien für die Geschichte der französischen Revolution zusammenfaßt. Auch sein „Essai d'un traité complet de philosophie au point de vue du catholicisme et du progrès“ (Paris 1839, 3 Bde.) u. „Introduction à la science de l'histoire“ (das. 1842, 2 Bde.) wurden mit Interesse aufgenommen. Sämmtliche Schriften B.' enthalten eine Fülle von originellen, oft tiefen Gedanken, die vermittelst eines geistvollen Parallelismus zwischen Natur und Geschichte zu dem Grundsatze hinführen, daß der Mensch moralisch und politisch für den Fortschritt, d. h. für die Entwickelung zur sittlichen Vollendung, bestimmt sei; dieser sittliche Fortschritt aber besteht in der Aneignung und Ausübung der christlichen Moral, wie sie im Katholicismus aufgestellt wird. Nach der Februarrevolution 1848 wurde B. im Departement Seine in die Nationalversammlung gewählt und hier auf den Präsidentenstuhl berufen. Bei dem Attentat am 15. Mai entfaltete er jedoch so wenig Energie gegen die Empörer, daß er sich die Vorwürfe aller Parteien zuzog.

Buchgläubiger, derjenige Gläubiger, welcher die Richtigkeit seiner Forderung nur mit seinem Geschäftsbuch belegen kann, daher, weil ihm Hypothek, Wechsel u. Handschrift abgehen, im Konkursverfahren hinter die mit dergleichen versehenen Gläubiger zurückgestellt wird.

Buchhaltung (Buchführung), im Allgemeinen jede planmäßige Rechnungsführung, wodurch man sich eine möglichst klare Einsicht in einen Vermögensstand zu verschaffen sucht; im engeren, besonders kaufmännischen Sinne die in besonders dazu bestimmten Büchern und nach gewissen Regeln bewerkstelligte Verzeichnung aller Geschäftsvorfälle, mittelst deren man zu jeder beliebigen Zeit von der Geschäftsführung Rechenschaft zu geben und den Stand des Geschäfts genau darzulegen vermag. Die B. läßt sich zwar auf alle Verhältnisse anwenden, bei denen sich überhaupt eine Rechnungsführung nothwendig macht; nothwendiges Erforderniß aber ist sie bei jedem kaufmännischen Geschäft und

jeder industriellen Anstalt. Nur durch sie kann man sich hier in alle Veränderungen, die im Besitzstand vorgegangen sind, sowie in alle Operationen, welche darin Statt gefunden haben, klare Einsicht verschaffen, und sie setzt den Besitzer in den Stand, zu jeder Zeit seine Forderungen und Schulden, sowie den Stand seiner Geschäfte und seines Vermögens überhaupt zu beurtheilen. Ursprünglich bestand wohl die B. lediglich in einer einfachen Verzeichnung der Einnahme und Ausgabe, der Außenstände und Schulden. Erst als die Handelsverhältnisse komplicirter wurden und sich in Folge davon das Bedürfniß fühlbar machte, alle schriftlichen Nachweise übersichtlich zusammenzustellen, kam man nach mehrfachen Versuchen auf diejenige Methode, deren Erfindung einem italienischen Mönch Lucas Paciolo (1504) zugeschrieben und daher als italienische oder, besonderer Eigenschaften wegen, als doppelte B. bezeichnet zu werden pflegt. Von der Zeit ihrer Einführung datirt der Name der einfachen B. für die ältere Methode, nach welcher jeder Geschäftsvorfall nur einmal (einfach) in Rechnung gebracht und in der Regel nur die absolute Vermehrung oder Verminderung, welche durch Zugang oder Abgang von Besitzgegenständen Statt gefunden hat, eingezeichnet wird, während dagegen die doppelte B. bei jedem Geschäftsvorfall Vermehrung und Verminderung zugleich (z. B. Vermehrung der Forderungen, Verminderung der Waaren, Verminderung der Kasse, Vermehrung der Waaren) in Betracht zieht. Die einfache B. fußt bei der Verzeichnung der Geschäfte nur in soweit auf festen Principien, als sie die erst nach der Folge ihres Eintretens niedergeschriebenen Geschäftsvorfälle je nach ihrer Zusammengehörigkeit ordnet, Forderung und Gegenforderung, Schuld u. Gegenschuld sondert u. so das Verhältniß zwischen Außenständen und Schulden darlegt. Sie führt außerdem auch Rechnung über den Eingang u. Ausgang des baaren Geldes, und je nach Bedürfniß auch der Waaren oder anderer Besitzgegenstände. In allem Uebrigen aber ist, da diese Rechnungen nicht im direkten Zusammenhange mit einander stehen, ihre Einrichtung der Willkür anheimgestellt. Die Leistungen der einfachen B. erstrecken sich aber auch nicht weiter, als daß sie über Forderungen und Schulden eines Geschäfts Aufschluß gibt, also nur denjenigen Theil des Besitzthums berücksichtigt, der nicht effektiv in sachlichen Werthgegenständen vorhanden ist, sondern nur in Ansprüchen von einem bestimmten Werthe besteht, die das Geschäft an andere Personen zu machen hat, oder die andere Personen an das Geschäft zu machen haben, Ansprüche, welche ihrer Natur nach im ersteren Falle vermehrend, im letzteren vermindernd auf den Gesammtwerth des Besitzthums wirken. Hauptaufgabe der einfachen B. ist es, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, in sofern sie unsere Lieferungen an andere Personen und deren Gegenlieferungen aufzeichnet und demnach den Werth des nicht wirklich vorhandenen Theils eines Besitzthums vertritt, der eben deshalb, weil er nicht wirklich vorhanden ist, auf keine andere Weise festzustellen und zu ermitteln ist. Nach der einfachen B. wird also jeder Geschäftsvorfall in ein dazu bestimmtes allgemeines Notizbuch, Brouillon, Primanote, Memorial rc. genannt, einfach eingetragen und von da nach einer gewissen Ordnung einseitig auf die andern Bücher übertragen. Die nothwendigsten Bücher dazu sind folgende: Journal, Hauptbuch, Kassabuch, Waarenbuch. Das Journal nimmt nach einer gewissen Ordnung die Memorialposten rein geschrieben auf, indem man die Person, welche Debitor wird, mit „Soll“, diejenige hingegen, welche Kreditor wird, mit „Haben“ bezeichnet. Das Hauptbuch ist eigentlich ein bloßes Kontokorrentbuch, worin jedem Handelsfreunde, der Debitor oder Kreditor wird, ein Konto eröffnet u. der ihn betreffende Geschäftsvorfall in gedrängter Kürze eingetragen wird. Ein solches Konto umfaßt zwei einander gegenüberstehende Blattseiten, von welchen die linke als die Soll- oder Debetseite die Posten, die der Freund schuldet, die rechte hingegen als die Haben- oder Kreditseite die Posten aufnimmt, die in sein Guthaben gehören. Das Kassabuch führt Rechnung über die baare Einnahme und Ausgabe, wozu gewöhnlich zwei Blattseiten bestimmt werden; auf die linke Seite wird die Einnahme, auf die rechte die Ausgabe gebracht. Im Waarenbuch werden jeder Waare zwei Blattseiten gegeben; auf die linke wird der Einkauf oder Eingang der Waare und von wem, auf die rechte hingegen der Verkauf oder Ausgang der Waare und an wen, beides nach Gewicht oder Maß, Quantität, Sorte, Zeichen, Nummern der Stücke, wenn im Ganzen verkauft wird rc., nebst Angabe des Betrages verzeichnet.

Die doppelte B. erstreckt sich über alle Theile des betreffenden Besitzthums, durchaus nicht nur auf Forderungen und Schulden, sondern auch auf alle sonst vorhandenen sachlichen Werthgegenstände. Sie ordnet letztere unter bestimmten Begriffen in verschiedene Fächer, deren Rechnungen ebenso, wie die Rechnungen verschiedener Personen einerseits streng von einander geschieden sind, andererseits aber auch wieder als integrirende Bestandtheile des betreffenden Besitzthums gelten, welches an sich als ein Ganzes zu betrachten ist. Die Beziehung aller dieser Rechnungen auf einander geschieht nach den Gesetzen der Gleichungen, als deren Glieder sich ergeben auf der einen Seite alle Beträge der wirklich vorhandenen Werthgegenstände u. der Forderungen, auf der anderen dagegen die Beträge der Schulden und der reine Werthbetrag des Besitzthums selbst (Betrag der Aktiva nach Abzug der Passiva), welcher als eine Schuld an den Besitzer anzusehen ist. Die Summen müssen auf beiden Seiten genau übereinstimmen. Da nun diese Rechnungen in fortwährender wechselseitiger Beziehung zu einander stehen, so daß jeder Geschäftsvorfall, welcher irgend eine Veränderung in den Besitztheilen herbeiführt, nur als eine Umgestaltung des Besitzes von gleicher Wirkung auf beiden Seiten zu betrachten ist, so wird jene Uebereinstimmung auch fortwährend erhalten, und sie ist es, welche den mathematischen Beweis für die richtige Einzeichnung aller Beträge abgibt. Abgesehen davon, daß die doppelte B. auf diese Weise den Beweis für die Richtigkeit der Summen (der Forderungen und Schulden) beibringt, was die einfache B. nicht vermag, so ist auch besonders noch der Umstand hervorzuheben, daß, da die doppelte B. über alle Besitztheile Rechnung führt, der Stand des Besitzthums zu jeder Zeit auch ohne eine Aufnahme und Abschätzung der vorhandenen Werthgegenstände

mit ihrer Hülfe wenigstens annähernd sich ermitteln läßt. Bei Aufnahme und Abschätzung der vorhandenen Werthgegenstände zeigt die doppelte B. genau, in welcher Branche die Geschäfte Gewinn oder Verlust gebracht haben, und es ist somit klar, daß nur sie allen Anforderungen, die an eine wohlgeordnete Rechnungsführung zu stellen sind, entspricht. Wesentlich nothwendige Bücher dabei sind: Das Memorial (Primanote, Manual, Strazze, Cladde) nimmt die Geschäfte auf, wie sie vorfallen. In das Journal werden die Geschäftsvorfälle aus dem Memorial, oder aus dem Memorial und Kassabuche, wenn ersteres die Kassaposten nicht aufnimmt, reingeschrieben eingetragen, entweder Tag für Tag, in welchem Falle das Journal seinem Namen nach ein wirkliches Tagebuch ist, oder indem man, um den Uebertrag vom Journal ins Hauptbuch auf manchen Konto's summarisch zu haben, die Journalposten so bildet, daß man die unter gleiche Rubrik gehörenden Geschäfte mehrer Tage oder des ganzen Monats nach Debitoren oder Kreditoren der Zeit nach sammelt und in gedrängter Kürze einträgt. In das Hauptbuch werden die im Journal verzeichneten Posten auf die ihnen zugehörigen Konto's übergetragen, um dann von da aus zu einer beliebigen Zeit die Geschäftsresultate ziehen zu können. Man kann es als eine gedrängte allgemeine Wiederholung aller Geschäfte ansehen, die beim ersten Blicke kontenweise die Geschäftsverhältnisse zu den Personen angibt, mit welchen man in Verbindung steht, sowie auch den Umsatz in Geld, Waaren, Wechseln &c. Jedem Konto, das auf dem Hauptbuche eröffnet wird, werden zwei Blattseiten gegeben, von denen jede mit einem und demselben Folium bezeichnet wird. Die linke ist die Soll-, die rechte die Haben-Seite eines Konto's. Jede Seite hat der Länge nach gleiche Kolumnen, in welche die Posten eingetragen werden. Behufs des Uebertragens von dem Journal ins Hauptbuch wird im ersten Buche links am Rande ein Federstrich gezogen, über denselben das Folium des Debitors im Hauptbuche und unter denselben dasjenige des Kreditors im Hauptbuche gesetzt. Das Auffinden dieser Folien ergibt sich leicht aus einem alphabetischen Kontenregister, Repertorium, das man für das Hauptbuch nebenbei hält. Vor der Angabe eines Geschäfts wird jedesmal angeführt, an welchen Kreditor das Konto schuldet, oder durch (per) welchen Debitor es kreditirt wird. Kommen aber zwei und mehr Kreditoren auf einen Debitor und umgekehrt zwei und mehr Debitoren auf einen Kreditor, so wird dies im Debet eines Konto's mit „an Diverse“ und im Kredit mit „per Diverse“ bezeichnet, oder auch mit summarischer Angabe der Kreditoren oder Debitoren. Das Kassabuch führt auf zwei einander gegenüber stehenden Blattseiten Rechnung über baare Einnahme und Ausgabe. Für erstere wird die Kasse debitirt, für letztere wird sie kreditirt. Die Kassaposten können nach zweierlei Arten verzeichnet werden, entweder nach Art der einfachen B., in welchem Falle aber das Memorial und Journal die Kassaposten aufnimmt und jedem den ihm zugehörigen Debitor oder Kreditor gibt, oder indem man jedem Posten im Soll des Kassabuchs seinen Kreditor und im Haben seinen Debitor zutheilt; dann aber kann der Eintrag der Kassaposten ins Memorial oder Journal wegfallen. Jedes Kassabuch wird in der Regel monatlich abgeschlossen und der Saldo vorgetragen. In das Briefkopirbuch werden alle Geschäftsbriefe, welche geschrieben und abgesendet werden, kopirt. Das Inventarienbuch enthält die Reinschrift des Statuts, das über die Aktiva und Passiva eines Geschäfts entworfen wird. Die Differenz zwischen dem einen und andern gibt den reinen Besitzstand an, der auch zugleich beim Bücherschlusse mit dem Saldo des Kapitalkonto's übereinstimmen muß. Die gewöhnlichsten Nebenbücher beim Kassabuche sind: das Kassabrouillon, worin Einnahme und Ausgabe, wie sie vorfällt, ganz einfach niedergeschrieben wird, um daraus die Kassaposten im Kassabuche zu bilden; das Sorten-Skontro für empfangene und ausgezahlte Münzsorten, was in großen Häusern gehalten wird; ein Klein-Kassabuch für die Handlungsunkosten, daher auch Handlungs-Unkostenbuch genannt; ein Speditions-Kassabuch in den Häusern, welche eine starke Spedition haben, &c. Ueberhaupt richten sich die untergeordneten Kassabücher im Handel sowohl, wie im Manufaktur- und Fabrikwesen nach dem Zwecke, der ihrer Einrichtung zum Grunde liegt, und sie verrechnen sich alle mit der Hauptkasse. Zu den Nebenbüchern, welche Rechnungen mit Personen betreffen, gehören: das Kontokorrentbuch, worin den Handelsfreunden, mit welchen man in Geschäftsverbindung steht, Konto's im Debet und Kredit eröffnet werden; das Konto pro Diversebuch, falls man, was in großen Häusern geschieht, die kleinen Debitoren und Kreditoren vom eigentlichen Kontokorrentbuche getrennt haben will; das Kontokorrent-Kopirbuch, für die Kopien der Kontokorrente, die man ertheilt, auch nur in großen Häusern gebräuchlich; das kleine Schuldnerbuch, für die kleinen Schuldner in einem offenen Geschäft, die aus der Ladenstrazze herausgezogen werden; das Briefportobuch, für diejenigen Handelsfreunde, denen man Briefporto anzurechnen hat. Nebenbücher in Bezug auf Wechsel und andere Kreditpapiere sind das Tratten- und Rimessenbuch für Tratten und Anweisungen, die von den Handelsfreunden gezogen und avisirt werden, sowie für Rimessen, die sie machen; das Verfallbuch (Verfallzeitbuch) für die Wechsel und Kreditpapiere, welche einzuziehen oder zu bezahlen sind; das Wechselkopirbuch und das Wechselskontro zur richtigen Kenntniß des Ein- und Ausgangs von Wechseln &c. Nebenbücher in Bezug auf Ein- und Verkauf, Ein- und Ausgang von Waaren sind: das Einkaufbuch; das Verkaufbuch (oder Beides vereint, für kontante Ein- und Verkäufe); das Fakturenbuch, für Ein- und Verkäufe auf Zeit; das Kalkulations- oder Kalkulaturbuch, für Berechnungen über Waaren; das Waarenbuch, das Lagerbuch oder Waarenskontro, für die eingekauften und verkauften Waaren, worin jeder zwei Blattseiten gegeben werden; Kommissions-Waarenbücher für Waaren, die man in Kommission zugesandt erhält und selbst in Kommission sendet; das Kommissions- oder Bestellungsbuch für die auf Waaren empfangenen oder ertheilten Bestellungen; das Speditionsbuch für Fracht-

stücke, die man übergeben oder zugesandt erhält, um sie weiter zu befördern. Bilanzbücher gibt es zweierlei: eins für die rohen oder Probebilanzen und ein anderes, worin die Schlußbilanzen eingeschrieben werden. Außer diesen verschiedenen Nebenbüchern kommen in solchen Häusern, welche Messen mit Waaren beziehen, noch Meßbücher vor. Im Manufaktur- und Fabrikwesen richten sich die besondern Neben- oder Hülfsbücher nach dem Wesen des Geschäfts. Hier findet man eine Menge Bücher für den Urstoff, für die verschiedenen in Arbeit gegebenen Gegenstände, für vollendete Stoffe, für Arbeiter, für Utensilien 2c. Außer den verschiedenen theils absolut nothwendigen, theils Neben- oder Hülfsbüchern kann es auch noch Geheimbücher geben. Sie werden aber nur von solchen Principalen gehalten, die über ihre Privatvermögensumstände Rechnung führen, oder aufgenommene fremde Gelder, privatim ausgestellte Wechsel 2c. vor ihren Kontoristen geheim halten wollen. Unter den neueren Schriften über kaufmännische B. sind besonders zu nennen: Höpstein, Praktisches Handbuch der Buchführungskunde, Leipzig 1838; Schiebe, Die Lehre von der B., 4. Aufl., Grimma 1861; Langhenie, Die doppelte kaufmännische Buchführung, 2. Aufl., Hamburg 1847; Degranges, La tenue des livres en parties doubles, Paris, oft aufgelegt; Rottner, Kontorwissenschaft, 2. Aufl., Leipzig 1861, 2 Bde.

Die landwirthschaftliche B. zerfällt in die stehende und in die umlaufende oder jährliche. Zur stehenden gehört eine vollständige Beschreibung des Gutes sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit und des Umfangs seiner Grundstücke und der Berechtigungen desselben, als auch hinsichtlich der Verpflichtungen des Gutes. Zu einem solchen Grund- und Lagerbuche gehören: eine vollständige Karte und Nivellementspläne, das Vermessungs- und Bonitirungsregister; eine Beschreibung der Gebäude, Bewährungen u. Brücken; alle Kontrakte und Recesse, betreffend die Berechtigungen des Gutes, die dasselbe außerhalb seiner Grenzen auszuüben befugt ist; alle Verträge, welche Auskunft über die dem Gute anklebenden Reallasten geben. Zu der jährlichen B. gehören so viele Tagebücher oder Journale, als Hauptwirthschaftszweige vorhanden sind, und ein Hauptbuch, in welchem die Notizen, die in den Journalen enthalten sind, so geordnet und zusammengestellt werden, daß sich aus demselben übersehen läßt, welchen reinen Ueberschuß jeder einzelne Wirthschaftszweig gewährt hat. In dem Hauptbuche wird alljährlich einem jeden abgesonderten Wirthschaftszweige der Aufwand an baarem Gelde, an Gutserzeugnissen aller Art, an Dünger, an Arbeit 2c. zur Last und ebenso alle Einnahme oder aller Ertrag, den er in baarem Gelde, in Erzeugnissen oder Leistungen gewährt, zu Gut geschrieben. Die Summen der Kosten werden dann mit denen des Ertrags verglichen, um zu erfahren, wo etwas gewonnen oder verloren worden ist. Mit Berücksichtigung der Einrichtung des Hauptbuches werden die Journale oder Tagebücher angelegt und in dieselben die täglichen Vorgänge notirt. Im Kassajournal werden alle Einnahmen und Ausgaben an baarem Gelde verzeichnet, wie sie vorkommen. Die Naturalienrechnungen werden so angelegt, daß hinreichender Raum vorhanden ist, um alle Einnahmen und Ausgaben nach verschiedenen Rubriken absondern zu können, so daß jedes dieser Journale die Vorgänge für ein Wirthschaftsjahr enthält. Aus der Viehrechnung müssen die Veränderungen in dem Viehstande ersichtlich sein. Wo eine bedeutende Brauerei oder Brennerei oder ein sonstiges Nebengewerbe im Betrieb ist, da muß eine besondere Fabrikations- und Verkaufsrechnung darüber geführt werden. Hierzu kommen noch verschiedene nachweisende oder erläuternde Berechnungen über die Viehfütterung, über die Abfuhr des Getreides in die Scheunen und den Ausdrusch desselben, über Saat und Düngung, über die Veränderungen des Geräthebestandes 2c. Genauigkeit und Zuverlässigkeit bei dem Anschreiben der täglichen Vorgänge muß das Vertrauen begründen, womit man die Notizen der Journale zur Zusammenstellung der Rechnung benutzt. Die Eintragung der Notizen aus den Journalen in das Hauptbuch macht man erst nach Ablauf des Wirthschaftsjahres, mit Ausnahme der Geldrechnung, die besser monatlich eingetragen wird. Vgl. J. G. Koppe, Oekonomie oder die Lehre von den Verhältnissen der einzelnen Theile der Landwirthschaft zu einander und zum Ganzen, Leipzig 1831.

Buchhandel, der Handel mit den Erzeugnissen der Literatur. Der deutsche B. zerfällt in das Verlagsgeschäft, den Sortimentshandel und das Kommissionsgeschäft. Die beiden ersteren sind häufig vereinigt, oft auch alle drei. Der gewöhnliche Gang eines deutschen Verlagsgeschäfts ist folgender. Der Verlagshändler kauft ein ihm angebotenes Manuskript von dem Schriftsteller, vermöge einer Uebereinkunft, die der Verlagskontrakt heißt. In demselben sind der Betrag der Kaufsumme, die Zahlungstermine, die Größe der Auflagen, oft auch Format, Druck und äußere Ausstattung, die Zeit des Erscheinens und die Bedingungen angeführt, unter welchen der Käufer auch für die möglichen künftigen Auflagen des Buchs das Verlagsrecht erwerben soll. Wird hierüber und über die Stärke der Auflage nichts erwähnt, so nimmt die Praxis an, daß der Autor für künftige Auflagen keine besondere Vergütung zu beanspruchen habe; wird aber die Stärke der Auflage benannt, und ist überhaupt nur von Einer Auflage im Kontrakt ausdrücklich die Rede, dann hat der Verfasser nach Verkauf dieser einen und ersten Auflage freie Hand, wegen der folgenden seine Bedingungen zu stellen und den Verleger zu wechseln. Ein Anderes ist es mit denjenigen Werken, welche der Verleger nach seiner eigenen Idee Schriftstellern in Auftrag gibt. Auf ein solches wird der Verfasser niemals die freie Verfügung über das Verlagsrecht beanspruchen können ohne ausdrückliche Zustimmung des Auftraggebers, u. für solche Werke wird das Honorar auch in der Regel ein- für allemal, d. h. für alle Auflagen, gültig bestimmt, so daß der Verfasser bei weiteren Auflagen nur Vergütung seiner Mühe für allenfallsige Revision, Verbesserungen, Nachträge zu fordern hat. Verlagsbestimmungen, nach welchen z. B. der aus dem Absatz eines Buchs sich ergebende Gewinn zwischen den Kontrahenten getheilt wird, oder wo Verleger und Schriftsteller zugleich die Verlagskosten gemeinschaftlich bestreiten, sind in Deutschland sel-

ten. Häufiger aber gibt der Verleger gar kein Honorar, denn die Fälle kommen öfters vor, daß der Verfertiger eines Buchs das Erscheinen desselben aus besonderen, oder persönlichen Gründen wünscht, ohne daß der Verleger zu der Absatzfähigkeit des Werks Vertrauen hat. Dann trägt wohl der Schriftsteller auch einen Theil der Kosten, oder er läßt es ganz auf eigene Kosten drucken und gibt es dem Verlagsbuchhändler gegen eine verhältnißmäßige Provision zum Vertrieb in Kommission. Endlich kann auch der Autor das Werk, dessen Herstellung er auf eigene Kosten besorgte, in Selbstverlag und Selbstvertrieb nehmen, was aber nur bei Schriften von bloßem Lokalinteresse, die einen engen Kreis für ihren Debit haben, zweckmäßig, bei andern sehr mißlich ist. Hat der Verlagsbuchhändler das Manuskript erworben, so akkordirt er mit dem Papierhändler über die Lieferung des zur bestimmten Auflage nöthigen Papiers und mit dem Drucker über die gewünschte typographische Herstellung. Oft besorgt letzterer auch das Papier, die allenfallsige artistische Ausstattung, das Broschiren oder Einbinden, ja selbst die Versendung des Buchs, je nach Auftrag. Meist geschieht der Versandt von einem Theil der Auflage an die Sortimentsbuchhändler (diejenigen Buchhändler, welche den Einzelnverkauf der Bücher in offenen Läden besorgen) als Novität (Neuigkeit), wobei jedem nach Verhältniß seines Wirkungskreises, oder seiner Thätigkeit mehr oder weniger Exemplare zugetheilt werden. Solche Versendung geschieht an alle Sortimentsbuchhändler gleichzeitig, am meisten über Leipzig, u. so, daß die einzelnen, adressirten Pakete an die dortigen Kommissionäre der Adressaten an Einem Tage abgegeben werden, welche sie dann der nächsten regelmäßigen Sendung an ihre Kommittenten beipacken. Für das größere Publikum bestimmte Werke pflegt der Verleger bei dem Versandt mit separaten Ankündigungen und Anzeigen zum Inseriren in die Zeitungen zu begleiten, deren Insertions- und Verbreitungskosten er zu bezahlen hat; dieselben nehmen in vielen Fällen, zumal bei Werken, die so kalkulirt sind, daß sie sehr große Auflagen und sehr zahlreiche Käufer erfordern, oft bedeutende Kapitalien in Anspruch. Zu diesen Vertriebsmitteln gehören auch noch Plakate und Probehefte, letztere namentlich behufs Sammlung von Subskriptionen (Unterzeichnungen zum Ankauf), einer zum Vertrieb von den in Lieferungen erscheinenden Werken sehr beliebten Usanze. Die Kosten dieser Operationen trägt entweder ebenfalls der Verleger, oder er veranlaßt durch angebotene außerordentliche Vortheile (Extraprovisionen, Freiexemplare, größern Rabatt) die Sortimentsbuchhändler, sich der Subskriptionsmühe und Kosten auf eigene Gefahr zu unterziehen. Der Sortimentsbuchhändler (seltener der Verleger direkt) bedient sich zur Subskriptionssammlung eigener Leute, der Kolporteurs (oder Sammler), welche für jede Unterzeichnung, oder für jedes Exemplar, das sie absetzen, einen Antheil von dem Gewinn beziehen, den der Verleger dem Sortimentsbuchhändler gewährt. Die Wirkung aller dieser Operationen gibt sich in den Nachbestellungen zu erkennen. Diese macht der Sortimentsbuchhändler, nach Absatz der als Novität erhaltenen Exemplare, durch meist offene Verlangzettel, die denselben Weg über Leipzig u. durch die dortigen Kommissionäre zum Verleger nehmen wie die Bücherpakete selbst, nur in umgekehrter Richtung, entweder à condition, d. h. mit dem Beding, den unabgesetzten Theil der Bestellung wieder remittiren (an den Verleger zurückgeben) zu dürfen, oder für feste Rechnung, welcher Ausdruck den Willen des Bestellers kund thut, das Bestellte unbedingt zu behalten. Durch die Nachbestellungen, die von Zeit zu Zeit mittelst erneuerter Anzeigen und Inserate, Wiederholung der Subskriptionssammlung &c. belebt zu werden pflegen, lernt der Verleger den Erfolg des Unternehmens im Allgemeinen kennen, doch nicht so vollständig und genau, um eine zuverlässige Abwurfsberechnung darauf gründen zu können. Dies ist oft erst nach Jahren möglich; denn immer wird bei der nächsten Ostermesse und zu anderen Zeiten ein mehr oder minder großer Theil der versandten Exemplare als unverkauft wieder zurückkommen, oder er wird sie als Disponenden (unverkaufte und nicht zahlbare Waare) in den Magazinen der Sortimentsbuchhandlungen zum Verkauf lassen, und erst nachdem er letztere überall eingerufen und von allwärts zurückempfangen hat, ist er im Stande, ein festes Geschäftsresultat zu ermitteln. Die Vermittelung zwischen Verlegern und Sortimentern wird meist durch Kommissionäre besorgt, welche an den bedeutendsten Verlagsorten, besonders zu Leipzig, Stuttgart, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Nürnberg, Augsburg und einigen anderen Orten, ihren Sitz haben. Insbesondere ist jedes ansehnlichere Verlagsgeschäft wenigstens in Leipzig durch einen Kommissionär vertreten, der die Bestellungen sogleich von dem Lager des Verlagsartikels, das ihm zu diesem Zwecke übergeben ist, entweder sofort effektuirt (ausliefert), oder die Bestellzettel behufs der Effektuirung der Verlagsbuchhandlung zugehen läßt. Die Beförderung jener offenen Bestellzettel, wie überhaupt der gesammten auch meist offenen Buchhändlerkorrespondenz vermittelt die sogenannte „Bestellanstalt“ in Leipzig, ein Bureau, welchem alle 87 am Platz befindliche Kommissionäre die von ihren Kommittenden ihnen zugehenden Zettel täglich abliefern und dagegen die für dieselben bestimmten Eingänge geordnet zurückempfangen. Es gibt auch Verleger (und ihre Zahl hat in neuerer Zeit sehr zugenommen), welche keine Novitäten verschicken, sondern den Sortimentsbuchhandlungen von Zeit zu Zeit von ihren neuen Verlagsartikeln sogenannte Wahlzettel, kurze Titelverzeichnisse zusenden, aus denen der Sortimentsbuchhändler das selbst wählt, wovon er Absatz zu machen hofft. Auch gibt es Verleger, die nichts à condition ausliefern, sondern nur für feste Rechnung; noch andere geben keinen Kredit, sondern nehmen den Betrag bei der Ausführung baar nach. Größere Verlagsbuchhandlungen führen Verzeichnisse ihrer Verlagsartikel (Verlagskataloge), die sie von Zeit zu Zeit erneuern. Sie versenden solche gratis an die Sortimentsbuchhandlungen, und diese vertheilen sie an ihre Kunden. Der übliche Kredit, den der deutsche Verlagsbuchhändler den soliden Sortimentsbuchhändlern gewährt, erstreckt sich darauf, daß Alles, was zwischen dem 1. Januar und 31. December verlangt und gesandt wird, in der nächsten leipziger Ostermesse, oder zur Zeit derselben zur „Abrechnung“ kommt oder saldirt werden soll. Doch hat die Kreditlosigkeit vieler Sortimentsbuchhandlungen Deutsch-

lands die Anwendung dieses Geschäftsmodus in neuerer Zeit sehr beeinträchtigt u. das Baargeschäft an dessen Stelle treten lassen, welches in der Weise ausgeführt wird, daß die betreffenden Handlungen Alles, was sie verlangen, durch ihren Kommissionär in Leipzig bei Empfang baar bezahlen lassen müssen. Ein Vorzug des deutschen B.s ist die Gleichmäßigkeit der Bücherpreise in ganz Deutschland, so daß ein Buch in einer Entfernung von 100 Meilen vom Verlagsorte eben so wohlfeil verkauft wird, als an diesem selbst. Dies wird durch Frankolieferung nach den Kommissionsorten und den Rabatt auf die Normalpreise (sie mögen Laden- oder Subskriptionspreise sein) ermöglicht, den jeder Sortimentsbuchhändler vom Verleger erhält, und der bei Zeitschriften meist in 25—30 Procent und gewissen Freiexemplaren, bei andern Werken in 33⅓—50 Procent besteht, ein Rabatt, der den Sortimentsbuchhandel zu einem sichern und untrüglichen Geschäft machen würde, wenn er nicht in den meisten Fällen und Orten durch Konkurrenz genöthigt wäre, das mit dem Buchkäufer zu theilen, was ihm eigentlich allein gebührte; es ist nämlich die Gewohnheit ziemlich allgemein eingerissen, dem bücherkaufenden Publikum auf Normalpreise 10 bis 15, ja wohl 20 Procent Rabatt zu verwilligen. Bis in das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhundert wurden die neuen Verlagsartikel bloß zur Oster- und Herbstmesse (Jubilate- und Michaelismesse) nach Leipzig gesandt. Jetzt geschieht das Versenden stets sogleich nach Erscheinen. Diese dem deutschen B. allein eigenen festen Usanzen und die strenge, wohlgeordnete Organisation, deren Beachtung sich kein Buchhändler entziehen kann, zeichnen ihn vor jedem anderen kaufmännischen Geschäftsbetrieb aus und verbinden seine Angehörigen zu einer sehr exklusiven und durch die Gemeinsamkeit ihrer Interessen eng geschlossenen und in ihren Verkehrsformen sehr kollegialischen Genossenschaft, so daß in keiner andern Gattung von Geschäftsverbindungen das Gefühl der Zusammengehörigkeit so stark ist, als im deutschen B.

Der englische B. datirt aus dem 15. Jahrhundert. Buchdrucker und Buchhändler waren in den ersten hundert Jahren nach Caxton (dem ersten Buchdrucker Englands, † 1401) Eine Person, u. erst später trennten sich allmählig beide Geschäfte. Bis zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte der B. in England eine sehr einfache Form. Der Verleger (Spekulant) verwendete sein Kapital auf das Drucken von Büchern, die ihm Absatz versprachen, er behielt die Auflage, bis sie verkauft war; hatte er dazu keine Hoffnung, so verwerthete er sie, ganz oder theilweise, als Makulatur. Vom Werth des Buchs, von der Beurtheilungsfähigkeit des Verlegers, vom Glück und von der Geschmackslaune des Publikums hing bei dem Geschäft Alles ab, da es keine künstlichen Mittel gab, den Absatz zu vermehren oder zu beschleunigen. Oft geschah es, daß bei bedeutenden Verlagsunternehmungen sich 10 und mehr Buchhändler vereinigten, um sie auf gemeinschaftliche Kosten zu machen, daher bis vor 60 Jahren häufiges Vorkommen einer großen Menge Verleger auf dem Titel umfassender Werke. Dieser Modus veränderte sich mit dem neuen Jahrhundert. Der rasche Umschwung aller merkantilen und gewerblichen Dinge übte auch auf den B. seinen Einfluß aus. Die Ungeduld konnte nicht mehr Jahre lang auf das Resultat eines Verlagsunternehmens warten; Unternehmungen, die nicht schnellen Gewinn und Absatz machten, wurden schnell verlassen, rascher Vertrieb wurde im britischen B. ein Princip, und als Mittel dazu boten sich die Auktionen (trade-sales). Der britische B. wurde zu einem wahren Börsenspiel und trägt diesen Charakter noch jetzt. Eine Menge spekulativer Kräfte wendeten sich dem B. zu, mit ihnen große Kapitalien. Viele Zeitschriften wurden gegründet, und die wissenschaftliche und Unterhaltungsliteratur wuchs in einem vorher für unmöglich gehaltenen Verhältniß. Die Honorare stiegen bei der großen Menge konkurrirender Verleger ins Unglaubliche, so daß ein Honorar von 40 Pfund Sterling für Einen Druckbogen eines beliebten Romanschreibers nicht für außerordentlich gehalten wurde. Der Geschmack des reichen Publikums förderte diesen Geschäftsgang. Es wurde für Jedermann, der auf Bildung Anspruch machen wollte, die Anschaffung einer Büchersammlung unerläßlich, und aus dem Mutterlande verbreitete sich dieses Bedürfniß über die Kolonien. Unter dem fashionablen Theil der Gesellschaft gehört es zum guten Ton, jedes durch seinen Verfasser oder seinen Inhalt reizende neue Buch zu kaufen und ihm auf dem Tische so lange einen Platz zu gönnen, bis es von neueren Erscheinungen verdrängt wird. Ehe der eigentliche Werth des Buchs entschieden werden kann, wird es als Modeartikel des Tages der Neuheit wegen in Menge verkauft. Die reichen Familien, die Leseklubs, Lesekabinete und Leihanstalten (circulating libraries) nehmen Tausende von Exemplaren in den ersten Tagen des Erscheinens. Der Verleger macht seinen Kalkul so, daß er für die Kosten der ganzen Auflage durch diesen Primärabsatz gedeckt wird, den Rest bringt er oft schon nach wenig Wochen unter den Hammer. Ist das Werk gut, so findet es auch da zu guten Preisen Absatz; ist es schlecht und das Interesse dafür nicht nachhaltig im Publikum, so hat doch der Verleger, ob mit Verlust oder Gewinn, das Geschäft rasch und glatt abgewickelt; er hat seine Thätigkeit und sein Kapital wieder frei und kann zu anderen Unternehmungen übergehen. Die so gemeiniglich in Partien von 10, 20 und mehr Exemplaren versteigerten Bücher treten hierauf in einen eigenen Buchhändlerkreis ein, in den der second-hand-dealers (Händler aus zweiter Hand), u. die Bücher selbst in die Klasse der second-hand-books. Es bezeichnet dieser Name also keineswegs schon gebrauchte Bücher, sondern neue, die von ihren Eigenthümern in deren cheap lists (den Preisverzeichnissen billiger Bücher) dem Publikum zu geringeren Preisen angeboten werden. Dieser Modus betrifft die schönwissenschaftliche Literatur Englands, sowie die Werke über Reisen, Geschichte &c. ohne Unterschied, seltener eigentlich wissenschaftliche Werke, fast niemals gute Schulbücher, die einen beständigen, regelmäßigen Absatz haben. Häufig tritt der Antiquar an die Stelle der Auktionen u. second-hand-dealers; er kauft Partien zu ermäßigtem Preis vom Verleger und rangirt sie dann in seine Kataloge als ständige Artikel ein. In London gibt es solche Antiquarbuchhändler im großen Styl, bei denen man von jedem guten wissenschaftlichen Werke zuverlässig mehre Exemplare vorfindet. Bisweilen geschieht es aber auch, daß, wenn der

Antiquar durch so herabgesetzte Preise dem wissenschaftlichen Buche einen neuen und großen Kreis von Käufern erwirbt, der Antiquarpreis sich allmählig wieder hebt und zuweilen selbst den ersten Preis übersteigt. Bei diesem eigenthümlichen Gange des Geschäfts in dem Kreise der Antiquare führt doch der Verleger in seinen Katalogen für das Werk den Erscheinungspreis unverändert fort, und daher geschieht es, daß man dem englischen Verleger so häufig ein Werk mit Pfunden bezahlen muß, welches man, ebenso neu, beim nächsten Buchhändler oder Antiquar für eben so viel Schillinge hätte haben können. Der hohe Preis der englischen Bücher liegt in den enormen Abgaben, die der Staat unter vielfältigen Formen (als Stempel, Inseratssteuer ꝛc.) bezieht, in den höheren Papierpreisen und dem viel theuereren Drucklohn und Honorar, ferner auch in der Ausstattung. Es erstrecken sich indeß die für deutsche Begriffe ungewohnt hohen Preise nur auf diejenigen Literaturzweige und Büchergattungen, welche auf ein kleines wissenschaftliches oder größeres wohlhabendes Publikum berechnet sind. Ebenso ungewohnt erscheint dem deutschen Verleger dagegen die Billigkeit englischer Schulbücher und auf massenhafte Verbreitung berechneter populärwissenschaftlicher und belletristischer Erzeugnisse. Ja, an vielen der letzteren und besten, z. B. den lieferungsweise erscheinenden bozschen Romanen, läßt sich nachweisen, daß deren Preise unter den Kosten der technischen Herstellung bleiben und der dennoch oft enorme Gewinn des Verlegers nur in dem damit verbundenen Inseratentheil zu suchen ist. In England wie in Frankreich ist die Hauptstadt der Centralpunkt des B.s. Aus den londoner Pressen gehen jährlich weit mehr Bücher hervor, als aus sämmtlichen übrigen Ländern des britischen Reichs, und auch die Bücher, welche in Glasgow, Cambridge und Oxford, ja selbst in Edinburg herauskommen, finden durch London ihren Vertrieb. Fast alle Buchhändler im Inneren, in Schottland und in Irland, haben einen Kommissionär in London, der ihnen die verlangten Werke in der Regel monatlich (oft auch wöchentlich) überschickt. Umgekehrt haben die londoner Verleger in jeder bedeutenden Stadt der drei vereinigten Königreiche Agenten. Die zwei Universitätsstädte Oxford und Cambridge verlegen meist nur klassische oder theologische Werke; Oxford allein hat das Recht, die Bibel zu drucken. Andere, als die allgemein gültigen kaufmännischen Usanzen, kennt der englische B. nicht. Der Verleger verkauft an den Wiederverkäufer zu einem willkürlichen Nettopreis, der gewöhnlich um ¼ oder ⅓ niedriger als der annoncirte Verkaufspreis ist, und gewährt entweder viertel= bis ganzjährigen Kredit, oder einen Extrarabatt von 5 und mehr Procenten bei Baarverkauf. Von Remittenden, Disponenden und dergleichen Krebsschäden des deutschen B.s ist der englische frei. In diesem ächt kaufmännischen Geist, mit dem der englische Verleger sein Geschäft betreibt, mag neben den ihm entgegenkommenden Eigenschaften des englischen Publikums, welches seine Literatur als ein Lebens=, nicht als ein Luxusbedürfniß hält, die hohe Blüthe des englischen B.s ihren Grund finden. England producirt und konsumirt im Verhältniß zu seiner Bevölkerung mehr als irgend ein Staat des Kontinents, es ermöglicht die absolut höchsten u. relativ billigsten Preise für seine Preßerzeugnisse, zahlt die größten Honorare an seine Schriftsteller, hat die größten Auflagen von Büchern und Zeitschriften nachzuweisen und steht in technischer Vollkommenheit allen übrigen Nationen voran. Letzterer dient namentlich die auch auf die Herstellung von Büchern angewandte größtmögliche Theilung der Arbeit. Während in Deutschland u. Frankreich die größeren buchhändlerischen Etablissements fast alle Zweige der graphischen Künste vereinigen, widmet sich der englische Verleger nur dem buchhändlerischen Betrieb, und diesem noch in einer speciellen literarischen Richtung; der Drucker, der Illustrator, der Schriftgießer, der Buchbinder sind stets vom B. getrennte und selbstständige Geschäfte. Die Einfuhr fremder Literatur nach England ist gering, die Ausfuhr sehr bedeutend, namentlich nach den britischen Kolonien.

In Nordamerika, dem Lande, welches an Massenhaftigkeit der Produktion mit England wetteifert, ist der B. ähnlich organisirt wie im Mutterland. Ein großer Theil des Vertriebs wird durch die Auktionen (trade-sales) vermittelt, welche in Newyork, Philadelphia und Boston jährlich zweimal abgehalten werden, und auf denen der Wiederverkäufer im Binnenland seinen Bedarf für die ganze Saison nimmt. Es trägt eben dort das Buch mehr als anderswo den Charakter der bloßen Waare, deren Werth lediglich nach ihrer Verkäuflichkeit geschätzt wird. In Amerika vertreten jene Auktionen auch noch die Stelle der deutschen Buchhändlermessen, indem bei diesen Gelegenheiten die Geschäftsgenossen aus dem ganzen, weiten Land zusammenkommen, Verbindungen anknüpfen, Abrechnung halten, Unternehmungen entriren ꝛc. Der größere Theil des amerikanischen Verlags beruht auf Nachdruck englischer Werke, für welche die amerikanischen Gesetzgeber, im Interesse der Volksbildung, einen Rechtsschutz noch nicht zugelassen haben. Von jedem in England erscheinenden Buch eines namhaften Schriftstellers pflegen gleichzeitig in Amerika mehre Konkurrenzausgaben zu erscheinen, die sich in der Zeit und Billigkeit den Rang abzulaufen suchen, und so eifrig wird von den größten der dortigen Geschäfte die Jagd auf englische literarische Erscheinungen betrieben, daß sie besondere geheime Agenten in London unterhalten, welche sich, respektive ihre Auftraggeber durch irgend welche Mittel in Besitz der ersten Korrekturbogen zu setzen suchen, so daß in der That es schon möglich wurde, daß amerikanische Nachdrucke früher als die Originalausgaben erschienen sind. Doch hat sich in den letzten Jahren das Verhältniß der Nachdrucks= zur einheimischen Originalliteratur quantitativ nahezu balancirt, und ist letztere bis vor dem Krieg in starker Zunahme begriffen gewesen. Am meisten blüht unter den buchhändlerischen Vertriebsarten das Colportagegeschäft, so sehr, daß ganze Verlagsgeschäfte, ja ganze Literaturzweige lediglich darauf beruhen; namentlich sind es die fliegenden Buchhändler (canvassers), welche alle Eisenbahnzüge und Dampfschiffe auf allen Fahrten begleiten und unter dem großen, stets wechselnden Reisepublikum eine unbegreifliche Masse billiger Unterhaltungslektüre absetzen.

Die holländische Literatur, die selten Lieb-

haber im Auslande findet, hat ein so kleines Publikum, daß die dortigen Verleger im Durchschnitt nur auf einen Absatz von wenigen 100 Exemplaren rechnen können. Der Mittelpunkt des holländischen B.s ist Amsterdam mit cirka 80 Buchhandlungen. Von hier aus versenden die Verleger an ihre Geschäftsfreunde à condition. Die in Holland bestehende Gewerbefreiheit ertheilt Jedem das Patent zum B. und befördert dadurch, ohne nach Lehrzeit, Kenntnissen und Vermögen des Bewerbenden zu fragen, die freieste Konkurrenz. Nach und nach haben, nach dem Vorgange der amsterdamer, auch andere holländische Verleger das deutsche System eingeführt, ihre Verlagswerke à condition zu versenden. Man gibt 25—33⅓ Procent Rabatt, Jahreskredit, rechnet ab und saldirt alljährlich vom April bis zum Juni. Ehedem wurden in Holland vornehmlich altklassische Werke gedruckt, u. da außerdem Alles, was in Frankreich bei der Staatsregierung, beim Klerus oder sonst Anstoß erregt haben würde, in Amsterdam und im Haag veröffentlicht ward, so war das Geschäft ziemlich lebhaft. In Belgien ist Brüssel die wichtigste Stadt für Verlagswerke. Die belgischen Pressen lieferten früher meist billige Nachdrucke französischer Werke. Seitdem aber letztere durch Vertrag von 1854 auch in Belgien gegen Nachdruck geschützt sind, hat die Bücherproduktion bedeutend abgenommen. In Dänemark hat der B. seinen Hauptsitz in Kopenhagen und Kiel. In Schweden ist der B. ebenfalls meist auf Stockholm und die zwei Universitäten Upsala und Lund beschränkt, in Norwegen auf Christiania. Es bestehen hier ähnliche Einrichtungen wie in Deutschland; auch ist der buchhändlerische Verkehr der drei skandinavischen Länder unter einander in neuerer Zeit lebhafter geworden, und man hat sich daher auch hier zu dessen Regelung vereinbaren müssen. Rußland hat sich durch Verbote u. Zölle gegen die Einfuhr ausländischer Druckschriften abzuschließen gesucht, aber nicht verhindern können, daß jährlich ½ Million Bände auswärtiger Druckschriften, der Mehrzahl nach französischer und deutscher, eingebracht werden.

Die Organisation des französischen B.s ist von der in Deutschland völlig verschieden. Paris ist das Emporium desselben; alle Buchhändler der Departements haben daselbst ihre Kommissionäre, stehen aber in keiner so regelmäßigen Verbindung mit denselben wie in Deutschland. Auch die Usanzen sind sehr verschieden. Die Verleger (libraires-éditeurs) senden selten ihre Verlagswerke à condition; die Sortimentsbuchhändler (libraires-marchands) müssen solche für feste Rechnung nehmen und gewöhnlich sogleich bezahlen. Doch bewilligt man guten Häusern auch 3—6 Monate Kredit. Der gewöhnliche Rabatt ist 25—30 Proc. In Folge des Centralisationssystems, welches jedes in der Literatur glänzende Talent nach der Hauptstadt zog, erlangte Paris das Monopol des größeren B.s, und den Provinzen blieb nichts als der Sortimentsbuchhandel und die Erzeugung des provinziellen Bedarfs an Gebet- und Elementarschulbüchern, Kalendern und Wochenblättern übrig. Die Zahl der im Druck erschienenen Schriften blieb stets hinter der der deutschen Produktion zurück und betrug in den letzten Jahren nie über 10,000 Nummern, wovon ⅔ auf Paris, ⅓ auf das übrige Frankreich kommt. Der eigentliche Verlagsbuchhandel nährt sich jetzt größtentheils von den Werken, die für Lesekabinete bestimmt sind, und von eingeführten Schulbüchern, die einen regelmäßigen Verbrauch haben. Die Lesekabinete in Frankreich sind nämlich keineswegs, wie die Leihbibliotheken in Deutschland, bloß der Unterhaltungsliteratur gewidmet, sondern nehmen auch instruktive Werke auf, u. es finden namentlich neue Werke über historische Wissenschaften, Politik, populäre Naturkunde und Technologie, sobald sie allgemein lesbar sind, durch sie den Hauptabsatz. In der That sind die meisten Sortimentsbuchhandlungen in der Provinz nichts Anderes als Lesekabinete, man liest da das neue Buch im Abonnement, kauft es aber nicht. Für Bücher dieser Klasse rechnet man auf einen festen Absatz von 800—1500 Exemplaren. Die Schriftsteller beziehen selten das Honorar in runder Summe, sondern erhalten für jedes verkaufte Buch ¼, ½, 1, 2 und mehr Francs, je nach Umfang u. Preis, u. von Zeit zu Zeit wird über den gemachten Absatz zwischen Verleger und Schriftsteller abgerechnet. Für den Band Unterhaltungsliteratur (von 20 Bogen Stärke) zahlt man gemeiniglich 1 Franc. Umfangreiche wissenschaftliche und gelehrte Werke werden meist ganz oder theilweise auf Kosten der Regierung, gelehrter Gesellschaften, der Akademien, oder der Verfasser gedruckt. Selbst gelehrte Journale, wie das „Journal des savants“, können sich ohne Unterstützung von Seiten der Regierung nicht halten. Große philologische Verlagsunternehmungen, z. B. neue kritische Ausgaben der alten Klassiker, wie sie in Deutschland jährlich erscheinen, sind in Frankreich ohne Unterstützung von oben (die man gemeiniglich durch Subskription auf ein paar hundert Exemplare gewährt) nicht möglich; so ist kein Beispiel vorhanden, daß ein französischer Buchhändler ein orientalisches Werk für eigene Rechnung ohne Zubuße vom Staat verlegt hätte, und doch ist Paris einer der berühmtesten Sitze der orientalischen Literatur. Dieses Subskribiren des Ministeriums auf 100, 200—300 Exemplare hat aber die schlimme Folge, daß die begünstigten Verlagsbuchhandlungen, eben weil sie durch die Subskription des Staats für die Kosten und Gefahr gedeckt sind, dergleichen Werke oft ins Unendliche ausspinnen, in unzählige Lieferungen zerspalten und so dem kaufenden Publikum den Preis des Werks ins Ungeheure vertheuern. Die vom Ministerium subskribirten Exemplare werden an die Bibliotheken des Reichs verschenkt, aber die Verbreitung des Werks im Publikum wird dadurch mehr gehindert als gefördert. Eine ansehnliche Menge der französischen Literaturerzeugnisse erscheint aber auch ganz auf Staatskosten, und aus dem Fond der kaiserlichen Druckerei in Paris werden jährlich große Summen auf den unentgeltlichen Druck wissenschaftlicher Bücher verwendet. Dazu kommen die Sammlungen von Memoiren der Akademien u. der gelehrten u. industriellen Gesellschaften, welche, wiederum meist vom Staate unterstützt, den Druck aus ihren Fonds bestreiten. Es hat diese Masse von Druckschriften mit dem eigentlichen B. nichts zu thun, selten kommen solche kommissionsweise in den Verkehr. Sie werden in der Regel verschenkt, und dieses Schenksystem ist zu einem solchen Uebermaß gediehen, daß die dadurch verwöhnte gelehrte Welt keine Bücher mehr kaufen

mag. Was sie braucht, um in ihren Fächern au fait zu bleiben, das verleihen die öffentlichen Bibliotheken, denen der subskribirende Minister monatlich alles Neue zuschickt.

In Italien wird der B. im Großen insgemein auf dem Wege des Tausches betrieben; bei Geschäften für Baar ist 50 Procent Rabatt üblich. Italien war aber hinsichtlich seiner Gesetzgebung über das literarische Eigenthum bisher ein wahres Mosaikstück: so vielerlei Territorien, so vielerlei Gesetze! Seit Jahren beschäftigten sich die Landesregierungen mit der Gesetzgebung über den Schutz literarischen Eigenthums, doch immer bleibt es dabei, daß das in einem Staate verlegte Werk in allen übrigen nachgedruckt werden durfte, wenn der Autor nicht so glücklich war, Privilegien zu erlangen. Für den buchhändlerischen Verkehr mit Deutschland ist Wien fast der einzige bedeutende Markt. In Spanien und Portugal haben kirchliche und politische Despotie die literarische Thätigkeit lange Zeit gewaltsam niedergehalten und dem zufolge auch den B. zu keiner höhern Entwickelung und Bedeutung kommen lassen. Im jungen Griechenland blüht die Literatur rasch auf. Im Jahre 1833 wurde die erste Buchhandlung in Athen gegründet. Nächst Athen, das regelmäßigen buchhändlerischen Verkehr mit Leipzig unterhält, ist Korfu der Hauptsitz der griechischen Literatur; letzterer Platz macht seine auswärtigen Geschäfte über London. Die Zahl der in Griechenland erschienenen Schriften war 1836 56; die Produktion ist seitdem um mehr als das Doppelte gestiegen. In der Türkei beschränkt sich der Verkehr mit Büchern auf den Manuskriptenhandel (bei den die Koranabschriften und persische und arabische Dichter die Hauptrolle spielen) und das, was die in Konstantinopel anwesenden oder wohnenden Christen der fremden europäischen Nationen an europäischer Literatur bedürfen. In den Provinzen ist der B. fast null, mit Ausnahme der Donaufürstenthümer, wo in neuerer Zeit von Deutschen in Jassy und Bukarest Buchhandlungen gegründet worden sind. In Alexandria ist einiger Verkehr mit italienischer und französischer Literatur. Ein Hauptsitz des orientalischen Buch- od. vielmehr Manuskriptenhandels ist Kairo, wo sich auch die vicekönigliche Druckerei befindet. Die Manuskriptenhändler lassen den Koran, die arabischen und persischen Klassiker in großen Massen abschreiben und versenden sie in Partien bis in die entferntesten Gegenden des muselmännischen Morgenlandes. Auch in Bagdad ist der Manuskriptenhandel bedeutend. Hauptsitz des persischen Buch- (Manuskripten-) handels ist Teheran; doch hat er unter der inneren Zerrüttung des Reichs und der dadurch herbeigeführten Verwilderung des Volks sehr gelitten. In China und Japan ist der Bücherverkehr verhältnißmäßig klein und beschränkt sich fast ganz auf die eingeführten Schulbücher, welche, unveränderlichen Textes, die Wissenschaften an den Standpunkt fesseln, auf welchem sie dort vor ein Paar Jahrtausenden waren. Der Hauptsitz des hindostanischen B.s und der indischen Literatur ist Kalkutta; auch die britische Literatur hat hier, sowie in Bombay und Madras, ihren Hauptabsatz. Die größte Zahl von Buchhandlungen ist in Kalkutta; sie unterhalten einen regelmäßigen und lebhaften Verkehr mit allen Großstädten der britisch-indischen Provinzen. Im neuholländischen Reiche der Briten ist der B. ebenfalls schon lebendig, und eine sehr thätige Journalliteratur unterstützt ihn. Auch in der Kapstadt sind mehre Buchhandlungen, holländische und englische; doch dominirt noch die holländische Literatur, und Amsterdam besorgt jährlich für 20—30,000 Gulden Bücher an die holländische Bevölkerung der Kapkolonie. Die britisch-westindischen Kolonien und Canada beziehen, die Journale ausgenommen, ihren literarischen Bedarf von dem Mutterlande. Auf dem spanischen Cuba ist einiger literarischer Verkehr in der Havaña, doch verhältnißmäßig sehr wenig. Lebendiger äußert sich das literarische Bedürfniß in den ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien Südamerika's seit ihrer Emancipation. Lima in Peru, Valparaiso in Chile, Buenos-Ayres und Montevideo in den Laplatastaaten, vornehmlich aber Rio Janeiro in Brasilien sind die Hauptplätze des südamerikanischen B.s und des in diesen Orten mit ihm eng verschwisterten Journalwesens, denn jeder Buchhändler macht dort den Vertrieb seines Journals zum Hauptgeschäft. Die meisten für Südamerika bestimmten Bücher werden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gedruckt, weil diese wohlfeiler produciren. In Mexiko beschränkt sich der sehr geringfügige B. auf die Hauptstadt.

Geschichte. B. entsteht nur da, wo das Bedürfniß nach den schriftlichen Mitteln der Erkenntniß allgemeiner zu werden anfängt. Daher hatten die theokratischen Staaten des Alterthums keinen B.; alles Wissen war hier ausschließliches Eigenthum einer Kaste und erbte in derselben durch die in den Tempeln verwahrten schriftlichen Urkunden oder durch mündliche Tradition und Lehre fort. Erst von der griechischen Kultur datirt das häufigere Vorhandensein von Büchern u. mithin auch der B. Athen und andere große griechische Städte hatten schon frühzeitig Manuskriptenhändler und Athen sogar einen eigenen Büchermarkt, wo die Verkäufer ihre Abschriften feil zu halten pflegten. Dieser Manuskriptenhandel fand bald auch in den griechischen Kolonialstädten Eingang, wo demselben ebenfalls besondere Plätze angewiesen wurden. In Rom bildeten die Buchhändler (bibliopolae) ein angesehenes Gewerbe und unterhielten eine Menge Sklaven und Lohnschreiber zum Kopiren der Handschriften; letztere hießen Librarii und, wenn sie ältere Werke abschrieben, Antiquarii. Gegen das Ende der Republik artete das Geschäft in sofern aus, als die Librarii und Antiquarii häufig selbst die Bücher, welche sie abschrieben, verkauften und damit handelten, und daher kam es, daß schon zu Cicero's Zeit der Name Bibliopolae für Buchhändler zu verschwinden anfängt und der der Librarii für Buchhändler, die mit neuen Werken, und der der Antiquarii für solche, die mit alten Büchern handeln, an seine Stelle tritt. In Rom, dem Mittelpunkt der Literatur und des B.s des Weltreichs, war die Zahl der Buchhändler sehr groß. Sie unterhielten regelmäßige Verbindungen mit den Großstädten des ganzen Reichs und errichteten dort Niederlagen und Magazine. Lyon (Lugdunum) war schon frühzeitig nächst Rom als Sitz der unternehmendsten Buchhändler bekannt. Die Buchhändler der altrömischen Welt besaßen nicht nur Magazine, wo man alle

neuern und alten Schriften der Römer und Griechen in Abschriften aller Qualitäten und zu den verschiedensten Preisen vorräthig fand, sondern auch Lesekabinete und Salons, wo sich die Gelehrten des Orts treffen und unterhalten konnten. Neue Werke wurden durch Plakate an den Ladenthüren und Straßenecken angezeigt, oder wohl auch von dem Buchhändler (Verleger) durch öffentliche Ausrufer bekannt gemacht. Als nach dem Sturze des weströmischen Reichs die Sitze der Wissenschaft verödeten oder verwilderten, hörte der B. im Abendlande auf, und die Klöster übernahmen die Funktionen der alten Librarii und Antiquarii, indem sie für den ganzen Bedarf an Büchern sorgten. Nur in Konstantinopel und Alexandria hatte der B. noch einen Markt; später begünstigte das arabische Khalifat den Bücherverkehr, und schon fand ein solcher in Bagdad, Kairo und Cordova Statt, als die ganze übrige Welt noch in tiefer Finsterniß begraben lag. Nachdem der Glanz des Khalifats erloschen war, fing es endlich im Westen wieder zu tagen an; es gab in Paris, in Rom, in den norditalienischen Freistaaten wieder Buch-, oder vielmehr Manuskriptenhändler, deren Geschäfte bald einen solchen Aufschwung nahmen, daß sie durch besondere Verordnungen geregelt werden mußten. Ein Statut der pariser Universität unterscheidet Stationarii, eigentliche Buchhändler, welche Bücher für eigene Rechnung kauften und abschreiben ließen und wieder verkauften oder verliehen, und Librarii, bloße Büchermäkler, welche gegen gewisse Procente Bücher von jenen nahmen, um sie abzusetzen. Beider Gewerbe ward, da man sie als Angehörige der Universität betrachtete, von dieser beaufsichtigt. Auch in anderen, als Universitätsstädten, namentlich in Italien, kam ein solcher Manuskriptenhandel in Aufnahme, bis demselben durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, von welcher der eigentliche B. datirt, ein Ende gemacht ward. Die ersten Buchdrucker waren zugleich Buchhändler, indem sie für die Erzeugnisse ihrer Pressen Absatz suchen mußten. Sie besuchten die Messen fremder Länder, und die Unternehmendsten errichteten in weiter Ferne Niederlagen u. Kommanditen. Einer der thätigsten und bedeutendsten Buchhändler seiner Zeit war Anton Coburger (Koberger) in Nürnberg (1473—1513), welcher an 24 Pressen und über 100 Arbeiter beschäftigte und offene Buchläden zu Frankfurt, Venedig u. a. O. für eigenen und fremden Verlag hielt. Die frankfurter Messen, wo viele Menschen aus allen Gegenden zusammenströmten, waren besonders dem Verkauf der Bücher günstig und wurden von dem schon genannten A. Coburger aus Nürnberg, von Christian Plantin aus Antwerpen, Stephanus (Etienne) aus Paris u. A. besucht. Später kamen dazu auch die Buchhändler aus Basel, namentlich Christian Froschauer und Operin, Herausgeber der alten Klassiker. Die vielen Wallfahrtsörter im Innern von Deutschland boten ebenfalls gute Gelegenheit zum Absatze religiöser Bücher, namentlich Gebetbücher, die man auf billiges Leinenpapier, statt des theuern Pergaments, druckte. Als sich Sachsen mit seinen Universitäten Wittenberg und Leipzig zum Centralpunkt freier theologischer Diskussion und Untersuchung emporschwang, wurde auch schon die leipziger Messe von Buchhändlern besucht, denn dort konnte sich der B frei und ungehindert bewegen, während er zu Frankfurt durch die Einsetzung einer kaiserlichen Bücherkommission sehr beschränkt und belästigt war. Dieselbe hatte den Auftrag, alle Buchläden in Frankfurt, die sich damals in Einer Straße befanden (daher auch der Name Buchgasse), zu untersuchen, verbotene Bücher wegzunehmen und 7 Exemplare von jedem Werke zu reklamiren, kurz, eine höchst lästige Polizei auszuüben, wogegen die Buchhändler öfters und lebhaft, jedoch ohne Erfolg protestirten. Die unausbleibliche Folge war, daß sich der B. allmählig von Frankfurt weg nach Leipzig zog. Ueber die leipziger Buchhändlermesse findet sich das erste genaue Datum 1545; damals besuchten die Buchhändler Steiger und Boskopf aus Nürnberg diese Messe. Schon 1589 belief sich die Anzahl neuer Werke, welche auf die leipziger Messe gebracht wurden, auf 362; darunter waren 200 theologischen, 48 juristischen und 45 philosophischen und philologischen Inhalts, und 246 lateinisch geschrieben. Diese Zahl steigerte sich 1614 auf 731, worunter 369 theologische, 67 juristische und 95 philosophische und philologische Werke; auch die historischen, geographischen und politischen Werke hatten sich von 25 auf 78 vermehrt und die medicinischen und physikalischen von 19 auf 40. Im Jahre 1616 zählte man zu Leipzig 14 Buchdrucker und Buchhändler. Diese figuriren im leipziger Ostermeßkatalog von demselben Jahre mit 153 neuen Werken. Die Zahl der Verleger in anderen deutschen Städten war in demselben Jahre in Frankfurt 8, Nürnberg 7, Jena 4, Ulm 3, Hamburg 3, Wittenberg 2, Straßburg 2, Gotha 2, Köln 2, Breslau 2, Lübeck, Goslar, Rostock, Lüneburg 1. Die auswärtigen Verleger sind in dem leipziger Meßkatalog nicht bemerkt, wohl aber die Zahl ihrer Verlagsartikel: aus Venedig kamen 57, aus Frankreich 47, aus Holland 38, aus der Schweiz 22 u. aus England 4 neue Werke. Der dreißigjährige Krieg drückte, wie alle Kultur, so auch den B. in Deutschland zu Boden, doch hörte derselbe selbst in dieser drangsalvollen Zeit nicht ganz auf, und es erschienen, während die Kriegsfurie in einem großen Theile Deutschlands wüthete, namhafte und voluminöse Werke. Nach hergestelltem Frieden erholte sich der B. in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder; besonders nahm er im nördlichen protestantischen Deutschland und in Holland einen bedeutenden Aufschwung. Im Jahre 1765 gab der Chef der weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, Philipp Erasmus Reich, den ersten Impuls zum deutschen Buchhändlerverein, dessen Begründung in demselben Jahre Statt fand, und dessen Statuten von 59 Buchhandlungen unterzeichnet wurden. Der Hauptzweck dieses Vereins war gegen den Nachdruck gerichtet, doch bestand derselbe nur einige Jahre. Die Zahl der neuen Werke, die 1789 zur leipziger Messe kamen, hatte sich gegen 1716 fast vervierfacht und gegen 1616 verdreifacht. Die theologischen Werke, obschon im Vergleich gegen andere Fächer in Abnahme, waren noch sehr zahlreich, die lateinischen aber minderten sich von Jahr zu Jahr. Dagegen fand eine außerordentliche Zunahme der Literatur in besonderen Zweigen Statt, so über Naturwissenschaft und Ackerbau; auch Erziehungsschriften, Novellen, Theaterstücke und kritische Journale mehrten sich auffallend. Folgende Städte lieferten 1789 die meisten neuen Werke: Leipzig 355, Berlin 261, Trier 101, Frankfurt 100, Halle 61,

Göttingen 50, Hamburg 56, Nürnberg 55, Augsburg 52, Breslau 48, Straßburg 41, Dresden 36, Erlangen 35, Hannover 30, Braunschweig 30, Gotha 29, Tübingen 27, Jena 24. Vom Auslande erschienen im leipziger Meßkatalog: die Schweiz (Basel, Zürich, Bern, St. Gallen u. Winterthur) mit 91, Frankreich (Paris, Lyon, Straßburg) mit 52, Dänemark (Kopenhagen, Flensburg) mit 45, Polen (Warschau) mit 12, Ungarn (Preßburg, Pesth) mit 12, Livland (Riga) mit 9, Holland (Amsterdam, Leyden) mit 9, Italien (Turin, Pavia) mit 6 und England (London) mit 2 Werken. Die Zahl sämmtlicher Buch-, Kunst- u. Musikalienhändler in Deutschland u. den angrenzenden Ländern, die 1778 mit Leipzig in Verbindung standen, betrug 282, 1795 332, 1822 566, später über 700. Mit dem Ausgange des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts verbreitete sich die französische Herrschaft über Deutschland, die Freiheit des literarischen Verkehrs auf das Drückendste hemmend. Nach Napoleons I. Sturz, nach so heftigen u. langdauernden Erschütterungen u. Stürmen, die Deutschland betroffen hatten, wurden dem B. neue Kräfte zugeführt, u. seine Wirksamkeit erhielt eine viel größere Ausdehnung, als jemals in früheren Zeiträumen. Vergleicht man die neueste Zeit mit der Vergangenheit, so geht klar hervor, daß der deutsche B., den der Schweiz, Dänemarks, Ungarns u. der deutsch-russischen Provinzen theilweise mit umfassend, seine Wurzeln in die Tiefe u. in die Breite verzweigt u. eine, obschon noch vieler Besserung fähige u. in vieler Hinsicht der Reform noch sehr bedürftige, Neugestaltung gewonnen hat. Während der Ostermesse 1797 gründete K. Chr. Horvath aus Potsdam einen neuen Buchhändlerverein, welchem 114 auswärtige Buchhandlungen beitraten. Derselbe bestand bis 1825, in welchem Jahre der Börsenverein der deutschen Buchhändler in Leipzig gegründet wurde. Von der Zeit an bilden die unter gewissen Bedingungen, welche die Statuten vorschreiben, in die Gesellschaft aufgenommenen Buchhändler eine als besonderer Stand anerkannte Korporation, unter Leitung eines von den Mitgliedern gewählten Vorstandes u., wiewohl ohne direktes Zwangsrecht, doch mit tief greifendem moralischen Einfluß auf die Einzelnen. Als äußeres Symbol der freien Verbindung u. zur Erleichterung des jährlichen allgemeinen Abrechnungsgeschäfts baute der Verein in Leipzig ein Börsengebäude, das am 26. April 1836 eingeweiht wurde; zugleich revidirte er seine Statuten und sah sie am 14. März 1838 von der Landesbehörde in Sachsen bestätigt. Im Wesentlichen ist durch diese Thatsachen im deutschen B. nichts verändert worden. Er blieb nach wie vor meist eine Art Kommissionshandel, nach welchem die Verleger ihre neuen Werke und Auflagen sämmtlichen Sortimentsbuchhändlern franco Leipzig in und außer der Messe in Kommission zum Verkauf zusenden, deshalb jährlich eine Abrechnung entgegennehmen und beim Abschluß derselben die Zahlung für die abgesetzten Bücher und die nicht abgesetzten franco Leipzig in Natura zurückempfangen. Was Leipzig seit 1765 für den B. herkömmlich war, das ist es auch jetzt noch, der Vereinigungspunkt des gesammten deutschen Bücherverkehrs, als solcher selbst von den Städten anerkannt, die, wie Berlin, Stuttgart, Augsburg, Frankfurt a. M. u. Nürnberg, kleinere Kreise für Buchhändlerkommissionen gebildet haben. Ein weiterer Schritt zur Befestigung der Einheit war die von dem Verein gestiftete, ihm eigenthümlich zugehörige Buchhändlerzeitung, das „Börsenblatt für den deutschen B." (seit 1834), das der Korporation zum Organ sowohl ihrer Ansichten über den B. selbst, als auch ihre Bekanntmachungen und bibliographischen Anzeigen dient. Mehrfache Konkurrenzunternehmungen desselben, die anderen Kommissionsorten zum Organ u. Hebel dienen sollten, sind ohne Erfolg geblieben. Es existiren noch die „Süddeutsche Buchhändlerzeitung" in Stuttgart und die „Oesterreichische Buchhändlerkorrespondenz" in Wien. Im J. 1714 weist die Bibliographie 528, 1750 gegen 1000, 1780 2115, 1814 über 2500, 1816 3000, 1822 über 4000 und 1827 über 5000 neu erschienene Werke auf. In den Jahren 1814 bis 1831 producirte Deutschland 84,000 neue Werke, darunter 6000 Romane, und von 1830—37 beträgt die Summe 55,418; davon kommen 5920 auf 1830, 6389 auf 1831, 6929 auf 1832, 6320 auf 1833, 7202 auf 1834, 7146 auf 1835, 7529 auf 1836, und auf 1837 kommen 7891, nämlich 7344 Bücher u. Broschüren wissenschaftlichen u. vermischten Inhalts, 315 Romane u. 71 Schauspiele. Seitdem ist die Zahl fortwährend gestiegen, bis sie 1846 mit 11,086 ihre größte Höhe erreichte. Im Jahre 1847 fiel sie auf 10,934, 1848 auf 10,168, 1849 auf 8497; 1850 zählte man wieder 8737, 1856 bereits über 10,500, 1861 aber nur 9370 Nummern, welche sich in Procenten auf die verschiedenen Literaturzweige folgendermaßen vertheilen lassen: 2 Encyklopädien u. Literaturwissenschaft, 8,2 Theologie, 5,4 Erbauungsschriften, 9,6 Staats- u. Rechtswissenschaft, 4,4 Heilwissenschaft, 0,5 Thierheilkunde, 42 Naturwissenschaften, 1,4 Chemie u. Pharmacie, 1 Philosophie, 7,2 Erziehungswissenschaft, 2,7 Jugendschriften, 0,2 Bildungsschriften für das weibliche Geschlecht, 4 altklassische u. orientalische Sprachen, Alterthumswissenschaft, 2,4 neuere Sprachen, 4 Geschichte, 2,2 Biographien, Memoiren, 2,4 Erdbeschreibung, 1,2 Mathematik, 2 Kriegswissenschaft, 1,2 Handelswissenschaft, 1,8 Gewerbskunde, 2,2 Naturwissenschaft u. Technologie, 1,3 Forstwissenschaft, 2,8 Landwirthschaft, 1,1 schöne Literatur im Allgemeinen, 2 Gedichte, 1,4 Dramatisches, 3,4 Romane, 4,2 schöne Künste, 1,6 Volksschriften, 0,2 Freimaurerei, 3,6 vermischte Schriften, 1,9 slavische und ungarische Literatur. Im J. 1820 war die Zahl der Buchhändler in Deutschland u. in den von Deutschen bewohnten ausländischen Orten auf cirka 500 gestiegen, während man 1788 deren erst cirka 200 zählte. Im Jahre 1840 gab es 1480 u. 1857 über 2300 Firmen für buchhändlerische Geschäfte, mit Musikalien-, Landkarten- u. Kunsthandel. Auf dieser Höhe hat sich die Zahl der Firmen seitdem gehalten. Als Hülfsmittel des deutschen B.s sind noch die allgemeinen Bücherkataloge zu erwähnen. Der erste gedruckte Bücherkatalog von allen auf die frankfurter Messe gebrachten Werken erschien 1564, herausgegeben von Georg Willer von Augsburg. Dieses Verzeichniß wurde bis 1597 fortgesetzt u. alsdann durch einen Meßkatalog, betitelt „Allgemeines Meßverzeichniß aller Bücher, die zu Frankfurt a. M. verkauft werden", herausgegeben von Peter Kropf, bis 1604, ersetzt. Ein ähnlicher

Katalog erschien zu Leipzig 1598 mit besonderem Staatsprivilegium, der seit 1600 jährlich ausgegeben ward (seit dem 18. Jahrh. von der weidmannschen Buchhandlung). Ein anderes Bücherverzeichniß ist Hinrichs' „Verzeichniß der Bücher u. Landkarten, welche vom Januar a. c. (und vom Juli bis December) neu erschienen u. neu aufgelegt worden sind", das ebenfalls (seit 1797) zur Oster- u. Herbstmesse erscheint und bloß die wirklich erschienenen Bücher enthält. Hierzu kommen die „Bücherlexika" von Heinsius (seit 1700), Kaiser (seit 1750) Kirchhoff (seit 1850) u. der „Meßkatalog". Von Hülfsbüchern zu Erlernung des Buchhändlergeschäfts sind zu erwähnen: Höpstein, Vorschule für den deutschen B., Leipz. 1842—43, 3 Bde.; Rottner, Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen B., das. 1855. Für den praktischen Geschäftsbetrieb unentbehrlich, eine sehr gründliche Personalstatistik und als solche ein wichtiges Archiv für die Geschichte des B.s ist Schulz' „Allgemeines Adreßbuch für den deutschen B." welches zu Anfang jedes Jahres zu Leipzig erscheint. Vgl. Metz, Geschichte des B.s u. der Buchdruckerkunst, Darmst. 1834—36, 2 Abth.; Schwetschke, Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis, Halle 1850; die Meßjahrbücher des deutschen B.s von dem Erscheinen des ersten Meßkatalogs 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändlervereins 1765, Halle 1850; Kirchhoff, Beiträge zur Geschichte des B.s, Leipzig u. Halle 1851—54, 3 Hefte; Lempertz, Bilderhefte zur Geschichte des Bücherhandels, Köln 1857.

Buchholtz, Franz Bernhard, Ritter von, geb. zu Münster 1790, † den 4. Febr. 1838 zu Wien als Rath der Staatskanzlei, hat sich durch seine „Geschichte der Regierung Kaiser Ferdinands I." (Wien 1830—39, 9 Bde.) um die Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation verdient gemacht.

Buchholz (St. Katharinenberg im Buchholz), Bergstadt im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Sehm, dicht bei Annaberg, liegt terrassenförmig am Schottenberg, hat eine schöne Hauptkirche u. 4100 Einwohner, welche außer etwas Bergbau besonders Fabrikation von Band und Posamentierwaaren (auf 1000 Stühlen) treiben. B., dessen Anbau 1496 durch den Silberbergbau veranlaßt wurde, erhielt 1544 Stadtrecht, besaß bis 1547 eine Münze u. bis 1553 ein Bergamt. Die Bandmanufaktur datirt von 1589.

Buchholz, Paul Ferdinand Friedrich, historischer Schriftsteller und Publicist, den 5. Febr. 1768 zu Altruppin geboren, studirte zu Halle Theologie, dann Philologie und neuere Sprachen und wurde 1787 Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg. Bis 1800 lebte er als Privatgelehrter zu Berlin, wo er den 24. Febr. 1843 †. Seine bemerkenswerthesten Schriften sind: „Bayard" (Berlin, 1800); „Franciska", Roman (das. 1801); „Handbuch der spanischen Sprache und Literatur" (das. 1801); „Der neue Macchiavell" (Hamburg 1804); „Der neue Leviathan" (Berlin 1805); „Kleine Schriften histor. u. politischen Inhalts" (das. 1808, 2 Thle.); „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen bis zum 14. Okt. 1806" (Thl. 1, Berlin und Leipzig 1808); „Historisches Taschenbuch oder Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien" (Berlin 1814—37, 22 Bde.); „Philosophische Untersuchungen über die Geschichte der Römer" (das. 1819, 3 Bde.); „Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter" (das. 1819); „Geschichte Napoleon Bonaparte's" (das. 1827—30, 3 Bde.) rc. Zu Girtanners „Historischen Nachrichten über die französische Revolution" lieferte er Bd. 14—17 (Berlin 1803). Auch hat er das „Journal für Deutschland" (Berlin 1815—19) gegründet, welches seit 1820 als „Neue Monatsschrift für Deutschland" (das. 1820—35, 48 Bde.) fortwährend unter seiner Redaktion erschienen ist.

Buchhorn, s. Friedrichshafen.

Buchhorn, Ludwig, Kupferstecher, 1770 in Halberstadt geboren, ward 1811 Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, 1824 Direktor der akademischen Kupferstecherschule, † den 17. Nov. 1856. Er stach Martin Luther nach Cranach, Psyche und Amor nach A. Kaufmann, u. A.

Buchlowitz, Marktflecken im österreichisch-mährischen Kreis Brünn, mit 2069 Einw. und einem Schwefelbad. Dabei die Felsenburg Buchlau, durch schöne Aussicht berühmt.

Buchner, Johann Andreas, einer der namhaftesten Förderer eines wissenschaftlichen Studiums der Pharmacie, geboren den 6. April 1783 zu München, bildete sich seit 1805 zu Erfurt unter Trommsdorff, ward 1809 Oberapotheker bei der Centralstiftungsapotheke zu München, wo er 1814 den Entwurf zu den Satzungen des pharmaceutischen Vereins lieferte u. in diesem Jahre wie 1817 Vorlesungen über Chemie hielt. Von 1815—18 gab er die „Zeitschrift des polytechnischen Vereins für Bayern" heraus, ward 1811 Assessor beim Medicinalkomité, 1818 Professor der Pharmacie in Landshut, 1822 Professor der Medicin daselbst, 1826 Kollegienrath und Vorstand des pharmaceutischen Instituts zu München. Er † daselbst den 7. Juni 1852. B. ist Entdecker des Salicins und schrieb: „Erster Entwurf eines Systems der chemischen Wissenschaft und Kunst" (München 1815); „Inbegriff der Pharmacie" (Nürnberg 1821 ff.; 1. Thl.: Pharmacie, 3 Aufl., 1827; 2. Thl.: Physik, 2. Aufl. 1833; 3. Thl.: Chemie, 2. Aufl. 1830—36; 4. Thl.: Mineralogie von Glockner, 1831; 5. Thl.: Richards Botanik u. Pflanzenphysiologie, deutsch von Kittel, 2. Aufl. 1831; 6. Thl.: Zoologie von Goldfuß, 2. Aufl. 1827; 7. Thl.: Toxikologie, 1823; 2. Aufl. 1827); „Lehrbuch der analytischen Chemie u. Stöchiometrie" (Nürnberg 1836). Auch war er seit 1815 Herausgeber des von Gehlen begonnenen „Repertoriums für Pharmacie" (1. Reihe bis 1835, 2. Reihe bis 1848, jede 50 Bde.). Sein Sohn u. Gehülfe, Ludwig Andreas B., seit 1847 außerordentlicher Professor der Chemie u. Pharmacie bei der medicinischen Fakultät zu München u. außerordentliches Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, ist bereits rühmlich bekannt durch verschiedene chemische u. pharmaceutische Arbeiten, die sich ebenfalls im „Repertorium", an dessen Herausgabe er eifrigen Antheil nimmt, sowie auch in den „Münchener gelehrten Anzeigen" finden.

Buchon, Jean Alexandre, französischer Geschichtsforscher, geboren den 21. Mai 1791 zu Menetou-Salon im Departement Cher, nahm als Mitarbeiter am „Censeur européen" und 1820 an „La renommée" frühzeitig thätigen Antheil an der Bekämpfung der Restauration durch die liberale Partei und ward in Folge eines in der Rechtsschule zu

Paris ausgebrochenen Aufstandes am 7. Juni 1820 verhaftet und einige Zeit gefangen gehalten, welches Schicksal ihm noch mehrmals widerfuhr, wie auch seine ersten Schriften, z. B. „Vie de Tasse" (Paris 1817), von der Regierung angefochten und verboten wurden. Im Jahre 1821 hielt er im Athenäum Vorlesungen über die Geschichte der dramatischen Kunst in England, u. während der folgenden Jahre durchreiste er einen großen Theil Europa's, um historische Dokumente zum Behuf einer Sammlung der mittelalterlichen Quellenschriften zur Geschichte Frankreichs aufzusuchen. Die Veröffentlichung der „Collection des chroniques nationales françaises, écrites en langue vulgaire du XIII au XVI siècle" (Paris 1824—29, 47 Bde.) begann er alsbald nach seiner Rückkehr mit den „Chroniques de Froissart" (1824—26, 15 Bde.). Viele Chroniken und andere Quellen für die Geschichte Frankreichs begleitete er mit literaturgeschichtlichen und biographischen Erörterungen für das „Panthéon littéraire". Einen Theil dieser Sammlung bilden auch die „Chroniques étrangères relatives aux expeditions françaises pendant de XIII siècle" (Paris 1840). Durch die „Esquisse des principaux faits de nos annales nationales du XIII au XVI siècle" (Paris 1840) suchte er das Studium und die Benutzung der französischen Geschichtsquellen zu befördern. Das Ministerium Martignac betraute ihn 1828 mit der Inspektion der sämmtlichen Archive und öffentlichen Bibliotheken Frankreichs und ernannte ihn 1829 zum Generalinspektor der Departemental- u. Kommunalarchive, aber das Ministerium Polignac beseitigte ihn sofort wieder. Seitdem lebte B. ganz seinen Studien und literarischen Arbeiten in Paris, wo er am 29. April 1846 †. Bemerkenswerth ist seine „Histoire populaire des Français" (Paris 1832). Ueber seine im Interesse der Wissenschaft in die Schweiz u. Baden, sowie später 1840 nach Griechenland unternommenen Reisen berichtete er in den Werken „Quelques souvenirs de courses en Suisse et dans le pays de Bade" (Paris 1836) und „La Grèce continentale et la Morée" (das. 1843). Nach Griechenland führten ihn besonders seine speciellen Studien über die während und nach den Kreuzzügen von den Franzosen dorthin unternommenen Expeditionen, über welche er in den „Recherches et matériaux pour servir à une histoire de la domination française dans les provinces démembrées de l'empire grec" (Paris 1840), in den „Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée" (3 Aufl., das. 1843 und 1844, 2 Bde.) und besonders in der unvollendet gebliebenen „Histoire des conquêtes et de l'établissement des Français dans les états de l'ancienne Grèce sous les Ville-Hardouin" (Bd. 1 das. 1846) gelehrte und gründliche Untersuchungen, sowie wichtige und meist noch ungedruckte Quellenschriften mittheilte. Die „Histoire universelle des religions, théogonies, symboles, mystères, dogmes etc." (Bd. 1—3, Par. 1844) wurde unter B.s Leitung begonnen. B. schrieb auch noch eine große Anzahl von biographischen und literarisch-kritischen Beiträgen für Zeit- u. Sammelschriften, wie z. B. für die „Biographie universelle", die „Revue indépendente" ꝛc.

Buchsäuerling, Mineralwasser in Böhmen, auch Gießhübler Säuerling genannt, entspringt in der Herrschaft Gießhübel im Norden Böhmens 2 Meilen von Karlsbad, und enthält Kohlensäure, kohlenstoffsaures und schwefelsaures Natron und kohlenstoffsauren Kalk; wird viel versendet.

Buchsbaum, Gewächs, s. Buxbaum.

Buchsbaum (Puchsbaum), Hans, einer von den Baumeistern des Stephansdoms zu Wien im 15. Jahrhundert, der 1429 den Ausbau des Doms übernahm, 1432 den Thurm an der Mittagsseite vollendete und auch an dem andern arbeitete, wie unter seiner Leitung auch die prächtige Kanzel ausgeführt wurde. Auch erbaute er 1451—52 die sogenannte Spinnerin am Kreuz am Wienerberge. Er soll nach Einigen 1454 gestorben sein; unter der Kanzel und am Peterpaulaltar des Stephansdoms sieht man noch sein Brustbild in Stein ausgehauen. Eine Sage läßt ihn als Lehrjungen durch seinen Meister Pilgram aus Neid, weil ihm auch die Leitung des zweiten Thurmbaues anvertraut worden, vom Gerüste herabgestürzt werden. Pilgram war aber erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts, lange nach B.s Tode, als Baumeister am Dom beschäftigt. Vergl. F. Tschischka, Der Stephansdom in Wien und seine alten Denkmale der Kunst, Wien 1832.

Buchschulden, Schulden, für welche keine andere Beglaubigung vorhanden ist, als daß sie im Buch des Kreditors eingetragen sind. Vergl. Buchgläubiger.

Buchstaben, die wahrscheinlich aus Bildern entstandenen Zeichen der Schriftsprache, und zwar insofern sie einzelne Sprachlaute bezeichnen. Daher Buchstabenschrift im Gegensatz zur Silben-, Wort- und Bilderschrift oder Hieroglyphik jede aus Lautzeichen bestehende Schrift heißt. Alle Völker des semitischen und indo-germanischen Stammes, sowie alle diejenigen, welche ihre Kultur von diesen überkommen haben, bedienen sich der Buchstabenschrift. Je genauer die Sprachlaute in der Schrift bezeichnet werden, desto vollkommener ist die Buchstabenschrift; da es jedoch nicht möglich ist, für alle Arten Sprachlaute entsprechende Zeichen zu geben, so wird meist nur die Lautgattung durch ein solches bezeichnet, indem die feineren Nüancen in der Aussprache dem Gebrauche überlassen werden. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die mannichfach verschiedene Aussprache des deutschen e, des englischen a ꝛc. Die Erfindung der Buchstabenschrift reicht in das unaufhellbare Dunkel des Alterthums zurück u. wird in der Sage bald der ägyptischen Göttin Isis, bald dem griechischen Hermes, bald dem Phönicier Taauth zugeschrieben. Im uneigentlichen Sinne nennt man auch oft die Laute selbst B. und unterscheidet demgemäß Lippenbuchstaben, Zungenbuchstaben ꝛc. (s. Laute). Die Anordnung der B. nach bestimmten Gesetzen gibt das Alphabet (s. d.).

Buchstabenräthsel, s. Räthsel.

Buchstabenrechnung, der erste einleitende Theil der Algebra, welcher die allgemeine Bezeichnungsart der Größen, sowie die gemeinen Rechnungsoperationen der Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division in Buchstaben, als allgemein gültigen, aber nicht fest bestimmten Zahlengrößen, ausführen lehrt und sich dabei der arithmetischen Zeichen (s. d.) bedient. Außer den 4 Species in ganzen und gebrochenen Zahlen gehört hierher die Lehre von den Potenzen, den Wurzeln und die

elementare Entwickelung der Logarithmen. Man bedient sich dabei gewöhnlich der Buchstaben des kleinen lateinischen Alphabets. Ein Vielfaches der Einheit ist ein Ganzes, eine ganze Zahl, Theile der Einheit aber sind gebrochene Zahlen. Sowie nun die Zahlenrechenkunst sich mit diesen Zahlenarten beschäftigt, ebenso hat es auch die B. nur allein damit zu thun. Daneben stehen rationale und irrationale Zahlen, welche vorzugsweise bei den Wurzelauszügen erscheinen. Aus diesem Allen ergibt sich schon, daß dieser Theil der Mathematik wegen seiner Allgemeinheit gleichsam die Grammatik für das Ganze der arithmetischen Lehren bildet, indem in ihr die Grundlagen für alle höheren Gesetze zu suchen sind. Sie hebt mit $a = a$ oder: jedes Ding ist sich selbst gleich, in ihren Axiomen an. Da nun $a = 1a$ ist, so ist $a + a = 1a + 1a = 2a$. Die Zahl, welche vor einem Buchstaben steht, heißt **Koëfficient** und gibt an, wie oft der betreffende Buchstabe gedacht werden soll, und ist demnach eigentlich ein Faktor des Buchstaben, indem er anzeigt, daß mit diesem eine Multiplikation vorgenommen werden soll. Ist 1 der Koëfficient, so pflegt man ihn nicht zu schreiben. Man hat aber ferner bei jeder Zahl zu fragen, ob sie als positive (+) oder als negative (—) gedacht werden soll. Das Zeichen + wird am Anfang weggelassen, so daß also jeder Buchstab, welcher kein Zeichen vor sich hat, als positiv anzunehmen ist.

Addition. Sind gleichnamige Buchstabengrößen, z. B. a mit a, b mit b, zu addiren, so hat man bloß die Koëfficienten zu addiren, also $3a + 5a = 8a$. Ist a beide Male negativ zu denken, so erhält man $-8a$, weil $(-3a) + (-5a) = -8a$. Ist die eine Größe negativ, die andere positiv, so geht die Addition in Subtraktion über, indem man die kleinere von der größeren zu subtrahiren u. dem sich ergebenden Reste das Zeichen der größeren zu geben hat, also $6a - 4a = (+6a) + (-4a) = (+2a) = 2a$. Bestehen solche Buchstabengrößen aus mehren Buchstaben, z. B. a b c, so gelten sie für einen, können aber, wie angegeben, nur dann zu einander addirt werden, wenn die 3 Buchstaben der zu addirenden Glieder dieselben sind. Hiernach ist $5abc + 4abc = 9abc$. Ist a und b zu addiren, so erhält man $a + b$, und ist abc mit ade zu addiren, $abc + ade$. Ist eine Reihe verschiedener Buchstabengrößen zu addiren, so suche man demnach die gleichnamigen heraus, addire die Koëfficienten derselben, gebe der Summe das entsprechende Zeichen (das sich, wenn positive und negative Größen zu addiren sind, ergibt, wenn man die positiven und die negativen, beide für sich, addirt, die kleinere Summe von der größeren subtrahirt und, wie oben, dem Reste das Zeichen der größeren gibt) und verbinde die nicht gleichnamigen Größen durch das Additionszeichen unter Hinzufügung des den betreffenden Einzelsummen zugehörigen Zeichens. Sollen z. B. $4a, 3b, -2a, 7c, 3c, ab, -8b, -3ab, -5c, -c$ addirt werden, so ergibt sich: $(4a) + (-2a) = (+2a)$; $(3b) + (-8b) = (-5b)$; $(7c) + (3c) + (-5c) + (-c) = (+10c) + (-6c) = (+4c)$; $(ab) + (-3ab) = (-2ab)$; also Alles zusammen $= (+2a) + (-5b + (+4c) + (-2ab)$. Der Eichfachheit wegen läßt man, um eine Reihe von Buchstabengrößen, von denen jede selbst ein Zeichen hat, durch Additionszeichen zu verbinden, das letztere überall weg und setzt nur die den Größen eigenthümlichen Zeichen, so daß sich also $2a - 5b + 4c - 2ab$ ergibt, was mit dem Vorhergehenden denselben Werth repräsentirt.

Subtraktion. Hier ergibt sich aus der Natur der entgegengesetzten Größen, daß man das Zeichen des Subtrahenden in das entgegengesetzte verwandelt und dann addirt. Bezeichnet + 10 Vermögen, —3 Schulden, so gibt dies + 7 als Vermögen. Fallen nun die — 3 Schulden hinweg, so erhält man wieder 10 als Vermögen. Also $(+10a) - (-3a) = (7a) + (+3a) = (+10a)$. Im Uebrigen wird wie bei der Addition verfahren. Sind also von $(+4a)$, $(+3b)$, $(+6c)$, $(+ab)$ zu subtrahiren: $(-2a)$, $(-8b)$, $(+4c)$, $(-5c)$, $(-c)$, $(-2ab)$, so schreibt man die gleichnamigen Größen einfach neben einander und verbindet sie durch das Subtraktionszeichen, um dann weiter zu operiren: Also $(+4a) - (-2a) = (+4a) + (+2a) = 6a$; $(+3b) - (-8b) = (+3b) + (+8b) = 11b$; $(+6c) - (+4c) - (-5c) - (-c) = (+6c) + (-4c) + (+5c) + (+c) = 8c$; endlich: $(+ab) - (-2ab) = (+ab) + (+2ab) = 3ab$. Kann man die Subtraktion nicht wirklich ausführen, z. B. $(+8a) - (-3b)$, so muß man sich damit begnügen, die Rechnungsoperation eben nur anzudeuten, indem man das Zeichen des Subtrahenden umkehrt und dann beide Glieder durch das Additionszeichen verbindet, also $(+8a) + (+3b) = 8a + 3b$. Jede Buchstabengröße, welche aus einem Zeichen, einem Koëfficienten und den Buchstaben besteht, oder jede Verbindung mehrer Größen durch ein Additions- oder Subtraktionszeichen heißt **Glied** oder **Monom**. Zwei durch ein Additions- u. Subtraktionszeichen verbundene Glieder geben ein Binom, drei dergleichen ein Trinom, vier oder mehr dergleichen ein Polynom, z. B. $5a + 6b - 2ac + afg$.

Multiplikation. Soll a fünfmal genommen werden, so gibt dies $a + a + a + a + a = 5a$, wie $3 + 3 + 3 + 3 + 3 = 5 \times 3 = 15$ ist. Ebenso gibt 2a fünfmal genommen 10a, ꝛc. Um also eine Buchstabengröße mit einer bestimmten Zahl zu multipliciren, braucht man letztere nur mit dem Koëfficienten jener zu multipliciren, wobei der Buchstab derselbe bleibt. Ist ferner 3a mit 4b zu multipliciren, so ist eben die Größe 3a nicht bloß viermal, sondern 4bmal zu nehmen, so daß sich, da die Multiplikation von a mit b nicht ausgeführt werden kann, $12a \times b$ oder, wie man der Einfachheit wegen gewöhnlich schreibt, 12ab ergibt. Zwei unmittelbar neben einander stehende verschiedene Buchstaben repräsentiren stets zwei Faktoren, ebenso wie der Koëfficient des Faktors des betreffenden Buchstaben. Sind aber 2 oder mehre gleichnamige Buchstaben mit einander zu multipliciren, so schreibt man diesen Buchstaben nur einmal und setzt die Zahl, welche angibt, wie vielmal derselbe genommen werden soll, rechts oben an denselben; also $a \times a \times a = aaa = a^3$. Solche Ausdrücke heißen **Potenzen**, und zwar ist a die Wurzel und 3 der **Potenzexponent**. Man muß also zwischen Exponenten und Koëfficienten wohl unterscheiden; während jener durch Multiplikation mehrer gleichnamigen Buchstaben entsteht, ergibt sich dieser aus der Addition derselben. Da die Wurzel von ihrem Exponenten nicht zu trennen ist, so können bei der Addition und

Subtraktion nur gleichnamige Buchstaben mit gleichen Exponenten zu einander addirt oder von einander subtrahirt werden; also: $a^3 + a^3 + a^3 = 3a^3$, während $a^3 + a^4$ nicht anders als so zu schreiben ist. Hiernach erledigt sich die Multiplikation von Monomen sehr leicht, wie z. B. $4abc \times 2ac = 8aabcc = 8a^2bc^2$ ist. In Betreff der Zeichen ist nur noch zu bemerken, daß, wie $(+a) \times (+4) = (+4a)$, so auch $(-a) \times (+4) = (-4a)$ gibt. Soll nun $(+a)$ mit (-5) multiplicirt werden, so kann man den Ausdruck umdrehen und den Multiplikanden zum Multiplikator machen, so daß also $(+a) \times (-5)$ ebenfalls $= -5a$ ist. Sind aber beide Faktoren negativ, so erinnere man sich des oben angeführten Beispiels von Vermögen und Schulden wieder. Soll 9 als Schuld dreimal negativ genommen werden, so ergibt dies nichts Anderes, als das Dreifache an Vermögen, also $(-9) \times (-3) = (+27)$. So erhält man für die Praxis die leicht zu handhabende Regel: Haben beide Faktoren gleiche Zeichen, so wird das Produkt positiv, haben sie entgegengesetzte, so wird das Produkt negativ. Sind nun Monome oder Polynome mit einander zu multipliciren, so multiplicirt man jedes Glied des Multiplikanden mit jedem Gliede des Multiplikators einzeln, wie angegeben, und addirt dann die dadurch erhaltenen partiellen Produkte als Summanden nach der oben angegebenen Weise. Denn wie $236 \times 18 = (200 + 20 + 6) \times (10 + 8) = 48 + 240 + 1600 + 60 + 300 + 2000 = 4248$ ist, so ist auch $(3a + 4bc - c) \times (4a + 3c) = 12a^2 + 16abc - 4ac + 9ac + 12bc^2 - 3c^2 = 12a^2 + 16abc + 5ac + 12bc^2 - 3c^2$. Addiren lassen sich nur die gleichnamigen Produkte; bei allen übrigen kann man eben die Addition nur andeuten. Sind Binome, Trinome oder Polynome mit einander zu multipliciren, so schließt man jedes in Klammern ein und kann das Multiplikationszeichen weglassen, also $(a + b)(b + c)$. Ebenso setzt man einen eingliederigen Multiplikator unmittelbar vor oder hinter die Klammer, also: $4(a + b) = 4a + 4b$, oder $4a(a + b) = 4a^2 + 4ab$. Der vor einer Klammer stehende Faktor ist also mit jedem der innerhalb der Klammern stehenden Glieder zu multipliciren. Gleicherweise läßt sich auch ein mehren Gliedern gemeinschaftlicher Faktor heraussetzen, der ganze Komplex der betreffenden Glieder in Klammern einschließen und jener Faktor vor oder hinter die Klammer schreiben, z. B. $4ab + 2a^2 + 3ac + 4ad = a(4b + 2a + 3c + 4d)$. Hierbei ist aber nicht außer Augen zu lassen, daß bei negativen Zeichen des vor der Klammer stehenden Faktors und bei wirklicher Ausführung der Division jedes innerhalb der Klammern stehende Zeichen in das entgegengesetzte verwandelt werden muß, z. B. $-3a(b + 2cd) - 5e + 2f) = -3ab - 6acd + 15ae - 6af$.

Division. Soll a durch 2 dividirt werden, so heißt dies nichts Anderes, als a soll halbirt werden. a durch 2 dividirt ist also $\frac{1}{2}$ a oder $\frac{a}{2}$. Ebenso gibt a durch b dividirt $\frac{a}{b}$, was, wie jeder Bruch, bloße Andeutung, nicht Ausführung der Division ist. Ist aber 8a durch 2 zu dividiren, so gibt dies 4a, und ist 8a durch a zu dividiren, so gibt dies 8, denn $\frac{8a}{a} = \frac{8 \times a}{1 \times a}$, was, da sich nach den Regeln der Bruchrechnung ein dem Zähler oder Nenner gemeinschaftlicher Faktor streichen läßt, $= \frac{8}{1} = 8$ ist. Beim Dividiren eines Monoms durch ein anderes hat man also nur die Koefficienten durch einander zu dividiren und dann diejenigen Buchstaben zu streichen, welche gleichnamig sind, z. B. $\frac{12abc}{4cde} = \frac{3ab}{be}$, woraus sich ergibt, daß die Division der Monome auf bloßes Heben von Brüchen hinauskommt. Soll aber ein Polynom durch ein Monom dividirt werden, so deutet man dies entweder an, wie beim Monom, durch einen bloßen Bruchstrich, oder man führt die Division Glied für Glied aus, also $(12a^2b + 5ac - d + 4df) : 3ab = \frac{12a^2b + 5ac - d + 4df}{3ab} = \frac{12a^2b}{3ab} + \frac{5ac}{3ab} - \frac{d}{3ab} + \frac{4df}{3ab} = 4a + \frac{5c}{3b} - \frac{d}{3ab} + \frac{4df}{3ab}$. Wie leicht ersichtlich ist, läßt sich die Addition nicht weiter ausführen. Um ein Polynom durch ein anderes Polynom zu dividiren, verfährt man nach denselben Principien wie beim Dividiren einer mehrstelligen Zahlengröße durch eine andere mehrstellige Zahlengröße, z. B.

$$\begin{array}{lll} 2a - 3b \,| & 10a^2b + 4a^2c - 8abc - 15ab^2 + 3b^2c & |\, 5ab + 2ac - bc \\ & 10a^2 \qquad\qquad\qquad\qquad 15ab^2 & \\ \hline & \qquad 4a^2c - 8abc \qquad + 3b^2c & \\ & \qquad 4a^2c - 6abc & \\ \hline & \qquad\quad - 2abc \qquad + 3b^2c & \\ & \qquad\quad - 2abc \qquad + 3b^2c & \end{array}$$

Wo sich der Dividendus in Klammern setzen läßt, kann man dies Verfahren abkürzen, z. B. $a^3 + a^2b + 2a^2b + 2ab^2 + ab^2 + b^3 = a^2(a + b) + 2ab(a + b + b^2(a + b) = (a^2 + 2ab + b^2)(a + b)$. Der Divisor $2a + 2b$ läßt sich abkürzen in $2(a + b)$, so daß obiges Exempel sich so gestaltet: $\frac{(a^2 + 2ab + b^2)(a + b)}{2(a + b)} = \frac{1}{2}(a^2 + 2ab + b^2)$.

Potenzenrechnung. Buchstabengrößen mit verschiedenen Exponenten lassen sich, wie oben bemerkt, nicht addiren u. subtrahiren, wohl aber multipliciren und dividiren, sobald die Wurzeln gleichnamig sind. Man braucht nämlich in diesem Falle bei der Multiplikation nur die beiden Exponenten zu addiren, bei der Division aber den Exponenten des Divisors von dem des Dividenden abzuziehen, wobei die Wurzel stehen bleibt. Es ist also $a^4 \times a^3 = a^7$ und $\frac{a^5}{a^3} = a^2$. Bei Potenzgrößen mit ungleichnamigen Wurzeln kann man weder die Multiplikation, noch die Division wirklich ausführen, sondern eben wieder nur anzeigen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß man mit Buchstaben alle Rechnungsoperationen vornehmen und doch eine bestimmte Zahl dabei im Sinne behalten kann. Der mit der B. verbundene Vortheil besteht eben darin, daß die Lösung einer einzigen Aufgabe auf eine beliebig große Anzahl von Fällen paßt u.

zur Berechnung derselben die allgemein gültige Formel (s. d.) abgibt.

Buchstabenreim, s. Alliteration.

Buchstabenschlösser, vom Abt Boisserée und Le Prince de Beaufort 1778 erfundene künstliche Vorlegeschlösser, deren innere Vorrichtung so beschaffen ist, daß sie nur durch den Druck auf eine gewisse Reihe von Nägeln, welche sämmtlich mit Buchstaben bezeichnet sind, geschlossen und geöffnet werden können. Das Geheimniß besteht dann in irgend einem Worte, welches die Reihenfolge, in welcher der Druck auf die Nägel auszuüben ist, angibt. Schließen z. B. die Nägel P-a-r-o-l-e ein Schloß, so kann es, ohne Zertrümmerung, nicht anders, als durch den Druck auf dieselben Buchstaben geöffnet werden. Man hat diese Schlösser auch ohne Federmechanismus. Bei diesen kommt es darauf an, daß man die 4 oder 5 Ringe, deren jeder mit 4 Buchstaben bezeichnet ist, in diejenige Richtung bringt, welche ein Einschnitt am letzten festen Ringe bezeichnet, in welchem sie das zum Oeffnen des Schlosses erforderliche Wort geben muß.

Buchstabenspiel, s. v. a. Akrostichon.

Buchstabiren, s. Lesemethoden.

Buchstein, ein 7000 Fuß hoher Gipfel des admonter Gebirgs in Steiermark, wegen der ausgedehnten Fernsicht ein vielbesuchter Punkt.

Buchsweiler, s. Bouxviller.

Bucht, wie Bai (s. d.), ein von einer Seite offener Meereseinschnitt, von jener nur durch die geringere Größe unterschieden, wie z. B. die zahlreichen Einschnitte an der norwegischen Küste B.en sind. In der Landwirthschaft ist B. eine geschützte Lagerstätte für das Vieh. In der botanischen Kunstsprache heißt buchtig ein Blatt mit rundlichen Einschnitten.

Buchweizen (Heidekorn), Name zweier Pflanzenarten aus der Gattung Polygonum (s. d.), welche den Typus der Familie der Polygoneen bildet. Der gemeine B. (Polygonum fagopyrum *L.*, Fagopyrum esculentum *Mnch.*, Heidewegtritt, Franzweizen) ist ein aus Asien stammendes und seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts in Europa eingeführtes Sommergewächs mit ziemlich aufrechtem und glattem Stengel, herzförmig-pfeilförmigen Blättern, blattwinkelständigen, einfachen Blüthentrauben, 8 mit den Staubfäden abwechselnden Drüsen und einem mit 3 scharfen Kanten versehenen Samenschlauch, daher der Same den Buchecker ähnlich ist, worauf auch der Name Fagopyrum, d. i. Buchweizen, hindeutet. Diese Art erreicht eine Höhe von 1½ Fuß und trägt blaßrothe Blüthen. Der tatarische B. (Polygonum tataricum *L.*) stammt aus Sibirien und ist dem vorigen ähnlich, nur etwas größer und außerdem durch die in den Blattwinkeln einzeln am Ende der Stiele, aber in überhängenden Aehren stehenden Blüthen, die gezähnelten Kanten des Samenschlauchs und die grünlichweißen Blüthen unterschieden. Beide Pflanzen, wegen ihres mehlreichen Samens und als grünes Viehfutter von ökonomischer Wichtigkeit, verlangen zum Gedeihen einen lockern, sandigen, jedoch nicht zu magern Boden. Auch in sandigem Lehmboden lassen sie sich mit Vortheil bauen, ein schwerer, lehmiger, naßgründiger Boden sagt ihnen aber nicht zu. Sie saugen den Boden nicht aus und können daher in die Brache gesäet und als Vorfrucht für den Roggen benutzt werden. Es ist rathsam, von Ende Mai an verschiedene Saaten in einem Zwischenraum von 14 Tagen zu machen, damit, wenn die eine vom Frost leiden sollte, die andere Ertrag gebe. Trifft der Frost die Pflanze, wenn sie noch jung ist, so pflegt sie wohl wieder auszuschlagen; ist sie aber der Blüthe nahe, oder steht sie in derselben, so geht sie unfehlbar verloren, und es bleibt dann weiter nichts übrig, als den Acker umzupflügen. Der Acker wird zur Saat des B.s ebenso wie zur Gerstensaat zweimal gepflügt und der Same gleich auf die zweite Furche gesäet, auf magern Boden etwas dicker als auf kräftigen, am dicksten, wenn man ihn zu Viehfutter oder zu grüner Düngung benutzen will. In der Mitte des Juli pflegt der B. in die Blüthe zu treten, welche dem Auge einen schönen Anblick gewährt, die Luft mit dem wohlriechendsten Duft erfüllt und den Bienen die reichste Nahrung darbietet. Sie dauert 3—4 Wochen, hierauf werden die Blätter gelb, und die Pflanzen fangen an abzusterben. Mit der Ernte, welche gewöhnlich in die Mitte des August fällt, richtet man sich nach der Vollkommenheit der meisten Körner; auf die Reife aller Samenkörner darf man nicht warten, weil sonst die besten und vollkommensten ausfallen würden. Man mähet den B., wie die Gerste, mit der Sense und läßt ihn einige Tage in Schwaden liegen. Bei heißer und dürrer Witterung muß man ihn bald aufbinden und einbringen lassen, worauf er wie anderes Getreide ausgedroschen, gereinigt und aufbewahrt wird. Der tatarische B. ist kräftiger, ausdauernder und einträglicher als der gemeine; auch wird er früher reif, doch fallen seine Körner bei der Reife leicht aus, und das daraus gewonnene Mehl ist etwas schwärzer und bitterer als das vom gemeinen B. In einigen Gegenden wird auch der sogenannte perennirende B. (Polygonum dumetorum *L.*) gebaut, der mehre Jahre hinter einander aus seinen Wurzeln wieder ausschlägt, der Kälte trotzt, schwarzen, glatten, mehlreichen, wohlschmeckenden Samen trägt und auch als Futterkraut, wie die Esparsette, benutzt werden kann, indem das Vieh seine Halme und Blätter gern frißt. Für Heide- und Sandgegenden ist der B. eine wahre Wohlthat. Die Körner werden zur Nahrung für Menschen und Vieh benutzt; man bereitet daraus Grütze (Heidegrütze) und manche andere wohlschmeckenden u. nahrhafte Speise. In der lüneburger Heide, im Bremischen und in andern Geestländern nährt sich der Bauer vornehmlich von B. Man mischt auch B. unter das Malz zum Bierbrauen, ebenso gibt er mit etwas Malz vermischt einen trefflichen Branntwein. Das daraus bereitete Mehl kann aber, obwohl es 25 Proc. Stärke und 13 Proc. Proteinstoffe enthält und also hinsichtlich seiner Zusammensetzung mit dem Roggenmehl ziemlich übereinstimmt, nur mit andern Mehlarten vermischt zum Brodbacken benutzt werden, da es keinen wirklichen Kleber enthält; unvermischt liefert es eine schöne Stärke. Vorzüglich braucht man den B. als Viehfutter. Grün abgemäht wird er vom Rindvieh sehr gern gefressen, Kühe geben davon viele und gute Milch. Den Landwirthen leistet er auch deswegen treffliche Dienste, weil um die Zeit, wo er gemäht werden kann, anderes grünes Futter selten zu werden anfängt. Das Stroh kann im Winter, wenn es gut aufbewahrt und nicht mulstrig und schimmelig geworden ist, den Schafen zur Winterfütterung aufgesteckt werden, indessen gewährt es nur eine kärgliche Nahrung und wird daher besser zum Einstreuen

benutzt. Wegen seines reichen Kaligehalts eignet es sich auch zur Bereitung von Potasche. Die Körner sind ein gutes Mastfutter für die Schweine, welche davon sehr bald fett werden und ein wohlschmeckendes Fleisch bekommen. Auch das Federvieh aller Art frißt den B. gern und läßt sich damit mästen. Man pflegt den B. auch häufig, besonders in England, zur grünen Düngung anzuwenden und ihn in dieser Absicht, zur Zeit, wenn er in die Blüthe tritt, niederzuwalzen und einzupflügen. Ueberhaupt dient der B. zur Auflockerung des Bodens und bereitet denselben sehr gut zu nachfolgenden Getreideernten vor. Daß Stengel und Blätter durch Gährung einen indigoartigen Farbstoff bilden sollen, wird gegenwärtig bestritten; doch hat man neuerlich in den Stengeln und in den Blättern einen gelben, für die Baumwollenfärberei statt Quercitron brauchbaren Farbstoff aufgefunden, der indeß bei dem Ueberfluß an gelben Farbstoffen schwerlich bedeutende Anwendung finden dürfte. Das Mehl wird zu erweichenden und zertheilenden Umschlägen gebraucht.

Bucinarische Inseln, s. Buccinarische Inseln.

Buckel, s. v. a. Rücken (lat. gibbositas); dann eine abnorme Erhöhung des Rückens, welche durch eine Mißbildung der Wirbelsäule, der Rippen und des Brustbeins gebildet wird, meist in Folge vorhergegangener Krankheiten der Wirbelsäule, vorzugsweise des Knochenfraßes und der Erweichung der Wirbelkörper. Je ausgebildeter diese Mißgestaltung ist, und je länger sie bestanden hat, desto weniger vermag die Kunst gegen sie zu thun; im Entstehen, besonders bei jungen Subjekten, kann ein gutes, zweckmäßig geleitetes orthopädisches Verfahren noch von Erfolg sein.

Buckingham, britische Grafschaft im Innern von England, grenzt gegen Osten an die Grafschaften Hertford, Middlesex und Bedford, gegen Westen an Oxford, gegen Norden an Northampton u. gegen Süden an Berk und Surrey, umfaßt einen Flächeninhalt von 34,4 QM. und ist, obwohl ohne nennenswerthe Bodenerhebungen, dennoch ein angenehmes Gebiet mit stetem Wechsel von Hoch- und Flachland. Den Süden durchziehen die Chiltern-Hills, in der Mitte liegt das von der Thame durchflossene fruchtbare Aylesburythal, durch den Grand-Junctionkanal mit London und den Küsten verbunden. Der Boden ist, obwohl 32,0 QM. anbaufähig sind, kaum zur Hälfte bestellt, im Uebrigen als Weideland benutzt oder zu Wiesen gemacht, wozu sich die Grafschaft wegen ihres Reichthums an Flüssen (Themse, Ouse, Colne, Wickham, Thame, Loddon) vorzüglich eignet. Von Alters her weideten im Thale zu Aylesbury schöne Schafheerden, und die Rindviehzucht ist wegen der Nähe Londons, wohin wöchentlich große Lieferungen Butter gehen, besonders einträglich. Die industrielle Thätigkeit der Bewohner beschränkt sich auf Garnspitzenweberei, Strohflechterei und Papierfabrikation. Auch gibt es einige Kupfer- und Messingwerke, Draht- und Fingerhutfabriken und Oelmühlen. Zu Marlow wird jährlich ein berühmter Pferdemarkt gehalten. Ausgeführt werden: Korn, fettes Vieh, Butter und andere Viehprodukte, Rüböl, Spitzen, Papier, Marmor, Walkererde 2c. Die Grafschaft zählte 1861 in 185 Kirchspielen mit 16 Städten und Marktflecken 166,600 Einw. Römische Straßen durchkreuzen den Landstrich, auch finden sich noch einige Ueberbleibsel von römischen Militärstationen. Ein ansehnlicher Wall, genannt Grimesdike, durchschneidet einen Theil des Landes in der Richtung von Osten nach Westen. Die Grafschaft erhielt ihren Namen von der durch König Eduard den Aeltern (um 912) erbauten Veste Buckingham, die in den Bürgerkriegen eine wichtige Rolle spielte. Von ihr führt die Familie Temple den Marquisentitel.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft liegt rechts an der Ouse, über welche 3 steinerne Brücken führen, ist unregelmäßig gebaut, hat eine Episkopalkirche mit schönem Thurme, mehre Bethäuser, ein Hospital, Armenhaus und 8069 Einw. B. ist ein Hauptsitz der Spitzenklöppelei. $1\frac{1}{2}$ Stunden von B. liegt Stowe, der frühere prächtige Sitz des Herzogs von Buckingham, mit großem Park. Die ehemals dort befindliche, von Reisenden häufig besuchte Bildergallerie mit Bibliothek wurde 1848 versteigert. Als erster Graf von B. wird Walter Gifford erwähnt, der von Wilhelm dem Eroberer mit dieser Grafschaft belehnt ward, die aber, da Giffords Sohn ohne männliche Nachkommen starb, der Krone wieder zufiel. Im Jahre 1377 wurde König Eduards III. jüngster Sohn, Thomas von Woodstock, zum Grafen von B. erhoben. Nach dessen Ermordung, 1397, ging die Grafschaft B. 1445 auf Edmund, Grafen von Stafford, den Gemahl der einzigen Tochter des Herzogs von Gloucester, über. Er war der erste Herzog von B., vom König Heinrich VI. dazu ernannt. Da dessen Sohn Humphred mit ihm in der Schlacht bei Northampton fiel, so erbte sein Enkel Heinrich den Herzogstitel. Von Richard III. für seine treue Unterstützung bei der Eroberung des englischen Thrones schlecht belohnt, kehrte er seine Waffen gegen den König, um seine Erbansprüche auf das Haus Hertford geltend zu machen, mußte aber für diese fehlschlagende Unternehmung 1483 mit seinem Kopfe büßen. Doch setzte Heinrich VII. dessen Sohn Eduard wieder in die väterlichen Titel und Besitzungen ein, und Heinrich VIII. erhob ihn überdies zum Großconnetable. Aber Kardinal Wolsey klagte ihn als einen Enkel Eduards III. des Hochverraths an, und Eduard wurde, obgleich seine Unschuld nicht wohl bezweifelt werden konnte, zu London 1521 enthauptet. Darauf gab es ein Jahrhundert hindurch keine Herzöge von B., bis König Jakob I. seinen Günstling George Villiers 1623 zum Herzog von B. erhob. Jedoch erlosch schon 1688 das Haus Villiers wieder, worauf das Haus Sheffield folgte, das aber mit dem Sohne des durch die Königin Anna 1705 zum Herzog von B. erhobenen John Sheffield schon 1735 erlosch. Im Jahre 1784 wurde der Titel eines Marquis von B. an George, Grafen Temple (geboren 1753, † den 11. Febr. 1813) aus der Familie Grenville, verliehen. Von diesem vererbte der Titel auf seinen ältesten Sohn Richard, geboren den 20. März 1776, der den 4. Februar 1822 zum Herzog von B. und Chandos erhoben wurde und auf seinem Schlosse Stowe den 17. Jan. 1839 starb. Sein einziger Sohn Richard Plantagenet, Herzog von B., erbte die Titel seines Vaters.

Buckingham, 1) George Villiers, Herzog von B., der berüchtigte Günstling u. Minister Jakobs I. und Karls I. von England, den 20. Aug.

1592 auf seinem väterlichen Schlosse Brookesby geboren, stammt aus dem alten ritterlichen, mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie übersiedelten Geschlechte der Villiers von Leicestershire. Mit Schönheit und Geist von der Natur reich ausgestattet, mußte B. bei seinen übrigen Eigenschaften, einem glühenden Ehrgeiz und einer kein Mittel scheuenden Unternehmungslust, in der Schule der Galanterie zu Paris, wohin ihn seine Mutter in seinem 18. Jahre schickte, bald zum vollendetsten Kavalier ausgebildet werden, so daß der 23jähr. Jüngling als ein angestauntes Wunder in die Salons Londons zurückkehrte. Als ihn Jakob I. als Studenten von Cambridge kennen lernte, war B.s Glück entschieden. Sogleich zum Mundschenken des Königs ernannt, stieg er ebenso schnell zu den höchsten Ehrenstellen hinauf, als sein Vorgänger in der königlichen Gunst, Graf Somerset, sank. Er wurde Kammerherr, Oberstallmeister, Marquis von B., Großsiegelbewahrer &c., beherrschte den schwachen König ganz und gar, riß alle Gewalt an sich, vergab alle Aemter, Pfründen und Ehren an seine Kreaturen, oder verkaufte sie u. häufte so unermeßliche Schätze auf. Den jungen Kronprinzen Karl wußte er zur persönlichen Werbung um die spanische Infantin Maria zu überreden und begleitete ihn, vom König zum Herzog ernannt, nach Madrid (März 1623). Während aber der Prinz durch seine Liebenswürdigkeit schnell die Herzen für sich gewann, untergrub B. durch freches u. unsittliches Benehmen das gute Einverständniß, reiste mit dem Prinzen schnell ab u. veranlaßte so die Kriegserklärung Englands an Spanien. Als das Haus der Gemeinen, obgleich es den Krieg selbst billigte, die dazu erforderlichen Summen standhaft abschlug, verband sich B. mit der Partei der Puritaner, wollte die bischöfliche Würde abschaffen u. aus den gelösten Kirchengeldern die Kriegskosten bestreiten. Da starb, mitten in der Verwirrung, 1625 Jakob I., wie man behauptete, nicht ohne Mitwirkung B.s. Sofort trat das ganze Parlament gegen B. auf und klagte den Herzog als Feind des Volks und Verräther des Vaterlandes an. B. stand jedoch zu sicher in der Gunst des jungen Königs, Karls I., als daß die Anklage eine andere Folge als die Auflösung des Parlaments gehabt hätte. Die gewichtigsten Gegner des Herzogs wurden sogar verhaftet, dieser selbst aber zum Kanzler der Universität Cambridge erhoben. Der Krieg gegen Spanien fiel unglücklich aus. Dennoch wußte er es dahin zu bringen, daß auch an Frankreich, dessen König, Ludwig XIII., wegen B.s ungeziemenden Betragens gegen die Königin, als er zur Abholung der Braut Karls I. nach Paris gekommen, seine Abberufung verlangt hatte, der Krieg erklärt wurde. Der Feldzug begann mit der ebenso schlecht angelegten wie ausgeführten Belagerung von La-Rochelle und mit der ebenso zweck- als erfolglosen Landung auf der Insel Rhé im Juli 1627. Als endlich der öffentliche Unwille eine drohende Gestalt annahm, stellte sich B. selbst auf des Königs Wunsch an die Spitze des Heeres, ward aber in seinem Hauptquartier zu Portsmouth, von seinen Garden, Höflingen und Wachen umringt, den 23. August 1628 von einem verabschiedeten Lieutenant, John Felton, erstochen. Der über seinen Tod tiefgebeugte König ließ den Leichnam zu London in der Kapelle Heinrichs VII. auf das Feierlichste u. Glänzendste beisetzen. Um die Universität Cambridge machte sich B. durch eine in Holland angekaufte Sammlung orientalischer Manuskripte verdient.

2) George Villiers, Herzog von B., Sohn u. Erbe des Vorigen, zu London 1627 geboren, studirte mit seinem Bruder Francis zu Cambridge u. bereiste dann mit ihm Frankreich. Als er 1648 nach England zurückkehrte, wo Karl I. bereits auf der Insel Wight gefangen worden. Die Brüder stellten sich sogleich unter die Fahnen des Grafen von Holland. Francis fiel jedoch in der Schlacht bei Nonsuch, George flüchtete sich auf die Flotte des Prinzen von Wallis, den er bis zur Schlacht bei Worchester begleitete. B. entkam 1651 nach Frankreich u. focht hier bei den Belagerungen von Arras und Valenciennes mit größter Tapferkeit. Dann ging er nach England zurück, wo ihm Lord Fairfax, welcher die ihm vom Parlament verliehenen Güter der Familie B. großmüthig mit der Mutter des Herzogs theilte, eine Zufluchtsstätte gewährte. Mit der Tochter des Lords vermählt, lebte er als Privatmann auf den Gütern seines Schwiegervaters. Aber auf einer Reise zu seiner Schwester ward er verhaftet, in den Tower gesetzt und erst nach der Abdankung Richard Cromwells wieder freigelassen. Karl II. ernannte ihn in rascher Folge zum Kammerherrn, Mitglied des geheimen Raths, Lordlieutenant der Grafschaft York, Großstallmeister &c. u. setzte ihn in den Genuß seiner Güter und seines Herzogstitels wieder ein. Eifersucht u. Neid gegen des Königs Günstling, den Grafen von Clarendon, verwickelten ihn in ein Komplot, das 1666 entdeckt wurde; doch erhielt er nicht nur die Verzeihung des Königs, sondern stieg sogar in dessen Gunst, u. es gelang ihm endlich, selbst den Grafen von Clarendon zu stürzen. Er wurde 1671 Kanzler der Universität Cambridge und ging als Gesandter nach Frankreich, um die Tripelallianz aufzulösen. Hierauf ward er Chef des nach den Anfangsbuchstaben seiner Mitglieder Cabal (s. d.) benannten Ministeriums u. hatte an allen verkehrten Maßregeln desselben Antheil. Nach Auflösung des Cabalministeriums trat er zur Opposition im Parlament, wo er 1675 u. 1676 nicht nur die Bill des Testeides, sondern auch die vom König angeordnete Parlamentsverlängerung so heftig bekämpfte, daß er in den Tower gesetzt wurde, bis er sich dem Willen des Königs fügte. Nach Karls Tode hielt es B. für gerathen, sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Er benutzte seine Muße zur Abfassung mehrer Schriften, eines Lustspiels „The Rehearsal" (London 1671), einer geistreichen Satire gegen die dramatischen Modedichter seiner Zeit, u. mehrer Gedichte u. Reden. In der letzten Zeit seines Lebens zerrüttete er sein Vermögen noch durch alchemistische Experimente. Er † 1688 in Folge einer Erkältung, die er sich auf der Fuchsjagd zugezogen. Mit ihm starb das alte Geschlecht der Villiers aus. Eine (unvollständige) Sammlung seiner Werke erschien in London 1704 u. öfter, zuletzt 1764, in 2 Bänden.

3) John Sheffield, Herzog von Normanby und B., sowohl als Dichter wie als tapferer Krieger und ehrgeiziger, witziger und intriguanter Hofmann bekannter Günstling Karls II. von England, war 1649 geboren als Sohn des Grafen Edmund von Mulgrave, wurde in Frankreich

erzogen, trat in seinem 17. Jahre im Kriege gegen Holland als Freiwilliger unter die vaterländischen Fahnen und erhielt das Kommando einer mit Vertheidigung der Küsten beauftragten Reiterabtheilung. Auch im zweiten holländischen Kriege zeichnete er sich mehrfach aus, und auf den glänzenden Bericht des Admirals Lord Ossory über ihn ward er Kommandant eines Schiffs, darauf Oberst von zwei von ihm errichteten Reiterregimentern. Dann diente er kurze Zeit in Frankreich unter Turenne, wurde nach seiner Rückkehr Kommandant des ersten Gardekavallerieregiments, Lordlieutenant von Yorkshire und Gouverneur von Hull. Im Jahre 1680 befehligte er die 2000 Mann Hülfstruppen, welche das von den Mauren belagerte Tanger entsetzten. Als Jakob II. den Thron bestieg, wurde B. sogleich zum Mitglied des geheimen Raths und zum Großkammerherrn ernannt, und obgleich er auch Sitz und Stimme in der Highkommission hatte, so vertrat er doch niemals die Tendenzen derselben. Er betheiligte sich weder an der Jakob II. stürzenden Revolution, noch war er Mitglied jener Partei, die den Prinzen Wilhelm von Oranien auf den Thron Englands zu erheben strebte, doch stimmte er endlich Jakobs Entthronung bei. König Wilhelm ernannte ihn 1694 zum Marquis von Normanby und nahm ihn in seinen Kabinetsrath auf. Königin Anna ernannte ihn schon vor ihrer Krönung zum geheimen Siegelbewahrer und Lordlieutenant des Norddistrikts von York. Später unterhandelte er mit den Schotten über die Vereinigung beider Königreiche, und 1703 stieg er in rascher Folge zum Herzog von Normanby und B. empor. Aus Eifersucht gegen Marlborough gab er das Amt des Großsiegelbewahrers auf und ging zur Partei der Tories über, der er fortan in seinen Grundsätzen streng huldigte. Anna erhob ihn zum Großkanzler, um ihn wieder für sich zu gewinnen; er lehnte jedoch die Stelle ab und lebte von allen Geschäften zurückgezogen, bis er 1710 nach der Veränderung des Ministeriums das Amt eines Lordkammerherrn des königlichen Haushalts und die Präsidentschaft des Konseils übernahm. Nach Anna's Tod versah er bis zur Ankunft Georgs I. von Hannover als Mitglied des Kollegiums der Lords die Regierungsgeschäfte mit. Später nahm er nur als Opponent des Ministeriums noch an den Geschäften Theil und widmete seine Muße vorzüglich der Ausarbeitung seiner beiden Trauerspiele „Cäsar" und „Brutus," unglücklicher Nachahmungen Shakspeare's; besser sind seine didaktischen Versuche über die Satire und Poesie. Seine Memoiren sind geistreich, unterhaltend und elegant geschrieben. Sein Hauptwerk, an welchem er unter Drydens Beihülfe bis an seinen Tod feilte, ist der Versuch über die Poesie („Essai on Poetry"), worin sich zwar viel Witz und Geschmack, aber keine originale Schöpferkraft zeigt. Seine gesammelten Werke erschienen zu London 1723 und 1729 (2 Bde.). Er † den 24. Februar 1720 in Buckinghamhouse, nachdem er mit 3 Wittwen verheirathet gewesen war, von denen ihm nur die letzte, Jakobs natürliche Tochter, Kinder gab. Von diesen überlebte ihn aber nur ein Sohn bis 1735, mit welchem das Haus Sheffield erlosch. Auf B.s Grab in der Westminsterabtei steht ein Monument mit einer von ihm selbst verfaßten Grabschrift.

4) Richard Plantagenet, Herzog von Chandos und B., den 11. Febr. 1797 geboren, führte bis 1822 den Namen Graf Temple, von da an bis zum Tode seines Vaters, des am 17. Jan. 1839 verstorbenen Richard B., ersten Herzogs von B., den eines Marquis von Chandos. Schon in früher Jugend als Vertreter der Grafschaft Buckingham ins Parlament gewählt, schloß er sich mit großem Eifer den Tories an, zu denen sein Vater von der Whigpartei übergegangen war, und machte sich namentlich die Vertheidigung der Korngesetze zur Aufgabe, sowie er angeblich im Interesse der Pächter, wohl aber mehr zu Gunsten der großen Grundbesitzer, die Abschaffung der Malzsteuer betrieb. In gleicher Absicht wußte er 1832 bei den Berathungen der Reformbill die Klausel durchzusetzen, daß die Zeitpächter, welche 50 Pfund Sterl. und darüber Pacht zahlten, in den Grafschaften das Wahlrecht erhielten, wodurch den Tories ein überwiegender Einfluß bei den Grafschaftswahlen gesichert ward. Bei der ländlichen Bevölkerung machte er sich durch ähnliche Bestrebungen, sowie durch seine verschwenderische Gastfreiheit höchst populär und erwarb sich den Namen „The farmer's friend" (der Pächterfreund). Die Betheiligung an dem ersten Ministerium Sir Robert Peels (Nov. 1834 bis April 1845) wies er zurück, da dasselbe die Aufhebung der Malzsteuer verweigerte. Sein zu diesem Zweck gestellter Antrag ward im Unterhause verworfen. Nachdem er 1839 mit dem Tode seines Vaters als Herzog von B. ins Oberhaus getreten war, nahm er 1841 unter Sir Robert Peels neuem Ministerium die Stelle eines Großsiegelbewahrers an, die er jedoch 1845 niederlegte, da er seine Zustimmung zur gänzlichen Abschaffung der Korngesetze nicht geben wollte. In Folge zerrütteter Familienverhältnisse machte er 1848 Bankerott, so daß ihm nur eine kleine Rente blieb, die ihm sein Sohn, Richard Plantagenet, Marquis von Chandos, aussetzte. Seit dieser Katastrophe hat sich B. fast ganz von dem politischen Schauplatz zurückgezogen und begnügt sich damit, seine Stimme im Oberhause auf protektionistischer Seite abzugeben. Sein oben erwähnter Sohn Richard, geboren den 10. Sept. 1823, saß von 1846—57 im Parlament und war 1852 im Ministerium Derby Lord des Schatzes.

Buckland, William, berühmter englischer Geolog, geboren 1784 zu Arminster in Devonshire, erhielt seine erste Bildung in der Schule zu Winchester, studirte in Oxford Theologie, wandte sich aber dann naturwissenschaftlichen Studien zu und erhielt 1813 den an der oxforder Universität neu errichteten Lehrstuhl der Mineralogie und 1818 auch den der Geologie. Im J. 1827 in den engern Rath der Royal Society gewählt, siedelte er 1845, wo er zum Dechanten von Westminster ernannt worden war, nach London über. In Oxford gründete er das geologische Museum, zum Theil aus Privatmitteln, und in London bemühte er sich eifrig für die Anlage von Quellwasserleitungen. Seit 1849 geisteskrank, † er den 18. August 1856 zu Clapham bei London. Seine beiden Hauptwerke sind die „Reliquiae antediluvianae" (2. Aufl., Lond. 1824) u. die „Geology and mineralogy considered with reverence to natural theology" (das. 1836, 2 Bde.; deutsch von Agassiz, Neufchatel 1838—39), zu den Bridgewaterbüchern gehörig. Obwohl letzteres Werk die

Resultate der neueren geologischen Forschungen, insbesondere die plutonistischen Lehren, mit der biblischen Schöpfungsgeschichte in Einklang zu bringen sucht u. überhaupt eine theoleogisch-telologische Auslegung der geologischen Fakta sich zum Zwecke setzt, so gab es doch in der Sitzung der britischen Association zu Beförderung der Wissenschaften zu York 1844 dem Dechanten von York Veranlassung zu einem heftigen Angriff vom streng kirchlichen Standpunkte aus. Doch haben diese und ähnliche Bestrebungen der Hyperorthodoxen weder die weite Verbreitung jenes Werks hindern, noch das Studium der Geologie in England in Mißkredit bringen können. Gediegene Abhandlungen B.s finden sich in mehren wissenschaftlichen Zeitschriften, z. B. in dem „Edinburgh philosophical journal", in den „Transactions of the Geological society" u. A. In den letztgenannten Sammelwerken (2. Reihe, 2. Bd.) befindet sich auch B.s Theorie „On the formation of valleys by elevation". Seine 1825 erschienene „Description of the South-Western coal districts of England" gilt noch jetzt als Autorität.

Bucklandit, s. Epidot.

Buckn-Fjord (Stavanger-Fjord), einer der bedeutendsten Fjords Norwegens, im Südwesten desselben, nördlich von Stavanger. Er bildet ein mit Inseln erfülltes Bassin. An seinem Eingange liegt die große und wohlangebaute Insel Karm-Oe, in deren Nähe im Frühling der reichste Häringsfang Statt findet. Nach Osten zweigt sich von ihm der wunderbare Lysefjord ab.

Buckowina, s. Bukowina.

Buckowine, Badeort in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Wartenberg, mit Schloß, Vorwerk, 400 Einwohnern u. zwei 1796 entdeckten Alaunwasserquellen, die als Bad gegen Nervenschwäche, gichtische und rheumatische Leiden, Krämpfe, Hypochondrie, Bleichsucht und besonders schmerzhafte Lähmungen benutzt werden.

Buckskin (vom engl. buck, Bock, u. skin, Haut, also wörtlich: Bockshaut), tuchartiges Wollenzeuch, welches aus den besseren Sorten der Streichwolle fabricirt, und zwar ganz nach Art der gewöhnlichen Tuche gewebt und appretirt, aber nicht gerauht, sondern vielmehr auf der rechten Seite glatt geschoren wird. Er hat einen Körper und wird sowohl glatt, als streifig und mit einfachen Dessins gemustert fabricirt. Die Kette besteht aus einem einfachen, aber fest gedrehten Gespinnst und ist bisweilen auch zweifädig gezwirnt. Der B. wird jetzt vielfach statt des gewöhnlichen Wollentuchs zu Kleidungsstücken für Männer, insbesondere zu Beinkleidern verwendet, da er im Ganzen genommen haltbarer ist als Tuch und nicht so leicht reißt als dieses, wenn er an irgend einem Theile, z. B. am Knie, schärfer angespannt wird. In neuester Zeit wird er auch mit Baumwolle vermischt, wodurch ein geringerer und wohlfeilerer Stoff (halb- und wollener B.) entsteht. Der B. wurde zuerst in England, und zwar schon seit geraumer Zeit verfertigt, erst in der neuerem Zeit aber fand seine Fabrikation und Anwendung weitere Verbreitung. Jetzt liefern außer England besonders Frankreich (Sedan, Louviers, Elboeuf, Vienne ꝛc.), Belgien (Verviers, Lüttich), die preußischen Rheinlande (Aachen, Eupen, Burtscheid, Lennep ꝛc.), Sachsen (Krimmitzschau und Werdau) u. Schlesien gute u. wohlfeile B.s. In England werden besonders zu Huddersfield, Leeds, Manchester und anderen Orten gute B.s verfertigt. B.s ist auch ein Name, den sich die nordamerikanischen Neuengländer im Gegensatz zu den Bewohnern des Westens beilegen.

Bucoli milites, eigentlich Hirtensoldaten, räuberische Soldaten in dem ägyptischen Bucolicum, welche zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius unter Isidorus in einen gefährlichen Aufruhr ausbrachen und eine gegen sie gesandte römische Armee besiegten. Aufidius Cassius, der sich ihnen nicht in offener Feldschlacht entgegenzustellen wagte, wurde endlich ihrer durch List Herr, indem er Zwiespalt unter sie säete und dann die Getrennten leicht wieder dem römischen Scepter unterwarf.

Bucquoi, s. Buquoi.

Buczasz, Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Czortkow, an der Stirpa, mit griechischer Kirche, Basilianerkloster, Gymnasium und 2200 Einwohnern. Hier den 18. September 1672 Friede zwischen Polen und Türken.

Buda (Ssredina-Buda), großer Marktflecken im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow, hat eine Kirche, Kapelle, Schule und 3576 Einwohner, welche verschiedene Fabriken, Manufakturen, Buden und andere gewerbliche Etablissements und einen frequenten Jahrmarkt unterhalten.

Budäus (eigentlich Budé), Guillaume, einer der bedeutendsten französischen Gelehrten seiner Zeit, geboren 1467 zu Paris, sollte daselbst und zu Orléans die Rechte studiren, widmete sich aber ausschließlich dem Vergnügen und gab sich erst seit 1490 mit Eifer schönwissenschaftlichen, mathematischen und griechischen Sprachstudien hin. Unter Ludwig XII. erhielt er eine Mission nach Rom, und Franz I. brauchte ihn bei verschiedenen diplomatischen Verhandlungen; auch stiftete derselbe, von B. veranlaßt, das Collége de France und die Bibliothek zu Fontainebleau. B. war es auch, der den König von Erlassung des von der Sorbonne begehrten Verbots der Ausübung der Buchdruckerkunst in Frankreich abhielt. Er legte als Prévôt des Marchands die Vorstadt St. Germain und im übrigen Paris Brunnen und Straßenflaster an und † als königlicher Bibliothekar am 23. August 1540. B. lieferte zahlreiche gelehrte Werke, worunter besonders seine Abhandlung „De asse et partibus ejus" (Paris 1514) wegen darin gegebener wichtigen Aufklärungen über die alte Münzkunde, sowie seine „Commentarii linguae graecae" (das. 1519), welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich ungemein gefördert haben, hervorzuheben sind. Sein lateinischer und französischer Styl ist kraftvoll, aber oft etwas hart und durch griechische Konstruktionen schwerfällig. Seine sämmtlichen Werke erschienen in Basel 1557 (4 Bde.); sein Leben beschrieb L. Regius (Paris 1540), neuerdings Rebette (Basel 1846). Schon B. war der Hinneigung zum Calvinismus verdächtig gewesen, welcher Verdacht dadurch bestätigt zu werden schien, daß seine Wittwe in Genf offen zum Calvinismus übertrat und ihre Söhne in Frankreich der Sache der Reformation dienten. Bei der pariser Bluthochzeit mußten daher alle Mitglieder der Familie Budé flüchten. Einige wandten sich nach der Schweiz, wo sie den alten Namen fortführten und

Voltaire's berühmter Sitz Ferney bis auf die neuere Zeit in ihrem Besitz war. Ein anderer Theil der Familie ließ sich unter dem Namen Budde (später Buddeus, s. d.) in Pommern nieder.

Budberg-Benninghausen, Roman, Freiherr von, Notar der esthländischen Ritterschaft, der gefeiertste unter den neueren Dichtern der russischen Ostseeprovinzen, wurde geboren den 16. Februar 1816 auf dem älterlichen Gute Strandhof, unweit Reval, genoß im Hause seines Vaters, der selbst künstlerisch und wissenschaftlich gebildet war, eine sehr sorgfältige und allseitige Erziehung u. studirte in Dorpat 1835—38 Kameralwissenschaften. Hier war es auch, wo er die Erstlinge seiner Muse unter dem Titel „Erste Lieder" herausgab. Nach Beendigung seiner Studien trat er eine Reise nach Deutschland, Italien u. Frankreich an. Mit Lenau knüpfte er ein inniges Freundschaftsband, und in Berlin wurde er in die von Saphir gestiftete literärische Sonntagsgesellschaft aufgenommen. Auch gab er dort 1842 seine „Gedichte" heraus. Gleichzeitig übertrug er Lermontows „Novizen" und dessen „Helden unserer Zeit" unter dem Titel „Aus dem Kaukasus" (Berl. 1843) ins Deutsche. Durch Familienangelegenheiten in seine Heimat zurückgerufen, hielt er in Reval im Winter 1844—45 eine Reihe von Vorträgen über die schöne Literatur der Deutschen u. über die neuesten deutschen Dichter. Von B.s Gedichten sind die gelungensten vielfach in deutsche poetische Blumenlesen übergegangen, so: „Das verlorene Gebet", „Offenes Geheimniß", „Die Großmutter" u. a. m. Er † im März 1858 zu Reval.

Buddeus (eigentlich Budde, Nachkommen von Budäus): 1) Johann Franz, Theolog u. Philosoph, geboren den 25. Juni 1667 zu Anklam, wo sein Vater Superindendent war, studirte seit 1685 zu Wittenberg, wurde 1689 Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1693 Professor der Moral zu Halle, 1705 ordentlicher Professor der Theologie zu Jena, 1715 Kirchenrath zu Gotha und † hier am 18. Nov. 1729. Durch die Anwendung seiner historischen Kenntnisse u. der wolfischen Philosophie gab B. der lutherischen Dogmatik eine wissenschaftlichere Gestalt, und durch die Berücksichtigung des pietistischen Moments in der Religion führte er die Theologie aus dem Bereiche scholastischer Spitzfindigkeiten wiederum mehr dem Bedürfniß der Frömmigkeit und dem praktischen Leben zu. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten: „Historia juris naturae et synopsis juris naturae et gentium" (Jena 1695; Leyd. 1711; Halle 1717); „Introductio ad philosophiam Ebraeorum" (Halle 1702 u. 1720); „Institutiones theologiae moralis" (Leipzig 1711); „Historia ecclesiastica veteris testamenti" (Halle 1709 u. 1720, 2 Thle.); „Institutiones theologiae dogmaticae" (Leipz. 1723 u. ö.); „Historia theologiae dogmaticae et moralis (Frankfurt 1725).

2) Karl Franz, des Vorigen Sohn, 1695 zu Halle geboren, war erst Advokat zu Weimar und Rudolstadt, wurde 1729 Regierungsrath in Rudolstadt, 1734 Obervormundschaftsrath in Gotha. Bei dem wasunger Streit mit Meiningen (1746) fungirte er als kaiserlicher subdelegirter Kommissar, trat auch 1748 an die Spitze der Verwaltung von Weimar-Eisenach, nachdem er das Recht der vormundschaftlichen Besitznahme gegen die Agnaten dargethan hatte, und † 1753 zu Gotha als Vicekanzler. Er schrieb: Untersuchung des wahren Grundes der höchsten Gewalt des Fürsten über die Kirche" (Halle 1719, Upsala 1737); „Sachsen-Gothaische facti species der Vormundschaft über die sachsen-weimarischen Erbfolgen" (Halle 1748).

3) Johann Karl Immanuel, Enkel des Vorigen, 1780 zu Buffleben bei Gotha, wo sein Vater Superintendent war, geboren, studirte die Rechte zu Jena, trat dann erst beim Stadtrathe zu Pößneck, später zu Altenburg in den untern Staatsdienst und verband damit seit 1803 advokatorische und patrimonialgerichtliche Geschäfte, bis er 1822 als Hof- und Justizrath nach Gera kam, wo er bald darauf Steuer- u. Polizeidirektor u. endlich Regierungs- u. Konsistorialrath wurde. Seit 1830, wo es zu den heftigsten Aeußerungen der Volkswuth gegen ihn kam, privatisirte er zu Leipzig, wo er 1834—40 Mitglied und 3 Jahre lang Vorsteher des Kollegiums der Stadtverordneten war und den 28. Febr. 1844 †. Er schrieb: „Die Ministerverantwortlichkeit in konstitutionellen Monarchien" (Leipz. 1833); „Repertorium der sächs. Verfassungsurkunde" (das. 1834); „Repertorium der sächs. Städteordnung" (das. 1834). Seit 1841 redigirte er das (1840 zu Jena zuerst erschienene) „Deutsche Staatsarchiv". Sein „Deutsches Anwaltbuch ꝛc." (Leipzig 1847, vervollständigt 1848) wurde von seinem Sohne Arthur vollendet.

4) Arthur, älterer Sohn des Vorigen, geboren zu Altenburg 1811, studirte seit 1830 in Leipzig und später in Heidelberg, bereiste Deutschland, Oberitalien, Frankreich und Belgien und ließ sich dann als Advokat in Leipzig nieder, wo er den 29. Januar 1847 †. Er vollendete das von seinem Vater begonnene „Anwaltbuch" und betheiligte sich bei vielen Sammelwerken.

5) Aurelio, Bruder des Vorigen, geboren in Altenburg 1817, studirte seit 1836 in Leipzig Medicin und begab sich dann auf Reisen, wandte sich später ganz der Publicistik zu und war bis 1849 bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" beschäftigt. Aufsehen erregten besonders seine auf die russischen Zustände bezüglichen Schriften: „St. Petersburg im kranken Leben" (Stuttg. 1846), „Halbrussisches" (Leipz. 1847) u. „Rußland" (das. 1851, 2 Bde.). Außerdem schrieb er: „Das Schweizerland" (1853, 2 Bde.); „Von Frankfurt a. M. bis Basel" (Leipz. 1856). Er gab auch das „Gothaische geschichtliche Jahrbuch" heraus.

Buddhaismus, die Religionsform, die, vom nördlichen Indien, dem Ursitze des Brahmaismus, ausgehend, sich neben und aus diesem als Reform und Fortbildung erhob. Die Angaben über das Zeitalter Buddha's oder Schamuni's, des Stifters der buddhaischen Religion, sind unsicher und unter sich abweichend. Der in China und Tübet angenommenen Zeitrechnung nach wäre seine Erscheinung 1000—2000 Jahre v. Chr. zu setzen; richtiger jedoch scheint die Zeitrechnung der Singalesen, Birmanen und Siamesen, der zufolge das Zeitalter jenes Religionsstifters in das 6. Jahrhundert v. Chr. fällt. Im Anfange des 5. Jahrhunderts n. Chr. fanden chinesische Reisende die buddhaische Glaubensform in den Ländern am Indus und westlich von diesem Flusse in Kandahar und Beludschistan herrschend. Die Erinnerungen über die Zeit ihrer

Ausbreitung aber verloren sich in eine dunkle Vergangenheit. Manche Spuren machen indeß wahrscheinlich, daß die buddhaische Lehre schon zu Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. hier geblüht habe. Die buddhaische Religiosität besteht im Allgemeinen in der Bändigung, Bezwingung und Ueberwindung der eigenen Selbstheit, in den Empfindungen des Mitleids, des Wohlwollens und der Barmherzigkeit, durch welche die Umwandlung und Erneuerung der belebten Wesen zu Stande gebracht werden soll. Wer diese Heiligkeit sich zu eigen gemacht hat, gelangt aus dem sturmbewegten Meere des Weltlebens hinüber an das gegenseitige Ufer der Ruhe; er ist befreit von fernerer Seelenwanderung, von dem Wechsel der Geburt und des Todes und von den Fesseln des Leibes. Er erreicht Nirwana, einen Seelenzustand, dem nichts im weltlichen Dasein entspricht, in welchem die aus dem Strome des Lebens gerettete Seele zu vollkommener Ruhe und Seligkeit gelangt. In der Erreichung dieses Zustandes, in der Führung der Seele auf diesen Weg des Heils besteht der Hauptzweck der Lehre Buddha's. Um sie zu begründen, erschien er auf der Erde. Es gibt viele Erzählungen von seiner Lebensgeschichte, die indeß nur in unwesentlichen Punkten von einander abweichen. Das Wesentliche ist Folgendes: Sakyamuni verließ den hohen Göttersitz Damba Togar in der Gestalt des Königs der Elephanten Aradschawarban und ließ sich auf Dschambu-Dwipa in das Mittelreich Indiens herab. Hier bezog er den Mutterleib der Maha Maja, Gemahlin des Königs des Reichs der Mitte, in Gestalt eines fünffarbigen Strahls und wurde darauf von ihr geboren. Obschon alle Welt den Gott in ihm erblickte, so mußte er die eigentliche Heiligkeit doch erst noch durch seinen Wandel auf Erden erringen. Zum Jüngling herangewachsen, wandte er sich eifrig der Betrachtung des göttlichen Wesens und des Unheils zu, dem jedes belebte Wesen unterliegt. Sein Mitgefühl wurde schmerzlich erregt bei der Wahrnehmung des allgemeinen Elends, und es reifte der Entschluß in ihm, der Welt zu entsagen und sich heiligen Büßungen zu widmen. Daher entfloh er, 29 Jahre alt, der glänzenden Gefangenschaft seiner Paläste und Lustgärten und den Wächtern seiner Aeltern mit Hülfe der vier großen Geisterkönige u. ließ sich am Ufer des Flusses Naraudsara nieder, um hier sein Büßer- und Einsiedlerleben zu beginnen. Schüler versammelten sich um ihn, und unter dem Namen Gautama lebte er so 6 Jahre in strengster Buße und Entsagung. Nach einiger Zeit zog er sich in eine einsamere und wildere Gegend zurück, nur von zweien seiner Schüler begleitet. Nach vollendeter Buße und Ueberwindung aller sinnlichen Versuchungen, die ihm entgegentraten, kehrte er in die Welt zurück, um als Heiliger seine Lehren zu verkünden. Da er aber noch Widerstand fand, so begab er sich aufs Neue in die Einsamkeit und kehrte erst nach 49tägiger Buße wieder, um seine Lehre von der Verachtung der Welt zu verkündigen. Vor seinem Tode, der in seinem 80. Lebensjahre erfolgte, verhieß er, daß sein Gesetz 5000 Jahre bestehen, alsdann aber ein anderer Buddha unter dem Namen Maitreja erscheinen werde. Andere Buddha's sollen ihm auch in früheren Weltperioden vorangegangen sein; doch schwanken die Sagen über deren Zahl. Es sind diese Buddha's menschlich gewordene göttliche Wesen, die durch die sittliche Kraft ihres Gemüths das Weltübel überwunden haben und als Vollendete, die aber nie wiederkehren, die Welt zu beseligen suchen. In jedem einzelnen Zeitalter wird die Hauptverehrung dem ihm vorstehenden Buddha gezollt; in dem gegenwärtigen Zeitalter ist also Sakyamuni, der Weise aus dem Stamme Sakya, Gautama, der Hauptgegenstand der religiösen Verehrung. . .

Die Lehre Buddha's ist im Wesentlichen folgende: Aus dem Leeren entstand die Welt; die Weltschöpfung, sowie Weltzerstörung wird bewirkt durch Verdichtung und Verdünnung. Nicht ein ewiges, unerschaffenes, einiges göttliches Wesen, welches vor allen Zeiten war, ist es, welches die sichtbare und unsichtbare Welt geschaffen hat, sondern Alles entsteht und vergeht nach einer unbegreifbaren Nothwendigkeit durch Verkettung von Ursachen und Wirkungen, durch stets sich wiederholende Umwandlungen und Zerstörungen. Anfangs war alles Urlicht; aber plötzlich entstand ein Gedanke und erzeugte das falsche Licht. Hierauf trennten sich Leere und Dunkelheit und setzten einander Schranken. Die Welt ist also durch die Macht der den Geist und das Gemüth verdunkelnden Finsterniß entstanden und hat nur in dieser ihre Fortdauer. Im Anfang aber fehlte noch alle bestimmte Gestaltung, überall war noch Unruhe u. Bewegtheit. Die lichtvolle Vernunft erst brachte Stetigkeit in das Dasein; Feuer und Licht bewirkten bestimmte Formen und Gestaltungen. In zahllosen, großen Zwischenräumen, Kalpa's genannt, wiederholen sich Weltschöpfungen und Weltzerstörungen; dies ihre stete Aufeinanderfolge. Innerlich begeistigt wird die Welt durch sechs Arten von belebten Wesen: nämlich von guten Geistern, Menschen, Asuren, Thieren, Ungeheuern der Unterwelt und Höllengeschöpfen. Die Vervollkommnung der belebten Wesen besteht in einer immer höher steigenden Vergeistigung bis zur gänzlichen Verflüchtigung. Alle Bewegung und alles Denken endet zuletzt, die Gestalten lösen sich in den höhern Himmeln in Luft auf; aber die scheinbar vernichteten Wesen bleiben noch neuen Geburten und Umwandlungen unterworfen u. haben noch nicht den höchsten Gegenstand der Wünsche wahrhafter Buddha's errungen. Nach der Verschiedenheit der drei Welten wird auch das Wesen ihrer Bewohner unterschieden, und so gibt es drei Ordnungen der belebten Wesen: die Chama's, zeugende Wesen, die Bewohner der Welt des Verlangens; die Rupa's, nicht zeugende u. nicht gezeugte Wesen, die sichtbaren Bewohner der farbigen Welt; die Arupa's, unsichtbare und gestaltlose Wesen, die Bewohner der farb- und formlosen Welt. In den einzelnen Angaben u. Bezeichnungen dieser Himmel u. Welten kommen Abweichungen vor, während der Grundgedanke immer derselbe bleibt. Wie sich die Zeitmaße in diesen Anschauungen in schrankenlose Unendlichkeit ausdehnen, so genügt ihnen auch für die Unendlichkeit des Raumes nicht Eine Welt; millionenfach erheben sich stufenweise die Welten über einander in unendlicher Reihe. Aber über alle Welten erhaben ist der selige Zustand, der Zustand völliger Vernichtung, Nirwana, dem der unterste Höllenzustand Naraka entgegengesetzt ist. Glücklich sind die belebten Wesen bis zur Menschenform herab, unglücklich von da an abwärts die

Asuren, die Thiere, die Ungeheuer der Unterwelt u. die Höllengeschöpfe. Eine besondere Art von Geisterwesen sind die Mara's oder Schimnu's, welche mächtige Feinde Buddha's und seiner Lehre sind, indem sie durch jedes Mittel die Menschen von der Bahn zu buddhaischer Heiligkeit abzulenken streben. Ihnen stehen die Dakini's, geisterhafte Wesen weiblichen Geschlechts, gegenüber, welche den Bodhisatua's in den Kämpfen gegen die wilden Mächte des Lebens hülfreich beistehen und die Ordnung der Welt aufrecht erhalten. Die letzten Ursachen der Zerstörung der Welten sind auf die Sünde u. das Laster zurückzuführen, besonders auf Wollust, Haß und Unwissenheit, welchen drei sittlich bösen Mächten das Feuer, das Wasser und der Wind als weltzerstörende Elemente entsprechen. Nach ihrer Erschaffung neigt sich die Welt sogleich ihrem Untergang entgegen. Größe, Kraft u. Lebensalter der Geschöpfe nehmen mit den Zeiträumen so lange ab, bis wieder erwachte Frömmigkeit und Bekehrung zur Sittlichkeit auch das physische Leben von Neuem kräftigt. Ein solcher Umschwung der Zeiten wiederholt sich 64mal. Auf sieben Zerstörungen durch das Feuer folgt eine durch das Wasser, und auf sieben Zerstörungen durch das Wasser eine durch den Sturmwind. Alles der Sinnenwelt Angehörige unterliegt dem Uebel, und für die lebenden Wesen ist das Heil nur in der Entweichung aus dieser Welt des Uebels zu suchen. Zu dem Ende müssen die Seelen in kräftiger Anstrengung die Macht der Sinne, der Lüste und Begierden, der Selbstsucht und der Leidenschaften bekämpfen. Nur wenn man der Welt, ihren Lüsten und Reizen entsagt, kann man zum Heile gelangen. Buddha u. seine ersten gläubigen Anhänger wandelten daher als Bettler umher. Für Geistliche u. Laien haben folgende fünf Gebote Geltung: kein belebtes Wesen zu tödten; nicht zu stehlen; nicht der Wollust zu fröhnen; nicht zu lügen; keine berauschenden Getränke zu genießen. Wer unter den Laien jene fünf ersten Gebote aufrichtig beobachtet und auch seine Umgebung dazu anzuhalten sucht, Almosen spendet, besonders an die Geistlichkeit, und in Demuth sich stets an das Elend des Lebens erinnert, der wird nach den Verheißungen des buddhaischen Glaubens nach dem Tode ein großer Geist, genießt eines langen Lebens und soll während seiner Wanderung in jeder neuen Gestalt an Tugend immer zunehmen, bis er zuletzt die vollkommene Glückseligkeit in Nirwana in dem Umgange der Götter und auf deren Worte lauschend erreicht, befreit von dem Wechsel der Geburt, des Alters, der Krankheit und des Todes. Wer aber jene Gebote übertritt und keine verdienstlichen Werke vollbringt, den erwarten auf seinen weiten Wanderungen die Strafen der Hölle in der Unterwelt. Weit strenger ist das Sittengesetz für die Geistlichen. Sie sind Bettler, leben in strenger, klösterlicher Zucht, müssen allem Besitze von weltlichen Gütern, aller Gemeinschaft mit dem weiblichen Geschlechte, überhaupt allem Weltlichen völlig entsagen und ihren Vorgesetzten unbedingten Gehorsam leisten. Dafür aber werden sie auch als Heilige u. als Mittler zwischen den Laien und der Gottheit verehrt. Von kirchlichen Dienstleistungen liegt ihnen die Besorgung der Todten und zu gewissen Zeiten das Predigen vor dem versammelten Volke ob. Gebete und Opfer bringt der Laie in den Tempeln selbst dar. Die Klöster dienen zugleich als Schulen für die Jugend des Landes. In Hinsicht auf die höhern und niedern Grade der Geistlichkeit finden sich in den buddhaistischen Ländern verschiedene Bestimmungen. Es sind fünf Seelenzustände oder Stufen der Heiligung mit Einschluß des Zustandes der höchsten Heiligung, den ein vollendeter Buddha erreicht hat. Nach diesem kommt der Zustand der Bodhisatua's, die den belebten Wesen Hülfe leisten, um sie den Leiden der Welt und des Wechsels zu entreißen und zu Buddha's Seligkeit zu führen. Dann folgt der Zustand der Pratyeka's, die durch ihr Forschen das Leere als den wahrhaften Zustand der Seele erkannt haben; ferner der der Srawaka's, die Buddha's Lehre aufgefaßt und sich dadurch dem Weltübel entzogen haben; endlich der der Geister und Menschen, der Zustand der Rechtfertigung, der durch Ausübung jener fünf Gebote erreicht wird, u. in welchem man zwar noch nicht von dem Weltübel, aber von den vier Zuständen der Unseligkeit nach dem Tode, nämlich von denen der Asuren, der bösen Geister, der Thiere und Höllenungeheuer, befreit ist. Doch finden auch in Beziehung auf diese Seelenzustände in der Lehre hie und da Abweichungen Statt. An u. für sich zwar sind eigentlich alle belebten Wesen zu dem höchsten Zustande der Heiligkeit berufen; aber mitleidsvoll sah man auf die verschiedenen geistigen Fähigkeiten und Gemüthskräfte der Geschöpfe und setzte verschiedene Stufen der Heiligung fest. Nur zu der Form der kleinen Umwandlung, der niederen Stufe, sind auch die Laien berufen. Jedoch bestand wohl dieser Gegensatz zu Sakyamuni's Zeit doch nicht, denn unter seinen Anhängern fand noch kein Unterschied zwischen Geistlichen und Laien Statt. Alle wandelten mit dem Bettelstabe einher, Alle waren Geistliche und standen nur auf verschiedenen Stufen der Heiligkeit. Erst als der B. sich weiter ausbreitete und unter rohen Völkern, die nicht von brahmanischer Bildung ergriffen worden waren, manches Eigenthümliche annahm, entstand ein buddhaistisches Laienthum mit geringeren Forderungen der Heiligkeit, für welches jene unterste Stufe, der Zustand der Rechtfertigung, besteht. Die höheren Zustände der Heiligung gewähren die höchste Weisheit, in welcher alle Selbstheit aufhört, das All mit den in demselben sich bewegenden Wesen klar durchschaut und die Macht freier Herrschaft über Alles gewonnen wird. Dies ist der höchste Lohn verdienstlicher Werke. Um ihn zu erreichen, müssen die lebenden Wesen der Lehre Buddha's treu u. dem Beispiel der Bodhisatua's nacheifernd nicht allein an ihrer eigenen inneren Heiligkeit, sondern in erbarmungsvoller Liebe auch für das Heil Anderer arbeiten. Wer von den Geboten Buddha's abweicht, dessen Seele sinkt immer tiefer hinab in den Abgrund, bis in die unterste Hölle, Naraka, wo sie den schrecklichen Qualen Jamantaga's und seiner Gehülfen anheim fällt.

Brahmaismus und B. strebten anfangs in gemeinsamer Thätigkeit, ihre Satzungen und Lehren zu verbreiten, und es drang vom Ganges aus brahmanische und buddhaistische Lehre und Sage in die Länder am Indus, selbst in Pendschab u. Kaschmir ein und siedelte sich in Nepal u. Gurwal an. In reiner, ungemischter Form unterwarf sich der B. einen großen Theil der Völker Ostasiens, und in den letzten Jahrhunderten vor Christus gewannen

allmählig die buddhaischen Reformen die Oberhand in ganz Vorderindien über die sich schärfer absondernde Hierarchie der Brahmanen. Aber schon seit dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung schwand der Einfluß des B. auf das indische Geistesleben, wenigstens auf der vorderindischen Halbinsel, wieder dahin. Durch Rückwirkung der alten verdrängten Brahmanenhierarchie entwickelte sich im indischen Orient eine neue Zeit, in welcher zwar die heiligen Lehren der uralten Offenbarung ihre Geltung behielten, jedoch bei den in verschiedenen Richtungen aus einander gehenden Bestrebungen und Bewegungen des geistigen Lebens eine feste Uebereinstimmung nicht mehr erhalten werden konnte; so entstanden religiöse Sekten, die in so scharfer Trennung früher nicht hervorgetreten waren. Seit dem 11. und 12. Jahrhundert macht sich in den Ansichten der Indier wieder eine neue Entwickelung bemerklich, indem von da an, nachdem schon früher griechisch-chaldäische Ansichten auf die mythischen Vorstellungen der Indier eingewirkt hatten, arabische Lehren ihren Einfluß äußern. Außerhalb der Grenzen Nordindiens erhielt sich der B. länger. Nach **China** gelangte derselbe aus Turkestan seit dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr., faßte aber erst später feste Wurzeln. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. wandte sich der Bruder des regierenden Kaisers der Verehrung Buddha's zu, ließ Priester aus Indien kommen, und von da an machte die buddhaische Lehre bald reißende Fortschritte im Lande. Heftige Kämpfe zwar entspannen sich zwischen der alten und neuen Priesterschaft; seitdem aber im 13. Jahrhundert die Mongolen sich der Herrschaft in China bemächtigt hatten, erklärte sich der Hof größentheils für die schon früher von diesem Volke angenommene buddhaische Religion. Die Chinesen verehren seitdem Buddha unter dem Namen des Fo, und diese Glaubensform ist jetzt im Allgemeinen als die herrschende Volksreligion in China im Gegensatz gegen die alte Reichsreligion des Kon-fu-tsee zu betrachten. In **Japan** faßte zugleich mit chinesischer Bildung der Buddhadienst seit der Mitte des 6. Jahrhunderts festen Fuß (um 552); in einzelne Landschaften war er jedoch schon früher eingedrungen. Manche suchten der alten Lehre zwar treu zu bleiben, aber durch Umdeutung derselben mit der buddhaischen eine Vereinigung zu vermitteln. Auch der Hof des Daïri scheint einem solchen Synkretismus zugethan zu sein. In **Tübet**, sowie in den westlich von diesem gelegenen Ländern, in **Kaschghar** und **Yerken**, hatten schon in den ersten Jahrhunderten v. Chr. buddhaische Apostel diesen Glauben verkündigt, und zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. war die Bevölkerung auf dem ganzen südlichen Abfall des Hochlandes zum B. bekehrt. Im 7. Jahrhundert erfolgte ihre feste Begründung mit reißender Schnelligkeit und gab dem Geiste dieser Bergbewohner einen neuen Schwung. Im Anfang des 9. Jahrhunderts trat zwar von Seiten der Anhänger der alten Landesreligion eine Rückwirkung ein, die es im 10. Jahrhundert fast bis zur völligen Ausrottung der buddhaischen Lehre brachte; jedoch erhob sich letztere zu Anfang des 11. Jahrhunderts wieder, so daß sie schon am Ende desselben in erneuter Kraft blühte. Tübet wurde seitdem Sitz der lamaischen Hierarchie. Von hier aus verbreitete sich im 13. Jahrhundert die Buddhareligion unter die **Mongolen**, zu denen auch schon christliche und islamitische Lehren gedrungen waren. Durch einen Fürsten aus Dschingiskhans Stamme, der sich zum B. bekannte, trug dieser um 1247 den Sieg davon. Im Jahre 1260 erhielt von Dschingiskhans Enkel, Batu, der Guru auf dem Berge Pudala, wo sich einer der Haupttempel des B. befand, die Würde und Macht eines obersten Lama's für die gesammte lamaische Geistlichkeit. Nach dem 1368 erfolgten Sturze der mongolischen Herrschaft in China verfiel der buddhaische Dienst unter den Mongolen, die überhaupt von jetzt an wieder verwilderten und die alten blutigen, von dem buddhaischen Glauben abgeschafften Opfer von Pferden, Kameelen und selbst Menschen bei Begräbnissen wieder aufnahmen. Nachdem aber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts **Dajan Chaghan** dem anarchischen Wesen unter ihnen Einhalt gethan hatte, erfolgte durch die buddhaische Geistlichkeit von Tübet die Wiederbekehrung der Mongolen zur buddhaischen Religion. Im J. 1578 trat der Chaghan und sein Volk feierlich zum B. zurück. Die buddhaische Religion scheint für die Bewohner Tübets recht eigentlich gemacht zu sein. Sie war es, welche die Viehhirten jenes Berglandes zuerst zu einem höheren geistigen Dasein anregte, ihre Sitten milderte und alle Tugenden der Civilisation beförderte und verbreitete. Auf der Insel **Ceylon** und in **Hinterindien** hat der B. seit seinem Eindringen (307 n. Chr.) allmählig eine etwas veränderte Gestalt angenommen, indem die alten brahmanischen Götter sich neben den buddhaischen erhielten, so daß jetzt noch beide Glaubensformen dort friedlich neben einander bestehen. Von Ceylon drang er nach **Siam**, wo er 638 unserer Zeitrechnung zur Herrschaft gelangte. Die Völker des **birmanischen Reichs** neigten sich seit dieser Zeit demselben ebenfalls zu. In den östlichen Gegenden Hinterindiens zeigt sich in Sitte und Religion chinesischer Einfluß. Es herrscht hier die Lehre des Kon-fu-tsee neben dem Dienste Buddha's, der auch hier unter dem chinesischen Namen Fo verehrt wird. Auch unter den **Malayen** auf den Inseln der indischen Gewässer fand der Buddhadienst Eingang. Besonders scheint er auf Java, wo er jetzt nicht mehr zu finden ist, und zwar in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters geblüht zu haben.

Sakyamuni selbst soll keine geschriebenen Denkmäler seiner Lehre hinterlassen haben, sondern erst zehn Jahre nach seinem Tode soll von einer Versammlung seiner Anhänger und unter dem Vorsitze von dreien seiner vorzüglichsten Schüler eine Sammlung der Lehren des vergötterten Meisters veranstaltet worden sein. Eine zweite Sammlung wurde 110 und eine dritte auf einem großen Koncil zu Dschalandari in Kaschmir bei Gelegenheit einer zu widerlegenden Ketzerei 300 Jahre nach Sakyamuni's Tode gemacht. Die heiligen Bücher der Brahmanen, Veda's und Purana's, wurden, weil blutige Opfer und einen todten äußern Kultus heischend und das Kastenwesen begünstigend, von den Buddhaisten verworfen. Ihre heiligen Bücher, ursprünglich in reinem Sanskrit verfaßt, wurden nach weiterer Verbreitung der buddhaischen Lehre in die Sprache der Völker übertragen, welche sich zu ihr bekannten. Das bedeutendste Werk über den B. ist **Bour-**

noufs „Introduction à l'histoire du Buddhisme indien“ (Par. 1844), womit Lassens Darstellung in seiner „Indischen Alterthumskunde“ (Bd. 2) zu vergleichen ist. Vergl. auch: „Sketch of Buddhism“ in den „Transactions of the royal asiatic society“ (II, 1, S. 232 ff.); P. F. Stuhr, Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, Berlin 1836. Werthvolle Beiträge zur näheren Kenntniß des B. lieferten aus sanskritischen Quellen Hodgson, Wilson, Colebrooke und Roth, nach javanischen Quellen W. von Humboldt, nach japanischen Kämpfer, nach birmanischen Buchanan und San-Germano, nach chinesischen Abel Rémusat, Klaproth und Schott, nach tübetanisch-mongolischen J. J. Schmidt, Kowalewski und Foucar.

Buddleia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, dem englischen Botaniker Adam Buddle zu Ehren genannt, charakterisirt durch den 4spaltigen Kelch und die 4spaltige, röhrige, fast stiellose Blumenkrone. Die zahlreichen bekannten Arten sind meist wollige, aber dabei zierliche Sträucher und Bäumchen in heißen Ländern. B. americana *L.* ist ein strauchartiger, etwa 10 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, mit 4kantigen, filzigen Zweigen und traubenförmigen Blüthenähren, dessen Blätter zu erweichenden Bähungen und Bädern angewendet werden und der sich bei uns häufig in Gewächshäusern findet. B. sessiliflora *H. B.*, mit runden, glatten Zweigen und knäuelförmig in den Blattachseln stehenden Blüthen, ist in Mexiko einheimisch. B. globosa *Lam.* ist ein schöner Strauch mit runden Zweigen, hochgelben, honigartig riechenden Blüthen, der in Chile und Peru an feuchten Orten wächst, aber auch im südlichen Deutschland im Freien ausdauert und dessen unten filzige Blätter gepulvert zur Theilung von Geschwüren, außerdem auch, wie die des Wollkrautes, zu erweichenden Bähungen und Bädern benutzt werden. Zu demselben Gebrauch dient B. connata *Ruiz* et *Pav.*, mit 4kantigen, wolligen Zweigen und gestielten Blüthenknöpfen, in Peru. Diese immergrünen Ziersträucher lieben eine nahrhafte, mit etwas Sand gemischte lockere Erde, geräumige Gefäße und im Sommer viel Wasser. Im Winter bedürfen sie 1—5° Wärme; ihre Vermehrung geschieht im Mistbeet durch Stecklinge.

Budé, s. Budäus.

Budget (v. Engl.), eigentlich ein Beutel, eine Tasche, dann das zur Aufbewahrung von Staatsrechnungen bestimmte Portefeuille; in England insbesondere das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben eines bestimmten Jahres nöthigen Auflagen oder Taxen, welches der Kanzler der Schatzkammer jährlich dem Hause der Gemeinen zur Bewilligung vorlegt; im Allgemeinen endlich jeder Anschlag eines Jahresbedarfs für Finanzverwaltungen, der einer (namentlich konstitutionellen) Behörde vorgelegt oder vom Staate gemacht wird, in welchem Sinn das Wort aus dem Englischen in andere europäische Sprachen übergegangen ist u. besonders im konstitutionellen Staatsrecht Aufnahme gefunden hat. Das Staatsbudget (Staatsgrundetat, Hauptfinanzetat) ist die Darstellung und der Voranschlag der Staatsausgaben und Staatseinnahmen für den ganzen Staat in einer bestimmten Periode. Es zerfällt daher in Einnahmebudget und Ausgabebudget. Jede dieser beiden Abtheilungen schließt wieder in Beziehung auf einzelne Hauptzweige der Verwaltung (z. B. Domänen, Bergwerke, Forste ꝛc.) oder auf Verwaltungsbezirke (Provinzen, Departements, Kreise ꝛc.) verschiedene Hauptetats in sich, die dann wieder so viele Specialetats enthalten, als es Specialverwaltungen gibt. Die Resultate aller dieser Specialetats sind im Staatsbudget zusammengefaßt. Der erste Haupttheil des B.s, das Einnahmebudget, umfaßt die Angabe aller vorhandenen Einnahmequellen und den Vorschlag der Mittel, durch welche das etwa noch Fehlende gedeckt werden soll, zugleich mit Angabe des wahrscheinlichen Ertrags beider. Das Ausgabebudget dagegen berechnet die wahrscheinlichen Bedürfnisse des Staates nach ihren einzelnen Rubriken, den Kapiteln des B.s. Hierher gehört namentlich die Civilliste, als der dem Regenten für seine persönlichen Bedürfnisse und die Kosten seines Hofstaats gebührende Betrag. Außerdem schließt das Ausgabebudget in den meisten europ. Staaten an Hauptrubriken in sich: Staatsministerium; Rechtspflege; innere Landesverwaltung (zugleich in sich begreifend die Polizei, die Kirchenbehörden, die Medicinalbehörden, das Bauwesen, die Lehranstalten, die Hospitäler, Armen- und Krankenanstalten, die Straf- u. Besserungsanstalten, die Kunstakademien, gelehrten Gesellschaften, Landesbibliotheken, das Staatsarchiv ꝛc.); Finanzverwaltung (wohin die Verwaltung der direkten und indirekten Steuern, Domänen, Forste, Jagden, Fischereien, Berg- und Salzwerke, das Schuldenwesen ꝛc. gehören); das Kriegswesen; das Departement des Auswärtigen. Die Entwerfung des Einnahmebudgets ist wesentlich Sache des Finanzministers, und nur in sofern hat er auf den Einspruch seiner Kollegen zu achten, als er nicht Mittel vorschlagen darf, die nachweislich den ihrer Pflege anvertrauten Staatszwecken einen fühlbaren Eintrag thun würden, weil sie vielleicht unrechtlich, unsittlich, oder den Wohlstand des Volkes vernichtend wären. Die Zusammenstellung des Ausgabebudgets ist zwar auch Sache des Finanzministers, aber die einzelnen Etats, aus denen es hervorgeht, werden, mit Ausnahme der seinem eigenen Geschäftskreise angehörigen, in den andern Ministerien gefertigt, und seine Kollegen haben nur in sofern auf seinen Einspruch zu achten, als sie nicht Kosten in Anspruch nehmen sollen, die nachweislich alle Kräfte des Staates übersteigen, oder für einen untergeordneten Zweck übertriebene Opfer verlangen. Das Ausgabebudget wird eher berathen, als das Einnahmebudget, denn die Einnahme des Staates muß sich, im Gegensatze zu dem Haushalte des Privatmannes, nach der Ausgabe, d. h. nach dem Bedürfnisse richten. Wenigstens gilt dies von den nothwendigen Zwecken des Staates, für welche die Mittel geschafft werden müssen, da die Nichtbefriedigung derselben dem Volke größeren Nachtheil bringt, als die Zahlung erhöhter Steuern zur Deckung eines Deficits. Das B. beruht übrigens als Voranschlag nur auf Wahrscheinlichkeitsberechnung, und ein unverschuldeter Ausfall darin darf den Urhebern desselben nicht zur Last gelegt werden. Um aber einem solchen Ausfall so viel als möglich vorzubeugen, pflegt man die Einnahmen etwas niedriger, die Ausgaben aber etwas höher anzusetzen, als sie voraussichtlich sein werden. In England, Frankreich, Belgien und einigen andern Staaten kennt

man nur einjährige B.s; in den meisten konstitutionellen Staaten Deutschlands zwei- und dreijährige. Man unterscheidet nicht selten zwischen einem ordinären und einem extraordinären B. und rechnet zu dem letztern alle diejenigen Ausgaben, von denen man glaubt, daß sie, nur durch vorübergehende Zeitumstände veranlaßt, nach deren Aufhören wieder wegfallen werden. Dabei erfolgt freilich zuweilen, daß im Laufe der Zeit Artikel des extraordinären B.s in das ordinäre übergehen. Verschieden von dem Entwurf des extraordinären B.s ist die Feststellung eines sogenannten Normaletats. Dieser umfaßt die Regel, welche sich die Staatsverwaltung selbst für alle Positionen ihres Ausgabebudgets vorzeichnet, und von der sie nur im Einzelnen Abweichungen zuläßt, weil noch nicht alle Verhältnisse dem Ziele zugereift sind, von dem der Normaletat ausging. Das extraordinäre B. enthält Artikel, die wieder wegfallen sollen, z. B. Kriegsschulden, außerordentliche Bau- oder Armeekosten. Die Abweichungen vom Normaletat dagegen können bei allen Positionen vorkommen und drücken nur eine Verschiedenheit aus in den Kosten, die eine Position wirklich macht, von denen, die sie in der Regel machen soll. Das erstere enthält stets ein Plus der Ausgaben; jene Abweichungen dagegen können sowohl in Erhöhung, als in Verminderung der Posten bestehen. Soll z. B. eine Anstalt erweitert und ihr deshalb für die Zukunft eine größere Summe ausgesetzt werden, wobei aber diese Erweiterung und mit ihr die Vermehrung des Bedarfs erst nach u. nach erfolgen kann, dann bezeichnet der Normaletat die Summe, welche die Anstalt bei vollständiger Ausführung ihres Planes kosten wird, während sie vor der Hand dieselbe bei weitem noch nicht ganz in Anspruch nimmt. Das Staatsbudget ist immer nur ein von der Staatsregierung den Landständen zur Prüfung, Begutachtung und Beschlußnahme vorgelegter Gesetzentwurf, der erst durch gegenseitige Vereinbarung Gesetzeskraft bekommen kann, und alsdann als Finanzgesetz für die laufende oder kommende Finanzperiode promulgirt wird. Die Anordnung und Leitung der Maßregeln zur Vollstreckung und Vollziehung des nach geschehener Vereinbarung zwischen Staatsregierung und Ständeversammlung in das Finanzgesetz aufgenommenen Einnahmebudgets gehört zu der ausschließlichen Kompetenz des Finanzministers, der zugleich in Ansehung des im Finanzgesetze festgestellten Ausgabebudgets im Allgemeinen eine Kontrole darüber ausübt, daß die übrigen Ministerien den ihnen gewährten Kredit nicht überschreiten. Erst die Einführung konstitutioneller Verfassungen in vielen Staaten, unter Anerkennung eines ständischen Steuerverwilligungsrechts, hatte die periodische Vorlegung von Einnahme- und Ausgabebudgets zur nothwendigen Folge, indem jenes den repräsentativen Versammlungen grundgesetzlich zustehende Recht nur unter dieser Voraussetzung verwirklicht werden konnte. Auch in dem früher absolut monarchischen Preußen ahmte man die Budgeteinrichtung ebenso wie in Rußland nach.

Budin (Budina), Stadt im böhmischen Kreise Leitmeritz, an der kleinen Eger, mit 2 Kirchen, einem Schloß des Fürsten Dietrichstein und 1350 Einwohnern, worunter viele Juden. Hier grub man 1820 das sogenannte „königgrätzer Thier“ aus, ein Steinbild mit einem Kopf und 4 Gesichtern, das man für ein Denkmal der Templer hielt und seit 1821 im Nationalmuseum zu Prag aufbewahrt.

Budissin, s. v. a. Bautzen.

Budjadinger- und Stadlerland, Landstrich im oldenburgischen Kreis Ovelgönne, der nördlichste Theil des Großherzogthums, zwischen Weser- und Jahdemündung, zerfällt in 7 Vogteien mit ungefähr 15,000 Einwohnern. Das Land muß seine Existenz nach 3 Seiten hin durch Deiche dem Meere abringen, was bei hoher Fluth, wie solche 1717, 1786 und 1792 eintrat, sehr theuer zu stehen kommt. Der Boden, Marschboden, ist nur mittelmäßig fruchtbar und mühsam zu bearbeiten. Alle Flüsse und Bäche, welche früher B. durchflossen, sind bei den Verdeichungen zugeschlämmt, so daß an gutem Wasser Mangel ist. Auch Moor und Holzungen fehlen ganz, und die Luft ist ungesund. Produkte sind Gartenfrüchte, Getreide aller Art, wenig Wild und viele Fische. Die Viehzucht ist sehr in Flor und bietet Ueberfluß zur Ausfuhr. Dem Betrieb von Fabriken und Manufakturen gebricht es an Händen, da diese alle der Landbau beschäftigt. Die Chauken sind geschichtlich die ältesten Bewohner des Budjadingerlandes, ihnen folgten die Friesen, unter denen es einen Theil des Gau's Rüstringen bildete und zu den 7 Seelanden gehörte. Später unterlag es der fränkischen Obermacht und mußte nach einander die stadinger, die ambrischen, dann die oldenburgischen Grafen als Herren anerkennen, bis es sich wieder zur Unabhängigkeit emporarbeitete. Im Verein mit Friesland bildete es eine Republik, an deren Spitze freie Güterbesitzer standen. Nach der Auflösung der friesischen Verbindung war das B., mit welchem 1420 der Erzbischof von Bremen und 1454 Graf Ulrich von Ostfriesland belehnt worden war, in beständigem Kampf mit diesen und den Grafen von Oldenburg begriffen, die sich um die Oberherrschaft stritten. In den Jahren 1513 und 1514 eroberten es die Herzöge von Braunschweig, Heinrich von Wolfenbüttel, Erich von Kalenberg und Heinrich von Celle, mit Hülfe des Grafen Johann XIV. von Oldenburg. Bei der Theilung kam das Stadlerland als braunschweigsches Lehn an Oldenburg. Nach und nach kaufte es auch die übrigen Antheile, Ostfriesland u. Bremen gaben ihre Ansprüche auf. Im Jahre 1667 fiel es, nach dem Aussterben des oldenburgischen Grafenhauses, an Dänemark und Holstein-Glückstadt; 1773 trat es Dänemark gegen Theile des jetzigen Holsteins wieder an Oldenburg ab. Vgl. Friesland.

Budoa (Budua), Seestadt im österreichisch-dalmatischen Kreis Cattaro, $1\frac{1}{2}$ Stunden von der montenegrinischen Grenze, ist befestigt (Kastell St. Stephansschanze) und hat 800 Einwohner. B., das alte Batua (Batua), war im Mittelalter Sitz eines Bischofs; 1571 wurde es durch den Kommandanten Pasqualigo an die Türken verrathen, später von den Venetianern erobert und stark befestigt. Durch ein Erdbeben 1667 großentheils zerstört, konnte es doch schon 1686 einer Belagerung der Türken widerstehen.

Budosch (Büdös, d. i. Stinker), Schwefelberg in Siebenbürgen, 4 Stunden von dem Grenzort Felsö-Torya, in der Nähe von Neumark, ist konisch und ziemlich steil, kann aber in $1\frac{1}{2}$ Stunden er-

stiegen werden. In der Mitte des Bergs trifft man auf eine Ebene, das sogenannte Salzfeld, auf welchem sich eine versteinernde und eine schweflige Quelle befinden. Weiter oben dringt aus drei Felsenspalten Schwefeldampf hervor. Die mittlere Spalte wird als Schwitzbad bei Augenschmerzen, Hautausschlägen und Rheumatismen mit Erfolg benutzt. Dem Berg entströmen über 30 schwefelhaltige kalte Quellen.

Budrun, s. Bodrun.

Budschak (Budjak), einheimische Bezeichnung für die sonst unter dem Namen bessarabische Steppe bekannte flache, fruchtbare, aber waldlose Niederung in der europäisch-russischen Provinz Bessarabien (s. d.), die in der Nähe des Meeres und der Mündungsarme der Donau, gleichwie die Deltaellande der Donau selbst, häufigen, weit ins Land hineingreifenden Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Sie besteht, wie die Oczakowersteppe, aus zwei völlig kontrastirenden Theilen. Der niedere, am schwarzen Meere liegende, welcher sich überhaupt als ein pontisches Vorland charakterisirt, bringt auf einer röthlichen, mit Eisentheilen geschwängerten Erde nur Sodapflanzen, die meist ein rauchfarbiges Ansehen haben, einige Mimosen, Disteln ꝛc. hervor; wogegen der höhere, zuweilen von Steppenflüssen durchsetzte, mit Humus bedeckte Strich sehr wohl zum Ackerbau geeignet und daher auch von zahllosen Kolonistendörfern besetzt ist. Doch ist auch dieser völlig strauchlos, und Schilfrohr u. Mist, nebst dem eigenthümlichen Steppengrase, Burian, bilden die einzigen Feuerungsmittel. Während früher hier nur nogaische Tataren nomadisirten, beträgt die Zahl der im B. fest angesiedelten Bewohner, die aus Moldauern, Russen, Polen, Griechen und besonders Bulgaren und Deutschen bestehen, welche letztere meist aus Preußen eingewandert sind, gegenwärtig zwischen 70—80,000, die zum Theil reich begütert sind. Die Zahl der im obern und niedern B. angesiedelten Bulgaren betrug nach Köppen in 48 Kolonien 1850 allein 42,480 Seelen.

Budschia (Bugia, Budjaja), Hafenstadt in Algerien, Provinz Konstantine, einst Hauptstadt eines großen Reiches und bedeutende Handelsstadt, jetzt klein und verfallen, liegt an der gleichnamigen Bai, 24 Meilen östlich von Algier, amphitheatralisch am Abhange des 2068 Fuß hohen Gourayah und besitzt die beste Ankerstelle der ganzen Küste, zählt aber nur 1781 Einwohner. B.s Befestigung war ehedem sehr bedeutend. Gegenwärtig beherrschen drei Forts den Hafen und die Umgegend des Platzes, zu dessen Befestigung die Franzosen viele zum Theil großartige Arbeiten vollendet haben, wie z. B. die in Felsen gehauene Straße über den Gourayah. Zur Zeit ihres Glanzes war die Stadt von einer 2 Stunden langen Mauer vertheidigt, die jetzt in Trümmern liegt. Auch an Ueberbleibseln und Denkmalen aus der Römer Zeit ist B. reich. B., das Salda der Römer, ward im 5. Jahrhundert durch Genserich Hauptstadt des afrikanischen Vandalenreichs. Im 8. Jahrhundert setzten sich erst die Araber (708) und 762 die Marokkaner in B.'s Besitz und hielten sich darin bis ins 12. Jahrhundert. Damals hatte die Stadt durch ihren Handel und die daselbst herrschende Bildung und später noch als Sitz der Berberdynastie Hammad eine solche Bedeutung, daß man sie Klein-Mekka (Mekka essagerieh) nannte. Im Jahre 1510 nahm Graf Peter von Navarra B. für König Ferdinand den Katholischen von Aragonien in Besitz und erbaute das Fort Moussa und die Kasbah. Die Befestigung war so wohl eingerichtet, daß die Spanier 1512 und 1514 heftige Belagerungen Hayreddin Barbarossa's aushielten u. siegreich zurückschlugen. Nachdem aber Kaiser Karls V. unglückliche Meerfahrt gegen Algier von 1541 die Folgen des glorreichen Zugs von 1535 verwischt und die Barbaresken mit neuem Muth erfüllt hatte, griffen diese auch B. mit Uebermacht an. Der Gouverneur, Graf Alonzo de Peralta, mußte die Stadt 1555 übergeben und wurde dafür, nach Madrid zurückgekehrt, auf Karls V. Befehl enthauptet. Seitdem blieb B. in der Gewalt der Barbaresken, bis es 1830 die Franzosen besetzten. Zwar wurde B. nach der Julirevolution 1830 wieder geräumt, aber am 29. Sept. 1833 von einer französischen Expedition, welche unter dem General Trezel von Toulon auslief, von Neuem in Besitz genommen und bis jetzt, freilich durch unendliche Kämpfe, unter denen der berühmte Angriff der Kabylen in der Nacht vom 10.—11. Oktober 1834 fast sagenhafte Heldenthaten hervorrief, behauptet. Im Juni 1854 wurde B. zur Gemeinde erhoben.

Budweis, österreichisch-böhmischer Kreis, welcher mit einem Flächenraum von 82,45 □Meilen den südlichsten Theil von Böhmen ausmacht und sehr gebirgig ist, besonders in der südlichen Hälfte, wo sich die Berge Kum, Dreisessel, Habenstein, Plöckenstein und Hochfichtet auszeichnen, besteht aus Theilen des ehemals budweiser und taborer Kreises und wird in 15 Bezirke getheilt. Hauptfluß ist die Moldau, welche den Kreis in zwei fast gleiche Theile theilt; in sie ergießen sich bei Budweis die Maltsch und bei Moldautina die Luschnitz. Die Berge liefern Eisen und Steinkohlen, die Ebenen alle Getreidearten; aus dem Ueberfluß der ausgedehnten Waldungen versorgen sich Wien und Prag mittelst des schwarzenbergschen Kanals mit Brennholz; die Jagd und Fischerei, sowie die Viehzucht sind sehr bedeutend. Die Einwohner, 270,000 an der Zahl (darunter 280 Evangelische und 1940 Israeliten), treiben vornehmlich Ackerbau und Viehzucht, daneben Leinweberei und Fabrikation von Holzwaaren; aber auch Schifferei und Schiffbau sind von Wichtigkeit; größere Industrieanstalten sind einige Eisenwerke, Glas-, Papier-, Tuch- und Kasimirfabriken. Der Handel, der jetzt sehr lebhaft ist, wird durch die 1827 angelegte Eisenbahn von der Stadt B. nach Linz und durch die schiffbare Moldau befördert.

Die gleichnamige Hauptstadt (böhm. Cesce Budjovice), am Zusammenfluß der Moldau und Maltsch, in fruchtbarer Ebene, besteht aus der mit einer Ringmauer umgebenen inneren Stadt und 3 Vorstädten. Hauptgebäude sind: der Dom, die bischöfliche Residenz, das Rathhaus und das Theater. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, der Kreisbehörden, der Finanzbezirksdirektion, eines Hauptzollamtes, eines Bergkommissariats ꝛc.; sie hat eine theologische Diöcesanlehranstalt, ein Gymnasium, eine Unterreal- und eine Hauptschule mit einer Lehrerbildungsanstalt, ein bischöfliches Seminar, ist außerdem Sitz einer Gewerbe- und Handelskammer und hat ein bürgerliches Krankenhaus, einen

bürgerlichen Hausarmen- und Spitalfond, eine Kinderbewahranstalt, Sparkasse ꝛc. Die Einwohner, 14,800 an der Zahl, betreiben ansehnlichen Handel mit Getreide und Holz (B. ist auch Hauptstapelplatz der Transitgüter) und Fabrikation von Steingut, Tuch und Bleistiften, sowie Wollkämmerei und Gerberei; in der Nähe, am Eisenhügel, werden Braunkohlen gegraben. König Ottokar II. legte 1256 die Stadt an, Karl IV. ertheilte ihr 1358 die Stapelgerechtigkeit, Ferdinand I. bewilligte ihr 1547 nicht nur ein eigenes Berg- und Zehentamt, sondern auch eine Münzstatt, Ferdinand II. versetzte sie wegen der Anhänglichkeit an ihn unter die Zahl der privilegirten Städte, und Joseph II. erhob sie 1783 zu einem Bisthum. Von den Passauern wurde sie 1611 eingenommen, aber von dem kaiserlichen General Buquoi wieder erobert, und 1742 war sie von den Bayern besetzt.

Büchenberg, Berg in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Werningerode, über welchen sich die Grenze von Hannover hinzieht, merkwürdig wegen seines großen Eisensteinlagers, aus welchem die Hohöfen von Schierke und Ilsenburg versorgt werden.

Bücherformat, s. Buchdruckerkunst.

Bücherlaus (Troctes *Burm.*), Insektengattung aus der Ordnung der Netz- oder Gitterflügler (Neuropteren) u. der Familie der Nagekerfe, charakterisirt durch den breiten Kopf mit vorquellenden Augen, borstenförmigen, kurzen Fühlern und im Dreieck stehenden Nebenaugen, den kurzen Hinterleib, die dünnen, langen Füße und die zweigliederigen Tarsen. Die Flügel sind entweder groß, häutig, durchsichtig, mit netzartigen Adern durchzogen, oder fehlen ganz. Die Freßwerkzeuge sind schwach, die Kiefer hornig, die Kinnladenpalpen dick, cylindrisch, fünfgliederig, die Lippentaster sehr dünn. Es sind kleine, weiche, sehr lebhafte Thierchen, welche unter Baumrinde, im Holze, in altem Stroh ꝛc. leben. Das Weibchen hat eine Legröhre, welche aus zwei Klappen besteht. Die gemeinste Art ist die klopfende B. (T. pulsatorius *Burm.*, Termes pulsatorius *L.*), welche am häufigsten ungeflügelt vorkommt, gelblichweiß und am Leibe mit kleinen röthlichen Flecken gezeichnet ist. Sie findet sich sehr häufig in Büchern, sowie in Insekten- und Pflanzensammlungen, die sie mit der Zeit in Staub verwandelt. Den Namen erhielt sie von dem ihr zugeschriebenen Picken, welches man nicht selten des Nachts in Zimmern aus altem Geräthe und Büchern hervorschallen hört. Dasselbe wird jedoch von kleinen Holzkäfern der Gattung Anobium hervorgebracht, welche die Deckel und Blätter alter Bücher oft ganz durchbohren.

Bücherprivilegium, das von der Obrigkeit Jemandem ausschließlich ertheilte Recht zum Verlag eines Buches, wodurch dem Nachdruck vorgebeugt werden soll. Die ältesten Bücherprivilegien kommen 1469 in der Republik Venedig vor; in Deutschland ertheilte zuerst Bischof Heinrich von Bamberg ein solches. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts folgen päpstliche, dann französische, seit 1510 auch kaiserliche, welche besonders gesucht waren, weil sie im Umfang des ganzen deutschen Reichs Geltung hatten. Später ertheilten einzelne deutsche Fürsten, besonders sächsische, dergleichen Privilegien, die gegenwärtig in Folge der verbesserten Gesetzgebung über literarisches Eigenthum entbehrlich geworden sind.

Bücherskorpion (Chelifer *Geoffr.*), Gattung der gliedleibigen Spinnenthiere (Arthrogastra), kleine durch 2 in Tracheen führende Luftlöcher athmende Thierchen mit meist walzenförmigem, vielgliederig erscheinendem Körper und 4 Paar gleichen Füßen, sowie einem Paar sehr langer Taster, deren viertes Glied in eine Scheere endigt, laufen schnell, auch rück- und seitwärts wie die Krabben. Der gemeine B. (Chelifer cancroides *Geoffr.*, Obisium cancroides *Ill.*, Phalangium cancroides *L.*) ist verkehrt-eirund, ungefähr $1^1/_2$—2 Linien lang, oben rothbraun, an den Beinen heller, an den Seiten des Leibes sägeartig gekerbt und mit scheerenförmigen Kiefertastern versehen, die ohne die Scheeren so lang als der Körper sind. Er hält sich unter altem Papier, in Büchern, Schränken, in Ritzen alter Gebäude, auch unter Baumrinden, in ganz Europa, Winters u. Sommers auf, fängt daselbst kleine Insekten, besonders Milben und die sogenannten Bücherläuse, ist daher nützlich und verdient geschont zu werden.

Büchersprache, s. Schriftsprache.

Büchner, Georg, talentvoller Dichter, geboren den 17. Oktober 1813 zu Goddelau unweit Darmstadt, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und studirte seit 1831 in Straßburg Naturwissenschaften, namentlich Zoologie und vergleichende Anatomie, mit welchem Studium er seit 1833 in Gießen das der Medicin verband. Bei den politischen Bewegungen von 1834 betheiligt u. als Verfasser einer Flugschrift, betitelt „Der hessische Landbote", mit dem Motto: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen", angeklagt, wußte er sich der Untersuchung 1835 durch die Flucht zu entziehen und widmete sich darauf in Straßburg dem Studium der neueren Philosophie, besonders der des Cartesius und Spinoza. Im Oktober 1836 begab er sich nach Zürich, wo ihn den 19. Februar 1837 ein Nervenfieber dahinraffte. Noch zu Darmstadt hatte er ein dramatisches Produkt: „Dantons Tod, dramatische Bilder aus der Schrekkenszeit" (Frankfurt 1835), geliefert, einen Torso voll cynischer Nacktheit, aber auch voll erschütternder Wahrheit. In Straßburg übersetzte er Victor Hugo's Dramen „Lucrèce Borgia" und „Marie Tudor". Als Manuskript hinterließ er ein zum Theil im „Telegraphen" abgedrucktes Lustspiel „Leonte und Lena", voll Geist, Witz und kecker Laune. Seine „Nachgelassenen Schriften" erschienen in Frankfurt 1850 gesammelt.

Büchse, s. Gewehr.

Büchse (Buchse, Bure), Hülse, meist von Messing, die man, wenn ein Körper von weichem oder leicht springendem Material mit einer Oeffnung oder einem Zapfenloch auf einem andern steckt, um sich um denselben oder mit demselben zu drehen, zwischen beide einschiebt, und zwar so, daß sie an einem von beiden Körpern fest gemacht ist, um das Ausspringen und die Reibung des weicheren zu verhindern. Solche B.n steckt man z. B. in die Thürgriffe von Horn oder Holz, damit sie beim scharfen Drehen durch den vierkantigen Dorn nicht zersprengt werden; bei den Mühlsteinen besteht die B. aus zwei durch die Mitte des Bodensteins gehenden halbkreisförmigen Hölzern, in welchen sich die eiserne Welle des Läufers dreht; die Ausbohrung der Nabe des

Rades, worin sich dasselbe um seine Axe bewegt, wird ebenfalls häufig durch eine B. gesichert.

Büchsenmacherkunst, zünftiges Handwerk, welches sich mit Verfertigung von Feuergewehren und der Zusammensetzung der einzelnen Theile derselben beschäftigt. Das Verfertigen des Schafts und das Anschäften selbst besorgten ehedem die Büchsenschäfter als besondere Zunftgenossen; gegenwärtig werden nur in Gewehrfabriken diese Theile der Arbeit getrennt; jeder Büchsenmacher muß zu schäften, zu graviren ꝛc., kurz, die ganze Büchse selbst herzustellen verstehen. Die Lehrzeit der B. dauert gesetzlich 4—6 Jahre, die Wanderschaft 3 Jahre. S. Gewehr.

Büchsenschützen, früher alle mit Feuergewehr, neuerlich die mit Büchsen bewaffneten Soldaten. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden zu B. nur gelernte Jäger genommen, und sie fanden sich nur in geringer Anzahl bei einer größeren Heeresabtheilung. In Oesterreich dienen besonders die militärisch organisirten Tyroler als B. (Kaiserjäger). Ganze Schützenbrigaden richteten zuerst die Franzosen ein. In Preußen gingen aus den jedem Regimente zugetheilten B. die Tirailleurs hervor, und es wurden nun ebenfalls Schützenkompagnien und Bataillone errichtet. In Frankreich bilden die für den Dienst in Algerien bestimmten Jäger von Vincennes (Chasseurs de Vincennes) mehre Bataillone. Bei der würtembergischen Reiterei führte der General Bismark eigene Schützenzüge ein, die trefflich eingeübt sind.

Büchsenschuß, volksthümliche Bestimmung der Entfernung von einem Ort zum andern, von der Tragweite der Büchsen hergenommen und deshalb höchst unbestimmt, denn die Weite eines B.es mit einfachem Visir beträgt 100—150 Schritt, mit aufgeschlagenem Visir 150—300, mit Bogenschuß von 30—45 Grad, ohne die Absicht zu treffen, 1200 bis 2000 Schritt.

Bückeburg, Haupt- u. Residenzstadt des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, an der Aue und am Fuße des Harrelsbergs, gut gebaut, mit breiten Straßen, ist Sitz der höchsten Landesbehörde, hat ein Residenzschloß mit Park, 3 Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium, Landschullehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek, ein Waisenhaus und 4500 Einwohner, welche sich mit Landwirthschaft und Leinweberei beschäftigen. Im nahen Walde ist das fürstliche Lustschloß zum Baum mit dem Grabmale des portugiesischen Feldmarschalls Grafen Wilhelm. $^3/_4$ Stunde von B. am Fuße desselben Berges liegt das Bad Eilsen.

Bückler, Johannes, genannt Schinderhannes, bekannter Räuber, 1779 zu Unstädten in der Grafschaft Katzenellenbogen geboren, trat in die Dienste des Scharfrichters zu Bärenbach, entwich nach Begehung eines Viehdiebstahls, ward aber ergriffen und bestraft. Wegen eines Schafdiebstahls abermals eingesperrt, entsprang er aus dem Gefängniß, gesellte sich zu Fink dem Rothbart, dem Anführer einer Diebsbande, verband sich, zum zweiten Male dem Kerker entsprungen, mit dem schwarzen Peter, ermordete mit diesem einen Juden, bildete dann eine eigene Bande, mit welcher er besonders von Jahrmärkten heimkehrende Juden plünderte, und stellte förmliche Sicherheitskarten aus. Endlich zu Wolfenhausen von einem Streifkommando gefangen, ward er nach Frankfurt gebracht, ausgeliefert und 1803 in Mainz hingerichtet.

Bückling (auch Bücking, Böckling, Pückling und Pickling), leicht gesalzener und dann geräucherter Häring. Die meisten B.e liefern die Ost- und Nordseeküsten. Man nimmt dazu die nach Bartholomäi gefangenen, an Güte bedeutend geringeren Häringe, salzt sie roh ein, d. h. legt sie 24 Stunden in eine Lake, hängt sie dann, je 12 Stück an einem hölzernen Spieß, in eigene, durch Reisholz mit Rauch erfüllte Oefen, in denen sie 24 Stunden lang bleiben. Alsdann hinlänglich geräuchert, werden sie, entweder in Tonnen (Tonnenbücklinge), oder auch in Stroh verpackt (Strohbücklinge), verschickt. Die gesuchtesten B.e sind die kieler, die Speckbücklinge (auch Flick- oder Fläckhäringe) und die holländischen.

Büderich, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kleve, am Rhein, der Lippemündung gegenüber, hat 2 Kirchen, 1200 Einwohner, welche Land- und Gartenbau (besonders Kohlbau), Viehzucht und Handel treiben. Otto der Große schlug hier 944 die Lothringer. Seine Stadtprivilegien erhielt B. 1366 durch Herzog Johann. Die ältere Stadt wurde schon 1598 vom spanischen Admiral Mendoza, 1630 von den Holländern erobert und 1672 von Turenne geschleift. Auch die Franzosen legten B. 1813 ganz in Asche, wofür später nur halbe Entschädigung geleistet wurde.

Büdingen, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, am Seemen, Residenz des Grafen von Isenburg-Büdingen, hat ein Schloß (mit merkwürdigem Holzschnitzwerk), eine Bibliothek u. ein bedeutendes Archiv, verschiedene Sammlungen von Kunstsachen und Alterthümern, ein Gymnasium und 3100 Einwohner, welche Acker- und Weinbau, auch Tuch- und Zeuchfabrikation betreiben. In der Umgegend sind Sandsteinbrüche und Mineralquellen, südwestlich ein Kalksteinberg mit sogenannten Krötensteinen. Hier war es, wo 1817 bei dem Reformationsjubiläum zuerst sich Reformirte und Lutheraner kirchlich vereinigten.

Büffel, Name mehrer Arten aus der Säugethiergattung Rind, welche sich durch einen großen Kopf u. weit auseinanderstehende Hörner, sowie durch Stärke u. Wildheit auszeichnen, aber im System keine geschlossene Gruppe bilden. Der gemeine (eigentliche) oder asiatische B. (Bos bubalus *L.*) ist größer als unser Ochs, hat einen dickeren und kürzeren Kopf, eine weit stärker gewölbte, kraushaarige Stirn, seitlich stehende, am Grunde zusammengedrückte und runzlige, auf der Vorderseite mit stumpfem Längskiele versehene, erst nach hinten, gegen die Mitte aufwärts und mit den Spitzen nach vorn und außen gerichtete Hörner und einen kürzeren, dickeren Hals ohne Wamme. Das Haar ist meist schwarz, aschgrau oder schwärzlich, selten braun oder weiß. Die Schulterhöhe beträgt 5 Fuß, die Länge $8^1/_2$ Fuß, das Gewicht 800—1000 Pfund. Das ursprüngliche Vaterland des B.s ist in Ostindien, wo er sich noch wild in großen Heerden findet. Gezähmt ist er in Indien das einzige Zugvieh. Im Jahre 596 n. Chr. wurde er nach Italien gebracht, wo er, wie auch in Ungarn, den untern Donauländern u. Griechenland, jetzt sehr verbreitet ist und als Hausthier die Stelle des nordeuropäischen Ochsen

vertritt. Sein struppiger Kopf, sein tückischer Blick und der gesenkte Hals geben ihm ein unheimliches Ansehen, und er zeigt sich auch im zahmen Zustande noch wild und störrisch genug, besonders in der Zeit des Rinderns. Er sucht gern das Wasser auf, schwimmt gut, wälzt sich gern im Schlamm und gedeiht eigentlich nur in den sumpfigen Niederungen der wärmeren Länder, wie er sich denn auch in den wenig angebauten Gegenden Italiens, zumal in Kalabrien, den pontinischen Sümpfen und den Maremmen am zahlreichsten findet. Hier werden die halb verwilderten B. von berittenen Hirten mit der Lanze und mit großen Wolfshunden gehütet und getrieben. Die zahmen werden wie unser Rindvieh, nur weit rauher behandelt. Da sie die Nässe wie keine anderen Wiederkäuer vertragen, so leisten sie besonders bei der Bearbeitung des schlammigen Reisbodens und als Zugthiere auf morastigem Boden treffliche Dienste; man pflegt sie mittelst eines durch die Nase gezogenen Ringes zu leiten. Die Büffelkuh trägt 10 Monate und wirft nur Ein Kalb. Das Fleisch riecht nach Moschus, ist grob und geschmacklos und wird deshalb nur von den Armen gegessen; die Milch gibt aber vortreffliche Butter und die Haut (s. Büffelhäute) gutes Sohlenleder. Eine in Ostindien einheimische Abart des gemeinen B.s ist der Arni (Bos bucalus arni *Bloch*), auch Riesenbüffel genannt. Er ist etwas größer als der vorige, zeichnet sich besonders durch seine ungeheuren, halbmondsförmigen, 4—5 Fuß langen, oben 10 F. von einander abstehenden Hörner aus. Ungemein stark, kühn und wild, wird er gleichwohl gezähmt und als Zugthier zum Fahren und zur Bearbeitung der Felder gebraucht. Der kapsche oder kafferische B., (Kafferochs, B. caffer *L.*) gleicht dem Vorigen, ist aber noch stärker und unbändiger und auch etwas größer (Schulterhöhe 5½ Fuß). Seine sehr großen und breiten Hörner stehen dicht beisammen, krümmen sich hinter den Ohren und laufen gegen den Rücken zusammen. Die Stirn ist ebenfalls mit krausen Haaren besetzt, die Farbe schwarzbraun, das Haar einen Zoll lang, straff und dünn. Die Augen liegen sehr tief und geben dem Thier ein grimmiges, tückisches Ansehen. Seine Heimat ist das Kaffernland; aus dem Kapland, wo er sich früher häufig fand, ist er durch die Kultur vertrieben worden. Er ist ein furchtbares, dem Menschen gefährliches und an Stärke dem Löwen, ja selbst dem Elephanten wenig nachstehendes Thier. Waldige, sumpfige Gegenden sind sein Lieblingsaufenthalt, und er wälzt sich ebenfalls gern im Schlamme. Zwischen Gebüsch versteckt, lauert er zum Angriff, und wenn er seinen Gegner nahe genug sieht, stürzt er mit Ungestüm auf ihn los, wobei er das dickste Gebüsch wie Rohr zerknickt. Er greift Menschen und Thiere an, wirft sie zu Boden und zertritt und zerfleischt sie mit Füßen und Hörnern. Die Jagd auf diese B. steht daher an Gefährlichkeit der auf Tiger nicht nach. Das verwundete Thier verfolgt häufig den Jäger, welcher sich dann nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes oder durch Klettern auf einen starkstämmigen Baum zu retten vermag. Das Fleisch dieser B. ist grob und nicht fett, wird aber in Südafrika gern gegessen. Die Haut ist sehr geschätzt und gibt das stärkste Sohlenleder. Alle Versuche, welche man gemacht hat, um dieses unbändige Thier zu zähmen, sind bis jetzt mißlungen. Ein junges, etwa 14 Tage altes Kalb war schon so stark und wild, daß ein Mann nicht im Stande war, es zu regieren. Daher bedienen sich die Bewohner von Südafrika des asiatischen B.s als Zugthieres. Der amerikanische B. oder Bison (B. bison *L.*, B. americanus *Gm.*), auch Buffalo genannt, ist ebenfalls ein großes, 8 Fuß langes, 5 Fuß hohes, starkes und unbändiges Thier, mit mähnenartigen, krausen Haaren um Kopf, Hals und Schultern, gewölbter Stirn, kurzem Schwanz, kurzen Füßen und Hörnern und einem Buckel auf den Schultern und erreicht ein Gewicht bis zu 2000 Pfund. Er ist von dunkelbrauner Färbung und gleicht wegen seines langzottigen Vorderleibs auffallend dem Auerochsen, von dem er vielleicht nur eine Abart ist; doch ist er niedriger als jener und hat 15 Paar Rippen. Seine Heimat ist Nordamerika bis etwa 61° nördl. Br., wo man ihn nebst dem Bisamstier nur wild antrifft. Die Bisons wandern beständig in Heerden, oft von 20,000 Stück, und nähren sich von jungem Grase, das sie selbst unter dem Schnee aufsuchen. Stiere und Kühe leben in gesonderten Heerden, doch trifft man immer einen oder zwei alte Stiere in einer Kuhheerde an. Die Kühe sind bedeutend kleiner als die Ochsen. Im Winter kämpfen die Stiere mit einander und sind dann sehr gefährlich, während sie sonst scheu sind und die Flucht ergreifen, wenn sie einen Feind wittern. Verwundet verfolgen sie aber den Jäger und holen ihn leicht ein. Gewöhnlich jagt man sie zu Pferd und schießt sie, doch fängt man sie auch durch Umstellung. Das Fleisch ist schmackhaft, besonders gelten die Zunge und der Fleischklumpen zwischen den Schultern als Delikatessen. Die Felle sind im Winter weichhaarig und geben dann treffliche Decken. In Kentucky und Illinois hat man öfters Versuche gemacht, den Bison zum Hausthier zu machen, aber bis jetzt vergeblich. Doch hat man durch Kreuzung des Bisonochsen mit der gewöhnlichen Kuh eine brauchbare Abart ohne Höcker, aber mit Mähne erzielt. Besonders jagen die Indianer die Bisons, die ihre Existenz eigentlich begründen; daher ihrer bei der auffallenden Verminderung dieser Thiere eine prekäre Zukunft wartet. Der kurzhörnige B. (B. brachycerus), mit sehr kurzen Hörnern, lebt in den Wäldern der Sierra Leone und Sudans.

Büffelfluß, 1) (Omzinyati), einer der ansehnlichsten Ströme des südlichen Kaffernlandes, in Natal, mündet, von Norden her aus den Drachenbergen kommend, in den Fischersfluß (Omtukela, Tugela). — 2) (Koncay), ein Küstenfluß im britischen Kaffernland.

Büffelhäute, die Häute der Büffel, welche als Gegenstand eines starken Handels in großen Quantitäten hauptsächlich aus Buenos-Ayres kommen, weshalb sie aus Buenos-Ayreshäute genannt werden. Dort gibt es diese Thiere in so großer Menge, daß man sie todtschlägt, nur um die Häute zu erlangen. Auch von Rumelien, Bessarabien, der Moldau und der Walachei werden eine Menge B. nach Konstantinopel und von da nach Marseille ausgeführt. Einen besonders starken Handel treiben England, Holland, Hamburg und Bremen mit solchen Häuten, aus denen man hauptsächlich Schuhwerk, Gürtel, Patrontaschen, Reiterkollete, Hand-

schuhe und dergl. verfertigt. Sie wiegen 80 bis 100 Pfd. und darüber.

Bühl, Amtsstadt im badischen Mittelrheinkreis, im fruchtbaren, sogenannten „goldenen Lande“, hat eine schöne Kirche, ein Rathhaus, Amtshaus, eine Garnfabrik und 3000 Einwohner. B. wurde erst 1835 zur Stadt erhoben. Bemerkenswerth ist die Narrenzunft, welche fast bis Ende des vorigen Jahrhunderts hier bestand.

Bühler, Nebenfluß des Kocher im würtembergischen Jartkreis, entspringt bei Pommertsweiler u. mündet nach 6 Meilen bei Geislingen. Man findet in der Gegend auffallend viele Kretinen.

Bühne, eigentlich Bret oder Stange; dann ein hölzernes, mit Bretern belegtes Gerüst, welches in der Höhe angelegt wird, damit theils die auf der B. befindlichen Personen etwas, was unter ihnen geschieht, übersehen können, theils aber auch die darauf vorzunehmende Sache von Vielen gesehen werden kann; daher derjenige Theil eines Schauspielhauses, auf welchem sich die Schauspieler befinden und wo die eigentliche Handlung vor sich geht (s. Theater).

Bühnenrecht (bühnengerecht), Bezeichnung solcher Theaterstücke, welche nicht nur mit Berücksichtigung der technischen Hülfsmittel des Theaters abgefaßt, sondern auch so beschaffen sind, daß sie das Interesse der Zuschauer die ganze dargestellte Handlung hindurch in reger Spannung erhalten. Es kann ein dramatisches Werk hohen poetischen Werth haben und doch nicht b. sein, weshalb es behufs der Aufführung einer Umarbeitung unterworfen werden muß. Hauptsächlich kommt dabei das Auftreten und Abgehen der einzelnen Personen in Betracht, welches stets als ein aus der Handlung selbst sich naturgemäß ergebendes erscheinen muß. Auch die Dauer der einzelnen Scenen und Dialoge ist ein wichtiger Punkt, da durch ein Uebermaß in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit der Zuschauer leicht erlahmt. Der Schluß der einzelnen Akte muß die Erwartung der Zuschauer auf die weitere Entwickelung mächtig anspannen, beim letzten Akte aber die befriedigende Lösung des tragischen oder komischen Konflikts bringen.

Bührlen, Friedrich Ludwig, deutscher Schriftsteller, geboren den 10. September 1777 zu Ulm, besuchte das dortige Gymnasium und dann die Universität Landshut, um Theologie zu studiren, welches Studium er aber 1804 zu Würzburg mit dem der Rechte vertauschte. Nachdem er zu Augsburg eine Zeitlang als Advokat prakticirt hatte, wurde er 1809 Landgerichtsassessor im Eichstädtischen, 1810 in Söfflingen bei Ulm und 1811 Registrator zu Stuttgart, später Kanzleirath bei der Rechnungskammer daselbst. Als Schriftsteller versuchte er sich vorzugsweise in Novellen und Romanen, in welchen er seine Beobachtungsgabe und gewandte Darstellung, wenn auch wenig Originalität zeigt. Gehaltvoller sind seine aphoristisch-reflektirenden und mit witzigen Impromptus reich ausgestatteten Schriften, Reisebeschreibungen 2c., wie die „Lebensansichten“ (Stuttgart 1814), die „Bilder aus dem Schwarzwalde“ (das. 1828—31, 2 Bde.), die „Ansichten von höheren Dingen“ (das. 1829) und „Zeitansichten eines Süddeutschen“ (das. 1833). Unter seinen Romanen und Novellen sind hervorzuheben: „Erzählungen und Miscellen“ (Tübingen, 1817—20, 2 Bde.); „Neue Erzählungen“ (Frankfurt 1823—25, 2 Bde.); „Neueste Erzählungen“ (Stuttgart 1830); „Der Enthusiast“ (das. 1832); „Der Flüchtling“ (Leipzig 1836, 2 Bde.); der Theaterroman „Die Prima-Donna“ (Stuttgart 1844, 2 Bde.). Ein sehr brauchbarer Wegweiser ist seine Schrift: „Stuttgart und seine Umgebungen“ (Stuttgart 1835).

Bülach, Stadt im schweizerischen Kanton Zürich, an der Glatt, zwischen Zürich und Schaffhausen, hat Getreide- und Weinbau und 1550 Einwohner. In der Nähe die bülacher Hard, einer der schönsten Eichenwälder der Schweiz. B., das 1384 durch Kauf an die österreichischen Herzöge gekommen war, stellte sich 1407 unter Zürichs Schutz, wurde 2 Jahre später von Oesterreich an Zürich verpfändet, nicht wieder eingelöst und zu einer züricher Obervogtei erhoben. Während der helvetischen Republik war B. Hauptort eines eigenen Bezirks von 22 □Meilen. Berühmt beim Schweizervolk ist der tapfere Hans Keller von B., Hauptmann beim Entsatz von Novara 1513, durch dessen einsichtiges Handeln der Lage der Dinge eine günstige Wendung für die Schweizer gegeben wurde.

Bülau, Friedrich, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geboren den 8. Oktober 1805 zu Freiberg, wo sein Vater Mitglied des Oberbergamts war, erhielt seine erste Bildung durch Privatunterricht, dann seit 1816 auf dem Gymnasium zu Freiberg und studirte von 1823—26 zu Leipzig die Rechte. Darauf privatisirte er bis 1827 in dem Dorfe Konnewitz bei Leipzig und fing Ostern 1828 an, in Leipzig Vorlesungen über sächsisches Staatsrecht zu halten, worauf er sich 1829 in der philosophischen Fakultät habilitirte. Mit Weiske und von Leutsch gab er eine Uebersetzung und Erläuterung der „Germania“ des Tacitus heraus, und mit ersterem übernahm er Ostern 1831 die Redaktion der Zeitschrift „Das Vaterland“ (Leipzig 1831 bis 1835, 5 Jahrgänge). Im Jahre 1833 wurde er außerordentlicher und 1836, nachdem er einen Ruf nach Kiel abgelehnt, ordentlicher Professor. In den Jahren 1837—44 verwaltete er die Censur der periodischen Presse, 1838—49 die Redaktion der von Pölitz begründeten „Neuen Jahrbücher der Geschichte und Politik“ und von Ostern 1843 bis Juni 1848 die der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“. Am 1. Oktober 1851 übernahm er die Redaktion der amtlichen „Leipziger Zeitung“. Seit 1840 Professor der Staatswissenschaft, ward er 1849 zum Rektor der Universität gewählt, stand bei den Verfassungswirren von 1850 auf Seite der Regierung, bekleidete in Folge jener Vorgänge das Rektorat auch noch 1851 und † den 26. Oktober 1859. Neben seiner umfassenden journalistischen Thätigkeit fand er doch noch Muße zur Ausarbeitung selbstständiger Werke, unter denen besonders die „Rechtliche und staatswissenschaftliche Mittheilung für das Königreich Sachsen“ (Leipzig 1831), die „Encyklopädie der Staatswissenschaften“ (das. 1832, 2. Aufl. 1856), das „Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen“ (das. 1833), „Der Staat und der Landbau“ (das. 1833), „Der Staat und die Industrie“ (das. 1834), das „Handbuch der Staatswirthschaftslehre“ (das. 1835) und die Schrift: „Die Behörden in Staat und Gemeinde“ (das. 1836) zu nennen sind. Als Geschichtschreiber machte er sich bekannt

durch seine Geschichte des europäischen Staatensystems" (Leipzig 1837—40, 3 Bde.), die „Allgemeine Geschichte der Jahre 1830—38" (als Fortsetzung von Pölitz' „Weltgeschichte", das. 1838), die für das heeren-ukertsche Geschichtswerk bearbeitete „Geschichte Deutschlands von 1806—30" (Hamburg 1842) u. „Die deutsche Geschichte in Bildern" (Dresden 1855 ff.). Durch Zeitverhältnisse hervorgerufen waren die Schriften: „Zeitfragen aus Politik u. Volkswirthschaft" (Leipzig 1846); „Wahlrecht u. Wahlverfahren" (das. 1849); „Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund" (das. 1851); „Erörterungen über die Grundsteuerfreiheit u. deren Aufhebung in Sachsen-Altenburg" (das. 1855). Auch gab er eine Fortsetzung der pölitzschen Sammlung der „Europäischen Verfassungen" (Leipzig 1847) heraus. Von seinen spätern Schriften sind noch zu neunen: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" (Bd. 1—12, Leipzig 1850—60); „Das Jahr 1850" (das. 1851); „Das Jahr 1851" (das. 1852). Auch lieferte er eine Uebersetzung der „Geschichte Englands" von Macaulay u. der kleineren Schriften desselben, die Fortsetzung der „Sächsischen Geschichte" von Gretschel und leitete die Herausgabe der „Historischen Hausbibliothek".

Bülbül, der persische Name der Nachtigall, der durch Goethe's „Westöstlichen Divan", sowie durch Rückert und Platen auch in die deutsche Poesie eingeführt worden ist. Die Nachtigall ist gleichsam die Muse des persischen Epikers, die dieser bei Beginn seiner Erzählung anzurufen pflegt. Auch dient sie mit ihrem süßen Gesang nicht nur als ein Symbol der Liebessehnsucht, sondern wird auch im mystischen Sinne als die nach der Vereinigung mit der Gottheit, die mit der stillblühenden Rose (persisch Gül) verglichen wird, strebende menschliche Seele gedeutet. In dieser Weise behandelt den Gegenstand das romantische Gedicht Fasli's: „Gül und Bülbül" (türkisch und deutsch von J. von Hammer, Pesth 1834).

Bülfinger, s. Bilfinger.

Bülk, Dorf im Herzogthum Schleswig, an der Ostsee, nördlich von Friedrichsort. Hier schlug am 25. April 1715 der dänische Admiral Gabel die schwedische Flotte unter Admiral Wachtmeister; hier auch am 16. August 1850 Seegefecht zwischen dem schleswig-holsteinischen Dampfboot Löwe nebst mehren Kanonenbooten und dem dänischen Dampfschiffe Geyser und zwei dänischen Kanonenbooten.

Bülow, 1) Friedrich Wilhelm, Freiherr von B., Graf von Dennewitz, preußischer General der Infanterie, einer der hervorragenden Helden der Befreiungskriege, wurde den 16. Febr. 1755 zu Falkenberg in der Altmark, dem Gute seines Vaters, aus einer altadeligen wendischen Familie geboren, kam schon als vierzehnjähriger Knabe als Junker zum Regiment Graf Lottum, ward 1772 Fähnrich, 1777 Second-, 1786 Premierlieutenant und widmete seine Mußestunden dem tieferen Studium der Kriegskunst und der Musik, so daß er selbst Motetten, eine Messe und den 51. und 100. Psalm komponirte, die beifällig aufgenommen wurden. Im Jahre 1793 zum Stabskapitän befördert, ward er Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, wohnte dem rheinischen Feldzug bei, zeichnete sich als Major bei der Belagerung von Mainz durch die Vereitelung des feindlichen Ueberfalls bei Marienborn aus, erstürmte die zahlbacher Schanze und wurde 1797 Chef eines ostpreußischen Füsilierbataillons. Als Oberstlieutenant vertheidigte er 1806 unter General Lestocq Thorn, zeichnete sich bei Waltersdorf aus u. ward 1808 Generalmajor und Brigadegeneral. Im Jahre 1812 vertrat er als Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen die Stelle des Generals von York. Nach der Erhebung im Frühjahre 1813 belagerte er als Generallieutenant Stettin, rückte, von Tauenzien abgelöst, mit York und Wittgenstein gegen Eugens Corps und schlug den 5. April die erste glückliche Schlacht bei Möckern, gewann am görschner Schlachttage Halle und zog sich über die Elbe zurück, um Berlin gegen Oudinot zu decken, was ihm auch durch die Schlacht bei Luckau den 4. Juni gelang. Nach dem Waffenstillstande führte er unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden das 3. preußische Armeecorps und rettete durch die Schlacht von Großbeeren (23. August) Berlin zum zweiten Male; dasselbe that er durch den Sieg bei Dennewitz (6. Sept.) zum dritten Male und ward dafür zum Großritter des eisernen Kreuzes ernannt. Nachdem er Wittenberg belagert, kämpfte er mit der Nordarmee in der Schlacht bei Leipzig und half diese Stadt erobern. Während die allürten Armeen über den Rhein zogen, brach er in Holland ein, nahm Doesburg, Zütphen, Arnheim mit Sturm, schlug den 2. Dec. sein Hauptquartier in Utrecht auf und schloß Gorkum und Herzogenbusch ein. Anfangs 1814 brach er von Breda auf, siegte den 11. Januar bei Hoogstraten, bombardirte Antwerpen, zog in Brüssel ein, nahm la Fère und Soissons, schloß sich darauf an die schlesische Armee an und befehligte in der Schlacht bei Laon den 9. und 10. März das Centrum. In Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste ernannte ihn sein König zum General der Infanterie und versah ihn mit einer Dotation von Gütern im Werth von 200,000 Thalern. Auch ward er noch zu Paris in den erblichen Grafenstand (Graf von Dennewitz) erhoben. Nach dem Frieden erhielt er das Generalgouvernement von West- und Ostpreußen und beim Wiederausbruche des Krieges 1815 den Oberbefehl über das vierte preußische Armeecorps. Wegen verspäteter Ordre war er zwar nicht bei der Schlacht von Ligny (15. Juni), trug aber nach seiner durch einen forcirten Marsch bewirkten Vereinigung mit Blücher zur Entscheidung der Schlacht von Belle-Alliance bei, wofür ihn der König zum Chef des so tapfer von ihm geführten 15. Linienregiments, das auch seinen Namen führen sollte, ernannte. Den 11. Januar 1816 kehrte B. in sein Gouvernement zurück, † aber schon den 25. Februar 1816 zu Königsberg. Dem hochberühmten Krieger, der auch ein Liebling der Musen war, setzte sein König zu Berlin eine Marmorstatue. Sein Leben beschrieb Varnhagen von Ense (Berlin 1853).

2) Heinrich Dietrich, Freiherr von B., Bruder des Vorigen, geistreicher kritischer Schriftsteller über Kriegskunst und Staatsverhältnisse, geboren 1757 zu Falkenberg, kam in die berliner Militärschule u. 15 Jahre alt in ein preußisches Infanterieregiment nach Warschau. Da ihm hier der Dienst mißfiel, trat er 1780 in ein preußisches Kürassierregiment ein. Bei dem Ausbruch des nieder-

ländischen Aufstandes gegen Joseph II. gab er den preußischen Dienst auf und trat unter die Fahnen des niederländischen Generals von Schönfeld, kehrte jedoch nach Preußen zurück und gründete eine Schauspielergesellschaft, die er aber wegen eingetretener Schwierigkeiten bald wieder entließ. Im Jahre 1791 reiste er mit seinem Bruder, Karl Ulrich, nach Amerika, kehrte aber, da er seine Erwartungen getäuscht sah, 1792 nach Europa zurück. Doch unternahmen sie 1795 die Reise zum zweiten Male, um eine Spekulation in Glaswaaren zu machen. Aber durch den Betrug amerikanischer Kaufleute verarmt, verließ er 1796 voll Haß das Land der Freiheit und machte seinem Unmuth Luft in der Schrift: „Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande“ (Berlin 1797, 2 Thle.), welche er in Archenholtz' „Minerva“ (1797, Decemberheft) mit Kraft vertheidigte. Nachdem er schon 1794 einen Aufsatz „Ueber den Operationsplan der Alliirten in Belgien im Feldzuge 1794“ in der „Minerva“ herausgegeben, schrieb er jetzt: „Geist des neuern Kriegssystems“ (Hamburg 1799, 3. Auflage 1835), worin er zuerst Taktik und Strategie von einander schied und die Operationsweisen auf mathematische Berechnungen u. Figuren zurückführte. Mit seinem Gesuch um eine Anstellung bei dem Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin abgewiesen, widmete er sich nun ganz der Schriftstellerei, schrieb das Buch „Physisches Staatswohl oder eine Finanzeinrichtung, vermöge welcher Reichthum stets die Belohnung gemeinnütziger Tugend sein würde“ (Berlin 1800), worin er Regierung und Finanzwesen angriff, übersetzte Mungo Parks erste Reise nach Afrika (Hamburg 1799), verfaßte eine „Geschichte des Feldzugs von 1800“ (Berlin 1801) und gab dieselbe aufs Neue heraus in seinem zweiten großen Werke: „Lehrsätze des neueren Krieges“ (das. 1805), das sogleich ins Französische übersetzt wurde. Vielfach angefeindet, reiste er darauf nach England, redigirte hier eine Zeitschrift, die aber keinen Absatz fand, kam ins londoner Schuldgefängniß, woraus er auf eine unbekannte Weise wieder befreit wurde, begab sich nach Paris, von wo er nach einem dreijährigen Aufenthalt, des Umgangs mit Royalisten verdächtig, verwiesen wurde, und kehrte unerwartet 1804 nach Berlin zurück. Hier schrieb er die Broschüre „Napoleon Bonaparte“, den er vertheidigte, obwohl er ihn haßte, und gab noch heraus: „Neue Taktik der Neuern, wie sie sein sollte“ (Leipzig 1805, 2 Thle.); „Prinz Heinrich von Preußen &c.“ (Berlin 1805, 2 Thle.); „Annalen der Kriegs- u. der Staatskunde“ (das. 1806); „Blicke auf die zukünftigen Begebenheiten“ (Leipzig 1806); „Militärische Monatsschrift“ (Berlin 1805—7). Wegen seines Buchs „Der Feldzug von 1805 militärisch und politisch beleuchtet“ (Leipzig 1806), worin er die Mißgriffe der russischen und österreichischen Regierungen und ihrer Generäle geißelte, ward er auf Verlangen Rußlands und Oesterreichs im August 1806 verhaftet und nach der Schlacht bei Jena, deren Ausgang er vorhergesagt, nach Kolberg und von da nach Königsberg gebracht. Den Entsprungenen fingen in Kurland Kosaken und brachten ihn unter Mißhandlungen nach Riga, wo er im Juli 1807 an einem Nervenfieber †. Nach seinem Tode erschien: „Nunc permissum ist. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne ou le Suedenborgianisme. Oeuvr. posth. de H. de Bulow“ (Philadelphia [Berlin] 1809) und „Gustav Adolf in Deutschland &c.“ (Berlin 1808, 2 Thle.). Vergl. Heinrich von B., Köln 1807.

3) August Friedrich Wilhelm von B., preußischer Staatsmann, geboren zu Vörden in Westphalen am 23. Febr. 1762, studirte zu Göttingen Jura, wurde zu Hannover u. Celle Justiz-, Kanzlei- u. Oberappellationsgerichtsrath u. trat 1805 in preußische Dienste. Er ward geheimer Regierungsrath zu Münster, 1807 zu Berlin, 1810 Oberlandesgerichtspräsident zu Soldin, später Staatsrath u. vortragender Rath des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, 1814 Generalsekretär des preußischen Gouvernements zu Dresden, wo er zugleich der geheimen Polizei vorstand, u. 1816 Oberpräsident der Provinz Sachsen. Nach den karlsbader Beschlüssen wurde er zur Untersuchung demagogischer Umtriebe nach Berlin beordert, hier aber 1820, als man schon seine Erhebung zum Minister vermuthete, nach einer Audienz beim Großfürsten Nikolaus vom Schlage gerührt, für öffentliche Geschäfte untauglich. Er † den 4. Sept. 1827 zu Potsdam. Mit Hagemann gab er heraus: „Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit“ (Hannover 1798—1809, 5 Bde.; neue Auflage, 1.—3. Theil, 1806 u. 1814, später bis 10 Bände fortgesetzt); „Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, besonders im preußischen Staate“ (Magdeburg 1819) u. A. m.

4) Ludwig Friedrich Victor Hans, Graf von B., preußischer Staatsminister, geboren den 14. Juli 1774 auf dem väterlichen Stammgute Essenroda bei Braunschweig, Stiefbruder des Vorigen, besuchte die Ritterakademie zu Lüneburg, 1794 die Universität Göttingen u. wurde Kammerreferendar zu Baireuth und 1796 Assessor daselbst. Im Jahre 1801 ward er Kriegs- und Domänenrath in Berlin, 1804 Kammerpräsident in Magdeburg, 1807 Staatsrath im Königreich Westphalen u. bald nachher zum Finanz-, Handels- und Schatzminister ernannt, in welcher Stellung er in die finanziellen Angelegenheiten Ordnung u. Festigkeit zu bringen wußte. In Anerkennung dieser Verdienste erhob ihn der König Jérôme in den Grafenstand, welche Auszeichnung der König von Preußen später bestätigte. Dennoch gelang es seinen Feinden, worunter besonders der nachherige Finanzminister von Malchus, ihn beim König zu verdächtigen. Von einer Sendung nach Paris zurückgekehrt, ward er den 7. April 1811 seines Amtes entlassen, worauf er sich auf seinem Gute Essenroda mit Landwirthschaft u. staatswissenschaftlichen Studien beschäftigte, bis ihn der König von Preußen 1813 zum Staats- u. Finanzminister ernannte. Da er sich durch Einrichtung des Schatzministeriums u. der Staatskontrole in seiner ministeriellen Thätigkeit beschränkt sah, nahm er 1817 seine Entlassung, blieb jedoch Mitglied des Staatsraths u. übernahm zugleich das für ihn neuerrichtete Ministerium des Handels und der Gewerbe nebst dem Baudepartement. Als 1825 das Ministerium des Handels mit dem des Inneren vereinigt wurde, ernannte ihn der König zum Oberpräsidenten der Provinz Schlesien. Kaum hatte B.

diesen Posten angetreten, als er den 25. August 1825 im Bade zu Landeck †.

5) Ulrich Heinrich Wilhelm, Freiherr von B., preußischer Staatsmann und Diplomat, geboren 1790 zu Schwerin, wo sein Vater eine hohe Hofcharge bekleidete, besuchte das Gymnasium zu Schwerin und begann zu Heidelberg das Studium der Rechtswissenschaft. Bei der Erhebung gegen die Franzosen trat er als Lieutenant in das walmodensche Corps und ward später Adjutant des russischen Obersten von Roßiz, bei dessen Streifzügen er sich durch Kühnheit und Gewandtheit auszeichnete. Nach dem ersten pariser Frieden ging er zur Beendigung seiner Studien wieder nach Heidelberg, focht aber beim Wiederausbruch des Krieges wieder in Frankreich mit. Nach dem zweiten pariser Frieden widmete er sich dem diplomatischen Fache, arbeitete unter dem Staatsminister Wilhelm von Humboldt, als dieser zu Frankfurt a. M. die Gebietsaustausche ordnete, heirathete 1816 dessen jüngste Tochter u. folgte ihm 1817 als Gesandtschaftssekretär mit dem Titel Legationsrath nach London. Nach Humboldts Abgang wurde B. Chargé d'affaires in London u. zeichnete sich in dieser Stellung rühmlichst aus. Nach einigen Jahren ging er nach Berlin zurück, um als geheimer Legationsrath ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einzutreten, wo ihm vornehmlich die kommerciellen Verhältnisse zufielen. Im Jahre 1827 wurde er zum Gesandten in London ernannt u. nahm als solcher an den londoner Konferenzen über die holländisch-belgischen Angelegenheiten, sowie an dem zur Pacificirung des Orients abgeschlossenen Vertrag der vier Mächte vom 15. Juli 1840 u. an dem Abschlusse des Handelsvertrags zwischen Großbritannien u. dem deutschen Zollverein bedeutenden Antheil. Zu Anfang 1841 wurde er als Gesandter beim Bundestag zu Frankfurt a. M. ernannt, aber schon am 2. April 1842 an der Stelle des Grafen von Maltzan ins geheime Staats- und Kabinetsministerium berufen u. mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Er und der Kriegsminister von Boyen vertraten zwar die liberalere Richtung im Ministerium, gewannen aber keinen besonders vorwiegenden Einfluß auf die leitende Politik; B. täuschte vielmehr die Erwartungen der Liberalen dadurch, daß er 1844 den mißliebigen Kartelvertrag mit Rußland erneuern half. Er trat 1845 aus dem Ministerium, zog sich nach Tegel zurück u. † zu Berlin den 6. Februar 1846.

6) Wilhelm Karl von B., preußischer Staatsmann, Sohn von B. 3), den 20. Dec. 1790 zu Celle geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O. u. zu Berlin die Rechte, wurde im Frühjahre 1812 als Auskultator bei dem neumärkischen Oberlandesgericht zu Soldin angestellt u. trat 1813 als Freiwilliger in das preußische Heer. In der Schlacht von Großgörschen verwundet, ward er bald darauf Offizier, wohnte den Schlachten von Dresden u. Leipzig u. der Erstürmung von Paris bei und kehrte mit dem eisernen Kreuze geschmückt nach Soldin zurück. Er stieg von Stufe zu Stufe, ward 1818 Oberlandesgerichtsrath in Stettin, 1831 geheimer Obertribunalrath, in demselben Jahre Vicepräsident des Kammergerichts, 1836 Präsident des Instruktionssenats, 1842 wirklicher geheimer Oberjustizrath u. † den 29. November 1845.

7) Frederik Rubbek Henrik von B., dänischer Generallieutenant, am 4. Febr. 1791 zu Rustrup in Schleswig geboren, trat 1804 als Lieutenant in die dänische Armee, wohnte der Belagerung Kopenhagens durch die Engländer 1807 bei, nahm an dem hiernach folgenden Kriege Theil u. ward 1842 Oberstlieutenant. Beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges 1848 war er Kommandeur einer Infanteriebrigade u. nahm als solcher Theil an dem Gefecht bei Bau am 9. April 1848. Er hatte von Herrisleb bis nach Flensburg ein heftiges Tirailleurgefecht zu bestehen u. nahm stürmend die letzte Position der Schleswig-Holsteiner auf dem Mühlenhügel bei Flensburg, wo nach tapferster Gegenwehr die Turner und ein großer Theil des 5. holsteinischen Jägercorps gefangen genommen wurden. In der Schlacht bei Schleswig am 23. April 1848 machte er zur Unterstützung der bedrängten dänischen Avantgarde einen Angriff mit seiner Brigade u. drang auch über den Margarethenwall vor, wurde aber von den Preußen zurückgeworfen und mußte nach verlorener Schlacht sich mit dem Gros der dänischen Armee nach Alsen zurückziehen. Als General Wrangel in Jütland eingerückt war und hohe Kontributionen ausschrieb, beschlossen die Dänen von Alsen aus eine Diversion in seinem Rücken gegen die Reichstruppen unter General Halkett, um wo möglich Wrangel zum Rückzug zu zwingen. Diplomatische Schritte veranlaßten schon am 25. Mai Wrangels Rückzug; dennoch fand am 28. Mai der Angriff auf Halkett im Sundewitt Statt, wobei B. erfolgreich den rechten Flügel kommandirte. Auch an dem Kampf gegen Wrangel am 5. Juni nahm er ehrenvollen Antheil. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1849 war B. kommandirender General auf Alsen. Als die Reichstruppen nach dem Gefecht bei Düppel durch die Besetzung der Höhen die Dänen auf Alsen in Schach hielten, andererseits aber gegen diese nichts unternehmen konnten, ging B. als kommandirender General nach Jütland, wo er am 23. April Bonin an der Spitze der schleswig-holsteinischen Armee bei Kolding angriff, um das Vorrücken desselben gegen Fridericia zu hindern. Es gelang ihm zwar, Kolding zu nehmen, doch konnte er sich nicht darin behaupten, u. während die Reichstruppen unter Prittwitz nördlich zogen, begann Bonin am 8. Mai die Belagerung von Fridericia. Nachdem die Lage der Festung gefahrdrohend geworden, beschloß B. den Versuch, die Belagerung durch einen großen Ausfall zu heben. Dies geschah in der Nacht vom 5. zum 6. Juli, wodurch die schleswig-holsteinische Armee zum Rückzug gezwungen wurde. B. ward in Folge dieses Siegs zum Generallieutenant ernannt. Nach dem Kriege ward er zuerst kommandirender General in Schleswig u. dann auf Seeland, mußte aber Kränklichkeit halber sich in Ruhestand versetzen lassen u. † auf Sandberg am Alssund am 16. Juni 1858. Durch öffentliche Subskription ist ihm ein Denkmal auf dem Kirchhof von Düppel gesetzt.

8) Karl Eduard von B., deutscher Novellist, am 17. Nov. 1803 auf dem Gute Berg vor Eulenburg im preußischen Herzogthum Sachsen geboren, war für den Kaufmannsstand bestimmt u. arbeitete Jahre hindurch in mehren Bankierhäusern. Im Jahre 1826 kaufte er ein literarisches Geschäft in Leipzig, gab aber dasselbe bald wieder auf und besuchte nun mehre Jahre hindurch die Universität

daselbst, wo er sich ausschließlich dem Studium der alten Sprachen widmete. Nach seiner Verheirathung wählte er 1828 Dresden zum Aufenthalt, wo er erst mit dem Kreise Elisa's von der Recke, dann mit Tieck befreundet wurde. Im Jahre 1832 vom Herzog von Dessau zum Kammerherrn ernannt, aber eine weitere Anstellung im Staatsdienste ablehnend, blieb B. der Beschäftigung mit Literatur u. Poesie getreu. Seit 1842 war er viel auf Reisen in Italien, in Stuttgart u. bei Tieck in Berlin, bis ihn die politische Wendung der deutschen Angelegenheiten 1849 bestimmte, sich nach dem von ihm erkauften alten Schlosse Oetlishausen im Thurgau überzusiedeln. Hier † er den 16. Sept. 1853. Eine der ersten literarischen Arbeiten B.s war eine Uebersetzung von Manzoni's „Promessi sposi" (Leipzig 1828), welcher später eine zweite Bearbeitung (das. 1837, 2 Theile) dieses klassischen Romans folgte. Nachdem er Schröders „Dramatische Werke" (Berlin 1830, 4 Bde.) veröffentlicht, begründete er seinen literarischen Ruf durch das „Novellenbuch" (Leipzig 1834—36, 4 Bde.), welches hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, englischen, lateinischen u. deutschen bearbeitet, enthält, u. an das sich ein „Neues Novellenbuch" (Braunschweig 1841) anschließt. Von 1839 an widmete sich B. der selbstständigen Produktion. Es erschienen seine eigenen „Novellen" (Stuttgart u. Tübingen 1846—48, 3 Bde.); „Frühlingswanderungen durch das Harzgebirge" (Leipzig 1836); „Eine allerneueste Melusina" (Frankfurt 1849); „Jahrbuch der Novellen u. Erzählungen" (Braunschweig 1840) u. andere in Taschenbüchern u. Zeitschriften zerstreute novellistische Arbeiten. Von mehren selten gewordenen Büchern, die B. wieder zugänglich machte, ist seine Bearbeitung des „Simplicissimus" (Leipzig 1836) hervorzuheben. Auch gab er zu den gesammelten Werken mehrer Romantiker werthvolle Beiträge, wie im Verein mit Tieck den 3. Theil von Novalis' Schriften (Berlin 1848), zu Kleists „Leben u. Briefe" (das. 1848) u. zu Schillers „Anthologie auf das Jahr 1782" (Heidelberg 1850) mit einer Einleitung und einem Anhange. Mit Rüstow gab er Heinrich Dietrich von B.s Schriften heraus (Leipz. 1853). Sonst sind von seinen Arbeiten noch „Zur Nachfolge Christi", eine Legendensammlung (Leipzig 1842), „Griechische Gedichte" (Heidelberg 1850) u. „Alemannische Gedichte" (Zürich 1851) zu nennen. Sein Sohn, Hans von B., 1825 in Dresden geboren, studirte in Leipzig die Rechte, dann in Weimar unter Liszt, dessen älteste Tochter er 1857 heirathete, die Musik u. machte sich als Pianist einen Namen. Er ließ sich in Berlin nieder.

Bülow-Cummerow, Ernst von, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, den 13. April 1775 auf dem Familiengute Pritzau in Mecklenburg-Schwerin geboren, wurde, 13 Jahre alt, Lieutenant in dem hannöverschen Regiment der Königin, mit welcher Ernennung zugleich die Bewilligung eines sechsjährigen Urlaubs verbunden war. Nach Ablauf dieses Urlaubs, und da ein Krieg mit Frankreich drohte, forderte der Vater für den Sohn 1790 den Abschied, worauf dieser 1793—97 in Rostock u. Jena studirte und die folgenden Jahre bis 1802 theils am Hofe, theils auf Reisen zubrachte. Nach seiner Rückkehr kaufte er sich in Pommern an, war während der französischen Besetzung des Landes 1808 abwechselnd Mitglied des ständischen Ausschusses und zeichnete sich durch patriotische Widersetzlichkeit gegen die Fremdherrschaft wie durch das Bestreben aus, die Verschuldung der Provinz zu verhindern. Von 1810—23 nahm er an allen Berathungen über die Reformen Theil, welche die Verfassung u. die Steuerverhältnisse des Landes erfuhren. Vorzüglichen Antheil nahm er an den Berathungen über das Gesetz vom 14. September 1811, die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe an deren zeitige Besitzer betreffend. Auch den Sitzungen der sogenannten interimistischen Nationalrepräsentation von 1812 wohnte er bei und war später Mitglied der Kommission, welcher die Berathungen über die Organisation der Provinzialstände übertragen wurden. Seine politischen Ansichten dieser Periode legte er nieder in zwei Flugschriften: „Der Punkt auf dem I" (Berlin 1823) u. „Die Verwaltung des Staatskanzlers von Hardenberg" (das. 1823). Letztere Schrift erregte Aufsehen durch die darin ausgesprochene Behauptung, daß der Adel ceteris paribus zur Führung höherer Aemter befähigter sei als der Bürgerstand. Der pommersche Adel verdankt ihm die Gründung der ritterschaftlichen Bank in Stettin, sowie besonders durch seine Bemühungen die Kunststraße zu Stande kam, welche Vor- und Hinterpommern der Länge nach durchschneidet. Seine Theilnahme am pommerschen Provinziallandtage gab er, durch die Erfolglosigkeit der Berathungen mißmuthig gemacht, auf und widmete sich allein der Verwaltung seiner Güter. Als nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Reformprojekte an die Tagesordnung kamen, ließ B. wieder seine Stimme vernehmen in den Schriften „Ueber Preußens Finanzen" (Berlin 1841) und „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland" (das. 1842; 3. Aufl., Jena 1843, 2 Bde.; Nachtrag dazu, Berlin 1842), worin er für das ständische Princip und gegen die konstitutionelle Theorie auftrat, besonders aber den Autoritätsglauben an die Vortrefflichkeit der preußischen Verwaltungsformen erschütterte, indem er den Nachweis führte, daß im Ganzen Preußen noch nicht zu der Einheit der Staatshaushaltung durchgedrungen sei, welche die konstitutionellen Staaten Bayern, Würtemberg, Baden auszeichne. Seine Schrift „Ueber Preußens landwirthschaftliche Kreditvereine" (Berlin 1843) deckte die Mängel und Gebrechen, welche sich hier festgenistet, mit großer Sachkenntniß und Klarheit auf. In seiner nächsten Schrift: „Ueber den Zollverein, sein System und seine Gegner" (Berlin 1844) versuchte er eine Widerlegung Friedrich Lists. Seine „Politischen und finanziellen Abhandlungen" (Berl. 1844, 2 Hefte), die mit der Censur einen harten Strauß auszufechten hatten, sind speciell auf die damaligen Verhältnisse berechnet. Eine kleinere Schrift: „Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen" (Berlin 1846), erlebte das Schicksal, daß drei verschiedene Parteien dagegen auftraten, die Regierungsmänner, die Liberalen und die Radikalen. Es folgten: „Das Bankwesen in Preußen" (Berlin 1846), „Die beabsichtigte neue Organisation der königl. Bank und die Betheiligung der Privatpersonen bei derselben" (das. 1846). In der Schrift „Die europäischen Staaten nach ihren inneren und äußeren Verhältnissen" (Altona 1845) entwickelte er ein Staaten-

system, an dessen Spitze er den Grundsatz der Volkspolitik stellt, unter welcher er aber nicht eine solche, die direkt vom Volk ausgeht, sondern eine solche versteht, die im Interesse des Volks geführt wird, die deswegen auch keine andere, als eine konservative, eine Friedenspolitik sein kann, im Gegensatz zu der Kabinetspolitik, bei welcher stets Vergrößerungssucht im Hintergrunde lauere, die statt wirklichen Frieden nur Waffenstillstände abschließt. Als das Patent vom 3. Febr. 1847 die Ausbildung des ständischen Systems in Aussicht stellte, welche B. seit Jahren mit Beharrlichkeit gefordert hatte, begleitete er diese neue Phase mit einer Schrift: „Preußen im Jahre 1847 und das Patent vom 3. Febr." (Berlin 1847, neue Aufl. 1848) und benutzte diese Zeit, um in einer Schrift: „Die Taxen und das Reglement der landwirthschaftlichen Kreditvereine nach ihren nothwendigen Reformen" (Berlin 1847), auf seine Lieblingsidee aufmerksam zu machen. Noch drei andere Schriften fallen in die Uebergangszeit zur Revolution: „Die Lehnsverfassung in Pommern u. ihre Reform" (Berlin 1848), „Die großen allgemeinen Kreditinstitute" (das. 1848) und „Ueber die gegenwärtige allgemeine Kreditlosigkeit und die Mittel, sie gründlich zu beseitigen" (das. 1848) Beim Ausbruch der Revolution war B. der Einzige, welcher sie offen bekämpfte, indem er mitten im ärgsten Toben den „Verein zur Wahrung der Interessen der Grundbesitzer" stiftete und in der Presse unermüdlich gegen die neue Richtung stritt. In seinen Schriften: „Die politische Gestaltung Deutschlands und die Reichsverfassung" (Berlin 1848), „Preußen und seine politische Stellung zu Deutschland und den europäischen Staaten" (das. 1849), „Beleuchtung des preußischen Staatshaushalts u. der in diesem vorzunehmenden Reformen" (das. 1849), „Die Grundsteuer und Vorschläge zu ihrer Ausgleichung" (das. 1849), „Die Reaktion und ihre Fortschritte" (das. 1850), „Die Revolution, ihre Früchte, die Politik, die Reform" (das. 1851), „Die Reform der Verfassung" (das. 1851) finden wir ihn unverändert. Er † den 26. April 1857 zu Berlin.

Bültenhieb, die Berechtigung, von gewissen Nachbarn Dienstverrichtungen, insbesondere Düngung der Felder, verlangen zu dürfen, stand bald Einzelnen, bald ganzen Gemeinden zu, ist aber zum Besten der allgemeinen Landeskultur an den meisten Orten, wo sie bestand, aufgehoben worden.

Bümplitz, Pfarrdorf im schweizerischen Kanton und Stadtamt Bern, mit 2150 Einw., welche sich zur reformirten Kirche bekennen. Viele hier gefundene altrömische Münzen, marmorne Pavimente, Treppen 2c. lassen schließen, daß hier einst eine römische Villa gestanden habe. Die dortige Kirche war bis 1729 Filial der deutschen Ritter. Das dortige Schloß ward 1742 erbaut. Hier Schlacht zwischen den Bernern und Freiburgern 1386. B. hieß im Mittelalter Prinpininga.

Buena *Pohl*, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, dem spanischen Botaniker Cosmus Bueno zu Ehren genannt, nach Sprengel u. A. unter Cinchona, nach Ruiz u. Pavon Cosmibuena, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5- bis 6zähnigen, abfallenden Kelchsaum, die röhrig-trichterförmige, 5- bis 6theilige Blumenkrone u. die fast sitzenden, eingeschlossenen Antheren, südamerikanische Bäume enthaltend. B. hexandra *Pohl*, Cinchona hexandra *Dec.*, ist ein hoher, $1^1/_2$ Fuß dicker Baum in Brasilien, besonders in der Provinz Rio Janeiro, mit ovalen, stumpfen, unten gelbhaarigen Blättern, schmutzig bräunlichrothen, gelbhaarigen Blüthen u. dünner, bitterer, außen brauner, inwendig blutrother Rinde. Diese Rinde gehört zu den falschen Chinarinden und ist in neueren Zeiten unter dem Namen China de Rio Janeiro in den Handel gekommen, soll aber weder Cinchonin, noch Chinin enthalten.

Bünau, Heinrich, Graf von, evangelischer Reichshofrath, fürstlich sächsischer Premierminister, den 2. Juni 1697 zu Weißenfels, wo sein Vater kursächsischer Kanzler war, geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung zu Schulpforta und Ansbach und studirte zu Leipzig Jurisprudenz. Im Jahre 1717 ward er Assessor des Oberhofgerichts, wirklicher Hof- und Justizrath zu Dresden, dann nach einer Reise nach Paris Referendar im geheimen Rath u. Hofrath in der Landesregierung, später Appellationsgerichtsrath, Kammerherr u. 1721 Präsident des Oberkonsistoriums. Als ihn der Bischof von Osnabrück zum Kanzler berief, beförderte ihn der Kurfürst, um ihn zu fesseln, 1730 zum wirklichen geheimen Rath, 1731 zum Präsidenten des Appellationsgerichts und 1734 zum Direktor der Grafschaft Mansfeld. Nach Kaiser Karls VI. Tode wurde er nach Mainz gesandt, wo er bei der Erwählung Kaiser Karls VII. zugegen war. Dieser erhob ihn zum ersten evangelischen Reichshofrath, zum wirklichen kaiserlichen geheimen Rath, zum Reichsgrafen und bevollmächtigten Minister an mehren deutschen Regierungen. Nach des Kaisers Tode nach Sachsen zurückgekehrt, wurde er 1751 Statthalter der Fürstenthümer Weimar und Eisenach und zugleich fürstlich sächsischer Premierminister, nahm aber 1759 seinen Abschied und † den 7. April 1762 auf seinem Gute Oßmannstädt bei Weimar. B. glänzte nicht bloß als Staatsmann, sondern auch als Gelehrter. Ein wahrer Mäcen der Gelehrten, machte er Winckelmann, welcher damals Konrektor zu Seehausen war, zum Aufseher seiner ausgezeichneten Bibliothek von 42,000 Bänden, die 1764 um 40,000 Thaler für die kurfürstliche angekauft wurde (vergl. J. M. Francke, Catalogus bibliothecae Buenaviensis, Leipzig 1750—56, 7 Bde.). Er schrieb: „Deutsche Kaiser- u. Reichshistorie" (Leipzig 1728—43, 4 Thle.), bis 918 reichend, aber durch umfassendes Quellenstudium und Sorgfalt in der Darstellung ausgezeichnet; „Historie des Krieges zwischen Frankreich, England u. Deutschland" (französisch u. deutsch, Regensburg 1763—67, 4 Thle.); „Leben Kaiser Friedrichs I." (Leipzig 1722). Nach seinem Tode gab 1769 Burscher seine „Betrachtungen über die Religion" heraus.

Buenavista, Hacienda oder Meierei im nordöstlichen Mexiko, Departement Cohahuila, 1 Meile westwärts von der Stadt Saltillo (Leona-Vicario), bekannt geworden durch den erfolglosen Angriff des mexikanischen Generals Lopez de Santa Ana auf das Lager des nordamerikanischen Generals Taylor (22. Februar 1847).

Buen Ayre, Insel, s. Bonaire.

Bünde, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, an der Else, mit 1550 Einwohnern, einem eisenhaltigen Gesundbrunnen (wenig benutzt) und neuerlich Strohflechterei.

Bündniß, s. Bund.

Buenos-Ayres, südamerikanische Republik, früher Provinz der argentinischen Konföderation, seit 1853 von derselben unabhängiger, 1860 wieder mit ihr vereinigter, neuerdings aber aufs Neue losgerissener selbstständiger Staat. Die Grenzverhältnisse desselben sind noch nicht vollständig geregelt. Wie Chile macht auch B. auf ganz Patagonien Anspruch, und das Registro estadistico del Estado de B. für 1857 gibt demgemäß den 33.° u. 56.° südl. Br. und den 59.° und 76.° westl. L. von Paris als die ungefähren Grenzen des Staates an u. berechnet dessen Flächengehalt zu etwa 16,875 geographischen □Meilen, von denen jedoch nur 3016 □Meilen bevölkert wären. Uns kommt indessen B. nur in seinem Umfang als bisheriger argentinischer Staat in Betracht, ein Gebiet, das, zwischen 59° u. 66° westl. L. von Paris u. 33° u. 40° 30′ südl. Br. gelegen, im Norden vom Parana- und Laplatastrom (gegen die argentinische Provinz Entre-Rios und Uruguay), im Osten vom atlantischen Ocean, im Süden vom Rio Negro (gegen Patagonien), im Westen (zwischen dem 62. und 66. Längengrad) von den argentinischen Staaten begrenzt wird und nach der Berechnung neuerer Geographen ein Areal von 3933 □Meilen mit etwa 350,000 Einwohnern umfaßt. Das ganze Land, die *Campana von B.*, wird Seitens der Staatsregierung in 51 Departements (Partidos) von sehr ungleicher Größe eingetheilt, von denen mindestens 10 nicht einmal ein Dorf als Mittelpunkt haben. Bei weitem der größte Theil von B. ist weite, mit Gras und Kräutern bedeckte Ebene, die Fortsetzung der ungeheuren Pampas von Argentina, die sich, vom (nördlichen) Rio Salado u. der Laguna de los Porongos beginnend, zwischen dem Parana und dem ersten Ansteigen der Sierra von Cordova ausbreiten u. sich nach Süden und Südosten bis in die fast unbekannten Wüsten Patagoniens und an den Ocean erstrecken, und deren Einförmigkeit nur selten durch einen Baum oder dorniges Buschwerk unterbrochen wird. Die *Pampas von B.* bieten zwischen dem Parana und dem (südlichen) Rio Salado den schönsten Wiesengrund dar und gehen erst südlich vom Salado in die seinem Gebiete angehörigen großen, mit Rohr bewachsenen Sümpfe über, bis sie sich noch weiter südlich in der am Kap Corrientes beginnenden, nach Nordwesten streichenden Sierra de Tandil (Sierra de Volcan) ganz verlieren. Ein zweiter, mit der Sierra de Tandil parallel laufender, weniger ausgedehnter Bergzug bildet in seinem östlichen Ausläufer das Kap Blanca und erreicht in der Sierra Ventana eine Höhe von 3300 Fuß. Zwischen den genannten Höhenzügen liegt ein welliges, von zahlreichen Küstenflüssen durchschnittenes Gebiet, das sogenannte Teufelsland (pays del diablo). Urwald besitzt B. nirgends. Seine *Hauptflüsse* sind der aus der Vereinigung des Paraguay, Parana u. Uruguay gebildete, an seiner Mündung vielfach verzweigte Rio de la Plata, der seinem ganzen Verlaufe nach B. zugehörige (südliche) Salado (mit dem Rio de Flores), der Colorado und Rio Negro, sämmtlich durch mehr oder weniger bedeutende Nebenflüsse verstärkt. Die Küste von B. ist unsicher, hat nur wenige Landungsplätze und zu ihrem Schutze dienende Forts. Selbst der Laplata hat nur in seinem untern Theil auf dem Gebiete von Uruguay in Montevideo einen sichern Hafen, außerdem bloß offene, durch die berüchtigten Westwinde (Pamperos) unsicher gemachte Rheden und Ufer, an welchen der vielen Sandbänke wegen kein größeres Schiff landen darf. An Seen sind mehre kleine, meist salzige vorhanden. Das *Klima* ist sehr mild; die Temperatur beträgt im Winter (Juli, August, September) durchschnittlich + 8° R. (nie unter 0), während das Thermometer im Sommer (Januar Februar, März) auf + 26° — 30° R. steigt; dabei ist es gesund, obwohl Feuchtigkeit vorherrschend ist und heftige Stürme nicht selten vorkommen. Von den *Produkten* sind zu nennen: Eisen, Thon, Salpeter, Salz; europäische Getreide- und Gemüsearten; außerdem Reis, Zucker, Tabak, Flachs, Hanf, Ipecacuanha, Obst, Wein und Baumwolle; Pferde, Rindvieh, Schafe (Vicuña), Lama's, Tapire, Füchse, Marder, Jaguare, Strauße (die zum Reiten gebrauchten Emu), schwarzhälsige Schwäne, Schlangen (darunter viele giftige), Moskitos, Bienen etc. Die *Bevölkerung* besteht aus Weißen u. Mischlingen, wenigen Negern und sowohl civilisirten u. zum Christenthum bekehrten, als auch freien Indianern, den Bewohnern der Pampas. Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Handel, Acker- und Obstbau, Viehzucht u. etwas Jagd. Handelsartikel für die Ausfuhr sind namentlich Häute, Ochsenhörner, Talg, Wolle und Straußenfedern. Dagegen werden eingeführt: wollene Tücher, Leinwand, Glas, Leder, Gewehre, Farben, Seidenwaaren, Instrumente etc. Der Werth der Einfuhr belief sich 1858 auf 341,946,747, der der Ausfuhr auf 271,634,964 Papierpiaster. Die *Verfassung* ist ziemlich freisinnig und die Presse frei. Der Richterstand ist unabhängig und im Allgemeinen pflichttreu. Die Regierung ist bemüht, Bildung und Wohlstand, Handel, Industrie und Ackerbau, Einwanderung und Kolonisation zu befördern u. zu heben. Als Staatskirche herrscht bei großer Toleranz die römisch-katholische, deren Oberhaupt ein Bischof ist. Das reguläre Heer zählt 6370 Mann; außerdem besteht eine städtische Nationalgarde von 8000 Mann. Die Flotte enthält drei Dampfschiffe, zwei Korvetten und 4 geringere Schiffe. Das *Budget* für 1858 weist 76,789,082 Papierpiaster Einnahme, 91,991,026 Ausgabe nach; die verzinsliche innere *Staatsschuld* betrug 1858: 17,170,000 Papierpiaster, die ausländische 2,376,000 Pfund Sterling. B. rechnet nach Silberdollars (den spanischen und nordamerikanischen gleich, auch Pesos oder Piaster genannt) zu 100 Cents, oder zu 8 Realen à 10 Decimos. Den Real theilt man auch in 34 Maravedis de Plata, oder in 2 Medios à 2 Quartillos. Der Zahlwerth ist entweder in Silber, oder in Papiergeld der Nationalbank (Papierpiaster), welches zwar im Lande zum Nennwerth angenommen werden muß, im Handel aber mehr als 70 Procent gegen Silber verliert. Durchschnittlich ist 1 Silberpiaster = 15 Papierpiastern. Einheimische (Gold-) Münze ist die Onza (Doublone) zu 16 Silberdollars; außerdem kursiren spanische, nordamerikanische, mexikanische u. südamerikanische Gold- u. Silbermünzen. Längenmaß ist der Pie (Fuß) = 0,28866 Meter = 0,91975 preußische Fuß, in 12 Pulgados und 12 Lineas getheilt. Die Vara (Elle) hat 3 Pies, die Legua (Meile) = 5,196 Kilometer in 40 Quadras zu 150 Varas getheilt, die Legua maritima (60 auf

1 Aequatorialgrad) ist der englischen Seemeile gleich. Hohlmaße sind: der Lastre (Last, Scheffel) = 2,496 preußischen Scheffeln; die Pipa = 6 Variles zu 4 Canegas; die Canega = 19 Liter oder 16,59 preuß. Quart. Als Gewichte gelten: der Quintal (= 46 Kilogramm) zu 4 Arrobas, zu je 25 Libras; 1 Libra = 0,982 preußische Pfund.

Die Geschichte von B. fällt bis 1853 mit der der argentinischen Republik (s. d.) zusammen. Nachdem es sich in diesem Jahre als selbstständiger Staat unter einem eigenen Präsidenten mit gesonderter Verfassung und Verwaltung konstituirt hatte, wurde es 1855 von Brasilien, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Sardinien ꝛc. unbedingt, von England und Chile jedoch nur unter Vorbehalt seiner Wiedervereinigung mit der argentinischen Konföderation anerkannt. Inzwischen kam auch am 8. Januar desselben Jahres unter der Präsidentschaft des Nachfolgers von Pinto, Pastors Oligado, ein Vertrag mit der Regierung der konföderirten Staaten zu Stande, in welchem sich beide Regierungen gegenseitig die Unverletzlichkeit und Untheilbarkeit ihres Besitzes garantirten, sich auch zu Schutz und Trutz gegen äußere Feinde, namentlich die benachbarten Indianerstämme, verbanden. Gleichzeitig wurde bestimmt, daß die früher für den Gesammtstaat gegebenen Gesetze für beide Staaten in Kraft bleiben und eine gemeinschaftliche Seeflagge geführt werden sollte. Daneben sollte gegenseitige Zollfreiheit bestehen und das Postwesen im Namen beider Regierungen verwaltet werden. Noch verhandelten die beiderseitigen Bevollmächtigten im December 1855 über eine gegenseitige größere Annäherung, als einige argentinische Flüchtlinge von Montevideo aus in B. einfielen, um die Wiedervereinigung zu erzwingen. Die Verhandlungen wurden sofort abgebrochen, der Vertrag vom 8. Januar ward für aufgehoben erklärt, und die Feindseligkeiten zwischen B. und der Konföderation begannen. Durch das für ersteres ungünstige Treffen bei Cepeda (23. Oktober 1860) wurden dieselben beendigt, und B. mußte sich durch den Vertrag vom 11. November 1860 der Konföderation von Neuem anschließen. Neuerdings ist es aber zwischen der Centralregierung und B. wieder zum Bruch gekommen, und letzteres hat sich abermals zur selbstständigen Republik konstituirt.

Die gleichnamige Hauptstadt (**Ciudad de Nuestra Señora, Ciudad de la Trinidad**), früher die Hauptstadt des gleichnamigen spanischen Vicekönigreichs, dann bis 1853 auch der ganzen argentinischen Konföderation, eine der wichtigsten Handelsstädte in Südamerika, liegt am rechten Ufer des hier fast 10 Meilen breiten, jedoch seichten Laplata, 40 Meilen von dessen Mündung, in einem milden, trockenen u. gesunden Klima, wird durch eine Citadelle und mehre Forts geschützt und ist eine der am regelmäßigsten gebauten Städte der Welt. Unter den Plätzen sind merkwürdig die Plaza del Fuerto, die Plaza del 25. de Mayo mit einer Pyramide zum Andenken an die Revolution vom 25. Mai 1810 u. die durch ihre schöne Aussicht auf die Stadt ausgezeichnete Plaza de Toros. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind das Waisen- und Findelhaus, das Irrenhaus und die Entbindungsanstalt zu nennen. Unter den 15 zum Theil großen und prachtvollen Kirchen verdient die schöne Kathedrale besondere Erwähnung. Auch eine protestantische Kirche befindet sich in B., die erste, welche im ehemals spanischen Südamerika erbaut ist; die Gemeinde derselben bildet einen Zweig der „unirten evangelischen Landeskirche in Preußen" und steht unter dem Konsistorium der Provinz Brandenburg, welches auch die Predigerstelle besetzt. Selbst die Indianer haben eine eigene Kirche. Prachtgebäude und zum Theil vortreffliche Anstalten sind ferner das Stadthaus, einige Klöster, mehre Kollegien, die Universität (1821 gestiftet, mit Bibliothek von 30,000 Bänden), der Präsidentenpalast, das Bankgebäude, die Münze, das Repräsentantenhaus, das große Hospital ꝛc. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt die Stadt auch eine juristische u. medicinische Akademie, ein Lyceum, eine Militärschule, mehre lateinische Schulen, eine Sternwarte, ein physikalisches u. mineralogisches Kabinet u. verschiedene gelehrte Gesellschaften. Wegen der Seichtheit des Flusses können nur kleinere Schiffe bis zur Stadt gelangen; größere müssen in der mehre Meilen davon entfernten Bai von Baragan vor Anker gehen u. ihr Gut auf Lichterschiffe ausladen. Die Stadt zählt über 140,000 Einwohner, darunter 20—25,000 Franzosen und Engländer. An Trinkwasser ist Mangel, Brunnen sind nicht vorhanden, man fängt das Regenwasser in Cisternen auf oder gebraucht Flußwasser, nachdem man es durch Filtriren genießbar gemacht. Der Handel der Stadt ist bedeutend, sowohl mit den europäischen Häfen und Brasilien zur See, wie mit dem Binnenlande, namentlich Chile und Paraguay. Die Zahl der Schiffe, welche jährlich hier ein- u. ausgehen, beträgt zwischen 7—800 und der Werth der Ausfuhr an Landesprodukten 5—6 Millionen Dollars. Die Stadt wurde schon 1535 von Pedro de Mendoza gegründet, doch nach 4 Jahren durch die Indianer verödet. Cabeza de Vacca bevölkerte sie wieder, aber sie wurde von Neuem aufgegeben und blieb es bis 1580. Durch ihre gute Lage, welche ihr den Namen („gute Lüfte") erworben, erhob sie sich nun bald. Im Jahre 1620 wurde sie Bisthum u. 1776 Hauptstadt des Vicekönigthums von Laplata. Zwei Jahre später gaben die Spanier den Handel frei. Im 19. Jahrhundert wurde die Stadt der Mittelpunkt der republikanischen Bewegungen.

Buen-Retiro, östlich von Madrid gelegenes königliches Lustschloß, zu Anfang des 17. Jahrhunderts vom Herzog von Olivarez, einem Günstling Philipps IV., erbaut, kam 1645 an die Krone und wurde wegen seiner gesunden Lage der gewöhnliche Frühlingsaufenthalt der königlichen Familie. Als die Franzosen 1808 Madrid räumten und die Spanier die Stadt in Vertheidigungsstand setzten, war B. als Schlüssel der Stadt beim Angriff der Franzosen am 5. December der Hauptgegenstand des Kampfes, und die Erstürmung des Schlosses hatte die Kapitulation Madrids zur Folge. Schon bei diesem Sturme war die frühere Pracht des Schlosses fast ganz vernichtet worden. Unter der französischen Herrschaft wurde es in eine Citadelle umgeschaffen und die etwa 2000 Schritte seitwärts gelegene Porzellanfabrik in ein detachirtes Fort verwandelt. Gegenwärtig wird das Schloß zur Aufbewahrung von Sammlungen und als Artilleriekaserne benutzt; in den weitläufigen Gärten befindet sich eine Fasanerie.

Bürde, Samuel Gottlieb, deutscher Dichter und Uebersetzer, 1753 zu Breslau geboren, studirte in Halle die Rechte, war 1776—78 Lehrer in seiner Vaterstadt, später Sekretär des Grafen von Haugwitz, den er auf einer Reise durch die Schweiz und Italien begleitete, 1781 Kammersekretär, 1795 geheimer Sekretär des schlesischen Generalfinanzdepartements, 1806 Kammer- und Kanzleidirektor, 1815 Hofrath zu Breslau, † auf einer Reise in Berlin 1831. Er schrieb: „Reise durch Italien u. die Schweiz" (Breslau 1785; neue Aufl., Halberstadt 1795); „Operetten" (Königsb. 1795); „Erzählungen" (das. 1796); „Poetische Schriften" (Breslau 1803, 2 Bde.); „Geistliche Gedichte" (das. 1817); „Erbauungsgesänge für den Landmann" (das. 1818); übersetzte von Goldsmiths Gedichten das „Verlassene Dörfchen" und den „Reisenden" sowie Miltons „Verlornes Paradies" (Berl. 1793, 2 Thle.).

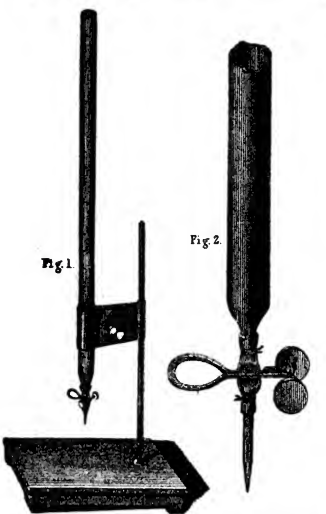
Bürde-Ney, Jenny, ausgezeichnete Sängerin, geboren 1827 zu Gratz, ward frühzeitig von ihrer Mutter, einer selbst nicht unbedeutenden Bühnensängerin, die in ihrer Blüthezeit am pesther Theater, später am Kärnthnerthortheater zu Wien engagirt war, bis sie sich endlich genöthigt sah, ihre Zuflucht an verschiedenen kleineren ungarischen Bühnen zu suchen, für die theatralische Laufbahn erzogen und trat zuerst in Kinder- u. Pagenrollen auf. In ihrem 15. Jahre gab sie in Arad das Donauweibchen mit solchem Beifall, daß Kunstfreunde die Mutter bestürmten, das Gesangstalent ihrer Tochter für höhere künstlerische Zwecke auszubilden, was jedoch erst nach Verlauf von zwei Jahren geschah. Die junge Sängerin begann ihre Laufbahn auf dem Theater zu Olmütz, ging von da nach Prag, wo sie indessen neben der damals allgefeierten Grosser nicht aufkommen konnte, machte jedoch darauf in Lemberg so großes Aufsehen, daß sie sofort mit einer jährlichen Gage von 5000 Gulden auf 3 Jahre engagirt wurde. Im Jahre 1850 folgte die Künstlerin einer Einladung zum Gastspiel nach Wien, welches zu einem Engagement am Kärnthnerthortheater führte. Hier nahm sie drei Jahre hindurch die Stellung einer Prima Donna assoluta ein, folgte aber 1853 einem Rufe nach Dresden. In diesem neuen Wirkungskreise ward das bis dahin beinahe einseitige italienische Repertoire der Sängerin fast in das Gegentheil, d. h. in ein überwiegend deutsches, umgewandelt, und zu den tragischen Aufgaben der großen Oper gesellte sich aufs Neue das heitere, komische Genre, wobei ihre anfänglichen Studien und Bestrebungen im Soubrettenfache der Künstlerin außerordentlich zu Gute kamen. Von nun an wuchs ihr Ruf von Jahr zu Jahr, so daß er gegenwärtig ein europäischer genannt werden darf. Außer mehren Gastspielen an den größeren und vorzüglicheren Bühnen Deutschlands, namentlich in Berlin, Hamburg, Hannover ꝛc., war sie 1855 und 1856 während der Saison in London thätig. Im erstgenannten Jahre verheirathete sie sich mit dem Hofschauspieler Emil Bürde zu Dresden. Nach Ablauf ihres ersten Kontrakts am dresdner Hoftheater ward sie von Neuem für eine Reihe von Jahren engagirt. Frau B. ist ohne Frage gegenwärtig die bedeutendste Bühnensängerin Deutschlands. Im Besitze eines imponirenden Gesangsorgans von glänzendster Beschaffenheit, gebietet sie zugleich über eine vorzügliche Technik, welche sie befähigt, sich mit stets wirksamem Erfolg der schwierigsten Kunstaufgaben zu bemächtigen. Ihre sehr umfangreiche Stimme ist von seltenster Klangschönheit, Frische, Reinheit der Intonation und bei leichter Ansprache auch von außerordentlicher Kraft, Ausgiebigkeit und energischem Tonausdruck. Dazu gesellt sich eine stets würdige, sachgemäße Behandlung des musikalischen Styls, sowie des deklamatorischen Gesanges. Alle diese Eigenschaften werden überdies durch ein sehr anerkennenswerthes Darstellungsvermögen unterstützt. Im Besonderen sind die Leistungen der Künstlerin bezeichnet durch schönes Ebenmaß der Ausführung, durch wohlthuende Einfachheit, Natürlichkeit u. Würde des Ausdrucks, sowie überhaupt durch einen edlen dramatischen Typus. Bemerkenswerth ist die Vielseitigkeit ihres künstlerischen Wirkens. B. hat während ihres dresdner Engagements die verschiedenen, von einander abweichenden Fächer der Oper mit vorzüglichstem Gelingen kultivirt, ohne dadurch den Charakter ihres ursprünglichen Naturells zu verwischen.

Büreideh Sehhmy, ein Mekkaner und eifriger Verfolger Mohammeds, der aber, vom Propheten einmal geistig überwunden, dessen feurigster Anhänger wurde. In der Begeisterung für das neue Licht, dem er so lange feindlich nachgestellt hatte, riß er sich den Turban vom Haupte, steckte den Musselin desselben an seine Lanze und weihte diese erste Fahne des Islamismus dem Propheten. Nach B., dem ersten Fahnenträger des neuen Glaubens, hießen fortan alle Fahnenträger im Reiche Mohammeds bis diesen Tag Sehhmy.

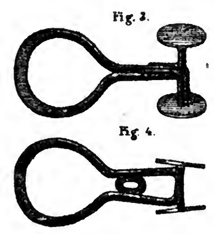
Büren, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, am Zusammenfluß der Alfte und der Alme, hat ein Schloß, früher Jesuitenkolleginm, 2 Kirchen (die eine schön und berühmt), ein katholisches Schullehrerseminar mit Taubstummenanstalt und 2200 Einwohner, welche Weberei, Papier- u. Glasfabrikation treiben.

Bürette (v. Franz.), cylinderförmiges Gefäß, Glasröhre, welche dazu dient, von einer Flüssigkeit nach u. nach bestimmte Mengen abzumessen u. auszugießen, und deshalb mit einer Skala versehen ist. Die ältesten B.n sind die von Gay-Lussac, an einem Ende zugeschmolzene Glasröhren mit einer Skala, bei welchen von dem untern zugeschmolzenen Ende aus eine dünne Glasröhre parallel mit der starken bis zu deren offenem Ende reicht u. hier umgebogen ist. Man füllt diese B. u. gießt dann durch die dünne Röhre die Flüssigkeit aus. Mohr hat diese B. verbessert, indem er sie mit dem unteren Ende in einem Holzfuß befestigt, auf das offene Ende der weiten graduirten Röhre einen durchbohrten Pfropf setzt, welcher mit einem rechtwinkelig gebogenen Rohr versehen ist. Beim Gebrauch bläst man in letzteres und drückt dadurch die Flüssigkeit beliebig im Strahl oder tropfenweise aus der dünnen Röhre heraus. Die gay-lussacsche B. kann man sich leicht selbst herstellen, wenn man ein weites, an beiden Enden offenes Rohr an dem einen Ende mit einem durchbohrten Pfropfen oder Kautschukrohr versieht und ein passend gebogenes dünnes Rohr darin befestigt. Da dies letztere immerhin leicht zerbrechlich bleibt, so hat Geißler das weite Rohr oben am offenen Ende wie zu einem Mundstück etwas umgebogen und durch die äußere stumpfe Kante das dünne

Rohr hindurch geführt, so daß es geschützt in der B. ruht; es reicht natürlich bis auf den Boden derselben, ist oben, wo es die Wandung der Röhre durchsetzt, an diese angeschmolzen und biegt sich dann seitlich abwärts. Mohr hat diese Konstruktion vereinfacht: er nimmt ein graduirtes, an einem Ende zugeschmolzenes gerades Rohr und legt ohne Weiteres das gleich lange enge Rohr hinein, welches sich gleich am Rande der B. biegt. Stellt man diese B. in einen Holzfuß, setzt oben einen doppelt durchbohrten Pfropfen auf, dessen eine Oeffnung das dünne Rohr, die andere ein Blasrohr trägt, so hat man eine noch zweckmäßigere Form. Will man diese Blasebüretten nicht benutzen, so thut man gut, sich zum Gießen ein eigenes kleines Stativ zu halten mit einem Charnier, welches die B. trägt u. langsam und sicher so gedreht werden kann, daß Tropfen für Tropfen regelmäßig aus der B. ausfließt. Man gewinnt dadurch an Sicherheit und hat die einzelnen Tropfen mehr in der Gewalt. Die beste Form der B. ist Mohrs Quetschhahnbürette. Diese ist folgendermaßen eingerichtet (s. Figur 1). Eine



kleine Holzplatte ist mit einer Porzellanplatte belegt und trägt einen senkrechten Messingstab von etwa 1½ Fuß Höhe. An diesem Messingstab ist in der halben Höhe ein Streifen Blech gelöthet, welcher, bis zur Mitte der Platte reichend, sich hier in zwei halbkreisförmig gebogene Arme spaltet, welche eine senkrecht stehende Glasröhre umfassen und mittelst einer Schraube fest an diese angedrückt werden können. Die Glasröhre ist mit Theilung versehen, oben glatt geschliffen und kann mit einer Marmorkugel, wie sie die Kinder zum Spielen haben, verschlossen werden. Am unteren Ende ist sie etwas ausgezogen und trägt hier ein Gummirohr, das unten in ein dünnes, zu einer feinen Spitze ausgezogenes Glasröhrchen ausläuft. Der mittlere Theil der kleinen, etwa 25 Millimeter langen Kautschukröhre wird mit dem Quetschhahn verschlossen (s. Figur 2). Diese kleine, wesentlich neue Vorrichtung hat sich durch längeren Gebrauch als vollkommen zuverlässig, niemals versagend herausgestellt u. steht dem besten gläsernen Hahn in wasser- und luftdichtem Schluß nicht nach, wogegen sie etwa nur den zwanzigsten Theil eines solchen kostet. Der Quetschhahn (s. Figur 3 und Figur 4) wird aus



hart gezogenem, rundem Messingdraht dargestellt, der 2½—3 Millimeter dick ist. Dieser Draht wird zunächst in einem 20—22 Millimeter weiten Kreis zusammengebogen und die Enden in der Richtung des Halbmessers neben einander fortgeführt. Dieser Bogen wird auf einem glatten Amboß etwas platt geschlagen, um in dieser Richtung eine größere Elasticität zu erhalten. Das eine Ende des Drahtes wird dann zu einem rechten Winkel (in der Ebene des Kreises) umgebogen und an seiner Spitze mit einem angelötheten Griffplättchen versehen. Auf das andere in der Spitze des Winkels des ersten Endes abgeschnittene Ende werden zwei kleine Winkel desselben Drahtes so aufgelöthet, daß die freien Schenkel mit dem umgebogenen Schenkel des anderen Endes eine gerade Linie bilden, u. dann ebenfalls mit einem Griffplättchen versehen. Drückt man nun gleichzeitig auf beide Griffplättchen mit Daumen und Zeigefinger, so entfernen sich die beiden parallelen Enden des Drahtes von einander, das dazwischen gebrachte Gummirohr öffnet sich, schließt sich aber augenblicklich fest und vollständig wieder, sobald der Druck nachläßt.

Außer zur Titriranalyse, welche in der Technik zu immer größerer Bedeutung gelangt und die Gewichtsanalyse mehr und mehr verdrängt, benutzt man B.n auch in den Apotheken, in Kräutergewölben, Materialhandlungen ꝛc., um sehr gangbare, in kleineren Mengen verkäufliche, nicht flüchtige Flüssigkeiten bequem und schnell abmessen zu können. So namentlich Oele, auch Säfte zu Limonaden werden jetzt in Trinkhallen mit B.n gemessen. Dann aber benutzt man die B. auch häufig in feuchten Lokalen, deren Luft mit Säuredämpfen beladen ist, durch welche der metallene Hahn sehr bald leidet. In solchen Fällen bereitet man sich einen Quetschhahn ohne Metall auf die Weise, daß man zwei

Stücke von flachen Thermometerröhren, 80—90 Millimeter lang, zu einem sehr stumpfen Winkel biegt (auch Fischbein- oder Hornstäbchen sind anwendbar), zwei Schenkel derselben parallel an einander legt, einen schmalen kreisförmigen Abschnitt eines etwas dickwandigen, engen Kautschukrohrs bis zur Biegungsstelle darüber schiebt, dann das Kautschukrohr der B. zwischen die parallelen Schenkel klemmt und nun über diese noch einen Kautschukring bis nahe an das Rohr schiebt. Mit den beiden aus einander laufenden Schenkeln übt man den Druck aus. Hat man ferner Salzflüssigkeiten in der B., so bestreicht man vortheilhaft das Kautschukrohr mit Talg, läßt dies schmelzen und schiebt nun erst die Glasröhren ein; das Fett verhindert das Auswittern des Salzes. Beim Gebrauch der B. füllt man sie bis oben voll, öffnet dann den Quetschhahn und läßt im vollen Strahl die Flüssigkeit ablaufen, bis nahe an den ersten Theilungsstrich, woranf man tropfenweise genau bis an den Strich abfließen läßt. Dieser erste Strich trägt 0, und von da an zählen die Striche die B. hinab in Kubikcentimetern, die wieder in 5 oder 10 Theile getheilt sind. Selbstverständlich ist aller Schaum beim Eingießen zu vermeiden und die B. nicht mit den Händen zu berühren, damit die Flüssigkeit sich nicht erwärme. Einige Schwierigkeit bereitete bisher immer noch das Ablesen des Standes der Flüssigkeit, welches zwar mit großer Schärfe geschehen konnte, aber immer einige Uebung verlangte und der Willkür mehr oder weniger Spielraum ließ. Diesen Uebelstand hat Erdmann vollständig durch den Schwimmer beseitigt. Dies ist ein hohler cylindrischer Glaskörper von solcher Stärke, daß er, ohne zu schwanken, leicht in der B. steigt und sinkt; unten ist er etwas spitz zulaufend und enthält einige Tropfen Quecksilber, oben ist er glatt abgeschnitten und zugeschmolzen und mit einem Oehr versehen. Er ist so schwer, daß er gerade bis zu seinem oberen Rande in die Flüssigkeit einsinkt; dies wird durch das Quecksilber regulirt. Auf diesem Schwimmer ist in der Mitte seiner Höhe eine ringförmige Linie mit dem Diamanten eingeschnitten; fällt nun die Are des Schwimmers mit der Are der B. zusammen, so läuft diese Linie mit den Theilungsstrichen der B. parallel. Beim Gebrauch füllt man die B. bis über 0, senkt den Schwimmer ein und läßt abfließen, bis die Schwimmerlinie genau mit 0 zusammenfällt. So ist die größte Schärfe gesichert. Da die B.n bei der Titriranalyse das sind, was bei der Gewichtsanalyse Wage und Gewichte, so kommt Alles darauf an, daß die B.n exakt seien. Man muß also beim Einkauf sehr vorsichtig sein, denn der ganze Erfolg der Arbeiten hängt von der B. ab. B.n selbst zu fertigen, ist nicht empfehlenswerth, doch kauft man sehr gute Instrumente von Dr. Mohr in Koblenz direkt oder durch Vermittelung der chemischen Fabrik von F. Nienhaus u. Komp. in Koblenz. Sehr empfehlenswerth sind ferner die B.n von F. Hugershoff in Leipzig, die sich durch Billigkeit und größte Zuverlässigkeit auszeichnen.

Bürgel (Stadt-Bürgel), Stadt im sachsen-weimarischen Kreis Weimar-Jena, an der Gleiße, hat eine Pfarrkirche, ein Hospital und 1500 Einwohner, welche Töpferwaarenfabrikation u. Gypsbrüche betreiben. Das benachbarte Pfarrdorf Thal-Bürgel, mit 250 Einwohnern, eine ehemalige Benediktinerabtei, ist jetzt großherzogliches Kammergut und Sitz des Amtes B.

Bürgenstad, Häusergruppe im schweizerischen Kanton Unterwalden, am Fuße des Bürgenbergs u. am Vierwaldstättersee, Buochs gegenüber, ist geschichtlich merkwürdig durch ein Gefecht (17. November 1315), in welchem die Sieger von Morgarten, 400 Mann stark, einen zweiten Sieg über 1300 Oesterreicher erfochten, auch an demselben Tage den Grafen von Straßberg mit 4000 Mann am Pilatusberge schlugen und zum Lande hinausjagten.

Bürger, im allgemeinsten Sinn jeder freie Staatsangehörige, jedes Mitglied eines politischen Gemeinwesens; dann nur diejenigen Mitglieder, deren Wille bei der Verwaltung der Angelegenheiten des Gemeinwesens als Theil des Gesammtwillens in Betracht kommt, also die stimmfähigen oder aktiven Staatsbürger, im Gegensatz der bloßen Staatsgenossen; im engern Sinne der sogenannte dritte Stand, das heißt Alle, sei es auf dem Lande, sei es in den Städten, die weder zum Bauernstande, noch zum Adel gehören. Man unterscheidet in dieser Beziehung noch zwischen dem höhern u. niedern Bürgerstande und rechnet zu jenem alle diejenigen, welche sich durch ein höheres Amt, höhere wissenschaftliche und gewerbliche Bildung auszeichnen. So ist zwar der Bürgerstand auch, wie der Bauernstand, ein Geburtsstand, unterscheidet sich aber von dem eigentlichen Geburtsstande, dem Adel, darin, daß es keiner Standeserhöhung bedarf, um von dem einen zum andern aufzurücken, daher man den Bürgerstand besser einen Berufsstand nennen könnte. In noch engerem Sinne nennt man B. alle die Stadtbewohner, welche Antheil an den städtischen Gerechtsamen haben; endlich im gewöhnlichen Leben auch alle Handwerktreibenden im Gegensatz zu Staatsdienern, Künstlern &c., oder auch Mitglieder einer besonderen Korporation, z. B. einer Akademie, akademischer B.

Die Alten verbanden mit dem Begriffe B. immer die Pflicht und Berechtigung zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, knüpften aber zugleich an den Genuß des vollen Bürgerrechts viele und schwere Bedingungen, in sofern derselbe von der Geburt, dem Stand, dem Vermögen, der Fähigkeit, am Kriege Theil zu nehmen, u. auch von dem Alter der Individuen abhing. Hauptsächlich unterschied sich der B. des Alterthums von dem der neuern Zeit dadurch, daß jener mit der Leitung des Staats unmittelbar in Verbindung stand und das, was den jetzigen B. ziert, tüchtige gewerbliche Thätigkeit, Fremden und Sklaven überließ. Zugleich tritt zwar auch im Alterthum ein meist bevorrechteter Adel hervor, doch ist sein Streben stets nur auf volle Ausübung des Bürgerrechts gerichtet, nicht aber auf die Bildung eines neben und über den B.n bestehenden besonderen Standes. Bei den Griechen erfolgte die Entwickelung eines gemeinfreien Standes mit Rechten auf die öffentlichen Geschäfte ziemlich langsam, schneller bei den Römern. Die epischen Dichter erwähnen eines solchen Standes nicht, und was sich in unbestimmten Umrissen davon findet, ist ohne innern Zusammenhang und bildet lediglich den Gegensatz gegen die Gebietenden, Könige und Edle einerseits und gegen Fremde und Sklaven andererseits. Die so eingegrenzte freie Bevölkerung scheint aus Individuen zusammengesetzt gewesen zu

sein, welche mit den Gebietenden in den Krieg zu ziehen, im Frieden die angeordneten Opfer zu bringen, jene durch Geschenke zu ehren und ihren Anordnungen im Staatsleben sich zu fügen verpflichtet waren. So auch die römische Plebs in ältester Zeit. Doch treten schon bei diesen Gemeinfreien die Anfänge des Bürgerthums hervor. Die Edeln handeln nicht ohne Rücksicht auf sie, fürchten ihren Tadel, ehren ihr Lob und ihre Billigung, und Verachtung des Bürgerthums erscheint als Despotismus und findet allgemeinen Widerstand. Auch nimmt das Volk, die Zahl wehrhafter Männer, an der Versammlung der Edeln Theil, es hat Sitz, jedoch nicht Stimme in derselben; die Edlen berathen, das Volk hört die Beschlüsse und führt sie aus. Auch die Verpflichtung desselben gegen die Gebietenden tritt anfangs nicht klar hervor. Theilnahme am Kriege, und zwar ohne Vergütung außer der Beute u. ohne Ersatz der Waffen, möchte der wichtigste Punkt der Unterthänigkeit gewesen sein. Das Bürgerthum bildete sich von unten hinauf; denn das Volk hob sich in gleichem Maße, wie die Gebieter sanken, deren Machteinfluß durch den trojanischen Krieg wie durch die kurz nachher erfolgenden Wanderungen, wenn nicht ganz vernichtet, doch sehr geschwächt ward. Durch blutige Fehden gingen später die königlichen Häuser zu Grunde, und als in Folge der Wanderungen die Macht der Aristokratie von ihrem ursprünglichen Boden losgerissen war, fehlten ihr die Mittel, sich gegen eine zahlreiche und daher unruhige Menge zu halten. Jedoch ging die Entwickelung der neuen Verhältnisse in der Regel ruhig, nicht gewaltsam und stürmisch vor sich, und die Achtung vor den durch die Tradition geheiligten Würden und Namen blieb im Volke, trotz aller demokratischen Richtungen, lebendig.

Mit der Ausbildung der republikanischen Verfassungen gewann neben dem Geburtsadel vorzüglich der Reichthum große Wichtigkeit im Staatsleben, weil die persönlichen Rechte nicht selten nach einer Schätzung abgemessen waren und Jeder so viel galt, als er für den Staat zu thun vermochte oder zu thun gezwungen war. Nach dem Vermögen wurden öfters die B. in Klassen eingetheilt, und bei den Griechen war Derjenige, welcher nicht ein bestimmtes Maß desselben besaß, in den meisten Staaten von den wichtigsten Rechten eines B.s ausgeschlossen. Zur Hebung des Bürgerthums trug aber besonders die Erbauung von Städten und die Vereinigung des Volks zu Gemeinden bei. Hier sammelte sich der Reichthum und hier schwand bei der großen Anzahl der B. zunächst der Einfluß der Altbevorrechteten. Aber hier bildete sich wiederum auch zuerst ein Gegensatz gegen das gemeine Volk, das zwar frei, aber ohne Rechte war, wiewohl sich in dieser Beziehung je nach den Elementen desselben große Mannichfaltigkeit zeigt. In Staaten, welche bei den Wanderungen eine bedeutende fremde Bevölkerung aufnehmen mußten, sanken die frühern Bewohner meist mit dem Verluste des größten Theils ihres Vermögens tief herab. So in Lakonien, wo die alten Achäer als Periöken nicht sehr von Hörigen verschieden waren. In andern Staaten entstand diese niedere Volksklasse aus Fremden, Freigelassenen u. sonstigen Zukömmlingen, welche den Vollbürgern durch Handleistungen oder Steuern zum Dienst verpflichtet waren, wogegen die eigentlichen B. so gestellt waren, daß sie ganz sorgenfrei Zeit u. Kräfte nur dem Staate widmen konnten. Die Rechte und Pflichten eines solchen B.s bestanden hauptsächlich in der Sicherheit der Person und des Vermögens, der Befugniß zum Rechtsstande vor den Behörden des Staats, dem Schutz gegen Willkür der Beamten, der Theilnahme an den Volksversammlungen, öffentlichen Festlichkeiten und Opfern, Vortheilen und Belustigungen, ferner in den gesetzlichen Leistungen für den Staat, nach Umständen auch in der Theilnahme an den öffentlichen Aemtern, den Wahlen der Beamten und Regierungskorporationen, an Gerichten als Richter und als Beklagte oft mit besonderen Vorrechten, endlich in der Erwerbung von Grundeigenthum und Vererbung desselben, in dem Rechte der Waffenführung, und zwar in den geehrteren Heeresabtheilungen, in der Betheiligung an ausgeführten Kolonien 2c. Der griechische B. mußte einer gewissen Klasse der B. zugehören, in den meisten Staaten einer Phyle (Tribus, Stamm), die wieder verschiedene Unterabtheilungen hatte, z. B. in Athen Phratrien und Geschlechter. Wer sein Bürgerthum bis in die letzte Abtheilung nachweisen konnte, der galt für einen vollständigen B. Außerdem konnte man auf eine verhältnißmäßig neue Einbürgerung schließen. B. war Jemand durch Geburt, indem er als ein ehelich geborenes Kind von väterlicher und mütterlicher Seite bürgerlicher Abstammung war. Ferner wurde das Bürgerrecht durch einen allgemeinen Volksbeschluß Einzelnen oder ganzen Massen ertheilt, wie in Athen im peloponnesischen Kriege den Platäern, jedoch nicht das volle, um sie nicht auch zur Erlangung von Staatsämtern fähig zu machen. Auch als eine Auszeichnung erhielten Fremde das Bürgerrecht, und fast immer genossen Diejenigen, welche bei ihren Mitbürgern fremde Staaten vertraten, in diesen bedeutender Bevorzugungen. Verlieren konnte Niemand sein Bürgerrecht, so lange er seine Pflichten als B. erfüllte und nicht gegen die Gesetze handelte. Auch der Ausgewanderte blieb in der Heimat B. Wurde er verbannt, oder gerieth er in Schulden an den Staat, in Gefangenschaft, in eine öffentliche Anklage, oder hatte er sich grober Laster und Vergehen schuldig gemacht, so erfolgte eine beschränktere Aufhebung des Bürgerrechts, die Atimie, welche ihn von den meisten bürgerlichen Rechten ausschloß und nicht selten auf seine Kinder überging. Mit der Aufhebung derselben trat das vorige Verhältniß wieder ein, ohne daß die frühere Berechtigung durch einen Volksbeschluß hätte erneut werden müssen.

Das römische Bürgerrecht hatte weniger enge Grenzen, als das griechische; ein bemerkenswerthes Institut in dieser Hinsicht, welches sich fast durch ganz Italien findet, ist die Sympolitie, jenes beschränktere Bürgerrecht, welches Jemand in einer fremden Stadt besaß, und welches sich auf besondere, zwischen zwei Staaten geschlossene Bündnisse gründete. Dadurch trat die Möglichkeit der Wechselheirathen, der Erwerbung von Grundeigenthum in der andern Stadt, die Befugniß zu Kontrakten, zur Uebersiedelung, zu einem Gerichtsstande ein. Da auf diese Weise die Zahl der römischen B. bald außerordentlich zunahm, so trat Rom, anderen Städten gegenüber, bald in eine überlegene Stellung und das Verhältniß der Sympolitie hörte auf; dagegen wurde jetzt das Bürgerrecht selbst an andere Städte

ertheilt, jedoch nicht immer zugleich mit dem Rechte, an den römischen Volksversammlungen Theil nehmen zu dürfen. Der Bundesgenossenkrieg (90—88 v. Chr.) dehnte das Bürgerrecht über ganz Italien aus, und es genügte seitdem, in irgend einer italienischen Stadt unter die B. aufgenommen zu sein, um auch auf die römische Civität Anspruch machen zu können. Cäsar verlieh das Bürgerrecht an die Bewohner der Gallia cisalpina u. Caracalla an alle Bewohner des römischen Reichs. B. war, wer von B. abstammte, oder gesetzlich als B. angenommen war. Die ursprüngliche Leichtigkeit der Aufnahme schwand in den späteren Zeiten der Republik, bald wurden Massen nicht mehr zugelassen und Einzelne nur durch Senats- oder Volksbeschlüsse. Das Erschleichen des Bürgerrechts war aber so an der Tagesordnung, daß der jüngere Scipio die Masse der Volksversammlung als aus Solchen bestehend bezeichnen konnte, deren Stiefmutter Italien sei, d. h. die, als Kriegsgefangene dorthin geführt, in den Besitz des Bürgerrechtes gelangt waren. Der Freigelassene wurde bei mehren Arten der Freilassung unmittelbar B., blieb jedoch Klient seines früheren Herrn, war deshalb zu manchen Diensten verpflichtet und wurde nur in die untersten Tribus, die städtischen (tribus urbanae), eingetragen. Unter den Kaisern war das Bürgerrecht auch für Geld feil. Wie groß die Zahl der römischen B. gewesen sei, zeigen die Schätzungen an, welche alle fünf Jahre vorgenommen wurden, und es ist dabei die außerordentliche Vermehrung oder Abnahme zu verschiedenen Zeiten auffallend. Das Bürgerrecht war unverlierbar, so lange man die römischen Gesetze befolgte, und ging nur zur Strafe für verschiedene schwere Verbrechen verloren. Der Verbannte erlitt nur eine temporäre Beeinträchtigung; doch da die Verbannung keine gesetzliche Strafe in Rom war, so schien Derjenige, welcher in die Verbannung ging, die Rechte seiner Civität selbst aufzugeben. Die Ausübung des römischen Bürgerrechtes beruhte auf dem Census. In alter Zeit gehörte Jeder je nach seinem Vermögen einer höheren oder niederen Klasse und den damit verbundenen Centurien an; später kam diese Eintheilung ab, aber die Vermögenslisten blieben von Wichtigkeit, weil nur Diejenigen, welche einen bestimmten Census besaßen, auf Aemter und öffentliche Auszeichnung Anspruch machen konnten. Das Vermögen eines Senators mußte wenigstens 800,000, nach Augustus 1,200,000 Sestertien, das eines Ritters die Hälfte dieser Summe betragen. Wo diese fehlte, gehörte Einer der großen Masse an. Aber auch trotzdem konnte Jemand von den ihm nach seinem Vermögen zustehenden Rechten ausgeschlossen sein. Dieses war die Versetzung unter die Aerarier oder Einschreibung in die căritischen Tafeln durch die Censoren in Folge der Schätzung, wodurch man aller seiner öffentlichen Rechte verlustig ward.

Das römische Bürgerrecht (civitas) umfaßte mehre Abstufungen. In seiner weitesten Ausdehnung erscheint es als das Recht der Quiriten (jus Quiritium); Ulpian bezeichnet letzteres als das Privatrecht der römischen B., also vorzüglich mit Beziehung auf das Eigenthum, das Jemand im Staate besaß, und die Ausübung seiner persönlichen Rechte (dominia et libertates), im Gegensatz zum öffentlichen Recht, das allein in Rücksicht auf den Staat dem Einzelnen zukam. Beide Arten des Bürgerrechtes konnten getrennt Statt finden, doch das erstere nicht leicht ohne das letztere. In dieser Ausdehnung nannte man das Quiritenrecht Civitas optima lege oder optimo jure u. begriff alsdann darunter theils öffentliche, theils Privatrechte. Das wichtigste unter den ersten war zunächst die persönliche Freiheit. Jeder römische B. wurde vom Staate aus als frei und unabhängig angesehen, und diese Freiheit war durch Gesetze gegen Tyrannei eines Einzelnen sowohl, der sich die Herrschaft angemaßt hätte, als gegen die Beamten gesichert. Jedem stand in peinlichen Sachen eine Berufung auf das Volk zu, und später durfte kein römischer B. mehr gegeißelt werden. War der B. in die Tafeln der Censoren eingetragen, so durfte er im römischen Heere, d. h. in den Legionen oder unter den Rittern, dienen und mußte einen Theil an der Beute erhalten. Ein wichtiges Recht war ferner das Jus suffragii, d. h. in den Komitien mitstimmen zu dürfen und auf diese Weise an der Ausübung der Souveränetät Theil zu nehmen; hieran schloß sich die Theilnahme an der richterlichen Gewalt. Dagegen war das Recht, sich um die höheren Aemter zu bewerben, wie schon bemerkt, an den Census des Vermögens geknüpft. In der Kaiserzeit gestattete man indeß auch den Provinzialen, die höheren Aemter des Staates zu verwalten. Der eigentliche römische B. hatte das Recht, den ungehindertsten Verkehr zu treiben und gesetzlich gültige Käufe über Grundeigenthum (quiritarisches Eigenthum) im Gegensatze zu dem beweglichen (bonitarischen), das auch den Fremden gestattet war, abzuschließen. Zum Eigenthum des römischen B.s gehörten auch die leiblichen und adoptirten Kinder, über welche er nach Quiritenrecht unumschränkt verfügen konnte. Der Staat hatte keine Mittel, selbst Denjenigen, welcher ein hohes Amt bekleidete, von dieser Abhängigkeit zu befreien, bis der Vater selbst den Sohn emancipirte. Die Latinität war ein beschränktes Bürgerrecht, dem fast alle öffentlichen Rechte der Civität abgingen. Das wichtigste Recht derselben war die Befugniß, freien Verkehr in Rom treiben und Erbschaften von Römern in Folge eines Testaments antreten zu können; dagegen fand ohne besondere Verträge kein Heirathsrecht Statt. Der Uebergang zur vollen Civität war indeß nicht schwer u. geschah (nach Ulpian in den Institutionen) durch Vergünstigung des Kaisers, durch Kinder, Kriegsdienst, Erbauung eines Schiffs für den Handel, Errichtung eines Gebäudes, Anlage einer Mühle 2c.

Der B. der neueren Zeit, der christlich-germanischen Anschauungsweise entsprossen, mußte im Verlauf der Jahrhunderte sehr verschiedene Bedeutungen erhalten, weil er mit der Entwickelung der Städte, des Gemeindewesens und mit der Ausbildung der gesammten Staatsverhältnisse eng zusammenhing. Sein Ursprung fällt in das 9. Jahrhundert, wo die Streifereien der vom Morgenlande hereinbrechenden wilden und kriegerischen Völker u. die beständigen inneren Unruhen in dem weiten und an der Grenze schlecht geschützten Reiche den Kaiser und seinen Adel die Wichtigkeit der Burgen schätzen gelehrt hatten, und wo man endlich die größte Sicherheit in ganzen befestigten Ortschaften sah, da diese von ihren Einwohnern, jene nur von Dienstmannen vertheidigt werden konnten. Daher

schreibt sich der Unterschied zwischen Castra und Civitates, welche letztere befestigte Städte bedeuten. Die Vertheidiger der befestigten Orte nannte man, wie die Dienstmannen der B., Burgenses. Bald zeigte sich in den durch ihre Mauern gegen äußere Feinde gesicherten Städebewohnern ein Geist der Einigkeit und Kraft, welcher durch zunehmenden Wohlstand, ja Reichthum, dem bisher allein mächtigen Adel gegenüber zu selbstständiger Macht gelangte und den bisher nur auf den Arm des Adels angewiesenen Kaisern einen neuen Haltpunkt sowohl gegen außen, als insbesondere gegen jeden inneren Feind gab; hauptsächlich wurden aber diese Städter die Geldmänner der stets geldbedürftigen Herrscher, und damit war das Hauptmittel gefunden, um innerhalb der Mauern Raum zu gewinnen zu einem selbstständigen Ausbau eines freien Gemeindewesens. Die Grundverfassung gewann neben der Feudalherrschaft festen Fuß, und seit dieser Zeit war B. der Ehrenname jedes Städtebewohners, welcher an allen städtischen Rechten Antheil hatte. Sobald die Städtebewohner zu dieser Bedeutung gelangt waren, konnte es, nach dem Laufe menschlicher Dinge, nicht fehlen, daß innerhalb der Gemeinde selbst Einzelne Versuche machten, sich über die Anderen zu erheben; es entstanden Stufen in der Bürgerschaft selbst, die sich zunächst auf das Vermögen und die Art des Erwerbs bezogen, zu denen aber später amtliche und erbliche Autoritäten verschiedene Nüancirungen hinzubrachten. Zur ersten Klasse erhoben sich die sogenannten vollberechtigten Einwohner, die Rathsmänner, Handels- u. Fabrikherren und die Mitglieder der höheren Zünfte. Darnach standen alle Städtebewohner, deren Erwerbszweig das Recht der Zunftfähigkeit noch nicht erworben hatte, den B.n als bloße Handwerker gegenüber. Aber auch noch dann, als sich diese zurückgesetzten Gewerbe nicht nur das Zunftrecht, sondern durch offenen Aufruhr gegen die rathsfähigen Geschlechter im Mittelalter auch die Rathsfähigkeit verschafft hatten, machten sich, obwohl alle berechtigten Mitglieder einer Stadtgemeinde B. hießen, gleichwohl noch engere Bedeutungen des Wortes B. geltend. Zunächst unterschied man an einigen Orten B. als Hauseigenthümer von den Handwerkern und zog zwischen den Gerechtsamen beider strenge Linien: die ersteren hatten vollkommene Handelsfreiheit mit eigenen und fremden Waaren, während den letzteren nur der Vertrieb ihrer eigenen Fabrikate, oder wenigstens nur der aus ihrem Gewerbe hervorgehenden gestattet war. Noch enger wurde der Begriff B. durch die Gegensätze der Schutzverwandten, Beisitzer, Beisassen oder bloßen Einwohner. In jenen Zeiten, wo die Städte als bevorrechtete Aufenthaltsorte galten, die Aufnahme in dieselben aber durch Bedingungen erschwert u. Vielen unmöglich gemacht wurde, da man z. B. nicht nur den Nachweis eines bestimmten Vermögens, sondern auch der Abstammung, freigeborenen Standes ꝛc. verlangte, war es schon von großer Bedeutung für Personen von weniger Vermögen oder einem gewissen Geschäft oder Lebensverhältnisse, wenigstens einige Rechte des Aufenthalts und den städtischen Schutz zu genießen. Alle solche Schutzverwandte galten nur als unvollkommene B., und der eigentliche Begriff des B.s kam nur den vollberechtigten Mitgliedern der Stadtgemeinde zu (Jus civitatis plenum im Gegensatz zum jus civitatis minus plenum). Diese Schutzverwandten standen als solche unter städtischer Obrigkeit und Gerichtsbarkeit, hatten aber kein Stimmrecht in städtischen Angelegenheiten, waren unfähig zu städtischen Aemtern, durften nicht die volle bürgerliche Nahrung, sondern nur gewisse Gewerbe treiben. Auch dadurch, daß gewisse Vorrechte, z. B. Besitz liegender Güter, Ausübung gewisser Gewerbe, nur von B.n in Städten behauptet werden konnten, entstand eine neue Veranlassung, daß Personen, die nach ihrem Stande der Aufnahme in der Stadt nicht bedurft hätten, um das Bürgerrecht nachsuchten. Auch diese hatten nur ein unvollkommenes Bürgerrecht u. hießen Aus- oder Pfahlbürger; sie hielten sich in der Stadt bloß zu einzelnen Zwecken auf, besonders um städtische Grundstücke erwerben zu können. Sonst hatten zu solchen Zwecken auch zuweilen juristische Personen, geistliche Stifter und Klöster ein Aus- oder Pfahlbürgerrecht, und auch Adelige suchten eines Besitzes wegen nicht selten darum nach. Die in manchen Städten vorkommenden Frohn-, Frei- oder Kellerhöfe, welche Klöstern oder Adeligen gehörten, sind Ueberbleibsel dieses Ausbürgerrechts. Außerdem gab es noch Gras- oder Feldbürger, welche in Dörfern wohnten, die zu dem städtischen Territorium gehörten, und Glevenbürger (von gleve, Lanze, Spieß), welche das Bürgerrecht nur mit der Verpflichtung erhielten, der Stadt in Kriegsgefahr Kriegsdienste zu leisten.

Seit dem 16. Jahrhundert bildete sich die Idee aus, die Unterthanen eines Staats als eine geschlossene Gemeinde zu betrachten und so gleichsam die städtische Verfassung auf den Staat zu übertragen, und seitdem nennt man alle berechtigten Unterthanen eines Staats Staatsbürger, die Mitglieder städtischer Gemeinden hingegen Ortsbürger. Ist aber in einem Staate die alte Gemeindeverfassung noch in Geltung, nach welcher man die Municipalverfassung der Städte u. Marktflecken von der Verfassung der Dörfer trennt, wie in Hannover, Preußen, Sachsen, so bezeichnet B. nur das Mitglied einer Stadt- oder Marktfleckengemeinde, im Gegensatz zum Bauer; ist dagegen, wie man in der Neuzeit dies anstrebt, eine alle Gemeinden, also auch die Dorfgemeinden umfassende Gemeindeverfassung gesetzlich eingeführt, wie in Würtemberg und Baden, so wird auch jedes Mitglied einer Gemeinde mit dem Namen B., Gemeindebürger, bezeichnet. Für diesen ist gegenwärtig eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen die vernunftrechtlich anzuerkennende Unterscheidung der ungleich berechtigten Klassen, deren Entstehen wir oben in aller Kürze angedeutet haben. Die Unterscheidung in vollbürtige u. unvollbürtige B. ist an sich eine ganz natürliche u. bedarf nur einer genaueren Bestimmung durch positives Recht. Unvollbürtig können nur solche B. sein, denen eine zur Ausübung des Bürgerrechts vernünftiger Weise erforderliche persönliche Eigenschaft zeitlich oder bleibend mangelt, also Unmündige, Frauen, Knechte u. überhaupt solche Personen, die keinen selbstständigen Lebensunterhalt haben, aus öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten unterstützt werden, ferner Blöd- oder Irrsinnige und wegen infamirender Verbrechen Verurtheilte; endlich können dazu auch Solche kommen, die sich hartnäckig

der Erfüllung ihrer Bürgerpflichten entziehen oder auf ihre Vollbürtigkeit freiwillig verzichten. Nach einer andern, auf den Begriff von Gemeinde als freier, nicht vom Staat geleiteter und beschränkter, sondern nur beschützter Anstalt, begründeten Eintheilung zerfallen alle Gemeindeangehörige in wirkliche B., in bloße staatsbürgerliche Einwohner und in Ausmärker. B. sind hiernach nur Diejenigen, welche der Gemeinde als wirkliche Mitglieder (durch Geburt, förmlichen Bürgerrechtsantritt oder durch Aufnahme) angehören und an allen natürlichen u. positiven, namentlich auch politischen Rechten Theil nehmen. Staatsbürgerliche Einwohner sind diejenigen, welche auf Grund eines Staatsgesetzes das Wohnungsrecht in der Gemeinde haben und deshalb ihre staatsbürgerlichen, namentlich politischen Rechte auszuüben und die entsprechenden Pflichten zu erfüllen befugt und angewiesen sind. Dazu gehört in den meisten Fällen die Theilnahme an allen, nicht eigens oder ausschließlich für wirkliche B. errichteten Gemeindeanstalten; dagegen sind sie von den politischen Gemeinderechten ausgeschlossen, können jedoch in Angelegenheiten von gemischter Natur, die nämlich auf ihre besonderen Interessen von Einfluß sind, mit berathender oder auch zählender Stimme begabt werden und vom Staate wohl auch einen Anspruch auf die Armuths- oder Versorgungsanstalten der Gemeinde zugewiesen erhalten. Solche Einwohner sind daher auch billiger Weise verpflichtet, von den allgemeinen Lasten ebenfalls ihren Theil zu tragen. Ausmärker (Forensen, Markgenossen) sind diejenigen Staatsbürger oder Fremden, welche nicht in der Gemeinde domiciliren, aber ein bürgerschaftliches Besitzthum, auch ein Grundrecht oder eine Werkstätte ꝛc. in der Gemeinde haben, wofür sie demnach den Schutz von Seiten der Gemeinde in Anspruch nehmen, deshalb Theil haben an allen Anstalten, welche mittel- oder unmittelbar ihrem Gute förderlich sind, und aus demselben Grunde verhältnißmäßig zu den allgemeinen Lasten beisteuern. Wenn ein geschlossener Kreis von Familien, oder auch überhaupt die Gesammtheit der unter dem Namen der Ortsbürger in die Bürgerliste Eingetragenen von gewissen Leistungen, z. B. Gemeindefrohnden, befreit ist und dieselben ausschließend von den Taglöhnern und Hintersassen zu tragen sind, oder wenn jene privilegirten Familien ausschließend oder vorzugsweise das Recht der Entscheidung in öffentlichen Angelegenheiten oder das aktive oder passive Wahlrecht zu den Gemeindestellen ausüben: so muß offenbar solcher Anspruch entweder bloß auf faktischer Ausübung beruhen, wonach er gar keinen Rechtsboden hat, oder auf einem Gemeindegesetze, d. h. ausdrücklich oder stillschweigend erklärten oder mindestens vorausgesetzten Gemeindebeschlusse, welcher demnach jeden Augenblick zurückgenommen oder geändert werden kann und auch fortwährend der durch die Staatsgesetzgebung anzuordnenden Reform unterliegt. Es ist dies heut zu Tage so ziemlich allgemein anerkannt, und die meisten neueren Gemeindeordnungen huldigen dem gewiß richtigen Grundsatze, daß historische Rechte solcher Art der freien Verfügung der Gesetzgebung unterworfen sind. Vergl. Gemeinde und Bürgerrecht.

Bürger, 1) Gottfried August, einer der Lieblingsdichter des deutschen Volks, den 1. Jan. 1748 zu Molmerschwende bei Halberstadt, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, genoß den ersten Unterricht im väterlichen Hause, dann seit 1760 auf der Stadtschule zu Aschersleben, wo sich sein Großvater seiner annahm. Schon hier waren poetische Versuche seine Lieblingsbeschäftigung; eine Satire auf den Haarbeutel eines Primaners gab aber Veranlassung zu einer Schlägerei, welche für B. eine harte Züchtigung und Entlassung von der Anstalt herbeiführte. Er kam nun auf das Pädagogium zu Halle, wo er mit Göckingk zugleich an poetischen Uebungen Antheil nahm. Gegen seine Neigung, aber auf Verlangen seines Großvaters, begann er 1764 das Studium der Theologie in Halle, ward aber wegen seiner oft zügellosen Lebensweise von seinem Großvater abberufen und durfte erst Ostern 1768 von Neuem die Universität beziehen, u. zwar diesmal Göttingen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Bald aber erneuerten sich hier die alten Ausschweifungen, so daß sein Großvater sich veranlaßt fand, ihm alle weitere Unterstützung zu entziehen. Aus diesem Zustande tiefer Gesunkenheit riß ihn die Hand der Freundschaft empor. Boie, Sprengel, Biester u. A. wußten die Liebe zu den Studien von Neuem in ihm anzufachen u. ihn schonend auf die Bahn der Ordnung und Regelmäßigkeit zurückzuführen. Auch Gleim widmete dem jungen Talent seine eifrigste Sorge, während Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, Cramer, Hahn, Leisewitz und Sprickmann sich ihm zugesellten und, kurz nachdem es Boie 1772 gelungen war, B. die Stelle eines Amtmanns zu Altengleichen im Hanuöverschen zu verschaffen, den berühmten „göttinger Dichterbund" bildeten, mit welchem B. als älterer Freund und Rathgeber in Verbindung blieb. Die Stellung B.s als Beamter führte seine Versöhnung mit seinem Großvater herbei, der nun gern die erforderliche Kautionssumme von 800 Thalern darbot. Durch den Hofrath Liste zu Gellinhausen, dem er diese anvertraut hatte, kam B. um mehr als 700 Thaler, wodurch seine Vermögensverhältnisse den empfindlichsten Schlag erlitten. B. zog darauf nach Wölmershausen, einem Dorfe seines Gerichtssprengels, ging aber aus einer harten Prüfung einer noch härtern entgegen. Er heirathete 1774 die älteste Tochter des hannöverschen Justizamtmanns Leonhard zu Niedeck, ohne sie zu lieben, während für die jüngere, die in seinen Liedern überschwänglich gefeierte Molly, noch vor dem Schritt zum Altar bereits die heftigste Leidenschaft in ihm erwacht war. Die Angetraute entschloß sich, wie B. selbst schreibt, sein Weib vor der Welt nur zu heißen, die Geliebte, es wirklich zu sein; aber zehn Jahre des nagendsten Jammers kamen mit diesem unbedachten Schritt über B.s Leben. Geringe Einkünfte, Verluste an seinen literarischen Unternehmungen durch die Diebereien der Nachdrucker verdoppelten die häuslichen Sorgen, und als nun nach seines Schwiegervaters Tode eine Erbschaft die drückendsten Lasten zu erleichtern schien, schwand wieder die eine Hälfte seiner Hoffnungen dadurch, daß ihm die einträgliche Stelle seines Schwiegervaters trotz vielfacher Verwendungen nicht zu Theil wurde. Ueberdies ging auch der größte Theil der Erbschaft verloren, als B. 1780 eine Pachtung zu Appenrode übernahm; denn nach drei Jahren waren durch Unglücksfälle und B.s Un-

kenntniß der Landwirthschaft die bedeutendsten Summen verloren. Zugleich klagte jener Hofrath Liste B. bei seinen Vorgesetzten wegen nachlässiger Geschäftsführung an, was dessen freiwillige Abdankung herbeiführte. Nach dem Tode seiner Gattin (1784) siedelte er nach Göttingen über, um sich durch Privatvorlesungen über Aesthetik, deutschen Styl und ähnliche Gegenstände eine sichere Existenz zu begründen, und verband sich im Oktober 1785 endlich mit seiner geliebten Molly auch am Altar. Der Tod der angebeteten Gattin (9. Jan. 1786) stürzte ihn in das tiefste Seelenleid, und nur eine weitere Reise nach Brüssel und eine Kur gaben ihm neue Lust zu dichterischem Schaffen. Die Universität ertheilte ihm bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum die philosophische Doktorwürde und ernannte ihn im Nov. 1789 zum außerordentlichen Professor, jedoch ohne Gehalt. Der Wunsch nach einem geordneten Hausstande veranlaßte B. zu einer dritten Heirath, der unglücklichsten von allen. Im Okt. 1790 verband er sich mit seinem „Schwabenmädchen" [s. Bürger 2]. Aber schon nach einigen Wochen trat die unglückseligste Zerrüttung des Familienlebens ein, der zwar durch eine Ehescheidung (März 1792) ein Ende gemacht, aber nicht ohne daß Lebensmuth und Lebenshoffnungen in ihm völlig vernichtet wurden. Einsam verbrachte er Wochen und Monate im Studirzimmer; die Freunde waren gestorben oder flohen den Unglücklichen, und das Einzige, was ihn noch erhob, das Bewußtsein seines Dichterwerths, ward ihm von Schiller (s. unten) aus dem Herzen gerissen. Um die nöthigen Subsistenzmittel zu gewinnen, lieferte er Uebersetzungen für auswärtige Buchhändler. Erst als der schwindsüchtige Mann auch die Arbeitsfähigkeit verloren hatte, ließ man ihm aus öffentlichen Mitteln eine Unterstützung zukommen, deren er sich jedoch nicht lange erfreute, denn er † den 8. Juni 1794. Er hinterließ zwei Töchter und zwei Söhne. Sein Nachlaß befriedigte seine Gläubiger nicht; ein Denkmal wurde ihm an einem Lieblingsplätzchen in einem öffentlichen Garten gesetzt. B. war klein und hager, die Gesichtszüge waren zu groß für seine Gestalt, aber Stirn und Nase kühn, und durch die schönen Augen schimmerte der schaffende Dichtergeist. Gesellige Gewandtheit ging ihm ganz ab, und seinem Charakter fehlte, bei einem hohen Grad von Herzensgüte, die Willensstärke. B.s Dichtertalent gedieh nur langsam zur Entwickelung, und auch später war seine Produktion nie leicht und mühelos. Erst das Studium der alten und neueren Musterschriftsteller hatte die Schwingen seines Dichtergeistes gekräftigt, und hauptsächlich war es die unerbittliche kritische Strenge Boie's, welche für B. der Sporn zu einer feineren und korrekteren Abrundung seiner Gedichte wurde. Das Organ für diese blieb der 1770 von Gotter und Boie gestiftete Musenalmanach. Seine berühmteste Dichtung ist die Ballade „Lenore", auf welche er während seiner Amtsführung zu Altengleichen durch ein Bruchstück einer alten, wahrscheinlich verloren gegangenen Volksdichtung geführt wurde. Diese mit allgemeiner Begeisterung begrüßte Ballade, welche an Klang und Wohllaut noch nicht übertroffen und in der Volksmäßigkeit des Ausdrucks höchstens einigen Gedichten Goethe's nachsteht, erschien erst, nachdem sie gemäß der Kritik des göttinger Dichterbundes mannichfach umgearbeitet war, im Musenalmanach für 1774. Im Jahre 1778 übernahm B. an Göckingks Statt die Redaktion des „Göttinger Musenalmanachs" und gab die erste Sammlung seiner „Gedichte" (neue Auflage 1789, 2 Bde.) heraus. Schiller wirft in seiner Recension derselben in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1791 B. vor, daß seine Gedichte keinen reinen Genuß böten, daß ihm durchaus der ideale Begriff von Liebe und Schönheit fehle, daher seine Gedichte zu oft in die Gemeinheit des Volks hinabsänken, statt dieses zu sich zu erheben, daß überhaupt der Geist, der sich in seinen Gedichten ausspreche, kein gereifter sei, daß seinen Produkten nur deshalb die letzte Hand fehle, weil sie ihm wohl selbst fehle. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß B. mit seiner Gewalt über die Sprache, mit seiner genauen Kenntniß des Tons und Geschmacks der gemischten Mehrheit, mit seiner jugendlich frischen und kecken Darstellungsgabe, womit er in oft sehr glücklich vergegenwärtigte Kreise und Augenblicke des wirklichen Lebens unmittelbar einzugreifen wußte, endlich bei seinem reichen, warmen Gefühl einer unserer größten Dichter geworden wäre, wenn glücklichere Verhältnisse seiner Fortbildung freiere Bahn gebrochen hätten; aber so muß er, wenn auch immer einer unserer beliebtesten Dichter, mehr nach Anlage und nach seinen Bestrebungen, als nach seinen wirklichen Leistungen beurtheilt werden; denn diesen mangelt es besonders an wahrhaft edler Einfalt des Ausdrucks und an idealer Lebensanschauung. Trotz all dieser Ausstellungen muß man anerkennen, daß B. nur vermöge der Begeisterung, mit welcher er die Dichtkunst betrieb, unter so ungünstigen Umständen auf diesem Felde so viel hat leisten können. Wir haben von ihm Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme, und in keiner Gattung behauptet er einen niederen Rang, in einigen steht er unübertroffen da. Bei weitem die meisten seiner Gedichte zeigen eine Leichtigkeit der Darstellung, eine Gefügigkeit und Geschmeidigkeit der Erzählung, besonders aber einen Wohllaut der Sprache, einen Fluß der Verse, wie wir sie in vielen Dichtungen unserer ersten Meister vergeblich suchen. Das Höchste leistete er in dieser Beziehung in seinen Balladen und Romanzen, zu denen er den Stoff meist entlehnt hat; unter den Liedern sind viele vortreffliche, wenn auch wenige dem „Zechliede" von 1777 und dem „Preise der Männerkeuschheit" von 1778 an die Seite gesetzt werden können. Im Sonett, das er zuerst wieder kultivirte, ist er später übertroffen worden. An Fülle und blendender Pracht der Sprache hat er das Höchste erreicht in dem „Hohen Lied an die Einzige", nur hat unter diesem blendenden Schmuck, wenn auch nicht die Wahrheit, doch die Unmittelbarkeit und die Herzlichkeit der Empfindung verloren. Von seinen Uebersetzungen sind die meisten in Noth und Drang flüchtig gearbeitet, so die des griechischen Romans „Anthia und Abrokomas" von Xenophon von Ephesus (Leipzig 1775) und einige aus neuern Sprachen, wovon die „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Land des Freiherrn von Münchhausen" (London [Göttingen] 1787) das meiste Aufsehen gemacht haben. B. redigirte eine Zeitlang auch eine periodische Schrift: „Akademie der redenden Künste", 1790 begonnen, und nahm Theil an dem

„Journal von und für Deutschland" (von Göckingk), an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und der „Allgemeinen Literaturzeitung", endlich an Wielands „Deutschem Merkur". Eine Sammlung seiner sämmtlichen Schriften veranstaltete Reinhard (Göttingen 1796—98, 4 Bde.; neueste Ausgabe 1844, 4 Bde.). Derselbe gab auch B.s „Lehrbuch der Aesthetik" (Berlin 1815, 2 Bde.) nach seinen in Göttingen gehaltenen Vorlesungen und als einen Supplementband zu allen Ausgaben von B.s Schriften dessen „Aesthetische Schriften" (das. 1832) heraus. Die von Bohtz besorgte „Gesammtausgabe in Einem Bande" (Göttingen 1834) enthält auch alle bekannt gewordenen Briefe B.s und Althoffs treffliche, zuerst 1798 zu Göttingen unter dem Titel: „Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen &c." erschienene Biographie des Dichters. Eine solche lieferte auch Döring in einem Supplementbande zu dem berliner Nachdruck der „Werke B.s" (1824—25, 7 Bde.). Ueber des Dichters Leben sind noch zu vergleichen „B.s Briefe an Mariane Ehrmann, ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters, mit einer historischen Einleitung", herausgegeben von Th. F. Ehrmann (Weimar 1802); „B.s Ehestandsgeschichte, die Geschichte der dritten Ehe B.s" (Berlin 1812); „B.s letztes Manuskript" (Leipzig 1846); „B. und Müller, ein Briefwechsel" (Jüterbogk 1833); Daniel, „B. auf der Schule" (Halle 1845). Retzsch illustrirte mehre von B.s Balladen, Ruhl seine „Lenore" in 12 Umrissen (Kassel 1827) u. Führig den „Wilden Jäger" (5 Blätter mit kritischen Aufsätzen von A. Müller, Prag 1827). Die bedeutendsten Balladen B.s wurden in mehre europäische Sprachen übersetzt, namentlich „Lenore". Von O. Müller erschien (Frankfurt 1845) ein werthvoller Roman: „B., ein deutsches Dichterleben", welchen Mosenthal dramatisirte, und von E. Leonhard ein Gedicht „G. A. B." (Breslau 1851). Vgl. H. Pröhle, G. A. B., Leipzig 1856.

2) Elise, eigentlich Marie Christiane Elisabeth, geborene Hahn, geboren zu Stuttgart am 19. Nov. 1769, dritte Gattin des Vorigen, dem sie 1790 öffentlich ihre Hand in einem Gedichte antrug, welches in B.s Schriften (Bd. 2, S. 211) zu finden ist. B. nahm anfangs die Sache für einen Scherz und achtete nicht weiter darauf, gab aber dann auf Andringen seiner Freunde eine poetische Antwort, woran sich eine Korrespondenz knüpfte, in welcher B. in einem denkwürdigen Briefe seine ganzen früheren Lebensverhältnisse ohne Schleier hinstellte. B. reiste in den Osterferien 1790 nach Stuttgart und führte im Herbst sein „Schwabenmädchen" zum Altar. Die Ehe ergab sich bald als eine unglückliche, und B. empfand nur zu bald die Folgen der Zerstreuungssucht, Eitelkeit und offenbaren Untreue seiner Frau. Sie verließ ihn im Februar 1792 u. wurde am 31. März gerichtlich von ihm geschieden. Sie trat nun zuerst unter dem Namen Elisa B. auf der Bühne zu Hamburg und Altona auf, dann zu Hannover und Dresden, reiste zuletzt als Declamatrice und plastisch-mimische Darstellerin in Deutschland umher und † zu Frankfurt a. M. den 24. November 1833, nachdem sie in den letzten Jahren erblindet war. Man hat von ihr: „Gedichte" (Hamburg 1812), die Schauspiele „Adelheid, Gräfin von Teck" (das. 1799), „Das Bouquet und die Heirathslustigen" (Lemgo 1801) u. den Roman „Irrgänge des weiblichen Herzens" (Altona 1799).

Bürgergarden, s. Volksbewaffnung.

Bürgergehorsam (Bürgerstube), städtisches Gefängniß für Bürger zur Abbüßung leichterer Vergehen; auch als Schuldgefängniß dienend.

Bürgergeld, s. Bürgerrecht.

Bürgerkrieg, Krieg, der unter den Gliedern eines und desselben Staats, und zwar in der Regel um öffentlicher Interessen willen geführt wird. Beispiele von B.en bietet vornehmlich die Geschichte des Alterthums und der neuern Zeit, wogegen die Geschichte des Mittelalters nur im Innern der Republiken oder in der Form von Bauernaufständen oder bei Erbfolgestreitigkeiten solche innere Zerwürfnisse aufweiset. Wenn im Mittelalter ganze große Länder durch Privatfehden zerrissen wurden, so waren dies faustrechtliche Zustände, nicht eigentliche B.e, theils weil jene Fehden nicht um öffentlicher Interessen willen ausgefochten zu werden pflegten, theils weil das Fehderecht damals in dem Waffenrecht mit einbegriffen war und also Jedem zustand, der letzteres hatte. Große B.e führt besonders die römische Geschichte vor.

Bürgerkrone (Bürgerkranz), Auszeichnung für verdienstvolle Bürger. Schon in sehr frühen Zeiten war das Schmücken des Hauptes mit einem Kranze von grünen Zweigen und Blumen Zeichen der Liebe und Achtung. Bei den Römern erhielt die B. (corona civica), wer einem Bürger das Leben gerettet, und zwar wurde sie feierlich von dem Geretteten selbst überreicht. Sie galt als eine große Auszeichnung, war aus Eichenlaub gewunden und hatte die Aufschrift: Ob civem servatum. Sie wurde an öffentlichen Festlichkeiten getragen, berechtigte, im Theater zunächst den Senatoren zu sitzen, und die ganze Versammlung erhob sich ehrend vor dem Gekrönten. Später überreichten sie die Kaiser allein. Augustus hatte eine B. zwischen Lorbeerzweigen auf dem Giebel seines Hauses; sie war ein Ehrengeschenk des Senats.

Bürgerliche Ehe, s. v. a. Civilehe, s. Ehe.

Bürgerliche Güter, solche Güter, welche der städtischen Gerichtsbarkeit (wo solche noch besteht) und Polizei, sowie der Verpflichtung zu Kommunalabgaben unterworfen sind, dagegen auch die städtischen Realvorrechte und Realprivilegien genießen. Bürgerliche Stammgüter, sogenannte Erbgüter, sind in einigen deutschen Ländern, wo der alte gemüthliche Familiensinn ein rechtlich bedeutsames Element geblieben ist, solche Güter, die in bürgerlichen Familien vom Großvater oder von der Großmutter auf Enkel oder Enkelinnen vererbt worden sind und darum gesetzlich und nach dem Rechtszusatz, daß das, was einmal im Erbgang ist, im Erbgang bleiben muß, außerhalb der Familie ohne Zustimmung der zur Zeit nächsten Intestaterben außer im Falle wahrer („ächter") Noth nicht veräußert werden dürfen.

Bürgerliche Nahrung, Inbegriff aller Gewerbe, welche vermöge städtischer Privilegien nur in den Städten vermöge des Bürgerrechts getrieben werden konnten, wie es regelmäßig beim Handel, bei den zünftigen Gewerben und der Bierbrauerei der Fall war. Vergl. Bürger und Bürgerrecht.

Bürgerlicher Tod, Verlust oder Verminderung

der allgemeinen Rechtsfähigkeit. Im römischen Recht ist es die capitis deminutio maxima u. media. Erstere, Verlust der Freiheit und völlige Aufhebung der juristischen Persönlichkeit, war die Folge feindlicher Gefangenschaft, sowie verschiedener schwerer Verbrechen. Die capitis deminutio media war Verlust der Civität, des römischen Bürgerrechts, und trat ein durch jeden Verlust der Freiheit, sowie ebenfalls als Strafe. Die capitis deminutio maxima nahm alle Rechte, die media nur die Civilrechte. Eine dritte capitis deminutio, die minina, hob das Familienrecht im engeren Sinn, das Agnationsrecht, auf, nicht aber die öffentlichen Rechte, und gehört deshalb nicht hierher. Das ältere deutsche Recht kannte eine direkte Vernichtung der Persönlichkeit (consumtio famae) in seiner Friedlosigkeit, welche die Folge der Oberacht war. Zog sich nämlich ein Geächteter nicht binnen bestimmter Frist durch freiwillige Stellung vor Gericht aus der Acht, so verfiel er in die Oberacht, d. h. er verwirkte alle Rechtsfähigkeit, somit Stand, Rang, Gut und das Recht auf Schutz seiner Person. Mit dem Institute der Acht ist auch die Friedlosigkeit verschwunden, daher es heut zu Tage nicht mehr eine gänzliche Vernichtung jeder Rechtsfähigkeit, sondern nur noch eine Verwirkung bestimmter einzelner Rechte, also Verminderung der Rechtsfähigkeit, gibt. Die neueren deutschen Gesetzgebungen enthalten meist eine Reihe von Abstufungen dieser Ehrenschmälerung höheren oder geringeren Grades.

Bürgermeister, der von der Stadt oder dem Magistrat gewählte und an der Spitze derselben stehende Vorstand. Er hat die Direktion der Stadt, übt die städtische Polizei und Gerichtsbarkeit aus, vollzieht die Beschlüsse des Gemeinderathes, an dessen Konsens er überhaupt bei seinen meisten Handlungen gebunden ist. Bei seiner Wahl steht der Regierung gewöhnlich das Bestätigungsrecht zu. B. entstanden (nach dem Vorbild der römischen Konsuln) im 13. Jahrhundert, als die Bewohner der Städte durch Waffengewalt oder friedliche Uebereinkunft die Vogtei weltlicher und geistlicher Fürsten immer mehr beschränkten und durch Handel und Gewerbe, die Grundlage blühenden Wohlstandes, den Kaisern und Landesherren immer wichtiger wurden. Mit dem Rechte, einen B. zu wählen, hatten die Städte ihre Verfassung vollendet; sie standen dadurch selbstständig da, frei vom Einfluß landesherrlicher Behörden, bis mit der Ausbildung der Landeshoheit in neuerer Zeit die Landesregierungen wieder Einfluß gewannen und die Stadträthe sammt B.n als Unterbehörden sich subordinirten. Gewöhnlich haben die Städte zwei B., die neben einander regieren, oder von denen einer Ober-, der andere Unterbürgermeister heißt; ersterer besorgt namentlich die eigentlichen Verwaltungs- und die Polizeiangelegenheiten, letzterer die technischen, ökonomischen rc. Geschäfte. Zuweilen werden sie auf Lebenszeit gewählt, wie in Sachsen, gewöhnlich aber auf eine Reihe von Jahren, wie in Preußen, Bayern rc., wo sodann nach Ablauf der Frist zu einer neuen Wahl geschritten wird, bei welcher sie aber von Neuem gewählt werden können. In den freien deutschen und in den Schweizerstädten üben die B. nicht bloß die städtischen Vorrechte, sondern auch die Ehrenrechte des Staats aus, vertreten nicht nur die Stadt, sondern auch den Staat, empfangen und schicken Gesandte und werden im diplomatischen Verkehr mit dem Titel „Excellenz" und dem Pluralis majestaticus angeredet.

Bürgerrecht, die Gesammtheit der einem Bürger als solchem zustehenden Rechte. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie theils politischer, theils privatrechtlicher Natur. Zu den ersteren gehört die aktive und passive Wahlfähigkeit zu allen städtischen Aemtern und das Stimmrecht in den Gemeindeversammlungen. Privatrechtliche Befugnisse sind: das Recht des ständigen Aufenthalts innerhalb der Gemeinde; das Recht des Gewerbebetriebes oder der bürgerlichen Nahrung, soweit dasselbe nicht durch entgegenstehende Exklusivrechte von Innungen oder Zünften beschränkt oder von besondern Koncessionen der Staatsregierung abhängig ist; das Recht, innerhalb der Markungsgrenzen Grundbesitz zu erwerben; das Recht der bestimmungsmäßigen Benutzung der öffentlichen Anstalten der Stadt; das Recht der Mitbenutzung und Theilnahme am Gemeindegute, soweit nicht dessen Nutzungen nach den städtischen Statuten, Gewohnheit, Vertrag oder Urtheil Einzelnen oder einzelnen Klassen von Gemeindegliedern anfallen; für die männlichen Bürger das Recht, innerhalb der Stadt durch Heirath eine Familie zu begründen, sofern sie eine solche zu ernähren im Stande sind; das Heimatsrecht, das heißt das Recht, im Falle der Verarmung u. der Unfähigkeit zum eigenen Broderwerbe den nothwendigsten Lebensunterhalt aus städtischen Mitteln in Anspruch zu nehmen, sofern zu dessen Gewährung kein Anderer (Verwandter, Stiftung rc.) nach den Grundsätzen des Privatrechts rechtlich verpflichtet und vermögend ist. Dagegen legt das B. auch gewisse Bürgerpflichten, Bürgerdienste, bürgerliche Beschwerden auf. Jeder Bürger macht sich bei seiner Aufnahme verbindlich, für das Beste der Stadt möglichst mitzuwirken, sich der städtischen Obrigkeit zu unterwerfen, städtische Aemter zu übernehmen, gewisse Kommunaldienste zu leisten und die städtischen Abgaben, den Bürgerschoß, zu entrichten; diese sind entweder Pflichten eines jeden Bürgers (Personalschoß) und mit dem Besitz eines städtischen Grundstücks (Real- oder Erbschoß) oder mit dem Betrieb eines Gewerbes (Gewerbschoß) verbunden. Erworben wird das B. durch die Aufnahme zum Bürger; diese ertheilt der Rath der Stadt, doch bedarf er dazu bei Ausländern der Genehmigung von Seiten des Landesherrn oder landesherrlicher Kollegien, da die Erwerbung des Indigenats- und Staatsbürgerrechts vorhergehen muß. Demjenigen, der des B.s fähig ist, kann es der Rath auch nicht verweigern, und dieser kann von den Oberaufsichtsbehörden des Staats über das städtische Gemeinwesen zur Ertheilung desselben gezwungen werden. Früher pflegten wohl auch Landesherren Bürger ohne Konkurrenz des Raths, sogenannte Gnadenbürger, zu ernennen. Fähig zur Erlangung des B.s ist in der Regel jeder Unterthan des betreffendes Staats, welcher sich im Besitze des Staatsbürgerrechts befindet. Zuweilen wird auch die Religion, wonach z. B. in manchen Ländern Juden nicht Bürger werden können, sowie die Größe des Vermögens rc. berück-

sichtigt. Bei der Aufnahme zum Bürger muß man noch Bürgerskinder von anderen Personen unterscheiden; erstere sind geborne Bürger (cives originarii), wenn die Aeltern zur Zeit der Geburt das B. hatten. Uneheliche Kinder folgen dann ihrer Mutter, haben Anspruch aufs B., erlangen es aber erst, wenn sie die Erfordernisse, die das Gesetz vorschreibt, erfüllen, nämlich erlangte Mündigkeit, ein gewisses Vermögen, einen bestimmten Nahrungszweig rc. nachweisen; andere Personen werden nur durch die Aufnahme Bürger (cives recepti s. novi). Bei der Aufnahme wird der Name des neuen Bürgers in das Bürgerbuch (Bürgermatrikel, Bürgerrolle) eingetragen; derselbe leistet den Bürgereid, daß er den Bürgerpflichten nachkommen wolle, entrichtet an die Kämmerei der Stadt für seine Aufnahme das sogenannte Bürgergeld und empfängt dann den Bürgerbrief, eine Urkunde über seine Aufnahme. Personen, die sich ein besonderes Verdienst um eine Stadt erworben haben, oder die der Rath aus irgend einem Grunde auszeichnen will, ertheilt derselbe auch aus eigenem Antriebe das B., Ehrenbürgerrecht, und zwar ohne denselben die Bürgerpflichten mit zu übertragen oder von ihnen Erlegung des Bürgergeldes zu erlangen. Verloren geht das B. durch ausdrückliche Aufgebung, durch Wegziehen von einem Orte, ohne daß man sich jenes an demselben vorbehält, durch Verheirathung einer Frauensperson mit einem Bürger einer andern Stadt, durch Verlust des Unterthanenrechts, zur Strafe gewisser Verbrechen, welche Ehrlosigkeit zur Folge haben. Diese tilgt jedoch nicht die gemeinen B.e, sondern nur die politischen und Ehrenrechte.

Bürgerschule, allgemeine Benennung solcher städtischen Schulanstalten, worin die Kinder des Bürgerstandes eine ihrer vorauszusetzenden künftigen Stellung und Berufsthätigkeit entsprechende und darauf vorbereitende Schulbildung empfangen. Man gebraucht aber den Namen B. von Schulen, die hinsichtlich des Umfangs und Charakters des in ihnen ertheilten Unterrichts sehr von einander abweichen; man begreift nämlich die B.n bald unter den Volksschulen mit, bald unterscheidet man sie von diesen als eine besondere Klasse von Unterrichtsanstalten und nennt sie in diesem Sinne wohl auch Mittelschulen. So verschieden aber auch diese B.n hinsichtlich ihrer Einrichtung und ihres Unterrichtsplanes sein mögen, so unterscheiden sie sich doch in der Regel von den Dorf- oder gewöhnlichen Volksschulen dadurch, daß sie einestheils bei der größeren Anzahl der ihnen zu Gebote stehenden Lehrkräfte mehrfach abgestufte Klasseneintheilung haben, und daß anderntheils die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände, namentlich auch die sogenannten Realien in einer größeren Ausdehnung in ihnen betrieben werden, als in jenen, sowie sie auch, wenigstens in bevölkerteren Orten, schon einzelne Fächer des höheren Unterrichts, z. B. Geometrie, Technologie, Latein, Französisch (auch wohl Englisch) und Zeichnen, in ihren Lehrplan aufzunehmen pflegen. Man theilt die B.n in Rücksicht auf diese Auswahl ihrer Lehrgegenstände wohl auch in niedere, die sich wenig oder nicht von den gehobeneren Dorfschulen unterscheiden, und zu denen daher auch die in vielen Städten bestehenden Armen- oder Freischulen gezählt werden, und mittlere worin eine für den sogenannten mittleren Bürgerstand genügende Schulbildung erzielt wird. Man pflegt diese B.n dann einerseits den lateinischen Schulen und andererseits den Volksschulen entgegenzustellen, sie auch wohl, besonders wenn sie eine splendidere Ausstattung mit Lehrmitteln und Lehrkräften haben, höhere B.n zu nennen. Doch wird letzterer Ausdruck auch oft gleichbedeutend mit Realschule (s. d.) gebraucht. B.n in dem angegebenen Sinne sind erst in der neueren Zeit aufgekommen und eingerichtet worden. Auf die Nothwendigkeit einer gediegeneren Schulbildung für den Bürgerstand, die man namentlich durch gründlichere und umfassendere Behandlung der Realien und der Muttersprache bewerkstelligen wollte, wurde zwar schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hingewiesen, wie ja auch bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts einzelne solche B.n, z. B. die Realschule zu Berlin, ins Leben getreten sind; doch begnügte man sich in den meisten Städten, namentlich den kleineren, noch geraume Zeit mit Elementar-, also Volksschulen und lateinischen Trivialschulen, die an vielen Orten, wo Gymnasien bestanden, deren Vorbereitungsklassen umfaßten. Förderlich für das Bürgerschulwesen waren vor Allem die Bemühungen der Philanthropinisten im nördlichen Deutschland und die mit der Begeisterung für die kantische Philosophie zusammenhängenden Bestrebungen um weitere Ausbildung der pädagogischen Wissenschaft, und so geschah es, daß seit Anfang des 19. Jahrhunderts in den meisten Städten und Städtchen Deutschlands durch Umwandlung der bisherigen lateinischen Trivialschulen in B.n oder durch Abtrennung der unteren Klassen der Gymnasien von diesen, oder endlich durch ganz neue Stiftungen B.n von den angegebenen Abstufungen eingerichtet wurden, so daß es jetzt, wenigstens in Deutschland, wohl nur wenige Städte geben dürfte, wo für geeignete Schulbildung des heranwachsenden Bürgerstandes nicht durch solche Anstalten Sorge getragen wäre. Besonders anerkennenswerthen Eifer haben für diesen Zweig des öffentlichen Unterrichtswesens die Städte Leipzig, wo 1804 eine trefflich eingerichtete B. entstand, Magdeburg, Naumburg, Frankfurt an der Oder, Braunschweig, Mühlhausen, Nordhausen, Chemnitz, Zittau, Bremen, Lübeck, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Stuttgart u. v. a. bewiesen. Vergl. Natorp, Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen, Duisburg 1804; Harnisch, Die deutsche B., Halle 1830. Als Gegner der höheren B. traten besonders auf Niethammer in seiner Schrift: „Streit des Humanismus und Philanthropinismus“, Jena 1808, Bernhardi in „Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen“, das. 1818, u. Thiersch („Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland rc.“, Stuttgart 1838, 3 Bde.). Vgl. Schule, insbesondere auch Volksschule, Realschule.

Bürgerschoß, s. Bürgerrecht.

Bürgersprache, Name der Sammlungen von Rechtssprüchen der städtischen Gerichte, Aufzeichnungen des bei dem Schöffenstuhl der Stadt überhaupt üblichen Rechts der Küren oder Willküren, welche bald von der ganzen Bürgerschaft

bald auch nur vom Rathe der Stadt und einem Bürgerausschuß ausgingen, gewöhnlich in Fragen und Antworten getheilt waren und den Bürgern zu gewissen Zeiten vorgelegt zu werden pflegten.

Bürgerwehr, s. Volksbewaffnung.

Bürglen, Dorf im schweizerischen Kanton Uri, nahe bei Altorf, am Eingang des Schächenthals, 1450 F. über dem Meer, mit 1350 Einw. Dort wurde Tell geboren u. fand in dem angeschwollenen Schächenbach seinen Tod 1354, als er ein Kind zu retten suchte. An der Stelle seines Wohnhauses steht eine Kapelle.

Bürglitz (Pürglitz), Dorf der fürstlich fürstenbergischen Herrschaft im böhmischen Kreise Prag, Bezirk Rakonitz, an der Mies, mit einem 1110 erbauten alten Bergschloß, ehemals Schatzkammer und Staatsgefängniß. In der Nähe im Berannthal großartige Eisenwerke, Eisen- und Steinkohlengruben, auch Gypsarbeiten.

Bürgschaft (fidejussio), das dem Gläubiger geleistete Versprechen, neben dem Hauptschuldner für die Erfüllung der Verbindlichkeit desselben zu haften, also die Schuld desselben dann zu bezahlen, wenn dieser selbst sie zur rechten Zeit nicht sollte bezahlen können. Die B. kann bei allen Arten von Schulden eintreten, sobald solche nur rechtlich statthaft sind. Da ihr Zweck auf Sicherstellung des Gläubigers, und bloß hierauf, gerichtet ist, so kann sich auch der Bürge nur auf das verpflichten, was in der Hauptschuld liegt, und zu nichts Anderem, weder dem Gegenstande nach, noch so, daß er eine erst später fällige Schuld sogleich zu bezahlen verspricht, noch zu mehr, als die Hauptschuld beträgt, wohl aber zu weniger und auch auf strengere Weise, z. B. wenn er für eine einfache Forderung als Bürge eine Hypothek bestellt. Die Wirkung der B. gegenüber dem Gläubiger besteht darin, daß der Bürge und dessen Erbe bezahlen muß, wenn der Hauptschuldner nicht selbst Zahlung leistet, und zwar haftet der Bürge, wenn er sich nur schlechthin, das heißt ohne Einschränkung verbürgte, nicht bloß für die Hauptschuld, sondern auch für alle Accessionen derselben, als vertragsmäßige u. Verzugszinsen, Konventionalstrafe und etwaige Prozeßkosten. Verbindlichkeiten aber, die dem Bürgen nicht bekannt sein konnten, berühren ihn eben so wenig, als solche, die erst nachher, ohne in der Natur der Hauptobligation zu liegen, neu hinzugekommen sind. Verbürgt sich Jemand auf eine bestimmte Zeit, so haftet er nach deren Ablauf für die Zukunft nicht weiter. Wird aber von dem Bürgen eine bestimmte Frist seiner Haftung nicht gesetzt, u. nun der dem Hauptschuldner gesetzte Zahlungstermin, wenngleich ohne Wissen des Bürgen, verlängert, so dauert auch die Haftverbindlichkeit des Bürgen fort. Eine Modifikation des Umfangs der bürgschaftlichen Verpflichtung tritt dann ein, wenn die B. bloß darauf gerichtet wurde, was von dem Hauptschuldner nicht zu erlangen sein würde (fidejusssio indemnitatis, Schadloshaltung); dann kann der Gläubiger den Bürgen subsidiarisch nur auf so viel belangen, als er vom Schuldner nicht erlangen kann. Im Verhältnisse zu dem Hauptschuldner hat der Bürge, wenn und so weit er wirklich Zahlung leistete, das Recht, volle Schadloshaltung zu verlangen. Zur Milderung der strengen Rechtsgrundsätze rücksichtlich der Stellung des Bürgen sind für diesen mehre Rechtswohlthaten eingeführt, nämlich: 1) der Bürge kann verlangen, daß der Gläubiger, ehe er ihn belangt, vorerst den Hauptschuldner ausklage (beneficium ordinis sive excussionis), was aber wegfällt, wenn der Hauptschuldner abwesend oder in Konkurs gerathen ist; 2) der Bürge kann, bevor er den Gläubiger bezahlt, von diesem die Abtretung seiner Klagrechte gegen den Hauptschuldner verlangen (beneficium cedendarum actionum); 3) haben sich Mehre zusammen demselben Gläubiger gegenüber verbürgt, so kann der auf das Ganze in Anspruch genommene Mitbürge verlangen, daß er zunächst nur auf seinen Antheil belangt werde (beneficium divisionis). Uebrigens versteht sich von selbst, daß dem Bürgen gegen den Gläubiger alle die Einreden zustehen, welche der Hauptschuldner gehabt hätte, es sei denn, daß die B. mit der Absicht übernommen worden wäre, eben gegen diese Einreden den Gläubiger zu sichern, oder daß die Einreden rein persönlicher Natur wären. Es läßt sich denken, daß für eine bestehende B. wiederum eine B. übernommen wird (fidejussio fidejussionis), entweder zu mehrer Sicherheit des Gläubigers, so daß für den Bürgen noch ein Anderer als Bürge zu haften verspricht: Afterbürge, oder zu mehrer Sicherheit des Bürgen, so daß Jemand diesen schadlos zu halten verspricht, falls er Zahlung für den Hauptschuldner leisten muß: Rückbürge. Ueber die besonderen Grundsätze für Verbürgungen von Frauenspersonen s. Intercession. Das deutsche Recht hat an den römisch-rechtlichen Grundsätzen über B. etwas Wesentliches nicht geändert; nur im Wechselrechte sind einige Eigenthümlichkeiten hervorzuheben. Geschieht nämlich die Uebernahme einer B. für den Wechselschuldner durch eine offene Bürgschaftserklärung, sei es mit oder ohne Unterwerfung unter die formelle (prozessualische) Wechselstrenge, so ist sie als ein gewöhnliches Schuldversprechen und nach den allgemeinen Grundsätzen der B. zu beurtheilen. Es kann aber auch die Verbürgung in Form eines Wechselversprechens geschehen, u. dann ist die Verbindlichkeit des Bürgen als wirkliche Wechselschuld zu behandeln. Die Form dieser Verbürgung ist besonders häufig die des Avals, wenn nämlich der Bürge seinen Namen unter den des Ausstellers, Indossanten, oder Acceptanten schreibt; dies hat die Wirkung, daß die mehren Unterzeichner solidarisch, also mit Ausschluß der Einrede der Theilung, als Wechselschuldner haften.

Bürgstadt (Bürstadt), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, Landgericht Miltenberg, links am Main, mit 1600 Einw., bedeutendem Obst- und Weinbau.

Bürkel, Heinrich, geboren 1802 in Pirmasens, war für den Kaufmannsstand bestimmt, verließ aber denselben und arbeitete 5 Jahre bei einem Friedensrichter als Schreiber, besuchte dann 1824 die münchener Kunstakademie, und 1831 Italien und lebt seit seiner Rückkehr 1833 in München. B. malt Landschaften mit Thier- und Figurenstaffage, auch Scenen aus dem Volksleben. Von seinen Bildern sind der Morgen in Tyrol und Ruhe der Maulthiertreiber auf dem tyroler Jaufengebirge auch als Lithographie von F. Hohe verbreitet; ferner sind zu nennen: eine Schlägerei vor einem Wirthshause, eine Kameel- und Bärenführerbande im Hochgebirge, die Campagna von Rom u. A. m.

Bürschen, beliebte Jagdmethode mit der Büchse auf Hochwild, wird gegen Abend oder in den frühesten Morgenstunden bis nach Sonnenaufgang, manchmal auch in den Mittagsstunden geübt, wenn das Wild auf jungen Schlägen, waldbekränzten Wiesen und Feldern Aesung sucht u. von da wieder zum Holze geht, und besteht darin, daß sich der Jäger dem erspähten Wild unter Vermeidung jeglichen Geräusches und Benutzung jedes irgend deckenden Gegenstandes auf Schußweite zu nähern sucht (Bürschgang), oder so, daß zwei Jäger zusammengehen und laut mit einander reden, bis sie einen zum Verstecken geeigneten Ort finden, wo der eine dann fortgeht und sich vom Rudel beobachten läßt, während der andere sich schußfertig macht. Manchmal läßt sich auch das Wild beschleichen, indem man es durch Pfeifen u. Gesang täuscht. Die Bürschzeit ist die Zeit, in welcher man, ohne Schaden für den Wildstand und mit dem größten Nutzen für die Küche, Hochwild schießt. Alte Thiere schießt man nur von Mitte August bis December, Hirsche vom Juli bis Mitte September. Schmalthiere, Spießer und Kälber von Pfingsten bis in den December, Rehböcke und Damwild das ganze Jahr hindurch.

Bürsten, Instrumente, welche sowohl zur Reinigung von Tuchwaaren u. andern Stoffen, als auch zum Auftragen von Schleif- und Polirmitteln, überhaupt bei technischen Verrichtungen dienen. Außer den Schweinsborsten benutzt man auch Ziegen-, Pferde- u. Dachshaare zur Verfertigung von B., ja sogar Reis- u. gemeines Stroh zu sogenannten Scheuerbürsten. Gewöhnlich faßt man die B. in Holz (Bürstenholz) von der Rothbuche, vom Ahorn-, Birn- u. Zwetschenbaum, kleinere in Horn, Perlmutter, Elfenbein etc. Da die Borsten der Länge und Stärke nach verschieden sind, so werden sie erst sortirt, dann durch den Ueberziehkamm (eine Reihe von starken stählernen, 6 Zoll langen, auf einem Bret senkrecht stehenden Stiften) mehrmals durchgezogen und gereinigt. Weiße Borsten wäscht man mit Alaun- oder Kalkwasser, rothe färbt man mit Fernambuk und Alaun, gelbe mit Safran oder Avignonkörnern, grüne mit Grünspan u. Salmiak, violette mit Brasilienholz oder Hollunderbeeren. Die Fügung der Borsten in die Hölzer kann auf dreierlei Weise geschehen. Bei der Rauharbeit gehen die Löcher nicht durch das Holz, sondern es werden die durch Aufstoßen auf den Tisch gleich gerichteten Wurzeln des Borstenbüschels mit ungebleichtem Garn festgebunden, in geschmolzenes, recht zähes, schwarzes Pech getaucht, in die Löcher gedreht und dann die so eingesetzten Borsten mit der Scheere gleich gemacht. Bei der eingezogenen Arbeit werden die Büschel in der Mitte zusammengebogen und daselbst durch Draht festgehalten, wozu sich Messingdraht am besten eignet. Die Löcher werden ganz durchgebohrt und sind unten etwas enger als oben. Man steckt den Draht durch ein Loch, legt das Bündel in der Mitte auf denselben, führt ihn durch dasselbe Loch wieder zurück, zieht stark an und fährt so fort, bis der Länge nach eine Reihe fertig ist. Ist das letzte Loch ausgefüllt, so schlingt man die Enden des fortlaufenden Drahts fest in einander. Wenn eine Reihe fertig ist, legt man sie flach auf den Hanstock, der von Blei ist und unten auf einem starken Holz ruht, und haut mit dem Haumesser, einem Beil mit gerader Schneide, das Ueberflüssige der Borstenreihe ab. Zur Verdeckung des Drahtes an der Oberseite leimt man eine dünne Holzplatte darüber. Kleine Beinbürstchen werden so eingezogen, daß die Fassung aus dem Ganzen besteht und die Löcher oben doch nicht sichtbar sind. Bei der gedrehten Arbeit werden die Borsten weder in Büschel getheilt, noch in Löcher gesteckt, sondern man schneidet sie an beiden Enden in gleiche Länge, steckt sie in einen in der Mitte zusammengelegten Draht und dreht eine Kurbel, so daß sich mit dem Draht auch die zwischen ihm befindlichen Borsten winden. Diese Drahtbürsten dienen zum Reinigen von Flintenläufen, Pfeifenröhren, Krügen, Flaschen, Gläsern etc. Noch erwähnen wir eine neue Bürstenfabrikation, die sich durch festeres Einsetzen der Borsten empfiehlt. Hierbei werden nicht die Haarbüschel in einzelne Löcher eingesetzt, sondern die vordere Seite des hölzernen Rückens wird mit mehren koncentrischen ringförmigen Nuthen versehen, die sich nach innen schwalbenschwanzförmig erweitern, die Büschel in Pech getaucht und neben einander in die Nuthen eingesetzt und so platt gedrückt, daß sie in der Richtung des Radius breiter werden und sich fest einklemmen. Statt schwalbenschwanzartiger Nuthen kann man auch cylindrisch ausgedrehte Nuthen anwenden, die aber an beiden Seitenwänden mit mehren Furchen oder einem Schraubengewinde zu versehen sind, deren Hervorragungen sich in die Haarbüschel eindrücken und diese so festhalten. Behufs der Herstellung von Bürstenwaaren bedient man sich in der neuern Zeit auch besonderer, die Arbeit sehr fördernder Maschinen. Nach dem verschiedenen Gebrauch unterscheidet man Kleider- oder Kehrbürsten, Schuhbürsten, mit mehr oder weniger harten Borsten; Sammtbürsten, mit weichen Borsten; Glanzbürsten, mit ganz weichen Borsten von Ziegenhaaren, zum Blankbürsten lederner und metallener Gegenstände dienend; Wichsbürsten, weich oder scharf, zum Auftragen der Wichse und zum Glänzendbürsten derselben dienend; Zahnbürsten und Haarbürsten, beide mit kurzen scharfen Borsten; Bartbürsten, zum Aufstutzen und Reinigen des Barts Nagelbürsten, zum Reinigen der Fingernägel; Kardetschenbürsten, zum Reinigen der Pferde von Staub; Flaschenbürsten, zum Reinigen der Flaschen; Hutbürsten, zum Abbürsten der Hüte, daher weich u. sanft; Metallbürsten, mit kurzen steifen Borsten u. langem Griff, zum Blankbürsten metallener Gegenstände etc. B. von feinem Metalldraht dienen zum Bürsten des Tuchs, zum Blankmachen gußeiserner Waare etc. Die besten Bürstenwaaren liefern in Deutschland Wien, Berlin, Dresden, Altenburg, Tübingen, Nürnberg, Fürth.

Bürzel, der Endtheil des Rückgrats bei den Vögeln oder der Theil am Hinterleibe ihres Körpers, welcher dem Schwanz der Säugethiere analog ist, aus falschen Wirbelbeinen mit Muskeln, Drüsen und Fett besteht, eine große Beweglichkeit hat und auch die Schwanzfedern enthält; dann der kurze Schwanz gewisser Thiere, besonders in der Jägersprache der Schwanz der Hirsche und des Schwarzwildprets.

Büsch, Johann Georg, verdienstvoller Mathematiker u. Schriftsteller über den Handel, Begründer der hamburger Handlungsakademie, geboren zu

Altenweding im Lüneburgischen den 3. Jan. 1728, kam mit seinem Vater, einem Geistlichen, frühzeitig nach Hamburg und studirte von 1748 an in Göttingen Theologie, sowie historische, philosophische u. mathematische Wissenschaften u. ward 1756 mit Ebeling Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg, wo er zugleich der von ihm gegründeten Handelsakademie vorstand u. den 5. Aug. 1800 †. B. machte sich besonders durch die von ihm ins Leben gerufenen Anstalten u. großartigen Verbesserungen im Gemeindeleben verdient. Er war es, der die hamburger Armenanstalt zu der vorzüglichsten in Europa erhob. Er war die Triebfeder zur Gründung einer Handwerks- und Navigationsschule und der seit 1765 bestehenden Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. Durch ihn wurde jene Association zur Verbürgung hypothekarischer Anleihen auf sichere städtische Grundstücke errichtet, durch welche Hamburgs Wohlstand u. dessen früher so sehr gesunkener hypothekarischer Kredit außerordentlich schnell stieg, während zugleich dem bisherigen verderblichen Geldwucher für immer gesteuert und der rechtmäßige Werth der Grundstücke wieder hergestellt wurde. Auch die hamburger Brandassekuranz verdankt ihm ihre Existenz, sowie die Rettungsanstalten für im Wasser oder durch Dampf Verunglückte; selbst das Straßenpflaster Hamburgs erhielt durch ihn erst seinen guten Zustand, sowie auch die Ueberströmungen der Elbe an seinen Wasserbauten ihre Grenzen fanden. Auch rief er eine Privatanstalt zur unentgeltlichen Heilung u. Verpflegung armer Kranken ins Leben. B. war überdies einer der gemeinnützigsten und praktischsten Schriftsteller. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die vorzüglichsten: „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel“ (Hamburg 1781; fortgesetzt von Bredow, 4. Aufl., das. 1810, 2 Bde.); „Handlungsbibliothek“ (mit Ebeling herausgegeben, das. 1784—97, 3 Bde); „Erfahrungen“ (das. 1790 bis 1802, 5 Bde.); „Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaft“ (Altona 1796—98, 3 Bde.; 3. Bd. auch unter dem Titel: „Praktischer hamburger Briefsteller für Kaufleute“, 7. Aufl., von Schleier, 1841); „Geschichtliche Darstellung der am Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen großen Handelsverwirrungen“ (Hamburg 1800, 2 Bde.; 2. Aufl. 1817); „Vom Geldumlauf“ (2. Aufl., das. 1800, 2 Bde.). Seine „Sämmtlichen Schriften über Banken und Münzwesen“ erschienen zu Hamburg 1801; neue Ausgabe 1824; seine „Sämmtlichen Schriften“ zu Zwickau (1813—16, 16 Bde.); seine „Sämmtlichen Schriften über Handlung“ zu Hamburg (1824—27, 8 Bde.). Erwähnung verdienen noch sein „Versuch einer Mathematik zum Nutzen u. Vergnügen des bürgerlichen Lebens“ (1. Theil: Reine Mathematik, 4. Aufl. 1798; 2 Thl.: Hydrostatik und Hydraulik, 1790; 3. Thl., 3 Bde., 1. Bd.: Bürgerliche Baukunst, 1800; 2 Bd.: Wasserbaukunst, fortgesetzt von Wiebeking, 1802; 3. Bd.: Wasserbaukunst von Wiebeking, 1804; 4 Thl.: Optik, Dioptrik u. Katoptrik, fortgesetzt von Brodhagen, 1802), sowie die Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften“ (Hamburg 1795). Als England beim Ausbruch des französischen Kriegs den deutschen Seehandel so drückte, daß die neutrale Flagge ihrer Auflösung sichtlich entgegenging, schrieb B.: „Ueber die durch den jetzigen Krieg veranlaßte Zerrüttung des Seehandels“ (Hamb. 1793; Nachtrag 1794; völlig umgearbeitet unter dem Titel: „Ueber das Bestreben der Völker neuerer Zeit, einander in ihrem Seehandel recht wehe zu thun“ (das. 1800). Einen nochmaligen Versuch, das Völkerseerecht für Deutschland zu retten, machte er 1795, bei Gelegenheit der baseler Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Frankreich. In einem Aufsatze über Völkerseerecht suchte er auf die deutschen, und in seiner Schrift: „Du droit des gens maritime considéré comme l'objet d'un traité de commerce à annexer à celui de pacification entre la France et Allemagne“ (Par. 1796; deutsch „Das Völkerseerecht“, Hamburg und Altona 1801) auf die französischen Machthaber belehrend zu wirken. Er selbst schildert die mannichfachen Richtungen seiner Geistesthätigkeit in dem Schriftchen: „Ueber den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit“ (1794). Hamburg ehrte seinen großen Bürger durch ein würdiges Denkmal. Ueber B.' Leben und Wirken schrieben J. H. B. Nölting (Hamburg 1800), Thieß (Gelehrtengeschichte von Hamburg), J. J. Eschenburg (Braunschw. 1800), Woltmann (Geschichte u. Politik, 1800), Baur (Gallerie historischer Gemälde) und Meusel.

Büschel (fasciculus), derjenige Blüthenstand, wenn am Ende des Stengels dicht beisammenstehende, kurz gestielte Blüthen befindlich sind. Davon die Bezeichnungen: büschelartig, büschelförmig, büschelig (fasciculatus, fascicularis), z. B. büschelförmige Blätter, folia fasciculata, wenn mehre Blätter fast aus Einem Punkte entspringen und ziemlich an einander liegen, od. wenig von der Spitze entfernt fast dieselbe Richtung verfolgen.

Büschelkrankheit (auch Hörnerkrankheit), nach den Beobachtungen der Bienenfreunde ein Auswuchs oder feiner Saft auf dem Kopfe der Bienen, der die Gestalt gelber Büschel annimmt u. in 2, 3 u. mehr Aesten ausgeht. Grund u. Ursache dieser Krankheit ist noch nicht ermittelt, aber durch Erfahrung dargethan, daß sie keinen schädlichen Einfluß auf die Bienen äußert, da man in dem gesündesten Stock mit der B. behaftete sogenannte Hörnler findet, die so munter u. fleißig sind wie alle übrigen Bienen.

Büsching, 1) Anton Friedrich, der Begründer der neuern Geographie, geboren den 27. Sept. 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippischen, besuchte die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle und studirte dann daselbst Theologie. Nachdem er 1743 die Magisterwürde erlangt hatte, begann er Vorlesungen über alttestamentliche Exegese, nahm aber 1748 eine Hauslehrerstelle bei dem Sohne des dänischen geheimen Raths von Lynar an, mit dem er 1749 nach Petersburg reiste. Im Jahre 1750 kehrte er nach Itzehoe zurück u. begann hier seine große Erdbeschreibung. Im Jahre 1752 gab er seine Lehrerstelle auf und beschäftigte sich bis 1754 in Kopenhagen mit Vollendung seines geographischen Werks, wurde dann 1754 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen berufen und heirathete 1755 hier seine Verlobte Christiane Dilthey, welche kaiserliche gekrönte Dichterin und Ehrenmitglied der göttinger gelehrten Gesellschaft war. Als Adjunkt der theologischen Fakultät schrieb er die Inauguraldissertation: „Epitome theologiae e solis sacris literis conciu-

natae et ab omnibus rebus et verbis scholasticis purgatae"; weil er aber in einem neuen vermehrten Abdruck derselben von der gangbaren Schuldogmatik abweichende Sätze aufstellte, wurde er der Heterodoxie beschuldigt u. ihm 1757 nicht nur untersagt, theologische Vorlesungen zu halten, sondern auch die Erlaubniß, dergleichen Schriften drucken zu lassen, verweigert. B. gab dadurch seinen theologischen Lehrstuhl auf u. wurde 1759 ordentlicher Professor der Philosophie, fand sich indeß bewogen, 1761 einem Ruf nach Petersburg als Pfarrer der dortigen lutherischen Gemeinde zu folgen. Mißhelligkeiten mit einer ihm feindlichen Partei veranlaßten ihn, 1765 seine Entlassung zu nehmen, obgleich ihn seine Gemeinde zurückzuhalten und die Kaiserin für die petersburger Akademie zu gewinnen suchte. Er ließ sich zunächst in Altona nieder u. folgte bald darauf einem Ruf als Direktor des Gymnasiums am grauen Kloster u. Oberkonsistorialrath nach Berlin, wo er den 22. Mai 1793 †. Aus seinen zahlreichen theologischen, pädagogischen, historisch-geographischen und biographischen Schriften heben wir heraus: „Erdbeschreibung" (1.—11. Theil, Hamburg 1754—1792, die ersten Theile in 8 Auflagen; 10 Thle., Europa; 11. Theil, Asien, von Sprengel und Wahl bis 1807 fortgesetzt; vom 12. Theil, Afrika, ist nur der 1. Band von Hartmann da, 1799, und vom 13. Theil, Amerika, 1799—1803, nur 6 Bände, von Ebeling), das erste Werk, welches die Geographie wissenschaftlich und mit einiger Vollständigkeit behandelte, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, aber in Folge der ganz veränderten politischen Verhältnisse unbrauchbar geworden; „Allgemeine Anmerkungen über die symbolischen Bücher &c." (Hamburg 1770, 2. Aufl. 1771); „Untersuchung, warum und durch wen der freien evangelisch-lutherischen Kirche die symbolischen Bücher zuerst auferlegt worden" (Berlin 1789); „Magazin für Historiographie und Geographie" (Hamburg 1767—93, 25 Bde.); „Beiträge zur Lebensgeschichte merkwürdiger Personen" (das. 1783—89, 6 Bde.); „Neueste Geschichte der evangelischen Brüderkonfessionen in Polen" (Halle 1784—87, 3 Bde.); „Grundriß zu einer Geschichte der Philosophie" (Eisfeld 1772—1774, 2 Theile.

2) **Johann Gustav Gottlieb**, ein um die altdeutsche Literatur, sowie um die deutsche Kunst u. Alterthumskunde verdienter Schriftsteller, Sohn des Vorigen, den 19. Sept. 1783 zu Berlin geboren, machte seine Studien zu Erlangen und Halle und wurde 1806 Referendär bei der Regierung zu Berlin. Als Kenner der deutschen Kunst u. Alterthumskunde erhielt er 1810 den Auftrag, die säkularisirten Stifter und Klöster zu bereisen, um die in denselben verborgenen wissenschaftlichen und Kunstschätze ans Licht zu ziehen, wurde im folgenden Jahre königlicher Archivar in Breslau, habilitirte sich 1816 an der dortigen Universität u. erhielt 1817 eine außerordentliche und 1823 die ordentliche Professur der Alterthumswissenschaften. Er † den 4. Mai 1829. Er war der Begründer des Vereins für schlesische Geschichte und Alterthümer. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Sammlung deutscher Volkslieder" (mit Melodien, Berlin 1807); „Buch der Liebe" (das. 1809, Bd. 1); „Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie" (das. 1812); „Leben Götz' von Berlichingen" (Breslau 1813).

Büse (Häringsbüse oder Binse), flütenartiges, besonders zum Häringsfang dienendes Fahrzeug, das am Hintertheil über dem Wasser stark eingezogen und mit einem hohen, einfach übersetzten Hauptmaste versehen ist, an welchem man zwei breite Rahsegel, u. einem kleinen Hintermast, an welchem man Ein Rahsegel, zu befestigen pflegt. Es hält ungefähr 60 Tonnen.

Büffel, Aloys Joseph, fruchtbarer belletristischer Schriftsteller, geboren den 15. März 1789 am Hochanger bei Loser im Salzburgischen, widmete sich den Kameralwissenschaften und war seit 1814 Sekretär bei der Generaladministration der königlich bayerischen Posten zu München, wo er den 27. Mai 1842 †. Unter seinen Schriften sind als die bedeutendsten zu nennen: „Poetische Blüthen" (Amberg 1819); die Dramen: „San Pietro von Bastelica", „Hero und Leander", „Graf Albrecht von Altenburg", „Zapolyas", „Prokris und Kephalos", „Das St. Johanniskind" und „Winckelmann"; die Romane: „Die Hochalpe", „Die Pilgernächte des Meisters Tisotheus", „Irr- und Minnefahrten des Ryno-Noryr" und die in der „Charitas" für 1843 abgedruckte Novelle: „Stainer, der Geigenmacher". Im J. 1831 erschien sein „Sonettenkranz aus den norischen Alpen", 1833 der Romanencyklus: „Das Lebewohl Otto's I., Königs von Griechenland", und 1836 die klangvollen Canzonen: „Des Kaisers Schatten", die Gauby's Kriegsliedern an die Seite gesetzt werden dürfen.

Büßende, diejenigen Christen, welche wegen grober Vergehungen, durch die sie der Gemeinde ein Aergerniß gegeben haben, die von der Kirche vorgeschriebenen Strafen erleiden (s. Kirchenzucht). Schon im Judenthum bestanden für die Uebertreter des Gesetzes drei Arten von Buße: Absonderung, Verwünschung, völlige Ausschließung. Die Verwünschung (Anathema), welche eine temporäre Ausschließung aus der Gemeinde zur Folge hatte, wurde als Strafmittel auch von den Aposteln beibehalten. Nach der apostolischen Zeit begnügte man sich, Mitglieder, welche sich gröblich vergangen hatten, ein öffentliches Bekenntniß vor der ganzen Gemeinde ablegen zu lassen, worauf sie wieder aufgenommen wurden. Als im 3. Jahrhundert der sittliche Eifer der Christen mehr u. mehr erkältete, wurde die Bußzucht geschärft. Die Vergehungen, welche Ausschließung vom Abendmahl und vom Gottesdienst überhaupt nach sich zogen, waren Abfall vom Christenthum, Gotteslästerung, Mord, Ehebruch u. dergl. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts wurde die Bußzucht mehr geregelt. Die B.n wurden in vier Klassen eingetheilt, gemäß den vier Graden der Bußübung, die sie zu bestehen hatten. Im ersten Grade mußten sie als Weinende vor der Kirchthüre im Vorhofe knieen u. die Ein- und Ausgehenden um ihre Fürbitte anflehen; im zweiten Grade wurde ihnen als Hörenden innerhalb der Thüre ein Raum in der Vorhalle der Kirche angewiesen, wo sie stehend der Predigt zuhören durften; im dritten Grade befanden sie sich als Knieende im Schiffe der Kirche, wo die Katechumenen standen, mußten aber während der Versammlung knieen u. mit den Katechumenen vor der Abendmahlsfeier sich entfernen; im vierten Grade endlich durften sie als Stehende unter den Gläubigen stehend bis zu Ende der Kommunion dableiben. Der Uebergang

aus einer Bußstufe zur andern geschah unter Handauflegung und Gebet des Priesters. Wenn der B. alle vier Stationen überstanden hatte, so wurde er absolvirt und wieder zum Abendmahl zugelassen. Wie lange der B. auf einer Stufe verharren mußte, das wurde vom Bischof bestimmt, der auch wohl ein oder zwei Stufen ganz erlassen durfte. Um indessen die B.n vor der Willkür der Bischöfe sicher zu stellen, wurde von der Kirchenversammlung von Elvira (305) und (318) von den Synoden zu Ancyra und Neucäsarea die Dauer der Bußzeit für jedes Vergehen festgesetzt. Todesgefahr beschleunigte die Wiederaufnahme. Im Morgenlande wurde durch den Patriarchen Nectarius (390) die Disciplin der B.n wieder der Willkür der Bischöfe anheimgegeben. In der abendländischen Kirche beschränkte man die öffentliche Buße auf wenige auffallende Vergehen und forderte bei geringeren nur ein vor dem Priester abgelegtes Bekenntniß (confessio secreta). Für jene aber, die mit Exkommunikation bestraft wurden, waren die empfindlichsten Strafen ersonnen. Außer geringeren Unannehmlichkeiten, als: stundenlangem Knieen, Abscheeren des Haupthaares, Anlegung eines Büßerhembes, beschwerlichen Wallfahrten 2c., wurde den B.n aufgegeben, auf alle geselligen Freuden zu verzichten, keine Bäder zu brauchen; die Weiber mußten beständig verschleiert gehen; Unverehelichte durften während der Bußzeit nicht heirathen; die Verehelichten mußten den Eid der Enthaltsamkeit leisten. In Afrika mußten die B.n sogar die Todten begraben. Seit dem 9. Jahrhundert ward die bequeme Auskunft gebräuchlich, sich von beschwerlichen Bußübungen durch ein der Kirche dargebrachtes Aequivalent an Geld loszukaufen, woraus dann der Ablaß entstand. Im 9. Jahrhundert kam auch anstatt der veralteten Bußstationen die Sitte auf, die B. während der Fastenzeit in einem Nebengebäude einzuschließen und durch besondere Uebungen der Absolution würdig zu machen. Der alte Rigorismus der Bußzucht besteht jetzt in keiner christlichen Kirche mehr. Wo jetzt noch Ehebrecher, gefallene Mädchen 2c. als B. vorkommen, da ist nicht an ein wirkliches Büßen im alten Sinne, sondern an eine symbolische Ceremonie zur Beschämung und Abschreckung zu denken. Die katholische Kirche behauptet gegenwärtig zwar noch die Zweckmäßigkeit der Büßungen, beschränkt aber ihre Kirchenzucht auf Fasten, Almosen, Schenkungen und Wallfahrten.

Büste (ital. busto), plastisches Kunstwerk in vollrunder Arbeit, welches einen menschlichen Kopf mit einem Theile der Brust (daher Brustbild) darstellt, unmittelbar auf einer runden oder viereckigen Basis ruht, sich dadurch von der Herme unterscheidet u. aus Marmor, Gyps, Metall, Holz, oder Wachs verfertigt ist. B.n mit ganzem Oberleibe bis an die Hüften sind ungewöhnlich und unzweckmäßig, da es der Kopf als Sitz des Denkens und Spiegel des Geistes, die Brust als des Lebens, und der beide vermittelnde Hals ist, die sie darstellen wollen. Sie werden in Porträt- und Idealbüsten eingetheilt. Während die ersteren das Brustbild einer bestimmten Person geben, sind die letzteren vom plastischen Künstler erfundene individuelle Bildungen idealen Charakters. Auch bei ihnen pflegt der plastische Künstler wirklich existirende Personen als Modelle zu gebrauchen, denen er freilich einen seiner Idee entsprechenden Ausdruck gibt. Gewand, Kopfschmuck, Attribute 2c. können allein in Wahrheit niemals idealisiren. Da es nur ein ruhiges geistiges Gepräge ist, welches die B. auszudrücken hat, so ist es natürlich, daß die Arme fehlen, welche auf den handelnden Menschen deuten. Die alte griechische Plastik stellte keine B.n, sondern bloß vollkommene Gestalten dar; erst später, als man zu porträtiren anfing, kamen die B.n auf, die man nun in Vorhallen, Begräbnißstätten, Bibliotheken, Tempeln, Gymnasien, Palästen aufzustellen pflegte. Bei den Römern waren die Ahnenbilder von Wachs, standen in den Atrien in verschlossenen Nischen und wurden bei feierlichen Prozessionen vorgetragen und bei öffentlichen Reden auf dem Markte aufgestellt. Dazu berechtigte aber nur das Jus imaginum, das Vorrecht, Bildnisse von Vorfahren zu haben, welche mit der Sella curulis verbundene obrigkeitliche Würde bekleidet hatten. Zur Kaiserzeit waren die B.n sehr beliebt. In der Basis waren gewöhnlich Inschriften eingegraben. Viele antike B.n von Marmor oder Metall haben sich noch erhalten, Bildnisse von Homer, Socrates, Plato, Euripides, Cäsar 2c., wie auch von Cäsaren und ihren Gemahlinnen. Doch muß man bei der Beurtheilung der Inschriften vorsichtig sein, da sie oft spätern Ursprungs und nicht selten neue Köpfe auf Basen mit alten Inschriften gesetzt sind.

Buet, le, ein 9600 Fuß hoher Alpenstock in Savoyen, nordwestlich vom Chamounythal, der eine ganz Wallis vom St. Gotthard ab u. viele savoyische Thäler und Berge bis in die Dauphiné umfassende Aussicht darbietet. Obwohl er das ganze Jahr hindurch mit einer harten, dicken Schneelage überdeckt ist und im Nordosten u. Nordwesten mächtige Gletscher sich bis an seine senkrechten Wände erstrecken, wird er doch, seit die Brüder de Lüc ihn am 20. Sept. 1770 zum ersten Mal erstiegen, von Reisenden, besonders im Hochsommer, häufig besucht. Ein beschwerlicher Pfad führt von Couteraie im Valorsinethal, ein weit bequemerer über Servoz, das Villythal und den Col de Salenton auf seinen Rücken.

Bütow, Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, am gleichnamigen Fluß, ist Sitz eines Kreisgerichts, hat ein Schloß, 3 Kirchen u. 3646 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht, Branntweinbrennerei u. Tuchweberei treiben. B., zuerst 1346 urkundlich erwähnt, gehörte bis 1460 dem deutschen Orden, dann den pommerschen Herzögen als Lehen, kam nach Bogislaws XIV. Tode 1657 an Brandenburg und wurde in Folge dessen Sitz eines Landeshauptmanns.

Büttel, s. v. a. Gerichtsdiener.

Büttner, s. Böttcher.

Bützow, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, am Zusammenfluß der Warnow und Nebel, hat ein altes Schloß (jetzt Kriminalgefängniß), eine der schönsten alten Kirchen des Landes, eine große Papierfabrik und 4257 Einwohner, welche Prahmschifffahrt nach Rostock, Blutegelzucht und Bierbrauerei betreiben. In der Nähe das Staatszuchthaus Dreibergen. B. erscheint mit dem 14. Jahrhundert als Stadt, wurde 1627 von den Kaiserlichen eingenommen, 1706 durch 80—90 französische Refugiés bevölkert und erlitt 1716 eine große Feuersbrunst. Es hatte von 1760—89 eine Universität u. ist Geburtsort des Mineralogen C. G. Karsten.

Buffalmaco, Buonamico di Christofano, nach Vasari alter florentinischer Maler und Schüler des Andrea Tafi, nach Andern des Taddeo Gaddi, nach den neuesten Untersuchungen eine erdichtete Person, entstanden aus einer Verschmelzung der Nachrichten Ghiberti's von einem Maler Buonamico mit jenem lustigen Charakter und seinem stehenden Beinamen B. in den Novellen des Boccaccio und des Sacchetti, der Träger einer Anzahl schnurriger Maleranekdoten. Man schreibt B. die in großartig phantastischem Charakter ausgeführte Passion Christi in der Halle des Campo Santo zu Pisa zu.

Buffalo (engl.), Büffel, Auerochs.

Buffalo (spr. Böffälo), Hauptstadt der Grafschaft Erie im nordamerikanischen Staat Newyork, an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens in den Eriesee, unfern des berühmten Niagarafalls, ist regelmäßig und mit breiten Straßen auf eine sanft geneigte Fläche gebaut, so daß die oberen Theile der Stadt eine schöne Aussicht auf den See und das canadische Ufer gewähren. Unter den Straßen zeichnet sich besonders die eine halbe Meile lange und 120 Fuß breite Mainstreet aus. An öffentlichen Gebäuden besitzt B. ein Gerichts- und Gefangenenhaus, ein Rathhaus, 2 Markthäuser, ein Theater und an 40 Kirchen verschiedener Konfessionen (2 für Farbige), unter welchen sich die katholische Kathedrale, die St. Pauls- und St. Johanniskirche und die Centralkirche auszeichnen. An Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen: die Universität mit medicinischem College, die Young Men's Association, die German Young Men's Association, jede mit Bibliothek, die Female Academy, mehre Freischulen, das Stadthospital, Marinehospital und Waisenhaus. Außerdem hat B. 12 Banken mit einem Gesammtkapital von 1,475,000 Dollars, 2 Sparkassen und über 40 verschiedene Versicherungsgesellschaften. Die Bevölkerung betrug 1810 1580, 1830 8653, 1850 42,261, jetzt über 80,000, worunter fast ein Drittheil Deutsche. Diese rasche Zunahme verdankt B. seiner äußerst vortheilhaften Situation in kommercieller Hinsicht, an der östlichen Grenze der Schifffahrt auf den großen Seen, sowie am Ausgang des Eriekanals und der großen Eisenbahn von Albany, wodurch die Stadt ein Hauptstapelplatz für den sogenannten North West der Union wird. Der Hafen, durch den Buffalofluß gebildet, ist geräumig und sicher und hat bis 1 Meile vom See 12—14 Fuß Wassertiefe; zur Beseitigung einer hindernden Barre, die er früher im Eingang hatte, wurde ein 1500 Fuß langer Hafendamm erbaut, an dessen Ende sich ein Leuchtthurm befindet und durch den in Folge der Verengung des Stroms die Einfahrt auf 8 Fuß Wassertiefe gebracht worden ist. Eine große Schwierigkeit des Hafens von B. besteht aber in der Ansammlung des Eises beim Aufgehen des See's, das durch die heftigen Westwinde hier zusammengetrieben wird und den Hafen oft noch sperrt, während der See schon frei ist. Die Rhederei und der Handel B.s, welcher blühende Manufakturen und Fabriken aller Art ins Leben gerufen, sind höchst bedeutend. Im J. 1853 liefen 4106 Fahrzeuge mit 1,632,074 Tonnengehalt ein und 4192 mit 1,620,901 Tonnengehalt aus; die Gesammteinfuhr betrug damals 125,900,000 Dollars. B. wurde 1801 von der holländischen Landcompany angelegt, 1814 von den Engländern bis auf 2 Häuser (von 200) niedergebrannt, später mit Unterstützung des Kongresses rasch wieder aufgebaut, 1832 zur City erhoben und 1852 mit Black Rock verbunden.

Buffalots, gezähmte Büffel, werden in Rußland zum Ziehen und Milchgewinnen benutzt, sind aber stets schwer zu bändigen.

Buffalora, italienischer Flecken in der lombardischen Provinz Pavia, am Naviglio-Grande, ¾ Stunde vom Ticino, mit 1600 Einwohnern u. einer prächtigen Brücke über den Ticino, die in den Kriegen von 1848 u. 1859 ihrer strategischen Wichtigkeit wegen häufig genannt ward.

Buffbohne (Saubohne, Vicia Faba *L.*), Art der linnéischen Gattung Vicia, mit steifem und aufrechtem Stengel ohne Ranken, ovalen Blättchen, einseitigen, großen, wohlriechenden Blüthen, woran die sogenannten Flügel mit einem schwarzen Flecken versehen sind, und aufrechten, höckerigen, lederartigen, 3 Zoll langen Hülsen, mit 3—4 großen, weißen oder braunen Bohnen. Die B. ist ein ursprünglich am kaspischen Meer einheimisches Sommergewächs und wird häufig bei uns als Futtergewächs und Gemüse in Gärten und auf Feldern angebaut. Die Kultur hat mehre Spielarten hervorgebracht; die vorzüglichsten sind die Mazagan- und die Windsorbohne. Die Bohnen sind außerordentlich nährend und daher für den landwirthschaftlichen Gebrauch, besonders zur Mästung der Schweine zu empfehlen. Da sie leicht durch den Frost leiden, so dürfen sie nicht vor Ende des Mai auf die Felder gebracht werden; in gut gedüngtem Boden wachsen sie sehr üppig und erreichen eine Höhe von 3 Fuß. Sie werden ganz dünn gesäet, oder besser wie die gewöhnlichen Bohnen einzeln, in Zwischenräumen von 6—8 Zoll gesteckt. Das Stroh dient zu nichts als zum Verbrennen; die Asche enthält viel Kali. Man führte sonst in den Apotheken: Fabae stipites, flores, semina, die Asche als Mittel gegen den Kropf, das destillirte Wasser der Blumen als Schönheitsmittel, das Mehl der Samen zu Breiumschlägen. Pythagoras verbot seinen Schülern den Genuß der B.n.

Buffet (franz.), Schauschrank für kostbare Trinkgefäße; auch ein mit reichen Geschirren besetzter Schenktisch; dann jeder Kredenztisch, besonders in einem Speisesaale; neuerlich besonders das Speise- und Trinklokal in Schauspielhäusern, Tanzsälen 2c.

Buffon, George Louis Leclerc, Graf von, berühmter französischer Naturforscher, geboren den 7. September 1707 zu Montbard in Bourgogne, Sohn Benjamin Leclercs, Parlamentsraths zu Dijon, widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften, durchreiste mit dem jungen Herzog von Kingston Frankreich, Italien und England, wo er einige Zeit verweilte, um sich mit der Sprache des Landes vertraut zu machen. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit der Uebersetzung zweier englischen Werke: „Die Statik der Gewächse“ von Harles (Paris 1735) und Newtons „Theorie der Fluxionen“ (das. 1740). In einer der Akademie, die ihn schon 1733 zu ihrem Mitglied ernannt hatte, vorgelegten Abhandlung bewies er, wie durch die Kombination von Spiegeln in einer parabolischen Kurve, vermittelst ihrer Koïncidenz, die Sonnenstrahlen auf einen ziemlich

weit entfernten Mittelpunkt reflektirt werden können, so daß man damit in der Ferne Gegenstände entzünden kann, bei welcher Gelegenheit Voltaire ein Schreiben an ihn mit den Worten „A Archimède second!“ richtete. Seit 1739 Intendant des Jardin royal des Plantes setzte er seinen ganzen Ruhm darein, diese Anstalt zu erweitern, zu bereichern u. in ihr die Naturerzeugnisse aller Weltgegenden zusammen zu bringen. Er errichtete ein Naturalienkabinet, Gallerien, Treibhäuser ꝛc. und entwarf mitten unter so vielen Schätzen den großartigen Plan zu einer Naturgeschichte, welche sämmtliche Wesen der Schöpfung umfassen sollte. Den anatomischen und beschreibenden Theil der Naturgeschichte der Vierfüßler, womit er begann, übertrug er seinem Jugendfreunde, dem Anatomen Daubenton, und nach zehnjähriger Arbeit lieferten die beiden Freunde 1749 die ersten Bände der „Histoire naturelle générale et particulière“, denen sie bis 1767 noch 12 andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde und die Naturgeschichte des Menschen und der Säugethiere umfassen. Der glänzendste Theil, die allgemeinen Theorien, die Schilderung der Lebensart und der Eigenthümlichkeiten der Thiere, sowie die Beschreibung der großen Naturerscheinungen sind von B.; Daubenton beschränkte sich auf die Beschreibung der Formen und der Anatomie. Die 9 folgenden Bände, welche von 1770—83 erschienen, enthalten die Naturgeschichte der Vögel und sind ohne Daubentons Beihülfe gearbeitet. Den historischen Artikeln, welche anfangs Guéneau von Montbeillard u. nachher der Abbé Beron redigirte, wurden weniger ausführliche Beschreibungen und fast gar nichts Anatomisches beigegeben. B. allein gab von 1783—88 5 Bände über die Mineralien heraus. Von den 7 Supplementbänden, deren letzter erst nach seinem Tode 1789 erschien, bildete der 5. ein abgesondertes Ganzes, von allen Werken B.s das berühmteste: die „Epochen der Natur“, worin der Verfasser mit dichterischen Farben eine von der in den ersten Bänden entworfenen ganz verschiedene Theorie der Erde aufstellt. Alles dies war aber nur ein Theil des ungeheuern Planes, den er entworfen, und der von Lacépède, Latreille und Brisseau-Mirbel fortgesetzt wurde. Von Ludwig XV. in den Grafenstand erhoben, † B. den 16. April 1788 zu Paris. Noch zu B.s Lebzeiten ließ d'Angivilliers sein Standbild am Eingange des königlichen Naturalienkabinets mit der Inschrift errichten: Majestati naturae par ingenium. Nach seinem Tode ward ihm in seinem Geburtsort ein Denkmal gesetzt und in den Champs élysées in Paris 1856 eine Bronzestatue errichtet. Die verschiedenen Originalausgaben von B.s großem Werke sind folgende: Die erste Ausgabe der „Histoire naturelle générale et particulière“ (Paris 1749—88, 36 Bde.) ist vorzüglich wegen der Schönheit der Kupfer schätzbar. Die Ausgabe von 1774 ff., in 28 Bänden, enthält die Supplemente an ihrem Orte eingereihet; der anatomische Theil der Beschreibungen von Daubenton ist weggeblieben, und die Kupfer sind unvollkommener. Beiden Ausgaben aber dienen Lacépède's „Histoire des Quadrupèdes ovipares et des serpents“ (1787—89, 2 Bde.), dessen „Histoire des Poissons“ (1799—1803, 5 Bde.) und „Histoire des Cétacées“ (1804) als Ergänzung. Die Ausgabe von 1752 ff. umfaßt 73 Bände, mit Inbegriff der anatomischen Darstellungen, 54 Bände ohne dieselben, die Fortsetzung von Lacépède in demselben Format 17 Bände. Die Ausgabe von Allemand in 21 Bänden (Amsterdam 1766—79) enthält blos die allgemeine Naturgeschichte und die Vierfüßler, mit Zusätzen von Allemand, die B. anerkannt und selbst für seine Supplemente benutzt hat. Die zweibrückener Ausgabe in 54 Bänden (1785 bis 1791) ist schlecht gedruckt, aber mit kolorirten Kupfern. In der Ausgabe, betitelt: „Histoire naturelle générale et particulière, nouvelle édit. accompl. de notes etc., ouvrage formant un Cours complet d'histoire naturelle, rédigé par Sonnini“ (Paris 1798—1807, 127 Bde., mit 1150 sorgfältig illuminirten Kupfertafeln), füllen B.s Werke, mit Noten u. Zusätzen, 64 Bände, die übrigen enthalten Reptiles von Daudin, 3 Bde.; les Mollusques von Denys-Montfort, 6 Bde.; les Crustacées et les Insectes von Latreille, 14 Bde.; les Poissons von Sonnini, 13 Bde.; les Cétacées von demselben, 1 Bd.; les Plantes von Brisseau-Mirbel u. A., 18 Bde.; Tables générales von Sue, 3 Bde. Gut ist die pariser Ausgabe in 76 Bänden (1799—1802) von Lacépède, von welcher die 20 letzten Bände die Fortsetzungen enthalten. Der „Cours complet d'histoire naturelle“ von Castel enthält 80 Bände (Paris 1799—1802), und zwar die 26 ersten Bände von B.s Werken verkürzt und nach Linné's System neu geordnet. Die „Histoire naturelle de B. réduite à ce qu'elle contient de plus instructif et de plus intéressant, par Bernard“ (Paris 1799) umfaßt 11 Bände. Die „Oeuvres complètes de B.“, von Bassieu herausgegeben (Paris 1810 ff., 34 Bde.), sind vollständig, aber mit schlechten Kupfern versehen. Die „Oeuvres complètes de B., mises en ordre et précédées d'une notice historique, par A. Richard“, sind die schönste vollständige und zugleich die einzige Ausgabe, welche in gleicher Höhe mit der Wissenschaft steht; die kolorirten Abbildungen derselben sind vorzüglich. Uebersetzungen von B.s Naturgeschichte sind in englischer, italienischer, spanischer und holländischer Sprache erschienen. In Deutschland erschienen B.s „Allgemeine Historie der Natur“ (Leipzig 1750—74, 16 Bde., mit Kupfern); „B.s allgemeine Naturgeschichte“, übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen von F. H. Martini (Berlin 1771—75, 7 Bde.); „B.s Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, von demselben, vom 6. Band an aber von B. Ch. Otto übersetzt (das. 1772—1801, 23 Bde.); „B.s Naturgeschichte der Vögel“, bis zum 6. Band von Martini, von da an von Otto übersetzt (das. 1772—1810, 35 Bde. u. 2 Supplementbände); „B.s Naturgeschichte des Menschen“, frei übersetzt von F. B. von Ulmenstein (das. 1805—7, 2 Thle.); „B.s Naturgeschichte der Mineralien“, von Ch. E. Wünsch übersetzt (Leipz. 1784); „B.s Epochen der Natur“ (Petersb. 1782, 2 Bde.). Unerreicht ist B. hinsichtlich der Erhabenheit seines Standpunktes, seines gelehrten Ideenganges, der Majestät seiner Bilder, der Würde und des Adels seines Ausdrucks, der Harmonie seines Styls; seine Gemälde großer Naturscenen sind von überraschender Wahrheit und hinreißender Schönheit, und einem jeden derselben ist der unvertilgbare Stempel der Originalität aufgedrückt. Nicht so ungetheilt war das Lob, welches B. als Physiker gespendet wurde. Seine Theorie der Erde namentlich, in welcher er die Hypothese

aufstellte, daß die Gebirge durch die Ebbe u. Fluth entstanden seien, erfuhr so viel Widerspruch, daß B. selbst sie aufgab und in seinen „Epochen der Natur" dem Feuer und der Wirkung der Vulkane das beilegte, was er früher den Gewässern des Meeres zugeschrieben hatte. Nicht besser wurde sein System über die Reproduktion der lebenden Wesen aufgenommen. Nach ihm besteht in allen animalischen und vegetabilischen Wesen eine gewisse Quantität organischer Körperchen (molécules organiques), die umgebildet werden können, und aus welchen die verschiedenen organisirten Wesen der Erdoberfläche entstehen. Diese Körperchen, welche unzerstörbar sind, gehen durch den Ernährungsprozeß von einem Körper in den andern über, wo alsdann, durch die Absonderungsorgane, die ausgebildetsten, die lebensvollsten derselben zur Bildung eines neuen Wesens in dem Sperma sich sammeln und durch die Zeugung fortgepflanzt werden. Werden die organischen Körperchen außerhalb der Gebärmutter deponirt, so können sie von selbst Würmer oder andere unvollkommene Thiere erzeugen, wie dieses durch zufällige Vereinigung in unsern Eingeweiden geschieht. Löst sich im Tode das Thier oder die Pflanze durch die Fäulniß auf, so streben die organischen Körperchen, befreit von den Fesseln, die sie gefangen hielten, durch den Nahrungsprozeß in andere Wesen überzugehen, oder bilden sich selbst in verschiedene Wesen aus, wie z. B. die Schwämme, die Moose, die Würmer rc. Der vollkommenste Theil von B.s Werk ist seine Naturgeschichte der Vierfüßler, der schwächste seine Naturgeschichte der Metalle, weil er hier die Chemie zu wenig zu Rathe zog und den raschen Fortschritten, welche die Mineralogie durch Romé-de-Lisle, Bergmann, Saussure und Hauy machte, zu folgen vernachlässigte. Hat auch die heutige Wissenschaft B.s glänzende Hypothesen verdrängt, so hat er doch das unleugbare Verdienst, eine allgemeine Neigung zum Studium der Naturwissenschaften erweckt zu haben, und auch das muß ihm zugegeben werden, daß er die Grenzen der Metaphysik und der Physik durch die Forschungen und Entdeckungen, die er veranlaßte, bedeutend erweitert hat. Ein Sohn von ihm, Henri Leclerc, Graf von B., geboren 1764, widmete sich dem Militärdienste, gehörte beim Ausbruch der Revolution zur Partei des Herzogs von Orléans, die er aber dann verließ, und starb unter dem Beil der Guillotine. Seine letzten Worte: Citoyens je me nomme Buffon", konnten ihn nicht retten. Vergl. Herault de Sechelles, Voyage à Montbard, contenant des détails sur le caractère, la personne et les écrits de B., Paris 1801.

Buffone (Buffo, ital., oder Bouffon, franz.), jeder Sänger, welcher in der komischen Oper (opera buffa) oder im italienischen Intermezzo die komischen Charaktere darstellt. Ohne Zweifel ist das Wort aus der niedern Latinität entnommen, wo Buffo Denjenigen bedeutete, welcher auf dem Theater die Narren und Schelme darstellte und das Gelächter der Zuschauer auf jede mögliche Weise zu erregen suchte. In Italien unterscheidet man zwei Arten von Buffonen, einen für das Hoch- u. einen für das Niedrigkomische; der erste muß guter Sänger (Buffo cantante) sein; der letztere braucht nur eine leidliche Stimme zu haben, man fordert dagegen von ihm ein durchaus komisches Spiel und die Gabe der lustigen Karrikaturdarstellung; er wird daher pleonastisch Buffo comico genannt, auch Buffo burlesco oder assoluto. Als Beiwort bezeichnet das italienische Wort Buffo den scherzhaften Charakter eines Tonstückes, z. B. Duetto buffo, Aria buffa. Dagegen wird eine nicht ganz ernsthafte tragische Oper (wie Don Juan) schon Opera buffa genannt, im Gegensatz der Opera seria und der später noch dazwischengeschobenen Opera semiseria. Der B. hat vorzüglich einen parlanten Gesang, d. h. seine Rede liegt mit ihrem Tone zwischen dem Singen und Sprechen, und jede von Laune begleitete Uebertreibung ist erlaubt. In Frankreich nannte man die 1752 nach Paris kommenden italienischen Intermezzospieler Bouffons, daher die Parteien der Bouffonisten und Antibouffonisten, welche letztere die französische Musik vorzogen.

Bufoniten (bufonitae), Krötensteine, versteinerte Zähne gewisser Fischarten, vielleicht vom Seewolf (Anarrhichas) herstammend; in früherer Zeit wollte man sie in Köpfen von Kröten gefunden haben.

Bug, bei Thieren überhaupt der Theil eines Gelenkes, wohin es sich naturgemäß beugt; daher Vorderbug, Hinterbug; insbesondere der Theil des Pferdekörpers, welcher unmittelbar unter der Schulter, seitwärts neben der Brust liegt; im Schiffswesen die vordere Rundung des Schiffsgebäudes, welche beim Widerstand des Wassers gegen das Vordertheil des Schiffes besonders in Betracht kommt. Scharf oder schmal ist der B., wenn das Schiff vorn scharf u. eng, voll ist derselbe, wenn es vorn rund u. bauchig, überhängend oder springend aber, wenn es vorn überhängt.

Bug (Bog), europäisch-russischer Fluß, Nebenfluß der Weichsel, welcher in der Gegend von Mierzchobucz unweit Oleska am Nordabhange der Karpathen in Galizien entspringt, bei Piaseczno ins Russische tritt, eine Strecke lang bis in die Gegend von Strodva hin die Grenze zwischen Polen und Rußland bildet, dann mit einer westlichen Krümmung sich ins Polnische wendet und nach 100 Meilen Laufs bei Neugeorgiewsk (ehemals Modlin) in die Weichsel fällt. Er wird schon bei Niemirow schiffbar. Seine Zuflüsse sind links die Hudawka bei Hrubieszow, die Wlodawka bei Wlodawa, die Krzna bei Terespol u. der Liwiec bei Kamienczyk, rechts die Muchawica, der Narew, der sich mit einer den B. selbst fast übertreffenden Wasserfülle bei Sierock mit ihm vereinigt, und die aus Preußen kommende Wkra. Denselben Namen (östlicher B.) trägt ein gleichfalls europäisch-russischer Fluß, der ebenfalls am Nordwestsaume der Karpathen beim Flecken Kupel in Podolien entspringt, bei Olwiopel in das Gouvernement Chersson tritt, unfern dieser Stadt die Balta u. bei Nikolajew den beträchtlichen Ingul aufnimmt und zwischen Oczakow und Chersson in den Mündungssee (Liman) des Dniepr mündet. Ehe der B. ins Steppenland tritt, bildet er bei Szkolnie die berühmten Katarakten. Er ist 110 Meilen lang u. bis 500 F. breit, aber wegen der vielen sein Bett beengenden Felsblöcke u. Sandbänke schwer befahrbar.

Buga (Guadalarara de B.), Stadt im Staate Cauca der Föderativrepublik Neugranada, in schöner Lage am Pazes (Nebenfluß des Cauca), mit mehren Klöstern und 6000 Einwohnern, welche

Fabrikation von Strohhüten und künstlichen Blumen betreiben. Die Stadt ist 1588 von Domingo Lozano gegründet, gut gebaut, hat aber durch das Erdbeben von 1766 sehr gelitten.

Bugas, Landspitze in dem zum europäisch-russischen Gouvernement Taurien gehörigen Lande der tschernomorischen Kosaken, am Eingange des Kubenskoi Liman, in der Nähe der Stadt Fanagoria (ehedem Taman), ist befestigt und hat einen Hafen, wo gewöhnlich eine russische Kriegsflottille von 20 leichten Schiffen stationirt ist. In der Nähe, bei dem Dorfe Sienna, alte Grabmäler, aus den Zeiten des alten pontischen Königreichs.

Bugeaud, Thomas Robert, Marquis de la Piconnerie, Herzog von Isly, französischer Marschall, den 15. Oktober 1784 zu Limoges im Departement der Dordogne geboren, trat 18 Jahr alt als Volontär in die Armee, that sich in mehren Schlachten rühmlich hervor, ward 1814 Oberst und kommandirte unter Marschall Suchet 1815 die Avantgarde des Armeecorps der Alpen mit größter Auszeichnung. Während der Restauration inaktiv, sorgte B. in seinem Departement für die Verbesserung des Volksunterrichts, vervollkommnete den Ackerbau, die Landwirthschaft und machte sich überhaupt durch Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse verdient. Nach der Julirevolution 1830 schloß er sich Ludwig Philipp an u. ward zur Belohnung 1831 Maréchal decamp, während er zugleich, da er sich selbst auf die Wahllisten für die Deputirten seines Departements gestellt hatte, als Deputirter von Perigueux ins Parlament kam, wo er sich durch seine zu Gunsten der Regierung entfaltete Beredtsamkeit einen gewissen Ruf erwarb. Anfangs 1833 erhielt er das Kommando einer Brigade der pariser Garnison und bald darauf ward er Oberkommandant von Blay, wo damals die Herzogin von Berri gefangen saß. Die Karlisten warfen ihm Härte u. Gewaltthätigkeiten gegen die Herzogin vor; die Republikaner nannten ihn einen erkauften Diener des Juste-Milieu, das ihn sogar vermocht habe, sich zum Kerkermeister herabzuwürdigen. Als aber der Deputirte Dulonge in der Sitzung vom 25. Januar 1834 die Frage aufwarf: „ob der von B. als erste Pflicht des Soldaten erklärte militärische Gehorsam so weit gehen dürfe, daß man sich zum Kerkermeister eines Staatsgefängnisses machen lassen müsse?“ entgegnete B. dem kühnen Frager mit einer Herausforderung und erschoß denselben im Zweikampfe. Als starrer Soldat des Julithrons erklärte sich B. gegen die Associationen und für das Gesetz über den unerlaubten Besitz von Waffen u. Munition, sowie für die Aufrechthaltung eines großen Heeres und für die Zuschußkredite zum Budget des Kriegs. In der Sitzung von 1835 sprach er sich gegen das allgemeine Stimmrecht, gegen die Wahlreform und gegen die Tyrannei des Journalismus aus, und mit gleicher Energie vertheidigte er die Septembergesetze in Bezug auf die durch dieselben der Presse und der Willkür der Jury gesetzten Schranken. In der Sitzung von 1836 unterstützte er auch die Interessen der Landwirthschaft, der Industrie u. abermals die des Departements des Kriegs. Im Mai 1836 erhielt er das Kommando in Oran in Afrika, wo Abd-el-Kader wieder die Oberhand gewonnen hatte. Nach einem vierteljährigen Feldzug, der sich durch die Entsetzung der von Abd-el-Kader an der Tafna eingeschlossenen Truppen, sowie durch die ersterem an dem Flusse Sika beigebrachte Niederlage am 6. Juli auszeichnete, landete B. im August wieder in Marseille und wurde nun zum Generallieutenant erhoben. Aber schon im Frühjahre 1837 mußte er auf die Nachricht, daß die errungenen Vortheile in Afrika durch die erste unglückliche Expedition gegen Konstantine meist wieder verloren gegangen seien, nach Oran zurückkehren. Hier gelang es ihm nach einigen ernsten Demonstrationen, Abd-el-Kader nach einer persönlichen Zusammenkunft zur Besiegelung des Traktats an der Tafna (15. Mai) zu bestimmen. B. blieb noch bis zu Anfang 1838 in der Provinz Oran und benutzte diese Zeit, um durch zweckmäßigere Einrichtung der Verwaltung Frankreichs Herrschaft in diesem Gebiete zu sichern. Seine Ansichten über diesen Gegenstand legte er nieder in der Broschüre: „Mémoire sur notre établissement dans la province d'Oran par suite de la paix“ (Paris 1838) und einer andern, in welcher er eine durchgreifende und ausgedehnte Besitznahme des Landes nur durch Errichtung von Militärkolonnen als möglich bezeichnete. Im Februar 1838 nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er als Deputirter von Exideuil seinen Sitz im Centrum der Kammer wieder ein. Einen üblen Eindruck machte B.s Prozeß gegen den General Brossard, den er des Unterschleifs und des Einverständnisses mit Abd-el-Kader beschuldigte. Dennoch wurde B. durch königliche Ordonnanz vom 29. December 1840 zum Gouverneur von Algier ernannt, mit der Instruktion, Valée's Zaubersystem ein Ende zu machen, mit Abd-el-Kader wo möglich Frieden zu schließen, oder ihn um jeden Preis zu vernichten. Durch energische und rastlose Thätigkeit, sowie durch sein System der Kriegführung und Verwaltung gelang es ihm, selbst die Opposition zum Theil mit sich zu versöhnen. Nach Ausbruch der Feindseligkeiten mit Marokko drang B. in dieses Land ein und erfocht am 14. August 1844 den entscheidenden Sieg bei Isly, welcher ihm den Titel eines Herzogs von Isly eintrug, während er schon ein Jahr zuvor den Marschallsstab erhalten hatte. Nachdem er in den folgenden Jahren im Innern Algeriens die Ruhe hergestellt und die Kabylenstämme vollends unterworfen hatte, wurde er im Mai 1847 nach Frankreich zurückgerufen. Im Vorgefühl eines nahen Revolutionssturms wollte der König B. schon vor den Februarereignissen von 1848 den Oberbefehl über die Armee von Paris übertragen, doch zögerte man damit, weil man bei der Unpopularität B.s den Volksunwillen nicht provociren wollte. So erhielt B. erst in der Nacht vom 23. zum 24. Februar das Kommando. B. entwarf einen umfassenden Operationsplan, den er mit Energie durchzuführen gedachte, ward aber um 10 Uhr durch einen schriftlichen Befehl des Königs veranlaßt, die Truppen zurückzuziehen, und bald darauf vom Oberkommando abberufen. Auch jetzt noch suchte er den König von Unterzeichnung der Abdankungsakte zurückzuhalten, u. als ihm dies nicht gelang, begab er sich in Civilkleidung nach der Kammer, wo er jedoch zu spät eintraf, um den Gang der Dinge noch aufhalten zu können. Jedenfalls gebührt ihm der Ruhm, in Ludwig Philipps Umgebung der Einzige gewesen zu sein, welcher während der verhängnißvollen Katastrophe Kopf und Muth nicht verlor. Nach der

Proklamation der Republik unterwarf er sich derselben, zog sich aber auf sein Landgut nach Erideuil zurück. Durch eine Nachwahl ward er Mitglied der Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Rechten hielt. Auch veröffentlichte er damals mehre gegen die Socialisten gerichtete Abhandlungen in der „Revue des deux mondes“, unter denen besonders ein Bauerngespräch Beifall fand. Von der Cholera befallen, † B. den 9. Juni 1849 zu Paris. Es wurde ihm im August 1852 ein Denkmal in Algier u. ein anderes in Perigueux gesetzt. Er schrieb noch: „De l'organisation unitaire de l'armée“ (Paris 1835).

Bugenhagen, Johann, von seinen Zeitgenossen gewöhnlich Doctor Pomeranus, auch Dr. Pommer genannt, neben Luther und Melanchthon der einflußreichste Vertreter der deutschen Kirchenreformation, als der Sohn eines Rathsherrn zu Wollin am 24. Juni 1485 geboren, studirte zu Greifswald und wurde 1503 Rektor der Schule zu Treptow. Als der Abt des Klosters Belbuck, Johann Bolduan, der zugleich Patron der treptower Schule war, 1517 für seine Mönche eine theologische Lehranstalt, Collegium presbyterorum genannt, gründete, übertrug er B. das Geschäft, in dieser Klosterschule die heilige Schrift zu erklären. Zu gleicher Zeit erhielt B. von dem Herzog Bogislaw X. den Auftrag, die Geschichte Pommerns zu schreiben, welcher Aufgabe er sich mit Eifer und Geschick unterzog. Doch erschien das Werk erst lange nach B.s Tode unter dem Titel: „Joh. Bugenhagii Pomerania in IV libros divisa etc.“ (Greifswald 1728) im Druck. B. war durch seine philologischen und biblischen Studien, durch sein Lehrgeschäft und durch seine historischen Arbeiten unvermerkt auf einen freieren Standpunkt geführt worden, als 1520 Luthers Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft“ den reformatorischen Geist in ihm weckte. Er trat mit Luther in einen Briefwechsel, der zu einer dauernden Verbindung zwischen beiden Männern führte. Als Erasmus Manduwel, ein Eiferer für das Papstthum, den bischöflichen Stuhl zu Kammin bestieg, verließ B. mit vielen Mönchen das Kloster und begab sich im Frühjahre 1521 nach Wittenberg, wo er sofort als Privatdocent, bald darauf als Professor bei der Universität angestellt wurde. Sein Auftreten als akademischer Lehrer war von glänzendem Erfolge begleitet. Die Studenten, unter ihnen viele Pommern, die ihrem Landsmanne nachgezogen waren, drängten sich zu seinen Vorlesungen, von denen die Erklärung der Psalmen den größten Beifall fand. Auch Melanchthon war sein Zuhörer. Während Luthers Verborgenheit auf der Wartburg vertheidigte er die evangelische Lehre im Sinne Luthers sowohl gegen die Päpstlichen, als gegen Karlstadts bilderstürmenden Eifer mit Festigkeit. Nach Luthers Rückkehr nach Wittenberg verheirathete sich B. am 10. Oktober 1522 und wurde im folgenden Jahre zum Pastor an die Pfarrkirche zu Wittenberg berufen, welchem neuen Amte er sich mit uneigennütziger Sorgfalt hingab. Als er 1524 einen Ruf nach Danzig empfing, konnte selbst Luthers Zureden ihn nicht bewegen, seine wittenberger Gemeinde zu verlassen. Mit derselben Standhaftigkeit lehnte er 1525 die Berufung an die Nikolaikirche zu Hamburg ab. Sein Verhältniß zu Luther war das der innigsten Freundschaft. B. erkannte Luthers geistige Ueberlegenheit bereitwillig an; aber niemals verleugnete er den selbstständigen Charakter, durch welchen er Luthers besonderes Vertrauen erwarb. Keiner vermochte wie B. in bösen Tagen Luther Rath und Trost zuzusprechen. Von ihm wurde am 13. Juni 1525 auch Luthers Ehebund mit Katharina von Bora eingesegnet. So wichtig aber die bisher erwähnte Thätigkeit B.s für den Fortgang der Reformation war, so trat er doch erst 1528 in die ihm vor Allen angemessene Sphäre des Wirkens ein. Er wurde der Gesetzgeber und Ordner des protestantischen Kirchenregiments. Nachdem er mit Luther, Justus Jonas rc. 1528 die Visitation der Kirchen und Schulen in Kursachsen und Meißen vorgenommen, folgte er noch in demselben Jahre einer Einladung nach Braunschweig, wo er die obwaltenden kirchlichen Streitigkeiten schlichtete und eine Kirchenordnung entwarf, welche am 6. September 1528 vom Rathe zum Gesetz erhoben wurde. Einen Monat später traf er in Hamburg ein, um auch hier die Reformation des Kirchen- und Schulwesens vorzunehmen. B. fand hier eine thätige Gegenpartei in den noch vorhandenen Mönchen, vollendete aber doch das begonnene Werk, so daß die von ihm aufgesetzte Kirchenordnung zu Pfingsten 1529 ins Leben treten konnte. Von hier aus besuchte B. auch das von Herzog Christian von Holstein zu Flensburg veranstaltete Kolloquium. Wie Braunschweig und Hamburg, verlangte auch Lübeck die Hülfe B.s zur Einrichtung seines Kirchenwesens; am 28. Oktober 1530 kam er daselbst an und verließ es, als die neuentworfene Kirchenordnung vom Rathe und der Bürgerschaft sanktionirt war, im Mai 1531, kehrte aber schon 1532 dahin zurück, um sein Werk noch fester zu begründen. Von den pommerschen Herzögen Barnim und Philipp 1534 zur Feststellung der kirchlichen Angelegenheiten ihrer Lande berufen, brachte B. nach mühevoller Beseitigung der Einsprüche des Bischofs Manduwel von Kammin, sowie des Adels und der Stralsunder den Entwurf einer pommerschen Kirchenordnung 1535 zu Stande, worauf ihm eine allgemeine Kirchenvisitation in Pommern übertragen ward, welches Geschäft B. unter Beihülfe Josts von Dewitz und Nikolaus' von Klempzen 1535 durchführte. In Sachsen ward er 1536 zum Generalsuperintendenten des Kurfürstenthums u. somit zum ersten Geistlichen des Landes ernannt. König Christian III. von Dänemark ließ auf dem Reichstage zu Kopenhagen sich und seine Gemahlin Dorothea am 12. August 1537 von B. feierlich krönen und übertrug ihm die Durchführung der Reformation in seinem Lande, sowie die zeitgemäße Umgestaltung der Universität Kopenhagen, an welcher er als Professor lehrte und selbst für einige Zeit das Rektorat führte. Das ihm angebotene Bisthum Schleswig lehnte er ab. Im J. 1542 kehrte er nach Wittenberg zurück und führte die Reformation in den braunschweig-wolfenbüttelschen Landen ein. Bei Luthers Beerdigung hielt er die Leichenpredigt, welche ein rührendes Denkmal seiner Freundestreue ist. Die folgenden Jahre waren für B. eine Kette betrübender Ereignisse. Er war Augenzeuge des Elends, welches der schmalkaldische Krieg, die verlorne Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547), die Gefangenschaft des Kurfürsten, die Belagerung und Einnahme Wittenbergs über das Sachsenland brachten. Er selbst hat jene Begebenheiten in seiner „Wahr-

haftigen Historia von dem, wie es uns zu Wittenberg in der Statt gegangen" (1547) geschildert. Zu diesen äußern Bedrängnissen gesellten sich bittere Zwiste wegen des Interims und Streitigkeiten mit den protestantischen Theologen Flacius, Amsdorf, Andreas Osiander u. A., welche B. sogar des Abfalls vom ächten Lutherthum und des verrätherischen Undanks gegen seinen gefangenen Landesherrn beschuldigten. In den letzteren Jahren erblindet, † B. am 20. April 1558. Er hinterließ eine Wittwe, einen Sohn und mehre Töchter. B.s Schriften sind zahlreich. Die theologischen erstrecken sich über alle Theile dieser Wissenschaft, die geschichtlichen sind oben erwähnt. Um Luthers Bibelübersetzung hatte er wesentliche Verdienste; er übertrug dieselbe auch ins Plattdeutsche (Lübeck 1533). Eine schätzbare Sammlung bugenhagenscher Briefe hat Andreas Schumacher in den „Briefen gelehrter Männer an die Könige von Dänemark" (Kopenhagen 1758) geliefert. Sein Leben ward beschrieben von Lange (Bautzen 1738), Jünken (Rostock und Wismar 1757), Engelken (Berlin und Stettin 1817) und Zietz (Leipzig 1829, 2. Aufl. 1834).

Bugey, Landschaft im französischen Departement Ain, zwischen Ain und Rhone, mit der Hauptstadt Belley.

Bugge, Thomas, berühmter dänischer Astronom und ausgezeichneter Mathematiker und Geograph, den 12. Oktober 1740 zu Kopenhagen geboren, ging vom Studium der Theologie zu dem der Mathematik über, wurde 1762 geographischer Landmesser bei der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, 1777 Professor der Mathematik und Astronomie an der Universität. Im Auftrag seiner Regierung ging er 1798 nach Paris, wo er mit den Kommissären des Nationalinstituts, zu dessen Mitglied er ernannt war, über Herstellung einer Maß- und Gewichtseinheit verhandelte, und ward dann zugleich Professor bei der Marine und Astronom an der kopenhagener Sternwarte und 1807, nach dem englischen Bombardement, während dessen er sein ganzes Eigenthum den Flammen überlassen hatte, um die öffentlichen Schätze der Wissenschaft zu retten, Etatsrath. Er † am 15. Juni 1815. B. machte sich nicht nur als guter Lehrer und Praktiker, sondern auch als Entdecker und Erfinder verdient; hierher gehören seine Beobachtungen des veränderlichen Fixsterns Algol im Perseus, des Planeten Saturn ꝛc., die Erfindung des Inklinationskompasses zur Bestimmung der Inklination der Magnetnadel, seines Nivellirungsinstruments mit Quecksilber, zum Gebrauch für geringere Entfernungen. Von B.'s zahlreichen Schriften sind die verdienstvollsten: „Beschreibung der Ausmessungsmethode zum Behuf der dänischen geographischen Karten" (Dresden 1787); „Erste Gründe der sphärischen und theoretischen Astronomie" (1797); „Erste Gründe der reinen und abstrakten Mathematik" (Altona 1797, 3 Bde.; neue Aufl. 1813—14); viele Abhandlungen in den Schriften der königlichen Akademie der Wissenschaften, der skandinavischen Literaturgesellschaft, den Mémoires de l'acad. royale de Paris", den „Philosophical Transactions" ꝛc.

Bugia, Stadt, s. Budschia.

Bugis (Bugginesen, Boegis), ein ostindisches Volk auf der südlichen Halbinsel von Celebes, im Allgemeinen zum malayischen Stamm gehörig, jedoch durch ihr Aeußeres wie durch ihren Charakter vor den übrigen Malayen vortheilhaft ausgezeichnet. Sie sind minder dunkel als die letzteren, von röthlichgelber Farbe, wohlgebaut, mit schönen, würdevollen Zügen, dabei intelligent, thätig, unternehmend u. streitbar und auch in Bezug auf Ehrlichkeit und sittliche Führung jene weit überragend. Sie haben eine eigenthümliche Mundart und Schriftsprache, sowie eine eigene und selbstständige, bis jetzt noch wenig bekannte Literatur. Als vorzügliche Seefahrer (früher gefürchtete Seeräuber) haben sie sich von Celebes aus über den ganzen ostindischen Archipel verbreitet und in ziemlicher Anzahl in allen wichtigeren Seeplätzen niedergelassen, wo sie die Rolle der unternehmenden Kaufleute spielen. Sie wohnen in Städten und Dörfern an der Küste. Die Häuser sind auf Pfählen gebaut, das Hausgeräthe von Ebenholz. Sie führen Schwerter, Lanzen, Krise (Dolche), schießen aus Blasröhren Giftpfeile, haben jedoch auch selbstverfertigte Flinten, erfreuen sich an Hahnengefechten, Würfeln, Ballschlagen und Tanz mit Gesang. Die Weiber, welche den Ackerbau besorgen, ganz bekleidet gehen und sich die Zähne schwarz oder roth färben, werden als indische Schönheiten gepriesen.

Buglehorn (auch Flügelhorn, Bügelhorn, Signalhorn, Klarin genannt), ein in seiner Wesenheit der Trompete ähnliches Instrument, jedoch mit kürzeren und weiteren Röhren, daher auch von mehr starkem als angenehmem Tone. Die Stimmung des B.s ist am häufigsten C, B und Es, kann aber mittelst eines Stifts um ein Semitonium erniedrigt werden. Dem Mangel dieses Instruments an natürlichen Tönen hat man neuerdings durch Hinzufügen von Klappen oder Ventilen abzuhelfen gesucht (Klappenbuglehorn), so daß es nun in einem Umfange von 2½—3 Oktaven sämmtliche chromatische Töne besitzt.

Bugsiren, ein Schiff, das aus Wind- oder anderem Mangel nicht vorwärts kommt, vermittelst der Schaluppen und Boote fortziehen. Das Bugsirtau verbindet das Bugspriet des Schiffs mit dem Hintertheil des Boots. In der neueren Zeit werden Dampfboote (Remorqueurs, Schleppdampfboote) gebraucht, um Frachtschiffe stromaufwärts zu bugsiren.

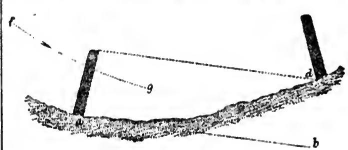
Bugspriet, s. Mast.

Bugulma, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Samara, an der Bigulminka (Nebenfluß der Kama) in einer fruchtbaren Ebene, mit 3 Kirchen (worunter eine griechische Kathedrale) und 4526 Einwohnern, welche Handel, städtische und ländliche Gewerbe betreiben und 3 sehr besuchte Jahrmärkte halten.

Buguruslan, Kreisstadt im russischen Gouvernement Samara, in der großen Wolgasteppe am Maloi Kinel, mit 6035 Einwohnern (Russen, Kosaken, Tataren, finnischen Proselyten), die neben Ackerbau u. Viehzucht städtische Gewerbe treiben und einen lebhaften Handel mit den Wolgaanwohnern und den Völkern der Steppe unterhalten. In der Nähe, am Sok, befinden sich mehre Schwefel- und Asphaltquellen.

Buhne (Abweiser, Stake, Zunge ꝛc.), beim Flußbau jedes Bauwerk, welches mit dem einen Ende sich an das Ufer anschließt und mit dem anderen entweder frei in den Fluß hineinragt, oder

sich auch bis an das jenseitige Ufer erstreckt, um dem Flusse oder einem Theil desselben eine andere Richtung zu geben, oder auch die Ufer vor Abbruch zu schützen, oder durch Anschwemmung Land zu gewinnen. Nach den Materialien, aus denen die B.n erbaut werden, unterscheidet man: Erd-, Stein-, Pfahl- und Faschinenbuhnen. Die Erdbuhnen, aus thoniger schwerer Erde gebildet, werden mit Rasen belegt und finden nur Anwendung in Fluthgräben, die den größten Theil des Jahres hindurch trocken liegen, oder bei Eindeichungen. Die Steinbuhnen haben eine aus eingeworfenen Steinen bestehende Grundlage und eine meist gewölbartig regelmäßig überlegte abgepflasterte Krone. Die Pfahlbuhnen bestehen aus reihenweise in 2—3 Fuß Entfernung von einander stromeinwärts eingerammten Pfählen, die theils mit Faschinenreisig umflochten, theils im Innern mit Schwarten oder Bohlen ausgesetzt und mit Flußmaterial ausgefüllt sind, finden aber gegenwärtig fast gar keine Anwendung mehr, da sie nicht nur sehr kostspielig, sondern auch, nach der Seite hin der Böschungen entbehrend, baldiger Zerstörung unterliegen. Die Faschinenbuhnen bestehen aus Verleg- und Bundfaschinen (s. Faschinen), welche in Strecken von 2 — 3 Fuß verpfählt, mit Erde und Rasen belegt und mit Weiden bepflanzt sind, und finden neben den Steinbuhnen am häufigsten Anwendung. Die B. sind theilweise in das Ufer einzuschneiden, bezüglich mit diesem zu verbinden. Der Theil, welcher das Ufer berührt, heißt die Wurzel, der entgegengesetzte Theil der Kopf, die auf dem Flußbette aufliegende Fläche die Sohle oder Grundlage, die oberste, theilweise gewölbte Fläche die Krone, die stromaufwärts gerichtete Seite die Strichseite, die stromabwärts gerichtete die Rückseite. Die Höhe der B. wird in vielen Fällen, namentlich nach der Wurzel hin der Uferhöhe gleich gemacht, damit ein Hinterspülen derselben vermieden werde. Die Strichseite kann unter Umständen sehr steil gehalten werden, während der stromabwärts liegenden Seite eine sehr flache, namentlich bei den Steinbuhnen, nicht unter 1 : 2 angelegte Böschung gegeben werden darf. Sehr in Betracht kommt in der Wasserbaukunst die Richtung, nach welcher sich die B.n vom Ufer ab in den Fluß erstrecken sollen; hinsichtlich derselben zerfallen die B.n in flußabwärts geneigte, senkrechte und flußaufwärts geneigte. Die flußabwärts geneigten oder Ablenkungsbuhnen waren ehedem am meisten in Gebrauch, finden aber jetzt fast gar keine Anwendung mehr, da sie zu kostspielig sind, flußabwärts höchst selten sicheren Schutz gewähren und meist Widerströme veranlassen, die sich sogar in den zwischen dem Ufer und der B. befindlichen Raum erstrecken, das Ansetzen von Land hindern und oft Abbruch des Ufers verursachen. Die senkrechten B.n entsprechen ihrem Zwecke schon weit mehr; aber noch wirksamer als sie sind die flußaufwärts gerichteten B.n, deren Richtung mit dem stromaufwärts liegenden Ufer einen Winkel von 25°—60° bildet, je nachdem der Fluß mehr oder weniger reißend ist. Hinsichtlich der Art ihrer Wirkung werden die B.n weiter in angreifende und beschützende eingetheilt; erstere sind solche, welche die Normalbreite des Stromes schmälern, letztere solche, bei welchen dies nicht der Fall ist. Je nach dem Zwecke, zu dem die B.n angelegt werden, zerfallen sie endlich in folgende Arten: Die Schutzbuhnen sind dazu bestimmt, ein mit dem Abbruche bedrohtes oder schon im Abbruche liegendes Ufer zu bewahren. Ihr Kopf darf nie über die Linie hinausreichen, welche die Normalbreite des Flusses begrenzt, mithin dürfen sie nie die Normalbreite des Flusses schmälern. Soll durch sie zugleich die fehlende Normalbreite des Flusses hergestellt werden, so muß ihr Kopf die Linie berühren, welche ihre Breite bezeichnet. Schutzbuhnen, wenn sie nur als solche dienen, sind hoch genug, wenn sie $1^1/_2$ — 2 Fuß über das Mittelwasser hervorragen. Die Treibbuhnen sollen den Fluß zwingen, das jenseitige Ufer, oder eine Insel, Sandbank 2c. abzuführen, oder zu vermindern, oder auch das Flußbett zu vertiefen. Da dieselben nur bei hohem Wasserstande recht wirksam sein können, so müssen sie höher, als die übrigen, meist bis 5 Fuß über dem Mittelwasser erbaut werden. Die Fangbuhnen (Verlandungsbuhnen) sollen das Ansetzen von Land neben sich bewirken, oder zu diesem Zwecke das Flußgeschiebe, Sand, Steine oder Erde, aus den Flüssen auffangen. Die Verlandung erfolgt um so schneller, je niedriger die B.n sind, daher Einige ihre Höhe sogar unter dem niedrigsten Wasserstand haben wollen und sie stufenweise, je nach der Zunahme der Verlandung, erhöhen wollen. Die Schöpfbuhnen sind bestimmt, den Strom, oder meist nur einen Theil desselben, indem sie ihm entgegengebaut werden, aufzufangen und nach einer andern Richtung zu leiten. Sie finden Anwendung bei Vertiefung und Erweiterung von Stromrinnen, zum Behuf zweckmäßiger Vertheilung des Wassers an Stromscheidungen, an Mühlen, um diesen Wasser zuzuleiten, am gewöhnlichsten aber bei Durchstichen. Weil sie den heftigsten Anfällen des Flusses ausgesetzt zu sein pflegen, so müssen sie so stark und dauerhaft als möglich gebaut werden. Die Krone darf bei Flüssen von einiger Bedeutung nicht unter 20 Fuß breit sein und kann unter Umständen zu 24 Fuß erweitert werden. Die Breite richtet sich nach der Länge der B.n. Die Trennungsbuhnen (Separationswerke) werden am Vereinigungspunkte zweier Flüsse angewendet, wenn die Richtung, in welcher sie sich vereinigen, keinen hinlänglich spitzen Winkel bildet, und die Lokalität gestattet, die Mündung des kleineren Flusses weiter abwärts zu verlegen. Die Sperrbuhnen, auch Koupirungen genannt, werden angelegt, wo Stromarme oder ganze Flußbette zu verbauen (sper-



ren) sind, was am häufigsten bei Ausführung von Flußdurchstichen vorkommt. Eine besondere Art von B.n sind endlich die einander gegenüberliegenden (Rauschbuhnen), welche dazu bestimmt sind, den Querschnitt des Stromes einzuengen, um

in der Mitte des Bettes das Fahrwasser zu vertiefen. Meist sind zum Schutze eines Ufers mehre neben einander liegende B.n erforderlich, und es ist dann nothwendig, ihre Entfernung von einander auf eine zweckmäßige Weise zu bestimmen. Man sucht diese Entfernung dadurch auszumitteln, daß man durch den Punkt a (s. Figur), wo die erste B. das Ufer berührt, für den von demselben gebildeten Bogen eine Tangente a b und mit dieser eine Parallele c d durch den Kopf der B. zieht und dann den Punkt d, wo sie das Ufer trifft, zur Stelle der nächsten B. bestimmt.

Bui (Buja), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kostroma, an der Wekßa (Nebenfluß der Kostroma) in einer kornreichen Gegend, mit 2129 Einwohnern, welche Gerbereien u. Juchtenfabriken unterhalten u. treffliche Lederarbeiten fertigen.

Buinsk, Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Simbirsk, an der Karla, einem schiffbaren Nebenfluß der Wolga, hat 2 Kirchen, ein Kreisgericht, eine Bezirksschule, mehre Leder- und Seifefabriken u. andere industrielle Etablissements, einen Eisenhammer und 3000 Einwohner.

Buitenzorg (d. i. Ohne Sorge), holländische Provinz im nordwestlichen Theile der Insel Java, südlich von Batavia, 94 □Meilen mit 324,310 Einwohnern, ist seit 1745 dem jedesmaligen Generalgouverneur von Holländisch-Indien zur Nutznießung und zum Erholungsaufenthalt angewiesen. Die Landschaft ist wohl bewässert, im Norden niedrig, gebirgig im Süden, wo sich die gewaltigen, noch thätigen Vulkane Pangerango (9326 Fuß) und Gede (9230 Fuß) erheben. Bis zu 3000 Fuß Höhe steigen die Dörfer und Felder hinan, noch höher die Kaffeegärten, über denen Urwald steht. Die Hauptstadt B., in reizender Lage am Fuße des 6730 F. hohen Salak, enthält hübsche Privatgebäude, die Wohnungen der holländischen Beamten, welche zur Stärkung ihrer Gesundheit einen Theil des Jahres hier zu verbringen pflegen, eine 1845 erbaute Simultankirche und ein sehr reges chinesisches Dorf. Das in einiger Entfernung von der Stadt gelegene Palais des Generalgouverneurs umgibt ein berühmter botanischer Garten.

Bujalance, Stadt in der spanischen Provinz Cordova, in einer an Getreide, Wein u. Oliven reichen Gegend, mit zahlreichen Kirchen, einem Kollegium, Findelhaus, 3 Armenhäusern u. 8300 Einwohnern, welche Manufakturen für Tuch u. Leder betreiben.

Bujukdere (Böjuck-dereh, d. h. großes Thal), europäisch-türkisches Dorf in der Nähe von Konstantinopel, an einer Bucht des Bosporus, sehr schön gelegen, bekannt als die Sommerresidenz der meisten christlichen Gesandtschaften. Die Paläste derselben, unter denen der der russischen besonders hervorleuchtet, ziehen sich an dem schönen Kai hin, der besonders in warmen mondhellen Sommernächten einen der herrlichsten Spaziergänge der Welt darbietet. Berühmt ist hier die aus 7 riesigen Platanen bestehende Baumgruppe, genannt Jedi-Kardasch, d. i. die sieben Brüder.

Buk, Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, hat eine katholische u. evangelische Kirche, eine Synagoge u. 2114 Einw., welche Tuchweberei, Schuhmacherei und Handel treiben.

Bukarest (Bukarescht, Bukureschti, d. i. Freudenstadt), Hauptstadt der Walachei, liegt zu beiden Seiten der Dumbowitza, in der baumlosen walachischen Tiefebene, und gewährt mit ihren vielen, meist mit hellglänzendem Blech gedeckten Kirchen und Kapellen und den weitläufigen Gärten, welche die 16,000 Häuser der Stadt umgeben, von der Südseite einen großartigen Anblick. Sie hat in ihrer ganzen Ausdehnung 1 Meile im Durchmesser, keine äußere Abgrenzung, aber 13 Barrièren. Im Innern ist B. ein ächt orientalischer Ort, mit krummen, engen, meist ungepflasterten Straßen, elenden Hütten neben Palästen und großen Höfen voller Schmutz und Staub. Der häufigen Erdbeben wegen haben die meisten Häuser nur Ein Stockwerk, sind sehr weitläufig gebaut und meist (besonders in den Vorstädten) mit Gärten umgeben. Die Bauart der öffentlichen, sowie eines großen Theils der Privatgebäude mit den Säulchen, Gallerien, Bogengängen, Freitreppen und Erkern stellt ein phantastisches Gemisch byzantinischen Styls mit türkischem Beigeschmack dar. Ueberhaupt zeigt sich der Einfluß der türkischen Nachbarschaft nicht nur in den Sitten und Gewohnheiten, sondern auch in den Trachten und Wohnungen, und fast bei jedem Schritte wird man an das Morgenland erinnert. Man zählt 130 Kirchen von einiger Bedeutung, daneben noch viele unbedeutende. Durch ihre Bauart ausgezeichnet ist nur die Metropolitankirche, die auf einem Hügel neben dem Versammlungssaal der Landstände und dem Archiv steht. In der alten Hofkirche, der Kurte Vekie, werden die Hospodare gesalbt. Die St. Georgskirche ist von einem weitläufigen Khan umgeben, der als Waarenmagazin dient. Der höchste Thurm der Stadt (1812 eingestürzt) war der der Kirche Koltza, der 1715 von schwedischen Soldaten aus Karls XII. Heer erbaut worden. Unter den Kirchen finden sich auch 2 evangelische, eine katholische mit einem Franciskanerkloster und eine armenische; daneben 5 Synagogen der deutschen und spanischen Juden. Unter den großen öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: der Administrationshof, der Justizhof, das Kollegium S. Sava (Erziehungsanstalt mit Bibliothek), das Stadthaus, das Gefängniß, eine Infanterie- u. eine Kavalleriekaserne, das neue Theater. Unter den Privatpalästen ist der brankowansche erwähnenswerth. B. ist seit 1698 Residenz des Fürsten (Hospodar), und Sitz des Metropoliten, der höhern Staatsbehörden, des fürstlichen und des Appellationsdivans, eines Handels- und Polizeigerichts, des Gerichts erster Instanz, sowie des Kreisamtes für den Kreis Ilfow und der Direktion der Quarantäneanstalten. Von öffentlichen Bildungsanstalten befinden sich daselbst nur: das schon erwähnte Kollegium S. Sava, ein erzbischöfliches Seminar, eine Gewerbe-, eine Handels- u. eine Ackerbauschule, eine Militärakademie, eine öffentliche Bibliothek und ein Naturalienkabinet. Reiche Leute schicken ihre Söhne nach Wien u. in andere deutsche Städte, um sich hier einen Anflug von Bildung zu holen. Auch mehre Hospitäler bestehen zu B., die jedoch schlecht eingerichtet sind. Die Zahl der Einwohner beträgt 160,000 (nach Anderen 90,000, darunter gegen 14,000 Deutsche). Die Industrie ist gering: fabrikmäßig werden in B. nur die sogenannten türkischen Tuche (Testemel) gearbeitet. Ein Theil der Gewerbe, wie Uhrmacherei, Goldarbeiterei &c., wird nur von Deutschen u. Ungarn betrie-

ben. Bedeutend ist dagegen der Handelsverkehr, u. B. ist der Stapelplatz des gesammten walachischen Handels, sowie aller zum Gebrauch eingeführten Waaren. Da findet man alle Luxus- u. Industriewaaren Europa's und des Orients, russische Produkte in den russischen oder lipovaner Buden (Marketanien), siebenbürgische Waaren in den Brassovanien oder kronstadter Gewölben, orientalische in den griechisch-türkisch-armenischen Buden. Die Schlachthäuser (Saljanen) sieden große Mengen Mark oder Czervitz- u. Rindertalg und liefern gedörrtes Fleisch (Pastrame). Auch mehre Druckereien und Buchhandlungen sind vorhanden, sowie zahlreiche russische und orientalische Bäder. Hauptbelustigungsort ist die Baumwiese mit russischen Schaukeln. Auch große Corsofahrten werden häufig gehalten, auf denen die kostbarsten Equipagen und eine Auslese der schönsten walachischen Frauen zu sehen sind. Man rechnet in B. 12,000 Privatequipagen und an 40,000 Luxuspferde. In der Nähe von B. liegen die Lustschlösser Colentina, Baniessa und Paschkan, das Kloster Pentaleimon mit musterhaftem Spital und das Kloster Vakaresch mit schöner Kirche, wo früher die in Konstantinopel investirten Hospodare von den Behörden der Stadt eingeholt wurden.

B. verdankt seine Entstehung Radel dem Schwarzen (Negro Wod), unter dessen Herrschaft die Walachei um 1290 kam. Als 1594 der Hospodar Michael von der Pforte abfiel, erschien der Großwessir Mohammeds III., Sinan Pascha, am 23. August 1595 mit einem Heere in der Nähe von B.; 4 Meilen davon, in dem waldigen und sumpfigen Passe von Kalugeran, stand das walachische Heer. Man schlug sich vom Morgen bis zum Abend; aber die Türken wurden zuletzt in die Sümpfe zurückgetrieben. Da sich aber Michael inzwischen nach B. und Tergovischt und von da an die siebenbürgische Grenze zurückgezogen hatte, so rückte der Großwessir in B. ein, worauf die Kirchen in Moscheen verwandelt wurden und an die Stelle des Kreuzes auf den Thürmen der Halbmond trat. Auch ward die Stadt binnen 12 Tagen befestigt. Nach 6 Wochen erschien aber Michael vor Tergovischt und nahm es nach dreitägiger Bestürmung, worauf auch B. in seine Hände fiel. Fürst Konstantin Brankowan verlegte 1698 die Residenz von Tergovischt nach B., das nun nach und nach wieder so in Aufnahme kam, daß 1713 die Zahl der Einwohner schon über 50,000 betrug. Im Jahre 1716 wurde die Stadt von 1200 Serviern unter Dettin überfallen und geplündert. Während des fünfjährigen russisch-türkischen Krieges von 1768 — 72 erfochten die Russen unter Anführung des Generallieutenants von Essen bei B. einen Sieg über die Türken unter Mousson Oglu (30. Oktober 1771), in Folge dessen in den ersten Tagen des November das von den Türken eroberte Giurgewo, die Vorwehr von B. am linken Ufer der Donau, ohne Belagerung wieder in russische Gewalt kam, und die Türken, welche damit ihren Hauptübergang über die Donau verloren, die Moldau und Walachei räumen mußten. Erst durch den Friedensschluß vom 16. Juli 1774 erhielt die Türkei diese Länder und auch B. zurück. In den Jahren 1774—82 wurde letzteres unter Alexander Ypsilanti einigermaßen verschönert und am 10. November 1789 von den Oesterreichern unter Prinz Friedrich von Sachsen-Koburg-Saalfeld besetzt, aber im Frieden vom 4. August 1791 wie jede andere in diesem Kriege gemachte Eroberung wieder herausgegeben. Am 28. Mai 1812 ward hier der Friede zwischen Rußland und der Pforte geschlossen, durch den letztere ganz Bessarabien und ein Drittheil der Moldau mit den Festungen Choczim, Akjerman, Bender, Ismail und Kilia, zusammen ungefähr 850 □Meilen an Rußland abtrat, so daß jetzt der Pruth die Grenze beider Reiche in Europa bildet. Nach dem Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1828 wurde B. ohne Schwertstreich von den Russen besetzt und durch den Frieden von Adrianopel 1829 mit ziemlicher Unabhängigkeit von der Pforte dem Hospodar der Walachei übergeben. Am 15. Juli 1853 besetzte das zur Okkupation der Moldau und Walachei bestimmte russische Heer B. ohne Schwertschlag, zog aber nach dem Umschwung der Kriegsereignisse an der Donau aus freien Stücken wieder ab.

Bukhara, s. Buchara.

Bukolische Poesie, eine aus den sicilisch-griechischen Hirtengesängen entstandene, in der Mitte zwischen dem Drama und dem Epos sich haltende Dichtungsart, welche poetische Gemälde der natürlichen Sitteneinfalt des Stadt- und Landlebens, der Empfindungen von Lust oder Unlust reiner Naturmenschen darstellt. Ungeachtet des Mimischen und der amöbäischen Gesänge in ihnen geben sie keine eigentliche Handlung. Obgleich aber die Erzählung in ihnen überwiegend ist und sie sich dem Epos auch im Versmaß nähern, so sind sie doch, weil sie nichts Erhabenes, keine Heldenthat, schildern, nicht zu demselben zu rechnen. Ackerbauer und Hirten, Fischer und Jäger treten als Redende und Handelnde auf, und darin liegt eben das Eigenthümliche dieser Dichtungsweise. Nach den schwachen Versuchen des Stesichorus und Asclepiades vervollkommnete die b. P. namentlich der Syrakusaner Theocritus, u. ein unbekannter Sammler nannte diese Gedichte Idyllen, kleine poetische Gemälde. Der Smyrnäer Bion und der Syrakusaner Moschus folgten ihm. P. Virgilius ahmte zuerst unter den Römern die theokritischen Hirtengesänge nach, gab aber nicht die Natureinfalt und die heitere Objektivität des Landlebens wieder, sondern kleidete idealisirend seine eigene Lage und Empfindungen in diese Dichtungsart. Ihm folgten Julius Calpurnius und Decimus Magnus Ausonius. Unter den Modernen sind in dieser Dichtungsart am glücklichsten die Deutschen (s. Idylle).

Bukow (Neubuckow), Stadt und Amtssitz im mecklenburgischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, in fruchtbarer Gegend, mit 1600 Einwohnern, welche Leinwand, Rasch und Branntwein fertigen; besitzt seit 1306 Stadtrecht.

Bukowina (d. i. Buchenland), österreichisches Herzogthum, früher zum Königreich Galizien gehörig, von dem es als Kreis Czernowitz den südöstlichsten Theil bildete, nach der jetzigen Verfassung ein selbstständiges Kronland, grenzt nördlich an Galizien, östlich u. südlich an die Moldau, westlich an Siebenbürgen u. Ungarn (marmaroscher Komitat) u. umfaßt ein Areal von 189,9 □Meil. Es ist ein Gebirgsland, das im Südwesten vom Hauptzug der

Karpathen (mit dem 7008 F. hohen Kuhhorn) durchstrichen wird und von da in mehren Parallelzügen und zahlreichen Ausläufern nach Nordosten abfällt. Während die Moldawa bei Gura-Homara 1447 F., die Suczawa bei Radautz noch 1213 F. Höhe hat, fließt der Sereth bei Sereth nur in 927 und der Pruth bei Czernowitz in 419 F. Meereshöhe. Der Gebirgszug, welcher den Czeremosch von der Suczawa trennt, hat im Zabul 5040 F. Höhe; links an der Bistritz ist der 5704 F. hohe Dzumaleu der höchste Punkt des Landes. Nördlich vom Sereth und östlich von Wischnitz bilden den Boden horizontale Schichten blauen sandigen Mergels und Diluviums; südlich davon erscheint überall der Karpathensandstein, dessen höchste Rücken Konglomerate bilden, und an dessen Fuß Korallenkalke und Steinsalzlager erscheinen; er ist durch Glimmerschieferinseln an der Bistritz gehoben. Die Hauptflüsse, welche mit zahlreichen Nebenflüssen das Land meist in südöstlicher Richtung durchströmen, sind: der Dniestr, der in Galizien entspringt und die B. im Norden begrenzt, der Pruth, der, ebenfalls aus Galizien kommend, die B. unterhalb Sniatin (wo sich der Czeremosch mit ihm vereinigt) betritt, der Sereth (kleine, mittlere und große), die Suczawa, die Moldawa und die Moldawitza, welche ihren Ursprung im Lande haben, die goldführende Bistritz, die Dorna 2c. Das den Nordostwinden ausgesetzte Land hat strenge u. anhaltende Winter, denen heiße Sommer folgen; nur der Herbst hat eine gemäßigte Temperatur. Regen und Gewitter sind im Sommer häufig. Im Ganzen ist das Klima gesund, und Leute von 100 Jahren sind in den Gebirgsgegenden nichts Seltenes. Die Flüsse bilden große und weite Thäler, worin alle nordeuropäischen Feld- und Gartenfrüchte gedeihen. Sehr ergiebig ist der Boden zwischen dem Pruth und Dniestr (wo $^2/_3$ des gesammten Ackerlandes liegen) und im Suczawathale, wo die edelsten Obstfrüchte, auch Zucker- und Wassermelonen in vorzüglicher Güte gedeihen; Weinberge gibt es besonders gegen die Moldau hin. In den Gebirgsgegenden wachsen nur Erdäpfel, Hafer und Gerste; dagegen trifft man daselbst große und üppige Wiesen, wie überhaupt Weiden und Waldungen überall prachtvoll gedeihen. Im Ganzen ist $^1/_5$ des Bodens Ackerland (wovon über die Hälfte mit Mais bestellt wird, der für $^3/_4$ der Gesammtbevölkerung die Hauptnahrung ist); $^1/_7$ ist Weide, $^2/_5$ sind Wald. Die Wälder des Flachlandes bestehen aus Laubhölzern (vorzugsweise Buchen, auch Ahorn, Erlen und Linden; die einst herrlichen Eichenwälder sind verwüstet, bis auf etwa $^1/_2$ □Meile); im mittlern Gebirge Tannen, im höheren Fichten. Hier kommen wirkliche Urwälder vor, namentlich in der Nähe von Moldauisch-Kimpolung, wo man Masten von 120 F. Länge schlägt. Fast die Hälfte aller Waldungen gehört der Geistlichkeit (Klöstern und Stiftungen), und darunter finden sich Strecken, wie die von Radautz, Wama, Homora u. Solka, welche einen fast ununterbrochenen Wald von 38 □M. bilden. In den Privatwaldungen fehlt leider jede Art von Bewirthschaftung. An Wildpret gibt es in den flachen Gegenden Hasen, Rebhühner und Trappen, im Gebirge Rehe, Hasel-, Birk- und Auerhühner in Menge, im hohen Gebirge auch Hirsche und einiges Schwarzwild; sogar Wölfe. Bären, früher in großer Anzahl vorhanden, sind jetzt seltener. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Für die Pferdezucht besteht das Gestüte von Radautz, das immer mit arabischen Hengsten versehen und für ganz Oesterreich sehr wichtig ist. Die Zucht der Schweine und des Geflügels ist ansehnlich. Auch an mineralischen Produkten ist die B. nicht arm. Etwas Gold wird in der goldenen Bistritz von 8 Zigeunerfamilien gewaschen, welche jährlich bis gegen 90 Thaler abliefern. Zu Mariensee (Kirlibaba) ist ein Silber- u. Bleibergwerk, das indessen wenig einträgt; zu Luisenthal ein Kupferbergwerk, das 1855 589 wiener Ctr. lieferte. Eisen wird in den Werken Jakobeny und Eisenau gewonnen, in welchen 1853 4477 Arbeiter beschäftigt waren; diese und die Werke von Bukschoja lieferten 1855 17,865 Ctr. Die 3 vorhandenen Glashütten sind unbedeutend. Zu Kaczika, zur Herrschaft Solka gehörig, wird ein ungeheures Steinsalzlager abgebaut. Auch mehre Mineralquellen gibt es, z. B. die unweit Jakobeny am Bache Negrischora, welche alkalisch-erdiges Stahlwasser, und die bei Dornawadra, welche kohlensaures Eisenwasser führt. Die vorhandenen mehr als 30 Salzbrunnen werden nicht benutzt. Die Zahl der Einwohner beträgt (Zählung von 1857) 456,920, welche in 4 Städten, 6 Marktflecken und 326 Dörfern wohnen, 306 Katastralgemeinden bilden und sich der Religion nach, mit Ausnahme von 42,726 lateinischen, 9118 griechischen und 989 armenischen Katholiken, 7982 Lutheranern, 751 Reformirten, 29,187 Juden u. 2939 sonstigen Glaubensgenossen, zum griechisch-nichtunirten Kultus bekennen. Der Nationalität nach besteht die Mehrzahl der Bewohner im westlichen Theile aus Ruthenen (188,000); im östlichen aus Moldauern oder Rumänen (von jenen Wolochy genannt, 176,000); die übrigen sind Deutsche (6%), Polen, Magyaren, Armenier, Israeliten und Lipovaner oder Filiponen (2400). In den oberen Flußgebieten kommen nur 7—800 Bewohner auf 1 □Meile, dagegen nördlich vom Pruth und am Sereth, der Suczawa und Moldawa gegen die Moldau hin über 2000; die Gegend zwischen Pruth und Dniestr ist bei weitem die bevölkertste. Der Moldau-Walache steht als ursprünglich Eingeborner auf der untersten Stufe der Kultur, ist faul und abergläubisch, zum unsteten Leben und daher zur Viehzucht mehr als zum Ackerbau geneigt, liebt über Alles Branntwein, Tanz und Gesang, ist in seinem Anzug übrigens reinlich. Der Ruthene, obschon nicht minder dem Branntwein zugethan, ist bei weitem fleißiger, dagegen auch sklavischer und minder reinlich. Der Armenier, größtentheils in den Städten sich aufhaltend, ist spekulativ und hinterlistig, lebt schmutzig und eingezogen, übrigens getreu seinen Nationalsitten und Gebräuchen und vermischt sich äußerst selten durch Heirath mit andern Nationen. Die Deutschen zeichnen sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit aus, beschäftigen sich größtentheils mit dem Ackerbau, sind aber zum Theil auch Professionisten, Holzhauer 2c. Die Lipovaner, eine 1783 eingewanderte russische Sekte, sind ruhige und rechtschaffene Menschen, dabei arbeitsam und thätig, betreiben den Ackerbau und die Obstpflege und sind vorzüglich geschickt im Deich- und Kanalbauwesen 2c. Sie leben ganz getrennt von der übrigen Bevölkerung und bewohnen drei besondere Dörfer, Klimoutz, Fontana Alba und Mittoka. Die Industrie beschränkt sich der

Hauptsache nach auf Erzeugung des nöthigen eigenen Bedarfs, liefert aber auch Wollen-, Leinen-, Holz-, Leder- und Metallwaaren, welche im Verein mit den Rohprodukten des Landes (Mineralien, Wolle, Vieh, besonders aber auch Holz, Potasche rc.) Gegenstände eines lebhaften Handels bilden, der durch die Lage der B. an der Grenze gegen die Moldau, Walachei u. Bessarabien hin sehr begünstigt wird. Sehr bedeutend ist der Verkehr mit Bessarabien u. der Moldau namentlich zu Folticzeny an der Moldaugrenze. Zur Erleichterung des Verkehrs durchkreuzen die B. mehre Hauptstraßen, die, von Galizien u. Siebenbürgen kommend, bei der Landeshauptstadt Czernowitz sich vereinigen und weiter nach der Moldau u. Bessarabien, Podolien rc. führen. In administrativer Hinsicht hängt das Herzogthum von einer Landesregierung ab u. zerfällt nebst der Landeshauptstadt in 15 politische Gerichts- u. Steuerbezirke. Bezüglich der Ausübung der Gerichtsbarkeit steht es unter dem Oberlandesgericht in Lemberg mit dem Landesgericht in Czernowitz als Gerichtshof erster Instanz. Den Namen B. erhielt die Provinz von den beträchtlichen Buchenwaldungen. Als nämlich Stephan VI., Fürst von der Moldau, in seinem Kriege gegen die Polen 1496 auf einem großen Felde zwischen dem Pruth und dem Dniestr bei Choczim und Czernowitz 20,000 Polen zu Gefangenen machte, spannte er sie an den Pflug, ließ das ganze Schlachtfeld, das 2 Meilen in der Länge maß, von ihnen umpflügen u. besäete es mit Buchensamen. Die daraus gewachsenen schönen Buchenwaldungen nannten die Polen B. Im Jahre 1769 wurde dieser Theil der Moldau von den Russen erobert, 1774 wieder zurückgegeben, dann im nämlichen Jahre von Oesterreich militärisch besetzt und durch die Konvention vom 12. Mai 1776 an dasselbe förmlich abgetreten. In Folge dessen erhielt das Land eine eigene Militäradministration; diese wurde jedoch am 1. November 1786 aufgehoben u. die B. mit Beibehaltung ihrer eigenen landständischen Verfassung unter die Verwaltung des Königreichs Galizien gestellt. Seit 1849 bildet sie ein besonderes Kronland der österreichischen Monarchie.

Bukskins, Zeuch, s. Buckskin.

Bulaf, der Kommandostab der alten polnischen Kronfeldherren.

Bulafo, musikalisches Instrument der Neger, ähnlich unserer Holz- und Strohharmonika.

Bulak, Hafen- u. Vorstadt von Kairo, auf einer Nilinsel, hat ein Zollamt, eine 1840 errichtete Sternwarte, einen Bazar und 18—20,000 Einw., welche Handel mit Reis, Salz, Natrum rc. treiben. Berühmt ist die von Mehemed Ali 1822 daselbst angelegte Druckerei, aus der eine Reihe bedeutender Werke der arabischen, persischen und türkischen Literatur hervorgegangen sind.

Bulama (Bulam), eine der Bissaoinseln, an der Westküste von Afrika, ungefähr 5 Meilen lang und 3 Meilen breit, äußerst fruchtbar und schön, aber mit einem höchst ungesunden Klima, weshalb auch die Engländer, welche seit 1842 die Insel besetzt haben, den Plan, hier eine Kolonie zu gründen, bisher nicht ausführten.

Bulandschahar (Boolundschuhur), britisch-ostindische Stadt im gleichnamigen Distrikt der Nordwestprovinzen, am Kalinadi und der Straße von Bareilli nach Delhi, mit 15,000 Einwohnern.

Bulawaddin, kleinasiatische Stadt im Ejalet Anadoli, Paschalik Afium Karahissar, am Akur Siu, mit 3000 Einwohnern, die Melonenbau treiben. Hier 1605 Sieg der empörten Kleinasiaten über die Türken. B. ist das alte Dineä oder Philomelium in Phrygien.

Bulbine *Willd.*, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Asphodeleen, zunächst mit Anthericum verwandt, von dem sie sich durch behaarte Staubfäden unterscheidet. B. annua *Willd.*, Anthericum annuum *L.*, mit zahlreichen gelben Blüthen, die sich dachziegelförmig decken, ist ein Sommergewächs in Aethiopien u. auf dem Kap. B. frutescens *W.*, Anthericum frutescens *L.*, mit fleischigen, rundlichen Blättern, aufrechtem, strauchartigem Stamm, bringt fast das ganze Jahr hindurch in 1—2 Fuß langen Aehren eine Menge schöner gelber Blüthen, läßt sich bei 3—5° R. Wärme leicht durchwintern und durch Stecklinge und Samen vermehren. B. planifolia *Spr.*, Anthericum planifolium *Brot.*, in Südeuropa und Nordafrika, dient in Frankreich als Purgirmittel. B. latifolia *Spr.*, auf dem Kap, hat langgespitzte, dreieckige Blätter und eine gelbe, sehr lange Blumentraube. Sämmtliche Arten werden in lockere, mit 1/6 Sand gemischte Mistbeeterde gepflanzt, im Winter wenig begossen und im Sommer an einem sonnigen Ort ins Freie gestellt. Man durchwintert sie bei 4—6° Wärme im Zimmer oder Glashause und vermehrt sie durch Sprößlinge, Stecklinge oder Samen.

Bulen, Anna, s. Anna 4).

Bulgar (Bolgar), alte Hauptstadt des Bulgarenreichs in Asien, deren unbekannter Ursprung von tatarischen Chronisten in das höchste Alterthum verlegt wird, kommt in russischen Chroniken 1360 zuerst vor, obwohl gewiß ist, daß sie schon im 10. Jahrhundert bestand, wofür alte Münzen jener Zeit zeugen. Die nur wenig umfangreiche Stadt, welche nach einer 968 durch die Russen erlittenen Verheerung nicht mehr als 10,000 Einwohner gehabt haben soll, behauptete ihren Ruhm auch noch nach der Eroberung durch die Mongolen; als aber die Khane ihre Residenz nach Sarai verlegten, gerieth dieselbe allmählig in Verfall, und die Verwirrungen, welche in der goldenen Horde ausbrachen, bei denen die Stadt unaufhörlich aus der Hand eines Fürsten in die des andern überging, trugen noch mehr zu ihrem Sinken bei, während die häufigen Einfälle der nowgorodschen Freibeuter u. die Feldzüge russischer Fürsten ihren Handel mit Nordrußland störten und ihren Ruin beschleunigten. Den letzten Schlag erlitt B. durch Tamerlan, welcher es am Ende des 14. Jahrhunderts zerstörte, und wenn es auch noch einige Zeit nachher bestanden hat, wie aus den daselbst geschlagenen Münzen hervorgeht, so wurde es doch ohne Zweifel mit dem Falle der goldenen Horde in das allgemeine Verderben verwickelt. Jetzt ist davon nur noch das Dorf Bolgarü (s. d.) mit berühmten Ruinen übrig.

Bulgar (Bulgaris), Jewgenij (Eugenius), russischer Kirchenschriftsteller und gründlicher Kenner der griechischen Sprache, geboren 1715 auf der Insel Korfu, übernahm 1742 die Leitung einer Schule zu Janina und bekleidete dann in Kohani in Macedonien, auf dem Berge Athos, sowie in Konstantinopel Lehrämter. Als 1768 der türkisch-russische Krieg ausbrach, verließ er Kon-

stantinopel und begab sich nach Rußland, wo er von der Kaiserin Katharina II. zum Erzbischof von Chersson ernannt ward. Er bekleidete diese Würde nur wenige Jahre, da er bald nach Petersburg übersiedelte, um sich hier literarischer Thätigkeit zu widmen. Er † daselbst 1806. Wegen zahlreicher kirchlicher Streitschriften galt er nicht nur als Autorität der orthodoxen griechischen Kirche der römisch-katholischen gegenüber, sondern übte auch durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse einen sehr bildenden Einfluß auf seine Volksgenossen aus. Seine zahlreichen Schriften sind meist in altgriechischer Sprache verfaßt. Hervorzuheben sind seine „Logik“ (Leipz. 1766), jetzt noch als Grundlage des philosophischen Studiums in Griechenland dienend; eine Uebersetzung von Segners „Mathematik“ (das. 1772). Auch schrieb er Lehrbücher der „Metaphysik“ (Vened. 1805) u. „Physik“ (Wien 1805) u. übersetzte im Auftrage der Kaiserin Katharina II. das russische Gesetzbuch ins Neugriechische.

Bulgarei (Bulgarien, Land der Bulgaren), 1) die große B. (asiatische B.), ehemaliges Königreich der Bulgaren, das im 5. Jahrhundert, wo nicht früher, am nordöstlichen Ufer der Wolga, ungefähr in der Nähe der Kamamündung oder etwas südlicher sich erhob und in verschiedenen Zeiten seine Grenzen von den uralischen Bergen bis zur Sura und Oka, von der Wjätka und Kama bis zu den Quellen des Don, Choper und der Samara ausdehnte. Des Königreichs B. wird noch zu Peter des Großen Zeiten in dem Titel der Beherrscher von Rußland gedacht. Die alte Hauptstadt des Königreichs war Bulgar (s. d.). Jetzt ist das Land russische Provinz. — 2) Kleine B. (europäische B.), im Abendlande gewöhnliche Bezeichnung für den nordöstlichen Theil der Türkei, welcher das nördlich vom Balkan bis zur Donau sich erstreckende Land (die heutigen Ejalets Widdin und Silistria) begreift und dem Moesia inferior der Römer entspricht. Das Land hat im Süden durch den Balkan (gegen Rumelien), im Osten durch das schwarze Meer, im Norden durch die Donau (gegen Walachei und Moldau) natürliche Grenzen; nur im Westen (gegen Serbien) fehlt eine solche. Der südliche Theil, den dichtbewaldete Zweige des Balkans bedecken, ist gebirgig; gegen Norden und Osten herrscht Ebene vor, die meist zusammenhängend ist und, da das Land mit einem hohen Uferrand gegen die Donau grenzt, durchaus höher liegt als die gegenüber lang hingestreckte Walachei. Die Flüsse fallen meist in die Donau, wie der Timok, Arzer, Smorden, Lom, Dschibra (Zibritza), Ogustul, Skitul, Isker, Wid (Serestul), Osma, Jantra, Kara-Lom mit dem Ak-Lom, Tabau-Dere, und nur einige in das schwarze Meer: der Sulinaarm und der St. Georgsarm der Donau (Chedrille Boghazy, die südlichste Mündung), der Pravadi (Serisen-Dere) bei Varna u. der Kamtschik. Die Küste springt am markirtesten mit den Kapen Kali-akra (Gulgrad) und Emineh in das schwarze Meer vor. Das ganze Land erscheint als eine plateauartige Vorstufe des Balkans, welche von den Südufern der Donau allmählig aufsteigt zu den dicht bewaldeten, unwegsamen Vorbergen des großen Balkans im Westen und des kleinen Balkans im Osten. Die Natur des östlichen und westlichen Theils ist mehrfach von einander verschieden. Im Nordosten tritt wie eine Halbinsel zwischen Donau und Meer die Dobrudscha als eine Hochfläche niederer Art auf, meist mit Gestrüpp u. steppenartiger Vegetation bekleidet, und im Süden begrenzt durch den 4 Meilen langen sogenannten Trajanswall, eine Schanzlinie der Römer, welche von Küstendsche am Meer nach Rassowa an der Donau durch eine förmliche Wüste läuft. Im östlichen Theile der Dobrudscha liegt der große Küstensee Rasin, der sich durch die portizkische Mündung in das schwarze Meer öffnet. Die Waldungen bedecken nur einzelne kleine Räume und werden erst am kleinen Balkan dichter. Der Westen ist weniger einförmig und steppenartig, die Forste werden umfangreicher; die 3—10 Fuß dicke Humusschicht deutet auf ein fruchtbares u. kräftiges Ackerland. Die Frühlingsmonate bringen eine große Menge Regen, der die Kommunikation zwar erschwert, dafür aber den üppigsten Pflanzenwuchs fördert. Die trockene Hitze des Sommers verwandelt jedoch das grünende Bild schnell in einen dürren Anger und trocknet oft Waldbäche und Brunnen aus. Wie die Jahreszeiten, so wechseln auch Tag u. Nacht scharf in ihrer Temperatur, was oft üble Krankheiten befördert. Nur etwa $^1/_5$ des ganzen Ackerbodens wird angebaut; dennoch ist der Ertrag ein über Erwarten reicher, ohne daß man Düngung anwendete. Am meisten gewinnt man Weizen, weniger Roggen und Mais, auch Rüben am Fuß des Balkans. Weizen wird viel ausgeführt und meist in Varna verschifft; auch über Burgas gehen jetzt jährlich etwa 2 Millionen Scheffel ins Ausland; die Getreideausfuhr würde sich, wenn bessere Straßen vorhanden wären, noch bedeutend steigern. Die Berg- und Thalweiden geben für die Viehzucht einen reichen Ertrag, doch stehen das kleine Rind und das unveredelte Schaf der B. hinter den Thieren der Walachei zurück, und der Viehhandel ist daher noch unbedeutend. Auch die Pferde sind nur schlechte Zugthiere. Bergwerke gibt es nicht; nur etwas Salz an den Küsten und Salpeter wird gewonnen. So gering demnach die gesammte natürliche Produktion des Landes ist, so viel ist man, bei dem natürlichen Reichthum desselben, von den fortgeschrittenen und verbesserten Verhältnissen zu erwarten berechtigt. An den bedeutendsten Waarenniederlagen (Scalen) sind namentlich kronstadter Kaufleute oder Braschoraner mit Erfolg thätig. An Städten ist die B. arm, und höchstens 3 oder 4 haben mehr als 25,000 Einwohner; kleine Dörfer, oft mit weniger als 100 Einwohnern, liegen weit von einander. Die bedeutendsten Orte sind: Sofia, Silistria, Rustschuk, Varna, Schumla, Burgas, Widdin und Nikopoli.

Die Bewohner, deren Zahl auf 3 Millionen geschätzt wird, bestehen überwiegend aus Slaven, doch finden sich unter ihnen auch ächte Türken, ferner in der Dobrudscha angesiedelte Araber, welche als Kriegsgefangene aus Aegypten gebracht worden sind; Tataren, Kosaken, Juden, Zigeuner, Serben, Griechen. Neben gibt 1,295,000 Muselmänner an (wovon 375,000 türkischer Abstammung) und 1,700,000 Rajahs, worunter etwa 1,500,000 eigentliche Bulgaren, sodann 120,000 Serben, 10,000 Zigeuner, 25,000 Juden, 10,000 Kosaken, 10,000 Griechen, 10,000 Bosniaken und Walachen und 5000 Deutsche, Ungarn und Italiener. Die allgemein herrschende Sprache ist das Türkische; das Griechische ist daneben die Sprache der griechischen

Kirche. Die muselmännischen Dörfer erscheinen reinlich, aber öde; die christlichen Ortschaften sind dagegen belebt, haben neue Hütten, und der Landbau wird in denselben rationeller betrieben. Alle technische Produktion läßt viel zu wünschen übrig. Die eigentlichen **Bulgaren** sind übrigens nicht auf die obenbezeichneten Grenzen der B. beschränkt, vielmehr finden sie sich über die ganze Türkei verbreitet und bilden namentlich südlich vom Balkan in Ostalbanien bis Livadien hinab und selbst in Rumelien ganze Striche der Bevölkerung. Die nördlichen Bulgaren unterscheiden sich von den südlichen durch charakteristische Züge. Jene haben außer ihrem Dialekt, der sich stark dem russischen nähert, viel mehr Tatarisches in ihren Sitten beibehalten, als die fast ganz hellenisirten Bulgaren des Südens. Die ersteren, wild und roh, sind minder gastfrei gegen den Fremden, unterwürfiger gegen den Herrn und sprechen mit großer Schnelligkeit, während die Sprache der südlichen Bulgaren, stark mit serbischen und griechischen Wendungen gemischt, einen sanfteren, harmonischen Klang hat. Ihre von der Straße aus selten sichtbaren, gleich den Hütten der Wilden versteckten Dörfer (Selos) dehnen sich längs einer Wiese oder am Rande eines Baches aus und bestehen aus 4—5 durch Grasplätze getrennten Höfen, die, von einer dicken Hecke umschlossen, wie Inseln im grünen Meere erscheinen. Die Hütten, aus Weidengeflecht, gleichen großen Körben, sind in die Erde eingesenkt und mit einem konischen Dach von Stroh oder über einander geworfenen Baumzweigen gedeckt. Hier haben alle Hausthiere, Hühner, Schafe, Schweine, Ochsen und Pferde, ihre besondere Wohnung, und inmitten aller bewohnt der bulgarische Bauer eine Hütte, die ihm als Keller, Kornkammer, Küche und Schlafkammer dient. Man schläft an der Erde auf Fellen, die um den Herd, d. h. um ein rundes Loch, ausgestreckt sind.

Geschichte. Die **Bulgaren** (auch **Wolgaren, Hunnogunduren, Kotragen, Uturguren** genannt) sind ein ursprünglich asiatisches Volk, das jenen Namen erhielt, weil es vom jenseitigen Ufer der Wolga (Bulga, Atel) nach Europa einwanderte. Aus ihrem ersten Wohnsitz (**Großbulgarien** genannt), den Steppen zwischen der Wolga und dem Kuban bis hinauf zu den Trümmern von Bulgar (s. d.) im Gouvernement Kasan, zogen sie sich zu der Zeit des byzantinischen Kaisers Anastasius Dicorus (um 502) nach dem Don und Dniestr, von wo sie, unter ihrem Khan Zamergan, (539 und 559) verheerende Streifzüge in das oströmische Gebiet unternahmen. Doch mußten sie bald nachher avarische Oberhoheit anerkennen. Der Versuch des Khans **Organes**, welcher 619 zu Konstantinopel Christ geworden war und den Patriciertitel erhalten hatte, zur Herstellung der Unabhängigkeit mißlang zwar; sein Neffe **Cuvrat** aber vertrieb (um 635) die avarischen Besatzungen u. schloß ein Bündniß mit dem oströmischen Kaiser Heraclius. Der väterlichen Warnung uneingedenk, trennten sich die fünf Söhne desselben, von denen der eine, **Batbajas** (Basianus), in den alten Sitzen zwischen Don und Dniestr blieb, der zweite, **Kotrag**, nach Asien zurückging, wo seine Horde bald chasarischer Uebermacht erlag, der dritte, **Asparuch**, sich am Onglos (Pruth?) niederließ, der vierte, ungenannte, sich mit den Theißbulgaren den Avaren wieder unterwarf, und der fünfte, **Alzek**, bei des Longobardenkönigs Grimoald Sohne, dem Herzog Romuald von Benevent, Aufnahme fand. Asparuch zwang den Kaiser Konstantin IV. zur Zahlung eines jährlichen Tributs und eroberte (678) einen Theil des Landes zwischen der Donau u. dem Hämus bis nach Varna hin, u. seine Nachfolger, von denen wir insbesondere **Terbeles** (**Terbilis**, um 700) u. **Kormes** (um 716) kennen, blieben beschwerliche Nachbarn von Byzanz, obgleich oft Widersetzlichkeiten der Großen (Bojaren) Statt gefunden zu haben scheinen. Nach der Ermordung des Königs Kormes traten an die Stelle erblicher Könige gewählte. **Telches** (**Teleutzes**) wurde 763 in einer Schlacht vom Kaiser K stantin geschlagen u. von den Seinen ermordet. **Sabin** mußte, weil er Frieden mit den Römern gemacht, vor seinen Unterthanen fliehen. **Pagan** wurde ebenfalls von Konstantin besiegt (765) und † 771. **Telerich** (**Tserik**) floh vor seinen Unterthanen nach Konstantinopel (776), und **Carbanus** (**Corbanus**) regierte bis 797 od. 806. Die Vereinigung der vor den Franken fliehenden Avaren mit den Bulgaren erhob endlich **Krumus** (**Krem**) zu einem mächtigen Herrscher. Derselbe besiegte die Kaiser Nicephorus und Michael bei Adrianopel u. eroberte die Stadt, ward aber selbst (814) an Leo's Hügel geschlagen u. starb bald nachher. Nach kurzer Regierung des **Ducumus** folgte bis 821 der durch Grausamkeit berüchtigte **Ditzeng** (**Tsok**). Unter seinem Nachfolger **Mortagon** (**Mutragon, Omortag**), welcher Frieden mit Byzanz zu erhalten strebte, dagegen (seit 824) mit dem abendländischen Kaiser Ludwig dem Frommen in Streit gerieth, begannen die Bekehrungsversuche, zunächst durch gefangene Griechen, u. dauerten unter Krumus' Enkel **Baldimar** (um 836) fort, bis endlich der Mönch **Theodorus Kupharas** das Vertrauen des Königs **Bogoris** gewann. Dieser wurde (863) Christ, erlangte dafür die Abtretung Zagoriens, nahm den königlichen Titel u. den Namen **Michael I.** an, besiegte seine sich widersetzenden Bojaren und zwang das ganze Volk zur Annahme der Taufe. Von nun an ward Lychnidus (Ochrida) die Residenz der bulgarischen Könige. Der Papst Nikolaus I. und der Patriarch Photius geriethen in Streit um die kirchliche Herrschaft über die Neubekehrten. Michael bewarb sich um die Freundschaft des deutschen Königs Ludwig und schwankte zwischen dem Anschließen an die eine oder die andere Kirche, bis der wieder eingesetzte Patriarch Ignatius (870) einen griechischen Erzbischof nach Bulgarien sendete, worauf dieser die Oberhand über die lateinischen Geistlichen erlangte. Dennoch suchten die späteren Könige, wenn ihr Vortheil es erheischte, mehrmals die Verbindung mit dem Papste wieder anzuknüpfen. Michael ging zuletzt in ein Kloster u. übergab die Regierung seinem Sohne **Laudomir**. Da dieser aber das Christenthum verfolgte, erschien Michael wieder, ließ jenem die Augen ausstechen und übergab die Regierung einem andern Sohne **Presiam**; er selbst starb 890. Presiam wird als ein Feind des Christenthums erwähnt, welcher einen unglücklichen Krieg mit dem Serbier Wladimir führte. Nicht glücklicher war sein Sohn, **Michael II. Bogoris** (**Borises**), welcher die Theilung Serbiens unter Wla-

dimirs drei Söhne, Muntimer, Stroemer und Goinik, zu einem neuen Angriff benutzte, durch die Gefangenschaft seines eigenen Sohnes Baldimar aber zum Frieden genöthigt wurde. Sein Nachfolger, Baldimars Enkel, Simeon (888), ward wegen gestörten Handels mit dem Kaiser Leo dem Philosophen in Krieg verwickelt und von den sich an seiner Nordgrenze niederlassenden Ungarn angegriffen, behauptete sich jedoch in Verbindung mit den Petschenegen siegreich und schloß endlich (923) mit dem Kaiser Romanus Frieden, den er bis an seinen Tod (927 oder 932) hielt. Unter seinem Sohne Peter, welcher unmündig zur Regierung kam, ging aber nicht nur Serbien wieder verloren, sondern auch Bulgarien, dessen sich der russische Großfürst Swätoslav bemächtigte. Peter floh nach Dristra und starb daselbst. An seiner Stelle ward 971 sein Sohn Borises (Burich) erwählt, der unter russischer Oberherrschaft stand. Bald darauf vertrieb der byzantinische Kaiser Joannes Tzimisces die Russen und verwandelte die B. in eine byzantinische Provinz. Die Bulgaren erwählten einen neuen König, Samuel, der bis an seinen Tod (15. September 1014) für die Unabhängigkeit seines Landes kämpfte. Sein Sohn Gabriel wurde nach kurzer Regierung (1015) von Bladisthlaw (Johann Ladislaus) auf der Jagd ermordet. Dieser unterwarf sich (1018) den Byzantinern, nachdem Basilius II. die Hauptstadt Ochrida (Lychnidus) erobert hatte. Die Bulgaren verhielten sich nun ruhig bis 1036, in welchem Jahre Dolian (Delean), ein aus Konstantinopel entflohener Sklave, nach Bulgarien kam, sich für einen Enkel Samuels ausgab und von den Bulgaren, die nun wider den Kaiser Michael IV. aufstanden, zu ihrem König gewählt wurde. Dolian zog, nachdem er einen in Dyrrhachium gewählten Gegenkönig, Teichomer, hatte umbringen lassen, dem Kaiser entgegen u. besiegte ihn. Alusian, Bruder Bladisthlaws, gleichfalls aus Konstantinopel entflohen, kam zu Dolian, fand bei ihm scheinbar gute Aufnahme u. Theil an der Regierung. Allein von gegenseitiger Eifersucht getrieben, suchte einer den andern zu stürzen. Alusian ließ Dolian blenden, unterwarf sich, weil er die Abneigung der Bulgaren gegen ihn fürchtete, dem Kaiser Michael (1040), ging dann nach Bulgarien und ließ sich huldigen. Von nun an blieb Bulgarien geraume Zeit in Abhängigkeit von der byzantinischen Herrschaft, bis sich, durch zwei Walachen, Peter u. Asan, aufgemuntert, 1186 die bulgarischen und walachischen Hirten empörten u. das bulgarisch-walachische Reich gründeten (s. Walachei, Geschichte). Seit 1392 ist Bulgarien türkische Provinz.

Die Geschichte der östlichen Bulgaren ist in großes Dunkel gehüllt. Nach Kuvrats Tode, als ein großer Theil derselben nach Europa auswanderte (s. oben), waren viele in ihrer alten Heimat an der Kama (daher kamische Bulgaren) u. Wolga (weiße Bulgaren) zurückgeblieben. Die ersten Nachrichten über sie finden sich in arabischen Schriftstellern des 10. Jahrhunderts, aus denen hervorgeht, daß um diese Zeit die Bulgaren ein mächtiges Volk bildeten, Städte hatten, ausgebreiteten Handel trieben, sich (seit 922) zum Islam bekannten (weshalb sie, zum Unterschiede von den an der Donau wohnenden christlichen Bulgaren, als mohammedanische Bulgaren bezeichnet werden) und einem uneingeschränkten Herrscher gehorchten. Nach der Annahme des Islam findet man sie häufiger genannt, nicht bloß bei moslemitischen Schriftstellern, sondern auch in russischen Chroniken. Sie waren halb ein ansässiges und ackerbauendes, halb ein nomadisches Volk, das im Winter in Dörfern und Städten lebte und im Sommer in das offene Land hinauszog. Sie standen in Verbindung mit den Russen, Wesen, Ingren, Chasaren, mit Khowaresmien und Khorassan und waren so die Hauptvermittler des Handels zwischen dem Norden, Süden und Osten. Dabei lagen sie mit den Russen unaufhörlich im Kampfe, welcher, wenn auch oft durch Friedensverträge unterbrochen, mit gegenseitiger Erbitterung bis zum Einbruch der Mongolen fortdauerte und auch später nicht eher aufhörte, als bis der Name der Bulgaren völlig verschwunden war. Die Mongolen ließen bei ihrem ersten Einbruch in Rußland die Bulgaren in Ruhe; als aber eine Abtheilung ihres Heeres unter Subutai 1236 die Stadt Bulgar (s. d.) einnahm, unterwarf sich ihnen das ganze Land ohne Widerstand. Bald nach dem Abzuge der Mongolen empörten sich die Bulgaren, aber Subutai kehrte zurück und unterjochte das Land völlig. Diese von furchtbarem Blutvergießen u. von Verheerungen begleitete Unterjochung vernichtete die Unabhängigkeit der Bulgaren für immer. Seit dieser Zeit hörten sie als besondere Nation auf, bildeten einen Theil von Kiptschak, theilten das Schicksal der „goldenen Horde" bis zu deren Fall u. verschmolzen mehr und mehr mit den Siegern, so daß sie endlich selbst ihren Volksnamen verloren. Das Volk verschwand, ohne schriftliche Denkmäler seines Daseins zu hinterlassen; nur einige Münzen, Grabschriften und Städtetrümmer, meist im Gouvernement Kasan, namentlich in den Kreisen Spaßk u. Tschistopol, sind von ihm übrig. Im erstern liegt das Dorf Bolgarü (s. d.) mit zahlreichen Trümmern.

Bulgarien, s. Bulgarei.

Bulgarin, Thaddäus (Taddeï Wenediktowitsch), bekannter russischer Schriftsteller und Journalist, geboren 1789 im Gouvernement Minsk, genoß vom 9. Lebensjahre an seine Erziehung im Kadetencorps zu Petersburg, wohin seine Mutter nach dem traurigen Ausgange des polnischen Aufstandes ihre Zuflucht genommen hatte. B.s Vater hatte als glühender Freiheitsheld unter den Fahnen Kosciusko's gefochten und war im Kampfe gefallen. Seine Antipathie gegen Rußland hatte sich auf den Sohn keineswegs vererbt, denn dieser verlernte in der russischen Residenz sehr bald die Muttersprache und ward vollkommener Russe. Im Jahre 1805 trat er in das Gardeuhlanenregiment Großfürst Konstantin und machte mit demselben den Feldzug gegen Frankreich bis 1807 und gegen Schweden bis 1809 mit, in welchem letzteren er sich durch außerordentliche Bravour auszeichnete. Im Jahre 1810 verließ er, sich zurückgesetzt sehend, den russischen Kriegsdienst und ging nach Warschau, wo er in die beim französischen Heere errichtete polnische Legion eintrat und in derselben die spanischen und italienischen Feldzüge von 1810 und 1811, die Invasion Napoleons I. in Rußland 1812, sowie den Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 u. 1814 mitmachte. In Spanien wurde er gefangen genommen und sollte eben erschossen werden, als eine

französische Reiterschwadron ihn befreite. Ebenso gerieth er 1814 in preußische Gefangenschaft, wußte aber auch hier nach kurzer Zeit seine Freiheit wieder zu erlangen und begab sich in Napoleons Hauptquartier, der ihm den Oberbefehl über die polnischen Freischaaren übergab. Nach Napoleons Fall ging B. nach Warschau zurück, vervollkommnete sich jetzt wieder in der polnischen Sprache und schrieb in derselben für mehre Journale. So humoristisch und poetisch aber auch die Sprache B.s in den warschauer und wilnaer Journalen klang, sie kam ihm nicht aus warmem Herzen. Er bewies dies, indem er kurze Zeit darauf bei Gelegenheit eines Besuchs in Petersburg den Entschluß faßte, für immer in der nordischen Residenz zu verbleiben. Von jetzt ab (1819) entsagte B. seiner Nationalität für immer und lieferte in russischer Sprache, die er jetzt erst grammatisch erlernte, in Gretsch' Zeitschrift Artikel, die sich gleich sehr durch scharfe, satirische Zuspitzung u. frivole Haltung wie durch Servilismus der Gesinnung markirten. Im Jahre 1823 begann B. das „Nordische Archiv“, welches anfänglich ausschließlich der russischen Geographie, Geschichte und Statistik gewidmet war, später aber auch humoristisch-belletristische Beiträge in Novellen- u. Gedichtform brachte. B. erwarb sich bald den Ruf eines hervorragenden Genie's, obwohl es allen seinen Werken in formeller Beziehung an der letzten Abrundung und hinsichtlich des Gehalts an sittlichem Adel fehlt. In Verbindung mit Gretsch begann er 1825 die Herausgabe der noch gegenwärtig bestehenden „Nordischen Biene“, eines politischen Tageblattes, dessen Feuilleton ausschließlich der Literatur gewidmet war. B., Gretsch u. Senkowskij bildeten zu ihrer Zeit ein Triumvirat, welches die unbedingteste Herrschaft in der Literatur ausübte und erst in der neuesten Zeit derselben entkleidet ward. B. erlebte noch seinen kläglichen Fall; er † als wirklicher Staatsrath den 13. September 1859 auf seinem Gute Karlowa bei Dorpat. Hier hatte er es sich viele Jahre lang angelegen sein lassen, in Verbindung mit dem Kurator der dorpater Hochschule, General von Krafftström, das sich daselbst regende Deutschthum niederzuhalten und zu ersticken. B. war gewandt, immer schlagfertig, witzig und vielseitig gebildet. Wie vielen Fächern der Literatur er seine Aufmerksamkeit gleichzeitig zuwandte, ersieht man aus der Ausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften“ (Petersburg 1827, polnisch Warschau 1828; deutsch von Oldekop, Petersb. 1828, 4 Bde.). Rußland verdankt ihm das erste dramatische Taschenbuch in russischer Sprache, die „Russische Thalia“, welche seit 1825 viele Jahrgänge erlebte und Originelles neben Fremdem und Uebersetztem enthält. Werthvoller sind seine „Erinnerungen aus Spanien“, (deutsch von Oldekop, Petersburg 1823), die in pikanter Weise Erlebtes und Fingirtes aus seinem Aufenthalt in Spanien mittheilen. Viel Beifall fanden auch seine „Gemälde des Türkenkrieges im Jahre 1828“ (deutsch von Oldekop, Petersb. 1828) und sein moralisch-satirischer Roman „Iwan Wüshigin“ (das. 1829; deutsch von Oldekop, Petersburg und Leipzig 1830, 4 Bde., u. von Kaiser, Leipzig 1830, 3 Bde.). Hieran reihte sich als eine Fortsetzung desselben „Peter Iwanowitsch Wüshigin“ (Petersb. 1830; deutsch von Stork, Leipz. 1834, 3 Bde.). Das Werk „Bulgarin, Archippe Thaddéevitch, ou l'hermite russe. Tableau des moeurs russes au 19. siècle“ (Paris 1828, 3 Bde.) war nur eine Rückübersetzung und gelegentliche Umarbeitung der zum „Nordischen Archiv“ gehörigen „Intelligenzblätter“, worin B. den damals in Frankreich viel gelesenen „L'hermite de Paris“ in russificirter Gestalt seinem nordischen Publikum vorgeführt hatte. Später erschienen von B. noch 3 Romane: „Rostawlow, oder Rußland im Jahre 1812“; „Dmitrij Samoswanez“ (Der falsche Demetrius) u. „Mazeppa“ (Petersb. 1830 und 1835), welche in historischer Beziehung eben so unbedeutend als ermüdend und langstylig sind. B.s letztes Werk: „Rußland in geschichtlicher, geographischer und literarischer Hinsicht“ (Petersb. 1837, 4 Bde.; deutsch von Brackel, Riga 1839 bis 1841, 3 Bde.) gibt bloß statistische Materialien und urkundliche Aktenstücke. Die periodischen Schriften, welche B. zuletzt redigirte, wie „Das Daguerreotyp“, „Die Mücken“ 2c., sind seicht und schaal und vermochten das mit besseren Produkten genährte Publikum nicht mehr anzuziehen. B. sah sich in den letzten Tagen seines Lebens seiner Autorität beraubt u. zum bloßen literarischen Schattenkönig erniedrigt.

Bulgarische Sprache, slavische Sprache, welche zunächst mit der russischen und der illyro-serbischen verwandt ist. Von den beiden Mundarten, in welche sie zerfällt, ist das Altbulgarische die Sprache der heiligen Bücher für die griechisch-slavische Kirche und drang als solche nicht bloß in alle Donauländer bis nach Serbien und Dalmatien, sondern auch in das großmährische Reich, ja bis nach Böhmen und Polen (Krakau) ein. Es ist in Hinsicht auf Formation wie Flexion der reichste slavische Dialekt und hat eine reiche Literatur, die älteste unter allen slavischen, von der sich werthvolle Dokumente in Klosterbibliotheken vorfinden. Zu den wichtigsten und bekanntesten derselben gehören die Arbeiten Johanns, des Exarchen von Bulgarien, der im 10. Jahrhundert lebte und Auszüge aus den Werken des Griechen Johannes Chrysorrhoas aus Damascus, sowie eine griechische Grammatik lieferte; ferner der Nomokanon oder Kórmtschaja knija, eine Uebersetzung aus dem Griechischen, deren Anfang sogar noch ins 9. Jahrhundert gesetzt wird, und die eine Sammlung aller Regeln der Heiligen u. Kirchenväter enthält, u. A. m. Das Neubulgarische entstand erst nach dem Sturze des bulgarischen Reichs (1392) unter den vielfachen Stürmen, von welchen die Bulgaren heimgesucht wurden. Alle angrenzenden Sprachen, besonders aber die walachische u. albanesische, übten zerstörenden Einfluß auf dasselbe, u. so erhielt es allmählig eine Gestalt, in welcher man fast keine Spur mehr von dem Idiom des heiligen Cyrill vorfindet. Eine Literatur des Neubulgarischen ist noch nicht vorhanden. Die wenigen religiösen, nur von den Priestern gebrauchten Werke liefert Rußland; der einzige Grund, weshalb diese unkultivirte Sprache überhaupt Interesse erregen könnte, liegt in den Volksliedern, die in Inhalt u. Form sehr den serbischen gleichen. Eine Sammlung bulgarischer Volkslieder befindet sich in Czelakowsky's „Sammlung slavischer Volkslieder aller Stämme mit gegenüberstehender Uebersetzung“ (Prag 1822—27, 3 Bde.). Seit 1806, wo Sofroni, Bischof von Wratscha, das erste bulgarische Erbauungsbuch herausgab, erschienen in neubulgarischer Sprache nur religiöse und einige Elementar-

werke, sämmtlich in auswärtigen Städten gedruckt, namentlich in Bukarest, Belgrad, Ofen, Krakau, Konstantinopel und Smyrna. Zu letzterer Stadt ließ die British and foreign bible society 1840 eine bulgarische Uebersetzung des Neuen Testaments drucken; auch erscheint daselbst seit 1844 die Monatsschrift „Philologia". Der Hauptstapelplatz der bulgarischen Geistesentwickelung scheint Odessa werden zu wollen, wo auch seit 1843 Aprilows Zeitschrift „Der bulgarische Morgenstern" erscheint. Grammatiken des Neubulgarischen haben geliefert Neofyt (1835), Christaki (1836), Wenelin (1837, in russischer Sprache) und E. Riggs, ein amerikanischer Missionär in Smyrna (in englischer Sprache).

Bulibani (Bullibanni, Bulebene), Hauptort des afrikanischen Königreichs Bondu in Senegambien, in einer gut kultivirten Ebene am Faleme, ist Wohnsitz des Almamy und hat 2200 Einwohner, welche bedeutenden Handel treiben.

Bulienen (Boyleinen, Seitentaue), die Taue, welche an jeder Seite eines Rahsegels befestigt werden, um die Segel steif bei dem Winde zu halten, damit sie dieser besser von der Seite fassen könne, wenn er in einer schiefen oder dem Wege des Schiffs ungünstigen Richtung weht.

Bull (Bulle, Boll), Stadt im schweizerischen Kanton Freiburg, in fruchtbarer Ebene, im Angesicht der schönen Alpen von Gruyère, 2380 F. über dem Meere, hat ein Schloß, Kapuzinerhospiz, eine Pfarrkirche mit berühmter Orgel und 1850 Einwohner, welche Tabaksfabriken und starken Handel mit Gruyèrekäse treiben. B. ist seit dem Brande vom 2. April 1805 geschmackvoll wieder aufgebaut.

Bull (engl.), Bulle, Stier. John Bull, deutsch Hans Ochs, ist die humoristische Personifikation des englischen Nationalcharakters, von Swift oder John Arbuthnot zuerst gebraucht, in Karrikaturen als stämmiger, vierschrötiger, stets zum Boxen fertiger Kerl dargestellt. In der Umgangssprache der Engländer bedeutet B. eine Erzählung oder Aeußerung, deren lächerliche Pointe darin liegt, daß sie gegen den gesunden Menschenverstand verstößt. Besonders bürden die Engländer den Irländern unzählige B.s auf, u. letztere sind in der That stark in dieser Art von Aeußerungen. Doch darf ein solcher B. nicht platte Dummheit sein, sondern muß irgend eine witzige Eulenspiegelei oder sonst unerwartete, überraschende Wendung enthalten. Bei den Debatten über die Title-Bill im Sommer 1851 machte sich besonders der ehemalige Lordmayor von Dublin, Reynolds, durch seine unvergleichlichen B.s bemerkbar. Diese B.s sind eine treffliche Fundgrube für das englische Lustspiel und den Roman und in zahlreichen Sammlungen zusammengestellt. Die Engländer bedienen sich derselben gern zur Entschuldigung für ihre eigenen Wunderlichkeiten u. Thorheiten. Vgl. Edgeworth, Essay on irish Bulls, London 1803.

Bull, Ole Bornemann, gemeiniglich Ole-Bull genannt, berühmter Violinvirtuos, geboren am 5. Februar 1810 zu Bergen in Norwegen, verrieth frühzeitig die größte Neigung zur Musik, namentlich zum Geigenspielen, und konnte schon in seinem sechsten Jahre in einem Quartett von Pleyl mitwirken. Da er sich jedoch zum Studium der Theologie ernstlich vorbereiten sollte, wurden ihm seine musikalischen Beschäftigungen ganz untersagt, und er konnte sich nur ganz im Geheimen üben. Trotzdem war, als er im 18. Jahre die Universität Christiania bezog, seine Fertigkeit so groß geworden, daß er in einem Koncert, in welchem er mitwirkte, Alles in Erstaunen setzte. Jetzt hielt ihn nichts mehr, sich ganz der Kunst zu widmen, u. 1829 ging er nach Kassel, um sich unter Spohrs Leitung weiter auszubilden. Die kühle Aufnahme, die er bei Letzterem fand, erfüllte ihn mit großer Niedergeschlagenheit; er wurde irre an sich und faßte bei der Lebhaftigkeit seines Temperaments den Entschluß, der Musik gänzlich zu entsagen und die Rechte zu studiren, zu welchem Zwecke er sich nach Göttingen begab. Seine Kunstliebe ließ ihm jedoch nicht lange Ruhe; es drängte ihn wieder zu seiner Geige, und nachdem er auf einem Koncert zu Minden zum Staunen aller Zuhörer gespielt hatte, beschloß er, sich fortan seinem Talent und seinem guten Stern zu überlassen. In Folge eines Duells mußte er aus Deutschland fliehen und kehrte nach Norwegen zurück. Nach längerem Aufenthalt in seiner Vaterstadt, den er zu den fleißigsten Studien benutzte, durchreiste er 1831 Skandinavien, ging von da nach Holland und kam endlich nach Paris. Hier war gerade die Cholera ausgebrochen, Niemand dachte daran, Koncerte zu besuchen, und B. sah daher bald seine schwachen Hülfsmittel erschöpft. Seine mißliche Lage verschlimmerte sich noch, als er sich eines Tags seiner sämmtlichen Habe nebst seiner Geige beraubt fand. Tage und Nächte irrte er, von Hunger und Sorge gequält, in den Straßen von Paris umher und war nahe daran, durch einen Sprung in die Seine seinem Leben ein Ende zu machen. Zum Glück nahm sich seiner eine ältliche Dame, Villeminot mit Namen, an und pflegte ihn während einer gefährlichen Krankheit, in die er vor Kummer und Aufregung verfallen war, auf das Liebevollste. Im Frühling 1833, nach gänzlicher Wiederherstellung seiner Kräfte, gelang es ihm endlich, ein Koncert zu veranstalten, in welchem er stürmischen Beifall erntete und zugleich eine gute Einnahme machte. Dieses Ereigniß, verbunden mit einem zweiten, rein künstlerischen, dem, daß er Paganini spielen hörte, bildet die Krisis seines Lebens, den Uebergang von unbekannter Dunkelheit des Daseins zu den Gipfeln des Ruhms. Er durchzog die Schweiz u. Italien, besuchte 1835 die französischen Provinzialstädte, spielte 1836 in England, Schottland und Irland, überall mit dem ungeheuersten Beifall, und machte dann in Begleitung des Violoncellisten Kellermann eine Reise nach Rußland. Im Jahre 1840 spielte er in Norddeutschland, zog sich dann auf zwei Jahre nach Norwegen auf sein Gut zu Walstrand auf der Insel Osten Oen zurück und ging 1843 nach Amerika, von wo er erst 1850, mit Geld und Ruhm beladen, zurückkehrte. In demselben Jahre gründete er in seiner Vaterstadt auf seine Kosten ein Theater. Im März 1851 spielte er wieder in Hamburg und andern großen Städten Deutschlands und ging zu Anfang 1855 abermals nach Nordamerika, wo er von Neuem bedeutende Summen erwarb, dieselben aber durch unglückliche Ländereispekulationen verlor. Er ist seitdem wiederum nach Europa zurückgekehrt u. hat unter Anderem 1860 in Stockholm mit größtem Beifall gespielt. B. spielte fast nur eigene Kompositionen, welche ihm allein Gelegenheit gaben, seine künstlerische Individualität zu entfalten, obschon sie

sonst nach Form und Inhalt von geringer Bedeutung sind. Die vorzüglichsten derselben sind: Allegro maestoso und Adagio cantabile; Norges Fjelde; Polacca guerriera; Adagio religioso; Variazioni di bravura, mit dem Vogelruf; Cantabile doloroso e Rondo giocoso; Gran concerto, mit der Ueberschrift „Erinnerung an Prag“; Largo posato e Rondo capriccioso, mit der Ueberschrift „Gruß an die Ferne“. B.s außerordentliches Geigentalent ist über allen Zweifel erhaben; seine Spielweise ist nach der Paganini's gemodelt, und er leistet, was die sogenannten Tours de force betrifft, ganz Staunenswerthes. Namentlich ist seine Sicherheit im Flageolet und seine Fertigkeit in weiten Sprüngen, Doppelgriffen, Arpeggien und im mehrstimmigen Spiel außerordentlich, und die Sicherheit, mit welcher er z. B. Oktavengänge, sogar chromatische, mit großer Schnelligkeit ausführt, bewundernswürdig. Meisterhaft ist auch sein Staccato (in Einem Bogenstrich läßt er über 350 Noten hören). Dabei aber kann man ihn von dem Vorwurf einer gewissen Charlatanerie und der Sucht nach bizarren Effekten nicht frei sprechen, und das Autodidaktische seines Spiels macht sich bei all seiner Begabung fühlbar.

Bullant, Jean, berühmter französischer Baumeister, einer der Ersten, welche durch die Rückkehr zu den schönen Verhältnissen des Alterthums einem bessern Geschmack in Frankreich Bahn zu brechen suchten, wirkte um 1540—73. Er baute das Hôtel de la Reine, die Tuilerien, das Hôtel Carnavalet, besonders aber das Schloß zu Ecouen. In seiner „Règle générelle d'architecture des cinq manières“ (Par. 1564) sucht er namentlich die Lehren des Vitruv auf die Baukunst anzuwenden.

Bullarium, s. Bulle.

Bullati doctores et magistri (Bullendoktoren, Bullenmagister), solche Graduirte, welche durch kein Universitätsdiplom, sondern durch einen Pfalzgrafenerlaß (bulla, Siegel) zu ihrer Würde gelangt sind, daher, besonders im medicinischen Fache, häufig ohne Ansehen und Bedeutung.

Bulldock (engl. bull-dog), s. Hund.

Bulle (bulla), eigentlich die Kapsel von Holz, Blei, Silber, oder Gold, welche das einer Urkunde zur Bestätigung angehängte Siegel enthält; dann das Siegel der Urkunde; besonders aber die mit dem Siegel versehene Urkunde selbst. Jetzt versteht man darunter ausschließlich Urkunden, welche vom Papste ausgefertigt und mit dessen Siegel versehen sind. Das den päpstlichen B.n angehängte Siegel ist gewöhnlich aus Blei u. zeigt in den B.n aus dem 7. bis 16. Jahrhundert auf dem Avers die Brustbilder der beiden Apostelfürsten (Petrus und Paulus), auf dem Revers den Namen des jedesmaligen Papstes. Seit dem 16. Jahrhundert trat an die Stelle der Brustbilder das Wappen des Papstes. Solche B.n, welche ein Papst in der Zeit zwischen seiner Wahl und Weihe ausfertigt, tragen auf dem Siegel nur den Namen des Papstes und heißen halbe B.n. Die bei den päpstlichen B.n herkömmliche Form ist folgende. Die Urkunde ist auf Pergament geschrieben u. trägt als Ueberschrift den Namen des Papstes und Ort und Zeit der Ausfertigung. Hinter dem Namen des Papstes wird: ad perpetuam rei memoriam (zu immerwährendem Gedächtniß) eingeschaltet, zum Unterschiede von den Breven, welchen, als Verordnungen an eine Korporation, die Formel: ad futuram rei memoriam (zu künftigem Gedächtniß), od., als Zuschriften an einzelne Personen, die Anrede: Dilecte fili (geliebter Sohn), oder, an einen Bischof: Venerabilis frater (verehrungswürdiger Bruder) vorgesetzt wird. Die Schnur, mit welcher das Pergament geheftet und das Siegel angehängt ist, besteht bei Gnadensachen, Dispensationen, Verleihung geistlicher Würden 2c. aus gelber u. rother Seide, bei Erlassen in Justizsachen aus grauem Hanf. Die B.n sowie die Breven werden in lateinischer Sprache abgefaßt, ausgenommen die an die unirten Griechen gerichteten, welche in griechischer Sprache geschrieben sind. Eigenthümlich ist die Bezeichnung oder Benennung der einzelnen B.n. Sie werden nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach ihren Anfangsworten citirt, z. B. die B. In Coena Domini etc., Unigenitus etc., Dominus ac Redemtor noster etc. Die Bekanntmachung der B.n geschieht in Rom durch Anheften an die Thüren der Hauptkirchen, wodurch dieselben für den Kirchenstaat gesetzliche Kraft erlangen. In andern Staaten ist zur Gesetzeskraft die Ertheilung des landesherrlichen Placet erforderlich. Unter denjenigen päpstlichen B.n, welche von bedeutendem Einfluß auf die Entwickelung der christlichen Nationen gewesen sind, steht die B. In Coena Domini (Nachtmahlsbulle) obenan. Dieselbe ward schon 1362 von Urban V. erlassen, aber vornehmlich von Pius V. 1567 und Urban VIII. 1627 erweitert und vervollständigt. Sie sollte jährlich am Gründonnerstag (daher ihr Name) in allen katholischen Kirchen verlesen werden; da dieser Akt aber in Frankreich und Deutschland großen Anstoß erregte, so wird jetzt ihre Vorlesung nur in Gegenwart des Papstes und der Kardinäle von dem jüngsten der letzteren vorgenommen. Sie spricht in 24 Paragraphen Exkommunikationen aus gegen die Ketzer, ihre Anhänger und Diejenigen, welche ihre Bücher lesen; gegen die Piraten, die gegen den heiligen Stuhl die Waffen führen; gegen Diejenigen, welche irgendwie die Vollziehung der apostolischen Briefe hindern, od. dieselben verfälschen; gegen die weltlichen Richter, die sich unterfangen, Geistliche vor ihren Richterstuhl zu fordern; gegen Alle, die Edikte, Verordnungen erlassen, durch welche die Freiheit der Geistlichen, die Rechte des Papstes und die des heiligen Stuhls ausdrücklich oder stillschweigend verletzt oder beschränkt werden. In Frankreich wurde die Nachtmahlsbulle niemals anerkannt, und das Koncil von Tours verwarf sie sogar feierlich, als den Rechten des Königs und den Freiheiten der Kirche widerstreitend. Aus dem 15. Jahrhundert ist die B. Pius' II. vom 18. Januar 1460 zu nennen, welche unter der Benennung Execrabilis bekannt ist, und worin auf das Strengste verboten wird, an künftige Koncilien zu appelliren, was jedoch den Generalprokurator des Parlaments zu Paris, Dauvet, nicht hinderte, auf Befehl des Königs Karl VII. in Betreff dieser B. sogleich selbst an eine zukünftige allgemeine Synode zu appelliren. Unter den B.n des 16. Jahrhunderts sind die B. Exsurge Domine Leo's X. vom 15. Juni 1520, gegen die Lehrsätze Luthers erlassen, sowie die B. Pius' IV. vom 26. Januar 1564, welche die Beschlüsse des tridentiner Koncils bestätigte, und die B. Gregors XIII. vom 14. Februar 1582, welche die Annahme des

neuen gregorianischen Kalenders befahl, hervorzuheben. Unter den B.n des 17. Jahrhunderts verdienen Erwähnung: Die B. Cum occasione, von Innocenz X. am 30. Mai 1653 gegen die fünf Sätze des Jansenius erlassen (vergl. Jansenismus), und die B. Innocenz' XII. vom 12. März 1699, worin Fénélons Schrift: „Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure", als nach Quietismus riechend, verdammt wurde. Nachdem dieselbe von den Bischöfen auf Provinzialsynoden einstimmig angenommen worden, erließ Ludwig XIV. unter dem 4. August 1699 einen Patentbrief, durch welchen die B. zum Staatsgesetz erhoben wurde. Fénélon las die B. selbst öffentlich vor und verbrannte sein Buch dann mit eigener Hand. Aus dem 18. Jahrhundert sind merkwürdig: die B. Unigenitus vom 8. September 1713, welche den von Quesnel (s. d.) verfaßten Kommentar zum Neuen Testament; die B. Klemens' XIII., welche Rousseau's Werke verdammte und ihre Lektüre bei Strafe der Exkommunikation verbot; die B. Klemens' XIV., Dominus ac Redemtor noster, vom 21. Juli 1773, welche die Aufhebung des Jesuitenordens verfügte; die B.n Pius' VI. von 1792 und 1793 gegen die Civilkonstitution des französischen Klerus und gegen die geschworenen Geistlichen; endlich die von Pius VII. erlassene B.: Post diurnas vom 30. November 1800, wodurch er eine neue Gerichtsordnung in dem Kirchenstaate einführte, und die von 1809, worin er es wagte, Napoleon I. auf dem Gipfel seiner Macht in den Bann zu thun. Als Pius VII. nach dem Sturze Napoleons durch den Kongreß von Wien wieder in seine Staaten eingesetzt worden war, erließ er unterm 7. August 1814 die B. Sollicitudo omnium, welche den Jesuitenorden wieder ins Leben rief, und eine andere, welche Bannflüche gegen die Carbonari's, die Freimaurer und alle Mitglieder geheimer Gesellschaften schleuderte. Die älteste Sammlung der päpstlichen B.n, Bullarium magnum romanum, ist von Laertius Cherubini (Rom 1586, fortges. 1634, 4 Bde.), vermehrt von Angelo a Lantusca u. Joh. Paulus a Roma (das. 1670, 5 Bde.; 1733—48, 28 Bde.), fortges. (Wien 1834 f.) und von Spetia (das. 1835—44). Als Gesetzbuch des kanonischen Rechts kann diese Sammlung in sofern nicht gelten, als viele der aufgenommenen B.n nicht in allen katholischen Ländern publicirt worden sind.

Bulle, goldene, Urkunde mit angehängtem goldenen Majestätssiegel. Diesen Namen führt vorzugsweise das erste deutsche Reichsgrundgesetz, das vom Kaiser Karl IV. auf dem Reichstage zu Nürnberg (Nov. 1355) vorbereitet und auf dem Reichstage zu Metz (Dec. 1356) vollendet und veröffentlicht wurde. Es umfaßt dreißig Kapitel in zwei Hauptabschnitten, von denen der erste Bestimmungen über die Wahl des Reichsoberhaupts und über die Kurfürsten, der zweite einige Gesetze zur Beschränkung des Faustrechts enthält. Ihrem ganzen Umfang nach ist die g. B. abgedruckt in Olenschlagers „Neuen Erläuterungen der goldenen Bulle" (Frankfurt 1766); einen umständlichen und belehrenden Auszug aus derselben findet man in Pütters „Staatsverfassung des deutschen Reichs" (Göttingen 1788, Theil I, S. 239—260) u. in Pfisters „Geschichte der Deutschen" (Hamburg 1831, Theil III, S. 229—234). Folgendes sind die Hauptpunkte derselben: Zur Wahl eines Reichsoberhaupts, die jedesmal zu Frankfurt, binnen drei Monaten nach Erledigung des kaiserlichen Thrones, unter Vorsitz des Erzbischofs von Mainz gehalten werden soll, sollen nur sieben Kurfürsten befugt sein, nämlich von Seiten der Geistlichen die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, und von Seiten der Weltlichen der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg. Jedem dieser sieben Kurfürsten wurde ein besonderes Erzamt (d. h. ein Ehrendienst bei feierlichen kaiserlichen Hoflagern) zuerkannt. Die drei geistlichen Kurfürsten sollten das Gebet bei der kaiserlichen Tafel verrichten und als Erzkanzler die Siegel führen, der König von Böhmen sollte als Erzschenk dem Kaiser einen silbernen Becher mit Wein reichen, der Kurfürst von der Pfalz als Erztruchseß vier silberne Schüsseln mit Speisen auf die kaiserliche Tafel setzen, der Kurfürst von Sachsen als Erzmarschall ein silbernes Maß voll Hafer herbeibringen, der Kurfürst von Brandenburg als Erzkämmerer dem Kaiser zum Waschen der Hände ein silbernes Waschbecken nebst einem feinen Handtuche darreichen. Außerdem wurden den Kurfürsten folgende Vorrechte zugestanden: sie sollten den Vorrang vor allen Reichsfürsten genießen und ihre Personen eben so unverletzlich sein wie die des Kaisers; ihnen sollte das Jus de non evocando zustehen (d. h. die ihren Gerichten unterworfenen Stände sollten nicht, außer im Fall verweigerter Justiz, an den Kaiser appelliren dürfen); sie sollten berechtigt sein, in ihren Ländern Berg- und Salzwerke zu betreiben, Münzen zu prägen, Zölle anzulegen, Juden in Schutz zu nehmen, was Alles von andern Fürsten erst nach einer vom Kaiser erbetenen Erlaubniß geschehen durfte. Alle Jahre, vier Wochen nach Ostern, sollten sie sich versammeln, um mit dem Kaiser über Reichsangelegenheiten zu berathschlagen. Während der Erledigung des kaiserlichen Thrones sollte der Kurfürst von der Pfalz im südlichen Deutschland (oder in den Landen am Rhein, in Schwaben und den Landen schwäbischen Rechts) und der Kurfürst von Sachsen im nördlichen Deutschland (oder in den Landen sächsischen Rechts) Reichsverweser (provisores imperii) sein; doch sollten beide als Reichsverweser nicht das Recht haben, Reichsgüter zu veräußern und Fahnenlehne (d. h. Belehnungen über ganze Fürstenthümer) zu ertheilen. Die Kurwürde selbst wurde auf den wirklichen Besitz des Kurlandes begründet, welches untheilbar u. reichslehnbar sein und (in den weltlichen Kurfürstenthümern) nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden sollte. Der zweite Haupttheil der g.n B., der das Faustrecht betraf, wurde weniger genau behandelt und gewährte keinen sichern Halt für die Ruhe und Ordnung, deren Deutschland bedurfte. Das Faustrecht wurde nicht abgeschafft, vielmehr blieb Selbsthülfe erlaubt; verboten wurden nur, wie schon früher geschehen, die Befehdungen, die nicht drei Tage vorher angekündigt worden waren, sowie eigenmächtige, die öffentliche Ruhe störende Verbindungen der Städte und einzelner Personen. Nachdem dieses, in lateinischer Sprache von des Kaisers Kanzlern, Rudolf von Friedberg und Bartolus von Perugia, ausgefertigte Reichsgesetz zu Metz am 25. März 1356 unter vielem Gepränge

bekannt gemacht worden war, übergab Kaiser Karl IV. jedem Kurfürsten eine Abschrift desselben mit angehängter g.r B., welche auf der einen Seite Karl IV. mit den Reichsinsignien auf dem Throne sitzend, unter Beifügung seiner Wappen und Titel, auf der andern Seite das Bild der Stadt Rom mit den Worten: Aurea Roma, u. der Umschrift: Roma caput mundi regit orbis fraena rotundi zeigte.

Bulletin (franz., ital. bulletino, vom mittelalterlich-latein. bulla), Bekanntmachung, durch welche in größeren oder kleineren Zwischenräumen öfters täglich oder wohl auch stündlich über die Lage einer Angelegenheit Nachricht gegeben wird; insbesondere der tägliche Bericht von Aerzten über den Gesundheitszustand einer hohen Person; dann der zur Veröffentlichung bestimmte Bericht eines Generals an seine Regierung über den Ausgang einer Schlacht. Bekannt sind besonders die B.s der großen napoleonischen Armee, welche ihrer Zeit, obwohl sie oft bedeutend von der Wahrheit abwichen, in und außer Europa das größte Aufsehen erregten. Endlich führen auch die regelmäßigen Berichte über die Sitzungen der Akademien und gelehrten Gesellschaften, sowie die Sammlungen der von ihren Mitgliedern gelieferten wissenschaftlichen Abhandlungen den Titel B.s. Bekannt wegen des Reichthums ihres Inhalts sind z. B. die „Bulletins" der petersburger und belgischen Akademie, sowie das „Bulletino" des archäologischen Instituts zu Rom. Auch die officielle Sammlung der Gesetze u. Verordnungen der französischen Republik führte seit ihrem Beginn (14. Frimaire des Jahres II) den Titel „Bulletin des lois". In noch umfassenderem Sinne wird das Wort als Aufschrift für Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts gebraucht. Berühmt ist das „Bulletin universel des sciences et de l'industrie", welches unter der Redaktion des Barons von Férussac von 1824—30 erschien und als Kommunikationsmittel für die Gelehrten aller Länder die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens umfaßte. In Frankreich hießen früher auch die Zettel, auf welchen die Wähler in den Wahlversammlungen ihr Votum abgaben, B.s.

Bullinger, Heinrich, schweizer Reformator, geboren zu Bremgarten in der Schweiz den 18. Juli 1504 als der uneheliche Sohn eines Priesters, der später der Reformation offen beitrat und seine bisherige Haushälterin, die Mutter seiner 5 Söhne, heirathete, ward 1516 auf die Schule nach Emmerich im Kleve'schen geschickt, wo er sein Brod vor den Hausthüren ersingen mußte, und studirte seit 1520 im Collegium bursae montis zu Köln. Hier ward er durch das Studium der Kirchengeschichte und der Werke Luthers zu der Reformation gewonnen. Er wurde 1523 Lehrer im Kloster Kappel im Kanton Zürich, machte sich aber durch seinen reformatorischen Eifer den strengkatholischen Nachbarn in Zug so verhaßt, daß er 1525 im Bade zu Lowerz in Gefahr war, von jenen erschlagen zu werden. Als Zwingli 1528 zu dem Religionsgespräche nach Bern reiste, ernannte die züricher Regierung B. zu seinem Begleiter. In demselben Jahre empfing B. die Weihe zum geistlichen Amte. Seine Predigt am Pfingstfeste 1529 bewog die Gemeinde zu Bremgarten, die Reformation anzunehmen und den begeisterten Prediger selbst als ihren Pfarrer anzustellen. Nach Zwingli's Tode ward er dessen Nachfolger als Pfarrer am großen Münster und Vorsteher der Kirche und Schule (9. December 1531). B.s Thätigkeit war eine vielseitige und umfassende. Er predigte mehre Jahre hindurch alle Tage, wirkte für die Befestigung des Kirchenwesens, besuchte die akademischen Hörsäle und vertheidigte die Reformation in Streitschriften (z. B. gegen den wiener Bischof Johann Faber). Mit dem von Bucer 1536 zu Wittenberg abgeschlossenen Vergleiche, der die zwischen Luther und Zwingli streitigen Punkte zu umgehen suchte, nicht einverstanden, veranlaßte er das zweite baselsche und erste helvetische Bekenntniß, dessen Hauptverfasser er war. In den Zerwürfnissen der Genfer und Neuenburger mit Calvin und Farel trat B. mit Glück als Friedensstifter auf. Dagegen schrieb er gegen Luther sein heftiges „Wahrhaftiges Bekanntnuß der Diener der Kirchen zu Zürich rc." (1545). B.s fernere reformatorische Thätigkeit wurde 1549 durch die Verhandlungen wegen des tridentiner Koncils, welches zu besuchen die Reformirten sich weigerten, sowie 1561 durch den dogmatischen Streit über die Allgegenwart Christi mit Brenz u. durch die Abfassung der zweiten helvetischen Konfession 1566 in Anspruch genommen. Er † den 17. September 1575. B. liebte sein Vaterland als ächter Schweizer. Er eiferte gegen das Reislaufen, d. h. gegen die Unsitte der freien Schweizer, für Geld sich in den Kriegsdienst fremder Fürsten zu verkaufen. Auch hielt er 1549 seine Regierung von dem Bündnisse mit Frankreich zurück. Noch im Tode hinterließ er eine Zuschrift an den großen Rath seiner Stadt, in welcher er mit ergreifenden Worten, herzlicher Bitte und ernster Ermahnung sein politisches Testament niedergelegt hat. Aehnlicher Erwähnung verdient B.s Gastfreundschaft gegen bedrängte Glaubensgenossen. Er gewährte den ihres Glaubens wegen aus Locarno Vertriebenen eine Zuflucht. Auch die von der Königin Maria verbannten englischen Reformirten fanden bei ihm gastfreie Aufnahme. Ueberhaupt stand B. bei den Anhängern der Reformation in England in bedeutendem Ansehen. Heinrich VIII. bediente sich seines Rathes. Ihm widmete B. sein Buch „De scripturae sacrae auctoritate deque episcoporum auctoritate et functione libri II" (Zürich 1538). B.s Briefwechsel mit der unglücklichen Johanna Gray wird auf der städtischen Bibliothek in der Wasserkirche zu Zürich nebst vielen Manuskripten B.s aufbewahrt. B.s Reformationsgeschichte erschien nach dem Autographon herausgegeben von J. J. Hottinger und H. Vögeli (Frauenfeld 1838, 3 Bde.). Lebensbeschreibungen B.s erschienen von Heß (Zürich 1828) und Franz (Bern 1828).

Bullion (engl.), Gold od. Silber in Barren (s. d.).

Bullom (Bullum), niedriger und sumpfiger Landstrich in Westafrika, an der Sierra-Leoneküste, zwischen den Flüssen Scarcies u. Kamaranka, wird von den Bulloms einem zur Mandingogruppe gehörigen Negerstamm, bewohnt, der sich durch friedlichen Charakter und schöne Körperbildung auszeichnet, aber durch seine Kämpfe mit den Timanis sehr zusammengeschmolzen ist.

Bult, in Sumpfgegenden hervorragende, mit Rasen bekleidete Anhöhen.

Bulumgur (Balamgur), Stadt im britischen Vorderindien, Präsidentschaft Agra, an der Straße von Delhi nach Agra, mit 6000 Einw., Haupt-

ort eines Lehnsfürstenthums (9 QM. mit 57,000 Einw.).

Bulwer-Lytton, 1) Sir Edward Geoffroy, Baronet, englischer Dichter u. Staatsmann, als der dritte Sohn des Generals Bulwer auf Haydon-Hall in der Grafschaft Norfolk 1805 geboren, verlor in früher Jugend seinen Vater und ward von seiner hochgebildeten Mutter, einer gebornen Lytton, erzogen. Von ihr angeregt, verfaßte B. schon in seinem 6. Jahre seine ersten Verse, zum Theil Nachahmungen der Percyballaden, die auch dem Kindesalter Walter Scotts als poetische Nahrung dienten. Seinen ersten Unterricht empfing B. in Privatschulen, setzte dann seine Studien unter der Leitung von zwei Hauslehrern fort und besuchte schließlich die Universität Cambridge, wo er durch das Gedicht „Die Bildhauerkunst" die goldene Medaille des Kanzlerpreises gewann. Die Ferien füllte er mit Fußreisen durch England und Schottland und eine Reise durch einen größeren Theil Frankreichs aus. Schon 1826 gab er ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Weeds and wild flowers" und im folgenden Jahre eine poetische Erzählung „O'Neil the rebel" heraus. Sein erstes Prosawerk „Falkland" (London 1827), ein düsteres Seelengemälde voll deklamatorischer Leidenschaft, erschien anonym. Alle diese Erstlinge machten wenig Eindruck auf das Publikum, desto mehr aber der Roman „Pelham or the adventures of a gentleman" (London 1828, 3 Bde.) und „The disowned" (das. 1829, 3 Bde.). Die poetische Kraft und das Feuer, mit welchem namentlich der erste dieser Romane geschrieben war, erwarben dem Verfasser ebenso viel Beifall, als die Satire, die er über die Laster und die Schwächen der Aristokratie ausgoß, ihm heftige Angriffe von den betroffenen Klassen zuzog. Die Popularität und der Muth des jungen Schriftstellers wuchsen dadurch nur, und er schrieb nun rasch hinter einander: „Devereux" (1829), „Paul Clifford" (1830), mit einem Straßenräuber als Helden, und „Eugene Aram" (1832), ein psychologisches Gemälde, dessen Raffinirtheit hart an das Unerlaubte streift. Sein literarischer Ruf war mittlerweile so gestiegen, daß er eingeladen wurde, die Redaktion der an der Spitze der englischen belletristischen Journalistik stehenden Monatsschrift „New Monthly Magazine" zu übernehmen, in welchem er eine Reihe humoristischer Studien erscheinen ließ, die er gesammelt unter dem Titel „The student" (1835) veröffentlichte. Schon vorher hatte er sich auf einem ganz andern Felde mit seinem Buche „England and the English" (London 1833), einer etwas kaustischen Schilderung des Nationalcharakters und der Gesellschaft Englands, versucht. Mit dem Roman „The last days of Pompeji" (London 1834; deutsch von Förster, Potsdam 1837) begann ein zweiter Abschnitt in der produktiven Thätigkeit B.s, der sein Talent in größerer Reife u. Fülle als bisher zeigte. Nach „Rienzi, the last of the tribunes" (London 1835, 3 Bde.; deutsch von Alvensleben, Leipz. 1836, 3 Bde.), wohl dem Besten, was B. geschrieben, brachte jedes Jahr nun einen neuen Roman: „Ernst Maltravers" (London 1837, 3 Bde.), mit der Fortsetzung: „Alice or the mysteries" (das. 1838), „Lelia or the siege of Granada" (das. 1838), „Calderon" (das. 1839); dann „Night and morning" (das. 1841), „Zanoni" (das. 1842, 3 Bde.), „The last of the barons" (das. 1843, 3 Bde.), ein glücklicher Versuch im Fache des historischen Romans, „Harald the last of the Saxon kings" (das. 1848, 3 Bde.) und „Lucretia, or the children of night" (das. 1846, 3 Bde.; deutsch, Berlin 1846, 3 Bde.). Mehre Jahre schwieg nun B., u. als sich das Gerücht verbreitete, er sei der Verfasser des 1850 in Blackwoods „Magazine" anonym erschienenen Romans „The Caxtons", wollte es kaum Jemand glauben, daß dieses einfach gehaltene, rührende Familiengemälde aus seiner Feder geflossen sei. B. aber ließ diesem Roman, der seine Begabung von einer ganz neuen und sehr vortheilhaften Seite zeigte, eine Fortsetzung unter dem Titel „My novel by Pisistratus Caxton" (London 1851, 3 Bde.) folgen, der seinem Vorgänger an Verdienst nicht nachsteht. Anfang 1859 hat er einen dritten Roman in demselben Genre, „What will he do with it?" vollendet. Sein neuester Roman: „A strange Story" erschien zuerst in Dickens Wochenschrift „All de year round". Ausgezeichnet sind B.s Romane durch reine und edle Schreibart, philosophische Durchdringung des Stoffs u. das Streben, das gewählte Thema vollkommen zu erschöpfen. Dagegen lassen sie Fülle und Mannichfaltigkeit der Empfindung und Charakteristik, sowie lebensvolle Abspiegelung der Wirklichkeit bei weitem mehr vermissen, als die Werke anderer Koryphäen der englischen Romanliteratur. Als dramatischer Dichter versuchte sich B. zuerst in dem von ihm redigirten „New Monthly Magazine", worin er Bruchstücke eines dramatischen „Eugene Aram" mittheilte. Seine späteren dramatischen Arbeiten, wie „The Lady of Lyons, or love and bride", (Lond. 1838; deutsch von Czarnowski, Aachen 1838), „Richelieu", „The duchesse of la Vallière" (deutsch von Czarnowski, Aachen 1837) und andere, sind ziemlich unbedeutend. Seine Uebersetzung der schillerschen Gedichte („Poems and ballads of Schiller", 2 Bde., 1844) zeichnet sich nicht gerade durch große Treue aus. Anonym erschien sein satirisches Gedicht „The new Timon, a romance of London" (London 1846), worin er die socialen Zustände der britischen Hauptstadt und die ersten politischen Notabilitäten vorführt. Sein größeres Epos, „King Arthur" (London 1848), nimmt unstreitig einen ehrenvollen Platz unter den neueren Erzeugnissen der englischen poetischen Literatur ein. Ein Schriftsteller von so großem Rufe, der zugleich der Erbe der Lyttons und ein glänzender Stern der fashionabeln Welt war, mußte frühzeitig auch einen Platz im Parlament finden. Im J. 1831 trat er als Mitglied für Saint Ives in das Unterhaus u. stimmte mit der am weitesten fortgeschrittenen Fraktion der Whigs für geheime Abstimmung, größtmögliche Ausdehnung des Wahlrechts und Freihandel; die schriftstellerischen Interessen versuchte er durch Anträge auf Erlaß von Gesetzen zum Schutz des dramatischen Autorrechts und auf Aufhebung des Zeitungsstempels zu fördern. Als nach dem Sturz des Ministeriums Grey 1835 die Konservativen unter der Leitung Sir Robert Peels auf kurze Zeit wieder ans Ruder gelangten, veröffentlichte B. eine Flugschrift „Die Krisis", welche rasch hinter einander mehr als 20 Auflagen erlebte und einen sehr erheblichen Einfluß auf die zum Nachtheil des konservativen Kabinets ausfallenden Wahlen ausübte. Das neue Ministerium Melbourne

ernannte ihn aus Dankbarkeit für diesen wichtigen, der Sache der Whigs geleisteten Dienst zum Baronet und bot ihm eine amtliche Stellung an, die er jedoch ausschlug. Es war nur wie ein Aufflammen politischer Thätigkeit gewesen, und B. spielte im nächsten Jahre keine hervorragende Rolle im Parlament, verlor auch bei den allgemeinen Wahlen 1842 seinen Sitz wieder. Neun Jahre lang verblieb nun B. im Privatleben, u. erst 1851, nachdem er inzwischen Knebworth mit den Besitzungen seiner mütterlichen Vorfahren geerbt und den Namen derselben seinem angestammten beigefügt hatte, erschien er wieder auf dem politischen Schauplatz mit einer Flugschrift „Letter to John Bull“, worin der ehemalige radikale Whig und Vertheidiger des Freihandels sich als Konservativer u. Schutzzöllner entpuppte. Diese Gesinnungsänderung gereichte ihm so wenig zum Nachtheil, daß er 1852 nach der Auflösung des Parlaments sich mit Erfolg in der Grafschaft Hertford um einen Sitz im Parlament bewerben u. als Konservativer und Anhänger des Lords Derby auftreten konnte. In dem harten Kampfe, den dieses Kabinet für seine Existenz zu bestehen hatte, sowie in dem Feldzug, welchen die Anhänger Lord Derby's nach dessen Sturz gegen Lord Palmerston eröffneten, hat B. im Unterhause eine hervorragende Rolle gespielt, und als Anfangs 1858 der Zerfall der liberalen Partei Lord Palmerston zum Abtreten zwang, ward B. in dem neuen Ministerium Derby zuerst Minister der öffentlichen Arbeiten und dann Kolonialminister, von welchem Amt er aber im Juni 1859 zurücktrat. Lobend anzuerkennen ist die glänzende Liberalität, mit der er Kunst und Wissenschaft fördert. Im Winter 1850 veranstaltete er auf seinem prächtigen Landsitze Knebworth-Hall eine Reihe dramatischer Vorstellungen, an denen sich die hervorragendsten englischen Schriftsteller im Fache der Novellistik, Ch. Dickens, Douglas, Jerrold u. A., betheiligten. Als der Plan in Anregung gebracht ward, für altersschwache Literaten und Künstler eine Stiftung zu gründen, wies B. ein Stück Land als Bauplatz dazu an und schrieb zum Besten des Unternehmens ein fünfaktiges Lustspiel: Not so bad as we seem, or Many sides to a character“, welches den 16. Mai 1851 auf dem Privattheater des Herzogs von Devonshire aufgeführt wurde. Die Stiftung „Guild of literature and art“ besaß 1855 bereits ein Vermögen von 50,000 Pfd. Sterl. B.s Romane wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Vollständige deutsche Uebersetzungen seiner „Sämmtlichen Werke“ erschienen zu Aachen 1833 ff. u. Stuttgart 1835 ff. in mehren Ausgaben; von Bärmann, zu Zwickau und Leipzig 1836 ff.; von Pfizer, zu Stuttgart 1838 ff. Auch erschien eine „Gallerie zu B.s Romanen, nach englischen Originalen gestochen von Schuler“ (Stuttgart 1841—43). Seine geschiedene Gattin, Lady B., ist Verfasserin eines etwas skandalösen Romans „Cleveley, or the man of honour“ (London 1839, 3 Bde.; deutsch von Pfizer, 8 Bdchn., Stuttgart 1840), welcher durch die darin enthaltenen bittern Angriffe gegen ihren früheren Gemahl eine Zeitlang die Neugierde reizte, aber bald vergessen ward. Noch werthloser sind „The budget of the bubble family“ (London 1840, 3 Bde). und die „Memoirs of a Moscovite“ (1844), welche nach einem französischen Original bearbeitet sein sollen. Gelungene Schilderungen moderner gesellschaftlicher Zustände gibt „Miriam Sedley, a tale from real life“ (London 1831, 3 Bde.).

2) Sir Henry, Earl Lytton, Diplomat und Schriftsteller, 1803 geboren, Bruder des Vorigen, ward 1829 nacheinander bei den englischen Gesandtschaften in Berlin, Brüssel und im Haag verwendet und trat 1830 als Abgeordneter für Wilton ins Parlament. In den Jahren 1831 und 1832 saß er für Coventry und von 1834—37 für Marylebone im Unterhause. Nachdem er 1835 als Legationssekretär und Chargé d'affaires in Brüssel und 1837 in Konstantinopel fungirt und dort den Handelsvertrag zwischen England und der Pforte unterhandelt hatte, ging er 1839 als Gesandtschaftssekretär nach Paris, wurde 1843 bevollmächtigter Minister am spanischen Hofe und vermittelte 1844 den Frieden zwischen Marokko und Spanien. Dagegen wurden die spanischen Heirathen abgeschlossen, ohne daß B. dies der englischen Politik so nachtheilige Ereigniß rechtzeitig, um noch dagegen operiren zu können, erfahren hätte. Im Mai 1848 ward er aus Madrid ausgewiesen, angeblich wegen Begünstigung republikanischer Aufstände, was eine Spannung zwischen Spanien und England veranlaßte. Das Unterhaus billigte B.s Benehmen, und später erkannte das spanische Kabinet seine Uebereilung an. Nachdem er im August 1848 mit einem geheimen Auftrage nach Paris gegangen, ward er 1849 zum englischen Gesandten bei den nordamerikanischen Freistaaten ernannt, von wo er 1852 wieder abberufen wurde. Als Schriftsteller hat er sich durch die geistvollen Schriften: „France, social, literary, political“ (London 1833, 2 Bde.; deutsch 1835—36, 2 Thle.) und „The monarchy of the middle classes“ (das. 1834, 2 Bde.; deutsch, Aachen 1836, 3 Thle.) einen geachteten Namen erworben.

Bumadas, Fluß im alten Assyrien, Nebenfluß des Zabatus, unweit Gaugamela, wo Alexander der Große zum letzten Male Darius besiegte; jetzt Ghazir (Ghomar).

Bu-Maza (d. h. Vater der Gazelle, weil er stets in Begleitung einer zahmen Gazelle erschien), eigentlich Mohammed Ben Abdallah, Anführer u. Prophet der Kabylen, 1820 im Gebiet der Stämme zwischen Tlemsen und Maskara im heutigen Algerien geboren, schloß sich in seiner Jugend der Religionssekte der Muley Traiel an und führte drei Jahre lang das strenge Leben eines Derwisch. Im Jahre 1841 trat B. zuerst als Feind der Franzosen auf, predigte die Ausrottung der Ungläubigen und regte seine Zuhörer zu religiös-nationaler Begeisterung auf. Der Zufall, daß ein Kabyle mehrmals sein Pistol auf ihn abdrückte, ohne daß sich dasselbe entlud, brachte ihn in den Ruf der Unverletzlichkeit unter seinen abergläubischen und unwissenden Landsleuten, die ihn gleich Abd el-Kader als einen von Gott erwählten Propheten ansahen, der ihr Land zu befreien berufen sei. Voll Schlauheit und Ehrgeiz trug er das Seinige dazu bei, diesen Ruf zu erhöhen und zu verbreiten. Während Abd-el-Kader an der marokkanischen Grenze beschäftigt war, gelang es ihm 1845, indem er die Fahne des Propheten aufpflanzte, die Dahra aufzuwiegeln und einen furchtbaren Aufstand gegen die Franzosen anzuzetteln. Doch scheiterte er mit der Belagerung von Orleansville und erlitt ebenso in der Umgegend von Tenes eine blutige Niederlage. Endlich ver-

ständigte er sich mit Abd-el-Kader, ohne jedoch dessen Oberhoheit anzuerkennen, und im Frühjahr 1846 begannen Beide ihre Operationen aufs Neue. Anfangs waren Beide glücklich, denn Abd-el-Kader vernichtete die Kolonne des Obersten Montagnac, und B. warf den General Bourjolly zurück, bis in die Gärten von Mostaganem vordringend; aber auf die Länge der Zeit konnten sie der überlegenen Kriegführung ihrer Feinde nicht widerstehen. B. zog sich in die Oase Ulled-Dschellel zurück, deren Bevölkerung er 1847 gegen die Kolonne Herbillons tapfer vertheidigte; aber auch hier unterlag er und entrann nur wunderbarerweise der Gefangenschaft. Die Kabylen der Dschurdschura wurden allenthalben unterworfen, und B. irrte verlassen und zugleich schwer am Arme verwundet von Stamm zu Stamm. Mit Abd-el-Kader wegen seiner Niederlage entzweit, ohne Hülfsmittel, überall zurückgewiesen und aller Unterstützung beraubt, ergab er sich den 13. April 1847 an den General St. Arnaud. Er ward darauf nach Paris gebracht u. lebte daselbst, eine Zeitlang der Löwe des Tages, in einem prächtigen Hause der elysäischen Felder von den 15,000 Franken Jahresrente, welche ihm die französische Regierung ausgesetzt hatte. In der Februarrevolution 1848 machte er einen Versuch zu entfliehen, ward aber in Brest ergriffen und in Ham eingeschlossen. Im Jahre 1849 erhielt er jedoch seine Freiheit, ging nach der Türkei und übernahm daselbst 1854 das Kommando eines Regiments Baschi-Bozuks unter dem General Jussuf, mit dem Rang eines Obersten. Er dient noch gegenwärtig mit dem Rang eines Generalmajors in dem osmanischen Heere.

Bumelia *Swartz*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapoteen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch und die röhrige Korolle mit 5 Schuppen an der Basis der Fetzen, mit denen die Staubfäden abwechseln, milchende Bäume und Sträucher Westindiens, Meriko's und Carolina's. B. lycioides *W.*, Sideroxylon lycioides *L.*, ist ein bis 20 Fuß hoher Baum Nordamerika's mit pfriemenförmigen Dornen, der in Europa häufig in Anlagen gezogen wird, und dessen rundliche, süßlich-herbe Beeren einen nußartigen Kern enthalten und gegen Durchfall wirksam sind. B. nigra *Sw.*, Achras nigra *Poir.*, ist ein unbewaffneter Baum auf Jamaika, wo die bittere und abstringirende Rinde gegen Wechselfieber gebraucht wird; dasselbe gilt von B. salicifolia *Sw.*, Achras salicifolia *L.*, einem Baum in Westindien. B. foetidissima *W.*, Sideroxylon foetidissimum *L.*, ist ein 12 Fuß hohes Bäumchen in Bergwäldern auf St. Domingo, dessen weiße Blüthen sehr übel riechen.

Bumicilen, mohammedanische Derwische, Seher und Bekämpfer der bösen Geister, treiben ihr Wesen in Nordafrika, besonders in Aegypten. Dem Volke namentlich vorspiegelnd, daß sie in einem beständigen Kämpfen und Ringen mit bösen Geistern lebten, geberden sie sich vor den Augen der Menge auf das Unsinnigste, mit Waffen, wie im heftigsten Kampf begriffen, fechtend, bis sie vor Ermattung endlich hinsinken.

Bumm, Stadt in der persischen Provinz Kerman, auf einer Anhöhe, welche die weite Ebene gegen Afghanistan und Beludschistan beherrscht, hat 3 Moscheen und lebhaften Handel; die Umgegend liefert vortreffliche, im ganzen Orient berühmte Granatäpfel. B. galt früher für die stärkste Festung in Iran, gegenwärtig liegen ihre Werke in Ruinen.

Bums, s. v. a. Bimsstein.

Bunas, Athener, der, zum Schiedsrichter zwischen den Kalydoniern und Eleern erwählt, den Urtheilsspruch durch allerlei Kunstgriffe so lange hinauszuschieben wußte, daß er ihn nie that, daher: Bunas judicat, s. v. a.: Der Urtheilsspruch wird auf die lange Gerichtsbank geschoben.

Bunaß (Banas, Parnasa), ansehnlicher Fluß in Vorderindien, entspringt auf dem Aravalligebirge, fließt in nordöstlicher Richtung u. mündet unweit Dobar in den Chambal (Tschumbul).

Bunchosia *Juss.*, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen, sehr verwandt mit Malpighia, Bäume und Sträucher des mittlern und südlichen Amerika, worunter B. polystachia *Dec.*, auf Trinidad, mit schönen, gelben, in winkelständigen, rispenförmigen Trauben stehenden Blüthen, als Zierstrauch wie Malpighia kultivirt wird.

Bund, Inbegriff mehrer zusammengefaßter oder zusammengebundener gleichartiger Gegenstände. Manche Materialien werden nach B.en verkauft, so das Stroh, Rohr, Glas &c.

Bund, im politischen Sinn ein Verein, dessen Glieder sich entweder keiner gemeinschaftlichen souveränen Gesellschaftsgewalt unterordnen, oder die selbst wiederum Staaten oder Gesellschaften mit einer wenn auch beschränkten souveränen Gesellschaftsgewalt bilden; letztere faßt man unter dem Begriffe Staatenvereine zusammen. Zur dauernden Vereinigung von Völkern in einen Staatenbund sind unumgänglich nöthig gleiche Abstammung, gleiche Sprache, Civilisation und Kultur, gleicher Boden und gleiches Klima, gleichartige Kämpfe wider die Naturgewalten, verwandtes Empfinden u. Denken. Ein solcher Staatenbund beruht auf der Gleichheit der Mitglieder und auf dem sie alle umschließenden Nationalbande. Ueberall, in der alten Welt, bei Hebräern, Phöniciern, Griechen, Italienern, Germanen, finden sich Bundesvereine, welche sich nach und nach in souveräne Staaten ausbildeten. Jene Vereine können aber wiederum dem monarchischen, dem aristokratischen, dem demokratischen oder dem repräsentativen Princip huldigen, wie dem letzteren Amerika, dem vorletzten das alte Griechenland. Die Bundesvereine können ferner nur ein Bündniß bilden, welches, ohne bleibende Verpflichtung und ohne bleibenden Zweck, sich leicht wieder auflösen kann, wie die früheren Koalitionen gegen Frankreich (s. Alliance), oder, wie bemerkt, einen Staatenbund, wie Deutschland, oder einen Bundesstaat, wie Nordamerika. Ein Bundessystem ist aber für das Schicksal, die Freiheit, die Existenz und Kultur der Völker von entschiedenster Wichtigkeit. Von den drei Gattungen der Staatenvereine: Bundesstaat (Staatenverein, Union, civitas composita), Staatenbund (foedus civitatum, Eidgenossenschaft) u. Staatenbündniß, gehört der Bundesstaat dem Staatsrecht, der Staatenbund u. das Staatenbündniß dem Völkerrecht an. Bei allen diesen Formen des Staatenvereins ist der Grundsatz der Gleichheit und Selbstständigkeit jedes Staats gewahrt, aber nur die beiden ersteren entfalten eine wirkliche Realunion mit einer Bundescentralgewalt. Der Bundesstaat hat nur staatsrechtlichen und personenrechtlichen, der Staatenbund völkerrechtlichen

(realen), das Staatenbündniß völkerrechtlichen und obligationenrechtlichen Charakter. Im Bundesstaat opfert das einzelne Glied einen Theil seiner Souveränetät freiwillig der der Gesammtheit, und es vereinigen sich die mehren Glieder zu einer moralischen Einheit, unterwerfen sich dem gemeinschaftlichen Willen, welcher in der gemeinsamen Staatsverfassung ausgesprochen ist, und bilden dadurch ein staatsrechtliches Ganzes, ohne aber ein Einheitsstaat zu werden. Der Zweck des Bundesstaats ist natürlich der Vernunftzweck des Staats überhaupt: allgemeine Wohlfahrt und Veredlung, Erhaltung und Befestigung der Freiheit und Gerechtigkeit; die Grenzlinie aber, in wieweit sich die einzelnen Vereinsstaaten der gemeinschaftlichen Verfassung unterordnen, geht nur so weit, als eben jener Zweck von den einzelnen Vereinsstaaten nicht genügend erreicht und befördert werden kann. Da die Vereinigung eben sowohl eine innere, als eine äußere ist, welche sich den höchsten natürlichen Zweck zur Aufgabe setzt, so muß sie den souveränen Gesammtwillen in sich fassen, welcher in den Aeußerungen jedes Staats, der gesetzgebenden, oberaufsehenden und vollziehenden Gewalt, hervortritt. Im Bundesstaat tritt die Regierung der einzelnen Vereinsstaaten nicht in die Mitte zwischen das höchste Organ und die Bürger, daher bedürfen die Bundesgesetze keiner Publikation durch die einzelnen Regierungen, der Verein aller Bürger ist ein unmittelbarer, das Bürgerrecht ein Bundesbürgerrecht, und es begründet der Bundesstaat mithin Ein gemeinschaftliches Vaterland, welches entweder ein historisches ist, wo derselbe aus der Uebereinstimmung und dem Bedürfniß der ganzen Nation nach einer gemeinschaftlichen Entwickelung entstanden ist, oder ein erstrebtes, wo verschiedene Bestandtheile eine ausgleichende Entwickelung, eine Vereinigung zu nationaler Vervollkommnung suchen. Will aber der Bundesverein die Kräfte der Bürger für den gemeinschaftlichen Zweck äußerlich wie innerlich vereinigen, will er die allgemeine Nationalität wie die besonderen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Vereinsstaaten erhalten und kräftigen, so bedarf es entsprechender Organe. Das Organ für den ersteren Zweck, das Bundeshaupt, wird meist ein monarchisches, das für den zweiten, Nationalrepräsentation, ein demokratisches, und das für den dritten Zweck, Regierungsrepräsentation, ein aristokratisches sein, und die beiden letzteren Organe werden einander immer zur Seite stehen müssen, da der Bürger im Bundesstaat zu jeder Beschränkung und Belastung eine freie Mitwirkung und Stimmrecht hat, und solche nicht in das Belieben der Regierung allein gestellt sein kann. Despotie oder Anarchie würden die Folge des Mangels oder des Ueberwiegens eines dieser beiden Organe über das andere sein, dagegen können dieselben auch nur in der Sonne der Oeffentlichkeit gedeihen. Daß es zweckmäßig sei, daß die einzelnen Vereinsstaaten auf das Recht, mit fremden Staaten Bündnisse einzugehen, eigene Kriegsmacht zu halten und ganz fremde Länder zu regieren, verzichten, davon gibt das deutsche Reich und dessen Verfall ein redendes Beispiel; ebenso naturgemäß ist es aber, daß die Verfassungen der einzelnen Vereinsstaaten in ihren wesentlichen Grundzügen übereinstimmen; so garantirt die amerikanische Konstitution, die vollkommenste bundesstaatliche, den Bürgern republikanische Regierungsform, Preßfreiheit, das Recht der Volksversammlungen u. Petitionen, Ausschließung des Adels, Religionsfreiheit, Geschwornengerichte, das Recht, Waffen zu tragen, und das Recht gegen Haus- und Papierdurchsuchung. Beim Staatenbund geht die Vereinigung mehrer souveränen Staaten nur dahin, einen Inbegriff ihrer äußeren Souveränetätsrechte unter sich gemeinschaftlich zu machen; die Centralgewalt erstreckt sich nur auf gewisse, besonders ausbedungene Zwecke, und die Souveränetät der einzelnen Staaten wird nicht beschränkt; ihr Princip ist nur Bewahrung der Rechte und gleiche Unverletzlichkeit für die realen Rechtsverhältnisse, oder, wie sich die deutsche Bundesakte ausdrückt: die Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit aller im B. begriffenen Staaten und Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit. Die Abstufungen zwischen den verschiedenen Formen des Bundesstaats und des Staatenbundes sind sehr mannichfaltig und kommen in vollkommener Reinheit schwerlich vor.

Bund, im biblischen Sinn ein zu gegenseitigen Leistungen zwischen Zweien feierlich geschlossener Vertrag, daher insbesondere der Vertrag, welchen Jehovah mit dem Volke der Israeliten geschlossen hat. Auf der Voraussetzung eines solchen B.es beruht die gesammte Religionsverfassung des Alten Testaments. Der B. Gottes mit seinem auserwählten Volke ist aber der Zeitfolge nach ein dreifacher: Der B. der Verheißung (1. Mos. 17, 9—16) ist von Gott mit Abraham geschlossen: Gott verheißt dem Abraham eine zahlreiche und überaus gesegnete Nachkommenschaft, wogegen sich Abraham mit seinem ganzen Hause zu stetem Gehorsam und treuem Dienste verpflichtet. Als Zeichen dieses B.es der Verheißung galt in der Familie Abrahams die Beschneidung; daher heißt dieser B. Abrahams auch der B. der Beschneidung (Apostelgesch. 7, 8). Der zweite B. ist der, welcher durch Mose nach der Befreiung des israelitischen Volks aus der ägyptischen Knechtschaft mit Gott errichtet und vermittelst des blutigen Sühnopfers geweiht worden ist, daher auch der B. des Blutes genannt. In Gemäßheit dieses zweiten B.es versprachen die Israeliten die strenge Beobachtung des im Dekalog ihnen verkündigten göttlichen Gesetzes, wogegen Gott ihnen seinen Schutz und Segen für alle Zukunft zusicherte. Die mosaischen Gesetztafeln, als die Urkunde des Bündnisses Gottes mit dem israelitischen Volke, werden deshalb Buch des B.es oder schlechthin selbst B. genannt. Von dem Gesetze des Dekalogs wurde sodann der Name B. (d. i. Buch des B.es) auf die mosaischen Schriften übertragen, weil diese die Geschichte der Einführung des B.es enthalten. Bald wurde jedoch derselbe nicht mehr auf die Bücher Mose's beschränkt, sondern diente zur Bezeichnung des Inbegriffs sämmtlicher Religionsurkunden nicht nur der Israeliten, sondern auch der Christen; Letzteres in Folge des neuen B.es, d. h. der durch die Propheten (Jer. 31, 31 ff.) verheißenen Erneuerung u. Vollendung des göttlichen Bündnisses, als deren Vermittler der Messias erwartet wurde. Die Schriftsteller des Neuen Testaments weisen vielfältig auf die mit Christus eingetretene Erfüllung jener Weissagung hin, und Jesus selbst erklärt bei der Einsetzung des Abendmahls diese Feier als das Gedächtniß der Stiftung des neuen B.es. Zufolge dieses

neuen B. es wird Allen, welche an die durch Christus vollbrachte Versöhnung glauben, die Vergebung ihrer Sünden und die ewige Seligkeit von Gott aus zugesichert.

Bunda, Name der zu dem großen südafrikanischen Sprachstamme gehörigen Sprache, welche in der Westküste Südafrika's (besonders in Angola) gesprochen wird und die schwarze Bevölkerung dieser Gegenden von der im nördlichen Theile der Tropenzone sehr bestimmt unterscheidet. Sie ist reich, gut gegliedert und wohlklingend.

Bundelahs, die Bewohner von Bundelkund.

Bundelkund (Bandelkand) oder das Land der Bundelahs, Berglandschaft im Süden der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Agra (Nordwestprovinzen), bildet den Uebergang vom Vindhyagebirge zu der Gangesebene und hat im Norden den Dschamna-, im Westen den Betwa- und im Osten den Sonefluß in seinem oberen Lauf zu natürlichen Grenzen, ohne daß sich feste politische Grenzen ziehen lassen. Der Flächeninhalt beträgt 1184 □Meilen mit einer Bevölkerung von etwa $2^1/_2$ Millionen Seelen. Die Landschaft wird durch die durchbrechenden Flüsse in mehre von Südwesten nach Nordosten und Osten ziehende Parallelketten getheilt, welche nördlich in Stufen abfallen und sich dann in die Gangesebene verflachen. In Folge davon ist die Landschaft voller meist unzugänglicher Tafelberge, die gleichsam natürliche Vesten bilden und der Gegend eine besondere strategische Wichtigkeit verleihen. Die bedeutendsten Gebirgszüge sind die Panna-ghauts, das Kimurgebirge, das Konair- und Bikerigebirge, und die Hauptflüsse Betwa, Dosaun (Dosar), Kena, Tonsa und Sone, welche alle von Süden nach Norden und Nordwesten dem Dschamna zufließen. Im Nordosten ist das Land flach, aber auch von Wasserschluchten durchrissen und mit einzelnen Granithügeln besetzt. Die Landschaft hat alle Arten Boden, vom fruchtbarsten (längs dem hohen Dschamnaufer) bis zum dürrsten. Behufs der Bewässerung der sterilen Flächen, für welche die Flüsse nicht ausreichen, hat man mit großen Kosten eine Menge kleiner Seen hergestellt, manche $2^1/_2$ Meilen lang und 2 Meilen breit. Das Klima ist in der Ebene sehr schwül und für Europäer ungesund; Calpi und Banda gehören zu den heißesten Orten Indiens. Im Boden finden sich Diamanten (auf der Hochebene bei Panna) u. eine unerschöpfliche Menge Eisenerzes. Große Striche von B. sind Buschland und Wald, in welchen Korkholz und Ebenholz, nebst allen andern Bäumen Indiens vorkommen, namentlich auch die Katechu-Akazie und Bambus, welche den meisten Nutzen gewähren. Wilde Thiere sind in Fülle vorhanden; Affen, Armadille und Pfauen in zahlloser Menge. Der Boden ist meist schwarz und für den Anbau von Baumwolle vorzüglich geeignet, die in großer Masse gewonnen und den Dschamna abwärts versendet wird; außerdem baut man hauptsächlich Zuckerrohr, Indigo, Aal und Ach (Morinda multiflora und tinctoria), Dschowar, Baschra, namentlich Mahua rc. Die Bundelahs, ein Radschputenstamm, reden einen Sanskritdialekt und sind von kriegerischem, fehdelustigem Charakter, der sich durch den Verkehr mit den Europäern noch verschlimmert hat. B. war vor Alters Schauplatz der blutigsten Kämpfe, sowohl der zahlreichen Radschputenhäuptlinge unter sich, als auch mit den Begründern der Dynastie des Großmoguls, Baber, Homayun und Akbar, denen es nur theilweise und vorübergehend gelang, die Landschaft zu unterwerfen. Als Aurengzebs Verfolgungswuth auch in B. Empörungen hervorrief, entstand in Panna und Kalinjer ein einheimischer Föderativstaat der Radschputenradscha's, dessen berühmtestes Oberhaupt, der Radscha Chuttersal von Panna, unter dem Titel Hindupati von B. der Begründer einer Dynastie ward, die erst am Ende des 18. Jahrhunderts der Uebermacht der Mahratten unterlag. Als die Briten mit diesen in Krieg geriethen, verband sich im September 1803 der letzte Sprößling der Hindupatidynastie mit dem Obersten Powell und führte demselben ein Hülfscorps zu. Da aber bei diesem Bündniß die Abtretung eines Theils von B. an die Briten für einige Distrikte in Dekan ausbedungen war, so setzten sich die britischen Truppen bald in B. fest und List, Gewalt und Verträge brachten nach Vernichtung der Mahrattenherrschaft nach und nach den ganzen Distrikt in die Botmäßigkeit der Engländer, die nach dem Tode des letzten rechtmäßigen Prätendenten aus dem Hindupatigeschlecht alle übrigen Landeseigenthümer von fürstlicher Abkunft durch Ertheilung von Territorien und Apanagen abfanden und einen freundlichen Verkehr B. s mit den Nachbarländern eröffneten. Ein weit verzweigter gefährlicher Aufstand 1842 wurde mit Militärgewalt unterdrückt. Gegenwärtig besteht B. aus 9 einheimischen Staaten und 7 kleinen Dschaghiren; unter unmittelbarer britischer Herrschaft steht ein Gebiet von 342 □Meilen längs dem Dschamna; außerdem haben sich die Engländer das unbeschränkte Recht der Intervention vorbehalten, dem zufolge sie die einheimischen Fürsten je nach Befinden ein- und absetzen.

Bundesakte, deutsche, s. Deutschland.

Bundesfestungen, feste Plätze, welche zur gemeinschaftlichen Vertheidigung eines Bundesstaats oder Staatenbundes bestimmt sind. Als gemeinsame Waffenplätze der außerdem vereinzelten Bundesmächte sind sie sowohl wegen der Art ihrer Unterhaltung, wie wegen der gewöhnlichen Beschaffenheit aller Bundesheere für Land und Volk von der größten Wichtigkeit. Gegenwärtig erhalten und besetzen nur Nordamerika und Deutschland ihre festen Grenzplätze gemeinschaftlich.

Bundesgenossen, im Allgemeinen Diejenigen, welche zur Erreichung irgend eines Zweckes sich zu gegenseitiger Unterstützung vereinigen; dann solche Völker, Fürsten oder Korporationen, welche sich zu gegenseitigem Schutze in Kriegsgefahren oder zu gegenseitiger Unterstützung für Kriegsunternehmungen verbindlich gemacht haben. Der Idee nach stellt man sich beim Abschluß einer Bundesgenossenschaft auf den Standpunkt gegenseitiger Gleichheit und Unabhängigkeit, obgleich der eine Theil mächtiger sein kann als der andere. Verbindungen der Art finden sich schon im höchsten Alterthum und am meisten bei Völkern von freier Verfassung. Vor Troja ist auf beiden Seiten von B. die Rede. Aehnlich erscheint in gewisser Beziehung der Amphiktyonenbund; außerdem die uralte Verbindung der achäischen und der böotischen Städte. Sobald jedoch einige Städte sich allmählig eine Hegemonie über die übrigen verschafft hatten

nahmen diese Verbindungen einen anderen Charakter an: die frühere Freiheit und Gleichheit trat zurück und an ihre Stelle das Verhältniß einer größern oder geringern Abhängigkeit. Belege hierzu gibt besonders die Geschichte Griechenlands und der beiden präponderirenden Staaten desselben, Athens und Sparta's. Auf gleiche Weise waren auch bei den Römern die B. (socii) nur in der ältesten Zeit nach dem Grundsatze der Gleichheit mit ihnen verbunden. Bei steigender Macht der Erstern erscheinen sie mehr und mehr abhängig und zum Theil als völlige Unterthanen. Als älteste B. werden die Latiner genannt, die sich schon unter den Königen mit ihnen vereinigten. Nach ihnen kamen die Socii Italici oder schlechthin Socii, d. h. diejenigen Völker Italiens, welche nicht zu den Latinern gehörten. Hatten sich diese freiwillig an Rom angeschlossen, so waren sie frei, in der Verwaltung der innern Angelegenheiten unabhängig und stellten bloß im Kriege die befohlene Anzahl Soldaten. Hatten die Römer sie aber durch Gewalt bezwungen, so waren sie meist tributpflichtig und erhielten wohl auch ihre obrigkeitlichen Personen von Rom. Gewöhnlich stellten die B. zu einem römischen Heere zwei Dritttheile der Gesammtzahl; doch hatten sie kein Recht, darüber zu bestimmen, ebenso wenig als sie an den Berathungen über Krieg und Frieden Theil nahmen; sie empfingen vielmehr alle Anordnungen von Rom und durften nicht einmal ihre Anführer ohne Einmischung des römischen Feldherrn wählen; auch dienten sie nicht in den Legionen und standen meist in den Schlachten auf den Flügeln. Unterschieden wurden sie aber von den Hülfsvölkern, die aus außeritalischen Staaten kamen. Neben ihnen werden noch Socii provinciales erwähnt, ein Name, der mehr eine Ehre für Diejenigen war, welche ihn von dem Senat erhielten. Auch wurden die Einwohner solcher Staaten außer Italien als Socii betrachtet, welche sich vor der Unterwerfung ihres Landes an die Römer angeschlossen hatten. Auswärtige Könige, welche den Titel eines römischen B. erhalten hatten, fanden damit in ihrem Verhältniß zu den Römern nichts geändert, außer daß man die Erfüllung aller Pflichten, welche sie den Römern zu leisten hatten, dann nur um so gewisser erwartete und strenger forderte.

Bundesgenossenkriege, Kriege zwischen Bundesgenossen in der antiken Bedeutung dieses Worts, wonach es alle Diejenigen begreift, welche von einem mächtigen Staate abhängig oder ihm ganz unterworfen sind. Die griechische Geschichte kennt dieser Kriege zwei, die römische drei.

Der erste Krieg dieser Art bei den Griechen brach 358 v. Chr. aus und dauerte 3 Jahre. Athen hatte die Inseln Chios, Rhodus, Cos, sowie die Stadt Byzanz ꝛc. zu gewinnen gewußt, rief aber durch den Druck, unter welchem es dieselben hielt, in ihnen das Gefühl der Einheit und des Widerstandes wach. Als die Athener wegen Euböa in eine Fehde mit den Thebanern geriethen, hielten die Bundesgenossen die Zeit für geeignet, sich zu befreien, zumal Mausolus, Herrscher von Karien, ihnen sichere Hülfe zugesagt hatte. Die Athener machten darauf schnell Frieden mit den Thebanern und rüsteten eine Flotte unter Chares u. Chabrias gegen Chios, wo die Insurgenten ihre Flotte versammelt hatten. Chabrias suchte in den Hafen einzudringen, ging aber mit seinem Schiffe zu Grunde, worauf Chares die Belagerung der Stadt aufgab. Im Jahre 357 v. Chr. setzten die Chier mit einer Flotte von mehr als 100 Schiffen den Krieg fort, verwüsteten, da Chares mit seinen 60 Schiffen sich ihnen nicht entgegenzustellen wagte, Lesbos und fingen an, Samos zu belagern. Nun rüsteten die Athener noch 60 Schiffe unter Iphicrates, Timotheus und Menestheus, die dem Chares und Samos zu Hülfe eilen sollten. Statt aber nach Samos, segelten sie nach Byzanz, in der Hoffnung, die Insurgenten würden die Belagerung aufgeben, um das verbündete Byzanz zu retten. Dies geschah zwar; als aber die genannten Anführer ohne Chares wegen ungünstigen Windes am Eingange der Propontis, wo sie auf die Feinde trafen, nicht schlagen wollten, so rief sie das Volk zurück und übertrug dem Chares allein den Oberbefehl. Chares hatte sich indeß genöthigt gesehen, zur Befriedigung seiner Truppen zu plündern und sich an Artabazus, den aufrührerischen Satrapen von Bithynien, anzuschließen. Als persische Gesandte in Athen drohten, die phönicische Flotte mit der der Bundesgenossen zu vereinigen, u. zugleich Philipp von Macedonien bedeutende Fortschritte machte, schlossen die Athener mit den Gegnern einen Frieden, welchem gemäß sie alle Ansprüche auf die Oberhoheit über die Insurgenten aufgaben.

Der zweite griechische Bundesgenossenkrieg oder der ätolische Krieg fand zwischen Sparta und dem ätolischen Bunde einer- und dem achäischen Bunde und Macedonien andererseits Statt. Nachdem Antigonus von Macedonien 221 v. Chr. gestorben war, bauten die Aetoler auf die Jugend seines Nachfolgers Philipp die Hoffnung, daß der Peloponnes fortan ihren Raubzügen schutzlos offen stehen würde, und begannen von Phigalea aus ihre Plünderungsfahrten zunächst gegen Messene. Um ihnen zu steuern, vereinigten sich die Achäer in Korinth, wohin auch die dem achäischen Bunde nicht angehörigen Messenier Abgeordnete gesendet hatten, mit Philipp von Macedonien zu dem Entschluß, die Aetoler aus allen Besitzungen, die sie seit der Zeit des Königs Demetrius, also seit 233 v. Chr., sich angemaßt, zu vertreiben. Die Akarnanen versprachen den Achäern Hülfe, und ebenso die Epiroten, wenn Philipp zum Kriege bereit sei; heimlich versicherten sie aber den Aetolern, daß sie den Frieden bewahren würden. Die Messenier verlangten, daß vor Allem Phigalea den Aetolern entrissen würde. In Sparta waren die Ephoren für die Erhaltung des Bündnisses mit Macedonien, wurden aber von einer Faktion junger Männer ermordet und andere an ihre Stelle gestellt; die Eleer aber erklärten den Achäern offen den Krieg. Philipp von Macedonien brach 218 v. Chr. mit einem Heere von 10,000 Schwerbewaffneten, 5000 Peltasten und 800 Reitern auf, belagerte aber, anstatt in Aetolien einzudringen, Ambracia, eroberte es u. kehrte dann in sein Land zurück, da die Aetoler und Dardaner mit einem Einfall drohten. Schon im Winter stand er abermals mit etwa 6000 Mann im Peloponnes, schlug die Eleer und begann, durch die Achäer bis auf 10,000 verstärkt, die Belagerung der mit den Aetolern verbündeten Städte der Halbinsel, während zu derselben Zeit ein Versuch, Sparta

zu den Achäern zu bringen, fehlschlug, und es auch dem Apelles, einem von den Vormündern des jungen Königs von Macedonien, nicht gelang, Achaja der macedonischen Herrschaft zu unterwerfen. Dagegen führte Philipp nun auch seine Flotte in den Kampf, belagerte Cephalonia und fiel in Aetolien ein, während die Spartaner die Messenier angriffen. Mit ungeheurer Beute beladen erreichte er die Stadt Ambracia, drang von Neuem in den Peloponnes ein, schlug den spartanischen König Lycurgus, der ihm in Lakonien den Rückzug abschneiden wollte, und gelangte ohne bedeutende Verluste nach Tegea und hierauf nach Korinth. Eine Meuterei in seinem Heere bewog ihn, Friedensvorschläge zu machen, auf welche die Aetoler bereitwillig eingingen, bis sie von Philipps Lage hörten, worauf sie die Verhandlungen in die Länge zogen. Philipp erhielt dadurch Zeit, das Heer zu beruhigen und Macedonien vor den Dardanern zu sichern. Die Nachricht von der Niederlage der Römer am Trasimenus machte die Aetoler zum Frieden geneigt, den Philipp zu Naupactus (217) mit ihnen abschloß, und zwar unter der kurzen Bedingung, daß Alles in statu quo verbleiben solle.

Der erste Bundesgenossenkrieg der Römer ist der latinische 340 v. Chr. Unzufrieden mit den Friedensbedingungen, unter welchen der erste samnitische Krieg geendet worden war, traten die Latiner zusammen und erklärten sich bereit, Rom eine gewisse Hegemonie zu gestatten, jedoch nur unter der Bedingung, daß Römer und Latiner zu Einer Nation vereinigt würden, weshalb sie forderten, daß einer der Konsuln aus ihrer Mitte gewählt werden und der Senat zur Hälfte aus Latinern bestehen müsse. Als Rom dieses Verlangen zurückwies, kam es am Flusse Veseris zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Römer einen glänzenden Sieg errangen, und der größte Theil des latinischen Heeres umkam. Ein zweites Heer der Latiner erfuhr bald darauf dasselbe Schicksal, und als sie sich noch einmal erhoben, endigte 338 der Krieg mit Vernichtung der letzten Spur latinischer Selbstständigkeit. Der zweite römische Bundesgenossenkrieg ward durch das Ackergesetz des ältern Gracchus veranlaßt, dessen Ausführung von den Bundesgenossen eine Menge Grundeigenthum zurückverlangte, welches seit Jahrhunderten als deren unbestrittener Besitz gegolten hatte. Einwohner von Fregellä griffen zu den Waffen, wurden aber vom Prätor L. Opimius belagert und die Stadt durch den Verrath des Q. Numitorius Pullus eingenommen und zerstört, die Häupter der Insurgenten hingerichtet (126 v. Chr.).

Bedeutender ist der sogenannte marsische Krieg, welcher 90 v. Chr. begann und 2 Jahre lang Italien verwüstete. Im J. 91 v. Chr. hatte der Tribun M. Livius Drusus die gracchischen Vorschläge wegen Abführung von Kolonien, u. daß alle latinischen Bundesgenossen das Bürgerrecht haben sollten, erneuert. Als der Senat diese Vorschläge verweigerte, entstand eine gewaltige Bewegung unter den italischen Völkerschaften. Dieselben vereinigten sich und gründeten in einer Versammlung zu Corfinium, das sie Italia nannten und zur Hauptstadt wählten, einen Föderativstaat, welcher in der äußern Verwaltung der römischen Verfassung glich. Die höchste Gewalt erhielt ein Rath von 500 Männern, die aus allen am Aufstande Theil nehmenden Völkern erwählt waren. Die Exekutive ward 2 Konsuln u. 12 Prätoren übertragen. Der Aufstand begann zu Asculum, wo alle anwesenden Römer erschlagen wurden. Rom sandte nun Cn. Pompejus, welcher, nachdem er vergeblich Unterwerfung und Auslieferung der Schuldigen verlangt, die Belagerung der Stadt begann, aber sie durch einen plötzlichen Ueberfall aufzugeben genöthigt war. Hierauf übertrug der Senat den Krieg gegen die Marser dem Konsul P. Rutilius und den gegen die Samniten dem andern Konsul L. Julius Cäsar. Diese beiden Völker galten als vorzüglich gefährlich. Mit ihnen vereinigt waren die Picenter, Vestiner, Peligner, Marruciner, Apulier, Frentaner, Hirpiner u. alle, welche vom Liris bis zum adriatischen Meere wohnten. An ihrer Spitze standen als Konsuln Q. Pompädius Silo u. C. Aponius Mutilus. Den Römern gehorchte noch ein großer Theil Italiens, ganz Latium, die Etrusker, die Umbrer; auch in den insurgirten Ländern zählten sie Anhänger, und es gelang ihnen sogar, eine Legion bei den Hirpinern zu werben. Ueberdies ließen sie Hülfstruppen aus den Provinzen, besonders aus Gallien und Afrika, kommen und brachten auf diese Weise ein bedeutendes Heer zusammen, welches noch durch die Einheit des Kommando's einen großen Vortheil vor den Feinden voraus hatte. Noch einmal versuchten die Bundesgenossen, durch friedliche Unterhandlung den Krieg abzuwenden; als aber die Römer die Erfüllung ihrer Forderungen verweigerten, begann ein ziemlich allgemeines Blutbad der römischen Bürger, welche sich unter den Insurgenten befanden. Im ersten Jahre des Kriegs fochten die Römer sehr unglücklich. Obgleich den Konsuln die kriegserfahrensten Männer als Legaten zur Seite gestellt waren, und Marius Sulla, Metellus, Murena, Cosconius, Q. Pompejus unter ihnen befehligten, erlitten sie eine Niederlage nach der andern. So wurde der Konsul L. Julius Cäsar von den Samniten geschlagen und nach Aesernia zurückgeworfen. Hierauf eroberten die Samniten Venafrum am Vulturnus und die wichtige Stadt Nola, wo der Prätor L. Postumius mit 2000 Mann in ihre Hände fiel und getödtet wurde. Die nächste Folge dieses Siegs war, daß sich eine große Anzahl kleiner Städte in Italien, welche bisher neutral geblieben war, den Siegern anschloß. Gleich unglücklich hatte in derselben Zeit der andere römische Konsul, P. Rutilius, gegen die Marser gestritten. Unter ihm kommandirte Marius, aber ohne Eintracht mit dem Konsul. Letzterer trennte seine Truppen von denen des Marius, erlitt aber, als er sich wieder mit ihm vereinigen wollte, eine große Niederlage und starb bald darauf an einer in der Schlacht empfangenen Wunde. Marius hatte während der Schlacht das Lager der Feinde erobert und zwang nun dieselben zum Rückzug. Das Heer des gefallenen Konsuls kam theils an ihn, theils an Q. Cäpio, der bald darauf in einen Hinterhalt gerieth, den ihm Pompädius Silo gelegt hatte, und mit dem größten Theil der Seinen niedergehauen wurde, worauf sich der Ueberrest mit den Truppen des Marius vereinigte. Am gewaltigsten war der Kampf in Kampanien, wo die Samniten unter C. Papius gegen den Konsul L. Julius Cäsar stritten. Zwar erfocht dieser einen Sieg über

die Samniten, wobei sie 6000 Mann verloren haben sollen, aber gleichwohl gab Papius die Belagerung von Acerrä nicht auf, und der Konsul erlitt sogleich wieder durch Egnatius, einen andern Anführer der Samniten, eine solche Niederlage, daß er sich in die Stadt Teanum zurückziehen mußte. So dauerten die Niederlagen der Römer fast auf allen Punkten fort, nur daß Marius und Sulla gegen die Marser u. Cn. Pompejus gegen die Picenter wenigstens nicht ganz unglücklich stritten; einen entscheidenden Sieg trugen auch sie nicht davon. Die Noth aber war in Rom so groß, daß man die Freigelassenen zu den Waffen rief, zumal auch die Etrusker u. Umbrer sich gegen die Römer erklärt u. nur nach einer blutigen Schlacht hatten unterworfen werden können. Um zu verhindern, daß die noch Treugebliebenen sich den Insurgenten anschlössen, suchte man sie durch Zugeständnisse zu gewinnen. So gab man das Gesetz, daß alle diejenigen Völker, welche bis dahin den Römern treu geblieben, das römische Bürgerrecht erhalten sollten (**lex Plautia Papiria de civitate**). Im folgenden Jahre traten Cn. Pompejus Strabo und L. Porcius Cato als Konsuln an die Spitze des Staats. Die alten Anführer blieben, mit Ausnahme des Marius, den man seines Alters wegen der Unfähigkeit für den Krieg beschuldigte; doch nahm der Krieg eine für die Römer günstigere Wendung, da auch L. Julius Cäsar jetzt glücklicher war. Besonders blutig wurde um Asculum gestritten, welches die Römer belagerten. Zum Entsatze eilten die Marser herbei, erlitten aber eine Niederlage und sollen dabei 18,000 Mann mit ihrem Anführer verloren haben. Hierauf erlangte Sulla einen doppelten Sieg über die Samniten bei Nola, eroberte ihr Lager und tödtete an 20,000 Menschen. Cn. Pompejus, der vor Asculum lag, unterwarf die Vestiner. Dagegen fiel der Konsul L. Porcius Cato, welcher das Heer des Marius befehligte, im Kampfe mit den Marsern, während Cosconius die Samniten im südlichen Italien besiegte und Sulla die Hirpiner unterwarf, das eroberte Aeculanum plünderte, die Samniten noch einmal schlug und Bovianum einnahm; letzteres wurde jedoch kurze Zeit darauf vom Pompädius Silo wieder erobert. Mit dem Falle des letzteren in einem Gefecht bei Teanum waren die Bundesgenossen der Seele ihres Kriegs beraubt und schienen selbst an einem glücklichen Ausgange zu verzweifeln. Die größere Anzahl war von den Römern bereits gewonnen, und den übrigen waren so günstige Bedingungen gestellt, daß die meisten lieber die Waffen niederlegten, als den Krieg fortsetzten. Die Vergünstigungen der **Lex Plautia Papiria** wurden allen Denen zugestanden, welche sich den Römern ergaben, und selbst auf diejenigen Individuen ausgedehnt, welche nur in die Bürgerlisten der verbündeten Staaten eingetragen waren, wenn sie gerade damals in Italien ihren Wohnsitz hatten und binnen 60 Tagen sich beim Prätor meldeten. Auf diese Weise erhielten alle Staaten in Italien das römische Bürgerrecht, bis auf die Samniten und Lukaner, welche, da die neu aufgenommenen Bürger nicht in alle Tribus vertheilt, sondern nur in 8—10 derselben aufgenommen wurden, so daß die Römer noch immer die überwiegende Mehrzahl für sich behielten, dem Frieden beizutreten verschmähten. Doch betrachteten die Römer sie nicht mehr als furchtbar und stellten ihnen gegenüber nur ein Beobachtungsheer auf. Da der Bürgerkrieg bald darauf ausbrach, traten die Samniten zur marianischen und die Lukaner zur sullanischen Partei. Jene wurden durch Sulla bei seiner Rückkehr aus Asien vertilgt, indem derselbe die letzten Gefangenen niederhauen ließ. Die Lukaner theilten das Loos der übrigen Bundesgenossen, bis sämmtliche Bewohner Italiens 84 v. Chr. in alle Tribus aufgenommen und auf diese Weise des römischen Bürgerrechts seinem ganzen Umfange nach theilhaftig wurden.

Bundeslade, die heilige Lade (Kiste) der Israeliten, in welcher die auf zwei steinernen Tafeln eingegrabenen zehn Gebote Mose's aufbewahrt wurden. Nach 1. Kön. 8, 9 enthielt die B. außer den beiden steinernen Tafeln weiter nichts; aber nach einer andern Angabe im Briefe an die Hebräer 9, 4 befand sich darin auch noch ein goldenes Gefäß mit Manna und der Stab Aarons, der gegrünt hatte (4. M. 17, 10). Die B. hat ihren Namen von den Gesetztafeln, welche Bund, d. i. Urkunde des Bundes, genannt wurden. Die heilige Lade war 2½ Ellen lang und 1½ Ellen breit und hoch, von Akazienholz, mit feinem Golde inwendig und auswendig überzogen, oben ringsum mit einem goldenen Kranze eingefaßt, an den vier Ecken mit goldenen Ringen versehen. Zwei Tragstangen von Akazienholz, gleichfalls vergoldet, waren durch diese Ringe gesteckt und durften nie herausgenommen werden. Der Deckel der B. war von feinem Golde, von gleicher Länge und Breite wie der Kasten selbst; auf demselben waren zwei Cherubim von massivem Golde angebracht, deren Antlitze gegen einander gekehrt und deren Flügel über den Deckel ausgebreitet waren. Der Deckel der B. hieß der Gnadenstuhl, und zwischen den beiden Cherubim war der Ort, wo man Gott gegenwärtig dachte, um seine Gebote den Kindern Israels kund zu thun (2. Mos. 25, 10—22). Der gewöhnliche Standort der B. war das Allerheiligste in der Stiftshütte, später im Tempel. Sie wurde zuweilen als Reichspalladium mit in den Krieg getragen und bei solcher Gelegenheit einmal von den Philistern erobert (1. Sam. 4, 11), welche sie jedoch in Folge göttlicher Strafgerichte bald zurückbrachten (1. Sam. 5 u. 6, 19—21). Kein Mensch durfte die B. ansehen oder unmittelbar berühren; auf dem Zuge durch die Wüste wurde sie verhüllt, bevor die Leviten sie aufhoben. Usa, der sie anrührte, starb plötzlich (2. Sam. 6, 6 u. 7). Bei der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar, bei dem Tempelbrande, ging auch die B. zu Grunde. Doch berichtet eine spätere Sage (2. Makk. 2, 4 ff.), der Prophet Jeremias habe noch vor der Eroberung auf göttlichen Befehl die Lade in einer Höhle des Berges Pisga versteckt; die ihn begleitenden Priester haben aber den Ort später nicht wieder auffinden können. Das Allerheiligste des Tempels, welchen die Juden nach ihrer Heimkehr aus der babylonischen Gefangenschaft bauten, war leer und hatte an der Stelle, wo vordem die B. stand, einen Altarstein, auf welchen der hohe Priester am Versöhnungstage das Rauchfaß niedersetzte. Aehnliche heilige Kisten für Götterbilder und Heiligthümer finden sich auch bei andern alten Völkern, z. B. bei den Aegyptern und Etruskern.

Bundesschiedsgericht, s. Austräge u. Austrägalgericht.

Bundesstaat, s. Bund.

Bundestag, die Versammlung der Delegirten eines Staatenbundes; speciell versteht man darunter die Bundesversammlung zu Frankfurt, von welcher der Ausdruck zuerst im 8. Artikel der Schlußakte gebraucht wird.

Bundestheologie (theologia foederalis), dogmatisches System in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, begründet von Johannes Coccejus, Professor der Theologie zu Leyden. Coccejus' Lehre, niedergelegt in seiner „Summa doctrinae de foedere et testamento dei" 1648, gründet sich auf folgende Sätze: Religion ist ein zwischen Gott und Mensch abgeschlossener Bund (foedus), und zwar hat sie sich geschichtlich entwickelt einerseits als ein Bund der Natur oder der Werke, mit Adam im Stande der Unschuld geschlossen und andererseits als ein Bund der Gnade (foedus gratiae s. fidei), der nach dem Sündenfall eintrat. Der letztere zeigt aber wiederum eine dreifache Entwickelung (oeconomia), nämlich die Oeconomia patriarcharum, d. i. den Bund Gottes mit den Erzvätern, die Oeconomia legis, den Bund Gottes mit Israel, und die Oeconomia evangelii, den neuen Bund oder die durch Christus gestiftete Heilsordnung. Nach dieser Eintheilung handelte Coccejus die Dogmatik in lauter Bundesformeln ab und fand in der Bibel ein durchaus zusammenhängendes Ganzes göttlicher Offenbarungen, das sich auf Christus beziehe, der in allen Stellen auch des Alten Testaments zu suchen und zu finden sei. Diese typische Bibelauslegung, dazu seine Hinneigung zum philosophischen Sprachgebrauch des Cartesius, endlich die Aeußerung, daß die Sabbathsfeier als eine Verordnung des jüdischen Ceremonialgesetzes für die Christen keine verbindliche Kraft habe, bildeten die hauptsächlichen Streitpunkte zwischen den Coccejanern und deren Widersachern, welche letztere nach ihrem Vorkämpfer Gisb. Voetus († 1676) Voetianer genannt wurden. Der ursprünglich blos dogmatische Streit gewann zugleich eine politische Bedeutung, indem die Voetianer mit der Partei des Prinzen von Oranien für die erhöhte Macht des Statthalters stimmten, die föderalistischen Coccejaner dagegen die Partei der Generalstaaten unterstützten.

Bundesversammlung, s. Deutschland.

Bund, heiliger, s. Alliance, heilige.

Bundschuh, im Mittelalter eine Art großer, bis über die Knöchel reichender Schuhe, die mit Riemen festgebunden wurden und, im Gegensatz zum Stiefel des Ritters, vornehmlich die Fußbekleidung des Bauernstandes waren. Deshalb erhoben die Bauern bei den Unruhen, die dem großen Bauernkriege vorausgingen, wahrscheinlich zuerst bei einem 1502 im Dorfe Untergrünbach im Bisthum Speyer ausgebrochenen Aufstande den B. zu ihrem Kriegs- und Wahrzeichen, worauf dieser Name auch auf die einzelnen Aufstände während des Bauernkrieges selbst übertragen ward. Vgl. Bauernkrieg.

Bunge, 1) Alexander von, russischer Botaniker u. Reisender, geboren den 24. Sept. 1803 zu Kiew, siedelte 1815 nach Dorpat über u. widmete sich auf der dortigen Hochschule unter Ledebours Anleitung besonders dem Studium der Medicin und der Botanik. Mit Ledebour bereiste er 1826 das Altaigebirge behufs botanischer Erforschung desselben, besuchte Loktewsk, Kolywan, Ridbersk, Ustkamenogorsk, den Ursprung des Tscharysch, die syrianowsche Grube, Werch-Buchtarminsk und die chinesischen Grenzposten Tsingistei, von wo Ledebour über Barnaul, Kainsk, Ischim, Schadrinsk, Katharinenburg, Kasan und Moskau nach Dorpat zurückkehrte, während B. sich von dieser Gegend, die für die Forschung bisher eine Terra incognita war, noch nicht zu trennen vermochte. Unter unsäglichen Schwierigkeiten überstieg er im Sommer 1826 die verektinskischen Alpen und befuhr den telezkischen See. Er blieb darauf noch geraume Zeit in Barnaul, wo er seine Herbarien ordnete, und machte von hier und von Smeïnogorsk zur Vervollständigung seiner Forschungen noch häufige Abstecher, so 1828 in die Gegend von Ssalair, in das cholsunsche Gebirge, 1829 zu den Quellen der Katunja. Außer dem Nutzen, den diese Reise für die Wissenschaft brachte, trug sie nicht wenig dazu bei, die botanischen Gärten des Reichs, namentlich den großen kaiserlichen zu St. Petersburg, mit der schönen und üppigen Flora des Altai zu bereichern. Ueber B.'s Forschungen berichtet das Prachtwerk: „Karl Friedrich von Ledebours Reise durch das Altaigebirge und die songarische Kirgisensteppe ꝛc." (Berlin 1829—30). Auch an Ledebours „Flora Altaïca" (Berlin 1833 ff., 4 Bde.) und dessen „Icones plantarum novarum vel minus cognitarum, Floram Rossicam imprimis Altaïcam illustrantes" (das. 1830) hatte B. bedeutenden Antheil. Die dorpater Sammlungen bereicherte B. mit vielen neuen Pflanzen- u. Thierarten, sowie mit vielen in den alten Tschudengräbern aufgefundenen Alterthümern. Im Jahre 1830 begleitete B. die nach China abgesandte neue geistliche Mission in der Eigenschaft eines Naturforschers und fand unterwegs Gelegenheit, die Flora der Steppe Gobi und während seines Aufenthalts in Peking vom Dec. 1830 bis zum Juli 1831 die der Umgebungen der Hauptstadt des chinesischen Reichs kennen zu lernen. Er kehrte gegen Ende 1831 nach Rußland zurück und brachte eine Sammlung seltener und zum Theil neuer Pflanzen mit, über welche, sowie über die Vegetation der von ihm besuchten Länder er der Akademie Bericht erstattete (vgl. Mémoires de l'Académie und „Plantarum mongholico-chinensium decas I" (Kasan 1835). Schon im folgenden Jahre machte er eine neue Reise an die chinesische Grenze und durchstrich die Ketten des Altai in den verschiedensten Richtungen, um die Flora des östlichen Theils dieses Gebirges einer neuen Untersuchung zu unterwerfen. Seine Ausbeute bestand in cirka 350 Pflanzenspecies, worunter viele neue (s. Verzeichniß der im J. 1832 im östlichen Theile des Altaigebirges gesammelten Pflanzen, in den Memoiren und Bulletins der petersburger Akademie der Wissenschaften vom J. 1832 ff.). Im Jahre 1834 machte er eine Reise bis in die Steppe jenseits der Kama u. im folgenden Jahre bis in die Steppen des saratowschen u. astrachanischen Gouverments, wo der berühmte Steppenberg Bogdo die Grenzmarke seiner Forschungen bildete. Später machte er noch verschiedene größere und kleinere Exkursionen von Dorpat aus nach den russischen Ostseeländern, nach Finnland und nach dem Innern Rußlands. Im Jahre 1836 ward er an Ledebours Stelle ordentlicher Professor der Botanik an der dorpater Universität, Direktor des botanischen Gartens daselbst, Mitglied der kaiserl. Akademie zu Petersburg,

sowie der meisten botanischen Gesellschaften Europa's. Unter seinen Schriften ist noch sein „Beitrag zur Kenntniß der Flora Rußlands" (Leipz. 1851) u. seine neue Bearbeitung von Decandolle's „Anleitung zum Studium der Botanik" (2. Aufl., Leipz. 1844) hervorzuheben. Mit Meyen gab er die „Flora Altaïca" (Berlin 1829—33, 4 Bde.) heraus.

2) Friedrich Georg von B., verdienter Forscher auf dem rechtsgeschichtlichen Gebiete, Bruder des Vorigen, zu Kiew den 1. März 1802 geboren, kam ebenfalls 1815 nach Dorpat, studirte hier seit 1819 die Rechte, ward 1822 Lektor der russischen Sprache bei der Universität und habilitirte sich 1823 als Privatdocent der Rechte. Im Jahre 1831 ward er zum außerordentlichen und bald darauf zum ordentlichen Professor ernannt. Ende 1842 veranlaßt, seine Entlassung zu nehmen, ging er nach Reval, wo er Bürgermeister und Syndikus der Stadt ward. B. kann als Begründer des wissenschaftlichen Studiums der Provinzialrechte Liv-, Esth- und Kurlands betrachtet werden, und seine kleineren und größeren zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiete sind als klassisch anerkannt. Die bedeutendsten derselben sind: „Beiträge zur Kunde der liv-, esth- und kurländischen Rechtsquellen" (Riga 1832); „Darstellung der gegenwärtigen Verfassung der Stadt Dorpat" (das. 1827); „Forschungen auf dem Gebiete der liv-, esth- und kurländischen Rechtsgeschichte" (Dorpat 1838); „Das römische Recht in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" (das. 1833); besonders aber sind „Das liv-, esth- und kurländische Privatrecht" (das. 1838, 2 Thle.; 2. Aufl., Reval 1847—48), die „Einleitung in die liv-, esth- und kurländische Rechtsgeschichte" (Reval 1849), sowie die mit Madai veranstaltete „Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Kurlands" (Dorpat 1845—46, Abth. 1, 2 Bde.) und „Das kurländische Privatrecht" (Reval 1851) hervorzuheben. Mit Madai gab er auch „Theoretisch-praktische Erörterungen aus den in Liv-, Esth- und Kurland geltenden Rechten" (Dorpat 1839—41, 2 Bde.) heraus. Seine „Darstellung des heutigen russischen Handelsrechts" (Riga 1829) ist ebenfalls mit besonderer Rücksicht auf die deutschen Ostseeprovinzen bearbeitet. Auch besorgt er mit Unterstützung der esthländischen literarischen Gesellschaft und seit einigen Jahren gemeinschaftlich mit Paucker das „Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands" (Dorpat 1842 bis 1851, Bd. 1—6).

Bungener, Laurence Louis Felix, reformirter Theolog, am 29. September 1814 in Marseille von protestantischen Aeltern (sein Vater stammte aus Rheinpreußen, seine Mutter aus dem Waadtlande) geboren, studirte in Genf und ward daselbst, nachdem er einige Jahre öffentliche Vorlesungen über neuere Dichtkunst gehalten, 1843 Direktor des Gymnasiums, von welcher Stelle ihn 1848 die neue radikale Regierung entfernte. Er widmete sich nun der Schriftstellerei und trat mit einer Reihenfolge von Werken auf, die in der Form des Romans dem Zwecke der Vertheidigung und Verherrlichung des protestantischen Glaubens zu dienen bestimmt waren und in Hunderttausenden von Exemplaren in der Schweiz, in Frankreich, Holland, England und Amerika verbreitet sind. Die erste dieser Schriften: „Un sermon sous Louis XIV" (deutsch: „König und Prediger", Basel 1856), erschien 1843; es folgten: „Le concile de Trente" (1846), „Trois sermons sous Louis XV" (deutsch: „Priester u. Hugenott", 1848), „Voltaire et son temps" (1850), „Julien ou la fin d'un siècle" (1853), „Rome et la Bible" (deutsch von Jungk, Berlin 1860) u. A. m.

Bunias *L.* (Zackenschote), Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, krautartige Pflanzen des südlichen Europa. Von B. Erucago *L.*, einem Sommergewächs auf Aeckern und Weinbergen in Südeuropa, mit fleischiger Frucht, gibt das scharf schmeckende Kraut ein Gemüse, Frucht und Same waren als Herba et Semen Erucaginis früher officinell. B. orientalis *L.* ist eine ausdauernde Pflanze in Osteuropa u. Sibirien, mit eiförmigen, warzigen Früchten. Buniadis Radix et Semen ist die officinelle Bezeichnung für Brassica Napus *L.*

Bunik, Jan van, holländischer Landschaftsmaler, 1654 zu Utrecht geboren, Schüler H. Zaftlevens und G. Hoets, bereiste Deutschland und Italien, wurde in Rom Maratti's Freund, malte 8 Jahre für den Hof von Modena und später für den König von England, † aber in Folge der Verschwendung seiner Söhne 1717 in Dürftigkeit.

Bunium *L.* (Nußkümmel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit Carum nahe verwandt, daher sie auch bei Reichenbach als Untergattung von Carum erscheint, ausdauernde Kräuter mit knolliger Wurzel, runden Stengeln und vielfach zerschnittenen Blättern. Von B. ferulaefolium *Desf.*, B. creticum *Mill.*, mit gabeligen Stengeln, dreizähligen, eingeschnittenen Blättern und weißen Blüthen, vornehmlich auf den griechischen Inseln einheimisch, wird die haselnußähnlich schmeckende Wurzel von den Türken unter dem Namen Topana gegessen. B. denudatum *Dec.*, B. Bulbocastanum *Huds.*, mit stiellosen Stengelblättern mit kurzer Scheide, wächst in Frankreich auf Bergwiesen und hat eine eßbare, knollige Wurzel.

Bunkershill, Hügel auf der nordamerikanischen Halbinsel Charlestown, bei Boston, geschichtlich denkwürdig durch die Schlacht am 17. Juni 1775, in welcher die Nordamerikaner von den Engländern besiegt wurden. Ein am 17. Juni 1843 daselbst errichteter 200 F. hoher Obelisk erinnert an jenen ruhmwürdigen Tag der ersten amerikanischen Freiheitskämpfe.

Bunkwa, Flüßchen im österreichisch-mährischen Kreis Brünn, in der sogenannten Mazacha, verschwindet in dem unterirdischen Kalkhöhlenzuge zwischen Slaur, Ostrow, Neuhof u. Willimowitz, kommt eine Stunde weiter bedeutend verstärkt wieder hervor, durchfließt das groteske Bunkwathal und mündet endlich in die Zittawa.

Bunsen, 1) Christian Karl Josias, Freiherr von, ausgezeichneter Diplomat und Gelehrter, geboren am 25. August 1791 zu Korbach im Waldeckischen, studirte seit 1808 zu Marburg und von 1809—13 in Göttingen unter Heyne's Anleitung Philologie und machte sich schon damals durch eine gekrönte Preisschrift „De jure Atheniensium hereditario" (Göttingen 1813) in der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt. Am Gymnasium zu Göttingen war er bereits 1811 Kollaborator geworden, ging aber, um sich in seinen sprachlichen Kenntnissen zu vervollkommnen, nach Holland und dann nach Kopenhagen, wo Finn Magnussen sein Lehrer im Isländischen wurde. Nach seiner Rück-

kehr (1815) ward er in Berlin mit Niebuhr bekannt, dessen Umgang später auf seine geistige Entwickelung sowohl, wie auf seine gesellschaftliche Stellung nachhaltig und bestimmend einwirken sollte. Im Frühjahr 1816 begab sich B. nach Paris, wo er unter Sylvestre de Sacy die persische und arabische Sprache erlernte. Um sich die Mittel zu einer Reise nach Indien zu sichern, wollte er einen jungen reichen Amerikaner auf einer großen Reise durch Europa begleiten; da ihn aber derselbe in Florenz vergeblich warten ließ, begab er sich nach Rom, wo er sich durch seine Verheirathung mit einer reichen englischen Erbin, der Tochter des verstorbenen R. Waddington, die Mittel zu einer freien, glänzenden Häuslichkeit erwarb und durch Niebuhr Gelegenheit erhielt, in preußische Staatsdienste zu treten. Entscheidend für B.s Karriere wurde der Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Rom, der B.s Ansichten über die Agenden- und Gesangbuchsangelegenheit zu vernehmen verlangte. Im Jahre 1818 bereits wurde B. Attaché und 1827, als Niebuhr sich ins Privatleben zurückzog, preußischer Ministerresident am päpstlichen Stuhl. Welches Vertrauen seine Regierung sowohl, wie die übrigen Staaten schon damals zu ihm hegten, beweist der Umstand, daß er von der europäischen Konferenz mit Ordnung der Angelegenheiten des Kirchenstaats betraut wurde, weshalb er das „Memorandum del Maggio 1832" veröffentlichte, ferner den Auftrag erhielt, die Unterhandlungen über gemischte Ehen zu führen, und 1832 auch wirklich das nachmals so berühmt gewordene Breve Leo's XII. erwirkte. Als das eigentliche Ziel aller seiner amtlichen wie privaten Bestrebungen in Rom kann die Geltendmachung des deutschen und protestantischen Elements in der Hauptstadt des Katholicismus genannt werden, und in diesem Sinne war auch die Einrichtung getroffen, die gleich aus der ersten Zeit nach seiner Ernennung zum Ministerresidenten datirt. Da nämlich die schon erwähnte Agendenangelegenheit in Preußen nicht den von ihm gegebenen Vorschlägen gemäß entschieden wurde, so entschloß sich B. im Verein mit Richard Rothe, dem damaligen Gesandtschaftsprediger, in der preußischen Gesandtschaftskapelle zu Rom eine neue Liturgie einzuführen, worüber er 1828 an Friedrich Wilhelm III. Bericht erstattete. Letzterer befahl den Druck dieser Liturgie unter dem Titel: „Die Liturgie, wie sie als Nachtrag zur Kirchenagende des Jahres 1822 zum Gebrauche für die königlich preußische evangelische Gesandtschaftskapelle zu Rom bewilligt worden ist" (1828) u. ließ sich sogar herbei, eigenhändig eine Vorrede zu der Broschüre zu schreiben. In den Buchhandel kam dieselbe zwar niemals, aber ihr Inhalt gelangte der Hauptsache nach in dem 1846 anonym im rauhen Hause bei Hamburg erschienenen „Allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuche" zum Wiederabdruck. Doch nicht bloß auf kirchlichem Gebiete, sondern auch auf rein wissenschaftlichem erwies sich B.s Einfluß in Rom heilsam und fördernd. So zeigte er sich z. B. unablässig thätig bei der Begründung des vom damaligen Kronprinzen, nachherigen König von Preußen, angeregten archäologischen Instituts durch den später in Berlin wirksamen Professor Eduard Gerhard. Auch war es B., durch dessen Vermittelung Lepsius von der preußischen Regierung die Mittel zu seiner Epoche machenden Reise nach Aegypten erhielt, sowie er denn endlich auch 1835 auf dem tarpejischen Felsen ein protestantisches Hospital gründete. Demnach war es ein herber Verlust für alle Deutschen zu Rom, als B. 1838 auf Abberufung von seinem Posten drang, weil er in demselben zu verharren nicht mehr mit seiner Würde verträglich hielt, seitdem seine Bemühungen, die damals durch die kölner Wirren und die Verhaftung des Bischofs Droste-Vischering hervorgerufenen Streitigkeiten zwischen seiner Regierung und dem päpstlichen Stuhl gütlich beizulegen, von letzterer Seite zurückgewiesen worden waren. Von Rom aus ging B. zunächst nach München, wo er die unter Lepsius begonnenen Studien über die Hieroglyphen und über Aegypten fortzusetzen gedachte. Doch ward er bald darauf mit dem Gesandtschaftsposten bei der Eidgenossenschaft zu Bern bekleidet. Von da ward er 1841 nach Berlin zurückberufen und vom König Friedrich Wilhelm IV., welcher in ihm den Mann gefunden zu haben glaubte, der seine Lieblingsidee, den Gedanken an die Gründung eines preußisch-englischen Episkopats in Jerusalem, am schleunigsten und besten verwirklichen könnte, mit einer außerordentlichen Gesandtschaft nach London betraut, worauf seine Ernennung zum preußischen Gesandten daselbst erfolgte. Da die Stiftung des Bisthums in Jerusalem ihn zugleich in den Verdacht gebracht hatte, er strebe auch in der deutschen protestantischen Kirche nach Einführung anglikanischer Formen, gab er seinen Ansichten über Kirchenverfassung in einem Werke Ausdruck: „Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Praktische Erläuterungen zu dem Briefwechsel über die deutsche Kirche, das Episkopat und Jerusalem" (Berlin 1845), worin er sich entschieden gegen Einführung des Bisthums in die evangelische Kirche Deutschlands im Geiste der englischen erklärte und es offen aussprach, wie „die Kirche der Zukunft nicht alte Formen, nicht fremde Weisen, nicht ausgelebte Titel brauche, aber ebenso wenig todtes und kraftloses Schulgeschwätz, sondern sittliche Kraft und Thätigkeit, volksthümliches Leben aus dem eigensten Herzen, ursprüngliches und ewig junges und neubelebendes". In den damals obschwebenden Verfassungsfragen 1844 vom König von Preußen zu Rathe gezogen, arbeitete er den Entwurf zu einer der englischen möglichst treu nachgebildeten preußischen Verfassung aus. Besonders thätig bewies er sich in der schleswig-holsteinischen Sache, und bereits am 8. April 1848 überreichte er Lord Palmerston sein „Memoir on the constitutional rights of the Dutchies of Schleswig and Holstein". Im Jahre 1849 war er bei den Verhandlungen über diese Angelegenheit der preußische Bevollmächtigte, und ins folgende Jahr fällt sein Protest gegen das londoner Protokoll, welches gleich von vorn herein zu verhindern er sich vergebens bemüht hatte. Für Angehörige deutscher Länder war er stets ein treuer Berather und hülfreicher Gönner, und sein gastfreundliches Haus bildete einen offenen Mittelpunkt für ihren geselligen Verkehr. Auch ein Werk der Barmherzigkeit, das deutsche Hospital zu Dalston bei London, schuf B. in England. Beim Ausbruch des orientalischen Kriegs sprach er sich mit großer Wärme für eine Betheiligung Preußens an dem Kriege im Bündniß mit England aus, wies auch in einer ausführlichen Denkschrift auf die Vor-

theile hin, welche Preußen für sich in Deutschland durch eine solche Betheiligung erzielen könnte, zog sich aber dadurch den Haß der die nächste Umgebung des Königs bildenden russischen Partei zu, welche seine Abberufung (1853) bewirkte. Er siedelte nach Heidelberg über. Seinen Sitz im Herrenhause, den er seit seiner Erhebung in den erblichen Freiherrenstand 1857 erhielt, nahm B. nur ein einziges Mal ein, in der Sitzung, wo die Regentschaft des Prinzen von Preußen vor den beiden Häusern des Landtags verkündet wurde, am 25. Oktober 1858. Sonst lebte er seinen Studien eine Zeitlang in Nizza, bis er sich im Sommer 1860 in Bonn ankaufte. Er † den 29. November 1860. Neben seiner diplomatischen Wirksamkeit war B. fortwährend noch als Schriftsteller thätig. Eine Frucht der archäologischen Studien, zu welchen ihn der Aufenthalt in Rom angeregt hatte, war seine Theilnahme an dem von Cotta ins Leben gerufenen Sammelwerke: „Die Beschreibung von Rom" (1830—43), und Beweise von fortgesetzten fleißigen Forschungen im Gebiete der Alterthumswissenschaft gab er dann durch das historisch-philosophische Werk „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" (Hamb. 1845—57, 5 Bde.), wovon die englische Uebersetzung (London 1848 ff.) als eine zweite Auflage zu betrachten ist, sowie durch die Schrift „Die Basiliken des christlichen Roms, nach ihrem Zusammenhang mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst" (München 1843). Den eigentlichen Mittelpunkt seiner Bestrebungen aber bildeten auch in späterer Zeit die biblischen, kirchengeschichtlichen und liturgischen Studien, die er allmählig zu seinem Lebenszweck erhob. Noch in Bern gab er ein offenes Sendschreiben „Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands" (Horn bei Hamburg 1843), sowie eine Monographie „Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche" (Hamburg 1841, 2 Thle.) heraus, und in die londoner Periode gehören außer der schon erwähnten „Verfassung der Kirche der Zukunft" noch folgende drei zugleich englisch und deutsch erschienenen trefflichen Werke: „Ignatius von Antiochien und seine Zeit" (Hamb. 1847), „Die drei ächten und vier unächten Briefe des Ignatius von Antiochien" (das. 1847) und „Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit" (Leipz. 1852 f.). Gehörte diese schriftstellerische Thätigkeit nur der Geschichte, der Erforschung der Vergangenheit an, so begab er sich auf das Feld der Gegenwart in seinen „Zeichen der Zeit" (Leipzig 1855—56, 2 Bde.), welches in Epistelform abgefaßte Werk über den christlichen Vereinsgeist u. die kirchliche Richtung der Gegenwart bei den Gesinnungsgenossen des Verfassers ebenso viel Bewunderung wie bei den Gegnern heftige Erbitterung hervorrief u. von Seiten der letzteren Veranlassung zu unzähligen offenen und versteckten Angriffen bot (vergl. Stahl, Wider B., Berlin 1856). Dem umfangreichen religionsphilosophischen Werke: „Gott in der Geschichte" (Leipzig 1857 ff.) sollte sein längst schon vorbereitetes „Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde" folgen, doch waren bei seinem Tode bloß 2 Bände der Uebersetzung erschienen, und die Psalmen lagen druckfertig da. Von den Bibelurkunden waren die entsprechenden Theile als vollständiger 5. Band gedruckt.

2) Robert Wilhelm Eberhard, ausgezeichneter Chemiker, geboren den 31. März 1811 zu Göttingen, wo sein Vater Professor der abendländischen Literatur war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und das zu Holzminden und studirte seit 1828 zu Göttingen Zoologie, Chemie und Physik. Dann widmete er sich denselben Studien noch einige Zeit in Paris, Berlin und Wien, habilitirte sich als Privatdocent in Göttingen und übernahm 1836 den durch Wöhlers Abgang erledigten Lehrstuhl der Chemie am polytechnischen Institut zu Kassel, 1838 aber die außerodentliche Professur der Chemie an der Universität zu Marburg. Hier seit 1841 zum ordentlichen Professor der Chemie und zum Direktor des chemischen Instituts befördert, folgte er 1851 einem Rufe an die Universität zu Breslau. Hier entwarf er den Plan zu dem großartig angelegten Gebäude des chemischen Instituts, dessen Einrichtung allen Anforderungen der modernen Chemie entsprechen sollte. Allein die Vollendung dieses von B. begonnenen Werks fiel dem Professor Löwig zu, da B. 1855 Breslau wieder verließ, um einem Ruf als Professor der Chemie an die Universität zu Heidelberg zu folgen. Die wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Chemie B. verdankt, sind außerordentlich zahlreich, doch zumeist in chemischen Fachzeitschriften zerstreut. Zu seinen wichtigeren Untersuchungen gehören die über die Doppelcyanüre, über die Kakodylreihe, über die chemische Verwandtschaft und das Schießpulver. Auch verdankt man ihm die Entdeckung eines unfehlbar wirkenden Gegengifts gegen die arsenige Säure (Eisenoxydhydrat). Auf einer im Sommer 1846 unternommenen Reise nach Island machte er eine große Reihe von chemisch-geologischen Untersuchungen, wodurch er die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß der Natur dieses Eilandes und der vulkanischen Erscheinungen überhaupt lieferte. Bei dieser Gelegenheit entschied er die alte Streitfrage, ob das Wasser eine Farbe habe oder nicht, dahin, daß das Wasser von Natur eine reine blaue Farbe besitze, die aber erst dann dem Auge sichtbar werde, wenn das Licht durch eine Wasserschicht von bedeutender Dicke dringe. In das Gebiet der Physik gehören seine Untersuchungen über das specifische Gewicht, über das Gesetz der Gasabsorption, über den Einfluß des Drucks auf den Erstarrungspunkt geschmolzener Materien (besonders wichtig für die Bildung der plutonischen Gesteine), über die Diffusion, die Verbrennungserscheinungen der Gase 2c. In das Grenzgebiet der Chemie und Physik fallen die Untersuchungen über die elektrolytische Gewinnung der Alkali- und Erdenkalke und die photochemischen Untersuchungen. B. stellte zum ersten Male das Magnesium in größerer Menge dar und entdeckte (1860), daß man durch Verbrennen von Magnesiumdraht in der Flamme einer gewöhnlichen Spirituslampe das glänzendste künstliche Licht erhält, dessen photographische Kraft nur 36mal geringer als die der Sonne ist, eine Entdeckung, die den Photographen von Sonne und Wetter unabhängig machen würde. Seine bedeutendste Entdeckung aber, die er 1860 in Gemeinschaft mit dem heidelberger Professor der Physik, seinem Freunde G. Kirchhoff, machte, ist die sogenannte Spektralanalyse (s. d.), über welche die beiden Gelehrten das Werk: „Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen" (Wien 1861) veröffentlichten, und die jedenfalls für die Chemie und

Physik Folgen von unberechenbarer Tragweite hat. Von selbstständigen Schriften erschienen noch von ihm: „Enumeratio ac descriptio hygrometrorum“ (Gött. 1830); mit Berthold: „Das Eisenoxyd, ein Gegengift gegen die arsenige Säure“ (2. Aufl., das. 1837); „Schreiben an Berzelius über die Reise nach Island“ (Marburg 1846); „Ueber eine volumetrische Methode von sehr allgemeiner Anwendbarkeit“ (Heidelb. 1854); „Gasometrische Methoden“ (Braunschw. 1857).

Buntbleierz (Grün- und Braunbleierz Werners), ein ganz in den Formen des entsprechend zusammengesetzten Apatits krystallisirendes Bleierz, dessen gerade sechsseitige Säulen meist bauchig sind, mit deutlicher Spaltbarkeit nach der doppelt-sechsseitigen Pyramide und muscheligem bis unebenem Querbruch, von einer bis Flußspath reichenden Härte und einem specifischen Gewicht von 8,1—7,25, durchscheinend, diamant- oder fettglänzend, sehr selten farblos, meist von grünen (vom Grasgrünen durch das Pistacien- u. Oelgrüne) und von orangerothen, gelben und braunen (nelken- und haarbraunen) Farben. Die chemische Analyse hat in den Grün- und Braunbleierzen 2 einander äußerst ähnliche Mineralien entdecken lassen, die nur einen geringen Unterschied in den Neigungswinkeln ihrer diheraëdrischen Pyramide zeigen, den Pyromorphit und Mimetesit. Sie sind sämmtlich Verbindungen von 1 Mischungsgewicht Chlorblei oder Fluorcalcium u. Chlorblei mit 3 Mischungsgewichten drittel-phosphorsaurem oder arseniksaurem Bleioxyd; der Pyromorphit enthält nur phosphorsaures Bleioxyd oder dieses vorherrschend, während der Mimetesit entweder nur arseniksaures enthält, od. in ihm das arseniksaure Salz gegen das phosphorsaure vorherrscht; letzterer reducirt sich sehr leicht zu Bleikörnern unter Verbreitung der charakteristischen Arsenikdämpfe mit Knoblauchgeruch. In beiden treten auch mit den Bleisalzen zuweilen gleichzeitig die entsprechenden Kalksalze auf. Ueber die sonstigen Eigenschaften s. Blei. Beide Erze kennt man nur selten von den Erzlagern, sondern vorzugsweise von den Bleigängen, wo sie mehr auf den oberen Teufen vorkommen u. mannichfache Afterkrystallisationen zeigen, so Pyromorphit nach Bleiglanz und Weißbleierz, oder auch Bleiglanz u. Brauneisenstein in den Formen des Pyromorphits, der nur Phosphorsäure enthält. Pyromorphit (89,8 Procent phosphorsaures Blei) findet sich als Grünbleierz zu Zschopau in Sachsen, Hoffsgrund im Breisgau, zu Beresow in Sibirien, im Usingischen in Nassau, gelb in England (Wanlockhead), orangeroth zu Leadshill in Schottland, braun zu Poullaouen in der Bretagne. Arseniksaures Bleioxyd enthaltender Pyromorphit findet sich grün und braun in traubigen Formen bei Pontgibaud in der Auvergne. Pyromorphit, welcher phosphorsaure Kalkerde und Fluorcalcium enthält, ist das krystallisirte und traubenförmige Braunbleierz vom Sonnenwirbel bei Freiberg (Polysphärit), von Mies und Bleistadt in Böhmen. Im Nussierit von Beaujeu im Departement Rhône gesellt sich selbst das arseniksaure Bleioxyd dazu. Der phosphorsäurefreie Mimetesit ist in gelben Krystallen von Zacatecas in Mexiko bekannt mit einem Gehalt von 90,7 arseniksaurem Bleioxyd. Häufiger sind die Mimetesite, welche neben der arseniksauren Verbindung 0,8—19 Proc. phosphorsaures Bleioxyd enthalten; man kennt sie aus dem Erzgebirge (Johanngeorgenstadt, Zinnwald), Badenweiler im Schwarzwald, Horrhausen bei Siegen, aus Cornwall und Cumberland, Sibirien, Pennsylvanien. Am seltensten ist der kalkhaltige, der Hedyphan von Långbanshytta in Schweden und aus Chile. Der Mimetesit ist von beiden Erzen das seltenere und kommt nicht grün, sondern nur gelb, grauweiß und farblos, krystallisirt, oft in haarförmigen Krystallen (Flockenerz, Traubenerz, Bleiblüthe), derb, wie unter andern der auf einem Lager mit Granat und Kieselmangan auftretende Hedyphan, selbst erdig vor. Zu den ausgezeichneten Fundorten des Pyromorphits gehören außer den angegebenen noch Przibram in Böhmen, Klausthal und Zellerfeld im Harz, wie überhaupt derselbe ein auf den Bleigängen weit verbreiteter Begleiter des Bleiglanzes ist (vergl. Blei und Braunbleierz).

Bunter Affe (Nonnenaffe, Cercopithecus Mona *Erxl.*, Simia Mona oder Monacha *Schreb.*), Meerkatzenart, welche häufig aus Afrika nach Europa kommt, braun, mit schwarzen Füßen, unten und neben der Schwanzwurzel mit zwei weißen Flecken, gelblichem Scheitel und Backenbart, einem schwärzlichen Band um die Stirne und fleischfarbener Schnauze; $1^1/_2$ Fuß lang, Schwanz 2 Fuß. Die Färbung mahnt an die Tracht der Nonnen, daher der Name. Man kann diesen Affen, sowie den türkischen, jahrelang gesund und munter erhalten. Er frißt Früchte, Brod, gekochtes Fleisch, Insekten, besonders Spinnen und Ameisen. Uebrigens hat er einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen, sucht Taschen aus, macht Knoten auf, dreht die Schlüssel der Schränke leise um 2c. Seine Freude bezeugt er durch sanfte Laute, schneidet nie Gesichter, sondern sieht stets ruhig und selbst ernsthaft aus.

Bunter Mergel, s. Bunter Sandstein.

Bunter Sandstein (grès bigarré, upper New Rod Sandstone), nach Werner ursprünglich nicht sowohl Bezeichnung einer Formation, sondern eines Gesteins, nämlich eines bunte Thonbrocken oder sogenannte Thongallen führenden Sandsteins; später bezeichnete er damit die schon von Füchsel entdeckte mächtige Sandsteinablagerung, welche die beiden Kalksteinformationen Thüringens, des darunterlagernden Zechsteins und des darüber folgenden Muschelkalks, von einander trennt. Ueber dem Muschelkalk folgten aber die jüngern, vorherrschend thonigsandigen Ablagerungen des Keupers, in welchem ähnliche bunte Thone und Mergel, wie sie den bunten Sandstein begleiten, auftreten, weshalb Alberti die drei Formationen des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers in Eine Formationsgruppe, die sogenannte Trias, zusammenfaßte. Ebenso folgen aber auch unter dem Zechstein die rothen Sandsteine oder Thone des sogenannten Rothliegenden. Wo die durch ihre sehr verschiedenen Versteinerungen leicht kenntlichen beider Kohlenformationen auftreten, ist die Bestimmung des versteinerungsarmen bunten Sandsteins sehr leicht und sicher; nicht so, wo beide oder die eine oder andere derselben fehlt. In England, wo der Muschelkalk fehlt, fehlt daher auch die scharfe Grenze zwischen buntem Sandstein und Keuper, während andererseits im südöstlichen Deutschland, wie im Schwarzwald und gegenüber in den Vogesen durch die Abwesenheit des Zechsteins die Bestimmung

der unteren Grenze des bunten Sandsteins gegen die Sandsteine und Konglomerate des Rothliegenden ebenso schwierig wird. Die äußerst große Armuth an Versteinerungen, die man nur von wenig Fundorten kennt, macht es unmöglich, über die Grenzen Europa's hinaus, wo beide Kalksteine fehlen, mit völliger Sicherheit das ihm gleiche Alter ähnlicher Sandsteine und bunter Mergel, die über beide Hemisphären (Amerika, Afrika und Indien) verbreitet sind, darzuthun. Wo der bunte Sandstein sicher bestimmt ist, beginnt und schließt er mit vorherrschend rothen Thonen und Mergeln, die ihm auch untergeordnet, dem Sandstein zwischengelagert sind. Die Sandsteine sind Quarzsandsteine von vorherrschend fein- oder kleinkörniger Zusammensetzung, oft im Licht glitzernd von Krystallflächen des Quarzes; oft sind die Körner durch einen dünnen Ueberzug von Eisenoryd roth gefärbt. Häufig finden wir in einer Schicht ungefärbte und gefärbte Körner, oft im Gemenge mit einzelnen weißen Kaolinkörnchen, lagerweise geordnet, u. dann erscheint der Sandstein nicht mehr einförmig roth oder weiß gefärbt, sondern mannichfach gestreift, geflammt (daher der Name b. S.). In diesem Falle tritt vor Allem die eigenthümliche sogenannte falsche Schichtung (diskordante Parallelstruktur) hervor, indem die in Korn und Farbe verschiedenen Lagen nur theilweise den Schichtenflächen parallel, häufiger unter verschiedenen Winkeln u. nach verschiedenen Richtungen schief gegen dieselben verlaufen, so daß der Querbruch einer Bank oft viele Systeme solcher von einander abweichenden Linien über einander zeigt, nach denen dann auch das Gestein beim Auffrieren sich trennt, zerschiefert. Glimmerblättchen, meist silberglänzende, aber auch rothe und schwarze, finden sich häufig auf den Schichtenflächen. Thongallen verschiedenster Größe, roth oder grün von Farbe, liegen vielfach im Sandstein u. machen ihn beim Auswittern löcherig. Oft finden sich auch kugelige Konkretionen, oft mit schaliger Absonderung, nicht selten mit losem Kern darin; ihr Bindemittel ist bald roth, bald gelb, selbst schwarz von Eisenoryd, Eisenorydhydrat und Mangan; auch finden sich mitten im rothen Sandstein kugelige Anhäufungen von weißem, oft sehr losem Sand. Nicht selten ist das Gestein aber auch unregelmäßig braun und schwarz getigert. Gerölle, und zwar Quarzgerölle kommen manchmal einzeln mitten im gleichförmigen Sandstein vor; nur ausnahmsweise werden sie hier so häufig, daß der Sandstein Konglomerat wird. Der Cäment und die dadurch bedingte Festigkeit ist äußerst verschieden; es ist sehr häufig Eisenoryd, aber auch Kieselerde (bei feinem Korn entsteht dadurch Quarzit), rother oder grüner Thon, weißer Kaolin, selten kohlensaure Kalkerde. Nicht so selten führen sie an manchen Orten Krystalldrusen von Quarz u. Kalkspath. Der bunte Sandstein ist im Ganzen erzarm; lokal ist das Vorkommen des wichtigen bleiglanzführenden Knotenerzes zu Commern in der Eifel, das früher zu Bulach bei Calw ausgebeutete Vorkommen von Kupfererzen (Lasur, Malachit), die Lagen von Thoneisenstein, die Gänge von Brauneisenstein, welche mit Schwerspathgängen verbunden ebenso in Würtemberg, zu Neuenburg an der Ens, wo man sie noch ausbeutet, wie am Fuße des Dammersfeldes in der Rhön auftreten. Der bunte Sandstein ist stets geschichtet, aber von äußerst mächtigen bis herab zu den dünnschiefrigsten Bänken, dem glimmerreichen Sandsteinschiefer. Nicht selten, vor Allem in den untern u. obern Schichten zeigt die Oberfläche der Schichten die ausgeprägtesten deutlichsten Wellenfurchen. Hier, gegen die Grenzen hin, finden sich auch manche Sandsteinlagen auf ihrer Oberfläche bedeckt von den Afterkrystallen des Steinsalzes (krystallisirter Sandstein), den jetzt mit Sand erfüllten Räumen früherer Steinsalzkrystalle. Nicht selten ist die auf Thon auflagernde Unterseite des Sandsteins auch mit einem Relief meist netzförmiger Leisten bedeckt, wie es entstehen muß, wenn Flugsand die durch das Schwinden des Thons beim Trocknen entstandenen Risse ausfüllt. Mit ihnen zusammen finden sich die Fährten vorweltlicher Thiere, so die des zuerst bei Hildburghausen entdeckten Chirotherium, welche man auch von Kahla in Thüringen, von Aura bei Kissingen, aus England u. a. O. kennt. Konglomerate sind selten in der Form des bunten Sandsteins, doch beginnt derselbe in den Vogesen, an der Haard, bei Commern, im Waldeckischen mit solchen.

Das zweite wichtige Glied der bunten Sandsteinformation bilden bunte, insbesondere intensiv rothe Thone und Mergel, die aber auch grün, selten grau und gelb auftreten. In größerer Mächtigkeit beginnt, vorzüglich im mittleren Bergland Deutschlands, die Formation mit ihnen; in Nordthüringen sind mächtige Gypsstöcke ihnen eingelagert, und um den Fuß des Harzes sind ihnen auch an der untern Grenze die merkwürdigen Roggensteinflötze eines grauen, aus fischroggenähnlichen Körnern zusammengesetzten mergeligen Kalksteins (s. Absonderung) eingelagert, wahrscheinlich, wie die Erbsensteine von Karlsbad, das Erzeugniß brodelnder kalkführender Kohlensäuerlinge. Mächtiger noch entwickeln sich die bunten Thone und Mergel nach oben gegen die Muschelkalkgrenze, wo man sie unter dem Namen Röth oder bunter Mergel als selbstständige Bildung zwischen buntem Sandstein u. Muschelkalk zusammengefaßt hat. Hier haben die eingelagerten dünnen Sandsteinschichten meist quarzitischen Charakter; hier ist die Hauptlagerstätte der Steinsalzmetamorphosen, nicht nur auf Sandstein, sondern auch auf Mergel von Gypsstöcken, selbst von Steinsalz (Schöningen, Dahlum und Liebenhall bei Salzgitter im Braunschweigschen u. bei Sülbeck im Hannöverischen), u. hier sind die berühmten Lagerstätten fossiler Pflanzen (Kalamiten, ausgestorbener araukarienähnlicher Nadelhölzer, der Voltzien oder Albertien, der ältesten Cykadeen, Zamiten, baum- und krautartiger Farrn u. a. m.) von Domptail bei Luneville und Sulzbad an der Breusch im Elsaß. An letzterem Orte lagern auch unmittelbar darüber die ersten Bänke von Meereskonchylien, die ganz mit denen des Muschelkalks übereinstimmen. Auch diesseits des Rheins ist eine dolomitische Bildung, im oberen Theile des Röths theilweise erfüllt von organischen Meeresresten; in Nordfranken und im obern Werragebiet greift der rothe Thon selbst noch in den entschieden untersten Muscheln als trennendes Zwischenmittel ein. Auch die merkwürdigen ausgestorbenen Saurier aus der Familie der Labyrinthodonten (Trematosaurus), denen wohl auch die Chirotheriumfährten angehörten, lagern, wenn

auch nicht im Röth, doch im oberen Sandstein. Wenigstens der Triasgruppe zugehörig sind wohl die Fährten riesiger Vögel (Ornithichnithen) in dem rothen Sandstein aus dem Thale des Connecticut in Massachusetts.

Die Buntesandstein-Formation ist eine durch ihre weite Verbreitung bei großer Mächtigkeit — der Sandstein allein besitzt eine Mächtigkeit von 600 — 1200 F. — für den Bau insbesondere des Berg- u. Hügellandes Mitteleuropa's wichtige Gebirgsbildung. Im norddeutschen Flachland u. aus der Tiefe der Nordsee erhebt sie sich nur in insularen Massen von geringer Ausdehnung, so in den bunten Klippen Helgolands, in den Gypsstöcken von Lüneburg u. von Segeberg in Holstein (Boracit), Lübtheen in Mecklenburg-Schwerin, Rüdersdorf (wo der Gyps nur gebohrt wurde) u. Sperenberg in der Mark Brandenburg, Inowraclaw in Westpreußen u. an andern Punkten, und zwar nur an ersterem Orte auch der bunte Sandstein, an den übrigen Orten nur der Röth. Ausgedehnter ist ihr Antheil schon an der Bildung des Hügellandes im Norden und Nordwesten des Harzes; in ausgedehntester Weise nimmt sie aber an der Bildung des Bodens von Thüringen, Hessen, Franken, Schwaben Antheil. Zwischen Harz, voigtländischem Hochland und Thüringerwald umgürtet sie die thüringer jüngeren Triasbecken, in Nordthüringen die kleinen Inseln älterer Flötzbildungen, wie am Kyffhäuser, umschließend, theilweise, wie in der goldenen Aue und bei Halle, vom Braunkohlengebirge bedeckt; so reicht sie vom nördlichen Eichsfeld über Nordhausen bis Halle u. von da über Weißenfels, Merseburg, Jena, Kahla, Saalfeld, nördlich von Ilmenau vorbei über Eisenach hinaus bis zur Werra. Auch innerhalb des eingeschlossenen jüngern Triasgebiets tritt diese Formation theils in der Tiefe der Thäler, theils selbstständig (Berka an der Ilm) hervor. Das größte zusammenhängende Buntesandstein-Gebiet Deutschlands, vom vorigen durch Muschelkalk und Keuper bis auf eine schmale mittlere Verbindung bei Heiligenstadt getrennt, beginnt aber bei Bodenwehr an der Weser und erstreckt sich südlich ununterbrochen bis zur Rheinebene bei Heidelberg, während es seine größte Breite zwischen dem Rande des rheinischen Schiefergebirgs u. dem Thüringerwald besitzt, hier wie in der thüringer Mulde vom älteren Gebirge nur durch schmale Zechsteinstreifen getrennt. Der Solling, Rheinhardswald, überhaupt der größte Theil Niederhessens u. Waldecks, Fulda mit der westlichen Rhön (Orb, Reißig), der größte Theil des Spessarts, der ganze östliche Odenwald; das Land zwischen Thüringerwald einer- und der östlichen Rhön u. der Muschelkalkplatte Nordfrankens andererseits, ja südöstlich noch ein Streifen bis zum Fuß des Fichtelgebirges, alles dies besteht aus buntem Sandstein, nur in Hessen streckenweise durch Braunkohlengebirge überdeckt, versteckt, oder durch einzelne Inseln älterer Gebirge unterbrochen, und dazu sehen wir ihn nördlich wie südlich und südöstlich noch überall in dem Gebiet des Muschelkalks durch Entblößung hervortreten nicht allein in der Tiefe der Thaleinschnitte, sondern auch in größeren und kleineren vom jüngeren Gebirge umschlossenen Mulden; so bildet der bunte Sandstein das Innere des Kesselthales von Pyrmont. Nach wenig Meilen Unterbrechung tritt bei Karlsruhe der bunte Sandstein wieder unter der jüngeren Bedeckung hervor, setzt den nördlichen Schwarzwald u. dessen Ostgehänge zusammen u. greift in zahlreichen isolirten hochgelegenen Partien noch über das krystallinische Gebirge des mittleren hohen Schwarzwaldes herüber, hier seine höchste Höhe erreichend: im Hörnisgrind mit 3550 F., im Roßbühl, Kniebis, Hundskopf 2900 F. übersteigend. In isolirten Zügen finden wir ihn am Süd- u. Westgehänge des Gebirgs, bei Säckingen u. Waldshut tritt er selbst im Rheinthal auf. Die Hebungen des Jura haben den bunten Sandstein nicht zu Tage gebracht, dagegen finden wir ihn u. Gyps führenden Röth in der Provence zwischen Toulon und Frejus zwischen dem Muschelkalk und den ältern Gebirgen des Estrellesgebirges. Auf der Westseite des Rheins breitet sich der dritte große Hauptverein des bunten Sandsteins aus, setzt den Donnersberg u. Haardwald, die nördlichen Vogesen, deren Westgehänge u. Westfuß zusammen u. tritt ganz wie im Schwarzwald sowohl vereinzelt an dem Süd- wie Ostfuß, wie auch aufgesetzt auf einzelnen Höhen des Innern auf. Nördlich verbirgt sich unter ihm die westliche Fortsetzung des saarbrücker Kohlengebirgs; und von da läßt er sich über Trier anfänglich zusammenhängend u. dann in vereinzelten Partien, zu denen Commern gehört, quer durch die Eifel bis zum Austritt der Roer aus dem rheinisch-belgischen Schiefergebirge in die Niederungen verfolgen. Die untere, mehr konglomeratische Lagerfolge der Vogesen u. Haard hat man als Vogesensandstein vom eigentlichen bunten Sandstein getrennt. Unsicher ist noch das Alter der Konglomerate, die an den Rändern des granitischen Centralplateau's Frankreichs auftreten; wenig ausgedehnt die Sandsteinbildung am Nordostrand des Uebergangsgebirgs der Bretagne. Ausgedehnter ist diese Verbreitung der sandigen unteren Trias in England, wo sie nicht allein das ältere Gebirge von Cornwall im Osten begrenzt, sondern auch von der Severn einerseits bis Liverpool, andererseits über York bis zur Teesmündung die paläozoischen Bildungen von Wales von denen Lancashire's u. Ridings u. beide von den jüngern östlich sich ausbreitenden Ablagerungen trennt. Ebenso scheiden diese Sandsteine und Mergel an der Solwaybai die ältern Bildungen Cumberlands u. Südschottlands von einander u. begrenzen im Westen das basaltische Massiv von Antrim in Nordirland. Auch aus den Pyrenäen, Spanien, durch die Alpenkette (s. Alpen) u. Ungarn kennt man diese untere Etage der Trias, die für die Ostalpen durch mächtige Steinsalzstöcke wichtig ist. Ueber die nicht hierher gehörigen Sandsteine der außereuropäischen Erdtheile s. Afrika, Amerika, Asien. Die leichte Verwitterbarkeit der meisten hierher gehörigen Gesteine bedingen die vorherrschenden sanft sich verflächenden Hügel- u. Bergformen, die meist flachen Thalmulden, welche überall herrschen, wo der bunte Sandstein die Oberfläche des Landes bildet. Scharf markirt sich überall durch das vorherrschende Weiß des Sandbodens u. das dunkle Roth der bunten Mergel die Grenze beider; nur ausnahmsweise finden wir aber die festen Sandsteine von solcher Festigkeit mächtig entwickelt, daß sie Anlaß zur Bildung pittoresker Felsformen am Rande der Thäler und Berggehänge geben, so an der untern Werra, im Rheinhauserthal, bei Göttingen, am großartigsten aber an der Haard, wo das anweiler Thal mit

seinen Felsruinen, gekrönt von den Trümmern des Burgenkomplexes der berühmten alten Reichsveste des Trifels, zu den malerischsten Partien des an Naturschönheiten reichen Westdeutschlands gehört. Weniger durch großartige Felsmassen, wie an der Teufelsmühle bei Gernsbach, als durch Isolirung der sich über das allgemeine Gebirgsniveau erhebenden Berggipfel, deren Gehänge und Gipfel oft mit Felsmeeren großer Sandsteinwürfel bedeckt sind, u. von denen Schluchten in die tiefen Thäler herabgehen, erhöhen sie die Großartigkeit des Gebirgscharakters im Schwarzwald. In Hessen, an der Rhön und in Nordfranken bekommt das an sich einförmige Bodenrelief des bunten Sandsteingebiets Mannichfaltigkeit durch die basaltischen und phonolithischen, oft über isolirten Muschelkalkpartien sich erhebenden Rücken und Kegel. Liefert auch nicht überall der bunte Sandstein dem Ackerbau einen günstigen Boden, deckt ihn oft trockene Heide und Besenginster, so gehören ihm doch auch fruchtbare Getreidebaue an, und fast überall trägt er wenigstens Wald, in unfruchtbaren Gegenden Kiefern, Birken, gemischte Eichwaldungen, bei günstigem Boden Eichen, selbst, wenn auch seltener, Buchen, im Gebirge Tannen und Fichten. Die dunklen Wälder des Schwarzwaldes, die berühmten Eichenwälder des Solling, des Spessarts, die Eichenschälwaldungen von Orb u. Reißig, die Buchenwaldungen der Zillbach im Eisenachischen gehören dem bunten Sandstein an. Das Röth liefert Gyps, in Braunschweig und Hannover Salz. Dem bunten Sandsteingebirge der bayerischen u. österreichischen Alpen sind die mächtigen Steinsalzstöcke von Berchtesgaden und Hallein u. A. eingelagert. Der untere weiße kaolinreiche Sandstein an dem Rande des Thüringerwaldes und auf der Höhe des Sandbergs nördlich von Sonneberg liefert das Material für alle die zahlreichen Porzellanfabriken im Thüringerwald und seiner Nachbarschaft; derselbe Sandstein dient auch als trefflicher feuerfester Gestellstein zu Mühlsteinen (Waldshut am Rhein, Neurieth bei Hildburghausen, Münden an der Werra), Schleifsteinen (Unteralba im eisenacher Oberland), als Platten zum Dachdecken (Solling), fast überall als Baustein, zum Theil von trefflicher Beschaffenheit, ist selbst für feinere architektonische Verzierungen geeignet (Baustein des straßburger Münsters). Auch zu Stubensand dient der Sandstein je nach der Beschaffenheit seines Korns und nach seiner Festigkeit.

Buntkupfererz (oktaëdrischer Kupferkies, Bornit, Erubescit), Mineral aus der Klasse der Schwefelmetalle und Familie der Kiese, ausgezeichnet durch sein rasches buntes Anlaufen, wodurch seine nur auf der frischen Bruchfläche kupferrothe, ins Tombakbraune ziehende Farbe in andere rothe, in violette, blaue, selbst grüne und taubenhälsige übergeht. Der Strich ist grauchlichschwarz, der Metallglanz gering, die Härte die des Kalkspaths, dabei ist es fest u. milde u. hat 4,9—5,1 specifisches Gewicht. Die Krystallisation ist regulär, Krystalle aber sind äußerst selten und meist mit gebogenen Flächen des an seinen Ecken und Kanten abgestumpften Würfels versehen. Der blätterige Bruch ist nach den Oktaëderflächen äußerst unvollkommen; der Querbruch kleinmuschelig, am häufigsten derb, eingesprengt, in Platten, angeflogen. Die chemische Zusammensetzung zeigt sehr wechselnde Verhältnisse der 3 Bestandtheile: des Schwefels, Kupfers und Eisens, so daß in dem krystallisirten B. aus Cornwall auf 15 Procent Eisen 56,8—58,2 Kupfer und 28,2—26,8 Schwefel kommen, während in den derben Varietäten die Menge des Kupfers von 56,1—71 Procent steigt; der kupferreichste ist der im Kupferschiefer von Sangerhausen. Alle schwärzen sich vor dem Löthrohr und schmelzen zu einer grauen, auf dem Bruche graurothen, nach längerem Blasen spröden, magnetischen Kugel. Geröstet und mit Salzsäure befeuchtet, färben sie die Löthrohrflamme blau und zeigen auch die übrigen Kupferreaktionen, die blaugrüne, in der innern Flamme emailartige rothe Borarfarbe ꝛc. In Salpetersäure ist das B. leicht löslich unter Schwefelausscheidung. Es ist ein weitverbreitetes, wenn auch gegen Kupferkies zurücktretendes, doch oft wichtiges Kupfererz; so findet es sich auf den Erzlagern im krystallinischen Gebirge des Nordens (Schwedens, Norwegens), auf den wichtigen Kupferlagerstätten des Namaqualandes; auch krystallisirt auf den Kupfergängen im Granit von Cornwall (Redruth), den Erzgängen des Erzgebirgs (Freiberg, Schneeberg, Annaberg), auf den Kupfererzlagern von Rudelstadt in Oberschlesien, auf Gängen im Porphyr Chile's, im Kupferschiefer von Mansfeld u. in den Erzgängen im Zechsteingebirge von Saalfeld, Kamsdorf, endlich in den unregelmäßigen Erzgängen im Serpentin und Gabbro und auf der Grenze gegen das von ihnen durchbrochene angebliche Kreidegebirge Toskana's, so am Monte Catini bei Volterra in Toskana. Ueberall erscheint es in Begleitung anderer geschwefelter Kupfererze, vor Allem des Kupferkieses, auch des Kupferindigs, Fahlerzes und der aus ihnen hervorgegangenen Kupfersalze (Malachit, Lasur ꝛc.).

Bunyan, John, englischer Sektirer, 1628 zu Elstow bei Bedford als der Sohn eines Kesselflickers geboren, trieb sich lange Zeit in der englischen Armee und später ziel- und planlos in der Welt herum, bis er durch die Lektüre der heiligen Schrift 1655 einer Baptistenkongregation in Bedford zugeführt wurde, die ihn zu ihrem Pastor ernannte. Wegen des großen Anhangs, den er durch seine Predigten gewonnen, 1660 eingekerkert, schrieb er im Gefängnisse sein bekanntes Werk: „Pilgrim's progress“ (Lond. 1736, 2 Bde.; deutsch von Ahlfeld, Leipz. 1852), das einige hundert Auflagen erlebte und in die meisten Sprachen Europa's übersetzt ward. Noch ein ähnliches Werk, „The holy War“, ist ein Produkt seiner Gefangenschaft. Endlich nach 12½ Jahren öffnete die Fürsprache des Bischofs von Lincoln B.s Kerker; er trat auch sein geistliches Amt wieder an und † 1688 zu London. Seine Schriften erschienen gesammelt zu London 1736 in 2 Bänden.

Bunzelwitz, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Schweidnitz, zwischen Schweidnitz und Striegau, mit 510 Einwohnern. Friedrich der Große lagerte hier im siebenjährigen Kriege vom 20. August bis 9. September 1761 zur Observation der Oesterreicher und Russen, welche Schweidnitz bedrohten, aber, ohne anzugreifen, abzogen.

Bunzen (auch Punzen oder Bunzeln), Stifte oder kleine Stempel, auf der einen Seite gut ver-

stählt, rund, erhaben, hohl, eirund, eckig u. krumm, mit Zahlen, Buchstaben oder Figuren versehen, die erhaben oder vertieft in Metall eingetrieben werden sollen; bisweilen will man auch geschnittenen oder gegossenen Figuren damit nachhelfen (bunzeniren). Nach ihrer Form heißen sie: Körner, Durchschläge, Rundbunzen, Hohlbunzen, halbe Monde ꝛc.

Bunzlau, 1) Jungbunzlau (böhm. Mada Boleslaw), Hauptstadt eines Kreises im Königreich Böhmen (65,15 Q.M. mit 402,970 Einw.), an der Iser, theilt sich in die höher liegende Alt- und Neu-, in die tiefere Judenstadt und 2 Vorstädte, hat ein Rathhaus, 6 Kirchen, eine Kaserne (ehedem Schloß, um 973 von Boleslaw II. gebaut), ein Militärhospital, ein Piaristenkloster mit einem Gymnasium, eine Hauptschule und 5200 Einwohner, darunter viele Juden, welche Fabriken und wichtigen Handel unterhalten. B. ist eine der ältesten Städte Böhmens. Die Freiheit erkaufte es sich 1600 von Bohuslaw von Lobkowitz und wurde darauf von Rudolf II. zur königl. unterkammerlichen Freistadt erhoben. Während der Hussitenkriege war B. ein Hauptsitz der Pikarditen. — 2) Altbunzlau (Stara Boleslaw), Marktflecken im prager Kreise daselbst, am rechten Ufer der Elbe, durch eine Brücke mit Brandeis verbunden, in romantischer Gegend, mit einer uralten Wallfahrtskirche (von 1036) und 1700 Einw. Am Thore der dasigen Kollegiatkirche wurde der heilige Wenzel von seinem Bruder Boleslaw erstochen. — 3) B. (Boleslavia, Boleslaviez, Boleslawich), Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, am Bober westlich von Liegnitz, an der berlin-breslauer Eisenbahn, noch mit den Ueberresten früherer Befestigung, hat 2 Kirchen, eine Industrieschule, ein großes, gut eingerichtetes Waisenhaus, ein Schullehrerseminar, eine Synagoge und 7086 Einw. Auf dem Marktplatze steht ein 39 Fuß hoher gußeiserner Obelisk, welchen König Friedrich Wilhelm III. 1819 dem am 28. April 1813 hier verstorbenen russischen Feldmarschall Kutusow errichten ließ. Hauptgewerbe der Einwohner sind: Oelfabriken und Raffinerie, Tuch-, Leinwand-, Cigarren- und Tabaksfabrikation, Töpferei, Getreidehandel, Bienen- und Obstzucht. Bekannt ist das sogenannte bunzlauer Gut, blau- und weißglasirtes Thee- und Kaffeegeschirr. Die hiesigen Getreide-, Garn- und Viehmärkte sind bedeutend. B. ist Geburtsort der Dichter Martin Opitz und Tscherning. Die Stadt, welche im 12. Jahrhundert gegründet zu sein scheint, erhielt ihren Namen 1190 vom Herzog Boleslaw. An dem Kampfe des Herzogs Heinrich II. gegen die Mongolen (1241) nahmen die bunzlauer Einwohner, namentlich die Bergknappen tapfern Antheil. Bei der ersten Theilung Schlesiens gehörte B. zum Herzogthum Glogau, später kam es zu Jauer. Im Jahre 1427 wurde es von den Hussiten erstürmt. Die Reformation fand schon 1524 in B. Eingang. Im dreißigjährigen Kriege stürmten und verheerten 1623 die Sachsen, 1629 die Lichtensteiner, 1633 die Kaiserlichen, 1634 wieder die Sachsen, 1639 die Schweden und 1642 die Kaiserlichen die Stadt; 1648 plünderte sie Herzog Heinrich von Münsterberg. Im Jahre 1739 brannte sie fast ganz ab. Hier am 30. Aug. 1813 Gefecht zwischen den Franzosen und Alliirten.

Buochs, Dorf im schweizerischen Kanton Unterwalden, an der Mündung der Aa in den Vierwaldstädtersee (dessen mittlerer Theil südlich vom Rigi nach ihm Buochsersee heißt), am Fuß des 5570 F. hohen Buochserhorns, hat ein Waisen- u. Armenhaus und 1400 Einw., die Schifffahrt u. Seidenspinnerei treiben. B. wurde 1798 von den Franzosen eingeäschert.

Buol-Schauenstein, 1) Johann Rudolf, Graf von, österreichischer Diplomat, geboren 1763, ward 1790 Gesandter im Haag, 1792 zu Basel, 1794 Direktorialminister in Regensburg, später Gesandter am sächsischen Hofe und 1815 erster Präsident des Bundestags, fungirte als solcher bis 1822, wo er dem Grafen Münch-Bellinghausen Platz machte, ging als Gesandter nach Karlsruhe und wurde 1833 in gleicher Eigenschaft nach Stuttgart versetzt; † als k. k. wirklicher Geheimerath, Staatsminister und Präsident der Hofkommission in Wien 1834.

2) Karl Ferdinand, Graf von B., ebenfalls Diplomat, Sohn des Vorigen, geboren den 17. Mai 1797, betrat nach Vollendung seiner akademischen Studien unter Leitung seines Vaters die diplomatische Laufbahn, ward 1828 Gesandter in Karlsruhe, bekleidete dann von 1838 an dieselbe Stelle in Stuttgart und betrat das Terrain der größeren Politik zuerst 1844, wo er als Vertreter Oesterreichs nach Turin ging. B. verließ Turin nach der Kriegserklärung vom 22. März 1848 u. erhielt noch Ende des Jahres den wichtigen Gesandtschaftsposten in St. Petersburg. Mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung durch die resultatlosen dresdener Konferenzen, wo B. zweiter österreichischer Bevollmächtigter neben dem Fürsten Schwarzenberg war, verweilte er in dieser Stellung drei Jahre lang in einer für Oesterreich verhängnißvollen Zeit, worauf er 1851 den Gesandtschaftsposten in London erhielt. Hier war es seine Hauptaufgabe, das in Folge der italienischen und ungarischen Ereignisse gestörte freundliche Einvernehmen zwischen Oesterreich und Großbritannien wieder herzustellen. Nach dem Tode des Fürsten von Schwarzenberg ward er am 11. April 1852 zum Minister des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses, sowie zum Präsidenten bei den Ministerkonferenzen ernannt. In dieser Stellung entwickelte er bei Ausgleichung der Differenzen sowohl mit der Schweiz, als mit Sardinien eben so große Mäßigung als Festigkeit und brachte, als schon der Bruch Oesterreichs mit Sardinien unabwendbar schien, einen Postvertrag und eine Uebereinkunft wegen des Anschlusses an das österreichische Telegraphennetz mit letzterem Staate zu Stande. Mehr aber wurde seine Thätigkeit durch die Beziehungen Oesterreichs zu den Großmächten in Anspruch genommen. Die Anerkennung des Kaisers der Franzosen, die für die deutschen Handelsangelegenheiten so wichtige Einigung zwischen dem Zollverein und Oesterreich, die olmützer Zusammenkunft, die Sendung des Grafen Leiningen nach Konstantinopel, die Verhandlungen mit Rußland, sowie mit den Westmächten und der Pforte fallen sämmtlich in die Zeit seiner Geschäftsführung. Im Jahre 1855 führte er das Präsidium bei den Konferenzen, welche in Wien Statt fanden, um auf der Grundlage der sogenannten 4 Garantiepunkte den Frieden zwischen Rußland und den Alliirten zu verhandeln. Auch bei den pariser Konferenzen von 1856 zählte

er zu den hervorragendsten Diplomaten, und seine Thätigkeit war auf den Gang der Verhandlungen von großem Einfluß. Im Mai 1859 nahm er seine Entlassung.

Buonaccorsi (Bonacorsi), Pierino, berühmter italienischer Maler, 1500 zu Florenz geboren, nannte sich nach den beiden ersten tüchtigen Meistern, welche ihn als Gehülfen zu sich nahmen, Vaga u. Perino, gewöhnlich Perino del Vaga. Später ward er Raphaels Schüler und führte unter ihm und mit Giulio Romano mehre große Werke aus (Sockelbilder in Chiaroscuro, durch die Kupferstiche des Santo Bartoli erhalten, historische und allegorische Malereien im großen Saale der Torre die Borgia 2c.). Bei der Plünderung Roms durch die Kaiserlichen (1527) gerieth er in Gefangenschaft und konnte nur gegen ein schweres Lösegeld die Freiheit wieder erhalten. Er hielt sich hierauf noch kurze Zeit in Pisa und Florenz auf und ließ sich dann in Genua nieder, wo die meisten u. die besten Produkte seiner Thätigkeit vorhanden sind. Er †, durch ein wüstes Leben geistig u. körperlich zerrüttet, 1547. Im Palast Doria befinden sich die großen Geschichtsstücke, die seinen Namen verewigen, und in welchen er Raphael und Michel Angelo zu Mustern genommen hatte, ohne sie jedoch zu erreichen. Sein Kolorit ist braun u. die Schattirung dunkel und undurchsichtig, aber groß und kühn ist er in seinen Entwürfen und trotz mancher Verzeichnungen als Zeichner berühmt. Seine späteren Arbeiten sind handwerksmäßig u. manierirt. Werke von ihm finden sich im berliner Museum (Johannes der Täufer und Paulus, den Athenern das Christenthum predigend), in der dresdener Gallerie (eine Maria), in der münchener Pinakothek (Apoll unter den Musen).

Buonarotti, 1) Michel Angelo, unter welchem Namen er am bekanntesten ist, berühmter italienischer Bildhauer, Maler u. Baumeister, stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen von Canossa und wurde 1474 in Settignano im Florentinischen geboren. Nur ungern gab der Vater dem übermächtigen Drange des Sohnes zur Kunst nach. Nachdem dieser die Anfangsgründe bei Franc. Granacci erlernt, kam er in die Schule Dom. Ghirlandajo's, wo er nach wenigen Jahren nicht nur seine Mitschüler, sondern bald auch seinen Lehrer übertraf, so daß dieser es nicht ungern sah, als sich B. plötzlich mehr zur Plastik hingezogen fühlte. Der Herzog Lorenzo di Medici ließ den jungen Künstler in die von ihm errichtete Kunstakademie aufnehmen, wo er in der Bildhauerkunst den Unterricht Bertoldo's und zugleich Unterweisung in einzelnen Zweigen der Wissenschaft genoß. Dabei äußerte der Aufenthalt an Lorenzo's Hofe heilsamsten Einfluß auf die Vielseitigkeit seiner Bildung. Er genoß den Umgang der vielen um den geistreichen Fürsten versammelten Gelehrten, namentlich Poliziano's und Pico della Mirandola's. Bei aller Vorliebe für die Plastik gab er jedoch die Malerei nicht auf, denn aus demselben Jahre (1480), aus welchem seine ersten plastischen Versuche stammen, sind auch einige treffliche Temperabilder von ihm vorhanden. Als die Pflege der Kunst am florentinischen Hofe nach Lorenzo's Tode (1492) aufhörte, trat B. in den Dienst der Kirche. Der Prior der Kirche S. Spirito gab ihm eine Wohnung im Konvent und Gelegenheit, das Studium der Anatomie gründlich zu treiben, indem er menschliche Kadaver zum Zergliedern herbeibringen ließ. Im J. 1494, kurz vor der Vertreibung Peters von Medicis aus Florenz, hatte auch M. aus Furcht vor dem drohenden Sturme seine Vaterstadt verlassen. Nach einem kurzen Besuch in Venedig ließ er sich in Bologna nieder, und erst als Peter Soderini an die Spitze der Regierung getreten war, kehrte er (1496) nach Florenz zurück. Um diese Zeit vollendete er einen schlafenden Cupido in Marmor und vergrub ihn eine Zeitlang unter der Erde, um ihm ein antikes Ansehen zu geben. Später wurde derselbe wirklich als antik an den Kardinal Raphael Riario verkauft, der nach der Entdeckung der Mystifikation das Bildwerk dem Künstler zurückschickte, diesen aber nach Rom einlud und ihn ein Jahr bei sich behielt. In Rom fertigte B. unter Anderem den berühmten Bacchus, in welchem er der Antike am nächsten kam. Ein zweites Werk aus dieser Zeit ist die unvergleichliche Madonna mit dem todten Christus (Pietà) im St. Petersdom zu Rom. Hatte dieses Meisterwerk dem Künstler bereits einen berühmten Namen gemacht, so erstieg er doch erst nach seiner Rückkehr nach Florenz im edlen Wettstreit mit Leonardo da Vinci die höchste Stufe des Künstlerruhms. Ein großer Marmorblock, dem Simon da Fiesole vergebens eine menschliche Gestalt zu geben gesucht hatte, lag seit mehr als hundert Jahren unbenutzt, und man bezweifelte bereits die Möglichkeit einer künstlerischen Benutzung desselben. Um aber den letzten Versuch zu machen, forderte der Rath von Florenz mehre Künstler, darunter Leonardo und B., auf, das Wagniß zu unternehmen. Leonardo erklärte den Block für unbrauchbar, wenn man nicht Stücke ansetze. B. jedoch wagte den Versuch, und so entstand jenes kolossale Standbild Davids, welches nachher vor der Pforte des Justizpalastes aufgestellt ward. Bald darauf beschloß die florentinische Regierung, ihren Versammlungssaal durch Gemälde einiger in den Feldzügen gegen Pisa erfochtenen Siege zu schmücken, u. beide Künstler erhielten dazu, jeder besonderen Auftrag. Leonard wählte die Darstellung eines Gefechts von Reitern, B. den Augenblick, in welchem ein Haufen florentinischer Soldaten, die eben im Arno baden, unerwartet den Aufruf zum Kampfe vernimmt. Benvenuto Cellini behauptet, B. habe nachher nichts mehr geliefert, was dieses Meisterwerk erreiche; aber beide Kompositionen wurden nicht in Gemälden ausgeführt, u. auch die Kartons sind nicht mehr vorhanden. Einen neuen Wirkungskreis fand B. bei der Thronbesteigung des Papstes Julius II., den der Wunsch beseelte, durch ein Meisterwerk des größten Bildhauers seiner Zeit Unsterblichkeit zu gewinnen. Er lud B. nach Rom ein u. trug ihm den Entwurf zu einem Grabmal auf. Nach mehren Monaten trat der Künstler mit einer Zeichnung hervor, die an Schönheit u. Großartigkeit selbst die bis dahin bekannten Denkmäler des Alterthums übertraf. Das Werk sollte mit einer großen Menge Statuen und Reliefs geschmückt werden. Es gerieth jedoch bald durch verschiedene Umstände ins Stocken; nochmals neu aufgenommen und auf geringere Maße reducirt, wurde es wieder unterbrochen, bis es endlich in nochmals sehr verringertem Umfange 1545, lange nach des Papstes Tode, in der Kirche San Pietro ad Vincula in Rom

aufgestellt ward. Die Statue des Moses ist der vorzüglichste Schmuck dieses Monuments. In der Zwischenzeit (1506) errichtete B. zu Bologna gegenüber der Kirche des heiligen Petronius ein ehernes kolossales Standbild des Papstes. Die erste größere Unterbrechung, die die Ausführung des Grabmonuments erlitt, wurde durch eine Intrigue Bramante's u. Giuliano da Sangallo's herbeigeführt. Um den Künstler von der Ausübung der Bildhauerkunst abzuziehen, u. da sie wußten, daß er sich in der Freskomalerei noch nicht versucht habe, überredeten sie den Papst, die Decke der sixtinischen Kapelle im Vatikan mit Freskomalereien aus der biblischen Geschichte von B.s Hand verzieren zu lassen. Dieser, der die Arbeit vergebens von sich abzuwenden suchte, ließ seine Mitschüler u. Freunde aus Florenz kommen, daß sie ihm helfen sollten; aber er sah ihnen nur die Kunstgriffe ab, ließ sie bald heimziehen, schloß sich ein, zerstörte ihre Arbeit und führte allein das ungeheure Werk binnen 22 Monaten zum allgemeinsten Beifall aus. Als Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, war sein erstes Unternehmen der Wiederaufbau der St. Lorenzkirche zu Florenz in einem edleren Styl. B. erhielt den Auftrag, nach Florenz zu gehen, um nach einem ihm gegebenen Modell die Aufsicht über den Bau zu führen. Mit Unlust ging er an die Arbeit, u. unter ungünstigen Umständen rückte das Werk nicht weiter. Ueberhaupt fällt in die Regierung dieses Papstes die unthätigste Periode im Leben B.'s. Nach Leo's Tode ging er wieder an sein Lieblingswerk, das Grabmal Julius' II., das ihn während des Pontifikats Hadrians VI. fast ausschließlich beschäftigte. Klemens VII. verwendete den Künstler auch bei dem Bau der Laurentiana und der Sakristei von S. Lorenzo in Florenz, die dann Begräbnißkapelle des Lorenzo u. Giulio di Medici wurde. Um diese Zeit entstand die Statue des auferstandenen Heilandes in der Minerva zu Rom, eines der vollendetsten Werke des Künstlers. Während der nun folgenden Unruhen bekleidete B. die Stelle eines Ingenieurs der Stadt Florenz, fuhr aber fort, während er Florenz gegen die Mediceer vertheidigte, an ihrem Mausoleum in S. Lorenzo zu arbeiten. Aus dieser Zeit stammt das Bild der Leda, das nach Frankreich gekommen und unter Ludwig XIII. verbrannt worden sein soll. Doch wird im königlichen Museum zu Berlin ein Gemälde der Leda gezeigt, das aus Frankreich kam u. für B.'s Werk gilt. Bei der Rückkehr der Mediceer verließ dieser seiner Sicherheit wegen die Stadt, fand beim Herzog d'Este zu Ferrara ehrenvolle Aufnahme und ging dann nach Venedig, erhielt jedoch bald von Klemens VII. unter Zusicherung der Verzeihung den Befehl, das Grabmal der Mediceer zu vollenden. Dasselbe enthält die Statuen der genannten Mediceer, unter denen besonders die des Lorenzo, von den Italienern „der Gedanke" (il pensiero) genannt, als Meisterwerk ersten Ranges zu betrachten ist, u. mit symbolischen Gestalten der Tageszeiten geschmückte Sarkophage. In dieselbe Zeit gehört ein schöner Apollo, der einen Pfeil aus seinem Köcher nimmt. Nach dem Tode Klemens' VII. verfertigte B. in Rom die Statuen des Nils u. der Tiber und stellte auf dem Kapitol die Reiterstatue des Marc Aurel auf, die damals gefunden wurde. Nach der Vollendung des Grabmals des Papstes Julius begann er im Auftrag des Papstes Klemens VII. 1532 das 60 Fuß hohe Gemälde an der Hauptwand der sixtinischen Kapelle, welches das Weltgericht darstellt, aber erst unter Paul III. 1545 zur Vollendung kam. Dasselbe erfuhr, wie das ungemessenste Lob, so auch den ungemessensten Tadel, wie das Bild selbst an Größe, Erfindung u. Kühnheit des Pinselstrichs fast ungemessen genannt werden kann (s. unten). Unter Paul III. entstanden noch zwei bedeutende Gemälde B.'s: die Bekehrung des Apostels Paulus und die Kreuzigung des Petrus, beide in der Paulina. Da die Freskomalerei dem greisen Künstler jetzt zu beschwerlich wurde, so griff derselbe wieder zum Meißel. Er begann eine Kreuzabnahme Christi, welche aber unvollendet blieb. Auch leitete er den Bau der Festungswerke von Rom (des Theils von il Borgo). Seitdem nahm ihn die Baukunst fast ausschließlich in Anspruch. Paul III. übertrug ihm nämlich 1546 nach Sangallo's Tode auch die Leitung des Baues der Peterskirche. B. verwarf das Modell von Sangallo u. führte trotz mannichfacher Hindernisse, die ihm entgegentraten, den Bau nach seinem Plane so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die grandiose Kuppel vollendet werden konnte. Außer diesem berühmten Bau leitete er damals zugleich den des Capidoglio, sowie der inneren Seite des Hofes im Palaste Farnese mit den drei über einander gestellten Säulenordnungen, der Vigna des Papstes Julius III., der Porta Pia u. vieler anderen Prachtgebäude. Als zuletzt das Alter zu mächtig über den Körper hereinbrach, übertrug B. die Vollendung vieler von ihm begonnenen Bildhauerwerke seinen Schülern, und selbst bei der Anfertigung von Zeichnungen u. Modellen mußte sein Lieblingsschüler, Tiberio Calcagni, ihm helfend zur Seite stehen. Als neunzigjähriger Greis † B. den 17. Febr. 1564, klaren Geistes, seine ihn umstehenden Verwandten und Schüler ermahnend. Papst Pius IV. bereitete ihm eine prächtige Bestattung in der Kirche der heil. Apostel; auf Befehl Cosmus' di Medici wurde jedoch der Leichnam heimlich nach Florenz gebracht, wo man ihm in der Familiengruft in Santa Croce ein prächtiges Denkmal errichtete. B.'s ältestes plastisches Kunstwerk ist eine grinsende Satyrlarve, gegenwärtig in der florentinischen Gallerie. Sein erstes Gemälde, die Teufelsversuchung des heiligen Antonius, ist verloren. Andere Jugendarbeiten sind der Kampf des Hercules und Theseus mit den Centauren, ein großer Hercules (verloren) und zwei Engel, welche noch jetzt auf dem Grabmale vor dem Altar des heil. Dominico zu Bologna die Leuchte halten. Außer seinen beiden Hauptwerken in der Skulptur, dem Grabmal der Mediceer und dem des Papstes Julius, werden ihm noch viele andere zugeschrieben. Im kapitolinischen Museum befindet sich seine von ihm selbst gefertigte Büste in Erz, sowie die Büste des Dichters Gabriel Faerno; im Palaste Farnese die Büste Pauls III. mit seinem Bildwerke auf dem Mantel; in der Kirche Sta. Agnese vor der Porta Pia ein überaus edler u. mit Fleiß ausgearbeiteter Christuskopf aus weißem Marmor. Auch in Florenz befinden sich außer den bereits erwähnten Werken noch einige von seiner Hand. Ein weiblicher Kopf blieb, wie die Büste des Brutus, unvollendet, wie denn überhaupt nur wenige Bildwerke B.'s ganz vollendet sind. Im Saale des alten Palastes sieht man einen den Sieg vorstellenden Jüngling, der einen gefesselten Sklaven

unter seinen Füßen hält und für das Grabmal Julius' II. bestimmt war. Mehre Werke B.'s sind auch in England. Im Sitzungssaale der königlichen Akademie in Somersethouse ist ein rundes Basrelief in weißem Marmor, welches Maria mit dem Christuskinde und den kleinen Johannes darstellt, eine unvollendet gebliebene, aber hinsichtlich der Erfindung und Ausführung ausgezeichnete Jugendarbeit. Der Dichter Rogers besaß eine kleine Figur, Wachsmodell, welches, von B. für die Grabmäler der Mediceer verfertigt, den Herzog Julian darstellt. Ein ähnliches Modell, die Figur der Morgenröthe, kam aus der Hinterlassenschaft des Sir Th. Lawrence in den Besitz des H. de Roveray. Die reiche Kapelle zu München besitzt ein ausgezeichnetes Hautrelief von B. in Elfenbein, Christus darstellend, der dem Vater zuzurufen scheint. Im dasigen Kabinet der Schnitzwerke ist auch ein elfenbeinernes Krucifix von B., und im königlichen Museum zu Paris bewahrt man zwei Statuen auf, die ebenfalls für das Grabmal Julius' II. bestimmt waren. Eines der herrlichsten Werke B.'s ist aber das lebensgroße Marmorbild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde in der Frauenkirche zu Brügge. Zu den großartigsten Leistungen B.'s in der Malerei gehören die Gemälde an der Decke und hintern Wand der Sixtina. Sie sind in ihrer Vereinigung als ein großes, in sich abgeschlossenes Gedicht zu betrachten und zeigen die Schöpfung der Welt und des Menschen, den Sündenfall mit seinen Folgen, nämlich die Vertreibung aus dem Paradiese und die Sündfluth, die wunderbare Errettung des auserwählten Volkes, die Annäherung der Zeit der Erlösung durch die Darstellung der Vorfahren des Heilandes und der Propheten und Sibyllen, die seine zukünftige Erscheinung verkündeten, und zuletzt das Weltgericht. Die Sündfluth ist vielleicht die gelungenste aller Kompositionen B.'s hinsichtlich des Ausdrucks der dramatischen Handlung. Die Kühnheit des Gedankens, die Mannichfaltigkeit der Stellungen der fast unzähligen Figuren, die ungemeine Meisterschaft der Zeichnung, insbesondere in den außerordentlichsten und schwierigsten Verkürzungen, erregten bei der Erscheinung desselben eine solche Bewunderung, daß es die vorherrschende Meinung nicht allein für das Meisterwerk B.'s, sondern der Kunst überhaupt erklärte. Indessen erhob sich schon bei Lebzeiten des Künstlers auch die Stimme der Kritik dagegen, und später behielt anstatt jener übertriebenen Lobeserhebung ein ebenso einseitiger Tadel bei der Beurtheilung desselben die Oberhand. Das jüngste Gericht übertrifft allerdings jene Bilder noch in der Meisterschaft der Zeichnung; aber der Künstler opferte in dem Bestreben, dieselbe zu zeigen, nicht selten das Schickliche und Angemessene im Charakter und Ausdruck der Figuren. Dabei ist der Styl der Zeichnung einförmiger und minder edel und schön als in den Deckengemälden dieser Kapelle. Der großartige Charakter der männlichen Figuren grenzt oft an das Plumpe, vornehmlich aber stehen die der Anmuth durchaus entbehrenden Frauen des jüngsten Gerichts den Figuren der Eva, der delphischen Sibylle und vieler anderen weiblichen Gestalten jener Bilder weit nach. Ursprünglich waren alle Figuren nackt, so daß Paul IV. das Bild herunterschlagen lassen wollte. Als Auskunftsmittel mußte Daniel da Volterra die auffallendsten Blößen mit Lappen bedecken, was ihm den Beinamen des Hosenmachers (barghettone) erwarb. Eine ausgezeichnete Kopie des Werks, unter des Meisters Augen von Marcello Venusti für den Kardinal Alexander Farnese in Oel gefertigt, kam aus dem farnesischen Palaste zu Rom in das königliche Museum zu Neapel. Gestochen haben es Ghisi, Metz und Longhi. In der Gallerie Doria wird B. ein Christus am Kreuze mit zwei niederschwebenden Engeln zugeschrieben. Bilder des Gekreuzigten von B. befinden sich auch in den Palästen Caprara, Bonfiglinoli und Biancani zu Florenz. Ein sehr schönes Krucifix ist im Besitz des Grafen Chiappini zu Piacenza, und ein anderer gekreuzigter Christus in der Kirche des Seminars zu Ravenna. Alle diese Bilder aber, sowie die, welche die Frömmigkeit, das schlafende Jesuskind und das Gebet im Garten vorstellen, sind wohl von B. gezeichnet, aber von Andern ausgeführt worden. Im Palaste Corsini befindet sich eine Madonna mit dem Kinde, klein, aber trefflich im Ausdrucke. In der münchener Pinakothek findet sich eine ähnliche Darstellung. Im Palaste des Fürsten von Canino (Lucian Bonaparte) zeigt man einen sterbenden Christus, und im giustinianischen Palaste gibt man den Raub des Ganymed und Venus und Amor für Werke B.'s aus. Die florentinische Gallerie bewahrt das fast einzig gewisse Staffeleibild von der Hand des Künstlers, in runder Form eine heilige Familie vorstellend, in Wasserfarben gemalt, deren harte und widrige, obgleich gut gezeichnete Figuren aller Anmuth und Lieblichkeit entbehren. Im Palaste Pitti werden vier halbrunde Kolosse und die Parzen mit höchst ausdrucksvollen Köpfen B. zugeschrieben. In der florentinischen Gallerie zeigt man auch das Bildniß B.'s, der Sage nach von ihm selbst gemalt, und ein angebliches Oelgemälde des Künstlers, die heilige Jungfrau mit dem Kinde u. dem kleinen Johannes darstellend, ist in Besitz der Gräfin Camilla Farrari. In der Hinterlassenschaft des Sir Th. Lawrence war der Karton einer heiligen Familie zu sehen, mit stark lebensgroßen Figuren, mit schwarzer Kreide gezeichnet. Ein kleines Oelgemälde, ehemals im Palaste Cavaliere zu Rom, den Kummer der Mutter bei den Leiden des Sohnes vorstellend, ist durch eine Lithographie von Strixner bekannt. In der Sammlung des Königs von Bayern befindet sich die Auferstehung Christi, ein geistreicher Entwurf mit der Feder. Einige schöne Zeichnungen B.'s bewahrt auch das britische Museum. Vortrefflich ist das Studium nach der Natur zu Adam, dem Gott das Leben gibt, und der Prophet Jonas für das Freskobild in der Sixtina. Im königlichen Palaste zu Kensington ist das lebens- und lustvolle Gemälde, welches Venus von Amor geküßt darstellt, von J. da Pontormo nach B.'s Karton gemalt. Eine andere Komposition derselben Sammlung, die häufig in Wiederholungen vorkommt, stellt die Entführung Ganymeds durch den Adler vor. Die Sammlung des Herzogs von Wellington enthält die Verkündigung, wahrscheinlich ein von Marcello Venusti ausgeführtes Gemälde, wovon sich die Originalzeichnung in Rothstift in der florentiner Sammlung befindet. Viele Wiederholungen gibt es von einer heiligen Familie B.'s, wo Maria das Jesuskind mit herabgesenktem Arme auf dem Schooße hat, und links der kleine Johannes mit dem Panther-

fell über dem Kopfe und rechts Joseph zu sehen sind. In der Pinakothek in München ist der Leichnam Christi im Schooße der Maria von Engeln unterstützt und Christus betend am Oelberge und seine Jünger ermahnend, auf Holz gemalt. Im Dom zu Mailand befindet sich auf der Hinterseite des Altars ein unvollendetes Werk B.'s, den Leichnam Christi vorstellend. Die k. k. Bildergallerie zu Wien besitzt vier Stücke B.'s: den Raub des Ganymed durch den Adler, eine heilige Familie, ein allegorisches Bild, Traum des B. genannt, und Christus am Oelberge in zwei verschiedenen Handlungen; ein fünftes, ein kleines Brustbild, angeblich aus B.'s Schule, stellt den Künstler selbst dar, bejahrt, mit halbgrauem Haar und Bart, in schwarzem Kleide. Außer dem größten architektonischen Werk, der Riesenkuppel der St. Peterskirche, besitzt Rom noch viele Baudenkmale B.'s. Von den Ueberbleibseln der diokletianischen Thermen verwandelte er den Büchersaal, in welchem sich die Bibliothek des berühmten Rechtsgelehrten Ulpian befand, in die Kirche Sta. Maria degli Angioli, eine der schönsten und heitersten Roms. Die Palästra schuf er in einen Klostergang (Chiostro) um, erneuerte auch das unverwüstliche Kapitol auf dem uralten Unterbau, doch erhielten die Gebäude des Kapitols bei ihrer Vollendung nach seinem Tode Zusätze und Abänderungen. Ferner erbaute er die Kapelle der Familie Strozzi in S. Andrea della Valle. Von seiner Meisterschaft in der Baukunst zeugt auch der stolze Palast Farnese, mit dessen Plan der Künstler unter einer großen Anzahl von Konkurrenten den Vorzug erhielt. Auch die Gartenfaçade der Villa Medici soll unter seiner Leitung erbaut worden sein. Die alte Kirche S. Pietro in Vincoli wurde schon unter Julius II. von ihm modernisirt. Pius IV. trug ihm auch auf, Plane zu den Thoren Roms zu machen, aber es wurde nur eins (die Porta Pia) nach seiner Angabe ausgeführt, und selbst dies ist nicht vollendet.

B.'s Styl bezeichnen einfache Größe und Erhabenheit. Sein Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren, sein tiefes gründliches Studium der Anatomie, wodurch er vollkommene Sicherheit und Richtigkeit in der Zeichnung erlangte, trieb ihn zu kolossalen Darstellungen hin. Durch ihn erreichte die Schule des mittlern Italiens den höchsten Gipfel ihrer ursprünglichen Richtung auf Form und Linie und den kühnsten, früher nicht geahnten Schwung. Den geistigen Ausdruck hat B. nicht selten bewunderswürdig, jedoch zuweilen unbestimmt und wohl ganz verfehlt gegeben, so vornehmlich in mehren Figuren des jüngsten Gerichts. Auch scheinen zuweilen die Physiognomien seiner Köpfe dem großen Charakter der übrigen Gestalt nicht vollkommen zu entsprechen, wie unter andern der Kopf der herrlichen Figur des Adam auf dem Bilde von der Erschaffung desselben. In der Kunst der Bekleidung beweist B. zwar nicht dieselbe Meisterschaft wie in der Bildung des Nackten, ist jedoch auch hierin bewunderungswürdig. Mehre Gewänder in den Deckengemälden der sixtinischen Kapelle, insbesondere in den Bildern der Vorfahren des Heilandes, zeigen äußerst wenige, aber desto bedeutendere Falten und eine Einfachheit und Größe des Styls, die man bei keinem andern Künstler, vielleicht selbst nicht bei Raphael, finden möchte. In andern hingegen scheint die Gewandung etwas willkürlich und nicht natürlich genug. B.'s Vorliebe für das Nackte ward mit vorgerücktem Alter immer ausschließender und veranlaßte ihn, selbst die Apostel und Heiligen, dem Typus der christlichen Kunst zuwider, meist ganz entblößt vorzustellen. Uebrigens galt die Bewunderung seiner Zeitgenossen vornehmlich der Zeichnung, und der Künstler selbst mag das Kolorit bei seinem vorherrschend plastischen Sinn als einen ziemlich untergeordneten Theil der Kunst betrachtet haben. Doch ist seine Fleischfarbe wahr, ungemein kräftig und einfach, auch keineswegs eintönig, noch ohne Mannichfaltigkeit in verschiedenen Figuren. Auch in den Farben seiner Gewänder, die meist schillernde Zeuche vorstellen, herrscht eine sehr harmonische Zusammenstellung. Charakteristische Darstellung der Stoffe aber darf, als seiner idealen Weise widersprechend, in seinen Werken nicht gesucht werden. Auch stellte er die Freskomalerei weit über die Oelmalerei, die er für Weiberarbeit erklärte. Im Ausdruck des Dramatischen, sowie in der kunstvollen Anordnung der Komposition steht er Raphael unstreitig nach. Da in ihm der Maler gleichsam aus dem Bildhauer hervorgegangen war, strebte er in der Malerei durch perspektivische Verkürzung und Wirkung von Licht und Schatten die reale Darstellung der Skulptur zu erreichen. Er nannte die Skulptur die Leuchte (la lucerna) der Malerei, und es dürfte ihm in der That unmöglich gewesen sein, die bewunderungswürdige plastische Vollkommenheit in der Malerei ohne die in der Bildhauerkunst erworbene Ausbildung und Meisterschaft zu erlangen. Auch pflegte er, nach dem Zeugnisse des Vasari, die Figuren zu seinen Kartons in Thon oder Wachs zu modelliren und sich dieser Modelle zum Studium der Beleuchtung, insbesondere aber zu den Verkürzungen zu bedienen, in denen er, als dem schwierigsten Theil der Zeichnung, einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, der kaum übertroffen werden zu können scheint. Dagegen strebte er in der Skulptur mehr nach dem Malerischen, als diese Kunst eigentlich verträgt, obgleich er selbst sehr treffend bemerkte, daß die Plastik um so schlechter sei, je mehr sie sich der Malerei nähere. Als Baukünstler ward er von seinen Zeitgenossen nicht minder für einzig und klassisch gehalten, wie als Maler und Bildhauer; in Wahrheit aber war die Architektur seine schwächste Seite, obgleich er auch hier seinen großen Geist nicht verleugnete. Wie fast ohne Lehrer und nur Autodidakt, war er auch ohne eigentliche Schüler, obwohl er desto mehr Nachahmer hatte, die aber in dem Streben, seine Großheit der Formen und Verhältnisse des menschlichen Körpers zu erreichen, ins Plumpe verfielen und des Meisters Uebertreibungen geistlos noch übertrieben. Die besten seiner Nachfolger sind Daniel da Volterra und Sebastian del Piombo. Auch als Dichter erlangte B. Ruf, und zwar steht der heiter-neckische Humor vieler seiner Poesien mit dem Ernste seiner künstlerischen Gebilde in seltsamem Kontrast. Seine Gedichte wurden wiederholt herausgegeben, namentlich von seinem Neffen, Michel Angelo B. (Flor. 1623), ins Deutsche übersetzt von K. Witte unter dem Namen F. Licio (Bresl. 1823) und von Regis (Berl. 1842). B. war sein ganzes Leben lang ohne Frauenliebe, und verschlossen und ungesellig entbehrte er auch die eigentliche hingebende

Freundschaft. Er nannte die Kunst seine Geliebte und seine Gebilde seine Kinder. Er lebte mit patriarchalischer Einfachheit. Wohlthätig und gegen seine Freunde großmüthig, war er stets freundlich und mild, außer gegen anmaßende Unwissenheit. Mit Raphael stand er in gutem Vernehmen, obgleich ihn dessen Ruhm nicht gleichgültig ließ. Sein Leben beschrieben seine Schüler Vasari in der „Vita de pittori etc." u. Ascanio Condivi in der „Vita di Michel Angelo" (Rom 1553, Florenz 1746, Pisa 1823).

2) Filippo, eifriger Anhänger der französischen Revolution, ein Nachkomme Michel Angelo's, den 11. Nov. 1761 zu Pisa geboren, studirte seit 1778 daselbst die Rechtswissenschaft und begann 1782 die advokatorische Praxis. Bald aber ward er ein begeisterter Anhänger rousseau'scher Ideen, die er in Flugschriften u. Broschüren verkündigte, u. trat als Redakteur eines Journals seit 1787 in offene Opposition gegen den Hof, dessen Ungnade er sich durch seine Schriften zugezogen hatte. Im Oktober 1789 ging er nach Korsika, wo er die Empörung gegen Königthum und Adel unterstützte und ein Journal redigirte, dessen revolutionärer Inhalt ihm die förmliche Verbannung aus den toskanischen Staaten zuzog. Er wurde von der Adelspartei gefangen genommen und an Toskana ausgeliefert, wo der Pöbel von Livorno den „Franzosenfreund und Christenfeind" steinigen wollte; B. entkam jedoch glücklich und trat plötzlich als korsischer Emissär in Sardinien auf. Das Volk daselbst nahm den feurigen Freiheitsapostel mit offenen Armen auf, erbat sich von ihm eine Konstitution und erhielt sie, denn B. ging sofort an die Ausarbeitung dieses „Naturcoder". Im Mai 1793 kam er nach Paris, um im Namen der Citoyens der Ile Saint-Pierre um die Vereinigung ihres Territoriums mit der französischen Republik nachzusuchen. Die Bitte ward gewährt, B. selbst durch ein Dekret des Nationalkonvents zum französischen Bürger ernannt. Seine nächste Bestimmung war, die italienischen Staaten, namentlich Korsika immer mehr für Frankreich zu gewinnen. Nach Robespierre's Sturz ward er als dessen vertrauter Freund am 15. Ventose III ebenfalls verhaftet u. verließ das Gefängniß erst am 13. Vendémiaire IV wieder. Sofort gründete er die sogenannte Pantheonsgesellschaft, deren Hauptziel die Wiedereinsetzung der verstümmelten Konstitution von 1793 war. B. wurde Präsident dieser Gesellschaft, die jedoch bald gewaltsam zersprengt ward. B. schloß sich nun der Verschwörung Babeufs an und ward nach Entdeckung derselben nebst 6 anderen Mitgliedern zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt, erst auf die Insel Oléron gebracht, vom ersten Konsul jedoch, seinem ehemaligen Bett- und Stubenkameraden, in einer kleinen östlichen Stadt Frankreichs unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Später begab sich B. nach Genf und von da nach Brüssel, wo er sein berühmtes Buch „Conspiration de Babeuf" (Brüssel 1828) schrieb. Nach der Julirevolution nach Paris zurückgekehrt, lebte er in Armuth als Musiklehrer Rémond u. † am 15. Sept. 1837.

Buona Vista (Boavista), eine der Inseln des grünen Vorgebirges, an der Westküste von Senegambien, 4 Meilen lang, 2½ Meilen breit, niedrig und unfruchtbar, im Innern mit 2 Basaltkegeln, ist reich an Schildkröten, hat 3 Rheden und 3330 Einwohner, die wenig Bodenkultur, dagegen viel Fischfang treiben, sehr geschickt zu weben und zu sticken verstehen und mit Orseille von S. Antão und selbst gewonnenem Seesalz handeln. B. ist der Hauptstapelplatz des ganzen Archipels.

Buoncampagni di Mombello, Carlo, italienischer Staatsmann und Schriftsteller, aus der Familie der Fürsten von Piombino, am 10. Mai 1821 zu Rom geboren, erhielt im Vaterhause unter Leitung des Abbate Dominico Sambucci eine treffliche wissenschaftliche Erziehung und veröffentlichte schon 1840 zwei Schriften, die sich mit dem Abbate Joseph Calandrelli u. mit dem Astronomen u. Mathematiker Andreas Conti beschäftigten. Im folgenden Jahre erschienen von ihm Anmerkungen zu der von seinem Lehrer veranstalteten Uebersetzung der griechischen Epigramme. Das mathematische Journal Crelle's in Berlin brachte von ihm Untersuchungen über die Integralen. Später veröffentlichte er: das Leben und die Werke Gherardo's von Cremona und Gherardo's von Sabinetta; das Leben und die Werke Leonardo Pisano's; die Uebersetzungen Platons von Tibur. Inzwischen hatte sich B., von dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten in Rom wenig befriedigt, nach Piemont gewendet, wo er von der Regierung wie von der Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen wurde. Man wählte ihn in die Kammer, in welcher er 1854 den Vorsitz führte, u. die Regierung übertrug ihm einmal das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Doch trat er in die diplomatische Laufbahn über u. ging im Januar 1857 als sardinischer Geschäftsträger nach Florenz. Er war hier der Rathgeber der patriotischen Partei. Als der Großherzog die Flucht ergriff, gab ihm B. bis zur Grenze das Geleit. Nach Turin zurückgekehrt, ward er vom Prinzen von Carignan zu seinem Stellvertreter als Regent von Mittelitalien erkoren, von welcher neuen Würde er vor der Abstimmung über die Annexation abberufen ward.

Buoninsegna, Duccio di, italienischer Historienmaler, einer der ersten Meister von Siena, wo er schon 1282 als berühmter Künstler genannt wird, war mit Cimabue der bedeutendste unter den italienischen Malern, welche sich im 13. Jahrhundert die byzantinischen Werke zum Muster nahmen und am strengsten am alten Kirchenstyl festhielten. Er † um 1340. B.'s größtes Werk ist die große Altartafel, welche er 1308 — 11 für den Dom in Siena malte. Sie stellt die Madonna mit dem Kinde dar, umgeben von Engeln und Heiligen und den vier Schutzpatronen der Stadt, und ist jetzt in zwei Theile zersägt. Von seinen übrigen Werken sind außer der Anbetung der Hirten und den drei Königen, sowie der Passionsgeschichte Christi, die Emil Braun in 26 Blättern nach Zeichnungen von Bartoccini (Leipzig 1850) herausgab, besonders seine kleineren Bilder hervorzuheben. Von B.'s vielen Schülern erreichte keiner den Meister.

Buontalenti, Bernardo, mit dem Beinamen delle Girandole, Maler, Baumeister u. Theatermaschinist, geboren 1536 in Florenz, ward vom Herzog Cosmus di Medici als Knabe adoptirt, führte unter zahlreichen anderen Bauten das herzogliche Lustschloß Pratolino, die Façade von Santa Trinita zu Florenz u. den großherzoglichen Palast zu Pisa auf, legte die Befestigungen von Belvedere zu Florenz, Porto-Ferrajo zu Neapel an und baute als

Oberingenieur von Toskana viele Brücken und Straßen des Landes. Auch soll er Erfinder mehrer Kriegswerkzeuge gewesen sein. In Florenz gründete er eine öffentliche Schule für bildende Kunst, Festungsbau und Geniewesen. Er † 1608.

Buphthalmum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositeen, woraus B. salicifolium *L.*, mit länglich-lanzettförmigen, gesägten, fast glatten Blättern, stechenden Hüllen und gelben Blüthen, auf Bergen des südlichen Europa, häufig in Gärten gezogen wird. Das Kraut soll gegen den Biß der Schlangen und tollen Hunde dienen.

Bupleurum *L.* (Hasenöhrchen, Durchwachs), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, glatte Kräuter und Sträucher mit zusammengesetzten, in verschiedenen Hüllen befindlichen Doldenblüthen und meist ganzen Blättern. Einen holzigen Stamm hat B. fruticosum *L.*, ein bis 6 Fuß hoher Strauch mit ungestielten, länglichen, stumpfen, am Rande knorpeligen und glatten Blättern, welcher an felsigen Meerestriften Südeuropa's bis in die Gegend von Montpellier wächst und dessen Wurzel und Früchte gegen chronischen Husten, Menstruations- und Harnleiden gebraucht werden. Einen krautartigen Stamm haben folgende Arten: B. rotundifolium *L.*, mit aufrechtem Stamm, durchwachsenen, eirunden Blättern, kleiner, gemeinsamer Hülle und eirunden, krautig gestachelten Hüllblättchen, ein auf Aeckern unter der Saat, vorzüglich auf Kalkboden durch ganz Europa und das nördliche Asien gemeines Sommergewächs, wovon ehedem Blätter und Samen als Herba s. folia et semen perfoliatae s. Bupleuri und das aus letzterem gepreßte Oel, Oleum perfoliatae expressum, officinell waren, indem man das bitterlich schmeckende Kraut für ein gutes Wundmittel hielt und Früchte und Oel zur Zertheilung bei Kröpfen und Brüchen anwendete. B. falcatum *L.*, mit länglichen, gestielten Wurzelblättern, linien-lanzettförmigen Stammblättern und fünfblätterigen Hüllen, auf sonnigen Bergen durch ganz Deutschland, bis 3 Fuß hoch, schlank, hin- und hergebogen, ausdauernd, diente ehemals ebenfalls als ein Wundkraut u. die spindelförmige Wurzel als Fiebermittel (Herba et radix Bupleuri seu auriculae leporis).

Buquoi (Bucquoi), 1) Karl Bonaventura de Longueval, Graf von B., General des dreißigjährigen Kriegs, 1551 aus einem ursprünglich französischen Geschlecht in den Niederlanden geboren, machte unter Alexander Farnese die Feldzüge in Frankreich mit, befehligte dann unter dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich, nahm als General der Artillerie an den Feldzügen am Rhein 1598 und 1599 rühmlichen Antheil und gerieth in holländische Gefangenschaft, ward aber wieder ausgelöst. In Folge einer bei Nieuport 1600 von Moritz von Nassau ihm beigebrachten Niederlage fiel er in Ungnade, bewährte aber seine kriegerische Tüchtigkeit aufs Neue bei der Belagerung Ostende's und bei der Einnahme von Herzogenbusch. Darauf leitete er 1605 und 1606 die kriegerischen Operationen auf dem neutralen Gebiete des deutschen Reichs und erhielt 1613 die Würde eines Großbailli von Hennegau. Bei Gelegenheit des prager Reichstags von 1615 wurde er zum Generalfeldzeugmeister ernannt, welche Stelle er jedoch erst 1618 definitiv übernahm. Er führte aus den Niederlanden ein Heer gegen Böhmen, mußte sich zwar bei der Ueberlegenheit der böhmischen Streitkräfte u. der mangelhaften Organisation seiner eigenen zurückziehen, behauptete aber doch ruhmvoll die Stadt Budweis. Glücklicher war der Feldzug von 1619, indem er Mansfeld bei Nadelitz schlug und mehre böhmische Städte und Schlösser einnahm. Auf die Kunde von Bethlen Gabors Einfall in Ungarn (September 1619) drang er mit 16,000 Mann an die Donau vor und machte dem Feinde den Uebergang über diesen Fluß mit Erfolg streitig. Nach dem Rückzuge der Böhmen und Ungarn warb er eine Armee von 20,000 Mann, vermochte aber trotz mehrer glücklichen Gefechte den Herzog von Anhalt nicht aus seinem Lager bei Eggeburg zu vertreiben und mußte daher vom Einfall in Böhmen abstehen. In der Schlacht auf dem weißen Berge (1620) führte er das Kommando des rechten Flügels mit solchem Erfolg, daß Kaiser Ferdinand den Sieg vornehmlich seiner Tüchtigkeit zuschrieb. Nachdem er sich noch Karlsteins bemächtigt, Mähren unterworfen u. an der ungarischen Grenze eine günstige Stellung eingenommen, bat er anfangs 1621 um seine Entlassung, blieb jedoch im Dienst, als ihm der Kaiser den Titel eines Grafen von Gratz und die Herrschaft Rosenberg in Böhmen schenkte. Im Frühjahre 1621 zog er wieder gegen Bethlen Gabor und begann die Belagerung von Neuhäusel, blieb aber bei einem Ausfall am 10. Juli 1621. Sein Sohn, Karl Albert, der 1663 als Großbailli von Hennegau †, hinterließ 8 Kinder, von denen Landelin als k. k. Oberst 1691 bei Salankemen gegen die Türken fiel, Karl Philipp vom König von Spanien 1698 in den Fürstenstand erhoben ward, und Albert, k. k. Hof- und Kriegsrath, den Mannsstamm des Geschlechts fortpflanzte.

2) Georg Franz August de Longueval, Freiherr von Vaux, Graf von B., Sohn des Grafen Leopold Albert, geboren zu Brüssel den 7. September 1781, besuchte die Ritterakademie zu Wien und widmete sich dann ausschließlich mathematischen, physikalischen und chemischen Studien. Nachdem er 1803 durch den Tod eines Oheims als Fideikommißerbe zum Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangt war, bereiste er die Schweiz, Frankreich und Italien, vermählte sich nach seiner Rückkehr 1806 mit einer Gräfin von Rotenhan und lebte seitdem den Wissenschaften u. der Ausbildung der Gewerbe auf seinen Gütern in Böhmen. Seine Glashütten lieferten das schönste Krystall- u. bunte Glas und den von ihm erfundenen Hyalith. Nebst Villmar und seinem Schwiegersohn, dem Grafen von Deym, schloß er sich dem Juniaufstande in Prag an, wurde nach der Uebergabe Prags verhaftet und auf dem Hradschin gefangen gehalten. Ende Juli wieder frei gegeben, mußte er Prag verlassen, zog sich auf sein Schloß Rothenhaus zurück und † den 19. April 1851 zu Prag. Er hinterließ einen Sohn, Georg, 1814 geboren, der seit 1847 mit einer Prinzessin von Oettingen-Wallerstein vermählt ist. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit der „Analytischen Bestimmung des Gesetzes der virtuellen Geschwindigkeiten in mechanischer und statistischer Hinsicht“ (Leipzig 1812), in der er noch die Korpuskulartheorie verfocht, während er sich später zur schellingschen Naturphilosophie hinneigte. Von seinen weiteren Schriften sind hervorzuheben: „Ideelle Verherrlichung des empirisch erfaßten

Naturlebens" (2. Auflage, Leipz. 1826, 2 Bde.); „Theorie der Nationalwirthschaft" (das. 1815), nebst drei Nachträgen (das. 1816—19); „Die Fundamentalgesetze zu den Erscheinungen der Wärme ꝛc." (das. 1819); „Auswahl des leichter Aufzufassenden aus meinen philosophisch-wissenschaftlichen Schriften und kontemplativen Dichtungen" (Prag 1825—27, 3 Bde.); „Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur" (Leipzig 1826); „Anregungen für philosophisch-wissenschaftliche Forschungen und dichterische Begeisterung" (2. Aufl., das. 1828). Auch lieferte er viele Beiträge in Okens „Isis". Seine Schriften ließ er sämmtlich auf eigene Kosten drucken und sandte sie unentgeltlich an Männer, bei denen er ein Interesse für die darin behandelten Gegenstände voraussetzen durfte.

Bura, eine der bedeutendsten Zwölfstädte des alten Achaja, an dem in den korinthischen Meerbusen mündenden Flusse Buraikos, auf einem Berge südlich von Helice, wurde mit dieser Stadt 373 v. Chr. durch ein Erdbeben zerstört. In der Nähe der Stadt waren mehre Tempel und eine dem Hercules (Buraikos) geweihte Grotte, mit welcher ein Orakel zusammenhing. Der Fragende warf nach dargebrachtem Opfer 4 mit geheimen Charakteren bezeichnete Würfel auf den Altar, worauf er auf einer Tafel die Erklärung der gefallenen Charaktere fand. Auf B.'s Trümmern steht jetzt Perritza.

Buräten (Buriäten, russisch Bratzka), mongolisches Nomadenvolk, das die südlichen Gegenden des russischen Gouvernements Irkutsk in Sibirien am Jenisei längs der mongolisch-chinesischen Grenze und die Angara, die obere Lena und das südliche Baikalufer entlang bewohnt. Ihre mongolische Abstammung ist sowohl durch ihre Traditionen, als auch durch ihre Sprache, Sitten und insbesondere durch ihre Gestalt dargethan. Sie sind von Wuchs klein, mager, mit scharf geschnittener kalmückischer Gesichtsbildung, die jedoch etwas weniger platt und fleischig ist, weiter Nase, eng geschlitzten, sehr schiefen Augen, stark hervortretenden Backenknochen, dünnen Lippen, beträchtlich abstehenden Ohren, meist schwarzen oder dunkelbraunen Barthaaren. Das Haupthaar ist bis auf einen in drei Strängen geflochtenen Zopf in der Mitte abgeschoren. Ganz geschoren ist nur der Kopf der Lamas (Priester). Der sehr dünne Bart wird von Vielen ausgerupft. Die Kleidung besteht aus Pelzwerk; als Putz tragen die Frauen ein gesticktes Kopfband, Ohr- und Fingerringe. Ihre Wohnungen sind Jurten aus Filz, die sie Bolgahan nennen. Von Charakter mißtrauisch, ungefällig und diebisch, sind sie zugleich die einfältigsten und furchtsamsten aller Mongolen. Ihre Religion ist eine bestimmt ausgeprägte Form des Lamaismus, ihre Sprache ein rauher, wenig ausgebildeter Dialekt des Mongolischen (Grammatik und Wörterbuch von Castrée, herausgegeben von Schiefer, Petersburg 1857). Ein Haupttheil ihrer Nahrung besteht in Pferdefleisch, Zwiebeln, Lauch, Wurzeln, Fischen; eigentlich verschmähen sie gar nichts, selbst nicht das Fleisch gefallener Thiere. Ihr Getränk ist im Frühling Birkenwasser, im Sommer Buttermilch, Ziegelthee, mit Bittersalz und Butter zubereitet, und Areki (aus Stutenmilch bereiteter Branntwein). Auch Tabak rauchen sie von Kindheit an. Ihr Reichthum besteht in Heerden von Schafen, Pferden und zweibuckligen Kameelen (Tymi); Hornvieh halten sie weniger, Ziegen noch weniger. Außerdem betreiben sie die Jagd mit Bogen und Pfeilen, verstehen die Gerberei und sind auch im Schmieden von Waffen, Löffeln und Schmucksachen, die sie mit Korallen und Silber auslegen, nicht ungeschickt. In den letzten Jahrzehnten sind auch verschiedene Stämme für den Ackerbau gewonnen worden. Sie zählen im Ganzen etwa 210,000 Köpfe und sind seit 1644 dem russischen Scepter unterworfen. Sie stellen mehr als 20,000 mit Bogen bewaffnete Streiter und entrichten ihren Tribut theils in Geld, theils in sibirischem Grauwerk. Ihre politische Einrichtung ist sehr einfach. Sie zerfallen in Stämme, die wiederum in Aimaki eingetheilt werden, 10—12 Aimaki bilden einen Chotton (oder Derewuschki), dem ein Aeltester (Sässul) vorsteht; mehre Chottone werden durch einen aus dem Adel gewählten Sai-Sang regiert, der vom kaiserlichen Statthalter zu Irkutsk bestätigt werden muß.

Burail (franz., auch Ferrandine), französisches Zeuch, aus Seide mit Baumwolle, Wolle oder Ziegenhaaren gewebt, zerfällt in glatte, geköperte, einfache, doppelte, ganz seidene, halb seidene ꝛc. Sorten. Fabrikorte sind: Amiens, Abbeville, Rheims, viele flandrische Städte, Mailand, Genua, Bergamo, Neapel ꝛc. Zürich liefert Schweizerburail, eine Art Crepon.

Buran, Name von Schneestürmen in den russischen Steppen, welche gewöhnlich aus Südwesten, seltener aus Südosten und Nordosten wehen; die letzteren sind der Kälte wegen die gefährlichsten. Man unterscheidet zwei Arten: entweder wird bloß der lockere Schnee der Steppe zu dichten Wolken aufgewühlt, oder es entladen sich zugleich Schneewolken. Sie währen von 24 Stunden bis 3 Tage. Ohne einen Widerstand in diesen ungeheuern Ebenen zu finden, durchbrausen sie mit rasender Wuth die Einöde, alles Leichtere mit sich fortreißend, das Festere, Widerstand Leistende zerstörend; die dichten Schneemassen, welche den Tag verdunkeln und mit entsetzlicher Gewalt gepeitscht und fortgewirbelt werden, betäuben Menschen und Thiere und treiben sie in die Irre; der die stärksten Hüllen durchdringende Wind verursacht Erkältung, Ermattung, Tod. Ihm entgegen zu gehen, ist unmöglich, schon der Versuch versetzt durch die Anstrengung in Schweiß. Der B. zerstreut und vernichtet oft den ganzen Reichthum einer Kirgisenhorde. Die russischen Postanstalten haben den Befehl, bei den Anzeichen desselben in keinem Fall die Mittel zum Fortkommen zu gewähren. Für Solche, die auf der Reise vom B. überrascht werden, ist das beste Mittel, sich niederzulegen und ruhig einschneien zu lassen.

Burano, österreichisch-italienische Stadt auf der gleichnamigen Insel in den Lagunen von Venedig, mit 5700 Einwohnern, 2 schönen Kirchen, Schiffsbau, Fischerei u. berühmten Spitzenfabriken (Merletti di B.).

Burat (franz.), leichtes, aber dauerhaftes und werthvolles Zeuch, halb von Floretseide, halb von Wolle, etaminartig gewebt, zerfällt in B.s à gros grain, B.s grénés à petit grain, Petits B.s, B.s doubles, B.s demidoubles, wird am meisten in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien ver-

braucht. Hauptfabrikorte für diesen Stoff sind Rheims, Nismes, Bagnères in Frankreich. Auch in Deutschland wird er an einigen Orten verfertigt.

Burattini, italienischer Name der Marionetten (s. d.).

Burchard, 1) aus dem Geschlechte Buzizi (aus Burchard, Buz, korrumpirt), Herzog in Thüringen, Großvater des Grafen Dietrich von Wettin u. somit Stammvater der Markgrafen von Meißen u. spätern Landgrafen von Thüringen, sowie des jetzigen sächsischen Fürstenhauses, wurde 892 Herzog, griff kräftig in die Verwaltung des Landes ein und fiel 909 im Kampfe gegen die Ungarn.

2) B. (auch Buko, Bucco, Buggo), Bischof zu Halberstadt, aus einer niedrigen Familie in Schwaben, ein Schwestersohn Hanno's, Erzbischofs von Köln, war erst Propst des Stifts Simonis und Judä zu Goslar, ward dann plötzlich, ohne Wahl des Domkapitels, zum Bischof von Halberstadt ernannt u. mit dem Besuch des Kaisers Heinrich IV. beehrt. Im Jahre 1061 vom Kaiser wegen einer strittigen Papstwahl nach Rom geschickt, erklärte er sich für Alexander II., der ihn zum geistlichen Sohne und die halberstädtische Kirche zur unmittelbaren Tochter der römischen ernannte. Er kämpfte siegreich gegen die heidnischen Liutiche in der Mark u. Pommern (1068), trat auf die Seite der gegen den Kaiser Heinrich IV. erbitterten Sachsen, ward aber 1075 gefangen und mußte am kaiserlichen Hofe die größten Erniedrigungen erdulden. Mit Hülfe eines bayerischen Ritters entkommen, unterstützte er den Gegenkaiser Rudolf von Schwaben, nach dessen Tode Hermann von Luxemburg und brachte es dahin, daß auf einer von B., dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg u. A. gehaltenen Synode zu Quedlinburg 1085 der Kaiser verdammt wurde. Dagegen erklärte Heinrich B. und seine Anhänger für Reichsfeinde und nahm Halberstadt und Magdeburg ein. Mit dänischen und wendischen Schaaren kehrte B. zurück und eroberte sein Bisthum wieder. Nach dem Tode Hermanns suchte B. in Markgraf Eckbert von Braunschweig einen dritten Gegenkaiser aufzustellen. Doch dieser fiel selbst, um sich den Kaiser geneigt zu machen, ins Halberstädtische ein, und es kam 1088 zu einer Zusammenkunft der sächsischen Fürsten zu Goslar. Als B. hier erklärte, daß er lieber ins Exil gehen, als mit dem geächteten Kaiser Frieden machen wolle, erhob sich ein Aufstand gegen ihn, in welchem er den Tod fand. Von ihm ist 1083 das Kollegiatstift zu St. Peter zu Halberstadt und 1084 das Kloster Huysburg im Huywalde gestiftet.

Burchardi, Georg Christian, namhafter deutscher Rechtsgelehrter, zu Kettingen auf Alsen am 23. Oktober 1795 geboren, studirte in Kiel und Berlin, wurde 1819 Privatdocent u. 1822 ordentlicher Professor zu Kiel. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Entwurf eines Systems des römisch-justinianischen Rechts" (Bonn 1819); „System des römischen Rechts" (das. 1823); „Bemerkungen über den Census der Römer" (Kiel 1824); „Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand" (Göttingen 1831); „Geschichte und Institutionen des römischen Rechts" (Altona 1834). Treffliche Abhandlungen schrieb er in das „Archiv des Kriminalrechts" von Konopack ꝛc. und in das „Archiv für civilistische Praxis" von Löhr ꝛc.

Burchellia *R. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch dietrichterförmigen, 5lappigen Blumen, welche gehäuft auf zottigem Boden stehen. B. capensis *R. Br.*, Cephaelis bubalina *Pers.*, Lonicera bubalina *L.*, ist ein Strauch mit spitzovalen, rauhen Blättern und hochrothen Blumen, der wegen der bedeutenden Härte des Holzes auch Büffelhorn heißt und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächst. Man pflanzt diesen schönen Zierstrauch in eine aus Lauberde, Lehm, Torferde und Sand zu gleichen Theilen gemischte Erde, gibt ihm eine Unterlage von grobem Kies und kleinen Steinchen oder Torfbrocken, durchwintert ihn bei 6—10° Wärme und vermehrt ihn durch Stecklinge oder durch Absenker im warmen Mistbeete.

Burchiello, Domenico, nach seinem Vater Domenico di Giovanni genannt, italienischer Volksdichter, 1380 zu Florenz geboren, übernahm 1432 die Barbierbude seines Vaters daselbst, zog aber später nach Rom, wo er sein Gewerbe fortsetzte und 1448 †. B., der diesen Namen von schnell (alla burchia) fabricirten Gedichten erhielt, war reich an witzigen Einfällen und humoristisch-satirischen Angriffen, welche er mit einem mysteriösen Dunkel und mit seltsamen Ausdrucksweisen zu verhüllen wußte, so daß sie für seine Zeitgenossen anziehend wurden und doch Niemanden beleidigten. Die meisten seiner Gedichte sind freilich unzüchtig und zügellos, bloße Pasquille, aus Stadtanekdoten entstanden, manche auch voll tollen Unsinns (alla Burchielesca); sie bestehen größtentheils aus Sonetten, wenigen Canzonen und einer Novelle. Die erste Ausgabe der Sonette erschien zu Bologna 1475, die beste London 1557; die neueste unter dem Titel „Rime" Florenz 1760. Die Bude des originellen Barbiers war von Gelehrten und Laien, von Hohen u. Niedrigen gleich stark besucht, u. Cosmus von Medicis ließ dieselbe in einer Wölbung der florentinischen Gallerie malen.

Burckhard, Johann Karl, Astronom, am 30. April 1773 zu Leipzig geboren, beschäftigte sich daselbst mit neueren Sprachen, Mathematik u. Astronomie, ward durch seine lateinische Abhandlung über die kombinatorisch-analytische Methode (Leipz. 1795) an Zach in Gotha empfohlen, unter dessen Leitung er die Astronomie praktisch studirte. Durch diesen seinen Lehrer 1797 an Lalande in Paris empfohlen, wohnte er in dessen Haus. Er berechnete hier die Kometenbahnen, arbeitete dann mit Lefrançois-Lalande auf der Sternwarte der Ecole militaire, übersetzte Laplace's „Mécanique céleste" (Berlin 1800 f.), wurde Astronome adjoint bei dem Längenbureau und den 20. December 1799 als Franzose naturalisirt. Im Jahre 1800 wurde B.s Abhandlung über den Kometen von 1770, der alle 5—6 Jahre sich wieder zeigen sollte, aber von den Astronomen nicht gesehen wurde, von dem Institut gekrönt und 1806 in die „Mémoires de l'Institut" aufgenommen. Nach Lalande's Tode erhielt er die Stelle eines Astronomen auf der Sternwarte der Ecole militaire und † am 22. Juni 1825. Seine 1812 herausgegebenen „Tables de la Lune", wie auch seine Längenbestimmungen werden von allen Astronomen benutzt.

Burckhardt, Johann Ludwig, berühmter Reisender, den 24. Nov. 1784 zu Lausanne geboren,

stammte aus einer Patricierfamilie in Basel, besuchte das Gymnasium zu Neufchatel und studirte seit 1800 zu Leipzig und seit 1804 in Göttingen. Weil er nicht unter den Franzosen dienen wollte, ging er im Juli 1806 nach London, wo er mit Eifer die arabische Sprache und die Naturwissenschaften studirte, um im Auftrag der afrikanischen Gesellschaft nach Afrika zu gehen. Am 14. Februar 1809 schiffte er sich nach Malta ein, wo er orientalische Kleidung und den Namen Scheikh Ibrahim annahm und seinen Bart wachsen ließ, und reiste als indisch-arabischer Kaufmann mit Depeschen der ostindischen Kompagnie nach Aleppo. Während seines dritthalbjährigen Aufenthalts in Syrien, theils zu Aleppo, theils zu Damascus, studirte er Sprache, Geschichte und Geographie der Araber u. den Islam, bereiste im September und Oktober 1810 den Libanon und im November und December den Hauran (das alte Auranitis) jenseit des Jordans, südöstlich von Damask, wo er viele Ruinen und besonders griechische Inschriften aus Trajans und Marc. Aurels Zeiten entdeckte, unternahm 1811 eine neue Reise durch die Wüste nach Sukyen, unfern vom Euphrat, und wanderte im Februar und März 1812 durch das bisher wenig bekannte Thal des Orontes, durch den Libanon, durch Hauran und die Gegend der alten Decapolis. In der Decapolis fand er herrliche Ruinen der Städte Dscherasch (Gerasa) u. Gadara (jetzt Om Keis), besuchte Tiberias, Nazareth, zog jenseit des Jordans und des todten Meeres hinab und fand die Ruinen von Amman (Rabbath Ammon), Rabba (der alten moabitischen Hauptstadt), Hesbon, Medaba u. a. O. Er fand, was Seetzen einige Jahre zuvor vergeblich gesucht: die Ruinen von Wadi Muse (Mosisthal) oder dem alten Petra; auch bestieg er den Berg Nebi Harun (Hor der Hebräer), auf welchem Aaron verschieden, und kam den 4. Sept. 1812 nach Kairo. Mit Empfehlungen Mehemed Ali's reiste er im Februar 1813 von Syene nach Tinareh, dem Hauptort der Provinz Mahaß in Nubien, von wo er aber als Spion des Pascha zurückgeschickt wurde. Dann schloß er sich 1814 als moslemischer Kaufmann einer Karawane an, welche jährlich von Oberägypten durch die nubische Wüste nach Sejendi und Sennaar geht, wandte sich von Sejendi mit einer andern Karawane auf einem von Europäern bisher unbesuchten Weg über Berber nach Suakin am rothen Meere, wo er am 26. Juli 1814 ankam, setzte von da nach Dschidda über, wurde von dem die Wahabiten bekriegenden Pascha von Aegypten in Taif freundlich aufgenommen und bestand eine Prüfung von zwei gelehrten arabischen Doktoren über das moslemische Gesetz, deren Resultat seine Anerkennung als ein gründlich unterrichteter Moslem war. Von da reiste er nach Mekka, blieb daselbst 4 Monate u. schloß sich im November einem Zuge von 80,000 Pilgern nach dem Berge Ararat an, wovon er den im Orient hochgeachteten Titel „Hadschi" (Pilger) führen durfte. Im Jan. 1815 besuchte er Medina und kehrte über Suez nach Kairo zurück, wo er den 19. Juni 1815 ankam. Seine letzte Wanderung trat er im Sommer 1816, während die Pest in Kairo wüthete, durch die Halbinsel des Sinai an. Nach Kairo zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit Ausarbeitung seiner Tagebücher, sowie mit mathematischen u. naturhistorischen Studien, † aber, nachdem die lang ersehnte Fezzankarawane angekommen war, mit welcher er weiter reisen wollte, am 17. Oktober 1817. Er wurde mit allen Ehrenbezeugungen eines Scheikhs und Hadschi's auf dem mohammedanischen Friedhofe beerdigt. In seinem Testament vermachte er seine 350 Bände starke Sammlung von orientalischen Handschriften der Universität Cambridge. Den kolossalen, 300 Centner schweren Memnonskopf hatte er in Verbindung mit Salt und Belzoni früher schon nach England geschickt. Seine Reiseberichte, schlicht und ungeschmückt gegeben, übertreffen alle andern an Treue, Genauigkeit u. tiefster Gründlichkeit. Seine Tagebücher sind im Besitz der afrikanischen Gesellschaft; es erschienen daraus durch Leake, den Sekretär der Gesellschaft: „Travels in Nubia" (London 1819; 2. Aufl. 1822; deutsch, Weimar 1823), „Travels in Syria and the holy land" (Lond. 1822; deutsch, Weimar 1823, 2 Bde.), „Travels in Arabia" (Lond. 1829; deutsch, Weimar 1830); ferner: Notes on the Bedouins and Wahabys" (Lond. 1830; deutsch, Weimar 1831); „Arabic proverbs" (Lond. 1831; deutsch, Weimar 1835). Vgl. Beiträge zu B.s Leben und Charakter aus bisher noch unbenutzten Familiennachrichten, Basel 1828.

Burda, ein Laudstrich an der Südwestküste der ostindischen Halbinsel Kattywar, Provinz Guzerate, 27 QM. groß mit 47,000 Einwohnern, bildet das Besitzthum des dem Guicowar tributpflichtigen Radscha von Purbunder.

Burdach, 1) Karl Friedrich, ausgezeichneter Physiolog und einer der fruchtbarsten und geachtetsten medicinischen Schriftsteller, geboren den 12. Juni 1776 zu Leipzig, lebte nach vollendeten Studien einige Zeit als praktischer Arzt und Privatdocent daselbst und ward 1806 außerordentlicher Professor der Medicin, folgte aber 1811 einem Rufe als Professor der Anatomie nach Dorpat und 1815 einem gleichen nach Königsberg. Hier ward er später Senior der medicinischen Fakultät und geheimer Medicinalrath, sowie vorsitzender Rath im Medicinalkollegium und † den 16. Juli 1847. B. wußte seinen gediegenen Schriften ein eigenthümliches philosophisches Gepräge zu geben, sowie sie sich auch durch Klarheit und Schärfe der Gedanken und Begriffe, streng logische Form u. Gliederung u. durch edle Darstellung auszeichnen. Wir nennen davon: „Propädeutik zum Studium der gesammten Heilkunst" (Leipzig 1800); „Diätetik für Gesunde" (das. 1805); „Handbuch der neuesten Entdeckungen der Heilkunde" (das. 1805); „Beiträge zur nähern Kenntniß des Gehirns" (das. 1806, 2 Bde.); „Die Lehre vom Schlagflusse" (das. 1806); „System der Arzneimittellehre" (das. 1807—9, 3 Thle.; 2. Ausg., das. 1817—19, 4 Bde.); „Literatur der Heilwissenschaft" (Gotha 1810—11, 2 Bde.); „Encyklopädie der Heilwissenschaft" (2 Bde. und 3. Bds. 1. Abtheilung, Leipzig 1810—12; n. Ausg. 1817—19); „Berichte von der königlich anatomischen Anstalt zu Königsberg" (Königsb. 1818—23); „Vom Bau und Leben des Gehirns u. Rückenmarks" (Leipz. 1819—25, 2 Bde.); „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft" (das. 1826—35, 5 Bde.; neue Ausg. 1839 ff.), ein getreues u. vollständiges Abbild aller neuern Leistungen auf dem Felde der Physiologie; „De foetu humano" (das. 1828); „Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur" (Stuttg. 1836—37, 5 Abth.), ein für das gebildete Publikum bestimmtes Werk;

„Gerichtsärztliche Arbeiten" (Bd. 1, das. 1839); „Blicke ins Leben" (Leipzig 1842—48, 4 Bde.); „Umrisse einer Physiologie des Nervensystems" (das. 1844); „Rückblicke auf mein Leben" (das. 1842—48, 4 Bde.).

2) Ernst, Sohn des Vorigen, geboren 1801 zu Leipzig, studirte in Königsberg, wo er sich habilitirte und die Professur der Anatomie erhielt, machte sich ebenfalls durch mehre Schriften rühmlichst bekannt. Außer einem „Beitrag zur mikroskopischen Anatomie der Nerven" (Königsb. 1837) bearbeitete er unter dem Titel „Anthropologie für das gebildete Publikum" (Stuttgart 1847) die nach ihrem anatomischen und physiologischen Theil ganz umgestaltete 2. Auflage von seines Vaters Werk „Der Mensch &c.", wie er sich auch bei dem 6. Band von dessen „Physiologie" als Mitarbeiter betheiligte.

Burdegala (Burdigala), Stadt der Bituriges Vibisci, in Gallia Aquitanica, an der Garumna, das jetzige Bordeaux (s. d).

Burdett, Sir Francis, berühmter britischer Parlamentsredner, geboren den 25. Januar 1770, aus einem in der Grafschaft Derby ansässigen Adelsgeschlecht, studirte auf der Schule zu Westminster und zu Oxford, bereiste unter Leitung des Abbé Jean Baptiste le Chevalier während der französischen Revolution den Kontinent und trat 1796 ins Parlament, wo er sich bald als der gefürchtetste Gegner der Minister erwies. Durch seine Verheirathung mit der Tochter des reichen Bankiers Coutts im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, ließ er es sich 280,000 Thaler kosten, um 1802 in der wichtigen Grafschaft Middlesex wieder ins Parlament gewählt zu werden, und noch einmal opferte er 1807 eine gleiche Summe für die Wahl zu Westminster, welche wichtige Stadt er nun 30 Jahre hindurch vertrat. Nach Napoleons I. Rückkehr von Elba drang er auf Frieden mit Frankreich, erhob sich 1819 gegen Castlereaghs Beschränkungen der Presse, sprach für die Rechte der Katholiken in Irland und 1832 für die grey'sche Reformbill. Mit der Durchsetzung der Reformbill war auch seiner Wirksamkeit ein Ziel gesteckt. Da die Reformpartei zur Regierung kam, war seine Opposition, seine eigentliche Lebenslust, am Ende. Er trat nun zu den Tories über, um nur wieder opponiren zu können. Ein abermaliger Aufwand von 42,000 Thalern ließ ihn in seinem bisherigen Wahlkreis nochmals siegen; da aber das von ihm angewandte Mittel allbekannt u. somit seine Ehre kompromittirt war, so trat er bei der neuen Wahl beim Regierungsantritt Victoria's freiwillig zurück (im Juli 1837), ließ sich dagegen im August von den Pächtern von Nordwiltshire wieder wählen. Seitdem zur Torypartei gehörend, † er zu London den 23. Jan. 1844. Sein Titel u. seine Güter gingen auf seinen Sohn, Sir Robert B., über. Seine Tochter, Angela, 1811 geboren, wurde von der 1837 verstorbenen Herzogin von Albans, der früheren Gattin des Bankiers Coutts, als Universalerbin eines Vermögens von 1,800,000 Pfd. Sterl. eingesetzt u. nahm den Namen B.-Coutts an.

Burdwan (Wardhaman, d. i. fruchtbar), Distrikt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, im Nordosten von Kalkutta, 105 ☐Meilen groß mit 1,854,150 Einwohnern, eine der fruchtbarsten, am besten angebauten und bevölkertsten Gegenden Indiens, gewinnt viel Reis, Zucker, Kartoffeln, Indigo, Baumwolle, Oelsaat, Tabak u. zählt eine Menge reicher Gutsbesitzer, unter denen sich auch der Radscha von B. befindet, der jetzt nur noch den Titel eines solchen führt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Damooda und der großen Heerstraße von Kalkutta nach Benares und dem Nordwesten und hat 55,000 Einwohner.

Bure, in der nordischen Mythologie Vater Bors, Großvater Odins, Vile's und Ve's. Von dem Lecken der Kuh Audumbla an den mit Reif und Salz belegten Steinen entstand am ersten Tage das Haupthaar eines Mannes, am zweiten ein Haupt und am dritten eine vollendete Gestalt, und dies war B.

Bureau (franz.), Zähltisch, Schreibtisch, dann Geschäftsstube; besonders Gerichtsstube, namentlich der Theil eines Amtslokals, welcher durch die Schranken von den Parteien geschieden ist, und wo gewöhnlich die Registratur ihren Platz hat. Auch heißt so jede den öffentlichen Verkehr befördernde Behörde, z. B. Zollbureau, Postbureau; vergl. Bureaukratie.

Bureau de commerce (franz.), Handelsbureau, hie u. da s. v. a. Handelsgericht; in Frankreich ein Handelskollegium, aus Sachverständigen zusammengesetzt, die das Wohl des französischen Handels zu wahren haben.

Bureaukratie (vom französischen Wort bureau, d. i. Geschäftsstube, Expedition, und dem griechischen *κρατία*, Herrschaft), die Einrichtung im Staatsverwaltungssystem, nach welcher ein oder mehre Zweige der Administration von einem einzigen Staatsbeamten, lediglich unter seiner eigenen Verantwortlichkeit, in einem Bureau geleitet werden. Der Bureauchef wählt, besoldet und entläßt nach seiner Ueberzeugung das unter ihm arbeitende Dienstpersonal, die nothwendige Folge von dem Grundsatz, daß er, nicht sie dem Staate für die Konsequenzen des eingeschlagenen Geschäftsganges verantwortlich sind. Nur die Sekretäre der Bureaux werden von Staats wegen ernannt, um wenigstens in Zeiten der Abwesenheit des Chefs Leitung und Verantwortlichkeit der Geschäfte übernehmen zu können. Die Ministerialbureaux zerfallen in so viele Haupttheile (Divisionen) als die Ministerialgeschäfte, und die Divisionen wieder in Unterabtheilungen, Bureaux im engeren Sinne. Der Vorstand des Bureau's trägt dem Vorstand seiner Division und dieser dem Minister vor, so daß auch die Divisionen als Unterbehörden des Ministeriums agiren. Die Bureaukosten trägt der Staat, und es werden dafür den Staatsbeamten neben ihren Gehalten noch bestimmte Summen angewiesen. In Frankreich, dem Vaterlande der B., erhielt sie erst unter dem Kaiserreich ihre volle Ausdehnung. Vor der Revolution war zwar die Provinzialverwaltung ebenfalls ganz bureaumäßig organisirt, und die Intendanten hatten umfassende Amtsgewalt; dagegen war das Steuerwesen in dem Cours des Aides und den Chambres de comptes kollegialisch geordnet, ebenso die Rechtspflege in den höheren Instanzen. Die Revolution suchte eine kollegialische Selbstverwaltung über alle Provinzen auszudehnen. Napoleon I. aber wollte Centralisation, das Gegentheil, weil sein Eroberungssystem eine unge-

heure Thätigkeit in dem Verwaltungsfache nöthig machte, und er den Bedürfnissen und Exigenzen der von ihm wieder gehobenen Aristokratie, die, während sie mit der einen Hand empfing, beständig die andere ausstreckte, genügen mußte. Man macht gegen das Wesen der B. besonders Folgendes geltend. Da die Verwaltung eine Erfahrungswissenschaft ist, deren Grundsätze mühsam erworben und nach den Oertlichkeiten modificirt werden müssen, so hat sie Behörden nöthig, in welchen sich die Grundsätze verewigen, und gewiß werden diese Resultate langjähriger Amtsbeobachtungen nicht ohne großen Nachtheil der Meinung eines einzelnen Verwaltungschefs preisgegeben. Eine der Hauptgefahren des Bureausystems besteht aber darin, daß es Eigenmacht und Willkür begünstigt, den Rechtsgenuß u. das Gefühl des Gesetzesschutzes bei den Bürgern gefährdet, das Ehrgefühl der Staatsdienerschaft schmälert u. ihr die Bedeutung von Hausbedienten gibt; daß es die Staatsgeschäfte wie in öffentlicher Versteigerung an Diejenigen bringt, welche sich um den niedrigsten Preis zu dem Bureaudienst hergeben, und daß es deshalb zu handwerksmäßigem Betreiben der Geschäfte führt u. dgl. m. Das entgegengesetzte Verwaltungssystem ist das kollegialische, wobei alle Geschäfte kollegialisch von Räthen mit entscheidender Stimme verhandelt u. die Beschlüsse nach der Stimmenmehrheit gefaßt werden. Auch dieses unterliegt jedoch, wenn es in gleicher Einseitigkeit wie das bureaukratische gehandhabt wird, nicht minder schweren Anklagen. Zunächst ist eine zu große Langsamkeit und Förmlichkeit in der Verwaltung unzertrennlich damit verbunden; die Beschlüsse, welche aus den Abstimmungen hervorgehen, müssen nothwendig in den häufigsten Fällen Resultate einer Kombination verschiedenartiger Grundsätze, einer Mischung abweichender Systeme sein und dadurch die Wirksamkeit der beschlossenen Maßregel gleich in der Wurzel zerstören. Derselbe Mangel der Einheit des Systems begünstigt eine fortdauernde Halbheit im ganzen Geschäftsgang und tritt namentlich einer nationalen Kraftentwickelung und durch ihre Gleichmäßigkeit heilsamen Gesammtbildung störend entgegen ꝛc. Die schädlichsten Folgen des Kollegialsystems, besonders in großen Staaten, sind aber jene ansehnlichen und mächtigen Korporationen, welche daraus hervorgehen, wie z. B. im alten Frankreich die Parlamente, die dann durch eine beharrlich behauptete Opposition des Esprit de corps auch den besten Maßregeln der Regierung feindlich entgegentreten können. Eine Vergleichung beider Systeme führt zu der Ueberzeugung, daß nur eine angemessene Vereinigung beider den Staatszweck möglichst fördern und daß nur durch uneingeschränkte Preßfreiheit den Uebelständen und Ausartungen beider Systeme siegreich entgegengewirkt werden kann.

Bureba, Ebene in der spanischen Provinz Burgos, zwischen der Plateaulandschaft von Soria und der Terrasse von Reynosa, von den Sierren von Burgos und Pancorbo eingeschlossen und von der Oca durchflossen, ist fast ganz eben, fruchtbar und angebaut; bei Pozo de la Sal trägt sie einen 1830 Fuß hohen erloschenen Vulkan, dessen Krater mit Steinsalz und Bimsstein erfüllt ist.

Buregreg (Burargag), afrikanischer Fluß im westlichen Marokko, entspringt auf dem Atlas und fällt, von dem Vieroo und Concrou verstärkt, zwischen Salé und Rabât in den atlantischen Ocean, welchen beiden Städten sein Ausfluß als Hafen dient.

Buren (spr. Bjuren, nach holländischer Aussprache Bürn), Martin van, ausgezeichneter nordamerikanischer Staatsmann, am 5. Dec. 1782 zu Kindarhook im Staate Newyork als Sohn holländischer Emigranten geboren, bildete sich unter Leitung der beiden ausgezeichneten Advokaten Sylvester und P. W. van Neß in Newyork und erhielt bereits 1803 eine beträchtliche Advokatur. Im J. 1809 zog er nach Hudson, wo er sich neben seiner Advokatur mit den öffentlichen Angelegenheiten der Grafschaft befaßte und an die Spitze der demokratischen Partei trat. Seit 1812 Mitglied des Senats von Newyork, entwickelte er einen großen Eifer für energische Führung des Kriegs gegen England und bewirkte die Aufstellung eines Heers von 12,000 Mann im Staate Newyork. Zum Lohn ernannte ihn seine Partei 1815 zum Generaladvokaten. Als sie 1817 gegen de Wit Clinton unterlag, verlor er sein Amt, ward aber, als sie 1821 wieder die Oberhand gewonnen, als Senator Mitglied des Kongresses in Washington. Im Jahre 1827 wurde B. zum zweiten Male Mitglied des Kongresses, gegen Ende 1828 Gouverneur von Newyork. Im Frühjahr 1830 erhielt er von Jackson, dessen Wahl zum Präsidenten er vorzüglich durch seine Beredtsamkeit durchgesetzt, das Amt eines Staatssekretärs der inneren und äußeren Angelegenheiten und blieb auf diesem Posten bis zur Auflösung des Kabinets 1831, wo er als Gesandter nach London ging. Doch erhielt er, da der Senat, in welchem die Whigs die Stimmenmehrheit besaßen, seine Genehmigung verweigerte, kurz nach seiner Ankunft in England den Befehl zur Rückkehr. Nachdem Jackson 1833 zum zweiten Male den Präsidentenstuhl bestiegen, wurde B. zum Vicepräsidenten gewählt und trat nun als Präsident an die Spitze des Senats. Als in dieser Zeit die Föderalisten unter dem Namen der Nationalrepublikaner, Henry Clay an ihrer Spitze, ihre aristokratischen Bestrebungen unter dem Mantel eines Nationalverbesserungssystems verbargen, ließ sich sogar der staatskluge B. blenden und verwilligte (1833) eine Summe von 300,000 Dollars aus der Staatskasse zu dem begonnenen Nationalstraßenbau durch Pennsylvanien, Ohio und Kentucky. Jackson zerriß jedoch durch seine offene Behauptung, daß weder die Regierung, noch eine Partei das Recht habe, das Volk mit seinem eigenen Gelde zu bestechen, das so geschickt gesponnene Netz, B. bekannte seine Täuschung u. benahm durch die von ihm ausgesprochene Mißbilligung jener Theorie fortan der föderalistischen Partei allen öffentlichen Einfluß. B. blieb ferner der treueste Anhänger des jacksonschen Systems, und die wichtigsten Gegner desselben, Henry Clay, Webster und Calhoun, scheiterten mit dem Versuch, sein Ansehen zu untergraben, an der Gewandtheit B.s, der bei der Präsidentenwahl von 1837 mit einer absoluten Mehrheit von 24 Stimmen über seine drei Mitbewerber, Clay, Webster u. Harrison, siegte. Er behielt als Präsident (der erste aus dem Staate Newyork) streng das Princip seines Vorgängers bei, nur daß er sich das Ziel steckte, nicht

durch Siege auf dem Schlachtfelde, sondern durch die Macht seines Civilismus Triumphe zu feiern. Unter seiner Präsidentschaft brach 1837 die große Handelskrise in den Vereinigten Staaten aus. Um für die Zukunft ähnlichen Erschütterungen vorzubeugen, trug er auf Trennung der Finanzwirthschaft des Staates und der Einzelstaaten von den Banken an, nachdem er der Staatsbank die Erneuerung ihres Freibriefs versagt hatte. Sein Anhang unterlag bei der Abstimmung im Kongreß, und B. trat 1841 vom Präsidentenstuhl ab. Als er bei der Präsidentenwahl von 1844 als Kandidat vorgeschlagen wurde, ward namentlich das Mißtrauen der Sklavenstaaten gegen ihn rege, so daß der in Baltimore zusammenberufene demokratische Kongreß Polk zum Kandidaten der Partei ernannte, der auch wirklich zum Präsidenten gewählt wurde. Dadurch entstand eine Spaltung unter den nördlichen Demokraten, von denen ein Theil sich mit den Whigs vereinigte und die Partei der Freibodenmänner (Freesoilers) bildete. Dieselbe berief einen Konvent zu Utica in Newyork, in dem B. einstimmig zum Präsidentschaftskandidaten für 1848 erklärt wurde. B. nahm die Wahl an, erlag aber dem Siegesruhm des Generals Taylor. Sein Sohn, John van B., war bis 1844 einer der beliebtesten Redner der Demokraten im Staate Newyork, erklärte sich zuerst von dieser Partei für die Freiheit des Bodens und scheint auch seinen Vater bewogen zu haben, sich der Freesoilagitation anzuschließen.

Burford, Marktflecken in der englischen Grafschaft Oxford, an der Windrush, ostnordöstlich von Oxford, hat 1400 Einwohner, welche Sättel, wollene und leinene Zeuche fertigen. Hier 750 Sieg des Königs Cuthred von Wessex über Ethelbald von Mercia. B. war später im Besitz der Grafen von Glocester. Karl II. erhob 1676 seinen natürlichen Sohn Beauclair zum Grafen von B., in dessen Familie der Titel forterbte.

Burg (von bergen), ursprünglich jeder durch Wall, Graben und Mauer befestigte Platz, insbesondere ein solcher aus dem Mittelalter herrührender Bau, welcher als Wohnsitz eines adeligen Geschlechts diente. Diese B.en waren entweder Wasserburgen, oder Höhenburgen. Die Wasserburgen lagen in der Ebene und waren geräumige, viereckige, oder auch unregelmäßig angelegte Gebäude mit dicken Rundthürmen an den Ecken und rings von tiefen u. breiten Wassergräben umgeben, über welche eine Zugbrücke in den Burgraum führte. Sie fanden sich vornehmlich in der norddeutschen Ebene. Die Höhenburgen, welche man vornehmlich unter B.en versteht, theilten sich wieder in Hofburgen oder in Fürstensitze von umfassender Anlage und in Burgställe oder eng zusammengedrängte feste Wohnhäuser der Ritterschaft. Meist auf Bergkuppen oder steilen Vorsprüngen gelegen, waren sie von einem trockenen Graben umgeben, der den Burgfrieden von der Umgebung schied. Eine vollständige Hofburg hatte eine Umgebung von Mauerwerk oder Pfahlwerk (Zingeln, vom lat. cingere), die in der Regel nicht mit Zinnen, sondern mit einfacher Brustwehr versehen und von einem oder mehren Thoreingängen durchbrochen war, welche von zur Seite vorspringenden Thürmen vertheidigt wurden. Zwischen den Zingeln u. der inneren Mauer befand sich ein freier Raum, der Zwinger (Zwingelhof, Zwingolf), welcher zum Theil wohl auch mit Ställen und Wirthschaftsgebäuden umgeben war und den durch einzelne, in der Umfassungsmauer angebrachte Thüren geschützten Viehhof enthielt, zum Theil aber auch den nöthigen Raum zu ritterlichen Uebungen darbot, immer aber nur als Vorhof der eigentlichen B. betrachtet ward, welche meist höher gelegen u. stärker befestigt, auch durch einen Graben von dem Zwinger geschieden war. Eine Zugbrücke (Schiffbrücke) führte zu dem auf einem festen, in den Graben vorspringenden Mauerwerk ruhenden, ein Steingewölbe bildenden Thor (Porte), über dem die Mauer mit Zinnen versehen war, hinter denen sich ein bedeckter, nach dem Innern der B. zu offener Gang (die Wer oder Letze) hinzog, von wo aus man durch Lucken mit Armbrüsten schießen oder mit Steinen werfen konnte. Durch die Porte gelangte man entweder unmittelbar in den Burghof, oder zuvor erst noch in einen zweiten Zwinger, welcher, häufig kaum wegbreit, auf der einen Seite von der Burgmauer, auf der anderen von den Gebäuden gebildet ward. Von diesem inneren Zwinger, der manchmal nicht um die ganze B. herumlief, oder auch zum Theil in einen Baumgarten umgeschaffen war, gelangte man durch einen offenen, hallenartigen, mittelst Fallgittern (Slegetore) verschließbaren Durchgang, das Burgthor, in den inneren Burghof (ballium, bayle). Von den diesen umgebenden Gebäuden nahm der Palas als das Hauptgebäude in der Regel eine ganze Seite des Hofs ein; fürstliche und königliche B.en aber, welche für Hunderte von Rittern hinreichenden Raum bieten mußten, hatten mehre solcher gewöhnlich zweistöckigen Gebäude. Das gewölbte Parterre enthielt Vorrathskammern, Bier- und Weinkeller u. dgl., das obere Stock aber den Saal, das Hauptgemach der ganzen B., den Versammlungsort der Männer, wo sich nur bei festlichen Gelegenheiten, wie beim Empfang von Fremden 2c., auch die Frauen einfanden. Eine Treppe (die Greden) führte aus dem Hofe zu dem Saale empor. An den beiden Längenseiten, deren eine zuweilen in die äußere Burgmauer eingefügt sein mochte, war das starke Mauerwerk durch Fenster mit tiefen Nischen, welche Sitze enthielten, unterbrochen. Von der einen Fensterreihe sah man in den Burghof, von der anderen auf den Reitplatz im Zwinger oder ins freie Land hinaus. Die Decke war durch quer übergelegte Balken gebildet, über denen sich alsbald das Dach erhob. Manchmal war der Saal auch gewölbt u. von Holz- oder Steinsäulen unterstützt. Der Fußboden war wohl meist mit Estrich oder Steinplatten belegt, über welche man Teppiche breitete, oder Binsen und duftende Blumen streute. Bei kostbarer Ausschmückung waren auch die Wände mit Teppichen oder Tapeten (Stückelachen) beschlagen. An den Giebelseiten des Palas und mit demselben durch Thüren verbunden waren kleinere Gemächer, die Kemenaten, die öfters noch reicher ausgestattet waren, als der Saal selbst. Aeußerlich hob sich der Palas meist durch sein mit bunten Ziegeln belegtes Dach hervor. Einen prachtvollen Palasbau beschreibt Wolfram von Eschenbach im „Parcival". Für die Frauen war meist ein eigenes Gebäude des Burghofs bestimmt, das vorzugsweise

die Kemenate genannt wird und wenigstens drei Abtheilungen enthielt: eine für die Herrin u. deren nächste Angehörigen, eine für die Dienerinnen und eine dritte, gewöhnlich das Gadem genannt, für Besorgung der weiblichen Arbeiten. Das zweite Hauptgebäude einer jeden B., der sogenannte Berchfrit (Belfrid, beffroi), war ein hoher runder oder viereckiger Thurm, der in der Regel freistehend auf einem kühnen Vorsprunge des Burgraums errichtet war. Derselbe hatte zu ebener Erde keinen Eingang, sondern es führte von außen eine Treppe nach dem ersten Stock, die hinweggenommen werden konnte. Der untere, von außen nicht zugängliche Raum enthielt einen Brunnen oder ein Gefängniß, das Burgverließ (Donjon), in welches die Gefangenen von oben herabgelassen wurden. Die oberen Stockwerke enthielten Gemächer, welche als letzter Zufluchtsort der Belagerten dienten. Im Dachgeschoß wohnte der Thurmwart. Die Küche war in größeren B.en ein abgesonderter, geräumiger Bau, welcher zugleich auch als Wohnung des Küchengesindes diente. Außerdem umgaben den Burghof noch Vorrathsgebäude, Wohnungen für die oft zahlreich einsprechenden Gäste, Rüstkammern, das sogenannte Schnitzhaus zur Anfertigung von Waffen &c. Den Blick in die Ferne boten die Zinnen, die in die starken Umfassungsmauern gebrochenen überwölbten Fensternischen oder Lauben, sowie auch künstlich angehängte Erker. Endlich befand sich wohl in jeder größeren B. auch eine Kapelle, die mit dem Chor nach Osten gerichtet und auch gewöhnlich an der Ostseite des Burghofs gelegen war. Jede B. hatte einen tiefen Ziehbrunnen, der oft bis zur Sohle des benachbarten Thals oder Flusses hinabging. Unter den Gebäuden zogen sich Keller hin, zuweilen von bedeutender Ausdehnung und mitunter auch zur Aufnahme Flüchtiger bestimmt. Die älteren Hofburgen zeigen naturgemäß den Rundbogen, dessen schwerere Formen zugleich dem Zwecke der Festigkeit und des Schmuckes entsprechen. Die leichter aufstrebenden Formen des gothischen Styls finden sich selten an Burgbauten, am prächtigsten an denen des Deutschherrenordens in Preußen. Nicht selten bildeten größere Hofburgen gleichsam die Citadelle einer Stadt und schlossen sich an die Befestigungen derselben an, wie unter anderen die Kaiserpfalz zu Oppenheim, die B. zu Nürnberg &c. Diese Kaiserpfalzen entsprechen wenig den phantastischen Bildern, welche die Dichter des Mittelalters davon entwerfen; abgesehen von der Schmucklosigkeit, fällt besonders die dürftige Enge derselben im Vergleich mit der Ausdehnung moderner Fürstenschlösser auf, was sich aber daraus erklärt, daß sich diese Hofburgen als feste Bauten auf einen möglichst engen Raum, der meist durch die Lokalität geboten war, beschränken mußten. Unter dem Ausdruck Burgställe pflegte man die kleineren, lediglich auf Vertheidigung eingerichteten B.en zusammenzufassen, die zugleich als ständiger Wohnsitz des Besitzers dienten. Sie waren von weit beschränkterem Umfang nicht nur wegen der geringen Mittel der Besitzer, sondern auch wegen ihrer Lage auf dem engen Raum eines Felsens (daher das „Stein“ in vielen Burgnamen). Aus fünf Stücken bestand aber auch die kleinste B.: nämlich aus der Umfassungsmauer, welche jedoch ganz oder zum Theil durch steinerne Wohngebäude ersetzt werden konnte, dem Berchfrit, dem Palas für die Männer, der Kemenate für die Frauen und der Küche für das Familienleben überhaupt. Da sich nun diese drei letzteren Lokalitäten in den verschiedenen Geschossen des Berchfrits anbringen ließen, so war in der That zu der kleinsten B. nichts weiter nöthig, als eine Umfassungsmauer und der Berchfrit. Hatte dieser nicht zu ebener Erde, sondern ein Stock höher seinen Eingang, so trat man zuerst in die Küche, von da führte in den dicken Wänden eine schmale Treppe in das Obergeschoß, während an anderen Stellen tiefe Wandschränke und verschließbare Bettstellen für die Mägde angebracht waren. Noch eine Treppe höher war die Kemenate, welche einen großen Ofen, einen großen Bettstall und Wandschränke enthielt. Noch ein Stock höher war der Trinksaal oder Palas mit weniger dicken Wänden, einem Kamin und vielen Fenstern, hier und da wohl auch mit Erkern und einer hölzernen Treppe in den obersten Raum des Thurmes, wo auch noch für Knappen und Wächter Platz war. Das Erdgeschoß des Thurmes enthielt gewöhnlich einen Brunnen und ward außerdem als Keller, Speisegewölbe, wohl auch als Gefängniß benutzt. Eine außen angebrachte, leicht wegnehmbare hölzerne Treppe führte von dem Hofe in die Küche. Die nöthigen Ställe waren an der Umfassungsmauer angebracht. Verlangte die Gegend zu ihrer Uebersicht keine hohen Bauten, so dehnten sich solche Berchfrite wohl auch in die Breite aus und gestalteten sich zu thurmartigen Wohnhäusern. Zu größeren Wirthschaftsgebäuden, Viehhöfen, Reitplätzen mangelte meist der Raum; zuweilen aber findet sich in kleineren B.en noch ein zweiter Berchfrit für den Wächter und das Verließ. Einzelne Theile der B. waren auch öfters in den Fels eingehauen. Bei vielen überrascht die Kühnheit, welche Gebäude auf Felsenspitzen zu gründen wagte, die nur dem Adler zugänglich erschienen, wie die in verschiedenen Gegenden Deutschlands vorkommenden B.en mit Namen Falkenstein &c. andeuten. Kühne Burgbauten dieser Art sind die meisten Ruinen des Rheinthales von Bingen bis zum Drachenfels, der Rheingrafenstein bei Kreuznach, Altenahr bei Bonn, das „Schwalbennest“ Landschaden bei Heidelberg u. a. Ohne Erlaubniß des Landesherrn durfte Niemand eine B. bauen; verlieren konnte man solche wegen Aufnahme eines flüchtigen Friedbrechers, verübter Nothzucht an einer auf die B. entführten Frauensperson, Gefangenhaltung einer Person, welche der Kaiser hatte fordern lassen, und wegen verweigerter Leistung des Eides, daß man die B. nicht zum Unfrieden oder zur Empörung brauchen wolle. Mit Vervollkommnung des Schießgewehrs und der Geschütze wurden die B.en wehrlos, und mit dem Ritterwesen schwanden allmählig auch diese Bauten, die durch die Bauernkriege und den dreißigjährigen Krieg in Masse zerstört wurden. Die Schlösser des Adels stiegen in die Ebenen herab u. breiteten sich behaglich zu offenen Edelsitzen aus.

Burg, 1) Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Lennep, an der Wupper, mit altem Schlosse, 1700 Einwohnern u. bedeutender Baumwollen-(Band-), Wollen- und Metallwaarenfabrikation. B. war ehemals Residenz der Grafen vom Berge. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungs-

bezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I., an der Ihle und magdeburg-berliner Eisenbahn, hat 4 Kirchen, eine höhere und niedere Bürgerschule, ein Hospital, Armen- und Waisenhaus 2c. und 14,870 Einwohner, die neben bedeutendem Wollenhandel (es finden hier drei Wollmärkte Statt), Zeuchdruckerei, Brauerei, Färberei und Leimsiederei 2c. hauptsächlich Tuchfabrikation (in 11 großen Fabriken, mit 11 Dampfmaschinen, 10,000 Feinspindeln, 227 Stühlen und 9843 Arbeitern) und Tabaksfabrikation, sowie ansehnlichen Ackerbau (hauptsächlich auf Hopfen, Cichorien, Tabak und Kardendisteln) und Viehzucht treiben. Auch die hiesigen Maschinenbauanstalten und Oelfabriken sind von Bedeutung. B. kommt schon im 12. Jahrhundert als ansehnliche Tuchniederlage vor. Später gehörte es zum Markgrafenthum, wurde dann von den magdeburger Erzbischöfen behauptet, bis es 1635, in Folge des prager Friedens, an Kursachsen und von diesem 1687 an Brandenburg kam. In Aufnahme kam die Stadt besonders durch die Einwanderungen vertriebener Wallonen, Pfälzer und Franzosen (1688 ff.). — 3) Stadt auf der holsteinischen Insel Femern, mit 2300 Einw., hat seinen Hafen bei Staakern.

Burgas (Pyrgas), ein 7086 Fuß hoher Bergstock in den Alpen des österreichischen Salzkammergutes, östlich vom Todtengebirge und dem Pyhrnpasse, nördlich von Admont.

Burgas, 1) ein schon den Römern bekanntes spanisches Mineralbad, bei Orense in Galicien, 3 heiße Schwefelquellen enthaltend. — 2) B. (Borgas), Stadt in der europäischen Türkei, Ejalet Adrianopel, am schwarzen Meer, von Weinbergen umgeben, mit Hafen und 5000 Einwohnern, führt Getreide, Wolle, Talg, Butter, Käse aus und liefert den Töpfern Konstantinopels und Adrianopels die Thonerde zu den bekannten türkischen Pfeifenköpfen. Dabei das vielbesuchte Bad Litzoi.

Burgau, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, an der Mindel, westnordwestlich von Augsburg, mit einem Schloß, Hospital u. 2300 Einwohnern; war früher Hauptstadt der gleichnamigen Markgrafschaft, die bis 1031 ihre eigenen Markgrafen hatte, nachher bis 1805 österreichisch war. In der Nähe das Klingen- oder Maienbad.

Burgbann, die Gerichtsbarkeit (Bann) eines Burgbesitzers in der Umgegend seiner Burg (s. Burgfriede), oder die einer Stadt über das Weichbild. Auch Klöster, Stifter, die ja auch meist mit Mauern umgeben waren, hatten eigene Gerichtsbarkeit unter dem Namen B.; s. Burgding.

Burgbernheim, Flecken im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken mit Schloß und 1500 Einwohnern. In der Nähe ist ein großer Gypsbruch und das mineralische Wildbad mit 5 Quellen, als Badeort schon von Karl dem Großen, Lothar II., Heinrich IV. mit Privilegien versehen. Die Quellen nähern sich den Kalksäuerlingen und werden bei Gicht, Lähmungen, chronischen Hautausschlägen 2c. gebraucht. Nach B. benannt ist der Burgbernheimerwald, ein Höhenzug, auf welchem die Altmühl, Wörnitz, Tauber, Aisch und andere Flüßchen entspringen.

Burgding (Burggeding, Burding), die Ausübung der Gerichtsbarkeit in einer Burg oder Stadt und ihrem Bezirk (s. Burgbann), wobei innerhalb der Burg (intra muros) auf Kirchhöfen, unter dem Rathhause der Städte Gericht gehalten ward, im Gegensatz zu den Grafen- und Landgerichten, die auf freiem Felde (unter Eichen) Statt fanden. Auch heißt so die durch Glockenschläge vom Bürgermeister und Rath auf das Rathhaus berufene Bürgerversammlung zur Besprechung des städtischen Interesse's.

Burgdorf, 1) Amtsstadt in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg, südwestlich von Celle, an der Aue, mit altem Schloß, jetzt Amtshaus, einer der ältesten Kirchen des Landes und 2640 Einwohnern, welche Tuchweberei, Branntweinbrennerei u. Handel treiben. — 2) Dorf im hannöverischen Fürstenthum Hildesheim, Amt Schladen, mit der kaiserlichen Pfalz Werla, wo die deutschen Kaiser von Heinrich I. bis auf Konrad III. Reichsversammlungen u. die Billunger Landtage hielten. — 3) (Berthoud), Stadt im schweizerischen Kanton Bern, an der Centralbahn u. am Ausgang des Emmenthals romantisch gelegen, hat ein Schloß, worin Pestalozzi 1798 seine Erziehungsanstalt eröffnete, massive Häuser mit Arkaden, ein Schullehrerseminar, ein Waisenhaus und 2800 Einwohner, welche Seidenband, Damast, Tabak, Bleiweiß, Chokolade, Leinwand und Käse fabriciren, auch einigen Handel treiben. Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegt das Bad Luc oder Sommerhausbad. B., einst die Hauptstadt von Kleinburgund u. Residenz der zähringer Herzöge, entstand aus dem Dorfe Holzbrunn, welches Berthold V. von Zähringen um 1200 mit Mauern umgab. Später war es Sitz der Grafen von Kyburg und Nebenbuhlerin von Bern, kam 1363 käuflich an Oesterreich und wurde 1384 von den Bernern und den Eidgenossen belagert und ihnen für 37,000 Gulden käuflich überlassen.

Burgebrach, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Sitz eines Landgerichts, mit Schloß, Synagoge u. 800 Einwohnern, welche Getreide- und Hopfenbau, Bierbrauerei, Pferdezucht treiben. Hier am 29. August 1809 Gefecht zwischen den Franzosen u. Oesterreichern.

Burgemeister, s. Bürgermeister.

Burger, s. v. a. Bürger; in der Sprache des schweizerischen Staatswesens, namentlich in den Städten Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn, Biel und Luzern Name der Mitglieder der großen Räthe, welche im Verein mit denen des kleinen Raths die höchste Gewalt ausübten und in ihren öffentlichen Schriften sich „Räth und Burger“ unterzeichneten.

Burger, Johann, ausgezeichneter Schriftsteller im Fache der Landwirthschaft und der mit ihr verwandten Fächer, den 5. August 1773 zu Wolfsberg in Kärnthen geboren, besuchte das Lyceum zu Klagenfurt, studirte zu Wien und Freiburg im Breisgau Medicin und ließ sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Durch Thaers Meisterwerk über die englische Landwirthschaft für landwirthschaftliche Studien gewonnen, pachtete er ein größeres Landgut und trat 1805 mit einer Uebersetzung von Sismondi's „Tableau de l'agriculture de Toscane“ (Tübingen 1805) als Schriftsteller auf. Dieses Werk und noch mehr seine Proben mit neuen oder verbesserten Ackergeräthen, sowie seine vortreffliche Monographie: „Vollständige Abhandlung über die Naturgeschichte, Kultur u. Benutzung des Mais oder türkischen Weizens“ (Wien 1808) lenkten die

Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn: B. wurde 1808 Professor der Landwirthschaft am Lyceum zu Klagenfurt. Aber schon im nächsten Jahre zerstörte ihm der Krieg Haus und Hof und alle Mittel und Erfolge seiner Thätigkeit. Als nach dem Friedensschluß die in Aussicht gestellte Musterwirthschaft, die seiner Leitung unterstellt werden sollte, nicht zu Stande kam, kaufte er das kleine Gut Harbach bei Klagenfurt. Hier lebte er als Lehrer der Landwirthschaft und Thierarzneikunde u. eifriger schriftstellerischer Thätigkeit bis 1820, wo er mit dem Range eines Gubernialraths nach Triest gesandt wurde, um in dem österreichischen Küstenlande die Grundabschätzungen zum Behufe des Steuerkatasters zu leiten; ein gleicher Auftrag führte ihn 1825 nach Grätz in Steiermark und 1828 nach dem lombardisch-venetianischen Königreich. Eine schätzbare Frucht seiner Beobachtungen in diesem Theile des Kaiserstaates war seine „Reise durch Oberitalien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft" (Wien 1831, 2 Bde.; 2. Aufl. 1843). Im Jahre 1829 kehrte er nach Triest zurück und ward 1830 nach Wien versetzt, von wo aus er die Katastraloperation in Niederösterreich leitete. Er † den 24. Januar 1842. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Versuch über die Darstellung des Zuckers aus dem Safte inländischer Pflanzen" (Wien 1812); die Preisschrift „Ueber die Theilung der Gemeindeweiden" (Pesth 1816). Seine Hauptwerke sind das „Lehrbuch der Landwirthschaft" (1819—20, 2 Bde.; 4. Aufl. 1838) und „Systematische Klassifikation und Beschreibung der in den österreichischen Weingärten vorkommenden Traubenarten" (Wien 1837).

Burgfriedberg, s. Friedberg.

Burgfriede, eine Verabredung unter adeligen Stammverwandten, wodurch ein Bezirk um die Burg herum bestimmt wurde, der als zu ihr gehöriger Theil angesehen werden und wie sie selbst gemeinschaftlich bleiben sollte; dann auch ein solcher Bezirk selbst; in späterer Zeit aber, namentlich auf Schlössern von landeshoheitlichen Reichsständen, eine Sammlung polizeilicher Verordnungen und Vorschriften, welche auf Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im Schlosse und dessen nächster Umgebung abzweckten. Die Strafen für den Burgfriedensbruch waren hart, weil sich der Herr selbst durch denselben beleidigt fühlte. So wurde bei Thätlichkeiten dem Uebertreter die rechte Hand abgehauen; deshalb sah man häufig an den Wegen zu den Burgen und Schlössern Tafeln aufgestellt mit der Aufschrift „Burgfriede" und Beil und Hand daneben gemalt. Heut zu Tage kommt Burgfriedensbruch als besonderes Verbrechen nicht mehr vor; vielmehr wird die Störung der Ruhe in einer Burg oder einem Residenzschlosse nach den Grundsätzen des Hausfriedensbruchs bestraft; doch werden Ruhestörungen in sogenannten befriedeten Häusern, wie Residenzschlössern, Amts-, Rathhäusern 2c., strenger geahndet als Ruhestörungen in gewöhnlichen Privathäusern.

Burggraf (im mittelalterlichen Latein Burcgravius, auch Praefectus, Comes urbis oder civitatis), ursprünglich Befehlshaber in einer kaiserlichen Burg, welcher dieselbe nicht nur gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen und zu diesem Behufe die zur Burg gehörige Mannschaft aufzubieten und anzuführen, sondern auch die Gerichtsbarkeit in der Burg und deren Gebiet auszuüben hatte. Auch noch in der spätern Zeit finden sich B.n mit solchen Obliegenheiten zu Friedberg in der Wetterau und an einigen anderen Orten. Da aber, wo die kaiserlichen Burgen im Laufe der Zeit zu Städten erwuchsen, verwandelten sich die B.en in Stadtgrafen (Comites urbis) und übten als solche den Gerichts- u. Heerbann über die Freisassen aus, beaufsichtigten den Kleinhandel und das städtische Bauwesen und bezogen dafür bestimmte Einkünfte. Obwohl die B.en gewöhnlich aus angesehenen Adelsgeschlechtern stammten, so sank doch ihr Ansehen schon seit dem 12. Jahrhundert, und zwar desto mehr, je mehr sich die Macht der Städte hob. Nur einige B.en, wie die zu Nürnberg, Meißen, Magdeburg 2c., brachten die Burggrafschaft in den erblichen Besitz ihres Geschlechts und gelangten zu fürstlicher Stellung und Macht. Der Titel B. war auch erblich, weshalb ihn noch jetzt einige adelige Geschlechter führen. Amt, Sitz, später auch Besitz eines B.en hieß Burggrafenthum. In Böhmen führt der Gouverneur des Landes den Titel „oberster B.". Auch führen in Böhmen und Mähren die ersten Oekonomiebeamten größerer Herrschaften den Titel B. Vergl. Bourgraves.

Burgha'ba, s. Salé.

Burghausen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Salzach, unweit ihrer Mündung in den Inn, hat ein altes Bergschloß, mehre Kirchen, ein Rathhaus, Spital, Kapuzinerkloster u. 2500 Einwohner, welche starken Hopfenbau, etwas Ackerbau, Salz- u. Lederhandel, auch Gerberei treiben. Ob B. das alte Abodiacum gewesen, ist nicht erwiesen. Um 1050 setzte sich hier ein Zweig der Grafen von Chiemgau fest. Nach dem Aussterben der eigenen Herren B.s, die aus dem Hause Abensberg stammten, mit Gebhard 1157 (1164) zog Heinrich der Löwe das Gebiet ein, und B. wurde nun oft Residenz der Herzöge von Niederbayern, die es befestigten, auch als Bewahrungsort vornehmer Gefangenen und ihrer kostbarsten Schätze benutzten. Die Explosion eines Pulverthurms legte 1504 einen großen Theil der Stadt in Ruinen; 1705 hausten die aufrührerischen Bauern darin, kurz nachher die Kaiserlichen, die es 1742 abermals hart mitnahmen. In der Nähe das Herzogbad.

Burghelli, kleine Bucentoro's, beliebte Lustfahrzeuge in Venedig mit einer Gallerie in der Mitte.

Burghers und Antiburghers, Glieder zweier Sekten in Schottland, welche durch Trennung aus der Sekte der Seceders hervorgegangen sind. Die Seceders stimmen im Glauben mit den Presbyterianern völlig überein, weichen aber in ihren Ansichten über die Kirchenverfassung darin ab, daß sie jede Oberbehörde in kirchlichen Dingen verwerfen und allen Gemeindegliedern gleiches Recht auf den Synoden und bei den Predigerwahlen zugestehen. Das demokratische Princip der presbyterianischen Kirche im Gegensatz zur Episkopalkirche ist bei ihnen bis zum Extrem durchgeführt. Als den Seceders aufgegeben wurde, vor Mitgliedern der in Schottland herrschenden presbyterianischen Kirche den Bürgereid zu leisten, zerfielen sie unter sich selbst in zwei Parteien (1746). Die Einen unter dem Prediger Erskine († 1755), welche den Eid leisteten, wurden Burghers, die Andern unter

Gibb († 1788), welche ihn verweigerten, Antiburghers genannt. Beide Sekten sind nie zahlreich gewesen. Etwa 100 Kongregationen (kleine Gemeinden) sind in Schottland, Irland und Neuschottland zerstreut. Am zahlreichsten sind sie in Stirling, wo gegen 1400 Burghers und 200 Antiburghers leben. Vergl. Bennet, History of dissenters, London 1812, 4 Theile.

Burgk, Schloß und Amtssitz im Fürstenthum Reuß-Greiz, unweit Schleiz, schön gelegen, an der Saale, mit großem Eisenwerk, das jährlich an 5000 Centner liefert.

Burgkmair, Hans, berühmter deutscher Maler, Kupferstecher und Formschneider, 1473 zu Augsburg geboren, Sohn des Malers Thomas B., des Schwiegervaters des ältern Holbein, lernte zuerst bei seinem Vater und trat dann zu Nürnberg in ein intimes Verhältniß zu Dürer, mit dem er gemeinschaftlich für Kaiser Maximilian arbeitete. Der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit war aber seine Vaterstadt, wo er 1559 †. B. war der wichtigste Meister der alt-augsburgischen Schule. Seine frühesten bekannten Gemälde sind die Darstellungen der 3 Hauptkirchen Roms, der Lateran-, Peters- und Sta.-Crocekirche, für das Katharinenkloster zu Augsburg gemalt und jetzt in der dortigen Bildergallerie, wo sich auch ein sehr reiches sogenanntes Rosenkranzbild von 1501 von ihm befindet. In der Moritzkapelle zu Nürnberg befindet sich von ihm ein heiliger Sebastian von 1505, ein heiliger Christoph mit dem Jesuskinde und St. Veit und Maria unter einem Baume sitzend und dem Kinde eine Traube reichend von 1510. Auch die münchener Pinakothek besitzt mehre treffliche Werke B.s, namentlich ein großes Bild, Johannes auf der Insel Patmos, u. einige treffliche Porträte. Wien besitzt eine schöne Altartafel und Miniaturen vom Triumphzuge Maximilians. Ausgezeichnete Werke sind die zwei kolossalen Flügelthüren der Orgel in der St. Annenkirche zu Augsburg von 1512, die Himmelfahrt Christi und der Maria darstellend. In derselben Kirche befindet sich eine Grabtafel von B., Christus in der Vorhölle, von 1533. B.s Gemälde zeigen eine treffliche Technik, ausgebildete Modellirung und ein schönes Helldunkel. Als Formschneider lieferte er eine große Anzahl von Holzschnitten; für Kaiser Maximilian den „Weißkunig" in 237 Blättern, wovon die Platten, welche 1775 wieder abgedruckt wurden, sich noch in der wiener Hofbibliothek befinden. Er bediente sich dabei der Hülfe anderer Künstler, wie auch bei dem großen Triumphwagen Kaiser Maximilians, bestehend aus 135 trefflichen Holzschnitten, und bei den 150 Abbildungen der österreichischen Heiligen. Mit Dürer gab er den „Teurdank" heraus.

Burgkunstadt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, am Einflusse des Weißmains in den Main, hat ein Schloß, eine Kapelle, eine Synagoge und 1400 Einwohner (darunter viele Juden), welche besonders Hopfenbau und Brauerei betreiben und bedeutende Viehmärkte halten.

Burglengenfeld, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz, nördlich von Regensburg an der Naab, mit Bergschloß, 4 Kirchen, Hospital u. 1850 Einwohnern. In der Nähe ist ein Flintensteinbruch. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts kam B. aus den Händen seiner früheren Besitzer, der Ritter von Lengfeld, an die Herzöge von Bayern u. ward unter Ludwig dem Strengen Vicedomamt, aus welchem bei der Theilung des wittelsbacher Hausguts (1329) ein eigener Nebenstaat der Rheinpfalz hervorging. Der Hussiten- wie der dreißigjährige Krieg waren für B. sehr verderblich; es wurde abwechselnd von den feindlichen Parteien erobert, geplündert und verbrannt. Nicht gelinder berührten es die Kriege des 18. Jahrhunderts. Vormals war es Hauptort des Nordgau's.

Burgos, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (265,5 □Meilen mit 333,356 Einwohnern) im spanischen Königreich Altkastilien, in fruchtbarer, Bäume tragender Ebene am Fuße der Sierra d'Oca und dem rechten Ufer des Arlanzon amphitheatralisch an einen Hügel theils alterthümlich, theils modern gebaut, hat eine Citadelle (die ehemalige Zwingburg der kastilischen Könige), 9 Thore, 9 öffentliche Plätze (einen mit König Karls III. Statue), enge, aber reinliche Straßen, eine durch Bauart und Pracht ausgezeichnete gothische Kathedrale, 400 Fuß lang, 250 Fuß breit, auf einer Terrasse stehend, zu welcher 38 Stufen führen, mit 3 Schiffen und den Grabmälern vieler altkastilischen Herrscher, und zahlreiche andere, zum Theil prächtige Kirchen und Klöster. Außerdem sind der erzbischöfliche Palast, das Rathhaus, der Triumphbogen von Fernando Gonzalez ꝛc. sehenswerthe Gebäude. Links am Arlanzon liegt die große Vorstadt la Vega, im Westen die Vorstädte las Huelgas und San Pedro, welche der Fluß scheidet. B. ist Sitz eines Erzbischofs u. einer der ersten Waffenplätze Spaniens, hat ein Kollegium (vormals Universität), ein Seminar, eine chirurgische Schule, eine Kunstakademie, mehre Hospitäler und Armenhäuser und 25,924 Einwohner, welche sich mit Tuch- und Strumpfmanufaktur und mit Wollenhandel beschäftigen. Vormals war B. eine durch Industrie und Handel blühende Stadt, jetzt ist es, durch die unaufhörlichen Bürgerkriege gänzlich herabgekommen, eine der verödetsten Städte Spaniens, mit kaum ⅓ der früheren Bevölkerung. Bei B. liegt die Abtei Huelgas, von Alfons IX. für 150 adelige Nonnen gestiftet, deren Aebtissin Bischofsrechte und die Herrschaft über 17 Klöster, 14 Städte und 50 Dörfer hatte. B. oder vielmehr der nur 2 Leguas entfernte Flecken Vivar ist der Geburtsort des spanischen Nationalhelden Cid, Rodrigo Diaz el Campeador, dessen steinernes Bild über einem der Thore angebracht ist, und dessen sowie seiner Gemahlin Jimena Grab sich in dem einige Stunden entfernten ehemaligen Kloster San Pedro-de-Cardeña befindet. Fernando Gonzalez, zu dessen Andenken der erwähnte Triumphbogen errichtet ist, war zu B. geboren. In der Nähe die berühmte Karthause Miraflores. B. wurde im 9. oder 10. Jahrhundert an der Stelle der zerstörten Stadt Cauca (Auca) oder des alten Deobrigula erbaut und die Residenz der Grafen und Könige von Altkastilien. Alfons VI. verlegte den Bischofsitz von Gamonal hierher, und 1574 wurde B. zu einem Erzbisthum erhoben. In der neuern Kriegsgeschichte ist B. merkwürdig durch den Sieg der Franzosen unter Soult (40,000 Mann) über die Spanier (20,000 Mann) unter dem Marquis von Belvedere am 10. November 1808 und durch die

erfolglose Belagerung, welche Wellington vom 19. September bis 29. Oktober 1812 unternahm.

Burgos, Francisco Javier de, spanischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren den 22. Oktober 1778 zu Motel in der Provinz Granada als Sprößling einer adeligen Familie, widmete sich anfangs theologischen Studien, ward aber von dem Dichter und Rechtsgelehrten Melendez Valdés für die Jurisprudenz gewonnen und in seiner Vaterstadt zum Regidor und Sekretär der ökonomischen Gesellschaft erwählt. Unter König Joseph Bonaparte übernahm B. die Unterpräfektur von Almeria und mußte deshalb nach dem Sturz der französischen Herrschaft ein Asyl in Frankreich suchen. Hier arbeitete er eine Uebersetzung sämmtlicher Poesien des Horaz aus, die noch jetzt als unerreichtes Muster gilt und wozu er nach seiner Rückkehr ins Vaterland (1817) Kommentare und Noten fügte. Das Werk erschien 1820—23 in 4 Bänden. Außerdem beschäftigte er sich nach seiner Rückkehr mit Herausgabe älterer Werke der vaterländischen Literatur, die unter dem Titel „Continuacion del Almacen de frutos literarios" erschienen, sowie mit Ausarbeitung einer „Biografia universal" und seit 1819 mit Herausgabe einer Zeitschrift: „Miscelanea de comercio, artes y literatura", der er 1820 einen politischen Theil hinzufügte. Da er sich aber weder den Liberalen, noch den Absolutisten anschließen mochte, so lud er den Haß beider Parteien auf sich. Doch war sein Ruf als Publicist schon so bedeutend, daß er die Redaktion des „Imparcial" übertragen erhielt. Im Jahre 1824 ward er vom Gouvernement als Unterhändler bei der guebhardschen Anleihe nach Paris gesandt, wobei er selbst viel gewann. Nachdem er 1827 von Paris abberufen worden, erhielt er eine Anstellung als Intendant beim Zollrath, dann als Oberfinanzrath und wurde in die spanische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seine damals aufgeführte, 10 Jahre früher verfaßte Komödie „Las tres iguales" war ein Versuch, das alte spanische Lustspiel in klassischen Formen zu verjüngen, dem bald zwei andere Produkte derselben Art, „El baile de Máscara" und „El optimista y el pesimista", folgten. In Granada, wohin er sich um diese Zeit zurückzog, gründete er mehre industrielle und landwirthschaftliche Institute, ward aber 1833 nach Madrid zurückgerufen, wo ihn die Königin-Wittwe zum Minister des Innern ernannte. In dieser Stellung entwickelte er eine außerordentliche organisatorische Thätigkeit im administrativen Fache; übernahm nach dem Rücktritt des Antonio Martinez auch das Portefeuille der Finanzen und blieb nach dem bald darauf erfolgten Sturze des Premierministers Zea-Bermudez mit dem Kriegsminister Zarco del Valle allein an der Spitze der Regierung. Auch in dem neuen Ministerium Martinez de la Rosa behielt er seinen Platz und nahm, obwohl er sich wesentlichen Bestimmungen des Estatuto real widersetzt hatte, doch an dessen Abfassung Theil, dankte jedoch ab, als er sich deshalb aufs Heftigste angegriffen sah. Die Königin-Regentin ernannte ihn dafür zum Procer. Kaum aber hatte er seinen Sitz in der Kammer der Proceres eingenommen, als die spanische Schuld zur Diskussion kam. Der General Alava klagte ihn in der guebhardschen Anleihe des Unterschleifs an, worauf ihn die Kammer von ihren Sitzungen ausschloß. Zwar sprach ihn die Untersuchungskommission frei (2. Januar 1836), doch kehrte B., der sich inzwischen in Frankreich niedergelassen hatte, erst 1839 nach Spanien zurück, wo er seitdem zurückgezogen auf seinen Besitzungen in Granada lebte. Von seiner in Paris geschriebenen „Geschichte der Regierung Isabella's II." sind nur Bruchstücke veröffentlicht worden. Auch der Poesie hatte er sich in seinem Exil wieder zugewendet und mehre Komödien und Gedichte, worunter die berühmte „Oda á la razon", verfaßt.

Burgoyne (spr. Börgeun), 1) John, englischer General, natürlicher Sohn des Lord Bingley, trat frühzeitig in die Armee, kommandirte 1762 ein Corps in Portugal gegen die Spanier, seit 1775 in Canada gegen die Amerikaner, zeichnete sich hier bei der Eroberung von Ticonderoga aus und erhielt 1777 den Oberbefehl über 10,000 Mann, sah sich aber bei Saratoga von den Amerikanern eingeschlossen und mußte sich nach mehren unglücklichen Gefechten den 16. Okt. mit dem Rest seines Corps, 5550 Mann, unter der Bedingung, nach Europa übergeschifft zu werden, dem General Gates ergeben. Nach seiner Zurückkunft ward er aus dem Staatsdienste entlassen und ihm der Hof verboten. Doch verschaffte ihm die Königin, die ihm wohlwollte, wieder Zutritt zu letzterem. Er wurde Parlamentsmitglied für Preston und † 1792. Er schrieb die Dramen „Richard Löwenherz", „Die Eichennymphe" u. A.

2) Sir John Fox, britischer Ingenieurgeneral, 1782 geboren, begann seine militärische Laufbahn als Ingenieurlieutenant 1798, worauf er 1800 der Eroberung von Malta, 1806 der Expedition Stewarts in Sicilien und 1807 dem Unternehmen des Generals Fraser nach Aegypten beiwohnte. Im pyrenäischen Kriege, den er von Anfang bis zu Ende, von der Errichtung der Linien zu Torres Vedras bis zur Schlacht bei Toulouse (1809—14), mitmachte, nahm er an den wichtigsten Ereignissen, wie der Errichtung und Vertheidigung der Linien von Torres Vedras, den Belagerungen von Ciudad Rodrigo, Badajoz, Burgos, San Sebastian und andern glänzenden Thaten des Geniecorps Theil. Zum Kapitän aufgerückt, leitete er zuletzt selbstständig die denkwürdigen Belagerungsarbeiten von San Sebastian 1813. Im folgenden Jahre ward er auf den nordamerikanischen Kriegsschauplatz entsendet, wo er mit dem Range eines Oberstlieutenants zugleich an die Spitze des Geniewesens trat und dem verunglückten Sturme auf Neworleans (8. Jan. 1815) beiwohnte. Nach erfolgtem Frieden richtete sich B.'s Thätigkeit auf das theoretische Studium, obgleich er vorwiegend Autodidakt war und geblieben ist. Nachdem er 1826 die nach Portugal bestimmte Armee im Stabe General Clintons begleitet, erfolgte 1830 seine Ernennung zum Direktor der öffentlichen Bauten in Irland, in welcher Eigenschaft er diesem Lande die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Nicht allein, daß er durch Anlage wichtiger Kommunikationen und Bauwerke das materielle Wohl des Landes förderte, sondern auch die ihm 1846—47 übertragene Organisation der Maßregeln zur Linderung des unter der Bevölkerung eingerissenen Nothstandes hat seine Wirksamkeit zu einer segensreichen und dankenswerthen für das unglückliche Inselland gestempelt.

Während seiner fünfzehnjährigen Wirksamkeit in Irland rückte B. 1837 zum Generalmajor und hierauf 1845 zu seiner gegenwärtigen Stellung als Generalinspektor der Fortifikationen auf, worauf 1851 seine Ernennung zum Generallieutenant erfolgte. Vor Ausbruch des orientalischen Krieges ward B. nach Konstantinopel entsendet, um mit der türkischen Regierung über die vorzunehmenden Operationen zu verhandeln. Dieser Auftrag führte ihn nach Varna und Schumla ins Lager Omer Pascha's, worauf er im April 1854 nach England zurückkehrte. Bald darauf begab er sich abermals in den Orient, da die beabsichtigte Unternehmung gegen Sebastopol seinen Rath wünschenswerth machte. B. wohnte demzufolge ohne eigentliche Anstellung an der Seite Lord Raglans den ersten Monaten des Kriemfeldzuges vom September 1854 bis März 1855 bei, und er soll schon damals den Malakoff als den eigentlichen Schlüssel der Landbefestigung von Sebastopol erkannt und als Hauptobjekt für den Angriff empfohlen haben; er war jedoch im Frühjahr 1855 bereits nach England zurückgekehrt, als diese von ihm angeregte Idee zur Durchführung gelangte. Als Anerkennung seiner geleisteten Dienste erfolgte 1856 seine Erhebung zum Baronet. Ueber die gegenwärtig in England mit Vorliebe ventilirte Frage über die Landesvertheidigung für den Fall einer französischen Invasion gab B. 1859 „Military Opinions" heraus, die bedeutendste Flugschrift, die den fraglichen Gegenstand behandelt.

Burgscheidungen, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Querfurt, an der Unstrut, mit Rittergut, Schloß u. 330 Einw., der älteste bekannte Ort in Thüringen, erscheint urkundlich schon im 6. Jahrhundert, wo es als Skidingi befestigte Stadt und Residenz der thüringischen Könige war und sich auf dem linken Unstrutufer in ziemlichem Umfang ausgebreitet haben soll. Später verfiel B., war bis im 11. Jahrhundert kaiserliches Lehn, kam durch Kaiser Heinrich II. als Lehn an das Stift Bamberg, dann an die Herren von Querfurt, 1495 durch Erbschaft an Fürst Waldemar von Anhalt, von diesem an verschiedene adelige Familien und zuletzt an die Grafen von Schulenburg, welche von 1726—28 das heutige schöne Schloß bauten. Spuren der alten Größe B.s sind nicht mehr vorhanden.

Burg Schlitz, Schloß im wendischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, südwestlich von Malchin, dem Grafen Bassewitz gehörig, mit Bibliothek, Antiquitäten- und naturhistorischen Sammlungen und großartigen Parkanlagen. Hier als Denkmal Blüchers ein 40 Fuß hoher Obelisk aus Granit, von dem man 70 Ortschaften übersieht.

Burgschmiet, Daniel, berühmter Bildgießer, am 11. Okt. 1796 zu Nürnberg geboren, war der Sohn eines armen Steinhauers und empfing, ohne eine öffentliche Schule zu besuchen, den nothdürftigsten Unterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen durch einen Privatlehrer. Die Lust zum Zeichnen, Malen und Schnitzen erwachte früh in ihm, und schon in seinem 6. Jahre regte sich der Hang, gesehene Gegenstände sogleich auf dem Papier nachzubilden. Aber diese unschuldige Liebhaberei mußte vor den harten Anforderungen des Lebens bald zurücktreten. Der Tod der Mutter (1805) und eine schwere Krankheit des Vaters zwangen den Knaben, Geld zu verdienen. Dies gelang ihm, freilich kümmerlich genug, indem er für die Brillenfabrikanten Futterale schnitzte u. Kinderspielwaaren aus Holz fertigte, die er dann während des Christmarktes zum Verkauf brachte. Nach dem Tode des Vaters (1807) nahm ihn ein Freund des Verstorbenen, der Drechslermeister Maichel, in die Lehre, nach deren Beendigung er mit seinem Meister gemeinschaftlich für einen Kaufmann in Nürnberg besonders sogenannte „Kindertheater" fertigte, die in der Mechanik der Kulissen und Figuren wahre Meisterwerke gewesen sein sollen. Nachdem er sich 1819 als „mechanischer Spielzeugfabrikant" etablirt, baute er im folgenden Jahre mit dem Lithographen Paul Buchner ein Automatentheater, mit welchem er zwei Jahre lang in ganz Deutschland herumzog, überall Beifall und Anerkennung erntend. Zurückgekehrt, erhielt er durch Heideloffs u. Campe's Vermittelung den Auftrag, die Skulpturarbeiten in dem zu renovirenden nürnberger Waisenhause zu fertigen. Dann half er an der Reparirung des schönen Brunnens, und 1824—25 folgten seine Wiederherstellung der schadhaften Basreliefs an den Stationen in der Seilergasse und seine Bildhauerarbeit an der Kanzel und auf dem Altar der Jakobskirche. Daneben suchte er sich durch eifrige Studien in Reindels Akademie nachträglich jene Kenntnisse in der Technik zu erwerben, die ihm, dem Autodidakten, bisher noch fehlen mochten. Seine Fortschritte bethätigte er zunächst 1825, als ihm die Ausführung der heideloffschen Zeichnung zur Melanchthonstatue übertragen ward. Ohne sich ein Modell gemacht zu haben, wagte er sich an das Hauen in Stein unmittelbar nach der Zeichnung, und das Werk gelang, worauf er auf Heideloffs Empfehlung Lehrer der Plastik an der neuerrichteten polytechnischen Schule ward. Sein Streben ging nun dahin, auch den Erzguß in den Bereich seines Wirkens zu ziehen. Zunächst ward ihm eine Reliefstatue des Fürstbischofs von Fechenbach für den Dom zu Bamberg nach Heideloffs Zeichnung übertragen; dann goß er für die neue Residenz in München zwei kolossale Leuchter, sowie die Büste König Maximilians I. Als ihm der Guß des von Rauch modellirten Standbildes Albrecht Dürers für Nürnberg anvertraut ward, begab er sich mit Unterstützung der Kommune auf ein halbes Jahr nach Paris, um sich im Atelier des Kunstgießers Crassatière noch im Erzguß zu vervollkommnen. Nach seiner Rückkehr goß er zunächst für die polytechnische Schule zu Nürnberg zwei Statuen von Dürer und Regiomontan. Das Modell für das rauchsche Dürerstandbild kam erst 1837 in seine Hände; der Guß begann noch in demselben Jahre, ward aber erst nach drei Jahren mühseliger Arbeit und oft vergeblicher Versuche vollendet, so daß das Werk am 21. Mai 1840 auf seinem Platz vor der Sebaldikirche enthüllt werden konnte. B. hatte darin das Vollkommenste geleistet, was noch je auf dem Gebiete der Erzgießerei vorgekommen, schon in sofern die Statue die erste war, die in solcher Größe aus einer Form hervorging, ohne mit der Feile überarbeitet werden zu müssen. Die bedeutendsten Werke, die der Meister später noch schuf, mögen nur kurz erwähnt werden. Noch ins Jahr 1840 fallen seine Engel auf dem Altar der Lorenz-

kirche nach Heideloffs Zeichnung, 1844 und 1845 goß er die hähnelsche Beethovenstatue für Bonn; 1845 folgte die Büste Scharrers auf dem nürnberger Bahnhofe, u. 1846 errichtete er selbst diesem seinem Wohlthäter ein Denkmal auf St. Johannis. Darauf folgte der äußerst schwierige Guß eines vom Bildhauer Ernst Conrad in Hildburghausen modellirten Pokals für den Erzherzog Johann in Erz, dessen Ausführung sich die tüchtigsten Kunstgießer in Wien, Berlin und Paris nicht getraut hatten. Größere Arbeiten waren wieder die Statue Kaiser Karls IV., die bei der Jubelfeier der Universität zu Prag 1848 enthüllt wurde, die Denkmale für den Minister Winter in Karlsruhe und für Martin Luther in Möhra, sowie das Radetzkymonument für Prag. B. † gleich nach Vollendung des letzteren u. noch vor seiner Enthüllung, am 7. März 1858.

Burgstädt (Burgstädtel), Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, in der Herrschaft Schönburg-Rochsburg, mit 4050 Einwohnern, welche Ackerbau, Twistspinnerei, Kattundruckerei und Weberei treiben. Hier legte 1750 ein Hamburger, Wilhelm Schlüssel, die erste sächsische Kattunfabrik an.

Burgstall, s. Burg.

Burgund (Bourgogne), vormalige französische Provinz, der centrale Landstrich des östlichen Frankreichs, welcher, im Gebiete der Seine, Loire und Rhone, im Norden von Lothringen und der Champagne, im Westen von Bourbonnais, im Süden von Lyonnais und der Dauphiné und im Osten von Savoyen und der Franche-Comté umschlossen wird. Die Provinz, bestehend aus dem ehemaligen Auxerrois, der Ballei oder dem Amt de la Montagne, dem Auxois, dem Dijonnais, dem Autunois, dem Châlonnais, dem Charolais, dem Mâconnais, dem Fürstenthum Dombes, der Bresse, dem Bugey, dem Lande von Gex und Val Romey, ist 467 QM. groß, mit über 2 Millionen Einwohnern, umfaßt die jetzigen Departements Ain, Saone-Loire, Côte d'or und Yonne; im weiteren historischen und physikalischen Sinne gehören aber auch die Departements Ober-Saone, Ober-Marne und Aube dazu. Die Saone theilt bis zu ihrer Mündung in die Rhone B. in einen westlichen und östlichen Theil; während der letztere im Norden durch die mehrfach gegliederten Terrassen von Hochburgund, welche zu dem Quelllande der Mosel aufsteigen, gebirgig ist, bildet er im Süden die ziemlich einförmige Platte von Niederburgund, welche, von allen Seiten hoch umschlossen, sich an die westlichen Vorketten des Jura legt und im Süden die an Teichen überaus reiche Landschaft Bresse enthält. Am rechten Ufer der Saone erheben sich die steilen Abfälle des Plateau's von Langres, der Côte d'or und der Gebirge von Charolais mit den anliegenden Höhen von Macon, welche durch tiefe Thalfurchen mit den Kanälen von B. u. du Centre von einander geschieden werden und allmählig in breiten Terrassen zu den Centralebenen Frankreichs abfallen. Der südliche Theil weist die größten Erhebungen auf, indem westlich von der Bresse die Höhen von Macon und Charolais bis gegen 3000 Fuß und östlich von derselben die Gipfel des Jura bis zu 5000 Fuß aufsteigen. Die Hauptgewässer von B. sind im Rhonegebiete die Rhone selbst, an der Südgrenze mit dem Ain, und die Saone mit Doubs und Dignon; vom Seinegebiete der obere Lauf dieses Hauptflusses u. die Yonne mit dem Armençon, und im Gebiete der Loire außer dieser selbst, die B. auf eine kurze Strecke durchströmt, der Arroux. Die beiden genannten Kanäle stellen eine Verbindung zwischen diesen Flußgebieten her und machen, indem noch der vom Doubs abgehende Elsaßkanal hinzukommt, B. zu einer wichtigen Passagelandschaft zwischen dem Mittelmeer, der Nordsee, dem Kanal u. dem offenen atlantischen Ocean. Der Boden von B. gehört mit wenig Ausnahmen zwei Hauptgebirgsgruppen an; die niederburgundische Platte den tertiären Schichten der Molassegruppe und die umschließenden Höhen den Formationen des Jurakalks. Unter den mineralischen Schätzen finden sich Baumaterialien der verschiedensten Art, Brennstoffe aber fast nur in den bedeutenden Steinkohlenlagern das Departements Saone-Loire. Von der metallischen Ausbeute verdient das Eisen der Departemens Saone-Loire u. Côte d'or hervorgehoben zu werden, woselbst dessen Verarbeitung auch eine sehr thätige Industrie beschäftigt. Im Schutze eines sehr gesunden u. milden Klima's, das nur im Süden durch die Gebirgsnatur oder durch Moräste weniger günstig ist, betreiben die Bewohner mit Vortheil eine ausgedehnte Forst- und Wiesenkultur, Acker- und Gartenbau und fast überall mit glücklichem Erfolge, im Departement Côte d'or ausgezeichneten Weinbau. Die Weinberge nehmen 20 QM. ein. Auch die Rindviehzucht ist in gutem, die Schafzucht in noch besserem Zustande; dem Departement Côte d'or verdankt Frankreich den Anfang der Veredelung der französischen Schafe. Die arbeitsamen Bewohner liefern, mit Ausnahme des ärmern Südens, dem ziemlich lebhaften Handel nicht allein beträchtliche Ueberschüsse ihrer Rohprodukte u. vorzüglich schöne Weinsorten, sondern auch die Erzeugnisse ihrer Industrie, besonders in Leinen-, Wollen- und Metallwaaren. Die 4 Hauptstädte von B. sind Auxerre, Dijon, Macon und Bourg. Der eigentliche Burgunder ist charakterisirt durch Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit und Festigkeit; er verbindet Frohsinn u. Witz mit einer gewissen Barschheit, und sein rauhes schneidendes Patois paßt gut zu seinem satirischen Tone. Die Schriftsteller, deren B. viele aufzuweisen hat, zeichnen sich durch einen bilderreichen, bisweilen kräftigen, aber auch oft schwülstigen Styl aus. Die Grundzüge des germanischen Charakters haben sich nicht ganz verwischt. In Bezug auf die historische Heranbildung Frankreichs und des französischen Volkes ist B. eine der Hauptprovinzen des Reichs.

Geschichte. Im 5. Jahrhundert n. Chr., als die Burgunder zuerst feste Wohnsitze in Gallien nahmen, begriff das Königreich B. die Länder zwischen den Alpen und den Cevennen bis zur Loire und von dem mittelländischen Meere bis zum Elsaß und zu der Champagne. Im 6. Jahrhundert wurden die südlichen Länder theilweise davon abgerissen. Im 12. Jahrhundert verstand man unter B. die Hälfte der Schweiz, die Franche-Comté und Bourgogne im eigentlichen Sinne, und zwar erreichte dasselbe über Genf hinaus die Rhone nicht mehr. Noch einmal wuchs die Ausdehnung des burgundischen Reichs im 15. Jahrhundert, indem man damals die Franche-Comté, Bourgogne und die sämmtlichen Niederlande dazu rechnete. Die Ge-

schichte kennt vier verschiedene Königreiche, zwei Grafschaften und ein Herzogthum B.

Die Burgunder (Burgundii, Burgundiones) wohnten ursprünglich im nördlichen Deutschland zwischen der Weichsel und Oder zunächst südlich von den Rugiern, deren Wohnsitze unmittelbar an die Ostsee grenzten. Wahrscheinlich haben sie schon im 1. Jahrhundert n. Chr. ihre alten Wohnsitze an der Weichsel verlassen und sind östlich über die alten Grenzen Germaniens hinausgerückt. Später erscheinen sie an der Donau. Erst im 3. Jahrhundert werden sie als Nachbarn der Gepiden genannt, deren König Fastida sie um 250 n. Chr. bis zur Vernichtung schlug. Seit dieser Zeit scheinen sie sich westlich gegen den Rhein hin ausgebreitet zu haben, ohne jedoch die Donau zu verlassen. Sie wurden nunmehr Nachbarn der Alemannen, mit denen sie sich lange Zeit um den Besitz der Salzquellen in Schwaben stritten. Unter Kaiser Probus geriethen sie 276 n. Chr. zuerst mit den Römern in Konflikt; der Kaiser ließ sie bis über die Donau vordringen, schlug sie aber dann in einer Schlacht zurück. Unter Diocletian (286) beunruhigten sie wiederum, und zwar diesmal in Verein mit den Alemannen, die gallischen Grenzen; Hunger u. ansteckende Krankheiten richteten jedoch einen großen Theil des streitbaren Volks zu Grunde, und als sie zugleich verheerende Angriffe von Seiten der Gothen zu bestehen hatten, so konnten sie sich derselben nur mit Hülfe der Alemannen erwehren (289). Bald nachher finden wir die Burgunder im Kriege mit den letztern, denen sie das in schwerem Kampfe Abgewonnene jedoch bald wieder abtreten mußten. Um 370 n. Chr. gewann Valentinian, als er die Alemannen zur Sicherung der römischen Grenzen bekriegte, die Burgunder heimlich für sich und schlug mit deren Hülfsmacht von 80,000 Mann die Alemannen. Als Rhadagaisus 405 n. Chr. in Italien einfiel, waren auch Burgunder in seinem ungeheuren Heere. Ihr damaliger König Gundicar täuschte den Empörer Jovinus in Gallien mit versprochener Hülfe; wenigstens hinderte er dessen Fall nicht. Constantius aber, der Feldherr des Honorius, überließ ihnen ein Stück Land auf dem linken Rheinufer in Germania prima, und so zogen sie jenseits des Rheins ins Elsaß und in die Rheinpfalz. So lange die Burgunder diesseits des Rheins gehaust hatten, waren sie Heiden; als sie den Rhein überschritten, traten sie zur katholischen Kirche, schlossen sich an die Gallier an und versprachen, die römische Grenze zu schützen. Doch wurden sie von den Römern abhängig und von diesen um 435 oder 436 in das verlassene Land der Allobroger (jetzt zuerst Sabaudia genannt), am Fuße der Alpen u. im Jura, versetzt, nachdem sie nebst vielen andern Völkern verwüstend in Belgien eingebrochen waren, aber eine schwere Niederlage durch den römischen Feldherrn Aëtius erlitten hatten. In dem großen Kampfe zwischen den Hunnen und den Westvölkern fand der burgundische König Gundicar seinen Tod (450). Diesen Gundicar hält man für den König Gunther des Nibelungenliedes. Mit ihm scheint sein ganzes Geschlecht untergegangen zu sein, denn sein Nachfolger Gundioch oder Gundeucus wird nirgend sein Sohn genannt, vielmehr als vom König Athanarich der Gothen abstammend bezeichnet. Gundioch selbst soll Katholik gewesen sein, aber unter dem Volke fand seit 460 der Arianismus Eingang. Als Mitregent Gundiochs (Gunderichs) wird seit 466 sein Sohn Chilperich genannt. Beide hielten anfangs Frieden mit den Römern, nahmen römische Staatswürden an und gewährten dem Avitus, der sich in Spanien zum Kaiser aufgeworfen hatte, Unterstützung im Kriege gegen die Sueven in Spanien. Später benutzte Gundioch die allgemeine Zerrüttung des römischen Reichs zur Erweiterung seiner Macht, indem er Lyonnais wieder eroberte und mit seinem Gebiete vereinigte, welches seitdem erst den Namen B. führte und sich über einen großen Theil der Schweiz, die Dauphiné bis zur Provence und zum Meere erstreckte. Gundioch (Gunderich) hinterließ bei seinem Tode (473) 4 Söhne, von denen der älteste, Chilperich, zu Genf, Godegisil zu Besançon, Gundobald zu Lyon und Godomar zu Vienne residirte, doch alle, wie es scheint, unter dem Supremat des ersten, der schon bei des Vaters Lebzeiten König von B. heißt. Chilperich kämpfte gegen die Westgothen, deren König Eurich die südliche Küste eroberte und einen großen Theil des übrigen Reichs verwüstete. Nach Eurichs Tode empörte sich Gundobald (um 477), schlug Chilperich, der im Gefechte gefangen und mit seinen Söhnen hingerichtet wurde, und bemächtigte sich des Thrones. Gundobald führte den Arianismus ein, benutzte die Gelegenheit, die ihm der Krieg Odoakers und Theoderichs bot, zu einem Einfall in Italien, eroberte 492 Turin u. richtete furchtbare Verwüstungen an. Ein schwerer Kampf drohte ihm von den Franken, als Chlotilde, Chilperichs zweite Tochter, ihren Gemahl Chlodwig aufforderte, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder an Gundobald zu rächen. Letzterer trat seinem Bruder Godegisil Genf ab, um ihn für sich zu gewinnen. Trotzdem ging dieser bei Dijon zum Feinde über, und Gundobald wurde genöthigt, nach Avignon zu fliehen. Im Frieden (500) versprach er, den Franken Tribut zu zahlen und im Kriege dienstpflichtig zu sein. Godegisil erhielt nebst seinem Erbtheile Genf und Vienne, ward aber schon im folgenden Jahre von Gundobald in Vienne belagert und bei der Einnahme der Stadt erschlagen. Seitdem behauptete sich Gundobald mit Kraft gegen die Franken, nachdem er ein Bündniß mit den Ostgothen in Italien geschlossen hatte. Um die noch bestehende Ungleichheit zwischen Römern und Burgundern vor dem Gesetz zu beseitigen, ließ er die burgundischen Gesetze aufzeichnen. Weltliche und geistliche Herren versammelten sich aber 502 in Genf und setzten seine Gesetze außer Geltung. Erst auf einem zweiten Landtag zu Ambieu, auf welchem eine neue Gesetzsammlung vorgelegt wurde, unterzeichneten 36 Große die Statuten. Dies ist das noch jetzt vorhandene burgundische Gesetzbuch (Lex Gundobalda), das von Gundobalds Sohne Sigismund noch viele Zusätze erhielt. Der größte Theil dieser Gesetze umfaßt die Privatverhältnisse; auch läßt sich der Einfluß des römischen Rechts auf die Abfassung derselben nicht verkennen. Indeß treten auch hier schon gewisse Lehnsverhältnisse hervor, indem den burgundischen Grafen für ihr Richteramt ein Lehngut gegeben wurde. Im Jahre 507 kämpften die Burgunder mit den Franken gegen die Westgothen, eroberten 508 Narbonne und belager-

ten Arles, ohne es zu nehmen. Unter Gundobald wurde Genf aufgebaut und befestigt, der Grund zu Lausanne und andern Städten und zu einer Menge von Klöstern gelegt, die später zu den ausgezeichnetsten jener Länder gehörten. Nach fast fünfzigjähriger Regierung ließ er 515 seinen Sohn Sigismund zum König wählen und starb kurz darauf (516). Sigismund, welcher schon bei seines Vaters Lebzeiten zur katholischen Kirche übergetreten war, herrschte nach ihm mit Ausschluß seines Bruders Godomar. Er war Schwiegersohn des ostgothischen Königs Theoderich und hatte von dessen Tochter einen Sohn Sigerich und eine Tochter Suavegotha, welche an den fränkischen König Theoderich verheirathet war. Nach dem Tode der ersten Gemahlin aber nahm er eine zweite von niederer Herkunft, die ihn durch Intriguen verleitete, seinen Sohn Sigerich zu tödten. Entrüstet über diese Unthat, schloß Theoderich von Italien einen Bund mit den fränkischen Königen (außer Theoderich) zur Theilung B.s (524). Sigismund ward geschlagen und floh verkleidet nach St. Moritz in Wallis, ward aber ausgeliefert und gefangen von dem Frankenkönig Chlodemir nach Orléans geschickt. Hierauf stellte sich Godomar (Gondomar) an die Spitze der Burgunder und eroberte das Verlorne wieder. Chlodemir ließ nun Sigismund sammt seiner Familie ermorden (524), unternahm einen zweiten Heereszug gegen B., fiel aber in der ersten Schlacht. Seine Brüder, die Frankenkönige Childebert u. Chlothar, überzogen 532 das Land mit Uebermacht, ließen den König sein Leben in einer Burg beschließen (nach Andern fiel er in der Schlacht) und machten das besiegte Volk tribut- und kriegspflichtig (534). Im Uebrigen blieb die alte Verfassung in Geltung. B. bildete seitdem einen in sich abgeschlossenen Theil des fränkischen Reichs.

B. war unter der fränkischen Herrschaft in drei Theile getheilt: ein Herzog verwaltete das niedere B., ein Patricius den gebirgigen Theil Savoyen, Hochburgund, von Genf bis Solothurn und Wallis, und abermals ein Herzog Alemannien und Rhätien. Erst nach Chlothars I. Tode (561) fiel bei der Theilung des fränkischen Landes Bourgogne, die Dauphiné, Savoyen und ein Theil der Provence als Königreich B. dessen zweitem Sohne Guntram zu, der nun seine Residenz zu Chalons an der Saone aufschlug. Der andere Theil fiel an Guntrams Bruder, König Siegbert von Austrasien. Guntram erhielt im Allgemeinen die früheren Zustände; nur suchte er die Macht der Heerführer dadurch zu brechen, daß er die niederen Lehen erhob und die Statthalterschaften theilte. Er focht 565 siegreich gegen seinen Bruder, der ihm Arles entreißen wollte, und gegen die Lombarden, welche von 571—576 jährlich in B. einzudringen versuchten. Um einen Seehafen zu haben, bewog er seinen Neffen, König Childebert von Austrasien, ihm die Hälfte der Stadt Marseille abzutreten. Er starb 593, und ihm folgte sein Neffe Childebert II., welcher Austrasien mit B. vereinigte, aber schon 596 eines gewaltsamen Todes starb, worauf das Reich an Guntrams zweiten Sohn Theoderich kam, mit Ausnahme der Hälfte von Marseille, welche wieder an Austrasien fiel. Der unmündige Theoderich überließ alle Gewalt einem Römer, Protadius, der das Amt eines Majordomus bekleidete, bis er in einer Versammlung der Großen erschlagen ward. An seine Stelle trat Warnachar, welcher einen glücklichen Krieg (612) gegen Austrasien führte und Elsaß, den Sundgau, Thurgau und die Champagne mit B. vereinigte. Später gewann er noch ganz Austrasien, nachdem er seinen Bruder Theodebert von Austrasien bei Toul und Zülpich geschlagen und gefangen nach Chalons geführt hatte, wo dieser kurz nachher starb. Doch auch Theoderich starb 613, erst 26 Jahre alt, und nun versuchte seine Großmutter Brunehilde, Theoderichs vier Söhnen, ihren Urenkeln, Austrasien u. B. gegen den Frankenkönig Chlothar II. zu erhalten; doch Warnachar und die burgundischen Großen gingen zu Chlothar II. über, sie selbst, die sich der Ermordung von zehn Königen schuldig gemacht, wurde gefangen und grausam hingerichtet. Chlothar bemächtigte sich B.s und ließ die beiden ältesten Prinzen ermorden; der jüngste, Merovãus, entkam, aber sein Name verschwindet aus der Geschichte. Hierauf wurde B. wieder unter fränkischer Hoheit vom Majordomus und dann von Herzögen verwaltet; doch behielt das Land seine eigenen Gesetze und althergebrachten Institutionen. Auch wurden die fränkischen Könige immer noch besonders als Könige von B. proklamirt und meist auch als solche gekrönt. Erst die Karolinger betrachteten B. als zur fränkischen Krone gehörig. Im Vertrage von Verdun erhielt Lothar alle südlichen Theile an der Rhone bis zu den Alpen, Karl der Kahle das Land jenseits der Rhone u. Saone, Lyon, Macon, Chalons, Autun, Langres, Auxerre, Avallon, Dijon, Nevers u. a. Lothar theilte 855 seinen Antheil von B. noch einmal und gab die nördlichen Länder (Genf, Lyon und das transjuranische B.) an Lothar, die südlichen (die Provence) an seinen jüngsten Sohn Karl; wenige Jahre nachher trat Lothar abermals einige Distrikte an Karl, andere an den Kaiser Ludwig ab. Nach Lothars und Ludwigs Tode kam die eine Hälfte von B. an Deutschland, die andere an Frankreich, so daß die Rhone die Grenze bildete. Später wurden noch Lyon, Besançon u. a. von Ludwig III. und Karlmann an Deutschland abgetreten, um Ludwig den Deutschen dadurch von der Annahme der ihm von den französischen Großen angetragenen Krone abzuhalten. Nach Ludwigs Tode (882) begann mit Karl dem Dicken der Zerfall des fränkischen Reichs, und das cisjuranische B. wurde von allen Ländern zuerst von demselben abgerissen. Karl der Kahle hatte seinen Schwager, den Grafen Boso von Autun oder Vienne bei seiner Kaiserwahl zum Herzog von Pavia, sowie zu seinem Statthalter in Italien und in der Provence (876) erhoben. Aber schon 879 machte sich Boso auf Zureden seiner zweiten Gemahlin, Irmengard, Kaiser Ludwigs II. Tochter, mit Hülfe der burgundischen Prälaten unabhängig, nahm den Königstitel an und stiftete das Königreich Burgundia cisjurana (cisjuranisches Reich), das später nach der Hauptstadt, Arles, arelatensisches Reich hieß und alles Land von den Alpen bis über die Rhone hinaus u. von dem mittelländischen Meere gegen die Schweiz (mit Ausschluß von Genf) bis zur Saone nebst Lyon, also das Gebiet von Chalons und Macon in Bourgogne, Vienne, Lyon, einen Theil von Savoyen, die Provence und den südöstlichen Theil von

Languedoc umfaßte. Um das Reich sicherer zu besitzen, nahm er es 882 von Kaiser Karl dem Dicken in Lehen. Boso starb den 11. Jan. 887 zu Vienne und hinterließ die Herrschaft seinem Sohne Ludwig dem Blinden (Bosonides) unter der Vormundschaft seiner Mutter Irmengard. Diese stellte sich und ihr Kind unter den Schutz Arnulfs, worauf Ludwig von den Großen des Reichs gewählt, 890 als König anerkannt und zu Valence gekrönt wurde. Er wurde 891 zum Kaiser ernannt, aber bald darauf geschlagen, von Berengar gefangen und geblendet. Er starb 923, und Hugo, Graf von Arles, folgte ihm als König, vertauschte aber 933 B. gegen Italien (s. unten).

Zu derselben Zeit, als Boso sich in Arelat unabhängig machte, hatte sich Graf Rudolf I. aus guelfischem Stamme 887 zum Herrn der Provinzen zwischen dem Jura und den Grenzen Italiens aufgeworfen u. sich den Königstitel beigelegt, welcher schließlich von dem deutschen Kaiser Arnulf anerkannt wurde. Das von Rudolf gegründete Königreich erhielt den Namen transjuranisches B. (Burgundia transjurana) od. Oberburgund, im Gegensatz von Niederburgund, worunter man das Herzogthum B., und Hochburgund, worunter man die innere Grafschaft versteht. Es begriff die Schweiz, die Landschaften von Valois, Genf, Chablais und Bugri. Rudolf sah sich genöthigt, von Kaiser Arnulf seine Krone als Lehn anzunehmen (890); aus Furcht jedoch vor dessen feindlichen Absichten verband er sich mit Guido von Spoleto, und dies um so inniger, als Ludwig, König vom cisjuranischen B., sich an den deutschen Kaiser angeschlossen hatte. Er starb 912 und hinterließ sein Reich seinem Sohne Rudolf II., der gegen Berengar von Italien Krieg führte, nach dessen Tode die italienische Königskrone empfing (924), aber Italien gegen Arelat vertauschte und so beide B. unter dem Namen Königreich Arelat vereinigte. Seine Länder erstreckten sich von Schaffhausen und Basel bis zum Jura, gegen die Saone hin und bis fast an das Meer, im Osten bis zu den höchsten Alpen. Als Rudolf II. 937 starb, folgte ihm sein unmündiger Sohn Konrad unter der Vormundschaft des Kaisers Otto I. Konrad liebte den Krieg nicht, führte ihn aber mit Klugheit und Nachdruck, wenn er nöthig war; seine Regierung beglückte das Land, u. nie war B. in größerer Blüthe. Seinen Schwager, Otto I. von Deutschland, unterstützte er in mehren Kriegen. Als später die Ungarn u. Araber, die sich einiger Alpenpässe bemächtigt, B. bis zum Jura hinunter plünderten, versprach er den Ungarn Hülfe gegen die Araber und warnte diese vor jenen, stellte sich selbst in einem Hinterhalt in den Alpenpässen auf, und als nun die beiden Völker in Streit u. Kampf geriethen, überfiel er sie u. brach ihre Kraft auf lange Zeit (964). Mit dem ehrenden Beinamen „der Friedfertige" starb er 993. Sein Nachfolger, Rudolf III. (der Nichtswürdige), war seinem Vater in Allem unähnlich u. nicht im Stande, die übermächtigen Vasallen zu bändigen, die schon während der letzten Regierungsjahre Konrads unruhig gewesen waren. Als er endlich den Versuch machte, das königliche Ansehen wieder herzustellen, trieben ihn die Vasallen so in die Enge, daß er den König Heinrich II. von Deutschland, den Sohn seiner ältesten Schwester, und nach dessen Tode den deutschen König Konrad II., seinen Großneffen, mit Uebergehung seines Neffen Odo von Champagne, zu seinem Nachfolger ernannte. Er starb den 6. September 1032. Nach seinem Tode zog Odo von Champagne mit einem Heere über den Jura, eroberte das romanische Helvetien und ließ sich zu Arles krönen. Nun erschien Konrad im Herbst 1032 ebenfalls in B. und ließ sich von einem Theile der burgundischen Großen in Peterlingen zum König wählen und huldigen. Odo bat darauf um Frieden und schwur, alle ihm auferlegten Bedingungen zu erfüllen und B. zu räumen. Kaum aber hatte sich Konrad entfernt, als sich Odo zu kräftigem Widerstand rüstete. Konrad ging nun 1034 zum zweiten Male mit einem deutschen Heere nach B., während ein italienisches durch die Alpenpässe zog und sich in Genf mit den Deutschen vereinigte. Hierauf unterwarf sich das ganze Land. Konrad aber versammelte 1038 einen großen Landtag zu Solothurn, ordnete hier sämmtliche Verhältnisse in B. und ließ seinen Sohn Heinrich, der 1039 als Heinrich III. deutscher Kaiser wurde, zum König wählen. Ihm folgte 1056 Heinrich IV., diesem 1106 Heinrich V. Nach dessen kinderlosem Tode betrachtete Kaiser Lothar B. als ein Pertinenzstück des deutschen Reichs und ertheilte dasselbe als erbliche Statthalterschaft dem Herzog Konrad von Zähringen. Die Vasallen bewahrten ihre Rechte auch unter den kaiserlichen Statthaltern. Da diese Rechte schon an und für sich bedeutend waren, und bei der Verwirrung im deutschen Reiche sich nur zu häufig die Gelegenheit bot, dieselben auszubreiten, so entzog sich B. in der That mehr und mehr der deutschen Herrschaft, zumal es derselben schon der Sprache wegen zum Theil entfremdet war. Die Städte wurden allmählig Reichsstädte, und die Grafen und Statthalter gelangten fast zur Unabhängigkeit. Endlich blieben bloß die Grafen von Savoyen und Montbeillard und das Bisthum Basel beim deutschen Reich.

Fast zu derselben Zeit, als die Oberhoheit des arelatensischen Königreichs an Deutschland kam, bildeten sich zwei Grafschaften in B., die Freigrafschaft (Hochburgund, auch Franche-Comté oder Pfalzgrafschaft B.) u. Kleinburgund. Jene begriff das frühere Sequanerland, umfaßte die Länder vom Jura bis zum Herzogthum B. und nördlich bis an die Flüsse Doubs und Saone; Kleinburgund reichte, nachdem die Länder östlich vom Jura von Hochburgund abgerissen waren, von da bis zum Gotthard und vom Rhein bei Basel bis nach Wallis. Hochburgund war nach Lothars Tode an Karl den Kahlen gefallen, der es durch königliche Beamte verwalten ließ. Als B. von dem Königreich Lothringen getrennt wurde, erhielt Boso's jüngerer Bruder Hugo, der Schwarze, zweiter Sohn Richards, Grafen von Autun, von Karl dem Einfältigen um 915 das Land als französisches Lehn. Er erlangte den Titel eines Grafen von B., wurde 938 Herzog von Niederburgund und starb 952, worauf sein Schwager Giselbert Graf von B. wurde, der schon 956 starb. Die Residenz der Grafen von B. war Besançon. Der erste erbliche Graf war Otto (I.) Wilhelm, Sohn des Markgrafen Adalbert von Ivrea und Enkel Giselberts von

mütterlicher Seite. König Rudolf III. von Arelat ernannte ihn zum Generalgouverneur seines Reichs, wo er bis zu seinem Tode (1027) unumschränkt herrschte. Er ist der Stammvater des Hauses Chalons, von welchem die Prinzen von Oranien abstammen. Seine Macht hinterließ er seinem Sohne, Reinold (Renaud) I., der sich weigerte, den Kaiser Heinrich III. als seinen Lehnsherrn anzuerkennen, und sich erst 1045 unterwarf. Reinold starb 1057 u. ihm folgte sein Sohn Wilhelm der Große oder der Kühne (Tête hardie), welcher mit B. noch die Grafschaft Vienne, das Erbe von seinem Schwiegervater, vereinigte. Er starb 1087. Von seinen beiden Söhnen, Reinold II., der auf einem Kreuzzuge 1097 starb, und Stephan, führte letzterer die Regierung für Reinolds unmündigen Sohn Wilhelm II., den Deutschen, der sich 1107 mit Gräfin Agnes von Zähringen vermählte und deshalb der deutsche Graf genannt wurde. Er übernahm 1101 selbst die Regierung und ward, der Sage nach, 1107 vom Teufel geholt. Sein Sohn, Wilhelm III., das Kind, wurde 1127 in der Kirche zu Payerne ermordet, und da er keine Kinder hinterließ, erhielt Reinold III., Stephans Sohn, Graf zu Chalons und Macon, die Erbschaft. Als um dieselbe Zeit das fränkische Kaiserhaus ausstarb, so sah Reinold die Krone B. für erledigt an und weigerte sich, dem zum König erwählten Lothar von Sachsen zu huldigen. Dafür traf ihn die Reichsacht, und Konrad von Zähringen erhielt den Auftrag, sie zu vollziehen. Nach hartem Kampfe nahm dieser ihn gefangen u. führte ihn zum Kaiser. Sein Muth gewann die Fürsten beim deutschen Reichsgericht, vor das er in Straßburg gestellt wurde, u. er erhielt die Franche-Comté, so genannt, weil die Grafschaft keinem Herzog unterworfen war, zurück; das Land im Osten des Jura kam an Konrad von Zähringen u. bildete von nun an die Grafschaft Kleinburgund, welche bei dem zähringischen Hause bis zu Bertolds V. Tode blieb. Oberburgund vererbte Reinold 1148 an seine Tochter Beatrix, die es mit Hülfe ihres nachherigen Gemahls, des Kaisers Friedrich I., mit Erfolg gegen ihren Oheim Wilhelm behauptete, der die gesammte Grafschaft ansprach. Im Jahre 1175 übertrug Friedrich I. seinem Sohne Otto I. (II.) B., von dem er jedoch Besançon trennte, und machte ihn zum Pfalzgrafen, und als 1185 Beatrix starb, hatte Otto nicht nur Hochburgund, sondern auch die allgemeine Verwaltung der kaiserlichen Herrschaft im arelatensischen Reiche. Er starb 1200, worauf das Land mit seiner Tochter Beatrix an Herzog Otto II. (III.) von Meran aus dem Hause Andechs kam. Dieser führte einen langen Krieg mit dem Grafen Stephan von Auxonne, der sich Graf von B. nannte, u. † um 1234. Nach seines Nachfolgers, Otto's III. (IV.), Tode (1248) fiel B. an des letztern Schwester Alix, Gemahlin Hugo's, Grafen von Chalons. Als Alix 1267 eine zweite Ehe mit Philipp von Savoyen einging, machte derselbe gegen ihren Sohn Otto Ansprüche auf die Grafschaft, ließ sich aber später mit Geld abfinden. Otto IV. (V.) folgte 1276 u. führte eine im Ganzen ruhige Regierung. Er hielt sich besonders zu dem Herzog Robert II. von B., dem er einen großen Theil seiner Lehen übergab. Er vermählte sich um 1283 in zweiter Ehe mit Mathilde, Tochter Roberts II., Grafen von Artois, nach dessen Tode (1302) er Artois erbte. In einer Schlacht gegen die Flandrer verwundet, starb er 1303. Ihm folgte sein unmündiger Sohn, Robert das Kind, unter Vormundschaft seiner Mutter, und 1315 dessen Schwester, Johanna I., vermählt mit Philipp von Poitiers, dem zweiten Sohne König Philipps des Schönen von Frankreich. Nach ihrem Tode (1330) fiel die Grafschaft an ihre älteste Tochter Johanna II., die sich schon 1316 mit dem Herzog Otto IV. von B. verheirathet hatte. Auf diese Weise wurden die beiden Länder wieder vereinigt, nachdem sie vierhundert Jahre getrennt gewesen waren. Nach Philipps I. Tode kam 1361 die Grafschaft B. an Margaretha, Johanna's II. Schwester, deren Tochter Margaretha 1367 den Herzog Philipp den Kühnen von B. heirathete, wodurch die Grafschaft B. mit dem Herzogthum für immer vereinigt wurde. Nach dem Erlöschen des burgundischen Hauses fiel die Franche-Comté an Habsburg, 1678 aber an Frankreich.

Fast um dieselbe Zeit, wo Rudolf das transjuranische B. gegründet, machte sich Richard, der Richter (Justicier), ein mächtiger Graf in Niederburgund oder dem Herzogthum Bourgogne, zum Herrscher dieses Landes. Er war Graf von Autun, Bruder Boso's und Schwager Karls des Kahlen, der ihm die Verwaltung jener Länder überlassen hatte. Sein Land umfaßte die Gebiete, welche westlich von der Saone bis Bourbon und Nevers liegen; im Norden bildete die Champagne, im Süden Bresse und Beaujolais die Grenze. Als Boso sich 879 für unabhängig erklärte, stand Richard den Königen Ludwig und Karlmann gegen seinen Bruder bei, eroberte 880 Macon und 882 Vienne u. erhob 887 den Herzog Otto (Eudes) auf den Thron Frankreichs. Seine Macht bekundeten die Siege über die Normannen, die er 888 bei St. Florentin bis zur Vernichtung schlug und 911 zur Aufhebung der Belagerung von Chartres zwang. Nach seinem Tode (921) kam die Regierung erst an seinen Sohn Raoul (Rudolf), der jedoch schon 924 König von Frankreich wurde, dann an dessen Schwager Giselbert oder Guilbert, Grafen von Dijon, der jenem in den ersten Jahren seiner Regierung die wesentlichsten Dienste leistete, bis über den Besitz des Schlosses von Avallon ein Krieg zwischen beiden ausbrach. Als Rudolf 936 starb, machten Hugo der Große oder der Weiße, Herzog von Francien, und Markgraf Hugo der Schwarze, Bruder König Rudolfs, Ansprüche auf das Herzogthum B., während 937 auch die Ungarn in B. einfielen. In dem Vertrag von Langres (938) theilten die Streitenden das Land unter sich, alle drei den Titel Herzog von B. beibehaltend. Hugo der Schwarze erhielt die Marquisate la Bresse, Macere und Beaujolais, Hugo der Große den westlichen Theil mit Langres und Giselbert den übrigen Theil. Hugo der Schwarze trat schon 943 sein Gebiet an Hugo den Großen ab. Dasselbe that dessen Erbtochter Luitgard, die mit dem Sohne Hugo's des Großen, Otto, vermählt war. Giselbert und Hugo der Große starben 956, Hugo der Schwarze war schon 952 im Tode vorangegangen. Auf Hugo den Großen als alleinigen Herzog von B.

folgte, mit Bestätigung des Königs Lothar, sein zweiter Sohn Otto, Bruder von Hugo Capet, dessen Macht ihn hauptsächlich gegen die Ansprüche anderer Prätendenten schützte. Otto starb schon 965 ohne Kinder, und es folgte ihm sein Bruder Heinrich der Große. Auch dieser Herzog wurde von Lothar in seinem Besitze bestätigt, u. es bleibt dabei ungewiß, in wie weit er von seinem Bruder Hugo Capet abhängig war. Letzterer bestätigte ihm zuerst die Erblichkeit der herzoglichen Würde. Er hinterließ bei seinem Tode 1001 nur einen natürlichen Sohn, Otto, und einen Adoptivsohn, Otto Wilhelm, von denen der letztere, von den Großen des Reichs unterstützt, sich gegen den König Robert, Hugo Capets Sohn, im Besitze des Herzogthums zu erhalten versuchte. Nach einem zwölfjährigen Kriege unterwarf sich der Graf und begnügte sich mit Dijon. Robert belehnte 1015 seinen zweiten Sohn Heinrich mit der herzoglichen Würde, und als dieser (1032) König von Frankreich wurde, übergab er B. seinem jüngeren Bruder Robert I., dem Alten, als freies Eigenthum. Die Regierung dieses Fürsten, welcher Mißbräuche jeder Art abstellte, würde lobenswerth gewesen sein, wenn er die Geistlichen nicht auf Kosten der anderen Stände begünstigt hätte. Er starb 1075. Von seinen 2 Söhnen war Hugo in einem Gefechte mit dem Grafen von Nevers gefallen; der zweite, Heinrich, starb bald darauf, und das Herzogthum fiel an Hugo I., seinen ältesten Sohn, obgleich Robert das Land seinem dritten Sohne Robert zuwenden wollte. Hugo eroberte schnell den Theil, welchen sein Oheim in Besitz genommen hatte, gab sich aber dann ascetischen Uebungen hin und trat 1078 in das Kloster Clugny, das Herzogthum seinem Bruder Otto I. Borel überlassend. Dieser stand 1087 dem König Alfons VI. gegen die Saracenen bei, nahm das Kreuz und starb 1102 auf der Reise nach Jerusalem. Sein Nachfolger Hugo II., der Friedfertige, kriegte 1109 gegen die Normannen, hatte 1124 die Deutschen aus der Champagne vertrieben, verbesserte besonders die Rechtspflege und gründete geistliche Stiftungen. In seine Regierung fällt die Wirksamkeit des heiligen Bernhard von Clairvaux. Ihm folgte 1142 Otto II., der 1144 dem König von Portugal Hülfe gegen die Saracenen geleistet haben soll. Bei seinem Tode (1162) war sein Sohn Hugo III. noch minderjährig, weshalb er unter Vormundschaft seiner Mutter Maria, gebornen Gräfin von Champagne, stand. Mündig geworden, gerieth er in vielfache Streitigkeiten mit den geistlichen u. weltlichen Großen, gegen deren Einfluß er sich manche Gewaltthätigkeit erlaubte. Er machte reiche geistliche Stiftungen und unternahm um 1171 einen Pilgerzug nach Jerusalem. Im Jahre 1185 ward er mit König Philipp August von Frankreich in einen Krieg verwickelt, half 1189 den Frieden zwischen Frankreich und England vermitteln, zog 1191 mit Philipp August noch einmal nach dem heiligen Lande, führte hier nach der Heimkehr des Königs den Oberbefehl über das Kreuzheer, wohnte der Belagerung von St. Jean d'Acre und der Schlacht von Ascalon bei und starb zu Tyrus. Schon zwei Jahre vor seinem Tode hatte er die Verwaltung B.s seinem Sohne Otto III. übergeben. Dieser wußte seine Lehnrechte wohl zu behaupten u. zwang sogar Otto, den Pfalzgrafen von B., ihm 1193 wegen Macon zu huldigen; nicht besser erging es Anderen, die sich ihrer Pflicht nachzukommen weigerten. Er war ein standhafter Anhänger des Königs Philipp August und befehligte in der Schlacht bei Bouvines 1214 den rechten Flügel des französischen Heers. Auch mit den Geistlichen gerieth er in manche unangenehme Händel, welche ihm eine Exkommunikation zuzogen; doch nahm er an dem Kreuzzuge gegen die Albigenser Theil, und eben wollte er auch nach dem heiligen Lande gehen, als ihn 1218 zu Lyon der Tod ereilte. Sein Sohn, Hugo IV., welcher ihm folgte, war erst 6 Jahre alt und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter Aliz von Vergy, welche mit Klugheit die Regierung führte. Hugo trat 1229 die Regierung selbst an und erwarb 1237 durch Tausch die Grafschaften Chalons und Auxonne. Auch seine Regierung war nicht ohne kriegerische Unternehmungen. Zuerst wurde er von Theobald von der Champagne als Lehnsherr gegen den Grafen von Nevers um Hülfe angerufen, dann durch die Liguisten, welche sich gegen die Königin Blanche und ihren jungen Sohn Ludwig IX. vereinigt hatten, bewogen, denselben Theobald 1227 auf eine empörende Weise zu bekriegen; doch wurde er später vom König Ludwig zum Ersatz alles verursachten Schadens gezwungen. Im Jahr 1239 ging er ins gelobte Land, von wo er 1241 zurückkam. Gegen die übertriebenen Ansprüche der Geistlichen trat er 1247 mit den Grafen von Bretagne, St. Paul und Angoulème an die Spitze einer Verbindung. Im Jahre 1249 ging er mit Ludwig IX. nochmals nach Aegypten, wurde bei Mansurah gefangen u. mußte sich loskaufen. Erwerbungen nicht unbedeutender Güter und Rechte, welche letztere er zum Theil wieder veräußerte, nahmen seine übrige Regentenzeit weg. So mußte der Graf von B. und sogar der König Theobald von Navarra ihm den Lehnseid leisten. Eine zweite Heirath mit Beatrix von der Champagne (1258) vergrößerte ihm Güter und Macht; ein mit dem Kaiser Balduin (1265) abgeschlossener Vertrag zur Wiedereroberung von Konstantinopel brachte ihm aber nichts ein, als für einige Zeit den Titel „König von Thessalonich". Durch die Verlobung seines ältesten Sohnes Otto mit Mathilde von Bourbon brachte Hugo auch die Grafschaft Nevers (1256) an sein Haus. Er bestimmte seinen dritten Sohn Robert (da Otto schon vorher gestorben war) zu seinem Nachfolger und belehnte ihn mit dem Herzogthum. An seine übrigen Söhne vertheilte er die anderen Besitzungen; die Töchter wurden mit baarem Vermögen abgefunden. Robert vermählte sich mit Agnes, der Tochter Ludwigs IX. Aber wie sorgsam auch der greise Fürst den Familienfrieden glaubte begründet zu haben, der Unfriede brach doch kurz nach seinem Tode (1272) aus, und die Streitigkeit konnte nur durch ein schiedsrichterliches Urtheil Philipps III. beendet werden, dessen Auseinandersetzung erst 1279 erfolgte. Robert vermittelte den Frieden zwischen Kastilien u. Frankreich u. zog 1282 nach Neapel, um Karl I. Hülfe zu leisten. Außerdem füllen Streitigkeiten mit den Großen des Reichs, mit der Stadt Dijon, Erwerbungen u. Veräußerungen von Gütern, Ausgleichungen, Verfügungen über

das Münzrecht den größten Theil seiner Regierung aus. Er starb 1305 gleichwohl mit dem Nachruhm, daß ihn an Macht, Reichthum, Größe und Ansehen kein Herzog vor ihm erreicht hatte. Hugo V., Roberts Sohn, stand anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Agnes und verfolgte später genau die Pläne seines Vaters. Doch überraschte ihn schon 1315 der Tod. Sein testamentarischer Nachfolger, sein jüngerer Bruder Otto IV., mußte sich erst mit Ludwig, dem 4. Sohne des Herzogs Robert, abfinden. Otto brachte durch seine Vermählung mit der Tochter des Königs Philipp die Grafschaft B. zu dem Herzogthum B., mit dem er zugleich Artois für immer vereinigte. Er unterstützte den König Philipp in seinen Kriegen, sowie den Grafen von Savoyen gegen die Mailänder und starb 1350. Da sein Sohn Philipp, vermählt mit Johanna von Boulogne, schon 3 Jahre vor ihm (1346) gestorben war, so kam das Herzogthum an seinen Enkel Philipp de Rouvre, Grafen von Boulogne u. der Auvergne, der seine Mutter zur Vormünderin erhielt. Die Schlacht bei Poitiers 1356, in welcher König Johann von Frankreich von den Engländern gefangen genommen wurde hatte auch für B. unheilvolle Folgen. Es litt bedeutend durch den englischen Krieg, u. obgleich es mit Nachdruck vertheidigt wurde, so mußte es sich dennoch in dem Vertrage zu Gaillon (1360) zur Zahlung ungeheurer Summen für den Waffenstillstand verstehen. Philipp starb auf seinem Schlosse Rouvre im November 1361, u. zwar ohne Erben, worauf das Herzogthum von König Johann von Frankreich theils als ein eröffnetes Leben, theils, weil er als Enkel von Robert II., dem Vater seiner Mutter, das nächste Erbschaftsrecht beanspruchte, in Besitz genommen wurde. Zwei Jahre lang verwaltete Johann B. selbst, doch konnte auch er es vor den Bedrängnissen des englischen Krieges nicht schützen. B. mußte an der Bezahlung der ungeheuren Summen Theil nehmen, welche den Engländern im Frieden zu Bretigny versprochen worden waren. Am 27. Juli 1363 übergab der König B. als erbliches Herzothum seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, welche Belehnung Kaiser Karl IV. ohne Weiteres bestätigte; dasselbe geschah 1364 durch König Karl V., doch fiel Touraine an die Krone Frankreich zurück. Verwandte des letzten Herzogs von B. erhoben Ansprüche an einzelne Theile der Erbschaft, welche Herzog Philipp anerkennen u. befriedigen mußte. So erhielt Margarethe von Flandern, als Erbin ihrer Großmutter, der Königin Johanna (Tochter Otto's IV. u. der Mathilde von Artois) die Grafschaften B. und Artois, und Johann von Boulogne, Graf von Montfort, die Grafschaften Boulogne und Auvergne. Zu diesen häuslichen Kämpfen gesellten sich bald auch die öffentlichen Gefahren, welche bewaffnete Räuberbanden, aus Engländern, Gascognern u. Franzosen bestehend, über das ganze Land brachten. Diese sogenannten „Kompagnien“, die nach dem Frieden zu Bretigny durch zahlreiche Zuflüsse von Unzufriedenen aus der Grafschaft B. und durch Navarresen immer mächtiger wurden, widerstanden allen Anstrengungen Philipps noch 1367, wo derselbe sich mit Margarethe von Flandern verheirathete u. die Grafschaft B. ihn nun als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannte. Neue, von den Engländern angestiftete Unruhen brachen zu gleicher Zeit in den Niederlanden aus, noch ehe der Herzog in den Besitz von Flandern gekommen war. Schon 1380 erhoben sich die Genter und schlugen mit 5000 Mann unter Arteveile 40,000 Burgunder, so daß der Herzog sein Silbergeschirr in die Münze schickte, um den Krieg nur fortsetzen zu können. Erst nachdem er, durch französische Truppen unterstützt, bei Rosbecq einen großen Sieg errungen, unterwarf sich fast ganz Flandern, u. dadurch wurden beide B. wieder unter Einem Regenten vereinigt. Nur Gent widerstand u. wurde erst 1383 in den allgemeinen Waffenstillstand mit eingeschlossen. Seit dieser Zeit war Philipp unausgesetzt auf die Vermehrung seiner Güter u. seines Ansehens bedacht, und durch die reiche Erbschaft Flanderns sowohl (1484), wie durch Rückkäufe und Heirathsverbindungen wußte er seine Macht und den Glanz seines Hauses zu europäischer Wichtigkeit zu erheben. Die von den Engländern unterhaltenen Empörungen in den neuerworbenen Ländern überwand er endlich durch seine Milde u. wußte fortan Flandern bis zu seinem Tode ruhig zu erhalten. Zu Lille u. Dijon errichtete er Rechnungskammern nach dem Muster der pariser. Nach Karls V. Tod übernahm er die Vormundschaft Karls VI., bis der junge König sich selbst zur Regierung für fähig erklärte. Beim Beginn des Kriegs in der Bretagne rüstete Philipp 1392 für den König ein Heer. Als Karl VI. in Wahnsinn verfiel, traten die Herzöge von B. u. von Orléans an die Spitze der Regierung. Letzterer riß, unterstützt von der Königin, während einer Abwesenheit Philipps, die Regentschaft allein an sich, und nun traten zwei Parteien, die burgundische (Bourguignons) und die orléans'sche, einander feindlich gegenüber. Zwar suchte die Königin durch einen in aller Eile abgeschlossenen Vertrag den drohenden Sturm zu beschwören: der Herzog von B. wurde für die Dauer des Wahnsinns Karls VI. zur Regierung berufen. Aber gerade diese Maßregel erweiterte die Kluft zwischen den beiden Herzogshäusern. Zugleich hoben die Engländer den Handelsvertrag mit Flandern auf und brachten dadurch den Wohlstand des Landes in die dringendste Gefahr. Als um dieselbe Zeit Brabant als Erbe an Philipp fiel u. für seinen zweiten Sohn Anton bestimmt wurde, machte sich der Herzog selbst von Paris nach Brüssel auf, um seinem Sohne den Besitz des Landes zu sichern, erkrankte jedoch unterwegs und starb zu Halle in Brabant den 27. April 1404. Seine Schuldenlast war so groß, daß er mit erborgtem Geld begraben werden mußte. Da die Herzogin-Wittwe auf den Besitz von Flandern verzichtete, so folgte ihm Johann der Unerschrockene als Erbe sämmtlicher Länder u. Schulden. Da nun der Herzog von Orléans Reichsverweser wurde, so intriguirte Johann mit der Königin Isabella gegen ihn, um ihn zu stürzen. Zwar versöhnten sich beide Herzöge, u. Johann wurde mit dem Gouvernement der Picardie abgefunden; aber 1407 ließ Johann den Herzog von Orléans zu Paris auf der Straße tödten und bemächtigte sich der Stadt. Trotz seiner durch Jean Petit in der Versammlung der königlichen Prinzen geführten Vertheidigung forderten ihn die Glieder des königlichen Hauses auf, die Herzogin von Orléans fußfällig um Verzeihung zu bitten, eine Million Goldgulden für milde Stiftungen zu

geben und auf 20 Jahre Frankreich zu verlassen, widrigenfalls alle ihm gehörigen Bauten im ganzen Reiche niedergerissen werden sollten. Durch einen glücklichen Krieg gegen die Lütticher mit Heer und Geld wohl versehen, bot er jedoch der königlichen Macht Trotz und wurde deshalb für einen Feind des Staates erklärt. Aber während man schon Truppen gegen ihn warb, starb die Herzogin von Orléans (1408), und nun gelang es Johann, sich so gut mit dem König zu verständigen, daß ihm der Dauphin zur Erziehung übergeben wurde. Dagegen bildete sich aus den Prinzen des königlichen Hauses und allen Feinden des Herzogs eine Ligue, welche den jungen Herzog von Orléans sogar zur Kriegserklärung gegen B. vermochte. Der König blieb jedoch auf der Seite Johanns, der bereits England um Hülfe angerufen u. sich deshalb nach Paris begeben hatte. Schon war von den Liguisten St. Denis und St. Cloud besetzt, und der Stadt Paris drohte eine Belagerung. Trotz dieser schlimmen Aussichten gewann der Herzog damals zugleich die Regierung über Beaujolais u. Tonnerre; auch wurden ihm die Kinder des Herzogs von Bourbon anvertraut (1410). Dagegen blieb der Herzog von Berri feindlich und wurde in Bourges belagert, während die Herzogin von B. die Liguisten in Chateauchinon einschloß. Von allen Seiten bedrängt, suchten letztere 1412 eine Ausgleichung zu Auxerre. In dem Friedensschlusse sicherte man sich Freundschaft zu und versprach die Truppen gegen die Engländer zu verwenden. Trotzdem unterstützten viele französische Große, unter ihnen der Graf von Armagnac, die letzteren, und auch die Liguisten erhoben ihr Haupt wieder. Ein abermaliger Friede zu Pontoise (1413) wurde nicht besser gehalten, als die früheren, u. hatte für den Herzog noch schlimmere Folgen. Als sich die Liguisten Paris näherten, rief der Dauphin den Herzog von B. aus den Niederlanden in die Hauptstadt. Johann brach sofort mit seinen Truppen auf, ward aber, bei dem König verdächtigt, genöthigt, Paris wieder zu verlassen. Der Krieg wurde nun mit großer Erbitterung geführt. Der Herzog, den mit der Gnade des Königs auch seine sämmtlichen Freunde, die Herzöge von Anjou, Bourbon &c., verlassen hatten, machte die angestrengtesten Rüstungen, während seine Feinde eine Reihe von Vortheilen erlangten, bis ihnen bei der Belagerung von Arras größerer Widerstand entgegentrat. Durch Vermittelung der Gräfin von Hennegau und Anderer kam nun am 14. März 1415 ein Friede zu Stande, in welchem dem Herzog außer andern sehr harten Bedingungen auch vorgeschrieben war, das Herzogthum B. nicht zu verlassen, ja er durfte nicht einmal das Heer anführen, welches er dem König von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe gesandt hatte. Die Schlacht von Azincourt (1415) beraubte jedoch seine Gegner der Mittel, sich Gehorsam zu erzwingen. Zwar verbot der König allen Prinzen des Hauses, ohne ausdrückliche Erlaubniß nach Paris zu kommen, aber der Herzog verband sich mit den Engländern und marschirte gerade auf die Hauptstadt los. Paris widerstand zwar seinen Angriffen, dagegen gelang es ihm, die Königin Isabella, welche als Gefangene in Tours bewacht wurde, zu befreien u. enger an seine Sache zu fesseln. Es erfolgte nun der Friede zu Macon, durch welchen der alte Einfluß des Herzogs von Neuem hergestellt wurde. Der Dauphin, diesem Frieden entgegen, verließ darauf Paris, und ein Versuch desselben, die Hauptstadt zu erobern, mißlang vollständig. Endlich zeigte sich der Dauphin geneigt, einen friedlichen Vertrag mit dem Herzog einzugehen, und man verabredete eine Zusammenkunft auf der Brücke von Montereau. Hier aber ward er von des Dauphins Günstling, Tanneguy von Duchatel, 1419 ermordet. Vergeblich suchte der Dauphin in der allgemeinen Verwirrung B. in seine Gewalt zu bringen; sein Plan scheiterte an dem Heldenmuthe der Herzogin und der Treue ihrer Anhänger. Der Sohn und Nachfolger des Ermordeten, **Philipp der Gute**, verband sich, um des Vaters Tod zu rächen, mit Heinrich V. von England, welcher Verbindung sogar der König von Frankreich, durch Isabella von Bayern überredet, beitrat. Der Dauphin sollte enterbt, Frankreich an England abgetreten und Paris den Burgundern übergeben werden. Dieser Bund gegen Frankreich rief einen Krieg hervor, welcher länger als 20 Jahre die Länder verwüstete und die Völker aufs Härteste heimsuchte. Am schwersten litt das burgundische Herzogthum bei seinen ausgedehnten Grenzen, da in den Niederlanden der Geist des Aufruhrs fortwährend genährt wurde, während der Herzog nur selten die eigene Vertheidigung seiner Besitzungen übernehmen konnte. Philipp ernannte gleich beim Beginn des Kriegs einen permanenten Rath (Conseil permanent) zu Dijon, dem er die Regierung des eigentlichen Herzogthums übertrug. Die Hauptschwierigkeit in seiner Stellung trat aber erst hervor, als Heinrich V. von England und kurz nach ihm (den 21. Oktober 1422) Karl VI. von Frankreich starb. Der Dauphin sah nach seines Vaters Tode plötzlich die Nation auf seiner Seite, die in ihm nun ihren rechtmäßigen Monarchen anerkannte. Dagegen schloß Philipp die Verbindung mit dem Herzog von Bedford, der die Regierung in Frankreich führte, durch eine Heirath zwischen dem letztern und Anna von B. noch enger; England überließ dem Herzog, welcher früher schon Namur erworben, Macon, Auxerre, und Bar sur Seine. Eine neue Stütze gewann Philipp außerdem an dem Herzog von Bretagne, welcher sich mit ihm vereinigte, und durch seine eigne Vermählung mit Bonna von Artois, Tochter Philipps von Artois u. Wittwe Philipps von Nevers, der bei Azincourt gefallen war. Die Verbindung mit England lockerte sich, als Philipps Base, Jakobäa von Bayern, Holland und Hennegau, nach ihrer Scheidung von dem Herzog Johann IV. von Brabant sich mit dem Herzog Humphrey von Glocester, dem Regenten von England, verheirathete. Der Letztere suchte sich 1429 mit Waffengewalt in den Besitz von Hennegau zu setzen, wogegen sich Philipp um so mehr des Herzogs von Brabant annahm, als er der Verwandtschaft und testamentarischen Bestimmungen zufolge als dessen Erbe eingesetzt war. Bereits war es zu einem Kriege zwischen Glocester und B. gekommen, und hätte Karl VII. um diese Zeit sich weniger von seinen Günstlingen abhängig gemacht, so wäre die Verbindung B.s mit England zerrissen gewesen. Indessen gelang es dem Herzog von Bedford noch einmal, Philipp zu gewinnen, und als nun Jakobäa selbst von ihm gefangen wurde, so kam, obgleich sie bald wieder entfloh, ein Vertrag zu Stande, nach

welchem Jakobäa's Staaten in den Händen des Herzogs bleiben, sie ihn als ihren gesetzlichen Erben anerkennen und sich ohne seinen Willen nicht verheirathen sollte. Auf diese Weise wurden die Niederlande mit B. vereinigt. Letzteres erhielt überdies nach dem Tode Johanns von Bayern, der das Bisthum Lüttich behauptete und, selbst kinderlos, Philipp zu seinem Erben eingesetzt hatte, an Holland und Seeland einen werthvollen Zuwachs. Die Engländer hatten inzwischen den größeren Theil Frankreichs erobert. Philipp ward jetzt von beiden Parteien sehr gesucht, doch verhinderten die Anhänger des Königs von Frankreich selbst jede Ausgleichung mit dem Herzog, der damals auf dem Gipfel seines Glücks stand und dies bei seiner dritten Verheirathung mit Isabella von Portugal offen zur Schau trug, indem er diesen Ehrentag seines Hauses mit unglaublicher Pracht feierte und an ihm den Orden des goldenen Vließes (10. Januar 1430) stiftete. Die Verbindung mit England wurde durch den Tod der Herzogin von Bedford (14. November 1432) loser, zumal ihn die Gefahr im eigenen Hause verhinderte, den Krieg gegen König Karl VII. mit Nachdruck fortzusetzen. Kaum hatte er nämlich einen Aufstand in Gent und Lüttich unterdrückt, als ihn 1433 ein unvermutheter Angriff Karls von Bourbon, der unter dem Vorwande, die Rechte seiner Gemahlin zu fordern, bis in die Franche-Comté vorgedrungen war, nach B. zurückrief. Es gelang ihm, den Herzog von Bourbon zur Vertheidigung seiner eigenen Besitzungen und zum Frieden von Nevers zu zwingen. Endlich kam am 1. Juli 1435 zu Arras der Friede zwischen Frankreich und B. zu Stande. Karl VII. verpflichtete sich, die Mörder Johanns des Kühnen zu bestrafen; dagegen erkannte Philipp den König als seinen Lehnsherrn an, doch sollten seine Staaten während seines Lebens von der Krone unabhängig bleiben und ihm Macon, Bar sur Seine und einige Herrschaften an der Grenze seines Gebiets abgetreten werden. Philipp bot nun seine Vermittelung zu einem Frieden zwischen Frankreich und England an, und als letzteres seinen Antrag höhnisch zurückwies, erklärte er selbst an England den Krieg. Obgleich ein Aufstand Antwerpens u. Gents ihn viel beschäftigte, sandte er doch dem König von Frankreich Schiffe und Krieger zu Hülfe, und durch sein Bemühen trat 1438 die pragmatische Sanktion ins Leben. Eine förmliche Versöhnung zwischen Frankreich und England kam ungeachtet der Bemühungen seiner mit dem Hause Lancaster verwandten Gemahlin nicht zu Stande; doch wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Im Jahre 1443 übergab Johanns von Bayern Gemahlin auch das empörte Luxemburg dem Herzog Philipp. Um diese Zeit durchzogen Raubbanden unter dem Namen der Ecrocheurs das Land in großen Schaaren und plünderten Städte und Dörfer, und während Frankreich 1449 und 1450 glücklich gegen England stritt, erhoben sich die Genter wegen einer projektirten Salzauflage zu offenem Aufstande und setzten, obwohl durch des Herzogs Heer geschlagen, den Krieg bis 1453 fort, wo sie sich endlich unterwarfen. In Frankreich empörte sich der Dauphin gegen seinen Vater und bat den Herzog von B. um Hülfe. Philipp versagte ihm zwar seinen Beistand, gewährte ihm aber in B. einen Zufluchtsort, bis derselbe 1461 als Ludwig XI. den französischen Thron bestieg. Als dieser die ihm durch den Frieden von Arras verliehenen Städte und Herrschaften von Philipp zurückverlangte, gerieth er mit ihm in Kampf, und es kam zur Schlacht bei Montlhery, die zwar unentschieden blieb, aber doch den Uebertritt einer Menge Städte zu den Liguisten zur Folge hatte, so daß diese so mächtig wurden, sogar Paris zu belagern. Ludwig schloß hierauf (1465) den Frieden von Conflans. Philipp starb, nachdem er die wiederempörten Lütticher zum Gehorsam zurückgebracht, 1467 im 71. Jahre seines thatenreichen Lebens, im 48. Jahre seiner Regierung. Er hinterließ das schönste und blühendste Land seinem einzigen Sohne, dem 23jährigen Karl, genannt der Kühne, welcher schon zu des Vaters Lebzeiten den größten Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen, bei Montlhery gekämpft, den König zum Frieden von Conflans gezwungen, Dinant zerstört und Gents Widerstand gebrochen hatte.

Karl begann seine Regentenlaufbahn mit Züchtigung der rebellischen Lütticher, deren Festungswerke er schleifte, und der Genter, denen er ihre Freiheiten nahm. Mit Frankreich kam ein Friede zu Stande. Weil aber französischer Seits kein Mittel unterlassen wurde, die Niederlande gegen Karl aufzuwiegeln, so benutzte der Herzog die Gelegenheit, König Ludwig zu Peronne gefangen zu nehmen und denselben zu zwingen, ihn auf seinem Zuge gegen Lüttich zu begleiten. Eduard IV. fand bei seiner Flucht aus England bei Karl, seinem Schwager, eine Zufluchtsstätte; das Haus Lancaster erhielt dagegen von Ludwig XI. Unterstützung. Karl war schon 1468 mit Bern, Freiburg und Solothurn ein Bündniß eingegangen. Ludwig aber schloß 1470 ähnliche Verträge, durch welche die von jenem erwarteten Vortheile zu nichte gemacht wurden. Schreckliche Verwüstungen trafen B., die Schweizer drangen bis zu den Mauern von Besançon vor. Nachdem jedoch Karl den 10. April 1472 einen Waffenstillstand erlangt hatte, benutzte er die nächste Zeit, um seinem Lande eine vortreffliche Heereseinrichtung zu geben, und weil der König von Frankreich ihn zum Ziele seiner Intriguen machte, so faßte er endlich den Entschluß, seine Länder von der französischen Monarchie ganz unabhängig zu machen. Nachdem der Krieg wieder begonnen, er selbst einen glücklichen Einfall in die Normandie gethan und Geldern gewonnen hatte, knüpfte er zur Erlangung der Königskrone Unterhandlungen mit Kaiser Friedrich III. an und kam deshalb 1473 mit ihm zu Trier zusammen. Doch zerschlugen sich die Unterhandlungen, obgleich er dem Kaiser mit dem Versprechen entgegenkam, seine Tochter Maria, die Erbin von B., mit Maximilian zu vermählen. Neue Feindseligkeiten der Franzosen, welche die burgundischen Länder angegriffen, sich dann mit dem Herzog von Lothringen verbunden hatten und selbst den Kaiser zu gewinnen suchten, riefen Karl in seine Länder zurück. Er verband sich hierauf mit König Eduard von England, und als zu derselben Zeit sein Verwandter, der Erzbischof Ruprecht von Köln, welcher vom Papste abgesetzt war, sich durch Hermann von Hessen im Besitze des Erzbisthums gefährdet sah, sandte Karl, um den Kaiser zu kränken, auch diesem ein Hülfsheer zu. Er belagerte Neuß am Rhein mit 60,000 Mann; der Kaiser kam mit einem Ent-

setzungsheere, u. Karl mußte endlich, da er zu wichtigeren Angelegenheiten gerufen ward, einen Frieden eingehen. Erzherzog Sigmund von Oesterreich hatte dem Herzog von B. 1469 die vorderösterreichischen Besitzungen im Elsaß und Sundgau für 50,000 Gulden als Pfand angeboten und dieser den Antrag angenommen und sich noch 1469 huldigen lassen. Ludwig XI. suchte nun B. und Oesterreich zu entzweien. Dies gelang, und nun wurde die Verbindung der Schweizer von Allen gesucht, von Oesterreich, von Frankreich, mit dem sich der Herzog von Lothringen verband, und von B. Die Schweizer schlossen den 10. Januar 1474 mit Frankreich die sogenannte „obere Vereinigung", mit Oesterreich den 11. Juni die „ewige Richtung" und mit den elsässischen Städten die „niedere Vereinigung" gegen die Gewaltthätigkeiten der burgundischen Beamten. Unter letzteren zeichnete sich besonders Hagenbach aus, der mit mehr als tyrannischer Grausamkeit das Land drückte. Als die Klagen über diese Gewaltthätigkeiten nichts halfen, erboten sich die Städte der niedern Vereinigung, den an Sigmund gegebenen Pfandschilling zurückzuzahlen. Der Herzog aber weigerte sich, das Geld anzunehmen, und zu gleicher Zeit befahl er Hagenbach, sich gegen jeden Gewaltschritt zu rüsten. Man nahm darauf den Landvogt zu Breisach gefangen, verdammte ihn zum Tode und ließ ihn hinrichten. Die sämmtlichen noch übrigen Städte im Elsaß traten nun in die niedere Vereinigung; diese verband sich mit der obern, u. der Herzog von Lothringen trat hinzu, um sich gegen Frankreich und B. auf gleiche Weise zu sichern; der Kaiser befahl den Schweizern, Hochburgund anzugreifen. Sobald Karl nach dem kölnischen Kriege freie Hand erhalten, fiel er sogleich in Lothringen ein, vertrieb den Herzog René, eroberte Nancy und bestimmte diesen Ort zur Hauptstadt seines neuen Reichs. Dann wandte er sich gegen die Schweiz, ward aber bei Granson den 3. März 1476 und bei Murten den 22. Juni 1476 geschlagen. Friedensvermittelungsversuche des Kaisers, des Papstes und des Königs von Ungarn scheiterten, weil Karl den Herzog von Lothringen von jedem Vergleiche ausgeschlossen wissen wollte. Dieser antwortete mit einem kühnen Streifzuge in sein Land und setzte sich sogar von Neuem in den Besitz seiner Hauptstadt Nancy. Karl schickte zur Belagerung derselben ein Heer unter dem Grafen Campobasso (Oktober 1476), wogegen René eben so eilig seine Hülfsboten an die Schweizer sandte. Mit den zum Entsatz herbeieilenden 20,000 Schweizern und Lothringern kam es am 5. Januar 1477 zu einer dritten Schlacht bei Nancy, die durch den Verrath des Grafen Campobasso, der mit einem Theil des Heeres zu den Schweizern überging, verloren wurde. Karls Lager wurde erstürmt, sein Heer vernichtet, er selbst fiel auf der Flucht. Frankreich war nun besonders thätig, die Früchte der Siege, welche die Schweizer errungen, für sich zu benutzen. Ludwig XI. besetzte Hochburgund und alle in den Niederlanden an Frankreich lehnbare Orte und verlangte die Hand von Karls Erbtochter Maria für den siebenjährigen Dauphin Karl. Maria heirathete jedoch (19. Aug. 1479) den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, dem sie schon früher zugesagt war. Derselbe suchte als nunmehriger Regent von B. so viel als möglich zu retten und wandte sich an die Schweizer, die einen ewigen Frieden und redlichen Erbverein mit ihm schlossen und Hochburgund gegen Entschädigung von 150,000 Gulden Kriegskosten abtraten, wogegen sich Ludwig XI. fast aller Städte wieder bemächtigte, welche in dem Frieden zu Arras und später an Karl den Kühnen abgetreten worden waren, auch des Herzogthums B. und der Grafschaft Charolais. Der Krieg dauerte noch lange Zeit fort, wenn auch durch Waffenstillstände unterbrochen, und war noch nicht beendigt, als Maria 1482 starb. Ihr Sohn, Philipp der Schöne, folgte unter Maximilians Vormundschaft. Letzterer sah sich genöthigt, mit Frankreich den Frieden zu Arras 1482 abzuschließen, in welchem er in die Heirath seiner Tochter Margarethe mit dem Dauphin willigte und seiner Tochter Artois, die Grafschaft B., Maconnais, Auxerrois, Charolais und andere Besitzungen in Frankreich als Mitgift bestimmte. Aber von Neuem und heftiger brach der Krieg aus, als Karl sich mit Anna, der Erbin der Bretagne, welche schon durch Prokuration mit Maximilian getraut war, vermählte und Margarethe von B. zurücksandte. In dem zu Senlis später abgeschlossenen Vergleiche wurden Hochburgund, Artois, Charolais und Noyer an B. zurückgegeben. Seit 1494 trat Philipp selbst an die Spitze der Regierung. Nach seinem Tode (1506) führte Maximilian die Regierung für seine Enkel, Karl V. und Ferdinand I. Im Frieden zu Cambray 1529 zwischen Karl V. und Franz I. wurden die Abtretungen von Arras bestätigt. Das Herzogthum B. wurde eine französische Provinz, mit welcher 1678 durch den Frieden zu Nimwegen auch die Grafschaft B. vereinigt worden ist, nachdem dieselbe bis dahin unter spanischer Herrschaft gestanden. Vgl. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne, Paris 1824, 10 Bde.

Burgunderweine, geschätzte französische Weine, welche in den Departements Yonne, Côte d'or, Saone und Loire gewonnen und vornehmlich über Beaune, den Mittelpunkt des burgundischen Weinbau's, in den Handel gebracht werden. Der Geschmack des nicht zu jungen Burgunderweins ist fein-reizend, etwas zusammenziehend, der Gehalt schwer und die Wirkung andauernd. Sorgfältige Untersuchungen ergaben im Burgunderwein 11,06 bis 13,34 Maßprocent absoluten Alkohol bei $12\frac{1}{2}°$ R. Weißer Burgunderwein, ein äußerst lieblicher Wein, ist als Damen- und Dessertwein gesucht. Die besten Sorten werden zwischen Dijon und Chalons gezogen. Die B. zerfallen in Ober- und Niederburgunder u. Macon. Von den Oberburgunderweinen sind als die besten Sorten hervorzuheben: Nuits, Chambertin, Volnay, Richebourg, Meursault, Romané-Conti, Beaumont, Chateau-Premaux, Perrière, la Tache, Corton &c., sämmtlich roth und im Allgemeinen mit viel Körper und stark, aber von feinstem Geschmack. Weiße Weine sind Mont-Rachat von Pouligny, Goutte d'or, Perrière, Meursault u. a. Zu den besten Niederburgunderweinen, welche, weniger geistig und schärfer als die vorigen, den Bordeauxweinen ähnlich sind, gehören Olivotes, Pitoy, Preaux, Auxerre, Vermenton, Escolines, Epineul, Irancy, Vaux, St. Bris, Cravant, Avallon, St.

George, Vincelles, Perrigey u. a. m., sämmtlich roth, Chablis, Tonnerre, Chevalier-Murachet u. a., weiß. Die Maconweine gleichen den Oberburgundern, sind aber weniger fein und dicker. Die vorzüglichsten Sorten sind: Torins, Chenas, Romanèche, Fleury, Brouilly, Chapelle-Guinchey, Lancié, Odenas ꝛc. Man schlägt den jährlichen Ertrag der B. auf 3 Millionen Eimer an, wovon in die Länder des Zollvereins sehr wenig, desto mehr nach England u. Nordamerika ausgeführt wird. Außer Beaune sind Auxerre, Chablis, Tonnerre, Avallon, Joigny, Dijon, Gevrey, Nuits, Chalons u. Macon die bedeutendsten Märkte für die B. Neuerlich bereitet man aus B.n auch trefflichen Schaumwein, der selbst dem Champagner vorgezogen wird. Die niederburgunder Sorten werden in Feuillettes von 18 Velten oder 136 Liter, die feinsten Sorten nur in Flaschen versandt. Man bezieht ächten Burgunderwein am sichersten von einem bekannten Haus im Lande selbst. Der rothe, als der zarteste und empfindlichste aller französischen Weine, verlangt beim Lagern und Abziehen die sorgfältigste Behandlung. In trockener, gesunder Luft und, wenn er gehörig entwickelt ist, auf Flaschen hält er sich am besten. Die ausgezeichnetsten Gattungen dürfen höchstens 8—10 Jahre alt werden, einige Sorten sind schon im 3. oder 4. Jahre vollkommen entwickelt und dann auf Flaschen gefüllt am genießbarsten. Die weißen Sorten können in 12—18 Monaten auf Flaschen gefüllt werden und erhalten im Alter eine gelbliche Farbe; sie vertragen sämmtlich das Schwefeln nicht. Der Weinbau in Burgund war schon zur Zeit der römischen Herrschaft in Flor.

Burgundischer Kreis, der zweite Kreis des deutschen Reichs, umfaßte zur Zeit Maximilians I. die Freigrafschaft Burgund und die 17 Provinzen der Niederlande, d. i. die 4 Herzogthümer: Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die 7 Grafschaften: Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zütphen, die Markgrafschaft Antwerpen und die 5 Herrlichkeiten: Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen. Diese aus so heterogenen Völkerschaften zusammengebrachte Verbindung lockerte sich schon unter Karl V., welcher auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 einen Vertrag einging, nach welchem dieser Kreis zwar der Oberherrschaft des deutschen Reichs entzogen wurde, das Reich sich aber zu fortwährendem Schutze desselben verpflichtete, wogegen der Burgundische Kreis zu des Reiches Schutz an Reichsumlagen so viel als zwei und zu den Türkenkriegen so viel wie drei Kurfürsten geben sollte. Daher schickten seit 1556 auch die Könige von Spanien, als Herren der Niederlande, über hundert Jahre lang geborene Niederländer als Minister oder burgundische Gesandte auf den Reichstag und hielten am Reichskammergericht erst einen, später zwei Advokaten oder Prokuratoren. Im Reichsfürstenrathe hatte der Gesandte von B. auf der geistlichen Bank gleich nach Oesterreich Sitz und Stimme. Das Zusammenschmelzen des großen burgundischen Kreises begann 1579, wo sich durch die Union von Utrecht 7 Provinzen, die nachmalige Republik der vereinigten Niederlande, von Burgund losrissen. Im westphälischen Frieden (1648) erkannte Spanien nicht nur diese Unionsbeschlüsse an und trat noch Stücke von Flandern und Brabant ab, sondern das deutsche Reich erklärte auch die Unabhängigkeit dieses Theils des burgundischen Kreises als eines besonderen Staats. Der pyrenäische Friede von 1659 und der aachener Friede von 1668 rissen die später sogenannten französischen Niederlande ab; der nimwegener Friede von 1678 Hochburgund und einige niederländische Orte; die Friedensbeschlüsse von Utrecht und Rastadt überlieferten den Rest der spanischen Niederlande, oder den burgundischen Kreis, mit Ausnahme der durch den sogenannten Barrièretraktat (s. d.) abgerissenen Stücke, an Oesterreich. Dem Plane Josephs II., die österreichischen Niederlande als ein „Königreich Burgund" dem Hause Pfalz für Bayern abzutreten, trat Friedrichs II. Politik entgegen. Der burgundische Kreis blieb nun in der Ordnung der nächste nach Oesterreich und bestand aus 7 Provinzen, die von Brüssel aus durch einen Generalgouverneur regiert wurden. Sämmtliche Provinzen (der größte Theil des Herzogthums Brabant, mit Antwerpen und Mecheln; Theile der Herzogthümer Luxemburg, Limburg und Geldern [das übrige Geldern gehörte theils zur Republik Holland, theils zu Preußen], der Grafschaft Flandern und Hennegau, sowie die Grafschaften Namur) zählten auf 469 QM. 1,600,000 Einwohner und hatten 6 Millionen Gulden Einkünfte. Nachdem die Franzosen Burgund bereits 1794 in ihre Gewalt bekommen, ward es im lüneviller Frieden (1801) förmlich an Frankreich abgetreten. Gegen Ende 1813 besetzten die Alliirten diese Gebiete; der wiener Kongreß bildete daraus und aus dem größern Theil des Hochstifts Lüttich durch die Akte vom 21. Juli 1814 das Stück des Königreichs der vereinigten Niederlande, welches jetzt größtentheils das Königreich Belgien bildet.

Burgundisches Gesetz, 1) (Gundobalda, Lex Burgundionum, Loi Gombette), Rechtsbestimmungen der Burgunder, die vor der fränkischen Eroberung des Burgunderlandes, zwischen 486 und 516, unter den Herzögen Gundobald und Sigismund gesammelt wurden, herausgegeben in Georgisch, Corpus juris germanici antiqui, Halle 1738, und Canciani, Barbarorum leges, Venedig. 1781, Bd. 4. — 2) B. G. (Burgundionum lex Romana), ein aus 47 Titeln bestehender, unter öffentlicher Autorität von 517—534 n. Chr. veranstalteter Auszug aus den römischen Rechtsquellen mit Berücksichtigung des burgundischen Gewohnheitsrechts, zum Gebrauch für Römer und Burgunder, herausgegeben in Schulting, Jurisprudentia antejustinianea, S. 827; von Biener in „Jus civile antejust.", II, S. 1499, u. von Barkow nach einem „Specimen editionis", Berl. 1817, Greifsw. 1826.

Burgundisches Pech, fettes Pech vom Lärchenbaum, wird, von allem Unrath gesäubert, in Fässer oder Körbe von Lindenrinde gepackt und ist ein gesuchter Handelsartikel. Es ist ein dichtes, weiches, gelbbraunes Harz, das wie Terpentin riecht und schmeckt. Der Satz, der nach dem Reinigen zurückbleibt, gibt das sogenannte Butterschwarz (noir de fumée).

Burgverließ, s. Burg.

Burgvoigt, s. v. a. Burggraf; dann s. v. a. Aufseher über eine Burg, sowie Derjenige, welcher in den Diensten des Burggrafen die polizeilichen und

Gerichtsgeschäfte zu besorgen hatte; auch wohl s. v. a. Kastellan, Aufseher, Haushofmeister rc. von fürstlichen Residenzen.

Burgwald, großer Wald in der kurhessischen Provinz Oberhessen, zwischen Marburg, Kirchhain u. Frankenberg; die auf dem Christenberg daselbst stehende Kirche soll die älteste Deutschlands sein.

Burgwarte, die Warte einer Burg (s. d.), insbesondere Bezeichnung von Thürmen auf Anhöhen bei Städten u. Dörfern zur Beobachtung hereinbrechender Feinde, hauptsächlich der Slaven. Sie kamen gegen 900 n. Chr. auf u. verschwinden gegen das 13. Jahrhundert mit der Unterjochung der Slaven.

Buridan, Johann, französischer Schriftsteller und Philosoph, um 1300 zu Bethune in der Grafschaft Artois geboren, studirte unter Occam in Paris die scholastische Philosophie, ward um 1350 Lehrer der Theologie und Philosophie daselbst und † nach 1358. B. war Anhänger des Nominalismus und erwarb sich durch seine Erklärungen des Aristoteles einen Namen. Nach unverbürgten Nachrichten mußte er später Frankreich verlassen und nach Wien fliehen, wo er eine Schule gegründet und Veranlassung zur Stiftung der Universität gegeben haben soll. Am bekanntesten ist er durch das Beispiel geworden, welches den Namen des „buridanischen Esels" (asinus Buridani) führt und durch welches er den Gegensatz des Determinismus zu gesetzloser Willkür deutlich zu machen, oder zu beweisen suchte, daß keine Handlung möglich sei, sobald nicht der Wille durch irgend etwas bestimmt werde. B. stellte nämlich den Satz auf: ein Esel, der gleich hungrig und durstig wäre, würde, zwischen einen Haufen Hafer und ein Gefäß mit Wasser gestellt, unbeweglich stehen bleiben und vor Hunger und Durst sterben, oder: ein Esel, der, von Hunger gequält, sich zwischen zwei Bündeln Heu von gleicher Entfernung, Größe u. Beschaffenheit befinde, würde verhungern müssen. B. wird auch eine Erfindung in der Logik, wahrscheinlich zur Auffindung der Mittelbegriffe, beigelegt, die später die „Eselsbrücke" genannt wurde. B.s Schriften sind vergessen.

Burii (Buri), eine zuerst von Tacitus neben den Marsignern, Gothinern, Osen erwähnte Völkerschaft, deren Wohnsitze im Rücken der Markomannen u. Quaden, zwischen der Oder, den Karpathen und der Weichsel gewesen sein sollen. Sie standen in ewigem Kampfe mit den Quaden, halfen dem Trajan und dem Marc Aurel gegen die Dacier und galten als Freunde der Römer. Tacitus zählte sie zu den Sueven, Ptolemäus zu dem großen lygischen Stamm.

Burkard Waldis, s. Waldis.

Burke (spr. Börk), 1) Edmund, einer der berühmtesten und geistvollsten Schriftsteller, Redner und Staatsmänner Englands, den 1. Januar 1730 zu Dublin geboren, wo sein Vater Sachwalter war, erhielt seine erste klassische Bildung zu Ballytore in der Grafschaft Kildare, wo er schon ein Trauerspiel „König Alfred" schrieb, voll der feurigsten Freiheitsbegeisterung, und kam dann auf das Trinitycollege in Dublin, wie demnächst in London, wo er sich neben der Rechtsgelehrsamkeit vorzüglich mit dem Studium der alten und neuern Sprachen, der Philosophie, Geschichte und Mathematik beschäftigte. Nachdem er sich vergeblich um eine Professur der Logik an der glasgower Universität beworben, sah er sich durch Mittellosigkeit zur Uebernahme von Korrekturen für die londoner Buchdruckereien u. Ausarbeitung von Aufsätzen (Theaterkritiken, Recensionen u. A.) für die Tagesblätter rc. gezwungen. Im J. 1756 gab er anonym seine „Vindication of natural society" heraus, eine feine Persiflage der bolingbroke'schen Philosopheme über den Vorzug des Naturzustandes gegenüber dem bürgerlichen, die jedoch damals nicht verstanden wurde. Dagegen machte sein „Philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful" (1757) in England und Deutschland (übersetzt von Garve, 1773) großes Aufsehen und verschaffte ihm einflußreiche Freunde, und eine periodische Schrift „Annual Register", die er mit dem Buchhändler Dodd 1758 herausgab, wurde für ihn eine bedeutende Hülfsquelle. Im Jahre 1761 begleitete er den sogenannten Single-Speech-Hamilton nach Irland, wohin dieser als Sekretär des dortigen Statthalters ging. Obgleich B. kein öffentliches Amt bekleidete, so leistete er doch seinem Geburtslande so gute Dienste, daß er durch Hamilton eine Pension von 300 Pfund erhielt, die er jedoch, als er sich mit diesem nicht vertragen konnte, wieder aufgab. Einige Aufsätze, die er 1763 in den „Public Advertiser" schrieb, lenkten die Aufmerksamkeit des Marquis von Rockingham, damaligen Konseilpräsidenten, auf ihn, der ihn 1765 zu seinem Privatsekretär machte. Durch Lord Verney erhielt er für Windover, einen Burgflecken in Buckinghamshire, einen Sitz im Unterhaus, wo er namentlich die berüchtigte Stempelakte bekämpfte. Als Rockingham aus dem Ministerium schied, trat B. in entschiedene Opposition gegen das Kabinet Pitt. Damals gab er sein „Short Account of a Short Administration" heraus. Im J. 1768 abermals für Windover gewählt, vertheidigte er, als Wilkes aus dem Parlament ausgestoßen werden sollte, kühn die Unverletzlichkeit des Wahlrechts. In demselben Jahre erschien seine Schrift „Thoughts on the cause of the present discontents", worin er seine Ansichten über die Beschaffenheit der englischen Konstitution niederlegte und talentvolle und reiche Männer aus dem Volke zu Ministern vorschlug. Als 1771 die Besteuerung Amerika's abermals zur Verhandlung kam, sprach er mit der feurigsten Beredtsamkeit für die Rechte der amerikanischen Kolonien und gegen den Krieg. In der neuen Parlamentssitzung, für welche er von Bristol gewählt worden war, schloß sich Fox an ihn an. Unermüdlich kämpfte er gegen die Regierungsmaximen Norths in Betreff des ausgebrochenen amerikanischen Krieges, und am 22. März 1775 legte er dem Parlament die 13 berühmten Vorschläge vor, welche die Zwistigkeiten zwischen dem Mutter- und Tochterlande ausgleichen sollten, was aber durch die ministerielle Majorität vereitelt ward. Pitts Bill einer Parlamentsreform erklärte er für eine die Revolution begünstigende, brachte aber eine andere vor über die „Economical reform", durch welche er sich bei den Sinekureninhabern eben so verhaßt machte, wie er es bereits bei dem Volke wegen seiner Fürsprache für Amerika war. Als 1780 das Parlament aufgelöst wurde, ward B. von Bristol nicht wieder gewählt, weil er für die Irländer auf freien Handel und für die Katholiken auf mildere Gesetze angetragen hatte; dafür nahm er als Repräsentant von Malton einen Platz im Unterhaus ein. Unter Rockingham, der

im März 1782 wieder ans Staatsruder trat, wurde B. Geheimerath des Königs und erhielt das einträgliche Amt eines Kriegszahlmeisters der Armee, als welcher er zu Gunsten des Schatzes den Gehalt der Stelle verkürzte, wie er denn überhaupt die nach ihm benannte Bill der Regulirung des Staatshaushaltes durchsetzte. Da das nach Rockinghams Tode gebildete Ministerium Melbourne in die völlige Unabhängigkeit Amerika's nicht willigen wollte, trat B. mit Fox, Lord Cavendish u. A. wieder zur Opposition. Im J. 1783 bildete sich nach Melbourne's Sturz das Koalitionsministerium, welches B. entworfen hatte, und unter dem er wieder Kriegszahlmeister wurde. Seit 1784 Rektor der Universität Glasgow, bestritt er als solcher mit gewohnter Kraft Pitts Plan, das Parlament aufzulösen, und als der Generalgouverneur Warren Hastings aus Ostindien zurückgekehrt war, beschuldigte ihn B. den 17. Februar 1785 in einer feurigen Rede der an den indischen Fürsten ausgeübten Tyrannei und Erpressung. Zwar wurde Hastings freigesprochen, doch erfolgte eine Aenderung des Systems der Verwaltung Indiens zur Verhütung willkürlicher Erpressungen. In der öffentlichen Achtung sank B. in Folge dieses Prozesses, da man in seiner Erbitterung gegen Warren Hastings persönliche Gereiztheit erblickte. In der Debatte über den Handelstraktat mit Frankreich (23. Januar 1787) griff er Pitt mit scharfen Waffen des Spotts an, und als 1788 wegen der Krankheit des Königs eine Regentschaft mit beschränkter Gewalt eingesetzt werden sollte, bekämpfte er auf eine äußerst schonungslose Weise diesen Antrag Pitts und äußerte sich selbst unehrerbietig gegen den alten kranken König. Beim Ausbruch der französischen Revolution nahm er eine wesentlich andere Parteistellung an, indem er nicht nur im Parlament, sondern auch in seinem berühmtesten Werk, „Reflections on the Revolution in France" (London 1790; deutsch von Gentz, Berl. 1793, 2 Bde.), das in ganz Europa, selbst in Frankreich, mit Begierde gelesen wurde und nicht nur die öffentliche Meinung in England, sondern auch die Maßregeln der Regierung bestimmte. Als Fox 1790 die französische Revolution eines der glorreichsten Ereignisse der menschlichen Geschichte nannte und vorschlug, man solle das Heer vermindern und Frankreich Vertrauen zeigen, erklärte B., der im Nachbarlande nur Irreligion und Gesetzlosigkeit sah, sein ehrenwerther Freund und er seien für immer in der Politik geschieden, und trat zu Pitt über. Im Jahre 1793 nahm er vom König eine Pension von 2500 Pfund an, vertheidigte sich aber energisch gegen den Vorwurf, daß er sich damit der Bestechung zugänglich gezeigt habe. Im Jahre 1794 trat er aus dem Parlament und zog sich auf seine Villa Beaconsfield zurück. Nachdem er in demselben Jahre seinen einzigen Sohn verloren, wandte er seine ganze Liebe den französischen Emigrantenkindern zu und fuhr fort, seinen tödtlichen Haß gegen die französischen Zustände in verschiedenen Broschüren auszusprechen. Die ihm vom König angebotene Peerschaft schlug er aus, und ohne jene Pension würde er seine Tage in drückender Armuth beschlossen haben. Als eine Vertheidigung seines politischen Lebens schrieb B. 1796 ein „Sendschreiben an den Lord Fitzwilliam", welches in kurzer Zeit 16 Auflagen erlebte; die mit Frankreich eingeleiteten Friedensunterhandlungen beleuchtete er in dem „Thoughts on a regicide peace" (1796), einer Schrift voll der gewaltigsten Redekraft, die jedoch unvollendet blieb. Er † zu Beaconsfield den 8. Juli 1797. Eine vollständige Sammlung seiner zahlreichen Schriften erschien zu London 1830 in 16 Bänden. Vergl. Bissets, Life of Edmund B., London 1800; J. Prior, Memoirs on the Life of E. B., das. 1824; 2. Auflage 1827, 2 Bde. Eine Sammlung von B.'s Reden sind: „Speeches of Edmund B." (Lond. 1816, 4 Bde.). Vergl. Correspondence of the R. H. Ed. B., London 1844.

2) William, berüchtigter Mörder und Leichenverkäufer, ein Schuhmacher zu Edinburg, aus Irland gebürtig, nährte sich zum Theil dadurch, daß er heimlich Leichen von den Kirchhöfen entwendete und an Aerzte verkaufte. Bald aber ward ihm dies Geschäft zu mühsam, und er erdrosselte 1828 nach und nach mit Hülfe seines Nachbarn Hare 16 Personen und verkaufte sie an Dr. Knox in Edinburg zum Behuf der Anatomie. Den Aerzten versicherten sie, daß sie die Kadaver von den Verwandten der Verstorbenen kauften. In den meisten Fällen machten sie ihre Opfer erst betrunken; Hare verstopfte ihnen dann Nase und Mund, während B. Arme u. Beine hielt. Die Todten legten sie in Kästen, bis sie kalt u. starr wurden. Endlich ward man durch das Abhandenkommen so vieler Menschen aufmerksam; B. wurde eingezogen, überwiesen, verurtheilt u. 1828 hingerichtet. Burken heißt seitdem s. v. a. heimlich morden. Vergl. Auferstehungsmänner.

3) Robert O'Hara, britischer Forschungsreisender in Australien, als der zweite Sohn eines Edelmanns zu St. Clevans in der irischen Grafschaft Galway 1821 geboren, war für die militärische Laufbahn bestimmt und bildete sich auf der Akademie von Woolwich, dann in Belgien aus, worauf er in das österreichische Husarenregiment Radetzky eintrat. Zum Rittmeister vorgerückt, verließ er 1848 den österreichischen Dienst u. kehrte nach Irland zurück, wo er ein Kommando in dem reitenden Konstablercorps erhielt. Im Jahre 1853 ward er als Inspektor zur Polizei nach Melbourne in Australien versetzt und 1854 mit einem Kommando in Karlsruhe, dann im Beechworthdistrikt betraut, wo er die Stelle eines Distriktsinspektors erhielt. Auf die Nachricht, daß England ein Heer nach der Krim geschickt habe, eilte B. nach London, um als Offizier einzutreten, konnte jedoch kein Patent erhalten und kehrte daher nach Australien zurück, wo er von nun an in den an die Goldfelder angrenzenden Städten der öffentlichen Sicherheit die ersprießlichsten Dienste leistete. Er war 1858 in Castlemaine stationirt, als er sich nach erhaltener Aufforderung entschloß, Leiter der neu angeregten Expedition zur Erforschung des Innern Australiens (Victorian Exploring Expedition) zu werden, für welchen Posten er sich mit Eifer die erforderlichen Kenntnisse aneignete. Als wissenschaftlichen Begleiter erhielt B. einen jungen Arzt, William John Wills; weitere Theilnehmer waren der deutsche Botaniker Dr. Becker, Brahe, ebenfalls Deutscher, King, Gray, Patton, Wright u. A. Aus Indien wurden 25 Kameele als Reit- und Lastthiere herbeigeschafft, welche der bekannte Acclimatiseur Landells leitete. Der Weg, welchen die Expedition von Melbourne bis zur Carpentariabai zu durchmessen hatte, beträgt in gerader Rich-

tung 360 deutsche oder etwa 1500 englische Meilen; rechnet man jedoch die vielen Fluß- und Thalkrümmungen, welche der Reisende in der Wildniß zu durchwandern hat, so ergibt sich leicht eine Länge von 600 deutschen Meilen. Sturt, welcher unter allen australischen Forschern bis dahin am weitesten vorgedrungen, legte in nördlicher Richtung von Adelaide gegen 180 deutsche Meilen zurück. Auf seinem Wege, etwa 140 deutsche Meilen von Melbourne, liegt Coopers Creek (Creek s. v. a. Bai oder Fluß); hier sollte für B.'s Expedition ein Reservedepot als Operationsbasis angelegt werden. Am 20. August 1860 brach die Hauptexpedition von Melbourne auf. Sie erreichte glücklich den Fluß Lachlan, die äußerste Grenze der Ansiedelung, dann den Fluß Darling, wo das Reservedepot unter Wright das Lager des frühern Reisenden Mitchell zum Ausgangspunkt nehmen sollte, und schlug dann an der Graygebirgskette entlang, zur Rechten des Torrenssee's, den Weg nach Coopers Creek ein, das B. mit 12 Kameelen erreichte, nachdem Landells den Gehorsam verweigert und nach Melbourne zurückgekehrt war. Ueberzeugt, daß er mit einer komplicirten Expedition zu langsam werde vordringen können, entschloß er sich, mit Wills, King und Gray allein die Reise nach dem Norden fortzusetzen, während der übrige Theil der Expedition zu Coopers Creek zurückbleiben und B.'s Rückkehr erwarten sollte. Darauf brach die reducirte Expedition unter B. am 16. December 1860 nach dem Norden auf. Zwei Tage lang folgte sie dem Laufe des Cooper; am 19. December verließ sie denselben, wendete sich nordnordwestlich und hielt am 22. December unter 27° südl. Br. zum letzten Male Lager in einer gras-, baum- und wasserreichen Ebene, an deren Ende die von Sturt so schrecklich geschilderte „große Steinwüste" begann. Nachdem man eine kahle, mit Moder bedeckte Ebene durchmessen, erreichte man einen Bach mit klarem, aber schlecht schmeckendem Wasser, endlich aber den wasserreichen Fluß Eyres Creek, dessen nordwestlich laufendes Thal die Reisenden erst am 30. December verließen, um (25° südl. Br.) in nordnordöstlicher Richtung vorzudringen. Am 1. Januar 1861 fanden sie ein Creek, das sie Kings Creek nannten, nach dreitägigem Marsche durch eine wüste Gegend am 5. Januar wieder ein Creek, das Wills Creek getauft ward, und am 6. Januar unter dem Wendekreis des Steinbocks ein neues von 120 Fuß Breite u. mit bewaldeten Ufern. Von nun an überschritten sie bald kahle, vom Regen festgeschlagene u. von der Sonne ausgetrocknete Ebenen, bald gelangten sie an breite Wassertümpel, an kleine Flüsse, an Wald und fette Weiden, für Niederlassungen wie geschaffen (am 11. Januar). Dagegen war in den darauf folgenden 6 Tagen eine schroffe Gebirgsgegend zu überschreiten, und erst am 19. Januar betraten die Reisenden wieder ebenen Boden. Unter 20° südl. Br. erreichten sie das Gebiet des Cloncurry und verfolgten diesen wasserreichen Fluß bis unter 17° südl. Br., wo King und Gray mit den Kameelen und einem Theil der Vorräthe stationirt wurden, während B. und Wills sich aufmachten, um den Strand der Carpentariabai zu erreichen. Am andern Tage war das große Problem gelöst: B. und Wills hatten den australischen Kontinent von Melbourne bis zur Carpentariabai durchmessen. Aber das schwerste Stück Arbeit war noch zu thun, die Rückreise mit all ihren Schrecknissen. B. u. Wills kamen glücklich wieder zu ihren Kameraden und verfolgten den Cloncurryfluß wieder landeinwärts. Der gefährlichste Theil der Reise, das Sandschiefergebirge, wurde bis zum 11. März zurückgelegt. Nun aber wurden die Regengüsse so heftig, daß das Wasser über alle Niederungen trat. Um nur weiter zu kommen, mußte man einen Theil der Kameellasten wegwerfen. Gray erlag den Beschwerden am 17. April. Endlich am 21. April Abends erreichten die Uebrigen das Depot am Coopers Creek, fanden es aber verlassen, erst vor wenigen Stunden, wie man an einem Baumstamm las, wo die Worte: „Dig (Grabel) 21. April" ganz frisch eingehauen waren. In einer mit Kameeldünger bedeckten Grube fand man außer einer Quantität Nahrungsmittel Papiere, aus denen hervorging, daß von der Hülfsexpedition Patton und noch ein Anderer gestorben, daß der kleine Rest vom Skorbut bedroht sei und die Noth gebiete, den Rückzug nach Melbourne anzutreten. Nach fünftägiger Rast brachen B. u. Wills auf, aber nicht auf der alten Fährte nach Melbourne, sondern südwestlich nach Adelaide. In die geöffnete Grube hatten sie Briefe nebst einem Theil der Journale gelegt, aber die Grube wieder so geschlossen, daß bei oberflächlicher Untersuchung nicht zu bemerken war, daß sie geöffnet gewesen. Nach mehrtägigem Vordringen gegen Süden mußten B. und Wills wegen Wassermangels umkehren. Inzwischen war die Hülfsexpedition unter Brahe bei ihrem Rückzuge auf Wright gestoßen, der mit frischen Vorräthen vom Darlingflusse heranzog und unterwegs den Dr. Becker durch den Tod verloren hatte. Sie erreichten Coopers Creek, kehrten aber zurück, da die Grube völlig unberührt schien. Hätte B. ein sichtbares Zeichen seiner Wiederkehr zurückgelassen, oder hätte Brahe nachgraben lassen, wobei ihm die Briefe in die Hände gefallen sein würden, so wären B. und seine Gefährten aufgesucht und gefunden worden. Einen weiteren Fehler hatte B. gemacht, indem er einen neuen Weg nach dem Süden eingeschlagen; denn auf dem alten wäre er der Hülfsexpedition glücklich in die Arme gegangen. Auf die von Brahe und Wright nach Melbourne gebrachte Trauerbotschaft, daß von den vier Reisenden jede Spur verloren sei, boten sowohl das Komité, als Regierung und Kolonisten Alles auf, um dennoch eine solche Spur wieder aufzufinden. Während ein Dampfer nach der Carpentariabai gesandt wurde, um von dort aus Nachforschungen landeinwärts anzustellen, gingen von Adelaide und Moretonbai Expeditionen ab. Brahe und Alfred Howitt wanderten mit neuen Instruktionen von Melbourne nach Coopers Creek. Sie kamen zu spät. Nachdem Wills erschöpft zurückgeblieben, starb B. am Morgen des 28. Juni; King schleppte sich mühsam weiter u. gelangte zu einem Haufen Eingeborener, bei denen er verweilte, bis er am 15. September 1861 mit Howitts u. Brahe's Expedition zusammentraf. Am 21. September begrub man die unglücklichen Gefährten, und die Expedition kehrte nach Melbourne zurück, wo King am 25. November eintraf und mit Enthusiasmus empfangen wurde. In der von dem Komité eingeleiteten Untersuchung wurde Brahe von der Schuld losgesprochen, wogegen auf Wright der Vorwurf haften blieb, daß er zu langsam nach Coopers Creek vorgedrungen sei und dann

sich Brahe angeschlossen habe. Schon sind australische Gesellschaften mit bedeutenden Kapitalien entstanden, um den erschlossenen Kontinent, welcher den Namen „Burke's Land“ führen soll, zu bewirthschaften und zu kolonisiren.

Burkersdorf, Dorf im preußischen Regierungsbezirk Breslau, Kreis Schweidnitz, mit 400 Einwohnern. Hier erstürmte Friedrich der Große am 20. Juli 1762 das österreichische verschanzte Lager unter Daun.

Burkhard, 1) St. B., wurde von Bonifaz zur Bekehrung der Thüringer aus England berufen, 751 vom Papst Zacharias zum ersten Bischof von Würzburg geweiht und war bei der Gesandtschaft nach Rom, welche die Absetzung Childerichs und die Wahl Pipins zum König der Franken bezweckte. Er führte ein so frommes und ernstes Leben, daß er allen Prunk mied und als Bischof einen Stab von Hollunderholz trug; † 753. — 2) Bischof, s. Burchard.

Burleigh, englischer Staatsmann, s. Cecil.

Burlesk (vom italienischen Wort burla, Scherz, Spott), das Komische, beraubt seines idealen Bestandtheils, also das Niedrigkomische oder B.e. In b.en Gedanken und Reden, Personen und Handlungen stellt sich das Lächerliche und Widersprechende gleichsam als Selbstzweck hin und so, als ob es vollkommen an seiner Stelle wäre, so daß an eine mögliche Auflösung des Widerspruchs nicht gedacht wird. Dabei werden alle Mittel, das Lächerliche hervorzubringen, in vergrößertem Maße angewendet, und besonders wird das Häßliche u. Ekelhafte gebraucht, um die beabsichtigte Wirkung herbeizuführen. Die verschiedenen Arten der b.en Darstellung sind im Grunde nichts als verschiedene Ausdrücke des Widerspruchs, wie er sich auf die mannichfaltigste Weise in den verschiedenartigsten Beziehungen kund geben kann. Unter den Italienern haben Francesco Berni und Carlo Gozzi im B.en Ausgezeichnetes geleistet. Scarron und Blumauer, Rabelais und Fischart haben in derselben Gattung gearbeitet. In Frankreich galten lange Zeit b.er Styl und marotischer Styl (style de Marot) für gleichbedeutend, und hier wie in Deutschland, wo Morhof den Ton angab, wurde im 17. Jahrhundert die b.e Darstellungsweise fast überall zurückgewiesen. Vavassors Werk „De ludicra dictione“ ist gegen das B.e gerichtet.

Burlington, 1) s. Bridlington. — 2) Stadt und Zollhafen im nordamerikanischen Freistaat Newjersey, nördlich von Philadelphia, am Delawareufer, regelmäßig und elegant angelegt, ist Sitz des Bischofs von Newjersey, hat 10 Kirchen, ein Rathhaus, Arsenal, ein presbyterianisches College (1846 gegründet), ein Lyceum, mehre höhere Schulen und 6600 Einwohner. In der Umgegend am Delaware viele schöne Landhäuser von Philadelphia. B. ward 1667 gegründet, ursprünglich Beverley genannt und 1784 als City inkorporirt. — 3) Stadt und Eingangshafen im nordamerikanischen Staate Vermond, am Champlainsee malerisch gelegen, mit regelmäßigen Straßen und eleganten, von hübschen Gärten umgebenen Häusern, ist der bedeutendste Handelsplatz des Staats, mit einem Gerichtssitz, hat Werften, einen Leuchtthurm, bedeutende Magazine, 4 Banken, 6 Kirchen, eine Akademie, ein Mädchenseminar, die (1791 gegründete) Universität von Vermont (von der Kuppel des Gebäudes eine der herrlichsten Aussichten), mehre Schulen und 6500 Einwohner. Der Hafen ist der beste am Champlainsee und durch ein Bollwerk gegen Westwinde geschützt. Die erste Niederlassung wurde hier 1783 gegründet.

Burmann, 1) Peter, berühmter Philolog, den 6. Juli 1668 zu Utrecht geboren, in der Gelehrtenrepublik Peter B. der Aeltere genannt, erhielt den ersten Unterricht auf der Schule zu Utrecht, studirte dann daselbst die Rechte, blieb aber dabei dem Studium des Alterthums getreu. Von einer gelehrten Reise durch Deutschland und die Schweiz zurückgekehrt, prakticirte er anfangs als Advokat und war einige Zeit Einnehmer der Episkopalsteuern, aber schon 1696 ward er Professor der Beredtsamkeit und Geschichte, bald darauf auch der griechischen Sprache und der Politik in Utrecht. Im Jahre 1715 folgte er dem Rufe als Professor der Beredtsamkeit und griechischen Sprache nach Leyden und ward dann zugleich Professor der belgischen Geschichte und Poesie und erster Bibliothekar. Er † den 31. März 1741. B. zeichnete sich weder als scharfer Kritiker, noch als ästhetischer Erklärer antiker Poesien aus; seine Stärke war die grammatikalische Worterklärung, vornehmlich der lateinischen Autoren. Er veranstaltete durch Schönheit des Drucks ausgezeichnete Ausgaben folgender römischen Klassiker: Petronius (Utr. 1709, Amsterdam 1743), Vellejus Paterculus (Leyden 1719, 1744), Quinctilianus (das. 1720), Valerius Flaccus (das. 1724), Buchanans Werke, Justinus (das. 1725), Phädrus (das. 1727), Ovidius (Amsterdam 1727), Poetae minores (Leyden 1731), Suetonius (Amsterdam 1736), Lucanus (Leyden 1740), schrieb: „Oratio in studia humanitatis“ (das. 1720); „Oratio pro Grammaticis et Literatoribus“ (das. 1732); „Somnium seu iter in Arcadiam novam“ (Utrecht 1710); „Orationes“ (das. 1700). Auch gab er eine „Sylloge epistolarum“ (eine Sammlung Briefe von Gronov, J. Lipsius, Heinsius, Leyden 1727, 5 Bde.) und „Petri Cunaei Epistolae“ (das. 1725) heraus. Auch Gedichte schrieb er als Meister in der lateinischen Verskunst: „Poematum libri IV“ (Amsterdam 1746, Haag 1759). Seine Bearbeitung des Virgil gab sein Neffe heraus, wie B. selbst früher den philologischen Nachlaß Daniel und Nikolaus Heinse's edirt hatte.

2) Franz, Bruder des Vorigen, geboren den 15. Mai 1671 zu Utrecht, studirte Philologie zu Utrecht, Philosophie zu Leyden und Theologie zu Franecker und Gröningen, ward 1695 Pfarrer zu Coudum in Friesland, 1698 zu Briel, machte 1702 als Gesandtschaftsprediger eine Reise nach England, ward dann Prediger zu Enkhuyzen, 1705 zu Amsterdam und † als Professor der Theologie zu Utrecht den 22. Sept. 1719. Er verfaßte Streitschriften über den Spinozismus gegen Philipp Limburg und Friedrich Leenhof: „Burmannorum pietas“ (Utrecht 1701); der „Spinosisten hoogste goet“ (Enkhuyzen 1704). Auch ist von ihm „De Harmonie ofte overeenstemminge der vier h. evangelisten“ (Amsterdam 1713).

3) Johann, berühmter Botaniker, des Vorigen ältester Sohn, geboren den 26. April 1706 zu Amsterdam, studirte Naturwissenschaften und Medicin zu Leyden, prakticirte dann in Amsterdam, wurde 1738 Professor der Botanik bei dem Athenäum und

Aufseher des botanischen Gartens daselbst und † den 20. Jan. 1779. In seinem „Thesaurus Zeilanicus" (Amsterd. 1737) beschrieb er höchst sorgfältig die von Paul Hermann auf Ceylon und dem Kap gesammelten Pflanzen; ferner beschrieb er: „Rariorum Africanarum plantarum Decas I—X" (das. 1738, 1739), „Plantarum Americanarum Fasc. decem" (das. 1755—60), „Flora Malabarica" (das. 1769) und gab Rumphs „Herbarium Amboinense" (das. 1741—51, 7 Bde.) heraus.

4) Nikolaus Laurentius, Sohn von B. 3), geboren zu Amsterdam 1734, wurde seines Vaters Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Botanik, erwarb sich um die Botanik namhafte Verdienste, theils durch eigene Schriften, theils durch Förderung fremder Unternehmungen, u. † 1793. Er bestimmte Thunberg zu einer Reise nach dem Kap und nach Japan, welcher die Botanik bedeutende Bereicherungen verdankt. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Flora Indiae" (Leyden 1768).

5) Peter, Philolog, Neffe von B. 2), nannte sich selbst, zum Unterschiede von diesem, Secundus od. der Jüngere, am 13. Okt. 1713 zu Amsterdam geboren, verlor seinen Vater frühzeitig u. wurde von seinem Oheim zu Leyden erzogen, wo er Jurisprudenz und die Klassiker studirte. Zwanzig Jahre alt, schrieb er: „De Sapientia Hyperboraeali" und erhielt 1736, schon als lateinischer Dichter berühmt, nach Wesselings Abgang die Professur der Beredtsamkeit und Geschichte zu Franecker, welche er durch die Rede „Pro Criticis" (Franecker 1736) antrat. Im Jahre 1741 wurde er Professor der Dichtkunst. Als d'Orville 1742 das Gymnasium zu Amsterdam verließ, trat er mit der Rede „De enthusiasmo poetico" (Amsterdam 1742; niederdeutsch von Friedr. Smits, Rotterdam 1743) als Professor der Beredtsamkeit, Geschichte und griechischen Sprache an dessen Stelle und übernahm 1744 die Professur der Poesie. Im Jahre 1752 erhielt er die Oberaufsicht über die Bibliothek und die lateinischen Schulen. B. gerieth in viele heftige Streitigkeiten. So griff er Eberhard Otto an in „De rebus ad Everh. Ottonem pertinentibus" (Genf 1747), schmähte Saxe, fand aber an Chr. Ad. Klotz einen derben Vertheidiger desselben in „Antiburmannus" (Jena 1761) und „Funus Petr. Burmanni" (Altenburg 1762). B. schrieb dagegen „Epistola ad fratrem" (Amsterdam 1761) und „Anti-Clotzius" (das. 1762). Er † den 24. Juni 1778 auf seiner Villa Sandhorst bei Wassenaer. Ausgezeichnet als Lehrer, war B. bei großer Gelehrsamkeit nichts weniger als ein eleganter Humanist und bewies sich schwankend in seinen Urtheilen. Er gab heraus: Lotichius' Gedichte (Amsterdam 1754), eine „Anthologia veterum Latinorum epigrammatum" (das. 1759, 1775, 2 Bde.), des Aristophanes Komödien (Leyden 1760), den Claudianus (Amsterdam 1760), Cicero's rhetorische Schriften (Leyden 1761); besorgte auch Ausgaben von H. Valesius' „Emendationes" (Amsterd. 1739), N. Heinsius' „Adversaria" (Harlingen 1740) und seines Oheims Virgilius (Amsterdam 1746). Nach seinem Tode setzte sein Schüler Laurentius Santen mehre Arbeiten B.s fort, u. A. den Propertius (Utrecht 1780).

6) (Bormann), Gottlob Wilhelm, deutscher Dichter, den 18. Mai 1737 zu Lauban in der Oberlausitz geboren, besuchte die lateinische Schule zu Hirschberg, lebte als Privatgelehrter in Berlin, wo er auch als Improvisator auftrat, und † daselbst den 5. Jan. 1805. Von seinen seltsamen Kapricen zeugen seine „Gedichte ohne den Buchstaben R" (Berl. 1788; neue Aufl. 1796); außerdem schrieb er: „Fabeln u. Erzählungen" (Dresd. 1769; 3. Aufl., Berl. 1773), „Lieder in drei Büchern" (Berlin 1774) rc. Auch gab er eine Zeitlang eine Wochenschrift „Für Literatur u. Herz" heraus. Vgl. Jördens, Etwas über Bormann, Lauban 1805.

Burmeister, Hermann, einer der namhaftesten deutschen Naturforscher der Gegenwart, den 15. Jan. 1807 zu Stralsund geboren, wo sein Vater Hauptzollamtskontroleur war, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Vorbildung und studirte seit Anfang 1826 zu Greifswald, darauf von 1827 bis 1829 in Halle Medicin, widmete sich aber zugleich unter Nitzsch zoologischen, besonders entomologischen Studien und gab ein „Lehrbuch der Naturgeschichte" (Halle 1830) heraus. Nachdem er hierauf zu Hamburg die bedeutende Insektensammlung des Kaufmanns Sommer, seines nachmaligen Schwiegervaters, geordnet, ging er nach Berlin, um sich daselbst an der Universität für das naturgeschichtliche Fach zu habilitiren. Gleichzeitig erhielt er eine Lehrerstelle für Naturgeschichte an dem kölnischen Realgymnasium. Seinem weit verbreiteten „Grundriß der Naturgeschichte" (Berlin 1833, 9. Aufl. 1857) ließ er für den Zweck akademischer Vorlesungen das größere, in der Zoologie bis in das kleinste Detail meisterhaft ausgearbeitete „Handbuch der Naturgeschichte" (das. 1837) folgen. Zur Erläuterung dieser Bücher ist sein „Zoologischer Handatlas" (7 Hefte, Berlin 1835—43) bestimmt. Daneben begann er zwei umfassendere Werke über Entomologie, das „Handbuch der Entomologie" (Bd. 1—5, Berlin 1832—44) und die „Genera insectorum" (Heft 1—10, das. 1833—46). Nach Nitzsch' Tode erhielt er 1837 eine außerordentliche und 1842 eine ordentliche Professur der Zoologie an der Universität zu Halle, zu deren bedeutendsten Lehrern er gegenwärtig gehört. Seine Vorträge erstrecken sich auch über das Gebiet der Zoologie hinaus, wie denn seine unter den Gebildeten aller Stände mit dem größten Beifall aufgenommene „Geschichte der Schöpfung" (Leipzig 1843, 6. Aufl. 1856) aus geologischen Vorlesungen hervorgegangen ist. In derselben Weise entstanden seine „Geologischen Bilder zur Geschichte der Erde u. ihrer Bewohner" (2. Aufl., Leipzig 1855, 2 Bde.). Außer diesen Arbeiten veröffentlichte B. noch eine große Anzahl von kleineren Abhandlungen für wissenschaftliche Zeitschriften, sowie mehre Monographien über noch bestehende oder schon untergegangene Thiergeschlechter. Zu letzteren gehören die Schriften: „Zur Naturgeschichte der Gattung Calandra" (Berlin 1837), „Die Organisation der Trilobiten" (das. 1843), die „Beiträge zur neuern Kenntniß der Gattung Tarsius" (das. 1847), „Athlophorus Klugii" (Halle 1847), „Die Labyrinthodonten" (Thl. 1—3, Berlin 1849—50), „Der fossile Gavial von Boll" (Halle 1854). B. ist auf dem Gebiete der Zoologie zu den ausgezeichnetsten Systematikern unserer Zeit zu zählen. Außerdem zeichnete er sich theils als Lehrer in seinen vielbesuchten Vorlesungen, theils als Redner bei Gelegenheit der Bewegungen von 1848 durch klare Auffassung und Präcision des Ausdrucks aus. Er

ward darum 1848 zu Halle als Stellvertreter Dunckers in die deutsche Nationalversammlung, zu Liegnitz aber als Deputirter in die erste preußische Kammer nach Berlin gewählt, wo er mit der Linken unter Dyhrn stimmte. Körperlich höchst angegriffen, erbat er sich nach dem Schlusse des Landtags einen längern Urlaub, welchen er zu einer Reise nach Brasilien benutzte, die er am 12. September 1850 antrat. Nach einem Aufenthalt von 19 Monaten kehrte er zurück. Die Frucht dieser Reise waren mehre Schriften: „Landschaftliche Bilder Brasiliens und Porträts einiger Urvölker" (Berlin 1853), „Reise nach Brasilien" (das. 1853), „Systematische Uebersicht der Thiere Brasiliens, welche während einer Reise durch die Provinzen Rio Janeiro und Minas Geraes gesammelt oder beobachtet wurden" (das. 1854 ff.) u. „Erläuterungen zur Fauna Brasiliens" (das. 1856). Außerdem schrieb er noch: „Ueber die Arten der Gattung Cabus" (Halle 1854); „Ueber den Bau und die Geschlechtsunterschiede bei den Arten der Gattung Scolia" (das. 1854); „Zoonomische Briefe, allgemeine Darstellung der thierischen Organisation" (Leipzig 1856, 2 Bde.). Nachdem er im Sommer 1854 zur Kräftigung seiner Gesundheit Italien besucht hatte, bereiste er 1857—1860 die Laplatastaaten, gab 1861 seine Professur auf und begab sich von Neuem nach Südamerika, um sich dort auf die Dauer niederzulassen.

Burnes (spr. Börrns), Sir Alexander, politischer Agent der englischen Regierung in Kabul, bekannt durch seine Reisen nach Centralasien, geboren den 16. Mai 1805 zu Montrose in Schottland, bildete sich auf der dortigen Schule und ging in seinem 16. Jahre (1821) als Kadet nach Bombay. Wegen seiner Kenntniß der Hinduſprache u. des Persischen wurde er als Dolmetscher in der Provinz Surate angestellt, wo er bis 1825 blieb. Als um diese Zeit sein Regiment nach Kutsch geschickt ward, um die daselbst ausgebrochenen Insurrektionsversuche zu unterdrücken, folgte ihm B. dahin. Er galt bereits für einen sehr ausgezeichneten Offizier und wurde zum Lieutenant u. Quartiermeister oder Stabschef seiner Brigade ernannt. Sein Gesuch um die Ermächtigung und die Mittel, den Lauf des Indus zu erforschen u. die Länder an der Westgrenze Hindostans, vom Indus bis nach Khiwa und Persien, zu bereisen, ward aus Rücksicht auf die argwöhnische Stimmung der kleinen eingebornen Fürsten nicht genehmigt, B. dagegen einstweilen zum Generalquartiermeistergehülfen der Armee von Bombay und Sonschef des Generalstabs befördert. Einige Monate nachher beauftragt, die Karte von Kutsch zu berichtigen, ging er in diese Provinz ab. Die geschickte Ausführung des Auftrags, den Sindfürsten für ihre den Briten geschickten Geschenke mehre nur zu Wasser transportable Gegenstände als Gegengeschenk zu überbringen, bestimmte 1831 den Generalgouverneur Lord Bentinck zur Ertheilung der von B. erbetenen Erlaubniß zu einer Reise nach Centralasien und in die noch wenig bekannten Länder Balkh, Kundus u. Buchara. B. reiste Anfangs 1832 ab, begleitet vom Doktor Gerard, welcher die naturwissenschaftlichen Beobachtungen übernommen hatte. Er hat diese Reise, wie die vorige, selbst beschrieben, und seine „Travels into Bokhara" (London 1834; deutsch, Weimar 1834—35, 2 Bde.) wurden eine Hauptquelle aller Nachrichten über die Zustände Afghanistans u. der angrenzenden Länder. Nachdem er Khullum, Balkh u. Buchara besucht, kehrte er über Persien nach Indien zurück. Da das Direktorium in London ihn zu vernehmen wünschte, so begab sich B. Anfangs Oktober 1833 nach England, wo er aufs Glänzendste empfangen ward. Noch mehr wurde B. gefeiert, als 1834 sein Reisewerk erschien, obgleich durch die politische und merkantilische Engherzigkeit der Direktoren vielfach verstümmelt u. beschnitten. Nie hatte eine Reisebeschreibung solches Glück gemacht; Uebersetzungen erschienen davon in allen gebildeten Sprachen Europa's. Während sich B. in Paris aufhielt, erkannte ihm die geographische Gesellschaft die goldene Medaille zu, und Ludwig Philipp ließ Lord Brougham ersuchen, ihm B. vorzustellen, damit er aus seiner Hand die Insignien der Ehrenlegion empfange. Bei seiner Rückkehr nach England bot ihm Lord Ellenborough, damals Präsident des Board of Control, den Titel eines Ritters des vereinigten Königreichs und einen diplomatischen Posten am persischen Hofe, ja für den Fall, daß Ellis sich zurückzöge, den eines englischen Botschafters in Persien an. B. lehnte jedoch diese glänzenden Anerbietungen ab und kehrte nach Indien zurück, wo er, zum Kapitän ernannt, seinen alten Posten bei Henry Pottinger in Kutsch wieder einnahm. Aber schon im Oktober sandte man ihn nach Sind, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen und den englischen Erzeugnissen die Schifffahrt auf den Indus zu öffnen. Noch vor Beendigung dieser Unterhandlung ward er im April 1836 nach Bombay zurückberufen, um mit den Fürsten von Sind und den Souveränen von Kabul, Kandahar und Kelat eine Offensiv- u. Defensivallianz gegen Rußland und Persien zu unterhandeln. Aber der Fürst, welcher hauptsächlich in das Bündniß hineingezogen werden mußte, Dost Mohammed von Kabul, verlangte als Bedingung seines Beitritts, daß sich England verpflichte, ihm Stadt und Provinz Peschawer, welche Rundschit Singh genommen, wieder zu verschaffen. Da die Erfüllung dieser Bedingung ohne einen Krieg mit dem König von Labore unmöglich war, so weigerte sich die englische Regierung peremtorisch und beschloß, den verbannten Schah Schudscha wieder auf den Thron von Kabul zu setzen. Genöthigt, im Frühjahre 1838 die Unterhandlungen abzubrechen, wurde B. nach Simla berufen, wo er den Generalgouverneur mit den Vorbereitungen zu der Expedition beschäftigt fand, welche über den Indus setzen sollte. Zum Oberstlieutenant, zum Ritter des vereinigten Königreichs und zum politischen Agenten der englischen Regierung in Kabul ernannt, ging er dahin wieder ab, fand aber hier am 2. November 1841 in einem Aufstande unter den Messern der Afghanen seinen Tod. Während seines Aufenthalts in Kabul 1836—38 hatte er die Materialien zu seinem reichhaltigen Werke „Cabool, being a personal narrative of a journey to and residence in that city" (London 1842; deutsch von Oelckers, Leipzig 1843) gesammelt.

Burnet (spr. Börrnet), Gilbert, berühmter Geschichtschreiber der Reformation in England, den 18. September 1643 in Edinburg geboren, Sohn eines eifrigen Anhängers Karls I., der von Karl II. zum Lord Cromont ernannt worden war, erhielt die sorgfältigste Erziehung und studirte Jurisprudenz, dann Theologie. Nachdem er eine Reise nach

Holland gemacht (1664), ward er 1665 Pfarrer zu Saltoun in Schottland, in welcher Stellung er sich eben so sehr die Liebe seiner Gemeinde erwarb, als er sich durch Freimüthigkeit das Mißfallen der schottischen Bischöfe zuzog. Seine Schrift: „Gespräche zwischen einem Konformisten u. Nonkonformisten" (1669) führte ihn in den Kampf der religiösen Parteien. Als er, 1669 auf den theologischen Lehrstuhl nach Glasgow berufen, das Ansehen der Bischöfe gegen die Presbyterianer u. die Duldung der Dissenters gegen die Episkopalen vertheidigte, machte er sich beiden Parteien verhaßt. B.s Behauptungen über die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung wegen Unfruchtbarkeit, sowie seine Vertheidigung des Ansehens der bischöflichen Konstitution u. der souveränen Macht der schottischen Krone (gegen Buchanans berühmtes Werk: **De jure regni apud Scotos**) erwarben ihm die Gunst des Königs Karl II., die er aber durch mißliebige Grundsätze sehr bald wieder verscherzte. Mißmuthig über die gehässigen Umtriebe seiner Gegner, legte er sein Amt an der Universität zu Glasgow nieder (1673), begab sich nach London, ward daselbst Prediger bei der Kapelle der Kanzlei und erwarb sich als entschiedener Gegner des katholischen Kultus einen Namen. Als nach Karls II. Tode (1685) Jakob II. folgte, dessen Successionsrechte B. früher öffentlich bestritten hatte, verließ er England, bereiste Frankreich, Italien, die Schweiz, Deutschland und Holland und ward hier vertrauter Rath des Prinzen Wilhelm von Oranien. Während der Statthalter Heer und Flotte rüstete und die Generalstaaten und Kabinete für sein Unternehmen bearbeitete, bereitete ihm B. durch seine beredten Flugschriften den Sieg in der öffentlichen Meinung vor. B. war der Mittelpunkt und das leitende Organ für alle mit den Stuarts unzufriedenen Engländer. Er wurde deshalb des Hochverraths angeklagt, wußte sich aber dem Urtheilsspruch der englischen Gerichte zu entziehen, indem er sich in Holland naturalisiren ließ. In Wilhelms Auftrag verfaßte er das Manifest, worin alle Beschwerden der englischen Nation gegen Jakob II. aufgezählt waren und Wilhelm als Befreier des Volks angekündigt wurde. Er begleitete dann als Hofkaplan Wilhelm nach England u. ward nach dessen Thronbesteigung Bischof von Salisbury (1689). Seine Thätigkeit im Kirchenamte und im Parlament war seitdem vom größten Einflusse. Als er aber in einem Hirtenbriefe die Ansprüche des Prinzen von Oranien an den britischen Thron auf das Recht der Eroberung zu gründen wagte, mußte er die bittere Kränkung erfahren, seinen Hirtenbrief auf Befehl des Parlaments durch Henkershand verbrennen zu sehen. Aus seinen Einkünften verbesserte er die Pfründen armer Landpfarrer, unterstützte Wittwen und dürftige Studenten, gab ansehnliche Beiträge zur Erbauung von Kirchen und Pfarrhäusern und stiftete zu Salisbury eine Armenschule für 50 Kinder, welche er aus eigenen Mitteln erhielt. Seine Freigebigkeit machte keinen Unterschied der Nation, Sekte oder Partei, sondern sah allein auf die Noth und Würdigkeit des Bedürftigen. Bei seinem Tode (den 17. März 1715) reichte der Nachlaß aus seinen bischöflichen Einkünften eben hin, um seine Schulden zu bezahlen. Er gehörte zu den Latitudinariern und Apologeten des Christenthums gegen die englischen Deisten. Seine „**History of the reform of the church of England**" (London 1679—1714, 5 Bde.), für welches Werk dem Verfasser vom Parlamente eine Danksagung votirt wurde, leidet an zu leidenschaftlicher Eingenommenheit gegen die katholische Partei. Seine „**History of his own times**" (von seinem Sohne Thomas B. herausgegeben, London 1723—24, 2 Bde.; deutsch, Hamburg 1735—37; neue Ausgabe mit den in der 1. unterdrückten Stellen und Anmerkungen, Oxford 1823, 6 Bde.) enthält schätzbare Beiträge zur Geschichte der englischen Revolution. Eine Beschreibung seiner Reise durch die Schweiz und Italien erschien zu London 1686 in 2 Bänden (deutsch, Leipzig 1686).

Burnetisiren des Holzes, Verfahren, um das Holz vor schädlichen äußeren Einflüssen, namentlich vor der Feuchtigkeit zu schützen, von Burnet erfunden und zuerst in Amerika beim Bau einer Eisenbahnbrücke über den Illinois in Anwendung gebracht. Wenig von den anderen Imprägnirungsmethoden abweichend, besteht es im Wesentlichen in Folgendem: Ein 60 Fuß langer und 5 Fuß weiter gußeiserner Cylinder wird mit dem zu burnetisirenden Holze ganz ausgefüllt und luftdicht verschlossen, mittelst Pumpen luftleer gemacht und mit einer wässerigen Auflösung von Zinkchlorid gefüllt, welche mittelst einer durch Dampfkraft in Bewegung gesetzten Pumpe ganz in das Holz eingepreßt wird. Nachdem man darauf die Flüssigkeit hat ablaufen lassen, bringt man das Holz behufs des Trocknens an die Luft. Um auf diese Weise 900,000 Kubikfuß Holz wasser- und feuerbeständig zu machen, bedarf man 36,000 Pfund Zinkchloridauflösung. Zur Imprägnirung von 1000 Kubikfuß Holz belaufen sich die Kosten auf $3^1/_2$ Dollars.

Burney (spr. Börrni), 1) Charles, berühmter englischer Geschichtschreiber über Musik, geboren 1726 zu Shrewsbury, studirte Musik unter der Leitung des damals in England sehr berühmten Arne zu London und wurde 1760 Organist zu Swaffham in Norfolk, kehrte aber auf Veranlassung des Herzogs von York nach London zurück, wo er durch seine Kompositionen bald so großen Ruf erlangte, daß die Universität Oxford ihn 1761 zum Doktor der Musik kreirte. Um Stoff zu einer ausführlichen Geschichte der Musik zu sammeln, unternahm er 1770 eine Reise über Frankreich nach Italien, deren Resultat sein Buch „**The present state of music in France and Italy etc.**" (London 1772, 2 Bde.; deutsch von Ebeling und von Bode, Hamb. 1772—73, 2 Bde.) war. Eine zweite große Kunstreise durch Flandern, die Niederlande, Deutschland und Holland vollendete er 1772 u. schickte abermals ein Urtheil über die dortigen Kunstleistungen sofort in die Welt. Sein Hauptwerk aber ist die „**General history of music from the earliest ages to the present period**" (London 1776—89, 4 Bde.; 1 Bd. deutsch von Eschenburg, Leipzig 1781). Er † als Organist am Chelseahospital 1814.

2) Franciska d'Arblay, bekannt als Miß B., Tochter des Vorigen, beliebte Romanschreiberin, war eine Zeitlang Kammerfrau bei der Gemahlin Georgs III., heirathete einen französischen Emigranten, d'Arblay, ging mit ihm 1802 nach Paris und 1812 nach England zurück und † 1844 in Cheltenham. Ihre Romane „**Evelina**" (Lond. 1773, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1783; abgekürzt von Brömel, Berl. 1789), „**Cecilia**" (London 1785, 5 Bde.), „**Georgina**"

(das. 1789; deutsch, Tübingen 1790) und „Camilla" (Lond. 1797, 5 Bde.; deutsch, Berlin 1798, 4 Bde.) waren ihrer Zeit Moderomane und sind noch jetzt als lebendige Darstellungen der damaligen socialen Zustände in den höhern Kreisen nicht ohne Werth.

3) James, Kontreadmiral, 1739 geboren, Sohn von B. 1), trat früh in den Seedienst und begleitete Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt. Von der Pike an dienend, stieg er erst nach langen Dienstjahren bis zum Rang eines Kontreadmirals hinauf. Er † 1821. B. war auch tüchtiger Geograph, und seine „History of Voyages of Discovery" und andere treffliche Schriften lassen in ihm einen scharfen Denker erkennen.

Burnley (spr. Börnli), Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Lancaster, in einem engen Thale am Bure (Brun) nördlich von Manchester, jetzt sehr verschönert, hat bedeutende Wollen- und Baumwollenfabriken (1850: 17 Spinnereien mit 12,000 Arbeitern), große Bleichen und Druckereien, Eisen- und Messinggießereien, Maschinenfabriken, Brauereien, Gerbereien, Seilerbahnen und 20,900 Einwohner. In der Nähe reiche Schiefer- und Kohlengruben.

Burnouf (spr. Bürnuff), 1) Jean Louis, französischer Philolog, geboren den 14. Sept. 1775 zu Urville im Departement Manche, ward trotz erfolgreicher Studien im pariser Collége erst im 32. Jahre Hülfsprofessor am Collége Charlemagne, später an die Ecole normale versetzt, 1816 Professor der Beredtsamkeit am Collége de France, 1828 Inspektor der Universität und 1830 Generalstudiendirektor. Seit 1836 Mitglied der Akademie der Inschriften und seit 1840 Bibliothekar der Universität, † er den 8. Mai 1844 zu Paris. Um den Unterricht in den klassischen Sprachen hat er sich als Lehrer und Schriftsteller großes Verdienst erworben. Seine „Méthode pour étudier la langue grecque" (Paris 1813; 41. Aufl. 1844) hat das Studium des Griechischen den Franzosen wesentlich erleichtert, wie seine „Premiers principes de la grammaire latine" (9. Aufl., Paris 1844) die des Lateinischen. Noch unübertroffen ist seine Uebersetzung der Werke des Tacitus (Paris 1827—33, 6 Bde.). Vom „Panegyricus" des Plinius gab er mehre Textrecensionen und eine französische Uebersetzung (Par. 1834, 2. Aufl. 1842) heraus. Kleinere Arbeiten von ihm finden sich in Zeitschriften, wie dem „Journal de l'instruction publique", dem „Journal Asiatique" u. a.

2) Eugène, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten unserer Zeit, Sohn des Vorigen, geboren den 1. April 1801 zu Paris, widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, gab aber dasselbe auf, um sich dem der orientalischen Sprachen, namentlich Indiens und Persiens zuzuwenden. Im Jahre 1829 ward er Professor der allgemeinen Grammatik in der Normalschule, 1832 Professor des Sanskrit und der indischen Literatur am Collége de France, 1839 Inspektor der orientalischen Typographie an der königlichen Druckerei, 1832 Mitglied und später beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften. Er † den 28. Mai 1852 zu Paris. In Verbindung mit dem Professor Lassen in Bonn gab er das verdienstvolle Werk „Essai sur le Pali, ou la langue sacrée de la près-qu' île au-delà du Gange" (Paris 1826) und dann allein die „Observations grammaticales sur quelques passages de l'essai sur le Pali" heraus, wodurch in Europa zuerst ein helleres Licht über diese ihrer Mutter, dem Sanskrit, am verwandtesten gebliebene Tochtersprache verbreitet wurde. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf das Studium der in der Zendsprache erhaltenen Ueberreste der altpersischen heiligen Literatur, die noch gar nicht philologisch-kritisch bearbeitet worden waren. Er ließ zu diesem Zwecke das Hauptwerk dieser Literatur, den „Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre" (Paris 1830), nach Anquetils Manuskript sorgfältig lithographiren. Wie vertraut B. überhaupt mit der indischen Philologie u. Sanskritsprache war, ergab sich aus seiner vortrefflichen lateinischen Uebersetzung zu Chézy's „Yadjnadattabadha, ou la mort de Yadjnadatta, épisode extrait du Rámáyana, poëme épique sanscrit", aus dem erklärenden Text zu der „Inde française, ou Collection de dessins lithographiés représentant les divinités, temples, pagodes", u. aus seinen werthvollen Aufsätzen im „Journal Asiatique", später im „Journal des savans". Seine Kenntniß der bisher verwahrlosten Zendsprache bewies er in seinem „Commentaire sur le Yaçna, l'un des livres religieux des Parses" (1835, Bd. 1). Seine Beschäftigung mit dem Altpersischen führte ihn im „Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes" (Paris 1836) zu einem Versuche der Entzifferung der persepolitanischen Keilinschriften. Für die „Collection orientale" gab er den Text u. die französische Uebersetzung des „Bhâgavat-Purâna" (Par. 1840—49, Bd. 1—3), eines Systems der indischen Mythologie und Tradition, heraus. Eine Frucht seiner Studien der in der Sanskritsprache geschriebenen heiligen Werke der Buddhaisten war seine „Introduction à l'histoire du buddhisme indien" (Bd. 1, Paris 1844; Bd. 2 1852). In seinem Nachlasse finden sich mehr oder minder vollständig ausgearbeitete zahlreiche Uebersetzungen orientalischer Werke in Sanskrit, Pali 2c., nebst Studien zu denselben.

Burns (spr. Börrns), Robert, origineller Volkslieberdichter Schottlands, den 29. Jan. 1759 auf einem kleinen Pachtgute bei Manchline in der schottischen Grafschaft Ayr geboren, war der Sohn eines Gärtners und mußte seinen armen Aeltern schon als Kind in der Feldarbeit beistehen. Dennoch wurde seine Erziehung nicht vernachläßigt; so trieb er außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch Französisch u. Mathematik. Die Lektüre einiger englischen Dichter, mehr aber noch die romantischen Sagen seiner Heimat weckten den in ihm schlummernden Dichtergenius, der durch seine sehr frühe Liebe zu einem hochschottischen Mädchen, Mary Campbell, zur Blüthe gedieh. Er setzte ihr ein Liedchen zu einem schottischen Nationalreigen zusammen, und damit war der erste Schritt auf einer Bahn gethan, die ihn fortan für immer festhielt. Das Mädchen starb bald; ihr ist das schöne Gedicht: „To Mary in Heaven" geweiht. Bald erregte der junge Bauernsänger die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn, und man ließ dem muntern Gesellschafter allenthalben Bevorzugungen aller Art zu Theil werden. Aber gerade dies wurde für sein ganzes späteres Leben verderblich. Denn in dem in Dürftigkeit und einsamer Hütte erzogenen Jüngling regte sich nun die Sehnsucht nach Luxus und rauschenden Vergnügungen; Tanzgesellschaften, die den

wohlfeil erworbenen Wein in Strömen fließen ließen, zogen ihn unwiderstehlich an, und bald erschien ihm dieses Treiben als einziges Ziel seiner Wünsche. Sein braver Vater, der mit Strenge dagegen einschritt, trug viel dazu bei, ihm seinen Stand erst recht verhaßt zu machen. B. verließ das väterliche Haus und ergriff in Gesellschaft eines Webers das Geschäft eines Flachshändlers in Irvine. Aber sein Haus ging in Feuer auf, und sein Kredit war dahin. Eine nach dem Tode des Vaters 1784 in Gesellschaft seines Bruders übernommene Pachtung mißlang ebenfalls. Inzwischen hatte er mit einem jungen Mädchen, Jane Armour, ein Liebesverhältniß angeknüpft, welches bald durch die Ehe vor den Augen der Welt gerechtfertigt werden mußte. B. war zu derselben bereit, da ihm aber die Aeltern des Mädchens seiner ungewissen Stellung wegen ihre Einwilligung versagten, so beschloß er, sich als Plantagenaufseher nach Jamaica einzuschiffen. Da es ihm an dem nöthigen Gelde gebrach, ließ er seine Gedichte, welche abgeschrieben bereits in der Umgegend bekannt und beliebt waren, 1786 zu Kilmarnock auf Subskription drucken. Er gewann 70 Pfund Sterling und war schon im Begriff, nach Jamaica überzufahren, als ihn ein Brief von dem blinden Dichter Dr. Blacklock dringend einlud, durch einen Besuch in Edinburg den Beifall einzuernten, welchen seine Gedichte in allen gut schottischen Herzen fänden. Er folgte diesem freundlichen Ruf u. blieb länger als ein Jahr in der Hauptstadt, bewundert und geschmeichelt von Vornehmen und Gelehrten, wie Mackenzie, Stewart, Blair, Robertson, Frazer-Tyler, Lord Monboddo u. A. Hier gab er eine zweite Auflage seiner Gedichte heraus unter dem Titel „Poems chiefly in the scottish dialect etc.“ (Edinburg 1787). Sie ging reißend ab und brachte ihm 500 Pfund Sterling ein. Im Jahre 1789 pachtete er ein großes Gut bei Dumfries und heirathete seine frühere Verlobte. Aber lustige Gesellschaften und Gelage entzogen ihn der gehörigen Bewirthschaftung seines Gutes, u. nach 3½ Jahren mußte er den Pacht mit großem Verlust aufgeben. Durch Verwendung seiner Gönner erhielt er eine Acciseinnehmerstelle zu Dumfries, welche ihm jährlich 50 Pfund Sterling eintrug. An diesem Ort dichtete er viele schöne Lieder und schrieb politische Aufsätze in die Blätter des Tages. Die ersten Ereignisse der französischen Revolution hatten auch ihn mächtig ergriffen, aber seine unumwunden ausgesprochenen Gesinnungen zu Gunsten derselben ließen ihn als Jakobiner erscheinen und raubten ihm die Gunst der vornehmen Gönner u. Freunde. Auch verhehlte er nicht seine warme Liebe zu der verdrängten Dynastie der Stuarts. Sein Vergnügen an trinklustiger Gesellschaft artete allmählig in Trunksucht aus, und ein Fieberanfall, durch jenes eingewurzelte Uebel herbeigeführt, brachte ihn den 21. Juli 1796 in ein frühes Grab. B., in Schottland vorzugsweise der „Ploughman (Bauersmann) of Ayrshire“, in England der „schottische Dichter“ genannt, aber allgemein geliebt und verehrt, hatte in seinen Gesängen keinen andern Lehrer, als die Natur, keine andere Begeisterung, als die er aus der Tiefe seines Herzens und aus dem wirklichen Leben schöpfte. Er schrieb nicht, um den Ruhm eines Schriftstellers zu erringen. Er schrieb u. sang, wie die Nachtigall, aus unwiderstehlichem Drang, ausströmen zu lassen, was er in sich trug. Seine Gedichte sind daher seine Seele. Sie spiegeln wechselsweise seine Freuden u. seine Schmerzen, seine Hoffnungen als Kind, seine Liebschaften als Jüngling, seine Träumereien u. sein Murren gegen die civilen Bande wieder. Auch wo er von Kummer und Trübsal singt, thut er es mit einem so stolzen und freien Selbstgefühl, daß er uns mit sich in seine Sphäre erhebt. Deshalb ist auch in ganz Schottland nach der Bibel das zweite Geschenk, welches eine Mutter ihrem Kinde gibt, immer B. Ein Theil seiner meist in schottischem Dialekt geschriebenen Dichtungen, wie „Gesicht“, „Verzweiflung“, „Wehklage“, „Winter“, „Grabgesang“, „Anruf ans Verderben“ etc., sind erhaben, wild, bizarr; ein anderer, seine Lieder u. Elegien, sind kraftvoll, frisch, zärtlich, hinreißend, warm und gesund keck. Sie sind nicht gemacht, in Musik gesetzt zu werden, sie sind Musik. Dazu gehört die Liederreihe, betitelt: „Mensch, was hilft das Klagen“, „Cotters Sonntagsnacht“, „Stanzen an ein Liebchen“, „Stanzen an ein Bergblümchen“ etc. Von sich selbst gab B. ein treues Gemälde in dem Gedicht für sein Epitaphium: „Is there a whim inspired fool etc.“ Auch in der Prosa zeichnete sich B. aus. Seine Briefe u. kleinen politischen Schriften zeigen eine Reinheit u. Leichtigkeit des Ausdrucks, eine Eleganz, Mannichfaltigkeit und Kraft, welche den Mann von Genie bekunden. Zum Besten seiner Wittwe und seiner Kinder veranstaltete sein Freund Currie eine Sammlung seiner Werke (London 1800, 4 Bde.), worin jedoch mehre seiner ausgezeichnetsten Dichtungen fehlen, die sich zum Theil in den von Cromell herausgegebenen „Reliquies of Robert B.“ (London 1808) vorfinden. Seitdem erschienen mehre Sammlungen, unter andern: Glasgow 1804, London 1812; eine Prachtausgabe mit B.' Leben veranstaltete 1835 Allan Cunningham (deutsch, Leipzig 1840). In Dumfries ward ihm ein Denkmal gesetzt. Gelungene deutsche Uebersetzungen lieferten Ph. Kauffmann (Stuttgart 1840) und Heintze (Braunschw. 1840). Vgl. Lockhardt, The Life of Robert B., Edinburg 1828.

Burntisland, Stadt in der schottischen Grafschaft Fife, an der Nordküste des Frith of Forth, hat einen trefflichen, im Norden durch felsige Hügel geschützten Hafen, ein Seebad u. 3000 Einwohner, welche Schiffsbau, Austern- u. Häringsfang treiben. Hier befindet sich eine große Fähre für den Forthbusen. Von Cromwell wurde B. vergeblich belagert u. 1715 von den Anhängern des Prätendenten eingenommen.

Burnus, der aus einem dichten Wollenstoffe gearbeitete mantelkragenartige Ueberwurf der Beduinen, meist von weißer Farbe, mit einer Kapuze versehen, die bei Regenwetter über den Kopf gezogen wird.

Buro (Buru), Insel der Molukken, zur niederländischen Residentie Amboina gehörig, von eiförmiger Gestalt, 170 QM. groß, hat bedeutende Gebirge (über 6000), von denen in tiefen Schluchten zahlreiche Flüsse dem Meere zueilen, und ist überhaupt eins der am schönsten zerklüfteten Gebiete des Erdbodens, das nicht nur den innern Verkehr, sondern auch der Ausbeutung des Bodens die größte Schwierigkeit entgegensetzt. Daher ist die Insel auch trotz ihrer Fruchtbarkeit und des gesunden Klima's wenig bebaut. Im Innern befindet sich ein mit Alaun gesättigter See, 5—6 Meilen lang, 2 Meilen

breit, wahrscheinlich aus einem umfangreichen Kratergebiet bestehend; was innerhalb der Zerklüftung als Ebene auftritt, zeigt sich, so weit die Insel bekannt ist, als Sumpf oder Morast, dem der Abzug des Wassers fehlt. Der Hirscheber (Sus Russa) scheint außer Celebes nur noch hier zu Hause zu sein. Wichtigkeit hat die Insel durch das Vorkommen des besten Kabju-Puti (Melaleuca Cajuputi), jenes Baumes, aus dessen Blättern das Kajeputöl gewonnen wird. Die Ausfuhr beträgt jährlich 8000 Flaschen (à 3 Gulden). Daneben kommt viel Diebing (getrocknetes Hochwildfleisch) zur Ausfuhr. Die Zahl der Bewohner (auf dem bekannten Gebiet) betrug 1855 10,000; darunter 27 Europäer. In der gleichnamigen Stadt, an der Katschelibai (trefflicher Hafen), befindet sich eine christliche Gemeinde. Dabei Fort Defensie, die Wohnung des niederländischen Unterresidenten.

Burollos (Bourlos), salziger Lagunensee in Unterägypten, im Nildelta, östlich von Rosette, vom Mittelmeer durch eine schmale sandige Landzunge getrennt, 17,957 Klafter breit, zieht sich von Westen nach Osten mehr als die halbe Basis des Delta's entlang und nimmt mehre Nilkanäle aus dem Innern desselben auf. Er hat viele Inseln, ist sehr fischreich und dadurch sehr einträglich für den Fiskus, gewöhnlich nicht über 3 Fuß tief. Bei El-Borg (der alten sebennitischen Nilmündung) steht er durch einen 100 Toisen breiten Durchbruch durch die Nehrung in Verbindung mit dem Meere.

Burow, Julie, Romanschriftstellerin, geboren den 24. Febr. 1806 zu Kydellen in Ostpreußen, vermählt seit 1830 mit dem Baumeister Pfannenschmidt in Bromberg, veröffentliche die Romane: „Frauenlos" (Königsberg 1850); „Ein Arzt in einer kleinen Stadt" (2. Aufl., Leipz. 1855, 2 Bde.); „Bilder aus dem Leben" (das. 1854); „Erinnerungen einer Großmutter" (Prag 1855, 2 Bde.); „Der Armuth Leid u. Glück" (Leipz. 1857, 3 Bde.); „Johannes Kepler" (Prag 1858, 3 Bde.); „Künstlerliebe" (das. 1859), eine Schrift: „Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts" (2. Aufl., Bromb. 1858) u. Anderes der Art. Ihr Bruder, August B., geboren 1809 zu Elbing, geheimer Medicinalrath u. Professor zu Königsberg, genießt als Arzt u. Operateur eines hohen Rufes.

Burremputer, s. Brahmaputra.

Burrit, Elihu, bekannter amerikanischer Friedensapostel, am 8. December 1811 in New-Britain im Staate Connecticut als das 10. Kind eines Schuhmachers geboren, hatte nur gewöhnlichen Schulunterricht empfangen, als er seinen Vater durch den Tod verlor u. in seinem 17. Jahre zu einem Schmied in die Lehre kam. Seinen großen Durst nach Kenntnissen suchte er aber auch in seiner neuen Stellung zu befriedigen. Als seine Lehrzeit vorüber war, ließ er sich von seinem Bruder, der Schullehrer in seiner Vaterstadt geworden war, unterrichten und lernte von ihm die Anfangsgründe des Lateinischen, des Französischen und der Mathematik. Nach sechs Monaten kehrte er in die Schmiede zurück, die Pausen zwischen der Arbeit benutzend, um sich mit dem Griechischen u. dann mit dem Hebräischen bekannt zu machen. Nach Worcester übergesiedelt, fand er hier reichliche Gelegenheit, sich durch sein Handwerk sein Brod zu verdienen, und zugleich in der Bibliothek der antiquarischen Gesellschaft Befriedigung für seinen Wissensdurst. Hier schmiedete und studirte er das ganze Jahr 1837 hindurch. Das Anerbieten, im Harvardcollege seine Studien fortzusetzen, lehnte er ab, um bei seinem Handwerk zu bleiben, trat aber mit einer Monatsschrift: „Die literarischen Zwillinge", vor das Publikum. Außerdem hat er isländische Sagen und Verschiedenes aus dem Samaritanischen, Arabischen u. Hebräischen übersetzt. Seine Sprachstudien umfaßten außer den älteren u. neueren klassischen Sprachen auch die semitischen, das Portugiesische, Flämische, Dänische, Schwedische, Isländische, sowie die verschiedenen celtischen und slavischen Sprachen. Seinen großen Ruf verdankte aber der „gelehrte Grobschmied" (the learned blacksmith) weniger seinen schriftstellerischen Leistungen, als seinen Bemühungen um Herstellung eines allgemeinen Weltfriedens. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er, von tiefer, fast schwärmerischer Religiosität getrieben, einen Familiencirkel gebildet, dem er seine Ansichten vortrug. Bald lockten seine begeisterten Vorträge Andere an, u. von diesem Erfolg ermuthigt, unternahm er seit 1840 eine Wanderung durch die Vereinigten Staaten, allenthalben den Frieden predigend u. den Krieg als das Haupthinderniß aller gedeihlichen Entwickelung der Völkerwohlfahrt darstellend. Um einen größeren Wirkungskreis zu suchen, begab er sich im Juni 1846 nach England, dessen staatliche Institutionen er mit besonderer Liebe studirte, gab hier auch eine kleine Schrift „Sparks from the anvil" („Funken vom Amboß") heraus, welche vom Publikum beifällig aufgenommen ward, und nahm dann an den hauptsächlich von ihm in Anregung gebrachten sogenannten Friedenskongressen zu Brüssel, Paris, Frankfurt (1850) u. London (1851) eifrigen Antheil. Seine in viele Sprachen übersetzten „Olivenblätter" („Olive leaves") wurden in Millionen Exemplaren über ganz Europa bis nach Rußland verbreitet. Selbst in dem Waffenlärm der letzten Jahre ist er in England, das er zu seiner zweiten Heimat gewählt zu haben scheint, nicht müde geworden, die Lehren der christlichen Liebe und die ewig gültigen Grundsätze edler Humanität in Wort u. Schrift zu verkündigen.

Bursa, im mittelalterlichen Latein ein lederner Beutel, Geldbeutel (daher das französische bourse und das deutsche Börse); dann der gemeine Säckel, die gemeinschaftliche Kasse, aus welcher Mehre zugleich erhalten und verpflegt werden; ferner eine Zusammenkunft zum Schmausen und Trinken, ein Trinkgelag, wo auf gemeinschaftliche Kosten gezehrt wird. Daher kommt der Ausdruck bürsen (oder bürsten), d. h. auf gemeinschaftliche Rechnung trinken; und weil bei solchen Gelegenheiten, wo Keiner zu kurz kommen will, viel getrunken zu werden pflegt, entstand das Sprüchwort: „Er trinkt wie ein Bürstner", was der Volkswitz verändert in „Bürstenbinder". Endlich heißt B. auch ein Haus, in welchem mehre Studenten Kost und Wohnung gemein haben, dergleichen sonst auf den meisten Universitäten bestanden.

Bursarius (v. Lat.), Verwalter einer gemeinschaftlichen Kasse, Säckelmeister, z. B. in einem Kloster; Theilhaber an einer auf gemeinschaftliche Kosten lebenden Gesellschaft, z. B. ein Student, der mit Andern seines Gleichen Wohnung und Tisch gemein hat. Davon kommen die deutschen Worte Bursche, Burschenschaft 2c.

Bursche, eigentlich ein aus der ehemaligen könig-

lich französischen Bursa oder Kasse besoldeter Student, Stipendiat; dann jeder Mitgenoß an einer gemeinschaftlichen Wohnung, Stubenbursche, daher s. v. a. Student, weil diese (daher Bursales) früher ein Gebäude gemeinsam bewohnten. Um sich von den Handwerksburschen zu unterscheiden, schrieben sich die Studenten eine Zeitlang Pursche. In einem andern Sinne bezeichnet das Wort B. einen Aufwärter, Gehülfen, oder jungen Menschen im Allgemeinen.

Burscheid, 1) (Bourscheid), Flecken im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, an der Wupper, bildet mit Leichlingen eine Stadt von 11,200 Einwohnern, welche Tuch-, Kasimir-, Baumwollenzeuch- und Garnmanufakturen, Leinwandbleichen, Wollen- und Baumwollenspinnereien unterhalten, außerdem auch in Kupferplattenfabriken, Kupfer- und Eisenhämmern Beschäftigung finden. — 2) S. v. a. Burtscheid.

Burschenschaft, s. Universitäten.

Burschikos, studentisch, renommistisch, flott, bisweilen auch s. v. a. roh und ungeschliffen; davon das Wort Burschikosität.

Bursera *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, bei Kunth der Typus einer besonderen Gruppe (Burseraceae), dem Botaniker J. Burser zum Andenken genannt, enthält birkenähnliche Bäume in Westindien und Brasilien. B. gummifera *L.*, ist ein 30 Fuß hoher Baum daselbst, mit in den Blattachseln stehenden Blüthentrauben, die aus kleinen, gelblichweißen Blüthen bestehen, abfälligen Blättern und beerenartigen, erbsengroßen Früchten. Eine Menge Wurzeln sind über der Erde, und die braune, glatte, häutige Rinde des Stammes fällt in Lappen ab. Die Rinde enthält einen balsamischen, süßlich gewürzhaft schmeckenden Saft, welcher sowohl zu Salben und Pflastern, als auch innerlich bei Ruhr, Nieren- und Lungenleiden angewendet wird. Eingetrocknet kommt er in den Handel, aber selten nach Europa, und wird Chibouharz od. Gomartgummi, Resina Chibou s. Cachibou s. de Gomart, genannt. B. acuminata *W.*, B. gummifera *Jacq.*, ist ein dem vorigen sehr ähnlicher Baum auf Portorico und St. Domingo, von dem nach Lindley das Carrannaharz, Resina Carranna, stammt. B. leptophleos *Mart.*, ein Baum in Brasilien, enthält in der Rinde einen Balsam, der dem der B. gummifera ähnlich ist.

Bursfelder Kongregation oder **Union,** ein Verein von 75 Benediktinerklöstern in Norddeutschland, welche die Statuten der Benediktinerabtei Bursfelde (jetzt hannoversche Klosterdomäne im Fürstenthum Göttingen, Amt Münden) gemeinschaftlich als Norm angenommen hatten. Die bursfelder Union wurde auf dem Koncil zu Basel 1440 und durch päpstliche Bullen 1451 und 1461 bestätigt. Die Reformation im 16. Jahrhundert hob den Verein u. das bursfelder Kloster selbst auf, indem letzteres säkularisirt und ein lutherischer Titularabt eingesetzt wurde.

Burslem, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, am Trent- u. Merseykanal, mit 20,000 Einwohnern, ist der Mittelpunkt des britischen Töpferlandes, das sich 8 Meilen im Umkreise ausbreitet. Die hiesigen Steingutfabriken, Töpfereien u. Kohlengruben beschäftigen die Mehrzahl der Einwohner.

Burtenbach, s. Schärtlin von Burtenbach.

Burton (B.-on-Trent), Stadt in der englischen Grafschaft Staffordshire, an der Trent, über welche eine alte Brücke von 34 Bögen und 1500 Fuß Länge führt, die für die längste in England gilt, hat berühmte Alebrauereien, Wollenmanufakturen, Kattundruckereien, Hutfabriken, Eisenwaarenfabriken, Steinschneidereien, Alabasterbrüche und 9769 Einwohner. In der Nähe die Ruinen einer 1002 gegründeten Abtei. B. ist Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes von London, Birmingham, Derby, Lincoln, Liverpool und Manchester.

Burton, Richard, britischer Reisender, um 1820 in England geboren, trat als Lieutenant in die englisch-ostindische Armee von Bombay, ward aber bald durch Thatendurst und Hang zu Abenteuern zu dem Wunsche getrieben, diesen Neigungen in der Erforschung bisher unbekannter Länder Genüge zu leisten, wozu ihm große Gewandtheit, geistige und körperliche Regsamkeit und Energie, ein außerordentliches Sprachtalent und die hervorragende Gabe der Nachahmung die trefflichsten Dienste zu leisten versprachen. Nachdem er verschiedene Reisen in Ostindien gemacht und die Aufmerksamkeit der londoner geographischen Gesellschaft durch die Herausgabe seines Werks „Goa and the Blue Mountains“ (London 1851) auf sich gezogen, faßte er den Plan, mit Unterstützung jener Korporation als Muselmann verkleidet die heiligen Stätten von Mekka und Medina, sowie das unbekannte Innere von Arabien zu besuchen, was seit Burckhardt keinem Nichtmohammedaner gelungen war. Um sich mit den religiösen Gebräuchen der Mohammedaner gründlich bekannt zu machen, begab er sich zu einem Priester in eine Oase unfern Kairo, von wo er in der Maske eines frommen afghanischen Doktors unter dem Namen Scheich Abdallah nach Kairo zurückkehrte. In Suez bestieg er darauf Mitte Juli 1853 ein Pilgerschiff, das ihn nach Yambo brachte. Von hier gelangte er zu Fuß glücklich nach Medina und von da nach Mekka, wo er der ganzen Feierlichkeit des Hadsch beiwohnen u. an der Kaabah beten konnte. Mit dem Rang eines wirklichen Hadschi (Pilgers) bekleidet, kehrte B. im Februar 1854 auf dem bekannten Wege über Dschidda nach Aegypten zurück, zwar mit reicher Ausbeute an interessanten Erlebnissen, jedoch ohne seinen eigentlichen Plan, Arabien von Medina nach Maskat oder von Mekka nach Makullah am indischen Ocean zu durchschreiten, in Ausführung gebracht zu haben. Die Ergebnisse seiner Wanderung veröffentlichte B. in seinem Personal Narrative of a Pilgrimage to El Medinah and Mecca“ (London 1855). Die Erfolge dieser ersten Reise B.s veranlaßten die londoner geographische Gesellschaft, den Direktoren der ostindischen Kompagnie die Unterstützung B.s behufs der Untersuchung des sogenannten Somâlilandes u. der großen Handelsstadt Härar zu empfehlen. Obgleich der wissenschaftliche Gesichtspunkt vorangestellt war, so handelte es sich doch in Wirklichkeit wohl um den Versuch, mit diesem abgelegenen u. abgeschlossenen Punkte des Binnenlandes Handelsbeziehungen anzuknüpfen. In Gesellschaft der Lieutenants Herne, Stroyan u. Speke, sämmtlich von der englisch-indischen Armee, u. mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, wollte er von Aden aus im Sommer 1854 die Expedition antreten; die öffentliche Meinung sprach sich hier jedoch wegen der Feindseligkeit der Eingebornen gegen das Unterneh-

men so laut aus, daß B. den Entschluß faßte, Härar fürs Erste ohne seine Begleiter in der Tracht eines moslemischen Kaufmanns zu erreichen. Er schiffte sich demnach den 29. Oktober 1854 nach dem afrikanischen Hafenorte Zayla ein und hatte das Glück, von Härar, das vor ihm noch kein Europäer besucht hatte, nach zehntägigem Aufenthalt daselbst, am 9. Februar 1855, im Uebrigen unverrichteter Dinge nach Berberah zurückzukehren. Von diesem großen Hafenplatz sollte nun im April 1855 die eigentliche Reise ins Innere angetreten werden. Plötzlich aber ward in der Nacht vom 19. April 1855 das Lager von ungefähr 150 Räubern überfallen, wobei Lieutenant Stroyan den Tod fand, die übrigen Offiziere verwundet waren. Nach seiner Genesung ward B. militärisch auf dem Kriegsschauplatz in der Krim verwendet, genoß jedoch zuvor die Auszeichnung, von der londoner geographischen Gesellschaft mit der großen goldenen Medaille geschmückt zu werden. Seine Härarreise beschrieb er in dem Werke: „First Footsteps in Eastern Africa or an Expedition to Harar“ (London 1856). Nicht lange jedoch ließ es dem strebsamen Wanderer Ruhe. War sein Projekt, nördlich des Aequators in das östliche Afrika einzudringen, als gescheitert anzusehen, so richtete er jetzt sein Augenmerk auf die Küste von Zanguebar südlich des Aequators, wo die wichtigsten geographischen Probleme der Enthüllung harrten. Es galt nämlich, die von den deutschen Missionären in Mombas: Krapff, Erhart und Rebmann, erkundete Existenz von hohen Schneebergen unter dem Aequator, ferner des großen Binnensee's Njasse oder Uniamesi und das damit zusammenhängende Problem der Nilquellen zu enthüllen. B. u. Speke, Beide mittlerweile zu Kapitäns aufgerückt, machten sich Ende 1856 mit Unterstützung ihrer Regierung von Neuem von Bombay aus auf den Weg u. wählten diesmal Zanguebar zu ihrem Ausgangspunkt, den sie am 18. Dec. 1856 erreichten. Die Dürre der Jahreszeit wie der aufgeregte Zustand des Landes, welches seit dem Tode des Imam von Maskat in Anarchie verfallen war, bewogen jedoch die Reisenden, ihre große Reise nach dem See einstweilen aufzuschieben und vorerst die Küsten zu untersuchen, wobei sie zugleich beabsichtigten, ein Stück des Küstenflusses Rufu oder Pangani ($5^1/_2{}^0$ südl. Br.) aufwärts zu befahren. Dieser vorbereitende Ausflug ward vom 5. Januar bis 6. März 1857 erfolgreich ausgeführt. Unter großen Mühseligkeiten drangen sie theils auf, theils neben dem Panganiflusse bis nach Fuga vor, der Hauptstadt des Sultans Kimwere von Usambara, deren Lage sie in 5° südl. Br. u. $38^1/_2{}^0$ östl. L. von Greenwich astronomisch bestimmten. Sie wurden wohlwollend aufgenommen, aber von der Regenzeit überrascht u. mußten nach Zanguebar zurückkehren. Das Klimafieber, von dem sie bald darauf ergriffen wurden, war die Veranlassung, daß sie erst am 26. Juni 1857 mit einer Karawane die eigentliche Reise ins Innere antreten konnten. Sie hielten sich diesmal in einer ziemlich geraden westlichen Richtung und hatten das Glück, im Februar 1858 als die ersten Europäer das östliche Gestade des großen afrikanischen Binnensee's Tanganyika oder, wie er von den Arabern genannt wird, Udschidschi zu erreichen. Die Folgen der Reisebeschwerden, Schwächen u. Blindheit, sowie Taubheit, durch den Stich eines giftigen Insekts in das Ohr herbeigeführt, nöthigten B., auf dem Rückwege in Unyanyembe ermattet liegen zu bleiben, während sein Begleiter Speke diese Frist benutzte, eine Tour gerade nördlich bis 2° 30′ südl. Br. zu machen. Im März 1859 verließen die Reisenden Zanguebar u. kamen im Mai in England an. Ein neuer Ausflug B.s galt dem merkwürdigen Mormonenstaat Utah, über den er nach seiner Rückkehr ein interessantes Werk veröffentlicht hat.

Burtscheid (Burscheid), blühende Fabrikstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, am Wormfluß u. am Abhange eines steilen Hügels, ¼ Stunde südöstlich von Aachen u. durch Anlagen beinahe mit dieser Stadt zusammenhängend, hat 6050 Einwohner, welche bedeutende Fabriken für Nadeln, Fingerhüte, Tuch, Kasimir, Seife u. Leder, sowie Wollenspinnerei betreiben. B. hat neben schwefelhaltigen Quellen, den sogenannten unteren Quellen, welche sich von den aachener Schwefelquellen nur durch etwas geringeren Schwefelgehalt unterscheiden, auch mehre alkalisch-muriatische Quellen, ohne Schwefel, die sogen. oberen Quellen. Während jene in ihrer Anwendung u. Wirkung mit den aachener Quellen (s. Aachen) ganz übereinstimmen, werden letztere mit Erfolg besonders gegen gichtische u. rheum. Uebel innerlich u. als Bäder gebraucht. Ihre Wirksamkeit beruht auf ihrer hohen Temperatur (45—62° R.), ihrem Gehalt an Kochsalz, kohlen- u. schwefelsaurem Natron u. Kohlensäure, außer denen sie auch noch andere Salze, wenn auch in geringerer Menge, enthalten. Geschichtlich kommt B. erst 1351 als Stadt vor. Seine Entstehung verdankt es dem einst berühmten Bernhardinerkloster, welches der griechische Prinz Gregorius, der Bruder der Gemahlin Kaiser Otto's II., 953 hier an die Stelle eines sehr starken Eichenwaldes setzte, in welchem viele wilde Schweine hausten, und der daher Porcetum genannt wurde, was zu dem Namen B. geführt haben soll. Das Kloster kam 1220 an Bernhardinernonnen vom St. Salvatorsberg bei Aachen und wurde später zu einem reichsfreienadeligen Frauenstift umgewandelt, welchem 1802 die Franzosen ein Ende machten. Durch Niederlassungen und Anbauten um dieses Kloster entstand die Stadt. Vgl. Quix, Historisch-topographische Beschreibung von B., Aachen 1832; Derselbe, Geschichte der ehemaligen Reichsabtei B., das. 1834.

Buruten, s. Kirgisen.

Burwance, Fürstenthum in der ostindischen Landschaft Malwa, etwa 63 □Meilen groß, wird von Bheels bewohnt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Nerbudda.

Bury (spr. Börri), 1) Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Lancaster, am Irrwell, nordwestlich von Manchester, in neuerer Zeit sehr verschönert, hat große Baumwollen- u. Wollenfabrikation (82 Baumwollen- u. 15 Wollenspinnereien mit 61 Dampfmaschinen u. 99 Wassermühlen; 2067 Maschinenstühle für Kattun, 7000 für Barchent, 280 für Wollenstoffe) u. 31,262 Einwohner. In der Nähe 9 Kohlengruben. — 2) (B. St. Edmunds), Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, am Lark, nordwestlich von Ipswich in gesunder Lage, mit den Trümmern einer der berühmtesten Abteien Englands, ist gut gebaut, hat mehre Kirchen (darunter merkwürdig die gothische Marienkirche, um 1430 gebaut, mit dem Grabe der Königin Marie von Frankreich, sehenswerth die St. Jameskirche von 1500), ein schönes Rathhaus, Suffolkhospital, Theater, mechanisches Institut, bota-

nischen Garten, eine Bibliothek und 14,000 Einwohner. B., schon zur Sachsenzeit ein wichtiger Ort, ist gegenwärtig einer der bedeutendsten Korn- und Viehmärkte Englands. Hier bildeten die Barone die bekannte Ligue gegen König Johann ohne Land; Heinrich II. u. Eduard I. hielten hier Parlament.

Bury, 1) Henri Blaze, Baron de, französischer Schriftsteller, s. Blaze.

2) Marie Pauline Rose Stuart, französische und englische Schriftstellerin, aus einer alten schottischen Familie zu Oban in der Grafschaft Argyle geboren, kam als Kind von 9 Jahren nach Frankreich, wo sie ihre Erziehung erhielt, weshalb sie ihre ersten Arbeiten in französischer Sprache erscheinen ließ. Achtzehn Jahre alt, begann sie unter dem Pseudonym von Arthur Dudley die Veröffentlichung einer Reihe von Novellen u. kritischen Aufsätzen in der „Revue de Paris“ u. der „Revue des deux mondes“, welche dem unbekannten Verfasser, dessen Gedanken und Styl eine weibliche Feder vermuthen ließen, bald die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendeten. Durch einige politische Artikel und ein „Essai sur Lord Byron“ begründete sie ihren literarischen Ruf in Frankreich. Nach ihrer Verheirathung mit dem Baron de B. kehrte sie jedoch zur Literatur ihres Geburtslandes zurück und schrieb in englischer Sprache die Romane „Mildred Vernon“ (1848, 3 Bde.) u. „Germania“ (1850), von denen sie den letztern selbst ins Französische übertrug. Ihre während der Jahre 1848 u. 1849 unternommenen „Voyages dans Allemagne, Autriche et Hongrie“ (Par. 1851) wurden von Alvensleben (Weimar 1851) deutsch bearbeitet.

3) Lady Charlotte, englische Schriftstellerin, Tochter des Herzogs von Argyle, geboren den 21. Juni 1775; war zuerst mit ihrem Vetter, dem Obersten Campbell, vermählt, darauf Hofdame der Herzogin von Wales, über deren Privatleben sie in „Diary illustrative of the times of George IV“ (London 1838) Mittheilungen machte, heirathete dann in zweiter Ehe den Geistlichen Edward B. u. † den 1. April 1861. Ihre zahlreichen Romane, deren Sujets dem High Life entnommen sind, haben nur ephemeren Werth.

Burzenland, Gebirgslandschaft im südöstlichen Siebenbürgen, um Kronstadt im Lande der Sachsen, etwa 30 □Meilen groß, hat ihren Namen vom Bache Burzen (Burza, Buroza), der, ein Nebenfluß der Alt, sie durchfließt, und ist politisch der Haupttheil des Distrikts Kronstadt. Die transsylvanischen Alpen erheben sich hier im Bucsecs zu 7740, im Königsstein zu 6910, im Czikas zu 6040 F. Höhe. Meist von Deutschen bewohnt, bildet das B. zugleich eine besondere Gruppe im deutschen Sprachgebiet Siebenbürgens.

Bus, César de, der Gründer der Kongregation der christlichen Lehre, 1544 in Orvaillon geboren, war in seiner Jugend Soldat, beschäftigte sich später mit der Dichtkunst, trat endlich in den geistlichen Stand, wurde Kanonikus in seiner Vaterstadt u. † als General der von ihm gestifteten Kongregation 1607 zu Avignon. Seine Nichte, Kassandra de B., stiftete die Urseliner.

Busaco, Weiler und Kloster der portugiesischen Provinz Beira, Bezirk Coimbra, am Mondego. Hier am 17. September 1810 Schlacht zwischen den verbündeten Engländern und Portugiesen und den Franzosen unter Masséna.

Busacquino (Busacchino), Stadt in der sicilianischen Provinz Palermo, im Val di Mazzara, mit 800 Einwohnern, welche Weberei, Handel mit Getreide, Hanf u. Oel treiben.

Busan, Deltaarm der Wolga, welcher gegen 6 Meilen oberhalb Astrachan von der Wolga austritt und, nachdem er die Achtuba zu sich genommen hat, in das kaspische Meer fällt. Er ist nicht breiter als 30—40 Faden, hat viele Sandbänke u. ein schleichendes Wasser, welches im Sommer oft völlig austrocknet, im Frühling aber weit überströmt. Aus den vielen am B. wie an der Achtuba befindlichen Ruinen von alten Gebäuden und aus den vielen hier seit längerer Zeit ausgegrabenen Waffen und Geräthen schließt man, daß die sogenannte goldene Horde der Tataren einstmals hier ihre Sitze gehabt habe.

Busada (Bu-Saadah), Stadt in Algerien, Provinz Konstantine, am gleichnamigen Fluß südöstlich von Algier, in fruchtbarer Gegend, zwischen den sumpfigen Seen Zeghez u. el Hadna, hat 4000 Einwohner, meist Araber, welche lebhaften Handel mit Wollenstoffen, Waffen und Lebensmitteln treiben. Von den Franzosen am 15. Nov. 1849 erobert, ist es seitdem ein wichtiger Militärposten geworden.

Busbecq, Augier Ghislen de, Staatsmann und Gelehrter, als der natürliche Sohn von Aegidius Ghislen, Herrn von B., 1522 im flandrischen Flecken Comines geboren und von Kaiser Karl V. legitimirt, studirte zu Löwen, Paris, Venedig, Bologna u. Padua die Rechte. Er begleitete 1554 den Gesandten des römischen Königs Ferdinand I., Peter Lassa, nach England und wurde im folgenden Jahre mit einer Mission an den Sultan Soliman II. nach Amasia betraut, um den Frieden mit ihm zu vermitteln, was ihn aber nur in soweit gelang, daß er einen sechsmonatlichen Waffenstillstand zu Wege brachte. Wichtigere Dienste leistete er als kaiserlicher Gesandter bei der Pforte, in welcher Eigenschaft er einen achtjährigen Waffenstillstand vermittelte u. 7 Jahre zu Konstantinopel zubrachte. Nach seiner Rückkehr wurde er Erzieher der Söhne Maximilians II., 1563 Vorstand der k. k. Hofbibliothek, begleitete 1564 die Erzherzöge an den spanischen Hof u. 1570 die Erzherzogin Elisabeth zu ihrer Vermählung mit Karl IX. nach Frankreich, blieb daselbst als ihr Haushofmeister u., als sie nach des Königs Tode Frankreich verließ, 1582 als kaiserlicher Gesandter. Wegen innerer Unruhen wollte er nach Flandern flüchten (1592), wurde jedoch von einem Haufen Liguisten angefallen, die ihn zwar, nachdem sie aus seinen Papieren seinen Rang ersehen, wieder in Freiheit setzten, doch hatte dieser Vorfall auf B. so erschreckend gewirkt, daß ihn ein heftiges Fieber befiel, woran er am 28. Oktober 1592 auf dem Schlosse Maillot bei Rouen †. B. hat sich auf doppelte Weise um die Wissenschaft verdient gemacht: als Schriftsteller und als unermüdlicher Sammler antiquarischer und naturhistorischer Merkwürdigkeiten. Seine zwei wichtigsten Schriften sind: „Legationis turcicae epistolae IV“ (Paris 1589 und Antwerpen 1595, Basel 1740), worin er die osmanischen Zustände so offen darlegte, daß er dadurch nicht wenig dazu beitrug, den Schrecken des türkischen Namens im westlichen Europa zu vernichten, und „Epistolae ad Rudolphum II. Imp. e Gallia scriptae“ (herausgegeben von Houwaert, Löwen 1630, Brüssel 1740), für die Geschichte der damaligen Zeit wichtig. Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen in Leyden 1633, in Basel 1740. Gesammelt hat B. über 100 griechische

Manuskripte (gegenwärtig Eigenthum der kaiserlichen Bibliothek in Wien), viele alte Münzen, Medaillen, griechische Inschriften; auch entdeckte er zu Ancyra das berühmte Monumentum Ancyranum (vgl. Angora) und brachte viele ausländische Gewächse u. Thiere nach Deutschland, von denen manche, z. B. der Flieder, einheimisch geworden sind.

Busca, Stadt in der piemontesischen Provinz Cuneo, am Maira, in fruchtbarer, wasserreicher Gegend, hat 2 botanische Gärten und 9400 Einwohner, welche Seidenbau und Seidenwebereien, Fabriken für Leder und Eisenwaaren, Weinbau, Marmor- u. Alabasterbrüche betreiben. In der Umgegend finden sich römische Alterthümer.

Busch, Dietrich Wilhelm Heinrich, namhafter Arzt, besonders Geburtshelfer, und medicinischer Schriftsteller, den 16. März 1788 zu Marburg geboren, begann seine Studien 1804 auf der Universität seiner Vaterstadt, wurde jedoch schon 1806 als Unterarzt in dem zu Marburg errichteten französischen Hospital beschäftigt. Als sich um jene Zeit nach Schills Erhebung in Hessen ein Aufstand vorbereitete, war auch B. bei der gegen den König von Westphalen, Jérôme Napoleon gerichteten Verschwörung betheiligt u. mußte fliehen, als das Komplot verrathen worden war. Er ward jedoch im Hinblick auf seine Dienste im französischen Militärlazareth amnestirt u. diente von nun an bis 1813 in jenem Spital unausgesetzt weiter. Als die Russen in Marburg eingezogen waren, übernahm er auch deren Lazareth. Im Jahre 1814 zum hessischen Generalfeldmedikus beim Generalstab ernannt, schrieb er eine Instruktion für junge Feldchirurgen u. übernahm nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge eine außerordentliche Professur für Chirurgie an der Universität Marburg, hatte jedoch kaum seine Vorlesungen begonnen, als ihn Napoleons I. Flucht von Elba aufs Neue ins Feld rief. Nach beendigtem Kriege seiner Professur wieder gegeben, begann er sich vorzugsweise mit Geburtshülfe zu beschäftigen, welcher er sich von nun an mit größtem Erfolg vorzugsweise widmete. Im J. 1817 wurde er ordentlicher Professor, 1820 Direktor der Klinik für Geburtshülfe, doch folgte er 1829 einem Ruf als Professor und Vorstand der geburtshülflichen Klinik nach Berlin. In der dreifachen Eigenschaft als Arzt, Lehrer und Schriftsteller bewährte sich B. als Vorkämpfer der erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegründeten wissenschaftlichen, auf physiologische Grundsätze sich stützenden Geburtshülfe. Durch seine rationellen Ansichten über die krankhaften Vorgänge im weiblichen Organismus, durch Angabe neuer Operationsmethoden und durch Ersinnen zweckmäßiger geburtshülflicher Werkzeuge behält sein Wirken in der Geschichte der Medicin eine hohe Bedeutung. Aber auch die Pflege und Organisation der Medicinalangelegenheiten im preußischen Staate machte sich B. zur Aufgabe, indem er zuerst als Medicinalrath und Mitglied des Medicinalcollegiums, dann von 1838 an als geheimer Medicinalrath und von 1849 an als Mitglied der wissenschaftlichen Deputation des Ministeriums eben so sehr für die Fortbildung des preußischen Medicinalwesens wie bei seiner zweimaligen Verwaltung des Rektorats in Berlin für das Gedeihen der Universität thätig war. Er † plötzlich am 15. März 1858 in Folge eines Schlaganfalls. Von seinen zahlreichen Schriften sind vor allen zu nennen: „Lehrbuch der Geburtshülfe" (1829, 5. Auflage 1849); „Theoretische und praktische Geburtskunde" (1838); „Das Geschlechtsleben des Weibes" (1839—44, 5 Bände); „Atlas geburtshülflicher Abbildungen" (1841, 2. Aufl. 1851); mit A. Moser: „Handbuch der Geburtskunde in alphabetischer Ordnung" (1840—43, 4 Bde.). Außerdem war B. Mitredakteur der „Gemeinen deutschen Zeitschrift für Geburtskunde" mit Mende und Ritgen, der „Neuen Zeitschrift für Geburtskunde" mit d'Outrepont und Ritgen, sowie Mitarbeiter an den bedeutendsten medicinischen Encyklopädien und Journalen. Auch ist er Erfinder einer neuen Geburtszange.

Buschbad, Mineralbad bei Meißen im Königreich Sachsen, im romantischen Tribischthal, dessen Wasser, außer Kalien, Erden und Mittelsalzen, auch kohlensaures Eisen enthält und vorzüglich zum Baden bei rheumatischen, arthritischen und hysterischen Krankheiten benutzt wird.

Busche, Hermann von dem, s. Bussche.

Buschholzbetrieb, ein Zweig des Niederwaldbetriebs in der Nutzung auf Reiser, anwendbar auf alle Laubholzarten, Eiche, Buche, Ulme, Esche, Ahorn, Hornbaum, Linde, Erle, Birke, auch Pappel und Weide, in 3—5—8jährigem Umtrieb. Schnellwüchsige Holzarten eignen sich am besten dazu, und zwar auf einem Boden, der durch Bloßliegen der Schlagfläche nicht an Kraft verliert, an Strömen und Flüssen, wo das Wasser periodisch austritt, eine Strecke in den Wald hinein den Boden überschwemmt und durch Düngung mit zurückgelassenem Schlamm den Wuchs befördert.

Buschhornwespe (Lophyrus *Latr.*, Kiefernblattwespe), Insektengattung aus der Familie der Blattwespen (s. d.), charakterisirt durch die bei den Männchen mit einer doppelten Reihe von langen Zähnen, welche einen großen dreieckigen Busch bilden (daher der deutsche Name), versehenen, bei den Weibchen sägezähnigen Fühler. Die Afterraupen haben 22 Füße u. leben gesellig auf Nadelholz, besonders auf Kiefern. Für die Forstkultur wichtig ist die Kiefernbuschhornwespe (L. pini *Latr.*, Tenthredo pini *L.*). Das Männchen ist schwarz, mit bräunlichgelben Beinen, 3 Linien lang. Das Weibchen ist 4—5 Linien lang und ganz anders gefärbt, so daß man es für eine andere Art halten könnte; Kopf, Mitte des Hinterleibes sind schwarz, Vorder- und Hintertheil desselben grünlichgrau, der Thorax ist mit 3 schwarzen Flecken gezeichnet. Die Füße sind gelblich, schwarz gefleckt, die Fühlhörner mit sehr kurzem Barte versehen. Die B.n legen ihre Eier in einen falzartigen Einschnitt auf der Oberfläche der Fichtenblätter, den sie sodann mit einer hellgrünen schleimigen Materie, mit Sägespänen vermischt, verkleistern. Die im Juli auskriechenden, etwa 15 Linien langen, grünlichweißen, an jeder Seite mit 2 Reihen schwarzer Flecken gezeichneten Afterraupen der B.n gehören zu den schädlichsten Waldinsekten, indem sie oft ganze Fichtenwälder zerstören. Längs des schmalen Randes der Nadeln sitzend, nagen sie unaufhörlich, so daß die Bäume in kurzer Zeit entblättert sind. Ihre Gespinnste sind 10 Linien lang, oval, bräunlich; die Raupe liegt zusammengeschlagen darin und spinnt schnell fort, bis das Gespinst dick wie Pergament und atlasglänzend wird. In demselben bringt die Raupe den

Winter zu und verpuppt sich erst im Mai des folgenden Jahres, so daß sie also 9 Monate im Zustande der Nahrungslosigkeit lebt. Eine andere Art: die grüngestreifte B. (L. dorsatus *Latr.*, Tenthredo dorsata *L.*), lebt ebenfalls auf Fichten.

Buschir (Buschehr), Stadt, s. v. a. Abuschehr.

Buschklepper, ein Jäger, meist Wilddieb, der ohne Hund im Buschwerk und Vorholze das Wild zu erlegen sucht; dann auch s. v. a. Strauchdieb, Räuber. Vergl. Bushrangers.

Buschmänner (bei den Holländern **Bosjesmans**, d. i. Strauchbewohner, in ihrer eigenen Sprache Saab oder Quaiquä genannt), ein zu den Hottentotten gehöriger Volksstamm im Innern Südafrika's, der unter allen Völkern dieses Erdtheils auf der niedrigsten Stufe der Kultur steht. Sie finden sich in kleinen Stämmen nördlich von den Karribergen in der Kaplandsprovinz Beaufort und nördlich von Hantam in der Provinz Clanwilliam, sowie an den Quellen des Indwe, bis gegen das Ufer des Zambese, und von den wilden Thälern im Quellgebiete des Oranje (Nu-Garip) bis zum atlantischen Meere. Ihr Land, das nur vereinzelte Büschel des Bosjemangrases trägt, bietet überall eine „endlose bläuliche Fläche, deren traurige Stille nur zuweilen durch den Galopp des flüchtigen Quagga, das Keuchen des fliehenden Straußes und das hohle Sausen der tanzenden Sandhose unterbrochen wird". Wie weit sich die B. nach Norden erstrecken, ist noch unbekannt. Sie sind hager und klein von Statur (meist nur 4 Fuß hoch), dabei von affenartiger Häßlichkeit der Gesichtszüge, sonst aber wohlgebildet, äußerst gewandt und der unglaublichsten Anstrengung fähig. Sie haben kurzes Wollenhaar, dessen einzelne Kräusel sich in zolllange Löckchen verlängern, welche herabhängen und bei vielen Stämmen mit Sorgfalt gepflegt werden. Ihrem Wesen nach sind sie träge, thierisch, roh, grausam, rauf- und raubsüchtig. Sie gehen ganz nackt, nur auf dem Rücken tragen sie ein kleines Fell. Sie leben in Höhlen, Felsspalten, an einer Bergwand, im Loche eines Stachelschweins, oder in einem ausgehöhlten Ameisenhaufen, oder in zerbrechlichen Hütten aus Matten und bauen höchstens etwas Dacha oder wilden Hanf zum Rauchen. Sonst ist ihnen Ackerbau wie Viehzucht fremd. Haben sie kein Wild, so nähren sie sich von Ameiseneiern, Heuschrecken, wildem Honig und den kleinen Zwiebeln der zahlreichen Irisarten ihres Gebietes. Wilde Thiere fangen sie in Gruben, durch giftiges Wasser rc. Bei ihren Raubanfällen bedienen sie sich fast ausschließlich der Bogen und vergifteter, schnell tödtender Pfeile, die sie mit großer Sicherheit auf 100 bis 150 Schritte zu schießen wissen. Früher waren sie der Schrecken der Grenzdistrikte, und noch in neuerer Zeit fürchteten Kolonisten wie Hottentotten, besonders in Natal, trotz ihrer eignen Feuergewehre die Raubanfälle der B., und nur die mit großen, mannshohen Schilden bedeckten und dadurch vor den Pfeilen der B. gesicherten Kaffern werden von ihnen wieder gefürchtet. Alle Bemühungen von Gouverneuren, Privatpersonen und Missionären, die B. zu civilisiren, sind an ihrem unüberwindlichen Hang zum vagabondirenden Leben gescheitert. Nur jung gefangen, sind einzelne treue und nützliche Hirten der Bauern geworden und haben sich für gute Behandlung sehr dankbar gezeigt. Sie haben eine sehr unbestimmte Vorstellung von einem höchsten Wesen und noch eine unbestimmtere vom Mein u. Dein. Ihre Sprache ist der lautarmste Zweig der Hottentottensprache, dagegen der reichste an Schnalzlauten und tiefen Kehltönen. Uebrigens sprechen sie so verschiedene Dialekte, daß ein Buschmann vom Kwatlambagebirge einen von der Küste des atlantischen Meeres kaum verstehen würde. Bei Beginn der Kapansiedlung fanden sich die B. südlich bis zu Ribeekskasteel, unter dem Namen Sonquas, und die seltsamen Zeichnungen an den Wänden in ihren Höhlen findet man in fast jedem Theile der Kolonie. Gegenwärtig hat sich ihre Zahl in Folge der Vernichtungskriege holländischer und englischer Kolonisten gegen sie sehr verringert, und die vorschreitende Kultur in Südafrika arbeitet emsig an ihrem gänzlichen Untergang.

Buschneger, s. v. a. Maronneger.

Buschspinne, s. Vogelspinne.

Buscht, s. Pauscht.

Buschweiler, s. Bouxviller.

Busdjakowa, großer Marktflecken im cisuralischen oder europäischen Antheil des russischen Gouvernements Orenburg, Kreis Belebei, berühmt durch seine alljährlich zwischen dem 18. und 26. December Statt findende (nikolsche) Messe. Im Jahre 1852 erreichte die Waarenausfuhr in B. den Werth von 215,005 Rubel Silber.

Busembaum, Hermann, ein durch seine spitzfindige Moral bekannter Jesuit, geboren 1600 zu Notteln in Westphalen, lehrte seit 1640 zu Köln Moral und wurde später Rektor des Jesuitenkollegiums zu Münster, wo er, als Beichtvater des kriegerischen Bischoffs Christof Bernhard von Galen, den 31. Januar 1668 †. Er ist Verfasser des Werks: „Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata" (Münster 1645; 45 Aufl., Lissabon 1670, neuere von Lacroix, Köln 1707, von Alf. de Ligorio, Rom 1757, 3 Bde., Löwen 1848, 2 Bde.), welches die Grundsätze der jesuitischen Moral in bequemer Uebersicht behandelt und bald in den Seminarien des Ordens in Gebrauch kam. Als Damiens' Mordversuch auf Ludwig XV. den Jesuiten zur Last gelegt und die Anklage, daß der Orden Mord und Aufruhr im Dienste seiner Zwecke gutheiße, aus den Lehrbüchern desselben, namentlich aus B.s „Medulla", bewiesen wurde, ließ das Parlament zu Toulouse B.s Werk öffentlich verbrennen. Die Superioren der Jesuiten erklärten aber vor Gericht, daß ihr Orden weder mit dem Verfasser der „Medulla", noch mit dessen Grundsätzen etwas gemein habe. Auch das Parlament zu Paris verurtheilte das Buch, wogegen ein italienischer Jesuit, Pater Zacharia, die Vertheidigung B.s und Lacroix' übernahm, aber vergeblich, denn die Vertheidigung wurde vom pariser Parlament gleichfalls verdammt. Eine abermalige Apologie B.s versuchte der Jesuit Franzoja zu Padua (Bologna 1760).

Busen (sinus), die Vertiefung zwischen den beiden weiblichen Brüsten; auch die letzteren selbst; im alten deutschen Recht und der biblischen Ausdrucksweise s. v. a. Frauensperson, wie: Das Erbe geht nicht außer dem B., so lange ebenbürtiger B. vorhanden; Das Kind folgt dem B.; dann s. v. a. Herz, der Sitz von Gefühlen, Leidenschaften, Affekten und Begierden.

Busento (der Pyxous der Griechen u. Bucentius der Römer), Fluß in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore (im ehemaligen Lukanien), wird durch Vereinigung von zwei Grenzflüssen, von denen der eine, Ferriera, sich bald nach dem Ursprung in die Erde verliert u. erst später wieder zum Vorschein kommt, gebildet u. mündet in den Meerbusen von Policastro. Im Bette des B. ist das berühmte Grab des Westgothenkönigs Alarich (s. d.) und seines Streitrosses.

Buseo, Bezirkshauptstadt in der Walachei, am gleichnamigen Flusse, Sitz eines griechischen Bischofs, hat ein Gericht erster Instanz, eine Normalschule und 8200 Einwohner.

Bushel, ein unserem Scheffel entsprechendes englisches Hohlmaß für trockene Waaren, namentlich Getreide und Sämereien, faßt in Großbritannien als gesetzliches Reichs- oder Imperialbushel (= $^1/_8$ Quarter oder 8 Gallons) 2218,191 englische Kubikzoll = 1832,374 alte pariser Kubikzoll = 36,34766 Liter = 0,66133 preußische Scheffel, während in den Kolonien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch das kleinere alte oder Winchesterbushel von 2150,42 englischen Kubikzoll = 1776,391 pariser Kubikzoll = 35,2376 Liter = 0,96945 Imperialbushels = 0,64112 preußische Scheffel gilt. 131 Winchesterbushels = 127 Imperialbushels, oder, etwas weniger genau, 33 Winchesterbushels = 32 Imperialbushels; 100 Winchesterbushels = 35,2372 französische Hektoliter = 64,1124 preuß. Scheffel oder hamburger Faß = 57,2920 wiener Metzen. Als Durchschnittsgewicht von 1 B. Getreide rechnet man Weizen 62, Roggen $54^1/_2$, Gerste 48, Hafer 39, Erbsen 66, Bohnen 65, Kleesaat 70 und Rapssaat 50 Pfund englisch Avoirdupoids. Bei Steinkohlen, Kalk, Kartoffeln, Obst ꝛc., welche nicht gestrichen verkauft werden, kann das B. mit Zurechnung der vorgeschriebenen Häufung nach Chelius zu $232^1/_2$ pariser Kubikzoll angenommen werden. Das alte schottische B. betrug bei Weizen $^{2297}/_{2218}$, bei Gerste $^{8014}/_{5545}$ des vorigen.

Bushrangers (Buschrändscher, Buschklepper), in der britischen Kolonie Botanybai gewöhnlicher Ausdruck für Verbrecher, welche in die Wälder entlaufen und sich meist an die Wilden anschließen, um mit diesen gemeinschaftlich mordend und raubend über die Ansiedler herzufallen.

Busiris, nach Apollodor Sohn des Aegyptus, der als Bräutigam von der Danaïde Automate ermordet wurde, nach Diodor Statthalter des Osiris in den Grenzgebieten von Phönicien, oder auch ein ägyptischer König, der erste nach der Dynastie des Menes, von dessen acht Nachkommen der letzte ebenfalls B. hieß. Dieser Erbauer Thebens soll ein Sohn des Poseidon u. der Lysianassa, der Tochter des Epaphus, gewesen sein. Als einst Aegypten 9 Jahre lang unfruchtbar war, gab, nach der Erzählung griechischer Mythographen, der cyprische Seher Phrasius dem König B. den Rath, zur Abwendung des Uebels alljährlich dem Zeus einen Fremden zu schlachten, u. der König begann mit dem Wahrsager selbst. Viele Fremde waren schon geopfert, als auch Hercules nach Aegypten kam, sich binden, kränzen und bis zum Altar führen ließ. Da plötzlich riß er die Bande u. erschlug den König, dessen Sohn Iphidamas, den Herold Chalbes u. die Opferdiener. Auf einer griechischen Vase ist B. als König auf einem Thron in barbarischer Kleidung gemalt, vor ihm Hercules, von Dienern gehalten und eine Keule schwingend. Euripides stellt ihn tragisch, Epicharmus und Mnesimachus komisch dar. Isocrates schrieb eine Schutzrede auf ihn.

Busiris (Isidis oppidum), ehemalige Hauptstadt des Nomos Busirites in Unterägypten, am busiritischen Strom, dem östlichen Hauptarm des Nil, westlich von Alexandria, mitten im Delta, hatte einen prächtigen Tempel der Isis, welcher zu Ehren man hier jährlich ein großes Fest feierte, wurde aber von Diocletian zerstört; jetzt Busyr (Abussir) mit Ruinen. Eine andere Stadt B. lag in Mittelägypten, bei Memphis, in der Nähe der Pyramidengruppe von Gizeh; jetzt Abusir (Busir), wo sich noch bedeutende Ueberbleibsel vom Tempel vorfinden und Mosaiken, Gefäße und dergleichen ausgegraben werden.

Busk, Stadt im galizischen Kreise Zloczow, in fruchtbarer Gegend auf einer Anhöhe am Bug, der mehre große und fischreiche Teiche bildet, hat 6 Vorstädte, die durch mehr als 30 Brücken mit der Stadt verbunden sind, ein weitläufiges Schloß, 4 Kirchen, ein Bezirksamt und 4230 Einwohner, welche lebhaften Handel mit Bauholz, Töpfer- und Leinenwaaren treiben. B., das noch Spuren einer ehemaligen Befestigung enthält, nebst den Ruinen von 2 festen Schlössern (in deren einem die Königin Bora residirte), wurde 1516 und 1672 von den Tataren eingenommen und zerstört.

Buskerud, Amt im norwegischen Stift Christiania, 271,5 □Meilen groß mit 90,343 Einw., umfaßt die Landschaften Numedal und Hallingdal, jene vom Laagen, diese vom Hallingsdalelf durchflossen, die wegen ihrer Anmuth berühmte, fruchtbare, das Paradies Norwegens genannte Hügellandschaft Ringerige (d. i. König Rings Reich) mit dem lieblichen See Tyrifjord, und den südlichen Theil der Gebirgslandschaft Valdersdalen. Von den ansehnlichen Bergen der Landschaft sind der Hallingskarven (5700 Fuß) und das Skogshorn (5000 Fuß) im Nordwesten hervorzuheben. Auf der Ostseite liegt der durch seine schöne Aussicht bekannte Krogkleven. Das Land ist reich an Mineralien; Hauptorte sind Drammen u. Konsgberg.

Buß, Franz Joseph, einer der Hauptführer der ultramontanen Partei in Baden und fruchtbarer Schriftsteller, geboren den 23. März 1803 in Zell am Harmerbach, besuchte das Gymnasium zu Offenburg und widmete sich dann zu Freiburg erst philologischen u., nachdem er durch eine Preisschrift über Pindar die philosophische Doktorwürde erworben, medicinischen Studien. Auch in der Medicin zum Doktor promovirt, widmete er sich noch dem Studium der Rechtswissenschaft, welches er nach einer italienischen Reise zu Heidelberg unter Thibaut u. zu Göttingen unter Hugo vollendete. Nachdem er Doktor beider Rechte geworden, habilitirte er sich 1829 als Privatdocent in der juristischen Facultät zu Freiburg und erhielt 1833 eine außerordentliche und 1836 die ordentliche Professur für Rechts- und Staatswissenschaften. Seine ersten schriftstellerischen Leistungen bestanden theils in Uebersetzungen, theils in selbstständigen Arbeiten über verschiedene Gebiete der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften. Unter jenen sind neben andern besonders die mit eignen Zuthaten ausgestatteten Uebertra-

gungen von Maciejowski's „Slavischer Rechtsgeschichte" (Stuttgart 1835—39, 4 Bde.), Blanqui's „Geschichte der politischen Oekonomie in Europa" (Karlsruhe 1840—41, 2 Bde.), Gerando's „System der gesammten Armenpflege" (Stuttgart 1844—46, 3 Bde.) hervorzuheben; unter diesen war sein erstes Werk seine „Geschichte und System der Staatswissenschaft" (Karlsruhe 1839, 3 Bde.), der ein „Vergleichendes Bundesstaatsrecht von Nordamerika, Deutschland und der Schweiz" (das. 1844, 1 Bd.) unvollendet folgte. Im Jahre 1837 wurde er in die zweite Kammer gewählt; da er aber seine früher in Schrift und Wort bekannte entschieden liberale Richtung inzwischen mit einer reaktionären und streng kirchlichen vertauscht hatte, so wurde seine Stellung in der Kammer eine sehr schwierige, was ihn bewog, sein Mandat niederzulegen. Im Jahre 1846 wieder gewählt, sah er sich bittern Angriffen ausgesetzt und schied, zum Theil von seinen Wählern veranlaßt, im April 1848 abermals freiwillig aus. Dagegen trat er im December 1848, vom westphälischen Bezirk Ahaus-Burgsteinfurt gewählt, in die deutsche Nationalversammlung, in welcher er sich als eifriger und begabter Redner der großdeutsch-katholischen Richtung hervorthat. Außerdem bewährte er sich als thätiger, rastloser und gewandter Vertreter seiner Partei in einer großen Anzahl von Schriften, die fast alle polemischer Natur sind und namentlich das Princip der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate verfechten. Schon in den Schriften: „Ueber den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat" (Freiburg 1841), „Die Methodologie des Kirchenrechts" (das. 1842) und in der unter dem Namen Dr. Eremites veröffentlichten Schrift: „Der Orden der barmherzigen Schwestern" (Schaffh. 1844, 2. Aufl. 1847) kämpfte er für Befreiung der Kirche von der Staatspolizei. Auf einer Reise, welche er in Folge der zwischen der badischen Regierung und dem Erzbischof von Freiburg ausgebrochenen Differenz nach Wien zu Metternich unternahm, wußte B. die katholischen Theologen Süddeutschlands für die Herausgabe des freiburger „Kirchenlexikons" zu interessiren. Gegen den Deutschkatholicismus trat er vielfach in Zeitungen, Volksversammlungen und Flugschriften auf. Als Professor Schreiber in Freiburg zu der neuen Kirche übergetreten und in Folge davon Angriffen wegen Beibehaltung seines Lehramts ausgesetzt war, schrieb B. die Schrift: „Der Unterschied der katholischen u. der protestantischen Universitäten Deutschlands" (Freiburg 1846). Da aber der badische Landtag von 1846 die Duldung der Deutschkatholiken beschloß, verlangte B. nun um so entschiedener die Gewährung vollständiger Unabhängigkeit der Kirche, für die er in den Zeitschriften „Capistran" und „Praktische Zeitschrift für die Freiheit und Entwickelung der katholischen Kirche" in die Schranken trat, während er sich zugleich in dem Buche: „Die Gemeinsamkeit der Rechte u. der Interessen des Katholicismus" (Schaffhausen 1847—49, 2 Bde.) für die Unabhängigkeit der Schule erklärte. Die katholischen Vereine, deren er in Baden und dem Schwarzwald im Sommer 1848 über ein halbes Tausend gründete, wußte er zu Petitionen im Interesse der Unabhängigkeit der Kirche u. Schule zu veranlassen, und bei der im September 1848 zu Mainz gehaltenen Versammlung der Piusvereine ward er zum Präsidenten gewählt. Während der badischen Revolution erbot er sich, die Fahne der Gegenrevolution auf dem obern Schwarzwalde aufzupflanzen, eben sowohl um die revolutionäre Regierung niederzuwerfen, als der Okkupation des Landes durch die Preußen vorzubeugen. Nach der Rückkehr von einer Reise nach Belgien, wo er sich von den Zuständen der katholischen Universität zu Löwen behufs der Gründung einer solchen in Deutschland unterrichten wollte, trat er in den Schriften „Die deutsche Einheit und die Preußenliebe" (Stuttgart 1849) und „Der hohe und der niedere Radikalismus" (Schaffhausen 1850) heftig gegen das Principat und die Politik Preußens auf, während er zugleich mit der Schrift „Die Volksmission, ein Bedürfniß unserer Zeit" (1850) dem Missionswerk der Jesuiten u. Redemptoristen in Deutschland Bahn zu brechen suchte. Nachdem er über das Verhalten der Großdeutschen zu Erfurt in der „Ansprache der großdeutschen Abgeordneten Westphalens in Erfurt" (Paderborn 1850) Bericht erstattet u. dem reaktionären Theil der katholischen Partei gegenüber in dem Buche „Die katholische Politik von Donoso Cortes und F. J. B." (das. 1850) die wesentliche Politik des Katholicismus vorgezeichnet, unterwarf er das Verhalten der britischen Regierung in dem Streite über die Ernennung eines katholischen Primas in England in der „Geschichte der Bedrückung der katholischen Kirche in England" (Schaffhausen 1851) einer scharfen Kritik. Den Plan einer katholischen Sittigung Deutschlands, zu welcher namentlich auch die katholischen Vereine wirken sollten, legte B. in der Schrift „Die Aufgabe des katholischen Theils deutscher Nation" (Regensburg 1851) nieder, und in der „Urkundlichen Geschichte des National- und Territorialkirchenthums in der katholischen Kirche Deutschlands" (Schaffh. 1851) suchte er das geschichtliche Maß für die Ordnung der kirchlichen Freiheit zu geben, indem er das Zurückgehen auf die Beschlüsse des tridentiner Koncils und den engsten Anschluß an den apostolischen Stuhl anempfahl. In den „Briefen an den General von Radowitz" (Augsburg 1851) bespricht B. unter Ertheilung praktischer Vorschläge die Entwickelung der deutschen Verfassungssache seit dem Unionsparlament. Die beiden Schriften: „Der Orden des guten Hirten" (Schaffhausen 185.) und „Die freie katholische Universität Deutschlands" (das. 1851) sind praktischen Zwecken gewidmet. Wegen des letzteren Buches ward er vom Senat der Universität Freiburg verurtheilt und von seinem Lehramte suspendirt. Unter seinen spätern Schriften ist besonders „Die Gesellschaft Jesu" (Freiburg 1852—54, 2 Bde.) hervorzuheben.

Bussa (Boussa), Hauptort des gleichnamigen afrikanischen Reichs im östlichen Sudan, in der Landschaft Borgu, am Nigle, der hier in 3 Arme getheilt ist und wegen der ihn durchsetzenden Thonschieferfelsriffe den Schiffern nur eine gefährliche Passage gestattet, ist unregelmäßig und weitläufig gebaut und der wenigst lebendige Ort dieser Gegenden. In der Nähe verlor Mungo Park 1805 sein Leben.

Bussahir (Bassaher, Bissahir), ein den Engländern tributpflichtiges Fürstenthum im nörd-

lichen Ostindien, am Himalayah, umfaßt die Landschaften Dussau, die sich zum Setledsch hinabzieht, Thuara (das fruchtbare Thal des Pabur) und das große im Norden gelegene Kanawar (Kanaar), eines der höchsten Länder der Erde, bestehend aus gewaltigen Bergen, tiefen Thälern und ungeheuren Schluchten, durch welche reißende Ströme stürzen, im Ganzen 141 □Meilen mit 150,000 Einwohnern. Das Land hat eine allgemeine Höhe von 16,000 Fuß. Es ist sehr reich an trefflichstem Eisen, dem besten, das man kennt. Die Schneegrenze liegt auf der Südseite in fast 20,000 Fuß, die Baumgrenze in 13,000 Fuß Höhe. In 15,000 Fuß Höhe ist der Boden dicht mit Ginster bedeckt, den Heerden von Yaks, Pferden und Rindern abweiden. Die Sonnenstrahlen sind in der Höhe von 18,000 Fuß fast unerträglich; die von ihnen erhitzten Felsen zeigten bei einer Lufttemperatur von 10° R. eine Wärme von 56°. Die höheren Klassen der Bewohner sind Radschputen, die übrigen Braminen, Kannoiten u. Kulis oder Tschamars. Sie verbrennen ihre Todten auf den Gipfeln von Bergen. Ihre Industrie schafft besonders vorzügliche Wollenzeuche, die stark nach Tübet ausgeführt werden. Ueberhaupt hat das Land eine sehr günstige Lage für den Handel zwischen Hindostan und Tübet nebst den chinesischen Ländern, aus denen man Salz, Shawls, Seide, Borax ꝛc. bezieht. Hauptort im Thal des Setledsch ist Rampur.

Bussang, Dorf im französischen Departement der Vogesen, am Ursprung der Mosel, Bezirk Rémiremont, mit 1500 Einw., hat 5 berühmte Mineralquellen, welche Kohlensäure, kohlen- und salzsaures Natron und kohlensaures Eisen enthalten u. von deren Wasser alljährlich mehr als 30,000 Flaschen versandt werden.

Bussard (Bueto), Untergattung der Raubvögelgattung der Falken, von Bechstein und Cuvier aufgestellt. Die hierher gehörigen Falken haben lange Schwingen, einen abgerundeten, von den Flügeln ganz bedeckten Schwanz, mit einzelnen Federborsten bedeckte Zügel, einen am Oberkieferrande mit abgerundetem oder fast unmerklichem Zahne versehenen und, im Verhältniß zu dem dicken, runden Kopfe, schwachen Schnabel, befiederte oder nackte und dann geschildete Beine, mit Läufen, die länger als die Mittelzehe sind. Es sind plumpe Thiere, welche träg auf Bäumen und Steinen sitzen, einen langsamen Flug haben und daher schnelle Thiere nicht fangen können. Sie nähren sich von Mäusen, jungen Vögeln, Insekten, Würmern und Aas und nisten auf Bäumen. Man kennt 32 Arten. Der rauchfüßige B. (Buteo lagopus, Falco lagopus *L.*, Schneeaar) hat bis zu den Zehen befiederte Läufe; sein Gefieder ist sehr unregelmäßig, mehr oder minder hellbraun mit weiß, ins Gelbliche ziehend, gescheckt, der Schwanz weiß mit schwarzbraunen Querbändern. Er ist 19 Zoll bis 2 Fuß 3 Zoll lang, hat eine Flugbreite von 4—4½ Fuß und findet sich in ganz Europa, in Deutschland als Strich- oder Zugvogel (im September oder Oktober ankommend, im April weiter nach Norden ziehend), ziemlich häufig in größern Wäldern. Er erhebt sich oft in kreisförmigen Schwenkungen hoch in die Luft, wo man ihn an seinem weißen Schwanz erkennt, fängt geschickter, als die übrigen Arten, Mäuse, Amphibien, aber auch Feldhühner und junge Hasen. Er nistet auf den höchsten Bäumen legt (öfters sogar zweimal) 4 weiße, röthlich gewölkte Eier u. ist in den Wäldern mehr nützlich als schädlich. Der gemeine B. (B. vulgaris *Bchst.*, Falco Buteo *L.*, Mäusebussard, Mäusefalke) ist oben dunkelbraun, am Bauch grau bis gelb mit mehren oder wenigeren dunkelbraunen, herzförmigen Flecken oder Wellenlinien, die Schäfte der Schwanzfedern und Schwingen sind weiß, der Schwanz ist aschgrau und mit 8—14 dunkeln Querbändern gezeichnet; die Wachshaut am Schnabel und die hinten nackten, nur im obern Drittel befiederten Füße sind gelb. Er ist übrigens in der Färbung sehr veränderlich, 1 Fuß 10 Zoll bis gegen 2 Fuß lang, klaftert 2½ Fuß. Dieser träge, ungeschickte Vogel ist der gemeinste Raubvogel der ganzen nördlichen Welt, hält sich am liebsten in Vorhölzern auf, von wo aus er die Felder besucht, und beschreibt hoch in der Luft Kreise. Auf Bäumen und Steinen sitzt er stundenlang zusammengekauert, auf Amphibien, Schnecken, Heuschrecken und Regenwürmer lauernd, er fängt jedoch auch fleißig Mäuse und Kreuzottern. Obwohl er bisweilen auch Hasen, junge Feld- und Haushühner wegfängt, so ist er doch weit mehr nützlich als schädlich. Sein Nest baut er auf hohen Bäumen nachlässig aus Zweigen und Wolle und legt 4 grünlichweiße Eier mit braunen Flecken. Er ist in Deutschland Strich- und Standvogel. Außerdem gehören zu der Gattung noch mehre ausländische Arten, welche an lebhafter Färbung die europäischen weit übertreffen, in der Lebensart ihnen aber gleichen.

Bußbücher (libri poenitentiales, Bußordnungen, Beichtbücher), Anweisungen für Priester zur Verwaltung der Buße u. Beichte, insbesondere zur Behandlung der die Buße (satisfactio operis) übernehmenden Beichtkinder. Entsprechend dem Bußwesen ihrer Zeit, enthalten diese B. bald einzelne Canones, Beschlüsse von Synoden, päpstliche Dekretalen und bischöfliche Schreiben, bald Entscheidungen für einzelne Fälle, „Weisthümer", bald Register einzelner Delikte mit beigefügter Buße; auch Fragen des Priesters mit der entsprechenden Antwort, sowie ausführliche Abhandlungen über das Bußwesen. Ihre Zahl ist sehr groß. Die wichtigsten B. des Orients sind die drei Briefe des Basilius von Cäsarea († 379) an Amphilochius, hauptsächlich enthaltend die Bußregeln der Synoden von Ancyra (314) und Nicäa (325), und das Pönitentiale von Joh. Nesteuta (586). Die Entscheidungen der abendländischen Synoden kennt schon Cyprian († 258) in einer Zusammenstellung. Alle B. vom 8.—12. Jahrhundert basiren auf den Canones poenitentialis des Theodorus, Erzbischofs von Canterbury († 690). Das Liber de remediis enthält eine Zusammenstellung von zwei B.n von Beda Venerabilis († 735) und Egbert († 767). Dem fränkischen Reich gab Columban († 615) ein Bußbuch, zu dem später die aus 6 Büchern bestehende berühmte Sammlung vom Bischof Helitgarius (829) kam. Das Poenitentiale romanum wird, wie jetzt erwiesen ist, mit Unrecht der römischen Kurie zugeschrieben; der Name soll nur andeuten, daß die Grundsätze desselben allgemein verbreitete und geltende seien. Endlich hatte fast jedes Bisthum seine besonderen B. Mit der wesentlichen Veränderung des Begriffs der Buße (s. d.)

verloren die B. viel von ihrer Anwendbarkeit. Nur für die Klosterdisciplin wurde noch hin und wieder eine neue Zusammenstellung von Bußbestimmungen unternommen, z. B. von Bonaventura († 1274) in seinem „Confessionale“, von Johann von Freiburg († 1314) das nie gebrauchte „Confessionarium“.

Busſche, 1) **Hermann von dem B.**, lat. Buschius, Dichter und Humanist, 1468 auf dem Schlosse Sassenborg im Münsterschen geboren, studirte zu Deventer u. Heidelberg unter Agricola, bereiste zu seiner weiteren Ausbildung Italien u. Frankreich u. wurde dann Lehrer der Philologie in Köln. Hier erfuhr er bald von dem berüchtigten Jakob Hoogstraten so harte Anfechtungen, daß er sein Lehramt aufgab und die meisten damaligen Hauptsitze der Gelehrsamkeit in Norddeutschland besuchte, durch glänzende Disputationen und gehaltvolle Erklärungen der alten Klassiker sich einen Namen machend. Im Jahre 1510 ging er nach Wittenberg, blieb aber nur kurze Zeit daselbst. Aus Leipzig u. Magdeburg wurde er wegen seiner Freisinnigkeit vertrieben. Nachdem er hierauf kurze Zeit Rektor zu Wesel gewesen war, begab er sich wieder nach Wittenberg, wurde von den Reformatoren wegen seiner ungewöhnlichen Bildung und Kenntnisse hochgeschätzt und erhielt durch Luthers Vermittelung eine Professur zu Marburg. Als die wiedertäuferischen Unruhen ausbrachen, eilte er ins Münstersche und disputirte eifrig gegen die Ruhestörer. Er † 1534 zu Dulden bei Münster. B. stand mit Ulrich von Hutten, Reuchlin und andern helldenkenden Vorkämpfern jener Zeit in Verbindung; auch wird ihm ein Theil der „Epistolae virorum obscurorum“ zugeschrieben. Unter seinen vielen Schriften sind zu erwähnen: „Vallum humanitatis“ (Köln 1518, Frankfurt a. M. 1719), „Epigrammata“ (Leipzig 1504) und Kommentare und Abhandlungen zu Silius Italicus, Martialis, Juvenalis, Petronius, Donatus, Claudianus, „De raptu Proserpinae“, Scholien zu Virgils Aeneis und „Declinationes Plautinae“. Seine reiche Bibliothek kam durch seinen Bruder, den Domdechanten Burchard von dem B., ins Domstift zu Münster.

2) **Ludwig Friedrich August von dem B.**, hannöverischer General der Infanterie, geboren 1772 zu Osnabrück, besuchte von 1786—88 die Ritterakademie zu Lüneburg, trat dann in das Regiment seines Vaters ein und wohnte als dessen Adjutant dem Feldzug von 1793 in den Niederlanden bei. Im Jahre 1794 wurde er Kapitän und 1803 Major. Die Auflösung der hannöverischen Armee war der Grund seines Uebertritts in englische Kriegsdienste, wo er 1809 den Rang eines Oberstlieutenants erhielt und den portugiesisch-spanischen Feldzug unter dem Oberbefehl Moore's u. Wellesley's mitmachte. Nach Beendigung des Kriegs auf der Halbinsel eilte er mit der englisch-deutschen Legion in sein Vaterland zurück, nahm an der Schlacht bei Waterloo wieder unter hannöverischen Fahnen Theil und avancirte nach dem zweiten pariser Frieden zum Generalmajor. Im Jahre 1830 befehligte er das wegen der damaligen Volksbewegungen in Kurhessen zwischen Kassel und Göttingen aufgestellte Observationscorps u. 1831 das zur Unterdrückung der göttinger Unruhen mobil gemachte Corps. Zum Generallieutenant befördert, erhielt er in demselben Jahre das Kommando über das vom deutschen Bunde an die luxemburgische Grenze gegen Belgien beorderte hannöverische Observationscorps. Im Jahre 1841 wurde er zum General der Infanterie und Generalinspektor dieser Waffengattung ernannt. Seit 1848, wo ihm die nachgesuchte Entlassung zu Theil wurde, lebte er meist auf seinem Gute Lietha bei Hannover.

3) **Hans von dem B.**, hannöverischer General, geboren 1774 in Nienburg, trat 1788 in die hannöverische Garde, wurde 1793 Offizier und nahm 1795 am Feldzuge in Holland Theil. Im Jahre 1800 zum Hauptmann ernannt, ging er nach der 1803 erfolgten Konvention von Oelingen und der darauf folgenden Auflösung der hannöverischen Armee nach England, wo er in die englisch-deutsche Legion eingereiht wurde und das Kommando einer Kompagnie erhielt. Er nahm an allen Kriegszügen der Legion Theil, war 1807 bei den Landungstruppen, welche während des Bombardements von Kopenhagen die Küste Seelands besetzten, kam 1808 nach Gothenburg, kämpfte dann auf der pyrenäischen Halbinsel und, seit 1811 als Major ein Jägerbataillon führend, 1813 in Südfrankreich und 1814 und 1815 in den Niederlanden. Bei Waterloo verlor er einen Arm. Darauf zum Oberstlieutenant befördert, trat er 1816 wieder in die neuorganisirte hannöverische Armee über, war während der Folgezeit mehre Jahre Generaladjutant des Generalgouverneurs, des Herzogs von Cambridge, dann in gleicher Eigenschaft bei dem König Ernst August u. verließ diese Stelle erst, um als Generalmajor das Kommando der leichten Brigade zu übernehmen. Später zum Generallieutenant aufgerückt, ward er 1848 unter der Beförderung zum General der Infanterie in den Ruhestand versetzt und † den 30. September 1851 in Hameln.

Buße, im allgemeinsten Sinne die Wiederherstellung eines gestörten Rechtsverhältnisses (büßen hat denselben Stamm, batan, wie die Wörter „baß, besser“, bedeutet also ursprünglich etwas wieder gut machen); im engern Sinne die Sühnung eines verletzten Rechts durch ein entsprechendes Thun oder Leiden, insbesondere das Erdulden einer vom Recht verhängten Strafe. Im religiösen Sinne ist B. Entlastung vom Schuldbewußtsein, Versöhnung der verletzten Gottheit. Sie findet sich in allen Religionen, je nach deren Charakter verschieden modificirt. In großartiger, aber phantastisch verwilderter Form erscheint sie z. B. in den grausamen Selbstpeinigungen einiger indischen Sekten. In der alttestamentlichen Theokratie kam die B. zum Ausdruck in Thieropfern, Fasten, Kleiderzerreißen, Bestreuen des Hauptes mit Asche, doch wird diesen äußerlichen Bußformen, namentlich in den Psalmen, die wahre wesentliche B., bestehend im Bekenntniß der Sünde vor Jehovah, in Reue, Vertrauen auf seine vergebende Gnade, wirklicher Lebensänderung und Wiedergutmachen des verursachten Schadens, vielfach gegenübergestellt. Jesus und die Apostel fordern die B. als erste und unerläßige Bedingung der Theilnahme an den Segnungen des Christenthums. Während die B. aber in den Evangelien noch ziemlich identisch mit Bekehrung ist, wird sie von den Aposteln näher bestimmt als Sündenerkenntniß, die, auf Selbsterkenntniß gegründet, sich äußert in Sündenbekenntniß, in Reue, die zur Lossagung von dem alten Weltwesen führt, und im Vertrauen auf

die Versöhnung in Christo, welches sich in der offenen Annahme des Christenthums, im Gebrauch seiner Gnadenmittel und in der Heiligung bethätigt. Gewirkt wird sie vom Geiste Gottes. Die Kirche begann früh, die B. gesetzlich zu veräußerlichen und sie zu identificiren mit der willigen Uebernahme verschiedener öffentlichen Prüfungen, welche sie über Solche verhängte, die in Verfolgungen vom Christenthum abgefallen waren oder sonst durch grobe Vergehungen öffentliches Aergerniß gegeben hatten und dann Reue an den Tag legten, um zu erkennen, ob dieselbe eine ächte sei. Dies der Ursprung der öffentlichen Kirchenbußen. Die Furcht vor Verstoßung aus der alleinseligmachenden Kirche bewog zur Annahme selbst der schwersten B.n. Nach der Größe und Strafbarkeit der Vergehungen setzte man eine Stufenfolge von Büßungen fest (s. Bußstationen.) Später wurde fast an jedes Sündenbekenntniß die Forderung thatsächlicher Beweise einer reumüthigen Gesinnung geknüpft. Das Recht, die Strenge der Bußgesetze in einzelnen Fällen zu mildern, was in Zeiten der Verfolgungen durch die Menge der Abtrünnigen und reuig Wiederkehrenden fast zur Nothwendigkeit wurde, übten die Bischöfe kraft ihrer Schlüsselgewalt. Obwohl dies Bußwesen dem Freiheitsgefühl der Deutschen widersprach, so wurde es doch durch die nach dem Rechtsgefühl des deutschen Volks eingerichteten Sendgerichte im 8. Jahrhundert wenigstens dem niedern Mann aufgedrungen. Von Ort zu Ort alljährlich umherziehend, hielt der Bischof Gericht, wobei erwählte ehrbare Männer aus der Gemeinde als Geschworne über die Schuld entschieden. Dieser Inquisitionsprozeß bezog sich außer den kirchlichen auch auf die meisten weltlichen Vergehen. Die B. bestand in Geißelung, Fasten, Eheverbot und Gefängniß, das bei schweren Verbrechen hart und lebenslang war. Nur für geheime, in der Beichte freiwillig bekannte Sünden wurde der Volkssitte nachgelassen, sie mit Geld zu büßen. Das Geld wurde anfangs den Armen gespendet, u. die Kirche kämpfte ausdrücklich gegen das Mißverständniß, als sei durch diese B. den Reichen die Sünde frei gegeben. In ihrer Ausartung verurtheilten die Sendgerichte aber immer häufiger auf Geldbußen, oder gestatteten die Verwandlung der Kirchenstrafen in Almosenspenden, die bald auch die Kirche an sich nahm; Pönitentialbücher boten beliebige Auswahl und Preiskurante dar. Durch Leistungen an den Papst oder bestimmte Klöster war es möglich gemacht, eine Bußzeit, welche die Grenze des menschlichen Lebens weit überschritten hätte, bedeutend abzukürzen. Schwerer geängstigten Gewissen wurde Kirchenbau, Kreuzzug, Mönchthum zur Sühne geboten. Immer ward zwar bei dergleichen in Geldgaben oder Werken bestehenden Büßungen noch die wirkliche Reue des Herzens und Besserung des Lebens vorausgesetzt, aber erleuchtete Kirchenlehrer, z. B. Abälard, erkannten schon damals, daß sich die Kirche schwerer Versuchung preisgegeben habe. Besonders verdienstlich galten neben den vom Beichtvater kraft richterlicher Autorität auferlegten Büßungen die frei erwählten, welche zu den guten Werken gezählt wurden, und denen man, gleichwie dem Leiden Christi, eine für Andere genugthuende Kraft beimaß. Daher die Stiftung der Bußorden (s. Tertiarier) im Mittelalter selbst noch innerhalb des Mönchthums als großen Büßerordens und die schwarzen, rothen, braunen, grauen, weißen, veilchenblauen und bunten Büßer; daher auch die ganz veräußerlichte Ausbildung des Bußkanons, der Bußordnungen, und außer dem Flammenfeuer der Inquisitionsbußordnung die Bußthaler und die Bußpfennige 2c. Bischof Otto von Bamberg (1124) und der Scholastiker Petrus Lombardus erhoben die Bußordnung zum Sakrament, u. das tridentinische Koncil bestätigte sie in der 14. Session ausdrücklich als solches. Der Begriff der B. wurde dabei dahin bestimmt, daß man entsprechend der dreifachen Begehungsart der Sünde in Gedanken, Worten u. Thaten drei Bestandtheile der B. unterschied: Zerknirschung des Herzens (contritio cordis), Bekenntniß des Mundes (confessio oris), nämlich vor dem Priester, u. Genugthuung (satisfactio operis), d. h. Uebernahme gewisser Strafen zur Genehmigung wegen begangener Sünden (poenae canonicae). Die Reformatoren beseitigen das katholische Bußsakrament nicht geradezu, wie denn noch in der Apologie der augsburgischen Konfession die B. geradezu ein Sakrament genannt wird, doch ausgehend von dem Grundgedanken, daß Sündenvergebung und das ewige Leben nicht durch Werke, sondern nur durch den Glauben an Gottes Gnade erlangt werde, setzten sie das Wesen der B. in Anerkennung der begangenen Sünden, ernstliche Reue über dieselben (contritio) und seligmachenden Glauben (fides salvifica), welcher den ersten Entschluß der Besserung einschließe. Die reformirte Kirche gab die Privatbeichte den Einzelnen frei, die lutherische behielt sie in der Form des allgemeinen Sündenbekenntnisses bei, ohne namentliche Aufzählung der einzelnen Sünden zu verlangen. Die Stelle der kirchlichen Satisfaktionen nahm die freiwillige Ascese ein. Daß aber auch die protestantische Kirche die B. nicht abstrakt innerlich aufgefaßt hat, ergibt sich daraus, daß sie die Ordnung der Kirchenbuße und der kirchlichen Bußtage in ihr Leben aufgenommen hat. Als Modifikationen der B. werden aufgeführt: die erste B., der Uebergang aus dem Leben in der Sünde zu einer Erneuerung des Sinnes und Wandels in der göttlichen Gnade; die fortgesetzte, tägliche B., der Schmerz des Bekehrten über die in ihm noch fortdauernde sündige Neigung und Fehlerhaftigkeit; die wiederholte B. der Gefallenen, welche noch einmal zur Besserung zurückkehren; die späte B., die Bekehrung in der Sterbestunde. Letztere Unterscheidungen sind an sich von geringem Belang und haben ihre Bedeutung nur im Gegensatz zu der Auffassung kleinerer pietistischer Parteien. Die fortgesetzte B. u. Bekehrung wird gegen die Pietisten und Methodisten behauptet, welche als Zeichen der wahrhaften Bekehrung des Sünders eine plötzliche Umwandlung des innern Menschen unter heftigen Aeußerungen des Sündenschmerzes ein- für allemal annehmen (Bußkampf, Durchbruch der Gnade). Gegen die Behauptung der Pietisten (zu Anfang des 18. Jahrhunderts), daß noch während des Lebens jedes Menschen ein Gnadenziel (terminus gratiae peremtorius) eintrete, jenseit dessen der Mensch sich zu bekehren nicht vermöge, sondern der Verstockung anheimfalle, wurde von der protestantischen Kirche die Möglichkeit der späten B. vertheidigt, weil sie es für Vermessenheit achtete, der göttlichen Gnade

Maß und Ziel zu setzen; dennoch wurde der Aufschub der B. allezeit für gefährlich und schädlich erklärt. Im juridischen Sinne ist B. die Ersetzung eines verursachten Schadens; daher die gerichtliche Genugthuung, welche der Beleidiger dem Beleidigten zu Theil werden lassen muß, im Gegensatz von Brüche und Wette (s. d.); dann jede Strafe für begangenes Unrecht, einerlei, ob sie in Geld besteht und ob der Beleidigte einen Theil davon erhält.

Bußen, isolirt stehender Berg im würtembergischen Donaukreis, östlich von Riedlingen, 2378 Fuß hoch, mit weiter Aussicht über Oberschwaben bis an den Bodensee und die schweizer Alpen. Die Römer hatten hier ein Kastell, und später erhoben sich auf dessen Ruinen 2 Burgen. Hier war auch der Stammsitz des berühmten bertholdischen Grafengeschlechts (schon 724). Später brachte Rudolf von Habsburg die Herrschaft an sich und 1806 kam sie an Würtemberg.

Bußermahnung, s. Admonition.

Busseto, Stadt in der italienischen Provinz Parma, am Ongina, mit festem Schlosse, Gymnasium, Kollegium, Bibliothek u. 2000 Einwohnern.

Bußfertig, zu einer Geldstrafe verpflichtet (bußfällig); durch herzliche Reue über die begangenen Sünden zur Besserung, Buße, bereit.

Bußkanon, in der älteren katholischen Kirche die Summe von Vorschriften über die Art und Dauer der Kirchenbuße. Der älteste Entwurf solcher Regeln wird dem Bischof Petrus von Alexandria (Anfang des 4. Jahrhunderts) zugeschrieben. Der in der Kirche gültige B. enthielt die von den Synoden zu Elvira (305), Ancyra (318), Nicäa (325), Neucäsarea u. s. f. über die Bußzucht verordneten Regeln.

Bußkapitel, die in den Ordensstatuten bestimmten Versammlungen aller Konventualen eines Klosters oder aller Glieder eines Ordenskapitels, um vor den Obern ihre Fehler zu beichten (Kapitelbeichte) und eine Buße dafür zu übernehmen.

Bussole, s. Kompaß.

Bußorden, s. Tertiarier.

Bußpsalmen, diejenigen Psalmen, welche Reue über begangene Sünden und die Sehnsucht nach Versöhnung mit Gott zu ihrem Gegenstande haben. Hierher gehören nach Luthers Eintheilung der biblischen Psalmen: Ps. 6, 32, 38, 51, 102, 130, 143, auch theilweise 30, 77, 88 und 116. Die katholische Kirche nennt B. nach der Zählung der Vulgata Ps. 6, 31, 37, 50, 101, 129, 142. Sie sollen den sieben Arten, wie Gott die Sünde erlasse, entsprechen, Taufe, Märtyrerthum, Almosen, Nachlassung fremder Schuld, Bekehrung Anderer, Liebe, Buße. Sie werden auch liturgisch benutzt, namentlich die beiden Miserere und De profundis; besonders das erstere hat zu vorzüglichsten musikalischen Kompositionen Anlaß gegeben.

Bußstationen (Bußgrade, gradus, stationes poenitentiae), die Stufen, welche die aus der Kirche Ausgeschlossenen (s. Bann) durchschreiten mußten, ehe sie in dieselbe wieder aufgenommen wurden. Spuren öffentlicher Bußen finden sich schon im 2. Jahrhundert, die systematische Ausbildung aber fällt ins 3. Die 4 Hauptstufen waren: Fletus, Auditio, Substratio, Consistentia. Während der ersten lagen die Pönitenten ein Jahr lang im Bußgewand weinend vor der Kirche u. flehten die Hineingehenden an, für sie zu beten. Auf der zweiten, gewöhnlich 3 Jahre währenden vergönnte man ihnen, im Hintergrund der Kirche die Schrifterklärung anzuhören. Im dritten Stadium durften sie im Schiff der Kirche knieend beten, bis ihnen endlich verstattet wurde, wieder aufrecht stehend dem Gottesdienst vollständig beizuwohnen. Zuweilen kommen diese Grade noch im 13. Jahrhundert vor.

Bußstrafen, s. Büßende.

Bußtage, solche dem Gottesdienst gewidmete Tage, welche den besondern Zweck haben, die Kirchengemeinden auf ihre sittlichen Gebrechen und die Nothwendigkeit ihrer Besserung aufmersam zu machen. B., welche auf Anordnung der kirchlichen Oberbehörde in einem ganzen Lande zugleich gefeiert werden, heißen solenne Buß- und Bettage, früher auch Buß-, Bet- u. Fasttage genannt, weil man (selbst in protestantischen Gemeinden) an denselben fastete. Wahrscheinlich waren die christlichen B. anfangs eine Nachahmung des jüdischen Versöhnungsfestes, welches am 10. des Monats Titschri, also zehn Tage nach dem jüdischen Neujahrsfeste als eine Nationalbußfeier begangen wird. Man unterschied im christlichen Alterthum außerordentliche, für besondere Fälle angeordnete B. (dies supplicationum) und feststehende, jährlich wiederkehrende (dies rogationum). Zu ersteren gehörte z. B. der von Theodosius dem Großen bei einem Erdbeben in Konstantinopel angeordnete, ein Beispiel, welches Nachahmung fand, so oft es allgemeine Nothstände zu fordern schienen. Manche B., die ursprünglich nur Dies supplicationum waren, wurden, weil dem kirchlichen Bedürfniß entsprechend, in feststehende, jährlich wiederkehrende verwandelt, wie z. B. der St. Marcustag (25. April). Als feststehende Fasten- und Bußzeiten galten anfangs nur die Advents- und die österliche Fastenzeit, nach dem altkirchlichen Grundsatz, daß jedes hohe Fest eine Vorbereitungszeit von 40 Tagen erfordere. Da dies auch vom Pfingstfest galt, die Zeit von Ostern bis Pfingsten aber eine Freudenzeit war, so fand in diesem Fall das Büßen und Fasten nach dem Feste Statt. Zu diesen, namentlich im fränkischen Reich streng beobachteten Quadragesimalfasten wurde schon unter Leo dem Großen ein Herbstfasten (am 14. Sept.) hinzugefügt, so daß jede der 4 Jahreszeiten ihre Fasten hatte (die Quatemberbußtage, so genannt wegen der quatuor tempora anni). Da dies zugleich die Zeiten waren, in denen die vierteljährigen Abgaben (angariae) entrichtet wurden, so erhielten die Quatembertage selbst oft den Namen Angariae. Diese Quatembertage wurden auch in der evangelischen Kirche lange Zeit beibehalten und bestehen in der englisch-bischöflichen Kirche noch heute. Die Reformatoren waren ungewiß, ob sie die B. für die protestantische Kirche beibehalten sollten. Bugenhagen nahm diese Feier in seine Kirchenordnungen auf. In Sachsen wurden die jährlichen B. durch Kurfürst Johann Georg II. aus Anlaß des Türkenkriegs 1664 eingeführt. Im Königreich Sachsen und in den sächsischen Herzogthümern werden jetzt jährlich zwei B., einer an einem Freitage zwischen Fastnacht und Ostern, der andere in der Adventszeit gehalten. In Preußen, wo noch bis auf die Zeit Friedrichs II. jährlich 4 B. gebräuchlich waren, wurden diese auf 2, dann seit 1773 auf Einen, der auf den Mittwoch nach Jubilate fällt, reducirt. In Bayern wird einer

am Sonntag Invocavit, in Kurhessen ebenfalls einer am 1. November gefeiert. Der allgemeine eidgenössische Bußtag in der Schweiz fällt in den September. Von Alters her wählte man, mit Rücksicht auf den Todestag Christi, gern die Freitage zu B.n. Die Texte, über welche am Bußtage gepredigt werden soll (Bußtexte), pflegen von den Konsistorien den Pfarrern vorgeschrieben zu werden. Gewöhnlich werden an den B.n auch Sammlungen zu milden Zwecken veranstaltet. B. heißen auch die zur Bestrafung der Waldfrevler angesetzten Tage.

Bußübungen, s. Büßende.

Bussy, Roger de Rabutin, Graf von, Generallieutenant der französischen Armee, einer der ersten Schöngeister am Hofe Ludwigs XIV., geboren 1618 aus einer altadeligen berühmten Familie zu Epiry in Nivernois, trat in seinem 12. Jahre in das Regiment seines Vaters und zeichnete sich bei mehren Belagerungen und in mehren Schlachten vortheilhaft aus, besonders in dem Feldzug von 1658, ward Inhaber eines Regiments, Gouverneur von Nivernois und Maréchal de camp. Wegen eines höchst obscönen Liedes auf die Notabilitäten des Hofes, sogar auf Ludwig XIV., die Königin-Mutter und Mazarin, ward er nach Bourgogne verbannt, wo er die galanten Abenteuer der vornehmsten pariser Damen unter erdichteten Namen beschrieb. Das Werkchen ward gegen seinen Willen gedruckt und erschien bei Elzevier ohne Angabe des Jahres unter dem Titel: „L'Histoire amoureuse de Gaules" (Lüttich). Im Jahre 1666 erhielt B. einen Platz in der französischen Akademie, wurde aber schon 5 Wochen später in die Bastille gesteckt. Aus Langeweile beschäftigt er sich hier mit einer Geschichte Ludwigs XIV., („Histoire abrégée de Louis le Grand", Paris 1699), bei deren Zusammenstellung ihm die kriechendste Schmeichelei die Feder führte. Dennoch mußte er seiner militärischen Stelle entsagen u. ward nach dreizehnmonatlicher Gefangenschaft auf sein Landgut Chaseu in Bourgogne verbannt. Vor seinem Tode ward ihm noch die Freude, von dem Hofe Verzeihung und eine Pension von 4000 Livres zu erhalten. Er † 1693. Von seinen Schriften nennen wir: „Lettres avec les réponses" (Paris 1711, 5 Bde.); „Discours sur le bon usage des adversités" (das. 1694); „Une carte géographique de la cour et autres galanteries" (Köln 1668). Seine „Livres d'heures" (Horenbuch) sind eine Parodie der katholischen Horen, worin an die Stelle der Bilder der Heiligen die der schönsten Frauen der Hahnreihe am Hofe gesetzt worden sind und dem Gegenstand angemessene Gebete vorkommen.

Bußzucht, das von der Kirche gegen solche Mitglieder beobachtete Verfahren, welche durch grobe Vergehungen sich der christlichen Gemeinschaft unwürdig gemacht, aber ihre Sünden bereut haben u. durch Uebernahme gewisser Entbehrungen u. Demüthigungen ihre Besserung erproben und wieder aufgenommen sein wollen. Die B. ist ein Theil der Kirchenzucht (s. d.)

Bustamente, Anastasio, erst columbischer General, dann mexikanischer Präsident, von niederer Herkunft, wurde am 26. Jan. 1827 von den empörten columbischen Truppen an Lara's Stelle zum General erwählt und am 16. März nach Guayaquil geschickt. Hier von den Seinigen verlassen, floh er u. ging später mit 20 Offizieren zu den Peruanern über, unter deren Fahnen er nun gegen Columbia focht. Nach dem Friedensschluß zwischen Peru u. Columbia (1829) war auch hier seinem ehrgeizigen Streben ein Ziel gesetzt, und B. wandte sich nun nach Mexiko, wohin ihm der Ruf, den er sich in den südamerikanischen Revolutionskriegen erworben, vorausgegangen war. Schon am 26. Jan. 1829 wurde B. auf dem Kongreß zum Vicepräsidenten erwählt und ergriff sogleich Partei gegen Guerrero. Von der Erklärung, die er gegen Letzteren erließ, erhielten seine Anhänger den Namen Pronunciados. An ihrer Spitze bemächtigte er sich den 22. Dec. 1829 Mexiko's, zwang den Präsidenten zur Niederlegung seines Amtes und wurde nun am 1. Jan. 1830 selbst zum Präsidenten von Mexiko gewählt. Als Anhänger der Altspanier verfiel jedoch auch er bald in Unpopularität; es brach im September 1831 ein offener Aufstand gegen ihn aus, und schon Anfangs 1832 sah sich B. genöthigt, den Präsidentenstuhl an Pedrazza abzutreten. Ein Dekret vom 24. Juli verbannte ihn sammt der ganzen aristokratischen Partei aus dem Bereiche der Republik, worauf er nach Europa ging und sich längere Zeit in Paris aufhielt. Erst nach Santa Anna's Sturz kehrte er im April 1836 nach Mexiko zurück und ward am 25. Februar 1837 wieder zum Präsidenten gewählt. Bei den Unruhen von 1840 mußte er abermals fliehen und ward den 30. Sept. 1841 aufs Neue zur Abdankung gezwungen, worauf er am 5. Okt. Mexiko verließ und nach Europa ging. Er lebte seitdem abwechselnd in London, Rom und Paris, kehrte nach Santa Anna's Sturz 1845 nach Amerika zurück und † den 6. März 1853 in Mexiko.

Busto, August, auch Bambaja, Zarabara und Zarabaglia genannt, ausgezeichneter italienischer Bildhauer, 1470 im Mailändischen geboren, lebte noch 1550 als eine Zierde seiner Kunst. Von ihm ist das großartige Monument des Kardinals Caracciolo im Dom zu Mailand; 12 historische Basreliefs am Monument des Gaston de Foix sind mit unvergleichlicher Zartheit und Feinheit ausgeführt.

Bustrophedon (griech.), eine alte Schreibweise der Griechen, bei welcher die Zeilen, gleich den Ochsen (Bus) beim Pflügen, einmal von der Linken zur Rechten, dann von der Rechten zur Linken gehen, indem sich die zweite Zeile, am Ende der ersten beginnend, auf die entgegengesetzte Seite wendete. Die Gesetze Solons waren auch auf diese Weise geschrieben, wie sie bei den ältern Griechen überhaupt gebräuchlich war, besonders auf Münzen u. Denkmalen.

Bustuarii (lat.), in Rom Gladiatoren, welche bei feierlichen Leichenbestattungen am Scheiterhaufen (bustum) angesehener Personen fochten, damit das vergossene Blut als Opfer den unterirdischen Göttern dienen und sie den Manen des Abgeschiedenen geneigter machen möchte, welcher Gebrauch 465 von Marcus und Decius Brutus bei der Bestattung ihres Vaters an der Stelle der früheren unmenschlichen Opfer von Gefangenen und Sklaven an den Gräbern der Krieger eingeführt wurde. In noch späterer Zeit hielt man diese Kämpfe für die Todten auch im Circus oder Amphitheater.

Busuluk, befestigte Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Samara (früher zu Orenburg gehörig), am Zusammenfluß des gleichnamigen Flusses und der Domaschnaja, in der dem Obtschei Syrt nordwärts vorgelagerten Steppe gelegen, hat 3 Kirchen (worunter eine griechische Kathedrale) u. 6524 Einw., meist Kosaken u. Tataren, die außer Ackerbau, Bienenzucht und Viehzucht auch verschiedene städtische Gewerbe betreiben und einen sehr lebhaften Holzhandel unterhalten, da B. fast die einzige Gegend in der weiten Wolgasteppe ist, wo sich Wald findet. Gegenwärtig ist die Festung, nach Aufhebung der samarischen Linie, nur ein Garnisonsort für das hier befindliche Kosakenpiquet.

Butan, s. Bhutan.

Bute, Insel an der Westküste Schottlands, im Frith of Clyde, im Norden und Nordwesten durch eine enge Straße (Kyles von B.) vom Festland getrennt, zur gleichnamigen schottischen Grafschaft gehörig, ist $3^1/_2$ Meilen lang, 1 Meile breit, im Norden gebirgig und schroff gegen das Meer abfallend, in der Mitte und im Süden mit welligem Boden, wo Hafer und Gerste gewonnen wird und treffliche Weiden sind. Auch gute Ankerplätze sind vorhanden. Die Zahl der Einwohner beträgt 10,660. Auf der Südküste von B. finden sich noch Trümmer eines Druidentempels. B. ist Heimat der Stuarte. Die gleichnamige Grafschaft bildet die südlichste der schottischen Hochlandsgrafschaften und besteht aus mehren Inseln im Golf von Clyde, deren beträchtlichere B., Arran, Great- u. Little-Cumbray sind. Das Gesammtareal beträgt $10^1/_2$ QM. mit (1851) 16,608 Einw. Hauptstadt ist Rothesay, an der Ostküste der Insel B.

Bute, John Stuart, Graf von, britischer Staatsmann und Schriftsteller im Fache der Botanik, geboren 1713 als Sprößling einer schottischen, mit den alten Königen des Landes verwandten Familie, neigte sich in seiner Jugend mehr zu einem freien und fröhlichen Leben, als zu den ernsten Geschäften der Politik hin, erschien aber 1737, wo er eine Stelle im Parlament erhielt, plötzlich wie umgewandelt und bildete die hartnäckigste Opposition gegen die Minister. Die Folge davon war 1741 die Hintertreibung seiner Wiederwahl, weshalb sich B. auf die Insel zurückzog, von welcher er den Namen führte. Hier blieb er bis zur Landung des Prätendenten in Schottland (1745). Er eilte nun nach London zurück, wurde Günstling der Prinzen von Wales und nach dessen Tode Kammerherr und Erzieher des nachmaligen Königs Georg III. Nach der Thronbesteigung des letztern (25. Okt. 1760 erhielt B. Sitz und Stimme im Staatsrath u. die Verwaltung des Forstes von Richmond. Wie bei der Erziehung des Prinzen war sein erstes Augenmerk auf die Entfernung aller Personen gerichtet, die seinen ehrgeizigen Plänen im Wege standen. Er begann mit der Auflösung des Parlaments (1761), worauf der allmählige Umsturz des alten Kabinets folgte. Nur Pitt vermochte sich bis zum Oktober 1761 im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu erhalten. B. selbst nahm die Posten eines Staatssekretärs und eines Lords der Schatzkammer ein. Als solcher schloß er 1762 den Frieden von Fontainebleau, machte sich aber dadurch, durch die Entfernung aller Whigs aus der Umgebung des Königs, die Begünstigung der Tories und der Schotten und die Anordnung einer neuen Steuer zur Deckung der durch die Kriegsschulden veranlaßten Anleihe, die er vom Cider erheben wollte, viele Feinde, so daß er für gut fand, sich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen (1772). Er verbrachte den übrigen Theil seines Lebens auf seinem Schlosse Lutton in Berkshire, wo eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein botanischer Garten u. ein reiches Kabinet physikalischer, mathematischer und astronomischer Instrumente ihn ganz in Anspruch nahmen, und † den 10. März 1792. Sein Lieblingsstudium war Botanik. Für die Königin von England verfaßte er das Prachtwerk „Botanical tables“ 9 prachtvoll ausgestattete Quartbände, von denen nur 12 Exemplare gedruckt und verschenkt wurden. Sie enthalten die verschiedenen in Großbritannien einheimischen Pflanzenfamilien. Die Kosten des Werkes schlägt man auf 10,000 Pfd. Sterling an. Ein Exemplar (Buffons) ist jetzt Eigenthum der pariser kaiserlichen Bibliothek.

Butea, *Roxb.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, dem Lord Bute zu Ehren genannt, charakterisirt durch die lanzettförmige offene Fahne und die gestielte, zusammengedrückte, häutige, nicht klaffende Hülse, die am Griffel nur einen großen, zusammengedrückten Samen enthält, Bäume in Ostindien und China, mit Bohnenblättern und sehr schönen hochrothen großen Blumen in prächtigen Trauben. B. frondosa *Roxb.*, Erythrina monosperma *Lam.*, ist ein 18 Fuß hoher Baum auf den Bergen Ostindiens, mit dickem Stamm, flaumigen Zweigen, rundlichen, etwas behaarten Blättern u. hochrothen, mit hochgelbem u. silberglänzendem Flaum schattirten Blüthen in fußlangen hängenden Trauben. Der blutrothe, stark zusammenziehende Saft, welcher theils freiwillig, theils nach Verwundungen aus der Rinde fließt, verhärtet an der Luft und wird als ostindisches Kino (Kino orientale s. asiaticum), das sich von dem ächten Kino durch den Gehalt an eisenbläuendem Gerbestoff unterscheidet, nach Europa gebracht, kommt aber nur selten im Handel vor. Die Samen sind wurmwidrig, die Blüthen färben schön gelb. B. superba *Roxb.*, Rudolphia superba *Poir.*, ist ein wahrer Prachtbaum in Ostindien auf Bergen, dessen glatte Zweige sich um große Bäume schlingen und ebenfalls Gummi liefern. Die Blumen sind zahlreicher, größer und in viel größeren Trauben vereinigt, als bei voriger Art.

Buteniew, russischer Diplomat, ward 1828 zum Staatsrath ernannt und ging 1830 als außerordentlicher Gesandter u. bevollmächtigter Minister Rußlands nach Konstantinopel. Seine Unterhandlungen in Betreff der Ausführungen der londoner Protokolle über den Friedensvertrag von Adrianopel (14. September 1829); die Verhandlungen über die Offenhaltung des schwarzen Meeres für russische Handelsfahrzeuge und seine besondere staatsmännische Thätigkeit bei dem Zustandekommen des Vertrags von Hunkiar-Eskelessi (1833); sein diplomatisches Wirken für den jungen Staat Griechenland; seine Vermittelung bei den Konflikten zwischen der Pforte und Ibrahim Pascha (1834); die Verhandlungen über die Herabsetzung und Auszahlung der Kontributionsgelder und über die Räumung Silistria's (1836) und seine Bemühungen, nach der

Schlacht bei Nisib (24. Juni 1839) den Frieden zwischen der Pforte u. Mehemed Ali von Aegypten zu vermitteln, verschafften ihm in Konstantinopel eine achtunggebietende Stellung und beförderten Rußlands Einfluß im Divan. Auch stand er den Unterhandlungen über den Quadrupelvertrag zwischen Rußland, England, Oesterreich u. Preußen (ohne Frankreich) am 15. Juli 1840, über die Erhaltung der Türkei und über die Zurückweisung der Forderungen Mehemed Ali's nicht fern, und ebenso erstreckte sich seine diplomatische Thätigkeit auf die Anerbietungen Rußlands beim Sultan in Betreff militärischer Hülfsleistungen bei der syrischen Angelegenheit und hinsichtlich freierer Uebung des christlichen Kultus in Syrien und andern Distrikten des türkischen Staates, wie er auch bei dem Zustandekommen des Dardanellenvertrags (10. Juli 1841) vorzugsweise thätig war. Als im Oktober 1842 Alexander Georgewitsch vom Sultan zum Fürsten von Serbien ernannt worden war, protestirte B. im Namen seiner Regierung gegen diesen Akt und verlangte die Wiedereinsetzung der Familie Obrenowitsch, und da das Pfortenkabinet nicht darauf einging, verließ er Konstantinopel und erhielt 1843 den russischen Gesandtschaftsposten in Rom. Seine Aufgabe war hier, die Differenzen zwischen Rußland u. Rom in Bezug auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in Rußland zur Ausgleichung zu bringen; aber erst 1847 gelang es ihm, das Konkordat zwischen Rußland und Rom über die hierarchisch-geistlichen Angelegenheiten der römischen Kirche im russischen Reiche u. über Gründung neuer katholischer Diöcesen in Rußland zum Abschluß zu bringen. Im August 1856 wurde er zum zweiten Male bevollmächtigter Minister Rußlands in Konstantinopel.

Butkow, Peter Grigorjewitsch, russischer Archäolog und Historiker, geboren zu Moskau 1776, widmete sich anfangs dem Militärdienste, ging dann zum Civilfach über und bekleidete, nach gründlichen Studien an den Hochschulen zu Moskau und Kasan, zuerst das Amt eines Gouvernementsschulendirektors in Woronesh, dann einen Posten beim Generalgouvernement von Finnland, wurde später zum Konseilsmitglied des Ministeriums des Innern ernannt und verwaltete in Abwesenheit des Ministers mehrmals dieses Ministerium. Nachdem er in die Akademie getreten, betheiligte er sich eifrig an deren Arbeiten. Eine Menge wichtiger Aufsätze in den Memoiren und Bulletins der russischen Akademie, betreffend die russische Geschichte und Archäographie, sind aus seiner Feder geflossen und haben, da sie, zum Theil in französischer Sprache verfaßt, Verbreitung bis ins Ausland fanden, ihm die Anerkennung der Specialgelehrten dieses Faches erworben. B.s erläuternde Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der älteren, mittleren und neueren russischen Geschichte erschienen von 1820 an in mehren russischen wie auswärtigen Journalen und Zeitschriften. Für sein Hauptwerk gilt „Die Vertheidigung der nestorschen Annalen gegen die Ausstellungen der Skeptiker" (Petersb. 1840) mit einem Anhange dazu unter dem Titel: „Beantwortung einer neuen Frage rücksichtlich Nestors" (das. 1850). B. † in Petersburg den 12. Dec. 1857. Er hinterließ eine Menge mehr oder weniger druckfertiger Handschriften und ein reiches aufgesammeltes historisches Material, welches die Wittwe, um sie für die Wissenschaft fruchtbringend zu machen, der Akademie überantwortete, die bereits mit der Ordnung und Herausgabe dieser schätzbaren Manuscripte begonnen hat.

Butler, 1) (Buttler), Wallensteins mittelbarer Mörder, ein Irländer von Geburt, war als gemeiner Soldat in kaiserliche Dienste getreten, ging später zu den Fahnen Wallensteins und stieg hier bis zum Obersten eines Dragonerregiments. Wallenstein zog ihn in den Kreis seiner Vertrauten und suchte ihn mit allen Mitteln an sich zu fesseln, ja endlich suchte er sogar B.s Trennung von ihm dadurch unmöglich zu machen, daß er ihn beim Kaiser in ein gehässiges Licht stellte. Als B. hinter dieses Geheimniß kam, und Wallenstein mit seinem Plane, vom Kaiser abzufallen, deutlicher hervortrat, so verschwor sich B. mit Gordon u. Leslie gegen Wallenstein und führte, nachdem er dessen Vertraute, Terzky, Illo, Kinsky u. Neumann, auf dem Schlosse zu Eger hatte niederhauen lassen, auch des Feldherrn Ermordung herbei. Der Kaiser erhob ihn dafür zum Generalmajor.

2) Samuel, berühmter englischer Dichter, geboren im Februar 1612 im Kirchspiel Strensham in Worcestershire, studirte zu Cambridge, war dann Schreiber des Friedensrichters Jeffery von Earls-Croom, beschäftigte sich aber in seinen Mußestunden viel mit Literatur, Musik und Malerei. Nachdem er darauf eine Zeitlang im Hause der Gräfin Elisabeth von Kent verweilt, trat er in die Dienste des Sir Samuel Luke, eines Offiziers Cromwells und fanatischen Puritaners, bei welchem religiöse und politische Sekten ihr Wesen trieben. Diese Umgebung erzeugte in ihm den Gedanken zu seinem „Hudibras" (London 1663 u. ö., 3 Bde., 1793; 2 Bde., 1806; mit Anmerkungen von Nash, das. 1844; deutsch von Soltau, Königsberg 1798, und Eiselein, Freiburg 1845), worin er die Schwärmerei u. wilde Ausgelassenheit der religiösen Sekten und politischen Parteien, die kurz vor und während der englischen Revolution ihr Wesen trieben, persiflirte. Später ward er Sekretär des Grafen von Ambury, † aber 1680 zu London in ärmlichen Umständen. Im Jahre 1721 ward ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei errichtet. Sein literarischer Nachlaß wurde in 3 Bänden herausgegeben. Bessere Ausgaben sind von R. Thyer: „B.'s Genuine Remains in Verse and Prose" (London 1759) und „B.'s Remains" (das. 1823). Die „Posthumous works" (London 1723, 3 Bde.) sind unächt.

3) James B., Herzog von Ormond, s. Ormond.

4) Benjamin Franklin, nordamerikanischer General, geboren den 5. November 1818 zu Deerfield in Newhampshire, ward, nachdem er als Sachwalter in Lowell thätig gewesen, 1852 Mitglied des Repräsentantenhauses von Massachusetts und trat als entschiedener Demokrat den Knownothings entgegen. In Folge davon der Stelle eines Obersten der Miliz entsetzt, ward er bald darauf von dem Offiziercorps seiner Milizabtheilung zum Brigadegeneral erwählt. Im Jahre 1856 vom Präsidenten Pierce zum Inspektor der Westpoint-Akademie ernannt, ward er 1859 Mitglied des Senats von Massachusetts. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges übernahm er im April 1861 den Oberbefehl über die in Maryland zusammengezogenen Truppen, be-

setzte Annapolis und stellte die Ruhe in Baltimore her. Im Juni zum Kommandanten von Monroe ernannt, lieferte er den Secessionisten wiederholte Gefechte mit wechselndem Glück und schiffte sich den 26. August mit 4000 Mann zu einer Expedition nach dem Süden ein. Am 28. August zwang er das Fort Kap Hatteras in Nordcarolina durch Bombardement zur Uebergabe und gewann dadurch den ersten namhaften Erfolg für die Union seit Ausbruch des Kampfs.

5) William Allen, amerikanischer Dichter, geboren 1828 in Albany, empfing seine Ausbildung auf der Universität zu Newyork, reiste dann zwei Jahre lang in Europa und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr mit der Ausübung der Advokatur. Er schrieb viel für die „Democratic Review" und die „Literary World."

Buto, ägyptische Göttin aus dem Geschlecht der 8 ersten Götter, die in der Stadt Butos in einem 40 Ellen hohen Tempel aus Einem Stein verehrt wurde. Sie soll den Mond oder die dunkle, feuchte, nährende Luft unter dem Mond &c. bedeuten. Jährlich wurde ihr zu Ehren eine Festversammlung gehalten, und ihr Orakel war das gefeiertste in ganz Aegypten. Sie wird mit der griechischen Leto (Latona) identificirt. Als Pflegemutter des Horus und der Bubastis, der Kinder von Osiris und Isis, rettete sie den Horus vor dem Verderben drohenden Typhon auf die schwimmende Insel Chemmis in einem See bei Butos, wo sie als Göttin verehrt wurde. Ihr Symbol war die Ziefelmaus.

Butomeen, monokotyledonische Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Perigon frei, 6blätterig, die 3 äußeren Blättchen krautig, bleibend, einen Kreis darstellend, manchmal auch blumenblattartig; 6—9 od. mehr Staubgefäße, von denen die äußeren zuweilen unfruchtbar sind; Antheren nach innen in 2 Längsritzen aufspringend; 6 oder mehr wirtelständige, getrennte oder am Grunde verwachsene Fruchtblätter; ein kurzer oder gar kein Griffel; Narbe einfach; Eierstöcke vieleiig; Eichen die ganze Innenwand derselben einnehmend; Früchtchen hülsenförmig, in der Bauchnaht aufspringend, vielsamig; Samen eiweißlos, mit geradem oder gekrümmtem Keim. Die Familie begreift krautige Sumpfpflanzen mit grundständigen, eirund-herzförmigen, krummnervigen, ganzrandigen, am Grunde mit scheidigen Blattstielen versehenen oder ungestielten, linealen und längsnervigen Blättern, zwitterigen, regelmäßigen, auf dem Gipfel des Schafts einzeln oder doldig stehenden, von häutigen Deckblättern unterstützten Blüthen. Die Familie zählt nur 8 Arten in 2—3 Gattungen, welche über die nördliche gemäßigte Zone der alten Welt und über Südamerika verbreitet sind, nirgends aber in größerer Anzahl beisammen gefunden werden. Es sind meist schön blühende Gewächse; manche enthalten auch einen Milchsaft. Sie finden weder medicinische, noch technische Verwendung.

Butomus *L.* (Wasserviole, Blumenbinse), Pflanzengattung der Butomeen nach Jussieu (Alismaceen nach Decandolle), deren charakteristische Merkmale folgende sind: Perigon 6blätterig, blumenkronenähnlich, 9 Staubgefäße, wovon 3 im innern Kreise, 6 unterwärts zusammengewachsene, einwärts aufspringende Kapseln. B. umbellatus *L.*, Wasserliesch, hat einen blattlosen Schaft, schmale und 3schneidige Wurzelblätter, röthliche Blumen und findet sich in Wassergräben und Teichen durch ganz Europa u. Asien von 38—63° nördl. Br. Die 2—3 Fuß langen schwertförmigen Blätter drehen sich oft schraubenähnlich. Wurzel und Samen dieser schönen Pflanze schmecken bitter und haben zusammenziehende Kräfte, weshalb sie sonst in den Apotheken unter dem Namen Radix et Semen junci floridi gebraucht wurden. Aus den Blättern verfertigt man Körbe und Matten. Die Wurzeln dienen geröstet oder getrocknet den Kalmücken, Ostjäken und anderen benachbarten Völkern als Nahrungsmittel. Ihr Mehl soll sich beim Kneten wie Getreidemehl verhalten, der mit Hefen bereitete Teig sich sehr leicht heben und das daraus gebackene Brod sich nur in der Art vom Weizenbrode unterscheiden, daß es leichter bröckelt und etwas bitter schmeckt, übrigens, gleich diesem, gesund und nährend sein.

Buton, Inselgruppe im Süden der südöstlichen Halbinsel von Celebes, zum holländischen Gouvernement Celebes gehörend, mit der gleichnamigen Hauptinsel, die 86 □Meilen groß, gebirgig und außerordentlich fruchtbar, besonders reich an Gewürzbäumen ist und die feinste Baumwolle von ganz Indien producirt. Im Flecken B. (Belion), am Südende der Insel, residirt der Sultan des Archipels, der Oberstenrang im niederländischen Heere hat, sowie der niederländische Unterresident nebst anderen europäischen Beamten; dort liegt auch das Befestigungswerk Djangan-Kata. Die Zahl der Bewohner ist gänzlich ungewiß.

Butos (Buto), im Alterthum Hauptstadt eines unterägyptischen Nomos an der sebennitischen Mündung des Nil, mit einem berühmten Heiligthum der Göttin Buto (s. d.), zu deren Ehren hier alljährlich ein großes Fest gefeiert ward. Auch befand sich daselbst ein Orakel.

Butrinto (Butzindro), befestigte Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Janina, Korfu gegenüber, griechischer Bischofssitz, mit 3000 Einwohnern und kleinem Fischerhafen. In der Nähe die Ruine der alten Stadt Buthroton, die schon frühzeitig der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Italien war. Bis 1797 gehörte B. nebst Gebiet der Republik Venedig, der sie von den Franzosen und diesen von den Russen und Türken entrissen wurde.

Butt (Butte), s. Schollen.

Butte, Wilhelm, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geboren 1772 in Treis in Kurhessen, wurde 1792 Professor am Gymnasium in Gießen, 1794 landgräflich hessen-darmstädtischer Prinzenhofmeister, 1804 Professor der Statistik und Staatswissenschaft in Landshut, 1816 Regierungsrath in Köln und † daselbst 1833. Er ist Begründer der sogenannten anthropologischen Biotomie. B. schrieb „Blicke in das hessen-darmstädtische Land" (1803, 2 Bde.); „Versuch eines neuen Systems der sogenannten Polizeiwissenschaft" (Landsh. 1806, 1. Bd.); „Einwohnerordnungslehre" (1807, 1. Theil); „Statistik der Wissenschaft" (1808); „Grundriß der Arithmetik des menschlichen Lebens" (1811); „Prolegomènes de l'arithmétique de la vie humaine" (1812); „Supplément au système du monde" (1812, 2 Bde.); „Das organisirende Princip im Staate" (Berl. 1822); „Allgemeine Wissenschaftsansichten" (Bonn 1827); „Die Biotomie des Menschen" (das. 1828); „Ueberſicht der anthropologischen Biotomie"

(Köln 1829); „Der Grundbegriff des Staats" (Leipzig 1831) u. a. m.

Buttelstädt, Stadt im sachsen-weimarischen Amt Buttstädt, nördlich von Weimar, an der Lache und am Fuße des Ettersbergs, mit 900 Einwohnern, welche starke Weberei und Strumpfwirkerei treiben. B. war früher einer der vier thüringischen Dingstühle.

Butten, auch **Hagebutten**, die Früchte des Weißdorns, *Crataegus oxyacantha L.*

Butter, das Fett der Milch, welches in dieser, äußerst fein vertheilt in kleinen Tröpfchen, die mit einer Käsestoffhülle umgeben sind, schwebend erhalten wird, beim ruhigen Stehen der Milch aber sich als **Rahm** an der Oberfläche abscheidet. Die B. kann durch mechanische Mittel (s. unten) gewonnen werden, wobei die Käsestoffhüllen der Fettkügelchen zerstört werden und das Fett zu größeren Massen zusammenklebt. Auf chemischem Wege erhält man die B. aus der Milch oder dem Rahm nicht durch direkte Behandlung mit Aether, wohl aber, wenn man die Milch vorher mit Essigsäure ansäuert oder mit einigen Tropfen Kalilauge versetzt. Man nimmt an, daß dann die Käsestoffhüllen gelöst werden, welche vorher das Fett vor der Einwirkung des Aethers schützten. Die B. ist in reinem Zustande ein farbloses, bei gewöhnlicher Temperatur weiches Fett, welches, wenn es geschmolzen war, bei + 26,5 erstarrt, wobei sich aber die Temperatur bis auf 32° erhöht. Es besteht aus etwa 30 Proc. Elaïn, 2 Proc. eines Fettgemenges, welches bei der Verseifung oder beim Ranzigwerden Buttersäure, Kapronsäure, Kaprylsäure u. Kaprinsäure (zuweilen bildet sich auch statt Buttersäure und Kapronsäure Vaccinsäure) liefert, u. aus etwa 68 Proc. eines Fettgemenges, welches bei der Verseifung Myristinsäure, Palmitinsäure, Stearinsäure u. Butinsäure liefert. Von letzterem Fettgemenge scheint die B. im Winter mehr zu enthalten als im Sommer, weshalb Winterbutter im Allgemeinen härter ist als Sommerbutter. Die B. des Handels enthält stets noch größere oder kleinere Mengen der übrigen Milchbestandtheile, eingeschlossene Buttermilch, welche zum Theil den Geschmack der B. bedingt, aber auch zum Ranzigwerden derselben besonders Veranlassung gibt. Außerdem enthält die B. gewöhnlich künstilich und absichtlich beigemengtes Salz, oft auch Farbstoff, der zum Theil normal von den Nahrungsmitteln der Kuh herstammt (im Mai z. B. von den Blüthen der *Caltha palustris*), zum Theil künstlich beigemischt wurde, um der B. die beliebte gelbe Farbe zu geben (s. unten).

Bei der **Bereitung der B.**, mag man nun Rahm oder Milch direkt verarbeiten, ist als Hauptbedingung des Gelingens die Temperatur zu berücksichtigen, denn da der Erfolg bedingt wird durch die Möglichkeit des Zusammenklebens der feinsten Fettpartikelchen, so ist klar, daß zu warme Milch zum Buttern sich nicht eignen wird, weil die weiche Konsistenz des Fettes bei höherer Temperatur die Bildung größerer zusammenhängender Massen hindert; solche werden vielmehr durch das Buttern immer mehr zertheilt werden. Andererseits wird das Fett bei niedriger Temperatur hart und bröcklich, so daß an ein Zusammenkleben nicht zu denken ist. Praktische Versuche haben ergeben, daß die passendste Temperatur des Rahms zum Buttern im Winter 20°, im Sommer 15° C. ist; im Herbst und Frühjahr hat der Rahm gewöhnlich die geeignete Temperatur, während er im Winter gewärmt, im Sommer gekühlt werden muß. Neuere und gute Buttermaschinen sind deshalb stets so eingerichtet, daß man die Temperatur des Rahms nach Belieben regeln kann. Da man bei ganz ruhigem Stehen der Milch schon ohne Arbeit eine fettreichere Schicht als Rahm erhält, so dürfte es selbstverständlich sein, daß es viel vortheilhafter ist, Rahm zu verarbeiten, als direkt Milch, weil die geringere Rahmmenge weniger Arbeit erfordert, als die ganze Milch. Wenn man aber bedenkt, daß die weiße Farbe der Milch lediglich durch die Fettkügelchen bedingt wird, daß absolut fettfreie Milch wasserhell aussehen müßte, daß aber die Milch, aus welcher sich der Rahm abgeschieden hat, immer noch weiß ist: so wird begreiflich, daß bei der Verarbeitung des Rahms ein unvermeidlicher Verlust an B. eintritt. Das Aufsteigen der Butterkügelchen in der Milch ist von der Temperatur abhängig: je wärmer die Milch ist, um so leichter beweglich sind ihre Theilchen gegen einander, um so schneller und vollständiger werden die specifisch leichten Fettkügelchen an die Oberfläche gelangen; wenn man aber andererseits bedenkt, daß eine höhere Temperatur das Säuern der Milch sehr begünstigt, wo dann in der geronnenen Milch jedes weitere Aufsteigen des Fetts verhindert wird, so ist klar, daß man, um eine möglichst große Ausbeute an B. zu gewinnen, die Milch nicht unbedingt bei möglichst hoher Temperatur stehen lassen darf. Dies Gerinnen der Milch wird ferner noch außerordentlich beschleunigt durch die geringste Menge schon geronnener oder saurer Milch, woraus sich weiter ergibt, daß die Milch, aus welcher B. gewonnen werden soll, sobald sie von der Kuh kommt, in flache Gefäße gefüllt werden muß, welche von solchem Material zu wählen sind, welches gestattet, die vorher darin enthaltene Milch bis auf die letzten Spuren daraus zu entfernen. Hölzerne und unglasirte thönerne Gefäße sind deshalb durchaus zu verwerfen, weil sich in ihren Poren alsbald so viel saure Milch ansammelt, daß die frische Milch in kürzester Zeit gerinnt. Dieser Umstand wird bei glasirtem Thongeschirr wegen der Sprünge in der Glasur nicht ganz vermieden, dagegen sind Glasnäpfe ihrer Zerbrechlichkeit halber zu theuer, und Zinkschüsseln ganz zu verwerfen, weil die saure Milch das Zink angreift und also giftig wird. Am vortheilhaftesten dürften gutverzinnte Schüsseln aus Eisenblech (Weißblech) sein, die recht flach zu wählen sind, weil die Fettkügelchen dann um so weniger sich zu erheben brauchen u. um so schneller als Rahm an der Oberfläche der Milch sich sammeln können. In diese Gefäße wird die Milch gegossen, wie sie von der Kuh kommt, und dann in die Milchkammer gebracht. Diese muß luftig sein, damit die zu warme Milch schnell abkühlen kann, aber auch geräumig, denn wenn man die Milchnäpfe vielleicht mit Hülfe von Schindeln über einander stellen wollte, so würden die oberen viel langsamer abkühlen als die unteren. In Holland geht durch die Milchkammer eine Mauer von 3 Fuß Höhe, auf welche man die Milchschüsseln stellt, wobei zu empfehlen ist, eine Holzplatte unter jede Schüssel zu legen. Fußboden und Wände der Milchkammer mache man von Cäment, damit sie sich leicht reinigen lassen,

und man wird stets rein schmeckende B. erhalten. Die Lage der Milchkammer muß geschützt sein und doch einen lebhaften Luftstrom durch dieselbe zu leiten gestatten; die Temperatur betrage im Sommer 11° C., im Frühjahr und Herbst 12½° und im Winter 15° C. Man kühlt deshalb im Sommer und am besten durch einen Strom Wasser, welchen man durch die Kammer leitet; wenn man aber im Winter heizt, so muß dies von außen geschehen, und nur mit solchem Brennmaterial, daß jeder Rauch vermieden wird, da die Milch von diesem sofort einen Beigeschmack annimmt. Unter den angegebenen Verhältnissen hat Stöckhardt die B. so gut ausscheiden können, daß nur 6 Proc. derselben in der Milch zurückblieben. Nach Gußanders Methode, welche in Schweden schon seit mehr als 25 Jahren in Gebrauch ist, hält man die Temperatur der Milch auf 16—22°, wobei sich ein weit kompakterer Rahm, der arm an Käsestoff ist, in 24 Stunden ausscheidet, während die Milch süß bleibt. Dieser Rahm gibt beim Buttern eine weichere, weniger kernige B., als die nach dem gewöhnlichen eben beschriebenen Verfahren bereitete; dieselbe bleibt bei kurzem Auswaschen käsereicher und wird bei längerem Auswaschen reicher an Wasser (bis fast 33 Proc.), soll, gesalzen, sehr schmackhaft sein, sich beliebig lange aufbewahren lassen und eine süße Buttermilch hinterlassen, woraus man einen sehr schmackhaften Käse bereiten kann. Viel zu wenig beachtet ist das sehr rationelle Verfahren von Trommer (s. dessen Schrift: Das Molkenwasser, Berlin 1846), welcher der Milch 1 Proc. Soda, in Wasser gelöst, zuzusetzen empfiehlt. Da das Aufsteigen der kleineren Fettkügelchen schließlich durch das Gerinnen der Milch verhindert wird, das Gerinnen aber abhängig ist von der Säurebildung, so ist klar, daß durch die Soda, welche die Säure neutralisirt, das Gerinnen hinausgeschoben und den feinsten Fettkörperchen Gelegenheit gegeben wird, sich an der Oberfläche der Milch zu sammeln. In der That braucht man nach diesem Verfahren zu 1 Pfund B. ½ Quart Milch weniger. Dagegen wird behauptet, daß diese B. einen geringen Beigeschmack besitze, der vielleicht der Soda zuzuschreiben wäre. In diesem Falle wäre zu empfehlen, statt der Soda eine entsprechende Menge Aetznatron zu nehmen, da man in der That weiß, daß sauer gewordene Milch, welche man mit Soda wieder süß macht, einen geringen Beigeschmack erhält, von dem indeß keine Spur zu bemerken ist, wenn man Aetznatron anwendet. Vielleicht dürfte auf jeden Fall zu empfehlen sein, mit Natron (sei es Soda oder Aetznatron) versetzte Milch mit dem Rahm so lange stehen zu lassen, bis sie sauer geworden, blaues Lackmuspapier röthet und also alle Soda neutralisirt ist. Mit der Ursache des Beigeschmacks, der Soda, wäre dann dieser selbst sicherlich entfernt. Dieser Säuerungsprozeß tritt, wie bekannt, auch bei unvermischter Kuhmilch ein, und es fragt sich demnächst, wann man den Rahm abnehmen soll. Hier hat sich herausgestellt, daß süßer Rahm jedenfalls wohlschmeckendere B. liefert, und gewichtige Autoritäten behaupten auch, daß man aus süßem Rahm eben so viel B. als aus saurem gewinnen könne. Der günstigste Zeitpunkt dürfte deshalb im Sommer etwa nach 30, im Winter nach 40—50 Stunden dann eingetreten sein, wenn man mit einer Messerklinge den Rahm durchschneiden und vorsichtig auseinanderbiegen kann, wobei derselbe nicht wieder zusammenfließen darf und eine bläulich durchscheinende Milch zeigen muß. In diesem Zustande wird der Rahm in das noch einmal mit heißem Wasser ausgespülte Butterfaß gebracht, und nun schreitet man zum Buttern. Hierbei noch eine Quantität saurer Molken hinzuzufügen, dürfte nach Obigem durchaus nicht empfehlenswerth erscheinen. Von bedeutendem Einfluß auf das Gelingen der Operation, sowie auf die Güte der B. ist die Schnelligkeit der Bewegung des Pistons oder Agitators. Anfangs muß man langsam arbeiten, bis die Sahne gebrochen, d. h. die ganze Flüssigkeit gleichmäßig geworden ist, dann arbeitet man schneller und merkt auf den Ton, welchen der Rahm gibt. Dieser war zuerst leise und sanft, wird aber zuletzt hart, wobei man auch einen ungleichmäßigen Widerstand im Butterfaß zu überwinden hat. Dies ist der Augenblick, in welchem sich die B. zusammenballt, und wenn man nun die Schnelligkeit des Arbeitens verdoppelt, so ist die Operation sehr bald vollendet. Arbeitet man zu langsam, so bekommt die B. einen üblen Beigeschmack; scheidet sie sich dagegen zu schnell aus, so wird sie weich und schaumig; am besten ist es, wenn das Buttern in 45—60 Minuten vollendet wird. Um schneller zum Ziel zu gelangen, hat man empfohlen, etwas Salz oder auch ein Stückchen B. in das Faß zu werfen.

Die ausgeschiedene B. hält noch viel Buttermilch eingeschlossen, von welcher sie befreit werden muß, wenn sie sich irgend längere Zeit halten soll; doch bleibt die B. wohlschmeckender, wenn man diesen Antheil Buttermilch nur durch Kneten und nicht mit Zuhülfenahme von Wasser entfernt. Es wird empfohlen, die B. zu kneten, bis keine Tröpfchen mehr erscheinen, sie dann mit Salz gehörig zu vermischen und nach 8—12 Stunden abermals, aber nicht zu lange zu bearbeiten, bis die Salzlauge vollständig herausgeknetet ist. Will man B. mit Wasser waschen, so muß man jedenfalls reines kalkfreies Wasser dazu verwenden, weil der Kalk den Geschmack der B. beeinträchtigt. Empfehlenswerth ist Faucocks Apparat, welcher aus einer hölzernen Büchse mit durchlöchertem Boden besteht, durch welchen man die B. mit Hülfe eines Stempels preßt. Sie wird dadurch fein vertheilt und schnell ihrer wässerigen Beimischungen beraubt.

Will man die B. in Fässer einschlagen, so wähle man dazu solche aus Buchenholz, die stark mit Salzlauge getränkt worden sind, u. achte darauf, daß die B., ohne die kleinsten Zwischenräume zu lassen, fest eingeschlagen werde. Soll sich die B. Monate lang halten, so schmelze man sie in einem kupfernen, gut verzinnten Kessel und lasse sie sieden, wobei man allen Schaum entfernt, bis die B. wie Oel fließt. Sobald dieser Zeitpunkt eingetreten ist und die B. ganz klar erscheint, entfernt man die letzten Spuren Schaum und gießt die B. vom Bodensatz sorgfältig ab in gut gereinigte trockne Steintöpfe, die nachher zugebunden werden. Der Verlust beträgt 18—27 Proc.; die so gewonnene B. (Schmalzbutter) ist aber nicht geeignet für die Tafel, weil sie krystallinisch erstarrt und deshalb erdig zu schmecken scheint. Eine feinere Schmalzbutter erhält man, wenn man die B. langsam schmelzen läßt, den Schaum entfernt und, ohne daß sie gekocht hat, durch

Leinwand in geeignete Gefäße gießt. Für den Tischgebrauch bewahrt man die B. am besten so auf, daß man einen Porzellannapf mit frischer ungesalzener B. in heißes Wasser stellt, eine Viertelstunde schmelzen läßt, den Schaum entfernt und das klare Oel dann in Glasflaschen füllt, die nun mit guten, in heißem Wasser erweichten und sorgfältig abgetrockneten Propfen fest verschlossen werden, wobei darauf zu achten ist, daß ein fingerbreiter Raum zwischen Kork und B. bleibt und daß der Hals der Flasche sorgfältig von Fett gereinigt war. Die Korke werden dann mit Bindfaden fest gebunden und die Flaschen mit Heu oder Papierspänen in einen Kessel geschichtet, kaltes Wasser darauf gegossen und der Kessel aufs Feuer gebracht. Hat das Wasser 15 Minuten gekocht, so nimmt man den Kessel vom Feuer, läßt die B. ruhig erkalten und stellt die Flaschen nachher an einen kühlen Ort, wo sich die B. unbegrenzt lange hält. Will man solche B. als Tischbutter benutzen, so stellt man eine Flasche in warmes Wasser, gießt die flüssige B. in ein Porzellangefäß, läßt sie beinahe erkalten, mischt dann durch anhaltendes Rühren ein wenig frische Sahne hinzu und Salz nach Belieben. Das Salzen der B. verlängert ihre Haltbarkeit, gibt aber auch zu Betrügereien Veranlassung, weil gesalzene B. viel mehr Wasser aufnimmt als ungesalzene, und das Salz einen schlechten Geschmack verdeckt. Für Tischbutter empfiehlt sich pro Pfund $^1/_2$ Loth, für Dauerbutter höchstens 2 Loth; doch soll man in allen Fällen zweimal salzen, d. h. das Salz in zwei Operationen beigeben. Ranzige B. macht man wieder wohlschmeckend, wenn man sie mit frischer Milch tüchtig durchknetet, dann auswäscht und von Neuem salzt.

Die Ausbeute an B. ist verschieden je nach dem Fettgehalt der Milch (s. Milch), doch nimmt man gewöhnlich $3^1/_2$, bei guter Weide 5 Proc. an. Die besten englischen Kühe geben $5^1/_2$ Proc. B., welche 4,4 Proc. reines Fett enthält. In Holstein betrachtet man 100 Pfund von einer Kuh im Jahr als guten Jahresertrag; in Holland während der Sommermonate 76 Pfund u. in England im Jahr 160—180 Pfund.

Verfälschungen der B. bestehen namentlich in anderen Fetten, in Salz und Wasser, selten kommen Beimischungen von Kartoffeln, Mehl, Hülsenfrüchten, Kreide, Gyps, Thon 2c. vor, häufiger wird die B. gefärbt, und zwar mit Orlean, mit Ringelblumen, Mohrrüben 2c. Verunreinigungen durch Kupfer, Zink oder Blei rühren von den Apparaten her und werden durch Behandeln der B. mit Salzsäure und Fällen mit Schwefelwasserstoff (resp. nach Uebersättigung mit Ammoniak) nachgewiesen. Farbstoffe erkennt man durch Extraktion der B. mit kaltem Alkohol von 80 Proc. Trall., die pulverigen Beimischungen, sowie Wasser u. Salz durch Schmelzen.

Zur Werthbestimmung der B. bedient man sich der babo'schen Butterprobe, welche einfach darin besteht, daß man eine gewisse Quantität B. (die Babo abmessen, Hirzel abwiegen läßt) in Aether löst und die Lösung in einer graduirten Röhre absetzen läßt. Aus der Menge Unreinigkeiten kann man leicht den Gehalt der B. an reinem Fett beurtheilen. Es hat sich aus zahlreichen derartigen Bestimmungen ergeben, daß gute Marktbutter 20, schlechte 30 Proc. Verunreinigungen enthält. Man sieht also, wie nothwendig es ist, bei größeren Einkäufen die B. zu untersuchen, und dies ist um so mehr zu empfehlen, als mittelst der angegebenen Butterproben die Untersuchung in 3—5 Minuten beendet sein kann. Zuverlässige Butterprober liefert Mechanikus Hugershoff in Leipzig.

Gut ausgewaschene, frische, ungesalzene B. eignet sich als die mildeste Fettart zur Einhüllung u. Abstumpfung von scharfen Stoffen, vorzüglich ätzenden Giften, empfiehlt sich also als Speise für Arbeiter in Amalgamirhäusern, Arsenikhütten, für Metallarbeiter, Oelmaler, Giftfarbenreiber 2c., treibt geschmolzen die Würmer ab und dient zu Salben und Klystieren. Aeußerlich dient sie gegen wundgeriebene Haut, zur Erweichung von Verhärtungen 2c. Mehre wilde Völker reiben sich zur Geschmeidigmachung die Haut mit frischer B. ein. Auch soll sie ein durstlöschendes Mittel sein. B. kommt entweder frisch, oder gesalzen, oder geschmolzen in Töpfen oder in Butterhosen (s. d.) in den Handel. Irland, Holland, Seeland, Ostfriesland, Brabant, Holstein, Dänemark, Frankreich liefern viel B. nach Hamburg, Lübeck und Bremen. Das Altenburgische versorgt damit die Provinz Sachsen, und die B. der Hochgebirge Süddeutschlands und der Schweiz lockt sogar Reisende an.

Nach Plinius ist die B. eine Erfindung der Deutschen. Griechen und Römern diente sie nicht zu Speisen, sondern nur zu Salben im Bade und als Arznei, und auch jetzt noch ist sie in Griechenland, Italien und Spanien wenig im Gebrauch, desto mehr im Norden. In Deutschland sind die Holsteiner die besten Butterfabrikanten, nach ihnen kommen die Ostfriesen. Vorzüglich geschickt in der Butterbereitung sind außerdem die Schweizer, Holländer und Irländer. Man gewinnt auch B. aus öligen Pflanzenstoffen, welche eine gewisse Konsistenz erhalten haben, aber bei Wärme leicht flüssig sind, wie Kakaobutter aus den Kernen des Kakaobaums, Kokosbutter aus den Früchten der Kokospalme, Bambukbutter (s. Bassia), Wachsbutter und Benzoebutter bei der Destillation von Wachs und Benzoe.

Butteräther (Buttersäureäther, buttersaures Aethyloxyd, Ananasäther), eine farblose, leicht bewegliche, brennbare Flüssigkeit, die sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Aether löst, bei 113° C. siedet und der Formel $C_4 H_5 O + C_8 H_7 O_3$ entspricht. Ihr specifisches Gewicht ist 0,913. Der B. riecht nach Ananas und findet deshalb in der Parfümerie, mehr noch in der Konditorei zur Darstellung der meisten Fruchtessenzen, sowie zur Bereitung des künstlichen Rums und Araks ausgedehnteste Anwendung. Reinen B. erhält man durch Vermischen einer Lösung von 2 Theilen Buttersäure in 2 Theilen absolutem Alkohol, welche man einige Zeit an einem mäßig warmen Ort hat stehen lassen, mit 1 Theil koncentrirter Schwefelsäure, Digeriren und Vermischen mit dem gleichen Volumen Wasser. Der B. scheidet sich als ölige Schicht ab, welche man abhebt und mit dem Destillationsprodukt der unten stehenden wässerigen, noch etwas B. enthaltenden Flüssigkeit vermischt. Dieser rohe B. wird mit Kreide oder Magnesia geschüttelt, dann über Chlorcalcium entwässert und rektificirt. Unreinen B., den B. des Handels, gewinnt man

aus Butterseife (s. d.), welche man zerschneidet und zu 10 Pfund in einem Destillationsgefäß mit 5 Pfund Alkohol von 90 Proc. Trall. gelinde erwärmt, bis die Seife gelöst ist. Der sich verflüchtigende und verdichtete Alkohol wird mit nochmals 5 Pfund Alkohol und 10 Pfund englischer Schwefelsäure sorgfältig gemischt und die heiße Mischung zu der Butterseifenlösung in die Blase gegossen. Dadurch wird die Butterseife zersetzt und die Säuren derselben, Kaprin-, Kapron-, Kapryl- und Buttersäure, verbinden sich mit dem Alkohol zu den entsprechenden Aethern. Erhitzt man dann, so destilliren letztere über. Das Destillat enthält aber gewöhnlich etwas schweflige Säure, weshalb man es einige Tage mit feinem Braunsteinpulver stehen läßt, dann abgießt, mit Magnesia schüttelt und rektificirt. Dies Produkt dient namentlich zur Fabrikation von künstlichem Rum und Arak. Eine Lösung des unreinen B.s in 8—10 Theilen Alkohol kommt als Ananasöl oder Ananasessenz (Pine-apple-oil), doch auch als B. in den Handel, weshalb man beim Ankauf vorsichtig sein muß. Untersuchungen auf Reinheit sind jedoch schwer u. nur von Chemikern ausführbar. Man würde den Aether durch Behandeln mit Magnesia von aller Säure zu befreien haben, dann eine abgewogene Menge mit Kalilauge zersetzen und die abgeschiedene, nun mit dem Kali vereinigte Fettsäure bestimmen.

Butterbaum, s. Bassia.

Butterbirnen (Beurrés), Birnfamilie, welche sehr wohlschmeckende Sorten begreift. Sie sind von länglichrunder Form und ziemlich groß. Ihr Fleisch ist so zart und saftig, daß es auf der Zunge zerschmilzt, und von einem süß gewürzhaften, sehr feinen und frischen Geschmacke, weshalb sie sich vorzüglich zu Tafelobst eignen. Die Bäume werden nicht groß, sind gegen Frost empfindlich und verlangen zum Gedeihen ihrer Früchte einen tiefen, guten und trockenen Boden, sowie eine warme sonnige Lage. Die meisten Sorten schlagen am besten ein, wenn sie auf Niederstämme und Quitten veredelt werden. Auf ungünstigem Standorte besonders in kaltem, nassem Boden, sowie in kühlen, regnerischen Sommern bleiben die Früchte klein und hart, werden grindig, springen auf und nehmen keinen guten Geschmack an. Empfohlen werden besonders folgende Sorten: englische Butterbirne, mittelgroß, länglich-eiförmig, mit grüner, auf der Sonnenseite roth punktirter Schale; gelbe Sommerbutterbirne, bergamottähnlich, mit hellgrüner, in der Reife citronengelber, punktirter Schale; Sommerdechantsbirne (Beurré blanc d'été) dickbauchig, mit rauher seladongrüner, später geblichgrüner, oft braun punktirter u. rostfleckiger Schale; weiße Herbstbutterbirne (Beurré blanc, Doyenne), mit blaß citronengelber, auf der Sonnenseite oft schön röthlicher, gelbgrau punktirter Schale; graue Butterbirne (graue Herbstbutterbirne, Beurré gris), eine der ausgezeichnetsten Tafelbirnen, mit hellgrüner, später gelbgrüner, graurostiger Schale, welche bei naßkaltem Standorte des Baums gern schwarze Flecken bekommt und aufreißt; Argensonbutterbirne (Beurré d'Argenson), konisch oder kreiselförmig, mit gelblichgrüner, in der Reife hellgelber, manchmal mit zimmetfarbigem Rost bedeckter Schale; römische Butterbirne, der weißen Herbstbutterbirne gleichend, aber mit höckeriger, grüner, weißlich punktirter, später gelber Schale, ebenfalls eine der ausgezeichnetsten Tafelbirnen; rothe Butterbirne (normännische Butterbirne, Amboise, Beurré rouge), mit gelber, auf der Sonnenseite hellrother, gelb und braun punktirter Schale. Neuere Arten sind Capiaumonts, Colema's, Haffners u. Napoleons Herbstbutterbirne u. die Winterbutterbirne (Bezy de Chaumontel).

Butterblume, populäre Benennung mehrer gelbblühender Wiesenpflanzen, denen man, wenn sie sich unter der Grasfütterung befinden, die gelbe Färbung der Butter zuschreibt, besonders von Ranunculus acris und R. repens, Caltha palustris, Leontodon taraxacum, Trollius europaeus u. a. m.

Butterbrief, vom Papst oder von einem katholischen Geistlichen ausgestellter Schein, wodurch man Erlaubniß erhält, in den Fasten Butter zu essen.

Butterfaß (Rührfaß, Butterkarre, Butterstanne), Gefäß, worin durch Schlagen, Schwingen oder Schaukeln Butter bereitet wird. Das gewöhnliche B. ist ein rundes, ungefähr 3 Fuß hohes, aus Dauben zusammengesetztes, unten weites, oben enges und offenes Gefäß, auf welches ein mit einem Boden und einem Loche in der Mitte versehener hölzerner Aufsatz gesetzt wird. In dem Loche bewegt sich der Butterstempel (Buttersterl), der unten eine runde durchlöcherte Scheibe hat, auf und nieder. Am Stiel desselben ist eine Halbkugel angebracht, welche das Ausspritzen des Rahms verhindert. Statt des B.s sind in neuerer Zeit Maschinen in Gebrauch, welche das Geschäft des Butterns besorgen. Eine sehr zweckmäßige neuere Buttermaschine besteht aus einem Cylinder von glasirtem Steinzeug, welcher 10—40 Pfund Milch enthalten kann, mit einem Deckel von polirtem Holz bedeckt wird und in einem äußeren Cylinder steht, welcher 2 Zoll weiter ist. Dieser hat zwei Handhaben und am oberen Rande diametral gegenüberstehend zwei hervorragende Schraubengewinde, mittelst deren zwei vom Deckel des innern Cylinders ausgehende eiserne Arme befestigt werden. In dem innern Cylinder befindet sich der Agitator, eine Stange mit drei vertikal stehenden durchlöcherten Flügeln von verzinntem Eisenblech. Die Stange geht durch eine messingene Stopfbüchse im Deckel des Cylinders und trägt einige Zoll über denselben ein horizontal liegendes konisches Zahnrad. Auf dem Deckel des Cylinders stehen sich diametral gegenüber zwei eiserne Säulen, die durch eine horizontale Welle mit einander verbunden sind. Auf dieser Welle sitzt ein vertikales konisches Zahnrad, welches in das horizontale Zahnrad eingreift. Die Welle hat an einem Ende eine Kurbel, mit welcher man abwechselnd eine halbe Umdrehung nach rechts und eine halbe nach links macht. In den äußern Cylinder wird je nach Bedürfniß warmes oder kaltes Wasser gegossen und der ganze Apparat nach dem Gebrauch auseinander genommen u. gereinigt. Die gewöhnlichen Kastenkarren werden aus Buchenholz, 18 Zoll lang 11 Zoll breit und 20 Zoll tief, gefertigt. Der Agitator besteht aus vier Flügeln, die um eine gemeinschaftliche, wagrecht liegende Axe vertheilt sind. Die Welle geht durch zwei Büchsen in den Wänden des Kastens und ist mit einer Kurbel versehen, wodurch die Bewegung bewirkt wird. Tyndalls Diagonal-

karre unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den früher konstruirten rotirenden Apparaten, daß die Drehungsaxe die normale Axe des Behälters in einem Winkel schneidet und nicht mit derselben zusammenfällt. Der Apparat besteht aus einem Faß, welches mittelst kurzer Zapfen auf einem hölzernen Gestell ruht und an dem einen Zapfen eine Kurbel, an dem andern ein Schwungrad trägt. In diesem Faß erhält die Flüssigkeit eine doppelte oder differentiale Bewegung. Bei jeder Umdrehung strebt die Sahne, vermöge ihrer Schwere, den niedrigsten Punkt zu erreichen und strömt daher von einem Ende zum andern, da beide Extremitäten während jeder Umdrehung ganz in die Höhe und wieder abwärts bewegt werden. Da dies mit der einfachen Rotation verbunden ist, so wird die Sahne nothwendigerweise in jeder Richtung umhergeschleudert, wodurch man ein sehr günstiges Resultat erzielt. Die Arbeit mit diesem Apparat ist sehr leicht, namentlich da die Gleichmäßigkeit der Umdrehung sehr durch das Schwungrad befördert und nur kurze Zeit zum Buttern erfordert wird. Beim Gebrauch füllt man das Faß ungefähr zu $^3/_4$ mit Sahne, die vorher entweder durch Abkühlen oder Erwärmen auf 15° gebracht ist. Die Bewegung braucht nicht sehr rasch zu sein. An dem einen Ende ist ein kleiner Zapfen angebracht, der von Zeit zu Zeit geöffnet wird, um die Luft entweichen zu lassen. Brocharts B. zeichnet sich durch zwei Flügelsysteme aus. Eine vertikale centrale Welle trägt mehre Flügel, die Welle geht durch eine Büchse im Deckel; die Büchse ist drehbar und hat zwei horizontale Arme, an welchen vertikale Flügel sitzen. Diese Flügel bewegen sich an den Wandungen des B.es, die ersteren dagegen in der Mitte. Die Büchse trägt ein konisches Triebrad, und die Welle ebenfalls ein solches über ersterem liegendes. Beide aber wirken in entgegengesetzter Richtung; indem sie durch Ein vertikales konisches Triebrad mittelst einer Kurbel in Bewegung gesetzt werden, drehen sich die innern Flügel nach links, die äußern nach rechts. Dieser Apparat, der behufs der Entleerung und Reinigung auseinander genommen werden kann, liefert ausgezeichnete Resultate. Sehr schnell und gut soll eine andere Karre arbeiten, bei welcher die Milch aus einem Trichter zunächst zwischen zwei sich drehende Scheiben gelangt, welche an den innern Flächen Hervorragungen besitzen, mittelst deren die Milch tüchtig durchgearbeitet und zuletzt zwischen die reibenden Ränder der Scheibe geworfen wird. Von da gelangt sie in den eigentlichen Butterkasten, wo sie durch besondere Schläger noch weiter verarbeitet wird, bis der Butterungsprozeß vollendet ist. Den Eintritt dieses Momentes kann der Arbeiter durch ein Fenster beobachten. Diese Maschine wurde J. H. Johnson in London patentirt. Endlich ist noch Girards horizontale Wasserbad-Buttermaschine zu erwähnen, welche nach sorgfältiger Prüfung durch die Ausstellungsjury des Concours général et national d'Agriculture von 1860 die Butter aus der Milch viel schneller und vollständiger ausscheidet, als dies mit der berühmten Centrifugalbuttermaschine d. schwedischen Obersten Stjernsvärd der Fall ist. Dabei ist die girardsche Maschine weit einfacher in der Konstruktion, leichter auseinander zu nehmen und um $^1/_5$ des Preises billiger. Sie ist für die direkte Verarbeitung von Milch eingerichtet, doch kann man auch Rahm in derselben verarbeiten. Sie besteht im Wesentlichen aus einem horizontal liegenden Cylinder, der einen großen Deckel hat, in einem größeren offenen Cylinder ruht und eine mittelst Kurbel und Zahnrad drehbare Welle enthält, welche mit durchlöcherten Flügeln versehen ist. Der Cylinder ist zum Ablassen der Buttermilch mit einem Ausflußrohr und Metallsieb versehen. Der Deckel dient gleichzeitig, wenn er zurückgeschlagen ist, zur Aufnahme reinen Wassers, worin die ausgeschiedenen Butterklümpchen ausgeschieden und zusammengeknetet werden. In Paris sind kleinere Maschinen dieser Art sehr im Gebrauch, die von 2 Liter Inhalt 25 Francs, von 30 Liter 120 Frcs. und von 120 Liter 275 Frcs. kosten.

Butterhose (Buttertonne), besonders im Erzgebirge zur Versendung der Butter gebräuchliches längliches Faß von Buchen-, am zweckmäßigsten von Lindenholz. In Holstein enthalten ganze Tonnen 300, halbe 150—160, Drittel 100—110 Pfund. Bei den ersten beträgt die Tara des Holzes (Gewicht) 40, bei den zweiten 20, bei den dritten 14 Pfund.

Buttermilch, die Flüssigkeit, aus der sich beim Buttern die Butter ausgeschieden hat, enthält stets geronnenen Käsestoff, Milchzucker, Milchsäure, Essigsäure, Milchsalze u. als Hauptbestandtheil Wasser, immer aber auch noch einen Antheil Fett, der sich durch mechanische Mittel daraus nicht mehr abscheiden läßt. Je nachdem man Rahm oder Milch verarbeitete, ist die B. wasserärmer oder wasserreicher, ebenso ist sie mehr oder weniger sauer, je nachdem man sauren oder süßen Rahm benutzte. Die B. ist ein angenehm säuerliches, kühlendes u. sehr nahrhaftes, aber nicht leicht verdauliches Getränk, weshalb sie von Leuten mit schwacher Verdauung besser gemieden wird. Natürlich ist sie ein kostbares Viehfutter, doch bereitet man auch Käse, den sogenannten Buttermilchkäse, daraus (s. Käse) und benutzt sie zu technischen Zwecken. Früher wurde sie beim Bleichen angewandt, jetzt dient sie als trefflicher Ersatz des viel theureren Eiweißes, so namentlich in England zum Befestigen der Farben beim Kattundruck oder Farbendruck.

Butterpfennige, in der katholischen Kirche Geldgaben für die Erlaubniß, in den Fasten Butter essen zu dürfen. Sie wurden sonst in einem besondern Kasten, Butterkasten, aufbewahrt und zu kirchlichen Bauten verwendet; vgl. Butterbrief.

Buttersäure, eine farblose, nach ranziger Butter riechende und stechend sauer schmeckende Flüssigkeit, die in Wasser, Alkohol u. Aether in allen Verhältnissen löslich ist u. durch Salze aus der wässerigen Lösung wieder abgeschieden wird. Sie besteht aus $C_8 H_8 O_4$, steht also in der Fettsäurereihe zwischen der Propiansäure u. der Baldriansäure u. siedet, dem entsprechend, bei 156°. Sie findet sich in der Butter an Glycerin gebunden, welche Verbindung beim Ranzigwerden der Butter zersetzt wird. Deshalb riecht ranzige Butter stark nach freier B., obgleich sie von dieser Säure nicht mehr enthält als frische Butter. Außerdem aber findet sich B. im Schweiß, im Leberthran, im Fleisch der Menschen und Thiere, in der Magenflüssigkeit und in andern thierischen Produkten, ferner in den Früchten des Johannisbrodbaums (Ceratonia siliqua), in den alten Früchten des Seifenbaums, in den Tamarin-

den u. manchen andern Pflanzen u. Pflanzentheilen, auch im rohen Bernsteinöl. Die B. bildet sich bei der Zersetzung organischer Stoffe, so bei der trockenen Destillation (aus Tabak), beim Erhitzen mit Natronkalk (aus Fibrin), bei der Behandlung mit Braunstein und Schwefelsäure (aus Leim u. Proteïnkörpern), bei der Oxydation mit Salpetersäure (aus Oelsäure), bei der Fäulniß der Proteïnsubstanzen, weshalb sie sich in der Ackererde (aus faulenden Thieren, die reich an Proteïnkörpern sind), in Moräften, in Düngern, in der Jauche, aber auch im Flußwasser findet. Endlich bildet sie sich bei der Gährung aus Zucker u. entsteht dabei zunächst aus Milchsäure. Im Körper scheinen bei der Verdauung Zucker und zuckerartige Körper auf diese Weise in B. und so allmählig in Fette überzugehen. Man stellt die B. dar z. B. durch Destillation der Früchte des Johannisbrodbaums mit verdünnter Schwefelsäure; durch Gährenlassen von Kleie mit Lederabfällen, Kreide und Wasser an einem warmen Ort; durch Verseifen der Butter, Zersetzen der Butterseife mit Wasser u. Trennen der freien B. von andern Fettsäuren der Butter durch Krystallisation der Barytsalze. Am vortheilhaftesten und leichtesten aber gewinnt man B. nach folgender Vorschrift: Man löst 6 Pfund Rohrzucker und 1/2 Pfund Weinsteinsäure in 26 Pfund siedendem Wasser, läßt die Lösung einige Tage stehen und versetzt sie dann mit 8 Loth altem, stinkendem Käse, der in 8 Pfund abgerahmter saurer, geronnener Milch zertheilt worden ist, fügt 3 Pfund Schlämmkreide hinzu und stellt die Mischung an einen Ort, der möglichst gleichmäßig eine Temperatur von 35—40° C. besitzt. Es tritt eine lebhafte Gährung ein, während deren man häufig umrührt u. das verdunstende Wasser durch frisches ersetzt. Wenn die Gährung nach 5—6 Wochen vollendet ist, so versetzt man die Flüssigkeit mit 8 Pfund krystallisirter Soda, filtrirt, wäscht den Rückstand etwas aus und preßt ab. Die durchgelaufene Flüssigkeit, welche eine Lösung von buttersaurem Natron ist, wird auf 10 Pfd. eingedampft und mit 5 1/2 Pfund englischer Schwefelsäure, die vorher mit ihrem gleichen Gewicht Wasser verdünnt worden war, versetzt. Die B. scheidet sich als Oel aus, welches man abhebt. Den Rückstand destillirt man, sättigt das Destillat mit kohlensaurem Natron, dampft ein und versetzt mit Schwefelsäure, bis sich keine B. mehr ausscheidet. Die hier gewonnene B. wird mit der ersteren vermischt und mit einem Zusatz von 2 Loth Schwefelsäure auf 1 Pfund B. destillirt. Das Destillat sättigt man mit Chlorcalcium u. destillirt noch einmal, um die Essigsäure abzuscheiden. Aus obiger Quantität erhält man 54—56 Loth B. Die B. bildet mit den Basen meist lösliche Salze, die krystallisirt erhalten werden können u. auf Wasser geworfen rotiren. Trocken sind sie geruchlos, feucht riechen sie nach B. Säuren scheiden aus ihnen die B. ab. Mit Alkoholen bildet die B. eigenthümlich, oft angenehm riechende Aether, welche zum Theile technische Anwendung gefunden haben. Der Buttersäuremethyläther riecht nach Reinetten; über den Buttersäureäthyläther s. **Butteräther**.

Buttersäuregährung, besondere Art der Gährung, welcher der Zucker unter gewissen Umständen unterliegt. Sie ist stets die Fortsetzung der Milchsäuregährung; die hauptsächlichsten Produkte sind Buttersäure, Kohlensäure und Wasserstoffgas; auch scheint die B. ein eigenthümliches Ferment zu besitzen; ob dies aber Ursache oder Produkt der Gährung ist, bleibt so lange unentschieden, bis die Frage über die Natur der Gährung überhaupt gelöst ist (s. **Gährung**). Auch citronensaure Salze unterliegen der B.

Buttersaure Salze, s. **Buttersäure**.

Butterseife, Präparat, welches in der Pharmacie Anwendung findet, namentlich zur Bereitung von Opodeldok, sowie auch zur Darstellung von Butteräther (s. d.) und am vortheilhaftesten aus ranziger Butter auf dieselbe Weise wie andere Seife bereitet wird. Ist die Butter gesalzen, so muß man, da Kochsalz die Lösung der Seife hindert, die Butter zunächst mit viel Wasser schmelzen, tüchtig damit durchrühren, dann klar absetzen u. erstarren lassen.

Butterwoche (russ. **Masliza**), die den achtwöchentlichen Osterfasten der griechisch-russischen Kirche vorhergehende Woche, das Karneval der Russen, so genannt, weil zwar der Genuß des Fleisches verboten, aber der von Butter, Milch und Eiern noch erlaubt ist.

Buttlar, Eva von, geboren 1670 in Eschwege, führte in Eisenach als galante Hofdame 10 Jahre lang ein weltliches Leben und eine kinderlose Ehe, wurde dann plötzlich von der pietistischen Bewegung ergriffen, brach äußerlich mit ihrem seitherigen Leben, wußte sich mit dem Schein einer besondern Heiligkeit zu umgeben und hielt unter großem Zulauf hie u. da in Hessen begeisterte Reden pietistisch-chiliastischen Inhalts. Sie gründete in Allendorf eine sogenannte christliche und philadelphische Societät (**buttlarsche Rotte**), die sich schnell bis nach den Niederlanden verbreitete. Den nahen Anbruch des tausendjährigen Reichs erwartend, verwarf die Sekte die Ehe, gestattete aber die Ertödtung der sinnlichen Lust durch „unnatürliche, geistlich-fleischliche Gemeinschaft", welche zu den unsittlichsten Greueln führte. Als dieselben, namentlich das unsittliche Leben der Gründerin, welche sich als heiligen Geist verehren ließ, entdeckt wurde, floh der größte Theil der Rotte nach Köln, trat da scheinbar zur katholischen Kirche über, trieb aber bald darauf in Pyrmont das alte Unwesen von Neuem. Eva v. B. ging die 7. geistliche Ehe mit Appenfelder ein u. ließ diesen als „Gott den Sohn", sich aber als die „ewige Weisheit", als „Sophia" verehren. Gerichtlich aufgelöst u. mit schweren Strafen bedroht, verscholl die Sekte 1706. Die Gründerin derselben soll in Altona gestorben sein. Das Gebahren dieser pietistisch-separatistischen Rotte wurde vielfach zur Verdächtigung der übrigen Pietisten u. namentlich auch der Herrnhuter ausgebeutet. Vgl. **Held**, Historischer Bericht von der sogenannten Mutter Eva, 1711; **Keller**, Die buttlarsche Rotte, in Niedners Zeitschrift 1845.

Buttmann, Philipp Karl, ausgezeichneter Philolog, geboren den 5. Dec. 1764 zu Frankfurt am Main, besuchte das dortige Gymnasium u. studirte seit 1782 zu Göttingen Philologie. Im J. 1786 übernahm er eine Lehrerstelle bei dem Erbprinzen von Dessau, hielt sich einige Zeit in Berlin u. Frankfurt an der Oder auf und wurde 1789 auf Biesters Empfehlung hier erst Gehülfe und 1796 Sekretär an der königlichen Bibliothek zu Berlin. Im Jahre 1800 erhielt er die Professur der griechischen Sprache am joachimsthalschen Gymnasium, legte 1808 diese Stelle nieder und wurde 1811 Bi-

bliothekar, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Lehrer der alten Sprachen beim damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Von 1803—12 redigirte er die haude-spenersche politische Zeitung. Seit 1824 litt er an apoplektischen Zufällen bis zu seinem Tode, der den 21. Juni 1829 erfolgte. B. hat sich hohe Verdienste um die griechische Sprachkunde erworben; mehre seiner Schriften wurden vielgebrauchte Schulbücher. In den weitesten Kreisen bekannt und gebraucht sind seine „Griechische Grammatik" (Berlin 1792; 20. Aufl., von seinem Sohn Alexander B., 1858) und der Auszug daraus; „Griechische Schulgrammatik" (das. 1816, 12. Aufl. 1853). Sein „Lexilogus oder Beiträge zur griechischen Worterklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod" (Bd. 1, Berl. 1818, 3. Aufl. 1837; Bd. 2, 1825) und seine „Ausführliche griechische Sprachlehre" (Bd. 1, Berlin 1819, 2. Aufl. 1830; Bd. 2, 1825—27, 2. Aufl. mit Zusätzen von Lobeck, 1838—39) enthalten die Resultate tiefer Sprachstudien, welche mit philosophischem Geiste geordnet sind. Sein „Mythologus" (Berlin 1828—29, 2 Bde.), ist eine Sammlung höchst geistreicher antiquarischer Forschungen, die früher in einzelnen Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften erschienen. Von 1807—11 gab B. mit Wolf das „Museum der Alterthumskunde" heraus. Seine Fortsetzung des spaldingschen Quinctilian erschien in Leipzig 1816, ein verbesserter Abdruck der von Mai aufgefundenen Scholien zur Odyssee in Berlin 1821. Mit Biester edirte B. „Platonis Dialogi IV" (4. Aufl. 1822); ferner gab er heraus: Sophocles' Philoctetes (1822), Demosthenes' Rede in Midiam (1823), Aratus (1826).

Buttstädt, Stadt und Amtssitz im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, an der Lossa, nördlich von Weimar, mit schöner Kirche, 2400 Einwohnern und stark besuchten Vieh-, namentlich Pferdemärkten.

Buturlin, Dmitrij Petrowitsch, der vorzüglichste Kriegsschriftsteller Rußlands, geboren 1790 zu Petersburg, trat 1808 in ein Husarenregiment als Kornet ein, machte 1809 den Feldzug gegen Oesterreich mit und wurde 1810 zum Gardekavallerieregiment, zu Anfang 1812 in den Generalstab versetzt. Im Feldzuge jenes Jahres leistete er dem Fürsten Bagration, bei dessen Hauptquartier er sich anfänglich befand, und dem General Wassiltschikow, zu dessen Avantgarde er später gehörte, wichtige Dienste. Zu Ende des Jahres 1812 trat B. von Neuem in das Gardekavallerieregiment, wurde 1817 Flügeladjutant, 1819 Oberst, unter Kaiser Nikolaus General. Er beschäftigte sich mit der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker, insbesondere aber der Russen. Sein erstes Werk war die Beschreibung des Feldzuges Suwarows in Italien 1799: „Relation de la campagne en Italie" (Petersburg 1810). Weit wichtiger war aber sein „Tableau de la campagne de 1813 en Allemagne" (Paris 1815, 3. Aufl. 1820). Hieran reihte sich sein „Précis des événemens militaires de la dernière guerre en Espagne" (Petersburg 1817). In russischer Sprache schrieb er die „Geschichte des Einfalls Napoleons in Rußland" (Petersburg 1820). Sein Hauptwerk ist die ebenfalls russisch geschriebene, aber nicht vollendete „Geschichte der Feldzüge der Russen im 18. Jahrhundert" (das. 1820, Abth. 1, 4 Bde.). Sein letztes Werk war die „Geschichte der politischen Wirren in Rußland zu Anfang des 17. Jahrhunderts" (Petersburg 1839, 2 Bde). Der Kaiser Nikolaus, dessen Gunst B. in vollem Maße genoß, berief ihn in den Senat, besprach sich oft mit ihm über Kriegsangelegenheiten und ernannte ihn zum Chef der kaiserlichen Bibliothek und des geheimen Archivs. B. † auf seinem Landgute in der Nähe der Residenz am 21. Oktober 1849.

Butylalkohol, farblose, dünnflüssige, nach Wein riechende Flüssigkeit, die bei 109° siedet und sich bei der Gährung der Runkelrübenmelasse bildet. Man gewinnt sie aus dem Fuselöl des Runkelrübenmelassenbranntweins, indem man bei fraktionirter Destillation das bei 80—105°, 105—115° und 115—125° Uebergehende gesondert auffängt, von ersterem mit Wasser die flüchtigeren Alkohole trennt und das übrig Bleibende, sowie das bei wiederholter Destillation des letzten Produkts unter 115° Uebergehende damit dem zweiten Produkt vereinigt; dies wird dann 48 Stunden mit Aetzkali gekocht, um zusammengesetzte Aether zu zersetzen, dann destillirt, das Destillat mit Aetzkalk entwässert und das zwischen 108 und 110° Uebergehende gesondert aufgefangen. Die zusammengesetzten Butyläther, die man aus dem B. bereiten kann, sind zum Theil äußerst wohlriechend und finden in der Parfümerie theilweise jetzt schon Anwendung, werden aber sicher später noch bei der Zusammensetzung künstlicher Frucht- und Blumengerüche vielfach verwendet werden.

Butylkörper, chemische Verbindungen, die sich vom Radikal Butyl (8 Atom Kohlenstoff) ableiten lassen. Hierher gehören vornehmlich Butylalkohol, Buttersäure, Butylchlorür, Butyrylchlorür, Butyramid, Butylamin &c.

Butyrum (lat.). Butter.

Butyrum antimonii (Spießglanzbutter, Antimonchlorid), $Sb\,Cl_3$, flüchtiges, destillirbares Präparat, wird erhalten durch Erhitzen von 3 Theilen Quecksilberchlorid und 1 Theil fein gepulvertem, metallischem Antimon in einer Retorte, deren Hals weit sein und ziemlich heiß gehalten werden muß, damit das übergehende Chloryd sich nicht in demselben verdichte und ihn verstopfe. Hat man statt des metallischen Antimons Schwefelantimon angewandt, so bleibt in der Retorte Schwefelquecksilber zurück, welches in verstärkter Hitze zu Zinnober (Cinnabaris antimonii) aufsublimirt. In Lösung erhält man Antimonchlorid einfacher, wenn man Schwefelantimon mit Salzsäure behandelt. Die Flüssigkeit, bis zu einem bestimmten specifischen Gewicht eingedampft, ist der Liquor stibii muriatici s. chlorati, Cauterium antimoniale, die flüssige Spießglanzbutter der Offizinen, und wird theils als Arzneimittel, theils zur Darstellung von Antimonpräparaten, theils zum Bruniren des Eisens und zu manchen anderen Zwecken verwendet. Dampft man den Liquor stibii chlorati stark ein, so scheidet sich Chlorblei und endlich auch Schwefelarsen aus; bringt man ihn in eine Retorte und destillirt, so geht Antimonchlorid über, welches in der Kälte zu einer farblosen, durchscheinenden, krystallinischen weichen Masse, der Spießglanzbutter, erstarrt. Diese schmilzt bei 72° zu einer öligen Flüssigkeit, siedet bei 230° und bildet ein farbloses Gas. Sie wirkt höchst ätzend, zieht Feuchtigkeit aus der Luft an, zerfließt und zersetzt sich durch mehr Wasser in

basisches Salz (Algarothpulver) und freie Salzsäure, während etwas Antimonchlorid unzersetzt bleibt. Weinsäure hindert die Fällung des Algarothpulvers. Chlor verwandelt das B. a. in Antimonsuperchlorid, s. Antimon.

Butyrum zinci, Chlorzink, ist flüchtig und läßt sich destilliren, wobei es in der Vorlage zu einer weißlich durchscheinenden Masse erstarrt, welche früher Zinkbutter, B. z., genannt wurde. Ueber die Anwendung des flüssigen Chlorzinks s. Zink.

Butzbach, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, südlich von Gießen, an der Wetter, mit Schloß und 2500 Einwohnern, welche Fabriken in Leder, Flanell, Strümpfen, Hüten und Leinwand betreiben.

Butzenwerke, regellos im Gebirge verbreitete, nach allen Richtungen sich fast gleich ausbreitende, mit Erz gefüllte Räume; dagegen Butzenwacken mit Geschieben von Gneis, Glimmerschiefer, auch versteinerten Baumstämmen gefüllte Räume.

Butzkopf (Blutzkopf), s. Delphin.

Buxbaum (Buchsbaum, Buxus *L.*,), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Euphorbiaceen nach Jussieu, kleine Bäume getrennten Geschlechts (männliche Blüthen mit 3theiligem Kelch, 2 Blumenblättern und 4 Staubgefäßen, weibliche mit 4theiligem Kelch, 3 Blumenblättern und 3fächeriger Kapsel). Buxus sempervirens *L.*, gemeiner B., hat eiförmige, sehr zahlreiche, entgegengesetzte, ganzrandige, eingedrückte, lederartige, glänzende Blätter und gelbliche Blüthen in rundlichen, kleinen Achselknäueln (etwa ein Dutzend Staubblüthen um eine Samenblüthe, deren Kapsel ½ Zoll lang ist, elastisch aufspringt und schwarze Samen enthält) und ist ein niedriger, immergrüner, in ganz Südeuropa und Persien einheimischer Baum von 12—16 Fuß Höhe mit gelblicher Rinde und feinem, schwerem, gelbem Holz. Der Stamm theilt sich in viele glatte Aeste und Zweige, die wegen der verlängerten Blattstiele 4kantig werden. Die ganze Pflanze riecht unangenehm aromatisch und hat einen bittern Geschmack. Nach der (jetzt veralteten) französischen Gartenkunst wurde der B. sonst allgemein in Gärten theils zur Einfassung der Beete, theils zum Bilden hoher, glattgeschnittener Wände gebraucht. Durch die Kultur sind verschiedene Abarten desselben entstanden: Buxus s. arborescens *Mill.* dient zu Zäunen und unter der Scheere gehaltenen glatten Gartenwänden; Buxus s. myrtifolia *Mill.*, *Lam.*, mit elliptisch-länglich abgestumpften, den Myrtenblättern ähnlichen Blättern; Buxus s. angustifolia *Mill.*, mit lanzettförmigen Blättern; Buxus s. suffruticosa *Lam.*, Zwergbuxbaum, niedrig, kaum 1 Fuß hoch, blüht selten in den Gärten, wo er häufig zur Einfassung der Beete dient. Die Vermehrung des letztern geschieht dann durch Ableger. Zu diesem Ende werden die Büsche in kleine Zweige zerrissen, an deren jedem noch ein Stück Wurzel hängt, und diese nach der Schnur in Gräben gesetzt und tüchtig angegossen. Im ersten Sommer wird er gar nicht, im zweiten und den folgenden aber im Frühling und Spätsommer mit der Scheere beschnitten. Solche Einfassungen dauern viele Jahre hindurch, sind aber deswegen nicht zu empfehlen, weil sie das Land sehr aussaugen. Vorzüglich geschätzt ist das Holz des B.s; es ist das schwerste unter allen europäischen Hölzern, zart, von schöner gelber Farbe, öfters mit Adern durchzogen und wird nach dem Gewicht verkauft. Das großstückige (die größten Stämme haben 6—8 Zoll Durchmesser) wird zu allerhand Bildhauer- und Bildschnitzerarbeit, zu Blasinstrumenten &c. gebraucht; das kleinstückige verarbeiten die Drechsler zu Kämmen, Messergriffen, Löffeln, Gabeln, Zahnstocheretuis, Dosen, Büchsen und dergl. Die Tischler benutzen es besonders zu Fournieren. Durch Beizung mit Salpetersäure kann man demselben eine dem hellen Mahagonyholze ähnliche Färbung geben. Es kommt vorzüglich aus Spanien, Frankreich und der Levante in den Handel. Der B. war vorzüglich früher auch wegen seiner Arzneikräfte geschätzt. Die Blätter, Folia buxi s. Buxus sempervivae s. Buxus sempervirentis, sind purgirend und sollen den Haarwuchs befördern; sie werden als Surrogat des Hopfens im Bier gebraucht. Das Holz, Lignum buxi s. Buxus arborescentis, wurde, statt Guajak, gegen verschiedene Krankheiten, besonders gegen Syphilis, Kolik, Wechselfieber angewendet. Fauré entdeckte darin ein krystallinisches Alkaloïd und nannte es Buxin. Der balearische B., Buxus balearica *Lam.*, hat längliche, auf der Unterseite deutlich geaderte, an der Spitze ausgerandete Blätter und in den Blattwinkeln stehende, längliche Köpfe bildende gelbe Blumen und ist ein ziemlich ansehnlicher pyramidenförmiger Baum mit 4kantigen Zweigen, auf den balearischen Inseln, der sich durch Stecklinge leicht vermehren läßt, aber in unsern Gärten sehr empfindlich gegen die Kälte ist und daher eine durchaus geschützte Lage erfordert.

Buxhöwden, Friedrich Wilhelm, Graf von, russischer Feldherr, Sprößling einer der ältesten livländischen Adelsfamilien, wurde den 13. September 1750 auf dem Krongute Magnusdal auf der Insel Möen bei Oesel geboren und vom zehnten Lebensjahre an im Kadeteninstitut zu Petersburg erzogen. Kaum 19 Jahre alt, erhielt er auf seinen Wunsch die Erlaubniß, den gegen die Pforte eröffneten Feldzug mitzumachen, zeichnete sich bei Bender durch große Bravour aus und ward auf dem Schlachtfelde zum Offizier ernannt. Als Adjutant des Fürsten Orlow begleitete er diesen 1774—75 auf einer Reise nach Deutschland und Italien. Nach seiner Rückkehr nach Petersburg 1777 mit einer vornehmen russischen Adeligen, Natascha Alexejew, vermählt, machte er eine glänzende Karriere. Im Jahre 1783 ward er Oberst, 1785 Flügeladjutant der Kaiserin, 1789 Generalmajor. Als solcher kommandirte er ein von ihm gut geschultes Corps, welches die Aufgabe hatte, das schwedische Finnland dem russischen Länderkomplex einzuverleiben. Hier schlug er im zweiten Jahre des Feldzugs, 1790, die schwedischen Generäle Hamilton und Meyerfeld, entsetzte Fredrikshamm und Wiborg und rettete die russische Galeerenflotte, deren Untergang nahezu unvermeidlich schien. Katharina II. belohnte ihn für seine Siege mit dem Krongute Magnusdal und erhob ihn zum Generallieutenant. Im polnischen Kriege 1792—94 kämpfte B. mit derselben Tapferkeit und mäßigte beim Sturm auf Praga, so viel in seiner Macht stand, die Wuth der erbitterten Sieger. Nachdem ihm auf Befehl Katharina's II. 1795 der Feldmarschall Suwarow nach der letzten Theilung Polens das Kommando in Warschau und die Verwaltung von ganz Polen

übergeben, wußte er auf diesem schwierigen Posten durch Mäßigung, Gerechtigkeit und edle Uneigennützigkeit sich selbst die Achtung der unterdrückten Polen zu erwerben. Hierauf wurde er 1796 unter Kaiser Paul I. Militärgouverneur von Petersburg, fiel aber bei dem zum Argwohn geneigten Kaiser bald in Ungnade und zog sich daher nach Deutschland zurück, wo er bis zum Regierungswechsel mit seiner Familie in beschränkten Verhältnissen im Exil lebte. Unter Kaiser Alexander I. mit allen Ehren nach Petersburg zurückberufen, empfing er vom Kaiser den Auftrag, die so ungleich vertheilten Abgaben einer genauen Revision zu unterwerfen. B. erwarb sich durch die glückliche Lösung dieser schwierigen Aufgabe die Zufriedenheit des Kaisers und der Hauptstadt, ward nunmehr zum Generalkriegsgouverneur der Ostseeprovinzen ernannt und verwaltete das Inspektorat der russischen Truppen in Livland, Esthland und Kurland. Während des deutsch-französischen Krieges von 1805 kommandirte er das zweite russische Armeecorps, das in der Schlacht bei Austerlitz den linken Flügel bildete, sah sich aber außer Stande, den Anprall der französischen Truppen auszuhalten, nachdem bereits der rechte Flügel und das Centrum der Verbündeten zu weichen angefangen hatten. Nur ungern und zögernd ging B. mit seinem Corps zurück, ergriff aber eine so glückliche und geschickte Defensive, daß Napoleon ihn zu keinem Frieden bewegen konnte. Im folgenden Jahre drang er von Neuem vor und stand (1806) bereits wieder an der Spitze von 50,000 Mann kernhafter Truppen in Neuostpreußen, als Bennigsen die unglückliche Niederlage bei Pultusk erlitt, welche mit Unrecht B. zugeschoben wurde. Gleichwohl mußte B. das Oberkommando an seinen begünstigten Rivalen, Bennigsen, abtreten und erhielt es erst nach den Schlachten von Eylau und Friedland wieder. Seine letzte Waffenthat war die Eroberung von Finnland 1808, welche er im Laufe von kaum zehn Monaten vollbrachte, wobei freilich nicht außer Augen zu lassen ist, daß ihm zum Theil durch russisches Geld bestochene schwedische Generäle gegenüberstanden. Von den unsäglichen Anstrengungen dieses Feldzuges erschöpft, legte B. nach erfolgtem Friedensschluß in Fredrikshamm, dessen Präliminarien er noch entworfen, 1809 seinen Kommandostab für immer nieder, ging 1810 einer Kur halber nach Oesterreich, von wo er aber kränker zurückkehrte, und † den 23. August 1811 auf seinem Schlosse Lohde in Esthland. Im Jahre 1795 war ihm vom König Friedrich Wilhelm II. die preußische und 1797 von Paul I. die russische Grafenwürde verliehen worden.

Burtehude, Stadt in der hannöverschen Landdrostei Stade, im Herzogthum Bremen, an der schiffbaren Este, $1^1/_2$ Meilen von deren Einfluß in die Elbe, mit Stadtgericht und 2500 Einwohnern, welche starke Viehzucht, Schiffsbau, Schiffszwiebackbäckereien und lebhaften Handel mit Krummholz, Torf, Borke, Honig, Wachs ꝛc., sowie Speditionshandel mit Getreide nach Hamburg betreiben. B. erhielt 1273 von dem Erzstift Bremen Stadtgerechtsame, blühte durch seinen Handel rasch empor, trat zur Hansa, nahm 1543 die Reformation an und wurde 1424 von den Braunschweigern, sowie 1552 vom Grafen Vollrath von Mansfeld vergeblich belagert, im dreißigjährigen Kriege aber von den Schweden erobert, denen es von den Dänen wieder entrissen wurde.

Burton, Marktflecken und Badeort in der englischen Grafschaft Derby, in einem nur durch den Wyefluß geöffneten Thalkessel des Peakgebirgs, 35 Meilen nordwestlich von London, mit dem Schloß des Grafen von Shrewsbury (einst Gefängniß der König Maria Stuart) und 1600 Einwohnern, die Baumwollenmanufaktur unterhalten und einigen Handel mit Metallwaaren treiben. Bemerkenswerth ist das 1781 vom Herzog von Devonshire errichtete Versammlungshaus, der sogenannte Crescentpalast. Die Heilquellen waren schon den Römern bekannt, von deren Anwesenheit viele Alterthümer zeugen. Sie bestehen aus 9 warmen Quellen, mit wenig flüchtigen (Kohlensäure) und festen Bestandtheilen (Kalk fast ohne Eisen), von 82° F. Außer den heißen Quellen finden sich auch kalte, stahlgeschwängerte Wässer von eisenartigem Geschmack, welche an Gehalt dem Tunbridgewasser gleichen. In der Nähe die Stalaktitengrotten Pooleshöhle und Teufelshöhle, die Zitterfelsen und der Diamanthügel mit schönen Quarzkrystallen.

Burton, Sir Thomas Fowell, Gegner der Negersklaverei, am 1. April 1786 zu Earl's-Colne in Essex geboren, studirte in Dublin und trat darauf als Associé in ein londoner Handlungshaus. Durch seine Schwägerin, die berühmte Mistreß Fry (s. d.), wurde seine Aufmerksamkeit auf das Loos der Armen und Leidenden gelenkt. Er begründete für die Seidenweber von Spitalfields einen trefflich geordneten Hülfsverein, während er sich an den Untersuchungen seiner Schwägerin über den Zustand der Gefängnisse betheiligte und durch seine erste Schrift: „Enquiry, whethe crime and misery are produced or prevented by our present systeme of prison discipline“ (London 1818) die Bildung der „Gesellschaft für Verbesserung den Gefängnißzucht“ bewirkte und den Anstoß zu den großartigen Reformen im Gefängnißwesen gab, die gegenwärtig in allen Ländern Europa's theils durchgeführt sind, theils vorbereitet werden. Er erhielt darauf 1818 die Parlamentsstelle für Weymouth, ward Wilberforce's Nachfolger in der Leitung der Bewegung für die Freilassung der Neger, erwirkte 1823 den Beschluß, daß die Sklaverei, als der christlichen Religion und der britischen Verfassung widerstreitend, möglichst bald abzuschaffen sei, und setzte endlich die definitive Befreiung der Neger durch. Damit schloß B.s parlamentarische Laufbahn. Weymouth wählte 1837 einen andern Vertreter, und B., zum Baronet erhoben, schied aus dem Parlamente, blieb aber der Sache der Neger getreu, obwohl er in seiner Schrift „The african slave trade“ (London 1839; deutsch von Julius, Leipzig 1841) die Unmöglichkeit, dem Sklavenhandel durch Aufsicht zur See zu steuern, einräumen mußte. Dagegen suchte er sein Ziel durch den Vorschlag zu erreichen, Afrika für europäische Gesittung zu gewinnen. Eine zu diesem Zwecke gegründete Zeitschrift: „The African Coloniser“, entwickelte den Plan, und es bildete sich eine Negerexpedition, die jedoch gänzlich fehlschlug. B. kränkelte seitdem bis zu seinem Tode, der am 19. Februar 1845 zu Northrepps erfolgte. Seine höchst interessanten Memoiren wurden 1848 von seinem Sohne, Sir Edward North B., herausgegeben (deutsch von A. von Treskow, 1853).

Buxtorf (ursprünglich Bockstrop oder Boxtrup), 1) Johann, tüchtiger Orientalist, den 15. December 1564 zu Kamen in Westphalen geboren, studirte zu Marburg, Herborn, Heidelberg, Basel und Genf, ward 1591 Professor des Hebräischen in Basel und † daselbst den 13. September 1629 an der Pest. Er war einer der gelehrtesten Kenner des Hebräischen, der ältern orientalischen Sprachen und der jüdischen Alterthümer. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Manuale hebraicum et chaldaicum (Basel 1602, 7. Aufl. 1658); „Lexicon hebraicum et chaldaicum" (das. 1607, 1676); „Biblia hebraica cum paraphrasi chaldaica et commentariis Rabbinorum" (das. 1618, 4 Bde.); „Tiberias, s. commentarius Masorethicus" (das. 1620, 1665); „Concordantiae bibliorum hebraicorum" (von B.s Sohn, Johann, vollendet, das. 1632); „Lexicon chaldaico-talmudicum et rabbinicum" (ebenfalls von Johann B. vollendet, das. 1640).

2) Johann, ebenfalls Orientalist, Sohn des Vorigen, den 13. August 1599 in Basel geboren, folgte seinem Vater 1630 auf dem Lehrstuhl der hebräischen Sprache zu Basel, wo er den 16. August 1664 †. Er gab heraus des Maimonides „More Nevochim" (Basel 1629), dann viele Abhandlungen, Kommentare und Uebersetzungen, auch viele neue Ausgaben von den Werken seines Vaters. Sein Sohn, Johann Jakob B., den 4. September 1645 geboren, war Nachfolger seines Vaters auf dem hebräischen Lehrstuhl und † den 4. April 1704. Seine Handschriften, meist Uebersetzungen rabbinischer Schriften, liegen auf der baseler Bibliothek. Sein Neffe, Johann B., geboren den 8. Januar 1663, war sein Nachfolger in der hebräischen Professur und †, nachdem er in derselben Richtung schriftstellerisch thätig gewesen, den 19. Juni 1732.

Buzer, Martin, s. Bucer.

Buzerwiesen, würtembergisches Wiesenthal, unweit Hechingen, mit der schwefelhaltigen Buzerquelle, welche die umwohnenden Landleute gegen die Krätze gebrauchen. Aus der Buzerquelle bildet sich der Buzersee in der Markung von Bodelshausen.

Buziasch, Dorf im ungarischen Komitat Temesvar, mit 1675 Einwohnern und Mineralquellen (eisenhaltigen Säuerlingen), die schon den Römern unter dem Namen Centum putei bekannt waren.

Buzot, François Léonard Nicolas, eines der Häupter der Gironde in der französischen Revolution, 1760 zu Evreux geboren, war beim Ausbruch der Revolution Advokat und wurde 1789 zum Deputirten gewählt. Nach Auflösung der konstituirenden Versammlung ward er Vicepräsident des peinlichen Gerichts zu Paris und im Konvent entschiedener Anhänger der Gironde. Als solcher traf ihn die Anklage des Royalismus und Moderantismus, obgleich er (am 23. Oktober 1792) die Todesstrafe gegen die zurückkehrenden Emigrirten und gegen Jeden, der die Wiederherstellung der Monarchie beantrage, dekretiren ließ und selbst für den Tod des Königs stimmte. B. entfloh zwar mit einigen Andern glücklich am 31. Mai 1793 und entkam in die Bretagne, ward aber hier, wahrscheinlich verhungert, von Wölfen angefressen mit Pétion in der Nähe von Castillon auf freiem Felde gefunden. Seine Anhänger hießen Buzotisten.

Buzzardsbai, nordamerikanische Bai, an der Südseite des Staates Massachusetts, mit mehren Häfen, durch einen schmalen Isthmus, welcher die Halbinsel Barnstable mit dem Festlande verbindet, von der Massachusettsbai im Norden geschieden.

B. v., Abkürzung für: bene vale, lebe wohl; bene valeat, er lebe wohl; bene vixit, er hat wohl gelebt; bonus vir, guter Mann; beata virgo, gebenedeite Jungfrau Maria; balneum vaporis, Dampfbad; auf Recepten; benevole, günstig.

Byblus (hebr. Gebal), uralte Stadt in Phönicien, zwischen Berytus und Tripolis, Residenz des Cinyras, mit einem berühmten Tempel der Venus, in der Nähe des Flusses Adonis, war anfangs den Tyriern unterworfen, hatte dann eigene, den Persern tributpflichtige Häuptlinge, wurde später von Alexander dem Großen erobert und gehörte unter dessen Nachfolgern bald zu Aegypten, bald zu Syrien. Als es ein Vornehmer aus B., Cingar, versuchte, die Herrschaft an sich zu reißen, ließ ihn Pompejus hinrichten und schlug B. zu der römischen Provinz Phoenicia prima. Später Sitz eines Bischofs, wurde es von den Saracenen, 1187 von den Genuesen und endlich von den Türken genommen. Jetzt Dschubail, ein Hauptort der Drusen.

Byblus, griechische Benennung der berühmten Papyrusstaude der Alten, aus deren Bast sie Papier, Segel, Kleider und Matratzen verfertigten, und deren zackige Wurzel als Nahrungsmittel benutzt wurde; s. Papyrus.

Bychow, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Mohilew, am Dniepr, mit einem Schloß, Dominikanerkloster, 4 Kirchen, einer Synagoge und 6810 Einwohnern, darunter viele Juden, die lebhaften Handel unterhalten. Die Stadt, schon um 1590 erbaut, war ehedem befestigt und hat noch jetzt Wälle, Gräben und zwei starke Thürme, die als Thore dienen.

Bylan, Ort im asiatisch-türkischen Ejalet Karaman, bei welchem am 20. Juli 1832 die Türken unter Hussan Pascha von den Aegyptern unter Ibrahim Pascha geschlagen wurden.

Byng, 1) George, Viscount Torrington, britischer Seeheld, den 27. Januar 1663 geboren, trat schon in seinem 15. Jahre in den örtischen Seedienst, wurde 1688 erster Lieutenant bei der Flotte, welche die Landung des Prinzen von Oranien verhindern sollte, ging aber zu der feindlichen Partei über und unterstützte die Erhebung des Prinzen auf den britischen Thron. Hierauf diente er unter den Admiralen Rooke und Russell, bis er 1703 zum Kontreadmiral der rothen Flagge erhoben und nach Algier gesandt wurde, um an der Spitze von fünf Kriegsschiffen einen neuen Frieden mit dem Raubstaat abzuschließen. Wichtige Dienste leistete er den Verbündeten im spanischen Erbfolgekriege, z. B. bei der Wegnahme der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars (1704) 2c. Im Jahre 1706 wurde B. Viceadmiral und entsetzte Barcelona, 1708 Admiral der blauen Flagge, vereitelte den projektirten Einfall des Prätendenten u. der Jakobiten in Schottland, wurde 1709 Lord der Admiralität u. 1710 Admiral der weißen Flagge. Für Plymouth trat er ins Parlament u. ward 1717 Baronet. In demselben Jahre verhinderte er die Landung des Königs Karl XII. von Schweden, vereitelte 1718—20 die Unternehmungen des Kar-

dinals Alberoni auf Sicilien und Neapel und zwang den König von Spanien zur Annahme der ihm von der Quadrupelallianz vorgeschriebenen Bedingungen. Nach seiner Rückkehr nach England erhob ihn Georg I. zum Kontreadmiral von Großbritannien, 1721 zum Peer mit dem Titel Viscount Torrington und Baron von Southill, und Georg II. stellte ihn endlich an die Spitze der gesammten Admiralität. Auf diesem Posten verbesserte er das Loos der Seeleute, errichtete eine Seeoffiziers-Wittwenkasse und unterstützte das greenwicher Hospital. Er † den 17. Januar 1733 zu London.

2) John, ebenfalls britischer Admiral, Sohn des Vorigen, geboren 1704, trat früh in den Seedienst, wurde 1742 Gouverneur von Neufoundland, 1745 Kontreadmiral der blauen, 1747 Viceadmiral der weißen, 1748 Viceadmiral der rothen und 1756 wirklicher Admiral der blauen Flagge. Als es ihm nicht gelang, mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und 5 Fregatten die von den Franzosen bis auf das Fort St. Philipp besetzte Insel Minerva zu befreien, er vielmehr von dem französischen Admiral, de la Gallisonnière, dessen Flotte um ein Linienschiff schwächer als die seinige war, in einem Seetreffen Angesichts des bedrängten Forts geschlagen ward, wurde B. vor ein Kriegsgericht gestellt und am 14. März 1757 auf einem Kriegsschiffe im Hafen von Portsmouth erschossen. Vergl. Testament politique de Byng, trad. de l'anglais, Portsmouth (Paris) 1759.

Byrgius, Justus, eigentlich Jost Bürgi, Verfertiger von Himmelsgloben und astronomischen Instrumenten, geboren den 28. Februar 1552 zu Lichtensteig im schweizer Kanton St. Gallen, war seit 1579 Hofmedikus des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen und trat 1604 in die Dienste des Kaisers Rudolf II, kehrte aber 1622 nach Kassel zurück u. † daselbst den 31. Jan. 1632. Sein berühmtestes Werk war ein mit Silberblech überzogener Himmelsglobus, worauf er die Sterne nach seinen eigenen Beobachtungen eingetragen hatte. Er ist Erfinder des Triangularinstruments; seinen Bericht darüber gab sein Schwager Benj. Barmer (1648) heraus. Auch wird ihm die Erfindung der Logarithmen, des Proportionalzirkels u. der Pendeluhr zugeschrieben.

Byron, 1) John, britischer Commodore, als Sprößling einer sehr alten, ursprünglich normannischen Familie (Büron), welche nach der Reformation in den Besitz der Augustinerabtei Newstead-Abbey in Nottingham kam, den 8. Nov. 1723 geboren, machte als Midshipman mit Lord Anson die Reise um die Welt, litt jedoch im Mai 1741 an einer der wüsten Inseln bei der Westküste von Patagonien Schiffbruch, wurde nach Jahre langem Hin- und Herrudern durch indianische Kanots nach Chiloë gebracht, kam in spanische Kriegsgefangenschaft und erst gegen Ende 1745, von den Engländern ausgelöst, über das Kap Horn nach Europa zurück. Die von ihm erduldeten unsäglichen Drangsale schilderte er in der „Narrative of J. Byron, containing an account of the great distresses sufferred by himself etc." (London 1748; deutsch, Nürnberg 1769). Der Krieg gegen Frankreich von 1755—63 gab B. aufs Neue Gelegenheit, sich erst im Kanal, dann in Amerika als Flottenführer auszuzeichnen. Nach dem Frieden unternahm er 1764 im Auftrag Georgs III. eine Entdeckungsreise in die Südsee, fand mehre Inseln daselbst auf und kehrte im Mai 1766 über Batavia und das Kap nach England zurück. Im Juli 1779 erhielt er, neben dem Viceadmiral Barrington, abermals das Kommando über eine bedeutende Flotte gegen die nordamerikanischen Kolonien. Nachdem er aber eine Seeschlacht am 16. Juli 1779 verloren, kehrte er nach London zurück, wo er 1786 †. Seine zweite Reise beschrieb einer seiner Offiziere in „Voyage round the world" (London 1766; deutsch, Lemgo 1769).

2) George Noel Gordon, Lord B., der größte englische Dichter des 19. Jahrhunderts, Enkel des Vorigen, geboren am 22. Januar 1788 nach (der jetzt allgemein angenommenen) Angabe seiner Halbschwester zu London, nach Gordon dagegen auf dem Landgute seiner Mutter zu Raine bei Aberdeen, nach Dallas, seinem Jugendfreunde, in Dover, war durch seine Mutter, Miß Gordon, mit dem schottischen Königshause verwandt und verlebte seine Kindheit in Schottland. Das Vermögen der Mutter B.s war durch die Verschwendungen ihres Gemahls so sehr geschwächt, daß sie sich nach der Flucht desselben nach Aberdeen zurückziehen mußte, um in weiser Beschränkung nur der Erziehung ihres Sohnes zu leben. In Aberdeen besuchte B., seiner Schwächlichkeit wegen später als gewöhnlich andere Kinder, die Grammar-School. Nachdem ihn im 8. Jahre noch einmal ein Scharlachfieber schwer darniedergeworfen, bewog der Rath der Aerzte die Mutter, ihren Liebling einige Sommer die stärkende Luft der Hochlande einathmen zu lassen. Während der ungebundene Aufenthalt in der romantischen Herrlichkeit der schottischen Berge den Knaben an Leib und Seele kräftigte, übte dagegen der schnelle Wechsel von mütterlicher übertrieben ängstlicher Obhut und selbstüberlassener Ungebundenheit einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter aus, insofern Trotz, Eigensinn, Unlenksamkeit und Uebermuth in ihm geweckt wurden. Noch während seines Aufenthalts zu Aberdeen, in einem Alter von 10 Jahren, erbte B. durch den Tod des Lord William (im Mai 1798) die Lordschaft, wurde nun der unmittelbaren Leitung seiner Mutter entzogen und unter die Vormundschaft seines Großoheims, des Grafen von Carlisle, gebracht. Er mußte nun den hergebrachten Kursus der Bildung eines vornehmen Engländers durchlaufen, erhielt in dem Dr. Drury einen Tutor und bezog die Schule zu Harrow, wo seine ersten poetischen Versuche entstanden. Noch nicht 17 Jahre alt, bezog er die Universität Cambridge u. ward in das Trinitycollege aufgenommen, wo aber der mittelalterliche Klosterzwang die revolutionäre Anlage seines Charakters nährte. Neunzehn Jahre alt, verließ er die Akademie und begab sich nach dem Sitze seiner Vorfahren, der Abtei Newstead, wo er die erste Sammlung seiner Gedichte veranstaltete. Diese „Hours of Idleness" (Newark 1806) waren allerdings der Mehrzahl nach unreife Produkte, aber es lassen sich darin die Funken und Blitze seines großen und originellen Geistes nicht verkennen. B. lebte darauf abwechselnd in Newstead-Abtei und in der Hauptstadt. Aber hier wie dort zeigte seine Lebensweise das Excentrische, das ihm sein ganzes Leben hindurch anhing und alle seine Handlungen leitete. Einer bittern Satire („English bards and scotch reviewers") gegen Broug-

ham, welcher seine Gedichte kritisirt hatte, folgten 1809 die „Imitations and translations from the ancient and modern classics together with original poems“. Um der Erinnerung an eine vermählte Geliebte zu entrinnen, stürzte er sich in die verderblichsten Zerstreuungen, ohne jedoch in die Klasse roher Wüstlinge herabzusinken. Mündig geworden (1809), übernahm er die Verwaltung seiner Stammgüter und trat in das Oberhaus, an dessen Sessionen er aber geringen Antheil nahm. Dagegen schiffte er sich in Falmouth nach Lissabon ein und ging nach mehren Ausflügen in die benachbarten Provinzen Spaniens von Cadix aus nach Albanien, durchstreifte Griechenland und begab sich nach kurzen Ausflügen nach Morea und Euböa nach Konstantinopel, wo er am 3. Mai 1810 mit dem Lieutenant Ekenhead in einer Stunde u. 10 Minuten über den Hellespont von Europa nach Asien schwamm. Nachdem er längere Zeit in Athen verweilt, kehrte er ins Vaterland (2. Juli 1811) zurück. Hier erschienen im folgenden Jahre die beiden ersten Gesänge seines „Childe Harold“, die allgemeine Bewunderung erregten. In rascher Folge erschienen nun: „The Giaur“, „The Bryde of Abydos“, „The Corsair“ (1813), „Lara“ (1814), „The siege of Corinth“ und „Parisina“ (1815), zum größten Theil noch Früchte seiner Reisen. Auch die „Ode to Napoleon Buonaparte“ und die vortrefflichen „Hebrew Melodies“ (alten hebräischen Nationalmelodien angepaßt) entstanden um diese Zeit. Seine Ehe mit Anna Isabella Milbank, der einzigen Tochter des reichen Baronets Ralph Milbank Noel, war nicht glücklich und von kurzer Dauer. Die Unzufriedenheit der Aeltern der Miß mit B.s gesellschaftlicher Stellung, das Mißbehagen der Gattin an dem Umgange B.s mit Schauspielern (B. war Theilnehmer an der Direktion des Drurylanetheaters) und endlich die zerrütteten Vermögensverhältnisse B.s führten schon nach einem Jahre die förmliche Trennung herbei, die den Dichter vollends um alles Ansehen bei der Aristokratie brachte. B. verkaufte daher seinen und seiner Mutter Lieblingssitz und verlies England gegen Ende April 1816, mit der Absicht, es nie wiederzusehen. Er zog durch Frankreich und den Rhein entlang in die Schweiz und ließ sich im Juni 1816 an den Ufern des Genfersee's in der Kampagne Diodati nieder. Von hier aus machte er während des Sommers und Herbstes viele Reisen in die Gebirgsgegenden, wohin ihn meist nur Shelley begleitete. Die poetischen Arbeiten, welche er, wiederum als Früchte seiner Reisen, am Genfersee vollendete, gehören zum Theil zu dem Besten, was seinem Dichtergeist entsprang; wir nennen nur den 3. Gesang von „Childe Harold“, das dramatische Gedicht „Manfred“, sowie die beiden kleineren Gedichte „The Prisoner of Chillon“ und die „Monody of Sheridan“. Nachdem er eine geraume Zeit (bis gegen Ende 1819) in Venedig verweilt, zog ihn eine Liebe zur schönen Gräfin Guiccioli nach Ravenna, wo er im Umgang mit ihr und ihrer Familie, den Grafen Gamba, ungefähr ein Jahr verlebte, das er selbst seine glücklichste Zeit nennt. Von den poetischen Arbeiten, welche B.s Aufenthalt in Venedig ihre Entstehung verdanken, sind die wichtigsten: der 4. Gesang des „Childe Harold“, „The Lament of Tasso“, die beiden Trauerspiele „Marino Falieri“ und „The two Foscari“. Auch entstand in Venedig der erste Entwurf zum „Don Juan“. In Ravenna zogen die Grafen Gamba und andere italienische Freisinnige den Dichter mit in die revolutionäre Bewegung, die damals durch ganz Italien die Patrioten zusammenführte. Anfangs hatte der alte Graf Guiccioli nichts dagegen gehabt, daß seine junge Frau sich der Vorrechte bediente, welche die Sitten des Landes ihr gaben; endlich aber machte er Einwendungen gegen den Fremden und brachte die Sache sogar vor den Papst, der der Guiccioli einen abgesonderten Unterhalt zu geben befahl, mit der Bedingung, daß sie unter ihres Vaters Dache leben sollte. Zuletzt aber fand sich B. bewogen, sie aus Ravenna zu entfernen, da er ein mit Genehmigung des Legaten angelegtes Komplot, sie auf Lebenszeit in ein Kloster zu sperren, entdeckt hatte. Dies und das unglückliche Ende der italienischen Revolution, das auch über die Gamba's die Proskription verhängte, bewog B., im Herbst 1821 sich über Bologna und Florenz nach Pisa zu begeben, wo die beiden Gamba's und die Gräfin bereits ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Noch in Ravenna waren entstanden die „Prophecy of Dante“, die Dramen „Sardanapalus“ und „Cain“ und das unvollendete Epos „Don Juan“. In diese Periode gehört auch ein kritischer Streit B.s mit Bowles, dem Herausgeber des Pope; noch mehr Aufsehen und heftige Parteikämpfe erregten aber die gegenseitigen Herausforderungen und Angriffe, welche um dieselbe Zeit zwischen B. und Robert Southey Statt fanden. Dieser hatte in der Vorrede zu seinem Gedicht „The Vision of Judgment“ B.s Poesie als eine „satanische Schule“ geschildert u. einen förmlichen Bannspruch gegen sie geschleudert. B. antwortete mit einer ebenso giftigen als witzigen Parodie des genannten Gedichts (abgedruckt zuerst in dem Journal „The Liberal“, später einzeln und endlich im 11. Bande der „Works“). In Pisa beschränkte sich sein täglicher Umgang auf die Familie Gamba, seinen Landsmann und Freund, den Dichter Shelly, und Leigh Hunt, mit dem er das erwählte Journal „The Liberal“ herausgab. Doch war er hier weniger verschlossen gegen englische Besucher, als in Venedig und Ravenna, und manche seiner neuen Bekanntschaften, wie namentlich die mit dem Kapitän Medwin, steigerten sich allmählig zu Freundschaften. Aber auch hier durfte er sich des Glücks häuslicher Ruhe nicht lange erfreuen. Im Juni 1822 war Lord B. mit Shelley und einigen anderen Freunden auf der Heimkehr von einem Spazierritte vor den Thoren von Pisa von einem toskanischen Husarenwachtmeister gröblich und fast thätlich beleidigt worden. Herbeigeeilte Wachtsoldaten steigerten den Streit bis zu wirklichen Thätlichkeiten, und B. mußte seinen Palast in eine Festung umwandeln, in welcher er sich mit seinen Freunden und seiner Dienerschaft gegen die Soldaten tapfer vertheidigte. In Folge einer strengen Untersuchung wurden die beiden Grafen Gamba und B.s gesammte Dienerschaft aus Toskana verwiesen und B. selbst gab man zu verstehen, daß man nur auf höheren Befehl warte, um auch ihn aus Pisa zu entfernen. B. wartete diese Weisung nicht ab. Er brachte die Gamba's nach Livorno, dann nach Monte Nero und schiffte sich selbst nach Genua ein. Zuvor vollzog er noch eine Freundespflicht, indem er den Leichnam des im Juli 1822 auf einer

Spazierfahrt zwischen Livorno und Lerici ertrunkenen Shelley auf einem Holzstoß verbrennen ließ und ihre Asche in einer antiken Urne nach Rom schickte, um sie neben der Pyramide des Cestius beisetzen zu lassen. Seinem Aufenthalte in Genua (vom Herbst 1822 bis zum Sommer 1823) verdanken das „Mystery Heaven and Earth", „The Island or Christian and his Comrades", das Goethe gewidmete Drama „Werner", die mißlungene Faustnachahmung „The Deformed Transformed" und die Fortsetzung des „Don Juan" bis zum 61. Gesange ihre Entstehung. Begeistert für den Freiheitskampf der Hellenen und auf die Aufforderung seines Freundes Hobhouse und des Ausschusses der englischen Philhellenen (The Greek Committee), bestieg B. Ende Juli 1823 zu Livorno das englische Schiff Hercules, welches ihn und seine Freunde, darunter den jungen Grafen Gamba, zunächst nach Cephalonia bringen sollte. Um die englischen Behörden in der Hauptstadt zu meiden, ließ er sein Gepäck nach dem Dorfe Metaxata bringen. Außer vielen Waffen brachte B. einen bedeutenden Vorrath von Medikamenten, Bandagen und anderen chirurgischen Bedürfnissen mit; seine Kasse enthielt noch 10,000 spanische Thaler baar und etwa 40,000 Thaler in Wechseln. Von Metaxata aus beobachtete er nun den Gang der Ereignisse auf dem Festlande von Hellas und knüpfte mit den Machthabern u. Parteihäuptern Verbindungen an. Seine Ankunft in Griechenland ward mit Jubel begrüßt, doch ließ er sich in keinerlei Verpflichtungen gegen irgend eine Partei ein, sondern knüpfte unmittelbar mit der Regierung, die damals von Tripolizza nach Salamis gezogen war, Verhandlungen an. Um vor Allem das vom Feind schwer bedrohte Missolunghi zu retten, rüstete er zwei jonische Schiffe aus, von welchen das eine vom Grafen Gamba, das andere von ihm selbst kommandirt wurde. Am 29. December fuhren sie von Argostali ab, wurden aber zwischen Zante und Missolunghi von einer türkischen Fregatte angegriffen. B.s besserer Segler entkam, aber Gamba's Schiff, auf welchem sich die Pferde, Waffen u. ein großer Theil des Gepäcks und der Kasse befanden, fiel in die Hände der Türken, die es sogleich zu Jussuf Pascha nach Patras brachten. Dieser ließ sich durch des Grafen Berufung auf die britische Neutralität, unter deren Schutz er als friedlicher Reisender nach Kalamate segeln wolle, verblüffen und gab ohne weitere Untersuchung das Schiff frei, worauf Gamba Missolunghi glücklich erreichte. B. kam erst am 5. Januar 1824 im Hafen von Missolunghi an, wo er wie ein Retter aus der tiefsten Noth empfangen wurde. Einen großen Theil seiner Thätigkeit nahm darauf die englische Anleihe in Anspruch, für deren Abschließung er gleichzeitig durch seine Freunde in London und bei den uneinigen Oberhäuptern der Griechen zu arbeiten hatte; auch die Konstituirung der Gesellschaft der englischen Philhellenen erfuhr seine eifrigste Theilnahme, und nicht ohne Erfolg suchte er die barbarische Art und Weise der türkischen wie der griechischen Kriegführung durch Beispiele von Mäßigung und Großmuth zu mildern, während er, freilich mit geringerem Erfolg, an der Beseitigung der Fehden und Zwistigkeiten arbeitete, welche die Häupter der Griechen trennten und ihre Kraft zersplitterten. Die eifrigste Sorge aber widmete er kriegerischen Plänen. Er hatte vom 1. Jan. 1824 an eine Schaar von 500 Sulioten in Sold genommen, an deren Spitze er das Schloß von Lepanto, die einzige, aber wichtigste Festung des westlichen Griechenlands, welche noch in der Gewalt der Türken war, zu erobern gedachte. 2500 Griechen und eine Batterie der englischen Philhellenen sollten das Unternehmen unterstützen. Inzwischen vergeudeten die rüstigen griechischen Streiter die edle Zeit mit unnützen Streitigkeiten, und sogar in Missolunghi und unter B.s Brigade brachen Uneinigkeiten u. Meutereien aus, die des Dichters reizbares Gemüth mehr angriffen, als sein Körper ertragen konnte. Er bekam zu wiederholten Malen konvulsivische Anfälle und wurde durch die ärztlichen Mittel so geschwächt, daß er kaum mehr gehen konnte. Freudige Nachrichten, namentlich die einer versöhnlichen Zusammenkunft aller Griechenhäupter zu Salona, waren jetzt die einzige Arznei, welche stärkend auf ihn einwirkte, und er fühlte sich am 22. März wieder so wohl, daß er seine gewohnten Spazierritte wieder unternehmen konnte. Von einem derselben kam er am 9. April mit durchnäßten Kleidern nach Hause, ein Fieber befiel ihn, am 13. April wurde sein Zustand bedenklich, am 19. April 1824, gegen 6 Uhr Abends, sprach er die Worte — es waren seine letzten: „I want to go to sleep now" (ich muß nun schlafen gehen), und wenige Minuten später hatte eine Gehirnentzündung seinem Leben ein Ende gemacht. Die Todesnachricht drang wie ein Donnerschlag durch die Straßen von Missolunghi und weiter durch Griechenland und die Welt. Die tiefste Trauer und innigste Verehrung fand B. in Griechenland. Der Fürst Maurokordato verordnete, am Morgen des 20. April bei Sonnenaufgang 37 Kanonen von der großen Batterie zu lösen, um die Zahl der Lebensjahre des Verstorbenen anzuzeigen, ferner wurde auf 3 Tage alles öffentliche Geschäftsleben geschlossen, auf 21 Tage allgemeine Trauer angelegt, in allen Kirchen wurden Todtengebete gehalten. Da B. keine Verfügung über seine irdischen Reste hinterlassen hatte, so erhoben sich Schwierigkeiten über die Bestimmung seines Begräbnißortes. Die Griechen wünschten die Hülle des Dichters im Tempel des Theseus oder im Parthenon zu Athen bestattet, ein B.s würdiger Gedanke, der jedoch von den Engländern verworfen wurde, weil B. ihrer Ansicht nach in der Westminsterabtei seine Ruhestätte finden müsse. So wurde denn der Leichnam nach England geschafft, aber das Herz in Griechenland gelassen. Hatte auch der Dichter durch seine letzten Bestrebungen und seinen Tod viele seine erbittersten Feinde mit sich versöhnt, so gab doch eine Koterie den Haß auch über das Grab hin nicht auf: die englische Geistlichkeit schloß vor ihm, den sie seiner irreligiösen Meinungen wegen im Leben verflucht, auch jetzt die Pforten der Westminsterabtei zu; B. wurde daher in die Gruft seiner Ahnen zu Newstead beigesetzt. B.s Dichtungen, in denen sich der bitterste Weltschmerz, die tiefste Menschenverachtung und nicht selten Lebensüberdruß und Glaubens- und Hoffnungslosigkeit in einer glühenden Sprache ausspricht, erschienen als „Poetical works" (London 1815, 6 Bde.; Leipzig 1818, 7 Bde.; in der zwickauer „Pocket edition of Engl. classics", und in 1 Bde., Frankfurt

1825; am vollständigsten, mit biographischen und kritischen Anmerkungen von verschiedenen Verfassern und mit Kupfern von William und Edward Finden, London 1832—33, 17 Bde.). Deutsche Uebersetzungen erschienen von Adrian (Frankfurt 1830, 12 Bde.), von Ortlepp (Stuttgart 1839, 12 Bde.), von A. Böttger (Leipzig 1839; 4. Aufl. 1854; Diamantausgabe 3. Abdruck 1855), von G. Pfizer (Stuttg. 1836—39, 4 Bde.). Einzelnes übersetzten Bärmann, H. Döring, Th. Hell, A. Wagner u. A. Vergl. C. Gordon, Life and Genius of Lord B., London 1824; E. Brydges, Letters on the Character etc. of Lord B., das. 1824; Th. Medwin, Conversations of Lord B., das. 1824; Dallas, Recollection of the Life of Lord B., from the year 1808 to the end of 1814 etc., das. 1824; Marquis de Salvo, Lord B. en Italie et en Grèce etc., das. 1825; Lord B.'s private correspondence, including his letters to his mother etc., das. 1824; deutsch, Stuttg. 1825; Narrative of Lord B.'s last journey to Greece, herausgegeben von Gamba, London 1825; Millingen, Memoir on the affairs of Greece, das. 1831; Th. Moore, Letters and Journals of B. with notices of his life, Frankfurt 1831; deutsch, Braunschw. 1831, 4 Bde. Lebensbeschreibungen des Dichters gaben Lake (London 1827) und Leigh Hunt (1828). Die autobiographischen Memoiren B.s soll der Erbe derselben, Thomas Moore, aus Familienrücksichten vernichtet haben; er selbst gab jedoch später „Memoirs of the Life of the Lord B., including his correspondence with his friends" (London 1829; neue Aufl. 1823, 3 Bde.) heraus.

Byrsonima *Rich.*, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, je mit 2 Drüsen, 5 über diese hinausragende ganzrandige Blumenblätter, 10 unten verwachsene und behaarte Staubgefäße und die runde, 3fächerige und 3samige Frucht mit 3 Griffeln, Bäume und Sträucher des tropischen Amerika mit endständigen Blüthentrauben. B. verbascifolia *Dec.*, Malpighia verbascifolia *L.*, ist ein krummer, knotiger, nur einige Fuß hoher Strauch in Cayenne, mit filzigen Blättern, gelben Blüthen und grünlichen, behaarten Beeren, welche dreieckige Nüsse einschließen. Holz und Rinde haben abstringirende Eigenschaften und sind in dem Vaterlande des Strauchs gebräuchliche Heilmittel bei Durchfällen, Wechselfiebern, Blut- und Schleimflüssen u. ähnlichen Krankheiten. B. spicata *Dec.*, Malpighia spicata *Cav.*, ist ein 30—40 Fuß hoher Baum mit grauer Rinde, gelben, kleinen, wohlriechenden Blüthen und eben solchen Früchten in Südamerika. Holz und Rinde enthalten viel Gerbestoff und werden deshalb gegen verschiedene Krankheiten und besonders auch zum Gerben angewendet. Die unangenehm säuerlich schmeckenden Früchte werden zu Gurgelwasser in Halskrankheiten gebraucht, ein daraus bereiteter Brei wird bei Ruhren sehr geschätzt. B. coccolobaefolia *H. B.*, Malpighia coccolobaefolia *Spr.*, ein Baum in Cumana, liefert eine bitterliche Rinde, welche wahrscheinlich, weil der Baum in Cumana Alcornoque und Chabarro heißt, mit unter der Alcornocorinde vorkommt. Auch B. laurifolia *H. B.* und B. rhopalaefolia *H. B.*, Bäume in Cumana, liefern bittere, chinaähnliche Rinden. B. crassifolia *H. B.*, Malpighia crassifolia *L.*, ist ein kleiner Baum von etwa 15 Fuß Höhe in Guyana und Cayenne, dessen Holz und Rinde wie B. verbascifolia wirken.

Byssus, ein aus dem Hebräischen oder Koptischen stammender, zwar im ganzen Alterthum gebräuchlicher, aber nicht scharf bestimmter, allgemeiner Name eines seiden- oder baumwollenartigen Stoffs, dann überhaupt aller kostbaren Gewebe. Die alten Aegypter verfertigten solche theils von dem Haarbüschel der Steckmuschel (Pinna), theils von einer wegen ihrer Naturfarbe hochgeschätzten gelblichen oder röthlichen Baumwollengattung. Von dieser letzten Art waren wohl die meisten unter dieser Benennung gerühmten Zeuche. Der B. war gewöhnlich weiß, der kostbarste aber gelb, nankingähnlich, wurde in Griechenland nur in Elis gewonnen und stand äußerst hoch im Preise. Man verfertigte zu Paträ aus ihm Kleider (bei Griechen u. Römern Sindon genannt) und Haarnetze, womit auch die römischen Damen prunkten. Noch vorzüglicher als der eleische, soll nach demselben Autor der hebräische Schesch, Buz, gewesen sein, nicht sowohl in Betreff der Feinheit und Weichheit, als vielmehr hinsichtlich der brennend gelben Farbe. Wann die Baumwolle bei den Griechen zu Kleidern gewebt wurde, ist nicht bestimmt anzugeben: Homer kennt bloß Schafwolle und Flachs, und Herodot erwähnt den B.-Sindon bei Asiaten und Aegyptern als etwas Seltenes. Bei den Römern kommt der Name des B. selten vor; vielleicht war für denselben Stoff ein anderer Name (koische Gewänder) in Gebrauch.

Byssus, (Muschelseide, Muschelfäden, Muschelbart), eine merkwürdige Bildung, welche bei vielen im Meere lebenden, zweischaligen Muscheln vorkommt und in einem Bündel biegsamer Fäden von hornartiger Substanz, aber sehr verschiedener Stärke und Feinheit besteht. Dieses Fadenbündel kommt aus der Basis des Fußes oder dem Stumpfe des Thieres, oft mit einem kleinen ungetheilten Stiel, und theilt sich in mehr oder weniger, oft auch in eine große Menge Fäden, die gewöhnlich mittelst kleiner scheibenförmiger oder unregelmäßiger Ausbreitungen am Meeresgrunde, an Felsen, Konchylien oder andern fremden Körpern festsitzen und so das Thier halten, oft aber auch, wie bei den Steckmuscheln, welche senkrecht im Schlamm stecken, nur dazu dienen mögen, die Muschel in der senkrechten Stellung zu unterstützen. Bei manchen Gattungen sind diese Fäden sehr grob u. hart, wie gespaltenes Holz oder Fischbein; bei einigen aber, und vor allen bei den Steckmuscheln (Pinna *L.*) gleichen sie an Feinheit und Glanz der ungezwirnten Seide. Sie sind bald riemenartig, glatt, bald drehrund, mitunter auch knotig. Ihre Farbe ist braun, bräunlich, gelblich, olivenfarben, schwarz, grünlichschwarz, auch wohl bläulich. Die Länge der Fäden ist verschieden, am beträchtlichsten bei den ohnehin sehr groß werdenden Pinnen. Einige der B. tragenden Muschelgattungen schließen die Schalklappen völlig an einander, ohne eine merkliche Lücke für den in diesem Falle wohl immer ziemlich feinfädigen Bart zu lassen, der folglich hier beim völligen Schluß der Klappen eingeklemmt werden muß; mehre aber haben einen Ausschnitt in der einen oder in beiden Schalklappen, durch welchen eine stets offenstehende Lücke oder Oeffnung zum

Austritt des Bartes gebildet wird. Ueber die Natur und Entstehung des Muschelbartes herrschen unter den Naturforschern verschiedene Ansichten. Nach Réaumurs Ansicht (Mémoires de l'acad. des sciences), welche die neuern französischen Naturforscher größtentheils angenommen haben, ist dieses Gebilde ein verhärtetes Gespinnst, welches erneuert und auch durch neue Fäden verstärkt werden kann. Der Stoff dazu soll in einer Drüse abgesondert werden, die sich an der Wurzel des Fußes befinde, und die Muschel soll mittelst des Fußes und in einer Furche desselben den klebrigen Spinnstoff in später verhärtende Fäden ziehen und diese an der Stelle, wo sie sich anheften will, befestigen. Poli hält den B. für eine Art Haargebilde, ähnlich den Säugethierhaaren. Heusinger meint, daß in dem Innern der Fäden eine zusammenziehbare Substanz sei, und die Muschel sich durch Saugnäpfchen, mit denen die Fäden endigen, ansauge. Die Muschelseide (vorzüglich die feinen Fäden der Pinna nobilis) wird in Italien und im südlichen Frankreich zum Weben und Stricken benutzt. Die aus derselben verfertigten Kleidungsstücke (Handschuhe, Geldbeutel) sind nicht nur von schönem Ansehen, sondern auch ziemlich dauerhaft und warm. In Tarent, Neapel und Sicilien sollen ansehnliche Fabriken gewesen sein, welche sich allein mit der Verarbeitung der Muschelseide beschäftigten, wobei es nicht erst, wie bei den Seidenmanufakturen, kostbarer Färbereien bedurfte, weil man der Muschelseide ihre braune, olivengrüne, ins Goldgelbe fallende glänzende und unnachahmliche Farbe ließ. Neuere Reisende schweigen über diesen Erwerbszweig. Es ist überhaupt sehr unwahrscheinlich, daß sich Manufakturen für einen Stoff, der im Ganzen so selten ist, halten konnten. Die Muschelseidenzeuche sind daher auch nirgends sehr in Gebrauch gekommen und bis jetzt mehr ein Gegenstand der Kuriosität geblieben. Wenn es gelänge, die Steckmuscheln, wie die Austern und Miesmuscheln, zu hegen, so könnte vielleicht eine größere Ausbeute zu hoffen sein.

Byström, Johann Niklas, berühmter Bildhauer, am 18. December 1783 zu Philippstadt in Schweden geboren, war zum Kaufmannsstande bestimmt, folgte aber nach dem Tode seiner Aeltern 1803 seiner Neigung zur Kunst und nahm in Stockholm bei dem ausgezeichneten Bildhauer Sergell den ersten Unterricht. Schon nach drei Jahren hatte der Jüngling so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er mit einem Reisestipendium zum Studium der Antiken nach Rom gehen konnte. Die erste Figur, die B. hier modellirte und bald darauf auch in Marmor ausführte, war eine trunkene Bacchantin, halb lebensgroß, welche Carbonneau zu Paris in Bronze goß. Im Jahre 1816 kehrte der Künstler nach Stockholm zurück, reiste jedoch bald darauf wieder nach Rom, wo er mehre Figuren für den König u. A. modellirte und ausführte. Im Jahre 1821 kaum nach Schweden heimgekehrt, eilte er schon 1822 nach Rom zurück und sah erst 1829 seine nordische Heimat wieder, wo er nun die prachtvolle Altardekoration für die Domkirche von Linköping vollendete. Im Jahre 1835 ging er abermals nach Rom, wo er den 11. März 1848 †. In der Darstellung von üppiger Grazie u. Lebensfrische wird B. wohl von keinem neueren Plastiker übertroffen, und daher werden seine weiblichen und kindlichen Figuren besonders geschätzt. Sein Styl ist besonders in der Gruppirung rein, gefällig und sinnreich. Die Natur mit den antiken Normen ist der Kreis, in dem er das Treffliche und Vollendete in der Kunst zu erreichen sucht, weil ihm das Wahre und Schöne als festeste Unterlage für jeden Styl gilt. Von seinen zahlreichen, genialen Arbeiten erwähnen wir einen berauschten Amor, Venus im Begriff ins Bad zu steigen, eine schlafende Juno, den jungen Hercules säugt eine Tänzerin, Bacchus, den Citherschläger Apollo, die Harmonia mit Hymen und Amor, zwei badende Jungfrauen, die Victoria, Karl XII. in kolossaler Größe, Karl XIII., Karl X., Karl XI, Pandora, Hygiea, Venus und Amor, Linné in einem Buche lesend, Gustav Adolf.

Byzacene, Landschaft in der alten Africa propria, zwischen Zeugitana, Numidien, Gätulien und dem Meere gelegen, berüchtigter Aufenthalt wilder und giftiger Thiere (Schlangen) und im Süden wegen Wassermangels nicht angebaut. Die Hauptstadt Byzacium lag an der kleinen Syrte.

Byzantiner, die griechischen Historiker von Konstantin dem Großen bis zum Untergang des byzantinischen Reichs. Es sind deren über 50, und so verschieden sie in Hinsicht ihrer Glaubwürdigkeit u. Ausdrucksweise sind, so sind sie es auch nach dem Inhalt ihrer Schriften, wonach man sie eintheilen kann in Chronographen, welche chronologische Abrisse lieferten, in Verfasser umfangreicherer geschichtlicher Werke, in Chronisten, welche einzelne Zeiträume, Regierungen und Begebenheiten behandeln, und in Schriftsteller über Verfassung, Sitten und Gebräuche. Bei allen Mängeln in der Form und Darstellungsweise und trotz des fehlenden wahrhaft historischen Geistes sind sie doch von großer Bedeutung, nicht allein für die Geschichte des byzantinischen Kaiserthums u. der allmähligen Auflösung desselben, sondern auch für die genauere Kunde des altgriechischen Alterthums, da sie dessen Klassiker noch vollständig in ihren reichen Bibliotheken benutzten. Ihre Sprachweise ist als eine von der altgriechischen wesentlich verschiedene anzusehen, als ein „byzantinisch-romanisches Griechisch", welches noch lange nicht genügend durchforscht worden ist. Von den Chronographen sind hervorzuheben: Georgius Syncellus, Theophanes Isaacius, Johannes Scylitzes, Leo Grammaticus, Georgius Monachus, Johannes Malalas, der Patriarch Nicephorus, Georgius Cedrenus, Michael Glycas, Joel und einige andere von höchst geringem Werth. Verfasser umfangreicherer Geschichtswerke bis 1477 sind: Zosimus (Verfasser einer Kaisergeschichte von Augustus bis Theodosius II.); Procopius aus Cäsarea, Belisars Freund (schrieb über die Kriege mit den Persern, Gothen, Vandalen, Mauren, sowie eine geheime Geschichte Justinians); Agathias aus Myrina in Aeolien (Fortsetzer des Vorigen); Zonaras (Verfasser einer Geschichte von der ältesten Zeit bis 1118); Nicetas Acominatus (1118—1206); Nicephorus Gregoras (1204—1359); Leo Diaconus (333 bis 1453); Laonicus Chalcondylas (1297—1462); Joannes Ducas (1341—1462); Georgius Phrantzes (1401—77). Chronisten, welche einzelne Zeiträume, Regierungen, Kriege u. Begebenheiten schilderten, sind: Priscus Paniates (beschrieb eine

Gesandtschaft an Attila); Georgius Pisides (610 bis 641); Joannes Genesius (823—867); Constantinus VI. Porphyrogeneta (Verfasser eines Panegyricus auf Basilius I.); Joannes Cameniata (beschrieb die Eroberung von Thessalonich); Nicephorus Bryennius (schrieb über den Komnenen Isaak und seine Nachfolger, von 1056—81); Constantinus Manasses (schrieb in Jamben eine Geschichte von 1080—1118); Joannes Cinnamus (schrieb die Geschichte der Komnenen Joannes und Manuel von 1143—76); Georgius Acropolita (1204—61); Georgius Pachymeres (1258 bis 1308); Joannes Cantacuzenus (von 1320—54); ferner Menander aus Konstantinopel, Leontinus von Byzanz, Theophylactus Simocatta, Anna Comnena u. A. Schriftsteller über Verfassung, Sitten und Gebräuche sind Hesychius aus Milet (schrieb über die Entstehung Konstantinopels), Joannes Laurentius Lydus, Georgius Codinus und der schon erwähnte Constantinus Porphyrogeneta. Die erste Sammlung byzantinischer Geschichtschreiber unter dem Titel „Historiae Byzantinae scriptores“ wurde von Labbé (Paris 1645) begonnen und von Fabrotti, Dufresne u. A. fortgesetzt bis 1711 (42 Bde., und vermehrt, Venedig 1729 ff., 28 Bde.). Eine neue Ausgabe der B. („Corpus scriptorum byzantinorum“) ward unter Niebuhrs Leitung, Bonn 1829 ff., begonnen und nach dessen Tode von der berliner Akademie der Wissenschaften fortgesetzt.

Byzantinische Münzen (französ. Besants d'or), Goldmünzen der griechischen Kaiser, welche seit Konstantin dem Großen zu Byzanz geprägt wurden. Da sie Aurei oder Solidi von gutem Dukatengolde, $^1/_6$ Unze schwer, waren, so betrug ihr Werth circa 4 Thaler Kur. Auf dem Avers befindet sich das Brustbild des Kaisers mit Namen und Titel, der Revers ist verschieden. Bei denen aus dem 4. Jahrhundert liest man im Revers Conobs, welches, nach Heumanns Auslegung, Constantinopoli obsignata heißen soll und den damaligen Münzfuß andeutet. Im Mittelalter machten die Byzantiner in Deutschland wie in Frankreich die gangbarsten Goldmünzen aus, und als man später anfing, eigne Goldmünzen zu prägen, wurde doch der byzantinische Münzfuß beibehalten u. auch die Benennung blieb, obschon der Münzort durch: Aquil. Obs. (Aquileja), oder Col. Obs. (Köln), oder Nem. Obs. (Nemours) angegeben wurde. Dergleichen Besants d'or waren nicht nur die gewöhnlichen Goldmünzen unter Ludwig VII 1148, unter Philipp August 1187, unter Heinrich dem Kühnen 1282, sondern auch noch unter Philipp dem Schönen 1297.

Byzantinischer Baustyl, s. Baukunst.

Byzantinisches Reich, s. Oströmisches Reich.

Byzantium (Byzanz), das spätere Konstantinopel, Stadt auf der Westseite des Bosporus Thracicus, war schon, ehe sie Residenz römischer Kaiser wurde, wegen ihrer Lage an der Grenzscheide Europa's und Asiens und ihres sichern und geräumigen Hafens eine der wichtigsten Städte der alten Welt. B. war ursprünglich eine griechische Kolonie, von Megarensern gegründet, welche nach der Propontis (dem Marmorameer) Handel trieben. Ein thracischer Fürst Byzas soll bei der Gründung der Stadt betheiligt gewesen sein und ihr den Namen gegeben haben. Früher stand an derselben Stelle eine Stadt, Namens Lygos. Der Mythus setzt ihre Gründung in die Zeit der Argonautenfahrt; sichern Nachrichten zufolge fällt sie in das Jahr 634 v. Chr. Ihre für den Handel höchst günstige Lage an der Mündung des thracischen Bosporus in die Propontis, eine 60 Stadien landeinwärts sich erstreckende Bucht, das Horn (Keras), wegen der Aehnlichkeit mit einem Hirschgeweih so genannt, welche einen sichern und geräumigen Hafen bildete, berechtigten zu großen Erwartungen hinsichtlich des Emporkommens der neuen Kolonie; ihnen entsprach jedoch bei dem sinkenden Handel der Mutterstadt der Erfolg nicht sogleich. Zwar hob sich B. bald durch eine Ansiedlung der Milesier, welche auf der Propontis bedeutenden Handel trieben; aber es war dies von kurzer Dauer. Denn bei dem Andrange der Perser gegen Griechenland wanderten die Bewohner von B., zu schwach, um jenen unzähligen Horden Widerstand leisten zu können, mit ihrer Habe aus und legten Mesembria am Pontus an. Die leere Stadt wurde hierauf von den Persern gänzlich verwüstet, so daß nur wenige Spuren von ihr sichtbar blieben. Aber bald nach der Niederlage des Xerxes erstand sie allmählig wieder aus den Trümmern. Besonders bemühte sich der spartanische Feldherr Pausanias, der sich häufig dort aufhielt, B. zu neuer Blüthe zu bringen. Er stellte die Befestigungen wieder her, gab der Stadt eine der spartanischen ähnliche Verfassung und wurde gewissermaßen ihr zweiter Gründer. Während Athens Hegemonie erhob sich B. zu immer blühenderem Wohlstande, den selbst der peloponnesische Krieg, in welchen es vielfach mit verwickelt wurde, nicht vernichten konnte. Die Wichtigkeit der Stadt als Sammelplatz der Kriegsflotten und Niederlage für Kriegsbedürfnisse entzog sie den Verwüstungen des Kampfes, und nach geschlossenem Frieden stand sie als eine wohlbefestigte, von tapferen und kriegsgeübten Bürgern vertheidigte Stadt da. Während Sparta's Uebermacht mußte sie zwar einen spartanischen Harmosten (Gouverneur) anerkennen; allein nach dem Verfall der spartanischen Macht wurde sie völlig unabhängig. Ihr Handel wurde immer blühender, ohne den kriegerischen Sinn der Bewohner zu verweichlichen, welche durch fortwährende Kämpfe mit den räuberischen Thraciern u. Galatern in beständiger Kriegsgewohnheit erhalten wurden. So vermochten sie selbst der um sich greifenden Macht eines Philipp von Macedonien glücklichen Widerstand entgegenzusetzen. Auch der mit größern Unternehmungen beschäftigte Alexander gefährdete ihre Freiheit nicht. Ihre glücklichste Periode begann aber unter der römischen Oberherrschaft, der sie sich im zweiten macedonischen Krieg unter Beibehaltung ihrer alten Gesetze, Einrichtungen, Privilegien und Freiheiten freiwillig unterwarf. Sie besaß damals bedeutende Gebiete am Pontus, und im Besitz eines höchst gewinnreichen Handels theilte sie nur den von ihr erhobenen Sundzoll mit den Römern. An den Rand des Untergangs wurde sie aber zum zweiten Male gebracht in dem Kriege zwischen den beiden Thronbewerbern Pescennius Niger und Septimius Severus (197 n. Chr.). Sie erklärte sich für den Ersteren, wurde belagert und nach einer mit Ausdauer und Muth bestandenen dreijährigen Belagerung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, worauf Severus ein schreckliches Strafgericht über sie

ergehen ließ; die Obrigkeiten und Soldaten wurden niedergemetzelt, die Mauern der Erde gleich gemacht, die Privilegien der Stadt aufgehoben. Die künftige Hauptstadt des Orients war nur noch ein unbedeutender offener Flecken, ohne Selbstständigkeit und der Jurisdiktion von Perinthus unterstellt. So beraubte Severus das römische Reich des stärksten Bollwerks gegen die Barbaren des Nordens u. Ostens. Zwar suchte derselbe Kaiser die Stadt wieder herzustellen, aber Blüthe und Wohlstand derselben waren für die nächste Zeit vernichtet. Eine neue Aera für B. begann erst, als Konstantin der Große dasselbe 330 n. Chr. zur Hauptstadt des römischen Reichs erhob; s. Konstantinopel.

Bzura, Fluß in Polen, entspringt bei Zgierc im Gouvernement Masovien, nimmt die Rawka ꝛc. auf und mündet, Kamionka Wyszogrod gegenüber, in die Weichsel. Geschichtlich merkwürdig ist B. durch den Uebergang Dombrowski's im österreichisch-französischen Kriege von 1809.

C.*

C (Ce), c, lat. C, c, der dritte Buchstabe unsers Alphabets, kam aus dem römischen Alphabet in das der romanischen Sprachen und der deutschen, vertritt das griechische Gamma, ist aus demselben entstanden und ward auch ursprünglich von den Römern wie g gesprochen. In den ältesten noch übrigen Inschriften hat das Schriftzeichen C bereits das K verdrängt und gilt zugleich für G u. K. Der erste Elementarlehrer Roms, Sp Carvilius, stellte 235 v Chr. zuerst zur richtigen Unterscheidung im Lesen das Zeichen G auf, u. C ward seitdem nur noch wie K gesprochen; K aber blieb bloß in einigen Abbreviaturen u. uralten Wörtern, wie Kaeso, Kalendae ꝛc. Selbst aus dem Lateinischen mit C in das Deutsche eingebürgerte Wörter schreiben u. sprechen wir nicht mit Z, sondern mit K, wie Kaiser statt Caesar, Keller für cellarium, Kerker für carcer, Kiste für cista. Da zur Zeit der Völkerwanderung immer häufiger ci u. ti (dieses zischelnd ausgesprochen) mit einander verwechselt wurden, so kam C vor den weichen Vokalen e, i, l, ä, ö, ü, y als Zischlaut in die romanischen Töchtersprachen u. von diesen durch die fränkische in die deutsche. Die Franzosen u. Spanier sprechen es vor e u. i wie ß, die Engländer wie s u. auch schj, die Italiener wie tsch u. die Polen durchaus, es möge stehen, wo es will, wie z aus. Im Deutschen wird es vor a, o, u, ai, au u. vor Konsonanten stets wie k ausgesprochen. Vor k bildet es ck u. lautet wie k; vor h bildet es einen besondern Konsonanten ch, das im Deutschen wie ein harter Gutturlaut, im Italienischen wie k, im Französischen wie sch, im Englischen u. Spanischen wie tsch klingt. Uebrigens wird das C im Deutschen meist nur noch in Fremdwörtern gebraucht. Als Zahlzeichen bedeutet C centum, 100, CCC, 300. Als Abbreviatur auf römischen Inschriften ist es s. v. a. Cajus, Centuria, Centurio, Civis, Civitas, Cohors, Collegium, Colonia, Comitialis dies, Condidit, Conjux, Curavit, Claudius, Caesar, Cassius, Conscriptus, Consul, Censor, Corona, Calendae; umgekehrt Ɔ s. v. a. Caja (Gaja, alter Name für Braut), Cajus (Bräutigam), dann s. v. a. Centuria, Centurio, Semissis, halbes As. Bei Abstimmungen im altrömischen Strafprozeß bedeutete das mit C beschriebene Stimmtäfelchen condemno, ich verdamme, daher C von Cicero litera tristis, der betrübende Buchstabe, genannt wird. In Handelsbüchern heißt C s. v. a. Centimes, Cents; CC s. v. a. Kubikcentimeter; Ctr. s. v. a. Centner; Cie., Comp. s. v. a. Compagnie; Ct. s. v. a. Corrent; Cto.Ct. s. v. a. Conto corrent; ca. s. v. a. circa, ungefähr; in der Arzneikunde s. v. a. Calx, Kalk. Auf neueren franzöf. Münzen zeigt C die ehemalige Münzstadt St. Loo, auf österreichischen Prag, auf preußischen Kleve an. In der Mathematik ist C das Zeichen für beständige Größe, in der Chemie für Carbonum (Kohlenstoff), in der Physik für die Centesimal- oder celsiussche Thermometerskale. In der Musik wird C als Grundton des Tonsystems angesehen (s. Ton- u. Tonarten.) Ferner bezeichnet man mit einem Halbzirkel oder lat. C den Vierviertel-, oder ganzen, vollen, und wenn es durchstrichen, den Zweizweitel- oder Allabrevetakt. Endlich bezeichnet es den Notenschlüssel für die tiefere Hälfte der Töne, den sogenannten Baßschlüssel.

C, weißes oder silbernes C (Gamma, Vanessa C album *Latr.*), Tagfalterart, zu den Eckflüglern gehörig, ist oben dunkel gelblichroth mit verschiedenen schwarzen Flecken, hinten schwarz u. weiß gesäumt, unten mit einer Menge dunkler Farben: schwarz, braun, purpurroth, gelb und weiß in Bändern u. Wellen, nebst grünen Flecken, mitten auf den Unterflügeln mit einem weißen C gezeichnet, 8 Linien lang u. 24 Linien breit. Es fliegt gegen Ende Juni, ist in Deutschland sehr häufig u. setzt sich gern auf weiße Kleider und weiße Wäsche u. verursacht auch einen sogenannten Blutregen durch den Saft, den es nach dem Auskriechen von sich gibt. Die Raupe, eine schöne Dornraupe, oben bis zur Hälfte gelblich, dann weiß, an den Seiten roth gestreift, lebt auf Nesseln, Johannis- u. Stachelbeeren, Ulmen, Haselsträuchern, Hopfen ꝛc. Die Verpuppung erfolgt Anfangs Juni; die Puppe ist bunt mit Silberflecken und Goldschattirungen.

Cabal, Akrostichon, entstanden aus den Anfangsbuchstaben der Männer des berüchtigten Ministeriums Karls II., Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington u. Lauderdale (1670—74), die durch geheime Künste aller Art das Papstthum wieder einzuführen u. die Königsmacht unbeschränkt zu machen suchten; s. Kabale.

---

* Anm. d. R. Artikel griechischen oder lateinischen Stammes, sowie geographischen, chemischen, botanischen, überhaupt naturwissenschaftlichen oder sonstigen Inhalts, welche unter C nicht gefunden werden, sind unter K bearbeitet.

Cabalcata (Cavalcata, vom lat. caballus, Roß), im Mittelalter Verpflichtung der Vasallen, dem Lehnsherrn Heeresfolge zu Pferde mit begleitenden Knechten zu leisten; überhaupt ein stattlicher Reiteraufzug. Daher Caballarium feudum, eine Besitzung, auf der die Verpflichtung ruht, dem Lehnsherrn Heeresfolge zu Pferde zu leisten (Klepperlehn).

Caballero, 1) Don Fermin, spanischer Staatsmann, den 7. Juli 1800 zu Barajas de Melo in der Provinz Cuença geboren, studirte in Alcala de Henares die Rechtswissenschaft, war 1823 Advocat bei dem Appellationsgericht zu Madrid, verließ aber seine Stelle u. die Stadt, als noch in demselben Jahre die Konstitution gestürzt und die Liberalen verfolgt wurden. Nach einer zehnjährigen Zurückgezogenheit in der Provinz Estremadura kam er 1833 nach Madrid zurück, gründete das „Boletin de comercio" und bekämpfte darin den centralisirenden Despotismus. Als der Minister Burgos das Blatt 1834 unterdrückte, ließ es C. unter dem Namen „Eco del comercio" weiter erscheinen, und es wurde bald eine der gelesensten Zeitungen Spaniens. Von der Provinz Cuença für 1834 zum Mitglied der Prokuratorenkammer und unter der Präsidentschaft des Isturiz zu einem der Sekretäre der Prokuratoren gewählt, bestritt C. fest u. gründlich die Konstitution vom 16. April 1834 (Estatuto real). Von ihm rührt auch der 1835 von 40 Prokuratoren an die Kammer geschehene Antrag her, der Königin bemerklich zu machen, daß die bisherige Regierungsweise dem Vaterlande zum Verderben gereiche. Als wahrscheinlicher Verfasser einer Adresse der rebellischen Nationalgarde an die Königin konnte er einer Verhaftung nur dadurch entgehen, daß er sich bis zur Aufhebung des Belagerungszustandes von Madrid in strenger Verborgenheit hielt. Im J. 1836 trat er an die Spitze der revolutionären Junta von Cuença, ward Deputirter bei den konstituirenden Cortes, erklärte sich gegen die Verfassung vom 18. Juni 1837 und stimmte gegen die Bestätigung der Königin-Mutter als Regentin. Auch gegen die Ministerien Calatrava und Ofalia trat er als entschiedener Gegner auf. Im Jahre 1838 wählte man ihn zum Mitgliede der Provinzialdeputation von Madrid. C. nahm 1834 Antheil an der Eintheilung der alten Provinzen in 43 kleinere, verfertigte 1835 eine Nationalstatistik und 1836 ein neues Gemeindegesetz und die Einrichtung der Nationalmiliz in der Hauptstadt. Außer kleineren politischen Aufsätzen zeichnen sich aus seine „Fisonomia natural y politica de los disputados a cortes en 1834, 1835, 1836" (Madrid 1836), El gobierno y los cortes del estatuto materiales para su historia" (das. 1837) u. „Manuale geografico-administrativo de la monarquia española" (das. 1844).

2) Fernan, Pseudonym der Romanschriftstellerin Cecilia de Arrom, einer Tochter eines Deutschen, Namens Böhl de Faber, geboren 1797 zu Morgues in der Schweiz, lebt in Sevilla u. hat seit 1849 zuerst in dem Feuilleton des Journals „España" eine Reihe von Novellen veröffentlicht, welche das andalusische Volksleben schildern u. in den „Obras completas" (Madrid 1856—59, 13 Bde.; deutsch von Lemcke, Paderborn 1859 f., und von Geyder, Breslau 1860 f.) gesammelt sind. Die Verfasserin gehört zu den bedeutendsten Romanschriftstellerinnen der Gegenwart.

Caballinus fons (lat.), die Hyppocrene der Griechen.

Cabaña, la, befestigter Hafenort auf der westlichen Nordküste der Insel Cuba, im Partido von Havaña.

Cabanis, Pierre Jean George, ausgezeichneter theoretischer Arzt u. Philanthrop, den 5. Juli 1757 zu Cosnac geboren, studirte zu Paris Humaniora, ging in früher Jugend als Sekretär eines polnischen Großen nach Warschau, widmete sich dann seit 1775 zu Paris 6 Jahre lang dem Studium der Medicin u. prakticirte als Arzt in Auteuil. Hier vollendete er seine schon früher begonnene Uebersetzung der Ilias, nahm aber 1783 mit seinem „Serment d'un médecin" (Paris 1783) von den schönen Wissenschaften Abschied. Die Revolution zählte ihn zu ihren Anhängern, u. Mirabeau, dessen Krankheit und Tod er beschrieb, verschied in seinen Armen. Während der Schreckensherrschaft lebte er in Zurückgezogenheit und wurde später nach u. nach Professor der Gesundheitslehre, der Klinik an der medicinischen Schule zu Paris, Mitglied des Nationalinstituts, Kommandant der Ehrenlegion, Volksrepräsentant in dem Rath der 500 u. Mitglied des Erhaltungssenats. Er † den 5. Mai 1808 unfern Meulan. Sein Hauptwerk ist der „Traité du physique et du moral de l'homme" (Paris 1802, 2 Bde.; 1824, 3 Bde.; deutsch von L. H. Jakob, Halle 1804, 2 Bde.). Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1823—25 in 5 Bänden. In seiner „Lettre posthume et inédite sur les causes premières" (Paris 1824) ist ihm das Lebensprincip (Seele) eine Substanz, welche die Naturelemente der Organe verbindet u. sich im Tode von diesen trennt. Seine durchaus sensualistische Ansicht ist: Les nerfs voilà tout l'homme (die Nerven, das ist der ganze Mensch).

Cabans, theils langhaarige, theils kahle wollene Regenröcke, zu Salonichi verfertigt u. in Asien stark getragen; auch Kaputröcke für die Matrosen zu Marseille.

Cabarrus, François, Graf von, spanischer Finanzminister, 1752 zu Bayonne geboren, erhielt seine Schulbildung im Oratorium zu Toulouse, widmete sich dem Kaufmannsstand u. wurde von seinem Vater zur weiteren Ausbildung zu einem Handelsfreund, Galabert in Saragossa, geschickt. Hier heirathete er noch sehr jung heimlich dessen Tochter u. erhielt später von ihm die Aufsicht über eine Seifenfabrik zu Caravanchel bei Madrid. In der damaligen großen Geldverlegenheit während des Krieges mit England ward auf seinen Vorschlag ein Interessen tragendes Papiergeld (Vales) in Umlauf gesetzt, 1782 die San-Carlosbank errichtet, deren Direktor er wurde, und 1785 eine Handelskompagnie der Philippinnen gegründet. C. trat ins Finanzministerium, verlor aber unter Karl IV. seinen Einfluß, mußte sogar das Direktorium der Bank niederlegen und ward 1790 in strenge Haft genommen. Erst 1794 freigelassen u. 1795 einer Veruntreuung öffentlicher Gelder feierlich für nichtschuldig erklärt, ward er bald darauf in den Grafenstand erhoben, mit einem Geschenk von 6 Millionen Realen entschädigt und zum Hofbankier, zum Generalintendanten der Wege u. Kanäle u. zum Generaldirektor der königlichen Fabriken ernannt. Im Jahre 1798 wirkte er als spanischer Minister u. Gesandter auf dem Friedenskongreß zu Rastadt, ging dann als Gesandter

nach Paris, wurde jedoch vom Direktorium als geborner Franzose nicht angenommen. Der Friedensfürst, der daheim seine Talente fürchtete, sandte ihn hierauf in Staatsangelegenheiten nach Holland. Nach der Abdankung Karls IV. kehrte C. nach Spanien zurück, erhielt unter Ferdinand VII. das Portefeuille der Finanzen und begleitete diesen nach Bayonne. Nach der Okkupation Spaniens durch die Franzosen trat er auf deren Seite u. blieb unter Joseph Minister u. Direktor der San-Carlosbank. Als solcher † er den 27. April 1810 zu Sevilla. Seine Tochter Therese vermählte sich mit dem Konventsdeputirten Tallien, später mit dem Fürsten Chimay.

Cabello (Puerto Cabello, auch Cavello), Handelsstadt im südamerikanischen Staate Venezuela, Provinz Valencia, mit vorzüglichem Hafen, der sich zur Aufnahme der größten Kriegsschiffe eignet, besteht aus der auf einer Insel von holländischen Seeräubern angelegten alten Stadt und aus einer mit dieser durch eine Brücke verbundenen neuen Vorstadt auf dem Festlande und hat 5—6000 Einw.

Cabestang, (Cabestaing), Guillaume de, provençalischer Troubadour des 13. Jahrhunderts, aus der Grafschaft Roussillon oder der Provence gebürtig, Stallmeister Margarethens, der Gemahlin des Grafen Raimund von Provence, sang, begeistert von den Reizen seiner Herrin, die zärtlichsten Liebeslieder, erweckte aber dadurch die Eifersucht des Grafen, der ihn ermorden und das ausgerissene Herz zugerichtet seiner Gattin vorsetzen ließ. Als sie diese Unthat erfuhr, rief sie aus: „Weil ich so edles Fleisch gegessen, begehre ich nun kein anderes mehr", und stürzte sich, von ihrem Gemahl mit dem Degen verfolgt, von dem Balkon. Nach Einigen starb sie vor Gram freiwillig, nach Andern, von dem Grafen gezwungen, den Hungertod. Von C. sind noch 7 Gedichte übrig.

Cabet, Etienne, französischer Kommunist, geboren den 2. Jan. 1788 zu Dijon, Sohn eines Böttchers, wurde von dem Pädagogen Jacotot zum Lehrfache vorbereitet und war eine Zeitlang Studienaufseher und Gymnasiallehrer. Später studirte er Medicin, endlich die Rechte und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Unter der Restauration wegen Theilnahme an politischen Demonstrationen und Verbindungen mehrmals von seiner Praxis suspendirt, ging er nach Paris, wo er sich am Carbonarismus betheiligte und Mitglied des obersten Ausschusses dieser geheimen Gesellschaft wurde. Nach der Julirevolution von 1830 ernannte ihn der Justizminister Dupont de l'Eure zum Generalprokurator in Korsika, welche Stelle er jedoch bald wieder niederlegen mußte, worauf er im Juli 1831 von einem Wahlbezirk im Departement Côte d'or in die Kammer gewählt wurde und sich hier der äußersten Linken anschloß. Er veröffentlichte dann eine Geschichte der „Révolution de 1830" (Paris 1832), stiftete 1833 das radikale Sonntagsblatt „Le populaire", ward aber im März 1834 wegen eines Aufsatzes in dieser Zeitschrift zu 2jähriger Haft verurtheilt, der er sich durch die Flucht nach London entzog. Von dort griff er die Julíregierung in heftigen Pamphleten an, während er zugleich seine kommunistischen Studien in den Schriften von Morus, Campanella, Morelly, Mably ꝛc. begann. In Folge der Amnestie von 1839 nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er seinen Aufenthalt in Paris, veröffentlichte seine „Histoire populaire de la revolution française de 1789 à 1830" (Paris 1840, 4 Bde.), ward bei der Befestigungsfrage 1840 in einen heftigen Kampf mit den Republikanern des „National" verwickelt, welches Journal sich für die Befestigung von Paris erklärte, und brach durch seine gleichzeitig erscheinende „Voyage en Icarie, roman philosophique et social" (Paris 1840, 2. Aufl. 1842; deutsch von Wendel-Hippler, das. 1847) vollends mit dem politischen Republikanismus. Als Organ seiner kommunistischen Tendenzen, die er in dem letztgenannten Buche darlegte, ließ er den „Populaire" wieder erscheinen, gab jedoch demselben eine mehr gemäßigte Färbung, wonach Ehe und Familie beibehalten, die Kulturfragen, als Religion, Wissenschaft, Kunst, bis zur Einführung des kommunistischen Systems vertagt, Gütergemeinschaft nur vorbereitend gepredigt und überhaupt die alten und neuen gesellschaftlichen Zustände gütlich ausgeglichen werden sollten. Wegen dieser Halbheit gerieth C. mit den entschiedenen Kommunisten, den Babeufisten, in heftigen Streit, die ihrerseits den „Humanitaire" gründeten, während C. mit 150 Aktionären des „Populaire" den Namen „Communistes icariens" annahm. Von 1843 bis 1848 gab er den „Almanach icarien" heraus. Im Jahr 1848 trat er mit dem Plan der Gründung einer kommunistischen Gemeinschaft oder einer „ikarischen Kolonie" hervor, u. 1847 veröffentlichte er im „Populaire" die Statuten eines solchen, zeigte an, daß er in Texas, am rothen Flusse, eine Million Acker Landes verliehen erhalten habe, und forderte zugleich seine Anhänger zur Auswanderung dahin auf. Wirklich fanden sich eine Anzahl Jünger C.s, die ihm ihr Vermögen einhändigten, und schon waren 69 Kolonisten unterwegs, als die Februarrevolution von 1848 ausbrach, die C. hoffen ließ, sein Staatsideal in Frankreich selbst verwirklicht zu sehen. Als sich nach dem großen pariser Junikampfe das Gegentheil herausstellte, schiffte er sich selbst mit 44 seiner Genossen in Texas ein. Die Ankömmlinge fanden jedoch statt des vorgespiegelten Glückes Elend und Enttäuschung und überhäuften C. mit Verwünschungen. Mehre Kolonisten klagten sogar den Meister betrügerischer Prellerei in Bezug auf das zusammengeschossene Vermögen von mehr als 200,000 Franken an, u. das Zuchtpolizeigericht der Seine verurtheilte ihn während seiner Abwesenheit am 30. September 1849 zu zweijähriger Haft und fünfjährigem Verlust des Bürgerrechts. C. kehrte indessen nach Frankreich zurück, stellte sich im Juni 1851 als Gefangener und brachte seine Sache vor das Appellationsgericht, das ihn am 26. Juli 1851 freisprach. Er versicherte in seiner Vertheidigung, daß der Kolonisationsversuch am rothen Flusse nur durch Kleinmuth und Ungestüm der Kolonisten gescheidert sei; eine von ihm selbst mit 300 Ikaristen gegründete Niederlassung zu Nauvoo am Mississippi sei im schönsten Aufblühen begriffen. Dennoch blieb C. bei seinen Freunden in Paris und hatte nichts Geringeres im Sinne, als bei der Präsidentenwahl der französischen Republik (1852) als Kandidat aufzutreten, ward aber im Januar 1853 durch Polizeiagenten nach London gebracht, von wo er sich nach Amerika einschiffte. Im Sommer 1854 ließ er bekannt machen, daß seine ikarische Kolonie zu Nauvoo über 400 Köpfe mit 91 Ehepaaren zähle; doch kam es zwischen ihm und seiner Kolonie zu

Zwistigkeiten, in deren Folge er von derselben förmlich ausgestoßen wurde. Er † bald darauf, am 9. November 1856, zu St. Louis.

Cabinet noir (franz., schwarzes Kabinet), unter Ludwig XIV. in Frankreich eingerichtetes Institut, welches, mit der Postverwaltung in Verbindung stehend, dazu bestimmt war, der Regierung Einblick in die Geheimnisse der Privatkorrespondenz zu verschaffen. Man wußte hier das Eröffnen und Wiederverschließen der Briefe so geschickt zu bewerkstelligen, daß die Empfänger nichts davon bemerkten. Während der Revolution ward das Institut, namentlich auf Mirabeau's Betreiben aufgehoben, von Napoleon I. aber wieder eingerichtet u. neu organisirt, auch mit einer größern Anzahl von Beamten ausgestattet. Man war bei Auswahl der letzteren darauf bedacht, daß dieselben in naher Verwandtschaft zu einander standen, wodurch es möglich ward, das Bestehen der Anstalt bis in die letzten Jahre der Restauration geheim zu halten. Ludwig XVIII. und Karl X. sollen sich derselben nicht nur bedient haben, um etwaigen staatsgefährlichen Umtrieben auf die Spur zu kommen, sondern auch, um von Privatverhältnissen, namentlich der Chronique scandaleuse des Familienlebens, Kenntniß zu erhalten. Auch bei einzelnen deutsch. Regierungen sollen dergleichen Institute in Wirksamkeit gewesen sein. Jedenfalls wird durch eine solche unter Autorität der Staatsgewalt erfolgende Verletzung des Briefgeheimnisses (s. d.) das Rechtsgefühl, sowie die persönliche Freiheit der Staatsbürger aufs Tiefste verletzt u. beeinträchtigt, abgesehen davon, daß sich dergleichen Maßregeln zur Verhinderung oder Entdeckung staatsgefährlicher Verbindungen als ganz unzulänglich erwiesen haben.

Cabira, Ort im alten Pontus, unweit des Paryadresgebirges, mit einem gefeierten Heiligthum des Lunus, wo Mysterien der phönicisch-ägyptischen Kabiren (s. d.) gehalten wurden. Mithridates der Große, d. sich häufig hier aufhielt, verschönerte den Ort, Pompejus erhob ihn zu einer Stadt u. nannte sie Diopolis, Pythodoris dagegen, d. Augustus zu Ehren, Sebaste, bei Ptolemäus heißt sie Sebastopolis. Hier schlug 71 v. Chr. Lucull den Mithridates. Jetzt Nigissar.

Cabiri, s. Kabiren.

Cabochon (franz.), ein nach seiner natürlichen Form, ohne erst geschnitten zu sein, geschliffener Edelstein, deshalb oft oval und krumm. Am häufigsten werden Rubine auf diese Weise behandelt.

Cabo-frio, Stadt mit Seehafen in der brasilianischen Provinz Rio de Janeiro, am gleichnamigen Vorgebirge, hat ungesundes Klima, ein College und 3500 Einwohner, die Handel und Fischerei treiben.

Cabot, s. Caboto.

Cabotage (franz., engl. coasting trade), Küstenschifffahrt und Küstenhandel im Allgemeinen; dann besonders die Frachtschifffahrt zwischen Häfen eines und desselben Landes. Früher war diese den Schiffen des eigenen Landes ausschließlich vorbehalten u. fremde Kapitäne u. Schiffsmannschaften waren, selbst auf einheimischen Schiffen, davon ausgeschlossen. Erst in neuerer Zeit haben viele Staaten die C. gegenseitig frei gegeben. England gestattet allen fremden Schiffen ohne Ausnahme C., doch hindert die schwer zu bestehende Konkurrenz mit den des Lootsenfahrwassers kundigen englischen Küstenfahrern (colliers) deren Benutzung von Seiten fremder Fahrzeuge. Die Vereinigten Staaten nehmen die C. an allen Küsten Nord- und Südamerikas für ihre Angehörigen in Anspruch, wobei sie besonders den Umstand geltend machen, daß der Seeweg vom Osten nach dem Westen ihres Gebiets der Küste entlang führe. In Kriegszeiten pflegen die kriegführenden Mächte die C frei zu geben, so daß neutrale Schiffe im Verkehr nicht gestört sind, wenn nicht etwa sämmtliche Häfen eines Landes im Blokadezustand sind. Daher Cabotier, Küstenfahrer, Lootse.

Caboto (Cabot), 1) Giovanni, erster Entdecker des nördlichen Kontinents von Amerika, ein geschickter venetianischer Schifffahrer, welcher sich des Handels wegen in Bristol aufhielt, wirkte 1495 für sich und seine 3 Söhne, Sebastiano, Ludovico und Sanzio, vom englischen König Heinrich VII. eine Vollmacht aus, Länder zu entdecken, zu erobern und zu kolonisiren, wofür er dem König den 5. Theil des Ertrags geben und verpflichtet sein sollte, nach dem Hafen von Bristol zurückzukehren. C. segelte im Frühjahr 1497 mit einem königlichen Schiffe u. 4 von Kaufleuten gelieferten Transportschiffen von Bristol ab und fand, sich nordwestwärts haltend, am 24. Juni eine Insel, die er Prima-vista nannte, das jetzige Neufoundland, dessen südwestlichsten Theil er für eine besondere Insel hielt und nach dem Tage der Entdeckung Johannisinsel nannte. Hierauf segelte er längs der Küste des amerikanischen Kontinents bis zum Kap Florida und kehrte mit reicher Ladung und 3 Indianern nach England zurück.

2) Sebastiano, Sohn des Vorigen, 1477 zu Bristol geboren, machte seine erste Entdeckungsreise mit seinem Vater und noch später einige andere allein, von denen jedoch nichts Sicheres bekannt ist. Im Jahre 1512 trat er in spanische Dienste und wurde Mitglied des Raths von Indien. Der Tod Ferdinands des Katholischen 1516 vereitelte seinen Plan, die nordwestliche Durchfahrt nach Asien zu suchen, worauf er wieder englische Dienste nahm, mit dem Viceadmiral Pert in Verbindung trat u. 1517 ein Geschwader nach Brasilien führte, um im Süden einen Weg nach Ostindien zu finden. Wegen Perts Furchtsamkeit mußte er jedoch umkehren, segelte nach Hispaniola und Portorico, trieb hier einträglichen Handel und kam von da glücklich nach England zurück. Bald darauf trat er abermals in spanische Dienste, wurde Oberpilot u. wieder Mitglied des Raths von Indien. Sein großer Ruf veranlaßte mehre reiche Kaufleute, mit ihm wegen einer Reise nach den Molukken durch die Magellanstraße in Unterhandlungen zu treten. Der Vertrag kam zu Stande, und im April 1525 segelte C. mit 4 Schiffen von Cadiz ab. Da aber das Schiffsvolk Meutereien begann und durch die Straße zu fahren sich weigerte, gab er die Fahrt nach den Molukken auf und segelte den La-Plata und Paraguay hinauf. Aus Mangel an Lebensmitteln, Munition, Handelsartikeln und Mannschaft kehrte er 1531 nach einem 5jährigen Aufenthalt nach Spanien zurück. Als er sich hier kalt aufgenommen sah, von dem Hofe, weil er die Meuterer zu hart bestraft hatte — er hatte nämlich die Haupträdelsführer an einer öden Insel ausgesetzt —, von den Kaufleuten, weil er nicht bis zu den Molukken gelangt war, so begab er sich nach Bristol, wo ihn der damalige Lord-Protektor, der Herzog v. Somerset, zum königlichen Oberpiloten und Gouverneur

einer Handelsgesellschaft zur Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt nach Ostindien ernannte. Diese Expedition nach dem östlichen Norden, geleitet von Sir Hugh Willoughby, legte den Grund zum Handel zwischen England und Rußland, und C. wurde der Gouverneur dieser Handelsgesellschaft. Er † um 1557. C. soll zuerst, fast gleichzeitig mit Columbus, die Abweichungen der Magnetnadel beobachtet haben; auch entwarf er eine große Karte, die in der Privatgallerie von Whitehall aufgehängt war. Ihm schreibt man das Werk „Navigazione nelle parte settentrionali“ (Venedig 1583) zu. C. zu Ehren wurde der Landstrich zwischen Canada, Neu-Wales, der Hudsonsbai u. Labrador **Cabotia** genannt. Vergl. Memoir of Seb. C., London 1831.

Cabra, 1) Stadt in der spanischen Provinz Cordova, am gleichnamigen Fluß, hat ein Kollegium, Manufakturen, vorzüglichen Weinbau und 11,580 Einw. — 2) (**Kabara**), Stadt im Binnenland von Nordafrika, im Reich Dschinnie, am Niger, Hafenplatz von Timbuktu, dessen Bewohner hier große Magazine haben.

Cabral, 1) (auch **Cabrera**), **Pedro Alvarez**, der Entdecker Brasiliens, stammte aus einer edlen portugiesischen Familie, ward vom König Emanuel, als nach Vasco de Gama's glücklicher Rückkehr die zweite portugiesische Flotte von 13 Fahrzeugen mit 1200 Mann zur Entdeckung eines Seewegs nach Indien ausgerüstet ward, zum Admiral derselben ernannt, segelte am 9. März 1500 aus dem Hafen von Lissabon ab, nahm jedoch, um die Windstillen an der afrikanischen Küste zu vermeiden, eine zu westliche Richtung und wurde nach einer monatlichen Fahrt an den Theil der Küste von Südamerika verschlagen, welcher jetzt Brasilien heißt. Am 24. April landete er, nannte den Küstenstrich Terra-da-Santa-Cruz und nahm das Land für Portugal in Besitz. Auf der nun nach Ostindien gerichteten Fahrt hatte die Flotte durch viele Stürme zu leiden, und mit der Hälfte der Schiffe und deren Mannschaft ging auch der berühmte Bartholomäus Diaz zu Grunde. Mit dem Reste segelte C. die Ostküste von Afrika hinauf, landete zunächst auf Mozambique, für dessen Kenntniß er die ersten und bedeutendsten Data sammelte, traf am 27. August auf die Antschediveninseln, deren Lage er genau bestimmte, ging hierauf nach Kalikut, beschoß diese Stadt wegen einer erlittenen Beleidigung, schloß Handelsverträge mit den Fürsten von Cochin und Cananor und fuhr am 21. Juli 1501 mit reichen Ladungen wieder im Tajo ein. Bei den darauf folgenden Seeunternehmungen wird C.s Name nicht mehr genannt. Er † um 1526. Seine Reisen finden sich beschrieben in Ramusio's „Navigazioni e viaggi“ (Venedig 1563, 3 Bde.; 1855).

2) **Antonio Bernardo da Costa C., Graf von Thomar**, portugiesischer Staatsmann, 1803 zu Fornas de Algostra in der Provinz Oberbeira geboren, studirte seit 1818 an der Universität zu Coimbra Jurisprudenz und ward Advokat, gab aber nach kurzer Zeit auf Wunsch seiner Familie die Advokatur auf und wurde Richter in Fora de Perella; doch trieben ihn die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes von dieser Stelle in die Verbannung. Als die liberale Partei sich in Besitz der Azoren gesetzt hatte, wurde er Mitglied des in Terceira errichteten Gerichtshofes und während der Regentschaft daselbst Beisitzer des obersten Kriegsraths. Dom Pedro, der ihn später in Oporto als Sekretär des Generalauditors der Arme fand, gab ihm die königliche Prokuratur bei dem Obertribunal dieser Stadt, worauf er Richter des ersten Gerichtshofes der Azoren und dann des Obertribunals in Lissabon ward. Hier 1835 in die Cortes gewählt, trat er seit 1837 als entschiedener Septembrist gegen die Regierung auf, nahm auch insgeheim Antheil an dem Aufruhr im Arsenal. Durch das Mißlingen desselben ward er gemäßigter, kam sogar, als am 7. März 1838 Soares Baldeira abgesetzt wurde, als Civilgouverneur von Lissabon an die Spitze der Verwaltung und ward 1839 Minister der Justiz u. geistlichen Angelegenheiten. Als er am 27. Jan. 1842 in Oporto eine revolutionäre Junta bildete u. die Charte Dom Pedro's ausrief, ward er zwar durch ein königliches Dekret seiner Stelle entsetzt, doch kehrte er, vom Hof im Geheimen begünstigt, nachdem die Bewegung für die Charte in schnellem Verlauf ihr Ziel erreicht, triumphirend nach Lissabon zurück und nahm unter dem Titel eines Ministers des Innern Besitz von der unumschränkten Diktatur. Er erließ Gesetze über die Reform des Gerichtswesens, über das Verwaltungswesen und die Nationalgarde, stellte die didiplomatischen Verbindungen mit den nordischen Mächten wieder her, knüpfte Unterhandlungen mit der römischen Kurie an, schloß Traktate über den Handel im Allgemeinen u. den Sklavenhandel mit England u. einen Handels- u. Schifffahrtsvertrag mit den nordamerikanischen Freistaaten. Aber er tastete auch die Unabhängigkeit der Richter und der Universitäten an, welche letztere selbst Dom Miguel geachtet hatte, setzte die Verschleuderung der öffentlichen Gelder fort, wobei er jede Rechnungsablage verweigerte, führte eine drückende Steuer nach der andern ein und entfremdete sich durch Willkürmaßregeln aller Art den besseren Theil seiner eigenen Partei. Besonders hielt ihn seine Organisation der Freimaurerlogen, deren zahlreiche Mitglieder er mit solcher Allgewalt lenkte, daß selbst die Konservativen Bedenken trugen, in seinen Händen eine unabhängige Macht zu sehen, die der Krone gefährlich werden konnte. Ein Aufstand, 1844 vom Grafen Bomfim unternommen, gab C. einen willkommenen Vorwand, die Zügel noch straffer zu ziehen. Ein zweiter Aufstand aber, der in Oporto ausbrach, hatte am 17. Mai 1846 seine Entlassung zur Folge. Er floh von einem Schlupfwinkel in den andern, sich nirgends für sicher haltend, bis er in Cadix den spanischen Boden betrat. Nach Besiegung der Revolution kehrte C. zurück, stand 1847 an der Spitze des chartistischen Wahlausschusses, ging im Okt. 1848 in außerordentlicher Mission nach Madrid, saß nach seiner Rückkehr im Januar 1849 in den Cortes und ward Ende Mai 1849 von der Königin mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Er debütirte mit einer starken Anleihe an die Bank und beschwichtigte die öffentliche Meinung mit dem Versprechen, daß das Geld zu dem Bau einer Eisenbahn von Lissabon an die spanische Grenze verwendet werden solle. Die tiefe Noth des Landes, noch erhöht durch eine gänzliche Handelsstockung, rief jedoch in den Cortes eine Opposition hervor, die in der Pairskammer der Herzog Saldanha, bei den Deputirten C.s Bruder, Silva, lei-

teten. Am 5. Februar 1851 traten die Cortes mit der Anklage gegen ihn auf, er habe bei einer Sendung fremden Porzellans für sich das Zollamt um 300 Pfund Sterling betrogen; zwar wurde dieselbe niedergeschlagen, als er aber am 18. Februar bei Abstimmung einer Klausel des neuen Wahlgesetzes eine Majorität von 52 Stimmen gegen sich hatte, mußte er seine Entlassung anbieten, welche die Königin indeß nicht annahm. Ein vom Grafen Saldanha erregter Aufstand beraubte ihn endlich am 26. April 1851 seines Ministerpostens und nöthigte ihn zur Flucht nach England. Er kehrte jedoch schon im Februar 1852 nach Lissabon zurück.

Cabrera, 1) die kleinste Insel der Balearen, im mittelländischen Meer, südlich von Mallorca, eine kleine Basaltkuppe, $1^1/_2$ Meilen lang, $^1/_2$ Meile breit, fast ohne Vegetation und nur von einigen Fischern bewohnt, dient als Verbannungsort für Verbrecher. — 2) (Caprera), eine der buccinarischen Inseln, an der Nordostküste von Sardinien, in der Meerenge von Bonifacio, 5 Seemeilen von Maddalena, felsig und nur theilweise anbaufähig, mit vielen Kaninchen und wilden Ziegen, ist in neuester Zeit (1860—61) als Wohnsitz Garibaldi's bekannt geworden.

Cabrera, 1) Don Juan Thomas Henriquez de C., Herzog von Medina del Rio Secco, Graf von Melgar, spanischer Premierminister und gewandter Diplomat, stammte von den Königen von Kastilien ab. Als Jüngling verwaltete er die Statthalterschaft von Mailand zur großen Zufriedenheit des Landes, wurde Oberstallmeister, nach seines Vaters Tod Admirante von Kastilien und 1693 erster Minister Karls II. Im vollen Genusse der Gunst der Königin Maria Anna und bei der Geistesschwäche des Königs beherrschte er Spanien unumschränkt und bot alle diplomatischen Künste auf, dem Hause Oesterreich die spanische Erbfolge zu sichern. Im Jahre 1699 stürzte ihn der Kardinal Portocarrero; er mußte den Hof verlassen, wurde aber 1700 von Philipp V. zum spanischen Gesandten in Paris ernannt. C., welcher dies als eine Verbannung ansah, lehnte den Posten ab, begab sich nach Lissabon, gewann den portugiesischen König für die Koalition gegen Philipp V. u. suchte durch die Versicherung, daß das Testament Karls II. unächt sei, den Papst für die Ansprüche Oesterreichs zu gewinnen. Der Rath von Kastilien sprach deshalb den Verlust aller seiner Güter und den Tod über ihn aus. Er † den 23. Juni 1705 zu Lissabon vor Gram, seine den Generälen der Koalition gegebenen Vorschläge nicht befolgt zu sehen.

2) Don Ramon C., Graf von Morella, nächst Zumala-Carreguy der tüchtigste General u. Vertreter der spanischen Karlistenpartei, am 31. August 1810 zu Tortosa in Katalonien von bürgerlichen Aeltern geboren, erhielt die Anwartschaft auf eine Pfründe in der Hermidoc de Nuestra-Señore-del-Camino bei Tortosa und 1831 die niedern Weihen, trat aber, da ihm der Bischof von Tortosa, Don Victor Saez, wegen seiner Ausschweifungen die höheren verweigerte, und ihm der geistliche Stand überhaupt nicht zusagte, als Unteroffizier in das karlistische Corps unter Carnicer und führte schon 1835 dasselbe als geschickter und kühner Parteigänger. Raub u. Brand waren auf seinem Wege, und Ströme von Blut ließ er fließen, als auf einen Befehl des Generalkapitäns Mina am 16. Febr. 1836 der Generalkommandant von Niederaragonien, Don Augustin Nogueras, C.'s 72jährige Mutter wegen geheimen Einverständnisses mit ihrem Sohne in Tortosa erschießen und dessen 3 Schwestern verhaften ließ. Ein mit Blut geschriebenes Manifest ging ihm auch voraus, als er sengend u. brennend mit Gomez bis Andalusien vordrang und, von diesem getrennt, sich durch die Provinzen Cuença, la Mancha nach Niederaragonien zurückzog. Bei Rancon geschlagen und schwer verwundet, wurde er durch zwei Hirten gerettet und bei dem Pfarrer Don Manoel Moron zu Almaden bis zu seiner Heilung verpflegt. Anfangs 1837 brachte der Todtgeglaubte sein Heer bis auf 40,000 Mann Infanterie, 2500 Pferde und 80 Kanonen, drang im März bis nach Valencia und Cuença vor, nahm die Bergveste Canta vieja, die er 1836 verloren, besiegte den christinischen General Oraa, erzwang dem Prätendenten den Uebergang über den Ebro und stand am 12. September Abends 5 Uhr vor den Thoren Madrids. Auf Don Carlos' Befehl trat er jedoch mit seinem Streifcorps den Rückzug an. Hierauf bedrängte er nach einigen Unfällen wieder den General Oraa, fiel plündernd in Valencia ein und zog sich beutebeladen bis Canta vieja zurück. Im Jahre 1838 nahm er im Februar die Festungen Morella und Benicarlo, hinderte Oraa an der Wiedereinnahme der ersteren und brachte ihm eine schwere Niederlage bei. Zum Dank ernannte ihn Don Carlos zum Grafen von Morella und Generallieutenant und bestätigte ihn als Generalgouverneur von Valencia, Murcia und Aragonien. Am 1. Okt. besiegte er zwischen Morella und Caspe den General Pardinas u. metzelte die Gefangenen nieder. Sein Feldherrntalent bewährte er auf's Neue 1839 durch die Einnahme Noguerra's und durch seinen Sieg über die Belagerer. Nach Maroto's Treubruch und Uebergang sah sich C. auf die Defensive beschränkt. Als Don Carlos Spanien verlassen, setzte er den Krieg auf eigene Faust fort, wie er denn überhaupt mehr aus Religionseifer und aus Rache gegen die konstitutionelle Regierung, als für die Rechte des Prätendenten kämpfte. Eine Krankheit hemmte gegen Ende 1839 C.'s Operationen. Er hielt sich aber in den Gebirgen Kataloniens und Aragoniens, bis Espartero gegen ihn zog, Morella belagerte u. ihn nöthigte, am 6. Juli 1840 auf französisches Gebiet überzutreten. Hier verhaftet, wurde er im Schlosse Ham gefangen gehalten, aber schon gegen Ende des Jahres freigegeben, worauf er sich nach den hyerischen Inseln und 1841 nach Lyon begab. Während seines Aufenthalts in Frankreich entfernte er sich von der Fraktion seiner Partei, welche die eigentliche Umgebung des Prätendenten bildete, so daß er von Don Carlos im Mai 1842 als karlistischer Kriegschef förmlich abgesetzt wurde. Als Don Carlos zu Gunsten seines Sohnes, des Grafen von Montemolin, der Krone entsagte, erkannte C. diesen Schritt nicht an, weil der König nicht frei, führte sogar den Beweis, daß er seit 7 Jahren nicht zurechnungsfähig sei. Doch näherte er sich dem Grafen Montemolin und wurde bald dessen vertrautester Rathgeber. Er floh sogar mit demselben im Sept. 1846 nach England und machte von hier

aus Vorbereitungen zu einem Einfalle in Spanien. In Katalonien, Valencia und Aragonien traten einzelne Banden auf, aber die Bevölkerung verhielt sich so theilnahmlos, daß man keine allgemeine Schilderhebung wagen mochte. Die Februarrevolution erweckte neue Hoffnungen der Partei. C. landete im Juni in Spanien und erhob die karlistische Fahne, mußte aber, nach einem Treffen bei Pasteral (27. Jan. 1849), schwer verwundet, nach Frankreich fliehen, wo er verhaftet, aber im August vom Präsidenten der französischen Republik freigegeben ward. Er ging wieder nach London, wo er die reiche Miß Marianna Katharina Richards heirathete, reiste in Folge der Spannung zwischen den Höfen von Madrid und Neapel im Juli 1850 nach Neapel, um hier zu Gunsten des Grafen Montemolin zu wirken, wurde jedoch Anfangs 1851 ausgewiesen, kehrte über Frankreich nach England zurück und lebte seitdem abwechselnd in London und Paris. Den 1861 empfangenen Antrag, an die Spitze der neapolitanischen Banden zu treten, wies er ab. Vgl. Rahden, Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege, Frankfurt 1840; Rosbella, Historia de C. y de la guerre civil en Aragon, Valencia y Murcia, Madrid 1844.

Cabriel, Fluß in der spanischen Provinz Cuença, der auf der Sierra von Albaracin entspringt und nach 21 Meilen Laufs bei Cofrentes in den Xucar mündet.

Cabrioni, Gipfel der mittlern Pyrenäen, 9900 Fuß hoch.

Caca, Schwester des Cacus, dessen Diebstahl sie verrieth, weshalb sie göttlich verehrt wurde. In ihrem Heiligthum brannte, gleich wie bei dem der Vesta, immerwährendes Feuer.

Cacalia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den cylindrischen, tief getheilten, an der Basis oft noch mit besondern Schuppen versehenen Kelch, die röhrigen Blüthen und die haarige Samenkrone. Obgleich neuerlich von der linné'schen Gattung C. viele Arten abgetrennt und unter Emilia, Kleinia, Gynara, Senecio 2c. gestellt worden sind, so besteht jene doch noch aus zahlreichen Arten, meist den wärmeren Gegenden Asiens u. Amerika's, zum Theil auch den Alpen angehörigen Sträuchern und Kräutern. Als Zierpflanzen kommen vor: C. alpina *L.*, Adenostyles alpina *Cass.*, Alpenpestwurz, krautartig, mit nierenförmigen, gezähnten Blättern, zahlreichen röthlichen Blüthen in schirmförmigen, mit 3—4 Hüllschuppen versehenen Rispen, gegen 2 Fuß hoch, auf den Alpen, im Schwarzwald; C. albifrons *L.*, Adenostyles albida *Cass.*, von der vorigen durch die grauen, spitzigen, größeren Blätter und die 6 hellpurpurrothen oder weißlichen Blüthen sich unterscheidend, ebenfalls auf den Alpen; C. suaveolens *L.*, Synosma suaveolens *Baffin.*, mit zahlreichen, aufrechten, mannshohen, gestreiften Stengeln, abwechselnden, pfeilförmigen Blättern, mit borstenartigen Deckblättern ausgerüsteten Blüthenstielen und weißlichen, sehr wohlriechenden Blüthen, in Virginien.

Cacapon, Fluß im nordamerikanischen Staate Virginien, entspringt auf dem Alleghanygebirge u. mündet nach 30 Meilen langem Laufe in den Potomac. An seinen Ufern dehnen sich langgestreckte reiche Eisen- und Kohlenlager aus.

Caccia, Guglielmo, genannt il Moncalvo, vortrefflicher italienischer Historienmaler, 1568 in Montabone geboren, zu Moncalvo erzogen, † 1623. Er eiferte in seinen Werken Andrea del Sarto u. Raphael nach. Seine Hauptstärke war die Frescomalerei; seine vielen Bilder dieser Art haben ihren Farbenglanz bewahrt. Besondere Erwähnung verdienen seine Madonna im königlichen Palaste zu Turin, die Engelglorie an der Kuppel von S. Paolo zu Novara, der heilige Petrus im päpstlichen Ornat in der Kreuzkirche zu Turin, die Kreuzabnahme in S. Gaudenzio zu Novara (C.'s Meisterstück) und das sonderbare Bild am Hochaltar der Dreieinigkeitskirche zu Turin, das Jesuskind darstellend, wie es auf Ermunterung der heiligen Jungfrau und unter dem Beifall Josephs einen Pfeil in das Herz der heiligen Theresia abschießt. C. war so außerordentlich fromm, daß er nie weltliche Dinge malte, zu Moncalvo ein Ursulinerinnenkloster stiftete und fünf seiner Töchter hineinsteckte. Zwei derselben, Ursula Maddalena und Francesca, zeichneten sich besonders durch Kabinetsstücke und Altarbilder in C.'s Manier aus.

Caceres, 1) Hauptort der gleichnamigen spanischen Provinz (378 QM. mit 313,912 Einw.) in der Landschaft Estremadura, am gleichnamigen Flusse, nordöstlich von Badajoz, hat 4 Kirchen, mehre Klöster, ein College, ein Hospital und 14,800 Einw., welche bedeutende Gerberei, Fayencefabriken, Seilerei, Färberei und Handel mit vorzüglicher Wolle treiben. Hier schlugen am 7. April 1706 die Alliirten die Arrièregarde des Herzogs von Berwick. — 2) (Nueva C.), Stadt auf der Ostküste der Philippineninsel Luzon, am schiffbaren Naga, an der San-Miguelsbucht, regelmäßig gebaut, Bischofssitz, mit 12,000 Einwohnern.

Cachao (Cacheo, Catschau), portugiesische Niederlassung in Senegambien, am Rio Grande de Sao Domingos, $7^1/_2$ Stunden von der Meeresküste, mit Fort.

Cacholong, Edelstein von milchweißer, auch röthlichweißer Farbe und lebhaftem Glasglanz, besteht aus amorpher Kieselsäure, ist nach Breithaupt eine Art hydrophanen Opals (Amorphites hyalithus), nach Andern ein Chalcedon, den er zuweilen begleitet. Fundorte sind Hüttenberg in Kärnthen, Kossakow bei Gabel in Böhmen, Buditz in Mähren, Grube Donat bei Freiberg in Sachsen, die Faröerinsel Osteröe, Island.

Cachonde, mit Zucker und Gewürz versetztes Katechu, in Ostindien und China beliebtes Kauwerk, von steifem, in beliebige Formen gebrachtem Teig, gilt als stärkendes Mittel und gibt dem Athem einen angenehmen Geruch.

Cachrys *L.* (Nußdolde), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, charakterisirt durch die vielstrahligen Dolden mit vielblätterigen Hüllen, die gelben, ovalen, eingerollten Blumenblätter und die aufgetriebene, mit 5 dicken Rippen und breiter Fuge versehene Frucht, ausdauernde Kräuter mit zusammengesetzten Blättern. C. Libanotis *L.*, mit glattem Stengel, zweimal gefiederten Blättern und ovaler Frucht, wächst am Mittelmeer in Europa und Afrika auf Bergen und wird 3 Fuß hoch. Die dicke fleischige, gewürzhafte Wurzel, sowie die Früchte wurden sonst als Reizmittel gebraucht. C. odontalgica *Pull.* wächst auf dürren, wüsten Stellen Nord-

asiens, wo die scharf gewürzhafte, Speichel erregende Wurzel, wie bei uns die Bertramwurzel, gegen Zahnschmerzen angewendet wird.

Cachucha, ein neuerer spanischer Tanz von üppigem Charakter, mit Begleitung von Kastagnetten und der Melodie eines spanischen Volkslieds, aus den Tanzschritten des Bolero und Fandango gemischt, gelangte durch Fanny Elßler zu europäischer Berühmtheit.

Cacongo, Negerfürstenthum auf der Westküste von Südafrika, zum Reich Loango gehörig, mit den Hafenstädten Cacongo und Malemba.

Cacoutia *Aubl.*, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrobalanen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5zähnigen, abfälligen Kelchrand, 5 Blumenblätter, 10—14 lange Staubfäden und die ovale, 5eckige, 3samige Frucht voll Mus. C. coccinea *Aubl.*, Schousboea coccin. *Willd.*, in Guyana, an Flüssen, ist ein Kletterstrauch mit abwechselnden, länglich-herzförmigen Blättern, treibt Ranken, die auf die Gipfel der höchsten Bäume laufen und die Zweige voll Blätter und Blüthen herunterhängen lassen. Die Blüthen sind roth, stehen in langen, schönen, paarigen Aehren am Ende und tragen hervorragende Staubfäden; die beerenartige Nuß ist größer als eine Wallnuß, oval, mit 5eckiger, gelber, fast holziger Schale voll Mus und mit einem Kern in weißer Hülse.

Cactus, Pflanzengattung, s. Kakteen.

Cacus, italischer Hirt, raubte dem Hercules Rinder und fiel im Kampfe mit demselben. Als nämlich jener Heros die Rinder des Geryon durch das Gebiet der Aboriginer trieb, stahl C. einen Theil des Viehs, zog es, um den Beraubten in der Spur zu täuschen, rückwärts an den Schwänzen in seine Wohnung, eine geräumige Höhle (antrum Caci), und verschloß deren Eingang mit einem Felsenblock, den 10 Paar Ochsen nicht fortzurücken vermochten. Dem lange suchenden Hercules verriethen endlich die Brüllenden ihren Aufenthalt, die Höhle wurde geöffnet, und nach einem heißen Kampfe erlag C. der Keule des Helden. Evander und die Umwohnenden brachten dem Sieger Dankopfer, und dieser weihte zum Gedächtniß dieser That die Ara maxima. Die Dichter machten den C. zu einem Sohn des Vulkan und einem gewaltigen, flammenspeienden Riesen. Nach Hartung (Religion der Römer, I, 31) sind unter C. und seiner Schwester Caca (s. d.) altrömische Penaten zu verstehen.

Cadalso, Don José de, spanischer Dichter, den 8. Oktober 1741 zu Cadix aus einem altadeligen biskayischen Geschlecht geboren, studirte in Paris, wo er sich namentlich eine ausgebreitete Kenntniß der neuern Sprachen erwarb, in denen er sich später durch seine Reisen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Portugal noch mehr vervollkommnete. Im Jahre 1762 nahm er Militärdienste und zeichnete sich in dem Kriege gegen Portugal so aus, daß ihn der kommandirende General, Graf von Aranda, zu seinem Flügeladjutanten ernannte. Seit 1764 Hauptmann, seit 1776 Major und seit 1777 Eskadronchef, mußte er 1779 mit seinem Regimente zu dem Heere stoßen, das Gibraltar einschloß und blokirte. Hier ward er, nachdem er kurz zuvor zum Obersten befördert worden war, in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1782 in einer sehr weit vorgerückten Batterie von einer Granate getödtet. Unter seinen hinterlassenen Werken sind die bekanntesten die Tragödie „Sancho Garcia", im französischen Geschmack, die er zuerst unter dem Namen Juan del Valle 1771 herausgab; ferner „Los eruditos á la violeta", eine feine Satire auf seichte Vielwisserei, in Prosa (1772), und „Los ocios de mi juventud", die er beide, gleichwie seine „Poesias" (1773), unter dem Namen J. Vasquez erscheinen ließ. Nach seinem Tode erschienen noch „Las cartas marruecas" (Isla de Leon 1820), eine nicht ganz glückliche Nachahmung der „Lettres persanes" des Montesquieu. Gesammelt wurden seine Arbeiten in der „Coleccion de obras en prosa y en verso de Don José C." (beste Ausgabe mit einer Biographie des Verfassers von Don M. F. de Navarette, Madrid, 1818, 3 Bde.). Seine lyrischen Gedichte haben ihm eine bleibende Stelle in der spanischen Nationalliteratur gesichert, besonders seine anakreontischen Oden. Eine Auswahl enthält Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanos". Die feine und doch gutmüthige Ironie, die in seinen satirischen Gedichten herrscht, charakterisirt auch seine prosaischen Werke, die in stylistischer Beziehung unter die besten der neuern spanischen Literatur gehören.

Cada Mosto (Ca da Mosto, Cademosto), Aloys da, glücklicher Seefahrer, um 1432 zu Venedig geboren, machte mehre Handelsreisen im mittelländischen und atlantischen Meer, dann 1455 für den Infanten Heinrich eine Entdeckungsreise über die kanarischen Inseln, das Kap Blanc, die Insel Arguin, in den Senegal, nach dem grünen Vorgebirge und bis in die Mündung des Gambia. Feindseligkeiten mit den Einwohnern zwangen ihn, nach Portugal zurückzukehren, doch fuhr er 1456 mit Ant. Uso aufs Neue aus, entdeckte die Inseln des grünen Vorgebirgs und segelte gegen 60 Meilen den Gambia aufwärts bis zum Kasamansafluß und Rio Grande. Nach dem Tode Heinrichs 1463 begab sich C. nach Venedig. Er soll um 1480 gestorben sein. Die von ihm selbst verfaßte Beschreibung seiner Reise, die älteste der neueren und musterhaft durch gute Ordnung, anziehende Erzählung, durch Klarheit und Genauigkeit, führt den Titel: „El libro de la prima navigazione per l'Oceano a le terre de' Nigri della bassa Ethiopia di Aloyso da Ca da Mosto" (Vicenza 1507, Mailand 1519; deutsch in Jobst Ruchamers Werke „Unbekannte Leute und eine neue Welt in kurz vergangenen Zeiten erfunden", Nürnb. 1503).

Cadaval, Nuño Gaetano Alvares Pereira de Mello, Herzog von, portugiesischer Staatsmann, am 9. April 1799 zu Lissabon aus einem alten Geschlechte des hohen portugiesischen Adels, welches den jüngern Zweig des Hauses Braganza bildet, geboren, war unter König Johann VI. Staatsrath, 1826 Mitglied des Regentschaftsraths und, nachdem der Nachfolger Johanns VI., Dom Pedro, die konstitutionelle Charte vom 23. April 1826 gegeben, erbliches Mitglied und Präsident der Pairskammer. Nach Verzichtleistung Dom Pedro's auf die Krone von Portugal zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria leistete C. mit den übrigen Mitgliedern der Regentschaft den Eid auf die Charte und wurde am 31. Okt. 1826 von der Regentin zum lebenslänglichen Staatsrath ernannt. Im Parteikampfe zwischen den Konstitutionellen auf der einen und den

Absolutisten und insbesondere den Anhängern der verwittweten Königin auf der andern Seite schwankte C., um den sich beide Theile eifrig bewarben, lange, bis er sich allmählig den Absolutisten anschloß, ohne jedoch seine passive Stellung völlig aufzugeben. Als später unter Dom Miguels Regentschaft die absolutistische Partei ihr Haupt immer kühner erhob, schlug er zwar, von den Konstitutionellen gedrängt, den Cortes von 1828 die Niedersetzung einer Kommission zur Untersuchung etwaiger Verfassungsverletzungen vor; indeß ward kein Beschluß gefaßt, u. C. trat von jetzt an mit den Anhängern der Königin-Wittwe in nähere Verbindung. Im Einverständnisse mit dieser von Dom Miguel nach dessen Ankunft in Lissabon am 22. Februar 1828 an die Spitze des Ministeriums gestellt, überließ er sich nun gänzlich der Leitung des fanatischen Paters Macedo und gab dem neuen Regenten, der als solcher die Konstitution Dom Pedro's beschworen hatte, die heuchlerische Erklärung ein, daß er nicht ordentlich auf das Evangelium geschworen habe und darum an die Charte nicht gebunden sei. Fortan wurden unter C.s Mitwirkung alle Triebfedern zum Umsturze der Verfassung in Bewegung gesetzt, wie er denn bei der am 23. Juni eröffneten sogenannten Versammlung der drei Stände, durch welche Dom Miguel zum absoluten Beherrscher der portugiesischen Monarchie erklärt wurde, das Amt eines Connetable versah. Zweideutige Schritte machten ihn jedoch dem Usurpator verdächtig, und er nahm 1830 seinen Abschied, trat jedoch später wieder hervor und bot im Bruderkriege (1833), in Gemeinschaft mit Tellez Jordao, alle Kräfte gegen die Konstitutionellen auf. Nach der Niederlage seines Verbündeten am 22. Juli 1833 mußte C. indeß Lissabon verlassen und hielt sich später in Paris auf, wo er im Februar 1838 †.

Cadaver (lat.), der Körper der krepirten landwirthschaftlichen Hausthiere. Nach altem Gesetze müssen dieselben an einen vom Dorfe mindestens 200 Schritte abgelegenen Ort, Wiesenplatz oder Schindanger, gebracht werden. Hier werden diejenigen Thiere, welche an nichtansteckender Krankheit gefallen sind, enthäutet, diejenigen aber, welche an einer Seuche krepirt sind, sammt der Haut begraben; letztere muß, damit sie keine heimliche Verwendung finden kann, an mehren Stellen durchstochen werden. Man hatte zwar schon früher eingesehen, daß das Fleisch krepirter Hausthiere als Futtermittel für Schweine und Geflügel einer recht nützlichen Verwendung fähig ist, wie man auch schon seit geraumer Zeit manche Theile der C. zu technischen Zwecken verwendet hat, als: die Felle zur Gerberei, die Haare zur Polsterung, die Hufe, Hörner und Klauen zur Drechslerei, das Fett zur Beleuchtung, die Sehnen zur Leimbereitung, die Gedärme zu Saiten, die Knochen zu Beinschwarz. Doch hat man erst in der neuesten Zeit die Ueberzeugung gewonnen, daß durch Verscharrung der C. der Landwirthschaft alljährlich ein beträchtliches Kapital entzogen wird. Nach dem Grundsatze, daß die Thiere eigentlich vom Acker stammen und demselben wieder zurückgegeben werden müssen, hat man begonnen, die thierischen C. theils in fester, theils in flüssiger Form als Dünger zu verwenden und damit bereits schöne, zur Nachahmung reizende Resultate erzielt. Am häufigsten verwendet man die C. zur Bereitung von Fleischgülle (s. d.).

Cade, James, gewöhnlich Jack C. genannt, ein Engländer von niedriger Geburt, empörte sich 1450 unter dem Namen Mortimer auf Anstiften Richards, Herzogs von York, gegen den König Heinrich VI. und zog mit einer großen Schaar Kentner gegen London. Der König flüchtete nach Killingword-Castle, und C. zog in die Hauptstadt ein. Durch Grausamkeit machte er sich jedoch verhaßt, und als Heinrich VI. allen Denen, welche zu ihrem Herd zurückkehrten, Amnestie zusicherte, stand C. bald allein. Er floh nach Hothfield in Sussex, wo er in einem Garten erstochen wurde. Sein Leichnam ward nach London gebracht.

Cadence (franz.), Tonschlußlauf, s. Kadenz.

Cades, Joseph, Maler, 1752 in Rom geboren, † 1801. Er zeichnete sich besonders durch das außerordentliche Nachahmungstalent aus, das ihm nicht nur alle Züge und Schwünge der Buchstaben, sondern auch den ganzen Charakter jedes anerkannten Zeichners in die Gewalt gab. Eine Zeichnung C.' nach Raphael soll noch jetzt als ächtes Werk die dresdener Gallerie schmücken. Auch in seinen großen Altarbildern herrscht die Nachahmung vor, und zwar bis auf die Fehler in Kolorit und Perspektive seiner Muster. Auf manchem seiner Gemälde hat er so viele Meister nachgeahmt, als es Figuren enthält, und erst kurz vor seinem Tode soll er einen besseren Weg der Kunst betreten gehabt haben. Als sein schönstes Bild gilt: Graf Walter von Angers, als Bettler vor dem Hause seiner Tochter zu London um ein Almosen flehend.

Cadet de Vaux, Antoine Alexis, französischer Chemiker und Landwirth, geboren den 13. Januar 1743 zu Paris, war anfangs Apotheker, gewann dann durch das von ihm gegründete „Journal de Paris" eine vor Nahrungssorgen gesicherte Lage u. lebte als glücklicher praktischer Landwirth, der sich vorzüglich um die Vervollkommnung der technischen Zweige des Landbaues und um den verbesserten Betrieb des Garten- und Weinbaues verdient gemacht hat, bis in das höchste Alter ununterbrochen thätig. In den Jahren 1791 und 1792 war er Präsident im Seine- und Oisedepartement, ward noch unter der Republik Inspektor der Wohlfahrtspolizei in Paris und von Bonaparte zum Inspektor des Hospitals Val de Grace ernannt. Seit 1803 war C. einer der Hauptredaktoren des „Journal d'économie rurale et domestique" und des „Cours complet d'Agriculture pratique". Er † zu Nogent-les-Vierges den 29. Juni 1828. Von seinen Schriften, welche meist ins Deutsche übertragen wurden, nennen wir die: „Observations sur les fosses d'aisance" (Paris 1778), „Avis sur les moyens de diminuer l'insalubrité des habitations après les inondations" (das. 1784, 1802), „Mémoire sur la gélatine des os" (das. 1803). C. ist Erfinder des Milchmessers oder Galaktometers.

Cadilhac (Cadillac), Stadt im französischen Departement Gironde, rechts an der Garonne, südöstlich von Bordeaux, hat ein Zuchthaus für Weiber, Irrenhaus und 1500 Einwohner; dabei das schöne Schloß Epernon. In der Umgegend wächst ein vorzüglicher Weißwein, der als Cadillac in den Handel kommt.

Cadix (Cadiz), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (132,60 □Meilen mit 397,701 Einwohnern) im spanischen Königreich Andalusien, liegt

auf dem nordwestlichen Ende der Landzunge der Insel Leon, mit dieser selbst durch eine schöne, auf Grundmauern und Bögen ruhende, 2 Leguas lange, zu beiden Seiten vom Meere bespülte Straße verbunden. Die Stadt, in deren Befestigungskreis die ganze Insel, die Bucht und das, die letztere verschließende Festland hineingezogen ist, gilt mit Recht für eine Festung ersten Rangs, denn nicht allein, daß sie von einem dicken, 40 Fuß hohen Riesenwall mit bombenfesten Kasematten und Bastionen umgeben ist, wird sie auch durch eine Menge detachirter Werke, die, durch tiefe Schluchten isolirt, eben so viele selbstständige Festungen bilden, sowie durch zahlreiche verborgene Klippen, welche eine Landung im Norden erschweren, uneinnehmbar gemacht. Unter den Festungswerken zeichnet sich durch fast unzugängliche Lage und besondere Wichtigkeit das Fort S. Sebastian im Süden, mit nach Westen vorgeschobener Batterie und 67 Fuß hohen Leuchtthurm, aus. In derselben Richtung, bis auf 3 Meilen von S. Lucar vorgeschoben, decken die Forts Rota und S. Catalina. Die Einfahrt in die Bai von Puntales wird auf dem Festlande durch das Fort Matagorda, auf der Insel durch das Fort Puntales, zusammen die beiden Puntales genannt, geschützt. Auf der Westseite C. gegenüber liegen die starken Forts Trocadero und S. Luis, und im innersten Winkel der Bai von Puntales, wo der Kanal S. Pedro in sie mündet, la Carracca, das große befestigte Seezeughaus für die spanische Flotte. Das Fort Cortadura und die Redoute la Glorieta schützen endlich das auf der breiteren Erdzunge liegende Dorf S. José. Nachdem der größte Theil von C. 1596 durch die Engländer niedergebrannt und mehrfach durch Erdbeben zerstört worden, enthält die Stadt kein Denkmal ihres hohen Alters mehr; sie wurde nach einem neuen, regelmäßigen Plan wieder erbaut, besonders seit 1786 sehr erweitert und verschönert. Sie hat jetzt mehr als 3/4 Stunde im Umfang, 17 Quartiere, 2 Thore (das See- und Landthor, vor dem letzteren die Vorstadt Lavina) u. etwa 8000 Häuser. Die Gebäude, 3—4 Stockwerke hoch, haben schon afrikanisches Aussehen, sind massiv, mit platten Dächern, kleinen Thürmen zum Umschauen (mirador genannt), Balkonen und Blumenparterren, jedes auch mit einer Cisterne, denn C. ist äußerst arm an Quellwasser. Das Trinkwasser muß von Puerto de S. Maria herbeigeschafft werden und wird in porösen Thonkrügen aufbewahrt. Die zwar schmalen, aber schönen Straßen sind durchgehends mit Marmor gepflastert, zur Nachtzeit mit Gas erleuchtet, und, wie das Innere der Häuser, sind auch sie von wahrhaft holländischer Sauberkeit. Die Hauptplätze sind die Plaza de Antonio, Plaza del General Mina und Plaza de la Libertad mit Alleen; der öffentliche Spaziergang Alameyda besteht aus fünf Ulmenreihen, zu beiden Seiten mit Marmorsitzen. Die alte Kapuzinerkirche besitzt werthvolle Gemälde von Murillo und andere Kostbarkeiten. Die prachtvolle neue Kathedrale, deren Bau 1722 begonnen wurde, ist noch unvollendet. Sie führt den Namen Santa Cruz sobre los Aguos, weil sie im unterirdischen Raum den einzigen Süßwasserbrunnen der Stadt enthält. Von andern öffentlichen Gebäuden sind noch zu nennen: 4 Pfarr- und 3 Filialkirchen, zahlreiche Klostergebäude und Hospitäler, ein Hospital für See- u. Landtruppen, welches 1500 Mann fassen kann, das Hospicio, ein großartiges Spital, Waisen- und Irrenhaus, ein öffentliches Arbeitshaus für 800 Arme aller Nationen und jeden Geschlechts, ein Zollhaus, eine Börse, 2 Theater, die Plaza de Toros oder das Amphitheater für Stiergefechte, das für 12,000 Zuschauer Raum hat, das prächtige literarische Museum, der Douanenpalast, die Ingenieurschule &c. Die schönste Aussicht gewährt der Signalthurm oder Torre de Vigia, von wo aus alle ein- u. auslaufenden Schiffe signalisirt werden. Das Klima ist durchweg gesund, u. bei einer Hitze, die nie über 70° F. geht, sorgt allabendlich die reine Seeluft für erquickende Kühlung. Die Bai von C., vom 21. Februar 1829 bis zum September 1832 Freihafen, gilt als einer der besten Häfen von Europa und zerfällt in den äußern Hafen zwischen der Stadt und dem Kastell S. Catalina (Bahia de C.), der einen Eingang von 2000 Klaftern hat und der allgemeine Hafen für alle fremde Kauffahrteischiffe ist, und den inneren Hafen (Bahia de Puntales), von der Isla und dem festen Lande umgeben, welcher nur für Kriegsschiffe und die von Amerika kommenden und dahin gehenden spanischen Kauffahrteischiffe bestimmt ist. Die Zahl der Einwohner (Gaditanos genannt) betrug 1857: 71,914, worunter sich auch Fanzosen, Italiener, Holländer, Deutsche &c. befinden. Die Gaditanos sind die gebildetsten Andalusier und die Frauen die graziösesten aller Spanierinnen. Die Fabriksthätigkeit beschränkt sich vorzüglich auf Seide, Leder und Flinten. Auf der Landzunge bei der Stadt werden sehr wichtige Salzwerke, sowie ausgezeichneter Weinbau und in der Nähe beträchtliche Thunfischerei betrieben. C. ist der Sitz eines Bischofs, welcher unter dem Erzbischof von Sevilla steht, eines der drei spanischen Seedepartements mit einem großen Theil der Kriegsflotte, der indischen Rechnungskammer (Audiencia real de la tractacion à las Indias) als Oberbehörde für alle Rechts- und Finanzangelegenheiten in den Kolonien. Auch eine Akademie der schönen Künste, ein literarisches Museum, ein chirurgisches Institut, eine Zeichenschule, eine Seekadetenschule, eine trefflich eingerichtete Sternwarte (auf dem erwähnten Signalthurm) u. eine öffentliche Bibliothek befinden sich daselbst. Der Handel der Stadt ist jetzt noch wichtig. Namentlich ist C. Hauptausfuhrhafen für Xereswein, Salz und Südfrüchte. In den Welthandel theilen sich mit ihr Barcelona, Malaga und Santander. Alle europäische Staaten haben hier Konsuln und Agenten. Von hier gehen regelmäßige Postdampfer nach Westindien, zugleich ist der Hafen Station für englische Dampfschiffe nach und von Aegypten.

Die Stadt C. wurde von den Tyriern gegründet und Gaddir, Gadis, Gadeira (auch Cotinussa), d. h. umzäunter Ort, genannt. Von ihnen soll hier ein Tempel des phönicischen Hercules gebaut worden sein. Der schon in früher Zeit wegen ihres Handels berühmten Kolonie bemächtigten sich hierauf die Karthager und machten sie zum Hauptstapelplatz ihres europäischen Handels. Nach dem zweiten punischen Kriege rissen die Römer die Stadt an sich und gaben ihr die Namen Gades u. Tartessus. Unter der Herrschaft derselben wuchs die Stadt, von Cäsar mit dem Bürgerrecht beschenkt u. als römische Municipalstadt Augusta urbs Julia Gaditana genannt, durch ihren damaligen Welt-

Handel unendlich an Reichthum und Bevölkerung, so daß sich nach Rom wenig andere Städte mit ihr messen durften. Hierauf kam sie der Reihe nach in den Besitz der Vandalen, Gothen und Araber, 1262 aber wieder in christlichen. C. erhob sich seitdem zu neuer Blüthe und erhielt insbesondere nach Amerika's Entdeckung als Hauptstapelplatz des überseeischen Handels u. als Hafen der spanischen Silberflotte und aller amerikanischen Handelsschiffe abermals große Wichtigkeit. Ein schweren Schlag erlitt es 1596 durch die Verbrennung der amerikanischen Flotte im Hafen durch die Engländer unter Essex, Howard und Raleigh, wobei die Stadt C. erobert, verwüstet und geplündert ward. Ein neuer Angriff 5 Jahre darauf unter Lord Wimbleton mißglückte, sowie auch ein vom Herzog von Ormond u. Sir Rook 1702 unternommener. In Folge der Verbindung Spaniens mit Frankreich wurde C. 1800 von den Engländern bombardirt, und 1805 segelte aus dem Hafen von C. die vereinigte französisch-spanische Flotte zur verhängnißvollen Schlacht von Trafalgar. Am 14. Juni 1808 mußte sich hier der französische Admiral Rosilly, von der empörten Stadt von der Landseite und von der englischen Flotte von der Seeseite blokirt, mit seiner Eskadre von 5 Linienschiffen und einer Fregatte an die Engländer ergeben. Dann hatte hier die spanische Centraljunta seit der französischen Invasion bis zur Rückkehr Ferdinands VII. ihren Sitz, wie hier auch die neue Konstitution der allgemeinen und außerordentlichen Cortez am 18. und 20. März 1812 beschworen und verkündigt wurde. Ein hervorragendes Ereigniß in der neueren Kriegsgeschichte ist aber die **Belagerung von C.** durch die Franzosen vom 6. Februar 1810 bis 25. August 1812. Als am 5. Februar 1810 das erste französische Armeecorps unter dem Herzog von Belluno C. von der Landseite vollständig eingeschlossen hatte, befand sich der Herzog von Albuquerque mit seinem Corps schon in der Stadt, deren Besatzung sich mit den Truppen unter Castaños, 4000 Engländern und 1200 Mann von der britisch-portugiesischen Armee, auf 21,000 Mann belief. Ermuthigt durch deren Anwesenheit, legten die Einwohner rasch mit Hand an zur Vertheidigung der Stadt. Die Brücke von S. Pedro wurde zerstört und C. somit von dem Festlande abgeschnitten. Eine englische Flotte beherrschte die See, 14 spanische Linienschiffe lagen im Hafen, die Zufuhr von Proviant und Munition war also vom Meere aus frei. Nachdem die Franzosen das Fort Matagorda am 21. April erobert hatten, eröffneten sie ein lebhaftes, aber wegen der großen Entfernung wirkungsloses Bombardement gegen die Stadt. Durch eine Verstärkung von Alicante wuchs im Mai die Besatzung zu 24,000 Mann an, u. Graham schickte nun ein Detachement von 4000 Mann in den Rücken der französischen Armee nach Algesiras, um hier den Feind anzugreifen. Aber die Franzosen schlossen die Belagerten immer enger mit neuen Werken ein, welche sich auf dem rechten Flügel von Rota aus über la Gallina, la Puntilla, los Canuelos bis nach Cuidad Vieja und Fort S. Catalina erstreckten und mit mehr als 300 Geschützen besetzt waren. Das französische Hauptquartier stand zu S. Maria, eine Stunde hinter Ciudad Vieja ein Reservepark. Durch die Forts Matagorda und S. Luis geschützte Redouten zogen sich längs der Küste der Landzunge von dem Hauptquartier aus hin u. stützten sich südlich von Puerto Real aufs Meer. Links von diesem letzten Punkte erstreckten sich zur Cernirung der Isla neue Werke über den Molo de Galvez bis ans Arsenal Carracca. Die Belagerten dagegen hatten, zur Verhinderung des Uebergangs über den Pedrofluß und die andern Kanäle mit Kanonierbooten, bei der Puerta de Cabezuela, zwischen den Forts Matagorda und Luis, Batterien errichtet u. am Zusammenhange der Isla mit der Erdzunge bei Torre Guarda zur Beschützung der Stadt bei etwaigem Verluste der Isla starke Verschanzungen erbaut. Der französische Oberfeldherr hatte zu Sevilla Mörser von neuer Erfindung gießen lassen, und in der Nacht zum 1. November legten sich 50 Penichen, 30 Kanonierschaluppen u. 8 Bombardiergallioten vor S. Maria, bohrten 2 feindliche Kanonierboote in den Grund, vermochten aber den steinernen Häusern der Stadt keinen großen Schaden zuzufügen. Erst am 11. December, nachdem man mit unsäglichen Arbeiten die Fahrzeuge zum Theil zu Land herangeführt, vereinigten sich sämmtliche Kanonierboote in dem Trocaderokanal und legten das Fort Puntales in Trümmer. Aber auch dadurch waren zu Anfang 1811 die Franzosen ihrem Ziele um nichts näher gekommen, und in der Stadt war man nur um so entschlossener zum äußersten Widerstand. Eine am 21. Februar 1811 von C. aus veranstaltete Expedition von 5000 Engländern und 12,000 Spaniern, um dem auf 12,000 Mann verminderten Belagerungscorps eine Diversion im Rücken zu machen, war fruchtlos. Zwar verloren im hartnäckigen Treffen bei Chiclana die Franzosen unter Victor 1000 Mann an Todten und Verwundeten, 6 Geschütze, einen Adler u. 429 Mann an Gefangenen und räumten das Schlachtfeld, aber auch die Verbündeten hatten einen Verlust von 2040 Todten und Verwundeten, 3 Kanonen und 600 Gefangenen. Inzwischen hatte die Besatzung von Leon eine Floßbrücke über den S. Pedrokanal nach dem Festlande geworfen und am gegenseitigen Ufer einen Brückenkopf erbaut, um mit dem General Lake eine Verbindung anzuknüpfen. Aber schon am 8. März waren die Belagerten zurückgeworfen und die Einschließung von C. wieder vollständig. Bis Ende 1811 fiel nichts von Bedeutung vor. Die Belagerten erhielten allen Bedarf an Mannschaft und an Munition von der See her; die Belagerer, von dem Marschall Victor kommandirt, wußten sich in ihrer Stellung zu behaupten, bis in Folge von Lord Wellingtons Sieg bei Cabeza Belloza u. der Einnahme von Madrid die andalusische Armee unter Marschall Soult, von welcher das Blokadecorps eine Abtheilung war, abberufen ward, worauf am 15. August die Belagerung aufgehoben wurde. Am 1. Januar 1820 empörten sich auf Isla de Leon die nach Amerika zur Unterdrückung der dortigen Revolution bestimmten Regimenter, was die spanische Revolution veranlaßte. Eine **zweite** denkwürdige **Belagerung** hielt C. 1823 aus. Nachdem der Herzog von Angoulême als Befehlshaber der französischen Divisionsarmee am 23. Mai Madrid in seine Gewalt gebracht, beorderte er ein 12,000 Mann starkes Corps, aus den Divisionen Bordesoulle und Bourmont bestehend, nach dem Süden, um den König von Spanien aus den Händen der Cortes zu befreien und den Fortgang

der Insurrektion zu hemmen. Auf diese Nachricht begaben sich die Cortes mit dem König und dessen Familie nach C. Am 24. Juni stand Bordesoulle vor der Stadt und suchte durch Besetzung von Rota, Puerto de Santa Maria, Puerto Real und Chiclana jede Verbindung mit dem Festlande zu vereiteln; ein Linienschiff, 2 Fregatten und einige leichte Fahrzeuge unter dem Kontreadmiral Hamelin blokirten den Hafen. Die Besatzung bestand aus 14,000 Mann, worunter 5000 Mann Linientruppen. Beim Erscheinen der Franzosen hatte man sich schnell verproviantirt und neue Verschanzungen angelegt. Ein am 16. Juli von 6000 Mann in 3 Kolonnen unternommener Ausfall auf die Verschanzungen von Chiclana und die Mühle del Osio, um dem General Ballesteros die Ausführung einer Diversion im Rücken der Belagernden zu erleichtern, wurde von den Franzosen zurückgeschlagen und Ballesteros vom General Militor aufgehalten. Hierauf ließ der Herzog von Angoulème 6 Bataillone unter General Ordonneau zu Bordesoulle stoßen u. erschien am 16. August selbst vor C. mit einer Verstärkung von 5 Gardebataillonen, einer Artillerie- und einer Pionnierkompagnie, so daß nun 20,000 Mann Franzosen vor der Festung standen. Der französische Kriegsrath beschloß einen Angriff auf den wichtigen Trocadero, der mit 45 Stücken Geschütz und 1700 Mann Kerntruppen unter Oberst Garces besetzt war. Am 31. früh 2 Uhr durchwateten 14 Gardekompagnien, trotz des mörderischen Kartätschenfeuers, den Graben und erstürmten die Batterien. Am demselben Tage früh 9 Uhr wurde auch das Fort S. Luis genommen, wobei 700 Spanier fielen und 1000 mit dem Kommandanten gefangen wurden. Ein von den Belagerten angebotener Waffenstillstand ward ausgeschlagen. Am 14. wurden die Tranchéen gegen das Fort S. Pedro eröffnet, am 20. begann aus einem Linienschiffe zugleich mit den Landbatterien das Feuer, und Nachmittags $3^1/_2$ Uhr flatterte die weiße Fahne auf dem Fort. Am 27. früh 7 Uhr warfen 10 Bombenboote und 5 Haubitzenschiffe 800 Klafter von dem Fort S. Catalina Anker. Bis Mittag 11 Uhr waren 150 Bomben in die Stadt geworfen, und die Anstrengung von 24 Kanonierbooten der Belagerten war vergeblich. Aber trotz eines Aufstandes in C. selbst wies man jede Aufforderung zur Uebergabe zurück. Erst am 27. kam aus der Festung eine Deputation und erklärte, daß Ferdinand VII. frei und bereit sei, sich an jeden dazu bestimmten Platz zu begeben. Statt des Königs erschien jedoch am 29. eine neue Deputation mit Vorschlägen. Der Herzog verwarf sie und gab Befehl zum Angriff. Aber noch spät Abends langte aus der Festung der General Alava im Hauptquartier an mit der Versicherung, daß die Cortes u. die Generäle die Vertheidigung der Stadt aufgäben, u. der König sich am nächsten Tage in Santa Maria einfinden würde. Am 1. Oktober Mittags landete Ferdinand VII. mit der königlichen Familie daselbst. Die Cortes hatten sich aufgelöst, und so ward C., früher die Geburtsstätte, jetzt die Grabstätte der Konstitution. Auch während der späteren Bürgerkriege war C. mehre Male Schauplatz erbitterter Kämpfe.

Cadmus, angeblich Thebens Erbauer und erster König, Verbreiter des phönicischen Alphabets und des dionysischen Gottesdienstes in Griechenland, war der Sohn Agenors und der Telephassa, Bruder der Europa, des Phönix und des Cilix. Als Jupiter in Gestalt eines Stiers die Europa geraubt hatte, erhielt C. von seinem Vater den Befehl, mit seinem Bruder zur Auffindung derselben das Land zu verlassen und nicht ohne die Schwester wiederzukehren. Nach langem vergeblichen Nachspüren ließ sich endlich C. mit seiner Mutter in Thracien nieder, wo letztere starb. Als C. hierauf das Orakel zu Delphi befragte, an welchem Orte er sich niederlassen solle, erhielt er die Weisung, einer Kuh zu folgen und da, wo sie ermattet niedersinke, seine Wohnstätte zu bauen. In Phocis erschien diese Kuh vor C. und führte ihn in ein Land, das er Böotien nannte, weil sie daselbst niederfiel. C. sandte zwei seiner Leute nach Wasser aus, um die Kuh der Athene zu opfern. Die Quelle, zu der sie gelangten, war aber dem Mars geweiht und wurde von einem Drachen vertheidigt, welcher die Abgesandten verschlang. C. erlegte nun den Drachen mit Hülfe der Minerva, säete die Zähne desselben aus und warf, als daraus bewaffnete Männer hervorsproßten, einen Stein mitten unter sie, worauf sie sich gegenseitig bis auf fünf tödteten. Mit Hülfe derselben gründete C. die Stadt Theben. Den Drachenmord aber mußte C. mit ein- (nach Anderen mit acht-) jähriger Gefangenschaft bei Mars büßen. Nach dieser Zeit gab ihm Athene die Herrschaft über Theben und Jupiter die Harmonia, die Tochter der Venus, zur Gemahlin. Mit ihr lebte C. im zärtlichsten Einverständniß, und sie gebar ihm die Autonoë, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Die Verfolgung aber, durch welche Juno das Glück dieser Kinder vernichtete, bewog endlich C. und Harmonia, Theben zu verlassen. Sie kamen zu den Encheleern, denen C., obgleich von Kummer und Sorgen niedergedrückt, auf den Spruch des Orakels hin den Sieg über ihre Feinde, die Illyrier, verschaffte. C. wurde darauf Herr Illyriens u. zeugte noch einen Sohn, Illyrus. Endlich wurden C. und Harmonia in hohem Alter in Schlangen (Symbol hohen Alters) verwandelt und vom Jupiter nach Elysium gesandt. Nach Pindar trug Beide ein mit Drachen bespannter Wagen nach Elysium, wo C. fortan als Schattenrichter thront. Als Heimatland des C. nahm man bald Phönicien, bald Aegypten an. Der Name C. bedeutet wahrscheinlich Morgenländer (von kedem, Morgen), wie denn die ganze vielfach ausgeschmückte Geschichte des C. auf die Einwanderung eines phönicischen oder ägyptischen Stammes in Griechenland hinweist.

Cadogan (Catogan), Modename für die unter der Regentschaft Philipps von Orléans am französischen Hofe aufgekommene Art und Weise, das Haupthaar der Alongeperücke im Nacken zusammenzubinden; vgl. Perücke.

Cadore (Pieve di C.), Stadt in der venetianischen Provinz Belluno, an der Piave, von hohen Bergen umgeben, mit Eisenberg- und Hüttenwerken und 3164 Einwohnern; berühmt als Tizians Geburtsort. Hier 1797 Sieg der Franzosen über die Oesterreicher. Die nach der Stadt C. benannten cadorischen Alpen sind ein Theil der tridentinischen Alpen, nehmen den nördlichen Theil der venetianischen Provinz Belluno und die anstoßenden Theile Südtyrols ein und erreichen im Antelao 10,400 Fuß, im Mamarole 8696

Fuß, im Cribola und Terza Grande 8262 Fuß Höhe.

Cadore, Jean Baptiste Nompère de Champagny, Herzog von, s. Champagny.

Cadoudal, George, einer der ausgezeichnetsten Chefs der Chouans im französischen Revolutionskrieg, als der Sohn eines Dorfmüllers 1769 zu Brech bei Auray im Departement Morbihan geboren, studirte in Vannes, gesellte sich jedoch, als der Krieg gegen die Royalisten in der Vendée und der Bretagne ausbrach, zu einer bretagne'schen Reiterschaar, trat mit dieser zu den Vendéern über und wurde bei der Belagerung von Grenville zum Offizier ernannt. Nach den Verlusten bei Mans und Savany flüchtete er in die Heimat zurück und stellte sich hier an die Spitze eines Haufens Bauern und Matrosen, mit denen er jedoch von einer republikanischen Kolonne überrascht und sammt seinem Vater nach Brest abgeführt wurde. In Matrosenkleidung entkam er u. schwang sich nun, nach dem Unfall von Quiberon, zum Chef der Insurrektion in der Niederbretagne empor. Zwar unterwarf er sich 1796 scheinbar, aber nur, um frische Kraft zu neuen Angriffen zu sammeln, die schon im folgenden Jahre, aber besonders 1799 mit großen Erfolgen u. mit bedeutenden Hülfsmitteln geschahen. Lange widersetzte er sich jedem Friedensantrage der Konsuln, und erst als sich nach dem Treffen bei Grandchamp und Elven (am 25.und 26. Jan. 1800) sämmtliche Häuptlinge der Chouans, Frotte ausgenommen, der Republik unterworfen hatten, schloß auch C. am 9. Februar durch General Brüne bei dem Dorfe Theix Frieden mit den Konsuln u. begab sich sogar nach Paris. Die Republik suchte ihn durch ehrenvolle Anerbietungen an sich zu fesseln. Aber C. eilte plötzlich von Paris nach England, wo die französischen Prinzen und die englischen Minister ihn aufs Zuvorkommendste empfingen, und erhielt zum Lohn für seine Treue gegen die Bourbonen Generallieutenantsrang. In der letzten Zeit des Konsulats kam C. nach Frankreich zurück, ohne jedoch durch irgend eine auffallende That die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, außer, daß er öffentlich dem Gerücht widersprach, welches ihn zum Theilnehmer an der Verschwörung der Höllenmaschine machen wollte. Gleichwohl landete er 1803 abermals an der französischen Küste, und zwar diesmal mit Pichegru und in der Absicht, dem Leben Napoleons ein Ende zu machen. Obwohl die Verschwörung entdeckt wurde, so wußte sich C. doch 6 Monate lang in Paris verborgen zu halten, bis er im März 1804, als er eben ausfahren wollte, in der Nähe des Palastes Luxembourg erkannt wurde; aber erst nachdem er zwei Polizeidiener niedergeschossen hatte, konnte man sich seiner Person versichern, worauf er seinen Platz im Temple fand. Im Kriminalprozeß eines Mordanschlags auf den ersten Konsul überwiesen, wurde er am 11. Mai 1804 zum Tode verurtheilt und am 10. Juni durch die Guillotine hingerichtet. Nach der Restauration wurde die Familie C.s geadelt. Sein Bruder, Joseph C., unter dem Namen Joyou bekannt, zeichnete sich ebenfalls als Bandenführer aus.

Cadoval (Cadualdus, Cadwald), britannischer König, 635—667 oder 668, blieb nach Einigen in einem Kriege gegen den Fürsten Oswald von Northumberland, während er nach Anderen noch lange nach dieser Schlacht den größten Theil von England friedlich beherrschte. Sein Sohn und Nachfolger, Cadovalladrus (Cadwallader), wurde von Briten und Sachsen aus England verjagt, sammelte zwar in der Bretagne Truppen, gab aber, in Folge einer prophetischen Erscheinung, den Eroberungsplan auf und † 687 in Rom.

Cadres (franz.), die zur richtigen taktischen Führung aller Unterabtheilungen der Regimenter erforderlichen Offiziere und Unteroffiziere. Sie bilden die eigentlichen Einfassungsrotten, weshalb sie eben C., d. i. Rahmen, genannt werden. Zählt man zu den C. jeder Kompagnie noch eine kleine Anzahl alter und zuverlässiger Soldaten, so entstehen die „Stämme der Regimenter", die dann gleichsam das Muskelsystem des militärischen Körpers bilden, dessen Seele der Anführer ist. Der Mangel an C. ist es, was bisher der Volksbewaffnung ihre taktische Brauchbarkeit geraubt hat. Die C. sind die eigentlichen Führer der Truppen, die höheren Befehlshaber geben nur die Richtung und den taktischen Zweck der Handlung an. Stocken die C. in der Bewegung, so stockt auch die ganze taktische Maschine, während umgekehrt Beispiele fehlen, daß die Mannschaft geflohen wäre, so lange die C. standhaft geblieben. Cadresystem nennt man diejenige Heereseinrichtung, bei welcher im Frieden der größte Theil der gemeinen Mannschaft beurlaubt ist, die taktische Organisation der Regimenter aber wie im Kriege beibehalten wird, so daß beim Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß nur die Einstellung der Beurlaubten und Rekruten erforderlich ist.

Caduceus (lat., griech. Kerykeion), ein von zwei Schlangen mit sich zugekehrten Köpfen umwundener und mit Flügeln versehener Stab, besondere Insignie des Hermes (Mercurius), der daher Caducifer genannt wird; er war ein Geschenk Apollo's dafür, daß Hermes demselben die Ehre der Erfindung der Lyra abtrat. Die Schlangenköpfe erkärt man daraus, daß Hermes einst in Arkadien zwei sich bekämpfende Schlangen mit diesem Stabe beruhigt haben soll; daher auch die Bedeutung desselben als Friedensstab. Hermes führt mit diesem Stab die Schatten in die Unterwelt, schläfert Wachende ein, weckt Schlafende auf, ermuntert Träge zur Thätigkeit, verwandelt damit Berührtes in Gold und ergreift ihn, wenn er abgesandt wird, die Aufträge der Götter auszurichten. Dadurch wurde der C. auch zum Heroldsstab. Als Herolds- oder Friedens- (Lorbeer- oder Oliven-) stab war er bei Griechen und Römern ein Abzeichen der Friedensboten (Caduceatores), der um Frieden Bittenden oder sonst in friedlicher Absicht Nahenden. Caduceati (sc. nummi, lat.), römische Münzen, welche mit dem Schlangenstabe des Merkur (caduceus) bezeichnet sind. Man findet diesen Stab nicht nur auf vielen Kaisermünzen, sondern auch auf Münzen griechischer Städte, wo Merkur besonders verehrt wurde. Die Caduceati kommen in jedem Metall vor, gehören aber dennoch zu den Seltenheiten.

Cadurci, gallisches Volk in Aquitanien, mit den Städten Cadurcum, Uxellodunum, Varadete xc., sämmtlich berühmt durch Leinwandfabrikation und gewirkte Arbeiten, Polster u. dergl. Ihre Hauptstadt war Cadurcum, das jetzige Cahors.

Cadus (lat.), bei den Römern ein größeres

irdenes Gefäß, das bei übrigens gewiß mannichfachem Gebrauch hauptsächlich für dreierlei Zwecke gedient zu haben scheint: als Brunneneimer, als Aufbewahrungsgefäß für Flüssigkeiten, namentlich für Wein, Honig rc., und als Gefäß, in welchem bei Gerichtsverhandlungen die Stimmzettel oder Täfelchen gesammelt wurden. C. war auch Bezeichnung des größten griechischen Maßes und hielt meist 1 Metrede = 12 Chus = 72 Sextarii = 8842 Drachmen; die Römer, deren Amphora gerade $^2/_3$ (24 Sextarii) des griechischen C. enthielt, sprachen daher bei griechischen Weinen stets von C., bei italischen von Amphora. C. nannte man auch die Gefäße, worin Asche und Gebeine der Todten aufbewahrt wurden.

Cadusii, im Alterthum ein kriegerisches Volk am kaspischen Meere, in den Gebirgen der Südwestküste desselben, lebten in beständigem Kriege mit ihren Nachbarn, besonders mit den assyrischen, medischen und persischen Königen. Später werden sie nur als Hülfstruppen der syrischen Könige erwähnt.

Cadwald, s. **Cadoval**.

Cäcias, der Nordostwind, von den Römern bisweilen mit dem Aquilo identificirt, gewöhnlich aber als ein besonderer Wind zwischen den Boreas und Apeliotes oder Eurus gestellt.

Cäcilia, Heilige, Schutzpatronin der Orgel und Kirchenmusik, rief nach der Legende bei der Feierlichkeit ihrer unfreiwilligen Vermählung mit einem heidnischen Jüngling, während die Töne der Musik erklangen, Gott um Bekehrung ihres Gatten an und fand Erhörung. Als sie später zum Märtyrertode geführt wurde (230), soll sie sich die Gnade ausgebeten haben, noch einmal das Lob des Christenthums mit Orgelbegleitung singen zu dürfen, nach beendetem Gesang aber das Pfeifenwerk zertrümmert haben, damit es nie wieder zu unheiligen Zwecken gemißbraucht werde. In London wird ihr Gedächtnißtag alljährlich durch ein großes Musikfest gefeiert, für welches einst Händel seinen „Messias" schrieb, wie denn auch Mendelssohn seinen „Paulus" bei einem solchen zur Aufführung brachte. Gedächtnißtag der heiligen C. ist der 22. Nov

Cäcilianus, Urheber des afrikanischen Kirchenstreites unter Konstantin dem Großen (312), stieg vom Diakonat durch den Beschluß der Kirche von Karthago bis zur erzbischöflichen Würde empor, brachte aber gerade dadurch, und weil er von einem Traditor (Einem, der die heilige Schrift an heidnische Machthaber auslieferte) ordinirt sei, die schismatische Partei der Donatisten (s. d.) in Nordafrika gegen sich auf. Der mit allen Waffen der Ränkesucht und Bestechung geführte Streit währte über drei Jahre, wurde vom Kaiser nach und nach fünf Gerichtshöfen zur Entscheidung übergeben und gewann endlich durch Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu Rom und Arles ein für C. günstiges Ende. In der afrikanischen Kirche dauerte die dadurch herbeigeführte Spaltung bis zum Untergang des Christenthums auf jenem Erdtheile fort.

Cäcilius Statius, einer der besten Dichter Roms in dem kunstmäßigen, aus Griechenland dahin verpflanzten Lustspiel, ursprünglich Sklave aus dem Lande der Insurbrer in Oberitalien, † um 168 v. Chr. C. bearbeitete vorzugsweise die komischen Stücke der neueren attischen Dichter, namentlich des Menander, und erntete für die geschickte Art, wie er diese kernhaften Komödien für die römische Bühne zuschnitt, ungemeinen Beifall. Cicero erklärte ihn sogar für den erster Komiker Roms. Von seinen vielen Werken besitzen wir nur Fragmente, die jedoch auf wenigstens 40 Komödien schließen lassen. Gesammelt sind diese Fragmente in: „Fragmenta comicorum" (Amst. 1606), in der von Michael Maittaire veranstalteten Sammlung der lateinischen Dichter; ferner von Bothe in „Poetae scenici Latini" (6 Bde.). Die beste Ausgabe ist von Spengel: C. Caecilii Statii deperditarum fabularum fragmenta (München 1829).

Cäcubum (Ager Caecubus), sumpfige Ebene in Latium, am fundanischen See und cajetanischen Busen, beim jetzigen Kastell Vetere, berühmt durch den namentlich von Horaz und Martial so hoch gepriesenen Wein (Vinum Caecubum), dessen Rebe auf einem Raume von ungefähr einer halben Quadratmeile und zwar in dieser sumpfigen und niedrigen Gegend wuchs. Der Cäcuber hatte mit dem falerner und anderen edlen Weinen Italiens gemein, durch Alter milder und süßer zu werden, ohne dadurch an seiner feurigen Kraft zu verlieren.

Cäculus, italischer Heros, aus einer alten Priesterfamilie entsprossen, durch einen Funken erzeugt, den Vulkan seiner am Herd sitzenden Mutter in den Schooß fallen ließ, ward nach seiner Geburt ausgesetzt und von Jungfrauen gefunden, trieb dann lange Zeit Straßenräuberei und gründete die Stadt Präneste. Er vereinte die benachbarten Völker zu festlichen Spielen und sah sich bald von vielen Fremden umringt, als einst Vulkan selbst C.' göttliche Abkunft dadurch bezeugte, daß er auf dessen Bitten durch ein Feuer die ganze Versammlung umleuchtete.

Caedmon (Ceadmon), sächsischer Geistlicher, soll um 680 im Kloster der Aebtissin Hilda gestorben sein. Ihm wird eine Hymne, das älteste Denkmal angelsächsischer Dichtkunst, zugeschrieben, die unter dem Titel „Caedmonische Paraphrase des Alten Testaments" bekannt ist. Sie ist in Runenreimen abgefaßt und wurde von Junius (Amst. 1655) herausgegeben.

Caelatura (lat., von caelum, der Grabstichel), die Skulptur (in Metall, die Kunst des Ciselirens, die Toreutik (s. d.) der Griechen.

Cäment (v lat. caementum, Mauerstein, Cement, hydraulischer Kalk, römischer C.), Gesteinspulver, das für sich mit Wasser angemacht oder als Zusatz zu gewöhnlichem Kalkbrei eine im Wasser hart werdende Masse liefert. Der gewöhnliche Mörtel, aus gelöschtem Kalk und Sand gemengt, eignet sich nicht für Mauerwerk unter dem Wasser, da er hier weich bleibt, vom Wasser weggeführt wird und die Steine daher nicht bindet. Schon die Römer wußten aber, daß, wenn man dem gewöhnlichen gelöschten Kalk gemahlene gebrannte Thonscherben oder gewisse vulkanische Tuffe, wie die von Puteoli, dem heutigen Puzzuoli bei Neapel (pulvis puteolanus, Puzzolane), von Santorin oder den Traß des Brohlthals bei Andernach, in richtigem Verhältniß beimischt, ein Mörtel entsteht, welcher unter Süß- wie Seewasser so hart wird, daß die Steine oft eher zerbrechen, als der verbindende Mörtel. Die wohl-

erhaltenen Ueberreste großer Wasserleitungen, Hafenbauten, Brückenfundamente und dergleichen, insbesondere aus der römischen Kaiserzeit, legen Zeugniß ab für die Dauerhaftigkeit des römischen Wassermörtels. Erst die neuere Zeit hat uns über die Erfahrungen der Römer hinausgeführt; 1796 wurde durch Parker in London der erste hydraulische Kalk aus Cämentsteinen, natürlichen Gemengen von Thon und Kalk, fabrikmäßig dargestellt, nämlich durch Brennen und Mahlen von zum Theil kopfgroßen Mergelknollen oder sogenannten Septarien aus dem Londonthon. Im Jahre 1824 erzeugte endlich Aspdins zu Leeds den trefflichen Portlandcäment, benannt nach seiner grünlichgrauen, der des Portlandbausteins ähnlichen Farbe; er mengte zuerst die natürlichen Bestandtheile des Mergels, indem er zu Pulver zerstoßenen Kalkstein, selbst den Staub der mit Kalk beschütteten Chausseen brannte und dann mit einer gleichen Menge von Thon unter Zusatz von Wasser innig zusammenknetete, die Masse trocknete und von Neuem brannte. Dieselbe fein gepulvert, lieferte den C., welcher mit Wasser angemacht schon nach wenig Minuten fest wurde. Pasley machte die Cämentbereitung wohlfeiler, indem er den dazu sehr geeigneten Flußthon des Medway mit Kreidepulver mengte. Seitdem ist die Anwendung des C.s eine viel mannichfaltigere geworden. In Frankreich hat sich Vicat durch seine vielfachen Versuche um die Praxis wesentliche Verdienste erworben, aber erst v. Fuchs in München gab die für die Theorie wie für die Praxis gleich wichtige Erklärung des chemischen Vorgangs beim Erhärten des gewöhnlichen wie hydraulischen Mörtels. Fuchs hat 1828 durch seine haarlemer Preisschrift: „Ueber die Eigenschaften, Bestandtheile und chemische Verbindung des hydraulischen Mörtels“ (übersetzt in Dinglers Polytechnischem Journal, XLIX, S. 217) bewirkt, daß der C, dessen Bereitung früher Geheimniß weniger Fabriken war, sich gegenwärtig fast aller Orten u. aus dem scheinbar verschiedensten Material darstellen läßt. Frühere Versuche stellte Berthier an, spätere verdankt man Kuhlmann, Winkler, Pettenkofer. Man hat nach Vorhergehendem eigentlichen hydraulischen Kalk, den man aus den geeigneten natürlichen Mergelkalken gewinnt, von den C.en im engern Sinne zu unterscheiden, durch deren Zusatz der gewöhnliche Mörtel hydraulisch wird, d. h. die Eigenschaft erhält, unter Wasser zu erhärten. Die C.e selbst sind theils natürliche, wie Puzzolane, Traß, theils künstliche, welche erst durch Glühen zu C.en werden, wie Thon. Gegenwärtig umfaßt der Begriff C. aber auch den hydraulischen Kalk. In allen Fällen beruht nach Fuchs die Ursache des Festwerdens und Erhärtens des hydraulischen Mörtels in der Bildung einer festen, im Wasser unlöslichen Verbindung der Kieselerde mit Kalkerde und Wasser, also eines wasserhaltigen Silikats, welches sich durch Salzsäure unter Ausscheidung gallertartiger Kieselerde zersetzen läßt. In diese Verbindung gehen aber nach Fuchs und der Ansicht der meisten Chemiker auch Bittererde, Thonerde, Eisenoxydul und Eisenoxyd ein, wenn sie, was meist der Fall ist, vorhanden sind. Die Hauptbedingung zur Bildung dieses wasserhaltigen Silikats ist jedenfalls die Gegenwart des Aetzkalks, wie er durch das Brennen von Kalkstein, überhaupt der kohlensauren Kalkerde entsteht, und der Kieselerde, und zwar in einem Zustand, in welchem sie im Stande ist, sich mit Alkalien und alkalischer Erde auf dem nassen Wege zu verbinden. Es gibt nämlich zwei Modifikationen der Kieselerde (s. d.), die krystallinische des Quarzes, welche auch die Sandkörner zusammensetzt und in Wasser und Alkalien unlöslich ist, und die amorphe des Opals, welche, frisch aus einer Verbindung ausgeschieden, gallertartig und in Wasser auflöslich ist, eingetrocknet, aber nicht geglüht, sich in Alkalien auflöst. Daraus erklärt es sich, daß gelöschter Kalk und Quarzsand sich chemisch nicht mit einander verbinden, während die mittelst Salmiaks aus einer Wasserglaslösung gefällte Kieselgallerte, getrocknet, innig mit Aetzkalk gemengt und mit Wasser zu einem steifen Teig angemacht, eine feste Verbindung liefert. Wie die Kieselerde, so unterscheiden sich auch ihre Verbindungen; ein Theil, wie die Zeolithe, die erwähnten und andere vulkanische Tuffe, Hochofenschlacken u. dergl., werden durch Salzsäure unter Ausscheidung gallertartiger Kieselerde ganz oder theilweise zersetzt. Diese Klasse von Silikaten, wie die lösliche Kieselerde innig mit Aetzkalk gemengt, liefert mit Wasser unmittelbar einen hydraulischen Mörtel. Andere, wie der Thon (kieselsaure Thonerde), Feldspath und viele andere Verbindungen, müssen zuvor, ehe sie als C. für den gewöhnlichen Mörtel dienen können, für sich oder unter Zusatz von Kalk geglüht und dadurch aufgeschlossen oder in den Zustand versetzt werden, daß sie von der Salzsäure ebenfalls unter Kieselerdeausscheidung zersetzt werden können; denn nur solche Silikate, die mit Salzsäure gelatiniren oder Kieselgallerte liefern, wirken als C.e. Der Gehalt des Materials an Alkalien, an Kali und Natron befördert nach den neuern Untersuchungen wesentlich die hydraulischen Eigenschaften der Materialien, ohne daß jedoch die Alkalien selbst in die Verbindung bleibend eingehen, indem der Aetzkalk die kieselsauren Alkalien wieder zersetzt; daher liefert schon fetter Kalk mit 10—12 Proc. kieselsaurem Kalinatron oder Wasserglas einen C. Uebrigens sind beim Festwerden des C.s zwei Perioden zu unterscheiden, zuerst das Erstarren des plastischen Brei's zu einer zusammenhängenden, aber noch zerreiblichen, weichen Masse, was oft schon nach wenigen Minuten vor sich geht. Darauf folgt das Festwerden, der allmählige Uebergang in den steinartigen Zustand, der oft Monate lang Zeit braucht und zu welchem die fortdauernde Einwirkung des Wassers nothwendig ist. Geschieht dies unter Wasser, so entstehen keine Risse, und es bildet sich eine zusammenhängende, dichte, feste Masse, welche das Wasser nicht durchläßt, während an der Luft leicht Risse entstehen. Aus diesem Verhalten ergeben sich mannichfache Vorsichtsmaßregeln, die bei der Bereitung aller C.e zu befolgen sind. Einmal müssen die C.e, in denen sich der Aetzkalk u. das Silikat oder die Kieselerde schon neben einander finden, in luftdichten Behältnissen aufbewahrt werden, damit dieselben nicht durch Anziehung von Feuchtigkeit ihre bindende Kraft verlieren. Der Cämentbrei muß rasch verarbeitet werden, ehe er fest wird. Die Unterlage, auf welche der Cämentbrei aufgetragen wird, muß hinlänglich von Wasser durchdrungen sein, damit sie jenem nicht das Wasser entziehe; erst nachdem der C. Zusammenhalt gewonnen hat, darf und muß er unter Wasser ge-

setzt oder so lange angegossen werden, bis er die nöthige Festigkeit und Härte erlangt hat; Druck befördert den Zusammenhalt. Wird der C. mit Sand gemengt angewendet, was beim Mauern geschieht, so muß der Sand staubfrei, scharf und am besten aus grob- u. feinkörmigem gemischt sein; auch müssen die Mengen von Sand u. C., die man mischt, richtig und nicht bloß nach Gutdünken abgemessen werden.

Unter den Materialien zur Gewinnung hydraulischen Mörtels haben die Cämentsteine die für die Bildung desselben nothwendigen Substanzen schon in sich. Sie sind sämmtlich Gemenge von kohlensaurer Kalkerde oder von kohlensaurer Kalkbittererde mit Thon, sogenanntem Mergelkalk oder Bittermergelkalk, und hinterlassen daher beim Sichauflösen in Salzsäure einen unlöslichen Rückstand (Kieselthon), der bei den Septarien für den Romancäment 23 Proc., eben so viel in den dolomitischen Mergeln für den trefflichen kasseler C. beträgt. Die Thone selbst sind ungleich in ihrer Zusammensetzung: bei den Septarien aus dem Londonthon beträgt die Menge der Kieselerde 17, bei andern steigt sie bis 21, oder sinkt auch bis 11 Procent des ganzen Gewichts; sie findet sich theils gebunden an Basen, theils frei, u. zwar zum Theil im löslichen Zustand; auf den Alkaligehalt der Mergel ist man erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden. Nach Vicats Versuchen erhält man aus Mergelkalken mit 20 Theilen sogenannten Kieselthonen auf 100 Theilen kohlensauren Kalk einen brauchbaren, bei 25 auf 100 einen vorzüglichen hydraulischen Kalk, während die Mergel von über 50 Theilen Thon auf 100 Theilen kohlensauren Kalk als C.e im engern Sinne, d. h. Zuschläge zum Mörtel, dienen können. Thonärmere Gesteine liefern noch einen hydraulischen Mörtel, wenn durch geringeres Brennen nicht die ganze Kohlensäure, sondern nur ein größerer oder geringerer Theil derselben ausgetrieben wird. Das Brennen selbst geschieht in Kalköfen, oft in gewöhnlichen, besser aber in Schachtöfen, in welchen die Steine mit dem Brennmaterial in abwechselnden Schichten aufgegeben werden. Das Brennen verlangt die größte Umsicht, da von der Dauer und dem Grade der Erhitzung Alles abhängt. Die Hitze darf nie die Rothglühhitze übersteigen; steigert sie sich zu hoch, so tritt Frittung od. Schmelzung ein, das Gestein wird klingend wie gebrannter Backstein, ist todt gebrannt und liefert keinen hydraulischen Kalk mehr; ist die Temperatur zu niedrig, so brennen die Steine nicht durch und enthalten Kerne des unveränderten Gesteins. Bei möglichst niedriger Temperatur gebrannte Steine liefern übrigens einen C., welcher raschen Zusammenhalt erhält, freilich oft auf Kosten der Festigkeit. Der gebrannte Cämentstein wird ausgelesen, zerstampft und darauf zu sehr feinem Mehl, meist mittelst senkrecht sich bewegender Mühlsteine, aber auch mittelst eiserner Quetschwalzen verwandelt. Das darauf durch feine Drahtsiebe gegebene Pulver wird in Fässer verpackt, die innen mit Papier ausgeklebt sind. Dieser C. wird beim Mauern mit Wasser zu einem steifen Brei angemacht u. für sich oder mit vor dem Wasser schon beigemengtem Sand verarbeitet. Er zieht schon in wenigen Minuten an, wird so hart wie Gyps, erreicht aber, feucht gehalten, oft erst nach einigen Monaten völlige Festigkeit und Härte.

Das passende Material für hydraulische Kalke findet sich über die ganze Erde und durch die verschiedensten Formationen verbreitet, überall, wo Kalkgebirge und kalkigthonige Bildungen auftreten; die Gesteine bilden dann entweder selbstständige Gesteinsbänkchen oder Bänke, oder sie treten in der Form knolliger Konkretionen von verschiedenster Größe auf, welche innen meist rissig u. in den Rissen mit Späthen erfüllt sind (Septarien). Man kennt für C. taugliche Septarien sowohl im älteren Tertiärgebirge, als auch im Lias Englands u. des Kontinents. Aus dem Londonthon des südöstlichen Englands stammen die Septarien, die für den Romancäment an den Ufern der unteren Themse, den Inseln Sheppen, Thanet, der Küste von Kent und Essex aufgesammelt werden; aus dem Lias die von York und Somerset. Zu Hermsdorf, Neustadt-Eberswalde u. a. O. der Mark Brandenburg gibt es tertiäre, zu Hildesheim u. zu Altdorf bei Nürnberg liasische Septarien. Bänke u. Bänkchen passender Mergelkalke u. dolomotischen Steinmergel liefern die verschiedensten Formationen der oligocänen Braunkohlengebirge von Miesbach in Oberbayern, die eocänen Fukoïdenmergel Südbayerns, Salzburgs u. Niederösterreichs, der Pläner Oppelns, die Neokommergel der Alpen, der Jurakalk der Wesergegend an der Porta Westphalica und Würtembergs, wie zu Ulm, der Lias der Nordalpen und Würtembergs, der Keuper Frankens, der Muschelkalk bei Kassel, Meiningen, seltener ältere Kalkbildungen. Wie in Deutschland, so auch in andern Ländern. Ob ein Gestein sich mit Wahrscheinlichkeit zur Cämentgewinnung eigne, erfährt man durch die procentische Bestimmung des Thongehalts des betreffenden kalkigen Gesteins. Man sammelt nämlich den thonigen Rückstand, welchen ein gewisses Gewicht des feingepulverten Gesteins, das man, so lange noch eine Entwickelung von Kohlensäurebläschen Statt findet, mit verdünnter Salzsäure behandelt, hinterläßt, auf ein abgewogenes Papierfilter, wäscht denselben gehörig mit Wasser aus, trocknet ihn dann auf dem Ofen und wägt ihn ab. Beträgt der Rückstand 20—30 Proc. (in dem besten 20—23) des ursprünglichen Gewichts des Gesteins, so läßt es sich mit Wahrscheinlichkeit auf C. verarbeiten, wenn das Gemenge von Thon und Kalk ausreichend fein und gleichförmig ist, was sich meist aus der homogenen Beschaffenheit des Bruchs erkennen läßt. Da übrigens auch die chemische Natur des Thons von Einfluß ist, so muß der vorhergegangenen chemischen Prüfung das Probebrennen folgen, damit man schließlich erfahre, sowohl ob sich das Gestein wirklich zu C. eigne, als auch, wie es zu brennen sei. Finden sich die Bestandtheile nicht ganz in dem entsprechenden Verhältniß, so läßt sich durch Zusammenmengen von Gesteinen verschiedener Zusammensetzung das richtige Verhältniß herstellen, wie es in Ulm u. a. Orten geschieht.

Von den natürlichen C.en im engeren Sinne oder Mörtelzuschlägen, welche sämmtlich zu den Silikaten oder Kieselerdeverbindungen gehören, sind die meisten vulkanische Tuffe, gewöhnlich von trachytischer und bimssteinartiger, theilweise aber auch von basaltischer Zusammensetzung. Zu ersteren gehören die schwarzen u. rothen Puzzolanen der Gegend von Rom und Neapel und der graue Pausilipptuff Neapels; ebenso der Traß oder ge-

mahlene sogenannte Duckstein des Brohlthals bei Andernach, der bei Brohl, Plaidt und Kruft im Kreis Mayen u. zu Winningen im Kreis Koblenz in der Rheinprovinz gegraben und gemahlen wird; zu den basaltischen die Tuffe des Rieses bei Nördlingen, vom Hohenhöwen im Högau. Nach Elßner und Stengel besteht die Puzzolane vom Vesuv aus 2,4 Chlornatrium, 27,4 durch Salzsäure zersetzbarer u. 70,2 durch Salzsäure nicht zersetzbarer Substanz. Der durch Salzsäure zersetzbare Antheil enthält auf 10,25 Kieselerde 9 Thonerde, 4,7 Eisenoxyd, 5,9 Kalkerde und 1,5 Kali, während der durch Salzsäure nicht zersetzbare Theil auf 28,9 Kieselerde 12,2 Thonerde und 9 Alkalien besitzt. Im Traß des Brohlthals fanden Elßner und Illgner 7,65 Wasser, 49,0 durch Salzsäure zersetzbaren, 42,9 durch Salzsäure nicht zersetzbaren Antheil. Die durch Salzsäure zersetzbare Substanz enthielt 11,5 Kieselerde auf 11,7 Eisenoxyd, 17,7 Thonerde, 3,15 Kalkerde, 2,15 Bittererde, 2,6 Natron und Kali. In den 42,9 Theilen durch Salzsäure nicht zersetzbarer Substanz fanden sich 37,4 Kieselerde. Die Römer mischten auf 1 Gewichtstheil Puzzolane $1/2$ Gewichtstheil Kalk; zum Bau des vom Meere umspielten Leuchtthurms von Eddystone gebrauchte man gleiche Maßtheile zu Pulver gelöschten Kalks und Puzzolane. In Holland wird vor Allem der rheinische Traß benutzt; er wird gemahlen in Fässern dorthin versendet. Die Mengen von Aetzkalk und Traß, welche zusammengemengt werden, richten sich nach dem Zweck: kommt das Mauerwerk ganz unter Wasser, so mengt man $1-1^1/_2$ Theile Kalk mit 1 Theil Traß; ist das Mauerwerk nur periodisch unter Wasser, so nimmt man weniger Traß, etwa 2 auf 5 Theile Kalk, und bei Mauerwerk im Trockenen wohl 3 Theile Kalk auf 1—2 Theile Traß und eben so viel Sand. Bei der Verarbeitung wird zunächst der Kalk zu einem Brei gelöscht, der noch eben auf der Kelle liegen bleibt; diesem Kalk wird in der Kalkpfanne der trockene Traß portionsweise unter Umrühren zugesetzt und durch Schlagen die völlig gleichförmige Vertheilung bewirkt. Statt dieser vulkanischen Tuffe kann man aber auch künstliche C.e dem Kalk zusetzen, so pulverisirte Hochofeneisen- und Kupferschlacken, das Mehl gebrannter Ziegel und Backsteine, von Porzellankapseln und andern gebrannten Thonwaaren, ebenso von gebrannten Thon- und Alaunschiefern, die Asche von Steinkohlen und ähnliche Substanzen. Alle Mengung muß aber in erfahrungsmäßig bestimmten, durch Proben festgesetzten Mengen, nicht nach Gutdünken geschehen. So wurde zur Göltzschthalbrücke ein Gemenge von gleichen Theilen Sand, Ziegel- und Kalkmehl genommen. Der ausgezeichnetste der hierher gehörigen C.e ist der Portlandcäment. Schon im Eingang war von den zu seiner Darstellung benutzten Materialien und der Art seiner Darstellung die Rede. Gegenwärtig ist in England der Schlick oder Schlamm, der sich in der Mündung von Strömen ablagert, wie im Medway, einem nördlichen Zufluß der Themsemündung, und Kreidepulver das Material; $2-2^1/_2$ Maß Thon werden mit 5 Maß Kreidepulver zusammengeschlämmt, getrocknet, in kleine Ballen geformt und dann zwischen Holzkohlen oder Koks bei leichter Rothglühhitze gebrannt. Alkalireiche Thone, wie jener Schlamm aus dem Medway, bedürfen niedrigerer Hitze, als andere Thone. Man erhält dann eine poröse, bimssteinartige Masse, die zu feinem Pulver gemahlen und gesiebt wird. Hat man dichte Kalksteine statt Kreide, so nimmt man 1 Gewichtstheil gebrannten Kalk auf 2 Gewichtstheile feinen Thon und knetet beide innig mit Wasser zusammen. Im Uebrigen ist die Behandlung dieselbe. Dieser in vorzüglichster Güte in England, aber auch auf dem Kontinent in Frankreich und Deutschland (Stuttgart) dargestellte künstliche C. hat das Gute, daß er mit mehr Wasser angemacht werden kann, als der römische C., und daß er sich daher mit größerer Leichtigkeit gießen läßt, daß er andererseits aber auch größeren Sandzusatz verträgt. Der stuttgarter aus der Fabrik von Chailly zieht nach 15—60 Minuten an und bekommt Zusammenhalt, nach 3 Tagen besitzt er die Härte des Backsteins, nach einem halben Jahre die Härte des stuttgarter Werksteins (Keupersandsteins). Während die meisten der künstlichen C e in der Weise des römischen C.s fest werden, scheint der Vorgang beim Portlandcäment nicht derselbe zu sein. Nach Winkler soll er nämlich keinen freien Aetzkalk enthalten, sondern es soll aus seinen Bestandtheilen beim Brennen eine sehr basische Verbindung von 3—4 Mischungsgewichten von Alkalien und alkalischen Erden, insbesondere Kalkerde mit 1 Mischungsgewicht Kieselerde, Thonerde u. Eisenoxyd entstehen. Diese Verbindung soll beim Zusammenbringen mit Wasser in eine wasserhaltige, kalkärmere Verbindung, wie sie beim römischen C. entsteht, und in freie Kalkerde, oder eine Verbindung von Thonerde und Kalkerde zerfallen. Durch Hinzutreten der Kohlensäure entsteht aus diesem Antheil der Kalkerde endlich nach u. nach beim weitern Erhärten kohlensaure Kalkerde. Andere solche künstlich zusammengesetzte C.e hat man in Frankreich hergestellt, und es gehören unter andern dazu auch die von Brian und St. Léger erfundenen; sie bestehen aus 2 verschiedenen Mischungen, und zwar aus 6 Theilen reiner, völlig trockener Kreide, 4 Theilen bindendem Thon und 1—2 Theilen geglühtem pulverisirten Feuerstein; oder aus 6 Theilen gelöschtem Kalk, in teigartigem Zustand (dem Volumen nach) aus 2—4 Theilen Thon und 1—2 Theilen geglühtem pulverisirten Feuerstein, oder anstatt des letzteren sehr feinem Sand.

Um den C. darzustellen, werden d. Substanzen einer jeden Art gemischt, in teigartiger Masse zu künstlichem Stein geformt u. bei einem schicklichen Hitzegrade, der etwas geringer sein darf, als zum Brennen des hydraulischen Kalkes erforderlich ist, gebrannt, nach dem Brennen pulverisirt und dann als C. verwendet, welcher für sich allein oder auch mit einem Zusatz von einer Quantität Sand vermischt benutzt wird. Der von dem Schweden Pasch erfundene C. besteht aus 1 Theil Kalk, $1/3-1/2$ Theil pulverisirtem Alaunschiefer oder auch, in Ermangelung dessen, gewöhnlichem Dachschiefer und $1/2$ Theil Sand. Die C.e sind übrigens von verschiedener Güte; einen Anhalt zur Bestimmung derselben gibt die Dichtigkeit: der lockerere steht dem dichten nach; vom Portlandcäment wog 1 Kubikfuß bayerisch 83 Pfund, vom gewöhnlichen südbayerischen, der an Güte bedeutend nachstand, nur 45 Pfund. Wie bedeutend die Festigkeit eines guten C.s ist, geht aus den Versuchen über das Zerbrechen

mit ihm gemauerter Balken hervor. Ein solcher 25 Fuß langer, $2^1/_2$ Fuß starker Balken aus 19 Lagen mit Romancäment gemauerter Ziegelsteine, zwischen welche hie u. da gleichlaufende Schienen von Reifeisen eingelegt waren, und der an beiden Enden auflag, fing nach Knapp erst bei einer Belastung von 480 Centnern, die in seiner Mitte aufgehängt waren, zu brechen an.

Die technische Verwendung des C.s ist eine sehr mannichfache. Mit etwa $^3/_8$ seines Volumens Wasser läßt er sich zu einem teigartigen Mörtel kneten. Der dem C. zuzusetzende Sand muß scharf sein. Wird der C. zum Abputz oder zur Ausbesserung von altem Mauerwerk benutzt, so muß letzteres vom alten Abputz sorgfältig gesäubert u. angefeuchtet werden. Zu Arbeiten unter Wasser wird der C. entweder ganz rein oder mit einem nur sehr geringen Zusatz von Sand verwendet. In der Regel wird derselbe sofort in der erforderlichen Dicke aufgetragen; wird indeß ein zweiter Auftrag nöthig, so muß dieser noch vor der Erhärtung des ersteren bewerkstelligt, oder es muß die ganze Fläche, während sie noch naß ist, rauh gemacht werden. Am schnellsten und besten bindet der C. unter Wasser, daher er bei Verwendung zu trocken stehendem Gemäuer, Wandputz 2c. stets so lange naß erhalten werden muß, bis er erhärtet ist. Einmal hart gewordenen C. kann man nicht nochmals auflösen, um ihn zu fernerem Gebrauch geeignet zu machen. Bei der Verwendung des C.s zu Brunnen und Wasserbehältern, sowie in Kellern, wo das Eindringen des Wassers verhindert werden soll, nehme man 1 Theil C. und etwa 1 Theil scharfen, reinen, trockenen Sand, trage hiervon $^1/_2$ bis $^3/_4$ Zoll als Vorputz auf und bestreiche diesen, noch ehe er völlig trocken ist, mit einer dünnen Auflösung von reinem Cämentpulver und Wasser, dem man einen Zusatz von etwa 2 Proc. Schwefelsäure gegeben hat. Die verschiedenen Sorten C. besitzen auch sehr verschiedene Eigenschaften. Der Portlandcäment, von graugrünlicher Steinfarbe u. eben sowohl durch seine außerordentliche Bindekraft, als durch seine Leichtigkeit ausgezeichnet, eignet sich vorzüglich zum Abputz, bei welcher Verwendung man höchstens 3 Theile Sand hinzufügt. Soll er zur Aufführung von Mauerwerk verwendet werden, so gibt man zu 1 Theil C. ebenfalls 3 oder höchstens 4 Theile Sand. Der so gemischte C. muß im trockenen Zustande unter Schutz gegen feuchte Luft gehörig durcheinander gearbeitet werden, worauf unter beständigem Umrühren nach u. nach so viel Wasser zugesetzt wird, bis das Ganze einen teigartigen Mörtel bildet. Derselbe nimmt eine außerordentliche Härte an, welche mit dem Alter zunimmt. Zur vollständigen Erhärtung braucht er 3—4 Wochen. Eine Tonne zu 42 Pfund mit $3^1/_2$ Kubikfuß Sand gibt 7 Kubikfuß Mörtel; mit 7 Kubikfuß Sand 10 Kubikfuß Mörtel; mit 10 Kubikfuß Sand 14 Kubikfuß Mörtel 2c. Der Medinacäment, von schöner, heller Steinfarbe, gilt als eine der besten Cämentarten, in sofern er nicht nur ungemein rasch, sondern auch bis zu einem solchen Grade erhärtet, daß die erstarrte Masse sofort bedeutende Lasten trägt. Er ist zu Reparaturen an Brücken (Unterfahrung von Brückenpfeilern 2c.) vorzüglich geeignet. Für seine Verwendung gelten dieselben Regeln wie bei dem Romancäment. Dieser hat eine dunkelbraune Farbe, die aber nach der Verarbeitung an der Luft heller, steinartig wird. Er wird besonders zu Baderäumen, Cisternen, Reservoirs 2c., sowie zu jeder Art von Mauerwerk, sowohl über als unter dem Wasser, auch zu Stukkatur- und Abputzarbeiten benutzt. Zu Mauerwerk, welches nicht im Wasser steht, bereitet man den Mörtel aus 1 Theil Romancäment und 2 Theilen trockenem Sand, zum Abputz dient eine Mischung von gleichen Theilen C. und Sand. Ohne Zusatz von Sand wird dieser C. zu hydraulischen Arbeiten verwendet. Feuchte Küchen- u. Kellerräume kann man mittelst desselben trocken machen, wenn man die Fugen auskratzt und die Mauerfläche mit ihm putzt. Auch zum Verstreichen von Dachziegeln und Anfertigung von Schornsteinen mit Aufsätzen läßt sich dieser C. vortheilhaft verwenden. Eine Tonne der besten englischen Sorte kostet 2—$3^1/_2$ Thaler. 1 Kubikfuß stark eingestampften C.s wiegt 96 Pfund und erfordert $^8/_{11}$ Kubikfuß Wasser; 1 Tonne rein verarbeitet gibt $4^1/_2$ Kubikfuß Mörtel; 1 Tonne mit $4^1/_3$ Kubikfuß Sand $7^2/_3$ Kubikfuß Mörtel; 1 Tonne mit $8^1/_3$ Kubikfuß Sand 11 Kubikfuß Mörtel; 1 Tonne mit 12 Kubikfuß Sand 14 Kubikfuß Mörtel. Der reine, od. auch mit 8 Kubikfuß Sand pro Tonne verbrauchte wird unter Wasser nach 4 Wochen steinfest, der mit 12 Kubikfuß Sand Zusatz erst nach 6—7 Wochen. Um künstlichen Romancäment zu bereiten, mischt man Kalk und Thon zu gleichen Theilen, löst in Wasser 100 Pfund C. und 1—3 Pfund Kochsalz auf, formt dann die Masse und brennt sie, ehe sie noch ganz trocken ist, bei dunkelrother Gluth. Nach dem Brennen wird der C. pulverisirt und in verschlossenen Fässern aufbewahrt. Der Eisencäment wird zum Dichtmachen der Dampfmaschinenkessel, Dampf-, Gas- und Wasserröhren angewendet, kann sogleich nach der Verwendung der Hitze ausgesetzt werden u. gewinnt in einer Stunde Metallhärte. Die Temperatur hat auf ihn keine Einwirkung. Ins Wasser gebracht, erhärtet er augenblicklich und läßt sich durch kein Mittel wieder aufweichen. Dieser C., als dicke Farbe zum Bestreichen der Kesselwände angewendet, gibt denselben eine größere Dauer und selbst Risse können dauernd damit verstrichen werden. Die Hauptbestandtheile desselben sind Bleiweiß, Bleiglätte und eine ziemliche Quantität Sand. Bei der Anwendung verfährt man folgendermaßen: Man mischt die zu brauchende Quantität C. mit gekochtem Leinöl, so daß ein dicker Teig entsteht; je kleiner die Quantität Oel, desto besser, nur muß sie den C. in einen klebrigen Zustand versetzen. Zum Dichten der Fugen schneide man Werg in halbzöllige Stücke und vermische dasselbe mit dem C. Die tournay'sche Asche (cendre de Tournay) ist eine eisenhaltige Kalkerde, deren man sich in Frankreich zur Bereitung eines C.s bedient, nachdem man sie vorher in einem dazu besonders erbauten Ofen gebrannt hat. Wegen ihrer Eisenhaltigkeit eignet sie sich gut zu wasserdichtem C. Mengt man römischen C. mit scharfem geschlämmten Quarzsand und macht ihn mit Wasser an, so erhält man eine Masse, woraus sich Säulen, Vasen, Figuren, Ornamente 2c. gießen lassen, die aber, ehe sie der Sonne ausgesetzt werden, im Wasser vollständig erhärtet sein müssen. Dieser C. wird bald steinhart, ist bräunlichgrau von Farbe, nimmt keine Nässe an und dient deshalb auch zu Wasserbassins.

Der **Borussiacäment** wiegt à Tonne 360 Pfd. = 4 Scheffel = 4,66 Kubikfuß; 1 Kubikfuß wiegt fest zusammengestampft 55 Pfund, leicht gefüllt 40 Pfund; 1 Centner rein braucht 82½ Pfd. Wasser, 1 Kubikfuß rein $^7/_{11}$ Kubikfuß Wasser, um Mörtel zu geben. Bei Sandzusatz muß pro Kubikfuß Sand $^3/_{11}$ Kubikfuß Wasser mehr gegeben werden. Eine Tonne gibt rein 6⅔ Kubikfuß Mörtel; 1 Tonne mit 6 Kubikfuß Sand 11½ Kubikfuß Mörtel; 1 Tonne mit 12 Kubikfuß Sand 16⅓ Kubikfuß Mörtel. Die beste Mischung ist 1 Theil C. und 2 Theile Sand. Auch 1 Theil C. und 3 Theile Sand geben, wenn der C. frisch ist, noch einen guten Mörtel. **Marmorcäment** wiegt à Tonne 300 bis 320 Pfd.; 1 Centner mit ¾—⅝ Kubikfuß Wasser gibt 1⅓—1¾ Kubikfuß od. 1 Tonne 2⅔ Kubikfuß harte Masse oder 356 Quadratellen ⅛ Zoll starken Putz. Zur Erhöhung des Glanzes bedient man sich eines Ueberzugs von ¼ Pfd. weißem Wachs, 2½ Loth Stearin und 23 Loth Terpentinöl. Dieser C. wird auf den gewöhnlichen Kalkputz aufgetragen. **Mastixcäment** besteht aus 30 Gewichtstheilen gut gewaschenem u. gesiebtem Sand, 70 Gewichtstheilen pulverisirtem weißen Kalkstein, 3 Gewichtstheilen pulverisirter Bleiglätte, welche in Leinöl, 400 Pfund auf 30 Pfund altes rothes Leinöl, ½ Stunde gekocht werden. Er nimmt heiß aufgetragen jede Färbung an, leidet nicht durch die Einflüsse der Witterung u. dient gegen Mauersalpeter; eine Mischung von Mörtel und Mastixcäment, Sand und Wasser gegen Grundfeuchtigkeit. **Oelcäment** erhält man aus 40 Pfund Chamottemehl, 3¼ Pfund gesiebter Bleiglätte, 4⅓ Quart heißem Leinöl, welche Ingredienzien gehörig durcheinander gearbeitet werden müssen. Zu Oelcämentanstrich, ⅜ Zoll stark auf 1 Quadratruthe, gehören 4½ Centner Chamottemehl, 40 Pfund Bleiglätte, 50 Quart Leinöl; zu 1 Kubikfuß 1 Centner Chamottemehl, 9 Pfund Bleiglätte und 11 Quart Leinöl. Der **Pariancäment**, für Fußbodenanstriche im Innern der Häuser, Putz- u. Stukkaturarbeiten, sowie für gewöhnlichen Mauerputz anwendbar, kann gemalt u. tapezirt werden, trocknet in 4—5 Std., muß aber mit möglichst wenig Wasser bereitet werden u. darf nicht mit frischem Kalk in Berührung kommen. Auf Fußböden wird dieser Cämentmörtel ⅜ Zoll dick aufgetragen u. zwar am besten mit Bathsteinstaub (d. i. Staub v. Roggenstein, Kalksinter rc.) vermischt u. auf einer ¾ Zoll starken Unterlage von Portland- od. Romancäment. Auf gewöhnlichen Putz, der vorher abgetrocknet sein muß, trägt man den mit einem gleichen Theil gewaschenen, scharfen Sandes angemachten C. ½ Zoll dick auf und gibt am folgenden Tag einen dünnen Ueberzug von C. und ⅙ Sand darüber, welcher mit der Kelle geglättet wird. Für polirte Wandflächen wird der Bewurf aus gleichen Theilen von C. und scharfem Sand gemischt. Der Steinanwurf wird ¼ Zoll dick aus reinem C. gemacht und mit grobem Schleifstein und Wasser abgerieben; alsdann wird der Schliff gut abgewaschen u. bekommt einen Ueberzug von feinem C., welcher steif eingerührt wird. Mit einem Streichbret wird die Fläche geebnet, das Abreiben wiederholt, bis eine gute Ebene hergestellt ist. Das Schleifen wird nun mit feinem Sandstein fortgesetzt und mit Schlangenstein, Kittpulver und Tuch beendigt. Die feinste Sorte dieses C.s ist zum Bilden plastischer Ornamente verwendbar und läßt sich schleifen und poliren. Für Abgüsse werden eben solche Formen gebraucht wie bei Gypsabgüssen. Der C. wird steif angemacht, mit einer Bürste in die Form eingestoßen und darin bis zur Erhärtung gelassen.

Der oben erwähnte **Traßcäment** heißt, wenn er halb von Traß, halb von Kalk zusammengesetzt ist, **starker** C., aus 2 Theilen Kalk, 1 Theil Traß, 1 Theil Ziegelmehl bestehend, **rother** C. Zu beiden Mischungen schlägt man den gesiebten Traß mit dem nur feuchten, gelöschten Kalk, ohne Wasser nachzugießen, mittelst Schaufeln unter einander u. verarbeitet ihn sogleich, wobei er, wie die zu vermauernden Ziegel, noch etwas angefeuchtet wird. An die genannten Cämentarten schließen sich noch einige besondere Mörtelarten an, welche neuerlich mehrfache Verwendung gefunden haben. **Dihls Kitt** (Mastic de Dihl) wird aus Porzellankapselscherben angefertigt, welche fein pulverisirt mit Leinölfirniß aufgetragen werden. Statt der Porzellankapselscherben kann man auch anderes gebranntes Töpfergeschirr, Scherben von Schwefelsäure-, Scheidewasserflaschen rc. gebrauchen. **Hamlins Mastik** (Cithic paint) wird in England zum Abputzen der Façaden, zu äußeren u. inneren Verzierungen gebraucht, um feuchte und salpeterige Wände damit zu verkleiden; er haftet auf Stein, Ziegel, Holz, Metall u. wird mit Oel aufgetragen, wovon auf 1 Centner etwas über 4 Quart kommen. Man fertigt denselben aus 50 Maß Kiessand, 50 Maß Kalkmergel (pierre tendre) und 9 Maß Bleiglätte. Der **lowitzische** C., der bei den mainzer Festungsbauten als Auftrag auf die Kasemattengewölbe und zum Schutz des Holzes gegen Feuchtigkeit benutzt und sehr bewährt befunden wurde, besteht aus 65 Theilen Kreide, 34 Theilen Colophonium oder 1 Theil Terpentinöl. Bei der Anwendung werden 60 Pfund dieses C.s in einem Kessel geschmolzen und 120 Pfund reiner trockener Sand nebst 5 Maß Steinkohlentheer darunter gerührt. Der **tocchissche** C. beruht auf der Anwendung des Princips, den an der Luft zerfallenen Kalk ohne abermaliges Brennen von Neuem zu beleben. Man vermischt ihn zu diesem Zweck mit frisch gebranntem hydraulischen Kalk und erhält dadurch einen vorzüglichen Mörtelcäment. Der C., welcher bei Ausbesserungen und zur ferneren Erhaltung des weltbekannten antiken Amphitheaters in Verona u. bei den neuen Fortifikationsarbeiten, namentlich bei den Parapetmauern und Gesimsen daselbst mit bestem Erfolg angewendet wurde, besteht aus 30 Theilen Schlichte (Abfall beim Schleifen verschiedener Metalle, besonders in Gewehrfabriken von Flintenläufen zu erlangen) und 1 Theil trockenem Salz, welches letztere mittelst siedenden Wassers gehörig aufgelöst u. dem alsdann etwas Essig beigegeben wird. Zum Gebrauch werden sämmtliche Substanzen so lange durcheinander gerührt, bis sie einen Teig liefern, wobei jedoch zu bemerken ist, daß man von demselben nur das Quantum bereitet, welches im Laufe des Tages verwendet werden kann. Alle Cämentarten sind in luftdichten, abgeschlossenen Räumen aufzubewahren; ein trockenes feines Cämentmehl gibt den sichern Beweis, daß der C. noch gut ist, während sich verdorbener klumpig und in harten Stücken zeigt.

Cämentation (v. Lat.), der Prozeß d. gegenseitigen Durchdringung zweier festen Körper, wovon der eine pulverförmig (Cämentirpulver) ist, unter Einfluß einer Temperatur, wobei, ohne daß der eine od. der andere Körper flüssig wird, eine chemische Einwirkung od. Vereinigung od. auch Scheidung erfolgt. Man bedient sich hierzu luftdichter Behältnisse, im Kleinen irdener Büchsen (Cämentirbüchsen), im Großen eiserner oder irdener Kästen (Cämentirkästen), in welchen die zu bearbeitenden Körper entweder in hierzu eigens bestimmte Pulver (Cämentpulver) eingeschächtet, oder mit diesen nur umgeben werden. Hauptsächlich findet dieser Prozeß behufs der Darstellung von Cämentstahl Anwendung. Ferner cämentirt man auch Kupfer durch Zinkerze, wie Galmei, um Messing zu erhalten, und mit Zink (Fabrikation des Knittergoldes), und der Mechaniker, Büchsenmacher ꝛc. überstählt eiserne Waaren beim Einsetzen mit thierischer Kohle, damit sie hart werden und schöne Politur annehmen. Eben dahin gehört das sogenannte Adouciren, wobei durch Glühen des kohlenstoffreicheren Roheisens zwischen sauerstoffhaltigen Substanzen, wie Rotheisen, Magneteisen, Braunstein, dasselbe kohlenstoffärmer u. hämmerbar wird (hämmerbares Gußeisen). Außerdem wird das C. hüttenmännisch angewendet zur Scheidung des Silbers vom Golde, indem man ersteres durch Glühen mit Chlorverbindungen in Chlorsilber überführt. Zu diesem Ende bereitet man ein Pulver von klar gestoßenem Ziegelmehl, mischt 4 Theile desselben mit 1 Theil Kolkothar und 1 Theil Kochsalz und feuchtet es mit so viel Wasser an, daß es sich eben ballen läßt. Von diesem Cämentpulver gibt man etwas auf den Boden eines Tiegels, breitet es in der Weise aus, daß es überall einen halben Zoll hoch zu liegen kommt, belegt die Oberfläche mit dünnen Blechen der Legirung, deren Oberfläche durch Ausglühen gehörig gereinigt ist, gibt hierauf wieder eine Lage von Cämentpulver, dann wieder Metallbleche und fährt auf diese Weise fort, bis der Tiegel voll ist. Nun wird derselbe mit einem aufgekitteten Deckel einem Glühfeuer übergeben, welches 12—20 Stunden anhalten muß. Nach dem Erkalten nimmt man die Masse heraus, kocht die Blechrückstände so lange aus, bis der salzige Geschmack verloren gegangen ist, und erhält nunmehr das Gold so rein, daß man es verarbeiten kann. Ist dies noch nicht der Fall, so muß die C. wiederholt werden. Der Prozeß beruht darauf, daß sich das Chlor mit dem Silber zu Chlorsilber verbindet; das Ziegelmehl aber wird zugegeben, damit sich das Kochsalz durch Schmelzen und Zusammenfließen nicht in die untern Tiegelräume begeben kann. Ferner gehört hierher die Reduktion des Nickeloxyds durch Erhitzen bei Weißglühhitze in einem mit Kohle ausgefütterten Tiegel zu hämmerbarem Nickel. Ein von den angeführten Prozessen total verschiedener ist das Cämentiren des Kupfers, wobei das Kupfer durch Hineinlegen von Eisen in Kupferlösungen, insbesondere Kupfervitriollösung, metallisch an der Oberfläche der hineingelegten andern Metalle ausgefällt wird.

Cämentstein, s. Cäment.

Caën, Hauptstadt des französ. Departements Calvados u. der ehemaligen Niedernormandie, am Zusammenfluß des Odon mit der schiffbaren Orne, wenige Meilen vom Meere u. mit demselben durch einen Kanal verbunden, welcher für Seeschiffe von 160—200 Tonnen Last bis zur Stadt schiffbar ist. Außer einer zum Theil zerstörten Citadelle ist die in Hufeisenform gebaute Stadt nach allen ihren 6 Thoren offen und zeichnet sich durch prächtige Gärten und Promenaden, große, freie Plätze, schöne helle Straßen wie durch sehenswerthe Gebäude aus. Unter den öffentlichen Plätzen ist der große Kaiserplatz, mit dem Rathhaus und der Bronzestatue Ludwigs XIV, der schönste. Von den vorhandenen 9 Kirchen zeichnet sich die Schloßkirche als die älteste, die von St. Peter durch ihren Thurm als Muster eines leichten Baues aus; in der St. Stephansabtei ruht Wilhelm der Eroberer, der sie gegründet. Andere öffentliche Gebäude sind: der Justizpalast mit Kolonnade, das Theater, die Börse und ein altes Schloß. Für Wissenschaft, Kunst, Industrie und Wohlthätigkeit wird gesorgt durch eine Akademie mit 3 Fakultäten, ein Kollegium, ein naturhistorisches und physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, eine Bibliothek mit 47,000 Bänden, einen botanischen Garten, eine Navigationsschule, eine Bauschule, eine Zeichen- und Gewerbeschule, ein Taubstummeninstitut, 3 Hospitäler und durch mehre Gesellschaften, wie: diejenige der Wissenschaften, die linné'sche und medicinische, die der normandischen Alterthumsforscher, die Ackerbau-, Handels- und philharmonische Gesellschaft und die Berathungskammer für Kunst und Manufaktur. C. hat 41,500 Einwohner, deren Hauptthätigkeit der Manufaktur gewidmet ist; die Spitzenklöppelei beschäftigt viele, namentlich weibliche Hände. Blondes de fil (Zwirnspitzen), sowie Blondes de soie noires und Blondes de soie blanches gehen von hier in Masse in den Handel. Ferner verfertigt man viele Modeartikel, Schleier, Shawls, Baumwollen- und Leinenwaaren, Leder, Nägel ꝛc.; ebenso bestehen Feilen-, Tabaks-, Spielkarten-, Tapeten- und Porzellanfabriken. Auch die Blumisterei wirft reichlichen Gewinn ab. Diese industrielle Thätigkeit, sowie die emsig benutzte Fruchtbarkeit des Bodens, die gleichfalls betriebene Brauerei, die Seefischerei und der Austernfang bedingen einen lebhaften Handel, weshalb auch die Wochen- und Jahrmärkte von C. die wichtigsten und besuchtesten des ganzen Departements sind. Als Hauptort ist C. Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktsautoritäten, eines Appellationsgerichts mit Assisen, zweier Friedensgerichte, eines Handelsgerichts, eines Remontedepots ꝛc. C., lateinisch Cadomus, ist eine Gründung Wilhelms des Eroberers und war stets die Hauptstadt der niedern Normandie; auch hielten hier die alten Herzöge von der Normandie häufig Hof; 1091 hier Friede zwischen Robert III. von der Normandie und den Engländern. Als Zankapfel zwischen Franzosen u. Engländern wurde C. mehrmals belagert und erobert und war von 1417 an 41 Jahre lang in der Gewalt der Engländer. Während dieser Zeit wurde die dasige Universität (1436) v. Heinrich VI. gegründet. Im Jahre 1562 kam es in die Hände der Hugenotten, unterwarf sich aber bald wieder dem König; später eroberten die Reformirten von Coligny unterstützt, das Schloß. Zur Zeit der französischen Revolution, nach dem Sturze der Girondisten (1793), wurde vom General Wimpfen von C. aus ein Aufstand gegen die Jakobiner versucht.

Cänina, Stadt in Latium, deren König Acron den ersten Krieg gegen den neugegründeten römischen Staat führte. Nach seiner Besiegung zogen die Einwohner (Caeninenses) größtentheils mit Hab und Gut nach Rom und wurden der erste Zuwachs der römischen Macht. C. lag nicht weit von Corniculum auf dem Wege nach Tibur.

Cäräsen (Cäresen, Ceröfen), altdeutscher Volksstamm in Gallia belgica prima, mit den Eburonen, Kondrusen und Pämanen die ersten Deutschen, welche der römischen Weltmacht erlagen. Nach Einigen soll Séré oder Serey (Dorf bei Lüttich) noch ein Nachklang des alten Namens der C. sein.

Cäre, von den Griechen früher Agylla genannt, alte pelasgisch-tyrrhenische Stadt, in welcher sich früh auch Tusker niederließen; daher der Doppelname. Sie gehörte zu den etruskischen Zwölfstädten, war fest, mit Mauern aus gewaltigen Steinblöcken umgeben u. in alten Zeiten reich und blühend, Hauptstadt des Königs Mezentius. Früher war C. mit den Römern eng verbunden und von diesen sehr geehrt. Als bei der Eroberung Roms durch die Gallier die Vestalinnen und Priester der Stadt hier gastfreundliche Aufnahme fanden, ertheilte Rom C. das Bürgerrecht; gleichwohl nahm es sich gegen Rom der Stadt Tarquinii an (352 v. Chr.), worauf ihm zwar ein hundertjähriger Friede verwilligt, aber die Hälfte des Gebiets abgenommen wurde. Nach und nach verlor C. sogar seine eigene Gerichtsbarkeit und stand unter einem römischen Präfekten, sank dann unter diesem Druck immer mehr u. ging wahrscheinlich unter Sulla ganz unter. Drusus verpflanzte zwar eine Kolonie seiner Soldaten u. Klienten dorthin, doch blieb auch diese neue Anlage unbedeutend, und ihre Stätte nimmt jetzt das ärmliche Dorf Cervetro ein. Der frühere Wohlstand C.'s gründete sich auf Getreide- und Weinbau; namentlich stand C. als Handelsstadt bei den Griechen in hoher Achtung. Die Redlichkeit der Cäriten als Handelsleute war sprüchwörtlich. Für ihre Verbindung mit Griechenland, sowie für ihren Reichthum zeugt ihr Schatzhaus in Delphi. Von C. sollen die heiligen Gebräuche den Namen Ceremoniae erhalten haben. Der Hafenort von C. war Pyrgi, jetzt San Severo. In der Nähe waren besuchte Warmbäder, jetzt das Dorf Ceci oder nach Andern Bagni del Sasso. Ueber den 1836 dort gemachten, sehr merkwürdigen Gräberfund aus der ältesten Tyrrhenerzeit vgl. Canina's „Descrizione di Cere antica etc." (Rom 1834).

Caerleon, alte Stadt in der englischen Grafschaft Monmouth, am Usk und Bristolkanal, besteht nur aus 3 Straßen, hat eine Kirche, deren Alter bis zu den Zeiten der Normänner hinaufreicht, viele, zum Theil römische Alterthümer und gegen 1300 Einwohner. Die Ueberreste eines Amphitheaters werden noch jetzt vom Volk als „König Artus' Tafelrunde" bezeichnet. Bei den Römern hieß C. Isca, Isca Colonia u. später zum Unterschied von Exeter, welches ebenfalls Isca hieß, Isca Silurum. In alter Zeit soll es eine Residenz der britischen Könige gewesen sein u. wurde durch viele geistliche u. wissenschaftliche Stiftungen ausgezeichnet. Der Sitz des hiesigen Erzbisthums wurde später nach St. David verlegt.

Caermarthen, s. Carmarthen.

Caernarvon, s. Carnarvon.

Caerphilly, Stadt im englischen Fürstenthum Wales, Grafschaft Glamorgan, berühmt durch sein altes Kastell, welches sich durch einen Saal von 70 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 17 Fuß Höhe und einen 70—80 Fuß hohen hängenden Thurm auszeichnet. Die Einwohner, gegen 1500, fertigen wollene Zeuche rc. In der Umgegend befinden sich Eisenwerke und Steinkohlengruben.

Cärulens, Michael, Patriarch von Konstantinopel (1043—59), Urheber der Spaltung zwischen der römischen und griechischen Kirche. Da er den in manchen Kirchen und Klöstern bestehenden lateinischen Kultus aufhob, auch in einem Schreiben an einen italienischen Bischof der römischen Kirche den Gebrauch von ungesäuertem Brod beim Abendmahl als judaistisch zum Vorwurf machte, erschien eine römische Gesandtschaft in Konstantinopel, forderte von C. Widerruf jener Angriffe wider die römische Kirche, sowie Ablegung des angemaßten Titels „Allgemeiner Patriarch" und legte auf seine Weigerung im Juni 1054 auf dem Altar der Sophienkirche eine Bannbulle nieder, worin der Patriarch und die Einrichtungen seiner Kirche mit allen möglichen Ketzernamen überhäuft wurden. Hiermit war der Bruch zwischen der morgen- und abendländischen Kirche entschieden. Der Kaiser Comnenus schickte C. zur Strafe für seine Anmaßungen 1059 in die Verbannung, wo er bald †. Obwohl weder durch Geist, noch Charakter hervorragend, blieb er doch bei der griechischen Kirche als Verfechter der griechischen Orthodoxie in rühmlichsten Andenken.

Caerwys (Caer-ar-Wys), Marktflecken im englischen Fürstenthum Wales, Grafschaft Flint, mit gegen 1400 Einwohnern, berühmt als die alte Sänger- und Harfnerheimat Britanniens. Hier wurde vor Alters das Eisteddfod gehalten, ein Fest, auf welchem die waleser Barden um den Preis der Dichtkunst u. Musik wetteiferten. Seit den Zeiten der Königin Elisabeth war diese Feier untergegangen; erst 1798 tauchte sie noch einmal aus der Vergangenheit auf: 20 Barden, 18 Sänger und 21 Harfner kämpften um den Preis, der in einer kleinen silbernen Harfe von 16 Zoll Länge bestand. Noch jetzt kommen aus C. die besten britischen Harfner.

Cäsalpinia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die nagelförmigen Blumenblätter, 10 Staubfäden u. die rautenförmige, 2klappige, mehrsamige Hülse, meist dornige Bäume u. Sträucher der Tropenländer, mit immergrünen, gedoppelt gefiederten Blättern und gewöhnlich gelben Blumen in Rispen, von denen mehre ausgezeichnete Färbestoffe, andere Heilkräfte besitzen. C. axillaris *Dec.*, ein stacheliger Baum der Wälder Malabars, hat bittere, in größerer Menge genossen, Erbrechen erregende Samen, die besonders in Wechselfiebern heilsam sind. C. bahamensis *Lam.*, auf den Bahamainseln, ein Strauch oder kleiner Baum mit stacheligen Zweigen und Blattstielen, 3paarigen Blättern, verkehrt-eiförmigen Blättchen, weißlichen u. wohlriechenden Blüthen, liefert zum Theil das sogenannte gelbe Brasilienholz (Lignum citrinum s. brasiliense luteum); C. bijuga *Sw.* ist ein niedriger Baum auf Jamaica, mit verkehrt-herzförmigen Blättchen, dessen rothes Holz unter dem Fernambukholze mit vorkommt, aber auch als Brasi-

lienholz (s. d.) bezeichnet wird. C. brasiliensis *L.* ist ein 20—24 Fuß hoher Baum auf den Antillen und wahrscheinlich auch in Brasilien, mit gefiederten Blättern und kurzgestielten gelben Blüthen mit sammetartig zottigen Kelchen in fast rispigen Trauben. Von diesem Baume stammt das Brasilien- oder rothe Fernambukholz, auch Braunholz, ächtes Pernambukholz (Lignum brasilianum rubrum s. purpureum, Lignum Fernambuci), welches als Farbematerial dient und ein gesuchter Handelsartikel ist, weshalb unter das geraspelte Holz verschiedene andere Hölzer von Cäsalpinien, besonders der C. crispa gemischt werden; Viele halten deswegen auch diese letztgenannte Art für den Baum, von welchem das eigentliche Brasilienholz herstamme. C Coriaria *W.* ist ein sehr ästiger, 12—15 Fuß hoher Strauch Westindiens und Südamerika's, mit schwärzlicher, punktirter Rinde, aus mehren dichten Trauben bestehenden Rispen gelblicher kleiner Blüthen, gegen 3 Zoll langen, fingerbreiten, gekrümmten, braunen Hülsen und eiförmigen, zusammengedrückten, spitzigen Samen. Die Hülsen, Libidibi-Bohnen, Libidibi-Schoten (Fabae s. Siliquae Libidibi s. Dividibi), sind sehr reich an Tannin und dienen zum Gerben. C. crista *L.* ist ein kleiner Baum oder Strauch auf Jamaica, mit rothgelbem Holze, das nach einigen Angaben den Hauptbestandtheil des ächten Brasilienholzes ausmachen, nach andern das gelbe Brasilienholz, Gelbholz (Lignum citrinum) liefern soll. Die Rinde wird zum Blasenziehen und zur Verstärkung der Eiterung bei schlaffen Geschwüren gebraucht. C. echinata *Lam.* ist ein großer, knorriger Baum Brasiliens, mit brauner Rinde u. kurzen Stacheln, zweifach-gefiederten Blättern, kleinen gelb u. roth gefleckten, sehr wohlriechenden Blüthen. Mit dem Kern des mannsdicken Stammes wird das ächte Brasilienholz verfälscht. C. Nuga *Ait.* ist ein kleiner Strauch Ostindiens, der allenthalben, besonders am Strande in Büschen wuchert u. durch seine im Grase kriechenden dornigen Zweige Kleider und Haut der Vorübergehenden gefährdet, daher bei den ältern Botanikern Nugae silvarum genannt. Aus dem Stamm fließt etwas Gummi, die Wurzel wirkt harntreibend und wird gegen Nieren- und Blasensteine angewendet. C. pulcherrima *Sw.*, Pfauen- od. Paradiesblume, ist ein 12—15 Fuß hohes Bäumchen Ostindiens, das daselbst, sowie auch in Westindien u. Südamerika seiner prächtigen Blüthen wegen häufig kultivirt wird. Die Blüthen sind ziemlich groß, anfangs goldgelb, dann mennigroth, mit fingerlangen, scharlachrothen Staubfäden, die den Federn auf dem Kopf der Pfauen gleichen, und in fußlangen, zierlich gewundenen Sträußen vereinigt. Die unangenehm bitter schmeckenden Blüthen kommen in Amerika gegen chronische Lungenkatarrhe, Schleimschwindsucht, Wechselfieber und wegen ihrer harntreibenden Eigenschaften auch bei Hautausschlägen in Anwendung. C. Sappan *L.*, Sappanholzbaum, ein zierliches, 10—15 Fuß hohes, fast immer blühendes, gegen 100 Jahre grünendes Bäumchen auf den Molukken und in Ostindien, liefert das Sappan-, Japan-, auch Bimaesholz (Lignum Sappan s. japanense, vergl. Brasilienholz), dessen Abkochung anfangs schwarz ist, aber durch Zusatz von Alaun schön roth wird und zum Färben dient. In Ostindien werden auch Schiffsnägel, Kisten, Schränke, Stühle ꝛc. daraus verfertigt. Es kommt in 2—3 Fuß langen, armdicken Stücken vor und wird im Handel in mehre Sorten unterschieden. Das beste ist das Siam-Sappanholz, das geringste das Bimaesholz, welches von der holländischen Niederlassung in Bima bezogen wird. Dieses Farbeholz kommt unter der Benennung Lignum presillum schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts vor. Als nun Südamerika entdeckt und ein ähnliches Farbeholz (die C. bahamensis und brasiliensis) dort gefunden wurde, gab man der Gegend, wo man es fand, den Namen von dem wichtigsten Erzeugnisse derselben. Mithin verdankt Brasilien seinen Namen dem Lignum presillum der alten Kräuterbücher.

Cäsar, Cajus Julius, Sohn des römischen Prätors gleichen Namens und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta, der berühmteste Sprößling der Gens Julia, der selbst sein Geschlecht auf Ascanius oder Julius, Aeneas' Sohn, zurückführte, am 12. Quintilis (Julius) 100 v. Chr. (654 nach Roms Erbauung) geboren, erhielt durch seine Mutter, die ihn unter ihren Kindern am meisten liebte, und unter der Leitung des gelehrten gallischen Rhetors M. Antonius Gnipho eine sorgfältige Erziehung. C. Marius, der mit der Schwester seines Vaters vermählt war, führte ihn dadurch in das öffentliche Leben ein, daß er ihn 87 v. Chr. zugleich mit dem Konsul L. Cinna zum Priester des Jupiter (flamen dialis) wählen ließ. C. war in den Kämpfen zwischen Volk und Optimaten anfangs neutral, und weder die Ermordung seiner Verwandten, die als Sulla's Freunde fielen, noch die Furcht vor diesem schreckten ihn zurück. Schon jetzt entging es seinem Scharfsinne nicht, daß die Republik sich überlebt habe, und es erwachte bereits der Gedanke in ihm, eine Partei durch die andere zu stürzen. Im Jahre 83 heirathete er die Tochter des L. Cinna, des Marius Verbündeten, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Volkspartei, nach deren Gunst er nun trachtete. Aber diese Partei wurde von Sulla unterdrückt und ihm befohlen (82), sich von der Tochter seines Feindes zu scheiden. Da C. sich dessen weigerte, traf ihn die Aechtung. Seiner Würden und seines Vermögens verlustig erklärt, irrte er krank in den sabinischen Gebirgen umher u. mußte von Cornelius Phagita, der ihn ergriffen hatte, seine Freilassung mit 2 Talenten erkaufen. Angesehene Männer erwirkten endlich von Sulla seine Begnadigung, der ihren Bitten nur ungern nachgab u. ahnungsvoll weissagte, „in ihm sei mehr als ein Marius, man möge sich vor dem schlecht gegürteten Knaben hüten". Da es für jetzt für C. in Rom nichts mehr zu thun gab, ihm vielmehr von allen Seiten Gefahr drohte, ging er nach Asien, wo ihn der Proprätor M. Minucius Thermus nach Bithynien zum König Nicomedes III. schickte, um dessen Schiffe zur Belagerung des abgefallenen Mytilene herbeizuholen. Vor Mytilne focht C. (80) mit Auszeichnung. Im Jahre 78 begab er sich zur Flotte des Prokonsuls P. Servilius, welcher die asiatischen Meere von den Seeräubern reinigen sollte; kaum war aber der Feldzug begonnen, als ihn die Nachricht von Sulla's Tode nach Rom rief.

Mit scharfem Blicke erkannte C. hier sogleich, daß die Sache des Volks in schlechten Händen sei; aber

noch fühlte er sich zu schwach, deren Vertheidigung selbst zu übernehmen, und Niemand ahnte in ihm den gefährlichen Feind der Republik, obgleich er sich durch Anklagen bedeutender Männer von Sulla's Partei bemerklich machte. Auf der Reise nach Rhodus im Winter 76, wo er sich unter dem berühmten Rhetor Molo in der Redekunst vervollkommnen wollte, ward er in der Nähe von Milet von Seeräubern gefangen, kaufte sich aber los und ward nach 40tägiger Gefangenschaft frei. Sogleich aber raffte er einige Schiffe zusammen, bemächtigte sich der Räuber, führte sie nach Pergamum und ließ sie kreuzigen, wie er ihnen schon als Gefangener im Schiffe gedroht. Der dritte Krieg mit Mithridates rief ihn nach Kleinasien, wo er als Privatmann Truppen an sich zog u. eine feindliche Schaar in die Flucht schlug. Nach dem Tode seines Oheims Aurelius Cotta, an dessen Stelle er zum Pontifex gewählt worden war, kehrte er jedoch nach Rom zurück. Durch reichliche Getreidespenden wußte er sich hier die Gunst der Menge zu verschaffen, und in dem Maße, als sein Ansehen beim Volke stieg, öffneten sich ihm die Kassen der Wucherer, denen die als das Gegengeschenk des Volks C. zur Verwaltung zu übertragenden Provinzen die Rückzahlung verbürgten. Er wurde zum Kriegstribun erwählt, fand aber in den nächsten drei Jahren keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Dagegen suchte er sein Werk im Stillen zu fördern. Im Jahre 70 trat er zum ersten Male in ein näheres Verhältniß zu Pompejus, der, in diesem Jahre mit M. Crassus zum Konsul ernannt, in C. einen nicht zu verschmähenden Beistand erkannte. Durch seinen Einfluß wurde C. Quästor, und als solcher scheute er sich nicht, bei Gelegenheit des Todes seiner Gemahlin Cornelia das Andenken des geächteten Marius öffentlich zu feiern. Das Beifallsgeschrei der Menge übertönte die Stimme der erbitterten Optimaten, und jener schmeichelte es, daß das julische Geschlecht, dessen Abstammung von Göttern u. Königen ihr bei dieser Gelegenheit laut verkündigt wurde, sich mit Marius, einem im Staube Gebornen, verschwägert hatte, daß sich C. an sie anschloß u. ihr das Bild der Zeiten vorführte, welche nicht mehr waren, aber zurückkehren sollten. Als Quästor begleitete C. den Antistius Vetus nach Spanien und besorgte im Auftrage desselben in einem Theile des Landes die Rechtspflege mit großer Redlichkeit und Thätigkeit. In Gades (Cadix) soll er im Tempel Alexanders Statue gesehen und beschämt über sein bisheriges ruhmloses Leben sogleich seine Entlassung gefordert haben, um in Rom einen Schauplatz zu Heldenthaten zu suchen. Hier vermählte er sich 67 mit Pompeja, einer Enkelin des Sulla, Pompejus aber verband er sich durch wesentliche Dienste, die er ihm leistete. Auf seinen Betrieb wurde demselben der Krieg gegen die Seeräuber übertragen, gegen den Willen des Senats, der das wachsende Ansehen des Pompejus mit Mißtrauen ansah. C. selbst, der auf diese Weise u. wegen seiner Beliebtheit beim Volke Pompejus immer unentbehrlicher ward, wurde kurulischer Aedil, welche Stellung er dazu benutzte, während Pompejus im Osten als König der Könige schaltete, die Macht der herrschenden Partei zu untergraben. Obgleich mit Schulden überhäuft, gab er fortwährend glänzende Spiele und Feste, verzierte öffentliche Plätze und Gebäude auf seine Kosten und vertheilte reichliche Gaben unter das Volk. Auch die von Sulla zerstörten Statuen des Volkshelden Marius wurden auf seinen Betrieb restituirt, trotz des heftigsten Unwillens des Senats. Das Amt des Oberpontifex, welches er jetzt anstrebte, sollte die mächtigsten Hebel des Staats in seine Hände bringen und ihm den glänzendsten Sieg über die Optimaten verschaffen. Große Summen verschwendete er, um zu diesem Amte zu gelangen, und verpflichtete sich das Volk noch überdies durch Aufhebung des cornelischen Gesetzes, wodurch die Wahl der Priester wieder an das Volk kam. Wirklich siegte er über seine Nebenbuhler und ward am 6. März 63 zum Oberpontifex, bald nachher auch zum Prätor gewählt. Bei der Untersuchung über die Verschwörung des Catilina ward C., der die Angeklagten gegen Cicero vertheidigte, als Theilnehmer bezüchtigt, aus Scheu vor dem Volke dehnte man jedoch die Untersuchung nicht auf ihn selbst aus. In der That ist eine solche Theilnahme unwahrscheinlich, da C. wohl zu klug war, sich in eine Verbindung einzulassen, deren Entdeckung ihn seinen lauernden Feinden als Verbrecher überliefert haben würde, und überdies sich nicht eine Spur einer vertraulichen Annäherung zwischen ihm und Catilina findet. Im Jahre 62 verwaltete C. zugleich mit Bibulus, der schon früher sein Kollege in der Aedilität gewesen und als Optimat sein erbitterter Feind war, die Prätur. Da er den Tribun Q. Metellus Nepos, der Cicero's Verfahren gegen Catilina's Mitschuldige rügte und sogar mit dem Entwurf zu einem Gesetze auftrat, nach welchem Pompejus mit dem Heere zurückkommen sollte, um zu verhindern, daß Bürger ohne Urtheil und Recht getödtet würden, öffentlich begünstigte, nahm ihm der Senat sein Amt: aber der vom Volke gewählte Prätor fuhr fort, Recht zu sprechen, bis man sich anschickte, ihn mit Gewalt vom Tribunal zu entfernen. Nun entließ C. eilig seine Liktoren, warf die Prätexta von sich und schlich in sein Haus. Das Volk, das ihm seinen Arm bot, beschwichtigte er u. bewog dadurch den feigen Senat, seinen vermeintlichen Retter in die Kurie einzuladen, wo er mit Lobeserhebungen empfangen und in sein Amt wieder eingesetzt wurde.

Gegen Ende 62 kehrte Pompejus aus Asien nach Italien zurück, u. im folgenden Jahre erschien er vor Rom; C. ging nach dem jenseitigen Spanien, seiner Provinz, wo er bereits als Quästor gewesen war. Seine Gläubiger beschwichtigte er durch die Bürgschaft des M. Crassus, den er durch den Wink, daß er der Uebermacht seines Feindes Pompejus zu wehren gedenke, gewonnen hatte. In Spanien vermehrte er aus eigener Macht das Heer, verfuhr in der Civilverwaltung nach Willkür, wiewohl zum Besten der Provinz, u. bekriegte die Gebirgsvölker in Lusitanien, welche das Land umher beunruhigten. Ruhm und Beute belohnten ihn auf diesem seinem ersten Feldzuge; er bereicherte den Schatz, die Truppen und noch mehr sich selbst; das Heer begrüßte ihn als Imperator und der Senat ehrte ihn durch ein Dankfest, wodurch er die Anwartschaft auf den Triumph erhielt. Um das Konsulat zu erreichen, erschien er im Juni 60 vor Rom, als der Tag der Konsularkomitien schon festgesetzt war. Dem Herkommen gemäß mußte er sich persönlich

melden, was sich aber mit dem Triumph nicht wohl vereinigen ließ; als sein Gesuch, ihn von diesem Gesetze zu entbinden, durch Cato hintertrieben wurde, entsagte er dem letztern und kam in die Stadt. Als sein Kollege in der Konsulwürde ward sein alter Feind Bibulus gewählt. In dieser Zeit wurde der berühmte Bund zwischen C., Pompejus und Crassus, das erste Triumvirat, geschlossen, „ein Bund der Klugheit mit dem Ruhm und dem Reichthum, durch welchen der Eine steigen, der Andere sich behaupten und der Dritte gewinnen wollte." Trotz der heftigen Feindschaft, die Pompejus und Crassus trennte, hatte C. sie zusammenzuführen gewußt u. dadurch beide Parteien für sich gewonnen. Eine Zeitlang blieb der Bund geheim; als er endlich ans Licht trat, lärmte Cato und zürnte Cicero vergebens gegen die „Dynasten", welche ohne Scheu die Freiheit der Republik antasteten. Man vermochte die Verbündeten nicht anzuklagen, da man sie nicht überführen konnte, und konnte sie nicht überführen, da man nichts von Rauben, Brennen und Morden, nichts von Anschlägen gegen Senat und Magistrate, gegen Verfassung und Gesetz vernahm. Als Konsul trat C. zuerst mit einem der Menge erwünschten Ackergesetz hervor, das darauf berechnet war, die Ehre des Pompejus durch Versorgung seiner Krieger zu retten, und den Riß zwischen diesem und den Optimaten vergrößerte. Als der Senat das Gesetz unbedingt verwarf, wandte sich C. damit an das Volk, und als der Widerstand der Optimaten hier die gesetzmäßige Abstimmung unmöglich machte, erhielt Pompejus das Wort, um zu richten zwischen den Konsuln, zwischen Senat und Volk. Von C. gefragt, ob er das Gesetz billige, sprach er sein gewichtiges „Ja" und unterstützte es mit Gründen, welche eben so lockend für das Volk als demüthigend für den Senat und für ihn selbst schmeichelhaft waren. Aehnliches that Crassus; Andere wagten keinen Widerspruch. Um den Bund zu befestigen, vermählte C. seine Tochter Julia mit Pompejus; er selbst heirathete Calpurnia, deren Vater L. Piso im nächsten Jahre als Konsul über sein Gesetz wachen sollte. Noch wollte Bibulus die Abhaltung der Komitien durch das Vorgeben ungünstiger Himmelserscheinungen hindern; aber in der Nacht vor denselben besetzten bewaffnete Veteranen des Pompejus und ein Theil des Volks mit verborgenen Dolchen den Markt. Der Konsul begann mit Tagesanbruch zum Volke zu reden, als Bibulus erschien und C. durch seinen Einspruch unterbrach. Wortwechsel und Handgemenge war die Folge, in deren Verlauf Bibulus die Stufen hinunter geworfen, seine Fasces zerschlagen wurden; als er auch jetzt nicht wich, sondern seinen Hals entblößte, um für das Recht zu sterben, führten ihn seine Freunde mit Gewalt in den Tempel des Jupiter. Am längsten leistete Cato Widerstand; aber das Gesetz ging durch und die Senatoren beschworen es, selbst Cato; 20,000 Veteranen des Pompejus erhielten durch dasselbe Ländereien in Kampanien. C. regierte von jetzt an allein; Bibulus äußerte seinen Unwillen bloß durch öffentliche Anschläge und Edikte, daher ohne Erfolg. Nachdem auf diese Weise Pompejus vom Senat getrennt worden war, sollte er auch den Rittern entfremdet werden. C. gewann deren Gunst, indem er es dahin brachte, daß ihnen ein Dritttheil der Pachtsumme für Einkünfte in Asien erlassen wurde. Dadurch, daß er des Pompejus Einrichtungen in Asien bestätigen ließ, verschaffte er diesem eitle Ehren, sich selbst aber den wesentlichen Vortheil, daß Pompejus die Gesetze und Einrichtungen des Konsuls, welche wegen Verachtung der Auspicien leicht umzustoßen waren, selbst mit aufrecht erhalten mußte. Für seine Verdienste gab ihm das Volk auf seines Günstlings Vatinius Antrag, mit Uebergehung des Senats, das cisalpinische Gallien mit Illyricum auf 5 Jahre mit 3 Legionen zur Verwaltung, während Pompejus Prokonsul von Spanien wurde, aber in Rom blieb; der Senat aber bewilligte dem C., um noch höheren Forderungen zuvorzukommen, das jenseitige Gallien, und zwar mit einer vierten Legion und auf 5 Jahre. Am nachdrücklichsten stimmte hierfür Pompejus, in der Meinung, er überliste den Rivalen, wenn er ihn auf so viele Jahre entferne, während er selbst mit der Macht des Triumvirats über Kurie und Komitien gebiete.

Anfangs April 58 begab sich C. in die Provinz, und zwar um so eiliger, da die Helvetier in das römische Gebiet einzubrechen drohten. Sein Sieg über sie nöthigte dieselben zur Rückkehr in ihr Vaterland und verbreitete C.s Ruhm über ganz Gallien; sein Sieg über Ariovist begründete seine Herrschaft und krönte seinen Namen mit neuem Ruhm. Im nächsten Jahre (57) besiegte er die belgischen Völker, welche sich in einem großen Bunde gegen ihn vereinigt hatten. Während des Heldenkampfs der Belgier ruhten die Gallier; auch später waren ihre Anstrengungen vereinzelt u. daher ohne Erfolg. In Gallien aber verlor C. mitten unter seinen Siegen Rom nicht aus den Augen, wo seine Feinde jetzt kühner gegen ihn auftraten. Um die Ausdehnung seiner bald ablaufenden Verwaltung zu bewirken, wußte er seinen Verbündeten Pompejus und Crassus das Konsulat zu verschaffen. C.s Gewalt ward dadurch auf weitere 5 Jahre verlängert. Die Unterjochung Galliens war fast vollendet; nur noch wenige Stämme an der belgischen Grenze und am Fuße der Pyrenäen waren frei. Um seine Eroberungen in Gallien zu sichern, wollte er die Germanen in ihrem Lande aufsuchen und überschritt auf einer Brücke südlich von Bonn den Rhein. Die Germanen entwichen jedoch mit ihrer Habe in die Wälder, und C. konnte nur ihre Wohnungen und Aecker verwüsten. Nach 18 Tagen kehrte er nach Gallien zurück, um bald darauf zwei noch abenteuerlichere Züge nach Britannien zu machen, und zwar zu keinem andern Zweck, als das Heer zu üben und einen günstigen Eindruck auf die öffentliche Meinung hervorzubringen. Während C. hierauf gegen die empörten gallischen Völkerschaften, gegen die Trevirer unter Induciomar und die Eburonen unter Ambiorix, gefahrvolle Kämpfe bestand, weilte Pompejus in Rom und ließ seine Legionen und Provinzen unter dem Oberbefehl seiner Legaten; durch den Tod seiner Gattin Julia, C.s Tochter, welcher in dieser Zeit erfolgte, wurde seine Stellung zu Letzterem nicht wesentlich verändert, wie man oft annimmt. Die Gallier, die sich 53 zum allgemeinen Freiheitskampfe erhoben, entwaffnete C. einzeln, wie früher. Nachdem er noch einmal den Rhein, ohne weiteren Erfolg, überschritten, durchzog er verheerend das Gebiet der tapfern Eburonen. In-

zwischen war Crassus im Kriege mit den Pathern gefallen (53), mit ihm gewissermaßen der Vermittler zwischen C. und Pompejus. Letzterer streckte jetzt seine Hand dreister nach der Diktatur aus, und die ewigen Umtriebe und Kämpfe der Parteien brachten den geängsteten Senat wirklich dazu, dem Pompejus 52 allein das Konsulat zu übertragen. In diesem Moment entbrannte in der jenseitigen Provinz der Krieg von Neuem, der blutigste und gefahrvollste von allen. Die Gallier erhoben sich unter Vercingetorix, erlagen jedoch abermals der überlegenen Kriegskunst C.s, der schnell und unerwartet in Gallien erschien. Während dieses Kriegs hatte sich Pompejus in Rom den Aristokraten wieder genähert und mit ihnen gemeinschaftlich den Kampf gegen C. begonnen. Ihm insbesondere galt die Erneuerung des Gesetzes, nach welchem Niemand abwesend sich um ein Amt bewerben sollte. Auf das Beispiel des Pompejus sich berufend, der noch als Statthalter in Spanien zum Konsul gewählt worden, verlangte C., daß man ihn als Statthalter unter die Kandidaten aufnehme. Da man dagegen einwandte, daß er erst Heer und Provinz abgeben müsse, ehe er sich um das Konsulat bewerben könne, forderte er, dasselbe möge auch der Prokonsul von Spanien thun. Der Senat verlängerte jedoch des Pompejus Statthalterschaft auf 5 Jahre, verstärkte die Truppen auf der Halbinsel um 2 Legionen und erneuerte überdies den Beschluß vom vorigen Jahre, nach welchem die Uebernahme von städtischen und Provinzialämtern durch einen Zwischenraum von 5 Jahren getrennt sein müsse. Dagegen wußten C.s Freunde, besonders der Tribun M. Cölius 52 es durchzusetzen, daß eine Ausnahme vom Gesetze gemacht und dem Prokonsul die persönliche Bewerbung erlassen wurde. Als aber nun 49 die Statthalterschaft in Gallien ablief, stimmten die meisten Senatoren für die Abberufung C.s; auch der von C. gewonnene Tribun Curio erklärte sich beifällig, weil ein Bürger, welcher zu lange im Besitze von Heer und Provinzen sei, dem Staate gefährlich werde; daher müsse auch Pompejus Spanien entsagen, dessen Verwaltung ihm der Senat vor 2 Jahren auf 5 Jahre verlängert hatte. Den Optimaten blieb kein Ausweg; C.s Befugniß, sich abwesend an die Kandidaten anzuschließen, mußte anerkannt werden. Dieser versicherte sich der Treue der transpadanischen Städte, vermehrte durch die gewöhnlichen Mittel die Zahl seiner Anhänger in Rom und kettete seine Legionen, deren Zukunft mit der seinigen eng verknüpft war, immer fester an sich. Noch aber zögerte er, den ersten feindlichen Schritt zu thun, ja er sandte ein Schreiben an den Senat, in welchem er seine Thaten aufzählte, die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen widerlegte und sich erbot, in den Privatstand zurückzutreten, wenn auch Pompejus sich dazu entschließe; wenn man aber noch ferner von ihm verlange, sich seinen Feinden in die Hände zu liefern, so werde er auf seine Sicherheit bedacht sein. Die letztere Wendung betrachtete man in der Senatssitzung vom 1. Januar 49 als eine Kriegsankündigung und das Schreiben wurde trotz der Gegenbestrebungen der Tribunen durch die Tagesordnung beseitigt u. kam nicht zur Verhandlung, die Konsuln veranlaßten vielmehr eine Berathung über den Zustand der Republik, L. Lentulus forderte zu kühnem und männlichem Entschlusse auf, und Metellus Scipio, des Pompejus Schwiegervater, meinte, man müsse sich an Pompejus anschließen, C. befehlen, sein Heer zu entlassen, und, wenn er nicht gehorche, ihn als Feind der Republik behandeln. Umsonst thaten die Tribunen M. Antonius und Q. Cassius Einspruch; sie wurden aus dem Senat gewiesen, und dieser ermächtigte die in der Nähe der Stadt befindlichen Anführer, für die Sicherheit der Republik zu sorgen. Damit war geschehen, was C. wollte: die Aristokratie hatte den Krieg gegen ihn erklärt, und ihr erster Schritt war ein Verbrechen. Antonius und Cassius flohen verkleidet ins C.s Lager, als ob sie, die unverletzlichen Tribunen, vor Senat u. Konsuln bei C.s Legionen Schutz suchen müßten. Laut klagte C. über erfahrene Beleidigungen: man erlaube ihm, sich abwesend um das Konsulat zu bewerben, und widersetze sich, wenn er von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wolle; man verlängere ihm den Oberbefehl und die Verwaltung der Provinzen und fordere ihn doch zugleich auf, ihnen vor der abgelaufenen Zeit zu entsagen; man rufe zur Vertheidigung der Republik seine Truppen ab und stelle sie unter die Fahnen seines Gegners; man bewillige diesem, was man ihm verweigere, und vertreibe die Tribunen, wenn sie die Ungebühr rügten: man verachte gültige Senats- und Volksbeschlüsse und setze andere, gegen welche die Tribunen Einspruch erhöben, in Kraft. Seinen Truppen gegenüber beklagte er sich über die Ungerechtigkeit der Feinde, über des Pompejus Neid, über der Tribunen Beschimpfung und legte sein Schicksal und seine Ehre in ihre Hand. Nur die 13. Legion war um ihn geschaart, die übrigen standen noch jenseits der Alpen; aber mit Begeisterung erklärten sich die Anwesenden bereit, ihn und die Tribunen zu rächen. Trotz dieser geringen Macht überschritt er darauf sofort den kleinen Fluß Rubico, die Grenze seiner Provinz, u. überrumpelte Ariminum, wo die Tribunen Antonius u. Cassius mit kläglichem Geschrei als Vertriebene zu ihm kamen. Auch C. zerriß unter Thränen sein Kleid u. beschwor die Soldaten, ihn u. die Republik nicht zu verlassen, womit er zugleich Alles für ungültig erklärte, was seit dem Abgange der Tribunen in Rom verhandelt worden. Ein Theil der Truppen im jenseitigen Gallien erhielt Befehl, die Winterquartiere zu verlassen u. zu ihm zu stoßen. Der Aufforderung des Pompejus, Italien zu räumen u. seiner Verpflichtungen gegen den Staat eingedenk zu sein, antwortete C., er wolle gern seine Provinz übergeben u. in Rom sich unter den Kandidaten einfinden, wenn Pompejus in seine Provinz gehe und seine Rüstungen in Italien einstelle, damit Senat und Volk in freier Berathung über die streitigen Punkte entscheiden könnten. Wirklich genehmigten die Konsuln und Pompejus diese Anträge; doch sollte C. seine Besatzungen aus den italienischen Städten sogleich zurückziehen. Aber C. erhob neue Beschwerden; ihm gebiete man, in die Provinz zurückzukehren und Pompejus bleibe in Italien und fahre überdies fort, sich zu rüsten.

Die Nachricht von C.s Einfall hatte in Rom die größte Bestürzung verbreitet. Von den Konsuln mit falschen und übertriebenen Berichten von C.s Macht, mit verdienten u. unverdienten Vorwürfen bestürmt, veranlaßte Pompejus einen Senatsbeschluß, nach welchem der Sitz der Regierung nach

Capua verlegt werden sollte; jeder Senator, Ritter und Beamter sollte bei Strafe dahin folgen. Cicero's Warnung, Rom nicht Preis zu geben, fand kein Gehör und der größte Theil der Senatoren u. Optimaten verließ Rom. Schatz und Weihgeschenke in den Tempeln ließ man in der allgemeinen Verwirrung zurück, weil sich nach einem falschen Gerüchte die feindlichen Reiter schon vor den Thoren zeigen sollten. C.s Zug glich unterdessen einem Triumphzug; die italienischen Städte empfingen ihn als ihren ersehnten Befreier, und C.s Milde und Mäßigung, die er dabei bewies, bewog sogar viele Optimaten, von ihren Gütern nach Rom zurückzukehren, so daß C. den Senat versammeln konnte. Auch in Apulien, wohin er darauf vordrang, flohen die Besatzungen der Plätze, oder sie schlossen sich an ihn an, und so schnell rückte C. vor, daß er schon am 9. März (49) vor Brundusium erschien, wo Pompejus in der Nacht mit vielen Optimaten und dem Reste seiner Truppen unter Segel ging. Nachdem C. auf diese Weise in zwei Monaten und in der rauhesten Jahreszeit fast ohne Schwertschlag Italien unterworfen hatte, beschloß er, um die zum Bau einer Flotte nöthige Zwischenzeit nicht zu verlieren, zunächst des Pompejus Legaten jenseits der Pyrenäen zu entwaffnen. Er legte Besatzungen in die wichtigsten Seeplätze Kalabriens und Apuliens, um des Pompejus Rückkehr zu verhindern, verstärkte sich durch neue Aushebungen und ging dann nach Rom, wo er dem heiligen Schatze 26,000 Barren Gold und 40 Millionen Sestertien entnahm. Die Hauptmacht des Feindes stand in Spanien; aber auch Sicilien, Sardinien und Afrika waren noch in dessen Gewalt, und nach C.s Plan sollte ihre Herrschaft vernichtet sein, ehe er jenseits des Meeres fechten wollte. Curio wurde nach Sicilien gesandt, wo Cato auf Befehl der Konsuln mit der Aushebung für Pompejus beschäftigt war, aber nicht unnütz gegen die Uebermacht Blut vergießen wollte u. den Siciliern Ruhe u. Unterwerfung empfahl; er selbst begab sich über Corcyra zu Pompejus. Sardinien unterwarf sich gleichfalls, u. Curio ging darauf mit 2 Legionen und 500 Reitern nach Afrika, wo er jedoch, von dem numidischen König Juba in einen Hinterhalt gelockt, mit dem größten Theil seiner Legionen fiel. Durch diesen und einen andern Unfall in Illyrien ward übrigens im Wesentlichen nichts geändert; nicht einmal auf die öffentliche Meinung konnten sie ungünstig wirken, da C. gleichzeitig und fast ohne Schwertschlag des Pompejus Legionen in Spanien entwaffnete. In Rom selbst, wo M. Antonius unterdessen kraftvoll in C.s Geiste regiert hatte, wurde der Sieger zum Diktator gewählt. Er eilte dahin zurück, gewann die Gemüther durch seine Großmuth, half durch nützliche Maßregeln dem gesunkenen Kredit wieder auf, rief viele Verbannte zurück u. gewann durch reiche Getreidespenden die Herzen der Menge. Zum Dank wählte das Volk ihn nebst P. Servilius Isauricus zu Konsuln u. besetzte auch die übrigen Magistrate u. die Provinzen mit seinen Anhängern, so daß C. es wagen konnte, die Diktatur niederzulegen und nach Brundusium zu eilen, um den wohlgerüsteten Feind im Osten anzugreifen. Pompejus' Landmacht bestand aus 9 Legionen, mit vielen Hülfstruppen aus Griechenland und Asien. Unter seinen 7000 Reitern befanden sich viele römische Ritter und andere junge Männer aus den reichsten und angesehensten Familien; befreundete Fürsten, wie Dejotarus in Galatien, Ariobarzanes in Kappadocien, Antiochus in Commagene u. A., sandten ihm Hülfsvölker. Noch entschiedener war seine Uebermacht zur See, denn er hatte 600 Kriegsschiffe zur Verfügung, die ihm die Zufuhr sicherten und ein Bollwerk gegen C.s Legionen bildeten; Bibulus, der alte Feind C.s, kommandirte sie. Thessalonich war der Sitz der auswärtigen Republik und man beobachtete alle Formen derselben; 200 Senatoren waren gegenwärtig u. verlängerten den Gesetzen gemäß den Oberbefehl ihres Hauptes. Dagegen fehlte es auf des Pompejus Seite an Einheit und kräftigem Zusammenwirken, so daß C., von Brundusium aus Anfangs 48 mit 15,000 Mann zu Fuß und 600 Reitern in See gehend, im südlichen Illyrien am Vorgebirge Acroceraunia landen konnte, während der feindliche Oberbefehlshaber sorglos in Thessalien weilte u. sein Heer zerstreut u. fern war. Die Küstenstädte fielen, dem Glück des Feindes vertrauend, diesem schnell zu, u. aus der ganzen Umgegend trafen Gesandte ein, ihm zu huldigen. Noch einmal willigte C. in Friedensanträge, aber während derselben drangen beide Gegner vorwärts. Pompejus erreichte zuerst Dyrrhachium, die Niederlage aller Kriegsbedürfnisse; C. verschanzte sich bei Apollonia, um dort seine übrigen Truppen aus Italien zu erwarten. Eine kurze Waffenruhe trat ein, um bald durch erbitterte Kämpfe unterbrochen zu werden. C. mußte sich in der Nähe der Küste halten, weil er sonst die erwarteten Truppen nicht an sich ziehen konnte, u. ohne sie bedurfte es in diesen Gegenden von Pompejus' Seite kaum der Waffen, um ihn als unbesonnenen Abenteurer enden zu lassen. Aber M. Antonius mit den ersehnten Legionen konnte wegen der feindlichen Flotte nicht übersetzen, und schon hatte C., der die Ursache seines Zögerns nicht kannte, den verwegenen Entschluß gefaßt, selbst überzufahren, an dessen Ausführung ihn nur ein Sturm hinderte, als 3 Legionen u. 800 Reiter erschienen und C. aus seiner Bedrängniß erlösten. Sein Heer war nun vereinigt, und bei Asparagium erwartete die Welt die Entscheidungsschlacht. Aber in der Gegend von Petra und Dyrrhachium verschanzten sich beide Heere und hier entspann sich ein fast 4 Monate währender Einzelkampf. Pompejus hoffte, daß Mangel an Unterhalt u. Seuchen seinen Gegner aufreiben würden, und vermied daher eine Schlacht, welche C. wünschte, weil die Hülfsquellen der Umgegend völlig erschöpft waren. Die Noth in seinem Lager stieg immer höher, aber die Ausdauer seiner Soldaten war unüberwindlich. Ein größerer Kampf endete zum Nachtheil C.s, der sehr bedeutenden Verlust erlitt u. sein ganzes Heer verloren hätte, wenn nicht durch die Verschanzungen die feindliche Reiterei an nachdrücklicher Verfolgung gehindert worden wäre. Schon ließ Pompejus nach allen Seiten hin Siegesberichte abgehen, als die Dinge plötzlich eine andere Wendung nahmen. C. führte seine Legionen durch Epirus nach Thessalien, die ihm abgeneigten Städte durch strenge Ahndung des Abfalls schreckend. Pompejus, von den in seinem Lager befindlichen Optimaten gedrängt, zog ihm nach, u. bei Pharsalus trafen beide Feinde auf einander, Pompejus mit über 45,000 Mann zu Fuß u. 7000 Reitern u. einer großen Menge leichter Truppen, C. mit nur über 22,000 Mann

zu Fuß und 1000 Reitern, worunter viele Gallier und Germanen. Für beide Gegner war der Wahlplatz die Welt; wer ihn verlassen mußte, der fand keinen andern, nicht einmal einen Zufluchtsort. Der Kampf verzögerte sich nicht, die Erbitterung beschleunigte ihn; sein Ausgang entschied für C. Pompejus, seine Sache vor der Zeit verloren gebend, entfloh mit Wenigen vom Schlachtfelde; der Rest seiner Truppen, mehr als 24,000 Mann, streckte die Waffen. Der Sieger verschmähte nutzlose Rache. Des Pompejus Briefe vernichtete er, ohne sie zu lesen. In Rom wurde C. darauf zum Diktator auf ein Jahr erwählt; die tribunicische Gewalt wurde ihm auf Lebenszeit übertragen, sowie die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Befugniß, für die Provinzen Statthalter zu ernennen. Außerdem zeichnete man ihn durch Statuen, Ehrenkronen, sowie durch das Versprechen aus, bis zu seiner Rückkehr in den Gesetzen und Einrichtungen des Staats nichts zu ändern. Für Rom ordnete C. aber jetzt nur das Allgemeinste an. Schon am Tage nach der Schlacht war er in Larissa; Asien gewann er durch Milde und übergab es dem Konsularen Cn. Domitius Calvinus, um selbst mit 3200 Mann zu Fuß und 3000 Reitern und 35 Schiffen nach Aegypten zu gehen. Auf der Höhe von Alexandria erfuhr er Pompejus' Tod, den er beweinte, und glaubte als Sieger ohne Bedenken landen zu können. Aber ein neuer Krieg brach hier los, zwar ohne inneren Zusammenhang mit den Parteien in Rom, aber doch nicht ohne bedeutende Rückwirkung, der sogenannte alexandrinische. In Aegypten hatte nämlich C. bedeutende Geldforderungen zu machen; auch wollte er den Streit zwischen Cleopatra und ihrem jüngeren Bruder Ptolemäus, welcher schon in Krieg ausgebrochen war, entscheiden. Er gebot den Geschwistern, die Waffen niederzulegen u. sich seinem Spruch zu unterwerfen, erregte aber durch seine Entscheidung, daß der Bruder die königlichen Rechte mit der Schwester theilen solle, einen Aufstand d. Menge. C. hatte nur wenig Mannschaft bei sich; des Ptolemäus Feldherr Achillas trennte ihn von den aus Asien erwarteten Legionen, und so begann für ihn ein ungleicher Kampf, ein Straßen- und Häuserkrieg; erst nachdem er durch neue Hülfsvölker aus Cilicien, Syrien u. den angrenzenden Ländern verstärkt worden war, konnte er die Alexandriner zur Unterwerfung bringen. Da der König im Kampfe umgekommen war, übertrug C. die Regierung der Cleopatra und ihrem Bruder Ptolemäus dem Jüngern, stellte 3 Legionen zu ihrer Verfügung und wandte sich mit einer Legion nach Asien, das durch die Bewegung des Pharnaces, des Sohnes des d. Römern einst so gefährlichen Mithridates, bedroht war. Ueber Antiochien ging er zur See nach Cilicien u. von da über den Taurus nach Kappadocien u. Pontus, wo er an der Spitze von 4 Legionen erschien. Pharnaces bot Frieden u. Freundschaft an; C. aber verlangte augenblickliche Räumung von Pontus, rückte schnell vor und erfocht bei Zela einen so entscheidenden Sieg, daß er wegen der schnellen Beendigung des Feldzuges binnen 5 Tagen mit Recht einem Vertrauten in Rom schreiben konnte: „Veni, vidi, vici!" („ich kam, sah und siegte"). Ueber die eroberten Länder verfügte C. nach dem Grundsatze, welchen Rom als Weltbeherrscherin stets festgehalten hatte: er gab Befreundeten, was man schwer behaupten konnte, und was jene nun im eigenen Interesse vertheidigen mußten.

Jetzt erst kehrte der Diktator nach Rom zurück, wo seine lange Abwesenheit und die Ungewißheit über den Ausgang der Kriege im Osten stürmische Auftritte veranlaßt hatten. Der Volkstribun P. Dolabella hatte sie vermehrt, indem er gegen den Senatsbeschluß, nach welchem vor der Ankunft des Diktators in Gesetz und Verfassung nichts geändert werden sollte, auf die Tilgung der Schuldbücher angetragen und dadurch einen heftigen Kampf veranlaßt hatte, bis M. Antonius, der von Pharsalus zurückkehrte, mit der bewaffneten Macht die Ruhe herstellte. Hierzu kamen Meutereien der Legionen in Kampanien, die im Gefühle ihrer Unentbehrlichkeit Alles ertrotzen zu können meinten und C.s Abgesandten Antonius und Crispus Salustius kein Gehör gaben. Dolabella's Unruhen rügte C. nicht einmal, treu seinem Grundsatze, seine minder gefährlichen Feinde durch Großmuth zu versöhnen; die aufrührerischen Legionen brachte er durch sein persönliches Ansehen zur Ordnung zurück. Da seine Diktatur im September endete, ließ er sich von Neuem und wieder auf ein Jahr ernennen und zugleich auch zum Konsul auf das künftige; M. Aemilius Lepidus wurde zum Schein sein Kollege. Aechtungen und Proskriptionen erfolgten nicht; nur das Vermögen Derer wurde eingezogen, welche jetzt noch unter den Waffen blieben. Seine Anhänger belohnte er mit Beförderung zu Ehrenstellen, die verödete Kurie besetzte er mit treuen Anhängern und schuf dadurch zwar einen ohnmächtigen, aber desto ergebeneren Senat. Nach ähnlichen Grundsätzen verfuhr er in der Vertheilung der Provinzen. Neue Ereignisse riefen ihn bald wieder von Rom ab. Nach der Schlacht von Pharsalus hatten sich Labienus, Q. Metellus Scipio, Pompejus' Schwiegervater, L. Afranius, M. Petrejus und andere Optimaten nach Corcyra zur Flotte begeben, wo sich nach und nach die ganze Seemacht des Pompejus, ungefähr 300 Schiffe, vereinigte; auch Cato fand sich ein, sowie Cn. Pompejus, der älteste Sohn des Triumvirs. Scipio ging nach Afrika, wo er sich mit dem König Juba und mit Attius Varus zu vereinigen gedachte, ebenso Labienus, und bald folgte ihnen Cato, der vom Heere zum Anführer erwählt wurde, diese Würde aber auf Scipio übertrug, während er selbst sich nach Utica begab, um seiner Partei diesen wichtigen Platz zu erhalten. Scipio gebot über 10 Legionen, die numidischen Hülfsvölker nicht gerechnet, und 120 Elephanten und wurde an den Küsten durch eine ansehnliche Flotte gesichert und unterstützt. Diesem Feinde ging C. mit nicht mehr als 3000 Mann zu Fuß und 150 Reitern entgegen; erst nach und nach zog er seine übrigen Truppen an sich, so daß er zuletzt im Ganzen über 12 Legionen gebot. Als er bei Adrumentum ans Land stieg, strauchelte er, rief aber in demselben Augenblicke, als habe er sich absichtlich niedergeworfen: „Nun, Afrika, gehörst du mir!" und beruhigte damit die abergläubischen Truppen. Bei Tapsus trafen die erbitterten Heere auf einander; C. erfocht einen vollständigen Sieg und brach darauf unverzüglich nach Utica auf, das sich, nachdem Cato, an der Sache seiner Partei verzweifelnd, sich selbst getödtet, an C. ergab und Verzeihung erhielt. Auch die übrigen Plätze fielen in seine Hand; überall wurde er als der ersehnte Be-

freier empfangen, denn die Pompejaner hatten sich durch Gewaltthätigkeiten jeder Art bei den Einwohnern verhaßt gemacht. Von dem namhaften Anführern der Partei entkamen nur wenige. Juba und Petrejus tödteten sich selbst, ebenso Metellus Scipio, als er nicht nach Spanien entkommen konnte; Afranius wurde von C.s Soldaten, in deren Hände er fiel, getödtet. Glücklicher waren T. Labienus, Attius Varus und Sextus Pompejus, welche mit Cn. Pompejus in Spanien den Krieg von Neuem begannen. C. hielt diese Feinde für so unbedeutend, daß er sie nicht selbst verfolgte, sondern ihnen einen Legaten mit einer Abtheilung d. Heeres nachsandte. Mit den andern Truppen ging er im Juni selbst in See; aber widrige Winde verzögerten seine Fahrt, so daß er erst Ende Juli (46) in Rom anlangte. Hier trat er wohl als Sieger, aber mit Milde und Versöhnlichkeit auf. Nachdem er das Volk durch glänzende Feste, Freuden und Genüsse berauscht, wozu ihm außer seinen Triumphen die Einweihung seines Marktes (forum Caesaris) und des Tempels der Venus Genetrix, der Stammmutter seines Geschlechts, Gelegenheit bot, sorgt er für die Ruhe der Hauptstadt, indem er die Masse besitzlosen, meuterischen Gesindels, welches sich aus ganz Italien nach Rom gezogen hatte, verringerte, die Zünfte, welche Ehrgeizigen und Mißvergnügten oft zu Vereinigungspunkten dienten, aufhob und überhaupt alle Versammlungen ohne Genehmigung und Aufsicht der Regierung untersagte. Wichtig war die Verbesserung des Kalenders, welche C. jetzt als Oberpontifex unter Mitwirkung des alexandrinischen Mathematikers Sosigenes vornahm. Aber auch durch die nützlichsten Einrichtungen konnte er die Anhänger des Alten nicht mit seiner Regierung versöhnen. In der Beschränkung des Zutritts zu seiner Person, in den zu beobachtenden Förmlichkeiten, in seinem öffentlichen Auftreten argwöhnte man den werdenden Hof; besonders verletzte es Männer, wie Cicero, wenn sie sich an C.s Gefolge wenden mußten, um bis zu dem Gebieter durchzudringen.

Indessen ward im fernen Westen das Feuer des Bürgerkrieges von Neuem angefacht. C. hatte 49 das jenseitige Spanien dem Q. Cassius zur Verwaltung übergeben; dieser machte sich jedoch durch seine Härte und Raubsucht verhaßt, und auch sein Nachfolger seit 47, C. Trebonius, fand keinen willigen Gehorsam. Um so mehr Anhänger traten zu Cn. Pompejus über, als sich dieser vor dem afrikanischen Kriege mit 30 Schiffen näherte und die Balearen besetzte (47). Nach C.s Sieg in Afrika (46) verjagten die meuterischen Legionen den Trebonius, und ganz Bätica griff zu den Waffen, so daß sich um Cn. Pompejus, welcher jetzt landete und zum Anführer gewählt wurde, bald 13 Legionen sammelten, zum Theil freilich raubsüchtiges Gesindel ohne Kriegszucht, welches er durch Versprechungen anlockte; mit ihm vereinigten sich die Trümmer des afrikanischen Heeres unter Sextus Pompejus, Attius Varus und T. Labienus. Die Verzweiflung stärkte diesen letzten Haufen der Pompejaner; den Ocean im Rücken und den Feind im Angesicht, blieb ihnen nur die Wahl, zu siegen oder unterzugehen. Gegen Ende 46 zog C. mit seiner gewohnten Schnelligkeit nach Spanien ab. Mehre feste Plätze fielen bald in seine Hand, u. Cn. Pompejus, der durch seine wilde Grausamkeit den Wahn der Einwohner, welche ihn anfangs als ihren Befreier empfangen hatten, zerstörte, zog sich über Hispalis (Sevilla) nach Munda zurück, wo auch C. anlangte. Hier wurde am 15. März 45 die Entscheidungsschlacht geschlagen, die schrecklichste im ganzen Bürgerkriege. In trüber Stimmung übersah C. das Gemetzel; seine Veteranen schwankten, das Glück schien ihn zu verlassen. Da stürzte er sich, um erkannt zu werden, entblößten Hauptes u. mit dem Rufe: „Wollt ihr mich den Knaben überliefern?" in die vordersten Reihen. Viele sanken unter seinen Streichen; aber auch sein Schild war von mehr als 100 Geschossen durchbohrt. Seine getreue 10. Legion that Wunder der Tapferkeit, und das Treffen wurde wieder hergestellt. Aber schon neigte sich der Tag, und noch war der verzweifelte Kampf seiner Entscheidung nicht näher gebracht; der größte Feldherr des Jahrhunderts sollte den Sieg einem Zufall, einem Fehler verdanken. Mauretanische Reiter fielen ohne C.s Befehl dem Feinde in den Rücken; einige Kohorten desselben wandten sich gegen sie, C. bemerkte es, und sein Ruf: „Sie fliehen!" hallte in der ganzen Linie wieder. Der Pompejaner bemächtigte sich ein panischer Schrecken; sie wurden geschlagen, weil sie glaubten, geschlagen zu sein: 33,000 derselben bedeckten den Wahlplatz, unter ihnen T. Labienus u. Attius Varus. Cn. Pompejus entfloh verwundet in die Gebirge, wo er nach mehren Gefechten mit seinen Begleitern erschlagen wurde. Sextus Pompejus trieb sich in den iberischen Gebirgen eine Zeitlang als Freibeuter umher und trat erst nach C.s Tode in Sicilien wieder auf. Dem Sieger öffneten die Städte Corduba, Hispalis, Asta, Gades, Carteja u. a. bereitwillig ihre Thore; nur Munda, wo sich die Entschlossensten der Pompejaner gesammelt hatten, fiel erst nach hartnäckigem Kampfe in seine Hände. Den Provinzialen wurde ihr Abfall verziehen. In Rom ward C., als man die Nachricht von seinem Siege erhielt, ein Dankfest von 50 Tagen bewilligt. Aber man ging noch weiter: nachdem man im vorigen Jahre C. für einen Halbgott erklärt hatte, führte man jetzt seine elfenbeinerne Statue bei den circensischen Spielen auf einem Wagen mit den Bildern der Götter auf. Eine andere Statue des Diktators trug die Inschrift: „Dem unüberwindlichen Gotte" und war für den Tempel des Quirinus bestimmt, um ihn auch dadurch als den zweiten Gründer der Stadt zu ehren. Um die Mitte des September 45 zog C. in Rom ein, im Triumph „über Spanien", als der ruhmgekrönte Sieger aller seiner Feinde. Von Neuem wurde der Schaulust der Menge Genüge geleistet, die unter Spielen, Festen und Genüssen aller Art das Ende der alten republikanischen Freiheit nicht bemerkte oder nicht bemerken mochte. Der knechtische Senat häufte auf den Sieger, der jetzt zum fünften Male Diktator wurde, immer größere Ehren, er ertheilte ihm nicht nur die Befugniß, bei allen feierlichen Gelegenheiten das Triumphalgewand und den Lorbeerkranz, die Zierden der Triumphirenden, zu tragen, sondern legte ihm auch den Titel Imperator, der die höchste Gewalt bezeichnen sollte, auf Lebenszeit bei mit dem Rechte, ihn auf seine Nachkommen zu vererben. Es verstand sich von selbst, daß der Imperator über die bewaffnete Macht und über den Schatz verfügte; doch säumte

man nicht, ihm diese Rechte auch noch ausdrücklich zu verleihen. Das Konsulat bestimmte man ihm, wie früher die Diktatur, auf 10 Jahre, und die letztere auf Lebenszeit; ebenso sollte er Sittenrichter (praefectus moribus) für immer sein und seine Oberpriesterwürde auf seinen leiblichen oder Adoptivsohn übergeben. Man gab ihm die Beinamen Befreier und Vater des Vaterlandes und wollte ihm zu Ehren sogar einen Tempel der Freiheit erbauen. Im Senat und beim Rechtsprechen sollte er sich, damit man den Herrscher in ihm erkenne, eines goldenen Stuhls und des Purpurs bedienen; überall in Tempeln und auf öffentlichen Plätzen errichtete man seine Statuen. Die höchste Anerkennung seiner Herrschaft lag aber darin, daß er nach einem Senatsbeschlusse von 45 sein Bild auf die Münzen setzen durfte, was vorher keinem Lebenden gestattet worden war. Auch wurde die jährliche Feier seines Geburtstages angeordnet, jede Einrichtung, welche er in Zukunft machen werde, als gültig anerkannt und den Magistraten aufgegeben, bei dem Antritt ihres Amtes eidlich zu geloben, daß sie seine Gesetze beobachten wollten. Ihn selbst erklärte man für unverletzlich; man sollte für seine Erhaltung öffentliche Gelübde thun und eine Schaar von Senatoren und Rittern ihn als Ehrenwache umgeben. Sein Haus erhielt einen Giebel, wie die Tempel; die Priester u. Vestalinnen sollten für den neuen Jupiter beten, dessen priesterlichen Dienst M. Antonius übernahm. Von dem Konsulat machte C. keinen Gebrauch; er entsagte dieser Würde zu Gunsten seiner Freunde. Ueberhaupt verfuhr er in der Vertheilung der Ehrenämter ganz nach seiner Willkür, ohne die herkömmliche Ordnung zu beobachten. Der Senat erhielt durch gemeine Krieger, Söhne von Freigelassenen und selbst Fremde bedeutenden Zuwachs, so daß die Zahl ihrer Mitglieder auf 900 stieg; auch das Patriciat verlieh er an seine Günstlinge und setzte dadurch dieses wie jenen herab. Die Krieger niedrigen Ranges erhielten Ländereien, wobei man selbst geweihete Aecker nicht verschonte. In seiner Milde blieb sich C. gleich, ja sie wurde in dem Maße größer, als seine Macht wuchs. Viele Verbannte begnadigte er und beförderte manchen seiner ehemaligen Gegner zu Ehrenstellen, selbst die vom Volke umgestürzten Statuen des Sulla und Pompejus ließ er wieder aufrichten. Viele seiner neuen Anordnungen dienten zum Wohle des Staats. Durch Anlegung von Kolonien entledigte er Rom vielen besitzlosen Gesindels und belebte Handel und Verkehr; auch Karthago und Korinth sollten aus ihren Trümmern wieder erstehen. Er selbst gab sich zwar das Ansehen, als strebe er nicht nach der erblichen Königskrone, aber er duldete es gern, daß man ihn vorerst im Bilde den Königen zugesellte, auch daß seine Freunde im Kreise der Vertrauten ihn König nannten, wiewohl er mit gelindem Tadel es ablehnte und dann diesen Titel dem Volke zu entlocken suchte. Um die Stimmung zu erforschen, ließen sie an seiner Statue auf der Rednerbühne einen Lorbeerkranz mit dem Diadem befestigen; zwei Tribunen entfernten die Binde u. ließen den Menschen, welcher sich zu dem frevelhaften Werk hergeliehen hatte, verhaften. Jubelnd pries sie das Volk als Vertheidiger der Republik; C. bedauerte zwar anfangs, daß sie ihm zuvorgekommen seien, bewies jedoch bald das Gegentheil. Am 26. Januar, am Latinerfeste, hielt er bei der Rückkehr vom albanischen Berge, einem Senatsbeschlusse gemäß, eine Ovation. Als die Römer ihn mit freudigem Zuruf, Einige als König begrüßten, das Volk aber murrend verstummte, erklärte C., sein Name sei Cäsar, nicht König; im Senat aber beschuldigte er jene beiden Tribunen, daß sie mit Absicht solche Auftritte herbeiführten, um ihn zu verdächtigen, worauf sie der gehorsame Senat ihres Amtes entsetzte und aus der Kurie stieß; dennoch las man bei den nächsten Konsularkomitien ihre Namen auf mehren Tafeln. Auch ein anderes Possenspiel mißglückte. Am Tage der Luperkalien näherte sich der Konsul M. Antonius vor allem Volke mit einem Diadem in der Hand dem Diktator und versuchte mit den Worten: „Dies sendet dir das römische Volk durch mich" den Schmuck um C.s Stirn zu binden; aber ein lautes Wehklagen offenbarte die Stimmung der Menge, und C. nahm das Geschenk nicht an, worauf ein allgemeines Beifallsgeschrei ertönte. Dennoch beschwor der vorgebliche Abgesandte des Volks, im Namen des Vaterlandes den Diktator, dessen Willen zu erfüllen, bis jener das verwegene Spiel durch die Erklärung endigte, nur Jupiter sei König von Rom. Die Binde schickte er aufs Kapitol, u. in den Fasten mußte man bei diesem Tage bemerken, sie sei ihm auf Befehl des Volks von Antonius angetragen, aber von ihm abgelehnt worden. Aber noch gaben C.s Kreaturen ihr Vorhaben nicht auf. Die Fünfzehnmänner, welche die sibyllinischen Bücher verwahrten, entdeckten darin, daß nach einem Spruche derselben Rom nur unter einem König über die Parther siegen werde, und C.s Anhänger verlangten nun, daß man ihm gestatte, sich überall außerhalb Italiens König zu nennen, damit der große Zweck seiner Rüstungen erreicht werde.

Aber schon waren die Würfel über dem Haupte des Diktators geworfen. Auf Veranlassung des C. Cassius Longinus, eines ehemaligen Pompejaners, war M. Brutus, ebenfalls ein früherer Pompejaner, aber von C. begnadigt und hochgeehrt, zum Sturze des Tyrannen gewonnen worden, und mit Anfang 44 hatte die Verschwörung einen Umfang erreicht, daß sie mehr als 60 Theilnehmer zählte. Noch war man über Ort und Zeit der That nicht einig, als die Berufung des Senats auf den 15. März in die Kurie des Pompejus die Entscheidung gab. Dem Diktator blieb die drohende Gefahr unbekannt, weil Keiner unter den Verschworenen das Geheimniß verrieth; nur M. Brutus entdeckte in der Nacht vor dem 15. März das ganze Vorhaben seiner Gemahlin Porcia, der Tochter Cato's, auf deren dringende Bitten. Gleichwohl fehlte es nicht an dunklen Gerüchten, und die Geschichte gedenkt einer Menge warnender Anzeichen. So ertönten die Ancilien in der Nacht vor dem Morde; die Thür des Schlafzimmers, in welchem sich C. mit seiner Gemahlin befand, öffnete sich; in Capua fand man eine Tafel mit einer auf C.s Tod bezüglichen Inschrift; der Haruspex Spurinna bemerkte, daß der Diktator in Gefahr sei, weil man in einem Stier das Herz vermißte. C.s Gattin, Culpurnia, in der Nacht vor dem verhängnißvollen Tage von Träumen beunruhigt, beschwor ihn, an diesem Tage das Haus nicht zu verlassen, und da auch der Haruspex im Opfer ungünstige Anzeichen fand, erhielt Antonius den Auftrag,

den Senat zu entlassen. D. Brutus, einer der Verschworenen, früher C.s Gefährte im gallischen u. im Bürgerkriege, von den Verschworenen abgeschickt, reizte aber seinen Stolz durch bittere Worte, so daß er dem falschen Freunde folgte. Auch jetzt noch fehlte es nicht an Versuchen, ihn zu retten; sie waren fruchtlos, da er an keine Gefahr glaubte. Artemidorus, ein cnidischer Philosoph, überreichte C. eine Schrift mit der Aufforderung, sie sogleich zu lesen, da sie ihn selbst betreffe, aber C. beachtete sie nicht und folgte arglos den Verschworenen in die Kurie, wo er seinen goldenen Sessel einnahm, während die Verschworenen anfingen, ihn zu umkreisen. Tullius Cimber trat vor u. bat für seine verbannten Brüder; die übrigen ergriffen C.s Hände, und als er die Entscheidung verschob, küßten sie ihm Stirn u. Brust, um sich zu überzeugen, daß er keinen Harnisch trug. Darauf wurden sie ungestüm: C. wollte aufstehen, um sich ihrer Zudringlichkeit zu erwehren, aber Cimber riß ihm die Toga von der Schulter, was das verabredete Zeichen war. C. rief: „Das heißt Gewalt brauchen!" und, als Casca ihn in demselben Augenblicke mit unsicherer Hand und deshalb nur leicht am Halse verwundete: „Verruchter, was beginnst Du?" Ohne ein anderes Mittel zur Vertheidigung, als seinen Schreibgriffel, faßte er den Arm des Mörders und durchbohrte ihn. Aber nun folgte ein Streich dem andern: nach einem kurzen fruchtlosen Widerstand verhüllte C. den Kopf u. den untern Theil seines Körpers und sank mit 23 Wunden, unter welchen nach der Meinung des Arztes Antistius nur Eine in der Brust tödtlich war, an der Statue des Pompejus nieder. Die Erzählung, nach welcher der Diktator, als er Brutus unter seinen Mördern erblickte, ausgerufen haben soll: „Auch du, mein Sohn?" u., vom Schmerz über dessen Abfall überwältigt, sich nicht mehr vertheidigte, ist vielleicht zu Gunsten der Sage ersonnen, welche ihn zum Vater des Brutus macht. Die Verschworenen hatten beschlossen, den Körper des Tyrannen in die Tiber zu schleppen, sein Vermögen einzuziehen, seine Gesetze und Einrichtungen aufzuheben. Aber plötzlich sahen sie sich allein, der Senat entfloh, auch das Volk und selbst die Mörder suchten Sicherheit auf dem Kapitol, und ein Bürgerkrieg entbrannte, in dem der Glücksstern Roms auf immer unterging.

C. ist einer der größten Männer aller Zeiten u. Völker. Nie der Sklave eines Andern, war er auch nie der Sklave seiner Leidenschaften; Ehrgeiz und Wollust, welcher letztern C. nur zu reichlich fröhnte, verdunkelten weder seinen Verstand, noch zerstörten sie den angebornen Adel seiner Seele. C. war von Natur zu Allem befähigt; ihm blieb die Wahl, als Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Rechtsgelehrter, Redner, Dichter, Geschichtsschreiber, Sprachforscher, Mathematiker und Architekt zu glänzen. Nie gebrach es ihm an Kraft oder Zeit; er erhaschte im Fluge, was Andere mühsam sich aneignen, das Verworrene löste sich schnell vor seinem Adlerblicke u. selbst Verschiedenes zugleich zu bedenken, war ihm möglich und leicht. Den Gaben entsprach seine Empfänglichkeit; das Wissenswürdige, von welcher Art es sein mochte, hatte Bedeutung u. Werth für ihn. Der erste Soldat seines Heeres, war er der erste unter den römischen Feldherren, der nie wagte ohne die Wahrscheinlichkeit des Gelingens, dessen Vorsicht aber zugleich den Stempel der Kühnheit trug. Von seinem richtigen Blick und Urtheil über Menschen zeugt die Wahl seiner Legaten, von seiner Macht über die Gemüther die Disciplin und Hingebung seiner Legionen, von seinem Rednertalent die hinreißende Gewalt seiner Worte in entscheidenden Momenten. Auch als Schriftsteller behauptet C. einen Ehrenplatz, wenn wir auch außer einigen Briefen und seinen Denkwürdigkeiten nichts mehr von ihm besitzen. Die letztern (Commentarii), sein bedeutendstes Werk, erzählen die Geschichte der ersten 7 Jahre des gallischen Kriegs und die Geschichte des Bürgerkriegs bis zum alexandrinischen. Es sind Memoiren, in denen man bei einer großen Klarheit des Ausdrucks all die leichte Grazie findet, die nur ein so glückliches Genie, wie C. war, über ein ohne Zeitaufwand geschriebenes Werk verbreiten konnte; doch erregten Männer, wie Asinius Pollio (Sueton, Caesar, 56), nicht ungegründeten Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit. Von dem ersteren Werke besitzen wir noch die Fortsetzung des A. Hirtius, dem auch die Kommentarien über den alexandrinischen und afrikanischen Krieg beigelegt werden; die über den spanischen Krieg haben einen jüngern Verfasser. Die erste Ausgabe der Kommentarien erschien zu Rom 1469; die besten unter den späteren sind die von J. C. Grävius (Amsterdam 1697), Oudendorp (Leyden 1737, neue Ausgabe von Bardili, Stuttg. 1821—22, 2 Bde.), Oberlin (Leipzig 1805 und 1819), Baumstark (Stuttgart 1828, 3 Bde.) und Nipperdey (Leipzig 1847). Deutsche Uebersetzungen lieferten Wagner (Baireuth 1808, Hof 1815, 2 Bde.), Schaumann (Prenzlau 1827 ff., 3 Bde.), Vollmer (Landsh. 1835), Baumstark (Stuttg. 1836 ff). Plutarch erwähnt noch Ephemeriden von C., doch sind diese höchst wahrscheinlich mit den Kommentarien ein und dasselbe Werk. C.s „Anticato" war eine Gegenschrift gegen Cicero's u. Anderer Lobreden auf Cato, die übrigen: „Libri auspiciorum", „De astris", „De analogia" (De ratione latine loquendi, Untersuchungen über die lateinische Sprache), „Apophthegmata" (s. Dicta collectanea, eine Sammlung von eigenen u. fremden Witzworten und sinnreichen Sprüchen), berühren seine Geschichte nicht u. zeugen nur von dem Reichthum seines Geistes und seiner vielseitigen Bildung. In seiner Jugend verfaßte er auch lyrische und dramatische Gedichte, welche er jedoch später unterdrückte. Vergl. Söltl, Julius C., 1825; W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder: Pompejus, C., Cicero und ihre Zeitgenossen, Königsberg 1837, 3 Thle.

Caesar, Name, den zu Ehren des großen Diktators auch die folgenden Imperatoren in Rom, gleichsam zu ihrer Verherrlichung, trugen. Octavian führte ihn als Adoptivsohn des Julius Cäsar, nach ihm aber nannten die regierenden Kaiser ihre Söhne oder die von ihnen bestimmten Regierungsnachfolger Caesares, auch wenn letztere nicht durch Adoption zum Cäsarengeschlechte gehörten. Seit Nero gehörte C. auch zum Titel des regierenden Kaisers und wurde dem persönlichen Namen vorgesetzt, z. B. Imperator Caesar Vespasianus Augustus, während er bei dem Thronfolger gewöhnlich nachstand. Die Cäsaren waren Reichs-

gehülfen, geschmückt mit kaiserlichem Mantel, Purpur und Diadem; erst mit Alexius Comnenus, welcher den Nicephorus zum C. machte, seinen Bruder Sebastocrator aber diesem vorsetzte, hörte die Cäsarenwürde auf, die zweite im Reiche zu sein. Unter Philippus Arabs dem Jüngern (248 n. Chr.) nahmen die Cäsaren den Titel Nobilissimi und ihre Gemahlinnen den Nobilissimae an. Ein Senatsbeschluß nahm den C. in das Collegium pontificum auf; Pontifex maximus konnte er nicht sein. Vgl. Kaiser.

Cäsarea, 1) Hauptstadt von Kappadocien, früher Mazaca oder Eusebia, am Argäus in der Landschaft Cilicia, war von Wüsten und Sümpfen umgeben, aber eine der Hauptmünzstätten des römischen Reichs in Asien. Als unter Kaiser Valens die Provinz Kappadocien getheilt wurde, blieb C. Metropolis von Cappadocia prima, von den Kappadociern urbium mater genannt. Justinian befestigte die Stadt mit neuen Mauern. Später ward sie durch ein Erdbeben zerstört.

2) C. Palaestinae, früher Stratonis turris, Stadt in Palästina, am Meere, an der Grenze von Galiläa und Samaria, wurde vom König Herodes 13 v. Chr. vergrößert und dem Augustus zu Ehren C. genannt. Herodes umgab die Stadt mit einer neuen Mauer, schmückte sie mit Palästen und einem Tempel des Augustus und legte einen ausgezeichneten Hafen an. So wurde C. eine der größten Städte Judäa's, Metropolis der Provinz und Sitz der römischen Statthalter. Vespasian, hier zum Kaiser ausgerufen, erhob die Stadt zu einer römischen Kolonie, doch ohne Jus italicum. Titus verlieh ihr Immunität der Grundstücke. Daher führte sie auf Münzen den Namen Colonia Prima Flavia Augusta Felix C., Caesariensis Metropolis Provinciae Syriae Palaestinae. Jetzt Kaisarieh, in Ruinen und immer mehr versandend.

3) C. Paneas, Stadt in Palästina, Obergaliläa, am südlichen Fuße des Libanon, von Augustus dem Herodes übergeben, vom Tetrarchen Philippus erweitert, daher C. Philippi genannt, war Zeuge mehrer Begebenheiten im Leben Jesu, sodann von Kampfspielen, in denen Titus Juden mit wilden Thieren kämpfen ließ, und später von einer Schlacht zwischen Christen und Mohammedanern (1253). In der Nähe in einer Höhle eine der Quellen des Jordan. Gegenwärtig ein Dorf von etwa 150 Häusern.

4) C. Mauretaniae, Hafenstadt in Mauretanien, mit einem Inselchen im Eingange desselben, früher Jol, vom König Juba, der sich hier aufhielt, dem Augustus zu Ehren C. genannt. Vom Kaiser Claudius erhielt sie die Rechte einer Kolonie, und ein Theil Mauretaniens wurde nach ihr Mauretania Caesariensis genannt. Unter Kaiser Valens von den Mauren zerstört, erhob sie sich unter Justinian wieder zu einer großen und volkreichen Stadt. Jetzt Tniz oder Tenez, zwischen Mostaganem u. Scherschel.

Cäsareopapismus, (v. Lat.), das Eingreifen der weltlichen Macht in geistliche Rechte, namentlich der Kaiser und Könige in die vielumfassenden Rechtsansprüche der Hierarchie.

Cäsarion, Sohn der Cleopatra von Julius Cäsar, ward geboren 47 v. Chr., bald nachdem Cäsar Aegypten verlassen hatte. Cäsar selbst soll der Cleopatra 46 gestattet haben, ihn nach seinem Namen zu nennen; sein eigentlicher Name war Ptolemäus. M. Antonius fand es später seiner Politik angemessen, im Senat zu bezeugen, daß C. von Cäsar anerkannt sei. Gegen ihn trat C. Oppius, ein enger Vertrauter des Diktators, in einer eigenen Schrift auf. Als ihn Antonius (42 v. Chr.) dennoch zum König von Aegypten, Cypern, Libyen u Cölesyrien ernannte und ihn noch in seinem Testament für den leiblichen Sohn Cäsars erklärte, lud er den ganzen Haß des Octavianus auf ihn; sein Tod war beschlossen, u. die Schlacht bei Actium sollte mit Cleopatra's Ende auch das seine herbeiführen. Zwar glaubte ihn Cleopatra dadurch gerettet, daß sie ihn mit vielen Schätzen durch Aethiopien nach Indien sandte; aber sein bestochener Erzieher, Rhodon, überredete ihn zur Rückkehr, indem er ihm vorspiegelte, daß er von Octavianus zum König bestimmt sei. In Alexandria erwartete ihn statt des Throns der Kerker, und nach dem Tode der Cleopatra wurde C. von Octavianus hingerichtet.

Cäsarius, 1) C. von Arles, Bischof daselbst (502—543), ist von Bedeutung in der Geschichte des Mönchthums, durch Gründung von Mönchs- und Nonnenklöstern und Aufstellung sehr detaillirter Vorschriften für dieselben, sowie auf dem Gebiet der Dogmengeschichte durch seine sehr erfolgreiche Parteinahme für den Augustinismus.

2) C. von Nazianz, ausgezeichnet als Naturforscher, Mathematiker, Arzt u. Apologet des Christenthums am Hof des Constantius und Julian, †. 368; ihm wird eine Sammlung theologischer und philosophischer Fragen (Quaestiones theologicae et philosophicae) zugeschrieben.

3) C. von Heisterbach (bei Bonn), Mönch und Prior des dortigen Cistercienserklosters, berühmt als geistlicher Schriftsteller u. als Geschichtschreiber aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In ersterer Eigenschaft schrieb er eine Anzahl von Homilien, Auslegungen biblischer Bücher, auch Sermonen über kirchliche Rituals und Heiligenfeste mit gesundem Urtheil und in blühendem Styl. Als Geschichtschreiber hinterließ er einen Katalog der Erzbischöfe von Köln, der im Chronikenstyl doch den höhern Schwung des Geschichtschreibers nicht verbirgt, das Leben der heiligen Elisabeth, ferner einen „Dialogus magnus visionum et miraculorum" (herausgegeben von Strange 1851), worin sehr charakteristische Züge aus dem Leben von Kaisern wie Päpsten, Rittern wie Mönchen, Ketzern wie Gläubigen, Edlen wie Schurken gegeben werden, kurz das ganze öffentliche, kirchliche, staatliche, bürgerliche, häusliche Leben jener Zeit in kurzen, farbenreichen Bildern vorgeführt wird. Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein Ordensgenosse gleichen Namens aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der eine „Explicatio rerum et verborum" geschrieben hat, für welche sich einst Leibnitz in seinen etymologischen Forschungen interessirte.

Caesia silva, Wald in Germanien, nach Lipsius der jetzige Häserwald zwischen der Lippe u. Yssel.

Caestus (Cestus, lat.), die Faustbewehrung, das Riemenzeug der Hände, die Schutz- und Trutzwaffe, mit welcher der Faustkämpfer gerüstet seinem Gegner gegenüber in die Schranken trat. Das Wort C. ist ächt römisch, sein Ursprung aber im heroischen Zeitalter der Griechen zu suchen. Schon bei Homer kommen Faustgewinde als eine bekannte Sache vor.

Sie hatten aber weder scharfe, Wunden schlagende Riemen, noch waren sie mit Nägeln, Buckeln und Knoten versehen. Erst die spätere Zeit setzte immer mehr verstärkende Bestandtheile hinzu, bis endlich die schrecklichen Geflechte mit eingenähtem Eisen und Blei entstanden. Die Caestuarii, Faustkämpfer, waren oft Gegenstand der alten plastischen Kunst.

Cäsur (v. Lat.), in der Poetik eigentlich ein Einschnitt oder Ruhepunkt im Verse, meist in der Mitte desselben. Es gibt zwei Arten: eine C., welche das Metrum, und eine andere, welche der Sinn verlangt. Die Regeln für die erstere gibt die Metrik, für die zweite lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen, und der Dichter muß hier immer seinem Gefühl folgen und durch geschickt angebrachte Ruhepunkte das raschere oder langsamere Fortschreiten des Verses in Uebereinstimmung mit dessen Inhalt zu bringen suchen. Lyrisch heißt eine C., wenn sie auf das Ende einer metrischen Reihe oder eines Taktes, deklamatorisch, wenn sie in die Mitte fällt. Ferner heißt sie männlich, wenn sie gleich nach der Länge des Wortfußes, und weiblich, wenn sie nach der ersten Kürze desselben eintritt. In der Musik ist C. der Endpunkt einer musikalischen Figur, auf welche wieder eine andere folgt, oder einer musikalischen Periode von einigen Takten. Sie wird, wie die poetische C. und aus gleichen Ursachen, in männliche und weibliche unterschieden und ebenfalls nicht durch ein besonderes Zeichen in der Notenreihe angedeutet.

Café (franz.), Kaffeehaus.

Caffarelli, berühmter Sänger, s. Majorano.

Cagliari (spr. Càljäri), Hauptstadt der Insel Sardinien und der gleichnamigen Provinz (246,5 □M. mit 363,212 Einwohnern), eine der ältesten Städte Italiens, auf der Südküste an der Mündung der Mulargia in den Meerbusen von C., welcher, durch mehre Forts geschützt, den Hafen der Stadt bildet, erhebt sich zwischen zwei Strandseen an und auf einem Berge bis zu dem die Rhede beherrschenden alten Kastell. Die mit Wällen umgebene Stadt zerfällt in vier Theile: Castello, auf dem Berge liegend, mit dem kasernenartigen Schloß, der Universität, dem Theater und den Regierungsgebäuden; La Marina, am Hafen und befestigt, hauptsächlich von Kaufleuten bewohnt; Stampece (Estampache), zwischen Castello und Marina, gegen Westen, das Viertel der Reichen, und das mit schönen Promenaden gezierte Villanuova gegen Osten. Die Vorstadt San Avendres (Avandar) ist eine Fortsetzung von Stampece. Die Straßen sind meist eng, u. von den ungefähr 3100 Gebäuden findet man die schönsten in der Marina und in dem Castello; dazu gehören außer den schon genannten: der Palast des Grafen Boyl, die mit Marmor überzogene, an Reliquien und Kunstschätzen reiche Kathedrale, die Jesuitenkirche S. Michelo, das Münzhaus, das prachtvolle Kornmagazin ꝛc. C. hat, außer der Kathedrale, 8 Pfarr-, 29 andere Kirchen, 15 Mönchs- und 5 Nonnenklöster und einige Lazarethe. Die wichtigsten Gelehrten- u. Unterrichtsanstalten sind: die Universität, 1720 gestiftet, 1764 erneuert, mit Bibliothek, Sammlungen, gegen 20 Professoren und 200 Studenten, ferner ein erzbischöfliches Seminar, ein adeliges Erziehungsinstitut, ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek von 18,000 Bänden, ein naturwissenschaftliches und ein Antiquitätenmuseum und die 1805 vom deutschen Baron Prunner gestiftete Ackerbaugesellschaft. Die Stadt, welche an Trinkwasser Mangel leidet und seit 1857 mit Bona in Algerien telegraphisch verbunden worden, ist Sitz der höchsten Regierungsbehörde, des Erzbischofs, des höchsten Gerichtshofs, der Admiralität und des Handelstribunals. Die Einwohner, gegen 31,000, fabriciren Baumwollenzeuche und Wollmützen, auch Tabak und Pulver; im Allgemeinen aber sind sie im Fabrik- und Manufakturwesen noch weit zurück. Als Ausfuhrartikel sind nur Getreide, Flachs, Käse, Wein, Salz (am Meer gewonnen), Ziegenfelle von Bedeutung. C. besitzt keine eigne Marine und an Kauffahrteischiffen nur 5—6 verschiedener Größe; gleichwohl hat es eine Schiffswerfte und ein Quarantänehaus. C. hat seit den Karthaginensern und Römern Jahrhunderte hindurch beinahe denselben Namen behalten, da die Verwandlung des r in l bei dem Uebergange aus dem phönicischen Karales oder Karalis in das italienische Caliari oder jetzt C. gewöhnlich war. In der nordwestlichen Vorstadt Sta. Theresia und in der südöstlichen Vorstadt Bonaria erkennt man noch die Grenzen der alten Stadt; nur in die Ebene hinein erstreckte sich sonst die Stadt weiter westlich, wogegen der jetzige auf dem Berge gelegene Theil der Stadt, das Schloß, erst um 1217 erbaut wurde. Von der altrömischen Stadt hat sich noch das Amphitheater erhalten, das nach den noch zu erkennenden Verhältnissen über 20,000 Menschen fassen kann. Von einem vermeintlichen Tempel der Vesta ist noch die Grundmauer vorhanden. Sehr merkwürdig sind die Cisternen, große, unterirdische, auf Pfeilern ruhende Gewölbe, am besten in dem Garten der Kapuziner erhalten. Von der Akropole findet man keine Spur, wohl aber von den alten Straßen, welche von hier nach Tibula, Olbia u. Torres führten. Neigebaur glaubt, daß sich die Karthaginenser 540 v. Chr. hier festsetzten, und daß L. Cornelius Scipio nach seinem Siege bei Olbia 260 v. Chr. hierher vorgedrungen sei. Cäsar kam während des Bürgerkrieges aus Afrika hierher, und um jene Zeit erhielt C. Municipalrechte. Tiberius schickte 19 n. Chr. 4000 Juden hierher, welche sich stark vermehrten, bis sie von der spanischen Intoleranz 1492 vertrieben wurden. Nachdem 383 C. zu dem abendländischen Reiche geschlagen worden war, eroberte Genserich 455 die Stadt, welche 533 mit dem morgenländischen Reiche verbunden ward, bis sich 720 die Saracenen von Spanien aus derselben bemächtigten. Unter ihrer Herrschaft scheinen Richter unabhängig von jedem fremden Einfluß in C. gewaltet zu haben. Im Jahre 1003 schlug der Saracenenfürst Musato seine Residenz hier auf, gegen den die Pisaner Kriege führten. Endlich wurden die Saracenen von den Genuesen und Pisanern mit Hülfe der Eingeborenen vertrieben, und 1019 wird Wilhelm I. als Richter von C. genannt. Nach blutigen Kriegen gegen die anderen Richter und die Pisaner ward 1257 das Gericht getheilt, bis im folgenden Jahre die Richterwürde ganz abgeschafft wurde und die Stadt unmittelbar unter Pisa kam, dessen Verbündeter, Peter III. von Aragonien, von hier 1282 zur sicilianischen Vesper nach Sicilien schiffte. Nachdem durch die Schlacht von Meloria 1284 die Macht der Pisaner gebrochen war, fingen blutige Bürgerkriege an, bis (1323) die Aragonier landeten, welche 1326 nach tapferer Vertheidigung

der Pisaner C. nahmen. Seitdem verwaltete es seine Angelegenheiten unabhängig und genoß derselben Privilegien wie Barcelona, doch wurde der Hafen 1350 von Ambrosio Doria blokirt. In der Seeschlacht bei C. am 29. August 1353, zwischen den Genuesen und den verbündeten Flotten der Venetianer u. Aragonier, erlitten die ersteren eine vollständige Niederlage. Bei der Ankunft des Königs Peter IV. von Aragonien ward hier das erste Parlament 1355 abgehalten. Im Jahre 1587 wurden die Festungswerke der Stadt vollendet, wobei zugleich die meisten Thürme zur Küstenvertheidigung gebaut wurde. Dennoch versuchte 1640 die türkische Flotte eine Landung in der Nähe und am 13. August 1708 wurde C. im spanischen Erbfolgekrieg durch eine englische Flotte unter Admiral Lake bombardirt. Nachdem im Frieden von Utrecht 1713 Sardinien an Oesterreich abgetreten war, landeten 1717 die Spanier u. nahmen C., welches zwar 1720 an Oesterreich zurückgegeben, aber bald an das Haus Savoyen abgetreten wurde. Das Jahr 1779 brachte große Hungersnoth, 1782 Heuschrecken, 1793 erfolgte das französische Bombardement und 1794 ein Aufstand. Im Jahre 1799 traf der König auf der Flucht aus seinen Staaten des Festlandes hier ein u. der Versuch zur Rückkehr lief so schlecht ab, daß er 1806 zum zweiten Male von Neapel nach C. flüchten mußte.

Cagliari (Calliari), Paolo, bekannter als **Paul Veronese**, berühmter italienischer Maler, geboren um 1530 zu Verona, wo sein Vater Bildhauer war, zeigte schon in früher Jugend entschiedenes Talent für bildende Kunst u. kam zu seinem Oheim Antonio Badile, einem geschickten Maler, in die Lehre. Trotz der Fortschritte, welche C. damals machte, konnte er es neben Künstlern, wie Forbicini, Giolfino, Ligozzi, Brusasorci und Farinati, zu keinem Ansehen bringen, und endlich trieb ihn die Noth aus der Vaterstadt. Er wandte sich zunächst an den Kardinal Gonzaga, der ihn nach Mantua berief, wo er im Dom durch seine zweimalige Komposition der Versuchung des heiligen Antonius seinen Ruf begründete. Nachdem er hier u. im Gebiete von Vicenza noch vieles Vortreffliche geleistet, begab er sich nach Venedig, um sogar gegen einen Tizian und Tintoretto in die Schranken zu treten. Eine gewisse Aengstlichkeit des Pinselstrichs ist jedoch in seinem ersten großen Bilde in St. Sebastian daselbst zu erkennen. Gelungener war schon seine Freskodarstellung der Geschichte der Esther in derselben Kirche und ein Gemälde im Palaste des Dogen, welches den Kaiser Friedrich darstellt, wie er den Octavianus als Oberhirten der Kirche anerkennt. Tizian schlug den Prokuratoren von St. Marcus C. als einen der ersten unter den jungen Künstlern vor, welche die St. Marcusbibliothek ausschmücken sollten. Geschmückt mit einer goldenen Ehrenkette, dem Zeichen der vollkommensten Zufriedenheit der Prokuratoren, begleitete C. darauf einen derselben, Girolamo Grimano, Gesandten der Republik, nach Rom. Hier hob sich seine Phantasie an Raphaels und Michel Angelos Werken, wie an der Antike, was sich gleich an seinem nächsten Bilde zeigte. Es war dies die Apotheose Venedigs, ein Werk, in welchem C. Pracht mit Kunst in hohem Grade vereinigte. Vortrefflicher noch sind seine verschiedenen Gastmähler, von denen sich in Venedig allein wenigstens sechs in den Refektorien der Klöster befinden. Am berühmtesten sind jedoch vier; das erste für den Speisesaal im Kloster S. Giorgio Maggiore, die Hochzeit zu Kana, über 30 Fuß lang, mit 120 ganzen Figuren und 150 Köpfen; das zweite, das Gastmahl Simeons, 1570 für die St. Sebastianskirche ausgeführt, stellt Magdalene dar, mit ihren Haaren dem Heiland die Füße trocknend; das dritte, das Gastmahl im Hause des Levi, für die St. Johannis- und Paulskirche 1573 gemalt, hat durch Feuersbrunst gelitten; das vierte, eine Wiederholung des zweiten, welches venetianische Kunstrichter allen andern vorzogen, wurde häufig kopirt (das Original kam an Ludwig XIV. für Versailles). Eben so fleißig hat C. in Fresko gemalt und viele Paläste und Schlösser geschmückt. Er † den 19. April 1588. Die reichen Schöpfungen seiner fruchtbaren Einbildungskraft sind stets mit behaglicher Leichtigkeit behandelt. Alles spricht hell und freundlich an, glänzt und leuchtet in dem buntesten Farbenwechsel, aber ohne grelle Kontraste. Das Helldunkel ist so viel als möglich vermieden, denn er läßt lieber große und volle Lichtmassen mit ganzen Schatten zusammentreffen. Seine Draperien sind überaus mannichfaltig; das Nackte liebt er nicht sehr, obgleich es ihm weder an anatomischer Sicherheit der Umrisse, noch an blühendem Inkarnat fehlt; aber seinem Geschmack sagt die bunte Kleiderhülle mehr zu, als die Eintönigkeit des Fleisches. In seinen Stellungen u. Köpfen herrscht eine erstaunliche Abwechselung, ohne alle Gesuchtheit; Gruppen, Figuren, Bewegungen, Physiognomien und Mienen griff er stets aus dem Leben auf. Seine Farben sind so glänzend, daß seine Tadler ihn deshalb einen Miniaturmaler nannten. In der Darstellung höherer u. ernsterer Gegenstände, wie z. B. in den geschichtlichen und allegorischen Bildern des Dogenpalastes und in seinen Märtyrern, verleugnet er zwar weder seine geistreiche Erfindungskraft, noch die Gewandtheit seines Pinsels, aber er ist in ihnen doch nicht in seinem Element. Es geht jenen Bildern die Tiefe und Kraft der großen Motive ab, welche wir in solchen Darstellungen suchen, und wo der Künstler irgend kann, zieht er uns durch episodische Ausschmückungen von den Hauptpersonen ab, gleichsam um uns für Das schadlos zu halten, was diesem an Gewicht und Bedeutung mangelt. Einen großen Reichthum an Gemälden C.s besitzt vor allen Venedig, namentlich die Gallerie der Akademie; zu den ausgezeichnetsten gehört die Familie des Darius vor Alexander im Hause Pisani, sowie der Raub der Europa im herzoglichen Palaste. Von Venedig waren viele Stücke nach Paris entführt worden, sind aber, bis auf die berühmte Hochzeit zu Kana, wieder zurückgebracht worden. Verona bewahrt noch unangetastete Bilder C.s. Sein Hauptwerk, in S. Giorgio, stellt den Moment dar, wo der heilige Georg, von drohenden Kriegsknechten umringt, dem Priester die Anbetung des Idols verweigert. Nach Venedig zeigt Dresden die meisten (14) u. schönsten Werke C.s, unter andern die Findung Mosis, die Kreuztragung, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, die Jünger in Emmaus, die Hochzeit zu Kana &c. Eines der herrlichsten Gemälde ist die Heilung des Kranken, in der Gallerie zu Wien. In München sind 8 Veroneses: Amor mit zwei Jagdhunden, eine heilige

Familie, eine Mutter mit drei Kindern (Liebe, Gerechtigkeit u. Klugheit), C.s Brustbild, der Glaube an das Gebet, die Stärke und die Mäßigkeit, das Bildniß einer Frau. In der giustiniani'schen Sammlung zu Berlin befindet sich der von zwei Engeln unterstützte Leichnam Christi. Viele Gemälde C.s sind auch nach Petersburg gewandert, unter andern: die Grablegung, die Ruhe in Aegypten, die Anbetung der Könige (zweimal), eine heilige Familie zc. Was Spanien, namentlich das Escurial und das Museo del Prado besaß, ist in den letzten unglücklichen Stürmen des Landes zum Theil in fremde Hände gekommen. Zu dem Schönsten, was Spanien besaß, gehörte: die Ehebrecherin, Christus u. der Centurio, das Gastmahl des Pharisäers, ein Ecce homo, eine Verkündigung, ein Besuch Jesu bei seiner Mutter nach der Auferstehung. Englands Schätze von C.s Meisterhand befinden sich in der Nationalgallerie (z. B. die Konsekration des heil. Nikolaus und ein Raub der Europa), in Yorkhouse (Christus mit den Jüngern zu Tische in Emmaus), in Cambridge (Merkur, der die Aglaure in Stein verwandelt) und in mehren Privatsammlungen. Nach C. ist, besonders von den neueren Kupferdruckern, wenig gestochen worden. Als von C. selbst radirte Blätter werden aufgeführt: eine Anbetung der Weisen, groß Folio, u. zwei schlafende Heilige, ein kleines Blatt ohne Zeichen. Am meisten und besten stachen nach C.: Ph. And. Kilian u. A. Carracci. Die berühmtesten Schüler C.s sind: seine Söhne Carlo (geb. 1570 oder 1572, † 1596) und Gabriello (geb 1568, † als Opfer seiner Menschlichkeit 1631 an der Pest), sein Bruder Benedetto (geb. 1538, † 1598), sowie Michel Parrasio, Naudi, Maffei Verona, Francesco Montemezzano.

Cagliostro, Alexander, Graf von, eigentlich Joseph Balsamo, ein weltbekannter geistreicher Betrüger des 18. Jahrhunderts, wurde den 2. Juni 1743 von armen Aeltern zu Palermo geboren, verlor schon im zartesten Alter seinen Vater und erhielt einen zweiten an seinem mütterlichen Oheim. Aus dem Seminar des heiligen Rochus zu Palermo trat er in den Ordenskonvent der barmherzigen Brüder zu Cartagirone, wo er durch den Klosterapotheker Einiges von Chemie u. Arzneikunst kennen lernte. Doch sein unruhiger Geist trieb ihn bald wieder aus dem Kloster. Er laborirte nun in Palermo mit einem Quacksalber Walloto, trieb Schatzgräberei u. ahmte Handschriften nach. Als die Polizei seinen Gaunereien auf die Spur gekommen, verschwand er aus Palermo u. Sicilien u. bereiste als Schriftenverfälscher, Taschenspieler, Adept, Wahrsager u. Schatzgräber Sardinien, Genua, Griechenland, Aegypten, Persien und Rhodus. In Rom (nach Andern in Kalabrien) heirathete er die reizende Tochter eines Gürtlers (nach Andern eines Kupferschmieds), Lorenza Feliciani, deren Schönheit er zur Ausführung seiner Betrügereien und zur Füllung seiner Tasche benutzte. Mit ihr durchreiste er unter verschiedenen Namen, als Marquis Pellegrini, Marquis d'Anna, Graf Fennix, Melissa, Belmonte, Harat zc. Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal; in Madrid, Lissabon, Paris, London u. a. O. wucherte die schöne Lorenza mit ihrem Leib, u. ihr Gemahl verkaufte verjüngende Lebenstinktur, Universalessenzen, Schönheitswasser, besonders an alte runzelige Damen, lehrte Goldmacherei u. die Auffindung des Steins der Weisen u. gewann bedeutende Summen. Pomphafte Ankündigungen posaunten seine Anwesenheit aus. Bei seinem zweiten Aufenthalt in London, womit der wichtigste Abschnitt seines berüchtigten Lebens beginnt, u. wo er auch den Titel Graf C. von seiner Tante und Taufpathin Vicente C. annahm, stiftete er die von ihm sogenannte erste ägyptische Maurerei, welches phantastische Gewebe von Unsinn u. Betrug er von Hennoch und Elias herleitete. Er nannte sich den großen Kophta u. versprach den Ordensbrüdern, sie physisch und moralisch wiedergeboren werden zu lassen und dann zur Vollkommenheit zu führen. Ersteres vermöge er durch die Materia prima oder den Stein der Weisen und den Sottendorn, Letzteres aber dadurch zu leisten, daß er den Menschen wieder in den Stand der ersten, durch die Erbsünde verlorenen, Unschuld zurückbringe. Der Mensch, der nach physischer Wiedergeburt strebt, wird nach seiner Lehre ein Alter von 5557 Jahren erreichen. Nur ein Mann mit vollen 50 und eine Frau oder ein Mädchen nach vollendetem 36. Lebensjahre kann physisch wiedergeboren werden. Seinen wahren Ursprung, seinen Geburtsort und sein Alter verschwieg er stets. Heute versicherte er, der Hochzeit zu Kana beigewohnt zu haben, morgen behauptete er, er habe schon vor der Sündfluth gelebt und mit Noah die Arche betreten. Bald nannte er Mekka als seinen Geburtsort und die Tochter des dortigen Scherifs seine Mutter, bald gab er sich für den Sohn des Großmeisters von Malta, Pluto, und einer Fürstin von Trebisonde aus; ein anderes Mal leitete er seine Geburt aus jener Verbindung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen her. Zu Medina wollte er von dem weisen Ulthotas erzogen sein u. seine Bildung in d. unterirdischen Gemächern der größten Pyramide vollendet haben. Millionenreich, Oberpriester der ägyptischen Freimaurerei, war er, wie er vorgab, zur Wiedergeburt der Welt berufen. Durch Beschwörungen rief er die Todten aus ihren Gräbern und in der Zukunft las er noch heller als in der alten Geschichte. Alle diese Behauptungen brachte er mit seltener Geläufigkeit u. unerhörter Unverschämtheit vor, u. die Leichtgläubigen strömten in Schaaren herbei. Der Signora Lorenza körperliche Reize unterstützten die magischen Geschäfte ihres Gemahls. So erhielt C. eine Macht u. einen Einfluß bei der hohen Aristokratie der damaligen Zeit, wie jetzt kaum glaublich, und der Menge mußte ohnehin die Pracht u. der Glanz, mit denen er sich umgab, imponiren. Sein Ansehen stieg dermaßen, daß Damen und Herren Fächer, Ringe, Souvenirs, Hüte, Knöpfe, Westen zc. à la Cagliostro trugen. In Mitau, wo ihn 1779 Elisa von der Recke kennen lernte, betrog er als ein spanischer Graf und Oberst und spielte bei dem dortigen Adel eine so brillante Rolle, daß man ihm den kurländischen Fürstenhut anzubieten gesonnen war. In Petersburg glänzte seine Gattin als Prinzessin Santa Croce, sein Verjüngungswasser ging reißend ab u. überschüttete ihn mit Gold. Katharina II. aber ließ ihn nicht vor sich: sie schrieb selbst über ihn drei Lustspiele, worin er als Betrüger derb russisch gegeißelt wird. In Warschau ward er dagegen von dem Adel fürstlich empfangen, u. in Straßburg (1780) würdigte ihn der Kardinal von Rohan seines genauesten Umgangs und vergoldete den Stab des abenteuer-

lichen Zauberers. Hier besuchte ihn der für ihn enthusiasmirte Lavater u. erhielt auf seine Anfrage, woher seine Kenntnisse stammten, wie sie erlangt worden, u. worin sie beständen, die sinnlose Antwort: In verbis, in herbis, in lapidibus. In Paris, wohin sich C. 1785 begab, wurde er in die berüchtigte Halsbandgeschichte mit verwickelt, kam in die Bastille u. wurde des Landes verwiesen. Hierauf erließ er von London aus die schmählichsten Sendschreiben gegen die französische Regierung u. forderte das Volk zur Empörung auf. Aber auch in England fing man jetzt an, d. Betrüger zu durchschauen, besonders nachdem Morand in seinem „Kurier von Europa" C.'s Gaunereien aufgedeckt, u. er wandte sich nach Basel u. Biel. Auch Turin mußte er sogleich nach seiner Ankunft wieder verlassen, worauf er um 1789 auf Bitten seiner Gemahlin, nachdem er auch aus Roveredo und Trient hatte entweichen müssen, nach Rom zurückkehrte. Hier der Freimaurerei und eines Betrugs an Pietro di Falloni angeklagt, wurde er am 27. December 1789 auf der Engelsburg eingekerkert und am 7. April 1791 von dem Inquisitionsgericht zum Scheiterhaufen verurtheilt. Pius VI. verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft Seine Frau ward auf Lebenszeit in ein Kloster gebracht. Der von seinen frühern Verehrern gänzlich verlassene Wunderthäter † im Kerker zu St. Leo im Kirchenstaate im Sommer 1795, nach der Bemerkung Ludwigs XVIII., eines gewaltsamen Todes. C.'s ganzes Aeußere schon verrieth den ungewöhnlichen Mann. Er war von Statur klein, dick, mit gewaltig breiten Schultern, hatte ein feuriges, durchdringendes Auge, eine volle, weittönende Stimme u. sprach geläufig mehre Sprachen. Ausgezeichnete Geistesanlagen, große Menschenkenntniß und Gewandtheit sind ihm nicht abzusprechen; nur wandten sie sich leider bloß auf Taschenspielereien u. Betrügereien. Vergl. Charl. Elisa von der Recke, Nachricht von des berüchtigten C. Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 ꝛc., Berlin 1787; C. in Warschau, oder Tagebuch über C.'s magische und alchemistische Operationen daselbst im Jahre 1780, von einem Augenzeugen, aus dem Französischen (von J. F. Bertuch), Königsberg 1786; Lettre du Comte de Mirabeau à *** sur M. M. de Cagliostro et de Lavater, Berlin 1786, deutsch, das. 1786; Compendio della vita e delle gesti di Giuseppe Balsamo denominato il comte Cagliostro etc., Rom 1791, deutsch von Jagemann, Weimar 1791, Zürich 1791; Mémoires pour servir à l'histoire du comte de C., 1785.

Cagnola, Luigi, Marchese, ausgezeichneter italienischer Architekt, geboren 1760 zu Mailand, studirte im klementinischen Collegium zu Rom und vervollkommnete sich später in Mailand durch das Studium von Palladio's Bauwerken und Schriften. Während der Herrschaft der Franzosen erhielt er mehrfache Aufträge, namentlich dirigirte er den Bau des Triumphbogens am Tessinerthore, den der Kapelle der heil. Marcellina in der Kirche des heil. Ambrosius u. den des Simplonbogens. Er † am 12. Aug. 1833 als Kammerherr des Kaisers von Oesterreich am Schlagflusse. Ein für die Kirche der Mutter Gottes zu Vercelli im Thale von Sesia bestimmtes Monument hinterließ er unvollendet.

Cagnoli, Antonio, berühmter italienischer Astronom, 1743 auf der Insel Zante geboren, wo sein Vater, ein geborner Veroneser, Kanzler des venetianischen Statthalters war. C. begleitete 1772 als Legationssekretär den Gesandten Marco Zeno nach Madrid und 1776 nach Paris. Hier begeisterte ihn ein zufälliger Besuch in der Sternwarte, wo man ihm den Ring des Saturnus zeigte, so für die Astronomie, daß er sofort beschloß, dieser Wissenschaft seine ganze Kraft zu weihen. Er begann die mathematischen und astronomischen Studien bei Lalande, machte sich einen vollständigen astronomischen Apparat zu eigen u. siedelte damit 1785 nach Verona über, wo er bald ein förmliches Observatorium aufschlug. C. griff durch Beobachtungen, Studien und schriftstellerische Arbeiten bald äußerst fördernd in die Entwickelung der Astronomie ein, wurde nach u. nach Mitglied von 21 gelehrten Gesellschaften, schon 1786 Sekretär u. 1796 Präsident der Academia agraria zu Verona, verlor aber ein Jahr später bei der Eroberung d. Stadt durch d. Franzosen einen großen Theil seines Observatoriums. Obgleich für den Verlust entschädigt, verkaufte er dennoch seine sämmtlichen astronomischen Werkzeuge nach Brera in Mailand u. ging bald darauf selbst als Astronom dorthin. Nachdem er dann auch an der Militärschule zu Modena längere Zeit als Professor der Mathematik gewirkt hatte, kehrte er nach Verona zurück u. † 1816. Von seinen Schriften nennen wir die „Trigonometria piana e sferica" (Paris 1786, Bologna 1804, mit Kupfern) u. „Sezione coniche" (Modena 1802, mit Kupfern).

Cagots (Gahets), ein eigenthümlicher Volksstamm in den Pyrenäen, häufig mit den Cretins verwechselt, während sie in der That meist hochgewachsene Leute von muskulösem Körperbau, wohlentwickeltem Schädel, vorspringender Nase, stark gezeichneten Zügen, blauen Augen u. schlichten, blonden Haaren sind. Früher schrieb ihnen der Aberglaube einen beständigen Aussatz zu; später sollte sie ein eigenthümlicher widerlicher Geruch und der Mangel des Ohrläppchens auszeichnen. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden sie wie Verpestete betrachtet. Sie bewohnten armselige Hütten, die von den andern Häusern abgesondert waren, durften sich nicht an demselben Tisch niederlassen, wo Eingeborne des Landes saßen, in der Kirche nicht weiter vortreten, als bis zum Weihkessel, u. auch nur hier das Abendmahl empfangen, u. dergl. mehr. In Frankreich hält nicht mehr das Gesetz, sondern die Sitte des Volkes die Schranken zwischen den C. und der übrigen Bevölkerung aufrecht, während dieselben an andern Orten gänzlich gefallen sind. Ein Ueberrest der alten Absonderung ist auch, daß an manchen Orten die C. fast ausschließlich Zimmerleute und Faßbinder sind, so daß beide Namen fast gleichbedeutend gebraucht werden. Der Name Cagot wird am wahrscheinlichsten von canis gothus (gothischer Hund) abgeleitet, was auf ihre Abstammung von den arianischen Gothen deutet. Außer den ehemals aquitanischen Ländern zu beiden Seiten der Pyrenäen, dem spanischen Obernavarra, dem französischen Niedernavarra, Béarn, Gascogne, Guienne, finden sich C. auch in Unterpoitou, der Bretagne und Marne; doch heißen sie hier Caqueux, Cacoas oder Caquins. Mit den C. verwandt und auch so genannt sind die Colliberts in Niederpoitou.

Cahawba, Hauptstadt der Grafschaft Dallas im nordamerikanischen Staate Alabama, an dem für kleine Boote schiffbaren, in den Alabamafluß münden-

den Flusse C., an dessen Ufern sich reiche Steinkohlenlager hinziehen, hat mehre Kirchen und 1200 Einwohner.

Cahi (Cahiz), spanisches Getreidemaß, = 12 Barsellas oder Fanegas, an verschiedenen Orten verschiedenen Inhalts: in Alicante = 246,28125 Liter = 4,481 preußische Scheffel — 4,0046 wiener Metzen; in Kastilien (Madrid, Cadix) = 6,576 Hektoliter = 11,9640 preuß. Scheffel = 10,6944 wiener Metzen; in Valencia = 203,0156 Liter.

Cahir, Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, mit 3700 Einw. und einem alten Felsenschloß (Cahir-Castle).

Cahors, Hauptstadt des französischen Departements Lot, links am Lot, zum Theil auf Felsen, mit steilen und krummen Straßen, hat eine Kathedrale, vor welcher Fénélons Denkmal errichtet ist, einen Präfekturpalast, ein Collége, ein theologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek, ein physikalisches Kabinet, eine Ackerbaugesellschaft und gegen 14,000 Einwohner, deren Manufakturthätigkeit sich auf Tuch, Spitzen, Papier, Leder und Glas erstreckt, u. die mit Wein, Branntwein, Früchten, Trüffeln, Nußöl, Nüssen, Hanf, Flachs, Tabak 2c. Handel treiben. Die Stadt ist Sitz des Präfekten, der Departementsbehörden, eines Bischofs, zweier Friedensgerichte u. eines Handelsgerichts. Die 1331 vom Papst Johann XXII. gestiftete Universität ist während der Revolution aufgehoben worden. C. ist die Vaterstadt des Papstes Johann XXII., des Dichters Cl. Marot und des Königs Joachim Murat. Früher hieß die Stadt Divona, später Cadurcum (s. d.). In der Nähe finden sich Trümmer eines römischen Amphitheaters.

Cahorsweine, französische Weine, die besten Sorten der Pontacweine, von schöner dunkelrother Farbe, in der Jugend von vieler Lieblichkeit, die sie später verlieren, wofür sie aber bei sorgfältiger Behandlung und Pflege eine für den Magen sehr wohlthätige, gelind zusammenziehende Eigenschaft annehmen. Den ersten Rang unter ihnen nimmt der Rogomme ein, von funkelnder, dunkler Farbe, hoher Geistigkeit, viel Arom, besonders in der Jugend von koncentrirter Süßigkeit, welche sich auch gewöhnlich bis ins spätere Alter erhält. Diesem folgen nach der Güte: Cahors grand Constant, C. Duroc, C. Marquère, C. Haut-Brion, C. Parnac und einige andere geringere blaßrothe Weine.

Caicos (Cayos, Keys), britisch-westindische Inselgruppe, zu den Bahamainseln gehörig, unter 72° westl. L. und 21° nördl. Br., im atlantischen Ocean zwischen St. Domingo u. den eigentlichen Bahamas, an der Spitze einer der Bahamabänke. Nördlich von dieser Bank befinden sich 4 oder 5 Eilande von ziemlicher Größe. Das größte heißt Großcaicos, liegt nördlich von St. Domingo und ungefähr 400 engl. Meilen von Newprovidence und ist 60 engl. Meilen lang und 2—3 Meilen breit. Daselbst befinden sich einige gute Ankerplätze, namentlich der von St.-George-Key, wo ein Zollhafen und eine kleine Batterie ist. Die Bewohner, etwa 2000, sind meist freigelassene Neger. Produkte sind Baumwolle, etwas Zucker; auch finden sich daselbst gute Weiden für europäisches Hausvieh.

Caille, Nicolas Louis de la, s. Lacaille.

Caillé, René, berühmter französischer Reisender, geboren d. 19. Sept. 1799 zu Mouzé in Poitou als der Sohn eines Bäckers, zeigte von Kindheit an unwiderstehlichen Drang zu Reisen und geographischen Studien. Sehr jung zur Waise geworden, ward er von einem Oheim in die Lehre gegeben; mit 60 Franken, seinem ganzen Vermögen, in der Tasche, ging der fünfzehnjährige Knabe in Rochefort an Bord der Gabare „la Loire", welche mit der Fregatte „la Méduse" nach dem Senegal segelte. Von St. Louis, wohin ihn diese erste Schifffahrt führte, war er genöthigt, sich wieder nach Guadeloupe einzuschiffen, und erst 1818 kam er mit einem kleinen Waarenvorrathe nach St. Louis zurück, wo ihn ein heftiges Fieber zur Rückkehr nach Frankreich zwang. Die geographische Gesellschaft eröffnete eine Subskription in Paris, deren Abwurf (10,000 Fr.) demjenigen Reisenden bestimmt wurde, der bis Timbuktu vordringen würde. Um diesen Preis zu erringen, erlernte C. die maurische Sprache, nahm dann maurische Kleidung an und gab sich für einen Aegypter aus, welchen die Franzosen als Kind während der französischen Expedition entführt hätten. Mit einem kleinen Vermögen von 2000 Franken, die er sich mühsam erworben, ging er am 18. April 1827 von Kakondy in Sierra Leone ab und zog zu Fuß durch gänzlich unbekannte Länder. Nach allen nur erdenklichen Prüfungen erreichte er am 3. August den Flecken Time im südlichen Bambarra, wo er sich einer Karawane anschloß. Aber eine Wunde am Fuße nöthigte ihn, sie ziehen zu lassen, er wurde heftig vom Skorbut ergriffen und dankte seine Genesung nur seiner guten Natur. Nachdem er Time am 9. Jan. 1828 verlassen, erreichte er am 11. März Dschenne, schiffte sich auf dem Niger ein und kam am 20. April nach Timbuktu. Sein Buch enthält die Beschreibung dieser merkwürdigen Stadt, in so weit es ihm möglich war, sie in der kurzen Zeit seines Aufenthalts kennen zu lernen, denn schon am 4. Mai war er genöthigt, sie zu verlassen, um sich einer Karawane nach Marokko anzuschließen. Nach namenlosen Entbehrungen erreichte man Fez, wo es C. gelang, sich gegen Westen zu wenden. Von Tanger, das er am 7. August, entblößt von Allem, mit Lumpen bedeckt, nach 528 Tagen unerhörter Leiden erreichte, kehrte er nach Paris zurück, wo ihm der ehrenvollste Empfang wurde. Die geographische Gesellschaft erkannte ihm den Preis der 10,000 Fr. zu u. setzte ihm eine jährliche Pension von 1000 Fr. aus. Nach der Herausgabe seines Werks zog sich C. in seine Provinz zurück, kaufte sich dort ein kleines Gut, verheirathete sich und widmete sich dem Landbau. Seine Mitbürger bezeugten ihm dadurch ihre Achtung, daß sie ihn zum Maire der Gemeinde Lobaderre ernannten. Aber er trug bereits den Keim des Uebels in sich, dem er am 17. Mai 1838 als ein Märtyrer der Wissenschaft erlag. Seine Reisebemerkungen wurden von dem Geographen Jomard geordnet und mit vielen eigenen Anmerkungen unter dem Titel „Journal d'un voyage à Tembouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale" (Paris 1830, 3 Bde.) herausgegeben.

Cailliaud, Frédéric, französischer Reisender, geboren den 17. März 1787 zu Nantes, studirte zu Paris Mineralogie, bereiste Holland, Italien, Sicilien und einen Theil Griechenlands und begab sich 1815 über Konstantinopel nach Alexandria, wo er auf Drovetti's Empfehlung den Auftrag erhielt, den mineralischen Reichthum Aegyptens zu untersuchen.

Auf seiner Wanderung von Edfu in Oberägypten nach dem rothen Meer entdeckte er sieben Stunden von der See die ungeheuren Smaragdgruben, die schon den Alten bekannt gewesen waren. Im J. 1819 nach Frankreich zurückgekehrt, ließ er das „Journal du premier voyage en Nubie“ und die „Recherches sur les oasis, sur les mines d'emeraudes et sur l'ancienne route du commerce entre le Nil et la mer rouge“ drucken, welche Schriften in der von Jomard herausgegebenen „Voyage à l'oasis de Thèbes et dans le désert, fait pendant les années 1815—18“ (Paris 1822, 2 Bde.) enthalten sind. Noch ehe aber dieses Werk in den Druck genommen war, unternahm er eine neue Reise nach Aegypten, wo ihn der Pascha von Aegypten bewog, zur Auffindung neuer Smaragdgruben bis nach Nubien vorzudringen. C. wagte sich darauf im Gefolg Ismails, des Sohnes des Pascha, bis zum 10. Grade und machte in diesen ganz unbekannten Gegenden eine reiche Ernte astronomischer, archäologischer und naturhistorischer Beobachtungen. Im J. 1822 kam er wieder nach Paris, ordnete die unermeßlichen Sammlungen, die er für die öffentlichen Museen mitgebracht hatte, und ließ seine „Voyage à Meroe, au Fleuve blanc, au-delà de Fazoql dans le midi du royaume de Sennâr, à Syouah et dans les cinq autres oasis, fait pendant les années 1819—22“ (Paris 1826—27. 4 Bde.) erscheinen, die eine Fortsetzung zu der vom Institute herausgegebenen „Description de l'Egypte“ bildet. Zur Belohnung für die wichtigen Entdeckungen, die ihm die Wissenschaft verdankt, ward er 1827 Konservator des naturhistorischen Museums in Nantes. Später veröffentlichte er die „Recherches sur les arts et métiers, les usages de la vie civile et domestique des anciens peuples de l'Egypte, de la Nubie et de l'Ethyopie“ (Paris 1831—37, 2 Bde.).

Caimans, (Caymans), 1 drei kleine Inseln nordwestlich von Jamaica, von denen nur eine, Großcaiman, bewohnt ist. Sie hat ein gesundes Klima, üppige Vegetation, viele Schildkröten und 250 Einwohner, welche Fischerei treiben und gute Lootsen sind. — 2) Kleine Klippeninseln in Centralamerika, nordwestlich von Honduras.

Caincawurzel (Cahinca-, Chiococcawurzel, lat. Radix Caincae), die Wurzel von Chiococca anguifuga *Mart.*, auch wohl von C. densifolia, nach Martius und Langsdorf aber hauptsächlich von Ch. scandens *Riedel*, besteht aus dem 1—2 Zoll starken Wurzelstock und federkiel- bis fingerstarken Aesten, ist außen runzelig, gelblichbraun, innen schmutzig weiß, hat einen eigenthümlichen Geruch und scharfen, bittern, ekelhaften, viel Speichel erzeugenden Geschmack und enthält nach Santon Emetin, Gallussäure, Wachs, Kautschuk 2c.; François und Caventou entdeckten die Caincasäure in derselben. In ihrem Vaterlande soll sie schon lange gegen die Folgen des Schlangenbisses angewendet werden. In Deutschland ist sie seit 1825 bekannt und gegen Wassersucht empfohlen worden.

Ça ira (franz., d. i. das wird gehen), französisches Revolutionslied (nach der als Refrain wiederkehrenden Anfangsstrophe „Ah! ça ira, ça ira, ça ira! Les aristocrates à la lanterne!“), welches die Sansculotten sangen, um sich zu Heldenthaten, wie zu den blutigsten Greueln zu entflammen. Einige sagen, daß Franklin beim Beginn des nordamerikanischen Befreiungskrieges stets diese Worte im Munde geführt, und daß dieselben von den Franzosen angenommen worden seien. Die Melodie, ursprünglich für einen andern Text bestimmt, soll eine Lieblingsmelodie der Königin Marie Antoinette gewesen sein. Dieser Gesang wie die Marseillaise wurden später 1797 von dem Direktorium verboten.

Cairngorm, das blaue Gebirge, Berggruppe in dem Grampiansgebirge auf der Grenze der schottischen Grafschaften Inverneß, Aberdeen und Banff, welche fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist, und aus der sich der Macdhu (der höchste Berg Großbritanniens) 4258 F. hoch erhebt. In demselben findet sich schöner Krystall (Cairngormsteine), der zu Bijouterien verarbeitet wird; außerdem Topase, Beryll, Amethyst, Granaten. Am C. entspringt der Aven und die Dee.

Cairo, Marktflecken in der piemontesischen Provinz Savona, an der Bormida, mit 2 Kastellen, römischen Alterthümern und 3500 Einw.; berühmt durch 2 Schlachten 1794 und 1796.

Caistor, (Castor St. Edmunds), Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, mit alter, im normannischen Styl erbauter Kirche und 2000 Einwohnern, soll an der Stelle einer alten römischen Stadt (vielleicht Venta Icenorum) stehen. In der Umgegend werden römische und angelsächsische Alterthümer gefunden.

Caithneß, die nordöstliche Grafschaft Schottlands, grenzt gegen Norden an den Pentland Frith, welcher sie von den Orkneysinseln trennt, gegen Osten an die Nordsee, gegen Süden und Westen an Sutherland und umfaßt 33,6 QM. mit 38,709 Bewohnern. Die Küste ist steil und felsig, reich an Höhlen und in zahlreiche Baien mit hohen Vorgebirgen zerrissen. Die bedeutendsten der letztern sind: Dunnethead (die nördlichste Spitze des Landes), Duncansbaihead und Roßhead an der Ostküste. Das Meer ist hier sehr stürmisch und wegen der vielen Riffe, Fluthen und Wirbel gefährlich zu befahren. Das Innere der Landschaft ist im Westen und Süden, wo sich der Morven zu 3000 Fuß erhebt, gebirgig und wild: im Uebrigen flach (Caithneßebene), mit einigen Moorlandstrichen versehen, die 2—300 Fuß hoch sind und gute Weiden abgeben. Die beträchtlicheren Flüsse sind der Thurso, Wickwater und Water of Fors, aber keiner derselben ist schiffbar. Unter den zahlreichen Seen sind zu nennen: der Wattin, Brualvel, Schurrevie, Aliarvel. Das Klima von C. ist ungeachtet der nördlichen Lage gemäßigt. Der vorherrschende Wind ist der West und Nordwest, der 3/4 des Jahres hindurch weht und viel Regen bringt; doch ist die Luft gesund. Die Wälder im Süden sind reich an Rothwild und Rehen, die Ebenen an Hasen, Kaninchen, Auer- und Birkhühnern 2c. Im Februar kommt eine besondere Art Vögel, Snow-fleets genannt, hier an, welche einen reichen Fang bieten und im April wieder abziehen. An der Küste ist der Härings- und Seehundsfang beträchtlich. Der geringe Landbau, der nur längs der Flüsse den geeigneten Boden findet, erzeugt Weizen, Hafer, Kartoffeln. Bedeutend ist dagegen die Vieh-, besonders die Schafzucht. Die Einwohner sind ein kühnes Völkchen und entwickeln nicht bloß in Fischerei, Viehzucht und Handel mit Vieh, gepökeltem Fleisch, Fischen, Thran, Häuten, Federn und Wolle eine große Thätigkeit, sondern beschäftigen sich auch

mit Garnspinnerei, Bleichen, Gerbereien, Wollenweberei, Brauerei, Reeperbahnen u. Korbflechterei. Sie tragen in Physiognomie und Gebräuchen alle Zeichen skandinavischen Ursprungs. Auf C. befinden sich 10 Kirchspiele und 5 Städte. Die Hauptstadt ist Wick, ein blühender Hafenort mit 1514 Einw., der Hauptsitz der schottischen Häringsfischerei. Zu C. gehört noch das Eiland Stroma im Pentland Frith.

Cajanus *Dec.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, flaumige Sträucher heißer Länder mit fiederig 3zähligen Blättern und gelben Blüthen in Sträußern. C. bicolor *Wallich.* (C. indicus *Spr.*, Cytisus Pseudocajan *Jacq.*), ein strauchartiges, immergrünes, 6 Fuß hohes Bäumchen Ostindiens mit lanzettförmigen, 2 Zoll langen Blättern und in Trauben vereinigten gelben Blüthen mit auswendig purpurrother Fahne und 2 Zoll langen, grünen, roth gefleckten, schmalen Hülsen mit 4 rothen oder blaßgelben Samen, welche angenehm schmecken und allenthalben zum Kauf ausgeboten werden, wird häufig kultivirt. Dasselbe gilt von C. flavus *Dec.* (Cytisus Cajan *L.*), einem ähnlichen Bäumchen Ostindiens mit hängenden Zweigen, ganz gelben Blüthen und ungefleckten, sammtartigen, schwarzbraunen Hülsen, welche ebenfalls 3—4 eßbare Samen enthalten. Wurzel und Blätter beider Arten gelten in Ostindien als wirksame Mittel gegen Bleichsucht, Zahnschmerzen, zu starke Hämorrhoidalblutflüsse ꝛc.

Cajare, Stadt im französischen Departement Lot, am Lot, mit 2400 Einwohnern. In der Nähe sind die 4 Waiffriershöhlen, wo die Soldaten Pipins des Kurzen unter den Anhängern des Herzogs von Aquitanien, Waiffrier (auch Waifar), ein großes Blutbad anrichteten.

Cajeta, altrömische Stadt, an der Grenze zwischen Latium und Kampanien, auf einer felsigen Landspitze von Latium, der Sage nach von der hier begrabenen Amme des frommen Aeneas benannt, war ein kleines Städtchen, aber mit einem trefflichen Hafen, lebhaftem Handel, Schifffahrt und fruchtbarer, reizender Umgegend mit vielen Landhäusern. In ihrer Nähe Cicero's Formianum, wo der Redner ermordet wurde. Jetzt Gaeta.

Cajetanus, 1) der Heilige, Stifter des Theatinerordens, stammte aus einem Grafengeschlechte im Venetianischen, studirte die Rechte, kam dann nach Rom und wurde Protonotar beim Papst Julius II. In Rom stiftete er Krankenhäuser u. den Theatinerorden, dessen Aufgabe Unterricht und Krankenpflege sein sollte. Wegen seiner unaufhörlichen Belehrungs- und Bekehrungssucht erhielt er den Namen Seelenjäger. C. † den 7. Aug. 1547 zu Neapel und ward von Klemens X. heilig gesprochen. Tag: 7. August.

2) C., eigentlich Thomas de Vio von Gaeta, gelehrter Kanonist und Scholastiker, 1469 zu Gaeta (Cajeta) geboren, trat frühzeitig (1484) in den Dominikanerorden, erwarb sich durch tiefe Gelehrsamkeit und strenge Sittlichkeit das Doktorat der Theologie und nahm einen Lehrstuhl zu Brescia u. Pavia ein. Im Jahre 1500 wurde er Generalprokurator, 1508 General der Dominikaner und erhielt 1517 von Leo X. den Kardinalshut. Von diesem Papst noch in demselben Jahre nach Deutschland gesandt, um den Beitritt der Reichsstände zum Türkenkrieg zu vermitteln, Luthers vermeintliche Irrlehren zu unterdrücken und diesen selbst in gefängliche Haft zu bringen, berief er auf dem Reichstag zu Augsburg am 12. Okt. 1518 Luther vor sich und forderte ihn zum Widerruf u. zu unbedingter Unterwerfung unter die Autorität des Papstes auf. Als Luther hierauf nicht einging, verlangte C. vom Kurfürsten von Sachsen Luthers Auslieferung, jedoch vergeblich. Nach Rom zurückgekehrt, erhielt C. 1519 das Bisthum Gaeta, kam 1523 als Legat nach Ungarn und widmete sich dann zurückgezogen dem Studium der heiligen Schrift, welche er seit der Unterredung mit Luther statt seiner frühern Beschäftigung mit der scholastischen Philosophie und Theologie eifriger durchforschte. Er † zu Rom am 9. August 1534. Sein Hauptwerk sind die „Commentarii in s. scripturam“ (Lond. 1639, 5 Bde.), worin er bei der Erklärung des Wortverstandes so bedeutend von der Vulgata abwich, daß die Sorbonne mehre Stellen sogar für ketzerisch erklärte.

Cajus, römischer Vorname, später vielleicht auch eigentlicher Name, z. B. des Rechtsgelehrten Titus C. oder vielmehr Gajus (s. d.). Die Römer bedienten sich der Namen C. und Sempronius, wenn sie ins Unbestimmte hin irgend zwei beliebige, in eine gewisse Beziehung zu einander gesetzte Personen bezeichnen wollten.

Cajus, römischer Bischof von 283—296, Verwandter und lange Zeit Günstling des Kaisers Diocletian, dessen Gemahlin Serena er heimlich zum Christenthum bekehrte. Als er später seinen Einfluß in der kaiserlichen Familie auch so weit ausdehnte, daß er die Nichte Diocletians, Susanna, beredete, die Hand des Mitkaisers Galerius auszuschlagen, soll er des Kaisers Haß entzündet und als Opfer desselben den Märtyrertod erlitten haben. Ihm wird die Verordnung zugeschrieben, daß kein Geistlicher die bischöfliche Würde erhalten solle, der sich nicht die zum Empfang der sieben Weihen nöthigen Kenntnisse angeeignet habe. Tag: 22. April.

Cakile *Tournef.* (Meersenf), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch den offenen Kelch, die 2gliedrigen Schötchen in einem Samen in jedem Gliede, wovon der obere aufrecht steht, der untere herabhängt. C. maritima *Scop.* (Bunias Cakile *L.*), mit kahlem, sehr ästigem, fußhohem, liegend ausgebreitetem Stengel, abwechselnden, ungestielten, an der Basis rinnenförmigen, eirund-lanzettförmigen, tief gespaltenen Blättern und schön rosafarbigen Blüthen in einfachen, end- und blattwinkelständigen Trauben wächst am Seestrand durch ganz Europa, Asien und Afrika. Das Kraut, Herba Cakiles s. Crucae maritimae s. Raphani marini, schmeckt salzig scharf, wirkt antiskorbutisch, harntreibend, purgirend, ist aber jetzt obsolet. C. americana *Nutt.* (C. aegyptiaca *Tuss.*, C. maritima *L.*), am Meeresstrande Nordamerika's u. Westindiens, hat mit voriger Art gleiche Eigenschaften und wird in Amerika häufig angewendet.

Cala, altes Schloß, westlich von Paris, Residenz der Merovinger (aus deren Dynastie Childerich hier getödtet wurde), dann auch der Capetinger. Batildis baute hier ein Kloster, das seit dem 15. Jahrhundert verfiel. Im Jahre 1008 wurde in C. ein Koncil gehalten.

Calabar, Land an der Westküste von Afrika, in Oberguinea, östlich von der Mündung des Quorra

(Nun), zerfällt in Alt- u. Neucalabar u. wird von dem gleichnamigen Flusse (Altcalabarfluß), der an 40 Meilen lang schiffbar ist, sowie von dem Bonny bewässert. Der Boden besteht aus rothem Sande mit Fruchterde; die Erzeugnisse sind Yamswurzel, das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Bevölkerung, Zuckerrohr, Pfeffer, Palmöl, das von den Engländern ausgeführt wird, Rothholz, Elfenbein etc. Die Bewohner stehen gegen die übrigen benachbarten Völker in der Kultur noch sehr zurück. Die bedeutendste Stadt daselbst ist Dukestown (Neucalabar), auf einer Insel des gleichnamigen Flusses, mit 30—40,000 Einw., die starken Handel treiben.

Calabozo (Calabaza), Stadt in der Provinz Caraccas, in der südamerikanischen Republik Venezuela, am Quarico, mit 4000 Einw., wurde erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von einer Handelsgesellschaft zu Guipuzcoa gegründet. Die trefflichen Weiden, welche die Stadt umgeben, nähren zahlreiche Rinderheerden, deren Felle, Talg u. Zungen ein wichtiger Handelsartikel sind. Berühmt ist C. wegen der hier von Bolivar gegen den spanischen General la Torre am 24. Juni 1824 gewonnenen Entscheidungsschlacht, in Folge deren Kolumbien von den Spaniern gänzlich geräumt wurde.

Calabrese, Matteo Preti, Maler, s. Preti.

Caladium *Vent. et Spreng.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aroïdeen, Knollengewächse, die in ihrem Vaterlande, Brasilien u. andern Tropenländern, theils zur Nahrung, theils als Arzneimittel gebraucht werden. C. esculentum *Vent.*, Arum esculentum *L.*, Colocasia esculenta *Schott.*, Wasserbrodwurzel, ist im heißen Amerika, Ostindien u. auf den Südseeinseln einheimisch u. vegetirt meist im Wasser, wächst aber auch im Trockenen in den Dörfern, hinter den Häusern, in schmutzigen Gassen, an Ufern, unsern Seerosen ähnlich, und wird an mehren Orten auch kultivirt. Die knolligen Wurzeln sind etwas größer als Wallnüsse und werden trotz ihres scharfen Geschmacks gekocht und geröstet häufig gegessen. Die Hauptnahrung liefern aber die an 2 Fuß hohen Stielen stehenden spannelangen Blätter, die unter dem Namen karaibischer Kohl als Gemüse genossen werden. Auch legt man die gequetschten Blätter auf Wunden u. Geschwülste. C. seguinum *Vent.*, Arum seguinum *L.*, ist 5—6 Fuß hoch, wächst häufig auf Wiesen, an Flüssen u. Bächen in Westindien und enthält einen sehr scharfen u. giftigen Saft, womit man Wäsche unvertilgbar zeichnen kann. Aus dem Safte der Stengel soll eine scharfe Lauge bereitet werden, die zur Reinigung des Zuckers angewendet wird. Das Dekokt dient in Westindien zu Bädern u. Bähungen bei Wassersucht und Obstruktionen, sowie zu Fußbädern bei alter Gicht. Die Homöopathie wendet den aus der Wurzel und dem Kraute ausgepreßten Saft als Arznei an. C. arborescens *Vent.*, Arum arborescens *L.*, ist ein baumartiges, über 6 Fuß hohes Gewächs in Brasilien und Westindien, wovon die armdicke, sehr scharfe Wurzel durch Kochen süß und schmackhaft wird und daher, sowie der Stengel, als ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel dient. Die Blätter und die Frucht sind so brennend, daß sie Geschwülste und Speichelfluß erregen. Man legte daher, um die Neger zu bestrafen, denselben sonst etwas davon auf den Mund. C. bicolor *Vent.*, Arum bicolor *Ait.*, einheimisch in Brasilien, wo Knollen u. Blätter gekocht zur Nahrung dienen, ist die einzige Art, welche in unsern Gewächshäusern gedeiht, deren Zierde sie wegen der schönen, rosenrothen Blätter ist.

Calaguala (Calahuala), Pflanze aus Südamerika, von Ruiz als Polypodium Calaguala bestimmt. Die Wurzel, Radix Calagualae, ward besonders in Italien eine Zeitlang als Heilmittel in hitzigen und chronischen Krankheiten gepriesen, gerieth aber wieder in Vergessenheit u. gilt nur noch bei den spanischen Aerzten als ein vorzügliches schweißtreibendes Mittel.

Calagurris (Calagurra, Calagorina), mit den Beinamen Fibulasensis u. Julia, im Alterthum Stadt der Vaskonen in Hispania Tarraconensis, am rechten Ufer des Iberus, von tapferen Männern bewohnt, welche, von Pompejus belagert, aus Hungersnoth Weiber und Kinder schlachteten und verzehrten und sich endlich doch ergeben mußten, was zur Beendigung des sertorianischen Krieges führte. Die mannhaften Einwohner dienten Fürsten als Leibwache. C. ist Quinctilians Geburtsort u. soll nach Ukert das jetzige Calahorra sein.

Calahorra, Stadt in der spanischen Provinz Logroño, nahe der Mündung des Cidacos in den Ebro, auf der fruchtbaren Hochebene Rioja; uralter halbverfallener Bischofssitz mit 6000 Einwohnern, das Calagurris der Alten (s. d.).

Calais, Hafenstadt im französischen Departement Pas-de-Calais, Arrondissement Boulogne, in der Picardie, an der schmalsten Stelle des Kanals (Pas-de-Calais) und dem hier mündenden Kanal von St. Omer, durch starke Vertheidigungswerke, eine Citadelle, das Fort Nieulat u. die sie rings umgebenden Moräste Festung ersten Rangs, besteht aus der obern Stadt (Haute ville), der untern Stadt (Basse ville) und der fast nur von Seeleuten bewohnten nordöstlichen Vorstadt Courgain, ist reinlich und gut gebaut, hat schöne Wallpromenaden, breite u. elegante Straßen, prächtige Häuser, einen schönen Marktplatz, 2 Kirchen, sehenswerthen Wartthurm neben dem Rathhause, eine Börse, mehre Kasernen, 2 Hospitäler, eine lateinische und eine Schifffahrtsschule, eine Bibliothek und 11,000 Einwohner, welche Fabriken für Oel, Seife, Leder, Tüll, Mützen, Kattun und Strumpfwaaren, sowie Salzsiedereien und Dampfbootwerkstätten unterhalten, auch bedeutende Fischerei (Kabeljau, Häringe, Makrelen) u. Handel mit Getreide, Wein, Oel, Flachs, Holz und Branntwein treiben. C. ist Sitz eines Civil- und Handelstribunals, eines Handelsraths, eines Collége, einer Gesellschaft für Ackerbau, sowie für Künste und Wissenschaften. Die an sich todte Stadt, in ungesunder Lage und ohne gutes Quellwasser, ist zu Zeiten wegen ihrer Seebäder, besonders aber von durchpassirenden Fremden sehr belebt; man schätzt die Zahl derselben auf jährlich 25—30,000. Der zwar bequeme, aber seichte und der Versandung ausgesetzte Hafen kann nur kleine Schiffe aufnehmen; er wird durch 5 Forts geschützt und durch 2 Dämme geschlossen; an ihm steht eine zum Andenken an die Landung Ludwigs XVIII. (1814) errichtete Säule und der Leuchtthurm (seit 1848). Von hier findet täglich regelmäßige Postdampfschifffahrt nach dem gegenüberliegenden Dover Statt, mit welchem C. auch durch einen elektromagnetischen Telegraphen (die erste telegraphische Verbin-

bung Englands mit dem Kontinent, wie die erste submarine Telegraphenanlage überhaupt) verbunden ist; Eisenbahnverbindung aber wird über Lille mit Belgien und Deutschland, über Boulogne mit Amiens und Paris unterhalten. C., das im Mittelalter zur Grafschaft Boulogne gehörte und bis ins 13. Jahrhundert Scalus hieß, ist nach seiner Lage u. Bestimmung als befestigte Seestadt der nationalfeindlichen Küste gegenüber häufig der Schauplatz kriegerischer Unternehmungen gewesen. Nachdem Eduard III. von England in der Schlacht von Crecy den 26. u. 27. Juli 1346 die Franzosen unter Philipp VI. geschlagen hatte, wandte er sich gegen C., um durch die Eroberung dieses wichtigen Hafens einen festen Punkt an der französischen Küste zu erlangen. Am 3. September begann die Belagerung und endete nach 11 Monaten, am 14. August 1347, mit der Einnahme der Stadt. Nachdem Paris am 13. April 1436 in die Hände seines legitimen Herrschers Karl VIII. zurückgekommen war, blieb C. der einzige Ort von Bedeutung, den die Engländer noch in Frankreich hatten. Um ihnen diesen letzten Stützpunkt zu entreißen, erschien der Herzog Philipp von Burgund im Juli 1436 mit einem zahlreichen Heere vor C., mußte aber schon am 26. Juli die Belagerung aufgeben. C. blieb nun im Besitz Englands bis zum 8. Januar 1558, wo der Herzog Franz von Guise die Stadt nahm. Seitdem erhielt das Gebiet der Stadt (Calaisis) oder die alte Grafschaft Oye nebst der angrenzenden Grafschaft Guines den Namen Pays reconquis und bildete eine eigene Unterstatthalterschaft der Picardie. Auf der Höhe von C. ward am 29. Juli 1588 die spanische Armada unter dem Kommando des Herzogs von Medina Sidonia geschlagen und zerstreut. Unter dem Erzherzog Albert v. Oesterreich eroberten zwar die Spanier 1595 das Gebiet von C., mußten es aber im Frieden von Vervins 1598 zurückgeben. Bei C. ward am 21. Oktober 1639 die spanische Silberflotte durch den holländischen Admiral Tromp fast gänzlich vernichtet. 20 Schiffe derselben scheiterten an der englischen Küste, 16 wurden genommen, 14 gingen bei C. und Boulogne unter. Die armseligen Ueberreste dieser stolzen Flotte retteten sich unter englischer Vermittelung in den Hafen von Dünkirchen. 8000 Spanier waren in dieser Seeschlacht umgekommen, während die Holländer nur 10 Schiffe verloren.

Calama, Stadt im alten Numidien, zwischen Hippo Regius u. Cirta, nach Dureau de la Malle das frühere Suthul, jetzt Guelme, woselbst sich noch ein Haus mit Säulen, ein Cirkus mit 5 inneren Stufenreihen, eine viereckige Mauer mit viereckigen Thürmen, zahlreiche Inschriften und ein kleines Denkmal aus weißem Marmor mit 2 eingegrabenen Urnen und mit Inschriften vorfinden.

Calamagrostis *Roth.* (Reithgras, Federgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser, charakterisirt durch die an der Basis mit Haaren umgebenen Spelzen, übrigens wie Agrostis (s. d.), enthält gegen 70 Arten Gräser aller Klimate, worunter mehre nutzbare. C. tenella *Link*, gegen 2 F. hoch, auf den tyroler Alpen, dient jung als Viehfutter, ausgewachsen zum Reinigen der Tabakspfeifen. C. lanceolata *Roth.*, Arundo Calamagrostis *L.*, mit ausgebreiteter Rispe, über 4 Fuß hoch, auf sumpfigen Wiesen, besonders des nördlichen Europa's, dient jung als Viehfutter, ausgewachsen als Streu, zum Dachdecken, Reinigen der Tabakspfeifen u. gilt in Rußland als das wirksamste aller harntreibenden Mittel gegen Wassersucht. Man sammelt Radices, Stipites, Folia et Flores Arundinis Calamagrostis und nimmt eine Handvoll auf 3 Tassen kochenden Wassers.

Calame, Alexandre, berühmter Landschaftsmaler der Gegenwart, als Sohn armer Aeltern 1817 zu Vevay geboren, ward von dem Bankier Diadati aufgenommen und sollte Kaufmann werden, durfte aber dann, als man sein Talent erkannt hatte, die Zeichenschule besuchen, bis er zu dem berühmten Landschafter Diday in die Lehre kam. Bald übertraf er seinen Meister. Im Jahre 1842 ging er nach Paris, stellte hier seinen Montblanc, die Jungfrau, den Brienzer-See, den Monte Rosa und Mont Cervin aus und wurde Mitglied der Akademien von Petersburg und Brüssel. Im Jahre 1845 begab er sich auf längere Zeit nach Italien u. brachte aus Rom und Neapel zahlreiche Bilder mit, darunter die Ruinen von Pästum (im städtischen Museum zu Leipzig), wodurch er besonders in Deutschland bekannt geworden ist. Er zeigte darin, daß er auch die italienische Natur mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufzufassen vermochte, aber sein eigenthümliches Genre blieb doch die Alpenlandschaft. Die Gletscher und ihre Schneekuppen, die smaragdgrünen, weißschäumenden Bergwasser, die vom Sturm zersplitterten Bäume u. das gepeitschte Gewölk, die vielfarbigen Felsengebilde, bald halb von Nebeln verschleiert, bald in den Strahlen der Sonne erglänzend, dies die Gegenstände, die er mit solcher Naturtreue zur Darstellung zu bringen weiß, daß seine Bilder in gewisser Hinsicht wahre Triumphe der Kunst zu nennen sind. Wir nennen aus ihrer Zahl hier noch den Fall von Heydeck, Aus dem berner Oberland, Aus Tyrol, den Vierwaldstättersee, den Waldsturm (ebenfalls im städtischen Museum zu Leipzig) rc. Eine seiner genialsten Schöpfungen ist jedenfalls die Darstellung der vier Jahres- und Tageszeiten in vier Landschaften, wo der Frühlingsmorgen eine südliche, der Sommermittag eine nordische Flachgegend zeigt; der Herbstabend und die Winternacht, Gebirgsstücke. Noch populärer als durch diese größeren Werke wurde C. durch kleinere Arbeiten, Lithographien u. Radirungen, namentlich durch die 18 Studien von Lauterbrunnen und Meiringen, und die 24 Blätter Alpenübergänge, die in Frankreich, England und Deutschland ungemeine Verbreitung fanden. In dieselben Länder kamen auch viele seiner, zu sehr hohem Preis verkauften Oelgemälde, wovon aber die meisten in der Schweiz blieben. So sieht man von C. im Museum von Basel: das Schreckhorn u. das Wetterhorn, im Kunstsaal zu Berlin den Handeck u. den Wasserfall bei Meiringen, in der Bildergallerie der Töchterschule zu Neufchatel den Monte Rosa, im Musée Arlaud in Lausanne den Brienzersee. Mehre andere seiner schönsten Oelbilder, sowie Aquarellen und Handzeichnungen sind in Privatbesitz. Die Kunst hat den Proletariersohn zum Millionär gemacht; C. † 1864, nachdem er seit Jahren völlig eingezogen gelebt hatte.

Calamianes, eine zu den Philippinen gehörende spanische Inselgruppe im ostindischen Archipel, umfaßt die größern Inseln Linacapan, Calamian, Busbagon (Busuagan), Dumeran, Cujo, nebst einer

Anzahl kleinerer, mit etwa 20,000 Einwohnern. Zur spanischen Kolonie der C. gehört noch der Nordtheil der Insel Palawan, die vom Sultan von Borneo an Spanien abgetreten ist.

Calamintha *Moench*, Pflanzengattung, s. Thymus.

Calamis, berühmter griechischer Bildhauer, blühte um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. in der Uebergangsperiode vom harten Styl der äginetischen Schule zu dem edleren und verfeinerten Styl, der durch Phidias, Polyclet und Myron eingeführt wurde. C.' Hauptstärke bestand in der Bildung von Pferden, worin ihm das Alterthum die größte Meisterschaft zuerkannte. Wahrscheinlich sind die drei Pferdeköpfe aus dem Giebelfelde des Tempels des Parthenon, welche sich gegenwärtig im britischen Museum zu London befinden, von C.' Hand. Pausanias sah an den Thoren der Akropole eine Venus und eine Sosandra von C., welche letztere von Lucian unter den ausgezeichnetsten Frauenstatuen aufgeführt wird. Zahlreiche Werke C.' waren ferner im Peloponnes, in Mantinea ein Bacchus aus parischem Marmor und ein Merkur, in Sicyon ein Aeskulap aus Elfenbein und Gold, in Theben ein Jupiter Ammon rc. Eine Nachbildung des mantineischen Bacchus sieht man auf dem Grund einer Schale, welche in einem Grabe von Chiusi gefunden wurde. Eine unbeflügelte Victoria hatten die Mantineer in Olympia geweiht, und die Agrigentiner eben daselbst aus der Beute von Motya eherne Knaben, welche mit aufgehobenen Händen dem Jupiter ihre Gelübde darbringen und an den Juvenis adorans im berliner Museum erinnern. Plinius erwähnt eine trefflich gearbeitete Alcmene und einen Apollo in den servilianischen Gärten zu Rom. Ein kolossaler Apollo, ursprünglich für Apollonia in Illyricum bestimmt, wurde von Lucullus nach Rom geführt und dem Kapitol geweiht.

Calamus (lat.), das Schreibrohr, dessen man sich im Alterthum statt der Schreibfeder bediente; es wurde aus einer Schilfgattung gewonnen, welche am besten aus Aegypten, Cnidus und dem anaïtischen See kam, und mit dem Scalprum librarium zugeschnitten wurde. Noch jetzt schreiben die meisten orientalischen Völker mit dem Schreibrohr, welches die Araber Kalâm nennen.

Calamus, (Rotang, Rottang), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, deren Arten sich nicht nur durch seltsamen Wuchs und eigenthümliche Wurzelbildung auszeichnen, sondern auch vielfache Verwendung gestatten. Es sind seilförmige Palmen von dem Ansehen riesenhafter Gräser, die bis zu der fast unglaublichen Höhe von 500—600 Fuß emporschießen, mithin alle Höhen weit übertreffen, welche von andern Pflanzen erreicht werden. Sie bilden zuerst einen großen dornigen Strauch mit vielen quirlartig herumstehenden geraden Aesten und fiederartig einander gegenüber stehenden Blättern. Aus der Mitte des Strauches wächst ein 12 Fuß langes Horn hervor, welches sich sodann in beblätterte Aeste theilt, zuletzt kommt der seilartige Stengel hervor, der, meist nur 1 Zoll dick, eine Länge von 60—100 Klaftern erreicht, aber selten gerade emporsteigt, sondern meist hin und her sich biegend Stützpunkte auf den Bäumen sucht. Man hat einzelne Stengel von 200—300 Klaftern Länge gefunden Nach und nach kommen aus einem Strauche 3—4 solcher Seile mit Gliedern von 1—4 F. Länge, jedes mit einem gefiederten, unten mit Dornen besetzten Blatt. Das Ende des Seiles theilt sich zangenartig in zwei lange Hörner, deren kürzeres zu einem neuen Blatt auswächst, während das längere, in eine lange schmale Binse auslaufend, das Seil fortsetzt, sich von einem Baume zum andern schlingt und zwischen diesen in großen Bögen herabhängt. Das Seil des Rotangs ist vom Ursprung bis zur Länge von 15 Fuß mit einer 1/2 Zoll dicken Rinde bekleidet und mit geraden, nadelförmigen Stacheln besetzt; von da an ist es kahl u. trägt alle 3—4 Fuß ein Blatt. Unter der Rinde liegt der wahre Strang, welcher, in Ostindien Rotang genannt, daumendick, sehr zäh und voll kleiner Röhren ist. Der frische Rotang greift sich klebrig an; schlägt man Jemanden damit auf den bloßen Leib, so schwillt die Haut auf, als wenn sie gebrannt wäre, und wird bisweilen schwürig. In Sand und Wasser abgerieben, verliert sich dieser brennende Schleim. Den grünen Rotang kann man nach Belieben biegen; in Rauch getrocknet, wird er steifer und liefert dann das sogenannte spanische Rohr. An diejenigen Stücke, die man zu Handstöcken bearbeiten will, hängt man Monate lang ein Gewicht, oder bindet sie fest an eine Latte und räuchert sie. Der Rotang trägt selten Früchte, selbst alte Stöcke nicht in jedem Jahre. Aus den obern Blattachseln kommen die Blüthentrauben, aus denen sich runde, schuppige Früchte entwickeln. Aus dem abgeschnittenen Stamm läuft klares, trinkbares Wasser, und zuletzt bleibt ein röthliches Gummi zurück. Einige Arten haben officinelle Kräfte. C. petraeus *Lour.*, C. Rotang *α. L.*, die größte Art, mit dem stärksten, bisweilen armdicken Stamm, wächst in Ostindien, in Wäldern, an Flüssen, auch auf felsigem Boden und liefert die meisten Rotangstöcke. Der Gebrauch dieses Rohres ist in Indien so allgemein, daß man es in solchen Gegenden, wo es fehlt, von auswärts kommen läßt. Es dient vornehmlich zu allerlei Band- und Flechtwerk. Die jungen Schößlinge werden geröstet und gesotten als Gemüse gegessen und der frische Kern statt Pinang gekaut. C. rudentum *Lour.*, C. albus *Pers.*, C. Rotang *γ. L.*, die gemeinste und ebenfalls vielfach gebrauchte Art, wächst überall an den Küsten Ostindiens. Die dornige Rinde fällt mit der Zeit ab und läßt den eigentlichen Rotang, welcher rund und leberbraun und mit zwei dunkleren Gräten versehen ist, bloß liegen. Das Seil läuft sehr weit von einem Baum zum andern. Diese Art liefert den biegsamsten und zähesten Rotang zu Band- und Flechtwerk, zu Körben, Stühlen, Bettladen, zu kleinen Schiffstauen und besonders zu Handstöcken, auch zu Stielen von Pfeilen und Spießen, die man schön zu lackiren und zu bemalen pflegt. Die Stöcke sind dunkelgelb und nicht geringelt, springen aber leicht. Zwei Stöcke heftig an einander gerieben sprühen Funken, daß man Werg daran anzünden kann. Diese Art hat das Eigenthümliche, daß mehre Stränge oft 10 zugleich, aus einem Strauche hervorwachsen, während die andern höchstens 3—4 haben. Der Saft ist trinkbar, aber nicht schmackhaft; die Sprossen sind bitter u. daher nicht eßbar. C. verus *Lour.*, C. Rotang *δ. L.*, auf den Bergen und an den Flüssen Ostindiens, ist dünner als die andern Arten, sehr zäh und leicht zu drehen. Der Strauch

wird kaum 8 Fuß hoch, der über die Blättchen hinauslaufende Blattschaft ist voll scharfer Haken. Er treibt einen kaum fingerdicken, 50—60 Klaftern langen gegliederten Strang mit 3—4 Blättern, welche 8 Fuß lang und mit Widerhaken versehen sind; die Blättchen sind $1^1/_2$ Fuß lang, 2 Finger breit. Diese Art dient vorzüglich zu Schiffstauen, zu Netzen im Meer, zu Stöcken und zu Stuhlrohr. Die Früchte sind säuerlich, schmackhaft, roh eßbar und werden auch eingemacht zum Thee gegessen. C. viminalis *Willd.*, C. Rotang ε. *L.*, ist nur federkieldick, mit kurzen, geschuppten u. geringelten Gliedern, wovon die untern 8—9 Zoll lang, die obern 12—14, gelb und gescheckt sind, wächst in feuchten Wäldern Ostindiens, wird zu Flecht- und Bandwerk, auch zu Matten, Körben, Schilden, Stühlen, Bettladen, Fenstern, Ankertauen ꝛc. gebraucht und wegen der vielfachen Verwendung durch ganz Indien verführt C. equestris *Willd.*, C. Rotang η. *L.* (Peitschenrotang), besteht aus 8—10 aufrechtstehenden Blättern, aus deren Mitte ein Strang von der Dicke einer Schwanenfeder hervorkommt, der auf der Erde fortläuft, überall knollige, mit schwarzen, sehr zähen Zasern versehene Wurzeln schlägt, aber auch an Bäumen hinankriecht, wächst auf feuchtem, steinigem Boden durch ganz Ostindien und wird vornehmlich zu Peitschen verarbeitet. C. Draco *Willd.*, C. Rotang ϑ. *L.*, Blutrotang, wächst vorzüglich auf Java und Sumatra, wo man schöne Stöcke daraus macht, deren Glieder $2^1/_2$—3 Fuß lang, fingerdick u. gelb sind. Der Strauch wird höchstens 18—20 F. hoch, armdick und enthält im Gipfel ein eßbares Mark. Die Stränge werden gegen 300 Fuß lang. Aus jeder Blattachsel kommt eine $2^1/_2$ Fuß lange, unten mit Haken besetzte Traube; die Früchte sind mit rothbraunem, hartem Gummi bedeckt, was bei keiner andern Rotangfrucht vorkommt. Dieses ist das ächte Drachenblut (Sanguis draconis), welches in den Handel kommt. Der Kern ist von der Größe einer Stachelbeere, ohne eine Grube, voll des rothen Saftes, der als Gummi durch die Schale schwitzt. Die Bewohner von Sumatra tragen die abgefallenen Früchte in Körben nach Hause und rühren sie in besonderen Maschinen so lange um, bis das Gummi abfällt. Die kleinen Kugeln von der Größe einer Bohne fallen zuerst ab und sind das reinste Drachenblut (Sanguis draconis in guttis s. lacrymis), welches in Blättern von der Palme Licuala selbst in Indien sehr theuer verkauft wird. Dann werden die von dem rothen Safte strotzenden Früchte gestoßen u. etwas gekocht; die obenauf schwimmende feine Substanz wird in längliche Stangen geformt und in Palmblätter gewickelt und kommt unter dem Namen Drachenblut in Stangen (Sanguis draconis in baculis) in den Handel. Aus der übrigen dickeren Substanz macht man runde Kuchen, die als gemeines Drachenblut (Sanguis draconis in placentis) am häufigsten nach Europa gebracht werden. Man kennt auch noch andere Arten Drachenblut, welche aber nicht von dem Blutrotang gewonnen werden. Auf Kohlen riecht das ächte Drachenblut angenehm, fast wie Styrax calamita, und wird daher als Räucherwerk gebraucht. Die Maler bereiten daraus eine schöne rothe, dem florentiner Lack, ähnliche Farbe, die sich aber nicht mit Oel mischen läßt. Das feinste Drachenblut in Thränen riecht nicht besonders und wird daher nur in der Medicin und zum Malen gebraucht. Die Chinesen färben ihr karmoisinrothes Papier damit, worauf sich die schwarzen Buchstaben so gut ausnehmen. Auch die Licualablätter färbt man damit purpurroth, um sie nachher um Cigarren zu wickeln. In den Apotheken wird das Drachenblut jetzt nur noch zu Zahnpulver gebracht, sonst diente es gegen Durchfall und Blutflüsse.

Calanda, ein zu den glarner Alpen in der Schweiz gehöriger, 8650 F. hoher Gebirgsstock, 4—5 Stunden nördlich von Chur in Graubündten, zwischen dem Rhein und der Tamina.

Calandra, Giovanni Battista, berühmter italienischer Mosaikarbeiter, geboren 1586 zu Vercelli, † nach Pascoli 1644, nach Vasari 1648. Er erhob die Mosaikmalerei auf eine künstlerische Höhe. Durch Anleitung des geschickten Mosaikmalers Marcello und eigenes Nachdenken gelangte er zu den Vortheilen, welche der mühevollen Arbeit mehr Schönheit und Dauer verleihen. Namentlich war es auch die Erfindung eines bessern Kitts, was seine Bestrebungen außerordentlich förderte. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche bestimmte Urban VIII. und Innocenz X., durch C. viele Malereien in musivischer Arbeit verfertigen zu lassen, und so bewahrt denn jene noch jetzt seine vorzüglichsten Werke, z. B. die 4 Kirchenväter, den Erzengel Michael, den Drachen mit Füßen tretend, die Apostel Petrus und Paulus ꝛc. Auch Bildnisse und Kopien hat man von ihm, unter andern eine Madonna nach Raphael.

Calandrinia *Humb.* et *Bonpl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Portulaceen, charakterisirt durch den 2theiligen, bleibenden Kelch mit rundlich-eiförmigen, konkaven Blättchen, 3—5 gleiche, am Grunde des Kelches unterhalb des Fruchtknotens befestigte Kronenblätter, den sehr kurzen Griffel mit 3theiliger Narbe u. die länglich-elliptische, einfächerige, 3klappige, vielsamige Kapsel, meist südamerikanische Sommergewächse, von denen als Zierpflanzen zu erwähnen sind: C. discolor *Schrad.*, C. speciosa *Lehm.*, 2—4 Fuß hoch, glatt, fleischig, mit hellpurpurrothen Blüthen in überhängender Traube, aus Chile; C. grandiflora *Lindl.*, mit ähnlichen, aber größeren Blüthen, ebendaher; C. spectabilis *Otto et Dietr.*, $1^1/_2$ Fuß hoch, mit lebhaft purpurrothen Blüthen in Endtrauben, ebendaher; C. speciosa *Lindl.*, mit niederliegendem, schlaffästigem Stengel und glänzend purpurrothen, zahlreichen Blüthen in Trauben, aus Kalifornien. Es sind einjährige, saftige Gewächse, die vom Frühling bis Herbst (am schönsten auf warmer Rabatte im Freien, wohin man sie im Mai aus den Töpfen verpflanzt) blühen. Den Samen säet man in ein temperirtes Mistbeet oder in einen Topf, der allenfalls auch ins Zimmer gestellt werden kann, aus. Die jungen Pflänzchen versetzt man erst in 3zöllige, später in größere Töpfe und hält sie mäßig feucht, etwas luftig und unter Fenstern. Als Erde gibt man Laub- und Mistbeeterde mit Sand, auf einer Unterlage von Scherben oder Torfbrocken.

Calandrone (v. Ital.), ein Blasinstrument, dessen sich die italienischen Landleute theils zum Vortrage einfacher Tonstücke, theils auch zur Begleitung ihrer Volkslieder ꝛc. bedienen. Es hat Tonlöcher wie unsere Flöte und an der Mündung zwei Klappen,

welche beim Niederdrücken den Ton durch zwei gerade einander gegenüber stehende Oeffnungen durchlassen.

Calanka, Thal im Schweizerkanton Graubündten, das 5 Stunden lang bis zum Adulagebirge hinansteigt, von der Calancasca durchströmt wird und in das Misoccothal mündet. Es ist eng, rauh und unfruchtbar und wird von etwa 2200 Menschen bewohnt, welche sich kümmerlich von Strohflechterei, Harz- und Seifenhandel ernähren oder als Handlanger ins Ausland gehen. Hier sind auch die Ruinen des Schlosses C.

Calantica (Calvatica, v. Griech.), eine Art Haube der griechischen und römischen Frauen, schon bei Homer erwähnt, bestand in einem Netz, welches man des Nachts wie am Tage über den Haaren trug. Römische Haarnetze, Reticula genannt, findet man auf herkulanischen und pompejanischen Gemälden abgebildet. Auf letzteren scheinen sie aus Goldfäden verfertigt zu sein. Auch aus Seide und dem kostbaren Byssus von Elis wurden sie geflochten. Von diesen Haarnetzen verschieden waren die Mitrae, nämlich Hauben aus dichterem Zeuche, welche den ganzen Kopf bedeckten, und in welchen die Haare wie in einem Sacke den Nacken herabhingen. Solche Kopfbedeckungen waren ebenfalls griechisch, nicht gerade phrygisch. Sie waren gleichfalls hinten offen, so daß das Haar in zwei Theilen heraushing.

Calanus, indischer Gymnosophist, begleitete, 83 Jahre alt, Alexander den Großen auf der Rückkehr von seinem Eroberungszug von Taxila am Indus aus und verbrannte sich, die Lasten des Alters fürchtend, Angesichts des ganzen macedonischen Heeres, wahrscheinlich zu Susa. Den 3 Monate nachher erfolgenden Tod Alexanders hatte er vorausgesagt. Nach Plutarch war des Weisen eigentlicher Name Sphinas.

Calas, Jean, ein Opfer fanatischen Religionshasses und leichtsinniger Rechtspflege des vorigen Jahrhunderts, war am 19. März 1698 zu Lacaparède bei Chartres geboren und lebte als protestantischer Kaufmann zu Toulouse mit seiner Familie, welche aus seiner Gattin, 4 Söhnen und 2 Töchtern und einer katholischen Magd bestand, lange Zeit in unbescholtener Zurückgezogenheit. C.' 3. Sohn, Louis, welcher Jurisprudenz studirt hatte und auf Einflüsterungen der Magd zur katholischen Kirche übergetreten war, wurde im Oktober 1761 an der Ladenthür erhängt gefunden. Eine auffallende Melancholie war dem Selbstmord schon längere Zeit vorausgegangen. Der wüthende große Haufen jedoch, dem die protestantische Familie C. schon lange ein Gegenstand des Abscheues gewesen, behauptete, von Pfaffen aufgehetzt, daß der junge C. als ein Opfer des protestantischen Hasses gegen die katholische Religion von den Seinigen gemordet worden sei. Die ganze Familie wurde eingezogen. Die Brüderschaft der weißen Feuer aber bemächtigte sich des Leichnams, bestattete ihn mit großem Gepränge und hielt dem Todten, wie einem Märtyrer, einen feierlichen Gottesdienst; dasselbe thaten die Franciskaner, und nun zweifelte Niemand mehr an der Schuld der ketzerischen Familie. Die Tortur sollte sie zum Geständniß zwingen; sie appellirte aber an das Parlament. Dieses erklärte, freilich mit schwacher Stimmenmehrheit, C. des Mordes überführt und verordnete, ihn auf die gewöhnliche und ungewöhnliche Tortur zu bringen, dann zu rädern und zu Asche zu verbrennen. Dieses Urtheil wurde am 9. März 1762 vollzogen. C. starb mit seltener Standhaftigkeit, sein anderer Sohn wurde in das Kloster gesteckt, aus dem er jedoch entsprang. Die Familie C. zog nach Genf, wo namentlich die unglückliche Wittwe, deren Verstandeskräfte dem fürchterlichen Schicksale erlagen, viele Freunde fand. Voltaire, welcher gerade damals zu Ferney lebte, brachte die Sache an den Staatsrath zu Versailles und erzwang eine Revision des ganzen Prozesses; die berühmten Advokaten El. de Beaumont und Loisseau de Mauleons übernahmen in öffentlichen Schriften C.' Vertheidigung, und ganz Frankreich war auf den Ausgang aufs Theilnehmendste gespannt. Nach Einsicht der vom Parlament zu Toulouse geforderten Akten annullirten 1765 König und Rath einstimmig das Urtheil, erklärten den alten C wie seine Familie für unschuldig u. gaben derselben außer beträchtlichen Geschenken ihre eingezogenen Güter zurück. Was dieser Begebenheit die wichtigste historische Bedeutung gab, war, daß sie zu einer schweigenden Duldung der gesetzlich nicht anerkannten Calvinisten führte. In Bungeners „Trois sermons sous Louis XV“ (Paris 1850, 3 Bde.) findet sich eine höchst anziehende und lebendige Darstellung dieses Gegenstandes. Für die Bühne wurde C.' traurige Geschichte oft bearbeitet und von Malern und Kupferstechern eben so häufig zum Gegenstand ihrer Darstellungen gewählt.

Calascione (Colascione), in Italien besonders bei den Landleuten übliches Saiteninstrument, welches die Gestalt einer kleinen Laute, aber einen längeren Hals und ein längeres Griffbret hat, worauf Bünde von feinen, schmalen Elfenbein- oder Messingleistchen eingelegt sind. Der Bezug besteht bloß in zwei Darmsaiten, deren Stimmung eine reine Quinte ausmacht, u. die entweder mit einem Plektrum aus elastischer Baumrinde, wie unsere Cithern, oder mit den bloßen Fingern, wie unsere Guitarren, angeschlagen werden. Bei Tänzen stimmt man auch wohl zwei oder mehre dieser Instrumente zusammen, so daß das eine zur Führung der Melodie, die andern aber zur harmonischen Begleitung dienen.

Caláta, (von calare), italienischer Tanz, durch dessen Melodien das Auf- und Niedertanzen der Reihen durch entsprechende Tonleitern und Läufe malerisch ausgedrückt wird. Das Tempo derselben ist rasch, lebhaft und etwas eilend; die Taktart gewöhnlich $^2/_4$-, seltener $^2/_8$-Takt.

Calatafimi, Bezirksstadt der sicilianischen Provinz Trapani, südwestlich von Palermo, in sehr fruchtbarer Gegend, mit 8400 Einwohnern, welche sehr guten Käse bereiten. In der Nähe die Ruinen des durch die Saracenen zerstörten Segest.

Calatanisetta, (Caltanisetta), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (56,2 □Meilen mit 185,531 Einwohnern), südöstlich von Palermo, auf einer fruchtbaren Hochebene in der Mitte der Insel Sicilien, am Salso, ist regelmäßig und gut gebaut, hat ein Oberkriminalgericht, ein Schloß, eine Citadelle, in der Umgegend Erdölquellen u. ergiebige Schwefelgruben, und 17,000 Einwohner, die etwas Handel treiben. Hier am 2. September 1820 Sieg der königlichen Truppen unter Pepe über die aufständischen Palermitaner. Die Gegend um C. ist in antiquari-

scher Hinsicht merkwürdig. Hierher ward unter Anderem der Raub der Proserpina gesetzt; das alte Enna stand, wo jetzt Castro Giovanni liegt, und in der Nähe von Piazza ist die Palus Pergusa oder das Perpun Ovids und Claudians zu sehen.

Calatayud, Stadt in der spanischen Provinz Saragossa, in sehr fruchtbarer Ebene am Zusammenfluß des Xalon und der Xiloca, südwestlich von Saragossa, ist groß und finster, aber von reichem Baumwuchs und schönen Promenaden umgeben, hat 13 Kirchen, 22 Plätze, ein Felsenschloß und 7130 Einwohner, welche Fabrikation von Tuch, Seife, Leder und Wollenzeuchen, sowie Wein-, Oel-, Obst- und starken Hanfbau treiben. C. erhielt seinen Namen vom arabischen Calat (Schloß) u. von dem maurischen Fürsten Ayud, welcher sie im 8. Jahrhundert aus den Ruinen von Bilbilis, der Vaterstadt Martials, bauen ließ. Im Jahre 1118 kam C. an Aragonien und 1362 an Kastilien. Im September 1843 war hier das Lager der Truppen der madrider Regierung.

Calathus (v. Griech.), der Korb, in welchem in Griechenland Spinnereien die Wolle, überhaupt ihre Arbeit aufhoben. Künstler bedienten sich desselben, um die Frauenwohnung anzudeuten, so in Reliefs mit Achilles unter den Töchtern des Lycomedes. Bei den Festen der Athene, vorzüglich aber bei denen der Demeter hatte der C. eine symbolische u. mystische Bedeutung. Er wurde am Abende des vierten Tages der Eleusinien in Prozessionen auf dem heiligen Wagen umhergefahren, wobei das Volk rief: „Heil dir, Demeter!" u. diente hier zum Gedächtniß an Proserpina's Blumenpflücken u. Entführung durch Poseidon.

Calator (lat.), öffentlicher Ausrufer, Stadtherold; besonders hießen bei den Römern C.es diejenigen Herolde, welche von den opfernden Priestern ausgeschickt wurden, um den im Freien arbeitenden Handwerkern anzuzeigen, daß sie aufhören sollten. Wer die Ruhe der festlichen Handlung störte, wurde streng bestraft.

Calatrava (Carrion de C.), Stadt in der spanischen Provinz Ciudad-Real, an der Guadiana, mit 2716 Einwohnern, berühmt als Stiftungsort des Calatravaordens (s. d.).

Calatrava, Don José Maria, spanischer Staatsmann, geboren den 26. Februar 1781 zu Merida in Estremadura, studirte zu Badajoz Philosophie, zu Sevilla Jurisprudenz und prakticirte seit 1805 in ersterer Stadt als Advokat. Die allgemeine Achtung, welche ihm seine Kenntnisse, seine Redlichkeit und Gewandtheit erwarben, rief ihn 1808 bei der Schilderhebung Spaniens gegen die französische Zwingherrschaft in die Junta von Estremadura und 1810 in die allgemeine Junta auf Isla de Leon, wo er in Kurzem durch seinen Freiheitssinn wie die logische Schärfe seiner Reden als einer der ersten Sprecher der Versammlung glänzte. Von Ferdinand VII. als gefährliches Mitglied der Cortes 1814 nach Melilla im Marokkanischen verbannt, verlebte er hier sechs herbe Jahre im Exil, die ihn mit einer Bitterkeit und Unduldsamkeit erfüllten, welche nach der Wiederherstellung der Konstitution, seiner Zurückberufung 1820 und seiner Wahl als Deputirter in die neuen Cortes entschieden hervortraten. Seine juristische Tüchtigkeit machte ihn zu einem der Koryphäen in der Versammlung, besonders siegreich sprach er für die Aufhebung der Majorate und Herrenrechte. Seinen Entwurf des Kriminalgesetzbuchs nannten die Spanier ein mit Blut geschriebenes Werk. Nach Auflösung der ersten Cortes lebte er zurückgezogen in seiner Provinz, wurde 1823 in Sevilla Minister des Innern und bald darauf Minister der Gnaden und Justiz. Hauptsächlich sein Werk war es, daß der König nach Sevilla und dann nach Cadix abgeführt wurde. Hier machte er, von den Franzosen bedrängt, den Cortes den Vorschlag, sich aufzulösen, sich dem Willen des Königs zu fügen und ihm die volle Staatsgewalt zuzuerkennen, mit der die Krone bis zur Promulgation der Konstitution bekleidet gewesen. Zugleich verfaßte er ein Dekret, in welchem den Konstitutionellen im Namen des Königs Amnestie zugesichert wurde. Als der König am andern Tage, den 30. September 1823, die von ihm unterzeichnete Schrift umstieß, floh C. über Gibraltar nach England, lebte hier in Zurückgezogenheit, dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit sowie der britischen Geschichte und Gesetze sich widmend. Seine Gegner überhäuften den betrogenen Mann mit unverdienten Schmähungen und nannten ihn den Todtengräber der Konstitution. Nach der Julirevolution wurde C. Mitglied der dirigirenden Junta zu Bayonne, zog sich aber nach der mißlungenen Unternehmung Mina's nach Bordeaux zurück. Das von Martinez de la Rosa am 10. April 1834 eingeführte Estatuto Real rief ihn mit andern Auswanderern nach Spanien zurück, worauf er als Beisitzer in den höchsten Gerichtshof für Spanien und Indien trat, sich aber als Feind eines gemäßigten Systems bei allen gegen das Estatuto Real gerichteten Angriffen betheiligte, so daß er nach dem Aufstande der madrider Nationalgarde gegen das Ministerium Toreno 1835 nur durch Mendizabals Auftreten der Verhaftung entging. Als ein Theil der Besatzung von Ildefonso (la Granja) in der Nacht vom 12. auf den 13. August 1836 der Königin die Konstitution von 1812 anbot und nach deren Annahme das Ministerium Isturiz zurücktrat, wurde C. Präsident des neuen, aber er war nicht der Mann, welcher in dieser schlimmen Zeit, wo sich die Hälfte der Monarchie im Zustande vollkommenster Auflösung befand, energisch u. heilbringend einzuschreiten vermochte; Fehlgriffe u. Demüthigungen folgten in seiner Regierung rasch auf einander; die Finanznoth wurde ungeachtet seiner Rechtlichkeit u. Uneigennützigkeit immer größer; er verlor alles Vertrauen. Anstatt auf den unter solchen Umständen heilsamen Krieg hinzuwirken, übte er vielmehr eine Art bürgerlicher Diktatur aus, der sich nicht nur die Nationallegislatur, sondern auch die Königin-Regentin fügen mußte. So kam es, daß am 17. August 1837 aufrührerische Offiziere Espartero's die Entlassung des Ministeriums verlangten. Die Prätorianermacht siegte, C. mußte abtreten. Später bei der Einberufung der neuen Cortes von mehren Provinzen als Senator vorgeschlagen, ward er von der Königin als solcher für die Provinz Albacete bestätigt, doch war seine öffentliche Stellung nicht mehr von Einfluß. Er † den 24. Januar 1846 zu Madrid.

Calatravaorden (auch Orden von Salvatierra), spanischer geistlicher Ritterorden, gestiftet um die Mitte des 12. Jahrhunderts zur Vertheidigung der Stadt Calatrava gegen die Mauren, 1164 aber vom Papst Alexander III. nebst der von

Generalkapitel der Cistercienser vorgeschriebenen Regel bestätigt. Don Garcias war der erste Großmeister. Die Ritter fochten anfangs glücklich und mehrten Einkünfte, sowie Macht und Ansehen des Ordens, verloren aber im unglücklichen Treffen bei Alarcon 1195 die meisten Früchte ihrer frühern Siege, ja zwei Jahre später selbst Calatrava, den Sitz des Ordens, u. zogen sich darauf nach Salvatierra und, nach dem Verlust auch dieser Festung, nach Zurita zurück. Im J. 1212 eroberten sie zwar Calatrava wieder, doch ist seit 1207 das Ordenshaus zu Salvatierra. Im Jahre 1487 wurde die Großmeisterwürde mit der Krone von Spanien verbunden. Zu den drei Klostergelübden: Armuth, Gehorsam u. Ehelosigkeit, zu welchen sich die Ritter seit 1540 verpflichten mußten, kam seit 1652 noch die Vertheidigung des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der Maria hinzu. Um 1700 besaß der Orden 54 Komthureien, 16 Priorate, 3 Nonnenklöster und 74 Kirchdörfer, welche 1763 1,073,576 Reales de Vellon eintrugen, während der König außerdem als Großmeister noch 1,700,000 Reales de Vellon Einkünfte bezog. Gegenwärtig zählt der Orden noch 24 Komthureien u. 8 Priorate mit etwa 122,000 Gulden Ertrag. Die Komthureien, welche den Habit von Cistercium tragen, sind jetzt säkularisirt. Dignitarien sind: der Großkomthur von Kastilien als Scepterträger, der Großkomthur von Alcaguiz, der Prior, der Großsakristan und Baumeister. Das Ordenskleid besteht in einem weißen Mantel mit rothem Lilienkreuz auf der linken Seite. Das Ordenswappen ist ein rothes Lilienkreuz im silbernen Feld mit zwei schwarzen Balken am Fuß desselben. Die Ordensfrauen heißen Kommenthurinnen; ihre Ordenstracht gleicht der der Cisterciensernonnen, nur tragen sie das Ordenskreuz auf dem Skapulier und auf der linken Seite ihrer Kutte. Wie alle spanischen Ritterorden steht auch der von Calatrava unter dem Consejo real de las Ordenes und hat bei diesem seinen eigenen Generelprokurator und Fiskal. Seit 1808 wird der Orden als Verdienstorden betrachtet.

Calau, Benjamin, Maler und Erfinder des sogenannten eläodorischen oder punischen Wachses, womit er die von Plinius beschriebene Wachsmalerei wieder herstellen zu können glaubte, ward 1724 zu Friedrichsstadt im Holsteinischen geboren, wurde zu Leipzig sächsischer Hofmaler, ging 1771 nach Berlin, wo er vom König Gehalt und ein Privilegium auf seine Erfindung erhielt und 1783, nach Andern 1785 †. Vergl. Wachsmalerei.

Calaurea (Calauria), altgriechische Insel im saronischen Meerbusen, an der Küste von Argolis (das jetzige Poros), berühmt wegen seines Asyls in dem dortigen Poseidontempel. Hier nahm der geflüchtete Demosthenes Gift u. wurde im Temenus des Tempels begraben. Es finden sich im heutigen Poros noch Spuren von Gebäuden u. einem alten Walle vor. Der kleine Tempel mit dorischen Säulen ist jetzt ein unbeträchtlicher Ruinenhaufen.

Calavon, französischer Strom in der Provence, sehr reißend, kommt vom Luregebirge und mündet nach 7 Meilen Laufs rechts in die Durance.

Calcagni, Tiberio, italienischer Bildhauer aus Recanati, Lieblingsschüler von Michel Angelo und in vielen Arbeiten dessen Gehülfe. Nach seines Meisters Angabe soll er die St. Johanniskirche zu Florenz erbaut haben. Sein Bruder, Antonio, verfertigte die zwölf Apostel von Silber in der Kirche zu Loretto und eine schöne Statue Sixtus' V. in Broenz.

Calceolaria *L.* (Pantoffelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, theils dem veronesischen Botaniker Calceolari zu Ehren, theils wegen der Aehnlichkeit der Blume mit einem Schuh oder Pantoffel (calceolus) so genannt, charakterisirt durch den 4theiligen Kelch, die kurze Blumenkrone mit ganzer Oberlippe u. sehr großer, schuhförmiger Unterlippe, 2 Staubfäden, spitzer Narbe und 2fächeriger, 2klappiger Kapsel, enthält gegen 90 Arten, alle ausländisch, meist in Südamerika und auf den Falklandsinseln einheimisch, sowohl strauchartig, als auch Schlingpflanzen und krautartig. Strauchartige Gewächse sind: C. alba *Ruiz* et *Pav.*; C. arachnoidea *Grah.*; C. aquatica *Hort. Berol.*; C. bicolor *Ruiz* et *Pav.*; C. excelsa *Grah.*; C. rugosa *Ruiz* et *Pav.*; C. salicifolia *Ruiz* et *Pav.*; C. penstemonoides *Hort. Berol.* u. a. m., meist aus Chile, alle durch lange Blüthezeit (vom Mai bis November) ausgezeichnet. Perennirende krautartige Gewächse sind: C. chiloensis *Lindl.*, von der Insel Chiloë; C. Fothergilli *Ait.*, von den Falklandsinseln; C. plantaginea *Smith*, ebendaher; zweijährige: C. corymbosa *Ruiz* et *Pav.*, aus Chile, und C. pendula *Sweet*, von Chiloë; einjährige: C. glandulosa *Reg.* et *Heer.*, aus Chile; C. pinnata *L.*, ebendaher, und C. scabiosaefolia *Sm.*, aus Peru. Die Calceolarien gehören zu den Modezierpflanzen der neueren Zeit. Sie vertragen weder viel Nässe und Wärme, noch eingeschlossene Luft, lieben einen sandigen, jedoch nahrhaften u. lockern Boden (Heide- u. Lauberde mit etwas Lehm u. Sand, die strauchartigen eine Beimischung von etwas Torferde) und müssen vom Februar oder März an mit Schonung der Wurzeln so oft bis zur Blüthezeit in größere Töpfe versetzt werden, als es erforderlich wird. Den Boden der Töpfe belegt man mit zerstoßenen Scherben, um die Abwässerung zu befördern. Das Begießen muß stets mäßig geschehen, niemals nahe am Stengel oder Herzen der Pflanze, am vorsichtigsten und spärlichsten im Winter und bei den perennirenden Arten. Im Winter müssen sie einen hellen, luftigen, trockenen Standort im Zimmer od. Orangeriehause erhalten, wo man besonders die krautartigen nahe unter od. nahe an den Fenstern hinstellt. Sie bedürfen nur 1—5° Wärme, viele auch nur Schutz gegen Frost, und müssen Luft erhalten, so oft es die Witterung zuläßt. Alle härteren Arten lassen sich auch in einem frostfreien, mit Fenstern bedeckten Konservirkasten, woselbst man die Töpfe auf Kies stellt und mit trockenem Moos umgibt und bedeckt, durchwintern. Im Frühling bringt man die Pflanzen bald ins Freie; doch kann man die schwächern und krautartigen Exemplare zuvor einige Wochen in einem nicht zu warmen Mistbeetkasten unter Glas stellen, damit sie nach dem Umpflanzen schneller heranwachsen. Im Freien stellt man sie auf Gestelle, die gegen die Mittagssonne und gegen Regen geschützt sind, oder senkt die Töpfe nach dem letzten Verpflanzen besser in ein erhöhtes, mit Bretern eingefaßtes, gegen Regen und Sonne gedecktes Kiesbeet. Die Vermehrung durch Stecklinge gelingt sehr leicht vom September oder Oktober bis zum April. Man füllt

die Stecklingstöpfe mit einer sehr sandigen Lauberde und reichlich mit Scherben. Die Stecklinge bedeckt man mit Glocken oder Gläsern, u. die Töpfe stellt man an einen schattigen Ort des Glashauses oder Zimmers, wo man sie mäßig feucht hält. Die perennirenden Arten u. Varietäten vermehrt man durch Sprößlinge und Zertheilung. Der sehr feine Same wird in Töpfe gesäet und dünn oben aufgestreut. Man stellt ihn dann entweder ins Glashaus od. Zimmer nahe am Fenster hin oder in ein lauwarmes Mistbeet, welches hinreichend gelüftet oder beschattet wird. Die jungen Pflanzen versetzt man zeitig in kleine Töpfchen, hält sie im kühlen Mistbeet unter Glas, bis sie hinreichend erstarkt sind, u. verpflanzt sie so oft, als die Wurzeln den Topf ausgefüllt haben. Die wechselseitige Bestaubung zur Erlangung neuer Varietäten geschieht künstlich, od. natürlich, indem man die verschiedenen Sorten in der Blüthezeit nahe beisammen bringt.

Calceos mutare (lat.), die Schuhe wechseln, d. h. Senator werden. Die Senatoren in Rom trugen nämlich zur Auszeichnung schwarze (später auch andersfarbige) Stiefeln, welche bis an die Hälfte des Fußes reichten und mit dem Buchstaben C oder dem Zeichen des Halbmondes, von Silber, auf der Spitze des Fußes ausgeschmückt waren.

Calchas, Sohn des Thestor aus Mycene, berühmter Seher und Begleiter der Griechen nach Troja, weissagte schon vor der Abfahrt in Aulis die zehnjährige Dauer des Kriegs. Die ihm gewordene Weissagung eines plötzlichen Todes, wenn er mit einem besseren Seher zusammentreffe, ging durch Mopsus in Erfüllung, dem er nach Einigen im Haine des klarischen Apollo bei Colophon, nach Andern im grynäischen Haine begegnete. Im Wettkampfe besiegt, soll er aus Gram od. durch Selbstmord gestorben sein. Nach Strabo (284) hatte er ein eigenes Orakel in Daunien (Apulien). Der dasselbe Befragende mußte einen schwarzen Widder opfern und auf dem Fell desselben schlafen.

Calchi, Tristan, gründlicher italienischer Philolog u. klassischer Historiker, um 1462 zu Mailand geboren, † als Sekretär Ludwigs XII. von Frankreich im Anfang des 16. Jahrhunderts. Seine Geschichte Mailands, von der Gründung der Stadt bis 1322, erschien als „Historiae patriae libr. XX ad annum 1313“ (Mailand 1628 und 1644), auch im „Thesaur. hist. et antiq. Ital.“ (2. Bd.).

Calcinato, italienischer Flecken in der lombardischen Provinz Brescia, südöstlich von Brescia, am Chiese, mit 3700 Einwohnern, die viel Seidenzucht und Spinnerei treiben. Hier schlugen im spanischen Erbfolgekriege 1706 die Franzosen unter dem Herzog von Vendôme die Oesterreicher unter Reventlow.

Calcium (v. Lat.), silberweißes Metall, das Radikal des gewöhnlichen Kalkes (calx, daher der Name), ist zuerst von Davy 1808 auf elektrochemischem Wege dargestellt worden. Man gewinnt es, indem man entweder angefeuchteten kohlensauren Kalk in Berührung mit Quecksilber durch die voltaische Säule zerlegt, oder Kaliumdämpfe über Kalk leitet, der in einer eisernen Röhre zum Rothglühen erhitzt ist. Das reducirte C. wird durch Quecksilber ausgezogen u. das Amalgam in einer Retorte erhitzt, damit das Quecksilber entweiche. An der Luft entzündet sich das C. leicht und verbrennt zu Kalkerde. Dasselbe findet sich im Mineralreiche an Kohlensäure gebunden als Gyps, Kalkstein, Kreide, Marmor 2c., an Schwefelsäure gebunden als Gyps, an Kieselerde gebunden in vielen Mineralien. Auch die Eierschalen, die Schalen der Schalthiere, die Knochen enthalten C. in großer Quantität. Das C. vereinigt sich mit sehr vielen andern Körpern zu verschiedenen Verbindungen.

Caldani, Leopoldo Marc-Antonio, berühmter Anatom, den 21. Nov. 1725 zu Bologna geboren, studirte daselbst, wurde 1755 Professor der Medicin und ging später nach Venedig, von wo er als Professor der theoretischen Medicin nach Padua berufen ward. Nach Morgagni's Tode erhielt er 1771 dessen Stelle und † den 30. December 1813. Durch seine „Untersuchungen über die Irritabilität“ (Bologna 1757) erwarb er sich Hallers Freundschaft. Seine Lehrbücher über Pathologie (Padua 1772), Physiologie (das. 1773), Anatomie (Vened. 1787) und Semiotik (Padua 1808) dienten lange Zeit auf verschiedenen Universitäten als Grundlage der Vorlesungen. Sein Hauptwerk sind die mit seinem Neffen Floriano herausgegebenen „Icones anatomicae“ (Vened. 1801—14, 4 Bde.; neue Auflage 1823), wozu sie gleichzeitig eine „Explicatio iconum anatomicarum“ (das. 1802—14, 5 Bde.) erscheinen ließen. Der genannte Neffe C.'s, Floriano C., wurde 1800 Professor der Anatomie und Physiologie zu Padua u. 1812 nach Bologna berufen, von wo er später nach Padua zurückkehrte. Hier † er als Rektor der Universität den 11. April 1836. Er gab selbstständige Schriften heraus über das Lymphsystem (Padua 1792), die Membrana tympanis (das. 1794), die Thymusdrüse (Venedig 1808), „Opuscula anatomica“ (Turin 1803), „Elementi di anatomia“ (Vened. 1824; neue Aufl., Vol. 1828), „Anatomia humana completa“ (Vened. 1836) u. a.

Caldara, 1) Polidoro, berühmter italienischer Maler aus der Blüthezeit der Kunst, bekannt unter dem Namen seines Geburtsortes Caravaggio, war um 1495 geboren und kam in seinem 18. Jahre nach Rom, wo eben Raphaels Schüler unter des Meisters Aufsicht an den Freskomalereien im Vatikan arbeiteten. C. fand einen Platz unter den Handlangern, fühlte aber bald durch den Anblick der herrlichen Schöpfungen der Kunst, die ihm hier täglich vor Augen standen, sein schlummerndes Talent erwachen und fand an einem der eifrigsten Schüler Raphaels, Maturino, einen Freund und Lehrer. Durch unermüdlichen Fleiß erwarb er sich in kurzer Zeit auch Raphaels Zuneigung. An dessen Malereien in Chiaroscuro soll der frühere Handlanger bereits mit Maturino als Gehülfe thätig gewesen sein. Bei Raphaels Tode hatte sich C. durch sein eifriges Studium der Antike und des Basreliefs schon einen großen Styl in der Zeichnung zu eigen gemacht; da aber sein Kolorit noch wenig Reiz besaß, so malte er mit seinem Freunde gemeinschaftlich an den Façaden der Häuser in Rom meist grau in Grau u. ahmte so die Darstellungen der besten Basreliefs mit der größten Vollkommenheit nach. Ausgezeichnetes leisteten Beide auch in der Sgraffitomalerei (s. d.); doch sind von allen diesen Werken nur noch sehr wenige vorhanden, u. zwar in sehr beschädigtem Zustande. Durch die Eroberung von Rom unter Bourbon 1527 wurden die Freunde auseinander gerissen. C. rettete sich nach Neapel u. setzte, als namenloser Künstler dem Hun-

ger Preis gegeben, von da nach Messina über. Hier warf er sich mit solchem Eifer auf das von ihm bisher vernachlässigte Kolorit, daß sich die Aufträge zu Altarbildern und sonstigen Kirchengemälden von Tag zu Tag mehrten. Zu seinen besten dortigen Leistungen gehört sein Christus, unter dem Kreuze erliegend, eine reiche Komposition mit ungewöhnlich warmem Kolorit, in der königlichen Sammlung zu Neapel. Trotz der Achtung und des reichen Erwerbs, die ihm in Messina zu Theil wurden, im Begriff, nach Rom zurückzukehren, wurde er 1543 von seinem Diener ermordet. Seine Gebeine ruhen in der Kathedrale von Messina.

2) Antonio, berühmter Komponist, von 1714 bis 1763 Hofvicekapellmeister in Wien und Lehrmeister des Kaisers Karl VI., um 1674 zu Venedig geboren, eröffnete seine musikalische Laufbahn bereits in seinem 19. Jahre mit mehren Opern, deren glückliche Erfolge ihm den ehrenvollen Ruf an den Kaiserhof erwarben. Hier änderte er seine Kompositionsweise. Als er noch die Kirchen seines Vaterlandes mit Meisterwerken beschenkte, war seine Schreibart einfach und schmucklos, alle Stücke auf rein konsonirende Harmonie gebaut, kunstreich verschlungen und streng kontrapunktisch durchgeführt, doch immer kindlich fromm, erhaben, ganz im Geiste Palestrina's. Nunmehr aber, vertraut geworden mit der kräftigen deutschen Schreibart, benutzte er auch die ihm zu Gebote stehenden Instrumentalmittel, und von jener Zeit an erscheinen seine Partituren, für die damalige Zeit wenigstens, sehr reich figurirt. Sein langes und ununterbrochenes thätiges Leben (er wurde fast 90 Jahre alt) trug reichliche Früchte. Gerber führt in seinem Tonkünstlerlexicon nicht weniger als 43 Opern von C. an, von denen keine ohne Werth ist.

Caldas (Caldetas, span. und portug., s. v. a. warme Quellen), gemeinsamer Name vieler Mineralquellen in Spanien u. Portugal. Die berühmtesten sind: C. de Mombuy, Stadt in der spanischen Provinz Barcelona, mit 2409 Einwohnern u. Quellen von 46—56° R. (die Badeeinrichtungen sind die besten von Spanien); C. da Reinha, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, östlich von Peniche, mit 1800 Einwohnern, Schwefelquellen von 26—27° R., guten Einrichtungen und 2 Hospitäler für 2000 Kranke (1495 eingerichtet, 1747 durch Johann V. restaurirt); C. de Gerez, in der spanischen Provinz Minho, reizend im Cavadothal gelegen, mit Schwefelquellen und vielbesuchten Badeanstalten.

Calderari (d. h. Kesselschmiede), eine geheime politische Gesellschaft in Italien, die ihren Sitz vornehmlich im Königreich Neapel, und zwar mehr in den Provinzen, als in der Hauptstadt hatte. Nach Graf Orlow (Mémoires sur le royaume de Naples) gingen die C. gegen Ende 1813 aus den Carbonari hervor und wurden als erbitterte Feinde derselben nach der Rückkehr des Königs Ferdinand nach Neapel vom damaligen Polizeiminister, Grafen Canosa, begünstigt. Nach Canosa's Angaben in der anonymen Schrift „I pifferi di montagna" (Dublin 1820) entstanden sie dagegen in Palermo. Hier erregte nämlich die Aufhebung der Zünfte durch Lord Bentinck namentlich bei den Kesselschmieden so große Unzufriedenheit, daß dieselben der Königin Karoline ihre Bereitwilligkeit erklären ließen, gegen die englische Herrschaft die Waffen zu ergreifen. Nach Neapel übergesetzt, schlossen sie sich den geheimen Verbindungen gegen Murat an. Nach 1816 sind die C. spurlos verschwunden. Vgl. Tonelli, Breve idea della carbonaria, sua origine nel regno di Napoli e causa che fe' nascere la setta de' C., Neapel 1820.

Calderon, 1) Don Pedro C. de la Barca Henao y Rianno, der große dramatische Dichter der Spanier, stammte aus einer altadeligen Familie und wurde am 1. Januar 1601 (nach Andern den 17. Januar 1600) zu Madrid geboren. In seinem 9. Jahre einem madrider Jesuitenkollegium übergeben, entwickelte er so rasch die ausgezeichnetsten Geistesgaben, daß er schon im 13. Jahre die hohe Schule von Salamanca beziehen konnte. Hier widmete er sich juristischen, historischen, philosophischen und mathematischen Studien, daneben aber auch der Ausbildung seines poetischen Talents, und schon in seinem 14. Jahre konnte er die erste Frucht desselben, sein Schauspiel „El Carro de Cielo", veröffentlichen. Ein Talent, welches für eine Gattung von Poesie, die damals die vollste Gunst des Hofs und des Volks besaß, so Vortreffliches zu leisten versprach, konnte nicht lange ohne Gönner bleiben. Im Jahre 1619 von Salamanca nach Madrid zurückgekehrt, fand er am dortigen Hofe mächtige Freunde, verließ aber 1625 die betretene glänzende Laufbahn, um seinem kriegerischen Hange nachzugeben, u. folgte den Fahnen des Königs zehn Jahre lang, namentlich in Mailand und in den Niederlanden, ohne sich jedoch Heldenruf erwerben zu können. Philipp IV., der große Vorliebe für Künste und Wissenschaften hatte, rief ihn 1635 an seinen Hof, vertraute ihm die Leitung des Theaters, sowie die Anordnung aller königlichen Feste und Lustbarkeiten an. Im Jahre 1637 erhob er ihn zum Ritter von St. Jago. Vom König beauftragt, für die königliche Bühne ein dramatisches Werk zu liefern, schrieb er das Schauspiel „Certamen de amor y zelos", eilte dann zu dem Heere der spanischen Ritterorden nach Katalonien und erntete jetzt auch kriegerischen Ruhm. Der König kam ihm nach beendetem Feldzug mit doppelter Gunst entgegen, überhäufte ihn mit Auszeichnungen wie mit künstlerischen Aufträgen, setzte ihm eine monatliche Pension von 30 Escudos de oro (ungefähr 120 Konventionsgulden) aus, ließ seine Dramen mit möglichstem Pomp aufführen und verlieh dadurch der poetischen Fruchtbarkeit C.s immer neue Triebkraft. In seinem 50. Jahre bemächtigte sich des einst so lebensfrohen C. ein zwar in ächter Frömmigkeit wurzelnder, aber bald alle Freiheit des geistigen Blicks überwuchernder Mysticismus, er trat 1651 in den geistlichen Stand und erhielt 1653 vom König eine Kaplanstelle bei der Kapelle de los señores Reyes Nuevas zu Toledo, die er auch beibehielt, als ihn Philipp IV. zum Kaplan an der königlichen Hofkapelle ernannte. Noch ehe C. öffentlich in den geistlichen Stand getreten war, hatte sich seine poetische Thätigkeit überwiegend den Autos sacramentales (Fronleichnamsstücken, s. Autos) zugewendet; von jetzt an widmete er sich ausschließlich diesem Genre und leistete darin in der That so Ausgezeichnetes, daß er Alles verdunkelte, was die gerade darin sehr reiche spanische Literatur bisher aufzuweisen hatte. Und schneller,

als sein weltlicher Dichterruf, verbreitete sich sein Ruf als Schöpfer der herrlichsten geistlichen Schauspiele über ganz Spanien; bald gelangten von den ersten Städten des Reichs, von Madrid, Toledo, von Sevilla, Granada 2c., Aufträge an ihn, und allenthalben wollte man Autos sacramentales von C. aufführen. Hierdurch erhoben sich seine Vermögensverhältnisse allmählig zu glänzenden. Im Jahre 1663 wurde er Mitglied der Kongregation des Apostels Petrus zu Madrid und 1666 Kaplan Mayor derselben. Diese Ehre erfreute ihn so, daß er dem frommen Vereine seine ganze Habe vermachte. Er † am 25. Mai 1681. Seine Asche ruhte über anderthalb Jahrhunderte in der Kirche de las Calatravas, wurde dann am 13. April 1841 feierlich nach dem Kirchhofe des Klosters St. Nikolaus gebraucht und später im Nationalpantheon beigesetzt. C.s Werke sind weder in streng chronologischer Folge, noch rein und vollständig erhalten. Was ihren poetischen Werth betrifft, so offenbaren sich in C.s dramatischer Behandlung religiöser, mythologischer und geschichtlicher Gegenstände und anziehender Auftritte aus dem wirklichen Leben eben so viel künstlerische Absichtlichkeit des berechnenden Verstandes, dem bei allem Anschein eines allmächtigen Mysticismus doch die Phantasie untergeordnet ist, als tiefe Weltanschauung und Erhebung des Gemüths bis zur äußersten Grenze der Welt der Erscheinungen. Er beherrscht mit Sicherheit den Stoff, faßt in der besonderen Thatsache stets das Abbild allgemeiner Gesetze auf und weiß die abstrakten Begriffe in mythologischen und allegorischen Gestalten treffend zu versinnlichen. Seine Lieblingsbilder kehren zwar oft wieder, gewinnen aber immer neuen Reiz durch andere Zusammenstellung. Doch ist der Gehalt der dramatischen Werke C.s ungleich. Während in mehren, unter denen wir besonders „Die Tochter der Luft", „Das Leben ein Traum", „Die Andacht zum Kreuze", „Den wunderthätigen Magus", „Den standhaften Prinzen" 2c. hervorheben, der wunderbarste Zauberreiz innewohnt, ermüden andere durch rhetorisirende Dogmatik; viele im höheren Alter verfaßte weltliche Schauspiele zeugen von kalter Unlust am Leben; manche Jugendwerke mißfallen wegen Ueberladung mit Bilderschmuck und durch Prunk des Ausdrucks. C. selbst legte in seinem Alter das meiste Gewicht auf seine Autos sacramentales und zeigte gegen seine weltlichen Stücke um so mehr Gleichgültigkeit, je mehr man ihm fremde Stücke unterschob und seine eigenen bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Als nachweisbar ächt besitzen wir von C. 108 Komödien, 95 klassische Autos sacramentales, 200 Loas und 100 Saynetes; außerdem viele Lieder, Sonette, Romanzen und andere kleine Gedichte, die zum größten Theil ungedruckt geblieben sind. Sein letztes Stück, im 81. Jahre geschrieben, ist „Ilado y Divisa". Wie es zu jener Zeit allgemein üblich war, erschienen auch die Arbeiten C.s größtentheils einzeln; die erste Sammlung. von C.s Bruder (Madrid 1640—74) besorgt, gedieh nur bis zum 4. Band. Eine vollständigere erschien von D. Juan de Vera Tassis y Villareale (Madrid 1685—94, 9 Bde.), 107 Stücke enthaltend. Von C.s „Autos sacramentales" erschien die erste Ausgabe zu Madrid 1677, eine zweite in 6 Bänden von D. Pedro de Pando y Mier daselbst 1717. Als die vollständigsten Sammlungen gelten die von D. Juan Fernandez de la Barca besorgten: „Comedias del celebre poeta etc." (Madrid 1760—63, 11 Bde., 112 Stücke enthaltend), und „Autos sacramentales alegoricos y historiales des Phenix de los Poetas, el Español etc." (das. 1759 bis 1760, 6 Bde.), 73 Autos und eben so viele Loas enthaltend. In Deutschland erschienen Ausgaben des Originals von A. Norwich (Bremen 1809 und 1810, nur 2 Bde.) und von Keil (Leipzig 1820 ff.). Gute deutsche Uebersetzungen von C. haben A. W. Schlegel (Spanisches Theater, Berlin 1803 und 1806, 5 Stücke enthaltend), Gries (das. 1815 bis 1824, 7 Bde.; neue Ausgabe, das. 1840 f., 8 Bde.), Malsburg (1819—25, 6 Bde.) und Martin (Leipzig 1844, 3 Theile) geliefert, anderer mehr oder minder gelungener Nachahmungen nicht zu gedenken. Das Verdienst, die deutschen Bühnen dem Genius C.s geöffnet zu haben, gebührt Goethe und Schlegel. Schon 1810 (oder 1811) ging in Weimar „Der standhafte Prinz" über die Bühne; ihm folgte die Schicksalstragödie „Das Leben ein Traum" in einer Uebersetzung des Herrn von Einsiedel und später nach der Uebersetzung von Gries „Die große Zenobia". Berlin sah 1816 zuerst „Den standhaften Prinzen", jedoch ohne Empfänglichkeit für diese Erscheinung; in Wien brachte West (Schreyvogel) „Das Leben ein Traum" nach der griesschen Uebersetzung in bühnenmäßige Form und erntete dafür den Dank der meisten guten Theaterstädte Deutschlands. Das ängstliche Festhalten an der fremden, dem Deutschen nie mundgerecht zu machenden Form ist es, was bis jetzt die Ausbeutung des unerschöpflichen Reichthums von ächt bühnenmäßigem Stoff in C.s Werken für das deutsche Theater gehindert hat. Die erste Biographie von C. lieferte sein Herausgeber D. Juan de Vera Tassis y Villareale, abgedruckt vor dem ersten Theile der Komödien, sowie in den Ausgaben von Apontes und Keil. Vergl. Fr. W. Schmidt, Die Schauspiele C.s, Elberfeld 1857.

2) Don Serafin, spanischer Dichter, geboren um 1800 zu Malaga, zeichnete sich schon auf der Universität von Granada aus, wo er die Rechte studirte, wurde 1822 daselbst Professor der Poesie und Rhetorik und erregte durch mehre Gedichte Aufmerksamkeit. Bald darauf ward er Advokat in seiner Vaterstadt. Im J. 1830 begab sich C. nach Madrid u. gab hier anonym seine „Poesias del solitario" (Madrid 1833) heraus, die sehr beifällig aufgenommen und von einem 1840 erschienenen 2. Bande noch übertroffen wurden. Auch schrieb er für die „Cartas espanolas" mehre Artikel über andalusische Sitten voll Wahrheit und Laune, die seinen Namen noch bekannter machten. Nebenbei legte er sich auf das Studium der arabischen Sprache. Im Auftrage der Regierung schrieb er ein Lehrbuch der Staatsverwaltungsgrundsätze, „Principios de administracion", nach dem Französischen des J. C. Bonain. Anfangs 1834 wurde er Generalauditor bei der Nordarmee und 1836 Civilgouverneur von Logroño. Durch einen Sturz vom Pferde für einige Zeit an Madrid gebannt, beschäftigte er sich vorzüglich mit Sammlung der immer seltener werdenden Schätze der altspanischen Nationalliteratur, der handschriftlichen und gedruckten Cancioneros und Romanceros und der Vorbereitung einer kritischen

Ausgabe derselben. Daneben schrieb er seine schöne Novelle „Christianos y Moriscos“, im Geiste und Style des Cervantes, gedruckt in der „Colleccion de novelas originales españolas“ (Madrid 1838). Ende 1837 wurde er politischer Chef in Sevilla, mußte aber in Folge des Aufstandes im November 1838 flüchten und sich ins Privatleben zurückziehen, in welchem er sich ausschließlich den Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Namentlich hat C. schätzbare Studien über die Literatur der Morisken gemacht. Sein letztes Werk sind die geistreichen Scenen aus dem andalusischen Volksleben: „Escenas andaluzas“ (Madrid 1847). Proben seiner prosaischen und metrischen Dichtungen enthalten Ochoa's „Apunsis para una biblioteca de escritores españoles contemporaneos“ (Paris 1840, Bd. 1).

Caldiero, Dorf in der österreichisch-venetianischen Provinz Verona, am südlichen Abhang der tyroler Grenzalpen, links an der Eisenbahn von Vicenza nach Verona, mit 1600 Einwohnern und berühmten warmen Schwefelquellen, die schon zur Römerzeit bekannt waren. Das Wasser ist klar, geruchlos, von einem schwachen säuerlichen Geschmack; seine Temperatur beträgt 21° R., seine specifische Schwere 10,014. Feste Bestandtheile desselben sind: kohlensaurer Kalk, Talk- und Thonerde, salzsaurer Kalk, Talk und Kochsalz, schwefelsaurer Kalk, schwefelsaures Natron, Kieselerde, Alaun und Eisen. Als Bad wird es benutzt bei chronischen Hautausschlägen, veralteten Geschwüren, Schleimflüssen, chronischen Leiden der Harnwerkzeuge und des Uterinsystems. Berühmt ist C. durch den Sieg der Oesterreicher unter Alvinczy über die Franzosen unter Napoleon I. am 12. November 1796 und durch die blutigen Gefechte vom 29.—31. Oktober 1805 zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzosen unter Masséna.

Cale, la, Strafe für französische Seesoldaten oder Matrosen, wenn sie Kameraden im Streit verwundet haben. Der Verurtheilte wird, mit einem Seil an den Ellenbogen gebunden, plötzlich in die See getaucht.

Calembourg (franz., spr. Kalangbuhr), sinnreiches Spiel, entweder mit Wörtern von gleichem Laut, aber ungleicher Schreibart und Bedeutung, oder auch mit Wörtern von gleicher Schreibart und verschiedener Bedeutung, also eigentlich ein witziges Spiel mit Wortklängen und dadurch vom Witz an sich verschieden. Denn wie der Witz im Allgemeinen im Auffinden von Aehnlichkeiten an unähnlichen Gegenständen besteht, so der C. im Besonderen eben nur in der Unähnlichkeit der Bedeutung bei gleichlautenden Wörtern oder Phrasen. Der Ursprung der Benennung wird verschieden erklärt. Nach Einigen soll sie von einem Franzosen herstammen, einem Apotheker Calembourg, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Paris lebte und durch seinen Reichthum an solchem Witz Aufsehen erregte. Nach Andern hat ein deutscher Edelmann oder westphälischer Graf von Calemberg die Ehre, diesem Genre seinen Namen dadurch gegeben zu haben, daß er durch seine fehlerhafte Aussprache des Französischen am Hofe Ludwigs XV., nach Andern an dem des Königs Stanislaus von Polen häufig die drolligsten Verwechselungen zum Vorschein brachte. Die Geliebte des Königs Stanislaus, die Herzogin von Boufflers soll dieselben gesammelt haben, um die französische Königsfamilie damit zu belustigen. Nach Andern hat zuerst der Marquis de Bièvre diese heiteren Spielereien aufgegriffen, einen ganzen Almanach mit dergleichen angefüllt und dadurch Veranlassung gegeben, daß der Name C. bald, wie am Hof, auch in Paris und ganz Frankreich für dieses Genre angenommen wurde. Franzosen und Engländer waren bis jetzt am glücklichsten darin. Die deutsche Sprache hielt man bis in neuerer Zeit solcher Gelenkigkeit nicht für fähig, bis endlich Saphir, Oettinger, Glaßbrenner und namentlich die berliner Komiker den Reichthum der deutschen Sprache an dergleichen Klangspielen, und zwar an sehr sinnreichen, genügend und bisweilen zum Ueberfluß darthaten.

Calendae (lat.), bei den Römern jeder erste Monatstag, an dem in den ersten Zeiten Roms ein Unterpontifex das Volk zur Curia Calabra zu berufen pflegte, um demselben nach vollbrachtem Opfer des Rex sacrificulus den Beginn des neuen Monats u. die Zahl der Tage bis zu den nächsten Nonen bekannt zu machen (calare, rufen, nennen). Diese Sitte hörte später auf, der Name C. aber behielt jene Bedeutung bei. An den Kalenden wurden die Zinsen entrichtet, daher bei Horaz tristes Calendae. Die C. waren der Juno geweiht. Weil der griechische Kalender keine C. hat, so gebrauchte Augustus von Nichtbezahlern den Ausdruck: ad Calendas graecas solvere, am St. Nimmermehrstag bezahlen.

Calendario, Filippo, berühmter italienischer Bildhauer und Baumeister, blühte im 14. Jahrhundert zu Venedig, baute den Dogenpalast u. die Gallerie, welche den Marcusplatz umgibt, u. gilt als Verfertiger der Blätterkapitäle an den Säulen des Palastes. Als Theilnehmer an der Verschwörung des Dogen Falieri, seines Verwandten, gegen die Republik verlor er 1355 das Leben durch den Strang.

Calendula *L.* (Ringelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den halbkugeligen Hauptkelch mit gleichen, 2reihigen Blättchen, die zungenförmigen weiblichen, fruchtbaren Blüthen des Strahls und die röhrigen, 5spaltigen, fehlschlagenden des Mittelfeldes, meist einjährige Kräuter mit einfachen Wurzelblättern, umfassenden, abwechselnden Stengelblättern und großen gelben Blumen. Am bekanntesten ist: C. officinalis *L.* (Goldblume, Todtenblume, Caltha officinalis *Moench*), mit spatelförmigen, etwas fleischigen Blättern und großen gelben Blumen, Sommergewächs des südlichen Europa's u. des Orients, auf Aeckern, Weinbergen und Schutthaufen, bei uns sehr gemein in Dorfgärten, 1—2 Fuß hoch. Sie findet sich schon bei Virgilius unter dem Namen Caltha luteola erwähnt. Das Kraut und die Blüthen (Herba et Flores Calendulae seu Calthae sativae, Gilkenkraut) haben im frischen Zustand einen eigenthümlichen, unangenehmen, balsamisch-harzigen Geruch und bitterlich-krautartigen, schwach salzigen Geschmack, was sich beim Trocknen mindert. Sie bestehen aus Extraktivstoff, einem eigenthümlichen, glutinösen, gallertartigen Stoff (Calendulin) und an Kalk und Kali gebundener Apfelsäure. Da sie tonisch-scharfe und etwas balsamische Kräfte haben, so sind sie bei Stockungen im Unterleibe, Skropheln ꝛc., auch als Schutzmittel gegen Ansteckung, vorzüglich

aber als Heilmittel beim Krebs in Anwendung gewesen und vielfach gepriesen, vergessen und wieder hervorgesucht worden. Die getrockneten Strahlenblüthchen werden ihres schönen Aussehens wegen Räucherpulvern zugesetzt und zuweilen zur Verfälschung des Safrans und der Wohlverleiblüthen (Flores arnicae montanae) gebraucht. Die Landleute pflegen die Butter und andere Speisen mit denselben gelb zu färben. Mit Alaun gibt der Saft der Blüthen eine gute Malerfarbe. Auch gewinnt man durch Ausdrücken der in einem festverkorkten Arzneiglase einen Sommer hindurch den Sonnenstrahlen ausgesetzten Blüthen einen Liquor (Liquor florum calendularum), der, auf blutende Wunden gegossen und mit Leinwand aufgelegt, ein vorzüglich blutstillendes Mittel sein soll. Als Zierpflanzen werden in Gärten kultivirt C. chrysanthemifolia *Vent.*, C. graminifolia *L.*, C. hybrida *L.*, C. pluvialis *Thunb.*, C. Tragus *Ait.*, alle vom Kap.

Calentura (v. Lat.), eine fieberhafte Krankheit, welche durch übermäßige Hitze meist auf langen Seereisen, seltener bei warmer, dicker, feuchter Luft auch auf dem Lande, entsteht. Symptome dieser Krankheit sind: wildes Delirium, geröthetes Gesicht, voller, starker, unregelmäßiger Puls, brennend heiße Haut. Charakteristisch ist bei dem Delirium die Neigung der Kranken, sich in das Meer zu stürzen. Die Krankheitsursache ist in der heftigen Einwirkung der Sonnenstrahlen zu suchen, daher die Krankheit meist nach einem brennend heißen Tag plötzlich des Nachts oder gegen Morgen beginnt. Ihr Verlauf ist sehr akut, der Ausgang schon deshalb häufig ungünstig, weil, wie bemerkt, die Kranken oft in unwiderstehlichem Drange den Tod im Meere suchen. Die Krankheit scheint ihrem Wesen nach eine Entzündung der Hirnhäute zu sein. Die Behandlung ist streng antiphlogistisch.

Calhoun, John Caldwell, nordamerikanischer Staatsmann, Enkel eines Iren, James C., der die Niederlassung Calhouns Settlement in Südcarolina gründete, wo John am 18. März 1782 geboren wurde. Er blieb bis zum 13. Jahre ohne allen Unterricht im älterlichen Hause, kam dann auf eine Schule in Georgien, kehrte in Folge des Todes seines Vaters wieder in die Heimat zurück und führte hier mehre Jahre hindurch das Leben eines Pflanzers, bis ihn sein älterer Bruder, der seine großen Fähigkeiten erkannte, bewog, sich auf dem Yalecollege den Wissenschaften zu widmen. Hier studirte er mit großem Erfolg, besuchte die Rechtsschule zu Litchfield, ward dann Gehülfe des Kanzlers de Saussure in Charleston, 1807 Advokat in Abbeville u. erwarb sich als solcher bald eine ausgedehnte Praxis. Ein Angriff eines britischen Schiffs auf ein amerikanisches gab ihm die erste Gelegenheit, als Redner in einer Volksversammlung seines Distrikts aufzutreten, welcher Versuch so günstig ausfiel, daß er in das Repräsentantenhaus von Südcarolina gewählt wurde. Bald hatte C. seinen Ruf als Staatsmann in der Gesetzgebung so begründet, daß er 1811 in den Kongreß gesandt wurde, in dem er sofort in das Komité der auswärtigen Angelegenheiten gelangte und, obschon der Jüngste des Hauses, nach Porters Resignation Vorsitzender ward. Als solcher wirkte er hauptsächlich für den Krieg mit England und opponirte der Regierung hinsichtlich der Organisation der Marine. Nach Beendigung des Kriegs trat C. im Congresse gegen die Einführung der Zettelbanken und für die Nationalbank auf und nahm regen Antheil an der Tariffrage, wie an allen innern Angelegenheiten. Der Tarif von 1816, der die südlichen Staaten u. vorzüglich das Interesse Südcarolina's begünstigte, war ganz sein Werk. Er bewirkte, daß die Dividenden der neu gegründeten Bank der Vereinigten Staaten für nationale Verbesserungen verwendet werden sollten, und wurde so der Schöpfer des Systems für die nationalen Anlagen. Im Jahre 1817 ernannte ihn der Präsident Monroe zum Kriegsminister. Als solcher entwarf er zuvörderst einen Geschäftscodex, der noch gegenwärtig gilt, und brachte während seiner siebenjährigen Verwaltung eine bewundernswerthe Ordnung in diesen gänzlich vernachlässigten Zweig des öffentlichen Wesens. Durch Tilgung von 37 Millionen Dollars Schulden u. Reduktion der Armeeausgaben ersparte er dem Schatz jährlich 1,300,000 Dollars. Nach Ablauf der zweiten Präsidentschaft Monroe's hatte C. Aussicht auf den Präsidentenstuhl, die aber in Folge der Erklärung Pennsylvaniens zu Gunsten des Generals Jackson vereitelt wurde; doch erhielt er das Amt eines Vicepräsidenten und verwaltete dasselbe unter den Präsidenten Adams und Jackson mit Würde und Festigkeit. Hatte sich C.s politischer Charakter bis dahin in voller Reinheit gezeigt, und war sein Patriotismus und sein staatsmännisches Talent unangetastet gewesen, so schlug er von nun an eine Richtung ein, die seinen Ruhm schmälerte und ihm die allgemeine Liebe der Nation entzog. Während der Zeit, daß C. executive Aemter bekleidete, erlitt die Banken- und Tarifpolitik eine gänzliche Umgestaltung. Ein dem Süden nicht besonders günstiges neues Tarifgesetz war 1828 durchgegangen. Noch hielt C. zur Regierung, weil er hoffte, Jackson werde sein Veto gegen das verhaßte Gesetz einlegen. Als er sich aber getäuscht sah, reiste er nach Südcarolina und veranlaßte jene berüchtigten Beschlüsse, nach denen jeder Staat der Union berechtigt sein sollte, irgend einen Akt der Föderativregierung zu annulliren. Im Februar 1829 wurde in der Gesetzgebung von Südcarolina der verhängnißvolle Grundsatz der Nullification anerkannt, Virginien, Georgien u. Alabama schlossen sich an, u. der Bürgerkrieg sowie Auflösung der Union schienen unvermeidlich. Der Präsident Jackson erließ jedoch eine energische Proklamation gegen die Nullifikation, sendete eine Truppenmacht nach Südcarolina und drohte C. an einen Galgen zu hängen, „hoch wie der des Haman". C. verlor durch seine Nullifikationsdoktrin für immer die Aussicht auf die Präsidentschaft, denn er erschien nun als Gegner der Union und Verfechter der Sklavenhalterinteressen. Unter diesen Stürmen hatte C. den Vicepräsidentensitz verlassen, wurde jedoch kurz nachher wieder in den Senat gewählt. Er erschien, in der Meisten Augen ein Hochverräther, in dem Senat, leistete mit gedämpfter Stimme den Eid auf die Konstitution der Union und vertheidigte die Nullifikationsbeschlüsse mit kühner Stirn und fester Haltung. Es erfolgte eine Debatte, die kaum ihres Gleichen in der legislativen Geschichte hat. C. stritt mit einem Scharfsinn u. einer Beredtsamkeit, welche an die großen Redner des Alterthums erinnerte, doch die Forcebill und damit die Maßregeln der

Regierung siegten, und erst die Vereinbarungsvorschläge Clay's beseitigten für den Augenblick die Gefahr. C. nahm fortan eine vereinzelte, wenn auch nicht minder einflußreiche Stellung ein; er gehörte keiner Partei an und vereinigte sich nur mit den Leitern der einen oder der andern, wenn es die Vertretung der Interessen des Südens gilt. Jacksons administrative Schritte wurden fast ununterbrochen von C. bekämpft, auch in dem nachmals entbrannten Streite über die Banken u. Umlaufsmittel befand sich C. an der Spitze der Opposition. Unter dem Präsidenten van Buren unterstützte er zum ersten Male wieder die Regierung, indem er sich für das Unterschatzsystem erklärte. Im Jahre 1838 hielt er seine berühmte Rede über den Abolitionismus. Bei der Einführung der Bankerottbill, dem Arrangement des Verkaufs der öffentlichen Ländereien war er nicht minder einer der hervorragendsten Sprecher. In dem letzten Jahre der Präsidentschaft Tylers übernahm C. das Ministerium des Innern und verblieb darauf ohne eine öffentliche Stelle. Im Jahre 1845 führte er den Vorsitz in der zu Memphis von den Sklavenstaaten abgehaltenen Konvention, in welcher der Süden seine Nullifikationsdoktrin wiederholte. Abermals nahm er seinen Sitz im Senat ein und verfolgte unerschütterlich seine Agitation für die Rechte des Südens. Mittlerweile hatten die Vereinigten Staaten in Folge des Friedensschlusses mit Mexiko wiederum große Länderstrecken erworben, und die Sklavenangelegenheit, der Krebsschaden und Zankapfel der Union, rief aufs Neue Aufregung, Verwirrung und Kampf hervor, die das Föderativgebäude in seinen Grundvesten erschütterten. Krank und gebrochen faßte C. den Rest seiner Kräfte zusammen und forderte im Senat für den Süden geradezu die Trennung von der Union. Eine zweite weit drohendere Rede arbeitete er schriftlich aus und ließ sie verlesen. Während dieser Kämpfe † er zu Washington am 31. Mai 1850. Es gelang nun, die gefährlichste aller Krisen vor der Hand zu beseitigen. Er war ein staatsmännisches Genie, in seinem Privatleben ein fleckenloser Charakter; aber er schleuderte eine Brandfackel in die Union, welche den gegenwärtigen Bürgerkrieg mit entzündet hat. Als Redner war C. durch Leidenschaftlosigkeit, logische Schärfe, Konsequenz und moralischen, nicht durch poetischen Schwung ausgezeichnet. Seine die Periode von 1811—43 umfassenden Reden erschienen 1844 im Druck. Die Veröffentlichung eines Werks, an dem er sein Leben hindurch gearbeitet: „The philosophy of government", ward 1851 zu Newyork vorbereitet.

Calicos (**Calicoes**), gedruckte Kattune. Die aus den englischen Fabriken unterscheidet man in Yard Wide und in Elle Wide, wovon letztere 36 englische Zoll breit und 21 Yards lang, erstere 27 Zoll breit, 28 Yards lang sind. Die ostindischen Druckcalicos, welche jetzt über Hamburg nach Deutschland kommen, sind in Stücken von 38 brabanter Ellen Länge und $^5/_4$ oder $^{11}/_8$ Ellen Breite. Die französischen C. sind 26—33 pariser Zoll breit. Unter den deutschen Fabrikaten dieser Art sind die vorzüglichsten die sächsischen.

Calidius, **Marcus**, berühmter Redner, stimmte als Prätor 57 v. Chr. für die Zurückberufung Cicero's aus dem Exil, sprach für die Freiheit der Tenedier, vertheidigte den M. Scaurus und den Gabinius und stand dem Milo nach Clodius' Ermordung bei. Das Konsulat erstrebte er umsonst und wurde von den Gebrüdern Gallius de ambitu angeklagt. Im Jahre 49 v. Chr. stimmte er im Senat für den Abgang des Pompejus in seine Provinzen zur Verhütung eines Bürgerkriegs. Nach Cäsars Ueberschreitung des Rubico trat er auf dessen Seite und † in Placentia als Prätor von Gallia togata. Cicero rühmt in C.' Reden eine ungemeine Eleganz, Zartheit und Zierlichkeit, einen leichten und gefälligen Fluß, tadelt aber die allzu große Künstelei.

Caligula, **Cajus Cäsar Augustus Germanicus**, römischer Kaiser, Sohn des Germanicus und der Agrippina, der Enkelin des Augustus, wurde 12 n. Chr. geboren, nach Plinius und Tacitus in Deutschland, nach Sueton in Antium. Seine früheste Jugend verlebte er unter den Legionen des Germanicus am Rhein, wo er, weil schon als Knabe die Caliga, den Soldatenstiefel, tragend, den Beinamen C. erhielt. Er war so beliebt bei den Soldaten, daß, als nach dem Tode des Augustus unter den Legionen des Germanicus ein Aufruhr entstand und Agrippina mit dem kleinen Cajus auf dem Arme aus dem Lager entfloh, dieser Anblick die Meuterer zur Besinnung zurückbrachte. Der junge Cajus begleitete seinen Vater nach Syrien, kehrte nach dessen Tode nach Rom zurück und wurde hier zuerst unter der Aufsicht seiner Mutter und nach deren Verbannung bei seiner Urgroßmutter Livia Augusta und seiner Großmutter Antonia, Wittwe des Drusus, erzogen. Als er heranwuchs, wußte er sich bei Tiberius so einzuschmeicheln, daß er dem grausamen Geschick seiner Aeltern und Geschwister entging, ja vom Kaiser vielfach begünstigt wurde. Der Jüngling verbarg zwar bei der Verurtheilung der Seinen seine Gefühllosigkeit unter tückischer Bescheidenheit; gleichwohl durchschaute ihn Tiberius und weissagte, in C. erziehe er dem römischen Volke eine Natur, dem Erdkreis einen Phaeton. Im Jahre 33 vermählte sich C. mit Claudilla, der Tochter des M. Silanus, eines angesehenen Senators, und wurde Augur und Pontifex. Tiberius setzte in seinem Testament ihn und seinen Enkel (von seinem Sohne Drusus) zu Erben des Reichs ein, aber nach dem Tode des Kaisers (37), den C. durch Gift und gewaltsame Erstickung unter Bettkissen herbeigeführt haben soll, nahm er allein Besitz vom Throne, und zwar ohne Widerspruch, weil man sich in Erinnerung an seinen Vater Gutes von ihm versprach. Wirklich schien C. im Anfang seiner Regierung das allgemeine Vertrauen durch Gerechtigkeit, Milde und Klugheit rechtfertigen zu wollen. Nach des Tiberius feierlicher Bestattung ließ er es seine erste Sorge sein, die Sohnes- und Bruderpflichten gegen seine unglückliche Mutter Agrippina und seine Brüder, Nero und Drusus, zu erfüllen, indem er die Asche derselben im Mausoleum des Augustus aufs Feierlichste beisetzte. Mit gleichem Eifer für die noch lebenden Glieder seines Hauses ließ er seiner Großmutter Antonia alle Ehren zu Theil werden, die einst Augustus' Gemahlin Livia empfangen hatte, erhob seines Vaters Bruder, Claudius, zu seinem Amtsgenossen im Konsulat u. adoptirte den im Testament bestimmten Miterben Tiberius. Die unter Tiber Verwiesenen und Verur-

theilten wurden begnadigt, Vergehungen und Verbrechen verziehen, verbotene und vernichtete Schriften freisinniger Männer wieder hervorgesucht und verbreitet. Keine Klagen wegen Majestätsverbrechen sollten mehr Gehör finden und die obrigkeitlichen Personen freie Gerichtsbarkeit üben; auch das Volk sollte sein Stimmrecht zurückerhalten und der Bestand der Staatsangelegenheiten wieder zu öffentlicher Kunde gebracht werden. Gegen eingerissene Mißbräuche zeigte C. eine heilsame Strenge; so sprach er jedem römischen Ritter, auf welchem irgend eine Schmach lastete, seine Würde ab. Noch größere Neigung für sich erweckte er durch glanzvolle Spiele und reichliche Spenden an Volk und Soldaten, sowie durch die Auszahlung der Vermächtnisse des Tiber, ungeachtet der Nichtigkeitserklärung seines Testaments. Auch auswärtigen Königen wurde seine Gunst zu Theil; Agrippa und Antiochus erhielten ihre väterlichen Reiche zurück, jener Judäa, dieser Commagene. In feierlicher Rede versicherte C. vor Senat und Volk: er werde den Tugenden des Vaters und Großvaters, nicht dem finstern und tyrannischen Tiber nachstreben; unter den Heeren aufgewachsen und ein Schützling des Senats und römischen Volks, wolle er nicht sich selbst, sondern dem Vaterlande leben und als Herrscher nur darauf bedacht sein, die Heiligthümer der Götter, die Rechte der Bürger und die allgemeine Freiheit zu schützen; die unverletzte Hoheit des Reichs und das gesicherte Volksglück, dies sei sein einziges Ziel. Aber die allgemeine Freude, die diese Versicherungen erweckten, sollte nur zu bald ihr Ende finden. C., von Natur schlecht geartet, legte bald den erheuchelten Tugendschein ab. Von einem Krankenlager, einer Folge unbegrenzter Schwelgerei, stand er als moralisches Scheusal auf. Sein erster Frevel erinnerte sogleich an die Unthaten der vorigen Regierung, ja übertraf sie noch. C. ließ den jungen Tiberius, seinen Bruder und Sohn (denn sowohl Germanicus, als er selbst hatten ihn adoptirt), ermorden, unter dem Vorgeben, daß er frevlerischen Anschlägen nachsinne. Durch dieses insgeheim verübte Verbrechen kühner gemacht, schritt er nun öffentlich zu Greueln jeder Art. Als eines der ersten Opfer fiel sein Schwiegervater M. Silanus, der die gefährliche Stelle des Warners spielen wollte. Angeklagt, er sei dem Kaiser auf einer stürmischen Meerfahrt nicht gefolgt, um sich, falls letzterer verunglückte, der Stadt zu bemächtigen, ward er genöthigt, Hand an sich selbst zu legen. Dennoch erhielt sich C. die Neigung des Volks. Reichliche Spenden, Steuernachlässe und prachtvolle Spiele aller Art umnebelten die Sinne der Menge; sie bemerkte nicht, wie die letzten Funken des gesunden Verstandes und der Menschenwürde in dem Tyrannen erloschen, der von jetzt an, der Leitung zweier Scheusale, Helico u. Apelles, folgend, Ruf, Leben und Glücksgüter der Bürger für nichts achtete, sich ungescheut den schändlichsten Lüsten überließ, Heiliges und Gemeines umkehrte und den höchsten Gipfel der Verworfenheit erreichte. Der Senatoren niedrige Schmeichelei und der Beifall, mit welchem das Volk seinen Kaiser ununterbrochen mit Gladiatoren- u. Thierkämpfen beschäftigt u. selbst in Wettkämpfen auftreten sah, steigerten das Verächtliche seines Treibens zum Schändlichen. In den Fechterspielen, die in der bisherigen Weise seiner Blutgier nicht genügten, sollte von jetzt an nicht in Einzelkämpfen, sondern wie in der Schlacht in dichtgeschlossenen Reihen gestritten werden, und ohne Ausnahme zwang der verwilderte Tyrann Beliebige zum Mordgefechte. 26 Ritter tödtete er selbst bei einem Leichenspiele, und als einst die Zahl der zum Thierkampfe Verurtheilten nicht zureichte, befahl er, die Zuschauer zu greifen, ihnen die Zungen auszuschneiden, damit ihre Klagen nicht das Mitleid der Menge erregen könnten, und sie den wilden Thieren vorzuwerfen. Macro, der dem Despoten zur Regierung verholfen hatte, wurde nebst seiner ganzen Familie getödtet. Um seinen erschöpften Schatz wieder zu füllen, brandschatzte er die Senatoren, angeblich wegen ihres Verraths an seiner Mutter und seinen Brüdern. Verurtheilte u. Nichtverurtheilte bluteten auf gleiche Weise unter den Händen der fortwährend beschäftigten Henker, damit ihre eingezogenen Güter den Schatz des Despoten füllten. Der Tod seiner Schwester Drusilla, die er ihrem Verlobten entrissen u. nach dem Beispiel asiatischer Könige zu seiner Gemahlin gemacht hatte, und die er leidenschaftlich liebte, vollendete seine Raserei. Bald entbrannte der Lüstling in neuer Liebe zu Lollia Paullina, die ihr Gemahl selbst ihm aus der Provinz überbringen mußte. Antonia, die Großmutter des C., starb um diese Zeit vor Gram, nach andern Nachrichten vergiftet, mit dem Ruhm einer edlen Frau. Durch so viel Greuel mußte sich der Wütherich endlich auch die Herzen des Volks entfremden, welches allmählig anfing, die mit Bürgerblut befleckten Spiele zu verabscheuen. Dessen ungeachtet häufte er Schandthaten auf Schandthaten. Er zwang durch Senatsbeschlüsse die Reichen, ihn zum Erben einzusetzen, und ließ Die, welche nach Aufsetzung ihres letzten Willens noch zu leben sich erdreisteten, vergiften. Begüterte und Angesehene mußten ihm zu hohen Preisen, oft mit ihrem ganzen Vermögen seine Fechter abkaufen, und als einst bei einer solchen Versteigerung ein gewisser Saturnius im Schlafe mit dem Haupte nickte, ließ er ihm beim Erwachen 13 Gladiatoren um eine ungeheure Kaufsumme zuschlagen. Seine Ausschweifungen arteten in lächerlichen Wahnwitz aus; sein Roß erhob er zu den höchsten Staatsämtern, verlieh ihm Haus und Dienerschaft, lud es zu Gaste, wobei dem Thier aus goldenen Bechern vergoldete Gerste und Wein gereicht ward. Dem Xerxes nacheifernd, baute er zwischen Bajä und Puteoli eine große Brücke, die er nach Art einer Landstraße mit Erde bestreuen ließ; mit einem großen Heer überschritt er sie, belagerte und eroberte zum Schein Puteoli und rühmte sich dann, mehr als Darius und Alexander zu sein. Zu seiner Belustigung ließ er die umstehende Menge theils von der Brücke hinabstoßen, theils versenken, dabei unter dem Schall von Siegesgesängen umhersegelnd. Auch auf den Inseln sandte er Mörder umher, die Entflohenen zu morden. Als Italien erschöpft und ausgesogen vor den Füßen des blut- und habgierigen Despoten lag, richtete er seine Augen auf Gallien und Spanien. Ein Zug gegen die Germanen mußte den Vorwand abgeben. Mit einem zahlreichen Heere gelangte er an den Rhein und überschritt ihn, kehrte aber feig in Eile zurück, da er Jemanden sagen hörte, es würde bei Annäherung des Feindes große Verwirrung enstehen. Um sich

aber doch des Sieges rühmen zu können, sandte er Einige von der deutschen Leibwache hinüber und verbarg sie im Gebüsche; dann eilte er mit wenigem Gefolge hinüber, schalt, als Sieger über die Barbaren zurückkehrend, die Feigheit Derer, welche ihm nicht gefolgt waren, und feierte in Rom einen großen Triumph. Zwar wuchs mit der allgemeinen Verachtung, die den Tyrannen traf, auch die Kühnheit einiger unternehmender Männer. Aber je mehr er Anlaß zur Unzufriedenheit gab, desto mehr war er auf seine Sicherheit bedacht, und mehre Verschwörungen wurden unterdrückt. Seine eigenen Schwestern, mit denen er Buhlschaft trieb, waren ihm verdächtig und wurden verbannt. Lollia verstieß er und heirathete die an Sitten ihm ähnliche Cäsonia. Der furchtsame Senat fuhr fort, seinen Unterdrücker demüthig zu ehren, und beschloß selbst den Tag, an welchem er einen Verweis von ihm empfangen hatte, feierlich zu begehen. Gallien litt unter fürchterlich despotischem Drucke. Im Wahnsinn veranstaltete er auch nach Britannien einen Feldzug und erneuerte die am Rhein aufgeführten Gaukelspiele, indem er zum Kampfe gerüstete Soldaten plötzlich Muscheln sammeln u. dieselben als dem Ocean entrissene Beute später in den Tempeln niederlegen ließ. Eine Verschwörung des Sextus Papinius, die ihm verrathen wurde, steigerte seinen Grimm, der in fortwährenden und martervollen Hinrichtungen und in Ausrottung ganzer Familien Sättigung suchte. Die stete Furcht machte den Wütherich immer mißtrauischer und argwöhnischer; durch Furcht gemartert, wünschte er im wüthenden Wahnwitze, das römische Volk möchte nur Einen Nacken haben. Die Senatoren fuhren fort, sich mit der ärgsten Schmach zu beflecken; den Scribonius Proclus mordeten und zerfleischten sie selbst, weil er des Herrschers Feind sei. Sie erklärten C. für einen Gott, und der Vergötterte nahm im maßlosen Unsinn das Aeußere, Haltung und Gestalt der Götter an, ja er wollte selbst Göttinnen darstellen und gab vor, den ganzen Himmel in seiner Person zu umfassen. Er nannte sich Jupiter von Latium, errichtete seiner Gottheit einen eigenen Tempel, ordnete die Darbringung der ausgesuchtesten Opferthiere an und verkaufte seinem Oheim Claudius und den Reichsten um die höchsten Summen die Priesterwürde. Selbst gegen die Götter brach er in Schmähungen und Spott aus. Jupiter, den Donnerer, forderte er zum Kampfe auf und rühmte sich, ihn besiegen zu können. Alle Greuel vermochten seinen wahnwitzigen Blutdurst nicht zu stillen, so daß er das Mißgeschick seiner Zeit beklagte, die nicht Hunger, Pest, Erdbeben, große Niederlagen, Feuersbrünste und anderes Unheil aufzuweisen habe. Endlich kam der Tag der Rache. Cassius Chärea, der Tribun der Leibwache, wurde der Anstifter einer Verschwörung. Das Losungswort des Tages fordernd, näherte er sich an dem zur Ausführung bestimmten Tage mit seinen Genossen dem Tyrannen, als dieser von den Spielen heimkehrte, und stieß ihm das Schwert zwischen Schulter und Hals. Der Verwundete versuchte zu entfliehen, aber Corn. Sabinus warf ihn nieder, worauf der Elende durch 30 Wunden den Tod empfing. So endete C. im 29. Jahre seines Lebens und im 4. einer greuelvollen Regierung (41 n. Chr.). Er war von hohem Wuchse; aber die Natur hatte ihm den Stempel seines Geistes auch im Aeußeren aufgedrückt. Die Blässe des Gesichts, seine wilden Züge, die starr blickenden hohlen Augen, das häßlich gestaltete Haupt mit spärlichen Haaren, der borstige Nacken, die dünnen Beine und übergroßen Füße flößten unwillkürlich Widerwillen und Abscheu ein.

Calisaya, alle Chinasorten, die im Handel unter der gelben (Königs-) China vorkommen; s. **Chinarinde**, vergl. Cinchona.

Calixtus, 1) drei Päpste: a) C. I., Bischof von Rom, etwa von 220—226, zur Zeit des Kaisers Alexander Severus, welcher ihm den Bau der Prachtkirche Santa Maria Trastevera zugestanden haben soll. Die ihm zugeschriebenen Dekretalen sind untergeschoben, und selbst sein Märtyrertod wird in Zweifel gezogen, obgleich C. kanonisirt worden ist. Willkürlich werden ihm wohl auch die 4 großen Fasten im Jahre zugeschrieben. Besser verbürgt ist die Anlage des heute noch nach C. benannten und berühmten Märtyrerkirchhofs bei Rom durch ihn. — b) C. II., hieß zuvor als Erzbischof von Vienne Guido, stammte aus dem königlich burgundischen Geschlecht u. wurde am 1. Febr. 1119 zum Papst gewählt. Sein Hauptbestreben galt der Ausgleichung des fünfzigjährigen Investiturstreits. Vergeblich that er den nicht nachgebenden Kaiser Heinrich V. in den Bann, doch gelang es ihm mit Hülfe der normannischen Fürsten, denen er ihre alten Vorrechte bestätigte, den von der kaiserlichen Partei ernannten Gegenpapst Gregor VIII. zu stürzen. Endlich wurde auf dem Reichstage zu Worms (1122) das bekannte wormser Konkordat abgeschlossen u. auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran (1123) bestätigt. Darnach sollte die Wahl der Bischöfe und Aebte im deutschen Reich frei und kanonisch, zwar in Gegenwart des Kaisers, aber ohne Gewalt u. Simonie geschehen, der Kirche die Investitur durch Ring u. Stab, dem Kaiser durch das Scepter zustehen. C. † den 13. Dec. 1124. Seine Bemühungen um einen Kreuzzug blieben erfolglos, ebenso seine Versuche, in Frankreich die Rechte der Könige über die Bischöfe anzugreifen u. die Jurisdiktion der päpstlichen Legaten durchzuführen. Seine Zeitgenossen rühmten seinen Charakter. — c) C. III., vorher Alfonso de Borgia, von Geburt ein Katalonier, wurde auf Empfehlung des Königs Alfonso V. von Aragonien, dessen Rath er war, zum Erzbischof von Valencia, von Eugenius IV. zum Kardinal und als solcher in hohem Alter am 8. April 1455 zum Papst erhoben. In dieser Stellung ließ er gegen die Türken das Kreuz predigen und rüstete selbst ein kleines Geschwader aus, welches der Kardinal Ludwig von Aquileja den Rhodiserrittern zuführte, ohne jedoch namhafte Erfolg zu erreichen. Frankreich und Deutschland appellirten wegen seiner Gelderpressungen an ein allgemeines Koncil. Mit seinem früheren Gönner, Alfons von Aragonien, gerieth er in einen heftigen Streit, dessen Ursachen besonders darin liegen mochten, daß C. seinen Neffen, Peter de Borgia, Herzog von Spoleto, auf den Thron von Neapel, welches ein Lehnreich des apostolischen Stuhles war, zu erheben suchte, während Alfons dies Königreich an seinen außerehelichen, aber von Eugenius IV. für rechtmäßig erklärten Sohn Ferdinand vererben wollte. Schon rüstete sich Alfons, des

Bannfluchs nicht achtend, zu einem Einfall in den Kirchenstaat, als sein Tod (27. Juni 1458) den Papst von einem gefährlichen Gegner befreite und ihn mit großen Hoffnungen erfüllte. Aber unter fortwährenden Bemühungen, zum Besten seines Nepoten neue Feinde gegen Ferdinand aufzustellen, † C. schon am 6. August 1458. Ungeachtet seines Nepotismus und seiner Habsucht rühmen seine Zeitgenossen seine Rechtschaffenheit, Klugheit und Gelehrsamkeit.

2) Georg, einer der helldenkendsten, selbstständigsten u. einflußreichsten lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts, hieß eigentlich Callisen u. war den 14. Dec. 1586 in Medelbye in Schleswig geboren. Sein Vater, der noch Schüler Melanchthons gewesen war, suchte auch den Sohn früh für dessen Richtung zu gewinnen. C. trieb früh humanistische Studien, studirte in Helmstädt Philosophie, erweiterte durch vierjährige Reisen, besonders durch einen Aufenthalt in Köln, wo er katholische Theologen näher kennen lernte, seinen Gesichtskreis, übte sich dann als Magister längere Zeit im Dociren und Disputiren, erhielt unter dem Eindruck des Beifalls, den er in einer Disputation gegen einen Jesuiten erworben hatte, 1614 einen Ruf als Professor der Theologie nach Helmstädt und war als solcher fast ein halbes Jahrhundert lang zunehmend ein Erhalter und Beförderer einer humanistischen und historischen, melanchthonischen, gemäßigten und irenischen Theologie in der lutherischen Kirche; er † den 19. März 1656 als Kirchenrath und Abt von Königslutter. Seiner Zeitrichtung entgegen, drang er auf eine mildere Fassung der konfessionellen Unterscheidungslehren, sicherte der kritisch geprüften Ueberlieferung der kirchlichen Vorzeit ihr gutes historisches Recht, beleuchtete die allmählige Entwickelung der göttlichen Offenbarung im Alten u. Neuen Testament und begründete eine gesunde biblische Theologie; auch versuchte er zuerst eine selbstständige Behandlung der christlichen Moral in ihrer Trennung von der Dogmatik und zeigte so der theologischen Wissenschaft eine Bahn des Fortschritts, deren hohe Bedeutung erst die neuere Zeit vollständig begriffen hat. C. war unter den Katholiken als ihr scharfsinnigster Gegner bekannt; von den Protestanten wurde er als ein Ungläubiger schonungslos verketzert. Buscher in Hannover erhob sogar 1639 die Anklage auf heimlichen Papismus gegen ihn, die Wittenberger, Calov an der Spitze, nannten sein Unternehmen Synkretismus (s. d.). Die Anregung, welche von diesem geistvollen Theologen des Jahrhunderts ausgegangen war, dauerte in einer Reihe freisinniger Schüler fort. Doch war es erst einem spätern Jahrhundert vorbehalten, C.' hohes Verdienst zu würdigen und in ihm den Propheten einer edlen religiösen Aufklärung zu erkennen. C.' zahlreiche Schriften verdanken meist augenblicklichen Veranlassungen ihre schnelle Entstehung und sind daher in der Ausführung oft mangelhaft. Wegen seiner Schrift „De praecipuis religionis christianae capitibus“ (Helmst. 1613) ward er des Kryptopapismus und wegen seiner „Epitome theologiae moralis“ (das. 1634, neue Auflage 1662) und der Abhandlung „De tolerantia reformatorum“ des Kryptocalvinismus bezüchtigt. Sein dogmatisches System ist niedergelegt in „Epitome theologiae“ (Goslar 1619, Helmstädt 1661) u. in vielen Streitschriften. Besonders interessant sind seine akademischen Reden („Orationes selectae“, Helmstädt 1860). Vergl. Henke, Georg C. und seine Zeit, Abth. I, Halle 1833, der auch seinen „Briefwechsel“ (Halle 1833) herausgab. Sein Sohn und Nachfolger in Helmstädt, Friedrich Ulrich C., den 8. März 1622 geboren, ein wackerer Vertheidiger der Meinungen seines Vaters, namentlich in den synkretistischen Streitigkeiten, bekannt auch als Kontroversist und durch viele kirchenhistorische und dogmatische Schriften, † den 13. Januar 1701.

Calla *L.* (Schlangenkraut, Drachenwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, mit Arum nahe verwandt, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Scheide ziemlich flach, Kolben überall von Staubgefäßen mit untermischten wenigen Fruchtknoten bedeckt, ohne Perigon, 1 Staubgefäß mit 2knöpfigem Staubkölbchen, 1 Fruchtknoten, Beerenfrucht. Die Gattung enthält schöne Sumpfpflanzen mit großen Blättern und blumenartigen Scheiden. C. palustris *L.* (Sumpfschlangenkraut, rother Wasserpfeffer), in Sümpfen und auf nassen Wiesen des nördlichen Europa's, in Deutschland nur hier und da, wird gegen 1 Fuß hoch, blüht im Juni, reift im September. Die Wurzel (Radix Dracunculi aquatici s. palustris) schmeckt anfangs fad, brennt aber nachher sehr heftig, wurde sonst gegen den Biß von Schlangen und als Schweißmittel angewendet. Der scharfe Stoff ist sehr flüchtig, daher macht man in Lappland und Schweden bei Getreidemangel Mehl und, nachdem man es mit anderem Mehl vermischt, Brod daraus. C. aethiopica *L.* (Zaute deschia aethiopica *Spr.*), am Vorgebirge der guten Hoffnung heimisch, ist bei uns fast allgemeine Zierpflanze in den Zimmern, die sich sehr leicht in fetter Erde kultiviren läßt und immer feucht stehen will, wird 2—3 Fuß hoch und höher. Die Wurzel (Radix ari aethiopici) wurde ehemals wie die Aronswurzel gebraucht.

Callao (C. de Lima, San Felipe del C.), befestigter Hafenort in der südamerikanischen Republik Peru, an der Mündung des Rimac in den stillen Ocean, $1\frac{1}{4}$ Meilen südwestlich von Lima u. mit dieser Stadt, deren Hafen- und Stapelplatz sie bildet, durch Eisenbahnen verbunden, hat der häufigen Erdbeben wegen nur niedrige Häuser und ungepflasterte, schmutzige Straßen, mit Ausnahme der dem Strande parallelen, meist von Europäern bewohnten Hauptstraßen. Die Einwohnerzahl (1858 noch 6—7000) soll nach Daniel gegenwärtig 20,000 betragen, eine Zunahme, welche C. seiner günstigen Lage zwischen Australien und Kalifornien, in welcher es als Stationsort zum Handelsemporium berufen ist, verdankt. Die Festungswerke mit den Forts San Felipe und San Rafael sind nur geringer Vertheidigung fähig. Das alte C. (unter Philipp IV. von Spanien gebaut) stand näher am Meere und wurde, nachdem es 1746 durch Erdbeben zerstört worden, nicht wieder aufgebaut. Bei C. am 5. November 1820 Seesieg der Chilenen über die Spanier, die sich hier dennoch bis zum 22. Januar 1826 hielten.

Callcot, August Walter, berühmter englischer Landschaftsmaler, um 1779 zu Kensington geboren, bildete sich nach Poussin und Cuyp und gab

seine Meisterschaft in der Darstellung der belebten Natur in trefflichen Landschaften und Seestücken kund. Der Tower von der Wasserseite (1821) und eine Ansicht von Trient (1831) machten Aufsehen, ebenso eine holländische Küste, an welcher Fischerweiber mit einigen Männern stehen, eine Stadt im Hintergrunde. Unter seinen Landschaften finden sich viele italienische, englische, belgische u. deutsche Gegenden, alle mit entsprechenden Figuren. Besonders gut gelangen ihm Schleichhändler. Auch in seinen Genrebildern äußern die Gestalten nirgends Affektation und die Handlung tritt klar hervor, wie er denn überhaupt in allen seinen Bildern nicht nach Effekt hascht. Die Färbung ist allenthalben schön und glänzend, denn C. liebte die Heiterkeit, daher der Zauber, den er in seinen Himmel und in den Silberton seiner Gewässer zu legen wußte. Bekannt sind auch C.s Zeichnungen für illustrirte englische Werke. C. † zu Kensington am 25. November 1844.

Callenberg, Johann Heinrich, der Gründer des nach ihm benannten callenbergischen Instituts, einer Missionsanstalt zur Bekehrung von Juden u. Mohammedanern, war 1694 im Gothaischen geboren, studirte zu Halle Theologie u. betrat hier 1727 den philosophischen u. 1739 den theologischen Lehrstuhl; † 1760. Seine gelehrten Arbeiten und Schriften verdienen keine Auszeichnung. Er fühlte eine besondere Neigung, die Juden zum Christenthum zu bekehren, stiftete 1728 zu dem Zweck in Halle eine Art von Missionsseminar, legte eine jüdisch-deutsche Druckerei an, gab Schriften in jüdisch-deutscher Sprache, unter andern einzelne Theile des Neuen Testaments, heraus und schickte seine Missionäre zur Predigt und zur Vertheilung jener Bücher durch ganz Deutschland, nach Holland, England, der Schweiz, Italien, Dänemark, Skandinavien, Polen, Rußland, auch in den Orient u. nach Afrika, selbst zu Mohammedanern. Seit 1791 ist das Institut mit den frankischen Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken, namentlich zur Unterstützung studirender Israeliten, vereint. Besonders glänzende Resultate hat die Anstalt nicht erreicht.

Calliano, Dorf im österreichisch-tyrolischen Kreis Trient, am linken Ufer der Etsch und am stark befestigten Bergpasse Castell-della-Pietra, historisch merkwürdig durch die Siege der Oesterreicher über die Venetianer den 9. August 1487 u. Bonaparte's über die Oesterreicher am 4. Sept. 1796.

Callicarpa *L.* (Schönbeere, Wirbelbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen, meist tropische, mit ästigen u. sternförmigen Haaren und sitzenden Drüsen besetzte Sträucher mit ganzen Blättern und kleinen, in achselständigen Trugdolden befindlichen Blüthen. C americana *L.*, ein schöner, fast mannshoher Strauch in Virginien und Carolina, mit gelbwolligen Zweigen u. gehäuften purpurrothen, Perlen gleichenden Beeren, kommt bei uns selten zur Blüthe u. muß im Winter wohl verwahrt werden. Die Blätter (Folia Callicarpae) werden in Nordamerika mit gutem Erfolg gegen die Wassersucht angewendet.

Callicratidas, einer der tüchtigsten spartanischen Feldherren, folgte 406 noch sehr jung dem Lysander im Oberbefehl über die Flotte, eroberte Methymna auf Lesbos, nahm dem atheniensischen Flottenführer Conon 30 Schiffe ab u. schloß diesen mit dem Rest der Flotte bei Mytilene ein. Ein atheniensisches Hülfsheer wurde geschlagen und von 12 Schiffen brachte Conon nur 2 nach Athen zurück. Eine neue atheniensische Flotte von 150 Schiffen gedachte C. zwischen Lesbos und dem Festland des Nachts mit seinen 120 Schiffen zu überfallen, wurde aber durch einen Sturm verhindert. Am folgenden Morgen segelten ihm die Athener selbst zum Kampfe entgegen. Obgleich von seinem Steuermann zum Rückzug aufgefordert, nahm C. die gebotene Schlacht an. Lange schwankte der Sieg, bis C. beim Anprallen seines Schiffes an ein feindliches über Bord stürzte und ertrank (405 v. Chr.); bald befand sich nun die ganze peloponnesische Flotte auf wilder Flucht.

Callimachus, 1) tapferer Athener aus dem Demos Aphidnä, stimmte als Polemarch in der schwankenden Berathung der Heerführer, ob auf dem marathonischen Gefilde die Schlacht gegen die Perser geliefert werden sollte, mit Miltiades für den Kampf und fiel als Führer des linken Flügels.

2) C., gelehrter Grammatiker, Mytholog, Historiker und Dichter zu Alexandria, Koryphäe der alexandrinischen Schule, mehr durch Gelehrsamkeit, Kunstfluß und sprachliche Korrektheit, als durch freischaffende Begeisterung ausgezeichnet, Mitglied u. Lehrer des alexandrinischen Museums u. nach Zenodotus erster Vorsteher der dortigen Bibliothek, wurde im 3. Jahrhundert v. Chr. zu Cyrene geboren und stammte als Sohn des Battus und der Mesatma aus dem edlen Geschlechte der Battiaden. Vom Grammatiker Hermocrates gebildet, eröffnete er später zu Eleusis, einer Vorstadt von Alexandria, eine Schule. Ptolemäus Philadelphus berief ihn an das dortige Museum, und auch Evergetes schätzte den Polyhistor. Er † um 230 v. Chr. und hinterließ als hochgelehrte Schüler Eratosthenes, Philostephanus, den Kritiker Aristophanes, Apollonius von Rhodus und Andere. Suidas legt dem außerordentlich thätigen Manne gegen 800, alle Gebiete der Wissenschaft umfassende Schriften bei. Den Namen und einzelnen Fragmenten nach sind über 40 Werke, leider nur Poesien, auf uns gekommen, die allerdings auf eine überschwängliche Fruchtbarkeit schließen lassen. Wir besitzen von C.: 6 gelehrte und für mythologische Studien ergiebige, durch elegante Korrektheit ausgezeichnete, bis auf das dorisch und in Distichen geschriebene „Bad der Pallas" in jonischer Sprache abgefaßte Hymnen in Hexametern, von mehr epischem als lyrischem Gepräge, ohne poetischen Schwung u. innere Begeisterung, aber von alterthümlichen Kenntnissen überströmend und daher für Philologen von Werth; Elegien, nur in Bruchstücken, bei den Römern hoch gepriesen und vorzüglich von Catullus und Propertius nachgeahmt; Epigramme, schon im Alterthum gerühmt und vortrefflich, mit einem später geschriebenen Kommentar vom Grammatiker Archibius und von Marianus in Jamben metaphrasirt, meist in der griechischen Anthologie. Als Ausgaben seiner noch übrigen Gedichte sind außer der ersten (Florenz 1489) hervorzuheben die von J. Laskaris (das. 1495—96), Stephanus, mit Scholien (Genf 1577), Grävius (Utrecht 1697, 2 Bde.), Ernesti (Leyden 1761, 2 Bde.), Blomfield (Lond. 1815), Volger (Leipzig 1816), griechisch und französisch mit Anmerkungen von de la Porte du Theil (Paris 1775), von Petit-Radel (das. 1808). Deutsche Uebersetzun-

gen der Hymnen lieferten Ahlwardt (Berlin 1794), der Epigramme Passow (in Eunomia, 1805, Bd. 2, St. 1), Schwenk (Bonn 1821). Das „Bad der Pallas" erschien deutsch in Schlegels „Athenäum" (1798, I, Bd. 1). Was C.'s prosaische Werke, welche sich über griechische Literatur, Religion, Geschichte ꝛc. verbreiten, betrifft, so besitzen wir auch von ihnen nichts als einige Fragmente. Großes Aufsehen machte eine Art Literaturgeschichte in 120 Büchern, gegen welche Aristophanes von Byzanz eine Schrift verfaßte.

3) C., griechischer Bildhauer, Baumeister, Maler und Erzgießer, welchem Einige Athen, Andere Korinth als Vaterstadt anweisen und der um die 92. Olympiade gelebt haben soll. Ihm wird die Erfindung des korinthischen Säulenkapitäls u. der für die Skulptur so wichtigen Kunst, den Marmor zu bohren, zugeschrieben. Seine berühmtesten Werke sind: tanzende Spartanerinnen, eine Juno in ihrem Tempel zu Plataä, die goldene Lampe, welche Tag und Nacht im Tempel der Minerva auf der Akropolis zu Athen brannte. C.' Namen trägt auch ein Relief im kapitolinischen Museum, einen Satyr auf den drei Horen darstellend.

Callinus, aus Ephesus, Schöpfer der politischen Elegie, lebte um 730 v. Chr., also vor Archilochus, welchen Einige fälschlich zu dem Erfinder der Elegie machen wollten. Nach den kärglichen Nachrichten der Alten u. den wenigen noch übrigen Elegien zu schließen, waren dieselben in kunstmäßigere Form gebrachte und unter musikalischer Begleitung der Flöten vorgetragene Volksgesänge politischer Natur, namentlich, wie die des Tyrtäus, Kriegslieder in elegischem Versmaß, zu heldenmüthigem Kampfe anfeuernd. So begeistert er in dem noch übrigen Bruchstück die Epheser zum ausdauernden Kampf gegen die Magnesier. Dieses Fragment befindet sich in Bruncks „Poetae gnomici Graeci" (1784), ward von Schäfer (Leipzig 1817) herausgegeben, ins Deutsche übersetzt von Passow (in Büschings u. Kannegießers „Pantheon", II, S. 93 ff.) u. Weber (Elegische Dichter der Hellenen, Frankf. 1826).

Calliope, früher Muse der Poesie überhaupt, später Muse des Epos, begabte Könige mit Wohllaut und Gesang. Dem Oeagrus, König von Thracien, gebar sie Orpheus und Linus, dem Strymon den Theseus, dem Apollo den Jalemus und Hymenäus und dem Achelous die Sirenen Sie wird mit einer Tuba abgebildet.

Calliope, Asteroïd, s. Planeten.

Calliopsis *Reichenb.* (Schönauge), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, deren Arten zu den beliebtesten Zierpflanzen gehören. Besonders bekannt ist: C. bicolor *Rchb.*, C. tinctoria *Dec.*, Coreopsis tinctoria *Nutt.*, Sommergewächs am rothen Fluß in Arkansas in Nordamerika, kam 1820 in die deutschen Gärten und ist seitdem allgemein verbreitet, wird auf fettem Boden ein paar Fuß hoch und trägt dann eine große Menge Blüthen, deren breiter, 3—5zähniger Strahl hochgelb, an der Basis mit dunkelbraunen, sammetartigen Flecken geziert ist. Sie kommt in den Samenverzeichnissen der Handelsgärtner gewöhnlich unter dem Namen C. oder Coreopsis atropurpurea in mehren Farbenverschiedenheiten vor. Eine neue vortreffliche Zierpflanze ist C. Drummondii *Don.*, Coreopsis basalis *Otto* et *Dietr.*, einjährig, aus Nordamerika, sowohl für das freie Land, als zum Zimmerflor im Topfe geeignet, mit prächtigen, glänzend goldgelben, 2—2½ Zoll breiten Blumen. Man säet den Samen am besten im März od. Anfangs April ins lauwarme Mistbeet od. in daselbst eingesenkte Töpfe u. hält ihn stets feucht. Zu Ende Aprils kann man ihn auch an guter Stelle ins Land säen. Die jungen Pflanzen kann man theils an bestimmter Stelle ins freie Land (auf eine warme, lockere, sonnige Rabatte), theils in Töpfe verpflanzen. Letztere stellt man einige Zeit ins kalte Mistbeet; wenn die kleinen Töpfe fast vollgewurzelt sind, versetzt man die Exemplare mit sorgsamer Schonung des Wurzelballens in größere Töpfe und stellt sie dann ins Zimmer, Glashaus, oder wo sie zieren sollen. Man kann auch noch später Samen aussäen, um diese schöne Zierpflanze bis in den Winter blühend zu haben.

Callipygus (lat., v. Griech.), mit schönem Hintern, Beiname der Venus, besonders von Statuen derselben gebräuchlich, die sie nach hinten blickend darstellen.

Callirrhoe, Quelle südlich von der Akropolis zu Athen, am Fuße des Hymettus, später auch Enneakrunos (Neunbrunn) genannt, ward von Pisistratus mit Säulen umgeben und ist jetzt noch an einigen Röhrengängen kenntlich.

Callisen, 1) Heinrich, berühmter dänischer Chirurg, geboren am 11. Mai 1740 zu Preetz im Holsteinischen, besuchte die Domschule zu Schleswig, wurde sodann Lehrling in einer Barbierstube zu Kopenhagen, später Assistent bei einem Amtschirurgen, Kompagniefeldscheer zu Kopenhagen und nach einiger Zeit Reservechirurg beim Friedrichshospital zu Kopenhagen. Fleiß und Talent erwarben ihm hier das Reisestipendium. Er ging nach Frankreich und England und wurde 1771 zum Oberchirurgen der dänischen Flotte ernannt. Im Jahre 1772 erwarb er sich die medicinische Doctorwürde u. hielt hierauf an der Universität zu Kopenhagen als Professor der Chirurgie chirurgische Vorlesungen. Seit 1791 Generaldirektor bei der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, legte er 1805 diese Stelle nieder und † den 5. Februar 1824. Die Wissenschaft förderte er durch scharfsichtige Beobachtungen u. zweckmäßige systematische Bearbeitung seiner Erfahrungen. Seine „Institutiones chirurgiae hodiernae" (Kopenhagen 1777; 2. Aufl. unter dem Titel „Principia systematis chirurgiae hod.", das. 1798—1800, 2 Bde., die folgenden als „Systema chirurgiae hod." 4. Aufl., das. 1815—17, 2 Bde.; deutsch von Kühn, das. 1798—1800, und von seinem Neffen A. K. P. C., daselbst 1822—24) erlangten europäischen Ruf.

2) Adolf Karl Peter, ebenfalls ausgezeichneter Wundarzt, Neffe des Vorigen, den 8. April 1786 zu Glückstadt geboren, studirte seit 1803 zu Kiel und Kopenhagen Medicin und ward 1808 als Militärarzt angestellt. Nachdem er von 1809 an Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und Holland bereist hatte, ward er 1812 Reservechirurg am Friedrichshospital, 1813 Regimentschirurg, 1816 außerordentlicher und 1829 ordentlicher Professor an der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, 1830 Bibliothekar bei derselben, 1839 Staatsrath, endlich 1842 ordentlicher Professor an der Universität, nahm aber wegen Kränklichkeit

schon 1843 seinen Abschied und privatisirt seitdem in Altona. Sein Hauptwerk ist das „Medicinische Schriftstellerlexikon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker und Naturforscher aller gebildeten Völker" (Kopenh. 1829—37, 25 Bde.; Nachträge, das. 1838—45, 8 Bde.).

3) Georg, s. Calixtus 2).

Callistemon *Brown*, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, 5 Blumenblätter, zahlreiche lange, schöngefärbte Staubfäden, die 3- — 5fächerige Kapsel mit vielen Samen, neuholländische Sträucher mit steifen Wechselblättern und stiellosen Blüthen in Aehren über den Zweiggruben. Die bekanntesten Arten sind: C. lanceolatum *Dec.*, ein schöner Strauch mit lanzettförmigen Blättern und gedrängten, flaumigen Blüthen mit zahlreichen langen, scharlachrothen Staubfäden; C. lineare *Dec.*, häufig als prächtige Zierpflanze in Gewächshäusern, ausgezeichnet durch den hochrothen Staubfadenbüschel und die runden, glänzenden Samenkapseln, welche, wie die Blätter, Jahre lang stehen bleiben; C. speciosum *Dec.*, ein schöner, gegen 12 Fuß hoher Strauch mit prächtigen Blüthen und ebenfalls mit Jahre lang stehenbleibenden Kapseln, über welche die Zweige hinauswachsen. Man pflanzt diese Ziersträucher in sandige, mit $1/_6$ Torferde gemischte Heideerde, in nicht zu große Töpfe, durchwintert sie bei 4—6° W. im Glashause oder Zimmer und begießt sie im Winter mäßig, im Sommer (während dessen sie am besten an etwas schattiger Stelle in ein Kiesbeet gesenkt werden) reichlich. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen: erstere steckt man in sehr feinsandige Heideerde, und zwar am besten im September und Oktober, deckt Glocken darüber und durchwintert sie im Lauwarmhause oder im warmen Zimmer zwischen Doppelfenstern. Stecklinge, im Frühjahre gemacht, senkt man in ein lauwarmes, beschattetes Beet. Der feine Same wird am besten in sehr sandige Torferde gesäet, nur angedrückt und im Glashause, Zimmer oder lauwarmen Mistbeet feucht gehalten.

Callisthenes, Naturkundiger und Historiker aus Olynth, um 365 v. Chr. geboren, des Aristoteles Verwandter u. Schüler, hielt sich wegen historischer und naturwissenschaftlicher Studien in Athen auf, wo er innige Freundschaft mit Theophrast schloß, und begleitete hierauf Alexander den Großen auf seinem Zuge nach Asien. Der streng sittliche, offenherzige Mann kam bald durch freimüthige Aeußerungen über Alexanders libysche Vergötterung mit demselben in ein gespanntes Verhältniß, welches durch des Königs Gebot, nach Art der Perser vor ihm niederzufallen, und durch C.' Vertheidigung der öffentlichen Freiheit zur offenen Feindschaft wurde. Alexander wußte ihn als Theilnehmer an der Verschwörung des Hermolaus zu verdächtigen u. ließ ihn aus dem Wege räumen. Diese Ermordung lieh den späteren Philosophen und Rhetoren einen oft behandelten Stoff. C. schrieb in rhetorischem Styl hauptsächlich über Gegenstände der Geschichte und Natur, z. B. „Troicum bellum", „Phocicum bellum", „Hellenica" (Beschreibung des Feldzugs Alexanders in 10 Bdn.), ein Werk über das Auge, über die Natur der Pflanzen. Von ihm ist ein Pseudo-Callisthenes zu unterscheiden, welcher eine noch im Manuskript auf der pariser Bibliothek befindliche Geschichte Alexanders des Großen schrieb. Sie ist ein aus orientalischen Sagen hervorgegangener Roman von Simeon Seth, einem Arzte des 12. Jahrhunderts. Letronne glaubt, das in barbarischem Griechisch verfaßte Werk sei im 7. oder 8. Jahrhundert entstanden; Friedländer dagegen führt den Ursprung desselben bis in das Zeitalter der Ptolemäer zurück.

Callisto, Jagdgefährtin der Diana, nach Einigen Tochter des arcadischen Königs Lycaon, nach Andern des Nycteus, des Ceteus, oder auch eine Nymphe, wurde von Jupiter entehrt und, damit Juno die That nicht merke, in eine Bärin verwandelt. Die eifersüchtige Göttin ließ C. von Diana auf der Jagd erlegt werden. Jupiter versetzte sie als Aretus unter die Gestirne, ihren Sohn gab er der Maja zur Erziehung. Hyginus läßt die C., weil sie ihre Jungfräulichkeit nicht bewahrt, durch Diana verwandelt werden. Nach Ovid versetzte sie Jupiter unter die Gestirne, als eben ihre Sohn Arcas sie tödten wollte. C.'s Grab befand sich in Arkadien, 30 Stadien von der Quelle Cruni, und war ein mit Bäumen bepflanzter Hügel mit einem Tempel der Diana. Auf ihren Abbildungen (zu Delphi eine Statue u. in der Lesche daselbst ein von Polygnot gemaltes Bild) trägt sie ein Bärenfell. Nach Otfried Müller (Dorier, I, 372) war C. die alte arkadische Gottheit Artemis Callisto, was daraus erhelle, daß sich ihr Grab im Tempel der Göttin befand und sie selbst in eine Bärin verwandelt sein sollte, unter welchem Sinnbild die arkadische Göttin dargestellt wurde.

Callistratus, 1) einflußreicher athenischer Redner und tüchtiger Feldherr neben Thimotheus und Iphicrates, Sohn des Callicrates aus Aphidna, kam 372 v. Chr. an der Spitze einer Gesandtschaft nach Sparta und sprach daselbst mit Erfolg für die Einigung Sparta's mit Athen. Eine Rede von ihm soll den Demosthenes zuerst zum Studium der Beredtsamkeit entflammt haben. Um 363, man weiß nicht aus welchem Grund, zum Tode verurtheilt, floh C. nach Macedonien, verbesserte daselbst das Zollwesen und gründete Daton an der thracischen Küste. Ohne Erlaubniß aus der Verbannung nach Athen zurückgekehrt, wurde er hingerichtet.

2) C., Heiliger aus Karthago, wurde nach der Legende unter Diocletian ins Meer geworfen, aber von zwei Delphinen dem Tode entrissen. Durch dieses Wunder von der Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt, ließen sich sogleich 49 römische Soldaten taufen, u. als auch sie bei gleicher Strafe gleiche Rettung erfuhren, traten 135 ihrer Kameraden zum Christenthum über. Der erzürnte Landpfleger ließ nun C. und die 49 Bekehrten in Stücke hauen. Tag: 27. September.

Callitris *Vent.* (Sandarakbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, afrikanische u. neuholländische Bäume mit entständigen männlichen und weiblichen Kätzchenblüthen und 2flügeligen Nüßchen in aufspringenden Zapfen, wovon C. quadrivalvis *Vent.* (Tuja articulata *Desf.*), ein Strauch oder kleines Bäumchen in Nordafrika, auf Hügeln, mit sperrigen Aesten und dicht angedrückten, reihenständigen, schuppenartigen Blättern, wegen des aus der Rinde schwitzenden Harzes wichtig ist (s. Sandarak).

Callon, aus Aegina, berühmter Bildner in Erz,

Holz ꝛc., um Olymp. 60, Schüler des Tectäus und Angelion, verfertigte einen ehernen, von Aenetus geweihten Dreifuß für Amyclä, zwischen dessen Füßen ein Bild der Proserpina stand, und eine Statue der Athene Sthenias für die Burg von Korinth. Nach Quinctilians Urtheil gehörte er der ältesten äginetischen Schule an und verfertigte vielleicht die neuerlich zu Aegina gefundenen Kunstwerke.

Callot, Jacques, einer der berühmtesten Zeichner, Kupferstecher und Radirer seiner Zeit, als Sprößling einer angesehenen Familie geboren. C.s Vater war Wappenherold von Lothringen und Bar, suchte aber, nicht gerade in glänzenden Vermögensverhältnissen lebend, seinen Sohn für ein Amt im Staat auszubilden. In C. aber regte sich früh ein unwiderstehlicher Drang nach künstlerischem Schaffen, der im Atelier des vortrefflichen Glasmalers Claude Henriet am Hoflager von Nancy mit seinem Glanz und seiner Sammlung italienischer Kunstwerke reichliche Nahrung fand. Der väterliche Zwang, der dem Sohne Pinsel und Grabstichel, als unadelige Werkzeuge, entreißen wollte, führte endlich den ersten Ausbruch des Ungestüms herbei, mit welchem C. sein Ziel verfolgte. Kaum 12 Jahre alt, entfloh er, fast mittellos, dem Vaterhause, schlug den ersten besten Weg nach Italien ein und schloß sich einer Zigeunerbande an, die dieselbe Straße zog. Die Eindrücke, welche die abenteuerlichen Gestalten und das ganz eigenthümliche Leben derselben auf C. machten, haben sich später in vielen seiner Darstellungen abgeprägt und insbesondere ihm den Stoff zu den berühmten 4 Blättern geboten, auf welchen er seine „Bohémiens“ auf so ergötzliche und geistreiche Weise verewigte. In Florenz verließ er die Bande, ohne daß ihn, wie er in späteren Jahren erzählte, in den Höhlen des Lasters die schützende Hand Gottes je verlassen gehabt hätte. Ein Offizier nahm sich des wohlgebildeten und offenherzigen Knaben an, übergab ihn Remy Canta-Gallina, einem gewandten Federzeichner, der ihn besonders die Radirnadel zu beherrschen lehrte, und stattete ihn, als C.s Sehnsucht nach Rom nicht mehr zu hemmen war, auch mit dem nöthigen Reisegeld aus. Kaum hatte der Jüngling einige Straßen Roms wie träumend durchschwärmt, als Kaufleute aus Nancy auf ihn stießen und ihn durch die Vorstellung von dem Kummer der Seinigen zur Heimkehr bewogen. Wie freundlich auch hier die Aufnahme war, des Vaters Ansicht war die alte geblieben, der Stift mußte der Feder, die Zeichnung dem Buche weichen, und es vergingen kaum zwei Jahre, so enteilte C. abermals dem unerträglichen Zwang dem alten Ziele zu. Der Zufall führte ihn jedoch schon in Turin einem seiner älteren Brüder entgegen. Er kehrte auch dieses Mal zurück und fand wiederum versöhnliche Herzen. Endlich vom Kunstdrang des Sohnes überzeugt, schickte ihn der alte C. im Gefolge einer Gesandtschaft nach Rom, wo der achtzehnjährige Jüngling alle Thore zu den Schätzen der Kunst geöffnet fand. C. begann hier seine Studien bei dem Maler Julius Parigi, fühlte aber bald einen stärkeren Beruf zum Kupferstecher als zum Maler und wurde daher ein Schüler von Philipp Thomassin aus Troyes. Unter dessen Anleitung bildete er berühmte Gemälde, besonders große Altarblätter, mit dem Grabstichel nach; 18 Blätter, die er ungefähr bis zum 20. Lebensjahre vollendet, zeugen von rascher Ausbildung seines Talents, sind aber noch ohne besondern Werth. Hierauf ging er nach Florenz, um „sein Heil in der Selbstständigkeit seines Talents zu suchen“. Der Umstand, daß er mit der Mutter des Großherzogs Cosmus' II., Katharina, dieselbe Heimat hatte, zog die Aufmerksamkeit desselben auf ihn und verschaffte ihm ein Jahrgehalt, freie Wohnung und andere Vortheile, so daß er nun ausschließlich seiner Kunst leben konnte. Er knüpfte die alte Bekanntschaft mit Canta-Gallina wieder an und machte die Werke der großen Meister Andrea del Sarto, Perino del Vaga u. A. zu Ausgaben für seinen Grabstichel. Zu seinen besten Leistungen aus dieser Zeit gehören: eine Madonna nach A. del Sarto, gegen 50 Stücke aus größeren Gemälden, vorzüglich aber 20 Stiche, Schlachten und Siege der Medicis darstellend, und die sieben Todsünden, nach Bernardino Barbatello, genannt Poccetti, in 4 Blättern. Noch aber hatte er sein rechtes Feld nicht gefunden. Zum raschen und allezeit fertigen Hinstellen seiner Phantasiegebilde genügte ihm weder der Pinsel, noch der Grabstichel, und die großen Formate vergrößerten nur die Mühe, ohne dem Geist mehr Spielraum zu gönnen. Einer raschen u. durchaus selbstständigen Produktion zu Liebe griff C. erst jetzt ausschließlich zur Radirnadel und zu der Aetzkunst. Das Wunder des heil. Mansuetus, der, als Bischof von Toul, einen beim Ballspiel plötzlich gestorbenen Prinzen vom Tode auferweckt, war sein erster glücklicher Versuch. Neue Aufträge feuerten ihn zu weiterem eifrigen Fortschreiten auf dieser Bahn an. Die prachtvollen Rittermummereien, Turniere, Karussels ꝛc. am glänzenden Hofe von Florenz veranlaßten in rascher Folge die Entstehung von 4 Blättern Hoffeste und 6 Blättern Schauspiele und Ballete, denen gleich schnell 4 Blätter Schiffe und Galeeren des Herzogs, ein Skizzenbuch für junge Maler und mehre größere Werke wie der Märtyrertod der unschuldigen Kinder, der Markt bei dem Bilde der Madonna del Imprunetta (Messe von Florenz genannt), die Versuchung des heiligen Antonius ꝛc. folgten. Nach Cosmus' II. Tode kehrte C., die Gönnerschaft seines unwürdigen Nachfolgers verachtend, nach Nancy zurück und fand dort bei Herzog Heinrich wie bei den Seinen den freundlichsten Empfang. Seine Stellung war hier dieselbe wie in Florenz. Er heirathete 1625 ein Fräulein Katharina Kuttinger. Von der Unzahl Blätter aus dieser Zeit erwähnen wir nur: 392 Heiligenbilder, ein Martyrologium für den Kardinal Richelieu, eine zweite Bearbeitung des schon in Florenz erschienen Skizzenbuchs, viele kleine Blätter aus dem Leben der heiligen Familie, die Passion, in zwei verschiedenen Reihenfolgen, Kapricen- und Maskendarstellungen; besonders aber wird das große Karussel und die große Straße, in welcher dasselbe vorging, 10 Blätter, als eins seiner schönsten Werke gerühmt. In seinen späteren Werken wird ein erheblicher Fortschritt im Gebrauche der Radirnadel und eine größere Verbindung derselben mit dem Grabstichel sichtbar. In kleinen Figuren pflegte C. nämlich jetzt alle Schraffirungen und Kreuzstriche so viel als möglich zu vermeiden und die Schatten durch einfache, mehr oder weniger mit dem Grabstichel vertiefte oder verbreiterte geschwungene Linien darzustellen, wodurch sich seine Schat-

tenpartien durch größere Helligkeit und Bestimmtheit auszeichnen. Werke dieser Art sind seine Bettler, Zigeuner ꝛc., eine Sammlung von 25 Blättern, die er unter dem Titel „Capitano de Baroni“ herausgab; ferner 18 große und 7 kleine Blätter, „Misères de la guerre“, seine Phantasien ꝛc. Wie der lothringische Hof suchten nun auch andere Höfe die Verherrlichung ihrer Hoffeste oder Kriegsthaten durch C.s Nadel bewerkstelligen zu lassen. Für die Statthalterin der spanischen Niederlande, Klara Eugenia Isabella, stach er die Belagerung von Breda; Ludwig XIII. berief ihn an seinen Hof und übertrug ihm die Ausführung der Befreiung der Insel Ré (18. November 1627) und der berühmten Eroberung von La-Rochelle (31. Oktober 1629). C. wurde in Paris mit Ehren und Reichthümern überschüttet; aber die glänzendsten Anerbietungen schlug er aus, als er den „noble Lorrain“, wie ihn Hussons „Eloge historique“, bezeichnet, durch Frankreich in sich verletzt sah. Als nämlich der König einen Familienzwist mit seinem Bruder Gaston von Orléans und dessen Verbindung mit der lothringischen Fürstenfamilie benutzte, um das Herzogthum mit Krieg zu überziehen, 1633 Nancy zu erobern u. das ganze Land dem französischen Reiche einzuverleiben, war es C., der, vom König zu Hof geladen und aufgefordert, die Eroberung von Nancy, wie jene von La-Rochelle, zum Gegenstand einer Darstellung zu machen, unumwunden bat, ihn mit so entehrenden Aufträgen zu verschonen, denn er sei ein Lothringer und werde nie die Hand anlegen zur Abbildung der Schmach seines Fürsten und Vaterlandes. Eben so wenig nahm er das Anerbieten eines ansehnlichen Jahrgehalts an, wenn er sich in Paris niederlassen wolle; er blieb in Nancy. Zu seinem patriotischen Gram gesellten sich auch noch Körperleiden. In diesem Zustande überkam ihn wieder eine Sehnsucht nach Italien, aber während der Vorbereitungen zu dieser Reise † er, am 28. März 1635. Sein schönes Denkmal fiel unter den Streichen der französischen Revolution. Ein Hauptzug in C.s edlem Charakter war sein warmes Gefühl für Freundschaft: es war ihm Bedürfniß, täglich einige Stunden im Kreise der Freunde zu verweilen, u. gerade da schien zugleich seine Phantasie in den geistreichsten Bildern auszuströmen, sein Griffel war da unermüdlich im Skizziren. C.s Einfluß auf die Kunstentwicklung seiner Zeit u. sein Standpunkt in der Kunstgeschichte ist in mehrfacher Beziehung von eigenthümlichem Interesse. Das Leben C.s fiel in eine Zeit, in welcher in Frankreich die italienische Kunst endlich Wurzeln zu treiben begann, u. wo das wilde und flüchtige Skizziren mit der Radirnadel, bei dem alle übrigen Anforderungen der Kunst dem geistreichen, schnell hingeworfenen Gedanken geopfert wurden, alle wahre Kunst zu verdrängen drohte. Dieses Kunsttreiben brachte nun C. in seinem Vaterlande auf eine Höhe, wie sie nach ihm nicht wieder erreicht worden ist, u. gerade dadurch bewirkte er, daß sich seine Zeitgenossen u. die Nachkommen C.s Meisterschaft als unerreichbar anerkennend, wieder dem Grabstichel zuwandten u. dadurch die Kupferstecherkunst einer neuen Blüthe entgegenführten. „C.s Kunststreben war ohne allen Aufschwung zum Idealen, lediglich der treuen Auffassung der Natur zugewendet. Diese suchte er wiederzugeben, wie er sie fand u. um sich sah, aber eben so durch überraschende Wahrheit und Innigkeit zur Kunst erhoben, wie wir sie in den reizenden Meisterstücken der niederländischen Schule, in den Schöpfungen eines Dow, Mieris, Metzu, Ostade u. A. erblicken. Darum sind auch diejenigen seiner Schöpfungen, welche der heiligen Geschichte angehören. z. B., Passion, Kindermord ꝛc., von geringerem Kunstwerthe, als diejenigen, welche sich in dem profanen Gebiete bewegen. Hier aber ist er ganz eigentlich zu Hause, und das Charakteristische seines Genius, Humor, Keckheit, Spott, Ironie, selbst ein reichlicher Zusatz von Bizarrerie u. vom Gespenster- und Dämonenartigen leuchten überall hervor.“ C.s vorzüglichste Stärke aber lag in der gewandten Bewältigung der Massen. In der Anordnung, Komposition und Ausführung des Lichts wird ihm weniger Lob zu Theil; indeß geht seine Kunst auch eigentlich über die Regeln der Malerei hinaus, oder vielmehr seine Zeichnungen sind nur Reflexe aller der phantastischen, wunderlichen Erscheinungen, die der Zauber seiner überreichen Phantasie hervorrief. Aber frisch und eigenthümlich ist er immer sowohl in seinen Phantasien, als in seinen aus dem Leben genommenen Darstellungen; selbst das Gemeinste im Alltagsleben umgibt er mit einem romantischen Schimmer u. spricht kräftig u. wunderbar zu jedem für phantastische Gebilde empfänglichen Gemüth. Die Gesammtzahl der Blätter C.s ist nicht mehr zu ermitteln; die vollständige Sammlung im königlichen Kupferstichkabinet zu Dresden zählt 1800 Stücke; nach dieser besitzt die Kunstkammer zu Braunschweig die größte Sammlung. Ein kritisch genaues Verzeichniß ist bei den vielen nach seinen Zeichnungen in seiner Manier gearbeiteten u. meist mit seinem Namen bezeichneten Blättern nicht zu ermöglichen.

Callot-Hoffmann, s. v. a. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Calluna *Salisb.* (**Heidekraut**), Pflanzengattung aus der Familie der Ericineen, charakterisirt durch den 4blättrigen, gefärbten, von 6 Deckblättern umgebenen Kelch, die glockenförmige, 4spaltige, verwelkt stehenbleibende Blumenkrone, die 2theiligen, am Grunde 2spornigen Antheren und die 4fächerige, 4klappige Kapsel, erst neuerlich von der Gattung Erica getrennt, von der sie sich durch die glockenförmige Blumenkrone und die von der Scheidewand der Kapsel sich lösenden Klappen hinlänglich unterscheidet. C. vulgaris *Salisb.*, gemeines Heidekraut, Immerschönkraut. Erica vulgaris *L.*, mit kaum 1 Linie langen, 3seitigen, an der losen Basis halbpfeilförmigen, gegenständig 4reihigen, abstehenden und ziegeldachlichen, meist kahlen, nur am Rande sehr fein behaarten Blättern u. nickenden, auf kurzen Stielchen stehenden, heller oder dunkler lilafarbigen, selten weißen Blüthen in endständigen, einseitswendigen, nicht selten an der Spitze beblätterten Trauben, ist ein durch fast ganz Europa verbreiteter, kleiner, auf Bergen u. Heideflächen, besonders auch in Nadelhölzern den dürren, sandigen Boden oft meilenweit bedeckender Strauch, dessen mit braunen Staubkölbchen versehene, zierliche Blüthen eine Art Immortellen sind, aber zugleich ein gutes Bienenfutter gewähren, weßhalb man die Bienenstöcke im Spätsommer in die Heidegegenden zu bringen pflegt. Aus den Stämmen und Zweigen werden Besen verfertigt. Ganz mit Heidekraut bewachsene Strecken werden

abgebrannt u. dadurch auf einige Zeit zum Anbau fähig gemacht. An feuchten Orten ändert der Strauch mit flaumigen Blättern ab. Ehedem schrieb man den beblätterten Zweigen, Herba Ericae s. Ericae vulgaris, auflösende und zertheilende Kräfte zu und wendete sie besonders gegen Steinbeschwerden an; eine Abkochung der Blüthen gab man bei Leibschmerzen, und der Saft der Blätter sollte bei Augenschwäche heilsam sein. Die ganze Pflanze ist tonisch adstringirend und wird in einigen Gegenden zum Gerben, sowie zum Gelbfärben gebraucht.

Callus (lat.), die sich neubildende Knochenmasse, durch welche die Heilung von Knochenröhren bewirkt wird. Vor Alters glaubte man, daß sich das neue, die Bruchenden verklebende und wieder befestigende Gewebe aus dem bei dem Bruche sich ergießenden Blute, oder aus einem aus den Knochenenden ausspritzenden leimartigen Safte, dem sogenannten Succus osseus, bilde. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts hat sich die in der Mitte des vorigen schon ausgesprochene, nachher aber wieder angefochtene und namentlich durch den berühmtesten Physiologen jener Zeit, Albrecht von Haller, bestrittene Ansicht von der Bildung des C. aus der Verknöcherung der Beinhaut und der Markhaut festgestellt. Der französische Chirurg Dupuytren war es hauptsächlich, welcher mit seinen epochemachenden Untersuchungen über den C. die neuen Ansichten zu allgemeiner Geltung brachte. Er und Cruveilhier waren es auch, welche mit Recht dem umliegenden Muskelgewebe einen großen Antheil an der Bildung des neuen Gewebes zuschrieben. In Deutschland hat namentlich Chelius viel dazu beigetragen, daß die dupuytrensche Lehre allenthalben Eingang fand. Später hat eine große Anzahl von Forschern durch Versuche an Thieren die Annahmen Jener im Allgemeinen bestätigt. In neuester Zeit hat durch die Fortschritte der Gewebslehre, welche dieser Zweig der medicinischen Wissenschaften dem Mikroskop verdankt, die Lehre von der Callusbildung eine sehr eingehende und mehr und mehr entscheidende Bearbeitung erfahren, wobei manche Irrthümer der früheren aufgedeckt und berechtigt worden sind. Mit Bestimmtheit läßt sich jetzt annehmen, daß an der Bildung des C. nicht nur der Knochen selbst, sondern auch die ihn umgebenden Weichtheile, namentlich aber von außen die Beinhaut, von innen her das das Mark tragende Bindegewebe, das sehr blutreich ist und eine große Anzahl von zelligen Gebilden besitzt, Theil nimmt. Die Knochen vermögen zwar in seltenen Fällen bei sehr genauer Vereinigung so zu heilen, daß keine Spur einer Knochenneubildung nachzuweisen ist, in der Regel aber geschieht der Vorgang folgendermaßen: Durch den Bruch der Knochen, die Zerreißung der Beinhaut, der umliegenden Weichtheile und des Markes entsteht stets eine Blutung aus den verletzten Gefäßen. Das Blut ergießt sich in die Muskeln und die Markhöhle, welche letztere von demselben in ihrem Lumen oft vollkommen ausgefüllt wird. Das Blut gerinnt anfangs, entfärbt sich später allmählig, zerfällt und wird dann nach und nach aufgesaugt. Gleichzeitig hat sich aber um die Bruchenden ein entzündlicher Zustand ausgebildet, wodurch die umgebenden Weichtheile anschwellen und ein dichteres Gefüge annehmen, so daß eine Art Kapsel entsteht, in welcher die Bruchenden eingebettet liegen. Dieses würde die erste Periode der Heilung bilden, welche etwa 8—10 Tage währt. Die Anschwellung der Umgebung des Bruches nimmt dann allmählig wieder ab, und es bleibt nur eine fühlbare Verdickung dicht um die Bruchenden zurück, welche in der Regel eine cylindrische Gestalt annimmt. Diese Anschwellung hat bereits eine knorpelähnliche Beschaffenheit, welche zwar schon einen hohen Grad von Festigkeit besitzt, jedoch noch biegsam ist und erst eine geringe Menge von Knochensalzen in sich aufgenommen hat. Jetzt erst, nach 3 Wochen etwa, beginnt die eigenthümliche Verknöcherung des anfangs noch schwammigen Gefüges, und zwar sowohl auf der Außenseite des Knochens, als auch im Innern desselben, das erst in der 3. und 4. Periode (die bis zu 3—4 Monaten währen kann) in eine feste, unbiegsame, mit allen Elementen des wahren Knochens und Kanälchen, Knochenkörperchen, Blutgefäßen 2c. versehene Textur übergeht, wobei sich dann allmählig auch wieder eine Markhöhle bildet. Selbst dann, wenn die Bruchenden nicht vollkommen wieder in ihre normale Lage zurückgebracht worden waren oder an einander gefügt werden konnten, bildet sich diese Callusmasse, und es entstehen selbst in diesen Fällen solide Verbindungen zwischen den Bruchenden, die alsdann brückenartig von einem Ende zum andern hinübergehen. Bei solchen ungenauen oder sogar schlechten Vereinigungen währt nur die Heilung, d. h. die Solidwerdung der Callusmasse, viel länger, als bei genauer und sorgfältiger Vereinigung, die durch gut passende und die Bruchenden in unbeweglicher Berührung erhaltende Verbände am sichersten erzielt wird. Ueberhaupt wirken außer der genannten Bedingung noch manche andere auf die Heilung wesentlich ein. Namentlich hängt diese von der Bruchstelle selbst ab, je nachdem diese durch gehörige Blutzufuhr hinreichend ernährt wird oder nicht. Auch das Alter nach der Gesundheitszustand des Individuums, oder die Art der Gewalt, welche den Bruch hervorgerufen hat u. den Zustand der ihn umgebenden Weichtheile bedingt, üben einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung und Konsolidirung der Callusmasse aus. Bekannt ist, daß bei Kindern Brüche meist sehr leicht, bei alten Leuten nur sehr schwer und oft gar nicht heilen, da bei letzteren der nöthige Grad von entzündlicher Reizung der Umgebung des Knochens und des Knochens selbst, der sich namentlich im höhern Alter in einem Zustande der Atresie (s. d.) befindet, gern entweder ganz ausbleibt, oder nur in ungenügendem Maße eintritt. Ein gewisser Grad von Entzündung muß nämlich stets vorhanden sein, wenn Heilung gebrochener Knochen erfolgen soll, da sich nur durch diese diejenigen Vorgänge einleiten, welche zur Bildung einer Knochenneubildung unumgänglich nothwendig sind. Findet ein solcher Grad von Entzündung nicht Statt, so entsteht, wie dies auch beim Skorbut oder bei eigenthümlichen Knochenkrankheiten, z. B. beim Beinfraß 2c., der Fall ist, kein verbindender C., sondern ein falsches Gelenk, das dann dem Gebrauch eines Beines oder Arms sehr hinderlich werden kann. Als allgemeine Regel kann angenommen werden, daß ein Finger 10, eine Rippe 15, ein Schlüsselbein 20, ein Vorderarmknochen 30, ein Oberarm 40, ein Schienbein 50,

ein Oberschenkel 60 Tage zur Verheilung bedarf; oft sind 5—6 Monate zur wirklichen Verknöcherung nöthig. Auch die Hauptschwiele, d. h. die durch fortgesetzten Druck herbeigeführte Verdickung der Oberhaut nennt man C. oder **Kallosität**. In der botanischen Terminologie heißt C., **Schwiele**, eine glänzende, harte, wulstige Erhabenheit auf gewissen Pflanzentheilen, besonders auf Blättern, Samen, Beeren 2c.

Calmet, Augustin, exegetischer u. historischer Schriftsteller, den 26. Februar 1672 zu Mesnil la Horgue in der Diöces von Toul geboren, trat 1689 in den Benediktinerorden von der Kongregation des heiligen Vannus und studirte in dem Kloster desselben. In der Abtei Moyen-Moulier lehrte er seit 1698 Philosophie und Theologie, kam 1704 als Subprior u. Vorsteher einer gelehrten Mönchsgesellschaft in die Abtei Münster im Elsaß, ging wegen der Herausgabe seines Kommentars über die heilige Schrift 1706 nach Paris, hielt dann Vorlesungen in mehren Klöstern seiner Kongregation, wurde 1715 Prior zu Lay, 1718 Abt zu St. Leopold zu Nancy und 1719 Visitator seiner Kongregation. Seit 1728 Abt von Senones in Lothringen, † er den 25. Okt. 1757 zu Paris. In seinem „Commentaire sur tous les livres de l'ancien et du nouveau testament" (Paris 1707—16, 23 Bde.) entwickelt er den Wortverstand mit großer Unbefangenheit und Vermeidung mystischer und allegorischer Erklärungen. Das „Dictionnaire historique et critique de la bible" (Paris 1722—28, 4 Bde.) wurde ins Englische, Holländische und Deutsche (von Glöckner, Liegnitz 1751—54, 4 Bde.) übersetzt und auch von Protestanten häufig benutzt. Als selbstständiger Forscher bewährte er sich in der „Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine" (Nancy 1728, 4 Bde.; 1745—47, 7 Bde.). Sein Leben beschrieb sein Neffe Fangé (Par. 1763).

Calne, Stadt in der englischen Grafschaft Wilts, am gleichnamigen Fluß, nordöstlich von Bath, mit 5130 Einwohnern, welche Tuchfabrikation betreiben, und einem schönen Schloß des Herzogs von Landsdown; in der Nähe ein im Kalksteinfelsen eines Berges ausgehauenes Pferd im Trabe, 157 Fuß lang, auf Kosten eines Privatmannes gemacht 1780.

Calochortus *Pursh*, Pflanzengattung aus der Familie der Juncaceen, mit 6theiliger, offen stehender Blumenkrone, kurzen, auf der Basis der Blumenkrone eingefügten Staubfäden und 3fächeriger Kapsel, schöne, zierliche, krautartige Gewächse in Louisiana, Mexiko und Kalifornien. Als Zwergpflanzen werden kultivirt: C. elegans *Pursh*, mit weißen, unten mit rothem Fleck gezeichneten hängenden Blüthen; C. luteus *Dougl.*, mit endständigen gelben, blutroth punktirten Blüthen; C. splendens *Benth.*, mit lilafarbigen Blüthen, und C. venustus *Benth.*, mit weißen, roth und grün gefleckten Blüthen. Die kleinen Zwiebeln dieser sehr empfehlenswerthen Zierpflanzen kann man, je 4—6 in einem Topf, in sandige, nahrhafte Damm- oder Rasenerde pflanzen, und zwar mit einer Unterlage zerschlagener Topfscherben. Uebrigens durchwintert man sie an frostfreiem Orte (unter trockener Bedeckung und an guter Stelle auch im freien Lande), begießt sie in der Vegetationszeit mäßig, in der Ruhezeit gar nicht und vermehrt sie durch Nebenzwiebeln. Man kann sie auch jährlich im Frühling ins Land pflanzen und im Herzen ausheben, dann trocken aufbewahren und im December oder Januar, wenn sie wieder treiben, bis zur Zeit, wo man sie wieder ins Land setzen darf, in Töpfe pflanzen.

Calomarde, Don Francisco Tadeo, spanischer Staatsmann, wurde 1775 in dem Flecken Villel in Aragonien von armen Aeltern geboren und mußte sich auf der Schule zu Teruel, desgleichen auf der Universität zu Saragossa sehr kümmerlich durchhelfen, lag aber der Wissenschaft mit solchem Eifer ob, daß er sich bald den Doktorgrad der Rechte erwerben konnte und zugleich als Mitglied der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Aragonien fungirte. Er bewarb sich um die häßliche Nichte des Leibarztes des Königs, Berga, und begehrte als einzige Mitgift, daß ihm des Oheims Einfluß eine Anstellung, wo möglich im Ministerium der Justiz, verschaffen möchte. Zur eigenen Empfehlung trug C. aus verschiedenen Schriften eine Art Abhandlung über den Getreidebau in Aragonien zusammen, deren Dedikation ihre Wirkung gleichfalls nicht verfehlte. So fand er eine Anstellung im Justizministerium. Da er jetzt aber sein Eheversprechen vergessen zu haben schien, ließ ihn der König auf Godoy's Betrieb vor sich rufen und zwischen augenblicklichem Abschluß der Ehe oder den Galeeren wählen. Die Ehe wurde geschlossen, war aber eine unglückliche und wurde von C. 1808 wieder gelöst. Die Wechselfälle, welche nun über Spanien hereinbrachen, eröffneten C.'s Ehrgeiz ein Feld der Thätigkeit. Er folgte zunächst der Centraljunta von Aranjuez, zu deren Chef er als Anhänger der Konstitution gewählt worden war, nach Sevilla und Cadix, war aber nach der Rückkehr Ferdinands VII. der Erste, welcher in Valencia dem unumschränkten König huldigte. Sein Lohn war die Ernennung zum obersten Beamten der Secretaria general de Indias. Da er sich aber den betrügerischen Verkauf eines amerikanischen Bisthums zu Schulden kommen ließ, ward er nach Toledo und nach einer heimlichen Rückkehr nach Madrid bis 1820 nach Pampelona verbannt. In diesem Jahre der Wiederherstellung der spanischen Konstitution suchte C. unter den Fahnen der Liberalen neuen Spielraum, gewann aber erst Einfluß, als 1823 die Konstitution durch französische Waffen abermals zertrümmert worden war. Die absolut-monarchische Partei bewirkte seine Ernennung zum Sekretär der Camera del real patronata, und die apostolische Partei spielte ihm 1824 auch das Portefeuille der Justiz in die Hände, so daß C. die zwei einflußreichsten Aemter Spaniens inne hatte. Acht Jahre lang gingen nun die wichtigsten Staatsgeschäfte durch seine Hände, die Gunst des schwachen Königs gab ihm unumschränkte Macht. Die Erwerbung von Civil- und Militärstellen, sowie von Orden und anderen höfischen Begünstigungen war nur durch ihn möglich. Dazu durchspürte eine geheime Polizei jeden Winkel, wo sich ein freier Gedanke hätte verbergen können, die Jesuiten überflutheten das Land, Kloster um Kloster erhob sich, während man die Universität schloß und, die längst entwaffneten Liberalen aufs Grausamste verfolgend, in den sogenannten royalistischen Freiwilligen ein serviles Söldnerheer heranzog. Dabei war C.'s

Blick spähend nach allen Seiten und Parteien hingewandt, da er wohl einsah, daß die damaligen Zustände nicht von langer Dauer sein und mit des Königs Tod ihn mit in ihren Umsturz reißen könnten. Aber gerade diese Vorsicht war es, welche ihn noch zuvor stürzte. Die Stärke der karlistischen Partei erwägend, suchte er sich der Gunst des Don Carlos im Voraus zu versichern, täuschte aber das Auge der Oeffentlichkeit dadurch, daß er jeden mißlungenen karlistischen Aufstand mit unerhörter Strenge bestrafte. Als nun im September 1832 König Ferdinand VII. in La Granja plötzlich von einem so heftigen Gichtanfall betroffen ward, daß ihn der Leibarzt Castello für todt erklärte, begrüßte C. sogleich und zuerst den Infanten Don Carlos als König. Aber Ferdinand lebte noch. Um nun der einmal begonnenen Rolle treu zu bleiben, unterstützte C. aufs Eifrigste den bekannten, vom Grafen Alordia geleiteten Versuch, den schon ganz schwachen König zur Zurücknahme seines Dekrets und Testaments zu vermögen, worin die Königin zur Regentin des Reichs erklärt war. C. selbst verfaßte das neue Dekret, wodurch das salische Gesetz in seinem ganzen Umfange wieder hergestellt wurde. Er erreichte seinen Zweck, lud aber dadurch den allgemeinen Haß auf sich, und die Rache folgte ihm auf dem Fuße. Die Infantin Donna Luise Charlotte, Gemahlin des Infanten Don Francisco de Paula u. Schwester der Königin Christine, eilte sofort nach La Granja, ließ hier an C. allen Zorn eines wüthenden spanischen Weibes aus, ja, sie soll ihn sogar ins Gesicht geschlagen haben, und auf ihr energisches Einschreiten nahm der König das Dekret vom 29. März 1830 zurück und erklärte die Umänderung seines Testaments am 31. December 1832 für erschlichen. C. wurde auf seine Güter in Aragonien verwiesen und sollte 3 Monate später sogar verhaftet werden, entkam aber verkleidet nach Frankreich. Hier lebte er zurückgezogen, anfangs zu Orléans, dann zu Toulouse, wo er 1842 †.

Calonne, Charles Alexandre de, französischer Finanzminister bis zum Ausbruch der Revolution, geboren am 20. Januar 1734 zu Douai, wo sein Vater die Stelle eines ersten Präsidenten des Provinzialparlaments für das französische Flandern verwaltete, studirte zu Paris die Rechte, wurde Advokat zu Artois, dann Generalprokurator in seiner Vaterstadt und 1763 Maître des requêtes. In letzterer Stellung ließ sich C. von dem Herzog von Aiguillon und den Jesuiten dazu gebrauchen, den freisinnigen und allgemein geachteten Generalprokurator La Chalotais unter dem Vorgeben, in einem untergeschobenen Pasquill gegen den König seine Handschrift erkannt zu haben, zu verhaften. Er erhielt dafür den einträglichen Posten eines Intendanten von Metz, dann von Lille. Sein Ehrgeiz strebte jedoch nach dem Portefeuille der Finanzen des Reichs, und gelang es ihm wirklich, durch den Grafen von Artois, den Minister des Auswärtigen, Vergennes, und die Herzogin von Polignac, 1783 auf den Posten zu gelangen, auf welchem vor ihm Turgot, Necker, Fleury und Ormesson nach einander gestanden hatten. Die Höflinge von Versailles jauchzten dem neuen Minister hoffnungsvoll entgegen, denn der Ruf, der seiner Verwaltung voranging, versprach den königlichen Schlössern nach Neckers Sparsamkeit neue goldene Tage; nur die Königin war durch ihren Vertrauten, Abbé Vermont, wenig günstig für C. gestimmt worden. In der That hatte C. in wenigen Jahren die zerrütteten Finanzen so völlig umgestaltet, daß er jetzt die unmäßigen Bedürfnisse des Hofs ohne Anstoß befriedigen, Gehalte und Pensionen vermehren, die Schulden der Prinzen bezahlen, sowie die Rückstände, zu deren Abtragung die öffentlichen Kassen verpflichtet waren, vollständig abzahlen konnte. Alles, was Necker mit der größten Anstrengung nur höchst unvollkommen ins Leben geführt hatte, vollbrachte C. gleichsam spielend. Damit konnte er indeß, wenn auch den König, doch nicht die Korporationen, die Parlamente, am allerwenigsten einen Necker, Turgot ꝛc. auf längere Zeit täuschen. Die Mittel, mit welchen C. auf Augenblicke für Alles Rath zu schaffen wußte, waren Anleihen auf Anleihen, Vorausnahme zukünftiger Zahlungen und Verschiebung fälliger Ausgaben. Necker brachte in seinem Werke „Ueber die Finanzverwaltung" diese Gebrechen des Staatshaushalts vor die Oeffentlichkeit. Auch der König hegte Besorgniß, aber er wählte zu deren Beseitigung ein unkluges Mittel: um dem drohenden Brande zu entgehen, vertrieb er den Wächter, welcher Feuer rief. Necker ward aus der Hauptstadt verwiesen; im Uebrigen blieb es beim Alten, ja der König hielt, als 1785 das Parlament zum ersten Male der Regierung entgegentrat, die eine neue Anleihe C.'s von 80,000,000 Franken beschlossen und eine Fortdauer der erhöheten Grundsteuer registrirt wissen wollte, der Volksstimme zum Trotz ein Lit de justice, bestand auf seinem königlichen Befehl und brachte die Parlamente zum Schweigen. C. triumphirte; aber Ludwig XVI. verlangte die Darlegung eines geregelten Finanzplans, durch welchen künftigen Verlegenheiten und despotischen Maßregeln vorgebeugt werden könnte, und wollte vor Allem neue Anleihen, neue Auflagen und neuen Widerspruch der Parlamente vermieden wissen. So schwierig auch diese Aufgabe war, so wenig konnte ein C. dadurch in Verlegenheit gebracht werden. Mit unbefangener Offenheit that er das vieljährige steigende Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben dar, gestand, daß er dies bisher verheimlicht habe und um des öffentlichen Kredits willen auch ferner verheimlichen werde, und daß er deshalb auch allen Verpflichtungen des königlichen Schatzes pünktlich zu genügen getrachtet habe. Für die beiden Hauptrettungsanker erklärte er Geistlichkeit und Adel; sie würden das Eingehen auf ein gleichmäßiges Abgabensystem dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer bringen, die Geistlichkeit, wegen der Wohlthaten, welche sie unter einem frommen König, im Besitz so großer Reichthümer, genieße, und der Adel, weil er in Nordamerika den wahren Werth des Staatsbürgerrechts kennen gelernt habe. Namentlich führte er als opferbereit den Grafen von Artois, das Haus Condé und Vergennes, sowie die Erzbischöfe von Toulouse, Aix und Bordeaux an. Die Regulirung der neuen Finanzordnung sollte zunächst der Versammlung der Notablen überlassen werden, da eine Reichsversammlung den widerspenstigen Kastengeist und seine unangenehmen Folgen heraufbeschwören könnte. Diesem Plane gab der König seinen Beifall, wiederum aus Unkenntniß der Sache, seiner Umgebung und seiner eigenen Lage; denn daß die

Ausführung dieses Plans nicht ein Jahr, wie C. vorspiegelte, sondern mehre Menschenalter erfordere, daß C. dazu das Nöthigste: Gewissenhaftigkeit, Ernst, Beharrlichkeit, abgehe, u. daß die königliche Auktorität in raschem Schwinden begriffen sei, davon ahnte der Monarch nichts. Desto erschütternder wirkte die Nachricht von der Einberufung der Notablen auf den 27. Dec. 1786 auf die Gemüther in ganz Frankreich, am niederschlagendsten aber auf den Hof, dem bis zu dieser Stunde noch das „L'état c'est moi“ als das höchste Staatsgesetz gegolten hatte. Die nächste Möglichkeit der Finanzregulirung war der Sturz des Ministers C., der ohnedies um diese Zeit (13. Februar) seine beste Stütze, den Minister Vergennes, durch den Tod verloren hatte. Für C. selbst entsprang aus dem genannten Restaurationsplan der Finanzen eine Reihe von Anfeindungen und Komploten. Er hatte die sämmtlichen Notablen, selbst die Königin, gegen sich, denn die öffentliche Meinung stimmte darin überein, daß zur Durchführung so wichtiger Restaurationspläne nur ein Mann tauge, welcher C. an Leichtsinn, Hoffärtigkeit und Verschwendung möglichst unähnlich sei. Noch kräftiger trat man gegen C. auf, als er in der auf den 12. März 1787 ausgeschriebenen Generalversammlung der Notablen mit der königlichen Auktorität zu imponiren versuchte. Ein Ausschuß der Notablen erklärte, C. täusche den König, ganz Frankreich und Europa, indem er behaupte, die Notablen billigten die Grundzüge seines Plans, und Ludwig XVI. gab C. am 9. April seine Entlassung. Er ging, nach kurzem Aufenthalt auf seinem Landgute Haronville, nach England und heirathete in London eine sechzigjährige, verwittwete, mehre Millionen reiche Engländerin, die seinem eigenen, durch Verschwendung sehr heruntergekommenen Haushalt wieder aufhalf. Eine Einladung der Kaiserin Katharina II. von Rußland ließ er unbefolgt, weil ihn jetzt vor Allem die Zurückweisung der in Frankreich gegen ihn erhobenen Klagen in Anspruch nahm. Seine Aussicht, je wieder nach Frankreich oder gar ins Ministerium zurückkehren zu können, schwand immer mehr, alle seine Briefe an den König ꝛc. waren vergeblich. Gleich eifrig kämpfte er für die Sache der Prinzen, als diese das „auswärtige Frankreich“ bildeten, u. unternahm zu ihren Gunsten große Reisen nach Deutschland, Italien u. Rußland, ohne besonderen Dank von ihnen zu ernten. Als der Glücksstern Bonaparte's aufgegangen war, zog sich C. immer mehr in seine Studirstube zurück. Erst 1802 sah er Paris wieder, † aber wenige Wochen nachher, den 30. Okt., seine Gattin in ziemlich dürftiger Lage hinterlassend. Von seinen Schriften hat nur das „Tableau de l'Europe en Novembre 1795“ allgemeines Interesse.

Calophyllum *L.* (Schönblatt, Gummiapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, tropische Bäume mit lederartigen Blättern. C. inophyllum *L.*, ein imposanter, schöner Baum mit sehr großen Blättern, im Sandboden des südlichen Ostindiens und der Inseln, wird bei 12 Fuß Stammumfang gegen 90 Fuß hoch. Die schönen, weißen, wohlriechenden Blumen sind im Lande sehr geschätzt. Die Frucht ist $1^1/_2$ Zoll dick, röthlich, mit dicker Leifel, die säuerlich u. bitter ist, wie bei der Wallnuß; der Kern ist gelblich, anfangs süß, dann sehr bitter. Der Baum trägt zweimal, im März und September, gegen 300 Jahre lang. Aus den durchschnittenen Früchten wird ein gelblicher Saft gewonnen, das Tacamahacaöl, welches als Brech- u. Abführungsmittel, auch zum Brennen und zu Salben gegen Hautausschläge gebraucht wird. Aus der dicken, rauhen, schwärzlichen, innen purpurröthlichen Rinde des Stammes fließt ein gelber, balsamischer Saft, welcher zu einem gelbbraunen Harze verhärtet und das ostindische Tacamahaca (Tacamahaca orientalis) ist, welches sonst als schweißtreibendes Mittel gebraucht wurde, jetzt aber kaum noch im Handel vorkommt. Die Blätter benutzt man in Ostindien gegen Augenentzündungen und auch zum Blaufärben. Das Holz des Stammes ist hart und voll Masern, gut zu Axen, Rädern, Schiffsrippen, Bretern, Kriegsmaschinen ꝛc. C. Tacamahaca *Willd.*, Tacamaque de Bourbon, ist ein dem vorigen gleichender, schöner, sich aber durch seine spitzovalen Blätter und länglichen Früchte von jenem unterscheidender Baum auf Madagaskar und Mauritius, der nach Einschnitten einen dunkelgrünen Saft liefert, welcher als grüner oder Marienbalsam oder bourbonisches Tacamahaca bekannt ist, in seiner Heimat äußerlich bei Geschwüren und Wunden angewendet wird, aber nicht nach Europa gelangt Der Baum gibt gutes Bauholz. C. Calaba *Jacq.* wird nur 20—30 Fuß hoch, treibt sogleich über der Erde Aeste und eignet sich daher gut zu Zäunen u. Schattengängen. Durch Einschnitte in die Rinde erhält man einen angenehm aromatischen, dunkelgrün werdenden Balsam, der auf den Antillen dem Copaiva- und selbst oft dem Perubalsam vorgezogen wird und ebenso wie die Rinde als reizendes, Schweiß und Auswurf beförderndes Mittel bei veralteten Lungenkatarrhen, Gonorrhöen und Leukorrhöen dient. Das Holz ist sehr biegsam und dauerhaft. Auch die übrigen Arten liefern Gummi. C. spectabile *Willd.*, C. acuminatum *Lam.* und C. pulcherrimum *Wall.* sind Zierden jedes großen Treibhauses.

Calotropis *R. Brown* (Kielkrone), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, sonst unter Asclepias. Die bekannteste Art: C. gigantea *R. Br.*, Asclepias gigantea *L.*, ist ein dichter, 6—10 Fuß hoher, aufrechter, in Ostindien sehr gemeiner, auf alten Mauern u. Sandboden wachsender, auch häufig angebauter Strauch, der sich gleich über der Wurzel in mehre armdicke und krumme Stengel theilt; die Blüthen stehen in Afterdolden, sind purpurroth, geruchlos. Er ist in allen Theilen voll von einer scharfen, bittern, opiumartig riechenden Milch und seit sehr langer Zeit schon in Ostindien als Heilmittel in Anwendung und sehr geschätzt. Die braunrothe, innen weiße Rinde der Wurzel ist auch in Europa unter dem Namen Mudar (Radix Mudarii) bekannt und gegen krampfartige und Lähmungsleiden, häufiger noch gegen Hautausschläge (Elephantiasis), Syphilis und Wurmbeschwerden angewendet worden. Das Holz ist weich, sehr markreich und nutzbar, besonders zu Schießpulver. Mit der Samenwolle, die feiner als Baumwolle ist, füllt man Kopfkissen aus; aus der faserigen Rinde gewinnt man Fäden zu Geweben. Die trockenen Zweige werden im südlichen Arabien unter dem Namen Oschr zum Anmachen des Feuers benutzt. C. procera *R. Br.*, Asclepias gigantea

Andr., Ascl. procera *Ait.*, ist ein dem vorigen sehr ähnlicher Strauch in Persien und Aegypten, nur mit spitzeren Blättern. Der scharfe Milchsaft ist innerlich ein sehr gefährliches Purgirmittel, äußerlich als Salbe ein gutes Heilmittel bei Hautausschlägen. Aus der Samenwolle macht man Zunder und stopft Matratzen damit aus. Die Blätter sollen in Persien einen zuckerartigen Stoff ausschwitzen, den man Ocharzucker nennt.

Calotte (franz.), eine glatte, schwarze, anliegende Mütze, besonders die schwarze Mütze der katholischen Geistlichen, die ihre Tonsur bedeckt. Danach benannt sind die Kalottisten oder le Régiment de la Calotte, eine französische Gesellschaft, die gegen das Ende der Regierungszeit Ludwigs XIV. entstanden war und einem scherzhaften Einfall ihre Entstehung verdankte. Jemandem, der über Kopfweh klagte, hatte man nämlich gerathen, eine C. aufzusetzen. Diesen Gedanken griffen Andere auf und errichteten ein „Regiment der Plattmütze" für alle Diejenigen, welche sich durch irgend eine allgemein auffallende Lächerlichkeit in Thaten, Worten, Eigenschaften 2c. in der Oeffentlichkeit bloß gestellt hatten, also eine Art Narrenzunft, der jedoch die Harmlosigkeit ähnlicher Erscheinungen in Deutschland abging. Die Kalottisten geißelten die Gebrechen der großen Welt durch sehr scharfe Spottgedichte, Calottines; die schärfste Geißel waren aber die Patente selbst, durch deren Uebersendung sie jeden ihrer Würdigen, welches Ranges und Standes er sein mochte, unter die Ihrigen aufnahmen. Sie führten eigene Wappen, worin das Scepter des Momus neben Schellen, Affen, Klappern u. dergl. figurirte; die Hauptfahne trug die Inschrift: „Pavet Momus, Luna influit." Lange Zeit übte diese Gesellschaft ihr sittenrichterliches Amt mit solcher Strenge aus, daß selbst mächtige Personen ihr nicht zu trotzen wagten. Dies stachelte jedoch den Uebermuth der Mitglieder so sehr, daß sie endlich auch Ministern u. auswärtigen Königen Patente zuschickten, was die Auflösung des Regiments zur Folge hatte. Vgl. Mémoires pour servir à l'histoire de la calotte, Bas. 1725.

Calovius (Kalau), Abraham, gelehrter Theolog u. Hauptvorkämpfer der Streittheologie des 17. Jahrhunderts, war zu Morungen in Ostpreußen am 16. April 1612 geboren, habilitirte sich nach vollendeten Studien 1639 zu Königsberg, ging dann 1643 als Rektor u. Prediger nach Danzig u. von da 1650 als Generalsuperintendent u. Professor nach Wittenberg, wo er den 25. Februar 1686 †. Er ist der Repräsentant jenes scholastischen und zelotischen Lutherthums, wie es sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts zu Wittenberg u. Jena hervorthat. Er gebietet in seinem 12 Quartbände füllenden dogmatischen Hauptwerk, sowie in seinen polemischen Schriften, unbedingte Unterwerfung unter den Buchstaben der Kirchenlehre, wie dieselbe im lutherischen Konkordienbuche enthalten ist. Gegen die Synkretisten verfaßte er unter Beistand u. Mitwirkung seiner wittenberger Kollegen 1655 eine orthodoxe Erklärung, welche unter dem Titel „Consensus repetitus fidei vere Lutheranae etc." der gesammten lutherischen Kirche als ein neues Symbol aufgedrungen werden sollte. Um seiner Partei den Schutz des weltlichen Arms zu sichern, sprach C. in dieser Schrift die Behauptung aus, daß die bürgerliche Obrigkeit das Recht habe, unbedingte Glaubensregeln aufzustellen. Es gereicht der leipziger theologischen Fakultät und dem kursächsischen Hofe zur Ehre, daß sie dem anmaßenden Beginnen der wittenberger Zionswächter durch wissenschaftlichen Widerspruch und obrigkeitlichen Verweis gebührende Schranken setzten. C.' voluminöse Werke haben für unsere Zeit nur noch geschichtlichen Werth. Wir erwähnen nur das „Systema locorum theologicorum" (Wittenberg 1665—77, 12 Bde.), die „Biblia illustrata" (1672, 5 Bde.) und „Historia syncretistica" (1682).

Calpe, hoher steiler Berg bei der Einfahrt in die Meerenge von Gibraltar in Spanien, hatte die Gestalt einer Urne (daher der Name) u. auf der westlichen Seite gegen die Mitte hin eine große Höhle und bildete mit Abyla in Afrika die Säulen des Hercules; ist der jetzige Felsen Gibraltar.

Calpee, Stadt in der ostindischen Landschaft Bundelkund, am Dschumna, mit 18,714 Einw., wichtig als Stapelplatz für die Baumwolle aus der Umgegend und neuerdings oft genannt als Hauptquartier des Gualiorkontingents während der Rebellion von 1857—58.

Calprenède, Gautier des Costes de la, französischer Romanschriftsteller, geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts in der Gascogne, studirte bis 1632 zu Toulouse, ging dann als Kadet ins Garderegiment nach Paris, wurde Offizier, 1650 königlicher Kammerherr und † 1673 in Paris. C. trat zuerst mit dramatischen Werken auf, ohne jedoch, einem Corneille gegenüber, besondern Beifall zu ernten. Erst mit seinen Romanen gewann er Ruf auch über die französischen Grenzen hinaus. Sie zeichnen sich sämmtlich durch gewandte und reine Sprache, nicht selten geschickte Verwickelungen, hauptsächlich aber durch Darstellung hochherziger Charaktere vortheilhaft aus. Hauptfehler ist die Dickleibigkeit derselben. So zählt die „Cassandra" (1642 und 1781) 10 Bde., die „Cleopatra" 12 Theile in 23 Bdn., „Faramond" mit der Fortsetzung von P. D. de Vaumorière 12 Bände. C.s abenteuerlichster Roman ist „Les Nouvelles, ou les Divertissements de la princesse Alcidiane" (1661), der von Einigen seiner Gattin zugeschrieben wird.

Calpurnius, Titus Junius, nach seinem Vaterland oder seiner Dichtungsart, der bukolischen, Siculus genannt, römischer Dichter im 3. Jahrhundert n. Chr., Verfasser von 11 Eklogen, die sich durch angenehme Darstellung in virgilischer Sprache, aber auch durch Servilismus auszeichnen u. manche, mehrfacher Auslegung fähige Beziehungen auf Zeitverhältnisse enthalten; inneres Leben fehlt ihnen. Die vier letzten Eklogen wurden sonst dem Nemesianus beigelegt. Wahrscheinlich hatten mehre Verfasser an dieser Sammlung Antheil. Herausgegeben wurden dieselben zuerst mit Silius Italicus, Rom 1471, dann in Wernsdorfs „Poetae latini minores", von Beck (Leipz 1803), mit Virgils „Eclogae" von Grauff (Bern 1836), am besten von Gläser (Göttingen 1842); Uebersetzungen lieferten Adelung (Petersb. 1804), Wiß (Leipz. 1805), Klausen (Altona 1807).

Calque (franz.), Abdruck einer kalkirten Zeichnung, s. Kalkiren.

Caltagirone (Calatagirone), Stadt in der sicilianischen Provinz Catania, auf zwei durch eine Brücke verbundenen Höhen, am Terranova, süd-

westlich von Catania in äußerst fruchtbarer Gegend, ist Bischofssitz, hat eine Realakademie, ein Hospital, Waisenhaus, mehre Kirchen und Klöster. Das Erdbeben von 1693 verschlang über die Hälfte der Stadt. Gegenwärtig zählt sie 22,000 Einwohner, unter deren Industrieerzeugnissen besonders schöne Gefäße von feinem Thon u. farbige Statuetten zu nennen sind. In der Nähe von C., das saracenischen Ursprungs ist, die romantisch gelegene Einsiedelei Il Paradiso di Judica.

Caltanisetta, Stadt, s. Calatanisetta.

Caltha *L.* (Dotterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch die blumenkronenartige, 5blätterige Blüthenhülle und 5—10- bis vielsamige Kapsel, ausdauernde Kräuter mit breiten, glatten, glänzenden Blättern, die alle in nordischen, arktischen oder südlichen, antarktischen Gegenden wachsen. Am bekanntesten ist: C. palustris *L.*, Populago palustris *Dec.*, **Kuh-**, Butter- oder Schmalzblume, mit rundlichen, herzförmigen, gekerbten Blättern, einzelnen goldgelben Blüthen, überall, durch ganz Europa, Westasien u. Nordamerika, besonders im nördlichen Deutschland, auf sumpfigen Wiesen wachsend, die oft davon ganz gelb aussehen, u. während des ganzen Frühlings blühend. Das Gewächs, besonders die Wurzel, enthält Schärfe u. ist früher für giftig gehalten worden. Neuerdings empfiehlt man es als gutes Viehfutter, die Blumen sollen die Butter gelb machen. Sonst waren Herba, Flores und Gemmae Calthae palustris s. Populaginis officinell. Die jungen Blüthenknospen werden, in Salzwasser geweicht und mit Essig eingemacht, wie Kapern genossen. Die Blüthen, mit Alaun abgekocht, geben eine gelbe Farbe u. eine dergleichen Dinte.

Calumniator (lat.), Verleumder, falscher Ankläger, s. Verleumdung.

Calvados, französisches Departement im Nordwesten des Landes, bildet zwischen dem Mündungsbusen der Seine und der Viremündung ein 8—9 Meilen landeinwärts sich erstreckendes Rechteck und grenzt nördlich an den Kanal (la Manche), östlich an das Departement Eure, südlich an das Departement Orne und westlich an das Departement Manche. Es umfaßt die zur ehemaligen Normandie gehörigen Landschaften Bessin, Bocage, Champagne de Caën, Auge und Lieuvin u. hat einen Flächeninhalt von 101,34 QM. mit (1856) 478,397 Einwohnern, größtentheils Katholiken. Das Land, im Ganzen eben, zeigt nur im Süden eine Erhebung in den Höhenzügen, welche die Wasserscheide zwischen der Seine und Loire bilden, und am Ost- u. Westende seiner 13 Meilen langen Küste steigen Felsen mit losen Gesteinsvorlagen bis zu einer Höhe von 700 F. empor. Im Uebrigen ist die Küste flacher Sandstrand, welchem 1—$1^1/_2$ Meilen vom Ufer entfernt eine der Schifffahrt höchst gefährliche, $5^3/_5$ Meilen lange Klippenreihe, die sogenannten Rochers de Calvados, vorgelagert ist. Auch im Innern bilden den aus einer Mischung von Thon und Kalk, mit einer fetten vegetabilischen Kruste bedeckten, zur Viehzucht besser wie zum Ackerbau geeigneten Boden fast durchweg Ebenen, unter welchen namentlich das Thal von Auge, wegen seiner ausgezeichneten Weiden, die freundliche Landschaft Bocage (s. d.) zwischen Vire und Orne und die Ebene von Caën hervorzuheben sind. Der angebaute Boden beträgt ungefähr $^4/_7$, die Wiesen nehmen $^3/_{14}$, die Waldungen $^1/_{14}$ des Ganzen ein. Die vorhandenen wenigen Flüsse: Orne, Toucques, Vire, Dives, Seule und Tromme (mit Aure) haben sämmtlich ganz kurzen Lauf; die beiden letzteren verlieren sich bei Bayeux in Sümpfe, ohne das Meer zu erreichen. Mineralquellen sind die von Bênes, Brucourt, Les Roynes, L'Hôtel-Dieu de Caën, Mont-Bosque und Truffreville. Von Caën zum Meere führt ein Kanal. An Waldungen ist C. im Ganzen arm. Das Klima ist feucht, aber gesund. Westwinde herrschen vor und werden häufig zu Orkanen. An Produkten gibt das Mineralreich Marmor, Granit, Steinkohlen, Salz und Torf. Der fruchtbare Boden erzeugt Getreide, Flachs und Hanf, Obst in Menge, besonders Aepfel und Birnen, mit denen fast alle Felder umgrenzt sind. Wein geräth nicht, daher Cider das allgemeine Getränk ist. Die normannischen Pferde sind berühmt; das Rindvieh ist durch holländisches noch verbessert worden und liefert Ochsen von 1400 Pfund Gewicht. Die Butter von Isigny u. Trevieres und die Käse von Livarot u. Pont l'Evêque sind in ganz Frankreich bekannt. Weniger Fleiß wird auf die Schafzucht verwendet; die einheimische Wolle ist schlecht. In der Schweinezucht zeichnen sich Bocage u. Auge, in der Hühner- und Kapaunenzucht Caumont und Crèvecoeur aus. Bedeutend ist auch die Bienenzucht (Honig von Crèvecoeur). Die Seefischerei liefert viele Schalthiere u. Hummern; auch nimmt man starken Antheil an der Häringsfischerei und versendet jährlich gegen 25 Millionen Austern. Die Industrie steht in C. auf einer hohen Stufe: den ersten Rang nehmen die Leinwandweber (ihr Fabrikat sind die bekannten Toiles cretonnes) ein (1820 zählte man hier 10,000 Weber); dann verfertigt man viele Baumwollenwaaren, Spitzen, Papier, Leder, Canevas, Angorazeuche, Tuch, Garn, Strumpfwaaren, Strohgeflechte, Stahl- und Eisenwaaren ꝛc. Auch Kunst und Wissenschaft findet in den Städten freundliche Pflege. Dem Handel öffnen sich 11 Häfen, von welchen indessen nur Honfleur und Caën von Bedeutung sind. Die Einwohner, unter denen gegen 5000 Protestanten, sind im Allgemeinen ein wohlgebildeter Menschenschlag. Besonders groß, schön u. kräftig sind die Bewohner der Ebene von Caën; die der Bocage dagegen sind klein, blaß, von lebhaftem Blick, arbeitsliebend und voll Anhänglichkeit an Heimat und hergebrachte Sitte, weshalb sich hier auch die Tracht seit Jahrhunderten nicht geändert und die Civilisation nur geringe Fortschritte gemacht hat. Die Frauen sind mager, kräftig, fruchtbar und an schwere Arbeit gewöhnt. Das Departement ist eingetheilt in 6 Bezirke: Caën, Falaise, Bayeux, Vire, Pont l'Evêque und Lisieux, welche wiederum in 37 Kantone und 896 Gemeinden zerfallen. Die Hauptstadt ist Caën. Die Römer fanden hier Bidicassen u. Lexovier, die, von Crassus unterworfen, in der Folge der zweiten Provinz von Lyon zugetheilt wurden. Im 3. Jahrhundert kam die christliche Religion ins Land. Später theilte das Land alle Schicksale der Normandie.

Calvaert, Dionysius, genannt Dionisio Flamingo, berühmter Historien- u. Landschaftsmaler, 1555 zu Antwerpen geboren, ging als Jüngling nach Bologna, um sich, bereits geschickter Landschafter, in der Figurenmalerei auszubilden; hier

wurden Prosp. Fontana und L. Sabbatini seine Lehrer, Correggio, Parmesano und Tibaldi seine Muster. Nachdem er längere Zeit auch in Rom fleißig studirt hatte, kehrte er nach Bologna zurück und gründete hier eine Schule, in welcher auch Guido Reni, Albani, Domenichino ihre Studien begannen. Besonderen Werth legte er auf tiefes Eindringen in das geheime Wirken u. Schaffen der Natur u. war ein Gegner aller Oberflächlichkeit u. alles Scheins. Dadurch bildete er lange Zeit eine Gegenpartei gegen den hereinbrechenden neuen Geschmack u. erschien den Bolognesern in seinem gediegenen niederländischen Kolorit als der Wiederhersteller ihrer Schule, die gerade in diesem Theile der Malerei gesunken war. Als aber endlich Carracci durch den Reichthum seiner Phantasie zur Herrschaft gelangt war, wurde C. von allen seinen Schülern verlassen. Er † zu Bologna 1619. Er malte viele kleine biblische Bilder auf Kupfer; von seinen großen Werken sind am berühmtesten sein St. Petronio und das Fegfeuer. Gestochen haben nach C.: E. Sadeler, A. Carracci, J. Curti, J. Matham, Wierx ꝛc.

Calvaire, Klosterfrauen des Ordens U. L. Fr. von (Religieuses de Notre Dame du Calvaire), eine Kongregation von Nonnen, 1617 von Antoinette von Orléans, der Tochter des Herzogs von Longueville, gestiftet. Der Orden, welcher von Gregor XV. bestätigt wurde, hat das Eigenthümliche, daß in ihm die Vorschriften des heiligen Benedikt und des heiligen Franciskus verschmolzen erscheinen. Die Kleidung der Klosterfrauen besteht in einem braunen Rocke, einem schwarzen, sehr breiten Skapulier u. einem schwarzen Mantel. Vom 1. Mai bis 14. September gehen sie unbeschuhet, im Winter dürfen sie Holzschuhe tragen.

Calvaria (lat.), der Hirnschädel; dann (Kalvarienberg) Schädelstätte an Hinrichtungsplätzen, besonders s. v. a. Golgatha; daher in katholischen Ländern Hügel mit 1 oder 3 Kreuzen, an denen Jesus und die beiden Schächer hängen, und wohin man zur Fastenzeit zu wallfahrten pflegt. Viel besuchte Kalvarienberge sind bei Altendorf im schlesischen Kreise Glatz, bei Heiligenstadt im preußischen Regierungsbezirk Erfurt, bei Schemnitz in Ungarn und an andern Orten.

Calvertinseln, s. Araktschejewinseln.

Calvi, 1) befestigte Hafenstadt auf der Westseite der französischen Insel Korsika, südwestlich von Bastia, ein Kriegsplatz zweiter Klasse. Die Einwohner, 1750 an der Zahl, treiben Handel mit Holz, Wein, Oel, Citronen, Wachs, Ziegenfellen. Die Engländer eroberten C. 1794 nach einer Belagerung von 51 Tagen. — 2) Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, in ungesunder Gegend und den Erdbeben sehr ausgesetzt, daher nur von etwa 50 Einwohnern besetzt, ist der Sitz des Bischofs von Pignatora; in der Nähe ein königliches Schloß. Hier stand das alte ausonische Cales, berühmt durch seine Bäder u. Weinberge, von denen in Folge häufiger Erdbeben jede Spur verschwunden ist. Auf den Trümmern des alten Cales erstand 879 das heutige C. unter dem Grafen Athenulf von Capua. Die Türken belagerten es 1555 vergeblich. Hier am 9. December 1798 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner und am 10. Januar 1799 Vertrag zwischen denselben.

Calvi, Lazaro und Pantaleone, ein berühmtes Brüderpaar zu Genua, Söhne und Zöglinge eines leidlichen Malers im alten Styl, eines der ersten in Genua, welcher die Goldgründe verbannte und Farbengründe malte. Pantaleone war mehr der Gehülfe seines berühmteren Bruders. Beider Arbeiten werden häufig in Italien in Kirchen u. Palästen angetroffen; vortrefflich ist: Scipio's Enthaltsamkeit, im Palaste Pallavicini del Zerbino. Lazaro war voll Neid und Ehrgeiz. Den Maler Giacomo Bargone vergiftete er, als er seinem Ruhm und Vortheil gefährlich wurde, und als endlich Cambioso den Glanz seines Namens verdunkelte, warf er aus Aerger den Pinsel weg und ergab sich 20 Jahre allein der Fechtkunst u. Schifffahrt. Als er zu seiner Kunst zurückkehrte, lieferte er meist nur kalte, mühselige Arbeit und † 1607, 105 Jahre alt.

Calvinus, Johannes, eigentlich Jean Caulvin oder Chauvin, der berühmte Reformator in Genf, war zu Noyon in der Picardie am 10. Juli 1509 geboren. Frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt, wurde er, selbst unbemittelt, mit den Kindern eines Herrn von Mommor erzogen und zugleich mit diesen in dem Kollegium de la Marche zu Paris, dem damals der gelehrte Mathurin Cordier vorstand, trefflich unterrichtet. Er zeichnete sich durch Fleiß, sittlichen Ernst u. Frömmigkeit vor allen seinen Mitschülern aus und erregte so außerordentliche Hoffnungen für die Kirche, daß man ihm schon in seinem 12. Jahre eine Pfründe verlieh. Kaum hatte er das 18. Jahr erreicht, als bereits seine Gelehrsamkeit, seine Gewandtheit im Disputiren, seine hinreißende Beredtsamkeit ihm nicht nur allgemeine Bewunderung, sondern auch eine Pfarrstelle zu Pont l'Evêque erwarb. Dennoch sah er sich sehr bald gezwungen, die begonnene Laufbahn zu verlassen. Sein Vater verfiel auf den Gedanken, daß das Studium des Rechts dem hoffnungsvollen Sohn eine glänzendere Zukunft sichern werde, und der Sohn fügte sich. Er lag in Orléans seinem neuen Studium mit eiserner Beharrlichkeit und so vorzüglichem Erfolg ob, daß man ihm bei seinem Abgang von da die juristische Doktorwürde anbot, die er aber aus Bescheidenheit vorerst ablehnte. Sodann begab er sich nach Bourges, hörte da den berühmten Rechtskundigen Andreas Alciatus und erlernte nebenbei durch den Humanisten Volmar die griechische Sprache. Um diese Zeit ging in ihm eine Umwandlung vor, die seinem ganzen Leben eine andere Wendung gab. Das Studium der Bibel u. einiger Schriften der deutschen u. schweizerischen Reformatoren erschütterten seinen bisherigen Glauben. „Gott machte mich plötzlich gelehrig," schreibt er in seiner Vorrede zu den Psalmen. Diese plötzliche Umwandlung ist ein zum Verständniß seines weitern Lebens und seiner Lehre sehr beachtenswerther Zug. Nach dem Tode seines Vaters 1532 ging er nach Paris, wo er Viele den kirchlichen Neuerungen heimlich zugethan fand. Im Umgang mit diesen entschied sich C. nunmehr unverhohlen für die Lehren der Reformation, entsagte der Rechtswissenschaft u. weihte alle seine Kräfte der Ausbreitung der Kirchenverbesserung. In vertrauten Zusammenkünften sammelte er die zerstreuten Glaubensgenossen; selbst die Schwester des Königs, Margaretha von Navarra, unterredete sich mehrmals mit ihm über Glaubens-

sachen. Voll von dem kühnen Gedanken, den König für die Reformation zu gewinnen, arbeitete C. für den Rektor der Universität, N. Cop von Basel, eine am Feste aller Heiligen wie üblich vor dem König zu haltende Rede aus, die sehr freie Ansichten über die obschwebenden Religionsfragen enthielt. Er mußte aber demzufolge von Paris fliehen u. begab sich zu der Königin von Navarra, in deren Gebiet er öffentlich predigen durfte. Nachdem er nochmals Paris besucht, nöthigte ihn die ausbrechende Verfolgung (1534), seine Zuflucht nach Basel zu nehmen, wo er Vielen willkommen war. In kurzer Zeit erlernte er hier die hebräische Sprache. Hier schrieb er auch (1535) sein Meisterwerk: „Unterweisung in der christlichen Religion" („Institutio christianae religionis"). Dem Buche setzte er jene mit Recht bewunderte Dedikation an den König Franz I. voran („Praefatio ad Christianissimum Regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur"), in welcher er sein Werk als ein offenes Bekenntniß der evangelischen Wahrheit und als eine Widerlegung jener Behauptung darbot, als seien die in Frankreich ihres Glaubens wegen hingerichteten Reformirten als Wiedertäufer und unruhige Köpfe, die Religion und Staat umstürzen wollten, anzusehen. Dieses Werk, welches 1535 zuerst lateinisch, später in oft wiederholten theils lateinischen, theils französischen Ausgaben, am vollständigsten durch Robert Stephanus 1559 erschien, enthält in lichtvoller Darlegung ein vollständiges System des christlichen Glaubens, gegründet auf das protestantische Princip, daß die heilige Schrift die alleinige Quelle christlicher Wahrheit sei. Ueber den Inhalt von C.' Lehre im Einzelnen s. Reformirte Kirche. Hier mag die Bemerkung genügen, daß C., abweichend von Luther, im Abendmahl einen bloß geistigen Genuß des Leibes Christi durch den Glauben statuirte, in der Lehre von der Gnade und dem freien Willen eine absolute Vorherbestimmung der Gläubigen zur Seligkeit, der Ungläubigen zur Verdammniß annahm und in Ansehung der kirchlichen Gebräuche auf gänzliche Abschaffung aller Ceremonien drang, die nicht ausdrücklich in der heiligen Schrift begründet sind. Von Basel begab sich C. 1536 auf eine kurze Zeit an den Hof der Herzogin von Ferrara, der standhaften, unglücklichen Beschützerin der Evangelischen, mußte aber von da fliehen, besuchte nochmals seine Vaterstadt, ordnete seine Angelegenheiten und gedachte, des unsteten Lebens müde, in Basel oder Straßburg Muße für gelehrte Arbeiten zu suchen. Auf dieser Reise, im August 1536, kam er durch Genf, wo die neue Lehre seit einem Jahre durch einen Regierungsbeschluß förmlich eingeführt war. Die Verkündiger derselben waren hier die beiden Prediger Wilhelm Farel und Peter Viret Farel lud C. ein, in Genf zu bleiben und sein Gehülfe zu werden. C. in seiner Schüchternheit weigerte sich anfangs, willfahrte aber dann, als ihm Farel mit dem Fluche Gottes drohte, wenn er sich dem an ihn ergangenen Ruf widersetze. Es spiegeln sich in diesem Vorgang die Grundzüge der Geistes- u. Gemüthsart C.' deutlich ab: die Gottesfurcht war die Triebfeder seines Lebens, nicht die Liebe. Er nahm die Stelle als Prediger und Lehrer der Theologie in Genf an und lebte seinem Amte mit der angestrengtesten Thätigkeit. Er lehrte auf der Kanzel und dem Katheder, reiste in den benachbarten Gemeinden umher und richtete ihr Kirchenwesen ein, führte ihnen Lehrer zu und schlichtete Streitigkeiten, schrieb außer vielen andern Schriften einen großen und einen kleinen Katechismus und verfocht in häufigen Disputationen seine Meinungen gegen jeden Angriff mit Hartnäckigkeit und überlegenem Geiste. Ein Streit über einige kirchliche Ceremonien nahm einen heftigeren Charakter an und hatte C.' Verbannung aus Genf zur Folge. Er begab sich über Basel nach Straßburg. Hier, wo Martin Bucer schon seit zehn Jahren die Reformation befestigt hatte, fand C. ehrenvolle Aufnahme und Gelegenheit zu ausgebreiteter Wirksamkeit. Er hielt theologische Vorlesungen an der Universität und gründete eine französisch-reformirte Gemeinde, welche durch die große Zahl evangelischer Flüchtlinge aus Frankreich rasch aufblühte und bedeutenden Umfang gewann. Durch Theilnahme am Religionsgespräch zu Worms trat er mit Melanchthon in freundschaftliche Beziehung und erwarb sich bei den Deutschen den ehrenvollen Beinamen des Theologen. Daneben waren seine Blicke fortwährend nach Genf gerichtet. Als der Kardinal Sadolet die Genfer zur Rückkehr in den Schooß der römischen Kirche einlud, ermahnte C. die ihm theure Gemeinde in zwei feurigen Sendschreiben zur standhaften Treue. Im Jahre 1539 verheirathete er sich mit einer Wittwe Idelette von Büres, mit der er 9 Jahre lang in glücklicher Ehe lebte. Zur Anbahnung einer Union zwischen dem reformirten und lutherischen Lehrbegriff schrieb er 1540 ein Buch über das Abendmahl, auch gab er einen Kommentar zum Römerbrief heraus. In Genf hatten unterdessen C.' Anhänger die Oberhand im Rath erlangt, u. das Volk sprach das Verlangen nach seiner Zurückberufung laut und dringend aus. Schriftliche Einladungen an denselben führten nicht zum Ziele, da die Straßburger ihn nicht von sich lassen wollten. Erst als im Mai 1541 eine feierliche Gesandschaft des genfer Raths u. der dortigen Bürgerschaft in Straßburg mit der Bitte erschien, den ersehnten Lehrer seiner verlassenen Heerde wiederzugeben, trennte sich C. von Straßburg, wohnte aber zuvor noch als Abgeordneter jener Reichsstadt dem Reichstag zu Frankfurt u. dem Religionsgespräch zu Regensburg bei. Im September 1541 kam C. in Genf an u. wurde von allen Klassen der Bevölkerung mit Jubel und Liebesbeweisen empfangen. Die Stimmen Derer, welche sein Exil veranlaßt hatten, waren verstummt; Niemand wollte daran Schuld sein. „Wenn ich den Genfern glauben soll (schreibt C. scherzend in einem Briefe), so müssen mich die Häuser und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben." Hiermit beginnt der zweite Abschnitt von C.' Leben, die Zeit seines einflußreichen, durch streng systematischen Charakter ausgezeichneten Wirkens in Genf und auf die ganze reformirte Kirche. Er legte sogleich dem Rathe von Genf seinen Plan zur Verbesserung der Kirchendisciplin vor, der ohne Widerspruch angenommen und schon im November publicirt wurde. Das Princip der gemäßigten Demokratie, wie es der genfer Staatsverfassung zu Grunde lag und durch einen aus den Bürgern gewählten Ausschuß geübt ward, wandte C. auch auf das kirchliche Regiment an. Die Gemeinde wählte Vorsteher (Presbyter), welche die kirchlichen Angelegenheiten ordnen und

leiten sollten. Diese Presbyterialverfassung C.' hat in der reformirten Kirche allgemeine Geltung erlangt. Eine hohe Ansicht hatte er von der Autorität der „Mutter" Kirche, außer welcher kein Heil sei, sowie von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Kirchenzucht. So vindicirte er dem von ihm eingesetzten Konsistorium, das aus sechs Geistlichen und zwölf Aeltesten bestand, das Recht, Gesetze zu geben, sowie Verächter des Gottesdienstes, Trunkenbolde, Tänzer, Flucher, Verbreiter heterodoxer Meinungen ohne Rücksicht auf Stand zur Rechenschaft zu ziehen und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben. Hierdurch hauptsächlich drückte er der genfer Reformation einen theokratischen Charakter auf. In Folge davon fand sich aber eine Partei, die der sogenannten Libertiner, in ihren religiösen u. allgemein menschlichen und außerdem durch die von C. bewirkte Aufnahme flüchtiger französischer Protestanten in den Rath zu Genf auch in ihren politischen Rechten beeinträchtigt. Dazu kam, daß C.' moralischer Rigorismus hauptsächlich gegen die Stimmführer der Libertiner gerichtet war. So ließ er ein Haupt dieser Partei wegen notorischer Unsittlichkeit nicht als Taufzeugen gelten, einen andern Libertiner wegen ausschweifenden Lebens mit dem Kirchenbann belegen, und da derselbe mit Erlaubniß des Raths dennoch in der Kirche erschien, brachte es C. durch eine donnernde Predigt dahin, daß derselbe entfernt wurde und der Rath das Versprechen gab, sich nie mehr in Angelegenheiten des geistlichen Gerichts zu mischen. Einen Dritten, der sich im Zorn an C. vergriffen hatte, ließ er aus der Kirchengemeinschaft ausstoßen. Mit gleicher Strenge wurden Schriften und Meinungen, die das geistliche Tribunal verdammte, gerichtet. Jakob Grüet wurde enthauptet, weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, auch die kirchliche Ordnung umzustürzen versucht habe. Das berühmteste Beispiel aber von C.' Glaubenstyrannei ist die Hinrichtung des Spaniers Michael Servet (s. d.) wegen heterodoxer Ansicht über die Trinität. Diese greuelhafte Mordscene fällt übrigens nicht dem C. allein, sondern den Vorurtheilen des ganzen Zeitalters zur Last; auch die Lutheraner, sogar der sanfte Melanchthon, haben die Hinrichtung des Gottesleugners eine That der Gerechtigkeit genannt. C.' wahrhaft unermeßliche Thätigkeit erhielt durch die 1558 von ihm bewirkte Stiftung einer theologischen Akademie in Genf, der ersten reformirten Universität, einen neuen bedeutenden Zuwachs. Dem Theodor Beza, seinem ihm mit Sohnesliebe ergebenen Schüler, übertrug er das Rektorat, er selbst wollte nur Professor der Theologie sein. Aus dieser Pflanzschule gingen die kühnen und geistvollen Männer hervor, welche die reformirte Lehre den kommenden Geschlechtern bewahrten und in andere Länder, zum Theil in weite Ferne trugen. Seit 1549 schon hatte sich C. mit den Zürichern über die Abendmahlslehre vereinigt; man war übereingekommen, daß Zwinglianer und Calvinisten nur Eine Kirche, die reformirte, ausmachen, und daß alle weiteren Parteinamen vermieden werden sollten. C.' schwächlicher Körper erlag endlich den ununterbrochenen Anstrengungen u. zunehmender Kränklichkeit. Von Arbeit ermüdet, kannte er keine andere Erholung, als neue Arbeit. Er sagt selbst: „Ich habe nicht Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meines Hauses zu betrachten; am Ende vergesse ich noch, wie sie aussieht." Er † an der Schwindsucht, am 27. Mai 1564. Rathsherren und Geistliche umstanden sein Sterbelager; in und außerhalb Genf wurde er von Tausenden beweint. Seine Gattin war 1549, sein einziger Sohn noch früher gestorben. C.' bleiche u. magere Gesichtszüge, mit dem langen schlichten Barte, waren die eines kränklichen Mannes; aus der hohen, reinen Stirn und aus den ernst- und scharfblickenden Augen aber sprach ein gelehrter, feiner, fester Geist. Er war nüchtern u. streng, wie gegen sich, so gegen Andere. Seine Uneigennützigkeit ist bewundernswerth. Sein Gehalt belief sich jährlich auf 150 Franken, 12 Maß Getreide und 2 Tonnen Wein. Als ihm in einer Theuerung der Rath eine Zulage anbot, wies er sie mit Entrüstung zurück. „Ich arbeite", sprach er, „nicht um des Gewinstes willen, den ich von Euch haben will, sondern den Ihr von mir haben sollet." Er drohte, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm solche Zumuthungen wiederhole, und gab von seiner bisherigen Einnahme noch 60 Franken an die Armen ab. Er predigte beinahe täglich, hielt wöchentlich drei theologische Kollegien, versäumte keine Sitzung des Konsistoriums, leitete die Verhandlungen der Predigergesellschaft, erließ juristische u. theologische Gutachten, führte die wichtigsten politischen Verhandlungen, verfaßte seine gediegenen Werke, darunter die vortrefflichen Bibelkommentare, und neben diesem Allen erstreckte sich sein Briefwechsel nach allen Ländern Europa's. Außer seinen gedruckten Werken bewahren die genfer und züricher Bibliotheken als Zeugnisse seiner Thätigkeit an 3000 handschriftliche Predigten, Abhandlungen &c. C. schrieb, so lange er noch die Feder halten konnte, und als ihm die Krankheit dieses nicht mehr erlaubte, diktirte er von seinem Lager aus. An Kenntniß der klassischen Literatur, an Darstellungsgabe und Feinheit des Geistes war C. (nach Spittlers Urtheil) allen andern Reformatoren weit überlegen. Er war als Theolog, Rechtsgelehrter und Staatsmann gleich groß. Seine Gemüthsstimmung war meist melancholisch u. finster; selbst seine Scherze lächelten wehmüthig ernst. Sein harter und unbeugsamer Sinn steigerte sich, durch Widerspruch gereizt, bis zu bitterem Hohn und stolzer Verachtung gegen Diejenigen, welche sein Scharfsinn durchschaute u. sein Geist beherrschte. C.' Werke, namentlich seine „Institutio religionis christianae" und seine „Commentarii in libros N. T." (herausgegeben von Tholuck, Berl. 1833 ff.) sind noch heute für die theologische Wissenschaft von Bedeutung. Eine Sammlung seiner dogmatischen, exegetischen (worunter besonders noch „Commentaire sur la concordance", Genf 1561, 4 Bde., die „Commentarii in libros Psalmorum", herausgegeben von Tholuck, Berl. 1836, 2 Bde., u. „Commentarii in librum Geneseos", herausgegeben von Hengstenberg, das. 1838, 2 Bde., hervorzuheben sind) u. polemischen (zuerst meist pseudonym erschienenen) Schriften erschien zu Amsterdam 1667 in 9 Bänden. Von C. rührt auch die Verbesserung der französischen Bibel (nach Olivetans Uebersetzung) her. Sein Leben beschrieben Th. Beza (Genf 1576), Henry (Hamb. 1835—38, 2 Bde., Herzog (Bas. 1843), Audin (Par. 1840, 2 Bde.; 3. Aufl. 1845; deutsch von Egger, Augsb. 1843) u. Guizot (deutsch von Funkel, Lpz. 1847). Vgl. Mignet, Die Ein-

führung der Reformation in Genf, deutsch von Stolz, Leipz. 1843.

Calvisius, Sethus, eigentlich Kalwitz, ausgezeichneter Chronolog u. Musiker, den 21. Febr. 1556 zu Gorschleben in Thüringen geboren, war der Sohn eines armen Taglöhners und besuchte die Schule zu Frankenhausen und Magdeburg, dann die Universitäten zu Helmstädt und Leipzig. In letzterer Stadt wurde er 1580 Musikdirektor, kam im November 1582 als Kantor nach Schulpforta und 1594 als Kantor an die Thomasschule in Leipzig, wo er den 24. Nov. 1615 †. Sein berühmtestes Werk: „Opus chronologicum" (Leipz. 1605; n. Aufl., Frankf. 1650 und 1685), diente lange Zeit bei chronologischen Untersuchungen als Norm und ist noch jetzt von Wichtigkeit. Er hat auch viele Motetten, Hymnen, Psalmen ꝛc. komponirt.

Calvomontensis pagus, lothringischer Gau, am westlichen Abhange der Vogesen, zwischen dem Albigau (s. Algau) und Elsaß, im Flußgebiet der Meurthe und Mosel. Der C. p. kommt schon im 7. Jahrhundert mehrmals vor und wurde in dem Theilungsentwurf von 839 zu dem östlichen Bund geschlagen, in der Theilung von 870 kam er an Ludwig den Deutschen.

Cavlus (lat.), Kahlkopf, bei den alten Dialektikern ein Trugschluß, welcher die Frage aufwirft: wie viel oder wie wenig Haare nöthig seien, um Jemanden einen Kahlkopf zu nennen. Vgl. Sorites.

Calw, Oberamtsstadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, an der Nagold, hat ein hübsches Rathhaus, eine lateinische und eine Realschule, eine bedeutende Missionsanstalt und 4264 Einwohner, die Tuch, Strumpfwaaren und Wollzeuche fertigen und sehr starken Holzhandel nach Holland betreiben. In der Nähe die Ruine der alten gleichnamigen Burg, die 1100 von den Grafen von C. (Grafen im Würmgau) erbaut ward. Im Jahre 1308 kam die Stadt an Würtemberg. Sie zeichnete sich schon früh durch ihre Tuchfabrikation aus und gedieh zu Wohlstand, ward aber durch Pest (1503), Ueberschwemmung, wie durch Kriegsunglück (besonders 1692) zu wiederholten Malen arg mitgenommen.

Calydon, im Alterthum Hauptstadt von Aetolien, zwischen den Flüssen Achelous und Evenus, im Lande der Kureten, ehedem eine Zierde Griechenlands, zu Strabo's Zeit jedoch ganz heruntergekommen. Die Umgegend war reich an Wein, Oel, Gemüse und Getreide, mit Fischerei, Viehzucht, Jagd. In der Nähe stand ein Tempel des laphräischen Apollo, und auch die laphräische Diana wurde daselbst hoch verehrt. Nach Reichard ist sie das jetzige Aitun. Die danach benannte kalydonische Jagd, gegen einen wilden Eber in der Umgegend von C. gehalten, ward von griechischen und römischen Dichtern, vornehmlich Dramatikern, oft behandelt. Oeneus, König von C., brachte einst allen Göttern ein Opfer dar, ausgenommen der Artemis. Diese, darüber in Zorn entbrannt, sandte den kalydonischen Eber, der groß wie ein Stier war, zur Verwüstung des königlichen Gebiets. Meleager, Oeneus' Sohn, rief zur Erlegung dieser Bestie die berühmtesten hellenischen Heroen zusammen, Echion, Jason, Mopsus, Eupalamus, Pelagon, Nestor, Theseus, die Jungfrau Atalante u. A. Atalante verwundete den Eber zuerst, Meleager mit dem Wurfspieß denselben tödtlich, die Uebrigen erlegten ihn völlig. Hauer und Haut desselben wurden der Jagdgöttin zu Tegea geweiht. Augustus soll diese Jagdbeute mit nach Rom genommen und im Tempel des Bacchus aufgehängt haben.

Calypso, Tochter des Atlas, oder des Oceanus und der Thetis (nach Hesiod), oder des Nereus u. der Doris, nahm den schiffbrüchigen Odysseus auf ihre Insel Ogygia auf u. entbrannte in solcher Liebe zu ihm, daß sie ihm ewige Jugend verhieß, wenn er sie nie verlasse. Den Widerstrebenden behielt sie sieben Jahre als Gatten bei sich und entließ ihn erst, von den Göttern dazu genöthigt. Sie gebar ihm den Nausithous und Nausinous.

Calza, Ordendel, venetianischer Orden, welcher 1332 von einigen Edelleuten in der Absicht gestiftet wurde, den kriegerischen Muth der Jugend u. ihre militärische Gewandtheit zu heben. Der Orden, welcher 1562 erneuert wurde, aber um 1680 wieder erlosch, war für 20 Personen gestiftet, deren jede 50 Dukaten für den Eintritt erlegen mußte. Das Ordenszeichen war ein von Gold gestickter und mit Edelsteinen besetzter Stiefel (calza), den man bald am rechten, bald am linken Fuß trug, nach Anderen ein von der halben Lende bis über den Fuß hinabgehendes, innen scharlachrothes, außen violett und grau gestreiftes Beinkleid, mit einem Schweizerpuff an der Hüfte und mit gestickten Schlitzen, ein karmoisinfarbiger Rock und eine Stola.

Cam, Fluß in England, entspringt in der Grafschaft Essex, durchfließt dann Cambridgeshire, wird bei der nach ihm benannten Stadt schiffbar u. mündet nach 9 Meilen Laufs oberhalb Ely in die Ouse.

Camaïeu (Camayeu, Camahuja, v. Ital.), erhaben od. vertieft geschnittener Onyx, Sardonyx ꝛc.; helldunkle Malereien oder eine solche von einerlei Farbe, wie Grau in Grau, oder auch solche, die mit Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt sind. Erstere nannte man auch Cirage oder Grisaille, je nachdem die Grundfarbe braun oder grau war. Die der pariser Börse bestehen aus Weiß und Schwarz; die in den Sälen des Vatikans und der Gallerie zu Versailles aus verschiedenen Farben auf Goldgrund und ahmen Basreliefs in Bronze, Porphyre und Lapislazuli nach. Camaïeuarbeiten waren vornehmlich im 16. Jahrhundert sehr beliebt. Franz Mazzuoli, bekannt unter dem Namen der Parmesaner, verfertigte eine Menge Gemälde dieser Art. Andere, wie Andreani, Hugo von Carpi, Anton von Trente u. andere Holzgravirer, ahmten jene Gemälde nach. Ihre Arbeiten sind sehr selten und theuer.

Camail (franz.), den Hinterkopf und die Schultern bedeckende Kappe, welche die katholischen Geistlichen im Winter zu tragen pflegen; auch ein kleiner, eleganter, wenig über die Taille herabreichender Damenmantel.

Camaldoli, berühmtes Kloster in Toskana, s. Kamaldulenser.

Camarae (lat.), leichte Barken, mit einem gewölbten Breterdach gegen die hochgehende See, ohne Eisen gebaut, mit einem Steuer vorn und hinten, so daß man sich ohne Wendung nach jeder Seite hin bewegen konnte; waren im Bosporus und Pontus im Gebrauch.

Camarès, Stadt im französischen Departement Aveyron, am Dourden, nordwestlich von Montpel-

lier, mit 2700 Einwohnern, berühmt durch zwei Mineralquellen (eisenhaltige Säuerlinge), deren Wasser täglich in verkorkten Krügen nach dem nahen Bade Sylvanez gebracht und dort getrunken wird.

Camargue, la, eine Insel des Rhonedelta's, im französischen Departement Rhonemündungen, in der Provence, zwischen den beiden Hauptmündungsarmen der Rhone, reicht von unterhalb Arles, wo sich dieselben trennen, in Dreiecksgestalt (daher auch le Delta de la France genannt) bis zum Meere und hat einen Flächeninhalt von 9 (nach Andern 26) Meilen mit 8 Ortschaften, zahlreichen Landhäusern und über 350 Pachthöfen oder Mas. Der niedrige, steinlose, sumpfige, von Lachen und todten Flußarmen durchschnittene Boden ist durch Eindeichungen gegen Ueberschwemmungen geschützt und so zum Theil in fettes, an Getreide ergiebiges Marschland verwandelt. Gegen die Küsten hin, wo die niedrigen Sanddünen den Ueberfluthungen des Meeres einen nur unvollkommenen Damm entgegensetzen und die Strandseen oder Etangs, namentlich der Valcarès mit seinen zahlreichen Verzweigungen, 2—3 □Meilen einnehmen, ist der Boden theils morastig, theils sandig, salzig, jeder Kultur unfähig und wird nur zur Salz- und Sodagewinnung benutzt. Dieser Beschaffenheit zufolge gibt diese Deltainsel größtentheils ein feuchtes, morastiges Weideland für zahlreiche Heerden von Schafen und Pferden ab. Erstere weiden indessen nur bis Ende Mai hier, wo sie in Heerden von 20,000 Stück zusammen mit Ziegen und wilden Eseln im Geleite der der Insel eigenthümlichen großen Hunde (ähnlich den Bernhardinern) nach den Alpen wandern, von wo sie im Oktober zurückkehren. Die hiesigen Pferde sind klein und leicht, Ochsen kommen halbwild vor und werden mit großer Mühe eingefangen und mittelst glühender Eisen gezeichnet, wobei man das Hirtenfest F e r r a d o u feiert. Hauptort der Insel ist das dorfähnliche Städtchen S a i n t e s - M a r i e s, an der Mündung des westlichen Rhonearms, mit sehr alter Kirche und 1200 Einwohnern. Hier sollen 3 heilige Marien zusammen gekommen sein. Im Westen der C. zwischen der kleinen und der todten Rhone liegt die k l e i n e C.

Camarilla (v. Span., d. i. Kämmerchen, Kabinet), Name, mit welchem man seit Ferdinand VI. von Spanien jene Günstlings- und Hofpartei, welche zu allen Zeiten an den Höfen absoluter Regenten ihr einflußreiches Spiel trieb, bezeichnete, von dem Kabinet, welches gewöhnlich an die königlichen Säle zu stoßen pflegt, und in welchem von dem Fürsten die vertraulichen Unterhaltungen mit Günstlingen, Mätressen und Hofgesinde gepflogen werden, die dann zu den Entschließungen und Handlungen führen, welche außer und über den verfassungsmäßigen Organen der Staatsgewalt in die öffentlichen Geschäfte und Privatverhältnisse der Staatsbürger eingreifen.

Camarina, im Alterthum Stadt auf der Südküste Siciliens, an der Mündung des Hipparis, 598 v. Chr. gegründet und nach der Nymphe Camarina, Tochter des Olenus, benannt, 554 v. Chr. aber von den Syrakusanern zerstört, nachdem die Bewohner gegen den Rath des Orakels einen in der Nähe liegenden Sumpf ausgetrocknet und so den Feinden einen Weg in ihre Stadt gebahnt hatten, woher das Sprüchwort rührt: Camarinam ne moveas, d. h.: Laß eine gefährliche Sache auf sich beruhen. Im Jahre 495 v. Chr. von dem Tyrannen Hyppocrates von Gela von Neuem aufgebaut, wurde C. in der Folge abwechselnd von Gela, Syrakus, den Römern und Karthagern abermals in Trümmer gelegt und blieb stets unbedeutend.

Cambacérès, J e a n J a c q u e s R é g i s d e, Herzog von Parma, Prinz und Erzkanzler des französischen Reichs unter Napoleon I., stammte aus einer unbegüterten Familie angesehener Rechtsgelehrter in Montpellier, wo er am 18. Oktober 1753 geboren war. Er sollte 1771 in eines der Parlamente treten, doch wurde dies durch die zeitweilige Aufhebung derselben vereitelt. Statt dessen trat er in die Stelle seines Vaters als Steuerrath zu Montpellier ein und wurde, als man ihn der Revolution geneigt fand, vom Adel seines Bezirks zum zweiten Deputirten bei den allgemeinen Ständen erwählt. Als solcher verworfen, übernahm er zunächst einige Verwaltungsposten, bis er endlich 1791 Präsident des Kriminalgerichts des Departements Hérault (zu Montpellier) ward. In dieser Eigenschaft führte er zuerst die Geschwornengerichte im Departement ein. Seine öffentliche Laufbahn begann 1792 mit seiner Wahl in den Konvent. Hier charakterisirte sein Auftreten die gemessene Behutsamkeit des prüfenden Beamten; entfernt von allem Vordrängen, wo politische Gezänke an der Tagesordnung waren, sprach er mit Einsicht und Würde hauptsächlich für die Verbesserung der bürgerlichen Gesetze und der Rechtspflege. Diese richterliche Mäßigung behielt er auch während des Prozesses des Königs. Seinen Bemühungen verdankte es derselbe, daß er frei mit den Seinigen und den Ministern verkehren und sich endlich einen Beichtvater wählen durfte. Auch widerrieth C. die Hinrichtung des Königs, sprach, obwohl er das Schuldig über Ludwig XVI. mit fällte, dennoch dem Konvent das Recht ab, ihn zu richten, und stimmte nur für den Fall für seinen Tod, wenn das Ausland seine Befreiung mit Waffengewalt durchzusetzen versuche. Am 24. Januar 1793 wurde er zum Sekretär des Konvents ernannt. Auf seinen Vorschlag vom 10 März 1793 wurde die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt bis zum Eintritt der Wirksamkeit der Konstitution vereinigt und der sogenannte Wohlfahrtsausschuß gebildet, in dessen Namen er alsdann einen neuen Beweis seines unbestechlichen und ehrgeizlosen Rechtsgefühls dadurch gab, daß er denselben Dumouriez, den er, so lange er von seiner Unschuld überzeugt war, vertheidigt hatte, am 20. März, als er das Gegentheil für wahr anerkennen mußte, selbst als Hochverräther anklagte. Daß er gerade in jenen Tagen, wo das öffentliche Recht in Frankreich durch jede Handlung der bestehenden Gewalten mehr und mehr erschüttert wurde, den Grund zu seinem „Projet de Code civil“ legte, das später als Grundlage zum „Code Napoléon“ dienen mußte, ist ein Verdienst, welches ihn zu den größten Wohlthätern seines Vaterlandes erhebt. Er begann jenes Werk im August und Oktober 1793; die demokratischen Ideen der Zeit waren darin niedergelegt, C.' hohe Befähigung allgemein anerkannt, und so erhielt er denn mit Merlin aus Douai den Auftrag, alle in Frankreich bestehenden Gesetze zu revidiren und sie in Ein Gesetzbuch zu vereinigen. Nach den Stürmen des 9. Thermidor, denen sich C. beharrlich entzogen hatte, gewann sein Einfluß und sein Wirken neuen Umfang Er wurde

Präsident des Konvents und verfaßte in dieser Eigenschaft eine Adresse an die französische Nation, in welcher er Wünsche und Hoffnungen hinsichtlich der Wiederherstellung des inneren und äußeren Friedens aussprach; auch hielt er die Lobrede auf J. J. Rousseau, als dessen Reste im Pantheon beigesetzt wurden, und verkündigte in einer anderen Rede auf dem Marsfeld die Räumung des französischen Bodens von den äußeren Feinden. Nachdem er das Präsidium des Konvents mit dem des Wohlfahrtsausschusses vertauscht hatte, beschleunigte er die Friedensschlüsse mit Preußen und Spanien; aber gerade sein Geschäftseifer, wie schon früher seine Mäßigung gegen den König und seine Abneigung gegen gewaltsame Maßregeln machten ihn in den Augen der Republikaner verdächtig, als wolle er die Monarchie wiederherstellen oder doch der Republik einen Präsidenten geben. Wiewohl er das Ungegründete dieses Verdachts nachwies, wußten es dennoch seine Gegner dahin zu bringen, daß er aus dem Direktorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewiesen wurde. Er trat nun in den Rath der Fünfhundert. In dieser Zeit beschäftigte er sich fortwährend mit der bürgerlichen Gesetzgebung, sprach im Rath mehrmals über das Geschwornengericht, über ein Gesetz zur Unterdrückung der Verleumdung, über den Gerichtszwang ꝛc. und legte zum dritten Male seinen neuen Entwurf zu dem bürgerlichen Gesetzbuch vor. Am 22. Oktober 1796 wurde C. Präsident des Raths der Fünfhundert, aber das Direktorium verlangte bald darauf seinen Rücktritt. Erst als Siéyes in demselben Platz genommen hatte, wurde C. wieder zum öffentlichen Dienst, und zwar zum Justizminister bestimmt. Der 18. Brumaire versetzte ihn endlich in die Stellung, die ihm mehr und mehr zusagte: C. wurde erst zweiter Konsul der Republik, dann, nach Napoleons I. Thronbesteigung, Erzkanzler des Reichs, Herzog von Parma (1808), Prinz ꝛc. Vergeblich mahnte er den Kaiser von dem russischen Feldzug ab. Als Napoleon 1813 gegen die Verbündeten zog, gehörte C. zu den geheimen Räthen der Regentschaft der Kaiserin; 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois und sandte von dort aus seine Zustimmung zur Abdankung des Kaisers. Während der hundert Tage war er von Neuem Erzkanzler, Justizminister und zuletzt Präsident der Pairskammer bis zum Untergang des französischen Kaiserreichs durch Napoleons Sturz. Er kehrte nun nach Paris zurück und lebte da in stiller Zurückgezogenheit, bis die bourbonische Reaktion auch ihn traf. Als Königsmörder 1816 des Landes verwiesen, lebte er zu Amsterdam und Brüssel, bis die französische Regierung ihn am 13. Mai 1818 wieder in alle bürgerlichen und politischen Rechte einsetzte. C. begab sich nun abermals nach Paris und † hier am 5. März 1824. Außer dem genannten „Projet de Code civil et discours préliminaire“ (Paris 1796) erschien von C. noch: „Code français ou collection par ordre de matières de lois de la république“ (das. 1797).

Cambay (Cambaya, Khambavati), Hafenstadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, Landschaft Guzerate, am Nordende des gleichnamigen Golfs, das Cumanes des Ptolemäus, ein alter, einst blühender, jetzt verfallener Ort, von einer Mauer mit 52 Thürmen umgeben, mit 10,000 (früher über 200,000) Einwohnern und zahlreichen Ruinen ihres ehemaligen Glanzes. Affen, Eichhörnchen, Tauben und Papageien schwärmen auf den Bäumen und Dächern umher. Von Gebäuden sind merkwürdig der Palast des Nabob, eine Menge unterirdischer Hindutempel, der Tempel Dschumma Musja und vornehmlich der unterirdische Dschaintempel mit 2 Götzenbildern von beträchtlicher Größe. Nahe bei der Stadt liegen große Mausoleen. C. trieb ehedem bedeutenden Handel und ist jetzt noch in ganz Asien berühmt durch seine Achate, Karneole und Onyxe, die hier geschliffen werden, nachdem sie 2 Jahre der Sonne ausgesetzt gewesen sind, wodurch die Farbe dunkler wird. Außerdem kommen zur Ausfuhr Seidenzeuche, Goldstoffe, Silberwaaren und Indigo. Die Umgegend ist angenehm und gut bebaut. Im 5. Jahrhundert war C. die Hauptstadt der Baleyras und die Residenz der westlichen Hindukaiser. Im 13. Jahrhundert eroberten sie die Mohammedaner und machten unermeßliche Beute. Drei Jahrhunderte darauf sahen die Portugiesen dieselbe in prächtigen Ruinen, die südlich von der jetzigen Stadt lagen. Im Jahre 1780 nahmen die Briten diesen Platz, überließen ihn aber 3 Jahre darauf wieder den Mahratten. In dem letzten Mahrattenkrieg kam er wieder in die Gewalt der Kompagnie, der er auch im Frieden von 1803 verblieb. Jetzt beherrscht seit 1813 das Ländchen ein den Briten unterthäniger Nabob.

Cambiaso, 1) Giovanni, italienischer Maler, auch gewandter Arbeiter in Stukko und angeblich Erfinder der Regel, beim Zeichnen den menschlichen Körper in Würfel einzutheilen, um dadurch einen sicheren Anhaltspunkt bei der Beobachtung der Verhältnisse und zur richtigen Verkürzung zu gewinnen, war 1495 im Thale von Polcevera geboren, Schüler Semini's und Nachahmer Pordenone's, sowie ganz besonders der Werke des Pierin del Vaga im Palaste Doria zu Genua. Er lebte noch 1570.

2) Luca, auch Luchetta da Genova genannt, Sohn des Vorigen, der glückliche Nachahmer Correggio's, war 1527 zu Moneglia im Genuesischen geboren. Er begann bei seinem Vater die ersten Studien, zeichnete sich schon früh durch mechanische Fertigkeit, Fruchtbarkeit an Ideen u. einen gigantischen Styl aus u. führte später in Rom durch eifriges Studium von Raphaels und Mich. Angelo's Werken sein Talent einer gediegenen Reife entgegen. Besonders befleißigte er sich des Studiums der Natur, der Grazie u. eines gefälligen Kolorits u. lieferte während eines Zeitraums von 12 Jahren mehre Meisterwerke. Namentlich werden die Marter des heil. Georg, das Märtyrerthum des heiligen Bartholomäus und sein Sabinerraub zu den gelungenen Werken dieser Periode gezählt. Die Verweigerung einer zweiten Heirath seitens des Papstes hatte eine Schwermuth zur Folge, die sich auch in seinen spätern Arbeiten ausprägte, u. welcher er 1580 oder 1585, nach Andern 1588 erlag. C.'s technische Fertigkeit war so ausgebildet, daß er mit beiden Händen zugleich u. mit unglaublicher Schnelligkeit malte, ohne vorher durch Skizzen oder Zeichnungen die Ausführung seiner Ideen immer geprüft zu haben. Er lieferte daher sehr viele Werke, von denen jedoch auch nicht wenige unter dieser Flüchtigkeit des Schaffens litten und Opfer einer ausgearteten Manier wurden. Zwei vortreffliche Bilder C.'s, Venus und Adonis, besitzt das königliche Museum in Neapel; gleichen

Werth hat das Paradies neben vielen anderen im Escurial. Auch in Holz soll C. geschnitten haben.

Cambium (lat.), Art der Pflanzenzelle, s. Pflanze.

Cambo, Dorf im französischen Departement Niederpyrenäen, an der Nive, mit 1500 Einwohnern, bekannt durch eine kalte stahlhaltige und 2 warme schwefelhaltige Heilquellen.

Cambon, Joseph, Deputirter zur Zeit der französischen Revolution, geboren den 17. Juni 1754 zu Montpellier, war Inhaber eines Fabrikgeschäfts, als er von seinen Mitbürgern zum Deputirten in die gesetzgebende Versammlung und dann auch in den Konvent gewählt ward. Er widmete sich hier vornehmlich dem Finanzwesen und veranlaßte die Veröffentlichung des großen Buches der öffentlichen Schuld. Obgleich als Finanzmann gegen Necker auftretend, war er doch der Urheber der Vermehrung der Assignaten. Er trat zwar anfangs als Vertheidiger der königlichen Rechte Ludwigs XVI. auf, legte aber als Präsident der gesetzgebenden Versammlung die in den Tuilerien gefundenen geheimen Papiere vor und forderte zum Verkauf der Kronkleinodien auf. Doch bekämpfte er auch Murats und Robespierre's Umtriebe. Wiewohl er für die Hinrichtung des Königs ohne Appellation an das Volk stimmte, so war er doch dem Revolutionstribunal und der Verfolgung der Girondisten stets abhold. Als Anstifter des Aufstandes vom 1. April 1795 angeklagt, entging er der Verhaftung nur dadurch, daß er sich verborgen hielt. Als ihm das Amnestiegesetz vom 4. Brumaire, wieder öffentlich zu erscheinen erlaubte, trat er mit seiner „Lettre à ses concitoyens sur les finances“ (1795) hervor. Von jetzt an u. während des Kaiserreichs lebte er zurückgezogen auf seinem Landgute bei Montpellier u. kam erst 1815 wieder als Mitglied in die Deputirtenkammer. Hier sprach er für die Kriegsrequisitionen und über das Budget mit großer Einsicht. Als heftiger Gegner der bourbonischen Familie erklärte er sich am 30. April 1815 dahin, dieselbe niemals wieder auf den Thron gelangen zu lassen. Daher ward er nach der zweiten Restauration mit auf die Liste der Königsmörder gesetzt und verbannt. Er † den 2. Februar 1820 zu St. Josse en Node bei Brüssel. C.s Anordnungen im Staatsschuldenwesen Frankreichs haben zum Theil noch jetzt Geltung.

Camborne, Stadt in der englischen Grafschaft Cornwall, nordwestlich von Falmouth, mit 10,000 Einwohnern und den ältesten und reichsten Kupfer- und Zinnminen in Cornwallis.

Cambray (deutsch Kammerik), Bezirkshauptstadt im französischen Departement Nord, an der Schelde u. vom Kanal St. Quentin durchflossen, hat alte Befestigung mit ziemlich starker Citadelle und einem Fort, 5 Thore, mehre öffentliche Plätze (der größte der Paradeplatz), breite Straßen mit Giebelhäusern, eine schöne Esplanade zwischen Stadt u. Citadelle, einen bischöflichen Palast, eine Kathedrale (durch ihren Glockenthurm und eine ausgezeichnete Orgel bemerkenswerth) mit Fénélons Denkmal, 10 andere Kirchen, 2 Hospitäler u. 21,400 Einwohner. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Handelsgerichts u. eines Obertribunals, hat Kasernen, eine Bibliothek von 27,000 Bänden, ein Collége, theologisches Seminar, eine Zeichenschule, ein Theater u. viele Fabriken in Batist, Linon, Gaze (Artikel, die hier zuerst verfertigt sind und gewöhnlich Cambrics genannt werden), Seife, Oel, Tüchern, Tapeten, Töpfergeschirren, Zwirn, Twistspinnereien u. anderen Baumwollenmanufakturen, Brauereien, Gerbereien, Salzraffinerien, eine Salpetersiederei u. große Leinwandbleichen. Der Handel mit diesen Fabrikaten und den Produkten der umliegenden reichen Landschaft, namentlich Hopfen, Vieh, Lein u. Butter, ist sehr bedeutend. C. ist Geburtsort des Anatomen Aimé Bourdon, der Bildhauer Balthasar und Kaspar Marsi, des Generals Dumouriez und des Marschalls Mortier, sowie Sterbeort des Erzbischofs Fénélon. C. war das Camaracum der Alten, eine Stadt der Nervier in Gallia belgica. Nachdem es römische Kolonie geworden war und ausgezeichnete Privilegien erhalten hatte, wurde es bald eine der vornehmsten u. schönsten Städte Galliens, mit Palästen, Wasserleitungen, Amphitheater 2c. Der Usurpator Maximus zerstörte C. 370; später wurde es von den Vandalen u. Alanen erobert. Nachdem es dann die Gothen genommen und zur Hauptstadt des dortigen Landes gemacht hatten, wurde es später von den Römern wieder erobert. Im Jahre 437 (444) kam C. unter Chlodio an die Franken, und dieser, der es zu seiner Residenz machte, nannte sich darnach König von C.; nach Andern hätte er es wieder verloren, u. wäre es erst unter Chlodwig mit dem fränkischen Reiche vereinigt worden. C. gehörte zu Austrasien, u. Chilperich fand hier, als in einem sehr festen Ort, Zuflucht gegen seine Brüder. Mit Austrasien kam es nach Ludwig dem Frommen an Lothringen. Im Jahre 880 eroberten und verbrannten es die Normänner. Inzwischen war C. und sein Gebiet (Cambresis, Theil des jetzigen Departements Nord) eine Grafschaft geworden. Nach dem Aussterben der Grafen von C. gab Kaiser Heinrich I. die Grafschaft den Bischöfen von C. Die Herren von Crèvecoeur waren erbliche Kastellane von C., welche Würde nach ihrem Aussterben (1309) durch Hugo's (des Letzten aus diesem Geschlecht) Schwester Hildegard an die Herren von Montmirail kam. Hildegards Enkelin, Marie, verkaufte Crèvecoeur nebst der Kastellanei von C. an Otto von Dampierre. Nachdem Philipp von Valois sie 1340 durch Kauf an sich gebracht hatte, wurden gewöhnlich die Dauphins Kastellane von C. Ludwig IX. zog die von Karl VII. an Burgund verpfändete Kastellanei von C. und Crèvecoeur wieder ein, worüber ein langer Streit entstand, bis Kaiser Karl V. 1543 die streitigen Güter den rechtmäßigen Erben, den Herren von Beures, gab. Im Jahre 1581 trat C. der Sache der sich von Spanien losreißenden Niederländer bei, weshalb es von den Spaniern belagert, aber wieder entsetzt wurde. Johann von Monluc, Herr zu Baligny, der zum Gouverneur eingesetzt worden war, machte sich zum unabhängigen Herrn von C., doch eroberten die Spanier 1595 die Stadt. Die Franzosen nahmen C. 1677 den Spaniern wieder ab, die es im nimwegener Frieden förmlich an Frankreich abtraten. Karl IV. und Philipp V. ließen zu C. 1724 einen Friedenskongreß eröffnen, der sich aber durch den Vergleich vom 30. April 1725 erledigte. Von den Engländern am 25. Juni 1815 erstürmt, war C. die erste französische Stadt, welche Ludwig XVIII. wieder empfing. Dann war C. bis 1818 das Hauptquartier Wellingtons und der

englischen Okkupationsarmee. Vorzüglich berühmt ist C. durch den 1529 hier geschlossenen Frieden zwischen Frankreich u. Spanien, worin Frankreich auf alle Hoheit über Artois u. Flandern verzichtete u. dafür den Besitz des Herzogthums Burgund und der dazu gehörigen Grafschaften wieder erhielt, der auch den Namen Traité des dames (Damenfriede) führt, weil der Friedenstraktat von Seiten Spaniens durch Margarethe, verwittwete Herzogin v. Savoyen, Statthalterin der Niederlande, Karls V. Vaterschwester, und von Seiten Frankreichs durch Louise, verwittwete Herzogin v. Angoulême, Mutter Franz' I., abgeschlossen worden war; sowie durch die Ligue von C., das Bündniß, welches der König v. Frankreich, Ludwig XII., am 10. December 1508 mit dem deutschen Kaiser Maximilian u. dem König Ferdinand dem Katholischen von Aragonien hauptsächlich zur Demüthigung Venedigs schloß und welchem sich 1509 der Papst Julius II. beigesellte.

Cambrays (Cambrics), locker gewebte dünne Batistleinwand, auch Kammertuch und in Frankreich Claires genannt, wird am schönsten zu Cambray verfertigt, doch auch an mehren Plätzen der Niederlande, in Westphalen zu Bielefeld sehr gut nachgeahmt. England führte früher von dieser Leinwand manches Jahr aus Frankreich für 200,000 Pfd. St. ein, so daß das britische Parlament Gesetze gegen diese Einfuhr erlassen zu müssen glaubte. Jetzt finden sich auch in Schottland und Irland Manufakturen für C.

Cambresines, feine levantische Leinwand, vorzüglich in Aegypten verfertigt, dem Cambrays ähnlich.

Cambrics, s. Cambrays.

Cambridge, 1) englische Grafschaft, grenzt im Norden an die Grafschaft Lincoln, im Osten an Norfolk und Suffolk, im Süden an Essex und Hertford, im Westen an Bedford, Huntington und Northampton und hat auf 38,6 □M., wovon 37 □M. Acker, Wiese und Weide sind, 191,894 Einwohner in 1 City, 1 Borough, 8 Marktflecken und 163 Kirchspielen. Die Grafschaft hat einige bergige Striche Landes von der Kreideformation, aber der größte Theil ist eben. Die Ouse durchfließt sie von Westen nach Osten und theilt sie in zwei fast gleiche Theile. Der nördliche, zum Fenndistrikt gehörige Theil ist die von der Ouse, Nyne u. deren Kanälen gebildete Insel Ely, wovon ein Theil die Bedfordebene ausmacht, die früher ein Morast war, den man durch Eindeichung und Drainirung in ergiebiges Marschland verwandelt hat; der Südosten bietet eine ungeheure Sandheide dar, durch welche die Hügel zum Gogmagog ziehen. Im Südwesten tritt an die Stelle des Sandes ein fruchtbarer Lehm. Den südlichen Theil durchfließt der Cam od. Granta. Die bedeutendsten Teiche sind das Whitlesey- und das Sohammeer. Das Klima ist äußerst feucht; Hauptnahrungszweig ist Viehzucht; in den Heiden herrscht Bienen- und Schafzucht. Auf den Lehmäckern im Südwesten werden Gerste, Hülsenfrüchte, Rübsamen, Safran und Obst gezogen; Korn muß zugefahren werden. Die Industrie beschränkt sich auf einige Papiermühlen, Brauereien u. Brennereien. Ausfuhrartikel sind Vieh, vorzüglich Butter, Käse und etwas Safran. Durch Südwesten führte ehedem eine Römerstraße; auch sieht man noch Ueberreste von den Wällen und Gräben, die unter der Heptarchie zur Abhaltung der Einfälle der Mercianer hergestellt wurden, z. B. den Brent-, den Flems-, den Seven-Mile und den Devils-Dike.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, die zweite Universitätsstadt Englands, im Südwesten der Grafschaft, vom Cam durchflossen, über den 9 Brücken führen, ist von Bäumen freundlich eingehüllt, hat zwar nur enge, unregelmäßige Straßen, aber schöne Plätze, darunter den Marktplatz mit Rathhaus und schönem Brunnen (1614 auf Kosten Thomas Hobsons erbaut) und der Universitätsbibliothek, 14 Pfarrkirchen, wovon St. Mary's, die geräumigste und schönste, mit hohem Thurm, und St. Sepulchre aus Rotunde (Round Church), nach dem Modell der heiligen Grabkirche zu Jerusalem, vielleicht von den Templern unter Heinrich I. gebaut, mehre Bethäuser, eine Synagoge, ein Grafschaftsu. ein Stadthaus, ein Krankenhaus (1766 erbaut), ein howardsches Gefängniß u. 27,815 Einwohner. Ein Theater, welches in der Stadt nicht sein darf, befindet sich in dem Dorfe Barnwell, bei welchem die Staurbridgemesse, früher die größte im Königreich, gehalten wird. Größere Manufakturen sind in C. nicht vorhanden, doch ist der Handel bedeutend. Der Ruhm der Stadt beruht auf der Universität, deren Ursprung auf eine von Sigbert, dem König der Ostangeln, 630 hier gestiftete Schule zurückgeführt wird. Die älteste Stiftungsurkunde, welche sie aufweisen kann, ist von 1229 aus der Regierungszeit Heinrichs III. Es wurden 4 Fakultäten eingerichtet, die der Künste, der Theologie, Jurisprudenz u. Medicin; die Fakultät der Künste, mit der auch die übrigen beginnen, zerfällt wieder in das Trivium, welches das Studium der 3 höheren Wissenschaften Grammatik, Rhetorik und Logik, und in das Quadrigium, welches die 4 untergeordneten Wissenschaften Arithmetik, Musik, Geometrie u. Astronomie umfaßt. In jedem Studium gab es 2 Grade, Baccalaureus (Bachelor) u. Magister (Master). Zu den bestehenden Schulen fügte man allmählig andere Gebäude, öffentliche Hallen und Hostleries, hinzu, um eine bessere Disciplin zu erreichen; die Studenten einer jeden Schule wählten einen Principal oder Rektor aus ihrer Mitte. Später entstanden durch Privatschenkungen Kollegien, um armen Studenten Wohnung und Unterhalt zu verschaffen. Die Masters of Arts (Magister artium) waren ursprünglich die Lehrer; allmählig wurde die Zahl derselben eingeschränkt und festgestellt und sie wurden der regierende Körper; daher die Unterscheidung von regent und non regent Masters. Die Anstellung besoldeter Professoren erfolgte später. Die größte Zahl der Studenten war im 13. Jahrhundert vorhanden, dagegen standen zur Reformationszeit die Hallen fast leer, u. den größten Theil der Studenten bildeten die den Colleges angehörenden. Zu Elisabeths Zeiten waren die Hallen sämmtlich in Kollegien verwandelt. Gegenwärtig bestehen 13 Colleges u. 4 Hallen, die durch Gärten mit prachtvollen Gebäuden in Verbindung gebracht sind und auf diese Weise ein Ganzes bilden. Ihre Aufeinanderfolge bestimmt das Jahr der Stiftung: das St. Peterscollege, ein altes Backsteingebäude, gestiftet 1256 od. 1284; Clarehall 1326; Pembrokehall 1343; Trinityhall 1350; Gonvile- und Cajuscollege, mit 4 Thoren, welche die Aufschriften: Demuth, Tugend, Weisheit, Ehre

führen, 1348; Corpus-Christi-College 1356, mit der größten Manuskriptensammlung; Kingscollege 1441, mit prachtvoller Kapelle; das herrliche Queenscollege 1446; Katharinahall 1475, mit prachtvollem Portikus; Jesuscollege 1496, vorher ein Mönchskloster; Christcollege (1451); St. Johnscollege 1511, das geräumigste; Magdalenencollege 1519; Trinitycollege 1546, mit einer an Handschriften und alten Drucken reichen Bibliothek und einem Denkmal Newtons, der ein Schüler dieses Kollegiums war; Emanuelcollege, nur für Theologen bestimmt, 1584; Sidney-Sussexcollege 1598; Downingcollege, 1800 gestiftet, aber erst 1821 eröffnet, für Juristen u. Mediciner bestimmt, vor der Stadt. Ein jedes dieser Gebäude enthält außer den Wohnungen für die Lehrer und Studenten eine besondere Bibliothek, eine Kapelle, einen Speisesaal und einen Garten. Jedes College wird nach seinen eigenen Gesetzen und Gebräuchen regiert und von seinem eigenen Visitator (Königin, od. Lordkanzler, oder Bischof von Ely 2c.) inspicirt. Das aus der Mitte der Fellows (Mitglieder) von diesen selbst gewählte Haupt (Master) hat die höchste Auktorität in der Disciplin des College: diese Masters haben die allgemeine Regierung der Universität in Händen, sind für ihr eigenes College nur ein Mitglied des gesetzgebenden Raths, den sie mit den Fundationsfellows bilden. Sämmtliche Colleges stehen unter den Universitätsgesetzen, und jedes ist demnach eine Korporation für sich mit besonderer Einrichtung. Die Gesammtzahl der Studirenden betrug 1857 über 3000 u. einschließlich sämmtlicher Mitglieder (Professoren, Doktoren, Magister, Baccalaureen) über 7200, die indessen zum großen Theil stets abwesend sind. Die Hauptbeamten sind ein Kanzler (oft ein königlicher Prinz), der die Exekutive hat; ein Obersteward, ein Vicekanzler, der für immer gewählt ist, ein Kommissarius, ein öffentlicher Sprecher, ein Assessor, 2 Proctors oder Friedensbeamte, 2 Moderatoren 2c. Der akademische Senat, der in einem besondern Gebäude (1772 aufgeführt) seine Berathungen hält, ist aus Mitgliedern sämmtlicher Kollegien zusammengesetzt (1839 bestand er aus 2705 Mitgliedern von 5628) und zerfällt in das Regenten- oder Oberhaus und das Nichtregenten- oder Unterhaus. Ersteres besteht aus solchen, die 5 Jahre Masters of Arts oder seit zwei Jahren Doktoren sind; sie tragen Hüte mit weißer Seide, alle Uebrigen haben Hüte mit schwarzer Seide. Außerdem besteht noch ein jährlich neu erwählter Rath (Caput). Die meisten Professoren haben 100 Pfd. Sterling Gehalt, einer 200, einer 400 Dem streng beobachteten Range nach stehen die gesammten Mitglieder der Universität in folgender Reihe: die Heads des College (gewöhnlich Doktoren der Gottesgelahrtheit); die Fellows (Doktoren, Masters oder Bachelors der verschiedenen Fakultäten); die Adeligen, welche graduirt sind; die Bachelors der Theologie; die Bachelors der Civilgesetze und der Physik; die Bachelors of Arts; die Fellow-Commoners (gewöhnlich jüngere Söhne des Adels oder reiche Bürgersöhne, welche das Privilegium haben, mit den Fellows an demselben Tische zu essen); die Schüler (gemäß der Stiftung); die Pensionäre (welche für Zimmer, Unterhalt 2c. bezahlen und den größten Theil der Studenten ausmachen); die Sizars (arme Studenten, welche gewöhnlich freien Tisch und andere Wohlthaten genießen). Nachdem man 4 Jahre studirt u. zwei große Examen durchgemacht hat, kann man den Grad eines Baccalaureus erlangen, 7 Jahre braucht man, um Magister, 8, um Doktor der Rechte und der Medicin, 12, um Doktor der Theologie zu werden. Die Universität sendet, wie die Stadt, zwei Deputirte ins Parlament. Eine besondere Zierde derselben ist die große Bibliothek (von 180,000 Bänden und 4000 Handschriften) am Markte, deren Eingang mit der Statue der Diana von Eleusis und mehren antiken Monumenten (Geschenken von Dr. Clarke) geschmückt ist. Außerdem ist ein an exotischen Gewächsen reicher botanischer Garten, eine Sternwarte (in der Stadt, mit einem kupfernen Himmelsglobus von 18 Fuß Durchmesser), ein neu erbautes Observatorium (vor der Stadt, 1801 gebaut), ein chemisches Laboratorium, ein Mineralienkabinet u. ein anatomisches Theater vorhanden. Das Museum Fitz William, das 1806 (1815) von dem Viscount Fitz William der Universität legirt ward, enthält eine öffentliche Bibliothek von 60,000 Bänden, ein prächtiges Kupferstichkabinet und eine auserlesene Gemäldegallerie. Trotz dieser reichen Ausstattung entspricht übrigens die Universität zu C. mit ihren mittelalterlichen Einrichtungen so wenig wie die übrigen Hochschulen Englands den Anforderungen, welche man jetzt an solche Institute stellt, u. die Bildung, welche sie zu geben vermag, ist unzureichend. Vgl. A history of the university of C., London 1805, 2 Bde. C. ist eine der ältesten Städte des Reichs, das (angeblich 75 v. Chr. gegründete) Camboricum der Alten, eine Stadt der Icenes im römischen Britannien; noch heut zu Tage findet man in der Nähe von C. römische Alterthümer. Im Jahre 871 wurde die Stadt von den Dänen zerstört. Unter Wilhelm dem Eroberer hieß sie (nach dem damaligen Namen des Flusses Cam, Grant) Grantbridge.

2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Massachusetts, zweite Hauptstadt der Grafschaft Middlesex, nordwestlich von Boston, eine der ältesten Städte Neuenglands, 1631 unter dem Namen Newtown gegründet, in freundlicher Gegend am Charles River, besteht aus der Oldcambridge, Eastcambridge (früher Lechniere Point), Boston gegenüber und mit diesem u. Charlestown durch eine Brücke verbunden, und Northcambridge, hat sich rechtwinklig kreuzende, mit Alleen besetzte Straßen und 15,600 Einwohner. C. ist Sitz der Harvarduniversität (in Oldcambridge), welche, 1638 vom Prediger John Harvard durch ein Legat von 780 Pfund Sterling (wozu von Seiten der Kolonie 400 Pfd. kamen) gestiftet, nicht nur die älteste, sondern auch bedeutendste Universität der Vereinigten Staaten ist. Die Gebäude derselben sind ausgedehnt u. liegen in einer freundlichen Ebene. Die Universitätshalle, ein von Granit aufgeführtes Gebäude von 140 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, enthält eine Kapelle, Eßhallen und Hörsäle; Harvardhalle die Bibliothek, ein physikalisches u. chemisches Kabinet u. eine reiche Mineraliensammlung; andere geräumige massive Gebäude dienen als Wohnungen der Professoren und der Studirenden (1850: 20 Professoren und 320 Studenten). Verbunden sind mit der Universität noch eine Rechts-

schule, ein theologisches Seminar, ein medicinisches College und die medicinische Schule zu Boston. Ihre Fonds betragen jetzt über ½ Million Dollars. Sie besitzt außerdem ein schönes anatomisches Museum einen botanischen Garten und ein Observatorium mit einem der größten Teleskope aus der münchner Werkstatt (Objektivglas 15 Zoll Durchmesser mit 22 Fuß 8 Zoll Brennweite), für dessen Anschaffung 1843 eine Anzahl bostoner Kaufleute 20,000 Dollars subskribirten, und das 1847 in einem besondern Thurm mit einer auf Kugeln ruhenden, leicht drehbaren Kuppel von 30 Fuß innerem Durchmesser aufgestellt ward. Außer der Universität hat C. noch ein Gerichtshaus, ein Staatsarsenal, Gefängniß, 3 Banken, 15 Kirchen, 2 Akademien und 16 Schulen (darunter eine lateinische). Hier erschien auch die erste amerikanische Zeitung: „Freeman's Oath", von Stephan Day herausgegeben. Im amerikanischen Revolutionskriege hatten die Amerikaner C. besetzt, während die Engländer in Boston lagen.

Cambridge, 1) Adolphus Frederic, Herzog von C., Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalstatthalter von Hannover, Kanzler der Universität von St. Andrews und englischer Feldmarschall, jüngster Sohn Georgs III., den 25. Februar 1774 geboren, trat in einem Alter von 16 Jahren als Fähndrich in die Armee und studirte hierauf zu Göttingen. Der Hof Friedrich Wilhelms II. fesselte ihn einen Winter lang, worauf er nach London zurückkehrte. Im Feldzuge 1793 wurde er als Führer des britischen Vortrabs am 8. September auf dem Rückzuge von der Schlacht bei Hondschoote nach tapferer Gegenwehr verwundet und gefangen, aber alsbald durch eine englische Patrouille wieder befreit. Als er 1794 volljährig geworden, erhielt er den Rang eines Obersten, den Titel Herzog von C. und die Peerswürde. Seine politische Thätigkeit im Oberhause war von wenig Belang, da er in seinen Gesinnungen zwischen den Parteien des Lord Sidmouth, Granville und der Opposition immer schwankte. Im Jahre 1803 ging er mit der Armee nach Hannover, um die Vertheidigung dieses Landes zu leiten, trat aber den Oberbefehl bald an Walmoden ab und kehrte nach England zurück. Im Jahre 1816 wurde er nach Napoleons I. Sturz Generalstatthalter von Hannover und am 22. Febr. 1831 bei den Unruhen Vicekönig daselbst. Schon 1818 hatte er sich mit Auguste, der Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel, vermählt, welche ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. In Hannover gewann er durch die Pracht seiner königlichen Hofhaltung, durch Milde und Leutseligkeit, wie durch die Begünstigung, welche er den Künsten, besonders der Musik und der Schauspielkunst angedeihen ließ, die Liebe des Volks (s. Hannover). Als 1837 sein Bruder, der König Wilhelm von Großbritannien, starb und der Herzog von Cumberland den hannöverischen Thron bestieg, kehrte er nach England zurück, wo ihn besonders die Protektion zahlreicher wohlthätiger Vereine in Anspruch nahm, deren Präsident er war, und die er zum Theil mit begründen half, wie das deutsche Hospital zu London. Er † hier den 8. Juli 1850.

2) Georg Frederic William Charles, Herzog von C., großbritannischer General und Oberbefehlshaber des britischen Heeres, geboren den 26. März 1819, Sohn des Vorigen, erbte nach dem Tode seines Vaters dessen Titel und erhielt durch Parlamentsakte eine Apanage von 12,000 Pfd. St. bewilligt. Auch ward er Mitglied des Oberhauses. Schon 1851 zum Generalmajor, 1852 zum Generalinspektor der Kavallerie und 1854 zum Generallieutenant aufgerückt, erhielt er in demselben Jahre das Kommando der 1. Division in dem nach dem Orient bestimmten englischen Heere unter Lord Raglan. Seine Division, bestehend aus der Gardebrigade Bentinck und der Brigade Campbell, nahm gleich an den ersten Kämpfen in der Krim wichtigen Antheil. In der Schlacht an der Alma (den 20. September 1854) nahm sie ihren Platz auf dem linken Flügel des zweiten Treffens, ward aber bald in das erste Treffen gezogen und bei der Erstürmung der von den Russen besetzten Höhen hinter Burliuk verwendet. Nach der Ankunft vor Sebastopol ward die Brigade Campbells zur Besetzung von Balaklava bestimmt, wo sie Gelegenheit fand, sich in dem für die englische Reiterei so unglücklichen Gefechte am 25. Oktober rühmlich zu schlagen; noch hervorragender waren aber die Leistungen der Gardebrigade unter Bentinck in der Schlacht bei Inkerman am 5. November Die englischen Garden hatten hier den Hauptstoß des weit stärkeren Feindes auszuhalten und schlugen sich mit wahrhaft antiker Tapferkeit unter den schwersten Verlusten. C.' Betheiligung erstreckte sich aber mehr auf das Beispiel großer Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit, als auf persönliche Leitung, da seine Division getheilt war und Lord Bentinck die Garde speciell befehligte. Krankheit halber begab sich der Herzog von C. erst nach Konstantinopel, dann nach Malta und schließlich nach England zurück, ohne daß er zur Krimarmee wieder zurückgekehrt wäre, da ihm das Kommando über sämmtliche Fremdenlegionen übertragen wurde. Im Juli 1856 ward er zum wirklichen General ernannt und als Oberbefehlshaber an die Spitze der englischen Armee gestellt, welchen Posten er noch jetzt bekleidet. Zu den wesentlichsten von C angebahnten und zum Theil bereits durchgeführten Reformen gehören: die Abschaffung der Prügelstrafe, die erleichterte Equipirung und Feldausrüstung der Truppen, die gesteigerte Ausbildung der Truppen im leichten Dienste, wozu permanente Lager errichtet wurden; ferner die Einführung von Prüfungen für die Offizierskandidaten; dagegen hat sich C. noch in der letzten Parlamentsepoche für Beibehaltung der Käuflichkeit der Offiziersstellen ausgesprochen, wozu ihn wohl aristokratische Ansichten, denen er mit Konsequenz huldigt, bewogen haben.

Cambronne, Pierre Jacques Etienne, Baron de, französischer General, den 26. December 1770 zu St. Sebastian bei Nantes von wohlhabenden Aeltern geboren, warf sich mit jugendlicher Begeisterung der Revolution in die Arme. Als Nationalgardist der Legion von Nantes diente er in der Vendée, trat 1795 in die Linie unter Masséna und zeichnete sich 1799 bei Zürich als Kapitän dadurch aus, daß seiner Kompagnie 1500 Feinde das Gewehr strecken mußten. Ueberhaupt erwarb er sich bei dem Heere durch persönliche Tapferkeit ein solches Ansehen, daß dasselbe ihn an des im Gefecht bei Neuburg gefallenen Latour-d'Auvergne Statt zum „ersten Grenadier der Republik" ernennen

wollte, was er aber mit der Bemerkung ausschlug, allen französischen Kriegern gebühre jene Ehre. Nach und nach stieg er zum Bataillonschef und zum Obersten des 16. Regiments der Linieninfanterie u. bewährte seine Tapferkeit wiederum in der Schlacht bei Jena und im Krieg gegen Oesterreich (1809). Als Kommandant des 3. Gardevoltigeurregiments nahm er auch thätigen Antheil an den Feldzügen von 1812 und 1813, deckte mit Bertrand nach der Schlacht bei Hanau den Rückzug und ward in dem Gefechte bei Craone und zum zweiten Male bei der Vertheidigung von Paris schwer verwundet. Nach der Abdankung Napoleons I. begleitete er als Chef der Division von der alten Garde den Kaiser auf die Insel Elba und kehrte im März 1815 mit demselben wieder zurück. Von ihm war die Proklamation des Kaisers an die französische Armee unterzeichnet. Zu Paris ernannte ihn Napoleon zum Großkreuz der Ehrenlegion und Generallieutenant und bald darauf zum Pair. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er eine Division der alten Garde, welche das Quarré bildete, in das sich Napoleon mit den Marschällen geflüchtet. Hier, auf dem Plateau bei Papelotte, soll er dem von allen Seite in Masse hereinbrechenden Feinde, auf die Aufforderung, sich zu ergeben, geantwortet haben: „La garde meurt et ne se rend pas (die Garde stirbt und ergibt sich nicht)!“ C. versicherte aber officiell, nicht der Urheber dieser berühmt gewordenen Aeußerung zu sein; nach Einigen stammt sie vom Obersten Michael Maret. Durch eine Kartätschenkugel vom Pferde geworfen und mit Blut und Wunden bedeckt, gerieth er in englische Gefangenschaft und wurde nach Brüssel und von da nach England gebracht. Als nach der Restauration auch C.'s Name mit auf die Proskriptionsliste kam, reiste er 1815 selbst nach Paris, um sich vor dem Kriegsrath zu vertheidigen, und wurde 1816 von zwei Kriegsgerichten völlig freigesprochen, da er den Bourbonen keinen Eid der Treue geleistet hatte. Seinen Aufenthalt nahm er hierauf zu St. Sebastian, seinem Geburtsort. Ludwig XVIII. ernannte ihn später zum Maréchal de camp und 1820 zum Kommandanten von Lille. Er legte jedoch seiner zerrütteten Gesundheit wegen 1824 diesen Posten nieder und † den 5. März 1826 zu Nantes, woselbst ihm von der Stadt ein Denkmal gesetzt ward.

Cambyses, Sohn des Cyrus und der Cassandane, Tochter des Achämeniden Pharnaspes, bestieg nach dem Tode seines Vaters (530 v. Chr.) den persischen Thron und rüstete sich alsbald gewaltig zu einem Heereszug nach Aegypten. Er unterwarf sich dieses Land durch Verrätherei des Phanes, ließ sich von den Griechen in Cyrene und Barca und von den Libyern huldigen, mußte jedoch seine Unterjochungspläne gegen Karthago aufgeben, weil die Tyrier, welche seine Seemacht bildeten, gegen ihre Pflanzstadt zu ziehen sich weigerten. Eine Expedition gegen den Tempelstaat des Jupiter Ammon ging in den glühenden Sandwüsten zu Grunde. Durch Spott von dem König der Aethioper gereizt, zog C. gegen denselben, sah sich aber durch eine entsetzliche Hungersnoth zum Rückzuge genöthigt u. kam nach Verlust eines großen Theils seines Heeres nach Memphis, wo die Aegypter eben Jubeltag über die Erscheinung des Apis feierten. Schadenfreude derselben über seinen mißlungenen Zug argwöhnend, ließ er die Behörden der Stadt hinrichten, die Priester geißeln und verwundete den Apis. Wegen dieses Frevels, so berichtet die ägyptische Sage ward der schon vorher verwirrte Großkönig rasend, u. Wahnsinn und Trunkwuth trieben ihn, seinen Bruder Smerdes, seine Schwester und Gattin Meroe und viele Freunde und Diener hinrichten zu lassen. Deshalb entspann sich gegen ihn eine Verschwörung. Ein vornehmer Magier gab sich für den gemordeten Smerdes aus und fand zahlreichen Anhang. Auf dem Zuge gegen ihn gab sich C. beim Besteigen seines Pferdes mit seinem eigenen Schwert eine Wunde in die Hüfte, an welcher er 523 v. Chr. zu Ecbatana †. In der Bibel heißt er Ahasveros. Mit ihm starb die Dynastie der Achämeniden aus.

Camden, 1) Grafschaftsstadt im nordamerikanischen Staate Newjersey, am Delaware, Philadelphia gegenüber, mit bedeutenden Fabriken, Einfuhrhafen u. 20,000 Einwohnern. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Südcarolina, in der Kerschawlandschaft, am Watereefluß, mit 3000 Einwohnern; historisch denkwürdig durch 2 Schlachten zwischen den Nordamerikanern und Engländern, am 16. Aug. 1780 und 23. August 1781.

Camden, William, englischer Alterthums- u. Geschichtsforscher, geboren im Mai 1551 zu London, verlor schon als Kind seinen Vater, einen armen Maler, und wurde im Christhospital und in der St. Paulsschule erzogen. Im Jahre 1566 bezog er, von Gönnern unterstützt, die Universität Oxford, erhielt 1577 eine Konrektor- und 1593 eine Rektorstelle an der Westminsterschule zu London und 1597 das Amt eines Wappenkönigs der Königin Elisabeth. Er † 1623 zu Chislehurst in Kentshire. Man ehrte sein Andenken durch ein Denkmal von weißem Marmor in der Westminsterabtei zwischen Casaubonus und Chaucer. Aus dankbarer Erinnerung hatte er zu Oxford einen Lehrstuhl der Geschichte fundirt. Ausgerüstet mit einem klaren, umsichtigen Forschungsgeist, einem eisernen Fleiße, machte er sich hauptsächlich um die Erforschung der Alterthümer und der Geschichte seines Vaterlandes verdient. Sein Hauptwerk ist: „Britannia sive florentissimorum Regnorum Angliae, Scotiae, Hiberniae et insularum adjacentium ex intima antiquitate, chirographica descriptio“ (London 1586, 1607, mit Kupfern und Karten; englisch, das. 1806, 4 Bde.). Außerdem sind bemerkenswerth: „Remarks of a greater work concerning Britain“ (London 1605; 7. Aufl., das. 1674); „Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elisabetha“ (das. 1615—27, 2 Bde.; herausgegeben von Th. Hearne, Oxford 1717, 3 Bde.); „Anglica Normannica, Cambrica a veteribus scripta: plerique nunc primum in lucem editi“ (Frankfurt 1602 und 1603) u. A. m.

Camel (Allan), Fluß in der englischen Grafschaft Cornwall, mündet 9 Meilen unterhalb Padston in den Bristolkanal.

Camelauchion (v. Griech.), schwarze Kopfbedeckung der griechischen Mönche, aus zwei Hauben von Kameelhaar bestehend, die auf beiden Seiten bis auf die Achseln herabhängen.

Camelina *Crantz* (**Leindotter**), Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, charakterisirt durch den geschlossenen Kelch und die länglichrunden, im unreifen Zustande vielsamigen, im rei-

fen nur 1- — 2samigen Schötchen mit kegelförmigem Griffel, woran nach dem Oeffnen die Klappen hängen, einjährige Kräuter mit blaßgelben, in endständigen Trauben befindlichen Blüthen u. ölreichen Samen. Die bekannteste Art: C. sativa *Crantz*, Myagrum sativum *L.*, Flachsbotter, Dotter, durch ganz Europa und Nordasien, als Unkraut auf den Feldern, besonders unter dem Flachs, dem er nachtheilig ist, wuchernd, wird häufig als Oelpflanze angebaut und gibt ein gutes, mildes Oel, das sich aber nicht lange hält; mit dem Samen mästet man Geflügel. Kraut und Same waren sonst als Herba et Semen Sesami vulgaris seu Camelinae officinell, ersteres vorzüglich gegen Augenentzündungen, letzterer als ein erweichendes, einhüllendes Mittel, auch bei Hautkrankheiten. Die Pflanze gedeiht auf jedem Boden, der nicht zu streng, naß und mager ist. Eine frische Düngung sagt ihr sehr gut zu. Die Vorbereitung der Ackerbestellung zur Einsaat geschieht vor Winter. Da sie vom Froste nicht Noth leidet, so kann sie im Frühling zeitig gesäet werden. Nach gehöriger Abtrocknung wird das Feld durch Eggen und Schleifen zur Aufnahme der Saat, welche entweder breitwürfig, oder gedrillt vorgenommen werden kann, zugerichtet. Die Bedeckung der Saat wird vermittelst der Egge oder Walze bewerkstelligt. Auf $^1/_4$ Morgen rechnet man $1^1/_2$—2 Pfund Samen. Bei der Reihensaat wird der Acker einige Male mit dem Feldpfluge bearbeitet. Die Ernte beginnt in der Regel im August, wo der Dotter mit der Sichel geschnitten und auf Haufen mit Strohbedeckung getrocknet wird. Die gewöhnlichere, wiewohl weniger empfehlungswerthe Methode ist jedoch die, ihn auf dem Lande liegend nachreifen zu lassen. Der Same wird in der Scheuer ausgedroschen und hierauf zur völligen Abtrocknung gebracht. Der Ertrag von $^1/_4$ Morgen hat sich in Hohenheim schon öfters auf 1 Scheffel gestellt, wovon das Simri zu 2 Fl. bis 2 Fl. 30 Kr. verkauft wurde. In der Gegend von Bruchsal wird der Leindotter als Nebenprodukt zwischen den Kartoffeln erzeugt.

Camellia *L.* (Kamellie), Pflanzengattung aus der Familie der Ternströmiaceen (Theaceen), bei Decandolle eine eigene Gruppe (Camellieen) bildend, benannt nach dem Jesuiten G. J. Camellius, welcher sie 1639 auf den Philippineninseln aufstand, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch besteht aus 5—7 dachziegelförmig über einander liegenden Blättern, die Blumenkrone ist 5—9blätterig, die Staubgefäße sind am Grunde in einen, bisweilen in mehre Bündel verwachsen, die Kapsel ist holzig, 3klappig, 3fächerig, die 3 Samen sind dick, groß, an der Mittelaxe der Kapsel befestigt. Die Kamellie ist ein der Theestaude ähnlicher Strauch in Japan, China, Ostindien, mit glänzenden Blättern und schönen Blüthen, daher als Zierpflanze sehr beliebt. Die prächtigste Art ist: C. japonica *L.*, Thea Camellia *Hoffmsg.*, japanische Kamellie, japanische Rose, mit eirunden, mehr oder minder langgespitzten, lederartigen, immergrünen, glänzenden, scharfgesägten, mehr oder minder mit dem Rande zurückgebogenen Blättern u. großen, rothen, endständigen, stiellosen Blüthen, im Frühling und Herbst blühend, in Japan überall in Hecken und Zäunen, in China als Zierpflanze angebaut. Aus dem braunen Kern wird Oel gepreßt. Der schöne Wuchs, die glänzende Farbe der Blätter, die Schönheit der Blüthen, welche leicht ins Gefüllte fallen und überaus reichlich erscheinen, haben die japanische Kamellie zu einer der beliebtesten Zierpflanzen der europäischen Kunstgärten erhoben. Man findet nicht selten 10—18 Fuß hohe Exemplare, welche in der Blüthezeit einen prachtvollen Anblick gewähren. Es gibt eine Menge prachtvoller Varietäten in Weiß, Rosenroth und Weiß, sowie roth und weiß gestreifte, gesprenkelte oder gefleckte. Abbé Berlèse (Kultur und Beschreibung der schönsten bis jetzt bekannten Kamellien, deutsch von G. P. von Gemünden, Weißensee 1838) führt nur die schönsten und beständigen Varietäten an und zählt deren 188. In den neueren Verzeichnissen der Handelsgärtner werden mehre hundert aufgeführt, von welchen viele hoch im Preise stehen. Als ältere, aber reich blühende Sorten sind zu empfehlen: Chandleri, Chandleri elegans, La Reine, Comte Paris, Lady Admiral Campbell, imbricata u. althaeiflora. Neuere ausgezeichnete Sorten sind: Abbate Candino, Abbate Francini, Albani, Archiduca Fernando, Calypso nova, Comte de Spaur, Enrico Bettoni, Il Beduino, Guerriera, Il Modello, Innocenza, Jardin d'hiver, La Fortunata, La Vestale, Luisa Bussola, Maria Theresia, myrtifolia elegans, Niobe, Prince Albert, Princesse Charlotte, Rosa delicatissima nova, Rosamunde, Teresa Falconieri, Victoria antwerpensis. u. a. Die Kamellien sind ursprünglich Waldpflanzen u. lieben eine weder zu schwere, noch zu leichte, jedoch nahrhafte u. lockere Erde, die aus Laub, verfaultem Holze, ausgewitterter Torferde, Rasen und anderen vegetabilischen Substanzen bereitet und mit etwas animalischer Düngererde und dem 6. oder 7. Theil Fluß- oder feinem Kiessand vermischt werden kann. Oefteres Verpflanzen lieben sie nicht. Man versetzt sie nicht eher, als bis das Wurzelgeflecht den Rand des Topfes erreicht hat, was bei jüngeren Pflanzen alle 2 Jahre, bei älteren alle 4—5 Jahre der Fall sein wird. Das Verpflanzen geschieht im Frühling, gleich nach der Blüthe. Das Begießen muß im Allgemeinen mäßig sein; nur von der Zeit an, wo die jungen Triebe erscheinen, bis zur Ausbildung der Knospen verlangen die Kamellien reichliches Wasser. Vorzüglich zuträglich ist ihnen das öftere Bespritzen der Blätter. Am besten gedeihen sie an einem schattigen, nur der Morgen- oder Abendsonne ausgesetzten Standorte. Im Sommer stehen sie im Freien, im Winter in einem Gewächshaus oder Zimmer, das hell, luftig und trocken ist und eine Temperatur von 5—8° hat. Im Zimmer gedeihen sie meist deshalb nicht und werfen leicht die Knospen ab, weil die Temperatur am Tage zu warm und des Nachts zu kalt ist, auch Staub, Ofenrauch und Mangel an Luft ihnen daselbst nachtheilig sind. Hat man neben dem Wohnzimmer eine helle Stube oder Kammer, so stelle man die Kamellien dahin und lasse vom Zimmer aus nur so viel Wärme zu, als nöthig ist, den Frost abzuhalten. Am besten stehen sie zwischen Doppelfenstern, wo sie durch Oeffnen des äußeren Fensters bei wildem Wetter Luft und durch Oeffnen des inneren Fensters vom Zimmer aus mehr oder minder Wärme erhalten können, auch gegen Staub gesichert sind. Wenn die Kälte strenger wird, stellt man sie während der Nacht vom Fenster

weg. Sind die Knospen dem Aufbruche nahe, so läßt man ihnen etwas mehr Wärme zukommen; auch ist zur Ausbildung des ersten Triebes mehr Wärme nöthig, daneben aber auch Schatten gegen heiße Sonnenstrahlen und mehr Wasser. Nach Ausbildung des ersten Triebes (welcher oft durch vermindertes Lüften beschleunigt wird), Ende Juni bis gegen Mitte Juli, bringt man die Kamellien ins Freie, und zwar an einen ruhigen und beschatteten Platz (am besten gegen eine Nordwand), woselbst sie nur Früh- und Abendsonne genießen; denn obgleich die erhärteten Blätter die volle Sonne vertragen, so bekommen sie doch leicht Brandflecken, wenn sie naß oder mit Wassertropfen bedeckt sind. Auch erhitzt die Mittagssonne die Erde zu sehr, wodurch die Wurzeln leiden. Kann man die Zimmerkamellien während des Sommers nicht ins Freie stellen, so gebe man ihnen wenigstens so oft und reichlich, als möglich, atmosphärische Luft, befeuchte sie fleißig von oben und stelle sie bei sanftem und warmen Regen hinaus. Die Kamellie kann durch den Schnitt, gleich dem Orangenbaum, zum hochstämmigen Bäumchen u. zur Pyramide od. zum buschigen Strauche von verschiedener Form herangezogen werden. Man beschneidet sie am besten im Frühling, gleich nach der Blüthe, beim Umpflanzen; doch kann dasselbe auch im August geschehen, wiewohl mit Aufopferung der Blüthen; dann werden aber im andern Jahre die Triebe desto kräftiger und reicher an Blüthenknospen. Im letzten Falle bedürfen sie des Antreibens nicht, sondern bleiben im Freien. Kranke oder schwache Exemplare werden von faulen Wurzeln befreit, stark zurückgeschnitten und dann in feuchter Wärme eines Lohkastens, oder im warmen Zimmer (woselbst man sie oft mit lauwarmen Wasser oben befeuchtet) angetrieben. Die Schnittwunden verklebt man mit Baumwachs. Die Vermehrung der Kamellien geschieht durch Stecklinge, durch Ablegen, durch Pfropfen und Ablaktiren auf einfach blühende Stöcke und durch den Samen. Zu Stecklingen nimmt man die jungen gereiften Triebe und schneidet sie dicht unter einem Auge oder im Absatzringe ab. Das Stecken kann zeitig, im März, besser noch im August geschehen, in flache Töpfe, entweder in gewaschenen, sehr feinen Sand, oder in feingesiebte, mit 4 Theilen feinen Sandes gemischte Torferde. Man läßt an jedem Steckling nur 2—3 Blätter und steckt sie ziemlich flach ein, doch so, daß sie fest stehen und sich nicht einander drängen. Nachdem man sie darauf stark befeuchtet und mit Glocken bedeckt hat, läßt man sie im Glashause oder Zimmer 4—6 Wochen schattig und kühl stehen und bringt sie dann in ein temperirtes Warmbeet; die im August gemachten Stecklinge kann man auch im Zimmer, Glashause oder Lauwarmhause durchwintern und erst im März in ein Warmbeet stellen, in welchem Fall sie um so sicherer gute Wurzeln bilden. Sie gleich nach dem Einstecken sehr warm stellen, ist nicht rathsam, indem sie dann oft eine starke Verknorpelung bilden, ohne Wurzeln zu schlagen. Da die gefüllt blühenden Kamellien in der Regel später und minder leicht Wurzeln bilden als die einfach blühenden, so pflegt man in vielen Gärten, besonders in England und Frankreich, nur die einfachen, rothblühenden durch Stecklinge zu vermehren, welche sich in 4—6 Wochen bewurzeln, und die anderen Sorten darauf zu pfropfen oder zu ablaktiren. Die Anzucht durch Ableger ist langwierig und steht den andern Vermehrungsmethoden weit nach. Sie geschieht am besten, wenn man die abzulegenden Exemplare in einen Ablegerkasten dergestalt schräg in die volle Erde pflanzt, daß die Zweige der Erde möglichst nahe gebracht werden. Das Pfropfen und Ablaktiren auf die einfache rothe Kamellie geschieht im Frühjahr, sobald die Pflanzen zu treiben anfangen. Nach dem Veredeln hält man sie in einer etwas feuchten Wärme stets beschattet, bis sie völlig angewachsen sind. Diese Methode wird vielfältig angewandt, ist sehr empfehlenswerth und liefert am schnellsten blühende, starke Exemplare. Auf Einen Stamm, der hinreichend starke Zweige hat, kann man auch verschiedene Varietäten ablaktiren; doch wähle man dazu solche, die zu gleicher Zeit blühen. Der Same wird gleich nach der Reife oder im Frühling in ein warmes Mistbeet oder in Töpfe, die man ins Warmbeet senkt, gesäet. Haben die Pflänzchen einige Blätter, so versetzt man sie einzeln in Töpfe und hält sie im mäßig warmen Mistbeet schattig, bis sie hinreichend herangewachsen sind. Durch Aussaat gewinnt man entweder neue Varietäten, oder schöne Stämmchen zum Veredeln. Von anderen hierher gehörigen Arten sind zu nennen: C. Sasanqua *Thunb.*, kleiner und zarter, mit weichhaarigen Aesten und Fruchtknoten oder mit kleineren Blumen, in China und Japan, wo die getrockneten Blätter ihres angenehmen Geruchs wegen vielfach dem Thee beigemengt, auch für sich allein als Thee benutzt werden, wie man auch aus dem Samen ein zu medicinischen Zwecken und im Haushalte brauchbares Oel gewinnt; C. reticulata *R. Brown*, mit breiten Blättern, mit grobem Adernetze und großen Blüthen, aus China stammend und reich blühend; C. Kissi *Wall.*, mit stark wohlriechenden Blüthen, in Neapel häufig als Theesurrogat benutzt und in dem Samen gutes Oel gebend. Vergl. Ueber die Pflege der Kamellien, Dresden 1828; **Reider**, Kultur der Azaleen, Cactus, Kamellien u. Calla, Ulm 1834; **Berlèse**, Monographia di genre C., 2. Aufl., Paris 1840, deutsch, Berlin 1838; **Cotta**, Camelliographia, Turin 1843.

Camelot (franz.), dichtes Zeuch, wie die Leinwand, gewebt aus Wolle, Ziegenhaar und Seide, entweder glatt, oder gestreift, oder gewässert, auch gestreift und changeant. Oft ist der Einschlag Wolle und die Kette Linnengarn, oft aber auch die Kette Ziegenhaar und der Einschlag Halbseide und Ziegenhaar, oft beides Ziegenhaar oder Wolle. Vor dem Weben werden entweder die Fäden, oder die Zeuchstücke gefärbt. Der ächte oder orientalische C. ist aus purem Angoraziegenhaar gewebt. In Europa ist der feinste der von Brüssel und Leyden, ihm steht am nächsten der englische und französische (Lille); auch der zu Göttingen, Magdeburg und Berlin verfertigte empfiehlt sich durch Güte. Schriftsteller des Mittelalters gedenken des C. unter dem Namen Camelotum und Camelinum als eines Gewebes von Kameelhaaren.

Camenae (lat.), Name altitalischer Göttinnen, unter denen Egeria die berühmteste ist, und mit denen jedenfalls die Carmenta (s. d.) zusammenfällt. Die römischen Dichter trugen den Namen häufig auf die Musen über.

Camera (lat.), Gemach, Kammer, besonders Stube, in welcher man das Privatvermögen eines Fürsten aufbewahrt; daher C. comptorum (chambre des comptes), die Behörde, welche alle Privateinkünfte des Fürsten zu verwalten hat (s. Kammer).

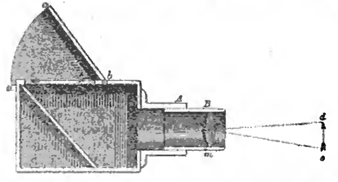
Camera clara (lat.), s. Camera obscura.

Camerae nuntii (lat.), Provinzaufseher, Statthalter im fränkischen Reich, welche nicht, wie die Herzöge u. Grafen, in den Provinzen selbst ihr Amt übten, sondern sie nur bereisten, sonst aber am Hofe lebten u. sich also in strengerer Abhängigkeit von demselben befanden.

Camera lucida (lat.), ein von Wollaston 1809 erfundenes Instrument, welches zum Abzeichnen von Gegenständen nach der Natur dient, aber den Namen Camera mit Unrecht trägt, da kein abgeschlossener Raum vorhanden ist. Ursprünglich bestand die C. l. aus einer um 45° gegen den Horizont geneigten Glasplatte, welche auf einem Tisch befestigt ist. Steht man nun vor dem Tisch, so wird man das Bild eines vor der Glasplatte liegenden Gegenstandes hinter derselben auf einem weißen Stück Papier deutlich sehen, zugleich auch einen hintergehaltenen Bleistift, mit dem man die Umrisse des Bildes genau nachziehen kann. Diese Einrichtung hat aber den Mangel, daß das Bild verkehrt erscheint und deshalb eine richtige Auffassung hindert, auch verrückt es sich fortwährend, sobald das Auge eine andere Stellung einnimmt. Diesen Uebelständen wird dadurch abgeholfen, daß man ein kleines rechtwinkliges Prisma anwendet, dessen dem rechten Winkel gegenüberliegende Fläche durch zwei Flächen ersetzt ist, welche sich in einem Winkel von 135° schneiden. Wenn man nun die Strahlen von entfernten Gegenständen durch die eine der den rechten Winkel einschließenden Flächen ziemlich senkrecht einfallen läßt, so fallen sie auf die eine und von da zurückgeworfen auf die andere der den stumpfen Winkel einschließenden Flächen und werden von da in das darüber befindliche Auge geworfen, indem sie wieder senkrecht durch die andere der den rechten Winkel einschließenden Flächen austreten. Durch diese zweimalige Zurückwerfung erscheint das Bild wieder aufrecht. Man bringt das Auge nun in eine solche Lage, daß die aus dem Prisma austretenden Strahlen nur die Hälfte der Pupille einnehmen, und daß die andere etwas hinter das Prisma zurücktretende Hälfte derselben die Strahlen empfangen kann, welche unmittelbar von einem weißen darunter gelegten Blatt Papier herkommen, um so Bild u. Blatt nebst darauf hingeführter Bleifeder zugleich erblicken zu können. Das Auge fixirt man durch eine über dem Prisma befindliche, bewegliche und mit einem Loch versehene Deckplatte und wendet auch gefärbte Gläser an, damit das Auge nicht ermüde u. beide Bilder ungefähr gleiche Helligkeit haben. Ferner ist zu empfehlen, sich der Linsen zu bedienen, damit die Strahlen beider Bilder mit gleicher Divergenz auf das Auge fallen und das Auge sich für beide akkommodiren kann. Beim Gebrauch muß man darauf sehen, daß man den Kopf hinreichend vorwärts neige, ganz senkrecht hinabsehe und das Auge möglichst nahe auf das Prisma halte. Die C. l. eignet sich sowohl zur schnellen Entwerfung von Panoramen, als auch namentlich zum Abzeichnen von Instrumenten u. Architekturgegenständen, indem sie alle Theile in der gehörigen Verkürzung gibt. Auch kann man sie trefflich dazu verwenden, durch das Mikroskop oder Fernrohr vergrößerte Gegenstände zu zeichnen, indem man sich hierzu des von Robert konstruirten Apparats bedient, welcher auf das Okular des Mikroskops aufgesetzt oder aufgeschraubt wird. Ist die Stellung des Gegenstandes gleichgültig, so kann man statt des Prisma's auch sehr bequem irgend eine schmale, zurückwerfende Fläche, die unter etwa 45° geneigt ist, gebrauchen. Wenn man eine solche oder einen an seiner Kante schräg abgeschnittenen, größeren oder kleineren Metallspiegel vor das Okular eines astronomischen, also verkehrt darstellenden Fernrohrs anbringt, so kann man eine Landschaft vergrößert zeichnen und gewinnt außerdem an Ausdehnung des Gesichtsfeldes.

Camera obscura (lat., d. i. finstere Kammer), eine um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem neapolitanischen Gelehrten Giovanni Battista Porta erfundene optische Vorrichtung, die in ihrer einfachsten Gestalt in einem eingeschlossenen dunklen Raume besteht, in welchen die von den äußern Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen nur durch eine einzige sehr kleine Oeffnung gelangen können. Dadurch nun, daß so von jedem Punkte eines Gegenstandes nur ein sehr dünner Lichtkegel auf eine gegenüberstehende Wand oder eine mit weißem Papier überzogene Tafel gelangt, wird auf dieser weißen Fläche ein mit den natürlichen Farben versehenes, aber nur matt erleuchtetes Bild des äußern Gegenstandes hervorgebracht. Um das durch die Oeffnung im Fensterladen fallende Licht zu verstärken u. doch auf jedem Punkt der weißen Tafel nur die von einem jeden Punkte des Gegenstandes ausgegangenen Strahlen wieder zu vereinigen, setzt man in die 2—3 Zoll weite Oeffnung eine Linse mit nicht zu kurzer Brennweite ein, wobei dann die weiße Tafel in der der Entfernung des äußern Gegenstandes von der Tafel entsprechenden Brennweite aufgestellt wird. In beiden Fällen ist das entstehende Bild verkehrt, da die eindringenden Lichtstrahlen sich auf ihren Wegen durchkreuzen. Wollaston empfiehlt hierzu ein konkavkonvexes, sogenanntes periskopisches Glas, dessen konkave Seite den Objekten zugekehrt ist, u. von welchem sich die Radien wie 5 : 8 verhalten. Damit aber das Bild aufrecht erscheine, bringe man, wenn die Oeffnung in einen vertikalen Laden gemacht ist, hinter dem dieselbe schließenden Glase u. in kleiner Entfernung davon ein rechtwinkliges Prisma so an, daß die Fläche desselben, welche der rechtwinkligen Kante gegenübersteht, aufrecht gekehrt u. horizontal ist. Bequemer ist die tragbare C. o., ein inwendig geschwärzter, viereckiger Kasten, in welchen der Beobachter von der Seite hineinsieht, während die Lichtstrahlen von einem um 45° geneigten, an der obern horizontalen Wand des Kastens außerhalb desselben angebrachten ebenen Spiegel zurückgeworfen werden, dann durch eine mit einer konvexen Glaslinse verschlossenen Oeffnung derselben Wand auf die untere horizontale weiße Fläche des Kastens fallen u. hier ein Bild hervorbringen. Der hierzu anzuwendende Spiegel kann von unbelegtem Glase sein, nur dürfen dann seine Flächen nicht die Längsfurchen der meisten Glasspiegel haben. Von der Tauglichkeit eines Spiegels überzeugt man sich entweder durch den direkten Versuch, oder auch dadurch, daß man mit einem mäßig ver-

größernden Fernrohr reflektirte Gegenstände in demselben betrachtet; werden diese nicht undeutlich, so ist der Spiegel gewiß gut. Man kann das Bild in der C. o. entweder so auffangen, daß der Boden des Kastens eine undurchsichtige, weiße Fläche bildet, in welchem Fall die Oeffnung, welche das Konverglas aufnimmt, parallel damit in der Decke des Kastens u. der Planspiegel, um 45° gegen den Horizont geneigt, darüber außerhalb des Kastens angebracht ist, der Kopf des Beschauers aber durch eine angemessene Oeffnung einer Seitenwand Zutritt findet, oder es dient zum Auffangen des Bildes ein mattgeschliffenes Glas oder geöltes Papier in der Decke des Kastens, in welchem Fall das Konverglas in eine vertikale Seitenwand eingesetzt u. der um 45° geneigte Spiegel innerhalb des Kastens so angebracht ist, daß das Bild aufwärts geworfen wird u. nun vermöge der Durchscheinbarkeit der Fläche, auf die es fällt, von oben beschaut werden kann. Erstere Einrichtung liefert viel schönere Bilder als letztere, doch ist hier die Ausschließung fremden Lichtes nicht so nöthig, auch kann der Apparat kleiner hergestellt werden. Die nebenstehende Figur gibt eine Form des Instruments, wie es sich zur Aufnahme am besten eignet. An der Vorderwand eines



Kastens ist eine Linse m, im Hintergrunde des Kastens aber ein eben geschliffener Spiegel in einer Neigung von 45° angebracht, u. oberhalb desselben hat die obere Wand des Kastens einen mit einer matt geschliffenen Glastafel bedeckten Ausschnitt ab. Wird nun die Linse auf einen zu kopirenden Gegenstand de gerichtet, so werden die von letzterem ausgehenden Strahlen so gebrochen, daß sie sich innerhalb der Camera wieder zu einem Bilde vereinigen, u. der in dem Kasten angebrachte Spiegel reflektirt sie nach oben u. wirft das Bild auf die matte Glastafel ab. Je nach der Entfernung des aufzunehmenden Gegenstandes wird die Linse bald weiter heraus, bald weiter hinein geschoben, indem für nahe Objekte der Vereinigungspunkt der Strahlen weiter nach hinten, für entferntere weiter nach vorn liegt. Auf diese Weise läßt sich innerhalb gewisser Grenzen ein deutliches Bild des Gegenstandes auf der matten Glastafel ab herstellen. Der Schirm be ist undurchsichtig u. dient dazu, das seitlich einfallende Licht abzuhalten. Das Bild aber kann man entweder auf der Platte selbst, oder auf einem darauf gelegten durchsichtigen Papier bequem und scharf kopiren. Noch bequemer für manche Zwecke ist die Camera clara, d. h. helle Kammer, eine von den Optiker Reinthaler in Augsburg erfundene Einrichtung der tragbaren C. o., bei welcher die Lichtstrahlen unmittelbar durch ein in einer vertikalen Wand des Kastens angebrachtes Linsenglas fallen, dann erst durch einen unter 45° geneigten, im Innern des Kastens befindlichen Spiegel aufwärts reflektirt werden und auf der obersten, zum Theil von einem halbdurchsichtigen, nicht geschliffenen Glase, oder einem geölten Papier, am besten aber von einer großen konvexen Glaslinse gebildeten horizontalen Fläche des Kastens ein von außen und obenher sichtbares Bild der äußeren Gegenstände hervorbringen. Diese Einrichtung kommt im Grunde auf die eines astronomischen Fernrohrs mit zwei Konvergläsern zurück, dessen Axe in der Mitte durch den schräg liegenden Spiegel gebrochen ist. Das Auge, welches seine Stellung in einiger Entfernung von der Linse nimmt und durch Seitenwände gegen allzu starkes äußeres Licht geschützt werden muß, sieht nicht die Projektion des Bildes, sondern das Bild selbst. Die Schärfe u. Schönheit des Bildes wird sehr bedeutend erhöht, wenn der auffangenden Fläche eine mäßige sphärische (oder wenigstens cylindrische) Krümmung gegeben wird, deren Krümmungshalbmesser gleich der Brennweite des Konverglases ist, weil sonst, genau genommen, sich bloß ein einziger Punkt der Fläche in dem richtigen Abstand vom Glase befinden kann.

Früher diente die C. o. namentlich zum Abzeichnen von Gegenständen u. zur Unterhaltung, u. wenn sie auch der Bewegtheit ihrer Bilder halber hierzu sehr zu empfehlen ist, so hat sie doch in neuerer Zeit ungleich wichtigere Anwendung in etwas modificirter Form in der Photographie gefunden. Bei diesen Apparaten wird die matte Glasplatte direkt von den durch das Linsensystem des Objektivs gehenden Strahlen getroffen und ist also nicht horizontal, sondern vertikal (wodurch Spiegel oder Prisma wegfällt) befestigt. Näheres s. Photographie.

Camerarius (lat.), Aufseher des Schatzes der fränkischen Könige, erster Palastbeamter; in Schottland ehedem ein umherreisender Gerichts- und Polizeivisitator.

Camerarius, Joachim, eigentlich **Liebhard**, welchen Namen er, weil seine Vorfahren am Hofe des Bischofs Eberhard von Bamberg Kammermeister gewesen waren, in C. verwandelte, einer der größten Gelehrten des 16. Jahrhunderts, war am 12. April 1500 zu Bamberg geboren. Sein Geist entwickelte sich frühzeitig so außerordentlich, daß er als 13jähriger Knabe die Universität Leipzig bezog, wo er fünf Jahre verweilte u. unter Richard Crocus den Grund zu seiner ausgezeichneten Kenntniß der griechischen Sprache legte. In seinem 18. Jahre kam er nach Erfurt, wurde hier Professor der griechischen Sprache u. begab sich 1521 nach Wittenberg, wo er mit Melanchthon den innigsten Freundschaftsbund schloß. Schon 1526 aber trat C. ein Lehramt der griechischen u. lateinischen Sprache in Nürnberg an u. erschien als Abgeordneter dieser Stadt 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo er großen Antheil an der Abfassung der augsburgischen Konfession hatte. Vom Herzog Ulrich von Würtemberg berufen (1535), begründete er das Studium der Philologie auf der Universität Tübingen. Hierauf unternahm er, auf Befehl der Herzöge Heinrich und Moritz von Sachsen, die Reorganisation der Universität Leipzig (1541) und war längere Zeit deren Rektor. Im Jahre 1555 traf er nochmals als Deputirter des Reichstags zu Augsburg mit Melanchthon zusammen und begleitete diesen zum

Religionsgespräch in Nürnberg, sowie auch 1556 auf den Reichstag zu Regensburg. Maximilian II. berief 1568 C. nach Wien, um ihn über kirchliche Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Kaiserlich beschenkt, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er am 17. April 1574 †. Ernst und von strengster Wahrhaftigkeit, war C. doch in seiner ganzen, auch theologischen Denkart mild, ein ächter Humanist, der die umfassendste Kenntniß des Alterthums mit evangelischem Glauben verband und mit beiden der Kirche zu dienen suchte. Mittelbar that er dies durch seine Beförderung des klassischen Studiums als ausgezeichneter Universitätslehrer, sowie als Herausgeber einzelner griechischer und lateinischer Klassiker (Homer, Sophocles, Herodot, Thucydides, Cicero, Virgil, Plautus, Terenz u. a. m.), unmittelbar durch seine theologischen Vorlesungen und seine Schriften exegetischen (Notatio figurarum sermonis in libris evangelicis et apostolicis scr.), historischen (Historia Jesu Christi; Narratio de oecumenicis synodis), systematischen (Catechesis christiana) und praktischen Inhalts (Homiliae). Am bekanntesten sind seine Biographien des Fürsten Georg von Anhalt (Leipzig 1555) und Melanchthons (1566), in lateinischer Sprache; auch des letzteren Briefe gab er 1569 theilweise heraus. Von seinen fünf Söhnen ist besonders Joachim, den 5. November 1534 zu Nürnberg geboren, als Arzt, Chemiker und Botaniker berühmt geworden. Seit 1564 praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, veranlaßte er den dortigen Magistrat 1592 zur Stiftung eines medicinischen Kollegiums und blieb dessen Dekan bis zu seinem Tode 1598. Von seinen Schriften ist die werthvollste: „De plantis epitome utilissima P. H. Matthioli, novis iconibus et descriptionibus aucta“ (Frankfurt 1586, deutsch von Handsch unter dem Titel „Kräuterbuch“, das. 1586). Von seinen übrigen Werken nennen wir: „De re rustica opuscula nonnulla“ (Nürnberg 1577, 1596), „Hortus medicus et philosophicus“ (Frankf. 1588, 1654), „Symbolorum et emblematum centuriae tres“ (Nürnberg 1590—97) rc. Ein Rudolf Jakob C., ebenfalls berühmter Mediciner und Botaniker, 1665 zu Tübingen geboren, † daselbst 1721 als Professor und Direktor des botanischen Gartens, hat zuerst die beiderlei Befruchtungsorgane der Pflanzen richtig erkannt und den eigentlichen Grund zur Sexualtheorie gelegt („Epistola de sexu plantarum“, Tübingen 1694, neue Ausgabe 1749).

Camera stellata (lat.), Sternkammer, englischer Gerichtshof, welcher, aus dem Lordkanzler u. aus königlichen Räthen bestehend, über Staatsverbrechen von angesehenen Männern richtete. Sterne zierten die Decke des Sitzungssaals, daher der Name. Sie ward unter Karl I. aufgelöst.

Camerata, s. Bonaparte.

Camerino, italienische Stadt, in den Marken, Provinz Macerata (bis 1860 Hauptort einer Delegation des Kirchenstaats), liegt auf einem Berge nordöstlich von Rom, ist Sitz eines Erzbischofs, einer unbedeutenden, 1727 gestifteten Universität und eines Seminars, hat 19 Klöster, als bemerkenswerthe Gebäude den erzbischöflichen Palast und die Kathedrale und 6000 Einwohner, welche Seidenspinnerei und Seidenweberei, Gerberei, Handel und Landwirthschaft treiben. Auf dem Hauptplatze befindet sich eine Bronzestatue des Papstes Sixtus V. C. ist das alte Camernium, hieß früher Camers und war eine wichtige Stadt in Umbrien an der picentischen Grenze. Die Einwohner, ehedem Camertes genannt, standen bei den Römern in großem Ansehen und bildeten mit diesen einen starken Bund gegen die Etrusker und auch gegen die Karthager. Das Christenthum wurde schon 248 hier eingeführt, und C. ist einer der ältesten Bischofssitze. Im Mittelalter war es eine Mark des Herzogthums Spoleto. In der Mitte des 13. Jahrhunderts kam es an die Varani, von denen Johann Maria 1520 vom Papst Leo den Herzogstitel erhielt. Im Jahre 1589 kam C. an Ottavio Farnese und, nachdem dieser Herzog von Parma geworden war, an die päpstliche Kammer.

Camerlengo (ital., das deutsche Kämmerling, camerarius), am römischen Hofe der Kardinal, welcher die Justiz und den Schatz zu verwalten hat. Unter ihm stehen ein Großschatzmeister, ein Generalauditeur und die Kammer der Finanzen, welche aus 12 Prälaten, Kammerschreiber genannt, zusammengesetzt ist. Außer diesen wichtigen Funktionen hat der Kardinalcamerlengo, so lange der päpstliche Stuhl leer steht, das Steuer der Regierung in den Händen. Er läßt Edikte ergehen, Geld von seinem Gepräge schlagen, und die Schweizergarde und Palastoffiziere umgeben ihn bei seinem öffentlichen Auftreten.

Camero, Johann, Begründer der freieren Richtung auf der berühmten Schule von Saumur, war geboren zu Glasgow, studirte in Schottland Philosophie, dann in Paris, Genf und Heidelberg Theologie, wurde 1618 an Gomarus' Stelle Professor der Theologie zu Saumur und sodann in Montauban, wo er 1625 †. Die berühmten Theologen von Saumur, Amyrald und Cappellus sind seine Schüler. Sie nahmen von ihm die Lehre an, daß der Wille immer dem Verstand folge, somit Verdunkelung oder Erleuchtung der Einsicht die entscheidenden Anfänge des sittlichen Verderbens oder der Bekehrung seien, womit die scheinbar blinde Einwirkung des heiligen Geistes in der calvinischen Lehre als eine moralische dargestellt werden sollte. Auch sonst hat er in der orthodoxen Dogmatik Manches gemildert.

Cameron, Richard oder Archibald, berühmter schottischer Prediger und Stifter der antiprälatistischen Sekte der Cameronianer, trennte sich von den übrigen Presbyterianern, weil diese eine von Karl II. zur Bestätigung des Supremats in Kirchensachen erlassene Indulgenz angenommen, fand einen großen Anhang, exkommunicirte den König als Kirchenfälscher und fiel 1682 in dem Gefecht bei Airs-Moß. Die nach ihm benannten Cameronianer (Cameronier) blieben dem alten Presbyterianismus treu, hielten ihren Gottesdienst unter freiem Himmel und haßten ihre dem König und dem schottischen Parlament nachgebenden Glaubensgenossen noch mehr, als die Episkopalen. Dem König, welcher willkürliche Glaubensverordnungen erließ, sprachen sie das Recht auf den Thron ab. Die Regierung verfolgte sie mit Grausamkeit, weshalb sie auch Wilhelm III. zur Verjagung Jakobs II. halfen. Im J. 1690 wurden die Cameronianer auf einer Generalsynode mit den übrigen Presbyterianern scheinbar vereinigt, aber erbittert über Verordnungen, die ihnen mit neuem Gewissenszwang drohten, und aufgereizt durch fanatische Prediger, rotteten

sie sich 1709 bei Edinburg militärisch zusammen und mußten durch Waffengewalt zerstreut werden. Die Toleranz der neuern Zeit machte auch sie milder. Jetzt bestehen sie noch aus 14—15 Kongregationen, und auch diese sind schwach. Nach einem ihrer Prediger heißen sie auch Cargilliten.

Camers, Johann, eigentlich Giovanni Ricuzzi Vellini, geboren 1448 zu Camerino (daher der Name) in Umbrien, gelehrter Minorit, Konventregens seines Ordens, berühmter Lehrer der Philosophie und Theologie, sowie der Humaniora zu Padua, Verona und 24 Jahre lang zu Wien, woselbst er 1546 oder 1556 †. C. erwarb sich zu seiner Zeit großen Ruf durch seine philosophischen Vorlesungen nach Duns Scotus und durch seinen rastlosen Eifer um das Wiederaufblühen der klassischen Literatur. Gegen Paul Speratus, welcher Luthers Lehre in Wien predigte, trat er 1524 mit einer Glaubensstreitschrift auf. Von vielen Klassikern, die er herausgab, sind am Bekanntesten geworden: Claudianus (Wien 1510), Dionysius' „Geographia" (das. 1512), Florus und Sextus Rufus (das. 1518), C. Jul. Solinus (das. 1520). Außerdem schrieb er auch Kommentare zu Justin, Eutrop, Plinius' „Historia Naturalis".

Camilli und Camillä, blühende und kräftige Knaben und Mädchen von Freigeborenen in Rom, welche den Opferdienst besorgten. Nach Macrobius und Varro sollen die C. mit dem pelasgisch-tyrrhenischen Gott Cadmilus verwandt sein. Hartung, Müller und andere neuere Forscher sehen jedoch in dieser Erklärungsweise nur ein eitles Bestreben der damaligen römischen Autoren, einheimische Gebräuche aus griechischen Mythen erklären zu wollen.

Camillo, Francesco, geschickter spanischer Historienmaler des 17. Jahrhunderts, Halbbruder des Eugenio de las Cuevas und Schüler seines Stiefvaters Pedro de las Cuevas, † 1671 in der Blüthe der Jahre. Von seinen Bildern, die sich durch Korrektheit der Zeichnung, sowie durch Leichtigkeit und pastosen Farbenauftrag auszeichnen, sind mehre zu Alcala, Segovia, Salamanca; seine Madonna in S. Juan de Dios zu Madrid ist ein bewunderungswürdiges Gemälde. In Petersburg (Eremitage) befindet sich von ihm eine Himmelfahrt Mariä.

Camillus, Beiname des römischen Patriciergeschlechts der Furier (gens Furia). Am bekanntesten ist: Marcus Furius C., einer der ruhmvollsten Patrioten und Helden der alten Republik, war der Sohn des Lucius Furius Medullinus. Noch sehr jung wurde er Kriegstribun, welche Würde er überhaupt siebenmal bekleidete, und belagerte als Diktator von 404—395 v. Chr. Veji, eine der mächtigsten Städte Etruriens. Nach Einnahme dieser Stadt hielt er einen Triumphzug mit vier weißen Rossen, wie er nur zu Ehren der Götter gehalten zu werden pflegte. Dieser Umstand, sowie sein entschiedenes Widerstreben gegen die Ansiedelung der Plebejer in Veji erregte den Unwillen des Volks gegen ihn. Bald darauf belagerte er als Kriegstribun das sich tapfer vertheidigende Falerii, schickte einen Lehrer, welcher die vornehmsten Kinder der Stadt an ihn verrathen wollte, gebunden zurück und bewog durch diesen Edelsinn die Einwohner zur Kapitulation Nach seiner Rückkehr wurde er wegen Krankheit der Konsuln Interrex. Den Plebejern verhaßt und von den Volkstribunen der Veruntreuung der Beute von Veji, des Stolzes und der Herrschsucht, wie einer zu gelinden Behandlung von Falerii angeklagt, ging er freiwillig nach Ardea ins Exil, obgleich sich seine Freunde zur Erlegung der Strafsumme erboten hatten. Roms Reue über die Verbannung seines besten Feldherrn kam schnell. Als der Gallier Brennus Rom bis auf das Capitolium erobert hatte, sammelte C. zuerst die Bewohner von Ardea, schlug die streifenden Gallier und erhielt nun vom Senat Ehrenerklärung, Zurückberufung und die Diktatur auf ein Jahr. Hierauf erschien er mit 40,000 gesammelten Römern in dem Augenblick in Rom, als die Besatzung des Capitoliums den Abzug der Gallier erkaufen wollte. „Mit Eisen, nicht mit Gold kauft sich Rom los!" rief er u. schlug die Gallier. Nach Polybius traf C.' Erscheinen mit dem Abzug der Gallier zusammen, und dies ist wahrscheinlicher. Als Romulus, zweiter Gründer der Stadt und Vater des Vaterlandes begrüßt, zog C. in Rom ein, widersetzte sich aber auch jetzt wiederum der Absicht der Plebejer, das eingeäscherte Rom zu verlassen und die öden, geräumigen Wohnungen Veji's zu beziehen. Der Senat trat auf seine Seite, und die Stadt wurde wieder aufgebaut. So rettete er Rom durch Klugheit, wie vorher durch die Waffen. Auch für das folgende Jahr Diktator, focht er siegreich gegen den furchtbaren Bund der Aequer, Volsker, Herniker, Latiner und Etrusker und zog zum dritten Male als Triumphator in Rom ein. Als Kriegstribun nahm er an dem feindlichen Antium schwere Rache und hielt peinliches Gericht über den meuterischen Manlius Capitolinus. Schon hochbejahrt, sah er sich genöthigt, den Oberbefehl gegen die Volsker zu übernehmen, und besiegte sie bei Satricum. In den Wirren, die aus der Forderung der Plebejer wegen ihrer Gleichstellung mit den Patriciern bei den Konsulatswahlen entstanden, ernannte der bedrängte Senat den C. zum vierten Male zum Diktator. Er widersetzte sich den Anforderungen der Plebejer eine Zeitlang auf das Hartnäckigste, bewog aber, in Erwägung der plebejischen Uebermacht, den Senat zum Nachgeben und entsagte der Diktatur. Bereits 80 Jahre alt, erhielt er zum fünften Male die Diktatur gegen die wieder einbrechenden Gallier und zog nach errungenem Siege zum vierten Male im Triumph ein, welcher Angabe des Livius Polybius ebenfalls widerspricht. Er baute hierauf neben dem Kapitol einen Tempel der Concordia, trat ins Privatleben zurück und † 365 v. Chr. C. hat sich in jenen Zeiten Roms, wo die Anarchie mit dem Freiheitsstreben der Plebejer zugleich in die Thore der alten Weltstadt einzog, durch Energie, aber auch durch Thaten des Friedens und durch treffliche innere Einrichtungen um seine Vaterstadt hoch verdient gemacht. Er verbesserte die römischen Waffen (führte eiserne Helme, Schilde mit ehernem Rande und lange Speere ein), erhöhte den Sold u. somit die Kampflust, ermunterte als Censor zur Ehe Unverheiratheter mit den zahlreichen Kriegerwittwen u. sorgte dadurch für wachsende Bevölkerung. Nach den altrömischen Annalen war Rom durch ihn Alles, ohne ihn nichts. Sein älterer Sohn, Spurius Furius C., war erster Prätor in Rom. Der zweite, Lucius Furius C., erster Aedilis curulis, erhielt die Diktatur zur Abhaltung der Komitien, während die Konsuln Popilius

Länas und Cornelius Scipio krank waren, und brachte es dahin, daß zwei Patricier, darunter er selbst, das Konsulat erhielten. Als solcher schlug er einen Schwarm Gallier im pontinischen Gebiet und, wiederum zum Diktator ernannt, die Aurunker.

Camirus Stadt auf der Westküste von Rhodus, von den Doriern gegründet, vor der Gründung der Stadt Rhodus die angesehenste der drei Städte der Insel, verehrte den Apollo Epimelius, schlug noch heute vorhandene Münzen und war der Geburtsort des Dichters Pisander.

Camisade (franz.), im 13. und 14. Jahrhundert der nächtliche Ueberfall des Feindes. Die Krieger trugen nämlich bei einem solchen, um sich einander in der Finsterniß zu erkennen, Hemden (camises) über den Harnischen. So überfielen 1525 die Kaiserlichen das französische Lager bei Pavia; auch im niederländischen Kriege kommen solche Ueberfälle vor.

Camisards (Kamisarden), ursprünglich nur die Reformirten in Languedoc, welche ihre nach der Aufhebung des Edikts von Nantes zerstörte Kirche mit Waffengewalt wieder aufzurichten suchten, dann die Reformirten in Frankreich überhaupt. Der Name wird von dem languedocschen Worte Camise (chemise, Hemd) abgeleitet, entweder weil die armen Bewohner in den cevennischen Gebirgen fast weiter nichts auf dem Leibe hatten, oder weil die Bauern, um unerkannt zu bleiben, bei ihren Kriegszügen im bloßen Hemde gingen. Die C. stammten von den alten Waldensern ab, standen wenigstens in ihrem Glauben diesen näher, als den Reformirten, und waren ein ruhiges, armes, aber tapferes und auf der Wahrheit seiner Religionsmeinungen mit unbeugsamer Festigkeit beharrendes Gebirgsvölkchen. Wie ihre Vorfahren waren auch sie, trotz aller Verfolgungen, welche Könige und Päpste über sie verhängt hatten, dem alten Glauben treu geblieben; nur konnte es nicht fehlen, daß bei dem lange dauernden Mangel an Kirchen und Schulen, an Seelsorgern und Lehrern, dem man sie aussetzte, ihre Religionsliebe in Schwärmerei und Fanatismus überging. Nachdem die Reformation in der Schweiz Eingang gefunden hatte, wagten sich auch diese armen, scheuen, in Gebirgsschluchten ihrem Gott dienenden Christen wieder offener an den Tag. Sie erhielten bedeutenden Zuwachs, besonders als das Edikt von Nantes dem Elend der südfranzösischen Akatholiken endlich nach Jahrhunderten eine Grenze zu setzen schien. Aber schon Ludwig XIV. hob Heinrichs IV. Schutzbrief auf, und nach dem ryswicker Frieden (1697) begann man die Bekehrung der C. Als die Missionen der Mönche und die Predigten der Pfaffen in keinem protestantischen Thale der Cevennen Eingang fanden, griffen König und Geistlichkeit zu einem anderen Mittel: man gab den Mönchen Dragoner bei, trieb die C. heerdenweise mit Schlägen in die katholischen Kirchen, entriß den Aeltern die Kinder, um sie katholischen Erziehern zu überliefern, steckte die widerspenstigen Männer auf die Galeeren, die Frauen in die Zuchthäuser und knüpfte die protestantischen Prediger vor ihren niedergebrannten Kirchen auf. Wer Leben und Vermögen jenseits der Grenzen, in die Schweiz, nach Deutschland und Holland retten konnte, hatte das glücklichste Loos, und dieses wurde vielen der angesehensten reichsten und kunstfleißigsten Cevennenbewohner zu Theil; die Nachkommen derselben bilden noch jetzt in vielen deutschen protestantischen Staaten einen sehr ehrenwerthen Theil der bürgerlichen Gesellschaft. Die Beklagenswerthesten waren die Zurückbleibenden, welche sich dem königlichen Gesetz fügten. Verdächtig, dem verfolgten Glauben noch im Stillen zu huldigen, verfielen diese Unglücklichen nun den Erpressungen der Steuereinnehmer, welche sie so unerbittlich streng zur Abtragung der Gefälle und Lasten anhielten, daß endlich auch sie zum Aufruhr getrieben wurden. So weit hatte die Verfolgung die Gemüther und Geister des Volks erhitzt, daß unter ihnen Propheten und Wunderthäter aufstanden, selbst Hirtenweiber die Stimmen der tröstenden Engel in der Luft hörten, und jedes solches Wort wie ein Trostspruch Gottes selbst von den armen Bedrängten aufgenommen wurde. Die erste Wuth des Volks richtete sich gegen die Steuereinnehmer, viele wurden ermordet und ihre Häuser niedergerissen. Zum offenen, allgemeinen Kampf wurden diese vereinzelten Rachezüge durch die Grausamkeit des Abbé du Chaila, der die Zufluchtsörter der C. ausspüren und sie daselbst während ihrer gottesdienstlichen Versammlung überfallen, einen Theil von ihnen hängen und den andern in den Kerker abführen ließ. Unter den Letzteren befand sich auch die Braut eines gewissen Perrier, und dieser war es, der an der Spitze einer beherzten Schaar mit der Erstürmung des Schlosses den offenen Religions- und Bürgerkrieg begann; der Abbé wurde mit den Seinigen erschlagen und sogleich allenthalben auf den Bergen die Flamme des Aufruhrs entzündet. Bald schwoll die Kämpferschaar zu Tausenden an, die angeborne Tapferkeit wurde noch gesteigert durch wachsende Ausbrüche der gröbsten Schwärmerei, und gewohnt, in ihren Gebirgen zu fechten und den geringsten Vortheil des Terrains zu benutzen, standen die C. Ludwig XIV. bald als gefährliche, anscheinlich unüberwindliche Feinde gegenüber. Dem König kam ein solcher Krieg in diesem Augenblick um so ungelegener, als eben der spanische Erbfolgekrieg seine Kräfte an allen Seiten des Reichs in Anspruch nahm. Auch benutzten die Feinde Frankreichs das innere Feuer; sowohl Marlborough, als der Herzog von Savoyen schürten mit Eifer und sandten den C. kleine Unterstützungen zu. Bereits hatten dieselben mehre königliche Heere geschlagen und zum Theil vernichtet, als der König endlich 1703 den Marschall Montreval mit 20,000 Mann gegen sie sandte. Dieser war soeben erst glaubensabtrünnig geworden und verfuhr auf eine empörende Weise gegen seine frühern Glaubensgenossen. So ließ er bei Nismes eine Mühle anzünden, in welcher sich einige hundert Greise, Weiber und Kinder verborgen hatten; was sich glücklich aus den brennenden Gebäuden rettete, wurde niedergeschossen oder in die Flammen zurückgeworfen. Es waren bis zu dieser Zeit bereits über 40,000 C. gerädert, verbrannt oder gehängt worden. Andererseits erwürgten nun auch die C. allein in der Diöces Nismes 84 Priester und brannten gegen 200 Kirchen nieder. An ihrer Spitze stand ein mit entschiedenem Feldherrntalent begabter Führer, ein Bauernsohn aus Ribaute bei Anduse, Jean Cavalier. Die Kühnheit und Geistesgegenwart dieses Führers, die Art des Kampfes, das rauhe Gebirge mit seinen tausend verborgenen Schlupfwinkeln und endlich die All-

gemeinheit und immer weitere Verbreitung des Aufstandes, vor Allem Cavaliers Plan, sich in der Dauphiné mit dem Herzog von Savoyen zu vereinigen, dies Alles brachte die Truppen in drohende Gefahr. Bereits war das ganze Land von der Küste bis auf den höchsten Kamm der Berge in der Gewalt der C., und die Einwohner von Nismes, Montpellier, Oranges, Uzès rc. standen mit ihnen in Verbindung und unterstützten sie mit allem Nothwendigen; mit Geschütz waren sie vortrefflich versehen, denn alle Glocken der zerstörten Kirchen waren zu Kanonen rc. umgegossen worden. Furcht und Schrecken beherrschten das Land, und da die katholischen Landleute der weiten Umgegend weder das Feld zu bestellen, noch Lebensmittel in die Städte zu bringen wagten, so stieg die Noth aufs Höchste. Da löste Ludwig XIV. im April 1704 den unfähigen Montreval durch den Marschall Villars ab. Dieser versuchte den Weg der Güte und des Friedens. Er verkündigte nicht nur für Alle, welche die Waffen niederlegen würden, eine allgemeine Amnestie, sondern setzte selbst Gefangene, welche Treue gelobten, in Freiheit. Dagegen zeigte er allen Widerspenstigen und Untreuen die unerbittlichste Strenge, ließ Jeden, den er mit den Waffen in der Hand gefangen nahm, entweder auf der Stelle tödten, oder in Nismes, Alais oder St. Hippolyte hängen, rädern rc. Um mit seiner Armee gegen den tausendgliederigen Feind allenthalben gleich rasch und nachdrücklich operiren zu können, hatte er sogenannte bewegliche Kolonnen gebildet, die von einem bestimmten Punkte aus nach verschiedenen Richtungen ausgingen, an jenem aber einen Kern zurückließen, der Unterstützungen nachsenden, auch im freien Felde einem Feind die Spitze bieten konnte. Dadurch gelang es ihm, eine Gemeinde nach der andern dem allgemeinen Kriegshaufen zu entziehen. Jean Cavalier ging unter solchen Umständen endlich in den Antrag einer Unterredung mit Villars ein, die am 10. Mai 1704 zu Nismes gehalten wurde. Das Resultat derselben war ein Vergleich unter folgenden Bedingungen: daß der gesammten reformirten Partei völlige Gewissensfreiheit und die Erlaubniß, religiöse Versammlungen zu halten, zugestanden würde, jedoch ohne Kirchen und nur außerhalb der Festungen und gemauerten Städte; ferner, daß alle der Religion wegen Gefangene in Freiheit gesetzt, die um derselben Ursache willen Ausgewanderten zurückgerufen, und beiden ihre Güter und Freiheiten zurückgegeben würden, und daß endlich Diejenigen, deren Häuser während des Kriegs zerstört worden wären, sieben Jahr lang von allen Abgaben befreit sein sollten. Cavalier sollte es außerdem noch gestattet sein, mit seinen Anhängern außer Landes zu gehen. Cavaliers Corps zählte höchstens noch 1600, nach Andern nur 800 Mann. Schon am 22. Mai traf die königliche Bestätigung des Vergleichs und zugleich für Cavalier die Erlaubniß ein, aus seinem Anhang ein Regiment zu bilden, damit, wahrscheinlich auf Villars' Rath, diese tapferen Krieger dem Vaterlande erhalten werden möchten. Ein so frühes und für Ludwig XIV. günstiges Ende des Kriegs lag jedoch nicht in den Plänen des Auslandes. Während Cavalier in Anglade, einem Flecken unweit Nismes, mit der Organisirung seines Regiments beschäftigt war, waren holländische Emissäre bei den C. eingetroffen, hatten Cavaliers Lieutenant, sowie die in hohem Ansehen stehenden Propheten für die Fortdauer des Kriegs gewonnen, versprachen die Hülfe der Republik und belebten den Haß und das Mißtrauen gegen den König und alle seine Vertreter aufs Neue. Nur Wenige konnten dem neuen Ruf zu den Waffen widerstehen, und die wilden Bauern eilten abermals in Schaaren ihren Bergen und Wäldern zu, indem sie fest darauf bestanden, es könne von ihrer Sicherheit und folglich vom Frieden keine Rede sein, so lange das Edikt von Nantes nicht wieder in Kraft gesetzt sei. Zugleich kamen wirklich Geld und Waffen von Holland an. Allein die Kraft der C. war durch Cavaliers Rücktritt gebrochen; Villars' System, seine Beharrlichkeit im Ausführen gefaßter Entschlüsse und die Milde, die er den Reuigen so oft wie möglich zeigte, besiegten endlich einen großen Theil der C.; sie zogen unter Cavaliers Aufführung nach Katalonien, wo die meisten in der Schlacht bei Almança am 25. April 1707 durch den Marschall Berwick den Untergang fanden. Cavalier starb als Generalmajor rc. 1740 zu Chelsea. Noch war aber der letzte Funke des Kampfes nicht erloschen. Trotz der großen Menschenzahl, welche der Krieg verschlungen oder das Ausland aufgenommen hatte, traten immer wieder neue Haufen und frische Häuptlinge auf, die den Rachekrieg fortsetzten; vor Allen zeichnete sich ein gewisser Roland aus, der aber bald fiel. Die übrigen Anführer stellten sich darauf sammt ihrem Anhang durch Billets de sûreté en blanche, die ihnen der Marschall ausstellte, vor jeder politischen oder religiösen Verfolgung sicher. Viele wanderten auch jetzt noch nach Genf, Holland und Deutschland aus. Ehe aber der menschenfreundliche Villars auch die Schaaren, welche noch in ungeschwächtem Fanatismus in den Thälern der Obercevennen herumirrten, entwaffnen und beruhigen konnte, wurde er abgerufen, und Marschall Berwick, der Sieger von Almança, erhielt das Kommando in den Cevennen. Berwick weckte durch seinen Ungestüm die Flamme dieses Krieges zu einem letzten Auffackern. Zu Montpellier hatte er viele Häupter der C. überrumpelt und gefangen u. die alte Henkerarbeit des Räderns, Verbrennens, Viertheilens, sowie alle Greuel des rachsüchtigsten Verwüstens von Neuem begonnen. Da erhoben sich abermals die Propheten u. Wunderthäter; aus allen Bergschluchten eilte das Volk zum letzten Todeskampf hervor, der mit der völligen Vernichtung der C., aber auch mit der gänzlichen Verödung u. Entvölkerung des Landes endete. Vgl. Histoire des Camisards, London 1744, 2 Bde.; Le patriote françois et impartial, Villefranche 1753, 2 Bde.; Histoire des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards, das. 1760, 3 Bde. Nach letzteren beiden Werken des reformirten Predigers Court de Gebelin zu Nismes bearbeitete Schulz die „Geschichte der C." (Weimar 1790) u. C. D. Voß dieselbe in seiner Fortsetzung von Stövers „18. Jahrhundert" (V, 415—483). Denselben Standpunkt nimmt Hofmanns „Aufruhr in den Cevennen" (Nördl. 1837) ein. Ein Werk von katholischem Standpunkt ist: (Bruyes) Histoire du fanatisme de notre temps, Utrecht 1757. Novellistisch behandelte den Stoff L. Tieck in seinem „Aufruhr in den Cevennen" (Berlin 1826 f.). Sue's Roman „Jean Cavalier ou les Fanatiques des Cevennes" läßt bei aller dichterischen Ausschmückung die Wahrheit hindurchblicken.

Camoens, Luis de, der größte und berühmteste Dichter der Portugiesen, war zu Lissabon (nach Andern zu Coimbra od. Santarem) aus einer ursprünglich aus Spanien stammenden und daselbst hochangesehenen Familie um 1524 geboren. Sein Vater, Simon Vaz. de C., ein portugiesischer Schiffskapitän, verlor im Schiffbruch Leben und Vermögen. Gleichwohl sorgte die Mutter, Donna Anna de Sá, aus Santarem gebürtig, auf das Eifrigste für die Erziehung des Sohnes und ermöglichte ihm auch den Besuch der damals vom König Johann III. neu errichteten Universität Coimbra. Die klassischen Studien nahmen ihn hier besonders in Anspruch; auch Philosophie u. Geschichte trieb er mit Vorliebe und erwarb sich zugleich eine Menge mythologischer Kenntnisse. Er begab sich darauf an den Hof zu Lissabon, wo ihn seine schönen Gesichtsformen, sein glänzender, sprechender Blick, seine Gewandtheit, das für alles Schöne glühende Jugendfeuer zu einer liebenswürdigen Erscheinung machten. Aber die Entdeckung einer Liebschaft mit einer Dame des Palastes, Donna Katharina de Attayde, erzürnte den König so sehr, daß er C. vom Hofe verbannte. Dieser begab sich nach Santarem zu seinen mütterlichen Verwandten und Freunden, suchte in ernsten Studien Trost für seinen Liebesschmerz, der in mehren herrlichen Elegien (namentlich der 3.) ausströmte, und entwarf schon hier den Plan zu seinem großen Epos „Lusiade". In einem Feldzug gegen Marokko gewann er den Ruhm, einer der Tapfersten im Heere zu sein, trug aber auch zugleich eine schwere Wunde davon, u. in einem Seegefecht verlor er das rechte Auge. Er mußte daher längere Zeit in Afrika verweilen u. benutzte die unfreiwillige Muße zu rüstiger Fortsetzung seiner „Lusiade". Auch entstanden in jenen Tagen, „wo die eine Hand das Schwert, die andere die Leier führte", mehre seiner schönsten Sonette. Sein militärischer Ruf hatte den Hof vermocht, die Verbannung aufzuheben. C. eilte in der frohen Hoffnung zurück, die Anerkennung, die man dem Dichter versagt hatte, nun dem verdienten und verwundeten Krieger zu Theil werden zu sehen. Aber seine Hoffnung wurde durch Intriguen eifersüchtiger hochgestellter Adeliger vereitelt. Unter diesen Umständen erkannte er, daß seines Bleibens in Portugal nicht länger sein könne. Er schrieb den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen, einem Freunde mit den Worten der Grabschrift des Scipio Africanus: Ingrata patria, non possidebis ossa mea (undankbares Vaterland, du sollst meine Gebeine nicht besitzen), schiffte sich 1553 nach Ostindien ein und landete im September desselben Jahres in Goa. Von hier aus machte er im nächsten Monat im Dienste des Vicekönigs von Indien, Dom Alfonso de Noranha, der dem König von Cochin, einem Bundesgenossen Portugals, gegen den König von Chembé zu Hülfe kam, einen Seekrieg mit. Dann nahm er auch Theil an einer Expedition, welche Noranha's Nachfolger, Dom Pedro Mascarenhas, unter dem Oberbefehl Dom Manoels de Vasconcellos gegen die maurischen Korsaren im rothen Meere schickte, welche den portugiesischen Handel beeinträchtigten. Das Winterquartier auf der Insel Ormuz benutzte er zur Fortsetzung seines Heldengedichts, besuchte den Felixberg und die umliegenden öden afrikanischen Gegenden, von denen er dann in der „Lusiade" ein so ausgezeichnetes Bild entwarf, und richtete von dieser Einsamkeit aus sinnige und rührende Klageworte an seine ferne Geliebte. Seine Rückkehr nach Goa erfolgte im Oktober d. J. Hier schienen sich während einer poetischen Arbeiten gewidmeten Muße die Verhältnisse für ihn freundlicher zu gestalten; aber rücksichtslose Wahrheitsliebe stürzte ihn in neues Elend. Der Vicekönig Dom P. Mascarenhas war gestorben und Dom Francisco Barreto an dessen Stelle getreten. C. war über diese Wahl so ungehalten, daß er seiner satirischen Auswallung den Zügel schießen ließ und in mehren sehr bitteren Gedichten (eines führt die Ueberschrift „Disparates na India", Tollheiten in Indien) den Vicekönig u. seine nächste Umgebung scharf geißelte. Dieser ließ C. dafür verhaften und verbannte ihn 1556 nach China. Aber auch in der Verbannung verschafften ihm seine ausgezeichneten Eigenschaften allenthalben Theilnahme und Freundschaft. Er begab sich mit einem Sklaven, den er aus Java mitgebracht hatte, und der ihm in allen Lagen des Lebens treu blieb, nach Macao, wo man ihm das Amt eines Oberverwalters der Gelder der Verstorbenen (Provedor mor dos defuntos) übertrug, welches er fünf Jahre in ziemlich ungestörter Ruhe verwaltete, daneben das Werk seines Lebens mit außerordentlichem Eifer fördernd. Inzwischen war Dom Konstantin de Braganza Vicekönig von Indien geworden, und es regte sich nun in C. der Wunsch, nach Goa zurückzukehren. Er legte daher sein Amt nieder, rüstete auf eigene Kosten ein Schiff aus, litt aber auf der Reise an der chinesischen Küste bei der Mündung des Flusses Mecon Schiffbruch, wobei alles Erworbene ein Raub der Wellen ward, aber sein größter Schatz, seine „Lusiade", gerettet wurde. Als das Schiff sank, hatte sich C. in die Wellen gestürzt, und mit der rechten rüstig dem Ufer zurudernd, hielt er mit der Linken die Handschrift des Gedichts hoch über die Wogen empor. Die Eingeborenen empfingen ihn freundlich und erzeigten ihm große Gastfreundschaft. Diese Scenen seiner Lebenstragödie schildert C. im 10. Gesang der „Lusiade", die er zum Theil hier geschrieben hat; auch sollen hier die berühmten „Quintilhas" entstanden sein, eine Paraphrase auf den 130. Psalm, in welchem die Juden ihre Harfen an den Weiden bei Babylons Wasser aufhängen und über die Verbannung vom Lande der Heimat weinen. C. verweilte hier, bis sich eine Gelegenheit fand, die ihn 1561 nach Goa zurückbrachte. Der Vicekönig schloß mit C., der ihn in den schönen Stanzen, welche in seinen Gedichten unter der Aufschrift „Epistola III" aufbewahrt sind, begrüßte, ein Verhältniß, wie es das liebekranke Dichterherz so lange entbehrt hatte, ein Verhältniß inniger Freundschaft. Als aber im Oktober 1561 Dom Francisco Coutucho, Graf von Redondo, Vicekönig wurde, erhoben sich Die, welche unter Barreto zu C.' Verbannung mitgewirkt hatten, von Neuem gegen ihn, so daß selbst der neue Vicekönig, der anfangs C. freundlich zugethan zu sein schien, in die Verhaftung desselben willigen mußte. Er wurde beschuldigt, während seiner Amtsführung in Macao Veruntreuungen begangen zu haben. Zwar rechtfertigte er sich aufs Glänzendste und warf die ganze Schmach der Anklage auf seine Gegner zurück, aber eben, als man ihm die Gefängnißthür öffnen wollte, trat ihm ein Gläubi-

ger entgegen und brachte den Dichter in Schuldhaft. In C. regte dieses neue Mißgeschick eine heitere Saite seines Innern an; er schrieb an den Vicekönig ein scherzhaftes Gedicht, welches ihm die Freiheit wieder verschaffte. C. wandte sich nun wieder dem Waffendienste zu, diente aber dabei eifriger als je den Musen; denn außer vielen kleinen Gedichten, die in jener Zeit entstanden, vollendete er auch jetzt seine „Lusiade". Auf die Wirkung dieses Gedichts im Vaterlande baute C. neue Pläne der Zukunft, und es entstand in ihm der Wunsch, nach Portugal heimzukehren, um sein Buch selbst dem König zu überreichen. Während er mit diesem Entschluß umging, erhielt er von Francisco Barreto, der eben Gouverneur des Forts Sofala geworden war, die Einladung, ihn dorthin zu begleiten. C. willigte ein, in der Hoffnung, dort früher ein Schiff zu finden, das ihn nach Europa mitnehmen könne, u. Barreto streckte ihm die Reisekosten bis Sofala vor. Bald jedoch erkannte er, daß ihn Barreto lediglich nur seiner geistreichen Unterhaltung willen zu sich genommen habe. Das Gefühl dieser unwürdigen Abhängigkeit lastete schwer auf C., und seine Sehnsucht nach der Heimat wuchs von Tag zu Tag. Da legte endlich ein auf der Rückreise nach Portugal begriffenes Schiff bei Sofala an, und dessen Passagiere waren stolz darauf, C. zum Reisegefährten zu bekommen. Der unedle Plan des Gouverneurs, C. durch die Rückforderung einer ihm geliehenen Geldsumme zum Bleiben zu zwingen, scheiterte an der edelmüthigen Freigebigkeit einiger Passagiere, welche die Schuldsumme sogleich zusammenschossen. Auf dem Schiffe traf C. auch den berühmten Geschichtschreiber Indiens, Dom Diego do Couto, und schloß mit ihm ein inniges Freundschaftsbündniß; von diesem Couto existirt noch die Handschrift eines vortrefflichen Kommentars zur „Lusiade". Mit diesem einzigen Schatze stieg C. nach sechzehnjähriger Abwesenheit 1569 zu Lissabon ans Land, begleitet von den Einzigen, die ihm stets treu blieben, seinem Sklaven und seinem Unglück. Jetzt, wo er seinem Elend durch die Veröffentlichung eines Werks, das 30 Jahre lang seinen Geist beschäftigt hatte, ein Ende zu setzen hoffte, begrüßte ihn auch in Lissabon der Schrei allgemeiner Angst u. Noth; die Pest wüthete unter der Bevölkerung, und dieser Umstand trat dem Druck des Gedichts noch 3 Jahre hindernd entgegen. Erst 1572 erschien die erste Ausgabe, in geschmackvoller Ausstattung und mit der Dedikation an den damaligen jungen König Dom Sebastian. Dieser Pfaffenzögling setzte dem Dichter zur Belohnung eine Pension von jährlich 15,000 Reis, d. h. 25 Thalern, aus, wozu ihm noch die außerordentliche Erlaubniß zu Theil wurde, überall in Begleitung des Hofes erscheinen zu dürfen. Nach Anderen hatte sich der König allerdings zu einem Jahrgehalt von 4000 Realen für den Dichter verstanden; sein Nachfolger, der Kardinal Heinrich, soll sie ihm jedoch sogleich bei seiner Thronbesteigung entzogen haben. So viel ist gewiß, daß C. die letzten Jahre seines Lebens Mangel litt, und daß sein treuer Diener das Leben seines Herrn durch Betteln fristete. C.' Körper siechte langsam hin; aber erst als auch sein Geist durch das nach der Schlacht von Alcazar plötzlich über Portugal hereinbrechende Unglück die tiefste Wunde erhalten hatte, die dem Sänger der „Lusiade" geschlagen werden konnte, eilte er rasch seiner Auflösung entgegen. C. †, wie die Sage geht, in tiefster Armuth in einem lissaboner Spital 1579. Man begrub den Dichter, wie man ihn hatte leben lassen, ohne Auszeichnung, u. so kam es denn, daß, als 16 Jahre nach seinem Tode Dom Gonzalo Coutinho dem großen Manne „eine würdigere Ruhestätte" errichten wollte, sein Grab nur mit Mühe (wenn überhaupt) aufgefunden wurde. C. bildet den großen Schlußstein der Blüthezeit der portugiesischen Poesie. Was nach ihm in dichterischen Versuchen geleistet wurde, ist im glücklicheren Erfolge Nachklang der glänzenden Vergangenheit. Entdeckt auch der strenge Kunstrichter in C.' Epos manches Fehlerhafte, z. B. die durchgängige Beibehaltung der griechischen Mythologie und ihre Vermischung mit der christlichen, so belebt doch ein ächt dichterischer und wahrhaft epischer Geist die ganze Ausführung, und die sich darin aussprechende Vaterlandsliebe, Empfänglichkeit für kühne nationale Bestrebungen, sowie die vollendete Sprache u. der bezaubernde Wohlklang der schön gebauten Ottaven geben dem Werk im Original einen unwiderstehlichen Reiz. Dazu kommt noch die Neuheit der Scenerie und Charaktere, besonders der Völkerschaften an der afrikanischen Küste, mit herrlichen malerischen Schilderungen der Natur und Sitten, anziehende Episoden, unter welchen letzteren die im 3. Gesange eingewebte Geschichte von Portugal u. die Erzählung von dem Tode der Iñez de Castro die erste Stelle einnehmen. Der patriotische Charakter dieses Heldengedichts hat es zum Gemeingut der ganzen Nation gemacht; wie der Gebildete ergriff es auch der Ungebildete mit Ehrfurcht und Liebe als den Spiegel einer großen entschwundenen Zeit, man lernte die Lieblingsstellen auswendig, und noch jetzt ertönen Gesänge aus demselben in dem Munde des Volks. C. nannte sein Gedicht „os Lusiados", die Lusitanier, d. i. Portugiesen, u. erst spätere Herausgeber haben daraus „Lusiada" gemacht. Es besteht aus 10 Gesängen, die zusammen 1102 achtzeilige Stanzen enthalten. Die erste Ausgabe erschien zu Lissabon 1572; spätere Ausgaben: 1597, 1607, 1609, 1633, 1651; mit Interpretation von Montenegro, 1613; mit den Argumenten jedes Gesanges von Barreto, 1669. Einen Kommentar in spanischer Sprache, jedoch mit willkürlichen Textabänderungen, lieferte der Geschichtschreiber und Dichter Manoel de Faria y Sousa (Madrid 1639, 2 Bde.); eine Ausgabe mit Anmerkungen Fereira (Neapel 1731, 2 Thle., Rom 1732). Die korrekteste, aber sehr seltene Handausgabe ist von Didot (Paris 1817, 1819). Eine gute Ausgabe in Deutschland besorgte Winterfeld (Berl. 1810). Ins Lateinische ward das Gedicht übersetzt von Thomé de Faria, Bischof von Targa, unter dem Titel: „Lusiadum Libri X Olyssiopone" (Wien 1622), in Hexametern; ins Spanische von Tapia (Salamanca 1580), Caldera (Alcala de Henares 1588) und Garzez (Madrid 1591); ins Italienische von Paggi (Lissabon 1659, Turin 1772); ins Französische von Du Perron de Castera, in Prosa (Paris 1735, 3 Bde.), d'Hermilly und Laharpe (das. 1776, 2 Bde.); ins Englische von Fanshaw (London 1655) Musle (Oxford 1776, London 1809, 3 Bde.); ins Deutsche zuerst von Meinhardt (nur einige Gesänge in den „Gelehrten Beiträgen zu dem braunschweigischen Anzeiger" 1762); dann von Secken-

dorff (in Bertuchs „Magazin der spanischen u. portugiesischen Literatur"), zuerst vollständig von Heise (Hamburg 1806—7, 2 Bde.), gelungener von Kuhn und Winkler (Leipzig 1807, 1 Bd.), Donner (Stuttgart 1834) und Booch-Arkossy (Dresden 1854). C. hinterließ außerdem Sonette, Canzonen, Oden, Elegien, poetische Episteln, Eklogen, viele kleinere Gedichte vermischten Inhalts, 3 Komödien und ein allegorisches Lehrgedicht: „Da Creçaõ e composiacõ do Homem" in drei Gesängen; zusammen abgedruckt unter dem Titel „Rimas de Luis de C." (Lissabon 1593), zugleich mit der „Lusiade" in „Obras de L. de C." (Paris 1815, 5 Bde.), beste Ausgabe von Barreto, Feio und Monteiro (Hamburg 1834, 3 Bde.). Vgl. John Adanson, Memoirs of the life and writings of L. de C., London 1820, 2 Bde., und Mordani, Elogio storico de Luigi C., Bologna 1841. Garrott wählte den Dichter selbst zum Helden eines epischen Gedichts (Paris 1825), Tieck zu dem der Novelle: „Tod des Dichters"; Holtei zu dem eines Drama's: „Lorbeerbaum und Bettelstab".

Camonica, Val di, Thal im italienischen Gouvernement Mailand, an der Grenze von Tyrol, zieht sich 50 (ital.) Meilen am Oglio hin, hat in 55 Gemeinden gegen 46,000 Einwohner, vortreffliche Weiden mit gutem Vieh, Eisenminen, Obstbau, aber wenig Getreide. Die Einwohner wollen von den rhätischen Camuni abstammen und hatten lange Zeit republikanische Verfassung. Hauptorte sind Breno, Pisogne, Civedate. Das Val di C. stand lange unter mailändischer Herrschaft, bis es sich 1426 an Venedig ergab. Durch Ludwig XII. ward es 1509 den Venetianern wieder abgenommen und kam dann in die Gewalt des Kaisers Maximilian; Karl V. trat es an Franz I. von Frankreich und dieser wieder an Venedig ab.

Camorta Insel, s. Nikobarische Inseln.

Camou Jacques, französischer General, geboren zu Sorrouces im Departement der Niederpyrenäen am 1. Mai 1792, begann seine militärische Laufbahn als Unteroffizier unter den Bergjägern seines Heimatsbezirks, ward 1809 zum Lieutenant befördert und wohnte als solcher den Feldzügen unter Marmont und Soult in Spanien bei. Im Jahre 1813 zum Kapitänadjutantmajor avancirt, verließ er nach den hundert Tagen 1815 den aktiven Dienst, ward indessen reaktivirt, als sich seine politischen Meinungen der herrschenden Staatsregierung ungefährlich erwiesen. Im Jahre 1837 wohnte er als Bataillonschef der Eroberung von Algier bei, ward 1841 Oberstlieutenant und 1844 Oberst und Kommandeur des 33. Linienregiments. Nachdem er sich in den letzten Kämpfen gegen Abd-el-Kader wie gegen Marokko hervorgethan, ward er zum Kommandeur der Ehrenlegion und 1848 unter der provisorischen Regierung zum Brigadegeneral, von Napoleon III. aber 1851 zum Großoffizier der Ehrenlegion, 1852 zum Divisionsgeneral befördert. Nach dem Ausbruch des orientalischen Kriegs ward ihm bei der Krimarmee nach dem Abgange des Prinzen Napoleon das Kommando der 3. Division anvertraut, welche im Februar 1855 dem Corps Bosquets zugewiesen ward. Mit diesem nahm die Division C. an der Schlacht an der Tschernaja am 16. August, an der Erstürmung des Mamelon vert am 7. Juli, sowie am Angriff auf Sebastopol am 8. September erfolgreichen Antheil. In Folge der Verwundung Bosquets an diesem Tage übernahm C. von da an den Oberbefehl über das ganze zweite Corps, welches er bis zur Beendigung des Feldzugs führte, ohne jedoch noch einmal mit dem Feinde zusammenzustoßen. Zum Kommandanten der Voltigeurdivision der kaiserlichen Garde ernannt, erhielt er im September 1857 das Großkreuz der Ehrenlegion. Auch an dem italienischen Feldzug von 1859 nahm er rühmlichen Antheil, namentlich an der Schlacht bei Magenta (2. Juni), wo er, unter Mac Mahons Oberbefehl stehend, in den Flanken und im Rücken der Oesterreicher erschien, hier einen hartnäckigen Kampf mit dem Armeecorps des österreichischen Generals Clam-Gallas zu bestehen hatte und dann auch bei der Erstürmung von Magenta mitwirkte. In der Schlacht von Solferino, den 24. Juni, focht C.'s Division als Theil der Garde im Centrum und trug durch Wegnahme der Dörfer Solferino und Cavriana zur Durchbrechung des österreichischen Centrums u. zu dem dadurch errungenen Sieg wesentlich bei.

Campagna, 1) Pietro, ursprünglich niederländischer Maler, der ein Anhänger der römischen Schule wurde u. in Spanien seine Blüthezeit verlebte. Geboren zu Brüssel 1503, ging C. frühzeitig nach Italien, bildete sich nach Raphael und Michel Angelo, malte auf seiner Reise nach Rom in Bologna den für die Krönung Karls V. bestimmten Triumphbogen und wandte sich später nach Sevilla, wo er schon 1548 ansässig war. Am Abend seines Lebens kehrte er in seine Vaterstadt zurück und † daselbst 1570 oder 1580. C. gehört zu den ausgezeichnetsten fremden Künstlern, deren Werke sich in Spanien erhalten haben. Er malte gewöhnlich auf Holz, hinterließ aber auch viele Kreidezeichnungen und vortreffliche Porträts. Verständniß der Anatomie, Richtigkeit der Zeichnung, Ausdruck in den Gestalten, Kraft der Tinten und gute Komposition waren seine Hauptverdienste; dabei blieb ihm immer Einiges aus der niederländischen Schule eigen, insbesondere in der Farbengebung. Erhalten haben sich die meisten Werke von ihm in Sevilla, wo namentlich die Gemälde an der Altarwand der Mariscalkapelle von großem Werth sind.

2) Girolamo, genannt da Vergna, berühmter italienischer Bildhauer, 1552 zu Verona geboren, Schüler und lange Zeit Gehülfe des Danese Cataneo, dessen Werke er auch nach dem Tode desselben vollendete, schmückte während seines langen Lebens Padua, Venedig und Verona mit vortrefflichen Kunstschöpfungen und † kurze Zeit, nachdem er 1623 in Venedig die Zeichnungen zu dem Grabmale des Paul Sarpi geliefert hatte. Seine berühmtesten Werke sind der Altar del Rosario in S. Johann und Paul, ein gleicher der Mönche des heiligen Lorenz, die Bronzestatue des heiligen Anton in S. Jacopo di Rialto, des Hercules und der heiligen Justina am Frontispice der Pforte des Arsenals u. das Basrelief im Campo Santo zu Padua.

Campagna di Roma, Küstenlandschaft im Kirchenstaate, westlich vom Apennin, die Delegation Frosinone und den südöstlichen Theil der Comarca di Roma umfassend und sich von Ronciglione über Rom und die pontinischen Sümpfe bis nach Terracina erstreckend, etwa 8 Meilen lang und 3 Meilen breit, ist wegen seiner historischen Bedeutsamkeit

das wichtigste Flachland Italiens und durch den eigenthümlichen Charakter seiner Natur eine Gegend von höchstem Interesse. Der Boden, unzweifelhaft ein ehemaliger Meeresgrund, ist (nach A. von Klöden) aus horizontalen, zahlreiche Muscheln umschließenden Schichten zusammengesetzt und dehnt sich in weitgeschwungenen Hügelreihen hin. Von atmosphärischen Gewässern sind tiefe Rinnen gegraben und steile Böschungen gebrochen; sie haben Berge stehen gelassen, Bänke und Schichten Sandes abgesetzt und aufgethürmt und ungeheure Travertindecken abgelagert. Hauptsächlich aber besteht die ganze Bedeckung der Ebene (bis nach Acquapendente im Norden, sowie auf einem schmalen Striche zwischen den Bergen und pontinischen Sümpfen bis fast Terracina) aus Tuff, Lapilli, Puzzolane und zerriebenen Schlacken, welche die submarinen Vulkane der Ebene, die hier thätig gewesen, darüber gebreitet haben. Die Tiber schlängelt sich in einem breiten, eingenagten Thale hindurch. In die Ränder der Tuffschicht zu beiden Seiten sind Seitenthäler ausgefressen, und einzelne kleine Tuffhügel sind im Thale selbst isolirt stehen geblieben. Diese und die von den Flanken gegen die Tiber hervorragenden Zungen, aus Tuff gebildet, geben unter andern auch die sieben Hügel Roms ab. Höher auf dem rechten Tiberufer sind der Monte Mario und dessen Fortsetzung, der Monte della Crete; der Monte Vaticano und der Gianicolo (beide innerhalb der Mauern des jetzigen Roms) und der Monte Verde. Die ganze Strecke, welche die 3 letztern bedecken, beträgt 3 □Meilen und die Erhebung des Gianicolo 315 Fuß. Auf dem linken Ufer dehnen sich die Monti Parioli von der Aniomündung bis zum heutigen Rom aus; ihre Fortsetzung bildet der Pincio (Mons hortulanus); dann folgen der Quirinale, eine $^3/_7$ Meile vorspringende Landzunge mit 171 F. Meereshöhe; der Viminale, gleichsam ein Seitenarm des vorigen, 169 Fuß hoch; der Esquilino, welcher mit zwei Armen (Oppio und Cispio) $^1/_2$ Meile gegen die Tiber vorspringt, 200 Fuß hoch; der Celio, der noch weiter hervortritt, 168 Fuß hoch; endlich der Aventino, halbinselartig vorspringend und durch ein Seitenthal in 2 Stücke getheilt, von denen eins isolirt liegt (wahrer Aventino genannt). Vor diesen, an der Basis im Osten zusammenhängenden Landzungen liegen drei kleine isolirte Hügel von verschiedener Gestalt und Größe: der Tarpeo (Capitolino), in der Basis von der Gestalt einer verlängerten Ellipse, mit 2 Gipfeln 157 Fuß hoch: der Palatino, ein Trapezoïd darstellend, 170 Fuß hoch, und der schon erwähnte wahre Aventino, mit herzförmiger Basis, 155 Fuß hoch. Alle diese Hügel zeigen an den aufgedeckten Flanken ihre Zusammensetzung: zu unterst Töpferthon, gelben Sand mit Kieseln und vulkanischen Tuff, Alles gleichförmig aus dem Meer abgesetzt; letzterer bedeckt die Hügel auf der rechten Tiberseite wie eine Kappe. Der erstere zeigt sich an den Hügeln der linken Seite nicht, weil seine Schichten zu tief einschießen und daher hier bedeckt sind. In den Sandschichten von Acquatraversa sind Elephantenknochen, in dem des Monte Mario Seemuscheln in ihrer ursprünglichen Lage, im Aventino Braunkohlen häufig. Das Tiberthal, hie und da mehr als 1 Miglie breit, liegt 93 Fuß tiefer als die Ebene der C. Der Fluß ist bis 186 Fuß breit. Gegen das Meer hin fällt die höhere Tuffebene ebenfalls in leichten Hügeln zum sandigen Küstenstrande ab.

Die C. ist ein öder, fast völlig kulturloser und meist ungesunder Landstrich, bestehend aus einer Menge niedriger Hügelketten, die in den verschiedensten Richtungen laufen und hie und da steil eingeschnitten sind, mit unzähligen Thälern und Schluchten; ohne alle Bäume, mit Ruinen bedeckt und von böser Luft (Malaria) überlagert. Auch schon in alter Zeit scheint die nächste Umgebung von Rom für ungesund gehalten worden zu sein; außerdem aber war die C. zur Zeit der Römer erfüllt von den prachtvollsten Villen und Gärten, und noch in den ersten Zeiten der Republik standen hier auch bedeutendere Städte, wie Gabii, Fidenä, Veji, unzählige kleine Ortschaften aber bis tief ins Mittelalter hinein. Jetzt ist mehre Meilen um Rom keine Stadt und kein Dorf zu erblicken. „Der eigenthümliche Anblick dieser C. ist vielleicht auf der ganzen bewohnten Erde nicht wieder anzutreffen. Ein unabsehbares wellenförmig gebildetes Land, mit Ruinen, zahlreichen Wasserleitungen, die in ihren hier auftauchenden, dort verschwindenden, riesigen Bogenreihen der vorzüglichste malerische Schmuck sind, Grabmälern, Tempeln, Burgen; ohne Anbau grün; ohne Bewohner, aber von Erinnerungen belebt; einsame Schenken (Osterien), in denen einige zerlumpte Gestalten sichtbar werden; Zinnen mit alten Wappen geschmückt; epheuumrankte, formlose Massen, in denen eine Hirtenfamilie Schutz gefunden hat; hie und da ein Winzerhäuschen, malerisch von einigen Bäumen umringt; lange Pfahlreihen, welche die wechselnden Grenzen gemietheter Weidegründe bezeichnen; einzelne halbwilde Rinderheerden, von Hirten zu Pferde, in Schaffelle gehüllt, und von großen, wilden, gelbweißen Hunden bewacht; hie und da ein stattlicher Pachthof (Casale) mit den nöthigen Wirthschaftsgebäuden, ohne Ställe, die hier überflüssig sind: dies ist das Bild dieser großen Landschaft, deren Horizont das Meer, die majestätischen, zackigen Gebirge der Sabiner, der scharfgezeichnete, $5^1/_2$ Meilen entfernte Soracte (S. Oreste) und die anmuthigen Albanerberge abschneiden, und in deren Mittelpunkt die ewige Roma thront. Weiter hin bedeckt den Boden röthlichbraunes Heidekraut, hie und da mannshoch aufgeschossener Schierling oder Gruppen von Farrnkraut; in den Thalsenkungen steht dichtes Wachholdergesträuch, auf den Höhenrücken wogender Ginster, mit gelben Blüthen überdeckt; von Abbängen und Gemäuer hängen lange Brombeerranken herab, zwischen denen ein verkümmerter Feigenbaum hervorragt. In den kälteren Monaten gewinnt die C. etwas mehr Leben; nach den Herbstregen, und wenn mit dem Brande der Sonne auch die Fieberdünste verschwunden sind, schießt schnell das üppigste Gras hervor und bedeckt alle Höhenzüge. Dann kommen aus den sich mit Schnee bedeckenden Abruzzen und vom Hochlande Umbriens und der Sabina die Hirten mit ihren Heerden in diese Ebene herab. Jedes vierte Jahr (nach Gerlach), oder viermal im Jahre (nach Reumont), vom Frühling bis Oktober pflügen hier die Bewohner der Gebirgsstädtchen den schwarzen, fruchtbaren Acker, aber nur etwa $^1/_8$ des ganzen anbaufähigen Bodens; auch die Ernte besorgen die

Sabiner, Volsker, Latiner, Herniker, sowie die aus den Abruzzen, aus den Marken und aus Umbrien, so daß anfangs 20,000, vom Juli an 30,000 Menschen in der C. arbeiten, welche die Pächter anwerben lassen. Namentlich die Schnitter, die 10 Tage zu thun haben, kommen in Schaaren aus den Gebirgen, von berittenen Aufsehern kommandirt. Nach der Gluth der Julitage lagern sie in der feuchten, kalten Nacht auf dem vom Thau stark genäßten Boden, bei schlechter Kost und schlechtem Wein; daher füllen sich gegen Ende der Erntezeit die römischen Spitäler, namentlich mit Dreschern, die entweder schnell sterben, oder für immer elend in ihre Heimat zurückkehren. Je später im Sommer, um so verpesteter wird die Fieberluft." Von den römischen Aquädukten, die am zahlreichsten in der Gegend zwischen Rom und dem Albanergebirge waren, u. deren man zu Vespasians Zeiten 20 zählte, sind noch 3 erhalten und im Gange: die Aqua Virgo (jetzt Acqua Vergine oder Fontana di Trevi), die Aqua Claudia (jetzt Acqua felice oder Termini) und die Aqua Trajana (jetzt Acqua Paola), welche letztere unterirdisch fließt. Im Delta des Tiberflusses liegt am Meer Fiumicino, weiter landeinwärts Porto, noch weiter (5330 Fuß zurück) vom Meere Ostia, jedes einst an der Küste, bevor das Meer so weit (3 Fuß jährlich) nach Westen zurückgetreten war. Grüne Wiesen, herrliche Rinderheerden, Hirtenhütten, ein freundlicher Hafenort und milde Lüfte machen die Stelle zu einem lieblichen Punkte in der sonst verlassenen, ungesunden Küstengegend. Dichte Nadelholzwälder ziehen sich an der Küste hin. Einen Theil der südlichen C. nehmen die pontinischen Sümpfe (s. d.) ein, die, 6 Meilen lang u. 1—2 Meilen breit, von der Küste bei Nettuno bis nach Terracina reichen. Vgl. Westphal, Die römische Campagna topographisch und antiquarisch dargestellt, Berlin 1829; Didier, La Campagne de Rome, Paris 1842.

Campagnola, Domenico, italienischer Maler, Kupferstecher und Formschneider, dessen Thätigkeit zwischen 1517 und 1543 fällt. In Padua geboren, wurde er Tizians Schüler und schmückte seine Vaterstadt mit vielen trefflichen Werken, wozu besonders die Fresken in der Schule Santo's und die Oelbilder in der Schule der S. M. del Parto gehören. Geschätzt sind auch seine Zeichnungen, welche landschaftliche Gegenstände ꝛc. enthalten; auch hat man Holzschnitte von ihm.

Campan, Marktflecken im französischen Departement Hochpyrenäen, südöstlich von Bagnères en Bigorre, in 2028 Fuß Höhe, mit 3900 Einwohnern, welche Wollstoffe und Papier fabriciren und den in der Nähe gebrochenen, berühmten (rothen u. weißen) Marmor bearbeiten, liegt in dem reizenden Campanthal (Kampanerthal), das vom Adour durchflossen wird u. durch den Roman Jean Pauls „Das Kampanerthal" eine besondere Berühmtheit erlangt hat.

Campan, Jeanne Louise Henriette, geborne Genet, die treueste Dienerin der Königin Marie Antoinette, geboren zu Paris am 6. Oktober 1752, genoß eine sorgfältige Erziehung und wurde schon im 14. Jahre Vorleserin der Töchter Ludwigs XV. und, nachdem 1770 Marie Antoinette dem Dauphin ihre Hand gereicht hatte, deren innige Vertraute. Sie heirathete den Sohn des Kabinetssekretärs der Dauphine, C., und trat selbst als erste Kammerfrau in deren Dienste. Von diesem Augenblicke an war sie die unentbehrliche Gefährtin und Rathgeberin der königlichen Familie in allen möglichen Angelegenheiten. Bei der beschlossenen Flucht hatte sie außerordentliche Thätigkeit gezeigt. Sie war es, welche den König für die Feier des Jahrestags der Föderation (14. Juli 1792) mit einem Brustharnisch von italienischem Atlas versah, der jedem Mordversuch widerstanden haben würde. Aber der öffentliche Verdacht hatte sie auch zum Gegenstand des Hasses gemacht, und bei der Bestürmung der Tuilerien am 10. August schwebte ihr Leben in der größten Gefahr. Nach dem Untergang der königlichen Familie ging sie mit ihrem kranken Mann, ihrer siebzigjährigen Mutter und einem neunjährigen Sohn nach Courbertent im Thal von Chevreuse, wo sie in ziemlich kümmerlichen Umständen lebte. Nach dem Sturz Robespierre's kehrte sie wieder nach Paris zurück und gründete eine weibliche Pensionsanstalt in St. Germain, die schon nach Jahresfrist im Ruf noch nie dagewesener Vollkommenheit stand und das Vertrauen der berühmtesten Personen jener Zeit genoß. Bonaparte beauftragte nach seiner Thronbesteigung C. mit der Einrichtung der von ihm gegründeten Erziehungsanstalt für Töchter, Schwestern und Verwandte der Mitglieder der Ehrenlegion zu Ecouen; dieselbe blühte unter ihrer Leitung bis zu Napoleons Fall. Nach der Restauration hob man die Anstalt auf und gab ihrer Vorsteherin die Entlassung; man suchte diese sogar mit dem Schandflecken der Treulosigkeit und des Verraths zu beschmutzen. Sie † zu Mantes am 16. Mai 1822. Ihre „Mémoires sur la vie de la reine Marie Antoinette" (5. Aufl., Paris 1823, 4 Bde.) eröffnen tiefe Blicke in das Innerste des Hoflebens und geben ein lebendiges Gemälde seines Glanzes und seines Jammers. C. schrieb auch: „De l'éducation", ferner Briefe zweier junger Freundinnen und ein „Journal anecdotique" (Paris 1824), das reich an pikanten Zügen von Napoleon I., Alexander I. und anderen hervorragenden Häuptern jener Zeit ist.

Campana, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, in einem Thale des Silawaldes, am Aquanite, mit 3700 Einwohnern, berühmt durch lebhaften Mannahandel.

Campanella, Thomas, italienischer Philosoph, durch seinen Geist wie durch seine Lebensschicksale denkwürdig, den 5. Sept. 1568 zu Stilo in Kalabrien geboren, galt schon frühzeitig durch überraschende Gedankenblitze und ein außerordentliches Gedächtniß für eine seltene Erscheinung. Nachdem er, seit seinem 15. Jahre Dominikanermönch, das Studium der Theologie für den damaligen Klosterbedarf in kurzer Zeit beendigt hatte, durchzog er ganz Kalabrien u. soll auf diesen Wanderungen von einem Rabbiner binnen 14 Tagen in die lullische Kunst (s. d.) und die Elemente aller Wissenschaften eingeweiht worden sein. Schon in dieser frühen Zeit mußten in C. Zweifel an der damals unbestrittenen Unfehlbarkeit der aristotelischen Lehre erwacht sein, denn als er einmal in einer Disputation die Resultate seines Denkens darlegte, begrüßte man ihn als zweiten Telesius. Die Schriften dieses ersten Bekämpfers des Aristoteles in Italien waren bis dahin C. unbekannt gewesen; das Studium derselben bestimmte den neuen Weg seiner künftigen Forschungen, aber auch den Dornenweg seiner jahrelangen Leiden. Durch eine Schrift, „Philosophia sensibus demon-

strata“ (Neapel 1591), in welcher er Telesius vertheidigte, erregte er einen förmlichen Sturm der damals noch allgewaltigen aristotelischen Partei gegen sich; je deutlicher man sein Uebergewicht erkannte, desto gehässiger wurden die Angriffe der Gegner, u. endlich beschuldigte man ihn geradezu der Zauberei. C. mußte aus seiner Heimat fliehen u. lebte nun längere Zeit in Rom, Florenz, Venedig, Padua u. Bologna. In letzterer Stadt bemächtigte man sich heimlich seiner Papiere u. überbrachte sie der Inquisition zu Rom. Im Jahre 1599 kehrte er nach Neapel u. bald darauf in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er auch in politischer Hinsicht der spanischen Regierung verdächtig, und man schleppte ihn, ohne daß je die wirklichen Gründe seiner Verhaftung zu Tage gekommen wären, nach Neapel ins Gefängniß, in dem er nun 26 Jahre schmachtete. Beschuldigt wurde er eines beabsichtigten Majestätsverbrechens, nach Andern der Autorschaft des berüchtigten Buchs „De tribus impostoribus“, nach noch Andern der Absicht, sich zum König von Oberkalabrien aufzuwerfen, sowie einer Verbindung mit Mönchen, Banditen u. sogar mit den Türken zum Zweck der Bildung einer Republik ꝛc. Siebenmal brachte man C. auf die Folter; allein keine Qual vermochte ihn, solche Beschuldigungen für wahr anzuerkennen. Gleichwohl behielt man ihn, aller Verwendungen des Papstes, der Fugger und anderer einflußreicher Fürsten ungeachtet, in strenger Haft, u. erst im Mai 1626 erwirkte Papst Urban VIII. seine Loslassung durch das Versprechen, er wolle ihn als Ketzer richten. C. wurde nun, aber nur zum Schein u. zum Schutz gegen fernere Verfolgungen, in die Gefängnisse der Inquisition nach Rom abgeführt. Während dieser langen Zeit seiner neapolitanischen Gefangenschaft wurde C. kein Buch zugelassen, nur schreiben durfte er, und es bewährte sich da sein tiefes Gemüth, sein Kenntnißreichthum und seine schöpferische Kraft. Er hat in diesem Zustande gegen 40 verschiedene Schriften philosophischen, mathematischen, physikalischen, medicinischen, astrologischen, theologischen und politischen Inhalts und viele Gedichte verfaßt, von denen jedoch Vieles in ungetreue Hände gerieth und nie wieder zum Vorschein kam. In den Gefängnissen der Inquisition lebte C. in ungestörter Muße bis 1629, wo Urban VIII. ihn mit einem ansehnlichen Jahrgehalt freiließ u. eines vertrauteren Umgangs würdigte. Mehre Werke C.'s erklären diese Gunst des Papstes; doch war er kein blinder Anbeter der apostolischen Heiligkeit, was aus seiner Abhandlung „De eligendo summo Pontifice semper optimo“ hervorgeht. Aber selbst in Rom vor den Nachstellungen der Spanier nicht sicher, flüchtete er über Marseille und Aix nach Paris. Ludwig XIII. und Richelieu nahmen ihn freundlich auf, gaben ihm ein Jahrgehalt und bedienten sich, besonders in italienischen Angelegenheiten, oft seines Raths. Lebensmüde und von langem Leiden entkräftet, suchte C. endlich die Einsamkeit eines Klosters seines Ordens, wo er am 21. Mai 1639 †. Die Urtheile der Zeitgenossen und Späterer über C.'s Charakter mußten der Natur der Standpunkte nach eben so verschieden ausfallen, als die über seine Schriften. Es war dies nothwendige Folge seiner hohen Stellung über seiner Zeit und ihren erstarrten Begriffen u. seines Eifers für die Wahrheit, die er nicht immer da fand, wo seine Zeit es verlangte. Die Zahl seiner Schriften ist nicht mehr zu bestimmen; der Tod überraschte ihn, ehe er die nach einem encyklopädischen Plan geordnete Sammlung seiner Werke vollendet hatte; nur die 4 ersten Bände (Paris 1630) waren erschienen. Außer den angeführten erwähnen wir noch: „De sensu rerum et magia“ (Frankfurt 1620, 2. Aufl., Paris 1636); „Astrologicorum libri VII“ (Frankfurt 1617, Lyon 1629); „Philosophia epilogistica realis“ (Frankfurt 1623); „Universalis philosophiae seu metaphysicarum rerum juxta propria dogmata partes III“ (Paris 1638); „Philosophiae rationalis et realis part. V“ (das. 1638). Während seiner Gefangenschaft entstanden, außer mehren der bereits angeführten Werke: „Civitas solis“ (Frankfurt 1623), eine Art platonischer Republik; „Atheismus triumphatus s. contra Antichristianismum“ (Rom 1631), eine Rechtfertigung der geoffenbarten Religion u. der römischen Kirchenlehre. Der Katholicismus und Papismus werden vertreten in „Monarchia Messiae“ (Aix 1633) und in „Della libertà e della felice suggezzione allo stato ecclesiastico“ (das. 1633), welche beide Schriften ihm die Gunst des römischen Stuhls sicherten. Von seinen Gedichten besorgte Tobias Adami eine Ausgabe unter dem Titel „Scelta d'alcune Poesie filosofiche de Settimontano Squilla“ (Frankfurt 1622), von welcher Herder in der „Adrastea“ (Bd. 3) unter dem Titel „Prometheus aus seiner Kaukasushöhle“ mehre Proben übersetzt hat. Ueber seine eigenen Schriften gibt C. Nachricht in: „De propriis libris et recta ratione studendi syntagma“ (beste Ausgabe von Naudé, Paris 1642). Schon diese Büchertitel geben eine Andeutung von der Universalität der Bestrebungen und Kenntnisse C.'s; bei allem Vielwissen ermangelte er übrigens doch der Klarheit u. Selbstständigkeit. Bei unverkennbarer Vorliebe für den Neuplatonismus war er zugleich durch die Naturlehre des Telesius, ferner durch die natürliche Religion des Raymund von Sabunde und andere zum Empirismus sich hinneigende Lehren angezogen worden; daneben übte die Kirchenlehre eine große Gewalt auf ihn aus, und endlich wirkte der Einfluß seiner Schicksale auf seine Geistesthätigkeit fort und fort störend ein. Die größte Thätigkeit widmete er der Ausbildung seines philosophischen Systems, und er nimmt eine bedeutende Stelle in der Periode der Geschichte der Philosophie ein, welche den Uebergang von der Scholastik zu der selbstständigen neueren Philosophie (mit Descartes beginnend) begreift. Der Mittelpunkt seiner spekulativen Ansichten ist seine Lehre von den Urgründen aller Dinge, die er Primalitäten nannte und durch die Worte potentia (Kraft und Möglichkeit), sapientia (Wissen) u. amor (Liebe) bezeichnete. Vgl. E. S. Cyprian, De vita et philosophia Th. Campanellae syntagma, (Amsterd. 1722; Rixner u. Siber, Thomas C., Sulzb. 1826; Baldacchini, Vita di Tommaso C., Neapel 1847.

Campanula *L.* (Glockenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kampanulaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, meist mit sackförmigen Lappen, die glockenförmige, 5spaltige Blume, deren Boden von der breiten Basis der Staubfäden bedeckt ist, die 3—5theilige Narbe und die 2—5fächerige, vielsamige, mit Seitenlöchern sich öffnende Kapsel, enthält nach den neuesten Bestimmungen gegen 200 Arten, einjährige, zweijährige

oder ausdauernde Stauden und Halbsträucher mit verschiedenen Wurzel- und Stengelblättern und ansehnlichen, meist blauen Blüthen, meist in der nördlichen Erdhälfte einheimisch. Die bekanntesten sind: C. caespitosa *Scop.*, C. pumila *Curt.*, mit hellblauen Blumen, überhängend in Rispen, in Kärnthen auf Alpen, im Juni u. Juli blühend, eignet sich zur Verschönerung künstlicher Felsenpartien u. zu Einfassungen. C. pusilla *Haenk.*, eine sehr niedrige Zierpflanze mit glockenförmigen, hellblauen, überhängenden Blumen, liebt einen sonnigen Standort, paßt zur Einfassung der Blumenbeete und zur Ausschmückung künstlicher Felsenpartien. C. rotundifolia *L.*, mit herzförmig-nierenförmigen Wurzelblättern, die jedoch nur an den nicht blühenden Wurzelstöcken vorhanden sind, und mit hellblauen oder dunkelblauen, auch weißen Blüthen, durch ganz Europa und das nördliche Amerika verbreitet, liefert in dem Saft der Blüthen einen blauen, mit Alaun vermischt einen grünen, zum Malen tauglichen Farbstoff. C. Rapunculus *L.*, hier und da in europäischen Wäldern und in Nordafrika, zweijährig, mit fleischiger und wohlschmeckender Wurzel, die für ein eröffnendes, kühlendes Mittel gilt und die Milch Säugender vermehren soll, wird in Frankreich und England häufig als Gemüsepflanze kultivirt. C. persicifolia *L.*, mit wenigen, aber schönen, großen, blauen Blüthen, wächst in europäischen Bergwäldern und wird auch als Zierpflanze in Gärten oft gefüllt gezogen. C. pyramidalis *L.*, 6—8 Fuß hoch, mit kurzen Aesten, blauen oder weißen, eine sehr große, prächtige, straußförmige, pyramidalisch-konische Rispe bildenden Blüthen, zweijährig u. ausdauernd, in Oberitalien, am Mittelmeer auf Schutt und Mauern, ist eine sehr schöne Zierpflanze, die eine fette Düngererde und viel Wasser verlangt. C. latifolia *L.*, mit gestielten Blüthen in traubenartiger Aehre, in schattigen Gebirgswäldern in ganz Mitteleuropa, ist ebenfalls eine schöne Zierpflanze, deren fleischige Wurzel eßbar ist. C. Trachelium *L.*, mit blauen oder weißen, zu 3 stehenden Blüthen mit behaartem Kelch und aufrechten Lappen, in Laubwäldern, an Hecken und Zäunen durch ganz Europa, kommt in Gärten auch gefüllt vor u. hat eine eßbare Wurzel, wie auch die Blätter unter dem Namen Folia Cervicariae majoris zu Gurgelwasser bei Halsentzündungen angewendet zu werden pflegen. C. medium *L.*, Marietten-, Marienveilchen, mit großen, blauen, aufrecht in einer schlaffen, pyramidenförmigen Traube stehenden Blumen, zweijähriges Gewächs in Italien u. Deutschland, wird häufig als Zierpflanze kultivirt, verlangt einen nahrhaften, feuchten Boden, in strengen Wintern eine leichte Bedeckung und hat eine eßbare Wurzel. C. glomerata *L.*, in Knäueln, am Ende und in den Achseln stehenden Blüthen, findet sich fast durch ganz Europa auf trockenen Wiesen, 1—2 Fuß hoch, wird vom Vieh nicht gefressen; früher waren die Blätter bei Halsentzündungen zu Gurgelwasser gebräuchlich unter dem Namen Kleinhalskraut, Folia Cervicariae minoris. C. suaveolens *Schrad.*, Adenophora suaveolens *Fisch.*, über 4 Fuß hoch, mit einer großen steifen Blüthenpyramide, kleinen, an der Basis weißen Blüthenglocken, die Abends sehr wohlriechend sind, findet sich in Südeuropa. C. lilifolia *L.*, Adenophora lilifolia *Fisch.*, 3—4 Fuß hoch, mit weißen oder blauen, 1 Zoll langen, rispenständigen, schönen Blüthen, liefert in der angenehm süß schmeckenden Wurzel ein in Sibirien beliebtes Gemüse. C. glauca *Thunb.*, Halbstrauch in Japan, wird hier wegen seiner fleischigen, starkmilchenden Wurzel häufig kultivirt. Die meisten Arten gedeihen in einem einigermaßen nahrhaften Boden sehr gut, lieben einen sonnigen Standort und lassen sich sowohl durch Zertheilung, als durch Samen, den man im Frühjahre aussäet, leicht vermehren.

Campanulaceä (Kampanulaceen), dikotyledonische Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blätter abwechselnd, selten gegenständig, ganz oder getheilt; keine Afterblätter; Blüthen gipfel- oder achselständig, einzeln oder in Aehren, Trauben, Rispen oder Knäueln; Kelch mit dem Fruchtknoten verwachsen, mit 5-, selten 3-—8-theiligem, regelmäßigem, stehenbleibendem Rande; Blumenkrone einblätterig, abfallend oder verwelkend, an der Mündung des Kelchs befestigt, gewöhnlich 5-, selten 3-—8lappig, mit vor dem Aufblühen neben einander liegenden Lappen; 5, selten 3—8 Staubgefäße, die an der Mündung des Kelchs auf dem scheibenförmigen Torus befestigt sind; Staubfäden am Grunde oft breiter und dann an der Basis verwachsen; Antheren aufrecht, 2fächerig getrennt, selten in einer Röhre verwachsen; Fruchtknoten mit 2—8 Fächern und mittelständigem Samenhalter; Griffel einfach, behaart, mit nackter, einfacher, oder in so viel Lappen, als Fächer im Fruchtknoten sind, getheilter Narbe; Kapsel in Löchern an der Seite oder am Grunde oder durch Klappen an der Spitze aufspringend; Samen zahlreich. Die Familie enthält zahlreiche, artenreiche Gattungen, welche in mehre Untergruppen (Lobeliarien, Stylidiarien, Kampanuleen) zerfallen.

Campanus Johann, Stifter der nach ihm benannten Sekte der Kampanisten, im Jülichschen zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren, studirte zu Köln, wurde 1520 von dort vertrieben u. hielt seit 1528, für einen Anhänger Luthers geltend, Privatvorlesungen zu Wittenberg. Die erste Abweichung von dessen Lehre war die von ihm auf der marburger Disputation vertheidigte Behauptung, daß im Abendmahl nicht der lebendige, sondern der todte Leib Christi gespendet werde. Ins Jülichsche 1531 zurückgekehrt, schrieb er: „Göttlicher und heiliger Schrift Restitution und Besserung“ (1532), worin er, die Reformatoren angreifend, die Gottheit des heiligen Geistes leugnet, ihn mit dem Wesen und den Wirkungen des Vaters und des Sohnes für einerlei hält ꝛc., und eine Widerlegung der „Loci theologici“ Melanchthons (1532). Auch soll er die Bauern im Jülich- und Kleve'schen überredet haben, der jüngste Tag sei da, weshalb sie ihre Güter verkauften und nicht mehr arbeiten wollten. In Kleve von den Katholiken 1555 ins Gefängniß gesetzt, † er in demselben um 1580. Vergl. Trechsel, Servet und seine Vorgänger, Heidelberg 1839.

Campbell, 1) Duncan, der berüchtigte Wahrsager, dessen second sight in W. Scotts Romanen eine Rolle spielt, war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Lappland geboren, wo sein Vater, Archibald C., ein schottischer Edelmann, die Tochter des Statthalters von Uwo-Lappmark geheirathet hatte. C. selbst war taubstumm; aber er hatte von seiner Mutter die im schottischen Norden und

in Lappland unschätzbare Eigenschaft des zweiten Gesichts (second sight) geerbt. Diese Gabe, in der Zukunft des Menschen zu lesen, offenbarte sich bei ihm vom 10. Lebensjahr an mit wachsender Kraft. Alle Stände und Alter strömten zu ihm, die Zeitungen stritten für und gegen das neue Wunder, und so verbreitete sich endlich um C. ein solcher Nimbus, daß seine Rückkehr von einer abenteuerlichen Reise oder Flucht nach Holland in allen britischen Journalen mit einer Wichtigkeit referirt wurde, als kehrte mit ihm eine hohe Gewährschaft für die Wohlfahrt des gesammten Staats nach London zurück. Seine eigene Zukunft wenigstens war C. verschlossen, denn als er einst sein Orakel zu Ungunsten eines Offiziers entscheiden ließ, lockte ihn dieser mit sich und richtete ihn übel zu. Einst kam eine Frau zu ihm mit dem Wunsch, er möge im anderen Gesicht sehen, daß sie seine Gattin werden müsse. Er schlug ein, lebte von der Zeit an zurückgezogen, heilte dagegen sehr eifrig Hexen und Besessene. Ob C. ein Betrogener oder Betrüger oder mit der Zeit Beides war, wird wohl unentschieden bleiben.

2) Archibald, britischer General, begann seine militärische Laufbahn im 77. Regiment in Indien, wo er die Feldzüge unter R. Abercrombie und dem Marquis Cornwallis mitmachte und der Vertreibung der Holländer aus Cochin, von der Küste von Malabar und aus Ceylon, desgleichen den Gefechten mit Tippo-Saib und der Erstürmung Seringapatams beiwohnte. Später machte er unter Wellington den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel mit, ward 1821 Oberst des 38. Regiments, kehrte nach Indien zurück und ward 1824 beim Ausbruche des Kriegs gegen Birma mit dem Oberkommando betraut. Er drang mit 10 europäischen Regimentern, welche Klima und Entbehrungen bald lichteten, ins Innere vor und bahnte sich nach 3 bedeutenden Schlachten mit den ungefähr 70,000 Mann starken Birmanen nach einem zweijährigen Kriege den Weg bis auf 30 englische Meilen von der Hauptstadt Umerapura, 700 englische Meilen von seinem Ausganpspunkte Rauaun, wo sich die Birmanen endlich ergaben. Beide Parlamenshäuser votirten ihm dafür eine Danksagung, und der König verlieh ihm den Bathorden und den Baronetstitel. C. schloß seine militärische Laufbahn als Statthalter und Befehlshaber der Truppen in Neubraunschweig, welchen Aemtern er in dem sehr kritischen Zeitpunkte der canadischen Empörung zur völligen Zufriedenheit der Regierung vorstand. Er † 1843 zu Edinburg.

3) Thomas, berühmter englischer Dichter, den 27. Juli 1777 zu Glasgow geboren, studirte hier Jurisprudenz und hielt sich dann einige Zeit in Argyleshire auf, woher seine Familie stammte. Der Beifall, mit dem einige seiner kleineren Gedichte aufgenommen wurden, veranlaßte ihn, die juristische Laufbahn aufzugeben und nach Edinburg zu gehen, wo er sein berühmtes Gedicht „The pleasures of hope“ (Edinb. 1799; deutsch von Lackmann, Hamburg 1838) veröffentlichte, das sich durch Melodie der Sprache und Adel der Gesinnung auszeichnet. Auf einer Reise nach Deutschland studirte er in Göttingen unter Heyne griechische Literatur und war später Augenzeuge der Schlacht von Hohenlinden (1800), die er durch eine meisterhafte Elegie verherrlichte. Im Jahre 1801 ließ er sich in Sydenham bei London nieder und veröffentlichte eine Reihe von literarischen Arbeiten, besonders für die „Edinburgh Encyclopedia“. Seinen kompilatorischen „Annals of Great Britain from the accession of George III to the peace of Amiens“ (Lond. 1808, 3 Bde.) ließ er die poetische Erzählung „Gertrude of Wyoming“ (daselbst 1809) folgen, mit der jedoch seine Dichterkraft erschöpft schien. Seine späteren Gedichte, wie „Theodoric“ (London 1824), u. sein letztes Gedicht „The Pilgrim of Glencoe“ (daselbst 1842) waren untergeordneter Natur. Die besten Gedichte dieser Periode enthält das 1821 von ihm begründete „New monthly magazine“. Von einer zweiten Reise nach Deutschland zurückgekehrt, veröffentlichte er seine „Specimens of the british poets“ (London 1819—21, 7 Bde.; 2. Aufl. in 1 Bd., 1841), mit biographischen und kritischen Anmerkungen, eines der besten Handbücher der englischen Poesie. Im Jahre 1820 hielt er in der Surrey Institution Vorlesungen über Poesie, und 1825 entwarf er den Plan zur londoner Universität. Die Hochschule seiner Vaterstadt erwählte ihn 1827 u. in den beiden folgenden Jahren zu ihrem Lordrektor. Die Früchte eines Ausfluges nach Algier legte er in dem seit 1831 unter seiner Leitung bestehenden „Metropolitan magazine“ nieder und ließ sie später als „Lettres from the South“ (Lond. 1837, 2 Bde.) gesammelt erscheinen. Weniger glücklich war er als Biograph in seinem „Life of Mrs. Siddons“ (Lond. 1837, 2 Bde.) und „Life of Petrarcha“ (das. 1841, 2 Bde.; 2. Aufl. 1843). Er war Mitglied des in London gegründeten polnischen literarischen Vereins. C. † nach längerer Kränklichkeit den 15. Juni 1844 zu Boulogne. Seine Dichtungen, die zu dem Besten gehören, was die englische Literatur hervorgebracht, erschienen unter dem Titel „Poetical works“ mehrmals gesammelt (von Turner, London 1828, 2 Bde.; 2. Aufl., das. 1834).

4) John, Lord, britischer Rechtsgelehrter und Staatsmann, den 15. September 1781 zu Cupar bei Edinburg, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, studirte in Edinburg und begab sich sodann nach London, wo er längere Zeit als Reporter (Berichterstatter) für das „Morning chronicle“ lebte. Auf Veranlassung mehrer tüchtiger Rechtsgelehrten widmete er sich der Advokatur. Den Ruf, welchen er sich seit 1807 erwarb, u. seine glänzende Praxis vermehrte er noch durch Veröffentlichung genauer Berichte über die wichtigsten Fälle, welche in den Gerichtshöfen der Kingsbench und Commonpleas zur Entscheidung gekommen waren. Als Redner ist C. bei seiner sehr einfachen Redeweise u. seinem schottischen Idiotismus wenig ausgezeichnet; gleichwohl wurde er, nach seiner Verheirathung mit der Tochter des torystischen Lords Abinger (1822), ins Parlament gewählt, wo er, aus Ueberzeugung den Whigs zugethan, bei Diskussionen über Rechtsverhältnisse ein einflußreiches Wort führte. Unter dem Whigministerium traf ihn die Wahl zum Kronanwalt (Attorney general). In der Krisis von 1835 trug er durch seine Rede zu dem Sieg über die torystischen Mitbewerber das Meiste bei. Als im Juni 1841 die Whigregierung ihrem Ende nahte, ward C. zum Lordkanzler von Irland mit der Peerswürde ernannt, mußte aber nach einigen Wochen einem torystischen Nachfolger weichen. Bei der Rekon-

stituirung des Whigministeriums 1846 erhielt er den Posten eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster mit einem Sitz im Kabinet; im März 1850 ward er zum hohen Amte eines Lordoberrichters der Queensbench, 1859 aber zum Kanzler von England befördert. Er † den 21. Juni 1861. Er schrieb: „Lives of the Lord Chancellor's of England“ (London 1845—47, 7 Bde.) und „Lives of the Chief-Justices of England“ (das. 1849).

5) Sir Colin, britischer General, 1792 zu Glasgow geboren, nahm 1808 Militärdienste und machte sogleich den ersten Feldzug auf der pyrenäischen Halbinsel, dann 1809 die Expedition nach Walchern mit. Dem spanischen Corps des Generals Ballesteros zugetheilt, focht er in vielen Hauptschlachten des Peninsularkriegs u. wurde beim Sturm von San-Sebastian verwundet. Im nordamerikanischen Kriege unterdrückte er als Brigademajor einen Aufstand in Demerara. Im Jahre 1832 ward er Oberstlieutenant, 1841 Oberst, diente mit großer Auszeichnung im Kriege gegen China, führte in Indien 1848 und 1849 eine Division im Pendschab und bei Guzerate und wurde hier abermals verwundet. In den Jahren 1851 und 1852 führte er das schwierige und wichtige Kommando im Peschawerdistrikt und leitete die Operationen gegen die benachbarten unruhigen Bergvölker mit Umsicht und Glück. Im Jahre 1854 befand er sich bei der Armee Lord Raglans als Chef der Hochländerbrigade, mit der er in der Schlacht an der Alma dem General Brown zu Hülfe eilte, die Russen zurückwarf und die Höhen erstürmte. Zum Generalmajor befördert, leistete er noch wichtigere Dienste am 25. Okt., wo er den Angriff der russischen Kavallerie abschlug und das Vordringen Liprandi's gegen Balaklava vereitelte. Im Feldzuge von 1855 bildete er mit seinen Truppen die Reserve. Im Jahre 1856 wurde er zum Generalinspektor der Infanterie ernannt und 1857 erhielt er bei dem Ausbruch des Aufstandes in Ostindien den Oberbefehl über die britische Streitmacht. Nachdem er große Erfolge errungen, ward er 1858 mit dem Titel Lord Clyde in den Peersstand und zum General erhoben. Nachdem er den Aufstand vollends niedergeworfen, kehrte er 1860 nach England zurück.

Campbelltown, Stadt auf der Südostküste der schottischen Insel Cantire, Grafschaft Argyle, am Golf von Clyde, mit gutem Hafen und gegen 7000 Einw., welche Whiskey, Häringe, Hochlandsrinder und Schafe ausführen. In der Nähe sind Steinkohlengruben.

Campe, 1) Joachim Heinrich, vielseitig thätiger Pädagog und vielgelesener Schriftsteller, stammte aus einer Nebenlinie des altadeligen Geschlechts von Campe und war den 29. Juni 1746 zu Deensen im Braunschweigischen geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf der Schule zu Holzminden und widmete sich darauf zu Halle philosophischen und theologischen Studien. Schon 1773 wurde er bei dem Regiment des damaligen Prinzen von Preußen in Potsdam als Feldprediger angestellt. Bald aber zogen Basedows Bemühungen, dem Unterrichts- und Erziehungswesen eine erfreulichere Gestaltung zu geben, seinen regen, für Menschenwohl tief empfänglichen Geist an, und ergriffen von den neuen Ideen, folgte er 1777 dem Ruf des Fürsten Franz von Dessau als Edukationsrath u. Lehrer an dem dortigen neu gegründeten Philanthropin. Als Basedow, der Begründer dieser Anstalt, kurz darauf die Direktion niederlegte, trat C. an seine Stelle. Aber er fand sich in seinen hohen Erwartungen von der segensreichen Wirksamkeit dieser Anstalt nur zu bald getäuscht und wurde theils hierdurch, theils durch Zwistigkeiten im Lehrerkollegium veranlaßt, nach einiger Zeit seine Stelle niederzulegen und zu Trittow, in der Nähe von Hamburg, selbst ein Erziehungsinstitut zu gründen. Obgleich dieses einen erfreulichen Fortgang hatte, so bewog ihn doch schon 1786 abnehmende Körper- und Geistesfrische, sich als Privatmann literarischen Beschäftigungen zu widmen. Aber schon 1787 folgte er einem Rufe des Herzogs Karl von Braunschweig zur Organisation des braunschweigischen Schulwesens nach philanthropischen Grundsätzen. Manche ehrende Anerkennung wurde ihm zu Theil; sein Fürst erhob ihn zum Kanonikus und später (1805) zum Dechanten des St. Cyriakstifts. Doch fanden sich Viele in den großen Erwartungen, die sie von der Schulreform hegten, getäuscht, u. hierüber, sowie über mannichfachen Widerstand von Seiten der älteren Schulmänner des Landes mißmuthig, zog sich C. bald von allen öffentlichen Geschäften zurück u. widmete sich, als sehr begüterter Mann und Eigenthümer der Waisenhausschulbuchhandlung zu Braunschweig, nur literarischen Beschäftigungen, besonders der Ausarbeitung seines „Wörterbuchs der deutschen Sprache“ (1807—11, 5 Bde.) u. des damit verbundenen „Verdeutschungswörterbuchs“ (1815). Einige Reisen nach England, Frankreich und Dänemark, sowie seine Anwesenheit als Deputirter in Kassel 1808 unterbrachen seine stille Zurückgezogenheit. Mit der Beendigung seines großen Wörterbuchs war seine bedeutende Geisteskraft erschöpft. Körperlich gesund, sank er in eine solche geistige Schwäche, daß er mehr einem Kinde glich und, aller Willens- und Thatkraft, über die er früher in reichem Maße geboten hatte, beraubt, sich völlig passiv verhielt und selbst die Gabe einer deutlichen Sprache, die ihm ehedem in herrlicher Fülle zu Gebote stand, verlor. Er † am 22. Oktober 1818. In praktischer wie in literarischer Hinsicht ist er den ausgezeichnetsten Pädagogen an die Seite zu stellen. Warme Liebe zur Jugend, ein von der im Erziehungs- u. Schulwesen damals herrschenden Pedanterie freier Sinn und eine gewisse angeborne Würde in seiner äußeren Haltung machten ihn zum Erzieher, Lehrer und Vorsteher von Erziehungsanstalten ganz besonders geschickt. Zu der Sentimentalität, wie sie durch die damalige schöngeistige Literatur vielfach angeregt wurde, stellte sich C. in einen so schroffen Gegensatz, daß er die Poesie unter die brodlosen Künste zählte, die höchstens im Zeitalter der Barbarei ein kümmerliches Surrogat für das Licht der Vernunft gewesen, aber jetzt einer Laterne am hellen Tage oder gar dem Laternenstock zu vergleichen sei, vor dem kein vernünftiger Mensch den Hut ziehe („Theophron“, 2. Aufl., Wolfenb. 1786). Mit einem sittlichen Rigorismus, der dem puritanischen gleich kommt, verbietet er in seinem „Väterlichen Rath an meine Tochter“ jeden Umgang mit Schöngeistern, in denen er fast ohne Unterschied Verführer der Tugend sieht. Der brauchbare Mensch, der in allen Lagen des Lebens sich zu helfen weiß, war sein

Ideal, das er durch die Erziehung zu verwirklichen strebte. Er theilte hierin die Einseitigkeit der Philanthropen, indem er den Werth des Wissens nur nach dem, was dadurch unmittelbar für das Leben geschafft werde und gleichsam kaufmännisch zu verwerthen sei, abschätzte und daher das Verdienst Dessen, der den Kartoffelbau bei uns einheimisch gemacht oder das Spinnrad erfunden habe, höher anschlug, als das des Dichters der Ilias u. Odyssee. Den Menschen zu industrieller Thätigkeit anzuregen und zu befähigen, das sollte seiner Ansicht nach die Haupttendenz bei aller Erziehung sein, und im Geiste dieses Utilitarismus sind seine „Fragmente über mehre noch unbenutzte Förderungsmittel der Industrie" geschrieben. Auch sein weithin, selbst über Deutschlands Grenzen hinaus verbreiteter „Robinson Crusoe" hat eine ähnliche Tendenz, indem er das Thema durchführt: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen." Als Schriftsteller bewährte C. sein pädagogisches Talent besonders durch die Abfassung zahlreicher Kinder- und Jugendschriften. Eine vollständige Sammlung derselben veranstaltete er unter dem Titel: „Sämmtliche Kinder- u. Jugendschriften" (Braunschweig 1817, 30 Bdchn.). Viele derselben sind in mehre ausländische Sprachen übersetzt, und der genannte Robinson, die Geschichte der Entdeckung von Amerika u. a. bieten noch jetzt eine sehr empfehlenswerthe Lektüre für die frühere Jugend. Von Bedeutung für ihre Zeit waren auch C.'s theoretische Schriften pädagogischen, sprachlichen und populär-philosophischen Inhalts. Die pädagogischen, welche sich in den „Pädagogischen Unterhaltungen" und in dem von C. mit Stuve und Heusinger gemeinschaftlich herausgegebenen „Braunschweiger Journal" (1788 ff.) finden, bestreiten im Geiste Rousseau's und Locke's viele der damals auf dem Gebiete der Pädagogik herrschenden Vorurtheile u. sind besonders auf das deutsche Unterrichts- und Erziehungswesen berechnet. Sie sind gesammelt erschienen zu Braunschweig 1807 ff. in 30 Bändchen. Manche seiner schriftstellerischen Unternehmungen gediehen nicht zur Vollendung, so seine „Schulencyklopädie" und das von 1785 bis 1791 als „Revision des gesammten Erziehungswesens" in 15 Bänden erschienene Werk, welches außer guten Kritiken namhafter Schulmänner auch die vollständigen Uebersetzungen der pädagogischen Schriften Locke's und Rousseau's enthält. Die philosophischen Schriften C.'s, als: „Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben" (Berlin 1773), „Die Empfindungs- u. Erkenntnißkraft der menschlichen Seele" (Leipzig 1776), „Ueber Empfindsamkeit u. Empfindelei" (Hamburg 1779), „Kleine Seelenlehre für Kinder" (das. 1780), „Moritz, ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde" (Braunschw. 1789) u. a. m., vertreten auf dem Gebiete der Religions- und Sittenlehre die Rechte des gesunden Menschenverstandes. C.'s reformatorische Bestrebungen erstreckten sich endlich auch auf das Gebiet der deutschen Sprache, die er von den vielen fremdartigen Auswüchsen, die seit der politischen Uebermacht Frankreichs immer mehr um sich griffen und die Reinheit der deutschen Sprache wirklich gefährdeten, befreien wollte. Er ging jedoch auch hier zu rationalistisch zu Werke, d. h. die abstrakte Theorie war seine alleinige Richtschnur, er beachtete die geschichtlich lebendige Entwickelung der Sprache zu wenig oder gar nicht und vergaß, daß in der Studirstube mühsam Erfundenes und Herausgeklaubtes sich durch ein willkürliches Machtgebot dem Geiste der Zeit nicht aufdringen läßt. Dessen ungeachtet bleibt C.'s großes Wörterbuch immer ein höchst bedeutendes Werk.

2) August, deutscher Buchhändler, Neffe des Vorigen, 1773 zu Deensen geboren, lernte in seines Oheims Schulbuchhandlung das Geschäft, arbeitete dann bei Vieweg in Berlin, später auch in Braunschweig und Paris und gründete 1800 mit seinem Bruder Friedrich C. eine Buchhandlung in Hamburg. Noch in demselben Jahre aber übernahm er die Buchhandlung seines Schwiegervaters Hoffmann, die, 1777 gegründet, nunmehr unter der Firma „Hoffmann und Campe" ihre bereits bedeutenden Geschäfte immer mehr ausdehnte und namentlich im deutschen, französischen und englischen Sortiment viel leistete. Im Jahre 1823 trat er diese Handlung an seinen Bruder Julius ab, behielt sich jedoch sämmtlichen Verlag vor, den er unter seinem Namen debitirte. Er † 1836.

3) Friedrich, Bruder des Vorigen, 1777 zu Deensen geboren, erlernte ebenfalls in Braunschweig den Buchhandel, studirte dann in Königsberg und etablirte sich mit Julius C. 1800 in Hamburg. Hier gründete er für eigene Rechnung das „Museum für Literatur und Kunst", gab aber später dieses, wie auch seine Geschäftsverbindung mit seinem Bruder auf und wandte sich wieder der Wissenschaft zu. Er wurde Doktor der Philosophie und machte eine Reise durch Europa. Auf dieser Tour gefiel es ihm in Nürnberg dergestalt, daß er sich sogleich daselbst niederließ u. eine große Buch- und Kunsthandlung gründete. Er brachte den gesunkenen nürnberger Bilder- und Landkartenhandel in neuen Schwung und kaufte während der Kriegsdrangsale viele werthvolle Gemälde auf, die, trotz der vielen Verkäufe, noch jetzt eine Zierde Nürnbergs sind. Auch eine Druckerei brachte er an sich. Im Jahre 1825 gab er den ersten Anstoß zur Stiftung des Buchhändlervereins in Leipzig, dessen Vorsteher er wurde. C. † 1846. Er schrieb: „Reliquien von Albrecht Dürer" (Nürnberg 1827) und ein „Malerlexikon" (das. 1833).

4) Julius, Bruder der Vorigen, um 1794 geboren, erlernte bei seinem Oheim, seinem Bruder Friedrich und Vieweg den Buchhandel und übernahm, nachdem er den deutschen Befreiungskrieg mitgekämpft und dann bei seinem Bruder August gearbeitet hatte, 1823 die Sortimentsbuchhandlung Hoffmann und Campe, mit der er einen starken Verlag vereinigte. Die Werke der ersten belletristisch-politisch-satirischen Talente, eines Heine, Wienbarg, Gutzkow, Börne &c., fanden an ihm einen Verleger; selbst Drohungen und Maßregeln von benachbarten Regierungen, wie das Verbot Preußens gegen den gesammten hoffmann-campe'schen Verlag &c., haben C. nicht einzuschüchtern vermocht; daneben erschienen auch strengwissenschaftliche Werke unter seiner Firma.

Campeche (Campeachy, San Francisco de C., bei den Eingeborenen Kimpesch), Stadt an der Westküste der mexikanischen Halbinsel Yuca-

tan, an der Mündung des Rio de San-Francisco in die gleichnamige Bai des mexikanischen Golfs gelegen, der bedeutendste Hafenplatz der Halbinsel, in welchem sich das Hauptzollamt befindet, der jedoch den dort ankernden Schiffen nur wenig Sicherheit gewährt, mit ungefähr 9000 (nach Andern 15,000) Einwohnern. Die Stadt, welche mit ihrer Citadelle von der See aus gesehen einen schönen Anblick bietet, ist regelmäßig gebaut, hat mehre hübsche Kirchen, eine Steuermannsschule und ist von netten Landhäusern und schönen öffentlichen Anlagen (Alameda) umgeben, leidet aber an Mangel von Brunnen, da die ganze Stadt auf unterirdischen Gewölben aus der indianischen Zeit steht, so daß das Trinkwasser in Fässern zu Wagen herbeigeschafft werden muß. Das Klima von C. ist heiß, aber nicht ungesund, obschon zu Zeiten die Nordwinde eine empfindliche Abkühlung der Luft bewirken. Die Industrie C.'s ist gering, beträchtlich dagegen der Seehandel (besonders in Campecheholz und Wachs) und der Schiffsbau. C. wurde 1540 gegründet, aber 1659 von den Engländern, 1678 und 1685 von den Seeräubern erobert und theilweise zerstört. Bei dem neuesten Revolutionszustande Yucatans gegen Mexiko wurde C. Hauptsitz der im November 1842 eröffneten Feindseligkeiten. Unter den Wällen der Stadt fand am 18. Oktober 1842 ein harter Kampf zwischen den Yucatanern und Mexikanern Statt, der jedoch ohne Entscheidung blieb. Heftiger stritten die Mexikaner am 24. November um den Besitz der Höhen von C., die sie nach hartnäckiger Gegenwehr behaupteten, von denen sie aber im Januar 1843 wieder verdrängt wurden. Nachdem die Mexikaner am 1. Februar von Chica Besitz genommen hatten und sich unter Befehl des Generals Andrada zu einem Angriff auf C. anschickten, rückte ihnen von dort aus am 4. Februar General Llergo entgegen und erfocht einen so entscheidenden Sieg, daß die Yucataner sofort ihre Unabhängigkeit unter Annahme einer eigenen Nationalflagge erklärten.

Campecheholz, s. Hämatoxylon.

Campen (Camper), Stadt in der niederländischen Provinz Overyssel, links an der Yssel, unweit deren Mündung (Camperdiep) in die Zuydersee, in einer Gegend, welche ganz unter Wasser gesetzt werden kann, ist mit Gräben und verfallenen Festungswerken umgeben, hat eine schöne, 728 Fuß lange Brücke über die Yssel, ein bemerkenswerthes Stadthaus, eine lateinische Schule und 12,316 Einwohner, welche Schiffswerften und Kalkbrennereien unterhalten. C., 1286 gegründet, war ehemals eine freie Reichs- und Hansestadt mit beträchtlichem Handel, der aber mit der zunehmenden Versandung der Ysselmündung immer mehr gesunken und jetzt fast nur auf Matten- und Binsenflechtwerk beschränkt ist. Die Stadt wurde 1578 von den Holländern erobert und mußte sich 1672 an die französischen und münsterschen Truppen ergeben, welche die Brückenschanze am rechten Ysselufer zerstörten.

Campen, 1) Jakob van, Wiedertäufer, stand in Deutschland bei dieser Sekte in hohem Ansehen und wurde, als er bei der Verfolgung derselben in die Niederlande geflüchtet war, 1534 von Johann Bockhold zum Bischof von Amsterdam ernannt. Die Stadt fügte sich jedoch dem neuen unerwarteten Hirten nicht. C., auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, fiel in die Hände der Häscher und † noch in demselben Jahre auf dem Hochgericht.

2) Thomas van C., s. Thomas a Kempis.

Camper, Peter, berühmter Anatom und Chirurg, zu Leyden am 11. Mai 1722 geboren, studirte daselbst, ward 1746 Doktor der Medicin und Philosophie, 1750 Professor der Medicin und Chirurgie zu Franecker, Professor der Anatomie und Chirurgie in Amsterdam, 1763 Professor der Chirurgie, Anatomie und Botanik zu Gröningen und lebte dann wieder in Franecker. Er † zu Haag am 7. April 1789. C. hat sich um fast alle Zweige der Naturwissenschaften Verdienste erworben, die größten in der Chirurgie. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Demonstrationes anatomico-pathologicae" (Haag 1760—62, 2 Theile, jeder mit 4 großen Kupfertafeln); „De claudicatione" (Gröningen 1763); „Dissertatio de callo ossium" (das. 1765); „Aanmerkinge, afbeelding, en beschrijving van ein gehalt verloorene maar door konst herstelde neus" (Amsterd. 1771). Viele einzelne Schriften von C. sind gesammelt in seinen „Dissertationes, quibus ab illustrissimis Europae praecipue Galliae Academicis palma adjudicata fuit". Auch in der Geschichte der Kunst nimmt C. eine würdige Stelle ein. Er versuchte sich früh im Zeichnen u. Malen mit Oelfarben, ätzte viele kleine Blätter und gab sich auch mit der Schwarzkunst ab. Ein Hauptverdienst erwarb er sich auch durch seine anatomischen und osteologischen Zeichnungen, von denen noch viele, in Waschmanier in ziemlicher Größe ausgeführt, vorhanden sind. Gleichen Fleiß widmete C. der theoretischen und praktischen Baukunst, ja er versuchte sich sogar noch in dem Alter von 50 Jahren in der Bildhauerei.

Camperduin (schlechthin Kamp), Dorf in der niederländischen Provinz Nordholland, an den Dünen der Westküste, zwischen Alkmar und Helder, ist durch die große Seeschlacht bekannt, in welcher der englische Viceadmiral Duncan am 11. Oktober 1797 über den batavischen Admiral De Winter den Sieg davontrug, von welcher er den Titel Viscount von Camperdown erhielt. Dieselbe Seeschlacht wird auch nach dem südwestlich von Alkmar an den Dünen gelegenen Dorfe Egmond op Zee benannt.

Camphausen, 1) Ludolf, preußischer Staatsmann, geboren den 3. Januar 1803 in Hünshoven im Regierungsbezirk Aachen, erhielt auf dem Gymnasium zu Weilburg und auf den Handelsschulen zu Rheydt und Burg die Grundlage seiner kaufmännischen und wissenschaftlichen Ausbildung. Im J. 1825 begründete er in Gemeinschaft mit einem älteren Bruder in Köln ein noch jetzt daselbst blühendes Handlungs- und Bankierhaus. Als der große Erfolg der Eisenbahnen in England zur Nacheiferung aufmunterte, betrieb C. aufs Eifrigste die Verbindungsbahn von Rhein und Schelde und übernahm die Leitung der Vorarbeiten für den von Köln nach Eupen projektirten Bahnzug, gab aber seine eben so glänzende als vortheilhafte Stellung sogleich wieder auf, als über die Richtung der Bahn ein Beschluß gefaßt wurde, den er für ganz nachtheilig hielt. Theoretisch wenigstens wollte er aber noch für die Eisenbahn wirken und gab daher im folgenden Jahre (1838) seinen „Versuch eines Beitrags zur Eisenbahngesetzgebung" heraus, worin er von der Behauptung ausging, daß das Recht, Eigen-

thumsabtretungen zum Behuf des Baues von Eisenbahnen zu erzwingen, auf dem Bedürfniß und dem Rechtsanspruch Aller an öffentlichen Wegen beruhe, und die Gleichstellung der Eisenbahnen mit allen übrigen öffentlichen Land- und Poststraßen fordere. Seit dem ersten Auftreten C.s kam in Köln kein öffentliches Werk ohne ihn zu Stande. Die rheinische Dampfschleppschifffahrt ist ausschließlich seine Schöpfung, die er mit großer Vorliebe pflegte. Auch war er thätig bei der Ausführung der köln-mindener und bonn-kölner Eisenbahn, bei der Assekuranzgesellschaft Colonia, bei der rheinischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, endlich bei der Gründung der „Rheinischen Zeitung". Dabei bekleidete er eine Menge von bürgerlichen Ehrenstellen und war zu gleicher Zeit Mitglied des Gemeinderaths, Vorsitzender der Handelskammer, des Verwaltungsraths der köln-mindener Eisenbahn und der Direktion der Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft, Mitglied des Verwaltungsraths der rheinischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, der bonn-kölner Eisenbahn und der Assekuranzgesellschaft Colonia. Sein Antrag auf Aufhebung des kölner Stapelzwangs, da ja die hereinbrechende freie Konkurrenz doch durch kein Monopol bekämpft werden könne, hatte seine Ausschließung aus der Handelskammer zur Folge, doch trat er 1837 wieder in dieselbe ein. Bekannt ist sein Vortrag vom 8. Juli 1845 gegen Erhöhung der Schutzzölle, ebenso seine Denkschrift über die Beförderung der Schifffahrt des Zollvereins, worin er dem Prämiensystem den Vorzug vor den Differenzialzöllen gab. In die rheinischen Provinziallandtage trat C. 1843 gleichzeitig mit seinem Freunde von Beckerath ein und gehörte zur gemäßigt-liberalen Partei. In der ersten Sitzung trat er hauptsächlich als Verfechter der Preßfreiheit auf. Da er aber gegen Erhöhung der Eisenzölle und weitere Begünstigung der Runkelrübenzuckerproduktion gestimmt hatte, wurde er von den in Berlin zusammentretenden Ausschüssen ausgeschlossen. Auf dem vereinigten Landtag gehörte er, wiewohl selten auf der Rednerbühne erscheinend, zu den gefährlichsten Gegnern der Regierung. Unmittelbar nach der berliner Märzrevolution 1848 in das Ministerium berufen, lehnte er ab, weil er dem Staate in nichtamtlicher Stellung bessere Dienste leisten zu können meinte, trat jedoch nach Auflösung des ersten Ministeriums Arnim-Boitzenburg ein und übernahm im neuen Kabinet selbst den Vorsitz. Der Schimmer von Volksbeliebtheit, der sich um C. verbreitet hatte, erlosch sehr bald wieder; denn er war kein unbedingter Anhänger der Märzverheißungen mit ihren demokratischen Grundlagen, und die Bewegung war ihm zu weit gegangen. Noch einmal mußte er den vereinigten Landtag berufen, um das neue Wahlgesetz zu bearbeiten. Inzwischen fanden sich dringende Arbeiten, die mit der eben versammelten Landesvertretung erledigt werden mußten; nichtsdestoweniger wurde C. bitter getadelt, daß er mit diesen Abgeordneten des aristokratischen Theils der Nation die Geschäfte fortführe, statt die konstituirende Versammlung sofort einzuberufen. Unerschöpflichen Stoff zum Hohn gab der Erlaß, worin das Ministerium bat, man möge es doch in seinen wichtigen Verfassungsentwurfarbeiten nicht durch Petitionen und Abordnungen stören. Der neue Reichstag zeigte sich dem Ministerium nicht feindselig. Die Abstimmung über den wachsmuth-waldeckschen Antrag hinsichtlich des Verfassungsentwurfs führte nach wenig Sitzungen zur Auflösung des Ministeriums. Auch C. trat zurück, da ihm die Wiederbesetzung von Auerswalds Stelle nicht gelingen wollte. Den ihm Anfangs Juli vom deutschen Reichsverweser gemachten Antrag zur Uebernahme des Reichsministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, eventuell des Vorsitzes im Reichsministerium, lehnte er ab. Schon in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident war er den Souveränetätsansprüchen der deutschen Nationalversammlung entgegengetreten; ebenso zeigte er sich als entschiedener Gegner des Aufgehens Preußens in Deutschland. In Folge davon ward C., vielleicht mehr, als er wünschte, der Bundesgenosse der sogenannten specifisch preußischen Partei, die im Laufe des Sommers 1848 in den höchsten Kreisen zu Berlin überwiegenden Einfluß gewann. Ende Juli wurde er mit dem Titel eines wirklichen geheimen Raths zum Bevollmächtigten Preußens bei der deutschen Centralgewalt ernannt, wo er sich die schwere Aufgabe stellte, der deutschen Nationalversammlung gegenüber die volle Souveränetät Preußens zu wahren, andererseits aber Preußen in der Bahn einer aufrichtigen deutschen Politik zu erhalten. C. bekämpfte nicht nur die Kaiseridee, sondern verwarf auch die in erster Lesung beschlossene Reichsverfassung als zu demokratisch und rief eine gemeinschaftliche Erklärung von 31 Regierungen gegen dieselbe hervor. Er war auch der Urheber der wichtigen Cirkularnote vom 23. Januar 1849, worin Preußen zuerst mit der Idee eines unter seiner Leitung zu errichtenden engeren Bundesstaats hervortrat. Er mochte hiermit mehr eine Annäherung an das gagernsche Programm beabsichtigen, während das Ministerium Brandenburg im Laufe des April den völligen Bruch mit der gagernschen Partei herbeiführte. C. gab darauf Ende April seine Entlassung ein. Seit dieser Zeit nahm er an den verschiedenen legislativen Versammlungen in Preußen, sowie am Unionsparlament in Erfurt Theil. In der Session der ersten preußischen Kammer von 1849—50 machte er noch einmal seine vermittelnde Politik mit Erfolg geltend; im Interesse des Unionswerks, und um das Zustandekommen der preußischen Verfassung zu sichern, das er gefährdet sah, wenn das Ministerium Brandenburg-Manteuffel abträte und die königlichen Propositionen vom 9. Januar 1850 abgelehnt würden, nahm er eine von der konstitutionellen Opposition theilweise abgesonderte Haltung ein. Im Volkshause zu Erfurt (1850) war er Referent des Verfassungsausschusses, sprach für die Annahme der Verfassung en bloc, ging aber später zur Opposition über. Während der Session der preußischen ersten Kammer von 1850—51 befand er sich in den Reihen der damaligen Opposition. Nach dem Austritt aus dem Staatsdienst trat C. in seinen Wirkungskreis als Associé des Bankhauses A. und L. Camphausen zurück. Er ist der erste wirkliche geheime Rath in Preußen, der zugleich dem kaufmännischen Geschäftsleben angehört.

2) Otto, preußischer Finanzmann, Bruder des Vorigen, am 21. Oktober 1812 zu Hünshoven geboren, studirte in Bonn, Heidelberg, München und Berlin Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, trat im Herbste 1834 als Regierungsreferendarius

in die Bezirksregierung zu Köln ein und wandte sich, angeregt durch seinen Bruder Ludolf, mit eifriger Theilnahme den Handels- und industriellen Unternehmungen zu. Nachdem er von 1837—40 als Regierungsassessor bei der Regierung zu Magdeburg gearbeitet, wurde er zur Aushülfe im Finanzministerium bei der Abtheilung für Etats- und Kassenwesen nach Berlin berufen. Im December 1840 ward er an die Regierung zu Koblenz, im Februar 1842 an die zu Trier versetzt und bei letzterer 1844 zum Regierungsrath ernannt. Bald berief man ihn wiederum in das Finanzministerium, wo er hauptsächlich die Bearbeitung der auf die Grundsteuer bezüglichen Angelegenheiten übernahm. Im Jahre 1845 ward er zum geheimen Finanzrath ernannt. C. ist der Verfasser des 1847 dem vereinigten Landtage vorgelegten Gesetzentwurfs wegen Einführung einer Einkommensteuer, sowie der dem Entwurf beigefügten ausführlichen Denkschrift, welche letztere sich namentlich durch eine allgemein verständliche Darstellung der schwierigsten Fragen auszeichnet. Seit 1849 gehörte C. nach einander der aufgelösten zweiten Kammer von 1849, der späteren zweiten Kammer von 1849—50, endlich dem erfurter Volkshause von 1850 als Mitglied an. Gleich seinem Bruder Ludolf saß er hier in den Reihen der gemäßigt-liberalen Partei und fungirte namentlich bei finanziellen Fragen häufig als ausgezeichneter Berichterstatter. Später ward er zum geheimen Oberfinanzrath und zum Präsidenten der Verhandlung ernannt.

3) Wilhelm, Historienmaler, am 8. Februar 1818 zu Düsseldorf geboren, trat 1834, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht und im Zeichnen von Alfred Rethel unterrichtet worden war, in die Vorbereitungsklasse der düsseldorfer Akademie ein. Nach vierjährigen Studien in derselben unter der Leitung Sohns genügte er als Freiwilliger in einem Husarenregiment zunächst seiner Militärpflicht, arbeitete dann weitere 5 Jahre in der ersten Klasse u. erhielt schließlich ein Atelier in der Meisterklasse, in welchem er mit kurzen Unterbrechungen, die durch Reisen nach der Schweiz und Oberitalien und eine Tour über Berlin und Dresden nach München veranlaßt wurden, bis 1850 verblieb. Er ist vornehmlich Schlachtenmaler und als solcher ein Meister in der Darstellung des Pferdes. An eine bestimmte Geschichtsperiode pflegt er sich bei der Wahl seiner Stoffe zwar nicht zu binden, doch hat er mit entschiedener Vorliebe die Kampf- u. Schlachtscenen des 17. u. 18. Jahrhunderts dargestellt, Gefechte aus der Zeit Cromwells, des dreißigjährigen Krieges u. der drei schlesischen Kriege. Besonders glücklich ist er in Darstellung der Scenen u. Konflikte zwischen englischem Puritaner- u. Königthum. Eine vereinzelte u. fast fremdartige Erscheinung in der Reihe seiner Werke ist sein größtes Bild, die Schlacht bei Askalon (1845, jetzt im Privatbesitz in Newyork). Da ihm aber die idealistische Richtung in der Kunst ebenso fern liegt wie der schwärmerische Geist, welcher die Kreuzzüge herbeiführte, so ist ihm die Lösung der schon an sich selbst sehr schwierigen Aufgabe nicht ganz gelungen. Er gehört zu den entschiedensten Vertretern der realistischen Richtung in der Kunst, und sein eigentliches Feld bilden daher die Erscheinungen der Wirklichkeit, die er zu lebens- und wirkungsvollen Kunstwerken zu gestalten weiß. Ein sehr wesentlicher Fortschritt gibt sich in seinen Bildern aus Friedrichs des Großen Zeit kund. Wenn seinen früheren Arbeiten nicht ganz ohne Grund vorgeworfen ward, daß es ihnen an scharfer Charakterzeichnung u. Individualisirung gebräche, so trifft seine neueren Bilder aus der vaterländischen Geschichte dieser Vorwurf nicht mehr. Dabei haben sich dieselben die Vorzüge bewahrt, die von Anfang an allen seinen Arbeiten eigen waren: große Frische, Leichtigkeit der Darstellung, Richtigkeit der Zeichnung wie des Kostüms und eine kräftige, harmonische Farbe. C. producirt rasch; unter dem Vielen, was er geschaffen, heben wir nur folgende Arbeiten hervor: Retirade österreichischer Kürassiere (1839); Tilly auf der Flucht bei Breitenfeld (1841); Prinz Eugen bei Belgrad (1842); Scene aus dem Volksliede Morgenroth (1843); die Jagd, nach Immermanns Tristan und Isolde (1844); cromwellsche Reiter, den herannahenden Feind beobachtend (1846); Graf Heinrich zu Solms in der Schlacht bei Neerwinden (1846); Puritaner, welche gefangene Kavaliere transportiren (1847); Scene auf einem von cromwellschen Soldaten erstürmten Schloßhof (1848); Karl II. auf der Flucht aus der Schlacht bei Worcester (1849); Reitergefecht bei Liebertwolkwitz (Murat von dem Dragonerlieutenant zur Lippe verfolgt, 1850); Gustav Adolfs Dankgebet nach dem Siege bei Breitenfeld (1851); Karl I. in der Schlacht bei Naseby; Puritaner auf der Morgenwacht (1852). Hieran reihen sich seine neuen Arbeiten aus der Zeit Friedrich des Großen und der Befreiungskriege, zunächst die Reiterporträts von Seidlitz (bei Roßbach) und Ziethen aus dem Busch, dann die im Auftrage des Fürsten von Hohenzollern gemalten: Keith (bei Hochkirch), Schwerin (bei Prag), der alte Dessauer (bei Kesselsdorf) und Prinz Heinrich. Diesen Porträts folgte zunächst Friedrich II. und das Dragonerregiment Baireuth bei Hohenfriedberg, das im Auftrage der Königin von Preußen für das pasewalker Kürassierregiment (früher Dragonerregiment Baireuth) wiederholt wurde; dann: die Reiterporträts Blüchers und Gneisenau's; ferner Blüchers Gefangennehmung als schwedischer Kornet durch bellingsche Husaren 2c. C. war in neuester Zeit mit dem räumlich größten seiner Bilder beschäftigt: Blüchers Rheinübergang mit dem schlesischen Armeecorps bei Kaub am Neujahrsmorgen 1814. Auch als Porträtmaler hat C. sehr Verdienstliches geleistet. Außerdem hat er als Mitarbeiter an den „Düsseldorfer Monatsheften", an Künstleralbums und anderen illustrirten Werken eine Menge flüchtiger Zeichnungen voll Witz und Laune geliefert, die theils durch den Steindruck, theils durch den Holzschnitt vervielfältigt worden sind.

Camphora *Nees* (Kampherbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, charakterisirt durch die 6- oder 5spaltige Blüthenhülle, deren Zipfel nach dem Abblühen abfallen, 12 in 3facher Reihe stehende Staubgefäße, worunter 9 fruchtbare, die 4fächerigen Antheren und die von der kreiselförmigen Basis der Blüthenhülle unterstützte Beere, zierliche immergrüne Bäume mit lederartigen Blättern, in China, Japan und Ostindien. C. officinalis *Nees*, Laurus Camphora *L.*, Persea Camphora *Spr.*, ein lindenähnlicher Baum mit brauner, runzeliger, abschälbarer Rinde, abwechselnden. 3 Zoll

langen und 1½ Zoll breiten, hin und wieder mit Drüsen besetzten Blättern und zu 12—20 auf einem 2 Zoll langen Stiele stehenden, kleinen, weißen Blüthen u. dunkelrothen über erbsengroßen Beeren mit einem pfefferkornähnlichen Samen, in den Wäldern von Cochinchina, China und Japan, ist die Stammpflanze des ächten Kamphers (s. d.), wonach auch alle Theile des Baums, besonders die Wurzel, riechen und schmecken. Der Kampherbaum findet sich oft in deutschen Gewächshäusern, wo er sich bei 4—6° Wärme überwintern läßt. Von C. glandulifera *Nees*, Laurus glandulifera *Wall.*, auf den Bergen in Nepal, wird die Rinde daselbst wie Sassafras gebraucht. Der erstgenannten Art sehr ähnlich sind C. chinensis *Nees* und C. innucta *Nees*.

Camphorosma *L.* (Kampherkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen, deren bekannteste Art ist: C. monspeliacum *L.*, in Südfrankreich, Italien, im Littorale, strauchartig, 1—2 Fuß hoch, mit zahlreichen, halbzollangen, schmalen, zottigen Blättern und kleinen Blüthenknäulen mit rothen Griffeln. Die ganze Pflanze besitzt einen schwach kampherartigen Geruch, schmeckt scharf, kampherartig und wurde sonst als Herba Camphoratae in der Medicin als ein auflösendes, harn- und schweißtreibendes Mittel gegen Wassersucht, Asthma u. dergl. angewendet.

Camphuisen, Dirk Rafelsz, niederländischer Dichter, 1586 zu Gorkum geboren, wurde, früh verwaist, von einem ältern Bruder erzogen, der ihn zu einem Maler in die Lehre that. C. machte treffliche Fortschritte, studirte aber später in Leyden Theologie, wurde Prediger in dem Dorfe Vleuten, als Arminianer aber aus seinem Amte vertrieben u. lebte nun in Noth, bis er zu Dokkum in Friesland ein Asyl fand, wo er den 9. Juli 1626 †. Seine größtentheils erbaulichen Gedichte zeichnen sich durch Originalität und Gefühlstiefe aus. Vgl. Koopman, Redevoering over C. als mensch en dichter, Amsterdam 1804.

Campi, Künstlerfamilie, welche in der Mitte und gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zu Cremona lebte. Galeazzo, 1475 zu Cremona geboren, angeblich Schüler des Boccaccino, stand auf dem Uebergang von der alten in die neue Manier, zeigte sich als guter Kolorist, aber matt im Helldunkel, winzig in der Zeichnung und kalt im Ausdruck. Er † 1536. Berühmter sind seine drei Söhne: Giulio, Antonio und Vincenzo. Giulio, der ältere, um 1500 geboren, war schon 1522 Schüler des G. Romano, damals in Mantua, erlernte von diesem außer der Malerei auch Plastik und Baukunst und zeichnete sich aus durch Großartigkeit der Zeichnung, Verständniß des Nackten, Mannichfaltigkeit und Fülle der Ideen, Pracht in Bauwerken und allseitige Fertigkeit, jede Aufgabe zu bearbeiten. Diese Meisterschaft stieg, als er in Rom Raphael und die alten Kunstwerke studirte. Auch Tizian achtete er sehr, ebenso Pordenone und Sojaro. Sein Styl ahmt bald den, bald jenen Künstler nach, gemischt ist er in seinen Arbeiten in der Margarethenkirche zu Cremona. C. † 1572. Sein Bruder Antonio, Maler und Baumeister, daneben auch Plastiker und Kupferstecher, Cremonese genannt, war gewandter Nachahmer von Correggio, den er in den Tinten erreichte, seltener in der Zeichnung. Er hatte die Gewohnheit, selbst in heilige Gegenstände Zerrbilder einzuführen. Berühmt ist er auch als Geschichtschreiber seiner Vaterstadt. Seine Chronik erschien 1582 unter dem Titel „Cremona fidelissima città etc." (1547 und öfter). Nach seinen Werken ist viel gestochen worden, unter Anderen von A. Carracci (die Erweckung der heiligen Eutycha durch den heiligen Paulus), M. Piccioni (die Aussetzung des Moses ꝛc.) u. m. A. Er † nach 1591. Der dritte Bruder, Vincenzo, war ein unermüdeter Gefährte seiner Brüder, denen er im Kolorit fast gleicht, jedoch in der Zeichnung nachsteht. Zu Cremona sieht man von seiner Hand vier Abnehmungen vom Kreuze, unter denen Baldinucci besonders die im Dom lobt. In kleinen Figuren war Vincenzo besser, als in großen; auch seine Bildnisse und Früchte werden geschätzt. Viele seiner Kabinetsstücke waren auf Schiefer gemalt. C. † 1591. Bernardino, namhafter Maler zu Cremona, vielleicht ein Verwandter der Vorigen, legte sich anfangs auf die Goldschmiedekunst, ergab sich nachher der Malerei unter Giulio C. und studirte später zu Mantua bei Ippolito Costa. Er wußte sich von Tizians Manier viel so zu eigen zu machen, daß man selten die Kopien von den Originalen unterscheiden konnte. Auch Correggio und besonders Raphael schwebten ihm vor Augen, dessen Einfalt und Natürlichkeit man in seinen Werken bewundert. Dessen ungeachtet ist seine Manier neu; nirgends erblickt man den Nachahmer. Die meisten Werke C.'s befinden sich in Cremona; außerdem besitzt auch Mantua Vortreffliches. Seine berühmtesten Schüler sind Sofonisba Anguisciola und G. B. Trotto. Als Schriftsteller trat C. auf mit einem Werke: „Pator sulla pittura" (1584). C. † um 1590.

Campiglia, Flecken in der toskanischen Provinz Pisa, nordöstlich von Piombino, mit 2150 Einw., welche Wein-, Getreide- und Süßholzbau treiben. In der Nähe wird der berühmte Marmor Brocatello di Gherardesca gebrochen.

Campi macri (lat., die langen Felder), große Thalebene zwischen Parma und Modena, gab feinwolligen Schafen reichliche Weide und diente noch zu Strabo's Zeit zu Volksversammlungen; jetzt Val di Montirone und Magrada.

Campine (Kempenland), Landrücken im Norden und Nordosten der belgischen Provinzen Antwerpen und Limburg und im Süden der holländischen Provinz Brabant, zieht sich östlich bis gegen die Maas und ist von weiten Heideflächen bedeckt, in denen oasenartig vereinzelte Ortschaften auftauchen. Man hat durch Ueberrieselung weite Strecken Wiesland erzielt und einen großen Kanal (Canal de la C.) mit vielen Seitenkanälen hindurchgeführt. Die Bevölkerung ist fast ausschließlich flämisch.

Campio, im Mittelalter Fußkämpfer in den Ordalien (s. d.).

Campi Raudii, Ebene bei Vercellä in Oberitalien, denkwürdig durch des Marius Sieg über die Cimbern 99 v. Chr.; s. Cimbern und Teutonen.

Campistron, Jean Galbert de, französischer Dichter, geboren 1656 zu Toulouse aus einer altadeligen Familie. Er kam in Paris mit Racine in Berührung, dessen Rath ihm namentlich bei seiner ersten Tragödie „Virginie" von großem Werthe

war. Sein bedeutendstes Werk ist unstreitig „Tiridate“, das bei der ersten Aufführung enthusiastischen Beifall fand und sich ziemlich lange auf der Bühne hielt. Außerdem verdient sein „Andronic“ hervorgehoben zu werden, welchem Trauerspiel ganz derselbe Gegenstand zu Grunde liegt wie Schillers „Don Carlos“. C.s übrige Stücke, gesammelt in seinen „Oeuvres“ (Paris 1750, 3 Bde.), wurden sämmtlich ihrer Zeit mit der größten Begeisterung aufgenommen, sind aber jetzt ohne Interesse. Nachdem C. als Sekretär des Herzogs von Vendôme 30 Jahre hindurch demselben, oft mitten im Schlachtengewühl, zur Seite gestanden, zog er sich, mit Ehren aller Art überschüttet, zurück und † am 11. Mai 1723 zu Toulouse. Sein Bruder, Louis de C., der, früher Jesuit, bei dem Herzog von Vendôme ebenfalls in Gunst stand u. zu Toulouse 1737 †, hat gute lateinische und französische Gedichte hinterlassen.

Campitä (v. Lat.), Beiname der Donatisten, da dieselben in Ermangelung von Kirchen ihre gottesdienstlichen Versammlungen auf freiem Felde hielten.

Campli, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo, am Tordina, ist Bischofssitz und hat 7150 Einwohner.

Campo (ital.), Feld, Grundstück, ebene Gegend, Lager, Schlachtfeld.

Campobasso, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Molise, amphitheatralisch am Fuße des Monte verde gelegen, ummauert, mit 10,400 Einwohnern, die berühmte Waffen u. Messer fabriciren.

Campobello, britisch-nordamerikanische Insel, zur Kolonie Neubraunschweig gehörig, am Eingang der Passamaquoddybai gelegen, ungefähr 2 Meilen lang, mit einem Leuchtthurm an der äußersten nordöstlichen Spitze.

Campo-Formio (Campo formido), Dorf in der venetianischen Provinz Udine, mit 500 Einwohnern u. einem Schloß, in welchem der Friede vom 17. Oktober 1797 zwischen Frankreich u. Oesterreich abgeschlossen wurde, in Folge dessen letzteres die belgischen Provinzen, Mailand und Mantua, sowie das linke Rheinufer aufgab u. dafür Venedig und die Lombardei bis an die Etsch erhielt.

Campomanes, Don Pedro Rodriguez, Graf von, spanischer Staatsmann, Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher u. nationalökonomischer Schriftsteller, am 1. Juli 1723 zu Santa Eulalia de Sorriba in Asturien geboren, übersetzte schon im 10. Jahre den Ovid in kastilianische Verse und begann im 11. Jahre den philosophischen Kursus, ward aber bald der unfruchtbaren scholastischen Betreibung desselben müde und wandte sich dem Rechtsstudium zu. Nachdem er in Sevilla Baccalaureus beider Rechte geworden war, betrat er im 23. Jahre die praktische Laufbahn. Neun Jahre blieb er dem Sachwalterberufe getreu, setzte aber in seinen Mußestunden seine gelehrten Studien fort und betrieb namentlich Griechisch, Arabisch u. Geschichte. Die schriftstellerischen Erzeugnisse, welche als Resultate dieser Studien erschienen, veranlaßten die französische Akademie der Inschriften, C. zu ihrem auswärtigen Mitgliede zu ernennen. Karl III. ernannte 1759 C. zum Beisitzer im Postdepartement und forderte ihn zu einer statistischen Beschreibung dieses Zweigs der Verwaltung auf. Sein Abriß einer neuen Erdbeschreibung von Portugal war das Ergebniß dieser Arbeit und wurde zugleich Veranlassung einer neuen. Die Anhäufung der Landgüter in todter Hand erkannte C. als ein Haupthinderniß des Fortschritts der Landeskultur, des Wohlstandes und der Bevölkerung Spaniens und suchte in einem „Tratado de la regalia de la amortizacion etc. (Madrid 1765) nachzuweisen, daß der spanischen Regierung das Recht zustehe, die Veräußerungen zur todten Hand zu beschränken. Das von ihm vorgeschlagene Amortisationsgesetz rief seitens der römischen Kurie ein Abmahnungsbreve gegen die Ausübung der weltlichen Hoheitsrechte in Ansehung der Kirche hervor, gegen welche wiederum C. ein „Judicio imparcial“ richtete. In seinem „Discurso sobre el fomento de la industria popular“ (Madrid 1774; deutsch von Göriz, Stuttg. 1778) lieferte C. das erste gute Werk in Spanien über Nationalökonomie. Hieran knüpfte er einen Plan über Verbesserung der Volkserziehung. Sein „Discurso sobre la educacion popular de los artesannos, y su fomento“ (Madrid 1775—77, 6 Bde.) bekämpfte vorzüglich das in Spanien tief eingewurzelte barbarische und schimpfliche Vorurtheil gegen Kunst- und Handarbeiten. Resultate seiner Bemühungen waren namentlich die Befreiung des amerikanischen Handels, die Ausdehnung desselben auch auf andere Häfen, als Cadix, die freie Einfuhr gewisser Rohstoffe, die Errichtung einer Nationalbank, die Stiftung volkswirthschaftlicher Gesellschaften &c. Aus der Verfolgung dieser Zwecke erwuchs C.' genaue Bekanntschaft mit den ältesten Gesetzen der spanischen Monarchie und der Chronologie der gothischen Könige, über die er mehre Aufsätze und Sammlungen herausgab. Von der Volkserziehung wandte C. sein Auge auf die Schulbildung und insbesondere auf Verbesserung der Lehrbücher und schrieb selbst eine Abhandlung über die Bildung der Buchstaben und über die Schreibkunst. Neben dieser vielfachen literarischen Wirksamkeit stand er noch an der Spitze mehrer wissenschaftlichen Institute. Im Jahre 1762 war C. zum Fiskal des hohen Raths von Kastilien ernannt und später an die Spitze der Geschäftsführung bei dieser Behörde gestellt worden. Neben diesem wichtigen Posten, den er 21 Jahre verwaltete, führte er noch die Geschäfte der königlichen Kammer, seit 1768 als Camarista oder königlicher Rath, hatte seit 1783 den Vorsitz als Gobernador interino und seit 1789 als wirklicher Präsident, bis er 1791 von Karl IV. zum Staatsrath erhoben wurde. Die Reihe der Anordnungen, die er als solcher glücklich durchführte, stellt ihn in die Reihe der ersten Wohlthäter seines Vaterlandes. Er unterwarf z. B. die Zigeuner und Landstreicher, von denen Spanien wimmelte, einer strengen Polizei und gewöhnte sie an bürgerliche Lebensart, minderte den ungeheuren Preis der Lebensmittel in Madrid, vorzüglich in Estremadura; namentlich that er, trotz der Verdächtigungen der Geistlichkeit vom König an die Spitze des Raths der Mesta gestellt, außerordentlich viel für Hebung der Landwirthschaft und kann als eigentlicher Anbauer der Sierra Morena gelten; gleiche Sorgfalt widmete er dem Armenwesen, der Hospitälereinrichtung, der Erleichterung des Steuerdrucks, dem Postwesen, den Universitäten, der Rechtsverwaltung. Als Anerkennung erhielt er 1780 vom König den Titel

de Castilla, wurde aber endlich durch den ihm von seinen Feinden entgegengestellten Grafen von Floridablanca seines Einflusses beraubt, zog sich nun vom Hofe zurück, lebte noch 11 Jahre der Literatur, seinen Freundeskreisen und seiner Familie und † am 3. Februar 1802. C.' Werke in Literatur u. Staat zeigen, daß Staatsrecht, Geschichte, Nationalökonomie und Vaterlandskunde fortwährend Gegenstände seiner Forschungen waren, u. daß er zu den wenigen Geistern gehört, die sich durch sich selbst in einem Zeitalter bildeten, wo Spanien den Lichtstrahlen des Auslandes noch verschlossen war. Erst mit ihm begann in der Geschichte der spanischen Literatur das höhere u. lebendigere Studium der Staatswissenschaft. Außer den bereits genannten Schriften sind noch anzuführen: „Disertaciones historicas del orden y caballeria de los templarios etc." (Madr. 1747); „Antiguedad maritima de la republica de Carthago etc." (das. 1756); „Noticia geografica del regno y camiros de Portugal" (das. 1762); „Appendice a la educacion popular" (das. 1755 ff.); „Avisos al maestro de escribir sobre el corte y formacion de las letras que seran comprehensibles a los ninnos" (das. 1778); eine bibliographische Seltenheit, weil C. nur gegen 40 Exemplare drucken ließ.

Campomayor, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, starke Festung gegen Spanien, aus den Forts St. João und Schomberg bestehend, mit 4700 Einwohnern. Die Explosion eines Pulvermagazins legte 1732 fast die ganze Stadt in Trümmer. Hier gewannen 1709 die Spanier eine Schlacht gegen die vereinigten Briten und Portugiesen; 1712 wurde C. von dem Marquis de Bay fruchtlos belagert. Von ihr führt der englische Marschall Beresford den Titel Marquis von C.

Campos, Stadt auf der spanischen Insel Mallorca, mit stark benutzten heißen Mineralquellen, Salzschlämmereien und 2400 Einwohnern.

Campo Santo, Flecken in der italienischen Provinz Modena, am Panaro, merkwürdig durch die Schlacht vom 8. Februar 1743, in welcher die Spanier unter dem Grafen Gages von den Oesterreichern u. Piemontesen unter dem Feldmarschall Traun besiegt wurden.

Campo Santo (ital., heiliges Feld), die italienische Bezeichnung für Friedhof, Gottesacker, besonders für die Grabstätte ausgezeichneter Männer, welche von einer gegen außen geschlossenen, nach innen aber durch Arkaden offenen Halle umgeben ist. Das berühmteste C. S. befindet sich zu Pisa neben dem Dom. Es wurde dem Gedächtnisse der um die Republik besonders verdienten Männer gewidmet, angeblich erbaut von Giovanni Pisano (1283) u. bildet einen Raum von ungefähr 400 Fuß Länge u. 118 Fuß Breite, mit hohen Mauern umgeben, an deren innerer Seite eine breite, offene Bogenhalle herumläuft. Andere neue Campi Santi in Italien finden sich zu Bologna und Neapel; zu Mailand ist ein großartiges unter dem Architekten Aluisetti im Entstehen. Auch in Deutschland ist in neuerer Zeit der Entwurf zu einem C. S. entstanden, und zwar soll der 1845 im Bau begonnene neue Dom zu Berlin an der einen Seite durch die Begräbnißstätte der königlichen Familie begrenzt werden. Die ganze Anlage erschien im Stich unter dem Titel: „Entwürfe zu den Fresken der Friedhofshalle zu Berlin" (Leipzig 1848).

Campra, André, der bewundertste Opernkomponist in Frankreich nach Lulli und bis Rameau, geboren den 4. December 1660 zu Aix in der Provence, wurde 1679 Musikmeister an der Kathedrale zu Toulon, 1681 Kapellmeister zu Arles, 1683 Kapell- und Musikmeister an der Kirche Notre-Dame zu Paris, legte aber 1700 diese Stelle nieder, um sich ausschließlich der Opernkomposition zuzuwenden. Der glänzende Erfolg seiner Opern, von denen er die ersten, „L'Europe galante" und „Le Carneval de Venise", seiner halbgeistlichen Stellung wegen pseudonym aufs Theater brachte, verschaffte ihm die Ernennung zum königlichen Kapellmeister (1722), eine Pension und die Stelle als Musikdirektor und Komponist des Prinzen von Conti. C. † zu Versailles den 29. Juli 1744. Außer den genannten schrieb er noch 15 Opern (Aréthuse, Tancrède, Télémaque 2c.), zahlreiche Divertissements für den Hof, 3 Bücher Kantaten, 5 Bücher Motetten u. A. m.

Campsie, Marktflecken in der schottischen Grafschaft Stirling, 2 Meilen nördlich von Glasgow, am Fuße der bis 1500 Fuß hohen vulkanischen Bergkette Campsiefells, die sich von Stirling nach Dumbarton zieht u. schöne Achate liefert, mit 5700 Einwohnern, die bedeutende Baumwollenfabrikation (Campsie-Greys) betreiben.

Campus (lat.), Fläche, Feld, Acker; besonders eine freie, unbebaute Ebene vor oder in einer Stadt, zu Leibes- und Waffenübungen, Volksversammlungen, Festspielen geeignet.

Camp volant (franz.), fliegendes Corps, welches, das Land durchziehend, bald hier, bald dort den Feind beunruhigt.

Camuccini, Vincenzo, berühmter Historienmaler, 1775 zu Rom geboren, machte schon in früher Jugend eifrige Studien in der Antike und fühlte sich besonders zu Raphael, Domenichino und Andrea del Sarto hingezogen. Seine ersten Gemälde waren der Tod Cäsars u. der Tod der Virginia, welche beiden Bilder, jetzt im königlichen Schlosse zu Neapel, dem Künstler sowohl hinsichtlich der Komposition, als der Ausführung Ruhm erwarben. Wiewohl C. ein Künstler von ungewöhnlicher Begabung war, u. die freie u. sichere Zeichnung, das Studium und die in seinen Werken sich kund gebende Kenntniß des plastischen Alterthums volle Bewunderung verdienten, so besaß er doch nicht Overbecks ungekünstelte Natur und jene bis in jeden einzelnen Theil eindringende Wahrheit. Sein Kolorit gewann zwar mit der Zeit sehr, aber es zeigte sich in seinen Bildern immer französische Manier u. Nüancirung. Am meisten gefiel er in seinen Kartons und in den gemalten kleineren Skizzen. In ersteren war er Nebenbuhler der größten Meister, ja, Kenner glauben hier selbst Raphaels Kunst wieder zu finden und bedauern nur, daß die Ausführung in Farben nicht gleichen Schritt mit ihnen halte. Ein berühmtes Werk C.'s ist der ungläubige Thomas, für die St. Peterskirche in Mosaik gefertigt. Ein anderes Gemälde in S. Giovanni zu Piacenza stellt Jesu erstes Auftreten im Tempel vor, ein Werk, in welchem die Italiener ihre Hoffnung von dem Künstler erfüllt sahen. Von da an malte C. mit großer Vorliebe Darstellungen aus der römischen Geschichte, besonders aus dem Leben des Regulus, des Scipio, der Cornelia 2c. Als Meisterwerke gelten vor Allem: Horatius Cocles, Romulus u.

Remus als Kinder, in der Gallerie des Grafen Schönborn zu Reichershausen; der Tod der Magdalena; Vermählung der Psyche, das erste in lebensgroßen Figuren, ausgezeichnet durch Schönheit der Komposition, sowie durch Grazie und Hoheit; die Grablegung Christi, die er für Karl IV. von Spanien malte; die Erscheinung des Herrn in der Vorhölle, ein Bild, welches 1829 die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag bestellte; die Bekehrung Sauls, ein kolossales Gemälde, welches C. 1834 für die Kirche der Apostel zu Rom malte; die Sendung der Benediktiner nach England als Verkündiger des wahren Glaubens (1833). Besonders zu erwähnen sind auch die Gemälde am Plafond im Palast Torlonia, die er mit Landi ausführte. Auch im Porträt ist C. ausgezeichnet; einige seiner Bildnisse sind denen eines Rubens u. Tintoretto an die Seite zu stellen. Unter andern malte er den König und die Königin von Neapel und Pius VII. Mehre seiner Werke hat Bettelini gestochen, u. 1829 ff. erschienen zu Rom Steinzeichnungen von ihm, in monatlichen Heften zu vier Blättern mit französischem u. italienischem Texte unter dem Titel: „I fatti principali della vita de Gesu Christo, espressi in litografia dal Cav. Vincenzo C.". Ihm verdanken wir auch die Fortsetzung des Museo Capitolino. C. † den 2. September 1844. Er war ein gelehrter Künstler und Mitglied mehrer Akademien. Der Papst ernannte ihn zum Oberaufseher der Gemälde Roms und zum Ritter, und auch der Kaiser Franz I. von Oesterreich ehrte ihn 1819 durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone. Obgleich bereits in vorgerückten Jahren, war C. noch von seltener Rüstigkeit u. Frische des Geistes u. Körpers u. hatte noch kurz vor seinem Tode ein großes Oelgemälde, die Grablegung, vollendet. C. war auch geschickter Restaurateur alter Gemälde und hatte als solcher seinen Bruder Pietro († 1833) zum Gehülfen.

Camus, Armand Gaston, scharfsinniger Rechtsgelehrter und Politiker, geboren den 2. April 1740 zu Paris, widmete sich mit großem Eifer dem Studium der Jurisprudenz und ward wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnisse des kanonischen Rechts Advokat der französischen Geistlichkeit im Parlament, dann Rath des Kurfürsten von Trier u. des Fürsten von Salm-Salm. Seine treffliche Uebersetzung der Naturgeschichte des Aristoteles („Histoire des animaux d'Aristote, avec la traduction française", Paris 1783, 2 Bde., die erste in französischer Sprache) eröffnete ihm den Eintritt in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Als Mann von freisinnigen Grundsätzen bekannt, ward er 1789 als Deputirter des dritten Standes der Stadt Paris in die Generalständeversammlung berufen und war einer der Ersten, welche den Eid ablegten, sich nicht eher zu trennen, bis die Konstitution errungen sei. Er entwickelte hier eine große Thätigkeit in der Umbildung der bisherigen Staatszustände und sprach sich besonders für die bürgerliche Konstitution der Geistlichkeit aus. Durch ihn vorzüglich wurden dem Papste die Grafschaft Venaissin und die Annaten genommen. Eifriger Jansenist, verband er mit politischem Enthusiasmus aufrichtige Religiosität. Als Archivar der konstituirenden Versammlung verhütete er die Zerstreuung wichtiger Papiere, und als Deputirter der obern Loire beim Konvent und später als Mitglied des Komité's für das öffentliche Wohl entwickelte er redlichen Willen und streng republikanische Grundsätze. Er stimmte für den Tod Ludwigs XVI. Am 30. März 1793 versetzte er Dumouriez in Anklagestand und ließ sich zu dessen Ueberwachung nach Flandern schicken, wurde aber von ihm gefangen genommen und an die Oesterreicher ausgeliefert. Während einer zweijährigen Gefangenschaft beschäftigte er sich mit der Uebersetzung des Epictet u. Cebes („Manuel d'Epictète et tableau de Cébes, présent d'un père à ses enfants", Paris 1796, 1803, 2 Bde.). Erst am 25. December 1795 wurde er gegen die Tochter Ludwigs XVI. (spätere Herzogin von Angoulême) ausgewechselt, kam in den Rath der Fünfhundert u. ward dessen Präsident. Nach 2 Jahren trat er aus und widmete sich als Mitglied des Nationalinstituts u. als Nationalarchivar ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten und der Verwaltung der milden Stiftungen. Gegen die Einführung der Konsularregierung u. Bonaparte's Streben nach unbeschränkter Macht eiferte er ohne irgend eine Rücksicht, erhielt aber dessen ungeachtet 1800 vom Nationalinstitut den Auftrag, zur Sammlung alter Chroniken die neuen Departements Frankreichs zu bereisen. Er † den 2. November 1804. Seine Schriften zeugen sämmtlich von Vielseitigkeit der Bildung und gründlichem Forschungsgeist. Außer den schon angeführten nennen wir: „Code matrimonial" (Paris 1770); „Lettres sur la profession d'avocat, avec une bibliothèque choisie des livres de droits" (das. 1772, 1805, 2 Bde.); „Notice d'un libre imprimé en Bamberg en 1462 lue à l'institut national" (das. 1799; vermehrt von Dupin, 5. Aufl. 1832, 2 Bde.). Auch finden sich viele Abhandlungen von C. im „Journal des savans", in den „Notices de la bibliothèque nationale", den „Mémoires de l'institut national", dem „Journal de l'école polytechnique".

Cam-wood (engl.), Holz der Raphia nitida, wird häufig aus Sierra Leone nach England gebracht und dient wie Fernambuk zum Färben, wird auch zu Messerheften verarbeitet.

Canachus, aus Sicyon, Bildner des griechischen Alterthums, Bruder des Aristocles, blühte zwischen Ol. 60—68. Eines seiner berühmtesten Werke ist der in Bronze gegossene kolossale Apollo der Branchiden im Heiligthum bei Milet. Ein anderes ähnliches Bild, aus Cedernholz, war zu Theben. Ein drittes Werk von ihm war zu Sicyon im Tempel der Aphrodite das Bild dieser Göttin aus Gold u. Elfenbein.

Canada, die wichtigste der kolonisirten Provinzen von Britisch-Nordamerika, liegt nördlich von den Unionsstaaten und den großen nordamerikanischen oder canadischen Seen zwischen 41° 47′ bis 52° 16′ nördl. Br. und 64° 15′ (Kap Gaspé) bis 90° westl. L. von Greenwich (obschon die Kolonisation im Westen noch nirgend bis zu 85° vorgerückt ist), westlich und nördlich an das Territorium der Hudsonsbaikompagnie, östlich an das öde Gebiet von Labrador, den St. Lorenzgolf u. Neubraunschweig stoßend. Dies weite Land, dessen Areal etwa 16,000 □Meilen beträgt, umfaßt im Allgemeinen das Gebiet des St. Lorenzstromes und zerfällt in zwei, durch den Ottawafluß getrennte Hälften, Ober- oder Westcanada (Canada-West mit etwa 6500 □Meilen) u. Unter- oder Ostcanada (Canada-East mit etwa 9500 □Meilen), die jetzt zwar (seit 1840) zu Einer Provinz vereinigt sind,

deren Unterscheidung jedoch noch allgemein festgehalten wird. Hinsichtlich der Terraingestaltung gehört C. ganz der großen Einsenkung an, welche die Becken der canadischen Seen und des St. Lorenzstromes enthält (s. Amerika). Eigentliche Bergzüge kommen nicht vor, nur unbedeutendere Landhöhen scheiden die einzelnen untergeordneten Gebiete der Seen und Flüsse, doch liegt im Allgemeinen die Oberfläche des Landes noch in beträchtlicher Meereshöhe. Von dem Nordrande dieser Einsenkung, der zwischen 1500—2000 Fuß hoch über dem Meere liegt, senkt es sich gegen das Thal des St. Lorenz und der Seen von Ontario und Erie, und zwar im östlichen Theil mehr mit dem Charakter eines Plateaulandes, das sich bis nahe an den Fluß ausdehnt und auf der Nordseite desselben zum Theil hohe, steile Felsufer bildet (durchgängig 300—400 Fuß, an einigen Stellen aber fast 2000 Fuß hoch schroff ansteigend), im westlichen Theil dagegen (im Westen des Meridians von Montreal) in mannichfaltigerer Bodengestaltung. Hier bildet das Ottawathal eine Unterbrechung des Hochlandes, so daß oberhalb Montreal die Nordufer des St. Lorenz niedriger sind, und sich zwischen dem Ottawa und dem Huronsee ein mit schönen Wäldern bedecktes Tafelland in nordwestlicher Richtung erstreckt, das in den Bergen von La Cloche zu 1344 F. Meereshöhe ansteigt, im Uebrigen aber noch ziemlich unbekannt ist, während sich südlich davon, zwischen dem Huron-, dem Ontario- und dem Eriesee, halbinselartig ein großes, meist ebenes Land mit einem fruchtbaren, zum großen Theil aufgeschwemmten Boden, von unbedeutenden Landhöhen durchzogen und von zahlreichen Flüssen reich bewässert, ausdehnt als der wichtigste und am meisten kolonisirte Theil von Obercanada. Das im Süden des St. Lorenz gelegene Land bildet zunächst am Fluß einen niedrigen, theilweise sumpfigen Strich, der südostwärts allmählig gegen das Gebirgsland des akadischen Systems ansteigt. Den ausgezeichnetsten Zug in der physischen Geographie C.'s bildet die außerordentlich reiche Bewässerung, welche dem Lande fast völlig die Vortheile maritimer Stellung gewährt. Sie wird durch die zahlreichen Zuflüsse der großen Seen u. des St. Lorenz bewerkstelligt, unter denen als die beträchtlicheren zu nennen sind: French River, Maganetawan, Severn, Thames, Ouse (Grand River), Trent, Ottawa (mit vielen eignen Nebenflüssen und durch den Rideaukanal mit dem Ontariosee verbunden) in Obercanada u. Rio del Assomption, St. Moritz (Trois Rivières), Sagenay (aus dem See St. John kommend), Richelieu (St. John), St. Francis, Chaudière in Untercanada. An Seen gibt es außer den großen canadischen: dem Obern-, Huron-, Erie- und Ontariosee (mit dem Georgiansee), die in einer Kette auf der Grenze des Landes liegen, noch sehr viele andere, zum Theil nicht unbeträchtliche im Innern, z. B. der Nipissing, Kepeewas, Simcoe, Sturgeon, Lac des Allumettes in West-, der Kempt, Wayagamak, St. John, Magog in Ostcanada. Merkwürdig ist in der Verbindung zwischen dem Erie- und Ontariosee der Wasserfall des Niagara. Das Klima ist im Ganzen gesund und trocken, der Himmel meist heiter. In dem halbinselartigen Theile des Landes macht sich der Einfluß der großen Seen in der Erhöhung der Wintertemperatur wie in der Milderung der Sommerhitze gleich fühlbar. So weit Ost- und Westcanada außer dem Bereich dieses Einflusses liegen, walten dort, wie in der Mitte der Staaten Newyork und Jova, die größten Gegensätze, strenge Kälte im Winter, drückende Hitze im Sommer, und im Gefolge dieser Erscheinungen tritt ihr gewöhnlicher Begleiter, Dürre, auf. Der Schnee fällt im November und bedeckt bis in den Mai die Erde mehre Fuß hoch, worauf der Sommer rasch eintritt. Während dieser Zeit ist auch der St. Lorenz mit Eis bedeckt. Der herrschende Wind ist im Sommer der angenehme Südwest, im Winter Nordwest und Nordost. Regen gibt es wenig und gewöhnlich nur im Anfang des Sommers. Das Nordlicht ist eine häufige Erscheinung. An Mineralien liefert C. (nach W. E. Logan) Magneteisenstein, Limonit (Sumpferz), titanhaltiges Eisen, Bleiglanz, gediegenes Kupfer, Buntkupfererz, silber- u. goldhaltigen Kupferkies, Nickel, Silber mit gediegenem Kupfer, Gold; ferner lithographische Steine, zahlreiche Marmorarten, Hyacinthe und Amethyste, Torf, Steinöl, Asphalt &c. Im Pflanzenreich sind vor allen die Waldungen (besonders Obercanada's) mit ihren unermeßlichen Holzschätzen bemerkenswerth. Sie bestehen aus mehren Arten Fichten (darunter die Balsamfichte, welche einen guten Firniß, den sogenannten canadischen Balsam, liefert), weißen und schwarzen Tannen, Tamarabäumen, Eschen, mehren Ulmenarten, weißen und rothen Eichen, schönen Zuckerahornarten, schwarzen u. grauen Wallnußbäumen, Hickorybäumen, Eisenholzbäumen, Linden, Buchen, rothen und weißen Cedern, Kiefern, Kastanien, Platanen, Weißholz &c. Das Holz bildet gegenwärtig noch den Hauptexport der Provinz, und das Fällen und Flößen desselben beschäftigt eine eigene Klasse der Bevölkerung, Lumberers genannt, deren Hauptreviere auf der äußersten Grenze des kolonisirten Theils der Provinz liegen, wo sie einen großen Theil des Jahres in den Wäldern leben, fern von civilisirten Menschen u. ohne anderes Obdach, als Hütten von Baumzweigen gemacht. Gewöhnlich im Dienste von reichen Unternehmern stehend, fällen und behauen die Lumberers das Holz während des Winters und flößen es mit dem Frühjahrswasser den Fluß hinunter nach den großen Holzlagern der Unternehmer, von denen aus es roh, oder nachdem es auf den Sägemühlen (1844: 911) geschnitten worden, als Breter und Stabholz zum Export weiter gesandt wird. Gegen 30 Mill. Kubikfuß Holz in rohem Zustand u. gegen 400 Mill. Fuß Bretermaß gesägtes Holz (mit einem Gewinn von etwa 500,000 Dollars) kommen jährlich zur Ausfuhr. Der Ackerbau ist nicht unbeträchtlich. Vom Gebiete Obercanada's war 1846 etwa der vierte Theil, nämlich 18,153,219 Acres, die das Gebiet zwischen dem Ottawa und dem St. Lorenz und die Halbinsel umfassen, vermessen u. in Distrikte getheilt, u. in wirklicher Kultur waren 1844: 2,017,115 Acres. In Untercanada beträgt das Areal des kolonisirten Theils ungefähr 950 □Meilen, und in Kultur befanden sich davon 1844: 2,802,317 Acres. Fast allenthalben auf diesem Gebiete werden die Getreidearten und Kulturgewächse des mittleren Europa mit dem besten Erfolg gebaut, so besonders Weizen (1859: über 25 Millionen Bushels, 100 Bushels = 64,11 preuß. Scheffel), Hafer, Gerste,

Roggen, Erbsen, Kartoffeln, Buchweizen. Auch Welschkorn, Hopfen u. Tabak sind gewöhnliche Erzeugnisse und gewähren einen bedeutenden Ertrag. Die Insel von Montreal ist berühmt wegen ihrer vorzüglichen Aepfel und die Insel Orleans unterhalb Quebek nicht minder wegen ihrer Pflaumen. Melonen, Kürbisse und Tomatos (Liebesäpfel) erreichen in ganz C. eine bedeutende Größe, und von der Spitze des Ontariosee's bis zur Niagaragrenze und die ganze canadische Küste des Eriesee's entlang gedeihen Wein u. Pfirsiche üppig und reifen unter freiem Himmel. Die Hausthiere C.'s sind besonders Schafe, Rindvieh, Pferde, Schweine; an wilden Thieren kommen noch vor amerikanische Elennthiere, Hirsche, Bären, Wölfe, Bisons, Füchse, wilde Katzen, Biber, Marder, Fischottern, Bisamratten, viele Seevögel, wenig Reptilien, viele Fische, besonders Lachse, Aale, Störe ꝛc. Die **Bewohner** C.'s gehören theils zu den Resten der mehr und mehr dahinschmelzenden Indianerstämme (Chippeways, Missisagas, Mohawks, Saugeen ꝛc.), denen die Regierung seit 1818 weite Ländergebiete im Betrag von 9,927,280 Acres gegen Jahresrenten abgekauft hat; theils sind sie französischen Ursprungs (etwa 875,000), theils aus Großbritannien und andern Ländern, in neuester Zeit auch vielfach aus Deutschland eingewandert. Während man nach dem Census von 1831 in Obercanada 261,060, in Untercanada 511,917 Einwohner zählte, ergab der Census von 1851 für ersteres 890,261, für letzteres 952,004 Seelen, und 1857 war die Bevölkerung Ostcanada's auf 1,220,514 und die Westcanada's auf 1,350,923 Einw. gestiegen. Am merkwürdigsten sind unter der Bevölkerung C.'s die erwähnten ursprünglich französischen Einwohner, die Nachkommen von Ansiedlern aus der Normandie, die in Untercanada eine Strecke von 70 Meilen zu beiden Seiten des St. Lorenz (das sogenannte Gebiet der Seigneurien) bewohnen und trotz der langen Zeit und vielfacher Berührung mit fremden Elementen in Charakter und Gewohnheiten ihre ganze Eigenthümlichkeit bewahrt haben. Sie werden noch heute in allen Berichten als anspruchlos, frugal, ehrlich, industriös, durchaus höflich, gefällig und sehr gastfrei geschildert. Die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung sind bis jetzt noch Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, deren Betrieb gegenwärtig einem System obrigkeitlicher Koncessionen unterworfen ist. Die Lachsfischerei allein wird in 70 Flüssen C.'s betrieben, und die Zahl der Boote, welche an den canadischen Ufern der Seen fischen, beträgt 1200—1500. Sehr wichtig ist auch die Seefischerei im St. Lorenzgolf. Die mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden Gewerbe (Branntweinbrennerei, Brauerei, Gerberei, Mehl- u. Oelbereitung ꝛc.), wie nicht minder die Potaschensiederei und die Produktion von Ahornzucker (1846: 3,764,243 Pfund) werden stark betrieben; auch die Hausindustrie, welche Wollenzeuche, Flanelle, Leinen- und Baumwollenstoffe liefert, ist nicht unbedeutend; alle sonstige Industrie jedoch, besonders die fabrikmäßige, noch ziemlich in den Anfängen begriffen. Im J. 1842 waren vorhanden 2 Papiermühlen, 22 Eisenhütten und Gießereien, 10 Eisenhämmer und 10 Nagelschmieden. Von Bedeutung dagegen ist der Bau von Seeschiffen (1847: 73 Stück mit 35,620 Tonnen), wovon die meisten auswärts verkauft werden, sowie insbesondere der Handelsverkehr. Der Gesammtwerth der Einfuhr betrug 1858 29,078,527, der der Ausfuhr 22,029,565 Dollars. Die Hauptartikel der Einfuhr (besonders aus England und den Unionsstaaten) sind Manufakturwaaren, Spirituosen, feine und grobe Eisenwaaren, Zucker und Syrup, Kramwaaren, Kaffee, Thee, fertige Kleidungsstücke, Hüte, Glaswaaren, Papier, Tauwerk, Seife, Farben, Salz, Tabak. Die Ausfuhr besteht dagegen in Holz, Korn u. Mehl, Pelz, Potasche ꝛc. Der Seehandel koncentrirt sich vornehmlich in den Städten Quebek und Montreal, und neuerdings wurden durch Dekret vom 31. Dec. 1860 die Häfen von Gaspé u. Sault Sainte Marie zu Freihäfen erklärt. Der innere Verkehr wird, abgesehen von dem großartigen natürlichen Wassersystem, noch durch zahlreiche Kanäle und seit neuester Zeit auch durch Eisenbahnen sehr gefördert. Im Jahre 1860 hatte C. 2060 engl. Meilen Eisenbahn, während es 10 Jahre zuvor nur 13 Meilen hatte, und seit 1859 besteht eine regelmäßige wöchentliche Dampfschiffverbindung mit England. In Beziehung auf **religiöses** Bekenntniß ist die Bevölkerung C.'s sehr gemischt, weniger in Untercanada, wo die altcanadische Bevölkerung auf dem flachen Lande ganz katholisch, als in Obercanada, wo die englische Kirche am bedeutendsten vertreten ist, daneben aber auch Katholiken, Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Lutheraner, Independenten, Quäker und zahlreiche andere Sekten, aber nur sehr wenig Juden durch einander wohnen. Die katholische Kirche hat einen Bischof zu Quebek; die englische Kirche einen zu Quebek und einen andern zu Montreal, dessen Diöces sich bis an die Länder der Hudsonsbai erstreckt. Uebrigens herrscht die vollkommenste Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Das Schul- und Unterrichtswesen hat in neuester Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen. Während 1842 die Zahl der Volksschulen in C. 1721 betrug, die von 65,978 Kindern besucht wurden, zählte man 1858 deren bereits 3866 mit 293,683 Schulkindern. Zur Bildung von Lehrern und Lehrerinnen dient besonders die Provinzialnormalschule zu Boston. Auch höhere Unterrichtsanstalten sind in ausreichender Zahl vorhanden, als 28 Colleges, 65 Grammar-Schools (Gymnasien) und 4 Universitäten, zu Toronto, Kingston, Montreal und Quebek.

C., obwohl eine Kolonie von Großbritannien, ist bennoch seiner Verfassung nach (besonders seit der letzten Revision derselben von 1853) fast so frei wie irgend eine unabhängige Nation und vollständig mit der Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten betraut. Der Gouverneur von C., zugleich Gouverneur von ganz Britisch-Nordamerika, wird von der britischen Krone bestimmt und ist deren Stellvertreter in der Kolonie. Er ernennt einen ausführenden Rath (Ministerium), der in allen Angelegenheiten seinen Rathgeber bildet und die laufenden Geschäfte der Verwaltung und Regierung des Landes überwacht. Daneben gibt es zwei gesetzgebende Körper, welche die Namen Haus der Versammelten (House of Assembly oder Unterhaus, 130 Mitglieder) und gesetzgebender Rath (Legislative Council oder Oberhaus, 48 Mitglieder) führen, und deren Mitglieder nur vom Volke gewählt werden. Früher wurde der gesetzgebende Rath durch

Ernennungen von Seiten der Krone gebildet. Das Regierungssystem ist das gesetzgebender Majoritäten und der Verantwortlichkeit den Wählern gegenüber. Die Minister sind mit Allem, was unter ihrer Oberleitung im Lande geschieht, den Vertretern des Volks verantwortlich. Alle öffentlichen Aemter und Sitze in der Legislatur sind jedem Kandidaten zugänglich, welcher das Vertrauen des Volks und ein gewisses bestimmtes Vermögen besitzt und britischer Unterthan ist. Der Gouverneur hat das Recht, in gewissen Fällen das Unterhaus aufzulösen (das Oberhaus kann nie aufgelöst werden); im Uebrigen aber ist seine Würde durchaus nur eine repräsentirende, indem er die Gesetze, welche in den beiden Häusern berathen oder beschlossen sind, im Namen der Krone sanktionirt. Ausländer und Fremde können Land erwerben u. besitzen u. erlangen nach dreijährigem Aufenthalt und dem Huldigungseid die Naturalisation und alle Privilegien geborener Canadier. Die britische Regierung unterhält eine kleine Truppenmacht in C. zum Schutz gegen fremde Invasion und zur Besetzung und Erhaltung der Festungswerke Quebek, Kingston und anderer Plätze für den Fall eines Krieges mit dem Auslande. In Obercanada gilt das englische Civil- und Kriminalrecht, in Untercanada daneben zum Theil noch das alte französische Civilgesetzbuch (Coutume de Paris). Die Einnahmen der Kolonie C. betrugen 1858 4,928,975 Dollars, die Schuld jedoch nicht weniger als 13 Millionen Pfd. Sterl. Eingetheilt ist Obercanada in 20 Distrikte von sehr verschiedener Größe, die wiederum in Counties und Townships zerfallen, Untercanada in 3 Haupt- und 2 kleine Distrikte. Hauptstadt der Provinz ist seit 1858 Ottawa (früher Bytown genannt).

Geschichte. Die ersten Europäer, welche C. besuchten, waren die Venetianer Giovanni und Sebastiano Caboto, welche 1497 mit 6 englischen Schiffen hierher kamen; aber sie sowohl, als die bald darauf nach C. gelangenden Spanier legten keinen Werth auf dieses rauhe Land, wie auch der Name C. entweder von dem spanischen cabo de nata (ödes Land), oder von aca nada (hier [d. h. im Norden] ist nichts!) herkommen soll, wogegen Andere den Namen vom schippewäischen canata (großes Dorf) oder von canadoe (spanisch, Kanal) herleiten. Noch das ganze folgende Jahrhundert nach der Entdeckung kamen nur selten fremde Seefahrer zu anderem Behuf nach C., als des Robbenfangs halber. Das Innere des Landes blieb deshalb unbekannt. Zwar nahm schon um 1500 der Italiener Giovanni Verragani, der mit einigen französischen Schiffen hierher kam, das Land für Frankreich in Besitz; doch machte der Franzose Cartier, der den St. Lorenzstrom hinauffuhr u. das umliegende Land Neufrankreich nannte, noch 1534 auf die Bedeutung dieses Landes vergebens aufmerksam; seine Mahnungen wurden überhört, und erst 1608 nahm Frankreich die Kolonisation C.'s in Angriff. Der erste Gouverneur war Champlain, der 1608 Quebek anlegte, worauf die Kolonie zum französischen Vicekönigreich erklärt wurde. Im Jahre 1628 ging auf Richelieu's Betrieb eine Handelsgesellschaft nach C., welche das Handelsmonopol daselbst erhielt, sich aber anheischig machen mußte, bis 1643 16,000 Handwerker und Ackerbauer dahin überzusiedeln. Aber es dauerte noch geraume Zeit, ehe ruhige Zustände in C. eintraten; namentlich waren die fortwährenden Streitigkeiten mit den Indianern, welche von den Ansiedlern oft treulos behandelt und tyrannisirt wurden, dem Gedeihen der Kolonie hinderlich. Noch mißlicher gestalteten sich die dortigen Verhältnisse, als die jesuitische Intoleranz den Reformirten gegenüber auch jenseits des Meeres diesen die Zuflucht abschnitt. Im Jahre 1629 nahmen die Engländer Quebek, gaben es aber 1631 an Frankreich zurück. Seit 1664 stand C. unter der Verwaltung der französisch-westindischen Kolonie; 1674 aber erhielt es eine eigene Regierung, das Conseil souverain, welches aus einem Gouverneur, einem apostolischen Vikar und 4 Edelleuten als Räthen zusammengesetzt war. Der anhebende Flor der Kolonie erregte die Eifersucht der Engländer, welche zu fortwährenden Kämpfen an den Grenzen des englischen und französischen Territoriums führte. Der erste Streit entbrannte um Akadien (jetzt Neuschottland und Neubraunschweig); er wurde durch den Frieden von Breda (31. Juli 1667) für Frankreich günstig entschieden. Aber mit geringen Unterbrechungen bekämpften sich an den obern Seen die Truppen Englands und Frankreichs fort, wobei die armen Rothhäute beiden Parteien dienen und sich für beide todtschlagen lassen mußten. Endlich rief das System der Franzosen, von C. bis nach Louisiana eine Reihe von Blockhäusern und Forts im Rücken der englischen Niederlassungen zu ziehen, den Krieg von 1757 hervor, welcher das Land ganz in die Hände der Briten brachte. Die beiden entscheidenden Schläge für Frankreich waren die Eroberung von Cape Breton (Juli 1758) und die Schlacht in der Nähe von Quebek, die am 13. September 1759 der General Wolfe gewann, und in Folge deren die genannte Stadt von den Engländern erobert ward. Im pariser Frieden von 1763 mußten die Franzosen, die C.'s Verlust mehr der Korruption und dem Uebermuthe ihrer dortigen Beamten, als kriegerischem Unglück zugeschrieben hatten, dasselbe an England förmlich abtreten. An die Stelle französischer Willkür trat nun eine geordnetere u. gesetzlichere Verwaltung des Landes. Zunächst wurde das französische Kriminalrecht durch das englische ersetzt; dagegen ließ man den Einwohnern ihre bisherigen Gesetze und Gewohnheiten, und selbst die französische Lehnsverfassung, welche die Bevölkerung in Seigneurs u. Cencitaires (Lehnspflichtige) schied, blieb in Kraft. Aber trotz der Vortheile, welche die neue Regierung für die Bewohner C.'s mit sich führte, erzeugte dieselbe auch einen großen Uebelstand, indem sie den Grund zu einer tiefen Spaltung der Nation legte. Die in C. eingeführte Religionsfreiheit nämlich hatte ein starkes Herbeiströmen von englischen Dissenters zur Folge, welche nach englischen Gesetzen lebten, auch auf den erkauften Staatsländereien von der Lehnsherrschaft frei blieben und daher einen scharfen Gegensatz zu den am Alten hängenden französischen Kolonisten bildeten. Wenn unter derartigen Verhältnissen der nordamerikanische Freiheitskrieg nicht auch nach C. übergriff, so erklärt sich dies daraus, daß die noch zu rechter Zeit gemachten Koncessionen der englischen Regierung, in Verbindung mit der Unwegsamkeit des Landes, es nicht zum entschiedenen Abfall von England kommen ließen. England suchte die Bewohner C.'s

besonders dadurch an sich zu fesseln, daß es die Habeas-Corpus-Akte auf C. ausdehnte, die drückendsten Steuern abschaffte u. nach dem Friedensschlusse mit den Vereinigten Staaten noch andere Verbesserungen in der Verwaltung der Kolonie eintreten ließ. Die Konstitution von 1791 brachte für diese eine völlige Umwandlung der bisherigen staatlichen Verhältnisse, in sofern sie, welche bis jetzt unter dem Namen Quebek nur eine Provinz ausgemacht hatte, nun in zwei Bezirke, Ober- und Niedercanada, getheilt ward. Die Grenzlinie der beiden Bezirke wurde so gezogen, daß Nieder- oder Untercanada den größten Theil der französischen Bevölkerung, Obercanada aber vorwiegend die englischen Kolonisten in sich schloß. Die gesetzgebende Gewalt wurde durch jene Konstitution einem Ober- u. einem Unterhause (Council and Assembly), die vollziehende Gewalt in jeder Provinz einem Gouverneur übertragen. Diesem stand es demnach zu, die Mitglieder des Oberhauses, und zwar 7 in Ober- und 15 in Untercanada, auf Lebenszeit zu erneunen. Die Assembly ward aus 16 Mitgliedern in der obern und 50 in der untern Provinz gebildet. Eine von beiden Häusern und dem Gouverneur genehmigte Bill ward Gesetz, sobald nicht der König sein Veto einlegte, wozu ihm freilich die lange Frist von zwei Jahren offen gelassen ward. Dem Gouverneur war ein Vollziehungsrath beigegeben, welcher nur der Regierung in England verantwortlich war. Die Gouverneure wechselten häufig; in der kurzen Zeit von 1810 bis zum Ausbruche des großen Aufstandes waren folgende im Amte: 1810—12 Sir James Craig, 1812—15 Sir Georg Prevorst, 1815—16 Sir Gordon Drummont, 1816—18 Sir James Sherbrooke, 1818—20 der Herzog von Richmond, 1820—28 der Herzog von Dalhousie, 1828—34 Sir James Kempt und Lord Aylmer, 1834—36 Lord Gosford, 1836—38 Sir Francis Head und Sir John Colborne, 1838 Lord Durham. Aus diesem schnellen Wechsel ging der Uebelstand hervor, daß die Gouverneure in völlige Abhängigkeit von ihrem Vollziehungsrathe geriethen, welcher außerdem durch die Besetzung des Council und der ersten Richterstellen mit seinen Mitgliedern seine Macht zur Allgewalt zu steigern sich bemühte. Diese Mängel entsprangen dem Bestreben Englands, der Demokratie Schranken zu setzen und auch in der Kolonie die Aristokratie des Mutterlandes heimisch zu machen. Da man in Untercanada das Council und den Richterstand ausschließlich mit Engländern besetzte, so machte man hier jede politische Opposition zugleich zu einer nationalen und rief dadurch Stimmen der Presse wach, welche unablässig bemüht waren, Oel ins Feuer zu gießen. Die erste oppositionelle französische Zeitung, die 1810 unter dem Titel „Le canadien" erschien, führte eine an das Revolutionäre streifende Sprache; aber trotzdem brachen sich die Wogen des Kriegs zwischen England und der nordamerikanischen Union, welchen der Friede von Gent (1814) beendete, an der Loyalität der Canadier, einer Loyalität, die ihnen indeß schlecht genug gelohnt wurde. Denn alle Klagen, die von C. über Nepotismus, Bedrückung, Parteilichkeit und Veruntreuung der öffentlichen Gelder geführt wurden, blieben von Seiten Englands unbeachtet; die beiden Unterhäuser dagegen wurden bei der geringsten Opposition aufgelöst. Die Finanzverwirrung wurde unter dem Generalgouverneur Dalhousie so groß, daß derselbe offen eingestehen mußte, daß nicht nur die Kassen vollständig erschöpft, sondern auch bedeutende Summen verschwunden seien, über deren Verwendung keine Rechenschaft gegeben werden könne. Obgleich der Generalgouverneur die Einleitung eines Prozesses gegen den Generaleinnehmer Sir Cadwell nicht verhindern konnte, so besaß er doch die Macht, die eingeleitete Untersuchung zu keinem Resultat gelangen zu lassen; daher kam es auch nie zu einem Straferkenntnisse gegen Cadwell. Unter einem Theil der französischen Bevölkerung erregte 1826 die Canadalehnakte (Canada-tenures-act), welche das alte Seigneurverhältniß beseitigte, große Unzufriedenheit, die sich noch steigerte, als der Generalgouverneur im Nov. 1827 die Anerkennung der Wahl Papineau's, des Hauptführers der Opposition, zum Sprecher in der Assembly von Untercanada verweigerte. Die Canadier legten 1828 ihre Beschwerden dem Parlament vor; aber obgleich die von letzterem niedergesetzte Kommission die Rechtmäßigkeit derselben erkannte, so wußte doch das Ministerium die Entscheidung der Angelegenheit abermals zu hintertreiben. Im Jahre 1834 begannen die Parlamentsverhandlungen über C. von Neuem, veranlaßt durch 92 Beschwerdepunkte der französischen Einwohnerschaft, welche der Radikale Roebuck vorlegte. Die Absendung dreier Kommissäre in die Kolonie hatte keinen Erfolg. Ihr Vorschlag, C. solle dem König eine feste Civilliste bewilligen und alle Rückstände bezahlen, wogegen die Krone auf alle Einkünfte, mit Ausnahme der aus dem Verkauf der Staatsländereien fließenden, verzichten wolle, wurde verworfen; Untercanada verlangte vielmehr eine gänzliche Umänderung der Verfassung, namentlich das Recht, daß das Volk auch die Mitglieder des Council zu wählen habe. Es kam daher keine Einigung zu Stande, und die gegenseitige Erbitterung wuchs. Das Council verwarf die Gesetzesvorschläge der Assembly, und diese bewilligte keine Steuern. Auch in Obercanada scheiterten die Bemühungen der Kommissäre an der Opposition der im Unterhause seit 1815 stark vertretenen liberalen Partei. Diese legte vielmehr neue Beschwerden vor: daß die Aemter nur nach Gunst besetzt, hohe Pensionen verwilligt, die Anhänger der anglikanischen Kirche vorgezogen, die öffentlichen Rechnungen vorenthalten würden; daß die Vollziehungsgewalt unverantwortlich sei, und eine Beaufsichtigung über die Verwendung der Kroneinkünfte gänzlich fehle. Als jedoch auf den Antrag Mackenzie's, der an der Spitze der Opposition stand, die Assembly der Regierung zu allen ihren Ausgaben nicht mehr als 7000 Pfund bewilligte, was einer Steuerverweigerung ziemlich ähnlich sah, wurde sie aufgelöst. In der neugewählten Versammlung gewannen die Konservativen die Majorität; die republikanische Partei unter Papineau machte jedoch solche Fortschritte, daß der Gouverneur nach England berichtete, man habe nur die Wahl, entweder die Partei niederzuwerfen, oder selbst niedergeworfen zu werden. In Folge hiervon legte Lord John Russell dem Unterhause 10 Resolutionen vor, in welchen die Canadier mit allen ihren Forderungen abgewiesen, jene Vorschläge der Kommissäre erneuert und die Zahlung von 142,160

Pfund Sterling zur Deckung der rückständigen und der laufenden Ausgaben der Regierung befohlen wurde. Als die Resolutionen bekannt wurden, konstituirten sich sogleich sogenannte „Vereine der Gegengewalt“, deren Mitglieder bewaffnet zu den Versammlungen kamen; die am 18. August 1837 zusammentretende Assembly erklärte die Resolutionen für einen Mißbrauch der Gewalt des englischen Parlaments, für eine Verfassungsverletzung und verweigerte die Steuern. Der Gouverneur vertagte die Versammlung auf unbestimmte Zeit. Nun aber entfaltete die Volkspartei ihre ganze Thätigkeit; der Verein der „Söhne der Freiheit“, der seinen Centralausschuß in Montreal hatte, verkündigte die Trennung C.'s von England und erließ Aufrufe an die jungen Männer des freien Nordamerika. Auf der andern Seite traten die Loyalen im „dorischen Klub“ zusammen und erregten die ersten Unruhen in Montreal, während die „Söhne der Freiheit“ in den Grafschaften Akadien, Chambly, Verchères, Nouille, Richelieu und St. Hyacinth die Oberhand gewannen, eine Konföderation bildeten und eine Erklärung der Menschenrechte erließen. Ein Kampf in der Stadt Montreal, der sich zwischen Loyalen und Söhnen der Freiheit entspann, war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. **Brown**, **Nelson** und **O'Callaghan** stellten sich an die Spitze von bewaffneten Insurgentenhaufen. Aber obwohl sie den englischen Truppen bei dem Dorfe St. Denis und bei St. Charles siegreiche Treffen lieferten, so gaben doch die Anführer ihre Sache verloren. Papineau war in den Kämpfen unthätig geblieben, die Geistlichkeit hatte gegen den Aufstand Partei genommen, die Anführer selbst waren unter sich nicht einig, und so geschah es, daß Brown und Nelson nach den Vereinigten Staaten flohen u. die ihrer Führer beraubten Insurgenten am 14. Dec. bei St. Eustach und Grand-Brulé völlig besiegt wurden. Gegen die Gefangenen verfuhren die Sieger mit Härte und Grausamkeit; 200 wanderten in die Staatsgefängnisse. Nicht glücklicher waren die Aufständischen in Obercanada. Mackenzie und **van Egmont**, ein ehemaliger napoleonischer Offizier, hatten die Unzufriedenen gesammelt u. rückten am 4. Dec., 500 Mann stark (nach andern Angaben sogar 3000), vor die Stadt Toronto, welche sie durch Ueberfall zu nehmen gedachten. Da sie aber aus dem Läuten der Sturmglocke schlossen, daß ihr Plan verrathen sei, zogen sie sich nach der Montgomery-Tavern zurück, wo sie am 7. Dec. von dem Obersten **Mac Nab** angegriffen und in die Flucht geschlagen wurden. So war Anfangs 1838 der Aufstand zwar bewältigt, aber die Ruhe noch nicht hergestellt, und bald brach der Kampf von Neuem aus. Im ersten Aufstande hatten die Unzufriedenen auf die Unterstützung der Kriegspartei in den Vereinigten Staaten gerechnet, und nur der übereilte Ausbruch der Unruhen hatte dieselbe vereitelt; jetzt wollte man die Loyalen schwächen, indem man England in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu verwickeln suchte. Mackenzie, der nach Newyork geflüchtet war, forderte die Einwohner dieses Staates zur Unterstützung auf und brachte 550 Mann und 12 Geschütze zusammen, mit denen er u. **van Resselaer**, ein Nordamerikaner aus Albany, die Insel Mary besetzten. Von hier aus erließen die beiden Anführer Aufrufe im Namen der „Republik“ C. und versprachen Jedem, der am Kampfe Theil nehmen würde, 300 Acker des besten Landes und 100 Dollars an baarem Gelde. Das canadische Ufer des Eriesee's der Insel gegenüber besetzte der Oberst Mac Nab mit 4000 bewaffneten Loyalen. Aber er beschränkte sich darauf, den Feinden die Zufuhr an Menschen, Lebensmitteln u. Waffen abzuschneiden, welche denselben durch das amerikanische Dampfboot Karoline geleistet wurde. In der Nacht vom 29. auf den 30. December nahm der englische Kapitän Drew das Boot, steckte es in Brand und ließ es den Niagarafällen zutreiben, wo es vollends zerschmetterte. Der Verlust des Schiffes schmerzte die Amerikaner; noch mehr aber waren sie entrüstet über die Grausamkeit der Engländer, welche in jener Nacht 10 lebende Personen auf dem Schiffe zurückgelassen hatten, die theils in den Flammen, theils im Wassersturz umkamen. Es fehlte nicht viel, daß die Union an England den Krieg erklärte; der Staat Newyork rüstete offen. Doch gelang es endlich dem Präsidenten van Buren und dem vom Kongreß mit besondern Vollmachten versehenen General Scott, die Ruhe herzustellen. Die Waffen wurden wieder abgeliefert, Mackenzie verließ die Insel Mary. Doch konnte man nicht hindern, daß Nordamerikaner als Repressalie für die Karoline das englische Dampfboot Robert Peel zerstörten, worauf die loyalen Canadier wieder einen Angriff auf ein nordamerikanisches Schiff machten. Große Aufregung verursachte 1840 die Verhaftung eines englischen Beamten, Mac Leod, auf amerikanischem Gebiet; derselbe sollte bei Zerstörung der Karoline hauptsächlich thätig gewesen sein. Trotz der Einsprache des englischen Gesandten in Washington ward Mac Leod in Newyork vor Gericht gestellt, jedoch freigesprochen. Durch die strengen Maßregeln des Präsidenten Tyler wurden endlich die erbitterten Gemüther zur Ruhe gebracht, und im nächsten Jahre 1842 kam durch die Nachgiebigkeit Englands auch der Friede zu Stande. Nach England war die Nachricht vom Aufstande in C. Ende 1837 gekommen und hatte noch vor Beendigung der Weihnachtsferien den Wiederzusammentritt des Parlaments veranlaßt; die Verhandlungen über diese Angelegenheit dauerten in beiden Häusern vom 21. Januar 1838 bis zum 8. Febr. Roebucks Antrag, man solle das Oberhoheitsrecht über C. aufgeben, sich dagegen mit demselben durch einen Handelsvertrag verbinden, fiel durch, dagegen ward eine von Lord John Russell eingebrachte Canadabill, nach welcher die Verfassung C.'s bis zum 1. November 1840 außer Wirksamkeit treten und die gesetzgebende Gewalt einem Generalgouverneur übertragen werden sollte, der zugleich die Macht hätte, Steuern zu erheben und zu verwenden, mit 110 Stimmen gegen 8 angenommen. Zum Generalgouverneur wurde sofort der Graf von **Durham** gewählt, ein gemäßigt liberaler Staatsmann, der bei seiner Ankunft in C. (21. Mai) mit Freuden begrüßt wurde u. durch Einführung eines bessern Systems in der Verwaltung, sowie durch sein mildes Verfahren gegen die Aufständischen die Ruhe schnell wiederherstellte. In Folge der Indemnitybill, welche auf Antrag Lord Broughams die Akte des Gouverneurs als Ueberschreitung der ihm ertheilten Vollmacht für nichtig erklärte, nahm Durham seine Entlassung u. kehrte im November 1838 nach England zurück. Hier öffnete er dem Par' ment die Augen über die Zustände in

C., zeigte, daß alles Unheil durch den Widerstreit der Racen herbeigeführt werde, und schlug vor, die beiden Vertretungen in eine einzige zu verschmelzen und überhaupt eine versöhnliche Politik zu beobachten. Durhams Vorschläge gingen durch; die Verbannten wurden zurückgerufen, einige am Aufstande Betheiligte sogar zu höheren Regierungsstellen befördert. Die hochtoryistische oder sächsische Partei war freilich damit sehr unzufrieden, namentlich glaubte der genannte Allan Mac Nab, weil er den Aufstand von 1837—38 besiegt hatte, nun auch das Recht zu haben, jeder Reform auf das Hartnäckigste widerstreben zu dürfen. Er that dies mit Erfolg, als die Minister den Gouverneur zu einem konstitutionellen Vicekönig mit verantwortlichen Ministern und einer parlamentarischen Regierung machen wollten; dagegen vermochte er nicht zu hindern, daß Lord Russells Antrag, beide C.'s hinsichtlich der Gesetzgebung durch Ein Parlament zu vereinigen und dem Lande eine neue liberale Verfassung zu geben, im Juli 1840 vom Parlament angenommen und das betreffende Gesetz am 23. Juli 1840 promulgirt ward. Im folgenden Jahre kam Sir Charles Bagot als Generalgouverneur nach C., wo nun die projektirten Verwaltungsreformen durchgeführt werden sollten. Aber bald entstanden neue Zerwürfnisse. Die Franzosen in Untercanada und die Radikalen in Obercanada hielten zu einander; die Tories bildeten die Minorität. Ein Anlaß zum Ausbruch des Kampfes fand sich bald. Es war nämlich in dem letzten Parlament Obercanada's ein Gesetz durchgegangen, durch welches Denen, die während der Unruhen von 1837 und 1838 Verluste erlitten, eine Entschädigung zugesprochen wurde, welche die englische Schatzkammer zu leisten habe, weil der Aufstand in Obercanada als ein auswärtiger Krieg Englands anzusehen sei, in welchem Nordamerikaner den englischen Loyalen gegenübergestanden hätten. Das erste vereinigte Parlament trat diesem Beschlusse des Parlaments von Obercanada bei und schickte die Bill nach England, wo das Whigministerium Alles genehmigte, nur nicht die Zahlung der Entschädigungssummen aus der englischen Schatzkammer. Als darauf das Council C.'s den Antrag stellte, die Entschädigungen aus einem Theil der konsolidirten Fonds der vereinigten Provinzen zu bezahlen, protestirten dagegen die französischen Canadier, an deren Spitze Papineau stand, und in Folge ihrer Vorstellungen beschloß das Parlament einstimmig, den Gouverneur zu ersuchen, daß er geeignete Maßregeln treffen möge, um auch den Bewohnern Untercanada's für die 1837—38 erlittenen Verluste angemessene Entschädigung zu verschaffen, wovon aber alle diejenigen ausgeschlossen sein sollten, die am Aufstand thätigen Antheil genommen. Nach diesen Grundsätzen wurde denn auch verfahren. Die Bewohner von Untercanada forderten 241,965 Pfund Sterling Entschädigung; die Kommissäre kürzten dieselbe bis auf 100,000 Pfund, die im Verlauf von 20 Jahren vollständig ausgezahlt sein sollten. Alles dies geschah unter der Statthalterschaft des Lord Metcalfe und seinem konservativen Ministerium. Als derselbe 1846 wegen seiner geschwächten Gesundheit seine Entlassung nahm und nach England zurückkehrte, folgte ihm Lord Elgin, der 1847 auf den Rath der Minister das Parlament auflöste, weil man durch die Neuwahlen die konservative Partei zu verstärken hoffte. Das Ergebniß dieser Maßregel war jedoch ein den Hoffnungen der Minister ganz entgegengesetztes, und schon in Folge der ersten Sitzungen mußte das Ministerium seine Entlassung nehmen. Das neue Ministerium brachte die untercanadische Entschädigungssache nochmals vor das im Januar 1849 von Neuem eröffnete Haus und erhielt dessen Beistimmung; nur der Partei Mac Nabs war die Bill ein Greuel. Schon als das liberale Ministerium eingetreten war, hatten in Toronto und Montreal (22. März) Ruhestörungen Statt gefunden; die Sanktionirung der Entschädigungsbill durch Lord Elgin aber war das Signal zum offenen Aufstand der toryistischen Partei. Am Tage der Sanktionirung (25. April 1849) verübten die Loyalen, die sich in einer British american League unter Mac Nab vereinigt hatten, die ersten Gewaltthätigkeiten, insultirten den Gouverneur, demolirten mehre Häuser der Gegenpartei, erstürmten das Parlamentshaus und übergaben es den Flammen, wobei die für die Geschichte C.'s höchst wichtige Bibliothek der Legislatur mit zu Grunde ging. Daß dieser Aufstand nichts als ein Racenkampf war, ließ sich schon daraus ersehen, daß die 3000 Mann starke englische Garnison in Montreal die 2000 Aufrührer ruhig gewähren und es sogar geschehen ließ, daß durch dieselben die von Elgin beeidigten 800 Specialkonstabler französischer Abkunft entwaffnet wurden. Das Parlament votirte am 28. April dem Gouverneur eine Vertrauensadresse mit 46 Stimmen gegen 17; die Loyalen dagegen appellirten nach England, dessen Parlament jedoch dem Statthalter die vollste Billigung seines Verfahrens aussprach. In C. dauerten indeß die Zerwürfnisse fort, u. namentlich wiederholten sich in Montreal (15. Aug.) die Unruhen, nicht selten mit Blutvergießen endend. Daher ward der Regierungssitz von Montreal nach Toronto verlegt. Inzwischen ward die Agitation für den Anschluß C.'s an die nordamerikanische Union fortgesetzt, wobei eben sowohl kommercielle, als politische Interessen mitwirkten. Lord Elgin verfügte die Absetzung aller bei Anschlußadressen betheiligten Beamten und erklärte sich vor dem am 14. Mai 1850 in Toronto neu eröffneten Parlament entschieden gegen jeden Versuch, C. von England loszureißen. Die drei oppositionellen Hauptparteien des Landes, die Loyalen oder altenglischen Konservativen unter Mac Nab, die entschieden antienglischen Republikaner Obercanada's unter Papineau und die französischen Reformer in Untercanada, welche eine Erweiterung des Wahlrechts erstrebt hatten, schienen seitdem, freilich aus sehr entgegengesetzten Motiven, den Anschluß C.'s an die nordamerikanische Union für das Ersprießlichste zu halten. Die nördlichen Unionsstaaten unterließen nicht, diese Sympathien eifrigst zu nähren, schon aus dem Grunde, um in C. eine Verstärkung ihres Uebergewichts den südlichen Sklavenstaaten gegenüber zu erhalten. Um die schwache Bevölkerung C.'s zu vermehren, suchte England besonders seit 1847 den Strom der europäischen Auswanderung dorthin zu leiten, und wirklich zählte man in jenem Jahre 100,000 Einwanderer, während es früher derselben jährlich kaum 20,000 gewesen waren. Eine dadurch herbeigeführte Kalamität aber war der durch die armen

irländischen Einwanderer eingeschleppte Typhus, dem seitdem jährlich zahlreiche Opfer erlagen. Im September 1852 ward Lord Elgin abberufen und Lord Harris zum Generalgouverneur ernannt. Unter Beider Verwaltung nahm C. an Bevölkerung wie an materiellen Hülfsquellen zu. Im Jahre 1853 fanden zu Montreal und Quebek Unruhen Statt, welche in Folge der Reden des methodistischen Predigers Govazzi von den Katholiken angestiftet, aber bald unterdrückt wurden. Eine Spannung zwischen der Regierung und dem Kolonialparlament trat 1855 ein, ward jedoch durch nachgiebiges Verhalten der ersteren, welche in die Wählbarkeit des Oberhauses (Legislative Council) und in die Verfügung über die der Hochkirche reservirten Güter zu Zwecken des öffentlichen Wohls einwilligte, bald wieder ausgeglichen. Große Eisenbahnbauten, welche, 1856 ausgeführt, Quebek, Toronto und Montreal unter einander und mit den benachbarten Handelsplätzen der Vereinigten Staaten in Verbindung setzten, trugen zum Aufschwung des Handels und der Industrie wesentlich bei, wobei man aber auch die Beförderung der Volksbildung durch Errichtung von Normalschulen nicht außer Augen ließ. Je mehr es sich die Regierung angelegen sein ließ, den berechtigten Wünschen des Parlaments entgegenzukommen und das Wohl der Kolonie durch zweckentsprechende Maßregeln zu befördern, desto mehr ließ die Agitation für den Anschluß C.'s an die Union nach, und der erbitterte Bürgerkrieg, welcher sich jetzt in dieser selbst entsponnen hat, ist gewiß nicht geeignet, dieselbe von Neuem zu beleben. Vgl. Hogan, Le Canada, Montreal 1855; Kohl, Reisen in C., Stuttg. 1856; Hutton, C., its present condition, prospects and resources, Lond. 1857; Wilkinson, C., eine Darstellung der natürlichen socialen und Verkehrsverhältnisse des Landes, Berl. 1861; Brasseur de Bourbourg, Histoire du C., Paris 1852, 2 Bde.

Canadian River, Fluß in Nordamerika, entspringt in zwei Armen (Nutria oder North Fork u. Gualpa oder South Fork) am Felsengebirge in Neumeriko und mündet nach 200 Meilen Laufs im östlichen Theile des Indianerterritoriums in den Arkansas. Sein Lauf geht mehr als 50 englische Meilen weit durch ein sehr enges, tief eingefurchtes, aber fruchtbares Schluchtenthal (Cañon), dessen fast senkrecht abfallende Wände überall mindestens einige 100 Fuß, an einzelnen Stellen aber zwischen 1200 und 1500 Fuß Höhe haben.

Canadische Krankheit (morbus canadensis), ein Syphiloïd, welches zuerst bei den Bewohnern der Bai von St. Paul in Canada beobachtet wurde. Die Symptome dieser Krankheit haben große Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit denen der wahren Syphilis: Pusteln und Geschwüre im Munde und der äußern Haut, Bubonen der Achsel- und Leistengegend, Ausfallen der Haare, nächtliche Knochenschmerzen und Knochenfraß, vorzugsweise in den Knochen der Nase, des Gaumens, des Schädels, aber selbst auch der Extremitäten. Dabei ist das Allgemeinbefinden sehr gestört; es treten Brustbeschwerden, Störungen der Sinnesfunktionen und Auszehrung ein. Der Verlauf der Krankheit ist sehr verschieden, indem sie in günstigeren Fällen selbst ohne Kunsthülfe heilt, in anderen Fällen Jahre andauert oder rasch dem Tode entgegenführt.

Canadischer Balsam, s. Terpentin.

Canadische Seen, Gesammtbezeichnung der 5 großen Süßwasserseen zwischen dem britischen Nordamerika u. der Union: Oberesee, Huronsee, Michigansee, Eriesee u. Ontariosee, die sämmtlich ihr Wasser aus dem St. Lorenzostrom unter dessen verschiedenen Namen (St. Louis, St. Mary's Strait, Strait of Maikina, St.-Clair, Detroit, Niagara) erhalten.

Canaille (franz., vom lat. canis, Hund), zu deutsch Hundepack, ein Ausdruck der Verachtung, s. v. a. gemeines Volk, das alle schlechten Eigenschaften eines Hundes hat, hündisch kriecht, stiehlt, duldet, sich hundemäßig behandeln läßt u. so behandelt wird. Die Aristokratie bediente sich u. bedient sich bisweilen wohl noch jetzt dieses Wortes, um damit alle Diejenigen zu bezeichnen, welche arbeiten müssen zur Befriedigung sowohl ihrer Bedürfnisse, als hauptsächlich der Genußsucht der vornehmen Welt.

Canakya, Minister des Königs Candragupta in Indien, weiser Staatsmann, unter dessen Namen eine Sammlung von 6000 Sentenzen existirte, ein Abriß der Politik und Staatsklugheit. Nach ihm ist auch genannt das Canayacataka, eine Sammlung ethischer Sprüche, herausgegeben von Kali Krischna (Serampore 1831, griechisch von Dem. Galanos, Athen 1845.

Canale, 1) Antonio, auch Canaletto u. il Tonino genannt, Sohn und Schüler eines Theatermalers, war als Ruinen-, Perspektiv- u. Landschaftsmaler berühmt. Vorzüglich geachtet sind seine vielfach kopirten venetianischen Prospekte; die geistvollen Figuren in seinen Bildern sind von Tiepolo gemalt. C. arbeitete auch einige Zeit in England, wo er als Landschaftsmaler Ruhm und Vermögen erwarb. Mehre seiner Prospekte wurden gestochen. Er brachte auch selbst eine Folge venetianischer Ansichten in Kupfer.

2) Giuseppe, berühmter italienischer Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Rom 1725 (nach Einigen 1721 oder 1728), Schüler Frey's und der Akademie des Cav. Benefiale, ward 1751 als Zeichner am großen Galleriewerk, zugleich auch als Lehrer an den Hof zu Dresden berufen. Bei Gründung der Akademie 1765 wurde er zum Professor ernannt und † 1802. C.'s Arbeiten sind zahlreich und einige sehr schätzbar. Nach verschiedenen Meistern ätzte er eine Folge unter dem Titel „One hundred and ninet een Etchings after the original Designs of Raffael Parmegiano, Guido Reni and other great masters“ (London 1775). C. schrieb auch eine Anweisung zur Zeichenkunst („Principes de dessins etc.“, 1805, mit 52 Kupfern).

Cananore (Kannanur), Hafenstadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, auf der Küste Malabar, in einer mit Kokospalmen bedeckten Gegend, schlecht gebaut, hat ein starkes Fort mit Kaserne und Krankenhaus und 12—13,000 Einw., welche bedeutenden Handel mit Pfeffer, Getreide, Bauholz und Kokosnüssen treiben.

Canara, Landschaft in Ostindien, an der Westküste des Dekan, südlich von Goa, ein der britischen Präsidentschaft Bombay und Madras zugetheilter, über 40 Meilen langer Strich Landes, umfaßt 463 (nach Andern 337) QM. mit 1,056,333 Einw. und zerfällt in das hafen- und fast pfadlose Nordcanara mit der Stadt Coomta (Kumta) und Südcanara mit dem Hafenort Mangalore. Das

flache Küstenland ist fruchtbar u. sorgfältig bebaut und erzeugt in Ueberfülle Reis, Zuckerrohr, Kokosnüsse (in 4 Ernten jährlich), verschiedene Hülsenfrüchte &c.; das östliche Bergland (in den Westghats gelegen) ist mit dem herrlichsten Walde aus Tek-, Mango-, Sandelholz- und Palmbäumen bedeckt. Die Viehzucht ist wegen Mangels guter Weiden kümmerlich; nur langbeinige Ziegen finden sich. Die Bauern sind im Ganzen freie Grundeigenthümer und zum Theil ziemlich wohlhabend; auch die Abgaben gering. Von besonderer Art sind die Verhältnisse auf dem Gebiet der Religion. Ursprünglicher Dämonendienst bildet die Grundlage, ihm huldigen die Palm- u. Reisbauer und die Koraga, die ursprünglichen Eingebornen; außerdem gibt es Brahmanen, Lingaiten und zahlreiche Dschaina, Mohammedaner (Mapilla), römisch-katholische und evangelische Christen. Die baseler evangelische Missionsgesellschaft übt hier erfolgreiche Wirksamkeit (Hauptplatz in Mangalore).

Canarasprache (im Sanskrit Karnata, Karnatakam), eine der Dravidasprachen des Dekan in Ostindien, wird im Bereich der Landschaft Karnatik gesprochen u. mit einem besondern, aus dem Devanagari entstandenen Alphabet geschrieben. Sie zerfällt in das Altcanarische (Hala-Canara) und Neucanarische und hat nach der tamulischen Sprache die bedeutendste Literatur im Dekan, die jedoch in Europa noch kaum bekannt ist. In Indien selbst sind in neuerer Zeit manche ältere, sowie auch zahlreiche neuere Schriften, besonders durch Missionäre, gedruckt worden. Eine Grammatik der C. lieferte Mac Kerell (Madrid 1820), ein Wörterbuch Reeve (das. 1832, 2 Bde.). Vgl. Weigle, in der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" (Leipzig 1848, Bd. 2).

Canarina *L.* (Kanarine), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen, deren bekannteste Art, C. Campanula *L.*, mit einzelnhängenden, großen, prachtvollen, blaßgelben oder bläulichgelben Blumen mit purpurbraunen Nerven u. Adern, als Zierpflanze dient. Man durchwintert sie im Zimmer oder Glashaus am hellen trockenen Standorte bei 5—8° W. und begießt sie daselbst nur mäßig. Im August oder Anfang September fängt die Knolle an zu treiben; dann pflanzt man sie in frische Erde, indem man die alte trockene Erde zwischen den Wurzeln herausschüttelt und diese gegen Verwundungen bewahrt. Eine blühbare, starke Pflanze verlangt einen 8—9 Zoll weiten Topf. Man pflanzt sie nur 1 Zoll tief unter die Erde und macht eine gute Unterlage von zerschlagenen Scherben zur Beförderung des Wasserabzuges. In gleichen Theilen Laub- und fetter Mistbeeterde, mit ¹/₆ Sand gemischt, wächst sie sehr üppig; sie wird dann darin bis zu 8 Fuß Höhe gezogen und blüht sehr reich. Während der Blüthezeit muß sie etwas warm, sonnig und nahe unter den Fenstern stehen, auch reichlich Wasser haben; nach dem Abblühen begießt man sie nach und nach weniger, und wenn die Blätter gelb werden, läßt man die Pflanze auf einem Bret an der Hinterwand des Glashauses trocken stehen, bis die Knollenwurzel von selbst wieder zu treiben beginnt. Während des Wachsthums bleibt sie stets im Hause, verlangt dann aber bei guter, heiterer Witterung hinreichende Luft. Die Vermehrung geschieht durch Theilung der Knolle beim Umpflanzen; allein bevor man sie wieder pflanzt, lasse man die Wunden an der Luft trocknen, da sonst leicht Fäulniß entsteht.

Canarium (sc. festum), das Hundefest, an welchem die Römer im Julius dem Sirius (Hundsstern) zur Abwendung von Gefahren für die Feldfrüchte an der Porta Catularia röthliche Hunde opferten.

Canarium *L.* (Kanariennuß), Pflanzengattung aus der Familie der Amyrideen, indische Balsambäume, mit abwechselnden, ungeraden Fiederblättern und Blüthen in Endtrauben. Die bekannteste und nützlichste Art ist: C. commune *L.*, C. zephyricum *Willd.*, Calophonia mauritiana *Dec.*, ein hoher schöner Baum, der, ursprünglich auf den Molukken einheimisch, jetzt in ganz Indien angepflanzt wird. Der Kern der wallnußähnlichen Frucht ist dreieckig, wie die Mandel, aber noch einmal so groß, besteht aus 6 Stücken und einem kleineren, schmeckt fast wie die Haselnuß, aber fader, und macht die tägliche Nahrung der Einwohner aus. Wenn die Früchte schwarz werden, so nimmt man sie von den Bäumen und ißt die Kerne entweder roh, oder geröstet mit Salz als Gemüse und zum Thee; allzu häufiger Genuß derselben erregt aber Durchfall. Man verfertigt auch ein schmackhaftes Brod daraus, Baggea od. Mangea genannt. Die Kerne geben eine Art Milch, welche zum Schmalzen des Gemüses dient. Endlich ist auch das daraus gewonnene Oel schmackhaft und zum Brennen tauglich. Die Bäume liefern stark riechendes Harz, das, mit Blättern umwickelt, zu Fackeln gebraucht wird. Im Handel heißt dieses Harz Kanarienharz, auch Harz aus Neuguinea (Resina Guineae novae), und bildet eine weißgelbe, mit einem weißen Anflug bedeckte, feste, zwischen den Fingern erweichende, erwärmt dem Elemi ähnlich riechende Masse. Das Holz ist zum Schiffsbau und zum Brennen sehr brauchbar. Die Bäume sind gewöhnlich voll von Schmarotzerpflanzen, Misteln, Orchideen, Farrnkräutern und Ficus benjamina, welche den Baum fast erstickt. C. microcarpum *Willd.*, Amyris oleosa *Lam.*, ist ein Baum von der Größe eines Apfelbaums, in Ostindien u. Cochinchina. Aus dem über der Wurzel ausgehöhlten Stamm fließt viel gelbliches, wohlriechendes Oel, das gegen Wunden und zum Anstreichen, sowie, mit Dammarharz und etwas Kalk vermischt, zum Verstopfen der Ritzen der Schiffe benutzt wird. Das harte, braune Holz wird von Tischlern verarbeitet. C. album *Raeusch.*, Pimela alba *Lour.*, ein großer Baum in China und Cochinchina, mit aufrechten Aesten, trägt fünfeckige, grünlichgelbe Früchte, die trotz ihres herben Geschmacks roh und eingemacht als durstlöschend und die Verdauung befördernd genossen u. auch als Medicin gebraucht werden. C. bengalense *Roxb.* ist ein Baum in Ostindien, aus dessen Rinde ein klares, licht bernsteingelbes, bald hart und brüchig werdendes Harz in reichlicher Menge ausfließt, das als Kopal nach Kalkutta gebracht wird und wahrscheinlich einen Bestandtheil des nach Europa kommenden ostindischen oder afrikanischen Kopals ausmacht.

Canavalia *Dec.* (Kanavalie, Krimpbohne), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, windende, zum Theil strauchartige Pflanzen mit großen Blumen. C. gladiata *Dec.*, Dolichos gla-

diatus *Jacq.*, strauchartig in Ostindien wachsend, hat dreizählige, eirunde, zugespitzte Blätter, hängende, weiße, mit Roth unterlaufene Blüthen und trägt spannenlange Hülsen mit 6 großen, platten, rothen Bohnen, welche in Ostindien vor der Reife ausgemacht und genossen werden. In deutschen Gewächshäusern werden diese Art sowie C. obtusifolia *Dec.* als Zierpflanzen kultivirt. Die reifen Bohnen sind giftig und enthalten Kathartin.

Canavese (im Mittelalter Cangrensis ager, Canapitium), Landstrich im Piemontesischen, nördlich von Turin, zwischen dem Po, der Dora Baltea und der Stura, mit mehr als 200 Burgruinen, jedoch ohne eine einzige Stadt. Im Jahre 1435 kam dieser reiche Landstrich am Amadeus VIII. von Savoyen.

Cancale, Hafenort im französischen Departement Ile und Villaine, an der gleichnamigen Bai, östlich von St. Malo, mit 5800 Einw.; ist berühmt durch seine köstlichen Austern, die hier um den in der Nähe gelegenen Rocher de C. in großer Menge gefangen und als Huîtres de C. theils frisch, theils marinirt besonders nach Paris verschickt werden. Bei C. verbrannten 1758 die Engländer eine Menge französischer Schiffe und zogen sich ohne Verlust zurück.

Cancan (Chahut), französischer Tanz, dem Kontretanz ähnlich, aber mit allerlei unzüchtigen Touren und Geberden ausgestattet, weshalb er von der Polizei oft, aber vergebens verboten ward.

Cancion, lyrische Reimversart der Spanier, besteht meist aus 12 trochäischen Versen, deren 4 erste und 4 letzte, gewöhnlich jedoch mit Variationen auf den Grundreim, übereintreffen, wobei die 4 letzten eine feine Auflösung des in den 4 ersten entsponnenen, in den 4 mittlern zart gewendeten Gedankens enthalten.

Cancionero (v. Span., portug. cancioneiro, d. i. Liederbuch), im Allgemeinen eine Sammlung von Gedichten, besonders lyrischen, aber kunstmäßigen, von einem oder mehren Verfassern, ursprünglich aber Bezeichnung der eigentlichen höfischen Liederbücher, welche die Produkte einer geschlossenen poetischen Gesellschaft an einem bestimmten Hofe enthalten und einen gemeinsamen konversationellen Charakter tragen. Von solchen höfischen Liederbüchern im strengeren Sinne sind auf uns gekommen: die galicisch-portugiesischen Cancioneiros der poetischen Gesellschaften an dem Hofe des Königs Dom Diniz, von dem de Mouro den Theil herausgab, welcher die dem König Diniz selbst zugeschriebenen Lieder enthält, unter dem Titel: „Cancioneiro d'el rei Dom Diniz" (Paris 1847). Ferner ist aus dieser Kategorie erhalten die Liedersammlung vom Hofe der Könige Johann II. und Emanuel von Portugal, bekannt als „Cancioneiro general de Resende" und von diesem zuerst 1516 zu Almeria und Lissabon herausgegeben (neuer Abdruck, Stuttgart 1850—51, 3 Bde.). Von der poetischen Gesellschaft am Hofe von Aragonien seit Ferdinand I. haben sich nur handschriftlich erhalten der „Cançoner d'amor" auf der pariser Nationalbibliothek u. ein ähnliches auf der Universitätsbibliothek zu Saragossa, beide in katalonischer Sprache. Der ebenfalls nur handschriftlich vorhandene „Cancionero de Lope de Stuñiga", von den Hofdichtern, die den König Alfons V. von Aragonien nach Italien begleiteten, ist durchaus in kastilischer Sprache abgefaßt. Das älteste kastilische und einzig eigentlich höfische Liederbuch Kastiliens ist der „Cancionero de Baena", der die Produkte der poetischen Gesellschaft am Hofe der Könige Johann I., Heinrich III. und vorzüglich Johann II. enthält und in neuester Zeit in zwei fast gleichzeitigen Ausgaben, zu Madrid von Gayangos und Pidal (1851) und zu Leipzig von Michel (1852) erschien. Als sich später diese Art Kunstpoesie in immer weiteren Kreisen verbreitete, begannen Liebhaber derselben ähnliche Sammlungen anzulegen, die sich aber nicht auf einen bestimmten poetischen Kreis, ja nicht einmal auf eine strenger abgegrenzte Periode beschränkten, sondern Altes und Neues ohne strenge Sonderung aufnahmen. Eine solche Mischsammlung ist der seit dem Ende des 15. Jahrhunderts oft gedruckte und allgemein bekannte „Cancionero general". Derselbe wurde zuerst angelegt von Juan Fernandez de Constantina, führt den Titel „Cancionero llamado Guirnalda esmaldata de galanes y eloquentes dezires de diversos autores" und erschien ohne Angabe des Orts u. des Jahres, wahrscheinlich aber zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Druck. Vermehrt und weitergeführt von Fernando del Castillo erschien dieses Liederbuch zu Valencia 1511. Außerdem sind noch 6 in Spanien gedruckte Folioausgaben und 2 zu Antwerpen gedruckte Quartausgaben (die letzte 1573) bekannt. Von einer kleineren Ausgabe kennt man nur Ein Exemplar der „Segunda parte" (Saragossa 1552), auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Zuweilen nennt man C. auch Sammlungen von Kunstliedern Mehrer über einen bestimmten Gegenstand, wie die „Vita Christi" (Saragossa 1492) und der „Cancionero de Ramon Dellavia" (das. 1480). Ganz uneigentlich aber heißt eine der ältesten Romanzensammlungen, „Cancionero de romances" (s. Romancero). Vgl. Bellermann, Die alten Liederbücher der Portugiesen, Berlin 1840; Wolf, Ueber die Liederbücher der Spanier, im Anhang zu Ticknors „Geschichte der spanischen Literatur" (Leipzig 1852, Bd. 2). Die besten bibliographischen Notizen finden sich bei Duran, Romancero general, Madrid 1851, Bd. 2.

Cancrin, Georg (Jegor Franzowitsch), Graf, russischer General u. Finanzminister, wurde zu Hanau am 8. December 1774 geboren, wo sein Vater, Franz Ludwig C., 1738 geboren, ein tüchtiger Techniker, bekannt durch seine „Grundzüge der Berg- und Salzwerkskunde" (1773—91, 13 Bde.), als Bergwerks- und Salinendirektor in Diensten des damaligen Erbprinzen, späteren Kurfürsten von Hessen, stand. Derselbe trat 1782 als Regierungsdirektor der Grafschaft Sayn in die Dienste des Markgrafen von Ansbach, siedelte aber 1783, von der Kaiserin Katharina II. berufen, nach Rußland über, wo er die nachmals so wichtig gewordenen Salzwerke zu Staraja Russa im Gouvernement Nowgorod einrichtete und deren oberste Leitung übernahm und 1816 starb. Inzwischen hatte der Sohn das Gymnasium zu Hanau und 1790—94 die Universitäten zu Gießen und Marburg besucht, wo er Jura und Cameralia studirte und sich schon damals mit besonderer Vorliebe dem Studium der Finanzwissenschaften zuwandte. Nachdem er sich vergeblich um ein Amt im hessischen Staatsdienste

beworben, erhielt er endlich in Anhalt-Bernburg eine Anstellung als Regierungsrath, die seinen Hoffnungen und Wünschen indeß keineswegs zusagte. Im jugendlichen Uebermuth und angesteckt von den aus Frankreich herüberwehenden Freiheits- und Gleichheitsideen, schrieb C. zu jener Zeit seinen bekannten Roman: „Dagobert, Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege“ (Altona 1796), den er später gern ungeschrieben gemacht hätte, da er seinen Feinden nur zu oft Gelegenheit bot, ihn versteckter demokratischer Gesinnungen zu beschuldigen. Im Jahre 1796 folgte er dem Rufe seines inzwischen zum Staatsrath beförderten Vaters nach Staraja Russa und erhielt als dessen Gehülfe bei der Verwaltung der Salzwerke sofort einen einträglichen Dienst. Doch quittirte er diesen schon 1799, um als Rath bei der Expedition der Reichsökonomie in das Ministerium des Innern einzutreten, wo sich ihm ein größeres Feld der Thätigkeit eröffnete. Sehr bald erhielt er, nachdem er verschiedene Proben seiner Brauchbarkeit in dieser neuen Branche abgelegt, die specielle Oberaufsicht über die deutschen Kolonien des petersburger Gouvernements. Um in die Militärverwaltung übergeführt zu werden, schrieb er ein Werk über die Verpflegung der Truppen, und dies hatte in der That einen derartigen Erfolg, daß er 1811 zum Gehülfen des Generalproviantmeisters mit dem Titel eines wirklichen Staatsraths und 1812 zum Generalintendanten der Westarmee ernannt wurde, der er nach Deutschland folgte, nachdem ihm zuvor noch der Charakter eines Generallieutenants verliehen war. C.s Administration, in Folge deren die Westarmee einer Pflege genoß, wie sie bisher keinem Truppentheil der russischen Heeresmassen zu Gute gekommen war, lenkte die unmittelbare Aufmerksamkeit des Kaisers Alexander I. auf ihn, und dieser ernannte ihn schon im nächstfolgenden Jahre (1813) zum Generalintendanten sämmtlicher aktiven Armeecorps. Nach der Rückkehr der russischen Truppen aus Frankreich und Deutschland nahm C. an den Verhandlungen mit Frankreich wegen der sogenannten Montirungsentschädigungen thätigen Antheil, in Folge deren Rußland eine Summe von 30 Millionen Francs erhielt. Trotz der Intriguen der altrussischen Partei gegen ihn ward ihm nach einer Untersuchung, die er sich selbst ausgebeten, nicht nur vollständige Satisfaktion zugestanden, sondern er avancirte auch interimistisch zum Mitglied des Konseils des Kriegsministeriums und bald darauf zum wirklichen Mitglied des Reichsraths. Er verfaßte damals zwei Schriften staatsökonomischen Inhalts, durch welche er sich einen bleibenden Namen in der Reihe der Finanzschriftsteller aller Nationen erworben hat, nämlich: „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft“ (Petersburg 1821) und „Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Kriege, und über ihr Wechselverhältniß zu den Operationen“ (das. 1822—23, 3 Bde.). Da die finanzielle Frage hier so entschieden in den Vordergrund gedrängt erschien, und C. gerade zu ihrer Lösung seine glänzendste Befähigung dokumentirt hatte, so ward er nach dem Ableben des durchaus unpraktischen Generalkontroleurs der Finanzen, Barons von Campenhausen, 1823 vom Kaiser Alexander I. sofort unter dem Titel eines Finanzministers auf diesen wichtigen Posten erhoben und mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen. Diese Ministerialperiode ist die wichtigste aus dem ganzen Leben des im russischen Staatsleben so hervorragenden Mannes, dessen trefflich durchgeführte Finanzoperationen Rußland Mittel und Kräfte an die Hand gaben, welche bis dahin vollständig brach gelegen hatten. Kaiser Nikolaus ehrte C. wie einen Freund und hielt ihn aufrecht bei den unzähligen Verdächtigungen, die die starre altrussische Partei und der von seinem Verwaltungssystem oft schwer betroffene Kaufmannsstand gegen ihn erhoben. Bei allen seinen Finanzspekulationen ging C. von dem Princip aus, den Privatkredit zu Gunsten des Staatskredits zu unterdrücken und die Volksindustrie gegenüber den staatlichen Unternehmungen zu entwerthen. Ordnung in die Staatsfinanzen zu bringen, das war das ihm stets vorschwebende Hauptziel aller seiner staatswirthschaftlichen Pläne, über deren Durchführung er aber nur zu oft die Privatinteressen nicht beachtete, deren Förderung er gleichsam als nicht zu seinem Ressort gehörig erachtete. So war ihm die strenge Innehaltung des Prohibitivzollsystems eine für die äußere Wohlfahrt des Finanzstaates wesentliche Lebensfrage; durch die Benutzung der Kreditanstalten des Reiches suchte er seinen finanziellen Operationen nach innen eine breite Grundlage zu geben; die Wiederherstellung des durch seine Vorgänger erschütterten Staatskredits, die Normirung der Valutenverhältnisse und die Beobachtung einer ehernen Konsequenz in seinem einmal als maßgebend hingestellten Finanzprincip sicherten ihm Erfolge, die jeden Widerspruch seiner Feinde u. gelegentlich selbst die Abneigung des Czaren besiegten. Nur ein Mann von so hoher moralischer Würde, wie C., vermochte so Schweres glücklich durchzuführen. Kein Flecken haftete an seiner Ehre, und seine hohe wissenschaftliche Bildung hob ihn über das geistige Niveau seiner Kollegen im Amte weit hinweg. Noch am Abend seines Lebens (1845) schrieb er zu Paris „Die Oekonomie der Gesellschaft“, worin er zu zeigen suchte, daß im russischen Reiche eine Lebensfähigkeit wohne, deren Impulsen nur die Autokratie einen starken u. sicheren Aufschwung zu geben vermöge. Auf sein mehrmaliges Ansuchen wurde ihm im April 1844 seine Entlassung gewährt, doch nur unter der Bedingung seitens des Kaisers, daß C. als Mitglied des Reichsraths auch ferner an der Staatsverwaltung Theil nehme. Er begab sich darauf nach Paris, kehrte aber bald nach Petersburg zurück, wo er am 22. September 1845 †. Auch um Kunst u. Wissenschaft hat er sich Verdienste erworben, denn er unterstützte nicht bloß Eisenbahnbauten, Kanalisirungsprojekte, Versicherungsgesellschaften aller Art, Aktienvereine und kaufmännische Spekulationen, sondern auch Expeditionen der Gelehrten, Entdeckungsreisen und Kunstunternehmungen der verschiedensten Art, wenn sie sich, indem sie die Gewerbthätigkeit des Landes erhöhten, auch dem Organismus des Reiches durch Förderung seiner Finanzkräfte ersprießlich erwiesen; er regte selbst fort und fort zu dergleichen Projekten an, und sein Erfindungsgeist in dieser Beziehung ist wahrhaft bewundernswerth.

Candaulus (bei den Griechen Myrsilos), letzter König von Lydien, ungefähr 716 v. Chr., ließ den ungläubigen Gyges die Reize seiner Gemahlin

im Bade bewundern. Erzürnt über diese ihr zugefügte Schmach, ließ dieselbe Gyges zu sich kommen und stellte ihm die Alternative, entweder den König zu morden, oder augenblicklich erdrosselt zu werden. Gyges wählte das Erstere. Hebbel benutzte den Stoff zum Gegenstand seines Drama's „Der Ring des Gyges".

Candidatus (lat.), eigentlich der in eine glänzend weiße Toga (candida toga) Gekleidete, besonders im alten Rom zur Zeit der völlig entwickelten Verfassung Derjenige, welcher sich, bloß mit jener angethan, ohne Tunica, bei den Bürgern um ein öffentliches Amt (Quästur, Aedilität, Prätur, Konsulat) bewarb. Ein solcher trug die Toga allein, entweder um zu zeigen, daß er kein Geld zur Bestechung bei sich führe, oder daß er seine Wunden sehen lassen könne, oder um dadurch seine Demuth gegen das Volk an den Tag zu legen. Der Bewerber meldete sich innerhalb drei Nundinen (17 Tage) dreimal bei dem Konsul oder Prätor, welche die Volksversammlung zu leiten hatten, und bat, ihn in die Zahl der gesetzlichen Bewerber (Candidati) aufzunehmen. Meist verging ein Jahr (annus professionis), bis die Konsuln dem Senat Bericht abgestattet und dieser über die Aufnahme in die Kandidatenreihe entschieden hatte. Billigte der Senat die Aufnahme, so sagte der Konsul: Rationem habebo; und bestätigte die Volksversammlung dieselbe, so begann der Beschluß mit den Anfangsworten: Rationem illius habe. Nun erst durfte sich der Römer um ein Amt bewerben (profiteri ad populum), die Toga candida tragen, und war C. Doch verweigerte auch öfter der Senat, oder, wenn auch dieser bestätigte, der Volkstribun die Bewerbung, entweder wegen Mangels des gesetzmäßigen Alters, oder wegen unsittlichen Wandels, oder wegen Ueberspringens eines vorher zu bekleidenden Amtes, oder gesetzwidriger Handlungen wegen. Dann lautete der Beschluß: Rationem non habebo, non renuntiabo. Nach der Bestätigung begann der Ambitus (s. d.). Alle Künste und Mittel wurden dabei aufgeboten, sich der Stimme der wahlfähigen Bürger zu versichern. Keine Schmeichelei, keine Liebkosung, nicht Geld, noch Versprechungen, bei Reichen sowohl wie bei Armen, wurden zur Erreichung dieses Zweckes gespart. Häufig miethete sich der Kandidat einen Nomenclator, welcher ihm die Namen aller stimmfähigen Bürger zu nennen wußte, und wo er ihnen nun begegnete, auf dem Forum, den Straßen, in den Häusern, ging er sie schmeichelnd um ihre Stimme an. Leute (interpretes) gingen für ihn herum und suchten durch Geldversprechungen der Bürger Zustimmung zu erhandeln; oder um den Bürger um so eher günstig zu stimmen, wurden bei sicheren Personen (sequestres) Geldsummen für ihn deponirt. Noch Andere (divisores) zahlten das bedungene Geld sogleich aus. Ein weniger bemittelter Bewerber vertheilte Gemüse, Feldfrüchte und Oel unter das Volk. Am Tage der Wahl (comitia) zog der C., umgeben von seinen Freunden (deductores), welche ebenfalls in der Toga candida erschienen, an den 3. Nundinen auf den am Marsfelde (campus Martius) sich erhebenden Hügel, den Quirinalis oder Collis hortulorum, um sein Andenken dem Volke recht deutlich wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Hierauf bestieg der Konsul ein hölzernes Gerüst (Tribunal), opferte und erinnerte die Volksversammlung an die Wichtigkeit der Wahl. Bis 140 v. Chr. stimmte jeder Bürger mit lauter Stimme für irgend einen Kandidaten, später schrieb er den Namen desselben auf ein von einem Diener dargereichtes, wachsüberzogenes Täfelchen (tabella). Die Mehrzahl der Stimmen entschied natürlich die Wahl des Bewerbers. Diese verkündete nun der Konsul laut von der Bühne, und der Herold schrie sie unter dem Volke aus. Der Gewählte (designatus) bestieg hierauf das Tribunal, schwor in die Hand des Konsuls, die Gesetze aufrecht zu erhalten, dankte der Versammlung, erhielt die Glückwünsche derselben u. eilte, umringt von seinen Freunden, auf das Kapitol, um den Göttern zu danken. Der Designatus bereitete sich noch einige Monate auf sein Amt vor und trat dasselbe zu Anfang des Jahres an. Nur der Censor begann das seinige sogleich. Die Wahl von Abwesenden (absentes) erfolgte entweder, wenn sich Niemand bewarb, oder wenn der sich Bewerbende vom Senat und von dem Volke die Vergünstigung erhalten hatte, absens anzuhalten. Bei der Priesterwahl scheint die Abwesenheit keine Schwierigkeit in den Weg gelegt zu haben. C. hieß auch eine Soldatencharge, welche unter Kaiser Gordianus dem Aelteren daraus entstand, daß dieser aus den körperlich und geistig Ausgezeichnetsten eine besondere Kohorte (schola) bildete, deren Abzeichen wohl ein weißes Gewand gewesen. Vielleicht sollten mit dem Namen C. (von candidus, seelenrein) ihre Vorzüge angedeutet werden. Gordianus der Jüngere bildete eine zweite Kohorte, daher Candidati seniores und Candidati juniores. In den ersten Zeiten des Christenthums hieß C. der Neugetaufte, weil er acht Tage lang ein wallendes weißes Gewand trug, welches ein Gürtel zusammenhielt.

Candish (Cavendish), Thomas, kühner englischer Seefahrer, in Suffolkshire aus einer adeligen Familie geboren, kämpfte frühzeitig in mehren Seeschlachten mit Ruhm und segelte 1586 mit 3 Schiffen um die Erde. Nach zwei Jahren kehrte er mit nur einem Fahrzeuge zurück: das zweite hatte er verloren, das dritte wegen Mangels an Matrosen verbrennen müssen. Auf einer zweiten Reise verlor er 1591 an der brasilianischen Küste 4 Schiffe und kam mit einem einzigen in die Bai von St. Vincent, wo 30 Leute von seiner Bemannung durch die Portugiesen erschlagen wurden. Er selbst † auf der Heimfahrt.

Candy (cingalesisch Maha-neura, d. i. große Stadt), befestigte Stadt im gebirgigen Innern der Insel Ceylon, 7—8 Meilen nördlich vom Adamspik, rechts am obern Lauf des Flusses Mahavali-gangá, 1700 Fuß über dem Meere, aber in ungesunder Lage, war ehedem die blühende Hauptstadt des Königreichs C. und ist jetzt Sitz eines englischen Gouverneurs, von ihrer früheren Bedeutung aber sehr herabgekommen. Sie hat etwa 3000 Einwohner und besteht aus zwei Hauptstraßen, in deren Durchschneidung der Bazar liegt. Das schönste Gebäude ist der am Nordostende gelegene Pavillon, der in seinem Aeußern mit den Palästen der Kaufleute zu Kalkutta wetteifert. Am westlichen Ende der Stadt liegt die Majorgeneralsresidenz auf einem Hügel. Die ehemaligen königlichen Gebäude sind jetzt für die Behörden bestimmt, u. die Audienzhalle ist Gerichtshof. Ein vormaliges Serail wurde in ein Spital verwandelt. Von den vorhandenen 16 Tem-

peln sind 4 brahmanische und 12 buddhistische; der hauptsächlichste der letzteren ist der Dalada Maligawa, in welchem Buddha's Zahn aufbewahrt wird. An der Stadt liegt ein großer See, um den eine liebliche Promenade führt. C. hat eine britische Garnison und ist auch die wichtigste Missionsstation auf Ceylon. Die nächsten Umgebungen bestehen aus steilen Gebirgen, die herrliche Aussichten bieten. Der König von C. war seit uralter Zeit Herr über die ganze Insel, bis ihm die Portugiesen und Holländer die Küsten entrissen. Die letztern nahmen 1796 selbst die Hauptstadt C., verloren sie aber schon nach 9 Monaten wieder. Im Jahre 1802 wurde C. von einer englischen Armee von 3000 Mann unter Major Meudarval erobert, welcher hier den Major Davie mit einer Garnison zurückließ. Die kleine und von dem Klima mitgenommene Garnison mußte sich bald ergeben und ward verrätherisch zum größten Theil ermordet. Auch eine zweite Expedition 1804 schlug fehl, aber eine dritte glückte, und eine Armee von 3000 Mann bemächtigte sich am 14. Februar 1815 der Hauptstadt. Der König Sir-Vikrema selbst wurde gefangen und entthront und das Königreich zu den britischen Besitzungen geschlagen.

Canea (türkisch Chanieh), befestigte Stadt auf der Nordwestküste der Insel Kandia, Sitz eines griechischen Bischofs, hat einen trefflichen Hafen mit Molo, Docks und Arsenal, 8000 Einwohner (davon 5000 Mohammedaner) und ist der wichtigste Handelsplatz der Insel. Die Umgegend ist reich an Olivenbäumen. C. ist das alte Cydonia, wurde 1645 von den Türken erobert und 1692 von den Venetianern vergeblich belagert.

Canella *Gaertn.*, *Swartz* (Kanellbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, charakterisirt durch den 3blätterigen Kelch, die 5blätterig gerollte Blüthe mit 21 in eine Röhre verwachsenen Staubfäden, die runde, erst 2-, reif einfächerige Beere mit 2—3 nierenförmigen Samen, gewürzreiche Bäume in Südamerika. Am bekanntesten ist C. alba *Murr.*, C. Winterana *Gaertn.*, Winterana Canella *L.*, weißer Kanell- od. Zimmtbaum, mit abwechselnden und verkehrt ovalen Blättern, schenkeldickem Stamm und vielen Zweigen, die eine schöne Krone bilden, 20—30 Fuß hoch, in den Wäldern Westindiens. Die Rinde ist als Cortex Canellae albae, Costi, Cortex Winteranus spurius, Canella s. Costus dulcis, weißer Zimmt, weiße Kanellrinde, falsche Wintersrinde, officinell und kommt in 2—3 Fuß langen Röhren oder kurzgebrochenen Stücken vor. Sie hat eine Färbung in allen Nüancen zwischen Röthlichgelb bis Gelblichweiß und innen gelblichweißen Bast, riecht gewürzhaft, zimmt- und nelkenartig und schmeckt schwach bitter, zuletzt scharf. Im Handel kommen zwei Varietäten der weißen Kanellrinde vor, von denen diejenige vorzuziehen ist, die eine dunklere Farbe und einen sehr reizenden Geschmack besitzt. Ihre wirksamsten Bestandtheile sind Bitterstoff und etwas goldgelbes, schweres Aetheröl. Henry fand in einer Sorte, außer Bitterstoff und einem flüchtigen Oel, Harz, Farbstoff, Gummi, Stärkmehl, vielen Eiweißstoff, essigsaures Kali und Kalk, salzsaures Kali u. Talkerde nebst oxalsauren Kalk, aber nur mit Mühe einige Krystalle, dagegen in einer dunkleren Sorte von reizendem Geschmacke desto mehr krystallinische Substanz. Bei Magen- und Darmschwäche und daher rührender Flatulenz, anhaltender Diarrhöe und Kolik, in Verbindung mit reinbittern Arzneimitteln und Eisen, in Gaben zu 10—20 Gran, oder in einem Aufgusse mit Wein zu 1—2 Drachmen, leistet die weiße Kanellrinde treffliche Dienste. Englische Aerzte empfehlen sie zur Verstärkung der China bei Wechselfiebern. Auch als Zusatz zu andern Magenmitteln wird sie angewendet. In Amerika ist sie Küchengewürz. Die Rinde von C. axillaris *Nees*, einem Baum Brasiliens, heißt in ihrem Vaterlande Paratudorinde (Cortex Paratudo s. Paratodo) und kommt in 4 bis 6 Zoll langen, 1—3 Zoll breiten, außen mit tiefen Längs- und seichten Querrissen versehenen, graubraunen, geruchlosen, schwach bitterlich und später brennend gewürzhaft schmeckenden Stücken in den Handel. C. laurifolia *Lodd.*, im tropischen Amerika, ist der C. alba sehr ähnlich, unterscheidet sich aber von dieser durch mehr längliche, oben dunkelgrüne, unten blassere Blätter und sehr stark moschusartig riechende, violette Blüthen mit 20 Staubgefäßen. Auch dieser Baum besitzt eine sehr kräftige Rinde, die häufig unter Cortex Canellae albae in den Handel kommt.

Canga-Arguelles, Don José, spanischer Staatsmann, um 1770 in Asturien geboren, trat 1812 als Abgeordneter von Valencia in die Cortes und lenkte schon damals durch die Bestimmtheit und Klarheit seiner Gedanken wie durch die Wärme, mit welcher er das konstitutionelle System verfocht, die Blicke der Liberalen und den Argwohn ihrer Gegner auf sich. Ferdinand VII. verbannte ihn denn auch sogleich nach seiner Thronbesteigung nach Penniscola, einer Landzunge in der Provinz Valencia. Erst 1816 berief man ihn zurück und stellte ihn in Valencia an. Die ausgedehnteste Wirksamkeit wartete seiner 1820, wo er, nach der Wiederherstellung der Konstitution von 1812, das Portefeuille der Finanzen erhielt. In dieser Stellung legte er den Cortes eine Uebersicht aller Staats- und Kirchengüter in Spanien vor, wonach letztere die ersteren um ein Drittheil überstiegen. Zugleich veröffentlichte er sein „Memoria sobre el credito publico" (Madrid 1820) u. bewies darin, daß die jährlichen Einnahmen des Staats zu der Zeit, wo der König die Konstitution beschwor, bis auf 320,066,000 Realen gesunken, die Ausgaben dagegen bis auf 660,116,231 Realen gestiegen waren, daß folglich das jährliche Deficit mehr als die gesammte Einnahme betrug. C.'s Hülfsvorschläge gingen nun dahin, durch direkte Steuern 140 Millionen aufzubringen, $1/_3$ der Kirchen- u. Klostergüter zu veräußern, die kleineren Besitzungen an der Nordküste von Afrika zu verkaufen und eine Anleihe von 200 Millionen zu eröffnen; zugleich sollte die Ueberzahl der Beamten u. Privilegien in vernünftige Schranken zurückgewiesen werden. Diese Vorschläge fanden jedoch heftigen Widerstand u. wurden so fragmentarisch beobachtet und ausgeführt, daß noch 1822 das Budget ein Deficit von 198 Millionen Realen aufwies. Als sich der König bei der Eröffnung der Cortes am 1. März 1821, ohne vorgängige Berathung mit den Ministern, über die Schwäche der exekutiven Macht beklagte, nahm das ganze Ministerium seine Entlassung. In den Cortes von 1822 stand C. wieder auf der Seite der Liberalen u. trug auf Befestigung

der Konstitution und Verbesserung der Finanzen an. Nach der Katastrophe von 1823 floh er nach England, von wo er 1830 zurückkehrte. Später trat er wieder in die Cortes, ohne sich aber besonders bemerklich zu machen. Er † 1843. Die „Elementas de la ciencia de hacienda“ (London 1825) waren der Vorläufer seines umfangreichen Werks: „Diccionario de hacienda“ (das. 1827—28, 5 Bde.).

Canhador (Canador), in Portugal ein Maß für Flüssigkeiten, nicht ganz $1^1/_4$ berliner Quart, in Lissabon $71^2/_3$, in Porto 94 pariser Kubikzoll.

Canicatti (Canigatti), Stadt in der sicilianischen Provinz Girgenti, am Naro, mit 18,000 Einwohnern, welche Getreide, Feigen, Oel, Mandeln und Aloë bauen.

Canicula (lat.), der Hundsstern, Sirius (s. d.); daher caniculares dies, die Hundstage.

Canidius, P. C. Crassus, 43 v. Chr. Unterfeldherr des Lepidus in Gallien, bewog mit Anderen denselben zum Bündniß mit Antonius. Als Legat des letzteren besiegte er später die Armenier, Iberer und Albaner und drang bis an den Kaukasus vor. Dagegen war er im Kampfe gegen die Parther wie die übrigen Heerführer unglücklich. Beim Beginn des Kampfes zwischen Antonius und Octavian führte er das Heer aus Armenien an die Seeküste, mußte aber müßiger Zuschauer der Schlacht bei Actium sein und brachte dem Antonius die Nachricht von dessen Unglück. Nach dem Tode des Antonius ließ ihn Octavian hinrichten.

Canigou, Gipfel des Pyrenäenzugs des Aspres im französischen Departement Ostpyrenäen, der sich zwischen Ret u. Tech, vom Hauptzug der Ostpyrenäen abzweigt, hat 4 Spitzen, deren höchste 8582 F. hoch ist u. ein eisernes Kreuz trägt, ist 7 Monate mit Schnee bedeckt. An seinem Fuße sind Schwefelquellen.

Canina, Luigi, Ritter, italienischer Architekt und Alterthumsforscher, geboren 1793 zu Casale, war Professor der Architektur an der Akademie zu Turin, als er seine erste bedeutende Arbeit über die antike Baukunst unter dem Titel „L'architettura antica descritta e dimonstrata coi monumenti“ (2. Aufl., Rom 1844, 9 Bde. Text und 3 Bde. Kupfer) veröffentlichte. Seitdem meist als Architekt in Rom lebend, bearbeitete er die Topographie des alten Roms in der „Indicazione topografica di Roma antica“ (Rom 1831, 3. Aufl. 1841), sowie in der „Esposizione storica e topografica del foro romano“ (das. 1834, 2. Aufl. 1845), deren Angaben durch spätere Ausgrabungen bestätigt wurden. Im Jahre 1839 wurde C. die Leitung der Nachgrabungen von Tusculum übertragen, welche Arbeit er aufs Beste zu Ende führte. Die damalige Besitzerin der tuskulanischen Villa, die verwittwete Königin von Sardinien, veranlaßte ihn zur Ausarbeitung der „Descrizione dell' antico Tusculo“ (Rom 1841), welche auf ihre Kosten in prächtiger Ausstattung erschien. Diesem trefflichen Werke folgten die Untersuchungen „Sull' architettura, più propria dei tempj cristiani“ (Rom 1843; 2. Aufl. 1846, mit 145 Kupfern). Durch die Liberalität der Königin von Sardinien ward C. auch in den Stand gesetzt, sein Werk „L'antica città di Veji“ (Rom 1847, mit 44 Kupfern) erscheinen zu lassen. Um dieselbe Zeit gab er auch „Sull' Etruria maritima“ (Rom 1847—50, 2 Bde., mit 80 Kupfertafeln) und „Gli edificj di Roma“ (das. 1849—52, 2 Bde. Text und 2 Bde. Kupfer) heraus. Er war für Künstler und Fremde von Bedeutung ein unermüdlicher und zuverlässiger Führer durch Rom mit seinen Merkwürdigkeiten. Er † den 17. Oktober 1856 zu Florenz.

Caninefates (Canninefates, Cannenufates, Canninefi), batavischer Volksstamm germanischen Ursprungs, auf dem nordwestlichen Theil der batavischen Insel, mit der Hauptstadt Lugdunum Batavorum. Im Jahre 4 n. Chr. von Tiberius bezwungen, nahmen sie Kriegsdienste in den römischen Heeren. Unter Caligula empörten sie sich, verbanden sich 70 n. Chr. unter Brinno mit Civilis gegen die Römer, zerstörten 71. n. Chr. die römische Flotte und schlugen die den Römern hülfreichen Nervier.

Canino, Flecken im Kirchenstaat, Delegation Viterbo, nicht weit vom Lago di Bracciano, gab einem Fürstenthum den Namen, welches Pius VII. zu Gunsten Lucian Bonaparte's 1814 errichtete. C. ist die Vaterstadt Pauls III.

Canino, Charles Lucien Jules Laurent, Fürst von C., s. Bonaparte.

Canis, zwei Sternbilder, s. Hund.

Canisius, Peter, eigentlich de Hondt, unter mehren gleichnamigen, auch als Schriftsteller bekannten Jesuiten der bedeutendste, erster Provinzial der Gesellschaft Jesu in Deutschland, ein unermüdlicher und glücklicher Ketzerbekehrer, geboren am 8. Mai 1524 zu Nimwegen, trat 1543 zu Köln in den Jesuitenorden u. entwickelte sogleich für die Zwecke desselben große Thätigkeit, indem er der vom Erzbischof Hermann von Köln beabsichtigten Reformation erfolgreich entgegentrat. In das Jesuitenkollegium zu Ingolstadt versetzt, wirkte er als Lehrer, dann als Rektor und Vicekanzler der Universität eifrig für Verbreitung seines Ordens und Unterdrückung der Reformation in Bayern. Noch erfolgreicher geschah dies von ihm in Wien, wo er 1551 Rektor seines Ordenskollegiums, dann Hofprediger des Kaisers Ferdinand I. und von diesem selbst zum Bischof designirt ward, eine Würde, deren Annahme jedoch der Ordensgeneral nicht gestattete. Auch dem tridentiner Koncil wohnte er bei und †, nachdem er seine Thätigkeit noch über die Schweiz verbreitet und Kollegien zu Wien, Prag, Augsburg, Dillingen und Freiburg in der Schweiz gegründet hatte, an letzterem Orte am 21. December 1597. Vor Allem diente er der Gegenreformation durch seinen Katechismus, den er auf Ferdinands Befehl zur Paralysirung des Einflusses des lutherischen Katechismus verfaßte. Zuerst als größeren („Summa doctrinae et institutionis christianae“, Wien 1554, deutsch, Landshut 1842), dann als kleineren („Institutiones christianae pietatis“, Wien 1566, deutsch, Landsh. 1830, Mainz 1840), faßte er das Ganze der christlichen Lehre unter Glaube (symbolum apostolicum), Hoffnung (Vaterunser) und Liebe (Dekalog) zusammen, und zwar so taktvoll und klar, daß dieser Katechismus die weiteste Verbreitung fand und noch jetzt vielfach im Gebrauch ist. In dem „Opus catechisticum de Summa etc.“ (Köln 1569) hat der Jesuit Peter Busäus einen ausführlichen Kommentar dazu geliefert. Außerdem schrieb C. „Manuale catholicorum in usum pie precandi collectum“

(Antw. 1530, Augsb. 1841; deutsch, Landsh. 1829), „Commentaria de verbi divini corruptelis“ (Ingolstadt 1583, 2 Bde.) und Commentarii gegen die magdeburger Centuriatoren. Sein Neffe, Heinrich C., gelehrter Kanonist, fleißiger Schriftsteller u. Sammler schätzbarer historischer Denkmäler, 1562 zu Nimwegen geboren, † als Lehrer des kanonischen Rechts in Ingolstadt 1610. Er schrieb: „Antiquae lectiones ad historiam mediae aetatis illustrandam“ (Ingolstadt 1602—4, 6 Bde.), neue Ausgabe von Basnage unter dem Titel: „Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum“ (Antw. 1721, 7 Bde.).

Canitz, Friedrich Rudolf Ludwig, Freiherr von, preußischer Diplomat und deutscher Dichter, aus einer alten preußischen Adelsfamilie den 27. November 1654 zu Berlin geboren, studirte zu Leyden und Leipzig die Rechte, bereiste dann Italien, Frankreich, England und Holland und wurde hierauf 1677 Kammerjunker des großen Kurfürsten. Unter Friedrich I. ward er 1697 zum geheimen Staatsrath und dann zum wirklichen geheimen Rath ernannt, durch den Kaiser aber um 1698 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Auf einer Gesandtschaft im Haag erkrankt, kehrte er nach Berlin zurück und † hier am 16. August 1699. Von C.' Gedichten erschienen erst ein Jahr nach seinem Tode (1700) ohne den Namen des Verfassers, besorgt von Joachim Lange, bevorwortet vom Freiherrn von Canstein, $6\frac{1}{2}$ Bogen unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte“ (1. Ausgabe mit dem Namen des Verfassers 1719, vollständige Ausgabe mit der Biographie C.' und historischen Erklärungen von König, Leipzig und Berlin 1727, 14. Aufl. 1765). Eine Auswahl findet sich in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts“ (Leipzig 1838, Bd. 14). C. war zwar frei von dem Schwulst und der Unnatur, womit sich damals die schlesischen Dichterschulen in Deutschland breit machten; aber Dichter war er nicht, und nur in einer so poesiearmen Zeit, wie die seine war, konnten die Spielereien seiner Muse Bewunderung erregen.

Canitz und Dallwitz, 1) Karl, Freiherr von, preußischer General, geboren 1787, studirte zu Marburg Rechtswissenschaft, trat erst in kurhessische, später in preußische Kriegsdienste und wohnte den Kämpfen von 1806 und 1807 bei. Als sich 1812 Preußen dem Zug Napoleons I. nach Rußland anschließen mußte, ward C. in Yorks Generalstab versetzt, und er war der Erste, welcher nach Yorks Uebereinkunft mit Rußland der Unthätigkeit der preußischen Truppen dadurch entwich, daß er sich den russischen Truppen anschloß. Unter dem General von Tettenborn unternahm er den Zug nach Berlin und Hamburg, der für das bewaffnete Auftreten Norddeutschlands so wirksam war. Während des Waffenstillstands im Sommer 1813 trat er in seine vorige Stellung als Generalstabsoffizier in Yorks Armeecorps zurück und wohnte allen Feldzügen bis zum zweiten pariser Frieden bei. Zum Major avancirt, kam er in den Generalstab zu Breslau, wurde 1821 Adjutant des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, und zu gleicher Zeit Lehrer der Kriegsgeschichte an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin. Von hier ging er 1828 in diplomatischen Aufträgen nach Konstantinopel, von wo er 1829 zurückkehrte. Zum Oberst und Befehlshaber eines zu Danzig garnisonirenden Husarenregiments erhoben, hatte C. bereits seine kriegswissenschaftlichen und historischen Studien wieder aufgenommen, als er den Auftrag erhielt, dem russisch-polnischen Feldzuge von 1831 als preußischer Abgeordneter im Hauptquartier des Feldmarschals Diebitsch beizuwohnen und die verschiedenen Inkonvenienzen zu heben, die aus dem Ueberschreiten der preußischen Grenze von Seiten verschlagener größerer Abtheilungen des polnischen Heeres folgten. Im Jahre 1833 wurde C. Generalmajor und, nachdem Ernst August den Thron von Hannover bestiegen hatte, preußischer Gesandter bei den Höfen in Hannover u. Braunschweig, sodann 1842 am wiener Hofe. Nach dem Tode des Ministers von Bülow 1846 wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt, welche Stellung er bis zum März 1848 bekleidete. Die äußere Politik Preußens schloß sich unter C.' Verwaltung noch enger an die österreichisch-russische an; auch auf den Gang der innern Politik wirkte er durch seine streng-kirchliche Richtung bedeutend ein. Am 17. März 1848 nahm C. mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Bodelschwingh seine Entlassung und lebte darauf in Zurückgezogenheit, bis ihm im Mai 1849 vom Ministerium Brandenburg die Mission ertheilt wurde, in Wien die Zustimmung Oesterreichs zu dem von Preußen projektirten engeren Bundesstaate zu erwirken. Nach vierzehntägiger Unterhandlung kehrte er jedoch unverrichteter Sache nach Berlin zurück, wo er am 25. April 1850 †. Er gab heraus: „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in der neuern Zeit“ (Berlin 1823, 2 Bde.) und gilt auch für den Verfasser der „Betrachtungen eines Laien über das Leben Jesu von Strauß“ (Göttingen 1837).

2) Rudolf Friedrich, Freiherr von C., bekannt als Mitglied der preußischen zweiten Kammer, Neffe des Vorigen, am 24. Februar 1809 auf dem väterlichen Gute in Schlesien geboren, erhielt seine erste Ausbildung in Hannover und Kassel, trat dann in das Kadettenhaus zu Berlin und wurde, 17 Jahre alt, dem Gardereserveinfanterieregiment einverleibt. Im Jahre 1829 besuchte er die königliche Kriegsschule und studirte hier besonders eifrig die mathematischen Wissenschaften unter Leitung des damaligen Hauptmanns Gerland. Nachdem er 1835—41 im topographischen Bureau des großen Generalstabs und bei der Aufnahme zur Generalstabskarte beschäftigt gewesen, nahm er 1842 seinen Abschied und ließ sich auf seinem Gute in Schlesien nieder. Im Jahre 1849 in die zweite Kammer gewählt, nahm er seinen Platz auf der konstitutionellen Linken. Eine Rede, die er in der Sitzung vom 23. Oktober gegen die erbliche Pairie hielt, und in der er mit sarkastischer Schärfe den Mangel an historischer Berechtigung dieses Instituts in Preußen nachwies, ward von seinen Standesgenossen sehr übel aufgenommen.

Canje, schiffbarer Fluß im britischen Guyana, Distrikt Berbice, mündet in den Ocean.

Canna (Cannay), eine der Hebrideninseln, zur schottischen Grafschaft Inverneß gehörig, nordwestlich von Rum, 4 (engl.) Meilen lang, 1 breit, mit trefflichen Weiden, schöner Viehzucht und 450 Einwohnern, welche Stock- und Wallfischfang treiben. Hier der bekannte Kompaßfelsen,

an welchem die Magnetnadel ein Viertel des Kreisbogens gegen Westen abweicht.

Canna *L.* (Blumenrohr), Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, ausdauernde schilfartige Pflanzen in Ostindien, Nord- und Südamerika, mit blattreichem Stengel und dicker knolliger Wurzel, ziemlich großen und schön gefärbten, meist gepaart in langen Deckblättern und lockeren Endähren stehenden Blüthen. C. angustifolia *L.*, in Brasilien, wo die knolligen Wurzeln gegessen werden, wird daselbst auch als schweißtreibendes und excitirendes Mittel, besonders bei rheumatischen Anfällen gebraucht. Schöne Zierpflanzen sind: C. discolor *Lindl.*, mit schönen, großen, länglich-eirunden, rothbraun gerandeten Blättern und scharlachrothen Blüthen, auf Trinidad, an 8 Fuß hoch, am besten in einem Erdbeete oder in einem weiten, in das Lohbeet des Warmhauses eingesenkten Topfe gedeihend; C. heliconiaefolia *Hort. Berol.*, mit an 3 Fuß langen, länglichen, lanzettförmigen, langgespitzten Blättern und fast mennigrothen Blüthen, 7—8 Fuß hoch; C. indica *L.* (C. variabilis *Willd.*), mit eirunden, langgespitzten Blättern und purpurrothen Blüthen, in Ost- und Westindien wild in sumpfigen Gegenden wachsend, der schönen Blumen wegen aber auch in Gärten und bei uns häufig als Zierpflanze im Zimmer kultivirt; C. iridiflora *Ruiz* et *Pav.*, mit großen, länglichen, lanzettförmigen, langgespitzten Blättern mit sehr kurzen borstenförmigen Endspitzchen, unten mit abfallendem, wolligem Flaum bekleidet, und sehr großen, prächtigen, herabhängenden, trompetenförmigen, über 4 Zoll langen, karmin- oder purpurrothen Blüthen, in Peru; C. limbata *Rosc.* (C. aureovittata *Lodd.*), 4—5 Fuß hoch, mit lanzettförmigen, zugespitzten Blättern und sehr schönen, gegen 2 Zoll langen Blüthen mit feurig scharlachrothen, goldgelb gesäumten Einschnitten der Oberlippe und hängender, hochgelber, scharlachroth gefleckter Unterlippe, in Brasilien, fast das ganze Jahr hindurch blühend und sowohl im Topf, als auch im Sommer im freien Lande gedeihend; C. nepalensis *Wall.*, mit purpurrothen Blüthen, 5—6 Fuß hoch, im Sommer auch für das freie Land geeignet; C. orientalis *Rosc.* (C. indica *Roxb.*), mit feurigen, scharlachrothen Blüthen, 4—6 Fuß hoch, zu allen Jahreszeiten blühend; C. speciosa *Rosc.* (C. bifida *Herb.*), mit scharlachrothen Blüthen, 5—6 Fuß hoch. Alle Arten dieser Zierpflanzen lieben eine fette, lockere, mit $1/_{6}$ Flußsand vermischte Mistbeeterde, einen hellen Standort im Warmhause nahe am Fenster und im Winter 10—15° Wärme. Die meisten verlangen ziemlich große Töpfe, alle eine Unterlage von Scherben, während der Wachsthumszeit reichlich, außer derselben und im Winter sehr wenig Wasser. Das Versetzen und Zertheilen der Wurzelknollen geschieht stets nach der Blüthezeit, wenn die Pflanzen in Ruhe stehen. Von den härteren Arten kann man an warmen, windstillen, ruhigen, sonnigen Stellen im freien Lande prächtige Gruppen bilden. Man gibt ihnen dann eine fußhohe Unterlage von Laub- od. Pferdedünger, bringt 2 F. gute Erde darauf und setzt die Pflanzen im Juni mit vollen Ballen aus den Töpfen hinein. Im Herbst werden sie wieder in die Töpfe gesetzt. Die Vermehrung geschieht durch Theilung und durch Samen, dessen harte Schale, damit er nicht zu lang liege, an einer Stelle, wo man den Keim nicht trifft, angefeilt wird. Von den Malayen werden die glänzenden schwarzen Samen zu Rosenkränzen aufgereiht; auch bedient man sich derselben statt des Schrotes im Schießgewehr.

Canna (ital.), eine Art Meßruthe, = 10 Palmen; daher Längenmaß in Spanien, Frankreich und Italien = 1,992—2,100 Meter, jetzt von dem neuen französischen Maß fast ganz verdrängt.

Cannabich, Johann Günther Friedrich, geographischer Schriftsteller, geboren den 21. April 1777 zu Sondershausen, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich 1794—97 zu Jena dem Studium der Theologie. Im Jahre 1807 ward er Rektor an der Stadtschule zu Greußen, 1819 Pfarrer zu Niederböſa und 1835 zu Bendeleben, lebte seit 1848 emeritirt zu Sondershausen und † den 2. März 1859. Er war der Erste, welcher in seinem „Lehrbuch der Geographie" (Sondersh. 1816; 17. Aufl., Weimar 1855) die durch den Friedensschluß von 1815 in der Abgrenzung der Staatengebiete eingetretenen Veränderungen berücksichtigte. Seine „Kleine Schulgeographie" (Sondersh. 1818) erlebte 1851 die 17. Auflage. Für das „Vollständige Handbuch der Erdbeschreibung" (Weimar 1819—27, 23 Bde.), das er mit Gaspari, Hassel, Guths-Muths und Ukert herausgab, lieferte er Frankreich, die Niederlande und Westindien, für die „Neueste Länder- und Völkerkunde" den 6. Band (Weimar 1821), welcher die Niederlande, die jonischen Inseln und Krakau, u. den 23. Band (das. 1827), welcher Baden, Nassau u. mehre kleinere Staaten Deutschlands enthält. Mit Streit begann er die geographische Zeitschrift „Globus" (Weimar 1822—26, 2 Bde.); von Galetti's „Allgemeiner Weltkunde" besorgte er die 8., 9. und im Verein mit Meynert und Straßnitzki (Pesth 1847) die 10. Ausgabe. Von seinen übrigen geographischen Arbeiten erwähnen wir: „Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen" (Dresden 1827—28, 6 Bde.; neue Ausg. 1835), „Statistische Beschreibung des Königreichs Würtemberg" (das. 1828, 2 Bde.), „Neuestes Gemälde von Frankreich" (1831—32, 2 Bde.), „Neuestes Gemälde des europ. Rußland und des Königreichs Polen" (1833, 2 Bde.), das „Hülfsbuch beim Unterricht in der Geographie" (Eisl. 1833—38, 3 Bde.; 2 Aufl., 1838—40) und den „Leitfaden zum methodischen Unterricht in der Geographie" (2 Aufl., Eisl. 1836).

Cannabis, Pflanzengattung, s. Hanf.

Cannä, Stadt im daunischen Apulien, breitete sich da, wo noch jetzt der Römer das Campo del sanguine (Blutfeld) in der ehemaligen neapolitanischen Provinz Molise sucht, und in dessen Nähe der Flecken Canne liegt, über sieben Hügeln aus, beherrschte wie Rom in Latium mehre Völkerschaften und hatte wie die alten Städte Griechenlands, Siciliens und Etruriens eine befestigte Akropolis und ein Kapitol, worin die Priester ein Palladium bewahrten. Die Trümmer der Stadt sind unter Schutt begraben; aber 20 Fuß tief in der Erde fand man beim Nachgraben schöne Säulen u. Mauerreste, sowie Waffen 2c. Berühmt ist C. wegen der furchtbaren Niederlage, welche die Römer durch Hannibal 216 v. Chr. erlitten. Nach dem Siege am trasimenischen See zog Hannibal, um seinem durch

einen zwiefachen Feldzug mitgenommenen Heere Ruhe und Erholung zu verschaffen, in die Landschaft Ancona, wo er auch im folgenden Jahre noch unthätig verharren mußte, da die Römer ängstlich eine Schlacht vermieden, dagegen den punischen Feldherrn bei jeder Gelegenheit zu beunruhigen suchten. Inzwischen hatte Hannibal erkundschaftet, daß die Römer ihre Haptmagazine zu C. oder vielmehr in der dortigen Veste hatten. Um diesen Waffenplatz an sich zu reißen und so den Schauplatz der Operationen zu verändern, suchte er ihnen einige Tagemärsche zuvorzukommen, was ihm auch glückte, denn die Veste mit allen Magazinen kam in seine Gewalt. Dadurch hatte er den Krieg mitten nach Apulien verlegt, und die Römer mußten ihm dahin folgen, wenn ihnen der schlaue Punier nicht auch Canusium und die anderen Magazine entreißen sollte. Die Römer hatten sich bei dem jetzigen Fortore gegen Serra Capriola gelagert und besetzten, sich an das Gebirge lehnend, das rechte Ufer des Aufidus (Ofanto), um Venusium (Venosa) und Canusium (Canosa) zu decken. Hier stieß ein zweites Heer unter den neuerwählten Konsuln, L. Aemilius Paullus und Terentius Varro, zu ihnen, so daß die Macht der Römer nun aus 8 eigenen und 8 Legionen der Bundesgenossen, zusammen 80,000 Mann zu Fuß und 700 Mann zu Pferd, bestand. Am folgenden Tage setzte sich dieses Heer in Marsch und näherte sich auf 2 Stunden den Puniern, deren Lager sich an die Burg von C. und das rechte Ufer des Aufidus stützte. Aemilius, erfahren im Felde und vorsichtig im Handeln, wollte durch langes Hinhalten den Feind aufreiben, welcher Meinung der Prokonsul Servilius beitrat. Aber Terentius Varro, eitel, unwissend und um die Volksgunst buhlend, ließ, als er am folgenden Tage den Oberbefehl hatte, das Heer gegen den Feind vorrücken. Ihm stimmten alle anwesenden Senatsglieder und Ritter, dem ihnen in Rom gegebenen Auftrage zufolge, eine Hauptschlacht zu wagen, bei. Sobald Hannibal diese Bewegung merkte, stellte er sich an die Spitze seiner leichten Infanterie und Reiterei und sein erster Stoß brachte einige Verwirrung in die Reihen des Feindes. Aemilius, welcher am folgenden Tage das Kommando führte, vermied allen Kampf, wollte aber, da es gefährlich war, seine Stellung am Ufer des Aufidus, so nahe dem Feinde, zu verlassen, das Fouragiren desselben auf den apulischen Gefilden verhindern, ließ deshalb eine Brücke über den Fluß schlagen, ungefähr den dritten Theil seines Heeres auf das linke Ufer übersetzen und ein verschanztes Lager beziehen. Erst am dritten Tage rückte Hannibal aus und bot den Römern unter Aemilius vergebens eine Schlacht an. Als sich diese ruhig im Lager hielten, versuchte der punische Feldherr durch Neckereien die Geduld der Römer zu erproben. Er ließ seine Numidier über den Aufidus setzen, das kleine römische Lager umringen u. sich bis zu den Befestigungen so ausbreiten, daß die Römer nicht einmal Wasser ohne Gefahr holen konnten. Varro, über diese Art von Blokade ärgerlich, wußte seinen Wunsch, eine Schlacht zu liefern, auch dem Heere mitzutheilen, ließ am folgenden Tage die Truppen des großen Lagers über den Fluß setzen und stellte dieselben nach der Vereinigung mit der Besatzung des kleinen Lagers auf der Ebene von Cerignola in Schlachtordnung auf. Auf beiden Flügeln stand die Reiterei, auf dem rechten, welcher sich an den Fluß lehnte, die römische, ungefähr 2000 Pferde stark, die der Verbündeten, 4800 Pferde stark, auf dem linken, zunächst der Ebene. Hannibal stellte sich so, daß er den berüchtigten Südostwind (Sirocco) und den in diesen brennend dürren Ebenen aufgewirbelten Staub im Rücken hatte. Sobald er erkundschaftet, daß die Römer den Aufidus überschritten hatten, setzte er gleichfalls mit den leichten Truppen über den Fluß, ließ dieselben sich in einer Linie dem Feinde gegenüber entwickeln, um die Stellung, die er nehmen wollte, zu maskiren, folgte bald darauf mit seinem ganzen Heere, welches gegen 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Reiter zählte, und ließ dasselbe auf der bis Cerignola sich erstreckenden Ebene aufstellen. Auf seinen linken Flügel postirte er seine beste Reiterei, die gallische und spanische, der römischen gegenüber. Auf dem rechten Flügel stellte er der Reiterei der römischen Bundesgenossen seine eigene leichte entgegen, die an Zahl der feindlichen gleich war. Hier konnte er keinen Sieg erwarten, aber es genügte ihm, den Feind aufzuhalten und zu beschäftigen, bis die römische Reiterei geschlagen war und die gallische und spanische dem andern Flügel zu Hülfe eilen konnte. Was das Fußvolk betrifft, so standen an den beiden äußersten Punkten der Linie die Afrikaner, nach römischer Weise mit Wurfspieß und Schwert bewaffnet, in Phalanxabtheilungen, die Hälfte zur Rechten, die Hälfte zur Linken. Im Centrum befand sich das gallische und spanische Fußvolk, die Gallier fast nackt, mit Schilden und Säbeln, die nur zum Hauen dienten, die Spanier in rothen Röcken, mit Schild und kurzem Schwert bewaffnet. Die Abtheilungen beider Völker wechselten zur Ausgleichung der Bewaffnung mit einander ab. Den linken Flügel der Punier befehligte Hasdrubal, den rechten Hanno, das Centrum Hannibal selbst. Bei den Römern stand Aemilius auf dem rechten, Varro auf dem linken Flügel und die 2 Prokonsuln im Centrum. Die Schlacht begann mit einem hartnäckigen Gefecht der leichten Truppen. Sobald aber Hannibal sein Heer in völliger Schlachtordnung stehen sah, ließ er seine auf dem linken Flügel stehende Reiterei die der Römer angreifen, worauf sich längs des Aufidus ein langes und blutiges Reitergefecht entspann. Die Römer, um die Hälfte schwächer, hielten den Angriff mit außerordentlicher Tapferkeit aus; die Erbitterung der Kämpfenden war aber so groß, daß bald ein wirres Handgemeng entstand. Da die Römer sich in die Enge getrieben sahen, sprangen sie in großer Zahl von ihren Rossen, um zu Fuße zu kämpfen, wurden aber von der Mehrzahl überwältigt, an das Ufer gedrängt und beinahe alle niedergehauen. Inzwischen hatte das römische Centrum die feindliche Spitze mit Wuth angegriffen, während die Flügel noch entfernt standen. Die Gallier und Spanier hielten einige Zeit den Angriff aus, zogen sich aber endlich zurück, aber nicht in der Ordnung, wie es Hannibal gewünscht hatte. Es mußte daher dem römischen Centrum eine größere Streitmacht entgegengesetzt werden Die äußersten Abtheilungen der konvexen Seite erhielten demgemäß Befehl vorzurücken und sich an die des Centrums anzuschließen, welche sich gegen sie zurückzogen. Die natürliche Folge hiervon war,

daß auch die Römer ihr Centrum verstärkten. Die römische Linie löste sich auf, und das Centrum, einen stumpfen Winkel bildend, nahm immer mehr an Breite ab, je mehr sich die Bewegung vorwärts verlängerte. Als die Gallier und Spanier auf ihrem Rückzug die Linie der beiden Flügel überschritten hatten, bildeten sie eine konkave Linie und hielten Stand, so daß sich die Römer wie in eine Zange eingeschlossen befanden. Die leichten punischen Truppen, welche die Fronte deckten und sich auf die Reserve zurückgezogen hatten, erhielten darauf Befehl, vorzurücken und den Galliern und Spaniern Beistand zu leisten. Zu gleicher Zeit griffen rechts und links die beiden afrikanischen Flügel die Flanken der römischen Linie an und durchbrachen sie an mehren Stellen. Von diesem Augenblick an stieg die Verwirrung aufs Höchste, und jegliche Rettung war unmöglich. Die Reiterei der Verbündeten auf dem linken römischen Flügel hatte ohne Erfolg gegen die Numidier gekämpft, welche allen Frontangriffen auszuweichen wußten, und stand, als sie sich vom siegreichen Hasdrubal bedroht sah, vom Kampfe ab. Varro, der auf diesem Flügel kommandirte, floh, ohne sich um den anderen zu bekümmern, mit ungefähr 300 Reitern nach Venusium. Nachdem Aemilius auf dem rechten Flügel an der Spitze seiner Reiterei tapfer gekämpft hatte, schloß er sich an das Fußvolk an, welches ganz in die Gewalt des Feindes gegeben dastand. Aber sein Muth und seine Thätigkeit vermochten das Gefecht nicht wieder herzustellen. Er fiel als Held mitten unter seinen um ihn gefallenen Kriegern. Die, welche dem Blutbad entrannen, flüchteten sich in die Lager und ein Theil von ihnen Nachts nach Canusium und Venusium. Die Zurückgebliebenen lieferten am folgenden Tage ihre Waffen aus. Die nach Venusium Geflüchteten bildeten ein Corps von ungefähr 10,000 Mann. Der Rest war entweder gefangen, oder lag todt auf dem Schlachtfeld. Der Konsul Aemilius, ein Prokonsul, die beiden Quästoren, 21 Kriegstribunen und 80 Senatoren waren gefallen, und der Sieger schickte als Zeichen des Sieges 3 Scheffel Goldringe von den gebliebenen Rittern nach Karthago. Apulien, Samnium, fast ganz Italien kam damit in die Hände des Siegers, und der Weg nach Rom stand ihm offen.

Canne, Längenmaß, s. Canna.

Cannes, Stadt im französischen Departement Var, am nordöstlichen Ende des Golfs von Napoule, am Mittelmeer, hat ein Schloß, einen kleinen Hafen und 5560 Einw., welche einen lebhaften Handel mit Sardellen (jährlich 2000 Ctr.), Anchovis, Oel, Wein und Südfrüchten treiben. C. ist nach Einigen das Agitna oder ad Horrea im Oxybierland. Zwischen C. u. Antibes ist die Bucht St. Juan, wo Napoleon I. nach der Rückkehr von Elba landete.

Canning, 1) George, einer der größten Redner und Staatsmänner Großbritanniens, geboren am 11. April 1770 zu London aus einer ehrenwerthen, aber mittellosen Familie, verwaiste früh, weshalb Freunde und Verwandte seines Vaters, namentlich ein Oheim, für Unterricht und Erziehung des sich vortrefflich entwickelnden Knaben sorgen mußten. Schon im Etoncollege trat C., kaum 15 Jahre alt, als Schriftsteller auf; seine Beiträge in ein von den ältern Schülern redigirtes Journal, „The microcosm“, besonders einige Gedichte über die Sklaverei Griechenlands erwarben ihm Gönner und Freunde; überhaupt schloß C. schon hier viele Bekanntschaften, die für sein späteres Leben von großer Bedeutung waren. In Oxford, wohin er sich im 18. Jahre begab, trat er mit Lord Liverpool in ein freundschaftliches Verhältniß, und hier lernte ihn bei einem Besuche auch Pitt kennen, der ihm bald nachher die ersten Schritte zu seiner neuen Laufbahn zeigte. C. ging nämlich nach beendeten Universitätsstudien als Anwalt nach London und trat hier auf Pitts Betrieb 1793 als Vertreter des verfallenen Fleckens Newport (auf der Insel Wight) ins Parlament. Ein ganzes Jahr lang vernahm man hier von ihm keinen Laut, aber seine erste Rede (1794) behandelte sogleich Pitts Lieblingsthema: Krieg gegen Frankreich u. dessen politische Gestaltung. Der Redner hatte zur vollkommensten Zufriedenheit seiner Partei debütirt: sein Lohn war die Stelle eines Unterstaatssekretärs im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, auf welchem Posten er als eine der Hauptstützen der pittschen Verwaltung bis 1801 blieb. Seine Reden zeichneten sich durch geistvolle Behandlung des Gegenstandes, blühenden Ausdruck und durch die sinnreiche Anführung von Stellen aus alten Klassikern aus; aber der oft zu gelehrte Anstrich derselben veranlaßte auch den Spott, daß sein Talent etwas nach Schimmel und Oellampe rieche, und die Anmaßung, mit welcher er die wichtigsten Interessen des Kontinents behandelte und gegen Frankreich und die dortigen Vertreter freisinniger Gedanken ankämpfte, konnte ihm bei dem heller denkenden Theil der Nation wenig Zuneigung erwerben. Uebrigens diente C. seiner Partei nicht bloß im Parlament u. in der Aktenstube, sondern auch als Schriftsteller u. Dichter. Mit Lord Liverpool, George Ellis (später Lord Seaford) u. Frere gründete er 1797 die Zeitschrift „The Anti-Jacobin, or weekly examiner“, die bis in den Juli 1796 dauerte und aus C.s Feder viele, oft mit boshaftem Witz ausgerüstete Satiren gegen Frankreich 2c. enthielt. Als 1801 Addington an Pitts Stelle trat, verließ auch C. seinen Posten und begann plötzlich einen scharfen Kampf gegen das friedliche System des neuen Ministeriums. Abermals trat er 1804 mit Pitt an die Spitze der Geschäfte, verlor aber schon 1806, als sein Gönner starb, seinen Einfluß und trat nun gegen das Whigministerium Fox in die Schranken. Schon im nächsten Jahre verloren aber auch die Whigs in Fox ihr bestes Haupt, u. die Tories erhoben das ihre wieder. C. fiel im neuen Ministerium das Portefeuille des Auswärtigen zu. In dieser Eigenschaft zeigte er den unerbittlichen Starrsinn des englischen Charakters und seinen Franzosenhaß in dem Bombardement von Kopenhagen, das, sowie die Wegnahme der dänischen Flotte mitten im Frieden, sein Werk war. Zugleich suchte er Napoleons Macht an ihrer verwundbarsten Stelle anzugreifen: er schloß mit Spaniens Junta, die im Namen Ferdinands VII. regierte, am 14. Januar 1809 einen Allianztraktat. Ein Zwiespalt mit dem Kriegsminister Lord Castlereagh, der C.s Eifer für den Krieg nicht theilte, führte zu einem Duell, in welchem letzterer verwundet wurde, und das Beider Austritt aus dem Ministerium zur Folge hatte. An C.s Stelle kam der Marquis von Wellesley, an die seines Gegners

Percival. Wellesley's kriegerische Pläne und beharrlichen Willen für die Befreiung Spaniens theilend, trat C. in keine entschiedene Opposition zu dem neuen Ministerium und konnte, als er nach Percivals Ermordung (11. Mai 1812) mit Wellesley zur Bildung eines neuen Ministeriums aufgefordert wurde, wegen der Abneigung der Tories u. Whigs gegen eine gemischte Verwaltung auch selbst nicht wieder in den Besitz eines Portefeuille's gelangen. Dadurch erhielt er Muße, von der Hast seines bisherigen Handelns zu einer sorgsamen und gewissenhaften Prüfung der politischen Hauptfragen der Zeit überzugehen; die erste, die er entschieden beantwortete, war die, ob Monopolwirthschaft oder Handelsfreiheit seinem Vaterlande zum Heil gereichen werde. Er entschied sich für die letztere. Wohl in Anerkennung dieses Gesinnungswechsels wurde C., der bis jetzt nur Repräsentant eines faulen Fleckens gewesen war, noch 1812 von der großen Handelsstadt Liverpool zum Parlamentsmitglied erwählt. Die Jahre 1813—15 brachte er als Gesandter zu Lissabon zu, eine Stelle, die nur als Sinekure gelten konnte, weil dort in dieser Zeit nicht einmal ein Hof war. Zu Anfang 1816 kehrte er nach England zurück, trat noch im Juni nach einer höchst stürmischen Wahl, wobei er im Kampfe mit dem Kandidaten der Volkspartei sogar in Lebensgefahr gerieth, für Liverpool ins Parlament und kurz nachher als Präsident des indischen Departements (Board of control) ins Ministerium. Als jedoch nach dem Tode Georgs III. dessen Sohn den Thron bestieg, und die Gemahlin des Königs, Karoline, nach London kam, um dem berüchtigten Ehebruchsprozeß gegen sie selbst beizuwohnen, verließ C., der aus früherer Zeit mit der Fürstin befreundet war und weder für, noch viel weniger gegen sie auftreten mochte, England, bereiste Frankreich und Italien, war später noch einige Zeit außerordentlicher Gesandter bei der eidgenössischen Tagsatzung und kehrte erst nach der Beilegung des Prozesses, im November 1820, nach London und in seine frühere Stellung zurück. Zu den Gewaltmaßregeln, durch die man auch in Großbritannien seit 1818 die theuersten Errungenschaften bürgerlicher Freiheitskämpfe zu beseitigen suchte, wirkte C. kräftig mit, ja er trat selbst im Parlament Anträgen zum Wohl des Volks mit Spott entgegen. Sogar Creevey's einfacher Vorschlag, die Geschäftsführung des ostindischen Board of control, das nach Pitts, seines Stifters, Angabe weder dem Lande, noch der ostindischen Kompagnie etwas kosten sollte, und das nunmehr jährlich 26,000 Pfund Sterling verschlinge, einer Untersuchung zu unterwerfen, veranlaßte Debatten, in welchen sich C. höchstens den Namen eines Marktschreiers und Spaßvogels erwarb. Auch der Parlamentsreform, dem einzigen Mittel, durch welches der Allmacht der Aristokratie Schranken gesetzt werden konnten, trat C. schroff entgegen, und nur der Emancipation der Katholiken blieb er auch jetzt noch mit Wärme zugethan. In Folge dieser Verdienste um die Aristokratie ward er an die Stelle des Marquis von Hastings zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, u. schon lag das Schiff zur Abfahrt bereit, als Castlereagh durch eigene Hand starb. C. erhielt durch die Bemühung Lord Liverpools, damaligen ersten Ministers, abermals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Die aristokratischen u. absolutistischen Umtriebe in Europa hatten nachgerade ihre Spitze erreicht u. waren selbst England bedenklich geworden, das durch die Invasion Frankreichs in Spanien, die Vernichtung der Cortes und Wiederherstellung des absoluten Königthums seine Würde verletzt und seinen früheren Einfluß auf die Entscheidung der Angelegenheiten des Kontinents bedroht sah. Der Nationalstolz in England erwachte, und man überschüttete namentlich C. mit Vorwürfen, daß er für eine solche Beleidigung an Frankreich nicht den Krieg erkläre. Da öffnete endlich C. in seiner berühmten Rede vom 12. Dec. 1826 England und Europa die Augen über die Politik, die er jetzt befolgen zu müssen glaubte. Vergeblich bot die Aristokratie alle Mittel auf, um den ungeheuren Eindruck dieser Rede zu verwischen; ihre öffentliche Lossagung von C. hatte nur zur Folge, daß sich derselbe immer mehr mit Gleichgesinnten umgab. Huskisson wurde Handelsminister, und als an der Stelle des von einem Schlaganfall betroffenen Liverpool C. selbst zum ersten Minister ernannt worden war (1827), traten Whigmänner, wie Lord Landsdown, Lord Holland, Brougham u. Burdet, für einen Wellington, Peel, Lord Eldon ins Ministerium. Dieser plötzliche Wechsel der Dinge führte für England die Morgenröthe einer gesegneten Zukunft herauf, für C. aber Tage unaufhörlichen Kampfes mit unversöhnlichen Gegnern, welche Waffen der gemeinsten Art gegen den Mann kehrten, der als Minister plötzlich ein Freund des Volks, ja der Völker geworden war. Dennoch drang C. mit seinem System durch. Die britische Politik bewahrte von nun an ihre Selbstständigkeit der Kabinetspolitik der heiligen Allianz gegenüber; der Welthandel erhielt neue Lebenskraft und neue Richtungen durch die allmählige Beseitigung des Prohibitivsystems; die Verhältnisse Brasiliens und Portugals wurden geordnet; der londoner Traktat vom 6. Juli 1827, mit Rußland u. Frankreich zu Gunsten Griechenlands geschlossen, sicherte zugleich die Erhaltung des europäischen Friedens; Portugal ward 1827 von C. vor einer spanischen Invasion geschützt; in derselben Zeit leitete er die Aufhebung der britischen Korngesetze ein und erklärte sich für die Emancipation der Katholiken, mußte aber hauptsächlich wegen Peels u. Wellingtons Opposition die hierauf bezügliche Bill vorerst wieder zurückziehen. Ueberhaupt versäumte man nichts, den kränkelnden Mann zu bekämpfen u. zu verdächtigen; im ganzen Oberhaus erhob sich auch nicht Eine Stimme zu seiner Unterstützung. So kam es denn, daß sich C., nachdem er nur drei Monate erster Minister gewesen, todtmüde an Leib und Seele, von den Staatsgeschäften zurückziehen mußte. Er † am 8. August 1827 in Chiswick bei London. Für seine große Uneigennützigkeit spricht die Thatsache, daß er, trotz der hohen und einträglichen Stellen, die er bekleidete, so arm starb, daß das Parlament seiner Wittwe im Januar 1838 eine jährliche Pension von 3000 Pfund Sterling bewilligte. C.s „Speeches“ (Reden, die C. seit 1812 gehalten) erschienen in Liverpool 1825. Therry gab C.s „Speeches with a memoir of his life“ (Lond. 1828, 6 Bde.) heraus. Mehre Gedichte und prosaische Aufsätze aus dem „Microcosm“ und „Anti-Jacobin“ stehen in Rede's „Memoirs of the life of

G. C." (Lond. 1828, 2 Bde.). Vgl. auch Stapleton, The political life of C., London 1831, 3 Bde.; 2. Aufl. 1832. Sein ältester Sohn, William C., welcher Seekapitän war, ertrank am 24. April 1828 auf der Insel Madeira beim Baden.

2) Charles John, geboren den 15. December 1812, zweiter Sohn des Vorigen, bezog, sorgfältig vorgebildet, die Hochschule zu Oxford und lag hier mit großer Vorliebe klassischen und mathematischen Studien ob. Im Jahre 1836 trat er als Abgeordneter der Grafschaft Warwick in das Unterhaus, ward aber schon im folgenden Jahr, als Erbe der Peerswürde seines Vaters, welche auf seine Mutter für deren Lebensdauer übergegangen war, in Folge des Todes derselben ins Oberhaus berufen, wo er sich der konservativ liberalen Partei anschloß. Unter dem Ministerium Peel war er von 1842—46 Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, dann einige Monate Oberkommissär der Wälder u. Forsten. Den Eintritt in das von Lord Stanley zu bildende Kabinet (Februar 1851) lehnte er als Gegner der protektionistischen Ideen ab. Im Oberhause hielt er sich zur Partei Aberdeens, sprach gegen die Titelbill u. war unter den 17 Peers, welche gegen die Annahme dieser Maßregel am 29. Juli 1851 protestirten. Bei der Weltindustrieausstellung fungirte C. als Präsident des Geschwornenraths und erstattete als solcher beim Schlusse derselben, am 15. Oktober 1851, Bericht über die Preisvertheilung. Als sich im December 1852 das Ministerium Aberdeen neugestaltete, übernahm er das Amt des Generalpostmeisters, trat im Febr. 1855 als Ausschußmitglied in den Geheimenrath für Volksunterricht und ward im Juli 1856 zum Generalgouverneur und 1858 zum Vicekönig von Britisch-Indien ernannt. Er trat hier dem Aufstand der Sipoys mit Umsicht u. Energie entgegen und harrte trotz des unverdienten Tadels, den Lord Ellenborough ihm wegen seines strengen Einschreitens in Audh ertheilte, auf seinem schwierigen Posten aus, bis die Ruhe hergestellt war. Die Stadt Kalkutta beschloß die Errichtung seiner Statue, beide Häuser des Parlaments sprachen ihm einstimmig ihren Dank aus, u. die Königin schmückte ihn mit dem Bathorden u. erhob ihn zum Grafen. Schon länger kränkelnd, † er den 17. Juni 1862 zu London. Ein Verwandter des großen C. ist der als Diplomat ebenfalls berühmte Sir Stratford-Canning (s. d.).

Cannstadt, Oberamtsstadt im würtembergischen Neckarkreise, rechts an dem von hier aus schiffbaren Neckar, über den eine steinerne Brücke führt, 1 Stunde von Stuttgart, in fruchtbarer lieblicher Gegend, ist alt u. winklig, hat eine doppelte Mauer mit mehren Thoren, eine Realschule, ein orthopädisches Institut, Wollspinnereien, Tuch- u. Tabaksfabriken, Schönfärbereien, Obst- u. Weinbau, bedeutenden Handel (C. liegt am Kreuzungspunkt mehrer Hauptstraßen) u. 5367 Einw. Bei Gelegenheit eines großen landwirthschaftlichen Festes (28. Sept.) findet alljährlich ein Pferderennen Statt. Besonders bekannt ist C. durch seine vielbesuchten Mineralquellen, die (30 an Zahl) in einem sehr eisenreichen Kalktuff, über welchem Lehm- u. Thonschichten liegen, entspringen, kohlensäurereiche, etwas eisenhaltige Kochsalzwässer, sogenannte muriatische Säuerlinge mit Eisen sind u. neben dem Kochsalz kohlen- und schwefelsaure Kalkerde, Glauber- u. Bittersalz enthalten. Ihre Temperatur beträgt 14—16° R. Sie werden besonders gegen Blutstockungen im Unterleibe, Kongestionen nach Kopf und Brust, Gicht, Flechten, Skropheln, rheumatische Beschwerden und chronische Brustkatarrhe empfohlen u. innerlich und äußerlich, auch bis 25—27° R. erwärmt, gebraucht. Schon die Römer haben dieselben benutzt, wie die Ausgrabung eines römischen Bades in der Nähe von C. bezeugt. Merkwürdig sind die in dem Kalktuff häufig vorkommenden Höhlen, oft von 30—40 Fuß Länge und mit fossilen Mammuth- und andern Thierknochen. In der Umgebung C.s ist bemerkenswerth das Lustschloß Bellevue und die reizende Villa Rosenstein. Oestlich von der Stadt liegt der 1263 Fuß hohe Rothenberg, welcher ehedem die alte Burg Würtemberg trug, an deren Stelle jetzt ein griechischer Tempel mit der Grabstätte der 1819 verstorbenen Königin Katharina steht. C. verdankt seine Entstehung einer römischen Niederlassung; seine gegenwärtige Gestalt und Stadtrechte erhielt es unter Herzog Ulrich um 1300. Schon 1377 stand hier ein Badehaus und 1390 ein Hospital. Die Stadt war damals Hauptort der Grafschaft Würtemberg. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie hart mitgenommen, sowie häufig von Ueberschwemmungen heimgesucht. Im Jahre 1755, zur Zeit des Erdbebens zu Lissabon, sank ein Theil des hiesigen Rathhauses 3 Fuß tief ein. Am 21. Juli 1796 hier ein Treffen zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzosen unter Moreau.

Cano, Alonso, berühmter spanischer Maler, Bildhauer u. Architekt, 1601 zu Granada geboren, der Michel Angelo Spaniens genannt, war in der Baukunst seines Vaters, in der Bildhauerkunst Juan Martinez' u. in der Malerei Francisco Pacheco's, nach Anderen auch Castillo's Schüler u. hatte schon im 24. Jahre in diesen drei Fächern Ausgezeichnetes geleistet, als er sich in Folge eines Zweikampfes von Granada nach Madrid begab, wo er zum Oberaufseher über alle königlichen Gebäude, sowie zum Hofmaler des Königs ernannt wurde. Als sich aber in einer Untersuchung wegen der Ermordung seiner Gattin der Verdacht plötzlich vom Diener auf ihn warf, entfloh er nach Valencia in ein Karthäuserkloster u. trat hier in den geistlichen Stand. Der Einsamkeit bald müde, ging er aber nach Madrid zurück und stellte sich dem Gericht freiwillig, mit dem stolzen Trostspruch: „Excellens in arte non debet mori". Man unterwarf ihn der Folter, von der man jedoch, aus Achtung für sein Talent, den rechten Arm ausschloß, aber alle Martern konnten ihm kein Geständniß abpressen. Als der König davon Kunde erhielt, schenkte er dem Künstler seine Gnade wieder und ernannte ihn zum Racionero (geistlichen Residenten) von Granada. Hier gründete C. eine Malerschule, lebte mit musterhafter Frömmigkeit und † 1664. Obgleich C. nie in Italien gewesen war, so hatte er sich doch nach antiken Mustern gebildet. In seinen Gemälden zeigt er den großartigen Styl, das schöne Kolorit, sowie die Zartheit und Anmuth Albani's. Die meisten seiner Werke besitzt Sevilla; außerdem finden sich mehre im Museo del Prado zu Madrid.

Canobbio, Stadt in der piemontesischen Provinz Pallenza, im gleichnamigen Thal, das ehemals einen Freistaat bildete, an der Mündung des Tenere in den Lago Maggiore, hat 2400 Einwohner und berühmte Gerbereien.

Canobus, ägyptische Stadt unweit der westlichen Mündung des Nil, mit dem See Marea u. Alexandria durch den kanobischen Kanal verbunden, bildete die Grenze zwischen Afrika und Asia, stand im Alterthum im Ruf der ausgelassensten Ueppigkeit und hatte ein Heiligthum des Serapis mit einem berühmten Orakel. Früher war C. der Sitz einer mathematisch-astronomischen Schule u. später einer solchen der magischen Kunst. Mit der Einführung des Christenthums in Aegypten verschwindet die Stadt. Der Tempel wurde 391 n. Chr. unter Theodosius dem Großen zerstört. Ruinen der alten Stadt finden sich eine halbe Stunde westlich von Abukir vor.

Canonica, Luigi, italienischer Baumeister, 1767 zu Tesserete bei Lugano geboren, Schüler Pirmarini's zu Mailand, erlangte schon 1783 einen Preis für einen Kirchenplan und ward später zuerst Architetto del Governo, dann Architetto della casa reale (Hofbaumeister), letzteres bis 1821, wo er sich Krankheit halber zurückzog. Von ihm sind die ehemaligen k. k. Paläste zu Mailand und Monza im Innern verschönert, der Park und die Gärten mit Bauwerken verziert, die Porta Vercellina neu errichtet und die Theater in Mailand, Brescia, Cremona, Mantua erbaut. C. † am 7. Febr. 1844 zu Mailand u. setzte testamentlich 40,000 Lire für die mailänder Kunstakademie zum Behuf eines jährlich abwechselnd an Maler, Bildhauer und Architekten zu vertheilenden Preises aus.

Canonicae virgines, s. Kanonissinnen.

Canonici (lat., Kanoniker), diejenigen Priester, welche nach der Regel (canon, daher der Name C.) von Chrodegang von Metz (760) ein gemeinsames klösterliches Leben im Hause des Bischofs unter dessen unmittelbarer Aufsicht führen. Chrodegangs Regel, welche verwirklichte, was schon der heilige Augustin (um 400) und andere Bischöfe angestrebt hatten, wollte der Verweltlichung und Verwilderung des damaligen Klerus steuern u. erhielt auf der Synode zu Aachen (816) als Regula Aquisgranensis kirchliche Geltung für das fränkische Reich. Im 10. Jahrhundert war das kanonische Leben meist aufgegeben worden, namentlich durch die Emancipation der Domherren von der bischöflichen Gewalt. Als die Päpste auf Wiederherstellung der alten Regel drangen, schieden sich die Gehorsamen als C. regulares von den übrigen, welche nun C. saeculares hießen, sammelten sich in verschiedenen Kongregationen und erhielten durch die Konstitutionen Benedikts XII. 1339 Vorschriften über gleichförmige Kleidung, Observanzen und Uebungen. Sie bildeten seitdem eine neue Klasse von Mönchen, zu deren reichen Pfründen und Pfarreien sich Viele aus dem Adel zudrängten, um auf diesem Wege zu den höhern Kirchenwürden aufzusteigen. Von Neuem einreißende Verweltlichung rief verschiedene Reformationen des kanonischen Lebens hervor, als deren namhafteste die Prämonstratenserregel von Norbert (s. d.) gilt. Andere Kongregationen der regulirten Chorherren sind die von St. Johann von den Weinbergen in Soissons, so genannt von den dreißig Hufen Rebland, welche sie daselbst besaßen; ferner: der Orden des heiligen Anton von Viennois, sowie die regulirten Chorherren von S. Geneviève, welche seit 1148 den Dienst an der Kirche der heiligen Genoveva zu Paris versehen. Die Kleidung der C. war im 12. Jahrhundert ein langer Leibrock, darüber das leinene Chorhemd (Alba); dann das Almutium, eine Mütze von Schaffell, welche Kopf, Hals und Schultern bedeckte; dazu ein schwarzer Mantel ohne Kragen und die Calotte (Käppchen). Die späteren, prachtliebenden Chorherren gaben dem Mantel eine lange Schleppe, verwandelten das Almutium in einen zierlichen Kragen von Pelz od. Seide, Camail genannt, welchen sie oft wie einen Shawl auf dem linken Arme trugen, kürzten das Chorhemd (rocchetto) ab und vertauschten das Käppchen mit dem viereckigen Barett, woran man jetzt die Chorherren zu erkennen pflegt.

Canonicus (lat.), in der alten römischen Kirche nach Einführung des Choralgesangs der Vorsänger, der die Regel od. Melodie (canon) genau kennen mußte.

Canopus (Canobus), Stern erster Größe im südlichen Sternbild des Schiffes, bei Eratosthenes unter dem Sternbild des Eridanus, ist nur in dem südlichen Europa (nach Eustathius noch auf Rhodus) sichtbar und wurde von Eudoxus beobachtet.

Canosa, kleine Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, am Ofanto, südwestlich von Barletta, mit 11,200 Einwohnern u. vortrefflichem Weizenbau. C. ist das alte Canusium, wohin sich die Trümmer der römischen Armee nach der Schlacht bei Cannä flüchteten. In der Umgegend gräbt man Vasen u. andere Alterthümer aus. Vgl. Millin, Description des tombeaux de C., Par. 1813.

Canossa, ein im Mittelalter berühmtes Bergschloß in dem gleichnamigen Flecken unweit Reggio im ehemaligen Herzogthum Modena, auf einem nackten, einzelnstehenden Felsen, ist gegenwärtig nur noch in seinen Trümmern vorhanden. Historisch ist sein Name durch die Demüthigung des deutschen Kaisers Heinrich IV. vor Papst Gregor VII. (1077) geworden. Azzo, der zweite Sohn Siegfrieds, eines Grafen von Lucca, erbaute die Burg und stiftete das mächtige Haus C. Bald darauf belagerte Berengar I., der sich König von Italien nannte, mit seinem Sohne vergeblich das durch Lage und Befestigung starke Schloß. Auch gegen Berengar II., welcher sich der hierher geflüchteten Königin Adelheid, Lothars Wittwe, mit Gewalt bemächtigen wollte, hielt sich die Bergveste unter der tapferen Vertheidigung Azzo's bis 951, wo Kaiser Otto der Große dieselbe entsetzte. Auf Azzo folgte sein dritter Sohn, Thebald, welcher von Königen und Fürsten hochgeachtet und vom Papst Johann XVI. mit Ferrara belehnt wurde. Er führte als Herr großer Besitzungen den Markgrafentitel. Sein dritter Sohn Bonifacius gewann durch seine Unterstützungen im Kriege die Gunst der deutschen Kaiser Konrad II. und Heinrich III. im hohen Grade und erweiterte seine Herrschaft bedeutend. Er war der Vater der Markgräfin Mathilde von C. oder Toskana und der Gemahl von Beatrix von Lothringen, welche sich nach dem Tode ihres Gatten zum Schutze ihrer Besitzungen mit dem Gegner des Kaisers, dem Herzog Gottfried von Lothringen, vermählte. Heinrich III. bekam Beatrix als Geißel in seine Gewalt, weshalb Mathilde Heinrich IV. feindlich gesinnt war und sich dem Papst zuneigte, den sie ihren Freund und Vater nannte. Heinrich IV., von Gregor VII. in den Bann gethan und seines Reiches entsetzt, bat Mathilde um ihre Vermittelung, und so ward dem Kaiser der Deutschen die Demüthigung, in den Mauern von C. 3 Tage lang im härenen Gewande bei stren-

ger Winterkälte unter freiem Himmel als Büßender stehen zu müssen. Bald darauf vermachte Mathilde hier dem päpstlichen Stuhle Ligurien und Toskana. Nach ihrem Tode aber (1116) bemächtigte sich Heinrich V. ihrer hinterlassenen Besitzungen als eines dem Reiche anheimgefallenen Lehns. Später kamen die Reichslehen an das guelfische Haus, und C. erhielt als kaiserliches Lehn einen eigenen Herrn. Otto IV. mußte vor seiner Thronbesteigung die Länder der Markgräfin Mathilde dem Papst Innocenz III. 1209 durch einen Eid förmlich abtreten.

Canova, Antonio, der größte unter den neuern Bildhauern Italiens, geboren am 1. Nov. 1757 zu Possagno im Trevisanischen, zeigte früh seltenes Talent zur Kunst. Ein von dem zwölfjährigen Knaben für die Tafel des Gutsherrn geformter Löwe war die Veranlassung der Entdeckung und Pflege desselben. Eine Eurydice, die er im 17. Lebensjahre zu Venedig aus weichem Stein bildete, verrieth zwar den späteren Künstler noch nicht, doch gewann er hier mehre Preise und wurde vom Senat zu seiner weiteren Ausbildung mit 300 Ducati Pension nach Rom geschickt. Hier schuf er seinen Centaurenbesieger Theseus (begonnen 1805, vollendet 1819), der bei dem damaligen Verfall der Kunst in Folge des verderblichen Einflusses der berninischen Schule als Hoffnungsstern begrüßt wurde. Die Gruppe ist jetzt eine Zierde Wiens; sie ist in carrarischem Marmor ausgeführt und gehört zu C.'s bedeutendsten Schöpfungen. Leider verfolgte C. den mit seinem Theseus betretenen Weg nicht lange. In seiner Psyche mit dem fliegenden Amor entfernte er sich wieder vom Geschmacke der Alten und bewies, daß sein Genie mehr für die Malerei, als für die Plastik geeignet war. Von da an steht er schon nicht mehr neben Thorwaldsen, den er übrigens im Basrelief nie erreichte. Gleichwohl trug man kein Bedenken, ihn nicht nur über alle Bildhauer der Neuzeit zu erheben, sondern ihn sogar mit den größten Meistern der Alten zu vergleichen und seine Arbeiten neben den Denkmälern des Alterthums im vatikanischen Museum aufzustellen, ja man meinte in der That, in seinem Perseus vollen Ersatz zu haben für den von den Franzosen geraubten Apollo von Belvedere. Im Jahre 1799 reiste C. nach Oesterreich und Preußen, und 1802 rief ihn der erste Konsul nach Paris, wo ihn die Akademie der Künste zum Mitglied aufnahm. Im Jahre 1815 kam C., vom Papst abgesandt, zum zweiten Male nach Paris, um die reklamirten Kunstschätze abzuholen, und begab sich dann nach England. Bei seiner Rückkunft verlieh ihm der Papst den Titel eines Präfekten der schönen Künste, ernannte ihn zum Marquis von Ischia mit einem jährlichen Ehrengehalt von 1000 römischen Thalern und ließ seinen Namen in das goldene Buch vom Kapitol eintragen, eine höchst seltene Auszeichnung, die nur um die Stadt Rom hochverdienten Männern zu Theil zu werden pflegt. Aber so hoch auch C. als Künstler steht, so ragt er doch durch seine edlen Handlungen noch mehr als Mensch hervor. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich auf Viele, namentlich auf Zöglinge der Kunstanstalten und dürftige Künstler. In dem Tempel, welchen er in Possagno gründete, einer Rotunde, deren Frontispiz genau nach dem Parthenon zu Athen gebildet ist, opferte er der Religion, dem Vaterlande und der Kunst die Früchte seiner sämmtlichen Arbeiten. Die Veranlassung zu diesem Bau war die Weigerung der Kardinäle, eine von ihm in kolossaler Größe verfertigte Statue der Religion mit Kreuz und Schild in einer Kirche Roms aufstellen zu lassen. Zu Venedig, wo C. seine letzten Lebensjahre in innigster Eintracht mit seinem Bruder, dem Hellenisten Abbé C., zubrachte, und wo er am 13. Aug. 1822 †, wurde ihm in der Kirche al Frari ein Denkmal gesetzt, welches er selbst für Tizian entworfen hatte. C. hinterließ eine große Anzahl plastischer Werke, aber auch in der Malerei hat er sich mit Glück versucht. Seine Gemälde, meist in oder ein wenig unter Lebensgröße, sind leicht hingemalt, aber dem Farbenton und selbst der Karnation nach reizend und wahr. Sein Pinsel hätte vielleicht Tizians Kraft des Kolorits u. Correggio's Reiz vereinigt, wenn nicht der frühere Trieb zur Plastik vorgewaltet hätte, und so ward aus dem von der Natur hochbegünstigten Maler der große, aber nur zu oft malende Bildhauer. C.'s Gemälde stellen Venus und Amor, die Grazien, Helden rc. dar. Auch eine Kreuzabnahme ist darunter. Unter seinen Skulpturen sind die in das Bereich der christlichen Darstellungen fallenden zu seinen schwächsten Leistungen zu rechnen. C. lebte in der antiken Poesie, als dem Elemente, das seiner Neigung zum Weichen und Zierlichen vielfältigen Stoff bot, und deshalb sind auch Werke, wie die Grabmäler zweier Päpste, Klemens' XIV. (Ganganelli) in der Apostelkirche u. Klemens' XIII. (Rezzonico) in St. Peter zu Rom, sowie das der Erzherzogin Marie Christine in der Augustinerkirche zu Wien nur mit allgemeinen christlichen Emblemen ausgestattet und zeigen keinen der Charaktere, die dem christlichen Glauben Gegenstände der Verehrung sind. So ist auch seine reuige Magdalena, im Besitz des Grafen Sommariva, wiewohl eine seiner besten Leistungen, nicht die biblische, sondern mehr der Ausdruck seiner individuellen Empfindungen. C. folgte fortwährend seiner Neigung zum Bilden poetischer Gestalten, u. erst in seiner letzten Zeit (1817) sah man ihn einen Johannes den Täufer als Kind, noch eine Magdalena (1819), im Besitz des Herzogs von Leuchtenberg in München, und endlich (1822) für seine Kirche zu Possagno eine Pietà und Basreliefs aus der alt- u. neutestamentlichen Geschichte modelliren. Diese letzten Werke tragen aber auch keinen entschiedenen Styl an sich, ja in den Basreliefs hat sich der Künstler so sehr in das Gebiet des Malerischen verirrt, daß sie wohl zu seinen schwächsten Werken gehören mögen. Unter den übrigen Werken C.'s sind zu erwähnen: ein liegender Amor und Psyche, nach der Fabel des Appulejus; Psyche, stehend, in natürlicher Größe, die höchste Anmuth; Venus und Adonis, in Neapel; Amor und Psyche, stehend, in natürlicher Größe; Perseus, das abgehauene Medusenhaupt haltend (vom Papst Pius VII. gekauft); zwei Athleten, dem Kardinal Consalvi gewidmet, im vatikanischen Museum; Hebe, die Nektarschenkende, in natürlicher Größe, im Besitz des Kaisers von Rußland; Hercules, den Lycas an einen Felsen schleudernd; Napoleon mit Scepter u. Reichsapfel und einem Genius, der einen Palmzweig und die Krone trägt, Eigenthum des Herzogs von Wellington; das bereits erwähnte Mausoleum der Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich,

in der Augustinerkirche zu Wien, unstreitig eines der vortrefflichsten Werke des Künstlers; Napoleons Mutter, Nachahmung der Agrippina im Kapitol; die siegende Venus; Venus aus dem Bade kommend, in Charakter und Haltung der mediceischen ähnlich; die drei Grazien, reizende Gestalten von anmuthigen, flüssig runden Formen; die drei Musen, Euphrosyne, Aglaja und Thalia, eine ungemein reizende Gruppe, in der Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg in München; der Friede, für den König von England ausgeführt; Hector Ajar, Terpsichore, eine sitzende Polyhymnia, St. Johann, neben der Magdalena, im Besitz des Grafen Sommariva; eine geflügelte Statue des Friedens in Lebensgröße, für den Grafen Romanzow in Petersburg; Concordia, Porträt der Kaiserin Marie Luise, sitzend dargestellt, mit dem Scepter und Diskus; Paris, lebensgroße Statue aus carrarischem Marmor, in der Glyptothek zu München, wo sich neben der Venus auch die Büste des Paris und jene der Elisa Bacciochi befindet; Hebe, im königlichen Museum zu Berlin; Psyche, in der königlichen Residenz zu München, ein Geschenk Napoleons an die Königin bei ihrem Aufenthalt in Venedig 1807; die Statue Washingtons, der amerikanischen Nation gewidmet, aber durch Brand vernichtet; die Statue des Marchese Poleni, auf dem Platze Prato della Valle zu Padua; das Monument des Ritters Angelo Emo, im Arsenal zu Venedig; die Statuen zweier Faustkämpfer, im vatikanischen Museum; die Marmorbüste Kaiser Franz' I., in Wien; eine Statue der Polyhymnia, daselbst; Alfieri's Denkmal mit der trauernden Italia, in der Heiligenkreuzkirche zu Florenz; das Monument des Grafen Souza; das Denkmal Volpato's, in der Apostelkirche zu Rom; die kolossale Büste des Malers Giuseppe Bossi, für das diesem Künstler in der Brera zu Mailand errichtete Monument des Ritters Trento zu Vicenza; das Denkmal des Dom. Manzoni zu Forli; die Bildsäule Pius' VI., in der St. Peterskirche zu Rom; das Grabmal des Prätendenten von England, in Rom; das Grabmonument des Prinzen Friedrich von Oranien; die kolossale Büste Nelsons, dessen Monument C. ebenfalls modellirt hatte; das Pferd, welches bestimmt war, Napoleons Statue zu tragen. Ein vollständiges Verzeichniß von C.'s Werken findet man in den „Notizie intorno alla vita di Antonio C.", die A. Paravia 1823 zu Rom herausgab. Abgebildet sind viele von C.'s Skulpturen in Cicognara's „Storia dell' scultura". Heinrich Moses hat 1828 zu London unter dem Titel „The Works of C." C.'s Werke in drei Bänden gestochen. In Stuttgart gab F. Schulz dieselben in lithographirten Umrissen mit erklärendem Texte nach den Urtheilen der besten Kritiker nebst dem Leben des Künstlers von H. Delatouche heraus. Diese „Opere di Scultura" sind mit dem in zwei Abtheilungen dazu besonders ausgegebenen „Saggio sulla vita di A. C." 1825 in 5 Bänden geschlossen worden. Vgl. auch Quatremère de Quincy, C. et ses ouvrages, Paris 1834. Biographien C.'s haben geliefert Cicognara (Venedig 1823), Missirini (Prato 1824, 4 Bde.) und Rosini (Pisa 1825). C. gebührt unstreitig das Verdienst, die Bildnerei nach langer und schwerer Verirrung zur Kenntniß des Schönen zurückgeführt zu haben. Zwar wollen die strengeren Kunstrichter, darunter Schorn, das Verdienst der vollendeten Bearbeitung des Marmors und den Vorzug, daß in seinen Gestalten Natürlichkeit und Anmuth Hand in Hand gehen, nicht allen seinen Werken zugestehen; denn wo er Kraft und Großartigkeit zu erreichen suche, zeige er Uebertreibung der Motive und aufgedunsene Behandlung der Formen, wo er nach Schönheit strebe, eine Weichlichkeit und Affektation, welche sowohl den Gedanken, als der Ausführung eine falsche Richtung gegeben habe; nicht der reinmenschliche Geist, sondern ein Anhauch des modischen Zeitgeistes wehe uns aus seinen Werken entgegen. Dennoch ist C. ein wahrhaft genialer Künstler, dem sich hinsichtlich der Lebendigkeit der Komposition u. Ausführung wenige Neuere an die Seite stellen können. Mit Thorwaldsen kann er jedoch nicht verglichen werden. Er ist sinnlich u. weichlich, und den heiligen Ernst der Kunst kennt er nicht. Erst bei der Zusammenstellung der Werke beider Meister empfindet man das Hochwürdige in den Werken Thorwaldsens; rein und heilig, voll göttlicher Stille schreitet seine Hebe durch alle verlockenden und wesenlosen Tänzerinnen C.'s. Eine Vergleichung dieser Art gewähren besonders die „Illustrations of modern sculpture" (London 1832).

Canrobert, François Certain, französischer General, geboren 1809 zu St. Céré im Departement Lot, bildete sich seit 1826 in der Militärschule zu St.-Cyr und wurde 1828 Unterlieutenant im 17. Linienregiment. Als Lieutenant ging er 1835 nach Algier und zeichnete sich hier in den Kämpfen gegen Abd-el-Kader, namentlich während der Expedition nach Maskara, dann auf den Zügen in der Provinz Oran vielfach aus. Als Hauptmann 1837 dem Obersten Comtes als Ordonnanzoffizier zugetheilt, nahm er an der Erstürmung von Konstantine Theil. Im Jahre 1837 kehrte er nach Frankreich zurück, um an der spanischen Grenze aus versprengten Theilen der Streitkräfte Cabrera's ein Bataillon für die Fremdenlegion zu bilden, und ward im folgenden Jahre in das Lager von St. Omer berufen, wo er auf Befehl des Herzogs von Orléans die Bearbeitung eines Handbuchs für den Dienst der leichten Truppen zum Theil übernahm. Zu den Chasseurs zu Fuß versetzt, ging er 1841 wieder nach Algerien, zeichnete sich in den Gefechten an den Pässen von Muzaia und Gontas und mit den Beni-Manasser aus, rückte 1842 zum Bataillonschef auf, focht unter Cavaignac, Bourjolly und St. Arnaud und ward 1845 nach Tenez versetzt, wo er das Land unterwarf und dafür zum Obersten ernannt wurde. Als Kommandeur des 2. Regiments der Fremdenlegion ward er 1848 dem General Herbillon zugetheilt u. gegen die Bergbewohner des Aures verwendet. Er schlug den Feind am Dschebel-Schelia, drang bis Kabasch vor und zwang den Anführer, Bey Achmed, sich zu ergeben. An der Spitze eines Zuavenregiments lieferte er darauf den Kabylen eine Reihe siegreicher Gefechte, unternahm 1849 den Zug nach der Zaatcha, welche er erstürmte, und entschied das Gefecht bei Narah zu Gunsten der Franzosen. Im Jahre 1850 als Brigadier nach Paris berufen, ward er Adjutant des Prinzpräsidenten, rückte 1852 zum Divisionsgeneral auf und übernahm als solcher den Befehl über die 1. Infanteriedivision der unter St. Arnaud stehenden orientalischen Armee. Durch die Erstürmung der steilen Höhen bei dem Dorfe Alma-

lanmak trug er wesentlich zum Siege an der Alma bei. Nach dem Tode St. Arnauds übernahm er den Oberbefehl der französischen Truppen vor Sebastopol, richtete aber nichts aus und ward 1855 durch den General Pélissier ersetzt, unter dem er dann ein Armeecorps befehligte. Bald darauf nach Frankreich zurückberufen, ward er unter Anderem mit einer Sendung nach Stockholm betraut, um den Anschluß Schwedens an die Alliirten zu vermitteln. Am 18. März 1856 erhielt er den Marschallsstab, und nach dem Attentat Orsini's ward er zum Chef der Militärdivision des Ostens (zu Nancy) ernannt. Im italienischen Kriege 1859 befehligte er das 3. Armeecorps und zeichnete sich namentlich in den Schlachten bei Magenta und Solferino aus.

Canstatt, Karl Friedrich, deutscher Mediciner, geboren den 11. Juli 1807 in Regensburg, besuchte die dortigen Schulen, dann das Gymnasium zu München, studirte zu Wien und Würzburg Medicin und ließ sich 1831 in Regensburg als praktischer Arzt nieder. Im Jahre 1832 ging er nach Paris, um dort die Cholera gründlich zu studiren, erwarb sich dann durch glückliche Behandlung derselben in Brüssel großen Ruf und errichtete auf Antrag der Regierung ein selbstständiges Cholera-spital in Houlay. Er kehrte 1837 nach Regensburg zurück, ward aber schon im nächsten Jahre als Gerichtsarzt und Mitglied des Medicinalausschusses nach Ansbach versetzt und 1843 an Henke's Stelle nach Erlangen berufen. Er † den 10. März 1850. Einer großen Anzahl praktischer Aerzte Deutschlands diente sein größeres Werk: „Die specielle Pathologie und Therapie vom klinischen Standpunkt aus bearbeitet" (Erlangen 1841—42, 4 Bde.; 2. Aufl. 1843—48), als erprobter Führer. Allen aber, die sich für Medicin interessiren, boten seine „Jahresberichte über die Fortschritte der Studien" (Erlangen 1842 ff., seit 1843 von Eisenmann herausgegeben) die umfassendste Uebersicht über das ganze Gebiet dieser Wissenschaft.

Canstein, Karl Hildebrand, Freiherr von, der Stifter der cansteinischen Bibelanstalt, war am 4. August 1667 zu Lindenberg unweit Storkow aus einem der ältesten Adelsgeschlechter in Deutschland geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O. die Rechte, ward Page am Hofe des Kurfürsten von Brandenburg und that Kriegsdienste in den Niederlanden. Zu Brüssel schwer erkrankt, that er das Gelübde, im Fall der Genesung fortan Gott zu dienen, u. begab sich demzufolge nach wiedererlangter Gesundheit nach Berlin, wo er als Privatmann im geräuschlosen Wirken sein Leben und Vermögen dem Wohl seiner Nebenmenschen widmete. Von Bedeutung für sein geistiges Leben wurde seine Freundschaft mit Spener und die dadurch herbeigeführte lebenslängliche Verbindung mit Francke in Halle. C. † am 19. August 1719. Tiefe Frömmigkeit, die sich im Wohlthun erwies, war der Grundzug seines Charakters. Um die Bibel zum Eigenthum auch der Aermsten im Volke zu machen, schaffte er mit Hülfe einer Subskription Typen und Pressen an u. brachte es dahin, daß Luthers deutsche Bibel in verschiedenen Formaten von Stereotypen gedruckt, somit um sehr billigen Preis verkauft werden konnte. Die Ausführung dieses gemeinnützigen Werks übertrug er dem halle'schen Waisenhause. Der Anfang wurde 1712 mit dem Abzug von 5000 Neuen Testamenten gemacht, von denen das Exemplar 2 Groschen kostete. Verschiedene Auflagen, sowohl der ganzen Bibel, als auch des Psalters und des Neuen Testaments besonders erschienen in rascher Folge. C. hatte durch reiche Vermächtnisse die Dauer seines Werks über seinen Tod hinaus gesichert. Die francke'sche Stiftung in Halle, welche außer bedeutenden Geldlegaten auch C.s Bibliothek, sein Wohnhaus in Berlin u. seinen Antheil an einem Kupferbergwerke erbte, erhielt 1735 von Friedrich Wilhelm I. neue Privilegien für ihre Druckerei. Seit Gründung der Anstalt bis Ende 1850 wurden 4,799,327 Exemplare gedruckt, darunter 1,178,635 Neue Testamente mit Psalter, sowie 10,350 Bibeln und 15,250 Neue Testamente in böhmischer Sprache. Der Absatz kann jährlich auf 55,000 Bibeln und 5000 Neue Testamente veranschlagt werden. Als Schriftsteller hat C. unter Anderem eine Konkordanz der 4 Evangelien (1718) und das Leben Speners (1729) hinterlassen.

Cantabile (ital.), s. v. a. sangbar, bezeichnet im Allgemeinen sowohl in der Instrumental-, als Vokalmusik diejenigen Stellen, welche sich vor andern figurirten Sätzen durch eine leicht faßliche und fließende Melodie auszeichnen. Im Gesange werden vorzugsweise solche Melodien mit C. bezeichnet, welche der ausgebildeten menschlichen Stimme vollkommen angemessen sind, sich fast ausschließlich in der mittlern Lage der Töne bewegen und sich von leidenschaftlichem Ausdruck und größerer Kraftanstrengung fern halten. Das C. als Ueberschrift von Gesangstücken deutet auf einen mehr langsamen als schnellen Vortrag hin.

Cantal, Departement im Innern des südlichen Frankreichs, grenzt nördlich an das Departement Puy-de-Dôme, östlich an Oberloire, südöstlich an Lozère, südlich an Aveyron, westlich an Lot u. Corrèze und umfaßt, in 4 Arrondissements (Aurillac, Mauriac, Murat und St. Flour) getheilt, 104,37 QM. mit 247,665 Einw. Seinen Namen hat es von dem Cantalgebirge, einer zu den Bergen der Auvergne gehörigen vulkanischen Berggruppe, die mit ihren sternförmigen Verzweigungen fast das ganze Departement bedeckt und in ihrem Gipfel, dem kegelförmigen Plomb du Cantal, 5724 Fuß Höhe erreicht. Um letztern herum liegen isolirte Puys auf ungeheuren Lavamassen, so der Puy Mary (5110 Fuß), der Puy Violent (4910 Fuß), der Col de Cabre (5200 Fuß), über den die Straße von Murat nach Salers führt. Der bedeutendste Ausläufer des Gebirges geht zwischen Lot und Dordogne nach Südwesten, anfangs eine sehr steile Kette von 5230 Fuß Höhe, von tiefen Schluchten durchfurcht, dann breiter und flacher werdend, bis er ein bergiges Plateau mit fruchtbaren Thälern darstellt, dessen höchster Punkt bei den Quellen der Bave, die Bastide du Haut-Mont, 2341 Fuß Höhe hat. Die Basis der Kernmasse des Cantalgebirges hat über 7 Meilen Umfang. Die Mitte bilden Trachyte, die Abhänge Basalte, Porphyre, Schlacken, Bimssteine und Lava, welche in solcher Masse ausgeflossen sind, daß sie bis fernhin die Thäler ausgefüllt haben; sie bilden so Plateaux, die etagenweise nach dem Centrum hinter einander aufsteigen und tiefe und breite Schluchten zwischen sich lassen. Alle

Berge sind den heftigsten Stürmen ausgesetzt und ihre Spitzen 8 Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Zahlreiche Gießbäche stürzen von ihnen in schönen Kaskaden herunter, beleben mit dem saftigsten Grün die Weiden und bilden viele Flüsse und Teiche. So entstehen die am Nordabhang zur Dorbogne gehende Rue, die vom Westabhang kommende Maronne und Cère; am Ostabhang die Truyère, die zum Lot fließt, u. der Alagnon, der dem Allier zuströmt; nach Süden gehen nur kleine Flüsse zur Truyère. Die Ausbeute im Mineralreich ist unbedeutend. Bei Champagnac sind einige Kohlengruben in Betrieb; außerdem gibt es eine silberhaltige Bleimine, Steinbrüche von Granit, Kalk, Marmor ꝛc. Zahlreich sind die Heilquellen (über 100), die am Cantal entspringen, und von denen die bedeutenderen die von Chaudes-Aigues, Aurillac, Absac-Availles, Sainte Marie, Fontanes, Vic sur Cère, Bastide ꝛc. sind. Der Landbau ist nur in den fruchtbaren Thälern der genannten Flüsse einigermaßen lohnend. Man baut Hafer und Buchweizen, welche die Hauptnahrung abgeben, Lein, der an Feinheit dem flandrischen gleichkommt, Hanf, dessen Gewebe meist in der Marine verwendet wird, Kartoffeln u. verschiedene Obstsorten, besonders Kastanien, die ein wichtiges Nahrungsmittel des Landes sind. Das meiste Getreide liefert die Ebene Planèze, welche der Alagnon u. Arceuil bewässern, zwischen Flour und Murat. Der Wein ist mittelmäßig. Beträchtlich ist die Viehzucht. In den hohen Thälern u. bis auf den Gipfel des Plomb sind die herrlichen Weiden und Wiesen mit zahlreichen Viehheerden bedeckt, die theilweise auch den benachbarten Departements angehören. Fette Ochsen gehen von hier nach allen Landestheilen, Hammel nach dem Süden, Ziegenhäute nach Milhau, wo man Pergament daraus bereitet; die dasigen Pferde, klein, aber kräftig, werden für die Kavallerie verwendet. In den auf der Weide zerstreuten Hütten (burons) macht man Butter und 3 Arten von Käse. Die sonstige Industrie ist unbedeutend. Man fabricirt Kessel und Kupfergeräthe, Papier, Spitzen; ein großer Theil der Bewohner wandert als Kesselmacher in Frankreich, Spanien, selbst in Holland umher. Die Hauptstadt des Departements ist Aurillac.

Cantara, Fluß auf der Insel Sicilien, entspringt in der Provinz Messina am Monte-Cannata, umfließt den Aetna auf der Nordseite und mündet bei der Landspitze von Pietragala ins jonische Meer.

Cantarini, Simon, berühmter italienischer Maler, von seiner Vaterstadt genannt Pesarese oder Simone da Pesaro, ward 1612 geboren, machte die ersten Studien bei Pandolfi und Cl. Ridolfi und wurde später in Bologna Guido Reni's eifrigster Schüler, den er an Genauigkeit u. Grazie oft übertraf. Seine Selbstüberschätzung u. Selbstüberhebung führten aber zum Bruch mit dem Meister. C. ging darauf nach Rom, studirte hier Raphael und die Antike mit Eifer und Erfolg, kehrte dann nach Bologna zurück, errichtete eine Schule und führte viele vortreffliche Gemälde aus. Der Ruf seiner Geschicklichkeit bewog den Herzog von Mantua, ihn in seine Dienste zu nehmen. Auch hier aber brachte ihn seine grenzenlose Eitelkeit in mancherlei Mißverhältnisse mit dem Herzog, und als er einst ein Porträt desselben nicht bis zur Aehnlichkeit bringen konnte, beleidigte dies seinen Ehrgeiz so, daß er in eine Krankheit verfiel, sich nach Verona begab und 1648 †, nicht ohne den gegründeten Verdacht der Selbstvergiftung. Zu seinen berühmtesten Gemälde gehören: die heilige Familie in der Kirche zu Barbaziano, Lot mit seinen Töchtern daselbst, außerdem viele Altarblätter in Pesaro, Bologna, Rom, ein heiliger Anton zu Cagli, der heilige Jakob zu Rimini, die Transfiguration in der Pinakothek zu Mailand ꝛc. C. hat auch 37 Blätter geätzt, die von denen G. Reni's schwer zu unterscheiden sind.

Cantaro (Kantar), in Nordafrika, der Türkei und Italien Name eines Handelsgewichts, in Spanien der eines Weinmaßes. Als Handelsgewicht, und als solches gewöhnlich durch Centner übersetzt, hat es verschiedene Schwere in Aleppo, Tripolis, Alexandria, Algier, Kandia, Smyrna. In Konstantinopel, entweder zu 44 oder zu 45 Okas gerechnet, ist es im ersten Fall = 100,798 bayerische Pfund = 120,745 berliner Pfund = 56,448 Kilogramm = 100,777 wiener Pfund; im letzteren Fall hat man bloß noch das Gewicht von 1 Oka (= 1,2829 Kilogr.) hinzuzurechnen. In Rom hat man mehre Arten C., wovon am gebräuchlichsten der C. von 100 Lire ist, = 60,557 bayerische Pfund =72,541 berl. Pfund = 33,913 Kilogr. = 60,545 wiener Pfund. Dieser C. wird Cantaro sottile genannt, und 10 solche Cantari geben einen Cantaro grosso. In Sicilien sind zwei Cantari in Gebrauch, der Cantaro grosso (zu 100 Rotoli grossi) = 186,84 berl. Pfund = 87,351 Gramm = 106,82 leipzig. Pfund = 155,94 wiener Pfund, und der Cantaro sottile (zu 100 Rotoli sottili) = 169,86 berl. Pfd. = 79,409 Gramm = 169,84 leipziger Pfund = 141,77 wiener Pfund. Als spanisches Weinmaß ist der C. in Bilbao, Madrid und an andern Orten = 1 Arroba mayor.

Cantelmi, Name eines angesehenen neapolitanischen Fürstenhauses, angeblich gestiftet vom jüngsten Sohn des schottischen Königs Duncan I., Eberhard, wegen seines gewandten Geistes Canclam (Guiscard), Schlaukopf, genannt, der vor dem Mörder Macbeth in die Normandie geflohen sein, den ersten Kreuzzug mitgemacht, dann sich in der Provence niedergelassen haben soll. Sein Sohn nannte sich nach dem väterlichen Beinamen Cantelmus, und sein Enkel Rostaing führte zuerst diese Benennung als Geschlechtsnamen. Das Haus wuchs durch Kriegsleistungen und Heirathen, und seine Baronie Bovino wurde zu einer Grafschaft erhoben. Berühmt ist unter seinen Mitgliedern besonders Andreas C., 1598 zu Pettorano geboren. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, widmete sich aber der Kriegskunst und diente zuerst im veltlinischen Kriege, sodann dem deutschen Kaiser. Als Maestro di campo kommandirte er 1631 ein Regiment Neapolitaner in den Niederlanden, half 1632 Speyer erobern und Frankenthal entsetzen, vertheidigte 1634 Stevenswerth gegen die Holländer, deckte das kleve'sche Land, behauptete im folgenden Jahre die Schenkenschanze 8 Monate lang gegen Prinz Friedrich Heinrich und die Holländer und zwang letztere und die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung von Löwen. Zum Gouverneur der Provinz Luxemburg ernannt, mußte er (1637) erst 12,000 Mann Franzosen unter dem Marschall Cha-

tillon daraus vertreiben. Im Jahre 1638 vertrieb er die Holländer durch wohlberechnete und kräftige Angriffe aus ihrer fast unüberwindlichen Stellung in den Forts Kaloo u. Verrebroek an der Schelde u. nahm ihnen an Gefangenen 2000 Mann ab. Im Jahre 1640 wurde er Maestro di campo generale, 1641 Mitglied der Regierungsjunta der Niederlande. Im Jahre 1643 fiel er als Maestro di campo generale der Provinz Flandern in die Picardie ein, wurde 1644 an den spanischen Hof berufen, Vicekönig u. Generalkapitän von Katalonien. Als solcher zwang er den französischen Marschall de la Mothe zur Aufhebung der Belagerung von Tarragona, eroberte Balaguer mit Sturm und vertheidigte 4 Monate lang dasselbe gegen das ausgesuchte französische Heer. Als sich C. mit seinem erschöpften Häuflein nicht mehr halten konnte, führte er es durch künstliche Märsche durch die feindlichen Linien. Die außerordentlichen Anstrengungen und sein Gram über den Mangel an jeglichem Kriegsbedarf zogen ihm ein schleichendes Fieber zu, dem er am 6. November 1645 zu Alenvieres erlag. C. hinterließ Manuskripte über kriegswissenschaftliche Gegenstände, welche der Prinz von Asturien erhielt. Sein Neffe, Fabricius, wurde von Philipp V. zum Fürsten von Pettorano ernannt.

Canterbury (Cantelberg, lat. Cantuaria), 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Kent u. erster Bischofssitz von Britannien, liegt zu beiden Seiten an der Straße von London nach Dover in fruchtbarer, gut bebauter Gegend, von Wällen umgeben und von 4 Hauptstraßen durchkreuzt, hat 4 Vorstädte und 11 Kirchen, darunter die alte schöne Kathedrale, in welcher König Ethelbert von Kent 597 getauft wurde; der jetzt älteste Theil derselben ist von 1184; Schiffe, Kloster und Kapitol sind um 200 Jahre jünger; der Chor der Kirche ist der größte im Königreich, und die Glasmalereien gehören zu den vorzüglichsten. Ihr Inneres ist 492 Fuß lang, der Mittelthurm 228 Fuß hoch; unter dem Ganzen findet sich eine uralte Krypte. An einem Altar dieser Kirche wurde 1171 Thomas Becket ermordet. Der Erzbischof von C., der den König krönt und der erste Peer des Reichs ist, residirt zu London im Lambethpalast. Sein jährliches Einkommen beträgt gegen 20,000 Pfd. Sterl. C. hat ferner ein Theater, Casino, eine Bibliothek, eine Philosophical Institution (höhere Lehranstalt mit großem Museum), eine schöne Guildhall und schwefelige und eisenhaltige Mineralquellen, die ehedem sehr besucht waren. Die Donjonfelder sind ein hübscher Spaziergang. Die Zahl der Bewohner beträgt 18,500. Die früher beträchtliche Seidenmanufaktur (unter Elisabeth durch Flamländer eingeführt) ist jetzt gesunken, dagegen der Handel mit Hopfen, dessen Bau in der Umgegend stark betrieben wird, sowie mit landwirthschaftlichen Produkten (besonders Vieh und Pökelfleisch) ansehnlich. C. soll der Sage nach 900 v. Chr. von Rudilibas angelegt und von den alten Briten Caerther oder Caerkent (Stadt von Kent) genannt worden sein; bei den Römern hieß sie Durovernum. Ethelbert, der 5. König von Kent, welcher 568 die Regierung antrat, machte C. zu seiner Residenz u. nach der normannischen Eroberung Wilhelm Rufus zum ersten Bischofssitz von England. In den ersten Jahrhunderten der Kanonisation des Thomas Becket geschahen nach seinem Grabe unzählige Wallfahrten aus allen Theilen Englands und Europa's, und das Heiligthum des Märtyrers war bald eines der reichsten der Christenheit. — 2) Britische Kolonialprovinz auf Neuseeland, an der Ostküste der Mittelinsel (Neumunster), mit einem Gebiet von etwa 15 Millionen Morgen (ungefähr 2400 engl. QM.). Hauptstadt ist Christchurch, Hafenplatz Lyttleton.

Canth, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neumarkt, am Schweidnitzer-Wasser, mit 2 Kirchen und 2100 Einwohnern.

Canticum, auf dem römischen Theater eine Art von Monolog, ward gesangartig unter Begleitung der Flöte vorgetragen. Der Schauspieler agirte bloß das C., überließ aber die Recitation und den Gesang einem Andern, welchen der Tibicen mit der Flöte begleitete. Nach Wolf waltete in dem C. heftige Leidenschaft u. starker Affekt mit einer großen Lebendigkeit der Rhythmen u. einem häufigen Wechsel der Metra vor. In den Tragödien und Atellanen gab es auch Cantica, welche in späterer Zeit allein, ohne Drama, gesungen wurden.

Cantilena (ital.), ehedem in Italien die Benennung aller weltlichen Lieder, jetzt überhaupt jedes fröhliche, heitere Lied, besonders aber eine kleine Kantate, wenn dieselbe nur für Eine Singstimme mit Begleitung eines oder mehrer Instrumente gesetzt ist.

Cantilena Rolandi (ital.), Rolandslied, zu Zeiten Karls des Großen ein weit verbreiteter Gesang, der damals bei allen kriegerischen Nationen sehr beliebt war, gewöhnlich von dem Kriegsheere vor der Schlacht angestimmt wurde und auf den Muth der Soldaten einen mächtigen Einfluß gehabt haben soll. Der in der französischen Revolution von 1792 so vielfach gesungene Chant de Roland, unstreitig eine der schönsten und kräftigsten Kriegshymnen, die jene Zeit des Muths und der Begeisterung hervorgebracht hat, dürfte Aehnlichkeit mit der C. R. haben.

Canto (ital.), Gesang, besonders der Diskant als einzelne Stimme, weil derselbe beim vollstimmigen Gesange den Hauptgesang führt. C. fermo (cantus firmus, plainchant) heißt der unverzierte, unserem Choral gleichende Gesang im Gegensatze zum Figuralgesang.

Canton, 1) John, namhafter englischer Naturforscher, Erfinder des Elektrometers u. einer Methode, Magnete ohne Beihülfe natürlich herzustellen, ward 1718 zu Stroud in Glocestershire geboren. C. erhielt vom Mathematiker Davis seinen ersten Unterricht. Eine von ihm aus Stein verfertigte Sonnenuhr, welche außer der Tagesstunde zugleich die Zeit des Sonnenaufgangs für jeden Tag, die jedesmalige Stelle der Sonne in der Ekliptik 2c. angab, erwarb ihm die Gönnerschaft einzelner Gelehrten u. eröffnete ihm deren Bibliotheken. Durch einen Dissenterpfarrer zu Tooting bei London, der zugleich Physiker und Mitglied der königlichen Societät zu London war, wurde C. schon 1738 Lehrer, später Direktor an einer Privatanstalt in Spital-Square. Unter Anderem erfand er hier eine Methode, die Menge der in leydener Flaschen gesammelten Elektricität zu bestimmen, und stellte Untersuchungen an, bis zu welcher Höhe Raketen steigen, bezüglich sichtbar bleiben. Sein 1750 der kö-

niglichen Societät vorgelegter Aufsatz über die Methode, Magnete ohne Hülfe natürlicher und doch stärker, als diese, zu verfertigen, verschaffte ihm den Eintritt in diese Societät, eine goldene Preismedaille und von der Universität zu Aberdeen die Würde eines Magister artium. Schon im folgenden Jahre wurde er Mitglied des leitenden Ausschusses der Gesellschaft, eine Ehre, die er später noch zweimal genoß. Bei Einführung des neuen gregorianischen Kalenders in England verfertigte C. eine Sammlung leicht zu behaltender Regeln zur Berechnung des Schaltjahrs, der Sonntagsbuchstaben, der Epakten ꝛc., welche von Dr. Jennings in seine „Introduction to the use of the globes“ aufgenommen wurden. Durch seine 1753 erschienene Abhandlung „Electrical experiments, with an attempt to account for their several phenomena“ that er gleichzeitig mit Franklin dar, daß sich einige Wolken positiv, andere negativ verhalten. Gleichzeitig entdeckte er die elektrischen Wirkungskreise und den Korkkugelelektrometer. Ueberhaupt trug er viel zur Verbreitung der franklinschen Entdeckungen in England bei. In einer 1754 der Societät vorgelegten Schrift bewies er, daß manche Körper sich zugleich positiv oder negativ elektrisch verhalten, je nachdem sie mit dem einen oder dem anderen Körper gerieben würden. Die Lösung einer Preisfrage über die Natur und Entstehung der Sternschnuppen legte er 1756 in dem „Ladies Diary“ nieder. Das „Gentleman's Magazine“ (Septemberheft 1759) enthält einen Bericht C.s über die elektrischen Eigenschaften des Turmalins, u. noch in demselben Jahre reichte er der Societät seine wichtige Abhandlung „An attempt to account for the regular diurnal variation of the horizontal magnetic needle etc.“ und 1761 eine andere über seine Beobachtung des Venusdurchganges am 6. Juni ein. In den beiden folgenden Jahren erschienen seine „Experiments to prove, that water is not incompressible“, worin er zuerst die Elasticität des Wassers darthat, indem er bewies, daß das Wasser durch das doppelte Gewicht der Atmosphäre um $^1/_{10870}$ seines Raums zusammengepreßt werde, u. „Experiments and observations on the compressibility of water and some other fluids“, welche letzte Abhandlung ihm zum andern Male die goldene Preismedaille der Societät verschaffte. Außerdem lieferte C. Abhandlungen über Mondfinsterniß, Thermometer, Elektricität in „Ladies Diary“, „Gentleman's Magazine“ ꝛc. C. † den 22. März 1772.

2) Gustav, Landschaftsmaler, 1813 zu Mainz geboren, erhielt seine künstlerische Bildung zu Düsseldorf. Er sucht, wie Rudolf von Normann, die Stoffe zu seinen Gemälden meist in der Schweiz. Beide haben der Schweizernatur ihre Eigenthümlichkeiten gut abgelauscht und geben sie treu und charakteristisch wieder. Aber während Normann es vornehmlich auf die Gletscher und deren magische Lichteffekte absieht, neigt sich C. mehr zu Alpengemälden, in denen sich lieblich arkadische Situationen und gefällige Staffirungen einflechten lassen. Besonders geschickt ist er in der Darstellung des Alpenviehs.

Cantu, Cesare, einer der gefeiertesten Gelehrten und Schriftsteller Italiens, geboren den 5. September 1805 auf dem Schlosse Milanese zu Brivio im Mailändischen als der Sohn armer Aeltern, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Sondrio, wo er bereits in seinem 18. Jahre eine Professur der schönen Wissenschaften übernahm. Von hier wandte er sich nach Como und später nach Mailand, wo er bis zum Ausbruch der Revolution von 1848 lebte. Eine seiner ersten Schriften, die „Ragionamenti sulla storia Lombarda nel secolo XVII“ (2. Aufl., Mailand 1842—44), zog ihm wegen freisinniger Auffassung einen Tendenzprozeß und eine einjährige Haft zu. Er beschrieb die Leiden seiner Gefangenschaft in der Form eines historisch-politischen Romans unter dem Titel „Margherita Pusterla“ (Florenz 1845). Seine religiösen Hymnen erlangten zum Theil wohl wegen ihrer politischen Beimischung eine große Popularität. Ein patriotisches Gedicht in vier Gesängen über die lombardische Ligue: „Algiso o la lega Lombarda“ (neue Aufl., Mailand 1846), aber mehr noch seine der Volksbildung gewidmeten „Letture giovanile“ (4 Bde.) machten seinen Namen im In- und Auslande berühmt und beliebt. Als Volksschriftsteller, Dichter und Historiker huldigte C. jener romantischen Schule, die in Manzoni ihren Hauptvertreter fand und den Staat mit der Kirche, die Politik mit der Religion verschmelzen wollte. Als Historiker trat er auf mit der „Storia di Como“, welche eigentlich die allgemeine Geschichte der Lombardei in sich schließt. Später bearbeitete er den historischen Theil der 1847 veröffentlichten Beschreibung von Mailand (Mailand 1847, 2 Bde.). Sein historisches Hauptwerk, die „Storia universale“ (Turin 1837 ff., 35 Bde.), das umfangreichste italienische Geschichtswerk des gegenwärtigen Jahrhunderts, erschien Ende 1842 bereits in 7. Auflage u. außerdem in französischer, deutscher (von Brühl, Schaffhausen 1848 fg.), spanischer u. englischer Sprache. Wissenschaftliche Klarheit und Gründlichkeit, scharfsinniges Urtheil, frische Schilderung und eine seltene Vollendung in Form u. Sprache sind die unbestrittenen Verdienste dieses Werks, das in seiner neuesten Auflage von den ältesten Zeiten bis zur Thronbesteigung Pius' IX. herabreicht und von den Italienern mit Recht ihren klassischen Werken beigezählt wird. Wegen seiner politischen Gesinnung wurde er von Seiten der Regierung mannichfach angefeindet, und beim Beginn des Aufstandes zu Mailand (1848) entging er der Verhaftung nur durch eilige Flucht nach Piemont. Nach der Revolution, die ihn nicht theilnahmlos ließ, kehrte er nach Mailand zurück und lebt daselbst in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien. Die neuesten Früchte seiner Muße sind eine „Geschichte der italienischen Literatur“ und die „Geschichte der letzten hundert Jahre“ (Florenz 1851), welches letztere Werk mit einer kurzen Darlegung der Revolution und der Restauration in Italien schließt. Ein Bruder, Ignazio C., den 5. December 1810 geboren, lange Zeit hindurch Erzieher der Kinder des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, hat sich ebenfalls namentlich als Geschichtschreiber einen geachteten Namen erworben.

Canus (Cano), Melchior, spanischer Dominikaner und berühmter Professor der Theologie zu Salamanca, geboren 1523 zu Tarançon bei Toledo, befand sich unter Paul III. auf dem tridentiner Koncil, wurde 1552 Bischof der kanarischen Inseln und † 1560 zu Toledo als Provinzial von Kastilien. Einen großen Namen erwarben ihm seine „Loco-

rum theologicorum libri XII“ (Salamanca 1563; neueste Ausgabe, Wien 1754, 2 Bde.). Seine sämmtlichen Werke erschienen lateinisch zu Köln 1605, neueste Ausgaben zu Lyon 1704 und Venedig 1759. C. bekämpfte mit Scharfsinn, Gewandtheit und Freimüthigkeit sowohl die damalige Lehrmethode, als auch die Gebrechen seiner Kirche und die Irrthümer von Päpsten und Kirchenvätern. Auch der neuentstandene Jesuitenorden fand an ihm einen erklärten Gegner.

Canusium, Stadt im alten Apulien, am Aufidus (Ofanto), von Handel belebt, verlor ihren Wohlstand im 2. punischen Kriege. Hierher flohen die bei Cannä geschlagenen Römer. Berühmt waren die Maulesel und die Wollenwebereien von C. Es soll von dem griechischen Helden Diomedes gegründet worden sein; daher hieß die Gegend Campi Diomedis. Jetzt heißt C. Canosa.

Canuti, Domenico Maria, berühmter Historienmaler, aus Bologna, Schüler Guido Reni's, gründete in Bologna eine sehr besuchte Schule und zog später nach Rom; seine meisten Schüler gingen alsdann zu Pasinelli über. C.'s Meisterwerke in der Wandmalerei finden sich besonders in den Klöstern der Olivetaner zu Rom, Padua und Bologna; außerdem sind noch große Bilder im Palaste Pepoli, in der Gallerie Calonna zu Rom, im herzoglichen Palaste zu Mantua, die großen Freskeu in der Liberia zu Bologna ꝛc. Er † 1684 oder 1677. Auch geätzte Blätter sind von ihm vorhanden.

Canzone (ital.), lyrische Dichtart provençalischen Ursprungs, die aber in Italien ausgebildet wurde. Zum unmittelbaren Ausdruck des Gefühls, zu ernster, schwermüthiger Betrachtung bestimmt, unterscheidet sie sich dadurch, wie durch ihre eigenthümliche, sehr mannichfaltige Form von jeder andern Dichtart. Ihren Ursprung verdankt sie der schwärmerischen Liebe und ist als Minnelied durch reiche üppige Wortfülle am reizendsten. Zwischen dem Liede und der Ode gleichsam in der Mitte stehend, nähert sie sich oft der Elegie. Sie zerfällt in mehre Stanzen von unbestimmter Zahl; Reim und Versart sind in jeder Stanze gleichförmig, jedoch ist die Anzahl der Verse nicht bestimmt. Es gibt Stanzen von 9—20 Versen, und ebenso verschieden ist die Vertheilung dieser Verse u. die Stellung der Reime, wobei jedoch die bestimmte, regelmäßige Form herrscht, welche Petrarca ausgebildet hat. Diese Art von Canzoni heißt C. Petrarchesca oder Toscana, und es darf keine derselben unter 5 und über 10 Stanzen, und keine Stanze unter 9 und über 20 Verse haben. Jede Strophe hat 3 Abtheilungen; die beiden ersten, welche gleichförmige Hälften ausmachen und entweder aus 2, 3 oder 4 (binanario, ternario, quadernario) Versen bestehen, heißen piedi (Füße); die dritte (sirima oder coda, Schweif) hat keine bestimmte Anzahl von Versen u. in ihrem Bau mit den ersten nichts gemein. Alle drei reimen sich nun verschlungen unter einander nach verschiedenen Regeln. Die Schlußstanze ist gewöhnlich kleiner als die übrigen und heißt ripresa (Wiederaufnahme), congedo (Abschied), commiato (Geleit), licenza (Entlassung), tornata (Wiederkehr), oder auch bloß chiuva (Schluß), weil sie meist eine Apostrophe des Dichters an seinen Gesang enthält, von dem er scheidet. Die Verse sind gewöhnlich elf- oder siebensilbig. Durchaus strengen Gesetzen ist aber weder die Anzahl der Strophen, noch die Verszahl und Stellung des Reims unterworfen. Seltsam und verwerflich ist jedoch jene Form derselben, wo die Reime von Stanze zu Stanze wiederkehren, so daß die Verse der ersten Stanze gar keine Reime haben, alle folgenden aber auf die Endsilben der ersten Stanze reimen, die bei einem Zwischenraume von 7—8 Versen bereits vergessen sind. Man nannte diese Form distesa (ausgedehnte) oder distanza continua, sie ward aber bald wieder aufgegeben. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts fing man an, von der strengen Form der C. Petrarchesca abzuweichen. Schon Torquato Tasso brachte zur Verbindung der Strophen verschiedene Spielereien an, die er catene (Ketten) und monili (Halsbänder) nannte. Noch willkürlicher ging Chiabrera zu Werke. Die meisten canzonenartigen Gedichte des letzteren, die er Canzonette nennt, sind in kürzeren Versen und kürzeren Strophen mit vollkommen willkürlicher Reimstellung geschrieben und bahnen den Weg zur sogenannten C. Anacreontica, welche die alte strenge Form ganz aufgegeben hat. Die C. Pindarica oder alla Greca wurde von Luigi Alamanni im 16. Jahrhundert zuerst eingeführt und von Chiabrera ausgebildet. Sie besteht aus der einmaligen oder noch gewöhnlicher mehrmaligen Kombination dreier Strophen: strofa, antistrofa und epodo, wovon die beiden ersten in der Reimstellung übereinstimmen, die dritte ein eigenes System bildet. Die C. a ballo oder Ballata war bestimmt, beim Tanze gesungen zu werden, so daß die ersten Verse (ripresa) im Chor, die darauf folgenden Strophen von einer Stimme gesungen wurden, worauf dann wieder der Chor einfiel. Die Strophe schloß jedesmal mit dem Endreim der ripresa. Besonderes Verdienst um die C. hat sich der italienische Dichter Vinc. Filicaja (geboren zu Florenz 1642, † 1707) erworben. In Deutschland haben A. W. Schlegel, K. Förster, Freiherr von Zedlitz in seinen „Todtenkränzen“, Platen, Rückert u. A. treffliche Canzonen geliefert.

Canzonetta (ital.), in der alten Poesie eine kleine Canzone, eine Art Lied mit dem Ausdruck zärtlicher Empfindung, bei den Dichtern des 15. Jahrhunderts sehr gebräuchlich; in der Musik theils Gesang und Melodie überhaupt, theils Melodien, die ohne Text mit Variationen gesungen werden; auch ein leichtes Gesangstück scherzhaften Inhalts mit italienischem Text.

Canzoni villanesche (ital.), ländliche Lieder, die, den Volkston nachahmend, um 1540 gleichzeitig mit dem Madrigal in Oberitalien entstanden. Zu ihrer Komposition bediente sich der Musiker eines einfacheren Kontrapunkts, als beim Madrigal. Sie hießen auch Villanella alla Napoletana.

Caorcini (Caturcini, Caursini, Corsini), italienische Kaufleute, im 13. Jahrhundert, durch ihre Wuchergeschäfte in Frankreich, England, den Niederlanden und in Sicilien berüchtigt, C. genannt von Cahors, der Hauptstadt von Quercy oder von einer Großhändlerfamilie zu Florenz, den Corsini. Heinrich III. vertrieb sie 1240 aus England. Zwar kehrten sie durch päpstlichen Einfluß 1250 zurück, doch nur, um im folgenden Jahre wieder verjagt zu werden. Im Jahre 1260 vertrieb sie das Testament des Herzogs von Brabant auch aus

dessen Ländern und endlich 1268 der heilige Ludwig auch aus Frankreich.

Caorle, Hafenort in der österreichisch-venetianischen Provinz Venedig, südlich von der Mündung des Lamene, mit 2150 Einwohnern und Fort, ehemals eine der Hauptstädte der Republik Venedig.

Capaccio, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, unfern vom mittelländischen Meer, mit Bischofssitz, 2300 Einwohnern, besteht aus C. vecchia (mit der Kathedrale des Bisthums), auf einer Anhöhe, und C. nuova, in der Ebene, beide in fruchtbarer Gegend liegend. In der Nähe gegen das Meer hin sind die Ruinen von Pästum ꝛc.

Capaneus, einer der sieben Fürsten von Theben, Sohn des Hipponous und der Astynome oder der Laodice, Gemahl der Evadne, des Iphis Tochter. Er hatte, selbst den Göttern trotzend, am ogygischen Thore mittelst einer Leiter schon die Mauern erstiegen, als ihn Zeus durch einen Blitzstrahl erschlug. Als sein Leichnam auf dem lodernden Scheiterhaufen stand, stürzte sich seine Gattin aus Liebe in die Flammen. Nach Apollodor rief ihn Aeskulap wieder in das Leben zurück. Sein Sohn war Sthenelus, der mit Diomedes gegen Troja zog.

Capasiou (Capellos), Kopfbedeckung des griechischen Patriarchen, ein violettfarbiger, mit einem lichtblauen Kreuze geschmückter Hut ohne Krempen, an dessen beiden Seiten blaue Bänder herabhängen.

Capax (lat.), derjenige Malteserritter, welcher durch Theilnahme an 4 Feldzügen gegen die Türken und fünfjährigen Aufenthalt zu Malta die Fähigkeit zur Uebernahme einer Komthurei des Ordens erlangt hatte.

Capdueil, Pons, Baron von Puy-Sainte-Marie, einer der ausgezeichnetsten Troubadours des 12. Jahrhunderts. Nach dem Tode seiner Geliebten, der schönen Azalais von Mercoeur, Gemahlin eines mächtigen Grafen von Auvergne, forderte er durch Reden und Lieder zu einem neuen Kreuzzuge auf, trat dann 1190 in die Reihen des Kreuzheeres und † den Heldentod im heiligen Lande. Außer seinen Liebesliedern (gegen 20) haben wir von ihm 3 Gesänge voll religiöser Begeisterung und all der gläubigen Einfalt seiner Zeit. Seine Poesien finden sich im Manuskript in der vatikanischen Bibliothek, sowie in der laurentinischen Bibliothek zu Florenz und in der pariser Bibliothek.

Cape-Breton, eine zum britischen Nordamerika gehörige Insel, am Eingang des St. Lorenzgolfs, zwischen Neufoundland und Neuschottland, von letzterem durch die schmale Cansastraße geschieden, hat 147 □Meilen Flächengehalt u. 27,580 Einw., die vornehmlich aus Akadiern u. schottischen Einwanderern oder deren Nachkommen bestehen. Sie hat mit Neuschottland, mit dem sie politisch ein Gouvernement bildet, in der geognostischen Konstitution wie in der Terraingestaltung die größte Uebereinstimmung. Die Küsten, größtentheils ausgezeichnete Steilküsten, sind überall durch tiefe Baien und Meeresarme gespalten, u. von einem der letztern, der von Nordosten gegen Südwesten tief in die Insel einschneidet u. sich im Innern zu einem großen Bassin (Grand Bras d'or) ausbreitet, wird dieselbe in zwei große, fast ganz getrennte Landzungen geschieden. Dieser Binnensee hat überall tiefes Wasser und macht die ohnehin an schönen Häfen reiche Insel für die Schifffahrt sehr zugänglich. Klimatisch ist C.-B. ungünstiger gestellt als Neuschottland, da sie mehr dem Einfluß der Eismassen ausgesetzt ist, welche im Frühjahre aus dem nördlichen Theile des St. Lorenzgolfs in das atlantische Meer getrieben werden. An der West- u. Ostküste finden sich viel Steinkohlen. Die Insel ist wichtig für den Stockfischfang, in der Nähe der großen Fischbank. Auf der Ostküste liegt die Hauptstadt Sidney, mit sicherem Hafen und 600 Einwohnern; auf der Westküste Port Hood, mit bedeutender Viehausfuhr nach Neufoundland. Der frühere Hauptort Louisbourg, das Hauptbollwerk des ehemaligen französischen Nordamerika, wurde durch die Engländer 1756 zerstört. Im Süden der Insel liegt die Isle Madame mit der Hafen- und Handelsstadt Arichat und der hohen, felsigen Nordspitze (Cape North) gegenüber die steile, nackte Felseninsel St. Paul, an der zahlreiche Schiffbrüche Statt finden. Die Insel C.-B., ursprünglich eine Besitzung der Franzosen, die sie Isle Royal nannten, kam 1763 an England und bildete ein eigenes Gouvernement, bis sie 1820 mit Neuschottland vereinigt wurde.

Capece-Latro, Giuseppe, wurde um 1745 in Neapel als Sprößling eines der ältesten italienischen Adelsgeschlechter des Landes geboren und erhielt noch sehr jung das Erzbisthum Tarent mit Titel und Würden eines Primas des Königreichs. Er bekämpfte neben andern Anmaßungen des Papstes auch dessen Tributforderung vom Königreich Neapel, sowie den Cölibat, machte beim Ausbruch der Revolution 1797 die Königin auf die Gebrechen der Staatsverwaltung aufmerksam und trat, dem Drängen des Volks nachgebend, mit an das Ruder des Staats, mußte aber hierfür nach der Restauration im Kerker büßen; den Plan, ihn auch auf das Schaffot zu bringen, vernichtete die Theilnahme, mit welcher ganz Neapel für ihn aufstand. Die ihm von der Regierung als Gnade angebotene Freiheit zurückweisend, zwang er den König, sich wegen seiner Verhaftung bei ihm zu entschuldigen. Unter Joseph und unter Murat war er Minister des Innern, und alles Gute, das unter der französischen Regierung Neapel zu Theil wurde, findet seine Quelle lediglich in der patriotischen Gesinnung C.'s. Nach Murats Fall nahm man ihm sein Erzbisthum; er zog sich nun gänzlich ins Privatleben zurück und machte sein Haus zum Sammelpunkt vieler durch Rang und Gelehrsamkeit angesehenen Männer und Frauen. Er † bald nach seiner Amtsentsetzung. Sein „Elogio di Federigo II Re di Prussia“ (Berlin 1832, nach dem Französischen von Guibert) gehört zu den gelungensten italienischen Uebersetzungen.

Cape-Coast-Castle, Fort in Guinea, Hauptpunkt der britischen Besitzungen an der Goldküste und deshalb Sitz des unter dem Gouverneur von Sierra Leone stehenden Untergouverneurs, mit Gouvernementsschule; daneben die gleichnamige Stadt mit 10,000 Einwohnern (größtentheils Negern), welche beträchtlichen Handel seewärts mit Gold, Elfenbein u. Palmöl und landeinwärts mit europäischen Waaren in das Innere bis Saccati und zum Niger treiben.

Capefear, amerikanischer Fluß in Nordcarolina, der aus Vereinigung des Haw- und Deepriver entsteht u. nach 70 Meilen Laufes unterhalb Wilmington bei Smithville in den atlantischen Ocean mündet.

An seiner Mündung liegt die Insel Smiths Island, deren Südspitze das gleichnamige Vorgebirge bildet.

Capefigue, Baptiste Honoré Raymond, französischer Schriftsteller der Gegenwart, geboren 1802 zu Marseille, erhielt die erste Bildung in seiner Vaterstadt und kam um 1820 nach Paris, wo er alsbald sein Heil unter der Fahne der Restauration suchte u. im Dienste der Royalisten die „Quotidienne" mitredigirte. Seine Stelle eines Bureauchefs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verlor er durch die Julirevolution und widmete sich nun ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit. C., so urtheilte eine deutsche Kritik, ist ein wenig Historiker, ein wenig Antiquar, ein wenig Politiker, aber mehr als dies alles romantischer Dichter. Seine quasihistorischen Werke, auch die, welche die dunkelsten Perioden des Mittelalters behandeln, folgen zwar außerordentlich schnell auf einander, ermangeln aber auch der Gründlichkeit, geschmackvoller Auswahl der Einheit und der geistigen Durchdringung des Stoffs, Mängel, welche der Reichthum des Ausdrucks und die dichterische, gewandte Darstellung nicht ersetzen können. Sein Standpunkt, von dem aus er alle geschichtlichen Personen und Begebenheiten beurtheilt, bezüglich die meisten verurtheilt, ist der des blinden Glaubens an die absolute Machtfülle von Papst und Krone. Von seinen Schriften sind die bekanntesten: „Recueil des opérations de l'armée française en Espagne, sous les ordres du duc Angoulème" (Paris 1823—24); „Essai sur les invasions des Normands dans les Gaules" (das. 1827); „Histoire de Philippe Auguste" (das. 1827—29, 4 Bde.); „Histoire constitutionnelle et administrative de la France dépuis la mort de Philippe Auguste" (das. 1831, 4 Bde.); „Histoire de la réforme de la ligue et du règne de Henry IV" (das. 1834, 4 Bde.); „Richelieu, Mazarin et la Fronde" (das. 1835); „Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe" (das. 1837, 2 Bde.); „Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons" (das. 1831, 8 Bde.); „Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques" (das. 1836, 2 Bde.), ein Pasquill auf die Julirevolution; „Philippe d'Orléans régent de France" (1838, 2 Bde.); „L'Europe dépuis l'avénement de Louis Philippe" (das. 1849, 10 Bde.); „La société et les gouvernements de l'Europe dépuis la chûte de Louis Philippe jusqu'à la présidence de Louis Napoléon Bonaparte" (das. 1849, 4 Bde.); „Quatre premiers siècles de l'église chrétienne" (das. 1850—51, 4 Bde.). Auch ist er Verfasser mehrer diplomatischen Gelegenheitsschriften, wie: „La diplomatie de la France et de l'Espagne dépuis l'avénement de la maison de Bourbon" (Paris 1846); „Le congrès de Vienne dans ses rapports avec la circonstance actuelle" (das. 1847, deutsch, Grimma 1847), sowie die „Diplomates européens (Paris 1843—47, 4 Bde.), 46 Charakteristen von Staatsmännern. Seine neuesten Arbeiten haben die Mätressen der französischen Könige zum Gegenstande.

Capella (lat.), Ziege, ein Stern erster Größe im Sternbild des Fuhrmanns, dessen Versetzung an das Himmelsgewölbe Eratosthenes also erzählt: Zeus wurde gleich nach seiner Geburt von der Rhea der Themis und dann der Amalthea zur Auferziehung übergeben. Die letztere ließ den jungen Gott von einer Ziege säugen, der Tochter der Sonne, von so grauenerregendem Anblick, daß die Titanen, Saturns Begleiter, die Erde ersuchten, dieselbe auf einer Höhle in Kreta zu verbergen. Es geschah. Als nun der von Amalthea aufgezogene Zeus keine Waffen zur Bekämpfung der Titanen hatte, ward ihm der Rath, das undurchdringliche und fürchterliche Fell der Ziege als Schild zu gebrauchen. Der dankbare Gott gab ihr hierauf ein anderes Fell, machte sie unsterblich und setzte sie unter die Sterne.

Capella, 1) Marcianus Mineus Felix, Prokonsular, lateinischer Dichter, Philolog u. Encyklopädist aus Karthago (daher nennt er sich beatae alumnus urbis Elissae), soll gegen das Ende des 5., nach Andern im 3. Jahrhundert gelebt haben. Seine Lebensverhältnisse sind unbekannt. Er trug eine Encyklopädie der 7 freien Künste („Satyricon", 9 Bücher) zusammen, welche in Prosa und Versen schwülstig und schwärmerisch und daher oft unverständlich geschrieben ist. Die ersten 2 Bücher, betitelt „De nuptiis philologiae et Mercurii", enthalten eine allegorische Darstellung der Vermählung des Merkur mit der Philologie. Die erste Ausgabe erschien zu Vicenza 1499, wiederholt zu Mutina 1500, Basel 1532, London 1539, Bern 1763, Nürnberg 1794, von Kopp, Frankfurt 1836. Da C.'s Werk im Mittelalter als Lehrbuch gebraucht wurde, so erschienen frühzeitig Erklärungen darüber; so von J. Scotus, Alex. Neckam, Remigius Antisidorensis.

2) Galeazzo Flavio Capra, öfter auch nur Galeazzo genannt, einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller und Staatsmänner seiner Zeit, den 7. Mai 1487 zu Mailand geboren, war Minister des Herzogs von Mailand, Franz Sforza, und diente demselben bei mehren Gesandtschaften mit vorzüglicher Gewandtheit und Treue. In den Kriegsunruhen verließ er sein Vaterland auf einige Zeit und wurde, als 1536 Mailand an Karl V. kam, von diesem in seinem alten Posten bestätigt. Er † den 23. Februar 1537. Da er in Folge seiner Stellung von den wichtigsten politischen Verhältnissen seiner Zeit ganz genau unterrichtet war, so sind seine geschichtlichen Werke von hohem Interesse. Er schrieb: „De rebus in Italia gestis et de bello Mediolanensi pro restitutione Francisci Sfortiae II ab anno 1521 usque ad annum 1530" (Venedig 1532, Nürnberg 1532, Antwerpen 1533, italienisch von Fr. Philippopoli, Venedig 1539). Eine Fortsetzung davon ist „Historia belli Mussiani", zuerst in Puteani's „Historia Cisalpina", ferner „Viennae Austriae a Sultano Solimanno obsessae historia" (Augsburg 1530).

Capellen, 1) Theodorus Frederik, Baron van, verdienstvoller holländischer Seeoffizier, geboren den 6. September 1762 zu Nimwegen von deutschen Aeltern, trat 1772 in den holländischen Seedienst und wurde wegen seiner Tapferkeit und Umsicht 1783 Kapitän. Als solcher befehligte er 1792 mehre Kanonenboote gegen die Franzosen und ging 1799 mit einem Theil seiner Flotte zu den Engländern über, wofür er aber in contumaciam zum Tode verurtheilt ward. Nach der Rückkehr des Prinzen von Oranien 1814 ging er zurück, wurde zum Viceadmiral ernannt und erhielt den Auftrag, die holländischen Kolonien in Ostindien von den Engländern zu übernehmen. Gegen

Algier, das die niederländische Flagge beleidigt hatte, wurde C. zum Admiral der niederländischen Flotte im mittelländischen Meere ernannt u. übernahm im Juni 1816 eine Rekognoscirung des algierischen Hafens; im August vereinte er sich mit der englischen Flotte unter Lord Exmouth. An dem Brande von Algier, der Verbrennung der Flotte desselben und der Befreiung der christlichen Gefangenen hatte C. vorzüglichen Antheil. Er † als Hofmarschall des Prinzen und der Prinzessin von Oranien den 15. April 1824 zu Brüssel.

2) Godrad Alexander Gerard Philipp, Baron van C., Generalstatthalter der niederländisch-ostindischen Kolonien, ein Staatsmann von dem geläutertsten Patriotismus, den 15. December 1778 geboren, war der Sohn jenes C., welcher als heftiger Gegner der Oranier die Festung Gorkum 1787 fruchtlos gegen die Preußen vertheidigte. C. war erst Präfektursekretär in Utrecht, dann 1808 unter König Ludwig Präfekt in Ostfriesland, wo er sich durch seine milde und gerechte Regierungsweise allgemeine Liebe erwarb, und wurde bald darauf Minister des Innern und Staatsrath. Zum großen Theil auf C.s Rath geschah es, daß der König 1810 zu Gunsten seines ältesten Sohnes die Regierung niederlegte. Unter Napoleon I. nahm C., durch sein Privatvermögen unabhängig, keine Dienste. Wilhelm, König der Niederlande, ernannte ihn zum Kolonialminister und sandte ihn, als Belgien mit Holland vereinigt wurde, als außerordentlichen Staatssekretär nach Brüssel, um die Gemüther der neuen Regierung geneigt zu machen. Im Jahre 1815 ging er als Generalgouverneur u. Kommandant der Truppen zu Wasser und zu Land nach Batavia ab, mit dem Auftrage, den Handel zu heben, die Vertheidigungsmittel zu verstärken und zu sichern und die Verwaltung für das Mutterland weniger kostspielig zu machen. Er erfuhr dort große Widerwärtigkeiten: allenthalben Aufruhr der Eingebornen, drückenden Geldmangel, fehlgeschlagene Spekulationen, besonders das mißglückte Unternehmen auf Borneo, u. wurde demzufolge 1825 zurückberufen. Im Jahre 1828 zum Präsidenten des Kuratoriums der Universität zu Utrecht ernannt, ging er 1838 als außerordentlicher Gesandter zur Krönung der Königin Victoria nach London und wurde dann Oberkammerherr des Königs Wilhelm II. Später privatisirte er auf seinem Landgute Vollenhoven bei Utrecht, wo er den 10. April 1848 †.

Capelleti (ital.), vormals die in Dalmatien, Slavonien, überhaupt jenseits des adriatischen Meeres geworbenen venetianischen Soldtruppen, die wegen ihrer Tapferkeit gesucht und meist in feste Plätze verlegt wurden.

Capello, Bianca, Venetianerin, um 1548 geboren, knüpfte mit einem Florentiner Pietro Buonaventuri ein Liebesverhältniß an und floh mit ihm nach Florenz. Buonaventuri begab sich hier in den Schutz des Herzogs Franz von Medicis und legte dessen heftiger Liebe zu Bianca, die nun seine Gattin geworden, kein Hinderniß in den Weg. Franz hielt, da eben seine Vermählung mit der stolzen u. kalten Erzherzogin Johanna von Oesterreich bevorstand, zu der er keine Neigung fühlen konnte, sein Einverständniß mit Bianca geheim, führte aber dieselbe, nachdem die Vermählung mit Johanna 1565 gefeiert war, in seinen Palast ein und machte ihren Gatten zum Intendanten desselben. Letzterer, der mit seiner Schande bis zur unerträglichsten Anmaßung zu wuchern begann, wurde 1570 auf des Großherzogs Veranstaltung ermordet. Die Buhlerin wußte Franz durch alle möglichen Künste zu fesseln, und sein Entzücken stieg aufs Höchste, als sie ihm, der mit der Erzherzogin nur Töchter hatte, ein untergeschobenes Knäblein als ihr Kind darbrachte. Fast alle Mitwisser dieses Betrugs ließ Bianca tödten. Aber im folgenden Jahre gebar auch die Herzogin ihrem Gemahl einen Sohn und 1578 noch ein Kind, wobei sie verschied. Dieser Verlust u. das Zureden seiner Brüder bewogen den Großherzog, Florenz mit dem Entschlusse zu verlassen, mit Bianca zu brechen. Sie aber bot nun alle möglichen Mittel auf, ihn wieder an sich zu ziehen, gewann des Großherzogs Beichtvater, und nach 2 Monaten ward sie mit ihm heimlich getraut. Diese geheime Ehe befriedigte jedoch ebenso wenig Bianca's Ehrgeiz, als des Großherzogs Wünsche, welcher nach dem frühen Tode des Sohnes Johanna's von seiner jetzigen Gattin wieder einen Erben erwartete. Franz ließ daher Philipp II. von Spanien von seiner Verbindung benachrichtigen und, als derselbe sie billigte, zugleich der Republik Venedig seinen Willen zukommen, sich mit einer Tochter des heiligen Marcus zu vermählen. In Folge dieser Erklärung ernannten die Mitglieder des hohen Rathes (Pregadi) Bianca zur wahren u. eigentlichen Tochter der Republik u. sandten zu dem Zwecke zwei Gesandte in Begleitung von 90 Nobili nach Florenz, welche der im Oktober 1579 vollzogenen Vermählung beiwohnten. Da Bianca ihren untergeschobenen Sohn nicht zur Thronfolge bringen konnte und sich wegen des Stolzes und der eigennützigen Herrschaft ihres Bruders, welcher eine Zeitlang Günstling und Minister war, vom Volke gehaßt sah, so wünschte sie, zur Sicherung ihrer Zukunft, sich und ihren Gemahl mit dem Kardinal Ferdinand von Medicis, als dem nächsten Thronerben, auszusöhnen, und veranstaltete daher 1587 auf dem Poggio von Cajano eine Zusammenkunft. Nach wenigen Tagen erkrankten hier der Großherzog und seine Gemahlin plötzlich und starben den 19. Oktober 1587. Ferdinand bemühte sich umsonst, sich vom Verdacht der Vergiftung zu reinigen.

Capet, Hugo, Stifter der fränkischen Königsdynastie der Capetinger, s. Hugo, vergl. Frankreich.

Capillares tubi (lat.), Haarröhrchen, s. Kapillarität.

Capio mortis causa (lat.), jede Erwerbung einer Sache, die vom Tode eines Dritten abhängig gemacht wird, die jedoch weder eine Art Beerbung oder Vermächtniß, noch Schenkung auf den Todesfall ist; sie unterscheidet sich daher von der Donatio mortis causa dadurch, daß diese durch den Todesfall des Schenkers bedingt, während sie eine Schenkung unter Lebendigen ist, die der Tod eines Dritten bedingt.

Capistranus, Johannes, Franciskaner, unermüdlicher Kreuzprediger gegen Ketzer und Türken, ein heldenmüthiger geistlicher Feldherr, von flammender Beredtsamkeit, aber blutiger That, wurde den 24. Juni 1386 zu Capistrano im Neapolitanischen geboren. In seinem 30. Jahre durch eine angeblich himmlische Erscheinung von der Welt zurück-

geschreckt, gab er seine Stelle als Assessor des Kriminalhofs zu Neapel auf und trat zu Samnio in der Grafschaft Molise in den Franciskanerorden. Sein glühender Eifer gegen die damals zahlreichen Sekten in Italien empfahl ihn den Päpsten Martin V., Eugen IV. und Felix V., und er wurde von denselben als Legat und Inquisitor zur Unterdrückung der vorzüglich in Neapel und dem Kirchenstaat verbreiteten Sekte der Fraticellen (Fratres de opinione) verwendet, welche Aufgabe er auch durch dreißigjährige Thätigkeit löste. Als der heilige Bernhardin von Siena einen Nebenzweig des Franciskanerordens von der strengen Observanz stiftete, bot C. ihm bereitwillig hülfreiche Hand und wurde selbst zweimal Generalvikar desselben. Auf dem Koncil zu Florenz wirkte er für die Vereinigung der griechischen Kirche mit der katholischen. Der Papst Nikolaus V. schickte ihn als seinen Legaten, als Bekehrer der Hussiten und Herold eines Türkenkrieges nach Deutschland. In Wienerisch-Neustadt hörte 1450 König Friedrich III. den gewaltigen Redner und wies ihm einen Wirkungskreis in Wien an. Hier predigte C. auf Straßen und Märkten vor einer ungeheuern Menge Volks; lebhafte Geberden und Dolmetscher machten seine lateinischen Reden verständlich. In Mähren soll C. gegen 16,000 Hussiten bekehrt haben. Gleichwohl schlug er ein von dem hussitischen Erzbischof Rokyzana in Prag ihm angebotenes Religionsgespräch aus. In seinem Eifer gegen Sittenverderbniß ging er so weit, daß er Gegenstände des Spiels und Luxus öffentlich verbrannte. Zu Breslau ließ er 40 der Entweihung einer Hostie angeklagte Juden foltern und verbrennen. Auch in Schweidnitz, Löwenberg und Liegnitz sättigte sich sein Fanatismus mit blutigen Opfern. Im Jahre 1454 stiftete C. zu Krakau wie in Breslau ein Franciskanerkloster von der strengen Observanz. Seinen Predigten zum Kreuzzuge gegen die Türken schenkten die deutschen Fürsten wenig Gehör, desto mehr die große Menge, die aber vor den unter Mohammed II. heranrückenden Türken wieder zerstob. Als aber Belgrad, die Schutzmauer von Ungarn, von einem türkischen Heer von 150,000 Mann hart bedrängt wurde, wendete er seine begeisternden Reden an die Ungarn, u. in kurzer Zeit konnte er dem Helden Joh. Corv. Hunyades ein Heer von 60,000 Streitern zuführen. C. soll eine wunderbare Gewalt über das Heer ausgeübt, dasselbe in trefflicher Zucht gehalten, auch die türkische Flotte verbrannt und das feindliche Heer in die Flucht geschlagen haben (6. August 1456). Als Gedächtniß des Rettungstages für Ungarn u. Deutschland setzte der Papst das Fest der Verklärung Christi ein. Diese Anstrengungen und die durch die unbegrabenen Leichname verpestete Luft warfen den Helden aufs Krankenlager. Als ihn König Ladislaus besuchte, soll ihm C. das unglückliche Schicksal Ungarns prophezeit haben. C. † den 23. Oktober 1456 im Franciskanerkloster zu Illock. Er war von Statur klein, hager und durch strenges Fasten ganz abgezehrt. Er aß nie Fleisch, trank nie Wein und schlief erst, wenn ihn die äußerste Erschöpfung dazu nöthigte. Aber in dieser elenden Hülle flammte ein Geist der Rede, des Heldenmuthes, der Ausdauer in allen Beschwerlichkeiten, ein Eifer für die Religion und für sittlich reinen Wandel, der ihn so Unglaubliches verrichten ließ, daß er in ganz Europa hochgepriesen, in dem von ihm geretteten Ungarn als ein Heiliger verehrt wurde. Schon Leo X., Paul V. und Gregor XV. sprachen ihn selig, und 1690 wurde er von Alexander VIII. kanonisirt und der 23. Okt. zu seinem Gedenktage bestimmt. Außer einer Schrift gegen Rokyzana hinterließ er: „Speculum clericorum“; „De potestate Papae et Conciliis“; „De poenis inferni et purgatorii“. Ueber Slavonien, Kroatien u. Niederungarn erstreckt sich eine nach ihm genannte capistraner Provinz des Franciskanerordens.

Capita aut navim, beliebtes Spiel der römischen Jugend: Man warf ein Geldstück, gewöhnlich einen As sextantarius, dessen Gepräge auf einer Seite den Doppelkopf des Janus, auf der anderen einen Schiffsschnabel zeigte, in die Höhe, worauf die Seite, auf welche die Münze fiel, Gewinn und Verlust entschied.

Capitanata, neapolitanische Provinz, ein Theil des alten Apuliens, grenzt nördlich und östlich an das adriatische Meer, südöstlich an die Provinzen Terra di Bari und Basilicata, südwestlich an Principato ulteriore, westlich und nordwestlich an Benevent und Molise und umfaßt, in 3 Distrikte (Foggia, Sansevero u. Bovino) getheilt, 137,8 □M. mit (1861) 311,734 Einwohnern. Die Landschaft liegt am Ostabhang der Apenninen, von denen sich einzelne Ausläufer in Hügeln bis Foggia ziehen. Ganz davon getrennt und isolirt erhebt sich im Osten das Vorgebirge Gargano (S. Angelo), an welchem im Süden der Meerbusen von Manfredonia liegt, mit dem 4620 Fuß hohen Calvo. Andere Höhenpunkte sind ihm zunächst die Maria longa, la Princiera, M. Carlotte, M. Sacro, M. degli Oregoni. Der übrige Theil im Süden und Osten ist eine weite u. niedrige Ebene, 12 Meilen lang, 5 Meilen breit, mehr als 48 □Meilen (700,000 Moggie) umfassend, sandig, im Winter aber mit fetten Weiden bedeckt: dies die sogenannte Tavogliere di Puglia (Schachbret von Apulien). Die Oberfläche besteht aus wenig erhöhten Flächen mit breitem Scheitel, welche durch weite Mulden von einander geschieden sind, daher vielleicht jener Name. Die beträchtlicheren Flüsse sind der Fortore, der auf der Nordküste ins Meer fällt, der Candelaro (mit seinen Zuflüssen Triolo, Salsola und Celone), der Cervaro, Carapella und Ofanto, die auf der Ostküste münden. Die Küste ist im Allgemeinen flach und ohne gute Häfen, so daß große Seeschiffe nirgends landen können. Sie enthält mehre ausgedehnte Lagunen, Lago di Lesina und die Varana im Norden, Lago di Salpi u. Pantano Salso im Süden, die sämmtlich nur durch schmale Sandstreifen vom Meer getrennt sind. Am Ende des Lago di Salpi liegen Salinen, di Barletta genannt, welche jährlich 1½ Millionen Scheffel Salz liefern. Das Klima ist, besonders in der Ebene, sehr heiß und zum Theil ungesund. Oft verderben alle Bodenfrüchte durch anhaltende Trockenheit, und man muß an vielen Stellen das Wasser in Cisternen sammeln. Bei hinlänglichem Regen ist jedoch der Boden äußerst fruchtbar und liefert Korn, Futterkräuter, Gemüse u. Obst in Menge; außerdem gewinnt man Tabak, Süßholz, Kapern, Johannisbrod, treffliche Pilze, Safran, Agrumi, Oel und guten Wein (besonders bei San Giovanni, Vica u. Manfredonia); im nordöstlichen Theile auch große Mengen Manna. Die

Viehzucht liefert vorzügliche Pferde, schönes Rindvieh, Ziegen, Schweine, besonders aber Schafe, deren zahlreiche Heerden die ganze Ebene bedecken. Schon zu Cäsars Zeiten wurden im Winter Heerden in die apulischen Niederungen getrieben; aber Alfons I. von Aragonien, der spanische Merinos hierher verpflanzte, regulirte zuerst (1445) die ganze Weideangelegenheit in derselben Weise, wie sie in Spanien noch besteht. Die 3 Wege der Schafe aus den Bergen, jeder 350 Fuß breit, heißen Tratturi. Im Jahre 1824 wurde die ganze Administration reorganisirt, doch ist die gegenwärtige Zahl des Viehstandes nicht anzugeben. Von 1445—1592 war die Zahl der Schafe von 90,000 auf 4,471,496 gestiegen. Die Fischerei ist unbedeutend, und von industrieller Thätigkeit, wenn man von einigen Alabasterarbeiten und Töpferwaaren absieht, gar nicht die Rede. Die Bevölkerung steht überhaupt auf sehr niedriger Bildungsstufe. Im Handel werden Getreide, Süßholz, Oel, Holz, Früchte, Vieh, Wolle, Käse 2c. ausgeführt. Der Haupthandelsort ist die Hauptstadt **Foggia** im Binnenlande; kleine Häfen haben Rodi auf der Nordküste, Viesti auf der Ostspitze der Garganohalbinsel und Manfredonia am gleichnamigen Golf.

Capitani, im Mittelalter in Italien die größeren Lehnsleute der Bischöfe, denen die Gerichtsbarkeit über kleinere Bezirke übertragen war (die kleineren hießen Valvassores); in Griechenland die Anführer der Miliz, der Armatolen, Palikaren und Klephten, deren Würde erblich war. Seit dem Freiheitskriege nennen sie sich **Strategoi**, u. seit der Errichtung des griechischen Königreichs erhalten sie Patente von verschiedenen Graden.

Capitano (ital.), alte Theaterfigur, deren Ursprung schon in den Raufbolden und Maulhelden aus Kleinasien zu suchen ist, die von Terenz und Plautus aufgestellt werden, die aber besonders in Italien u. Spanien stehend wurde. Der Matamore, C. Spezzafer und Spavento sind Abarten desselben, und auch der deutsche Hauptmann Daradoridatumtorides des Gryphus ist aus ihm entstanden. Immer ist der C. ein Ausländer, in Italien ein Spanier, in Frankreich ein Italiener, u. das Prahlerisch-Lügnerische sein immerwiederkehrender Charakter. Sein Kostüm war sehr verschieden; ein überlanger spanischer Stoßdegen, ein großer Schnurrbart, weite große Stiefeln und ungeheure Sporen durften jedoch nie fehlen. Vergebens suchte ihn Wolf in der Preciosa, Raupach in den Brautführern u. Bauernfeld in dem Musikus von Augsburg wieder einzuführen; er wurzelt nicht mehr im Leben des Volks.

Capite censi, diejenigen römischen Bürger, welche die sechste Klasse ausmachten, wegen Mangels an Vermögen nur ihre Person zu versteuern und keine Kriegsdienste zu thun brauchten.

Capitis deminutio (lat.), s. **Bürgerlicher Tod.**

Capitolinus, **Manlius**, römischer Konsul 392, vereitelte, durch die Wachsamkeit der der Göttin Juno geweihten Gänse geweckt, eine nächtliche Erstürmung des Kapitols durch die Gallier unter Brennus. Zur Belohnung wurden ihm ein Haus auf dem Kapitol und der Beiname C. verliehen. Als er aber nach der Tyrannei strebte, stürzte man ihn vom tarpejischen Felsen herunter.

Capitolium, die Burg des alten Roms, lag auf dem kapitolinischen Berge (Capitolinus mons), dem kleinsten der sieben Hügel, der ursprünglich, als Wohnsitz der ältesten italischen Gottheit, der saturnische, später der tarpejische Berg hieß. Der Name C. entstand nach der gewöhnlichen Annahme unter Tarquinius Priscus, als man die Area für den Tempel des kapitolinischen Jupiter ebnete und beim Hinwegräumen der Erde ein frischblutendes Menschenhaupt fand, was die herbeigerufenen Wahrsager sogleich für ein glückbringendes Zeichen erklärten. Die alten Schriftsteller verstehen unter C. bald den Berg mit allen Tempeln und Gebäuden, bald die Burg auf dem einen Ende des Berges, bald den Tempel des Jupiter allein. Der Berg hat im Laufe der Zeit bedeutende Aenderungen erlitten, bietet jedoch im Allgemeinen dem Auge noch immer dasselbe Bild dar, welches der alte Römer sah. Er bildet ein Oval (4034 Fuß lang) mit erhöhten Endspitzen, von denen die eine gegen die Tiber hin gewendet ist, wo der Berg im Alterthum abschüssiger war, als er jetzt ist. Hier ist auch der tarpejische Felsen (s. d.). Der Abhang nach Südosten, nach dem alten Forum hin, ist dagegen jetzt bedeutender, als es im Alterthum der Fall sein konnte, denn hier hatten die alten Römer nicht nur eine Fahrstraße vom Forum auf den Berg, sondern es versorgte auch ein Aquädukt (Capitolina aqua) den Tempel des Jupiter mit dem nöthigen Wasser. Die Meereshöhe des Berges beträgt 157 Fuß. Der Tiber gegenüber erblickte man vom C. aus den Quirinalis und etwas weiter den Viminalis, im Südosten den Palatinus; zwischen diesem und dem Capitolinus lag das Forum romanum (Campo vaccino). In den ältesten Zeiten, als Romulus mit Färse u. Stier den Umfang der ewigen Stadt durch eine aufgeworfene Furche bestimmte, deckte den kapitolinischen Berg dichtes Gesträuch. Romulus wollte hier, allem Anschein nach, nur eine Festung, keinen Sitz der Götter gründen. Als der Capitolinus mons nun durch Verrath in die Hände der Sabiner fiel, schlug Titus Tatius, ihr König, daselbst seine Wohnung auf, und zwar an derselben Stelle, wo nachher das Haus des Manlius Capitolinus und später der Tempel der Juno Moneta stand. Auch Romulus hatte hier ein Haus (casa Romuli), wiewohl er auf dem Palatinus wohnte. Als Sabiner und Römer verschmolzen waren, errichteten auch die Patricier prachtvolle Wohnungen daselbst, und daraus entstand allmählig eine gewaltige Burg, von der herab sie die Plebs tyrannisiren konnten. Diese Gefahr beseitigte jedoch bald ein Gesetz, welches alle Privatgebäude vom Umkreis des Mons capitolinus ausschloß. Von da an füllten sich die leergewordenen Räume mit Tempeln aller Art, bald zählte man hier über 60 Heiligthümer, so daß fortan die Römer das C. Domicilium deorum, die Wohnung der Götter, nannten. Das C. blieb eine Wohnung der verschiedenartigsten römischen Gottheiten, bis der ältere Tarquinius 614 v. Chr. im sabinischen Kriege dem Jupiter einen Tempel gelobte. Zwar konnte er sein Gelübde nicht selbst erfüllen, aber sein Sohn, der Tyrann Tarquinius, begann den Bau, nachdem er bei der Zerstörung von Suessa Pometia, der reichsten Stadt der Volsker, die Mittel dazu gefunden hatte: der Zehnte von der ganzen Beute sollte nämlich auf den Bau verwendet werden. Wie groß aber auch diese Beute war, so reichte sie doch kaum für die ungeheuren

Substruktionen hin, welche an Umfang und Stärke mit den größten Gebäuden der republikanischen Zeit wetteiferten. Aber noch ein ganz anderes Hemmniß schien dem Bau gleich von allem Anfang entgegentreten zu wollen: die vielen Heiligthümer der andern Götter konnten ohne Auspicien nicht entfernt werden. Nun gaben zwar alle Götter ihre Einwilligung zum Jupiterstempelbau, nur Juventas u. Terminus nicht. Indeß endeten diese Zweifel mit allgemeinem Jubel, als die Augurn gerade in der abschlägigen Antwort dieser beiden Gottheiten ein neues Zeichen erkannten, daß die Jugend der aufblühenden Stadt nie schwinden und die Grenzen ihres Gebiets niemals zurückgehen würden. Tarquinius vollendete den Tempel nicht ganz, und erst von M. Horatius, einem der Konsuln des ersten Jahres der Republik, wurde er eingeweiht. Sein Umfang betrug bei 200 Fuß Länge und 185 Fuß Breite an 800 Fuß. Die Fronte ging nach Süden, wo ein dreifacher Säulengang das Gebäude schmückte; auf den Seiten waren zwei Säulenreihen. Zum Eingang des Tempels selbst führte eine Treppe von breiten Stufen. Die Ausschmückung des Gebäudes gehört späteren Zeiten an. Nachdem der Tempel im sullanischen Bürgerkriege aus Fahrlässigkeit der Tempelwärter abgebrannt war, wurde er mit weit größerer Pracht wieder aufgebaut. Sulla schaffte zum neuen Bau Säulen von pentelischem Marmor, der Konsul Catulus eherne Ziegel herbei, und letzterer ließ den Bau mit einer ehernen, vergoldeten Quadriga schmücken, die 1200 Talente (29 Millionen Gulden) kostete. Die Pracht war so groß, daß das Gebäude wohl das goldene genannt werden konnte. Doch auch dieses wurde im vitellischen Kriege ein Raub der Flammen. Vespasian stellte es zwar nicht weniger glänzend wieder her; aber schon bei seinem Tode brannte der ganze Bau abermals ab und wurde nun erst von Domitian, aber mit nie gesehener Pracht, wieder aufgebaut. Das Innere des Tempels war drei Gottheiten gemeinsam. Das Heiligthum des Jupiter befand sich in der Mitte, das der Minerva rechts und das der Juno auf der linken Seite; den Namen aber erhielt der Tempel vom Jupiter, der hier als Capitolinus, als erste Gottheit der Römer, als Optimus Maximus, der Beste, der Größte, verehrt wurde. Jupiter war hier sitzend dargestellt, ursprünglich aus Thon von Turanius aus Fregellä verfertigt und mit Mennig roth angestrichen. In der Hand hielt er einen Blitz, daher Jupiter auch Fulminans, der Blitzende, hieß; der Blitz bestand später aus Gold. In den Schooß der Bildsäule pflegten die Triumphirenden die Laurea, oder den Lorbeerzweig, welchen sie beim Triumphzuge in der Hand hielten, niederzulegen und sodann dem Jupiter selbst das übliche Opfer darzubringen. Im ersten Brande des Kapitols ging diese Säule unter; doch wurde sie kostbarer aus Gold und Elfenbein hergestellt, und als ein zweiter Brand auch diese vernichtete, so erfolgte unter Trajan eine Erneuerung derselben aus bloßem Golde. Sie erhielt auch einen goldenen Eichenkranz und einen Mantel von dem köstlichsten Purpur. Die Wichtigkeit, welche die Römer auf diesen Tempel legten, bekundet sich auch dadurch, daß sie ihn zu ihrer Jahresrechnung gebrauchten, indem an der rechten Seite desselben, wo sich der Tempel der Minerva befand, jährlich vom Konsul oder Diktator ein Nagel (clavus annalis) eingeschlagen wurde. Die alten Verträge der Römer mit den Karthagern, auf ehernen Tafeln eingegraben, ein Theil der Gesetze der sibyllinischen Bücher, die alten wie die neuen, welche man, nach dem Untergang jener, aus allen Gegenden Italiens zusammensuchte, sowie kostbare Geschenke, welche auswärtige Könige u. Völker dem Jupiter sandten, wurden in dem Tempel aufbewahrt. Augustus schenkte diesem 16,000 Pfund Gold und in Perlen und Edelsteinen einen Werth von 50 Millionen Sestertien. Auch im höhern Alterthum schon mußten sich große Schätze in dem Tempel befinden, da schon Manlius den Abzug der Gallier um 1000 Pfund Gold erkaufen konnte. Nach altitalischem Gebrauche wurde die doppelte Summe dafür wieder niedergelegt, aber von dem reichen Crassus in den letzten Zeiten der Republik gestohlen. Selbst werthvolle Gemälde hing man im Tempel auf, u. unter diesen wird ein Raub der Proserpina von Nicomachus mit Auszeichnung genannt. Auch die Heiligthümer der Juno und Minerva waren glanzvoll ausgestattet; doch sind von denselben weniger Einzelheiten bekannt. Auch die Statuen dieser Göttinnen hielten Blitze, anfänglich aus Thon, dann aus Silber und zuletzt aus Gold. In der Vorhalle des Heiligthums der Minerva befand sich der Altar der Juventas und unmittelbar an der Mauer der Altar des Terminus, ein ziemlich roher Stein. Die Wasserleitung, welche auf das C. führte, endete in diesem dreifachen Tempel. Vor der Zelle der Minerva standen die Nixi, drei Bildsäulen von Gottheiten, auf die Kniee gestützt, gleichsam als Obwalter der Geburten. Einige behaupteten, sie seien aus Asien nach Besiegung des Antiochus durch Glabrio hier aufgestellt, Andere, sie seien von Korinth hierher gebracht worden. Dem C. gegenüber lag die eigentliche Burg (arx), von welcher jedoch, bei dem Mangel an Berichten der Alten hierüber, keine genaue Beschreibung mehr möglich ist. Sie war rings umher durch Mauern und Thürme befestigt, selbst an der Stelle, wo sie mit dem übrigen Theile des C. zusammenhing. Auf der Burg, oder doch wenigstens in größter Nähe, lag der Tempel der Juno Moneta, an derselben Stelle, wo das Haus des Sabinerkönigs Titus Tatius gestanden hatte; ferner der Tempel der Fortuna, und unfern davon der des Jupiter Feretrius, das älteste Heiligthum des kapitolinischen Berges, in welchem der römische Feldherr die Spolia opima, d. i. die Beute des von ihm selbst erschlagenen feindlichen Anführers, niederlegte. Es geschah nur dreimal: von Romulus, von Cornelius Cossus und von Clandius Marcellus. Weniger bestimmt läßt sich die Lage der übrigen Tempel und Heiligthümer angeben. In der Vertiefung zwischen Kapitol und Burg ist das alte Asyl zu suchen, das zwischen den beiden Hainen aus der alten Zeit (inter duos lucos) lag, mit einer Mauer umschlossen und dem Jupiter geweiht war, der hier in einem Tempel vor den beiden Hainen als Vejovis oder kleiner Jupiter verehrt wurde. Seine Bildsäule stellte ihn jung und unbewaffnet und neben ihm eine Ziege dar, welche ihn mit ihrer Milch genährt haben sollte. In geringer Entfernung zeigte man auch in später Zeit die Strohhütte des Romulus

(casa Romuli) mit der Curia Calabra, in welche der niedere Priester (Pontifex minor) das Volk berief, um demselben, ehe die Fasten bekannt waren, die Bestimmungen des römischen Kalenders anzuzeigen. Groß war außerdem die Zahl der Altäre u. Heiligthümer: Jupiter besaß noch zwei; außerdem werden Tempel der Venus Erycina, Ops, Isis, des Serapis, Hercules und andere genannt; sodann befanden sich daselbst Triumphbögen, die Trophäen des Nero, die letztern in der Mitte des kapitolinischen Berges, eine mit Schiffsschnäbeln gezierte Säule des Duilius aus dem ersten punischen Kriege, ferner eine Menge Statuen der alten Könige, des Attius Nävius, des Sulla, eine Schaar vergoldeter Reisiger, die Metellus hierher gebracht hatte. Domitianus erlaubte bei der Restauration des C. nur goldene und silberne Bildsäulen daselbst aufzustellen. Unter den übrigen Kunstwerken war die kapitolinische Wölfin mit Romulus u. Remus das vorzüglichste. Uebrigens war die Zahl derselben so groß, daß man sich genöthigt sah, sie an andere Orte zu verlegen, ja, sie wurden auch wohl zur Vertheidigung gebraucht, indem man sie den andringenden Feinden entgegenwarf. Der mittlere Theil des Kapitols erhielt noch mehre Säulengänge, unter welchen derjenige, den Scipio Nasica erbaute, der bekannteste ist. Hier befand sich das Tabularium, ein Gebäude, welches Q. Catulus zur Aufbewahrung der Senatsbeschlüsse und öffentlicher Dokumente errichtete. Im Mittelalter diente dieses Gebäude als Salzmagazin. Dem Domitian, nach Andern dem Hadrian, wird die Anlage der kapitolinischen Bibliothek zugeschrieben, von welcher weiter nichts bekannt ist, als daß sie unter Commodus abbrannte; derselbe Kaiser erbaute das Athenäum, ein zu öffentlichen Vorträgen bestimmtes Gebäude, wo unter Theodosius II. drei Rhetoren, zehn Grammatiker und fünf Philosophen lehrten. Das Kapitol erhielt sich noch lange unversehrt, nur daß man zuweilen, wie schon bemerkt ist, von der Menge der Bildsäulen einige an andere Orte versetzte. Unter Honorius im Anfange des 5. Jahrhunderts begann zuerst Stilicho den Tempel des Jupiter zu berauben, sodann nahm Genserich 455 bei der allgemeinen Plünderung Roms die Hälfte der vergoldeten Ziegeln hinweg; die übrigen kamen durch Papst Honorius († 625) auf die alte Kirche des heiligen Petrus. Im 8. Jahrhundert war das C. nur noch in Ruinen vorhanden, und im 9. verschwand auch von diesen eine Spur nach der andern.

Das neuere C. (Campidoglio) ist in jeder Hinsicht von dem alten verschieden, da die Lokalitäten, die Gebäude und zuletzt der Zweck und die Bedeutung des Ganzen gewechselt haben. Jetzt befindet sich der hauptsächlichste Zugang an der nordwestlichsten Seite und gerade der Stelle gegenüber, an welcher man im Alterthum hinaufzusteigen pflegte. Die Oberfläche ist mit einer Anzahl der schönsten Gebäude bedeckt, welche größtentheils unter Paul III., unter Leitung Michel Angelo's und nach dessen Plänen, errichtet wurden. Drei Zugänge führen jetzt von der bezeichneten Seite hinauf, links nach der Kirche Araceli eine hohe Treppe, welche 1348 gebaut wurde; eine zweite von 1536, als Karl V. Rom besuchte, führt nach dem freien Platze des C. (Piazza di Campidoglio); ein dritter zum Fahren geeigneter Weg, rechts von dieser Treppe, zum Palast der Konservatoren führend, ist von Innocenz XII. († 1691) angelegt worden. Unten am Anfange der Ballustraden der mittleren Treppe erblickt man zwei altägyptische Löwen von schwarzem Granit, aus deren Rachen sich ein Springbrunnen ergießt. Sie sind von der Kirche St. Stephan del Cocco, wo sie gefunden wurden, auf Befehl des Papstes Pius IV. hierher gebracht. Oben am andern Ende der beiden Ballustraden stehen zwei kolossale Statuen, Castor und Pollux mit ihren Rossen, aus pentelischem Marmor und ebenfalls auf Befehl Pius' IV. hier aufgestellt. Hier bilden die Ballustraden einen Winkel u. verlängern sich dann nach der rechten u. linken Seite. Auf dieser Verlängerung befinden sich die sogenannten Trophäen des Marius aus Marmor; neben ihnen stehen auf derselben Ballustrade die Bildsäulen Konstantins des Großen u. seines Sohnes (in den Thermen Konstantins auf dem Quirinal entdeckt), u. diesen zur Seite, am Ende der Ballustraden, zwei Säulen, von denen die eine rechts das alte Miliarium aureum (auf der appischen Straße 1584 aufgefunden), die andere modernen Ursprungs ist. Hat man die obersten Stufen erstiegen, so tritt man auf den viereckigen Platz des Kapitols, der auf drei Seiten fast ganz von prächtigen Gebäuden umgeben ist, dem kapitolinischen Museum auf der rechten Seite, dem Senatspalast gegenüber, und dem Palaste der Konservatoren; links erscheint noch die Kirche Araceli und rechts weiter zurück hinter den andern Gebäuden der caffarelli'sche Palast. Die Mitte des Platzes schmückt die wunderschöne Reiterstatue des Marc Aurel von vergoldeter Bronze, die einzige eherne Reiterstatue aus dem Alterthum. Sie stand früher vor S. Johann die Laterano, wurde auf Befehl Pauls III. hierher gebracht und auf einem Piedestal aus einem einzigen Stück Marmor von Michel Angelo aufgerichtet. Weiterhin, vor dem Senatspalaste, erblickt man eine sehr prachtvolle Fontaine (von Sixtus V. angelegt), mit drei antiken Bildsäulen verziert. Die schönste, in der Mitte befindliche, stellt eine sitzende Minerva (nach Andern eine Roma) dar, besteht aus weißem Marmor und ist mit Porphyr bekleidet; die beiden kolossalen Gestalten neben ihr sind die Bilder des Nils und der Tiber. Weiter zurück liegt der Palast des römischen Senators, der, 1390 von Bonifacius IX. angelegt und befestigt, zum Theil auf den Ueberresten des alten Tabulariums steht. Michel Angelo schmückte die Façade desselben mit Pilastern der korinthischen Ordnung und das Dach mit Statuen. In dem Gebäude selbst ist der große Sitzungssaal sehenswerth; noch mehr aber von dem Thurme des Gebäudes (la torre del Campidoglio) die Aussicht über Rom und seine Umgebungen. Links vom Senatspalaste liegt das kapitolinische Museum, das von Klemens XII. begonnen, unter Benedikt XIV., Klemens XIII., Pius VI., Pius VII. fortgesetzt und unter Leo XII. vollendet wurde, ein prächtiges Gebäude, großartig und reich ausgeschmückt mit korinthischen Pilastern und Statuen vom Eingang bis zum Dach hinauf. Es enthält zehn Säle und Gallerien, die von einzeln hervorstechenden Kunstwerken (dem sterbenden Fechter ꝛc.) besondere Namen erhalten haben. Im Hof steht die kolossale Statue des Oceans, unter dem Namen Marforio bekannt, früher mit dem Triumphbogen

des Septimius Severus zusammengestellt. Dem Museum gegenüber liegt der Palast der Konservatoren, welcher nach dem Plane des Michel Angelo in ganz ähnlichem Styl wie die beiden genannten Paläste erbaut wurde und ebenfalls an alten und neuern Kunstwerken reich ist. Unter letztern ist besonders merkwürdig die sogenannte Protomotheca, welche Pius VII. für die Brustbilder berühmter Gelehrter und Künstler aller Nationen bestimmte, ohne Unterschied der Zeit, nur mit der Bestimmung, daß nie ein Lebender aufgenommen werde. In einem Vorzimmer bemerkt man, in der Wand befestigt, die berühmten Fasti Capitolini, eine Marmortafel, welche unter Paul III. bei der Kirche Sta. Maria Liberatrice gefunden u. hierher gebracht wurde. Mit diesem Gebäude steht die Gemäldegallerie des Kapitols in Verbindung, welche Benedikt XIV. erbaute. Auf der Südwesthöhe, hinter dem Palast der Konservatoren, wo jetzt der Garten des Palastes Caffarelli ist, stand der Tempel des kapitolinischen Jupiters, und dort war der tarpejische Fels. Im caffarelli'schen Palast sind die Sammlungen des archäologischen Instituts. Auf der Nordwestseite des Kapitols steht, an der Stelle der alten Arx, die Kirche Sta. Maria di Araceli, ein Gebäude von mäßiger Größe, doch eigenthümlicher Bauart u. ohne Thurm, das spätestens aus dem 11. Jahrhundert stammt u. anfänglich Sta. Maria del Capitolio genannt wurde. Der Kardinal Oliviero Caraffa ließ sie 1564 restauriren. Sie theilt sich in drei Schiffe durch 22 kolossale Säulen von ägyptischem Granit, mit Ausnahme zweier, welche aus proconnesischem Marmor bestehen, und von denen man fälschlich geglaubt hat, daß sie vom Tempel des kapitolinischen Jupiter herrührten. Die Kirche enthält an den Seiten eine Anzahl Kapellen, welche fast sämmtlich Gegenstände der Kunst enthalten. An der Ostseite des Kapitols befindet sich im Felsen das mamertinische Gefängniß, in welchem die Apostel Petrus und Paulus gefangen gesessen haben sollen.

Der Name C. ist schon im Alterthum nicht auf das eben geschilderte C. allein beschränkt gewesen. Eine alte Burg auf dem Quirinal trug denselben Namen, ebenso die Burgen in Capua, Pompeji u. Narbo Martius (jetzt Narbonne), Epidaurus, Beneventum, Byzantium, Hierosolymä, Karthago, Mediolanum, Ravenna, Florentia, Verona, Augusta Vindelicorum ꝛc.; auch ist in neuerer Zeit der Palast, in welchem sich die Abgeordneten versammeln, mit demselben Namen benannt worden.

Capitolo (ital.), eine Reihe von terze rime, welche einerlei Gegenstand behandeln, besonders jedes Gedicht scherzhaften, satirischen, auch schlüpfrigen Inhalts in terze rime, namentlich im 16. Jahrhundert in Italien beliebt.

Capitula (Capitularia, lat.), die Bücher, worin die Kirchengesetze (Canones ecclesiasticorum), sowie die Gesetze u. Dekrete der Könige verzeichnet wurden, und zwar in Kapitel eingetheilt; ferner die kurzen Auszüge aus den Lektionen, welche in der Kirche statt der Lektionen selbst verlesen werden, und die Gesetze der Mönche, Chorherren ꝛc.

Capitularia (lat., Kapitularien), in Kapitel eingetheilte Schriften. Schon die merovingischen Könige hatten unter den Namen Präzeptionen, Edikte, Dekretionen mehrfache Gesetze unter Beirath der weltlichen u. geistlichen Großen erlassen. Diese erhielten später von der Form ihrer äußeren Eintheilung den Namen C., und namentlich ist die Zeit der Karolinger reich an solchen Gesetzen. Zu ihrer allgemeinen Verbindlichkeit gehörte in den meisten Fällen Anerkennung von Seiten des Volks, daher beschränkt sich ihr Inhalt größtentheils auf die der königlichen Gewalt unbestritten zugetheilten Gerechtsame und greift nur selten in das Gebiet der Volksrechte ein. Viele beziehen sich auf das deutsche Privatrecht, auf das Lehn-, Polizei-, oder auch auf das Kameralwesen (Caroli M. capitulare de villis suis), andere betreffen das fränkische Kirchenrecht, da die Karolinger die Kirchenregierung noch nicht an den Papst verloren hatten. Oft waren auch Beschlüsse der Koncilien den Kapitularien einverleibt. Capitularia Caroli Magni hieß insbesondere eine Sammlung von Edikten u. Gesetzen, welche unter Karl dem Großen gegeben wurden. Ansegisus sammelte sie mit denen Ludwigs des Frommen bis zu dessen 13. Regierungsjahre (827) in 4 Büchern, u. Diaconus Benedictus Levita setzte sie bis 843 fort, nahm aber auch unächte Stücke auf. Unächtes enthalten auch die in mehren Handschriften befindlichen drei oder vier Additionen. Nach der Ausgabe von Baluze (1677) ist die beste die von Pertz in den Monum. germ., Bd. 1 u. 2.

Capitulum (lat.), kleiner Kopf, besonders der obere Theil einer Säule (s. Kapitäl); Hauptabtheilung einer Schrift, Dissertation ꝛc. (s. Kapitel); Versammlung von Klostergeistlichen und Ordensgliedern (s. Kapitel); in der botanischen Terminologie der Blüthenstand der zusammengesetzten Blüthen oder Kompositen, wie der Disteln, Artischocken, Skorzoneren, Skabiosen ꝛc., wo eine größere oder kleinere Anzahl kleiner Blüthen auf einem gemeinschaftlichen Halter, der aufgetriebener und breiter als das Ende des ihn tragenden Blüthenstiels ist, vereinigt ist.

Capmany, Don Antonio de C. y de Montpalau, einer der gründlichsten Sprach- u. Alterthumsforscher Spaniens, am 24. November 1742 zu Barcelona geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in dem dortigen Kollegium, wählte die militärische Laufbahn und machte den Feldzug von 1762 gegen Portugal mit. Im Jahre 1770 entsagte er dem Militärdienste und erhielt nun den Auftrag, eine Kolonie katalonischer Handwerker u. Gärtner nach der Sierra Morena zu führen u. als Kommissar zu beaufsichtigen. Nach Madrid zurückgekehrt, wurde er Mitglied der königlichen Akademie der Geschichte und 1790 beständiger Sekretär derselben. Bei Besetzung der Residenz durch das französische Invasionsheer 1808 flüchtete er als eifriger Patriot nach Sevilla. Während des Befreiungskriegs spielte er eine glänzende Rolle, bald durch Reden die Vaterlandsvertheidiger ermuthigend, bald als Deputirter in den Cortes von 1812 und 1813 die Rechte der Nation vertheidigend. Er † am 14. November 1813 in Cadix. Von seinen historischen Werken sind die vorzüglichsten: „Memorias historicas sobre la marina, comercio y artes de la antigua ciudad de Barcelona" (Madrid 1779 bis 1792, 4 Bde.) und „Codigo de las costumbres maritimas de Barcelona" (das. 1791, 2 Bde.), welche nicht bloß für die Geschichte von Barcelona, sondern für die Geschichte des Handels, der Industrie und des Seerechts im Mittelalter überhaupt von hoher

Wichtigkeit sind. Ferner sind zu nennen die von ihm herausgegebenen und erläuterten Ordonanzas de las armadas navales de la corona de Aragon" (Madrid 1787) und die „Antiguos tratados de paces y alianzas entre algunos Reyes de Aragon" (das. 1786), sowie die „Cuestiones criticas sobre varios puntos de historia economica, politica y militar" (das. 1807). Fast noch größern Ruf erwarb er sich durch seine philologisch-literarischen Werke, die „Filosofia de la elocuencia" (Madrid 1777; neue verbesserte Auflage, London 1812, Gerona 1826 u. öfter) und „Teatro historico-critico de la elocuencia castellana" (Madrid 1786—94, 5 Bde.), wieder abgedruckt unter dem Titel „Tesoro de prosadores españoles" (Paris 1841, 5 Bde.). Insbesondere machte er sich um die komparative u. lexikalische Darstellung der spanischen und französischen Sprache verdient durch die „Arte de traducir del idioma frances al castellano" (Madrid 1776; neue Ausgabe von Galiano u. Sálvá, Paris 1835) und das „Diccionario frances-español" (Madrid 1805). Die Schriften C.'s gelten als Muster der Sprachreinheit und ächt kastilischen Styls.

Capo d'Istria, Stadt im österreichischen „Küstenland" (Markgrafschaft Istrien), 2 Meilen südlich von Triest, am Meerbusen Valle Stagnon, in dessen Nähe der Risanobach in das Meer fällt, liegt malerisch auf einer Felseninsel, die durch eine Aufzugsbrücke mit dem Festland verbunden ist, hat ein Schloß, ein alterthümliches Rathhaus, ein Gymnasium, 30 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, 2 Klöster, ein Theater, mehre Hospitäler, ein Provinzialstrafhaus und 7000 Einwohner. C. ist Sitz des Domkapitels für das Bisthum Triest und interessant wegen des venetianischen Charakters seiner Gebäude, besonders erinnert der schöne Hauptplatz an den Marcusplatz in Venedig. Die Einwohner treiben bedeutenden Handel, Gerberei, Salzschlämmerei, Seefischerei, Oel- und Weinbau, Schiffsbau, Leder- und Seifenfabrikation 2c. Eine künstliche Wasserleitung versorgt die Stadt mit Trinkwasser, da der felsige Boden kein Quellwasser gewährt. Die Stadt hieß im Alterthum Aegiba, nach der Eroberung durch den Kaiser Justinian I. im 6. Jahrhundert Justinopolis. Später bildete sie einen Freistaat, bis sie im 10. Jahrhundert unter die Herrschaft Venedigs kam. Im 14. Jahrhundert kam sie unter die Genuesen, bis diese 1478 von den Venetianern wieder vertrieben wurden, die nun die Stadt zur Hauptstadt von Istrien erhoben. In den Salzgärten in der Nähe der Stadt werden jährlich über 560,000 Centner Salz gewonnen.

Capo d'Istrias, Staatsmänner Griechenlands, s. Kapo d'Istrias.

Caporali, Cesare, burlesker italienischer Dichter, der berühmteste Nachahmer Berni's, den er in Hinsicht auf Geschmack und Sittlichkeit noch übertraf, geboren 1531 zu Perugia, erhielt durch die Gunst fürstlicher Mäcenate ein Kanonikat, dann die Gouverneurstelle von Atri und lebte zuletzt unter dem Schutz eines Marquis de Cornea. Er † 1601 zu Castiglione bei Perugia. In seinen Satiren: „Capitoli, Viaggio di Parnaso, vita de Mecenate" (12 Bücher, eine Verspottung der neueren literarischen Gunstbezeugungen), herrschen Anmuth, Lebhaftigkeit und keuscher Sinn. Sie erschienen vollständig als „Rime etc." (Perugia 1770).

Cappa (capa, caracalla, lat.), mantelartiges Kleid der Ordensgeistlichen, mit weiten Aermeln, oft auch mit einer Kapuze versehen (Kutte), wird beim Ausgehen im Regen, aber auch zum Staat im Chor (Chorcappa) getragen und ist dann oft mit einer langen Schleppe ausgestattet, die über den Arm gehängt wird (c. magna).

Capparis *L.* (Kapernstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Kapparideen, charakterisirt durch den 4blätterigen, steifen Kelch, die 4blätterige Blumenkrone mit zahlreichen langen Staubfäden und die gestielte, beerenartige, einfächerige Schote mit zahlreichen Samen, meist zierliche, schön blühende Sträucher in Südeuropa, Ost- und Westindien. C. spinosa *L.*, C. sativa *Pers.*, gemeiner Kapernstrauch, mit rundlichen, eingedrückten, glatten Blättern, einzelnen, winkelständigen Blumenstielen, schönen, weißen, großen Blüthen mit purpurrothen Staubfäden und eirunder Frucht, ist ein zierlicher Strauch in Südeuropa u. Nordafrika, der an Felsen und Mauern wächst, in Südfrankreich aber auch häufig kultivirt wird. Die mit Essig oder mit Salz eingemachten Blüthenknospen liefern die Kapern oder Kappern (franz. capres, engl. capers, ital. capperi). Das Geschäft des Einsammelns der Blüthenknospen wird vorgenommen, sobald sich dieselben zeigen; dann läßt man die Knospen 4—5 Stunden lang im Schatten trocknen, wodurch sie ziemlich welk werden, sondert durch ein Sieb die kleinern von den größern und bringt jede Sorte für sich in eine Tonne mit Essig, den man vor dem Zuschlagen der Tonnen mehrmals erneuert. Auch legt man sie mit trockenem Salz in Fässer und drückt sie etwas ein; solche eingesalzene Kapern sind zwar weniger wohlschmeckend, halten sich aber länger. Der Größe nach unterscheidet man in Frankreich mehre Arten, von denen die kleinsten die theuersten sind. Capres en races heißen die großen und kleinen unter einander, sowie man sie vom Landmann kauft; aus diesen werden nun durchs Sieben erst die einzelnen Sorten geschieden (Capres communes, die größten u. billigsten, C. mifines, C. fines, Capottes, Capucines, surfines, nonpareilles, die kleinsten und theuersten). Gute Kapern müssen einen etwas scharfen und bitterlichen Geschmack haben, dunkelolivengrün gefärbt und noch vollkommen geschlossen sein. Gut verwahrt halten sie sich 3 Jahre. Die meisten und besten kommen aus Südfrankreich (Marseille, Toulon, Montpellier, Cette) in den Handel; doch bezieht man sie auch aus Griechenland. Capres capucines (Kapuzinerkapern) sind die nach Art der ächten Kapern zubereiteten Knospen der Kapucinerkresse (Tropaeolum majus), Capres de Genet oder deutsche Kapern die Knospen des Besenstrauchs (Spartium scoparium); auch die des Hollunders (Sambucus nigra), der Sumpfdotterblume (Caltha palustris) 2c. gebraucht man anstatt der Kapern. Die großen ächten Kapern sind 5—6mal schwerer als die kleinsten, welche besonders deshalb beliebter sind, weil sie bei der Verwendung an Speisen nicht zerfallen, sondern ganz bleiben. Alt gewordene und verdorbene Kapern sind schwärzlich, weich und geschmacklos. Man gebraucht die Kapern zu verschiedenen feinen Saucen, Salaten u. andern pikanten Speisen. Die Giftmischerei, welche hier und da mit den Kapern getrieben wird, indem man die verdorbenen, mißfarbenen, durch Stehen-

lassen in kupfernen Gefäßen oder mit Kupferspänen wieder frisch grün auffärbt, läßt sich durch einen blanken Stahl entdecken, der, in eine solche erwärmte Kapernbrühe gelegt, kupferroth anläuft. Die Wurzelrinde des Kapernstrauchs (Cortex radicis Capparidis, Cortex s. Radix Capparidis) war sonst als ein eröffnendes und harntreibendes Mittel bei Schwäche und Verstopfung der Eingeweide, gegen Kropf, auch zum Reinigen von Geschwüren im Gebrauch, ist jetzt aber nicht mehr gebräuchlich. Die Kapern selbst galten sonst für stimulirende und antiskorbutische Mittel. Eine Varietät mit unbewehrtem Stengel, C. spinosa β inermis *L.*, C. rupestris *Smith.*, die besonders in der Levante vorkommt, liefert auch gute Kapern. Zahlreiche andere Arten dieser Gattung wachsen in den heißen Ländern, besonders in Südamerika, West- und Ostindien und liefern in den Blättern und Blüthen Medikamente, besonders Purgirmittel. C. Fontanesii *Dec.*, C. ovata *Desf.*, in Südeuropa und Nordafrika, häufig kultivirt, liefert ebenfalls gute Kapern. Die meisten Arten verlangen das Warmhaus, in der Jugend ein warmes Lohbeet, im Sommer bei heißem Sonnenschein Schatten und Luft; einige sind härter, kommen im Sommer ins Freie und werden bei 4—6 Grad Wärme im Glashaus durchwintert. Im Sommer begießt man reichlich, im Winter nur sehr wenig. Eine Mischung von 3 Theilen Lauberde, 1 Theil Torferde, ein Sechstel Lehm oder 1 Theil schwarze Wiesenerde und 1 Theil Flußsand sagt ihnen am meisten zu; den Boden des Topfes bedeckt man mit einer Lage zerstoßener Scherben. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, unter Glocken im Warmbeete, bei einigen auch durch abgetrennte Wurzeln.

Cappel, Louis, gewöhnlich Ludovicus Cappellus genannt, Orientalist, namentlich ausgezeichneter Hebraist, geboren den 15. Okt. 1585 zu Saumur, studirte zu London u. Saumur u. wurde Prediger u. Professor der Theologie in seiner Vaterstadt, wo er am 18. Juni 1658 †. C. ist einer von den wenigen Männern des 17. Jahrhunderts, die in der Beurtheilung biblischer Bücher mit tiefer Gelehrsamkeit und scharfer, vorurtheilsfreier Kritik zu Werke gingen. So bestritt er die Integrität und Authenticität des hebräischen Textes, verwarf die göttliche Inspiration der hebräischen Vokalzeichen und wies nach, daß dieselben erst nach Vollendung des babylonischen Talmuds von jüdischen Kritikern erfunden seien. Seine diesen Gegenstand betreffende Schrift gab ohne des Verfassers Namen Erpenius heraus: „Arcanum punctationis revelatum“ (Leyden 1624, vermehrt in „Cappelli commentar. et not. crit. in Vet. Test.“, Amsterdam 1689). Sein Hauptwerk, seine berühmte Untersuchung des alttestamentlichen Textes, erschien unter dem Titel „Critica sacra, sive de variis, quae in sacris V. T. libris occurrunt, lectionibus, libri VI.“ (Paris 1650; von Vogel und Scharfenberg, Halle 1775—86, 3 Bde.), wogegen J. Burtorf seine „Anticritica“ (Basel 1653) erscheinen ließ, worin er die völlige Fehlerlosigkeit und Heiligkeit des hebräischen Textes und sogar die Göttlichkeit der Punkte anerkannt wissen wollte. Von C.s übrigen Schriften nennen wir noch: „Chronologia sacra“ (Paris 1655).

Capponi, Gino, Marquis, italienischer Staatsmann und Gelehrter, geboren den 14. September 1792 als Sprößling eines edlen florentinischen Geschlechts, welches schon in den bürgerlichen Unruhen des 14. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle gespielt hatte, war Kämmerer des Großherzogs Leopold II. von Toskana und übte auf diesen großen Einfluß aus, zog sich aber, als dieser eine reaktionäre Richtung einschlug, vom Hofe zurück. In Folge der liberalen Bewegung von 1847 betheiligte er sich wieder an den öffentlichen Angelegenheiten, bekleidete vom 19. August bis 13. Oktober den Posten eines Ministerpräsidenten und fungirte seit dem 12. April 1849 bis zur Rückkehr des Großherzogs als Mitglied der Regierungskommission. Nachdem er hierauf bis zum Ausbruch des Aufstandes von April 1859 privatisirt hatte, ward er am 7. Juli 1859 zum Präsidenten der Staatsconsulta ernannt. Als Gelehrter veröffentlichte er zahlreiche historische Arbeiten, sowie die geschätzten „Frammenti sull'educazione“ (Lugano 1846).

Capra (lat.), Ziege, Stern im Fuhrmann, s. v. a Capella.

Capraja (Copraja), kleine Insel im tyrrhenischen Meer, zur genuesischen Provinz Savona gehörig, 4 Meilen östlich von Korsika's Nordspitze, hat 15 italienische Meilen im Umfang, ist vulkanischen Ursprungs, gebirgig, schwer zugänglich und trocken. Früher befand sich daselbst eines der ältesten Klöster. Die 2000 Einwohner nähren sich von Fischfang, Ziegenzucht, Gemüsebau und von dem Handel mit dem daselbst erzielten köstlichen Wein und Honig. Der gleichnamige Hauptort, an der Ostseite der Insel, hat einen befestigten Hafen. Bei den Römern hieß die Insel Craparia, Caprasia, bei den Griechen Aegilon, Zieгeninsel. Bis 1507 gehörte sie zu Korsika, dann zu Genua und darauf bis 1814 zu Frankreich, bis sie dem Königreich Sardinien zufiel.

Caprara, 1) Albrecht, Graf von, kaiserlicher General, machte sich bekannt durch mehre wichtige Gesandtschaften; unter Anderem war er 1682 in Konstantinopel, um den Wiederausbruch des Türkenkriegs abzuwenden. Man hat von ihm vortreffliche Uebersetzungen ins Italienische.

2) Aeneas Sylvius, Graf von C., kaiserlicher Generalfeldmarschall, geboren 1631 zu Bologna, Bruder des Vorigen, Neffe des berühmten Piccolomini und ein naher Anverwandter Montecuculi's, den er auf seinen Reisen durch Schweden, Deutschland und Italien, sowie auf seinen Feldzügen begleitete. An der Spitze des kaiserlichen Heeres stand er zum ersten Male 1674. Seinen Plan, in Elsaß einzufallen, mußte er aufgeben, ward am 16. Juni von Turenne bei Sinzheim geschlagen, vereinigte sich dann mit dem Hauptheer und that sich in dem Treffen bei Ensisheim als Kommandant des rechten Flügels rühmlich hervor. Bei Mühlhausen soll er in französische Gefangenschaft gerathen sein; doch geschieht seiner schon 1675 im Treffen von Saßbach wieder Erwähnung. In den darauf folgenden Gefechten führte er die Reiterei. Er stand mit vor Philippsburg, versah 1676 Freiburg und Offenburg mit Kriegsbedürfnissen und nahm 1678 thätigen Antheil an dem Entsatz von Offenburg. Im Jahre 1683 diente er als Befehlshaber der Reiterei gegen die Insurgenten in Ungarn und vertrieb dann beim Entsatze von Wien den Feind aus dem stark verschanzten Nußdorf. Bei der Belagerung von Ofen 1684 war er dem Kurfürsten

von Bayern beigegeben. Im folgenden Jahre nahm er die Festung Neuhäusel mit Sturm und drang 1686 bis an die Grenzen von Siebenbürgen vor. Im dritten Feldzug des französischen Kriegs 1691 befehligte er am Rhein; 1692 aber fiel er mit dem Herzog von Savoyen in der Dauphiné ein und eroberte dort Gap und Embrun. In dem unglücklichen Treffen von Marsaglia (1693) führte er den rechten Flügel, und 1694 kommandirte er wieder in Ungarn, wo er alle Angriffe der Türken auf seine Stellung bei Peterwardein zurückschlug. Er führte den Oberbefehl bis zur Ankunft des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen und nach dessen Entfernung wieder so lange, bis Prinz Eugen an die Spitze der kaiserlichen Heere trat. Nachdem er in 44 Feldzügen mit gefochten hatte, nahm er seine Stelle im Hofkriegsrathe ein, diente dem Kaiser noch bei mehren diplomatischen Verhandlungen und † den 3. Februar 1701.

3) **Johann Baptist**, Kardinal, Erzbischof von Mailand, Graf und Senator des Königreichs Italien, geboren den 29. Mai 1733 zu Bologna, Verwandter der Vorigen, ward bereits im 25. Jahre Vicelegat von Ravenna, erhielt später wichtige Missionen in Köln, Luzern und Wien, wo er allenthalben die Interessen des römischen Stuhls mit den reformatorischen Bestrebungen in jenen Städten friedlich in Einklang zu bringen und sogar einen Joseph II. und Fürsten Kaunitz für sich zu gewinnen wußte. Pius VII. ernannte ihn zum Bischof von Jesi und im September 1801 zum Legaten a latere bei der französischen Republik. Am Osterfeste 1802 hielt C. in der Kirche Notre-Dame wieder die erste Messe. Als Erzbischof von Mailand weihete er am 28. Mai 1805 den Kaiser Napoleon I. zum König von Italien. Erblindet † er am 21. Juni 1810 zu Paris.

Capraria, Insel, s. Capraja.

Capraria *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die glockenförmigen Blüthen mit fast regelmäßigem 5spaltigen Saum, die kurzen Staubfäden und die 2fächerige, 2klappige Kapsel, größtentheils strauchartige Gewächse in Ost- und Westindien, auch am Kap, wovon C. biflora *L.*, fast von Mannshöhe, sehr ästig, mit abwechselnden lanzettförmigen, 3—5 Zoll langen Blättern und gepaarten weißen Blüthen, in Peru und Westindien auf Feldern, in den Blättern ein Theesurrogat liefert und daher angebaut wird, und C. undulata *L. fil.*, ein kapscher Strauch, sich zuweilen in deutschen Gewächshäusern findet.

Caprera, Insel, s. Cabrera.

Capri, Insel im mittelländischen Meer, südlich am Golf von Neapel, der Landzunge Campanella gegenüber, ist etwa eine □Meile groß, gebirgig (im M. Solaro bis zu 1900 Fuß sich erhebend), mit schroff abfallenden, fast durchaus unzugänglichen Felsenküsten, die ihr einen zackigen, malerischen Umriß geben, und außerdem durch 11 rings vertheilte Batterien (die stärkste auf der Spitze S. Maria del Soccorso) geschützt. Der obere Theil der Insel ist kahler Fels, auf der Westseite ist sie mit Weinbergen, einigen Oel- und Palmbäumen, Cactus und Aloë geschmückt. Zur Zeit der jährlichen Wanderung (im September) gibt es Ueberfluß von Wachteln, außerdem Hasen und an der Küste viel Fische. Das Klima ist sehr mild und gesund. Die einzigen Ortschaften sind die beiden Städtchen Capri an der Südostküste und das höher gelegene Anacapri, zu welchem eine steile Felsentreppe von 554 Stufen führt; am Landungsplatz liegt das ärmliche Fischerdörfchen Marina. Früher war die Insel der Sitz eines Bischofs, welcher von seiner Hauptrevenue, dem Abwurf des Wachtelfangs, der Wachtelbischof genannt wurde. Neuerdings ist das Bisthum mit dem sorrentiner vereinigt. Die Einwohner, gegen 4000, leben von Oel- und Weinbau, Fischerei und Wachtelfang. Getreide und der wenige Bedarf an Schlachtvieh werden von Neapel herübergeschafft. Die Wohnhäuser sind gleichförmig 1 Stock hoch, die Dächer nicht flach, sondern kuppelartig-abgeplattete Wölbungen, deren jedes Zimmer eine besondere bildet. Einigermaßen ausgedehnte Häuser gewinnen dadurch ein moscheenartiges Aussehen. Besuchte Punkte sind wegen der schönen Aussicht das Nymphäum, die Camerelle, Faraglioni ꝛc.; eine der schönsten Merkwürdigkeiten aber ist die 1826 von A. Kopisch entdeckte blaue Grotte (grotta azzura), $1\frac{1}{2}$ Miglien vom Landungsplatz entfernt. Der Eingang in dieselbe ist bei ruhiger See etwa 4 Fuß über dem Spiegel; die Höhle selbst ist über 100 Fuß lang und 50 Fuß breit. Die hintern Wände sind mit Tropfstein von nicht besonders ausgezeichneter Formation bekleidet. Der größte Reiz aber besteht, bei klarem Himmel, in jener unbeschreiblich schönen glänzenden Bläue des Wassers, in seiner Durchsichtigkeit, in der öligen Schwere, mit der es sich an den schwimmenden Körper hängt und den Badenden von lichter blauer Farbe umschlossen zeigt, besonders aber in dem Abglanze der Wasserfarbe an der Felswölbung. Im östlichen Winkel der Insel liegen die Trümmer des Tiberiuspalastes (s. unten), die von geringem Kunstinteresse sind. Hinter denselben, wo der Fels senkrecht ins Meer fällt, ist die Stelle, an welcher Tiberius die Opfer seiner Tyrannenlaune in die Wogen stürzen ließ. Von dem Palaste selbst stehen nur noch einige größere, rothe Gewölbe und mehre kleine Gemächer, deren Fußböden mit schwarz und weißer Mosaik verziert sind. Auf den Ruinen ist eine kleine Kapelle erbaut, neben welcher ein Einsiedler wohnt. Ein anderer, nicht minder romantischer Punkt ist die Grotta del Matrimonio, eine geräumige, regelmäßig gebildete Höhle, auf der südöstlichen Küste. Aehnliche weitläufige, augenscheinlich vom Meer ausgespülte Grotten hegt die Insel noch mehr. C., das Capreä der Alten, soll zuerst von Teleboern bewohnt gewesen sein. Später war es Eigenthum der Stadt Neapolis. Augustus brachte es durch Kauf an sich. Die entzückende Lage der Insel vermochte ihn, sie mit einem prächtigen Palaste zu schmücken und zu seinem Lieblingsaufenthalt zu erwählen. Noch verschenderischer wurde sie von Tiberius bedacht, der hier 12 Villen mit Prachtgebäuden errichtete (die größte war die Villa Jovis) und da allen seinen Gelüsten freien Lauf ließ. Im Mittelalter diente C. als Gewahrsam für Staatsverbrecher. Im Oktober 1807 setzte sich der französische General Lamarque in den Besitz des westlichen Theils der Insel und zwang die Engländer unter Hudson Lowe, der sich noch 16 Tage lang auf der Ostküste vertheidigte, zur Kapitulation.

Capriccio (ital., franz. caprice), Laune, Grille; in der Malerei ein Gemälde von launenhafter, doch geistreicher Erfindung und Ausführung; in der Musik ein Tonstück, bei welchem sich der Komponist nicht an eine bestimmte Form bindet, oder eine der vorhandenen Formen, z. B. des Rondo, des Sonatensatzes, nach seinen Bedürfnissen oder seiner Laune willkürlich modificirt. Doch dient in neuester Zeit der Ausdruck C. auch vielfach als Deckmantel für absolute Form- und Gehaltlosigkeit. Früher bezeichnete man mit C. eine freie, fugirte Komposition für das Klavier über ein lebhaftes Thema; Andere nannten so Uebungsstücke für Bogeninstrumente, in denen eine besondere schwierige Figur durchgeführt war.

Caprifolium, Pflanzengattung, s. Lonicera.

Capsarii (lat.), Sklaven, welche in Bädern die Kleider der Badenden in einer Capsa (Kasten, Kiste) verwahrten, Schulkindern Bücher &c. in der Capsa nachtrugen, dem Herrn mit der Capsa, dem Scrinium (s. d.) folgten, oder überhaupt Custodes scriniorum waren.

Capsella *Dec.* (Täschelkraut, Hirtentäschlein), Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, charakterisirt durch die von der Seite her zusammengedrückten, verkehrt-dreieckigen oder länglichen, ganzrandigen oder seicht ausgerandeten Schötchen mit vielsamigen Fächern und nachenförmigen, auf dem Rücken flügellosen Klappen. C. bursa pastoris *Moench*, Thlaspi bursa pastoris *L.*, ein Sommergewächs in Europa, Asien, Afrika und Amerika, überall als Unkraut auf den Feldern wuchernd, etwas scharf bitterlich schmeckend und widerlich kressenartig riechend, ein gutes Schaffutter, war sonst als Herba bursae pastoris frisch und als Pulver gegen Blutflüsse, Wechselfieber und Steinbeschwerden in Gebrauch und ist neuerdings als Heilmittel wieder anempfohlen worden. Es ist wahrscheinlich das schon von Hippocrates u. Dioscorides unter dem Namen Thlaspi erwähnte Heilkraut.

Capsicum *L.* (Beißbeere, spanischer Pfeffer), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelch, die 5spaltige, radförmige, gefaltete Blumenkrone mit längsspaltigen Antheren und stumpfer Narbe und die trockene, aufgeblasene, 2—3fächerige, am Grunde vom bleibenden Kelche umgebene Beere mit nierenförmigen Samen an der Scheidewand, Stauden u. Sträucher in heißen Ländern, mit eckigem Stengel, paarigen, einfachen Blättern u. einzelnen Blüthen. C. annuum *L.* ist ein einjähriges Gewächs in Brasilien und Mexiko, auch in Ostindien, 1—2 Fuß hoch; mit eirunden, lanzettförmig zugespitzten, gestielten, glatten Blättern, weißen Blüthen u. glänzend scharlachrothen oder orangefarbenen, auch wohl zweifarbigen länglichen, runden oder eiförmigen Früchten. Obwohl die ganze Pflanze viel Schärfe enthält, so findet sich diese doch besonders in den Früchten, die unter dem Namen spanischer, indianischer, brasilianischer, türkischer, Taschen- oder Schotenpfeffer, Brasilienpfeffer im Handel und in den Apotheken vorkommen. Sie sind im frischen Zustande geruchlos, geben aber getrocknet und zerrieben einen sehr scharfen, heftiges Niesen erregenden Staub, schmecken brennend und nachhaltig scharf u. wirken scharf u. kräftig reizend auf die Verdauungsorgane, in großen Gaben selbst Entzündungen erregend, äußerlich die Haut röthend und Blasen ziehend. Man wendet sie an bei leichten, örtlichen Lähmungen der Zunge und der Mundhöhle, bei torpiden Zuständen des Darmkanals u. der Verdauung u. dgl. In Ostindien dienen sie als Pulver und Gurgelwasser bei fauligen Halsentzündungen, chronischen Anschwellungen der Mandeln und veralteten Wechselfiebern. Außerdem dienen sie in der feineren Koch- und Einmachkunst als starkes Gewürz, besonders in den heißen Ländern, aber auch bei uns, sowie als Ingredienz der Pfefferkuchen. Mißbräuchlicher Weise werden sie häufig zur Schärfung des Essigs, Branntweins und anderer Spirituosen angewendet. Auch die Homöopathie macht Gebrauch von diesem kräftigen Arzneikörper. Alle übrigen Arten der Gattung haben gleiche, zum Theil noch kräftigere Eigenschaften. C. frutescens *L.* ist ein 3—5 Fuß hoher Strauch mit aufrechten, weißen Blüthen mit violetten Antheren, länglichen, hängenden, rothen, höckerigen, sehr scharfen Früchten, aus denen, wenn sie zerbrochen werden, ein Saft herausspritzt, der, in die Augen gebracht, heftige Entzündung erregt, u. die, auf Kohlen gelegt, einen betäubenden Dampf verbreiten, aber in Ostindien seit den ältesten Zeiten als sehr beliebtes Gewürz in Gebrauch sind. Eine Varietät ist C. baccatum *L.*, mit kleinen, rothen Früchten von der Größe einer Spargelbeere, welche sehr scharf sind und einen Hauptbestandtheil des Cayenne- oder Vogelpfeffers ausmachen; eine andere C. tetragonum *Mill.*, C. cydoniforme *Hort.*, mit eckigen, fleischigen Früchten, die vor der Reife frisch, aber auch in Essig eingemacht genossen werden (in England Pell-pepper, in Frankreich Poivron genannt). Auch C. sinense *Jacq.*, *L.*, ein Strauch in Asien, Afrika und Südamerika, kommt in mehren Varietäten vor. Eine derselben, C. microcarpum *Dec.*, C. ciliare *Willd.*, hat kleine, kugelrund-eiförmige, sehr scharfe Früchte, welche als Piment enragé zur Bereitung des in Amerika beliebten Gewürzes Pepper-poto dienen. Eine andere, C. luteum *Lam.*, in Ostindien kultivirt, hat federkieldicke, einen halben Finger lange, anfangs grüne, dann bleifarbene, schwarzgrüne, endlich gelbe Früchte, die sehr scharf sind und als Gewürz, Piment de Mozambique, benutzt werden. Der Same des spanischen Pfeffers wird im April ins lauwarme Mistbeet oder in den Topf gesäet; im Mai versetzt man die Pflanzen auf eine warme Rabatte in lockere, fette Erde, oder auch in Töpfe.

Capsir, Landschaft in der französischen Grafschaft Roussillon (Departement Ostpyrenäen), bildet ein 3 Meilen langes, bis 1½ Meilen breites Thalbecken, das, in 4600 Fuß Meereshöhe gelegen, von der oberen Aude durchflossen wird und mit prachtvollen Waldungen bedeckt ist. Ehedem hatte das C. eigene Barone.

Captatio (lat.), das Trachten, eifrige Haschen nach Etwas, daher C. benevolentiae, das Trachten nach der Gewogenheit Anderer, Bestechung durch Schmeichelei in Rede und Schrift, besonders in Dedikationen und Vorreden häufig angewandt.

Captatoriae institutiones (lat.), s. Kaptatorisch.

Capua, befestigte Stadt in der früher neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, 3 Meilen nördlich von

Neapel, links am Volturno, Sitz eines Erzbischofs, hat 18 Kirchen (darunter eine große, prachtvolle Kathedrale mit einer auf 18 antiken Säulen ruhenden Kuppel, Statuen von Bernini, und die auf der Grundmauer eines alten Tempels erbaute Kirche Annunziata), zahlreiche römische Alterthümer (Amphitheater) und 9300 Einw., welche einen lebhaften, durch mehre Messen begünstigten Handel treiben. C. war im Alterthum die üppige Hauptstadt Kampaniens, die an Größe und Pracht mit Karthago und Rom wetteiferte. Sie lag in dem nördlichen Theil Kampaniens, am Fuß der Berge Tifata und Callicola, zwischen den Flüssen Volturnus und Liternus. Auf der einen Seite breitete sich vor ihr eine herrliche, von Bäumen beschattete und mit Rosen, Nelken und anderen Pflanzen übersäete Ebene aus, welche zur Bereitung von aromatischen Salben, einem bedeutenden Handelsartikel der Capuaner, dienten. Auf der anderen Seite senkten sich mit herrlichen Pflanzungen bedeckte Abhänge zu ihr hernieder, an deren Fuß in weiten Wiesengründen zahlreiche Viehheerden weideten. Reben, Getreide und Früchte allerlei Art wurden hier im Ueberfluß gebaut; die hiesigen Weine galten für die besten Italiens, und die Getreideernten C.'s versahen das ganze Land. Aber in C. herrschte auch eine ungewöhnliche Industrie und ein umfassender Handel. In der Bereitung und Färbung von Leder that es ihr keine andere Stadt gleich, und weithin berühmt waren die Tücher ihrer Manufakturen. In der Kunst, in Scharlach zu färben und Purpurstoffe zu bereiten, übertrafen die Einwohner, wie es heißt, selbst die Tyrier; die Fußbekleidungen und Prachtgewänder der römischen Kaiser kamen aus ihren Werkstätten. Auch galten sie als Erfinder jener Gefäße von röthlicher Thonerde, die unter dem Namen etruscischer Vasen bekannt sind und wegen ihrer schönen Form und herrlichen Zeichnungen hochgeschätzt wurden. Bedeutend war der Handel mit Wolle, Oel, Wein, Getreide, Parfümerien, Töpferwaaren, Rindern u. Pferden, welche letztere wegen ihrer Schönheit in ganz Italien gesucht wurden. Den lebhaften Betrieb beförderte die von Rom nach Beneventum hier vorbeiführende appische Straße. Das Innere der Stadt war von weitem Umfang, hatte schöne und bequeme Häuser und breite und lange Straßen. Unter letztern übertraf die Straße Seplasia, wo nur Duftsalben feil waren, alle anderen an Schönheit und Schmuck. Springbrunnen, prachtvolle Wasserleitungen und Kanäle sorgten für den täglichen Bedarf und für die Thermen. Aber auch edlere Künste fanden in C. Pflege und Nahrung. Das Amphitheater war von ungeheurem Umfang und prächtigem Skulpturreichthum und stand dem römischen Colosseum nicht nach. Die Tempel des Apollo, Jupiter, Mercurius, der Juno und Diana, die Säulengänge, Pyramiden, Grabmäler, Wasserleitungen, Gymnasien, Gladiatorenschulen und Arenen waren von gleichem architektonischen Glanz. Die Stadt hatte, wie Rom, einen Senat, Konsuln, eine besondere Regierungsform und Gesetze, von welchen einige Fragmente auf uns gelangt sind. Lange Zeit stand C. in volkreicher Blüthe, zu der sie sich aus Zerstörung und Asche mehrmals erhob, denn der Ueberfluß an allen Lebensgenüssen, welche der Reichthum der Landschaft bot, lockte stets eine Menge Fremder nach C. Daher nannte Cicero sie den Aufenthalt des Ehrgeizes und der Ergötzungen. Von dieser Stadt erkennt man jetzt nur noch die ungeheure Baustätte und wenige Trümmer der alten Prachtgebäude.

C., früher Volturnum genannt, verdankt seine Entstehung ungefähr 50 Jahre vor Roms Erbauung von Norden her einwandernden Etruskern. Die Stadt hob sich schnell zu Reichthum und Ansehen empor und reizte mit der zu ihrer Mark gehörigen Ebene, welche nach Plinius drei Ernten und mehr Rosensalbe und Olivenöl als ganze Landschaften lieferte, bald die kriegerischen Samniten des nördlichen Gebirgs zu räuberischen Einfällen. Die bedrängten und verweichlichten Einwohner sahen sich endlich genöthigt (420 v. Chr.), eine samnitische Söldnerkolonie als Bürger in ihre Stadt aufzunehmen und ihnen einen Theil der Ländereien abzutreten. Diese wilden Fremdlinge aber fielen an einem Festtage über die Bevölkerung her, hieben einen Theil derselben zusammen, heiratheten die Wittwen und herrschten von nun an als Equites Campani in C. So entstand das kampanische Volk, ein Gemisch von ausonischen und oscischen Ureinwohnern, von hellenischen und etruscischen Kolonisten und von Samniten, und das Weichbild der Stadt hieß daher Campanus ager. Aber diese verschiedenartigen Elemente flossen nie zu einem organischen Ganzen zusammen und legten den Keim zu der dauernden innern Zerrüttung. Auch dieser kriegerische Zuwachs der Bevölkerung versank bald in üppige Weichlichkeit, ohne seine alte Grausamkeit zu verlieren. Als die Samniten die Stadt Sidicinum bedrängten, und mit dem Fall derselben auch die Lage der Capuaner gefährdet war, so zogen sie ihr zu Hülfe, wurden aber zweimal geschlagen. Hierauf richteten sie ihre Bitte um Hülfe nach Rom, mit dem Versprechen, sich ganz seinem Schutz unterwerfen zu wollen. Die bereitwilligen Römer besiegten die Samniten (343 v. Chr.) am Berge Gaurus, verliehen den patricischen Geschlechtern C.'s das Jus connubii mit ihnen und legten eine Besatzung nach C. Bald darauf (330 v. Chr.) verbanden sich die Capuaner, mit Ausnahme der Ritter, mit den aufgestandenen Latinern und kämpften gegen die Römer. Diese aber besiegten ihre Feinde am Flusse Veseris, am Fuße des Vesuvs, gaben den kampanischen Rittern zur Belohnung ihrer Treue das römische Bürgerrecht ohne Stimme und gestatteten ihnen, von der Gemeinde eine jährliche Steuer zu erheben. Ihre Gesetze, Privilegien u. besondere Regierungsform behielt die Stadt, mußte aber von 318 v. Chr. an einen römischen Präfekten aufnehmen. Die Gemeinde konnte jedoch auch jetzt ihre Abhängigkeit von Rom noch nicht verwinden und öffnete, vom kampanischen Ritter Pacuvius Calarius dazu bewogen, nach Vernichtung des römischen Heeres bei Cannä dem siegreichen Feldherrn, welcher ihr das Versprechen gegeben, C. zur Hauptstadt von ganz Italien zu erheben, die Thore. Hannibal machte diese üppige und verführerische Stadt zu seinem Winterquartier, und sie wurde für ihn ein Cannä. Denn seine hier verweichlichten Schaaren mußten vor den neu gekräftigten Römern nach Unteritalien weichen, und diese belagerten nun C. (212 v. Chr.). Alle Versuche des punischen Feldherrn, die Stadt zu entsetzen, waren fruchtlos, und endlich mußte sich C., nachdem sich 28 Senatoren vergiftet

hatten, den rachedürstenden Römern übergeben. Der Eroberer Fulvius ließ 70 Senatoren hinrichten; 300 Patricier wurden auf den Beschluß des römischen Senats eingekerkert und die übrigen Bürger, nach dem Maße ihrer Schuld an dem Abfall, entweder in die Städte des latinischen Bundes als Gefangene abgeführt, oder als Sklaven verkauft. In der Stadt durften nur noch den Römern zinsbare Insassen, Freigelassene, Krämer und Handwerker wohnen, und die reiche Feldmark wurde ihr genommen. Ein römischer Präfekt hielt jährlich daselbst Gericht. C. bildete kein Gemeinwesen mehr. Gleichwohl ging hauptsächlich von C. jener Gladiatorenaufstand aus, dessen Haupt Spartacus war. Julius Cäsar suchte die gesunkene Stadt dadurch wieder zu heben, daß er (lex Julia) eine Kolonie von 20,000 römischen Bürgern dahin sandte und die Kolonie mit alten Gesetzen und Privilegien C.'s beschenkte. Dadurch wuchs C. nochmals so rasch empor, daß es Cicero das zweite Rom nennen durfte. Unter Augustus und Nero gewann C. durch Veteranenkolonien neuen Zuwachs. Wegen seiner Treue gegen Vitellius hart bestraft, behauptete es doch seinen Glanz und seine Macht bis zur Völkerwanderung. Im Jahre 389 wurde hier das capuanische Koncil gehalten, welches die Spaltungen in der antiochischen Kirche zu beseitigen berufen war. Die Vandalen verwüsteten die Stadt 456; ihnen folgten die Ostgothen, denen C. von Narses wieder entrissen wurde, welcher sodann für die Wiederherstellung C.'s das Möglichste that. Nach und nach raffte es sich auch wieder empor, während das römische Weltreich zusammensank. Nach dem Untergang desselben kam C. als Guastaldat an das Herzogthum Benevent. Als solches umfaßte es alles Land zwischen dem Garigliano, Arpino, Volturno und dem Meere. Im Jahre 840, wo das Herzogthum Benevent unter Radelchis getheilt wurde, fiel C. dem Fürstenthum Salerno zu. Gleichwohl behauptete sich in C. der Guastald Landulf als selbstständiger Graf von C. Da legten noch 840 die Saracenen die ganze Stadt in Asche, und Landulf zog nun mit der ganzen Einwohnerschaft auf den Hügel Triflisco, wo die neue Stadt gegründet wurde; sie erhielt den Namen Sicopolis. Landulf folgte 842 sein Sohn Lando I. in der Grafenwürde, und er war es, der, als auch diese neue Stadt nach kaum 15 Jahren ein Raub der Flammen wurde, 857 Neucapua an der Stelle gründete, wo die jetzige Stadt noch steht, nämlich an der Stelle des alten Casilinum, dem Hafenplatz des großen C. der alten Zeit. Durch die Wahl des Grafen Athenulf zum Fürsten von Benevent (900) wurde C. Fürstenthum, und die Geschichte von C. verschmilzt nun mit der von Benevent (s. d.). C. ward Residenz des Fürstenthums und erhielt schon unter Pandulf I. 968 ein Erzbisthum. So erhob sich C. wieder zu einer blühenden Stadt. Nach langen Kämpfen ward das Fürstenthum C. 1156 integrirender Theil des normannischen Königreichs. Von nun an sank für immer die Bedeutung der Stadt. Kaiser Konrad III. eroberte sie 1250 und riß die Mauern nieder, weil sie sich für die Neapolitaner und gegen ihn gerüstet hatte. Am 3. Juli 1707 im spanischen Erbfolgekrieg besetzte sie der kaiserliche General Daun, und erst am 24. November 1734 erhielten sie die Spanier in Folge der Kapitulation des Kommandanten, Grafen von Traun, zurück. Die Franzosen besetzten C. im Januar 1799; im Juli bemächtigte sich Nelson der Stadt. Im Uebrigen theilte diese seit der Zeit die Schicksale des Königreichs Neapel.

Capuchon (franz., lat. cuculus), Kapuze, ein kegelförmig oder am Zipfel rund geschnittenes Stück Tuch, welches Mönchen zur Kopfbedeckung dient. Die Benediktiner und Bernhardiner hatten zwei Arten von C., die eine schwarz für die gewöhnlichen Tage, die andere weiß und weit für Feste.

Caput (lat.), Kopf, Haupt; daher Anfang einer Sache; auch s. v. a. Kapitel (Abtheilung in einem Buche).

Caputiati (Caputiani), eine vom Zimmermann Durand in der Auvergne 1182 gestiftete Sekte, trug weiße Mützen (caputia, Kapuzen, daher ihr Name), mit Marienbildern von Blei, wollte angeblich zur Bewahrung des Kirchenfriedens wirken, hatte aber mehr den Zweck, sich auf eine gewaltsame Weise von kirchlicher und weltlicher Auktorität unabhängig zu machen. Die C. wurden von Hugo, Bischof von Auxerre, mit Waffengewalt unterdrückt.

Caputium (capitium, cuculus, lat.), Kapuze, Kopfbedeckung der Mönche von der Form einer Filz- oder Tuchkappe, ward seit der Zeit des heiligen Franciscus von Assisi nach hinten spitz zulaufend an dem Mönchsgewande angenäht getragen, so daß man sie ebensowohl zum Schutz vor Regen und Sturm über den Kopf ziehen, als hinten herabhängen lassen konnte. In späterer Zeit abgekommen, ward sie von Matteo Bassi wieder eingeführt und gab dem von Jenem gestifteten Kapuzinerorden den Namen.

Caput mortuum (lat.), todter Kopf, bei den alten Chemikern üblicher Name für den trockenen Rückstand, welcher bei Destillationen namentlich mineralogischer Produkte in den Retorten verbleibt. Jetzt versteht man darunter die unreine Eisenoxydmasse, welche, Kolkothar genannt, bei der Bereitung der nordhäuser Schwefelsäure in der Retorte zurückbleibt, eine gelblichrothe oder rothe Farbe besitzt und zu gröberen Anstrichen u. zum Poliren der Metalle und Gläser benutzt wird, sowie auch die geglühten Rückstände, welche sich in den Pfannen bei der Alaun- und Vitriolbereitung absetzen und vor dem Glühen aus Eisenoxydhydrat bestehen.

Cap Verd, s. Grünes Vorgebirge.

Capverdische Inseln, s. Grünen Vorgebirges, Inseln des.

Caque (franz.), Tönnchen, in welches Anschoven, Sardellen oder Häringe gelegt werden. Es enthält gewöhnlich 500 Häringe oder 1000 Sardellen.

Caqueta (Zaketa), mächtiger Strom in Südamerika, der im südlichen Neugranada auf der Ostseite der Ostcordilleren entspringt, in südöstlicher, dann östlicher Richtung fließt, auf eine Strecke die Grenze zwischen Brasilien und Ecuador bezeichnet und in der brasilianischen Provinz Alto-Amazonas, etwa gegenüber dem Teffé, mit zahlreichen Armen, die ein verwirrtes Wassernetz darstellen, in den Amazonenstrom mündet. Seine Hauptzuflüsse sind der Caguan und Uapuapori; in seinem unteren Laufe führt er den Namen Japura. Er bildet den 60 Fuß hohen Fall Arara-Coara und östlicher die Stromschnellen von Cupati. Seine Wasser steigen

im April und sind vom Juli bis September am höchsten.

Carabiniers (franz.), schwere Kavalleristen, bildeten einen Theil der gewöhnlichen Kompagnien, oder formirten selbst Kernkompagnien. Unter Heinrich IV. waren in Frankreich den Kompagnien der schweren Reiterei oder der Gensdarmerie je 2 C. zugetheilt. Ludwig XIV. formirte zuerst Kompagnien daraus, von denen jedem Reiterregiment eine einverleibt wurde. Diese Kompagnien, je 100 Mann stark, bildeten seit 1695 ein Karabinerregiment, welches wenigstens 5 gewöhnlichen Regimentern gleich galt. Von den Zeiten der Regentschaft an bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienen C. wieder einzeln in den Kavallerieregimentern, und zwar als Kernmänner, je 4 in jeder Kompagnie, beinahe wie zur Zeit Heinrichs IV. Bald aber nahm ein Karabinerregiment wieder die erste Stelle in der französischen Kavallerie ein. Das Gesetz vom 23. Fructidor VII gestattete die Errichtung von 2 Karabinerregimentern, welche von der Restauration wieder auf ein Regiment vermindert wurden. Die jetzigen französischen Karabinerregimenter unterscheiden sich von den alten besonders dadurch, daß sie keine Karabiner (s. d.) oder Mousquetons mehr führen, so daß also ihr Name mit ihrer gegenwärtigen Bewaffnung in keinem Zusammenhang mehr steht.

Carabobo, Provinz des südamerikanischen Freistaats Venezuela, umfaßt 380,5 □Meilen mit 97,000 Einwohnern. Bei dem von der Hauptstadt Valencia 2 Meilen südwestlich gelegenen Dorfe C. besiegte Bolivar den 28. Mai 1814 den spanischen General Salomon, und am 24. Juni 1821 ward hier die Entscheidungsschlacht gegen die Generäle La Torre und Morales geschlagen, wodurch das Land vom Feinde befreit wurde.

Carabus (lat.), Kahn, dessen man sich ehedem in Italien, namentlich auf dem Po, bediente. Kiel und Rippen waren von leichtem Holz, diese flocht man mit Weiden aus und überzog sie mit Leder. Aehnliche Fahrzeuge baute man in Irland.

Caracalla, römischer Kaiser von 211—217 n. Chr., hieß eigentlich M. Aurelius Antoninus Bassianus C., wurde als der älteste Sohn des Imperators Septimius Severus und der Julia Domna am 4. April 188 zu Lyon geboren und nach seiner gallischen Lieblingstracht spottweise C. genannt. Nachdem er als Cäsar und 197 als Imperator anerkannt worden war, ertheilte ihm sein Vater Severus 198 die tribunicische Gewalt und erhob ihn im April desselben Jahres zum Augustus. Der feile Senat bestätigte diese Ernennung. Im Jahre 201 gab ihm Sever die männliche Toga, designirte ihn für 202 zum Konsul und vermählte ihn 203 mit Plautilla, der Tochter des Plautian, die von ihrem Vater eine ungeheure Aussteuer erhielt. C. begann die Reihe seiner Unthaten mit der Beseitigung seines ihm lästigen Schwiegervaters und wetteiferte nun mit seinem Bruder Geta in Lüsten und Verschwendungen. Dabei beseelte die Brüder gegenseitig ein solcher Haß, daß Sever, um denselben unter anderen Eindrücken schwinden zu lassen, beide mit sich in den Feldzug gegen die Kaledonier nahm, welche eben Britannia verheerten. Hier versuchte C. nicht nur die Armee zum Aufruhr gegen seinen Vater zu bewegen, sondern unternahm selbst mehre Mordversuche gegen ihn. Der Gram hierüber, durch C.'s Gift unterstützt, soll im Februar 211 zu Eboracum (York) Severs Leben ein Ende gemacht haben. C. ließ sogleich auch dessen sämmtliche Freunde ermorden und wollte von den Truppen als Alleinherrscher ausgerufen sein. Als sich diese aber aus Rücksicht auf seinen Bruder dessen weigerten u. beide als Imperatoren begrüßten, griff C. zur List. Er schloß sofort Frieden mit den Barbaren und trat mit Mutter und Bruder die gemeinschaftliche Reise nach Rom an. In Rom theilten sich beide Brüder sogleich in den kaiserlichen Palast, dessen Umfang ihnen gestattete, sich durch Thore und Wachen gegen einander zu schützen. Jeder sann auf Mittel zur Vernichtung des Andern; endlich ward bei einem Versöhnungsfeste, zu welchem der heuchlerische C. die Mutter zu veranlassen wußte, Geta in den Armen derselben unter dem aufmunternden Zuruf C.'s ermordet. Darauf eilte C. in das prätorianische Lager, fabelte von Gefahren, die seinem Leben droheten und bereits das seines Bruders gefordert hätten, und flehte die Soldaten, ihnen alle Schätze seines Vaters verheißend, um Schutz an. Die hierdurch gewonnenen Truppen riefen ihn alsbald zum Kaiser aus und begleiteten ihn am andern Morgen in den Senat, wo es nunmehr nicht vieler Worte bedurfte, um die Blutthat des gestrigen Tages zu beschönigen, ja zu rechtfertigen. Geta's Anhänger, gegen 20,000 Menschen, desgleichen die seines Vaters, wurden darauf geächtet und großentheils hingerichtet, ja, seine eigene Mutter ward mit dem Tode bedroht, weil sie C. gegenüber Thränen über Geta's Tod vergossen. Wer nur durch Würde, Tugend oder Reichthum des Volkes Gunst auf sich zog, fiel als Feind des Staats der Blut- und Raubgier des Kaisers zum Opfer. Papinianus verfiel dem Henker, weil er sich weigerte, dem Brudermord C.'s eine Lobrede zu widmen. Als man einst im Cirkus einen Wagenrenner verlachte, der in C.'s Gunst stand, ließ der Tyrann seine Leibwache über die Menge herfallen und einen großen Theil derselben niedermetzeln. C.'s bloß auf die Gunst der Truppen basirte Macht war eine der kostspieligsten, welche Rom erlebt hatte. Als die ungeheuren Schätze Severs vergeudet waren, begann eine Art der Erpressung, die das Reich zusehends erschöpfte. Konfiskationen, Steuererhöhung, Erfindung immer neuer Auflagen waren an der Tagesordnung, sogar von allen Vermächtnissen und Erbschaften nahm C. 10 Procent für sich in Anspruch, und endlich ertheilte er allen Bewohnern des römischen Reichs das römische Bürgerrecht, nur um von allen gleich hohe Abgaben fordern zu können. Aber alles dies genügte zuletzt weder den Forderungen des Heeres mehr, noch verschaffte es dem Kaiser die nöthige Zerstreuung; der Aufenthalt in Rom ward ihm zuwider, und er rüstete sich zu einem Zug in die Provinzen des Reichs. Zuerst führte er in Gallien einen unrühmlichen Krieg gegen Alemannen und Sevennen, was ihn aber gar nicht hinderte, die Siegernamen Alemannicus und Germanicus anzunehmen. Hierauf zog er nach Dacien, kämpfte daselbst mit Sarmaten und Gothen (Geten), überließ aber bald die Provinz ihrem Schicksal und eilte nach Thracien. Hier begann er mit dünkelhaftem Eigensinn Alexander den Großen zu spielen, mit dem er sich von jeher gern verglich, äffte ihm nicht

nur in Tracht, Stellung und Geberden nach, sondern versuchte auch die Wiederherstellung seiner kriegerischen Einrichtungen. Von Thracien setzte er nach Asien über und ging zuerst nach Pergamus, wo ihn Aeskulap von einer Krankheit heilen sollte, dann nach Ilium, wo er den Achilles feierte, und von da nach Nikomedien, wo er überwinterte. Hier rüstete er sich zu einem Kriege gegen die Armenier und Parther. Letzterer wurde durch die Nachgiebigkeit des Partherkönigs für den Augenblick beseitigt. Dagegen nahm er Angorus, den König der Osroener, verrätherisch gefangen und bemächtigte sich seines Reichs. Auf gleiche Weise wollte er mit dem König von Armenien verfahren, den er nebst seinen Söhnen zu sich berief; die Armenier aber griffen zu den Waffen, und eine Armee C.'s, die er unter Theocritus gegen sie sandte, wurde geschlagen. Nach längerem Verweilen in Antiochia ging er nach Alexandria und verhängte über dessen Einwohner wegen einer Anspielung auf seinen Brudermord ein gräßliches Blutbad. Nach Antiochia zurückgekehrt, forderte er, um einen Anlaß zum Krieg zu erhalten, die Tochter des parthischen Königs zur Frau, verwüstete, nachdem sie ihm verweigert worden, Medien und schonte selbst die königlichen Gräber nicht. Nach endlich erfolgter Einwilligung des Vaters zog er scheinbar als Freund in Parthien ein, ließ aber die Sorglosen plötzlich überfallen und niedermachen und gab das Land seinen Truppen so lange Preis, bis dieselben vom Morden erschöpft waren. Darauf nahm er den Namen P a r t h i c u s an u. stellte sich der Welt als den unüberwindlichen Besieger des ganzen Morgenlandes dar. Die Parther rüsteten sich jetzt mit Macht zu einem Rachekrieg, dessen Ausbruch C. aber nicht erleben sollte. Von Dolchen sich bedroht glaubend und von Gewissensbissen gequält, suchte der Tyrann Schutz in den Sternen; alle Statthalter des Reichs waren streng angewiesen, auf jede irgendwo auftauchende Wahrsagung zu achten und sie zu berichten. Da gelangte plötzlich vom Stadtpräfekten zu Rom ein Schreiben an C. nach Syrien, in welchem die Wahrsagung eines Afrikaners dem Kaiser die Kunde brachte, daß dem Macrinus, einem Günstling des Imperators, und seinem Sohne die Herrschaft des römischen Reichs zufallen werde. Der Zufall fügte es, daß dieses Schreiben eher in Macrinus, als in C.'s Hand gerieth, und jener war rasch entschlossen, sich durch des Kaisers Sturz zu retten. Die Unzufriedenheit in den einzelnen Heerhaufen und namentlich unter den Anführern erleichterte das Unternehmen, und er gewann einen der Hauptleute seines Corps, Martialis, zur Ausführung des Wagestücks. Auf einer Pilgerfahrt von Edessa nach dem berühmten Mondtempel von Carrhä begriffen, erhielt C., als er sich eben auf freiem Felde von seinem Gefolge etwas entfernt hatte, vom Dolche des Martialis eine tödtliche Wunde am Hals (8. April 217). Der feile römische Senat dekretirte dem Scheusal die Vergötterung.

Caracalla, gallisches Kriegskleid, der römischen Lacerna ähnlich, mit Aermeln und Kappe, reichte bis auf die Schenkel. Kaiser Caracalla (s. d.), der die C. bis auf die Füße herabgehen ließ, erhielt davon den Namen, den er in der Geschichte führt.

Caracara, südamerikanische Benennung von zwei Vögeln aus der Raubvögelfamilie der Falken (Falco *L.*). Der g e m e i n e s c h w a r z s c h e i t e l i g e C. (b r a s i l i a n i s c h e r A d l e r, Cheriway, **Falco brasiliensis** *L.*, **Polyborus vulgaris** *Vieill.*), aus der Gattung der Schlangenadler, ist von der Größe des Fischadlers, quer weiß und schwarz gestreift, mit geschlitzten, weißen Kehlfedern u. schwarzem, in einen kleinen Schopf ausgehendem Scheitel. Die Deckfedern der Schwingen, Hosen u. Schwanzspitze sind schwärzlich; der Schnabel ist stark, hoch und gestreckt. Wachshaut und Zügel sind bräunlichgelb, die Beine orangegelb. Schlank und hochbeinig, hat er lange Schwingen und große feurige Augen. Er ist der gemeinste Raubvogel Paraguay's u. Brasiliens, schreitet stolz in Menge auf den Triften in der Nähe der Seen umher, oder fliegt niedrig von einem Busch zum andern, kleinern Thieren, Vögeln, Mäusen, Heuschrecken und dergleichen, und besonders auch den Hühnern nachstellend. Er legt vom August bis zum Oktober 2 spitzige, braune, blutroth gefleckte Eier auf Bäume, die mit Schlingpflanzen bedeckt sind, woraus er sein Nest macht. Größere Thiere werden von C.'s gemeinschaftlich verfolgt. Der w e i ß e C. (Falco degener *Ill.*), eine Art aus der Gattung der Fischadler oder Seeadler, ist ockergelb, mit braunem, gestricheltem Scheitel; die Flügel, der Rücken, der Schwanz und ein Streif vom Auge nach dem Hinterkopf sind dunkelbraun, die Wachshaut und die nackte Augenumgebung orangegelb, die Füße bläulich. Der Schnabel ist gestreckt und schwach. Dieser Vogel findet sich in ganz Südamerika und hält sich gern in der Nähe des weidenden Viehes auf, dem er die Holzböcke vom Rücken absucht.

Caracas, Provinz in der südamerikanischen Republik Venezuela, grenzt nördlich an das Antillenmeer, östlich an die Provinz Barcelona, südlich an Guyana und Apure, westlich an Carabobo und enthält 1592,85 □Meilen mit 243,000 Einwohnern. Das Land scheidet sich in Gebirgsland und Ebene. Jenes umfaßt das felsige Küstenland mit vorzüglichen Häfen u. fruchtbaren Thälern, zum Theil dicht bevölkerte und kultivirte Hügel und steil abfallende, unbebaute Cerros; der ebene Theil dagegen liegt landeinwärts und bietet weite Tiefebenen, erhöhte Savannen, kleine Gehölze und weit ausgedehnten Urwald dar. Das Meer ist an der Küste von C. beständig ruhig. Hauptflüsse sind der Tuyo, welcher in das Antillenmeer mündet, und im Süden Guarico (mit dem Orituco) und der Manapire, welche dem Orinoko zufließen. Das Klima ist nach dem Verhältniß der Naturbeschaffenheit des Landes sowohl heiß, als gemäßigt und kalt, aber meist gesund. Die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung der Provinz hat in der großen Ausdehnung der Llanos gegen Süden seinen Grund, die nur sehr spärlich bewohnt sind. C. ist der Sitz der Landwirthschaft in Venezuela; die Hälfte der gesammten Bevölkerung beschäftigt sich mit dem Landbau; die Uebrigen treiben Viehzucht oder Handel und Gewerbe. Das vorzüglichste Erzeugniß der Provinz ist der Kakao (besonders der von Orituco), der beste, der in den europäischen Handel kommt. Außerdem wird der eingeführte Kaffeebaum, Indigo, Vanille ꝛc. gepflegt.

Die gleichnamige H a u p t s t a d t, zugleich Hauptstadt von ganz Venezuela und der wichtigste Han-

delsplatz an Südamerika's nördlicher Küste, liegt 3 Meilen vom und 2760 F. über dem Meere, am Fuße des 8000 F. hohen Silla und in der Nähe des Guayraflusses, an dessen Mündung ihr Hafen, die Stadt Laguayra, liegt, und ist eine angenehme u. hübsche Stadt mit geschmackvoll angelegten Straßen und meist gutgebauten Häusern. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Kathedrale, ein Prachtbau von 250 Fuß Länge und 75 Fuß Breite, dessen Schiff von 24 Säulen getragen wird, die St. Paulskirche und die Kasernen bemerkenswerth. Mit Trinkwasser wird die Stadt aus dem Flusse Catucha versehen. Sie ist Sitz der Regierung und der obersten Behörden, eines Erzbischofs, hat eine 1778 gegründete Universität, ein Theater und etwa 43,000 Einwohner, deren Mehrzahl Weiße und Neger bilden. Der Fabrik- und Gewerbfleiß ist weniger bedeutend, als der Handel mit den Erzeugnissen der Manufaktur und Bodenkultur. Die Hauptartikel auf der großen Messe, welche hier jährlich gehalten wird, sind Zucker, Kakao und Tabak.

Columbus entdeckte die Küste von C. 1498 auf seiner dritten Reise und legte die erste Hand an die Gründung von C., oder, wie es genannt wurde, San Jago de Leon de C., zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Kolonie nahm guten Fortgang, denn schon 1526 konnte Karl V. Stadt und Gebiet C. als Vicekönigreich u. Lehen der Krone Kastilien dem Handelsherrn Welser zu Augsburg als Entschädigung für eine Anleihe erblich übergeben. Die Welser behielten indeß die Besitzung nur bis 1546. In der Folge war C. Hauptstadt eines spanischen Generalkapitanats und Sitz des Gouverneurs. Im Unabhängigkeitskriege wurde die Stadt am 29. Juli 1811 von den Spaniern genommen und erlebte, nachdem sie am 4. August 1813 von Bolivar befreit worden war, im Juli 1814 abermals eine spanische Eroberung. Ein großer Theil der Einwohner verließ damals C. Erst 1821 erfolgte die abermalige Befreiung, und C. bildete von da an bis 1831 einen Bestandtheil des Freistaats Kolumbien, bis es am 17. November 1831 die Republik Venezuela bilden half. Eine Schilderung des großen Erdbebens von 1812, welches die Stadt C. zerstörte, gab Alexander von Humboldt. Die ganze Nordküste von Südamerika, sagt derselbe, ist häufigen Erdbeben ausgesetzt, und schon manchmal haben die zahlreichen Vulkane, welche sich auf den westindischen Inseln befinden, ihren verderblichen Einfluß bis nach der Küste des festen Landes ausgedehnt. Die Stadt C., nur einige Meilen von der Küste des Antillenmeeres gelegen, hatte schon in frühern Jahren heftige Erderschütterungen erlitten; doch lebten ihre Bewohner in Sicherheit dahin, bis sie im December 1811 aus dieser Sorglosigkeit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt wurden. Drei volle Monate gingen hin, ohne daß hier eine neue Erschütterung erfolgt wäre. Aber am 26. März, am grünen Donnerstage 1812, sollte die Stadt den Untergang der Sonne nicht mehr sehen. Das Volk, welches am Morgen noch zu den Gotteshäusern geeilt war, ahnte nicht das schreckliche und nahe Ende, als um 4 Uhr Nachmittags plötzlich und von selbst die Glocken ertönten. Eine 10—12 Sekunden lange Erschütterung schreckte das Volk auf. Bald glaubte man, die Gefahr sei vorüber, als sich plötzlich ein unterirdischer Donner stärker und anhaltender, als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit, hören ließ. Stöße erfolgten auf Stöße in sich durchkreuzenden Richtungen, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, von unten nach oben. Diesen gleichzeitigen, sich durchkreuzenden Bewegungen konnte nichts widerstehen. In einer Viertelminute war C. ein Schutthaufen, der 9—10,000 seiner Bewohner begraben hatte. Zwei Kirchen, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten, und deren Schiff durch 12—15 Fuß starke Pfeiler getragen wurde, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, und von den Pfeilern und Säulen war kein Stück mehr kenntlich. Das Hinströmen der Menge zur Kirche war so groß gewesen, daß 4—5000 Personen unter ihrem eingestürzten Gewölbe begraben lagen. Eine Kaserne war beinahe vom Erdboden verschwunden; von einem Regiment Linientruppen, das sich zur Prozession begeben wollte, retteten sich nur Einzelne; die Meisten wurden unter den Trümmern begraben. Neun Zehntheile der Stadt wurden zerstört, und die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Eine finstere, dicke Staubwolke, die sich anfangs über die Stadt erhoben und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verdunkelt hatte, schlug sich gegen Abend zur Erde nieder; die Luft wurde rein, die Erde ruhig und die Nacht still und schön. Der fast volle Mond beleuchtete die Schreckensscene, die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde und den namenlosen Jammer der Unglücklichen. Dreißig Tage nach der Zerstörung dieser schönen Stadt erfolgte der Ausbruch des Vulkans von St. Vincent in den nahen Antillen (30. April 1812), der lange geruht hatte, und zugleich mit diesem Ausbruch wurde, etwa 160 geographische Meilen von diesem Vulkan entfernt, am Rio Apure, einem Zuflusse des Orinoco, ein schreckenerregendes, unterirdisches Getöse in einem Landstriche von 2200 geographischen □Meilen vernommen.

Caracci, italienische Maler, s. Carracci.

Caraccioli, eine der ältesten Adelsfamilien Neapels, soll im 9. Jahrhundert aus Griechenland eingewandert sein. Sie zerfällt in 2 Linien: C. Rossi und C. d'al Leone oder Pisquiti; ihr gesammtes Besitzthum soll aus 12 Fürstenthümern, 27 Herzogthümern, 26 Marquisaten und 52 Grafschaften bestehen. Ser Gianni C., der Begründer des Ansehens und Reichthums der C., ward, als ein armer Edelmann, 1415 Sekretär der Königin Johanna II. von Neapel; dieselbe schenkte ihm ihre Liebe und demzufolge das Herzogthum Melfi, die Würde eines Connetable und Großseneschalls, den Titel Herzog von Vicenza, Graf von Avellino und Herr zu Capua. Als C. auch noch das Herzogthum Amalfi und das Fürstenthum Salerno begehrte u. die Königin diese Bitte abzuschlagen wagte, erfuhr sie eine so unwürdige Behandlung, daß sie einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ, bei dessen Vollziehung C. das Leben verlor (1432). Seine Güter wurden konfiscirt. Giovanni C., Fürst zu Melfi, Herzog von Venose, Ascoli und Soria, war Großseneschall von Neapel u. Marschall von Frankreich. Marino C., 1468 zu Neapel geboren, ward von Leo X. zum apostolischen Protonotar ernannt. Im Jahre 1518 kam er nach Deutschland, um Karl V. zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und

den Kurfürsten von Sachsen zur Auslieferung Luthers zu bewegen, gewann des Kaisers Gunst und trat in seine Dienste. Karl V. verlieh ihm das Bisthum Catanea, erhob ihn wegen vermittelten Friedens mit dem Herzog von Mailand in den Grafenstand u. nach dem Tode des letzten Herzogs von Mailand zum Statthalter daselbst. Er † 1538. Sein Sohn Galeazzo, geboren 1517, war einer der namhaftesten Bekenner des Protestantismus in Italien. Aller Bitten und Drohungen seines Vaters und des Hofs zu Neapel ungeachtet, verließ er seine Kirche und demzufolge auch sein Vaterland u. lebte als Privatmann in ziemlich dürftigen Verhältnissen zu Genf, wo ihn Calvin fesselte, bis zu seinem Tode 1586. Ein Marquis de C., 1711 geboren, war gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts neapolitanischer Gesandter in Paris und London und † als Vicekönig von Sicilien 1789 zu Palermo. Sein Name figurirt in allen Memoiren aus jener Zeit. Francesco, Marchese C., verdienstvoller neapolitanischer Admiral, trat früh in die Marine, diente dann längere Zeit auf der englischen Flotte und hatte 1793 an der Eroberung Toulons großen Antheil. Vermeintliche Zurücksetzungen seitens des Hofs zu Neapel bewogen ihn, in die Dienste der parthenopeïschen Republik zu treten. Bald fand er Gelegenheit, seine militärische Tüchtigkeit auch gegen die neapolitanische Regierung zu beweisen, indem er mit nur wenigen Schiffen einen Landungsversuch der sicilianisch-englischen Flotte vereitelte. Als sich Ruffo 1799 Neapels wieder bemächtigt, wurde C. mit mehren andern Patrioten kapitulationswidrig verhaftet, von der Junta, unter Speziale's Vorsitz, zum Tode verurtheilt, an den Mastbaum seiner Fregatte aufgeknüpft und sein Leichnam ins Meer geworfen.

Caractacus, König der Siluren (in Südwales) in Britannien, zur Zeit des Kaisers Claudius gefürchteter Gegner der Römer. Oft geschlagen, aber niemals ganz besiegt, unterhielt er gegen die fremden Bedrücker einen neunjährigen harten Kampf, bis der Prätor Publius Ostorius sein Lager stürmte und seine Familie gefangen nahm. Der König selbst entkam zwar, wurde aber verrathen und ausgeliefert. Der hochherzige Held wurde mit seiner ganzen Familie im Triumph in Rom aufgeführt. Vor Claudius geführt, sprach er mit einer solchen Seelenruhe und Freimüthigkeit, daß ihm der Kaiser die Freiheit gab. Auch vom Senat, dem Volke und der Armee erhielt er viele Ehrenbezeugungen, kehrte in sein Reich zurück und blieb nun ein treuer Bundesgenosse der Römer. Er † zwei Jahre nach seiner Rückkehr, 54 n. Chr.

Caraffa, sehr verzweigtes altadeliges Geschlecht im Königreich Neapel, das seinen Namen davon erhalten haben soll, daß Kaiser Otto I. über einem neapolitanischen Ritter aus der Familie Caraccioli, der ihm in einer Schlacht das Leben mit seinem eignen erkaufte, mit drei Fingern das Blut vom Panzer wischend, gerufen habe: O cara fe! Hieraus werden auch die drei lichten Streifen in ihrem Familienwappen erklärt. Biagio Aldimari (Historia genealogica della familia C.) leitet die C. von den pisanischen Sismondi's her, deren einer aus Liebe zu seiner Mutter Cara den Beinamen Carefil (Carae filius) angenommen habe. Der Sohn desselben, Richard, flüchtete um 1047 vor den Saracenen nach Neapel, wo seine Nachkommen lange Zeit als Admirale und Herzöge in hohem Ansehen standen. Herzog Sergius VI. gab die Veranlassung zu dem Zuge Kaiser Lothars II. nach Neapel. Unter Andreas und Thomas, der vierten Generation nach Sergius VI., zerfiel das Geschlecht in zwei Hauptstämme, die sich nach ihren Wappen „della Spina" (mit dem Dorn) u. „della Statera" (mit der Wage) nannten und sich wieder in nicht weniger als siebzehn Linien theilten. Merkwürdig sind: Olivio, geboren 1406, Kardinal, Erzbischof von Neapel, war zugleich Admiral einer vom Papst Sixtus IV. gegen die Türken ausgerüsteten Flotte, mit welcher er 1472 Smyrna und den Hafen von Satalia in Afrika eroberte. Im Jahre 1482 stiftete er Frieden zwischen Sixtus IV. und dem König Ferdinand, wurde nach und nach Kardinalbischof von Alba, Sabina, Ostia und Velletri und † zu Rom den 20. Januar 1511. Giovanni Pietro, ward als Paul IV. (s. d.) Papst. Carlo, Kardinal, Neffe des Papstes Paul IV., zu Neapel 1517 geboren, stand erst im Dienste des Kardinals Pompeo Colonna u. des Pietro Ludovico Farnese, Herzogs von Castro, focht dann unter dem Herzog von Parma in den Niederlanden, trat in den Malteserorden und wurde endlich von seinem Oheim zum Kardinal ernannt. Als Paul IV. die Familie Colonna ihrer Güter beraubte, um sie seinen Neffen zuzuwenden, entbrannte ein Krieg zwischen Philipp II. von Spanien und dem Papste, welcher schließlich zu Gunsten der C. beigelegt wurde. Schon Paul IV. aber sah sich in der Folge genöthigt, seine Neffen wegen Erpressungen von Rom zu verbannen; sein Nachfolger Pius IV. ließ sie gefangen nehmen u. den Kardinal 1561 erdrosseln, wogegen sie Pius nach erfolgter Revision ihres Prozesses für unschuldig erklärte. Carlo's Bruder, Giovanni C., Graf von Montorio, wurde wegen Ermordung seiner Gattin von Pius V. zum Tode verurtheilt. Antonio C., geboren zu Neapel 1538, erhielt durch seinen Großoheim Paul IV. eine treffliche Erziehung, studirte zu Padua die Rechte, wurde durch Pius V. Kardinal und Vorsteher der Kongregation zur Verbesserung der Bibel u. Interpretation der Beschlüsse des tridentinischen Koncils, später Bibliothekar bei Gregor XIII. Er † 1591 u. hinterließ mehrere Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, sammelte auch die päpstlichen Dekretalen u. besorgte eine verbesserte Ausgabe der Septuaginta mit Vorrede und Scholien von Pietro Morin (Rom 1587; lateinisch von Flaminius Nobilius, das. 1588; guter Abdruck von J. Morin, griechisch und lateinisch mit dem N. T., Paris 1628, 3 Bde.). Pietro Luigi C., geboren zu Neapel den 18. Juli 1581, Sohn des Don Ottavio, Marquis von Anza, studirte zu Venedig und Neapel die Rechte und Theologie und ging unter Paul V. um 1607 nach Rom, wo er wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit hochgeachtet wurde. Gregor XV. ernannte ihn 1621 zum Kardinal, und Urban VIII. übergab ihm 1623 das Bisthum Tricarico und schickte ihn als Nuntius in die Niederlande und nach Deutschland Nach seiner Rückkehr zog er sich in sein Bisthum zurück und gründete hier ein Seminar. Innocenz X. bekleidete ihn mit dem Purpur und schickte ihn als Legaten nach Bologna. Er † 1665. Geronimo C., Generallieutenant

bei dem spanischen Heere, geboren zu Neapel 1564, Neffe des Kardinals Antonio C., diente seit 1587 in den Niederlanden unter dem Herzog von Parma und zeichnete sich 1590 bei der Bestürmung von Lagni, 1597 bei der Eroberung von Amiens mehrfach aus. Später diente er unter dem Erzherzog Albert und focht 1620 in der Schlacht am weißen Berge bei Prag und 1621 im Mailändischen. Der Kaiser ernannte ihn zum Reichsfürsten, sowie der König von Spanien zum Vicekönig und Generalkapitän von Aragonien. Er † zu Genua als spanischer Generallieutenant 1638. Vgl. Reumont, Die C. von Maddaloni, Berlin 1851, 2 Bde. Antonio, Graf von C., zur Linie der Herren und (seit 1610) Herzöge von Forli gehörend, k. k. Feldmarschall, kam auf Verwendung seines Vetters, des Kardinals und Bischofs von Aversa, an den wiener Hof, wurde 1665 Kämmerer, bald darauf Oberst und Inhaber eines Kavallerieregiments, sodann wirklicher geheimer Rath, Hofkriegsrath und Generalfeldkriegskommissarius. Im Jahre 1683 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Warschau, um die polnische Hülfe für das bedrängte Wien zu beschleunigen, und 1687 entriß er den Türken die Hauptfestung Erlau. Als Vorsitzender des in Eperies versammelten delegirten Gerichts, welches Tékely's Anhänger zur Rechenschaft ziehen sollte, machte er sich der Grausamkeit und der unverschämtesten Bestechlichkeit schuldig, wurde zwar abberufen, erhielt aber doch vom Hofe die große Herrschaft Wucsin im veröczer Komitat und das goldene Vließ. Später kämpfte er unter dem Herzog Karl von Lothringen gegen die Franzosen und † den 9. März 1693.

Caraffa (Carafa), Michele, Kapellmeister zu Neapel, geboren daselbst 1787 und gebildet in dem bortigen Konservatorium der Musik, schrieb mehre Opern, sämmtlich im rossini'schen Styl, dessen ganze Fülle er aber nicht erreichte. Seine Melodien sind angenehm und fließend und sein Accompagnement ist stets einfach. Seine Opern sind hinsichtlich der Noten leicht zu singen und zu spielen, wollen aber mit Gefühl und Geschmack vorgetragen sein und verlangen daher eine auserwählte Besetzung. Seine besten Opern sind: „Gabriele" (1818); „Le Solitaire" (Der Einsiedler); „Masaniello"; „Il Paria"; „La Violette" (Das Veilchen, 1827); „La Fiancée de Lammermoore" (1829). Außerdem schrieb er Vieles für Orchester, noch im Manuskript.

Caragana *Lam.* (Karagane, Erbsenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, bei Linné unter Robinia, von der sie sich aber durch den schief abgestutzten, nicht zweilippigen Kelch und die mehr walzige Hülse unterscheidet, hohe Sträucher mit abgebrochen gefiederten Blättern, an der Spitze borstenartigen oder dornigen Blattstielen, stachelspitzigen Blättchen, einblumigen, winkelständigen, oft gebüschelten Blüthenstielen und meist gelben Blüthen. Die meisten von den bis jetzt bekannten Arten, so: C. frutescens *Dec.*, aus Sibirien, C. jubata *Poir.*, vom Baikalsee, C. microphylla *Dec.*, C. pygmaea *Dec.*, beide aus Sibirien, u. a. m. sind Ziersträucher, welche zur Verschönerung der Strauchgruppen in Lustgärten dienen. Die Samen von C. arborescens *Lam.*, Robinia Caragana *L.*, in Sibirien, sind eßbar, besonders ein gutes Futter für Geflügel, daher auch Taubenerbsen genannt; die Blätter geben Futter für das Rindvieh, auch eine blaue Farbe zum Färben; die Wurzel riecht angenehm und schmeckt süß; auch das Holz ist brauchbar. Alle Arten lieben einen lockern, nahrhaften, etwas sandigen, tief gegrabenen, nur mäßig feuchten Boden und werden durch Samen oder Wurzelsprößlinge vermehrt.

Caraglio (Caralio und Caralius), Giovanni Jacopo, berühmter italienischer Kupferstecher, Zeichner, Stein- u. Medaillenschneider, nach Einigen 1500 zu Parma, nach Andern 1512 zu Verona geboren, bildete sich in Rom nach Marc-Antons u. Rosso's Werken u. stand bereits unter den großen Kupferstechern Italiens in der ersten Reihe, als er sich ganz der Stein- und Medaillenschneidekunst zuwandte, worin er ebenfalls bald großen Ruhm erlangte. Er † 1570. Seine Blätter zeigen zwar sämmtlich, daß C. sein Muster nicht ganz erreichte, doch haben ihm die korrekte Zeichnung, die Köpfe voll Geist und Feuer und die sprechende Charakteristik verdiente Bewunderung erworben.

Carambolage, Carambole (franz.), s. Billard.

Caranna (Carannaharz, Resina Caranna, Gummi Caranna), ein dem Guajakharz ähnliches, balsamisches Schleimharz, welches gewöhnlich von Mexiko in kleinen, in Schilfblätter gewickelten Massen oder Stangen in den Handel gebracht wird. Es ist äußerlich schwärzlichgrau, innerlich röthlichbraun, frisch zähe, älter hart und zerbrechlich, von stark balsamischem, angenehmem Geruche und harzig-bitterlichem Geschmacke. Bei der Destillation mit Wasser liefert es ein rothes, sehr wohlriechendes Oel und verbrennt mit Wohlgeruch. Nach Decandolle kommt es von Bursera acuminata *W.*, nach Anderen von Icica Caranna oder Amyris Caranna *Humb.*

Caranus, dorischer Häuptling und Stammvater des macedonischen Königsgeschlechts, war nach Dexippus und Eusebius ein Nachkomme des Herakliden Temenus, Sohn des Aristodemidas, Bruder des Phidon, Fürsten von Argos. Er sammelte im Peloponnes eine Schaar thatenlustiger Jünglinge und führte sie gegen das macedonische Gebiet. Vom König der Orester erhielt er für geleisteten Beistand die Hälfte dessen Gebiets, welches er 30 Jahre beherrschte. Nach Justin dagegen ward ihm der Orakelspruch, daß er sich, von einer Ziegenheerde geführt, ein Reich suchen sollte. Als er nun in die Landschaft Emathia gekommen, brachte er, wegen starken Regens und Nebels von den Einwohnern, welche einer Ziegenheerde ein Thor geöffnet hatten, nicht bemerkt, die Stadt Edessa in seine Gewalt und nannte sie Aegeä (Ziegenstadt). Sie wurde seine Residenz und blieb später noch, als Pella der Sitz der macedonischen Könige geworden war, die Grabstätte derselben. Er brachte noch mehre umliegende Fürstenthümer an sich und stiftete so das macedonische Reich. C. lebte um 757 v. Chr.

Carapa *Aubl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Ternströmiaceen, charakterisirt durch den 4spaltigen Kelch, die 4blätterige Blumenkrone, die urnenförmige, gezähnelte Staubfädenröhre, den 4fächerigen Fruchtknoten u. die steinfruchtartige, innen holzige, in 4 Klappen theilbare, 6- — 12samige Kapsel, tropische Bäume mit paarig-gefiederten Blättern. C.

guianensis *Aubl.*, Xylocarpus Carapa *Spr.*, ist einer der größten Bäume Guyana's und Brasiliens, mit einem 60—80 Fuß hohen und 3—4 Fuß dicken Stamme. Die Blätter sind gegen 3 Fuß lang, kahl, die Blättchen kurzgestielt, aber groß, die Blüthen klein, weißlich. Die Kapsel, an 4 Zoll im Durchmesser, ist vierfurchig, die Samen sind von einem schwammig-lederigen, röthlichen Mantel umgeben. Die rothbraune bittere Rinde ist in Guyana als Magenmittel und gegen Spulwürmer, und eine Abkochung der Blätter äußerlich gegen Hautausschläge im Gebrauch. Aus dem Samen gewinnt man das Carapaöl (huile de Carapa). Die guten, frisch geschälten Samen werden in einem Mörser gestoßen, und der so erhaltene Teig wird auf einem schief gestellten Bret der Sonne ausgesetzt, worauf das Oel herausfließt. Eine geringere Sorte gewinnt man durch Auskochen der Samen mit Wasser, Schälen und Stoßen derselben und Auspressen des so erhaltenen Brei's. In Europa kommt das Carapaöl gewöhnlich in butterartiger Konsistenz an. In der Gabe von 1—4 Drachmen ist es ein vorzügliches wurmwidriges Mittel, wird aber in Guyana, mit Orlean (Rocou) vermischt, auch äußerlich zum Einreiben, um sich gegen Insektenstiche zu sichern, und bei Wunden und Geschwüren der Hausthiere, sowie zu verschiedenen technischen Zwecken angewendet. C. guineensis *Don*, C. touloucouna *Guill.* et *Perottes*, ist ein großer Baum am Senegal und in Guinea, mit sehr langen, zurückgeschlagen-hängenden Aesten, 6-—12paarigen, 2—4 Fuß langen Blättern, oval-länglichen, 8—12 Zoll langen und 2—3 Zoll breiten Blättchen, achsel- u. endständigen Blüthenrispen, weißlich-rosenrothen Blüthen u. großen, rundlich fünfeckigen Kapseln mit schwarzrothen Samen. Man stößt die Samen und wirft sie in siedendes Wasser, wodurch sie ein Oel in reichlicher Menge von sich geben, das gelbroth wie Orlean ist, beim Erkalten eine butterartige Konsistenz annimmt, bitter schmeckt, ranzig riecht und Brechen erregt, bei 40—50° C. aber flüssig und bis auf den obenauf schwimmenden Schaum wasserhell wird. Die Neger am Senegal brauchen dieses Oel (Tulucunaöl) nur äußerlich, aber als Universalmittel, ganz so, wie das Carapaöl in Guyana gebraucht wird. C. moluccensis *Lam.*, Xylocarpus Granatum *Koenig*, ist ein 30 Fuß hoher Baum am Strande auf den Molukken, mit vierzähligen, kleinen gelblichen Blüthen in hängenden Rispen, dreipaarigen, spannelangen Blättern und 4 Zoll langen Blättchen. Die Früchte gleichen den Granatäpfeln, sind aber weit größer, mit Längsfurchen versehen, springen auf und sind mit braunen, eckigen Samen von mehr als Kastaniengröße angefüllt. Das Holz ist knorrig, röthlich und schön geadert und wird besonders zu Schiffsnägeln verarbeitet. Die bittere Wurzel und Rinde werden gegen Durchfall und Ruhr, die herben Fruchtschalen gegen Magenschwäche oder Hautausschläge, die sehr bitteren Samen gegen Kolik angewendet. Die getrocknete Fruchtschale wird als wohlriechend in Kistchen verkauft.

Carapella, Fluß in der neapolitanischen Provinz Capitanata, der auf dem M. Casa Leandro entspringt und, nachdem er sich mit dem Cervaro vereinigt hat, durch den Lago di Salpi, nach 14 Meilen Laufs in den Golf von Manfredonia mündet.

Carascosa, Michele, Baron, neapolitanischer General, ergriff in der Revolution 1796 die republikanische Partei und war so glücklich, nach der Restauration der Aechtung zu entgehen. Nach der Rückkehr der Franzosen 1806 trat er unter die Fahnen Joseph Napoleons und machte als Bataillonschef den Krieg in Spanien mit. Im Jahre 1814 mußte er als Divisionschef im österreichisch-neapolitanischen Heere gegen die Franzosen fechten; schon im nächsten Jahre aber zog er mit seiner Division gegen die Oesterreicher und unterschrieb mit anderen neapolitanischen Generälen die Militärkonvention von Casalanza, der gemäß die neapolitanische Armee die Waffen niederlegte. Unter der Restauration zum Kriegsminister ernannt, sollte er mit dem treu gebliebenen Theil der königlichen Truppen die abgefallenen angreifen, zögerte aber so lange, bis er auch seine Heeresabtheilung mit den Insurgenten fraternisiren und zugleich sich genöthigt sah, abermals der Revolution seine Dienste zu weihen. Gegen die einrückenden Oesterreicher sollte er die Straße von Terracina nach Neapel versperren, wurde aber eingeschlossen und sein Corps zerstreut. Nach Unterdrückung der Revolution entkam er, in contumaciam zum Tode verurtheilt, nach Barcelona und von da nach England. Er schrieb: „Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples en 1820“ (London 1823).

Carausius (Charausio), M. Aurelius Valerius, römischer Feldherr unter Diocletian und Maximinian, Usurpator von Britannien, von Geburt ein Menapier, that sich im Kriege gegen die Bagauden (285 n. Chr.) sehr hervor und ward vom Kaiser Maximinian mit dem Oberbefehl über die zum Schutz der Küste von Belgien und Armorica gegen die seeräuberischen Franken u. Sachsen ausgerüstete Flotte betraut. Wegen Veruntreuung zum Tode verurtheilt, entfloh er nach Britannien, gewann die dortige römische Legion und die Hülfsvölker, welche die Insel zu schützen hatten, und erklärte sich 286 n. Chr. zum Augustus. In siebenjähriger Regierung vertheidigte er die Grenzen seines Reichs gegen die Kaledonier des Nordens, zog vom Festlande ausgezeichnete Künstler herbei, suchte die Freundschaft der Franken, reihete ihre Jünglinge in seine Land- und Seetruppen ein und lehrte sie Kriegskunst u. Schifffahrt. Auch Gesoriacum und dessen Gebiet befanden sich in seiner Gewalt. Seine Flotten beherrschten den Kanal und die Mündungen des Rheins und der Seine, brandschatzten die Küsten des Oceans und verbreiteten den Schrecken seines Namens bis zu den Säulen des Hercules. Maximinian sandte 291 den Constantius gegen ihn, der zwar Gesoriacum eroberte, aber durch einen Sturm seine Flotte verlor. Während des Baues einer neuen schlossen die Kaiser mit C. ein Bündniß zur Säuberung Bataviens von den Franken und andern Seeräubern und erkannten ihn in seiner Würde an. Aber schon ein Jahr darauf, 293 n. Chr., wurde C. von einem seiner Diener ermordet.

Caravaca, Stadt in der spanischen Provinz Murcia, am gleichnamigen Nebenfluß des Segura, nordwestlich von Murcia, mit berühmtem wunderthätigen Kruzifix, trefflichen Weinbergen und 13,500 Einwohnern. In der Nähe die Stalaktitengrotte Barquilla.

Caravaggio, Stadt in der lombardischen Pro-

vinz Bergamo, in der Giera d'Adda, mit 6200 Einwohnern und einer schönen Kirche der Madonna di C., berühmter Wallfahrtsort. C. ist merkwürdig als Geburtsort des Malers Michel Angelo Amerighi da Caravaggio und durch die Schlacht daselbst zwischen den siegreichen Mailändern unter Sforza und den Venetianern, den 15. September 1448.

Caravaggio, Maler; s. Calbara 1) und Merighi.

Carballo, Stadt in der spanischen Provinz Coruña (Galicien), am Allones, mit 9200 Einwohnern; vielbesuchter Badeort.

Carbonari (d. i. Köhler), Name einer politischen geheimen Gesellschaft in Italien, die zuerst 1820 aus ihrer Verborgenheit hervortrat, wahrscheinlich aber aus der Zeit der jüngsten französischen Herrschaft über Neapel datirt. Nach Botta's „Storia d'Italia" flüchteten sich unter Murats Herrschaft die Republikaner in die Schluchten der Abruzzen, schlossen einen geheimen Bund und nannten sich C. König Ferdinand und seine Gemahlin suchten ihren Beistand gegen die Franzosen. Auch Graf Orlow in seinen „Mémoires sur le royaume de Naples" schreibt die Stiftung oder neue Belebung der C. der Königin Karoline von Sicilien zu, Andere dem vormaligen Polizeiminister Maghella. Ihr Rituale war vom Kohlenbrennen hergenommen. Reinigung des Waldes von Wölfen, d. h. Kampf gegen Tyrannei, war die Grundlage ihrer Symbole. Früher verstanden sie darunter nur die Befreiung von ausländischer Herrschaft, nach der Restauration aber die von der monarchischen Gewalt überhaupt. Unter einander nannten sie sich „gute Vettern". Eine wahre Verbindung und gemeinsame Leitung des ganzen Ordens scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. Der Versammlungsort hieß „Hütte (baracca)", die äußere Umgebung „Wald", das Innere der Hütte „Kohlenverkauf (vendita)", der Verein sämmtlicher Hütten einer Provinz eine „Republik". Solche Republiken waren die von Westlukanien in Principato citer., die aus 182 Hütten bestand und ihren Sitz zu Salerno hatte, die von Ostlukanien in Basilicata zu Polenza, von Hirpinien, Damnien rc. Wie sehr indeß der Sinn des Volks für die Sache vorbereitet war, erhellt daraus, daß der Verein unmittelbar nach der neueren Stiftung 24—30,000 Mitglieder hatte und sich dergestalt durch ganz Italien verbreitete, daß allein im März 1820 gegen 650,000 neue Mitglieder, namentlich aus dem geistlichen Stand und dem Militär aufgenommen worden sein sollen. Der religiös-protestantische Charakter der Verbrüderung ergibt sich aus dem Satz der Statuten: „Jeder Carbonaro hat das natürliche und unveräußerliche Recht, den Allmächtigen nach seiner eigenen Einsicht und Ueberzeugung zu verehren". Von der Freimaurerei hat die Carbonaria manche Form, nicht aber ihren Ursprung entlehnt. Den C. nachgebildet waren in Italien die zum Theil ausartenden Vereine der Calderari (s. d.), der europäischen Patrioten und der Decisi, d. h. Entschlossenen, an deren Spitze ein ehemaliger Geistlicher, Ciro Annichiarico, stand, nach dessen Hinrichtung (1827) sie sich auflösten. Seit der Restauration der Bourbonen hatten sich auch in Frankreich zahlreiche geheime Gesellschaften gebildet, die sich mit den C. verbrüderten. Als nach der Niederlage der revolutionären Partei in Neapel und Piemont sämmtliche Regierungen die Theilnahme an der Verbindung als Hochverrath verpönten, wurde Paris der Mittelpunkt der Charbonnerie, die nun einen vorherrschend französischen Charakter annahm. Eine Venta überschritt nie die Zahl von 20 „bons cousins", wie sich auch in Frankreich die Eingeweihten nannten, im Gegensatze der Nichtcarbonari, der pagani oder „Heiden". Die Abgeordneten von 20 Venten bildeten eine Centralventa, die durch einen Deputirten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Eine höchste Venta zu Paris ließ durch Emissäre den hohen Venten ihre Befehle zukommen. Es galt bei ihr der Grundsatz, daß nichts Schriftliches aufbewahrt, die ganze Verbindung nur durch mündlichen Verkehr unterhalten werden dürfe. Gewöhnlich kannte jeder Carbonaro nur die Mitglieder seiner Venta. Nach ihren Statuten sollte der Meineid, sobald er zur Entdeckung ihrer Geheimnisse führe, nach dem Spruche eines geheimen Gerichts und durch die Hand eines durch das Loos bestimmten bon cousin mit dem Tode bestraft werden. Seit ihrer Verpflanzung nach Frankreich bis zum Ende des französisch-spanischen Krieges u. dem Umsturze der Cortesverfassung war die Charbonnerie sehr thätig. Paris allein soll mehre hundert Venten gehabt haben, und aus den Departements machten 1821 nicht weniger als 25 Präfekten Anzeige vom Bestehen solcher Vereine. Vom September 1820 bis zum 16. März 1821 bestand unter den C. ein eigenes Komité für militärische Wirksamkeit, u. auch im Linienmilitär hatte die Verbindung Eingang gefunden. Im Ganzen soll damals die Zahl der C. in Frankreich mehr als 60,000 betragen haben. Nach dem Siege der Restauration in Spanien und bei der Rückwirkung dieses Ereignisses auf Frankreich beschränkte sich aber die Verbindung mehr auf eine revolutionäre Bearbeitung des Geistes der Nation, als auf direkte Versuche der Umwälzung. Der Verein bestand bis 1830 fort und zählte selbst Männer in seiner Mitte, die unter der orléansschen Dynastie eine bedeutende Rolle spielten. Nach der Julirevolution schlossen sich viele der einflußreichsten Mitglieder der Charbonnerie der neuen Regierung an, u. die frühere Verbindung löste sich seitdem auf. Dagegen bildete sich unter den Republikanern eine neue sogenannte Charbonnerie démocratique, welche direkt auf Gründung einer republikanischen Verfassung ausging, ihre Formen aber aus der alten Carbonaria entlehnte. Die Grundsätze dieser neuen Charbonnerie, von Teste in dem „Projet d'une constitution républicaine" entwickelt, sind Baboeufs Ideen und Ansichten von einer absoluten Gleichheit, die Teste jedoch nur so weit verfolgte, als er an die Möglichkeit ihrer baldigen Verwirklichung glaubte. An der Spitze der Verbindung stand Buanarotti [s. d. 2)], ein früherer Mitverschworener Baboeufs; nächst ihm waren Teste und der Deputirte d'Argenson die hauptsächlichsten Leiter. Das ausschließende Streben dieser Männer, Alles von Paris abhängig zu machen, war später mit die Veranlassung, daß sich zuerst mehre italienische Flüchtlinge von der Gesellschaft lossagten, um das junge Italien zu gründen, was zu vielfachen Kämpfen und gegenseitigen Anklagen dieser Verbindungen führte. Noch 1841 wurde in Südfrankreich eine als reformirte Carbonaria bezeichnete Verbindung entdeckt.

Damit verschwinden jedoch ihre Spuren, wenigstens ist die Verbindung als solche ohne allen Einfluß auf die Umwälzung im Februar 1848 geblieben.

Carbondale, Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, am Lackawanna u. Wyonning, ward erst 1851 als Stadt inkorporirt, blühte aber durch die reichen Steinkohlengruben in der Nähe, die von der Delaware-Hudson-Kanal-Company mit einem jährlichen Ertrage von $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars bebaut werden, so rasch auf, daß es 1856 bereits über 900 Einwohner zählte.

Carbonianum edictum, das dem unmündigen Kinde des Erblassers, welchem diese Kindeseigenschaft bestritten wird, zustehende Rechtsmittel, sich bis zu ausgemachter Sache in den Besitz der Erbschaft zu setzen und Alimente daraus zu beziehen. Wenn nämlich einem Unmündigen sein Erbrecht aus dem Grunde streitig gemacht wird, weil sein Gegner leugnet, daß er ein Kind des Erblassers sei, so kann letzterer verlangen, daß der Prozeß bis zu erlangter Mündigkeit aufgeschoben werde und er bis dahin unter Aufsicht eines Vormundes den Besitz der väterlichen Erbschaft und Alimente daraus erhalte. Stellt er aber nicht Kaution wegen Restitution für den Fall seines spätern Unterliegens, so wird der Gegner zugleich mit ihm in den Besitz eingewiesen; die erhaltenen Alimente aber braucht jener in keinem Falle wieder zu erstatten.

Carbonne, Stadt im französischen Departement Obergaronne, an der Garonne, mit 2400 Einwohnern, welche Färberei, Tuchfabrikation und Handel mit Wolle und Oel treiben.

Carbunculus (lat.), s. Karfunkel.

Carcassonne, Hauptstadt des französischen Departements Aude, an der Aude u. einem Arme des Kanals von Languedoc, wird durch den Fluß in die alterthümliche und finstere Oberstadt (mit einem alten Bergschloß) und die Unterstadt getheilt, die regelmäßige Straßen, schöne öffentliche Gebäude (Kirchen, Stadthaus, Theater 2c.), Markthallen, einen großen Markt mit Springbrunnen (Neptunsäule) und einen schönen Hafen hat. Die gothische Kathedrale stammt aus dem 11. Jahrhundert. C. ist Sitz des Präfekten und eines Bischofs, sowie eines Handelsgerichts, einer Börse und Handelskammer. Die Einwohner, über 20,000, sind ein industriöses Völkchen. Berühmt schon seit dem 12. Jahrhundert sind die Tuchfabriken C.'s, jetzt etwa 40, von denen die meisten für die Levante arbeiten. Auch verfertigt man Kattune, Strümpfe, Mützen, Leinwand, Seife, Leder, Papier, Nägel und Draht und treibt Korn-, Wein- u. Obsthandel. In der Nähe Marmorbrüche. C. ist das Carcaso (Carcassum, Carcusum) der Alten, das in Gallia Narbonensis lag, u. dessen Bewohner, die Tektosagen, unter römischer Herrschaft das Jus Latii hatten. Cäsar hatte hier einen Waffenplatz u. Kriegsmagazine errichtet. Der erste Bischof war hier um 300 n. Chr. Später als das übrige Gallien fiel C. in die Gewalt der Westgothen, welche um 440 die Befestigung der Stadt begannen und das Bergschloß bauten. Bei C. schlug König Reccared 586 und 589 die Franken; die Gothen hielten sich im Besitz der Stadt, bis 724 die Saracenen aus Spanien herüberkamen und die Westgothen verdrängten. Indeß dauerte die arabische Herrschaft nur bis 759, wo Pipin der Kurze ganz Septimanien unterwarf und mit dem Frankenreich vereinigte. Im 9. Jahrhundert wurde C. Sitz von Grafen und Vicegrafen (Vicomten); der erste bekannte war 970 Arnald. Als dessen Stamm um 1060 mit Raimund ausstarb, kam C. an die Grafen von Barcelona und durch diese, mit Ausnahme der Stadt C., als Lehen an den Grafen von Beziers. Während der Albigenserkriege war C. oft Schauplatz blutiger Scenen. Ludwig VIII. entriß ihnen die Stadt, u. 1247 übergab sie der letzte Graf von C., Raimund von Trencavel, mit allen Gerechtsamen an Ludwig IX.

Carcassonnes (carcassonnische Tücher), leichte französische Tücher, Fabrikat von Carcassonne, die viel in den Orient, nach Afrika und Westindien gehen.

Carcavelhos, kleiner Flecken in der portugiesischen Provinz Estremadura, westlich von Lissabon, am atlantischen Meer, mit 360 Einwohnern, zwischen Weinbergen gelegen, welche den berühmten süßen Lissabonwein (Carcavello) erzeugen.

Carcer (lat.), Gefängniß, Kerker, Gefängnißstrafe; daher bei Schulen u. Akademien eine solche Strafe für Vergehen gegen die Disciplin; daher Carcerarius, Gefangenwärter.

Carceres (lat.), Schranken, gewölbte Zellen im Cirkus, wo die zum Wettrennen bestimmten Gespanne 2c. zurückgehalten wurden, bis das Zeichen zum Beginn des Spiels gegeben war; bei akademischen Disputationen der Bereich, innerhalb dessen die obentlichen Disputatoren sitzen, im Gegensatz zu den Zuhörern (corona), aus welchen außerordentliche Disputanten auftreten können; daher intra und extra carceres disputiren.

Carchesium, der dem Bacchus attribuirte u. bei seinem Kult (bacchische Thiasen u. Symposien) gebräuchliche Becher, mit niedrigem Fuße, gewöhnlich mehr weit als tief, nach der Mitte eingezogen u. mit sich hoch über den Rand erhebenden u. bis zum Boden reichenden Henkeln versehen, eines der ältesten Trinkgeschirre; auch eine krahnartige Maschine, zur Beladung und Ausladung der Schiffe, die auch bei Bauten u. Belagerungen angewendet ward.

Cardamine *L.* (Schaumkraut, Wiesenkresse, Gauchblume), Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Schote linienförmig mit flachen, nervenlosen Klappen, die sich oft von unten elastisch aufrollen; Samen in einer Reihe liegend, Saumlappen aneinander liegend und flach, meist ausdauernde, krautartige Gewächse in allen Zonen mit schwachen antiskorbutischen Kräften. C. amara *L.*, Bitterkresse, wächst an feuchten und schattigen Stellen, an Bächen und Gräben im mittleren Europa und nördlichen Asien, ist ausdauernd und wird gegen $\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Die Blüthen sind ziemlich groß, weiß, auf schlanken Stielchen in lockeren Doldentrauben vereinigt; die Antheren blau oder violett, später schwärzlich. Das Kraut, Herba Cardamines amarae s. Nasturtii majoris amari, ist antiskorbutisch und hat einen der Brunnenkresse (Nasturtium officinale *Rich. Br.*) ähnlichen, bittern Geschmack, wird aber nur aus Verwechselung mit dieser noch in der Medicin angewendet. Im Frühjahre gibt es einen gesunden Salat. Die ächte Brunnenkresse läßt sich davon leicht unterscheiden durch den niederliegenden, an den untersten

Enden wurzelnden Stengel, die kleineren Blumenblätter, die gelben Antheren und die 2 langen spitzigen Oehrchen am Grunde des Blattstiels. **C. pratensis** *L.*, gemeine Wiesenkresse, wächst überall in allen Welttheilen auf feuchten Wiesen im Mai, ist fußhoch, glatt, meist unverzweigt. Oefters hängt am Stengel Schaum von der Schaumcikade, daher der deutsche Name. Kraut und Blätter, **Herba et Flores Cardamines s. Nasturtii pratensis**, welche einen etwas widrigen, bitterlich-scharfen Geschmack haben, hat man, und zwar vorzugsweise die Blumen, täglich zweimal zu 20—30 Gr. wider Krämpfe der Muskeln, der Respirationsorgane und des Darmkanals, ja selbst im Veitstanze mit Nutzen angewendet. Sie dienen auch zu Frühlingskräutersäften. In bergigen Laubwaldungen durch ganz Mitteleuropa finden sich **C. sylvatica** *Link.* und **C. impatiens** *L.*, letztere mit Schoten, welche bei der leisesten Berührung federartig aufspringen.

Cardamomum, s. Kardamomen, vergl. Amomum.

Cardanus (Cardano), **Hieronymus**, berühmter italienischer Mathematiker, Arzt, Naturforscher und Philosoph, zugleich aber auch einer der leidenschaftlichsten und sonderbarsten Menschen des 16. Jahrhunderts, war am 24. September 1501 zu Pavia geboren u. erhielt seine Bildung zu Mailand u. am ersteren Orte, lebte dann in Sacco, unweit Pavia, bis er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Mailand erhielt, wo er sich als Lehrer und praktischer Arzt bald großen Ruhm erwarb und 1539 zum Mitglied des Collegii medici ernannt wurde. Im Jahre 1547 hielt er längere Zeit medicinische Vorlesungen in Pavia. Einen Ruf des Königs von Dänemark an die Universität in Kopenhagen schlug er aus, weil ihm Klima und Religion des Landes zuwider seien. Im Jahre 1552 brachte er 10 Monate in London zu, um den Erzbischof Hamilton von einem für unheilbar erklärten Asthma vollständig zu heilen. Er kehrte nach 10 Monaten nach Mailand zurück, blieb hier noch bis zum Oktober 1559 und lehrte dann bis 1562 als Professor der Medicin zu Pavia und bis 1570 zu Bologna. In diesem Jahre warf man ihn, in Folge einer Anklage, die sich später als ungegründet erwies, ins Gefängniß, verwandelte dies später in Stubenarrest und gab ihm erst im September 1571 seine Freiheit wieder. Er lebte darauf in Rom ohne ein öffentliches Amt von einer Pension, die ihm der Papst ausgesetzt hatte, und † daselbst am 21. September 1576, wie man vielfach behauptet hat, durch freiwilligen Hungertod, weil er nach dem Ausspruch des Horoskops, das er sich selbst gestellt, in diesem Jahre sterben mußte, wenn seine Kunst, die schon mehrmals getäuscht hatte, nicht zu Schanden werden sollte. Als Mathematiker hat sich C. bleibendes Verdienst erworben, wenn auch die Art u. Weise, wie er sich den Haupthebel seiner Wirksamkeit verschaffte, strengen Tadel verdient. Bei Gelegenheit eines Wettstreites, wie solche damals von den eifrigen Mathematikern Italiens häufig angestellt wurden, hatte Tartaglia (oder Tartalea) die Auflösung der Gleichungen des dritten Grades gefunden. C. brannte vor Begierde, diese wichtige Erfindung mitgetheilt zu erhalten; aber alle Bitten und Versprechungen prallten an dem Erfinderstolz Tartaglia's ab. Da lockte ihn C. durch Mystifikationen nach Mailand und entlockte ihm durch neue stürmische Bitten und den Schwur der Verschweigung sein Geheimniß. Aber schon wenige Jahre nachher (1545) erschien es, mit einigen neuen Entdeckungen C.' bereichert, in der „**Ars magna**", C.' berühmtestem Werke, und wird daher nach ihm die cardanische Regel benannt. Diese Regel, zur Lösung der kubischen Gleichung von der Form: $x^3 - Px - Q = 0$, wurde von den Mathematikern mit großer Freude begrüßt; doch fand man bald, daß dieselbe dem Rechner gerade da ihre Dienste versagte, wo jene Gleichung lauter mögliche Wurzeln enthält, also gar keine Schwierigkeiten bieten sollte. Die cardanische Formel hat nämlich als Lösung der Gleichung $x^3 + Px - Q = 0$ die Gestalt:

$$x = \sqrt[3]{\frac{Q}{2} + \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}} + \sqrt[3]{\frac{Q}{2} - \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}},$$

welche für alle Zahlengleichungen mit den obigen Zeichen keine Schwierigkeit erkennen läßt. Sobald jedoch obige Form in $x^3 - Px - Q = 0$ übergeht, wo die cardanische Formel

$$x = \sqrt[3]{\frac{Q}{2} + \sqrt{\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}}} + \sqrt[3]{\frac{Q}{2} - \sqrt{\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}}}$$

gilt, tritt der sogenannte **Casus irreducibilis** ein und das Unbrauchbare der Formel zeigt sich sogleich, wofern $\frac{Q^2}{4} < \frac{P^3}{27}$ ausfällt, denn das Quadratwurzelzeichen hat dann einen negativen Radikanden. Vergeblich versuchten die bedeutendsten Mathematiker dies Problem zu lösen, bis es dem Professor Büchner in Hildburghausen gelang, das Geheimniß zu enthüllen, indem er auf die inneren Gründe der nothwendigen Unbrauchbarkeit der cardanischen Formel hinwies, sodann eine in derselben liegende allgemeine, in algebraischen Zeichen ausgesprochene Form der Wurzeln der kubischen Gleichung, endlich eine nothwendige Umwandlung des Radikanden der cardanischen Formel für den Fall gab, daß man auf algebraischem Wege die Wurzeln einer kubischen Zahlengleichung aus ihr errathen will. Vergl. E. Büchner, C.' Formel, deren Verwandlung zur Berechnung der Wurzeln von Zahlengleichungen von der Gestalt: $x^3 - Px - Q = 0$ &c., Hildburghausen 1857. In seiner literarischen und praktischen Wirksamkeit als Arzt steht C., für den Stand der medicinischen Wissenschaft im 16. Jahrhundert, ziemlich selbstständig und frei von den Fesseln des galenischen Systems da. Seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Leistungen hat er hauptsächlich in zwei Schriften niedergelegt: „**De subtilitate**" und „**De rerum varietate**". Aber gerade in diesen Zweigen verleitet ihn seine Sucht, immer Neues und Ueberraschendes vorzubringen, zu durchaus zusammenhangslosen, ja sich vielfach widersprechenden Behauptungen. Bald erklärt er die Astrologie, Chiromantie, Alchemie und Magie für trügerische Künste und nennt die Gespenster Geschöpfe der Einbildungskraft; bald lehrt er selbst magische Charaktere zeichnen, vertheidigt den Glauben an Hexen, schreibt sich einen **Spiritus familiaris** zu, leitet alle Schicksale und Fehler der Menschen aus der bei ihrer Geburt Statt

gefundenen **Konstellation her** und gibt sich selbst für einen Propheten und Thaumaturgen aus ꝛc. Merkwürdig bleibt seine Beobachtung der aus den Haaren des Menschen hervorbrechenden elektrischen Flamme, sein Pyrophor aus getrocknetem Menschenblut und seine Kenntniß der Kimmung (s. d.) und der optischen Täuschung, vermöge deren man ein scheinbares Meer auf offenem Lande erblickt. C.' Schriften füllen in der Ausgabe von Spon (Lyon 1663) 10 Foliobände. Sein ältester Sohn, Johann Baptist, Arzt und Schriftsteller von Talent, wurde im 26. Jahre zu Pavia im Kerker enthauptet, weil er seine ungetreue Gattin durch Gift zu tödten versucht hatte. Sein Vater behauptete, daß ihm auch dieser Tod durch das Sichtbarwerden eines blutigen Schwertes an seiner Hand vorher angezeigt worden sei. Von seinem handschriftlichen Nachlaß verbrannte der Vater Mehres und nahm nur 2 Abhandlungen, „De fulgure" u. „Abstinentia ciborum foeditorum", in die Sammlung seiner eigenen Werke auf.

Cardea, römische Göttin, welche über das Oeffnen und Verschließen der Thüre wachte, hatte von Janus für ihre Hingebung an denselben diese Schutzherrschaft über die Thürangeln erhalten. Auch hemmte sie die Wirkungen böser Dämonen vermittelst des Weißdorns.

Cardi, Lodovico, genannt **Cigoli** oder **Civoli**, berühmter italienischer Maler u. Baumeister, 1556 zu Empoli geboren, war A. Allori's und S. Titi's Schüler, bildete sich auch nach A. del Sarto und Correggio und verband sich mit Gregorio Pagani zur Nachahmung der sinn- und gemüthvollen Darstellungen Barroccio's zu Florenz. Aber wie er im Kolorit und in der Beachtung des Naturgemäßen von sklavischer Nachahmung frei blieb, so betrat er auch seinen eigenen Weg im Studium der Anatomie und der Perspektive. In seinen Werken der Baukunst erkennt man häufig die Weise Michel Angelo's wieder; doch ist er auch darin nicht ohne alle Selbstständigkeit. C. stand bei den Päpsten u. dem Großherzog von Toskana in hoher Gunst. Letzterer ernannte ihn zum Ritter des St. Stephansordens, und der Großmeister von Malta überschickte ihm noch kurz vor seinem 1613 erfolgten Tode das Breve eines Ordensritters. Von C.'s Gemälden sind am berühmtesten geworden: die Geschichte des geheilten Lahmen, in der St. Peterskirche, von A. Sacchi nach Raphaels Verklärung und Domenichino's heiligem Hieronymus für das schönste Werk in Rom gehalten; die Marter des heiligen Stephan, 1587 für die Nonnen zu Monte Domini ausgeführt; der alte Tobias, der den Engel beschenken will, während auch der junge Tobias demselben Perlenschnüre anbietet, ein Bild voll des wahrsten und innigsten Ausdrucks, gegenwärtig in der Eremitage von St. Petersburg. C. vollendete auch den Palast Pitti in Florenz, baute das Thor und die Treppe des Gartens der Gabbi, die Loggia der Tornequinci, das Portal des Klosters Sta. Felicita, den schönen Hof des Palastes Strozzi u. den Palast Ranuccini. Von ihm ist auch die Zeichnung zum Palaste der Mediceer auf dem Platze Madama zu Rom. Unter seinem handschriftlichen Nachlaß fand sich ein Traktat über die 5 Säulenordnungen. Die besten Stiche nach C. lieferten Lorenzini, Cecchini und Dorigny.

Cardia (lat.), s. Magenmund.

Cardia, im Alterthum Stadt auf der Westseite des thracischen Chersones, am Meerbusen Melas, eine Kolonie der Milesier, zur Zeit der Blüthe Griechenlands mächtig, wurde von Lysimachus zerstört, der aus ihren Trümmern Lysimachia erbaute. C. war der Geburtsort des Königs Eumenes.

Cardialgia (lat., v. Griech.), Magenschmerz.

Cardianastegnosis (v. Griech.), Verengerung des Herzens.

Cardianastrophe (v. Griech.), Umkehrung des Herzens, so daß die Spitze oben liegt, Bildungsfehler.

Cardianektasis (v. Griech.), Herzerweiterung.

Cardianelcosis (v. Griech.), Herzgeschwür, Folge der Herzentzündung.

Cardieurysma (v. Griech.), krankhafte Erweiterung des Herzens.

Cardiff (Caerdiff, Caerdidd, Hauptstadt der englischen Grafschaft Glamorgan in Südwales, am Tawe, unweit dessen Mündung in den Bristolkanal, ein sich rasch aufschwingender Seehandelsplatz, hat ein altes Schloß (in welchem Robert von der Normandie, Wilhelm des Eroberers ältester Sohn, 20 Jahre gefangen saß), mehre schöne Gebäude (darunter die Johanniskirche mit ausgezeichnetem Thurm), Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, einen seit 1830 durch den Marquis von Bute angelegten Hafen, der mehr als 300 Schiffe faßt, u. über 36,000 Einwohner (1800 nur 2000, 1851: 18,351). Durch eine Eisenbahn und den Glamorgankanal mit Merthyr-Tydvil verbunden, bildet C. den Ausfuhrhafen dieser Stadt und des obern Taffthales, namentlich für Eisen (jährlich 350,000 Tonnen) und Kohlen (1848: 661,870 Tonnen); außerdem für Getreide und andere landwirthschaftliche Produkte.

Cardigan, Grafschaft im Süden des englischen Fürstenthums Wales, erstreckt sich längs der Cardiganbai im irischen Meer vom Teisy im Süden, der sie von Pembroke und Carmarthenshire trennt, bis zum Dovei im Norden, welcher sie von Merionethshire scheidet, östlich begrenzt von den Grafschaften Montgomery, Radnor und Brecknock, und umfaßt 44,7 □Meilen. Das Land, vom Rheidol und einigen anderen Flüssen von Osten nach Westen durchschnitten, ist gebirgig, reich an Blei, Silber, Kupfer, allein der Betrieb des Bergbau's aus Mangel an Feuerung beinahe völlig aufgegeben. Bedeutend ist die Ausbeute der Schieferbrüche. Die Bewohner, etwa 110,700, die in 65 Kirchspielen wohnen, beschäftigen sich mit Viehzucht (Rindvieh und Schafe), mit Häringsfischerei, in den wenigen fruchtbaren Thälern auch mit Landbau, aber nur wenig mit Gewerben u. Industrie. Außer dem Hauptorte C. sind die vorzüglichsten Plätze Aberystwith und Llandeber. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Teify, über welche eine schöne Brücke von 7 Bögen führt, an der südwestlichen Grenze der Grafschaft, hat eine 1848 eröffnete Nationalschule, einen kleinen Hafen und 3900 Einwohner. Der Seehandel beschränkt sich auf die Küste, beschäftigt aber eine beträchtliche Menge Schiffe, vorzüglich zum Transport. Von hier aus landeten die Engländer zuerst in Irland, auch wurde hier 1136 eine Schlacht zwischen den Engländern und Wallisern geliefert. In der neuesten Zeit (1843) war C. einer der Hauptsitze der Rebeckaunruhen.

Cardinal, Peire, berühmter Troubadour, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, war zu Puy en Velay geboren, der Juvenal der romanischen Poesie, dessen Sirventes, bittere Satiren gegen die Ungerechtigkeit der Fürsten, die Habsucht und Verschwendung des Adels, die Ordnungswidrigkeiten im Bürgerleben und die fanatischen Excesse der Pfaffen zc., Stimmen eines zürnenden u. für die Ehre und das Glück der sich selbst vergessenden Nation wachenden Gewissens sind. C. besaß den edlen Muth, gegen priesterliche Verfolgungssucht und adeligen Uebermuth schonungslos die Geißel zu schwingen. Nichtsdestoweniger blieb er nicht nur von jeder Verfolgung frei, sondern stand selbst bei den Fürsten wie bei dem Adel in hoher Achtung; König Jakob I. von Aragonien war ihm besonders geneigt. Seine Lebensverhältnisse sind nicht näher bekannt. Er † 100 Jahre alt um 1305 zu Tarascon. Von seinen Gedichten enthält eine gute Auswahl die „**Choix des poésies originales des troubadours**", Bd. 4.

Cardiospermum *L.* (Herzsame, Blasenerbse), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den ungleich 4blätterigen Kelch, die 4blätterige, unten mit einer Schuppe versehene Blumenkrone, die blasenförmige, 3flügelige, 3fächerige, in Stücken klaffende und einen runden Samen mit herzförmigem Nabel einschließende Kapsel, kletternde Stauden mit rankenförmigen Blüthenstielen und Blüthen in Trauben. Die bekannteste Art: **C. Halicacabum** *L.*, **Corindum Halicacabum** ***Moench***, Herz- oder Wundererbse, schwarze Schlutten, ist ein Sommergewächs in Ostindien, jetzt auch auf den Antillen, dessen schleimige Wurzel als ein eröffnendes, schweiß- und harntreibendes, auch steinzerstörendes Mittel gilt und bei Blasenkrankheiten und Gichtschmerzen gebraucht wird. Die Blätter dienen zum Waschen, werden als Gemüse gegessen, auch gegen Husten angewandt. Die runden schwarzen Samen werden häufig durchbohrt von Frauen und Kindern um den Hals getragen, auch in Europa.

Cardiostenosis (v. Griech.), Verengerung des Herzens.

Cardona, Stadt im spanischen Fürstenthum Katalonien, Provinz Barcelona, am Cardonero, auf einer Hochebene, von steilen Bergen eingeschlossen, hat ein altes Fort, eine große Kathedrale, mehre Klöster und über 3000 Einwohner. In der Nähe ein 450 Fuß hoher Steinsalzberg, dessen sehr hartes Salz in offenen Gruben ausgebeutet und zu allerlei Dingen (Vasen, Krucifixen zc.) wie Felskrystall verarbeitet wird. C. (Udura) war schon den Alten wegen der Salzfelsen wohlbekannt. Im Mittelalter bildete es eine Grenzfestung gegen die Ungläubigen und wurde im 14. Jahrhundert mit dem umliegenden Gebiete zur Grafschaft erhoben, die durch Erbschaft später in den Besitz der Herzöge von Medina Celi kam.

Carducho (Carducci), 1) Bartolomeo, italienischer Maler, 1560 zu Florenz geboren, studirte zu Rom unter F. Zuchero und folgte diesem nach Spanien, wo er bald den Meister übertraf und unter Philipp III. in hohem Ansehen stand. Im J. 1606 erhielt er den Auftrag, die Gallerie in dem neuen Palaste in Madrid gegen Mittag mit Gemälden zu zieren, welche die Thaten Karls V. verewigen sollten, wurde aber mitten in diesem Werke 1608 vom Tod überrascht. Hauptwerke C.'s sind: die Stigmatisation des heiligen Franciskus im Kloster des heiligen Hieronymus, die Abnehmung vom Kreuze zu S. Felipe el Real in Madrid, die Anbetung der Könige im Alcazar zu Segovia und einige andere Blätter im Escurial, zu Valladolid und zu Miraflores.

2) **Vincenzo,** des Vorigen Bruder, Schüler und Nachfolger in der Ausbildung seiner Schule, war mit demselben nach Spanien gekommen, half zur Verzierung der Kapelle im Palast zu Madrid und trat 1608 als Hofmaler in seines Bruders Stelle ein. C. wirkte aber nicht bloß als ausübender Künstler, sondern auch als Gelehrter und Schriftsteller für seine Kunst. Er † 1638. Von seinen Kunstwerken sind viele in den Bürgerkriegen zu Grunde gegangen; einige bewahrt noch das königliche Museum. Die berühmtesten sind: die Legendenscenen im Kreuzgange der Karthause del Paular, die Marter des heiligen Andreas, ein Freskobild in der Kathedrale zu Toledo, der Prediger Johannes, die Bataillen im Palaste Buen Retiro, der heilige Hieronymus in Alcala de Henares; die Eremitage zu Petersburg besitzt von C. einen lebensgroßen Georg von Campostella.

Carduus *L.* (Distel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den dachziegeligen Hauptkelch, die röhrigen, einen Kopf bildenden Zwitterblüthen, die freien Staubgefäße, die haarige, gezähnelte, an der Basis durch einen Ring verbundene, abfällige Samenkrone (Pappus) und den spreuartig borstigen Blüthenboden, ein- u. mehrjährige krautige Gewächse mit dornigen Blättern und meist purpurrothen, selten weißen oder gelblichen Blüthenköpfen, meist an wüsten, sterilen Stellen wachsend und auf angebautem Lande lästige, ihren fliegenden Samen weithin ausstreuende Unkräuter. Verwandt sind die Gattungen: **Cirsium, Silybum, Onopordon, Carlina** und **Serratula**, deren Angehörige gemeinhin auch Disteln genannt werden. **C. nutans** *L.*, Bisamdistel, Eselsdistel, mit ästigem Stengel, herablaufenden, oberseits ziemlich kahlen, unterseits zottigen, tief fiederspaltigen Blättern, deren Lappen und Zähne in einem ziemlich starken Dorn endigen, einzeln stehenden, nickenden rothen, selten weißen, stark nach Bisam duftenden Blüthenköpfen und zu einem starken Dorn zugespitzten, zurückgeknickten Kelchblättchen, wächst allenthalben auf Triften, wüsten Plätzen, trockenen Hügeln, auf Brachfeldern, 1½—4 Fuß hoch, ist nicht nur ein gutes Futter für Esel, sondern gibt auch in den ganz jungen Blättern und Sprossen ein schmackhaftes Gemüse. **C. crispus** *L.*, krause Distel, der vorigen ähnlich, aber mit buchtig fiederspaltigen, unterseits wollig-filzigen dunkelrothen, schwächer dornigen Blättern u. meist in Endtrauben vereinigten, theils gestielten, theils sitzenden, dunkelrothen, mit Haaren durchflochtenen Blüthenköpfen, ist ein sehr gemeines Sommergewächs auf Schutt, vernachlässigtem Gartenlande, an Wegen, zwischen Ufergebüsch und als Unkraut lästig. **C. acanthoides** *L.*, Bärenklaudistel, von der vorigen besonders durch die meist einzeln an einem kurzen, gekräuselten, dornigen Stiel stehenden, rundlichen, etwas wohlriechenden Blüthenköpfe sich unterscheidend, wächst, 1—3 F. hoch, allenthalben auf wüsten

Plätzen, Acker- und Wegrändern, auf Mauern ꝛc., ein- u. zweijährig, nicht nutzbar. Ungleich seltenere Arten sind C. personata *Jacq.*, klettenartige Distel, 2 bis 4 Fuß hoch, mit rundlichen, klettenartigen, purpurfarbigen Blüthenköpfen, und C. defloratus *L.*, Waldbistel, 1—2 Fuß hoch, mit mittelgroßen, ebenfalls purpurfarbigen Blüthenköpfen mit kornblumenblauen Staubkölbchen.

Carenage (Port-Castries), Hauptstadt der Insel Santa-Lucia im britischen Westindien, mit 4500 Einw. und Hafen.

Carentan, Stadt im französischen Departement la Manche, liegt, von Sümpfen umgeben, an der Taute, ist durch Natur und Kunst befestigt, hat einen Hafen, ein Schloß und 3200 Einwohner, welche Spitzen, Kattun und Leinwand fabriciren und Handel mit Getreide, Hanf, Flachs, Leinwand, Cider, Honig und Seefischen treiben.

Carew, John, ausgezeichneter englischer Bildhauer, geboren um 1800, arbeitete in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit nur für Richard Westmacott, bis ihn 1823 Graf Egremont engagirte und fast ausschließlich beschäftigte. Mit diesem wohlwollenden Kunstfreunde hielt er sich bis 1831 in London auf, bis 1835 in Brighton, bis 1837 zu Petworth, dem Landsitze des Grafen, der daselbst um diese Zeit starb. Eine Klage gegen dessen Erben wurde vom Gerichtshof zurückgewiesen. Seine erste Arbeit von Bedeutung war eine Arethusa mit dem Hunde, in Marmor. Ferner fertigte er für die Westminsterhalle das Denkmal des Schauspielers Kean, als Hamlet Yoricks Schädel betrachtend. Auf der Ausstellung von 1845 sah man seinen Falkenjäger, ein sehr ansprechendes Stück. Unter seinen Reliefs zeichnen sich das mit dem barmherzigen Samariter, sowie die am Denkmal Nelsons aus. Auch seine Büsten wurden geschätzt. Einige von seinen Arbeiten finden sich abgebildet in den „Illustrations of modern sculpture“ (London 1834 f.).

Carex *L.* (Riedgras, Segge), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Aehren 1- u. 2häusig, vielzeilig, dachziegelig; Blüthen in den Aehren auf verschiedene Weise vertheilt, jede durch eine Deckschuppe unterstützt; Staubblüthen in einer einfächerigen Schuppe mit 3 Staubfäden; Kornblüthen in einer Schuppe als Kelch und in einer blasenartigen Hülle als Blume; Griffel einfach, bleibend; 2 oder 3 pfriemliche, gekrümmte, flaumhaarige Narben; nußartige, eiförmige, 3seitige, von dem bleibenden Scheibchen umschlossene Karyopse. Diese große Gattung zählt mehr als 500 Arten, lauter ausdauernde Gräser, die, meist in den kalten und gemäßigten Zonen einheimisch, überall auf morastigen, sogenannten sauren Wiesen wachsen, aber ein für die Thiere meist ungenießbares Gras geben. Einige mit kriechenden Wurzeln versehene Arten dienen zur Befestigung sandigen und sumpfigen Bodens; einige sind auch officinell. C. arenaria *L.*, Sandriedgras, Sandsegge, mit kriechender, sich weithin verbreitender, schuppiger Wurzel mit filzigen Fasern, 3kantigen, über fußhohen Halmen, doppelt zusammengesetzter, länglicher, gedrungener oder unten unterbrochener Aehre, mit oben männlichen, unten weiblichen Aehrchen, eirund-lanzettförmigen, zugespitzten, braunen Bälgen und spitzigen, flügelrandigen Früchten, ist auf nutzbarem Lande ein lästiges, schwer zu vertilgendes Unkraut, aber auf Dünen nützlich, indem es den Flugsand nach und nach befestigt. Der unter der Erde befindliche Stock ist als Riedgras- oder Seggenwurzel od. deutsche Sarsaparille, schwarze Quecke ꝛc., Radix Caricis arenariae, Radix Sarsaparillae germanicae, officinell. Er riecht frisch schwach balsamisch, den Fichtensprossen etwas ähnlich, ist getrocknet geruchlos, schmeckt schwach süßlich, etwas balsamisch reizend, enthält als vorwaltende Bestandtheile kratzenden Extraktivstoff, Stärkmehl und etwas ätherisches Oel und findet als Surrogat der Sarsaparille bei Flechten und syphilitischen Uebeln Anwendung. Gleiche officinelle Kräfte besitzen C. intermedia *Good.*, mit kriechender Wurzel, 3kantigem, 1½ Fuß hohem Halm, stumpfer, dunkelrostfarbiger Aehre, die aus 20—30 eirunden, sich nach oben deckenden Aehrchen besteht, von denen die untersten u. obersten nur weibliche, die mittleren fast nur männliche Blüthen enthalten, u. eirunden, braunen Bälgen mit Kielnerv und weißem Rande, durch ganz Deutschland auf feuchten Wiesen, sowie an Flüssen und Teichen, und C. hirta *L.*, mit kriechender Wurzel, scharf 3kantigem Stengel, weichbehaarten, ungestielten, männlichen und 2—3 aufrechten, länglich walzlichen weiblichen Aehren, blattartigen Deckblättern, begrannten weiblichen Spelzen und in einen doppelt haarspitzigen Schnabel endigenden Früchten, auf feuchten Sandplätzen und Ufern allenthalben gemein.

Carey, Henry, englischer Dichter u. Musiker, geboren in London um 1669, wurde als Komponist am bekanntesten durch das englische Nationallied „God save the King“ (eigentlich: God save great George, our king, weil es ursprünglich zu einer Kantate für das Geburtsfest Georgs II. bestimmt war), das lange Zeit für ein Werk Händels gehalten wurde. Außerdem hat C. viele Lieder, Balladen u. Kantaten (z. B. Sally in our valley), auch Zwischenspiele komponirt, zu denen er zugleich den Text dichtete. Unter den letzteren fand besonders sein „Nancy or the parting Lovers“, das im spanischen Kriege den Enthusiasmus der Soldaten und Matrosen erregte, großen Beifall. C. führte ein sehr ungeordnetes Leben, und der Mangel, mit dem er in Folge dessen stets zu kämpfen hatte, trieb ihn endlich zum Selbstmord, am 4. Oktober 1743. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Lieder und Balladen erschien unter dem Titel „The musical century in one hundred english ballads on various subjects and occasions“, London 1740. C. bewegte sich als Dichter wie als Komponist nur in leichteren und kleineren Formen, aber seine Muße war eine gefällige und ansprechende.

2) William, berühmter englischer Missionär und Orientalist, zu Paulersbury in Northamptonshire am 17. August 1761 geboren, wurde von seinem Vater, einem armen Schullehrer, zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, widmete sich aber, in den Versammlungen der Kongregationalisten und Baptisten mächtig angeregt, in seinen freien Stunden eifrig theologischen Studien und wurde endlich in einer Dissentersgemeinde Prediger, wobei er sich aber nach wie vor von seinem Handwerk nährte. Zu Multon, wohin er später kam, wurde durch den Missionsverein daselbst in ihm das Verlangen erweckt, selbst Missionär zu werden. Im Jahre 1793 ging er, von einer hauptsächlich durch

ihn gestifteten Baptistenmissionsgesellschaft unterstützt, nach Kalkutta, gerieth aber bald in die äußerste Noth und ward Aufseher einer Indigofaktorei. Er erlangte hier eine gründliche Kenntniß des Sanskrit und des Dialekts der Provinz, setzte auch seine Missionsarbeiten eifrig fort, fand aber nach dreijähriger Arbeit, daß statt Erfolgs die Aussichten immer ungünstiger wurden. Zu gleicher Zeit übersetzte er die Bibel in die bengalische Sprache und erbat sich von der Gesellschaft in England die Mittel zum Drucke derselben. Anfangs 1797 machte C. eine Missionsreise nach Butan, gründete in Kidderpur selbst ein Geschäft und errichtete in Erwartung anderer Missionäre Gebäude. Als nun Ende 1799 dieselben ankamen, sich aber, da ihnen die Niederlassung im englischen Gebiete nicht gestattet wurde, nach der kleinen dänischen Niederlassung zu Serampur begaben, vereinigte sich C. mit ihnen. Hier wurde darauf der Grund zu dem Institut gelegt, welches später unter der klugen Leitung der Missionäre zu unerwarteter Wichtigkeit gelangte. C. ward bei Errichtung des College Fort William in Kalkutta Professor des Sanskrit, blieb aber in Serampur wohnen und gab seine Missionsarbeit nicht auf, ja er wußte die Vereinigung gelehrter Eingebornen aus allen Theilen Indiens im Kollegium trefflich für seine Zwecke zu benutzen und begann in demselben Jahre die Herausgabe des „Ramayana", die er jedoch nicht vollendete, obgleich die Kompagnie das Unternehmen mit Liberalität unterstützte. Während dieser Zeit organisirte und leitete er auch das Institut für Bibelübersetzungen in die verschiedenen indischen Dialekte, welches in wenigen Jahren eine unglaubliche Menge von Uebersetzungen herausgab. Bei allen diesen Geschäften fand C. noch Zeit, Grammatiken von verschiedenen indischen Dialekten zu schreiben, ein bengalisches Lexikon in 3 Bänden, ein kleineres in 2 Bänden herauszugeben, den Druck des tübetanischen Lexikons des deutschen Missionärs Schröder zu leiten, seine Stelle in Kalkutta zu versehen und noch wenige Jahre vor seinem Tode thätigen Antheil an der Errichtung und Leitung des Kollegiums von Serampur für Erziehung der Söhne von Europäern in Indien zu nehmen. Von 1823 an kränklich und hinfällig, † er am 9. Juni 1834. Sein Sohn, Felix C., behandelte zuerst unter den Europäern die birmanische Sprache wissenschaftlich in der „Grammar of the Birman language" (Serampur 1814).

Carga, Wein-, Oel- und Getreidemaß in einigen spanischen Landschaften; in Katalonien für Wein u. Branntwein = 4 Barilons = 120,56 Liter = 1,7549 preußische Eimer, für Oel = 120,36 Liter; in Valencia für Wein = 15 Cantaros = 172,2285 Liter, für Oel = 12 Cantaros = 137,7828 Liter; für Getreide in Barcelona $2^1/_2$ Quartera = 177,125 Liter.

Cargo (ital. und engl.), Last, Ladung, im Seewesen vorzüglich die Schiffsladung, die Gesammtheit der auf einem Schiffe geladenen Güter, auch wohl das Verzeichniß derselben mit Angabe der Absender, Empfänger ꝛc. und dann gleichbedeutend mit Manifest (s. d.). Cargador (Cargadeur) oder Supercargo heißt derjenige Bevollmächtigte, welcher eine Schiffsladung im Auftrage ihrer Absender und Eigenthümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen, auch wohl für den Erlös eine Rückfracht einzukaufen. Ist die Ladung sehr groß oder werthvoll, so wird zuweilen dem Cargador noch ein Untercargador beigegeben. Der Cargador, gewöhnlich ein Gehülfe des die Unternehmung machenden Handelshauses, erhält entweder ein festes Gehalt, oder eine procentweise Provision, oder einen Antheil am Gewinn. Besonders wichtig ist die Stellung derjenigen Cargadoren, welche im Auftrag der großen Handelsgesellschaften operiren u. auf einzelnen transatlantischen Plätzen förmlich ansässig sind, so daß sie dann die Reisen selbst nicht mitzumachen brauchen. In Holland wird auch der Schiffsmäkler Cargador genannt.

Cargo, spanisches Handelsgewicht: zu Alicante in Valencia = $2^1/_2$ Quintales = 10 Arrobas = 128,16 Kilogramm = 256,32 deutsche Zollpfund; zu Majorca und Minorca = 3 Quintales = 120,24 Kilogr.

Carhaix (Kerahes), Stadt im französischen Departement Finisterre, auf einem Berge am Hiere, mit 2 Kirchen und 2000 Einwohnern, die Papierfabrikation, Gerberei und Handel mit Leinwand u. Tuch treiben. Unweit von der Stadt ist die Bleimine von Poullalouen, welche jährlich 8000 Centner liefert. Hier wurde 1197 Richard III. von den bretagnischen Baronen geschlagen. C. ist Geburtsort des ersten französischen Grenadiers la Tour d'Auvergne.

Cariaco (Carinacou), Meerbusen in der Provinz Cumana der südamerikanischen Republik Venezuela, 13 Meilen tief, 9 Meilen breit, von 5000 bis 8000 Fuß hohen Bergen umgeben und dadurch vor Stürmen geschützt, im Norden von der Halbinsel Araga abgeschlossen, mit der Mündung des gleichnamigen Flusses u. einer gleichnamigen Stadt mit 7000 Einw.

Cariati, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, am Meerbusen von Tarent, Bischofssitz, mit einem Seminar und 3133 Einwohnern. Die Stadt führt den Titel eines Fürstenthums. In der Nähe lag das alte Paternum.

Carica *L.* (Melonenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, charakterisirt durch 2häusige u. zugleich durch Zwitterblüthen mit kleinem Kelch, trichterförmiger, 5spaltiger Blumenkrone mit 10 Staubgefäßen im Schlunde u. 5lappiger Narbe, u. die einfächerige, viele Samen in Hülsen 3reihig an der Wand enthaltende Kürbisfrucht, Bäume mit bitterem Milchsaft u. leichtem, schwammigem Holze, gedrängten, langgestielten u. handförmigen Blättern u. achselständigen Blüthen, Staubblüthen in langen Trauben und stiellosen Samenblüthen. C. Papaya *L.*, Papaya Carica *Gaertn.*, in Brasilien Papay oder Mamaoeira, mit handförmigen, siebenlappigen Blättern und länglichen und gefurchten, melonenartigen, oft gegen 15 Pfund schweren Früchten, im heißen Amerika, in Brasilien, Surinam, Westindien, Mexiko und Ostindien, wird 20 Fuß hoch, 2 Fuß dick, ist ohne Aeste, findet sich überall in Wäldern und auch in Gärten. Die Rinde ist glatt und grau; die Blüthen sind blaßgelb und weiß, wohlriechend. Der Baum hat das Besondere, daß er noch schneller aus dem Samen aufschießt, als der Pisang; im 6. Monat ist er schon mannshoch u. trägt Früchte, im 3. Jahre ist er fußdick, im 4. fängt der Gipfel an zu faulen und abzusterben. Er blüht und trägt das ganze Jahr hindurch. Das Holz

strotzt von gelbem Milchsaft, der sehr leicht ausfließt und einen bittern, doch nicht scharfen Geschmack hat. Mit Honig vermischt ist dieser Saft ein gutes Wurmmittel, äußerlich dient er gegen Hautausschläge. Allein genommen bewirkt er leicht Darmentzündung. Er bewirkt auch, daß das zäheste Thierfleisch bald mürbe wird, weshalb man solches in die saftigen Blätter einwickelt. Die Blüthen schmecken wie Brunnenkresse und werden in Suppen genossen. Die alle Monate reifenden Früchte enthalten ebenfalls einen Milchsaft, worin Vauquelin eine dem thierischen Eiweißstoff in mehrfacher Hinsicht ähnliche Substanz entdeckte. Nach Humboldt soll dieser Saft gleich der Milch des Kuhbaums Wachs, Faserstoff, wenig Zucker, Bittererde, Salz und Wasser enthalten. Bei der Reife färben sich die anfangs grünen Früchte wachs- oder pomeranzengelb und enthalten ein saftiges, goldgelbes, sehr zuckerreiches, wohlschmeckendes Fleisch mit vielen Samen. Sie werden von den Eingebornen theils roh und frisch zur Abkühlung, theils wie Melonen mit Zucker oder Salz und Essig genossen. Die unreifen salzt man entweder wie bei uns die Gurken ein, oder kocht sie, in Stücke geschnitten, als Gemüse. In größern Gärten Deutschlands sind die Melonenbäume keine Seltenheit. Sie werden in etwas große Töpfe, in fette, lockere, mit ⅕ Flußsand vermischte Dammerde gepflanzt, im Warmhause (in der Jugend im Lohbeete oder Lohkasten) unterhalten, im Sommer viel, im Winter sehr wenig begossen und durch Samen oder durch Stecklinge vermehrt. Einige Arten können sogar an geschützten, warmen Stellen als starke Stämme ins freie Land gepflanzt werden, wo sie einen kräftigen Wuchs zeigen und durch ihre Blüthen einen schönen Anblick gewähren. Im September werden sie wieder in Töpfe gebracht, bis in den Oktober ins Glashaus und dann ins Warmhaus gestellt.

Carico (ital.), Last, Ladung eines Fuhrmanns, im Allgemeinen, dann auch ein Gewicht, in Italien = 1 Zollcentner 1,23 Pfund, in Spanien = 2 Zollcentner 70 Pfund.

Caries (lat.), s. Knochenfraß.

Carignano, Stadt in der sardinischen Provinz Turin, 2½ Meilen südlich von Turin, am Po, in sehr fruchtbarer, aber feuchter Gegend, klein, hübsch gebaut, mit einem von prächtigen Hallen umschlossenen Markt, Gymnasium, schöner Pfarrkirche, 2 Hospitälern u. 7912 Einwohnern, welche berühmte Konfitüren fertigen und Handel mit Seide treiben. C. fiel 1418 an die Grafen von Savoyen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ertheilte Karl Emanuel I. den Titel eines Fürsten von C. seinem jüngsten Sohne, welcher der Stammvater der jetzt noch regierenden Linie Savoyen-Carignan des Hauses Savoyen wurde. Die Festungswerke der Stadt wurden 1544 von den Franzosen geschleift.

Carillon (franz.), s. Glockenspiel.

Carimata, Gruppe von mehr als hundert Inseln im ostindischen Archipel, an der Südwestküste von Borneo, zum Fürstenthum Sukkada auf Borneo gehörig, mit der gleichnamigen Hauptinsel, die 11 □Meilen im Umfang hat und großentheils aus einem Berge besteht, der sich 2400 Fuß über das Meer erhebt und von einer Menge Erhebungen umhegt ist. Die anderen bedeutendsten Inseln sind Surutu, mit Hügelreihen, die von Südosten nach Nordwesten laufen, und Panumbang, einem langgestreckten, ganz bewaldeten Berg von etwa 1000 Fuß Höhe. Sämmtliche Inseln sind sehr gesunde und reizende Aufenthaltsorte, aber wenig bewohnt. Nach der Insel C. führt die Straße zwischen Borneo und Biliton den Namen Carimatapassage. Sie soll nach Belcher durch Klippen und heftige Strömungen für die Schifffahrt sehr gefährlich sein.

Carina (lat.), der Schiffskiel; in der botanischen Terminologie die scharfkantige Erhöhung eines Blüthen- oder Fruchttheils; auch s. v. a. Schiffchen oder Nachen, d. h. die beiden mit ihrer unteren Kante verwachsenen unteren Blättchen der Schmetterlingsblüthe; daher carinatus, kielförmig.

Carini, Stadt in der sicilianischen Provinz Palermo, an einem Busen des tyrrhenischen Meeres, mit einem alten gothischen Schloß und 10,827 Einwohnern.

Carinus, Marcus Aurelius, Sohn des römischen Kaisers Carus, ward von diesem 282 n. Chr. zum Cäsar und bald darauf zum Mitregenten ernannt und während des parthischen Feldzugs seines Vaters mit der Verwaltung des Reichs betraut. Er überließ sich aber maßlosen Ausschweifungen u. ward vom Volke gehaßt, weshalb nach seines Vaters Tode an seiner Statt Diocletianus zum Kaiser ausgerufen ward. C. zog zwar gegen ihn, ward aber bei Murtium geschlagen und 284 ermordet.

Caripe (Caribe), Stadt im südamerikanischen Freistaat Venezuela, Provinz Cumana, mit 5000 Einw., berühmt durch die in der Nähe befindliche Höhlengrotte, die größte der bis jetzt bekannten. Das Innere derselben zerfällt in 3 große Aeste, deren erster 975 Varas in der Länge mißt, nur ältere Tropfsteinbildungen enthält und Schaaren von Vögeln, den Guacharos (Steatornis caripensis), zum Aufenthalt dient; der zweite Ast 25 Varas von dem, ersten entfernt, besteht nur aus thoniger Kreide und ist 225 Varas lang; der dritte Raum, ebenfalls 25 Varas vom zweiten entfernt, der schönste und merkwürdigste Theil der Höhle, ist von Eidechsen bewohnt u. dehnt sich über eine Fläche von 35 Varas aus. Die ganze Länge der Höhle beträgt demnach 1285 Varas. Alexander von Humboldt hat zuerst eine genaue Untersuchung derselben geschildert; tiefer als er drang 1836 Don Augustin Codazzi ein Vgl. „Ausland" (1839, Nr. 174—176).

Carissa *L.* (Karisse), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die trichterförmige, 5spaltige Blüthe mit kurzen Staubfäden u. 2lappiger Narbe und die 2fächerige Beere mit wenigen Samen, Sträucher und Bäume mit Gabelzweigen, zwischen denen sich 2 Blüthenstiele in Dornen verwandeln. Die wichtigste Art ist C. Carandas *L.*, Capparis Carandas *Gmel.*, ein kleiner, dorniger, 12 bis 18 Fuß hoher Baum in Ostindien, mit ovalen und netzrippigen Blättern, 3—4 jasminähnlichen weißen Blüthen am Ende, mit schwachem Geruche, gelblichen, reif schwarzen Beeren von der Größe kleiner Flintenkugeln. Aus dem gequetschten Stamm und den Früchten fließt Milchsaft. Die letztern werden reif zur Erfrischung gegessen, auch mit Essig eingemacht und dann wie Oliven oder Kapern benutzt. Wegen der Dornen gibt dieser Strauch eine treffliche Einfriedigung der Gärten und Aecker; man

flicht die Zweige jung zusammen, läßt aber hier und da, um Früchte zu bekommen, einen Stamm aufschießen. Man pflanzt diesen Baum in eine Erdmischung aus gleichen Theilen Lehm, Laub- und Torferde, mit $^1/_4$ Sand, unterhält ihn im Lohbeete des Warmhauses und vermehrt ihn durch Stecklinge, Nebensprossen und Samen.

Carissimi, Giovanni Giacomo, berühmter italienischer Tonsetzer, geboren um 1582 zu Venedig, war seit 1649 Kapellmeister am Collegium germanicum in Rom. C.'s Streben war vorzugsweise dahin gerichtet, der damaligen Musik das Steife und Unbeholfene zu benehmen, ohne jedoch das Regelrechte zu vernachlässigen, wodurch er auch auf die Verbesserung der Oper einwirkte, ohne daß er selbst je eine solche komponirt hat. Alle Formen des Musikalischen seiner Zeit wurden durch ihn fließender, runder und faßlicher gemacht. Er brachte auch das Recitativ dem natürlichen Redeaccent näher, sowie er überhaupt das Melodische der Gesangsweise mehr hervorhob. Auch den schwerfälligen Bässen gab er durch Zutheilung neuer Figuren mehr Leben und Bewegung. Er soll auch der Erfinder der Kantate u. der Erste gewesen sein, der zu seinen Motetten Instrumente setzte und diese Begleitung in die Kirchen einführte. Besonders gerühmt werden unter seinen Oratorien: „Jephtha" und „Salomons Urtheil". Auch durch ausgezeichnete Schüler hat sich C. die Welt verpflichtet. Die berühmtesten waren: Bassani, Buonomini, Cesti und der ältere Scarlatti. C. † nach 1672, über 90 Jahre alt.

Carità (ital., vom lat. caritas), Liebe, besonders Mutterliebe, in der Malerei die Darstellung dieser Liebe. Andrea del Sarto u. A. stellten sie als ernste, holde Mutter dar, die ihre Kinder nährt, pflegt und liebevoll bewacht und beschirmt. So hat die C. des genannten Malers einen Knaben an der Brust, ein anderer labt sich an Früchten, die sie ihm reicht, u. ein dritter schlummert unter ihren Augen. Aus dem Alterthum ist nichts Aehnliches bekannt.

Caritatis poculum (lat., Gnadenbecher), die Spende von Wein oder anderen Getränken, welche die Mönche zum Gedächtniß ihrer Stifter u. Wohlthäter genossen.

Carlat, Flecken im französischen Departement Cantal, Hauptort der ehemaligen Grafschaft C. (Carladez), mit 1000 Einw. und den Trümmern eines alten Schlosses auf steilem Basaltfels.

Carlén, Emilie, schwedische Romanschriftstellerin, s. Flygare-Carlén.

Carleton, William, einer der populärsten Sittenmaler Irlands, 1798 zu Prillisk in der Grafschaft Tyrone geboren, wurde in seinem 17. Jahre in eine Art von Akademie in Glaßlough, welcher ein ihm verwandter Priester vorstand, aufgenommen und blieb da zwei Jahre. Eine Pilgerreise nach Lough-Derg, dem sogenannten „Fegfeuer des heiligen Patrik", veranlaßte ihn zu seinem ersten literarischen Versuch. Er begab sich sodann nach Dublin. Seine „Traits and stories of the Irish peasantry" (Dublin 1830, 2 Bde.) erhielten durch Neuheit des Inhalts u. Frische der Schreibart den Beifall der Kritik und des Publikums. Eine Fortsetzung dieser Erzählungen (1832) wurde eben so gut aufgenommen. In seinem Roman „Fardorougha the miser" (Dublin 1839) artet der Humor mitunter in Extravaganz aus; der Charakter des Geizigen ist jedoch mit kräftigem Pinsel gezeichnet. Später gab C. eine Sammlung von Erzählungen (Dublin 1841, 3 Bde.), meist pathetischen Inhalts, heraus, von denen jedoch die launige Skizze „The misfortunes of Barney Branagon" sogleich ein Liebling des Publikums wurde. Die Erzählung „Valentine M'Clutchy" (Dublin 1845, 3 Bde.) hat einen halb politischen, halb religiösen Zweck, da sie zur Beförderung der Repeal und zur Vertheidigung der katholischen Geistlichkeit bestimmt war. Auch „Rody the rover" (Dublin 1846), „The black prophet, a tale of Irish famine" (das. 1847; deutsch von Gerstärker, Leipz. 1848, 2 Thle.), „Tithe Proctor" (Dublin 1849), „Red Hall" (London 1852, 3 Bde.), „Willey Reilly" (das. 1855, 3 Bde.) und „The Evil Eye" (das. 1860) sind mehr oder minder als Parteischriften zu betrachten, in denen sich jedoch das glänzende Talent des Verfassers keineswegs verleugnet. C. ist der wahre Geschichtschreiber des irischen Volkes, dessen Leiden und Freuden er mit großer Wahrheit darzustellen weiß.

Carli (Ekverah), kleiner Ort in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, auf dem Wege von Bombay nach Puna, merkwürdig wegen eines uralten Höhlentempels in dem nahen Gebirge. Der Eingang befindet sich an der Seite eines etwa 800 Fuß hohen Abhanges; links von demselben steht eine 8 Fuß dicke, 24 Fuß hohe Säule, auf deren oberem Ende sich die Reste von 3 Löwen befinden. Die entsprechende Säule auf der anderen Seite ist nicht mehr vorhanden. Ein schöner Bogen bildet den Eingang. Innerhalb des Portikus befinden sich 3 kolossale Figuren von Elephanten, jede mit einem Mohat und einem Haudah, in welchem 2 Personen sitzen. Die ganze Höhle hat 126 Fuß Länge und 46 Fuß Breite; die Decke ist gewölbt und mit Teakholz gerippt; 2 Reihen von Pfeilern stützen sie, deren jede oben wieder einen Elephanten mit 2 Personen trägt. Nackte Figuren und Thiere in Hautrelief bedecken die Wände. Außer dem Haupttempel gibt es noch mehre kleinere Höhlengemächer, vielleicht ehemalige Mönchszellen, von denen einige hübsch verziert sind. Ueberhaupt ist es namentlich die treffliche Ausführung der Zierrathen, was diesen Tempel vor andern auszeichnet. Einige dienende Braminen wohnen in Hütten in der Nähe der Höhlen.

Carli, Giovanni Rinaldo, **Graf von,** berühmter italienischer Gelehrter und Schriftsteller, nach seiner Gemahlin auch häufig Carli-Rubbi genannt, aus einer altadeligen Familie 1720 zu Capo d'Istria geboren, schrieb schon als zwölfjähriger Knabe ein Drama u. ließ im 18. Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht drucken. Er studirte zu Padua besonders Mathematik, alte Literatur u. Kunst u. ward im 24. Jahre Lehrer der Astronomie u. der Seewissenschaften zu Venedig, wo er zugleich zur Verbesserung der Arbeiten im Arsenal beitrug und eine neue Art Kriegsschiffe bauen ließ. Auch ward er Präsident der Ricovrati. Nach dem Tode seiner Gemahlin, um 1749, war er genöthigt, die Verwaltung seiner großen Güter in Istrien zu übernehmen. Aber auch hier waren seine Mußestunden antiquarischen Forschungen gewidmet, namentlich beschäftigte ihn sein Werk über die italienische Münzkunde. Als um diese Zeit in Mailand

ein höchstes Staatswirthschafts- u. Handlungskollegium und ein Oberstudienrath errichtet ward, ernannte man C. zum Präsidenten beider Institute. Bei einem Aufenthalt in Wien 1765 gewann er das Vertrauen der Kaiserin u. ihres Ministers Kaunitz. Kaiser Joseph, der 1769 in Mailand 13 Sitzungen des Handelskollegiums unter C.'s Präsidium beiwohnte, ernannte ihn zum geheimen Staatsrath u. 1771 zum Präsidenten des neuerrichteten Finanzkollegiums. Ungeachtet der vielfachen Staatsgeschäfte setzte er seine philosophischen Studien und gelehrten Untersuchungen, besonders der Alterthümer Italiens, fort, ja, sie erstreckten sich auch auf thierische Physik u. Physiologie. Die Präsidentenstelle im Handelskollegium legte er aus Gesundheitsrücksichten nieder, blieb aber bis zu seinem Tode, den 22. Febr. 1795, unausgesetzt thätig. Zu C.'s vorzüglichsten Schriften gehören: „Della moneta, et dell' istituzione delle Zecche d'Italia" (Venedig 1754—60, 3 Bde., u. öft.); „Delle antichità italiche" (Mailand 1788—91, 5 Bde.; neue Aufl. 1793), eine sehr reichhaltige Sammlung alles auf italienische Alterthümer und Geschichte Bezüglichen; „Storia di Verona fino al 1517" (Verona 1796, 7 Bde.). Eine von ihm selbst besorgte Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Mailand 1784—1794 in 18 Bänden u. enthält neben sämmtlichen historischen, antiquarischen, philologischen 2c. Abhandlungen auch seine „Lettere americane" (zuerst Cosmopoli, d. i. Florenz, 1780, 2 Bde.; deutsch von Hennig, Gera 1785). Sehr wichtig für die Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seiner Zeit ist auch sein literarischer Briefwechsel mit den berühmtesten Männern seiner Zeit.

Carlina *L.* (Eberwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Hauptkelch ziegeldachlich; innere Blättchen desselben strahlig, trockenhäutig; Blüthen zwitterig, alle röhrig; Pappus abfällig, mit ästigen, an der Basis in einen Ring zusammengewachsenen Strahlen; Fruchtboden spreuig, mit an der Spitze gespaltenen Spreublättchen. Die Gattung begreift meist stengellose, distelartige, dornige Kräuter mit großen Blüthen. C. acaulis *L.*, Sonnendistel, englische Distel, Karlsdistel, mit keinem oder ganz kurzem einblüthigen Stengel, kahlen oder unterseits spinnwebigen, tief fiederspaltigen, rasenartig auf der Erde ausgebreiteten Blättern und großen, 3 — 4 Zoll im Durchmesser haltenden Blüthen mit silberglänzenden Strahlen, wächst ausdauernd auf trockenen und sonnigen Hügeln und Bergen durch ganz Mitteleuropa. Die senkrechte, lange, ziemlich starke, oben einfache, unten ästige, weißlich-ockergelbe, runzelige Wurzel, Radix Carlinae s. Cardui anglici s. Cardopatii etc., ist officinell und hat einen aromatisch-harzigen, etwas wiederlichen, gepulvert Niesen erregenden Geruch und einen süßlichen, beißend gewürzhaften Geschmack. Durch Destillation liefert sie ätherisches Oel; die Abkochung röthet Lackmus. Im Mittelalter war sie sehr berühmt; man fabelte, ein Engel habe sie dem Kaiser Karl dem Großen als das wahre Heilmittel gegen die Pest im Traume gezeigt, daher der Name Carlina, Karlsdistel. Sie kommt in ganzen fingerdicken oder gespaltenen graubraunen, sehr runzeligen, innen schmutzig weißen, gegen die Rinde hin mit gelblichen oder röthlichen harzigen Stellen versehenen Stücken im Handel vor. Vorwaltende Bestandtheile sind ein bitteres, brennend gewürzhaftes, schweres, ätherisches Oel und etwas Harz. Sie wirkt flüchtig erregend auf das Nerven- und Gefäßsystem, tonisch auf die Verdauungsorgane und Schleimhäute, die Absonderungen befördernd, und wird bei Krankheiten, die auf Atonie des Darmkanals und Adynamie der Nerven beruhen, doch jetzt nur noch selten, häufig aber in der Thierheilkunde (wo sie einen vorzüglichen Bestandtheil des Pferdepulvers, Pulvis equorum, ausmacht) angewendet. C. acanthifolia *All.*, C. acaulis *Lam.*, auf den Alpen und höheren Gebirgen Südeuropa's, auch Süddeutschlands, ist der vorigen Art sehr ähnlich und liefert eine ebenso wirksame Wurzel. Auch von C. vulgaris *L.*, Sanddistel, mit 2- u. mehrköpfigem Stengel, fast ebensträußig, mit lanzettlichen, buchtig gezähnten Blättern, einem Sommergewächse auf trockenen Anhöhen durch ganz Europa, waren früher das Kraut und die spindelförmige Wurzel, Radix et Herba Carlini silvestris s. vulgaris, officinell. Der trockene Kelch breitet sich bei heiterem Wetter aus und schließt sich bei nasser Witterung und kann daher als eine Art Hygrometer dienen. C. gummifera *Less.*, Carthamus gummiferus *Lam.*, Gummidistel, stengellos, mit fiederspaltigen, dornigen, unten weißlichen Blättern und einem in der Mitte der Blätter von kreuzförmigen Stacheln umgebenen und inwendig mit Wolle ausgefüllten violetten Blüthenkopf, ums Mittelmeer, sondert in diesem wie an den Dornen ein gelbliches, wohlriechendes Gummi ab, welches zu Vogelleim dient. Auch werden Wurzel und Blüthen genossen.

Carlingford, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Louth, an der gleichnamigen Bai (Carlingford-Lough), mit Schloß und Hafen, 2 Leuchtthürmen, Handel mit Butter, Leinwand, Fischen, Austern und 9440 Einwohnern.

Carlino, italienische Silbermünze von verschiedenem Werthe. Ihr Ursprung ist, da sie zuerst unter der Regierung von Karl VI. um 1730 geprägt wurde, neapolitanisch. Die neapolitanischen Carlini sind von der Größe eines Zweigroschenstückes und führen auf dem Avers das Brustbild des Königs und dessen Namen in der Umschrift, auf dem Revers das gekrönte Wappen mit dem Titel, zuweilen ein Kreuz mit: In hoc signo vinces, unten 10 (Grani). Man hat auch halbe mit 5, doppelte mit 20, 6fache mit 60 u. 12fache mit 120 bezeichnete Stücke. Sie sind von gutem Silber und $10^3/_4$ Kreuzer rhein. werth. Die sicilianischen führen auf der Kehrseite einen Adler und sind von derselben Größe und gleichem Gehalt. Etwas weniger geschätzt sind die maltesischen und römischen. Uebrigens rechnete man 10 Carlini auf 1 Scudo, 26 auf 1 Zechine, 45 auf 1 Pistole. C. heißt auch eine sardinische Goldmünze von Karl Emanuel 1755 in der Größe eines Doppellouisd'ors, am Werthe 23 Gulden 6 Kreuzer rhein., sowie eine piemontesische und savoyische Goldmünze zu 5 Doppien oder 120 Lire=38 Thlr. 25 Sgr.

Carlisle, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Cumberland, am Zusammenfluß des Eden, Caldew und Peteril, seit 1823 durch einen Kanal mit der Solwaybai verbunden, ist Bischofssitz, hat 3 Thore,

3 Vorstädte, eine Citadelle und ein festes Schloß, welches als Zeughaus und Pulvermagazin dient, eine schöne, 1092 erbaute, 1853 restaurirte Kathedrale von sächsischer und gothischer Bauart, deren Ostfenster für das schönste seiner Art in England gilt, 2 Kirchen, mehre Bethäuser, ein Stadt- und Grafschaftshaus, eine schöne Brücke über den Eden, ein Theater und 26,310 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung Baumwollenverarbeitung, außerdem Hutfabrikation, Weberei, Färbereien, Druckerei, Eisengießerei, Gerberei, Brauerei sind. Zwei Drittheile der Bevölkerung treiben Handel, welcher, durch den Kanal in die Solwaybai bedeutend erleichtert, sich in alle Theile Schottlands, Englands und Irlands erstreckt. Dampfschiffe gehen von hier nach Liverpool und Irland. C. soll vom Britannier Luil lange vor dem Einfall der Römer in England gegründet worden sein. Später errichteten die Römer, um die Einfälle der nahen Skoten zu verhindern, eine Mauer von der Solwaybai bis zum deutschen Meere, welche auf der einen Seite C. und auf der andern Newcastle innerhalb ihrer südlichen Grenzen einschloß. Als eine solche feste Station der Römer hieß sie Luguvallum. Nachdem diese England verlassen, setzten die Skoten u. Pikten ihre Einfälle fort und verwandelten die Stadt in einen Steinhaufen. Egbert, König von Northumberland, umgab sie 680 wieder mit einer Mauer und baute eine Kirche. Damals hieß sie auf Sassisch Caer lyell, d. i. die Stadt am Wall, woraus das spätere C. entstanden. Der Normanne Wilhelm Rufus schützte die Stadt durch eine Citadelle und ein Kastell; doch fiel sie bald darauf in die Gewalt der Schotten, welche sie mit den Engländern abwechselnd bis zur Zeit Heinrichs VII. besaßen. Im Jahre 1568 saß Maria Stuart im Kastell als Gefangene; man zeigt noch ihre Zimmer und Spaziergänge. Im Jahre 1645 übergab es sich, durch Hunger bezwungen, den Parlamentstruppen, und 1745 fiel es in die Gewalt der Parteigänger des Prätendenten, wurde aber bald darauf vom Herzog von Cumberland wieder genommen und zum Theil geschleift. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts wurde die Stadt sehr verschönert und gewann an Lebhaftigkeit des Handels. In der Nähe von C. befindet sich ein altes, schön erhaltenes Druidendenkmal, „die große Meg und ihre Töchter" genannt.

2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Pennsylvanien, Hauptort der Grafschaft Cumberland, regelmäßig gebaut, an der Cumberlandvalleyeisenbahn (von Harrisburg nach Chambersburg), hat ein Gerichtshaus, das methodistische Dickinsoncollege (1783 gestiftet, mit Bibliothek von 14,000 Bänden u. einem guten chemischen u. physikalischen Apparat), 11 Kirchen, eine Bank und 6000 Einwohner. C. wurde 1751 gegründet. In der Nähe bedeutende Kasernen der Vereinigten Staaten, 1777 vorzüglich durch die bei Trenton zu Gefangenen gemachten Hessen erbaut. Nördlich von C. in einem schönen Thale der Blue Mountains Carlisle Sulphur Springs, ein besuchtes Schwefelbad.

Carlisle, 1) Frederic Howard, Earl of C., englischer Staatsmann, geboren 1748, war Geheimerath und Schatzmeister des königl. Hauses, später erster Kommissär des Handels u. der Plantagen und 1780—82 Lordlieutenant von Irland. Aus diesem Posten von dem Herzog von Portland verdrängt, schloß er sich der Opposition an. Als Vormund seines Neffen, des Lord Byron, entzweite er sich mit diesem und ward von ihm in bitteren Satiren angegriffen. Er † 1825.

2) George Howard, Graf von C., geboren den 17. Sept. 1773, erhielt Erziehung u. Bildung zu Eton und Oxford, ward dann bei der Gesandtschaft angestellt, welche Lord Malmesbury 1795 bis 1796 auf dem Festlande beschäftigte, und trat nach seiner Rückkehr ins Parlament, wo er sich namentlich bei den Verhandlungen über Ostindien auszeichnete. Im Jahre 1827 trat er ins Kabinet unter Canning und war bis 1828 Siegelbewahrer. Seit Jahren von den Geschäften zurückgezogen, † er den 7. Oktober 1848 auf seinem Sitz Castle Howard.

3) George William Frederic, Sohn des Vorigen, den 11. April 1802 geboren, erst als Mr. Howard, dann als Lord Morpeth bekannt, war eine Zeitlang Attaché bei der Gesandtschaft in Petersburg, saß dann für Yorkshire im Parlament und fungirte unter dem Ministerium Melbourne bis 1841 als Staatssekretär für Irland. Als 1846 die Whigs wieder ans Ruder kamen, ward er zum Oberkommissär der Wälder und Forsten ernannt und folgte 1850 Lord Campbell als Kanzler des Herzogthums Lancaster. In den Jahren 1853 und 1854 machte er eine Reise nach Griechenland u. der Türkei, die er im „Diary in Turkish and Greek Waters" (Lond. 1854) beschrieb. C. versuchte sich in seiner Jugend auch als Dichter in „Scraps of Italy" (Lond. 1851). Sein Stammschloß Howard in Schottland enthält eine treffliche Sammlung älterer und neuerer Gemälde.

Carlone, Name einer berühmten italienischen Künstlerfamilie, die im 17. und 18. Jahrhundert Ausgezeichnetes leistete. Taddeo, Bildhauer aus der Lombardei, der Ahne, arbeitete für die Höfe von England, Spanien und Mantua; † 1613. Sein ältester Sohn, Giovanni C., 1590 zu Genua geboren, berühmter Maler, seines Vaters und Peter Sorri's und Passignani's Schüler, übte zugleich die Freskomalerei. Er malte in Genua die Gewölbe der Kirche della Nunziata und del Gesu u. † 1630. C. ist groß in der Auffassung geschichtlicher Handlungen, genau und anmuthig in der Zeichnung, tief und erwägsam im Ausdruck, aber am vorzüglichsten im Kolorit von Wandgemälden. Giovanni Battista, sein Bruder, 1592 zu Genua geboren, ebenfalls Schüler Passignani's zu Florenz, malte meist mit jenem gemeinschaftlich und in derselben Manier. Er † in Diensten des Herzogs von Savoyen 1659. Seine Werke zeichnen sich aus durch gedankenreiche und neue Zusammenstellung, beseelte Köpfe und leuchtende und noch jetzt frische Farben. Seine Wandmalereien sind mit höchst zarten Pinselzügen und wunderbarer Gleichförmigkeit aufgetragen, daher sie Oelgemälden gleichen. Die meisten Werke von ihm befinden sich in Savoyen. Sein Sohn, Andrea oder Giovanni Andrea, 1627 geboren, war Schüler Sorri's u. eifriger Nacheiferer Tizians, Veronese's und Tintoretto's. Er bildete sich einen eigenen, aus dem venetianischen und dem römischen zusammengesetzten Styl, in welchem er in Oelbildern Gutes leistete. Das beste sind seine Scenen aus dem

Leben des heiligen Xaverius in der Jesuitenkirche zu Rom und Vieles in Genua. In Perugia ist eine vortreffliche Darstellung des Apostels Paulus von ihm; auch hat er hier eine Malerschule gestiftet. Er † 1697.

Carlos, s. Karl.

Carlovicz (Karlowitz), Stadt im serbisch-banater Militärgrenzgebiet, rechts an der Donau und am Fuß des carlovviczer Gebirges, gut gebaut, ist Sitz des griechisch-nichtunirten Erzbischofs (seit 1848 Patriarchen), hat eine hübsche griechische Kathedrale, eine griechisch-theologische Lehranstalt, ein Obergymnasium, eine serbische Normal- und eine deutsche Oberschule, ein Hospital, vorzüglichen Weinbau auf dem benachbarten Hügel (carloviczer Ausbruch und Wermuth) und 4400 Einwohner, welche ansehnlichen Fischfang und nicht unbedeutenden Handel mit der Woiwodschaft und der Türkei treiben. C. war in den Revolutionsjahren 1846—49 ein Hauptherd des serbischen Aufstandes gegen Ungarn. Historisch berühmt ist C. durch den hier am 26. Januar 1699 auf 25 Jahre abgeschlossenen carloviczer Frieden zwischen Oesterreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte andererseits. Rußland blieb im Besitz von Asow und dem dazu gehörigen Gebiet, Polen erhielt Kaminiek, Podolien u. die Ukraine zurück und trat dagegen seine Eroberungen in der Moldau ab, Oesterreich behielt Siebenbürgen, wie es Michael Arafi besessen, u. die Landschaft Baczka zwischen der Theiß und der Donau, während die Pforte im Besitz der Festung Temesvar verbleiben sollte, Ungarns Grenze wurde gegen Morgen in einer geraden Linie von dem Ausfluß der Marosch bis an die Mündung der Bossut in die Sau bestimmt. Andere Artikel betrafen die Auswechselung der Gefangenen, die Einstellung der bisher immer noch dauernden Streifereien von Parteigängern, die freie Ausübung des Handels u. der katholischen Religion in dem türkischen Reiche. Auch wurde für die christlichen Gesandten die Erlaubniß ausgewirkt, am türkischen Hofe in fränkischer Kleidung erscheinen zu dürfen. Venedig, mit dem der Friede noch etwas später zu Stande kam, behielt ganz Morea bis an den Isthmus, St. Maura u. Engina, gab aber Lepanto, Rumili und Prevesa, nachdem diese Plätze geschleift worden waren, an die Pforte zurück; in Dalmatien behielt es 6 eroberte Festungen, im Archipel die Inseln, welche es vor dem Kriege besessen hatte, und zwar tributfrei. Ragusa sollte von Venedig unabhängig bleiben. Oesterreich erhielt in diesem Frieden fast Alles zurück, was die Pforte in 2 Jahrhunderten erobert hatte, und der carloviczer Friedensschluß bildete später größtentheils die Grundlage in den Verträgen zwischen Oesterreich und der Türkei.

Carlow (irisch Catherlough), Grafschaft im südöstlichen Theil von Irland, im Innern der Provinz Leinster, zwischen den Grafschaften Kildare, Wicklow, Werford und Kilkenny, umfaßt 16,3 QM. mit 68,660 Einwohnern. Das Land ist im Allgemeinen eben und sehr fruchtbar; nur im Südosten stehen Gebirge auf der Grenze gegen Werford und im Westen einige steile Hügel; auch gibt es Sümpfe. Im Westen fließt der Barrow, an der Ostgrenze der Slaney. Die Berge sind bewaldet und die Viehweiden bedeutend. Ackerbau und Viehzucht sind Haupterwerb, u. die Butter ist die beste des Landes. Außerdem findet sich in C. Eisen, Granit, Mergelkalk und Steinkohle (Anthracit). Ausgeführt werden Butter, Getreide, Mehl, Malz, Kalk.

Die gleichnamige Hauptstadt, links am Barrow, in angenehmer Lage, 1 Meile von Dublin, ist Bischofssitz, hat eine schöne katholische Kathedrale, ein College und 9120 Einwohner, die bedeutenden Handel mit Landesprodukten treiben. Das nur noch in Trümmern vorhandene Kastell, von König Johann errichtet, galt lange Zeit für eine höchst wichtige Festung. Unter der Regierung Richards II. von Donald M'Art d'Cavanagh, König von Leinster, erobert, blieb es lange in dem Besitz der Iren. Im Jahre 1650 ergab es sich den Parlamentstruppen und zerfiel seitdem in einen Trümmerhaufen. Am 27. Mai 1798 wurde die Stadt von einem starken Corps Irländer wüthend bestürmt, der Angriff jedoch nach einem blutigen Kampfe durch die Kavallerie der Kasernen und durch die herbeieilenden Freisassen abgeschlagen.

Carlowitz, Name eines alten, wahrscheinlich aus Böhmen stammenden, weit verzweigten, seit dem 15. Jahrhundert in Sachsen begüterten Adelsgeschlechts, welches 1552 die Würde eines der Reichserbvierritter des heiligen römischen Reichs erhielt und in mehre Haupt- und Nebenlinien zerfällt. Merkwürdig sind:

1) Christoph, geboren 1507, war Rath des Erzbischofs Albrecht von Mainz, dann des Herzogs Georg und der Kurfürsten Moritz und August von Sachsen, 1535 Amtmann in Zörbig, 1543 in Leipzig und 1557 Oberhauptmann in St. Joachimsthal, ward seit 1529 oft zu diplomatischen Sendungen verwendet, fungirte auf den damaligen Reichstagen als sächsischer Gesandter und war besonders bei den Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe betheiligt. Nachdem er 1554 in kaiserliche Dienste übergetreten, war er als Rath unter den Kaisern Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. thätig. Er † den 8. Juni 1578. Seine Biographie schrieb Langenn, Leipzig 1854.

2) Karl Adolf, preußischer General, geboren den 21. Juli 1771 zu Großhartmannsdorf bei Freiberg, war Rittmeister in der Garde du Corps des kursächsischen Heeres, sodann im französisch-preußischen Krieg in der sächsischen Armee, wurde Adjutant des Generals von Zeschwitz und 1809 Major und kommandirte später als Oberst ein von ihm gebildetes Jägercorps. Im J. 1813 schloß er sich an die Verbündeten an u. erhielt während der russischen Verwaltung des Königreichs Sachsen das Kriegsdepartement. Er nahm Theil an den Versammlungen des Kongresses zu Wien, trat hierauf als Generalmajor in preußische Dienste und wohnte dem Feldzuge von 1815 im südlichen Frankreich bei. Im Jahre 1815 wurde er Inspektor der thüringischen Landwehr, 1821 Kommandant von Magdeburg, 1822 Generallieutenant, 1824 Vicegouverneur von Mainz u. 1829 Gouverneur von Breslau, als welcher er den 20. Januar 1837 †.

3) Hans Georg, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner Sachsens, geboren den 11. December 1772 zu Großhartsmannsdorf bei Freiberg, studirte zu Leipzig und wurde 1794 Oberhofgerichtsassessor daselbst, zog aber schon 1795 als Amtshauptmann auf sein Gut Oberschönau. Im Jahre 1805 trat er

als geheimer Finanzrath in des geheime Finanzkollegium zu Dresden und erwarb sich durch sein anspruchloses und besonnenes Wirken nicht bloß in den höheren Kreisen, sondern auch bei dem größeren Publikum Anerkennung. Er wurde sodann 1821 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister beim deutschen Bundestag zu Frankfurt a. M. ernannt und zeigte sich hier als würdigen Vertreter der gemäßigten und gerechten Politik des sächsischen Staates, vorzüglich interessirte er sich für die damals vielfach besprochene Herstellung der deutschen Handelsfreiheit. Im Jahre 1827 zurückberufen, wurde er Mitglied des Geheimeraths-Kollegiums in Dresden mit dem Titel eines wirklichen geheimen Rathes und eines Direktors der Oberrechnungsdeputation. In Folge der Septemberunruhen von 1830 ging er zur Erhaltung der Ruhe nach Leipzig und wirkte später in den Landtagsangelegenheiten bei der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde kräftigst mit. Auch der Vertrag mit den Ständen der Oberlausitz, die Einverleibung derselben in den Gesammtstaat betreffend, ging durch seine Vermittelung. Selbst anspruchlos, verwarf er die Ansprüche eines auf die Geburt sich stützenden Adels und bewies sich in allen seinen Funktionen als Freund der modernen Civilisation. Als 1831 der geheime Rath aufgehoben wurde, erhielt C. den Beisitz im Gesammtministerium und an Lindenaus Stelle 1834 das Portefeuille des Innern, das er 1836 mit dem des Kultus und des öffentlichen Unterrichts vertauschte. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste durch zweckmäßige Reformen des sächsischen Kirchen- und Schulwesens. Er † den 18. März 1840.

4) Albert, geboren den 1. April 1802 in Freiberg, ward auf den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma gebildet und bezog 1820 die Universität Leipzig, wo er sich juristischen Studien widmete. Nachdem er von 1826 an Accessist bei der damaligen Landesregierung in Dresden gewesen, trat er 1828 als Referendar in den eigentlichen Staatsdienst. Im Jahre 1830 von der meißnischen allgemeinen Ritterschaft als Kondirektor in den Landtag gewählt, suchte er bei der Berathung der neuen Verfassung die Interessen der Adelsaristokratie zugleich gegen Unten wie Oben zu wahren. Sein Auftreten hatte jedoch zur Folge, daß er seinen Abschied nahm und im November 1831 als Regierungsrath in gothaische Dienste übertrat, wo er eine Zeitlang als Mitglied der Regierung des Fürstenthums Lichtenberg zu St. Wendel fungirte. Aber schon 1833 kehrte er wieder nach Sachsen zurück, um sich, von dem Hause Schönburg als Vertreter für dessen Receßherrschaft in die erste Kammer berufen, an dem ersten konstitutionellen Landtage zu betheiligen. Hier bewies er als Mitglied der Verfassungs- und Gesetzgebungsdeputation große Thätigkeit. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er auf dem nächstfolgenden Landtage zum Vicepräsidenten der ersten Kammer und nach Schluß der Sitzung zum Regierungsrath bei der neuerrichteten Kreisdirektion in Zwickau ernannt, welches Amt er jedoch bald wieder niederlegte, um sich ungestörter den ständischen Angelegenheiten widmen zu können. Er blieb Vertreter des Hauses Schönburg auf den verschiedenen Landtagen bis 1843, war besonders bei der Berathung des neuen Kriminalgesetzbuchs betheiligt und wurde 1845, nachdem ihm durch Uebernahme des väterlichen Gutes Oberschönau der Eintritt in die erste sächsische Kammer eröffnet worden war, in diese als lebenslängliches Mitglied von der Regierung berufen. Als Präsident die Verhandlungen leitend, sprach er sich damals schon mit großer Entschiedenheit über die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung, den nationalen Forderungen Deutschlands gegenüber, aus und bekämpfte den Widerstand des Ministeriums Könneritz gegen die Einführung einer auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit begründeten Kriminalrechtspflege. Da sich in dieser Frage beide sächsische Kammern mit großer Majorität gegen das Ministerium erklärten, trat der Justizminister Könneritz zurück, u. C. wurde im Herbste 1846 sein Nachfolger. Er nahm nun sogleich die Vorarbeiten zu einer den Ständen zu machenden Vorlage einer neuen, auf Mündlichkeit und Oeffentlichkeit gegründeten Strafprozeßordnung in Angriff, sah jedoch sein Vorhaben durch die Bewegungen von 1848 vereitelt. Bei Beginn derselben als außerordentlicher Kommissar von der Regierung nach Leipzig geschickt, rieth er zu Koncessionen, was ihm später von Seiten der Regierungspartei viel ungerechtfertigten Tadel zugezogen hat. Im März 1848 trat er mit dem Gesammtministerium ab und zog sich vor der Hand ins Privatleben zurück, da er bei der Wahl in die frankfurter Nationalversammlung mit nur geringer Minorität unterlag. Er siedelte auf das Rittergut Altscherbitz in Preußen, das er angekauft, über, wurde aber dennoch im Herbste 1849 zu Dresden in die erste sächsische Kammer gewählt. Ein Anhänger der preußischen Union, vertrat er eifrig die Aufrechthaltung des Bündnisses vom 26. Mai 1849 dem Ministerium Beust gegenüber und schied, da er nicht durchdrang, aus der Kammer. Bald darauf berief ihn die preußische Regierung in den Verwaltungsrath der Union, und beim Reichstage in Erfurt fungirte er als Kommissar der verbündeten Regierungen. Nach Schluß des Reichstags trat er abermals vom politischen Schauplatz ab, nachdem er inzwischen das Gut Ebersbach bei Görlitz gekauft hatte. Im Jahre 1852 ward er vom Kreis Görlitz als Vertreter in das preußische Abgeordnetenhaus gesandt, wo er sich der Partei Bethmann-Hollweg anschloß und 3 Jahre lang an dem unermüdlichen, aber damals fast hoffnungslosen Kampfe gegen das Ministerium Manteuffel Theil nahm. Für die nächste Session wußte das Ministerium seine Wahl zu verhindern, aber als mit der Regentschaft ein Umschwung in dem politischen Leben Preußens einzutreten schien, erschien C. wieder als Abgeordneter in Berlin. Er feierte hier als Redner einen großen Triumph in der Sitzung vom 20. April 1860, indem er der Meinung des gesammten deutschen Volkes über den Bundestag energischen Ausdruck gab. Im Allgemeinen unterstützte er das Ministerium, hielt sich aber in der letzten Zeit, da es seiner Ansicht nach in den deutschen Angelegenheiten nicht kräftig genug aufgetreten war, ferner von ihm und nahm in der Kammer von 1861 eine unabhängige Stellung ein, indem er dem Verhältniß Preußens zur deutschen Frage und zu Italien eine besondere Aufmerksamkeit widmete. In der aufgelösten Kammer von 1862 hat sich der ehemalige entschiedene Aristokrat der sogenannten Fortschrittspartei genähert.

Carlyle, 1) Thomas, geboren am 4. December 1795 in Ecclesachan, einem Dorfe in Dumfriesshire in Schottland, Sohn eines kleinen Pächters, empfing den ersten Unterricht auf der Schule von Annan und bezog bereits im 14. Jahre die Universität von Edinburg, um Theologie zu studiren; doch widmete er sich mit Vorliebe auch dem Studium anderer Wissenschaften, namentlich der Mathematik. Im Jahre 1820 wurde er mit Edward Irving befreundet, dem Stifter der bekannten, nach ihm genannten Sekte. Derselbe machte C. auf die deutsche Literatur aufmerksam, deren Studium dieser nun mit großem Eifer oblag. Mittlerweile hatte er eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einem College in Fife angenommen, in der er zwei Jahre verweilte und Legendre's Geometrie übersetzte, sowie eine Abhandlung über die Propositionen herausgab. Seine ersten Leistungen erschienen 1823 in Brewsters „Edinburgh Encyclopedia“ und bestanden aus „Essays“ über Montesquieu, Montaigne, Nelson und die beiden Pitts. Auch lieferte er Beiträge für die neue „Edinburgh Review“ u. eine Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister“ (Edinb. 1825, 3 Bde.). Nach der Vollendung dieser Uebersetzung begann er das „Leben Schillers“ („Life of Schiller, an examination of his works“, London 1825; 2. Aufl. 1845; deutsch, Frankf. 1830), das zuerst abschnittsweise von 1825 an im „London Magazine“ erschien. Wie groß C.'s Thätigkeit war, läßt sich daran erkennen, daß er bereits 1827 „German romances“ (Edinburg 1827, 4 Bde.) herausgab, eine Auswahl des Schönsten aus Goethe, Tieck, Jean Paul, Fouqué, Musäus und Hoffmann, nebst kritischen und biographischen Notizen über die Verfasser, denen sich Fragmente aus „Wallenstein“ und der „Jungfrau von Orléans“ anschlossen. C. selbst blieb ein begeisterter Verehrer Goethe's, mit dem er auch einen Briefwechsel anknüpfte. Er hielt sich damals abwechselnd in Arnelcy Bank und Craigenputtck auf, einem kleinen Bauerngute in Dumfriesshire in einer wildromantischen Gegend, wo er, gelegentlich zu verschiedenen Reviews beisteuernd, bis 1830 verweilte. In diesem Jahre zog er nach London, um in „Fraser's Magazine“ seinen „Sartor resartus“ oder „Life and opinions of Herr Teufelsdroeckh“, zu veröffentlichen, ein wunderliches, aber höchst originelles Buch, eine Art Selbstbiographie, worin er schonungslos das moralische Siechthum der Zeit aufdeckt, aber ohne ein klar zu erkennendes Heilmittel zu empfehlen. Dem „Sartor resartus“, der zu London 1836 wieder abgedruckt erschien, folgte 1837 die Geschichte der französischen Revolution („French revolution, a history“, 3 Bde.; deutsch von Feddersen, Leipz. 1 44, 3 Bde.). C. stellt in diesem Werke, zu dem er die umfassendsten u. gründlichsten Vorstudien machte, mit seltener Kunst die Menschen in ihrer Natur u. Persönlichkeit plastisch vor uns hin, und zwar mit hoher psychologischer Feinheit, welche bemerkbar macht, wie der Strom der Geschichte in den Herzen der Fürsten und Staatsmänner pulsirt. Im Jahre 1839 trat der „Chartismus“ an die Oeffentlichkeit, eine Untersuchung über die sociale Lage der verschiedenen Stände Englands, noch barocker in der Form als C.'s frühere Schriften. Um dieselbe Zeit gab er auch seine „Essays“ (5 Bde.) heraus. C.'s Weltanschauung und politisches System treten am deutlichsten und verständlichsten zu Tage in den „Vorlesungen über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthum in der Geschichte“, die er 1840 in London hielt und unter dem Titel „On hero worship“ (London 1841; deutsch von Neuburg, Berlin 1853) im Druck erscheinen ließ. Er stellte darin fünf Typen des Heldenthums auf: den Propheten (Mohammed), den Dichter (Dante und Shakspeare), den Priester (Luther und Knox), den Schriftsteller (Johnson, Rousseau und Burns) und den König (Cromwell und Napoleon). Sein Buch „The past and the present“ (Lond 1843) ist abermals eine leidenschaftliche Diatribe gegen die angebliche Hohlheit und Lügenhaftigkeit der modernen Gesellschaft, angeknüpft an ein damals entdecktes Tagebuch eines Mönchs von Sankt Edmundsburg aus dem 12. Jahrhundert, welches mit den kräftigsten Farben weiter ausgemalt ist. Unter dem Eindruck der deutschen Bewegungen von 1848 entstanden die „Latter-day pamphlets“ (London 1850), Weissagungen vom jüngsten Tage, die sich in der Tendenz ganz den oben erwähnten Werken anschließen, sowie „The Life of John Sterling“ (das. 1851), von den Engländern als eine der besten Biographien ihrer Sprache gerühmt. Die 1845 zur öffentlichen Debatte gebrachte Frage, ob Cromwell in dem neuen Parlamentsgebäude eine Bildsäule unter den Monarchen Englands bekommen solle, gab den ersten Anlaß zu der Herausgabe von „Oliver Cromwell's letters and speeches“ (London 1845, 2 Bde.; Supplemente 1846). C.'s neuestes bedeutendes Werk ist die Geschichte Friedrichs II. („The history of Friedrich II of Prussia“, London 1858 f.). Um Studien zu diesem Werke zu machen, hielt er sich 1852 längere Zeit in Berlin auf. Kein neuerer Schriftsteller hat so auf die Literatur seines Vaterlandes eingewirkt, als C. Nicht bloß die Schriftsteller, die man als seine Schule betrachten kann, wie Kingsley, Maurice, Thackeray, Currer Bell (Bronte), haben von ihm die lebhaftesten Eindrücke empfangen, sondern auch unabhängige Geister, wie D'Israeli und Bulwer, sind mehr oder weniger von ihm inficirt, und selbst die revolutionäre und socialistische Literatur verdankt ihm eine bedeutende Anregung. Auch in Amerika, wo ihn Emerson eingeführt hat, ist sein Einfluß sehr groß. Er steht zwar auf konservativer Seite, achtet aber überall den sittlichen Kern, und jeder Zukunftskeim ist seiner liebevollen Aufmerksamkeit sicher. Wie er überall der sittlichen Wahrheit zum Siege verhelfen, die konventionelle Heuchelei zerstören will, so möchte er das naturgemäß Zusammengehörende einander zuführen. Seit einer Reihe von Jahren lebt C. zu Chelsea.

2) Thomas, schottischer Rechtsgelehrter, beschäftigte sich ebenfalls mit deutscher Literatur und Wissenschaft und gab „Moral phenomena of Germany“ (Edinburg 1845) heraus, worin der sittliche Zustand Deutschlands mit sehr schwarzen Farben geschildert und über Zunahme des Unglaubens geklagt wird.

Carmagnola, Stadt in der sardinischen Provinz Turin, an einem Nebenfluß des Po, ist ummauert, hat 2 Vorstädte, 5 Pfarrkirchen, mehre Klöster, ein Hospital und 12,900 Einwohner, welche Wein-, Getreide-, Flachs- und vorzüglich Seidenbau treiben. Die Seidenmesse daselbst bestimmt den Preis dieses Erzeugnisses in weiter Umgegend. C. war ehedem

eine Grafschaft und machte einen Theil der weitläufigen Besitzungen des Hauses Saluzzo aus. Die Franzosen verwandelten C. während des 16. Jahrhunderts in einen starken Waffenplatz; gleichwohl wurde die Stadt 1588 von den Savoyern erobert und blieb in ihrem Besitz. Im Jahre 1799 wurden die Bewohner, als sie geschlagene französische Republikaner beunruhigten, blutig bestraft.

Carmagnola, eigentlich Francesco di Bartolomeo Bussone, berühmter venetianischer und mailändischer Feldherr, war der Sohn eines Bauern zu Carmagnola, wo er um 1390 geboren wurde, trat, anfangs Hirte, zuerst in den Sold des Facino Cane, eines mächtigen Bandenführers jener Zeit und Herrn von Alessandria, der die Regentschaft von Mailand an sich gerissen hatte. Nach dem Tode desselben (16. Mai 1412) ging C. mit Cane's sämmtlichen Truppen zu Philipp Maria Visconti, nunmehrigem Herzog von Mailand, über und kämpfte unter ihm 1414 und 1415. Als Belohnung für die Einnahme von Alessandria wurde er zum Grafen von Castelnuovo ernannt und erhielt des Herzogs natürliche Tochter Antonia zur Frau. Im Winter 1417 eroberte er die Festung Trezzo an der Adda und unterwarf darauf das abgefallene Piacenza, aus dem er alle Einwohner verjagte, so daß die große Stadt ein ganzes Jahr unbewohnt blieb. Pizzighettone und Castiglione widerstanden C.'s Waffen, Cremona aber fiel, freilich erst nach mehrjähriger, oft unterbrochener Belagerung, 1420. Als auch Brescia erobert war, richtete sich C.'s Siegeszug wider Genua, wo er 1421 seinen Einzug hielt. Ganz Oberitalien, mit wenigen Ausnahmen, gehorchte nun dem Herzog von Mailand. Im folgenden Jahre fiel C. in der Schweiz ein und besetzte Bellinzona und das liviner Thal, wurde zwar bei Arbedo geschlagen, behauptete aber nichtsdestoweniger jene Punkte. Dennoch hatte er des Herzogs Vertrauen verloren; er mußte sein Kommando mit dem Statthalterposten zu Neapel vertauschen und verlor auch diese Stelle 1424. Aus Rache ging er zu den Venetianern über, vereinigte eine Anzahl Städte gegen den Herzog von Mailand, eroberte Brescia für Venedig, besiegte jenen 1427 bei Maccalo am Oglio und bemächtigte sich 80 brescianischer und bergamesischer Orte. In einem zweiten Feldzuge 1428 nahm er Bergamo und einen Theil des Gebiets von Cremona und erhielt darauf von Mailand seine Güter und seine bis dahin gefangen gehaltene Familie zurück. Der unglückliche Ausfall seines dritten Zugs 1431 hatte zur Folge, daß man ihn nach Venedig lockte, dort plötzlich gefangen nahm, verurtheilte und unter Grausamkeiten am 5. Mai 1431 enthauptete. Dies tragische Ende C.'s ist von Dichtern und Geschichtschreibern behandelt worden, am gelungensten in Alessandro Manzoni's Trauerspiel „Il conte di Carmagnola" (1820).

Carmagnole (franz.), ursprünglich Name der Savoyardenknaben in Paris, die sich als Schuhputzer, Schornsteinfegerjungen, Kleiderreiniger 2c. ernähren, wahrscheinlich so benannt nach der sardinischen Stadt Carmagnola; dann besonders ein Volksgesang aus der französischen Revolutionszeit, der mit den Worten anfing: „Madam' Veto avait promis", und in welchem jede Strophe mit dem Refrain schloß: „Dansons la Carmagnole! Vive le son du canon!" Gewiß ist, daß die C. 1792 herauskam u. lange Zeit mit dem Carillon „Ça ira!" rivalisirte. Beide Gesänge wurden durch die Militärmusiken als Märsche und von den Orchestermusiken während der Zwischenakte im Theater gespielt und hielten sich, neben der Marseillaise und dem Chant du départ, bis zum 18. Brumaire 1799, abgerechnet die Zwischenzeit der Reaktion vom 9. Thermidor 1794 bis zum 13. Vendémiaire 1795, wo der Réveil du peuple gesungen wurde. Bonaparte, welcher in Italien u. Aegypten mit dem „Ça ira!", der C. und der Marseillaise die Franzosen zum Sieg geführt hatte, verwarf diese Revolutionslieder, als er Konsul wurde.

Carmarthen (Caermarthen), Grafschaft im südlichen Theile des englischen Fürstenthums Wales, im Norden von der Grafschaft Cardigan, im Osten von Brecon, im Westen von Pembroke, im Süden von Glamorgan und der Carmarthenbai im Bristolkanal begrenzt, enthält 32,7 QMeilen mit (1861) 111,757 Einwohnern. Die Oberfläche ist im Allgemeinen wellenförmig, bisweilen sehr hügelig und bis zum Gebirge ansteigend. Die Hälfte des Landes sind Weiden, etwa ein Viertel wird bebaut. Besonders fruchtbar ist das lange Thal des Towy. Die bedeutendsten und sehr fischreichen Flüsse sind Towy, Cothy, Dulas, Bury, Amman 2c. Landbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige; die Industrie producirt Zinnplatten und Wollenstrümpfe. Bei Llanelly sind große Eisen- u. Kupferwerke, deren Produkte, nebst Kohlen, ausgeführt werden. Im Alterthum hieß der Landstrich Dimetia, und mehre Plätze desselben sind durch Geschichte und Poesie verherrlicht. Grongarhügel besitzt einen klassischen Namen, und Llandeilo bezeugt den Fall der kambrischen Freiheit im Entscheidungskampfe zwischen Llewellyn und König Eduard I. von England. Spuren einer altrömischen Straße zeigen sich bei Llandovery, und Llanegwadsprengel ist reich an alten, sowohl römischen, als britischen Ueberresten. Die gleichnamige Hauptstadt, rechts am Towy, über welchen eine Brücke von 10 Bögen führt, ist eine blühende und wachsende Stadt von 11,000 Einwohnern, die großen Küstenhandel treibt, Agrikulturprodukte, Zinn und Eisen ausführt und auch nicht unwichtige Einfuhr hat. Schiffe von 300 Tonnen gelangen auf dem Fluß bis zur Stadt. In der Nähe Sir Thomas Pictons Denkmal. Früher befand sich in C. die Kanzlei und Schatzkammer für Südwales, und die alten Britannier hielten hier ihre Patriarchalsynoden. Die Stadt ist angeblich der Geburtsort des Propheten Merddyn od. Merlin (480), welcher ihr den Namen Caer-merddyn, d. i. Stadt des Merlin, gegeben haben soll. In neuester Zeit war C. der Hauptsitz der Rebekkaunruhen.

Carmenta (Carmentis), bei den Römern eine weissagende und heilende Göttin, welche am Fuß des kapitolinischen Berges einen Tempel und am karmentarischen Thore Altäre hatte, und der am 11. und 15. Januar das vorzüglich von den Frauen gefeierte Fest der Carmentalia gewidmet war. Dabei wurde die segenbringende altitalische Nymphe als Postvorta (in die Zukunft blickend) und als Antevorta (Porrima, Prosa, in die Vergangenheit schauend) angerufen, daher man auch von 2 Carmentis sprach und sie als Göttinnen der Geburt und des Schicksals mit den Camenae (s. d.) identificirte. Die

Sucht, sie von der griechischen Mythologie abzuleiten, setzte sie mit Faunus in Verbindung, machte sie zur Mutter des Arkadiers Evander und leitete ihre Verehrung von diesem her.

Carmentalis porta, ein Thor Roms zwischen dem Tiberis und dem Kapitol, am Tempel der Carmenta. Durch dasselbe zogen die Fabier in den Todeskampf, weshalb es später Porta scelerata genannt und sein Durchgang als unheilbringend vermieden ward.

Carmer, Johann Heinrich Kasimir, Graf von, deutscher Staatsmann, geboren den 29. December 1721 in der damals kurpfälzischen Oberamtsstadt Kreuznach, trat 1749 aus dem pfälzischen in den preußischen Staatsdienst und wurde 1750 Regierungsrath in Oppeln, 1751 Direktor und 1763 Präsident der Regierung in Breslau, 1768 Justizminister und Chefpräsident sämmtlicher Regierungen in Schlesien. Im Jahre 1779 berief ihn der König zum Großkanzler und Chef de justice und übertrug ihm die Reform des Justizwesens. Unter seiner Verwaltung ward das Hypothekenwesen geordnet, ein landschaftliches Kreditsystem in Schlesien gestiftet, der Geschäftsgang vereinfacht und eine ökonomische Gesellschaft errichtet. Das größte und nachhaltigste Verdienst aber erwarb sich C. durch die gründliche und zeitgemäße Reform des auf Friedrichs II. Befehl von Cocceji 1750 angefertigten Codex Fridericianus. Nach vieljährigen Studien und Berathungen begann er 1781 mit der neuen Prozeßordnung die Umgestaltung der Rechtsinstitute Preußens u. kam 1791 damit zu Stande. In diesem Jahre vollendete er auch das allgemeine preußische Gesetzbuch, welches durch die Bekanntmachung vom 1. Juni 1794 unter dem Namen „Allgemeines Landrecht" Gesetzeskraft erhielt. C. wurde zum königlichen Kommissär bei den pommerschen, ost- und westpreußischen Landschaften ernannt und endlich zum Grafen erhoben. Erst 1798 zog er sich auf sein Gut Rätzen bei Glogau zurück, wo er den 23. Mai 1801 †.

Carmichael, Richard, berühmter britischer Wundarzt zu Dublin, Lehrer am Richmondhospital, am Industriehaus und am St. George's Dispensary, Präsident des königlich irländischen Kollegiums der Wundärzte, † den 3. Juni 1849 in der Nähe von Dublin. Er machte besonders die dyskrasischen Krankheiten zum Gegenstand seines Forschens, dessen Resultate er niederlegte in den Schriften: „On the effects of carbonate of iron upon cancer" (Dublin 1806, 2. Ausgabe 1812); mit Henning und Goodlad: „On the nature of the scrofula" (London 1810; deutsch von Choulant, Leipzig 1818) und „An essay on the origin and nature of tuberculous and cancerous diseases" (Dublin 1836). Vorzugsweise jedoch suchte er das Studium der Lustseuche zu fördern, bei deren Behandlung er das Quecksilber verwarf. Dahin gehören die Schriften: „On the venereal diseases which have confounded with syphilis" (Dublin 1814—15, 2 Theile; 2 Ausgabe, das. 1825); „On venereal diseases and the use and abuse of mercury in their treatment" (London 1814, 2 Theile; 2. Auflage 1825); „On the symptoms and specific distinctions of venereal diseases" (das. 1825; deutsch von Kühn, Leipzig 1819); „Clinical lectures on venereal diseases" (Dublin 1842; deutsch, Leipzig 1843).

Carminativa (lat.), blähungtreibende Mittel, s. Blähungen.

Carmon (Carmona), Stadt in der spanischen Provinz Sevilla, am Carbones, in hügeliger Gegend, hat schöne Häuser, ein hohes maurisches Kastell in der Mitte, 7 Kirchen (der Thurm der Hauptkirche ist der Giralda nachgeahmt), mehre Klostergebäude und 15,100 Einwohner, darunter viele reiche Adelige. C. ist celtiberischen Ursprungs und hieß im Alterthum Carmo. Die alten Mauern wurden später zerstört, und C. mußte sich von Philipp IV. den Namen einer Stadt erst um ein Geschenk von 40,000 Dukaten wieder erkaufen.

Carmontelle, französischer Dichter, geboren zu Paris den 25. August 1717, Vorleser und Ordonnateur des fêtes bei dem Herzog von Orléans, † den 26. December 1806. C. verdankt seine literarische Berühmtheit vorzugsweise seinen „Proverbes dramatiques" (Paris 1768—1811, 10 Bde.; beste Ausgabe, das. 1822, 4 Bde.), welche nach der Krisis der französischen Revolution in jeder Straße auf den Liebhabertheatern aufgeführt wurden. Ferner erschienen von ihm: „Théâtre du prince Clanerzou, traduit en français par le baron de Blening" (1771, 2 Bde.), „Théâtre de campagne" (1775, 5 Bde.), die Romane: „Le Duc d'Arnay" und „Le Triomphe de l'Amour sur les moeurs de ce siècle", „Conversations des gens du monde dans tous les temps de l'année" (1786), endlich das mit großem Beifall aufgenommene Lustspiel „l'Abbé de plâtre" (1779). Außerdem soll er noch eine solche Menge Manuskripte hinterlassen haben, daß seine sämmtlichen Werke über 100 Bände füllen würden.

Carn (Cairn), Name von Steinhaufen, welche sich hie und da in Britannien, vorzüglich in Schottland und Wales, vorfinden. Sie bestehen aus Steinen von verschiedener Größe und von konischer Gestalt; ein platter Stein krönt stets die Spitze. Man glaubt, daß sich von hier herab der erwählte Häuptling dem Volke zeigte, oder daß von hier aus Recht gesprochen wurde, oder daß sie dem Mercurius zu Ehren oder zum Gedächtniß feierlicher Verträge errichtet worden sind, besonders wo man sie von steinernen Pfeilern umgeben findet, oder daß sie zur Ausübung gewisser religiöser Gebräuche dienten. Steinerne Kisten und Urnen werden häufig dabei vorgefunden und deuten wohl auf Grabdenkmäler hin. Einige von den C.s sind von bedeutendem Umfang. Sie finden sich auf allen britischen Inseln, in Cornwall, Wales und überall im nördlichen Britannien. In Wales heißen sie Carneddau.

Carna (lat.), römische Göttin, Beschützerin der edleren Eingeweide des Menschen. Ihr Fest wurde nach der Stiftung von Junius Brutus den 1. Juni gefeiert und ihr dabei ein Mus von Bohnenmehl und Speck geopfert.

Carnabon, König der Geten, empfing anfangs den Triptolemus, welcher auf Ceres' Gebot den Menschen den Ackerbau lehrte, gastfreundlich, tödtete ihn aber hierauf einen Drachen von seinem Gespann. C. wurde durch die Göttin toll, nahm sich das Leben und ward sammt dem Drachen an den Himmel als Ophiuchos, Anguitenens, Serpentarius gesetzt.

Carnac, Dorf im französischen Departement Morbihan (Niederbretagne), 4 Meilen südöstlich von l'Orient unweit der Meeresküste, mit 3800 Einwohnern, ist merkwürdig durch ein in der großen Ebene

daselbst befindliches celtisches Denkmal der Druiden (les pierres debout de Carnac genannt), dessen Bedeutung räthselhaft ist. Es besteht aus mehren Tausenden roher Granitobelisken, die mit der Spitze in der Erde ruhen, 10—15 Fuß über dieselbe emporragen und in mehre der Küste parallel von Westen nach Osten gerichtete Kolonnaden geordnet sind. Ein ähnliches Denkmal von kleinerem Umfang befindet sich bei dem Dorfe Camares.

Carnarvon (Caernarvon), Grafschaft im Nordwesten des englischen Fürstenthums Wales, auf 3 Seiten vom irischen Meer (Cardigan- und Carnarvonbai, Menaistraße), östlich und südöstlich von den Grafschaften Denbigh und Merioneth begrenzt, umfaßt 44,7 □Meilen mit (1861) 95,668 Einwohnern. C. ist der gebirgigste u. romantischste Theil von Wales. Hier erhebt sich fast in der Mitte der Grafschaft der höchste Berg von England, der Snowdon, in drei fast gleich hohen Gipfeln zu 3345 Fuß, und nördlich und südlich von ihm steigen noch mehre Berge zu 2—3000 Fuß Höhe auf. Die nach Südwesten auslaufende Halbinsel wird von einer 1500 Fuß hohen Bergreihe durchzogen, ist aber an beiden Uferseiten flach. Die Berge von C. bestehen aus Thonschiefer, welcher Kupfer und Bleierz enthält. Die Hauptminen davon liegen in Llanberis, Nantle-pooles und Beddgelert, und die von reinem Schiefer in Llandegai, Llanberis, Llanllyffni &c. Unter den Flüssen, die meist nach kurzem Lauf in die See münden, ist der Conway der bedeutendste; nach ihm sind der Ogwen, Llugwy, Lleder, Seiont und Colurhn zu nennen. Der Reichthum an Seen verleiht C. den Charakter eines Alpenlandes; als der bedeutendste ist zu erwähnen der Clye Conway, am Snowdon, aus welchem der Conway entspringt. Berühmt wegen ihrer herrlichen Lage sind der Llanberis- und Nantgwynantsee. Die Erzeugnisse sind Kupfer, Blei, Schiefer, Mühlsteine, Gerste, Hafer, Rindvieh und Pferde. Beträchtlich ist die Fischerei von Häringen, Austern &c. Der Nordküste entlang läuft die Chester-Holyhead-Eisenbahn, die unweit Bangor über die Menaistraße nach der Insel Anglesea führt; eine andere geht von Bangor an der Westküste bis Portdinlleyn. Alterthümer trifft man in mannichfaltiger Menge. Dazu gehören die Carn (s. d.), Cromlech, das römische Lager und verschiedene altbritische Kastelle.

Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Seiont in die Menaistraße, schön gelegen, ist von Mauern mit runden Thürmen (ein Werk Wilhelms des Eroberers) umgeben, im Innern aber jetzt sehr verschönert. Die Ruinen des dasigen Kastells (Geburtsort Eduards II.) gehören zu den prachtvollsten des Reiches. Die Mauern haben eine Dicke von 8 Fuß und tragen 13 fünf- und sechseckige Thürme. C. ist ein Seebad, und viele reiche Familien wohnen in der unmittelbaren Nähe. Am Menai entlang führen herrliche Promenaden. Die 900 Einwohner treiben vorzüglich Küstenhandel mit Schiefer, Kupfer, Flanell und Strümpfen. Nahe beim Kastell stand das alte Segontium, von welchem noch Spuren vorhanden sind.

Carnea (v. Griech.), großes, dem Apollo zu Ehren gefeiertes Nationalfest der Spartaner, ein Kriegerfest, den Boëdromien der Athener ähnlich. Die Feier hob am 7. Tage des Monats Carneus an u. währte neun Tage. Der dabei den Dienst verrichtende Priester hieß Agetes. Ihm standen aus jedem spartanischen Stamme fünf Diener, Karneaten genannt, bei, welche während der vierjährigen Verwaltung ihres Amtes nicht heirathen durften. Während der neuntägigen Dauer des Festes standen im Freien zeltähnliche Hütten, in deren jeder sich neun Mann, je drei aus einem Stamme, aufhielten u. die, gleich als ob sie zu Felde lägen, einem Herold zu gehorchen hatten. Auch stellte man zum Gedächtniß der Ueberfahrt der Herakliden von Naupactus ein Floß auf und errichtete auf demselben eine Bildsäule des Apollo Carneus, als des geleitenden Gottes, mit Lustrationsbinden geschmückt. Die Feier bestand in Stieropfern, kriegerischen Tänzen und seit der 26. Olympiade in musischen Wettkämpfen, in welchen Terpander den ersten Sieg davontrug; während derselben ruhten alle Fehden. Außer Sparta wurden die C. auch zu Cyrene, Thera, Gythion, Messene, Sicyon und Sybaris gefeiert.

Carneades, berühmter u. einflußreicher griechischer Philosoph, nach Cicero Gründer der dritten Akademie, war 214 v. Chr. zu Cyrene in Afrika geboren u. † 129. Er studirte die Stoiker, besonders Chrysippus, trat dann zu Athen als Lehrer auf und erwarb sich durch ungemeinen Scharfsinn und große Beredtsamkeit Achtung und Ruhm. Im Jahre 156 sandten ihn die Athener mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Critolaus nach Rom, um daselbst Milderung einer von Rom auferlegten Geldstrafe zu erwirken. Bevor die Gesandten vor dem Senat auftraten, haranguirten sie an öffentlichen Plätzen das Volk. C. glänzte durch seine heftige und hinreißende, Critolaus durch seine korrekte und elegante und Diogenes durch seine einfache und bescheidene Beredtsamkeit. Aber nicht nur auf die römische Jugend machte das glänzende Rednertalent des C. den gewaltigsten Eindruck; auch Cato, der Censor, wurde durch dessen scharfsinnige Argumentation dergestalt ergriffen u. bestürzt, daß er darauf antrug, diesen Philosophen, als einen dem Rechte gefährlichen Menschen aus der Stadt zu entfernen. Seit jener Zeit begann in Rom das Studium der griechischen Philosophie, Dialektik u. Rhetorik. C., dessen Hauptthätigkeit in mündlichen Vorträgen nach sokratischer Weise bestand, hinterließ wenig oder keine Schriften. Wir kennen seine Lehre nur durch Diogenes Laërtius, Cicero u. A. Wenn die Philosophen der mittleren und neueren Akademie seit Arcesilaus ihr Zweifelsystem besonders gegen die stoische Dialektik richteten u. auf bescheidene Einschränkung der Endurtheile der Vernunft drangen, welche doch nur Wahrscheinlichkeit angeben könne, so bestimmte C. die Gesetze und drei Stufen der Wahrscheinlichkeit genauer. Die stoische Lehre von der Gottheit bekämpfte er eifrig, wie er denn überhaupt mit seiner außerordentlichen Geistesgewandtheit gegen den Anthropomorphismus stritt. In der Moral stellte er gegen die Stoiker den Satz auf, daß das höchste Gut in der Befriedigung des unmittelbaren natürlichen Triebes liege, und leugnete gegen dieselben ein eigentliches Naturrecht. Auch setzte er der bürgerlichen Gerechtigkeit (Klugheit) die natürliche (Sittlichkeit) entgegen und bewährte sich dadurch zwar als tiefer Kenner des Wesens des Handelns, brachte aber auch die sittliche Ueberzeugung u. die Moral, da er den Widerstreit beider nicht auflöste, in ein mißliches Verhältniß.

Carni, celtisches Volk, wohnte, von den Japoden, Rhätern, Norikern u. Pannoniern umgeben, nördlich von den Venetern in den karnischen Alpen (Alpes carnicae). Ihr Land hieß Carnia, ein Theil von dem jetzigen Krain, Kärnthen und Friaul.

Carnicer, Don Ramon, berühmter spanischer Tonkünstler, 1789 zu Tarrego in Katalonien geboren, bildete sich in der Musik zu Seo de Urgel, seit 1806 in Barcelona und von 1808—14 auf den balearischen Inseln. Er wurde dann in Barcelona 1816 zweiter und 1818 erster Kapellmeister und bekleidet seit 1828 dieselbe Stelle bei der königlichen Oper zu Madrid. C.s Opern, mit denen er 1818 zuerst auftrat, fanden in Spanien lebhafte Aufnahme, erinnern aber nach Form u. Wesen nur an Rossini und verrathen kein tieferes Produktionsvermögen. Seiner ersten Oper „Adela de Lusignan" folgten: „Elena y Constantino"; „Don Juan Tenorio"; „Elena y Malvina"; „El Calon"; „El Eufemio di Messina". Außerdem schrieb C. Kirchenstücke, Todtenmessen u. gute spanische Volkslieder.

Carnifex (lat.), bei den Römern Der, welcher die verurtheilten Sklaven und Fremden ans Kreuz schlug, und dem das Foltern und die Bewahrung der Folterwerkzeuge (tormenta) oblag. Er war kein römischer Bürger, galt als ehrlos und wohnte nicht in der Stadt, sondern vor der Porta Media (Esquilina) jenseits des Cölius.

Carniprivium (Carnisprivium) **novum** et **vetus** (lat.), die Sonntage Estomihi und Invocavit, da vor dem 9. Jahrhundert das Fasten erst mit diesen und nicht mit der Aschermittwoch begann.

Carnis delicta (lat.), fleischliche Vergehen, s. Unzuchtsverbrechen.

Carnivora (lat.), s. Raubthiere.

Carnot, 1) Lazare Nicolas Marguérite, Graf, der Cato der französischen Revolution, war den 13. Mai 1753 zu Nolay im Departement Côte-d'or als der Sohn eines angesehenen, aber armen Advokaten geboren. Er erhielt seine Bildung in der Klosterschule zu Autun und seit 1769 in der Ingenieurbildungsanstalt zu Paris, trat dann in das Ingenieurcorps und dessen höhere Bildungsanstalt zu Mézières und beendigte den praktischen Kursus zu Calais. Schon damals regten sich in ihm Ideen zur bessern Vertheidigung fester Plätze; doch fanden seine Pläne und Vorschläge und auch sein „Essai sur les machines en général (1783) nirgends Gehör. Eine Lobrede auf Vauban vor der Akademie zu Dijon trug ihm den Preis und die Mitgliedschaft dieser Akademie ein. Beim Ausbruch der Revolution Kapitän, wurde er vom Departement Calais 1791 zum Deputirten bei der ersten gesetzgebenden Versammlung gewählt und trat aus dieser am 21. Sept. 1792 in den Nationalkonvent über. Als Mitglied des letzteren stimmte er für den Tod des Königs. Er erhielt darauf wichtige Sendungen zur Rheinarmee und zum linken Flügel der Nordarmee, mit dem er Furnes im Sturm nahm. Hierauf leitete er die Aushebungen von 300,000 Mann in den Norddepartements und eilte von da zu Dumouriez' Armee, um das Betragen dieses Generals zu untersuchen und ihn zu verhaften, kam aber erst an, als sich derselbe bereits zu den Oesterreichern begeben hatte. Am 14. August 1793 trat er in den Wohlfahrtsausschuß, in welchem die höchste Leitung der Kriegsführung ganz in seine Hände gegeben ward. Er machte sogleich den kühnen Antrag, der österreichischen Armee, welche Maubeuge einschloß, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Mit Andern mit der Ausführung betraut, entwickelte er den Angriffsplan und entschied im entscheidenden Moment den Sieg durch eigene Führung der schon wankenden Truppen. Von nun an entwickelte sich C.s großer Einfluß auf alle Kriegsoperationen der Republik; er stand mit sämmtlichen 14 Armeen in fortwährender Korrespondenz, und allen Heerführern ertheilte er die ausführlichsten, scharfsinnigsten Instruktionen, von welchen die Geschichte mehre als Muster aufbewahrt. Vor Allem klar u. genial ist der Plan zum Feldzuge von 1794, welchen C. in einem eigenhändigen Schreiben vom 11. März (21. Ventôse II) an Pichegru entwickelte. Sein Scharfblick wußte nicht nur die talentvollen Führer aufzusuchen und zu verwerthen, sondern sie auch unermüdlich und mit Strenge zu überwachen. Dennoch würde ihn dies Alles nicht vor der Guillotine gesichert haben, zumal da er es ausschlug, Jakobiner zu werden und Robespierre und seinen Genossen seine Verachtung unverhohlen ins Angesicht äußerte, wenn er nicht den durch ganz Frankreich tönenden Ruf für sich gehabt hätte: „C. hat den Sieg organisirt!" Einige nach Robespierre's Tod wider ihn lautwerdende Anklagen schlug er siegreich nieder. Auf seinen Vorschlag wurde den Schlächtereien in der Vendée ein Ende gemacht, Amnestie ertheilt und endlich der Friede zu Nantes geschlossen. Mitten in den Stürmen der Schreckenstage gründete C. das polytechnische Institut zu Paris und schrieb mehre wissenschaftliche Werke. Er erkannte zwar die Mängel der damaligen Staatsverfassung, aber die rechten Mittel zur Abstellung derselben waren ihm nicht klar. So widersetzte er sich anfangs der Einführung der Direktorialregierung, nahm aber dann selbst, von 14 Departementen gewählt, seinen Sitz im Rathe der Alten ein. Das Kriegsministerium schlug er aus, trat aber ins Direktorium, leitete hier mit Rewbell einige Zeit die auswärtigen Angelegenheiten und später mit Letourneur die des Kriegs. Auch jetzt war C. die Seele aller militärischen Unternehmungen; er war es auch, der Bonaparte zum Oberfeldherrn der italienischen Armee vorschlug. Als er jedoch das zur Befestigung der Republik nöthige Maß des Ruhmes und der Macht erfüllt sah, neigte er sich dem Frieden zu, um das Innere des Reichs zu ordnen. Aber gerade hierin hatte er die Triumvirn Barras, Rewbell u. Lareveillère zu entschiedenen Gegnern. Sie wußten Bonaparte für sich zu gewinnen, und als in der berüchtigten Nacht vom 3. zum 4. Sept. Augereau auf dessen Befehl alle Gegner des Triumvirats gefangen nahm, worauf sie nach Cayenne verbannt wurden, entging C. diesem Schicksal und dem Dolch eines gedungenen Mörders nur durch die Flucht. Er begab sich hierauf nach Augsburg u. Nürnberg u. verfaßte hier die berühmte „Réponse de L. N. M. Carnot etc. au rapport fait sur sa conjuration du 18 Fructidor an V au conseil des cinq cents par Bailleul, au nom d'une commission spéciale" (London 1799), welche die ihm öffentlich gemachten Beschuldigungen royalistischer Umtriebe, verrätherischer Begünstigung der Feinde Frankreichs 2c. schlagend widerlegte u. von den Feinden des Direktoriums mit Begierde gelesen, zu dessen Sturz (18. Juni 1799) unstreitig beitrug.

Nach der Revolution des 18. Brumaire (9. Nov. 1799) rief der erste Konsul Bonaparte fast alle Verbannten des 18. Fructidor und auch C. zurück. Letzterer wurde sogleich Direktor des Kriegsmaterials und im Mai 1800 an Berthiers Stelle Kriegsminister. In dieser Eigenschaft führte er Ordnung und Sparsamkeit in die Administration zurück; auch wurde auf seine Veranlassung Turenne's Asche in den Tempel des Mars gebracht und Latour d'Auvergne-Cornet zum ersten Grenadier Frankreichs ernannt. Als die Pläne der neuen Regierung immer offener hervortraten, reichte er am 16. Vendémiaire IX. (5. Sept. 1800) erneuert ein Abschiedsgesuch ein und begab sich nach St. Omer, wo er seiner Familie und den Wissenschaften lebte. Doch schon am 9. März 1802 ernannte ihn der Erhaltungssenat zum Mitglied des Tribunats, in welchem er, zwar in minder glänzenden Verhältnissen, seinen Grundsätzen treu bleiben und gegen alle die freie republikanische Verfassung bedrohenden Vorschläge unumwunden hervortreten konnte. So stimmte er gegen das beantragte lebenslängliche Konsulat und sprach allein gegen Bonaparte's Erhebung auf den erblichen Kaiserthron. Trotz des markigen Ausdrucks seiner republikanischen Gesinnung blieb er, als Napoleon die Kaiserwürde angenommen hatte, furchtlos im Tribunat, bis auch diese letzte Schutzwehr gegen die kaiserliche Willkür aufgehoben wurde. C. kehrte nun in seine Heimat zurück und lebte hier eingezogen; er, der die höchsten Stellen in der Armee vergeben und über den öffentlichen Schatz mit verfügt hatte, war selbst nie weiter als zum Bataillonschef in seiner Anciennetät gestiegen und hatte kaum sein kleines väterliches Erbtheil ungeschmälert erhalten können. Vergeblich trug sein Nachfolger im Kriegsministerium auf seine Ernennung zum Divisionsgeneral an; erst nach siebenjähriger Vergessenheit dekretirte ihm Napoleon wegen des Entsatzes von Maubeuge eine jährliche Pension von 10,000 Francs. Das Departement Côte-d'or wählte den Widerstrebenden 1809 zum Deputirten beim Erhaltungssenat. Napoleon näherte er sich nicht wieder, und erst 1814 bot er dem Vaterlande seine Dienste an, indem er sein Schreiben an den Kaiser (vom 24. Januar) schloß: „Noch ist es Zeit, Sire, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen und die Liebe einer edlen Nation wieder zu erwerben." Napoleon ernannte ihn darauf zum Gouverneur von Antwerpen, damals dem wichtigsten festen Platz seines Reichs. C. fand die Festung bereits von feindlichen Streifcorps umschwärmt, bereitete aber sogleich die tapferste Vertheidigung vor und kam selbst den wiederholten Aufforderungen zur Uebergabe von Seiten der provisorischen französischen Regierung erst dann nach, als die Dokumente über des Kaisers Abdankung und die Wiedereinsetzung der bourbonischen Familie eintrafen. C. war dabei mit solcher Schonung gegen die Stadt verfahren, daß ihm die Bürger der Vorstadt Borgerhout von Antwerpen ein Denkmal errichteten u. ihre Hauptstraße nach seinem Namen nannten. Von Ludwig XVIII. kalt empfangen, zog er sich zurück, verfaßte jedoch eine Denkschrift, die allein in des Königs Hände kommen sollte, aber wider seinen Willen unter dem Titel „Mémoire adressé au roi en Juillet 1814 etc." erschien. Die Polizei überwachte ihn, besonders nach Napoleons Landung, so streng und drohend, daß er sich zur Wahrung seiner Sicherheit in Paris verbarg. Napoleon ernannte ihn nach seiner Ankunft in Paris zum Minister des Innern, sowie zum Grafen und Pair des Reichs, bald darauf zum Kommandeur u. endlich zum Großoffizier der Ehrenlegion, doch erhielt C. weder ein seiner Pairschaft entsprechendes Majorat, noch erlaubte ihm sein Republikanersinn, von dem Grafentitel Gebrauch zu machen. Trotz der stürmischen Zeit brachte C. möglichste Ordnung in seine Verwaltung und beförderte Ackerbau, Wissenschaft, Künste und Unterricht. Die Schlacht bei Waterloo warf seine letzten Hoffnungen auf ein mächtiges u. freies Frankreich nieder. Vergeblich kämpfte er gegen des Kaisers Abdankung an u. zwang selbst diesen zu dem Bekenntniß, daß er ihn zu spät erkannt habe. Er überbrachte darauf der Kammer die von Napoleon unterschriebene Abdankung. Von jener zum Mitglied der provisorischen Regierung erwählt, trat er den Ränken Fouché's männlich entgegen, ohne ihn jedoch unschädlich machen zu können. Nach Ludwigs Wiederantritt der Regierung zog er sich nach Cerny zurück und schrieb hier, da die königliche Proskriptionsordonnanz ihn allein von allen Ministern Napoleons aufführte, seinen „Exposé de la conduite de C. etc.", worin er die Verleumdungen seiner Feinde widerlegte. Nichtsdestoweniger erhielt er die Weisung, sich nach Blois unter polizeiliche Aufsicht zu begeben. Er floh über die Niederlande und Deutschland nach Warschau. Auch von den Kammern verbannt und angewiesen, sich nach Preußen zu begeben, wählte er Magdeburg zum bleibenden Aufenthaltsort, wo er in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften und der höheren Ausbildung seiner Söhne lebte und am 2. Aug. 1823 †. Als Schriftsteller war C. vorzugsweise im historisch-politischen und im mathematisch-militärischen Fach und außerdem als Dichter thätig. Seine berühmtesten Werke sind: „Eloge de Vauban" (Lyon 1783); „Essai sur les machines en général" (das. 1784, neue Aufl. 1810); „Oeuvres mathématiques" (Basel 1796); „Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal" (Paris 1796; 2. Aufl. 1813; deutsch von Hauff, Frankfurt a. M. 1800); „Traité de la corrélation de figures de géométrie" (Paris 1801); „Géométrie de position" (das. 1801; deutsch von Schumacher, Altona 1808—10, 2 Thle.); „De la défense des places fortes" (Paris 1809, 3 Bde.; 3. Aufl., das. 1812; engl. von Montalembert, London 1814), wozu nachträglich erschien: „Mémoire sur la fortification primitive, pour servir de suite au traité de la défense des places fortes" (Paris 1823). Als Dichter zeigte er sich besonders glücklich in seinem komischen Heldengedicht „Don Quichote" (Leipzig 1820). Nach seinem Tode erschienen: Mémoires hist. et milit. sur Carnot, rédigés d'après ses manuscrits, sa correspondance inédite et ses écrits, par P. F. Tissot" (Paris 1824). Vergl. Rioust, Vie de C., Gent 1817, deutsch bearbeitet von Körte als „Leben C.'s", Leipzig 1820; Correspondance de Napoléon Buonaparte avec le Cte. C., pendant les 100 jours, Paris 1819; Arago, Biographie de C., das. 1850.

2) Lazare Hippolyte, einer der Hauptführer der französischen Demokratie, Sohn des Vorigen, den 6. April 1801 zu St. Omer geboren, begleitete den Vater während dessen Verbannung u. verweilte mit ihm 7 Jahre in Magdeburg, wo er

deutsche Sprache und Literatur studirte. Im Jahre 1823 nach Frankreich zurückgekehrt, betrat er die juristische Laufbahn, wurde einer der eifrigsten Anhänger des St. Simonismus und bethätigte sich als Mitarbeiter am „Précurseur", am „Organisateur" und am „Globe", trennte sich aber mit Bazard, Lerour u. A. von der Schule, als Enfantin der neuen Kirche eine sinnlichere Richtung zur Unterlage zu geben u. namentlich, wie sich C. ausdrückte, „den Ehebruch zu organisiren" suchte, und entwickelte in der „Revue indépendante" seine immer noch socialistischen, aber gemäßigteren Ansichten. Nachdem er Holland, England und die Schweiz bereist, nahm er seine Studien wieder auf, ward 1839 bei der antiministeriellen Koalition Präsident des Centralausschusses der pariser Wähler, gelangte im März in die Deputirtenkammer, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm, und ging auch aus den Wahlen von 1842 und 1846 siegreich hervor. Im Jahre 1847 veröffentlichte er die Schrift: „Les radicaux et la charte" (Paris), in der er sich offen als Republikaner bekannte, aber seine politischen Freunde ermahnte, die Ausführung ihrer Ansichten auf dem Wege der Reform zu versuchen. Diese Broschüre trug wesentlich dazu bei, die Vereinigung der verschiedenen Fraktionen der Opposition durch die demokratischen Bankette zu bewerkstelligen. Nach der Februarrevolution wurde C. Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus (vom 24. Febr. bis 5. Juli 1848) und trat auch als Abgeordneter des Seinedepartements in die Nationalversammlung. Während seiner kurzen Verwaltung beschäftigte er sich mit der Verbesserung des Looses der Schullehrer, führte Unentgeltlichkeit des Unterrichts in der Normalschule ein, begründete öffentliche Vorlesungen für das Volk und eine Verwaltungsschule, die aber nach seiner Entfernung aus dem Amte wieder aufgelöst wurde. Bei Gelegenheit der Wahlen zur Nationalversammlung erließ er ein Rundschreiben an die Schuldirektoren, welches Unwissenheit als die beste Eigenschaft eines Volksvertreters empfahl. Zog dem Minister dieses Rundschreiben schon herben und gerechten Tadel zu, den er vergebens durch nachträgliche Erläuterungen zu beschwichtigen suchte, so brachte ihn ein zweiter Mißgriff vollends zum Sturz. Er ließ nämlich durch seinen Freund Renouvier eine Reihe von Büchern für den Volksunterricht abfassen, die, socialistischer Tendenz, durch ihren officiellen Ursprung die Ansicht verbreiteten, daß das Ministerium selbst dieser Ansicht huldige. Als die Nationalversammlung sich mißbilligend über diese Maßregel aussprach, legte C. am 5. Juli sein Porteseuille nieder. Eine Rechtfertigung seiner Verwaltung veröffentlichte er unter dem Titel „Le ministère de l'instruction publique et de culte depuis le 24 février jusqu'au 5 juillet" (Par. 1848). In der konstituirenden Versammlung saß er als Vertreter des Seinedepartements und schloß sich der republikanischen Linken an, mit der er bei der Berathung über die Verfassung das Amendement Grevy unterstützte, welches durch Ernennung eines Ministerpräsidenten auf unbestimmte Zeit und auf Widerruf durch die Nationalversammlung, anstatt eines Präsidenten der Republik auf eine bestimmte Zeit, die Regierung direkt in die Hände einer vielköpfigen Volksvertretung legen wollte. Dagegen trennte er sich von der Mehrzahl seiner Partei, indem er nach den Junitagen für den Antrag stimmte, daß General Cavaignac sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Bei den allgemeinen Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung fiel C. durch, aber am 10. Mai 1850 wählte ihn die demokratisch-socialistische Partei nachträglich mit Vidal und de Flotte. Er saß bis zum 2. Dec. 1851 auf den Bänken der republikanischen Opposition, die gleichzeitig die royalistische Majorität und die besondere Politik des Elysée zu bekämpfen suchte. Nach dem Staatsstreich wurden drei republikanische Kandidaten in die gesetzgebende Versammlung gewählt: C. und General Cavaignac in Paris und Henon in Lyon. Alle drei schlossen sich aber durch Verweigerung des Eides selbst aus, und auch 1857, als C. wieder die Stimmen einer Wahlabtheilung von Paris erhielt, kam er wegen desselben Hindernisses nicht in die Versammlung. Seitdem betheiligte er sich nicht mehr an den öffentlichen Angelegenheiten. Auch außer seiner Mitwirkung an den früher genannten Zeitschriften ist C. als Schriftsteller thätig gewesen. Sein „Exposé de la doctrine saintsimonienne" (Par. 1830) hat mehre Auflagen erlebt und ist ins Englische übersetzt worden. Auch hat er die Memoiren Henri Gregoire's (Par. 1837, 2 Bde.) und Bertrand Barrère's (das. 1842) herausgegeben und eine Novelle von van der Velde, sowie die Griechenlieder Wilhelm Müllers in das Französische übertragen. Seit längerer Zeit beschäftigte ihn eine größere Arbeit über Deutschland während des Befreiungskrieges und die Ordnung der Denkwürdigkeiten seines Vaters. Von beiden hat er größere Bruchstücke veröffentlicht, von dem ersteren 1843 in der „Revue indépendante", von dem zweiten 1857 in der „Revue de Paris".

Carnuntum (Carnutum), alte celtische Stadt in Pannonien, an der Donau, ein für die Römer militärisch höchst wichtig gelegener Ort, war nach Plinius das gewöhnliche pannonische Winterquartier der römischen Truppen und die Station der Donauflottille. Von hier aus unternahm Kaiser Marcus Antonius seine Züge gegen die Markomannen, hier wurde Severus zum Kaiser ausgerufen und schrieb Marcus Aurelius einen Theil seiner Selbstgespräche. Bei dem Einfall der Ungarn fand es seinen Untergang. C. lag zwischen Petronel und Altenburg in Niederösterreich, wo sich noch jetzt bedeutende Ruinen vorfinden.

Carnutes, gallisches Volk in Gallia media, zwischen Liger und Sequana, Schutzgenossen der Remi, mit der Hauptstadt Genabum, jetzt Orléans. Sie waren tapfere, muthige Krieger, freiheitsliebend und unter den Ersten, welche dem allgemeinen Bunde gegen Cäsar beitraten.

Caro, Annibale, italienischer Schriftsteller und Dichter, geboren 1507 zu Citanuova in der Mark Ancona, war Lehrer in der Familie eines reichen Florentiners Lodovico Gaddi, dann Sekretär bei dessen Bruder Giovanni, der ihn mit nach Rom nahm und ihm ansehnliche Pfründen verschaffte, hierauf seit 1543 Botschafter des Herzogs Pietro Lodovico Farnese von Parma und Piacenza und endlich Sekretär der Kardinäle Ranuccio und Alessandro Farnese. Er † zu Rom 1566. C.'s bedeutendste Studien und Arbeiten bezogen sich auf die toskanische Sprache, worin er die größte Meisterschaft erlangte, daher seine Werke der Form nach

zu den klassischen gehören. Am berühmtesten sind seine „Uebersetzung von Virgils Aeneide“ (Venedig 1581; Paris 1760, 2 Bde.), ein Lob der Feigen („La Ficheide“) und eine scherzhafte Rede auf die große Nase des Leoni von Ancona, Präsidenten der Akademie della Virtù („Diceria de' nasi“). Nach seinem Tode erschienen noch, außer einer Uebersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles: „Lettere familiari“ (Venedig 1572—75, 2 Bde.; neueste Auflage, Mailand 1807, 6 Bde.); „Lettere inediti“, von Mazzuchelli (Mail. 1829, 2 Bde.); ein Lustspiel: „Gli Straccioni“ (das. 1582) und seine „Rime“ (das. 1569). Seine Sonette werden denen des Petrarca und Bembo gleichgestellt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke nebst seiner Biographie erschien zu Venedig 1757 in 6 Bänden.

Carocha (caroza, span.), spanischer und portugiesischer Name einer hohen, spitzen, mit Heiligenbildern und geistlichen Emblemen verzierten Mütze, welche die von der Inquisition zum Feuertod Verurtheilten während der Feier des Auto da Fé trugen; nach Einigen war sie mit Flammen und Teufelsgestalten bemalt.

Carole (mittelalterl. carola von carrus), ehemals der Reihen- und Rundtanz, bei dem die Tanzenden, sich bei den Händen haltend, einen Kreis bildeten und mehr herumgingen, als eigentlich tanzten. Die Liedchen, die man dabei sang, hießen ebenfalls Caroles oder Chansons de carole. In England nannte man anfangs ähnliche Tänze und Tanzlieder Carols, und erst später gebrauchte man dieses Wort für Gesang überhaupt und insbesondere für geistliche Jubelgesänge. Auch in Italien hieß diese Tanzweise la Carola.

Carolina, abgekürzt für Constitutio Carolina criminalis, Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung (s. d.).

Carolina, Landschaft im östlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde schon 1497 von Sebastiano Caboto entdeckt, aber von diesem Seefahrer nicht weiter beachtet; erst 1512 nahm es der spanische Statthalter Ponce de Leon im Namen Kaiser Karls V. in Besitz und nannte es Florida. Die Spanier verließen das Land, als mehre Kolonisationsversuche mißlungen waren, worauf sich die Franzosen daselbst festsetzten und es nach ihrem damaligen König Carolana nannten. Bald darauf wurden sie von den Spaniern wieder vertrieben, allein das Land blieb nach wie vor ohne Niederlassung, denn auch die Pflanzer, welche 1584 Walter Raleigh auf das Eiland Roanoke brachte, mußten sich aus Mangel an Unterstützung bald wieder zerstreuen. Endlich gab König Karl II. durch ein Patent vom 24. März 1660 alles Land zwischen 34° bis 36° Br. als ein Lehn vom königlichen Schlosse Greenwich an acht Briten, welche nun 1662 Pflanzer aus Narsemond in Virginien dahin führten und auf der Ostseite des Chowan den Ort Albemarle gründeten. Das Land führte nun den Namen C. Die erste Konstitution erhielt die Kolonie 1667, nachdem die vom Philosophen Locke für dieselbe aufgestellten Gesetze sich bald als unpraktisch erwiesen und einen Pflanzeraufstand hervorgerufen hatten. Ein neuer Aufstand brach 1677 zu Albemarle aus, der erst nach 2 Jahren vollkommen gestillt wurde. Im Jahre 1682 wurde C. in drei Grafschaften, zwei für das nördliche und eine für das südliche C., abgetheilt. Im Jahre 1717 theilte die Legislation die Grafschaften in Kirchspiele ein, und 1729 nahm die Krone von den Eigenthümern ihr Patent gegen eine Remuneration von 17,500 Pfund Sterling zurück und theilte das Land in zwei Kolonien, Nord- und Südcarolina, ein, wovon jede einen besondern Statthalter und Rath erhielt. Volksmenge und Wohlstand nahmen hier so glücklich zu, daß beide Kolonien 1769 sich zuerst mit gegen die Regierung auflehnen und nach dem Sieg der Revolution als besondere Staaten in die Union eintreten konnten. S. Nordcarolina und Südcarolina.

Carolina, la, Stadt in der spanischen Provinz Jaen, in einer reichen und wohlbebauten Ebene anmuthig gelegen, regelmäßig gebaut, mit 4000 Einwohnern, ist Hauptort der 1769 in der Sierra Morena gegründeten schwäbischen Kolonie.

Carolinea *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bombaceen, charakterisirt durch den bleibenden, einfachen, fast abgestutzten Kelch, 5 sehr lange Kronenblätter, die am Grunde verwachsenen und oben in mehre Bündel getheilten Staubfäden, den sehr langen Griffel mit 5 Narben und die holzige, vielklappige, einfächerige, vielsamige Kapsel, große Bäume mit fingerförmigen Blättern u. sehr großen Achselblüthen, die bei uns nur in Erdbeeten großer Gewächshäuser zu ihrer vollkommenen Ausbildung gelangen. Die bekannteste Art: C. princeps *L.*, Pachira aquatica *Aubl.*, hat 3- und 5zählige, gefingerte Blätter, prachtvolle Blüthen mit oben gelben, unten grünlichen Kronenblättern, rothen Staubfäden u. trägt röthlichen, bohnenähnlichen Samen, der von den Karaiben geröstet und gegessen wird. Der Baum, in Guyana und am Orinoco, wird gegen 20 Fuß hoch und hat weißes, weiches und schwammiges Holz. Die jungen Blätter und Blüthen dienen als Gemüse. Diese Bäume lieben eine lockere, nahrhafte Erde, aus gleichen Theilen Laub-, Mistbeet- und fetter Rasenerde mit etwas Sand. Nur in der Jugend bedürfen sie eines warmen Lohbeetes; übrigens muß man ihnen eine feuchtwarme Atmosphäre, im Sommer viel Wasser und bei warmem Sonnenschein Schatten geben. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und durch Samen, den sie aber nur in ihrer Heimat tragen.

Carolini libri (lat., karolinische Bücher), vier nicht von Karl dem Großen selbst, sondern auf dessen Veranlassung um 790 geschriebene Bücher, welche, gegen die Anbetung der Bilder ankämpfend, während der großen Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. dem Papste Hadrian zugesendet wurden. Wahrscheinlich von Alcuin verfaßt, suchen sie die Beschlüsse der zweiten nicänischen Synode, freilich auf eine ungenügende und weitschweifige Weise, zu widerlegen. Ausgaben derselben veranstalteten Johann du Tillet (1549) und Heumann unter dem Titel „Augusta Consilii Nicaeni II censura, hoc est Caroli M. de impio imaginum cultu libri IV“ (Hannover 1731).

Carolus Magnus (lat.), Karl der Große.

Caron, Augustin Joseph, französischer Oberstlieutenant bei der Kavallerie, bekannt als Anstifter einer mißlungenen Verschwörung gegen die Restaurationsregierung. Geboren 1774, war er bereits in die Augustverschwörung von 1820 verflochten gewesen, jedoch von dem Pairshofe freigesprochen worden. Nachdem er den Dienst

verlassen, begab er sich nach Kolmar. Hier spann er mit mehren Offizieren ein Komplot zur Befreiung der gefangenen Theilnehmer einer neuen verunglückten Verschwörung an. Der Eskadronchef, dem zwei Unteroffiziere den Plan verriethen, gab scheinbar seine Einwilligung zu dem Komplot, unterrichtete aber die Polizei von Allem, was vorging. An dem bestimmten Tage (2. Juli 1822) marschirten die Eskradonsoffiziere, welche in die That eingewilligt zu haben schienen, mit der gewonnenen Mannschaft von Neubreisach ab, trafen bei Mayenheim C. in der Uniform eines Oberstlieutenants, nahmen ihn dann in Bettenheim gefangen und brachten ihn nach Kolmar ins Gefängniß. Von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, wurde er am 13. Sept. 1822 zu Straßburg erschossen.

Carora, Stadt in der südamerikanischen Republik Venezuela, Provinz Barquisimeto, von der Morera durchflossen, mit 10,000 Einwohnern, welche bedeutende Rindvieh- und Maulthierzucht u. starken Handel damit nach den westindischen Inseln treiben.

Carotto, Gian Francesco, berühmter italienischer Maler, um 1470 zu Verona geboren, war Schüler des Liberale in Verona und des Andrea Montegna zu Mantua, vermied aber das Harte u. die etwas manierirten Formen desselben. Sein Kolorit ist warm und verschmolzen und kontrastirt daher auf eigenthümliche Weise mit der strengen Zeichnung seiner Formen. C.'s bestes Bild ist der Erzengel Michael mit mehren Heiligen in St. Eufemia. Zu Pommersfelden (gräflich-schönburgsche Gallerie) ist von C. eine Maria mit dem Kinde zwischen der heiligen Katharina und dem heiligen Antonius. C. † 1546. Sein Bruder, Giovanni, 1488 geboren, war besonders als Architekturmaler ausgezeichnet; auch werden seine Kopien alter Ueberreste der Baukunst gerühmt. C. war der Lehrer des großen Paul Veronese und † 1548.

Carouge, Stadt im schweizer Kanton Genf, ½ Stunde südlich von der Stadt Genf, an der Arve, auf dem von Sardinien an Genf (1816) überlassenen Gebiete, hat einige Fabriken, Töpfereien, Gerbereien u. 4400 Einwohner. C. war bis 1786 ein Dorf.

Carové, Friedrich Wilhelm, deutscher philosophischer Schriftsteller, den 20. Juni 1789 zu Koblenz geboren, studirte auf der Rechtsschule zu Trier, wurde 1809 Licentié en droit, advocirte einige Zeit, ward 1811 als Conseiller-auditeur beim Appellationshof u. bald darauf bei der Verwaltung des Rheinschifffahrtsoctroi angestellt. Im Jahre 1816 wurde jedoch dieser Verwaltungszweig aufgehoben, und C. widmete sich in Heidelberg noch einige Jahre gründlichen Studien. Hier erhielt er 1818 die philosophische Doktorwürde, lebte dann ein Jahr in Berlin, ließ sich 1819 als Privatdocent in Breslau nieder, ging wieder nach Heidelberg, schlug 1822 seinen Wohnsitz zu Frankfurt a. M. auf, besuchte 1827 und 1828 England und Frankreich, sowie 1846 Italien, siedelte 1847 wieder nach Heidelberg über und betheiligte sich 1848 an den Verhandlungen des Vorparlaments und 1849 an denen des Friedenskongresses zu Paris, von dem er zum Vicepräsidenten für Deutschland erwählt wurde. Im Jahre 1850 trat er wieder aus, weil sein Vorschlag, die Forderung des Friedens nicht auf die gerechte Selbstvertheidigung auszudehnen, verworfen wurde. C. † zu Heidelberg den 18. März 1852. C.'s erstes öffentliches Werk war das mit Eberhard de Grote besorgte „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816". Ihm folgten: „Romantische Blätter" (Eisenach 1818) und der „Entwurf einer Burschenschaftsordnung und Versuche einer Begründung derselben" (das. 1818). Eine andere Schrift, in welcher C. seinen schriftstellerischen Ruf als Jurist beurkundete, handelt „Ueber das Recht und die wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Beurtheilung" (Frankfurt 1825). Von ungleich größerer Bedeutung sind aber C.'s Leistungen auf dem Gebiete der philosophischen und historischen Wissenschaft. Vor Allem beschäftigten ihn die Fragen der Gegenwart über das Verhältniß zwischen Philosophie und Kirche, Protestantismus und Katholicismus; sein Ideal war eine alle Zeiten und alle Völker gleich befriedigende Menschheitsreligion, in der alle Zersplitterung aufgehen und die Kirche, von Hierarchie und menschlicher Satzung befreit, reines Christenthum werden sollte. Die hauptsächlichsten der hierauf bezüglichen Schriften C.'s sind: „Ueber alleinseligmachende Kirche" (Frankfurt 1826, 2 Bde., 2. Aufl. 1835); „Ueber Religion und Philosophie" (Göttingen 1827); „Was heißt römisch-katholische Kirche?" (Altenburg 1828, 2. Aufl. 1847); „Kosmorama" (Frankfurt 1831); „Der St. Simonismus und die neuere französische Philosophie" (Leipzig 1831); „Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien" (das. 1834); „Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland" (das. 1832); „Ueber den Cölibat des römisch-katholischen Klerus" (Frankfurt 1832); „Ueber kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche" (Leipzig 1835); „Papismus und Humanität" (das. 1838). Auf historisch-politischem Gebiet bewegen sich: „Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutung ihrer welthistorischen Bestimmung" (Hanau 1834); „Genesis der Julirevolution" (Siegen 1841); „Ueber Emancipation der Juden" (das. 1845); „Souveränetät der deutschen Nation und Kompetenz ihrer konstituirenden Versammlung" (Berl. 1848). Treffliche kritisch-philosophische Aufsätze gab er in „Neorama, Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte" (Leipzig 1838, 3 Bde.). Dahin gehören noch: „Skizzen zur Kultur- und Kunstgeschichte" (Leipzig 1838); „Ueber das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip" (das. 1843); „Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung" (Siegen und Weilburg 1843). Seine „Moosrosen zum Christgeschenk, Gedichte und Erzählungen" (1831) haben in Sarah Austins fragmentarischer Uebersetzung ins Englische auch jenseits des Kanals bereits mehre Auflagen erlebt.

Carpaccio, Vittore, einer der besten Meister der ältern venetianischen Schule, geboren um 1450, Nebenbuhler der Bellini und des letzten Vivarino, † um 1522. Seine Werke zeichnen sich aus durch Natürlichkeit und Ausdruck, phantasievolle Erfindung, gute Anordnung, reiche Mannichfaltigkeit

der Gesichter und Trachten, geschickte Architektur- und Landschaftsmalerei. Zu den berühmtesten gehören: 8 Bilder aus dem Leben der heil. Ursula und ihrer Gefährtinnen, im Sprechzimmer des Klosters dieser Heiligen zu Venedig (Stich von Baratti); die Reinigung, zu S. Giobbe in Venedig; die Krönung der heil. Jungfrau, in der Kirche des heil. Giovanni und Paolo. Ein Sohn oder Enkel desselben, Benedetto, lebte um 1540. Die Rotunda zu Capo d'Istria bewahrt von ihm eine Krönung U. L. Frau, die sich durch klare Anschaulichkeit der Gesichter und wirksames Helldunkel auszeichnet.

Carpäa (v. Griech.), eine Art mimischen Kriegstanzes, in Thessalien bei den Aenianen und Magneten in Gebrauch. Es tritt darin zuerst Einer als Landmann auf und beschäftigt sich, nachdem er die Waffen abgelegt hat, mit Ackern und Säen, wobei er aber scheu, als befürchte er einen Ueberfall, umherschaut. Hierauf naht ein Anderer als Räuber; der Erstere ergreift nun zur Vertheidigung seines Gespanns die Waffen, und es beginnt ein Zweikampf nach dem Takte begleitender Flöten. Erhält der Räuber über den Bauer die Oberhand, so fesselt er diesen und entführt ihn mit dem Gespann; im entgegengesetzten Falle bindet der Bauer dem Besiegten die Hände auf den Rücken, spannt ihn neben die Stiere an den Pflug und treibt ihn so vor sich her.

Carpenedolo, Marktflecken in der lombardischen Provinz Brescia, am Chiese, mit 5118 Einwohnern, denkwürdig wegen des Sieges, den hier im Januar 1797 die französischen Republikaner unter Menard über die Oesterreicher erfochten.

Carpentaria, älterer Name für das östliche, den gleichnamigen Meerbusen umfassende Land der Nordküste Australiens, das durch die Torresstraße von Neuguinea getrennt ist. Die Benennung ist nach Peter Carpenter gebildet, der 1623—27 als Generalstatthalter die holländisch-ostindischen Besitzungen verwaltete. Der Meerbusen von C., vom indischen Meer gebildet, dringt 105 Meilen in die Nordküste des australischen Kontinents und wird westlich durch das Vorgebirge Arnhem, östlich durch Kap York begrenzt. Er ist reich an Fischen (darunter der köstliche Berche le Ma) und großen Schildkröten und enthält auch viele Baien und Inseln, unter letzteren die Bentinckinseln, die Pellew-, Groote-Eiland- u. die Welleslevgruppe. Die Ostküste war schon 1616 bekannt u. wurde dann wiederholt erforscht. Flinders untersuchte 1808 den ganzen Golf.

Carpentras, Stadt im französischen Departement Vaucluse, am Fuße des Mont Ventoux, links am Auzon, von alten, hohen Mauern und Alleen umgeben, hat 4 Thore, breite Straßen, eine gothische Kathedrale mit Säulen aus einem alten Tempel der Diana, 6 andere Kirchen, eine Synagoge, eine Bibliothek von 25,000 Bänden und 800 Manuskripten, mehre Museen und zahlreiche römische Alterthümer. Sehenswerth ist auch der bischöfliche Palast (C. war bereits im 3. Jahrhundert Bischofssitz) mit den Resten eines römischen Triumphbogens, das Thor von Orange und der moderne Aquädukt mit 48 Bögen von 36 Fuß Oeffnung und 45 Fuß Höhe. Die Einwohner, gegen 11,000 (darunter über 2000 Juden), betreiben Baumwollen- u. Seidenspinnerei, Oel-, Weingeist- und Essenzenfabrikation, sowie starken Handel mit diesen Produkten und Wein. C. ist das Carpentoracte der Alten, das wegen seines vortrefflichen Weizenbaues berühmt war. Im Mittelalter war C. Hauptstadt der Grafschaft Venaissin und als solche häufig der Aufenthaltsort der Päpste von Avignon. In der neuesten Zeit machte sich die Stadt durch ihre tapfere Vertheidigung gegen den Revolutionsgeneral Jourdan (1793) bekannt.

Carpentum (lat.), zweiräderiger, mit einer reichgeschmückten, gewölbten Decke versehener und gewöhnlich von Maulthieren gezogener Staatswagen römischer Matronen, welche für die Aufopferung ihres Schmuckes das Recht erhalten hatten, sich desselben zu bedienen, eine bedeutende Vergünstigung, da der Gebrauch der Wägen in Rom bis in späte Zeit streng untersagt war. Aber auch Römer von hohen Ehren oder priesterlicher Würde, wie die Kaiser als Pontifices maximi, Konsularen, Praefecti praetorio und Vicarii urbis bedienten sich desselben. Die Gestalt des C. finden wir auf den zu Ehren der Julia und Agrippina geprägten Münzen. Carpentarius hieß der Verfertiger, nicht der Lenker desselben.

Carpetani (Carpentani, Carpesii), Völkerschaft in Hispania Tarraconensis, mit dem höchst fruchtbaren Gebiet Carpetania am Anas und Tagus, von den Vettonen, Celtiberiern, Oretanern und Turdetanern umgeben, nach Einigen celtischen Ursprungs, blühte durch Ackerbau und Künste und war so mächtig und zahlreich, daß sie dem Hannibal ein Heer von 100,000 Kriegern entgegensetzen konnte. Ihre Hauptstadt war Toletum. Die C. wohnten im jetzigen Kastilien und Estremadura.

Carpets (engl.), englisches Wollenzeuch zu Fußdecken und Teppichen. Wiltoncarpets, in Wiltshire verfertigt, das schönste und stärkste, aus blendendem, weichem Farbengarn, zur Zierde in englischen Besuchzimmern dienend, heißt nach den Plätzen, wo es verfertigt wird, Kidderminster-, Shaa-, Pile-, Arminster- und Worchestercarpets. Das türkische, weniger fein, aber im buntesten Farbenwechsel und höchst dauerhaft, zu Worchester, London etc. vorzüglich gewebt, dient zu Teppichen in Bibliotheken, Speisezimmern etc.; Scotch common C., bunt gemustert und ordinär, hauptsächlich in London verfertigt, dient zum Belegen der Treppen.

Carpi, 1) Stadt in der italienischen Provinz Modena, nördlich von Modena, an einem Kanal der Secchia, Bischofssitz, mit Kathedrale, festem Schloß, Seminar und 6900 Einwohnern, die Seidenbau u. Handel treiben. C. war früher Hauptort des Fürstenthums Pico, wurde aber 1530 an Modena verkauft. — 2) Ort in der venetianischen Provinz Verona, südöstlich von Legnano, an der Etsch, mit 1300 Einwohnern; bekannt durch den Sieg, den am 7. Juli 1701 die Kaiserlichen unter Eugen über die Franzosen unter Catinat davontrugen, worauf letztere sich hinter den Mincio u. Oglio zurückzogen.

Carpi, Hugo da, italienischer Maler u. Formschneider in Helldunkel, nach italienischen Kunsthistorikern der Erfinder des Helldunkels, dessen Erfindung aber wohl den Deutschen gebührt, soll der Sohn des Pfalzgrafen u. Notars Astolfo da Panicho gewesen, um 1486 nach Einigen zu Rom, nach Andern zu Carri geboren sein und noch 1532 gelebt haben. Man zählt ihn zu den Schülern Ra-

phaels, und Vasari nennt ihn einen mittelmäßigen Maler, der jedoch zu allen möglichen Künsteleien Geschick gehabt habe. Uebrigens war C. ein vortrefflicher Zeichner, der in seinen Blättern den tiefsten innern Gehalt, den ganzen frischen Hinwurf der Idee des Vorbildes auf das Lebendigste reproducirt und den Charakter der Formen, den Sinn der Bewegungen, den vollen Effekt der Lichter und Schatten gleichsam auf die Platte hingezaubert hat.

Carpinus, Pflanzengattung, s. Hainbuche.

Carpocrates (Carpocras), Alexandriner und Gnostiker, in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr., nahm Simon Magus, Menander, Saturninus und andere Gnostiker zu seinen Vorbildern und stellte aus platonischen, gnostischen und christlichen Lehren ein neues, dem Christenthum völlig fremdes Lehrsystem auf, voll von kontemplativem Mysticismus, theosophischen Phantasien und Verachtung des äußeren Gottesdienstes. Seine Anhänger, Carpokratianer, leugneten die Göttlichkeit Christi, hielten zwar die Seele des Menschen für ein höheres, aus Gott geflossenes Wesen, fröhnten aber den niedersten Lüsten. Nach C.' Tode war sein Sohn Epiphanes Haupt dieser Sekte.

Carptor (carpus, scissor), Vorschneider, bei den römischen Gastmählern derjenige Sklave, welcher mit außerordentlicher Kunstfertigkeit die aufgetragenen Speisen zerlegte.

Carpzov, Name einer im Gebiete der juristischen und theologischen Wissenschaft ausgezeichneten Familie, die ursprünglich aus Spanien (Carpezano) stammte, aber schon in einer Urkunde von 1282 als Besitzer des brandenburgischen adeligen Gutes C. unweit Tremmen genannt wird. Stammvater der Gelehrten dieses Namens in Deutschland ist Simon C., der um die Mitte des 16. Jahrhunderts Bürgermeister in der Neustadt Brandenburg in der Mittelmark war. Sein älterer Sohn, Joachim von C., auch Carpezan oder Carpensonius, zeichnete sich im dreißigjährigen Kriege aus, wurde hierauf Generalfeldzeugmeister König Christians IV. von Dänemark und † 1628 zu Glückstadt in Holstein. Benedikt C., berühmter Rechtsgelehrter, geboren zu Wittenberg den 27. Mai 1595, studirte daselbst, sodann zu Leipzig u. Jena. Hierauf wurde er 1620 Assessor am Schöppenstuhl u. Oberhofgericht zu Leipzig, 1639 Appellationsgerichtsrath zu Dresden, 1645 erster Professor der Rechte in Leipzig, 1653 kursächsischer geheimer Rath in Dresden, von wo er jedoch am Abend seines Lebens wieder nach Leipzig zurückkehrte. Er † den 30. Aug. 1666. C. allein hat (nach dem Thesaur. rerum publ. IV, 816) 20,000 Todesurtheile gefällt, zumeist in Herenprozessen. Dabei konnte er sich rühmen, die Bibel 53mal ganz durchgelesen zu haben. Seine Schriften, „Definitiones forenses" (Leipzig 1665), „Practica nova rerum criminalium" (Wittenberg 1635), „Processus juris" (Jena 1657) u. a. m., die einst einen außerordentlichen Einfluß auf die Rechtspflege ausübten, haben keinen Werth mehr. August C., den 4. Juni 1612 zu Kolditz geboren, seit 1651 Kanzler u. Konsistorialpräsident zu Koburg, seit 1675 gothaischer geheimer Rath, † zu Koburg den 19. Nov. 1683. Bei den westphälischen Friedensverhandlungen, sowie auf verschiedenen andern Gesandtschaften zeigte er viel Einsicht und Rechtlichkeit. Er hinterließ auch eine ascetische Schrift: „Der gekreuzigte Jesus" (Koburg 1679, 1713). Johann Benedikt C., den 22. Juni 1607 zu Rochlitz geboren, 1633 Pastor zu Meuselwitz, † als Professor der Theologie zu Leipzig den 22. Oktober 1657. Er erwarb sich als Schriftsteller großen Ruf, besonders durch sein „Systema theologicum" (Leipzig 1653) u. „Isagoge in libros ecclesiarum Lutheranarum symbolicos etc." (das. 1665, 1725). Er war Vater von 5 Söhnen: Johann Benedikt C., Theolog und Orientalist, den 24. April 1639 zu Leipzig geboren, ward 1662 Prediger daselbst, sodann Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie, † den 23. März 1699, war seiner Zeit weniger durch seine Schriften, als durch seinen Kampf gegen die Pietisten und hauptsächlich dadurch bekannt, daß er die Collegia philobiblica unterdrückte und Francke aus Leipzig vertrieb; August Benedikt C., den 2. November 1644 zu Leipzig geboren, † als Professor daselbst den 4. März 1708, verfaßte zahlreiche akademische Schriften über einzelne Materien aus dem Civilrecht; Samuel Benedikt C., Theolog, den 17. Januar 1647 zu Leipzig geboren, ward 1671 Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, † als Oberhofprediger zu Dresden den 31. August 1707, ebenfalls Gegner Speners u. der Pietisten; Friedrich Benedikt C., den 1. Januar 1649 zu Leipzig geboren, anfangs Jurist, später Kaufmann, Senator, Baumeister, † den 20. Mai 1699, schrieb u. A. viele Beiträge zu Otto Mencke's „Acta eruditorum" (1682 ff.). Von den Nachkommen dieser 5 Brüder zeichneten sich aus: Johann Benedikt C., Sohn des Oberhofpredigers Samuel Benedikt, 1675 zu Dresden geboren, † als Kreisamtmann zu Wittenberg 1739, ist bekannt als Herausgeber des „Neueröffneten Ehrentempels merkwürdiger Antiquitäten der Oberlausitz" (Bautzen 1719). Johann Gottlob C., Bruder des Vorigen, der gelehrteste unter den Theologen aus dieser Familie, den 20. September 1679 zu Dresden geboren, studirte zu Leipzig und Altorf, wurde dann Reiseprediger des polnisch-sächsischen Gesandten in England und Holland, 1704 Prediger zu Dresden und siedelte 1708 nach Leipzig über, wo er Vorlesungen über orientalische Sprachen und Theologie hielt, ward dann Superintendent zu Lübeck und † den 7. April 1767. Dem Bibeltexte, insbesondere dem des Alten Testaments, gegenüber nahm er eine sehr unfreie Stellung ein. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: „Introductio in libros canonicos bibliorum Vet. Test. omnes" (Leipz. 1721, 1731, 1757) und „Critica sacra Vet. Test." (das. 1728, 3 Thle., auch ins Englische übersetzt). Friedrich Benedikt C., Sohn von Johann Benedikt C., geboren den 21. Okt. 1702 zu Zittau, † als Professor des Natur- u. Völkerrechts 1744 zu Wittenberg, ist Herausgeber und Hauptverfasser der „Acta jureconsultorum etc." (Wittenberg 1734—37, 8 Thle.) u. der „Nova acta jureconsultorum" (1738 bis 1739, 9 Thle.). Johann Benedikt C., der Enkel des Professors der Theologie, Johann Benedikt, den 20. Mai 1720 zu Leipzig geboren, orthodoxer Theolog und ausgezeichneter Philolog, wurde 1747 Professor der Philosophie zu Leipzig, 1748 Professor der griechischen Sprache u. 1749 auch der Theologie zu Helmstädt, dann Abt zu Königslutter, † den 28. April 1803. Er schrieb: „Observationes philosophicae in Palaephatum, Musaeum et Achillem Tatium" (Lpz. 1743), „Liber doctrinalis theologiae purioris."

(Braunschweig 1768) u. A. m., gab auch Lucians Todtengespräche (Helmstädt 1773) u. A. heraus.

Carracci, berühmte italienische Malerfamilie aus Bologna, welche die in Italien seit 60 Jahren immer tiefer von ihrer Höhe herabgesunkene Kunst wieder auf den Weg des Fortschritts führte.

1) Lodovico, 1555 zu Bologna geboren, hatte Neigung u. Beruf zur Kunst, war aber im Denken u. Thun langsam und bedächtig. Von Venedig, wo er besonders Tizian und Tintoretto studirt hatte, ging er nach Florenz, wo Andrea und Passignano seine Muster wurden, und kehrte dann als anerkannt guter Maler nach Bologna zurück. Aber ungeachtet seiner eigenthümlichen, durchgebildeten Kunstfertigkeit sah er sich doch, der mächtigen Schule des Correggio gegenüber, von jedem größeren Wirkungskreis ausgeschlossen. Um einen Anhang zu gewinnen, zog er seine beiden Vettern, Agostino und Annibale C., die bereits eines ziemlichen Rufes genossen, an sich. Durch Gründung einer Malerakademie, der Accademia degli incamminati (der auf den rechten Weg Gebrachten) in ihrem Hause lockten sie die Schüler der meisten übrigen Kunstlehrer an sich. Ludovico's Bilder charakterisiren Stärke und Wahrheit im Ausdruck der Leidenschaften, fast immer geschmackvolle Gewandung, aber eben so häufig unangenehmes Kolorit. Seine besten Werke sind: die Vorstellungen aus der Geschichte des heiligen Benedikt und der Legende der heiligen Cäcilie, 7 Freskogemälde in dem berühmten Portikus von S. Michele in Bosco bei Bologna; die Verkündigung Mariä, ein großer Halbbogen in der Kathedrale zu Bologna. Ueber einen Fehler an den Füßen des Erzengels an letzterem Bilde, den C. zu spät entdeckte, als das Gerüst schon weggenommen war, soll er sich zu Tode gegrämt haben. Große Anerkennung fanden seine vielen Werke in der Gallerie zu Bologna; besonders schön gedacht, einfach und glücklich durchgeführt ist seine Kreuzigung der heiligen Margaretha in S. Maurizio zu Mantua. Gutes besitzen von ihm die Museen zu Berlin, München, Wien, die Eremitage von Petersburg u. englische Sammlungen. Die Gemälde in S. Michele zu Bosco sind durch den Stich verbreitet u. erschienen unter dem Titel „Il claustro di S. Michele in Bosco, descritto de C. Malvasia ed. intagl. da G. Giovanni“ (Bologna 1696, 2. Ausgabe von Zanotti 1776). C. war auch Kupferstecher, und seine Blätter sind wegen der meisterhaften Zeichnung und des sichern Stichs von Werth, doch stehen sie denen seiner Vettern nach. Er † 1619.

2) Agostino, Maler und Kupferstecher, 1557 oder 1558 zu Bologna geboren, war zum Goldschmied bestimmt und widmete sich erst später ganz der Kunst, war aber auch in den gelehrten Wissenschaften, namentlich in der Mathematik, Philosophie und Poesie bewandert. Er und sein Bruder Annibale, in Beziehung auf Kenntnisse u. Bildung sein Gegenbild, standen sich lange eifersüchtig gegenüber, namentlich als die Karthäuser zu Bologna einem Bilde C.'s: die Kommunion des heiligen Hieronymus, den Vorzug vor den Leistungen aller übrigen Mitbewerber, worunter auch Annibale, zusprachen, wirkten aber dann zugleich mit Apuchi gemeinschaftlich an der berühmten Gallerie in der Farnesina in Rom. Der Ruhm, den Agostino hier seine anmuthigen Bilder von der Fabel von Cephalus u. der Galathea eintrugen, verwundete Annibale's Ehrgeiz so tief, daß er Rom verließ und in Parma seiner Leidenschaft erlag (1602 oder 1605). In der von Lodovico gestifteten Malerschule übernahm Agostino den Unterricht über Perspektive und Baukunst. Man hat von ihm nur wenige Gemälde, und auch von diesen athmen nur wenige den poetischen Geist, den er sonst in sich trug. Sein bestes Werk ist die angeführte Kommunion, die als Opfer französischen Kunstraubs nach Paris zog. Gute Farbenbilder besitzt auch die Gallerie des Grafen von Thurn zu Wien. Außerdem befindet sich Mehres in Berlin, München (Pinakothek), London, Petersburg (Eremitage). Epochemachend war C. in der Geschichte der Kupferstecherei in Italien. Er erstrebte zuerst ein geregeltes Schraffiren u. bildete die Technik des Stiches aus. Auch hat man es ihm zu verdanken, daß sich durch die Ausbildung des Schraffirens, der Strichlagenverbindungen und durch die Uebung, die Striche selbst auf das Mannichfaltigste nach den Erfordernissen des zu stechenden Gegenstandes zu beugen und zu schwingen, der Kreis der Aufgaben für die Kupferstecherkunst außerordentlich erweiterte. Unter seinen Stichen muß man übrigens die unterscheiden, auf welche sein früherer Meister, Dom. Tibaldi, Einfluß hatte, und wieder die, welche in der niederländischen Stichmethode ausgeführt und mehr C.'s freie Wahl sind. Seine besten Blätter sind nach Tintoretto, Correggio u. nach seinen eigenen Erfindungen gestochen. Er gab auch ein Zeichenbuch in 81 Blättern heraus, die der freien Ausführung wegen dem Agostino selbst beigelegt wurden; allein der Stich derselben gehört größtentheils dem Ciamberlano und einige auch dem F. Bricci an.

3) Annibale, des Vorigen Bruder, kann als Hauptstifter der Schule angesehen werden, geboren 1560 zu Bologna, trieb anfangs das Schneiderhandwerk. Im Verkehr mit der untersten Volksklasse aufgewachsen, war ihm der Sinn für die edleren Genüsse der Gesellschaft, für Wissenschaft und Poesie verloren gegangen; in keiner Weise, ausgenommen in seiner Kunst, konnte er sich je über seine Herkunft erheben. Seiner unedlen Eifersucht ist bereits unter Agostino C. gedacht. A. begann seine künstlerischen Studien unter der Leitung seines Vetters Lodovico, studirte dann seit 1580 in Parma drei Jahre lang die Meisterwerke Correggio's und machte sich dessen Styl so zu eigen, daß selbst Tizian, den er zu Venedig studirte, nur wenig Einfluß auf ihn ausüben konnte. Mehr wirkten die Gemälde des Paolo Veronese mit ihrer Farbenpracht auf ihn ein; aber Allegri's Tiefe behauptete auch über den Glanz des Paolo die Oberhand. Als C. auf die Einladung des Kardinals Farnese 1600 nach Rom kam, war sein Styl bereits so ausgebildet, daß er nur noch eines durch das Studium der Antike geläuterten Geschmacks bedurfte. C. studirte sie, wurde aber bald von Michel Angelo und Raphael mehr gefesselt. Uebrigens erreichte C. keines seiner Vorbilder, aber durch die gewandte Weise, mit welcher er ihre hervorragendsten Vorzüge in seinen Bildern vereinigte, leistete er mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen. In der Richtigkeit der Zeichnung übertraf er sogar Raphael; seine Figuren geben aber nur zu oft lediglich das akademische Modell wieder und lassen wahren Lebensausdruck, sowie

Charakter und Grazie vermissen. Den höchsten Begriff von dem Kunstverdienst der C.'s geben die für das Haus Farnese vollendeten Werke Annibale's, seines Bruders u. ihrer Schüler; ersterer arbeitete 7 Jahre daran. An den gewölbten Decken und in den beiden großen Bogenfeldern erblickt man den Triumph des Bacchus mit Ariadne, die Geschichte der Galathea und des Cephalus, Aurora, dann Juno mit dem Gürtel der Venus, Diana und Endymion, Hercules bei Jole, Venus mit Anchises; dazwischen noch eine Menge kleiner Gemälde, zum Theil einförmig, meist fröhliche, nackte, üppige Darstellungen aus Ovid u. anderen Mythologen. Das Werk fand ungemessenen Beifall u. C. übertriebene Anerkennung, nur nicht von den Farnese's selbst, die ihm 500 Thaler dafür anboten. Der Unwille hierüber veranlaßte den frühen Tod Annibale's 1609. Außer dem genannten großen Werk hinterließ C. viele Oelbilder. Zur Zeit Napoleons I. kamen an 30 carracci'sche Gemälde nach Frankreich, darunter auch die Himmelfahrt Mariä; nach der Zurückgabe der entführten Kunstschätze 1817 befanden sich noch 24 Gemälde der C.'s in dem pariser Museum. Dresden besitzt, außer dem heiligen Rochus, noch mehre andere Werke von diesen Künstlern. Viel Vortreffliches findet sich auch in den Gallerien zu Wien u. Berlin, wo besonders die 4 Apostel geschätzt werden; mehre Gemälde Annibale's sind in England zerstreut. Einige schöne Werke von diesem findet man auch in der Eremitage zu Petersburg, darunter Christus und die Samariterin und 3 Landschaften. Mehre andere seiner Bilder findet man noch in verschiedenen Kirchen und Gallerien des In- und Auslandes. Schließlich erwähnen wir der herrlichen Fresken im Palaste Farnese zu Parma, welche den berühmten Bildern der Farnesina in Rom nicht nachstehen. Annibale C. hat auch in Kupfer gearbeitet. Die ersten Arbeiten von 1581—82 sind sorgfältig gestochen und denen des Agostino ähnlich. Gegen 1592 hat er sich der Radirnadel bedient und des Stichels nur zur Vollendung der Platten. Sie sind mit A. C. oder dem Namen des Künstlers bezeichnet. Auch sind sie der verständigen u. geschmackvollen Behandlung wegen sehr gesucht, nur muß man sie nicht mit jenen des Bellavia verwechseln. Von C. finden sich auch mehre Zeichnungen, u. A. ein männlicher Kopf in Rothstein. Seine farnesische Gallerie ist auch durch Kupferstiche bekannt unter dem Titel „**Galeria nello palazzo del duca di Parma in Roma, dipinta da A. Carracci, intagliato da C. Cessio**“ (Rom 1657, 30 Blätter außer dem Titel); dem Werke ist gewöhnlich die „**Galeria del palazzo Panfilo**“ beigebunden. Diese Gallerie hat auch J. Belly in 32 Blättern radirt. Basan veranstaltete davon eine Sammlung von 37 Blättern, die F. Poilly gestochen, und N. Mignard zeichnete und stach 7 Blätter nach Annibale's Gemälden im Palaste Farnese. Ein anderes Werk führt den Titel „**Galeriae Farnesianae icones Romae in aedibus ducis Parmensis ab A. Carracci coloribus expressae a. P. Aquila del et inc.**“ (Rom, 21 Blätter ohne die 3 Titelkupfer). Diesem Werk sind gewöhnlich die „**Imagines Farnesini cubiculi**“, 13 Blätter, nach C. von P. Aquila, beigebunden. Die neue Ausgabe der „**Galeriae Farnesianae icones**“ ist von 1753, in 33 Blättern. Le Fevre hat die farnesische Gallerie auf 20 Blättern, Volpato u. Bettelini dieselbe auf 6 Bl. gegeben. Andere Sammlungen nach Annibale's Werken sind: „**Diverse figure al numera diottanta, disegnate di penna nell' hore di ricreazione da A. Carracci, intagl. da S. Guilino**“ (Rom 1646); „**Le Arte di Bologna originali, disegnate da lui, intagl. da S. Guilino, e public. da C. Ant. Fosrelli**“ (das. 1646).

4) Francesco, Maler und Kupferstecher, Agostino's und Annibale's jüngerer Bruder, genannt Franceschino, Schüler seines Vetters Lodovico, hatte ein treffliches Talent zum Zeichnen u. Malen, doch desto weniger Bescheidenheit. Er wagte es, seinem Meister eine Schule entgegenzustellen, ging später nach Rom, wo er anfangs beifällig aufgenommen wurde, und † 1622 in einem Alter von 27 Jahren. Seine Blätter sind mit **F. C.** und **F. C. S.** bezeichnet.

5) Antonio C., Maler, Agostino's natürlicher Sohn, zu Venedig 1583 geboren, widmete sich der Kunst unter Leitung seines Vaters und ward nach dessen Tode von Lodovico C. nach Rom berufen. Er † schon 1618, weshalb seine Werke nicht zahlreich sind. Einige sind im päpstlichen Palaste u. in S. Bartolomeo; andere bewahrt man als Seltenheiten in Gallerien.

Carrä (Carrhä), Stadt in Mesopotamien, südöstlich von Edessa, mit einem uralten Tempel des Mondes; hier erlitt 53 v. Chr. Crassus jene totale Niederlage durch die Parther. C. ist das Charan oder Haran der Bibel (1. Mos. 11, 31), von wo Abraham nach Palästina zog; jetzt Haran.

Carragaheen (auch Caragahen, **Muscus s. Fucus Caragahen**, irländisches Perlmoos), die getrockneten Aeste von **Sphaerococcus crispus** *Ag.* (**Chondrus polymorphus**), einer Seetangart aus der Familie der Rothtange (**Florideae**). Das Gewächs ist gabelästig, flach, kraus u. theilt sich in zahlreiche, gegen die Spitze hin verbreiterte und oft zerschlitzte Aeste und hat auf der Fläche der Aestchen und auf einer Seite ausgehöhlte Kapseln. Es findet sich am häufigsten in der Nordsee und kommt im Handel in 2—7 Zoll langen Büscheln vor. Es ist härtlich, hornartig, blaßbräunlich oder gelblichweiß, sehr schleimreich, weshalb es als einhüllendes Mittel bei Brustleiden, anhaltendem Husten ꝛc. gebraucht wird. Man weicht es vor dem Gebrauche einige Minuten in kaltem Wasser ein und kocht es dann in Wasser oder Milch. Auf 2 Quentchen rechnet man 1 Kanne oder 1 Quart Milch. Durch Zusatz von etwas Zucker, Citronensaft u. dergl. kann man es wohlschmeckender machen. Als Gelée bereitet, behält es seine Konsistenz lange, ist angenehm zu genießen u. daher als Hausmittel sehr zu empfehlen. Es kann auch als Nahrungsmittel dienen, u. die Masse, woraus die indianischen Vogelnester bestehen, soll aus ähnlichen Algen bereitet werden.

Carrara, Stadt in der italienischen Provinz Massa-Carrara (im ehemaligen Herzogthum Modena), links am Avenzo, unweit des Meeres in einem tiefen Bergkessel des apuanischen Apennins, hat 9000 Einwohner u. ist besonders durch seine Marmorbrüche berühmt. Die Stadt ist fast ganz aus dem gewöhnlichen weißen Marmor erbaut und hat mehre ausgezeichnete Gebäude, z. B. die schöne Hauptkirche in italienisch-germanischem Styl und die Kirche Madonna delle Grazie. Unter den öffentlichen Plätzen ist die Piazza Alberigo mit einem

schönen Brunnen zu nennen. C. ist Sitz einer von Napoleon I. gestifteten Bildhauerakademie; außerdem befinden sich daselbst die Ateliers einer Menge auswärtiger Künstler, welche hier die Marmorblöcke punktiren, oft wohl auch ganz ausführen lassen. Fast die ganze männliche Bevölkerung ist beschäftigt mit dem Brechen, Bearbeiten und Transportiren des bald feinen, weißen (statuarischen), bald schwarzen, gelben und grünlich aderigen carrarischen Marmors, der, seit 2000 Jahren bekannt, in alle Länder Europa's, sowie nach Asien, Afrika und Amerika verschickt wird und sich als der beste zu Bildhauerarbeiten bewährt. Die vorzüglichsten Brüche, deren es 546 gibt, rings um die Stadt, sind die von Torano (der reichste, 2 Miglien von der Stadt, 1 Miglie tief), Miselio, Beddizano, Colonnata, Casetta, Cigliegha. Je heller und weißer, um so kostbarer ist der Marmor, bis zu 33 Thaler pro Kubikfuß. Auch zwei schöne Grotten sind vorhanden. Die Römer kannten die Marmorbrüche unter dem Namen Lapidicinae Lunenses. Die Ausfuhr des kostbaren Produkts geschieht über den benachbarten Hafen Lavenza. C. ist Geburtsort des Bildhauers P. Tenerani in Rom.

Carreau (franz.), ein Gegenstand in Form eines Vierecks, besonders in der französischen Karte, s. Spielkarten.

Carrel, Armand, französischer Publicist und Haupt der republikanischen Partei, war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Rouen und den 8. Mai 1800 geboren. Abneigung gegen seines Vaters Beruf, den auch er ergreifen sollte, trieben ihn zur Fahne. Sein Vater brachte ihn hierauf in die Militärschule von St.-Cyr. Hier fand sein ernster Sinn die gewünschte Nahrung, nebenbei aber fanden auch die geheimen politischen Vereine zur Zeit der Restauration ein feuriges Mitglied an ihm. Gegen Ende 1819 wurde C. als Unterlieutenant zu dem 29. Infanterieregiment versetzt, das in Béfort und Breisach in Besatzung lag. Antheil an einer Verschwörung zog ihm in Anbetracht seiner Jugend nur leichte Ahndung zu. Bald darauf trat er zu Barcelona in das von Mina aus italienischen und französischen Flüchtlingen gebildete Freicorps. Er theilte dessen Mißgeschick, ward gefangen nach Frankreich gebracht u. vom Kriegsgericht zu Toulon zum Tode verurtheilt, von dem ihn nur ein Formfehler im Urtheil rettete. Nach einjähriger Gefangenschaft frei gelassen, begab er sich nach Paris, schloß sich hier besonders Thierry an und schrieb auf dessen Rath ein beifällig aufgenommenes Résumé der Geschichte von Schottland, dem er 1827 eine Darstellung der Konterrevolution in England unter Karl II. und Jakob II., vom französischen Parteistandpunkt aus geschrieben, folgen ließ. Mit Mignet u. Thiers verband er sich 1830 zur Herausgabe des „National", der in kurzer Zeit an der Spitze aller Oppositionsjournale, nicht lange nachher auch an der Spitze einer Revolution stand. Als in Folge der Juliordonnanzen 1830 Thiers und Mignet sich zurückzogen, trat C. allein an die Spitze des „National" u. begann den Widerstand durch Veranlassung der Protestation der Journalredaktoren vom 26. Juli. Nach dem Siege bot man ihm die Präfektur im Departement Cantal in der Auvergne an, die er jedoch ausschlug. Er blieb Redakteur des „National", in dem er nun mit eiserner Folgerichtigkeit die Konsequenzen des Grundsatzes der Volkssouveränetät entwickelte. Demselben gemäß schlug er auch die Ehrenstelle eines Offiziers der Nationalgarde aus und wies die Julidekoration zurück, weil er keinem König einen Eid leisten könne. C.s politisches Glaubensbekenntniß lautete: die Republik im Innern und eine republikanische Propaganda nach außen. Er war der gefährlichste Gegner der Regierung durch die Gluth der Empfindungen, die seinen Darstellungen durchaus eigen war, und durch den unerbittlichen Scharfsinn, mit dem er die Inkonsequenzen und Mißgriffe der Machthaber aufdeckte. Dabei hielt er sich fern von allem geheimen Treiben und von Verschwörungen und stand in dem unbescholtenen Ruf strenger Ehrenhaftigkeit. Als nach den Juniunruhen von 1832 Paris in Belagerungszustand versetzt war, umzingelte die Polizei seine Wohnung und das Bureau des „National", und wiederum rettete ihn nur ein Zufall vor dem Kerker und dem Urtheil des Kriegsgerichts. Als er sich später nach Aufhebung des Belagerungszustandes freiwillig dem bürgerlichen Gericht stellte, wußte man keine einzige Anklage gegen ihn vorzubringen. In einem Duell, in das ihn seine politische Ueberzeugung verwickelte, schwer verwundet (1833), erfuhr er die allgemeinste Theilnahme u. bewies seinen Edelmuth durch Fürsprache für seine Gegner. Als Redakteur seines in einen „National de 1834" umgetauften Blattes zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt, floh er, weil sich noch krank fühlend, nach London, kehrte aber noch in demselben Jahre zurück und trat seine Gefängnißstrafe willig an. Den unglücklichen Ausgang der republikanischen Schilderhebung im April 1834 sah C. voraus; als aber die Schlacht verloren war, vertheidigte er, was von den Freiheiten der Nation noch übrig war, mit unerschütterlicher Ausdauer u. mit heldenmüthiger Kühnheit. Die Pairskammer wurde damit beauftragt, die gefangenen Republikaner zu richten. Als sich der „National" gegen die Gesetzwidrigkeit eines solchen Verfahrens erhob, wurde sein interimistischer Redakteur Rouen vor die Schranken der Pairskammer geladen. Der Angeklagte wählte C. zu seinem Sachwalter, und dieser, der sich noch im Gefängnisse von St.-Pelagie befand, erhielt die Erlaubniß, seinen Freund zu vertheidigen. Aber C. erschien am 16. December 1834 vor der Pairskammer nicht als Vertheidiger eines Angeklagten, sondern als Ankläger und Richter von jener. Er warf einen Blick auf die Geschichte der Pairskammer und verweilte besonders bei ihrem „blutdürstigen Erkenntniß" wider den Marschall Ney. Als ihn der Präsident hier unterbrach und ihm mit der Strenge der Gesetze drohte, wenn er in seinen Beleidigungen fortfahre, entgegnete er, daß er stolz darauf sei, der Erste zu sein, der hier im Namen Frankreichs gegen jenen verabscheuungswürdigen Mord protestire. Lauter Beifall erscholl von den Tribünen; der Präsident entzog dem Vertheidiger das Recht, weiter zu sprechen; aber mitten unter den Pairs erhob sich einer der Waffenbrüder des Marschalls, der General Excelmans, und rief, er theile die Ansicht des Vertheidigers, und die Verurtheilung des Marschalls Ney sei ein gesetzloser Meuchelmord gewesen. Ein ungeheurer Tumult folgte auf diese Erklärung, und die Pairskammer, ohne die Vertheidigung bis zum

Schlusse anzuhören, verurtheilte den Geranten des „National“ zu einer Geldstrafe von 10,000 Franken und zu 2 Jahren Gefängniß. Die Journale aller Farben sprachen sich in den bittersten Ausdrücken über dies Urtheil der Pairskammer aus; die Geldbuße von 10,000 Franken war in wenigen Tagen durch öffentliche Unterzeichnungen gedeckt, und der „National“ machte mit gerechtem Stolze die Liste bekannt, welche die ersten Namen Frankreichs enthielt. Die Anklagen gegen den „National“ folgten von da an so unablässig auf einander, daß die Absicht der Verfolgung keinen Zweifel zuließ. Von den Gerichtshöfen wurde eine Verurtheilung nach der andern ausgesprochen; aber, einen einzigen Fall ausgenommen, wo der Redakteur des „National“ zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt wurde, war eine Anklage vor dem Geschwornengericht stets ein sicherer Triumph für den „National“ und nicht selten eine wahre Niederlage für die Regierung. Eine empfindliche Lehre wenigstens für die Regierung war die Freisprechung des „National“ in dem Prozesse, der ihm am 25. Februar 1835 wegen Entwickelung der Ansicht gemacht wurde, daß dem Fürsten zwar die Regierung, aber nicht die persönliche Leitung der Staatsgeschäfte zustehe. C., der als Vertheidiger des „National“ auftrat, machte mit vielem Glück die Thatsache geltend, daß der Minister Thiers unter der Restauration dieselbe Ansicht im „National“ mit ungleich größerer Schärfe und Bitterkeit ungeahndet durchgeführt habe. Der Mordanschlag des Korsen Fieschi gab zu neuen Verfolgungen und auf völlig leere Verdachtsgründe hin sogar zu einer achttägigen Verhaftung C.s Veranlassung. Vergeblich kämpfte er mit aufopfernder Kühnheit gegen die Ausführung der berüchtigten Septembergesetze, welche die Regierung in den Stand setzten, Alles, was in Frankreich von Freiheit noch übrig war, zu vernichten. C. sah sich dadurch genöthigt, die Polemik des „National“ auf einen engen Kreis zu beschränken. Aber statt des früheren kühnen Zorns seiner Rede wurde der Grundton seiner Darstellungen eine kalte Verachtung, die alle Kräfte seiner Seele lähmte. In Folge unwürdiger Angriffe des Publicisten Emil de Girardin gegen den „National“ und C.s Person kam es zwischen Beiden zu einem Duell, in welchem C. eine Wunde erhielt, der er nach 2 Tagen, den 24. Juli 1836, erlag. Seine letzten Worte waren: „Frankreich, Freunde, die Republik, Freiheit!“ Seiner Bestattung auf dem Kirchhofe von St.-Mandé wohnten ungeachtet des ungünstigen Wetters über 10,000 Menschen bei, darunter nicht nur sämmtliche in Paris anwesenden liberalen Deputirten, sondern auch Männer aller Richtungen; auch wer seine Ansichten nicht theilte, mußte in ihm den edlen Charakter und die seltenen Talente ehren.

Carrer, Luigi, einer der beliebtesten neuern Dichter Italiens, geboren zu Venedig 1801, verlebte seine erste Jugend an den Ufern der Piave, deren Naturschönheiten auf sein früh hervortretendes Dichtertalent glücklich einwirkten. Seine ersten Dichtungen („Clotaldo“ ꝛc.) gehörten der romantischen Richtung an, namentlich waren es Schillers dichterische Schöpfungen, die er studirte und nachzuahmen suchte. Im Jahre 1830 wurde er Professor der Philosophie zu Padua und gab hier gesammelte Sonette, Oden u. Balladen unter dem Titel „Poesie“ (Padua 1832, 8. Aufl. 1845) heraus. Von 1833 bis 1842 redigirte C. das literarische Journal „Il Gondoliere“ zu Venedig und wurde vom Municipium gleichzeitig zum Professor an der technischen Schule und zum Direktor des Museums ernannt. Im Jahre 1837 erschienen von ihm „Prose e poesie“ (Venedig 1837, 4 Bde.); „Apologhi“ (das. 1841) und sein gelesenstes Werk, „L'Anello di sette gemme“ (Der Ring der sieben Edelgesteine, das. 1838), worin er im dichterischen Gewande die Geschichte und die Sitten Venedigs schilderte. Außerdem erwarb sich C. noch besondere Verdienste durch das Sammelwerk „Il novelliste contemporaneo italiano e straniero“ (Padua 1836—38), durch die Veranstaltung des „Dizionario di conversazion e della letteratura“ (Venedig 1837 fg.) und durch Herausgabe einiger Werke der ältern italienischen Literatur: „Poesie edite ed inedite di Ugo Foscolo“ (das. 1840); die „Rime“ des Petrarca (Padua 1826—27 u. 1837, 2 Bde., mit Anmerkungen); die „Lirici italiani del secolo XVI“ (Venedig 1836); Bojardo's „L'Orlando innamorato“ (das. 1842, 2 Bde.); Giov. della Casa's „Prose e poesie scelte“ (das. 1844); des Kardinals Bembo „Lettere scelte“ (das. 1845); die „Satire“ Michel Angelo Buonarotti's (das. 1845) u. A. Auch veröffentlichte er einen geschätzten „Saggio sulla vita e sulle opere di C. Goldoni“ (Ven. 1824, 3 Bde.). Er † am 23. December 1850 nach mehrjährigem Leiden. C. ist ein moderner Dichter in der vollen, aber zugleich guten Bedeutung des Worts. Mit entschiedenem Glück hat er sich im Hymnus nach Manzone, in der Ballade und Romanze nach Bennet, in der poetischen Erzählung nach Grossi versucht. In keiner Gattung ist er Nachahmer, obgleich der Einfluß seiner Vorgänger, wie Foscolo's, bei ihm nicht zu verkennen ist, und man auch fremde Vorbilder durchfühlt. Sein poetisches Glaubensbekenntniß ist ausgesprochen in der Ode: „La poesia dei Secoli Christiani“, dem Besten, was er gedichtet hat. Am gelesensten sind seine Balladen, in denen große Mannichfaltigkeit nach Gegenstand, Land, Metrum herrscht. Die vortrefflichste ist die, welche Alessandro Stradella's Geschichte erzählt, ein tragisches Thema, neuerdings mehr denn einmal behandelt. Inmitten aller lebendigen Bewegung, phantastischen Ausschmückung, blendenden Bilder- und Farbenpracht hat C., voll Takt und Feinheit, die ewigen Gesetze der Poesie nicht verletzt. Auch als Prosaiker ist C. wegen seiner ausgebreiteten historischen u. namentlich literargeschichtlichen Kenntnisse, seiner anmuthigen Darstellungsweise, Reinheit des Styls und Sicherheit des Geschmacks zu beachten.

Carretto, Francesco Xaverio, Marchese del, ehemaliger neapolitanischer Polizeiminister, war von dunkler Herkunft, schwang sich aber durch Eifer u. Talent seit 1806 bald zu den höheren militärischen Graden auf. Obgleich Carbonaro, nahm er doch an der Revolution von 1820 keinen hervorragenden Antheil und ward daher einige Jahre später von König Franz I. zum Generalinspektor der Gensdarmerie ernannt. Als solcher unterdrückte er 1828 einen in Cilento (Provinz Salerno) ausgebrochenen Aufstand, ließ dann zur Strafe das Städtchen Bosco, den Mittelpunkt der Empörung, in einen Aschenhaufen verwandeln, an dessen Stelle eine Schandsäule errichten und 20 Personen, darunter einen

achtzigjährigen Greis, hinrichten und erwarb sich dadurch eben so sehr den Haß des Volks wie die Gunst des Hofes. Ferdinand II. ernannte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung (1831) zum Polizeiminister. In kurzer Zeit organisirte nun C. die Polizei aufs Beste, erwarb sich, indem er den Schwächen des Königs schmeichelte und dessen natürliches Mißtrauen steigerte, einen so bedeutenden Einfluß, daß die Regierung des Königreichs zu einer bloßen Polizeiregierung ward. Die von C. geleitete Gensdarmerie war allmächtig, ein ausgebildetes Spionirsystem säete allenthalben Mißtrauen, und schlimmer noch war die Bestechlichkeit von C.'s Unterbeamten. Gegen die sich fortwährend erneuernden Unruhen verfuhr C. mit blutigster Strenge. Als 1837 in Sicilien die Cholera, von der das Volk behauptete, die Regierung habe sie absichtlich vom Festlande herübergebracht, an mehren Orten Aufstände hervorgerufen, ließ C., wiewohl bei seiner Ankunft auf der Insel die Ordnung wiedergekehrt war, mehr als 100 Personen hinrichten und wandte sogar polizeimäßig und ohne Zuthun der Gerichte die längst abgeschaffte Folter und Stockschläge gegen die Angeschuldigten an. Dem Beichtvater des Königs, dem Jesuiten Monsignore Cocle, überließ er die geistige Leitung der äußerst verwahrlosten Gefängnisse. Gegen den Justizminister Parisio richtete er eine anonyme Broschüre voll der gehässigsten Anklagen, die 1836 in Livorno unter dem Titel „Sedici anni" (Sechzehn Jahre) erschien u. einen tiefen Blick in die damaligen Verwaltungszustände des Königreichs thun ließ. Als 1846 mit Pius' IX. Thronbesteigung die italienische Reformperiode begann, trat C. anfangs als entschiedenster Gegner der neuen Ideen auf, suchte sich aber Ende 1847 nach der Revolution in Kalabrien mit den Liberalen zu versöhnen, indem er seinen Kollegen u. dem König zum Vorwurf machte, daß der Reformweg noch nicht betreten sei. Nach den Volksdemonstrationen des 27. Januar 1848 ließ der König, von C.'s Feinden gedrängt, denselben in der Nacht vom 27. auf den 28. plötzlich verhaften und nach Frankreich in die Verbannung führen. Nicht ohne Gefahr seitens des ihn hassenden Volks langte er endlich in Marseille an. Seit jener Zeit ist er von der politischen Bühne abgetreten, obwohl er seit der Kontrerevolution wieder in Neapel lebt.

Carrickfergus (Cragfergus), Stadt in der irischen Grafschaft Antrim, an der Belfast-Lough genannten Bai, nordöstlich von Belfast, mit einem alten Felsenkastell am Meere (1178 von Hugues de Lancy erbaut), einem früher vielbesuchten Hafen, Seebad u. 9000 Einwohnern, welche starke Fischerei (Austern), Weberei und beträchtliche Gerberei treiben. C. ist der Hauptwaffenplatz der Grafschaft.

Carrier, Jean Baptiste, Mitglied des französischen Nationalkonvents, geboren 1756 in dem Dorfe Yolai bei Aurillac in der Auvergne, lebte als Prokurator in einfachen Verhältnissen, als er 1792 zum Deputirten für den Konvent gewählt ward. Als solcher stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., drang aber eben so entschieden auf die Verhaftung des Herzogs Egalité und war einer der furchtbarsten Feinde der Gironde. Kurz nachher wurde C. als strafender Richter in die Normandie gesandt, wo er mit ziemlicher Mäßigung zu Werke gegangen zu sein scheint. Dagegen wüthete er seit Oktober 1793 in Nantes gegen die zahlreichen Kriegsgefangenen u. politisch Verdächtigen mit unersättlichem Blutdurst; er schlug den Stadtbehörden vor, die Gefangenen ohne vorherige Untersuchung u. ohne Urtheil in Masse hinzurichten. Sein Vorschlag war natürlich Gesetz, u. so begannen vom 15. November an die schrecklichen „Mariages républicains". Man brachte die Schlachtopfer, zuerst 94 Priester, und dann täglich Hunderte von Unglücklichen, unter dem Vorwande, sie zu transportiren, Abends auf ein Fahrzeug, dessen Boden sich öffnen ließ; Nachts empfing sie dann das nasse Grab: „Déportations verticales" od. „Baignades" nannte dies C. Mit der Zahl der Opfer wuchs der Kitzel an der Qual der Unglücklichen. Bald wurden jeden Abend die dem Tode Geweihten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, auf Barken gebracht, entkleidet, je zwei und zwei zusammengebunden und unter Säbelhieben ins Wasser gestürzt. Aber auch diese „republikanischen Hochzeiten" beschleunigten die Henkerarbeit nicht genug; man trieb deshalb täglich gegen 500 Gefangene aus dem „Entrepot" in die nahen Steinbrüche und schoß sie zusammen. Außerdem erlagen viele Gefangene in den Kerkern dem Elend; die Leichen der in Monatsfrist durch C. umgekommenen 16,000 Menschen verdarben die Luft und das Wasser der Loire. Robespierre, der gerade damals wieder menschlicher zu werden begann, rief C. zurück, doch wußte dieser im Konvent seine Maßregeln vollkommen zu rechtfertigen. Erst mit dem 9. Thermidor sank auch er. Die öffentliche Stimme verlangte seinen Kopf. Aber erst als man in Nantes zwei von ihm unterschriebene Befehle, 50—60 Individuen ohne Urtheil zu guillotiniren, gefunden, bestieg C. am 16. December 1794 die Guillotine, auch da noch versichernd, daß er nach Pflicht gehandelt habe u. unschuldig sterbe.

Carriera (Cariera), Rosalba, berühmte italienische Malerin, 1675 zu Venedig geboren, übte bei J. A. Lazzari, Diamantini und zuletzt bei A. Balestra Oel- und Miniaturmalerei, warf sich dann auf die Darstellung von Pastellbildnissen u. brachte es darin zu solcher Meisterschaft, daß ihre Gemälde, obwohl mit Leichtigkeit ausgeführt, fast die Kraft u. Anmuth von Oelgemälden erreichten. Ihr Ruf verbreitete sich schnell, sie malte an den Höfen von Wien und Paris und wurde von den Akademien von Rom, Bologna u. Paris zum Mitglied ernannt. Erblindet † sie 1757. Ein Theil ihres Tagebuchs erschien unter dem Titel „Diario degli anni 1720 e 21, scritto da Ros. Carrriera" (Venedig 1793), mit Anmerkungen von Dom. Giov. Vianelli. Von ihren Bildern besitzt die dresdener Gallerie allein 157 Stücke.

Carrière (franz.), der schnellste Lauf des Pferdes, wobei es, weit ausgreifend, die beiden Vorderfüße abwechselnd mit den Hinterfüßen zugleich fortsetzt; bildlich s. v. a. Laufbahn, Dienstbahn.

Carriere, Moritz, deutscher philosophischer Schriftsteller, am 5. März 1817 zu Grindel im Großherzogthum Hessen geboren, studirte zu Gießen, Göttingen und Berlin und lebte, nachdem er zu Berlin mit der Schrift „De Aristotele, Platonis amico" (Göttingen 1837) die philosophische Doktorwürde erworben, einige Jahre, namentlich mit Kunststudien beschäftigt, auf Reisen in Italien. Im Jahre 1842 habilitirte er sich als Docent der Philosophie zu Gießen und erhielt hier 1849 eine Pro-

fessur. Die Schriften „Vom Geist, Schwert und Handschlag für Franz Baader" (Weilburg 1841) und „Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung" (das. 1841) bewegten sich theilweise noch in hegelschen Gedankenkreisen, hoben aber bereits das Princip der Individualität entschieden und selbstständig hervor. In dem Werkchen „Der kölner Dom als freie deutsche Kirche" (Stuttgart 1843) sprach er eine Reihe von Ideen über Nationalität, Kunst und Religion aus. Das Buch „Abälard und Heloise" (Gießen 1844) ist eine Uebersetzung der Briefe und der Leidensgeschichte jener Liebenden, eingeleitet durch eine Charakteristik von Abälards Lehre und von seinen Kämpfen mit der Kirche. In dem Werke „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" (Stuttgart 1847) ist die Uebergangsperiode von der Scholastik zu Descartes nach den Quellen ausführlich geschildert, während zugleich die Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in der Anschauung eines sowohl selbstbewußten, als unendlichen, in Natur und Geschichte sich offenbarenden Gottes als der Gedanke hervortritt, dessen Durchführung C. für die Aufgabe der Gegenwart hält. In diesem Sinne erschienen auch anonym die „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen" (Leipzig 1850), welche die christliche Idee in freier Form als übereinstimmend mit den Naturwissenschaften, der Kunst u. der Geschichte darstellen. Die Unsterblichkeitsfrage behandelt C. in dem Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten" (Gießen 1849). Das Charakterbild Cromwells, das er im „Historischen Taschenbuch" (1851) entwarf, kann als C.'s politisches Glaubensbekenntniß gelten. Außer mehren kleineren Schriften, sowie zahlreichen poetischen Beiträgen, Recensionen u. Aufsätzen philosophischen u. literargeschichtlichen Inhalts in vielen Zeitschriften schrieb er noch: „Das Wesen u. die Formen der Poesie" (Leipzig 1854) u. Kaulbachs Shakspearegallerie erläutert" (Berlin 1856 ff.). Im Jahre 1853 ward er als Professor nach München berufen.

Carriers (Takellies, Takullies), ein zu der Völkerfamilie der Athabaska gehörender Indianerstamm in Nordamerika, welcher den westlichsten Theil des Hudsonsbaiterritoriums und das Innere von Britisch-Kolumbien (Neukaledonien) bewohnt. Ihre Sprache soll große Aehnlichkeit mit dem Dialekt der Cheppeyans haben, hinter denen sie jedoch sonst moralisch und physisch weit zurückstehen. Sie leben unter sich in blutigen Fehden; auch herrscht bei ihnen der sonst in diesem Theil von Nordamerika unbekannte Gebrauch, daß sie ihre Todten verbrennen und dabei die nachgelassenen Weiber zwingen, sich so lange in unmittelbarer Nähe des Scheiterhaufens zu halten, bis sie selbst beinahe geröstet sind. Neuerdings haben die Traders einigen civilisirenden Einfluß auf sie gewonnen. Auf ihren Jagdwanderungen brauchen sie keine Kanots, sondern tragen alle ihre Habseligkeiten mit sich herum, woher auch ihr Name C. stammt.

Carro, Jean de, Ritter, ein um die Verbreitung der Kuhpockenimpfung im östlichen Europa hochverdienter Arzt, den 8. August 1770 zu Genf geboren, studirte in seiner Geburtsstadt u. zu Edinburg Medicin, begab sich 1794 zur weiteren Ausbildung nach Wien und versuchte 1799 daselbst an seinen eigenen Kindern zuerst das von Jenner empfohlene Schutzmittel gegen die Pocken mit solchem Erfolg, daß seine 1803 darüber herausgegebenen Bemerkungen zur Befolgung in der ganzen österreichischen Monarchie aufgestellt wurden und selbst über Bagdad bis nach Indien hin Beachtung fanden. Er hielt seinen Impfstoff zugleich für ein Schutzmittel gegen die Pest. Um 1825 verlegte er seinen Wohnsitz nach Karlsbad, wo er als hochgeachteter Badearzt den 12. März 1857 †. Von seinen Werken nennen wir: „Observations et expériences sur la vaccination" (Wien 1801, 1802, deutsch von Portenschlag; „Histoire de la vaccination en Turquie, en Grèc et aux Indes orient." (das. 1803; deutsch von Friese, Liegnitz 1804); „Instruction pour l'établissement d'une fumigatoire et l'emploi des fumigations sulphureuses" (Wien 1817, deutsch von Wächter); „Observations sur les fumigations sulphureuses" (das. 1819; deutsch von Wächter, 1819); „Carlsbad, ses eaux minérales et ses nouveaux bains à vapeurs" (Karlsbad 1827; 2. Ausg., Leipz. 1829); „Vingt-huit ans d'observation et d'expérience à Carlsbad" (das. 1853). Außerdem übersetzte er den österreichischen Plutarch.

Carrocio (ital., im mittelalt. Lat. carrocium, carrocerum), ein Wagen, eine Art bespannter Bundeslade in den italienischen Feldzügen des Mittelalters. Als Mailand mit Kaiser Konrad III. u. dessen Anhängern in der Lombardei kriegte, ersann der mailänder Erzbischof Heribert dieses Mittel, um die Streitenden zu verdoppelter Tapferkeit anzuspornen. Der C. bestand nämlich aus einem großen, vierräderigen, rothgefärbten Wagen, der von 2—4 Stieren gezogen wurde. Auf der Mitte desselben war ein rothbemalter Baumstamm errichtet, an dessen Spitze sich ein goldener Apfel befand. Zunächst unter dem Knopf zwischen zwei weißen Tüchern war die Fahne der Gemeinde befestigt, deren Eigenthum der C. war. Auf der Mitte des Baumstammes war ein Christusbild in segnender Stellung angebracht. Eine Glocke daran läutete zum Früh- u. Abendgebet; auch wurde der C. bei Prozessionen mit aufgeführt. Den vorderen Theil des Wagens nahm eine kleine Anzahl bewährter Streiter ein, und vom hinteren Theil herab gaben die Trompeter die Kriegszeichen. Außerdem waren die Spielleute und eine Schaar der tapfersten Krieger beständig um den Wagen, der während des Gefechts gewöhnlich in der Mitte der Schlachtordnung stand. Bevor das Heer mit dem C. auszog, wurde ein Hochamt darauf gehalten, u. ein Kaplan begleitete ihn. Der C. war mit Stieren bespannt, um jede übereilte Flucht, auch im Fall einer verlorenen Schlacht, zu hindern, denn um den C. entspann sich jederzeit der heftigste Kampf, weil der Verlust desselben für eine unauslöschliche Schmach galt. Dies geschah z. B. dem mailändischen C., welcher 1237 in die Gewalt Kaiser Friedrichs II. fiel. Mailand hatte dieses Kriegszeichen schon einige Zeit geführt, ehe es bei den übrigen italienischen Staaten Nachahmung fand.

Carron, Dorf in der schottischen Grafschaft Stirling, am gleichnamigen Fluß, in einer steinkohlenreichen Gegend, mit berühmten, 1760 von einer Gesellschaft angelegten Eisenwerken, die aber an Umfang jetzt durch die am Calder, Clyde und andere in England übertroffen werden. Hier sind

namentlich viel Kanonen, Mörser, Haubitzen, Carronaden (nach C. benannt), Bomben ꝛc. gegossen. Das Kohlenkonsum beträgt täglich 200 Tonnen. Der Fluß C., der in den Campsiebergen entspringt und bei Grangemouth in den Forth mündet, bildete zur Zeit der Römer die Grenzlinie zwischen der römischen Herrschaft und den unabhängigen Kaledoniern.

Carruca (carrucha, lat.), im alten Rom ein vierräderiger Prachtwagen, in der Kaiserzeit an die Stelle des Carpentum gekommen, zur Klasse der Rhedae, den schwereren Reisewägen, gehörig, häufig mit bronzenen, silbernen und goldenen, kunstreich cälirten Platten und mit Elfenbein verziert. Maulesel, vorzüglich aber Mauleselinnen waren das Gespann dazu.

Carstens, Asmus Jakob, deutscher Historienmaler, der eigentliche Wiedererwecker der Kunst in Deutschland, den 10. Mai 1754 zu St. Jürgen bei Schleswig geboren, zeigte früh eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst. Der Anblick des Doms von Schleswig und seiner Kunstwerke hinterließ in dem bildsamen Geiste des Knaben unauslöschliche Eindrücke. Nach dem Tode seiner Mutter mußte er auf 3 Jahre als Lehrling in eine Weinhandlung eintreten. Kaum war indeß die Lehrzeit vorüber, so eilte er (1776) zu einem Jugendfreunde, dem Maler Ipsen nach Kopenhagen, und begann hier zum Behuf der Geschichtsmalerei das Studium der Anatomie. Bald aber von dem akademischen Unterricht daselbst nicht mehr befriedigt, wollte er eine Reise nach Italien machen, mußte aber in Mailand aus Geldmangel zurückkehren und erwarb sich nun in Lübeck 5 Jahre lang seinen Unterhalt mit Porträtiren, trotz seiner Kränklichkeit und Dürftigkeit jede Muße zum Komponiren benutzend. In dieser Lage lernte ihn sein späterer Biograph, L. Fernow, kennen, und auf Overbecks Empfehlung erhielt C. die Mittel zur Reise nach Berlin. Auch hier waren, während eines Aufenthalts von 2 Jahren, Wasser und Brod nicht selten seine einzige Nahrung; bis ihm seine große Komposition, der Sturz der Engel, eine mit Sorgfalt ausgeführte Federzeichnung, eine Professur an der Akademie, vom Minister von Heinitz Aufträge zur Dekoration eines Saals und auf 2 Jahre ein Gehalt von je 450 Thalern zu einer Reise nach Rom eintrug. Im Jahre 1792 kam er, nach längerem Aufenthalt zu Florenz, in der Weltstadt an. Er wählte Michel Angelo und Raphael zu seinen Vorbildern, neigte sich aber in der Folge mehr zu dem letzteren. Auch in Rom konnte ihm keine Rose ohne Dornen blühen; der Kunstschlendrian seiner Landsleute erregte seinen derben Tadel, und dieser rief dagegen auf ihrer Seite Feindschaft und absprechendes Urtheil über seine Leistungen vor. Desto ehrenvolleren Beifall zollten ihm römische und andere Künstler. Eine Kunstausstellung eigener Werke im April 1795, zu welcher er ungewöhnlicher Weise das Publikum durch eine öffentliche Anzeige eingeladen hatte, fiel für den Künstler über alle Erwartung günstig aus. Schon im Begriff, seinen Lieblingsplan, sich unabhängig von der berliner Akademie für immer in Rom niederzulassen, zu realisiren, ereilte ihn der Tod, am 26. Mai 1798. Was ihn vor seinen Zeitgenossen und insbesondere vor seinen Landsleuten auszeichnete, ist dies: während das Hauptverdienst der meisten damaligen Kunstwerke in der Vermeidung einzelner Fehler und in sorgfältiger Ausführung einzelner Theile nach dem Modell und Gliedermann bestand, zeichneten sich C.' Werke durch treffliche Auffassung des dargestellten Gegenstandes und durch ansprechenden Eindruck des Ganzen aus. Besonders bei seinen Darstellungen aus dem griechischen Alterthum zeigte er, daß er den Unterschied zwischen Malerei und Plastik wohl kenne. Die Oelmalerei hat er zu spät begonnen, um etwas Vorzügliches darin zu Stande zu bringen, und zur Ausübung der Freskomalerei, die seinem Geiste wohl am angemessensten gewesen wäre, bot sich ihm nie Gelegenheit. Daher kann er nur nach seinen Zeichnungen und Aquarellbildern beurtheilt werden. Darin aber offenbart sich, selbst bei dem Mangel an Korrektheit, außerordentliches Leben und Sinn für Styl und Schönheit, wie kaum bei einem Akademiker der damaligen und gegenwärtigen Zeit. Ja, trotz all der Gegner, die er fand, machte sich doch erst durch seine Anregung ein lebendigerer Geist unter den deutschen Künstlern in Rom geltend, wie denn überhaupt er und Thorwaldsen, der sich an ihm heranbildete, die Wiederherstellung wahrer Kunst in unsern Tagen bewirkten. Die meisten Stoffe schöpfte C. aus Homer, Pindar, Sophocles, Aeschylus, Shakspeare und Ossian. Eine seiner größten Kompositionen ist die Schlacht der Centauren u. Lapithen, zu Florenz vollendet; ebenso tragen das Gepräge eines hohen, schöpferischen Geistes: die Barke Charons, das Gastmahl Plato's und besonders seine Argonauten, welche nach C.' Tode, von dem berühmten Landschafter Koch gestochen, unter dem Titel erschienen: „Les Argonautes selon Pindare, Orphée et Apollonius de Rhodus en XXIV planches inventées et dessinées par Asm. Jacques Carstens et gravées par Jos. Koch“ (Rom 1799). Viele Zeichnungen von C. besitzt Weimar. Vergl. L. Fernow, Leben des Künstlers A. J. C., Lpz. 1806.

Cartagena, 1) Hafenstadt u. Festung ersten Rangs in der spanischen Provinz Murcia, an einer tiefen Bai des Mittelmeeres, von einem hohen Festungswall umgeben, hat 8 Thore, 6 große Plätze, 2 Vorstädte (Sta. Lucia und S. Antonio), schöne Promenaden, gerade, breite Straßen und hübsche Häuser. Besonders imponirend ist die lange Reihe stattlicher Gebäude längs des Kaies, an dessen westlichem Ende sich die ungeheuren Werften, Magazine und Docks des Arsenals ausbreiten. Letzteres war früher das beste in Spanien, steht jetzt aber fast ganz verlassen. Im Hintergrunde des Hafenbassins thronen auf einem steilen, kahlen Sandsteinhügel die Ruinen eines alten, wahrscheinlich von den Karthagern stammenden Kastells, u. bedeutende neuere Festungswerke umgeben rings die Stadt und schützen den seeartigen Hafen, der, in hufeisenförmiger Gestalt von felsigen Höhen umschlossen, der sicherste und geräumigste der pyrenäischen Halbinsel ist. Sein Durchmesser beträgt fast eine Stunde. Vor dem Eingang liegt die Insel Escombrera. Die Einwohnerzahl der Stadt, die auch Sitz eines Bischofs und der Behörden eines Seedepartements ist, beträgt 33,600. Die Industrie erstreckt sich zumeist auf das Seewesen, und auch der Handel umfaßt vorzugsweise Schiffsbedürfnisse, ferner Barille, Seide, Leder, Edelsteine (die in der Nähe gefunden werden), Korn und andere Landesprodukte. Einige Meilen von C. sind die Salzwerke Pinates und östlich davon die heißen

Bäder von Archena. C. ist eine Gründung der Karthager, und zwar des Feldherrn Hasdrubal, von diesem 242 v. Chr. als Carthago nova angelegt. Der Umfang der Stadt betrug damals 20 Stadien. Sie wurde der Hauptwaffenplatz der Karthager und erhob sich unter ihrer Herrschaft zum Mittelpunkt des Handels zwischen Afrika und Spanien. Besonders trug zu ihrer Blüthe die Ausbeutung der nahen Silberbergwerke bei, die so ergiebig waren, daß Hasdrubal seinen ganzen Römerzug (über die Alpen) von deren Ertrage bestreiten konnte. Auch nachdem C. durch Scipio 210 der römischen Herrschaft unterworfen und geplündert worden war, blieb es noch wohlhabend genug, um sich in kurzer Zeit wieder zu einer der ersten Städte des Mittelmeers emporzuschwingen. Die Römer selbst machten es zur Hauptstadt der Halbinsel und (nebst Tarraco) zum Sitz des Präfekten von Hispania Tarraconensis und eines Obergerichtshofs. Cäsar sandte eine Kolonie nach C. Von dem Esparto- oder Ginstergras (Spartum), das in der Gegend in Menge wucherte, führte C. auch den Beinamen Spartaria. Den Stürmen der Völkerwanderung erlag endlich die blühende Stadt und vermochte sich seitdem nur langsam wieder zu erholen. Am 20. Juni 1815 siegte bei C. der nordamerikanische Commodore Decatur über die algierische Flotte. Im Februar 1844 erhob sich C. in den Wirren des Bürgerkriegs und bei dem Drohen einer neuen Reaktion zugleich mit Alicante gegen die Regierung.

2) C. de las Indias oder C. la nueva, Hauptstadt des zur Konföderation von Neugranada gehörigen Freistaates Bolivar, an der Nordwestküste von Südamerika, auf einer sandigen Insel gelegen und durch eine Brücke ostwärts mit der Vorstadt Xerimani verbunden, ist stark befestigt und mit ihren geraden, breiten und gepflasterten Straßen u. schmucken Gebäuden die schönste Stadt des Staates. Sie ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine schöne Kathedrale, mehre andere Kirchen u. Klöster, eine Universität, ein Gymnasium, eine Marineschule und einen Hafen, der sich $2^1/_2$ Seemeilen weit ins Land erstreckt, einen bequemen Ankergrund hat u. für den besten an der ganzen Küste gilt. Um eine Verbindung mit dem Binnenlande zu gewinnen, hat man denselben durch einen Kanal mit dem Magdalenenstrom in Verbindung gesetzt. Die Einwohnerzahl beträgt 10,000. Der Handel C.'s ist in neuester Zeit durch die Anlage des Freihafens von Sabanilla links an der Mündung des Magdalenenflusses sehr beeinträchtigt worden, indessen immer noch bedeutend. Die Ausfuhr besteht in edlen Metallen, Zucker, Tabak, Baumwolle, Kaffee u. beträgt gegen $2^1/_2$ Millionen Thaler. Durch regelmäßige Dampfschifffahrt steht C. mit den Antillen, den Vereinigten Staaten und England in Verbindung. Drückend ist der Mangel an Quellwasser. Die Gründung C.'s fällt in das Jahr 1562, wo sich der Spanier Pietro de Heredia daselbst niederließ; Franz Drake eroberte 1585 die bereits zur Stadt herangewachsene Kolonie und verbrannte sie. Indeß erstand sie bald wieder und raffte sich, trotz der vielen Kämpfe, die sie mit den Piraten zu bestehen hatte, wieder zu ziemlicher Blüthe empor, als 1697 die Franzosen vor ihr erschienen. C. mußte sich ergeben, wurde aber von den Franzosen wieder geräumt, nachdem sie die Festungswerke gesprengt hatten. Ein Angriff der Engländer unter Admiral Werner (1741) wurde zurückgeschlagen, und dieselbe Bravour bewies die Stadt 1815 gegen Bolivar. Nachdem sich C. freiwillig von der spanischen Krone losgesagt und den Insurgenten angeschlossen hatte, zog General Morillo im August 1815 vor die Stadt, worauf die hartnäckigste Vertheidigung und eine eben so standhafte Belagerung begann. Erst als die Hungersnoth aufs Aeußerste gestiegen war, ergab sich C. im Januar 1816. Als im Juli 1820 die Republikaner unter Montillo heranzogen, fand wieder eine sehr langwierige Blokade Statt, die aber am 26. September 1821 die Uebergabe und die Befreiung der Stadt von der spanischen Herrschaft herbeiführte.

Cartago, ehemalige Hauptstadt des Staates Costarica in Mittelamerika, am Reventazon, mit 15,000 Einwohnern, 1522 gegründet, ist seit dem Kampf für die Unabhängigkeit und in Folge der Zerstörung durch das Erdbeben am 2. September 1841 sehr herabgekommen. Ueber der Stadt erhebt sich der **Vulkan von C. (Irazu)**, von dessen Gipfel man den atlantischen und den großen Ocean erblickt, 10,500 Fuß hoch.

Carteja, Stadt im alten Hispania Baetica, am Fretum Herculis, von den Phöniciern gegründet, 172 v. Chr. von 4000 römischen Soldaten kolonisirt. In ihrer Nähe besiegte Cäsar den Cnejus u. Sextus Pompejus.

Carteret, Philipp, englischer Seemann, durch geographische Entdeckungen berühmt, begleitete 1766 als Kapitän des Schiffes „Swallow" die Südpolexpedition unter dem Kommando Wallis'. In der magellanschen Meerenge mußte Wallis die „Swallow", einen schlechten Segler, im Stiche lassen, u. C. segelte nun allein. Nach großen Gefahren entdeckte er die Insel Pitcairn, dann einige Inseln südlich von den Gesellschaftsinseln, den Archipel Santa Cruz de Mondanna, den er die Königin-Charlotteninseln, sodann zwei zu den Salomonsinseln gehörige Eilande, welche er Gowen und Carteret nannte. Von hier gelangte er, zuerst von allen Seefahrern, in den Kanal von St. Georg, der Neubritannien von Neuirland scheidet, landete in einer Bai von Neuirland, der er ebenfalls seinen Namen gab, und segelte an den Portlands- und Admiralitätsinseln vorbei nach Batavia und von da nach England zurück, wo er am 20. Febr. 1769 landete. Seine ferneren Lebensumstände sind unbekannt; eine Beschreibung seiner Reise lieferte Hawkesworth (zugleich mit den Reisen Byrons und Cooks).

Cartesianische Teufel (cartesianische Männchen, Taucher, diaboli Cartesiani), kleine, aus buntem Glase geblasene Puppen, gewöhnlich Teufelsfiguren, welche hohl u. am Schwanze, welcher anfangs aufwärts, dann seitwärts nach vorn unter dem rechten oder linken Arm hinweg gebogen ist, mit einer kleinen, ins Innere der Figur führenden Oeffnung versehen sind. Die Figur muß um etwas leichter sein, als ein gleiches Volumen Wasser, muß also noch schwimmen. Verschließt man eine solche Puppe in eine ganz mit Wasser gefüllte gläserne Flasche mit engem Halse und bindet diese mit einer Blase fest zu, so senkt sich die Figur, sobald man mit dem Finger auf die Blase drückt, zu Boden, weil sich mit dem Druck ein Theil des gedrückten Wassers durch die kleine Oeffnung in die hohle Puppe ein-

drängt, die darin befindliche Luft zusammendrückt und dadurch die Puppe specifisch schwerer macht. Hebt man den Druck auf die Blase auf, so drängt die Luft das Wasser wieder aus der Höhlung der Figur heraus, die alsdann ihre vorige geringere specifische Schwere wieder annimmt und sich wieder an die Oberfläche des Wassers erhebt. Läßt man den Taucher schweben, vermindert dann den Druck momentan und stellt ihn gleich darauf wieder her, so dreht sich die Figur rechts um, wenn der Schwanz unter dem rechten Arme, links, wenn er unter dem linken Arme durchgeführt ist. Diese Drehung ist eine Folge der Rückwirkung und gründet sich auf dasselbe mechanische Gesetz, nach welchem eine abgeschossene Kanone rückwärts prallt, eine angezündete Rakete emporsteigt, ein Feuerrad sich dreht. So lange sich nämlich der Taucher an derselben Stelle der Flüssigkeit befindet, drückt das eingeschlossene Wasser auf alle Punkte der Wandung gleich stark, während ihm auch in der Oeffnung durch die umgebende Wasserschicht von gleicher Dichtigkeit das Gleichgewicht gehalten wird, und da gleich starke, nach entgegengesetzter Richtung wirkende Kräfte einander aufheben, so kann die Figur sich nach keiner Richtung hin bewegen. Strömt dagegen beim Aufsteigen das Wasser aus, so wird der Druck nach der einen Richtung hinaufgehoben, kommt aber nach der entgegengesetzten Seite hin zur Geltung, wodurch die Figur sich drehen muß.

Cartesius, Renatus, s. Descartes.

Carthamus *L.* (Farbendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den geschuppten, eirunden, dachziegeligen Kelch, woran die äußeren Schuppen blätterig, abstehend, die mittleren oval, an der Spitze in eine eirunde, am Rande dornige Fläche ausgedehnt, die inneren länglich, ganzrandig, stehend u. langgespitzt sind, die röhrigen Zwitterblüthen, den spreuig-borstigen Fruchtboden u. den eiförmig-4kantigen, glatten Samen ohne Samenkrone, begreift 8 Arten, worunter C. tinctorius *L.*, Saflor, wilder Safran, Bürstenkraut, als wichtige Farbepflanze zu nennen ist. Diese einjährige Pflanze wächst wild in Ostindien, Vorderasien, Aegypten und Südeuropa auf sonnigen Wiesen, wird aber ebendaselbst auch häufig kultivirt, außerdem auch in Meriko, Südamerika und auf den Philippineninseln. In Deutschland findet sie sich wild nicht, verwildert aber in Krain vor; kultivirt wird sie bei Erfurt, doch nicht in größerem Umfange. In deutschen Gärten trifft man sie manchmal als Zierpflanze. Ihr Stengel ist platt, aufrecht, 2—3 Fuß hoch; die Blätter sind oval, dornig, gezähnt, halbumfassend, die anfangs gelben, dann röthlichen Blüthen bilden Doldentrauben mit gelben Hüllblättern. Der Same, Semen Carthami s. Cnici s. Croci hortensis, und die Blüthen, Flores Carthami, waren früher in der Medicin als Purgirmittel im Gebrauch, sind aber jetzt obsolet. Ersterer gibt ein gutes Oel u. wird vom Geflügel gern gefressen. Die Wurzel, Radix Carthami tinctorii, ward neuerlich, in Tinktur täglich 2—3 theelöffelweise genommen, als Mittel gegen den Bandwurm empfohlen. Vorzüglich wichtig wird dieses Gewächs durch den eigenthümlichen Farbstoff, Karthamin, der in den aus den Hüllkelchen gezupften Röhrenblüthchen enthalten ist. Ueber dessen Gewinnung und Verwendung s. Saflor.

Carton (franz.), Pappe, Pappendeckel &c., s. Karton.

Cartouche (franz.), eigentlich Rolle, dann die Randverzierung, zierliche Einfassung (Schönleiste, Schnitzwerk) auf Plänen, Wappen, Landkarten &c., welche die Aufschrift, Titel &c. enthält, oft in der Form einer halb aufgerollten Rolle. Vor Zeiten wandte man auf diese Verzierung erstaunlich viel Mühe und Kunst, und die C.s stellten oft ganze Landschaften und allegorische Figuren dar; neuerdings scheint sich diese Sitte wieder Bahn brechen zu wollen. Auch heißt so auf Münzen die mit allerlei Schnörkeln, besonders mit Laubwerk verzierte Einfassung um einen Schild, einen Namenszug, eine Inschrift. C. nennt man auch die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Kanonen, besonders die Hülse der Ladung, gewöhnlich ein Beutel von Etamin, an den, wenn er gefüllt ist, die Kugel obenan zu sitzen kommt u. ein Spiegel befestigt wird, auf dem die Kugel durch 2 Blechstreifen feststeht; ferner die kleine Patrontasche der Grenadiere, vornehmlich der Kavalleristen; auch das Kästchen von starkem Leder, mit einem gut zuzuschnallenden Deckel, den sich der Jäger an einem Riemen so um den Leib schnallt, daß er vorn sitzt; innen sind 3—4 Reihen pfeifenartiger Röhren zum Einstecken der Patronhülsen.

Cartouche, Louis Dominique, einer der gewandtesten und kühnsten Diebe Frankreichs, geboren um 1693 zu Paris in dem Quartier la Courtille, wo sein Vater Weinschenk war, zeigte schon in früher Jugend so entschiedenen Hang zu Diebereien, daß er aus dem Jesuitenkollegium Ludwigs XIV. entfernt werden mußte und selbst seinen Vater bestahl. Er gerieth endlich unter eine Zigeunerbande, die ihn in Kurzem zu einem Meister in Gaunereien heranzog. Nachdem er sich dann eine Zeitlang in der Normandie an der Spitze einer Gaunerbande ausgezeichnet hatte, lockte ihn das reiche Paris an. Die erstaunliche Gewandtheit seiner Hand und seines Geistes, sein kaltes Blut, sein oft bewährter Muth verschafften ihm bald ein unwiderstehliches Uebergewicht über alle seine Untergeordneten, die er aus dem Militär- u. Bürger-, ja selbst aus dem Adelsstand sammelte. Die strengsten Gesetze u. schwersten Eide banden das Corps, u. mit dem Rechte über Leben und Tod übte er volle despotische Gewalt. Seine äußerliche Erscheinung zeigte Ruhe und eine gewisse Heiterkeit. Er war klein, aber stark und von angenehmer Gestalt. Kühn trotzte er der Polizei, zeigte sich auf allen öffentlichen Plätzen, besuchte die Schauspiele und selbst vornehme Gesellschaften. Die Macht seines Blicks und seine Pistolen gewährten ihm lange Zeit öffentliche Sicherheit; denn kam es auch öfter zum Kampf, so ging er doch stets als Sieger daraus hervor. Diebstähle u. Mordthaten nahmen aber endlich so überhand, daß das Parlament und der Kriegsminister im Verein mit der Polizei Alles zu C.'s Verhaftung aufboten. Dieser verließ nun Paris und kam unangehalten nach Orléans und Bourgogne. Zu Bar sur Seine schlich er sich unter dem Namen Karl Bourgignon in eine vornehme und reiche Familie als deren einziger Sohn, der abwesend war, ein, und wurde mit voller Liebe aufgenommen. Sein Hang zu Gaunereien zog ihn jedoch bald nach Paris zurück, wo er nach seiner eigenen Aussage wie ein König

herrschte. Aber einer seiner innigsten Vertrauten, Duchatelet, ein Gardist, verrieth ihn, und er wurde am 6. Okt. 1721 gefangen genommen. Sein Prozeß wurde durch das Parlament vor die Kammer von Tournelle gezogen. Im Gefängniß wie vor seinen Richtern zeigte er kaltes Blut und eine unzerstörbare Ruhe und Munterkeit. Die vornehmsten Personen besuchten ihn, sogar Damen ersten Ranges von Paris. Noch während seiner Gefangenschaft brachten Le Grand die Komödie „Cartouche ou les Voleurs" und Riccoboni, der Vater, „Arlequin Cartouche" zugleich an einem Tage auf die Bühne. Während des Prozesses wurden C. seine dutzendweise eingefangenen Mitschuldigen vorgestellt; er kannte sie ebenso wenig wie sie ihn. Obgleich sein jüngster Bruder und sogar seine Mutter gegen ihn zeugten und die Qualen der Folter über ihn kamen, gestand er doch weder seinen Namen, noch Verbrechen oder Mitschuldige ein. Endlich verurtheilte ihn ein Parlamentsurtheil zum Tode durch das Rad. Als aber C. auf dem Schaffot mit scharfem Blick nach allen Seiten des Grèveplatzes hinspürte und nur Henkersknechte und Soldaten, aber keine Genossen zu seiner Befreiung wahrnahm, ließ er sich in das Stadthaus zurückführen, gestand Alles ein und entdeckte eine Unzahl von Mitschuldigen, darunter viele Damen und bekannte Edelleute. Hierauf erlitt er mit kaltem Muthe die Strafe des Rades. Maler, Kupferstecher, Bänkelsänger wetteiferten, seinen Namen zu verewigen. Vergl. Cartouche ou le vice puni, Paris 1725.

Cartwright, 1) John, englischer Publicist, als Politiker das eifrigste Mitglied der Oppositionspartei und ein feuriger Vertheidiger der Parlamentsreform, 1740 zu Marnham in Nottinghamshire geboren, war ursprünglich zum Landwirth bestimmt, trat jedoch in den Seedienst, focht rühmlich im Kriege gegen Frankreich und stieg bis zum Lieutenant. Vor dem Ausbruch des amerikanischen Kriegs wurde er Major bei der Miliz der Grafschaft Nottingham. Im Jahre 1775 erschien von ihm „American independence the glory and interest of Great Britain"; auch in vielen anderen Flugschriften legte er seine Anhänglichkeit für die amerikanische Sache an den Tag. Im Jahre 1780 gründete C. mit John Jebb, Granville, Sharpe rc. die Society for Constitutional Information (Gesellschaft für konstitutionelle Belehrung), u. die französische Revolution gab ihm Veranlassung, in dem „Common wealth in danger" (1795) seine politischen Meinungen entschieden auszusprechen. Eine große Reihe von Schriften erweckte sein Streben nach der Parlamentsreform; wegen seines Antheils an den damaligen Volksversammlungen entfernte man ihn 1793 von seinem Majorsposten. Er widmete nun fortan seine ganze Zeit u. Kraft der Durchführung seiner politischen Grundsätze. Ebenso energisch trat er gegen den Sklavenhandel auf, verlangte, daß man ihn für Seeräuberei erklärte, und drang damit später auch durch. Im Jahre 1810 ließ er sich in London nieder und setzte auch hier seine politisch-literarischen Kämpfe rüstig fort. Nach dem Aufstande in Manchester nahm er an einer Volksversammlung in Birmingham Antheil, wurde 1821 deshalb der Theilnahme an einer Verschwörung für schuldig erklärt und um 100 Pfund Sterling bestraft. Er † am 13. September 1824. Seine politischen Schriften füllen 52 Bände; aus allen spricht ein edler Geist, dem man nur ein weniger unbehülfliches Gewand wünschen möchte. Vergl. The life and correspondence of Major Cartwright, London 1826, 2 Bde.

2) Edmund, berühmter englischer Mechaniker, des Vorigen Bruder, geboren den 24. April 1743 zu Marnham, bildete sich in Oxford zum geistlichen Stand, wurde Rektor zu Boadly-Merwood in Leicestershire und später Präbendarius zu Lincoln, wo er den 13. September 1824 †. Seinem Erfindungsgeiste verdankt das Maschinenwesen vielfache Verbesserungen. So stellte er 1786 eine sehr sinnreiche Webemaschine, die leider bald ein Raub der Flammen wurde, 1790 eine Wollkrämpelmaschine her, die der Wollfabrikation in England allein eine Ersparniß von 2 Millionen Pfund Sterling zubrachte. Wegen verschiedener von ihm angegebener Färbungsmittel erhielt er vom Parlament eine Gratifikation von 10,000 Pfd. St. Ebenso erfand er eine Maschine, die, von 2 Menschen getreten, bedeutende Lasten schnell fortschafft, und die man ihm zu Ehren C.s Centaur nannte. Viele Jahre lang beschäftigte er sich auch mit der Bewegung der Wägen u. Schiffe durch Dämpfe, ja er soll sogar den Plan eines Dampfschiffs angefertigt und einem amerikanischen Kapitän zur Ausführung mitgetheilt haben. Als Schriftsteller und Dichter erwarb er sich Ruf durch die poetische Erzählung „Armyna and Elvira" und seine Theilnahme an der Redaktion des „Monthly review".

Caruba di Giudea (Schote von Judäa), gewisse, durch den Stich einer Gallwespe hervorgebrachte Auswüchse des Pistacienbaums, welche sehr balsamisch sind und daher als Rauchtaback für Asthmatiker, sowie zur Herstellung einer Tinktur (Henriettenbalsam) gegen Schmerz in hohlen Zähnen, wunde Brustwarzen rc. empfohlen werden. Vergl. Hofmann von Hofmannsthal, Die C. d. G., Wien 1843.

Carum *L.* (Kümmel), Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, charakterisirt durch den verwischten Kelchrand, die mit eingebogenen Läppchen ausgerandeten, regelmäßigen Blumenblätter und die von der Seite her zusammengedrückte, längliche Frucht, deren beide Theilfrüchtchen mit 5 fädlichen Riefen versehen sind und eine ziemlich flache Berührungsfläche zeigen, glatte, meist ausdauernde Kräuter mit dicker Wurzel und fiederschnittigen, vielspaltigen Blättern. C. carvi L., gemeiner Kümmel, Karbe, wächst wild als Sommergewächs oder zweijährige Pflanze durch ganz Mittel- und in einigen Theilen von Nordeuropa auf Wiesen und Triften und wird angebaut in Deutschland bei Bamberg, Nürnberg, Erfurt, Alsleben, Halle, Brehna und Schwanebeck, in Schweden in Schonen und in England in Essex. Die Früchte, Kümmel- od. Karbensamen (Brodkümmel, Speisekümmel, Semen Carvi s. Cari), haben einen eigenthümlichen, stark gewürzhaften Geruch und einen eigenthümlichen, erwärmend bitterlichen Geschmack. In der Haushaltung dienen sie als Gewürz an verschiedenen Speisen, in Brod und anderem Gebäck, in Käse und hauptsächlich zur Destillation des Kümmelbranntweins. In medicinischer Hinsicht werden sie fast einzig als Hausmittel bei Verdauungsschwäche, Flatulenz, Durch-

fällen angewendet, indem man sie entweder theelöffelweise ganz verschluckt, oder in Fleischbrüh- und Biersuppe genießt, oder auch äußerlich in Breiumschlägen mit Brodkrume und Wein oder Branntwein, oder im Aufgusse von 1—2 Drachmen als Klystier braucht. Auch die Muttermilch sollen sie vermehren; Linné empfiehlt sie gegen das breitägige Fieber, Blair in einem Aufgusse mit Honig bei Lungenverschleimungen. In der Seidenfärberei wird Kümmelsame der schwarzen Farbe beigegeben. Ein Pfund Kümmelsame gibt 1 Unze hellgelbes, oder blaßbräunliches, leichtes Aetheröl (**Kümmelöl**, Oleum Carvi) von nicht besonders angenehmem, starkem Kümmelgeruch und brennendem Geschmack. Mit rauchender Salpetersäure liefert es ein schmieriges, schwarzes Harz, nach Grotthuß Sauerkleesäure. Es ist sehr erhitzend, aber ein wirksames, windtreibendes und magenstärkendes Mittel und wird innerlich zu 1—4 Tropfen in Wasser, auf Zucker, oder in Zeltchenform genommen, häufiger aber äußerlich als zertheilendes Mittel mit andern Aetherölen in Alkohol aufgelöst und bei Windkolik, Unterleibskrämpfen kleiner Kinder ꝛc. in den Unterleib eingerieben. Der Spiritus Carvi ist bei leichten Blähungsbeschwerden und andern Fehlern der Verdauung angezeigt. Das Kümmelöl wird auch zu Parfümerien und Liqueuren angewendet. Der Same vom wildwachsenden **Wiesenkümmel** ist graubräunlich von Farbe, weit kleiner, magerer, ölärmer, nicht so angenehm von Geschmack als der **Gartenkümmel**, dessen Same länglich, gestreift, gebogen, graubräunlich, von schärferem Geschmack u. Geruch ist. Der englische ist gröber, gelber, süßer u., gleich allem Kümmel aus wärmeren Ländern, ölreicher als unser einheimischer. Die spindelförmige, fast fingerdicke Wurzel wird, durch Kultur veredelt, sehr schmackhaft. Die grünen Sprossen wendet man wie Petersilie an. Einen großen Feind hat der Kümmel an der **Kümmelmotte** (Haemylis daucella), deren Raupe die Stengel und Blüthen des Kümmels zerstört. Der Kümmel wird schon von Dioscorides, Columella u. anderen alten Schriftstellern erwähnt. C. Bulbocastanum *Koch*, **Kastanienkümmel**, **Erdkastanien**, wächst in Süd- und Westeuropa auf Aeckern u. Weinbergen, in Deutschland vorzüglich am Rhein. Die Wurzelknollen (Radices Bulbocastani, **Erdkastanien**, **Erdnüsse**) sind ziemlich wie eine Nuß gestaltet, aber unförmlich, mit vielen Zasern, braun, inwendig weiß und mehlig, und werden im südlichen Europa gekocht und geröstet wie Kastanien genossen. Die Samen gebraucht man statt des Kümmels, die jungen Blätter statt der Petersilie.

Carus, M. **Aurelius**, oder nach einem Briefe von ihm selbst **Manlius Aurelianus**, römischer Kaiser 282 n. Chr., aus Narbo in Gallien, nach Anderen aus Rom von illyrischen oder aus Illyrien von punischen Aeltern oder aus Mailand gebürtig, war unter Kaiser Probus Praefectus praetorio (Oberster der Leibwache) und wurde nach Ermordung seines Herrn zum Kaiser erhoben. Nachdem er seine Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren ernannt und die Sarmaten gedemüthigt hatte, zog er mit Numerianus gegen die Perser, unterwarf Mesopotamien und gewann Coche u. Ctesiphon. Aber schon 283 † er in seinem Lager jenseit des Tigris.

Carus, **Karl Gustav**, berühmter Arzt und geistreicher Maler, wurde am 3. Januar 1789 zu Leipzig geboren, besuchte daselbst die Thomasschule und seit 1804 die Universität. In dem Plane seines Vaters, eines Färbers, lag es, daß C. durch ein tieferes Eindringen in die Chemie sich die Mittel zu einem großartigen Betriebe seines Geschäfts erwerben sollte; er wurde jedoch durch die anatomischen Vorlesungen ganz für die medicinischen Wissenschaften gewonnen. Im Jahre 1811 hielt er als Privatdocent die ersten Vorlesungen und damit zugleich in Leipzig die ersten über vergleichende Anatomie. Später wandte er besondere Aufmerksamkeit der Entbindungskunst, sowie der Behandlung der Frauenkrankheiten zu. Im Kriege von 1813 übernahm er die Direktion des französischen Spitals zu Pfaffendorf bei Leipzig u. folgte 1815 nach der Reorganisation der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden dem Rufe dahin als Professor der Entbindungskunst u. Direktor der geburtshülflichen Klinik, bis er 1827 königlicher Leibarzt wurde u. den Titel eines Hof- und Medicinalraths erhielt. In demselben Jahre hielt er vor einem ausgewählten Kreise Vorträge über Anthropologie u. 1829 über Psychologie. Im J. 1828 hatte er als Begleiter des damaligen Prinzen, nachherigen Königs Friedrich August, die Schweiz u. Italien bereist oder vielmehr durchflogen; 1835 besuchte er Paris u. die Rheingegenden. Im Jahre 1843 wurde er zum geheimen Medicinalrath ernannt. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Versuch einer Darstellung des Nervensystems“ (Leipz. 1814); „Lehrbuch der Zootomie“ (das. 1818, 2. Aufl. 1834); „Lehrbuch der Gynäkologie“ (das. 1820; 3. Aufl. 1839, 2 Bde.); „Die Lehre von Schwangerschaft und Geburt“ (das. 1822—24, 2 Thle.); „Von den äußern Lebensbedingungen der weiß- und kaltblütigen Thiere“ (das. 1824); „Sammlung kleiner geburtshülflicher Abhandlungen“ (1826, 2 Bde.); „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie“ (1826—35, 4 Hefte); „Grundzüge zur vergleichenden Anatomie“ (Dresden 1828, 3 Bde.); „Analekten zur Natur- und Heilkunde“ (das. 1829); „Vorlesungen über Psychologie“ (Leipzig 1831); „System der Physiologie“ (Dresden und Leipzig 1838—40, 3 Bde.; 2. Aufl., Leipzig 1847—49, 2 Bde.); „Erdenleben“ (Leipzig 1842); „System der Physiologie“ (das. 1838—40, 3 Bde.); „Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kranioskopie“ (Stuttgart 1841); „Atlas der Kranioskopie, oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen“ (1. Heft, enthaltend auf 10 lithographirten Tafeln die Abbildungen der Kopfformen Schillers, Talleyrands, eines Grönländers, eines Kretins, Napoleons I., eines alten Skandinaviers, eines Kaffern und eines Bali, sowie 2 Tafeln über einander gezeichneter Konturen dieser Köpfe, Leipzig 1843); „Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand in verschiedenen Personen“ (Stuttgart 1846); „Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung“ (Leipzig 1849), „England und Schottland“ (Berlin 1846, 2 Bde.), die Frucht einer 1844 im Gefolge des Königs von Sachsen unternommenen Reise; dann insbesondere das an die Stelle der frühern „Vorlesungen über Psycho-

logie" getretene Werk: „Psyche, zur Entwickelungsgeschichte der Seele" (Pforzheim 1846; 2. Aufl., Stuttgart 1851), dem alsbald „Physis, zur Geschichte des leiblichen Lebens" (das. 1851) folgte; „Symbolik der menschlichen Gestalt" (Leipz. 1853, 2. Aufl. 1857); „Ueber Lebensmagnetismus" (das. 1856); „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes" (das. 1856); „Natur u. Idee" (Wien 1861). Seine beiden größeren Ausflüge beschrieb er in: „Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz im Jahre 1828" (Leipzig 1835) u. „Paris und die Rheingegenden, Tagebuch einer Reise im Jahre 1835" (daselbst 1836, 2 Theile). Seinem freundschaftlichen Verkehr mit Goethe entsprangen die Schriften: „Goethe. Zu dessen näherem Verständniß" (Leipzig 1843); „Briefe über Goethe's Faust" (1. Heft, Vorwort und 3 Briefe enthaltend, das. 1835), „Goethe und seine Bedeutung für diese und die künftige Zeit" (Dresden 1849) 2c. Auch als Künstler hat C. im Felde der Landschaftsmalerei Ausgezeichnetes geleistet. Seine Bilder tragen alle den Stempel der technischen Vollendung u. zeigen den genialen Künstler. Mit Vorliebe bildete er insbesondere das Fach der allegorischen Landschaft aus. Die Ausführung ist stets geistreich und von ungemeiner Leichtigkeit und Schönheit. Viele seiner Bilder sind in München, Dresden, Berlin u. Petersburg. Auch hat C. die 6 Tafeln zur Darstellung des Nervensystems gestochen und die 20 Tafeln zum Lehrbuch der Zootomie radirt. Als Kunstschriftsteller hat er sich hervorgethan durch seine „Briefe über die Landschaftsmalerei" (Leipz. 1831, 2. Aufl. 1835).

Carvajal, Tomas José Gonzalez, spanischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren am 21. December 1753 zu Sevilla, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte, schloß sich 1785 an einige gelehrte Körperschaften der Residenz an, machte sich durch einige Arbeiten im Verwaltungsfach und in der Philologie einen Namen und wurde 1790 in dem Finanzsekretariat für Indien u. dann als Official in dem für Spanien angestellt. Im Jahre 1795 zum Intendanten der in der Sierra Morena und in Andalusien neu angelegten Kolonien ernannt, erwarb er sich die Achtung und Liebe der Kolonisten. Da er das Klima von Carolina nicht vertragen konnte, zog er sich 1807 einstweilen nach Sevilla zurück. Bei der Nationalerhebung gegen die napoleonische Usurpation trat er 1809 als Intendant in das Patriotenheer. Sein Eifer und seine Thätigkeit verschafften ihm die Ernennung zum Präsidenten der Finanzjunta 1812, sowie 1813 zum Staatssekretär des Finanzministeriums. Aus Liebe zu den Wissenschaften erbat er sich die Stelle eines Direktors der Studien von San-Isidro. Unter der Restauration wegen der Errichtung einer Kanzel für konstitutionelles Recht 1815 nach Sevilla abgeführt u. da konfinirt, lebte er bloß seinen Studien, bis er durch die Revolution von 1820 auf seinen früheren Posten zurückberufen wurde. Noch in demselben Jahre ward er zum Mitglied der Censurjunta, 1821 zum Staatsrath ernannt. Die Gegenrevolution von 1823 vertrieb ihn wiederum auf 4 Jahre aus Madrid. Im Jahre 1829 übertrug man ihm die Zusammenstellung der Verordnungen im Militärverpflegungsfach. Dann wurde er 1833 zum Mitglied des obersten Kriegsraths und 1834 zu dem des Raths von Spanien und Indien in der Abtheilung des Kriegs, bald darauf zum Procer des Reichs ernannt. Er † am 9. November 1834. Als Schriftsteller zeichnete sich C. nicht nur durch mehre Abhandlungen in seinem Berufsfache, der Militärökonomie, aus, sondern erwarb sich auch einen europäischen Ruf durch seine meisterhafte metrische Uebersetzung der poetischen Bücher der Bibel. Erst im 54. Lebensjahre (1807) unternahm er dieses Werk und erlernte zu diesem Zweck das Hebräische. Auch als Originaldichter hat sich C. versucht und dabei vorzüglich den süßen Luis de Leon zum Vorbilde genommen. Es erschienen von ihm: „Los salmos" (Valencia 1819, 5 Bde., u. ö.), „Los libros poeticos de la Santa Biblia" (das. 1827, 6 Bde.) u. „Opusculos ineditos en prosa y verso" (Madrid 1847, 13 Bde.).

Carvalho, Jozé da Silva, portugiesischer Minister, einer der eifrigsten Vertheidiger der Charte Dom Pedro's, geboren am 19. December 1782 zu Castelbranco in der Provinz Beira, studirte zu Coimbra Jurisprudenz, ward aber frühzeitig von der Polizei und Inquisition verfolgt und erhielt erst 1810, als Masséna Lissabon bedrohte, eine Anstellung als Juiz de fora (Richter der ersten Instanz) der kleinen Villa Recordaens, wo er trotz seiner unbedeutenden Stellung dem Staate und der Armee sehr wichtige Dienste leistete. In Anerkennung derselben erwählte man ihn 1814 zum Juiz das orphaos (Patron der Waisenkinder) in Oporto, während er zu gleicher Zeit Berichterstatter bei den Kriegsgerichten der Provinz war. Hiermit begann seine politische Laufbahn. Der traurige Zustand des Landes veranlaßte ihn nämlich, in Verbindung mit seinem Freunde Fernandez Thomas 1817 den Plan zur Befreiung des Vaterlandes vom drückenden Fremdenjoch zu entwerfen. Nach dreijährigen Vorarbeiten, die freilich manches Opfer kosteten u. den General Gomes Freira d'Andrade an den Galgen brachten, schlugen endlich am 24. August 1820 die Flammen der Revolution in Oporto auf. C. wurde zum Mitglied und Sekretär der proklamirten provisorischen Regenz ernannt, und der Ruf der Revolution hallte bald selbst in Lissabon wieder. Die konstituirenden Cortes, die sich 1821 versammelten, ernannten zunächst definitiv eine Regentschaft, deren Mitglied auch C. wurde. Sie regierte das Reich bis zur Ankunft des Königs Johann VI., welcher im Juni 1821, nachdem er die Konstitution beschworen hatte, die Zügel der Regierung übernahm. Johann VI. vertraute C. die Präsidenz der lissaboner Municipalität an und ernannte ihn bald darauf zum Justizminister, welche Stelle er bis zur Kontrerevolution 1823 bekleidete. Letztere hatte C. vorhergesagt; seine Stimme wurde aber nicht gehört. C. floh nach England u. lebte hier in kümmerlichen Umständen, aber unermüdlich mit Politik u. Staatswirthschaft beschäftigt. Als nach dem Tode Johanns VI. Dom Pedro die konstitutionelle Charte gegeben hatte, leistete C. seinen Schwur auf dieselbe und kehrte nun nach Portugal zurück, wo er jedoch ohne Anstellung blieb. In Folge der Vernichtung der Charte und der Usurpation des Thrones durch den Regenten Dom Miguel 1828 entfloh er zum zweiten Male nach England u. wurde hier bei der Kommission zur Unterstützung der Emigrirten in London angestellt. Nach Dom

Pedro's Rückkehr nach Europa sandte Gomes de Silva (früherer Privatsekretär des Kaisers u. dessen Vertrauter) C. am 3. Juni 1831 nach Cherbourg, wohin sich der Exkaiser begeben hatte. Hier entwickelte C., von schriftlichen Belegen unterstützt, ein Bild von den damaligen Zuständen Portugals und zeigte auf den Ruhm des Befreiers hin. Schon acht Tage nachher war Dom Pedro in London. C. wurde Mitglied des von Dom Pedro eingesetzten Vormundschaftsraths für die Königin, u. während Dom Pedro selbst nach Paris eilte, um hier die projektirte Expedition zu organisiren, übernahmen C., der Chevalier Lima und Dom Thomas de Mascarenhas in England die Aufbringung der zum Unternehmen nöthigen Hülfsmittel. Besonders durch C.'s Bemühungen kam in London die erste Anleihe bei Ardoin und Kompagnie noch im September zu Stande, u. erst dadurch erhielt Dom Pedro die nöthigen Mittel, um nach den azorischen Inseln abgehen u. die Expedition kräftig organisiren zu können. Hierauf begleitete C. Dom Pedro auf die Insel Terceira zur Organisation der Expedition und wurde zum Generalauditeur der Armee und kurze Zeit nach der Landung in Portugal zum Direktor der Civilverwaltung bei derselben, sowie zum Präsidenten des Tribunals der Justiz u. des Krieges ernannt. Unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm C. im Dec. 1832 das Finanzministerium. Zunächst brachte er aus den ersten Kaufleuten der Stadt eine Kommission des öffentlichen Schatzes zu Stande, die einen regelmäßigen Sold für die Armee erzielte. Sodann wußte er die in Vorschlag gebrachte, aber heftig bekämpfte Expedition unter dem Herzog von Terceira nach Algerien durchzusetzen. Die Expedition gelang, u. C. begleitete Dom Pedro zur Hauptstadt. Er brachte das Heer auf 62,000 Mann u. setzte so Dom Pedro in den Stand, das ganze Reich von dem Joche Dom Miguels zu befreien. Die Finanzen Portugals C. gänzlich anvertrauend, ernannte ihn Dom Pedro auch zum Staatsrath u. Präsidenten des obersten Tribunals der Justiz, u. C. beschäftigte sich nun ohne Unterlaß mit den Mitteln, die Wunden zu heilen, welche der Bürgerkrieg u. Dom Miguels Tyrannei Portugal geschlagen. Das Papiergeld wurde vernichtet und das Monopol der Weinkompagnie von Oporto aufgehoben. C. sicherte die regelmäßige Bezahlung aller Gehalte und Solde, bewirkte durch Verwaltungsreformen in den Douanen eine Verdoppelung deren Abwurfs, reorganisirte die Verwaltung des öffentlichen Schatzes und stellte durch Reduktion der Staatsschuld den öffentlichen Kredit wieder her. Auch wurde er Stifter des Freihafens von Lissabon. Wie in die Finanzverhältnisse griff er auch in die Justizverwaltung ein. So bewirkte er die Aufhebung der alten Tribunale, die im Widerstreite mit der Charte waren, und die Stiftung neuer an deren Stelle, und beförderte die Reform der bisherigen Gesetzgebung. Auch verdankte man ihm die abermalige Vertreibung der Jesuiten, die sich unter Dom Miguel unter dem Namen der Redemptoristen wieder eingeschlichen hatten. Das Budged, welches er den Cortes von 1835 vorlegte, fand wegen der Klarheit in der Aufstellung den ungetheilten Beifall aller Financiers und ist unstreitig das merkwürdigste Dokument jener Zeitepoche. Von dem Grundsatze ausgehend, daß des Staates Wohl einzig von dem Kredit abhänge, brachte er diesen 1835 zu einer in Portugal seit langer Zeit unerhörten Höhe. Als er mitten im glücklichsten Streben für das Wiederaufblühen von Portugals Volkswohlstand in Folge klug angesponnener Intriguen genöthigt wurde, im Nov. 1835 zugleich mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Saldanha seine Stelle niederzulegen, verminderte sich sofort der Staatskredit, die Fonds sanken, und man sah sich wenige Monate nachher gezwungen, C. abermals die Finanzen zu übergeben. Durch ihn bildete sich die Kompagnie zum Ankaufe der großen Staatsgüter, der sogenannten Lezirias, deren Verkauf trotz lähmender Intriguen die Summe von 2000 Contos einbrachte. Am 10. Sept. 1836 brach die berüchtigte Revolution zu Gunsten der Konstitution von 1820 aus, die C. und seine Anhänger aus dem Ministerium entfernte und die Charte Dom Pedro's vernichtete. C. legte jetzt alle seine Staatsämter nieder und zog sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurück; er war dagegen einer der Ersten, die bei der Gegenrevolution am 4. Nov. 1836 zu Gunsten der Charte eine Rolle in Belem spielten. Als diese mißglückte, floh er wieder nach England und kehrte erst auf die von der Königin ausgesprochene Amnestie hin zurück. Die Feinde der Chartisten wußten jedoch durch Verleumdungen den großen Haufen mit so blinder Wuth gegen ihn zu erfüllen, daß bei Gelegenheit der Prozession am Fronleichnamsfeste (14. Juni 1838) sein Leben in Gefahr kam. Gleichwohl hielt C. furchtlos in Portugal aus, nahm an dem jüngsten Umschwunge der portugiesischen Zustände, namentlich an der Herstellung der pedristischen Charte durch die Empörung zu Oporto 1842 Antheil und trat wieder in den Staatsrath. Er † am 3. Febr. 1845.

Carver, Jonathan, englischer Reisender, 1732 zu Stittwater in Neuengland geboren, trat, 18 Jahre alt, in das Regiment von Connecticut, wohnte bis 1762 allen Kriegsbegebenheiten bei, welche Canada's Schicksal entschieden, und nahm als Hauptmann seinen Abschied, um die im pariser Frieden an England abgetretenen canadischen Landstriche zu bereisen. Nach Zurücklegung von 700 deutschen Meilen gelangte er bis an die Mündung des Antonyflusses in den Mississippi. Mit seinen vollständig ausgearbeiteten Tagebüchern eilte er nach London, erntete aber nur Undank und † verkannt und vergessen daselbst am 31. Januar 1780 in Armuth. Seine Reisebeschreibung erschien unter dem Titel „Travels through the interior parts of North-America in the years 1766—68“ (London 1778; 3. Aufl., das. 1779; deutsch, Hamburg 1788, für die Jugend bearbeitet von Campe in der „Sammlung von Reisebeschreibungen“, 4 Thle.), ein für die Kunde der amerikanischen Länder und Volksstämme sehr wichtiges Werk, reich an Beiträgen zur physikalischen Geographie.

Carvilius, 1) Spurius Cajus Marimus, Konsul mit L. Papirius Cursor 295 v. Chr., eroberte im Verein mit seinem Kollegen mehre samnitische Städte. Er feierte darauf in Rom einen Triumph, lieferte 380,000 schwere As in den Staatsschatz, erbaute von seinem Beutetheil einen Tempel der Fortuna und machte jedem gemeinen Krieger 102 As und den Hauptleuten und Reitern das Doppelte zum Geschenk. Von den Harnischen und Helmen der besiegten Feinde errichtete er einen Koloß des

Jupiter auf dem Kapitol und zu dessen Füßen seine **eigene** Statue. Von den Etruskern eroberte er die Stadt Troilum und 5 Vesten und zwang die Falisker, um Frieden zu bitten.

2) Spurius C. Maximus Rugas, Konsul 234 v. Chr., besiegte in den Kämpfen gegen die Korsen und Sarden die letzteren in einer großen Schlacht und erhielt einen Triumph. Im Jahre 228 abermals Konsul, entzog er dem Widerstand seines Kollegen gegen Vertheilung gallischer Ländereien seine Unterstützung. C. soll der erste Römer gewesen sein, welcher sich wegen Unfruchtbarkeit seiner Frau scheiden ließ. Im Jahre 228 soll er den Antrag gestellt haben, den römischen Senat durch Aufnahme von je 2 Senatoren aus den Latinern zu ergänzen. C. † als Augur 212 v. Chr.

Carya *Nutt.* (Hickorynuß), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, charakterisirt durch die zusammengesetzten Kätzchen mit 3theiligen Schuppen, 4—6 Saubgefäße, die fehlende Korolle, die 4lappige Narbe und die Steinfrucht mit 4kantiger Kernschale und 4klappiger Fruchthülle, nordamerikanische Bäume, unter deren Arten besonders folgende wichtig sind: C. olifaeformis *Nutt.*, ein 60—70 Fuß hoher Baum am Ohio, Missisippi, in Oberlouisiana ꝛc., mit $1^1/_2$ Fuß langen, gefiederten Blättern u. länglich 4eckigen Früchten mit $1^1/_2$ Zoll langen, dünnschaligen Nüssen, deren Kern sehr schmackhaft ist, daher diese Nüsse einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Das daraus gewonnene Oel wird in Amerika in der Medicin u. Haushaltung wie unser Nußöl gebraucht. C. alba *Nutt.*, ein an 70 Fuß hoher Baum mit 2—3 Fuß dickem Stamm und gefiederten Blättern, in Nordamerika von Neuengland an bis Carolina wachsend, trägt runde, gedrückte Früchte, deren 4kantige Nüsse, halb so groß als unsere Wallnüsse, eine sehr harte Schale haben und einen kleinen Kern enthalten, welcher weniger schmackhaft ist als der der vorigen Art, daher die Nüsse besonders zur Oelgewinnung und Schweinemast dienen. Das Holz des Baumes ist weiß und übertrifft an Hitzkraft das Buchenholz; die rauhe, weißgraue, zähe Rinde gibt trefflichen Bast. Auch die Nüsse von C. sulcata *Nutt.* geben Oel. Bittere Nüsse tragen C. aquatica *Nutt.* und C. amara *Nutt.*, beide in Nord- und Südcarolina und Georgien.

Caryocar *L.* (Mandelahorn), Pflanzengattung aus der Familie der Bombaceen, charakterisirt durch den bleibenden, 5theiligen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone, sehr zahlreiche, unter einander und mit der Blumenkrone verwachsene Staubgefäße und je zu 4—6 mit einander verwachsene Nüsse, die sich bei der Reife trennen, südamerikanische Bäume, unter deren Arten folgende zu erwähnen sind: C. butyrosum *Willd.*, Pekea butyrosa *Aubl.*, Butterahorn, mit 3zähligen, oval-lanzettförmigen Blättern und weißen, in Büscheln vereinigten Blüthen mit hervorragenden Staubgefäßen und 4 noch längeren Griffeln, trägt je zu 4 zusammengewachsene pflaumenartige, wallnußgroße Früchte mit gelbem butterartigen Fleisch, das wie Butter gebraucht wird, und nierenförmigen, borstigen Nüssen mit süßem, sehr schmackhaftem Kern, die einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Der Baum findet sich in Guyana u. Brasilien häufig in den Wäldern, wird aber auch angepflanzt, erreicht 80 Fuß Höhe und 3 Fuß Dicke und hat röthliches, hartes, zum Schiffsbau taugliches Holz. C. glabrum *Pers.*, Saouari glabra *Aubl.*, mit 3zähligen, 4 Zoll langen, spitzovalen Blättern u. hühnereigroßen Pflaumenfrüchten mit grünlichem, süßem Mus, das wie Butter zergeht, und sehr harten, borstigen Nüssen mit schmackhaftem, Oel gebendem Kern, die ebenfalls in den Handel kommen. Der Baum wird an 80 Fuß hoch, 4 Fuß dick und findet sich sowohl wild in den Wäldern Guyana's, als auch angepflanzt. C. amygdaliferum *Cav.*, mit 3zähligen Blättern, in büschelförmigen Endtrauben vereinigten Blüthen mit becherförmigem, abfälligem Kelch, 5blätteriger, fleischiger, grünlichgelber Blumenkrone, in einen Ring verwachsenen Staubgefäßen und 4 hervorragenden Griffeln u. 2 Zoll langen, grünen, gefleckten Früchten mit je 4 zwetschengroßen, nierenförmigen Nüssen, von denen aber nur eine diese Größe erreicht. Diese Nüsse sind wegen ihres sehr wohlschmeckenden Kerns ein gesuchter Handelsartikel, stehen aber, da der Baum nicht häufig vorkommt, hoch im Preise. Der Baum, der über 200 Fuß hoch wird, findet sich in den Wäldern von Santa Fé de Bogota. C. nuciferum *L.*, mit purpurrothen Blüthen u. großen Früchten, deren Nüsse ebenfalls schmackhafte Kerne, enthalten, wächst als hoher Baum in Guyana; Dasselbe gilt von C. tomentosum *Willd.*

Caryophylleä (Karyophylleen, Nelkengewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie, enthält Kräuter, Stauden und Halbsträucher, selten Sträucher, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Stengel gegliedert, an den Gliederenden meist etwas verdickt, gegabelt; Blätter gegenüberstehend, meist einfach, lanzettlich, oft borstig, manchmal mit Nebenblättern; Zwitterblüthen in entständigen, gabeltheiligen Trugdolden oder Büscheln, selten einzeln stehend; Kelch mit 4—5 entweder freien, oder zu einer Röhre verwachsenen Blättern, stehenbleibend; Blumenkrone aus 4 oder 5 freien, meist genagelten u. oft am Grunde der Platte mit einem Schüppchen versehenen Blumenblättern bestehend, hypogynisch, selten ganz fehlend; Staubgefäße in der Zahl schwankend, oft ebenso viel, oft doppelt so viel als Blumenblätter, mitunter auch weniger, unter dem Fruchtknoten befestigt; Staubfäden pfriemenförmig, am Grunde bisweilen verwachsen; Antheren 2fächerig, der Länge nach sich öffnend; Fruchtknoten oft gestielt, selten sitzend; 1—5 Griffel, 2 bis 5 fadenförmige Narben; Kapsel 2—5klappig, 1—5fächerig, mit in der Mitte der Klappen befestigten Scheidewänden; Samenhalter in den mehrfächerigen Kapseln in dem Winkel jedes Fachs, in den einfächerigen mittelständig; Samen zahlreich, nierenförmig, od. kugelig, meist mit warziger Oberfläche u. gekrümmtem, rings um den mehligen Eiweißkörper liegendem Embryo mit beim Keimen blattartigen Samenlappen. Nach Sprengel umfaßt die Familie gegen 900 Arten, welche meist den gemäßigten und kalten Zonen angehören und in den heißen nur auf den Gebirgen vorkommen. Ihre medicinischen Eigenschaften sind geringfügig; einige enthalten einen eigenthümlichen, seifenartigen Stoff, Saponin. Es gehören hierher die Unterabtheilungen der Paronychieen (mit Nebenblättern, die allen übrigen fehlen), Sklerantheen (mit Schlauchfrucht), Alsineen (mit Kapsel und getheiltem Kelch), Sileneen (mit Kapsel und ganzem Kelch).

Caryophyllus *L.* (Gewürznelkenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch walzig, dem Fruchtknoten angewachsen, mit 4 Zähnen; 4 Blumenblätter zwischen diesen stehend, mit ihren Spitzen zusammenhängend und gleichsam eine Mütze bildend; Staubgefäße zahlreich, frei, in 4 Gruppen zusammengestellt und auf einem 4kantigen, fleischigen Wulste befestigt; Fruchtknoten 2fächerig; Griffel dickpfriemenförmig; Narbe einfach; Beere vom bleibenden Kelchsaume gekrönt; 1=—2fächerig und 1=—2samig; Samenlappen fleischig, außen konkav, innen buchtig. Die Gattung enthält ostindische Bäume mit immergrünen, entgegengesetzten, lederartigen, glänzenden Blättern und wohlriechenden, straußartig in den Achseln der Zweige stehenden Blüthen. **C. aromaticus** *L.*, **Eugenia caryophyllata** *Thunb.*, **Myrtus caryophyllus** *Spr.*, ist ein Baum von 20—30 Fuß Höhe mit niedrigem Stamm u. kegel= oder pyramidenförmiger, aus zahlreichen ruthenförmigen, sehr hartholzigen Aesten gebildeter Krone, meist paarig über's Kreuz stehenden, fein punktirten, etwa 4 Zoll langen, eilanzettlichen, spitzigen, am Grunde keilig in den Blattstiel übergehenden Blättern und auf 3gabeligen Stielen stehenden, zusammen eine Trugdolde bildenden Blüthen, deren freier Kelch aus 4 konkaven, erst grünen, später rothen Stücken besteht. und deren gelblichrothe Blumenblätter größer als die Kelchzähne, länglich kugelig geschlossen, dann gespreizt und abfällig sind. Fast alle Theile des Baumes sind mit zahlreichen kleinen Oelpünktchen bedeckt, welche demselben einen sehr aromatischen Geruch mittheilen. Die Blüthenknospen liefern die bekannten Gewürznelken, Gewürznägelein, Kreidnelken, **Caryophylli aromatici, Clavi aromatici.** Dieselben werden kurz vor dem Aufblühen abgebrochen, erst im Rauche u. dann an der Sonne getrocknet, wodurch sie die eigenthümliche, nelkenbraune Farbe erhalten. Sie haben die Gestalt eines kleinen Nagels und bestehen oben aus einem leicht abfallenden rundlichen Knöpfchen, das aus der geschlossenen Blumenkrone und deren Kelche gebildet wird. Die Blumenkrone sitzt an dem unteren rundlichen, etwa einen halben Zoll langen, gegen das Ende schmälern, auf zwei Seiten gewöhnlich plattgedrückten Fruchtknoten und wird von einem andern dickern und oben 4spaltigen Kelche umschlossen. Die Zeit der Ernte der Gewürznelken fällt gewöhnlich zwischen Oktober und December. Auf dem Bruche glänzen sie ölig, und gedrückt geben sie Oel. Geruch u. Geschmack sind angenehm, stark, gewürzhaft, eigenthümlich. Vorwaltende Bestandtheile sind: ätherisches Oel, geschmackloses Harz, Gummi, Extraktiv= und Gerbestoff. Man unterscheidet mehre Sorten Gewürznelken. Die feuchten oder holländischen Kompagnienelken sind dunkelschwarzbraun, haben nur selten runde Knöpfchen und enthalten viel ätherisches Oel, das durch Drücken mit dem Fingernagel aus denselben hervortritt; trocken sind die englischen Kompagnienelken, von hellröthlichnelkenbrauner Farbe und ziemlicher Größe, die vorzüglichsten, äußerst reichhaltig an Oel, von starkem Geruch und Geschmack; die Amboinanelken sind kleiner als die vorigen und heller von Farbe, mehr gelblichbraun; die Bourbonnelken noch kleiner, hellbraun und mit hellgelblichbraunen Knöpfchen; die Cayennenelken den vorigen ähnlich, aber mit dunkleren, braunen Knöpfchen. Die sogenannten Königsnelken (Caryophylli regii), welche als Seltenheit nur an die Höfe der ostindischen Großen, nicht aber in den eigentlichen Handel kommen, haben eine ährenförmige, schuppige Gestalt und gelten als eine seltene Monstrosität, sind aber weder im Geruch, noch im Geschmack von den gemeinen Gewürznelken verschieden. In der Medicin werden die Gewürznelken als gewürzhaft erhitzend zur Unterstützung tonischer Mittel u. bei Unthätigkeit der Verdauungsorgane angewendet. Aeußerlich braucht man sie zu reizenden, gewürzhaften Umschlägen bei Ruhren und Durchfällen, sowie unter Magenpflaster; auch dienen sie als Kaumittel bei rheumatischem Zahnweh und Lähmung der Zunge. Ihr Gebrauch als Gewürz in der Kochkunst ist allgemein bekannt. Der wichtigste Bestandtheil der Gewürznelken ist das ätherische Oel, das Gewürznelkenöl, Kreidnelkenöl, **Oleum Caryophyllorum s. Oleum Caryophyllorum aromaticorum**, das gewöhnlich schon im Vaterlande der Gewürznelken durch Destillation derselben, häufig aber auch aus den bloßen Blüthenstielen, die man Nelkenholz nennt, gewonnen wird und anfangs fast wasserhell, weißgelblich, später gelb und endlich hochbräunlichgelb u. ziemlich dickflüssig ist. Sein specifisches Gewicht 1,034 nach Lewis, 1,061 nach Bonastre; im rektificirten Zustande 1,0555 nach Martius. Dieses Oel ist mit der Substanz der Gewürznelken sehr innig verbunden und läßt sich schwer ganz davon trennen; Martius erhielt aus 10 Pfund Nelken 34 Unzen ($2^1/_8$ Pfund) Oel. Die am häufigsten vorkommenden Verfälschungen des Nelkenöls sind die durch Mandel= und Ricinusöl, oder durch eine Auflösung des Colophoniums in Alkohol, welche eine dem dunkeln Nelkenöl ganz gleiche Farbe hat. Vermischt man aber verfälschtes Nelkenöl mit Wasser, so wird die ganze Flüssigkeit milchig. Als Arzneimittel dient das Nelkenöl wie die Gewürznelken; auf der Haut bringt es einen starken Reiz hervor; auch gebraucht man es (jedoch wenig) als Zuthat zu Liqueuren und Parfümerien. Die Früchte des Gewürznelkenbaums, Mutternelken, Mutternägelein, **Anthophylli, Fructus Anthophylli s. Caryophylli, Mater fructuum**, haben weit weniger Arom, als die eigentlichen Gewürznelken, und werden deshalb in der Medicin nicht mehr angewendet, aber in ihrer Heimat mit Zucker eingemacht und auch als Arznei gebraucht. Sie gleichen den Gewürznelken, sind aber weit größer und bauchiger, länglich=oval und um so mehr mit einer harten, schwarzen, angenehm riechenden Substanz erfüllt, je reifer sie geworden. Der Gebrauch der Gewürznelken reicht ins hohe Alterthum zurück. Der Baum scheint auf den Molukken einheimisch zu sein; doch entdeckten erst chinesische Kaufleute seine nutzbaren Eigenschaften und verpflanzten ihn nach China, von wo er dann nach Ostindien und selbst nach Persien und Arabien kam. Im 7. Jahrhundert werden die Gewürznelken von Paulus Aegineta erwähnt. Aber erst nach der Entdeckung der Molukkeninseln durch die Portugiesen (1511) scheinen sie auch im westlichen Europa in Gebrauch gekommen zu sein. Nachdem die Portugiesen durch die Holländer aus vielen Stationen jener Inseln vertrieben worden, vernichteten letztere, um sich das Monopol mit diesem

begehrten Gewürz zu erhalten, überall außer auf Amboina die Bäume, verboten allen Handel mit anderen Völkern u. überlieferten die übrigbleibenden Vorräthe den Flammen, damit das Gewürz nicht im Preise falle. Auf Amboina selbst wurde die Zahl der Bäume auf 500,000 begrenzt. Die Producenten mußten ihre Ernten zu festbestimmten, sehr niedrigen Preisen in die öffentlichen Vorrathshäuser abliefern. Im Jahre 1714 wurden in Holland 435,427 Pfund Gewürznelken versteigert. Später gelang es den Franzosen, den Baum nach Isle de France, Bourbon und Mauritius zu verpflanzen, wo er so trefflich gedieh, daß Bory de St. Vincent 1802 den ersten Baum, den Poivre 1769 gepflanzt hatte, mit 125 Pfund Gewürz beladen fand, während man auf Amboina nur etwa 2—2½ Pfund von einem Baume erntete. Zu der erwähnten Last gehörten 625,000 Blüthen. Auch in Cayenne pflanzte man seit 1779 den Baum an, ebenso auf Martinique, St.-Vincent, Domingo, Trinidad. Neuerlich hat sich die Kultur desselben noch weiter ausgebreitet. Amboina soll jetzt jährlich etwa 600,000, Bourbon gegen 200,000 Pfund Nelken liefern. Der Verbrauch in Europa ist bedeutend. Bei den Versendungen hierher werden die Nelken gewöhnlich in durch Matten abgesonderte Räume der Schiffe geschüttet. Der Baum verlangt einen hellen Standort im warmen Lohbeete der wärmsten Treibhausabtheilung und bei heißem Sonnenschein etwas Schatten. Man pflanzt ihn in sandige, mit etwas Rasenerde gemischte Heideerde, mit einer starken Unterlage zerstoßener Topfscherben oder Steine. Er verträgt nur eine sehr mäßige Feuchtigkeit und muß daher vorsichtig begossen werden. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, ist aber sehr schwierig und langsam; sie werden in Sand gesteckt, wenig feucht und recht warm im Schatten unter Glocken gehalten.

Caryota *L.* (Brennpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Männliche und weibliche Blüthen auf einem und demselben Kolben mit vielblätteriger Scheide; Kelch u. Blumenkrone 3blätterig, lederig, letztere bei der weiblichen Blüthe 3theilig, Beere einsamig, 2fächerig. Die Gattung begreift Palmen mit mäßig hohem, geringeltem Stamme, einfachen, gleich hohen Aesten, 2gliederigen Blättern, großen Blüthentrauben u. röthlichschwarzen Beeren. C. urens *L.* ist ein in Ostindien und auf den Inseln des indischen Archipels einheimischer Baum mit bis 40 Fuß hohem Stamm, der in der Jugend ganz von den vertrockneten Blattscheiden umgeben ist, im Alter aber glatt wird u. naß dem daran Hinaufkletternden Brennen verursacht. Die doppeltgefiederten Blätter sind 18—20 Fuß lang u. 10—12 F. breit; die keilförmigen, am Grunde schmalen, glänzend grünen Blättchen endigen in hervorstehenden Spitzen. Aus den Fasern derselben, Kittul genannt, fertigt man sehr starke Stricke, Bürsten, Besen, Körbe, Hüte 2c., während der wollige Stoff an den Blattstielen zum Kalfatern der Schiffe dient. Das sehr feste Holz dient als Zimmer- und Nutzholz. Aus den unentwickelten männlichen Blüthenkolben fließt eine Menge Saft (Toddy), in 24 Stunden oft 48¾ Quart, der, zu Sirup eingekocht, zu einem wohlschmeckenden, dunkeln Zucker krystallisirt. Das mehlhaltige Mark alter Stämme, woraus man Grütze und Brod bereitet, soll dem besten Sago nicht nachstehen. Die jungen Blatttriebe werden als Kohl genossen. Das Fleisch der Früchte schmeckt brennend, fast ätzend scharf. C. horrida *Jacq.* unterscheidet sich von der vorigen nur durch die dornigen Blattstiele. Diese Bäume, eine Zierde größerer Warmhäuser, werden in Lauberde gepflanzt, die mit ⅓ Lehm und ⅕ Sand vermischt ist, verlangen einen hellen Standort, 12—15 Grad Wärme, in der Jugend ein warmes Lohbeet, im Alter große Kübel oder ein Erdbeet, im Sommer reichlich, im Winter wenig Wasser. Die Wurzeln lieben eine Unterlage von Scherben oder Torfbrocken und dürfen nicht beschnitten oder sonstwie verletzt werden.

Carystus, im Alterthum Stadt auf der Südküste von Euböa, am Fuß des hohen Berges Oche, berühmt durch sehr geschätzten Marmor von grünlicher Farbe, durch den Lapis Carystius (Asbest), aus welchem man unverbrennliche Gewande für die Todten verfertigte, sowie durch ihren vorzüglichen Wein. Die Ruinen der Stadt liegen südlich vom heutigen Karysto.

Casa, Giovanni della, einer der ausgezeichnetsten Prosaiker, Redner und Lyriker in lateinischer und italienischer Sprache, geboren den 28. Juni 1503 in Mugello bei Florenz aus einer altadeligen Familie, widmete sich zu Bologna und Padua der schönen Literatur u. der Rechtswissenschaft, genoß zu Florenz Bandinelli's Unterricht in der Dichtkunst, begab sich dann nach Rom und erwarb sich vorzüglich hier seine reichen philologischen Kenntnisse. Nachdem er 1538 Weltgeistlicher geworden, ging er als apostolischer Kommissär nach Florenz u. trat in die dort eben erst gestiftete Akademie. Papst Paul III. ernannte ihn zum Clerico der apostolischen Kammer und bald darauf zum Erzbischof von Benevent u. sandte ihn als Nuntius nach Venedig, um die stolze Republik zu bewegen, dem Bündniß des Papstes, der Schweizer und Heinrichs II. von Frankreich gegen Kaiser Karl V. beizutreten. C. schrieb zu diesem Zweck 2 Reden per la lega, die jedoch ohne Wirkung blieben. Unter Papst Julius III. lebte er im Venetianischen den Wissenschaften und der Dichtkunst. Erst Paul IV. berief ihn wieder nach Rom und ernannte ihn zum geheimen Staatssekretär. Er † am 14. Nov. 1556. C. vereinte in seinen dichterischen Erzeugnissen Bilderfülle, Keckheit u. Volksthümlichkeit mit Anmuth und Korrektheit, und auch seine lateinische u. italienische Prosa ist eine der elegantesten und korrektesten. Sein Hauptwerk ist sein Sittenbüchlein: „Galateo, trattato de' costumi“ (herausgegeben von Tommaseo, Mailand 1825) zum Unterricht eines jungen Herrn von Stand. Diesem schließt sich an: „Trattato degli uffici communi tra gli amici superiori e inferiori“, ursprünglich lateinisch geschrieben. In den Reden war ihm Cicero, in den Briefen Plinius der jüngere Vorbild. Ferner schrieb er das Leben der Kardinäle Bembo und Contarini und lieferte Uebersetzungen aus Plato und Thucydides. Seine sämmtlichen Werke erschienen Florenz 1707, 3 Bde., Venedig 1728—29, 4 Bde., Neapel 1733, 6 Bde., Venedig 1752, 3 Bde., am vollständigsten Mailand 1806, 4 Bde.

Casabianca, François Xavier, Comte de, französischer Staatsmann, 1796 zu Nizza geboren, studirte die Rechte und ward Advokat am Appellationshofe zu Bastia. Im J. 1836 vom Departe-

ment der Rhonemündungen in die Deputirtenkammer gewählt, hielt er sich als Verwandter der Familie Bonaparte zur Opposition, und 1848 war er einer der fünf Stellvertreter, welche Korsika, die eigentliche Heimat seiner Familie, in die Nationalversammlung wählte. Hier trat er in das Komité für die Marine und zeigte sich anfangs als gemäßigter Republikaner, nahm aber später als Bonapartist im Centrum Platz. Im Kabinet vom 26. Oktober 1851 ward er Handels- und Ackerbau- und nach vier Wochen Finanzminister, billigte den Staatsstreich vom 2. December, ward Mitglied der konsultativen Kommission und bei der Ministerveränderung vom 22. Januar 1852 Ministerpräsident ohne Portefeuille, als welcher er sogleich das Deportationsgesetz beantragte, im Juli 1852 Graf, dann Senatsmitglied und später Auditeur dieses Staatskörpers.

Casalanza, Dorf in der neapolitanischen Provinz Neapel, merkwürdig durch die 1815 hier abgeschlossene Konvention, in Folge welcher Neapel den Oesterreichern übergeben wurde und der österreichische General Bianchi den Titel Herzog von C. erhielt.

Casale (Casal), Bezirksstadt der italienischen Provinz Alessandria, auf lieblichen Hügeln rechts am Po, Sitz eines Bischofs, hat eine große Kathedrale (742 von den Longobarden gegründet, doch erst 1474 zur Kathedrale erhoben) mit prächtiger Marmorkapelle (1808 vollendet), mehre andere Kirchen und Klöster (darunter die uralte Hilariuskirche mit guten Gemälden), verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, eine Normalschule, ein Kollegium, ein geistliches Seminar mit Kirche und Bibliothek, ein Theater, eine ansehnliche Zahl von Privatpalästen u. 25,463 Einwohner, die namentlich lebhafte Seidenindustrie unterhalten. Die Stadt war lange einer der festesten Plätze Italiens, jetzt sind nur Trümmer der Festungswerke vorhanden. Beim Bau des Kastells, das 1469 gegründet wurde, fand man in der Erde die berühmte Tabula Isiaca (ein Reliefbild vom Isisdienst), sowie Büsten aus der Römerzeit (des Antoninus Pius, der Sabina rc.) und zahlreiche römische Münzen. C. ward 730 von dem longobardischen König Luitprand an der Stelle des alten Bodincomagus erbaut, und Kaiser Otto II. erhob die Landschaft zu einem Marquisat. Im Jahre 1474 wurde C. Bisthum und Sitz der Grafen von Montferrat und kam nach deren Aussterben an Mantua. In den Jahren 1629, 1630 und 1640 belagerten es die Spanier vergeblich und gewannen es erst 1652, gaben es jedoch bald wieder an Savoyen zurück; 1681 wurde es an Frankreich verkauft und 1695 von den Alliirten erobert und geschleift. Nachdem es die Franzosen 1703 wieder befestigt hatten, verloren sie es schon 1706 abermals an Savoyen. Auch in dem österreichischen Erbfolgekriege wie in dem französischen Revolutionskriege wird C. oft erwähnt.

Casali, Villa, überhaupt Name der Nebenortschaften größerer italienischer Städte, besonders Neapels, die, obwohl abgesondert liegend, zur Hauptstadt mitgerechnet werden. In der Campagna di Roma hießen C. eine Art Meiereien, d. h. einzelne jämmerliche, an eine alte Ruine gelehnte oder aus den Trümmern irgend eines alten Tempels konstruirte Hütten.

Casalmaggiore, Bezirksstadt der italienischen Provinz Cremona, am Po, mit einer Brücke und prächtigen Dammarbeiten, hat 15,122 Einwohner, welche Fayence- und Töpferwaaren, Glas, Leder bereiten. Die Umgegend ist fruchtbar an Wein, Getreide, Hanf rc. Das ehemalige Fürstenthum gleichen Namens war im Besitz der Marchesen von Salvaterra. Fr. Sforza besiegte hier 1448 die venetianische Flottille.

Casamanza, ein Meeresarm in Senegambien, 12 Stunden südlich von der Mündung des Gambia, der tief ostwärts ins Land dringt und daher früher für einen Fluß gehalten wurde. Seine Mündung ist durch Sandbänke beinahe gesperrt. Landwärts liegt daran die portugiesische Niederlassung Zinguichor, mit beträchtlichem Reisbau.

Casanova, Giovanni Jac. de Seingalt, italienischer Abenteurer, in dessen buntem Leben und Irrfahrten sich das Zeitalter Ludwigs XV. mit all seiner ceremoniellen Frivolität wiederspiegelt, wurde den 2. April 1725 zu Venedig geboren. C.'s Vater, aus einer vornehmen, ursprünglich spanischen Familie entsprossen, war aus Liebe zu einer Tänzerin, der Zanella Faruzi, Schauspieler geworden. Nach seinem Tode gab die Mutter den neunjährigen Knaben nach Padua. Hier machte er empfehlende Fortschritte, wurde aber auch in eine unzeitige Liebschaft gezogen, die ihm den Glauben an weibliche Treue und Sittenreinheit nahm. Er studirte sodann die Rechte. Der Stand seiner Mutter wie sein gefälliges Auftreten verschafften ihm Zutritt in den Cirkel eines alten Senators, Malpieri, wo nach der Mode der Zeit Zügellosigkeit u. Esprit die Herrschaft führten. Seine Salonberedtsamkeit schien ihn der Gesellschaft zum Geistlichen zu empfehlen, und nachdem er vom Patriarchen die niederen Weihen empfangen, predigte er mit Beifall; als er aber in seiner zweiten Predigt stecken blieb, war ihm die Kanzel auf immer verleidet. Der ungebundene Geistliche schwärmte nun von Liebschaft zu Liebschaft. Nachdem er wegen toller Streiche einige Tage im Fort St. André gefangen gesessen, fand er nach manchen Kreuz- u. Querzügen in Rom bei dem angesehenen Kardinal Aquaviva ein Unterkommen als Sekretär. Hier selbst dem Papst Benedikt XIV. nicht unbemerkt geblieben, wurde er wegen Begünstigung der Entführung eines Mädchens vom Kardinal entlassen und mit Empfehlungen nach Konstantinopel versehen. Aber schon in Ancona fesselten ihn Liebschaften, und bald darauf gerieth er mehrmals in Gefangenschaft von Spaniern und Oesterreichern, welche sich damals in Italien bekriegten. Endlich nahm er als Fähndrich venetianische Kriegsdienste u. begleitete 1743 den Gesandten Venier nach Konstantinopel. Hier gewann ihm eine religiöse Unterhaltung mit dem edlen und weisen Jussuf Ali dessen Zuneigung dergestalt, daß derselbe ihm seine reizende Tochter Zelmi zur Gattin anbot. Aber in dem feurigen Jüngling brauste Abenteuerlust; er segelte reich beschenkt nach Korfu, wo sein Regiment lag, und spielte daselbst erst eine glänzende Rolle, verlor aber bald durch liederliches, ausschweifendes Leben alle Achtung. Tief verschuldet und ohne Mittel reiste er nach Venedig zurück, erhielt den gesuchten Abschied mit 100 Zechinen Sold und spielte arm und unbeachtet die Geige im Theater St. Samuel. Hier gewann er die

Gunst eines reichen Senators durch zufällige Dienstleistung bei einem Schlaganfall, von welchem derselbe auf einer Gondel betroffen worden, u. ward sogar dessen Adoptivsohn. Allein neue Thorheiten trieben ihn aus Venedig; Mailand, Mantua, Cesena u. Parma wurden nun die Tummelplätze seiner Leidenschaften. Unter Anderem lebte er hier mit einer reichen und vornehmen Französin, bis deren Verwandten das Verhältniß lösten. Wir finden ihn sodann zu Venedig, zu Paris u. wieder in Venedig bei Liebe oder Spiel, bis ihn hier der Rath der Zehner wegen einiger ihm nicht angedeuteter Vergehungen einzog und in das Gefängniß der Bleikammern warf. Nachdem er sich nach einer schweren Haft von 15 Monaten mit ebenso großer Kühnheit als List selbst befreit hatte, warf er sich 1756 in Paris mit neuem Lebensmuthe allen Zerstreuungen u. Lüsten in die Arme. Finanzielle und magische Künste erwarben ihm Ansehen und Reichthum, doch die Verschwendung hielt mit jenen gleichen Schritt. Hier war es auch, wo er während seines langen Aufenthalts im Umgang mit den angesehensten Männern und Frauen des Tages (Herzog von Choiseul, Crebillon, Pompadour ꝛc.) den freien Blick in das Getriebe des Staats und der Politik gewann, von dem seine Schriften zeugen. Von Neuem aber unternahm er eine große Abenteurerfahrt über Stuttgart, Zürich, Solothurn, Bern, Lausanne, wo er Haller u. Voltaire besuchte, durch Savoyen, über Grenoble, Avignon, Marseille, Toulon, Nizza, Genua, Livorno, Pisa, Florenz, wo man ihn auswies, Rom, wo ihn der Papst zum Ritter vom goldenen Sporn schlug, nach Neapel. Hier hielt er sich längere Zeit auf und kehrte dann über Florenz, Bologna, Parma, Turin ꝛc. nach Paris zurück. Abwechselnd lebte er hierauf in Paris, Süddeutschland, der Schweiz u. London, ging dann nach Berlin, wurde Friedrich II. vorgestellt, fand jedoch keineswegs Behagen an der ihm zugedachten Gouverneurstelle bei der Kadetenanstalt und begab sich über Riga nach Petersburg. Hier wußte er sich Katharina II. bemerkbar zu machen, und die Vermuthung ist nicht zu kühn, daß er Eindruck auf die Kaiserin und dadurch sein Glück zu machen hoffte. Doch darin getäuscht, begab er sich nach Warschau, lernte hier den König Poniatowski persönlich kennen und konnte mit Zuversicht einer glänzenden Stellung entgegensehen, als sein berühmtes Pistolenduell mit dem Kronmarschall Branicki alle seine Hoffnungen vernichtete. Nach einem kurzen Aufenthalt bei seiner Mutter in Dresden reiste er über Prag nach Wien und, da ihm hier die Sittenpolizei ein längeres Verweilen untersagte, über München, Augsburg, Ludwigsburg, Aachen nach Paris, wo ihn eine Lettre de cachet zur eiligsten Flucht nach Spanien 1767 nöthigte. Auch in Madrid warteten seiner höchst anziehende Abenteuer und merkwürdige Bekanntschaften. Von hier verwiesen, begab er sich über Barcelona und Montpellier nach Aix, wo er Cagliostro kennen lernte, in welchem er schon damals den Betrüger erkannte. Aufs Neue wurden Rom, Neapel, 1774 Venedig, welcher Republik er insgeheim Dienste erwiesen haben mochte, und sodann wieder Paris das Ziel seiner Wanderung. Hier schließen seine Memoiren, aber des Prinzen Karl de Ligne Mittheilungen geben die nöthigen Ergänzungen. C. sprach einst zu Paris an der Tafel des venetianischen Gesandten über Kabbala und Alchemie mit einer so empfehlenden Sicherheit, daß ihn der anwesende Graf von Waldstein aus Dux in Böhmen mit sich nahm. So lebte C., da das Alter seiner Abenteuerlust endlich ein Ziel setzte, seit 1788 auf dem Schlosse Dux als Bibliothekar und widmete seine Muße dem Niederscheiben seiner Memoiren. Er † zu Wien im Juni 1803. C. war ein Mann von vielem Geist, scharf gezeichnetem Charakter u. umfassenden Kenntnissen. Seine „Mémoires, écrits par lui-même“ erschienen Leipzig 1826—38, 12 Bde., u. deutsch im Auszuge, das. 1822—28, 12 Bde., franz. Ausgabe, 1826 bis 1828, 12 Bde., neue deutsche Ausgabe 1855 ff. Sie sind voll von dramatischem Interesse, hinreißend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten und neuen, mitunter selbst erhabenen Reflexionen erfüllt. Der grenzenlose Cynismus derselben schmälert allerdings ihren künstlerischen Werth. Dennoch aber bleiben sie für Den, welcher Welt- und Menschenkenntniß erlangen will, und für die Kenntniß der Sitten jener Zeit von großer Wichtigkeit. Was C.'s übrige Schriften betrifft, so zeugen auch sie von dem glücklichsten Gedächtniß, dem hellsten Verstand und den vielseitigsten Kenntnissen. Wir nennen: „Istoria delle turbulenze della Polonia della morte di Elisabeta Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta ottomana“ (Grätz 1774, 3 Theile); „Dell' Iliade di Omero, tradotte in ottave rime“ (Venedig 1778, 4 Bde.); „Histoire de ma fuite des prisons de la république de Venise, qu'on appelle les plombs“ (Prag 1788); „Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent quatre-vingt ans chez les Megameikes“ (das. 1788 bis 1800, 5 Bde.); „Solution du problème déliaque démontrée“ (Dresden 1790); „Corollaire à la duplication de l'Hexaèdre, donné à Dux en Bohème“ (das. 1790). Vgl. Barthold, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in C.'s Memoiren, Berlin 1845, 2 Bde.

2) Giovanni od. Giov. Battista, namhafter Maler, Bruder des Vorigen, geboren zu Venedig 1722, kam jung nach Dresden und studirte unter L. von Sylvester und Dietrich die Malerei. Im Jahre 1752 reiste er mit dem berühmten Mengs nach Rom und bildete sich zum guten Künstler, so daß Reiffenstein, Angelika Kaufmann und Winckelmann sich Unterricht von ihm geben ließen. Letzterem zeichnete er alle Platten zu seinen „Monumenti antichi“. Von seinen Zeichnungen befinden sich viele in Deutschland und England. Im Jahre 1764 als Professor und Direktor der Akademie nach Dresden berufen, † er hier den 10. Dec. 1795. Er schrieb auch einen Versuch über die Antiken der dresdener Gallerie und einen vollständigen Kursus der theoretischen Malerei in italienischer Sprache.

3) Francesco, berühmt als Schlachten-, Landschafts- und Marinemaler, Bruder der beiden Vorigen, geboren zu London 1727, nach Andern 1732, lernte die Historienmalerei bei Simoni zu Florenz, widmete sich aber in der Folge in Paris als Mitglied der Akademie ausschließlich der Schlachtenmalerei, worin er sich Bourguignon zum Muster nahm, und der Landschaftsmalerei, worin er Wouvermans nachahmte. Durch Diderots strenge Kritik aus Paris vertrieben, begab er sich nach Dresden, wo ihm ein großes Gemälde, das er für die Gallerie verfertigte, viele Bestellungen ver-

schaffte, später nach Wien. Hier malte er für die Kaiserin Katharina II. die Siege der Russen über die Türken. Er † 1805 in der Briel bei Wien. In C.'s Schlachtgemälden spricht sich nur die nackte Wirklichkeit, nie eine ideale Bedeutung aus, und die Einheit des Ganzen geht im Gewühl der Schlacht verloren. Dennoch gefiel er, besonders in England, durch sein wildes Feuer und den magischen Effekt großer entgegengesetzter Massen von Licht und Schatten. Unter seinen Werken stehen voran die Bestürmung von Oczakow u. Hannibals Uebergang über die Alpen. Er hat auch verschiedene Stücke radirt, besonders beträchtlich ist aber die Anzahl der nach seinen Zeichnungen und Gemälden von andern Künstlern gestochenen Blätter. Ein Reitergefecht hat er selbst gestochen.

Casas, Bartolomeo de las, s. Las Casas.

Casati, Gabrio, Graf, einer der hervorragendsten Charaktere der lombardischen Revolution von 1848, aus einer altadeligen lombardischen Familie am 2. August 1798 zu Mailand geboren, studirte zu Pavia, wo er sich 1821 den Grad eines Doktors der Rechte und der Mathematik erwarb. An der revolutionären Bewegung Norditaliens von 1821 nahm er nur indirekten Antheil. Trotz seiner Zurückgezogenheit als aufgeklärter Patriot bekannt, wurde er 1837 in Mailand zum Podesta ernannt, in welcher Stelle er durch dreimalige Wahl bis zum Ausbruch der Revolution blieb. Wiederholt übersandte er der Staatsregierung Vorstellungen über die Nothwendigkeit von Administrativreformen u. begab sich 1844 selbst zu diesem Zwecke nach Wien. Nach dem Tode des deutschen Erzbischofs von Mailand 1846 bewirkte er die Einsetzung eines italienischen Erzbischofs. Als bei einer Festlichkeit zum Andenken Galbino's, der Seele der ehemaligen lombardischen Ligue, die Polizei gegen die unbewaffnete Bevölkerung mit bewaffneter Hand einschritt, protestirte C. direkt an die Regierung zu Wien und verlangte Entfernung der verhaßtesten Oberbeamten von Mailand. Bei den Metzeleien, welche Soldaten und Polizeibeamte an den Abenden des 2. u. 3. Jan. 1848 in den Straßen Mailands anrichteten, setzte sich C. den augenscheinlichsten Gefahren aus, um die Soldaten von weiterem Blutvergießen abzuhalten. Im März 1848 mahnte C. zwar zur Ruhe, konnte aber durch seinen Einfluß die tief aufgeregte Stadt nicht mehr beherrschen. Am Morgen des 18. März gelang es ihm, das Einschreiten der Militärgewalt gegen die Bevölkerung zu verhindern, indem er die Befehle des Vicegouverneurs O'Donnel suspendirte. Mitten in dem darauf folgenden fünftägigen Kampfe, am 20. März, trat C. als Präsident an die Spitze der provisorischen Regierung und behauptete diesen schweren Posten gegen die Republikaner, auf die Vereinigung der Lombardei mit Piemont hoffend. Am 11. Juni in finanziellen Angelegenheiten nach Turin berufen, bildete er hier mit dem General Collegno ein neues Ministerium, welchem er bis zur Schlacht bei Custozza (25. Juli) angehörte. Nach der Unterwerfung Mailands und der Lombardei durch die Oesterreicher (6. August) konstituirten sich die Mitglieder der ehemaligen provisorischen Regierung in Turin unter seinem Präsidium als lombardische Consulta. Seit der Schlacht bei Novara lebt er zu Turin in Zurückgezogenheit, unterlag aber von Seiten der radikalen Partei dem Vorwurf, daß er durch Mangel an Energie und blindes Vertrauen in König Karl Albert den unglücklichen Ausgang der lombardischen Erhebung herbeigeführt habe.

Casaubon (Casaubonus), 1) Isaak, einer der gelehrtesten Philologen und Theologen seiner Zeit, wurde den 18. Februar 1559 zu Genf geboren, wo seine Familie vor Heinrichs II. Religionsverfolgungen eine Zuflucht gefunden hatte. Er studirte hier und wurde sodann 1583 Lehrer der griechischen Sprache. Im Jahre 1585 heirathete er eine Tochter des berühmten Druckers Henri Etienne, die ihm 20 Kinder geboren haben soll. Im Jahre 1596 nahm er eine Professur der griechischen Sprache und Humaniora zu Montpellier an, legte sie aber schon nach 2 Jahren (1598) nieder und ging auf eine Einladung des Königs Heinrich IV. nach Paris, um eine Professur an der dortigen Universität anzutreten, die ihm aber aus Religionshaß vorenthalten wurde, daher ihm der König eine Bibliothekarsstelle mit hohem Gehalt gab. Wiewohl von den Protestanten der Hinneigung zum Katholicismus beschuldigt, fühlte sich C. nach der Ermordung Heinrichs so unsicher in Paris, daß er eine Einladung des Königs Jakob I. von England gern annahm. Hier setzte er in sorgenfreier Lage seine literarische Wirksamkeit bis an seinen Tod, den 1. Juli 1604, fort. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur seine „Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas libri XV" (Lyon 1600, 1612, 1654), seinen reichhaltigen Kommentar zu den „Scriptoribus Historiae Augustae" (Paris 1603), die gründliche Untersuchung „De satyrica Graecorum poesi et Romanorum Satyra libri II" (das. 1605), die Schrift „De libertate ecclesiastica" (unvollendet) u. die „Exercitationes de rebus sacris et ecclesiasticis contra Baronium", die ihrer Zeit großes Aufsehen erregten. Von dauerdem Werthe sind seine ausgezeichneten Ausgaben des Diogenes Laërtius, Aristoteles, Theophrast, Sueton, Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halikarnaß und Athenäus. Seine zahlreichen Briefe, von J. Fr. Gronov gesammelt zuerst Haag 1638, vermehrt Magdeburg oder Helmstädt 1656, gab am besten Janson ab Almeloveen (Rotterdam 1709) heraus. Vgl. Wolf, Casauboniana, Hamburg 1710.

2) Mericus, Sohn des Vorigen, zu Genf den 14. August 1599 geboren, besuchte die Schule von Sedan bis 1610, kam dann nach England und studirte von 1614 an auf dem Christchurchcollege in Oxford, wo er sich 1621 den Doktorgrad der Philosophie erwarb. Später erhielt er mehre Pfründen und wurde Präbendar von Canterbury und Rektor von Ickham. Beim Ausbruch der Revolution gegen Karl I. verlor C. sämmtliche geistliche Einkünfte und zog sich nun von aller Oeffentlichkeit zurück. Oliver Cromwells Aufforderung, die Geschichte des letzten Krieges zu schreiben, lehnte er ab, selbst gegen das Anerbieten einer jährlichen Pension von 300 Pfund Sterling und der Zurückgabe der von Jakob I. gekauften Bibliothek seines Vaters, wiewohl er in großer Dürftigkeit lebte. Nach der Restauration trat er in alle seine Würden wieder ein, zog sich später, krank und einsam, nach Canterbury zurück und † den 14. Juli 1671. Von C.s Schriften haben die meisten ihre Wichtigkeit für unsere Zeit verloren,

Cascarilla (vom span. cascara, Rinde, cascarilla, kleine, besonders feinfaserige fieberwidrige Rinde), Name mehrer bitteren Rinden, die als Droguen in den Handel kommen, und zwar in der Form von zusammengerollten oder rinnenförmigen Stücken von 3—4 Zoll Länge und $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Zoll Breite, die dicht und schwer, außen weißlich, längs- und querrissig, innen chokoladebraun und gestreift und auf dem Bruche eben und harzglänzend sind. Der Geschmack ist anfangs bitter, dann scharf gewürzhaft, der Geruch angenehm aromatisch, moschus- oder ambraähnlich, schwach, wird aber stärker, wenn man die Rinde pulvert oder auf glühende Kohlen legt. Nach Trommsdorff enthalten 8 Unzen C. 1 Unze 4 Drachmen Bitterstoff mit Schleim, sauerkleesauren Kalk und eine Spur Digestivsalz, 1 Unze 5 Skrupel Harzstoff und 1 Drachme 8 Gran ätherisches Oel von bald gelber, bald grüner, bald blauer Farbe von 0,938 specifischem Gewicht, vanilleartigem Wohlgeruch und etwas stechendem Geschmack. Medicinisch dient die Cascarillarinde als Abkochung, Extrakt, Tinktur und in Pulverform, sie verdankt ihre heilende Kraft besonders dem in ihr enthaltenen ätherischen Oel. Sie wirkt tonisch und flüchtig erregend auf die Verdauungsorgane. Darum wird sie bei vielen Unterleibskrankheiten aus Atonie angewendet, besonders bei Dyspepsie (Mangel an Verdauung), Durchfall, Verschleimung, Würmern, Magensäure u. bei asthmatischen Fiebern, doch meist zur Unterstützung der Chinarinde. Außerdem benutzt man sie zu Räucherpulvern und zu Tabakssaucen, um dem Tabak einen angenehmen Geruch zu geben; jedoch darf, wenn der Tabak nicht betäuben soll, nicht zu viel C. verwendet werden. Sie liefert auch eine schwarze Farbe, wird aber dazu nicht benutzt. Obgleich die C. schon seit 1694 in Gebrauch ist, so war man doch bis auf die neueste Zeit in Ungewißheit, von welchem Baume sie herrühre. Früher leitete man sie von Croton cascarilla *L.* her; in neuerer Zeit aber nimmt man fast allgemein Croton Eluteria *Sw.* für die Mutterpflanze an. Schlechtendal hat sich neuerlichst für die frühere Annahme erklärt; nach Nees soll auch von Croton micans *Sw.* C. gesammelt werden.

Casciano (C. de' Bagni), Flecken in der italienischen Provinz Siena, südöstlich bei der Stadt Siena, im Thale der Paglia, am Monte Cetona, mit warmen Mineralquellen (31—37° R.) und sehr alten, schon von den Römern besuchten Bädern (Aquae clusianae).

Casco (ital.), Rumpf eines Schiffes, im Assekuranzwesen das Schiff selbst mit allem Zubehör an Masten, Segeln, Tauwerk, Ankern und Munition.

Casearia *Jacq.* (Granatpflaume), Pflanzengattung aus der Familie der Amygdaleen, charakterisirt durch den 4theiligen, stehenbleibenden Kelch, die kleine, krugförmige, abwechselnd Staubgefäße und gestielte Drüsen tragende Blumenkrone, die 3lappige Narbe und die 3klappige, beerenartige Kapsel, Sträucher oder Bäume in Ost- und Westindien, deren bekannteste Art C. ovata *Willd.* (C. Anavinga *Pers.*), ein 20 Fuß hoher und bis 2 Fuß dicker Baum Ostindiens mit ausgebreiteten Aesten, ist. Die abwechselnden zweireihigen Blätter sind spitzoval, gezähnt; die einzeln in den Achseln stehenden Blüthen gestielt, grün, geruchlos, bitter, die Staubfäden reizbar; die Frucht, einer Kirsche gleichend, ist grün, saftig, bitter, behält den Griffel und enthält viel braune Samen, die wie im Granatapfel vertheilt sind. Alle Theile des Baumes sind bitter. Die Blätter werden zu Bädern gegen Gliederschmerzen gebraucht, der Fruchtsaft als schweißtreibendes und purgirendes Mittel in bösartigen Fiebern.

Caserta (Caserta nuova), Hauptstadt der früheren neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, nördlich von Neapel, am Gebirge u. an der Eisenbahn nach Capua, mit 10,850 Einwohnern, ist besonders berühmt durch sein Schloß, eines der prächtigsten u. größten in Europa, dessen Bau 1752 von König Karl III. unter Leitung des Architekten Vanvitelli begonnen wurde. Es hat die Form eines länglichen Vierecks von 746 Fuß Länge, 576 Fuß Breite und (bei 5 Stockwerken) 113 Fuß Höhe. In der Mitte des Gebäudes erhebt sich eine Kuppel, und zu beiden Seiten steigen Pavillons. Das große Thor des Haupteingangs führt in einen Portikus von sicilianischem Marmor, welcher, auf 98 Säulen ruhend, das Gebäude in einer Länge von 507 Fuß durchschneidet. In der Mitte kreuzt ihn ein Mittelflügel mit 2 anderen Säulendurchgängen, so daß auf diese Weise 4 Höfe gebildet werden. Der ganze Marmorreichthum Neapels und Siciliens ist in diesem Riesengebäude mit königlicher Pracht vergeudet, namentlich auch in der gedoppelten Haupttreppe der Kapelle und dem Theater. Zu dem großen Garten und seinen Wassern führt ein fast 1 Meile langer, großartiger Aquädukt, Ponte della Valle genannt, aus der Gegend von Maddaloni, wo er drei Bogenreihen von 178 Fuß Höhe hat. Das ganze Rinnsal ist über 5 Meilen lang. Nordöstlich von C., in den Bergen, 1 Stunde entfernt, liegt C. vecchia, ein alter Bischofssitz, mit 2400 Einwohnern. C. war ehedem Hauptort eines gleichnamigen Fürstenthums der Familie Gaëtani, an das königliche Haus wurde es 1749 verkauft; 1805 litt es viel durch ein Erdbeben. Im Jahre 1860 war C. eine Zeitlang Hauptquartier Garibaldi's.

Cases, Emanuel Auguste Dieudonné, Graf de las C., s. Las-Cases.

Cashel (Cashell), Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, an der dublin-korker Eisenbahn, rings an den Abhängen des isolirt aus einer weiten Ebene sich erhebenden Bergs Cashelfels gelegen, ist Sitz eines katholischen und eines anglikanischen Erzbischofs, hat eine neue Kathedrale in griechischem Styl, einen erzbischöflichen Palast mit reicher Bibliothek u. gegen 5000 Einw., welche grobe Wollenzeuche, Whisky 2c. in den Handel bringen. Den Gipfel des Cashelfelsens krönen die malerischen Ruinen der alten St.-Patriks-Kathedrale, des ersten Christentempels in Irland, und über ihnen steht noch das Monument, das 901 auf dem Grabe Cormac M'Culinans errichtet wurde.

Casia Sylva, Waldgebirge im alten Germanien, nach Einigen die waldigen Anhöhen zwischen Lippe und Yssel bis Koesfeld, nach Anderen der Häserwald im Kleve'schen.

Castilda (Cassilda), Heilige, Tochter eines maurischen Königs, der gegen die Christen ein eben so unerbittlicher Verfolger war, wie seine Tochter eine milde Retterin und Pflegerin derselben. Als sie an einem unheilbaren Blutflusse erkrankte, ließ sie sich nach St. Vincentii im Gebiet von Burgos bringen, wo sie von ihrer Krankheit genas. Hier blieb

ste, fortwährend im Umgang mit Christen und selbst Christin, bis zu ihrem Tode. Tag: 9. April.

Casilinum, im Alterthum Stadt in Kampanien, am Volturnus, bildete den Hafenplatz des alten Capua und ist berühmt durch die ruhmvolle Vertheidigung der 570 Pränestiner gegen Hannibal. In der Nähe täuschte Hannibal den Fabius durch die bekannte List mit den Rindern. Die Stadt wurde im punischen Kriege arg mitgenommen u. war schon zu Plinius' Zeit gänzlich gesunken. Auf ihrer Stätte ist seit 856 das heutige Capua erbaut.

Casine (ital.), Landgüter in Italien, die, mit starken Hecken oder Mauern, nicht selten auch mit Gräben umgeben, im Kriege oft Punkte des hartnäckigsten Kampfes wurden.

Casino (ital.), kleines Haus oder auch kleines Zimmer, jetzt durch ganz Europa allgemein gewordener Name geschlossener Gesellschaften. Letztere Bedeutung leitet man davon ab, daß in Italien mehre Familien, die zu arm waren, um jede für sich ein besonderes Landhaus zu miethen, zu diesem Zweck zusammentraten und in dem gemeinschaftlich gemietheten Hause nun geschlossene Gesellschaften bildeten. Nach Anderen soll der Name von den kleinen Zimmern (casini) über den Kaffeehäusern des Marcusplatzes in Venedig herrühren, in welchen ehedem die Nobili, frei vom häuslichen Standeszwang, Gesellschaft zu empfangen und zu bewirthen pflegten. Noch Andere behaupten, die zahlreichen vornehmen Wallfahrer, welche ehedem in der berühmten neapolitanischen Benediktinerabtei Monte Casino, durch den Ruf der Heilkunde ihrer Bewohner, gleichsam wie jetzt zur Badesaison, zusammengekommen wären, hätten nach ihrer Heimkehr zur Erinnerung an die geselligen Ergötzlichkeiten des Monte Casino ihren geschlossenen Zusammenkünften ebenfalls den Namen C. beigelegt.

Casino, Kloster, s. Monte Casino.

Casinum, Stadt mit Burg im alten Latium, am Casinus, in höchst fruchtbarer Gegend, von den Römern gegen die Samniten angelegt und mit Soldaten bevölkert, später Municipium. Auf der Burg, wo sich jetzt das Kloster Monte Casino erhebt, stand ein Tempel des Apollo; in dem Ager Casinus Varro's prächtiges Landhaus. Ruinen der Stadt finden sich beim jetzigen S. Germano.

Casius, im Alterthum hohes Gebirge in der gleichnamigen syrischen Landschaft, im Süden der Orontesmündung, verband den Libanon mit dem Taurus und machte den Anfang des ersteren. Auf seinem Gipfel stand ein berühmter Tempel des Zeus Casius; jetzt Dschebel Okrak (das kahle Gebirge).

Caspari, 1) Karl Friedrich Leberecht, land- u. forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geboren 1791 in Riegersleben im Braunschweigischen, studirte die Rechte in Göttingen und Berlin, machte 1813—15 die Befreiungskriege mit und erlernte dann die Landwirthschaft. Er pachtete 1818 die Domäne Petersberg bei Halle, privatisirte 1826—33 in Magdeburg und wurde dann Lehrer an der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Braunschweig. Seit 1835 arbeitet er als Kommissar der braunschweigischen Kammer in Domänensachen. Er gab die „Verhandlungen des Vereins für Forst- und Landwirthschaft in Braunschweig“ Braunschweig 1818 ff.) heraus.

2) Karl Paul, einer der gelehrtesten alttestamentlichen Exegeten, am 14. Februar 1814 zu Dessau geboren, studirte zu Leipzig und Berlin und folgte 1847, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Leipzig, einem Rufe als Lehrer und Fakultätsmitglied an die Universität zu Christiania. In Verbindung mit Delitzsch begann er ein „Exegetisches Handbuch zu den Propheten des Alten Bundes“, wozu er die Auslegung des Obadja (Leipzig 1842) schrieb und „Biblisch-theologische und apologetisch-kritische Studien“, welche von ihm Beiträge zur Einleitung in das Buch Jesaias und zur Geschichte der jesaianischen Zeit (Leipzig 1848) enthalten, und lieferte mehre Abhandlungen in die „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche“. Seit seinem Abgange nach Christiania veröffentlichte er die inhaltreichen Untersuchungen „Ueber den syrisch-ephraimitischen Krieg unter Jotham und Ahas“ (Christiania 1849) und „Ueber Micha und seine prophetische Schrift“ (das. 1851). Später ward C., einer der tüchtigsten Vertreter deutscher Theologie im germanischen Norden, in das Revisionskomité der norwegischen Bibelübersetzung gewählt, welches als Probefrucht seiner Arbeit das „Psalmernes Bog“ (Christiania 1851) erscheinen ließ. Neben diesen biblischen Arbeiten liegen in seiner mit Uebersetzung, Kommentar und Glossar versehenen Ausgabe von Borhan-ed-dins „Enchiridion studiosi“ (Leipzig 1838) u. seiner „Grammatica Arabica“ (das. 1848) höchst verdienstvolle Schriften vor.

Caspe, Stadt in der spanischen Provinz Saragossa, an der Mündung des Guadelupe in den Ebro, ein wohlhabender und volkreicher Ort, mit einem Schloß und 7500 Einwohnern, welche Fabrikation von Tuch, Hüten, Seife, Branntwein und Handel damit sowie mit Wolle treiben. C. war lange Zeit in der Gewalt der Saracenen, sodann, nachdem sich 1168 Alfons II. desselben bemächtigt hatte, Eigenthum des Johanniterordens. Im Jahre 1412 wurde hier Ferdinand von Kastilien zum König von Aragonien ausgerufen.

Casper, Johann Ludwig, medicinischer Schriftsteller, den 11. März 1796 zu Berlin geboren, studirte daselbst, sowie zu Göttingen und Halle, machte 1820 eine wissenschaftliche Reise durch England und Frankreich, habilitirte sich dann in Berlin und wurde hier 1825 außerordentlicher Professor der Medicin und zugleich Medicinalrath und Mitglied des Medicinalkollegiums für die Provinz Brandenburg und 1834 geheimer Medicinalrath u. Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium. Seit 1841 bekleidet er auch die Stelle eines Gerichtsarztes von Berlin u. Direktors der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde an der Universität. Als literarisches Ergebniß aus diesem Amtskreise erschienen von ihm die mit dem größten Beifall aufgenommenen „Gerichtlichen Leichenöffnungen, 1. Hundert“ (Berlin 1851). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichendem Hinblick auf die englische“ (Leipz. 1822); „Ueber Verletzungen des Rückenmarks in Hinsicht auf ihr Letalitätsverhältniß“ (Berl. 1823); „Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde“ (das. 1825—37, 2 Bde.); „Ueber die Hundswuth“ (das. 1829); „Die Behandlung der asiatischen Cholera durch Anwendung der Kälte“ (das.

1832); „Berliner Cholera-Zeitung" (1831 ff.). Mit Rust redigirte er das „Kritische Repertorium für die gesammte Heilkunde" (Berl. 1823—33, 23 Bde.) u. später die „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde" (1838 ff.). Von ihm ist auch das romantische Trauerspiel „Die Karfunkelweihe" (Leipz. 1817), das er unter dem Pseudonym Till Ballistorius herausgab.

Caspiae portae (Caspiae pilae, kaspische Pforten, Pässe), im Alterthum berühmter Engpaß in den Caspii montes, dem Grenzgebirge zwischen Armenien u. Medien u. gegen Parthien hin, der jetzige Paß Chawar u. Firuz-Koh, zwischen Harkah-Koh u. Siah-Koh, führte aus Medien nach Hyrkanien u. Parthien, war 8 Millien lang, durch ein Erdbeben in die Felsen gerissen und von Menschenhänden zu einer Straße von eines Wagens Breite umgeschaffen. Links und rechts erhob sich senkrecht das kahle Gebirge. Die Perser hielten ihn mit eisernen Thoren versperrt u. mit Mannschaft besetzt. Da diese enge Felsenspalte für die Grenzscheide sowohl des nördlichen u. südlichen, als des westlichen und östlichen Asiens galt, so berechneten die griechischen Geographen auch von diesem Punkte aus die Linien.

Casquet (franz.), Helm, helmartige Kopfbedeckung, auch zwei übers Kreuz gelegte eiserne Reifen, welche ehedem in den Hüten der Soldaten zum Schutz vor dem Kopfhieb angebracht waren.

Cass, Lewis, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner der nordamerikanischen Union, geboren 1782 zu Exeter im Staate Newhampshire, siedelte mit seiner Familie nach Ohio über u. studirte die Rechte. Im Jahre 1802 trat er zum ersten Mal als Anwalt auf, und schon 4 Jahre später wurde er in die Legislatur des Staats gewählt. Er vereitelte hier Aaron Burrs verrätherischen Plan, die Staaten jenseits der alleghanischen Gebirge von den Vereinigten Staaten zu trennen u. Mexiko zu erobern. Weniger glücklich war C. beim Ausbruch des Kriegs von 1812, wo er sich als Oberst eines Corps Freiwilliger, ungeachtet aller persönlichen Anstrengung und Aufopferung, mit seinem Regiment den Engländern ergeben mußte. Wieder ausgewechselt und zum Brigadegeneral befördert, hatte er die Grenze der Union zu vertheidigen; sein Hauptquartier war Detroit. Den Ruhm des Sieges an der Themse über den englischen General Practor theilte er als Aide de camp des kommandirenden Generals Harrison, worauf er die damals wichtige Stelle eines Gouverneurs des Territoriums von Michigan erhielt. Hier traf er während des Kriegs die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten, stellte nach dem Friedensschluß (1818) im Lande eine liberale Verwaltung her, brachte durch sein entschlossenes und doch mildes Auftreten für die Union äußerst günstige Verträge mit den Indianern zu Stande, akquirirte auf diese Weise nach und nach der Republik mehr als 3 Millionen Acker Landes u. wußte Feindseligkeiten zwischen den Indianern am Mississippi u. den Ansiedlern im Westen zu letzterer Heil beizulegen. Dabei vermied er Demonstrationen für irgend eine Partei, obgleich seine demokratische Gesinnung nicht zu verkennen war. Im J. 1831 vom General Jackson zum Kriegsminister ernannt, ging er bald darauf als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten nach Paris, gerieth aber wegen des von England behaupteten Untersuchungsrechts mit Guizot und dem Staatssekretär in Washington in eine politisch-literarische Fehde und kehrte demzufolge 1843 nach Amerika zurück. Die demokratische Partei wollte C. damals schon zum Präsidentschaftskandidaten aufstellen, doch war er dem Süden etwas anstößig. Der Staat Michigan wählte ihn dafür in den Senat, wo er namentlich Polks Administration während der Dauer des mexikanischen Kriegs gegen die Angriffe der Whigs vertheidigte. Als er für die nächste Präsidentenwahl von den Demokraten definitiv zum Kandidaten aufgestellt wurde, gab er seine Stelle im Senat auf und bereiste mehre Staaten zur Unterstützung seiner Kandidatur, aber der durch van Buren in der Demokratie verursachte Riß veranlaßte seine Niederlage. Schon im nächsten Kongreß nahm er seinen Sitz im Senat wieder ein und trat hier den Kompromißmaßregeln Henry Clary's entschieden bei. Auch das Sklavenauslieferungsgesetz fand in der nächsten Sitzung seine Billigung, obschon er früher in dieser Sache mehr die Ansicht der nördlichen Staaten vertreten hatte.

Cassander, ältester Sohn des Antipater, welcher nach des Perdiccas Tode die Verweserschaft des großen macedonischen Reichs übernommen hatte, wurde um 355 v. Chr. geboren. Er kam erst kurz vor Alexanders Tode nach Babylon, um seinen bei jenem angeklagten Vater zu rechtfertigen. Nach des Königs Tode ernannte ihn der Reichsverweser Perdiccas 323 zum Führer der Edelschaar und gab ihn 321 dem Antigonus, Strategen in Westasien, als Chiliarchen bei; doch entfremdete ihn diesem sein Uebermuth, und er kehrte bald nach Macedonien zurück. Als sein Vater auf dem Todtenbette (319) die Reichsverweserwürde C.s Waffenbruder Polysperchon übertrug und ihm selbst nur die Chiliarchie anvertraute, verließ er Macedonien, erklärte sich als Feind Polysperchons, schloß mit seinem vorigen Feinde Antigonus und mit dem ägyptischen Ptolemäus ein Bündniß und bemächtigte sich 318 Athens und vieler anderen griechischen Städte. Von der Königin Eurydice Polysperchon und der mit diesem verbündeten Olympias gegenüber zum Reichsverweser ernannt, eilte er nach Macedonien, fand aber bei seiner Ankunft jene, sowie seinen Bruder Nicanor besiegt und getödtet. Er drang nun unaufhaltsam vor, eroberte Pydna und verheirathete sich mit Alexanders des Großen Halbschwester Thessalonice, um sich die macedonische Herrschaft zu sichern. Hierauf stritt er gegen Polysperchons Sohn, Alexander, in Griechenland, als er des Antigonus Uebergriffe zur Vergrößerung seiner Macht erfuhr. Alsbald trat er dem von Ptolemäus, Lysimachus, Seleucus und Assander gegen jenen geschlossenen Bunde bei, verlor aber Epirus und den ganzen Peloponnes und behielt nur Macedonien und Thessalien, sollte jedoch nach dem Friedenstraktat (311), bis der junge Alexander regierungsfähig sein würde, Strateg in Europa bleiben. Als C. den jungen Thronfolger und dessen Mutter aus dem Wege räumen ließ, setzte ihm Polysperchon den Hercules, Alexanders des Großen Sohn von der Barsine, entgegen und zog gegen Macedonien. C. wußte ihn jedoch zu überreden, seinen siebzehnjährigen Schützling zu vergiften (309 v. Chr.). Sein eifrigstes Bestreben ging

nun dahin, in Griechenland wieder festen Fuß zu gewinnen, und schon war Athen seinem Falle nahe, als ihn Demetrius Polyorcetes, des Antigonus Sohn, zu einem höchst verderblichen Rückzug durch die Thermopylen nöthigte (303) und sogar siegreich durch Thessalien gegen Macedonien vordrang. C. bat Antigonus um Frieden, doch dieser forderte unbedingte Unterwerfung, worauf jener ein gewaltiges Bündniß gegen ihn zu Stande brachte. Antigonus rief sogleich seinen Sohn nach Asien, und C. bemächtigte sich nun der genommenen thessalischen Städte und sandte 12,000 Mann Fußvolk u. 500 Reiter nach Asien, von welchen jedoch der größte Theil umkam. In dem nach der Schlacht bei Ipsus, wo Antigonus besiegt worden war, geschlossenen Frieden erhielt C.s Bruder Plistarchus Cilicien. Durch einen Angriff auf die Insel Corcyra gerieth C. mit Agathocles von Syrakus in Kampf und verlor seine Schiffe. Seine erneuten Versuche, Griechenland zu unterwerfen, waren eben so fruchtlos. Er † 297 v. Chr. an einer häßlichen Krankheit. Von seinen drei Söhnen, Philipp, Antipater und Alexander, starb der Erstere, sein Nachfolger, bald nach ihm. Die beiden anderen stritten sich um den Besitz des Reichs, bis Demetrius die Oberhand behielt.

Cassandra (Alexandra), die schönste Tochter des Priamus von der Hecuba, des Helenus Zwillingsschwester, war die Geliebte Apolls und verhieß diesem ihre Gunst, wenn er ihr die Gabe der Weissagung verleihen würde. Sie erhielt diese Gabe, brach aber dann das gegebene Wort, weshalb es Apoll so fügte, daß ihren Weissagungen Niemand Glauben schenkte. So verkündete sie Troja das hereinbrechende Unheil vorher, wurde aber als Thörin verlacht. Nach dem Kriege fiel sie Agamemnon als Beute zu und wurde nach der Heimkehr mit diesem von Clytämnestra ermordet. Nach einer anderen von Dichtern u. Künstlern behandelten Sage soll sie nach Troja's Eroberung den Altar der Athene umklammert haben, aber von Ajax dem Lokrer entehrt und zur Sklavin gemacht worden sein. Ueber den Besitz ihres Grabes stritten sich Mycenä und Amyclä. In einem zu Leuctra in Lakonien ihr gewidmeten Tempel wurde sie als Alexandra verehrt.

Cassandrino, komische Figur, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts aus dem italienischen Lustspiel in das französische überging und als Cassandre oculiste, C. mécanicien, C. astrologe, C. le pleureur ꝛc. besonders in den Stücken von dem Chevalier de Piis und Barré ungemeinen Beifall fand. C., gewöhnlich ein Greis und mit dem Pantalon verwandt, klebt an den alten einfachen Sitten, ist öfters zänkisch, mürrisch und bis zum Geize sparsam, bald wieder ein altkluger, unaufhörlich Moral predigender Spießbürger, ein staubhafter Beförderer von Vernunftheirathen. Meist lebt er mit einem ebenso alten Freund von gleichem Gepräge, dem er seine Tochter zur Gattin versprochen hat. Auch hat er eine Nichte oder eine Mündel, heißt dann auch oft Bartolo und hält das Mädchen, neidisch vor der Welt, hinter Schloß und Riegel. Früher wurde diese Rolle besonders in Rom häufig benutzt, um der politischen Satire den Weg in das Volk zu bahnen: der C. sprach es aus, was alle Welt dachte, u. er büßte dafür nicht selten im Gefängniß, was seine Beliebtheit im Volke nur steigern konnte.

Cassano, 1) Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, Sitz eines Bischofs, hat 7800 Einwohner, welche bedeutenden Oelbau treiben, darunter viele Arnauten. — 2) C. di Adda, Stadt in der lombardischen Provinz Mailand, an der Adda, mit 2000 Einwohnern, merkwürdig durch zwei Schlachten. In der ersten, am 16. August 1705, siegten die Oesterreicher unter dem Prinzen Eugen über die Franzosen unter Vendôme, in der zweiten, am 27. April 1799, die Oesterreicher und Russen unter Suwarow über die Franzosen unter Moreau, welche letztere hierauf die Lombardei räumen mußten.

Cassard, Jacques, französischer Seeheld, 1672 zu Nantes geboren, galt beim Ausbruch des spanischen Successionskriegs für einen der besten Steuerleute der französischen Kauffahrteiflotte, wurde Kapitän eines Kaperschiffs und fügte Pontini's Unternehmung auf Cartagena so großen Schaden zu, daß ihn die Regierung zum Fregattenkapitän ernannte. Von nun an war er der Schrecken der Engländer, Holländer und Portugiesen, deren überseeische Besitzungen er brandschatzte und verheerte; mit geringer Macht eroberte er sogar Surinam und häufte in Martinique eine Beute von 9 Millionen an Werth auf. Als er nach dem Krieg eine angebotene Pension ausschlug, dagegen die dem Staat vorgeschossenen 3 Millionen in derben Ausdrücken zurückverlangte, wurde er in die Bastille und von da auf das Schloß Ham gebracht, wo er 1740 †.

Cassas, Louis François, französischer Landschaftsmaler und Architekt, geboren zu Azay de Ferron den 3. April 1756, Schüler Lagrenée's und le Prince's, kam sehr jung nach Italien und brachte eine kostbare Sammlung von Ansichten nach der Natur zusammen. Hierauf begleitete er den Gesandten Choiseul Gouffier nach Konstantinopel, zeichnete die Monumente und Gegenden von Troas u. durchreiste sodann Kleinasien, Palästina, Syrien und einen Theil von Aegypten. Nach seiner Rückkehr wurde er 1816 Inspektor und Professor der Zeichenkunst an der Gobelinenmanufaktur zu Paris und † zu Versailles den 1. November 1827. Aus seinem reichen Materialienschatz bereitete C. eine mit Text von de la Porte du Theil begleitete „Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte“ vor, von der 1799 ff. nur 30 Lieferungen erschienen sind, weil der Gesandte, Graf Gouffier, die Fortsetzung untersagen ließ. Die Originalzeichnungen, nach welchen die Kupfertafeln dazu, wie zu seiner „Voyage historique et pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie“ (Paris 1802), gestochen wurden, vortreffliche Oelgemälde, sind jetzt Eigenthum der Nationalbibliothek. Im dem Magazin des Instituts befindet sich seine Modellsammlung der schönsten architektonischen Monumente.

Cassel (Montcassel), Stadt im französischen Departement Nord, auf einem isolirt stehenden Hügel, von welchem man das Meer bis zu den Küsten Englands überblickt, hat 4 Kirchen und 4330 Einwohner, welche Spitzen, Strumpf- u. Töpferwaaren fabriciren und starken Viehhandel treiben. Die Umgegend gleicht einem Garten, der an Kraft der Vegetation und an Mannichfaltigkeit der Bebauung

kaum seines Gleichen hat. C., das alte Castellum Morinorum, ist in späterer Zeit als Kampfplatz von 1071, 1328, 1677 und 1814 bekannt. Es ist auch Geburtsort Vandamme's.

Casses (franz.), feine, baumwollene, nesseltuchartige, ostindische Gewebe, vornehmlich aus Bengalen. Die Einschlag- und Kettenfäden sind nicht rund und gedreht, sondern glatt oder locker, deshalb sehr weich und dünn; dessen ungeachtet kommt die Dichtigkeit des Stoffs der des Mussellins gleich. Größe und Sorten sind verschieden.

Cassia *L.* (Kassie), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen und der Gruppe der Cäsalpinieen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch 5blätterig, etwas ungleich abfallend; 5 ungleiche Blumenblätter, wovon die beiden untern größer u. abwärts geneigt sind; 10 ungleiche Staubgefäße, wovon die 3 untern und längsten abwärts geneigt, die 4 mittleren kürzeren gerade, die 3 oberen kürzesten nur mit verkümmerten Antheren versehen sind, während die Antheren der übrigen 7 an der Spitze in Löchern aufspringen; Fruchtknoten auf einem stielartigen Träger stehend; Hülse verschieden geformt, in falsche Fächer getheilt. Die Gattung umfaßt Kräuter, Sträucher und Bäume mit einfachen und geraden Fiederblättern und Blüthen in Rispen. Viele der zahlreichen Arten, die sämmtlich in den heißen Ländern der alten u. neuen Welt wachsen, sind als Arznei- und als Zierpflanzen gebräuchlich. C. Absus *L.*, Chichimkassie (Chichonpflanze), ist ein fußhohes Sommergewächs in Aegypten und auf Ceylon, mit 2paarigen Blättern, gelben, rothgeaderten Blüthen in einfacher, endständiger Traube und rundlichen, zusammengedrückten, glänzenden, schwarzbraunen Samen, die als Chichimsame, Semen Cismae s. Cassiae Absus, officinell sind und in Aegypten, am Senegal und in der Türkei als ein Specificum gegen die sogenannte ägyptische Augenentzündung in Gebrauch sind. Sie riechen etwas gewürzhaft, schmecken widerlich, sehr bitter und schleimig. Man streut das Pulver ins Auge, oder läßt daraus eine Salbe mit Schweinefett bereiten. C. acutifolia *Dec.* ist ein Strauch in Oberägypten und im glücklichen Arabien, dessen Blätter als Sennesblätter gebräuchlich sind. C. alata *L.* ist ein bis 9 Fuß hoher Strauch in Westindien und Südamerika, mit goldgelben Blüthen in großen endständigen Trauben, dessen Blätter und Blüthen in den Tropenländern ein in hohem Ansehen stehendes Mittel gegen Krätze, Flechten und sonstige Hautausschläge sind. C. Fistula *L.*, Cathartocarpus Fistula *Pers.*, Röhrenkassie, ein kurzstämmiger Baum von 20—40 Fuß Höhe, dessen Holz dem Mahagony fast gleichkommt, gleicht unserem Nußbaum und kommt urspünglich in Indien und Aegypten vor, ist aber jetzt auch im tropischen Amerika angepflanzt. Die 1—2 Fuß langen, ½—1 Zoll dicken Früchte, Röhrenkassie, Purgir-, Fisetkassie, Kassienröhrlein, spanische Mettwurst, sind des in ihnen enthaltenen Marks wegen officinell. Man unterscheidet mehre, nach ihrem Vaterlande genannte Sorten, von denen die ostindische oder levantische der ägyptischen oder alexandrinischen, der westindischen, brasilianischen ꝛc. vorgezogen wird. Gute Röhrenkassie muß schwer, glatt und ganz sein. Sie darf beim Schütteln nicht klappern, das Mark darf nicht trocken oder verschimmelt sein, was ein Zeichen von verlegener Waare ist; ist aber das Mark noch flüssig und schmeckt es zu herbe, so sind die Früchte unreif abgenommen worden. Das Kassienmark (Pulpa Cassiae), welches nach Vauquelin aus Gluten, Pflanzeneiweißstoff, Extraktivstoff, Gummi, etwas Katechustoff und etwas Zucker besteht, wird jetzt nur noch selten als ein gelind purgirendes Mittel angewendet, da es durch Pflaumenmus fast ganz ersetzt wird. In Ostindien macht man die grünen Hülsen mit Zucker ein und benutzt sie nebst den Blüthen u. einem Dekokt der Samen als gelindes Abführmittel. Das Mehl der Samen dient zu erweichenden Umschlägen und die sehr abstringirende Rinde zum Gerben und zur Bereitung einer Art Katechu. Das Kassienmark wurde durch die Araber in die Apotheken eingeführt. Der Baum wird seiner Schönheit wegen hier und da in deutschen Warmhäusern gefunden. C. lanceolata *Forsk.*, ein Strauch in Oberägypten und Nubien, im Lande der Barabas, liefert Sennesblätter und Sennesbälge. C. occidentalis *L.* ist ein gegen 6 Fuß hohes Sommergewächs des tropischen Amerika, dessen Wurzel in Brasilien gegen Unterleibsstockungen u. dadurch entstehende Wassersucht Anwendung findet. Die Rinde, welche in Brasilien als fieberwidrig gebraucht wird, soll unter dem Namen Febegoso oder Febogosorinde nach Europa gebracht werden. Sie ist außen grau, runzelig, mit Querrissen gefurcht, innen hochgelb, faserig, geruchlos, schwach bitter, ekelhaft schmeckend. Die Blätter sind purgirend und werden gegen herpetische und hysterische Leiden, aber auch zu erweichenden Umschlägen angewendet. Die Brechen erregenden Samen dienen in Brasilien gegen Hautausschläge. In gleicher Weise braucht man C. falcata und C. hirsuta *L. fil.* C. marylandica *L.* ist ein krautartiges Gewächs mit mehren Stengeln, bisweilen fast mannshoch, in Virginien und Maryland, das sich wegen seiner zierlich gelben Blüthen in vielblumigen, winkelständigen Trauben häufig in deutschen Gärten findet, was auch von C. umbellata *Rechb.* gilt. Die Blätter werden im Vaterlande wie bei uns die Sennesblätter benutzt, enthalten einen eigenen, von dem Kathartin der ächten verschiedenen, wirksamen Bestandtheil, Kassin genannt. Die Kassien gedeihen in fetter, lockerer Erde, am besten aber in einer Mischung von 4 Theilen Lauberde, 1 Theil Torferde, 1 Theil lockerem Lehm und 1½ Theilen Flußsand. Die ostindischen Arten verlangen im Warmhause eine Wärme von 10—15 Grad und im Sommer viel Luft, reichlich Wasser und bei heißem Sonnenschein etwas Schatten. Die nordamerikanischen Arten werden im Sommer ins Freie gestellt. Die Vermehrung geschieht durch Samen und Stecklinge. Vgl. Vogel, Synopsis generis Cassiae, Berlin 1837.

Cassia caryophyllata (Nelkenkassie, Nelkenholz, Nelkenrinde, Nelkenzimmt), Name einer Rinde, die in 2 Sorten in den Handel kommt. Die lange oder ächte (amerikanische) Nelkenkassie, in 2½ Fuß langen, aus mehren Rinden bestehenden Rollen in den Handel kommend, ist zimmtbraun, glatt, auf der Außenseite oft noch mit dem grauen Oberhäutchen bedeckt, im Bruch glatt, stark nach Gewürznelken riechend, besonders

beim Erwärmen, scharf, aber angenehm gewürzhaft schmeckend und hierin zwischen Piment und Gewürznelken stehend. Sie enthält 4 Procent ätherisches Oel, 9—10 Procent Hartharz, 8—9 Procent Weichharz, 8 Procent Gerbestoff, 10 Procent Gummi, 56—60 holzige Theile und stammt vom Kravobaum, Cicypellium caryophyllatum *Nees*, Persea caryophyllata *Mart.* Die Indianer schälen vorzüglich zu Ende der Regenzeit, wo sich die Rinde am leichtesten ablösen läßt, den ziemlich starken Stamm, rollen dann mehre Rinden über gelindem Feuer und binden den Stab mit dem braunen Baste einer Schlingpflanze zusammen. Zwanzig oder mehr solcher Rollen werden mit demselben Bast zu einem Bündel gebunden, das 10—15 Pfund wiegt. Die Bündel (feixes) packt man in Säcke oder Körbe zwischen Palmblätter und bringt sie so in den Handel. Die zweite Sorte, die unächte (ostindische) Nelkenkassie, besteht aus 2 Zoll langen, dünnen Stücken von der Farbe der ersten Sorte, ist ohne Geruch und hat nur einen schwach gewürzhaften Geschmack. Die Stammpflanze ist das auf Ceylon wachsende Syzygium caryophyllaceum *Gaertn.*, Myrtus caryophyllata *L.* Die ostindische Nelkenkassie kommt jetzt nicht mehr nach Europa; nur auf Ceylon wird sie noch als Gewürz und als Heilmittel gebraucht. Auch die ächte oder amerikanische Nelkenkassie wird jetzt nur noch als Gewürz benutzt; in der Arzneikunst, wo man sie sonst bei Magenschwäche und Flatulenz brauchte, sind jetzt beide Sorten außer Gebrauch gekommen.

Cassia cinnamomea (Cassia chinensis, Zimmtkassie, Zimmtkassienrinde, französischer, chinesischer, indischer Zimmt), der Bast und die Unterrinde des Zimmtbaums, Cinnamomum aromaticum *Nees*, Persea Cassia *Spr.* Sie ist etwas dicker als der ächte Zimmt, über eine Linie dick, ganz oder halb gerollt, im letzteren Falle 5—6 Linien breit, von außen und innen dunkel zimmtbraun, häufig ins Braunröthliche fallend, oft mit schmutzig gelbgrauen Flecken; riecht und schmeckt süßlich zimmtartig und behält ihren Geruch und Geschmack länger als der ächte Zimmt, läßt sich aber nicht so fein wie dieser pulvern. Man erhält die Zimmtkassie von Kanton, größtentheils in ellenlangen, 1—3 Pfund schweren Bündeln, die theils in Kisten von verschiedener Größe, theils in sogenannte Gonjas, d. h. bast- oder binsenartige Geflechte, verpackt sind. Sie wird in der Arzneikunde und als Gewürz wie der ächte ceylonische Zimmt und wegen ihrer größeren Wohlfeilheit weit häufiger als dieser gebraucht. In den meisten Fällen aber, wo man in der Medicin eines allgemeinen, flüchtigen Erregungsmittels bedarf, ist der ächte Zimmt bei weitem vorzuziehen. Beim Zollwesen und häufig auch im Handel werden Holzkassie, Mutterzimmt und Zimmtkassie unter dem Namen Kassie begriffen. Den Hauptvertrieb der Zimmtkassie in Europa hat England, wo die Einfuhr jährlich zwischen 400,000 und 800,000 Pfund und darüber beträgt. Das Zimmtkassienöl wird im Mutterlande aus der Zimmtkassie destillirt, ist anfangs weißer als Zimmtöl, wird später gelblich, aber nicht so goldgelb wie dieses. Der Geruch ist derselbe wie bei jener, aber nicht so fein; der Geschmack auch brennend scharf, aber von einer andern Art Süßigkeit. Sechs Pfund Kassienzimmt geben 4—5 Quentchen weißes Oel, welches mit der Zeit Benzoësäure absetzt. Es kommt mit Zimmttinktur verfälscht vor, ist dann sehr dunkel braunroth und wird von einem Zusatze einer gleichen Masse Wassers milchig, wobei das Wasser den Weingeist aufnimmt. Der Gebrauch ist wie beim Zimmtöl.

Cassiae calyces (Zimmtkelche, Zimmtnägelein), s. Zimmtbaum.

Cassia lignea (Cassia malabarica s. glutinosa, Xylocassia, Holzkassie, holzige Kassienrinde, malabarischer Zimmt, Kassienholz, auch bisweilen Mutterzimmt), die Rinde von den Zweigen des malabarischen Zimmtbaums, Laurus Cassia *L.*, der aber wahrscheinlich bloß eine verwilderte u. schlechtere Varietät von Cinnamonum zeylanicum *Breyn.* ist und in Malabar und im Distrikt Silhet wächst. Es sind ganz oder halb zugerollte, oft auch etwas gewundene Röhren, bis ½ Zoll breit, höchstens ½ Linie dick, dunkelbraun, dunkler als die ächte Zimmtrinde, oft auch braunroth. Der Geruch ist schwach, der Geschmack schwach zimmtartig, etwas zusammenziehend. Behält man sie lange im Munde, so gibt sie Schleim; Letzteres geschieht auch nach ihrer Abkochung beim Erkalten. Destillirt liefert sie ein milchiges Wasser, aber kein Oel, weil der ätherische Stoff zu sehr vom Schleim eingehüllt ist. Man verwirft sie deshalb fast allgemein in den europäischen Apotheken und wendet sie nur hier und da bei chronischen Durchfällen und beim weißen Flusse in Pulvern zu 20—30 Gran an; desto stärker wird sie ihres weit wohlfeileren Preises wegen statt des wirklichen Zimmts als Gewürz gebraucht. Im Handel kommt sie in mehren Sorten vor. Zimmtkassie, der man durch Destillation das flüchtige Oel genommen hat, pflegt man fälschlich für Holzkassie auszugeben.

Cassianus, Johannes Massiliensis, einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Semipelagianismus, scheint ein Abendländer gewesen zu sein, empfing den ersten Religionsunterricht im Kloster zu Bethlehem, durchzog dann (390—397) Aegypten und die thebaische und scetische Wüste und besuchte die hier wohnenden Einsiedler. Sodann ging er zum Bischof Johannes Chrysostomus von Konstantinopel, der ihn zum Diakonus ordinirte, u. wurde nach dessen Verbannung nach Rom gesandt, wo er des Pelagius persönliche Bekanntschaft machte. Um 415 schlug er seinen Sitz zu Massilia auf u. war hier als Presbyter rastlos thätig bis zu seinem Tode (um 448). Nach dem Muster seiner Klostereinrichtungen wurden damals in Gallien und Spanien viele Klöster gegründet und seine Bücher „De Institutis Coenobiorum“ erlangten das Ansehen einer Mönchsregel. Er huldigte dem Semipelagianismus. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Alard Gazet (Gazäus) Douay 1616, Leipzig 1763 und öfter. Für die Kenntniß des cassianischen Lehrbegriffs ist von den „24 Collationes Patrum etc.“ die 13. die wichtigste. Vgl. Wiggers, De Joanni C., Rostock 1824—25, 3 Thle.

Cassini, 1) Giovanni Domenico, berühmter Astronom und Geognost, den 8. Juni 1625 zu Perinaldo bei Nizza geboren, studirte im Jesuitenkollegium zu Genua, wo ihn einige astrologische Bücher auf das Studium der Astronomie leiteten. In Bologna machte er darin so rasche Fortschritte, daß er 1650 Cavallieri's Nachfolger auf dem astro-

nomischen Lehrstuhle der Universität wurde. Da ihm die Mittagslinie, welche Ignatio Dante in der Kirche des heil. Petronius zum Behuf der Berechnung der Aequinoktien und Solstitien 1575 gezogen, nicht genau erschien, stellte er, als um 1653 diese Kirche erweitert wurde, hier eine längere und genauere her. Vollkommenere Sonnentafeln, eine sehr genäherte Messung der Parallaxe der Sonne u. sehr verbesserte Refraktionstafeln waren die ersten Früchte davon. Grenzstreitigkeiten zwischen Bologna und Rom über den Po veranlaßten sein Werkchen über den äußerst veränderlichen und gefährlichen Lauf dieses Flusses. Er erhielt die Direktion des Festungsbaues am Fort Urbino und wurde sodann vom Papst Alexander VII. mit der Untersuchung der Gewässer der Chiana beauftragt, um derentwillen zwischen dem Papst und Toskana Streit entstanden war, den er glücklich schlichtete. Nebenbei beobachtete C. 1664 u. 1665 zu Rom zwei Kometen mit einer für seine Landsleute überraschenden Genauigkeit. Im Jahre 1665 fand er auf der Jupitersscheibe die Schatten der Trabanten desselben, wenn sie zwischen ihm und der Sonne durchgehen, und berichtigte darnach sowohl die Theorie der Bewegungen der Trabanten, als auch die Art und Zeit der Rotation des Planeten um seine Axe. Aehnliche Beobachtungen stellte er mit Mars und Venus an. Seine Staatsgeschäfte vermehrten sich damals noch dadurch, daß ihn der Senat von Bologna zum Oberintendanten der Gewässer des bolognesischen Gebiets ernannte, und daß er auch die Inspektion über die Bauten an der Festung Perugia und der Brücke Felix annahm. Dennoch konnte er noch Beobachtungen über die Insekten und die Transfusion des Blutes anstellen und werthvolle Bemerkungen darüber veröffentlichen. Seine „Ephemeriden der Jupiterstrabanten“ (1668) waren die Veranlassung, daß die französische Regierung C. nach Paris einladen ließ. Er wurde hier mit so hohen Ehren empfangen, und seine Stellung gestaltete sich hier so günstig für seinen Forschertrieb, daß er sich 1673 in Frankreich nationalisiren ließ. Er leitete die von Perrault erbaute Sternwarte, jedoch ohne den Titel eines Direktors zu erhalten. Die astronomischen Wissenschaften bereicherte er von dieser Zeit an vielfach. In den Jahren 1671 u. 1672 entdeckte er 2 neue Saturnustrabanten, 2 andere 1684, die er dem König zu Ehren Sidera Ludovicea nannte, und stellte somit die Zahl derselben auf 5 fest. Das schon von Kepler beobachtete Zodiakallicht bestimmte er 1654 genauer. Im December 1680 berechnete er die Bahn des Kometen, der damals so großes Aufsehen erregte; ebenso verbreitete er über die Rotation des Mondes neue Ansichten. Die Expedition von 1672 nach Cayenne zu astronomischen Zwecken war C.'s Werk. Von wissenschaftlichem Interesse sind auch seine Untersuchungen über den indischen Kalender. Eine neue genauere Bearbeitung der Jupiterstrabanten erschien von ihm 1693. Die 1669 von Piccard begonnene, seit 1683 von Lahire im Norden von Paris fortgesetzte Mittagslinie verlängerte er bis an das äußerste Ende von Roussillon (1700). Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Blindheit zu. Er † den 14. Sept. 1712. Die wichtigsten Schriften C.'s, außer den erwähnten, sind: „De cometa ann. 1652 et 1653“ (Mant 1658); „Opera astronomica“ (Rom 1666). C.'s Selbstbiographie gab sein Urenkel C. de Thury in den „Mémoires pour servir à l'histoire des sciences etc.“ (1810) heraus.

2) Jacques, Sohn des Vorigen, den 18. Febr. 1677 zu Paris geboren, machte unter seines Vaters Leitung und im Collége Mazarin unter Varignon so gute Studien, daß er schon im 17. Jahre zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Auf einer Reise nach Holland und England schloß er mit Newton, Halley, Flamsteed u. A. Freundschaft und wurde 1696 Mitglied der königlichen Societät zu London. Nach seines Vaters Tode übernahm er die Direktion der Sternwarte zu Paris. Auch er war, wie sein Vater, der praktischen Astronomie zugethan, hatte sich jedoch auch mit der Theorie näher bekannt zu machen gesucht. Seine wichtigsten Arbeiten sind: die Bestimmung der Entfernung der Fixsterne u. der Neigung der Planeten überhaupt und insbesondere die der Bahnen der Saturnustrabanten u. des Saturnusringes, 1717; die Bestimmung der Ursache von der Libration des Mondes, 1725; die Bestimmung der Beschleunigung in der Bewegung des Jupiter (auf $\frac{1}{2}$ Sekunde jährlich) und der Geschwindigkeitsabnahme des Saturn (auf 2 Minuten jährlich) und die Bestimmung der Gestalt der Erde. Aus C.'s Messungen ergab sich eine Verlängerung der Erde gegen die Pole zu, was den Widerspruch der Anhänger des newtonschen Systems erregte und die berühmten Gradmessungen unter dem Aequator und am Polarkreise, sowie des ganz Frankreich durchschneidenden Meridians und eines darauf senkrechten größeren Kreises von Brest bis Straßburg unter C.'s Leitung veranlaßte. Auch C. wollte das kopernikanische System nicht anerkennen und scheint mit Newtons Theorie noch ganz unbekannt gewesen zu sein. Als bloßer Beobachter aber hat er sich ausgezeichnete Verdienste erworben. C. † auf seinem Landgute Thury den 16. April 1756. Von seinen Schriften nennen wir: „De la grandeur et de la figure de la terre“ (Paris 1720); „Eléments d'astronomie“ (das. 1740), wozu die „Tables astronomiques du soleil, de la lune, des planètes, des étoiles et des satellites“ (das. 1740) als Fortsetzung gehören.

3) César François C. de Thury, des Vorigen Sohn, geboren den 17. Juni 1714 zu Paris, wurde, kaum 22 Jahre alt, Adjoint surnuméraire in der Akademie der Wissenschaften und nach seines Vaters Tod dessen Nachfolger in der Direktion der Sternwarte und Maître des comptes, † den 4. Sept. 1784 an den Pocken. Sein berühmtestes Werk ist die große trigonometrische Vermessung Frankreichs, die erst von seinem Sohne Jean Dominique vollendet wurde und in 182 Blättern mit Einschluß der Dreieckskarte unter dem Titel „Carte de la France“ (Paris 1744—93) erschien. Dieses große topographische Werk ist nach Art der Plankarten und in $\frac{1}{86400}$ der wahren Größe entworfen. Von C.'s Schriften sind zu nennen: „Relation de deux voyages faits en 1761 et 1762 en Allemagne“ (1763—75, 2 Bde.); „Description géometrique de la terre“ (1775); „Description géom. de la France“ (1784).

4) Jean Dominique, Graf von C., des Vorigen Sohn, den 30. Juni 1748 zu Paris geboren, wurde ebenfalls sehr bald Mitglied der Akademie, dann erst Gehülfe u. endlich Nachfolger seines Vaters in der Direktion der Sternwarte. Die

Vollendung der großen Karte von Frankreich ist sein Hauptverdienst; außerdem arbeitete er 1787 mit Mechain und Legendre an der astronomisch-trigonometrischen Verbindung von London u. Paris. Die Revolution warf auch die C., als eine Erbschaft aus der Zeit des Königthums, aus ihrem Kreise heraus und brachte C. sogar für 7 Monate ins Gefängniß, worauf er sich auf sein Landgut zurückzog. Napoleon I. ernannte ihn 1804 zum Ritter der Ehrenlegion; auch wurde C. Mitglied des Instituts von Frankreich und behielt seine Stelle in seiner Sektion auch nach der königlichen Ordonnanz vom 21. März 1816. Längere Zeit Mitglied des Conseil général des Departements de l'Oise, bewies er in dieser Stellung tüchtige Geschäftsgewandtheit. Später lebte er zurückgezogen zu Thury-sous-Clermont und † daselbst den 18. Oktober 1845.

5) Alexandre Henri Gabriel, des Vorigen Sohn, den 9. Mai 1781 zu Paris geboren, studirte anfangs Astronomie, später Rechtswissenschaft und machte sich auch als Botaniker bekannt. Er wurde 1827 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1829 Rath am Kassationshofe, 1831 Mitglied der Pairskammer und † den 16. April 1832. Seine „Opuscules phytologiques" erschienen zu Paris 1826—34, 3 Bde.

Cassinia *R. Brown*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, nach dem französischen Botaniker Cassini benannt, Kräuter und Sträucher in Neuholland und auf Neuseeland, deren bekannteste Art ist: C. spectabilis *R. Br.*, Apalochlamys Billardieri *Dec.*, eine zierliche krautartige Immortellenpflanze mit aufrechtem, filzigem Stengel, herablaufenden, langgespitzten, lanzettförmigen, oben glatten, unten filzigen Blättern, sehr ästiger, vielfach zusammengesetzter Rispe und sehr zahlreichen, blaßbräunlichen oder weißlichgelben, glänzenden Blüthenknöpfchen. Man säet den Samen dieser schönen Zierpflanze in Töpfe mit etwas sandiger Lauberde, versetzt die jungen Pflänzchen mehrmals in größere Aesche, hält sie im Sommer im Freien, im Winter im Orangeriehause oder Zimmer bei 1—5° Wärme, hier nur sehr sparsam sie begießend, und verpflanzt sie im Mai des folgenden Jahres an sonnige Stellen ins freie Land.

Cassini'sche Kurve (Cassinoïde), eine Kurve vom 4. Grade, bei welcher das Produkt oder Rechteck je zweier von irgend einem Punkte der Kurve nach zwei gegebenen Punkten gezogenen Geraden unveränderlich ist. Sie ist nach Cassini 1) benannt, welcher, die keplersche Hypothese von der elliptischen Bahn der Planeten mißverstehend, ihre Bewegung um die Sonne genauer durch diese Linie darzustellen vermeinte. Schon wegen der sehr verschiedenen Gestalten, die sie annehmen kann, kann sie nicht durch eine regelmäßige Kraft beschrieben werden und blieb daher von den folgenden Astronomen unberücksichtigt.

Cassiodorus, Magnus Aurelius, auch Cassiodorius genannt, gewandter italischer Staatsmann unter der Herrschaft der Gothen, Geschichtschreiber derselben, um 468 nach Chr. zu Scyllacium (Squillace) in Kalabrien geboren, ward, aus einer angesehenen Familie stammend, am Hofe Odoakers zum Comes rerum privatarum oder geheimen Sekretär und bald darauf zum Finanzminister ernannt. Als Odoaker 490 von Theoderich besiegt war, trat C. zu letzterem über u. wurde Präfekt von Unteritalien und bald darauf Quästor. Als solcher verfaßte er alle öffentlichen Ausschreiben und Reden im Namen des Königs, und deren deklamatorischer, mit Gelehrsamkeit prunkender Styl blieb lange Zeit für dergleichen Edikte Muster. Als Praefectus praetorio oder Staatsminister gewann er den größten Einfluß auf die Verwaltung der Staatsgeschäfte und wurde unter Anderem zum lebenslänglichen Patricius und 514 zum Konsul ernannt. Nach Theoderichs Tod wußte er auch unter Amalasuntha, Theodat und Vitiges seine bei der Uneinigkeit der Gothen allerdings höchst schwierige Stellung zu behaupten, und bei dem Einfall Belisars in Italien ging sein Bemühen dahin, die Italiener vom Abfall zurückzuhalten. Als die Sache der Gothen sank, zog sich C. hochbetagt 538 nach Unteritalien in das von ihm bei Scyllacium gestiftete Kloster Vivarium (Vivarese) zurück. Hier lebte er ein frommes Stillleben, widmete sich aber dabei eifrig den Wissenschaften und der Beförderung einer gelehrten Thätigkeit der Mönche, insbesondere des Abschreibens von Schriften der Alten, um deren Erhaltung und Studium er sich dadurch hochverdient machte, da seinem Beispiel nicht blos alle Klöster Italiens, sondern auch die der nordischen Länder folgten. Er † nach 562, fast 100 Jahre alt. Unter seinen vielen Schriften nehmen die „Variarum epistolarum libri XII", eine Sammlung von Verordnungen und andern staatsgeschäftlichen, von ihm im Namen Theoderichs und der folgenden Könige aufgesetzten Schreiben, die erste Stelle ein; sie sind eine ergiebige Quelle zur Zeitgeschichte und erschienen zu Augsburg 1533. In seiner Zurückgezogenheit schrieb er: „De orthographia liber"; „De arte grammatica, ad Donati mentem"; „De artibus ac disciplinis liberalium artium", ein für den Unterricht im Mittelalter gebräuchliches Lehrbuch, welches die 7 Schulwissenschaften in ebenso vielen Abschnitten behandelt. Für den König Theoderich kompilirte er aus Hieronymus, Prosper rc. ein „Chronicon", welches von der Erschaffung der Welt bis auf Justinus den Aelteren geht, ein dürftiges und ungenaues Werk. Aus seinen „Libri XII de rebus gestis Gothorum" ist nur ein Auszug von Jornandes übrig. Seine „Historiae ecclesiasticae tripartitae libri XII" bearbeitete er nach Sozomenus, Socrates und Theodoretus (Augsburg 1472). Der „Computus Paschalis s. de indictionibus, cyclis Solis et Lunae etc." ist zur Berechnung des Eintritts des Osterfestes bestimmt. C.' „Opera omnia" erschienen Paris 1588, 1589, Venedig 1729. Er wird als Heiliger verehrt; Tag: 17. März.

Cassiopeja (Cassiepeja, Cassiope), Sternbild am nördlichen Himmel zwischen Cepheus, Schwan, Pferd, Andromeda, Perseus und Kamelopard, ausgezeichnet durch 5 Sterne 3. Größe, die ein unregelmäßiges W oder Y bilden. Die Gesammtzahl der Sterne bestimmt Flamsteed auf 55. Nach der Mythe war C. Mutter der Andromeda und soll die Schönheit derselben, nach Andern ihre eigene der der Nereïden vorgezogen haben. Diesen Uebermuth zu rächen, sandte Neptun einen das Land verwüstenden Wallfisch, welchem Andromeda zur Sühne vorgeworfen wurde. Perseus wurde ihr Retter.

Cassiterides insulae (lat.), die Zinninseln, von Herodot bezweifelt, aber von P. Licinius Crassus zu Cäsars Zeit gefunden und untersucht, sollen nach Einigen Britannien, nach Andern die westlich gelegenen Scilly- und Surlinginseln bei Cornwallis sein. Sie hatten reiche Zinngruben. Die C. i. sind des Dionysius Periegetes Hesperiden. A. Vogel hält die C. i. für eine reine Fiktion der Phönicier, versteht im Allgemeinen nur Zinngegenden, Zinnländer darunter und deutet auf Hispanien als das früheste und wichtigste Zinnland und dann auf Britannien und wohl auch einige auf dem Wege zwischen diesen Ländern gelegene Inseln, als auf die zweite Zinngrube des Alterthums.

Cassius, Name eines alten römischen, ursprünglich patricischen, später plebejischen Geschlechts, von dessen Gliedern folgende merkwürdig sind:

1) Spurius C. Viscellinus, Urheber des ersten Ackergesetzes im 1. Jahrhundert der Republik u. Märtyrer desselben, siegte als Konsul 502 v. Chr. gegen die Sabiner, machte sich, 493 zum zweiten Male Konsul, verdient um die Aussöhnung der nach dem heiligen Berg ausgewanderten Plebejer mit den Patriciern, wurde aber 485 wegen seines unter seinem dritten Konsulat in Vorschlag gebrachten Ackergesetzes hingerichtet, nach Anderen von seinem eigenen Vater getödtet. Vielleicht traten deshalb die Cassier aus dem Stand der Patricier in den der Plebejer über.

2) Lucius C. Longinus, war Prätor 111 v. Chr. und führte als solcher den Jugurtha nach Rom, wurde sodann 107 v. Chr. zugleich mit C. Marius Konsul, erhielt darauf das narbonnensische Gallien zur Provinz und die Führung des cimbrischen Kriegs, wurde aber noch in demselben Jahre von den Tiruginern geschlagen und getödtet.

3) Cajus C. Longinus, das thätigste Mitglied der Verschwörung gegen Cäsar, war um 55 v. Chr. Quästor des M. Crassus in Syrien und kämpfte hier, nachdem jener von den Parthern geschlagen war, mit großem Glück gegen dieselben. Nach Rom zurückgekehrt, entging er einer Anklage auf Erpressung nur durch die damaligen Wirren, schloß sich 49 als Volkstribun den Aristokraten an, wurde von Pompejus zum Flottenbefehlshaber ernannt und schlug als solcher bei Sicilien einen Theil der cäsarianischen Flotte. Nach der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus führte er ein Geschwader nach dem Hellespont und traf hier mit Cäsar zusammen, an den er sich, obgleich er der Stärkere war, in der Bestürzung des Augenblicks ergab. Cäsar ernannte ihn zu seinem Legaten. Während des alexandrinischen Kriegs lag er gemeinschaftlich mit Cicero den Studien ob. Im Jahre 44 wurde er durch Cäsar zugleich mit M. Brutus Prätor und sollte im nächsten Jahre Syrien verwalten. Als aber Brutus vor ihm, dem Aelteren, den Vorrang in der Prätur erhielt, faßte er aus Rache den Plan der Verschwörung gegen das Leben des Diktators, für welchen sich auch jener gewinnen ließ. Nach vollbrachter That war es C., der in der Kurie rief: „Das Ungeheuer ist gefallen.“ Umsonst aber hatte er auf den Beifall des Senats und des Volks gerechnet, er mußte mit den andern Mitverschwornen Rom verlassen, und er und Brutus verloren die ihnen noch von Cäsar angewiesenen prokonsularischen Provinzen Syrien und Macedonien. Ein Beschluß des Senats beauftragte sie, in Sicilien und Asien Getreide aufzukaufen; aber unwillig wies C. diesen wenig ehrenvollen Auftrag zurück und verließ mit Brutus Italien, wie sie sagten, um die Eintracht im Staate zu erhalten. Sie wandten sich nach den ihnen früher bestimmten Provinzen, C. nach Syrien, welches dem Dolabella zugetheilt war. Hier gelang es ihm, einen solchen Anhang zu gewinnen, daß ihn der Senat als Prokonsul dieser Provinz bestätigte und ihm mit dem Krieg gegen jenen beauftragte, der auch glücklich für ihn ausfiel. Das neue Triumvirat in Rom nöthigte ihn zum Bündniß mit Brutus; beide beschlossen Verstärkung ihrer Macht durch Raubzüge gegen die Provinzialen, denen ihre Anhänglichkeit an Cäsar zum Vorwurf gemacht wurde, plünderten Brutus Lycien, C. Rhodus, ließen sich 42 in Sardes von ihren Legionen als Imperatoren begrüßen und zogen sodann mit ihrer vereinten Macht, in 17 Legionen und 20,000 Reitern bestehend, nach Philippi in Macedonien. Bald standen Antonius und Octavian mit einer nur an Reiterei geringeren Macht den Republikanern gegenüber. Brutus und C. aber suchten den Kampf möglichst in die Länge zu ziehen, vermieden die Schlacht und beschlossen, ihre Gegner durch Mangel aufzureiben. Aber ein Angriff des Antonius in C.' Rücken führte bald zum allgemeinen Kampf. C. wurde aus seiner festen Stellung auf den Anhöhen verdrängt und seine Truppen in unordentliche Flucht getrieben, Brutus dagegen war glücklicher und brachte des Octavianus Heeresabtheilung zum Weichen. Weder er jedoch, noch Antonius benutzten, von des Genossen Niederlage benachrichtigt, den Sieg, und so war die Schlacht eigentlich noch ganz unentschieden. Aber C., über die wahre Lage der Dinge ungewiß, verzweifelte an seiner Sache, und zufolge eines Mißverständnisses Brutus für todt haltend, befahl er einem Freigelassenen, ihn zu tödten. Brutus beweinte seinen unglücklichen Freund als den „letzten Römer“ und ließ ihn in Thasus beerdigen. So wenig C. die sinkende Freiheit zu retten vermochte, so übertraf er doch die anderen Verschwornen und insbesondere Brutus an Klugheit, Gewandtheit und Willenskraft. Die Feldzüge gegen die Parther hatten seinen kriegerischen Ruhm gegründet. Auf strenge Mannszucht in seinem Heere haltend, lebte er selbst sehr mäßig. Aber voll Ehrgeiz und Habsucht mißachtete er Gesetz und Pflicht.

4) Lucius C. Longinus, Bruder des Vorigen u. im Bürgerkriege dessen Gegner, ging als Cäsars Legat 48 v. Chr. nach Thessalien, um des Pompejus Verstärkungen zu beobachten, und vor der Schlacht bei Pharsalus in das südliche Griechenland, um die feindlichen Besatzungen zu vertreiben. Obgleich 44 v. Chr. als Volkstribun Gegner des Antonius, war er gleichwohl nicht unter den Verschwornen, mußte aber nach der Aussöhnung zwischen Antonius und Octavian nach Asien fliehen. Nach der Schlacht bei Philippi wurde er von Antonius begnadigt.

5) Quintus C. Longinus, Sohn des Vorigen, ging als Quästor des Pompejus 54 v. Chr. nach Spanien, machte sich aber hier durch Raubsucht und Härte sehr verhaßt. Im Jahre 49 stand er als Volkstribun auf Cäsars Seite und leistete diesem wesentliche Dienste. Später ging er mit Cäsar nach Spanien, wurde hier Statthalter und war wiederum so schamlos in seinen Erpressungen, daß eine Verschwörung gegen ihn zum Ausbruch kam, die jedoch mißlang, und für die er sich durch neue Bedrückun-

gen rächte. Eine Meuterei des größeren Theils seines Heers unter dem Quästor Marcellus schloß ihn mit den 2 treu gebliebenen Legionen in der Bergstadt Ulia ein; er erlangte jedoch freien Abzug, schiffte sich mit seinen Schätzen zur Rückkehr nach Rom ein, litt aber an der Mündung des Iberus Schiffbruch und kam dabei um.

6) C. Parmensis, so genannt von seinem Geburtsorte Parma, Cäsars entschiedener Gegner und, obwohl von ihm begnadigt, einer von dessen Mördern, befehligte 43 v. Chr. eine Abtheilung der Flotte, welche den Cajus C. in Syrien gegen Dolabella verstärken sollte, wandte sich, nachdem er den unglücklichen Ausfall der Schlacht bei Philippi vernommen, mit seinen Schiffen nach Sicilien zu Sertus Pompejus, begleitete diesen 36 nach Asien, ging aber hier mit vielen Anderen zu Antonius über. Nach der Schlacht bei Actium entfloh er nach Athen und wurde (31) auf Befehl des Octavian durch Q. Varus getödtet. Er hatte sich auch als Dichter einen Namen erworben.

7) C. Chärea, der Mörder des Caligula, ward auf Claudius' Befehl hingerichtet.

8) Cajus C. Longinus, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, unter Claudius Statthalter in Syrien (50 n. Chr.), begleitete als solcher den von den Parthern zum König begehrten Meherdates in dessen Reich, genoß später in Rom bedeutendes Ansehen, ward von Nero aus der Stadt verbannt u. erst vom Kaiser Vespasian aus Sardinien zurückgerufen.

Cassius, 1) Avidius C., Usurpator unter Marc Aurel, von syrischer Abkunft, Sohn eines gewissen Heliodorus, der sich zur Statthalterschaft von Aegypten aufgeschwungen. Obwohl ein strenger Republikaner, galt er doch den Kaisern des antoninischen Geschlechts als einer ihrer erprobtesten Feldherren und bewährte diesen Ruf in Aegypten, Armenien und Parthien, wie an den Grenzen Germaniens. Seine Mannszucht war von altrömischer Strenge. Als er sich später, wie Einige sagen, auf geheimen Antrieb der Kaiserin Faustina, die ihm nach Marc Aurels Tode ihre Hand zusicherte, in Syrien als Kaiser ausrufen ließ und in kurzer Zeit ganz Asien diesseits des Taurus in Besitz nahm, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Vaterlands, und schon war der Kaiser auf dem Zug gegen ihn begriffen, als der Usurpator nach einer Herrschaft von drei Monaten seinen Tod durch den Centurio Antonius fand.

2) Titus C. Severus, römischer Redner aus den Zeiten des Augustus und Tiberius, einer der ersten Redner in Rom, die eine neue Gestaltung der Redekunst anbahnten. Seine beißende Satire zog ihm unter Augustus Verbannung nach Kreta zu, unter Tiberius Konfiskation seiner Güter und Verweisung nach Seriphus, einem Eilande unter den Cykladen, wo er noch 20 Jahre hindurch in Dürftigkeit schmachtete und im Elend †.

Cassivelaunus, britischer Fürst im Lande nördlich von der Themse, war 54 v. Chr. Oberanführer der gegen Julius Cäsar vereinigten Stämme. Nach mehren unentschiedenen Schlachten suchte sie Cäsar jenseits der Themse auf und schlug sie hier, wurde aber durch ihre Ausfälle aus den Wäldern noch oft beunruhigt. Endlich griff er den C. in seinem zwischen Wäldern und Sümpfen gelegenen Lager an u. eroberte dieses. Ein Angriff der Briten auf das römische Schiffslager mißglückte; dennoch erhielt C. gegen jährlichen Tribut und Geißeln Frieden.

Cassotis, Nymphe am Parnassus, verlieh mit ihrer Quelle im Heiligthum des Apollo zu Delphi den Priesterinnen die Gabe der Weissagung. Vgl. Kastalischer Quell.

Castagnara, Dorf in der österreichisch-venetianischen Provinz Verona, in der Nähe der Etsch und des Kanals C., der von der Etsch zum Kanal Bianco geht, mit 2800 Einw. Hier wurden am 7. Juli 1704 die Franzosen unter Catinat von den Oesterreichern unter dem Prinzen Eugen geschlagen.

Castagno, Andrea del, italienischer Geschichtsmaler, 1406 oder 1409 zu Mugello geboren, entlockte dem Domenico Veneziano das Geheimniß der Oelmalerei, ermordete ihn dann u. galt nun selbst für den Erfinder der neuen Kunst. Erst auf dem Todtenbette gestand er sein Verbrechen. Er † um 1477. Seine besten Werke sind untergegangen. Von dem Gemälde, das die Hinrichtung der gegen die Mediceer verschworenen Florentiner darstellt, erhielt er den Beinamen dagli Impiccati; Mehres von ihm besitzt das Museum in Berlin.

Castaldi, Pamfilo, angeblicher Erfinder der beweglichen Lettern in Italien, widmete sich in der Jugend ohne Erfolg der Dichtkunst, später mit mehr Glück der Jurisprudenz. Eine Schule der schönen Wissenschaften, die er zu Feltre gründete, zog viele Fremde dahin, besonders aus Deutschland. Auf diesem Wege soll 1454 Johann Faust (Fust) mit C. in nähere Verbindung gekommen sein und von ihm den Gebrauch der beweglichen Lettern gelernt haben, wie dies noch in der neuesten Zeit Federici behauptete. C. † zu Feltre 1470.

Castalia, Quellnymphe, Tochter des Achelous, nach Andern des Delphiers Castalius, stürzte sich vor Apollo's Verfolgungen in eine Quelle am Parnaß und zerfloß darin; s. Kastalischer Quell.

Castanea *Tourn.*, Pflanzengattung, s. Kastanienbaum.

Castaños y Aragones, Don Francisco Xaver, Herzog von Baylen, Graf von, spanischer General und Staatsmann, geboren den 22. April 1756 aus einer angesehenen biskayischen Familie, erwarb sich unter Leitung seines Schwagers, des Generals Grafen Orelli, im preußischen Kriegsdienst tüchtige militärische Kenntnisse und zeichnete sich im Feldzuge von 1794 als Oberst in der Armee von Navarra unter Caro aus. Im J. 1796 zum Generalmajor, 1798 zum Generallieutenant befördert, ging er bald darauf, durch Godoy's Haß verfolgt, in die Verbannung. Später trat er wieder in den Staatsdienst, erhielt 1808 das Kommando über die im Lager vor Gibraltar stehende Division und erntete als Oberbefehlshaber der Armee von Andalusien den Ruhm, den französischen General Dupont bei Baylen zur Kapitulation genöthigt zu haben; doch gebührte derselbe eigentlich seinem Untergeneral Reding. Bald darauf verlor er die Schlacht bei Tudela und war überhaupt in einzelnen Unternehmungen nicht glücklich. Im Jahre 1811 diente er als General en chef des 4. spanischen Armeecorps unter Wellington. Wiewohl dieser der Regentschaft C.' Umsicht u. Tapferkeit in der Schlacht bei Vittoria rühmen konnte, berief die Regierung letzteren doch vom Heere nach Madrid in den Staatsrath. Nach Ferdinands VII.

Rückkehr erhielt er das Generalkapitanat von Katalonien und 1815 den Oberbefehl über die zum Einrücken nach Frankreich bestimmte Armee. Im Jahre 1816 legte C. alle seine Stellen nieder u. setzte sich zur Ruhe. Von dem Verdacht konstitutionsgemäßer Gesinnung reinigte ihn 1824 der König aus eigener Machtvollkommenheit u. berief ihn 1825 von Neuem in den Staatsrath. Hier unterstützte er das System der Mäßigung gegen die Karlisten. Zu Anfang des dritten Decenniums Präsident des Raths von Kastilien und 1833 zum Grand von Spanien mit dem Titel Herzog von Baylen erhoben, trat er bei der Bestimmung Ferdinands VII. über die Erbfolge der Infantin und des Don Carlos als Gegner des Ministers Zea Bermudez auf und zog sich vom Hofe zurück. Nach Espartero's Sturz 1843 wurde er Vormund der Königin, 1845 Senator und † den 24. Sept. 1852.

Casteggio, Marktflecken und Amtsort in der piemontesischen Provinz Soghera (Alessandria), mit 3000 Einw., Fundort römischer Alterthümer. Hier am 9. Juni 1800 Gefecht zwischen den Franzosen unter Lannes und den Oesterreichern unter dem General Ott, worin erstere siegten. Das Gefecht heißt auch das von Montebello und war das Vorspiel zur Entscheidungsschlacht bei Marengo.

Castel Buono, Stadt in der sicilianischen Provinz Palermo, südlich von Cefalu, mit 7415 Einwohnern, besuchten Mineralquellen und wichtigem Mannahandel.

Castelcicala, Don Fabricio Ruffo, Fürst von, neapolitanischer Diplomat, stammte aus einer alten Familie, begann seine Laufbahn als Advokat, wurde aber durch den Minister Acton mit einer Sendung nach London betraut u. nach seiner Rückkehr Präsident der neuerrichteten Giunta di stato (Staatsjunta, einer Art Kontrerevolutionstribunal), bis der Sieg der Franzosen und die Entrüstung des Volks den Hof und seine Kreaturen aus dem Lande jagte. Nach Actons Rücktritt nahm C. seine Stelle ein, und er war es insbesondere, welcher den König von Neapel zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich bewog. Später war er Gesandter in London und nach der Restauration in Paris, wo er 1816 im Namen Siciliens einen für England höchst vortheilhaften Handelstraktat abschloß. Nach der Revolution von 1820 ward er zum Botschafter des Königs Ferdinand in Madrid ernannt, blieb aber beharrlich auf seinem Posten in Paris u. wurde nach dem Siege der Restauration vom König auf demselben bestätigt. Er † zu Paris den 13. April 1832.

Castel Delfino, Schloß, s. Château Dauphin.

Castel della Pietra (Stein am Calion), Dorf und Schloß in Tyrol, ¾ Meile von Roveredo, am linken Etschufer, dabei ein Gebirgspaß, in welchem 1487 die Venetianer von den Tyrolern unter dem Erzherzog Sigmund gänzlich aufgerieben und ihr Feldherr Roberto Sanseverino getödtet wurde.

Castel Franco, befestigte Stadt in der venetianischen Provinz Treviso, am Musone, mit 7 Kirchen (darunter ein großartiger Dom) und 4800 Einwohnern, denkwürdig durch den Sieg der Franzosen unter St.-Cyr über die Oesterreicher unter Prinz Rohan am 23. Nov. 1805. C. ist Geburtsort des Malers Giorgione.

Castel Gandolfo, Flecken im Kirchenstaat, 2 Meilen von Rom, am malerischen Westufer des Albanersee's, mit einem schönen päpstlichen Lustschloß, das herrliche Aussichten auf Rom, die Tiber und das Mittelmeer gewährt, Sommeraufenthalt des Papstes. In der Nähe liegt die schöne Villa Barberini.

Castel Guelfo, Flecken in der italienischen Provinz Bologna (im ehemaligen Herzogthum Parma), nordwestlich von Parma, links am Taro, über welchen eine Brücke von 22 Bögen führt, mit einem im Mittelalter wichtigen Schloß und herrlichen Park. Hier besiegte am 13. April 1814 Murat die Franzosen unter Maucune.

Castell, fränkisches Grafengeschlecht, ward 1768 mit dem Obermundschenkenamt des Fürstenthums Würzburg belehnt und blühte in 2 Linien, Castell-Rüdenhausen und Castell-Remlingen, von denen erstere 1803 erlosch, während sich die letztere wieder in 2 Linien, eine ältere und jüngere, theilte, von denen erstere in Castell im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, letztere in Rüdenhausen ebendaselbst residirt. Die Grafen von C. stehen unter bayerischer Hoheit und sind seit dem 26. Mai 1818 als erbliche Reichsräthe Mitglieder der bayerischen Kammer. Sie besitzen die Herrschaftsgerichte Rüdenhausen, Burghaßlach u. Remlingen in Bayern und viele zerstreute Güter und Gefälle. Die ältere Linie besitzt noch Wolkenberg und Strabow in der preußischen Niederlausitz. Der gleichnamige Marktflecken, Hauptort der bis 1803 reichsunmittelbaren Grafschaft C. (2 QM. mit 5000 Einw.), liegt am Fuße des Steigerwaldes, hat ein gräfliches Residenzschloß, eine Burgruine, einen Alabasterbruch, Potaschensiederei, Brauerei, eine Mineralquelle und 640 Einw.

Castellamare, 1) (Castello a Mare di Stabia), Bezirksstadt in der frühern neapolitanischen Provinz Neapel, am südöstlichen Gestade des Golfs von Neapel, durch Mauern und 2 Kastelle befestigt, ist Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, einen guten Hafen, Schiffswerften, ein Arsenal mit Bagno und Fabriken für gefärbtes Pelzwerk, Seife, Nadeln, Maccaronis, Baumwollenstoffe &c. und 25,843 Einwohner, die auch bedeutenden Handel unterhalten. C. wird wegen seiner herrlichen Lage u. der in der Nähe gelegenen Sauerbrunnen und Schwefelquellen von den Neapolitanern viel besucht und ist seit neuerer Zeit mit Neapel durch eine Eisenbahn verbunden. Das königliche Lustschloß Quisana, auf der Spitze des mit Reben, Kastanien u. Villen bedeckten Monte Auro, bietet einen prächtigen Blick auf den Golf, den Vesuv, die Ruinen von Pompeji und den Küstenstrich von Sorrent bis zum Vorgebirge Campanella. C. ist auf den Trümmern des alten Stabiä erbaut, welches 79 n. Chr. durch einen Ausbruch des Vesuvs zerstört wurde. — 2) Hafenstadt in der sicilianischen Provinz Trapani, an der Nordküste zwischen Palermo und Trapani, mit 11,960 Einw., welche Thunfischfang und Handel mit Getreide, Wein, Oel und besonders mit Anchovis treiben. C. ist das alte Emporium Egestae oder der Hafen der alten Stadt Segesta, deren Ruinen landeinwärts gegen Alcamo hin liegen.

Castellamonte, Stadt in der piemontesischen Provinz Turin, Bezirk Ivrea, mit 5620 Einw., bekannt durch ihre Thonwaarenfabriken.

Castellane (lat. Salinae), Bezirksstadt im fran-

zösischen Departement Niederalpen, in einem fruchtbaren Thal am Verdon, mit 2200 Einw., bekannt durch ihren Handel mit getrockneten Früchten, besonders Prunellen, den berühmten Castellanes. C. hat mehre Salzquellen, deren eine eine Mühle treibt.

Castellaneta, Stadt in der früheren neapolitanischen Provinz Terra d'Otranto, an der Lieta, Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale u. 6900 Einw., welche Handel mit Früchten treiben. C. wurde 1080 vom Herzog Robert erobert und zum Bischofssitz erhoben.

Castelli, 1) Guido, Familienname des Papstes Cölestin II. (s. d.).

2) Benedetto, einer der berühmtesten Schüler Galilei's, geboren zu Brescia 1577, erst Abt zu Monte Casino, dann Lehrer der Mathematik an der Universität zu Pisa und später am Collegio della Sapienza zu Rom; † 1644. Außer kleineren Abhandlungen schrieb er: „Della misura dell' acque correnti" (Rom 1628). Als Praktiker zeichnete er sich durch seine Wasserbauten am trasimenischen See und an dem von Bacca aus und entdeckte ein Verfahren, die Bewegung des Wassers mittelst Vergleichung seiner Höhe zu bestimmen. Auch bediente er sich zur Abmessung der Zeit bei seinen Versuchen schon des Pendels.

3) Ignaz Friedrich, deutscher Dichter, geboren den 6. März 1781 in Wien, studirte daselbst die Rechte und ward 1801 Praktikant bei der landständischen Buchhaltung. Seine Muße widmete er poetischen und literarischen Arbeiten, namentlich Uebersetzungen französischer Stücke für die deutsche Bühne, wie er sich denn schon in seiner Jugend lebhaft zum Theater hingezogen fühlte und nur deshalb das Violinspiel erlernt hatte, um seinen Lehrer im Orchester vertreten, d. h. freien Eintritt zu den Vorstellungen haben zu können. Sein höchst beifällig aufgenommenes Lustspiel „Todt und Lebendig", ein keck und leicht hingeworfener Scherz, begründete 1803 seinen Ruf, und wie dies Stück, so hatten in der Folge auch noch andere seiner Schriften weniger durch ihren eigenen Gehalt, als durch eigenthümliche Zeitumstände ungewöhnlichen Erfolg. Seine „Kriegslieder für die österreichische Armee" schienen bei dem Wiederausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich der französischen Regierung so gefährlich, daß ihr Verfasser durch ein Dekret geächtet ward. Um so mehr stieg der moderne Tyrtäus in der öffentlichen Meinung, und als die Franzosen Wien bedrohten, sorgte die Regierung dadurch für seine Sicherheit, daß sie ihn nach Ungarn sandte, von wo er erst nach Abschluß des wiener Friedens zurückkehrte. Sein Text zur „Schweizerfamilie", gehoben durch Weigls Musik, machte seinen Namen auf allen deutschen Bühnen bekannt. Fürst Lobkowicz ernannte ihn 1811 zum Hoftheaterdichter des Kärnthnerthortheaters, welche Stellung C. jedoch 1814 wieder aufgab. Im folgenden Jahre ging er als Sekretär des Grafen Cavriani, der zum Gouvernementsrath in einem der okkupirten Theile Frankreichs ernannt worden war, nach jenem Lande, sowie dann in gleicher Eigenschaft mit dem Freiherrn von Münch-Bellinghausen nach Oberitalien. In der folgenden Zeit wurden ihm mehre kleine Aemter übertragen; unter Anderem war er Agent des niederösterreichischen Herrenstandes, Beisitzer der k. k. Hauszinskommission und Ausschußmitglied mehrer gemeinnütziger Anstalten. Im Jahre 1839 machte er eine Reise durch Deutschland u. ward hier von der Universität Jena honoris causa zum Doktor kreirt. Nach vierzigjähriger Thätigkeit ward er von der österreichischen Regierung bald darauf mit vollem Gehalt u. Vorbehalt seiner ferneren Verwendung als Herrenstandsagent und ständischer Bibliothekar pensionirt. Seitdem lebte er im Winter gewöhnlich in Wien, während des Sommers aber auf seinem Landhause bei Lilienfeld. Im Jahre 1848 machte er noch einmal von sich reden, indem mehre von ihm verfaßte populäre politische Flugschriften, z. B. „Was ist denn jetzt in Wien geschehen?" und „Der Bauer kommt vom Reichstage zurück", binnen wenigen Tagen einen Absatz von vielen tausend Exemplaren fanden. Er † den 5. Febr. 1862 zu Wien. Auf der Bühne haben sich von seinen einst sehr gern gesehenen Lustspielen u. specifisch wienerischen Possen nur etwa das Dialektstück: „Die Schwäbin" und die Münchhauseniade „Der Lügner und sein Sohn" erhalten. Ersteres führte das später durch B. Auerbach von Neuem in Mode gebrachte Schwäbeln auf der Bühne zuerst ein. Von seinen Theaterstücken, die besonders in den „Dramatischen Sträußchen" (Wien 1809 ff., 18 Jahrgänge) gesammelt erschienen, erwähnen wir hier nur noch das eine Zeitlang aller Orten gegebene: „Die Waise und der Mörder", sowie eine nicht unglückliche Travestie der Schicksalstragödien Müllners und Houwalds, betitelt „Der Schicksalsstrumpf". In C.'s Bühnenstücken geben sich viel anerkennenswerthe Erfindungsgabe und viele Bonhommie und Laune kund, doch leiden sie an einer gewissen Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit und ermangeln der höheren künstlerischen Bedeutung. Das Beste seiner Erzeugnisse dürften die „Gedichte in niederösterreichischer Mundart (Wien 1828) sein, welche ihm nach Stelzhamer die erste Stelle unter den Volksdichtern Oesterreichs sicherten. Sonst schrieb er noch: „Gedichte" (Wien 1835, 6 Bde.), „Poetische Kleinigkeiten" (das. 1816 bis 1826, 5 Bde.), „Wiener Lebensbilder" (das. 1828, 2 Bde.), „Bären. Eine Sammlung wiener Anekdoten" (das. 1825—32, 12 Hefte), „Hundert neue wiener Bären" (das. 1844), „Erzählungen in allen Farben" (das. 1840, 6 Bde.) und vieles Andere, abgesehen von seinen zahlreichen kleinen Aufsätzen, Sprüchwörtern, Räthseln, Charaden, Logogryphen, Schnurren rc. In der Blüthezeit der Taschenbücher gehörten die von ihm herausgegebenen: „Selam" (1814—21) u. „Huldigung den Frauen" (1823—48) zu den beliebtesten und weitverbreitetsten. Auch die Redaktion mehrer Journale führte er, wie die der „Thalia" (1810—11), des „Sammlers", des „Wiener Konversationsblattes" (1822) und des „Allgemeinen musikalischen Anzeigers" (1829—40). Als er 1860 seinen achtzigsten Geburtstag erlebte, nahmen die dichterischen und künstlerischen Kreise Wiens regen Antheil daran. Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen als Ausgabe letzter Hand Wien 1844—47, 15 Bdchn., 2. Aufl. 1848. Als 16. Band ward ein „Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Ens" beigefügt. Seit C.'s achtzigstem Geburtstage sind auch seine Memoiren, die im Manuskript gegen 100 Bogen füllen sollen, unter dem Titel „Gefundenes und Empfundenes" im Feuilleton des „Wanderers"

mitgetheilt worden. Sie enthalten für die speciellere Geschichte der Zeit am Anfang unseres Jahrhunderts viel schätzbares Material. Seit dem Frühjahr 1861 erscheinen dieselben unter dem Titel: „Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes" (4 Bde.) auch im Buchhandel. C. war auch Sammler von Passion. Er besaß eine Sammlung von Schauspielen (etwa 12,000 Stücken in 3000 Bänden), eine Sammlung von Porträts aller bekannten Schauspieler u. Theaterdichter, ferner eine Sammlung fast aller wiener Theaterzettel seit 1600 (von der k. k. Hofbibliothek angekauft), sowie endlich eine Sammlung von 1800 Tabaksdosen.

Castellio (Chastillon, auch Castalio), Sebastian, fruchtbarer theologischer Schriftsteller im Reformationszeitalter, geboren 1515 in Savoyen oder in der Dauphiné, machte seine Studien zu Lyon und ward auf Calvins Empfehlung 1540 als Rektor an die genfer Schule berufen. Aber bald zeigte sich, daß die beiden Geister nicht zusammenstimmten; C. war mehr Philolog als Theolog und betrachtete die Bibel mehr mit den Augen des Kritikers als des Dogmatikers. Er verließ daher Genf und wurde 1552 in Basel Professor der griechischen Sprache. Hier vollendete er seine schon seit 1551 vorbereitete lateinische Bibelübersetzung. Die Rüge Beza's, daß die ciceronianische Eleganz derselben die Originalität der Bibel verwischt habe, freie Aeußerungen C.'s über die Prädestinationslehre, sowie der gegründete Verdacht, daß einige Servets Verurtheilung durch Calvin hart geißelnde Abhandlungen aus seiner Feder geflossen seien, führten zum Bruch zwischen ihm und den schweizerischen Theologen und trugen ihm von Seiten des Raths zu Basel die Weisung ein, sich aller theologischen Schriftstellerei zu enthalten und auf sein Lehrbuch zu beschränken. Er † den 23. December 1563 in Dürftigkeit. Außer einigen exegetischen Arbeiten hat er verschiedene alte Klassiker edirt.

Castello Branco, feste, durch eine Citadelle geschützte Stadt in der portugiesischen Provinz Oberbeira, an der Livia, ist Sitz eines Bischofs, hat eine rhetorische und philosophische Schule u. 6000 Einw.

Castello de Vide, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, mit Kastell, bedeutenden Tuchwebereien und 6000 Einwohnern.

Castellon de la Plana (Castalia), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (145,4 QMeilen mit 312,748 Einwohnern) im spanischen Königreich Valencia, am Monleon, nahe dem Meer, in einer fruchtbaren Gegend, ist schön gebaut, mit Mauern und Thürmen umgeben und mit einer künstlichen Wasserleitung versehen. Die 19,300 Einwohner treiben Segeltuch- und andere Leinweberei, sowie bedeutenden Handel mit Hanf. Gegenüber liegen die Columbresesinseln.

Castelnaudary (Chatel-Naudarry), Bezirksstadt im französischen Departement Aude in Languedoc, in einer fruchtbaren Ebene am Südkanal, hat ein Handelsgericht, eine Börse und 9700 Einwohner, die Fabriken für Seide, Tuch, Baumwollengarn, Leder, Brauereien, bedeutenden Handel mit Getreide, Federvieh und köstlichen Melonen betreiben. In der Nähe ist das Becken von St. Ferréol, vom Südkanal gebildet. C. ist das Sostomagus der Römer, eine der ältesten Städte des südlichen Gallien, später Castrum novum Arrianorum. Im Mittelalter war sie die feste Hauptstadt der Grafschaft Lauragais. Hier lieferten sich Raimund von Toulouse und Simon von Montfort 1212 eine blutige Schlacht. Im Jahre 1355 wurde C. vom schwarzen Prinzen eingenommen und verbrannt, 1366 wieder aufgebaut. Den 1. September 1632 kam es hier zur Schlacht zwischen den königlichen Truppen unter Marschall Schomberg u. denen des Herzogs von Orléans, des Bruders Ludwigs XIII., in der letztere, obwohl bedeutend stärker als jene, in Folge der Rath- und Thatlosigkeit ihres Führers eine schimpfliche Niederlage erlitten.

Castelnovo (Castelnuovo), Hafenplatz im österreichischen Königreich Dalmatien, Kreis Cattaro, am Eingang in die Bai von Topla, nach einem alten System mit Mauern und Thürmen befestigt, mit 900 Einwohnern und Heilquellen. C., 1373 vom bosnischen König Twarko gegründet, wurde den 27. Oktober 1538 von der spanisch-venetianischen Armee unter Gonzaga erobert, aber schon den 10. August 1539 nach siebenundvierzigtägiger Beschießung an Haireddin Barbarossa wieder verloren. Erst 1687 kam es wieder in den Besitz der Venetianer.

Castelnuovo d'Asti, Flecken in der sardinischen Provinz Asti, nordöstlich von Alessandria, mit 3300 Einwohnern und berühmten Mineralquellen (salinische Schwefelquelle).

Castel Rosso (Castellorizo, Meis), Insel an der Südküste von Kleinasien, östlich von Rhodus, mit der gleichnamigen Hafenstadt von 650 Einwohnern und einem Johanniterschloß.

Castel-San-Giovanni, Flecken in der italienischen Provinz Piacenza (im ehemaligen Herzogthum Parma), mit 7500 Einwohnern, denkwürdig durch den am 17. Juni 1799 erfochtenen Sieg der Oesterreicher und Russen unter Melas u. Suwarow über die Franzosen und Polen unter Macdonald, Victor und Dombrowski.

Castel Sarrasin, Stadt im französischen Departement Tarn und Garonne, an der Sanguine, mit Civiltribunal u. 7000 Einwohnern, welche Wollenzeuche, Hüte, Leder, Leinwand verfertigen.

Castel Vetrano, Stadt in der sicilianischen Provinz Trapani, auf einem Felsen, mit 14,500 Einwohnern, welche Oel- und Weinhandel, Reisbau u. Viehzucht treiben u. geschätzte Korallen- u. Alabasterarbeiten liefern. Südlich von C. zeigen die Ruinen von Selinus und Pintia noch drei Tempelreste. C. V. wird auch die Palmenstadt genannt.

Castera-vivent, Badeort im französischen Departement Gers, am Gers, mit schwefel- und eisenhaltigen Mineralquellen und prächtigen Bädern, die seit uralter Zeit benutzt werden.

Casti, Giambattista, italienischer Dichter, geboren 1721 zu Prato in Toskana, machte seine ersten Studien im Seminar zu Montefiascone und erhielt in der Folge eine Professur bei derselben Anstalt u. ein Kanonikat an der Kathedrale. In Florenz machte er die Bekanntschaft des Großherzogs, der ihn nach Wien brachte, wo Joseph II. dem geistreichen und freimüthigen Manne seine Gunst schenkte. Er begleitete darauf mehre kaiserliche Gesandtschaften nach Petersburg, später nach Berlin und Madrid. Nach seiner Rückkehr nach Wien zum kaiserlichen Hofdichter befördert, verfaßte er zwei komische Opern: „La Grotta di Trofonio" (eine Satire

gegen die anmaßlichen Schulphilosophen) und „Rè Theodoro“; burlesker Art ist seine Oper „Cicerone“. Nach Josephs II. Tode ließ er sich in Florenz nieder, wo er den größten Theil seiner Gedichte schrieb. Um seine „Animali parlanti“ zum Druck zu bringen, begab sich der rüstige Greis 1798 nach Paris, wo ihn am 6. Februar 1803 der Tod überraschte. Seine Hauptwerke, die ihm einen Platz in der Reihe der vorzüglichsten italienischen Dichter sichern, sind die „Novelle galanti“ und die „Animali parlanti“, erstere nachgedruckt, Paris 1793, vermehrt das. 1804, 3 Bde., letztere das. 1802, 3 Bde., Amsterdam 1814, 4 Bde., Italia 1811, 4 Bde., französisch, Lüttich 1818, 3 Bde., in Versen von Marechal, Paris 1819, 2 Bde., deutsch im Versmaß des Originals, Bremen 1817, 3 Bde. Die ersteren sind in Oktavreimen geschrieben und ganz des Dichters eigene Erfindung, voll Laune, Naivetät und Grazie, aber auch scharfer Satire, besonders gegen die Geistlichkeit, mitunter sehr obscön. Die letzteren sind ein politisches Lehr- und Spottgedicht im Gewande der Thierfabel, in sechszeiligen Strophen u. fünffüßigen Jamben geschrieben, welches unter scherzhafter Form eine tiefe und reiche Weltkenntniß und politische Weisheit birgt. Weniger bekannt ist das „Poema Tartaro“, eine Geißelung des petersburger Hofes. C.'s sämmtliche Werke erschienen Mailand 1803, 2 Bde., Genua 1804, 1 Bd. Seine lyrischen Gedichte, größtentheils anacreontischer Art, erschienen öfter, z. B. „Poesie liriche“ (Florenz 1769).

Castiglione, 1) Baldassare, Graf von, einer der berühmtesten und gelehrtesten Staatsmänner Italiens, geboren den 6. December 1478 zu Casatico im Mantuanischen, erhielt seine erste gelehrte Bildung von namhaften Gelehrten, schloß sich nach Luigi Sforza's, Herzogs von Mailand, Sturz an den Markgrafen von Mantua an und ging später im Auftrag des Herzogs Guidobaldo di Montefeltro von Urbino 1506 an den Hof Heinrichs VII. von England und bald darauf zu Ludwig XII. von Frankreich nach Mailand. Den Nachfolger Guidobaldo's, Francesco Maria della Rovere, begleitete er auf seinen Feldzügen gegen die Franzosen und erhielt 1513 den Grafentitel. Nach kurzer Zeit der Zurückgezogenheit finden wir ihn in Rom am Hofe Leo's X., wo er für Francesco's Nachfolger, Federigo, wirkte, und von wo er später vom Papst Klemens VII. in wichtigen Angelegenheiten an Karl V. nach Spanien gesandt wurde. Wiewohl C. hier das Interesse seines Herrn zu wahren suchte, so traf ihn doch seit der Plünderung Roms 1527 dessen Ungunst. Dafür überhäufte ihn Karl V. mit seinen Gunstbezeugungen u. gab ihm das reiche Bisthum Avila. Er † den 8. Febr. 1529 zu Toledo. Sein berühmtestes Werk ist sein „Libro del Cortegiano“, eine in Gesprächsform abgefaßte Darstellung des Ideals eines Hofmannes (Venedig 1528), lange Zeit eine Lieblingslektüre der höheren Stände auch über Italiens Grenzen hinaus, ein Meisterwerk italienischer Prosa. Einiger freieren Aeußerungen wegen unter Pius V. mit dem Anathema belegt, erschien es verstümmelt unter dem Titel „Il Cortegiano del C. B. C. riveduto e corretto da A. Cicarelli“ (Venedig 1593, Padua 1733). Auch C.'s Briefe sind schätzenswerth und geben Aufschluß über politische Ereignisse, bei denen C. thätig war. Sie sind herausgegeben von Serassi (Pad. 1769—71, 2 Bde.).

2) Giovanni Benedetto, genannt il Benedetto und il Grechetto, berühmter italienischer Maler und Kupferätzer, geboren zu Genua 1616, Paggi's, Andrea's de Ferrari und Van Dycks vortrefflichster Schüler, bildete sich noch durch Reisen nach Rom, Florenz, Parma und Venedig und fertigte sodann im Auftrage des Herzogs Karl I. in Mantua eine beträchtliche Anzahl von Gemälden, historische Darstellungen, Landschaften und Thierstücke. Namentlich letztere, und besonders wieder die in kleinerem Verhältniß gemalten, begründeten seinen Ruf. Sie sind zahlreich in Italien, Deutschland und England verbreitet und werden sehr geschätzt. Er † 1670 zu Mantua. Von seinen großen Stücken sind am bekanntesten die Schöpfung der Thiere, ihr Einzug in die Arche und Jakobs Rückkehr mit einer großen Menge von Dienern und Vieh, sämmtlich im Palast Brignole; außerdem Fabeln (Circe 2c.), Jagden, Heerden 2c. zu Florenz und Genua. Als Kupferstecher hat man ihn den zweiten Rembrandt genannt. Zu den vorzüglichsten Stichen gehören: der Genius des B. Castiglione, ein Blatt in Folio, welches seinen Arbeiten zum Titel dient; der Einzug der Thiere in die Arche Noahs; Laban durchsucht das Gepäck des Jakob, um seine Götzen zu finden; die Erweckung des Lazarus; die Findung der Leichname Petrus' und Paulus'; Diogenes mit der Laterne, leider unvollendet; die Melancholie, ein meisterhaftes Blatt, nach Einigen das Hauptwerk C.'s, u. a. m. Man findet von C. auch Blätter in Aquatintamanier. Im J. 1736 erschien zu Venedig eine Folge von 12 Blättern unter dem Titel: „Varie caprici e paesie, inventati e disegnati dal celebre Gio. Benedetto C. Genovese“.

3) Carlo Ottavio, Graf C., einer der bedeutendsten italienischen Sprachforscher, geboren 1784 zu Mailand, zeigte schon in seiner Beschreibung der kufischen Münzen im Kabinet der Brera zu Mailand, welche er unter dem Titel „Monete cufiche dell' Museo di Milano“ (Mailand 1819) veröffentlichte, eine große Kenntniß der orientalischen Sprachen und Geschichte. Sein Hauptwerk auf dem Gebiete der orientalischen Literatur ist das „Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barbarie appelée Afrikiah par les Arabes, suivi de recherches sur les Berbères atlantiques“ (Mailand 1826). Am bekanntesten in Deutschland ist C. jedoch durch die Herausgabe von Bruchstücken der gothischen Bibelübersetzung des Ulphilas geworden, welche Mai unter den Palimpsesten der ambrosianischen Bibliothek 1817 entdeckt hatte. Zugleich mit Mai veröffentlichte er in „Ulphilae partium ineditarum Ambrosianis palimpsestis repertarum editio“ (Mailand 1819) Proben von Theilen des Alten Testaments (Esra und Nehemia), von einigen paulinischen Briefen, sowie das Fragment eines gothischen Kalenders und einer Homilie, sodann allein: „Ulphilae Gothica versio epistolae Pauli ad Corinthios secundae“ (Mailand 1829); „Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios quae supersunt“ (das. 1834); „Gothicae versionis epistolae Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicences primae quae supersunt“ (das. 1835); „Gothicae versionis epistolarum Pauli ad Thessalonicences secundae, ad Timotheum, ad Titum, ad Philemonem quae supersunt“ (das. 1839).

Castiglione delle Stiviere, Städtchen in der italienischen Provinz Brescia, nordwestlich von Mantua, mit Schloß und 5230 Einwohnern, war sonst der befestigte Hauptort eines kleinen Fürstenthums u. gehörte zum Herzogthum Mantua. Später übernahm es die jüngste Linie des Hauses Gonzaga, und die Stadt wurde Residenz. Im Jahre 1702 eroberten es die Oesterreicher und 1773 kam es für 300,000 Gulden an die habsburgische Dynastie. Bei C. am 9. September 1706 Sieg des französischen Generals Grafen Medavi über die Oesterreicher unter dem Prinzen von Hessen, und am 5. August 1796 Sieg Bonaparte's über die Oesterreicher unter Wurmser, der versucht hatte, das von jenem belagerte Mantua zu entsetzen. Der Marschall Augereau erhielt von der Schlacht den Titel eines Herzogs von C.

Castilho, 1) Antonio Feliciano, einer der größten neueren portugiesischen Dichter, am 26. Januar 1800 zu Lissabon geboren, wurde, wiewohl vom 6. Jahre an sein eines Auge blind und das andere sehr geschwächt war, von unbezwinglicher Wißbegierde zu rastlosen Studien angetrieben u. bezog 1816 die Universität Coimbra, um, nach des Vaters Wunsch, die Rechte zu studiren; doch waren Naturgeschichte, Physik und vorzüglich schöne Literatur, namentlich auch französische und italienische, seine Lieblingsstudien. Noch als Student veröffentlichte er seine „Cartas de Echo e Narcisso", ein Gedicht, das in kurzer Zeit 4 Auflagen und einen pariser Nachdruck (1836) erlebte; diesem folgte „A Primavera, colleçao de poematos" (Lissabon 1822, 2. Aufl. 1837). Ersteres wendete ihm die Liebe einer vornehmen Dame zu, die er aber erst 1834 persönlich kennen lernte und nach zwei Jahren einer glücklichen Ehe wieder verlor. Ein Amt, das ihm König Johann VI. zur Belohnung seines wissenschaftlichen Eifers verliehen hatte, wurde später aufgehoben; unter Dom Miguels Herrschaft mußte er flüchten. Später kehrte er nach Lissabon zurück und ward daselbst Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er gab noch heraus eine Uebersetzung der Metamorphosen des Ovid (Lissabon 1841), der Amores desselben und einiger Tragödien von Ducis; „Amor e melancolia, o a novissima Heloisa" (Coimbra 1828); das Originalgedicht „A Noite de Castello" (Lissabon 1836), eine Erzählung in Versen, nach der Art der Tausend und Einen Nacht; u. besonders „Camoës" (das. 1849); eine Uebersetzung von Lamennais' „Paroles d'un croyant" u. A. Der Grundton seiner Poesie ist Bewunderung u. Genuß der Schönheiten der Natur u. des Landlebens; der innere wie der äußere Bau der Gedichte ist vortrefflich.

2) Augusto Federigo, jüngerer Bruder des Vorigen, † 1841 als Priester im Bisthum Aveiro, übersetzte Lucans Pharsalia und gab mit Vorigem „Quadros historicos da Portugal" (Lissabon 1831—1841, 8 Lieferungen) heraus, ein auch in typographischer Hinsicht merkwürdiges Werk.

3) José Feliciano, Bruder des Vorigen, 1810 zu Lissabon geboren, studirte zu Coimbra, mußte 1829 ebenfalls auswandern u. ließ sich in Paris als Doktor in die Fakultät aufnehmen. Hier gab er in Verein mit seinem jüngsten Bruder, Alexander, einen „Traité de mnémonique", das „Dictionnaire de mnémonique" und den „Traité de sténographie" heraus. Später ging er nach Portugal zurück, bekleidete mehre Aemter, redigirte als Anhänger der gemäßigten liberalen Partei ein vielgelesenes Journal, mußte aber 1835 wiederum fliehen, lebte längere Zeit in Hamburg und kehrte dann nach Portugal zurück.

Castilla, Don Ramon, peruanischer Staatsmann, geboren den 31. August 1797 zu Javapaca im südlichen Peru, zeichnete sich im Befreiungskampfe gegen Spanien aus, betheiligte sich dann als General vielfach an den inneren Parteikämpfen, kommandirte in der Schlacht bei Jungay (20. Jan. 1839) die Reiterei und wurde hierauf Finanzminister. Nachdem er 1841—44 im Exil gelebt, stürzte er den Diktator Vivanco und war dann 1845—51 Präsident von Peru. Im Jahre 1854 stellte er sich an die Spitze des Aufstandes von Echenique u. ward 1855 abermals auf den Präsidentenstuhl berufen, den er noch 1861 einnahm.

Castillejo, Cristoval, berühmter spanischer Dichter, der letzte Repräsentant der altspanischen Hofpoesie, wurde um 1490 zu Ciudad-Rodrigo geboren und kam, kaum 15 Jahre alt, als Page an den Hof des Infanten Don Ferdinando, des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., wurde dessen Sekretär und folgte ihm 1531 nach Deutschland, wo er am 12. Juni 1556 in Wien †. C. bekämpfte den klassisch-italienischen Styl in der Poesie, dessen Nachahmung durch Boscan und Garcilaso den nationalen zu verdrängen begann. Seine Gedichte zeugen von einer großen Sprachgewandtheit u. technischen Fertigkeit in der Versifikation und bekunden einen ächt dichterischen Geist, dessen Element das Satirische ist. Sie scheinen erst nach seinem Tode gesammelt worden zu sein; zuerst erschienen sie zu Madrid 1573, zuletzt in Ramon Fernandez' Sammlung (Bd. 11 und 12, das. 1792). In der Bibliothek zu Wien befindet sich ein Manuskript von C.'s „Gesprächen des Verfassers mit seiner Feder" u. Uebersetzungen von Cicero's Schriften De amicitia und De senectute.

Castillo, 1) Diego Enriquez de, Kaplan und Chronist Heinrichs IV. von Kastilien, zu Segovia geboren, ward von jenem zu wichtigen Unterhandlungen verwendet. Seine Chronik erzählt die Begebenheiten der ganzen Regierungszeit Heinrichs IV. (1454—74) in einem einfachen, fast trockenen Styl; sie erschien in der von der königlichen Akademie der Geschichte veranstalteten Sammlung der spanischen Chroniken (Madrid 1787). Außerdem hat man von ihm ein allegorisches Gedicht, eine Vision auf den Tod Alfons' V. von Aragonien, herausgegeben von Ochoa (mit den Gedichten des Marquis de Sontillana, Madrid 1844).

2) Alfonso Solórzano de C., fruchtbarer spanischer Novellen- und Komödiendichter, geboren 1640, schrieb die Schelmenromane „El Bachiller Trapaza" und „Garduña de Sevilla", von denen noch in neuester Zeit (Madr. 1846—48) illustrirte Ausgaben erschienen. Unter seinen übrigen zahlreichen Novellen sind die bekanntesten unter dem Titel „Quinta de Laura" (1625) und „Alvios de Casandra" (1646) erschienen. Auch schrieb er ein Lustspil „El majorazzo", welches Beifall fand.

3) André del C., spanischer Novellendichter, Zeitgenosse des Vorigen, schrieb 6 Novellen, die unter dem Titel „La Mogiganga del gusto" (Saragossa 1691, Madrid 1734) erschienen.

4) Juan Ignacio Gonzalez del C., spanischer Dichter, der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch „Sainetes" (komische Scenen für Zwischenakte) bekannt machte. Eine Sammlung derselben gab A. de Castro (Cadix 1845, 2 Bde.) heraus.

Castillon, Stadt im französischen Departement Gironde, an der Dordogne, mit 3700 Einwohnern, die Weinbau und Wollenweberei treiben. C. ist merkwürdig durch den Sieg Karls VII. von Frankreich über die Engländer unter Talbot, welcher mit seinem Sohne fiel, im Juli 1453.

Castine, Stadt im nordamerikanischen Staat Maine, am Einfluß des Penobscotriver in die Penobscotbai, Belfast gegenüber auf einer Landzunge gelegen, hat einen trefflichen, für die größten Schiffe zugänglichen Hafen und 2000 Einw., welche sich besonders mit Holzhandel und Fischerei beschäftigen. C. ward 1667 von den Franzosen angelegt.

Castlebar, Hauptort der irischen Grafschaft Mayo, am See Lanach, mit 4030 Einwohnern, die Brauereien, Gerbereien, Leinwebereien und lebhaften Handel mit Linnen treiben. Im J. 1798 war C. Hauptquartier des Generals Lake, welches er, von den Irländern u. 800 Franzosen angegriffen, unter Verlust von 6 Kanonen verlassen mußte, jedoch nach 20 Tagen wieder nahm.

Castle Cary, merkwürdige Römerstation in Schottland, an der Grenze der Grafschaft Stirling, westlich von Falkirk, ein Mauerviereck, welches sich 8—10 Fuß über den Boden erhebt, und in welchem man noch Reste von Gemächern und römischen Geräthschaften findet.

Castlereagh, Henry Robert Stewart, Marquis von Londonderry, Viscount, englischer Staatsmann, geboren den 18. Juli 1769 zu Mount Stewart in Irland, zeigte früh einen feurigen und strebsamen Geist, der dem durch Reichthum und mächtige Familienverbindungen begünstigten Jüngling eine glänzende Laufbahn verhieß. Schon in seinem 21. Jahre that er sich im irischen Parlament durch Scharfsinn und Beredtsamkeit hervor und wurde bald erster Staatssekretär unter dem Vicekönig von Irland, Lord Camden, seinem nahen Anverwandten. In dieser Stellung gab er zwar eine schätzenswerthe Klarheit des Geistes und Gewalt über sich selbst, daneben aber auch schon jene Unbeugsamkeit des Charakters, jene Nichtachtung der Volksrechte und Volksstimme kund, die später für ganz Europa so verhängnißvoll wurden. Er war es, der Pitts Unterdrückungssystem gegen seine durch Mißhandlung zur Empörung getriebenen Landsleute mit unerbittlicher Strenge durchzuführen beflissen war und nachmals desselben Ministers Unionsplan eifrigst unterstützte, durch welchen das irische Volk, zumal der katholische Theil desselben, unter dem Schein einer Theilnahme an dem Staatsleben Großbritanniens und der Repräsentation im Parlament dem Druck der Hochkirche und der Raubsucht der Grundherren preisgegeben wurde. Er trat darauf in das britische Parlament, wo er, ein heftiger Gegner Frankreichs, sowie der liberalen Opposition, bald von Stufe zu Stufe stieg. Er wurde Präsident des Board of Control und Kriegsminister im Ministerium Pitts, trat nach dessen Tode (1806) mit seinen Kollegen zwar ab, kam aber schon 1807 mit Liverpool und Canning wieder in die Verwaltung und nahm als Kriegsminister, von Widerwillen gegen den französischen Liberalismus und durch persönlichen Haß gegen Napoleon I. angestachelt, sein früheres, Frankreich feindseliges System wieder auf, jedoch im Ganzen mit wenig Glück und Ruhm für England. Die fehlgeschlagene Expedition gegen Walcheren führte zu heftigen Auftritten unter den Ministern und selbst zum Zweikampf zwischen C. und Canning, welcher den Austritt beider Minister zur Folge hatte. Schon 1809 trat jedoch C. wieder ins Departement des Auswärtigen und entwickelte nach der Katastrophe von 1812 eine außerordentliche Thätigkeit. Er nahm Theil an den Friedensverhandlungen zu Chatillon (4. Febr. bis 19. März 1814), sofern er sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu hintertreiben wußte; der Vertrag von Chaumont (1. März) war besonders sein Werk, und als endlich die Thronentsetzung Napoleons von den Alliirten ausgesprochen worden, war es C., der dem Gestürzten nicht das Asyl auf Elba und den leeren Kaisertitel gönnte. Sein blinder Haß gegen alles aus dem Geiste der französischen Revolution Hervorgegangene verwickelte ihn in mannichfache Widersprüche. In dem Eifer, mit welchem er für die Herstellung der Bourbonen wirkte, erschien er extrem konservativ; auf der andern Seite aber huldigte er doch wieder den durch die Revolution hervorgegangenen Neuerungen, indem er auf dem wiener Kongresse in die Abtretung Sachsens an Preußen, Polens an Rußland, Genua's an Sardinien, Belgiens an Holland, in die Bestätigung der durch Napoleon bewirkten Mediatisirungen deutscher Fürstenhäuser u. in die Unterdrückung der geistlichen Fürstenhäuser einwilligte. Er ward deshalb vom Unterhause mit lautem Tadel empfangen, den aber die Rückkehr Napoleons zum Schweigen brachte. C. bot nun wieder Alles auf, um den Feind Englands noch einmal zu stürzen, schmälerte aber sein Verdienst durch die freiheitsfeindliche Politik, die er nach dem von ihm unterhandelten zweiten pariser Frieden verfolgte. Seine Absicht, der heiligen Allianz beizutreten, scheiterte an dem festen Willen seiner Kollegen und des Prinzregenten. Bei den Kongressen in Aachen, Troppau und Laibach war er gegenwärtig. Seine Achtung beim britischen Volke büßte er besonders durch das Betragen im Prozeß gegen die Königin Karoline ein, noch mehr aber durch die harten Maßregeln, die er der Noth und der Unzufriedenheit der niedern Volksklassen entgegensetzte. Im Begriff, nach Verona zum Kongresse zu gehen, um Englands Interesse bei der Frage der Intervention in Spanien von Seite Frankreichs zu wahren, befiel ihn eine Gemüthskrankheit, und in einem heftigen Anfall derselben öffnete er sich den 12. August 1822 die Pulsadern des Halses. Das Volk erhob auf die Todesnachricht ein Freudengeschrei, ja auf einer Kirche zu London wurden sogar die Glocken geläutet und die Anstifter von der Jury freigesprochen. In seinem Privatleben war C. ein heiterer und fein gebildeter Hofmann. Seine Reden leiden an Wortreichthum und dunkler Weitläufigkeit. Seine „Correspondence, despatches and other papers" gab sein Bruder Ch. W. Vane, Marquis von Londonderry, heraus (Bd. 1—4, Lond. 1847; Bd. 5—8, das. 1851).

Castleton, 1) Dorf in der englischen Grafschaft Derby, mitten im Peakgebirge, in einem malerischen und fruchtbaren Thale, zu welchem ein tiefer Quer-

spalt führt, Winnets (Windthore) genannt, zwischen etwa 1000 Fuß hohen Felsen hindurch, hat 1450 Einw. und reiche Bleiminen. Dabei auf einem steilen Fels die Ruinen des Peakschlosses, in ächt sächsischem Charakter, und in der Nähe merkwürdige Kalksteingrotten und Höhlen, darunter die sogenannte Teufels- oder Peakshöhle (s. d.). Ueber das Thal erhebt sich der Mam-Tor (Schauerberg), 1260 F. hoch, mit einem alten Lager u. anderen Ueberresten der Vorzeit auf seinem Gipfel. — 2) Dorf in der schottischen Grafschaft Roxburgh, am Liddle, mit 2000 Einw., den Ueberresten von Druidentempeln u. altsächsischen Bauten u. besuchten Mineralquellen.

Castletown, Hauptstadt der englischen Insel Man, an der Südküste, mit Hafen und 2500 Einw.

Castor, Stern 3. Größe in den Zwillingen, ein Fundamentalstern Bessels u. zugleich Doppelstern.

Castor, s. Biber.

Castor und **Pollux**, s. Dioskuren.

Castrén, Matthias Alexander, berühmter finnischer Linguist, geboren den 2. December 1813 im Kirchspiel Gervola in der finnischen Provinz Uleåborg, erhielt seinen ersten Unterricht in Torneå und studirte dann zu Helsingfors. Die im Jahre 1831 in Helsingfors begründete Finnländische Literaturgesellschaft und die wichtigen Resultate, welche dieselbe durch ihr Mitglied, Elias Lönnroy, gewonnen hatte, sowie ein ihm angeborener Forschertrieb riefen in dem noch jugendlichen C. das Bestreben wach, zur Sammlung und Sichtung der zerstreuten Elemente des finnischen Volksgeistes beizutragen. Bereits 1838 unternahm er eine Fußwanderung durch die öden Gegenden des finnischen Lapplandes, welches er von den Grenzen Norwegens bis ans weiße Meer und vom bottnischen Golf bis ans nördliche Polarmeer durchstreifte; es folgte darauf 1840 seine Reise durch Karelien, wo er die karelische Mundart zum besonderen Gegenstande seiner Forschung machte. Durch eine Menge kleinerer, aber gediegener Arbeiten, welche die Ethnographie und Linguistik der verschiedenen finnischen Stämme, zunächst der Finnen, Esthen und Lappen, zum Gegenstande hatten, machte sich C. bald einen bedeutenden Namen. Mit Unterstützung von Seiten des Staats stellte er darauf 1841—44 seine umfassenderen Forschungen unter den finnischen, russischen u. norwegischen Lappen, sowie unter den europäischen und asiatisch-sibirischen Samojeden an. Hieran schloß sich seine durch ihre Resultate wichtige Expedition von 1845—49, auf welcher C., inzwischen zum Linguisten und Ethnographen der petersburger Akademie ernannt, mit Unterstützung derselben, wie auch der helsingforser Universität, sämmtliche Provinzen Sibiriens von den Grenzen China's bis zum nördlichen Eismeer unter Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art bereiste und durchforschte. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland fungirte er als erster Professor für finnische Sprache und Literatur an der Universität zu Helsingfors und beschäftigte sich neben seinem Lehrfach ausschließlich damit, die auf seinen beiden letzten Reisen gesammelten zahlreichen Materialien über die von ihm unter dem Namen der altaischen Sprachgruppe zusammengefaßten Völker und Sprachen zu sichten und zur Veröffentlichung vorzubereiten. Eine Menge höchst schätzbarer Briefe und Reiseberichte waren schon auf der Reise selbst in die Heimat entsandt und von Linguisten und Ethnographen in periodischen Blättern, in der finnischen Zeitschrift „Suomi" (zu Helsingfors) und in den „Memoiren" und „Bulletins" der Akademie (zu Petersburg), wie endlich auch in ausländischen Literaturblättern veröffentlicht worden. Leider † C. mitten in seinen Arbeiten, den 7. Mai 1852. Wir nennen von seinen vielen Werken nur die wichtigsten. Es gehören dahin: „De affinitate declinationum in lingua Fennica, Esthonica et Lapponica" (Helsingfors 1839); „Om Accentens inflytande in Lappskan", d. i. „Vom Einfluß des Accents in der lappländischen Sprache" (Petersb. 1845); „Elementa grammaticae Tscheremissae" (Kuopio 1845); „Elementa grammaticae Syrjaenae" und „De nominum declinatione in lingua Syrjaena" (Helsingfors 1844); „Versuch einer ostjakischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniß" (Petersburg 1849), welcher bestimmt war, den 1. Theil seiner „Nordischen Reisen und Forschungen" zu bilden; „De affixis personalibus linguarum Altaicarum" (Helsingfors 1850) und seine „Vorlesungen über finnische Mythologie" (deutsch von Schiefner, Petersburg 1853).

Castres, Bezirksstadt im französischen Departement Tarn (Languedoc), in einem reizenden Thale am schiffbaren Agout, über den 2 Steinbrücken führen, hat eine Kathedrale, einen schönen alten bischöflichen Palast (jetzt Unterpräfektur), ein Diöcesanseminar, eine Börse, 2 Hospize, eine Bibliothek, ein Handelsgericht und 22,100 Einw., die beträchtliche Fabriken für Tuch u. Kasimir (im Süden berühmt), Ledertuch (hier erfunden), Baumwollen- u. Leinenstoffe, Papier und Kupferwaaren, sowie sehr wichtigen Handel betreiben. In der Nähe bei la Roquette der sogenannte zitternde Fels (ein eirunder, 11 Fuß hoher, auf der Spitze stehender Stein, welcher, stark angestoßen, einige Male sich bewegt und dann wieder ruht) und die Grotte des heil. Dominicus. In der Umgegend gräbt man auf Türkise. C. verdankt seinen Ursprung einer hier errichteten Benediktinerabtei (647) und war schon im 12. Jahrhundert eine bedeutende Stadt. In den albigensischen Kriegen kam sie in die Gewalt Simons von Montfort, später an die Grafen von Mark, wurde 1356 selbst Grafschaft und kam 1519 unter Franz I. an die Krone. Nachdem C. die reformirte Religion angenommen und sich eine Art republikanischer Verfassung gegeben hatte, legte es 1567, zur Vertheidigung beider, Festungswerke an, mußte sich jedoch 1629 Ludwig XIII. ergeben, der ihre Werke wieder zerstörte.

Castriota, Georg, s. Skanderbeg.

Castro, 1) Iñez de C., die unglückliche Gemahlin des Prinzen Peter von Portugal, durch ihr tragisches Geschick ein Lieblingsgegenstand künstlerischer Auffassung geworden. Ihr Vater, Pedro Fernandez de C., hatte sie an den Hof Konstanzens, der Gemahlin Dom Pedro's, des Prinzen von Portugal, gebracht, der sich nach dem frühen Tode jener heimlich mit ihr vermählte (1344). Alfons IV., Dom Pedro's Vater, wegen dieses Schrittes um die Zukunft seines Hauses besorgt, reiste nach Coimbra, wo Iñez mit ihren Kindern wohnte, um sie „höheren politischen Pflichten" zu opfern, wurde aber durch ihren Anblick umgestimmt. Einige Höflinge jedoch entdeckten dem König ein zweideutiges Wort u. tödteten sie mit ihren Kindern. Dom Pedro griff

zum Racheschwert gegen den Vater, und nur das unablässige Flehen seiner Mutter entwand ihm dasselbe. Sobald er aber 1357 auf den Thron gelangt war, verfolgte er Alle, welche nur auf das Entfernteste an der blutigen That Theil hatten, mit der ausgesuchtesten Grausamkeit. Iñez' Leiche aber setzte er, königlich geschmückt, auf einen Thron, ließ ihr königliche Ehre, wie einer Lebenden, erweisen und sie dann prachtvoll bestatten. Die Geschichte der unglücklichen Iñez haben mehre Dichter bearbeitet. Trauerspiele lieferten der Portugiese Gomez, der Deutsche Graf von Soden, der Holländer Fritz. In Camoens' „Lusiade" bildet die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden. Eine vergleichende Kritik der Iñez-Tragödien hat Wittich in seiner Uebersetzung des Trauerspiels von Gomez (Leipzig 1841) beigefügt. Vergl. Raumer, Historisches Taschenbuch von 1850.

2) João de C., tapferer portugiesischer Feldherr und Seefahrer, wurde den 7. Februar 1500 zu Lissabon zu einer Zeit geboren, wo ein kühner Unternehmungsgeist Portugals Blüthe zu entwickeln begann. Nachdem er von Pedro Nuñez in der Mathematik gründlich unterrichtet worden war, machte er, noch sehr jung, einen Feldzug nach Tanger gegen die Mauren mit und folgte später auch Kaiser Karl V. nach Tunis. Von seiner in nautischer Hinsicht sehr wichtigen Beschreibung des rothen Meeres, der Frucht seiner Theilnahme an einer Expedition (1540) dahin, haben sich Fragmente in Purcha's „Pilgrimes" (London 1625) erhalten und sind auch in das Lateinische, Französische und Holländische übersetzt worden. Im Jahre 1545 begab sich C. als Statthalter nach Ostindien, wo er sich durch seine heldenmüthige Vertheidigung Diu's gegen die Mohammedaner großen Ruhm erwarb. Während er den Länderbesitz der Portugiesen zu erweitern und zugleich die gesunkene altritterliche Tüchtigkeit seiner Landsleute zu heben suchte, überraschte ihn am 6. Juni 1548 zu Ormus der Tod. Sein Nachlaß bestand in 3 Realen. Höchst interessant sind auch seine aus Indien an den portugiesischen König geschriebenen Briefe (jetzt auf der Bibliothek zu Lissabon). Vgl. Hyacinth Freyre de Andrada, Vida de Dom João de C., Lissabon 1651.

Castrocaro, Badeort in der italienischen Provinz Florenz, am Montone, in gesunder und reizender Gegend, mit 1200 Einwohnern und mehren Salzquellen, die als Bäder häufig benutzt werden. Die chemische Analyse ergab in 1 Pfund österreichischen Medicinalgewichts nachstehende Bestandtheile: Chlornatrium 303,2731 Gran, Jodnatrium 0,8877 Gr., Bromnatrium 0,0586 Gr., schwefelsaures Natron 15,9221 Gr., kohlensauren Kalk 4,2552 Gr., kohlensaure Magnesia 2,0706 Gr., Kieselerde, Eisenoxydul, organische Stoffe 1,8716 Gr., zusammen 328,3069 Gr. Vergl. Raspi, Die jod- und bromhaltigen Heilquellen von C., Wien 1847.

Castro Giovanni, Stadt in der sicilianischen Provinz Caltanisetta, auf einer Hochebene mit einer der schönsten Aussichten über die Insel, ist eine gut gebaute Stadt mit schönen Gebäuden, einem hochgelegenen uneinnehmbaren Kastell und 13,750 Einwohnern. In der Nähe Steinsalzgruben und eine Salzquelle. C. steht auf der Stelle des altberühmten Enna, in dessen fruchtbarer Umgebung nach der Sage Ceres den Ackerbau lehrte. Auch liegt unweit der See Pergusa, an welchen sich der Mythus von der Entführung der Proserpina durch Pluto knüpft. C. ist das alte Enna und wurde wegen seiner Lage Umbilicus Siciliae genannt.

Castruccio (Castracani), Herzog von Lucca, berühmtes italienisches Ghibellinenhaupt, zu Castruccio bei Lucca 1281 aus einer edlen Familie geboren, verließ, als sich die Guelfen der Herrschaft bemächtigt hatten, mit seinem Vater in einem Alter von 19 Jahren seine Vaterstadt und zog nach Ancona. Bald darauf verwaist, erwarb er sich als abenteuernder Soldat in England (1301), Frankreich, vorzüglich aber in der Lombardei Kriegsruhm und Beute. Von den Lucchesern zum Oberhaupt erwählt, befehdete er 1314 die Guelfen, leistete sodann dem Zwingherrn von Pisa, welchen er zur Hülfe herbeigerufen, vortreffliche Dienste und stieg dergestalt in Ansehen, daß ihn dessen Sohn beseitigen wollte. Aber Lucca und Pisa befreiten ihn, ja die Luccheser verjagten Neri und ernannten C. zum Hauptmann ihrer Soldateska, welchen Posten er 3 Jahre bekleidete. Im Jahre 1320 zum Herrn der Stadt erhoben, ging nun sein Bestreben dahin, alle Ghibellinen Toskana's seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen und sie mit denen der Lombardei zu vereinigen, welches Ziel er auch bei seiner Tapferkeit und Grausamkeit theilweise erreichte. König Ludwig der Bayer erhob 1327 C. auf seinem Römerzug zum Herzog von Lucca und in Rom zum Ritter, Pfalzgrafen und römischen Senator. Dafür traf C. der Bannfluch des päpstlichen Legaten. Er † 1328. Das Leben C.'s hat Machiavelli romanhaft dargestellt.

Castrum (lat.), s. Lager.

Castrum doloris (lat., franz. Chapelle ardente), eigentlich Schmerzenslager, eine zur Ehre einer verstorbenen fürstlichen oder vornehmen Person entweder in einer Kirche oder Kapelle, oder in einem Saale aufgerichtete Trauerbühne; s. Katafalk.

Castulo, große und mächtige Stadt der Oretaner im alten Hispania Tarraconensis, am oberen Bätis, ein Municipium mit dem Jus latii antiqui. Die Einwohner bearbeiteten die reichen Silberminen in der am Bätis nördlich hinziehenden Bergkette (mons argentarius) und gruben auf Blei. Scipio Africanus besiegte daselbst den Hasdrubal. Jetzt Cazlona.

Casualia (lat.), zufällige Umstände, Sachen ꝛc.; daher (Kasualien) bei Geistlichen zufällige, außergewöhnliche Amtsverrichtungen, wie Taufen, Trauungen, Begräbnisse.

Casuarina *L.* (Keulenbaum, Streitkolbenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, höchst sonderbar und merkwürdig gebildete Bäume von etwa 30 Fuß Höhe, auf der südlichen Erdhälfte, besonders in Neuholland und auf den Inseln des stillen Meeres, zum Theil auch in Ostindien und im östlichen Afrika, bilden große Wälder und liefern ein sehr hartes Holz zu Streitkolben und andern Geräthschaften. Die gegliederten blattlosen Aeste sehen aus wie ungeheure Schachtelhalme, theilen sich immer und immer, bis sie sich in borstenförmige, hängende Zweige auflösen. Sie bestehen aus sehr vielen eingezapften Gliedern,

welche um die Gelenke eine kurze, gezähnte Scheide haben, aus der sie sich wie beim Schachtelhalme herausziehen lassen. Die meisten der bis jetzt bekannten Arten sind in größern Gewächshäusern nicht selten. C. equisetifolia *Forst.* wird der charakteristischen Gestalt wegen häufig in botanischen Gärten kultivirt. Sie verlangen sandige Heide- oder mit 1/4 Flußsand gemischte Lauberde, mit einer Unterlage zerstoßener Scherben. Zu große Töpfe und viel Nässe sind ihnen schädlich; im Winter dürfen sie nur sehr mäßig begossen werden. Im hellen Glashaus oder Zimmer bei 5—6° Wärme lassen sie sich leicht durchwintern; im Sommer werden sie an eine geschützte Stelle ins Freie gebracht. Nur C. muricata verlangt im Winter 10—12° Wärme, im Sommer einen Standort im Glashaus. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge unter Glocken in mäßiger Wärme, desgleichen durch Samen im warmen Loh- oder Mistbeete. In der freien Erde des Winterhauses gedeihen die härteren Arten vortrefflich und erlangen bald eine beträchtliche Größe.

Casula (casubula, planeta, lat., die Kasel), das oberste Kleid der katholischen Priester beim Messelesen, war sonst so lang und breit, daß es vom Halse bis zum Fuße reichte und den Priester wie ein kleines Haus (casula) einschloß, besteht jetzt aber aus einem breiten Streifen von Seide, auch von Wolle, welcher durch eine Oeffnung in der Mitte dem Priester um den Hals gehängt wird und vorn etwa bis an die Kniee, hinten etwas tiefer hinabhängt. Sie ist oft sehr kostbar und reich geschmückt, auf dem Rückentheile mit einem Kreuze so groß wie die halbe C. geziert und muß nach Vorschrift zu verschiedenen Zeiten und Festen weiß (Ostern und bei den Festen jungfräulicher Heiligen), roth (bei Märtyrerfesten), schwarz (bei der Trauer) und violett (in Fasten und Advent) sein. Knaben, welche beim Abendmahl den Kommunikanten das Tuch vorhalten, tragen ebenfalls die C. und heißen daher Kaselknaben.

Casus (lat.), in der Grammatik Beugungsfall, Endfall, die Verhältnißform, unter welcher ein deklinirbarer Redetheil vorkommen kann. Nach den verschiedenen Sprachen an Zahl verschieden, sind die gewöhnlichsten: Nominativus, Nennfall, gibt das Subjekt des Satzes an und benennt eine Sache überhaupt ohne ihre Beziehung; Genitivus, Beschränkungs-, Besitz-, Gattungsfall, gibt ein den Hauptbegriff beschränkendes, genauer bestimmendes Merkmal, oder auch die höhere Gattung desselben; Dativus, Gebe-, Zweckfall, drückt die Beziehung aus, in welcher ein Substantiv zu einer Handlung steht, z. B. wem, für wen, wozu; Accusativus, Anklage-, Zielfall, zeigt das Objekt oder Ziel einer Handlung an; Vocativus, Ruffall, bezeichnet eine Anrede oder einen Zuruf; Ablativus, Beschaffenheits-, Bestimmungs-, Nehmfall, bestimmt bloß das Verhältniß der Trennung und Absonderung zweier Gegenstände, im Lateinischen die Zeit, den Ort, das Mittel oder sonst ein Verhältniß eines Gegenstandes zu dem andern. Die alten Grammatiker haben den Nominativ und Vokativ unter der Benennung C. recti zusammengefaßt und ihnen die übrigen als C. obliqui entgegengesetzt. Aber wie sich das Wort Fall nicht bloß auf die äußere Veränderung der Wortform, sondern auf den verschiedenen Gebrauch des Nennwortes zur Folge seiner inneren Bedeutung bezieht, so soll auch die Unterscheidung gerader und abhängiger Fälle auf zwei verschiedene Arten der Verhältnisse deuten, in welchen ein Nennwort gebraucht wird. Auf diese Weise bezeichnet der gerade Fall den unabhängigen Gebrauch eines Nennworts oder dessen subjektives Verhältniß; der abhängige Fall dagegen die Art seiner Abhängigkeit von irgend einem anderen Begriffe oder dessen objektives Verhältniß. Die grammatischen Unterschiede des Subjekts werden Personen genannt, deren erste den sprechenden, die zweite den angesprochenen, die dritte den besprochenen Gegenstand bezeichnet. Wenn man vom Nominativ oder Nennfall, welcher den besprochenen Gegenstand nennt, noch den Vokativ oder Ruffall unterscheidet, mit welchem man einen Gegenstand anredet, so sollte man auch einen C. locativus oder Sprechfall erwarten, der bloß deshalb in den Sprachen fehlt, weil eigentlich die Personbezeichnungen durch besondere Wörter: ich, du, er, wir, ihr, sie, oder durch besondere Verbalendungen alle Unterscheidungen der geraden Fälle überflüssig machen, und der Vokativ nur um der sogenannten Apostrophe willen aufgenommen ist. So oft eine Apostrophe die Stelle einer Apposition vertritt, so oft steht das gebrauchte Nennwort im Ruffalle, möge er vom Nominativ verschieden oder ihm gleich lauten, z. B. Dir, mein lieber Freund! statt: Dir, meinem lieben Freund, zu Gefallen. Daß das objektive Verhältniß oder die Beziehung eines betheiligten Gegenstandes ebenfalls dreifach sei, lehrt die Vergleichung folgender Sätze: Der Arzt heilt den Krieger; Der Arzt heilt dem Krieger den Arm, oder auch: Der Arzt heilt des Kriegers Arm; Der Arzt heilt dem Arme des Kriegers die Wunden, oder: Der Arzt heilt dem Krieger des Armes Wunden. Hier sind dreierlei Objekte: Krieger, Arm und Wunden, wovon das letztere nur in einerlei, das mittlere und erstere aber in dreierlei Beziehungen vorkommt. Hierdurch lernen wir den Akkusativ als das eigentliche Objekt oder den Zielfall kennen, worauf sich eine Handlung zunächst bezieht. Sind mehre betheiligte Gegenstände angegeben, so deutet der Dativ oder Zweckfall das entferntere oder mittelbare Objekt an, der Genitiv od. Ergänzungsfall dagegen, was mit dem näheren oder entfernteren Objekt in irgend einer Beziehung steht. Wenn nun schon der Akkusativ auch gebraucht wird, um jede Beziehung auf Etwas, die Richtung, wohin, das Maß und die Dauer zu bezeichnen, und ebenso der Zweckfall auch das Bezweckte oder auch das Mittel zum Zweck wie die Bestimmung nach Raum u. Zeit andeuten muß, so läßt es sich leicht denken, daß des Ergänzungsfalles Gebrauch noch weit vielfacher sei. Dieser kann jede Beziehung auf irgend ein Nennwort bezeichnen, sie sei subjektiv oder objektiv, und vertritt daher auch die Stelle des Adjektivs, besonders des Possessivs. Er deutet den Theil eines Ganzen oder auch das Ganze eines Theils an und steht in sofern elliptisch; auch gibt er den Gesichtspunkt an, von welchem aus Etwas betrachtet wird, und kann in sofern die Richtung, woher, und jede adverbiale Bestimmung der Art und Weise bezeichnen. Vergl. Artikel und Deklination.

Casus belli (lat.), Fälle, in welchen nach Verträgen oder angewendeten Kriegsmaximen der Krieg eintritt.

Casus reservatus (lat.), Vorbehaltungsfall, besonders ein Vergehen, von dem nur der Papst, die Bischöfe in ihrem Sprengel und die General- und Provinzialobern der Regularen absolviren können. Nur bei nahem Tode des Verbrechers ist jeder Geistliche zur Absolution von jedem Vergehen befugt. Als Reservatfälle werden angesehen schwere Todsünden (atrociora et graviora crimina), wirklich vollendete Verbrechen, deren Existenz feststeht. Die evangelische Kirche, welche die Verschiedenheit der geistlichen Stände verwirft und die Absolution nicht als Akt der Jurisdiktion betrachtet, gab die römische Praxis der Reservatfälle auf.

Catabolum (catabulum, lat.), bei den Römern der Ort, wo wilde Thiere zur Zeichnung oder zu öffentlichen Kämpfen aufbewahrt wurden. Die ersten Christen wurden öfter verurtheilt, in den Catabolis Thierwärter zu sein. Im Mittelalter war C. ein Stall, wo auf öffentliche Kosten für den öffentlichen Dienst Lastthiere, besonders Transportmaulthiere standen, Poststall, Poststation. Diejenigen, welche diese Thiere in den Catabolis warteten, von einer Station (c.) zur anderen fuhren, Getreide in die Mühlen und Mehl aus denselben schafften, hießen Catabolenses. Sie waren meist Freigelassene und kommen im Codex des Theodosius im Verein mit den Bäckern vor.

Catachresis (v. Griech.), Gebrauch eines Wortes im uneigentlichen Sinne, starke Metapher, wie: Mein Herz ist eine Glocke und die Zunge ist der Schwengel daran; was mein Herz denkt, läutet die Zunge aus.

Cataetix (lat.), bei den Römern ein niedriger, den Kopf eng umschließender Helm aus Leder, ohne Busch, wurde mit einem Riemen unter dem Kinne befestigt, Stirnhaube.

Catalani, Angelika, die berühmteste Sängerin der neueren Zeit, wurde geboren 1782 zu Sinigaglia im Kirchenstaate, kam früh als Pensionärin in das Kloster Santa Lucia, nicht weit von Rom, u. sang hier im Chor mit. Schon damals machte ihre Stimme ein solches Aufsehen, daß die höhere geistliche Behörde um des störenden ungemeinen Zudrangs des Volks willen das Mitsingen der C. untersagen mußte, welches Verbot das Kloster aber in seinem eigenen Interesse nicht eben streng beobachtete. In ihrem 14. Jahre war ihre Stimme schon vollkommen ausgebildet, und sie verließ nach eigenem Willen, sowie dem ihres Musiklehrers, des ausgezeichneten Boselli, und mehrer Verwandten das Kloster, um sich für das Theater vorzubereiten. In ihrem 15. Jahre betrat sie zu Venedig zum ersten Male die Bühne, und zwar mit einem in Italien unerhörten Erfolg. Bald verbreitete sich ihr Ruf durch ganz Italien; sie sang rasch hinter einander auf allen großen Theatern dieses Landes: zu Mailand, Florenz, Triest, Rom und Neapel. Im Jahre 1801 erhielt sie eine sehr vortheilhafte Einladung von der Bühne zu Lissabon, die bereits den berühmten Crescentini und die vortreffliche Gassorini zu ihren Mitgliedern zählte. Hier blieb sie fünf Jahre, gewann noch durch Crescentini an Kunst des Vortrags und feierte eine Reihe der glänzendsten Triumphe. Im Jahre 1806 ging sie, nachdem sie sich mit einem Herrn von Valabrègue, einem ehemaligen französischen Kapitän, vermählt hatte, über Madrid und Paris nach London. Auch diese Reise glich einem Triumphzug; zu Madrid gewann sie in einem einzigen Koncert 12,000 schwere Piaster (15,000 Thaler). Der Eindruck, den sie in London machte, ist unbeschreiblich. Von dem König an bis zu der untersten Hefe des Volks riß sie Alles zu gleichem Sturm der Begeisterung fort. Ja, sie wurde in jenen kriegbewegten Tagen förmlich zu einer politischen Macht, denn man benutzte sie, um, so oft die Nachricht von einem Fortschritt Napoleons I. eintraf, den sinkenden Muth durch vaterländische Anregungen neu zu beleben. Vor Allem mächtig war sie nämlich durch den großartigen Vortrag von Volksliedern, wie z. B. des God save the King und des Rule Britannia. Nach einem achtjährigen Aufenthalt in London, während dessen sie sich ungeheure Summen Geldes erworben hatte, ging sie wieder nach Paris, wo sie eine Zeitlang die Direktion der italienischen Oper übernahm, aber theils durch ihre Unerfahrenheit in der Führung der Geschäfte, theils durch die Eifersucht ihres Mannes, der durchaus kein vorzügliches Mitglied neben seiner Gattin dulden wollte, bedeutende Summen verlor. Während der hundert Tage bereiste sie Belgien, kehrte dann nach Paris zurück u. übernahm zum zweiten Male die Leitung des italienischen Theaters, konnte sich aber mit den ihr vorgesetzten Behörden nicht vereinigen. Im Jahre 1816 trat sie eine Kunstreise an, besuchte die Hauptstädte Deutschlands und bereiste Dänemark, Schweden u. Italien. Ueberall erregte sie einen Enthusiasmus, wie man ihn noch nicht gehört hatte, was in Ländern, wie Deutschland, wo sie nicht als dramatische Darstellerin, sondern nur als Koncertsängerin auftreten konnte, um so auffallender war. Ein französischer Schriftsteller hat die Summen, welche diese Sängerin nebenbei den Armen zugewendet hat, auf mehr als zwei Millionen Franken berechnet. Als sie 1818 Europa wiederum bereiste, hatte sie schon bedeutend an Macht ihrer Stimme verloren und schwächte dadurch den Eindruck ihres ersten Auftretens. Vier Jahre später jedoch sang sie wieder ganz mit dem alten Erfolg zu London u. hatte inzwischen auch Gold und Ruhm in gleichem Maße in Polen und Rußland geerntet. Im Jahre 1826 unternahm sie die letzte Kunstreise durch Europa und ließ sich dann nicht wieder öffentlich hören. Sie lebte seitdem theils auf ihrem Gute bei Florenz, wo sie auch eine Gesangschule stiftete, in der sie jungen Mädchen unentgeltlichen Unterricht ertheilte, theils zu Paris, wo sie am 13. Juni 1849 an der Cholera †. Ihren Gesang charakterisirte durchweg eine gewisse Großheit, die nicht sowohl das Herz rührte, als durch den Glanz der Ausführung und die Gewalt des Organs in Erstaunen setzte. Sie zeigte zuerst, welch einer Geläufigkeit die menschliche Stimme fähig ist. Ihre Triller, ihre chromatischen Tonleitern ꝛc. waren unübertrefflich; auch wurden von ihr zuerst die Violinvariationen von Rode gesungen, und zwar mit einer Bravour, die keine Sängerin nach ihr wieder erreicht hat.

Catalauni (Catelauni), gallischer Volksstamm zwischen den Remi, Verodunenses, Leuci, Tricasses und Suessiones in Gallia Lugdunensis. C. (Catalaunum) hieß auch die Hauptstadt desselben, jetzt Chalons sur Marne. Die Umgegend hieß Campi Catalaunici (katalaunische Felder), berühmt

durch den blutigen Sieg des Aëtius über die Hunnen unter Attila.

Catalpa *Juss.* (Trompetenbaum, Catalpabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, charakterisirt durch den 2theiligen Kelch, die glockenförmige, unregelmäßig 5spaltige Blumenkrone, 5 Staubgefäße, wovon nur 2 fruchtbar, die schotenförmige, 2klappige Kapsel mit geflügelten Samen, ziemlich hohe Bäume mit großen Blättern, in Brasilien, Nordamerika und Westindien, auch in Japan und China. C. syringaefolia *Sims.*, Bignonia Catalpa *L.*, ein schöner, 10—20 Fuß hoher Baum, hat gestielte, große, herzförmige, ganzrandige, 6—10 Zoll breite, unbehaarte Blätter u. große, trübweiße, inwendig purpurroth gefleckte Blumen in Endrispen. Die Abkochung der Früchte wird in Japan gegen krampfhaftes Asthma gebraucht und ist neuerdings auch in Europa dagegen empfohlen worden. Die widerlich riechende und bitter schmeckende Wurzel soll giftig sein; der kalt ausgepreßte Saft derselben wirkt vortheilhaft gegen skrophulöse Augenentzündung und Augenliderkrampf. Die weingeistige Tinktur, mit Wasser verdünnt und ins Auge getropft, empfehlen v. Ammon und Fischer bei skrophulösen Augenleiden. Der Baum findet sich häufig als Zierpflanze in deutschen Parkanlagen, wo er einen warmen, geschützten, nicht von hohen Bäumen beschatteten Standort u. einen nahrhaften Sand- oder sandigen Lehmboden verlangt. In der Jugend müssen die Stämmchen gegen Winterfrost durch Laub, Heidekraut u. dergl. geschützt werden. Die Vermehrung geschieht durch frischen nordamerikanischen Samen, den man in Kästen in lockere Dammerde säet und gegen Frost schützt.

Catamarca, Staat der argentinischen Republik, im Nordwesten derselben, grenzt nördlich an Salta und Tucuman, östlich an Santiago, südlich an Cordova und Rioja, westlich an Chile und umfaßt ein Areal von 1683 QM. mit etwa 50,000 Bewohnern. Das Land, von den östlichen Ausläufern der Andes durchzogen, ist durchaus Hochland und reich an herrlichen Thalbildungen, die, durch ein gutes Klima begünstigt, schöne Viehweiden u. eine reiche Vegetation gewähren. Unter den Flüssen sind die Quellarme des Rio Dolce und der in einem See sich verlierende Steppenfluß Catamarca zu erwähnen, dessen Thal an seinem Westende Gold enthalten soll. Baumwolle und Pfeffer gedeihen in unvergleichlicher Güte, desgleichen Getreide. Die Bewohner sind meist Ackerbauer, Viehzüchter und Arrieros. Die Industrie ist unbedeutend. Von Buenos-Ayres aus werden europäische Waaren importirt. Die Hauptstadt C. (eigentlich San Fernando de C.), in dem fruchtbaren Thale des gleichnamigen Flusses, hat ein Fort und 6—7000 Einwohner.

Catana (Catina, Catena), im Alterthum Stadt in Sicilien, am südöstlichen Fuße des Aetna, unfern vom Fluß Ammanus, in außerordentlich fruchtbarer Gegend, wurde 704 v. Chr. von Chalcidiern unter Evarchus gegründet und erhob sich bald zu Selbstständigkeit und Wohlstand. Hiero von Syrakus verpflanzte 476 ihre Bewohner nach Leontium und versetzte dagegen Syrakusaner u. Peloponnesier nach C. Doch bald nach seinem Tod bemächtigten sich die vertriebenen Catanäer ihrer Stadt wieder, u. die syrakusanischen Eindringlinge mußten sich nach Inessa flüchten. In der Folge amen die Athener auf kurze Zeit in den Besitz von C., u. dann bemächtigte sich Dionysius der Aeltere von Syrakus desselben durch Verrath. Letzterer verlor hier 394 v. Chr. eine Seeschlacht gegen die Karthager. Später herrschten in C. einheimische Tyrannen, der Syrakusaner Agathocles, die Karthager u. seit dem ersten punischen Kriege die Römer. Im zweiten punischen Kriege wurde die Stadt von M. Valerius Messala eingenommen. Augustus siedelte hier römische Veteranen an, wodurch sich C. zu neuer Blüthe erhob. S. Catania.

Cataneo, 1) Pietro, italienischer Architekt, zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Siena geboren, als Schriftsteller in seinem Fache berühmt. Sein Hauptwerk ist: „Architettura di Pietro C.“ (Venedig 1554—67, mit Kupfern).

2) Girolamo, Architekt und Ingenieur zu Novara, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ebenfalls als Schriftsteller berühmt. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Opera nuova di fortificare“ (Brescia 1564, 1584, 1608; französisch von Jean de Tournes, Lyon 1564; lateinisch, Genf 1600); „Opera del misurare“ (das. 1572) ꝛc.

3) Danese, s. Cattaneo.

Catania (Catanea), sicilianische Provinz, am jonischen Meere, zwischen den Provinzen Messina, Palermo, Caltanisetta und Siragosa, enthält 83,25 QM. mit 246,072 Einwohnern und zerfällt in die Bezirke Catania, Caltagirone, Nicosia u. Acireale. Die ganze Nordostecke der Provinz erfüllt die Masse des Aetna; auch außerdem ist sie von Gebirgen durchzogen, die im Norden bei Troina zu 3100, südlich davon im Monte Mulera zu 2850, südlich bei Caltagirone in der Serra Samuro zu 2180 Fuß ansteigen. Zwischen dem Aetna und den Gebirgen im Süden dehnt sich die vom Simeto durchflossene Piana von C. (Campi Leontini) aus, die größte Ebene Siciliens, ein überaus fruchtbares Getreideland. Sie ist $7\frac{1}{2}$ Miglien breit, 20 Miglien lang vom Meere bis zum 2100 Fuß hohen Monte Giudica und bildet ein Viereck von etwa 4 geographischen QM., bestehend aus festem Thone, mit Gebröckel vulkanischer Massen gemengt. Die Erzeugnisse der Provinz sind außer Getreide vorzügliches Olivenöl, trefflicher Weißwein, ausgezeichnete Südfrüchte, Süßholz, Hanf, Sumach, Manna, Seide, Soda, Marmor. Die gleichnamige Hauptstadt, am südöstlichen Fuße des Aetna u. dem Einfluß des Giaretta ins Meer, ist neben Palermo und Messina die wichtigste, schönste und volkreichste Stadt Siciliens, genannt la bella. Die breiten, geraden Straßen, worunter die Hauptstraße della Colonna sehenswerth, sind mit Lava gepflastert. Unter den vielen herrlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Marktplatz mit prächtigen Palästen u. marmornen Säulengängen und der Elephantenplatz, so benannt nach einem aus Lava gehauenen antiken Elephanten von ausgezeichneter Arbeit, der einen Obelisk aus ägyptischem Granit trägt u. am Brunnen steht; er rührt aus unbekannter Vorzeit her und ist das alte Symbol der Bewohner C.'s. Unter den Gebäuden sind sehenswerth: die blendendweiße Kathedrale (1094 von Roger gegründet), die Universität, der Senatorenpalast und vor allen das Benediktinerkloster S. Niccolo d'Arena, eines der reichsten,

schönsten und größten Klöster der Welt, mit großer Marmortreppe, die in eine Halle mit 50 Marmorsäulen und in 2 Höfe führt, mit zierlichen Gärten, schöner Orgel, antiken Mosaiken, Museen ꝛc. C. hat im Ganzen 49 Kirchen und 30 Klostergebäude, mehre Hospitäler, eine Universität (1445 durch Alfons von Aragon gegründet) mit 5 Fakultäten, einer Bibliothek von 15,000 Bänden und reichen Sammlungen, die Accademia Gioenia di science (eine literarische Gesellschaft), ein Theater, Konservatorium, ein Waisen- u. ein Findelhaus, mehre große Kornmagazine ꝛc. Das vom Prinzen Biscari gestiftete Museum enthält zahlreiche Sarkophage und Statuen in Bronze und Marmor, Büsten, Hausgeräthe der Alten, Vasen, 6000 griechische und römische nebst 1800 sicilischen Münzen. Der Hafen ist weit, aber flach u. wird nördlich von Lavamassen, südlich durch die Kalkfelsen von La Bruca eingeschlossen; von ihm aus erscheint die schöne Stadt, über welche der Aetna emporragt, ganz einzig in ihrer Art. Längs des Hafens läuft ein von Palästen eingefaßter Kai, die Hauptpromenade. Hier findet wöchentlich zweimal ein Abendfest, die Passagiata, mit Musik und Illumination Statt. Der Schutzheiligen, S. Agatha, einer Märtyrerin unter Decius, ist die Chiesa Madre geweiht, u. über ihrem Kerker die Kirche Santo Carcere gebaut. Ihr zu Ehren feiern die Bewohner C.'s periodische Feste mit Prozessionen, die an Zahl und Glanz alle andern überbieten. C. ist ferner Sitz eines Erzbischofs, eines Appellationshofs, Kriminalgerichts und des Priors des Johanniterordens. Die Zahl der Einwohner beträgt 64,400, die vor allen Süditalienern wegen ihrer Thätigkeit und Betriebsamkeit zu rühmen sind. Man verfertigt viel Seiden- und Linnenzeuche, kleinere u. größere Waaren aus Bernstein, Lava, Marmor und Holz u. hat große Wachsbleichen, Lakritzensaftsiedereien und Olivenölpressen. Haupthandelsgegenstände sind: Getreide (vorzüglich Gerste), Wein, Oel, Reis, Aetnaschnee, der namentlich nach Malta geht, Süßholz, Potasche, Seide und die erwähnten Schnitzwaaren. C. liegt an der Stelle der alten, ganz mit Lava bedeckten Stadt Catana (s. d.), von welcher sich Reste eines großen Amphitheaters, größer als das Kolosseum zu Rom, ein 100 Fuß Durchmesser haltendes Odeum, ein Tempel der Ceres und des Vulkan, eine Naumachie, das Gymnasium, ein Hippodrom, ein $3\frac{1}{2}$ Meilen langer Aquädukt, Bäder (unter der Kathedrale) und viele Gräber erhalten haben. C. wurde oftmals von den Ausbrüchen des Aetna und von Erdbeben heimgesucht. Im J. 254 n. Chr. wandte bei einem fürchterlichen Ausbruch des Vulkans der Sage nach nur die wundervolle Macht der unlängst gestorbenen S. Agatha das Verderben ab. Aber 1169 zerstörte ein Erdbeben fast die ganze Stadt, u. gegen 14,000 Menschen kamen dabei um. Zugleich verbrannte ein Lavastrom die Umgegend. Im Jahre 1669 drang ein solcher über die Mauern der Stadt, und ein anderer füllte den Canale del Duca. Das Erdbeben von 1693 zerstörte die Stadt abermals, und gegen 110,000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Auch durch den Ausbruch des Aetna 1819 litt sie viel. Die Geschichte des neuen C. beginnt 1070 mit der Vertreibung der Saracenen durch den Normannenfürsten Roger I., welcher hier einen Bischof einsetzte und demselben die Stadt und den Berg Aetna für den jährlichen Tribut eines Bechers Wein und eines Brodes schenkte. Auch stiftete er das Benediktinerkloster. Kaiser Friedrich II. machte die abtrünnige Stadt dem Boden gleich und erbaute daselbst ein Kastell. Viel verdankt C. dem Kaiser Karl V., der es vergrößerte und ihr Mauern und zur Hebung des Wohlstandes viele Privilegien ertheilte.

Catanzaro, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore, an einem Berge, 2 Stunden vom Golf von Squillace, Sitz eines Bischofs, ist befestigt, hat ein Lyceum mit 16 Lehrstühlen, ein bischöfliches Seminar, Fabriken für Seidenzeuche, Wollteppiche, Velours, Handel mit Wein, Eisen, Holz, Seide, Oel, und 15,920 Einw.

Cataphracti (lat.), bei den Römern schwere Reiterei, bei welcher Roß und Mann am ganzen Körper gepanzert waren. Kleine, in ein längliches Viereck geschnittene Eisenschuppen waren an Bändern auf Leinwand so aufgereiht, daß immer eine Reihe unter der anderen hervorragte. Nach Livius hatte Antiochus 3000 Mann von dieser schweren Kavallerie auf dem rechten Flügel seiner Phalanx stehen. Die Griechen und Römer bedienten sich ihrer vorzugsweise gegen die Elephanten, und zu diesem Zwecke waren die Rüstungen derselben an den Schultern und der Brust mit starken eisernen Stacheln versehen. Auch die Parther, Syrer und Sarmaten hatten ähnlich bewaffnete Reiter.

Cataracatus, s. Caractacus.

Cataracta (v. Griech.), grauer Staar (s. d.).

Catasetum *Rich.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, charakterisirt durch die umgekehrte Korolle mit 5 fast gleichen Blättern, die sackförmige, ausgehöhlte Honiglippe und das mit 2 fadenförmigen, bogig gegen einander geneigten Hörnchen ausgerüstete Befruchtungssäulchen, brasilianische Orchideen, welche neuerlich häufig als Zierpflanzen gezogen werden. Die schönsten Arten sind: C. barbatum *Hort. Berol.*, mit länglich-lanzettförmigen, wellenförmigen Blättern, 9—10blumiger Traube; C. Claveringii *Lindl.* trägt einige länglich-lanzettförmige, gerippt-gestreifte, zugespitzte Blätter, welche länger sind, als die Blüthenähre, und hat große, hängende Blüthen mit eirunden, inwendig dunkelpurpurroth gefleckten, auswendig grünen Kronenblättern, eine prächtige Pflanze aus Brasilien und Bahia, wo sie auf Baumstämmen wächst; C. cristatum *Lindl.*, aus Brasilien, mit länglich-lanzettförmigen, vielfältigen Blättern und vielblumigen Trauben; C. floribundum *Hook.*, an Bäumen auf Trinidad, mit sehr großen hängenden Blumen in einer Aehre, die kürzer ist, als die lanzettförmigen, gerippten Blätter; C. luridum *Lindl.*, aus Brasilien, 2—3 Fuß hoch, mit 1—2 Fuß langen, 3—6 Zoll breiten, gerippten, lanzettförmigen, zugespitzten Blättern, einem Schaft mit überhängender, vielblumiger Aehre und grünlichen Blumen mit braunen Streifen und Punkten, von geringer Schönheit, aber starkem, weitduftendem Wohlgeruche; C. maculatum *Kunth*, mit großen, prächtigen, hängenden Blumen, deren äußere Kronenblätter schmal, gelb, grünlich, die inneren eiförmig, gelblichgrün, am Rande braun gefleckt sind; C. purum *Nees*, mit sehr großen, gelblichgrünen Blumen in einer langen, dichten Aehre, inwendig auf der

Lippe purpurbraun. Diese auf Bäumen der Tropenwälder wachsenden Orchideen verlangen stets eine feuchte, sehr warme Atmosphäre und Schatten. Man pflanzt sie am besten in Kästchen von porösem Kork oder durchlöcherter Baumrinde, in eine Mischung von verfaulten Sägespänen, etwas Loherde, Rinden und Scherbenstückchen, mit etwas Moos untermengt, hängt diese Kästchen mittelst Metalldrahtes an schattigen Stellen des Warmhauses auf und bespritzt sie häufig mit Wasser, das im Hause erwärmt ist. Sie lieben 14—18° Wärme (im Sommer noch mehr, selbst bis zu 24—30°) und werden, wiewohl spärlich, durch gelegentliche Theilung der Wurzeln vermehrt.

Catawba (spr. Katauwah), Fluß in den nordamerikanischen Staaten Nord- und Südcarolina, entspringt in mehren Quellarmen am Ostabhange des Blue-Ridge, nimmt in seinem untern Lauf den Namen Waterer an und vereinigt sich nach 50 Meilen Laufes mit dem Congaree, wodurch der Santee entsteht. Er ist bis Camden für Dampfboote zu befahren und durch Kanäle und Schleußen auch weiter aufwärts bis in das Gebirge fahrbar gemacht. Von diesem Flusse stammt eine Sorte Weinreben, die Catawbarebe, welche am Ohio in der Umgegend von Cincinnati angebaut wurde u. hier den vorzüglichen Catawbawein liefert. Am C. war ehedem das jetzt fast ausgestorbene Indianervolk der Catawbas mächtig, das eine eigene Sprache (Catawbasprache) hatte, die auch von den Woocans gesprochen wurde.

Cateau (le Câteau Cambresis), Stadt im französischen Departement Nord, am Selles, mit reger Wollen- und Baumwollenindustrie und 8620 Einwohnern. Hier am 2. und 3. April 1559 Friedensvertrag zwischen Frankreich, England und Spanien, wonach alle gegenseitig seit 1551 gemachten Eroberungen (von Seite Frankreichs nicht weniger als 198 feste Plätze und das ganze Herzogthum Savoyen) wieder herausgegeben und der Königin Elisabeth von England die Rückgabe von Calais binnen 8 Jahren versprochen wurden.

Cateja (lat.), eine Art schwerer Wurfspieße, bei den Galliern und Deutschen gebräuchlich, hatte die Länge einer Elle, war stark mit Nägeln beschlagen und an einen Riemen befestigt, mittelst dessen es der Streiter nach dem Wurfe, der aus freier Hand geschah, wieder an sich zog.

Catel, 1) Charles Simon, französischer Schriftsteller im Fache der Musik und Komponist, geboren im Juni 1773 zu Aigle im Waadtland, kam jung nach Paris, widmete sich hier der Musik, wurde Lehrer der Komposition am neubegründeten Konservatorium u. † den 29. November 1830. Seine Abhandlungen über die Elementarlehre der Musik („Traité de l'harmonie", Paris 1796, später Leipz., französisch und deutsch) dienten ihm als Grundlage seiner Vorträge u. erwarben ihm vielen Ruhm. Er selbst komponirte mehre Opern: „Sémiramis", „Les bayadères", „L'auberge de Bagnères", „Les artistes par occasion", „Wallace", „L'officier en levé" ꝛc., die sich, wie sein Ballet „Alexandre chez Apelle", durch reinen Styl, reiche Melodiosität u. Anmuth der Gesänge auszeichnen.

2) Ludwig Friedrich, Architekt, geboren 1776 zu Berlin aus einer französischen Emigrantenfamilie, ging nach der Schweiz, dann (1798) mit seinem jüngeren Bruder Franz nach Paris, kehrte 1799 nach Berlin zurück und errichtete hier 1801 eine Fabrik für in Stuck musivisch eingelegte Arbeiten, worauf er von der Regierung ein Patent für 10 Jahre erhielt. Er war beim Ausbau des weimarischen Schlosses beschäftigt, lieferte zur inneren Ausschmückung des braunschweiger Schlosses die Stuckarbeiten (1809) und bereiste 1811 und 1812 Italien. Im Jahre 1814 war er Mitbegründer des berliner Künstlervereins, erhielt nach dem Frieden die Ausführung der Stuckarbeiten in den königlichen Schlössern u. entwarf den Plan des Badehauses an der Friedrichsbrücke in Berlin. C. † 1819 in Geisteszerrüttung. Er schrieb: „Versuch zur Verbesserung der Schauspielhäuser" (Berlin 1802); „Grundzüge einer Theorie der Bauart protestantischer Kirchen" (das. 1815); „Umriß eines Systems der Vertheidigungs- u. Befestigungskunst eines Landes" (das. 1818) u. A. m.

3) Franz, berühmter Zeichner u. Maler, Bruder des Vorigen, zu Berlin 1778 geboren, lebte seit 1809 zu Rom, ließ sich 1830 auf seinem Gute bei Macerata in der Mark Ancona nieder und † den 19. December 1856 zu Rom. Er war Mitglied der Akademie zu Berlin. C. war ein universeller Maler, der Historien, Landschaften und Genrestücke mit gleichem Erfolg darstellte. Scenerie, Perspektive u. Figuren verkünden durchgehends den Meister, und überall spricht aus seinen Bildern ein tiefes Studium der Natur und poetische Auffassung derselben, ein reiner Farbensinn, Korrektheit der Zeichnung und Virtuosität in Führung des Pinsels. Seine Studien, die er auf einer Reise in Sicilien im Sommer 1818 mit dem Fürsten Galyczin machte, sind besonders interessant. Den Aetna, sowie den ganzen Zauber jenes Landes stellte er mit der größten Treue dar. Ausgezeichnet ist seine Kolonnade von St. Peter im Mondscheine, ein Bild von überraschendem Lichteffekt, worin C. überhaupt große Stärke besitzt; ferner: der Sturm am Aetna; die Säulenhalle des Kamaldulenserklosters bei Salerno; das Innere des Pantheons, des Kolosseums mit passender Staffage, die bei ihm immer trefflich ist; die Straße in Palermo, welche das Gegenstück zum vorigen Gemälde bildet; der Seesturm, im Besitze des Herrn von Quandt, ꝛc. Viele seiner kleinen Bilder stellen das häusliche Leben, die ländlichen Freuden und Beschäftigungen jener Gegenden dar, Scenen voll Leben u. Bewegung. Die eigentlich historischen Bilder C.s bilden die geringere Anzahl; wir erwähnen darunter Kaiser Rudolf, den Priester auf seinem Pferde führend, und die Auferstehung Christi, ein großes Gemälde, vom Prinzen Heinrich von Preußen in die Luisenkirche von Charlottenburg gestiftet.

Catesbäa *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch die trichterförmige, oberhalb mit sehr langer Röhre und 4lappigem Rande versehene Korolle, in deren Grunde die Staubgefäße stehen, und die vielsamige, 2fächerige Beere, Sträucher mit kleinen Büschelblättern und Achselblüthen, zum Theil schöne Zierpflanzen. Die bekannteste Art ist: C. spinosa *L.*, Lilienborn, ein 6 Fuß hoher Prachtstrauch auf den Bahamainseln, dessen Rinde tonisch, fiebervertreibend wirken soll und sonst als Cortex Chinae spinosae nach Europa kam. Die Catesbäen verlangen sandige Laub- oder

Walderde mit ⅓ Lehm vermischt, werden im Warmhause bei 8—12° Wärme durchwintert, erhalten bei warmer Sommerwitterung ihre Stelle im offenen Glashause oder im Freien auf einer warmen, bedeckten Stellage und lassen sich durch Stecklinge, Ableger, Sprößlinge und Samen vermehren. Im Winter begießt man sie nur wenig. C. spinosa ist eine Zierde jedes Gewächshauses.

Cathartica (lat., vom Griech.), ausleerende Mittel.

Cathcart, 1) William Shaw, Graf, britischer General u. Diplomat, den 17. September 1755 aus einem alten schottischen Geschlechte, das seinen Ursprung auf Sir Allan von C., den Waffengefährten von Bruce, zurückführt, geboren, begleitete, 15 Jahr alt, seinen Vater Charles, Lord C., nach Petersburg, wo derselbe Gesandter war, studirte später auf der Universität Glasgow die Rechte, trat aber nach seines Vaters Tode 1777 in die Armee und that sich im amerikanischen Revolutionskriege rühmlich hervor. Im Jahre 1786 ward er zum Repräsentativpeer für Schottland gewählt, welche Stellung er in fünf auf einander folgenden Parlamenten bekleidete. Zum Brigadier befördert, machte er den Feldzug von 1793 in Flandern mit, half Ostende entsetzen, bewies im Gefecht von Brommel große Tapferkeit und ward dafür 1794 zum Generalmajor befördert. Nachdem er am 8. Januar 1795 den Franzosen das blutige Treffen bei Büren geliefert, ernannte ihn Georg III. 1797 zum Chef des 2. Leibgarderegiments, 1801 zum Generallieutenant und 1803 zum Oberbefehlshaber in Irland. Im Jahre 1805 erhielt er eine diplomatische Mission an den Kaiser Alexander I., die aber die Schlacht von Austerlitz beseitigte. Im Juli 1807 erhielt er das Kommando der Landtruppen bei der Expedition nach Kopenhagen, für deren glücklichen Ausgang er durch die Erhebung zum Peer von Großbritannien mit dem Titel Viscount belohnt wurde. Auch wurde ihm am 28. Januar 1808 der Dank beider Häuser des Parlaments votirt. Im Jahre 1812 ging er abermals als Gesandter nach Rußland, machte an der Seite des Kaisers Alexander die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und nahm an den Kongressen von Chatillon und Wien Theil. Am 18. Juni 1814 erhielt er den Grafentitel. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er auf seinem Landsitze Cartside bei Glasgow, wo er den 17. Juni 1843 †.

2) Charles Murray, Lord C., früher unter dem Namen Lord Greenock bekannt, ältester Sohn des Vorigen, den 21. December 1783 geboren, diente in Spanien und bei Waterloo unter Wellington, erhielt später den Posten eines Gouverneurs von Edinburgh-Castle, ward 1830 Generalmajor, fungirte 1851 als Generallieutenant und Oberbefehlshaber in Canada u. erhielt nach seiner Rückkehr das Kommando des westlichen Militärdistrikts in England, † im Juli 1859.

3) George, Bruder des Vorigen, geboren 1794, studirte zu Edinburg, trat 1810 in die Armee, begleitete seinen Vater 1812 nach Rußland u. wohnte an seiner Seite den Feldzügen bis zur Kapitulation von Paris bei. Hierauf beziehen sich seine höchst interessanten „Commentaries on the war in Russia and Germany in 1812 and 1813“ (London 1850). Er ging sodann mit seinem Vater zum Kongresse nach Wien und nahm später als Adjutant Wellingtons an den Schlachten von Quatrebras und Waterloo Theil. Im Jahre 1818 rückte er zum Kapitän auf, begleitete Wellington zum Kongresse nach Aachen, 1826 nach Preußen, erhielt 1828 das Kommando eines Infanterieregiments, mit dem er in Neuschottland, dann auf den Bermudasinseln und zuletzt auf Jamaika war, zog sich aber 1834 aus dem aktiven Staatsdienst zurück und lebte auf Halbsold, bis er 1837 in der Revolution in Canada das Kommando einer Kavalleriebrigade daselbst erhielt. Bald darauf zum Oberbefehlshaber über die südlich vom St. Lorenzstrome operirenden Regierungstruppen ernannt, unterdrückte er den Aufstand völlig, kehrte 1844 nach England zurück, ward 1846 Deputylieutenant des Tower und übernahm 1852 den Oberbefehl gegen die Kaffern am Kap der guten Hoffnung, wo er den Frieden bald wiederherstellte. Im russisch-türkischen Kriege erhielt er das Kommando der 4. Division der englischen Truppen und fiel am 5. November 1854 in der Schlacht bei Inkerman.

Cathelineau, Jacques, der erste Häuptling der Vendéer im Kampfe gegen das republikanische Frankreich, am 5. Januar 1759 im Flecken Pin-en-Mauge geboren, war beim Ausbruch der Revolution ein armer Leinwandhändler. Im Frühjahr 1793 stellte er sich an die Spitze widerspenstiger Rekruten in der Vendée und errang schon am ersten Tage, den 10. März 1793, zwei wichtige Siege. Mit dem Schloß Jallais kam der Haufen in den Besitz einer Kanone und mit ihr in den Besitz der Stadt Chemillé, wo er Waffen aller Art fand. Der Ruf dieser Thaten entflammte allenthalben die Unterdrückten und erfüllte die Republikaner mit Schrecken. Schon am 15. März eroberten die Vendéer Cholet, das von 500 Mann Besatzung und einer starken Artillerie vertheidigt wurde und bedeutende Kriegsvorräthe enthielt. C. hielt sich zum Anführer nicht gebildet genug und stellte sich nun unter das Kommando Bonchamps und d'Elbée's, wurde jedoch nach der Einnahme von Saumur am 12. Juni 1793 durch einmüthigen Beschluß aller Führer zum „Oberbefehlshaber der katholischen und königlichen Heere“ ernannt. Er stand jetzt an der Spitze von 80,000 Mann; gleichwohl blieb die verhängnißvolle Belagerung von Nantes, welche am 20. Juni 1793 begann, von wechselndem Erfolg begleitet; er selber ward bei einem letzten Sturm verwundet. Er wurde nach St. Florent geschafft, wo er den 11. Juli 1793 †. Im Laufe des Kriegs fraß das Schwert fast seine ganze, außerordentlich zahlreiche Familie; die wenigen noch vorhandenen Kinder C.'s wurden von der Restaurationsregierung mit großen Pensionen bedacht.

Catherwood, englischer Maler, bereiste 1839 bis 1841 Centralamerika und hielt sich namentlich in Yucatan länger auf, dessen Denkmäler seine Aufmerksamkeit ganz besonders erregten. In Folge dieses Reiseunternehmens erschienen 1844 zu London „Views of ancient monuments in Central-America, Chiapas and Yucatan“ (gr. Fol.). Die 25 Platten des Werks sind sämmtlich nach C.s Zeichnungen von Picken, Warren, Bourne, Parrot, Boys u. a. Künstlern lithographirt und in Farben gedruckt. So Ausgezeichnetes auch die Engländer in kurzer Zeit in der Lithographie und im Farbendruck geleistet haben, so läßt doch dieses Werk alle

frühern derartigen Leistungen an technischer Ausführung wie überhaupt an Geschmack in der Darstellung hinter sich zurück.

Catilina, Lucius Sergius, der Anstifter der großen nach seinem Namen benannten Verschwörung in Rom, stammte aus der berühmten patricischen Familie der Sergier und war um 108 v. Chr. geboren. Von seiner Jugend ist nichts bekannt; doch beweist seine spätere Stellung im Staate, daß man ihn wissenschaftlich nicht vernachlässigt hatte. Einen Hauptgrundzug seines Charakters zeigte er schon im Bürgerkriege. Er tödtete da als Anhänger Sulla's den M. Marius Gratidianus, streckte den Mann seiner Schwester, Q. Cäcilius, mit eigener Hand nieder und ließ durch eine Horde Gallier, über die ihn Sulla gesetzt hatte, Mehre hinschlachten. Ein zweiter hervorstechender Zug seines Charakters war die Wollust. Schon als Jüngling hatte er mit Verschiedenen sträflichen Umgang gepflegt und soll später seine eigene Tochter geheirathet haben. Wegen seines Verhältnisses zu einer Vestalin angeklagt, wurde er durch den Einfluß von deren Verwandten losgesprochen; viele junge Leute verführte er nur zu dem Zweck, um in ihnen dann willenlose Werkzeuge für seine Zwecke zu haben. Nachdem er die Quästur verwaltet, diente er im macedonischen Kriege mit Auszeichnung, bekleidete darin noch die Prätur und ging als Statthalter nach Afrika, wo er sich aber so unmenschliche Erpressungen erlaubte, daß er von dem afrikanischen Gesandten in Rom angeklagt und demzufolge mit seiner Bewerbung um das Konsulat abgewiesen wurde. Die Anklage aber wußte er durch Bestechung des J. Clodius, der die Afrikaner vertrat, zu annulliren. Um die höchste Gewalt und dadurch die Gelegenheit zu erhalten, sich und seinen Genossen reiche Provinzen zu sichern, trat er mit P. Autronius und P. Sulla, einem Neffen des Diktators, welche 67 v. Chr. zu Konsuln erwählt, aber, weil durch Bestechung zu diesem Amt gelangt, kurz nachher wieder abgesetzt worden waren, in engere Verbindung und zettelte dadurch zugleich mit Autronius die erste Verschwörung an. Der Anschlag wurde jedoch verrathen, und C. mußte die Ausführung auf günstigere Zeit verschieben. Er bestimmte dazu den Februar und setzte nun auch die angesehensten Senatoren auf die Proskriptionsliste, aber auch diese Verschwörung scheiterte. Dieser Vorgänge ungeachtet stand C. fortwährend in der Gunst des Volks, in gutem Verhältnisse mit Crassus und Cäsar, und selbst Cicero widmete ihm, wiewohl eigennütziger Zwecke wegen, seine Rechtshülfe. Im Anfang des Juni 65 schien für C. der rechte Zeitpunkt zur Erlangung des Konsulats, sei's auf gesetzlichem Wege, sei's durch Gewalt, gekommen zu sein. Seine Genossenschaft war weit zahlreicher und einflußreicher, als bei der früheren Verschwörung, der Staat war ohne militärische Vertheidigung, denn Pompejus stand im fernsten Westen, und Sulla's alte Soldaten, welche in Etrurien angesiedelt waren, wünschten neue Bürgerkriege. Die von ihm in seinem Hause veranstalteten heimlichen Zusammenkünfte u. die Beschlüsse derselben wurden aber von einer gewissen Fulvia, die mit einem Mitverschwornen Umgang hatte, verrathen, Cicero griff ihn darauf in einer Rede an den Senat direkt an, warf ihm die schwersten Vergehungen vor, u. die Folge war, daß anstatt C. Cicero zum ersten Konsul erwählt wurde; der zweite wurde C. Antonius, C.'s Freund. Aus einer Anklage wegen der Ermordungen, welche zu Sulla's Zeiten Statt gefunden hatten, wußte er frei hervorzugehen. Die Verschwörung war durch Cicero's Wahl zwar erschüttert, aber nicht aufgelöst. Von nun an verfolgte C. sein Ziel auf dem Wege der Gewalt. Er sammelte Waffen und Kriegsbedürfnisse, ließ Truppen in Etrurien werben, vergrößerte seinen Anhang in jeder Weise, suchte den C. Antonius ganz auf seine Seite zu bringen, ließ durch Manlius die sullanischen Krieger für sich bearbeiten, suchte in Rom selbst die geeignetsten Orte mit Bewaffneten besetzt zu halten, machte Vorbereitungen zu einem allgemeinen Brande der Stadt u. verpflichtete seine Genossen, jeden Augenblick für ihn bereit zu sein. Cicero begegnete diesen Anschlägen mit zweckmäßigen Mitteln. Er gewann seinen Kollegen C. Antonius durch Ueberlassung seiner gewinnreichen Provinz Macedonien und ließ eine zehnjährige Verbannung für Diejenigen, welche bei der Bewerbung um Ehrenämter der Bestechung überführt wären, zum Gesetz erheben rc. C. beschloß endlich, Cicero am Tage der nächsten Komitien zu ermorden; dieser aber, davon benachrichtigt, verschob dieselben und brachte die Umtriebe C.'s vor den Senat. Offen und unverschleiert entwickelte er das ganze Bild der bis jetzt im Finstern genährten und groß gezogenen Verschwörung und forderte C. auf, sich von diesen Anschuldigungen zu reinigen. C.'s Erwiederung war das verwegenste Werk des Augenblicks, er rechtfertigte sich mit der alle Anklagen zugestehenden Erklärung, daß im Staate zwei Körper seien, der eine kraftlos, mit einem schwachen Haupte (Cicero), der andere stark, doch ohne Haupt (das Volk); doch solle diesem das Haupt, so lange er lebe, niemals fehlen. Auf diese Drohungen übertrug der Senat dem Konsul nach der gewohnten Formel die höchste Gewalt und ließ die geeigneten Plätze mit Bewaffneten besetzen. Als wenige Tage darauf L. Sävius im Senat einen Brief aus Fäsulä des Inhalts vorlas, daß der Mitverschworne Manlius die Waffen ergriffen und seine Schaaren versammelt habe, ließ der Senat in Fäsulä, in Apulien, in Capua und Picenum ebenfalls werben und versprach Dem, welcher eine Anzeige hinsichtlich der Verschwörung mache, wenn er ein Sklave sei, Freiheit und 100,000 Sestertien (an 6000 Gulden), wenn frei, 200,000 Sestertien, und vertheilte nächtliche Wachen in der Stadt. C. suchte anfangs den Schein der Unschuld anzunehmen u. bot sich sogar zu einer freien Haft an, wurde aber abgewiesen. Er legte wenig Gewicht darauf, daß ihn L. Paulus wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit (de vi publica) anklagte, sowie daß seine Schaaren im nächtlichen Ueberfalle Präneste fruchtlos angegriffen hatten; denn das Volk blieb ihm zugethan und die glaubwürdigsten Schriftsteller versichern, daß ein geringer Erfolg in den Waffen damals den Staat in die größte Gefahr gebracht haben würde. In einer neuen Berathschlagung beschloß C. einen allgemeinen Aufstand durch ganz Italien und vertheilte zu diesem Zweck sogleich die Rollen. Er wollte sich an die Spitze der Truppen in Etrurien stellen, Andere sollten Rom an allen Enden anzünden und alle angesehenen Männer niedermetzeln; sodann sollte C. erscheinen und sich vermittelst seines Heeres zum Herrn der Stadt machen. Da jedoch C. Rom nicht verlassen wollte, bevor

Cicero getödtet sei, erklärten sich zwei Ritter hierzu für den nächsten Morgen bereit. Der Plan wurde diesem verrathen u. scheiterte. Hierauf versammelte nun Cicero den Senat und donnerte dem ebenfalls erschienenen C. seine erste catilinarische Rede mit furchtbarer Beredtsamkeit entgegen. Dieser versuchte sich anfangs mit demüthiger Stimme und niedergesenktem Blicke zu vertheidigen, verließ aber, als sich ein lautes Gemurr im Senat erhob, wüthend den Saal und begab sich zu seinem Heere nach Etrurien, dasselbe möglichst zu verstärken. Die oberste Leitung seiner Angelegenheiten in Rom übertrug er dem C. Cethegus und P. Leutulus. Zwar erhoben sich nun Cicero's Feinde und beschuldigten ihn eines gewaltsamen Verfahrens gegen den ehrenwerthen Bürger, bald aber kam die Nachricht, daß sich C. zugleich mit Manlius zum Krieg rüste u. sich die Insignien höchster Gewalt beigelegt habe. Der Senat erklärte hierauf beide für Feinde des Vaterlandes, und die Konsuln nahmen eine Aushebung vor, Antonius zog gegen C., u. Cicero mußte zur Sicherung Roms zurückbleiben. Trotz dem war aber des Volks Anhänglichkeit an C. wenig erschüttert, es waren sogar noch mehre Römer zu ihm geeilt. Indeß fehlte in Rom nach C.'s Abgange den Verschwornen Einheit u. Sicherheit in der Leitung. Die meisten waren Leute, die ihr Vermögen durchgebracht, ihre Hoffnungen auf Staatsämter verwirkt hatten und nun ihr Vertrauen auf gänzlichen Umsturz der Verhältnisse setzten. Sie suchten auch Gesandte der Allobroger, eines gallischen Volks, die gerade nach Rom kamen, um sich über römische Beamte zu beschweren, für ihre Verschwörung zu gewinnen; dieselben theilten aber, was sie gehört, dem Q. Fabius Sanga, dem Patron ihres Staats, mit, und dieser gab Cicero sofortige Kunde. Cicero benutzte nun die allobrogischen Gesandten zu genaueren Nachforschungen über den Plan der Verschwörer. Sie sollten ihren vertrauteren Umgang mit denselben fortsetzen, besonders aber sich Briefe von ihnen zu verschaffen suchen und dann in einer bestimmten Nacht abreisen. Die Gesandten kamen den Anordnungen genau nach und reiseten, nachdem sie hinlängliche schriftliche Zeugnisse in der Hand hatten, von Rom ab, wurden jedoch verabredetermaßen überfallen und nach Rom zurückgeführt. Cicero berief sogleich am Morgen den Senat und legte die Briefe vor, aus denen die Schuld so klar hervorging, daß sie die Verschwornen eingestanden. Dieses Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf das römische Volk: erst jetzt erkannte es die Gefahr, in welcher die Stadt geschwebt hatte. Einmüthig wurde daher beschlossen, den Göttern für die Entdeckung der Verschwörung ein allgemeines Dankfest (supplicatio) zu feiern und Allen, deren patriotische Wirksamkeit dabei ans Licht gekommen war, Belohnungen zu dekretiren. Cicero selbst wurde des höchsten Ehrennamens „Pater Patriae“ für würdig erklärt. Gleichwohl blieb seine Stellung noch immer höchst bedenklich. Die Verschwornen schickten Kommissarien aus, um den Pöbel aufzureizen und ihre Sklaven und Freigelassenen herbeizurufen, die mit Gewalt ihre Befreiung bewirken sollten. Cicero berief den Senat und legte ihm die Frage vor, was mit den Verschwörern geschehen solle. Der erwählte Konsul Dec. Silanus ergriff zuerst das Wort und sprach das Todesurtheil über sie aus, und ihm folgten alle Konsularen bis auf C. Julius Cäsar, welcher sich für eine lebenslängliche Haft entschied. Schon schien seine Ansicht Beifall zu finden, als M. Cato, der sich für Silanus aussprach, den Ausschlag gab. Die Gefangenen wurden in das tullianische Gefängniß geführt und hier erdrosselt; dem Volk aber machte Cicero das Geschehene nur mit den Worten bekannt: Sie haben gelebt (vixerunt). C. hatte in der Zwischenzeit auf die Vollendung dessen gewartet, was er den Genossen auszuführen übertragen hatte. Von seinen Schaaren, die sich auf fast zwei Legionen (etwa 12,000 Mann) beliefen, war nur etwa der vierte Theil bewaffnet, daher zog er sich vor Antonius in die Gebirge Etruriens zurück und vermied jeden Kampf. Als die Nachricht von der Katastrophe in Rom eintraf, verlief sich ein großer Theil der Seinigen, und er selbst eilte nach Pistoria, um auf Gebirgspfaden nach Gallien zu entkommen. Aber Q. Metellus Celer versperrte ihm den Weg, und er vermochte nicht länger dem Kampfe auszuweichen, da sich auch Antonius, der ihn gern hätte entkommen lassen, durch seinen Quästor zur Schlacht gezwungen sah. Es kam zu derselben im Januar 63 v. Chr. C. feuerte die Seinen durch eine kräftige Rede zum Kampfe an und zeigte durch die Anordnung der Schlacht Umsicht und Geschick eines ausgezeichneten Feldherrn. Der kranke Antonius wurde von seinem Legaten Petrejus vertreten. Auf beiden Seiten kämpfte man heldenmüthig; C. zeigte einen Muth, wie Petrejus ihn nicht erwartet hatte, sah aber bald seine Linien gesprengt, stürzte sich mitten in die dichtesten Feinde und wurde tapfer kämpfend getödtet; man fand ihn mit noch wildem Blicke unter einem dichten Haufen erschlagener Feinde. Antonius sandte sein Haupt nach Rom, die übrigen Mitverschwornen wurden meist vereinzelt ergriffen und nach Verdienst behandelt. So endete diese merkwürdige Verschwörung, welche Cicero den hohen Ruhm der Rettung des Vaterlands, aber auch den Vorwurf willkürlicher Verfahrungsweise eintrug. Der römische Staat erlangte seit dieser Zeit seine frühere Ruhe nie wieder; die Parteiungen für oder gegen den Senat hörten fortan nicht auf, bis endlich das Triumvirat des Pompejus, Crassus und Lepidus den letzten Tag der Republik heraufführte. Die Geschichte der catilinarischen Verschwörung ist von Sallust in seinem „Bellum Catilinarium“ vortrefflich dargestellt worden.

Catinat, Nicolas de, Marschall von Frankreich, geboren den 1. September 1637 zu Paris, wo sein Vater Parlamentsrath war, studirte die Rechte, gab aber seine Advokatur später auf, nahm Militärdienste und zeichnete sich während der Belagerung von Lille 1667 unter den Augen des Königs so aus, daß er als Lieutenant zur Garde versetzt wurde. Als solcher wohnte er den Feldzügen von 1672—75 bei, ward 1676 zum Generalstab der Armee des Marschalls von Rochefort versetzt und bald darauf zum Kommandanten in St. Quilain, später in Chateau en Cambresis, dann zum Brigadier und Kommandanten in Dünkirchen und sodann zum Generalinspektor der Armee ernannt. Im Jahre 1681 zum Maréchal de camp befördert, besetzte und verstärkte er die Citadelle von Casal. Leider mußte auch er Werkzeug zur Verfolgung der Waldenser in Savoyen werden, deren unter seinen allzu dienstfertigen Händen über 15,000 umgekommen sein

sollen. Er wurde darauf 1687 Gouverneur von Luxemburg, zeichnete sich als Generallieutenant bei der Belagerung von Philippsburg sowohl durch Umsicht, als durch persönliche Tapferkeit ganz besonders aus und erhielt den Oberbefehl in Jülich und Limburg mit Louvois' Weisung, das Land gehörig zu verwüsten (bien brûler). Den Herzog von Savoyen, der mit dem Kaiser und mit Spanien eine geheime Allianz geschlossen hatte, schlug er am 18. Juni 1690 bei Staffarde, nahm Susa und belagerte im folgenden Jahre mit glücklichem Erfolg Nizza, Carmagnola und das Schloß Montmelian, sah sich jedoch jetzt durch den Tod des Ministers Louvois seiner Stütze beraubt. Am 4. Okt. 1693 schlug er mit 40,000 Mann die unter dem Herzog von Savoyen und dem Prinzen Eugen zwischen den Bächen Cisola und Non stehende feindliche Armee total. Noch im Laufe dieses Jahres zum Marschall von Frankreich ernannt, vermittelte er den am 29. August 1696 zu Turin abgeschlossenen Frieden und ging bald darauf als Befehlshaber eines Corps nach Flandern, wo am 5. Juni 1697 die Veste Ath an die französischen Truppen überging. Seit dem ryswicker Frieden (30. Okt. 1697) lebte C. als Privatmann in Paris, bis ihm 1701 der Oberbefehl über die italienische Armee im Mailändischen übertragen wurde. Am 9. Juli 1701 bei Carpi geschlagen, verlor er das Kommando, kommandirte 1702 aber wieder im Elsaß. Nachdem er bald darauf seinen Abschied genommen, † er den 25. Februar 1712 auf seinem Gute St. Gratien bei St.-Denis. C. gehört zu den besten Generälen Ludwigs XIV., u. seine Dienste trugen nicht wenig zu dem Glanze von Frankreichs Waffen in dieser Epoche bei. C. war Soldat im wahren Sinne des Wortes, tapfer und vorsichtig (weshalb er der Vater der Gedanken genannt wurde), aber rasch in der Ausführung und kein Opfer scheuend, um zum Siege zu gelangen. Dabei war er im höchsten Grade uneigennützig und trotz seiner großen Strenge ein Liebling der Soldaten, mit welchen er alle Gefahren u. Entbehrungen theilte. Vergl. Crequi, Mémoires pour servir à la vie de N. d. C., Paris 1775.

Cato, 1) M. **Porcius Censorius**, auch Sapiens, der Weise, und später zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Urenkel, Cato von Utica, Priscus und Major (der Alte, Aeltere, genannt), Sprößling einer damals noch ziemlich unbekannten Familie, wurde zu Tusculum um 236 v. Chr. geboren und verlebte seine Jugend daselbst unter ländlichen Beschäftigungen, die seinen Sinn früh auf jene altrömische Mannhaftigkeit, Mäßigkeit und Einfalt hinlenkten, worin er sein ganzes Leben hindurch die Grundpfeiler eines tüchtigen Gemeinwesens erkannte. Das Gefühl der ihm inwohnenden Kraft trieb den jungen C. bald nach Rom. Als siebzehnjähriger Jüngling trat er ins Heer ein, stieg bald zum Tribun empor und wohnte als solcher 209 der Eroberung Tarents und 207 dem Siege am Metaurus über Hasdrubal bei. Die Winterruhe benutzte er, sich zum Rechtsgelehrten und Redner heranzubilden. Er fand Beifall und ging 204 mit P. Scipio als Quästor nach Sicilien. Im Jahre 199 gelangte er zur Würde eines Aedils und im folgenden Jahre zur Prätur, nach deren Ablauf er sich als Proprätor nach Sardinien begab. Hier fand er zwar keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten, erwarb sich aber durch seine Uneigennützigkeit und besonders durch seine rücksichtslose Strenge gegen die römischen Wucherer die Achtung des Volks. Wiewohl um deswillen von der Nobilität sowie als Emporkömmling vom Adel gleich gehaßt, gelangte er doch zugleich mit seinem Gönner L. Valerius Flaccus zum Konsulat (195). Seine strengen Grundsätze erregten viel Anstoß, besonders bei den Frauen, gegen deren Ueppigkeit und Prunksucht er umsonst eiferte. Im folgenden Jahr erhielt er das im Aufstand begriffene, diesseitige Spanien zur Provinz, eroberte es in ruhmvollen Kämpfen und erhöhte seinen Werth durch bessere Ausbeutung der Erz- und Silbergruben, wofür ihm der Senat ein Dankfest veranstaltete. Im J. 190 befehligte er als Legat unter dem Konsul Manlius Acilius Glabrio gegen Antiochus von Syrien und hatte das Verdienst, den an den Thermopylen gut verschanzten Feind durch nächtliche Uebersteigung dieses Gebirgs unter unglaublichen Schwierigkeiten zu werfen und zum Frieden zu zwingen. Er erhielt hierfür vom Konsul, der ihn im Angesicht des Heeres umarmte, den ehrenvollen Auftrag, dem Senat und Volk die Siegesbotschaft zu überbringen, vorher aber die Griechen im Süden in der Treue gegen Rom zu befestigen. Hiermit endigt C.'s kriegerische Laufbahn; desto bedeutender wird aber von jetzt an seine Bedeutung in der Kurie und auf dem Forum, insbesondere durch seinen rücksichtslosen Widerspruch gegen die einreißende Ueppigkeit und gegen die wachsende Sittenverderbniß. Im Jahre 184 mit Flaccus zum Censor gewählt, hieß er von nun an wegen seiner schonungslosen Verfolgung alles Unrechts u. jedes Lasters Censorius. So entsetzte er 7 Senatoren um ihres unsittlichen Lebenswandels willen und stieß L. Scipio Asiaticus auf den bloßen Verdacht der Veruntreuung von Geldern hin aus dem Ritterstande. Schmuck, Kleidung, Hausgeräthe, selbst junge Sklaven wurden geschätzt und, wenn der Werth des Einzelnen mehr als 15,000 As betrug, mit einer zehnfachen Steuer belegt. Die überhandnehmende Sitte, Haus, Villen und öffentliche Plätze mit Gemälden und Statuen zu verzieren, traf große Beschränkung. Bei allen seinen Maßregeln hatte C. nur das Wohl des Staates im Auge, oft mit Hintansetzung der Billigkeit für die Privaten; überhaupt vergaß er, Ernst mit Milde zu vereinigen und konnte daher dem Verdachte, als strafe er mehr die Person, als das Unrecht, nicht entgehen. Er betrachtete den Kampf gegen den herrschenden Zeitgeist als seine wichtigste Aufgabe; aber er verstand jenen nicht, darum vermochte er ihn nicht zu verbessern. Er eiferte gegen die Ungerechtigkeiten der Einzelnen, aber die Ungerechtigkeiten der Republik gegen Provinzialen u. A. verhinderte er nicht nur nicht, sondern beförderte sie selbst. Seiner Feinde Umtriebe bewirkten, daß der Senat die von C. angeordnete Verpachtung der Zölle als dem Staate nachtheilig aufhob, und daß ihn das Volk wegen Mißbrauchs der censorischen Gewalt zu einer Geldstrafe von 2 Talenten verurtheilte; aber neue Aufwandsgesetze und strenge Untersuchungen gegen Provinzialbeamte, die sich Erpressungen hatten zu Schulden kommen lassen, bewiesen, daß C. dadurch nicht eingeschüchtert sei. Immer bedeutender wurde das Gewicht des strengen Censors im Senat, selbst bei den Berathungen über auswärtige Verhältnisse.

So wußte er die harten Maßregeln des Senats gegen die ungetreuen Rhodier abzuwehren und erwirkte 300 verbannten Achäern die Rückkehr ins Vaterland. Die Abneigung C.'s gegen alles Fremde erstreckte sich auch auf die griechische Bildung. Socrates galt ihm als ein Schwätzer und Isocrates als ein langweiliger Pedant, und eine athenienſiſche Gesandtschaft, welche in Rom philosophische Vorträge hielt, wollte er ausgewiesen haben. Den bedeutendsten Einfluß aber auf das Geschick Roms und der Welt gewann C. durch seine unaufhörlichen Mahnungen zur gänzlichen Zertrümmerung Karthago's, dieser Nebenbuhlerin Roms. Als er sich 157 durch persönliche Anwesenheit von dem Wiederaufblühen jener Stadt überzeugt hatte, hielt er fortan keinen Vortrag in der Kurie mehr, ohne ihn mit seiner bekannten Bannformel zu schließen: „er stimme für Karthago's Zerstörung" (ceterum censeo, Carthaginem esse delendam). Karthago's Fall erlebte er nicht mehr. Er † in einem Alter von 85 Jahren. C.'s Aeußeres war der getreue Abdruck seines Innern: eine hohe, kernhafte Gestalt, ein strenger Blick und eine gewaltige Stimme. Seinen von Natur schon eisernen Körper stählte er noch durch Arbeit und Enthaltsamkeit. Nirgends bemerkte man bei ihm eine Spur von Pracht und Luxus. Wollust hatte keine Gewalt über ihn, das eheliche Gelübde war ihm heilig; er sagte, ein guter Gatte stehe über einem guten Senator. Seine Kinder umfaßte er mit gleicher Liebe und übernahm ihren Unterricht selbst. Kalt und unerbittlich gegen die Optimaten, zeigte er sich leutselig gegen die Menge. Unbestechlichkeit, Gerechtigkeit waren Hauptgrundzüge seines Charakters. Geheilt hat er aber die Schäden des Gemeinwesens nicht, sondern sie nur aufgezeigt. Der Tugend- und Thatenstolz verleitete ihn oft zu Ruhmredigkeit; mit stolzem Selbstgefühl erwiederte er auf die Aeußerung, es befremde, daß man ihm keine Statue errichtet habe: besser, als wenn das Gegentheil befremdete. Ungeachtet seiner Herablassung gegen das Volk war er doch ein harter Herr seiner Sklaven. Seinem Hauswesen stand er mit Sorgfalt vor und erwarb sich durch Landbau und Viehzucht ein großes Vermögen, soll sich aber hierbei von Wucher, den er sonst so hart bestrafte, selbst nicht ganz frei erhalten haben. Ein Flecken in seinem Charakter ist auch seine unversöhnliche Rachsucht. Bei alle dem war C. ein Mann von ausgezeichneter geistiger Kraft. Mit einem durchdringenden Verstande vereinigte sich in ihm die Gabe des Witzes, der fast mehr gefürchtet wurde, als sein Zorn. Auch als Schriftsteller that er sich hervor; sein Werk über die Landwirthschaft zeugt von damals seltenen Kenntnissen in der Naturgeschichte. Seine Beredtsamkeit muß, wiewohl sein rauhes Wesen alle rhetorische Kunst verschmähte, bedeutend gewesen sein, denn man nannte ihn den römischen Demosthenes. Die meisten seiner Schriften sind uns nur noch dem Namen nach und durch einige dürftige Fragmente bekannt. Für seinen Sohn schrieb er Belehrungen und ein Geschichtswerk („Origines" betitelt), worin er die Geschichte Roms und Italiens von der ältesten bis auf seine Zeit abhandelte. Dem Vorurtheil gegen griechische Bildung und Wissenschaft entsagte er erst als Greis und auch da noch nicht unbedingt. Sein älterer Sohn, Marcus Porcius, nach seiner Mutter Licinia Licinianus genannt, zeichnete sich in der Schlacht bei Pydna gegen Perseus aus und machte sich auch als Rechtsverständiger bemerklich; die Regula Catoniana in den Pandekten stammt von ihm. In den öffentlichen Würden gelangte er bis zur Prätur; während der Verwaltung derselben † er in der Blüthe seiner Jahre (152).

2) Marcus Porcius C., gewöhnlich Uticensis oder der Jüngere genannt, Urenkel des C. Censorius, geboren 95 v. Chr., ward früh eine Waise und im Hause seines Oheims Livius Drusus erzogen. Die Sittenstrenge desselben war wohl nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die erste Geistesrichtung des Knaben. Schon früh zeigte dieser einen in seinem Alter seltenen Ernst und eine ungewöhnliche Tiefe des Gemüths, die in ihm den Nachfolger seines großen Ahnen, den unerschütterlichen Vertheidiger des Rechts erkennen ließen. Enthaltsamkeit, körperliche Abhärtung, Muth und Entschlossenheit machte er sich zur festen Norm seines Lebens und trat als Jüngling durch die schlichte Einfalt seines Wesens, durch seine Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der feilen Menge und durch sein unverbrüchliches Halten an dem, was er für Recht erkannt hatte, in schneidenden Gegensatz gegen die ausschweifenden Sitten der damaligen römischen Jugend, deren Achtung ihm gleichwohl nicht entging. Eine solche Geistesrichtung mußte ihn zu den Grundsätzen der stoischen Philosophie hinführen, die er aufs innigste mit seinem ganzen Denken und Leben zu verschmelzen wußte. Er trat 72 ins Heer und zeigte sich als musterhaften Soldaten. Im J. 67 ging er, obwohl sich seine Neigung nicht eigentlich einer kriegerischen Laufbahn zuwandte, als Kriegstribun zu dem Proprätor M. Rubrius nach Macedonien, wurde aber des einförmigen Lagerdienstes bald überdrüssig. Nach Rom zurückgekehrt, theilte er seine Zeit zwischen der Philosophie und dem Studium und der praktischen Ausübung der Redekunst. Als Quästor stellte er sich die Aufgabe, die eingerissenen Mißbräuche abzustellen, und ordnete das verworrene Rechnungswesen. Auch Sulla's Mordknechte traf sein rächender Arm. Nach Ablauf seiner Quästur ging er, zur Erweiterung seiner Welt- und Geschäftskenntniß, 64 nochmals für ein Jahr nach Asien. In den nun beginnenden Wehen des innern Zwiespalts in Rom blieb er, wiewohl ein Gegner des Pompejus, parteilos. Neben dem Pompejaner Metellus zum Tribun erwählt, klagte er den designirten Konsul Murena der Stimmenerkaufung an und gab in den Verhandlungen über Catilina's Verschwörung den Ausschlag für Verurtheilung der Betheiligten. Als Metellus den Antrag stellte, Pompejus und sein Heer zum Schutze der Verfassung und des Lebens der Bürger schnell aus Asien herbeizurufen, was in der Wirklichkeit jenen Parteiführer in den Besitz der unumschränkten Gewalt setzen hieß, und seinem Vorschlag durch Söldnertruppen Nachdruck zu geben suchte, erschien C. kühn auf dem Forum, riß jenem seine Rede aus der Hand, hielt selbst unter einem über ihn ergehenden Steinhagel noch Stand und vereitelte des Metellus Plan. Der nach Mithridats Besiegung ruhmgekrönt zurückkehrende Pompejus lernte in C. einen nicht zu verachtenden Gegner kennen und suchte ihn dadurch an

sein Interesse zu fesseln, daß er für sich selbst und seinen Sohn um zwei seiner Nichten werben ließ. Aber der strenge Republikaner wies die Bewerbung schroff zurück. C. ahnte nicht, daß er gerade hierdurch den Bund der Machthaber beschleunigte, indem er durch seine Abweisung die Verschwägerung derselben und das für die Republik verhängnißvolle Triumvirat herbeiführte. Als sich Cäsar als Konsul 59 das Volk, die Veteranen und den Pompejus durch ein Ackergesetz verpflichten wollte, suchte C. einen jenem günstigen Beschluß dadurch zu hindern, daß er ununterbrochen fortsprach, bis er durch Gefängnißandrohung zur Ruhe gebracht wurde und endlich weichen mußte. Ebenso erfolglos war C.'s Widerspruch, als Cäsar die Ritter durch Verringerung der Pachtsumme für Ländereien in Asien auf seine Seite brachte und des Pompejus Einrichtungen in Asien bestätigen, sich selber aber Provinzen und Legionen zutheilen ließ. Dennoch war C. immer ein gefürchteter Widersacher der Ehrgeizigen, zog ihre Ränke schonungslos ans Licht und erschwerte dadurch wenigstens die Ausführung ihrer Pläne. Man sandte ihn deshalb nach Cypern, um dort den König Ptolemäus, welcher in einem Tribun die Ehre der Republik beleidigt haben sollte, abzusetzen und seine Habe einzuziehen. Nur mit Sträuben fügte er sich dem Befehl, und C., hier weniger das Recht als den Vortheil des Staats im Auge habend, raubte einem unglücklichen Fürsten Land und Gut. Unterdeß wurden die Bande, mit welchen die Triumvirn Roms Freiheit umstrickten, immer fester gezogen, während Cäsar in Gallien Kriegsruhm erwarb und zahlreiche Legionen an sich kettete, bewarben sich Pompejus und Crassus für 55 um das Konsulat und erlangten es auch, trotz C.'s Bemühungen zu Gunsten seines Schwagers Ahenobarbus. Jetzt hielt es C. für unerläßlich, mit amtlichem Ansehen gegen die Feinde der Republik aufzutreten, und bewarb sich aus diesem Grunde für 55 um die Prätur, unterlag aber durch Bestechungen seitens seiner Gegenpartei einem Genossen derselben. Als der Tribun C. Trebonius für die beiden Konsuln Syrien und die beiden Spanien, Truppen und eine ausgedehnte Vollmacht, ein Gleiches später für Cäsar in Gallien forderte, suchte C. die Genehmigung dieses Vorschlags durch das oft gebrauchte Mittel zu hindern, daß er in der Volksversammlung nicht aufhörte zu reden, wurde aber gewaltsam entfernt, und eine blutige Niederlage C.'s und der Optimaten und die Bestätigung jener Anträge waren die Folge. Vergeblich donnerte C. fortwährend von der Rednerbühne herab gegen das frevelhafte Beginnen seiner Gegner. Zuletzt wandte er sich an Pompejus selbst, um ihm über Cäsars letztes Ziel die Augen zu öffnen und sein eigenes Interesse an das des Staates zu knüpfen, sah sich aber auch hier abgewiesen. In der Kurie und vor dem Volke trat er der wachsenden Macht Cäsars kühn entgegen und drang wiederum vergeblich auf dessen Auslieferung an die Germanen, da er sie durch unerlaubte List überwunden habe. Im Jahre 54 endlich zum Prätor ernannt, forderte er die strengsten Maßregeln gegen Bestechungen und Amtserschleichungen, und da sich die Kandidaten des Konsulats solcher Vergehungen ganz öffentlich schuldig gemacht hatten, so begann das folgende Jahr mit einer Zwischenregierung. Pompejus aber, der die Diktatur im Auge hatte, und dem eine Zerrüttung der Republik nur nützen konnte, schürte die glimmenden Funken und wußte eine Anarchie in Rom anzustiften, zu deren Aufhebung er allein mächtig genug erschien, so daß selbst C. beistimmen mußte, Pompejus zur Rettung der Republik aufzurufen. Eine Diktatur wäre unter solchen Umständen in der Ordnung gewesen, aber C. und seine Anhänger scheuten den Namen; sie schlugen also den Ausweg ein, Pompejus für das laufende Jahr zum alleinigen Konsul wählen zu lassen. Für das nächste Jahr entschloß sich C., selbst um das Konsulat anzuhalten, um desto nachdrücklicher den geheimen Umtrieben der Machthaber begegnen zu können. Aber auch jetzt verschmähte er selbst die erlaubten Mittel und bewies dem Volke die Aufmerksamkeit nicht, welche es von den Kandidaten erwartete. So wurden Cäsars und Pompejus' Kandidaten ihm vorgezogen. Mit Gleichmuth resignirte er und erschien nie wieder unter den Bewerbern um die höchste Würde der Republik. In den nächsten Jahren, in welchen sich das große Drama, dessen Hauptpersonen Cäsar und Pompejus waren, seiner Entscheidung näherte, tritt C.' Wirksamkeit mehr in den Hintergrund zurück; er theilte die Hoffnungen und Befürchtungen der Optimaten, und nur darin erhob er sich über sie, daß er nicht persönliche und Standesinteressen mit republikanischer Freiheit verwechselte und nichts für sich suchte. Ohne Scheu betheuerte er, er wolle Cäsar, sobald er als Privatmann aus der Provinz zurückkomme, wegen seiner Verbrechen belangen. Aber ungeachtet seiner besseren Gesinnungen wurde er in die blutgierige Faktion gedrängt, die, nach Rache und Proskriptionen verlangend, ihre Hoffnungen auf Pompejus und seine Gewalt setzte. Mit großer Leidenschaftlichkeit nahm er an den Berathungen derselben Antheil, deren endliche Wirkung der feindliche Anzug Cäsars gegen Rom war. Da sorgte auch C. für seine Familie und folgte mit seinem Sohne den Konsuln nach Kampanien. Von diesem Tage an schor er nach der Sage weder Haupt, noch Kinn und trauerte bis an sein Ende über das Unglück des Vaterlandes. Sicilien wurde ihm zur Vertheidigung überwiesen; doch der feindlichen Uebermacht gegenüber seine Unfähigkeit einsehend, eilte er, sich wieder mit Pompejus, dessen Fahnen er von nun an getreulich folgte, zu vereinigen. Aber dieser scheute den vormaligen Gegner und schickte ihn nach Asien, wo er bei der Rüstung der Land- und Seemacht behülflich sein sollte, jedoch von Metellus Scipio, welcher unter dem Vorwande des Krieges die Provinzen Asiens für eigene Rechnung ausbeutete, zurückgewiesen wurde. Wegen seiner Mahnungen zu Milde und Menschlichkeit in der Führung des Bürgerkriegs überall lästig, schickte man ihn endlich nach kurzem Aufenthalt bei der Flotte und im Hauptquartier nach Dyrrhachium, um die Kriegskasse u. viele Vorräthe zu decken und Cäsars Truppen am Landen zu hindern. Nach der Schlacht bei Pharsalus wandte er sich nach Corcyra und gelangte endlich nach großen Beschwerden nach der Provinz Afrika, wo er sich im Frühjahr 47 mit ungefähr 10,000 Mann mit dem Prokonsul Attius Varus, Metellus Scipio und Juba vereinigte. Aber auch diese fürchteten C.'s Grundsätze u. sein Ansehen, u. C. entsagte daher freiwillig der höheren Stellung,

vielleicht auch aus Abneigung gegen eine thätige Theilnahme an dem Bürgerkriege und im Bewußtsein seiner Unfähigkeit, kriegerische Operationen zu leiten. Doch gelang es ihm, die Stadt Utica vor Scipio's Rache zu retten und zu einem festen Bollwerk der republikanischen Partei zu machen, sowie er auch unermüdlich für die Bedürfnisse des Heeres Sorge trug. Als die Kunde von der Schlacht bei Thapsus, die Afrika's Schicksal in Cäsars Hände legte, nach Utica gelangte, war C. zur hartnäckigsten Vertheidigung des Platzes entschlossen. Da erschienen die Ueberbleibsel der republikanischen Reiterei hart vor den Thoren, ungewiß, ob sie sich mit C. zur Vertheidigung Utica's vereinigen sollten. Als sie es aber zur ersten Bedingung ihres Eintritts in Utica machten, daß die ganze unzuverlässige Bevölkerung niedergemacht oder vertrieben werden sollte, empörte sich C.'s menschliches Gemüth gegen solche Greuel, und sie zogen ab. Mit großer Ruhe besorgte C. darauf die mannichfachen, durch die Verhältnisse veranlaßten Geschäfte, unterhielt sich im Kreise seiner Freunde über Gegenstände der Philosophie, besonders die stoische Lehre: daß der Tugendhafte allein der Freie sei. Dann zog er sich zurück und las in Plato's Phädon. Beim Anbruch der ersten Morgendämmerung vergewisserte er sich von der bewirkten Einschiffung seiner Freunde, verriegelte seine Thüre und stieß sich sein Schwert in den Leib. Aber der Stoß hatte keine edleren Theile verletzt, und die auf das Geräusch, welches C.'s Fall verursachte, herbeieilenden Freunde fanden ihn mit hervorbrechenden Gedärmen bewußtlos im Blute sich wälzend. Sein Freigelassener, Butas, legte einen Verband an, aber C., wieder zum Bewußtsein kommend, stieß den Arzt zurück, riß jenen ab und gab bald darauf seinen Geist auf, 49 Jahre alt. Die Urtheile der Zeitgenossen über ihn sind sehr widersprechend. Cicero, der öfters mit C. in gespannten Verhältnissen lebte, rühmt ihn dennoch als einen in jeder Tugend ausgezeichneten Mann, dessen Leben so rein u. preiswürdig sei, daß ein von ihm Beklagter leicht zum Voraus für schuldig gelte. Unleugbar aber ist es, daß seine strenge Tugend oft in Unbeugsamkeit u. Härte ausartete. Nach seinem Grundsatze: Alles für u. durch den Staat, galt ihm jedes Mittel, ihn zu sichern, für erlaubt. Mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltete er öffentliches, ihm anvertrautes Gut, u. vor Gericht sprach er, der Bestechung ganz unzugänglich, allein nach seiner Ueberzeugung. Lob u. Tadel waren ihm eben so gleichgültig wie äußerer Prunk. Im Verkehr mit Fremden war er hochfahrend, um dem römischen Namen nichts zu vergeben; sonst forderte er für sich eben so wenig Ehre, als er sich zu bereichern suchte. Ueberall gab er eine musterhafte Uneigennützigkeit kund. Auch Leidenschaften übten keine große Macht über ihn aus; selten gerieth er in Zorn. Von Rachsucht frei, verlangte er, obwohl der eifrigste Republikaner, man solle in den Feinden die Bürger schonen. Die Tiefe und Innigkeit seiner Gefühle zeigten sich besonders in seinem Verkehr mit seiner Familie. Die Scheidung von seiner ersten Gattin Atilia wurde nicht durch ihn veranlaßt, die zweite, Marcia, überließ er dem Hortensius, nahm sie aber nach dessen Tode wieder zu sich. Seinen Kindern war er ein guter Vater, seinen Freunden ein zuverlässiger Freund. Er bekannte sich zu den Lehren der Stoa, beschäftigte sich aber auch mit den Werken anderer Philosophen. Sein Vortrag war bündig, ergreifend und mit philosophischen Betrachtungen durchwebt. In seinem öffentlichen Leben läßt sich eine ähnliche Halbheit wie in dem seines Ahnen nicht verkennen. Er wollte der Sittlichkeit und dem bürgerlichen Gesetze Genüge leisten, aber der Staat mit der bestehenden schlechten Verfassung, der ihm als das Höchste galt, zog ihn öfters nach der entgegengesetzten Seite hin. Daher auch seine Ohnmacht dem genialen Cäsar gegenüber, mit dem sich der beschränktere Geist nie in einen Wettstreit hätte einlassen sollen. Seine scharf gezeichnete Persönlichkeit verschaffte ihm Ansehen, befähigte ihn aber nicht zu einem Parteihaupte; mehr Ruhm als Macht verlangend, war er allen Parteien unbequem und erschwerte durch seine schroffe Gesetzlichkeit die Einigung derselben. Vergleichen wir ihn mit seinem Ahnherrn, so ergibt sich auf den ersten Blick, daß er diesem an originellem Geist u. an Thatkraft nachstand, an sittlichem Werthe aber ihn übertraf. Sein Sohn, **Marcus Porcius**, von Atilia, seiner ersten Gemahlin, war bei seinem Vater in Utica, wurde von Cäsar begnadigt und behielt auch das väterliche Vermögen. Nach des Diktators Tode begab er sich zu M. Brutus und folgte diesem nach Asien. In ihm fiel bei Philippi einer der letzten Republikaner.

Cato, 1) **Valerius**, römischer Grammatiker im 1. Jahrhundert v. Chr., aus Gallien, Verfasser des dem Virgil beigelegten Gedichts „Dirae", in welchem er Verwünschungen und Klagen über den Verlust seiner Ländereien in Folge von Sulla's Ackervertheilung ausspricht. Die besten Ausgaben sind von Eichstädt (Jena 1826) und von Putsche (das. 1828).

2) **Dionysius**, römischer Dichter, im 3. Jahrhundert n. Chr., angeblich Verfasser der „Disticha de moribus" oder „Disticha moralia", in 4 Büchern, die vielfach für ein Werk späterer Zeit gelten, dem man ihres streng sittlichen Inhalts wegen M. Porcius C.'s Namen vorgesetzt habe. Im Mittelalter benutzte man sie als Lehrbuch; auch wurden sie häufig in die deutsche („Meisters Cato Rath") und andere Sprachen übersetzt. Die beste Ausgabe besorgte Arntzen (Amsterdam 1754), die neueste deutsche Uebersetzung Fleischner (Nördlingen 1832).

Catonia regula (lat.), eine von Cato Uticensis herrührende Bestimmung, nach welcher ein Testament, welches nicht gültig ist, wenn der Erblasser gleich nach dessen Verfertigung stirbt, auch nicht gültig wird, wenn er leben bleibt und erst später stirbt.

Cats, **Jakob**, Rathspensionär von Holland und einer der beliebtesten Dichter seiner Nation, geboren den 10. November 1577 zu Brouwershaven in Seeland, wurde bei einer Schwester seiner früh verstorbenen Mutter erzogen und besuchte dann die Schule zu Zieuklee. Auf der Universität zu Leyden studirte er die Rechtswissenschaft und trieb daneben das Griechische, stand jedoch bald wieder davon ab u. ging zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Orleans, wo er die Doktorwürde erhielt. Nach Holland zurückgekehrt, prakticirte er als Rechtsverständiger und ließ sich in Brouwershaven und dann in Middelburg nieder. Nach dem Waffenstillstande von 1609 erwarb er sich durch seine Bemühungen um Herstellung der im Kriege durch Ueberschwem-

mung verdorbenen Felder nicht unbedeutendes Verdienst. Einen Ruf nach Leyden als Professor der Rechte schlug er aus und übernahm die Stelle eines Pensionärs (Syndikus) zu Middelburg, bald darauf auch von Dortrecht. Im Jahre 1625 wurde er Kurator der Universität zu Leyden und ging 1627 als Gesandter nach England, um über die Feindseligkeiten englischer Schiffe gegen die neutralen holländischen Klage zu führen. Im Jahre 1636 stieg er zur hohen Würde eines Rathspensionärs von Holland empor, in welcher Stellung er sich trotz der verwickelten Zeitverhältnisse stets als ein umsichtiger, rechtlicher, biederer Freund des Vaterlandes bewies. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit England zog sich C. von allen öffentlichen Geschäften zurück u. lebte auf seinem Landgute Zargvliet, wo er den 12. Sept. 1660 †. Ein ihm geweihtes Denkmal zu Gent, von Parmentier, ward 1829 enthüllt. Seine Gedichte verbinden mit Leichtigkeit in der Versifikation ein glückliches Treffen des Volkstones und haben deshalb trotz einer gewissen Breite eine ungemeine Verbreitung gefunden. Seine große Gelehrsamkeit (er verstand die alten u. die meisten neuern Sprachen) wußte er stets mit dem frischen Leben in Verbindung zu erhalten u. sie auf dieses anzuwenden. Das „Buch des Vaters C.“, wie die Holländer seine Werke nennen, war noch über ein Jahrhundert nach seinem Tode in den Familien von altem Schrot u. Korn ein Hausbuch. Er hinterließ zahlreiche Schriften in holländischer Sprache. Sein Hauptwerk ist „Huwelyk“ (Die Ehe, in 6 Abtheilungen: Maagd [Jungfrau], Kyster, Bruyt [Braut], Koling, Moeder, bedaegde Huismoeder [Matrone], 1628). C.' sämmtliche Werke erschienen zu Amsterdam in einem Foliobande 1658, 1700, 1712, 1724 ff.; deutsch, Hamb. 1700—17, 8 Bde.; seine poetische Selbstbiographie, die er in seinem 82. Jahre schrieb, kam erst 1709 heraus. Einzelne Gedichte C.' sind ins Hochdeutsche, Französische u. Englische übersetzt worden.

Catskill, Hauptstadt der Grafschaft Green im nordamerikanischen Freistaat Newyork, an der Mündung des Catskillcreek in den Hudson und am Anfang der Catskill- und Canajohariceisenbahn prächtig gelegen, hat ein Gerichtshaus, 5 Kirchen, 2 Banken, mehre Fabriken und 6000 Einwohner. Einige Stunden südöstlich liegt Pine-Orchard, ein romantischer Punkt in den Catskill Mountains und viel besuchter Sommeraufenthalt der Newyorker, mit dem „Catskill Mountain House“, einem schönen Hotel, 2500 Fuß hoch, von wo eine schöne Fernsicht. Die Catskill Mountains sind eine Gebirgsgruppe der Alleghanykette, die sich am rechten Ufer des Hudsons bis zum Mohawk hinzieht und sich im Round Top 3804, im High Peak 3718 englische Fuß hoch erhebt. Die Abhänge und Thäler sind mit Hainen von Ahorn, Buchen oder mit Wäldern von Pechtannen u. Balsamfichten bedeckt. Der Abfall der Berge nach Osten ist steil, nach Westen sanft. Bären, Wölfe, wilde Katzen und Wild finden sich nicht selten hier.

Cattaneo, Danese, Bildhauer, Baumeister u. Dichter aus Carrara, Sansovino's Schüler, einer der besten Meister des 16. Jahrhunderts, † 1573 zu Padua. Seine besten Werke sind das Mausoleum des G. Fregoso in der Kirche Sta. Anastasia zu Verona, das Monument des Dogen Loredano in der Cappella maggiore in St. Johann und Paul zu Venedig. Er schrieb: „L'amore di Marlisa“, Gedicht in 24 Gesängen.

Cattaro (Kotur), befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (11,5 □Meilen mit 31,209 Einwohnern) im österreichischen Königreich Dalmatien, liegt malerisch am Fuß der Ausläufer der Berge Lovchien (5500 Fuß) und Velivarch (4100 Fuß) nahe der montenegrinischen Grenze u. im Hintergrund der Bocca di C. am adriatischen Meere, einer 4 Meilen langen, sich landeinwärts erstreckenden Meeresbucht, die in 3 andere große Busen (Punta d'Ostro, Combur und le Catene zerfällt. Starke Festungswerke schützen die Stadt gegen die Golfseite, im Rücken erhebt sich (800 Fuß über der Stadt) das Fort S. Giovanni, das mit der Stadt durch Vertheidungsmauern in Verbindung gesetzt ist, innerhalb welcher noch mehre einzelne Felsen mit kleinen Forts emporragen. C. hat 3 Thore, unansehnliche Häuser mit kleinen Thüren und Fenstern und etwa 2500 Einwohner (darunter viele Deutsche), ist Sitz eines Festungskommando's und eines Bischofs mit Domkapitel, hat eine Kathedrale, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, eine Haupt- u. eine Unterrealschule u. einen trefflichen Hafen. Letzterer besteht eigentlich aus einer Menge von Häfen, welche sich in den Biegungen der Bai nach allen Seiten öffnen, gesichert durch die Felsenberge und geschützt durch die Tiefe des Wassers, die den größten Flotten den Zugang bis dicht zum Lande verstattet. Die Bewohner, unter denen große Geselligkeit herrscht, beschäftigen sich mit Schifffahrt, Fischerei u. Handel, der besonders mit den Montenegrinern, welche allerlei Nahrungsmittel, Brennholz, Sumachblätter u. Sumachholz auf den dreimal in der Woche Statt findenden Markt bringen u. in C. besonders ihr Salz holen, sehr lebhaft ist. Gedörrtes Fleisch (Castradina) ist ein Hauptausfuhrartikel. Auf den starren Felsen gewinnt man nur Oel und Wein. C., ursprünglich eine selbstständige Republik, unterwarf sich 1420 freiwillig der Republik Venedig und kam 1797 im Frieden von Campo-Formio an Oesterreich, welches dasselbe 1805 an Napoleon I. verlor u. erst 1814 wieder zurückerlangte. Die Stadt wurde 1563 u. 1667 durch Erdbeben fast völlig zerstört und die Hälfte der Einwohner unter den Ruinen begraben.

Cattermole, George, englischer Maler, arbeitete früher viel mit Wasserfarben in einer rembrandtischen Weise und stellte Interioren, Scharmützel und Anderes dar, was Alles von leichter u. geistreicher Ausführung war und dabei von sorgfältigen Vorstudien zeugte. Eine Reihe Zeichnungen lieferte er nach Vorwürfen aus den Werken Sir Walter Scotts; dieselben, unter Leitung des Mr. C. Heath in Linienmanier gestochen, erschienen 1835 bei Coswick in London unter dem Titel „Illustrations on the poetical and prose works of Sir W. Scott, Baronet“ (21 Stahlstiche). Später schuf er ein großes Gemälde: Luther u. seine Anhänger auf dem Reichstage zu Speier am 19. April 1529 od. der Protest der evangelischen Stände vor Kaiser u. Reich, auf dem beide Parteien in ihren obersten Vertretern einander in lebendigster Beziehung gegenübergestellt sind, und zwar sind die 33 Hauptpersonen nach authentischen Bildnissen von der Hand berühmter älterer Meister (Dürer, Tizian, Holbein, Cranach 2c.)

aufgenommen. William Walter hat das Bild in Kupfer gestochen (London 1845).

Cattleia *Lindl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, prachtvolle Gewächse, auf Bäumen und Felsen wachsend, mit steifen, konsistenten Blättern. Die schönsten Arten sind: C. bicolor *Lindl.*, mit blaß=bräunlichen Blüthen mit dunkelrother Lippe; C. crispa *Lindl.*, mit sehr großen, weißen, innen wellenförmig krausen Blüthen mit zugespitzter, inwendig schwarz purpurrother Lippe; C. Forbesii *Lindl.*, mit großen, hängenden, gelblichen, auf der Lippe roth gezeichneten, auswendig weißen Blüthen, gedeiht sehr gut in alter, mit Scherben und Rindenstücken gemischter Loherde; C. guttata *Lindl.*, mit hellgrünen, blutroth getröpfelten Blüthen mit dreilappiger weißer und purpurrother Lippe; C. intermedia *Grah.*, mit rosenroth=lilafarbenen Blüthen mit in der Mitte schwarz purpurrother Lippe; C. labiata *Lindl.*, mit über 4½ Zoll im Durchmesser großen, zart rosenrothen Blüthen mit 2½ Zoll langer, vorn inwendig purpurrother und schön gezeichneter Lippe, eine der prachtvollsten Orchideen; C. Loddigesii *Lindl.*, Epidendrum violaceum *Lodd.*, mit blaßrosenroth=lilafarbenen Blüthen mit hellgelbem, nach der Spitze zu röthlichem Mittellappen; C. Mossiae *Hook.*, mit an 7½ Zoll breiten, sehr wohlriechenden Blumen. Kultur und Vermehrung dieser Gewächse wie bei Catasetum.

Cattolica, Stadt in der sicilianischen Provinz Girgenti, mit 7014 Einw. u. beträchtlichen Schwefelgruben (12,000 Centner jährlich).

Catualda, ein edler Jüngling vom Stamme der Gotbonen, wurde von Marbod, dem Markomannenkönig, aus seinem Vaterlande vertrieben, kehrte aber 19 nach Chr., als die Macht seines Feindes im Sinken war, mit einer mächtigen Heerschaar zurück, gewann durch Bestechung einiger angesehenen Männer den Königssitz und das dabei gelegene feste Schloß mit Marbods Schätzen. Dieser floh zu den Römern. Doch auch C. wurde bald durch die Hermunduren unter Anführung des Vibillius vertrieben, floh zu den Römern und erhielt von Tiberius Forum Julium in Gallia Narbonensis zu seinem Aufenthalt angewiesen.

Catullus, Cajus Valerius, römischer Dichter, geboren 86 v. Chr. in der Nähe von Verona, nach Andern zu Verona selbst, war aus einem alten, angesehenen Geschlecht entsprossen, wurde in Rom gebildet und verbrachte hier wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens im Verkehr mit den hervorragendsten Geistern des damaligen Roms, mit Cornelius Nepos, Cicero, Manlius Torquatus u. A. Seine Vermögensumstände scheinen nur mittelmäßig gewesen zu sein. Eine Reise nach Bithynien, die er im Gefolge des C. Memmius Gemellius unternahm, um seinen gedrückten finanziellen Verhältnissen aufzuhelfen, hatte den gewünschten Erfolg nicht, denn eben so arm wie zuvor kehrte er zurück und verlor auf dieser Reise überdies seinen Bruder, dessen Tod er in mehren Gedichten schmerzlich beklagt. Was C. bewogen hat, den Gastfreund seines Vaters, den mächtigen Cäsar, in bitteren Epigrammen anzugreifen, ist nicht bekannt; wohl aber verdient Erwähnung, daß Cäsar den um Verzeihung nachsuchenden Dichter zuvorkommend aufnahm. Wir besitzen unter C.' Namen eine Sammlung von Gedichten, welche zu Anfang des 14. Jahrhunderts von dem Dichter Benvenuto di Campesani zuerst entdeckt worden sind und die Aufschrift haben: „Valerii Catulli ad Cornelium Nepotem liber“. Es sind 116 einzelne Gedichte, die nach Form, Inhalt, Charakter und Gehalt eine große Verschiedenheit zeigen. Die Mehrzahl derselben sind durch zufällige Veranlassungen hervorgerufen und gehören mehr in das Gebiet der epigrammatischen, als der lyrischen Poesie; zum Theil erotischer Art und dann nicht selten unsere Begriffe von Sitte verletzend, zum Theil aber auch voll tiefen Gefühls, empfehlen sie sich sämmtlich durch Originalität der Empfindung, Schönheit des Ausdrucks u. geschickte Anwendung verschiedener griechischer Metren. C. steht an der Spitze der römischen Dichter, die sich in dem bezeichneten Gebiete der Poesie zuerst versuchten und besonders die in Rom noch wenig gekannte erotische Gattung mit Erfolg kultivirten. Neben diesen kleineren Gedichten finden sich unter C.' Namen noch einige größere, die mehr in das Gebiet der Elegie und des Epos streifen, so die beiden Epithalamien oder Hymenäen, mehre eigentliche Elegien, ferner das griechischen Originalen nachgebildete, höchst merkwürdige Gedicht „Atys“, insbesondere aber das „Epithalamium Pelei et Thetidos“, ein episches, erzählendes Gedicht, welches die Vermählung des Peleus und der Thetis nach älteren griechischen Quellen besingt. Ueberhaupt sind diese größeren Gedichte, unter denen noch das „Haar der Berenice“, eine freie Bearbeitung einer verlorenen Elegie des alexandrinischen Dichters Callimachus, zu erwähnen ist, meist griechischen Mustern nachgebildet oder selbst aus solchen übertragen. Auch in ihnen, die in einem ernsteren und kräftigeren, wenn auch weniger originellen Tone gehalten sind, als jene kleineren, gibt sich C.' seltenes Talent in Behandlung eines fremdartigen Stoffes in ächt römischem Geiste kund. Mit Unrecht hat man ihm das gewöhnlich Virgils Werken beigefügte Gedicht „Pervigilium Veneris“ zugeschrieben. Die bemerkenswerthesten neueren Ausgaben des Dichters sind nach der ersten (1472) von Döring (Leipzig 1788—92, 2 Bde., Altona 1834), Sillig (Göttingen 1823), Lachmann (Berlin 1829), Haupt (das. 1853). Berüchtigt ist die Ausgabe von Corradinus de Allio (Venedig 1738) wegen beispielloser Dreistigkeit in Veränderung des Textes. Die „Carmina minora“ gab Forbiger (Lpz. 1794) heraus. Vgl. Hand, Specimen observationum criticarum in Catulli Carmina, Lpz. 1809. Deutsche Uebersetzungen von C.' Gedichten lieferten Ramler (im Auszug, Leipzig 1793 und 1802), Schwenck (Frankfurt 1829), Fröhlich (München 1850), Reinking (Münst. 1837), Heyse (Berlin 1855).

Catulus, 1) Cajus Lutatius, aus dem alten patricischen Geschlechte der Lutatii, Besieger der Karthager im ersten punischen Kriege, ward als Konsul 242 v. Chr. nach Sicilien gesandt, bemächtigte sich des Hafens von Drepanum und aller Posten um das lilybäische Vorgebirge und trug bei Aegusa, einer ägatischen Insel, auch einen glänzenden Seesieg über den Karthager Hanno davon. Er griff darauf auch das Lager bei Eryx an, und Karthago mußte sich zu schnellem Friedensschluß bequemen, wodurch Sicilien römische Provinz ward.

dem C. wurde die Ehre des Triumphs zuerkannt, doch mußte er sie, obwohl gegen seinen Willen, mit dem Prätor Valerius, der ihm als Unterbefehlshaber beigegeben worden war, theilen, weil sich dieser an jenem Seesiege das meiste Verdienst erworben hatte.

2) Quintus Lutatius, Kollege des C. Marius in seinem dritten Konsulat (102 v. Chr.) und im Kampfe gegen die einbrechenden Cimbern und Teutonen. Während Marius den glänzenden Sieg bei Aquä Sertiä (Aix) erfocht und die Macht der Teutonen vernichtete, mußte C. vor dem wilden Ungestüm der Cimbern weichen. Er vereinigte sich darauf bei Vercellä mit Marius, der ihn aus Eifersucht in der Hauptschlacht in die Mitte der Schlachtordnung stellte, weil er hoffte, ihn auf diese Weise um allen Antheil am Siege zu bringen. Gegen Erwarten trafen aber die ungestümen Angriffe des Feindes den C., dem nun die Ehre zu Theil ward, die Cimbern zu vernichten. Der Ruhm dieses glorreichen Sieges fiel in Rom zwar ausschließlich Marius zu, doch ließ dieser C. wenigstens am Triumph Theil nehmen. Später klagte er C. an und verurtheilte ihn zum Tode, den C. durch Kohlendämpfe beschleunigte. Er hatte sich auch als Redner, Dichter und Schriftsteller einen guten Namen erworben und schrieb unter Anderem auch eine Geschichte seines Konsulats in Xenophons Manier; doch sind bis auf einige Epigramme (bei Cicero, De natura deorum) seine Schriften verloren gegangen.

3) Quintus Lutatius, des Vorigen trefflicher Sohn, war, von seinem Vater die Feindschaft gegen Marius erbend, Jugendfreund Sulla's, ohne jedoch an dessen Blut- und Gewaltherrschaft nach erfochtenem Siege über den gemeinsamen Gegner Theil zu nehmen. Auf Sulla's Empfehlung gelangte er 80 v. Chr. zum Konsulat, doch wurde ihm der von Pompejus begünstigte M. Aemilius Lepidus vorangestellt, der nach Sulla's Tode mit des Marius Partei Rom mit neuem Blutvergießen bedrohte. Der Senat übertrug dem C. den Oberbefehl mit ausgedehnter Vollmacht. Lepidus wurde am Pons Milvius unweit Rom besiegt und für einen Feind des Vaterlandes erklärt. C. erreichte den Flüchtling bei Cosa und schlug ihn hier zum zweiten Male. Im Jahre 69 ward ihm die Ehre zu Theil, das unter seiner besonderen Aufsicht erbaute neue Kapitol einzuweihen und seinen Namen auf das Giebelfeld des Gebäudes setzen zu dürfen. Vergebens versuchte er aber zu verhindern, daß dem Pompejus (67) unbeschränkter Oberbefehl im Seeräuberkrieg, sowie im folgenden Jahre im Krieg gegen Mithridates ertheilt würde. Auf seine Angriffe gegen Cäsar, dessen der Freiheit gefährliche Pläne er wohl durchschaute, und insbesondere auf die Verdächtigung desselben als eines Mitgliedes der catilinarischen Verschwörung, antwortete dieser mit einer Anklage gegen C. auf Veruntreuung von öffentlichen Geldern beim Bau des Kapitols. Dieselbe hatte aber so wenig Erfolg, daß man dem C. stillschweigend den Titel Princeps senatus zugestand und ihn auch zum Censor ernannte, welches Amt er aber wegen Differenzen mit seinem Kollegen Licinius Crassus bald wieder niederlegte. Noch während er dasselbe verwaltete, hatte der sonst so rechtliche Mann einen nichtswürdigen Quästurbeamten gegen den strengen Cato in Schutz genommen, ohne jedoch dessen Entfernung verhindern zu können. C. † 60 v. Chr.

Caturiges, ein Volk des Alterthums in Gallia Narbonensis, im südlichen Theil des späteren Delphinats, mit der Hauptstadt Caturigä (Caturigomagus), jetzt Chorges.

Cauca, 1) Staat der südamerikanischen Föderation von Neugranada, umfaßt die alten Provinzen Choco, Buenaventura, Cauca, Popayan, Pasto, Theile von Neira u. das Territorium von Caqueta, mit 330,331 Einwohnern. Hauptstadt ist Popayan. — 2) Der bedeutendste Nebenfluß des Magdalenenstroms in Neugranada, entspringt südöstlich von Popayan aus einem See der Andes (im Paramo de Guanacas), fließt zwischen zwei Ketten der Andes von Süden nach Norden, auf seinen ersten 10 Meilen durch ein enges Spaltenthal, das von Quiluchao an auf 40 Meilen hin 4—6 Meilen breit wird. Hier (in 2800 Fuß Höhe) ist die Strömung mäßig. Einige Meilen nördlich von Cartago tritt er abermals in eine ganz enge Schlucht, durch die er 24 Meilen weit, vom Salto de San Antonio bis zur Boca de Espiritu Santo, einen Katarakt nach dem andern bildet. Nachdem er dann wiederum ein breites Thal durchflossen, mündet er unterhalb Mombox in den Magdalena. Seine Gesammtlänge beträgt 147 Meilen. Von seinen zahlreichen Nebenflüssen sind zu erwähnen der Rio Rosario mit dem Rio Nechi (Porce) und der San Jorge, die sich kurz vor seiner Mündung mit ihm vereinigen.

Cauchemar (franz.), eigentlich Alp, Alpdrücken, bei dem französischen Schauspieler jede schlechte oder in der Theatersprache undankbare Aushülfsrolle, indem man bei dieser Benennung das Bewußtsein, eine undankbare Rolle zu spielen, mit dem Gefühl des Alpdrückens vergleicht.

Cauchois-Lemaire, Louis Augustin François, französischer Publicist, geboren den 28. August 1789 zu Paris, studirte daselbst und übernahm, nachdem er sich längere Zeit dem Erziehungsfache gewidmet hatte, mit Jouy, Etienne, Harel ꝛc. die Redaktion des „Nain jaune“ (Der gelbe Zwerg). Das in beißendem Ton gehaltene Blatt wurde jedoch gewaltsam unterdrückt, C. dadurch finanziell ruinirt und genöthigt, die Heimat zu verlassen. Er lebte nun in Brüssel, redigirte hier mit Guyot den „Nain jaune réfugié“, den er später „Le vrai libéral“ nannte und trotz aller Anfeindungen von Seiten des französischen Ministeriums längere Zeit aufrecht erhielt, bis es letzterem gelang, die niederländische Regierung zur Ausweisung C.'s zu bewegen. C. ging nach dem Haag und verfaßte nun seinen „Appel à l'opinion publique et aux Etats-Généraux en faveur de proscrits français“ (Haag 1817), eine geharnischte Klage wegen Verletzung des Völkerrechts, die in den niederländischen Kammern zwar zu lebhaften Verhandlungen, aber nicht zu einem C.'s Wünschen entsprechenden Ziele führte. Unter Decazes' Ministerium kehrte er nach Paris zurück, betheiligte sich abermals an der Redaktion mehrer politischen Journale und streute eine Unzahl politischer Flugschriften aus, von welchen die „Lettre au duc d'Orléans sur la crise actuelle“ (Paris 1827), in welcher er den damaligen Herzog von Orléans aufforderte, sich an die Spitze der Opposition zu stellen, das meiste Aufsehen erregte, aber zugleich C. 15 Monate Gefängniß und eine starke Geldstrafe

zuzog. Seine meisten Arbeiten aus jener Zeit enthalten der „Constitutionnel", der „Mercure du 19ième siècle"; eine Auswahl seiner Flugschriften bewahren die „Opuscules" (Paris 1821) und die „Lettres politiques, religieuses et historiques" (das. 1828—32, 2 Bde.). Im Jahre 1830 arbeitete er mit Chatelain, Redakteur des „Courrier français", und mit Carrel, Thiers 2c. die Protestation der Journalisten gegen die Juliordonnanzen aus. Nach der Revolution bis 1838 beharrte C., trotz mehrfacher Anstellungsanerbietungen der neuen Dynastie, bei seiner publicistischen Thätigkeit, trat aber dann ein bescheidenes Aemtchen am Archiv an und widmete sich seit dieser Zeit fast ausschließlich historischen Studien. Die letzte Schrift C.'s ist die „Histoire de la révolution de juillet" (Paris 1842).

Cauchy, Augustin Louis, ausgezeichneter Mathematiker, Sohn des Dichters Louis François C., den 21. August 1789 zu Paris geboren, verfaßte schon im 16. Jahre eine Schrift über die Theorie der Wellenbewegung, welche des Drucks für würdig befunden wurde. Seine „Théorie des ondes", durch welche er die Lehre von der Wellenbewegung des Lichts bedeutend förderte, ward 1815 vom Institut gekrönt und hatte zur Folge, daß er 1816 Mitglied der mechanischen Klasse der Akademie der Wissenschaften wurde. Später erhielt er eine Lehrerstelle an der polytechnischen Schule. Als eifriger Legitimist folgte C. einige Jahre nach der Julirevolution Karl X. ins Ausland nach, lebte längere Zeit in Prag, kehrte jedoch nach Paris zurück, wo er im Ordenshause der Jesuiten Unterricht gab. Im Jahre 1848 ward ihm die neubegründete Professur der mathematischen Astronomie an der pariser Universität übertragen, doch mußte er sie im Juni 1852 niederlegen, weil er der neuen Regierung den Eid verweigerte. Er † den 23. Mai 1857 zu Paris. C.'s vorzüglichste Schriften sind: „Cours d'analyse" (Paris 1821; deutsch von Hupler, Königsberg 1828); „Leçons sur les applications du calcul infinitésimal à la géométrie" (Par. 1826 bis 1828, 2 Bde.; deutsch von Schnuse, Braunschweig 1840); „Exercices de mathématique" (Par. 1826 bis 1829, Prag 1835—36); „Leçons sur le calcul différential" (Par. 1829; deutsch von Schnuse, Braunschweig 1836); „Mémoire sur la dispersion de la lumière" (Prag 1836); „Exercices d'analyse et de physique mathématique" (das. 1839).

Cauci, s. v. a. Chauci.

Caucig, Franz, namhafter deutscher Historienmaler, geboren zu Görz 1742, kam in seinem 15. Jahre nach Wien, wurde dann vom Kaiser Joseph II. 1781 nach Bologna gesendet, um die Werke der Carracci und ihrer Schüler zu studiren, kehrte nach einem siebenjährigen Aufenthalt zu Rom nach Wien zurück, brachte in einem Kunstauftrag sodann 6 Monate in Mantua zu, studirte zu Venedig fast 6 Jahre die Meisterwerke Tizians und anderer großen Künstler und wurde 1799 zum Professor der Historienmalerei und zum akademischen Rath an der Kunstakademie in Wien ernannt. Im Jahre 1820 ward er Direktor für die Schule der Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Mosaik und † 1828. Als Kolorist war C. nur selten glücklich, während seine historischen Zeichnungen, über 2000 Blätter, den Meister in jedem Theil verrathen.

Caudebec, Stadt im französischen Departement Nieder-Seine, an der Mündung des Flusses C. in die Seine, zwischen Rouen und Havre, Hauptort der reizenden Landschaft Caux, hat eine alte schöne Kirche, einen guten Flußhafen und 7300 Einwohner, welche Wollen- und Baumwollenwebereien, Bleichen, Gerbereien und lebhaften Handel (mit Getreide, Holz, Früchten) treiben. Die Stadt war vor Aufhebung des Edikts von Nantes sehr blühend. Eine Stunde von C. lag die 645 erbaute Benediktinerabtei Fontenelle oder St. Vandrille (St. Vandrigisli), in welcher der letzte Merovinger, Theoderich, Sohn des 752 entthronten Childerich III., als Mönch starb.

Caudium, samnitische Stadt an der Via Appia, berühmt wegen der in den benachbarten Pässen des Taburnus (Furculae Caudinae, caudinische Pässe) von den Samnitern bewirkten Umzingelung der Römer. Die Samniter, seit Jahren schon im Kampfe mit den Römern, hatten durch Gesandte einen Frieden zu Rom zu vermitteln gesucht; die Römer aber hatten ihnen nicht allein diesen verweigert, sondern die Konsuln Tit. Veturius, Calvinus und Spurius Postumius mit einem Heere gegen den Feind geschickt (319 v. Chr.). Der Anführer der Samniter, Caj. Pontius, ein junger Mann, mit dem trefflichsten Feldherrntalent ausgestattet, wohl erwägend, daß die Römer im offenen Felde gewöhnlich die Oberhand behielten, suchte sich durch List den Sieg zu verschaffen. Er sandte verkleidete Krieger in die Nähe des römischen Lagers bei Calatia, die aussagen sollten, daß die Samniter in Apulien die den Römern befreundete Stadt Luceria belagerten; er selbst aber lagerte sich unbemerkt in der Gegend von C., welche die Römer passiren mußten, wenn sie nicht einen offenen, aber viel weiteren Weg am Meere hin nehmen wollten. Der Weg führte durch 2 hohe, enge und waldige Pässe in eine weite Ebene. Keinen Feind vermuthend, den sie in Apulien glaubten, zogen die Römer durch den einen Paß hinein in das Thal. Auf einmal aber erschienen auf den Höhen die Feinde; der Ausgang durch den vorliegenden Paß war durch Verhaue gesperrt, und auch der hintere Paß war von den auf dem Fuße folgenden Samnitern sogleich geschlossen worden. Jetzt erst erkannte das römische Heer seine hoffnungslose Lage; jedes Entkommen war unmöglich, jeder Widerstand erfolglos. Verzweifelnd verlangte das Heer Hülfe von seinen Anführern. Ueberzeugt zwar von dem fruchtlosen Bemühen, schlug man wenigstens ein festes Lager auf und brachte die Nacht mit Berathungen hin, welche die Verlegenheit nur noch vergrößerten, je weniger sie zu einem Erfolg führten. Aber auch die Samniter wußten nicht, wie sie ihr großes Glück benutzen sollten; der Vater des Pontius, Herennius Pontius, ein hochbetagter Mann, gab den doppelten Rath, entweder Alle ungekränkt abziehen zu lassen und dadurch den Frieden und die Freundschaft mit den Römern auf immer zu befestigen, oder Alle niederzuhauen und so den Krieg auf viele Menschenalter hinauszuschieben. Aber man konnte sich zu keiner dieser Maßregeln verstehen. Inzwischen hatten die Römer durch Abgesandte von den Samnitern einen billigen Frieden erbeten und, als dieser verweigert wurde, den Feind zur Schlacht herausgefordert. Pontius aber ließ den Gefangenen sagen, er sei geneigt, einen Vergleich einzugehen, unter der Bedingung, daß das samnitische Gebiet

geräumt u. die römischen Ansiedler wieder abgeführt würden, das gefangene Heer aber ohne Waffen durch das Joch ginge. Lautes Wehklagen erfüllte das Lager bei der Rückkunft der Gesandten, und darauf verkündete tiefes Schweigen, daß die Römer, nur von der äußersten Noth gezwungen, die Ehre der einzigen Rettung unterordnen wollten. Als aber der erste der Unterfeldherren, L. Lentulus, berühmt durch Tapferkeit, selbst zur Uebergabe rieth, weil durch das vergebliche Hinopfern gar nichts gewonnen werde, entschlossen sich die Konsuln, das Unvermeidliche zu thun. Sie selbst, die Unterfeldherren, die Quästoren und Tribunen bürgten für den Vertrag unter den obigen Bedingungen und lieferten die Waffen aus. 60 Ritter wurden als Geißeln übergeben. Die Konsuln, ihrer Feldherrnkleidung beraubt, nach ihnen die höheren Offiziere, zuletzt die Legionen mußten halbnackt durch ein von drei Spießen gebildetes Joch, zwischen den bewaffneten verhöhnenden Feinden entblößt und waffenlos ziehen, eine Schmach, welche die stolzen Römer mehr beugte, als die empfindlichste Niederlage.

Caulaincourt, 1) Armand Augustin Louis de, auch Caulincourt, Herzog von Vicenza, französischer Feldherr und Diplomat der napoleonischen Periode, wurde am 9. December 1772 zu Caulaincourt im Sommedepartement geboren, trat schon im 15. Jahre in die französische Armee, wohnte dem Feldzuge von 1792 als Kapitän bei und war bis zum Generalstabsoffizier avancirt, als er entlassen und als verdächtiger Adeliger ins Gefängniß gebracht wurde. Wieder frei, diente er 3 Jahre als Grenadier und reitender Jäger mit Auszeichnung und begleitete den General Aubert Dubayet als Adjutant nach Konstantinopel, darauf einen türkischen Gesandten nach Paris, wurde Eskadronchef und dann Oberst eines Karabinerregiments, an dessen Spitze er sich im Feldzuge von 1800 sehr auszeichnete. Als Alexander I. den russischen Kaiserthron bestieg, wurde C. nach Petersburg gesandt, knüpfte die Verbindungen mit dem russischen Reiche wieder an u. wurde nach seiner Rückkehr dritter Adjutant des ersten Konsuls und Brigadegeneral. Als solcher erhielt er den Auftrag, in Brüssel ein 112. Regiment zu bilden, in Straßburg die Erbauung einer Flottille zu betreiben und zugleich die englischen Agenten am Rhein zu beobachten. Letzterer Umstand brachte C. in den Verdacht, bei der Verhaftung des Herzogs von Enghien betheiligt gewesen zu sein. Im Jahre 1805 wurde er Divisionsgeneral und Herzog von Vicenza. Von dieser Zeit an fesselte ihn sein doppelter Posten als Adjutant und Großstallmeister des Kaisers Napoleon I. fast beständig an die nächste Umgebung desselben, und nur während der Feldzüge in Spanien 1808 und in Oesterreich 1809 fungirte er als Gesandter in Petersburg. Auf sein dringendes Bitten wurde er 1811 zur Armee zurückgerufen. Wiewohl er den Krieg gegen Rußland sehr widerrathen hatte, wählte ihn doch Napoleon zu seinem Begleiter auf seiner eiligen Flucht aus jenem Lande, hielt ihn aber dann wegen seiner vielfachen Opposition gegen des Kaisers Maßregeln von den öffentlichen Geschäften entfernt. Im Jahre 1813 wurde C. mit der diplomatisch-politischen Korrespondenz beauftragt, trat dann in Verhandlungen mit dem österreichischen General Grafen Bubna zu Dresden, schloß den Waffenstillstand zu Pleischwitz ab und wohnte dem Kongreß zu Prag bei, sodann 1814 als Minister des Auswärtigen dem Kongreß von Chatillon, dessen ungünstiger Ausgang ihm später mit Unrecht zur Last gelegt worden ist. Gerade C. gehört zu den Wenigen, welche das Interesse Napoleons bis zur letzten Stunde seiner Herrschaft treu verfochten, und nur C.s Bemühungen, namentlich beim Kaiser Alexander I., hatte es jener zu danken, daß ihm die Insel Elba als souveränes Fürstenthum gelassen wurde. Dieselbe Treue bewahrte er auch nach Napoleons Abreise; er war beauftragt, über die Erfüllung aller Bedingungen zu wachen, und that dies mit solchem Eifer, daß ihn die Bourbonen zwangen, Paris zu verlassen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Während der hundert Tage war C. abermals Minister des Auswärtigen, wurde Pair, nahm an den geheimen Berathungen der Kammer über die zweite Abdankung des Kaisers Theil und diente auch als Mitglied der Regierungskommission mit gewohnter Energie. Nach dem zweiten Einzug Ludwigs XVIII. auf die Proskriptionsliste gesetzt, aber auf Verwenden des Kaisers Alexander wieder gestrichen, durfte er zwar in Frankreich bleiben, jedoch entfernt von allen Staatsgeschäften, denn auch Pair war er seit 1815 nicht mehr. Die fortwährenden Verfolgungen von Seiten der Royalistenhaufen bewogen ihn endlich, sich auf sein Landgut zurückzuziehen und bloß seiner Familie und der Landwirthschaft zu leben. C. † in Paris am 19. Februar 1827. In seinem Testament fand man die Worte: „Vor Gott lügt man nicht; ich schwöre, daß ich nicht das Geringste mit der Verhaftung des Herzogs von Enghien zu schaffen gehabt habe". Ein sehr ehrendes Zeugniß hat ihm auch Napoleon in seinen Gesprächen auf St. Helena gegeben.

2) Augustin Jean Gabriel, Graf von C., des Vorigen Bruder, Divisionsgeneral des Kaiserreichs, den 16. September 1777 geboren, trat 1792 in die Armee und wohnte allen Feldzügen der Franzosen, namentlich am Rhein und in Italien, mit Auszeichnung bei. Im Jahre 1806 ging er als General nach Spanien, kämpfte hier auf allen Punkten mit seltenem Geschick, erwarb sich aber den höchsten Ruhm, als er 1809 unter den Augen der vereinigten Marschälle den Uebergang der Armee über den Tajo mit eben so viel Kunst als Unerschrockenheit vollzog. Er avancirte darauf zum Divisionsgeneral und fiel später als Kommandant des Hauptquartiers siegend in der Schlacht an der Mosqua, am 7. Sept. 1812.

Caulis (lat.), Stengel.

Caus (Caur), Salomon de, soll nach einem Briefe der berühmten Marion de Lorme an den Marquis von Cinq-Mars der Erste gewesen sein, welcher auf die Idee kam, den Wasserdampf bei hydraulischen Maschinen in Anwendung zu bringen. Nach jenem Berichte legte er 1637 dem König von Frankreich ein Werk über seine Erfindung vor, wornach man Mühlen, Wägen und Schiffe in Bewegung setzen und noch tausend andere wunderbare Dinge bewirken könne; Kardinal Richelieu fertigte ihn jedoch ohne Gehör ab und ließ ihn endlich, seiner lästigen Zudringlichkeit überdrüssig, im Bicêtre einsperren, worüber derselbe seinen Verstand verlor. Lord Worcester, den die Engländer für den Erfinder der Dampfmaschinen halten, fand, nach diesem französischen Bericht, bei einem Besuch im Bicêtre

daselbst das Buch von de C., betitelt: „Die Ursachen der bewegenden Kraft bei Maschinen, zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben" (1615), eignete sich de C.' Erfindung zu und schrieb darüber ein Werk unter dem Titel „Hundert Erfindungen", welches 1665 erschien.

Causa (lat.), Ursache, Ursprung, Veranlassung; in der Rechtswissenschaft ein Wort von den allerverschiedensten Bedeutungen. In Bezug auf Sachen versteht man im Allgemeinen darunter die Beschaffenheit und juristische Eigenthümlichkeit einer Sache. Dahin gehören auf der einen Seite alle Lasten, welche mit der Sache verbunden sind, auf der andern aber auch alle Vortheile, welche dieselbe mit sich bringt. Wenn z. B. mit der Eigenthumsklage auf Herausgabe einer Sache geklagt wird, so pflegt sich das Klaggesuch nicht auf die Sache allein zu beschränken, sondern es ist regelmäßig auch auf Herausgabe der Vortheile gerichtet, welche der Kläger dann gehabt hätte oder noch haben würde, wenn er in seinem Rechte nicht gestört worden wäre, wie namentlich auf Herausgabe der Früchte (c. rei, c. omnis). In Bezug auf Handlungen bezeichnet C. den Beweggrund, aus dem man einem Andern etwas zuwendet. Im Allgemeinen gilt hier als Regel, daß auf das Motiv der Zuwendung nichts ankommt und selbst ein falscher Beweggrund, welcher ausdrücklich einem Rechtsgeschäft beigefügt worden ist, dessen Rechtsbeständigkeit nicht alterirt; nur bei letztwilligen Verfügungen wird hier eine Ausnahme gemacht, indem der erweisliche wahre Wille des Erblassers zu berücksichtigen ist. Der Grund, aus welchem etwas aus dem Vermögen des Einen in das Vermögen des Andern übergegangen ist, kann auch ohne vorliegenden Vertrag den letzteren zur Zurückgabe verpflichten, z. B. wenn der Grund ein falscher ist (condictio causa data causa non secuta, wo c. einmal die wirklich erfolgte Leistung u. sodann die erwartete Gegenleistung bedeutet); oder wenn er ein rechtswidriger, und zwar entweder ein künftiger (condictio ob turpem causam), oder ein vergangener (condictio ob injustam causam) ist, oder endlich, wenn gar kein Grund vorhanden ist (condictio sine causa). Bei Kontrakten versteht man unter C. im materiellen Sinne (c. debendi) den Grund, aus dem die Verpflichtung zu einer Leistung erfolgt (Schuldforderungsgrund). Es genügt nämlich zur Entstehung einer Vertragsobligation nicht, wenn einfach der Eine dem Andern eine Leistung verspricht und dieser solche annimmt, sondern es muß auch beigefügt werden, weshalb diese Verpflichtung zur Leistung übernommen wird, z. B. als Schenkung, Erfüllung einer schon bestehenden Verbindlichkeit; denn sonst ist der Vertrag unwirksam, und eine derartige Schuldverschreibung, z. B.: Ich bekenne hiermit, dem X 100 Gulden schuldig zu sein, reicht (als cautio indiscreta) zum Beweise der Schuld nicht hin; anders aber, wenn es heißt: Ich bekenne hiermit, dem X 100 Gulden Darlehn schuldig zu sein, denn hier ist der Darlehnsvertrag die materielle C.; nur beim Wechsel ist schon das bloße Versprechen ohne Angabe der C. debendi bindend. Im Prozesse bezeichnet C. petendi einmal das juristische, der Klage zu Grunde gelegte Faktum, also die in der Klage enthaltene Geschichtserzählung und sodann auch die rechtliche Ausführung des Klagerechts. Endlich sind noch einige besondere Bedeutungen des Wortes C. zu erwähnen. Bei Prädialservituten, d. h. solchen Gerechtsamen, welche einem Grundstücke an einem andern zustehen, z. B. Wegegerechtigkeit, wird C. perpetua erfordert, d. h. es muß das dienende Grundstück seiner natürlichen Beschaffenheit nach fortdauernd geschickt sein, dem berechtigten Grundstücke den beabsichtigten Vortheil zu gewähren, ohne daß eine Handleistung von Seiten des Eigenthümers des dienenden Grundstücks erforderlich ist. Unter C. possessionis versteht man den rechtlichen Grund, auf dem der Besitzwille beruht (Titel des Besitzes), und hiernach unterscheidet man einen rechtmäßigen und unrechtmäßigen, einen Usukapions- und bloßen Interdiktenbesitz. Unter pia causa endlich ist eine milde Stiftung, d. i. eine Stiftung für irgend einen frommen und gemeinnützigen Zweck, zu verstehen, welche die Rechte der juristischen Persönlichkeit genießt.

Causae cognitio (lat.), die vom Richter vorgenommene Untersuchung, Prüfung und Erörterung einer Sache. Sie geschieht bei Rechtsgeschäften behufs ihrer Bestätigung; im Prozeß dient sie zur endlichen Entscheidung der Sache und wird hier entweder mit allen für das ordentliche Verfahren vorgeschriebenen Förmlichkeiten, oder nur nach den kürzeren Formen des summarischen Prozesses vorgenommen.

Causses, Plateaux des, Ausläufer der Cevennenkette, die zwischen den Quellen des Agout und Lot den südöstlichen Theil des Centralplateau's von Frankreich bilden. Sie sind aus Jurakalk gebildet, ohne Wasser und Bäume, von zahlreichen, 900—1200 Fuß tiefen Thälern durchfurcht und haben eine mittlere Höhe von 2400 Fuß. Die wichtigsten Theile derselben sind: die Cauneberge, welche die Quelle der Sorgues und des Agout von einander trennen; die Causse von Larzac, ein 2,2 QMeilen großes, 2800 Fuß hohes Hügelland, mit Felsen besetzt, zwischen den Garriguesbergen und dem Tarn, mit steilen Abhängen zur Sorgues; die C. von Severac, die sich vom Lozèreberg zwischen Tarn und Lot hinzieht und bei den Aveyronquellen theilt in das Plateau von Levezou, im Süden zwischen Tarn und Aveyron, ein einsames, nur mit Farren und stachlichten Binsen besetztes Triftengebiet von 3400 Fuß Höhe, und die Berge der Rouergue, im Norden zwischen Aveyron und Lot, mit reichen Kohlenlagern.

Caussidière, Marc, Polizeipräfekt von Paris nach der Februarrevolution von 1848, um 1809 in niedrigen Verhältnissen geboren, war als Demagog bei allen Verschwörungen und Straßenkämpfen der republikanischen Partei gegen die Julimonarchie rastlos thätig und kam deshalb bis zur Amnestie von 1847 in das Gefängniß. Als Kolporteur für das Journal „La Réforme" suchte er die Demokraten in der Provinz in die revolutionäre Bewegung hineinzuziehen, die zu Paris im Februar 1848 losbrach. Seit dem 24. Februar stand C. eigenmächtig an der Spitze des Polizeiamts u. war eigentlich Herr von Paris. Als solcher errichtete er aus Barrikadenmännern und ehemaligen Sträflingen die sogenannte Garde du peuple. Aber schon am 17. März 1848 sah er sich von den socialistischen Arbeitermassen überfluthet und sein Ansehen ward von Blanqui, der auf eigene Hand konspirirte, am 16. April vernichtet. Den Rest seiner Macht verlor er am 15.

Mai, wo die Polizeipräfektur von seinen Genossen und Banden gesäubert wurde. Bei den allgemeinen Wahlen im Departement Seine in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, legte er, die Unmöglichkeit einsehend, sich wegen der Vorgänge des 15. Mai zu rechtfertigen, seine Repräsentantenwürde zugleich mit der Polizeidirektion nieder u. blieb daher mit seinem Antheil an jenem Tage im Dunkel, welchen Umstand er so gut zu benutzen wußte, daß er schon am 4. Juni bei den Nachwahlen im Seinedepartement mit großer Majorität abermals in die Nationalversammlung gewählt wurde. Zwei Monate darauf durch das Votum der Versammlung in Anklagezustand versetzt, entfloh er nach England, von wo aus er unter dem Titel „Mémoires de C." (Paris 1848, 2 Bde.) eine Apologie seiner Verwaltung veröffentlichte. Dann siedelte er nach Amerika über, fand sich aber hier in seinen Erwartungen getäuscht und kehrte erst nach England und im Jan. 1861 nach Frankreich zurück, wo er noch in demselben Monat †.

Caussin de Perceval, französischer Gelehrter, geboren 1795 zu Paris, bereiste den Orient und ist seit 1822 Professor des Vulgärarabischen an der Schule für orientalische Sprachen zu Paris. Außer mehren grammatischen und lexikalischen Arbeiten über das Vulgärarabische sind von ihm besonders die „Essais sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme" (Paris 1847, 3 Bde.) hervorzuheben.

Caustica (lat.), Aetzmittel.

Causticum lunare (lat.), s. Höllenstein.

Cautela (lat.), Vorsicht, Umsicht, auch Klugheitsregel, s. Kautel.

Cauterets, Dorf im französischen Departement Oberpyrenäen, 3 Stunden südlich von Argelès, in dem tiefen und angenehmen, von Süden gegen Norden gerichteten Thal gleichen Namens, in 2976 F. Meereshöhe, ein schöner Ort mit 1300 Einwohnern und berühmten Schwefelquellen, die eine Temperatur bis 40° R. haben und eines der wirksamsten Pyrenäenbäder bilden. Sie sind schwächer und sanfter als die Quellen von Barèges, aber stärker u. stoffreicher als die von Bonnes u. St. Sauveur und werden mit Erfolg gegen skrophulöse Krankheiten, Bleichsucht, chronische Magenübel, eingewurzelte Rheumatismen, vernachlässigte Katarrhe angewendet. Auch gegen noch nicht zu weit vorgeschrittene Schwindsucht bewährt sich ihr Wasser als hülfreich. Das Thal von C. ist besonders belebt durch zahlreiche und großartige Wasserfälle, wie die Cascade de Mahourah, Cascade de Cérizet und besonders den berühmten Pont d'Espagne.

Cauteria (lat., v. Griech.), Brennmittel, s. Kauterisation.

Caux (Pays de C.), Landschaft im französischen Departement Niederseine, die sich zwischen der Seine u. dem Meer bis gegen die Picardie hin erstreckt u. durch große Fruchtbarkeit u. Reichthum an Obstbäumen, herrlichem Vieh und Geflügel auszeichnet. Der Ackerbau wird daselbst mit bewunderuswürdiger Vervollkommnung betrieben. Die Frauen sind durch ihre frische Farbe, ihren hohen Wuchs, ihre Grazie, elegante Tracht und hohen Kopfputz berühmt. Die Seineufer zwischen Rouen und Havre übertreffen an landschaftlichem Reiz weit die der Loire. Alte Hauptstadt des Ländchens ist Caudebec.

Cava, Stadt in der frühern neapolitanischen Provinz Principato citeriore, 1 Stunde nordwestlich von Salerno, in einem Thale des Gebirges Fenestre, alter Bischofssitz, hat eine Kathedrale u. mehre andere Kirchen, ein Seminar, ein Hospiz und Hospital und 24,380 Einwohner, welche sich durch Gewerbfleiß auszeichnen und namentlich ausgezeichnete Leinen-, Hanf-, Baumwollengewebe fabriciren. Dicht bei der Stadt liegt die berühmte Benediktinerabtei der heiligen Dreifaltigkeit, welche unmittelbar unter dem Papste steht, und deren jetzt nach Neapel verlegte Bibliothek viele handschriftliche Schätze (z. B. den berühmten Codex der lombardischen Gesetze) enthält. Das mühlenreiche (daher auch la Mulina genannt) und höchst fruchtbare Thal la Cava ist von seltsamen Felsenmassen aus Tropfstein begrenzt, welche eine große, tiefe und quellenreiche Höhle enthalten.

Cavaignac, 1) Jean Baptiste, Mitglied des französischen Nationalkonvents und General, 1762 aus einer altbürgerlichen Familie zu Gordon in der Gascogne geboren, war Advokat beim Parlament zu Toulouse, als die Revolution von 1789 ausbrach. Als Anhänger der Bewegung erhielt er mehre Stadtämter und wurde 1792 in den Konvent gewählt, wo er für den Tod des Königs stimmte, sich aber später zu den gemäßigteren republikanischen Grundsätzen bekannte. In den Provinzen und bei der Armee vollzog er mehre wichtige Aufträge und wurde General. Umsonst versuchte er als solcher beim Ausbruch des Aufstandes der Bergpartei vom 1. Prairial III (20. Mai 1795) an der Spitze der bewaffneten Macht die aufrührerische Menge vom Sitzungssaal des Konvents abzuhalten. Am 13. Vendémiaire (5. Oktober 1795) aber half er neben Barras und Bonaparte an der Spitze der Konventstruppen den Konvent durch den entschiedensten Sieg über die Sektionen retten. Während des Direktoriums war er Mitglied des Raths der Fünfhundert, Stadtzolleinnehmer, endlich Lotterieverweser. Unter dem Konsulat wurde er als außerordentlicher Generalkommissar nach dem arabischen Seehafen Maskate geschickt, wo indessen die Engländer seinen Empfang hintertrieben. Im Jahre 1806 berief ihn Joseph Napoleon als Domänenverwalter nach Neapel. Unter Murat, Josephs Nachfolger, wurde er Staatsrath, Kommandeur des Ordens beider Sicilien und Majoratsherr. Als Napoleon I. die im Auslande angestellten Franzosen in ihr Vaterland zurückrief, ging auch C. nach Frankreich zurück und ward bei der Rückkehr Napoleons von Elba im März 1815 zum Präfekten des Departements Somme ernannt, hatte aber diese Stelle noch nicht angetreten, als die zweite Restauration eintrat. Durch das sogenannte Amnestiegesetz vom 12. Januar 1816 sah sich C. als Königsmörder genöthigt, nach Brüssel auszuwandern, wo er den 24. März 1829 †.

2) Godefroy, französischer Publicist und republikanisches Parteihaupt, ältester Sohn des Vorigen, geboren zu Paris 1801, studirte die Rechte, verwickelte sich aber früh in politische Umtriebe gegen die Bourbonen. Im Julikampfe von 1830 zeichnete er sich durch Unerschrockenheit und Tapferkeit aus, erklärte sich aber nach der Errichtung des Julithrons an der Spitze der entschlossensten Republikaner gegen die neue Ordnung der Dinge. Bei Wiederherstellung der Nationalgarde zum Kapitän der

Artillerielegion ernannt, sah er seine republikanischen Hoffnungen in den Unruhen vom Oktober und December 1830 an der Haltung Lafayette's und des größten Theils der Bürgergarden scheitern und wurde mit mehren Genossen verhaftet, jedoch vom Geschwornengericht freigesprochen. Als Mitglied des Vereins der Volksfreunde, der durch richterliches Erkenntniß eigentlich aufgelöst war, wurde er mehre Male verhaftet, jedoch wiederum freigesprochen, trat sodann in den mit mehr Vorsicht organisirten Verein der Menschenrechte, in welchem er seine volle Thätigkeit entwickelte, ward nach den Aprilunruhen 1834 nebst den übrigen Häuptern der Gesellschaft von Neuem verhaftet, entzog sich aber dem richterlichen Urtheil am 13. Juli 1835 durch die Flucht nach England, von wo er 1841, zwei Jahre nach seiner Begnadigung, nach Paris zurückkehrte. Hier begann er sogleich wieder seine Opposition gegen die Julidynastie u. gründete das Journal „Réforme". Er † am 5. Mai 1845. Seine leitenden Journalartikel und größeren Aufsätze in Zeitschriften sind charakteristische Belege für den politischen Geist seiner Zeit und Partei. Auch in der Belletristik hat er sich mit Glück versucht. Er veröffentlichte „Cardinal Dubois, ou tout chemin mène à Rome" und „Une tuerie de Cosaques, scène d'invasion" (Par. 1831), beides interessante und mit Wahrheitsliebe geschriebene Werke.

3) **Louis Eugène**, General der französischen Republik, Bruder des Vorigen, den 15. Oktober 1802 zu Paris geboren, besuchte das Collége St. Barbe in Paris, bereitete sich auf der polytechnischen Schule für das Geniecorps vor, diente sodann als Unterlieutenant und besuchte eine Zeitlang die Vorlesungen an der höheren Militärschule zu Metz. Im Jahre 1827 nahm er als Lieutenant im zweiten Genieregiment an der französischen Expedition nach Griechenland Theil und rückte zum Hauptmann vor. Während der Julitage 1830 stand er in Arras in Garnison. Wegen Theilnahme an republikanischen Gesellschaften, namentlich der „Assurance nationale", schickte ihn die Regierung 1832 nach Algier, wo er an der Befestigung und Vertheidigung von Oran Theil nahm und sich namentlich 1836 bei der Einnahme von Tlemsan so auszeichnete, daß ihn Marschall Clauzel als Kommandant von 500 Freiwilligen zur Vertheidigung jener gefährdeten Position zurückließ. C. verdoppelte seine kleine Garnison durch die Errichtung eines Corps von 500 Kuluglis, schuf, fast mittellos, Hospitäler und Handwerkstätten und versorgte durch unausgesetzte Razzias die Garnison mit hinreichenden Lebensmitteln, um den Platz bis 1839 zu halten, wo er aufgegeben wurde. Umsicht, Ausdauer, kalter Muth, seltenes Organisationstalent und Berechnung der Gefahr zeichneten C. schon damals aus. Nach kurzem Rücktritt aus Gesundheitsrücksichten übernahm er das Kommando des 2. Bataillons der leichten afrikanischen Infanterie, der sogenannten „Zephire", stürmte mit diesem am 15. März 1840 Scherschell u. hielt den Platz gegen zehnwöchentliche unausgesetzte Angriffe von zahlreichen Arabern, trotz schwerer Verwundung doch das Kommando nicht abgebend, bis zum 2. Mai. Als Oberstlieutenant der Zuaven zeichnete er sich darauf bei der Expedition auf Medeah, bei dem Uebergang über den Schaba-el-Ketta gegen die Beni Menad u. vor Tagdempt aus. Im Jahre 1841 an Lamoricière's Stelle zum Oberst der Zuaven ernannt, focht er mit großer Auszeichnung am 28. April 1842 in der Metidschah u. am 15. Sept. bei El-Harburg gegen die Beni Raschel, worauf er 1844 zum Brigadegeneral u. 1847 zum Gouverneur von Oran ernannt wurde. Nach der Februarrevolution ward er am 2. März 1848 zum Divisionsgeneral u. Generalgouverneur von Algerien ernannt. Das Portefeuille des Kriegs, das ihm die provisorische Regierung am 20. März antrug, schlug er aus, nahm dagegen die Wahl des Departements Lot in die Nationalversammlung an. Zwei Tage nach dem Attentat vom 15. Mai kam er in Paris an, übernahm nun auf dringendes Verlangen der Exekutivkommission das Ministerium des Kriegs u. beschäftigte sich mit der Organisation der Armeen an den Grenzen, sowie, am 23. Mai zum Oberbefehlshaber der zum Schutz der Nationalversammlung bestimmten Truppen ernannt, mit der Bildung eines Lagers in der Nähe von Paris. Beim Ausbruch des Juniaufstandes am 23. Juni übertrug ihm die Nationalversammlung einstimmig die Militärdiktatur. Nachdem er in mehrtägigem, blutigem Kampf den Aufstand niedergeworfen, wurde er von der Nationalversammlung einstimmig zum Präsidenten des Ministerkonseils der Exekutivgewalt, d. h. zum verantwortlichen Staatsoberhaupt der Republik, ernannt. Die Ordnung im Staate war völlig hergestellt, als er nach viermonatlicher Amtsführung die Zügel der Regierung dem Präsidenten Ludwig Napoleon Bonaparte überlieferte. Er selbst hatte bei der Präsidentenwahl über $1\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen erhalten. Das Departement Lot wählte ihn wieder in die gesetzgebende Versammlung, wo er mit Lamoricière, Bedeau, Dufaure u. A. ein republikanisches linkes Centrum bildete. Während des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1852 ließ ihn Napoleon III. verhaften und nach Ham abführen, jedoch wieder in Freiheit setzen, worauf C. Frankreich verließ. Von Paris wurde er in den gesetzgebenden Körper gewählt, verweigerte aber den vorgeschriebenen Eid. Er † den 28. Okt. 1857 auf dem Landgute Durnes im Departement Sarthe. Er schrieb: „De la régence d'Algér, note sur l'occupation" (Paris 1839).

Cavaillon, Stadt im französischen Departement Vaucluse, an der Durance, hat 7400 Einwohner, welche viel Obst u. sonstige Früchte, namentlich auch Melonen, bauen u. Seidenzucht treiben. Die Umgegend heißt wegen ihrer Fruchtbarkeit Jardin de la Provence. C. ist das alte Cabellio, eine Stadt der Cavares in Gallia Narbonensis u. dann römische Kolonie. Von einem hier dem Pompejus errichteten Triumphbogen sind noch einige Trümmer übrig. Auch war hier eine Schlauchfähre über die Durance, deren Inhaber u. Führer eine besondere Zunft bildeten. Später stand C. unter den Grafen von Venasque, dann unter denen von Toulouse, bis es unter päpstlicher Herrschaft und endlich unter die unmittelbare Herrschaft der französischen Krone kam.

Cavalcade (franz.), feierlicher Aufzug zu Pferde, insbesondere der feierliche Zug, durch welchen der in der Peterskirche gekrönte Papst nach dem Lateran begleitet wird. Auch bezeichnet man damit eine Reitergesellschaft, die einen komischen Eindruck macht. Im früheren Mittelalter hieß Cavalcata od. Cavalcatus der Reiterdienst der Vasallen im Kriege.

Cavalcanti, 1) Guido, einer der frühesten italienischen Dichter, Sprosse eines alten florentinischen Hauses, wurde in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts geboren. C. vermählte sich 1266 mit einer Tochter des Farinata degli Uberti, des Hauptes der florentinischen Ghibellinen, gerieth aber dadurch in Händel mit dem Haupte der Guelfen, Corso Donati, mußte fliehen und lebte eine Zeitlang in dem ungesunden Sarzana, kam dann krank nach Florenz zurück und † daselbst um 1300. C.'s Gedichte stammen sämmtlich aus seiner früheren Lebensperiode und sind „an Mandetta", ein junges Mädchen, gerichtet. In diesen lyrischen Klängen ist er seines Freundes Dante und Petrarca's Vorläufer, seine Sprache ist in hohem Grade rein und edel, den kunstvollen Klang durchschwirrt bisweilen ein Ton bizarrer Laune; die Melancholie wirft ihre Schatten über viele seiner prachtvollen Sonette, die mit liederartigen Balladen und Canzonen seinen gesammten poetischen Nachlaß ausmachen. Von den Canzonen schweifte die berühmte „Donna mi prega, perchio voglia dire etc.", als Theorie von Natur und Liebe, ins metaphysische Gebiet über und hat zur raschen Verbreitung von C.'s Berühmtheit das Meiste beigetragen. Dieses einzige Gedicht fand acht Kommentatoren, darunter den Kardinal Egidio Colonna (Siena 1602). C.'s Gedichte sind in die vorzüglichsten Sammlungen der „Rime antiche" (vordante'schen Dichter) aufgenommen; eine mangelhafte Gesammtausgabe, betitelt: „Rime edite ed inedite di G. C. aggiuntovi un volgarizzamento antico non mai pubblicato", veranstaltete Cicciaporri (Florenz 1813).

2) Giovanni, italienischer Geschichtschreiber, schrieb „Istorie fiorentine", den Zeitraum von 1420 bis 1452 umfassend, herausgegeben von Polidori (Florenz 1838, 2 Bde.), sowie eine Abhandlung über Cosmo's Verbannung u. Zurückkunft: „Della carcere etc." (Ausgabe von Moreni, das. 1821). Machiavelli schöpfte viel aus C.

3) Bartolomeo, edler Florentiner, im Oktober 1503 geboren, ergriff schon als Jüngling das Schwert gegen die Mediceer, in denen er die Unterdrücker der Freiheit seines Vaterlandes sah. Mit seiner Freiheitsliebe und Tapferkeit hielt seine Rednergabe gleichen Schritt. Eine seiner Reden, 1530 an seine Soldaten gehalten, findet sich in Sansovino's Sammlung. Als nach Alexanders Ermordung Cosmo de Medici den Thron bestieg, verließ C. die Heimat und lebte wahrscheinlich einige Zeit in Ferrara, besuchte darauf Frankreich und begab sich später nach Rom, wo er von Papst Paul III., dessen Gunst er gewann, mit mehren wichtigen Missionen betraut wurde. Er † in Padua 1562. Seine „Rettorica" (Venedig 1559), ist ein Lehrbuch der Rhetorik nach streng aristotelischen Grundsätzen. Die „Trattati sopra gli ottimi reggimenti delle reppubl. antiche e moderne" (Venedig 1555, 1574) sind auch in die Class. ital. (Mailand 1805) aufgenommen worden.

Cavalier (franz.), Reiter, Ritter; vergl. Kavalier.

Cavalier, Jean, Anführer der Kamisarden (s. Camisards).

Cavaliere, Emilio del, berühmter italienischer Komponist des 16. Jahrhunderts, geboren zu Rom, war seit 1570 als Kapellmeister zu Florenz Nachfolger des Alfonso della Viola und † in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. Seine beiden 1590 in Florenz aufgeführten Schäferspiele „Il Satyro" und „La Disperazione" waren die ersten in Italien bekannteren Opern, weshalb ihn Einige den Erfinder der Oper nennen.

Cavalla, Stadt, s. Kawala.

Cavallieri, Francesco Bonaventura, berühmter italienischer Mathematiker und Astronom, 1598 zu Mailand geboren, trat in seinem 15. Lebensjahr in den Bettelorden der Jesuaten und begann das Studium der Theologie, das er aber dann zu Pisa mit dem der Mathematik vertauschte. Bei seinen Untersuchungen über die Bestimmung der von krummen Linien u. gekrümmten Flächen eingeschlossenen Räume kam er zu dem Begriff der „untheilbaren Elemente", indem er den Satz aufstellte, daß die Linie aus einer unzähligen Menge von Punkten, die Fläche aus unzähligen Linien und der Körper aus unzähligen Flächen bestehe (C.'s Methode des Untheilbaren), worüber sich ein heftiger Streit entspann. C. † als Professor der Mathematik zu Bologna 1647. Als seine Hauptwerke sind hervorzuheben: „Geometria indivisibilium continuorum nova quadam ratione promota" (1635, 1653); „Rota planetaria" (erschien unter dem Titel „Philomantius", 1640); „Trigonometria plana et sphaerica, linearis et logarithmica" (Bologna 1635); „Exercitationes geometricae" (das. 1647).

Cavallini, Pietro, berühmter italienischer Maler, Mosaicist und Architekt des 14. Jahrhunderts, war ein Schüler Giotto's und Gehülfe desselben bei der Vollendung des großen Musivgemäldes in der Vorhalle der St. Peterskirche. Seine Blüthezeit fällt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Er † 1344, nach Vasari nach 1364. Von seinen Wandmalereien in Rom ist nichts mehr erhalten, das letzte ging 1823 beim Brande der Paulskirche zu Grunde; nur Mosaiken und Krucifixe finden sich noch. Florenz besitzt von ihm zwei Verkündigungen in S. Marco und S. Basilio; Orvieto das Bild des heiligen Thomas von Aquino, und Assisi ein Wandgemälde: die Kreuzigung Christi. Auch schreibt man C. das berühmte wunderthätige Madonnenbild in der Servitenkirche zu Florenz zu.

Cavallo, ursprünglich piemontesische, von dem Pferde im Gepräge benannte Silbermünze von Groschengröße, später neapolitanische Kupfermünze, mit einem Kreuz zwischen des Pferdes Beinen, daher Cavallo da croce, anfangs = 1 Soldo, dann 12 Stück = 1 Grano (daher Cavalluccio, d. h. Pferdchen) = $\frac{1}{4}$ Pfennig, bis endlich der einfache C. aufhörte u. 3, 4, 6 und 9 Cavalli geprägt wurden, welche auf dem Avers das königliche Brustbild mit dem Namen und Titel, auf dem Revers eine Cartouche mit der Jahrzahl führten.

Cavally, Negerstadt in Guinea, auf der Zahn- oder Elfenbeinküste, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, ein beträchtlicher Handelsplatz, mit 10,000 Einwohnern, welche Massen von Korallen verarbeiten, die hier als Münzen dienen.

Cavan (spr. Käwwän), Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, grenzt nördlich an Fermanagh, nordöstlich an Monaghan, südöstlich an Meath, südlich an Westmeath und Longford, westlich an Leitrim und umfaßt 35,2 □Meilen mit 174,071 Einwohnern. Die östliche Hälfte, wo der Loughanleagh

(1047 Fuß) steht, mehr noch der nordwestliche Theil, wo sich der Culeagh (2045 Fuß) erhebt, ist gebirgig, das Land überhaupt nicht sehr ergiebig. Unter den Flüssen ist der Erne mit dem Annalee, unter den Seen der Oughtersee (vom Erne durchflossen), der Sheelin und der Ramorsee bemerkenswerth. Reich ist C. an Mineralquellen. Das Klima ist feucht, jedoch nicht ungesund. Der Ackerbau liefert auf dem größtentheils steinigen und morastigen Boden nur den nöthigsten Bedarf an Hafer und Kartoffeln, außerdem Flachs und Hanf. Auch die Viehzucht ist nicht bedeutend. Den Haupterwerb der Bewohner, die durchaus Katholiken und wohl die ärmsten Menschen Irlands sind, bietet die Garnspinnerei und Weberei (Bettleinwand und Drell). Ausgebeutet werden Steinkohlen; doch findet sich auch silberhaltiges Blei, Eisen, Schwefel, Kalk. Die gleichnamige Hauptstadt, am Bache Cavan, hat eine königliche Freischule und 3254 Einwohner, die Leinweberei und Bleicherei treiben.

Cavanilles, Antonio José, berühmter spanischer Botaniker, den 16. Januar 1745 zu Valencia geboren, war anfangs Zögling der Jesuiten und Geistlicher, lehrte später Philosophie in Murcia und ging 1777 als Erzieher der Kinder des Herzogs del Infantado nach Paris. Hier widmete er sich, während eines zehnjährigen Aufenthalts, dem Studium der Botanik und veröffentlichte „Monadelphiae classis dissertationes X" (Par. 1785, 2 Bde., Madrid 1790), die ihm den Namen eines Reformators auf diesem Gebiete erwarben. Nach seiner Rückkehr nach Spanien begann er die Herausgabe eines großen botanischen Prachtwerks über Spaniens Pflanzenwelt: „Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur" (Madrid 1791—99, 6 Bde., mit 601 Kupfern). Von der Regierung beauftragt, Spanien zu botanischen Zwecken zu bereisen, begann er mit dem in Bezug auf Naturgeschichte besonders wichtigen Valencia. Als Resultat seiner Forschungen erschienen: „Observationes sobre la historia natural, geografia, agricultura del regno de Valencia" (Madrid 1795—97, 2 Bde., mit Kupfern), wozu er die Zeichnungen selbst lieferte. Seit 1800 gab er mit Proust zu Madrid naturhistorische Annalen („Anales de las ciencias naturales") heraus, welche viele Uebersetzungen, auch aus dem Deutschen, brachten. Im Jahre 1801 wurde er Direktor des botanischen Gartens zu Madrid. Als er eben mit der Herausgabe eines „Hortus regius Madridensis" beschäftigt war, überraschte ihn im Mai 1804 der Tod. C.' Vorlesungen erschienen in Madrid 1802 und wurden vom Professor Viviani zu Genua ins Italienische übersetzt.

Cavares, celtische Völkerschaft in Gallia Narbonensis, von der Mündung der Isère bis an die der Durance (Druentia), am Rhodanus hin, in einer weidereichen Ebene; in früher Zeit romanisirt. C. nannte man im weiteren Sinne auch alle Gallier östlich vom Rhodanus. Die Hauptstadt der C. war Arausio, jetzt Orange.

Cavatina (ital.), eine kleine Arie, in sofern sie nur aus Einem Theil besteht, der nicht wiederholt wird und keine Koloraturen hat. Bisweilen geht ihr ein Recitativ vorher, dessen Hauptgedanken sie dann koncentrirt wiederholt. Man kann sie daher als den einfachen, kunstlosen Ausdruck nur Einer Empfindung bezeichnen. Indessen unterscheidet sie hauptsächlich ihr rein lyrischer Charakter von der des dramatisch-leidenschaftlichen Ausdrucks fähigen Arie (s. d.).

Cavea (lat.), Theil des antiken Theaters, s. Theater.

Cavedone, Giacomo, italienischer Maler aus der Schule der Carracci und des Baldi, 1577 zu Sassuola geboren, war Gehülfe Guido Reni's in Rom, ließ sich dann in Bologna nieder und lieferte mehre ausgezeichnete Gemälde, bis ein Sturz seine geistigen Kräfte zerrüttete. Er lebte zuletzt von Almosen und † 1660. C. gehört zu den ausgezeichnetsten Künstlern seiner Zeit; seine Zeichnung ist korrekt, die Komposition gewählt, der Ausdruck würdevoll und wahr, die Bekleidung großartig, das Kolorit schön.

Cavendish, 1) Sir Thomas, s. Candish.

2) Henry, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften in London und auswärtiges Mitglied des französischen Nationalinstituts, geboren zu London den 10. Oktober 1731, Sohn des Herzogs von Devonshire, widmete sich besonders der Physik und Chemie. Er analysirte die Eigenschaften des kohlensauren und Wasserstoffgases, entdeckte die Bestandtheile des Wassers, fand die Zusammensetzung der Salpetersäure auf und bestimmte die mittlere Dichtheit der Erdkugel. Seine Beobachtungen und Entdeckungen theilte er seit 1766 in den „Philosophical Transactions" mit. Eine reiche Erbschaft verwendete er größtentheils zu seinen wissenschaftlichen Zwecken. Er † am 24. Februar 1810 zu London und hinterließ ein Vermögen von mehr als 7 Millionen Thalern.

Caviana, brasilische Insel in der Mündung des Marañon, ist 9 Meilen lang, 5 M. breit, fruchtbar, wohl bevölkert, mit bedeutender Viehzucht u. Fischerei.

Cavicornia (lat.), Hohlhörner, Hornthiere, Säugethierfamilie aus der Ordnung der Wiederkäuer (s. d.).

Cavino (Cavinus oder Cavienus), Giovanni, ausgezeichneter italienischer Stahl- und Stempelschneider, 1499 zu Padua geboren, ist besonders durch treue Nachahmung antiker Münzen berühmt. Die Antikenhändler wußten seinen Münzen auch ein altes Aussehen zu geben und sie als ächte zu verkaufen, daher man alle unächten antiken Münzen schlechthin Paduaner nennt. Auch als Edelsteinschneider und Bildhauer wird C. rühmlich erwähnt. C. † 1570.

Cavita (Cavite), Stadt auf der Philippineninsel Luçon (Manila), auf einer Landzunge an der Bai von Manila, ist der festeste Punkt der dortigen spanischen Besitzungen, Sitz eines Gouverneurs und hat 2 Kirchen, 3 Klöster, ein Arsenal, Schiffswerfte, Magazine, beträchtlichen Handelsverkehr, der durch einen sichern Hafen befördert wird, und an 7000 Einw.

Cavore (Cavour), Stadt in der oberitalienischen Provinz Turin, am Fuße der Alpen und am Pellice, mit 7492 Einwohnern, welche Seidenspinnerei und Leinwandweberei treiben. In der Nähe ein Schiefer- und Marmorbruch, sowie die 1010 gegründete, einst sehr reiche Benediktinerabtei Santa Maria di Cavour. Auf einem Hügel bei C. lag das alte Caburrum. Im Jahre 1433 verlieh der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen C. den Herzögen von Racconis; 1538 kam

es durch Kauf an Savoyen zurück; 1592 ward es von den Franzosen erobert, im folgenden Jahre vom Herzog Karl Emanuel wieder gewonnen, 1639 von den Spaniern besetzt u. zuletzt 1690 von den Franzosen genommen.

Cavour, Graf Camillo Benso di, sardinischer Ministerpräsident, geboren den 10. August 1809 in Turin als Sprößling eines alten savoyischen Geschlechts u. als der Sohn eines Polizeipräfekten, der durch glückliche Spekulationen zu großem Reichthum gelangt war, ward für die militärische Laufbahn vorgebildet und stand 1830 als Lieutenant beim Geniewesen. Liberalen Ansichten huldigend, verließ er bald darauf den Militärdienst u. begab sich auf die väterlichen Güter in der Lomellina, um sich hier der Landwirthschaft zu widmen. Behufs weiterer Ausbildung bereiste er dann Frankreich, Deutschland und England. Namentlich verweilte er in letzterem Lande länger und ward hier ein entschiedener Anhänger der englischen Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungsgrundsätze. Nach Sardinien zurückgekehrt, war er der Mitbegründer einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, welche zugleich nationale Tendenzen verfolgte, und unternahm dann mit dem Grafen Babo die Herausgabe des „Risorgimento", eines konstitutionellen Blattes, für welches er die nationalökonomischen Artikel schrieb, die ihm einen über die Grenzen Sardiniens hinausgehenden Ruf verschafften. Im Jahre 1847 unterzeichnete er die Adresse an den König, welche um Gewährung einer Verfassung bat. Als das betreffende Statut erschien, wurde C. in die Kammer gewählt, konnte sich aber bei seinem der damals vorherrschenden demokratischen Richtung abgeneigten gemäßigten Liberalismus wenig Popularität erwerben. Dennoch wurde er nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges gegen Oesterreich 1849 auch Mitglied der neuen Kammer und gewann darin durch seine hervorragenden Talente bald solchen Einfluß, daß er auf d'Azeglio's Betrieb an des austretenden Santa Rosa's Stelle ins Ministerium berufen und mit dem Portefeuille des Handels betraut ward, neben dem er Anfangs 1851 auch noch das der Finanzen übernahm. In dieser Stellung hatte er die schwierige Aufgabe zu lösen, einerseits die durch einen unglücklichen Krieg zerrütteten Finanzen zu ordnen und zu heben, andererseits die Mittel herbeizuschaffen, welche die Reorganisation eines in politischer und volkswirthschaftlicher Beziehung hinter den Forderungen der fortgeschrittenen Zeit weit zurückgebliebenen Staats nothwendig erheischten. Er verschaffte neuen volkswirthschaftlichen Principien Geltung, schloß Handelsverträge mit Oesterreich, England, Frankreich, Belgien 2c. ab, stattete Sardinien mit Straßen u. Eisenbahnen aus und brachte dadurch den Verkehr zu großem Aufschwung. So sehr er aber auch durch seine Talente das Ministerium beherrschte, so übte er doch in der Kammer, wo er sich zum linken Centrum hielt, noch weit mehr Einfluß aus. Je mehr er sich jedoch der Linken näherte, in desto entschiedeneren Gegensatz gerieth er zu seinen Kollegen, was ihn bewog, Anfangs 1852 sein Portefeuille niederzulegen. Aber schon im Oktober desselben Jahres trat er, als der Marquis d'Azeglio in Folge der Differenzen mit dem päpstlichen Stuhl zurücktrat, wieder als Präsident u. Finanzminister an die Spitze eines neuen Kabinets. Seitdem blieb er bis zu seinem Tode am Ruder, wobei er außer seinem eigenen Portefeuille meist provisorisch noch ein zweites, mitunter sogar ein drittes, das der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern verwaltete. Von einer kompakten Majorität in der Kammer unterstützt, befolgte er mit Konsequenz eine liberale Politik nach den Grundsätzen der 1848 verliehenen Verfassung. Am weiteren Ausbau derselben arbeitend, gerieth er in heftige Kollision mit dem Klerus, setzte aber trotz der Gegenbestrebungen desselben den Verkauf der Besitzungen zu todter Hand durch und entzog den religiösen Körperschaften das Monopol des Unterrichts. Selbst als der Papst den König und seine liberalen Minister mit dem Kirchenbann bedrohte, ließ sich C. nicht von der Durchführung dieser Reformen abschrecken, wiewohl er deren weitere Konsequenzen, wie die Einführung der Civilehe und die vollständige Befreiung der Laienschaft von der Herrschaft der Kirche, vertagen mußte. So auf eine freisinnige Politik im Innern sich stützend, durfte es C. wagen, das Banner der Einheit und Unabhängigkeit Italiens unter der Obhut des Hauses Savoyen zu erheben. Um aber seinen nationalen Bestrebungen Englands und Frankreichs Unterstützung zu verschaffen, bewog er den König und die Kammern, sich dem Bündniß der Westmächte gegen Rußland anzuschließen und trotz der enormen Kosten am Kriege gegen Rußland aktiv Theil zu nehmen. Nach Beendigung desselben im Orient war er mit Erfolg bemüht, die Mißstimmung Rußlands gegen Oesterreich auszubeuten, und die Ueberlassung des Hafens Villafranca an ersteres beweist, wie er kein Opfer scheute, um den italienischen Einheitsgedanken Freunde zu verschaffen. Auf dem pariser Kongreß brachte er die Angelegenheiten Italiens vor das Forum der Großmächte und bezeichnete die Fortdauer der österreichischen und der päpstlichen Herrschaft daselbst ohne Rückhalt als die Ursache der Leiden und Uebelstände der Halbinsel. Unter den Kundgebungen der Anerkennung, die er dafür in Italien einerntete, war jedenfalls die auffälligste die in allen italienischen Städten eröffnete Unterzeichnung zur Ausrüstung der Festung Alessandria. Als Oesterreich gegen diese Kriegsdrohung protestirte und die diplomatischen Beziehungen mit dem turiner Hofe abbrach, ließ sich C. dadurch in seiner Politik nicht irre machen, doch glaubte er, mit Rußland und Frankreich, als den Hauptgegnern Oesterreichs, nur noch engere Beziehungen anknüpfen zu müssen. Nach dem Besuche C.s beim Kaiser der Franzosen im Herbste 1858 in Plombières glaubte das turiner Kabinet mit seinem Streben nach Vergrößerung auf Kosten Oesterreichs und der italienischen Nachbarn offen hervortreten zu dürfen. Die Thronrede des Königs bei der Eröffnung der Kammern mit ihrer Appellation an das italienische Volk (10. Januar 1859), die ausgedehnten Rüstungen und die Anwerbung von Freischaaren und der Anspruch, als Organ Italiens und gleichberechtigt mit den Großmächten an dem neuen Kongresse Theil zu nehmen, führten schließlich zu dem Ultimatum des wiener Kabinets und zur Kriegserklärung, welcher die Eröffnung der Feindseligkeiten auf dem Fuße folgte. Während des Krieges war C. unermüdlich thätig, die herrenlosen mittelitalienischen Staaten und die Romagna für den Anschluß an Piemont zu gewinnen; nach dem Frieden von Villafranca mußte

er zwar auf Betrieb des Kaisers der Franzosen, mit dessen Wünschen der glückliche Fortgang der italienischen Einheitsbestrebungen keineswegs übereinstimmte, als Minister abdanken, doch operirte er dessen ungeachtet so geschickt und kühn weiter, daß Napoleon III., so sehr er sich auch Oesterreich u. dem Papste zu nähern suchte, doch der italienischen Freiheit Konzessionen machen mußte. Nachdem C. am 21. Januar 1860 wieder an die Spitze des Ministeriums getreten war, brachte er trotz der von Seiten des Kabinets der Tuilerien in den Weg gelegten Hindernisse die Einverleibung Mittelitaliens in den sardinischen Staat zu Stande, wofür freilich Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten werden mußten. Trotz der heftigen Angriffe, die er deshalb von Garibaldi und Ratazzi und dessen Anhang erfuhr, erlangte er dennoch mit großer Majorität die Zustimmung der Kammern. Schwieriger wurden aber seine Beziehungen zu Garibaldi, nachdem sich derselbe die Befreiung Siciliens und Neapels zur Aufgabe gestellt. Mag er den überwiegenden Einfluß des kühnen Freischaarenführers, der in die tief angelegten Pläne des Ministers zur Paralysirung der von den Tuilerien ausgehenden Politik störend eingriff, ungern genug gesehen haben, so hat er doch die Siege des Freischaarenführers gut zu benutzen verstanden. Nach Siciliens Eroberung entspann sich zwischen Garibaldi und C. ein lebhafter Zwist über die Frage, ob es gleich zu annektiren sei, was letzterer wollte, oder ob mit der Annektirung bis zur Eroberung des übrigen Italiens gewartet werden sollte, wie Garibaldi verlangte, und schon gewannen in Garibaldi's Umgebung die radikalen Elemente immer mehr die Oberhand. Um dem entgegenzuwirken, entschloß sich C., mit sardinischen Streitkräften im Kirchenstaate und in Neapel zu interveniren. Als der Papst das Ultimatum, worin auf Entlassung der fremden Truppen gedrungen ward, zurückgewiesen hatte, rückten die piemontesischen Truppen am 12. September in die Marken ein. Während aber Viktor Emanuel auf dem Schlachtfelde für die Einheit Italiens kämpfte, wirkte C. für sie im Kabinet mit eben so viel Gewandtheit als Kühnheit u. Energie. Indem er einerseits dem Kabinet der Tuilerien vorstellte, daß längerer Widerstand gegen die italienischen Einheitsbestrebungen den Radikalen u. Mazzinisten die Oberhand verschaffen u. daß dann Garibaldi unfehlbar Rom und Venedig angreifen werde, wußte er andererseits auch Garibaldi durch den Hinweis auf die Forderungen Frankreichs im Zaume zu halten. Garibaldi forderte zwar vom König die Entlassung C.s und griff ihn später im ersten italienischen Parlament auf das Heftigste an, doch hatte C. in diesem eine zu feste und bedeutende Majorität für sich, als daß ihn Garibaldi mit Hülfe desselben hätte stürzen können. Wohl aber machte die Organisation der Verwaltung in den neuerworbenen Gebieten dem Minister schwere Sorge und Mühe, worunter seine ursprünglich starke Gesundheit litt. In Folge eines Schlaganfalls verschied er unerwartet plötzlich am 6. Juni 1861 in Turin, vom ganzen italienischen Volk aufs Tiefste betrauert und mit dem Ruhm, nicht nur der bedeutendste Staatsmann des neuen Italiens, sondern auch einer der größten der Neuzeit überhaupt gewesen zu sein.

Cavriara, Dorf in der italienischen Provinz Brescia (früher österreichisch-lombardische Provinz Mantua), Bezirk Castiglione, mit 2214 Einw., denkwürdig als einer der Hauptpunkte in der Schlacht von Solferino am 24. Juni 1859.

Cawnpore, Stadt, s. Khanpur.

Caxamarca, Stadt im südamerikanischen Freistaat Peru, Departement Libertad, in einer sehr fruchtbaren Ebene an der Ostseite der Cordilleren, hat breite und gerade Straßen, Häuser aus Erde, eine hohe steinerne Kirche und etwa 12,000 Einw., die lebhafte Fabrikation von Wollen- u. Baumwollenzeuchen, Leinwand, Gold- und Silberwaaren, Waffen &c. und bedeutenden Handel treiben. In der Nähe der Stadt liegen die unter dem Namen der Baños del Inca bekannten heißen und kalten Quellen, welche schon von den altperuanischen Inka's als Bäder, wie jetzt noch, benutzt wurden. Man erzählt, daß die Peruaner nach ihrer Besiegung durch die Spanier den goldenen Thron ihres Inka in den Krater geworfen, aus welchem das warme Wasser emporquillt. In der Stadt und ihrer Umgebung finden sich auch verschiedene Reste peruanischer Bauwerke; besonders ist der theilweise verfallene, theilweise als Hospital benutzte Palast der alten Inka's zu erwähnen, in welchem die Räume und Spuren der grausamen Gefangennehmung und Hinrichtung des Inka Atahualpa gezeigt werden.

Caxoeira, Stadt in der brasilianischen Provinz Bahia, am Paraguacu, mit 5000 Einw., welche viel Kaffee u. Tabak bauen und starken Exporthandel nach dem Innern treiben.

Caxton, William, erster englischer Buchdrucker, geboren zu Weald in der Grafschaft Kent um 1412, ward 1442 Faktor des londoner Handelsstandes in Holland und 1464 Mitglied der Gesandtschaft, welche den Handelskontrakt zwischen Burgund und Frankreich abschloß. Bei dieser Gelegenheit lernte er die damals noch neue Buchdruckerkunst kennen und verpflanzte sie nach England. Er † 1495 (1491). Vgl. Buchdruckerkunst, S. 86.

Cayambe (Carjambe), vulkanischer Gipfel der Cordilleren im südamerikanischen Freistaate Ecuador, nordöstlich von Quito, 18,240 F. hoch.

Cayenne, Hauptstadt des französischen Guyana in Südamerika, auf einer Insel an der Mündung des gleichnamigen Flusses (auch Oyak genannt), ist durch Fort u. Batterien befestigt und zerfällt in die alte (mit dem Gouvernementshaus) und in die neue Stadt (mit einer schönen Kirche). Zwischen beiden liegt die mit Orangenbäumen bepflanzte Place d'armes. Die 5—6000 Einwohner, darunter mehre Tausende ehemaliger Negersklaven, beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel. Der Hafen ist zwar seicht, doch der beste dieser Küste und tief genug, um Schiffe geringerer Last aufzunehmen, während die größeren vor der Mündung des Oyak ankern. Berüchtigt ist C. als Deportationsplatz der Franzosen wegen des mörderischen Klima's der Gegend, dem die meisten Europäer erliegen. Die Deportirten sind in verschiedene Depots, theils auf kleine Inseln in der Nähe der Stadt, theils auf dem Festlande den Strom aufwärts vertheilt. Die Franzosen nahmen zuerst 1604 Besitz von der Insel, auf welcher C. liegt, verstärkten den Platz 1635, verließen ihn aber 1654 wieder, worauf ihn die Engländer besetzten, bis diese 1664 von den Indianern vertrieben wurden. Im J. 1676 nahmen die Hol-

länder C., aber schon im nächsten Jahre die Franzosen wieder, in deren Besitz C. seitdem verblieben ist.

Cayennepfeffer (Piper cayennense), starkes, beißendes Gewürz, welches besonders in Amerika, jetzt aber auch in Europa bereitet wird, und zwar aus den getrockneten und gepulverten Schoten und den reifen Samen von Capsicum baccatum, die mit Weizenmehl u. Gäscht zu einer Art zwiebackähnlichem Kuchen gebacken, dann gepulvert und gesiebt werden. Der Pfeffer aus den Schoten ist scharlachroth, der aus den Samen hellgelb. Tinktur und Aufguß vom C. hat man auch als stark reizendes Mittel zu medicinischem Gebrauch empfohlen.

Cayes, les, Stadt auf der Insel Hayti, an der Südküste, in sumpfiger u. ungesunder, aber fruchtbarer Gegend, hat 8—9000 Einwohner, welche Zucker, Indigo, Kaffee und Baumwolle bauen und zur Ausfuhr bringen.

Caylus (Caylux), Stadt im französischen Departement Tarn-Garonne, an der Bonnette, mit 5300 Einw., welche Wollenwaaren fabriciren und bedeutenden Getreidehandel treiben.

Caylus, Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von, Marquis d'Esternay, Baron de Bransac, geborner Ehrenrath des Parlaments von Toulouse, wurde zu Paris den 31. Oktober 1692 geboren, erfocht sich 1709 auf seinem ersten Feldzug eine Fähndrichsstelle bei der Gensdarmerie, zeichnete sich auch 1711 in Katalonien an der Spitze eines Dragonerregiments aus, widmete sich aber nach dem rastadter Frieden den Wissenschaften, vorzüglich der Archäologie. Er bereiste zu diesem Zwecke Italien, Griechenland und die kleinasiatische Küste, wo er, zu seiner Sicherheit von 2 Räubern begleitet, die Ruinen von Ephesus, Colophon und Troja untersuchte, begab sich über Konstantinopel nach Adrianopel und war eben im Begriff, von hier aus Aegypten und sogar die chinesischen Küsten zu besuchen, als ihn Briefe seiner Mutter 1717 zurückriefen. Zu Hause ordnete er seine reiche Ausbeute von Alterthümern und steigerte durch einige Reisen nach London und in die benachbarten Staaten noch seine Liebe zu den Künsten. In Paris huldigte er allen Musen: er malte, zeichnete, stach in Kupfer, dichtete Schwänke, Romane, Komödien, morgenländische Märchen, schrieb Memoiren, sowie über Numismatik, Antiquitäten 2c. Viele Kupferstiche, z. B. 200 Stücke nach den schönsten Zeichnungen des k. Kabinets, eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und Van Dyck, Karrikaturen nach Leonardo da Vinci, bezeichnen ihn als einen eben so geistreichen wie geschmackvollen Künstler. Von ihm sind auch die großen Abdrücke des Luperkalienfestes, nach Bouchardon, die Sujets der Quelle von Grenelle, eine Sammlung, Cris de Paris genannt, eine Geschichte Josephs nach Rembrandt und viele Bilder nach Lucas von Leyden, Albrecht Dürer 2c. Im Jahre 1731 wurde er in die Akademie der Malerei und Skulptur und 1742 in die der Inschriften und schönen Wissenschaften aufgenommen. In letzterer stiftete er eine Preisaussetzung für denjenigen Künstler, welcher mit der größten Wahrheit und Energie den Charakter einer bestimmten Leidenschaft auszudrücken, und eine andere von 500 Livres für den, welcher nach den alten Autoren und Monumenten die Gebräuche der alten Völker zu erklären vermöge. Er † am 5. Sept. 1765. Sein berühmtestes Werk ist: „Recueil d'antiquités égyptiens, étrusques, grecques, romaines et gaules" (Paris 1752—67, 7 Bde.; deutsch von Panzer, Nürnberg 1766, unvollendet), wozu er die Platten selbst ätzte. Außerdem schrieb er: archäologische und historische Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Inschriften (deutsch von Meusel, Altenb. 1785, 2 Bde.); „Sur la peinture à l'encaustique et sur la peinture à la cire" (Par. 1755); „Recueil des pierres gravées du cabinet de Roi"; „Numismata aurea imperatorum Romanorum" u. A. m.; auch „Contes orientaux" (Haag 1743, 2 Bde.; deutsch Leipz. 1780), welche, wie ähnliche Schriften von ihm, in seinen „Oeuvres badines" (herausgeg. von Garnier, Paris 1788, 12 Bde.) enthalten sind. Seine Mutter, Marthe Marguérite de Vilette, Marquise de C., geboren 1673, † den 15. April 1729, war eine Zierde des Hofes Ludwigs XIV. und ist Verfasserin des interessanten Buchs „Mes souvenirs" (herausgeg. von Voltaire, Paris 1770, 1804).

Caymansinseln, s. Caimans.

Cazalès, 1) Jacques Antoine Marie, eine der hervorragendsten Erscheinungen der französischen Revolution, geboren den 1. Februar 1758 zu Grenade an der Garonne, wurde als Kapitän bei einem Dragonerregiment von Rivière-Verdun als Deputirter des Adels in die konstituirende Versammlung gewählt. Hier schwang er sich durch Beredtsamkeit und schnelle Auffassungsgabe bald an die Spitze des Adels, stimmte für gleiche Vertheilung der Abgaben und schlug in einer seiner merkwürdigsten Reden vor, daß der erste Stand seine einträglichen Privilegien freiwillig aufgeben solle. Dagegen bekämpfte er die Vereinigung der Stände und verließ die Versammlung, als sein Eifer erfolglos blieb, wurde aber zu Caussade festgenommen und mußte in die Versammlung zurückkehren. Fortan stritt er, die großen Interessen des Adels und der Priesterschaft verloren gebend, wenigstens noch für die Erhaltung der königlichen Macht und duellirte sich sogar deshalb mit dem Demokraten Barnave. Nach der Aufhebung des Königthums begab er sich zu den Prinzen nach Koblenz, fühlte sich aber hier zu vereinsamt u. ging nach dem Feldzug von 1792 nach England. Als der Prozeß Ludwigs XVI. begann, bat er umsonst um die Erlaubniß, den König vertheidigen zu dürfen. Er schiffte sich nun als königlicher Generalkommissär nach Toulon ein, wo Ludwig XVII. als König ausgerufen worden war, kehrte jedoch bald wieder nach London zurück und trat mit Edmund Burke in das innigste Freundschaftsverhältniß. Nach dem 18. Fructidor erhielt er den Auftrag, mit den vornehmsten Opfern dieses Tages Verbindungen anzuknüpfen, gewann jedoch bald die Ueberzeugung, daß zu der Zeit eine Gegenrevolution in Frankreich unmöglich zu organisiren sei. Im Jahre 1803 kehrte er nach Frankreich zurück, schlug alle Anerbietungen Napoleons aus und † in ziemlich dürftigen Verhältnissen den 24. Nov. 1805 zu Engalin im Departement Gers. Seine Vertheidigung Ludwigs XVI. erschien zu London 1792.

2) Edmond de C., Sohn des Vorigen, den 31. August 1804 zu Grenade geboren, war 1827—29 Gerichtsauditor zu Provins, 1835—37 Professor an der katholischen Universität zu Löwen in Bel-

gien, empfing 1843 die priesterlichen Weihen und wurde hierauf Generalvikar und Direktor des Seminars von Montauban. Vom Departement Tarn-Garonne 1848 in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, hielt er sich zur Fraktion der Rue de Poitiers und stimmte in der Legislativen mit der Rechten. Er wirkte sehr eifrig für die neukatholische Richtung. Außer zahlreichen Journalartikeln und Erbauungsschriften verfaßte er „Etude historique et critique sur l'Allemagne contemporaine" (Leipz. 1853).

Cazalla della Sierra, Stadt in der spanischen Provinz Sevilla, mit bedeutendem Wein- und Olivenbau, Bergbau auf Silber, Kupfer, Eisen und Schwefel und 6652 Einw. In der Umgegend Ueberreste römischer und maurischer Bauten.

Cazaubon, Stadt im französischen Departement Gers, an der Douze, mit 2750 Einw., welche den unter dem Namen Armagnac bekannten vortrefflichen Franzbranntwein fabriciren.

Cazembe, Reich des, Negerreich im Binnenland von Südafrika, östlich und südlich vom Gebiet der Muembas, westlich von Moropua begrenzt, ist ein mächtiger und wohlgeordneter Staat, doch zum Theil unfruchtbar und nur dünn bevölkert. Ein Theil des Reichs liegt niedrig und kalt; im Nordosten steht das Tschimpirigebirge. Die Bevölkerung, aus eingeborenen Messiras und von Westen her eingedrungenen Campocolos bestehend, ist sehr industriös, verfertigt aus Holz Gefäße und Canoes, webt aus Bast u. Baumwolle grobe Tuche, fabricirt Thon- u. Eisenwaaren, baut Mandioca, Mais, Sorghum 2c. u. treibt bedeutenden Handel mit Sklaven, Elfenbein, grünen Steinen (vermuthlich grünen Kupfererzen) und Kupfer nach den portugiesischen Besitzungen am obern Zambese. Hauptstadt und Residenz des C. (Benennung des Herrschers) ist Lunda, am Moso, ein sehr bedeutender Ort, der sich eine halbe Meile weit ausdehnt.

Cazorla, Stadt in der spanischen Provinz Jaen, am Vega, mit 7383 Einw. Darnach ist benannt die Sierra de C., ein Gebirgszug im östlichen Theile der genannten Provinz, mit den Quellen des Guadalquivir.

Cazotte, Jacques, französischer humoristischer Erzähler, 1720 zu Dijon geboren, wo sein Vater Greffier der Stände von Burgund war, erhielt seine wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, reiste hierauf 1747 als Kontroleur des Seewesens der Inseln nach Martinique, kehrte aber kurz nachher auf Urlaub nach Paris zurück. Hier dichtete er der Amme des Herzogs von Burgund gelegentlich die dann in ganz Frankreich nachgesungenen Schlummerlieder: „Tout au beau milieu des Ardennes" u. „Commère, il faut chauffer le lit" und, durch den gefundenen Beifall ermuntert, sodann seinen Ritterroman „Olivier" (Par. 1763, 2 Bde., 1798; deutsch Halle 1769). Im Jahre 1759 rettete er Martinique vor den Engländern, kehrte sodann des Klima's halber zurück und nahm seinen Abschied mit dem Titel eines Generalkommissärs des Seewesens. Sein „Diable amoureux" (Par. 1772), eine höchst originelle Dichtung, fand ungemeinen Anklang; dann übersetzte er mit Hülfe des orientalischen Mönchs Chavis 4 Bände arabische Märchen (Bd. 37—40 des „Cabinet des Fées" und gab anonym „La Brunette anglaise", eine Erzählung in Versen, heraus, die man allgemein Voltaire zuschrieb; eine neue Sammlung Märchen folgte. Wegen seines aufgefangenen Briefwechsels mit Ponteau, einem Beamten an dem Bureau der Civilliste, wurden C. und seine Tochter Elisabeth, deren er sich als Schreiberin bedient, in die Abtei eingekerkert. Der Eindruck, den der Abschied der Tochter vom Vater auf dem Schaffot selbst auf die Henker hervorbrachte, fristete letzterem das Leben nur wenige Tage, er ward am 25. Sept. 1792 guillotinirt. C.'s Werke erschienen gesammelt als „Oeuvres morales et badines" (Paris 1776, 2 Bde., London [Paris], 7 Bde., Paris an VII, 7 Bde., das. 1816 bis 1817, 4 Bde.; deutsch von Schatz, Leipz. 1789, 4 Bde.).

Cazuela (span.), Zuschauerplatz im spanischen Theater, nimmt die Hälfte der ersten Bogenreihe u. deren Mitte ein, geht dann durch die Tiefe des Gebäudes und ist nur für das weibliche Geschlecht bestimmt. Der Eintritt in die C. gibt zugleich das Recht, alle anderen Plätze besuchen zu dürfen.

Ceadmon, s. Caedmon.

C. C., Abbreviatur, auf Recepten s. v. a. cornu cervi, Hirschhorn, oder concisa, contusa, geschnitten, gestoßen (von Kräutern und Samen); auf französischen Münzen s. v. a. die alte Münzstätte Besançon.

C dur, s. Tonarten.

Cean-Bermudez, Juan Augustin, spanischer Schriftsteller, geboren den 17. Sept. 1749 in Gijon in Asturien, lebte anfangs zu Sevilla, wo er eine Kunstakademie gründete, erhielt später eine Anstellung bei der Karlsbank in Madrid, ward 1790 beauftragt, das Archiv für die indischen Angelegenheiten in Sevilla zu ordnen, und dann zum Sekretär bei dem Rathe von Indien in Madrid ernannt, welche Stelle er aber verlor, als sein Freund Jovellanos verbannt ward. Seitdem widmete er sich in Sevilla wieder archivalischen Arbeiten und † den 3. Dec. 1829 zu Madrid. Er schrieb: „Diccionario hist. de los mas illustres professores de les bellas artes en España" (Madr. 1800, 6 Bde.); Descripcion artistica de la catedral de Sevilla" (Sevilla 1804); „Carta sobre el estilo y gusto en la pintura de la escuela sevillana" (Cadix 1806); „Memorias para la vida del M. de Jovellanos" (Madr. 1814); „Dialogo sobre arte de la pintura" (Sevilla 1819); „Noticia de los arquiteccos y arquitectura de España" (Madrid 1829, 4 Bde.); „Sumario de las antiguedadas romanas, que hay en España" (das. 1832).

Ceanothus *L* (Seckelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, charakterisirt durch den 5theiligen, gefärbten Kelch, die genagelten Blumenblätter u. die 3samige, trockene Frucht, dornlose Sträucher u. Bäume, meist in Nordamerika, mit artigen, straußförmigen Blüthen, die sie zu Zierpflanzen machen. C. americanus *L.*, Rothwurzel, ein schöner, 2—3 Fuß hoher, glatter, ästiger Zierstrauch mit länglich-eirunden, spitzigen, dreirippigen, gesägten Blättern und zierlichen weißen Blüthen in zahlreichen, winkelständigen, länglichen Rispen, aus Nordamerika. Die dicke, rothe, büschelartige Wurzel dient zum Rothfärben, ist herb und wird wie die Stengel (Stipites Ceanothi) als Abführungsmittel gebraucht; auch werden beide in Amerika gegen Syphilis angewendet; ein Aufguß der Blät-

ter wird unter dem Namen Thee von New-jersey getrunken. Diese und die meisten übrigen Arten (C. azureus *Desf.*, mit blaßblauen Blüthenrispen, in Mexiko; C. intermedius *Pursh.*; C. microphyllus *Michx.*, C. ovatus *Desf.*, alle mit weißen Blüthenrispen, und C. sanguineus *Pursh.*, ebenfalls mit weißen Blüthenrispen und blutrothen Aesten), gedeihen im Freien in jedem lockeren, guten Sandboden und dienen zur Verschönerung niedriger Strauchgruppen in Parkanlagen. Sie müssen indeß einen geschützten Standort, bei strengem Froste eine Laubdecke und Umkleidung haben und besonders in der Jugend gegen Frost geschützt werden. In kälteren Gegenden thut man wohl, von allen Arten einige in Töpfen frostfrei zu durchwintern. Die Vermehrung geschieht durch Ableger u. Samen.

Ceara (Ciara), Provinz des Kaiserthums Brasilien, an dessen nordöstlicher Küste, wird im Norden vom atlantischen Ocean, im Westen von der Provinz Piauhy, im Süden von Pernambuco, im Osten von Rio Grande del Norte und Parahyba begrenzt und zählt auf 1735 QM. 385,300 Einwohner. An der Küste erscheint das Land flach und ohne bedeutende Vorgebirge. Nach dem Innern hin erhebt sich der Boden immer mehr. Im östlichen Theile zieht die breite Serra Guamame, im Süden gegen Pernambuco abgrenzend, die Serra Borborema, im Westen gegen Piauhy die Serra Ibiapaba, und im Innern zwischen dieser und der östlichen Serra Guamame streift die Serra do Botarite. Der flachen Küste fehlen gute Ankerplätze und Baien. Der beste Hafen ist noch der von Aracaty, an der Mündung des Jaguarybe, des bedeutendsten Flusses der Provinz. Kleinere Küstenflüsse sind: Ceara, Manduhu, Formosa und Croapha. Größere Seen sind: der Velho, Jaguaracu und Camurupin. Der Boden ist im Allgemeinen dürr und sandig, und nur an den Flüssen und mehr nach dem Innern wird er sehr fruchtbar. Das Klima ist sehr heiß, und oft herrschen drückender Regenmangel u. große Dürren (seccas), wie z. B. 1825, wo fast alles Rind- und Zugvieh der Provinz und gegen 30,000 Menschen umkamen. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Salz, Edelsteine (Amethyste), Alaun. Ackerbau wird in den durch die Flußüberschwemmungen bisweilen sehr befruchteten Campos getrieben. Die Gebirge sind mit Bau- und Farbeholz bedeckt. Ueberhaupt ist C. reich an heilkräftigen, balsamischen, harzigen und gummihaltigen Pflanzen und Bäumen. Palmen gibt es verschiedene Arten (darunter die schöne Carnahubapalme), Ananas in Ueberfluß. Neben dem Ackerbau wird besonders in den vom Jaguarybe und seinen Zuflüssen bewässerten Campos Rindvieh-, Ziegen- und Schafzucht betrieben, und man führt Fleisch und Häute aus. Daneben ist der hauptsächlichste Handelsartikel Baumwolle. Die Einwohner sind ziemlich kultivirt; auch die einheimischen Indianerstämme, durch das Christenthum ihrer Nationalität beraubt, zeigen sich gut gesittet. Die Hauptstadt C. (Fortaleza oder Villa do Forte und Nuestra Señora d'Assumpçao), 2 Stunden von der Mündung des gleichnamigen Flusses, in sandiger u. schlechter Gegend, hat 29,000 Einw. Ihr wegen häufiger Nebel schwer zugänglicher Hafen versandet immer mehr, so daß sich der Haupthandel nach der 18 Meilen östlicher gelegenen Hafenstadt Aracaty gezogen hat. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts bestanden an dieser Küste feste Niederlassungen der Portugiesen.

Cebes, ein Thebaner, Schüler des Socrates, schrieb die drei philosophischen Dialoge: „Hebdome", „Phrynichus" und „Pinax", von welchen nur der letztere auf uns gekommen ist. Er ist durchaus in sokratischem Geiste geschrieben u. sucht zu beweisen, daß die Glückseligkeit allein aus dem Bewußtsein der Tugend entspringe. Mehre schrieben die Autorschaft einem jüngeren C. aus Cyzicus, einem Stoiker, zu; Andere wieder erklärten den Dialog für eine Ueberarbeitung eines älteren nach sokratischen und platonischen Ansichten. Das Büchlein, welches wegen seiner praktischen Tendenz in die meisten Sprachen Europa's, sogar ins Russische, Neugriechische und Arabische übersetzt worden ist, erschien zuerst in lateinischer Uebersetzung von L. Odassi in Bologna, zugleich mit dem Handbuch des Epictet und in der Folge gewöhnlich mit diesem u. Theognis und Pythagoras verbunden. Unter den sehr vielen Ausgaben erwähnen wir die von J. Schweighäuser (Straßburg 1806), Ad. Korais (Paris 1826) und Thieme (3. Aufl., Berlin 1850). Die beste Uebersetzung lieferte K. Pfaff (Stuttgart 1827). Vergl. Wippel, Epistol. de C. tabula, Altenburg.

Cecchi, Giammaria, italienischer Lustspieldichter, in der Mitte des 16. Jahrhunderts zu Florenz blühend, wetteiferte in seinen Komödien mit Bibbiena, Macchiavelli, Ariosto und Lasca in der Wahrheit der Charaktere, der Lebendigkeit des Dialogs und reinem Ausdruck. Seine 10 Stücke, meist Nachahmungen des Plautus und Terenz, haben eine decente Haltung; nur sein „l'Assivolo" ist obscön. Gesammelt erschienen C.'s Werke zu Florenz 1585.

Cecil, William, später Lord Burleigh, englischer Staatsmann, geboren den 15. September 1520 zu Bourne, studirte zu Cambridge und London die Rechte, nebenbei auch Theologie und erregte durch seine Gewandtheit bei einer öffentlichen Disputation über Glaubenslehren zuerst Aufmerksamkeit. Heinrich VIII. eröffnete ihm daher die politische Laufbahn. Durch Herzog von Somerset, der als Protektor für den jungen König Eduard VI. die Regierung führte, ward er 1548 zum Staatssekretär erhoben, dann zugleich mit demselben durch den Grafen Astarric (6. Oktober 1549) gestürzt und in den Tower inhaftirt, aber, während Somerset 1552 hingerichtet wurde, wegen seiner Geschäftstüchtigkeit wieder in seinen Posten eingesetzt. Nach Northumberlands Fall legte C. seine Stelle nieder, um nicht dem Fanatismus Maria's der Katholischen die Hand bieten zu müssen, und gerirte sich ohne Furcht als treuer Verehrer der Prinzessin Elisabeth. Dieselbe ernannte ihn denn auch sofort nach ihrem Regierungsantritt 1558 zu ihrem Staatssekretär, in Wirklichkeit aber konnte er für ihren ersten Minister gelten. Unberührt von den herrischen Launen Elisabeths, füllte C. als tüchtiger Geschäftsmann von solidem Verstande und unermüdlichem Fleiß, aber ohne Ehrgeiz, den seiner Natur angemessenen Kreis aus. Kühne und geniale Politik war ihm fremd; doch war der Vortheil seiner Gebieterin sein höchstes Ziel, und zur Förderung desselben mußte auch die von ihm mit aller Kraft

erstrebte Wiederherstellung der Reformation dienen. Dies und die Unterwerfung Schottlands, die Entdeckung einer vom Priesterseminar zu Rheims aus geleitete Verschwörung, die Hinrichtung der Königin Maria und die Befestigung eines Willkürsystems, wie es bereits seit Heinrich VIII. bestand, sind seine hervorragendsten Ministerthaten. Schon 1571 hatte ihn Elisabeth zum Lord Burleigh u. Peer des Reichs ernannt. Hauptsächlich durch C.s Gewandtheit gelang das Bestreben der Königin, das Parlament zum Schattenspiel zu erniedrigen; seine Erfindungsgabe fand stets Mittel, den königlichen Schatz zu füllen. So ordnete er 1588, als der Krieg mit Spanien ausbrach, eine auf alle Klassen des Volks gleichmäßig vertheilte Erhebung einer Anleihe an u. setzte einen obersten Gerichtshof (Court for the correction of all abuses) ein, der, unter dem Vorwand, alle Mißbräuche der Rechtspflege und Verwaltung abzustellen, ebenfalls reiche Quellen in den königlichen Schatz leitete. Trotz dieser Maßregeln genoß C. auch die Liebe des Volks, denn da es vom Parlament nichts Anderes ausgehen sah als fortgesetzte Steuerbewilligungen, war es froh, daß C. desselben wenig bedurfte. Auch in seinem Privatleben als ein rechtschaffener Mann geachtet, † C. den 15. August 1598. Vgl. Nares, Memoirs of the life and administration of Will. C., Lord Burleygh (London 1828—32, 3 Bde.). Sein Sohn, Robert C., Graf von Salisbury, war längere Zeit Gesandter am französischen Hofe gewesen und wurde von der Königin 1596 zum Staatssekretär erhoben. Für seine Verdienste um die Erhebung Jakobs I. auf den englischen Thron erhielt er die Grafenwürde. Wie sein Vater † auch er mit dem Rufe der Gewandtheit und Redlichkeit, 1612.

Cecina, Fluß im ehemaligen Großherzogthum Toskana, entspringt am Monte di Gerfalco, fließt erst in nördlicher, dann in westlicher Richtung und mündet nach 9 Meilen in das Mittelmeer. Sein Thal, einst der prangende Garten der Etrusker, ist jetzt Maremmenboden. Sein bedeutendster Zufluß ist der Stezza.

Cecropia *L.* (Trompetenbaum, Kanonenbaum, Hohlschaft), Pflanzengattung aus der Familie der Artocarpeen, charakterisirt durch die sehr kleinen 2häusigen Blüthen (männliche mit kreiselförmigem Kelch und 2 Staubfäden, weibliche mit glockenförmigen Samenkelchen in Kolben), merkwürdige südamerikanische Bäume mit hohen geringelten Stämmen, welche wie die Zweige inwendig hohl sind, und aus Scheiben kommenden Blättern. Ziergewächse der Treibhäuser u. officinell sind: C. palmata *Willd.*, in Brasilien Ambaiba, ein zierlicher Baum Westindiens u. Südamerika's, mit großen, handförmigen, 7—9lappigen, oben platten und grünen, unten weißfilzigen Blättern, selten in Wäldern, gewöhnlich auf freien Plätzen, wird ziemlich hoch u. wächst sehr schnell. Die trockene Wurzel dient den Brasilianern zum Feuermachen, indem sie dieselbe mit einem Stücke harten Holzes schnell und heftig reiben. Das weiße fette Mark des Gipfels ist wundenheilend, der Saft aus den Knospen ein wirksames Mittel gegen Blutflüsse. C. peltata *L.*, 30—40 Fuß hoch, an der Spitze mit einer Krone großer, gestielter, schildförmiger, kreisrund-herzförmiger, 7—9lappiger, unten weißfilziger Blätter, in Westindien und Südamerika in Bergwäldern, einer der ersten Bäume, die sich auf ausgereutetem Land zeigen, enthält einen wässerigen Milchsaft, der an der Luft bald schwarz wird und in Amerika häufig als kühlendes, schleimiges, etwas abstringirendes Heilmittel bei Durchfällen, Schleim- und Blutflüssen, Wunden und Geschwüren dient. In Verbindung mit dem Milchsafte von Ficus nymphaeaefolia *L.* oder Ficus populnea *Willd.* soll daraus ein Theil des aus Amerika nach Europa gebrachten Kautschuks bereitet werden. Die säuerlichsüßen Früchte werden gegessen. Die Rinde dient zum Gerben, der Bast zu Stricken. Die hohlen Stämme braucht man als Unterlagen der Flöße, weil sie sehr leicht sind; mit den rauhen Blättern kann geglättet werden. Als Zierpflanzen zeichnen sich diese Bäume durch ihre schönen Blätter aus, eignen sich aber nur für große, hohe Warmhäuser; am besten gedeihen sie daselbst in einem Erdbeete. Man pflanzt sie in gleiche Theile Laub-, Rasen- und Topferde mit $^1/_4$ Sand vermischt, schützt die Blätter gegen heißen Sonnenschein und Benetzung durch Wasser, begießt im Sommer reichlich, im Winter mäßig und vermehrt sie durch Stecklinge.

Cecrops, erster König und Begründer der Kultur in Attica, war nach der Sage ein Autochthon und von Gestalt halb Mann, halb Drache. Seine Gemahlin war Agraulus, des Actäus Tochter, die ihm den Erysichthon, die Agraulus, Herse und Pandrosus gebar. Er vereinte die wilden Urbewohner des Landes in 12 Demoi (Ortschaften), baute die Burg Cecropia und führte die Ehe und das Recht des Eigenthums ein. Als Schiedsrichter in dem Streite zwischen Poseidon und Athene um den Besitz von Attica bestimmte er die Nützlichkeit eines Geschenks als Ausschlag gebend. Poseidon schuf das Pferd; Athene den Oelbaum. Letztere erhielt Attica und gab der Landschaft ihren Namen. Apollodor erzählt die Sage also: Als sich die Götter Sitze in Attica bauen wollten, kam zuerst Poseidon und stieß zum Zeichen seiner Priorität den Dreizack in den Boden, worauf der See Erechtheïs entstand; Athene kam später und pflanzte den Oelbaum am Pandrosium. C., zum Zeugen vor den 12 Göttern aufgerufen, sagte aus, Athene sei früher gekommen. Seit der Zeit klebte an dem Namen C. die Schmach der Lüge und Falschheit. Dem C. schreibt man auch die Einführung des unblutigen Jupitersdienstes u. die Begrabung der Todten zu. Da sich auch in Böotien rc. ein C. vorfindet, so scheint er ein Heros eines pelasgischen Stammes gewesen zu sein.

Ceder (Libanonseder, weißer Lärchenbaum, Pinus Cedrus *L.*, Larix Cedrus *Mill.*), eine Koniferenart, welche die nächste Verwandtschaft mit unserer Lärche hat. Ihr Wuchs ist regelmäßig. Einzeln stehend breitet sie ihre unteren, fast wagrecht auslaufenden, an der Spitze etwas aufsteigenden Zweige gegen 20—24 Fuß weit aus u. macht einen starken Schatten. Sie treibt eine 3—4 Fuß tiefe Pfahlwurzel, die Seitenwurzeln breiten sich weit aus. Die Rinde ist graubraun, glatt, glänzend, das Holz von feinem Gewebe, fein-langfaserig, leicht, fest, gelblich oder bräunröthlich, glatt, glänzend, von einem wohlriechenden Harze durchdrungen, welches bewirkt, daß es weder von den Würmern, noch von der Fäulniß angegriffen wird, daher sehr dauerhaft, doch, wenn

es nicht behutsam getrocknet wird, ebenso rissig wie anderes Nadelholz. Die Nadeln entspringen zu 20—30 aus einer kurzen, stumpf- und braunschuppigen Scheide, sind gegen einen Zoll lang, steif, spitzig, oben u. unten mit einer erhabenen Rippe versehen, dadurch vierkantig, dunkelgrün und stehen um die jungen Triebe wie bei dem Lärchenbaum einzeln. Die Blüthen erscheinen in Deutschland im Mai; die männlichen bilden 1—2 Zoll lange, dicke, walzenförmige Kätzchen unter den jungen Trieben, sind gelb und geben reichlichen Samenstaub; die weiblichen, etwa einen Zoll langen, elliptischen Blüthenzäpfchen stehen an den oberen Zweigen kegelförmig in die Höhe und sind anfangs schön purpurroth, nach der Befruchtung blaßroth. Die ebenfalls aufwärts gerichteten und an den Zweigen fest aufsitzenden Fruchtzapfen sind anfangs schmutziggrün, im Herbste bei der Reife hellbraun, werden bis 5 Zoll lang und 3—4 Zoll stark und öffnen sich erst im folgenden Frühjahr, um ihre braunen, mit großen, häutigen Flügeln versehenen Samenkörner auszustreuen. Die C. erreicht ein sehr hohes Alter, obgleich sie schon in ihrer Jugend sehr schnell wächst, einen Fuß lange Quirle treibt u. in Deutschland in etwa 36 Jahren 32 Fuß in die Höhe und 3 Fuß im Umfang zu erreichen pflegt. In England erreichte eine C. in 74 Jahren fast 12 Fuß im Umfang. Stämme von 60 Fuß Höhe und unten 15 Fuß Umfang sind keine Seltenheit. Von den stärksten C.n auf dem Libanon glaubt man, daß sie so alt als unsere Zeitrechnung seien. Das Vaterland der C. ist Syrien, besonders die Gebirge Libanon, Amana u. Taurus. Auch am Kaukasus u. am obern Euphrat kommen noch große Cedernwälder vor. In Europa findet man die C. nur hie und da einzeln kultivirt in botanischen Gärten und Parkanlagen. Man erhält den Samen aus der Levante; er behält, in den Zapfen aufbewahrt, seine Keimkraft mehre Jahre. Die Schuppen der Cedernzapfen schließen gewöhnlich so fest aneinander, daß man sie entweder mit lauem Wasser zum Aufspringen nöthigen, oder die Axe derselben von hinten nach vorn durchbohren muß, worauf man sie leicht auseinander sprengen kann. Man legt den Samen, wenn er 24 Stunden lang in Wasser eingequellt worden ist, mit den Flügeln in Blumentöpfe oder auf ein sonniges Bret in Rinnen und bestreut ihn mit etwas Sand. Die Saat wird zuletzt mit Moos oder Reisig belegt und geht in 4—6 Wochen mit 6—8 aufgerichteten Samennadeln auf, worauf man die Moosdecke wegnimmt. Im Winter werden die Pflänzchen mit Laub bedeckt. Im folgenden Frühjahr setzt man sie 9 Zoll weit auseinander in die Baumschule. In 3—6 Jahren kann man sie an den Ort ihrer Bestimmung versetzen. Sie lieben eine mehr bergige als ebene Lage und einen trockenen, mehr magern als fetten, vorzüglich einen sandigen, mit Lehm vermengten Boden. Man pfropft die C. auch auf Lärchenbäume und Weißtannen. Für englische Anlagen ist die C., besonders wenn sie einzeln steht und ihre Zweige weit ausbreiten kann, eine vortreffliche Zierde. Das Cedernholz gilt für das beste Bauholz, auch ist es als Werkholz für den Schreiner zu allerhand feinen Arbeiten sehr brauchbar. Es ist berühmt wegen seiner Feinheit, Dauer und seines Wohlgeruchs. Gleichwohl wird es jetzt nur noch selten zu Tischlerarbeiten verwendet. Auch zum Fassen der Bleistifte, wozu man es früher häufig benutzte, verwendet man jetzt andere Holzarten, die zwar als Cedernholz bezeichnet werden, aber von andern Bäumen abstammen, z. B. vom virginischen Wachholder (*Juniperus virginiana L.*), von der wohlriechenden Cedrele (*Cedrela odorata L.*) u. a. Man gebrauchte das Holz der C. seines guten Geruchs wegen auch zum Räuchern. Kostbare Dinge, besonders Bücher bewahrte man sonst häufig in Kästchen von Cedernholz, oder bestrich sie mit Cedernöl, um sie vor Wurmfraß zu sichern, daher die Redensart: *Cedro digna opera.* Die Holzspäne benutzte man zum Einbalsamiren der Leichname. Da aber das Holz der ächten C. keine so großen Vorzüge und namentlich nur eine Spur von Wohlgeruch hat, so glaubt man, daß das von den Alten gerühmte Cedernholz nicht von der eigentlichen C., sondern von einer Cypressenart herstammte. In den Apotheken führte man das Cedernholz unter dem Namen *Lignum Cedri s. Lignum cedrinum*; jetzt versteht man unter dieser Benennung das Holz mehrer Wachholderarten. Das Harz (*Cedria, Resina Cedri*), welches entweder von selbst, oder nach gemachten Einschnitten aus der Rinde der C. ausfließt, ist durchsichtig, gelb, zerreiblich, wohlriechend und wurde früher als Heilmittel, sowie zum Einbalsamiren der Leichname gebraucht. Die Alten bereiteten auch ein Oel aus dem Holze (Cedernöl, *Cedrium, Oleum Cedri*). Bisweilen schwitzen die Blätter einen mannaartigen, süßen Stoff, das Cedernmanna (*Manna cedrina*) aus. Die C. hat ihres ausgezeichneten Nutzens wegen schon die Aufmerksamkeit des frühesten Alterthums auf sich gezogen. Sie lieferte die Masten zu den ersten Handelsflotten der Phönicier und das Getäfel zu den Palästen der alten Nationen. In der Bibel heißt sie Aeres, der Baum des Libanon; Salomon sandte 80,000 Menschen auf den Libanon, um C.n für den Tempelbau zu fällen. Sie wird im Alten Testament öfters als Bild der Hoheit und Stärke gebraucht. Auch in den griechischen und römischen Schriftstellern wird die Vortrefflichkeit des Cedernholzes gerühmt. Die uralten Thüren am Lateran zu Rom sind von Cedernholz. Außer der ächten C. wird noch vielen andern Nadelbäumen, die mit jener nichts gemein haben, der Name C. gegeben. In deutschen Anlagen wird besonders die rothe oder virginische C. (*Juniperus virginiana*) sehr häufig im Freien angepflanzt. Ebenso wird der auf den Bermudas einheimische bermudische Wachholder (*Juniperus bermudiana*) als bermudische C. oft kultivirt. Der an dürren Plätzen in den Ländern am mittelländischen Meere wachsende Cedernwachholder (*Juniperus Oxycedris*) ist unter dem Namen der spanischen C. bekannt. Der kugelförmige Lebensbaum (*Thuja sphaeroidalis*) wird als weiße C. bezeichnet, u. sein vorzügliches Holz ist in Nordamerika als weißes Cedernholz bekannt. In Westindien nennt man den Baum, welcher dort das Cigarrenkistenholz liefert, ebenfalls C., und in Südamerika werden noch mehre andere Bäume mit diesem Namen belegt.

Cedille (franz.), das Häkchen, welches unter c, wenn es vor a, o, u wie ein geschärftes ſ oder ſſ lauten soll, gehängt (ç) wird, z. B. ça, reçu.

Cedicius, Quintus, römischer Kriegstribun und Held, zog, als im ersten punischen Kriege das

Heer in Sicilien vom Feinde umringt war, mit einer Schaar von 3—400 Freiwilligen die ganze Macht des Feindes auf sich und rettete dadurch die Legionen. Nach dem tapfersten Widerstande unterlag die Schaar; nur C. wurde, von Wunden bedeckt, noch lebend unter den Leichnamen gefunden und selbst vom Feinde geehrt.

Cedrela *L.* (Cedrobaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cedreleen, charakterisirt durch den kurzen, 5zähnigen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone, 10 abwechselnd unfruchtbare oder 5 Staubgefäße, den kurzen, 5eckigen Griffel, die schildförmige, 5eckige Narbe, die 5fächerige, 5klappige Kapsel und die an der Spitze geflügelten Samen, große Bäume in Ost- u. Westindien mit paarig-gefiederten Blättern. Die bekannteste Art ist: C. febrifuga *Blume*, ein bis 60 Fuß hoher Baum, dessen Stamm 14—15 Fuß im Umfang hat, und der von Blume in dem Hochlande von Java (Oenarang) entdeckt wurde, sich aber auch auf andern ostindischen Inseln finden soll. Er ist der C. Toona *Roxb.* sehr ähnlich, nach Nees von Esenbeck d. J. und Andern wohl kaum wirklich davon verschieden. Die Rinde, Cortex Cedrelae s. Cedrelae febrifugae, China von Ostindien, oder China von Giava, Surenrinde, Cedrelarinde genannt, wird von den jüngern Aesten gesammelt und besteht aus halb oder ganz gerollten, bis 5 Zoll langen, bis 1 Zoll im Durchmesser haltenden festen Röhren. Der Geschmack ist bei längerem Kauen sehr stark abstringirend, nur wenig bitter. Eine Unze enthält 20 Gran eigenthümlichen, harzigen Gerbstoff, 13 Gran gummiartigen, oder gewöhnlichen braunen Gerbstoff, ebenso viel gummiartigen, geschmacklosen, braunen Extraktivstoff mit einer Spur anhängenden Gerbstoffs, ferner etwas Inulin, aber kein Alkaloïd. Daher scheint die Cedrelawurzel hinsichtlich ihrer Bestandtheile unter den bekannten Arzneistoffen der Ratanhiawurzel am nächsten zu stehen. Die Cedrelarinde wird in Ostindien statt der China häufig angewendet, hat aber in Europa noch keinen Eingang gefunden, wie sehr sie auch gepriesen worden ist. C. odorata *L.*, Cedrus odorata *Mill.*, ist ein großer Baum Westindiens u. des heißen Amerika's, dessen Stamm oft 80 Fuß hoch wird und 12 Fuß im Umfang hat, so daß er einen Kahn gibt, der 50 Mann fassen kann. Das Laub hat, besonders während der heißen Jahreszeit, einen sehr unangenehmen Geruch. Auch die frische Rinde riecht widrig und wird, wie das Holz, das eine röthliche Farbe besitzt und später wohlriechend wird, ohne seinen bittern u. widrigen Geschmack zu verlieren, gegen Wechselfieber angewendet. Das Holz wird häufig zur Verfertigung von Hausgeräthe benutzt, welches sich durch Wohlgeruch empfiehlt. Es kommt zu dem Zwecke unter dem Namen Kalicedraholz (Acajou à planches) in den Handel. Aus dem Baume fließt ein angenehm riechendes Harz (Resina Acajou), welches mit dem Acajougummi nicht zu verwechseln ist. C. Toona *Roxb.*, C. Tuna *Flemm.*, ist ein ansehnlicher Baum auf den Gebirgen im Norden von Ostindien, der gutes, dem Mahagony ähnliches Bauholz liefert u. wahrscheinlich nur eine Abänderung von C. febrifuga *Blume* ist. Die kräftig zusammenziehende Rinde ist in Ostindien ein wirksames Ersatzmittel der Chinarinde.

Cedrobaum, s. Cedrela.

Cefalu (Cefali), Hafenstadt in der sicilianischen Provinz Palermo, unter der steilen Wand eines mächtigen, 1157 Fuß hohen Vorgebirgs reizend gelegen, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein festes Fort u. 11,180 Einwohner, die starke Fischerei und Handel mit Oel, Manna, Sardellen rc. treiben; C. ward in der Nähe des alten Cephalödium von Normannen gegründet.

Celänä, große und blühende Stadt des Alterthums, im südlichen Phrygien, vom Mäander und Marsyas durchflossen, besaß ein von Xerres auf einem steilen Felsen gebautes festes Schloß, eine königliche Residenz und einen umfangreichen Wildpark und Lustgarten. Neben der Quelle des Marsyas befand sich eine Grotte, in welcher das Haupt des Marsyas aufbewahrt wurde.

Celano, kleine Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, Bezirk Avezzano, an dem gleichnamigen See, mit 6525 Einwohnern, ward 1223 von Friedrich II. nach ihrem Abfall zerstört und konnte sich seitdem nie wieder von ihrem Verfall erholen. Der 3 Meilen lange und $1\frac{1}{2}$—2 Meilen breite Celanosee (Lago Fucino, der Lacus Fucinus der Alten), in 2000 F. Meereshöhe, ist nicht nur wegen seines Fischreichthums (jährlich an 14,000 Centner), sondern auch wegen des Abzugskanals berühmt, den Kaiser Claudius von 44—54 n. Chr., um den häufigen Ueberschwemmungen vorzubauen und zugleich kultivirbares Land zu gewinnen, zwischen dem See und dem Liris (Garigliano) anlegen ließ. Tacitus beschreibt das grandiose Fest, welches der Kaiser zur Feier des vollendeten Unternehmens gab, zu welchem 11 Jahre und 30,000 Arbeiter erforderlich gewesen waren. Hadrian eröffnete den verstopften Kanal wieder, bald nachher versandete dieser wahrscheinlich aufs Neue und ward erst 1826 von der neapolitanischen Regierung wieder hergestellt. Er ist $\frac{3}{4}$ Meile lang, 9 Fuß breit, 10—12 Fuß hoch, durchbricht den nördlich auslaufenden Kreiderücken der Costa Leonardo (zwischen Avezzano und Luco) und mündet durch ein 16 Fuß hohes Thor in das 40 Fuß tiefer liegende Flußbett des Liri.

Celano, Thomas von, geistlicher Dichter des 13. Jahrhunderts, Verfasser des berühmten Liedes „Dies irae, dies illa", war zu Celano in Abruzzo geboren u. einer der ersten Jünger des heiligen Franciskus von Assisi, wurde, als sich 1221 der Bettlerorden der Minoriten am Rhein niedergelassen hatte, von Cäsarius von Speyer, dem ersten Minister der deutschen Ordensprovinz, zum Kustos der Konvente zu Worms, Mainz und Köln und 1222 zu seinem Stellvertreter u. zum alleinigen Kustos der Rheingegenden ernannt. Nach achtjähriger Verwaltung dieses Amtes begab er sich wieder nach Assisi und schrieb hier im Auftrag des Papstes Gregor IX. das Leben des heil. Franciskus, das nie im Druck erschien u. sich noch im Manuskript im Kloster Longuepont im Gebiet von Soissons befindet. Von C.'s Leben ist sonst nichts weiter bekannt, als daß er um 1250 noch in rüstiger Kraft war. Einige schreiben C. noch zwei Sequenzen zu: „Fregit victor virtualis" u. „Sanctitatis nova signa"; doch bleibt das „Dies irae etc." das Werk, dem er allein seinen Ruhm verdankt. Man hat von diesem in der römisch-katholischen Kirche zu einem stehenden Gesang am Feste aller Seelen u. beim Todtenamte erhobenen Liede

drei bedeutend von einander abweichende Texte: den wahrscheinlichen Urtext, wie er von einer Marmorplatte in der Kirche des heil. Franz zu Mantua kopirt worden sein soll, den sogenannten hämmerlinschen, wie ihn Felix Hämmerlin (Malleolus) herstellte, und den kirchlichen, der durch die Auktorität des tridentinischen Koncils festgestellt und 1567 in einem römischen Missale bekannt gemacht worden ist. Der sogenannte Urtext hat 4 Eingangsstrophen, welche den andern Texten fehlen, u. diese beiden differiren besonders im Schlusse, wo Hämmerlin den dreifachen Reim beibehält, während der kirchliche Text reimlos endet. Uebersetzungen dieses Liedes sind in französischer, englischer u. deutscher Sprache zahlreich erschienen. Von den deutschen Uebersetzungen hat die vom Professor Clodius den dreifachen Reim des Originals nachgebildet, und sie wurde 1800 der Partitur des mozartschen Requiems vorgedruckt. Vortrefflich ist auch die Uebersetzung A. W. Schlegels, sowie die Fichte's. Komponirt wurde das Gedicht von vielen italienischen und deutschen Meistern, namentlich von Astorga, Bühler, Cherubini, Durante, Eberlin, Joseph und Michael Haydn, Jomelli, Mozart (der über dieser Arbeit starb), Neukomm, Palestrina, Pergolesi, Abt Vogler, Gottfried Weber und Winter.

Celastrineen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blätter zerstreut, selten gegenständig, einfach, ganz oder ganzrandig, selten gezähnt; Nebenblätter klein, abfällig; Blüthen monoklinisch oder durch Fehlschlagen polygamisch, regelmäßig, in achselständigen Büscheln oder Trugdolden vereinigt, selten einzeln stehend; Kelch bleibend, mehr oder weniger tief 4- oder 5theilig; 4—5 Blumenblätter, die mit den Kelchzipfeln abwechseln und mit breiter Basis unter dem Rande der hypogynischen Scheibe entspringen; ebenso viel Staubgefäße als Blumenblätter, und zwar mit diesen abwechselnd und frei und mit fast aufliegenden, 2fächerigen Antheren; Fruchtknoten 2-—5fächerig; 2—5 freie oder mit einander verwachsene Griffel mit ebenso vielen einfachen Narben; Frucht eine 2-—5fächerige, 2-—5klappige Kapsel, selten eine Beere, Stein- oder Flügelfrucht, mit einzelnen oder wenigen Samen in jedem Fache mit geradem Embryo und blattartigen, flachen Samenlappen. Den Typus bildet die Gattung Celastrus (s. d.).

Celastrus *L.* (Celaster), Pflanzengattung aus der Familie der Theaceen, charakterisirt durch den 5lappigen Kelch, die flachen Korollenblätter, den Honig absondernden Fruchtboden, die 3fächerige Kapsel mit 1—2 Samen in jedem Fache, kletternde Sträucher mit Wechselblättern u. kleinen Blüthen in Trauben, in wärmern Ländern. Von den zahlreichen Arten besitzen mehre Arzneikräfte, andere sind als Ziersträucher bekannt. C. bullatus *L.*, mit eirunden, spitzen, ganzrandigen Blättern, rispenständigen Blüthen und scharlachrothen Kapseln, stammt aus Virginien, läßt sich an beschützten Orten unter Bedeckung im Freien, oder im Topfe an frostfreien Orten durchwintern und liebt einen trockenen, etwas lehmigen Sandboden. C. edulis *Vahl*, Catha edulis *Forsk.*, ein Bäumchen Arabiens, wo es Kath heißt, wird besonders in Jemen angepflanzt, weil man seine grünen Blätter gern genießt und für ein Präservativ gegen Ansteckung durch die Pest hält. C. buxifolius *L.*, mit eckigen Zweigen und beblätterten Dornen, immergrünen, länglichen, stumpfen, glatten, gekerbten Blättern und zahlreichen weißlichen Blüthen in Rispen, am Kap, liebt sandgemischte Laub- und Rasenerde zu gleichen Theilen, läßt sich bei 1—5° Wärme leicht durchwintern und durch Stecklinge, Samen und Ableger vermehren. C. scandens *L.*, Baumwürger, ist ein an 10 Fuß hoher Strauch mit langen, schlingenden, grau punktirten, dünnen, die höchsten Bäume umwindenden und dieselben oft erstickenden Zweigen, länglichen, spitzen, gesägten, an beiden Enden geschmälerten, glatten, hellgrünen, abfallenden Blättern, grünlichweißen Blüthen in Endtrauben und schön mennigrothen Früchten, in Nordamerika. Die Rinde verursacht Erbrechen; die Zweige geben eine gelbe Farbe. Er dauert bei uns im Freien, liebt einen selten, etwas feuchten Boden, dient zu Bekleidungen von Mauern, Geländern und Lauben. Die schwach bittere und zusammenziehende Wurzel von C. senegalensis *Lam.*, am Senegal, wird bei langwierigen Durchfällen mit Nutzen gebraucht. In Persien findet man auf einer noch nicht näher bestimmten Art eine im Orient berühmte Manna (Manna celastrina), die früher auch nach Europa gebracht wurde.

Celebes, eine der großen Sundainseln im ostindischen Archipel, östlich von Borneo, liegt zum größeren Theil im Süden vom Aequator, zwischen 5° 45′ südl. — 1° 45′ nördl. Br. und 116° 25′ — 123° östl. L. von Paris, und wird im Westen und Südwesten von der Makassarstraße, im Südosten und Osten von der Molukkensee, im Norden von der Sulu- oder Celebessee bespült. Der Flächeninhalt der Insel, die nach Sumatra und Borneo unter den Inseln des Archipels den dritten Rang einnimmt, beträgt nach den neuesten Berechnungen 3578 □Meilen. Sie besteht wesentlich aus 4 großen Landzungen, welche, die eine gerade gegen Süden, die andere gegen Südosten, die dritte gegen Nordosten streichend, die vierte durch Norden nach Osten und dann gegen Nordosten geschwungen, von einem nicht umfangreichen Kern auslaufen und 3 tiefe und weite Golfe bilden: den Golf von Tomini zwischen den beiden nordöstlichen Landzungen, in der Mitte die Tolobai, beide gegen Osten geöffnet, und den Meerbusen von Boni (Sewa), welcher, nach Süden sich öffnend, die beiden südlichen Halbinseln trennt. Die Westküste, längs der Makassarstraße, ist sehr wenig gegliedert. Von den Vorgebirgen der Insel sind anzuführen an der Westküste: Kap Mandhar, Temul, Dondo; an der Nordküste: Kap Rivers, Candy u. die Südostspitze der nördlichsten Landzunge, Kap Polisan (Coffin); Kap Taliabo im Süden der Tominibucht, und Kap Lassoa, die Südöstspitze der südwestlichen Landzunge. Das Ganze bildet eine wunderlich gestaltete, skeletartige Erscheinung, die nur der Ausfüllung der 3 großen Buchten mit Anschwemmungsboden bedürfte, um eine ähnliche Gestalt wie Borneo zu gewinnen. Einen Gesammtnamen hat die Insel bei den Eingebornen des Archipels nicht; die nördliche Halbinsel nennen sie Menado und ihre gegen Nordosten geschwungene Spitze Menahasse; die übrigen Glieder führen den Namen Tanah-Bugis (Bugiland) oder Tanah-Mangkesser (Makassarland). Die natürliche Beschaffenheit von C. wird durch 4 auseinander laufende Gebirgszüge bezeichnet, an deren Ränder

sich einiges Tiefland angeschlossen hat. Sie sind vulkanischer Natur und erheben sich im Balanggebirge auf der südlichen Landzunge, dem höchsten bekannten Theile der Insel, zu 9600 Fuß Höhe. Das Gestein ist im Allgemeinen verwitterter Basalt, der mit einer 10—20 Fuß dicken, fruchtbaren Erdschicht bedeckt ist. Im Norden stehen noch 11 thätige Vulkane, und die Spuren mächtiger Bodenerschütterungen durch Erdbeben sind bemerkbar. Die flachen Küstengebiete strotzen von Fruchtbarkeit; Thäler machen das Hochland zugänglich, das sich, mit Wald bedeckt, im Hintergrund der Ebene stufenförmig erhebt. Ein Theil des Tieflandes ist Wald- u. Buschdickicht, ein anderer bietet eine reich angebaute und dichtbewohnte Feldflur dar, auf der die Wohnungen der Menschen unter Palmen und andern hundertjährigen Bäumen verborgen stehen. Vor allen übrigen Inseln des Archipels genießt C. noch den Vortheil eines reichen, von der Waldung abgesonderten Weidelandes. Zahlreiche Gewässer fließen aus dem Innern zur Küste hinab; doch kann von großen Flüssen bei der eigenthümlichen Gestaltung der Insel nicht die Rede sein; am beträchtlichsten ist der Sadang, der auf der Südwestküste mündet. Im Boden der Flußthäler, sowie oben auf dem Hochlande breiten sich zahlreiche Landseen aus; der größte derselben ist der Labajasee, im Norden der südwestlichen Halbinsel, der in die Bonibai abfließt. Das Klima ist gesund, da die Hitze durch die beträchtliche Bodenerhebung, sowie durch die Gliederung der Insel sehr gemildert wird. Die winterliche Regenzeit dauert von Mitte November bis Mitte März. Von Bodenschätzen kennt man Gold, das durch Waschen gewonnen wird u. einen jährlichen Ertrag von etwa 16 Millionen Thalern abwirft, Kupfer, Eisen, Zinn, Schwefel (besonders im Norden) und Steinkohlen (südlich von Makassar). Die Vegetation ist nicht minder so reich und üppig, als auf dem Festland u. dem Archipel von Ostindien. Die Wälder liefern Eichen, Cedern, Tekholz, Upasbäume, Gewürznelken- u. Muskatbäume, Palmen, Bambus, Bananen, Sandelholz, Sago, Pfeffer-, Ebenholzbäume 2c. Zur Nahrung, außer dem Sagomark, werden verschiedene Arten Reis, Mais, Maniok, außerdem Zuckerrohr, Kaffee und Kakao angebaut u. reiche Ernten davon erzielt. Vorzüglich ist auch der Tabak. In Rücksicht auf das Thierreich ist bemerkenswerth, daß Rhinocerosse, Elephanten und die großen Raubthiere (Katzen) auf C. fehlen. Von Affen finden sich besondere Arten, z. B. zwei schwarze (Papio niger u. Papio nigrescens). Der einheimische Tarsius spectrum, von dem bornesischen durch schwarze Schwanzquaste unterschieden, lebt in den feuchten Waldungen des Tieflandes, von den Eingebornen als unheimliches Wesen geachtet. Phalanger oder Kusku sind ausschließlich hier heimisch, ebenso der seltene Hirscheber (Sus babirussa) und Antilope depressicornis (Sapi Utan, Annang), ein Mittelding zwischen Rind und Antilope. Unter den Vögeln sind mehre Arten (Maleo, Megapoden, Leipoa, Talegalles 2c.), die ihre Eier nicht ausbrüten, sondern dieselben mit Sand, Blättern, Gras oder Schlamm am Strande wie im Walddickicht bedecken. Außerdem finden sich zahlreiche Schlangen, Krokodile (biporcatus) und unzählige besondere Arten Fische, das ehemals fabelhafte Seethier Dugon, Trepang (Bêche de mer) 2c. Auf den Weiden längs der Ufer nähren sich große Heerden von wilden Büffeln, Rindern und namentlich kleinen, aber feurigen Pferden, welche die besten im ganzen Archipel sind und von den Eingebornen gut gezähmt werden. Die Zahl der Einwohner wird auf 2—3 Millionen geschätzt. Sie bestehen außer wenigen eingewanderten Europäern und Chinesen, die ebenfalls, den übrigen Inseln gegenüber, hier nur spärlich verbreitet sind, aus Alfuren, den im Innern der Insel hausenden Urbewohnern, u. aus Malayen, welche das ganze Küstengebiet besetzt haben. Unter den letzteren bilden die Bewohner der südlichen Halbinsel einen eigenen Menschenschlag, der nur unter die allgemeine Bezeichnung von Malayen fällt: die Bugis (s. d.) und die Makassaren an der Westseite, als nahe Verwandte. Zwischen den Malayen haben sich noch Orang-Badjn eingenistet, Menschen, die ihren Betrieb, theilweise auch ihre Wohnung, nur auf dem Wasser haben, und deren Abstammung noch nicht genügend ermittelt ist. Die Alfuren oder Harafuren, die ursprünglich Eingebornen, sind nur bekannt, soweit sie auf der nördlichen Landzunge in deren äußerstem Ausläufer, Menahasse, vorhanden sind. Sie haben mittlere Größe, guten Wuchs, lichtbraune Haut, schwarzes Haar, melancholische Gesichtszüge, nicht ohne Ausdruck von Klugheit, sind arbeitsam, bauen das Feld und ziehen für die Regierung Kaffee, legen Wege und Brücken an u. führen ansehnliche Gebäude auf; für das Heer liefern sie treffliche Soldaten. Schattenseiten in ihrem Wesen bilden ihre ans Aeußerste grenzende Unreinlichkeit, ihre Zügellosigkeit in geschlechtlicher Beziehung, ihre Trunksucht, der sie bei großen Saufgelagen in dem Safte der Arengpalme (Saguwär genannt) huldigen, u. ihre leidenschaftliche Neigung zum Kopfabsäbeln, das sie in der heimlichen, feigen Weise der Dajaks auf Borneo betreiben. Den Fremden gegenüber sind sie voll Mißtrauen. Ihre Kleidung besteht zum größten Theil nur in einem Gürtel um die Lenden und in einem blauen oder rothen Kopftuch; außerdem tragen sie auch eine Art Jacke, u. bei festlichen Gelegenheiten legen die Männer Beinkleider, die Frauen den Sarong an. Die Wohnungen, geräumig und luftig, sind aus Holz oder Baumrinde errichtet und stehen auf Pfählen. Nur in einzelnen Landstrichen hat jeder Hausstand sein eigenes Haus; meist wohnen 2—10 Familien unter Einem Dache. Religion der Alfuren ist Vielgötterei. Die verschiedenen Götter (Empong) sind nach ihrem Glauben einem Götterpaare entsprossen und haben als Oberhaupt den Muntunuutu, der in dem Luftkreise (Kasandukkan) seinen Aufenthalt hat; daneben steht aber noch in besonderem Ansehen der Lumimuut. Von diesen Göttern stammt auch die Menschheit durch Geburt ab. Den Göttern, die in das Gebirge oder in die Luft versetzt werden, bringt man reichlich Opfer dar. Als priesterliche Vermittler zwischen Gottheiten und Menschen stehen die Wallian da. Bei der Geburt eines Kindes, besonders bei Erstgeborenen, werden religiöse Feierlichkeiten vorgenommen. Die Namengebung erfolgt unter Opferbringung erst nach einem oder mehren Monaten. Die Eheschließung wird durch Zahlung eines Kaufpreises von Seiten des Mannes an die Aeltern der Braut u. durch priesterliche Einsegnung vollzogen. Die Leichenbestattung geht je nach Stand oder Alter

mit mehr oder weniger Ceremonien vor sich. Auch bei Eidesleistungen u. Hausbau wird eine religiöse Handlung vorgenommen. Gegenstand eines starken Aberglaubens ist der Bakeker, eine Eule, ohne deren günstig zustimmendes Geschrei nichts unternommen wird. Der nördlichste Theil von C. hat übrigens fast durchweg eine christliche Bevölkerung. Die alfurische Sprache ist eine den übrigen Sprachen des Archipels verwandte, doch von eigenthümlichem Charakter und in eine so große Mannichfaltigkeit von Mundarten zersplittert, daß nicht alle Alfuren sich unter einander verständlich machen können. Der Handel der Küstenbewohner mit Singapur und China ist einträglich, namentlich in Baumwolle, Vogelnestern, Schildpatt, Perlen, Tabak, Reis, Sago, Cassave ꝛc.

Die Insel ist den Holländern zum bei weitem größten Theil theils unmittelbar, theils mittelbar unterworfen; unmittelbar freilich nur einige Distrikte im Südwesten, um Makassar, und die nah gelegene Insel Saleijar, sowie Menahasse, das Nordostende der nördlichen Landzunge. Das übrige Land besteht aus besonderen Reichen, die jedoch fast sämmtlich die Oberhoheit der Niederlande anerkennen; so z. B. auch die Fürstin von Boni, deren Land das mächtigste Glied eines Staatenbundes in der Südwestlandzunge ist, wie Bulan das mächtigste Reich im nördlichen C. Administrativ theilen die Holländer die Insel in das Gouvernement C. oder Makassar (2150 □Meilen mit 262,023 Einwohnern u. der Hauptstadt Makassar), welches die südliche Halbinsel und die Westküste des Kernes bis an die nördliche Landzunge, außerdem auch die südöstlich gelegenen Butoninseln, das noch südlicher gelegene Sumbawa und die Westhälfte von Flores umfaßt; in die Residentie Menado, den Nordosten der Insel (1267 □Meilen mit 108,072 Einwohnern und der Hauptstadt Menado), und in das Gebiet des Sultans von Ternate (die beiden mittleren Landzungen); die beiden letzteren Gebiete sind dem Gouvernement der Molukken untergeordnet. Von Europäern ließen sich zuerst Portugiesen auf C. nieder. Sie gründeten 1525 zu Macassar ein Fort, mußten aber später (1660) den Holländern weichen, die sich durch einen Handelsvertrag mit dem König von Makassar zum alleinigen Herrn des Platzes machten und seitdem ihre Herrschaft immer mehr befestigen. Niederlassungen der Engländer und Dänen hatten keinen Bestand. Erst 1814 und 1815 bemächtigten sich die Engländer dieser holländischen Besitzung, gaben sie aber 1816 wieder zurück. Das Wichtigste, was seitdem die Holländer für den Weltverkehr thaten, war die Erklärung Makassars zum Freihafen, am 1. Jan. 1847.

Celeres (lat.), eine Anzahl Jünglinge aus den vornehmsten und reichsten Familien Roms, Leibwache des Königs. Nach Plutarch und Dionysius von Halikarnaß kommt ihr Name von celer, geschwind, her, nach Val. Antius u. A. von Fabius Celer, dem Mörder des Remus. Errichtet wurde die Schaar der C. von Romulus, der bei der ersten Schätzung 300 Männer beritten machte, damit sie augenblicklich dahin eilen könnten, wo ihre Gegenwart nothwendig sei; sie bildeten also damals zugleich eine königliche Garde und mobile Reserve. Ihr Anführer hieß Tribunus Celerum und hatte das dritte Amt bei der Verehrung der Götter. Die ganze Mannschaft zerfiel in 3 Centurien und jede derselben wieder in 10 Kurien. Plinius erzählt: der Name der C. habe sich mit der Zeit oft geändert; sie hätten später Flexutes (a flectendo equo) und dann Trossuli geheißen, weil sie Trossulum, eine Stadt der Volsker, ohne Hülfe des Fußvolks eingenommen hätten. Indeß wurden die Legionarii equites erst von Servius Tullius errichtet. Nach Plutarch soll Numa als Beweis seines Vertrauens zum Volk die C. gleich nach seinem Regierungsantritt abgedankt haben, und es ist daher wahrscheinlich, daß die C. unter den spätern Königen von der Reiterei der Legionen abgesondert waren u. nur die Leibwache bildeten. Vgl. Ritter.

Celeus, König zu Eleusis, Sohn des Pharus, des Cranaus Enkel, nahm die Ceres, welche nach Proserpina umherschweifte, gastfreundlich auf. Zum Danke wollte sie sein Kind Demophoon unsterblich machen und legte es Nachts ins Feuer. Als aber einst die Mutter dies bemerkte, schrie sie so entsetzt, daß das Kind verbrannte. Die Göttin lehrte nun dem andern Sohne Triptolemus den Gebrauch des Pflugs. C. ward einer der ersten Priester der Göttin und seine Töchter Priesterinnen derselben; ihnen ward später göttliche Verehrung.

Cella (lat.), hohler Raum, Behältniß, um etwas aufzubewahren, Vorrathskammer, Keller, Gemach, Kammer (daher das deutsche Zelle), besonders der Haupttheil der Tempel der alten Völker, wo das Götterbild stand, das eigentliche Tempelhaus, s. Tempel.

Cellamare, Antonio Giudica, Herzog von Giovenazza, Fürst von, bekannt durch seine Verschwörung gegen den Regenten von Frankreich, den Herzog von Orléans, geboren 1657 zu Neapel, ward am Hofe Karls II. von Spanien erzogen, nahm spanische Kriegsdienste und wohnte während des spanischen Erbfolgekrieges mehren Feldzügen in Italien bei. Nach der Schlacht von Luzzara zum Maréchal de camp befördert, gerieth er 1707 bei der Belagerung von Gaeta in kaiserliche Gefangenschaft, aus welcher er erst 1712 befreit wurde. Er betrat nun die diplomatische Laufbahn, fungirte einige Jahre als spanischer Kabinetsminister u. ging 1715 als außerordentlicher Gesandter nach Paris. Hier ward er die Seele der Verschwörung, durch welche die Regentschaft von Philipp von Orléans an Philipp V. von Spanien übertragen werden sollte. Der Plan wurde jedoch 1718 entdeckt, C. verhaftet und über die französische Grenze gebracht. Er † als Generalkapitän von Altkastilien den 16. Mai 1733 zu Sevilla. Vergl. Vatouts Roman „La conspiration de C., épisode de la régence“ (Paris 1833, 2 Bde.) und Martens, Causes célèbres du droit des gens (Leipzig 1827).

Cellarius (lat.), im Hause eines vornehmen Römers der Sklave, welcher die Aufsicht über die Vorratskammer (cella penaria und vinaria) hatte, weshalb er auch Procurator peni u. Condus promus hieß. Er versah früher wohl auch das Amt eines Atriensis (s. Atrium) und Rechnungsführers (dispensator), führte die Aufsicht über das Atrium, die Ahnenbilder (imagines), das Hausgeräthe (supellex), die Kasse, kurz, er hatte die Geschäfte eines heutigen Kellners.

Cellarius, Christoph, deutscher Gelehrter und hochverdienter Schulmann, den 22. November 1638

zu Schmalkalden geboren, studirte zu Jena und Gießen besonders morgenländische Sprachen und Mathematik, verweilte dann längere Zeit in Gotha, Halle und Jena, ward 1667 Lehrer der hebräischen Sprache und der Moral am Gymnasium zu Weißenfels, sodann nach einander Rektor der Schulen zu Weimar (1673), zu Zeitz (1676) und zu Merseburg (1688), 1693 aber Professor der Geschichte u. Beredtsamkeit, Bibliothekar u. Direktor des philologischen Seminars an der neuerrichteten Universität Halle und † daselbst den 4. Juni 1707. Zu seinen hauptsächlichsten Verbesserungen des gelehrten Schulunterrichts gehört die Verbreitung einer reinen, ächt römischen Schreibart; zugleich war er ein emsiger Forscher in den Quellen der ältern Geschichte und Erdbeschreibung und der Urheber einer gründlichen und lichtvollen Methode der Bearbeitung und Darstellung derselben. Großes Verdienst erwarb er sich auch durch seine oft gedruckten Ausgaben römischer Klassiker. Die bekanntesten seiner grammatischen und philologischen Schriften sind: „**Antibarbarus latinus s. de latinitate mediae et infimae aetatis**" (Zeitz 1677; 4. Aufl., Jena 1703; neue Aufl. von Trier, Celle 1765; Neapel 1779); „**Orthographia latina etc.**" (Jena 1704; neue Ausgabe von Harleß, Altenburg 1768, 2 Bde.; Neapel 1779); „**Breviarium antiquitatum romanarum**" (Halle 1710; nach einem von C. hinterlassenen Hefte herausgegeben, umgearbeitet von Walch, Halle 1748, 1774). C.' lateinische Grammatik wurde auch ins Schwedische übersetzt (Stockholm 1703, 1740). Von C.' geographischen Werken nennen wir nur: „**Geographia antiqua etc.**" (Jena 1691, 1709, 1745, 2 Bde.; deutsch, Berlin 1717); „**Notitia orbis antiqui etc.**" (Leipz. 1701—6, 2 Bde.; neu herausgegeben von Schwarz, das. 1773, 2 Bde.). C.' „**Dissertationes academicae**" erschienen zu Leipzig 1712; die „**Orationes**" sammelte und edirte Walch (Leipzig 1714).

Celle, Stadt in der hannoverschen Landdrostei Lüneburg, die zweite Residenzstadt des Königreichs Hannover, in schöner Umgebung am Einfluß der Fuse in die von hier an schiffbare Aller und an der hildesheim-lüneburger Eisenbahn gelegen, mit 3 großen Vorstädten (altenceller, westceller u. Kohlenvorstadt) u. 3 Thoren, ist Sitz des Oberappellationsgerichts für das gesammte Königreich, hat ein altes prachtvolles Schloß (1485 von Heinrich erbaut), 7 Kirchen (darunter eine katholische und die Stadtkirche mit der Gruft des Hauses Braunschweig-Lüneburg), ein Gymnasium, großes Rathhaus, eine Synagoge, einen berühmten Marstall, ein ritterschaftliches Kreditinstitut, ein Waisenhaus (Privatstiftung von de Fabrice 1694), mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, mehre Bibliotheken (z. B. die Tribunalsbibliothek von 12,000 Bänden, mit des Stifters Grupen Sammlung für den Sachsenspiegel; Kirchenbibliothek 2c.) und 12,000 Einw., welche bedeutende Wachsbleichereien, Lichtefabrikation, Wollgarnspinnereien, Schifffahrt und lebhaften Speditionshandel betreiben. C. erhielt 1292 Stadtrechte und war seit dem 14. Jahrhundert Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg. Von 1580 an, wo die jüngere Linie des Hauses Braunschweig hier ihren Sitz nahm, war C. wieder Residenz, bis dieselbe 1705 nach Hannover verlegt wurde. Vergl. Historisch-topographische Beschreibung der Stadt C., Celle 1826.

Celles, A. P. F. G., Graf de Vischer de, belgischer Staatsmann, geboren den 8. Juni 1779 zu Brüssel als Sprößling einer alten Familie Brabants, erhielt seine erste Erziehung zu Brüssel, besuchte dann mehre Universitäten und trat zuerst als Mitglied einer Deputation an Napoleon I. in die Oeffentlichkeit. Durch seine Heirath mit einer Schwester des französischen Generals Gérard stieg er in der politischen Carrière von Stufe zu Stufe. Nachdem er einige Zeit Mitglied des brüsseler Municipalkonseils gewesen, wurde er 1806 Auditor beim Staatsrath und Requetenmeister in des Kaisers Dienst, dann Präfekt des Departements der untern Loire und 1810 Präfekt der Zuydersee in Amsterdam. Hier wegen seiner Willkür u. Härte, besonders im Rekrutirungswesen, dem Volke verhaßt geworden, entfloh er beim Wanken der französischen Herrschaft nach Paris, kehrte aber nach der Bildung des vereinigten Königreichs der Niederlande in seine Heimat zurück, wurde Mitglied der Provinzialstaaten Brabants u. kam später als Abgeordneter in die zweite Kammer der Generalstaaten, wo er sich bisweilen auf der Seite der Opposition zeigte. Wegen seiner diplomatischen Fähigkeit sandte ihn der König zur Beilegung einiger streitigen kirchlichen Punkte nach Rom, wo C. ein für Holland äußerst nachtheiliges Konkordat abschloß. Nichtsdestoweniger wußte er sich nach einiger Zeit wieder mit dem glänzendsten Schein des Liberalismus zu umgeben, ja, er wagte es 1829, neben Lehon und Brouckère nach einer Ministerstelle zu streben. Gleich zweideutig benahm er sich beim Ausbruche der Revolution; er trat derselben zwar bei, verbarg aber seinen Plan nicht, Belgien dem französischen Reiche einzuverleiben. Als die Trennung Belgiens von Holland ausgesprochen war, stimmte C. im Nationalkongreß für die Ausschließung des ganzen nassauischen Hauses von jeder Thronfolge in Belgien und wurde Mitglied des diplomatischen Komités in Brüssel, von wo aus er zu mehren Sendungen nach Paris verwendet ward. Hier blieb er auch, als Lehon an seine Stelle trat, wurde 1833 förmlich als französischer Bürger naturalisirt und † als französischer Staatsrath den 2. November 1841 zu Paris.

Cellini, Benvenuto, berühmter Goldschmied und Bildhauer, geboren zu Florenz 1500, der Sohn des Meisters Giovanni, der, sowie sein Vater Andrea, Baukunst und Musik übte und auch in der Kriegsbaukunst erfahren war, später aber sich ganz der Musik widmete. Benvenuto fand kein Vergnügen an der Musik und trat in seinem 15. Jahre in die Werkstätte des Goldschmieds Andrea Sandro. Er that sich bald hervor und bildete sich in der Zeichnung eifrig nach Michel Angelo's Werken. Darauf trat er in Rom in die Werkstätte des Firenzuolo di Lombardia, kehrte nach 2 Jahren auf kurze Zeit nach Florenz zurück, ging dann wieder nach Rom und fand hier Gelegenheit, für den Bischof von Salamanca zu arbeiten. Eine in Gold gefaßte Lilie von Diamanten ist sein bestes Werk aus jener Zeit. Klemens VII. nahm ihn wegen seiner doppelten Fähigkeit als Goldschmied und Musikus in seine Dienste. In dieser Zeit übte sich C. auch im Stahlstempelschneiden und in der Kunst des Emaillirens. Im Jahre 1527 unterbrachen die kriegerischen Vorfälle in Rom seine Künstlerthätigkeit; der Herzog von Bourbon, der die Stadt plündern ließ, soll

seinen Tod durch eine Büchsenkugel C.'s und der Prinz von Oranien durch einen seiner Kanonenschüsse gefallen sein. Nach der Kapitulation hielt sich C. in Florenz, eine Zeitlang auch in Mantua und endlich wieder in Rom auf, wo er zum Stempelschneider bei der päpstlichen Münze ernannt wurde. Eines Mords mit Unrecht verdächtigt, floh C. für kurze Zeit nach Neapel. Eine zweite Flucht aber hatte einen wirklichen Mord, den er an einem ihm feindlichen mailänder Goldschmied begangen, zum Grunde. C. wurde nun Münzmeister des Herzogs Alexander zu Florenz u. vollendete hier eine Reihe trefflicher Münzen u. Medaillen, bis ihn der Papst durch einen Ablaßbrief wieder gewann. Im Jahre 1537 reiste C. nach Frankreich an den Hof Franz' I., kehrte aber einer Krankheit wegen bald wieder nach Rom zurück, wo er der Entwendung eines Theils der Juwelen der päpstlichen Krone angeklagt und zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, aber auf Fürsprache des Kardinals von Ferrara wieder freigelassen wurde. Derselbe Kardinal veranlaßte ihn auch zur Modellirung seines berühmten Salzgefäßes, das er später für König Franz I. von Frankreich in Gold ausführte, u. das jetzt eine Zierde der Gallerie des Belvedere in Wien ist. Am französischen Hofe fertigte C. auch eine silberne Statue des Jupiter, sowie die überlebensgroße Büste Julius Cäsars nach einem kleinen Modell, das er in Rom nach einer Antike gemacht hatte, einen Faunenkopf in derselben Größe und das Modell zu einem Relief am Portal des Schlosses Fontainebleau (Nymphe der Quelle, jetzt im Louvre). Obwohl ihm Franz I. sehr gewogen war und ihm selbst das Schloß le Petit Nesle schenkte, so ward er doch durch die Ränke und Intriguen seiner Gegner 1545 aus Paris vertrieben. Vom Herzog Cosmo in Florenz freundlich aufgenommen, fertigte er für diesen 1550 die Statue des Perseus mit dem Medusenhaupte, eins seiner besten Werke in Erz, jetzt in der Loggia zu Florenz. Zu Florenz versuchte er sich auch in Marmor und arbeitete eine Gruppe mit Apollo und Hyacinth und die Statue des Narcissus. Im Krieg gegen die Sienesen war er als Kriegsbaumeister bei Ausbesserung der florentinischen Festung thätig. Aller Einladungen ungeachtet kehrte er nicht mehr nach Frankreich zurück, und selbst Katharina von Medicis forderte ihn vergeblich auf, das Grabmal Heinrichs II., ihres Gemahls, zu vollenden. In den letzten 8 Jahren seines Lebens, von denen seine Selbstbiographie schweigt, lebte C. mit der äußern Welt mehr in Frieden u. trat 1558 selbst in den geistlichen Stand, den er aber bald wieder verließ, um noch im 60. Jahre zu heirathen. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter und einen Sohn. Er † den 13. Februar 1571 in Florenz. Von seinen Arbeiten in Silber und Gold ist wegen der Kostbarkeit des Stoffes wenig bis auf uns gekommen. In Wien befindet sich außer dem erwähnten Salzgefäße ein Lavoir von Silber u. ein Krucifix von Elfenbein. Der königlich britische Privatschatz besitzt einen sehr großen Nautilus, getragen von Neptun auf dem Seepferde, auf dem Deckel Jupiter mit dem Adler, in Silber, zum Theil vergoldet. Im Antikenmuseum zu Turin befindet sich ein vortrefflich gearbeiteter Schild aus Bronze, mit Gold eingelegt, der auch C. zugeschrieben wird. Auf fünf silbernen Medaillons sieht man daselbst die Geschichte des Jugurtha, in der Ausführung C.'s nicht unwürdig. Im Escurial ist ein lebensgroßes Krucifix in Marmor von vortrefflicher Arbeit, vermuthlich dasjenige, welches der Großherzog Cosmus erhielt, und das letzte Werk, dessen C. in seiner Biographie gedenkt. Zu Florenz restaurirte der Künstler einen trefflichen Apollo, an welchem freilich die manierirte Arbeit C.'s von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweicht. Ebendaselbst ist die Bronzebüste Cosmus' I. mit reich verziertem Harnisch. Unter den vielen Denkmünzen, welche dem Meister zugeschrieben werden, sind nur einige von seiner Hand, die in einem Werke des Jesuiten Bonanni beschrieben sind. In keinem Werke ist aber C.'s Geist so vollständig und kräftig ausgeprägt wie in seiner Selbstbiographie, die Corchi zu Neapel (angeblich zu Köln) 1728 nach einer lückenhaften Handschrift herausgab. Diese Ausgabe liegt der englischen Uebersetzung von Nugent (London 1791, 2 Bde.), der deutschen von Goethe (Tübingen 1802, 2 Bde.) und der französischen von St. Marcel (Paris 1822) zu Grunde. Die beste Ausgabe des Originals ist die von F. Tassi (Florenz 1829, 3 Bde.), nach welcher Choulant eine andere (Lpz. 1833—35, 3 Bde.) besorgte, die auch C.'s „Trattati e discorsi" enthält. Die Lebensbeschreibung ist ebenso ausgezeichnet durch die heitere Unbefangenheit, mit welcher C. seine Tugenden wie seine Schwächen darstellt, sein Leben gleichsam noch einmal mit allen seinen Freuden u. Leiden durchlebend, wie durch die Lebendigkeit u. Natürlichkeit der eigenthümlichen Sprache, welche selbst die Crusca für klassisch anerkannt hat. Eine neuere Ausgabe der „Opere" C.'s erschien 1845 zu Florenz. Vgl. Gamba, Raccordi di Ben. C., 1831.

Cellioten (v. Lat.), eine Art Geistliche in der griechischen Kirche, die in der Nähe der Klöster wohnen, deren Gottesdienst mit beiwohnen, aber, freier als die Mönche, sich von ihrer Hände Arbeit ernähren. Vgl. Anachoreten.

Cello (ital.), s. Violoncello.

Cellulose (v. Lat.), Holzfaser, früher auch Lignin, Xylon, Sklerogen, Fungin, Medullin, Lichenin genannt, der allgemein verbreitete Bestandtheil der Pflanzen, welcher theils als zarter Membran der jüngsten Zellen, theils mit andern Substanzen, den sogenannten inkrustirenden Körpern, die härtesten Pflanzentheile bildet. So besteht das Holz zum größten Theil aus C., u. die kleinste Zelle embryonaler Bildungen ist ebenfalls von C. umgeben. Niemals aber tritt die C. gelöst auf, in fester Form jedoch in den verschiedensten Kohäsionszuständen. Die C. besteht aus gleichen Aequivalenten Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, so daß also Wasserstoff und Sauerstoff genau in demselben Verhältniß in der C. wie im Wasser enthalten sind. Dächte man sich diese beiden Elemente in der That zu Wasser vereinigt, so könnte man den Kohlenstoff als in Verbindung mit Wasser als Hydrat betrachten, und von dieser Ansicht, die übrigens bestimmt falsch ist, ausgehend, nannte und nennt man Körper, die wie die C. zusammengesetzt sind, Kohlenhydrate. Hierher gehören die Stärke, die Zuckerarten u. a. m. Obwohl diese Körper hinsichtlich ihrer chemischen u. physikalischen Eigenschaften wesentlich verschieden sind, so sind sie doch von gleicher procentischer Zusammensetzung,

u. so viel ist sicher, daß sie äußerst leicht in einander übergehen und im Pflanzenleben aus einander gebildet werden. Die Bedeutung der C. für das Pflanzenleben läßt sich mithin nur in Verbindung mit den übrigen Kohlenhydraten erklären, u. wir verweisen deshalb auf Kohlenhydrate. Außer in den Pflanzen findet sich C. auch bei den Ascidien, also unzweifelhaften Thieren, und Salpa z. B. besteht zu ¾ aus C. Die reine C. ist farblos, durchscheinend oder undurchsichtig, von 1,525 specifischem Gewicht, geruch- u. geschmacklos, unlöslich in Wasser, Alkohol u. Aether, bräunt sich beim Erhitzen, verkohlt u. verbrennt ohne Rückstand. Man gewinnt sie rein aus Hollundermark, Baumwolle, schwedischem Filtrirpapier 2c., wenn man diese Stoffe mit Kalilauge und darauf mit Essigsäure wiederholt auskocht und endlich gut auswäscht. Von Jod wird die C. gelb gefärbt; behandelt man sie dagegen mit koncentrirter Schwefelsäure, oder wendet man eine Lösung von Jod und Jodkalium in Chlorzink an, so zeigt sie dasselbe Verhalten wie Stärke, indem sie sich nämlich intensiv blau färbt. Man nimmt an, daß sie durch die angegebene Behandlung in eine der Stärke ähnliche Substanz (Amyloïd) übergegangen sei; jedenfalls aber benutzt man diese Reaktion als Erkennungszeichen der C. auch unter dem Mikroskop. Behandelt man C. mit koncentrirter Schwefelsäure, so bildet sich zunächst eine eigenthümliche Säure, verdünnt man sie aber mit Wasser, so enthält die Flüssigkeit Traubenzucker. Dieser ist hier das Endprodukt einer Reihe von Zersetzungen, und es scheint, als ob die Zwischenglieder dem Stärkmehl, Stärkegummi und andern derartigen Stoffen entsprechen. Dasselbe Resultat erhält man auch durch Kochen mit verdünnter Schwefelsäure unter hohem Druck, der aber auch durch die Dauer der Behandlung ersetzt werden kann. Dies Verhalten ist technisch wichtig, in sofern man versucht hat, darauf eine Bereitungsart von Spiritus aus Holz zu gründen, indem man die saure Zuckerlösung mit Kreide neutralisirt, von dem gebildeten Gyps abzieht u. vergähren läßt. Mit koncentrirter Salpetersäure liefert die C. eigenthümliche, stickstoffhaltige Produkte, die explodirend sind. So erhält man aus Baumwolle die Schießbaumwolle (s. d.), welche, in Aetheralkohol gelöst, das für die Photographie wichtige Collodium (s. d.) liefert. Unveränderte, reine C. findet keine technische Verwendung, in dem Zustande aber, wie sie sich in der Pflanze findet, dient sie als Gespinnstfaser und als Brennmaterial. (Holz, Torf, Braunkohle, Steinkohle sind Umwandlungsprodukte der C., vermischt mit den Umwandlungsprodukten der andern Pflanzenbestandtheile.) Auch als Nahrungsstoff vieler Thiere darf die C. betrachtet werden, indem die Pflanzenfresser die C. theilweise verdauen. Der Grad der Verdauung aber ist abhängig von dem Kohäsionszustande. Holz ist bestimmt auch für die höheren Thiere unverdaulich, aber ganz zarte C. der jüngsten Zellen im Obst, Gemüse 2c. wird wohl auch vom Menschen verdaut. Eine höchst beachtenswerthe Entdeckung hat Schweizer 1857 gemacht. Er fand nämlich, daß C. in einer frisch bereiteten Lösung von Kupferoxydammoniak unverändert löslich ist und aus dieser Lösung durch Säuren, Salze und dergleichen wieder als solche, aber desorganisirt gefällt werden kann. Dies eigenthümliche Verhalten hat zu vielfachen Versuchen Veranlassung gegeben, die darauf hinausliefen, dasselbe in der Technik zu verwerthen, doch ist bis jetzt keine bedeutende Anwendung davon gemacht worden. Eigenthümlich ist, daß Seide nicht in Kupferoxydammoniak, wohl aber in Nickeloxydulammoniak löslich ist, welcher Körper wieder die C. unverändert läßt.

Celmantia (Celamantia), im Alterthum Stadt der Quaden, im östlichen Germanien, am linken Ufer der Donau und am Einfluß der Waag, mit einem festen Schlosse auf einem dreieckigen Felsen, wegen seiner Lage am Uebergang der Römer von Pannonien her in das Innere von Germanien ein höchst wichtiger Platz; jetzt Komorn.

Celosia *L.* (Hahnenkamm), Pflanzengattung aus der Familie der Amaranthaceen, charakterisirt durch den 3blätterigen, der 5blätterigen Korolle gleichenden Kelch, die an der Basis mit dem faltigen Nectarium vereinigten Staubgefäße und die horizontal aufspringende Kapsel, meist Sommergewächse, zum Theil ausdauernd und strauchartig, sämmtlich in den heißeren Ländern einheimisch. Die als Zierpflanze bekannteste Art ist C. cristata *L.*, bis gegen 2 Fuß hoch, am Ende mit hahnenkammförmig ausgebreiteten Blumenähren gekrönt und mit länglich-eirunden, zugespitzten Blättern besetzt. Man kultivirt mehre, sehr schöne Spielarten: mit pyramidalischer Aehre, mit federkrausem und mit faltigkrausem Kamme. Die Färbung der Blüthen ist sehr verschieden: hell- u. dunkelpurpur, dunkelblutroth, scharlachroth, gelbroth, rosenroth, fleischfarbig, weißlich, rothgelb, pomeranzen-, gold- und schwefelgelb. Man säet den Samen gegen Ende März in Töpfe in eine lockere, sandige Erde u. hält die bei gehöriger Befeuchtung bald aufgehenden Pflänzchen mäßig warm. Will man recht große Kämme ziehen, so verpflanzt man die Sämlinge, wenn sie 2 Zoll hoch sind, auf ein lauwarmes Mistbeet 5—6 Zoll weit von einander und begießt sie, wenn es nöthig ist, mit Kuhlagerwasser; sobald sich die Blüthen zeigen, pflanzt man sie mit einem Ballen in angemessene, doch nicht zu große Töpfe in sehr fette Düngererde, stellt sie wieder unter Glas, hält sie daselbst bis zur Entwickelung der Kämme etwas warm, begießt sie, wenn sie in vollem Wachsthum stehen, reichlich, bisweilen mit Düngerwasser und stellt sie während der Blüthe ins Glashaus, Zimmer oder an einen anderen geschützten Platz. Im Juni kann man die Pflanzen auch auf ein lockeres, sonniges Beet oder auf ein Laubbeet ins Freie versetzen. Den Samen sammle man nur von den breitesten Kämmen und schneide alle Nebenähren zeitig weg. In Ostindien werden die etwas herben Blüthen gegen Durchfall und Bluthusten gebraucht.

Celsia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, mit Verbascum nahe verwandt, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die radförmige Korolle, die gebarteten Staubfäden und die 2fächerige Kapsel, Staudengewächse und Sträucher in Südeuropa, Nordafrika und Ostindien, wovon als Zierpflanzen gezogen werden: C. Arcturus *L.*, C. betonicaefolia *Desf.*, C. cretica *L.* und C. orientalis *L.*, alle mit ansehnlichen, gelben Blüthen. Die drei ersten Arten werden aus Samen im Mistbeete oder Topf erzogen. Die jungen Pflanzen setzt man einzeln in Töpfe in fette, mit ⅓ Sand gemischte Dammerde, durchwintert sie hell und luftig bei 1—5° Wärme und begießt sie im Winter sehr mäßig. Im

2. Jahre versetzt man sie in größere Töpfe oder auch an einer sonnigen Stelle ins freie Land. Den Samen der 4. Art säet man gleich an einer guten, sonnigen Stelle ins freie Land.

Celsius, 1) Magnus Nikolaus, Astronom und Naturforscher, geboren den 16. Januar 1621 zu Alfta-Socken in Helsingland, war Professor der Mathematik und Astronomie zu Upsala, machte sich als Entdecker der Helsingrunen einen Namen und † den 5. Mai 1679.

2) Olof (Olaus), Sohn des Vorigen, Naturforscher und Theolog, 1670 zu Upsala geboren, † daselbst 1756 als Professor der Theologie und Dompropst, begründete mit dem Erzbischof Benzelius und dem jüngeren Rudbeck die Societät der Wissenschaften in Upsala und ist durch die Unterstützung, welche er dem noch unbekannten Linné zu Theil werden ließ, gewissermaßen der Begründer der Naturgeschichte in Schweden geworden. Außer seinem „Hierobotanicon" (Upsala 1745—47; Amst. 1748, 2 Thle.) hat man mehre interessante Dissertationen von ihm.

3) Anders, Neffe des Vorigen, berühmter Astronom, den 27. November 1701 zu Upsala geboren, studirte anfangs Jurisprudenz, wurde 1730 Professor der Astronomie, bereiste im Auftrag der Regierung 1732 die damals vorzüglichsten deutschen, italienischen und französischen Sternwarten und verweilte in Paris, wo er mit den Astronomen wegen Bestimmung der Gestalt der Erde in Verbindung trat. Seine Ansicht, daß dieses Problem am besten durch eine unter den Polen anzustellende Gradmessung gelöst werden könne, veranlaßte die französische Regierung, ihn selbst nach dem Norden zu senden. Im Sommer 1736 wurde von ihm und pariser Astronomen die Gradmessung zwischen Torneå und dem Dorfe Pello in Westbothnien vollendet. Ludwig XV. belohnte ihn dafür mit einer Pension von 1000 Livres und dem Quadranten, der zu Torneå gebraucht worden war. In Upsala ließ C. nun auf seine Kosten eine Sternwarte errichten, wo er wichtige Beobachtungen anstellte, bis endlich 1740 die Regierung das Observatorium baute. Von seinen Zeitgenossen wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die Astronomie, Chronologie, Geographie und Schifffahrt hoch geehrt, † C. den 25. April 1744. Außer der „Disquisitio de observationibus pro figura telluris determinanda in Gallia habitis" (Upsala 1738) über Maupertuis' Meridiangrad, den dieser volle 1200 par. Fuß zu groß angegeben hatte, schrieb C. viele Dissertationen, von welchen eine „über die Wärmemessung" besonders genannt werden muß, weil die darin vorgeschlagene Thermometerskale, in welcher der Zwischenraum zwischen den Temperaturen des schmelzenden Eises und des siedenden Wassers in 100 gleiche Theile getheilt ist, nach ihm die celsiusische, auch die schwedische, gewöhnlicher aber die hunderttheilige oder Centesimalskale genannt, neuerlich großen Beifall gefunden hat und in Frankreich allgemein, außerdem aber auch von den Gelehrten der meisten andern Länder angenommen worden ist. C. besorgte auch von 1728—44 die schwedischen Kalender.

4) Olof von C., Sohn von C. 2), berühmt als schwedischer Geschichtschreiber und Dichter, 1716 zu Upsala geboren, wurde noch sehr jung Vicebibliothekar zu Upsala, 1747 Professor der Geschichte, 1756 in den Adelsstand erhoben, 1777 Bischof zu Lund und 1786 Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften. Er † 1794. Seine „Geschichte Gustavs des Großen" (3. Aufl., Stockholm 1746—53, 2 Bde.; deutsch, Kopenhagen 1753, 2 Bde.) ist ein historisches Musterwerk; dasselbe Lob verdient „Konung Ericks XIV. Historia, sammanskrewen efter gamla Handlingar" (Stockholm 1774; deutsch mit Zusätzen und Verbesserungen des Verfassers von Möller, Flensburg 1778); über seinem besten Werke, einer Geschichte der schwedischen Kirche („Svea rikes kyrko-historia", Stockh. 1767, 1. Thl.), überraschte ihn der Tod. Seine „Bibliothecae Upsalensis historia" erschien 1745. Die von ihm herausgegebene „Tidningar om de Lärdas arbeten" (1792 ff.) ist die erste Literaturzeitung Schwedens. Als Historiker ist C. durchweg durch genaue Forschung, gesunde Kritik und männliche, freilich wenig glänzende Darstellung ausgezeichnet. Seine Originaldichtungen zeigen Mangel an Phantasie; besser sind seine lateinischen Gedichte. Außerdem gab er einzelne Uebersetzungen von den Psalmen, Homer und Virgil heraus. In politischer Hinsicht war C. ein energischer Mann und eine Hauptstütze der königlichen Partei.

Celsus, 1) Titus Cornelius, Gegenkaiser des Galienus, lebte als Tribun in der Provinz Afrika in Zurückgezogenheit, als er sich bereden ließ, sich zum Kaiser aufzuwerfen. Er wurde schon nach 7 Tagen in Sacca ermordet und sein Leichnam den Hunden vorgeworfen.

2) Aulus Cornelius C., vielseitig gebildeter römischer Gelehrter, Verfasser eines berühmten Werks über die Medicin und deshalb der lateinische Hippocrates genannt, lebte wahrscheinlich unter Augustus. Nach den Zeugnissen der Alten hat C. ein großes Werk über Rhetorik, Geschichte, Rechtskunde, Philosophie, Kriegskunst, Ackerbau und Medicin geschrieben. Sein allein erhaltenes Hauptwerk sind „De Medicina libri VIII.", worin aus den bestehenden ärztlichen Systemen das Brauchbarste und Haltbarste mit kritischem Scharfsinn ausgelesen und zugleich die einzelnen Lehren der Medicin in systematischen Zusammenhang gebracht sind. Der Preis der höchsten Vollendung gebührt dem letzten, dem chirurgischen Abschnitt. Manche daselbst aufgestellte Grundsätze können noch heut zu Tage Anwendung finden. Nächst der ersten Ausgabe (Florenz 1478) sind die vorzüglichsten die von Krause (Leipzig 1766), die von Targa (Padua 1769 und Verona 1810, von Fouquier und Ratier (Paris 1823), von Mülligan (London 1826) und Daremberg (Leipzig 1859). Deutsche Uebersetzungen lieferten Khüffner (Mainz 1531, Jena 1799), Ritter (Stuttgart 1840) und Scheller (Braunschweig 1846). Die unter C.' Namen erschienene Schrift „De arte dicendi" (Köln 1569, Lüneb. 1745) ist von Julius Severianus.

3) C., epikureischer Philosoph im 2. Jahrhundert n. Chr., schrieb nach 150 in seinem „Sermo verus" die erste beachtenswerthe Polemik gegen das Christenthum, von der uns in der Gegenschrift des Origenes „Contra Celsum" (8 Bücher) ziemlich bedeutende Fragmente übrig sind. Er greift mit Witz und Schärfe, aber ohne Tiefe und Ernst der Gesin-

nung das Christenthum an, dem er Unwissenschaftlichkeit, blinde Gläubigkeit bei innerer Parteizerrissenheit, anthropomorphistische Sinnlichkeit bei spiritualistischer Schwärmerei ꝛc. Schuld gibt. Vgl. Bindemann, Ueber C., in Ilgens „Zeitschrift für historische Theologie" (1842).

Celten (Celti, Celtae, Kelten), im Alterthum allgemeine Bezeichnung mehrer verwandter u. doch unter sich abgesonderter gallischer Volksstämme. Den Namen C. bringen Einige in Verbindung mit dem deutschen Worte Helden, Leibnitz mit gelten, Andere mit Kälte, Mezeray mit Gal, Gaul (Wald), Camden mit Qualt, Qualter, behaart, weil die Gallier langes Haar trugen. Nach noch Anderen soll ein tapferer, durch Kriegsthaten und Eroberungen der angrenzenden Länder berühmter König Celtus (Galates) der Nation ihren Namen gegeben haben. Vielleicht nur verschiedene Formen des Namens C. sind die Namen Gallier (Galli) und Galater (Galatae); alle drei Namen wurden von den Alten bald zur Bezeichnung des gesammten Stammes, bald für einzelne Zweige desselben gebraucht, bis der Name Gallier auf die Bevölkerung des trans- und cisalpinischen Galliens, der Name Galater auf die celtischen Einwanderer in Kleinasien vorzugsweise beschränkt wurde. Daß die C. eine Familie der Völker des indogermanischen Sprachstammes bilden, hat die neuere Sprachforschung dargethan, und eine Einwanderung derselben aus Asien ist daher, wenn auch nicht erwiesen, doch annehmbar. Die eigentlichen C. in Gallien wohnten zu Cäsars Zeit in dem Lande zwischen der Garonne, Marne, Seine, dem Oberrhein und der Schweiz; aber auch in Belgien hatten sie Fuß gefaßt und sich im südlichen Gallien bis an die Küstenstriche ausgedehnt, wo Iberier und griechische Kolonien der Ausbreitung ein Ziel setzten. Sie spalteten sich, wie erwähnt, in mehre Völkerschaften, welche eben so viel Staaten bildeten und eine aristokratische u. hierarchische Verfassung hatten. Da schon in alter Zeit ein Ueberfluß von kriegerischen Männern zu Auswanderungen drängte, so mußten die benachbarten Länder zunächst das Ziel derselben werden. Die ältesten Auswanderungen gingen ohne Zweifel nach Spanien, wo sich die Eindringlinge nach heißen Kämpfen mit den schon vorhandenen Iberiern zu Einem Volke, den Celtiberiern, verbanden. Aber auch unvermischt wohnten in diesem Lande C.: zwischen der Guadiana und dem Tajo die Celtici, in Galicia die Artabri, Nerii, Tamarici und Präsamarci, die Verones, Carpetani und Ilergeti. Herodot, Aristoteles und Hipparch nannten wegen dieser großen Anzahl eingewanderter C. ganz Spanien Celtica. Iberische und gallische C. bevölkerten in sehr alten Zeiten auch die britischen Inseln, weshalb die Sprache und die Sitten der Briten denen der Gallier und Iberier glichen; Ptolemäus führte namentlich daselbst hausende Parisii, Atrebatii und Belgä (C. aus Belgien) an. Nach 600 v. Chr. wurden die Auswanderungen, besonders nach Italien, häufiger. Im J. 589 v. Chr. sandte der celtische König Ambigatus zwei Schwestersöhne, Bellovesus und Sigovesus, mit überflüssigen Jünglingsschaaren nach Italien und nach Germanien. Biturriges, Arverni, Sennones, Aequi, Ambarri, Carnutes, Aulerci werden von Livius als Theilnehmer des Zuges genannt, der nach und nach in Italien vorrückte. Nach Polybius bemächtigten sich zuerst die Lai oder Lävi Piemonts u. die Insubres der Gegend um Mailand, wo sie Mediolanum gründeten, woselbst sich aber schon vorher C. niedergelassen zu haben scheinen. Hierauf folgten die Cenomani unter Elitovius, die sich um Brixen und Verona ansiedelten, dann die Salluvii am Ticinus u. die mächtigen Boji und Lingones in dem Lande zwischen dem Po und dem Apennin und in Umbrien. Die Sennones unter Brennus nahmen, noch weiter nach Süden vordringend, das Land zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meer ein und zerstörten 389 Rom. Von dieser Zeit an beginnen die 200 Jahre langen Kriege der Römer mit diesen Völkerschaften, die damit endeten, daß die Boji aus Italien vertrieben wurden und die zurückbleibenden C. römische Sprache und Sitten annahmen. Da der Zubrang der celtischen Stämme in das überfüllte Oberitalien immer noch fortdauerte, so wandte sich ein Theil derselben weiter gegen Osten und nahm Pannonien und die umliegenden Landschaften ein; Krain, Kärnthen, Steiermark, Oesterreich, das westliche Ungarn, Slavonien, Kroatien, Serbien und Bosnien wurden von den kriegerischen C. erobert. Bald verschwanden indeß die Namen der einzeln eingewanderten Stämme, und bloß Scordisci, Taurisci und Boji werden noch genannt. Die Scordisci, mit ihnen die Scitii, saßen in Slavonien, im nördlichen Serbien und erstreckten sich von der Donau west- und südwärts bis zur Kulpa und zu den bosnischen und kroatischen Gebirgen; auch in Illyrien und Thracien hatten sie Niederlassungen. Die Taurisci hatten ihren Hauptsitz in Steiermark und waren durch den Savus von den Scordisci und durch den Peisosee von den Bojern in Pannonien geschieden. Abtheilungen von ihnen bildeten die Tauristä, Teristä, Ligyrisci, Troi, Lepontii, Salassi und Taurini. Die Römer, die sie nach langen Kämpfen unter Augustus besiegten, nannten sie Norici, ihr Land Noricum und ihre Hauptstadt Noreja. Die Boji wohnten im eigentlichen Pannonien, grenzten südlich und westlich an die Scordisci u. Taurisci und waren nördlich und östlich von der Donau begrenzt. Sie, die am meisten verbreitete und kriegslustigste der celtischen Völkerschaften, bekriegten, unterstützt von anderen celtischen Stämmen, die Dacier und Geten, erlitten aber zu Cäsars Zeit von dem König Börebistes eine solche Niederlage, daß ein Theil ihres Landes fortan die Wüste der Bojer hieß und die Römer dasselbe mit leichter Mühe unterwerfen konnten. Auch in Thracien u. Illyrien hatten sich die C. festgesetzt und sich in dem letzteren Lande mit den Japodes, einem Hauptvolke Illyriens, und mit den Antariatä durch Wechselheirathen zu Einem Volke vermischt. Aus dem Lande dieser norischen, pannonischen und illyrischen C. brachen 280 v. Chr. 212,000 Krieger verheerend in Macdonien, Thracien, Thessalien und Griechenland ein und ließen sich in Kleinasien (Galatia) nieder. Ebendaher stammten jene Söldlinge der macedonischen und epirotischen Könige, denen Mithridates seine Freundschaft anbot; sowie es endlich auch C. waren, welche mit 32,000 Mann den nach Gallien auswandernden Helvetiern zu Hülfe zogen. Die C.,

welche unter Sigovesus in Germanien eingedrungen waren, hielten die hercynischen Bergwälder besetzt, die auf der nördlichen Seite der Donau liegen u. den südlichen Theil des damaligen Deutschlands vom Schwarzwald bis zu den Karpathen bedeckten. Die Boji, wohl nur ein celtischer Name für Kriegsleute, waren der mächtigste Stamm derselben, wohnten in Bayern und Böhmen und nahmen nach Bezwingung der bereits hier angesiedelten Germanen germanische Sprache, Sitten und Gebräuche an. Ariovist, welcher seinen Sitz zwischen dem Rhein, Main u. der Donau hatte, scheint ein Anführer solcher germanisirten C. gewesen zu sein. Jene Boji in Böhmen wurden nun von den Markomannen, ihren celtischen Stammgenossen, unter Marbod unterjocht, u. so verschwanden die Bojer vor den Markomannen. Die letzteren aber vermischten sich mit den Sueven u. verloren so den Rest ihres celtischen Wesens als Deutsche. Aber nicht bloß Namen, wie Eburodunum, Meliodunum, Medoslanium, Eburum, Carrodunum (in Mähren und der Nachbarschaft), blieben als Spuren der früheren celtischen Herrschaft, sondern auch der Volksstamm der Gothini in Mähren sprach noch zu Tacitus' Zeiten celtisch und bearbeitete die Bergwerke, wie die C. in Noricum. Auch bis an die Quellen der Weichsel waren C. gedrungen, und die Ostiaer, Aestyer in Preußen waren C. C. finden sich ferner an den Mündungen der Donau, die Bastarnä; Bastarnä wohnten auch an den karpathischen Gebirgen, desgleichen Trausi, von den Griechen Agathyrsi genannt, welche sich mit Gold schmückten u. in Sitten den Thraciern glichen.

Die C. waren groß und stark gebaut, hatten eine weiße Haut, blondes oder röthliches, langes, von Stirn und Scheitel über den Nacken gezogenes Haar, das sie durch Kunst noch röther zu machen suchten, blaue Augen, lebhafte, schreckende und trotzige Blicke und Gesichtszüge, waren zanksüchtig, aufbrausend, übermüthig, prahlerisch, schnell drohend, jederzeit schlagfertig u. höchst kriegslustig. Sie besaßen viel Scharfsinn, natürlichen Verstand und großen Muth. Ueberhaupt athmete in ihnen ein ritterlicher Geist. Ihre Sprache klang den Römern u. Griechen rauh und unfreundlich. Sie sprachen gern hochtrabend von sich, verächtlich von Andern. Manche C. schoren den Bart, andere ließen ihn kurz stehen, die Vornehmsten trugen zwar ein glattes Kinn, aber einen starken Schnauzbart. Die Kleidung bestand in buntgestreiften und buntfarbigen Leibröcken, über welche Manche einen Gürtel von Gold oder Silber festgeschnallt trugen, Hosen (braccae) und in einem im Sommer dünneren, im Winter dickeren, buntgetäfelten Ueberrock. Goldene Bänder zierten die Handwurzel und den Arm, goldene Ringe die Finger und Ketten von gleichem Metall den Hals. Sehr lange, aber nicht breite Schilde mit bunten Malereien, eherne Helme mit großen Aufsätzen, welche Hörner oder Thiergestalten vorstellten, eiserne Panzer, oft von Draht geflochten, waren die Schutzwaffen, und sehr lange, starke Schwerter wurden an eisernen Ketten schräg an der rechten Seite getragen. Die Lanzen waren mit einer mehr als handbreiten und einen Fuß langen, eisernen Spitze versehen; auch bediente man sich der Bogen u. anderer Wurfwaffen. Im Kampfe stritten die Kühnsten, um ihren Muth zu zeigen und sich leichter bewegen zu können, ohne Hosen. Am liebsten kämpften sie aber zu Pferde, und der vornehmere Theil bildete die Ritterschaft, die sich des Ansehens und der Furchtbarkeit halber möglichst viel Anhänger und Kriegsgehülfen zu gewinnen bestrebte. Diese Ritter liebten den Einzelkampf und riefen im Angesicht der Feinde die Beherztesten dazu auf. Die Köpfe der Besiegten hingen sie an die Hälse ihrer Pferde, ließen von ihren Knappen die Waffen und Kleider derselben zur Schau einhertragen und sangen Siegeslieder. Die Köpfe der vornehmeren Erschlagenen wurden mit Cedernöl einbalsamirt und in Kisten verwahrt, um damit zu prahlen. An die Thore der Burgen wurden die erbeuteten Waffen genagelt. Ihre ersten Angriffe waren jederzeit fürchterlich und fast unwiderstehlich. Nur durch die geschickte Benutzung ihrer inneren Streitigkeiten und dadurch, daß sie die erste Hitze des Angriffs verbrausen ließen, vermochten die Römer endlich die Oberhand zu gewinnen. Für Gold leistete der Celte gern Kriegsdienste; der celtische Söldner war wegen seiner Tapferkeit gesucht, aber auch vom Feinde leicht zu erkaufen, und oft brachen Empörungen unter den celtischen Miethlingsschaaren aus. Wie im Mutterlande, so baute der Celte auch in den eroberten Ländern Städte, trieb Ackerbau, Viehzucht, Bergbau und Handel und erwies sich überhaupt jeglicher Bildung zugänglich. In Gallien nahm er, unbeschadet seiner Tapferkeit, römische Sitten an, in Italien wurde er romanisirt, in Kleinasien gräcisirt, in Deutschland germanisirt. Von celtischen Göttern vergleichen die Römer den Teutalis dem Merkur, Hysus dem Mars, Urablis als Donnergott dem Jupiter, Belenus dem Sonnengott Apollo; aus dem celtischen Dienst der mütterlichen Göttinnen hat sich der Feenglaube gebildet. Buchstabenschrift, aus der griechischen gebildet, war von den Druiden verbreitet. Gegenwärtig zerfällt die celtische Sprachenfamilie in zwei sprachlich geschiedene Abtheilungen. Die erste, mit dem Gesammtnamen Gadhelisch bezeichnete Abtheilung umfaßt: Irisch, Gälisch in Hochschottland und Mank (die Sprache der Insel Man); die zweite oder kymrische Abtheilung das Wallisische (engl. Welsh, franz. Gallois) nebst dem ausgestorbenen Dialekte von Cornwallis (Cornish) u. das Armorikanische od. Bas-Breton. Vgl. Diefenbach, Celtica (Stuttg. 1839—41, 2 Thle.) u. Origines Europaeae (Frankf. 1861); Pictet, De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit (Paris 1837); Bopp, Ueber die celtischen Sprachen vom Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachforschung (Berlin 1839); Brandes, Kelten und Germanen (Leipzig 1857); Zeuß, Grammatica celtica (das. 1853, 2 Bde.); Leo, Die malbergische Glosse, ein Rest altceltischer Sprache und Rechtsauffassung (Halle 1842).

Celtes, Konrad, der erste kaiserliche gekrönte Dichter Deutschlands, geboren am 1. Februar 1459 zu Wipfeld bei Schweinfurt, hieß eigentlich Pickel od. Meißel, nannte sich später auch Protucius, d. h. Beförderer, nämlich der wiederaufblühenden Literatur. C.'s Vater, ein Winzer, ließ dem Sohn einigen Unterricht ertheilen, hielt ihn aber dann zu Winzerarbeiten an. C., der damals schon die ersten dichterischen Versuche gemacht hatte, entlief aber nach Köln und wurde hier 1477 unter die Zahl der

Studirenden aufgenommen. Von hier ging er nach Leipzig, 1479 nach Erfurt und nach längerem Aufenthalte zu Schlettstadt 1484 nach Heidelberg, wo er sich an Agricola anschloß. Nach dessen Tode (1485) kam er wieder nach Erfurt, wurde 1486 Magister und begann zu Leipzig Vorlesungen über alte Sprachen und Dichtkunst. Hier entstand auch seine „Ars versificandi et carminum", ein damals so bewunderteß Werk, daß Kaiser Friedrich III. dem Verfasser am 18. April 1487 den Lorbeerkranz aufsetzte. Da ihm aber durch den Neid seiner Kollegen der Aufenthalt in Leipzig verleidet ward, bereiste er von 1487 an die Schweiz, Italien, Böhmen und Schlesien, lehrte in Krakau zwei Jahre lang alte Literatur und Dichtkunst und studirte noch Astrologie. Von Krakau aus machte er mehre Reisen nach Ungarn, Polen, Preußen und der Ostsee. Im Frühjahre 1491 ging er nach Prag, besuchte von hier aus Meißen, Schlesien, Mähren und Ungarn, mußte wegen einiger Angriffe auf die Utraquisten fliehen und begab sich nun nach Ingolstadt, wo er 1492 das Lehramt der Beredtsamkeit u. Dichtkunst übernahm. Im folgenden Jahre schon finden wir ihn aber wieder in Regensburg und in Mainz, wo er die rheinische Gelehrtengesellschaft gründete, sodann wieder in Ingolstadt als Professor der Rede- und Dichtkunst, kurz darauf als Lehrer der Kinder des Kurfürsten Philipp in Heidelberg und endlich in Wien als Professor der Beredtsamkeit, Dichtkunst, Geographie und Geschichte und als kaiserlichen Bibliothekar; auch stiftete er hier die danubische Gelehrtengesellschaft. Im J. 1498 trat er eine neue Reise an, auf der er die Quellen des Rheins, die namhafteren Städte an demselben, sowie die an der Weser, dann Lübeck, endlich Lappland u. Livland berührte. Nach Wien zurückgekehrt, bewog er Kaiser Maximilian zur Stiftung eines Collegium poëticum und widmete sein weiteres Leben der Aufzeichnung seines auf Reisen und durch Studien gesammelten reichen Schatzes von Kenntnissen, † aber noch vor Vollendung derselben, am 4. Februar 1508. Als Lehrer hat C. viele neue Zweige des menschlichen Wissens auf den deutschen Akademien eingeführt, eine planmäßigere Lehrmethode herrschend gemacht, den Ausdruck des Lateinischen wieder gereinigt und das Studium der griechischen Sprache und der klassischen Schriftsteller und Dichter befördert. Als Dichter übertraf er an wahrem Dichtergeist und an Fruchtbarkeit alle seine Vorgänger in Deutschland. Am besten sind seine Oden, geringeren Werth haben seine Elegien, Epigramme und dramatischen Gedichte; sein Epos „Theodoriceis" blieb unvollendet. Als historischer Forscher hat er manchen werthvollen Schatz (unter Anderem die sogenannte „Tabula Peutingeriana", die Werke der Roswitha, das historische Gedicht eines unbekannten Verfassers, Ligurinus genannt, welches Friedrichs I. Thaten besingt, ꝛc.) ans Licht gezogen. Von C.' Schriften nennen wir: „De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus" (C.' einziges historisches Werk in Prosa); „Carminum libri IV" (Nürnberg 1502, sehr selten); „Ligurini de gestis Imp. Caes. Friderici I. Augusti libr. X carmine heroico conscripti" (Augsburg 1507). Vergl. Klüpfel, De vita et scriptis Conr. C., herausgegeben von Ruef und nach dessen Tode von Zell, Freiburg 1827, 2 Bde., und Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Deutschland bis zur Reformation, Magdeburg 1830, 2 Bde.

Celtiberier, eins der mächtigsten Völker des alten Spaniens, aus Vermischung der eingewanderten Celten mit den Iberiern entstanden. Die Grenzen der C., welche in die Stämme der Pelendoner, der Arevaker, Lusoner, Beller und Titther zerfielen, waren gegen Norden und Osten der Iberus und das Idubedagebirge, gegen Westen die Asturer, Olcaber, Vettoner u. Karpetaner, gegen Süden die Oretaner, Bastetaner u. Dittaner (Ditther), gegen Osten das mit dem Iberus parallel laufende Idubedagebirge. Die C. hatten also die Hochebene in Besitz, welche die Wasserscheide zwischen den dem Iberus und den dem Westen zufließenden Gewässern bildet, also die Südwesthälfte vom jetzigen Aragonien, fast die ganzen Provinzen Cuença und Soria und einen beträchtlichen Theil von Burgos. Als die C. mächtig geworden waren, ging ihr Name auch auf die benachbarten Völkerschaften (wie Beronen) über. Das Land hatte weniger große Städte, als offene Oerter und Kastelle. Im Gebiet der Pelendoner lag Termes (Termantia, Termeses), eine bedeutende feste Stadt, von den Römern nach oftmaligen vergeblichen Belagerungen erobert. Die Arevaker, nach Strabo das mächtigste Volk der C., an den Quellen des Tagus wohnend, hatten Numantia zur Hauptstadt. Die Stämme der Lusoner, Beller und Titther bildeten nach Ptolemäus' bestimmter Angabe die C. im engern Sinne, die eigentlichen C. Nach Strabo wohnten die Lusoner östlich, sich den Quellen des Tagus annähernd; nach Appian bildete der Iberus ihre nordöstliche Grenze, den Arevakern (Numantinern) benachbart. Die Titther, stets in Verbindung mit den Bellern erwähnt, hatten südlich ihre Sitze. Flüsse waren: der Iberus (Ebro), die nordöstliche Grenze von Celtiberien bildend, der Tagus (Tajo) und Anas (Guadiana), im südwestlichen Theile des Landes entspringend, der Durius (Duero), welcher seine Quellen oberhalb Numantia im Idubedagebirge (Sierra de Neyla) hatte und das Land der Arevaker durchströmte, und der Bätis, welcher von dem Orospedagebirge durch das Land der C. nach Westen floß. Das Land war von steilen Bergketten durchzogen, rauh und unfruchtbar, weshalb auch der Ackerbau wie der Bau der von den Römern vermutheten Goldgruben vernachlässigt wurde. Aber auf diesem dürren, gebirgigen Boden erwuchs eine durch Leichtigkeit und Schnelligkeit ausgezeichnete Pferderace, welche es mit der parthischen aufnehmen konnte. Das Volk der C. selbst war schon in Folge seiner Entstehung aus zwei tapferen Völkern nach hartem Kampf das kriegerischste in ganz Spanien und von den benachbarten Iberiern auch durch Sprache und rauhere Lebensweise verschieden. Unter ihnen erwarben sich namentlich die Numantiner unsterblichen Kriegsruhm. Nach Diodor stellten sie nicht nur kampfgeübte Reiter, sondern auch ein durch Tapferkeit und Ausdauer ausgezeichnetes Fußvolk ins Feld. Ihre Kleidung bestand in schwarzen rauhhaarigen Mänteln von Ziegenhaaren ähnlicher Wolle. Auch trug man leichte gallische (celtische) Schilde, Andere ein rundes, schildähnliches Geflecht. Schienen von Filz schützten die

Beine, eherne Helme mit Purpurbüschen das Haupt. Die Angriffswaffen bestanden in zweischneidigen Schwertern und kurzen, zum Handgemenge geeigneten Dolchen, wozu sie den Stahl auf die Weise zubereiteten, daß sie ihn so lange unter der Erde liegen ließen, bis die weicheren Theile vom Rost verzehrt waren. Im Schlachtkeil durchbrachen sie oft stürmend die Reihen der Römer und brachten sie zum Weichen, und da sie zu Pferde und zu Fuße kämpften, sprangen sie, wenn sie als Reiter eingebrochen waren, von ihren Rossen, um gegen das feindliche Fußvolk zu streiten. Gegen unbekannte Fremde waren sie grausam, gegen Gastfreunde freundlich und aufopfernd. Fleisch war ihre Hauptnahrung und eine Art Meth aus Honig und Wein ihr Getränk. Doch verschafften sie sich auch Wein von Kaufleuten. Nach Strabo verehrten sie eine namenlose Gottheit und tanzten am Vollmonde Nachts mit allen Hausgenossen vor den Thüren. Die C. machten unter allen Völkerschaften den Römern am meisten zu schaffen. Obgleich die letzteren seit dem zweiten punischen Kriege die meisten Länder der Küste und des südlichen Spaniens besetzt hielten und selbst gegen Ende jenes Krieges 30,000 Mann C. in Sold genommen hatten, so blieben die C. doch ihre unversöhnlichsten Feinde und fielen unaufhörlich in die römischen Besitzungen ein. Der ältere Cato trat zuerst kräftig gegen sie auf, schloß Frieden und zerstörte durch List an Einem Tage die Mauern vieler Städte. Sempronius Gracchus schlug die C. öfter und brachte sie in eine Art von Abhängigkeit von Rom. Nobilior führte einen für die Römer schmachvollen Krieg gegen die Segedenser; auch Marcellus und Lucullus vermochten nicht, das streitlustige Volk zu unterjochen. Viele Niederlagen erlitten die Römer von den Numantinern, und selbst Numantia's Zerstörung brach nicht den stolzen Freiheitsmuth der C. Unter Sertorius erneuerten sie den Krieg, und erst nach dessen Untergang durch Pompejus war die Unterwerfung dieses heldenmüthigen Volkes vollständig. Nun fanden römische Sprache, Kleidung und Sitten ungehindert überall Eingang, der raubsüchtige Krieger wurde ein Ackerbau treibender Bürger, und das Land ward eine römische Provinz.

Celtis *L.* (Zürgelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, charakterisirt durch die zwitterigen oder getrennten, aber einhäusigen Blüthen mit 5blätterigem Kelch, 5 Staubgefäßen u. die freie Pflaumenfrucht, Bäume in Südeuropa, Nordafrika, Nordamerika und Ostindien, von denen die bekannteste Art C. australis *L.*, ein 40—50 F. hoher Baum mit länglichen, lanzettförmigen, ungleichen, scharf gezähnten, oben rauhen, unten flaumigen Blättern, einzelnen grünlichweißen Blüthen an dünnen Stielen und gelben, dann rothen, endlich schwarzen Früchten, an der ganzen Küste des Mittelmeeres, bis Istrien und Tyrol, auch in Nordafrika einheimisch ist. Die Früchte schmecken honigartig u. sind ein gutes Brustmittel; in Afrika soll man auch süßen Wein daraus bereiten. Das Holz des Baumes ist schwärzlich, zäh, fast so hart wie Bux und wird zu vielerlei Geräthen, auch zu Blasinstrumenten verarbeitet. Im südlichen Frankreich macht man Hengabeln, Peitschenstöcke 2c. aus den Aesten, Messerhefte aus der schwärzlichen Wurzel. Die Samen enthalten ein fettes, dem Mandelöl ähnliches Oel; eine Abkochung der jüngeren Zweige diente sonst gegen Durchfälle und Schleimflüsse. Der Baum ist auch eine Zierde der deutschen Gärten und dauert an geschützten Standorten im Freien aus; er verlangt aber einen guten, trockenen Boden. Der Same liegt oft 1½ Jahre in der Erde, ehe er keimt; die jungen Pflanzen müssen im Sommer häufig begossen und im Winter mit Laub bedeckt werden. Dieser Baum ist wahrscheinlich der Lotus des Dioscorides. In Nordamerika sehr verbreitet ist C. occidentalis *L.*, dessen süße, etwas zusammenziehende Früchte gegen Ruhren und Durchfälle dienlich sind. C. orientalis *L.* soll in der Wurzel, den Blättern u. Früchten, welche scharf bitter schmecken, ein specifisches Mittel gegen Epilepsie liefern.

Celtische Sprache, s. Celten.

Cembra (Cembrakiefer), s. Kiefer.

Cement, s. Cäment.

Cenci, Beatrice, jüngste Tochter eines römischen Edelmanns, Francesco C., der, durch Laster und Schandthaten aller Art berüchtigt und sogar mit dem Mord zweier Söhne beschwert, für Beatrice's Schönheit in Wollust entbrannte u. das eigene Blut entehrte. Von hier an wird die fernere Geschichte Beatrice's auf zweierlei Art erzählt. Nach Einigen gewann die Weiblichkeit in Beatrice die Oberhand über das Kindesgefühl gegen den unnatürlichen Vater. Nachdem sie bei ihren Verwandten und dem Papste vergeblich Schutz gegen denselben gesucht hatte, verband sie sich mit ihrer älteren Schwester und ihren beiden Brüdern und gab ihren Vater dem Banditen Marzio Preis (1598). Marzio erdolchte den Francesco C. im Schlafe, ward aber ergriffen und gab auf der Folter Beatrice als Mörderin an. Diese wurde den 10. September 1599 mit ihrer Schwester durch das Beil hingerichtet, der älteste Bruder Giacomo mit einer Keule erschlagen und nur der jüngste, Bernardo, noch Kind, begnadigt. Die bedeutenden Güter der Familie zog der Papst ein, und Paul V. vergab sie 1605 an die Borghesi. Nach der andern Erzählung waren Beatrice und die Uebrigen unschuldig an dem Mord u. fielen als Opfer einer teuflischen Kabale, was durch neuere Untersuchungen fast zur Gewißheit erhoben ist. Der Stoff ward von Shelley dramatisch und neuerlich von Guerrazzi in einem Roman (deutsch, Hamb. 1858, 2 Bde.) behandelt. Vgl. neuer Pitaval, Th. 30, Leipzig 1861. Das Bild der Beatrice im Palast Colonna zu Rom, angeblich ein Werk Guido Reni's, hat von jeher die tiefste Theilnahme aller Beschauer erregt.

Ceneda, Stadt in der österreichisch-venetianischen Provinz Treviso, am Mesco, ist Bischofssitz, hat ein Seminar, Obergymnasium, eine ansehnliche Kathedrale, schöne Paläste und Villen und 8178 Einwohner, die Papier-, Leinwand- und Pelzkappenfabrikation, Färbereien und Gerbereien betreiben. In der Nähe ist das Bergschloß S. Martino.

Cenere, ein 3866 Fuß hoher Bergrücken im südlichen Theile des Schweizerkantons Tessin, zwischen dem oberen Agno und dem Tessin, der sich nach Osten bis zum 8740 Fuß hohen doppelgipfeligen Mont Camoghe fortsetzt; derselbe wird von der Straße von Bellinzona nach Lugano überschritten und theilt den Kanton in den größeren cisceneris chen und den kleineren südlichen transcenerischen Theil.

Cenis, Berg, s. Mont-Cenis.

Cenni, germanisches Volk in Vindelicien, wahrscheinlich ein Zweig der Alemannen, ward von Drusus besiegt.

Cenomani (Cenigmani), gallischer Volksstamm, ein Theil der Aulerci, wohnte im westlichen Gallien (im jetzigen Maine) und hatte zur Hauptstadt Venta Icenorum oder Venta Cenomum. Im 6. Jahrhundert v. Chr. zogen die C. nach Italien und ließen sich nördlich vom Padus in Gallia cisalpina, bei dem jetzigen Mantua u. Cremona, nieder.

Cenotaphia pisana (lat.), zwei zu Pisa gefundene Steine, auf welchen sich eine Inschrift zum Lobe der Enkel des Kaisers Augustus, Cajus und Lucius, befindet. Dieselbe erschien mit Kommentar von Norisius zu Venedig 1681.

Cenotaphium (v. Lat.), ein Todtenmal, das nur zur Erinnerung an den Abgeschiedenen errichtet war, ohne seine Ueberreste zu enthalten. Die ersten Cenotaphien waren einfache Grabmäler zur Erinnerung an Solche, deren Gebeine nicht aufgefunden werden konnten, oder im Grunde des Meeres ruhten. Der fromme Glaube gebot, die Manen wenigstens durch diese Fiktion zu sühnen. Bei der Weihe eines solchen Males wurde der Verstorbene dreimal mit Namen gerufen und eingeladen, in dem leeren Grabe seine Wohnung zu nehmen. Dasselbe geschah auch, wenn ein geehrter Todter fern von der Heimat begraben lag. In einem solchen Fall errichteten ihm die Angehörigen oder sogar sämmtliche Mitbürger in der Vaterstadt ein bisweilen sehr prachtvolles Ehrenmal. C. nannte man auch die Grabstätte, welche man für sich und die Seinigen bei Lebzeiten erbauen und einrichten ließ. Im römischen Recht wurde ein C. nicht für heilig, für keinen Locus religiosus gehalten, weil es keinen Leichnam und folglich keine Manes enthielt.

Censiticus contractus (lat.), Vertrag, nach welchem Jemand das nutzbare Eigenthum eines Grundstücks auf einen Andern überträgt, sich aber das Obereigenthum (dominium directum) und die Abtragung eines Zinses an sich und seine Nachkommen vorbehält.

Censitus (censilis homo, censuarius, lat.), Einer, der einem Lehnherrn Grundzins bezahlen muß, Zinsmann, Zinspflichtiger, Gültmann.

Censoren, in Rom zwei Magistratspersonen, welche anfangs nur die Kontrole über die römischen Bürger und ihr Vermögen, sowie deren Vertheilung nach Ständen besorgten, später (seit 442 v. Chr.) aber auch die Aufsicht über die Sitten sämmtlicher römischen Bürger führten. Das Amt des Censors war ursprünglich ein Element der königlichen Gewalt, von welcher es nach Vertreibung der Könige auf die konsularische überging. Als langwierige Kriege die Konsuln außerhalb Roms so beschäftigten, daß sie den inneren Angelegenheiten immer weniger Aufmerksamkeit widmen konnten, und auch der Census viele Jahre hindurch unterblieb, machte sich das Bedürfniß einer eigenen Behörde für diesen wichtigen öffentlichen Geschäftszweig fühlbar, und so entstand 442 v. Chr. die Censur (s. d.) als besondere Behörde. Die beiden C. wurden in dieser ersten Zeit nur aus den Patriciern, und zwar auf je 5 Jahre gewählt, doch beschränkte sich damals ihre Macht noch auf das einfache Halten des Census; die Sittencensur, sowie die Oberaufsicht über das gesammte Finanzwesen des Staats, die wichtigsten Hebel der spätern censorischen Gewalt, entwickelten sich erst nach und nach aus dem Schätzungswesen. Diese Gewalt stand aber bereits auf ihrer Höhe, als auf den Antrag des Diktators Mamarcus Aemilius die Dauer der Censur auf 18 Monate herabgesetzt wurde; doch wählte man während dieser anderthalbjährigen Dauer der Censur nicht alle 18 Monate neue C., sondern die Censur blieb nur $3\frac{1}{2}$ Jahre ausgesetzt, und erst mit Ablauf der 5 Jahre wählte man wieder neue C. für die wiederum folgende achtzehnmonatliche Thätigkeit. Mit der Wichtigkeit des Censoramtes mußte natürlich auch das Streben der Plebejer nach der Theilnahme an demselben wachsen, und trotz des heftigen Kampfes, den die Patricier um den Alleinbesitz dieser Staatswürde, wie früher um den des Konsulats, begannen, entschied sich doch der Sieg auch diesmal für die Plebejer: der Diktator Marcius Rutilus war 350 v. Chr. der erste plebejische Censor. Bald darauf setzte es der Diktator Publius Philo durch, daß fortan einer der C. gesetzlich stets aus den Plebejern gewählt werden mußte; 2 Jahrhunderte später (132 v. Chr.) waren einmal beide C. plebejischer Abkunft. Gewöhnlich wählte man zu C. nur Männer, die sich bereits durch die Verwaltung des Konsulats ausgezeichnet hatten; denn als die höchste Würde Roms wurde sie stets auch als Schluß einer durch großartiges Verdienst ausgezeichneten öffentlichen Laufbahn angesehen. Kein Censor war wieder wählbar; starb ein Censor, so mußte auch sein Kollege abbanken, und zwei neue C. traten an ihre Stelle. Die Wahl der C. geschah in den Centuriatkomitien, u. auch die Bestätigung der Wahl, welche bei den andern Magistraten durch die Kurien erfolgte, wurde den C. von den Centurien in einer zweiten Versammlung zu Theil. Als äußere Auszeichnung führten die C., gleich den übrigen höheren Magistraten, den kurulischen Stuhl (sella curulis) u. in älterer Zeit die purpurne Toga, nach Anderen die Toga praetexta. Das Institut der C. bestand noch nach Sulla fort, obwohl die Wahl von C. einige Zeit unterblieben war. Nach des Pompejus Tode ließ sich C. Julius Cäsar anfangs auf 3 Jahre und dann auf Lebenszeit zum Praefectus morum ernennen, indem er den an die blühendsten Zeiten der Republik erinnernden Titel vermied. Octavianus ließ anfangs die Censur bestehen, später übernahm er mit Agrippa selbst die Würde eines Censors und überließ wohl auch zwei Anderen die Titel, sich selbst die Macht wahrend. Die beiden letzten C. waren Paullus Aemilius Lepidus und L. Munatius Plancus. Nach ihnen nahm Augustus abermals den Titel eines Praefectus morum an und hielt als solcher dreimal Census, Musterung der Ritter 2c. Auch Tiberius nannte sich nur Praefectus morum, ebenso Caligula. Erst Claudius führte wieder den Titel eines Censors und ernannte Vitellius zu seinem Kollegen; Vespasian, Titus und Nerva folgten jenem darin nach, und Domitian legte sich sogar den Namen eines Censor perpetuus bei. Von dieser Zeit an sank aber die Bedeutung der Censur immer tiefer, und Trajan wollte nicht einmal Praefectus morum heißen. Auch die späteren Kaiser nahmen den Censortitel nur während der Dauer der Censushaltung an. Als letzter Censor ward Valerianus auf Befehl des Kaisers Decius vom Senat gewählt; nur ein Vorschlag

ähnlicher Art tauchte in späterer Zeit einmal auf, ging aber als Vorschlag wieder unter. Der Geschäftskreis der C. umfaßte den Census, das sittenrichterliche Amt (cura morum) und die Oberaufsicht über Zölle, öffentliche Bauten und deren Verpachtung (cura vectigalium ac locationum).

Censorinus, 1) Appius Claudius, s. Claudius.

2) C., römischer Grammatiker, um 238 n. Chr., legte in einer Gelegenheitsschrift „De die natali" Bemerkungen über den Einfluß der Gestirne und Geister auf die Zeit der Geburt nieder. Nach der ersten Ausgabe (Bologna 1497) wurde dieselbe bearbeitet von Lindenbrog (Hamb. 1614), Havercamp (Leyden 1776), Gruber (Nürnb. 1810) und am besten von Jahn (Berl. 1845).

Censur (v. Lat.), wörtlich Prüfung, Beurtheilung eines Menschen und seiner Handlungsweise, deshalb auch das Urtheil einer Prüfungsbehörde über die Kenntnisse und Leistungen eines Examinanden. Bei den Römern gab es eine eigene C. der Sitten durch eigens vom Staate dazu bestellte Beamte (Censoren, s. d.). Diese Sittencensur, von der sich auch bei den Griechen und Karthagern Spuren finden, hatte die Erhaltung der bestehenden Sitten und der eingeführten Ordnung zum Zweck, und Gegenstand censorischer Rüge (notio, notatio) war Alles, was zwar nicht ausdrücklich in den Gesetzen verpönt, aber von der Moral als unerlaubte Handlung zu betrachten war und, eben weil es von dem abwich, was die einfache Sitte der Vorfahren sanktionirt hatte, nachtheiligen Einfluß auf Gesinnung und Handlung des römischen Bürgers und seine dadurch bedingte Stellung im Staate, also mittelbar auf den Staat selbst hervorbringen mußte. Das Verfahren des Censors war kein streng gerichtliches, und seine Gesetze schrieb ihm sein eigenes Gewissen. Die einzelnen Fälle, welche der Rüge des Censors insbesondere unterworfen waren, betrafen Vergehen im häuslichen und tadelnswerthes Benehmen im öffentlichen Leben. Zu jenen gehörte zunächst die Ehelosigkeit, nicht bloß, weil der Censor auf Vermehrung der Volkszahl sehen mußte, sondern weil der Unverehelichte nie das warme Interesse für das Wohl des Vaterlandes haben kann, als der Hausvater, der, für der Kinder Wohlfahrt sorgend, der Zukunft ihre Rechte wahrt. Rüge erhielt auch schlechtes oder leichtsinniges Betragen in der Ehe und schlechte Kindererziehung, harte oder gar unmenschliche Behandlung der Angehörigen, insbesondere der Sklaven und Klienten. Um den sichersten Grund der Staatswohlfahrt, Erhaltung des bestehenden Familienverbandes, Heilighaltung der Ehe, Aufrechthaltung des Hauswesens, häusliche Zucht und Ordnung, am sichersten zu wahren, verfuhr der Censor mit aller Strenge gegen übertriebenen Aufwand und Luxus jeder Art, womit die Rüge zusammenhing, welche schlechter Bewirthschaftung der Felder, Vernachlässigung des Hauswesens, Mangel an Arbeitsamkeit, übermäßigem Schuldenmachen &c. widerfuhr. Was den zweiten Theil der censorischen Wirksamkeit betrifft, so verfielen Magistrate der C., wenn sie ihre Würde nicht wahrten, Bestechlichkeit zeigten, Auspicien erlogen u. dergl. Gerügt wurden Unziemlichkeiten gegen Magistratspersonen, wohin auch die Strafe gehörte, welche der Censor gegen Solche aussprach, denen die Beschränkung irgend einer obrigkeitlichen Gewalt gelungen war, z. B. gegen den Diktator Mamarcus wegen Herabsetzung der fünfjährigen Dauer der C. auf eine anderthalbjährige. Harter Strafe verfiel der Meineid, und dies um so mehr, als dafür eben kein bestimmtes Gesetz vorhanden war, denn man erkannte im Meineid nicht sowohl vom juridischen, als vom moralischen und religiösen Standpunkt aus ein Verbrechen. Auch listiges Umgehen des Eides und falsches Zeugniß wurden streng gerügt. In Beziehung auf den Kriegsdienst traf die Rüge Alle, welche sich aus Feigheit demselben entzogen oder Lässigkeit im Dienste gezeigt hatten. Eigenthümliche Censurmaßregeln waren die gegen Schauspieler und Sophisten, Philosophen und Rhetoren. Jene wurden als unwürdig, neben ehrlichen Bürgern geschätzt zu werden, aus ihren Tribus gestoßen und zu Aerariern gemacht; diesen schlossen die Censoren die Schule und verwiesen sie aus der Stadt, weil sie durch spitzfindige Rede und Lehre die Gemüther verführten. Die Strafe, welche der Censor verhängte, war keine eigentliche juristische, mit äußeren Nachtheilen und Verlusten verbundene, sondern eine Ehrenstrafe, deren Wirkung auf die sittliche Natur der Bürger gerichtet war. Auch war sie nicht dauernd, sondern konnte bei eingetretener Besserung des Notirten vom folgenden Censor wieder aufgehoben werden. Sie bestand in einer Herabsetzung des Bestraften in der äußeren Achtung seiner Mitbürger (ignominia). Dieser Strafe konnte sich Niemand entziehen, weil Derjenige, der sich dem Census entzog, mit Hab und Gut als Sklave verkauft wurde. Bezeichnend ist es auch für die Natur der Strafe, daß ihr Frauen nie unterlagen, denn „vir mulieri judex pro censore est", sprach Cato, was am deutlichsten die Ignominia, als politische und moralische Strafe, von der Infamia unterscheidet, der beide Geschlechter auf gleiche Weise unterworfen waren. Die Art der Strafe war dreierlei, nach der Eintheilung des gesammten censusfähigen Volks in Senatoren, Ritter und Tribusplebejer. Ein Senator wurde durch die Censurstrafe aus dem Senat gestoßen und kam dadurch auf die Stufe des Ritterstandes herab; doch konnte die Strafe auch verschärft werden, indem man ihn unter die Gemeinen (Plebejer) oder gar unter die Aerarier versetzte. Der Akt des Ausstoßens geschah dadurch, daß der Censor am Censustage beim feierlichen Verlesen des neuen Verzeichnisses der Senatoren den Namen des Verurtheilten stillschweigend überging. Die Ursache der Strafe wurde in der Liste schriftlich bemerkt (subscriptio) und dem Bestraften auch wohl mündlich eröffnet. Mit der Ausstoßung aus dem Senat verlor man nicht bloß das dem Senator zustehende Recht der Theilnahme an der Regierung des Senats und allen öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch alle diesem Stande zukommenden Ehrenrechte u. Auszeichnungen, z. B. den Ehrensitz im Theater &c., Umstände, die, weil Jedermann in die Augen fallend, der Strafe erst die volle Bitterkeit gaben. Durch Ausstoßung aus dem Ritterstande verlor der Ritter mit den reellen Standesvorrechten auch die Ehrenrechte, wie das Recht, den goldenen Ring &c. zu tragen, den Ehrensitz im Theater &c. Auch mußte der Verurtheilte hinfort unter dem Fußvolk dienen, wenn er nicht gänzlich aus den Tribus entfernt worden war.

Die Strafe der censusfähigen Plebejer war Ausstoßung aus der Tribus (tribu motio) u. Versetzung unter die Aerarier. Ursprünglich scheint Ausstoßung aus der Tribus und Versetzung unter die Aerarier synonym gewesen zu sein; erst später, als sich unter den Tribus ein Rangunterschied entwickelte, so daß die Tribus urbanae namentlich durch Aufnahme der Freigelassenen zahlreicher wurden und minder angesehen waren, als die rusticae, entstand eine doppelte tribu motio: aus einer Tribus rustica in eine Tribus urbana, als milderer Grad, und gänzliche Entziehung der Tribus und Verlust aller damit zusammenhängenden Rechte (jus honoris und suffragii), natürlich nicht auf immer, sondern nur einstweilen bis auf Weiteres, denn das ganze Bürgerrecht konnte der Censor eben so wenig entreißen, als verleihen. Das Verzeichniß aller Derjenigen, welche der Urtheilsspruch des Censors ihrer Bürgerrechte verlustig erklärt und unter die Aerarier versetzt hatte, wurde nach dem Ende jedes Lustrums vom Censor im Aerarium niedergelegt. Die außerordentliche Macht, welche in die Hände der Censoren gelegt war, hatte aber auch ihre weisen Beschränkungen und bot durch besondere Verhältnisse dem schuldlosen Bürger Sicherheit. In letzterer Beziehung war es wichtig, daß nur erfahrene und bewährte Männer, seit 404 stets aus dem Stande der Patricier und der Plebejer, und endlich, daß sie vom Volke selbst gewählt wurden. Gemildert wurde die Macht der Censoren schon dadurch, daß man eben zwei von gleicher Macht hatte, von denen der eine die Beschlüsse des andern wieder aufheben konnte; man hat sogar Beispiele, daß in solchen Fällen die Censoren selbst einander mit Strafe belegten, oder ihr Amt freiwillig niederlegten. War aber gleichwohl die Notion erfolgt, so konnte der Notirte sich vor dem Censor rechtfertigen und entging dadurch nicht selten der Strafe. Wo nicht, konnte er die Hülfe der Volkstribunen anrufen, obgleich denselben kein Recht zum Einspruch gegen das Verfahren der Censoren zustand und sie deshalb gewöhnlich am Senat und bisweilen am Volk selbst harte Widersacher fanden. Der sicherste Schutz des Bürgers lag aber in der vollkommenen Freiheit und Oeffentlichkeit eines ganz republikanischen Lebens: nur durch die aufmerksamste Achtung und Beachtung der Nationalüberzeugung konnten die Censoren Organe derselben sein, da bei offenbarem Widerspruch mit denselben, bei Gewaltmißbrauch 2c., eine einstimmige Einsprache (Veto) der Volkstribunen gegen ihre Beschlüsse sicher eine allgemeine verhindernde Kraft ausgeübt hätte.

Dieselben Anfänge, wie im römischen Alterthum, hatte die Sittencensur auch im Mittelalter des christlichen Abendlandes: sie war eine priesterliche Beaufsichtigung des Lebenswandels in der Gemeinde. Geistliche und bischöfliche Gerichte belegten schon in der ersten Periode der fränkischen Monarchie bis zum 8. Jahrhundert alle Vergehen gegen die christliche Religion und Moral und gegen die Kirchendisciplin mit den Bußen und Strafen, wie sie die Libri poenitentiales festgesetzt hatten; nur in sehr schweren Fällen verhängten sie auch Interdikt und Exkommunikation. In der zweiten Periode gingen aus diesen bischöflichen Sittengerichten die sogenannten Send- od. Synodalgerichte hervor. Wenn nämlich die Bischöfe, zum Behuf der Kirchenvisitationen, ihre jährliche Reise durch ihre Diöces machten, so vernahmen sie in jedem Hauptparochialsprengel einige besonders dazu beeidigte glaubwürdige Männer über die ihnen offenkundig gewordenen Vergehen der Gemeinden und zogen diese zur Bestrafung, wozu die weltliche Gerichtsbarkeit willig ihren Arm bot. Nach der Reformation errichteten auch die Protestanten kirchliche Sittengerichte in Gemeinden und Kirchspielen, Presbyterialgerichte, Kirchenkonvente 2c., die, wie viele katholische, sich bis zur französischen Revolution in hinschwindendem Zustande erhalten haben. Aber auch Sittengerichte weltlicher Natur lassen sich seit dem Mittelalter bis auf die neueste Zeit noch erkennen: so hatten die Zünfte und Ritterorden ihre Sitten- und Ehrengerichte, die in verschiedenen Formen bis in unsere Tage fortlebten, besonders bei Studenten und Offizieren festen Halt gewannen u. sich durch Duelle, Verrufserklärungen (die alte ignominia) äußerten. In Frankreich bildeten sich unter Advokaten u. Notaren Sitten- u. Disciplinargerichte, doch nur in Bezug auf ehrenhafte Dienstverwaltung.

Die schlimmste Abart der ehrwürdigen altrömischen C. war aber dasjenige Institut der Neuzeit, welches wir vorzugsweise unter dem Namen C. begreifen, die Büchercensur, eine Einrichtung, wonach Alles, was unter die Presse kommen sollte, vorher einem vom Staat autorisirten Censor vorgelegt ward, welcher über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit desselben entschied. Nachdem schon 1479 vom päpstlichen Stuhle die Buchdruckerei beschränkende Anordnungen erlassen worden u. von Alexander VI. 1496 neue geschärfte Bestimmungen gegen das Lesen und die Verbreitung ketzerischer Schriften ergangen waren, wurde diese C. durch eine Bulle Leo's X. vom 4. Mai 1515 förmlich eingeführt, und die weltliche Gewalt säumte nicht, dem von der geistlichen gegebenen Beispiel bereitwillig zu folgen. In Deutschland läuft von 1524 an durch die Reichsabschiede des Jahrhunderts eine Reihe von Geboten und Mahnungen zu strengerer Aufsicht über die Druckereien und ihre Erzeugnisse, und mochte es auch nicht sogleich gelingen, das erwachende Leben auf diesem Wege zu ertödten, wie die öftere Wiederholung jener Maßregeln beweist, so war doch die gesetzliche Autorität zur Vernichtung der Publicität vorhanden, und wenn sie sich hier und da noch regen durfte, so war dies nichts als eine vereinzelte und zufällige Vergünstigung von Seiten solcher Reichsstände, die in den geistigen Kämpfen des Reformationszeitalters Partei ergriffen und die Sache der Geistesfreiheit zu verfechten Ursache hatten. Noch vor dem Ausgange des 16. Jahrhunderts, ehe noch fortlaufende Jahrgänge von Zeitungen im Druck erschienen, war die Beaufsichtigung der Presse bereits in ein geregeltes System gebracht, und der Reichsabschied von 1570, sowie die Polizeiordnung von 1577 enthalten die Grundzüge zu der ganzen späteren Preßgesetzgebung Deutschlands. Es wurde darin verordnet, daß fortan im ganzen römischen Reich Buchdruckereien an keinen anderen Orten, als in fürstlichen Residenz-, Universitäts- oder ansehnlichen Reichsstädten geduldet, alle Winkeldruckereien aber abgeschafft werden sollen. Während des dreißigjährigen Kriegs wurden schriftliche Angriffe und Argumente übersehen; die bisher streng verpönten Schmähschriften fanden, weil man sie für

unwirksam hielt, wenig oder keine Berücksichtigung, und ihre Beaufsichtigung unterblieb als eine überflüssige. Im westphälischen Frieden jedoch wurden von Neuem Vorkehrungen getroffen gegen den Mißbrauch der Presse, und damals in sofern mit Recht, als es zur Erhaltung des Friedens nothwendig war, die kirchlichen Streitigkeiten, die vornehmlich das Feuer geschürt hatten, zu ermäßigen und die exaltirten Parteien zu zügeln. Bei allen diesen die Presse betreffenden Maßregeln hatte man zunächst im Auge, den Schwall von aufregenden Flugschriften, mit welchen die Parteien gegen einander polemisirten, zu mäßigen. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts scheinen auch Zeitungen an jenen Meinungskämpfen Theil genommen zu haben, da man um diese Zeit den ersten Verboten derselben begegnet. So wurde 1656 die Zeitung des Buchdruckers Friedrich Weiß zu Frankfurt wegen anstößiger Stellen verboten, und bald kamen die Unterdrückungsmaßregeln gegen unbeliebte Zeitschriften in Deutschland allgemein in Aufnahme. Nur die kirchliche Polemik konnte sich auf freierem Boden bewegen, da die verschiedenen Konfessionen der gleichberechtigten Reichsstände und ihre oft einander entgegengesetzten Interessen ein streng durchgeführtes Prohibitivsystem nicht zuließen und ein Gegengewicht gegen die bei den Gewalthabern sonst allgemein herrschende Unterdrückungslust abgaben. Desto mehr aber unterlag die Meinungsäußerung in Bezug auf politische Dinge, die man jetzt ganz besonders zu fürchten anfing, einer strengen Beaufsichtigung und Kontrole, da hier keine Meinungsverschiedenheit der Gewalthaber mildernd dazwischenzutreten pflegte. Dennoch wußten sich die politischen Ideen mittelst der Presse hin und wieder Luft zu machen und sogar bald in den Zeitungen den vordersten Rang zu gewinnen, weshalb bald geschärfte Verordnungen im Reiche erlassen wurden. In einem kaiserlichen Patent von 1715 gegen die „Schmähschriften“ ist neben den konfessionellen Dingen schon ausdrücklich von „verbotenen Staatssachen“ und sehr schädlichen, des heiligen römischen Reichs Gesetze und Ordnungen „anzapfenden, verkehrten, neuerlichen“ Lehren und Büchern die Rede. Der Zeitungen ist darin zwar nicht namentlich Erwähnung geschehen, doch wurden sie unter um so strengerer Aufsicht und Zucht gehalten, da das Bedürfniß der Versendung mittelst der Posten und die Unmöglichkeit, sie ohne Angabe des Druckorts und Verlegers unter das Publikum zu bringen, wie mit andern Schriften häufig geschah, sie ganz in die Hände der Staatsgewalt überlieferten. Obwohl Verbote unter solchen beschränkenden Verhältnissen überflüssig waren, nahm man dessen ungeachtet auch noch zu ihnen Zuflucht. Die nothwendige Folge dieses Verfahrens war der gänzliche Verfall der Publicität und des Zeitungswesens in Deutschland. Das gebildetere Publikum sah sich gezwungen, nach ausländischen Blättern zu greifen; die Schriftsteller selbst schrieben, meist um der gelinderen C. willen, in fremden Sprachen. Wenn auch einzelne Fürsten und Regierungen die freie Presse begünstigten, so war diese doch keineswegs durch Gesetz u. Verfassung garantirt. Sehr charakteristisch ist eine von Friedrich II. von Preußen am 5. Juli 1740 erlassene Censurvorschrift: „Kund und zu wissen, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, nicht genirt werden dürfen, daß dies wegen der Artikel über Berlin indistincte zu beobachten sei, wegen auswärtigen Puissanzen aber cum grano salis u. guter Behutsamkeit.“ Diesem Beispiel folgte Joseph II., der, wenn er auch nicht vollständige Preßfreiheit in Oesterreich einführte, doch die bestehenden strengen Censurvorschriften durch ein Edikt vom 11. Juni 1781 seinen liberalen Grundsätzen gemäß milderte. Leider erlosch das Licht, welches die Regierungen dieser Fürsten über das Dunkel des vorigen Jahrhunderts verbreiteten, nur zu bald wieder, ohne daß seine Strahlen eine rege und lebendige Theilnahme am gemeinen Wohl und Wehe geweckt hätten. Erst als es galt, das drückende Joch des französischen Gewaltherrschers abzuschütteln, ließ man der Presse freien Spielraum, und sie wuchs in Kurzem so lebenskräftig empor, daß sie eine europäische Macht wurde u. der rheinische Merkur „der fünfte Alliirte“ hieß. Aber etwa 5 Jahre später war fast schon keine Spur mehr von jenem regen öffentlichen Leben übrig. Die Druckfreiheit, welche während des Freiheitskriegs aufgetaucht war, erhielt sich nur in wenigen Gegenden Deutschlands über den Frieden hinaus. Zwar lauten die 1814 begonnenen Verhandlungen über die deutsche Bundesverfassung noch ganz günstig für die Presse, denn in dem vom Fürsten Hardenberg am 13. Sept. 1814 dem Fürsten Metternich vorgelegten „Entwurf der Grundlage der deutschen Bundesverfassung“ wird unter den jedem Bundesunterthan durch die Bundesakte zugesicherten deutschen Bürgerrechten auch die „Preßfreiheit nach zu bestimmenden Modifikationen“ aufgeführt, und in dem umständlicheren, von Preußen im Febr. 1815 vorgelegten Entwurf einer Verfassung des zu errichtenden deutschen Staatenbundes“ ward als eines der Rechte, deren jeder Deutsche genießen müsse, die Preßfreiheit genannt, sowie in dem „Entwurf zu der Grundlage der Verfassung des deutschen Staatenbundes“ vom 23. Mai 1815 verheißen wurde: „die Bundesversammlung werde sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung zweckmäßiger Gesetze über die Preßfreiheit beschäftigen“, was auch die deutsche Bundesakte im Artikel 18 verkündete; aber schon am 19. Januar 1816 wurde der fünfte Alliirte, der sein erstes Blatt am 23. Januar 1814 ausgegeben hatte, durch einen Kabinetsbefehl „unterdrückt“, und drei Jahre später war das neue Censursystem vollendet und die deutsche Presse durch die bekannten karlsbader Beschlüsse wieder von den engsten Banden umstrickt. Seit diesen „einstweiligen Maßregeln“, welche die Verwirklichung der von den verbündeten Fürsten und freien Städten allen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten zugesicherten Preßfreiheit hinderten, trat der Bundestag immer feindlicher gegen die Presse auf und schritt zu immer größerer Beschränkung derselben fort. Noch energischere Maßregeln ergingen nach 1830 von Seiten des Bundestags, besonders am 2. März 1832, wo die „Deutsche Tribüne“, „Der Westbote“ und „Die neuen Zeitschwingen“, „weil diese Zeitblätter die Würde und Sicherheit des Bundes und einzelner Bundesstaaten verletzten und den Frieden und die Ruhe in Deutschland gefährdeten, die Bande des Vertrauens und der Anhänglichkeit zwischen Fürsten und Volk aufzulösen sich bestrebten, die Autorität der Regierungen zu vernichten trachteten, die Unverletzlichkeit der Fürsten angriffen, zum Auf-

ruhr reizten u. eine politische Umgestaltung Deutschlands und Anarchie herbeizuführen suchten", auf Grund des provisorischen Gesetzes vom 20. Sept. 1819 „unterdrückt und in allen deutschen Bundesstaaten verboten" und ihren Herausgebern, Wirth, Siebenpfeiffer und Stein, auf 5 Jahre die Theilnahme an der Redaktion ähnlicher Zeitschriften untersagt wurde. Dieses Verbot, welchem die Gesandten von Baden und Bayern, nähere Instruktionen von Seiten ihrer Kabinete erwartend, nicht sogleich ihre Zustimmung gaben, führte in den Ständeversammlungen jener Staaten Erörterungen herbei, indem man behauptete, die Preßgesetze des Bundestags von 1819 seien dort nur in so weit in Kraft, als sie mit den Staatsverfassungen im Einklange ständen. Gleichwohl erfolgten von Seiten der Bundesversammlung neue strenge Maßnahmen. Am 19. Juli 1832 wurden die in Baden erscheinenden Blätter „Der Freisinnige" und „Der Wächter am Rhein" durch einen Bundesbeschluß unterdrückt und in allen deutschen Staaten verboten. Ein gleiches Dekret erging am 16. August d. J. gegen die von Rotteck herausgegebenen „Allgemeinen politischen Annalen", wegen „ihres der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufenden und die Würde des Bundes verletzenden Inhalts"; auf gleiche Weise wurde am 6. Sept. d. J. gegen die stuttgarter „Deutsche allgemeine Zeitung" verfahren, sowie gegen den hildburghäuser „Volksfreund". Den Redakteuren aller dieser Blätter wurde auf 5 Jahre die Berechtigung zur Herausgabe ähnlicher Zeitschriften entzogen. Schon vorher waren jene vielbesprochenen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli erschienen, welche die Presse noch mehr einschränkten und von allen deutschen Regierungen ihren Unterthanen publicirt wurden; nur die Regierungen von Bayern, Königreich Sachsen, Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Sachsen-Meiningen fügten verwahrende Klauseln hinzu, in Bezug auf welche die Bundesversammlung am 8. Nov. d. J. bemerkte: „daß, wie sich von selbst verstehe, durch die von einigen Regierungen der Bekanntmachung jener Beschlüsse beigefügten „erläuternden Beisätze" der allgemeinen Verbindlichkeit des Bundesbeschlusses vom 28. Juni für sämmtliche Bundesstaaten in keiner Beziehung irgend ein Eintrag habe geschehen können, sowie solches ohnehin auch nicht in der Absicht der einzelnen Regierungen gelegen habe." Ein Kollektivbeschluß vom 10. Dec. 1835 schleuderte einen Bannstrahl gegen das sogenannte „junge Deutschland" oder „die junge Literatur", zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gezählt wurden, indem er sämmtliche deutsche Regierungen verpflichtete, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften dieser literarischen Schule die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern 2c. Diesen und andern der Presse feindlichen Maßregeln gegenüber regte sich der Geist der Opposition in den Einzelstaaten, namentlich war es Baden, wo die Volksvertretung muthig gegen das Institut der C. in die Schranken trat. Aehnliches geschah in den Kammern der übrigen konstitutionellen Staaten Deutschlands, überall mit demselben Erfolg, das heißt keinem, bis der Märzsturm von 1848 mit einem Male das ganze Institut der Büchercensur über den Haufen warf. Schon am 3. März 1848 beschloß die Bundesversammlung, daß jedem deutschen Staate freizustellen sei, die C. aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, daß dies jedoch nur unter Garantien geschehen dürfe, welche die andern Bundesstaaten u. den ganzen Bund gegen Mißbrauch der Presse möglichst schützten, und in der Sitzung vom 2. April wurden darauf auch die Bundesbeschlüsse von 1832 und die Beschlüsse der wiener Ministerialkonferenz von 1834 für aufgehoben erklärt. Alle deutschen Staaten, zuerst Würtemberg u. Baden am 1. März, Frankfurt am 4. März, Großherzogthum Hessen u. Hessen-Homburg am 6. März, Sachsen-Gotha am 7. März, Preußen, Großherzogthum Weimar und Lübeck am 8. März, Königreich Sachsen, Bremen u. Hamburg am 9. März, Holstein und Lauenburg am 10. März, Kurhessen am 11. März, Anhalt-Dessau am 12. März 2c., selbst Oesterreich verkündeten darauf die Preßfreiheit meist mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß die C. nicht wieder eingeführt werden dürfe. In den neuen Verfassungsurkunden wurde das Recht der Preßfreiheit durch besondere Artikel gewährleistet. Die Versuche einzelner Staaten, mindestens für die periodische Presse einige Einschränkungen beizubehalten, wurden meist bald darauf beseitigt. Die „Grundrechte des deutschen Volks" (Art. IV der frankfurter Reichsverfassung) bestimmten ausdrücklich die vollkommene Freiheit der Presse und verhießen ein vom Reich zu verfassendes Preßgesetz. Indessen glaubte man bald das Ungenügende aller dieser Bestimmungen über die Preßverhältnisse zu erkennen. Die alten Strafgesetze, welche sämmtlich von der Voraussetzung bestehender C. ausgingen, und auf welche allein die im Drange der Zeit entstandenen neuen Preßverordnungen hinwiesen, reichten allerdings in dieser Beziehung in keiner Weise aus. Die Frage über die Verantwortlichkeit, und wer dieselbe bei Druckschriften zu übernehmen habe, bedurfte genauerer Regelung. Besonders anstößig erschien, namentlich in größeren Städten, die Plakatenliteratur, die z. B. in Wien und Berlin durch Anheften von Anschlagszetteln und Aufrufen die Straßenbevölkerung in fortwährender Aufregung erhielt und durch die Sitte, auf den Straßen Zeitungen und politische Schriften auszurufen, zu vertheilen und zu verkaufen, unterstützt wurde. Diesen wirklichen und eingebildeten Uebelständen wurde zeitweise durch Verhängung des Belagerungszustandes, mit welchem selbst das ganze Recht der Preßfreiheit suspendirt zu werden pflegte, abgeholfen. Seit 1849 finden sich aber fast überall neue Preßgesetze, welche die 1848 erlassenen provisorischen erläuterten, ergänzten, zum Theil aber auch in umfassenderer Weise die Repressivmaßregeln gegen die Uebergriffe der Presse festsetzten, zum Theil auch die neugewonnene Preßfreiheit fast illusorisch machten.

Was die außerdeutschen Staaten betrifft, so begegnet uns das Institut der C., abgesehen von der C. für kirchliche Schriften in einigen katholischen Ländern des Südens, förmlich nur noch in Ruß-

land. In Italien, dem Geburtslande der C., wurde dieselbe von Anfang an nach hierarchischen Grundsätzen gehandhabt. Die oben erwähnte Bulle Leo's X. vom 4. Mai 1515 legte den Bischöfen und Inquisitoren die Pflicht auf, alle Schriften vor dem Drucke durchzusehen und ketzerische Meinungen nicht zu dulden. Das tridentinische Koncil verbot den Druck antikatholischer Schriften ausdrücklich. Der in jener Zeit begonnene Index librorum prohibitorum kam 1563 in die Hände der Päpste. Diese suchten, um dem reformatorischen Geiste einen Damm entgegenzusetzen, auch die weltlichen Regierungen zu gleich strengen Maßregeln zu veranlassen. So erklärte 1522 der Legat Chieregati auf dem Reichstage zu Nürnberg, daß man alles ohne Erlaubniß Gedruckte wegnehmen und verbrennen, Drucker u. Verleger aber zur Strafe ziehen solle. Erst die französische Revolution brachte dem klassischen Lande mit republikanischen Verfassungen auch Preßfreiheit. Die cisalpinische Republik erhielt sie durch die Verfassung vom 30. Juni 1797, die römische Republik durch die Verfassung vom 20. März 1788, die ligurische durch die Verfassung vom 2. December 1797 und die parthenopeïsche durch die Verfassung vom 25. Januar 1799, Sicilien durch die Verfassung von 1812. Aber die neuen Republiken waren nur ephemere Erscheinungen, u. die auf Napoleons I. Machtwort sie verdrängenden Königreiche vertrugen, wie die ganze napoleonische Verwaltung, den Prüfstein öffentlicher Kritik zu wenig, als daß die Preßfreiheit in ihnen hätte fortbestehen können. Auch mit der Katastrophe von 1814 u. 1815 trat keine günstigere Wendung der Dinge ein, bis abermals von Frankreich aus die Preßfreiheit mit der Revolution nach Italien übergetragen wurde und sämmtliche sardinische Staaten, selbst Neapel und der Kirchenstaat die C. aufhoben. Auch in Spanien war die C. in den Händen der Geistlichkeit, die eine freiere Besprechung theologischer oder philosophischer Gegenstände nicht aufkommen ließ. Mit nicht geringerer Strenge überwachte man auch alle politischen Erörterungen. Erst durch die französische Okkupation und durch den Volksaufstand gegen dieselbe wurde die C. faktisch gemildert und durch die Konstitution vom 20. März 1812, welche Preßfreiheit verhieß, gesetzlich abgeschafft. Aber der ohnmächtige Ferdinand VII. beseitigte jene Konstitution durch die Erklärung vom 4. Mai 1814 und beschränkte die Presse von Neuem durch strenge C. Nachdem er in der Verfassung vom 9. März 1820 seinem Volke wieder Preßfreiheit verheißen hatte, scheute er sich nicht, zum zweiten Male wortbrüchig zu werden u. durch das Dekret vom 19. April 1825, „der Erhaltung der unbeschränkten königlichen Gewalt wegen", von Neuem eine strenge C. anzuordnen. Nach Ferdinands Tode und nachdem die Preßangelegenheiten im Estatuto Real mit Stillschweigen übergangen worden waren, verhieß die Verfassung von 1838 wieder Preßfreiheit; doch ist Spanien bis jetzt noch zu sehr der Kampfplatz der Parteien und Faktionen, als daß jene auf die Dauer gesichert angesehen werden könnte. Portugal theilte in Bezug auf die Preßangelegenheiten das Schicksal Spaniens; früher strenge Handhabung der C. nach hierarchischen Grundsätzen, dann Linderung während des Unabhängigkeitskriegs; dann Preßfreiheit gesetzlich versprochen durch die Verfassung vom 23. September 1822, bestätigt durch die Konstitution Dom Pedro's vom 19. April 1826, aufgehoben durch Dom Miguel, nach dessen Vertreibung von Neuem geltend gemacht. In Frankreich stand seit 1275 die Aufsicht über das Bücherwesen der Universität zu Paris zu. Die Erfindung der Buchdruckerkunst machte hier keine Aenderung, doch vergaß die Korporation, deren Aufgabe die Pflege u. Förderung der Wissenschaft war, ihre eigene Würde so sehr, daß sie 1533 den Vorschlag machte, das Drucken der Bücher möge ganz verboten werden. Guillaume Budé war es besonders, welcher die Verwirklichung dieses Antrags hintertrieb. Zu derselben Zeit aber erneuerte Karl IX. die Ordonnanz Franz' I. von 1539, wodurch die Vervielfältigung einer Schrift durch den Druck ohne vorhergegangene C. bei Todesstrafe verboten worden war (1565). Seit Heinrichs III. Zeiten hatte die Sorbonne nur noch die C. der theologischen Schriften zu besorgen; die der politischen Werke erhielten die Maîtres de requêtes. Unter Richelieu's Verwaltung wurde die Strenge der Censurgesetze noch gesteigert. Im Jahre 1629 verordnete dieser allmächtige Minister, daß die C. als ein ordentliches Institut des Staats angesehen u. Umgehen derselben mit dem Strang bestraft werden solle. Besonders in Sachen der Politik wurde die C. mit außerordentlicher Schärfe geübt, während die Verbreitung unsittlicher und irreligiöser Schriften nur geringen oder keinen Schwierigkeiten unterlag. Erst die Revolution führte eine Wendung zum Besseren herbei. Schon die Versammlung der Notabeln 1788 stellte neben der Bitte um Abschaffung der Lettres de cachet den Antrag auf Einführung der Preßfreiheit, u. Ludwig XVI. genehmigte diesen Antrag durch die Deklaration vom 23. Juni 1789, wodurch dieselbe in der Sitzung der Nationalversammlung vom 26. August 1789 zum Gesetz erhoben wurde. In Uebereinstimmung mit diesem Beschlusse findet sich in den Konstitutionen von 1791, 1793 und 1795 die Zusicherung, daß einem Jeden erlaubt sein solle, zu reden, zu schreiben, zu drucken, was er wolle und vor seinem Gewissen verantworten möge. Napoleon war entschiedener Gegner der freien Presse, weshalb die unter seinem Einfluß verfaßte Konstitution von 1799 der Preßfreiheit gar nicht erwähnt. Durch einen Konsularbeschluß von 1800 wurde indeß faktisch die Preßfreiheit aufgehoben, indem derselbe dem ersten Konsul die Befugniß einräumte, Journale, welche der Verfassung und Volkssouveränetät feindliche Artikel liefern würden, nach eigenem Gutbefinden zu unterdrücken. Durch einen Beschluß vom 26. Sept. 1803 wurde ferner, und zwar „zur Aufrechthaltung der Preßfreiheit", wie man verkündigte, verordnet, daß kein Buchhändler ein Buch ausgeben solle, ohne es vorher einer Revisionskommission zur Genehmigung vorgelegt zu haben. Noch weit mehr wurde die Presse durch das bekannte Dekret über die Direktion der Buchdruckerei und des Buchhandels vom 5. Februar 1810 beschränkt; denn durch dasselbe wurde die C. auch wieder auf umfassendere wissenschaftliche Werke ausgedehnt, und so hatte Frankreich schon nach zwei Decennien, seitdem es sich in blutigen Kämpfen die bürgerliche Freiheit errungen, die letzten Reste derselben an den glücklichen Sohn und Besieger der Revolution verloren. Ludwig XVIII. brachte Frankreich im 8. Artikel der Charte constitutionnelle, ob-

wohl unter dem Vorbehalte Mißbrauch verhütender Gesetze, das Geschenk der Preßfreiheit entgegen, und seitdem hat dieselbe dem Lande immer nur auf kurze Zeit und nie ohne ernste Gefahr für die Ruhe des Staats wieder entrissen werden können. Selbst Napoleon schien dies bei seiner Rückkehr von Elba anerkennen zu wollen, indem er im §. 64 der Zusatzartikel zu der Verfassung vom 22. April 1815 die Preßfreiheit unter der Beschränkung herstellte, daß allem durch den Druck Veröffentlichten der Name des Urhebers beigefügt werden solle. Die Regierung der beiden letzten Bourbonen war bekanntlich ein fortdauernder Kampf zwischen dem alten absolutistischen Wesen, zu dem sich der Hof stets hinneigte, und der konstitutionellen Freiheit, und je nachdem das eine oder das andere Princip die Oberhand bekam, wurde die Presse beschränkt oder befreit. Die erste Suspension der Preßfreiheit erfolgte sofort nach der Rückkehr des Königs von Gent 1815; erst auf einen Antrag de Serre's und durch ein darauf proklamirtes Gesetz vom 31. Mai 1820 wurde die C. aufgehoben, aber nur, um schon 1821 durch eine Ordonnanz vom 26. Juli, u. zwar unter höchst drückenden Formen, von Neuem eingeführt zu werden. Nochmals durch die Gesetze vom 15. u. 17. Mai 1822 aufgehoben, blieb sie gleichwohl für die Tagesliteratur in Geltung, die überdies unter der angemessenen Härte der auf Preßvergehen gesetzten Strafen und der Höhe der von den Redakteurs zu leistenden Kautionen erliegen mußte. Die Freisprechung eines wegen Preßvergehen angeklagten Journals gab zu der völligen Wiedereinführung der C. eine willkommene Veranlassung (15. August 1824). Karl X. glaubte bei seiner Thronbesteigung sich die Sympathie des Landes erwecken zu müssen und hob das verhaßte Institut wieder auf. Aber schon am 24. Juni 1827 stellte die eine Reaktion einleitende Regierung dasselbe wieder her, und ein unter Martignacs Ministerium 1828 erlassenes Gesetz verkündete eine baldige Handhabung der C. im Geiste des ancien régime. Die Julirevolution war die unmittelbare Folge der berüchtigten Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, und in die neue Charte vom 7. August 1830 wurde ausdrücklich die Bestimmung aufgenommen, daß die C. niemals wieder eingeführt werden könne. Seit dieser Zeit besteht in Frankreich die Preßfreiheit als ein auf ewige Zeiten garantirtes Recht des Volks, das jedoch die Regierung des neuen Kaiserreichs durch strenge Repressivgesetze ziemlich illusorisch zu machen gewußt hat. Holland und Belgien erbten die Preßfreiheit von der batavischen Republik, welche in der Verfassung vom 23. April 1798 jene auf den breitesten Grundlagen sanktionirte. Die Verfassung vom 16. Oktober 1801 überging die Preßfreiheit mit Stillschweigen, und in der vom 15. März 1805 und vom 7. August 1806 ist auch nicht andeutungsweise von freier Presse die Rede. Erst im Artikel 227 des Grundgesetzes für das vereinigte Königreich der Niederlande vom 24. August 1815 erscheint sie wieder und ist in noch weiterem Umfange, als in Holland, in die belgische Verfassung vom 25. Febr. 1831 aufgenommen worden. In Großbritannien wurde die C. früher von der Camera stellata besorgt; nach der Aufhebung derselben unter dem langen Parlament 1641 verwaltete sie das Parlament. Ein besonderes Censurgesetz wurde 1662 erlassen, 1672 erneuert und 1692 nochmals bestätigt. Aber 1694 wurde die Preßfreiheit für Druckschriften jeder Art gesetzlich verwirklicht und seitdem hat sie ununterbrochen gegolten. In den britischen Kolonien ist die Preßfreiheit, wenigstens für die Journale, einigermaßen beschränkt; doch dringen auch sie, besonders die ostindischen, in der neuern Zeit auf völlige Gleichstellung in Recht und Gesetz mit dem Mutterlande. In Schweden bestand früher die C. in ähnlicher Weise wie in Deutschland. Ein Edikt von 1766, welches der König Adolf Friedrich ungeachtet der ihn fesselnden aristokratischen Umgebung erließ, hob die C. gesetzlich auf. Gustav III., obgleich selbst ein Freund der Preßfreiheit, sah sich nach der Unterdrückung der aristokratischen Opposition gezwungen, wieder strenge Censurmaßregeln einzuführen, um einer Reaktion vorzubeugen. Auch sein Sohn Gustav IV. zeigte sich der Preßfreiheit gewogen, u. im Anfang seiner Regierung waren auch bloß theologische Schriften der C. unterworfen; bald aber sah er sich veranlaßt, auch in Bezug auf Schriften anderen Inhalts strengere Verordnungen in Vollzug zu setzen, und 1802 wurde die C. für alle Schriften eingeführt und von der Hofkanzlei streng gehandhabt. Karl XIII. hob nach seiner Thronbesteigung durch eine Verordnung vom 12. April 1809 provisorisch die C. wieder auf, und diese Bestimmung wurde durch das neue Grundgesetz vom 6. Juni 1809 bestätigt. Seitdem besteht in Schweden keine C. mehr. Auch in Norwegen ist durch die Konstitution vom 4. Nov. 1814 die Preßfreiheit grundgesetzlich eingeführt. Dänemark folgte dem Beispiel Schwedens. Unter dem Ministerium Struensee verkündete ein königliches Reskript vom 14. Sept. 1770 vollkommene Preßfreiheit; durch einen neuen Erlaß vom 7. Okt. 1771 aber trat in sofern eine Beschränkung ein, als dadurch Verantwortlichkeit der Schriftsteller und bedingungsweise auch der Verleger und Drucker angeordnet wurde. Weitere Beschränkungen folgten durch Reskripte vom 20. Oktober 1773 und besonders von 1792. Doch ward eigentliche C. nicht wieder eingeführt. In den slavischen Staaten hat Rußlands Einfluß zu verderblich gewirkt, als daß dort je eine Spur von Preßfreiheit hätte aufkommen können, denn fast eben so schwer, wie einst auf Italien und Spanien die geistliche Inquisition, lastet die politische auf Rußland und den abhängigen slavischen Fürstenthümern. Kaum aus dem Zustande asiatischer Barbarei durch deutsche Bildungselemente emporgezogen, hat die russische Regierung in Folge der Gegenrevolution von 1825 ein entschieden reaktionäres Verfahren angenommen, indem sie eifrig bemüht ist, alles Germanische zu unterdrücken oder auszuscheiden. Die ersten Schritte auf dieser Bahn geschahen noch vor Alexanders I. Tode, indem die dem Königreiche Polen durch die Verfassung vom 27. Nov. 1815 verliehene Preßfreiheit demselben durch das Dekret vom 29. Nov. 1819 wieder entzogen wurde, wie seitdem auch die im Freistaate Krakau gesetzlich bestehende Preßfreiheit durch einen Beschluß der angrenzenden Schutzmächte wieder unterdrückt worden ist. Die strengsten Censurverordnungen ergingen jedoch erst unter Nikolaus, als 1825 wirkliche Verschwörungen explodirten, und nach der polnischen Revolution 1830. Bei im Inlande zu druckenden Schriften muß jeder Bogen des

Manuskripts von der Censurbehörde den Stempel mit dem kaiserlichen Wappen erhalten. Nichts erlangt das Imprimatur, was nur im mindesten gegen den Kaiser und dessen Regierung ist. Aus dem Auslande kommende Schriften bedürfen stets einer Eingangserlaubniß der Obercensurbehörde. Fremde Zeitungen werden, wenn sie nicht ausdrücklich verboten sind, zugelassen; jedoch werden alle nur irgend wie anstößigen Artikel in ihnen von der Censurbehörde mit einer schwarzen Farbe überstrichen, so daß sie nicht zu lesen sind. In der Schweiz haben die Bestimmungen über die Preßfreiheit beinahe eben so oft gewechselt als die Verfassungen. Vor der französischen Revolution ist wohl bei den einfachen Verhältnissen, die damals obwalteten, das Recht der freien Presse niemals in Frage gekommen, und sie bestand in den Kantonen, wo die C. nicht von den kirchlichen Umständen verlangt wurde. In der Verfassung vom 24. Okt. 1801 fehlte, wie in allen, welche Napoleon diktirte, die Garantie der freien Presse, ebenso in denen vom 27. Febr. und 20. Mai 1802, und auch in den nach 1814 errichteten Verfassungen findet sich das Recht der freien Presse nirgends erwähnt; gleichwohl bestand sie faktisch in einigen der neuen Kantone, wo eine engherzige Aristokratie sie nicht untergrub, bis 1817 auf Verlangen des deutschen Bundes auch in der Schweiz die Bande der C. enger gezogen wurden. In Folge der Julirevolution wurden dieselben aber gesprengt, und in den neuen Verfassungen seit 1830, die theils auf dem Wege ruhiger Reformen, theils unter Sturm und blutigem Zwiste ins Leben traten, wurde die Preßfreiheit gewährleistet. Selbst das junge Griechenland erfreut sich der Preßfreiheit. In den nordamerikanischen Freistaaten hörte mit der Losreißung von England jede Beschränkung der freien Presse gänzlich auf, deßgleichen in den süd- und mittelamerikanischen Freistaaten und in Brasilien nach der Trennung vom Mutterstaate. In China ist von Bücher- und Bildercensur nicht die Rede; allein der Leu-lee oder das Strafgesetzbuch erklärt in Rücksicht auf Preßvergehen: „Wenn Jemand beschuldigt und überwiesen ist, daß er schlechte und gemeine Bücher herausgegeben hat, welche das Volk verführen und von seinen heiligen Pflichten ablenken sollen, der soll die Strafe Desjenigen theilen, welcher Aufruhrschriften unter dem Volke verbreitet: er soll enthauptet werden."

Censura ecclesiastica (lat.), die geistliche Gewalt, vermöge welcher ein Bischof Vergehungen gegen die Kirche untersuchen und, bis zu erfolgter Buße, bestrafen kann; die Strafe umfaßt Interdikt, Suspension und Exkommunikation. S. Geistliche Gerichtsbarkeit.

Census (lat.), bei den Römern die ursprünglich alle fünf Jahre durch die Censoren vorgenommene Schätzung der römischen Bürger nach ihrem Vermögen, dann aber auch, da seit der von Servius Tullius begründeten Eintheilung der römischen Bürger in 6 Klassen und dieser in 193 Centurien die Ausübung der Senats-, Ritter- und Volksrechte nach dem abgeschätzten Vermögen bemessen wurde, die Einzeichnung der Bürger in die nach ihren Vermögensverhältnissen und später auch nach dem Ermessen der Sittencensur ihnen zukommende Klasse. In der ersten Zeit wurde der C. auf dem Forum vorgenommen, später aber in die Villa publica (auf dem Campus Martius) verlegt. Auspicien mußten die Rathsamkeit der Abhaltung des C. vorher kund thun, und die Geschichte ist nicht ohne Beispiele, daß die Tribunen durch Herbeiführung böser Auspicien den C. zu hintertreiben suchten und wirklich hinderten. Waren die Auspicien günstig gewesen, so wurden die Bürger zuerst insgesammt durch allgemeinen öffentlichen Zuruf des Präco in bestimmten Formeln zum C. geladen. Hierauf traten die Bürger tribusweise vor die Censoren, wo man sie einzeln, und zwar zuerst immer solche vorrief, deren Namen ein gutes Omen hatten, z. B. Valerius, Salvius 2c. Vor den Censoren mußte nun jeder Bürger seinen vollständigen Namen angeben, dann seine Tribus oder Regio, den Namen seines Vaters, seiner Frau und der Kinder, und endlich sein Alter. Statt des Vaters nannte der freigelassene Bürger seinen Patron. Hierauf erfolgte die Angabe des Vermögens, und dies auf das Gewissenhafteste, da jede Aussage eidlich bekräftigt werden mußte. Censirt wurden nur solche Vermögensstücke, welche ächt römisches Eigenthum (ex jure Quiritium) waren. In der ältesten Zeit scheint Jeder sein Vermögen im Ganzen, ohne das Einzelne zu specificiren, angegeben zu haben; im 2. Jahrhundert der Republik wurde es aber allmählig Sitte, einen Ueberblick der einzelnen Vermögenstheile und des Totalbetrags zu geben. Mit besonderer Strenge wurde die Angabe der Grundstücke, als der Bestandtheile des römischen Staats, beachtet, obgleich ebenfalls nur die quiritarischen, also in Italien gelegenen und in eine Tribus eingeschriebenen, censirt wurden. Auch Sklaven mußten als Vermögenstheile angegeben und geschätzt werden. Ein Jeder schätzte sich selbst, mußte sich aber ein höheres Tariren von Seiten des Censors gefallen lassen. Die persönliche Gegenwart des Abzuschätzenden scheint dabei erforderlich gewesen zu sein, so daß einzelne Ausnahmen davon als Anomalien betrachtet werden müssen. Wer abwesend war, ohne sich deshalb dem C. entziehen zu wollen, wurde absens durch einen Stellvertreter censirt; wenigstens war dies zu Cicero's Zeit erlaubt. Die Soldaten in den Provinzen wurden von Kommissaren des Censors geschätzt. Die Angaben eines jeden Einzelnen wurden in besonders zu diesem Behuf angeordnete Register (tabulae censoriae oder tabulae publicae) eingetragen. Mit der Anlage dieser Register bezweckte man eine genaue Regulirung der Konskription, denn es waren darin auch Zahl, Alter, Fähigkeit u. Wohnung aller waffenfähigen Männer, sowie der Steuerfuß angegeben, weil alle steuerbaren Gegenstände in einer Taxe (formula) zu Geldwerth angeschlagen waren, nach welchem die von den Einzelnen jährlich zu entrichtende Summe bestimmt wurde. Bis zu den licinischen Gesetzen war diese Steuer die einzige bedeutende Einnahme der Republik und noch lange nachher die sicherste Hülfsquelle derselben, u. deshalb galt es für jedes Bürgers heiligste Pflicht, sich mit seinem steuerbaren Vermögen verzeichnen zu lassen, und selbst der Arme, der, zur 6. Klasse und 193. Centurie gehörend, weder zu dienen, noch zu steuern hatte, konnte sich dieser Pflicht nicht entziehen. Wer sich gleichwohl vom C. ausschloß, wurde sammt seiner Habe verkauft und verlor so Freiheit und Vermögen zugleich. Nach der

Aufnahme des Personal- und Vermögensstandes folgte die Eintheilung der Bürgerschaft sowohl in Senatoren, Ritter rc., als in Klassen und Centurien, wobei das in dem eben vollendeten C. gefundene Vermögen den Maßstab abgab. Man begann mit den Senatoren, worauf die Ritter folgten, denen man zugleich, wie jenen, einen Princeps wählte. War das Verzeichniß der Ritter geordnet, so begann die Klassen- und Centurieneintheilung, und es traten auch hier nach allen zu beobachtenden Vermögens- und moralischen Rücksichten Erhöhungen und Erniedrigungen ein. Abhängige, namentlich Unmündige und Wittwen, wurden, da sie sich nicht selbst censiren konnten, vom Tutor vertreten, die Aerarii, Municipes und Caerites aber in besondere Listen eingetragen; Leute, die sich nicht als censurfähig ausweisen konnten, wies der Censor zurück. Nach der Vollendung des C. wurde die Totalsumme der Bürger veröffentlicht. In den Municipien wurde der C. besonders gehalten, die Listen sandte man nach Rom; später gingen auch viele dahin, um sich censiren zu lassen. Auch in den Kolonien waren besondere Censoren, die seit dem zweiten punischen Kriege die Censusrollen nach Rom einzusenden pflegten, wo man sie dem Archiv einverleibte. Die Latini wurden zu Hause censirt, obgleich sie gern deshalb nach Rom gingen; später hörte dieser Unterschied ganz auf. In den meisten Provinzen waren besondere Censoren, theils aus den dortigen Römern gewählt, theils von Rom dorthin geschickt. Die in den Provinzen lebenden Römer (Soldaten) kamen, wie bereits bemerkt, in die römischen Register. In der Kaiserzeit, in welcher der C. ganz in das sachliche Princip übergegangen war und vorzüglich auf dem Boden beruhte, weil statt des bisherigen persönlichen Tributum eine Grundsteuer erhoben wurde, behielt man dasselbe System des Provinzialcensus bei, nur handhabte man es auf viel genauere und umfassendere Weise. Machte sich schon unter den republikanischen Censoren ein zahlreiches stehendes Personale von Unterbeamten (scribae) zur Besorgung der Rechnungsgeschäfte und dergleichen nothwendig, die eine Art Bureaux bildeten, so war dies noch mehr unter den Kaisern der Fall. Die Provinzialcensoren derselben hießen Censitores (nur selten wird für sie der Titel Censor, z. B. Censor Galliae, angeführt), doch scheint ihr Amt in der letzten Zeit nicht in besonderer Achtung gestanden zu haben. Die Subalternen derselben, Censuales, hatten die Schreiberei zu besorgen, die Archive zu ordnen rc. Censarii hießen die dem C. Unterworfenen oder Steuerpflichtigen, also s. v. a. Censiti. Mit dem C. war stets eine allgemeine, öffentliche Musterung verbunden, die jedesmal mit einem feierlich dargebrachten Sühnopfer (suovetaurilia) zur Endsündigung oder Reinigung (Lustration) des ganzen römischen Volks beschlossen wurde. Die ganze Bürgerschaft erschien daher in voller Rüstung. Das Reinigungsopfer, eigentlich Lustrum genannt, wurde dann auf die fünfjährige Dauer des Censoramts übertragen; doch entspricht die Folge der Censoren keineswegs genau der Zahl der chronologischen Lustra, weil bei den unruhigen Zeiten der Republik die Wahl der Censoren bisweilen unterlassen wurde.

Cent (vom lat. centum, d. i. Hundertel), verschiedene kleinere Rechnungs- und geprägte Münzen. In den Niederlanden ist der C. eine Kupfermünze im Werth von 2,04 Pfennig preußisch. 100 C.s = 1 Gulden. In den vereinigten Staaten von Nordamerika werden der C. u. der halbe C. in Bronze (früher in Kupfer) ausgeprägt; 100 C.s machen 1 Dollar, daher 1 C. = 5 Pfennig preußisch oder $1\frac{1}{2}$ Kreuzer rheinisch. In gleicher Weise wird in verschiedenen Ländern der (spanische) Piaster in 100 Theile getheilt, welche aber bloßes Rechnungsgeld sind und theils gleichfalls C. heißen, wie auf den jonischen Inseln, theils den Namen Centavo, wie im ehemals spanischen Amerika, führen. Der 100. Theil des italienischen Lire heißt Centesimo, der 100. Theil des Franc in Frankreich, Belgien und der Schweiz (die kleinste Münze) Centime, = 0,96 Pfennig preußisch oder ungefähr $\frac{1}{4}$ Kreuzer rheinisch. Die 1- und 2-Centstücke sind gewöhnlich von Kupfer; 5-, 10- und 20-Centstücke hat man in den nach französischem Münzfuß rechnenden Staaten in einer Kupferlegirung ausgeprägt. Auch Oesterreich rechnet seit Annahme der Vereinswährung nach C.s, für welche indeß der Name Kreuzer beibehalten worden ist, wie auch in der Schweiz die C.s noch Rappen heißen. Der C. (Zent) ist in Preußen, Sachsen, den sächsischen Herzogthümern, Mecklenburg, Kurhessen, Anhalt, Lippe-Detmold, Waldeck, Schwarzburg und Reuß ein kleines Gewicht = $\frac{1}{10}$ Quentchen = $\frac{1}{100}$ Loth = $\frac{1}{3000}$ Pfund (deutsches Zollpfund) = $\frac{1}{6}$ Gramm. In der Nomenklatur des französischen Maßsystems bezeichnet ein mit Centi beginnender Ausdruck $\frac{1}{100}$ der durch das Hauptwort bezeichneten Einheit; so ist das Centimeter = $\frac{1}{100}$ Meter, der Centiare = $\frac{1}{100}$ Are, das Centiliter = $\frac{1}{100}$ Liter, das Centigramm = $\frac{1}{100}$ Gramm.

Cent (aus dem lat. centena), Bezirk, Sprengel, besonders der geographische Umfang einer Gerichtsbehörde, daher Gerichts-, Amtsbezirk; auch die Gerichtsbehörde selbst, welche für einen bestimmten Bezirk angeordnet ist; nach neuerem Sprachgebrauch gewöhnlich gleichbedeutend mit Kriminalgericht, peinlichem Gericht; endlich auch s. v. a. Gerichtsbarkeit, neuerdings besonders die peinliche. Nach der altgermanischen Verfassung war das Land in Gaue eingetheilt, und jeder Gau zerfiel wieder in mehre C.en und diese weiter, jedoch nicht allenthalben, in Decenien. Der Gau (vicus, pagus) erscheint als ein größerer Distrikt, in welchem ursprünglich die waffenfähigen und stammverwandten Männer zur Erhaltung des Friedens und Rechtszustandes im Innern wie nach außen in einer politischen Verbindung standen. C. (im Fränkischen auch hundreda) war ein kleinerer Bezirk, der anfänglich 100 freie Familien umfaßt haben mag, daher wahrscheinlich der Name (von centum = 100). Die Decenien, wo sie vorgekommen, mögen einzelne Gemeinheiten von je 10 freien Familien gewesen sein. An der Spitze der Gauverwaltung stand als unmittelbarer Beamter oder als Stellvertreter des Königs im Gau der Gaugraf (comes). Er bildete die höchste Militärobrigkeit, führte aber auch den Vorsitz im Gericht und war Exekutivbeamter für die Rechtssachen im Gau. Jede C. hatte einen Centgrafen (centenarius, in Sachsen advocatus [Vogt], auch vicarius genannt). Diese Centgrafen waren Unterbeamte des Comes und hatten im Bezirk über geringere Vergehen und Privatrechtssachen das regelmäßige

Gericht zu halten, während die schweren Verbrechen und eigentlichen Kriminalsachen: Mord, Brand, Nothzucht, Raub, Diebstahl ꝛc., wie die wichtigen Civilstreitigkeiten, namentlich über Immobilien, ausschließlich vor den Grafen u. dessen Gericht (Grafending) gehörten. Die Funktion des Centenarius bezog sich hauptsächlich, vielleicht ausschließlich auf die Gerichtsverwaltung, und so wird es erklärlich, wie allmählich der Ausdruck C. für den Gerichtssprengel und für das Gericht selbst gebräuchlich ward. Diese aus der Gaueintheilung hervorgegangene Gerichtsverfassung erhielt sich, wie die Gauverfassung, selbst während der ganzen karolingischen Zeit. Bald darnach jedoch wurde sie erschüttert, als zunächst die Bischöfe für ihre bischöflichen Sitze und andere ihrer Kirche gehörigen Güter und nach und nach auch weltliche Fürsten ihre Besitzungen durch erlangte Immunität und Exemtion der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen zu entziehen wußten, und mit der Entwickelung und völligen Ausbildung der Landeshoheit im 12. und 13. Jahrhundert ward ihr gänzlicher Verfall herbeigeführt. An die Stelle der Grafengerichte traten nunmehr die Landgerichte. Die Centgerichte blieben zwar neben den Landgerichten fortbestehen, erlitten aber, außer der Modifikation, daß die Centenarien ihre richterliche Gewalt nunmehr in der Eigenschaft von landesherrlichen Beamten ausübten, mannichfache Beschränkungen. Denn neben diesen ordentlichen Gerichten des Landes entstanden allmählig die Vogteigerichte, welche die Landesherren für ihre Hintersassen auf ihren Kammergütern, die sie von der ordentlichen Gerichtsbarkeit eximirten, errichteten, ferner die Gutsgerichte, welchen man später auch den Namen Vogteigerichte gab, und die Stadtgerichte, indem die Prälaten und die Ritterschaft die Gerichtsbarkeit über die Hintersassen auf ihren Gütern und die Städte über ihre Bürger u. Schutzverwandte theils durch landesherrliche Verleihung, theils durch Vertrag mit dem Landesherrn u. somit eine Exemtion von den gewöhnlichen Gerichten erwarben. Die diesen Gerichten verliehene Gerichtsbarkeit war regelmäßig keine andere, als die den Centgerichten zustehende, indem die Ausübung der eigentlichen Kriminalgerichtsbarkeit (hohe obere Gerichtsbarkeit, Blutbann, hohe C., centena sublimis) den landesherrlichen Gerichten verblieb, so daß diesen in soweit auch die Untergebenen der Vogtei u. Gutsgerichte unterworfen waren. Bald jedoch übertrugen die Landesherren diese hohe C. auch vielfach den Centgerichten, und im weitern Verlaufe der Zeit kamen auch sehr häufige Verleihungen derselben an die Vogtei- und Gutsgerichte vor, und so wurde es allmählig üblich, daß man das Wort Centgerichtsbarkeit, abweichend vom alten Sinne, für gleichbedeutend mit Kriminalgerichtsbarkeit nahm und ein zu deren Ausübung berechtigtes Gericht eine C. oder ein Centgericht nannte. Dieser Sprachgebrauch hat sich bis in die neueste Zeit erhalten; oft legte man aber dem Ausdruck Centgericht auch noch eine engere Bedeutung bei und nannte diejenigen gutsherrlichen Gerichte so, welche den landesherrlichen Kriminalgerichten gegenüber die volle Kriminalgerichtsbarkeit auszuüben haben. Daher Centherr, der Besitzer eines Gutes, mit welchem die Kriminaljurisdiktion verbunden ist; centbar (auf Personen und Sachen bezogen), s. v. a. einem bestimmten Kriminalgericht untergeben oder unterworfen, daher centbare Leute, centbare Grundstücke; Centdienste, Dienstleistungen, welche die centbaren Unterthanen für das Centgericht zu verrichten haben, z. B. Wachen u. dergl.; Centgetreide, eine Abgabe an Getreide, z. B. Hafer, Korn ꝛc., welche die Centuntergebenen an den Centherrn oder Centrichter (welcher die Centgerichtsbarkeit zu verwalten hat) hie und da entrichten müssen; Centgraf (Centner) s. v. a. Centrichter; Centschöppen, die Beisitzer eines Centgerichts; Centfall s. v. a. Kriminalfall, Kriminalvergehen, Verbrechen; Centkosten s. v. a. Kriminalkosten, der Aufwand, welchen die Verwaltung der Cent- (Kriminal-) Gerichtsbarkeit erfordert; Centpflicht, Centfolge, die Verbindlichkeit, der zu Folge man sich vor einem bestimmten Gericht zu stellen, dessen Gerichtsbarkeit anzuerkennen hat; auch heißt Centpflicht die Huldigung, welche hie und da die centbaren Unterthanen dem Centherrn zu leisten haben. Centfrei werden diejenigen Personen und Sachen (Grundstücke) genannt, welche sich zwar innerhalb des Bezirks eines bestimmten Gerichts befinden, diesem aber nicht unterworfen sind. Gegenwärtig haben diese Verhältnisse nur noch historische Bedeutnng, da die gutsherrliche Gerichtsbarkeit fast überall an den Staat übergegangen ist.

Centaurea *L.* (Flockenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Hauptkelch ziegeldachlich, Randblüthen geschlechtlos, mit allmählig in den trichterigen Saum sich erweiternder Röhre; Blüthen des Mittelfeldes zwitterig, mit abgesetzter Röhre und bauchig-erweitertem Saum; Achene zusammengedrückt mit seitenständigem Nabel an der Basis; Pappus mehrreihig, mit borstenförmigen oder linealen Strahlen; Fruchtboden borstig-spreuig. Die Gattung begreift über 250 Arten, trockene Kräuter mit zackigen, oft dornigen Blättern und Hüllen und großen, meist braunen Blüthen, theils Zierpflanzen, theils durch Arzneikräfte ausgezeichnet. C. Centaurium *L.*, Großtausendgüldenkraut, wird mannslang, hat fiederspaltige, kahle Blätter und röthlichblaue Blüthen und ist auf den piemontesischen und schweizer Alpen ausdauernd. Die dicke, lange, ästige, röthliche Wurzel ist eßbar, etwas gewürzhaft bitter, gelind zusammenziehend, weshalb man sie sonst als magenstärkendes Mittel, Radix Centaurii majoris, in den Apotheken führte. C. nigra *L.*, 1—2 Fuß hoch, mit abwechselnden, harten, auf beiden Flächen mehr oder weniger scharfen, am Rande rückwärts gezähnelten Blättern und gestielten, an der Spitze purpurrothen, von den Blättern wie eingehüllten Blüthen, wächst auf Waldtriften in Süddeutschland ausdauernd oder 2jährig. C. cyanus *L.*, Kornflockenblume, Kornblume, Tremse, Cyane, gegen 2 Fuß hoch, mit schön blauen Blüthen, Sommergewächs in ganz Deutschland unter dem Getreide, besonders in Kornfeldern, variirt mit weißen, blaßblauen, rosenrothen, braunen, purpurrothen und bunten Blüthen und wird daher auch als beliebte Zierpflanze in den Gärten kultivirt. Der Same kann im Herbst, im März und April gesäet werden. Man sammelte sonst die großen Randblüthchen und schrieb ihnen verschiedene Kräfte zu, z. B. gegen bösartige Fieber, gegen den Biß der Skorpionen u. anderer gif-

tigen Insekten; jetzt benutzt man sie höchstens noch als Zusatz zu Räucherpulvern, um diesen ein bunteres Ansehen zu geben, wozu aber die beim Trocknen schön blau bleibenden Blumen des Feldrittersporns (**Delphinium consolida** *L.*) noch weit mehr zu empfehlen sind. **C. montana** *L.*, Bergflockenblume, $1^1/_2$ F. hoch, mit schönen, großen, himmelblauen, in der Mitte purpurröthlichen, endständigen Blüthen, wird ebenfalls als Zierpflanze kultivirt. Die großen, blauen Randblüthchen werden unter dem Namen **Flores Cyani majoris** wie die Blüthen der gemeinen blauen Kornblume gebraucht, um Räucherpulvern ein buntes Ansehen zu geben. Eine schöne Zierpflanze ist auch **C. atropurpurea** *Waldst.* et *Kit.*, 6 Fuß hoch und darüber, mit zahlreichen Varietäten, dauert im Freien, liebt einen fetten, tiefen, nicht zu nassen Boden und dient zu Gruppirungen in Strauchpflanzungen von Lustanlagen. **C. Scabiosa** *L.*, Eisenwurzel, 2 Fuß hoch, mit großen, purpurrothen, weißen oder gelben Blüthen, findet sich durch ganz Mitteleuropa, an Wegen, auf Wiesen und Aeckern. Die dicke, fußlange Wurzel soll sich gegen Hautausschläge, besonders Flechten wirksam erzeigen. Auch diese Art wird als Zierpflanze kultivirt. Dasselbe gilt von **C. cineraria** *L.*, **C. candidissima** *Lam.*, 3 Fuß hoch, in Mitteleuropa, auch in Sicilien u. der Berberei; **C. ragusina** *L.*, weißfilzig mit schönen, gelben Blüthen, in Dalmatien auf alten Mauern; **C. collina** *L.*, **C. cicutaefolia** *Hornem.*, 3—4 Fuß hoch, mit gelben Blüthen, in Kärnthen, Italien und Spanien, an Hügeln und Bergen ausdauernd; **C. Adami** *L.*, 5—7 Fuß hoch, mit einzelnen, zahlreichen, goldgelben, ungestrahlten Blüthen, Sommergewächs in Iberien. **C. Calcitrapa** *L.*, **Calcitrapa Hippophaestum** *Gaertn.*, 1—2 Fuß hoch, mit zahlreichen, einzelnen, seiten- und gipfelständigen, blaßpurpurrothen, in Blätter gehüllten Blüthen, variirt auch mit weißen Blüthen und findet sich fast überall in Deutschland, auf wüsten Sandplätzen, an Gräben und Wegen. Die ganze Pflanze ist bitter und hat mit der Kardobenedikte gleiche Wirksamkeit. In Frankreich werden die Blätter mit den Blüthen zuweilen als Fiebermittel gebraucht. Sie kommen unter dem Namen Rittersporntraut, Tristen-, Sterndistelkraut noch zuweilen in der Apotheke vor. Eine schöne Zierpflanze ist **C. americana** *Nutt.*; sie wird bis 6 Fuß hoch, die Aeste sind einblumig, glatt, gefurcht, unter den Blüthenknospen verdickt; die Blätter stiellos, glatt, die untern länglich-lanzettförmig, zugespitzt, ausgeschweift, gezähnelt, 5—6 Zoll lang, die obern eirund-lanzett- und lanzettförmig, ganzrandig, die Blüthen prächtig, 3—4 Zoll im Durchmesser, blaß lilafarb mit ockerweißer Röhre. Man säet den Samen im April ins lauwarme Mistbeet und versetzt die Pflanzen im Mai, wenn keine Fröste mehr zu fürchten sind, an geschützter, sonniger Stelle ins freie Land. Diese Zierpflanze liebt einen fetten, ziemlich feuchten, lockern Boden, verträgt aber kein anhaltendes Regenwetter. Eine der schönsten Zierpflanzen ist **C. pulcherrima** *W.*, 1—2 Fuß hoch, mit schönen, großen, purpurrothen Blüthen, in Armenien und Kaukasien, ausdauernd. Sie liebt einen fetten, lockern, tiefen Boden und hält bei einiger Bedeckung den Winter gut aus. **C. moschata** *L.*, **Amberboa moschata** *Dec.*, Bisamflockenblume, Sultansblume, wird 2—3 Fuß hoch, hat große, schöne, weiße oder lilarothe Blüthen mit schwachem Bisamgeruch, stammt aus dem Orient und Griechenland. Der Same wird ins Mißbeet gesäet, und die jungen Pflanzen werden im Mai ins Freie gepflanzt. Ebenso kultivirt wird **C. suaveolens** *W.*, **C. Amberboi** *Lam.*, **Amberboa odorata** *Dec.*, 2—3 Fuß hoch, mit gelben, sehr zierlichen, wohlriechenden Blüthen, aus dem Orient. **C. Behen** *L.*, **Rhaponticum Behen** *Kostel.*, Behenflockenblume, Rübendistel, wächst ausdauernd am Euphrat. Die Wurzel war die ächte, früher gebräuchliche weiße Behenwurzel, die auch Wiederstoßwurzel und Gliedweichwurzel genannt wurde, schmeckt bitter, etwas scharf und wird noch jetzt im Orient als ein Mittel gegen Gift, sowie um aufzuregen und das Gedächtniß zu stärken angewendet. In den europäischen Apotheken fand man öfters statt derselben die Wurzel von **Silene inflata** *Sm.*

Centauren (d. i. Stiertödter), nach uralter Sage ein roher, in Wäldern und Gebirgen wohnender thessalischer Volksstamm, wild und in thierischen Begierden ungezähmt, wurde von den Lapithen befehdet und aus seinen Wäldern u. Bergen verdrängt. Sie bändigten vielleicht als die ältesten Einwohner Thessaliens zuerst das Roß zum Reiten und Fahren im Kampfe; daher die spätere Mythe die C. bis zum Nabel als Menschen, von da abwärts als Pferd darstellt. Pindar läßt Irion mit einer Wolkengestalt den Centaurus, ein von Göttern und Menschen gemiedenes Ungethüm, zeugen, von welchem auf dem Pelion magnesische Stuten die Hippocentauren gebaren. Auch nach Diodor waren die C. Söhne des Irion von der Wolke und wurden auf dem Pelion von Nymphen erzogen, wo sie mit Stuten die Hippocentauren zeugten. Nach Servius zeugte sie Irion mit Pferden, die er hütete; nach Nonnus der in ein Roß verwandelte Jupiter mit Dia, Irions Gemahlin. Von Dichtern und Künstlern wurde vielfach der Kampf der C. mit den Lapithen, welcher sich auf der Hochzeit des Pirithous erhob, wie auch ein Kampf derselben mit Hercules behandelt. Einige lassen sie von Hercules aus Thessalien (auch Arkadien) vertrieben werden u. auf die Insel der Sirene flüchten, wo sie, von deren Gesang bezaubert, vor Hunger umkamen. Berühmt in der ältesten Mythe war der Centaur Chiron (s. d.). Auch auf bildlichen Darstellungen der Bacchusfeste kommen wegen ihrer Aehnlichkeit in der Bildung mit den Satyrn, wie wegen ihrer Gier nach Wein C. vor, aber nicht als ungestüme Wilde, sondern als durch die Macht des Dionysus Gebändigte. Sie erscheinen hier unter Faunen und Nymphen oft vor dem bacchischen Wagen oder mit Bacchantinnen musicirend und von Eroten gelenkt. Auch weibliche C. finden sich vor. Die bildende Kunst der Alten bewaffnete sie mit einer unförmlichen Keule oder einem ausgerissenen Baumstamme.

Centaurus, Sohn des Irion von einer Wolkengestalt (s. Centauren), nach Diodor Sohn des Apollo von Stilbe, der Tochter des Peneus und der Creusa, Bruder des Lapithes. Nach Eratosthenes war Chiron der C., welcher, auf dem Berge Pelion in Thessalien wohnhaft, Lehrer des Aesculapius und Achilles und wegen seiner Gerechtigkeitsliebe berühmt war. Im Vertilgungskampfe des Hercules gegen die Centauren allein übrig geblieben, starb er an einem vergifteten Pfeil, der zufällig aus des Heros Köcher auf seinen Fuß fiel. Jupiter

versetzte ihn als Sternbild an das Himmelsgewölbe. Dasselbe, am südlichen Himmel, zwischen dem Altar, dem Skorpion, der Wasserschlange mit dem Becher und dem Schiffe, 30° — cirka 65° südlicher Abweichung, hat nach Eratosthenes 24 Sterne und hält in der Rechten ein Thier, welches nach Marcianus Capella ein Panther ist, und in der Linken einen Thyrsus. Da nach Eratosthenes jedes Attribut ebenfalls 8 Sterne hat, so enthielt das ganze Sternbild 32, nach Andern 36 Sterne.

Centenarien (v. Lat.), s. Cent.

Centesimal (v. Lat., hunderttheilig), Beiname für alle Rechnungen, bei welchen die Zahl 100 als Normalmaß zu Grunde liegt. So bezeichnet Centesimalskale diejenige Eintheilung am Thermometer, bei welcher der Gefrierpunkt mit 0° und der Siedepunkt des reinen Wassers unter einem Atmospärendruck von 28 pariser Zoll mit 100 bezeichnet, also der zwischen beiden befindliche Raum in 100 gleiche Theile zerlegt ist. Es betragen demnach 100 Centesimalgrade so viel als 80 Réaumurgrade, oder es ist, in Zeichen ausgesprochen: 100 C = 80 R, somit C = $\frac{4}{5}$ R, d. h. 1 Celsiusgrad = $\frac{4}{5}$ eines Réaumurgrades. Anders theilt Fahrenheit: er nimmt jenen Fundamentalabstand zu 180 Graden an, verlegt aber den Frostpunkt, 32 Grad unter dem Frostpunkt des Celsius, dahin, wo das Quecksilber durch eine Mischung von Kochsalz und Schnee ins Gefrieren geräth. Darnach erhält der Siedepunkt des Wassers die Zahl 212. Bezeichnet man mit F die fahrenheitschen Grade, so würde demnach: 180 F = 100 C, somit F oder 1 Grad Fahrenheit = $\frac{5}{9}$ C oder $\frac{5}{9}$ eines Celsiusgrades betragen.

Centesimo, Münze, s. Cent.

Centfall, **Centfrei**, **Centgetreide**, **Centgraf**, **Centherr**, s. Cent.

Centiare, französisches Flächenmaß, der 100. Theil der Are (s. d.); 10 C. machen 1 Deciare und 10 Deciare 1 Are oder 7% frankfurter □Feldruthen.

Centifolie, s. Rose.

Centigramm, französisches Gewicht, der 100. Theil der Gramme (s. d.).

Centilitre, französisches Gewicht, der 100. Theil des Litre (s. d.).

Centiloquium (lat.), eine Sammlung von 100 Sentenzen, Meinungen, Aussprüchen. Das C. des Hermes, bloß in lateinischer Sprache bekannt, enthält 100 Aphorismen oder astrologische Sätze, nach Einigen von mehren gelehrten Arabern niedergeschrieben, von Andern dem fabelhaften Hermes Trismegistus beigelegt. Das C. des Ptolemäus ist ein berühmtes astrologisches Werkchen, welches häufig mit dem obigen verwechselt wurde, und ebenfalls aus aphoristisch hingeworfenen Sentenzen besteht.

Centimanen (v. Lat., Hunderthändige), Riesen mit 100 Armen und 50 Köpfen, Söhne des Uranus und der Gäa, mit Namen Aegäon, Cottus, Briareus und Gyges, standen im Kampfe gegen die Titanen den Göttern bei.

Centime (v. Lat.), kupferne Scheidemünze in Frankreich, s. Cent.

Centimeter (v. Lat.), ein aus 100 Versarten bestehendes Gedicht, wie das Lehrgedicht des C. Terentianus Maurus: „De literis, syllabis, pedibus ac metris".

Centimètre, französisches Maß, der 100. Theil des Mètre (s. d.).

Centinajo, s. Centner.

Cent jours (franz.), 100 Tage, die Zahl von Tagen, welche zwischen dem 20. März, wo Napoleon I. wieder in Paris einzog, und dem 28. Juni 1815 lagen, wo Ludwig XVIII. von Cambray aus wieder die königliche Gewalt ausübte.

Centlivre, Susanne, englische Schauspielerin und dramatische Dichterin, wurde um 1680 in der Grafschaft Lincoln geboren. Früh eine Waise, entlief sie ihren harten Pflegeältern, fesselte eine Zeitlang das Interesse eines Studenten zu Cambridge, heirathete dann, 16 Jahre alt, einen achtbaren Mann und nach dessen Tod einen Offizier, der aber bald im Duell blieb. Durch Noth gedrängt, schrieb sie 1700 das Trauerspiel „The perjured husband", das mit Beifall aufgeführt wurde, und ging dann selbst zum Theater, ohne jedoch Bedeutendes leisten zu können. Im Jahre 1706 heirathete sie nochmals und † den 1. December 1723. Als geistreiche Frau stand sie mit Steele, Rowe, Farquhar, Budgell u. A. in freundschaftlicher Verbindung. Von ihren dramatischen Werken haben sich einige bis jetzt auf dem Repertoire erhalten, z. B. „The busy-body" (deutsch von Jünger unter dem Titel „Er mengt sich in Alles"). Lebhaftigkeit der Handlung und komische Züge zeichnen ihre Stücke aus, Sprache und Charakteristik lassen dagegen viel zu wünschen übrig; auch ermangeln sie aller Decenz.

Centner (vom lat. centum, hundert), in Deutschland, der Schweiz und Dänemark ein Handelsgewicht, meist von 100 Pfund. In Deutschland ist dasselbe jetzt fast überall gleich, nämlich, wie in den beiden anderen Ländern, = 50 Kilogramm. Uebereinstimmend damit ist der Zollcentner des deutschen Zollvereins und Oesterreichs, während der Handelscentner in letzterem Lande = 56,00 Kilogramm = 1,1200 deutsche Zollcentner, in Bayern = 56 Kilogramm = 1,12 Zollcentner = 112 Zollpfund ist. Da hiernach der bayerische Handelscentner nur um $\frac{1}{500}$ Procent kleiner ist als der österreichische, so werden im Verkehr beide als gleich gerechnet. Vor Einführung des deutschen Zollcentners hatte der C. in Preußen und Sachsen 110 Pfund. Ein C. oder 100 Pfund des neuen deutschen Handelsgewichts = 106,9 Pfund altes Gewicht in Preußen, = 89,286 Pfund in Bayern = 89,28 Pfund in Oesterreich = 107 Pfund 3 Loth 1,3 Quentchen in Sachsen. In England und Nordamerika heißt das unserem C. entsprechende größere Handelsgewicht Hundredweight od. Centweight (abbrev. Cwt.), enthält 112 englische Handelspfund = 50,8024 Kilogramm = 101,60475 deutsche Pfund u. wird in 4 Quaters à 28 Pfund eingetheilt. In Frankreich, Spanien und Portugal heißt der C. (100 Kilogramm) Quintal, in Italien Centinajo, im Orient Kantar (Cantaro).

Cento (lat.), eigentlich ein aus Lappen und Lumpen zusammengeflicktes Zeuch, bezeichnender Name solcher Gedichte, die aus einzelnen Worten und Versen anderer Gedichte mit verändertem Inhalt zusammengesetzt sind. Die Entstehung dieser poetischen Spielereien gehört in eine Zeit, wo die

wahre Poesie schon sehr im Verfall war, in die spätere römische Kaiserzeit. Griechische Christen setzten aus homerischen Worten und Versen die Geschichte Jesu behandelnde Gedichte zusammen. Fragmente einer solchen christlichen Kunstpoesie gab zuerst Aldus Manutius heraus (Venedig 1504, Frankfurt 1541, 1544). Vorzüglich aber wurde Virgilius zu solchen Flickgedichten benutzt. So verfertigte Osidius Geta (47 n. Chr.) in Virgiliocentones ein Trauerspiel „Medea", Ausonius den berüchtigten C. nuptialis. Proba Falconia oder Faltonia, eine christliche Dichterin gegen das Ende des 4. Jahrhunderts, gab in ihrem C. Virgilianus die Geschichte des Alten und Neuen Testaments (herausgegeben von Meibom, Helmstädt 1597, und Kromayer, Halle 1719). Metellus, Mönch zu Tegernsee in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, benutzte die Eklogen Virgils und die Oden des Horaz zu christlichen Erbauungsliedern zu Ehren des heiligen Quirinus, daher Quirinalia genannt (herausgegeben von Basnage, Amsterdam 1725). Auch während des Wiederaufwachens der humanistischen Wissenschaften wurde diese Bastardpoesie mit Fleiß gepflegt. So schrieb Lälius Capilupus 1535 nach Virgilius ein Gedicht über das verderbte Leben der Mönche und ein anderes über die Lustseuche; dessen Enkel, Julius Capilupus, um 1550 6 virgilische Centonen; andere Etienne de Pleure („Sacra Aeneis", die Thaten Christi in virgilischen Versen, Paris 1618), der Schotte Alexander Rosse („Virgilius christianizans", London 1638, Rotterdam 1653 u. öft.), Fulvius Ursinus, Marcus Welser, H. Meibom, Otto Gryphius („Vita Christi", Regensb. 1594), Chr. Dietr. Steinmann („De nativitate Servatoris", Helmstädt 1670), Aegidius Bavarius („Catechismus versibus virgilianis", Antwerpen 1622). Auch weltliche Sujets behandelte man auf diese Weise, so B. Ramazzini („De bello Siculo", Madrid 1677), Daudé („Sibylla Capitolina", eine Satire auf die Bulle Unigenitus, Oxford 1726). Es gibt auch griechische Centonen, so Homerocentones aus der byzantinischen Zeit, worin biblische Geschichten aus homerischen Versen zusammengesetzt sind (von Eudoria, nach Andern von Pelagius Patricius, Venedig 1504, Frankfurt 1541, Paris 1578, herausgegeben von Teucher, Lpz. 1793). In der italienischen Poesie verfertigte man religiöse Centoni vorzüglich aus Versen des Petrarca. Crescimbeni unterscheidet zwei Arten von Centoni, solche, die aus ganzen, und solche, die aus halben Versen, gemischt mit ganzen, zusammengesetzt sind. In dieser verkünstelten Dichtungsart schrieben Bembo, Vittoria Colonna, Filogenio Paolucci, Filippo Massini, Giulio Bidelli, Bernardino Tomitano, Romano Merighi, Ottavio Beltramo („Il Vesuvio", Neapel 1834). Jene religiös behandelten petrarkischen Lieder, in welchen statt Laura Jesus Christus und die heilige Jungfrau steht, finden sich in dem merkwürdigen Werke: „Petrarca spirituale, d. h. Sonetti et Canzoni di M. Fr. Petrarcha, devenuto Teologo et Spirituale per gratia di Dio et Studio di Fratre Hieronimo Maripetro Minoritano" (Venedig 1536), worin Anfänge und Reihenfolge der Sonette und Canzonen unverändert geblieben sind.

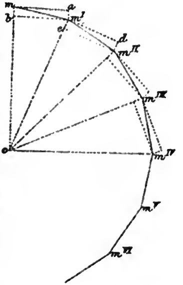
Cento, Stadt in der Romagna, Legation Ferrara, am Reno, mit alten Befestigungswerken und 5000 Einwohnern, Sitz eines Bischofs mit Kathedrale u. Geburtsort des Malers Barbieri.

Centorbi, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Catania, mit 4500 Einw., welche viel Safran bauen. C., das alte Centoripa (Centuripa), war schon in sehr alter Zeit einer der Hauptsitze der Sikuler und erhob sich während der Kämpfe der Griechen und Karthager, welche die Küstenstriche besetzt hielten, zu einer glänzenden Blüthe, die es auch unter den Römern behauptete. Seit der Zeit des Augustus gerieth der Ort in Verfall. C. war des Arztes Celsus Geburtsort.

Centralamerika, s. Mittelamerika.

Centralbau, in der ältesten christlichen Baukunst derjenige Kirchenbaustyl, welcher durch einen quadratischen oder regelmäßig achteckigen oder runden Mittelbau, der mit einer Kuppel überwölbt und mit einem niedrigeren Bogengang rings umgeben ist, charakterisirt wird. Diese Bauart fand neben der Form der Basilika bis ins 10. Jahrhundert hinein häufig Anwendung, wurde aber im Abendlande von dem gothischen und byzantinisch-romanischen Styl verdrängt. Im Morgenlande dagegen fand sie eine weitere Ausbildung in den Moscheen des Islam.

Centralbewegung, diejenige Bewegung, welche einem Körper durch zwei bewegende Kräfte, welche nicht in derselben Richtung wirken, mitgetheilt wird. Wirkt auf einen Körper nur eine einzige Kraft ein, die ihn forttreibt, so ist die daraus sich ergebende Bewegung stets eine geradlinige; wirken dagegen auf einen Körper zwei Kräfte nach verschiedener Richtung hin bewegend ein, so ist das Resultat davon eine krummlinige Bewegung. Es wirke z. B. (s. Figur 1) auf den Körper m eine Kraft in der Form eines einmaligen Stoßes so ein, daß er dadurch in einer bestimmten Zeit, z. B. in einer Sekunde, in der Richtung von ma bis a fortgetrieben werden müßte; gleichzeitig stehe er aber unter der kontinuirlichen Einwirkung einer anderen Kraft, welche ihn nach dem Punkte c, und zwar mit solcher Intensität hinziehe, daß er, ihr allein folgend, von a nach b gelangen müßte. Hier ist leicht einzusehen, daß sich der Körper a weder in der Richtung ma, noch in der Richtung mb fortbewegen kann, sondern daß er einer mittleren Richtung folgen muß, bei welcher der Einwirkung beider Kräfte nach Verhältniß ihrer Intensivität Rechnung getragen wird. Diese mittlere Richtung ergibt sich, wenn man aus ma und mb das Parallelogramm ma bm^{I} konstruirt u. die Diagonale m m^{I} zieht, welche die Bewegung des Körpers repräsentirt. Ist der Körper aber in m^{I} angelangt, so wird er dem Gesetz der Trägheit zufolge durch den anfänglichen Stoß von m^{I} nach



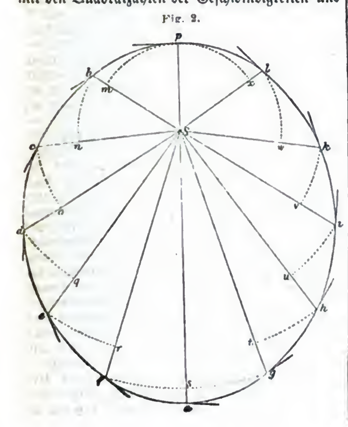
d, zugleich aber auch durch die ihn nach c hinziehende Kraft nach e getrieben, woraus wieder die Diagonalbewegung m^{I} bis m^{II} resultirt. Auf gleiche Weise ergeben sich die Diagonalbewegungen m^{II}, m^{III}, m^{IV}, m^{V} 2c., wobei aber angenommen wird, daß die nach c hinziehende Kraft nicht ununterbrochen oder stetig, sondern in kleinen Intervallen stoßweise wirkt. Hiernach ergibt sich als Bahn des Körpers der Umfang eines Polygons, welches um so mehr Ecken haben wird, je geringer die Wirkung der in immer kleineren Intervallen vor sich gehenden Stöße wird, und also endlich, wenn Stoßwirkungen und Intervalle unendlich klein geworden sind, d. h. wenn die nach c hingerichtete Kraft stetig geworden ist, sich zur Kurve oder krummen Linie gestalten muß. Dies die sogenannte C., bei der also stets eine Kraft wirksam sein muß, welche den bewegten Körper kontinuirlich nach einem festen Mittelpunkte, einem Centrum hinzieht, und eine andere, welche ihn gleich anfangs durch einen Stoß von genügender Stärke dem Gesetz der Trägheit zufolge seitwärts treibt. Die Form der Kurve, welche der bewegte Körper beschreibt, hängt von dem Verhältniß der Stärke beider Kräfte ab; wirken beide in der Weise, daß der Körper nach Ablauf einer gewissen Zeit in irgend einem beliebigen Punkte seiner Bahn wieder ebenso weit von dem Centrum c entfernt ist, als zu Anfang seiner Bewegung, so entsteht eine **Kreisbewegung**; ist dagegen die seitwärts gerichtete Kraft größer oder kleiner, so ergeben sich für die Bahn des Körpers andere Kurven, die Ellipse, Parabel und Hyperbel. Beispiele solcher C.en bieten uns die Himmelskörper, von denen sich die Planeten bekanntlich in Ellipsen, die Kometen entweder ebenfalls in solchen, oder in Parabeln und Hyperbeln bewegen.

Aus dem oben Dargelegten ergibt sich, daß, wenn die nach dem Centrum hinwirkende Kraft momentan aufhört, der Körper lediglich der seitwärts wirkenden Kraft folgt und demnach sich von diesem Moment an in einer geraden, der Richtung der Tangente folgenden Linie fortbewegt. Läßt dagegen die seitwärts gerichtete Kraft in Folge irgend eines Widerstandes allmählig nach, so wird sich der Körper in seiner Bewegung dem Mittelpunkte kontinuirlich nähern und endlich denselben erreichen, so daß er demnach eine einwärts gehende Spirale beschreibt. Hört jene Kraft aber plötzlich auf zu wirken, so eilt der Körper in gerader Linie dem Mittelpunkt zu. Die ihn seitwärts treibende Kraft bezeichnet man als **Tangentialkraft**, die nach dem Mittelpunkt gerichtete als **Centripetalkraft**. Letztere hängt hinsichtlich ihrer Größe von der Entfernung des Körpers von dem festen Punkte, also vom Radius des Kreises, und von der Umlaufszeit ab, und zwar ist sie um so größer, je größer bei gleich bleibender Umlaufszeit der Radius oder je kleiner bei gleich bleibendem Radius die Umlaufszeit ist. Bei der Bewegung der Himmelskörper ist die allgemeine Schwere oder Gravitation als Centripetalkraft wirksam. Will man irdischen Körpern eine C. mittheilen, so muß die Wirkung der Centripetalkraft auf andere Weise ersetzt werden, so z. B. beim Herumschwingen eines an einer Schnur befestigten Steines durch die Schnur. Führt man die Schwingung mit der Hand aus, so ist der stete Zug nach außen, welcher den Stein vom Mittelpunkt hinwegzutreiben sucht, sehr bemerkbar. Die hierbei wirksame Kraft bezeichnet man im Gegensatz zu der Centripetalkraft als **Centrifugal-** od. **Fliehkraft**, welche der ersteren stets gleich, aber entgegengesetzt ist. Bei ihr gelten dieselben Gesetze wie bei jener, so daß sie ebenfalls mit der Verlängerung des Radius zu-, mit der Zunahme der Umlaufszeit aber abnimmt. Mithin wird die Fliehkraft stärker, wenn die Bewegung des in der C. begriffenen Körpers beschleunigt wird, wie sie auch bei gleich bleibender Umlaufszeit, aber allmählig Statt findender Verlängerung des Radius zunimmt. Soll aber hierbei die C. fortbauern, so muß in demselben Maße, wie die Centrifugalkraft, auch die Centripetalkraft zunehmen, woraus folgt, daß bei immer schnellerem Herumschwingen des Steins auch die Schnur mehr und mehr angespannt wird und mithin hinreichend stark sein muß, wenn bei fortgesetzter Zunahme der Centrifugalkraft nicht ein Zeitpunkt eintreten soll, in welchem diese überwiegt u. den Stein nach außen in der Richtung der Tangente fortschleudert. Auf diesem Princip beruht die **Schleuder** (s. d.), die bekannte Wurfvorrichtung. Auch bei vielen Erscheinungen des alltäglichen Lebens machen sich die Wirkungen der Centrifugalkraft bemerklich, ohne daß man sie besonders zu beachten pflegt. Der schnell im Kreise herum Laufende neigt den Oberkörper unwillkürlich einwärts, und zwar um so mehr, je schneller er läuft. Daß er aber hierbei doch auf den Beinen bleibt und nicht fällt, ist die Wirkung der Fliehkraft, welche während des Laufens auf seinen Körper wirkt und ihn trotz der geneigten Lage nicht zum Fallen kommen läßt. Da unsere Erde in steter Rotation begriffen ist, so müssen alle auf ihr befindlichen Gegenstände das Bestreben haben, sich von dem Mittelpunkte der Erde zu entfernen. Da aber die Schwere, welche hier die Wirkung der Centripetalkraft übernimmt, die Centrifugalkraft bedeutend überwiegt, so bleiben die auf der Erde befindlichen Körper in Ruhe. Diese Schwere vermindert sich aber bekanntlich bei Zunahme der Entfernung von dem Mittelpunkte der Erde, während die Centrifugalkraft in demselben Maße wächst; mithin muß irgendwo eine Grenze sein, wo beide einander das Gleichgewicht halten, und über welche hinaus die Centrifugalkraft allein wirksam ist. Man nimmt diese Grenze in einer Entfernung von 5860 Meilen von der Erdoberfläche an. Lufttheilchen also, die über diese Höhe hinausgelangten, müßten sich von der Erdoberfläche immer weiter entfernen und in den Weltraum verbreiten. Als eine Wirkung der Centrifugalkraft sieht man auch die an den Polen abgeplattete Gestalt der Erde an, insofern sich zu der Zeit, da der Erdkörper noch weich war, in Folge der Rotation die Region um den Aequator ausbauchen mußte, ebenso wie eine hinreichend weiche Kugel von Thon oder einem anderen geeigneten Material die Gestalt eines Ellipsoïds annehmen muß, wenn man sie um eine feste Axe möglichst schnell dreht. Aus demselben Grunde muß aber auch für irdische Körper die Centrifugalkraft am Aequator größer, als in den Polarregionen, an den Polen selbst aber = 0 sein. Da jedoch die Centrifugalkraft der Schwerkraft entgegenwirkt, so muß sich letztere am Aequator, wo jene vorwiegt, vermindern, und also hier jeder Körper ein geringeres Gewicht besitzen, als am

Pole. Die Abnahme der Schwerkraft läßt sich mittelst des Pendels (s. d.) beobachten, dessen Schwingungen bekanntlich nur durch die Einwirkung der Schwerkraft unterhalten werden und also bei Zunahme derselben schneller werden müssen, weshalb dieselben in höheren Breiten immer schneller sind, als gegen den Aequator hin.

Für die C. gelten noch folgende Gesetze, die besonders bei den Umläufen der Planeten um die Sonne von Wichtigkeit sind: 1) Der Radius Vektor, d. i. der vom Centralkörper zu dem sich bewegenden Körper gezogene Strahl, durchläuft in gleichen Zeiten gleiche Räume, woraus sich umgekehrt ergibt, daß, wenn bei einer Bewegung die von dem Radius Vektor in gleichen Zeiten durchlaufenen Räume einander gleich sind, die die Bewegung veranlassende Kraft eine Centralkraft ist. In Betreff der Geschwindigkeit des sich bewegenden Körpers ergibt sich hieraus noch Folgendes: Ist die durchlaufene Bahn ein **Kreis**, so muß der sich bewegende Körper in jedem Punkte der Bahn gleiche Geschwindigkeit besitzen, und umgekehrt: Ist bei einer Centralbewegung die Bahngeschwindigkeit in allen Theilen der Bahn eine gleiche, so ist die Bahn ein Kreis. Ist dagegen die Bahn eine **Ellipse**, so muß in Folge der sich nicht gleich bleibenden Entfernung des Centralkörpers die Geschwindigkeit eine ungleichmäßige, in der einen Hälfte der Bahn eine beschleunigte, in der anderen eine verzögerte sein. 2) Die Geschwindigkeiten in irgend welchen zwei Punkten der Bahn verhalten sich umgekehrt wie die diesen Punkten zugehörigen Vektoren. 3) Die Centralkräfte verhalten sich wie die Halbmesser der beschriebenen Kreise und umgekehrt wie die Quadrate der Umlaufszeiten. 4) Die Quadratzahlen der Umlaufszeiten zweier Planeten verhalten sich wie die Kubikzahlen der Halbmesser der Bahnen. 5) Die Centripetalkräfte bei zwei im Kreise bewegten materiellen Punkten stehen im geraden Verhältnisse mit den Quadratzahlen der Geschwindigkeiten und

Fig. 2.



im umgekehrten Verhältniß mit den Durchmessern der durchlaufenen Kreise. Vgl. **Planeten**.

Für das Verständniß der elliptischen Bewegungen ist es förderlich, die Richtung der Centrifugal- zur Centripetalkraft in verschiedenen Punkten der Ellipse zu beachten. Wäre s (Figur 2) die Sonne in dem einen Brennpunkte einer elliptischen Planetenbahn, so ist in dem Perihelium p die Centrifugalkraft rechtwinkelig zur Centripetalkraft. Hier haben beide Kräfte ihren größten Werth; da aber die Centrifugalkraft die Centripetalkraft überwiegt, so muß nun eine Entfernung des Planeten von der Sonne Statt finden, und zwar nimmt dieselbe in dem ersten Viertel der Bahn, von p bis d, sehr rasch zu, wie in dem Punkte b gegen p eine Zunahme von mb, in c gegen b von nc, und in d gegen c von od vorhanden ist. Hier aber ist sie am beträchtlichsten geworden, und dabei ist der rechte Winkel, unter welchem die Centrifugal- und Centripetalkraft in p wirkten, in b, c und d allmählig stumpfer geworden. Ginge dies in derselben Weise fort, so würde sich in Folge davon der Planet in gerader Linie aus dem Bereich der Sonne entfernen, wenn er nicht unter dem Einflusse der stetig wirkenden Kraft derselben stände. Schon auf dem Wege von p nach d ward dadurch die Centrifugalkraft allmählig vermindert und endlich ihr Vorwiegen aufgehoben, was sich an den nach dem Durchgange des Planeten durch d im zweiten Viertel der Bahn kleiner werdenden stumpfen Winkeln bei e, f und a, unter denen beide Kräfte gegen einander wirken, zeigt. In a, im Aphelium, ist dieser Winkel wieder ein rechter. Um die gesteigerte Einwirkung der anziehenden Sonne an der von d bis a immer langsamer erfolgenden Zunahme der Entfernung des Planeten von der Sonne zu erkennen, vergleiche man nur die immer kleiner werdenden Größen qe, rf, sa mit einander. In dem dritten Viertel der Bahn, von a bis i, wächst der Einfluß der Sonne stetig, wie sich aus der Vergleichung der die Verminderung des Sonnenstandes messenden Linien as, gt und hu ergibt. Außerdem wird die Wirkung der Sonne noch durch die unter immer spitzerem Winkel mit ihr wirkende Centrifugalkraft verstärkt, so daß, ginge diese Verkleinerung der Sonne stetig fort, der Planet sich zuletzt in die Sonne stürzen müßte. Dies wird aber durch die von a bis i gesteigerte Geschwindigkeit und die dadurch wieder zum Vorwiegen kommende Centrifugalkraft des Planeten verhindert. Obwohl sich dieser von i bis zum Perihelium p der Sonne nähert, so geschieht dies doch, wie sich aus der Vergleichung der Linien iv, kw und lx ergibt, nicht mehr, wie von a bis i, in zunehmenden, sondern in abnehmenden Progressionen, indem die jetzt die Anziehungskraft der Sonne überflügelnde Centrifugalkraft in immer größer werdenden Winkeln derselben entgegenwirkt, bis dieser Winkel im Perihelium p wieder ein rechter geworden ist und sich die Verhältnisse in der angegebenen Weise wiederholen. Vom Perihelium bis zum Aphelium ist es also die auf der Anziehungskraft der Sonne beruhende Centripetalkraft, welche den Planeten abhält, sich ganz aus dem Bereiche der Sonne zu entfernen, vom Aphelium bis zum Perihelium dagegen die zunehmende Centrifugalkraft, welche dem Sturz des Planeten in die Sonne vorbeugt.

Die Wirkungen der Centrifugalkraft hat man in

neuerer Zeit zu praktischen Zwecken benutzen gelernt. Schon seit längerer Zeit bekannt und im Gebrauch ist der wattsche Centrifugalregulator für Dampfmaschinen, welcher den Zutritt des Dampfes aus dem Dampfkessel in den Cylinder der Maschine regulirt. Neuerlich aber hat man dieselbe Kraft mit Erfolg theils zum Austrocknen verschiedener Stoffe, theils zum raschen Filtriren oder Dekantiren, überhaupt zur Abscheidung flüssiger Körper von festen Körpern verwendet. Anstatt die nassen Tuche, Zeuche oder Garne mühsam auszuringen, bringt man dieselben jetzt in triefend nassem Zustande in die Centrifugaltrockenmaschine oder den sogenannten Hydroextraktor, worin sie in 5—15 Minuten so weit trocken werden, daß sie sich nur noch etwas feucht anfühlen und nur noch kurze Zeit zum Nachtrocknen aufgehängt zu werden brauchen. Die Einrichtung dieser Maschine ist folgende: Eine vertikal stehende eiserne Are, welche sich durch eine mechanische Vorrichtung in der Minute 1500—4000 mal drehen läßt, trägt an ihrem unteren oder oberen Ende eine $2^1/_4$—3 Fuß hohe Trommel von 3—$4^3/_4$ Fuß Durchmesser, welche rings herum siebartig durchlöchert und von einem unbeweglichen Gehäuse umgeben ist, während sie im Innern die Einrichtung hat, daß sie die zu trocknenden Stoffe leicht aufzunehmen vermag. Wird nun die Are in rotirende Bewegung gesetzt, so dreht sich die damit verbundene Trommel nebst den darin enthaltenen Stoffen ebenfalls, und letztere werden in Folge der durch die Drehung in Thätigkeit gesetzten Centrifugalkraft mit solcher Gewalt gegen den siebartigen Mantel der Trommel gedrückt, daß die in ihnen enthaltene Flüssigkeit durch die kleinen Löcher entweicht, indem sie gleichsam ausgepreßt wird. Dergleichen Trockenmaschinen lassen sich auch gut zum Trocknen der Wäsche benutzen, und zwar leiden selbst die feinsten Stoffe dabei nicht im mindesten, während grobe wie feine Stoffe durch das gewaltsame Ausringen wenn nicht zerrissen, doch wenigstens im Gewebe verzerrt werden. Freilich sind diese Trockenmaschinen viel zu theuer, als daß sie in allgemeineren Gebrauch kommen könnten. Eine weitere wichtige Anwendung hat die Centrifugalkraft beim Reinigen des Zuckers vom Syrup gefunden. Bringt man nämlich die brei- oder teigartige, körnige Zuckermasse in die Trommel der Maschine und läßt die Are 1200—1500 Umdrehungen in der Minute machen, so wird der Syrup durch die Löcher am Mantel der Trommel in feinen Strahlen herausgeschleudert. Auf diese Weise läßt sich in einer Stunde eine Quantität von 400 und mehr Pfund reinen Zuckers gewinnen, indem die Reinigung einer Portion gewöhnlich nach minutelangem Drehen bewirkt ist. Auch zum Kühlen der Bierwürze, zur Gewinnung und raschen Absonderung der Stärke, zur Trennung schwerer Samenkörner von leichteren und zu ähnlichen Zwecken hat man diese Centrifugalmaschine empfohlen. Babo erfand eine solche Maschine zur Beschleunigung chemischer Operationen, namentlich des Filtrirens und Dekantirens und erzielte damit sehr günstige Resultate. Vgl. Wittstein, Vierteljahrschrift für praktische Pharmacie, Bd. 2, 1853, S. 195. Eine unterhaltende Spielerei für Kinder ist der Schleuderball, ein an einer Schnur befestigter Ball, der mit jener rasch gedreht wird und dann weit fort oder hoch emporfliegt, wenn man die Schnur plötzlich losläßt, indem er in der Richtung der Tangente zu jener Stelle seiner kreisförmigen Bahn, wo er die Kreisbewegung aufgibt, fortfliegt. Die Wirkung der Centrifugalkraft läßt sich auch sehr gut an einem rasch umgedrehten Schleifsteine bemerken, an welchem die Wassertropfen ebenfalls in tangentialer Richtung fortfliegen. Stellt man ein mit Wasser gefülltes Glas in einen etwas breiten Reif und dreht diesen rasch in einem vertikalen Kreise, so fällt weder das Glas aus dem Reif, noch Wasser aus dem Glase, indem Beidem die durch das Umschwingen zur Geltung gebrachte Centrifugalkraft vorbeugt. Um aber der nachtheiligen Wirkung dieser Kraft zu begegnen, legt man an Stellen, wo eine Eisenbahn bedeutende Kurven beschreibt, die äußeren Schienen etwas höher als die inneren.

Centralfeuer, der feurig-flüssige Erdkern, der nach der gewöhnlichen Annahme der Geologen von der erkalteten und dadurch festgewordenen Erdrinde wie von einer Schale umgeben und der Grund sowohl der nach innen zunehmenden Erdwärme, als der vulkanischen Erscheinungen sein soll. S. Erdwärme und Vulkane.

Centralgewalt, in föderirten Staaten die oberste Staatsbehörde, welche im Namen der ganzen Konföderation die Souveränetätsrechte ausübt. Die deutsche C. war eine 1848 von der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. eingesetzte oberste Regierungsgewalt, welche bis zur Vollendung der Reichsverfassung die Exekution des damals in der Bildung begriffenen deutschen Bundesstaates führen sollte, aber nur bis zum Mai 1849 bestand. S. Deutschland, Geschichte.

Centralisation (v. Lat.), wörtlich in politischer Hinsicht die Einrichtung, bei welcher die politischen Thätigkeiten und ihr Gesetz, ihre Leitung wie ihr Ziel möglichst von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehen und darauf zurückführen. Man hat dem Ausdrucke zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutung beigelegt. Zunächst wird die C. dem System des Specialisirens entgegengesetzt, welches für eine Menge von Staatsaufgaben von sehr ungleicher Bedeutung eben so viele von einander getrennte und koordinirte Behörden erfordert, und ihr Wesen besteht demnach darin, daß in der staatlichen Einrichtung „die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung unter gewisse Hauptklassen geordnet sind, und aus jeder einzelnen Hauptklasse diejenigen Angelegenheiten, welche einer Prüfung und Entscheidung durch die obersten Leiter der Staatsverwaltung zu bedürfen scheinen, an diese gebracht werden, von wo aus auch die Kontrole über den Gesammtumfang eines solchen Geschäftszweigs geübt wird. Auf diese Weise soll jeder Einzelzweck an seinen gehörigen Platz gestellt, das Minderwichtige dem Wichtigen untergeordnet und ein harmonisches Zusammenwirken, ein Ineinandergreifen der einzelnen verwandten Thätigkeiten, ein Durchdringen derselben mit dem gleichen Geiste vermittelt werden". Mit dem Centralisationssystem hat man aber auch häufig das Realsystem verwechselt, nach welchem Verfassung und Verwaltung für den ganzen Staat auf ganz gleichmäßige Weise eingerichtet sind und die Organisation der Behörden, ihre Unterordnung unter einander und ihre Verbindung für alle Theile des Landes dieselbe ist, so daß nur die

Natur der Thätigkeit des Staats, nicht der Ort, wo sie sich entfaltet, über die Formen entscheidet, unter denen sie vor sich geht. Endlich hat man C. u. Zuvielregieren in eine Kategorie geworfen und damit der C. in sofern Unrecht gethan, als auch das Special- wie das Provinzialsystem, dem man aus gleichem Irrthum nicht das Real-, sondern das Centralsystem entgegensetzt, hinlängliche und namentlich in der deutschen Geschichte jener Zeit, wo jene Systeme in ihrer Blüthe standen, auffallende Beispiele von Zuvielregieren aufbewahren. Die Gebrechen und Mängel des Zuvielregierens, des Realsystems und der C. sind so oft als dasselbe Kind Einer Mutter, der Herrschsucht, dargestellt worden, daß man nun allgemein die C., in diesem ihrem auf die Spitze getriebenen Princip, als dasjenige System der Staatsverwaltung definirt, nach welchem der Staatsorganismus zu einer Staatsmaschine, zu einem an sich todten, künstlich in einander greifenden Räderwerke, das den Impuls zur Bewegung von außen, von der Staatsgewalt empfangen muß, herabgesetzt wird. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, steht die C. allerdings als eine Geißel und ein Hemmschuh in der Entwickelung der Völker da; in jedem Staate, der ihrer Herrschaft längere Zeit unterliegt, zeigt die C. als trauriges Resultat eine Nation auf, bei welcher „Ruhe ohne Glückseligkeit, Gewerbfleiß ohne Fortschritt, Arbeit ohne allgemeinen Wohlstand, Stabilität ohne Kraft, Regsamkeit ohne organisches Leben und materielle Ordnung ohne Sittlichkeit" herrscht. Das ärgste Uebel der C. ist die Unterdrückung alles freien Staatslebens: an die Stelle der öffentlichen Freiheit tritt diskretionäre Gewalt. Die große Masse der Staatsbürger, zu ewiger Unmündigkeit verurtheilt, muß die Führung ihrer staatsgesellschaftlichen Angelegenheiten einer Klasse von Personen überlassen, welche die öffentlichen Geschäfte als ein ihr zustehendes Monopol betrachtet, ohne Bürgschaft für deren zweckmäßige Besorgung. Das Volk erscheint da als nichts, gleichsam nur vorhanden, um regiert und bevormundet zu werden, und es ist, als wäre die Staatsgesellschaft nur um einer Minorität willen in der Welt. Die nächste Folge der C. ist die verkehrte Stellung, welche die Regierung, d. i. das Beamtenheer mit dem Monarchen an der Spitze, dem Volke gegenüber einnimmt. In dem mit Konsequenz durchgeführten System der C. erscheinen nämlich die Beamten als bloße Werkzeuge der Verwaltung, ohne Selbstständigkeit im Wirken fürs Gute oder Böse und nur vorhanden, um die aus dem Centralpunkte kommenden Anordnungen auszuführen, kurz, das Sonderinteresse der Verwaltung zu vertreten. Zunächst wählt die Centralbehörde die Beamten, und sie wählt sie höchst selten aus der Provinz, aus der Gegend, wo sie wirken sollen, u. nimmt so oft wie möglich Versetzungen derselben vor, damit ihnen nicht Zeit bleibe, aus ihrer gemessenen Entfernung von den Einwohnern ihres Geschäftskreises herauszutreten und dadurch „das Interesse der Regierung aus den Augen zu lassen". Diese Beamtenhierarchie, die schon an sich, wo sie mit der C. verbunden ist, den Tod der Volksfreiheit herbeiführt, wird noch um so gehässiger, als sie sich nicht nur zur verächtlichen Maschine herabwürdigt, sondern auch nicht einmal die Sicherheit gewährt, nicht Spielball des Gutdünkens, der Laune und Willkür zu werden. Ist es z. B. auch gewöhnlich, daß die Ober- und Centralbehörde auf die Berichte u. Gutachten der Unterbehörden Rücksicht nimmt und ihre Aussprüche darnach regelt, so ist noch nicht untrüglich ermittelt, ob das Auge dieser Unterbeamten, nach der Weise ihrer Anstellung und der Art ihrer Stellung, bei ihren Beobachtungen mehr nach oben, nach den Winken der Centralmacht, oder nach unten, nach dem eigentlichen Gegenstand ihrer Sorgfalt, gerichtet ist. Ist endlich der Unterbeamte ein volksfreundlicher Mann, so waltet noch immer ein drittes Bedenken ob. „Vieles", sagt Murhard, „kommt auf die persönliche Stimmung der Regierenden u. Verwaltenden an, und oft treten Aeußerungen der Gunst oder Ungunst an die Stelle der Gerechtigkeit u. Billigkeit. Wem man von oben herab wohl will, der erreicht seinen Zweck; wer dort in Mißgunst steht, dessen Sache geht verloren, dessen Gesuch bleibt unerhört, mag die Erfüllung desselben auch noch so gerecht u. billig sein." Ein damit in Verbindung stehender Mißbrauch ist der, daß an die obersten Stellen viele Geschäfte gebracht werden, die recht wohl bei mittleren und unteren erledigt werden könnten und meist bei diesen besser erledigt werden würden. Die einfachsten Angelegenheiten in der Gemeinde, die der schlichte Menschenverstand beim ersten Blick zu ordnen weiß, veranlassen eine weitläufige und kostspielige Schreiberei und Berichte einer Unzahl von Behörden, so daß man sagen könnte, das Centralisationssystem sei die Methode, vornehme Müßiggänger mit erfolgloser Arbeit zu überladen und sie in steter Spannung zu erhalten. Dabei fällt der Kostenpunkt schwer ins Gewicht. Die C. macht die Aufstellung einer Menge von vermittelnden und Mittelbehörden nöthig, durch welche die Anordnungen der obersten Regierungsbehörde, wie der Funken an der elektrischen Kette, hinabgeleitet werden an das letzte Glied. Bis zu welchem Beamtenschwarm ein derartig geordneter Staatsbienenkorb endlich gedeihen kann, könnten uns mehre europäische, auch deutsche Staaten zeigen; wir blicken hier auf den Centralmusterstaat, auf Frankreich. Im J. 1832 zählte Frankreich nicht weniger als 613,500 besoldete Beamte, welche jährlich die Summe von 347 Millionen Franken bezogen. Frankreich hatte damals eine Bevölkerung von 32 Millionen; zieht man davon 16 Millionen für das weibliche Geschlecht und ³/₈ für die Individuen unter 20 Jahren ab, so kommt auf je 10 Staatsbürger ein Staatsdiener. Bei solchen abschreckenden Resultaten bedarf es eines weiteren Beweises der Verwerflichkeit dieses Systems nicht. Verwickelung und Vervielfältigung der Staatsgeschäfte deutet keineswegs auf hohe Kultur, Civilisation und Aufklärung; je höher diese steigen, desto mehr vermindert sich die Nothwendigkeit, Alles durch die Regierung und deren Beamte zu bewirken, während eine derartige Regierungsweise ein gebildetes Volk fortwährend wie eine drückende Last niederbeugt. Dagegen kann auch ein Mangel an C., wie wir ihn z. B. in der Schweiz sehen, nachtheilig werden. Das Rechte liegt auch hier in der Mitte. Beides, sowohl das Streben nach C., wie auch das Streben nach ihrem Gegensatze (Föderativsystem) oder nach Selbstständigkeit und freier Selbstthätigkeit der einzelnen Gesellschaftsglieder, der Provinzen, Gemeinden, Familien und

der einzelnen Bürger einer Nation, ist nothwendig. Eine kräftige Centralbehörde und daneben freie Gemeindeverfassung, freies Vereinigungsrecht, kräftige Familienverfassung und individuelle Freiheit bilden das Grundgesetz des lebenskräftigen Staats. Beide Systeme aber in ihrer einseitigen Richtung wie in ihrer Uebertreibung sind der gedeihlichen Entwickelung des Staatslebens gleich verderblich. In der That kann die C. nach obiger ersten Erklärung, die gereinigte C., wohlthätig nur wirken in Verbindung mit einem freien Gemeindewesen (vgl. Gemeinde).

Centralorgan (v. Lat. u. Griech.), Organ des animalischen Körpers, welches für andere von gleicher Funktion der Haupttheil ist, wie das Herz für das Gefäßsystem, Gehirn und Rückenmark für das Nervensystem.

Centralposition (v. Lat.), s. Centralstellung.

Centralsonne, ein Fixstern, um den sich nach der Annahme einiger Astronomen alle Fixsterne eines und desselben Fixsternsystems auf ähnliche Weise, wie die Planeten um die Sonne, bewegen sollen. Mädler namentlich stellte die Ansicht auf, daß alle zur Milchstraße gehörigen Fixsterne, ein zusammengehöriges Ganze bildend, sich um eine C. bewegten, und machte einen Versuch, den Ort dieser C., auf Beobachtungen der Eigenbewegung von 1800 Fixsternen gestützt, annäherungsweise zu bestimmen. Er wollte sie in dem Sternbilde der Plejaden gefunden haben und hielt den hellsten Stern dieser Gruppe, Alcyone, für den Centralkörper des Fixsternsystems, zu welchem unsere Sonne gehört. Letztere sollte ihre kreisförmige Bahn um diese C. in nahezu 18 Millionen Jahren mit einer Geschwindigkeit von 8 geographischen Meilen in der Sekunde vollenden. Mit der Ekliptik sollte diese Bahn einen Winkel von 84° machen, und ihr aufsteigender Knoten für das Jahr 1840 unter 236° 58′ der Länge liegen. Mädler stellte für unser ganzes Fixsternsystem folgende Gesammtkostitution auf: Die Mitte desselben sollte durch eine sehr sternreiche und mit bedeutenden einzelnen Massen erfüllte Gruppe bezeichnet sein; um sie herum sollte sich zunächst eine schmale, verhältnißmäßig sternarme Zone legen, auf diese eine andere breite, sternreiche Zone, hierauf abermals eine sternarme Zwischenzone und so fort eine unbestimmte Zahl weiterer ringförmiger Glieder folgen, deren beide äußersten aber die Milchstraße bilden. Brückenartige Zwischenglieder sollten an einzelnen Stellen diese großen Ringe verbinden, letztere auch sonst nicht in allen Theilen ihres Umkreises von gleicher Mächtigkeit sein und hin und wieder etwas einer Gruppirung Aehnliches zeigen, meist aber nur aus isolirten, einfachen Fixsternen u. Fixsternregionen bestehen. Vgl. Mädler, Die C., Mitau und Leipzig 1847. Die Existenz der C. Mädlers ist später, besonders von Peters, in Zweifel gezogen worden, und Mädler selbst hat sie dann in seinem Werke „Ueber die Fixsterne im Allgemeinen und die Doppelsterne insbesondere" aufgegeben und sich auf der Naturforscherversammlung in Bonn 1857 dahin erklärt, daß der Zeitraum der Beobachtung behufs der Auffindung der C. bis jetzt noch viel zu kurz sei, als daß sich darüber etwas mit einiger Sicherheit feststellen ließe, und daß das Centrum des Fixsternsystems vielleicht gar nicht mit einem festen Körper zusammenfalle.

Centralstellung (Centralposition), Stellung inmitten mehrer wichtiger, bedrohter Punkte. Gilt es nämlich die Vertheidigung eines Terrainabschnitts, so ist vor Allem darauf zu sehen, ob der Feind die natürlichen Vertheidigungslinien, wie Gewässer, Thalgründe, Gebirgszüge, auf mehren Punkten ohne große Schwierigkeit überschreiten und sich nach Belieben decken kann, oder ob der Mangel an gangbaren Wegen die Marschrichtung seiner Hauptkolonnen unabänderlich vorschreibt. Im letzteren Falle wird man mit dem Hauptcorps eine vortheilhafte Defensivstellung nehmen und in ihr den Angriff abwarten. Im ersteren Falle aber, wo die Richtung, von welcher her der feindliche Angriff zu erwarten steht, noch unbekannt ist, wird man das Hauptcorps in der Nähe derjenigen Straßen aufstellen, auf welchen der Feind aller Wahrscheinlichkeit nach in Massen vorrücken wird. Eine solche Stellung liegt gewöhnlich in der Mitte des Terrainabschnitts, daher der Name C. Auf Deckung der Fronte ist dabei keine Rücksicht zu nehmen, da man den Feind nicht hier erwarten, sondern ihm entgegengehen will. Daher muß jede C. möglichst freie Bewegung dahin gestatten, woher der Feind muthmaßlich in Masse vordringen wird, wovon man sich durch vorgeschobene Beobachtungscorps zeitig genug in Kenntniß setzen lassen muß.

Centralverwaltung, eine nach den Principien der Centralisation (s. d.) geregelte Staatsverwaltung; dann insbesondere Name der am 26. Oktober 1813 von den Alliirten eingesetzten Behörde, welcher die Verwaltung der von ihnen besetzten oder noch zu besetzenden Länder übertragen ward. An der Spitze derselben stand der Freiherr von Stein, neben welchem namentlich der Graf von Solms-Laubach, Rühle v. Lilienstern und der nachmalige preußische Staatsminister Eichhorn thätig waren. Nach Abschluß des ersten pariser Friedens trat diese Behörde einen Theil ihrer Befugnisse an Bayern und Oesterreich ab, und nach dem wiener Kongresse ward sie aufgelöst. Vgl. Eichhorn, Die C. der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein, Deutschland 1814.

Centranthus *Dec.* (Spornblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kaprifoliaceen (Valerianeen), charakterisirt durch den oben ungetheilten Kelch, der während des Blühens mit einwärts gerolltem, sich später in eine federige Sammenkrone verwandelndem Rande versehen ist, die 5lappige, langgespornte Korolle und die einzelne Schalfrucht, von Linné unter Valeriana gestellt. C. angustifolius *Dec.*, mit glattem, ästigem, 2 Fuß hohem Stengel, linealen, ganzrandigen, glatten, graulichgrünen Blättern und schönen, rothen oder weißen, in reichen Endboldentrauben vereinigten Blüthen, in der Schweiz, u. C. ruber *Dec.*, mit 2—3 F. hohem, ästigem, glattem Stengel, lanzettförmigen, ganzrandigen, glatten Blättern und weißen, rosenrothen oder scharlachrothen Blüthen in reichen Doldentrauben, in der Schweiz, Südfrankreich ꝛc., sind schöne, ausdauernde Zierpflanzen, die durch Samen oder Wurzeltheilung vermehrt werden und bei einiger Bedeckung sich bei uns leicht im freien Lande überwintern lassen.

Centrifugalgebläse, s. Gebläse.

Centrifugalkraft, s. Centralbewegung.

Centrifugalpendel, s. Pendel.

Centrifugalventilator, s. Gebläse.

Centriren (v. Lat.), in einen Mittelpunkt bringen. So ist z. B. ein optisches Glas recht centrirt, wenn die Axe desselben genau durch den Mittelpunkt geht, unrecht centrirt, wenn dies nicht der Fall ist. C. der Winkel nennt man das Verfahren, welches man anwendet, wenn man das Winkelinstrument beim Messen eines Winkels nicht im Scheitel desselben aufstellen kann, z. B. wenn dieser in der Mittellinie eines Gebäudes oder bei unzugänglichen Signalstangen gelegen ist. Man stellt dann das Instrument in einiger Entfernung von dem Scheitel des Winkels auf und mißt also nicht den eigentlich gesuchten Winkel, sondern berechnet aus dem gemessenen Winkel den verlangten auf irgend eine Weise.

In nebenstehender Figur sei es nicht möglich, den Winkel y bei A zu messen, weil das Instrument der erwähnten Hindernisse wegen nicht in A aufgestellt werden kann; dagegen kann man es in B aufstellen; in C u. D seien Signale. Es ist nun

$$x + y = o$$
$$z + p = o$$
$$x + y = z + p$$
$$y = z + p - x.$$

Die Winkel x und z lassen sich sodann leicht durch Berechnung finden, u. darnach läßt sich der Winkel y bestimmen.

Centrobarische Methode (centrobarica methodus), das Verfahren, Flächen oder Körper, welche durch die Umdrehung von Linien oder Flächen um eine unverrückte Axe erzeugt werden, ihrer Größe nach aus dem erzeugenden Stücke und dem Wege seines Schwerpunktes zu bestimmen. Man multiplicirt zu diesem Behufe die erzeugende Größe mit dem Wege, welchen ihr Schwerpunkt während der Umdrehung zurücklegt, und erhält in diesem Produkt den gesuchten Inhalt. So entsteht ein Kreis durch Bewegung einer stets in derselben Ebene bleibenden Geraden um einen ihrer unverrückten Endpunkte. Diese Gerade ist also die erzeugende Größe und ihr Halbirungspunkt ihr Schwerpunkt. Somit ist der Weg des letztern eine Kreislinie, deren Halbmesser gleich der Hälfte der erzeugenden Linie ist. Das Produkt aus der erzeugenden Geraden in diese Kreislinie gibt den vollständigen Inhalt des erzeugten Kreises. Diese Regel, auch die guldinische genannt, weil Guldin in seinem Werke „De centro gravitatis“ (1635—42) sie vielfach angewendet hat, findet jetzt, wo man im Besitz allgemeiner Methoden für die Inhaltsbestimmung der Figuren ist, nur noch da Anwendung, wo aus dem Inhalt der erzeugten Figur und der sie erzeugenden Größe der Schwerpunkt der letzteren gefunden werden soll.

Centrones, Alpenvolk in Gallia Narbonensis, oberhalb der Salasser, bekannt durch trefflichen Käse (Vatusicum caseum) u. Orichalcumgruben. Durch das Gebiet der C. ging die Heerstraße von Italien nach Lugdunum.

Centrosolenia *Hook.*, Pflanzengattung mit der einzigen Art: C. bractescens *Hook.*, Nautilo-calix hastatus *Hort.*, ein ausdauerndes Gewächs in Neugranada. Der Stengel ist steif, krautartig, aufrecht, einfach, 2 Fuß hoch, der obere Theil und alle jungen Spitzen der Pflanze sind mit einem abfallenden, seidenartigen Flaum bedeckt, die Blätter gegenüberständig, sehr groß, oft 1 Fuß lang, beinahe gleich, eiförmig, gespitzt, kurz gesägt, halbgefiedert, auf der untern Fläche netzartig geadert, mit stark hervortretenden Nerven, so hangend, daß die zwei gegenüberstehenden Blätter, in ihrer Basis vereint, den Stengel umgeben. In den Blattachseln erscheint am kurzen Stiel ein Paar sehr großer, senkrechter, fast kreisrunder, konkaver, scharf, zuweilen dolchartig zugespitzter, purpurgrüner, netzaderiger Brakteen von 2 Zoll im Durchmesser, anfänglich geschlossen gleich den zwei Klappen einer Muschel, dann sich öffnend, um den Blumen das Hervortreten zu gestatten. Diese erscheinen nach und nach, und jede hat wieder eigene eiförmige oder lanzettiggespitzte, gesägte, kleine Brakteen. Jede Blume ist in ihrem vollkommenen Zustande fast so groß wie die äußeren Brakteen und kurz gestielt. Der Kelch ist ein wenig kürzer als die Korollenröhre, unten weiß, oben rothpurpurfarbig, mit weißen Adern, tief eingeschnitten in 5 Abtheilungen, von denen 4 lanzettig gesägt, fein zugespitzt sind, die fünfte frei bis zu der wirklichen Basis und ganz unten mit der Verlängerung des sehr kleinen, pfriemenförmigen Sporns verwachsen ist. Die Korolle ist groß, weiß, mit nach oben erweiterter, unten auf einer Seite in einen kurzen Sporn ausgedehnter Röhre; der Saum ausgebreitet, mit 5 ziemlich gleichen, ganzen, gerundeten Abtheilungen oder Lappen. Die 4 Staubgefäße sind in die Korollenröhre eingeschlossen, die Staubfäden pfriemenförmig, 2 länger, 2 kürzer, über den Griffel gekrümmt, die Antheren kugelrundlich, das Ovarium eiförmig, ein wenig weich behaart, mit einer großen, fleischigen, hypogynen Drüse an einer Seite. Die natürliche Familie dieser neuen, schönen Zierpflanze ist noch nicht bestimmt.

Centrum (lat.), Mittelpunkt, im mathematischen Sinne der Punkt, welcher in einer ebenen Figur oder in einem Körper von einigen, auch wohl unendlich vielen andern Punkten gleich weit entfernt liegt, wie das Wort z. B. bei jedem regulären Vieleck, der Ellipse, dem Kreis, der Kugel, in dieser Bedeutung gebraucht wird. C. der Schwere s. v. a. Schwerpunkt (s. d.). In der Kriegswissenschaft ist C. die Mitte einer Schlachtordnung im Gegensatz zu den beiden Flügeln, so daß demnach die Schlachtordnung aus diesen 3 Theilen besteht, deren stärkster das C. sein muß. Das Durchbrechen des C. führt in der Regel zum entscheidenden Sieg. In der politischen Sprache versteht man unter C. die Gesammtheit derjenigen Mitglieder einer parlamentarischen Versammlung, welche mit den mittleren Plätzen zugleich auch eine mittlere Parteistellung zwischen der Regierungs- oder konservativen Partei (Rechten) und der Opposition (Linken) einnehmen. Je nachdem auch in dieser Partei ein Hinneigen zur

Rechten und Linken vorkommen kann, unterscheidet man ein rechtes und linkes C.

Centum (lat.), hundert.

Centumviri, stehendes Richterkollegium im alten Rom, welches im Namen des Volks bloß in Civilprozessen Recht sprach. Die C. bildeten eine Staatsbehörde, die über unerforschte, zweifelhafte Rechtsfälle jeder Art, also über Rechtsfragen zu entscheiden hatte. Sie halfen auch den Prätoren die Kategorien der Klagen vorläufig bestimmen, und das Edikt des Prätors folgte den Centumviralentscheidungen als den Aussprüchen der juristischen Volksrepräsentation. Die Alten erwähnen als Gegenstände ihres Richterspruches namentlich Erbschaftsstreitigkeiten im weitesten Sinn, Vormundschafts- und Ehesachen 2c. Sicherlich reicht die Einsetzung dieses Gerichts weit in die alte römische Geschichte zurück, wofür schon der Gebrauch der Hasta (daher auch judicium hastae), welche in den frühesten Zeiten symbolisch vorkam, und die Beibehaltung der alten Prozeßform vermittelst der legis actio sacramento bei dem Centumviratgericht, nach Abschaffung der Legisaktionen und Einführung des Formularprozesses, zeugen. Die C. wurden nach Tribus gewählt, je 3 aus einem Tribus, also aus den 35 Tribus 105. In der Kaiserzeit stieg ihre Zahl auf 180. Seit Augustus waren die Decemviri Präsidenten und der Prätor als Justizminister Oberpräsident dieses Kollegiums. Die C. bildeten 4 Consilia (Senate), welche einzeln oder vereinigt Prozesse schlichteten. Sie sprachen erst auf dem Forum, zur Kaiserzeit unter einer Basilika Recht, und die Prozesse waren bald entschieden. Unter den Kaisern hatten die Centumviratgerichte ein größeres Ansehen als zur Zeit der Republik, weil sie nach dem Aufhören der öffentlichen Rechtspflege jetzt fast allein Gelegenheit boten, durch Beredtsamkeit und Rechtsgelehrtheit zu glänzen. Zum letzten Male wird dieses Institut 395 n. Chr. genannt; bei Justinian wird es als eine Antiquität erwähnt. Vergl. Schneider, De origine centumviralis judicii, Rostock 1855; Zumpt, Ueber das Centumviralgericht, Berl. 1838.

Centurie (centuria), eine Anzahl von 100 Stück, bei den Römern im Allgemeinen jede Abtheilung von 100 Dingen oder Personen, wenn sie auch nicht immer genau aus 100 bestand, insbesondere wurden die 193 Ordnungen der 6 Klassen des gesammten römischen Volks, die Servius Tullius nach dem Vermögensstand einführte, C.n genannt. Die erste Klasse, welche vorzugsweise Classis hieß, und deren Glieder (ditissimi) ein Vermögen von wenigstens 100,000 As (2132 Thlr. nach Stroths und Niebuhrs Berechnung) besitzen mußten, enthielt 80 C.n Bürger nebst 18 Rittercenturien; die zweite Klasse (ditiores) mußte wenigstens 75,000 As (1600 Thlr.) besitzen u. zerfiel in 20 C.n; die dritte Klasse (divites), ebenfalls aus 20 C.n bestehend, sollte über wenigstens 50,000 As (1066 Thlr.), die vierte (mediocres) mit 20 C.n über 25,000 As (533 Thlr.), und die fünfte, die in 30 C.n zerfiel, nach Livius über wenigstens 11,000 As, nach Dionysius richtigerer Angabe aber über 12,500 As (266 Thlr.) gebieten können. Wenn diese 5 ersten Klassen die Wohlhabenden (assidui, locupletes) umfaßten, so befanden sich in der sechsten, welche nur Eine C. bildete, die Aermeren (proletarii, capite censi, auch aerarii), die bloß zu einer Kopfsteuer verpflichtet und von öffentlichen Angelegenheiten wie vom Kriegsdienst ausgeschlossen waren. Diese sechste Klasse galt, wenn man Classis im engern Sinne nimmt, nicht als solche, und so kommt es, daß bei vielen alten Schriftstellern nur von 5 Klassen die Rede ist. Zwischen der ersten und zweiten Klasse haben 2 Centuriae fabrûm ihren Stand, Waffenschmiede, Maschinenbauer 2c., welche nicht bewaffnet waren, sondern bloß dem Heere folgten; nach der vierten Klasse stehen 2 Centuriae tubicinum und cornicinum, Spielleute, von gleicher Wichtigkeit wie jene Handwerker. Livius theilt 2 Centuriae fabrûm der ersten Klasse u. 3 Centuriae: Accensi, Tubicines u. Cornicines, der fünften Klasse zu. Daher zählt Dionysius im Ganzen 139, Livius 194 C.n. Bei den 5 ersten Klassen bestand die eine Hälfte der C.n aus Juniores, d. i. jüngeren Männern von 17—45 oder 46 Lebensjahren, welche den Dienst im Felde außerhalb der Stadt zu versehen hatten, die andere Hälfte aus Seniores, älteren Männern, welche nicht mit ins Feld zogen, wenigstens nicht dazu verpflichtet waren, sondern als eine Art von Reserve, Landwehr, zur Vertheidigung der Stadt dienten. Was die oben erwähnten Rittercenturien (c. equitum) anlangt, so bemerkt Dionysius von ihnen, sie seien nach der Geburt des Servius nach dem höchsten Census ausgewählt worden. Livius sagt dagegen, Servius habe, nachdem er das Fußvolk in Klassen getheilt, 12 Rittercenturien aus den Angesehensten der Bürgerschaft (e primoribus civitatis) und zugleich die 6 älteren (die drei ursprünglichen Stämme des Romulus, Rhamnes, Tities und Luceres, in der Folge durch Tarquin verdoppelt) unter denselben Namen fortdauern lassen. Jene von Servius gebildeten plebejischen Ritter waren in den 12 C.n begriffen, welche zum Unterschiede von den 6 älteren den Namen sex suffragia führten. Nach Niebuhr kamen 3 Bürger der C.n in den ersten Klassen im Durchschnitt 4 Bürgern der zweiten, 6 der dritten, 12 der vierten und 24 der fünften Klasse an Vermögen (census) und also auch an Stimmenrecht (comitia) gleich. Die C.n wurden somit an Zahl der in sie eingetheilten Bürger in demselben Verhältniß in jeder Klasse abwärts stärker. Demnach besaß die erste Klasse nach der Zahl ihrer C.n wenigstens die Hälfte des gesammten Nationalvermögens, die drei folgenden Klassen jede ein Viertel desselben, die vierte drei Achtel, denn sonst hätte sie nicht 30 C.n gehabt. Es gehörten also von 35 Bürgern 6 zur ersten und 29 zu den 4 übrigen Klassen, und wenn jede C. der ersten Klasse vollzählig 100 Bürger zählte, also die erste Klasse in Allem 8000, so enthielten die übrigen 4 Klassen zusammen 38,666 Bürger. Zählt man dazu die Glieder der den 4 vorhergehenden Klassen an Zahl gleichen sechsten Klasse, ungefähr 38,000 Mann, so ergibt sich die Gesammtzahl der römischen Bürger auf 84,700. Die Centurieneintheilung des Volkes hatte großen Einfluß auf die bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten. Einmal ging von den Centuriatkomitien die ganze Gesetzgebung und die ganze Verwaltung des Staates durch Wahl der gesetzmäßigen Behörden aus; dann waren, da der Vermögensstand die Klasse und die C. und somit den Antheil an den Staatsfunktionen und dem Kriegsdienste bestimmte, die Reicheren im Vor-

zug, wodurch der Ochlokratie ebenso entgegengewirkt, als die Freiheit des Einzelnen gesichert und eine weise Aristokratie der Begüterten eingesetzt ward. Gerade diese servianische Einrichtung nahm den Patriciern nicht ihre Vorrechte, verlieh dagegen den Plebejern die gehörige Geltung im Staate und verband sie politisch mit jenen. Am meisten tritt in der Wahl von Magistratspersonen der überwiegende Einfluß der Vermögendsten hervor. Da nämlich jede C. in den Centuriatkomitien nur Eine Stimme (suffragium) hatte und die erste Klasse 80, mit den Rittercenturien 98 C.n zählte, so überstimmte diese Centurienmehrzahl jene übrigen Klassen und C.n, obgleich sie die meisten Bürger enthielten. Darin liegt auch der Grund der öfteren Streitigkeiten darüber, ob bei einer Angelegenheit in Centuriat- oder Tribuskomitien gestimmt werden sollte. In militärischer Hinsicht bestimmte die Eintheilung nach Klassen und C.n die Art des Kriegsdienstes, den Unterschied in der Rüstung und Bewaffnung, die Stellung im Heere und in der Schlacht. Wohl ist in Bezug auf die Aushebung zum Dienste gegen Dionysius anzunehmen, daß die C.n der ersten Klasse nicht mehr Mannschaft stellten, als die der folgenden Klassen, da sie nur Eine Reihe in der Schlachtordnung, und ebenso auch die Mannschaft der folgenden Klassen jede immer nur eine Reihe einnahm. Später (vielleicht seit den Kriegen mit Veji) löste sich die unbeholfene Phalanx in die beweglicheren Legionen auf. Jeder Manipulus einer Legion zerfiel in 2 C.n und war bei den Triariern 60, bei den Hastaten und Principes 120 Mann stark, so daß jede C. der Hastaten oder Principes 60, die der Triarier aber bloß 30 Mann enthielt. Der Führer jeder C. hieß Centurio; er wurde entweder von den Tribunen bei der Aushebung des Heers, oder später vom Oberfeldherrn im Lager ernannt. Auf dem Helm trug er die Aufschrift: Centurio cohortis I, II etc.; eines Stocks von Weinreben (vitis) bediente er sich zur Züchtigung der Soldaten. Der erste Centurio der Legion, durch Rang und besondere Vorrechte ausgezeichnet, war der Centurio primipili oder Primipilus. Auch wählte jeder Centurio 2 Untercenturionen (Optiones, Uragi, Subcenturiones) und 2 Fähndriche (Aquiliferi, Signiferi, Vexillarii). Vgl. Huschke, Verfassung des Serv. Tullius, Heidelberg 1838.

Centurien, magdeburgische, die erste protestantische Kirchengeschichte, in Einem Folioband die ersten 13 Jahrhunderte der christlichen Kirche umfassend, wurde seit 1552 zu Magdeburg unter der Leitung von Matthias Flacius von Faber, Corvinus, Holzzuber, Wigand, Juder, welche daher auch Centuriatores magdeburgici heißen, bearbeitet und erschien auf Kosten evangelischer Fürsten u. Großen zu Basel von 1559—74 in lateinischer Sprache. Sie zeichnet sich aus durch genaue Quellenstudien u. Auszüge, aber auch durch eine Kritik, die nichts Vergangenes zu achten brauchte, und durch leidenschaftliche Polemik. Ihr setzte der Kardinal Cesare Baronio seine „Annales" entgegen, welche die dort angefochtenen Ansprüche der Katholiken vertheidigen sollten. Semler gab das Werk bis 500 wieder heraus (Nürnberg 1757—65, 6 Bde.): deutsch erschienen nur die 4 ersten C. (Jena 1560—65). Einen Auszug bis 1600 besorgte Luc. Osiander (Tübingen 1607—8, 16 Bde.).

Centurio (lat.), Befehlshaber einer Centurie (s. d.).

Centuripa, s. Centorbi.

Ceorle, s. Angelsachsen.

Ceos (Keos), Cykladeninsel, s. Zea.

Cephaëlis *Swartz* (Kopfbeere, Brechwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch die in gehüllten Köpfchen gehäuft stehenden Blüthen mit angewachsener, verkehrt-eiförmiger, mit sehr kurzem, 5zähnigem Saume versehener Kelchröhre, trichterförmiger, 5spaltiger Blumenkrone, eingeschlossenen, mit sehr kurzen Trägern versehenen Staubgefäßen und 2spaltiger Narbe und die länglich-verkehrt-eiförmige, vom Kelchsaume gekrönte, 2fächerige, 2samige Beere, Sträucher und Kräuter in Amerika mit spitz-eiförmigen, gestielten Blättern und Nebenblättern, worunter mehre Arten als Arzneipflanzen wichtig sind. C. Ipecacuanha *Rich.*, Ipecacuanha officinalis *Arend.*, ächte Brechwurz, mit krautartigem, kriechendem, dann aufsteigendem, 2—3 Fuß hohem, unten holzigem Stengel, länglich-ovalen, oben rauhen, unten flaumigen Blättern, zerschlissenen Nebenblättern, etwa zu 12 in einem halbzolldicken Köpfchen vereinigten weißen Blüthen und erbsengroßen, dunkelvioletten Beeren, in den dichten Wäldern und Thalschluchten Brasiliens, liefert in den geringelten und gebogenen, federkielstarken, 6 Zoll langen, auswendig bräunlichen, inwendig weißlichen Wurzelästen die Brechwurz, Radix Ipecacuanhae annulatae s. verae, die seit geraumer Zeit als Brechmittel allgemein angewendet wird. Auch von C. muscosa *Swartz*, Morinda muscosa *Jacq.*, einem kleinen Bäumchen auf Cuba und Martinique, sowie von C. punicea *Vahl*, einem Strauche auf Jamaica, wird die Wurzel als Brechmittel benutzt.

Cephalanthera *Rich.* (Kopfbeutel), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, charakterisirt durch die aufrechten, etwas zusammenneigenden Perigonzipfel, die spornlose, mit einem Gelenk versehene Lippe, deren unteres Glied sackartig ausgehöhlt ist, das endständige, freie Staubkölbchen u. den gedrehten Fruchtknoten, schöne Orchideen mit faseriger Wurzel und blätterigem Stengel, wovon C. pallens *Rich.*, Epipactis pallens *Swartz*, Serapias grandiflora *L.*, mit großen, gelblichweißen, wenig zahlreichen Blüthen, C. ensifolia *Rich.*, mit weißen, an der Spitze der Lippe mit einem gelben Fleck gezeichneten Blüthen, und C. rubra *Rich.*, Serapias rubra *L.*, mit großen, schön purpurrothen Blüthen, in den Bergwäldern Mitteleuropa's einheimisch sind.

Cephalanthus *L.* (Knopfblume), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch die auf einem runden, zottigen Boden in einer Hülle gehäuften Blüthen mit eckigem, 4zähnigem Kelch, dünnröhriger, 4spaltiger Blumenkrone mit langem Griffel und kopfförmiger Narbe und die lederige, eckige, 2fächerige, einsamige Kapsel, Sträucher mit Gegenblättern und entständigen, gelblichen Blumenköpfchen, in Ostindien und im wärmeren Amerika. Die bekannteste Art ist: C. occidentalis *L.*, Acrodryon occidentale *Spr.*, ein bis 8 Fuß hoher Strauch, mit weißgelblichen, zierlichen, wohlriechenden Blüthen in kugelförmigen, traubigen Endköpfen, in Sümpfen Nordamerika's, von Canada bis Florida, liefert in der Rinde ein schweißtreibendes, abführendes, besonders bei Wech-

selfiebern wirksames Mittel und verdient als Zierstrauch Aufnahme in die deutschen Gärten, wo er die strengsten Winter im Freien aushält, gern etwas feucht in festem Boden steht und sich durch Ableger vermehren läßt. Die Zweige geben auf Wolle eine schöne, nußbraune Farbe.

Cephalaria *Schrad.* (Kopfkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Dipsaceen, charakterisirt durch die dachziegelige, in die Spreublättchen des Fruchtbodens übergehende Hülle, die strahligen Blüthen mit kurzem, gezähutem Kelch, 4spaltiger Korolle und borstiger, napfförmiger Samenkrone, meist ausdauernde Kräuter, worunter wenige europäische, keine in Deutschland einheimische. Die erwähnenswerthesten Arten sind: **C. alpina** *R. S.*, **Scabiosa alpina** *L.*, gegen 6 F. hoch, auf den Alpen der südwestlichen Schweiz und Oberitaliens; **C. leucantha** *R. S.*, **Scabiosa leucantha** *L.*, 3—4 Fuß hoch, auf rauhen Stellen des Littorale, in Friaul; **C. centauroides** *R. S.*, **Scabiosa centauroides** *L.*, auf trockenen, sonnigen Anhöhen Südeuropa's, der Levante und Südsibiriens. Die Samen sind bitter, und man hat ihnen, besonders in Südeuropa, blutreinigende, auflösende und eröffnende Kräfte zugeschrieben und sie, wie auch die Wurzel, gegen Haut- und Ausschlagskrankheiten, sowie gegen Syphilis angewendet.

Cephalonia (Cefalonia, Kephallenia), die größte und nächst Korfu wichtigste der jonischen Inseln, liegt dem Golf von Patras gegenüber, südlich von St. Maura und nördlich von Zante und umfaßt 16 □Meilen. C. wird von Nordwesten nach Südosten von dem schwarzen Gebirge (Monte nero) durchzogen, dessen höchster Punkt, der Oros-Ainos, 5150 Fuß Meereshöhe hat und mehre Monate mit Schnee bedeckt ist. Das südöstlichste Vorgebirge Capri krönt ein Wald, hier eine große Seltenheit. Die Lage und Höhe des Gebirges verleiht dem Klima, trotz der Milde, die es im Allgemeinen charakterisirt, viele rauhe Wetterstriche, besonders fallen im Herbst häufige und starke Regengüsse. Von den vielen Busen und Baien der Insel sind die von Argostoli (2 Stunden tief), Samos und Asso die größten. Flüsse hat C. nicht, dagegen mehre gute Quellen. Der Boden C.'s ist sehr fruchtbar, die vegetabilische Erde hat einen warmen Kalkstein zur Unterlage, so daß jedes Jahr eine doppelte Fruchternte abwirft. Der Fleiß der Bewohner hat jedes Fleckchen der Insel angebaut und die Abhänge durch Terrassen verbessert. Man gewinnt viel Oel und Wein, weniger Getreide; Hauptprodukt aber für den lebhaften Export sind die Korinthen (jährlich 60—70,000 Ctr.). Außerdem wächst der Mastix hier ohne alle Pflege, ebenso die Aloë, u. auch Manna ist in großer Menge vorhanden. Die Einwohner, deren Zahl 72,530 beträgt, sind der Mehrzahl nach Griechen, tapfer, mäßig, voll Unternehmungsgeist, aber auch rachsüchtig, stolz und raublustig. Die Männer sind vortreffliche Seeleute und Krieger; finden sie in beiderlei Beschäftigungen keinen genügenden Erwerb, so gehen sie zur Erntezeit nach Morea hinüber und bringen statt des Lohnes gewöhnlich Getreide und andere Lebensmittel heim. Die Frauen bestellen das Feld, verfertigen Töpfe und Oelkrüge, sowie Baumwollenwaaren u. Teppiche aus rauhen Ziegenhaaren. Sitz des britischen Residenten und Hauptstadt der Insel ist Argostoli, am Meerbusen gleichen Namens, wo auch der Haupthafen der cephalonischen Handelsflotte ist. An demselben Golf liegt auch Liruri, wo der katholische Bischof von C. u. Zante residirt, u. an der Nordostküste die alte Festung Asso (Alasso), in welcher der chriechische Erzbischof seinen Sitz hat. Außerdem besitzt C. mehre, zum Theil auf hohen Felsen gelegene Klöster, welche befestigt und mit kleinen Kanonen versehen sind. Aus der Glanzzeit der Insel im Alterthum ist, wenige Mauertrümmer ausgenommen, nichts gerettet worden. Auch der berühmte Tempel des Zeus Eneios auf dem Gipfel des Monte nero ist spurlos verschwunden. Nur Namen von alter klassischer Bedeutung klingen dem Reisenden entgegen. Besonders vom schmalen Kanal von Biscardo aus, der C. von Theaki (Ithaka) trennt, sieht man ein sagenreiches Stück der alten Welt vor sich: dort an der Ostküste lagen die Städte Proni und Nesus, nördlich davon, unfern vom Kap Biscardo, die Römerkolonie Petulia, und an der äußersten Spitze der Bucht, wo jetzt niedrige Hütten ein kleines Dorf bilden, das herrliche Same, von wo aus die Taphier, kühn die Wogen durchfurchend, Schifffahrt und Seeräuberei trieben, und üppige Jünglinge in dem Palast des Odysseus zur Freiwerberei erschienen. Jetzt deutet nichts mehr auf das Dasein der Prachtstadt hin, als einige Ueberbleibsel cyklopischer Mauern und beraubte Grabhöhlen. Bei Argostoli finden sich außerdem die Ruinen von Cranii und in der Nähe von Liruri die von Pale.

Das jetzige C., bei Homer Same oder Samos, hieß in älterer Zeit auch **Epirus Melaena** (das schwarze Epirus) und endlich Cephallenia; letzteren Namen soll sie von Cephalus erhalten haben, der in Folge der Ermordung seiner Gattin hierher flüchtete und von den Thebanern, den damaligen Herren der Insel, den Oberbefehl über dieselbe erhielt. Schon Homer nennt die Inhaber der Insel Cephallener und gibt ihnen Ulysses zum Herrn. Die bedeutensten Städte im Alterthum waren Pale, Cranii, Same und Proni. Zu einer bedeutenden Rolle erhob sich C. in der alten Geschichte nie. Im Perserkriege werden die Palenser erwähnt; im peloponnesischen Kriege mußte sich C. den Athenern ergeben. Später unterjochte sie M. Fulvius den Römern, die der Insel jedoch fortwährend einen Schein von Freiheit gewährten. Strabo nennt C. einen Zufluchtsort römischer Exulanten; die späteren Autoren führen es als einen Bestandtheil der Provinz Epirus auf. Bei der Theilung des römischen Reichs wurde C. zum oströmischen Reich geschlagen, machte sich aber unabhängig und stand längere Zeit unter dem Fürsten von Achaja. An die Venetianer kam C. 1224 (nach Andern 1213) durch Gajo, den damaligen Herrn der Insel, als Geschenk. Im Jahre 1479 eroberten es die Türken, behielten es im Friedensschluß und verfuhren mit den Einwohnern nach ihrem Brauch: sie verpflanzten die Einwohner nach Konstantinopel, wo sie Mohammed mit Negersklaven verheirathete, um eine Mischrace von Sklaven daraus zu erzielen. Gegen den Ausspruch des Friedenstraktats griff ein venetianischer Edler, Signor Antonio, die Türken auf C. an und befreite die Insel von ihren Peinigern; aber die Venetianer bestraften den Wortbruch

ihres Bürgers dadurch, daß sie 4 Schiffe gegen ihn sandten, die Antonio im Kampfe besiegten, erschlugen und die Türken wieder als Herren der Insel zurückführten. Im Jahre 1499 setzte sich eine vereinigte spanisch-venetianische Flotte von Neuem in den Besitz von C., und als die kaum wieder von dem tiefen Schlafe aufgestandene Insel 1571 einer abermaligen Plünderung der Türken erlag, wurde 1595 die Festung Asso als Zufluchtsort für die Einwohner gebaut. Die zerstörendsten Erderschütterungen trafen die Insel 1766 und 1767. So ging C. mit der venetianischen Republik immer mehr dem Verfall zu, und nachdem 1797 Venedig unter österreichische Herrschaft gekommen, wurde C. erst von den Franzosen, dann von den Russen erobert. Im Jahre 1807 ward es der jonischen Republik einverleibt, 1809 von den Engländern besetzt und 1814 mit der gesammten jonischen Republik dem sogenannten britischen Schutz überlassen.

Cephalopoden (v. Griech., Kopffüßler, Armschnecken), Ordnung der Mollusken oder Weichthiere, begreift Thiere, welche, obwohl in allen Meeren lebend, doch durch eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Gattungen und Arten vertreten werden, aber in Menge als Petrefakten in den älteren Gesteinsschichten der Erdrinde vorkommen und daher als die letzten Ausläufer einer außerordentlich zahlreichen und hinsichtlich ihrer Formen äußerst mannichfaltigen Meeresbevölkerung zu betrachten sind, welche um so ausgebildeter erscheint, je weiter sie in die früheren Perioden der Erdbildung zurückreicht. Die C. haben ihren Namen von der eigenthümlichen Anordnung ihrer verschiedenen Körpertheile. Der Haupttheil ihres Körpers ist nämlich ein großer, meist länglicher oder rundlicher Eingeweidesack, auf den nach einer mehr oder minder deutlichen Einschnürung der mit großen, im Kreise herum stehenden, eine Art Trichter bildenden Armen, in deren Grunde sich der Mund öffnet, ausgerüstete Kopf folgt. Der Leib ist von einem beutelartigen Mantel umgeben, der nur auf der Bauchseite nach vorn geöffnet ist und hier die Zugänge zur Kiemenhöhle hat. Zwischen diesen befindet sich eine trichterförmige Röhre zum Auswerfen des eingeathmeten Wassers. Seitlich am Kopfe befinden sich zwei große, meist hervorgequollene Augen von komplicirter Struktur. Die erwähnten, um die Mundöffnung stehenden Arme geben sich bei näherer Betrachtung als muskulöse Fortsätze zu erkennen, die eben sowohl zur Fortbewegung, als zum Fangen der Beute dienen u. häufig mit Saugnäpfen oder Haken besetzt sind. Mittelst derselben kriechen die C. theils in umgekehrter Stellung umher, theils bedienen sie sich derselben als Unterstützungsmittel beim Schwimmen, welches vorzugsweise durch die Athembewegung bewerkstelligt wird. Von den jetzt lebenden Arten sind nur wenige mit einer Schale versehen, die aber sehr eigenthümlich gestaltet ist. Viele Arten sind mit einem innern, in der Rückenwand des Mantels befindlichen Knochen begabt, alle aber mit einem festen, meist aus mehren Stücken zusammengesetzten Kopfknorpel, in welchem das Gehirn eingeschlossen ist. Die Haut der C. ist meist derb, lederartig und mit einer zarten Oberhaut ohne alle Wimperhaare versehen. In der Haut liegen eigenthümliche Zellen, welche sich mittelst Fasern im lebenden Thiere ausdehnen und zusammenziehen und mit blauen, violetten, rothen, gelben und braunen Farbstoffen (daher Chromatophoren genannt) angefüllt sind. Indem beim abwechselnden Zusammenziehen und Ausdehnen der Zellen bald diese, bald jene Farbe hervortritt, zeigen diese Geschöpfe ein prachtvoll schillerndes, beständig wechselndes Farbenspiel, welches noch mehre Stunden nach dem Tode anhält und, unter dem Einflusse des Nervensystems stehend, durch Reizung der Haut an Lebhaftigkeit zunimmt. Die Schalen, welche sich bei einigen Arten finden, sind im Verhältniß zu ihrer Größe dünn und zerbrechlich, sonst aber von sehr verschiedener Struktur. Die Bewegungsorgane sind mit förmlichen Muskeln versehen, die sich in einzelne Bündel trennen lassen. Der Mantel besteht seiner Hauptmasse nach aus Ringfasern, wodurch besonders die Kiemenhöhle sehr kräftig zusammengezogen und das darin befindliche Wasser mit einiger Kraft herausgepreßt werden kann. Der über dem Kiemensack befindliche Trichterapparat, der ebenfalls muskulöse Wandungen hat und sich daher gleichfalls zusammenziehen kann, ermöglicht dem Thier hauptsächlich das Schwimmen, welches auf folgende merkwürdige Weise vor sich geht. Das Thier öffnet die in die Kiemenhöhle führende Mantelspalte, zieht jene weit aus und füllt sie mit Wasser, preßt dann durch Zusammenziehen der Ringmuskeln die beiden Lippen der Mantelspalte fest an einander, so daß nur die Oeffnung des Trichters zum Austritte des Wassers offen bleibt, und spritzt durch kräftiges Zusammenziehen des Mantels das Wasser durch die enge Oeffnung des Trichters nach vorn hin im Strahle aus, wodurch der Körper in Folge des Rückpralls rückwärts fortbewegt wird. Daher schwimmen diese Geschöpfe alle rückwärts mit vorangerichteter hinterer Spitze des Eingeweidesacks, wobei sie oft noch durch zwei seitliche Hautlappen oder Flossen unterstützt werden. Die erwähnten Arme sind nach zwei verschiedenen Typen gebildet. Während sie nämlich bei den Schiffs- oder Perlbooten (Nautilina), wo sie in großer Anzahl vorhanden sind, aus kurzen, geringelten, vollständig in die Basis des Arms zurückziehbaren Fäden, welche überdies unter einem fleischigen Deckel geborgen werden können, bestehen, sind sie bei den übrigen Gattungen an ihrer innern, dem Munde zugewandten Fläche mit einfachen oder doppelten Reihen von Saugnäpfen besetzt, womit sich die Thiere äußerst fest ansaugen können. Diese Saugnäpfe gleichen rundlichen Bechern und sind in der Mitte mit einem Loch versehen, in welches ein fleischiger Wulst eingeschoben und nach dem Ansetzen des Randes des Saugnapfs wieder zurückgezogen werden kann. Sie bilden daher gleichsam Schröpfköpfe, worin der leere Raum in ähnlicher Weise hergestellt wird, wie bei einer Pumpe oder Spritze durch Aufziehen des Stempels oder Stiefels. Oft sind diese Saugnäpfe am Rande mit hornigen Zähnchen oder es ist jener hervorschiebbare Wulst mit einem hornigen Häkchen besetzt. Die Arme können meist in eigne, zu beiden Seiten des Kopfes angebrachte Scheiden zurückgezogen werden. Das Nervensystem der C. ist sehr ausgebildet; in den erwähnten ringförmigen Knorpel eingeschlossen, umgibt es unmittelbar den Schlund und läßt sich hier in zwei Hauptmassen, einen oberen und einen unteren Theil, unterscheiden. Wäh-

rend jener nur wenige feine Nervenfäden zu den Mundtheilen entsendet, gehen von dieser die dicken Sehnerven, die Geruchs- und Gehörnerven und sämmtliche Nerven der Arme, des Mantels und der Eingeweide aus. Was die Sinnesorgane der C. betrifft, so sind die Augen bei den meisten außerordentlich entwickelt. Der Augapfel ist meist von einer kreisförmigen Hautfalte umgeben, welche die Stelle der Augenlider vertritt. Zwischen diesen Lidern ist eine durchsichtige Hornhaut befindlich, hinter welcher der fast freie, nach vorn nicht geschlossene Augapfel liegt. Letzterer besteht aus einer Knorpelhaut, welche von dem innerhalb der letzteren sich netzhautartig ausbreitenden Sehnerven durchbohrt ist. Die von diesen Häuten umschlossene Linse hat die Gestalt einer Doppelkugel, in deren Einschnürung ein vom Auge ausgehendes Band paßt, welches die Linse in ihrer Stellung zurückhält. Die Gehörwerkzeuge bestehen aus einem birnförmigen Säckchen mit einem unregelmäßigen, aus einzelnen Krystallen zusammengesetzten Hörstein und liegen in zwei rundlichen Höhlungen in der unteren Hälfte des Kopfknorpels. Da sich außerdem noch die Rudimente eines Riech- u. Geschmacksorgans vorfinden, so scheinen die C. mit allen Sinnen, wie die höchsten Wirbelthiere, ausgestattet zu sein. Die Athmung geschieht durch Kiemen, welche in der Mantelhöhle zu beiden Seiten hervortreten und aus gekräuselten Blättchen bestehen. An der Basis einer jeden Kieme findet sich ein weiter, pulsirender Sack, welcher das aus den Kiemen zurückkehrende, blaßrothe oder violette Blut in das in der Mittellinie gelegene Herz treibt. Dies hat die Gestalt eines bald mehr runden, bald mehr länglichen Schlauchs, von welchem ein Hauptgefäß längs des Magens und des Schlundes nach dem Kopfe zu verläuft und auf seinem Wege Leber, Magen und Schlund, sowie den ganzen Kopf mit Gefäßzweigen versieht. Eine kleinere Arterie versorgt die übrigen Eingeweide. Außerdem besitzen die C. noch zwei eigenthümliche Absonderungsorgane, nämlich an den beiden das Blut nach den Kiemen hinführenden Venen zottige oder schwammige Knollen, welche, Harnstoff und Harnsäure absondernd, wohl als Nieren zu betrachten sind, und in demselben Sacke, worin die Leber liegt, einen birnförmigen Beutel, dessen kurzer Ausführungsgang unmittelbar neben dem After in den Trichter mündet, und der mit einer bräunlichschwarzen Flüssigkeit angefüllt ist, die durch den Trichter entleert werden kann und als Farbstoff unter dem Namen Sepie bekannt ist. Alle C. sind getrennten Geschlechts und pflanzen sich nur durch befruchtete Eier fort. Merkwürdig ist aber, daß, während bei vielen Gattungen Männchen und Weibchen von gleicher Gestalt sind, bei andern erstere auffallend verkümmern und, wurmartigen Schmarotzerthieren gleichend, von den Weibchen in der Mantelhöhle herumgetragen werden. Die Eier sind meist mit einer netzartig faltigen Dotterhaut versehen und stecken in einer hornigen Schale. Sie werden meist in sehr charakteristischer Weise in Massen vereinigt. So bilden sie bei den Dintenfischen birnförmige Flaschen, welche, traubenartig zusammengehäuft, an Meergewächse angeheftet werden und unter dem Namen Meertrauben bekannt sind. Andere Gattungen legen die Eier in langen Strängen, die dann in Haufen vereinigt werden. Die Papierboote spinnen an jedem Ei einen langen Faden aus und bilden traubenartige Haufen, welche sie an der Schale angeheftet mit sich herumtragen.

Die C. zerfallen in zwei Gruppen: Vierkiemer und Zweikiemer. Die Vierkiemer (Tetrabranchiata), von denen die Schalen sich sehr häufig in den ältesten Schichten finden, und zwar in den mannichfaltigsten Formen, haben alle Schalen mit vielen Kammern, von denen die letzte verhältnißmäßig weit größer ist, als die übrigen, und dem Thiere allein zur Wohnung dient. Bei zunehmendem Wachsthum des Thieres vergrößert dieses seine Schale nach vorn, während nach hinten zu eine Strecke, die dem Thiere zu eng geworden ist, leer bleibt. Eine Haupteigenthümlichkeit dieser gekammerten Schalen ist das Vorhandensein eines Sipho, d. i. einer mehr oder minder unterbrochenen Röhre, welche sich durch alle Kammern der Schale fortsetzt, oft aber auch nur aus einzelnen, die Scheidewände der Kammern an korrespondirenden Stellen durchsetzenden Löchern besteht und einen sehnigen Strang enthält, durch welchen das Thier an die Schale befestigt ist. Letzteres hat fast gestielte Augen, kurze, mit zahlreichen, zurückziehbaren Fühlfäden (Tentakeln) statt der Saugnäpfe ausgerüstete Arme, einen dünnen und häutigen, vorn mit zwei Oeffnungen versehenen Mantel, 4 Kiemen (2 auf jeder Seite) und keinen Sepienbeutel. Die hierher gehörigen Thiere sind nur noch in zwei lebenden Arten vorhanden. Sie bilden die Gattung Schiffsboot (Nautilus *L.*) und sind durch einfach ausgeschweifte, selten zickzackförmig gebogene Scheidewände, deren konvexe Wölbung nach hinten gerichtet ist, und durch den in der Mitte liegenden Sipho charakterisirt. Das Perlboot (N. pompilius *L.*, Schiffskuttel) hat ein ungenabeltes, milchweißes, rothbraun gestreiftes, innen perlmutterglänzendes, 6—8 Zoll im Durchmesser haltendes Gehäuse, welches zu Blumenampeln und Trinkbechern benutzt wird, und findet sich häufig im indischen Ocean. Das Thier ward erst neuerlich in einigen Exemplaren nach Europa gebracht u. näher untersucht. Das Nabelboot (N. umbilicatus *Lam.*), mit genabeltem Gehäuse, ist eine Seltenheit der Sammlungen. Außerdem kennt man 137 fossile, fast durch alle Formationen bis zu den jüngsten verbreitete Arten, darunter auch die bekannten Ammonshörner oder Ammoniten (s. d.). Die Zweikiemer (Dibranchiata), welche weit zahlreicher in unseren Meeren vertreten sind, als die Vierkiemer, in der Erdgeschichte aber erst mit den untersten Juraschichten auftreten, unterscheiden sich von jenen durch die sitzenden Augen, die 8—10 ziemlich gleichartigen, verlängerten, mit sehr zahlreichen (oft zu 120 Paaren an jedem Arme vorhandenen) Saugnäpfen oder hornigen Haken besetzten Arme, den dicken und fleischigen, nur mit einer Oeffnung versehenen Mantel und die 2 Kiemen. Die Schalen sind nie vielkammerig, wohl aber finden sich hier noch innere, dem Rückenblatte des Mantels eingesenkte, sehr eigenthümlich zusammengesetzte Schalen. Es gehören hierher folgende Familien: die Achtfüßer (Octopoda *Leach.*), mit 8 Armen um den Mund und mehr oder weniger kugeligem Körper ohne Seitenflossen und Rückenknochen, auch bis auf die merkwürdige Gattung Papier-

boot (Argonauta) ohne Schale. Die Zehnfüßer (Decapoda) haben außer den 8 der Länge nach mit Saugnäpfen oder Haken besetzten Armen noch 2 längere, nur am Ende so ausgerüstete, 2 seitliche Flossen am Mantel und stets ein inneres Schalenstück auf dem Rücken. Hierher gehören besonders die Gattungen Sepie oder Dintenfisch (s. d.) und Donnerkeil (Belemnites). Die Vertreter der letzteren sind nur im fossilen Zustande vorhanden; s. Belemniten.

Cephalus, attischer Heros, Sohn des Deïon von Phocis und der Diomede, Xutho's Tochter, war der Gemahl der Procris, des attischen Königs Erechtheus Tochter, ward von Aurora mit der Gabe, sich beliebig verwandeln zu können, beschenkt u. benutzte dieselbe, um die Treue seiner Gattin zu prüfen. Procris bestand die Probe nicht, floh, verstoßen, nach Kreta zu Diana u. erhielt von derselben den Hund Lälaps u. einen Jagdspeer, welchen Beiden kein Wild entging. Wieder mit ihrem Gemahl versöhnt, schenkte sie ihm jene Wundergaben. Später ein Liebesverhältniß desselben mit Aurora vermuthend, schlich sie ihm auf der Jagd nach und wurde, da C. aus dem Rauschen auf ein Wild schloß, von dem nie fehlenden Speere getödtet. Der unglückliche Gatte, durch den Areopag zu ewiger Verbannung verurtheilt, nahm an dem Zuge der Thebaner gegen die Teleboer Theil, stiftete am Vorgebirg Leucates dem Apollo ein Heiligthum und stürzte sich dann zur Sühnung jenes Mords vom Felsen. Ovid läßt Beide von Jupiter in Elstern verwandelt werden. Nach Andern ließ sich C. auf Cephallenia nieder u. wurde Stammherr des Hauses des Ulysses. Dieser Mythus wurde oft von dramatischen Dichtern behandelt.

Cepheus (auch Andromedae pater), Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen dem kleinen Bären, Drachen, Schwan, Pferde und der Cassiopeja. Er ist nach dem kleinen Bären dem Nordpol am nächsten, von 290°—60° gerader Aufsteigung und 55° bis 80° nördlicher Abweichung u. enthält 3 Sterne (worunter Alderamin) dritter Größe. Nach Eratosthenes war C. König der Aethiopier. Derselbe gibt ihm 15 Sterne, Hygin aber 19; nach Flamsteed zählt das Sternbild 34 Sterne.

Cephissus, Flußgott in Böotien, Sohn von Pontus und Thalassa, Vater der Diogenia, bei Ovid des Narcissus, hatte in Argolis einen Tempel und ein zugleich dem Pan und Achelous mit den Nymphen gemeinschaftliches Heiligthum im Tempel des Amphiaraus bei Oropus. Die Opfer, welche in seinen Strom geworfen wurden, sollen in der kastalischen Quelle wieder zum Vorschein gekommen sein.

Cer (Cerer, Cerium, Cererium, Ce), 1803 gleichzeitig von Klaproth in Berlin und Berzelius und Hisinger in Stockholm in einem Mineral von der Bastnäsgrube bei Riddarhyttan entdecktes braunrothes Oxyd, welches Klaproth Ochroiderde benannte, während Berzelius das daraus dargestellte Metall nach dem neuentdeckten Planeten Ceres Cerium nannte. Im Jahre 1839 fand Mosander im Ceroxyd ein zweites Metall, das er Lanthan benannte, und 1842 als Zwillingsbruder das Didym. Diese 3 Elemente bilden die kleine natürliche Gruppe der Cermetalle in der Klasse der wasserzersetzenden Metalle, deren vollständige Trennung von einander bis jetzt noch nicht gelungen ist; sie sind sämmtlich selten und finden sich wie im Cerit oder Cererit, aus dem man sie zuerst dargestellt, so auch in anderen Mineralien meist beisammen; eine praktische Verwendung haben bis jetzt weder die Metalle, welche man mittelst Natriums und Kaliums aus ihren Chlorverbindungen darstellt, noch ihre Verbindungen gefunden. Das C. ist ein graues, dem Platinschwamm ähnliches Pulver, das unter dem Polirstahl glänzend wird, an der Luft mit glänzendem Licht verbrennt, das Wasser bei gewöhnlicher Temperatur langsam zersetzt, sich aber rasch in den verdünntesten Säuren löst. Mit dem Sauerstoff liefert es das wenig bekannte Ceroxydul und das gelbe Ceroxyd, das sich nach dem Glühen selbst sehr schwierig in siedender, brennender Schwefelsäure löst, dessen Löslichkeit aber durch Alkohol und andere reducirende Substanzen gefördert wird. Mit Säuren liefert es gelbe und röthlichgelbe Salze. Beide verbunden liefern das Ceroxyduloxyd, ebenfalls einen hellgelben Körper. Das Lanthan ist ein bleigraues Metall, welches an der Luft zu hellachsfarbigem oder weißem Oxyd oder Oxydul verbrennt, das im Wasser zu voluminösem, reinweißem Hydrat wird, alkalisch reagirt. Oxyd und Hydrat lösen sich leicht in Säuren und liefern farblose Salze von süßem Geschmack. Das Didym ist ein graues, metallisches Pulver, welches in der Weingeistflamme lebhaft verbrennt und im pulverförmigen Zustand das Wasser in der Kälte zersetzt. Das Didymoxyd (Didymoxydul) ist weiß und liefert rosenrothe oder violette Salze (Phosphorsalzperle amethystroth). Durch gelindes Glühen des salpetersauren Didymoxyds und anderer Salze erhält man das rothbraune Didymsuperoxyd. Die Darstellung der 3 Metalle geschieht aus dem Cererit.

Ceracchi, Giuseppe, Bildhauer, um 1760 in Rom geboren, arbeitete um 1782 zu London, konnte aber hier nicht zu einem Namen gelangen, ging daher um 1790 nach Wien und von da aus demselben Grunde nach Amerika. Auf einer Geschäftsreise von da nach Italien begriffen, fertigte er in Mailand eine Büste Bonaparte's, wirkte dann thätig zur Aufrichtung der römischen Republik mit und begab sich 1799 mit den Franzosen nach Paris. Als C. Bonaparte immer unverhohlener nach der absoluten Gewalt streben sah, faßte er den Entschluß, ihn zu ermorden, und trug ihm zu diesem Behuf noch einmal die Bitte vor, seine Statue ausführen zu dürfen. Da ihm dieselbe versagt wurde, trat er mit Topine, Lebrun, Diana und Demerville in ein Komplot, welches aber entdeckt ward u. ihn am 18. Oktober 1801 ins Gefängniß und den 3. Jan. 1802 aufs Schaffot brachte. Napoleons I. Büste von C.'s Hand ist in der Glyptothek zu München; Richter stach sie zu London 1801.

Ceragium (lat.), im Mittelalter Abgabe an die Kirche, zur Anschaffung von Wachskerzen. Vergl. Cerarium.

Ceram, die größte, aber am wenigsten bekannte der Amboinainseln im indischen Archipel, bei den Eingeborenen Sirang genannt, enthält 279 (nach Andern 325) □Meilen und zerfällt in einen östlichen Hauptkörper, Großceram, und in eine gegen Süden gerichtete Halbinsel im Westen, Kleinceram oder Huwamohel genannt, die beide durch die Landenge Tanuno verbunden sind. Das

Innere durchzieht eine Bergkette, welche sich 6000 — 8000 Fuß und noch höher erhebt; die Nordküste ist bergiger als die Südküste, sehr wasserreich und mit üppigem Walde bedeckt. Die früher reichlich vorhandenen Gewürznelkenbäume sind fast ganz ausgerottet, beträchtlich ist dagegen noch der Reichthum an Sagopalmen, deren kostbares Mark die Hauptnahrung der Bewohner bildet. In der Thierwelt von C. fehlen die Affen gänzlich, ebenso die Katzenarten u. fleischfressenden Thiere. Von Nagethieren kennt man nur die Mus decumanus nebst einer dieser verwandten Art. Auch die Pachydermen, Schweine, Hirsche, das Pferd, die Cetaceen scheinen gänzlich zu fehlen. Von Geflügel gibt es blendend weiße Kakadus, verschiedene Papageien und großbeinige Hühnerarten, die ihre kleinen Eier nicht selbst ausbrüten, sondern dies der natürlichen Hitze des Bodens überlassen. Die Zahl der Bevölkerung wird nur auf 67,000 Seelen geschätzt; sie besteht aus Malayen an der Küste, die auf ihren kleinen Fahrzeugen die kühnsten Fahrten durch den ganzen indischen Archipel unternehmen und mit den Erzeugnissen ihrer Fischerei einen einträglichen Handel treiben, und aus Alfuren wildester Art, welche das hohe Gebirg im Innern der Insel bewohnen. Das Küstengebiet ist unter mehre Häuptlinge getheilt, unter denen die 3 Radscha's von Sahulau, Sise-ulu und Soomit an der Südküste als die obersten gelten und den Titel Kapala Saniri führen. Die Insel steht unter Oberhoheit der Niederlande und bildet, zur Residentie Amboina gehörig, einen Theil des Gouvernements der Molukken. Zu Kariu ist ein Befestigungswerk mit Besatzung; als bedeutender Platz erscheint sonst noch an der Südküste Elaputi. Wahaai, an der Nordküste im Osten, hat einen trefflichen Hafen mit starker Veste und wird zuweilen von Wallfischfahrern besucht.

Ceraphanien (v. Lat. u. Griech.), durchscheinende Bilder aus Wachs, auch wohl aus Seife, womit an einigen Orten Deutschlands ein eigenes Fabrikationsgeschäft betrieben wird. Bei ihrer Darstellung verfährt man folgendermaßen. Zunächst wird die Form gesetzt. Man schmelzt Wachs, färbt es unter Zusatz von etwas Terpentinöl und breitet dies Wachs auf einer viereckigen Glasscheibe ungefähr in der Dicke einer Linie aus, und zwar so, daß das Glas, gegen das Licht gehalten, ziemlich verdunkelt wird. Hierauf beginnt die Arbeit mit Griffeln von Elfenbein oder Knochen von verschiedener Form. Man begreift, daß, je dünner die Wachsschicht auf der Glastafel an gewissen Stellen gemacht wird, diese um so durchscheinender werden muß; man darf aber nicht zu weit gehen und das Glas bloß legen. Die dunkelsten Schatten erzielt man durch Auftragen von mehr Wachs auf die normale Dicke der ursprünglichen Schicht; nur muß man sich hüten, zu viel aufzutragen, damit nicht etwa die gedeckten Stellen dadurch ganz und gar undurchscheinend werden. So arbeitet man fort und beobachtet die Wirkung, indem man die Tafel ab und zu gegen das Licht hält. Die Retouchen sind leicht gemacht, indem man nur die etwas zu tief vousirten Stellen wieder mit Wachs zu belegen nöthig hat. Ist die Platte endlich nach Wunsch gerathen, so umgibt man dieselbe mit einem Rande und gießt vorsichtig Gypsbrei hinein, läßt diesen erstarren und trocknen und hebt die Tafel ab. Von der Gypsplatte kann man dann leicht wieder Wachsabgüsse erhalten, wenn man sie mit einem Rande umgibt, mit Wasser tränkt, ohne daß jedoch Wasser frei auf der Oberfläche stehen bleibt, und dann das Wachs mit etwas Terpentinöl versetzt aufgießt. Man kann natürlich das Wachs beliebig färben und erhält auf solche Weise leicht sehr befriedigende Resultate.

Cerarium (lat.), Wachsgeld, bei den Römern in den Provinzen Abgabe an den Statthalter, vielleicht für Ausfertigung von Diplomen.

Cerasin (v. Lat.), der in Wasser unlösliche Theil des Kirschgummi, welchen man rein erhält, wenn man letzteres so lange mit Wasser behandelt, als dies noch lösliche Theile aufnimmt. Das C. steht dem Bassorin des Traganths am nächsten u. gehört mit diesem zu den Pflanzenschleimen, welche im Pflanzenreich sehr verbreitet sind. Alle diese Stoffe scheinen gleiche empirische Zusammensetzung zu haben und geben, mit Salpetersäure gekocht, sämmtlich Schleimsäure. Vergl. Bassoragummi.

Cerastium *L.* (Hornkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen, charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch, die 5 mit spitzer Kerbe ausgerandeten Blumenblätter, 10 Staubgefäße, 5 Griffel und die an der Spitze 10klappige Kapsel, meist niedrige, liegende Kräuter, ausdauernd oder Sommergewächse, ohne besondere Eigenschaften, größtentheils in der nördlichen gemäßigten Erdhälfte. C. tomentosum *L.*, Schneekraut, Kräutlein Patientia, mit länglichen und filzigen Blättern und milchweißen Blüthen auf verzweigten Stielen, ausdauernd, am Mittelmeer, auf Feldern, wird bei uns häufig als Zierpflanze in Gärten gefunden, wo es Felsenpartien mit silberglänzendem Rasen überzieht. Von dem an Wegen und auf Feldern sehr gemeinen C. arvense waren sonst die Blüthen, Flores Auriculae muris albae s. Holostei caryophyllei officinell.

Cerasus, s. Kirschbaum.

Cerasus, Stadt des Alterthums auf einer Halbinsel am Pontus Euxinus, von wo Lucullus 680 d. St. wenn auch nicht die ersten Kirschbäume, doch eine edlere Sorte derselben nach Rom brachte.

Cerate (v. Lat., Wachssalbe), in der Heilkunde Salben von talgartiger Festigkeit, welche aus Wachs mit Oelen oder Fetten und andern Zusätzen bereitet und in Form von Täfelchen dispensirt werden. Das einfache weiße C. (Ceratum simplex, C. album), ein uraltes, mildes Verbandmittel, besteht gewöhnlich aus 5 Theilen Olivenöl und 2 Theilen weißem Wachs. Durch Zusatz von Wallrath macht man es fester, durch ätherische Oele oder Rosenwasser wohlriechend (Ceratum fragrans). Letzteres, mit Alcanna roth gefärbt, stellt das rothe C. (Ceratum rubrum), die sogenannte Lippenpomade, dar. Das gelbe C. enthält Terrentin und gelbes Wachs, das grüne (Ceratum Aeruginis), ein bekanntes Mittel gegen Hühneraugen, Grünspan. Das burgundische Harzcerat oder gelbe Zugpflaster (Ceratum resinae burgundicae) wird aus gelbem Wachs, burgundischem Harz, Hammeltalg und Terpentin gebildet.

Ceratonia *L.* (Johannisbrodbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch die polygamischen oder diöcischen Blüthen mit 5spaltiger Blüthenhülle, fädlichen Staubfäden, sehr großen, 2knöpfigen Antheren,

länglichem, sichelförmigem Fruchtknoten und sitzender, kreisrunder Narbe und die lederartige, nicht aufspringende, vielfächerige, vielsamige Hülse mit dicken Schalen, zwischen deren innerer und äußerer Haut ein fleischig-markiger Brei befindlich ist. Die einzig sichere Art: C. siliqua *L.* (Karobenbaum, Bockshornbaum), ist ein 20—30 Fuß hoher, dem Apfelbaum ähnlicher, immergrüner Baum mit geradem Stamm, brauner und unebener Rinde und krummen Aesten, abgebrochen 2-—3paarig-gefiederten Blättern mit eirunden, schwach ausgeschweiften, lederartigen, glänzenden Blättchen, rothen Blüthen in aufrechten, 2—3 Zoll langen Aehren und hängenden, zusammengedrückten Hülsen, in Südeuropa, Nordafrika und im Orient, bei uns in Gewächshäusern. Das Holz ist hart, schön geadert und zu Schreinerarbeiten brauchbar. Rinde und Blätter dienen zum Gerben. Die fleischigen Hülsen sind das bekannte Johannisbrod (so genannt, weil sich der heilige Johannes in der Wüste davon ernährt haben soll), Soodbrod, Kandiol, Karob, Karoben, Karuben (Siliqua dulcis s. edulis, Panis siliqua). Das Fruchtfleisch riecht eigenthümlich, unangenehm süßlich, schmeckt schleimig-süßlich und enthält als vorwaltende Bestandtheile Zucker und Schleim. Es wirkt demulcirend und ist daher in den Officinen als Brustmittel gebräuchlich, weshalb es unter die Species pectorales gemischt wird. In Griechenland dient eine Abkochung der Hülsen gegen Diarrhöen. Wo es häufig gebaut wird, ist es, besonders für Arme und Kinder, ein gewöhnliches Nahrungsmittel und dient auch zur Bereitung eines starken Branntweins. Häufig wird es als gutes Vieh-, namentlich Pferdefutter benutzt; in Aegypten und Sicilien zieht man aus den Hülsen eine Art Honig zum Einmachen der Tamarinden und Myrobalanen. Ein einziger Baum bringt oft gegen 80 Pfd. Früchte. Stamm und Aeste schwitzen einen mannaartigen, auch Säure und etwas Tannin enthaltenden Stoff aus, der zu kleinen, weißlichgrünen Körnern erhärtet. Der feiner Schale beraubte und feingepulverte Same enthält eben so viel Schleim wie Gummi Traganth. Das sicilianische Johannisbrod, von dem man in Sicilien selbst zwei Sorten unterscheidet, eine Carruba cypria oder masculina (lang und fleischig) und eine Carruba latina oder feminella (kurz, dünn, säuerlich), und von welchem die beste Art in der Gegend von Arola wächst, wird aus den Häfen Siragossa, Agosta und Noto über Genua, Livorno und Triest versendet; neapolitanisches kommt von Nola, das spanische und portugiesische geht über England und Holland. Odessa verkauft cyprische Karoben; Kandia, wo es wild wächst, könnte jährlich an 10—15 Schiffsladungen versenden. Der Karobenhonig, in Sicilien Caruba-Julep genannt, wurde auch von Modica auf Sicilien ausgeführt. Verwerflich sind im Handel die ohne Samen sehr unreif abgepflückten, klappernden, schimmeligen, wurmfräßigen und milbigen Hülsen. Das Johannisbrod war schon den Alten sehr bekannt. Im Griechischen führt es den Namen Keration, unter welchem es auch im Neuen Testament (Luc. 15, 16) vorkommt, was von Luther durch „Träbern" übersetzt worden ist.

Ceraunion (griech., Blitz), kritisches Zeichen (L), womit man in Handschriften und alten Ausgaben entweder seine Mißbilligung über einzelne Stellen, oder, wie im Neuen Testament, eine aus einem Propheten entnommene Stelle bezeichnete. Bei Schriften griechischer Philosophen deutete man damit an, daß sich eine Stelle zum Unterricht in der Philosophie empfehle.

Cerbera *L.* (Schellenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die trichterförmige, am Schlunde 5zähnige Blumenkrone mit 5spaltigem Saum und der schildförmigen Narbe anhängenden Antheren und die 1-—2samige Steinfrucht mit holzig-faseriger, halb 2klappiger Kernschale, tropische, milchende Bäume und Sträucher mit großen Blüthen in Afterdolden. Mehre derselben sind ganz oder zum Theil giftig, bei andern ist jedoch auch der Milchsaft, der oft scharf ist, milder und sogar genießbar. C. Ahovai *L.*, Ahovaibaum, ist ein schöner, immergrüner Baum Brasiliens mit eirund-elliptischen, spitzigen, fast lederartigen Blättern und großen, gelben Blüthen in endständigen Afterdolden, der in allen seinen Theilen narkotisch-scharfgiftig ist. Das Holz riecht sehr unangenehm u. betäubt, wenn es ins Wasser geworfen wird, die Fische so, daß sie sich mit den Händen fangen lassen. Die länglich-walzigen, in harter Schale eingeschlossenen Kerne gehören zu den am schnellsten wirkenden Giften. Da sie so hart sind, daß sie in den Schalen klappern, so gebrauchen die Indianer die ganzen Früchte als Schellen, reihen sie an Schnüre und verzieren Arme und Beine beim Tanz damit. Von C. lactaria *Hamilt.*, C. Manghas *Gaertn.*, Milchholz, einem auf den Molukken an Fluß- und Meeresufern wachsenden, oft mannsdicken Baum mit hängenden Aesten, dienen Rinde und Blätter als Purgirmittel, und aus den Samen preßt man Brennöl. Das Holz ist sehr weich, die Kohle gibt gutes Schießpulver. Von C. Odallam *Hamilt.*, C. Manghas *Ait.*, Manghasbaum, Herzbaum, einem Baum von 15 bis 25 Fuß Höhe in Ostindien, in Sümpfen und an Flußufern, dient die Rinde in Java als Purgirmittel und die Früchte zu Umschlägen bei Hautkrankheiten; die Samen sind sehr bitter und betäubend giftig. C. Tanghin *Sims.*, C. venenifera *Steud.*, Giftbaum, Tanghin-Schellenbaum, ein mäßiger Baum auf Madagaskar, trägt Früchte von der Größe einer Pfirsiche, deren mandelartige Kerne sehr giftig sind und daher in Madagaskar bei Verbrechern zu einer Art Gottesurtheil benutzt werden. C. Thevetia *L.*, Thevetia nereifolia *Juss.*, ist ein schöner Baum von 20 Fuß Höhe in Westindien und Südamerika, dessen Milchsaft ätzend und höchst giftig ist. Die Samen sind eins der vorzüglichsten Mittel gegen die schädlichen Folgen des Bisses giftiger Schlangen und werden äußerlich angewendet. Die harten Steinfrüchte dienen, wie die des Ahovaibaums, den Indianern zu Schellen und Klappern. C. fruticosa *Roxb.*, Calicarpum Roxburghii *Don*, ist ein prächtiger Zierstrauch, mit glatten Zweigen, entgegengesetzten, länglichen, an beiden Enden verschmälerten, glatten, ganzrandigen, langgespitzten Blättern und schönen, großen, rosenrothen, fast doldentraubigen Blüthen mit karminrothem Schlund. C. laurifolia *Bot. Cab.* ist ein niedriger Strauch in Ostindien, mit länglichen, glatten, lorbeerartigen Blättern und weißen, sehr wohlriechenden Blüthen. Die Schellenbäume sind eine vorzügliche Zierde

größerer Gewächshäuser. Sie verlangen 12—17° Wärme und in der Jugend einen Stand im warmen Lohbeete. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Stecklinge, auch durch den Samen, welcher nach künstlicher Befruchtung bisweilen reift. Eine Mischung von gleichen Theilen Laub- und Torferde, mit etwas Lehm- und Rasenerde und $^1/_4$ Sand, mit einer Unterlage zerstoßener Scherben, ist ihnen am zuträglichsten. Im Sommer verlangen sie reichlich Wasser und bei heißem Wetter Schatten und Luft, im Winter dürfen sie nur sehr sparsam begossen werden.

Cerberus, der vielköpfige Hund der Unterwelt, nach Hesiod eine Frucht der Liebe des Typhaon zu Echidna, wurde mit 50 Köpfen, einem Drachenschweif, einer Mähne von 100 Schlangen und giftigem Athem und Geifer gedacht. Vor seinem Bellen zittert die Hölle, und wenn er sich einmal von seinen 100 Ketten losreißt, können ihn selbst die Furien nicht bändigen. Er bewacht als Thürhüter des Orcus (janitor orci) die Schatten der Unterwelt u. sperrt nicht den Zugang zu derselben, wohl aber die Rückkehr. Seine Höhle befindet sich jenseits des Styx (nach Apollodor an der Mündung des Acheron). Wagen Lebende den Gang in den Hades, so müssen sie den C. entweder durch die Macht der Leier (wie Orpheus), oder durch eine Masse aus Mohn, Honig 2c., oder durch den Merkurstab besänftigen. Hercules schleppte ihn gebunden bei der pontischen Stadt Heraclea im Lande der Maryandyner auf die Oberwelt. Aus dem seinem Rachen entströmenden Giftschaum erwuchs das Aconitum, und Hercules wurde durch den beim Kampfe erhaltenen Biß eine Zeitlang rasend. Hevelius nannte C. ein nördliches Sternbild mit einigen kleinen Sternen.

Cercis *L.* (Judasbaum, Judaslinde), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den krugförmigen, 5zähnigen, höckerigen Kelch, die 5 genagelten Blumenblätter, die 10 freien, ungleichen Staubfäden u. die dünne, vielsamige, unten klaffende Hülse, Bäume mit einfachen, herzförmigen, vielrippigen Blättern, welche erst nach den büschelförmigen Blüthen hervorbrechen. C. Siliquastrum *L.* ist ein mäßiger, bis 20 Fuß (bei uns nur 10—12 Fuß) hoher Baum mit herzförmigen, langgespitzten, glatten Blättern, schönrothen oder weißen, zahlreichen Blüthen und fingerlangen, breiten, röthlichen, fast durchsichtigen Hülsen mit linsenförmigen Samen, wächst in Südeuropa an sonnigen Stellen, an den Ufern der Bäche. Die scharfschmeckenden Blüthenknospen werden in Essig eingelegt und wie Kapern genossen, die Blätter gegen Durchfall gebraucht. Das grün- und schwarzgeaderte Holz (Cercisholz) nimmt eine gute Politur an und wird von den Tischlern gesucht. Die Türken pflanzen den Baum auf ihre Todtenäcker. Diese Art, sowie C. canadensis *L.*, ein 6 bis 10 Fuß hoher Baum mit großen, herzförmigen, langgespitzten Blättern und purpurrothen Blüthen, in Virginien und Canada, dessen festes, grüngeadertes Holz sich vortrefflich zu Tischlerarbeiten eignet, sind eine Zierde größerer Gartenanlagen, auch deswegen zu empfehlen, weil ihre schönen Blätter und Blüthen von Insekten verschont bleiben. In der Jugend gehörig abgehärtet, ertragen sie an schutzreichen Orten, in lockerem, nicht zu nassem Sandboden unsere Winter gut. Man kann sie auch zum Dekoriren der Wände benutzen. In rauheren Gegenden pflanzt man sie in Kübel und durchwintert sie an frostfreien Orten. Die Vermehrung geschieht durch Sprößlinge, Ableger und Samen.

Cercopes, zwei Brüder, Acmon u. Passalus oder Candulus und Atlas genannt, Söhne der Mennonis, Räuber bei Ephesus, verachteten die Warnung ihrer Mutter, sich vor dem Manne mit dem schwarzen Hintern zu hüten, und wurden daher von Hercules, der als solcher kam, überwältigt. Bei Ovid sind die C. ein mythisches Völkchen auf den vulkanischen Inseln Inarime und Prochyte (Pithecusä), Kampanien gegenüber, das Schelmereien gegen Ankömmlinge trieb. Von Jupiter zum Kampf gegen die Titanen gedungen, nahmen sie wohl den Sold, spotteten aber dann seiner und wurden zur Strafe in Affen verwandelt. In der Herculessage kommen sie als possierliche, koboldartige Wesen, bald neckend, bald belustigend vor, und zwar an den Thermopylen. Ein homerisches Scherzgedicht verlegte die Sage nach Oechalia auf Euböa.

Cerda, de la, angesehene spanische Adelsfamilie, gegründet von Fernando de la C., ältestem Sohne Alfons' X., Königs von Kastilien und Leon. Den Namen erhielt dieser von einem Haarbüschel (cerda, spanisch, s. v. a. Pferdehaar, Schweinsborste), den er auf der Schulter hatte. Er vermählte sich 1269 mit einer Tochter Ludwigs IX. und † als Statthalter von Kastilien 1275. Seinem Sohne, Alfonso de la C., entriß 1284 der jüngere Bruder, Sancho IV., die königliche Gewalt und wurde von den Cortes darin bestätigt. Umsonst wandte sich ersterer an Peter von Aragonien um Hülfe, entsagte daher endlich gegen Entschädigung an Ländereien dem Throne zu Gunsten von Sancho's Sohne, ging nach Frankreich zu Philipp dem Schönen und ward von demselben mit der Baronie Lunel beliehen und zum Statthalter von Languedoc ernannt. Er und seine Gemahlin, Gräfin Mahaut von Clermont, sind Gründer des Hauses Medina-Celi. Sein ältester Sohn, Louis de la C., berühmter französischer Seeheld, zeichnete sich zuerst in den Kriegen Philipps des Schönen gegen England aus, ward dann Admiral, kämpfte als solcher siegreich gegen England, z. B. bei Guernsey und Morbihan, und ward später vom Papst zum Fürsten der kanarischen Inseln ernannt.

Cerdagne (spanisch Cerdaña), Landschaft in den östlichen Pyrenäen, spanischerseits zu den Provinzen Barcelona, Gerona und Lerida (mit der Hauptstadt Puycerda), französischerseits zum Departement Ostpyrenäen (mit dem Hauptort Mont-Louis) gehörend. C. war in alten Zeiten Wohnsitz der Ceretani, die sich schon früh durch ihre bedeutende Vieh-, namentlich Schweinezucht, auszeichneten und mit Schinken u. geräuchertem Fleisch ausgebreiteten Handel trieben. Cäsar ertheilte ihnen das römische Bürgerrecht, und Augustus erweiterte ihr Gebiet bis zum Lande der Vasconen. Später theilt C. die Schicksale Kataloniens.

Cerdon, s. Marcion.

Cerealia (lat.), bei den Römern Name der Ceresfeste, s. Ceres.

Cerealien (v. Lat.), alle den Gramineen angehörigen Nutzpflanzen, welche ihres Samens wegen zur Nahrung der Menschen und Hausthiere angebaut

werden. Vorzugsweise rechnet man Weizen, Roggen, Gerste, Kolbenhirse, Kanariensamen, Hirse, Hafer, Mais, Reis zu denselben. Auch den Buchweizen und den Spargel zählen Einige dazu, wiewohl diese zu ganz andern Pflanzenfamilien gehören und man mit eben dem Rechte auch die Kartoffeln, Bataten, Maniok, Yams, Brodfrucht, Sago u. a. dahin rechnen könnte. Schon Theophrast schränkt den Begriff der C. bloß auf die Gramineen ein. Vergl. Getreide.

Cerealis, Sextus, tapferer Kriegstribun in dem Kriege Vespasians und Titus' gegen die rebellischen Juden, ließ deren 11,600 auf dem Berge Garizim niederhauen, hielt mit der Schärfe des Schwertes die Landschaft Idumäa darnieder und eroberte das feste Hebron. Während der Belagerung von Jerusalem erklärte er sich in einem Kriegsrathe für die Erhaltung des Tempels.

Cerebralsystem (v. Lat.), derjenige Theil des gesammten Nervensystems im thierischen Körper, welcher das Gehirn (cerebrum) und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe mündenden Nerven begreift. Das C. und das Spinalsystem (s. d.) zusammen nennt man Cerebrospinalsystem. S. Nerven.

Cerebrin und **Cerebrinsäure.** Nach Fremy enthält die Gehirnsubstanz zweierlei Säuren, die darin an Natron gebunden, also als Seifen, vorkommen; er hat sie Oleophosphorsäure u. Cerebrinsäure genannt. Letztere findet sich auch im Rückenmark, in den Nerven und in geringer Menge im Eigelb, im Rogen u. in der Milch der Karpfen; auch im Venenblut ist sie gefunden worden. Sie bildet kleine weiße Krystallkörner, die in Alkohol und Aether löslich sind und mit Wasser sich beim Erhitzen wie Stärke aufblähen. In ihrer Zusammensetzung gleicht sie am meisten der schwefelfreien, stickstoffhaltigen Gallensäure. Gabley hat im Eidotter zwei Fette gefunden, deren eines eine Verbindung der Oleophosphorsäure, das andere, Cerebrin, eine Verbindung der Cerebrinsäure ist.

Ceremoniale Romanorum (lat.), bekanntes Werk des päpstlichen Ceremonienmeisters August Patricius Piccolan, auf Befehl des Papstes Innocenz VIII. verfaßt, herausgegeben von Chr. Marcellus, Erzbischof von Korfu (Venedig 1516), enthält eine Beschreibung des am päpstlichen Hofe üblichen Ceremoniels.

Ceremonialgesetz, der Theil des mosaischen Gesetzes, welcher das Gottesdienstliche, besonders das Opferwesen regelte und daher im Unterschied vom Sittengesetz nur für gewisse Zeiten und Umstände Gültigkeit haben konnte. Die Bibel selbst legt dem C. eine dreifache Bedeutung bei: die eines religiösen Zuchtmittels, in sofern es in der Menge und Last seiner Vorschriften dem noch rohen Volke seine Abhängigkeit von einem höheren Wesen jeden Augenblick fühlbar machen und es so in einer heilsamen Furcht erhalten sollte; sodann eine symbolische Bedeutung, in sofern es, dem Kindheitszustand des damaligen Israels angemessen, eine neben den Offenbarungen Gottes im Worte herlaufende Bilderschrift war, z. B. in der Forderung äußerlicher, fehlerfreier Opfergaben die Nothwendigkeit der Hingabe reinen Sinnes und Wandels symbolisirte; endlich eine vorbildliche Bedeutung, sofern es eine anschauliche Erklärung der nach dem Alten Testamente Israel gegebenen Verheißungen, eine Weissagung in Thatsachen war, so z. B. in seiner ganzen Eintheilung der Stiftshütte und dem stufenweisen Nahen der Volksglieder zu ihr hinwies auf den göttlichen Rathschluß, die ganze Menschheit durch stufenweise Entwickelungen hindurch zu einer vollkommeneren Gottesgemeinschaft zu führen. Bedeutend erweitert wurde das C. im Talmud (s. d.).

Ceremonie (v. Lat.), ein Gebrauch, der durch sinnliche Mittel, denen meist eine symbolische Bedeutung beigelegt wird, eine beabsichtigte Richtung des Gemüths hervorbringen soll. Im kirchlichen wie im Staats- u. Privatleben kommen dergleichen Gebräuche sehr häufig in Anwendung: fast jedes Handwerk, das noch die alten Zunftgesetze befolgt, ist an gewisse Aeußerlichkeiten beim Meisterwerden 2c. gebunden, Akademien und Universitäten folgen bei ihren Festen einem vorgeschriebenen Gebrauch; zur Wiege, zum Altar und Sarg geleitet den Menschen die C., und selbst im heiligsten Verhältniß, in dem des betenden Menschen zu Gott, sind bei den meisten Religionen C.n vorgeschrieben, die nicht selten bis zu andachtstörender Spielerei ausarten. Beim Kultus soll die C. der äußeren Erscheinung der Religion wie der Geistlichkeit die gebührende Würde wahren; sie wird aber auch benutzt, um übersinnliche Gegenstände dem leiblichen Auge der Gemeinden entgegenzubringen. Letzteres ist unter allen christlichen Konfessionen am meisten bei den Griechen vorherrschend geworden; ihr zunächst steht an Reichthum der C.n die römisch-katholische Kirche, die jedoch wesentliche, d. h. zu seinem Sakrament gehörige, von bloß zufälligen C.n unterscheidet. Dem katholischen Kirchengebrauche zunächst steht hinsichtlich der C.n der der anglikanischen Kirche. Die Puritaner sagten sich, des unprotestantischen Gepränges wegen, von der bischöflichen Kirche los und blieben der durch die Reformation eingeführten Einfachheit der C.n getreu.

Ceremoniel (v. Lat.), der Inbegriff der bei gewissen feierlichen Gelegenheiten (Handlungen oder Verhandlungen) in der Regel beobachteten oder zu beobachtenden, entweder durch bloßes Herkommen oder Sitte, oder durch Gesetz, Verordnung oder Vertrag bestimmten Förmlichkeiten und Gebräuche. Zu Grunde liegt dem C. die Theorie des Ehrenplatzes im Gehen, Stehen und Sitzen, wie sie sich an den Höfen europäischer Großen nach und nach ausgebildet hat. Nach dieser Theorie gebührt den Vornehmeren stets die größere Nähe am Mittel- u. Hauptpunkt der Feierlichkeit, wobei die rechte Seite vom Mittelpunkt als die höhere angesehen wird. Bei kirchlichen Feierlichkeiten gilt als Mittelpunkt der Altar, und hier hat, vom Altar aus betrachtet, die linke Seite den Vorzug; ebenso in der Heraldik. Im Thronsaale bildet der Thron, an der Tafel der Sitz des Regierenden oder vornehmsten Gastes den Mittelpunkt, von dem aus sich zu beiden Seiten abwechselnd der Rang bis zu beiden Enden abordnet; dem Hauptsitz gegenüber beginnt ebenfalls vom Mittelpunkt aus eine zweite Ordnung. Bei Zweien ist stets zur rechten Hand, bei Mehren die Mitte im Gehen, Stehen und Sitzen der Ehrenplatz. Bei Prozessionen ist der Mittelpunkt da, wo sich die Hauptperson od. der Hauptgegenstand befindet, z. B. der Monarch, der Geistliche mit der Monstranz, der Gast, der Sarg 2c. Auch hier sind nach beiden

Seiten hin, vor und hinter dem Zug, die Personen nach dem Rang abwärts geordnet. Das C. zerfällt seiner allgemeinen politischen Natur nach in das Staats- und das Hofceremoniel. Ersteres theilt sich wieder in ein staatsrechtliches und ein völkerrechtliches. Letzteres, welches nur auf auswärtige Verhältnisse, Verhandlungen und Geschäfte Anwendung findet und nur durch theils ausdrückliche, theils stillschweigende Konvention regulirt wird, trifft mit dem, was die gewöhnliche Eintheilung Staatsceremoniel nennt, vollkommen zusammen, während das sogenannte staatsrechtliche C., welches sich auf einheimische Verhältnisse 2c. bezieht, durch Gesetz oder Verordnung des Regenten regulirt wird und bestimmt ist, gewissen Staats- oder Regierungshandlungen Eindruck beim Volk zu verschaffen, oder die Würde und Erhabenheit der Regierung oder der Person und Familie des Regierenden dem Volke gegenüber in ein ehrfurchtgebietendes Licht zu stellen. Das auf völkerrechtlicher Basis errichtete Staatsceremoniel beruht auf wechselseitigen Verbindlichkeiten und Ansprüchen, bestimmt den gegenseitigen Rang und Titel der Fürsten u. die gegenseitige Anerkennung derselben, die Ehrenbezeigungen, die Rang und Titel bei Zusammenkünften der Fürsten, bei feierlichen Audienzen der Gesandten, bei der Kommunikation zwischen verschiedenen Souveränen, beim Begegnen ihrer Schiffe, Heere 2c. in Anspruch nehmen, und zerfällt daher in ein persönliches und, von diesem auf das Staatswesen übertragen, in ein Kanzlei-, See-, Gesandtschafts- und Kriegsceremoniel. Die vielen Lächerlichkeiten, welche uns die Geschichte von den Uebertreibungen des C.s berichtet, dürfen auf das Staatsceremoniel selbst nicht ihren ganzen Schatten werfen: die Zeit der Entstehung desselben in Europa, der Beginn des 16. Jahrhunderts, wo in den Köpfen der Staatshäupter immer mehr der Gedanke der Unabhängigkeit von mächtigeren Nachbarn Platz griff, erhob das C. zum äußeren und öffentlichen Zeichen und Zeugniß der wirklichen Selbstständigkeit und Ebenbürtigkeit der mit einander verkehrenden Staaten; mit der Selbstständigkeit auch seine äußeren Ansprüche zu wahren, ist aber Pflicht jedes Staates zu jeder Zeit. Von einem solchen Gesichtspunkte mochten die europäischen Souveräne geleitet werden, als sie, besonders seit dem westphälischen Frieden, in Folge diplomatischer Verhandlungen nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen bis ins Einzelne genau festzustellen strebten und auf der Beobachtung dieser Satzungen fester beharrten, als auf Dingen, von welchen Wohl und Wehe der Völker abhing. Die 1504 vom Ceremonienmeister des Papstes Julius II., Paris de Crassis, entworfene Rangordnung der damaligen europäischen Mächte ordnete dieselben in folgender Weise: römischer Kaiser, römischer (deutscher) König, König von Frankreich, von Spanien, von Aragonien, von Portugal, von England, von Sicilien, von Schottland, von Ungarn, von Navarra, von Cypern, von Böhmen, von Polen, von Dänemark, Republik Venedig, Herzog von Bretagne, von Burgund, Kurfürst von der Pfalz, von Sachsen, von Brandenburg, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Savoyen, Großherzog von Florenz, Herzog von Mailand, Herzog in Bayern, von Lothringen. Doch wurde auch diese Rangordnung nie allgemein anerkannt, da sich viele Fürsten zu tief herabgesetzt sahen, als daß sie dieselbe als Grundlage für künftige Rangbestimmungen hätten anerkennen mögen. Beim westphälischen Friedensschluß erforderte die Beseitigung der Rangstreitigkeiten eine Zeit von mehren Jahren, und der utrechter Friedensschluß würde schwerlich zu Stande gekommen sein, wenn man nicht endlich den Ausweg ergriffen hätte, die Gesandten des Kaisers, Frankreichs, der Niederlande, Spaniens und Englands in einem runden Zelte, das für jeden eine besondere Thür hatte, und an einem runden Tische berathen zu lassen. Aber nicht bloß bei Zusammenkünften der Gesandten, auch bei dem persönlichen Empfang eines andern Monarchen ward das C. oft Gegenstand weitläufiger Verhandlung; ja, Kaiser Leopold I. fragte sogar, als nach der Befreiung Wiens durch Johann Sobieski dieser königliche Held der Hofburg nahete, wie er, der Kaiser und Erbmonarch, unbeschadet seiner Würde, den polnischen Wahlkönig empfangen könne. Auf dem wiener Kongreß kam abermals die Nothwendigkeit einer Bestimmung des Rangs der europäischen Mächte zur Sprache. Die zu diesem Behuf ernannte Kommission schlug eine Eintheilung der acht Mächte, welche den pariser Frieden unterzeichnet hatten, in drei Klassen vor, aus welcher jedoch, auf Veranlassung des Lord Castlereagh, weiter nichts, als eine Eintheilung der Gesandten gekrönter Häupter in drei Rangklassen resultirte. Gegenwärtig vermeidet man so anstößige Auftritte, wie sie ehedem nicht selten vorkamen, dadurch, daß entweder der Souverän inkognito reist, oder zu Verhandlungen 2c. einen Gesandten andern Ranges sendet, als derjenige, mit welchem er um den Vorrang streitet, oder daß weder Regent, noch Gesandter bei der Feierlichkeit erscheinen, oder daß man, wenn man erscheint, sich verwahrt, oder einen Revers ausstellen läßt. Usuell ist neuerdings geworden, das sich die Großmächte für gleichen Rangs halten und sich nach den Anfangsbuchstaben des französischen Namens ihres Staats, also: Autriche, France, Grande Bretagne, Prusse, Russie, unterzeichnen. In jedem Exemplar, welches ein Staat für sich behält, stellt er seinen Namen an die Spitze. Dies geschieht auch bei Verträgen zwischen zwei Mächten. Manche Mächte lassen über den Ehrenplatz durch das Loos entscheiden. Wie der Rang, so führte auch der Titel nicht selten zu Streitigkeiten. „Majestät" war im Verlaufe der Zeit der gemeinsame Titel der Kaiser und Könige geworden; Monarchen von geringerem Rang und Republiken (Venedig, Polen, die Niederlande) übten zwar die Majestät, führten aber nicht den Titel, sondern waren, wie jetzt der deutsche Bund, durchlauchtigst; auch der Malteserorden war durchlauchtigst. So lange das deutsche Reich noch nicht förmlich aufgelöst war, bis 1806, gestand die wiener Staatskanzlei selbst den ältesten deutschen Fürstenhäusern nur das Prädikat „Durchlauchtig-Hochgeboren" zu. Napoleon I. nannte jeden Rheinbundsfürsten „Très-excellent prince". Gegenwärtig sind die Mitglieder des deutschen Bundes dahin übereingekommen, daß der Kaiser von Oesterreich und die deutschen Könige den Majestätstitel führen; das Prädikat „Königliche Hoheit" (Altesse royale) bestimmte man, außer für die königlichen Kronprinzen und die Nachkommen in kö-

niglichen Häusern, auch für die deutschen Großherzöge und den Kurfürsten von Hessen; das Prädikat „Hoheit" für die Erbgroßherzöge u. den Kurprinzen von Hessen, sowie für die nachgeborenen Prinzen und Prinzessinnen der großherzoglichen Häuser; das Prädikat „Durchlaucht" für die regierenden Herzöge und den Landgrafen von Hessen-Homburg, für die regierenden Fürsten und die Prinzen und Prinzessinnen fürstlicher Häuser, sowie für die ehemals reichsständischen Fürsten; das Prädikat „Erlaucht" für die ehemals reichsständischen Grafen. Der Umstand, daß das Prädikat „Durchlaucht", welches ehedem nur den wirklich souveränen Fürsten zukam, von kaiserlichen und königlichen Kanzleien auch nicht nur an landsässige Fürsten verliehen ward, sondern daß die Könige und Kaiser auch Herzöge, Fürsten u. Durchlauchten aus hochadeligen Staatsdienern oder Landbesitzern kreirten, mag in neuester Zeit die regierenden Herzöge von Sachsen bewogen haben, den Unterschied ihrer Würde als Regenten, als Landesherren, von der der Vasallenherzöge, als der Standesherren, dadurch hervorzuheben, daß sie sich, ihren Thronfolgern und theilweise auch den nachgeborenen Prinzen u. Prinzessinnen ihrer Häuser das Prädikat „Hoheit" beilegten. Ihrem Beispiel folgten die Herzöge von Anhalt und Nassau.

Das Kanzleiceremoniel oder der Inbegriff der Regeln, welche, durch Herkommen oder Vertrag bestimmt, bei allen schriftlichen Verhandlungen und Erlassen sowohl im Lande zwischen den Behörden und gegen die Unterthanen, als auch zwischen den verschiedenen Staaten und Fürsten beobachtet werden, bezieht sich sowohl auf die äußere Form, als auf das Material, das Siegel, den Titel der Aufschrift und auf den Titel des Schreibenden, seine Anrede-, Gruß- und Schlußformel. Man hat offene und versiegelte Briefe (lettres patentes und lettres closes), schreibt auf Papier und Pergament (Letzteres ist z. B. in England bei allen inländischen Staatsurkunden und in der apostolischen Kanzlei zu Rom der Fall), führt große, mittlere und kleine Staatssiegel &c. Kaiser, Könige und sonstige souveräne Häupter geben sich gewöhnlich den Brudertitel; Fürsten von geringerem Rang nennen sich Vettern, und ebenso nennen sich die deutschen Fürsten unter einander, wobei die wirklichen Verwandtschaftsverhältnisse nicht in Betracht kommen. Zwischen verschiedenen Regenten geschieht die Kommunikation entweder durch Staats- und Kanzleischreiben (lettres de chancellerie), oder durch Kabinetsschreiben, oder durch Handschreiben. Die Minister sind gegenwärtig in ihren Korrespondenzen noch mehr von der alten Umständlichkeit abgewichen und bedienen sich des gewöhnlichen Briefstyls, den sie noch mehr dadurch vereinfachen, daß sie durch bloße Noten, in der Form des Pro memoria oder der Note verbale, von sich in der dritten Person sprechend, ohne Anrede &c., mit einander kommuniciren. Genaue Beobachtung nimmt auch die Form der Sprache in Anspruch. Gewöhnlich wird die Sprache des schreibenden Hofs gewählt und dieser eine lateinische, französische und deutsche Uebersetzung beigefügt. Die petersburger Kanzlei gibt den russischen Originalschreiben eine deutsche und französische Uebersetzung bei. Eingaben bei der deutschen Bundesversammlung werden nur in deutscher Sprache angenommen, und den in einer anderen Sprache abgefaßten Beilagen derselben müssen deutsche Uebersetzungen beigelegt werden. Auch in ihrem schriftlichen Verkehr mit auswärtigen Regierungen bedient sich die Bundesversammlung der deutschen Sprache, jedoch dahin, woher es erwiedert wird, mit Beifügung einer lateinischen oder französischen Uebersetzung. Dasselbe beobachtet man bei den Beglaubigungsschreiben und Rekreditiven der fremden Gesandten am Bundestage.

Zum Hofceremoniel gehört die Anordnung von Hoffeierlichkeiten an Gallatagen, bei Vermählungen, Taufen, Begräbnissen, Trauerfällen, Festen aller Art, die Bestimmung des Rangs der Hofleute, Anordnung der Hoftrachten, der Audienzen, Einführung der Fremden, Beleihungen, Ordensvertheilungen &c. u., da in monarchischen Staaten der Hof der Mittelpunkt ist, um welchen sich das öffentliche Leben bewegt, auch die Anordnung der Staatsfeierlichkeiten bei Krönungen, Huldigungen &c. Hofmeister, Oberceremonienmeister, Obersthofmeister &c. haben nicht selten mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und einen großen Aufwand von Studien über ältere Fälle u. Gebräuche anderer Höfe nöthig, um eine Feierlichkeit so zu ordnen, daß sie sich von Anfang bis zu Ende ohne Stockung und Störung fortentwickelt und alle Ansprüche der kleinlichsten Eitelkeit befriedigt oder beseitigt werden. Das Hofceremoniel hat seinen Ursprung u. seine raffinirteste Ausbildung im Orient, besonders in China u. von da aus immer weitere Verbreitung nach dem Abendlande gefunden. Zunächst faßte es im römischen Reiche festen Fuß u. bezweckte die übertriebenste Vergötterung der Person des Monarchen am byzantinischen Hofe; Diocletian, Konstantin der Große u. Justinian waren dort die eifrigsten Gesetzgeber des Hofceremoniels, u. ihren Bemühungen gelang es, die Begriffe von Ehre u. Würde so zu verwirren, daß der Präfekt der kaiserlichen Schlafkammer den ersten Beamten des Reichs an Rang und Glanz zuvorkam. Weiter im Abendlande vordringend, setzte sich das C. auch im fränkischen Reiche fest und wurde bereits von Karl dem Großen mit Vorliebe gepflegt. Lehnswesen und Chevalerie des Mittelalters begünstigten diesen Geist galanter Förmlichkeiten; eine bedeutende äußere Stärkung wurde ihm aber durch die Vermählung des Kaisers Otto II. mit der griechischen Prinzessin Theophania. Je mehr später die wahre Hoheit des deutschen Kaiserthums sank, desto eifriger war man bemüht, mit dem Glanz des C.s die armselige Wirklichkeit zu überdecken. Kaiser Karl IV. suchte den Glanz des Kaiserthums durch die goldene Bulle zu wahren. Kaiser Karl V. nimmt in der Geschichte des C.s in sofern eine wichtige Stelle ein, als er das steife Wesen der spanischen Grandezza nach Deutschland brachte. Sein Beispiel war damals in Europa das höchste, alle Höfe folgten demselben, und bald drückte gleich einem schweren Alp die unheimliche Last auf die Gesellschaft und lähmte alle Unterhandlungen. Dieses C. blieb in Oesterreich vorherrschend, bis Joseph II. wieder Bewegung, Geist und Leben in seiner Umgebung zu verbreiten suchte; in Spanien wird es noch jetzt beobachtet. Die übrigen Höfe Europa's hatten inzwischen das unter Ludwig XIV. allein herrschend gewordene französische C. angenommen; namentlich hatten es die protestantischen Höfe mit Eifer studirt, und bei ihnen ist es, obgleich von Friedrich dem Großen und Anderen vielfach gemildert, Muster geblieben, wäh-

rend die katholischen Höfe Deutschlands sich immer mehr dem C. Oesterreichs zuwandten. In Frankreich selbst wußte die natürliche Heiterkeit und Leichtigkeit der socialen Bewegung dem steifen Residenzceremoniel bald ein sogenanntes Campaguecerемoniel an die Seite zu stellen, das seinen anfangs bloß auf Reisen und Feldzüge beschränkten Einfluß allgemach auch am Hofe geltend machte. Mit dem Auftauchen der französischen Revolution schien das Zeitalter des steifen Hofceremoniels seinen Abschluß erreicht zu haben; Napoleon I. aber führte es von Neuem herauf, die Restauration und das Julikönigthum adoptirten es, und Napoleon III. bildete es weiter aus. In Deutschland und dem germanischen Norden sind neuester Zeit einige Höfe von der früheren Uebertriebenheit zu einfacheren, dem Geiste der Zeit und der Bildung des Volkes angemessenеren Formen des C.s übergegangen und haben damit die einzige Quelle wahrer Würde, inneren Gehalt bei äußerer Einfachheit, wiedergefunden. Ein besonderes u. eigenthümliches C. ist das Jagdceremoniel. Vgl. Lünig, Theatrum ceremoniale historico-politicum, Leipzig 1719—20, 2 Bde.; Rousset, Cérémonial diplomatique des cours de l'Europe, Amsterdam und Haag 1739, 3 Bde., eine Fortsetzung von Dumonts „Corps universel diplomatique du droit des gens", Amsterdam 1726 f., 8 Bde.; K. H. v. Moser, Deutsches Hofrecht, Frankfurt 1754, 2 Bde.

Cererit (Cerit, v. Lat.), ein nach Haidinger in niedrigen, regulär 6seitigen Säulen krystallisirendes, meist derbes, feinkörniges Mineral aus der Gruppe der wasserhaltigen, kieselsauren Verbindungen. Seine Härte ist 5,5 (zwischen Apatit und Feldspath), sein specifisches Gewicht 4,9—5. Von rother u. brauner Farbe, aber mit weißem Strichpulver, ist es außen matt, innen diamant- bis fettglänzend, nur an den Kanten durchscheinend, spröde. Vor dem Löthrohr unschmelzbar, aber gelblich werdend, liefert es in Phosphorsalz unter Hinterlassung eines Kieselskelets eine gelbrothe, in der Kälte fast farblose Perle, ist aber durch Schwefelsäure und Salzsäure unter Ausscheidung von Kieselgallerte schwer löslich. Nach Kierulf u. Hermann besteht es aus 21,3 Proc. Kieselerde, 58,5 Proc. Ceroxydul u. 8,5 Proc. Didym- u. Lanthanoxyd, 4,9 Eisenoxydul, 1,2 Kalkerde und 5,5 Wasser. Es ist seit Cronstedt bekannt von der Bastnäsgrube bei Riddarhyttan in Westmanland Schwedens, wo es zugleich mit Orthit, Molybdänglanz, Strahlstein 2c. auf einem Kupferkieslager im Gneis vorkommt. Durch Zersetzung daraus hervorgegangen kommt zugleich der Lanthanit vor, nicht kohlensaures Ceroxydul, wofür es Berzelius hielt, sondern nach Mosander kohlensaures Lanthan- und Didymoxyd mit Wasser. Der Orthit (nach Rammelsberg identisch mit Allanit, Bucklandit und Cerin) ist ein cer-, lanthan- u. didymhaltiges Silikat in der 2- u. 1gliederigen (monoklinoëdrischen) Form des Epidots. Deutliche Krystalle sind selten, meist kommt es in langgestreckten Säulen (auf Hitteroe in Norwegen fußlange) u. Nadeln, die gewöhnlich dem Gestein eingewachsen sind, auch derb u. eingesprengt vor. Es ist von muscheligem Bruch, Feldspathhärte (6), einem specifischen Gewicht von 2,8—3,8, undurchsichtig, von dunkler, grauer, brauner und schwarzer Farbe, mit Glasglanz auf dem Bruch. Vor dem Löthrohr ist es meist unter Aufblähen u. Aufkochen zu blasigem, grünem, braunem oder schwarzem Glase schmelzbar. Die Verschiedenheit des specifischen Gewichts, der bald fehlende, bald vorhandene, aber variirende Wassergehalt und die sonstigen Ergebnisse der Analysen sprechen dafür, daß es meist nicht frisch ist, sondern vielfach in verschiedenen Graden verwittert. Die verschiedenen Analysen ergeben einen Gehalt von 28—11 Proc. Cer-, Lanthan- und Didymoxydul, der bei der yttererdereichen Varietät von Ytterby bis 4,5 sinkt, von 27—37 Kieselerde, verbunden mit Eisenoxyd, Eisenoxydul, Kalkerde, geringen Mengen von Bittererde, selbst Kali u. variablen Mengen von Wasser. Der Orthit ist weit verbreitet in den Graniten des Nordens, Skandinaviens, Finnlands, Nordamerika's, aber auch in denen des plauenschen Grundes, des obern Erzgebirgs, des Thüringerwaldes, Odenwaldes, hier aber erst in neuerer Zeit erkannt. Alle übrigen bekannten Cerverbindungen sind äußerst seltene Mineralien, wie der Fluorcerit von Broddbo bei Fahlun und das basische Fluorcerium von Riddarhyttan, Beides Fluorverbindungen des C.s; das Yttrocerit, die Fluorverbindung von Cer, Yttrium und Calcium; der Kryptolith (Phosphocerit), blaßgelbe Nadeln im Apatit von Arendal, phosphorsaures Ceroxydul; der Monazit, eine phosphorsaure Verbindung der Thonerde mit Cer- u. Lanthanoxydul, aus dem Ural, aus Neugranada und Connecticut; der Parisit, eine flußspathhaltige Verbindung der Kohlensäure mit den 3 Oxyden (Cer-, Lanthan- u. Didymoxyd), von den Smaragdgruben von Muzo in Neugranada; der Tschewkinit G. Rose's aus dem Ilmengebirge in Sibirien, eine kiesel- und titansaure Verbindung der 3 Oxyde und des Eisenoxyduls; der Aeschynit von Miask im Ilmengebirge, eine titan- und niobsaure Verbindung des Cers und Eisens nach Hermanns neuester Analyse. Auch der Gadolinit enthält neben Yttererde Ceroxydul.

Ceres, bei den Griechen Demeter, die Göttin des Ackerbau's und der bürgerlichen Ordnung, war die Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea (Ops) und die Schwester des Jupiter und Neptun. Dem Jupiter gebar sie die Persephone (Proserpina) und den Dionysus, dem Neptun, der die in eine Stute verwandelte Göttin in Gestalt eines Hengstes überwand, die Despoina u. das Roß Arion. Ihre Tochter Proserpina ward ihr von Pluto geraubt, was nach der gewöhnlichen Sage bei Enna auf Sicilien, nach Andern auf Kreta, oder in Nysa in Asien, oder in Arkadien, od. am Cephissus in Attica geschah. Neun Tage irrte C. über die Erde, die Tochter suchend, deren Hülferuf nur Hecate und Helios gehört. Als ihr am zehnten Tage letzterer den Raub entdeckte, mied sie zürnend den Olymp u. ging zu Celeus nach Eleusis. Dort setzte sie sich in Gestalt einer bejahrten Frau im Schatten einer Olive an den Brunnen. Von des Celeus Töchtern freundlich begrüßt und nach der Heimat gefragt, erzählte sie, sie heiße Dos, sei durch Räuber aus Kreta geraubt, diesen aber entflohen, u. bat um Aufnahme. Die Mutter der Jungfrauen, Metanira, nahm die Fremde, deren hohe Gestalt bis an das Gesims des Hauses reichte und das Haus mit göttlichem Glanze erfüllte, mit Ehrfurcht auf und vertraute ihr ihren jüngsten Sohn, Demophoon, zur Wartung. C. legte denselben des Nachts ins Feuer, um ihm ewige

Jugend zu verschaffen, ward aber von Metanira belauscht und durch das Jammergeschrei derselben gestört. Die Göttin gab sich zu erkennen und gebot den Bau eines Heiligthums, in dem sie dann wohnte. Noch immer zürnend, ließ sie Mißwachs auf Erden eintreten. Vergeblich sendete Jupiter, damit das Geschlecht der Menschen nicht untergehe, erst die Iris u. dann die anderen Götter des Olymp nach Eleusis, um C. zur Rückkehr zu bewegen; sie schwur, nicht eher zum Olymp zu kommen, noch die Frucht der Erde gedeihen zu lassen, bis sie ihre Tochter wieder gesehen. Jupiter entsandte darauf den Merkur in die Unterwelt, um die Proserpina zurückzuführen, und bewilligte, daß dieselbe nur den dritten Theil des Jahres (den Winter) im unterirdischen Dunkel, die übrige Zeit bei der Mutter zubringen solle. Nun erst ließ C. versöhnt die Saat wieder emporsprossen und kehrte auf den Olymp zurück. Daß dieser Mythus mit der Keimung und Entwickelung des Getreides in der engsten Verbindung steht, zeigt schon die Etymologie des Worts Demeter, welches Mutter Erde, d. i. die nährende Mutter als Natur gedacht, bedeuten soll. Als Göttin der Erdfruchtbarkeit galt dann C. für die Göttin der Fruchtbarkeit überhaupt; dadurch ward sie zur Ehegöttin und besonders von den Frauen verehrt. Als Lehrerin des Ackerbau's ist sie Freundin des Friedens und Gesetzgeberin. Verehrt wurde sie besonders in Kreta, Delos, Argolis, Arkadien, Attica, auf der Westküste von Asien, in Sicilien, Italien. Bei den Etruskern gehörte C. zu den bevorzugtesten Penaten u. wurde auch mit dem Jahresgotte Vertumnus zusammengestellt. Auch die Bona Dea der Lateiner ist hierher gezogen worden. Ihr Dienst bestand zum Theil in einem orgiastischen Geheimdienste. Zu den ihr geweihten Festen gehörten die arkadischen Episkiren, von denen nichts Näheres bekannt ist, die Megalartien, das Fest der großen Brode zu Delos, die Procrosien, das Fest, das dem Bestellen der Felder voranging und zu Athen für ganz Hellas gefeiert wurde, die Chloien, das Fest des frischen Pflanzenwuchses, die Haloen, das Tannen- oder Erntefest, besonders aber die Thesmophorien, das Fest der Satzungen, Herbstsaat- u. Klagefest, u. die Eleusinien (s. d.). Die Römer faßten die verschiedenen Feste der C. unter dem Namen Cerealia zusammen. Besondere Erwähnung verdienen die Cerealien, welche die Landleute kurz vor der Ernte nach der Mitte des Juli feierten, wobei die Feiernden, in weißen Kleidern u. mit Eichenlaub bekränzt, unter mimischen Tänzen Erntelieder sangen, so wie die, welche, mit Cirkusspielen verbunden, vom 12. bis 19. April begangen wurden. Geopfert wurden der C. Schweine, Stiere und Kühe, Früchte, Honigmeth u. Honigwaben. Abgebildet wird sie gewöhnlich auf einem mit Drachen bespannten Wagen, mit einer Fackel in der Hand, den Kopf mit Mohn oder Kornähren bekränzt; neben ihr oft das Schwein, das Symbol der Fruchtbarkeit. Das Ideal der C. scheint von Praxiteles ausgebildet worden zu sein. Ganz erhaltene Standbilder sind selten, die meisten ergänzt. Ein gut erhaltenes befindet sich im Garten vor dem neuen Palast in Sanssouci. Am häufigsten findet sie sich auf Sarkophagen, Münzen u. Vasen dargestellt. Vgl. Preller, Demeter u. Persephone, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen, Hamburg 1837. Dichterisch verarbeitet ist der Mythus der C. in Schillers „Klage der C." und „Das eleusische Fest".

Ceres, einer der kleineren Planeten (s. d.).

Ceret, Stadt im französischen Departement Ostpyrenäen, südwestlich von Perpignan, am Fuße des Hochgebirgs und am Tech, über welchen eine auf 2 Felsen ruhende Brücke mit einem Bogen von 1387 Fuß Spannung (die kühnste Brücke in Frankreich) führt, ist mit hohen Mauern und Thürmen umgeben, hat eine Vorstadt mit einem schönen öffentlichen Platze, 2 Kirchen, winkelige Straßen, einen schönen Springbrunnen von Marmor und 3586 Einwohner, welche meist von Wein- und Oelbau leben. Hier kamen 1660 spanische und französische Bevollmächtigte zur Regulirung der spanischen u. französischen Grenzen zusammen. Am 25. April 1793 schlug Ricardos hier die Franzosen u. am 20. April 1794 Dugommier mit 3000 Mann 10,000 Spanier unter dem Grafen de la Union.

Ceretani, s. Cerdagne.

Cereus *Mill. et Haw.* (Fackeldistel, Schlangenfackeldistel, Säulencactus, Säulenopal), Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, war früher eine Unterabtheilung der linnéischen Gattung Cactus, ist aber jetzt allgemein als besondere Gattung anerkannt. Die Kelchblätter sind an der Basis mit dem schuppigen Fruchtknoten verwachsen, schuppenartig, allmählig länger werdend und in eine längere oder kürzere Röhre zusammengewachsen, die Kronblätter frei, ausgebreitet, durch allmähligen Uebergang aus den Kelchschuppen entstehend, die Staubfäden zahlreich, lang, fadenförmig, theils im Kelche, theils im obern Theile der Blumenröhre angeheftet. Der Griffel hat eine vieltheilige, ausgebreitete Narbe. Die Frucht ist eiförmig, schuppig, stachelig, selten unbewehrt und mit einem weinsäuerlichen, saftreichen, wohlschmeckenden Mark angefüllt, worin zahlreiche Samen vertheilt sind. Die Cereen sind von sehr verschiedener Gestalt, einige kugelig oder keulenförmig, andere langgestreckt, einfach (ohne Aeste), andere gleichfalls aufgerichtet, aber ästig, andere kriechend und sich an vorhandene Gegenstände anhaltend, noch andere aus rundlichen Gliedern, manche aus blattartig ausgebreiteten Aesten bestehend. Sie sind theils mit wechselnden Kanten und Furchen, theils mit Höckern besetzt, größtentheils mit Borsten und Stacheln versehen, wenige unbewehrt. Die jungen Triebe und Blumen treten stets aus den Stachelbündeln oder den deren Stellen vertretenden Kerben hervor, und zwar die Blumen stets nur aus den ältern, seitlichen, die vollkommen ausgewachsen sind. Kommt etwa eine endständige Blüthe hervor, so ist dieses Folge einer Stockung im Wachsthum und der Schwäche der Pflanze. Die Blüthen selbst haben sämmtlich eine zierliche Gestalt: die Blumenkrone hält 2—12 Zoll im Durchmesser, ist in der Regel weiß oder gelblichweiß (vorzüglich bei den nächtlich blühenden Arten), bei manchen Arten prächtig karmin-, feuer- oder rosenroth; die Kelche sind oft anders gefärbt. Die Cereen blühen theils mehre Tage, ohne sich zu schließen, theils nur eine Nacht oder nur einige Stunden des Mittags, sind meist geruchlos, manche aber auch von starkem, durchdringendem Wohlgeruche. Ihr Vaterland ist Mexiko, Westindien, Südamerika, vorzüglich aber Brasilien. Sie haben

wegen ihrer auffallenden Formen und meist prachtvollen Blüthen, gleich den anderen Kakteen, in neuerer Zeit zahlreiche Liebhaber gefunden und gehören zu den geschätztesten und allgemein kultivirten Modepflanzen.

Pfeiffer theilt in seiner Monographie der Kakteen (Berl. 1837) die Cereen in mehre Untergattungen. Zu den **Cerei globosi** (Stamm vertikal gefurcht, auf den Kanten Stachelbündel tragend, Blüthen meist sehr langröhrig, stets aus den völlig ausgebildeten, seitlichen Knoten hervortretend) gehören: **C. oxygonus** ***Link*** **et** ***Otto***, **Echinocactus oxygonus** und **sulcatus** ***Hort.***, 5—6 Zoll hoch, mit sehr schönen, rosenrothen, 36—48 Stunden lang blühenden, geruchlosen Blüthen, aus Brasilien; **C. leucanthus** ***Pfeiff.***, **Echinocactus leucanthus** ***Gill.***, **Melocactus ambiguus, elegans** ***Hort.***, 1 Fuß hoch, 6—7 Zoll dick u. 12—14kantig, mit Blüthen, die eine 8—10 Zoll lange, glänzend braune Röhre, schmale, braungrüne, zurückgeschlagene Kelchblätter u. weiße, an der Spitze rosenrothe, 1 Zoll breite, $2^1/_2$ Zoll lange Kronblätter haben, sich des Abends öffnen, 36 Stunden dauern und gegen Ende der Blüthezeit einen Veilchengeruch entwickeln; **C. Eyriesii** ***Hort. Berol.***, 1 Fuß hoch und ebenso breit, kugelig, platt, gedrückt, mattgrün, mit 3—$3^1/_2$ Zoll im Durchmesser haltenden Blüthen mit 8—10 Zoll langer Röhre, bräunlichgrünen, zurückgebogenen Kelch- u. weißen Kronblättern, die sich des Abends öffnen, 36—60 Stunden offen bleiben und einen starken, betäubenden Geruch haben. **Cerei cereastri** (Stamm ungegliedert, aufrecht, ohne Stütze stehend, meist einfach, bisweilen von unten ästig) sind: **C. fimbriatus** ***Dec.***, aufrecht mit 8 stumpfen Ecken und langen, weißen Stacheln, sehr schönen, rosenrothen Blüthen und rundlichen, glänzend rothen Früchten von der Größe einer Pomeranze, mit stacheligen Warzen und feuerrothem Fleisch, die sehr angenehm säuerlich schmecken und in Westindien sehr häufig gegessen, auch in Fiebern als Kühlungsmittel gegeben werden, während der brennende Saft des Stengels zum Blasenziehen, gegen Warzen und Hautkrankheiten, auch innerlich bei Verhärtungen angewendet wird; **C. grandispinus** ***Haw.***, **Cactus fimbriatus** ***Lam.***, wovon Früchte und Saft gleiche Anwendung finden; **C. paniculatus** ***Dec.***, **Cactus paniculatus** ***Lam.***, mit weiß u. roth gestrichelten Blüthen und Früchten, größer als Gänseeier, in Westindien, baumartig, 15—20 Fuß hoch, mit schenkel-, selbst mannsdickem Stamm und Früchte tragend, welche säuerlichsüß schmecken, gegessen und in Fiebern als Kühlmittel gebraucht werden; **C. senilis** ***Dec.***, ***Salm.***, **C. Bradypus** ***Lehm.***, **Cactus senilis** ***Haw.***, mit langen, weißen, gekräuselten Haaren so dicht bekleidet, daß die Pflanze, ganz davon eingehüllt, einem Greisenbarte oder dem Rücken eines alten Faulthiers gleicht; **C. peruvianus** ***Haw.***, **Cactus peruvianus** ***L.***, ***Tabern.***, **C. heptagonus, hexagonus** ***Hort.***, mit aufrechtem, dunkelgrünem, einfachem, erst im Alter ästigem, 5—8kantigem Stamm im Vaterlande (Südamerika) eine Höhe von 60 Fuß erreichend, häufig in Gewächshäusern gegen 20 Fuß hoch, mit Blüthen, welche vom August bis Oktober erscheinen, groß, schön, 6 Zoll lang, 5 Zoll im Durchmesser haltend und geruchlos sind, sich Abends öffnen und am Morgen schließen; **C. divaricatus** ***Dec.***, **Cactus divaricatus** ***Lam.***, **C. fimbriatus** ***Hort.***, aus St. Domingo, mit aufrechtem, 10kantigem Stamm und vieleckigen, sperrigen Aesten, gedrängt voll Dornen, 3—4 Fuß hoch, oft schenkeldick, runde, über faustgroße, goldgelbe und warzige, inwendig weiße, sehr süße und schmackhafte Früchte tragend und im scharfen Saft des Stammes ein bewährtes Wurmmittel liefernd; **C. Jamacaru** ***Salm.***, **C. glaucus** ***Hort.***, Früchte tragend, welche in Brasilien gegessen und bei galligen und fieberhaften Krankheiten als Heilmittel benutzt werden. Die **Cerei polylophi** (Stamm ungegliedert, aufrecht, statt eigentlicher Rippen mit 5—8 vertikalen Reihen von Höckern besetzt) und **Cerei opuntiacei** (Stamm aus mehren Gliedern bestehend, die kugelig oder eiförmig sind und wie bei den Opuntien aus einander hervorwachsen, weshalb diese Arten früher für Opuntien gehalten wurden, von denen sie sich aber durch die gänzliche Abwesenheit von Blättern unterscheiden) enthalten weniger bemerkenswerthe Arten. Der zu letztern gehörige **C. moniliformis** ***Dec.***, **Cactus moniliformis** ***L.***, **Opuntia moniliformis** ***Haw.***, ein niederliegender Strauch, dessen Aeste sich nach allen Seiten hin ausbreiten, wächst auf den Antillen zwischen den Felsen am Meere. Man gebraucht die von den Stacheln befreiten zerquetschten Glieder zu Breiumschlägen und zu Bähungen bei entzündlichen Hautkrankheiten, Rheumatalgien, den ausgepreßten Saft zu Klystieren. Von den **Cerei protracti** (Stamm aufrecht, den gestreckten Cereen ähnlich, doch einer Stütze bedürfend, stellenweise wie zusammengeschnürt, wodurch es aussieht, als bestände er aus einzelnen Gliedern) ist zu nennen: **C. variabilis** ***Pfr.***, **C. Pitajaya** ***Dec.***, **Cactus Pitajaya** ***Jacq.***, in Mexiko, Peru, Brasilien und Westindien, dessen Früchte ein wohlschmeckendes, säuerlich-süßes Obst sind und auch als Kühlungsmittel in Krankheiten benutzt werden. Diese Art variirt sehr in den Formen, daher sie auch unter dem Namen **C. affinis, cognatus, glaucus, speciosus, hexangularis, prismatiformis, trigonus** 2c. in den Gärten vorkommt. **Cerei repentes** (Stamm und Aeste aus langen Gliedern bestehend, kriechend, ausgebreitet, gerippt, oder höckerig, aus den Seiten Luftwurzeln austreibend) sind: **C. flagelliformis** ***Mill.***, mit herabhängenden oder kriechenden, dünnen, schlanken, mit 10—12 Reihen von Höckern besetzten Aesten, spärlichen, filzigen Knoten, kurzen Stacheln (äußere 8—12, strahlig, gelbbraun, mittlere 3—4, braun, an der Spitze goldgelb, wenig größer), bläulichrosenfarbenen oder hellpurpurrothen, $2^1/_2$—3 Zoll langen Blüthen und kugeligen, 6 Linien dicken, dunkelpurpurröthlichen, mit borstigen Knötchen besetzten Früchten, ist von pflaumenähnlichem Geschmacke, in Westindien und Südamerika, sehr gemein in deutschen Gärten, wird sehr häufig in den Zimmern gezogen und ist nach Pfeiffer sehr geeignet, auf andere Kakteen gepfropft zu werden, namentlich auf den **C. grandiflorus**; **C. Mallisoni** ***Hort. Angl.***, **C. Smithii** ***Hort. Angl.***, ist eine prächtige Bastardart von **C. speciosissimus** und **flagelliformis**, in der Form fast zwischen beiden stehend, mit 5 Zoll im Durchmesser haltenden, zwischen karmin- und ziegelroth gefärbten Blüthen, deren Kronblätter mit feuerrothem Mittelstrich gezeichnet sind, häufig blühend u. im Zimmer u. kaltem Gewächshaus leicht zu kultiviren; **C. grandiflorus** ***Mill.***, **Cactus grandiflorus** ***L.***, von den Karaiben- u. Antil-

leninseln, mit mattgrünem, 5—7 kantigem Stamm und eben solchen langen, sich unter einander windenden und mit vielen Luftwurzeln anheftenden Aesten, sehr großen, prachtvollen, stark nach Vanille duftenden Blüthen, die 6—8 Zoll im Durchmesser u. goldgelbe, glänzende Kelchblätter, lanzettliche, schneeweiße Kronblätter haben, sich des Abends öffnen und bis zum Morgen dauern, wird in Südamerika und in Europa häufig zur Zierde kultivirt u. trägt orangegelbe, säuerlich schmeckende Früchte; der scharfe Saft des Stammes und der Aeste wird äußerlich als blasenziehendes Mittel u. zu reizenden Einreibungen bei Rheumatalgien, innerlich gegen Wassersucht und Wurmkrankheiten angewendet. **C. triangularis** *Haw.*, Cactus triangularis *L.*, mit fast aufrechtem, wurzelndem, gegliedertem, hellgrünem Stamm und sehr großen, schönen, weißen, 8—9 Zoll im Durchmesser haltenden Blüthen, die gegen Abend aufblühen und bis gegen 11 Uhr am andern Morgen dauern, auf den Antillen, Karaiben und in Mexiko, steigt an Felsen und Bäumen hoch hinauf, indem er sich mit den Wurzeln der zahlreichen Aeste festhält, wird auch häufig an die Häuser gepflanzt. Die Früchte, von der Größe eines Gänseeies, nackt, unbewehrt, außen und innen scharlachroth, sind als ein sehr wohlschmeckendes, säuerlich-süßes Obst in Westindien sehr beliebt und werden auch in Krankheiten als Kühlungsmittel angewendet, die zerquetschten jüngeren Aeste aber zu erweichenden und zertheilenden Breiumschlägen benutzt. **C. speciosissimus** *Dec.*, Cactus speciosus *Hort.*, mit ziemlich aufrechtem, sehr ästigem Stamm und langen, 3—4kantigen, in der Jugend bräunlichpurpurrothen, später grünen Aesten, stammt aus Mexiko. Die Blüthen sind groß, geruchlos, halten 5—6 Zoll im Durchmesser, bleiben 3—4 Tage geöffnet und haben dicke, schmale, röthlichgrüne Kelchblätter, zahlreiche, hochscharlach- und purpurrothe, an der Spitze ins Violette schimmernde, glänzende Kronblätter und weiße Staubgefäße. Die Früchte reifen im folgenden Sommer, sind von der Größe eines Hühnereies, gelblichgrün und von angenehmem, weinsäuerlichem Geschmacke. Dies ist eine der prächtigsten Arten, die sich leicht kultiviren läßt, häufig blüht und als Zimmerpflanze sehr verbreitet ist. **C. Mac-Donaldii** *Hook.* hat Aehnlichkeit mit C. Grandiflorus *L.* und ist vom General Mac-Donald aus Honduras nach England gebracht worden, wo er im königlichen Kakteenhaus zu Kew 1851 zum ersten Male blühte. Sein Wachsthum ist sehr schnell, und er bedeckt mit seinen kriechenden, kletternden und wuchernden Aesten ganze Wände. Die Aeste sind nicht dicker als der kleine Finger, dunkelgrün, walzig, hier und da mit sehr stumpfen und nicht zusammenhängenden Kanten und Winkeln versehen; die Oberfläche der Blätter ist unregelmäßig mit Warzen besetzt, auf denen ein oder zwei schwarzbraune Stacheln stehen. Die Knospe hat 14 Zoll Länge, ihre Basis ist geschwollen, zwiebelförmig, mit dreieckigen, dicht dachziegelförmig stehenden, haarigen Schuppen bedeckt; die Röhre ist lang, cylinderförmig, dunkelgraugrün, mit Braun verwaschen, gestreift, theilweise beschuppt, die Schuppen sind klein, angedrückt, mit braunen Haaren gefranzt. Die sehr kompakt dachziegelförmigen, die Petalen einschließenden Kelchblätter bilden einen länglich-spitzig-eiförmigen Kopf und sind orangefarbig mit rothen Streifen. In der Nacht geht die Blume auf und erschließt sich zu einem Durchmesser von 14 Zoll. Die eigentlichen Blumenblätter, welche inmitten des hochfarbigen Kelches eine schöne Krone bilden, sind lanzettlich oder spatelförmig, weiß und gelblichgrün gespitzt und stehen mit ihren Spitzen weit ausgebreitet. Zu den Cerei alati (Stamm gegliedert, blattartig zusammengedrückt) gehört: **C. phyllanthoides** *Dec.*, Cactus alatus *Hort.*, Epiphyllum phyllanthoides *Haw.*, mit ausgebreitetem, ästigem Stamm, die ältern Aeste mit langen, holzigen Stielen versehen, die jüngern unten schmal, oben geflügelt, lebhaft grün, schwach gekerbt, mit zahlreichen, aus den Kerben entspringenden, schön rosenrothen, 4 Zoll langen, geruchlosen, mehre Tage geöffnet bleibenden Blüthen, aus Mexiko stammend und als Zimmerzierpflanze unter dem Namen Cactus alatus sehr bekannt. Eine seltener blühende Varietät: **C. phyllanthoides albiflorus** *Hort.*, zeichnet sich durch weiße Blüthen aus.

Alle Cereen sind sowohl im sonnigen Zimmer, als auch im Gewächshause leicht zu kultiviren. Die Hauptregeln der **Kultur** sind, daß man sie in angemessene Erde und in mehr kleine, als große und tiefe Töpfe pflanze, sie nicht zu warm halte, im Winter entweder sehr wenig, oder, wie manche dickstämmige Arten, gar nicht begieße, und ihnen sowohl im Zimmer und Gewächshause, als auch im Freien einen sonnigen, ruhigen, trockenen Standort gebe, woselbst sie unverrückt stehen bleiben. Im Frühjahr und Sommer werden sie reichlicher, aber immer nur mäßig begossen, denn ein Ueberfluß an Wasser bringt alle Saftpflanzen leicht zur Fäulniß. Die Cerei alati jedoch dürfen nie so stark austrocknen, daß ihre geflügelten Aeste einschrumpfen, auch dürfen diese Arten einer allzugroßen Sonnenhitze nicht ausgesetzt werden. Im Winter ist für alle Arten aus den hohen Gegenden Mexiko's, Chile's, Peru's und Brasiliens eine Wärme von 3—4° R. genügend; werden sie wärmer gehalten, so verändern sie leicht ihre Formen und treiben zu schnell und zu schwach empor, erlangen daher nicht die zum Blühen erforderliche Härte und Festigkeit. Die Cereen wachsen in jeder reinen, nahrhaften und leichten Dammerde, die ungefähr den fünften Theil Sand enthält. Der Boden der Töpfe muß mit einer starken Lage zerstoßener poröser Steine oder mit fein zerbröckeltem Kalkschutt bedeckt werden, um einen schnellen Wasserabzug zu erhalten. Rohe, thierische Düngung und die Beimischung fermentirender Stoffe sind den Cereen nachtheilig. Um sie ohne Nachtheil für ihre Formen und für Blüthenerzeugung schneller zu kräftigen Pflanzen heranzuziehen, hat man sie mit dem besten Erfolg in milden, niedrigen Gegenden an einer sonnigen, warmen Stelle ins freie Land, oder in rauheren Berggegenden auf ein dazu bereitetes kaltes Mistbeet gesetzt, welches bei Regenwetter mit Fenstern bedeckt und reichlich gelüftet wird. Mit Anfang Septembers nimmt man sie wieder heraus, macht die Wurzelballen so klein, als es nur irgend thunlich ist, und pflanzt sie wieder in Töpfe. Das Verpflanzen geschieht nur dann, wenn die Töpfe ganz durchgewurzelt sind, am besten im März und April; Exemplare, die blühen wollen, werden jederzeit erst nach dem Verblühen umgepflanzt. Die Wurzeln werden nicht beschnitten,

aber von allen faulen u. abgestorbenen Theilen befreit. Alle Cereen besitzen im Verhältniß zu ihrer Größe nur ein schwaches Wurzelvermögen, daher nehme man beim Umpflanzen nur wenig größere Töpfe. Große Exemplare versetzt man nach Maßgabe ihres Alters viel seltener, als kleine und junge; es ist gewöhnlich hinreichend, ihnen alle 4—6 Jahre einen größeren Topf zu geben. Die blühbaren Exemplare werden vom Februar an etwas wärmer gehalten und nun etwas reichlicher begossen. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen; um von manchen dickstämmigen Arten Stecklinge zu erhalten, muß man sie quer durchschneiden, oder der Spitze berauben, worauf sich dann aus dem Rande der Abschnittsfläche oder der Nähe derselben junge Sprossen bilden, die man als Stecklinge benutzen kann. Die Wundflächen der Pflanzen und Stecklinge müssen einige Tage der Sonnenhitze exponirt werden, damit sie hinreichend trocknen und erhärten und auf diese Art der Fäulniß vorgebeugt werde. Nachdem die Schnittwunden der Stecklinge getrocknet sind, steckt man dieselben ganz flach in kleine Töpfchen mit leichter, sehr sandiger, mit etwas Ziegelmehl vermischter Erde und sichert sie nöthigen Falls durch kleine Stäbchen, die man rund umher dicht am Stecklinge in die Erde steckt, gegen das Umfallen und Verrücken. Diese Stecklinge wurzeln im Mistbeet oder im Zimmer bei mäßiger Befeuchtung leicht an; Glocken über den Aeschen sind mehr nachtheilig, als nützlich. Der Same wird in ganz flache Töpfe, die über einer Unterlage von zerstoßenen Steinen nur etwa 2 Zoll hoch mit leichter, sandiger Erde angefüllt sind, dünn ausgesäet und mit wenigem Staubsande bedeckt und im Warmbeete oder vor einem sonnigen Zimmerfenster unter einer Glasscheibe stets mäßig feucht gehalten. Er keimt schon nach wenigen Wochen, die jungen Pflänzchen bedürfen aber einer vieljährigen Pflege, ehe sie zu kräftigen Pflanzen heranwachsen. Man pfropft Epiphyllen und dünnstengelige Cereen auf **Opuntia coccinellifer**, **Tuna decumana**, **Dillenii** und **Ficus indica**, auf **C. triangularis**, **speciosus**, **peruvianus**, **tetragonus**, **grandiflorus** u. a., theils des sonderbaren Aussehens wegen, theils um mehre zu verschiedenen Zeiten blühende Arten auf Einem Stamm zu vereinigen, theils aber auch, um vollkommenere und zahlreichere Blüthen zu erlangen. Man macht zu dem Ende in den Stamm oder Ast, welcher das fremde Reis aufnehmen soll, seitwärts (jedoch niemals an der hervorstehenden Kante) einen 1—1½ Zoll tiefen Einschnitt mit einem abgestumpften (an der Spitze gerundeten) Messer. Das Reis wird von jährigen Trieben genommen, unten, so weit es eingepfropft werden soll, mit einem feinen, scharfen Messer zugeschrägt, oder nur von der Oberhaut befreit und dann zwischen den gemachten Einschnitt eingeklemmt. Ein Verband ist nicht nöthig, vielmehr nachtheilig. Nach dem Pfropfen hält man die Pflanze so lange etwas warm, bis die Reiser vollkommen angewachsen sind. Kommen aus dem gepfropften Stamme zu viele Nebentriebe, welche den aufgesetzten Reisern die Nahrung entziehen, so nehme man deren so viele weg, als nothwendig erscheint, jedoch niemals alle zugleich.

Cerignola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, 1 Meile von Ofanto, mit Schloß und 18,517 Einw.; bekannt durch die Niederlage der Franzosen gegen die Spanier am 28. April 1503. In der Nähe, am westlichen Ufer des Küstensee's von Salpi, liegen die gleichnamigen Ruinen der alten apulischen Stadt Salapia.

Cerigo, die südlichste der jonischen Inseln, das alte Cythera, türkisch Tscheika, an der Südspitze von Morea und am Eingange zum lakonischen Meerbusen, ist fast 5½ Meilen lang und bis 2⅔ Meilen breit und zählt mit den kleinen benachbarten Eilanden Cerigotto und Pori auf 5½ □Meilen 13,059 Einwohner, meist Griechen. Die Nordspitze bildet das Kap Spathi, die Südspitze Kap Grasso. Die Insel ist reich an Felsenhügeln und Gewässern, auch an fruchtbaren Strichen fehlt es nicht; aber landschaftliche Schönheit und Bodenkultur sind gering. Weide ist auf C. mehr vorhanden als auf den übrigen Inseln, daher die Rind-, Ziegen- und Schafzucht allgemein in Betrieb. Die Küsten sind steil und wegen der heftigen Strömungen und häufigen Stürme für die Schifffahrt gefährlich. Das Klima ist mild und sehr gesund. Die geringen Bodenerzeugnisse sind etwas Wein, Korinthen, Korn, Flachs und vortreffliche Oliven. Hochberühmt ist der Honig von C., womit nebst Oel und Korinthen ein lebhafter Handel getrieben wird. Viele der Bewohner suchen in Morea und Kleinasien Landarbeit. C. bildet mit dem 4 Meilen südöstlicher gelegenen Eiland Cerigotto (dem Aegilea der Alten) eine besondere Provinz, welche die Stadt Kapsali (mit 1400 Einwohnern) an der Südküste, wo auch der Bischof residirt, zur Hauptstadt hat. Den besten Ankerplatz hat St. Nicolo, an der Ostseite. Das alte Cythera war der Aphrodite heilig, weil hier die Göttin ans Land gestiegen sein soll. Es deutet dies auf phönicische Einwanderung in C. hin, denn auf C., das für den Schlüssel des Peloponnes galt, hatten die Phönicier früh Kolonien errichtet. Vor 570 waren die Argiver, später die Spartiaten Herren der Insel. Von C. breitete sich der Kultus der Aphrodite und des Adonis über das Festland aus. Unter Athens Herrschaft kam es im peloponnesischen Krieg, und als endlich Griechenland sich vor Rom beugen mußte, wurde auch C. Theil des Weltreichs. Bei der Theilung desselben fiel es dem byzantinischen Reiche zu und war nach dem siegreichen Einbruch der Türken lange Zeit ein stets blutiger Zankapfel zwischen diesen und den Venetianern. Letztere erhielten die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes im Frieden von Passarowitz 1718 abermals bestätigt. Im Jahre 1807 kam es mit den übrigen jonischen Inseln an Frankreich, 1809 an England und 1814 als Theil der jonischen Republik unter Englands Schutz. Aus der alten Glanzzeit ist wenig übrig. Die Ruinen der Stadt Cythera, an der Südostküste, welche vor 200 Jahren noch durch ihre Großartigkeit imponirten, sind jetzt beinahe spurlos verschwunden, nur die Grabgewölbe, welche man in den Felsen gemeißelt hat, sind noch zum Theil vorhanden.

Cerin (v. Lat.), chemischer Stoff, der früher neben Myricin als Hauptbestandtheil des Wachses angesehen ward, wogegen man jetzt weiß, daß der in Alkohol lösliche Theil des Wachses, das frühere C., unreine Cerotinsäure ist, die bis zu 20 Prozent im Bienenwachs vorkommt. Das chinesische Wachs ist eine Verbindung dieser Säure mit Cerylätber. Destillirt man das chinesische Wachs, so geht ein kry-

stallinischer Kohlenwasserstoff, das Ceroten, über. Ueber die Verhältnisse dieser Stoffe zu einander u. namentlich über ihr Vorkommen in der Natur s. Wachs.

Cerinthe *L.* (Wachsblume), Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch, die röhrig=glockenförmige, bauchige, 5zähnige Korolle, die pfeilförmigen, mit am Grunde gedrehten Lappen verbundenen Antheren und die 2fächerigen Nüßchen, meist einjährige Kräuter in Südeuropa, von denen als Zierpflanzen in Gärten kultivirt werden: C. maculata *L.*, $1^1/_2$—5 Fuß hoch, mit gelben, braungefleckten Blüthen, in Südeuropa; C. major *L.*, 2—3 Fuß hoch, mit hell= oder dunkelbräunlich=purpurrothen Blüthen, in Südeuropa; C. minor *L.*, 1—2 Fuß hoch, mit gelben Blüthen, u. a. m. Diese Gewächse säen sich im Blumengarten selbst aus. Außerdem säe man sie gleich nach der Samenreife, um sie im Garten einheimisch zu machen.

Cerinthus, Irrlehrer und Gnostiker in Kleinasien, nach Theodoret Zeitgenosse des Evangelisten Johannes, Chiliast und judaisirender Christ, lehrte ein tausendjähriges Reich in den sinnlichsten Hoffnungen, die Gültigkeit des ganzen mosaischen Gesetzes auch für die Christen und eine bloß menschliche Erzeugung Jesu. Ueber dem Weltenschöpfer nahm er noch ein höheres Wesen an, das sich mit dem Menschen Jesus von dessen Taufe bis zu seiner Kreuzigung verbunden habe. Seine Anhänger, Cerinthianer genannt, verloren sich im 2. Jahrhundert unter die Gnostiker. Vgl. Paulus, Historia Cerinthi, Jena 1795.

Cerit, Mineral, s. Cererit.

Cerium, s. Cer.

Cerkopen, s. Cercopes.

Cerne Abbas, Marktflecken in der englischen Grafschaft Dorset, nordwestlich von Dorchester, am Fluß Cerne lieblich in einem Thale gelegen, mit 1500 Einwohnern und Ruinen eines alten, schon vor 872 gegründeten Benediktinerklosters. Auf einer Anhöhe das in Felsen gehauene, 180 Fuß hohe Bild eines Mannes, mit einer Keule in der Rechten, dessen Bedeutung unbekannt ist.

Ceropegia *L.* (Leuchterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die am Grunde bauchige Blumenkrone mit trichterförmiger Röhre, 5 schmalen, gegen einander geneigten Randeinschnitten und einem doppelten, den Fruchtboden umgebenden Nektarkranze und die 2 aufrechten Balgkapseln, meist Schlingsträucher in wärmeren Ländern, von denen mehre in deutschen Gewächshäusern einheimisch geworden sind. C. candelabrum *L.*, in Ostindien, schlingt sich um Bäume und läuft, lebendige Guirlanden bildend, von einem zum andern. Die Blätter sind entgegenstehend, spitz=elliptisch, hinten ausgerandet, die Blüthen mit rother Röhre und gelben, an den zusammengeneigten Spitzen rothen Randeinschnitten, in zahlreichen, großen, hängenden Dolden vereinigt, aber aufwärts gebogen, wie die Lichter auf einem Armleuchter. Die Blätter werden auf Malabar, wo die Pflanze Njota heißt, gegen Gliederschmerzen und Blähungen gebraucht. C. africana *R. Br.*, mit ei=lanzettförmigen, feingespitzten, fleischigen Blättern und braunen, auswärts am Rande mit rückwärts gekehrten Haaren versehenen Blüthen, verlangt grobsandige Lauberde, eine fast trockene Durchwinterung bei 6—8° Wärme, im Sommer mäßige Feuchtigkeit und einen Stand im offenen Glashause oder auf einer sonnigen Stellage im Freien. C. aphilla *Haw.*, C. dichotoma *Haw.*, ein Strauch auf Teneriffa, mit gelben, gebüschelt winkelständigen Blüthen mit langer Röhre, wird im Warmhause durchwintert und muß vom Juni bis August im Glashause stehen. C. elegans *Wallich*, ein Schlingstrauch in Ostindien, mit windendem, gleich den Blättern dunkelpurpurbraunem Stengel und blaubraunen, purpurroth gesprenkelten, in der Mündung mit purpurrothen Borsten geschlossenen Blüthchen, gedeiht während des Sommers in milden Gegenden an warmer Stelle im freien Lande, verlangt im Winter eine Stelle im Glashause u. wird hier fast trocken gehalten. C. stapeliaeformis *Haw.*, ein Schlingstrauch in Ostindien, mit schönen, schwarzbraunen, einer Stapelienblüthe ähnlichen Blüthen, gedeiht im Winter im Warmhaus, im Sommer im Glashaus. Sämmtliche Arten werden durch Stecklinge vermehrt, die aber vorher am Abschnitte gut abtrocknen müssen.

Cerquozzi, Michel Angelo, berühmter Maler der römischen Schule, als Schlachtenmaler delle battaglie und wegen seiner Darstellungen aus dem gemeinen Leben delle bambocciate genannt, wurde 1600 oder 1602 zu Rom geboren, besuchte unter anderen Schulen die von P. da Cortona und zuletzt die von P. de Laar, dem er getreu blieb, und † 1660 zu Rom. C. war Meister in der Darstellung belebter Scenen, z. B. von Schlachten, Schiffbrüchen, Jahrmärkten &c. Weniger gelangen ihm historische Gegenstände. Seine besten Werke sind: Masaniello, dem ein Haufen Lazzaroni Beifall zuruft, ehedem in der Gallerie Spada zu Rom; die Brunnenkur zu Aqua acetosa. Vieles wurde nach ihm gestochen; auch ätzte er selbst 15 Blätter.

Cerreto, alte Stadt in der neugebildeten neapolitanischen Provinz Benevent, am Cusano u. Monte Matese, Bischofssitz mit schöner Kathedrale und 6980 Einwohnern, welche vorzüglich Wein bauen.

Cerretti, Luigi, italienischer Dichter, 1738 zu Modena geboren, erhielt den ersten Unterricht von Jesuiten, wurde im 25. Jahre Professor der Geschichte und der Beredtsamkeit und erlangte in kurzer Zeit als Lehrer und Schriftsteller durch ganz Italien ausgebreiteten Ruf. Als einen Anhänger der französischen Revolution berief ihn das Gouvernement der cisalpinischen Republik in die Kommision für den öffentlichen Unterricht und ernannte ihn später zum Gesandten am Hofe von Parma, von wo er als Direktor der Studien nach Bologna ging. Der Einmarsch der Oesterreicher u. Russen in Italien 1799 nöthigte ihn zur Flucht; erst nachdem Napoleon I. die französische Herrschaft in Italien befestigt hatte, kehrte er zurück. Im Jahre 1804 übernahm er die Professur der Beredtsamkeit zu Pavia und † als Rektor der Universität und Miglied fast aller Akademien Italiens 1808. Seine Gedichte, die sich durch Wahrheit, Einfachheit und Anmuth auszeichnen, erschienen Mailand 1812.

Cerrini di Monte=Varchi, alte florentinische Familie, die schon im 15. Jahrhundert auf ihrem Stammsitze, dem Kastell Monte=Varchi im Arnothale, residirte, und deren Glieder anderthalb Jahrhunderte lang die höchsten Aemter der florentinischen Republik bekleideten. Fabrizio de C., der gegen

Ende des 17. Jahrhunderts einem Rufe nach Wien folgte, wo ihn Kaiser Joseph I. zum kaiserlichen Hofrath und Direktor sämmtlicher kaiserlichen Museen und Gallerien ernannte, wurde durch seine beiden Söhne, Ferdinand und Franz, Stammvater der noch jetzt blühenden österreichischen und sächsischen Linien. Der erstere hinterließ 3 Söhne, von denen der älteste, Heinrich von C., geboren 1740, in sächsischem Dienste den ganzen siebenjährigen Krieg mitmachte, 1805 zum Generalmajor u. Generalinspektor der Infanterie ernannt wurde und sich 1806 in der Schlacht bei Jena auszeichnete. Bald darauf zum Kabinets- u. Kriegsminister u. nach der Theilung Sachsens mit Beibehaltung seines Ranges und Titels zum Gouverneur von Dresden ernannt, † er daselbst 1823. Der zweite Bruder, Franz von C., 1747 zu Dresden geboren, der 1763 seine militärische Laufbahn begann, fiel am 13. April 1807 als Oberstlieutenant bei der Erstürmung von Danzig. Sein Sohn, Heinrich von C., den 23. November 1801 zu Görlitz geboren, trat in österreichische Dienste, kommandirte 1848 während des Aufstandes zu Prag als Major ein Bataillon, bei der Belagerung von Venedig 1849 als Oberst ein Regiment und befehligte 1851 als Generalmajor u. Brigadier in Ungarn. Der dritte Sohn Ferdinands, Klemens Ferdinand von C., geboren 1749 zu Dresden, † daselbst 1813 und hinterließ als einzigen Sohn Klemens Franz von C., geboren den 16. December 1785 zu Luckau in der Niederlausitz. Derselbe trat 1805 als Souslieutenant in das Infanterieregiment von Thümmel, gerieth mit demselben in der Schlacht bei Jena 1806 in französische Gefangenschaft, ging mit seinem im März 1807 wieder formirten Regiment als zweiter Brigadeadjutant bei dem Generalmajor Donat nach Warschau, hierauf mit diesem nach Danzig u. kehrte im Frühjahr 1809 zu seinem Regiment nach Glogau zurück. In demselben Jahre wurde er Adjutant des Obersten von Nostitz und 1810 Kapitän im Generalstab der ersten Infanteriedivision. Am russischen Feldzuge von 1812 nahm er als Adjutant des Generalstabs der ersten sächsischen Division Theil u. wohnte der Schlacht bei Podosna und allen übrigen Gefechten bei, in welche die sächsischen Truppen gezogen wurden. Unter dem General Reynier kommandirte er in der Schlacht bei Bautzen und ward später, nachdem er den Orden der Ehrenlegion erhalten, wirklicher Chef des Generalstabs der zweiten Division. An den Schlachten von Großbeeren u. Dennewitz und der Völkerschlacht bei Leipzig nahm er den lebhaftesten Antheil, wurde nach der letzteren dem Generalstab des Herzogs von Sachsen-Weimar als Kommandant des Hauptquartiers zugetheilt und erhielt im December 1815 das Kommando des 3. Bataillons im Regiment Prinz Anton, wurde aber schon am 16. März 1816 vom König zum militärischen Begleiter der Prinzen Friedrich, Klemens und Johann ernannt. Ersterer wählte ihn 1819 zu seinem Adjutanten, in welcher Stellung er den Prinzen auf dessen Reisen begleitete. Als Prinz Friedrich 1830 das Kommando über die gesammte sächsische Armee übernahm, ward C. zum Generalmajor und Chef des neuorganisirten königlichen Generalstabs ernannt und ihm am 1. Januar 1832 unter Ernennung zum Generallieutenant das Generalkommando der sächsischen Armee übertragen. Im Jahre 1848 in den Ruhestand versetzt, † er den 5. Juni 1852. C. schrieb: „Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813“ (Dresden 1821). Der Stifter der österreichischen Linie, der oben bereits genannte Franz von C., zu Wien 1700 geboren, zeichnete sich unter Eugen in den Türkenkriegen, 1737—39 in Bosnien, 1742 und 1743 bei den Belagerungen von Prag und Ingolstadt, 1744 in der Schlacht bei Vilshofen, 1745 bei Trautenau und 1746 in der Provence aus. Sein Sohn, Joseph von C., 1743 zu Kaschau geboren, widmete sich dem Geniewesen, leitete unter Laudon 1787 die Belagerungen von Dubiçza und Novi, besonders geschickt 1789 die von Belgrad, wofür ihn der Kaiser in den Freiherrenstand erhob, und 1790 unter de Vins die der Festung Czettin. Im Jahre 1795 war er Feldingenieurdirektor der italienischen Armee, gerieth in dem Gefechte von Voyo, schwer verwundet, nebst seinem Sohne Karl in Gefangenschaft und † als k. k. Feldmarschalllieutenant und Kommandant von Olmütz den 27. November 1809. Sein ältester Sohn, Franz von C., k. k. Kämmerer u. Major, fiel 1813 in der Schlacht bei Dresden; der jüngere, Karl von C., den 9. Oktober 1777 zu Raab geboren, nahm an den Kriegen der napoleonischen Zeit Theil, ward 1828 Erzieher der Söhne des Erzherzogs Karl, 1833 Generalmajor, 1836 wirklicher geheimer Rath und 1838 Graf. Er † den 6. Januar 1840 u. hinterließ 4 Söhne, von denen der älteste, Graf Aloys von C., geboren am 27. Juli 1823, die Staatslaufbahn, die drei andern den Militärstand wählten. Eine dritte Linie besteht noch in Toskana fort.

Cerrito, Fanny (eigentlich Francesca), ausgezeichnete Tänzerin, Tochter eines neapolitanischen Offiziers, im Februar 1823 zu Neapel geboren, debütirte, kaum 13 Jahre alt, auf dem Carlotheater in Neapel in Solopartien, trat in den nächsten Jahren auf allen größeren Bühnen Italiens mit immer steigendem Beifall auf und begab sich dann nach Wien, wo sie auf 2 Jahre ein Engagement am Kärnthnerthortheater einging. Auch in der großen Oper zu Paris erntete sie rauschenden Beifall. Von 1840—45 erschien Fanny C. in jeder Saison zu London und erregte ungewöhnlichen Enthusiasmus. Hier tanzte sie zugleich mit Fanny Elßler, der Taglioni u. Grisi. Unübertroffen zeigte sie sich namentlich in der Darstellung des Naiven, des Neckischen u. Lieblichen, wozu sie auch ihr mittlerer Wuchs und die natürliche Lieblichkeit ihrer Erscheinung ganz besonders befähigen. Seit 1845 producirte sie sich abwechselnd in Deutschland, Italien, London und Paris. Vermählt ist sie mit dem als Tänzer und Violinspieler ebenfalls ausgezeichneten St.-Leon, welcher sie auf ihren Kunstreisen begleitete und gewöhnlich mit ihr auftrat. Im Jahre 1850 trennte sie sich zu Paris von demselben.

Cerro Gordo, Ort im nordamerikanischen Staat Mexiko, zwischen Veracruz und der Hauptstadt Mexiko, ist durch die Niederlage bekannt, welche der auf den umliegenden Höhen verschanzte mexikanische General Santa-Anna durch den nordamerikanischen General Scott am 18. April 1847 erlitt, wobei La Vega und 4 andere mexikanische Generäle mit 5000 Mann kriegsgefangen wurden.

Certepartie (Certapartie, ital. carta partita, franz. charte partie, engl. charter-party), im See-

handel der Kontrakt, welcher über die Befrachtung eines Schiffs, oder auch eines Theils desselben zwischen dem Eigenthümer des Schiffs, dem Rheder, oder dem Kapitän und dem Versender der Waaren, dem Befrachter, abgeschlossen wird. Die darüber ausgestellte Urkunde hat ihren Namen von der alten Gewohnheit, mehre Exemplare derselben auf Einen Bogen zu schreiben und sodann mit gezacktem Schnitt zu trennen, so daß man an ihrem Zusammenpassen ihr Zusammengehören erkennen kann. Diese Methode ist nur in England noch gebräuchlich, wo solche zerschnittene Urkunden Fudentures heißen. Nur wenn ein Schiff en bloc befrachtet, d. h. dessen ganzer Raum von einem Manne oder Handlungshause oder von Mehren auf gemeinschaftliche Rechnung für die zu verschiffende Waare gemiethet wird, ist die Aufsetzung einer C. gewöhnlich. Ueber Rückgut pflegt nur ein Recief, Ladschein, gegeben zu werden, wonach das Konnossement ausgefertigt wird. Von der C. pflegen 3 Exemplare ausgestellt zu werden, wovon eines der Schiffer behält und zwei der Befrachter an sich nimmt, um das eine dem Empfänger der Waare zuzusenden. Zur Vollständigkeit der C. gehören: die Benennung des Schiffs und seiner Flagge, die Angabe von dessen Tonnengehalt, der Name des Befrachters und des Schiffers, des Orts der Befrachtung und der Löschung, das Verzeichniß der geladenen Güter nach Zahl, Gewicht und Marken der Colli, die Angabe der bedungenen Fracht, der Lieferungszeit, der Liegetage und der Ungelder. Wenn der Befrachtungsvertrag durch Vermittelung eines Mäklers geschlossen wird, so liegt es diesem ob, die C. zu entwerfen. Das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch von 1861 bestimmt im Artikel 558: Wird das Schiff im Ganzen oder zu einem verhältnißmäßigen Theil, oder wird ein bestimmt bezeichneter Raum des Schiffes verfrachtet, so kann jede Partei verlangen, daß über den Vertrag eine schriftliche Urkunde (Chartepartie) errichtet werde.

Certifikat (v. Lat.), im Allgemeinen jeder Schein, jede als Beweis dienende schriftliche Zusicherung. Bei den Staatspapieren werden nicht selten C.e ausgegeben, welche die Originalobligation für den Umlauf zu ersetzen bestimmt sind. Mehre Staaten nämlich, die das Rentensystem befolgen, wie England, Frankreich, Rußland, Spanien und Neapel, geben keine eigentlichen Obligationen über die von ihnen abgeschlossenen Anleihen aus, sondern die Namen der Gläubiger und die Summen ihrer Forderungen werden in das große Staatsschuldenbuch eingetragen und ihnen eine Abschrift hiervon eingehändigt. Damit aber diesen Inskriptionen auch im Auslande Umsatz verschafft werde, wird ein gewisser Theil der Staatsschuld auf den Namen eines Bankierhauses übertragen und dieses autorisirt, C.e, d. i. Obligationen für den Belauf der ihm zugeschriebenen Summe, in Abschnitten von beliebiger Größe mit Zinscoupons auszugeben. So vertreten diese auf den Inhaber (au porteur) ausgestellten C.e im Auslande die Originaleffekten und werden an den Börsen gleich wie andere Staatspapiere verkauft. Daher findet man sie auch auf den Fondkurszetteln mit aufgeführt. Beim Zollwesen sind von Wichtigkeit die Ursprungscertifikate in den Staaten des deutschen Zollvereins, durch welche die Abstammung von Waaren oder Produkten aus einem Staate, mit welchem eine Uebereinkunft über Verkehrserleichterungen im Allgemeinen, oder auch eine Zollbegünstigung in Bezug auf einzelne Gegenstände besteht, nachgewiesen wird. Diese C.e werden beim Grenzeingangszollamte, behufs weiterer Abfertigung, unter Begleitschein abgegeben, dem letzteren angestempelt und begleiten dann die Waaren bis zu dem Hauptamte in ihrem Bestimmungsorte, das den Begleitschein erledigt, die C.e aber zurückbehält. Wichtig sind auch die Ausgangscertifikate auf Meßplätzen. Jeder Kaufmann nämlich, welcher die vereinsländischen Messen mit gewissen ausländischen Waaren besucht, erhält bei Erfüllung der regulativmäßigen Bedingungen ein Meßkonto für die Dauer der Messe beim Zollamt des betreffenden Platzes eröffnet. Die nach dem Auslande verkauften Waaren werden dann auf Grund der darüber von ihm in 2 gleichlautenden Exemplaren ausgestellten C.e von seinem Konto abgeschrieben, so daß er also nur die innerhalb des Zollvereins verbleibenden Waaren am Ende der Messe zu versteuern hat. Beim englischen Fallitenwesen wird das von den Kuratoren der Konkursmasse ausgestellte Beglaubigungsdokument, kraft dessen die von Seiten des insolventen Schuldners (Kaufmanns) erfolgte Auslieferung seiner gesammten Aktiva ausgesprochen wird, sowie dessen unbedingte Unterwerfung unter das Gesetz, ebenfalls C. genannt.

Certioration (v. Lat.), die Belehrung über gewisse Rechtsverhältnisse, welche nach Vorschrift der Gesetze zuweilen bei gerichtlichen Handlungen Denen ertheilt werden muß, bei welchen man eine besondere Bekanntschaft mit dergleichen Verhältnissen nicht voraussetzen kann, z. B. über die Wirkung einer Erklärung, eines Verzichts, einer Quittung 2c. Im Fall sie unterblieb, ist der Akt ungültig.

Certosa (C. di Pavia, d. i. Karthause von Pavia), Name eines großartigen Klosterbaues bei Pavia, der 1396 von Giovanni Galeazzo Visconti gegründet, 1399 von Karthäusern bezogen, von Kaiser Joseph II. aufgehoben, 1844 aber wieder eingerichtet wurde. Des Gründers Grabmal bewahrt die an Pracht wahrhaft überladene Kirche. Hier wurde Franz I., König von Frankreich, in der 1525 gegen die Oesterreicher verlorenen Schlacht von Pavia gefangen genommen. Vgl. Durolli, La Certosa di Pavia, Mailand 1838.

Cerutti, Giuseppe, Antonio Gioachimo, italienischer Dichter, am bekanntesten durch seine Theilnahme an der französischen Revolution, geboren am 13. Juni 1738 zu Turin, schrieb schon als Schüler mehre Abhandlungen, welche allgemeines Aufsehen erregten, dann die „Apologie de l'Institut des Jésuites" (1762), die ihm eine Professur am Jesuitenkollegium zu Lyon erwarb. Nach der Aufhebung des Ordens zog er sich nach Nancy zurück. Beim Ausbruch der französischen Revolution trat er als deren Anhänger auf. Er gründete in Paris die Wochenschrift „La feuille villageoise", streute eine Menge Flugschriften aus, stand mit Mirabeau in enger Verbindung und trat einige Zeit nach dessen Tode in den gesetzgebenden Körper. Den vielen Anstrengungen seines Geistes erliegend, † er am 2. Februar 1792. Seine „Oeuvres diverses" erschienen Paris 1793.

Cervantes Saavedra, Miguel de, berühmter spanischer Dichter, geboren am 9. Okt. 1547 zu Alcala

de Henares, studirte 2 Jahre zu Salamanca, sodann um 1568 in Madrid anfangs Theologie, später aus Neigung die schönen Wissenschaften. Aus Verdruß über die geringe Theilnahme, welche seine ersten dichterischen Versuche fanden, ging er 1569 nach Italien, wurde hier aus Noth Kammerdiener des Kardinals Giulio Aquaviva in Rom, nahm aber 1570 Dienste bei den spanisch-neapolitanischen Truppen und kämpfte mit großer Tapferkeit in der Schlacht von Lepanto 1571, wo ihm durch einen Schuß der linke Arm gelähmt ward. Wieder geheilt, machte er die Züge gegen Navarin und Tunis mit und nahm dann Urlaub zur Heimreise nach Spanien, ward aber unterwegs am 26. September 1575 von Seeräubern aufgegriffen und in die Gefangenschaft geschleppt. Als Sklave eines grausamen Herrn verabredete er mit 14 Leidensgefährten die Flucht. Sie kauften Einen aus ihrer Gesellschaft los, damit derselbe nach der Heimat zurückkehren und von da an einem bestimmten Tage an der Küste anlegen sollte, um auch sie zu entführen. Der Plan, fast zur Ausführung gediehen, scheiterte durch das zufällige Dazukommen einiger Mauren, als sie eben im Begriff waren, das heimatliche Schiff zu besteigen. Kein glücklicheres Resultat hatten mehre andere Befreiungsversuche, bis C. endlich auf den kühnen Gedanken kam, sich mittelst einer Sklavenverschwörung in den Besitz von Algier zu setzen. Verrathen, wurde er in Fesseln gelegt, doch zwang seine Kühnheit selbst den Mauren Achtung u. Schonung seiner ab. Endlich, nach fünfjähriger Sklaverei, am 19. Sept. losgekauft, kehrte C. nach Spanien zurück, trat nochmals in sein Regiment ein und machte die Expeditionen nach den azorischen Inseln mit, kehrte aber Ende 1583 für immer in die Heimat und zu den Musen zurück. Bald darauf vermählte er sich mit Donna Catalina Palacios de Salazar aus einer angesehenen, aber armen Familie in Esquivias. Da er nun auf Erwerb denken mußte, schrieb er gegen 30 Schauspiele, die in Madrid mit Beifall aufgeführt wurden, und unter denen „Numancia“ das hervorragendste ist. Dann verließ er gegen eine kleine Anstellung in Sevilla die Stellung eines Bühnendichters und verfaßte hier diejenigen unter seinen Novellen, worin er die Laster dieser Stadt so trefflich zeichnet. Auf einer Reise in die Provinz la Mancha gerieth er mit den Einwohnern eines Dorfes in einen Konflikt, der ihn ins Gefängniß brachte. In demselben begann er sein unsterbliches Werk, den „Don Quixote“. Da der erste Theil keinen Anklang finden wollte, veröffentlichte er eine kleine Broschüre, „El buscapiè“ (der Schwärmer, die Rakete), worin er dem Scheine nach eine Kritik des „Don Quixote“ lieferte und darauf hindeutete, daß dies Werk eine versteckte Satire auf verschiedene angesehene Männer enthalte. Die Neugierde begründete nun den Ruf des „Don Quixote“, zugleich aber wurden auch Kritik, Satire, Verleumdung, kurz, alle Hebel der Vernichtung gegen das Werk in Bewegung gesetzt. C., dadurch eingeschüchtert, wagte nun mehre Jahre nicht, dem Publikum etwas darzubieten. Erst 8 Jahre später widmete er dem Grafen von Lemos als Erkenntlichkeit für genossene Unterstützungen zwölf Novellen. Das folgende Jahr erschien sein „Viage del Parnaso“ (Reise auf den Parnassus). Als in demselben Jahre ein Aragonier eine sehr geschmacklose Fortsetzung des „Don Quixote“ herausgab, veröffentlichte C. den zweiten Theil des „Don Quixote“, der den ersten noch übertraf. Sodann arbeitete er an dem Roman „Trabajos de Persiles y Sigismonda“ (Leiden des Persiles und der Sigismunda), an welchen er zu Anfang des April 1616 die letzte Hand legte. Von seinem frühesten dichterischen Erzeugnisse, dem Schäferroman „Galatea“ (Madr. 1584) sind nur die 6 ersten Bücher erschienen. C. † zu Madrid am 23. April 1616, also am nämlichen Tage mit Shakspeare. Seine Büste, von Don Antonio Sola verfertigt, wurde 1835 vor dem von ihm bewohnten Hause in Madrid aufgestellt. Was die bereits genannten Werke des C. betrifft, so sind unter den Novellen nur vier seiner würdig: „Der freche Neugierige“, welchen er in den „Don Quixote“ verwebt hat, „Rinconet und Corbatilla“, ein zwar stark aufgetragenes, aber wahres Gemälde von sevillischen Gaunern, „Die Macht des Blutes“, das interessanteste und am besten ausgeführte Stück, und „Das Zwiegespräch der beiden Hunde“, eine ergötzliche Kritik, voll von Philosophie und Munterkeit. „Die Reise auf den Parnassus“ ist in Versen verfaßt, aber für uns ohne Interesse, da sie sich zu sehr auf die Polemik seiner Zeit bezieht. Als eine Fortsetzung muß die „Adjunta al Parnaso“ betrachtet werden, ein Gespräch in Prosa zwischen ihm und einem andern Dichter, welcher ihm einen Brief vom Apollo überbringt. Die Schauspiele, welche wir von C. besitzen, ermangeln sämmtlich des Interesse's der Durchführung der Rollen und der innern Wahrheit. Besser sind die 8 Stücke, die von den Spaniern Entremeses genannt werden; fast alle sind komisch und natürlich, doch etwas schlüpfrig. „Die Leiden des Persiles und der Sigismunda“ sind ein langer, mit vielen unglaublichen Abenteuern überladener Roman. Indeß müssen die Eleganz, Präcision des Styls, sowie die Wahrheit einiger Episoden anerkannt werden. Die unvollendete „Galatea“ ist eine Nachahmung der „Diana“ des Montemayor; ihr größter Werth besteht in den darin verwebten lyrischen Gedichten, um derentwillen das Buch auch geschrieben zu sein scheint. C.' Hauptwerk, „Der ingeniöse Hidalgo Don Quixote de la Mancha“ ist ein europäisches Buch geworden und wird es bleiben, so lange überhaupt die Lust an sinnreicher Erfindung u. lebendiger Darstellung poetischer Wahrheit bleibt. Die treffendste und konsequenteste Charakterzeichnung, eine unversiegliche Ursprünglichkeit und eine tiefhumoristische Lebensansicht, aus dem edelsten und mitleidigsten Gemüth entspringend, die rascheste Auffassung des komischen Elements selbst auf der Nachtseite menschlicher Erscheinungen, und wiederum ein stets durchscheinendes Gefühl der Liebe offenbaren sich hier auf das Innigste verbunden mit dem höchsten Zauber der Darstellung, in einer der edelsten Sprachen, deren sich je ein Volk bediente, voll Würde und Naivetät. „Don Quixote“ war der erste Roman und ist einer der vollendetsten, ein Meisterwerk aller Zeiten und Völker. Er ist keineswegs nur ein komischer Roman, sondern vielmehr ein komischer und tragischer, ein humoristischer und sentimentaler zugleich, ein Roman, der Alles umfaßt, wie das Leben selbst dies thut. Außer der Prachtausgabe (Madrid 1780, 4 Bde.) und der von Pellicer (das. 1798, 9 Bde.) sind als die besten Ausgaben zu nennen die 4. der Akademie mit dem Leben des Dichters von Navarette (das. 1819, 5 Bde.),

die mit dem vollständigsten Kommentar von Diego **Clemencin** (das. 1833—39, 6 Bde.) und als gute Handausgabe die zu Leipzig erschienene (1800—7, 6 Bde.). Gesammtausgaben der Werke des C. erschienen zu Madrid ohne die Komödien (1803—5, 16 Bde.) und ebenda ohne die „Reise nach dem Parnaß" (1820, 11 Bde.). Ein Wiederabdruck sämmtlicher Werke erschien in der „Coleccion de los mejores autores españoles" (Paris 1840—41). Eine Auswahl gab Don Aug. Garcia de Arvieta heraus (Paris 1826—32, 10 Bde.). Deutsche Uebersetzungen des „Don Quixote" hat man von Bertuch (Leipzig 1780, 6 Bde.), Tieck (Berl. 1799—1801, 4 Bde.; 3. Aufl. 1853, 2 Bde.) und Soltau (Königsberg 1800, 6 Bde.; 2. Aufl. Leipzig 1837, 4 Bde.); des Romans „Persiles und Sigismunda" von Butenschön (Heidelberg 1798, Leipzig 1837, 2 Bde.). Eine Uebersetzung sämmtlicher Romane und Novellen lieferten Förster (Quedlinburg 1825, 12 Bde.), Keller und Notter (Stuttgart 1840—42, 10 Bde.).

Cervena, türkischer Ort in der Moldau, an der Mündung des Jantra in die Donau, berühmt durch die Schlacht am 7. Sept. 1810 zwischen den Russen unter Kaminsky u. den Türken unter dem Seraskier Kuschanz-Ali, Muktar-Pascha u. Achmet-Pascha, in Folge deren die Türken die Waffen streckten und als Kriegsgefangene nach Rußland abgeführt wurden. 178 Fahnen, 14 Kanonen und 6000 Gefangene geriethen in die Hände der Russen; 10,000 Türken blieben auf dem Schlachtfelde und bei der Verfolgung, unter ihnen Kuschanz-Ali.

Cervera, alte Stadt in der spanischen Provinz Lerida in Katalonien, am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß des Segre), hat 7 Thore, breite, gut gepflasterte Straßen u. 4100 Einwohner. Die hier 1717 von Philipp V. gestiftete Universität wurde später nach Barcelona verlegt.

Cervetere (Cervetri), kleine italienische Stadt, $5^1/_2$ Meilen nordwestlich von Rom, mit 700 Einwohnern, steht an der Stelle der alten Etruskerstadt Caere.

Cervia, Hafenstadt in der italienischen Provinz Ravenna (bisher zum Kirchenstaat gehörig), am adriatischen Meere, Bischofssitz, mit Kathedrale, mehren Kirchen und Klöstern und 5733 Einwohnern. Im Westen von der Stadt der große Salzsumpf Valle di C. mit bedeutenden Salzwerken, aus denen jährlich an 500,000 Centner Salz gewonnen werden.

Cervinara, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, mit 7400 Einwohnern; in der Nähe die Engpässe von Arpaja (die caudinischen Pässe).

Cervole (Cervolle), Arnold von, gewöhnlich der Erzpriester (Archiprêtre) genannt, weil er, obgleich Ritter und verheirathet, den Nießbrauch von Kirchenpfründen hatte, war gegen das Ende des Mittelalters einer der kühnsten Parteigänger Frankreichs, in Perigord zu Anfang des 14. Jahrhunderts aus einer sehr angesehenen Familie entsprossen, kommt zuerst in der Schlacht von Poitiers (18. Dec. 1356) vor, wo er verwundet mit König Johann in Gefangenschaft gerieth. Von demselben losgekauft, machte er an der Spitze von 2000 Söldnern, welche durch den Waffenstillstand brodlos geworden, verschiedene Raubzüge, brandschatzte unter Andern den Papst Innocenz VI. um 40,000 Thaler, warf sich auf Burgund, trat dann in des Dauphins Dienste gegen den König von Navarra und ward 1359 zum Generallieutenant von Berri und Nivernais ernannt. Nach dem Frieden von Brétigny (8. März 1360) bildete er aus den abgedankten Schaaren eine „weiße Kompagnie" (compagnie blanche), von einem weißen, auf ihre Schultern gehefteten Kreuze so genannt, plünderte er die Umgegend von Langres, Lyon u. Nevers, nahm mehre feste Plätze u. zwang den Grafen von Nevers mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Darauf die königliche Vorhut gegen einen andern Räuberhaufen befehligend, erlitt er bei Brignay eine schwere Niederlage und gerieth selbst, aber nur auf kurze Zeit, in Gefangenschaft. Im Jahre 1362 vermählte er sich mit Johanna, Erbtochter Johanns III. Herrn von Chateauvilain. Im folgenden Jahre kam er an der Spitze einer Schaar Abenteurer, Bretons genannt, dem Herrn von Joinville, Grafen von Baudemont, gegen den Herzog von Lothringen zu Hülfe, verheerte dieses Land u. den Wasgau und zog gegen Trier u., hier zurückgeschlagen, nach Metz. Nachdem sich der lothringer Herzog durch eine Summe Geld von weiteren Plünderungen befreit hatte, warf sich C. wiederum auf Champagne u. Burgund u. setzte 1363 Philipp, des Königs Johann Sohn, zum Herzog des letzteren Landes ein. Hierauf diente er in der Armee, welche König Karl V. zur Plünderung der Domänen des Königs von Navarra in die Normandie schickte. Später sehen wir ihn seine Waffen wieder dem Herzog von Burgund leihen. Zur Beseitigung der die Sicherheit des Landes gefährdenden entlassenen Truppen wollte er deren 40,000 gegen die Türken führen, trug Schrecken u. Verwüstung bis Straßburg, wich aber bei Basel dem deutschen Kaiser Karl IV. und kehrte in die Provence zurück, wo er später zurückgezogen lebte. Er † 1366 u. hinterließ eine Tochter u. einen Sohn, Philipp von C., welcher dem Herzog von Burgund treue Dienste leistete.

Cerynitische Hindin, eine Hirschkuh mit goldenem Geweih und ehernen Füßen, der Diana geweiht, hauste am Flusse Celadon, auf dem arkadischen Berge Cerynia u. auf dem Mänalion. Hercules, von Eurystheus beauftragt, sie lebendig zu fangen, jagte sie am Berge Artemisius auf, verfolgte sie ein Jahr lang bis zu den Hyperboreern und den Quellen des Ister, bis sie ermattet in den Fluß Ladon stürzte und so von jenem gefangen und gebunden dem Eurystheus gebracht wurde.

Ces, s. Tonarten.

Cesalpini (Cäsalpinus), Andrea, italienischer Philosoph, Botaniker und Physiolog, zu Arezzo in Toskana 1519 geboren, widmete sich zu Pisa dem Studium der Philosophie, Medicin und Naturgeschichte, ward Lehrer dieser Wissenschaften und Aufseher des botanischen Gartens daselbst und schon bejahrt Leibarzt des Papstes Klemens VIII., als welcher er zugleich in der Sapienza Vorträge zu halten hatte; † zu Rom 1603. Vorzüglich berühmt ist er durch sein Werk „De plantis libri XVI" (Florenz 1583). Waren früher die Pflanzen nur vom medicinischen Gesichtspunkt aus angesehen worden, so versuchte C. eine systematische Anordnung des Pflanzenreiches. Doch bleibt er im Ganzen bei der alten empirischen Eintheilung in Bäume, Sträucher, Staudengewächse und Kräuter stehen; die Unterabtheilungen macht er nach den bedeckten und unbedeckten Samen, sowie nach den Theilen

der Samenhüllen. Nicht geringeren Ruhm erwarb sich C. durch seine Beschreibung des Umlaufs des Blutes, namentlich seine Bemerkungen über den kleinen Kreislauf desselben durch die Lungen. Davon handeln seine „Quaestionum medicarum libri II“ (Venedig 1598, 1604).

Cesare, Giuseppe, Cavaliere di, italienischer Geschichtschreiber, um 1783 zu Neapel geboren, erwarb sich durch die „Storia di Manfredi, re di Sicilia e di Puglia“ (Neapel 1837, 2 Bde.) einen allgemein anerkannten und dauernden Ruf als Geschichtsforscher. Aus den umfassendsten Forschungen entsprungen, sich auszeichnend durch Treue und Unparteilichkeit, reinigte dieses Werk das Andenken Manfreds von den verleumderischen Anklagen der dem päpstlichen Hofe u. der Partei Anjou ergebenen Geschichtsschreiber des Mittelalters. Mehre treffliche historische Arbeiten C.'s über Neapel finden sich in der von ihm redigirten Revue „Il Progresso“. Bemerkenswerth ist auch seine Schrift „Sulla filosofia della storia“ in der von dem bekannten Rechtsgelehrten Mancini redigirten „Biblioteca di scienze morale, legislative ed economiche“. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Arrigo di Abbate“, ein historischer Roman, der die sicilianische Vesper schildert, und die „Lettere romane“, eine lebhafte Schilderung der Schmach der Sklaverei und des Despotismus. Wegen Betheiligung an der konstitutionellen Bewegung Neapels von 1827 seines Postens als Generalzolldirektor entsetzt, führte er fortan ein den Studien ergebenes Privatleben, bis er 1848 von der konstitutionellen Regierung zum Generalintendanten von Bari ernannt wurde. Nach der Wiederherstellung des Absolutismus trat er freiwillig ins Privatleben zurück und † den 15. April 1856 zu Neapel.

Cesari, 1) Alessandro, eigentlich Cesati, Grecho beibenannt, berühmter Gemmenschneider und Medailleur, stammte aus einer mailändischen Familie und blühte um 1550. Von seinen Werken, welche denen des Pirgoteles u. Dioscorides gleichkommen, werden hauptsächlich der Kopf des französischen Königs Heinrich II. auf einem Karneol, eine Schaumünze auf Papst Paul III., von der Michel Angelo sagt, daß die Kunst hier ihren Höhepunkt erreicht habe, eine Medaille auf Julius III., auf die Familie Farnese u. der Cameo des Phocion gerühmt. Nach Visconti stammen von ihm die meisten mit dem Namen M. Lollius Alexander bezeichneten Steine.

2) Giuseppe, genannt Josepin, Giuseppe Pin d'Arpinas, L'Arpino und Cavaliere d'Arpino, Maler und als solcher Manierist in hohem Grade, wurde 1570 zu Rom geboren und bildete sich unter Raphael Motta und Lelio Orsi, nach Anderen unter Roncalli. Schon als dreizehnjähriger Knabe erregte er durch ein Façadengemälde Bewunderung und galt bald als der größte Meister Roms. Stolz auf die Bestellungen ausländischer Fürsten und die Gunst von 10 Päpsten, ließ er sich zum Arbeiten schwer bewegen, und auch dann ging es langsam vorwärts: an den Werken des Campidoglio arbeitete er 40 Jahre. Mit Ehrenbezeigungen überschüttet, † C. 1640 oder 1642. Seine bedeutendsten Gemälde befinden sich im Saale der Konservatoren auf dem Kapitol; andere in der Kapelle Pauls V., in Sta. Maria Maggiore und an den Mosaikkartons in S. Michele. Gerühmt wird seine Schlacht zwischen den Römern und Sabinern. Höchst vollendet ist C. in kleinen Bildern mit auf Holz aufgesetzten Goldlichtern; auch das Kolorit seiner Wandbilder, einiger Staffeleibilder und der Madonna in S. Grisogona gelten für vortrefflich. Lieblingsgegenstände seiner Darstellung waren große Gedränge von Menschen und Pferden; letztere gelangen ihm vorzüglich. Seine Komposition ist kühn, aber reine Natur, einfache Schönheit der Darstellung, strenge Richtigkeit der Zeichnung mangeln ihm gänzlich. Sein Ansehen und das seines zahlreichen Anhangs erhielt durch M. A. Amerighi den ersten Stoß, und die Partei der Idealisten brachte ihn um seinen Ruf.

3) Antonio, gewöhnlich Pater Antonio genannt, Philolog, zu Verona um 1750 geboren, trat in den Orden des Philipp von Neri und widmete sich dem Studium verschiedener Zweige der Literatur. Als Redner, Kritiker, Dichter, Biograph und Uebersetzer zeichnete er sich auf gleiche Weise aus und ward von den meisten italienischen wissenschaftlichen Gesellschaften zum Mitglied ernannt. C. † im Oktober 1828 zu Ravenna. Von seinen Schriften nennen wir das „Vocabolario della Crusca“ (Verona 1806, 6 Bde.); „Alcune novelle“ (Venedig 1810); „Prose scelte“ (Mailand 1819, 1830). Unter seinen Uebersetzungen sind die berühmtesten die der Oden des Horaz, der Komödien des Terenz (Verona 1816, 2 Bde.) und der Briefe des Cicero, in der Ausgabe sämmtlicher Werke dieses Redners (Mailand 1826, 1845), ꝛc. Lebensbeschreibungen C.'s gaben Manuzzi (Flor. 1829), Bonfanti (Verona 1832) und Azzochi (Rom 1836) heraus.

Cesarini, Verginio, italienischer und lateinischer Dichter, 1595 aus einer edlen Familie entsprossen, war Mitglied der Akademie dei Lincei u. sollte von Papst Urban VIII. eben eine der höchsten Kirchenwürden erhalten, als er im April 1624 †, mit einer Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele beschäftigt. Seine Gedichte, durch Korrektheit und Anmuth ausgezeichnet, befinden sich in der Sammlung „Septem illustrium virorum poemata“ (Antwerpen 1662).

Cesarotti, Melchiore, einer der berühmtesten neueren Dichter und Prosaiker Italiens, wurde den 15. Mai 1730 zu Padua aus einer alten, aber armen Familie geboren, erhielt sehr jung den Lehrstuhl der Rhetorik am Seminar zu Padua, folgte aber 1762 einem Ruf als Lehrer in das berühmte Patricierhaus Grimani nach Venedig, wo er seine Tragödien nebst zwei Abhandlungen „Sopra l'origine e i progressi dell' arte poetica“ (Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Dichtkunst) und „Sopra il diletto della tragedia“ (Ueber das Vergnügen an der Tragödie) drucken ließ. Hier lernte er den eben erschienenen Ossian des Macpherson kennen, ging sogleich an die Erlernung des Englischen, gab das Gedicht innerhalb 6 Monaten in italienischen Versi sciolti wieder (Padua 1763, 2 Bde., vollständiger das. 1772, 4 Bde., Nizza 1780, 3 Bde.) und schenkte die ganze Auflage dem Verfasser. Im Jahre 1768 erhielt C. die Professur der griechischen und hebräischen Sprache zu Padua und 1779 an der hier eben gestifteten Akademie der Wissenschaften und Künste den Posten eines beständigen Sekretärs

in der Abtheilung der schönen Literatur. Als solcher schrieb er „Saggio sulla filosofia delle lingue, applicata alla lingua italiana". Bonaparte ernannte ihn zum Regierungsmitglied. In diesem neuen Berufe schrieb er: „Saggio sugli studj" (Ueber die Studien), „Istrucione d'un Cittadino a' suoi-fratelli meno istruiti" (Ueber den Unterricht des Bürgers) und „Patriotismo illuminato" (Ueber den aufgeklärten Patriotismus), begrüßte aber nichtsdestoweniger nach einigen Jahren die in Padua einziehenden Oesterreicher und Russen mit einer Ode. Dennoch ernannte ihn später Kaiser Napoleon I. zum Kommandeur des Ordens der eisernen Krone und gab ihm eine ansehnliche Pension, wofür ihm C. in seiner „Pronea" (Die Vorsehung) dankte. Er † auf seinem Landhause Solvaggiano den 3. November 1808, nachdem er seit 1800 die Herausgabe seiner sämmtlichen, aufs Neue gesichteten Werke begonnen. C. glänzt in der italienischen Literatur durch vielseitige Gelehrsamkeit u. eine bewunderungswürdige Gewandtheit des verschiedenartigsten Ausdrucks in der Darstellung der mannichfaltigen Elemente seines Wissens und Forschens. Die Sprache seiner Verse, vornehmlich im Ossian, welcher nicht als Uebersetzung, sondern als ein neues Original der italienischen Poesie anzusehen ist, ist kräftig, kühn, lebendig und harmonisch, doch nicht frei von Gallicismen. Noch sind zu nennen seine vom Original sehr abweichenden Uebersetzungen von Homers Iliade (1795) und den Biographien des Plutarch (Padua 1763, 2 Bde.). Seine sämmtlichen Werke (Opere complete etc.) erschienen Pisa und Florenz 1800—13, 40 Bde., nach seinem Tode von seinem Schüler, dem Professor Joseph Barbieri, fortgesetzt. Vgl. Barbieri, Memorie intorno alla vita ed agli studj dell' Abb. C., Padua 1810, u. Meneghelli, Vita di M. C., Venedig 1817.

Ces dur, s. Tonarten.

Cesena, Stadt in der italienischen Provinz Ferrara (früher in der päpstlichen Delegation Forli), am Savio und am Fuße des Colle Garampi, ist Bischofssitz, unregelmäßig gebaut, aber reich an schönen Gebäuden mit mancherlei Kunstschätzen. Bemerkenswerth ist besonders die Bibliotheca Malatestiana im Minoritenkloster mit vielen Manuskripten; den schönen Markt schmückt ein großes Stadthaus, ein zierlicher Brunnen und die kolossale Bildsäule Pius' VII., der in C. geboren ist und hier ein bedeutendes Hospital stiftete. Die Zahl der Einwohner, die im Rufe unvertilgbarer Heiterkeit stehen, beträgt 33,700, deren Erwerbsquellen Wein-, Hanf- und Gemüsebau, Seidenspinnerei u. Schwefelbereitung bilden. Der Wein von C. war schon zur Römerzeit berühmt. In der Nähe auf einem Berge steht die schöne Kirche Santa Maria del Monte. C., bei den Alten Cäsena, gehörte im Mittelalter zu Bologna, stand zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter Maghinardo de Sesanna, dann unter dem Hause Malatesta und wurde von demselben dem römischen Stuhle vermacht. Papst Alexander VI. schenkte es seinem Sohne Cesare Borgia. Nach dessen Tode kam C. wieder zum Kirchenstaat. Am 30. März 1815 schlug hier Murat die Oesterreicher, und am 20. Juni 1832 wurde C. durch die päpstlichen Truppen unter Barbieri hart mitgenommen.

Cesi, Bartolomeo, italienischer Maler, 1556 zu Bologna geboren, war Schüler von Anton Grammatica, Rosabella (Franz Bezzi) und nahm sich Tibaldi zum Vorbild. Vorzüglich werden seine Wandmalereien wegen ihrer lebendigen Erfindung und noch jetzt frischen Tinten gerühmt; Kunstwerke von ihm enthalten die Karthäuserkirchen zu Ferrara, Bologna, Florenz und Siena. C. diente den Carracci's als Stütze gegen das Unwesen der Manieristen, und vorzüglich Guido Reni nahm sich zu S. Jacopo und S. Martino C.'s Gemälde zum Vorbild. Er † 1627 oder 1629.

Cespedes, Pablo de, berühmter spanischer Maler, in Rom Cedaspe, auch Razzioniere oder Kanonikus der heiligen Kirche zu Cordova, am häufigsten der spanische Raphael genannt, war ausgezeichnet als Maler, Bildhauer, Architekt und kunstgelehrter Schriftsteller. Geboren zu Cordova 1538, führte er erst in Rom mehre Werke aus und widmete sodann als Ordinario an der Kathedrale seiner Vaterstadt von 1577 an sein ganzes Leben der Ausübung seiner Kunst, bis er 1608 †. Seine besten Gemälde sind in Cordova, Sevilla, Madrid, im Alcazar und namentlich in vielen Städten Andalusiens. Man bewundert in seinen Schöpfungen besonders die Eleganz und Großartigkeit der Zeichnung, genaue Kenntniß der Anatomie, Kühnheit in den Verkürzungen, glücklichen Effekt des Helldunkels, brillantes Kolorit, Wahrheit des Ausdrucks und vor Allem das Talent zur Komposition. Er machte Kartons in der Größe der Gemälde; seine Zeichnungen sind gewöhnlich in schwarzer und rother Kreide ausgeführt. Als gelehrter Künstler hat C. mehre vortreffliche Schriften hinterlassen, u. A. eine Vergleichung der alten Malerei und Skulptur, eine Abhandlung über die Alterthümer der Kathedrale von Cordova, über die Perspektive, über den Tempel Salomo's, einen Brief über die verschiedenen Arten der Malerei.

Cessart, Louis Alexandre de, einer der ausgezeichnetsten französischen Ingenieure, 1719 zu Paris geboren, trat frühzeitig in den Militärdienst und that sich während der Feldzüge von 1743—46 vorzüglich in den Schlachten von Fontenoi und Rocour hervor, verließ dann um seiner geschwächten Gesundheit willen das Feldlager, trat in die Ecole de ponts et chaussées und stieg, durch Fleiß und Talent empfohlen, zum Ingenieur der Generalität von Tours (1751). Von Rouen aus, wohin er 1775 versetzt worden war, entwarf er 1781 den Plan zu dem Hafenbau von Cherbourg, an dessen Ausführung ihn jedoch der Tod verhinderte. C. † 1806, eben mit der Beschreibung seiner Bauten beschäftigt. Sein Werk erschien durch Dubois d'Arnonville unter dem Titel „Description des travaux hydrauliques" (Paris 1806—9, 2 Bde.).

Cessio bonorum (lat.), Abtretung des Vermögens seitens des zahlungsunfähigen Schuldners an seine Gläubiger. Wenn nämlich ein Schuldner ohne sein Verschulden in Vermögensverfall gerathen ist, so kann er zur Abwendung weiterer Nachtheile erklären, daß er hiermit sein Vermögen an seine Gläubiger abtrete, womit der Konkurs für eröffnet gilt. Wie auf die Gläubiger aber nicht das Eigenthum dieser Güter, sondern nur der Besitz und das Verkaufsrecht übergehen, so werden auch die Forderungen derselben dadurch nicht getilgt, sondern nur ihre Geltendmachung gegen den Schuldner suspendirt. Die Güterabtretung bringt dem Letzteren den

Vortheil, daß er von persönlichem Arreste befreit wird, und daß er alle Anforderungen der Gläubiger mit der Einrede der Cession seiner Güter so lange abweisen kann, bis er wiederum zu besserem Vermögen gekommen ist, in welchem Falle er zwar nachzahlen muß, aber auch die Rechtswohlthat der Kompetenz, d. i. nur auf so viel exequirt zu werden, als er nach Abzug des nöthigen Lebensunterhalts übrig behält, für sich beanspruchen kann.

Cession (v. Lat.), die Uebertragung der Ausübung einer Obligation. Jede Obligation (Forderungsrecht, Schuldforderungsverhältniß) nämlich ist ein unübertragbares Rechtsverhältniß, ein Verhältniß zwischen einem bestimmten Gläubiger und einem bestimmten Schuldner, u. läßt sich daher weder von der Person des Berechtigten, noch von der des Verpflichteten trennen, ohne zugleich selbst aufzuhören. Dieser Umstand schließt den Uebergang der Obligation auf Universalsuccessoren nicht aus, wodurch in der That keine Veränderung der Personen eintritt, d. h. mit dem gesammten Vermögen der Erbschaft können Obligationen auf den Universalsuccessor, den Erben, übergehen, denn mit der Gesammtheit des Vermögens geht auch die vermögensrechtliche Persönlichkeit des Erblassers auf den Erben über, der Erbe setzt also nur die Persönlichkeit des Erblassers fort. Wenn also eine Obligation des Erblassers entweder von dem Erben, oder gegen den Erben geltend gemacht wird, so ist es immer noch dieselbe Person, welche das Subjekt der Obligation ist, der Erbe ist nur in sofern Gläubiger oder Schuldner, als er seinen Erblasser vertritt. Anders aber ist es mit der Uebertragung einer Obligation als eines einzelnen Vermögensbestandtheils auf einen Andern. Mein Eigenthumsrecht kann ich auf einen Andern übertragen, so daß er nun ganz dasselbe Recht hat, wie ich es hatte; meine Obligation aber ist an meine Person als Gläubiger oder Schuldner gebunden, — mit einem Worte, es gibt wohl eine Universalsuccession, nicht aber auch eine Singularsuccession in Obligationen. Nun aber hat sich doch im Verkehr das Bedürfniß fühlbar gemacht, auch bei Forderungen, wenigstens dem Erfolge nach, eine Uebertragung zu ermöglichen. Die Römer erfanden hier ein Aushülfemittel, welches darin besteht, daß man eine zustehende Klage nicht bloß selbst anstellen, sondern auch einen Andern damit beauftragen kann, daß also eine Stellvertretung im Prozeß möglich ist. Der Gläubiger nun, der seine Forderung an einen Andern veräußern wollte, konnte dies dadurch bewirken, daß er ihm die Ausübung, die Geltendmachung derselben durch Vollmacht übertrug, ihn zum Prokurator machte, nur mit dem Unterschiede von dem gewöhnlichen Prokurator, daß derselbe die Forderung für seine eigene Rechnung geltend machte, das, was er dadurch empfing, behielt und überhaupt gegenüber dem veräußernden Gläubiger die Stellung einnahm, als wäre nicht dieser, sondern er, der Prokurator, Gläubiger. Anfänglich konnte der Prokurator die Klage nur im Namen des wahren Gläubigers anstellen, später wurde sie ihm aber auch als Actio utilis im eigenen Namen gestattet u. war als solche ebenso wirksam als die Klage des eigentlichen Gläubigers. Unter C. ist daher nach neuerem Recht ein rechtliches Geschäft zu verstehen, wodurch Jemand von einem Gläubiger die Befugniß eingeräumt erhält, die diesem zustehende Forderung zu eigenem Nutzen auszuüben, oder für eigene Rechnung gegen den Schuldner geltend zu machen. Derjenige, welcher die Forderung abtritt, der alte Gläubiger, heißt Cedent (cedens), der, welchem sie abgetreten wird, der neue Gläubiger, Cessionar (cessionarius), und der Schuldner, gegen welchen die Forderung zusteht, Debitor cessus. Die C. ist ihrem Rechtsgrunde nach entweder eine freiwillige (cessio voluntaria), oder eine nothwendige (c. necessaria), je nachdem sie auf dem freien Willen des Cedenten beruht, oder dieser ohne seinen Willen zur C. verpflichtet ist, so daß der Cessionar sie ohne ein ihm geleistetes Cessionsversprechen fordern kann. Fälle dieser Art sind z. B.: daß der Geschäftsführer (Mandatar) die in dieser Eigenschaft für den Geschäftsherrn (Mandanten) erworbenen Klagen (Forderungsrechte) abtreten muß; daß der Gläubiger zur C. seiner Klagen gegen mehre Gesellschafter verpflichtet ist, wenn er von einem Mitgesellschafter befriedigt wird rc. Es geschieht aber die C. entweder in Folge eines Rechtsgeschäfts, wie Tausch, Kauf, Schenkung, Verpfändung rc., oder in Folge gesetzlicher Bestimmung (cessio legis), Letzteres, wenn dem Erwerber ohne irgend eine Erklärung od. Uebertragungshandlung des bisherigen Inhabers der Forderung dessen Klagerechte (utiles actiones) gegeben werden, was stets eintritt, sobald ein hinreichend begründeter Anspruch auf Uebertragung des Rechts eingetreten ist. Gegenstand der C. können in der Regel alle Forderungen und Klagen sein, welche einen Bestandtheil des Vermögens des Cedenten bilden, auch enthält das Fundament der Forderung an sich keinen Grund gegen ihre Cessibilität. Nicht cessibel aber sind nach der Natur der Sache diejenigen Forderungen, deren Geltendmachung eine bestimmte, persönliche, an sich der Uebertragung auf Andere nicht fähige Qualität voraussetzt, z. B. Alimente, Privilegien, Koncessionen rc., und alle mit Verbindlichkeiten vermischte Forderungsrechte, wie Pacht, Miethe rc., weil man zwar sein Recht, nicht aber auch seine Verbindlichkeit auf Andere übertragen kann. Ferner ist die C. ausgeschlossen, wo dadurch die Forderung verändert werden würde, wie z. B. die Forderung auf Bestellung eines Gebrauchs- oder Nießbrauchsrechts, da hier die Persönlichkeit des Berechtigten auf den Inhalt des Rechts wesentlichen Einfluß übt. Eine accessorische Forderung kann nur so cedirt werden, daß dem Cessionar zugleich die Geltendmachung der Hauptforderung mit übertragen wird. Nach singulärer Rechtsbestimmung ist die C. von Forderungen gegen bevormundete Personen an die Vormünder derselben nicht bloß nichtig, sondern es wird dadurch sogar die Forderung zum Vortheil des Schuldners aufgehoben. Nach römischem Rechte ist ferner die C. einer im Streite befangenen (litigiosen) Forderung, sowie die C. an eine einflußreichere Person, welche dem Schuldner ein mächtigerer Gegner werden könnte, untersagt. Auch gehört hierher die Beschränkung, welche die Lex Anastasiana, eine Verordnung des Kaisers Anastasius, gemacht hat, wonach der Cessionar, welcher eine Forderung gekauft hat, nicht mehr als den dafür bezahlten Kaufpreis nebst den davon erlaubter Weise zu berechnenden Zinsen vom Debitor cessus einzuklagen befugt sein soll. Dieser gesetz-

lichen Vorschrift unterliegen nur solche Forderungen, die auf eine Geldsumme gerichtet und durch Kauf oder Tausch erworben sind. Die Absicht der **Lex Anastasiana** geht unverkennbar darauf, den verderblichen Handel mit Forderungen möglichst zu verhindern; daher kommt dieselbe nicht zur Anwendung bei C.en unter Kommunionsinteressenten behufs ihrer Auseinandersetzung, z. B. wenn Miterben und Legatare zu diesem Zwecke sich erbschaftliche Forderungen cediren, bei einer C. an Zahlungsstatt (in solutum), bei Aversionalkäufen, wenn ein späterer Pfandgläubiger einen vorhergehenden behufs des Eintritts in dessen Stelle und Rechte gegen C. der Klage abfindet, bei der C. von Forderungen, die ihrer Natur nach Gegenstand des Handels sind, wohin Wechselbriefe, Staatsobligationen, Schuldscheine au porteur gehören, bei der C. einer Universitas nominum und bei der C. von Forderungen, welche von Anfang an auf einen ungewissen und gewagten Gegenstand gehen. In den Fällen, wo eine Berufung des Schuldners auf die Lex Anastasiana Statt findet, ist die Wirkung, daß der Cessionar nicht mehr einklagen kann, als er selbst für die Forderung bezahlt hat, und der Ueberschuß der letzteren zum Vortheil des Schuldners erlischt; eben deshalb ist aber auch nach der richtigen Meinung bei der sogenannten Exceptio legis Anastasianae von dem Cessionar der Beweis darüber zu führen, daß er so viel, als er einklagt, auch wirklich für die cedirte Forderung gegeben habe. Die Lex Anastasiana ist, als für den jetzigen bürgerlichen Verkehr unpassend, vielfach getadelt und auch in fast allen neueren Partikulargesetzgebungen, z. B. in Frankreich, Oesterreich, Preußen, Sachsen, aufgehoben worden. Wer gültig cediren will, muß die freie Dispositionsbefugniß über sein Vermögen haben, weil die C. eine Art der Veräußerung ist. Seinen Willen zu cediren, kann aber der Cedent sowohl ausdrücklich, als stillschweigend zu erkennen geben. Dagegen bedarf es der Einwilligung des Schuldners nicht, weil sein Verhältniß nicht geändert, seine Lage nicht verschlimmert wird. Derselbe wird jedoch durch die C. von dem alten Gläubiger nicht frei; der Cedent erscheint vielmehr immer noch als der Gläubiger, darf die Forderung noch selbst einklagen und kann überhaupt mit derselben dem Schuldner gegenüber Alles noch mit derselben Wirkung vornehmen, wie vor der C. Es kann aber auch der Schuldner dem Cedenten so lange gültiger Weise Zahlung leisten, als er von der erfolgten C. keine förmliche Benachrichtigung erhalten hat, nach dieser hingegen nicht mehr, indem er vom Augenblick dieser Anzeige an den Cedenten nicht mehr als seinen Gläubiger betrachten darf. Was das Verhältniß zwischen dem Cedenten und dem Cessionar anlangt, so ist der erstere verpflichtet, dem letzteren die Geltendmachung der Forderung auf eigene Rechnung zu gestatten und, so weit die Mittel dazu in seinen Händen sind, möglich zu machen und zu befördern, insbesondere durch Auslieferung der Beweismittel an Urkunden 2c. Auch muß er Dasjenige, was er vom Schuldner nach der C. durch direkte oder indirekte Leistung erhalten hat, dem Cessionar herausgeben. Hiernächst hat der Cedent dem Cessionar für die Existenz. die Richtigkeit der Forderung (veritas nominis) einzustehen; hingegen für die Güte der Forderung (bonitas nominis), d. h. dafür, daß der Schuldner zahlungsfähig sei u. die Befriedigung erlangt werden könne, haftet er nicht, es sei denn, daß er die Insolvenz des Schuldners zur Zeit der C. kannte, also arglistig verfahren ist, oder die Gefahr der Forderung übernommen hat. Im Verhältniß des Cessionars zum Schuldner (debitor cessus) wirkt die C., daß die Forderung mit allen dazu gehörigen Rechten auf den ersteren übergeht und von diesem mit allen ihren Accessionen, z. B. Bürgschaften, Pfandrechten 2c., geltend gemacht werden kann. Seiner eigenen Privilegien kann sich der Cessionar gegen den Schuldner nicht bedienen, jedoch von solchen persönlichen Rechten, welche sich bloß auf die Art und Form der Geltendmachung beziehen, z. B. Kautionsbefreiung, darf er allerdings Gebrauch machen. Der Schuldner kann natürlich alle Einreden und Rechtsbehelfe geltend machen, welche auf die Beschaffenheit (die Gültigkeit und Wirksamkeit) der C. und die Person des Cessionars Bezug haben, er darf dem Cessionar aber auch alle Einreden entgegensetzen, deren er sich gegen den Cedenten selbst bezüglich der cedirten Forderung hätte bedienen können. Vgl. Mühlenbruch, Die Lehre von der C. der Forderungsrechte, 1836.

Cestius, Cajus, Sohn eines Lucius C., wahrscheinlich derselbe römische Ritter, den Cicero als Negociator in Asien erwähnt. In Asien reich geworden und, wie es scheint, kinderlos, bestimmte C. einen Theil seiner Reichthümer zu jenem großartigen Grabmale, welches als die Pyramide des C. noch ganz erhalten in Rom an der Porta ostiensis zum Theil innerhalb, zum Theil außerhalb der Mauern Aurelians steht. Die Pyramide, von Backsteinen aufgeführt und mit ungefähr 1½ Palmen starken Quadern von weißem Marmor bekleidet, erhebt sich auf einem 3¾ Palmen hohen Sockel von Travertin. Sie ist 165 Palmen hoch, an der Basis 130 Palmen breit, die Dicke der Mauern daselbst beträgt 36 Palmen. In ihrem Innern befindet sich die Todtenkammer, 26 Palmen lang, 18 Palmen breit und 19 Palmen hoch. Die Decke ist ein Tonnengewölbe, und die Wände sind mit einem feinen und festen Stuck überzogen. An der Decke erblickt man noch vier Siegesgöttinnen, deren jede einen Kranz hält; alle übrige Malerei ist von den Wänden verschwunden. Bei der Ausgrabung des untern Theils der Pyramide durch Papst Alexander VII. fand man in einzelnen Bruchstücken die beiden Marmorsäulen, welche jetzt vor der Pyramide stehen.

Cestrum *L.* (Hammerstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, charakterisirt durch den krugförmigen und 5zähnigen Kelch, die trichterförmige Blüthe mit gefaltetem und 5spaltigem Saum, kurze, unbehaarte Staubfäden, die kopfförmige Narbe und die ovale, 2fächerige Beere mit wenigen nierenförmigen Samen, amerikanische Sträucher und Bäumchen, wie Teufelszwirn, mit ganzen, meist übelriechenden, immergrünen Blättern und bei Nacht wohlriechenden Blüthen. Die Beeren von C. nocturnum *L.* und C. Parqui *L.*, C. virgatum *P.* et *R.*, sind schwarz oder violett und enthalten einen violetten, zur Malerei brauchbaren Saft. Die Blätter sind giftig, Rinder, welche davon fressen, sterben an der Blähsucht; einen Aufguß der Blätter braucht man in Amerika bei bös-

artigen Fiebern. Auch die Blätter von C. laurifolium *L'Hérit.*, C. venenatum *Lam.*, sollen sehr giftig sein und deshalb von den Eingebornen zum Vergiften der Pfeile benutzt werden. Der Saft der schwarzblauen Beere von C. tinctorium *Jacq.* gibt eine blaue, fast unzerstörbare Dinte, die in Caracas bei Ausfertigung officieller Schreiben benutzt wird. Die Hammersträucher verlangen Laub- u. Mistbeeterde, mit ¼ Flußsand vermischt, und werden durch Stecklinge vermehrt. Sie werden bei 6—12° Wärme und mäßiger Befeuchtung durchwintert; im Sommer erhalten sie einen Standort im offenen Glashaus, oder, wenn die Witterung recht warm ist, im Freien, und reichlich Wasser.

Cestus (v. Griech., d. i. gestickt), bei den Griechen und Römern eine Art von Gürtel, der von den Frauen unmittelbar unter dem Busen getragen wurde und sich dadurch wesentlich von der Zone unterschied, die um die Hüften gelegt wurde. Ursprünglich führte den Namen C. nur das gestickte Busenband der Venus, von dem man meinte, daß es allen weiblichen Liebreiz verleihe. Bei den Römern hieß C. insbesondere noch der Gürtel, welchen die Neuvermählte am Hochzeitstage ihrem Gemahl überreichte, als Symbol der körperlichen und geistigen Vereinigung. C. ist auch s. v. a. Cästus.

Cetaceen (Cetacea, Fischsäugethiere, Wallthiere), Ordnung der Säugethiere, begreift fischähnliche Wasserbewohner, welche zum Theil eine kolossale Größe erreichen. Der Körper dieser Thiere ist plump, nach hinten zugespitzt und mit einer Schwanzflosse versehen, deren Grundlage aus einem halbfesten Faserknorpel besteht, und deren Stellung zum Unterschiede von der Schwanzflosse der Fische eine horizontale ist. Die Hintergliedmaßen fehlen ganz und sind nur durch ein unförmliches Rudiment eines knöchernen, völlig in der Fleischmasse verborgenen, meist aus 2 V-förmig verwachsenen, cylindrischen Knochen bestehenden Beckens angedeutet, womit der Mangel eines besonderen, aus verwachsenen Wirbeln bestehenden Kreuzbeins in Einklang steht. Die Vordergliedmaßen sind Flossen, welche unmittelbar hinter dem Kopfe in ähnlicher Weise wie die Brustflossen der Fische angebracht sind u. von außen diesen gleichen, im Innern aber noch die Rudimente von 4—5vielgliedrigen Zehen oder Fingern, die in der Haut verborgen und nur sehr selten mit Nägelspuren versehen sind, erkennen lassen. Der Kopf ist vom Rumpfe gar nicht abgesetzt, der Schädel sehr platt, der Gehirntheil oft verhältnißmäßig ungemein klein, das Gesicht dagegen groß und die Kiefer meist bedeutend vorgestreckt. Das Hinterhauptsgelenk hat an der hintern Fläche des Schädels eine senkrechte Stellung und entbehrt der Leisten, Vorsprünge und Dornfortsätze der Halswirbel, an denen bei den Landsäugethieren besonders das den Kopf haltende Nackenband angeheftet ist, welches in sofern hier entbehrlich geworden ist, als das Gewicht des mit großen Fettzellen versehenen Schädels hauptsächlich vom Wasser getragen wird. Ein äußeres Ohr fehlt allen C., und die kleine, zum Gehörorgan führende Oeffnung ist schwer aufzufinden. Der ganze Körper ist unter der dicken, meist ganz unbehaarten oder höchstens mit zerstreuten Borsten besetzten Haut mit einer dicken Specklage umgeben. Die C. nähren sich meist nur von mittelgroßen oder kleinen Fischen, oft sogar von sehr kleinen Krebsen und leben eben sowohl im hohen Meere, als in der Nähe der Küsten. Sie schwimmen schnell, aber nicht geradlinig, wie die Fische, sondern wellenförmig, tauchen oft und lange, kommen wieder empor, um zu athmen, und sind wegen der dicken Specklage ziemlich unempfindlich. Sie sind über alle Meere verbreitet, machen nach der Jahreszeit u. der aufzusuchenden Nahrung gemeinschaftliche Züge und haben gewisse Plätze, die sie regelmäßig besuchen. Manche, namentlich die Delphine, folgen auch den Zügen der Fische und richten sich in ihren weiten Wanderungen mehr nach diesen, als nach dem Wechsel der Jahreszeiten.

Die C. zerfallen in 2 Familien: Seekühe oder Sirenen und eigentliche C. oder Walle. Die Sirenen oder Seekühe (Sirenia) sind ziemlich große, lang gestreckte, dumme, gesellig lebende Pflanzenfresser, welche an den Küsten der atlantischen Tropenländer, namentlich an den Flußmündungen erscheinen, um die hier wuchernden Wasserpflanzen, besonders Tange, abzuweiden. Sie haben vorn an der Schnauzenspitze sich öffnende Nasenlöcher, die nur zum Athmen dienen, an den wulstigen Lippen Bartborsten oder Schnurrhaare, in der Oberkinnlade 2 Schneidezähne, welche bei einigen früh ausfallen (Manati), bei andern sich zu hakenförmigen Stoßzähnen entwickeln (Dügong), im Unterkiefer aber stets fehlen, in jedem Kiefer wenigstens 5 Mahlzähne von elliptischer Gestalt u. mit quergefalteter Krone, deren Leisten sich nach und nach abnutzen Der Magen ist vierfach. Die Haut ist sparsam mit Borsten besetzt. Hierher gehören die Gattungen Manati (Manatus), Dujung oder Dügong (Halicore) und Borkenthier (Rytina).

Die eigentlichen C. oder Walle sind weit fischähnlicher als die Sirenen u. werden an den meisten Küsten unter den Fischen mitbegriffen. Zur Vermehrung dieser Aehnlichkeit hilft eine Rückenflosse, die sich bei vielen Arten findet, indeß nur durch Faserknorpel gestützt ist. Der Kopf ist bei allen Wallen ungemein groß und nimmt bei manchen ein Drittel der ganzen Länge ein. Der Schädel ist meist unsymmetrisch gebildet, indem auf der rechten Seite die Knochen größer und länger, auf der linken Seite die Oeffnungen (Nasenloch ꝛc.) weiter sind. Das Felsenbein ist mit den übrigen Theilen des Schläfenbeins nicht verwachsen, sondern nur durch Bänder und Fasern verbunden, aber von der Härte des Elfenbeins. Der Rachen ist ungeheuer weit gespalten; die Kiefer sind bei den jungen Thieren stets, bei den alten nicht immer mit zahlreichen, spitzen, kegelförmigen Zähnen ausgerüstet, die aber, mit einer einfachen Wurzel in den Zahnhöhlen der Kinnladen steckend, in der ganzen Länge des Kiefers gleich gestaltet sind. Das Auge ist verhältnißmäßig sehr klein und liegt tief unten an der Seite des Kopfes meist unmittelbar über dem Winkel des Rachens: die Nase hat die Bedeutung eines Geruchsorgans ganz verloren und dient nur als Luftweg. Ein oder 2 Nasenlöcher sind oben auf der Fläche des Schädels befindlich, von wo sie senkrecht in die meist zellig verzweigten Nasengänge u. den Rachen führen. Die mit Wasserdampf geschwängerte Luft wird von Zeit zu Zeit mit großem Geräusch ausgestoßen und bildet in der kälteren Atmosphäre einen fontänenähnlich aus den Nasenlöchern hervorschießenden

Dunststrahl. Viele Walle sollen auch zum Spiel Wasser einschlucken und es in Strahlen durch die Nasenlöcher wieder heraustreiben. Die Haut ist bei allen Wallen vollkommen haarlos, die Specklage sehr dick. Sie werfen gewöhnlich nur Ein Junges, welches die Mutter an zwei, in Hautfalten, unmittelbar neben dem After verborgen liegenden Zitzen säugt und mit großer Zärtlichkeit schützt. Der Schlund ist meist eng, der Magen aber aus mehren Abtheilungen zusammengesetzt, die oft wieder in Höhlen zerfallen. Jede Lippenbildung am Rachen fehlt. Hierher gehören die Gattungen: Delphin (Delphinus), Narwall (Monodon), Pottwall (Physeter), Finnfisch (Balaenoptera) und Wallfisch (Balaena). Die Wallthiere sind schon in den ältesten Tertiärzeiten vertreten, und es war ihre Formentwickelung in der Vorzeit bedeutender, als jetzt, da neben den jetzt lebenden Gattungen, die alle in der Tertiärzeit vertreten sind, noch Typen existirten, die jetzt ausgestorben sind. Ein fast vollständiges Skelet eines Delphins wurde am Hügel Torazzo bei Piacenza aufgefunden; Kiefer von drei andern Arten erhielt man in der Gegend von Dar, unfern Bordeaux. Vom Narwall fanden sich Knochen an der Küste von Essex. Wallfischknochen hat man von Paris, vom Pulgnascoberge in Oberitalien, von der nordafrikanischen Küste und von Baltringen im Würtembergischen.

Ceterach *Willd.* (Milzfarren), Pflanzengattung aus der Familie der Farren, mit der einzigen Art: C. officinarum *Bauh.*, *Willd.*, Asplenium Ceterach *L.*, Gymnogramme C., *Spr.*, kleine Hirschzunge, besteht nur aus einem 3—4 Zoll hohen Blatte auf einem kurzen, beschuppten Stiel u. findet sich häufig an Felsen und Mauern im südlichen Europa, besonders um das Mittelmeer, doch auch hier und da in Süd- und Westdeutschland. Sonst wurde die ganze Pflanze häufig gegen Milzkrankheiten, Verstopfungen, Wassersucht, asthmatische Beschwerden, Katarrh und andere Brustleiden angewendet als Herba Ceterach, Asplenii s. Asplenii veri, Scolopendrii veri s. minoris, Phyllitis, Ceterachienkraut; in neuester Zeit hat man sie wieder hervorgesucht, und es ist besonders von Rußland aus unter dem Namen Herba Doradillae auf den deutschen Handelsplätzen verlangt worden. Die Spanier nennen es Doradilla und Pulmonaria dorata (Goldlungenkraut), wahrscheinlich deswegen, weil die Unterseite der Wedel metallartig schimmert. In Frankreich und Spanien zählt man das C. zu den Herbes capillaires, Haarkräutern, und rühmt es wegen seiner erweichenden, schmerzstillenden, einhüllenden, eröffnenden und gelind abstringirenden Eigenschaften. Auch soll es den Stein auflösen und bei Nierenleiden heilsam sein.

Cetin (Wallrathfett), Bestandtheil des Wallraths und des Oels von Delphinus globiceps. Zur Gewinnung desselben wird fein zerriebener Wallrath so oft mit Alkohol von 0,816 behandelt, als der abfiltrirte Alkohol noch ölige Theile aufnimmt; das Ungelöste ist reines C. Von kochendem Alkohol wird es gelöst und krystallisirt beim Erkalten in geruch- und geschmacklosen, feinen, weißen Blättchen von Perlmutterglanz heraus. Es schmilzt bei 49° (das aus Delphinöl bei 45°) und bildet nach dem Erkalten eine feste, harte, strahlig-krystallinische Masse, welche weniger fett im Anfühlen ist, als Wallrath. Das C. verflüchtigt sich bei 360° ohne Zersetzung; 100 Theile kochender Weingeist von 0,821 lösen 2,5, welches während des Erkaltens zum größten Theil wieder ausgeschieden wird. Alkohol nimmt mehr davon auf; von Holzgeist, Terpentinöl und fetten Oelen wird es gleichfalls gelöst. Chevreuil erhielt bei der Verseifung des C. 40,6 Procent Cetyloxydhydrat und 60,96 Procent einer bei 43—44° schmelzenden Masse, welche derselbe für ein Gemenge von 31,6 Margarinsäure u. 29,3 Oelsäure hielt. Diese ist aber Palmitinsäure. Das Cetyloxydhydrat oder Cetylalkohol ist jetzt sehr gut studirt, und man kennt die dazu gehörigen Verbindungen genau, doch haben dieselben nur wissenschaftliche Bedeutung.

Cetinje (Zetinje), Ort in Montenegro, 3500 Fuß hoch gelegen, in einem ¾ Meile langen, 2940 Fuß breiten Thale, besteht aus einem 1478 gestifteten, von festen Mauern umschlossenen Kloster, das hart am Fuß eines steilen, von einem Thurm überragten Berges liegt, und 8—10 andern Häusern, darunter ein gutes Wirthshaus. C. ist der Sitz des Archimandriten, der Hauptschule und einer Buchdruckerei.

Cetisches Gebirge, Gebirgszweig der norischen Alpen in Oesterreich, auf dem rechten Ufer der Donau, besteht theils aus einzelnen Bergen, theils zieht es sich in zusammenhängenden Höhen nach Gran und Altofen hin.

Cetraria *Achar.* (Schuppenflechte), Pflanzengattung aus der Familie der Flechten (Parmeliaceen) mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Früchte schildförmig, am Rande des Lagers schief aufgewachsen, meist nur an der untern Hälfte ihres Anfangs frei; Keimschicht scheibenförmig, von anderer Farbe als das Lager, flach vertieft mit kaum bemerkbarem, einwärts gebogenem Rand umgeben; Sporen in Schläuchen; Flechten mit laubartigem, knorpelig-häutigem, lappig-geschlitztem Lager in zahlreichen Arten. Am bekanntesten und wichtigsten ist C. islandica *Achar.*, Lichen islandicus *L.*, Parmelia Islandica *Spr.*, Lobaria Islandica *Hoffmeist.*, Lungenmoos, isländische Schuppenflechte, grünlichbraun, am Grunde blutroth, unten weißlich, mit schmalen, vielspaltigen, aufrechten, rinnförmigen, gezähnten und gewimperten Lappen, von denen die fruchtbaren breiter sind, angedrückten, blaßbraunen, flachen Schildchen mit ganzem, zuletzt auswärts geschlagenem Rande, findet sich häufig in Nord- u. Mitteleuropa, besonders in Bergwäldern zwischen Heidekraut, wo oft ganze Strecken davon bedeckt sind. Das isländische Moos (Heideflechte, Purgirmoos, Raspal), officinell als Lichen Islandicus, Muscus Islandicus s. catharticus, Cladonia Islandica, Herba Lichenis Islandici, ist fast geruchlos, schleimig, schmeckt stark bitter und wirkt einhüllend, nährend u. bitter tonisch. Seine therapeutische Wirkung beruht auf seinem Gehalt an Bitterstoffen u. Stärkmehl. Obwohl ohne eigentliche bedeutende Heilkraft, wird es doch als die sonstige Kur unterstützendes Mittel in allen den Fällen angewendet, wo es sich darum handelt, die Magenverdauung, den Stoffwechsel u. die Ernährung im Allgemeinen zu heben, in sofern seine Bitterstoffe die Verdauungsthätigkeit anregen und sein Stärkmehlgehalt nährende Kraft besitzt. Sein Gebrauch ist daher zu empfehlen nach schweren, schwächenden

Krankheiten, im Verlaufe chronischer, mit großer Säftekonsumtion verbundener Uebel (Tuberkulose, Bronchitis, Darmkatarrh rc.), auch bei Anämie und Chlorose. Bei katarrhalischen Leiden als Theeaufguß mit Althee, Süßholz rc. oder als Absud mit Molken, Milch rc. gebraucht, wirkt es hustenmildernd. Angenehmer ist seine Anwendung in Geléeform. Man wässert es zu diesem Behuf 24 Stunden lang in kaltem Wasser, dem etwas kohlensaures Natron zugesetzt wird, setzt es dann mit viel Wasser an und läßt es so lange einkochen, bis es beim Erkalten steht. Noch warm durchgeseiht und mit Zucker versetzt, wird es als Moosgallerte (Gelatina Lichenis islandici) kaffeelöffelweise genommen. In den Apotheken wird durch Zusatz von Gummi noch eine Pasta Lichenis islandici, sowie Mooschokolade mit Kakao bereitet. Auf Island, wo diese Flechte besonders kräftig wächst, macht man Grütze daraus, welche in Milch gekocht gegessen wird; in Zeiten der Noth wird sie, mit Mehl gemengt, zu nahrhaftem, aber bitter schmeckendem Brod verbacken. Auch dient sie zur Mästung der Schweine.

Cette, feste Stadt im französischen Departement Herault, im ehemaligen Languedoc, auf einer Landzunge zwischen dem See (Haff) Thau und dem Mittelmeere, an der Ausmündung des Kanals von Languedoc und an der Eisenbahn, die von Montpellier hier endet. Die Stadt liegt amphitheatralisch an einer Anhöhe, hat eine Citadelle, 2 Forts (St. Pierre und St. Louis), einen hohen Leuchtthurm, einen sichern, sehr ausgetieften Hafen, welcher aus dem innern kleineren und dem äußeren großen Bassin besteht, Port Colbert oder Port Louis genannt, 2 Kirchen, ein Seehospital, bedeutende Seebäder, ein Waisenhaus, 19,124 Einwohner und ist der Sitz eines Handelsgerichts mit einer Börse, einer großen Schifffahrtsschule u. eines Zollamts. Der Kanal von C. ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Hafens, den er mit dem Küstensee Thau verbindet. C. ist nach Marseille der bedeutendste Handelsplatz Frankreichs am Mittelmeere; es macht den Hafen für Montpellier, Béziers und die ganze Languedoc. Sein Handel erstreckt sich bis nach der Levante und dem schwarzen Meer. Die Ausfuhr besteht in Zucker, Tabak, Korkstöpseln, Glas, Sirup, Branntwein, Spiritus, grüner Seife, Vin de Calabre, trockenen und eingemachten Früchten, Grünspan, Krapp, Spießglanz, Safran, Weinstein, Oel, Anchovis, Sardellen, Parfümerien, Liqueuren, Kapern. Merkwürdig u. ausgebreitet sind die Salzschlämmereien, die jährlich gegen 50,000 Centner Seesalz liefern. Die Umgegend bietet einen traurigen, einförmigen Anblick. Bei den Alten hieß das naheliegende Vorgebirge Setium, im Mittelalter Sette, und ein kleiner Weiler mit einigen Fischerhütten stand daselbst, als wegen ihres Hafens von Colbert 1666 die Stadt auf zum Theil sumpfig-sandigen Grund und an den Kalkhügeln hinangebaut wurde. Im Jahre 1710 wurde das Kastell von einer englisch-niederländischen Flotte überrumpelt und genommen. Am 16. April 1815 schiffte sich hier der von seinen Truppen verlassene Herzog von Angoulème nach Barcelona ein. Wegen ihrer den Bourbonen bewiesenen Anhänglichkeit wurde die Stadt 1816 für eine „gute Stadt des Reichs" erklärt und mit einem neuen Wappen beschenkt.

Cettina, Fluß in Dalmatien, entspringt in Bosnien, auf dem Papilach, fällt in seinem Laufe von 16 italienischen Meilen von einer Anhöhe nach der andern herab, macht bei Velica Gubowice einen 150 Fuß hohen Sturz, bildet darauf einen kleineren Wasserfall, stürzt durch den Engpaß von Miritz und mündet bei Almissa in das adriatische Meer. Die Gegend seines Laufes heißt Terra di C. und war früher eine Grafschaft (Contado di C.).

Cetus, Sternbild, s. Wallfisch.

Ceulen, Ludolf van, verdienstvoller Mathematiker, 1539 zu Hildesheim geboren, lebte abwechselnd in Livland, Antwerpen, Delft und † 1610 als Professor der Kriegsbaukunst zu Leyden. Er erwarb sich vorzüglich dadurch einen Namen, daß er das richtige Verhältniß des Diameters zur Peripherie des Zirkels entdeckte und dasselbe so nahe brachte, daß der Fehler weniger als eine Einheit von der 32. Bruchstelle beträgt. Das nach ihm benannte Ludolfsche Verhältniß, welches er durch die Verdoppelung der Seiten des in und um den Kreis beschriebenen Polygons fand, legte er in seiner Schrift „De Arithmetische en Geometrische fondamenten" (Leyden 1616, lat. von Schnellius) nieder.

Ceuta (spr. Dsé-uta), eine den Spaniern gehörige Festung und Hafenstadt in Marokko, auf der Nordküste von Afrika, Gibraltar gegenüber, auf einer Landzunge westlich von Tanger, hinter welcher sich der Affenberg (Dschebbel el zatute), eine der Säulen des Hercules, erhebt. Die Stadt zerfällt in drei Theile: den Berg Acho, der die ganze Halbinsel u. den Eingang der Meerenge beherrscht u. ein starkes Fort trägt, die Citadelle, die an der Spitze der Halbinsel liegt u. nur auf einer Zugbrücke Eingang gestattet, u. in die eigentliche Stadt oder Almina, wo die Bürger, die Kaufleute u. die Beamten der Civil- u. Militärverwaltung wohnen. Hier befinden sich auch die Kathedrale, 2 Klostergebäude, ein Hospital und mehre Schulen, darunter eine Steuermannsschule. Am Meere hin läuft ein Kai, von welchem aus man eine herrliche Aussicht auf die Küste Spaniens genießt; auf der andern Seite befindet sich die Promenade oder Alameda, von wo das Auge die ganze marokkanische Küste bis zu den Bergen des Riff, die den südlichen Horizont begrenzen, erblickt. Die Bevölkerung C.'s beträgt 2120 Einwohner, ein Gemisch von Spaniern, Mauren, Negern, Mulatten und Juden. C. ist Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Sevilla steht, und wird von der Regierung auch als Deportationsort benutzt. C., das alte Septa (Septum) oder Ad septem fratres, von Einigen für das alte Abyla, von Andern für das Esilissa des Ptolemäus gehalten, war die Hauptstadt von Mauritania Tingitana. Nach dem Untergang des Römerreichs wurden nach einander Vandalen, Gothen und endlich die Araber Herren von C. Letztere nannten es Zitah od. Sebtah und erhoben es, nachdem auch Südspanien ihrer Herrschaft unterworfen war, zu einem Ort von bedeutender Wichtigkeit. Später kam C. an die Hamuditen, dann an die Almoraviden; 1409 eroberte es König Johann I. von Portugal, nachdem auch die Genuesen einmal kurze Zeit als Sieger hier geherrscht hatten. Im Jahre 1580 fiel es mit der portugiesischen Krone an Spanien, dem es auch im Frieden von 1688 blieb. Vergeblich belagerten die Marokkaner C. fast 23 Jahre (1694—1720) und zogen 1732 abermals mit einer

Heeresmasse heran; C. wurde tapfer vertheidigt und ist noch jetzt der Stützpunkt der spanischen Besitzungen in Nordafrika. Am 23. März 1810 wurde die Stadt auf kurze Zeit den Engländern eingeräumt.

Ceva, Stadt in der sardinischen Provinz Cuneo, am Einfluß der Cevella in den Tanaro, hat ein Schloß, welches von Emanuel Philibert und Karl Emanuel II. befestigt wurde, und 4520 Einwohner, welche Wein- u. Seidenbau treiben, sehr geschätzten Käse (Rubiola) bereiten und Eisenwaaren verfertigen. In der Umgegend wird starke Viehzucht getrieben. Ceba war schon unter den Römern durch seinen Käse berühmt. Früher Hauptort eines Marquisats, wurde C. 1543 von den Franzosen erfolglos belagert, 1636 von Prinz Moritz durch Verrath genommen, aber schon 1639 von dem Marquis Pianezza wieder erobert. Hier wurde 1731 die heimliche Gemahlin Victors Amadeus, die Marquise St. Sebastian, von dessen Sohn, Karl Emanuel, der König geworden, eingesperrt. Am 16. April 1796 nahm es Augereau sammt dem Lager der Piemontesen ein, welche sich dann am 19. April unter Colli sehr tapfer schlugen. Vom 24.—31. Mai 1799 wurde C. von Grouchy gegen die Insurgenten vergeblich belagert, 1800 aber von den Franzosen genommen.

Ceva, Tommaso, Jesuit, bedeutender Mathematiker, Kunstrichter und Dichter, den 3. Februar 1648 zu Mailand geboren, erfand ein Instrument zur Trisektion des Winkels (1695), schrieb treffliche Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache und † den 3. Februar 1736 zu Mailand. In seinem „Puer Jesus" besingt er die Kindheitsgeschichte des Erlösers in romantisch-epischem Styl (Mailand 1699, Berlin 1797, zuletzt von Broxner, Dillingen 1842; deutsch von Müller, Magdeburg 1822). Auch schrieb er: „Memorie d'Alcune virtù de S. Fr. di Lemere" (Mailand 1706) und „Opuscula mathematica" (das. 1699).

Cevallos, Pedro, spanischer Staatsmann, 1764 aus einer alten kastilischen Familie zu Santander geboren, studirte zu Valladolid, betrat die diplomatische Laufbahn als Gesandtschaftssekretär zu Lissabon, wo er sich mit einer Nichte des Friedensfürsten vermählte, wurde kurz nachher Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zeichnete sich als solcher durch Vorsicht und Mäßigung aus. Als Napoleons I. Pläne sichtbar wurden, trat er auf die Seite des Prinzen von Asturien u. war zu Bayonne Zeuge der Auftritte, welche Spanien um seine Selbstständigkeit brachten. Joseph Napoleon wollte den volksbeliebten C. für die neue Dynastie gewinnen und bot ihm den Posten eines Staatsraths an. C. nahm ihn an, gab aber 1808 eine Schrift über die spanischen Angelegenheiten, insbesondere die Verfahrungsart Napoleons gegen die spanische Regentenfamilie in Bayonne heraus, mit welcher er Napoleon das Vertrauen auch der ihm bis dahin noch ergebenen europäischen Monarchen raubte. Während des spanischen Befreiungskriegs stand C. mit an der Spitze des Staats. Als er aber die beabsichtigte Vermählung des Königs Ferdinand VII. mit der Prinzessin von Portugal zu widerrathen wagte, ward er nach Santander ins Exil geschickt. Später rief man ihn ins Ministerium zurück, ernannte ihn hierauf zum Gesandten, erst in Neapel, dann in Wien, entließ ihn aber 1820 in den Privatstand. Seit der christinischen Revolution lebte er in Bayonne, wo er 1838 †.

Cevennen (Sevennen, im Alterthum Cebenna, Gebenna oder Cemmenus Mons), große Gebirgskette im südlichen Frankreich, die sich rechts an der Rhone vom Kanal du Midi in nordöstlicher Richtung bis zum Mont Pilat (südöstlich von St. Etienne) in einer Ausdehnung von über 40 Meilen erstreckt und den südlichen Theil vom Hochlande Frankreichs bildet. In Frankreich selbst ist der Ausdruck C. als Gesammtname für den bezeichneten Gebirgszug nicht gebräuchlich und wird daher mit um so weniger Grund von einzelnen Geographen auf ganz Hochfrankreich angewendet, indem sie die Gebirge von Charolais, Forez u. die der Auvergne als nördliche C. bezeichnen. Die C. bilden die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Ocean und dem Mittelmeere, also auch zwischen den Zuflüssen derselben, hier der Rhone, dort der Loire und Garonne. Die bedeutendsten Flüsse, welche in den C. entspringen, sind Loire, Allier, Lot, Aveyron, Tarn (mit Jonte, Dourbie, Sorgue und Rance) und Agout, welche zum Gebiet des atlantischen Oceans gehören, u. Doux, Erieux, Ardèche, Gard, Herault, Vidourle und Orb, welche der Rhone und dem Mittelmeere zufließen. Die ganze Gebirgsmasse der C. zerfällt in mehre Einzelketten, welche bestimmte Namen führen, und von denen nach beiden Seiten Ausläufer gehen. Den nördlichsten Theil bilden die Berge von Vivarais, die sich vom Mont Pilat nach Südwesten bis zu den Quellen der Loire $13^1/_2$ Meilen weit erstrecken. Ihre mittlere Höhe beträgt etwa 3700 Fuß; ihre bedeutendsten Spitzen sind der Gerbier des Joncs (4477 Fuß hoch), an welchem die Loire entspringt, der Mont Mezin, westlich daneben (5402 Fuß) und der Roche Malpertus (5184 Fuß). Sie sind vulkanische Gebilde (Phonolith) und die wildeste und rauheste Partie der C., mit nackten Gipfeln und von engen Schluchten durchzogen und nur am Fuße Wälder, Wiesen und Kultur tragend. Die Straßen von Puy nach Valence und nach Vienne führen darüber. Vom Gerbier des Joncs nordöstlich liegen bei den Quellen des Erieux die Gebirge des Boutières (bis 4263 F.), während nach Osten die Berge de la Tanargue (bis zu 4700 Fuß hoch) und von diesen südöstlich zur Rhone die Berge des Coirons (südlich von Privas) laufen. Auf der Westseite schließen sich die Berge von Velay an. Alle diese Gebirgslandschaften haben zum größeren Theil primitive Gesteine zur Grundlage, die von basaltischen Bildungen durchbrochen werden; die Hauptmasse der letzteren steigt im Mezin und Gerbier auf. Weiter in südwestlicher Richtung folgen die Berge des Gevaudan (im Mittel 4270 Fuß) mit dem granitischen Gebirge la Lozère (den C. im engern Sinne), das im Pic Crucinas 5292 Fuß Höhe erreicht, und am Ostende, beim Ursprung des Tarn, mit dem Bois des Armes (2372 Fuß). Weiter südwärts steht der Berg les Bouches; noch südlicher an der Quelle des Herault in der Levezonkette der Laigonat und unweit südöstlich der Mont Esperon. Ein Ausläufer, der sich zwischen Herault u. Vidourle hinzieht, hat im Suméneberge 3700 Fuß Höhe. In nordwestlicher Richtung geht vom Lozèregebirge gegen die Auvergne hin der Mont Margeride. Weiter südwestlich nimmt die Hauptkette der C. den Namen der Garrigues-

berge an, die sich vom Laigonat 6½ Meilen weit bis zur Orbquelle erstrecken, wie die Berge des Gevaudan nach Westen in die Plateaux der Causses verlaufen und zwischen Orb und Herault das von tiefen Thälern zerschnittene Escandorguegebirge (3051 Fuß hoch) absenden. Die Fortsetzung der Garrigues, von der Orb- bis zur Agoutquelle, bilden die 3½ Meilen langen Orbberge, wie jene jurassischer Bildung, mit dem Mont Carrous als Endpunkt; ihnen folgt bis zu den Quellen des Jaur die 6 Meilen lange und etwa 3400 Fuß hohe Kette der Espinousberge (mit Uebergangsformation), von welchen westlich die Berge der Caune abgehen, und weiterhin endlich von den Quellen des Jaur bis zu denen des Fresquel und der Sorgue die 8 Meilen langen, erst südwestlich, dann westlich gerichteten, im Montalet 3870 Fuß, im Pic de Norre 3700 Fuß sich erhebenden Montagnes noires, die unmittelbar an der Senke aufsteigen, in welcher der Kanal du Midi von der Garonne zum Mittelmeer zieht. Die ganze Cevennenkette besteht fast überall aus Urgebirgsmassen, ausgenommen die Basaltdurchbrüche im nördlichen Theile und die jurassische Partie in den Garriguesbergen. Sie fällt zum Rhonethal und zur südlichen Hochebene in kurzen, steilen Absätzen, während sie nach der inneren Ebene zu sanft geneigt ist und Seitenzweige nach Westen aussendet, welche sich bis in die französische Südebene verlaufen. Die Südost- und Ostabhänge der C. (die Gegend um Nismes, Montpellier, Alais rc.) umfassen in Folge dessen nur tiefe und trockene Thäler, in denen Regen selten ist und die Hitze durch die Strahlenbrechung an den schroffen Felsen noch erhöht wird; auf der entgegengesetzten Seite ist dagegen der Regen unvergleichlich häufiger, die Feuchtigkeit bedeutender, aber auch die Wärme weit geringer und in manchen Gegenden (bei Estables, Puy und an andern Orten in Velay) bleibt der Schnee in 4500 Fuß Höhe 6 bis 7 Monate liegen. Dieser Unterschied wirkt natürlich auf die Bodenkultur und Bodenerzeugnisse; westlich von der Gebirgsseite gibt es vorwiegend Wald, Weide, Feld; östlich findet man Pflanzungen von Oliven, Maulbeeren, Wein, Kastanien, aber wenig Feld und fast keine Weide.

Cevennenkrieg, s. Camisards.

Cex, Erémitage de Notre Dame du, schweizerische Einsiedelei im Kanton Wallis, bei St. Maurice, liegt zwischen unzugänglich scheinenden Felsen in einer reizenden Lage mit einer herrlichen Aussicht. Sie war schon im 6. Jahrhundert erbaut.

Ceylon (Seylan, im Sanskrit Lankâ-diva, bei den Eingebornen Singhala, bei den Arabern Selendib, birmesisch Zehoo Tenasserim, d. h. Land des Wohlbehagens, das Taprobane der alten Römer), britisch-ostindische Insel im indischen Ocean, an der Südostseite der Spitze von Vorderindien, wovon sie durch den Golf von Manaar und die 12½ Meilen breite Palkstraße getrennt wird, liegt in ei- oder birnförmiger Gestalt zwischen 5° 56′ und 9° 46′ nördl. Br. und mißt in der Länge von Norden nach Süden gegen 60 Meilen, in der Breite 22—32 Meilen. Der Flächeninhalt wird auf 1176 □Meilen geschätzt. C. ist das „indische Sicilien“, das einst einen Theil des benachbarten Kontinents ausmachte. Darauf deutet auch die Sage, daß Wischnu in seiner 7. Inkarnation eine Brücke vom Festland nach der Insel gebaut habe; ja noch im 15. Jahrhundert sollen die Pilger von Dekan nach C. zu Fuß gegangen sein. Jetzt zieht sich da, wo sich Insel und Festland am meisten nähern, wenigstens die sogenannte „Adamsbrücke“ hin, eine Reihe von Felsenriffen und Sandbänken, welche die Durchfahrt für größere Schiffe unmöglich macht und noch jetzt bei starker Ebbe fast trocken liegt. Das Innere der Insel bildet eine Gebirgsmasse von Granit und Gneis, welche die Mitte u. den Süden erfüllt und von einem breiten Gürtel von Tiefland, aus Sandstein gebildet, umgeben ist. Die ganze nördliche Hälfte ist leichte, hügelige Ebene. Der gebirgige Theil bietet ein weites Tafelland von etwa 2000 Fuß Höhe dar, auf dem sich ansehnliche Bergketten und Piks erheben. Am höchsten ragen im Südwesten der Adamspik (6937 Fuß), der Pedrotallagalla (7800 Fuß) u. der Namana Kuly Kandy (5215 Fuß hoch) empor. Zwischen den Bergen dehnen sich Thäler und Hochebenen aus, die an Fruchtbarkeit und großartiger landschaftlicher Schönheit ihres Gleichen suchen. Weniger fruchtbar sind die flachen Küstenstriche, besonders die ausgezackte Nordwestküste. Unter den Flüssen ist der Mahavilla-Ganga, der mitten im Gebirg entspringt und, gegen Nordosten fließend, in die Trincomalibai mündet, der bedeutendste (etwa 45 Meilen lang). Außerdem münden auf der Ostseite der Kalloe-Aar, Navil, Konokau und Wallewaÿ; auf der Westseite der Averie, Pomparipo, Dedrou-yoa, Kaymel, Kalenÿ-ganga, Kallu-ganga und Ghindere. Auch mehre große Seen hat C., z. B. den Padeviel Colom im Norden gegen die Ostküste hin, Gantalawe im Osten u. a. Im Uebrigen ist die Insel ringsum für die größten Schiffe zugänglich, ausgenommen im Nordwesten, wo die Küste zu niedrig ist und mehre Halbinseln in das Meer streckt, z. B. die Nave-Karra. Der bei weitem sicherste und beste Hafen ist der von Trincomali; nächstdem der von Galle; Colombo besitzt nur eine Rhede. Das Klima C.s ist, namentlich in den kultivirten Landstrichen, nicht ungesund. Die tropische Hitze wird durch die insulare Lage C.s gemildert, so daß die Temperatur an den Küsten nur 19—25° R. beträgt. Der Regenfall ist bedeutend, in Folge dessen die Insel, besonders im Westen, in das herrlichste Grün gekleidet erscheint und den auffallendsten Kontrast zu der öden gegenüberliegenden Küste Vorderindiens bildet. Sogar eine berühmte Gesundheitsstation besitzt C. in dem 6000 Fuß hoch liegenden Newara Ellia (östlich vom Adamspik), wo das Thermometer zwischen 1 u. 21° R. schwankt, alle europäischen Gemüse gedeihen, zahlreiche kühle Quellen entspringen und kaum etwas an ein tropisches Land erinnert. Vom Ende April bis Anfang November herrscht auf C. meist der Südwestmonsun, die übrige Zeit der Nordostmonsun. Unter den Produkten des Mineralreichs sind zu erwähnen: Eisen (das in den Distrikten Mattura und Uwa zu Flinten, Messern, Schwertern, Bogen, Pflugscharen, Aexten, Handwerkszeug rc. verarbeitet wird) und Mangan (sonst kein Metall); ferner: Salpeter, Alaun, Graphit, Schwefel u. Salz, das in Menge ausgeführt wird, besonders aber außerordentlich viel Edelsteine: Rubine, Amethyste, Topase, Sapphire, Granate, Turmaline Kannelsteine, die feinsten Katzenaugen, Chalcedon,

Hyacinthe und Berylle. Der reichste Fundort für die im Sande liegenden Edelsteine ist seit alten Zeiten Anuradhnapura, und der jährliche Erlös beträgt etwa 10,000 Pfd. Sterling. Die Vegetation C.s ist überaus mannichfaltig und großartig, denn sie liefert nicht allein alle indischen Produkte der Nachbarländer, sondern auch noch eine Menge eigenthümlicher Pflanzen. Die schönen und zugleich großartigen Landschaften sind überall mit Grün bekleidet; dazwischen liegen die Dörfer verstreut, von stattlichen Bäumen beschattet. Weiter nach innen gewahrt man die Kaffeepflanzungen und ganze Wälder von Zimmtbäumen und andern aromatischen Gewächsen, häufig überragt von hohen Tamarinden und Palmen, hie und da auch von den majestätischen Banianen und mit Frucht- und Blüthenbäumen untermischt. Dahinter endlich starren die Felsabhänge der gewaltigen Berge, die sich bis in die Wolken erheben. Es ist kein prächtigeres und köstlicheres Bild zu denken. Das ganze Land erscheint wie ein üppiger Garten. Der Jack (Artocarpus integrifolia), der Brodbaum, der Dschambu und Kaschubaum verbreiten unter ihren Zweigen angenehmen Schatten zwischen den Stämmen der Areca- und Kokospalmen. Der schwarze und der Betelpfeffer klimmen die hohen Bäume hinan; Kaffee, Zimmt und eine Menge blühender Sträucher füllen die Zwischenräume, und die Menge des reizendsten Laubwaldes ist untereinandergemischt, wie es sich keine Phantasie malen kann. So erscheint namentlich die Provinz Nagombo, das Schmuckkästchen dieser Garteninsel (Junghuhn). Reis erzeugt das ganze Tiefland, ebenso Baumwolle, Mais, Arrow-Root, Maniok, auch Zuckerrohr rc.; Kaffee das bergige Innere. Die eigentlich charakteristischen Produkte aber sind die Kokosnüsse und der Zimmt. Unübersehbare Waldungen von Kokospalmen bedecken das Tiefland auf Strecken, die sich mehre Tagereisen weit ausdehnen. Weder Sumatra, noch Java hat solche ungeheure Palmenmassen. „Welche dichte Zusammengruppirung von schlanken, säulenförmigen Stämmen, welche dunklen Schatten zwischen den 70—100 F. hohen Säulchen tief unter den rauschenden Wedeln; welche dem Urwald gleichende Wildniß von Palmen; welche Verwirrung von in allen Richtungen durch einander geworfenen, senkrechten, überhängenden u. ganz niedergestreckten Stämmen!" Nüsse sowohl, wie deren Oel u. Coir werden in erstaunlicher Menge ausgeführt. Sonst liefert das Pflanzenreich zum Export noch Kardamomen, Eben- u. Sapanholz, wohlriechende Oele, Tabak, Arecanüsse, Hanf rc.; letztere Artikel besonders nach Indien. Das Thierreich C.s hat eine besondere Art Elephanten, die im Norden u. Osten sehr zahlreich sind, wilde Schweine (eine Abart des malayischen), eine Büffelart (Bos bubalus), besondere Hirscharten (Cervus axis), Moschusthiere, Stachelschweine, Hasen in großer Menge (Lepus nigricollis), die malabarische Ziege (mit vorzüglichem Fleisch), Moschusratten, die indische Genette, den malabarischen Schakal, Tiger rc.; doch sind viele Raubthiere der Tropenländer hier unbekannt. Von Vögeln zählt man über 150 Arten, darunter den Nashornvogel u. viele Papageien. Schlangen finden sich zahlreich, aber nur wenige sind giftig; ferner Kaimans, Schildkröten rc. Zu den größten Unannehmlichkeiten C.s gehört die große Menge von rothen Blutegeln, welche in den Wäldern Menschen und Thiere überfallen.

Die Bevölkerung C.s zählte 1857: 1,759,528 Seelen, von denen über 20,000 Fremde (etwa 7000 Weiße) waren. Daß die Insel früher weit bevölkerter war, als gegenwärtig, beweisen die Ueberreste gewaltiger Bauten und Ruinen von Städten und Dörfern, in dichter Waldwildniß gelegen, und ungeheure Tanks oder gemauerte Teiche, mit deren Hülfe das Land weit und breit bewässert werden konnte. Die Hauptmasse der Bewohner bilden die Singhalesen, welche die Mitte, den Süden und Südwesten der Insel bewohnen. Den Norden und Nordosten haben Malabaren (Tamils) im Besitz, während die wahrscheinlichen Urbewohner der Insel, die Veddas, im Zustande der Wildheit in den großen Wäldern, die sich im Süden gegen Osten und Norden ausdehnen, sowie in den entlegensten Theilen des Innern hausen. Daneben sind sogenannte Mohren oder Mohammedaner arabischer Abkunft überall verbreitet, und auch Malayen, Kaffern und Javanen, Chinesen und Perser, sowie Abkömmlinge von Portugiesen, Holländern u. Engländern mit eingebornen Müttern sind in geringerer Zahl über die Insel zerstreut. Die Farbe der Singhalesen wechselt von Hellbraun od. Olivenfarb bis ins Schwarze; ihre Augen sind bisweilen lichtbraun, aber die Haare fast immer schwarz, lang und seidenartig. Die Männer sind gewöhnlich 5 Fuß 4—7 Zoll hoch, hübsch gebaut, mit breiter Brust u. Schultern; die Frauen sind besonders in den Seeprovinzen von überraschender Schönheit, frei und verliebt. Polygamie ist selten. Man heirathet frühe, ohne viele Feierlichkeiten und trennt sich leicht wieder. Einfache Kleidung (Jacke, Schürze und Mütze aus Musselin), fast nur vegetabilische Nahrung (starke Getränke werden aus religiösen Gründen öffentlich gemieden), Wohnung in Hütten (oft hoch auf Bäumen) genügen dem Singhalesen, der übrigens stets bewaffnet ist. Die Todten werden beerdigt. Das Kastenwesen ist streng ausgebildet. Fast jede Beschäftigung bildet eine besondere Kaste; die geachtetste ist die der Geyas oder Vellalahs, welche nur Ackerbau treiben. Verheirathung zwischen hohen und niederen Kasten ist verboten, und letztere sind zu einem erblich gewordenen sklavischen Stand niedergedrückt. Herrschende Religion auf C. ist (im Gegensatz zum Dekan) der Buddhaismus, zu dem sich ausschließlich die Singhalesen bekennen, während die Malabaren im Norden Brahmisten, namentlich Verehrer Siwa's sind. Die Einführung des Buddhaismus fällt bereits in das Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. Eine Unmasse buddhaistischer Tempel (Wiwara) sind über die Insel verbreitet. An der Stelle des heiligen Banianenbaums (Ficus indica) wird hier der heilige Bobaum (Ficus religiosa) verehrt, der keine Luftwurzeln zur Erde sendet u. wie jener durch das beständige Zittern seiner Blätter charakterisirt ist. Die heiligen und klassischen Schriften der Singhalesen sind in der gelehrten, aber todten, dem Sanskrit verwandten Palisprache abgefaßt, die sie mit den Bewohnern Awa's und Siams gemein haben. Gesprochen wird das Singhalesische (am reinsten in Colombo), die Tamilsprache an der Nordküste und ein stark mit indischen Elementen versetzter portugiesischer Jargon. Man schreibt mit einem Eisenstift auf die Blätter der Ta-

lipot- oder Schirmpalme, welche zu einem Buche zusammengeheftet werden. Die Literatur der Singhalesen enthält eine vollständige Uebersetzung der Puranas, einschließlich der Mahabharata, zahlreiche Werke über das Leben und die Lehren Buddha's und viele Bücher, in Prosa und Versen abgefaßt, über Moral, Grammatik, Medicin, Astronomie 2c. Das Christenthum, für das bereits seit 300 Jahren Missionäre auf C. thätig sind, hat nicht unbedeutende Fortschritte gemacht; weniger der nüchterne Presbyterianismus, als der Katholicismus, dessen prunkvoller Gottesdienst auf die Einbildungskraft des an Feste und religiöse Ceremonien gewöhnten Volkes mächtiger einwirkt. Man zählt jetzt 115,000 römisch-katholische Christen mit 324 Kirchen. Von Seiten der Briten geschieht Manches zur Belehrung und zum Unterrichte der Eingebornen. Im Jahre 1854 zählte man 1577 Schulen aller Art, welche für das folgende Jahr 9109 Pfund Sterling Unterhaltskosten verlangten. Darunter sind 112 Regierungsschulen mit 4836 Schülern. Schreiben und Lesen ist unter der männlichen Bevölkerung fast so allgemein wie in England.

Die Thätigkeit der Bewohner erstreckt sich auf Weberei, Steinschleiferei 2c., vornehmlich aber auf die Bodenkultur, unter deren Zweigen in neuerer Zeit die Kaffeepflanzungen besonders wichtig geworden sind. Man zählt deren jetzt 404 auf 5,8 □Meilen, außerdem nehmen die der Eingebornen 2,7 □Meilen ein. Die ersteren liefern durchschnittlich im Jahre 347,100, die letzteren 180,000 Ctr., im Werth von etwa 950,000 Pfund Sterling. Die Tabakserute hatte 1854 einen Werth von 55,000 Pfd. Sterling. Kokosplantagen gibt es 148 (die der Eingebornen bedecken mehr als 7½ □Meilen); 1854 wurden ausgeführt 1,059,272 Gallos Kokosöl (im Betrag von 121,297 Pfd. Sterling), 47,380 Ct. Coir (für 31,764 Pfd. Sterling), 52,841 Ct. Kokoskerne (für 30,200 Pfd. Sterling) und 268,969 Kokosnüsse (für 4470 Pfd. Sterling). Zuckerplantagen sind vorhanden 19; doch scheint der Boden nicht geeignet zu sein für das Zuckerrohr. Die Eingebornen bereiten ihren Zucker aus dem Safte der Palmyrapalme und der Kittul (Caryota urens), von denen die erstere, im Norden wachsend, den Dschaggerie, letztere einen Sirup liefert. Zimmt gewinnt man jährlich 8—900,000 Pfd., im Werth von 40—45,000 Pfd. Sterling. Salz wird an den flachen Lagunen gesammelt, welche jährlich 905,000 Bushels produciren können, während C. selbst nur 260,116 Bushels konsumirt. Das beste gewinnt man zu Hambantote. Im Jahre 1854 wurden 75,000 Bushels exportirt. Der jährliche Gewinn der Regierung aus dem Salz beträgt 36,500 Pfd. St. Eine wichtige Einnahmequelle für dieselbe war sonst noch die Perlfischerei im Golf von Manaar bei Aripo, welche jedes Frühjahr gegen 150,000 Menschen, Pächter, Schiffer, Taucher, Händler, Mäkler, müßige Zuschauer 2c. versammelte. Von 1837 bis 1855 hat indessen keine Statt gefunden. Im Jahre 1835 betrug die Einnahme 40,346, 1855: 10,922 (die Ausgabe 2632), 1858: 24,820 und 1859: 48,266 Pfd. Sterling. Binnen 18 Tagen hatten 1352 Boote 9,534,951 Austern heraufgeschafft. Jetzt hofft man alle 2 Jahre eine ergiebige Fischerei halten zu können. Zur Beförderung des inneren Verkehrs ist die Insel von zahlreichen Straßen durchkreuzt, die freilich meist noch sehr mangelhaft sind. Eine 171 Meilen lange Landstraße läuft rings um die Insel; von Colombo nach dem 16 Meilen entfernten Candy führt eine gute Fahrstraße. Jetzt hat die englische Regierung an allen Heerstraßen Rasthäuser bauen lassen, ähnlich den Wartesälen der Eisenbahnen. Die Gesammteinnahmen C.s beliefen sich 1855 auf 476,273 Pfd. Sterling, die Ausgaben auf 405,609 Pfd. Sterling; 1857 dagegen jene auf 504,175, letztere auf 457,137 Pfd. Sterling. Der Werth der Einfuhr betrug 1855 2,597,325 Pfd. Sterling (wobei 682,807 Pfd. edle Metalle); die Ausfuhr 2,245,298 Pfd. Es liefen ein 2870 Schiffe mit 325,656 Tonnen Gehalt und gingen aus 2916 Schiffe von 320,310 Tonnen. Die Kolonie selbst besaß 55 Schiffe von 3119 Tonnen und 432 Dhonies von 19,359 Tonnen. Seit neuester Zeit bildet C. (die Stadt Point de Galle an der Südwestküste) den Knotenpunkt einer direkten Dampfschiffverbindung zwischen Europa, Indien u. China, den Philippinen u. Australien. In administrativer Hinsicht hat C. von jeher ein besonderes britisches Gouvernement gebildet, dessen Gouverneur unmittelbar unter der britischen Krone steht und einen Lieutenant mit 12,000 Mann Truppen (meist Topassis und Sipoys) zur Seite hat. Eingetheilt ist dasselbe in eine West-, Nord-, Ost-, Süd- und Centralprovinz. Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs ist Colombo, an der Südwestküste; sonstige bedeutende oder interessante Städte sind: Trincomali an der Ostküste, Point de Galle und Negombo an der Südwestseite; Candy im Innern und mehr nach Norden die in Ruinen liegende alte Königsstadt Anaradhnapura, die nach den singhalesischen Annalen vor 2300 Jahren gebaut worden, einst das Palmyra C.s, mit Kapitälen und Balustraden, Thierbildern und Blätterwerk in Basreliefs, die wie Reste griechischer Kunst erscheinen, und der weitberühmte Mittelpunkt buddhaistischer Heiligthümer. Nach Verfall desselben wurde Pollanaruwa Hauptstadt C.s, dessen Ruinen im Osten von Candy zu finden sind. An der Nordwestküste C.s liegen die Inseln: Ramisseram, Manaar, Jaffnapatam, Karadiva, Barbara, Haarlem, Leyden, Delft, Middelburg, Rotterdam, Amsterdam u. a.

Zahlreiche Spuren deuten darauf hin, daß einst ein mächtiges, Pracht liebendes und gebildetes Volk auf C. wohnte. In den einheimischen, in der Palisprache abgefaßten Urkunden wird von 165 Königen gemeldet, welche bis 540 v. Chr. herrschten. Auch die Griechen und Römer kannten und rühmten das an Edelsteinen und Gewürzen reiche, von ihnen Taprobane genannte C. Im 6. Jahrhundert besuchte Cosmas Indikopleustes die Insel, welche als Vereinigungspunkt zwischen den occidentalischen und den chinesischen und indischen Kaufleuten schon damals ein wichtiges Emporium und zugleich Sitz des Buddhaismus u. der höchsten indischen Bildung war. Von hier aus verbreiteten sich im 7. Jahrhundert Buddhaismus und indische Kultur nach Hinterindien. Im 8. Jahrhundert ließen sich mohammedanische Araber auf C. nieder, deren Thätigkeit namentlich die Errichtung des großartigen Bewässerungssystems angehört. Seit 1505 begannen die Portugiesen einen regelmäßigen Verkehr mit C., machten sich aber bei den Einge-

bornen so verhaßt, daß der König endlich die Holländer gegen sie zu Hülfe rief. Die Portugiesen wurden 1632—56 verdrängt, und an ihrer Stelle besetzten die Holländer das Küstenland. Handel u. die ganze Kultur C.s waren inzwischen seit der Einmischung der Europäer, die ihr Augenmerk nur auf Erhaltung des Zimmthandels als Monopol und allenfalls auf die Perlfischerei richteten, alles Andere dagegen vernachlässigten, beträchtlich gesunken, die ganze Insel verwildert, die Bewässerungswerke verfallen, die Einwohnerzahl bedeutend zusammengeschmolzen. Im Kriege zwischen England und Holland wurde C. von den Engländern besetzt und 1802 im Frieden von Amiens förmlich an sie abgetreten. Durch Entthronung des angeblich 170. Königs von C., Vikrama Singha, und durch Eroberung seiner Residenz Candy wurde im Februar 1815 die ganze Insel Eigenthum der Briten, welche, die Wichtigkeit der Besitzung erkennend, ihr wieder größere Aufmerksamkeit widmen. Mehre Aufstände der Eingeborenen mußten mit Waffengewalt unterdrückt werden. Vergl. Knox, Historical account of C., 1657, neue Ausgabe, London 1817; S. de Vries, T'Eyland C., Amsterdam 1692; Percival, An account of C., London 1803, deutsch, Leipzig 1803; Cordiner, Description of C., London 1807, 2 Bde.; Davy, An account of the interior of C., das. 1821; Forbes, Eleven years in C., das. 1840; De Butt, Rambles in C., das. 1842; J. Selkirk, Recollections of C., das. 1844; Pridham, An historical, political and statistical account of C., das. 1849, 2 Bde.; Sirr, C. and the Cingalese, das. 1850, 2 Bde.; Tournour, Epitome of the history of C., nach einheimischen Quellen, Colombo 1836; Knighton, History of C., das. 1845; Tennant, Ceylon, 3. Aufl., London 1859, 2 Bde.

Chabertsöl (Oleum contra Taeniam Chaberti), eine Verbindung von 1 Theil Hirschhornöl mit 2 Theilen Terpentinöl, die auf ³/₄ überdestillirt wird, von widerlichem Geruch u. Geschmack, wird gegen den Bandwurm angewendet.

Chablais (ital. Sciablese), Landschaft in Savoyen, nördlich an den Genfersee stoßend, etwa 15 □Meilen groß mit 60,190 Einwohnern, bildet seit der Annexation an Frankreich das Arrondissement Thonon des Departements Hochsavoyen. C. hieß unter den Römern Provincia equestris, später Ager caballiacus, weil mehre Stuterein hier waren, und stand im Mittelalter unter eigenen Herzögen. Die Einwohner hießen Nantuater. Kaiser Konrad der Salier machte C. dem Grafen Humbert mit den weißen Händen zum Geschenk, dessen Nachfolger sich Herzöge von C. nannten, bis Savoyen selbst ein Herzogthum ward.

Chablis, Stadt im französischen Departement Yonne am Serein zwischen Rebenhügeln, mit 4 Kirchen und 2600 Einwohnern, welche ausgezeichneten weißen Languedocwein (Vin de Chablis) bauen. Hier ward den 25. Juni 841 eine blutige Schlacht zwischen den drei Söhnen Ludwigs des Frommen, Kaiser Lothar auf einer und Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen auf der andern Seite, geschlagen, auch Schlacht von Fontenai genannt.

Chaboras, Fluß, s. Chabur.

Chabot, François, berüchtigter französischer Revolutionsmann, wurde 1759 zu St. Geniez-Dol in Rovergue geboren u. trat frühzeitig in den Kapuzinerorden. Auch nach Aufhebung der Klöster blieb er, trotz seines insgeheim unsittlichen Lebens, Geistlicher. Vom Departement Loire und Cher in die Nationalversammlung gewählt, arbeitete er unermüdlich an dem Sturze des Thrones, ja er verwundete sich selber u. schob dann diese That auf die Hofpartei, um dadurch den Haß des Volks zu erregen. Sodann in den Konvent gewählt, beabsichtigte er, die Muscadins zu verjagen und ihre Güter den Sansculottes zu überlassen. Von ihm rührt der Name seiner auf den höchsten Bänken des Konvents sitzenden Partei, Montagnards, Männer vom Berge, her, wie auch auf seinen Vorschlag die pariser Kathedrale Notre-Dame Tempel der Vernunft genannt wurde. Spottweise nannte man ihn den wüthenden Mönch. Durch seine Verheirathung mit der österreichischen Baronin von Frey aus Brünn verdächtig geworden, ward er gefangen gesetzt u. angeklagt, sich mit einigen Deputirten u. seinen Schwägern an den Effekten der ehemaligen indischen Kompagnie durch Verfälschung eines darauf bezüglichen Gesetzes haben bereichern zu wollen. Er nahm erfolglos Gift u. † 3 Tage später mit seinen Schwägern auf dem Blutgerüst (am 5. April 1794).

Chabrias, einer der ausgezeichnetsten attischen Feldherren, selbst von seinen Feinden der vortrefflichste Heerführer genannt, erhob seine in Folge des peloponnesischen Kriegs schwer darniedergedrückte Vaterstadt zu neuer Blüthe und Macht. Nachdem er 390 Athen gegen die Flotten der Aegineten u. Lacedämonier gerettet, setzte er nach Aegina über und züchtigte dies blutig. Im J. 387 half er dem König von Salamis die Insel Cypern erobern, verhinderte 379 das Vorgehen der Spartaner gegen Theben, unterwarf im folgenden Jahre wieder mehre Inseln u. erfocht sodann mit 60 Triremen bei Naxos einen folgenreichen Sieg über die Peloponnesier. Durch eine neue Kampfweise, die darin bestand, daß sich die Soldaten mit einem Bein niederließen, den Schild an das andere Knie stemmten u. nun den Feind mit gefälltem Speer erwarteten, wußte er den Thebanern einen Sieg über die weit überlegenen Spartaner unter Agesilaus zu verschaffen, und legte dadurch den Grund zu den nachfolgenden Siegen bei Leuctra und Mantinea. Man errichtete ihm zu Athen Bildsäulen in jener, seitdem nach ihm benannten Stellung. Lessing hält den borghesischen Fechter für einen C. Später kämpfte er mit Sparta gegen Theben, welches sich die Oberhoheit über Böotien anmaßen wollte, und rettete den Peloponnes vor einem Einfall des Epaminondas, indem er über den ganzen Isthmus einen tiefen Graben ziehen u. einen Wall aufwerfen ließ. Wegen des Verlustes der Stadt Oropus angeklagt, wurde er zwar freigesprochen, verließ aber 362 seine Vaterstadt und diente als Admiral dem ägyptischen König gegen Persien. Im J. 358 zurückgekehrt, befehligte er im Bundesgenossenkrieg eine Expedition gegen mehre rebellische Inseln und Städte und fiel, tapfer kämpfend, in einem Seegefecht vor Chios. Mit ihm, dem letzten glücklichen Feldherrn Athens, sanken die Macht u. die Freiheit dieses Staates immer mehr. Demosthenes gedenkt seiner lobpreisend. Pausanias fand sein Grab unter den Reihen der Heldengräber auf der Straße vom heiligen Thore nach der

Akademie. Athen ehrte ihn dadurch, daß es seinem entarteten Sohne Ctesiphus die Freiheit von öffentlichen Lasten verlieh.

Chabur, bedeutender Nebenfluß des Euphrat in Mesopotamien, mit noch unerforschtem Quellgebiet, mündet nach 50—60 Meilen Laufes bei Abu-Seraj (Circesium). Im Alterthum hieß er Chaboras (Aboras, bei den Hebräern Khebar, an dessen Ufern Ezechiel Gesichte sah) und bildete die Grenze des römischen Mesopotamiens.

Chacabuco, Stadt in der südamerikanischen Republik Chile, 11 Meilen nordöstlich von St. Jago, denkwürdig durch den Sieg St. Martins, Generals der Republik Buenos-Ayres, über die Spanier unter Moroto am 12. Febr. 1817, wodurch Chile's Befreiung entschieden ward.

Chaco (el gran Chago), weites, noch ziemlich unbekanntes Ländergebiet in Südamerika, welches, theils zur argentinischen Republik, theils zu Bolivia gehörig, zwischen dem Parana und Paraguay im Osten, den östlichen Ausläufern der Andes im Westen, den Ketten von Bolivia u. der brasilianischen Provinz Matto-Grosso im Norden u. dem Rio Salado im Süden einen Flächenraum von fast 20,000 QM. einnimmt. Der argentinische Antheil wird auf 6667 QM. berechnet. Das Land ist eine große Ebene, die nur in ihren westlichen u. nördlichen Theilen von einzelnen Hügelketten durchzogen wird, welche die Wasserscheiden zwischen dem Rio Salado, Vermejo, Pilcomayo, den drei großen, das Land in südöstlicher Richtung durchströmenden, weithin schiffbaren Zuflüssen des Paraguay, bilden. Der nördlichere Theil ist verhältnißmäßig gut bewaldet u. von der reichsten tropischen Vegetation bedeckt, während der südlichere Theil, zwischen 26° u. 30° südl. Br., wegen Mangels an Regen u. Bewässerung fast einer Wüste gleicht. Der Boden trägt im Allgemeinen einen sandigen Charakter; an vielen Stellen ist er mit Salzkrusten bedeckt, an anderen finden sich Salzsümpfe, nur an einzelnen gute Weideplätze. Bis auf wenige Ansiedelungen an den Ufern des Rio Salado wird das Land, besonders die Theile, welche sich zwischen Vermejo u. Paraguay u. zu beiden Seiten des Pilcomayo ausbreiten u. unter dem Namen der Llanos de Manso bekannt sind, nur von nomadisirenden Indianerstämmen (Tobas, Mataguayos, Matacos, Guanas, Yagas rc.) durchzogen, die bis jetzt noch in völliger Unabhängigkeit leben. Ihre Zahl dürfte jedoch kaum 30,000 übersteigen.

Chaconne (ital. ciaccona, ciecona), ernster, edler Tanz des früheren französischen Operntheaters, nach Roquefort aus Spanien stammend, bestand aus einer Reihe großer, nicht schneller Tanzschritte in ¾-Takt, und die dazu gesungene Melodie enthielt 4 oder 8 Takte. Jetzt findet sich die C. nur noch in den Opern „Armida" u. „Alceste" von Gluck. In der Tanzkunst heißt ein Pas, welcher im Herumdrehen des Körpers gemacht wird, temps de Chaconne.

Chactaws, Indianerstamm, s. Choctaws.

Chacun à son goût (franz.), Jeder nach seinem Geschmack, Gefallen.

Chadidsha (Chadiga), die erste Gattin des 25jährigen Mohammed, vorher eine reiche Wittwe aus dem fürstlichen Stamme der Koraischiten, gebar ihm vier Söhne: Kasem, Tajab, Tahar, Abdallah, und vier Töchter, welche, mit Ausnahme Fatime's, Ali's Gattin und des Vaters einziger Erbin, frühzeitig starben. Alle übrigen 14—15 Weiber Mohammeds blieben unfruchtbar. Durch seine epileptischen Zuckungen, als Folgen der Gegenwart des Engels Gabriel, fand Mohammed bei seiner Gattin als Prophet Gottes am ersten Glauben. C. † 65 Jahre alt, drei Jahre vor ihres Gatten Flucht nach Medina, von demselben zärtlich geliebt u. von seinen Anhängern hoch verehrt. Vgl. Mohammed.

Chärea, Mörder Caligula's, s. Cassius.

Chäremon, stoischer Naturphilosoph, aus Alexandria, erst Bibliothekar im Serapistempel, folgte einem Rufe nach Rom und übernahm dort in Gemeinschaft mit dem Peripatetiker Alexander von Aegä die Erziehung Nero's. In seinem Werke über die Hieroglyphen u. über die Geschichte u. Religion Aegyptens, welches leider verloren gegangen, nahm er das Wesen der ägyptischen Götterlehre als eine Naturlehre u. legte somit den Grund zur materialistischen Auffassungsweise jener Religion. Auch schrieb er über die Kometen.

Chäronea, Stadt im alten Böotien, südlich vom Cephissus, angeblich von Chäron, einem Sohne des Apollo u. der Thero, gegründet, lag in einer fruchtbaren Ebene unter einem steilen Felsen, der die Akropolis trug, war früher den Orchomeniern zinspflichtig, machte sich aber später frei und gehörte zum böotischen Bunde. In ihr blühte das alte Geschlecht der Peripoltiden. Vor dem peloponnesischen Kriege hatten sich die Athener der Stadt bemächtigt und Phocenser daselbst angesiedelt. Sie galt noch zur Römerzeit für eine ansehnliche Stadt. Die Einwohner bereiteten vortreffliches Oel, Heilsalben und Parfümerien u. trieben Handel damit. C. ist besonders berühmt durch den hier erfochtenen Sieg des Königs Philipp von Macedonien über das vereinigte Heer der Griechen (3. Aug. 338 v. Chr.), durch den Sieg Sulla's über Mithridates (86 v. Chr.) und als Geburtsort des Geschichtschreibers Plutarch. Pausanias fand daselbst das gemeinsame, mit einem kolossalen Marmorlöwen geschmückte Grab der gegen Philipp gefallenen Thebaner nebst zwei Trophäen des Sulla wegen seines Sieges über Mithridates. Bedeutende Ruinen der alten Stadt finden sich in der Nähe des jetzigen Caprena (Capurna): die Akropolis mit viereckigen Thürmen, ein Felsentheater, Felsengräber, Säulenfragmente rc. Zehn Minuten südöstlich von Caprena wurde von den Reisenden Sanders, Taylor und Cressy auch der erwähnte Marmorlöwe wieder aufgefunden.

Chärophyllum *L.* (Kälberkropf), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den verwischten Kelchrand, die verkehrt-herzförmigen Blumenblätter mit eingebogenen Läppchen und die längliche, aus 2 5riefigen Theilfrüchtchen bestehende Frucht, meist ausdauernde Kräuter mit vielstrahligen Dolden ohne Hülle und vielfach zerschnittenen Blättern. C. bulbosum *L.*, Myrrhis bulbosa *Spr.*, wächst fast überall in Deutschland, an Hecken, Wegen, Ufern, auf schattigen Wiesen, in Grasgärten. Die möhrenartige oder knollige, weiße, fleischige Wurzel kommt in Ungarn und Wien auf den Markt, schmeckt wie Pastinak u. wird als Salat gegessen. Die Pflanze wird wegen des gefleckten Stengels oft mit dem gefleckten Schierling, Conium maculatum, verwechselt, unterscheidet sich jedoch von diesem durch die etwas behaarten Blätter.

Chagre (Chagres), südamerikanische Stadt in dem zur Konföderation von Columbia (Neugranada)

gehörigen Staate Isthmo, an der Mündung des gleichnamigen, breiten und wasserreichen Flusses, auf der Nordseite der Landenge von Panama, 7 Meilen westlich von Porto-Bello, ist einer der wichtigsten Hafenplätze am karaibischen Meere, mit 4000 Einwohnern, die sich besonders mit dem Transitohandel nach dem südöstlich auf der entgegengesetzten Küste des Isthmus gelegenen Panama beschäftigen. Die Waaren werden zunächst den Fluß hinauf, der bis zu seiner direkt östlichen Wendung bei Cruses schiffbar ist, und dann auf dem schwierigen Landwege auf Maulthieren weiter transportirt.

Chagrin (Chagrain, Shagreen, in der Levante Saghir), starkes und hartes Leder, das von den Tataren und Armeniern in Astrachan von dem Rückenstück der Pferde- und Eselshäute, welche die Kalmücken und andere tatarische Völkerschaften liefern, bereitet wird. Man verwendet hierzu das hinterste Rückenstück gleich über dem Schwanz, beinahe in halbmondförmiger Gestalt, 1¾ Ellen in die Quere und 1 Elle nach der Länge des Rückens, weicht diese Stücke ein, enthaart und entfleischt sie, so daß von der weich gewordenen Haut nichts übrig bleibt, als das reine faserige Gewebe, welches ungefähr das Ansehen einer in Wasser aufgeweichten Schweinsblase hat. Unter Benetzen mit Wasser werden diese in Rahmen geschnürt, mit der Fleischseite nach unten auf den Boden gelegt, mit den harten Samen einer Art Melde (Chenopodium album), Alabuta genannt, bestreut, dann mit einem Filz bedeckt und die Samen mit den Füßen in die weiche Haut getreten. Hierauf läßt man sie trocknen, spannt sie aus und schüttelt die Samen ab. In Folge der Eindrücke, welche die Samen veranlaßt haben, erscheinen die Häute nun voller Grübchen und Unebenheiten. Es folgt nun das Glätten. Mittelst eiserner Instrumente werden die Erhabenheiten zum Theil entfernt, die Oberfläche glatt geschabt und die Häute dann in Wasser gelegt, worauf dieselben quellen, besonders die eingedrückten vertieften Stellen, die nicht abgeschabt wurden, vor die geschabten hervordringen und das eigentliche Korn des C.s bilden. Nach zweitägigem Einweichen bringt man sie in eine heiße, koncentrirte Lauge von kohlensaurem Natron, packt sie dann auf Haufen, legt sie zuletzt in Salzsoole und schreitet zum Färben. Meergrün ist die beliebteste Farbe; man färbt aber auch blau, roth und schwarz. Auch durch Abschleifen der stacheligen Haut von Haifischen, sowie von Fischottern, Seehunden und Meerkatzen mit Sandstein und Farben wird C. dargestellt. Dies Präparat wird zuweilen von Drechslern und Tischlern zum Abglätten von Holzwaaren benutzt, früher diente es auch zum Ueberziehen von Kästchen, Futteralen ꝛc. Das ächte C. kommt jetzt kaum noch im Handel vor, doch bereitet man seit 1834 in England, Frankreich und Deutschland Chagrinleder auf andere Weise, und zwar in neuerer Zeit einfach in der Weise, daß man das Leder zwischen Kupferwalzen preßt, in welche kleine Vertiefungen gravirt sind. Dies Präparat ist aber viel weniger haltbar als das ächte C. Man nennt C. auch ein seidenes Gewebe, welches im Muster Aehnlichkeit mit dem Chagrinleder besitzt, so z. B. einen fein getüpfelten Taffet, auch ein bandartiges Gewebe, dessen Einschlag ein reiches Gespinnst ist. C. heißt auch ein Seidenstoff, meist Taffet, auf dessen glattem Grunde kleine erhabene Tüpfchen erscheinen.

Chaibar, uralte, in der arabischen Geschichte berühmte Festung der Juden, in Hedschas, 6 Stationen nordöstlich von Medina. In den ersten Feldzügen Mohammeds hatte sich die gesammte Judenschaft der Umgegend mit ihren Schätzen hierher geflüchtet u. ergab sich erst nach hartnäckiger Gegenwehr. Die Tochter des Fürsten von C., Safiah, ward Gattin des Propheten, und die Juden mußten als Tribut die Hälfte von dem jährlichen Ertrag ihrer Ernte (vorzüglich Datteln) entrichten. Nach Niebuhr sind die noch hier wohnenden unabhängigen Juden, die Beni Chaibar, als Räuber u. Ketzer verrufen; nach Seetzen sind die Chaibarienser meist Mohammedaner geworden.

Chaillot, ehemals Dorf auf einer Anhöhe an der Seine, seit 1659 ein Faubourg von Paris, welcher von Westen her an die elysäischen Felder stößt. In der Pfarrkirche ist das Grabmal des tapfern Holsteiners, Grafen Josias Rantzau, Marschalls von Frankreich, der 1650 hier beerdigt wurde. Das ehemalige Kloster Sainte-Geneviève ist seit 1806 ein Armenhaus für alte Leute. Die berühmte, von Maria de Medici 1604 gestiftete türkische Teppichfabrik der Savonnerie wurde 1626 nach den Gobelins verlegt und mit dieser Anstalt vereinigt; an ihrer Stelle steht jetzt das große Badehaus u. Proviantmagazin für die Garnison von Paris. Nicht weit davon ist das große Pumpenwerk (Pompe à seuil de Chaillot), welches die Gebrüder Perrier 1778 anlegten, ein felsenfestes Gebäude, mit 2 Dampfmaschinen, welche binnen 24 Stunden ungefähr 150,000 Kubikfuß Wasser auf die Anhöhe von C. treiben, von wo das Wasser nach verschiedenen Gegenden der Stadt hingeleitet wird.

Chaise longue (franz.), eine Art Kanapee, oben erhöht und ausgeschweift, um den Kopf darauf legen, unten gerade ausgehend, um die Füße bequem ausstrecken zu können; gleicht dem Lotterbett des Mittelalters und der jetzigen Bergère.

Chaix d'Est-Ange, Victor Charles, ausgezeichneter französischer Advokat, 1800 zu Rheims geboren, erwarb sich den Ruf eines vorzüglichen Vertheidigers im Kriminalprozesse. Die Hauptprozesse, die er geführt, sind: die Junivorgänge von 1820, die Verschwörungssache vom 19. August, der Prozeß der Sergeanten von Rochelle, der Preßprozeß Cauchois-Lemaire's 1828, der Prozeß Laroncière, der Prozeß des Vatermörders Benoit, der Prozeß Donon Cabot, der Prozeß Mortier, der Prozeß Marrast, der Prozeß Feuillet de Conches. Seine Plaidoyers finden sich in der Zeitschrift „Droit", in der „Gazette des Tribunaux" u. in den „Annales du barreau français", Band 15.

Chaki (Khaki), großer Salzsee im russischen Gouvernement Astrachan, Kreis Jenotajewsk, liegt mitten in der Kalmuken- oder Wolgasteppe und ist von mehren anderen Salz- und Bittersalzseen umgeben. In der Nähe sprudeln heiße Quellen, welche den hier herumziehenden Nomadenstämmen als furchteinflößende Naturerscheinungen gelten. Im Sommer trocknet der See fast bis zum Grunde aus, so daß dann das Salz in ungeheuren Quantitäten bloßliegt. Der Boden um den C. ist dürrer, mit Salztheilchen geschwängerter Lehm, und nur mit wenigen Disteln und Salzkräutern bewachsen.

Chalade, ein Defilé des Argonnerwaldes im nördlichen Frankreich, das von Varennes in Lothringen nach St. Menehould in der Champagne führt.

Chalcedon, Stadt im alten Bithynien, am Eingange in den Bosporus, Byzanz gegenüber, wurde 675 v. Chr. von den Megarern angelegt und Procerastis und später C., Stadt der Blinden, genannt, weil ihr Erbauer die zweckmäßigere Lage des spätern Byzanz nicht benutzt hatte. Durch den bithynischen König Nicomedes, welcher mit ihren Bürgern seine neue Hauptstadt Nicomedia bevölkerte, verlor sie ihr früheres Ansehen (140 v. Chr.). Später befestigten die Römer dieselbe aufs Neue, und die christlichen Kaiser machten sie zur Hauptstadt der Provinz Bithynia, Pontica prima. Hier siegte den 18. September 323 n. Chr. Kaiser Konstantin über Licinius. Verfallen, wurde sie von Valens wieder erneuert und Justinianea genannt. Später zerstörten sie die Osmanen und verwendeten die Steine zum Bau von Moscheen in Konstantinopel. Das jetzige Dorf Kadiköi bezeichnet die Stelle des alten C. C. ist Geburtsort des Xenocrates. Hier ward 451 die berühmte 4. ökumenische Kirchenversammlung gehalten, welche die auf den Koncilien zu Nicäa und Konstantinopel gefaßten Glaubensformeln bestätigte, die Lehre von den beiden Naturen in Christo sowohl gegen Nestorius, als gegen Eutyches dahin feststellte, daß zwei Naturen zu Einer Person verbunden seien, und den Patriarchen von Konstantinopel dem Bischof in Rom gleichstellte.

Chalcedon, im weiteren Sinne alle diejenigen Varietäten des Quarzes, welche von trüb durchscheinender Beschaffenheit, aber dabei von schöner, eigenthümlich sanfter Färbung sind. Nach Fuchs bestehen sie aus einem innigen Gemenge von amorpher und krystallinischer Kieselerde in unbestimmten Verhältnissen, aus welchem sich letztere durch Kalilauge ausziehen läßt. Sie sind sehr porös und werden schichtweise oft ganz matt, daher sie sich leicht mit Farbstoffen imprägniren lassen, was sie zu Kameen u. Intaglien sehr geeignet erscheinen läßt. Im engeren Sinne versteht man unter C. ein Mineral, welches sich vornehmlich am Fuße des Olymp bei Brussa findet und zuerst von der Byzanz gegenüber liegenden Stadt Chalcedon aus in den Handel kam. Es kommt in ausgezeichneten traubigen, nierenförmigen und stalaktitischen Formen, auch derb, sowie in Platten, Geschieben, Kugeln und Knollen, auch als Versteinerungsmaterial von Schnecken, Muscheln ꝛc. vor, hat 2,58—2,66 specifisches Gewicht, zeigt einen ebenen bis flachmuscheligen, feinsplitterigen Bruch, geringen Glanz, ist in der Regel halbdurchsichtig oder durchscheinend, mitunter auch undurchsichtig und von meist licht- oder smalteblauer, auch milchweißer (Milchchalcedon), gelblichweißer, gelblichgrauer, wachs- oder honiggelber (Cerachat) bis schwärzlichbrauner, stellenweise pechschwarzer, selten pflaumen- oder violettblauer Farbe. Je nachdem das Mineral mehrfarbig ist, erhält es verschiedene Namen: grau und weiß gestreift heißt es Chalcedonyx, grau, dünn und koncentrisch-schalig, quer durchgeschnitten und gegen das Licht gehalten irisirend Regenbogenchalcedon, weiß, mit blutrothen Flecken Punktchalcedon oder Stephansstein, hellgrau und durchscheinend, aber mit dunklen und trüben, wolkenartigen Stellen Wolkenchalcedon, mit schwarzen, braunen oder rothen, pflanzenähnlichen Zeichnungen (wahrscheinlich Infiltrationen von Metalloxyden, namentlich Manganoxyd in der noch gallertartigen Kieselmasse) Mokkastein (Baum- und Moosachat). Als Enhydros bezeichnet man nußgroße, grauweiße Chalcedonkugeln vom Monte Berico im Vicentinischen, die innen mit durchscheinender Flüssigkeit angefüllt sind. Der C. findet sich vornehmlich auf Achat- und Erzgängen, in Blasenräumen des Mandelsteins u. Porphyrs, in Klüften des Serpentin ꝛc. Hauptfundorte sind außer dem Flecken Oberstein im Birkenfeldischen, Schlottwitz in Sachsen, Oppenau in Baden, Vicenza; dann Böhmen, Schlesien, Mähren, Ungarn, die Färöerinseln, Island, Sibirien (Nertschinsk), Arabien ꝛc. Der C. ward schon im Alterthum auf verschiedene Weise verarbeitet. Namentlich pflegte man ihn bei den Römern mit Gravirungen zu versehen, u. man findet in Antikenkabineten noch treffliche Arbeiten dieser Art. Größere Stücke schneidet man mittelst eines gespannten, mit Smirgel und Oel bestrichenen Kupferdrahts in kleinere, schleift sie auf einer kupfernen Scheibe mit Smirgel und polirt sie auf einer zinnernen Scheibe mit Tripel, Zinnasche u. Bimsstein. Die feineren Sorten verwendet man in Ei-, Linsen- oder Halbkugelform zu Ring- und Nadelsteinen, Arm- und Halsschmuck, die geringeren zu Petschaften, Stockknöpfen, Dosen ꝛc. Der Werth der Stücke richtet sich nach der Schönheit u. Reinheit der Farben u. Zeichnungen, doch ist er im Allgemeinen sehr gesunken, da man gegenwärtig, besonders zu Oberstein, ihn beliebig zu färben und mit den zierlichsten, zartesten Baumzeichnungen auszustatten versteht.

Chalcia, Sporadeninsel, s. Sporaden.

Chalcidische Halbinsel (Chalcidice, nach der Stadt Chalcis benannt), große Halbinsel im türkischen Sandschak Salonik, welche mit 3 fingerförmigen Ausläufern, Cassandra, Longos und Athos, weit ins ägäische Meer vorspringt und östlich vom Meerbusen von Orfano, westlich vom Golf von Saloniki umgeben ist. Das 3300 F. hohe Kortasch- oder Cholomondagebirge durchzieht dieselbe in südöstlicher Richtung. Auch die drei Landzungen sind sämmtlich in Osten und Süden felsig und steil, besonders aber ist die letztere, Athos, welche wie Cassandra durch eine flache Landenge angeschlossen ist, ganz gebirgig, indem sie von dem Hagion-Oros durchzogen wird, das mit dem über 5000 Fuß hohen Athonaberge (Ainoros) endigt. Die Halbinsel ist ein schönes, im Alterthum hochberühmtes Land, reich an Landgütern und Wald, und von Griechen bewohnt. Auf der östlichen Landzunge ist der berühmte Mönchsdistrikt (s. Athos). An der flachen Landenge derselben, wo das alte Acanthus lag, sollen noch Spuren von dem Durchstich (Persergraben) sichtbar sein, den Xerxes einst hier versucht hat. Auf der westlichen Halbinsel lagen im Alterthum die Städte Olynth (jetzt Agios Mannas) und Potidäa (später Cassandra) an der Stelle des jetzigen Athilos.

Chalcidius, neuplatonischer Philosoph od. Grammatiker in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts, soll Archidiakonus von Karthago gewesen sein, hinterließ eine lateinische Uebersetzung von Plato's „Timäus", nebst einem Kommentar darüber: „Interpretatio latina partis prioris Timaei Platonis et commentarius in eundem" (zuerst Par. 1520, dann von J. Meursius, Leyden 1617, und in Fabricius'

Ausgabe des Hippolyt, Hamburg 1716, 2 Bde.). Er fand in der Dreieinigkeit nur verschiedene Kräfte der Gottheit, die Welt und ihre einzelnen Theile beseelt 2c.

Chalcis, alte Hauptstadt der Insel Euböa, eine der bedeutendsten Städte des alten Griechenland, an dem schmalsten Punkte des Sundes Euripus gelegen und durch eine stark befestigte Dammbrücke, welche ganz gesperrt oder für die Durchfahrt Einer Triere geöffnet werden konnte, mit dem gegenüberliegenden Festland verbunden, hatte 50 Stadien im Umfang, einen mit Säulenhallen, Tempeln und Bildsäulen geschmückten Marktplatz und eine sehr zahlreiche Bevölkerung, welche, geschickt u. tapfer, auf der See einen ausgebreiteten Handel, besonders mit dem Ertrag ihrer Bergwerke und ihren trefflichen Fabrikaten in Eisen und Erz, trieb. Bemerkenswerth ist die Menge chalcidischer Kolonien auf den Inseln und Küsten des Mittelmeers, namentlich in Macedonien, wo sie der Halbinsel zwischen dem strymonischen und thermäischen Busen ihren Namen (Chalcidice) gaben, auf den Inseln: Jos, Seriphus, Peparethus u. a., in Kampanien (Cuma) und auf Sicilien (Catana, Himera, Leontini, Tauromenium 2c.). Zu C. wurde vornehmlich Apollo verehrt. Der Redner Isäus und der Dichter Lycophron waren zu C. geboren, und Aristoteles starb daselbst. Schon vor dem trojanischen Kriege ward C. von den Athenern unter Pandorus, des Erechtheus Sohn, gegründet, oder vielmehr später durch attische Jonier unter Cothus nur erweitert, indem Abanten und Kureten den ersten Grund zu der Stadt gelegt hatten. Auch Aeolier und Araber (vielleicht Phönicier) hatten sich hier niedergelassen. Ihren Namen soll die Stadt von der Nymphe Chalcis, Tochter des Asopus, erhalten haben. In älteren Zeiten ward sie von der Familienaristokratie der Ritter beherrscht. Herodot erwähnt eines Krieges zwischen C. und Eretria, an welchem Samos und Milet Theil nahmen; auch Theben war den Chalcidäern zinspflichtig, bis Amphitryon den chalcidischen König Chalcodon am Teumessus erschlug und Theben befreite. Im 6. Jahrhundert v. Chr. verband sich C. mit Sparta, um den vertriebenen Isagoras nach Athen zurückzuführen, jedoch ohne Erfolg. Im Perserkriege war die Stadt mit Athen verbündet, fiel nach dem unglücklichen Kriege desselben mit Böotien ab, ward 446 von Pericles unterworfen und erhielt eine demokratische Verfassung. Nach Athens Demüthigung im peloponnesischen Kriege ward C. auf kurze Zeit wieder frei. Der strategisch höchst wichtig gelegenen Stadt bemächtigten sich nach einander wieder Athen, dann Macedonien, Antiochus von Syrien, Mithridates und die Römer. Kaiser Justinian verstärkte ihre Befestigungen und gab der Stadt dadurch eine durchs ganze Mittelalter dauernde Wichtigkeit. Das jetzige Chalkis (im Mittelalter Euripus, griechisch Egribo, italienisch Negroponte) war zur Türkenzeit Mittelpunkt eines Verwaltungsbezirks mit wichtiger Flottenstation u. ist noch heute eine ächt türkische Stadt, die von mächtigen grauen, krenelirten Mauern mit gewaltigen Thürmen umgeben ist, überragt von Moscheen und Minarets, nebst Cypressen und Palmen, im Innern von schmutzigen, engen Gassen durchzogen, mit hohen, unregelmäßig gebauten Häusern, an denen Erker vorspringen. Sie hat eine Festung, einen Hafen u. 10,000 Einw. Im Euripus steht ein alter, dicker Thurm der Venetianer mitten im Wasser, von wo eine steinerne, in ihrer ersten Anlage uralte Brücke zum Festland und eine hölzerne Zugbrücke zum Thore der Stadt führt.

Chaldäa (Chaldäi, Cephene, hebräisch Chasdim, chaldäisch Chasdaje), im weiteren Sinne gleichbedeutend mit Babylonien, im engern eine Provinz dieser asiatischen Landschaft, westlich vom Euphrat bis zu dem wüsten Arabien, also der südwestliche Theil des heutigen Paschaliks Bagdad und Basra. C. hat seinen Namen von dem semitischen Volke der Chaldäer (Chasdim im Alten Testament genannt), welche ursprünglich die Gebirgsgegend an den Quellflüssen des Tigris bewohnten, sich sodann, dem Lauf der Flüsse folgend, über ganz Mesopotamien ausbreiteten und in Babylon etwa um 2500 oder 2000 v. Chr. ein blühendes Reich gründeten. Mit den Kurden werden sie fälschlich identificirt, denn diese gehören dem arischen Stamme an. Zu jenen chaldäischen Eroberern kamen nun wahrscheinlich auch Einwanderer aus Aegypten, wenigstens deuten Diodor, mehrfache Uebereinstimmung der chaldäischen und ägyptischen Mythologie und die biblische Tradition von Nimrod, Sohn des Kusch, darauf hin. Dieses Reich bestand unter wechselnden Dynastien; den mythischen Regenten vor und nach der Fluth folgten medische, chaldäische und arabische Herrscher, bis 1273 das neue Weltreich der Assyrer jenes verschlang. Die C. verschwinden nun, ganz in den Assyrern aufgehend, für 5 Jahrhunderte aus der Geschichte. In den Ausgang des 8. Jahrhunderts fällt der merkwürdige Ausspruch des Propheten Jesaias (23,13): „Siehe das Land der Chaldäer: dieses Volk ist noch nicht dagewesen, Assur hat es gegründet zu Steppenbewohnern." Hiernach war bei den Israeliten durch die lange Herrschaft der Assyrer jede Erinnerung an das alte Chaldäervolk verschwunden, und es mochte nicht allzu lange vor Jesaias' Zeit aus den oben erwähnten Ursitzen jenes Volks ein neuer Zuwachs in die Gegend von Babylon geführt u. dadurch ein neues, kriegerisches Element in die dort ansässige Bevölkerung gekommen sein. So erklärt sich auch am einfachsten, was über ihre kriegerische Wildheit (Habakuk 1, 6 ff.) und ihre hohe Bildung berichtet wird. Ueber die weitere Geschichte C.'s s. Babylonien. Ihre Religion bestand in Kosmogonie und Gestirndienst. Belus, auch Bel genannt, schuf aus der Omorca (d. h. Meer) durch Theilung Himmel und Erde u. sodann die Menschen durch Vermischung seines Blutes mit Erde. Als Stern entspricht dem Bel der Jupiter, nach Andern der Saturn. Ihm zur Seite steht eine höchste weibliche Gottheit, die Mylitta, Göttin der Fruchtbarkeit, welche in höchst sinnlichem Kultus verehrt wurde. Ihr Gestirn ist die Venus. Jahrhunderte lang müssen die Chaldäer Beobachtungen angestellt haben, um die Periode Saros zu finden, welche gewöhnlich die chaldäische Periode, in neuern Zeiten auch die halley'sche Periode genannt wird u. nach Suidas chaldäischen Ursprungs ist. Dieselbe umfaßt einen Zeitraum von 6583 $^1/_3$ Tagen, oder von 18 julianischen Jahren und 11 Tagen (zu 365 $^1/_4$ Tagen), in denen der Mond 223 synodische Umläufe zurücklegt, und diente zur Zeitrechnung und

zur Bestimmung der Finsternisse der Sonne u. des Mondes, welche nach Verlauf dieser Zeit in derselben Ordnung und Größe wiederkehren. Nach dem arabischen Astronomen Albategnius bestimmten die Chaldäer die Länge des Sternjahres zu 365 Tagen 6 Stunden 11 Minuten, woraus hervorgehen würde, daß sie bereits die Verrückung der Nachtgleichen kannten. Ein chaldäischer Astrolog, Osthanes, der im Gefolge des Xerxes war, soll diese Wissenschaft nach Griechenland gebracht haben, von wo sie sich über das römische Reich verbreitete. Von den Schriften der Chaldäer ist nichts auf uns gekommen. Ueber die Verfassungsform des chaldäischen Reichs geben Daniel und Jeremias genauere Andeutungen. Der König der Könige ist in seiner Burg, die Pforte genannt, von einem zahlreichen Hofstaat umgeben. Zu den bedeutendsten Hofämtern gehörten das des Palastpräfekten, des Obersten der Verschnittenen, des Obersten der Leibwache und des Obersten der Magier. Das Reich war in Satrapien (Provinzen) eingetheilt, denen Beamte verschiedener Grade vorstanden. In den drei ersten christlichen Jahrhunderten stand C. unter den Partherkönigen und genoß unter ihrer Herrschaft großer Ruhe. Bald darauf bemächtigte sich indeß für 41 Jahre der persische König Sapores II. des Landes. C. fing kaum wieder aufzublühen an, als die Glaubenskämpfe der drei christlichen Parteien: Orthodoxe, Nestorianer u. Eutychianer oder Jakobiten, im 5.—6. Jahrhundert neue Verwirrung brachten. Die letzteren blieben die zahlreicheren und breiteten sich über ganz Asien aus. Die Ottomanen waren den Chaldäern anfangs günstig gesinnt und bedienten sich ihrer als Statthalter, Geheimschreiber und Aerzte, bald aber theilten diese das Loos der andern Christen unter türkischer Herrschaft; nur behielten sie ihre Patriarchen und Oberhäupter. Verschiedene Versuche einer Union mit der römischen Kirche blieben erfolglos, doch gelten jetzt die 300,000 Chaldäer in Indien, sowie die wenigen Gemeinden in Mesopotamien, Syrien und Armenien mit etwa 260,000 Seelen für Glieder der katholischen Kirche. Die Hierarchie der eigentlichen Chaldäer besteht aus einem Patriarchen, welcher seinen Sitz im Paschalik Mosul hat, aus mehren Bischöfen, Priestern und untergeordneten Kirchendienern. Die katholischen Chaldäer haben sechs Bischöfe, welche zu Diarbekir, Mardin, Seber, Karkuk, Salmas und Mosul residiren. Sie feiern viele Festtage, und zwar nach dem alten Kalender, befolgen die älteren Vorschriften der katholischen Religion streng u. haben gegen 180 Fasttage im Jahre. Ihre Gotteshäuser sind sehr schmucklos. Die Sprache ihrer Liturgie ist die syrische; im gewöhnlichen Leben hingegen sprechen sie armenisch. Die Chaldäer der Städte treiben Gewerbe; nur die reichsten widmen sich dem Handel. Auf dem Lande nähren sie sich kümmerlich vom Anbau erpachteter Grundstücke. Ihre Tracht besteht seit dem frühesten Alterthum in langen Kleidern; eine rothe, von einem Turban umschlungene Mütze bezeichnet sie als Christen. Nur die Frauen der großen Städte gehen verschleiert. Die Heirathen werden nach lang vorhergegangenen Verlobungen in sehr jugendlichem Alter durch Priester geschlossen. Es herrscht bei ihnen, durch Noth hervorgerufen, die Sitte des Kinderverkaufs. Nur Wenige führen ihren Familiennamen; die Meisten werden durch Vornamen und den Beisatz Sohn Dessen und Dessen bezeichnet. Oeffentliche Vergehungen gegen die Sittlichkeit sollen bei den Chaldäern höchst selten vorkommen.

Chaldäische Sprache, einer der drei Hauptzweige des semitischen Sprachstammes, Muttersprache der Babylonier, zum Unterschied von dem Westaramäischen auch die ostaramäische Sprache genannt; s. Aramäische Sprache.

Chaldron (engl.), englisches Hohlmaß für Getreide, Steinkohlen, Kartoffeln, Kalk, Fische &c.; für Getreide = 32 Bushels = 128 Pecks = 256 Gallons = 1153,125 Liter = 21,162 preußische Scheffel = 18,916 wiener Metzen; für Steinkohlen, welche jetzt gesetzlich nur nach dem Gewicht verkauft werden dürfen, früher = 12 Sack = 36 Bushels.

Chalil, althebräisches Blasinstrument, von Luther nach der Septuaginta Pfeife oder Flöte übersetzt, bestand aus Rohr und hatte einen sanften Ton; eine Art Schalmei. Beim Tempeldienste gebrauchten es die alten Hebräer am Pfingst- und am Laubhüttenfeste, wo der Gesang Hallel darauf geblasen wurde.

Chalkondylas (Chalkokondylas, auch Chalkokandylas), byzantinische Familie, die am Hofe Antonius', Herzogs von Athen und Theben, in hohem Ansehen stand. Laonikos C., vortrefflicher Historiograph, in Athen geboren, lebte um 1470 in Konstantinopel. Er schrieb eine Geschichte der letzten Jahre des byzantinischen Kaiserreichs (1297—1462) in zehn Büchern. In das Lateinische übersetzt ward das Werk von Konrad Clauserus (Basel 1560); griechisch mit Clausers lateinischem Text erschien es Genf 1650. Dann ward es herausgegeben von Fabroti (Vened. 1729), griechisch u. lateinisch von Becker im „Corpus scriptorum historiae Byzantinae“ (Bonn 1843). C. verlebte seine letzten Jahre wahrscheinlich in Italien. Demetrius C., berühmter griechischer Grammatiker, des vorigen Bruder, um 1424 in Athen geboren, ging nach der Eroberung seiner Heimat als Lehrer der griechischen Sprache nach Italien und lebte erst bei Lorenzo Medici in Florenz, sodann bei Ludwig Sforza in Mailand und † hier, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines sittlichen Charakters in hohem Ansehen stehend, 1511. Seine vortreffliche griechische Sprachlehre übertrifft des Chrysoloras Werk an Vollständigkeit und das Gaza's an Einfachheit. Sie erschien unter dem Titel „Erotemata“ zuerst in Mailand um 1493 (ohne Angabe von Ort und Jahrzahl), dann zu Paris 1525, zu Basel 1546. Noch größeres Verdienst erwarb er sich durch die Besorgung der ersten Drucke von Homer (Mailand 1488), Isocrates (das. 1493) und Suidas (das. 1499).

Chalkos (griechisch, lateinisch chalcus aureolus), eine eherne Scheidemünze des alten Griechenlands, gewöhnlich durch X oder Xa bezeichnet, nach unserem Gelde etwa 1 Pfennig. Drei C. machten einen Hemiobolus, 4 einen Pelanor, 6 einen attischen und 10 einen äginetischen Obolus. Auf dem attischen C. befand sich eine Nachteule.

Chalkoxilographie (v. Griech.), Name einer von Siegländer in Wien erfundenen und 1837 bekannt gemachten Methode, die Kupferstecher- mit der Holzschneidekunst dergestalt zu verbinden, daß

die Aquatintamanier im Stahlstich treu und mit gleicher Feinheit und Vollendung wiedergegeben erscheint. Der Abdruck erfolgt auf gewöhnlichen Druckerpressen, ohne weitere Vorrichtung, in steter Reinheit.

Challah (hebr.), Opferkuchen, das Stückchen Teig, welches nach 4. Mos. 15, 20 beim Einkneten des Brodes als Opfergabe weggenommen wurde. Zum Andenken daran verbrennen die Juden noch heute ein Stückchen von ihrem Brodteig.

Challans, Flecken im französischen Departement Vendée, in Morästen, zwischen den Kanälen du Perrier und de L'Etier, mit 3800 Einwohnern; hier Sieg der republikanischen Truppen über die insurgirten Vendéer unter Charette, den 12. April 1793.

Chalmers, 1) George, englischer Historiker, 1742 zu Fochabers in der schottischen Grafschaft Murray geboren, studirte zu Aberdeen und Edinburg Rechtswissenschaft, ließ sich dann in Baltimore nieder und betrieb mit ziemlichem Erfolge das Rechtsgeschäft. Beim Ausbruch der nordamerikanischen Revolution stand er auf der Seite der ministeriellen Partei. Im Jahre 1775 nach England zurückgekehrt, erhielt er erst 1786 einen Posten beim Ministerium des Handels und der Kolonien. Er † 1825. Von C.' zahlreichen Schriften, von denen viele auch Interessen des Tags zum Gegenstand hatten, sind von allgemeinem Interesse: „Political annals of the united colonies" (London 1780); „On the comparative strenght of Great Britain during the present and preceeding reigns" (das. 1782 und 1786, deutsch von V. H. Heinze, Berlin 1786); „Collection of treatises between Great Britain and other powers" (das. 1790, 2 Bde.); „Caledonia, or a topographical history of North-Britain" (das. 1807 ff., 4 Bde.), eine sehr gründliche Untersuchung über die ältere Geschichte Schottlands. Auch schrieb er mehre vortreffliche Biographien, namentlich der Maria Stuart (Lond. 1818, 2 Bde.; deutsch, Halberstadt 1824), Daniel de Foe's (London 1790), Thomas Rudimans (1794), Thomas Paine's (1796). Der Streit über den angeblichen Nachlaß Shakspeare's (1796) fand an ihm einen lebendigen Mitkämpfer für die Aechtheit desselben. Auch ist C. Herausgeber der poetischen Werke Allan Ramsay's (1800, 2 Bde.) und David Lindsay's (1807, 3 Bde.).

2) Alexander, des Vorigen Sohn, berühmter Biograph und Kritiker, um 1759 in Aberdeen geboren, ward nach Beendigung seiner klassischen und medicinischen Studien in London für die periodische Presse gewonnen und machte bald durch die kritische Schärfe seiner Artikel und im Kampf zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien durch seine Parteinahme für seine Landsleute Aufsehen. Sein erstes selbstständiges größeres Unternehmen war sein „General biographical dictionary" (London 1812—17, 32 Bde.), das über 9000 Artikel enthält. Von der langen Reihe seiner Schriften erwähnen wir nur noch: „History of the university of Oxford" (Lond. 1810, 2 Bde.), „British poets from Chaucer to Cowper" (das. 1810, 21 Bde.). Auch ist C. Herausgeber vieler englischen Nationalwerke, z. B. Shakspeare's, S. Johnsons, Pope's u. A. Er † als Mitglied der königlichen und anderer Societäten der Wissenschaften den 18. December 1834.

3) Thomas, der bedeutendste Prediger in der presbyterianischen Kirche Schottlands, den 17. März 1780 zu Anstruther in der schottischen Grafschaft Fife geboren, studirte von 1795—98 zu St. Andrews Mathematik, Naturphilosophie und Chemie und wurde, nachdem er einige Zeit Prediger auf dem Lande gewesen, in ein Pfarramt nach Edinburg, darauf nach Glasgow berufen. Der dogmatische und ethische Charakter seiner Predigten war anfangs im Wesentlichen der eines vulgären Rationalismus, doch athmeten sie sittlichen Ernst, Begeisterung für Recht, Wahrheit, Menschlichkeit und gründliche Abneigung gegen alles gemachte, erzwungene Christenthum. Erst seit einer längeren Krankheit (1810) nahm er als Theolog einen specifisch evangelischen Standpunkt ein, doch stets das religiöse, geistliche Gebiet und dasjenige allgemeiner Sittlichkeit, sowie weltlicher Bildung und Wissenschaft streng aus einander haltend und letzteres als selbstständig und frei von ersterem anerkennend. Seine sämmtlichen Reden und Schriften mit ihrem streng logischen Gang lassen den Mathematiker nicht verkennen. Besonders berühmt wurden seine sieben Reden über das Verhältniß der Astronomie zur Bibel. Seine Predigten waren übrigens mehr für die Gebildeten als für's Volk berechnet. Er gilt als Begründer der „inneren Mission unter den Massen" in England und Schottland, legte aber weniger Gewicht auf großartige Organisationen und Centralisationen, als auf Gründung von Schulen und Kirchen und Wiederbelebung des Presbyterats und Diakonats. Im Jahre 1823 bestieg er zu St. Andrews den Lehrstuhl der Moralphilosophie, 1828 den der Divinity zu Edinburg und übte durch seine frische, lebendige Behandlung der Gegenstände sehr guten Einfluß auf die theologische Jugend. Endlich entfaltete sich während des letzten Theils seines Lebens seine bedeutende Wirksamkeit für seine Nationalkirche im Ganzen und Großen, die erst zu einer gewaltigen Erhebung derselben als einer Staatskirche, dann zu völliger Trennung vom Staat führte. Als das Ministerium die Forderung C.', daß die Dissenters zur Erhaltung der Staatskirche beisteuern sollten, abschlug, trat jener gegen die Regierung offen in die Schranken, besonders in sechs Vorlesungen, welche er im Frühjahr 1828 unter großem Zulauf der höchsten Stände in London hielt. Aber durch seine Verbindung mit den Tories, den früheren Feinden der von ihm vertretenen demokratischen schottischen Kirchenorganisation, die es nur in ihrem Parteiinteresse mit der Geistlichkeit hielten, gegen die Whigsminister, die allen Glaubensparteien die Religionsfreiheit erhalten wollten, entfremdete er sich auch die Freunde der Presbyterianer. Ein neuer Konflikt mit dem Staat entspann sich wegen des sogenannten Vetogesetzes &c., wornach die Gemeinde einen ihr von der Krone oder einem andern Patron vorgeschlagenen Prediger wegen gegründeter Bedenken abweisen konnte. Dies Gemeinderecht war allmählig in Vergessenheit gekommen und wurde nun von C. zurückgefordert. Weitere Streitpunkte erweiterten die Kluft, und so kam es endlich 1843 zur Trennung der Kirche vom Staat, zur Konstituirung der „freien Kirche Schottlands" unter C.' Vorsitz. C. blieb ihre Seele, bis er am 31. Mai 1847 zu Morningside bei Edinburg †.

Von seinen Schriften sind noch erwähnenswerth: „The evidence and authority of the christian revelation“ (Edinburg 1817; deutsch von Oster, Frankfurt 1834; nach der 12. Auflage des Originals von Reinecke, Rinteln 1841), „Discourses on astronomy“ (das. 1817), „Commercial discourses“ (das. 1818), „Occasional discourses“ (das. 1818), „The civil and christian economy of large towns“ (das. 1825, 3 Bde.; deutsch von O. v. Gerlach, Berlin 1847) u. A. Seine hinterlassenen Manuskripte, für die der Verleger Constable in Edinburg 10,000 Pfund Sterling gab, erschienen unter dem Titel „Posthumous works“ (Edinburg 1847 f.) unter der Aufsicht des Schwiegersohnes C.', W. Hanna, der auch die interessanten „Memoirs of the life and writings of C.“ (das. 1849—50, 2 Bde.) herausgab.

Chalon, Alfred, berühmter Zeichner und Genremaler, gegenwärtig Akademiker in London und der Liebling des englischen Publikums. Zu seinen beliebtesten Arbeiten gehören die Scenen aus der Zeit Ludwigs XIV., Pope's und des Spectators, ferner aus Molières Werken, sowie Beiträge zu Findens „Gallery of the Graces“ (London 1832—34, 34 Stahlstiche) zu den „Portraits of the principal female characters“ (das. 1833, 40 Stahlstiche) und zu den „Landscape, portraits and historical illustrations of the poet. works of S. W. Scott“ (das. 1833, 40 Stahlstiche).

Chalonnes, Stadt im französischen Departement Mayenne und Loire, an der Mündung des Layon in die Loire, mit 5200 Einwohnern, die Rasch- und Sergeweberei und Weinbau treiben. In der Umgegend sind Marmorbrüche und Kalkhütten und auf den Hügeln eine Menge Vipern, welche officinell gebraucht werden.

Chalons sur Marne, Hauptstadt des französischen Departements Marne, an der Marne und an der straßburger Eisenbahn, in einer anmuthigen Wiesenebene der Champagne, die zu beiden Seiten weite Kreideebenen umschließen, ist mit Mauern und Gräben umgeben, hat meist Holzhäuser, aber gerade und reinliche Straßen, schöne Kirchen mit vielen Spitzthürmen (darunter die Kirche St. Stephan mit ihrem dem Münsterthurm in Freiburg ähnlichen Hauptthurm, der alle anderen überragt, u. eine uralte Kirche von 450, auf einem Apollotempel), ein Schauspielhaus, einen botanischen Garten, schöne Promenaden, eine Bibliothek von 20,000 Bänden und 18,000 (einst 60,000) Einwohner. C. ist der Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbischofs von Rheims. Außerdem befindet sich hier ein Handelstribunal, ein Collége, Seminar, eine Normalprimärschule, eine Schule der Künste und Handwerke, eine Handwerksschule für arme Soldatenknaben &c. Erwerbsquellen sind vorzüglich Gemüsebau, Weberei, Gerberei, deren Erzeugnisse weit berühmt sind, und starker Weinhandel. Dicht am Bahnhofe liegen die Champagnerkeller der bekannten Firma Jaqueson, welche gegen 4 Millionen Flaschen enthalten. Die in den Kalkfelsen gehauenen erleuchteten und mit Wägen befahrbaren Gänge sind über eine Meile lang. C. ist eine sehr alte Stadt: unter dem Namen Durocatalaunum war sie die Stadt der Catalauni und eine der vornehmsten Städte der Gallia belgica. In ihrer Nähe fielen in den katalaunischen Feldern zwei Schlachten vor: die eine, worin Tetricus 271 n. Chr. vom Cäsar Aurelian, seinem Nebenbuhler in der Kaiserwürde, eine Niederlage erlitt, und die andere berühmte, worin das Heer Attila's (451) von den Westgothen unter Theoderich u. den Römern unter Aëtius überwunden ward. Die Stadt stand nie unter den Grafen von Champagne, sondern unter dem Bischof von C.

Chalons sur Saone, Bezirksstadt im französischen Departement Saone und Loire, am rechten Ufer der Saone, in fruchtbarer, aber wegen häufiger Ueberschwemmungen ungesunder Gegend, ist unregelmäßig und schlecht gebaut, aber mit schönem u. belebtem Kai, hat 5 Pfarr- und mehre Klosterkirchen, ein Hospital, Waisenhaus, schönes Rathhaus und 17,000 Einwohner, welche Weinessig, Sekt, hydraulischen Cäment, Leder, Strumpfwaaren &c. fabriciren. Eine granitene Säule auf dem Markt stammt noch aus der Römerzeit. Auf dem linken Ufer und auf einer Insel der Saone liegt die Vorstadt St. Laurent. Bei C. mündet der Kanal du Centre, durch den die Saone und Loire verbunden werden. Die Stadt ist dadurch Mittelpunkt eines wichtigen Binnenhandels geworden, wo der Austausch der Produkte von Nord- und Südfrankreich Statt findet. Auch der Handel mit Wein, Oel, Korn und anderen in der Umgegend erzielten Produkten ist nicht unerheblich. In der Nähe finden sich viele römische Alterthümer vor. Zur Zeit Cäsars hieß C. Cabillonum, war der Sitz eines römischen Marinepräfekts, dem die Kaiser auf dem Flusse eine Flottille unterhielten, hatte Kornmagazine für das Heer und einen ausgebreiteten Handel. Unter dem Kaiser Honorius gehörte die Landschaft zu Gallia Lugdunensis I und galt als die zweite Stadt dieser Provinz. Der heilige Marcellus und der heilige Valerianus verbreiteten hier das Christenthum und starben 179 den Märtyrertod. Im 4. Jahrhundert wurde das Bisthum hier gegründet. Später bemächtigten sich die Burgunder der Stadt; der König Guntram von Burgund hatte daselbst einen Palast. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts wurde C. von den Vandalen, im 6. Jahrhundert von Chramnus, dem aufrührerischen Sohne des fränkischen Königs Chlothar I., verwüstet und im 8. Jahrhundert von den Saracenen geplündert. Im Jahre 830 war Theoderich I. Graf von C. und Maçon, und C. behielt seine eigenen Grafen, bis es 1247 gegen Senlis und andere Ländereien an Burgund ausgetauscht wurde. Im Jahre 1477 kam C. an die französische Krone, 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen, 1563 die Citadelle erbaut; später verfiel die Festung.

Chalosse, französische Landschaft in der Gascogne, jetzt der südöstliche Theil des Departements Landes, ist sandig, getreidereich. Hier wächst der Chalosse, eine gute Art Franzwein. Hauptstadt war St. Sever am Adour.

Chalotais, Louis René de Caradeuc de la, Generalprokurator beim Parlament von Bretagne, geboren den 6. März 1701 zu Rennes, trug durch seine zwei dem Parlament vorgelegten „Comptes rendus des constitutions des Jésuites“ (December 1761 und Mai 1762, oft gedruckt) viel zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich bei und stellte in seinem „Essai d'éducation nationale ou plan d'études pour la jeunesse“ (Genf 1763, deutsch von Schlözer) der jesuitischen Erziehungsweise eine naturgemäßere entgegen. Doch sollte der kühne Staats-

mann bald der Rache des aufgelösten Ordens u. des Hofes erliegen. Als er neuen Steuervorlagen des Ministeriums opponirte, ward er als angeblicher Verfasser einer anonymen Schmähschrift gegen einen Minister im December 1765 mit seinem Sohne gefangen gesetzt und einige Jahre darauf nach Saintes verwiesen. Erst 1775 nach Ludwigs XV. Tod durfte er bei dem Parlament zu Rennes sein Amt wieder antreten. Seine Denkschriften über seinen Kriminalprozeß wurden ungeachtet des Verbots in ganz Frankreich verbreitet. Die Nation wie Voltaire vertheidigten C.' Unschuld. Er † am 12. Juli 1785. Die Akten des Prozesses erschienen unter dem Titel „Procès instruit extraordinairement contre M. M. de Caradeuc de la C." (1767).

Chalotten, s. v. a. Schalotten, s. Zwiebel.

Chalybäus, 1) Heinrich Moritz, deutscher Philosoph, am 3. Juli 1796 zu Pfaffroda im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, bezog 1810 die Fürstenschule zu Meißen und 1816 die Universität zu Leipzig, wo er sich anfangs der Philologie, dann der Theologie und Philosophie widmete. Als Kandidat der Theologie erwarb er sich 1820 die philosophische Doktorwürde, ging als Hauslehrer nach Wien, erhielt 1822 eine Stelle als Kollaborator an der Kreuzschule zu Dresden u. 1825 eine Professur an der Fürstenschule zu Meißen. Im Herbst 1828 übernahm er die Leitung der gelehrten Unterrichtszweige in der damaligen adeligen Ritterakademie zu Dresden und wandte sich mit erneuerter Liebe den philosophischen Studien zu. Seinem ersten, mit Beifall aufgenommenen philosophischen Werk: „Historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel" (Dresden 1836, 4. Aufl. 1848), folgte 1839 die Berufung C.' an die Universität Kiel zu einer Professur der Philosophie, von der er jedoch 1852 entbunden wurde. Seine Schriften sollten nach und nach ein vollständiges System der Philosophie vorführen. Nach einigen kleineren Arbeiten polemischen Inhalts, wie „Phänomenologische Blätter" (Kiel 1841) und die „Moderne Sophistik" (das. 1843), welche sowohl einerseits die Excedenzen der hegelschen Schule, als auch andererseits das starre Festhalten an dem alten logischen Formalismus bekämpften, trat er mit dem „Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre" (Kiel 1846), hierauf mit seinen Hauptwerken, dem „System der spekulativen Ethik, oder Philosophie der Familie des Staats und der religiösen Sitte" (Lpz. 1850, 2 Bde.) u. der „Fundamentalphilosophie" (Kiel 1861) hervor.

2) Karl Theodor, Bruder des Vorigen, geboren den 16. September 1803, besuchte 1817—23 die Fürstenschule zu Meißen und bezog dann die Universität zu Leipzig, um sich der Philologie zu widmen. Im Jahre 1829 ward er Lehrer beim Kadetenhaus und nach der Umgestaltung dieses Instituts 1840 Inspektor der mengsschen Sammlung, später auch der Antikensammlung zu Dresden. Durch eine Reihe von Vorträgen über Kunst und Kunstgeschichte erwarb er sich den Beifall des gebildeten Publikums Dresdens. Er ist Verfasser eines zweckmäßigen Werkchens über das mengsche Museum.

Chalybes (Alybes), ein Volk des Alterthums, das in Kleinasien an der Westseite des Halys und weiter östlich bei Cerasunt am Pontus und um die Quellen des Araxes wohnte. Sie waren besonders als Bergwerkskundige und als Eisenarbeiter berühmt, die Waffen und Geräthschaften aller Art fertigten. Schon Aeschylus pries das Eisen dieser C., u. Eudoxus läßt von ihnen das feinere, zu haltbarer Schärfe des Schwertes erforderliche Eisen (Stahl) geholt werden (daher das Wort chalybs, Stahl).

Chalybs (griech.), der Stahl.

Cham, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz, unweit der Mündung des Chamflusses (Chamab) in den Regen, in einem weiten Thalkessel, von sanften Höhen umgeben, hat ein Schloß, 2 Kirchen, ein Rathhaus und 2440 Einwohner, die besonders Bierbrauerei, Leinweberei und Handel mit Vieh, Holz, Flachs und Leinwand treiben. In dem Granit des nahen Gebirgs finden sich Granaten u. Karneole. C. war eine Zeitlang der Sitz einer eigenen Markgrafenreihe, die, von den Herzögen von Bayern abstammend, zugleich Grafen von Vohburg und Markgrafen zu Neumark und Eger waren. Nach dem Tode des letzten, Theobald IV., der 1204 starb, fiel C. an das Stammhaus Bayern zurück.

Cham, nach der mosaischen Völkertafel der jüngste Sohn Noahs und Stammvater der Bewohner des südlichen Erdgürtels, soweit derselbe im Gesichtskreis des hebräischen Alterthums lag. Sein Frevel an dem trunkenen Vater, sowie seiner Brüder Pietät erfassen die prophetisch gestimmte Seele Noahs, und in dem Segen und Fluch, den er verkündet (1. Mos. 1, 20—27), stellt sich ein weissagendes Miniaturbild der zukünftigen Weltgeschichte dar. Der dort über C.s Geschlecht ausgesprochene Fluch ist mehrfach zur Rechtfertigung der Negersklaverei gemißbraucht worden.

Chamade (v. ital. chiamata, Ruf), das militärische Zeichen, welches mit der Trompete oder Trommel gegeben wird, wenn der Belagerte zur Uebergabe bereit ist; daher figürlich C. schlagen, von einer Person gebraucht, welche in einer von ihr lange bekämpften Sache Zeichen der Nachgiebigkeit gibt.

Chamädorea *Willd.* (Bergpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, charakterisirt durch getrenntes Geschlecht, den 3theiligen Kelch, die 3blätterige Korolle, die einsamige Beere und den mit seitlichem Embryo versehenen Samen, niedrige Palmen von schlankem, zierlichem Wuchse und mit gefiedertem Wedel, in 7 Arten in Mexiko und Südamerika einheimisch. In deutschen Gewächshäusern kommen besonders C. elatior *Mart.*, C. elegans *Mart.*, C. fragrans *Mart.* und C. Schiedeana *Mart.* vor, von denen sich besonders letztere Art durch Schönheit auszeichnet. Sie lassen sich bei 10—15° Wärme im Warmhause oder Zimmer leicht ziehen und verlangen bei mäßiger Befeuchtung eine leichte Lauberde mit etwas Flußsand und Lehm.

Chamädrys, Pflanzengattung, s. Veronica.

Chamäleon (Chamaeleon *Laur.*), Reptiliengattung aus der Ordnung der Saurier oder Eidechsen, der Familie der Schuppeneidechsen und der Gruppe der Wurmzüngler, wird charakterisirt durch den pyramidalen Kopf, die chagrinartig mit kleinen Warzen bedeckte Haut, die Kletterfüße mit 3 nach vorn und 2 nach hinten gerichteten Zehen und einen Wickelschwanz, und begreift langsame, nur auf Bäumen lebende und von Insekten, welche sie mit der pfeilschnell hervorschießenden, klebrigen Zunge

haschen, sich nährende Thiere, von denen man bis jetzt 14 Arten kennt; 11 davon gehören Afrika ausschließlich an, und nur 2 hat dieser Kontinent mit Asien und Australien gemein; eine findet sich auch im südlichen Spanien. Diese, das gemeine C. (C. africanus *Gm.*), ist die bekannteste Art u. ein in mehrfacher Beziehung merkwürdiges Thier. Der Hinterkopf ist spitz u. bildet wegen der stark hervortretenden Scheitelleiste einen 3seitigen, stumpf-pyramidenförmigen Helm. Rücken- u. Bauchkante sind gezähnelt. Die Größe beträgt mit dem Wickelschwanze 12—18 Zoll. Das C. unterscheidet sich von allen anderen Eidechsen durch den hohen, von der Seite her zusammengedrückten Körper mit katzenbuckelartig gekrümmtem Rücken, durch die hohen, dünnen Kletterbeine u. den langen Wickelschwanz, mit denen es sich nach Affenart an den Zweigen aufhängt und festhält, die körnige, in mannichfaltigen Farben spielende Haut, die großen, runden, vorstehenden Augen mit ringförmigen, bis auf eine kleine Oeffnung zusammenziehbaren Augenlidern und die lange, regenwurmähnliche, nach vorn sich verdickende und am Ende mit einem scheibenförmigen, klebrigen Wulste versehene Zunge, die im Zustande der Ruhe in der geräumigen Kehle verborgen liegt, aber auf 1 Fuß und mehr Entfernung aus dem weiten Maule hervorgeschleudert werden kann. Gleich dem Faulthier lebt das C. nur auf Bäumen und Sträuchern, wo es stunden-, ja tagelang unbeweglich in derselben Stellung sitzt, mit den Füßen und dem Schwanze den Zweig umklammernd. Seine Bewegungen sind stets auffallend langsam, nur die lange, rothe Zunge läßt es mit wahrhaft blitzähnlicher Schnelligkeit hervor- und wieder zurückschießen, um eine Fliege oder ein sonstiges Insekt zu haschen und zu verschlingen. Nicht minder merkwürdig ist der Farbenwechsel dieses Thieres, der schon im Alterthum Veranlassung gab, einen Menschen, der seine Ansichten und Grundsätze geschickt seinem Vortheile zu akkommodiren pflegt, als C. zu bezeichnen. Früher glaubte man, das Thier könne beliebig seinem Körper die Farbe des Gegenstandes, auf dem es gerade sitze, geben; genauere Untersuchung hat aber ergeben, daß es nur eine gewisse Reihe von Farben annehmen kann, wobei Licht und Schatten, Wärme und Kälte, sowie die wechselnden Seelenzustände des Thieres mitwirken. Der Farbenwechsel geht stets allmählig, nie auf einmal, vor sich, wobei die Zeichnung hinsichtlich der Längslinien und Längsreihen von Flecken die nämliche bleibt, die Marmorirung aber mannichfaltigen Wechsel zeigt. Unter der durchscheinenden Oberhaut liegt nämlich zuerst ein blaßgelblicher Farbstoff und unter diesem ein rothschwarzer in sich verzweigenden Zellen. Indem nun dieser dunkle Farbstoff an die Oberfläche tritt und den hellen mehr oder minder verdeckt, oder, wieder zurücktretend, den hellen wieder erscheinen läßt, entsteht jener Farbenwechsel, der aber wegen der durchscheinenden Haut die verschiedenen Farben schmutzig und verwaschen erscheinen läßt. Das gemeine C. findet sich besonders häufig in Aegypten, wo es nicht selten in der Stube zum Wegfangen der lästigen Fliegen gehalten wird. Es kann sehr lange hungern und bringt den Winter in Erdlöchern zu. Man hält es für das Tinschemeth der Bibel (3. Mos. 11, 30).

Chamäleon, Sternbild des südlichen Himmels, bei uns nicht sichtbar, besteht aus 8 Sternen der 5. und 2 der 6. Größe; von Boyer aufgestellt.

Chamaeleon minerale (lat.), sonst Benennung für eine Verbindung von Mangansäure mit Kali. Man stellte sie gewöhnlich dar, indem man 1 Theil feingeriebenen Braunstein mit 3 Theilen Salpeter so lange gelinde glühte, bis die anfangs schmelzende Masse wieder fest und bröckelig wurde und eine in Wasser geworfene Probe sich mit dunkelgrüner Farbe löste, welche bald durch alle Abstufungen in Violett und Roth überging. Dieser Farbenwechsel beruht darauf, daß die anfangs entstandene Lösung von mangansaurem Kali sich sehr schnell zersetzt und in übermangansaures Kali verwandelt. Indem so in der grünen Lösung mehr und mehr das Violett vorherrschend wird, entsteht der reiche Farbenwechsel. Das übermangansaure Kali hat in neuerer Zeit vorzüglich Anwendung gefunden in der Maßanalyse, indem die angesäuerte Lösung desselben, die also freie Uebermangansäure enthält, äußerst heftig oxydirend wirkt und dadurch selbst zersetzt und farblos wird. Sobald nun auf erneuten Zusatz die rothe Farbe nicht mehr verschwindet, kann man sicher sein, daß in der zu prüfenden Flüssigkeit kein oxydirbarer Körper mehr enthalten ist. Will man also einen solchen seiner Menge nach bestimmen, so braucht man nur eine Lösung von bekanntem Gehalt an Uebermangansäure langsam zuzusetzen, bis die Farbe beständig bleibt, und kann dann leicht aus der verbrauchten Menge Uebermangansäure die Menge jenes Körpers berechnen, welcher durch dieselbe oxydirt wurde. Wegen dieser heftigen, oxydirenden Wirkung der Uebermangansäure wendet man das C. m. auch an, um Wasser, welches organische Stoffe enthält und deshalb als Getränk unbrauchbar oder schädlich ist, zu desinficiren. Die Benutzung des C. m. zu diesem Zweck ist noch sehr neu, doch steht zu erwarten, daß dieselbe in großen Wasserwerken für die Zukunft von hervorragender Bedeutung werden wird. Natürlich kann man ein Wasser auf seine Reinheit dadurch prüfen, daß man angesäuerte Lösung von übermangansaurem Kali tropfenweise hinzusetzt. Wenn die Farbe mehrer Tropfen in kurzer Zeit verschwindet, so enthält das Wasser für die Gesundheit schädliche Beimengungen organischen Ursprungs und darf für die Küche nicht verwendet werden. Trockenes C. m., mit koncentrirter Schwefelsäure übergossen, entwickelt sehr reichlich Ozon, doch ist bis jetzt für die Technik hiervon noch keine Anwendung gemacht worden. Näheres über Darstellung und Verwendung der Mangansäure s. Mangan.

Chamäpeuce *Dec.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, zweijährige, auch ausdauernde, zum Theil strauchartige Distelgewächse, in Südeuropa einheimisch. C. mutica *Dec.*, Serratula Chamaepeuce *L.*, ist ein Strauch mit sehr schmalen, linealischen, langen, sehr gedrängten Blättern, wodurch er fast das Ansehen einer jungen Kiefer erhält, auf Kandia und auf mehren Inseln des griechischen Archipelagus. Die ganze Pflanze, welche sehr bitter ist, wird in Griechenland bei Unterleibsstockungen, Gelb- und Wassersucht, sowie gegen Würmer angewendet.

Chamärops *L.* (Zwergpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, charakterisirt durch die polygamischen Blüthen mit 3theiligem

Kelch und 3blätteriger Korolle, unten verwachsenen Staubfäden, 3 Narben u. die einsamigen Beeren mit seitlichem Embryo, niedrige Palmbäume mit kurzem Stock, gedrängt stehenden, steifen, fächerförmigen Blättern, gelblichen Blüthen und olivenförmigen Beeren, in 10 Arten, worunter eine europäische. Diese, C. humilis *L.* (Phoenix humilis *Cav.*), hat stachelige Blattstiele mit einfacher Scheide und ist an den Küsten des Mittelmeers von Sicilien bis Toskana, selbst bei Nizza und an den spanischen Küsten, besonders aber in der Berberei einheimisch, überall als dichtes, fast stammloses Gesträuch, aber gegen 30 Fuß hoch. Die Blätter werden zu Besen, Körben und Seilen verarbeitet, die von der äußeren Rinde befreite Wurzel roh gegessen, und die jungen Sprossen, sowie die Blüthenknospen liefern Palmkohl, ein kühlendes Gemüse. Die Früchte sind stark zusammenziehend und werden daher gegen Diarrhöen angewendet. Manche leiten von dieser Palmenart das Bdellium Aegyptiacum her. C. Palmetto *Mich.*, C. glabra *Mill.*, mit ebenfalls niedrigem, aber baumartigem Stock, handförmig getheiltem Wedel mit unbewehrten Stielen, gefalteten Blättchen und doppelten Scheiden, wächst in Carolina und Florida am Meeresstrande. Das Holz ist zu Pfählen auf Schiffswerften brauchbar; aus den Blättern werden leichte, aber sehr haltbare Hüte verfertigt. Als Zierpflanzen lassen sich beide Arten bei 4—6° Wärme durchwintern; im Sommer erhalten sie einen Standort im Freien, im Winter werden sie sehr wenig begossen.

Chamavi (Chamabi, Chaubi), germanisches Volk, hatte seine ursprünglichen Wohnsitze in der Nähe des Meliboens (Harzes), zog sich dann zum Theil an den Niederrhein, berührte das südliche Holland, Bentheim und einen Theil von Münster und nahm auch das Land der Brukterer (Münster und Osnabrück) ein (98 n. Chr.). Die C. waren in dem großen Bunde der Cherusker gegen die Römer. Später erscheinen sie als zum Frankenbunde gehörig und einzelne Abtheilungen von ihnen nach Gallien verpflanzt. Sie traten wohl in römische Kriegsdienste, doch nur unter der Bedingung, nicht über die Alpen geführt zu werden. Um 400 n. Chr. verschwinden sie gänzlich in den Franken. In dem Gau Hamaland (von der Spaltung des Rheins die Yssel hinab bis Deventer) erhielt sich ihr Name wie die Erinnerung an ihre östlichen Wohnsitze in der Festung Hameln.

Chambers, 1) Ephraim, Herausgeber und größtentheils auch Verfasser eines der ersten encyklopädischen Wörterbücher der Künste und Wissenschaften, um 1680—85 zu Kendal in Westmoreland geboren, faßte als Handwerkslehrling den Plan zu seiner „Cyclopaedia, or universal dictionary of arts and sciences", die zuerst zu London in 2 Bänden erschien u. Geographie und Geschichte ausschloß. C.' Streben fand Anerkennung, man ernannte ihn zum Mitglied der Royal Society, und er erlebte noch 3 Auflagen des Buchs. Mit der 7. erschienen 2 Supplementbände. Die beste Ausgabe kam 1778—85 und 1786 in 5 Bänden heraus. Außerdem hatte C. an dem „Literary Magazine" Theil und an der abgekürzten Uebersetzung der Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris: „Philosophical History and Memoirs of the Royal Academy of Sciences at Paris" (1742, 5 Bde.). Er † um 1740 zu Canonbury-House bei Islington. In Anbetracht der Schwierigkeiten, welche C. damals bei der alphabetischen Zusammenstellung aller Gegenstände des menschlichen Wissens zu überwinden hatte, ist sein Verdienst nicht gering anzuschlagen.

2) William, berühmter englischer Architekt u. Gartenkünstler, aus dem alten schottischen Geschlechte der Chalmers oder C., wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Schweden geboren, zu Rippen in Yorkshire erzogen und kam, kaum 18 Jahre alt, auf einem Schiff der schwedisch-ostindischen Kompagnie nach China. Hier studirte er den verkrüppelten Geschmack chinesischer Bau- und Gartenkunst und ward nach seiner Heimkehr für lange Zeit in Beidem zum Tonangeber in England. C. wurde zunächst Zeichenlehrer des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Georg III., und bethätigte seine eigenthümliche Geschmacksrichtung sodann in der Umgestaltung der königlichen Gärten von Kew. Die Zeitgenossen erhoben allerdings ihre Stimme gegen den „Pagodengeschmack", der Hof dagegen huldigte ihm, und die berühmtesten Akademien Europa's ernannten C. zu ihrem Mitgliede. Mit Ehren überhäuft, † C. als Generalkontroleur in Bausachen am 8. März 1796 u. wurde im Poetenwinkel der Westminsterabtei beigesetzt. C.' literarische und Kunstprachtwerke sind: „Designs for chinese buildings" (Lond. 1757, franz., Par. 1776); „Treatise on civi architecture" (London 1759, 1768); „Plans, elevations, section and perspectives of the garden and building of Kew in Surry" (das. 1763, 2. Aufl. 1769); „Dissertation on oriental gardening, dissertation sur le jardinage de l'Orient" (das. 1772, deutsch von S. F. Ewald, Gotha 1775); „Treatise on the decorative part of architecture" (3. Aufl., Lond. 1791). Zu den berühmtesten Bauwerken C.' gehört das Somersethouse, einer der großartigsten Paläste Londons. Auch an der Blackfriarsbrücke, sowie an den Adelphibuildings hatte C. Theil.

3) William und Robert, zwei als Verfasser, Herausgeber und Verleger gemeinnütziger Schriften sehr verdiente Buchhändler in Edinburg, aus Peebles, einer kleinen Stadt an den Ufern des Tweed, wo William 1800, Robert 1802 geboren wurde. Der Lehrzeit entwachsen, begann Jeder einen Bücherhandel auf eigene Rechnung, der bald so schwunghaft wurde, daß sie bei ihrer Associirung 1832 bereits zu den ersten Buchhändlern Edinburgs zählten. Schon einige Jahre früher waren sie durch eigene literarische Erzeugnisse bekannt geworden. Um 1824 schrieb Robert die „Traditions of Edinburgh", worauf seine „Popular rhymes of Scotland", sein „Picture of Scotland" und die „History of the rebellion of 1745" erschienen. William gab 1827 das „Book of Scotland" heraus, und 1828 den „Gazetteer of Scotland", eine eben so verdienstvolle als mühsame Arbeit. Im Februar 1832 begannen sie „Chambers' Edinburgh journal", das eine ununterbrochene Popularität genoß u. 1851 in mehr als 60,000 Exemplaren gedruckt ward. Im Interesse der Beförderung der Bildung haben William und Robert C., welche jetzt das größte typographische Etablissement in Schottland besitzen, in der letzten Zeit eine ganze Reihe billiger Zeitschriften u. Werke veröffentlicht, deren Redaktion sie selbst besorgten. Wir nennen davon: „Information for the people" (2 Bde.); „Cyclopaedia of english literature" (Edinb. 1843—44, 2 Bde.), eine mit vielem Fleiße zu-

sammengestellte Uebersicht der Bewegung der englischen Sprache u. Literatur von den ältesten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart: „Miscellany of useful and entertaining tracts (20 Bde.); „Library for young people“ (20 Bde.); „Educational course“, wovon bis 1851 etwa 70 Bände herausgekommen waren. Letzteres besteht aus einer Reihe von Lehrbüchern für den Elementarunterricht, worunter auch mehre lateinische Klassiker, von Zumpt in Berlin und dem Rektor der Hochschule in Edinburg, Dr. Schmitz, bearbeitet. Diese Bemühungen der Brüder C. um die Verbreitung der populären Literatur wurden auch in materieller Hinsicht von ausgezeichnetem Erfolge belohnt. Robert hat sich auch viel mit geologischen Forschungen beschäftigt, deren Resultate er in einem auf sorgfältige Beobachtungen gegründeten Werke: „On ancient sea-margins“ (Edinb. 1849), niedergelegt hat. Außerdem gab er noch die Werke von Robert Burns, sowie „Domestic annals of Scotland“ (Edinburg 1846, 3 Bde.) und eine Auswahl seiner historischen Schriften („Select writings“, 1860—61, 7 Bde.) heraus.

Chambersburg, Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Hauptstadt der Grafschaft Franklin, hübsch gelegen im Thale des Conecocheague Creek (Nebenfluß des Potomac), 1764 gegründet, hat ein Gerichtshaus, eine Bank, 8 Kirchen u. 5000 Einwohner.

Chambertin, Dorf im französischen Departement Côte-d'or, in Oberburgund, zwischen Dijon und Chalons, berühmt durch seinen vortrefflichen rothen Burgunderwein.

Chambery (ital. Ciamberi oder Sciamberi), früher Hauptstadt des sardinischen Herzogthums Savoyen, gegenwärtig Hauptstadt des französischen Departements Savoyen, an der Laisse und der Albana, die in der Nähe einen 220 Fuß hohen Wasserfall bildet, liegt reizend, zwischen Gärten und Landhäusern, in einem weiten, von Bergen umkränzten Thal (846 Fuß über dem Meer), das mit der Größe einer Gebirgslandschaft die Anmuth u. Lieblichkeit einer schönen Fruchtebene vereinigt. Die Stadt selbst, ehedem mit tiefen Gräben und starkem Mauerwerk umgeben, hat meist enge, dunkle Straßen, aber ein großstädtisches Ansehen, hohe, gut gebaute Häuser und ist, an der Eisenbahn gelegen, in raschem Wachsen begriffen. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: die Kathedrale, mehre Klöster, der Palast des Consiglio reale di Savoya, das Bibliotheksgebäude, das Jesuitenkollegium, das Theater und das alte Schloß mit einer merkwürdigen Treppe und Wandmalereien der Gebrüder Galiari. Die Arkadengänge sind von General de Boigne erbaut, der sein Vermögen ($3^1/_2$ Millionen Franken) zum Besten der Stadt vermachte. Bemerkenswerth sind auch die Promenade Verney, der Grand Jardin (die ehemaligen Festungswerke) und der botanische Garten. Unter den Landhäusern der Umgebung ist auch das durch Rousseau berühmte, les Charmettes genannt. C. ist Sitz eines Erzbischofs und der Provinzialbehörden; außerdem besitzt es ein Gymnasium, ein Jesuitenkollegium u. die Akademie von Savoyen, welche „Mémoires“ herausgibt. Der Gewerbfleiß der 19,000 Einwohner C.'s beschäftigt sich besonders mit Seidenbau, Seidenspinnerei, Verfertigung seidener Zeuche, namentlich der vortrefflichen Flore zu Damenkleidern und der berühmten Gazes de C.; außerdem liefert man guten rothen Wein (Chamberry), Branntwein, Leder, Seife, Hüte 2c. u. verkauft viel Zuckerwerk und Früchte, besonders Kastanien. Als Knotenpunkt dreier Hauptstraßen treibt C. auch den lebhaftesten Speditionshandel. Die Umgegend enthält mehre viel besuchte Heilquellen. C. wird zuerst 1029 in Urkunden erwähnt und Camberiacum genannt; um 1232 erbaute Graf Thomas das Schloß von C., worauf die Stadt zur Hauptstadt von Savoyen erklärt und zur Residenz erhoben wurde. Im Jahre 1525 setzten sich die Franzosen in den Besitz von C. und wußten sich bis 1713, mit einzelnen Unterbrechungen, daselbst fest zu halten. Der Friede von Utrecht sprach C. Savoyen wieder zu; 1730 ließ sich der König Victor Amadeus II. von Sardinien, nachdem er die Regierung aufgegeben, hier nieder. Von 1792—1814 stand ganz Savoyen unter französischer Herrschaft, u. C. war der Hauptort des Departements Montblanc. Der pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 hatte C. bei Frankreich gelassen, erst der Vertrag vom 20. November 1815 gab es an Sardinien zurück, bis es nach dem Frieden von Zürich (10. November 1859) mit Savoyen von Neuem an Frankreich abgetreten wurde.

Chambon, 1) Antoine Benoît, bekannter französischer Revolutionsmann, war königlicher Rentmeister zu Uzerche in Limousin, als die Revolution ausbrach. C. ward ein gemäßigter Republikaner u. eines der entschiedensten Glieder der Gironde. So klagte er Robespierre öffentlich des Aufruhrs an, stimmte für des Königs Tod nur unter der Bedingung, daß der Urtheilsspruch erst vom Volke bestätigt werde, und bot in der Folge Alles auf, um einen Aufschub der Hinrichtung zu erhalten. In die Anklage gegen die Girondisten verwickelt, floh er, ward hierauf zum Verräther des Vaterlandes erklärt und geächtet und, da er seiner Verhaftung Widerstand entgegensetzte, von einem Pistolenschuß tödtlich getroffen. Nach dem 9. Thermidor erhielt seine Wittwe eine Pension.

2) Eduard, Rechtsgelehrter, den 23. Juni 1822 zu Leipzig geboren, siedelte 1828 mit seinen Aeltern nach Hamburg, später nach Dresden über, studirte dann seit 1840 zu Leipzig, Berlin und Göttingen, privatisirte mehre Jahre in Dresden, wo er sein Erstlingswerk, die „Negotiorum gestio“ (Leipzig 1848) schrieb, und habilitirte sich 1848 in Jena. Im November 1850 ward er zum außerordentlichen Professor ernannt, schrieb um diese Zeit seine geschätzten „Beiträge zum Obligationenrecht“ (1. Bd., Jena 1851) und folgte im Herbst 1853 einem Ruf als Professor des römischen Rechts nach Prag, wo er den 3. März 1857 †.

Chambord, berühmtes Schloß im französischen Departement Loire und Cher, unweit Blois, das Versailles der Touraine genannt, liegt in der Mitte eines unermeßlichen sandigen Parks und macht durch seine etwas phantastische Bauart, die sich in schlanken Schornsteinen, Balustraden, Minarets, kegelförmigen Säulen und 6 runden, 60 Fuß im Durchmesser haltenden Thürmen darstellt, einen eigenthümlichen, aber nicht unangenehmen Eindruck. Es enthält 440 Säle und Zimmer, hat Stallung für 1200 Pferde. Zu den Kuriositäten des Schlosses gehört auch die im mittelsten Thurm angebrachte, schön gearbeitete doppelte Wendeltreppe, auf welcher zwei verschiedene Gesellschaften zu

gleicher Zeit hinauf- und hinabgehen können, ohne einander zu begegnen. Der Bau des Schlosses ward 1523 von Franz I. nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Spanien begonnen und beschäftigte 10 Jahre lang unausgesetzt 1800 Arbeiter. Die innere Ausschmückung konnte erst unter den nachfolgenden Königen vollendet werden. Das Schloß blieb zeitweilige Residenz der Könige von Frankreich bis auf Ludwig XV., der es dem Marschall von Sachsen zum Geschenk machte. Auch der Polenkönig Stanislaus Leszczynski wohnte mehre Jahre hier. Im Jahre 1792 plünderte es ein Pöbelhaufen; später ward es als Nationaleigenthum verkauft. Im Jahre 1809 schenkte es Napoleon I. dem General Berthier, von dessen Wittwe es 1821 eine Gesellschaft Legitimisten für 1,749,677 Francs erstand und es dem Herzog von Bordeaux verehrte, der noch jetzt im Besitz der ungefähr 20,000 Thlr. betragenden Einkünfte dieser Domäne ist. Vergl. Laube, Französische Lustschlösser, Mannheim 1840.

Chambord, Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné von Artois-Bourbon, Herzog von Bordeaux, Graf von, Sohn des 1820 ermordeten Herzogs Karl Ferdinand von Berri, wurde am 29. September 1820 zu Paris geboren. Die Legitimisten nannten ihn „von Gott geschenkt“ oder auch das Wunderkind, die Liberalen faßten diesen Namen höhnisch auf und gaben deutlich zu verstehen, daß bei der Geburt allerdings ein Wunder geschehen sei, dem der Kriminalcodex aber einen andern Namen beilege. Die Angriffe, welche diesen präsumtiven Stammhalter der Bourbonen zum Gegenstande hatten, hörten während der ganzen Dauer der Restauration nicht auf. Auf die späteren Schicksale des Prinzen übten diese Parteiumtriebe den allerentscheidendsten Einfluß, denn als Karl X. am 2. August 1830 zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abdankte, bewirkte die ungünstige Stimmung der Nation gegen denselben, daß dieses Abkommen verworfen wurde. Die drei Julitage machten den zehnjährigen Knaben zu einem Verbannten, das Benehmen seiner Mutter stürzte ihn in noch tieferes Unglück. Der Graf von Artois, der Herzog von Angoulême, die Herzogin von Angoulême bemächtigten sich nun des Prinzen und leiteten seine Erziehung, die sie erst Jesuiten, dann den legitimistischen Generälen d'Hautpoul und Latour-Mauburg anvertrauten, im ultramontanen und absolutistischen Sinne. Als Jener seine Thronentsagung annullirte und sich wieder Karl X. nannte, bildeten sich unter den Legitimisten 3 Parteien: Karlisten, welche Karls X. Thronrechte anerkannten, Anhänger Ludwigs XIX., welche den Herzog von Angoulême als Dauphin oder rechtmäßigen König anerkannt wissen wollten, und Henriquinquisten, die nur dem Grafen von C. als Heinrich V. als legitimen Thronerben Frankreichs huldigten. Nach Karls X. Tode (6. November 1836) begannen die Intriguen zwischen den Anhängern Ludwigs XIX. und denen Heinrichs V., dessen Vertrauter und Rathgeber nach dem Tode des Herzogs von Blacas (1834) der Herzog von Levis ward, aufs Neue. Im Jahre 1840 verweilte C. längere Zeit in Neapel, Florenz, München und Görz, nahm im folgenden Jahre zu Venedig bei einem ehemaligen Offizier der französischen Marine Unterricht im Seewesen und besuchte mit demselben die Häfen Istriens. Von einem Sturz vom Pferde 1841 behielt er einen hinkenden Gang. In den Jahren 1842 und 1843 besuchte er mehre Städte Deutschlands, ging sodann nach England, wo er von mehr als 300 Personen der Legitimität einen Besuch empfing, kehrte aber schon im Januar 1844 nach Görz zurück. Nach dem Tode des Herzogs von Angoulême (3. Juni 1844) legte er gegen die Dynastie Ludwig Philipps, als herrschende in Frankreich, Verwahrung ein und bemerkte zugleich, daß er den Titel eines Grafen von C. führen werde, eine Modifikation, deren Annahme England und Schweden verweigerten. Im Jahre 1846 vermählte er sich mit Prinzessin Therese von Modena und nahm seinen Aufenthalt in Frohsdorf, wo er seitdem mit kurzen Unterbrechungen lebte. Den Winter über hielt er sich meist in Venedig auf. Nach der Februarrevolution 1848 hatten Genoude und Larochejacquelin am 24. Februar in der letzten Sitzung der Deputirtenkammer, als die Flucht des Königs bekannt geworden war, den Muth, eine Berufung an das Volk zu beantragen, in der Hoffnung, Frankreich werde Heinrich V. zum König ausrufen, und selbst nach der Proklamation der Republik u. der Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten legten die Legitimisten große Thätigkeit an den Tag, um C.s Anwartschaft auf den Thron Frankreichs zur Geltung zu bringen. Im Sommer 1849 ging C. nach Ems, wo eine Verschmelzung der Legitimisten mit den Orleanisten zur Sprache kam, und besuchte im August 1850 einen zweiten Legitimistenkongreß in Wiesbaden. Nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 erließ er eine ziemlich gemäßigte Proklamation an die Franzosen. C. ist einer der reichsten Prinzen der Gegenwart.

Chambre (franz.), Kammer, Zimmer, Gemach, Stube; Zimmer der Fürsten und der zum Kammerdienste gehörigen Hofleute; Name für verschiedene Gerichte, Geschäftsstuben und die dazu gehörigen Personen; Haus, als Abtheilung der Volksrepräsentanten in England und Frankreich.

Chambre ardente (franz.), glühende Kammer, ehedem in Frankreich die schwarz ausgeschlagenen und mit Kerzen erleuchteten Zimmer, in welchen über schwere Verbrecher das Todesurtheil ausgesprochen wurde. Glühende Kammer hieß man sie wahrscheinlich wegen der harten Strafe (gewöhnlich Feuertod), die in ihnen über den Verurtheilten verhängt wurde. Insbesondere nannte man C. a. die außerordentlichen Tribunale, welche seit Franz I. (1535) ihre Verfolgungen gegen die Protestanten begannen und als zweite Instanz der Inquisitionstribunale galten. Die Mitglieder des Tribunals, welche der Papst ernannte, hatten das Amt der Spürhunde des Herrn (domini canes) übernommen, sie suchten Ketzereien und Ketzer auf und instruirten die Prozesse, während die C. a. den letzten Urtheilsspruch und die Vollziehung der Strafe übernahm. Unter Ludwig XIV. wurde abermals eine C. a. errichtet, um die vielen Vergiftungsfälle, welche nach dem Tode der Brinvilliers in Paris zum Vorschein kamen, durch strenge Untersuchung und Bestrafung zu mindern. Dieser Cours des poisons bestand nur 3 Jahre (1677—80), brachte viele Personen aus den obersten Klassen der Gesellschaft vor seine

Schranken und endigte mit der Hinrichtung der vermeintlichen Zauberin Voisin.

Chambre introuvable (franz.), unvergleichliche Kammer, soll Ludwig XVIII. in ironischem Sinne die Kammer genannt haben, welche vom 7. Oktober 1815 bis zum 5. April 1816 Riesenschritte der ultraroyalistischen Restauration machte, aber in ihrem blinden Fanatismus solches Unglück über Frankreich brachte, daß ihre Auflösung unvermeidlich wurde. Die Geschichte dieser Kammer s. Frankreich.

Chamfort, Sebastien Roch Nicolas, französischer Schriftsteller, geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, kam in früher Jugend nach Paris. Seine ersten literarischen Arbeiten waren Artikel für das „Journal encyclopédique“ und für das „Vocabulaire français“, das er eine Zeitlang redigirte. Auch schrieb er damals mehre Lustspiele, z. B. „Le marchand de Smyrne“. Seine Tragödie „Mustapha et Zéangir“ verschaffte ihm eine Sekretärstelle bei dem Prinzen Condé, die er jedoch kurz nachher wieder aufgab. Im Jahre 1781 wurde C. Mitglied der Akademie. Die Revolution nahm ihn von 1789 an vollkommen in Anspruch. Nachdem er eine Zeitlang Mirabeau gedient, ward er später Bibliothekar an der Nationalbibliothek, kam aber wegen Opposition gegen die Revolutionsgreuel ins Gefängniß. Wieder frei, aber von Neuem dem Kerker entgegensehend, † er in Folge eines Selbstmordversuchs am 13. April 1794. Seine Werke, welche von reinem Geschmack und tiefem Studium zeugen, erschienen gesammelt von Ginguené (Paris 1795, 4 Bde.) mit einer Biographie und von Auguis (das. 1824, 5 Bde.); eine deutsche Uebersetzung lieferte Stamperl (Leipz. 1797, 2 Bde.).

Chamier, 1) Daniel, gelehrter Theolog und muthiger Kämpfer der französisch-reformirten Kirche, aus der Dauphiné gebürtig, war erst Prediger zu Mortelimart, seit 1612 Professor zu Montauban, verlor bei der Belagerung dieser Stadt, als er eben seine Glaubensgenossen zum Kampfe gegen ihre katholischen Unterdrücker ermahnte, am 16. Oktober 1621 das Leben. C. war nicht nur einer der gelehrtesten, sondern auch der politisch gewandtesten Männer seiner Konfession und vertrat deren Interessen in vielen Disputationen und auf verschiedenen Synoden aufs Erfolgreichste. Ihm verdankt man zum großen Theil das Edikt von Nantes. Seine „Panstratiae catholicae sive controversiarum de religione adversus Pontificios corpus, tomis quatuor distributum“ (Genf 1626 ff.) ist das vollständigste polemische System, worin er mit großer Gewandtheit u. Feinheit, mit Gründen aus Schrift und Tradition, Geschichte und Philosophie den römisch-katholischen Lehrbegriff bestreitet und zugleich die vollständigste Rechtfertigung des Lehrbegriffs seiner eignen Kirche liefert, die jemals gegeben worden ist. Sein „Corpus theologicum s. loci communes theologici“ (Genf 1653) wurde von C.s Sohn herausgegeben.

2) Frederick, englischer Romanschriftsteller, 1796 zu London geboren, trat 1809 als Kadet in den Seedienst und zeichnete sich namentlich in den amerikanischen Kriegen aus, verließ aber 1833 die Marine, übernahm die Stelle eines Richters zu Whathamhill in der Grafschaft Essex und versuchte sich hier in Darstellungen des Seelebens. Wir nennen von seinen Romanen: „Life of sailor“ (2. Aufl., London 1834, 3 Bde.; deutsch von Jürgens, Braunschweig 1835, 3 Bde.); „Ben Brace, the last of Nelson's Agamemnons“ (London 1835, 3 Bde.; deutsch von Bärmann, Braunschweig 1836, 3 Bde.); „The Arethusa“ (London 1836, 3 Bde.; deutsch von Bärmann, Braunschweig 1837, 3 Bde.); „Jack Adams“ (London 1838, 3 Bde.; deutsch von Bärmann, Braunschw. 1839, 3 Bde.); „Tom Bowling“ (London 1839, 3 Bde.); „Tresor Hastings“ (das. 1841, 3 Bde.); „Passion and principles“ (das. 1842, 3 Bde.; deutsch von Bärmann, Braunschweig 1842, 3 Bde., und von Schulze, das. 1843). Als Augenzeuge der pariser Februarrevolution schrieb er: „Review of the french revolution of 1848“ (London 1849).

Chamille, Pflanzengattung, s. Kamille.

Chamisso, Adelbert von, eigentlich Louis Charles Adelaïde de C. de Boncourt, einer der bedeutendsten deutschen Lyriker und Naturforscher, am 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren, wanderte 1790 mit seinen Aeltern aus u. kam nach manchem erduldeten Elend endlich nach Preußen, wo er 1796 Edelknabe der Königin, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., ward und 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterieregiment der Besatzung Berlins trat. Als seine Aeltern später nach Frankreich zurückkehrten, blieb er in Berlin. Seine Liebe zur Poesie führte ihn hier mit Varnhagen von Ense, Franz Theremin, Hitzig, seinem spätern Biographen, und Andern zusammen, mit denen er, selbst als dieselben zerstreut waren, durch gemeinschaftliche Herausgabe eines poetischen Taschenbuchs in Verkehr blieb. Mit Eifer widmete er sich den versäumten Jugendstudien, namentlich dem Studium der griechischen Klassiker und der Naturforschung. Bei der Uebergabe Hamelns an die Franzosen war C. einer der Offiziere, die an dem Verrathe des preußischen Kommandanten keinen Theil hatten. Er nahm indessen seine Entlassung aus dem Militärdienste und ging mit der Aussicht auf eine Professur am Gymnasium in Napoleonville in sein Vaterland zurück. Diese Aussicht ging nicht in Erfüllung, dagegen gelangte er in den Kreis der Frau von Staël zu Coppet, wo sich seine Neigung für die Naturwissenschaften, insbesondere für die Botanik entschied. Im Herbst 1812 wieder nach Berlin zurückgekehrt, fing er erst eigentlich das akademische Studium an, fühlte sich aber hier während der Freiheitskriege, in denen er weder mit seinen Freunden gegen sein Vaterland, noch mit dem Vaterland gegen die Freunde kämpfen konnte, so unbehaglich, daß er einen Antrag, als Naturforscher der Brigg Rurik den russischen Kapitän O. v. Kotzebue auf einer Weltumsegelung zu begleiten, mit Freuden annahm. Seine ganze Reisegesellschaft aber, vor Allem der Kapitän, stellten den wissenschaftlichen Zweck der Unternehmung gänzlich in den Hintergrund, ja sie legten C.'s Eifer für denselben noch alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg. Dazu theilte man seine Berichte, ohne nur mit ihm hierüber zu kommuniciren, in dem kotzebue'schen Werke über die Expedition so mangelhaft und fehlerhaft mit, daß es C. sehr schwer wurde, seine Ehre zu retten. Im Okt. 1818 kehrte er nach Berlin zurück u.

erhielt eine Stelle als Kustos bei dem königlichen botanischen Institut; die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Im J. 1825 begab er sich in Familienangelegenheiten abermals nach Frankreich. Die Folge einer nicht beachteten Grippe 1831 war eine chronische Bronchitis, der er, ein Jahr nach dem Tode seiner Gattin, am 21. Aug. 1838 erlag. Als Naturforscher zeigte sich C. in der Abhandlung „De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaei“ (Berlin 1819), „Ueberſicht der in Norddeutschland vorkommenden nützlichsten und schädlichsten Gewächse, nebst Ansichten über das Pflanzenreich und Pflanzenkunde“ (das. 1827), „Bemerkungen u. Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue“ (Weimar 1827), „Beschreibung einer Reise um die Welt“ (den 1. und 2. Theil seiner „Gesammelten Werke“ bildend). Für den Sprachforscher ist sein Werkchen „Ueber die hawaische Sprache“ (Leipzig 1837) von hohem Werth. Von C.'s Gedichten erschienen die ersten in dem von ihm und Varnhagen begründeten „Musenalmanach“, den er später gemeinschaftlich mit Gustav Schwab redigirte. Die Sammlung seiner „Gedichte“ erlebte (Leipzig) 1850 die 11. Auflage; in den „Gesammelten Werken“ nehmen sie den 3. und 4. Band ein. Sein berühmtestes und originellstes Werk: „Peter Schlemihl“, die Geschichte eines Mannes, der seinen Schatten verloren hat, worin C. seine eigene Unruhe und Ziellosigkeit charakterisirte, 1813 geschrieben, 1814 von Fouqué in Druck gegeben, erschien (Leipzig) 1861 in der 7. Auflage und ist in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Großes Verdienst erwarb sich C. auch durch die in Verbindung mit Gaudy besorgte Uebersetzung einer Auswahl von Bérangers „Liedern“ (Leipzig 1838). Die von Hitzig herausgegebenen Briefe C.'s sammt dessen Biographie bilden den 5. und 6. Band von der Gesammtausgabe der Werke C.'s. Obgleich Franzose, war C. doch ein ächt deutscher Dichter; ja, es war ihm, dem Franzosen, sogar vorbehalten, einem dem deutschen Sprachgenius vor ihm nie vollkommen angepaßten Metrum, den Terzinen, bei dem verschiedenartigsten Inhalt einen ächt deutschen, nordischen Charakter zu verleihen. Hierher gehören seine „Retraite“, „Matteo Falcone, der Korse“ u. eines seiner großartigsten Gedichte: „Salas y Gomez“. Der Geist, der durch C.'s Gedichte, Balladen und Romanzen weht, ist ein eigenthümlich düsterer, schmerzlicher; selbst grimmige, herzerschütternde, ja nicht selten krasse Aufgaben sind in so krasser Weise von C. behandelt worden, daß sich die Aesthetik trotz der meisterhaften Behandlung damit nicht immer einverstanden erklären kann. Diese düstere Gemüthsrichtung wurde durch C.'s eigenthümliche Schicksale genährt, und der Zwiespalt des doppelten Vaterlandes, der Vereinbarung der Nationalitäten in sich und doch der vorwiegenden Hinneigung zu dem Vaterlande seiner Bildung, wurde noch gesteigert, als C., abgestoßen von einer künstlichen Kulturwelt, sein Ideal, den Wilden Kadu von der Insel Radack, kennen lernte. In C. lag auch das Bestreben, populär zu sein, und seiner Freude am poetischen Einwirken auf das Volk verdanken wir viele seiner heiteren, schelmischen und spielenden Gedichte. Seine politischen Lieder zeichnen sich durch scharfen Spott und gesunde Ironie aus. Der Hauptstempel seines Charakters war kindliche Einfalt. Hieraus entsprang auch seine entschiedene Vorliebe für Naturvölker; gerade bei ihnen hatte er auf seinen Reisen Dasjenige gefunden, was er in unsern civilisirten Zuständen so sehr vermißte. Das Glück seiner Insulaner, fern von den unnatürlichen Zuständen der Kulturvölker, blieb ihm stets ein ersehnter Zustand. „Ein Mann voll Unschuld, voll rastloser Thätigkeit, die bei ihm nie auf äußern Vortheil, immer nur auf Hervorbringung von Edlem und Schönem gerichtet war, ein kerngesunder Mensch von nobelster Gesinnung, war Adelbert von C., und fügen wir hinzu: ein Freund ohne Gleichen, so haben wir das Bild einer Persönlichkeit, die unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen würde, hätte der Mann, der alle jene seltenen Eigenschaften in sich vereinigte, auch nie eine Zeile in Prosa geschrieben, nie einen Vers gedichtet“. Vergl. Hitzig, Leben u. Briefe von Adelbert v. C., Leipzig 1839, 2 Bde.

Chamois (franz., Peaux de C.), Gemsen-, Bock-, Ziegen- und Schaffelle, mit Oel zugerichtet, von gelber Farbe, werden von den Weißgerbern zubereitet. Man bezeichnet jetzt auch mit C. die in's Isabell und Röthliche fallende Farbe, welche derjenigen solcher Felle gleicht.

Chamos (Camos, hebr. Chemosch), Nationalgottheit der Ammoniter und Moabiter, Tyrier und Araber, deren Bedeutung und Kultus man nicht genau kennt. Die Etymologie von C. weist zunächst auf einen Kriegsgott. Nach jüdischer Sage wurde C. unter dem Symbol eines schwarzen Steines verehrt. Salomo baute dem C. eine Höhe, die erst Josia wieder zerstören ließ.

Chamotte (Charmotte, Schamotte), eine feuerfeste Thonmasse, die man zur Konstruktion von Feuerungen, Glüh- und Schmelzöfen, überhaupt für solche Baulichkeiten verwendet, welche einer andauernden heftigen Hitze ausgesetzt werden sollen. Man gewinnt C. vorzüglich aus schon gebranntem und dann wieder gepulvertem feuerfesten Thon, z. B. aus zerbrochenen und zerstampften Porzellankapseln, doch wird auch ein Gemenge aus diesem Material mit rohem, noch nicht gebranntem feuerfesten Thon verarbeitet. Die Chamotteziegel oder Chamottesteine (Porzellanziegel, Ofenziegel, unschmelzbare Mauersteine) werden bereitet, indem man aus der zu verwendenden Thonmasse Ziegel formt, diese brennt, zerstampft, daß die größten Stücke einer Erbse gleichen, das Meiste aber ein mäßig feines Pulver darstellt, und diese Masse mit dem halben Gewicht frischem, nicht gebranntem Thon derselben Art mischt, daraus wieder Ziegel formt und diese, nachdem sie gut ausgetrocknet sind, bei möglichst starker Hitze brennt, so daß sie hartklingend und hellgrau werden. Gute Chamottesteine müssen die höchsten Temperaturen und den stärksten Temperaturwechsel aushalten, ohne zu schmelzen oder zu springen, und diesen Anforderungen genügen besonders die Steine von Stourbridge in England. Die Fabrikation dieser Chamottesteine, welche zur Konstruktion von Porzellanöfen, für Gestelle von Eisenhohöfen, für Dampfkesselfeuerungen ꝛc. unentbehrlich sind, bildet ein gewinnreiches Nebengeschäft der Porzellan- und Fayencefabriken, welche auf diese Weise ihre Kapselscheiben vortheilhaft verwerthen, wird aber auch, besonders am Rhein und in Westphalen vielfach,

selbstständig betrieben. Als Mörtel bei Mauerungen von C. wendet man das Gemisch der gestampften Steine mit frischem Thon an. Aus C. fertigt man auch Röhren, Muffeln, Beschläge zu chemischen Oefen, Gasretorten, Schmelztiegel u. dergl. mehr an. Unter den Schmelztiegeln nehmen die von Stourbridge, welche besonders zum Schmelzen von Gußstahl verwendet werden, die erste Stelle ein. Sie werden aus dem dortigen Thone und gebrannten Thoncäment, häufig mit einem Zusatze von Coaks- und Graphitpulver, verfertigt. In Deutschland sind die Schmelztiegel von Großalmerode in Kurhessen, aus einem eisen- und kalkarmen, feuerfesten Thone und grobem Quarzsande bestehend, die besten.

Chamouny (Chamonix), romantisches und vielbesuchtes Thal der savoyischen Alpen, im jetzigen französischen Departement Hochsavoyen, erstreckt sich am Nordfuße der Montblancgruppe in südwest-nordöstlicher Richtung von Les Houches (zwischen Mont Breven und dem Montblancgipfel) bis zum Col de Balme und ist, von der Arve durchflossen, ungefähr 5 Stunden lang und 1/4—1/2 Stunde breit. Auf der Südseite ragen aus der kompakten Masse des Montblanc der Montblancgipfel, der M. Blanc du Tacul, die Aiguille du Géant, Grande Jorasse, Aiguille du Moine, Aiguille Verte und Aiguille de Chardonnet empor, sämmtlich über 10,000 Fuß hoch, und die 4 Riesengletscher des Bossons, des Bois (Mer de Glace), de l'Argentière und du Tour, nebst den kleineren Griaz und Taconay ins Thal hinabsendend; auf der Nordseite stehen der Mont Breven, die Aiguille de Charlanoz und die Aiguilles Rouges, die eine Höhe von 8—9000 Fuß haben. Noch vor 100 Jahren war dieses Thal gewissermaßen ein unentdecktes Land. Die beiden Engländer Pococke und Windham wagten sich 1741 zuerst hinein, und ihre Namen sind, gleichsam als die der ersten Auffinder, zu ewigem Gedächtniß an einem Felsen oberhalb der Mer de Glace eingemeißelt. Der eigentliche wissenschaftliche Entdecker aber war der Naturforscher Saussure von Genf, der, angezogen von der Pracht des weithin schimmernden Montblanc, 1787 in das C. drang, den Montblanc zuerst erstieg und durch seine Beschreibung die ersten Touristen in diesen entlegenen Alpenwinkel lockte. De Luc, Bourrit, Pictet, in neuester Zeit Forbes und andere Gelehrte bestätigten Saussure's Schilderung, und so ist das C. das Wanderziel aller Alpenfreunde geworden. An malerischer Schönheit, an Vielseitigkeit in der Zusammenstellung der Bilder, an Reichthum der Staffage steht es hinter dem berner Oberlande zurück, an wirklicher Majestät und Erhabenheit der Eindrücke übertrifft es jenes. Zu den Eigenthümlichkeiten seiner Gebirge in den Felsenformen, durch welche sich diese von allen andern Steingebilden der Alpen unterscheiden, gehören die schlanken, hohen, Thurmspitzen ähnlichen Granitstacheln, die unter dem bezeichnenden Namen der Aiguilles (Nadeln) aus den Eis- und Firnmulden meist kahl und einfarbig emporragen. Diese auffallende Erscheinung erklärt man geologisch dadurch, daß die Granitmassen (nach Saussure Protoginmassen) bei einem der alpenhebenden Momente strahlenförmig, also in senkrechten Schichten aufgestellt wurden und je nach der größern oder mindern Festigkeit der krystallinischen Gesteinsschichten mehr oder minder verwitterten. Die mürbe gewordenen, durch die Atmosphärilien zerstörten Schichten lösten sich ab, stürzten hernieder und bildeten die Moränen (Sandecken), welche die Gletscher langsam zu Thal tragen, während die festeren stehen blieben und die gegenwärtigen Aiguilles bilden. Die Fläche des Thales, 2040 Fuß über dem genfer See und 3174 Fuß über dem Mittelmeer erhaben, besteht größtentheils aus schönen Wiesen, welche den Hauptreichthum der Bewohner ausmachen. Doch treibt man auch einigen Ackerbau, besäet den leichten Boden 6 Jahre hindurch mit Weizen, Roggen, Bohnen, Gerste, Lein, Hafer, Hanf und Kartoffeln und läßt ihn dann 6 Jahre wieder als Wiese liegen. Wegen seiner hohen Lage wachsen im C. weder Eichen, noch Kastanien, Nüsse, Wein, überhaupt kein Obst. Der Winter dauert vom Oktober bis zum Mai, und der Schnee liegt gewöhnlich 3, oft 10—12 Fuß hoch. Kälte und Hitze wechseln in dem kurzen Sommer sehr schnell. Morgens und Abends ist es immer frisch, wenn auch um Mittag das Thermometer auf 17—18° steht. Die Alpenweiden liefern vortreffliche Butter und Käse und einen köstlichen, aromatischen, ganz weißen Honig; Gemsen und Steinböcke gibt es auf den Gebirgen, die Arve bietet Fische. Im Frühjahr und Herbst durchbrausen furchtbare Stürme das Thal, und Schneelawinen richten zur Frühlingszeit bedeutenden Schaden an. Auch Gewitter, die sich einmal hier festgesetzt, wüthen schrecklich und weichen nur langsam. Das Thal enthält nur 3 Pfarrdörfer: Les Houches, C. oder Prieuré (aus einem 1099 gestifteten Benediktinerkloster entstanden) und Argentières, aber zwischen denselben liegen noch eine Menge Weiler und Häuser, so daß die ganze Thalsohle ziemlich belebt erscheint. Die Bewohner (im Ganzen gegen 4000) sind robust und nervig, von Charakter gut u. bieder und haben eine ausdrucksvolle Physiognomie. Außer den Erzeugnissen ihres Bodens nähren sie sich als Bergführer der Reisenden. Unter den vielen sehenswerthen Punkten des Thales sind zu nennen: La Flegère, eine Bergterrasse der Aiguilles Rouges (5806 F.), von wo man die ganze Montblanckette überschaut; gegenüber der Montanvert (5911 F.), unmittelbar über dem Gletscher des Bois und mit weitem Blick über das wellenförmige Eismeer; jenseits des Gletschers des Bois die Felswand Le Chapeau am Fuß der Aiguille de Brochard, und die Quelle und das Eisgewölbe des Arveyron. Das Chamounythal hat nur zwei Zugänge: den einen von Genf her über Salenche, den anderen durch das Walliserland über den Col de Balme.

Champagne, Landschaft und ehemalige Provinz in Frankreich, nördlich von Lüttich und Luxemburg, östlich von Lothringen und Franche-Comté, südlich von Burgund und westlich von Isle de France und der Picardie begrenzt, umfaßte etwa 470 QM. mit 1,200,000 Einw. und ward bei der neuen Eintheilung in die Departements Marne, Obermarne, Aube und Ardennen zertheilt, während kleinere Stücke an die Departements Yonne, Aisne, Seine-Marne und Maas übergingen. Die Flüsse, welche jenen Departements den Namen gaben, sind die Hauptströme der C. Man unterschied als Haupttheile: Niederchampagne mit den Distrikten: eigentliche C. (Troyes) Vallaye (Bar sur Aube), Bassigny (Chaumont) und Senonais

(Sens), Oberchampagne mit den Distrikten Remois (Rheims), Perthois (Vitry), Retheiois (Rethel) und die Brie-Champenoise mit den Städten Meaux, Châteauthierrey u. Provins. Das Land bildet den Haupttheil des pariser Beckens u. erscheint wie eine Reihe von schiefrigen, jurassischen, kreidigen und tertiären Plateaux, die von schmalen, aber wenig tiefen Thälern durchkreuzt und durchfurcht sind und sich von Osten, wo die dichtbewaldeten Ardennen und der Argonnerwald die Landschaft durchziehen, gegen Westen senken. Das 10 Meilen lange Plateau von Langres, dessen südliches Drittel Burgund angehört, ist eigentlich eine Reihe von Höhen und Hügeln, ohne sichtliche Kämme und bestimmte Gipfel; selbst der Argonnerwald besteht nur aus solchen bewaldeten Plateaux, die sich bis 300 Fuß über die benachbarten Thäler erheben. Der Boden ist im Osten (die Ebene des Rethelois ausgenommen) fast überall mager und für keine Art von Kulturpflanzen günstig. Man findet bald ungeheure Wälder von Buchen, Hagebuchen, Birken und Haselsträucher (keine Nadelhölzer), bald Moor oder Fenn (Fagues) und Heiden. Auch die Mitte des Landes, die sogenannte C. pouilleuse (lausige C.), ist durchgängig unfruchtbar, wiewohl reich an Triften, auf denen zahllose Schafheerden weiden; dagegen ist der westliche Theil der C. sehr fruchtbar, blühend und dicht bevölkert. Hauptprodukte dieser Gegend sind der kostbare, berühmte Wein, Korn (in der Gegend von Meaux) und Flintensteine (Pierres de tonnerre), die für die besten in Europa gelten. Auch die Kreide, die als Blanc d'Espagne in den Handel kommt, stammt aus der C. Messen daselbst fanden schon im 11. Jahrhundert zu Troyes, zu Provins, Lagny und Bar sur Aube Statt. Die Bewohner (Champenois) sind ein starker, kühner, kriegerischer, naiver, aber auch boshafter Menschenschlag, dessen Schwerfälligkeit und rauhes Wesen an die germanische Abstammung erinnert. Bei den übrigen Franzosen stehen sie im Rufe der Dummheit.

Die C. hat ohne Zweifel ihren Namen von campus, das Blachland. Vor dem Einfall der Römer war sie von den gallischen Stämmen der Remer, Trikassen, Melden, Lingonen und Sennonen bewohnt und bildete bei der ersten Theilung in römische Provinzen einen Theil von Gallia comata, wurde aber nach der Unterwerfung des ganzen Galliens von Cäsar und August zu Gallia celtica und belgica geschlagen. Nach Gregor von Tours gehörte sie bei der Theilung des fränkischen Reichs unter Chlodwigs Söhne zum Königreich Austrasien und wurde von 570—714 von Herzögen regiert, welche aber mehr Statthalter im Namen des Königs, als Souveräne waren. Sie hießen Wolf (Loup), Wintrio, Johann, Wimart, Heribert, Grimoald. Diesen Herzögen folgten erbliche Pfalzgrafen mit voller Landeshoheit, nach der Residenz Troyes oft auch Grafen von Troyes genannt. Durch die Vermählung Philipps IV. mit Johanna, der Erbin des Königreichs Navarra, der C. und Brie, kam die C. 1248 an Frankreich und ward mit diesem 1361 auf immer vereinigt, behielt aber unter den französischen Königen die Rechte, welche sie unter den Grafen gehabt hatte. Während des Feldzugs von 1792 war die östliche, im Feldzuge von 1814 die westliche C. vorzüglich der Kriegsschauplatz. Vergl. Debercy, Recherches sur la C., Troyes 1832.

Champagne, Philippe de, berühmter französischer Maler, 1602 zu Brüssel geboren, widmete sich früh der Kunst, besonders der Landschaftsmalerei, bildete sich anfangs nach M. Bouillon u. J. Fouquières, später nur nach der Natur, brachte aber zu viel architectonische Beiwerke an. Unter Duchesne's Leitung malte er Verschiedenes in dem Luxembourg für die Zimmer der Königin und erhielt nach dem Tode von jenem die Direktion der Arbeiten in dem Luxembourg und das Prädikat des ersten Hofmalers. In Brüssel malte er für den Erzherzog Leopold: Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, und ward nach seiner Rückkehr Professor und Rektor der Akademie. Als Lebrun auftrat, zog er sich nach Port-Royal zurück, wo eine Genesung seiner Tochter, einer Nonne, zu jenem berühmten Gemälde von der Mutter Angelika mit der Mutter Agnes im Gebete Veranlassung gab. C. † zu Paris 1674. Die Zeichnung dieses Meisters ist korrekt, aber nicht sehr elegant und ohne schöne Auswahl aus der Natur; seine Figuren sind ohne Leben, u. seine Färbung ist ohne Wärme. Unter seinen vielen Gemälden sind ausgezeichnet: 6 Bildnisse bei den Karmelitern in der Vorstadt St. Jacob; ein betender heiliger Philippus; ein Krucifix, ein Meisterwerk in der Perspektive, das, obwohl auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendikular erscheint; 4 Kirchenväter im Dom der Sorbonne; eine reuige Sünderin; das Abendmahl, von Girardet gestochen; der heilige Ambrosius; Porträte Ludwigs XIII., der Königin-Mutter, des Kardinals Richelieu 2c.; sein eigenes Bildniß, vortrefflich gestochen von Ger. Edelink, auch von K. Barth.

Champagnerweine, die in der ehemaligen französischen Provinz Champagne, namentlich in den jetzigen Departements Ardennen, Marne, Aube u. Obermarne wachsenden Weine. Man hat weiße und rothe (dunkelrothe und rosenrothe) C., u. von den weißen wieder schäumende u. nicht schäumende oder stille. Die schäumenden oder moussirenden werden dadurch gewonnen, daß man die Gährung des gekelterten Mostes unterbricht und ihn auf Flaschen füllt, wo dann in denselben die Gährung weiter verläuft, die entwickelte Kohlensäure aber in dem Wein, zuletzt unter sehr starkem Druck zurückgehalten wird. Wird dann der Pfropfen gezogen, so strebt das kohlensaure Gas sich mit der Atmosphäre in Gleichgewicht zu setzen, u. schäumend u. brausend entweicht der Antheil desselben, welcher mehr im Wein enthalten war, als unter dem Druck der Atmosphäre darin aufgelöst bleiben kann. Ueber das Verfahren bei der Bereitung der moussirenden C. s. unten. Der nicht schäumende Champagner wird erst im März zum ersten Male abgezogen. Die wenig schäumenden (crêmants oder demi-mousseux) C. haben mehr Weingeist, sind deshalb stärker als die ganz schäumenden, aber weniger reich an Kohlensäure. Die besten Sorten C. wachsen in den Arrondissements Rheims und Epernay des Departements Marne auf kreide- und kalkartigem Boden. Zu der ersten Klasse der weißen gehören der von Sillery (ambrafarbig, geistig, von trockenem Geschmack u. vortrefflicher Blume), von Ay und Mareuil

(fein, geistig, sprudelnd, von guter Blume, aber weniger geistig als der vorige) von Hautvilliers, von Dizy, Epernay und Pierry; zur zweiten Klasse zählen die von Cramons, Avise, Orne und Le-Menil, die süß, fein, leicht und angenehm sind; zur dritten, vierten und fünften Klasse rechnet man die geringeren Weine, die meist im Lande verbraucht werden. Zur ersten Klasse der rothen C., die man auch Bergweine (Mar-Sagne) nennt, gehören vorzüglich die von Verzy, Verzenay, Mailly, St.-Besle, Bouzy und Thierry, die schöne Farbe, viel Feinheit, Körper, Geist und gute Blume haben; rothe C. zweiter Klasse liefern Hautvilliers, Mareuil, Dizy, Pierry, Epernay, Taissy, Ludes, Chigey, Rilly, Villers und Allerand. Den Haupthandel mit C.n treiben Rheims, Avise, Epernay und Chalons sur Marne. Der Beifall, den namentlich der moussirende Champagner fand, führte bald auf eine Nachahmung desselben, und mit Gewißheit kann man annehmen, daß der in Frankreich, Deutschland ꝛc. unter dem Namen Champagner konsumirte Wein nicht zum dritten Theil in der Champagne gewachsen ist. Die künstlichen C. aber sind entweder aus geeigneten alkoholischen Flüssigkeiten in ähnlicher Weise wie die ächten C. bereitet, also direkt durch Gährung, oder man verwendet nicht weiter gährungsfähige Flüssigkeiten und preßt in diese die Kohlensäure auf ganz gleiche Weise hinein, wie bei der Fabrikation der künstlichen Mineralwässer in die Salzlösungen oder das gewöhnliche Wasser. Diese Fabrikationsmethode lassen wir hier unberücksichtigt, da sie unter Mineralwässer beschrieben wird.

Ehe die Bereitung künstlicher C. zu der Vollkommenheit gelangte, die sie heute erreicht hat, mußten viele Versuche gemacht werden, um die Weine zu finden, welche sich am besten zu Schaumweinen eignen. Fabrikate aus Birkenwasser, Obstweinen mit mehr oder weniger Traubenwein gemischt, waren längst bekannt, aber ihrer geringen Güte halber nur wenig geschätzt. Man versuchte auch, gefrorenen Most mit drei Theilen durch Frost verstärkten Weines zu mischen und die abgeklärte Flüssigkeit auf Flaschen zu ziehen. Man erhält hierdurch einen Wein, der dem C. allerdings ähnlich ist, ohne ihn indeß ersetzen zu können. Jetzt sind diese Künsteleien verlassen, und man verarbeitet nur noch reine Weine. Zuerst benutzte man den Wein von Arbois und Burgunderwein, allein diese schweren Weine haben zu viel Körper, um die Leichtigkeit und Lieblichkeit der ächten C. je erreichen zu können. Viel besser sind dagegen die Fabrikate aus deutschen Weinen, so aus Grüneberger (Häußler, Förster und Grampler in Grüneberg), aus Mainwein (Siligmüller in Würzburg, Neckarwein (Keßler u. Georgi in Eßlingen und Zeller und Stauch in Heilbronn), Elbwein (Niederlößnitz bei Dresden, seit 1836), aus österreichischem Wein (Schlumberger in Vößlau), aus naumburger Wein (Schönermark in Naumburg) und aus Rheinwein (Mappes in Mainz und Künzer in Freiburg im Breisgau). Die pariser C. sind künstliche Mischungen mit eingepreßter Kohlensäure, und in England fabricirt man neuerdings moussirende Weine aus Rhabarber (s. Rhabarberwein).

Die stofflichen Unterschiede verschiedener Weine sind der Art, daß die Chemie sehr bald erlahmt, den Charakter eines einzelnen Weines aus seinen Bestandtheilen abzuleiten. Um so schärfer und sicherer ist das Urtheil einer geübten Zunge, und wenn man auch längst dahin gekommen war, Schaumweine von gleichem Kohlensäure-, Weingeist-, Zucker- und Extraktgehalt wie ächte C. darzustellen, so ist es doch erst in der neuesten Zeit gelungen, die C. so nachzuahmen, daß auch geübte Zungen ferner keinen Unterschied aufzufinden vermögen und sich täuschen lassen. War aber bisher der Erfolg der Schaumweinfabriken nur durch Täuschung erreicht worden, indem die heimischen Fabrikate nur mit den Etiketten und Stempeln von Weinhändlern der Champagne versehen abgesetzt werden konnten, so hält man es jetzt endlich für angemessen, die heimischen Fabrikate als deutsche Schaumweine in den Handel zu bringen, gestützt auf die Anerkennung, welche dieselben ächten C.n gegenüber von Seiten kompetenter Richter fanden. Das Verdienst, ein solches Vorgehen angeregt zu haben, gebührt Siligmüller in Würzburg, der zuerst durch Rundschreiben erklärte, fortan nur deutschen Schaumwein abgeben zu wollen.

Die Fabrikation der künstlichen C. ist von den Fortschritten der Technik nicht unberührt geblieben, und aus einer mit vieler Handarbeit und großen Verlusten verbundenen Methode hat sich allmählig ein einfacheres und rationelleres Verfahren entwickelt. Man verwendet zur Bereitung der schäumenden Weine sowohl in der Champagne, als in Deutschland nur die vorzüglichsten Trauben und Beeren und behandelt sie wie gewöhnlich. Die erhaltenen Weine werden ganz gleichmäßig mit einander verstochen, um ein Produkt zu erhalten, welches sich in allen seinen Theilen bei gleicher Behandlung gleichartig verhalten wird, und dies wird mit Hausenblase geschönt. Ist der Wein dann klar geworden, so wird er auf kleinere Fässer abgezogen, in ein erwärmtes Lokal gebracht, dessen Temperatur durchaus gleichmäßig erhalten werden muß, und mit Zuckerlösung vermischt. Man pflegte früher die letztere jeder Flasche einzeln zuzumessen, doch hat man eingesehen, daß ein viel gleichmäßigeres Produkt erzielt werden kann, wenn man den Zucker im Großen zumischt. Dieser Zuckerzusatz hat den Zweck, die Gährung zu ermöglichen, und aus ihm entwickelt sich die Kohlensäure und neuer Alkohol. Man darf aber nur ganz reinen Zucker verwenden und nimmt am besten klaren weißen Kandis, dessen Lösung in Wein man zur Vorsicht noch mit Hausenblase schönt. Die Quantität des zuzusetzenden Zuckers ($1\frac{1}{2}$—2 Procent) richtet sich nach der Natur des zu verarbeitenden Weins, der, wenn er mit dem Zucker gemischt ist, nun auf Flaschen gezogen wird, die verkorkt und verbunden werden. Die Flaschen setzt man alsdann in großen Stößen in dem Lokal auf, und bei einer Temperatur von 16—18° C. fängt nun allmählig der noch im Wein enthaltene eiweißartige Körper an, als Ferment das Zerfallen des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure zu bewirken. Die Schnelligkeit, mit welcher dies geschieht, ist zum Theil von der Natur des Weins, zum Theil von der Temperatur des Lokals abhängig. Man muß also erstere kennen, um die letztere danach reguliren zu können. Die Gährung darf durchaus nicht zu energisch verlaufen, weil

sonst die Flaschen, obgleich sie einen Druck von 15 Atmosphären aushalten können, unfehlbar sämmtlich zersprengt werden würden. Das Springen einzelner aber, welches man abwartet, gibt das Zeichen, daß nun die Flaschen einer niedrigen Temperatur ausgesetzt werden müssen. Dies muß sehr schnell geschehen und die niedrige Temperatur dann 3—4 Monate gleichmäßig erhalten bleiben. Dadurch wird die Gährung sehr verlangsamt, und nur wenige Flaschen (5—8 Procent) springen. Oft jedoch erreicht der Bruch die sechsfache Größe, und dann muß durch Herabstimmung der Temperatur oder sonstige geeignete Vorsichtsmaßregeln weiteren größeren Verlusten vorgebeugt werden. Würde das Springen der Flaschen ungenügend eintreten, so wäre dies ein Zeichen zu schwacher Gährung u. würde ein schlechtes Produkt erwarten lassen. Der ausfließende Wein wird durch geeignete Vorrichtungen gesammelt und wurde früher auf Essig, wird aber jetzt allgemein, nachdem er von Neuem geschönt worden, wieder auf Schaumwein verarbeitet. In Folge der Gährung scheidet sich der eiweißartige Körper als schleimiger Niederschlag ab, und diesen zu entfernen, erforderte es früher viele und sorgfältige Arbeit. Man stellte nämlich zu diesem Zwecke sämmtliche Flaschen, den Hals nach unten, in eigenen Gestellen auf und ließ den ausgeschiedenen Körper auf dem Kork sich absetzen. Jetzt weiß man durch besondere Vorrichtungen dies sehr zu beschleunigen u. vollkommener zu erreichen. Hat sich aber auf irgend eine Weise der Schlamm am Kork gesammelt, so nimmt der Arbeiter die Flasche, öffnet den Verschluß, läßt den Kork allmählig hervortreten, und erst in dem Augenblick, wo derselbe abspringen will, dreht er die Flasche um, so daß nun der Hals oben ist. Der Kork springt dann ab, aber die nachdrängende schäumende Flüssigkeit treibt zugleich auch den Schlamm mit sich fort. Auf solche Weise entfernt man alle ausgeschiedenen Gährungsprodukte, muß dies aber gewöhnlich zweimal wiederholen, wo dann nach dem ersten Ausspritzen od. „Degorgiren" noch etwas Liqueur in die Flasche gegeben wird. Jedenfalls aber werden die ausgespritzten Flaschen aufgefüllt und nach dem letzten Degorgement mit den besten Korken endgültig verschlossen, dann verbunden u., wenn sie sich als verkäuflich erweisen, mit Stanniol bedeckt und mit Etiketten versehen. Dies Verfahren, welches wir nur kurz beschrieben haben, war, wie ersichtlich, sehr umständlich und namentlich das Ausspritzen so unrationell, daß es leicht erklärlich ist, wie man große Mühe darauf verwandte, bessere Methoden aufzufinden. Mit Hülfe von Maschinen ist dies auch gelungen, und wie die Weinfabrikation überhaupt, so gewinnt auch die Schaumweinfabrikation immer mehr ein Aussehen, welches der Stufe, auf welcher sich andere Industrien befinden, entspricht. Das Verkorken geschieht mittelst Maschinen, die Flaschen, von ausgezeichnetem Glase, ertragen stärkeren Druck, die Temperaturen weiß man genauer und sicherer zu regeln, und die Gährung versteht man durch Berücksichtigung des Verhältnisses, in welchem Zucker und Säure und Extraktgehalt zu einander im Wein stehen müssen, besser zu leiten. Vorzüglich aber ist es eine Erfindung Rousseau's, welche die Schaumweinfabrikation wesentlich verändert hat. Anstatt nämlich die Fabrikation durch die Benutzung so vieler Flaschen zu vertheuern und umständlich zu machen, wendet er ein großes, starkes, längliches Gefäß von glasirtem Eisenblech an, welches einige Hektoliter Wein faßt, luftdicht verschlossen werden kann und oben und unten mit einem Hahn versehen ist. In diesem Gefäß verläuft die Nachgährung des mit Zucker versetzten Weins, und allmählig lagert sich am Boden die Hefe ab, die dann mit einem Male durch den unteren Hahn ausgespritzt werden kann. Der ganz fertige Schaumwein wird dann aus diesem „Oenophor" mit denselben Vorrichtungen auf Flaschen gefüllt, wodurch man Mineralwasser füllt, d. h. indem man den oberen Hahn mit einem andern zehnmal größeren Apparat in Verbindung bringt, in welchem Kohlensäure entwickelt wird. Nach Angabe eines Manometers läßt man dann aus dem „Gazostateur" so viel Kohlensäure in den Oenophor treten, daß trotz des Abfüllens der Druck stets derselbe bleibt. Man erreicht so auf einfache und billige, weil rationelle Weise dasselbe, was sonst nur mit großem Aufwande erzielt werden konnte.

Der fertige Schaumwein enthält 6—7 Volumen Kohlensäure, und diese ist es, die das Eigenthümliche des Champagnerrausches bedingt, was am augenscheinlichsten aus der Aehnlichkeit hervorgeht, welche derselbe mit jener Wirkung besitzt, welche die kohlensäurereichen Mineralwässer auf den Menschen auszuüben pflegen.

Champagny, Jean Baptiste Nompère de, Herzog von Cadore, Pair und Minister von Frankreich, zu Roanne in Forez den 4. August 1756 aus einer adeligen, aber armen Familie geboren, trat frühzeitig in das Collége de la Flèche und dann in die Militärschule von Paris, machte 1774 seine zwei ersten Fahrten in die Levante und gegen die Barbaresken und ward nach seiner Rückkehr Schiffsfähndrich. Im amerikanischen Kriege erwarb er sich den Namen eines Offiziers von seltenem Verdienst. In seinem 26. Jahre erhielt er den Ludwigsorden und wurde Schiffsmajor. Bei der Zusammenberufung der Generalversammlung von dem Adel von Forez zum Deputirten gewählt, war er bald einer der Ersten, welche, sich dem 3. Stand anschließend, den Adel abschworen. Im Jahre 1791 verließ er die Nationalversammlung, bekleidete darauf die Stelle eines Kommandanten der Nationalgarde und nahm Theil an der Departementsverwaltung. Während der Schreckensregierung lebte er als Privatmann, ward aber dessen ungeachtet bis zum 9. Thermidor ins Gefängniß geworfen. Nach dem 25. Brumaire ernannte ihn der erste Konsul zum Staatsrath im Marinedepartement. Durch seine absolute Hingebung an jenen verschaffte sich C. wichtige Missionen. Im Juli 1801 ging er als Gesandter der französischen Republik nach Wien. Zurückberufen als Minister des Innern, verschönerte er Paris und that Vieles für Hospitäler, Landbau und Handel, Theater, die Organisation von Monts-de-Piété ꝛc. Zum Reichsgrafen ernannt, ward er nach dem tilsiter Frieden (1807) an Talleyrands Stelle Minister des Auswärtigen. Er gab den Namen her zu dem berüchtigten Traktat von Fontainebleau und führte zu Bayonne alle Unterhandlungen mit den Agenten Karls IV. und Ferdinands mit solcher Schlauheit, daß ihn Napoleon I. zum Herzog von Cadore erhob. Während des Feldzugs

von 1809 hielt er sich in Deutschland auf, stieß nach der Schlacht von Eßlingen zu Napoleon I. und bivouakirte bei Wagram an dessen Seite. Die Verhandlungen wegen Napoleons I. Ehescheidung und seine Vermählung mit einer österreichischen Erzherzogin gingen durch seine Hand. Ungeachtet seines Eifers für den Kaiserstaat verlor C. dennoch 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, weil er den Unterhandlungen mit Romanzow, bevollmächtigtem Minister von Rußland, keine den Absichten Napoleons I. angemessene Richtung zu geben wußte, erhielt aber einige Tage darauf die Intendantur der Domainen der Krone u. ward 1813 zum Senator ernannt. Von Napoleon I. beim Beginn des Kriegs gegen Rußland zum Staatssekretair der Regentschaft ernannt, folgte er bei dem Herannahen der Alliirten der Kaiserin Marie Louise nach Blois. Nach Napoleons I. Rückkehr von Elba nahm er die Generalintendantur der Krondomainen und die kaiserliche Pairie an und trat sodann in den Privatstand zurück, bis ihn eine Ordonnanz von 1819 in die Pairskammer berief. Er † zu Paris den 3. Juli 1834.

Champaigne, Philippe de, französischer Maler, s. Champagne.

Champeaubert, Dorf im französischen Departement Marne, bekannt durch das hier am 9. u. 14. Febr. 1814 zwischen den Franzosen unter Napoleon I. und den verbündeten Preußen und Russen unter Blücher Statt gefundene Treffen.

Champignon (Feldblätterschwamm, Angerling, Weidling, Herrenpilz, Trüschling, Brachpilz, Agaricus campestris *L.*), einer der vorzüglichsten eßbaren Schwämme, kommt überall vor in Feldern, Grasgärten, besonders auf Wiesen und wo Mist untergegraben ist, auch in luftigen Eichenwäldern vom Mai bis Oktober, in ganz Europa, Nordafrika, Asien, Nordamerika. Er kommt wie eine welsche Nuß groß aus der Erde und sieht dann aus wie ein Bovist, ist aber nicht rauh, sondern glatt und derb; der Strunk ist weiß, bis 2 Zoll lang und 1 Zoll dick, innen derb und weiß und von einem weißen Ring umgeben; der Hut ist fleischig, derb, gewölbt, bis 4 Zoll im Durchmesser haltend, seine Wölbung weiß, seidenartig, manchmal etwas schuppig. Innen ist das Fleisch rein weiß und zart. Die Platten (Lamellen) auf der Unterseite sind sehr dünn und dicht, von verschiedener Länge, erst blaßrosafarben, zuletzt schwarzbraun. Die Keimkörner sind purpurfarbig. Ein Hauptkennzeichen ist außerdem der angenehme Geruch. Am besten sind die C.s im August und September. Sie stehen gewöhnlich einzeln; wo man sie einmal gefunden hat, findet man sie täglich wieder, besonders wenn man den Stiel nicht aus der Erde reißt. Man muß sie sammeln, wenn sie eine noch geschlossene Kugel bilden; wenn sie einen Tag alt sind, fangen die Blätter schon an, schwarz zu werden, und oft sind sie dann bereits mit Maden angefüllt. Sind die Platten nicht mehr rosenroth, so muß man sie entfernen. Nach Vauquelin enthält der C. braunes Fett, Osmazom (?), phosphorsaure, schwefelsaure und salzsaure Salze, Fungin. Der C. wird oft mit dem weißen Brachpilz (Agaricus edulis *Tratt.*, Ougemule oder Guckemucke) verwechselt, der sich aber durch einen hohlen, krummen Stiel und durch später roth werdendes Fleisch unterscheidet, auch nicht so schmackhaft ist. Die C.s sind, mäßig genossen, ein gesundes, wohlschmeckendes Nahrungsmittel. Man speist sie gebacken, gebraten, oder auch als Zugemüse, mit Butter, Petersilie, Zwiebeln, Pfeffer, mit und ohne Wein, auch gedämpft, sowie als Zusatz zu Ragouts und Frikassen, denen sie einen pikanten Geschmack geben; größere werden auch gefüllt, und mit Rahm und der obern Rinde des Brods wird eine als Champignonsbrod bekannte Speise zubereitet. Auch macht man sie mit Gewürzen in Essig ein oder hebt sie getrocknet, gepulvert und mit Gewürz und Salz vermengt auf. In England und Livland wird aus ihnen durch Zusatz von Chalotten und Salz, mit einer kräftigen Fleischbrühe, eine Art Soye, Catchup, bereitet. Die C.s werden, besonders in Italien, häufig kultivirt. Man bereitet Beete mit einer Unterlage von Pferdemist und bringt einige Zoll hoch feingesiebte Erde darauf, steckt dann Brocken von Erde, in der C.s gewachsen sind, hinein, hält die Beete etwas feucht und gibt mit lauem Wasser etwas Jauche oder Blut oder Salpeter zu. Die in der Küche abgenommenen Platten werfe man immer wieder auf's Beet, da sie Keimkörner enthalten. Auch thut man gut, die Pilze nicht auszureißen, sondern abzuschneiden. Selbst in luftigen Kellerräumen lassen sich C.s ziehen.

Champion (franz.), im frühern Mittelalter ein Kämpfer, der bei den gerichtlichen Zweikämpfen gegen Belohnung, die Stelle eines der Betheiligten vertrat. Die C.s gehörten gewöhnlich der niedrigsten Klasse an und galten als unehrenhaft; sie mußten ein bestimmtes Kleid von Leder und bestimmte Waffen tragen, die ebenfalls für unehrenhaft galten, durften nicht zu Pferde kämpfen und erschienen mit verschnittenen Haaren und Nägeln in den Schranken. Diese C.s werden schon zur Zeit Karl's des Großen erwähnt, und Otto I. ließ sogar durch C.s über die Regierungsfolge entscheiden. Später bezeichnete man mit dem Worte C. einen Ritter, der für eine beleidigte Dame, für ein Kind, oder für irgend einen Kampfunfähigen in die Schranken trat, ja in England ernannte man, wahrscheinlich zuerst unter Richard II., einen C. des Königs, der zu Pferde und bis an die Zähne bewaffnet bei jeder Krönung alle Die zum Zweikampf aufforderte, die den König nicht als den gesetzlichen Souverain der drei Reiche anerkennen würden. Endlich hieß bei Turnieren C. auch der Ritter, der die versammelten Damen gegen Beleidigungen zu schützen hatte, woraus sich später der Begriff geckenhafter Aufmerksamkeit gegen Frauen entwickelte.

Championnet, Jean Etienne, ausgezeichneter französischer General, 1762 im Departement Drome geboren. Leidenschaftlichen Gemüths, stürzte er sich in den Strudel jugendlicher Ausgelassenheiten und ging dann unter die wallonischen Garden, mit welchen er 1781 vor Gibraltar stand. Die Heftigkeit seines Charakters zügelte ernstes Studium der Kriegswissenschaften. Beim Ausbruch der Revolution dämpfte er als Kommandant eines Bataillons Freiwilliger Unruhen im Jura, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, kam dann zur Rhein- und hierauf zur Moselarmee unter Hoche's Oberbefehl und gab bei der Erstürmung der weißenburger Linien und dem Einfall in die Pfalz (1793)

glänzende Beweise seiner Tapferkeit. Am Ende desselben Jahres wurde er Divisionsgeneral, diente in der Sambre- und Maasarmee, schlug sich an der Spitze derselben in der mörderischen Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794) mit seltenem Muthe und nahm überhaupt an den Operationen am Niederrhein bis 1797 den erfolgreichsten Antheil. Das Treffen bei Altenkirchen, der Rheinübergang bei Neuwied und Würzburgs Einnahme zeugen davon. Zum General en Chef ernannt, schlug er die in den Kirchenstaat eingefallenen Neapolitaner bei Terni, Fermo, Otricoli und Calvi, vertrieb sie aus Rom und drängte sie bis Capua zurück, rückte sodann unter blutigen Kämpfen mit den Lazzaroni den 25. Januar 1799 in Neapel ein und proklamirte eine parthenopeïsche Republik. Da er aber gegen die Agenten des Direktoriums ein eigenmächtiges Verfahren annahm, so mußte er den Oberbefehl an Macdonald abtreten u. ward von der Gensdarmerie gefangen nach Grenoble eskortirt. Durch die Revolution vom 30. Prairial VII (18. Juni 1799) erhielt er seine Freiheit wieder u. zugleich das Kommando der Alpenarmee. Doch sein Glücksstern war erloschen. Melas und Kray erfochten über ihn den 4. und 5. November 1799 bei Savigliano und Fossano einen Doppelsieg, und C. zog sich in die Provence zurück. Er † den 9. Jan. 1800 zu Antibes an einer unter seinen Truppen herrschenden Epidemie.

Champlain, großer Binnensee in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf der Grenze zwischen Vermont und Newyork gelegen und mit seinem nördlichen Ende nach Untercanada hineinreichend, ist von Norden nach Süden 17½ deutsche Meilen lang und hat bei einer durchschnittlichen Breite von 3 Meilen einen Flächeninhalt von 36¾ □Meilen. Seine Hauptmasse bildet der nördliche Theil mit einer Tiefe von 350—600 F., im Süden, wo er durch einen natürlichen Kanal in den St. Georgsee übergeht, zieht er sich zu einem engen Felsenbette zusammen, hat aber auch hier noch eine Tiefe von 100—150 F. Er steht durch den seit 1820 eröffneten Nordkanal mit dem Flusse Hudson, durch den Westkanal mit dem Eriesee und durch seinen Abfluß, den Richelieu (auch St. John, Chambly und Sorel), mit dem St. Lorenzstrom in Verbindung. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind der Missisque, Onion, Ottercreek auf der Ost-, der Saranack, Goutt und Chezy auf der Westseite. Von den 60 Inseln, welche er umfluthet, liegt die Mehrzahl in dem breiteren nördlichen Theile. Die Ufer des See's sind besonders an der Westseite steil und felsig und haben mehre Baien. Der C. bildet einen lebhaften Verbindungsweg zwischen den angrenzenden Staaten und Untercanada; er trägt im Sommer große Fahrzeuge und friert im Winter so fest zu, daß er mit den schwersten Schlitten befahren werden kann. Auch die ihm zuströmenden Gewässer sind größtentheils schiffbar, doch wird die Schifffahrt auf ihnen durch Stromschnellen und Kataralte öfter unterbrochen. Die anliegenden Ortschaften treiben meist Handel, besonders Burlington und Albans auf der Ost- und Plattsburgh und C. auf der Westseite. Seinen Namen empfing der See von Sam. Champlain, welcher ihn 1608 entdeckte (vgl. dessen Voyages dans la nouvelle France, Paris 1829). In neuerer Zeit war er der Schauplatz mehrer Seegefechte zwischen den Amerikanern und Engländern. Am 12. Okt. 1776 waren die letztern die Sieger, wogegen sich das Gefecht vom 11. Sept. 1814 zum Vortheil der Nordamerikaner entschied.

Champlitte, Stadt im französischen Departement Obersaone, am Salon, besteht aus 2 Theilen, C. le Château und C. la Ville, und hat 3100 Einw., welche Leinwandfabrikation, Wachsbleicherei und Wein, Droguen- und Getreidehandel treiben.

Champmeslé, Marie de, geborene Desmares, französische Schauspielerin, durch Racine's Liebe berühmt, 1644 zu Rouen geboren, trat zuerst, ohne besonderen Erfolg, auf dem Theater zu Rouen auf, sodann, nachdem sie sich mit dem talentvollen Schauspieler C. verheirathet, 1669 auf dem Maraistheater zu Paris und ward bald darauf von dem Hôtel de Bourgogne engagirt. Ihre künstlerischen Erfolge verdankte sie vorzüglich Racine's Liebe und Unterricht im tragischen Fache. Ihre geistreiche Unterhaltung, noch mehr jedoch ihre Schönheit machten ihr Haus zum Sammelplatz vieler berühmten Männer jener Zeit. Sie besaß eine höchst sonore und klangvolle Stimme, die großen Eindruck machte, wenn sie in den Tragödien Racine's erklang. Dem Grafen von Clermont-Tonnerre zu Liebe ward sie ihrem älteren Freunde Racine untreu. Sie † den 15. März 1698, kurze Zeit nachdem sie sich vom Theater zurückgezogen hatte, im Dorfe Auteuil bei Paris. Ihr Gatte, Charles Chevillet de C., gefiel mehr in komischen als in tragischen Rollen, schrieb mehre in jener Zeit brillirende Theaterstücke („Théâtre de C.", Paris 1742, 2 Bde.) und † am 22. April 1701.

Champollion-Figeac, 1) Jean Jacques, berühmter französischer Archäolog, 1778 zu Figeac im Departement Lot geboren, wurde nach Beendigung seiner philologischen Studien Bibliothekar und endlich Professor der griechischen Sprache zu Grenoble. Im Jahre 1828 kam er als Konservator der Manuskripte an die königliche Bibliothek zu Paris und 1849 ward er Bibliothekar in Fontainebleau. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: „Antiquités de Grenoble" (Grenoble 1804); Annales des Lagides" (Par. 1819, 2 Bde., neue Bearbeitung 1820); „Egypte ancienne" (das. 1839) und „Traité élémentaire d'archéologie" (das. 1843, 2 Bde.). Außerdem veröffentlichte er: „Lettre sur l'inscription du temple de Dendérah" (Grenoble 1806); „Notice d'un manuscrit lat., intitulé: Albani belli libri V" (das. 1807). Nach Handschriften und Originalzeichnungen der königl. Bibliothek gab er heraus: „Les tournois du roi René" (Par. 1826, nur in 200 Exemplaren gedruckt), sowie „Chartes latines sur papyrus du 6me siècle" (das. 1837). Zu dem Prachtwerke Silvestre's, „Paléographie universelle" (Par. 1839, mit 200 Kupfern), lieferte C., in Gemeinschaft mit seinem Sohne Aimé C., den Text. Verdienstvoll war auch die Herausgabe der „Lettres des rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre" (Par. 1840, 2 Bde.) u. der „Documents historiques, tirés de la bibliothèque royale" (das. 1842).

2) Aimé, Sohn des Vorigen, 1806 zu Grenoble geboren, war als Gehülfe seines Vaters an der großen Bibliothek angestellt und machte sich durch die Herausgabe vieler älteren Quellenschriften zur vaterländischen Geschichte verdient. Er veröffentlichte unter Anderem die „Mémoires" von Pierre de l'Estoile (Paris 1837, 2 Bde.), von Brienne, Montrésor-Fontrailles, La Châtre, Turenne und

dem Herzog von York (Paris 1838), von François de Lorraine und Antoine Dupuget (das. 1839), von Omer Talon und dem Abbé von Choisy (das. 1839), von Pierre Lenet über den großen Condé (das. 1840), vom Kardinal Retz (das. 1837, 2. Aufl. 1842, 2 Bde.) 2c. Zu seiner „Paléographie des classiques latins" (Paris 1837—39) schrieb sein Vater die Einleitung. Von ihm hat man auch eine Ausgabe der „Poésies du duc d'Orléans" (Paris 1842) und die historischen Werke: „Le Cardinal de Retz après la Fronde" (das. 1843); Louis et Charles, ducs d'Orléans" (das. 1844, 6 Bde.); Captivité du roi François I" (das. 1847).

3) Jean François, Bruder von C. 1), scharfsinniger Forscher über die ägyptischen Alterthümer, besonders die Schriftarten, am 23. December 1791 zu Figeac geboren, studirte zu Paris orientalische Sprachen u. wurde 1816 Professor der Geschichte bei der Akademie zu Grenoble. Schon hatte er durch sein Werk: „Egypte sous les Pharaons" (Paris 1814, 3 Bde.) den Grund zu seinem schriftstellerischen Rufe gelegt, als er wegen Parteinahme für Napoleon I. von den Bourbonen verbannt wurde. Endlich begnadigt, lebte er anfangs als Privatlehrer in Paris, erhielt aber zufolge seiner Studien über die Hieroglyphen vom König den Auftrag, 1824 bis 1826 Italien und, nachdem er 1826 Direktor des neugestifteten ägyptischen Museums geworden war, von 1828—30 auch Aegypten zu bereisen. Im Jahre 1831 ward für ihn ein ägyptischer Lehrstuhl am Collége de France gegründet. Es war ihm nicht vergönnt, seine reichen Sammlungen selbst zu ordnen; er † am 4. März 1832. Außer dem Erwähnten schrieb C.: „Lettre à M. Dacier, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques" (Paris 1822) und „Précis du système hiéroglyphique des anciens Egyptiens" (das. 1824, 2. Aufl. 1828), in welchen beiden Abhandlungen C. zu beweisen suchte, daß manche Hieroglyphen phonetische oder alphabetische Zeichen seien; „Phanthéon égyptien" (das. 1823), mit Abbildungen ägyptischer Gottheiten aus den Papyrusrollen und Bemerkungen über deren ägyptische Benennungen; „Lettres à M. le duc de Blacas relatives au musée royal égyptien de Turin" (das. 1824—26, 2 Bde.). Nach C.s Tode erschienen „Lettres écrites d'Egypte et de Nubie" (Paris 1833, deutsch, Quedlinburg 1835). Seine hinterlassenen Manuskripte füllten über 2000 Seiten und wurden für 50,000 Francs von der königlichen Bibliothek zu Paris angekauft. Bis jetzt ist davon im Druck erschienen: Grammaire égyptienne" (1838—41, 3 Bde.) und „Monuments de l'Egypte et de la Nubie d'après les dessins exécutés sur les lieux sous la direction de C." (Paris 1840—41, 4 Bde. u. 2 Bde.). Ueber C.s Stellung in der Geschichte seines Hauptfachs u. seine wissenschaftlichen Gegner s. Hieroglyphen.

Chamsin, ein aus der Wüste kommender glühend heißer Wind in Unterägypten, weht besonders während der 50 Tage vom Ende April bis zur Nilüberschwemmung im Juni.

Chan (Han), im Orient, besonders in der Türkei, große Gebäude, welche als Bazar, sowie zur Beherbergung der Karawanen und Reisenden dienen; auch Titel, s. v. a. Khan.

Chandercona, Stadt in der britisch-ostindischen Provinz Bengalen, nordwestlich von Kalkutta, mit 24,000 Einwohnern, welche schöne baumwollene und seidene Zeuche verfertigen.

Chanderee, Stadt und Distrikt im Staate des Scindiah in Ostindien (Malwa), unweit Betwa, mit 14—15,000 Einw., Fort u. berühmten Baumwollenwebereien (Chandailyzeuche).

Chandernagor (Tschandranagara), Stadt in der britisch-ostindischen Provinz Bengalen, herrlich gelegen am hohen Ufer des Hugly, $4^1/_2$ Meilen nördlich von Kalkutta, mit zahlreichen Brahminentempeln und Treppen zum Flusse, schönem Kai, gutgebauten Straßen, vielerlei Zeichen der ehemaligen Größe und 32,670 Einw. (218 Europäer). Die Industrie erstreckt sich auf Seiden- und Baumwollenweberei, Zuckersiederei u. Rumbrennerei. Der Handel mit diesen Produkten ist ansehnlich. C. ist eine französische Niederlassung, war stark befestigt, wurde aber 1757 von Lord Clive genommen u. ihrer Festungswerke beraubt. Die Faktorei besitzen noch die Franzosen.

Chandler, Richard, berühmter Archäolog, 1738 zu Elson in Hampshire geboren, studirte zu Oxford, wurde Fellow am Magdalenenkollegium u. bewährte seine antiquarischen Kenntnisse durch die Herausgabe der arundelischen Marmortafel, welche unter dem Titel „Marmora Oxoniensia" (Oxford 1763) als ein Prachtwerk erschien. Von der Societät der Dilettanti beauftragt, im Orient antiquarische Nachforschungen anzustellen u. die noch vorhandenen alten Denkmäler zu sammeln, bereiste er seit 1764 Ionien, Attika, Argolis und Elis und kam 1766 mit einer reichen Ausbeute nach England zurück. Früchte dieser Reise waren seine „Ionian antiquities" (London 1769—1800, 2 Bde.), „Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia praesertim Athenis collectae" (Oxford 1774) und „History of Ilium or Troy etc." (London 1802). Seine Reisebeschreibung, in antiquarischer Hinsicht lehrreich, in Bezug auf Länder- u. Völkerkunde ungenügend, erschien unter dem Titel „Travels in Asia minor" (Oxford 1775, London 1776) und „Travels in Greece" (Oxford 1776, beide deutsch von F. E. Boie, Leipz. 1776, holländisch Utrecht 1777, französisch, mit historischen, geographischen und kritischen Anmerkungen von Servois und Barfié du Boccage, Riom 1806, 3 Bde.). C. † im Februar 1810.

Chandore, Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, Bezirk Ahmednagar, hat 7000 Einw. und eine Citadelle.

Changarnier, Nicolas Anne Théodule, französischer General, geboren den 26. April 1793 zu Autun aus einer altadeligen Familie, wurde in der Kriegsschule von Saint-Cyr gebildet, verließ diese als Unterlieutenant und trat in die königliche Garde, ward aber wegen einiger unbedeutenden Dienstfehler in die Linie versetzt. Mit dem Rang eines Oberlieutenants ging er 1830 nach Algier, wo er sich anfangs wenig auszeichnen konnte. Beim Feldzuge nach Konstantine 1836 leistete er als Bataillonschef des zweiten leichten Infanterieregiments der ganzen Armee auf dem Rückzuge bedeutende Dienste, stieg dann allmählig zum Obersten, Brigadegeneral und Divisionsgeneral und nahm 18 Jahre lang an fast allen Gefechten der französischen Armee in Afrika Theil, wobei er zahlreiche Beweise von Tüchtigkeit und Bravour

ablegte. Im Februar 1848 überkam er die provisorische Regierung von Algier. Nach Paris zurückberufen, lehnte er das ihm angebotene Portefeuille des Kriegsministers ab, wurde dagegen an Cavaignacs Stelle zum Obergouverneur von Algier ernannt, welche Würde er aber nur kurze Zeit bekleidete, da er vom Departement Seine in die Nationalversammlung gewählt wurde. Er ward in Paris zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde u. bald darauf auch der ersten Militärdivision ernannt. Seine energische Haltung verhinderte am 29. Jan. 1849 den Ausbruch des Bürgerkriegs in den Straßen von Paris, sowie am 13 Juni die Schilderhebung der Republikaner und Socialisten. Allgemein galt er für das Schwert der monarchischen Partei, doch nicht den Napoleoniden, sondern allein den Orléans gehörte sein Monarchismus, und nicht gesonnen, des Präsidenten verfassungswidrige Verlängerung seiner Herrschaft gut zu heißen, gerieth er in Zwiespalt mit demselben und ward demzufolge im Januar 1851 seines Doppelkommando's enthoben. Die Versammlung gedachte ihm den Oberbefehl über die zu ihrem Schutze bestimmten Truppen zu übergeben, aber der wirklich erfolgte Staatsstreich vom 2. December vereitelte den Plan. C. wurde im Januar 1852 aus Frankreich verbannt und lebt seitdem, von der ihm ertheilten Erlaubniß zur Rückkehr keinen Gebrauch machend, zu Mecheln in Belgien.

Change (franz.), Tausch, Wechsel, im Buchhandel Artikel, die Einer von dem Verlag eines Andern gegen seine eignen eintauscht.

Changeant (franz.), Zeuche von Seide, Wolle und andern Garnen, deren Kette von einer andern Farbe als der Einschlag ist, wodurch je nach dem Verhältniß des Lichts und Schattens ein schillerndes Farbenspiel entsteht.

Channing, William Ellery, amerikanischer Schriftsteller u. Moralphilosoph, ward zu Newport im Staate Rhode-Island den 7. April 1780 geboren. Von seinem Großvater mütterlicher Seits, William Ellery, einem der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung u. Abgeordneten des Staats Rhode-Island beim Kongreß von 1776—86, hatte er Geistesklarheit und Energie geerbt, von seiner Mutter sittliche Reinheit und Einfachheit; seinen Vater, einen Rechtsanwalt, verlor er im 13. Jahre. In seinem 14. Lebensjahre bezog er das Harvardkollegium zu Cambridge bei Boston. Mathematik und Naturwissenschaften, die er anfangs mit Vorliebe trieb, mußten später der Geschichte, der neuern Literatur und besonders der Philosophie weichen. Er studirte Locke, Berkeley, Reid, Hume, Priestley, am eifrigsten Price. Als Lebensberuf wählte er die Theologie u. nahm zunächst die Stelle eines Hauslehrers in Richmond in Virginien an. Ein anderthalbjähriger Aufenthalt in seiner Heimat, wozu ihn Gesundheitsrücksichten zwangen, war die Zeit eines entscheidenden geistigen Prozesses in seiner inneren Entwickelung. Hatte er sich bisher unbewußt der starren dogmatischen Theologie, der trüben ascetischen Lebensrichtung hingegeben, so entschied er sich in Newport für die freie wissenschaftliche Auffassung und ein gesundes religiöses Leben. Ende 1801 wurde er Studienaufseher an der Harvarduniversität in Cambridge, 1803 Prediger an einer unitarischen Gemeinde in Boston. Hervortretende Gegensätze der unitarischen und anglikanischen Elemente, die sich hier nahe berührten, zwangen ihn zur Polemik, die ihm den Namen „Apostel der Unitarier“ eintrug. In weitern Kreisen wurde er bekannt durch Herausgabe von Predigten während des Kriegs mit England 1812, sowie durch Schriften über theologische und sociale Fragen. Er bereiste auch Westindien und Europa, wo er besonders in Frankreich, England und Italien verweilte. Er † auf einer Reise nach Bennington in Vermont am 2. Oktober 1842. Sein Werk „On slavery“ (Boston 1835) machte Epoche, da es das Gewicht eines berühmten Namens in die Wagschale des Abolitionismus warf. Viele seiner Predigten und kleinern Schriften wurden in England in vielen Ausgaben verbreitet, wie z. B. „On self culture“ (London 1839), „Lecture on war“ (das. 1839) 2c. Eine Sammlung kleiner Schriften veranstaltete er noch selbst (Newyork 1836, 2 Bde.), eine Auswahl des Besten versuchte Mountford in England unter dem Titel „Beauties of C.“ (London 1849). Nachdem schon Einzelnes, wie „Ueber Christus“ (Berlin 1847), „Der große Endzweck des Christenthums“ (das. 1847), „Gottähnlichkeit und geistige Freiheit“ (das. 1847), „Ueber Unsterblichkeit“ (deutsch von Schücking, Bremen 1844), „Seid mäßig!“ (deutsch von Wolkoff, Berlin 1841) 2c., in Deutschland bekannt geworden war, begannen Sydow u. Schulze in Berlin die Uebersetzung einer Auswahl von C.s „Werken“ (das. 1850—51, 15 Bändchen). Biographische Nachrichten über ihn enthält das von seinem Neffen W. H. C. herausgegebene „Memoir of W. E. C.“ (London 1848, 3 Bde.).

Chanson (franz.), im Allgemeinen jedes singbare Gedicht, gleichviel, ob epischer oder lyrischer Gattung. In diesem Sinne heißen in der älteren nordfranzösischen Poesie Chansons de geste jene größeren epischen Dichtungen, die von den Trouvères vorgetragen („gesungen und gesagt“) wurden, im Gegensatz zu den bloß gesagten oder gelesenen Romans und Contes. Jetzt versteht man darunter ausschließlich ein lyrisches Gedicht, das etwa unserem weltlichen Lied entspricht, ein leichtes Lied, das einen Gedanken anmuthig, heiter, witzig, naiv erfaßt, Thörichtes mit pikantem Spotte geißelt, auch wohl zu leidenschaftlichem Kampfe anfeuert. Bis zum 16. Jahrhundert trug der französische C. vorherrschend den Charakter des Liebes- u. Trinklieds, wie die C.s des Kastellans von Coucy und Thibauds IV., Königs von Navarra. Die Kriege Franz' I. und Karls V., die Schlachten von Pavia, Jarnac 2c., der Tod Heinrichs II. und Karls IX., sowie andere Ereignisse der Zeit boten dem C. eine Fülle historischen Stoffes, und zu den Zeiten Mazarins war ganz Frankreich von satirischen Liedern erfüllt, die den Namen Mazarinaden erhielten. Unter Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern athmete der C. Lust und üppigen Lebensgenuß, während er im Zeitalter der Revolution kriegerische Töne anschlug, wie die Marseillaise u. der Chant du départ. Von nun an kam in die französische Lyrik überhaupt ein melancholisch-elegischer oder leidenschaftlich aufgeregter Ton, und namentlich im C. prägte sich Alles aus, was das französische Volk als solches bewegte, so namentlich in den Liedern Bérangers, dem verkörperten Nationalgeist seines Volks. Die neueren Chansonniers, wie z. B. der gefeierte pariser Chan-

sonnier Pierre Dupont, sind meist Socialisten und verfolgten den besonderen Zweck, dem arbeitenden Volke Klagen, Wünsche und Hoffnungen in den Mund zu legen.

Chantal, Jeanne Françoise Frémiot de, Stifterin des Ordens der Heimsuchung, 1572 zu Dijon geboren, vermählte sich mit Christoph von Rabutin, Baron von C., unterstellte sich nach der Ermordung ihres Gatten 1604 der Bevormundung des heiligen Franz von Sales und stiftete auf dessen Anregung zu Annecy 1610 den genannten Orden, der, als sie 1641 †, 87 Klöster zählte. Der Papst Benedikt XIV. sprach sie selig und Klemens XII. heilig.

Chantilly, Flecken im französischen Departement Oise, an der Nonnette, 10 Stunden nördlich von Paris, ehemalige Residenz des Hauses Condé, mit berühmter Porzellan- u. Blondenfabrikation, trefflichem Gemüsebau und 2500 Einwohnern. Das ehemals hier befindliche große und prächtige Schloß der Condé, merkwürdig durch seinen Marstall für 250 Pferde, seinen eine Stunde langen, jetzt versumpften Kanal und seinen englischen Park, wurde 1793 in der Revolution zerstört. Ein kleineres, noch vorhandenes Schloß, im Renaissancestyl ausgeführt, ist jetzt im Besitz eines Handelshauses. Auf der großen Wiese vor C. werden jährlich im Mai von den Parisern sehr besuchte Pferderennen gehalten.

Chantonay, Flecken im französischen Departement Vendée, mit gegen 2000 Einwohnern. In der Nähe einträgliche Steinbrüche und unbenutzte Kupfer- und Steinkohlenbrüche. Hier schlugen im Juli 1793 die Republikaner die Vendéer und den 5. September die Vendéer den General Le Comte.

Chantrey, Francis, einer der berühmtesten englischen Bildhauer, am 7. April 1781 zu Jordanthorpe in der Grafschaft Derby geboren, war der Sohn eines kleinen Pächters, entlief der Kaufmannslehre und kam durch besonders günstige Umstände 1809 in die Zeichenschule der königlichen Akademie. Schon 1806 wurde er von der Akademie zum Gehülfen und zwei Jahre später zum Mitglied gewählt. Er † den 25. November 1842 zu London. C. hat viel gearbeitet, aber seinen Ruhm verdankt er hauptsächlich dem Porträt. Durch unermüdliche Studien gelang es ihm, seinen Köpfen Seele zu geben; auch seine Figuren sind in der Form vollendet und in den Stellungen geschmackvoll. C.'s berühmteste Werke sind: die Statuen von James Watt, Canning, L. Malcolm, Sir Hyde East &c., die Reiterstatue Georgs IV., die Büsten von Benjamin West, Wellington, besonders aber die Walter Scotts und das Monument der schlafenden Kinder im südlichen Flügel der Kathedrale von Litchfield. Mehre Werke C.'s sind in den „Illustrations of modern sculpture" in Kupfer gestochen. Vergl. George Jones, Sir Francis C., recollections of his life, practice and opinions, London 1843.

Chanuka, ein jüdisches Fest zu Ehren der Reinigung des Tempels und des neuen Altars durch Judas Maccabäus, welches im Monat Kislaw, gewöhnlich mit Illumination, 8 Tage lang gefeiert wurde.

Chaomantie (v. Griech.), bei Paracelsus Vorhersagung aus dem Wehen der Winde, überhaupt aus meteorischen Erscheinungen.

Chaones, eines von den drei Hauptvölkern von Epirus, pelasgischen Ursprungs, hatte früher das ganze Lande inne, bewohnte aber später den Küstenstrich vom Thyamisflusse bis zu dem akrokeraunischen Vorgebirge. Die Landschaft hieß daher Chaonia. Die C. sind die jetzigen Kimarioten.

Chaos (griech.), bei Hesiod der leere, unermeßliche Raum, welcher vor allen Dingen war und die Nacht und den Erebus gebar, bei Ovid die verworrene, formlose Urmasse, welche die rohen Stoffe der künftigen Weltbildung und der zu erzeugenden einzelnen Gestalten in sich trug. Ueber diese stark sinnliche Ansicht der griechischen u. römischen Mythe erhebt sich die hebräische Schöpfungsgeschichte, welche in Ergründung des Uranfangs der Dinge bis zur möglichst weitesten Abstraktion, dem Nichts, emporsteigt. Eine orphische Kosmogonie macht zum Princip aller Dinge ein ewiges, ungeborenes, unendliches C., das weder hell noch dunkel, weder trocken noch feucht, weder warm noch kalt war, sondern Alles als eine gestaltlose Masse in sich vereinigte, bis es sich nach der Zeiten Verlauf zur Eiform bildete, woraus ein Mannweib, als der Grund aller Dinge und aus seineren Stoffen gebildet, hervortrat. Dieses Mannweib schied die Elemente und schuf aus zwei (Luft und Feuer) den Himmel und aus zwei anderen (Erde und Wasser) die Erde. Hier ist C. die ungeschiedene, formlose Urmaterie, wie sie sich noch Apollonius Rhodus und Ovid dachten. Die jonischen Philosophen nahmen entweder das Wasser (Thales) oder die Luft (Anaximenes) oder das Feuer (Heraclitus) für das mit Unbegrenztheit und ewiger Bewegungsthätigkeit begabte Urwesen an und scheinen, jene einzelnen Elemente dem C. unterlegend, bei diesen Worten von der Idee eines allumfassenden Elements ausgegangen zu sein. So erhielt das Wort C. bei den Philosophen die Bedeutung des Alls, des Universums, des Alles, was in ihm ward, umfassenden Raums, der Alles umfassenden Natur. Da C., das älteste der Wesen, nie mit klar hervortretendem Charakter der Persönlichkeit, sondern bald als völlig regungslos, bald als im innern Kampfe seiner widerstreitenden Elemente begriffen gedacht wurde, so bedeutet es auch sprüchwörtlich eine ordnungslose, verwirrte Masse, Gemengsel, Gewirre, Wust.

Chapala, großer See in Mexiko, auf der Hochebene von Xalisco, über 20 □Meilen groß, ist von hohen, kahlen, unmittelbar aus dem See sich erhebenden Bergen umgeben, fast überall 6—7 Faden tief und wird am nördlichen Ende vom Rio Grande de Santiago durchströmt. Er ist sehr fischreich.

Chapeau-bas (franz.), Armhut, Kleinhut, ein kleiner, ganz flacher, dreieckiger Hut von schwarzer Seide, der nie aufgesetzt, sondern stets unter dem Arme getragen wird. Früher war er bei den vornehmen Ständen allgemein, später nur, wenn man sich feierlich kleidete, im Gebrauch und ist jetzt fast ganz verschwunden.

Chapelain, Jean, französischer Dichter, den 4. December 1595 zu Paris geboren, Sohn eines Notars, studirte Medicin und vorzüglich alte und neue Sprachen und zog durch seine Vorrede zu Marino's „Adone" die Aufmerksamkeit Richelieu's auf sich, der ihm eine Stelle an der neu errichteten Académie française gab und ihn mit der Einrichtung derselben beauftragte, sich auch seiner Feder

sowohl zur Feilung eigener Produktionen, als um die Urtheile der Akademie über den schon im Voraus verurtheilten Cid zu ordnen bediente. C. war jetzt das Orakel aller französischen Dichter. Der Beifall, den seine Sonette und Madrigale fanden, veranlaßte ihn, die Geschichte der Jungfrau von Orléans in einem Epos zu besingen; der Herzog von Longueville, welcher sich von diesem Gedicht viel versprach, gab ihm ein Jahrgehalt. Aber erst nach zwanzigjähriger Arbeit erschienen 12 Gesänge der „Pucelle“ (Paris 1658). Das Ganze sollte aus 24 Gesängen bestehen, von denen erst 1755 noch 3 u. 1756 wiederum 3 an das Licht traten. Die 4 letzten sind nie erschienen; das ganze Manuskript befindet sich auf der königlichen Bibliothek. So groß war die Neugier des Publikums, daß binnen 18 Monaten 6 Auflagen erschienen. Aber schließlich war Hohn und Spott des Dichters Lohn. Vergeblich priesen die bezahlten Günstlinge des Herzogs das Werk: es fiel vor Boileau's und seiner Freunde beißendem Urtheil. C. † den 22. Febr. 1674. Die vollständigste Ausgabe seines Epos erschien zu Genf 1762.

Chapelgorris, Name einer spanischen Truppengattung in den baskischen Provinzen, die während der Bürgerkriege auf den Seiten der Liberalen mit Auszeichnung focht, gekleidet mit dem Chapelgorri, einem grauen Oberrock, ohne Weste, rothen oder blauen Pantalons und einem wie einen Franziskanerstrick um den Leib gewundenen Gürtel, in welchem 8—10 Pakete Patronen staken, an der Seite ein Bayonnet, oft ohne Scheide, auf der Schulter eine Flinte und an den Füßen Schuhe ohne Strümpfe, einige auch wohl Alpargatas (eine Art Fußbekleidung aus Hanf).

Chapel-Hill, Stadt im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, Grafschaft Orange, am New-Hope-River (Seitenfluß des Cape-Fear-River), ist Sitz der Universität von Nordcarolina, die 1789 gegründet wurde.

Chapelier, Isaac René Guile, Deputirter in der französischen Nationalversammlung, 1754 zu Rennes geboren, zeichnete sich 1787 in dem Streite des Parlaments gegen den König als Vertheidiger des ersteren so vortheilhaft aus, daß er 1789 als Abgeordneter des dritten Standes in die Nationalversammlung gewählt wurde. Hier glänzte er als Redner, veranlaßte den Eid im Ballhause, bewirkte den Beschluß, daß die Gemeinden unmittelbar mit dem König unterhandeln dürften, verlangte die Entfernung der Truppen von Paris und die Errichtung einer Nationalgarde. Er wollte die besondern Vorrechte der Provinzen und des Landeigenthums der Geistlichkeit abgeschafft wissen und veranlaßte den Beschluß, daß fortan jeder Deputirte nicht als Geschäftsführer eines Departements, sondern als Repräsentant der ganzen Nation angesehen werde. Als Präsident des Konstitutionsausschusses feierte er in einer Rede die Abschaffung der Privilegien und verfaßte das Dekret über die Aufhebung der Adelsrechte. Den Protestanten in Elsaß und Franche-Comté verschaffte er freie Religionsübung. Bei der Organisation des Nationalgerichtshofs und Kassationstribunals 1790 war er besonders thätig. Er hauptsächlich veranlaßte auch die Einführung des dreifarbigen Nationalzeichens. Nach der Flucht des Königs ging er von den Jakobinern zu den Feuillants über und stellte den Antrag zur Unterdrückung der Kühnheit der Klubs, ward aber deshalb als Parteigänger für das Königthum 1794 hingerichtet. Seine literarische Thätigkeit widmete er Condorcets „Bibliothèque d'un homme public“ (Paris 1789—92, 28 Bde.).

Chapelle (la C. St. Laurent), Marktflecken im französischen Departement Deux-Sèvres, mit 1360 Einwohnern, welche bedeutende Fabrikation von Tuch, Taffet, Seidenhüten, Chemikalien, Parfümerien u. Liqueuren treiben.

Chapelle, eigentlich Claude Emanuel Lhuillier, französischer Dichter, 1626 zu La Chapelle, einem Dorfe bei St. Dénis, geboren, war der natürliche Sohn des reichen Maître de comptes, Franz Lhuillier, welcher den sechzehnjährigen Jüngling legitimirte und demselben ein ansehnliches Vermögen hinterließ. C. lebte geschäftslos als genußverständiger Weltmann und feiner Menschenbeobachter im vertrauten Umgange mit Racine, Molière, Boileau, Lafontaine u. A. und wurde von denselben oft über ihre Arbeiten zu Rathe gezogen. Seine Kritiken waren meist treffend, bisweilen scharf und schneidend. In seinen eigenen Gedichten, welche nicht zahlreich sind, bezeigt er sich als Meister anmuthiger Nachlässigkeit und üppig zarter Natürlichkeit. Außer Gelegenheitsgedichten hinterließ er eine ungemein anziehende theils poetische, theils prosaische „Relation d'un voyage fait en France“ (Paris 1662), welche am geistreichsten von Thümmel nachgeahmt worden ist. C. † am 12. Sept. 1686. Seine „Oeuvres“ wurden herausgegeben von Le Fevre de Saint-Marc (Par. 1755).

Chaperon (franz.), Schweifkappe, die Kopf und Hals bedeckte, wurde im Mittelalter von beiden Geschlechtern getragen, verlor sich später und hinterließ nur den Mönchskappen und Doktorhüten ihre Form; in der Baukunst die nach beiden Seiten abgeböschte Bedeckung einer Hof- oder Gartenmauer, deren First die Grenzlinie zwischen zwei nebeneinander liegenden Grundstücken bildet. Ist die Mauer nur auf einer Seite abgeböscht, so gehört sie dem Grundstück an, nach dem sich die Böschung hinneigt.

Chapman, George, englischer Dramatiker, 1557 zu Hitching-Hill in der Grafschaft Hertford geboren, studirte zu Oxford besonders die alten Sprachen, gewann zu London die Freundschaft Shakspeare's und Anderer, bekleidete unter Jakob I. eine Hofstelle und † 1634 oder 1635. Seine Uebersetzung der Ilias und Odyssee nimmt in der Geschichte der englischen Sprache und Literatur einen hohen Rang ein. Die Ilias erschien noch vor 1603, die Odyssee 1614. Ihr folgten Uebersetzungen der Batrachomyomachie, von Hymnen und Epigrammen. Unter seinen Trauerspielen ist „Bussy d'Ambois“ das berühmteste (1607). In seinen Lustspielen ahmte er auf geschickte Weise Terenz nach, überließ sich aber in der Ausführung der romantischen Freiheit seiner Zeit.

Chappe d'Auteroche, 1) Jean, französischer Astronom, geboren den 2. März 1722 zu Mauriac in der Auvergne, war erst Geistlicher, widmete sich dann der Astronomie, beobachtete 1761 zu Tobolsk den Durchgang der Venus an der Sonne und referirte darüber in seiner „Voyage en Sibérie fait en

1761“ (Paris 1768, 2 Bde.). Die Kaiserin Katharina II. ließ seine Behauptung, daß Rußland mehr Moräste und Wüsten als bevölkerte Städte und fruchtbare Gefilde habe, durch Schuwalow im „Antidote, ou Examen du mauvais livre intitulé Voyage en Sibérie etc.“ (Amsterdam 1771, 2 Bde.) widerlegen. Im J. 1769 unternahm C. zu astronomischen Zwecken eine Reise nach Kalifornien, † aber den 1. August desselben Jahres zu San-Lucar in Spanien. Seine „Voyage en Californie“ (Paris 1772) ward von Cassini herausgegeben.

2) Ignace Urbain Jean, Neffe des Vorigen, 1760 zu Rouen geboren, erhielt, nachdem er sein Studium der Rechte beendigt, eine Stelle beim Finanzwesen, verlor zwar dieselbe durch die Revolution, ward aber dafür Deputirter des Sarthedepartements in der gesetzgebenden Versammlung. Hierauf nahm er Theil an den telegraphischen Unternehmungen seines Bruders und ward nach desselben Tode Direktor der pariser Telegraphen, verlor aber unter Villèle's Ministerium seinen Posten und † den 20. Januar 1829 zu Paris. Er hat sich durch seine „Histoire de la télégraphie“ (Paris 1824, 2 Bde.) verdient gemacht.

3) Claude, Bruder des Vorigen, Erfinder des Telegraphen, 1763 zu Mans geboren, trat in den geistlichen Stand und erhielt 2 Pfründen, wodurch es ihm möglich wurde, seiner längst vorwaltenden Neigung zur Experimentalphysik ungestört nachzuhangen. Im Jahre 1792 Mitglied der philomatischen Gesellschaft zu Paris geworden, kam er auf den Gedanken, mit entfernt lebenden Freunden durch Zeichen zu sprechen. Nachdem er ohne Erfolg die Elektricität, verschiedene akustische Mittel, den Rauch verschiedener Brennmaterialien ꝛc. versucht hatte, erkannte er in der Atmosphäre das beste Kommunikationsmittel und erfand nun die von ihm Telegraph genannte Maschine. Noch in demselben Jahre übergab er dem Konvent die Beschreibung desselben u. erlebte die Freude, daß derselbe nach angestelltem glücklichen Versuch im Kleinen eine telegraphische Linie von Paris nach Lille anlegen ließ. Die Regierung, von der Wichtigkeit der Erfindung überzeugt, errichtete eine besondere telegraphische Administration, welche aus C. und zwei seiner Brüder bestand. Schmälerung seines Verdienstes versenkte ihn in tiefe Schwermuth; er ertränkte sich am 23. Januar 1805 aus Lebensüberdruß in einem Brunnen.

Chaptal, Jean Antoine Claude, Graf von Chanteloup, berühmter französischer Chemiker, Staatsminister und Pair, wurde den 5. Juni 1756 zu Nogaret im Departement Lozère geboren und zu Paris gebildet, wo er mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in Verbindung trat. Als Professor der Chemie in Montpellier eröffnete er die in der Folge unter dem Titel „Elémens de chimie“ (4. Aufl., Paris 1803, 3 Bde.; deutsch von Wolff, Königsberg 1791—1805, 4 Bde.) gedruckten u. in mehre Sprachen übersetzten Vorlesungen. Eine beträchtliche Erbschaft verwendete er zur Begründung von Anstalten, in denen seine Theorien praktisch ausgeführt wurden. Hier geschahen die ersten Versuche in der Bereitung von Schwefelsäure, künstlichem Alaun und Natron, welche in der Industrie eine förmliche Revolution bewirkten. Ihm verdankt Frankreich die Einführung des berühmten Türkischroth, und er war es auch, welcher die italienische Puzzolanerde durch ockerhaltige Erdarten ersetzte. Bei der Erstürmung der Citadelle von Montpellier 1791 zeichnete er sich durch Muth und Entschlossenheit aus und stellte den unglaublichen Pulverbedarf von täglich 35,000 Pfund in einer einzigen Mühle her. Verschiedene sehr ehrenvolle und lockende Berufungen schlug er aus. Nach Errichtung der polytechnischen Schule kam er an dieselbe als Professor der angewandten Chemie, ward Mitglied des Nationalinstituts und ließ sich 1798 in Paris nieder. Napoleon I. vertraute ihm versuchsweise die Sorge für den öffentlichen Unterricht und berief ihn 1799 in den Staatsrath. Als Mitglied des letzteren erhielt C. den Auftrag, vor dem Tribunat und dem gesetzgebenden Körper den Entwurf zur Eintheilung und Verwaltung der Departements, Arrondissements und Gemeinden zu vertheidigen. Zur nämlichen Zeit gab er seinen merkwürdigen Versuch über die Vervollkommnung der chemischen Künste in Frankreich („La perfectionnement des arts chimiques en France“, Par. 1800) heraus. Im Jahre 1800 zum Minister des Innern ernannt, richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf die Hebung der Industrie; er begründete die Handelsgesetzgebung und vermehrte die Börsen, sorgte für die arbeitende Klasse durch billige Feststellung der Verbindlichkeiten der Ateliers und ihrer Arbeiter und beutete die Fortschritte Englands im Maschinenwesen aus. Ihm verdankt Frankreich auch die erste Kunst- und Gewerbsschule, die anfangs in Compiègne errichtet und später nach Chalons verlegt wurde. Die großen Sammlungen des Konservatoriums für Künste und Gewerbe ordnete er und öffnete sie für den Unterricht industrieller Bürger. Er sorgte auch für Anlegung neuer Straßen, z. B. über den Simplon, den Mont Cenis und den Mont Genèvre, neuer Brücken über die großen Flüsse Frankreichs, neuer Kai's in der Hauptstadt, legte Kanäle an oder vollendete begonnene und begründete die freie Schifffahrt auf den Strömen und Flüssen. Auch die Wiederaufnahme der Arbeiten am Louvre, sowie am Museum Napoleons, die Anlage der Straßen von Rivoli, Castiglione und des Mont Tabor sind seine Verdienste. Er rief auch die ägyptische Kommission ins Dasein, die das für alle Zeiten ruhmvolle Nationalwerk schuf. C. verdankt Frankreich ferner die Wiederherstellung der medicinischen Schule und Gesellschaft, die Einrichtung der pharmaceutischen Schulen, des Hebammeninstituts am Hospice de la Maternité, nebst den Konkursen und den den ausgezeichnetsten Zöglingen aus allen Departements ohne Unterschied bewilligten Preisen; endlich noch die Errichtung des Generalkonseils und die Versorgungshäuser zu Paris. Vier Jahre reichten hin, um diese zahlreichen wohlthätigen Einrichtungen ins Leben zu rufen. Weil C. sich aber weigerte, den Runkelrübenzucker für besser zu erklären als Rohrzucker, erhielt er 1804 seine Entlassung und lebte nun ungestört den Wissenschaften, ward aber 1805 vom Kaiser zum Mitgliede des Erhaltungssenats berufen und 1811 zum Grafen erhoben. Während der hundert Tage war er Pair des französischen Kaiserreichs, Staatsminister und Direktor des Handels und der Manufakturen. Nach der Restauration trat er ins Privatleben zurück, ward aber im März 1815 von Ludwig XVIII. zum

Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt und 1819 in die Pairskammer gerufen. Er † zu Paris den 30. Juli 1832. Seine Hauptwerke sind die „Chimie appliquée aux arts“ (Paris 1807, 4 Bde.; deutsch von Hermbstädt, Berlin 1808) und die „Chimie appliquée à l'agriculture“ (Paris 1823, 2 Bde., 2. Aufl. 1829; deutsch von Eisenbach, mit einem Anhange von Schübler, Stuttgart 1824). Seine letzte literarische Leistung war sein Werk „De l'industrie française“ (Paris 1829, 2 Bde.).

Chaptalisiren, das nach Chaptal (s. d.) genannte, in Weinländern häufig in Anwendung gebrachte Verfahren, den Wein alkoholreicher zu machen. Man setzt dem Moste zu diesem Behuf Zucker zu, der sich bei der Gährung in Alkohol und Kohlensäure zersetzt. Da sich bei diesem Verfahren keine der Gesundheit schädlichen Nebenprodukte bilden, so ist das C. nicht unter die Weinverfälschungen zu rechnen. Gall in Trier modificirte das C. dadurch, daß er dem Moste außer Zucker auch Wasser zusetzte, wodurch sich die Säuremenge auf eine größere Masse vertheilte und in Folge davon relativ kleiner ward. Letzteres Verfahren heißt Gallisiren.

Chara *L.* (Armleuchter, Wasserstern), Pflanzengattung aus der Familie der Characeen, kleine, spannenlange Pflanzen, welche auf dem Boden der Teiche in großer Menge unter dem Wasser wachsen und völlig das Ansehen wie kleine Schachtelhalme haben. Sie sind rauh, werden auch zum Scheuern des Zinns gebraucht, sind gewöhnlich mit einer Kalkrinde überzogen wie Meerpflanzen und riechen wie Schwefelleber. Einige sind mit kurzen Stacheln bedeckt, andere glatt und ziemlich durchscheinend. Der Stengel besteht bald aus einer, bald aus mehren Röhren, in denen man durch das Mikroskop den Saft von einem Gelenk zum anderen auf- und absteigen sieht, ohne daß eine Scheidewand zwischen beiden Strömen wäre. Buchner und Brewster haben Analysen dieser Gewächse geliefert; der Hauptbestandtheil ist kohlensaurer Kalk, daher auch die Stengel, auf warmes Eisen gelegt, phosphoresciren. C. flexilis *L.*, mit einfacher Röhre, durchsichtigem Stengel, 3gabelig mit 2zackigen Zweigen und einzelnen Nüssen in den Achseln, findet sich häufig in Teichen und Brackwasser; C. vulgaris *L.*, mit aus mehren Röhren bestehendem, spiralförmig gestreiftem, 3 Zoll hohem, glattem, ziemlich biegsamem Stengel mit gegliederten Zweigen, ist in Sümpfen gemein. C. hispida *L.*, mit ebenfalls aus mehren Röhren bestehendem, gedrehtem, gefurchtem Stengel mit stachelförmigen Hüllblättern, die größte bekannte Art, oft 4 Fuß hoch, wächst häufig in Seen und Fischteichen.

Char à banc (franz.), Bankwagen, ein offener Wagen, an der Seite mit Bänken versehen, auf welchen man so sitzt, daß man nicht auf die Pferde, sondern nach den Seiten sieht. Auf den französischen und belgischen Eisenbahnen führen die Personenwägen zweiter Klasse diesen Namen.

Character indelebilis (lat.), in der katholischen Kirche das unauslöschliche geistliche Merkmal, welches in der Taufe, Firmelung und Priesterweihe der Seele gleichsam aufgeprägt wird, weshalb diese Sakramente nie zum zweiten Male ertheilt werden, wenngleich die damit verbundene oder dadurch empfangene Gnade wieder verloren werden kann. Auch die ältere evangelische Theologie statuirt einen von der Taufe ausgehenden C. i.

Charade, Wort- und Silbenräthsel, d. h. Räthsel, bei welchem der Name oder das Wort, das man zu errathen aufgibt, in seine einzelnen Silben zertheilt, diese nach einzelnen Merkmalen charakterisirt und zuletzt in Eins zusammengefaßt werden. Die C. ist also gewissermaßen ein mehrfaches, zusammengesetztes Räthsel; sie enthält in den einzelnen, als selbstständige Worte genommenen Silben mehre Räthsel, welche, wenn ein ästhetisches Interesse bewirkt werden soll, in gegenseitiger Beziehung stehen und sich sinnreich zusammenschließen müssen. Dazu eignen sich besonders die Sprachen, welche, wie die griechische, französische und deutsche, viele zusammengesetzte Wörter besitzen. Die Versform verleiht diesen Gedankenspielen einen empfehlenden äußeren Schmuck. Einige leiten den Namen C. vom celtischen Chwar, Spiel, ab, Andere behaupten, daß er französischen Ursprungs und von dem Worte char, Leiterwagen, gebildet sei, weil man einen solchen aus Leitern und diese wieder aus Sprossen zusammenfüge. Eine Sammlung von C.n lieferte Th. Hell unter dem Titel „Agrionien“ (Leipz. 1811 bis 1812). Lebende C.n sind solche, welche in geselligen Cirkeln durch einzelne Handlungen dargestellt werden, indem man jede einzelne der Silben, wie sie aufeinander folgen, durch kleine pantomimische, auch wohl dramatische Darstellungen personificirt und zuletzt das Ganze eben so gibt, und dann die Gesellschaft rathen läßt, was das dargestellte Wort sei.

Charadsch (arab.), in der Türkei der Tribut, welchen die Moldau und Walachei an den Sultan zu zahlen haben; früher ein Kopfgeld, welches alle nichtmohammedanischen Unterthanen des Sultans (Radscha's) bezahlen mußten, und wovon Einzelne nur in Folge besonderer Konventionen befreit waren. Dieses C. ist durch den Hattischerif vom 18. Febr. 1856 abgeschafft worden.

Charakter (v. Griech.), der Grundbedeutung nach s. v. a. Gepräge, welches durch Schnitt, Eindruck härterer Stoffe in andere weichere Stoffe, z. B. Holz, Stein, Metalle, gegeben wird, daher überhaupt unterscheidendes, auszeichnendes Merkmal irgend eines Gegenstandes, sofern sich das Eigenthümliche mit mehr oder weniger scharfen Zügen in einer hervorstechenden Beständigkeit äußert oder der Wahrnehmung darbietet. In dieser Hinsicht spricht man eben sowohl von dem C. einer Gegend, als eines Kunstwerks, des Menschen und des Thieres &c. Was zunächst den C. des Menschen, also den Inbegriff aller, sowohl physischen als geistigen und moralischen Eigenschaften betrifft, wodurch sich der Mensch überhaupt wie die verschiedenen Völker oder Klassen unterscheiden, so ist zu bemerken, daß der C. theils in der physischen Beschaffenheit und dem Verhältniß derselben zu seinem geistigen Organismus, dem sogenannten Temperament, theils in der eigenthümlichen Stimmung seines Gefühls- und Begehrungsvermögens, theils in seiner geistigen Organisation, insbesondere in dem Vorstellungs- und Urtheilsvermögen, theils in dem verschiedenen Lebensalter, theils endlich in der gewonnenen geistig-sittlichen Bildung beruht und durch diese verschiedenen Faktoren gebildet und bedingt wird. Ver-

steht man aber in Beziehung auf den Menschen unter C. die in einem Individuum als einem sinnlich-sittlichen Wesen vorherrschende Empfindungs-, Denk-, Vorstellungs- u. Handlungsweise, so spricht man zuvörderst von einem C. des Menschen überhaupt, oder des menschlichen Geschlechts, im Gegensatz zu dem der übrigen lebenden Wesen, und versteht darunter Alles, wodurch sich der Mensch über das Thier erhebt und von demselben unterscheidet. Da sich aber dieser C. der Menschheit nach Klima, Himmelsstrich, Religion, Kulturstand, Staatsverfassung, Geschichte, Beschäftigung, Lebensweise zc., überhaupt nach Allem, was auf die Bildung des Menschen Einfluß haben kann, verschieden modificirt, so statuirt man vor Allem einen Nationalcharakter und versteht darunter das eigenthümliche Gepräge des Geistes, wodurch sich die verschiedenen Völker mehr oder weniger von einander unterscheiden. Gleich wesentlich ist der Unterschied zwischen dem C. des Mannes und dem des Weibes, wonach der Mann mehr die schaffende Kraft, das Weib mehr die sanfte Milde repräsentirt. Ausnahmen von der Regel, Männer mit mehr weibischer und Frauen mit männlicher Denkweise sind beides Abnormitäten. Nicht minder gegründet ist der Unterschied zwischen dem C. der verschiedenen Zeitalter, wie wir denn in Bezug auf Bildung und Denkweise überhaupt von dem C., z. B. des Ritterthums, des Mittelalters, des 18. Jahrhunderts, sprechen. Somit wird denn auch das Wort auf die hervorstechende Eigenthümlichkeit der Denk- und Sinnesweise sowohl größerer Komplexe der Zeit nach zusammengehöriger Menschen, als auch einzelner Menschen angewandt. Charakterlos heißt Derjenige, der ohne feste Grundsätze, ohne Willenskraft, ohne sicheres Lebensprincip ein Spielball seiner Laune oder der Umstände ist; einen schwankenden C. dagegen finden wir da, wo sich die Denkart eines Menschen bald zum Guten, bald zum Bösen neigt. Ein Mann von festem C. ist der, welcher nach seiner Ueberzeugung stets möglichst zu handeln und seine sinnlichen Begierden und jede Stimmung der Seele unter der Vormundschaft seiner Einsicht, seines Gewissens und Willens zu halten sucht. Ein Mensch ohne C. (charakterlos) wäre derjenige, dessen Sinnes- und Handlungsweise jedes entschiedenen Gepräges entbehrt, der gleich einem Rohr von jedem Winde, von allen Zufälligkeiten, die auf den Menschen einwirken, unstät bewegt wird und in einem Augenblick verständig, im andern unverständig, jetzt edel und bald darauf unedel handelt zc., deshalb höchst unzuverlässig u. des Vertrauens unwürdig ist. C. haben, oder, was gleichbedeutend ist, ein Mann von C. sein, ist eben so viel, als einen C. besitzen, gleichviel, ob im guten oder bösen Sinne, meist aber nur im guten Sinne. Was die Verschiedenheit der einzelnen Ausprägungen der Denk-, Gefühls- und Handlungsweise betrifft, so treten hier, wie bei den Temperamenten, unendlich mannichfaltige Modifikationen ein, und die einzelnen C.e sind nicht weniger verschieden, als die Physiognomien. Je nach den besonderen Hauptrichtungen, welche der Mensch in Folge physischer und moralischer Affektionen nimmt, wird sich auch der C. als offen oder verschlagen, stolz oder sanft, rauh oder mild, muthig oder furchtsam, freigebig oder geizig zc. zeigen. Wie aber auch der festeste menschliche C. in Folge der menschlichen Schwachheit und Abhängigkeit überhaupt sich nie ganz gleich bleiben wird, ja wie namentlich frohe oder traurige Erlebnisse, angenehme oder bittere Erfahrungen, krankhafte Verstimmungen des körperlichen oder geistigen Organismus häufig einen so mächtigen Einfluß auf den Menschen äußern, daß ein C. auf kürzere oder längere Zeit gleichsam die Farbe wechselt oder ganz verleugnet, wie z. B. in dem Leben der größten Helden Augenblicke der Muthlosigkeit, bei dem Feigen Momente des Heldenmuthes, bei dem Stolzen oft eine vorher nie für möglich gehaltene Weichheit des Gefühls, bei dem Habsüchtigen und Geizigen Anwandlungen der Freigebigkeit zc. vorkommen können, so wird der C., der sich überhaupt in den männlichen Jahren erst vollständig ausbildet, insbesondere wieder durch die verschiedenen Altersstufen modificirt. Wenn auch die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Denk- u. Handlungsgrundsätze im Wesentlichen nie verwischt oder völlig umgewandelt, sondern eben bloß modificirt, gebildet, sich selbst überlassen oder geschärft, veredelt oder verdorben werden kann, so tritt doch in der Regel in den spätern Lebensperioden in demselben Grade, als die Züge des Gesichts sich mehr markiren, auch der Grundcharakter in schärferem Gepräge hervor. So geht der Stolz gewöhnlich in Härte oder Herrschsucht, die Furchtsamkeit in Feigheit, der Heldenmuth in stoische Todesverachtung, der Eigennutz in entschiedene Habsucht über zc. In derselben Weise, wie diese falschen Richtungen, bildet sich auch der edle C. immer vollkommener aus. Der Wohlthätigkeitssinn erhebt sich zur reinen Menschenliebe, die Milde zur schonenden Sanftmuth, die muthige Entschlossenheit zur klaren Entschiedenheit zc. Unverkennbar ist übrigens, daß die geistige Eigenthümlichkeit bei einigen Menschen mehr, bei andern weniger biegsam ist, und daß bei letzteren, wenn nicht eine höhere Bildung eintritt, oft keine Erziehung, kein Schicksal, kein Alter im Stande ist, der Verknöcherung der Sinnes- und Denkart zu wehren. Wie es weiche Gemüther gibt, die sich jedem Eindrucke fügen, so gibt es auch wahre Eisennaturen, welche für jede Einwirkung von außen her unzugänglich sind. Diese letzteren sind es, welche, durch eine tüchtige geistlich-sittliche Bildung unterstützt, die festen C.e im höchsten Sinne darstellen, was, wie bereits erinnert, sowohl in moralischer, als in der entgegengesetzten Weise geschehen kann, wie die Geschichte für letztere Kategorie eine Menge abschreckender Beispiele darbietet. Deshalb unterscheidet man den psychologischen und moralischen C. und versteht unter ersterem diejenige durch Beständigkeit sich auszeichnende Denk- und Handlungsweise, deren Bestimmungsgründe nicht in sittlichen Motiven oder freier Selbstthätigkeit, sondern in individueller Naturbeschaffenheit beruhen.

In der Aesthetik bezeichnet das Wort C. den bestimmten Ausdruck, die darzustellende Idee eines Kunstwerks je nach den eigenthümlichen Mitteln, welche der betreffenden Kunst zu Gebote stehen, und deren Grenzen nicht überschritten werden dürfen; in demselben Sinne spricht man auch von dem C. der verschiedenen Künste und bezeichnet hiermit diese Eigenthümlichkeit ihrer Darstellungsweise. Endlich bezeichnet das Wort auch so viel als Ehrenprädikat, Titel, weshalb die Personen, welche solche

Auszeichnungen erhalten, charakterisirte Personen genannt werden.

Charaktere (v. Griech.), überhaupt Zeichen, Figuren, für Gegenstände einer Wissenschaft, so von Apothekern, Astronomen, Chemikern, Mathematikern, Kalendermachern rc. gebraucht; im Handel: Ziffern, Buchstaben oder sonstige Zeichen, dergleichen man sich besonders bei Waaren auf Preiszetteln bedient, um sich und damit Vertrauten den genauesten Preis zu bezeichnen. Meist wählt man Worte, welche 10 von einander verschiedene Buchstaben enthalten, z. B. Heiligthum, um daraus die Zahl von 1—10 zu bilden. Allgemeine C. (characteres universales) nannte man Schriftzeichen, vermittelst welcher man sich allen kultivirten Völkern aller Sprachen verständlich machen wollte. Seit Leibnitz, welcher zur Erfindung einer solchen Schrift den ersten Versuch machte, haben sich Viele die Mühe gegeben, über derartige Schriftzeichen nachzusinnen, indem sie fortwährend die Thatsache im Auge behielten, daß man auf dem größten Theil der Erde das versteht, was die von den Arabern erfundenen Zeichen 1, 2, 3 rc. ausdrücken, obgleich jede größere Völkerschaft sie anders nennt. Vgl. Pasigraphie.

Charakteristik (v. Griech.), die Darstellung u. Bezeichnung gewisser Eigenthümlichkeiten, insbesondere die anschauliche Darstellung aller zur Bezeichnung eines Charakters erforderlichen Merkmale in möglichst genauen u. unser Interesse dergestalt ansprechenden Umrissen, daß die Darstellung gleichsam den Gegenstand ersetzt. C. ist ein Haupterforderniß in jeder schönen Kunst, aber die dazu nöthigen Mittel sind nach Verschiedenheit der einzelnen Künste verschieden. Der Dichter schildert Wesen mit hervorstechenden guten und bösen Eigenschaften oder gemischten oder auch gar keinen hervorstechenden Eigenschaften; immer aber soll er uns Menschen hinstellen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. Eben das Schwankende in der Menschennatur scharf aufzufassen und darzustellen, gerade das Inkonsequente, wie es sich so oft findet, die Verirrungen der Tugend, die Lichtseiten des Lasters, kurz, die zahllos widersprechenden Erscheinungen in dem Menschen zu veranschaulichen, ist die Sache des Dichters. So vielfach aber auch die Nüancirungen vorhanden sein mögen, so darf der Dichter doch nicht gegen die allgemeinen Naturgesetze verstoßen; z. B. daß ein Mensch von phlegmatischem Temperament der feurigsten Liebe fähig sei, ist psychologisch unwahr. Der Charakter muß eine gewisse Haltung haben; selbst die Inkonsequenz, wenn sie dargestellt wird, muß begründet sein und der Charakter darin hervortreten. Im Allgemeinen geht der C. in der Kunst als der sorgsamen Beobachtung des Einzelnen die Auffassung des Ideals voraus, damit sich in dem Werke, oder in der äußern Form der Geist lebendig ausspreche, das Ideal also, indem es die Wirklichkeit (das Individuelle) in sich aufnimmt, sich in der Form charakteristisch gestalte und durch diese Vereinigung die wesentliche Schönheit der Darstellung erreiche.

Charakteristisch (v. Griech.), im Allgemeinen Alles, was dem Gegenstand, an dem es sich als Eigenschaft befindet, ein bestimmtes Gepräge gibt, vermöge dessen jener nicht mit anderen verwechselt werden kann, wie beim Menschen das Naturell, Temperament, Talente, Gemüthsart, Neigungen.

Charaktermasken, solche Theaterkostüme, welche die Kleidung gewisser Stände, oder Persönlichkeiten darstellen, im Gegensatz zu den Phantasiemasken.

Charakterrollen, in einem Theaterstücke alle diejenigen Rollen, in denen eine Eigenthümlichkeit des innern Menschen u. seines Gemüths entwickelt und zur Anschauung gebracht wird. Gewöhnlich führt die Wirkung eines Charakters die Verwickelung derjenigen Stücke herbei, welche man Charakterstücke (s. d.) nennt. Der Dichter hat daher solchen Rollen meist eine besondere Ausdehnung gegeben und durch genaue Schilderung dem Schauspieler gemeiniglich das eigene Schaffen erspart, so daß dieser höchstens nur einzelne Charakterzüge hinzuzufügen hat. Alle Situationen eines Stücks dienen dann meist nur dazu, um den Hauptcharakter in allen Richtungen zu heben. Der Geizige, der leichtsinnige Lügner, die Einfalt vom Lande sind große C., deren Bedeutung für die Bühne der Dichter schon durch die Wahl des Titels angedeutet hat. Kleine C. sind solche, die durch scharf ausgeprägte Charakteristik das Interesse des Zuschauers für sich in Anspruch nehmen, ohne durch ihre Stellung zum Ganzen des dramatischen Gedichts an und für sich selbst auf ein solches Interesse Anspruch machen zu können. In diesen hat der Schauspieler, zumal der komische, das weiteste und dankbarste Feld für das eigene Schaffen, und man findet häufig eine anscheinend unbedeutende Rolle auf einem andern Theater durch gelungene Charakteristik zu einer Bedeutung gesteigert, die nicht in der Rolle selbst, sondern nur in dem zufälligen Zusammentreffen mit einer ganz besonderen Befähigung des Darstellenden ihre Erklärung findet. Doch hat sich der Schauspieler zu hüten, daß er nicht aus der Grenze trete, welche der Dichter der Rolle im Verhältniß zum Ganzen gezogen hat.

Charakterstücke, im Gegensatze zu Intriguen-, Situations- und Konversationsstücken diejenigen Schauspiele (meist Lustspiele), in denen sich der Charakter der Hauptperson aus sich selbst entwickelt und diese Charakteristik die vorherrschende ist. In dem Helden des Stücks treffen alle Hauptzüge der darzustellenden Leidenschaften in der Person als Fokus zusammen, und der Charakter erscheint so gewissermaßen als personificirt, wie in Kotzebue's „Organen des Gehirns". Wenn der Charakter nicht in die Fabel des Stücks eingreift, nicht mit ihr innig verwebt ist, stört er das dramatische Leben. Die trefflichsten Stücke dieser Gattung sind auch nie ohne innige Verschlingung mit der Fabel, und je besser der Dichter diese beherrscht, desto sorgsamer läßt er den Charakter dem Gewebe der Fabel dienen; der Charakter wird ein Motiv der Fabel, die Fabel ein Abglanz des Charakters. Auf keine Seite darf die Wage schwanken, geschweige gewaltsam auf eine Seite herabgedrückt werden. Eine nothwendige Eigenthümlichkeit des eigentlichen Charakterstücks ist das Gegenüberstellen zweier sich durchaus entgegengesetzter Charaktere, so daß der eine dem andern als Folie dient, z. B. der Aengstliche muß einem Entschlossenen, der Feige einem Muthigen, der Philister einem Schwärmer rc. gegenüberstehen, indem nur so Konflikte herbeigeführt und der Kontrast anschaulich gemacht werden kann.

Charaktertänze, Tänze, die einer bestimmten Nation, einer bestimmten Zeit oder einem bestimm-

ten Stande entweder eigenthümlich angehören, oder dieselben charakterisiren. Hierher gehören zunächst alle Nationaltänze, obgleich manche, wie die Allemande, nur der Nationalität eines Volks nachgebildet sind. Auch ist jeder Tanz, der ein gewisses Lebensalter, eine Gewohnheit, einen Stand veranschaulichen soll, unbedingt ein Charaktertanz.

Chardin, Jean, berühmter Reisender, Sohn eines reformirten Juweliers zu Paris, geboren den 26. November 1643, ging, kaum 22 Jahre alt, nach Ostindien, um Diamanten einzukaufen. Nach kurzem Aufenthalt in Surate begab er sich nach Persien und blieb, zum königlichen Kaufmann ernannt, 6 Jahre in Ispahan, mit Studien über die politischen und militärischen Zustände des Reichs beschäftigt. Mit reichen historischen und antiquarischen Sammlungen kam er 1670 in sein Vaterland zurück, verweilte aber von 1671—81 in Persien und Indien. Nach seiner Rückkehr ward er in London vom König Karl II. zum Ritter geschlagen und einige Jahre später als bevollmächtigter englischer Minister und Agent der englisch-ostindischen Kompagnie nach Holland gesandt. Später nach England zurückgekehrt, † er den 26. Januar 1713 in der Nähe von London. C. war durch seine ausgezeichnete Beherrschung der türkischen, persischen und arabischen Sprachen, durch seine scharfe Beobachtungsgabe, sowie durch Umsicht, Unerschrockenheit und Wahrheitsliebe besonders befähigt zur Erforschung der Eigenthümlichkeiten des orientalischen Landes und Volks. Er schrieb: „Le couronnement de Soleiman III, roi de Perse etc.“ (Paris 1671); „Voyages du Chev. C. en Perse et autres lieux de l'Orient etc.“ (mit trefflichen Zeichnungen von Grelot, neueste Ausgabe von L. Langlès, das. 1811, 8 Bde.). Von seinen Handschriften wurden die „Notes sur divers endroits de l'écriture“ von Thomas Harmer für die zweite Ausgabe seiner „Observations on divers passages of scripture“ (London 1776, 2 Bde.) benutzt.

Charente, französischer Fluß, entspringt bei dem Dorfe Cheronnac in den Limousinbergen (Departement Obervienne), wendet sich anfangs nach Nordwesten, dann nach Südwesten, wird bei Montignac vermittelst 27 Schleußen schiffbar u. fällt der Insel Oléron gegenüber nach einem außerordentlich gewundenen Laufe von 48 Meilen in den Busen von Gascogne. Er ist befruchtenden Ueberschwemmungen unterworfen u. nimmt links die Touvre, rechts die Boutonne auf. Der Fluß führt Perlen u. gibt den Departements Charente und Niedercharente den Namen. Bei den Römern hieß er Carantonus.

Das Departement C., gebildet aus Theilen der alten Provinzen und Landschaften Angoumois, Saintonge, Poiton und Lamarche, liegt im südwestlichen Frankreich, ist begrenzt von den Departements der beiden Sèvres, Vienne, Obervienne, Dordogne, Gironde und Untercharente und umfaßt 107,04 □Meilen mit 378,721 Einwohnern. Das Land hat einen ungleichen Boden, im Norden mit hohen Hügeln (Fortsetzung der Limousinberge), im Süden mit weniger ansehnlichen Höhen. Bewässert wird es von der hier schiffbaren C. und ihren Nebenflüssen. Die Tardouère, die links in die C. fließt, hat in ihrem Bette so viel Höhlungen, daß sie in denselben die Hälfte ihres Wassers verliert; mit dem Bandiat, der dieselbe Eigenschaft hat, kann sie sich nur in der Regenzeit vereinigen. Der Taponnet verliert sich nach einem Laufe von mehren Lieues ganz in Abgründen. Die Touvre kommt aus Höhlen in steiler Felswand und kann von der Quelle an Schiffe tragen. Die Kalkformation macht das Land großentheils zu einem sehr trockenen, obwohl die übrigen Flußthäler reiche Weide haben. Das Klima ist mild, die Luft rein und gesund. Ueber die Hälfte der Fläche ist Ackerland, dessen Ernte für die Bevölkerung hinreicht, $^1/_5$ ist mit Rebenpflanzungen bedeckt, deren Wein großentheils in Branntwein (Cognac, Chollet) verwandelt wird, wovon jährlich über 39,000 berliner Orhoft zur Ausfuhr kommen. Das übrige Land hat Wälder (Kastanien &c., ungefähr $^1/_7$ der Oberfläche), unbebaute Ebenen u. (gegen $^1/_4$ der Bodenfläche) Wiesen, auf denen jährlich über 30,000 Stück Rindvieh gemästet werden. Reich ist das Land noch an Nüssen und Trüffeln. In 6 Hochöfen und 15 Frischöfen wird das gewonnene Eisen verarbeitet. Eingetheilt ist das Departement in die 5 Arrondissements, Angoulême, Barbezieux, Cognac, Confolens und Ruffec; Hauptstadt ist Angoulême. Das Land stand früher unter eigenen Grafen, ward 1380 wegen Felonie eingezogen und kam an das Haus Orléans und mit dessen Thronbesteigung für immer an die französische Krone. Hier wurden die blutigen Kämpfe zwischen den Engländern und Franzosen und zwischen den katholischen und reformirten Einwohnern entschieden.

Das Departement Niedercharente (Charente inférieure), gebildet aus Theilen von Angoumois und Poiton, grenzt südlich und westlich an den Ocean, nördlich an das Departement Vendée, östlich an die Departements beider Sèvres, C. und Gironde und hat 130,32 □Meilen mit 474,828 Einwohnern. Der Boden, nur wenig hügelig, besteht zum Theil aus trocken gelegten Sümpfen. Ueber die Hälfte der Bodenfläche ist angebaut, etwa $^1/_6$ mit Wein, gegen $^1/_8$ Wiese, $^1/_7$ Waldung. Hauptfluß ist die C., welche hier in die Meerenge Pertuis de Maumasson mündet; an der südlichen Grenze fließt die Gironde mit den Nebenflüssen Seugne, Boutonne, Sèvre, Niortaise, Sendre, sämmtlich schiffbar. Dem Verkehr dienen auch 2 Kanäle, der von Brouage im Süden u. der von Niort nach la Rochelle im Norden. Am Meer finden sich Salzsümpfe, die treffliches, von den Engländern gesuchtes Salz liefern, dabei aber sehr ungesunde Dünste aushauchen. Im Uebrigen ist das Klima mild u. gesund. Man baut Getreide, Hanf u. Flachs, viel Wein, aus welchem größtentheils Branntwein gebrannt wird; Obst, vorzüglich Kastanien, Nüsse und Pflaumen in Menge und von vorzüglicher Güte. Auch die Pferde u. Schafe sind geschätzt. Das Meer und die Flüsse liefern treffliche Fische und Austern (berühmt sind die von Marennes). Die Industrie erstreckt sich auf einige Fabriken in Weberei, Porzellan, Glas; bedeutender ist der Handel, welcher ganz besonders durch die schiffbaren Flüsse, Kanäle und zahlreichen Rheden und Häfen (38 an Zahl) an der Küste befördert wird. Zu diesem Departement gehören die Inseln Rhé, Oléron u. Aix. Arrondissements sind: la Rochelle, Marennes, St. Jean d'Angely, Jonsac, Rochefort, Saintes. Hauptstadt ist la Rochelle.

Charenton, Flecken im französischen Departement Seine, bei Paris, an der Seine und dem Wald von

Vincennes, zerfällt in die beiden Gemeinden C. le Pont mit 3220 und C. St. Maurice mit 2630 Einw. und ist besonders berühmt durch die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wegen der Protestanten hier gehaltenen Kontroversen. Zu C. befindet sich jetzt ein großes Irren- und Krankenhaus.

Chares, 1) athenischer Feldherr, Sohn des Theochares, war mehr vom Glück begünstigt als persönlich tüchtig und tapfer, erkaufte sich die Gunst des athenischen Volkes und ward zu mehren Expeditionen ausgeschickt. Im Jahre 361 v. Chr. kam er an der Spitze athenischer Hülfsvölker den von Sicyon und Argos bedrängten Phliasiern erfolgreich zu Hülfe, erregte jedoch 361 im Feldzug gegen Alexander von Pherä durch seine Feigheit und Habsucht die Erbitterung der Bundesgenossen gegen Athen. Im dreijährigen Kriege der Bundesverwandten nöthigte er den Oriten Charidemus zur Zurückgabe des Chersonesus an die Athener und wurde nach Chabrias' Tode 358 alleiniger Feldherr, bis Iphicrates und Timotheus mit einer zweiten Flotte erschienen, worauf die vereinigten Geschwader der Athener gegen Byzanz segelten, um die Chier, Rhodier und Byzantiner von Samos abzuziehen. Vorsicht seiner Mitfeldherren als Verrätherei deutend, ließ er dieselben entsetzen und vermiethete zur Ersparung der Kosten für die Unterhaltung der Flotte sich und sein Heer an einen persischen Satrapen. In dem folgenden Kriege zwischen Philipp von Macedonien und den Olynthiern (349 v. Chr.) kam C. mit atheuischen Truppen den letztern zweimal zu Hülfe. Auch den Byzantinern ward er als Beistand gesendet, aber von diesen wegen seiner früher an den Bundesgenossen verübten Erpressungen nicht aufgenommen. Er endigte mit der Aufführung in der Schlacht bei Chäronea seine für Athen unglückselige Laufbahn, 338 v. Chr.

2) C., Bildhauer, von Rhodus gebürtig, Schüler des Lysippus, lebte um 324 v. Chr. und verfertigte den 70 Ellen hohen Sonnenkoloß auf Rhodus. Die Statue bestand ohne Zweifel aus mehren Gußstücken, und ihren Kern bildeten gemauerte, große Werkstücke. Wahrscheinlich war der Gott sitzend dargestellt und nicht zur Durchfahrt der Schiffe mit auseinander gespreizten Beinen; wenigstens ist dies eine der griechischen Kunst unwürdige Vorstellung. Alte Nachahmungen von dem Bildwerke sind nicht mehr vorhanden. Doch erscheint auf einer rhodischen Münze das Haupt des Sonnengottes mit Flammenhaaren, wozu der Koloß das Muster abgegeben haben dürfte. Dieses siebente Wunderwerk der Welt wurde schon 56 Jahre nach seiner Aufstellung durch ein Erdbeben oberhalb der Kniee abgebrochen. Plinius nennt die Trümmer gähnende Schlünde. Von C. befand sich auch ein kolossales Haupt auf dem römischen Kapitol, vom Konsul P. Lentulus dahin gestiftet.

Charette de la Contrie, François Athanase, einer der ausgezeichnetsten Führer der Vendéer im Kampfe gegen die republikanischen Franzosen, war am 17. April 1763 zu Coussé bei Ancenis geboren. Er trat früh in den Dienst der königlichen Marine und wurde 1789 Schiffslieutenant, verließ aber bei den Fortschritten der Revolution Frankreich und ging nach Koblenz. Nach der Bretagne zurückgekehrt, wurde er Chef der Nationalgarde, versuchte hierauf in Paris den König zu retten, entging glücklich den Verfolgungen am 10. August und lebte eine Zeitlang auf seinem Schlosse Ponteclause. Von Ehrgeiz, Rachsucht und Kampfwuth getrieben, befehligte er sodann 1793 die Insurgenten des untern Poitou, war zwar anfangs unglücklich, machte sich aber doch bald zum Herrn der ganzen untern Vendée. Da er nach seiner Vereinigung mit den Insurgenten der obern Bretagne die gehoffte Oberkommandantenstelle bei dem vereinten Heere nicht erlangte, focht er fortan auf eigene Faust u. machte durch Sengen und Brennen seinen Namen zum Schrecken der Republikaner, verlor aber zugleich auch das Vertrauen seiner Partei. Er verband sich daher mit Stofflet, dem Führer in der obern Bretagne, schloß jedoch am 15. Februar 1795 mit dem Konvent Frieden und machte sich sogar verbindlich, auch Stofflets Unterwerfung zu bewirken. Unerschrocken erschien er mit 4 seiner Offiziere in voller royalistischer Uniform zu Nantes. Der Befehl der Behörden, die royalistischen Abzeichen abzulegen, und der Umstand, daß General Hoche mehre Vendéerchefs hatte verhaften lassen, brachte C. jedoch zu dem Entschluß, alle friedlichen Verhältnisse wieder abzubrechen und den Krieg bis zum letzten Mann fortzusetzen. Er mußte nach einem blutigen Gefechte bei St.-Cyr in den Wald von Aizenay fliehen, von wo aus er einen Guerillaskrieg begann. In demselben schwer verwundet, wurde er gefangen und am 29. März 1796 zu Angers erschossen.

Charfreitag, der dem Osterfeste vorangehende Freitag, der von den Christen zum Andenken an Christi Kreuzestod festlich begangen wird. Die Verlegung dieser Feier auf den dritten Tag vor dem Ostersonntag beruht auf dem Bericht der Evangelisten, ist aber in sofern nicht streng chronologisch, als das Osterfest nicht an einen bestimmten Tag gebunden ist. Zeugnisse mehrer Kirchenväter machen wahrscheinlich, daß schon im 2. Jahrhundert eine besondere Feier des Todestages Christi Statt gefunden habe. Gesetzlich führte sie wohl erst Konstantin der Große ein. Das Wort Char hängt weder mit dem griechischen charis, Gnade, noch mit dem lateinischen carus, lieb, oder carena, Fasten, noch auch mit dem altdeutschen Worte Kar (Buße, Klage) zusammen, sondern ist wohl die Uebersetzung des griechischen Parasceve, womit die Juden jeden Freitag als Vorsabbath benannten, und welches Luther durch „Rüsttag" übersetzt hat. Vorbereitung, Zurüstung aber hieß in der altdeutschen Sprache Kara oder Gara (daher auch die Bezeichnung Garküche). Hiernach wäre also die eigentliche Bedeutung des Namens C., Charwoche: Vorbereitungstag und Vorbereitungswoche auf das Paschafest, welches auch die ersten Christen, nur mit anderer Beziehung, feierten. Neben der Benennung C. ist noch die „stiller Freitag" gebräuchlich geworden, welche sich aus der Art der Feier dieses Tages erklärt. Die kirchliche Feier des C.s war von Alters her eine stille; besonders herrschte von der 6. Abendstunde des Tages an, in welcher Christus dem evangelischen Bericht nach verschied, bis zum Anbruch des Auferstehungsmorgens allgemeine Ruhe. Neben dem Ausdruck der schmerzlichen Bedeutung des Tages fehlte jedoch auch der des Dankes und der Freude nicht, weil der Tag auch an das aus Christi Erlösungstode der Menschheit erwachsene Heil erinnern sollte. Hier und da, z. B. in Spanien, dehnte

man die Beschränkung prunkvoller kirchlicher Feierlichkeiten bis zur gänzlichen Einstellung des Gottesdienstes an diesem Tage aus, wogegen jedoch das Koncil von Toledo 633 erklärte, daß gerade an diesem Tage das Heil der Sündenvergebung verkündet und das Abendmahl genossen werden solle. Im Uebrigen blieb der Tag ein strenger Fasttag. Die Vereinfachung der gottesdienstlichen Feier für diesen Tag bestand im Mittelalter dem Wesentlichen nach in Folgendem: Glockenklang, Orgel- und Musikbegleitung des Gesangs fielen weg, statt der Hymnen sang man die Klagelieder Jeremiä und das Kyrie eleison. Ferner unterließ man auch das sonst gewöhnliche Kniebeugen in der Kirche, sowie den Bruderkuß bei der Kommunion, da die Juden Christus durch Kniebeugen verhöhnten und Judas ihn mit einem Kuß verrieth. Die Hostie durfte am C. nicht konsekrirt werden (es geschah dies Tags vorher), und auch der Priester enthielt sich des Weins. Der Schmuck der Kirche wurde vereinfacht und das Krucifix verhüllt. Jetzt wird in der katholischen Kirche letzteres gerade am C. der Verehrung dargeboten. In der protestantischen Kirche ist es ziemlich allgemein herrschende Sitte, Altar, Kanzel und Taufstein an diesem Tage schwarz zu bekleiden. Endlich war es schon in den ältesten Zeiten gebräuchlich, und ist es noch heute in der katholischen Kirche, die Passionsgeschichte bei der gottesdienstlichen Feier des C.s nicht aus der Evangelienharmonie, sondern aus dem Evangelium des Johannes vorzulesen. In der katholischen Kirche gilt der C. nur als ein halber, in der protestantischen als ein ganzer Festtag.

Charge (franz.), Last, Ladung, Amt, Stelle, besonders eine höhere, namentlich beim Militär; Angriff, besonders der Reiterei im Carrière, auch des Fußvolks mit dem Bayonnet; Zeichen dazu mit der Trompete; Ladung zum Schuß; in der Maler- und Dichtkunst das Ueberladene, Uebertriebene im Ausdruck.

Chargé d'Affaires (franz.), Geschäftsträger, diplomatischer Agent, welcher nicht bloß bei einem Souverän, sondern auch bei einem auswärtigen Amte akkreditirt ist und seine Vollmacht lediglich vom Minister hat.

Charibert, fränkischer König aus der Dynastie der Merovinger, der älteste von den 4 Söhnen Chlothars I., welche den Vater überlebten (561), verband sich, als Chilperich I. das ganze Reich an sich zu reißen gedachte, mit seinen Brüdern Guntram und Siegbert, und vereint zwangen sie nun den habsüchtigen Bruder zur Theilung. Durch das Loos fiel C. der Theil des Landes zu, welchen ehemals seines Vaters Bruder, Childebert I., besessen hatte, und dessen Hauptstadt Paris war. Nach dem Dichter Venantius Fortunatus soll sich C. vor seinen Stammesgenossen durch tugendhaftes Leben und milde, einsichtsvolle Regierung ausgezeichnet haben, wovon jedoch der freilich parteiische Geschichtschreiber Gregor von Tours nichts weiß. Wegen einer Doppelheirath traf ihn von Seiten des Bischofs Germanus des Heiligen von Paris der Bann. Er † 567.

Charicles, Athener, Sohn des Apollodorus, befehligte 413 v. Chr. im peloponnesischen Kriege die athenische Flotte und war nach Athens Sturz als einer der 30 Tyrannen von großem Einfluß.

Charidemus, berüchtigter Parteigänger zur Zeit des beginnenden Verfalls der Griechen, gebürtig aus Oreos auf Euböa um 360 v. Chr., war anfangs Seeräuber, dann abwechselnd im Dienst der Athener, persischer Satrapen und Thraciens. Ungewiß ist, ob dieser C. derselbe ist, den 352 die Athener gegen Philipp von Macedonien nach Thracien schickten, und den die kriegerisch gesinnte Partei nach der Schlacht bei Chäronea zum Feldherrn erheben wollte, aber gegen Phocion nicht behaupten konnte. Noch wird von letzterem erzählt, daß er zuerst dem Demosthenes Nachricht von dem Tode Philipps gegeben habe u. unter Denen gewesen sei, deren Auslieferung Alexander nach der Zerstörung Thebens den Athenern zur Strafe auferlegte. Er kam indeß mit der Verbannung davon, ging zu Darius nach Asien und wurde von diesem mit Auszeichnung behandelt. Da er jedoch seinen Tadel über die gegen Alexander getroffenen Maßregeln freimüthig äußerte, wurde er hingerichtet (333 v. Chr.).

Charilaus (Charillus, d. i. Volksfreude), König von Sparta, 863 v. Chr., nachgeborner Sohn des spartanischen Königs Polydectes, aus der Familie der Procliden oder Eurypontiden, Neffe des Lykurg, dessen Staatsreform in seine Regierungszeit fiel. C. zerstörte in Gemeinschaft mit seinem Mitkönig Archelaus die Stadt Aegis an der arkadischen Grenze und fiel in das Gebiet der Argiver ein, ward aber auf einem Zuge gegen die Tegeaten mit seinem ganzen Heere gefangen genommen und nur gegen das Versprechen, nie mehr die Tegeaten mit Krieg zu überziehen, freigegeben. Er wird als ein milder und edeldenkender Herrscher geschildert.

Charis, Anmuth, Gemahlin des Vulkan bei Homer (Ilias, XVIII, 382), in der Odyssee Aphrodite selbst, nach Hesiod, Pausanias und Eustathius eine der Charitinnen.

Charist, Jehuda-Ben-Salomo, hebräischer Dichter des 13. Jahrhunderts, in Xeres in Spanien geboren, † vor 1235. Von seinen Uebersetzungen aus dem Arabischen ins Hebräische erlangte besonderen Ruhm die der Makamen des Hariri, die ihn zu einem ähnlichen Originalwerk, „Tachkemoni", in hebräischer Sprache begeisterten. Dasselbe zeichnet sich durch dichterische Fülle und Reichthum von Kenntnissen und Anschauungen der Zustände seines Volkes aus. Gedruckt wurde es zu Konstantinopel (1578) und zu Amsterdam (1729); eine kritische Ausgabe mit deutscher Uebersetzung besorgte Kämpf (Berlin 1845).

Charisius, Flavius Sosipater, römischer Grammatiker aus Kampanien, Christ, lebte zu Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrhunderts zu Rom u. verfaßte „Institutionum grammaticarum libri V" (am besten herausgeg. von Keil, Leipz. 1856).

Charité (franz.), Barmherzigkeit, Mitleid, Liebe, daher Krankenhaus für Verarmte, dessen Stiftung ein Werk christlicher Liebe ist, besonders Name des allgemeinen Krankenhauses zu Berlin, das 1710 von Friedrich Wilhelm I. als Pesthaus eingerichtet, nach dem Aufhören der Pest zu einem Hospital und Arbeitshaus umgebildet, 1726 seiner jetzigen Bestimmung gewidmet und zugleich zu einer Schule für angehende Aerzte und Wundärzte bestimmt ward.

Charitinnen, s. Grazien.

Chariton, Nebenfluß des Missouri in Nordamerika, entspringt im Staate Iowa, durchfließt Mis-

souri, wird bei Bloomington schiffbar und mündet bei Glasgow, nach einem Lauf von etwa 50 Meilen.

Chariton, der Aphrodisier, griechischer Romanschreiber des 4. oder 5. Jahrhunderts v. Chr., aus der karischen Stadt Aphrodisias gebürtig, wahrscheinlich ein erdichteter Name des Verfassers der Liebesaffairen des Chäreas und der Calirrhoë. Er nennt sich einen Schreiber des Redners Athenagoras, der in Syrakus der politische Gegner des Hermocrates war, dessen Tochter die Hauptperson in diesem Roman ist. Der Gang der Begebenheiten — Verheirathung der Heldin, ihre Beerdigung, Wiederauferstehung, Entführung durch Räuber und schließliche Wiedervereinigung mit Chäreas — ist für einen griechischen Roman ziemlich natürlich, die Sprache gut attisch, aber nüchtern; hinsichtlich der Erfindung des Stoffes u. lebensvoller Darstellung steht der Roman aber ähnlichen griechischen Werken nach. Herausgegeben ward er mit reichhaltigem Kommentar von d'Orville: „Charitonis de Chaerea et Calirrhoë amatoriarum narrationum libri VIII“ (Amsterdam 1750, 3 Bde.); von Beck, Leipzig 1783, mit lateinischer Uebersetzung von Reiske; Venedig 1812 und in der „Bibliothèque des Romans Grecs“ Paris 1797. Deutsche Uebersetzungen lieferten Heyne (Leipzig 1753) und Schmieder (das. 1807).

Charivari, ein Wort von unbestimmter Abstammung, im Mittelalter Charivarit, latinisirt Chalvaricum, ein Ständchen mit Kesseln, Pfannen, Pfeifen und wildem Getöse, als Zeichen des Mißfallens und der Verachtung dargebracht, also das Gegentheil von Serenade. Schon im Mittelalter pflegte man besonders in Frankreich ein solches Spottständchen Personen zur Verhöhnung zu veranstalten, welche sich zum dritten oder vierten Male oder in ungleichem Alter verheiratheten. Die Excedenten erpreßten von ihren Opfern Lösegelder, die sie zu Schwänken und Trinkgelagen verwendeten. Die Theilnehmer erschienen vermummt und erhoben einen gewaltigen Lärm und ein gellendes Geschrei, Pfeifen und Zischen; Spottlieder und obscöne Gesänge wurden recitirt. Das verspottete Ehepaar mußte sich loskaufen, und es trat hierbei ein Anführer der muthwilligen Schaar hervor, welcher einmal als Abbas juvenum bezeichnet wird. In Deutschland erinnert der Polterabend (s. d.) an die Sache, dessen Lärm sich an manchen Orten bei zweiter Ehe verschärfen soll. Sehr verwandt mit dem altfranzösischen Gebrauche, ja ihn weiter entwickelnd und organisirend, in manchem Punkte den Uebergang zu dem politischen C. bildend, ist das in Altbayern gewöhnliche „ins Haferfeld treiben“, gegen welches noch 1861 Militär aufgeboten werden mußte. Der Anfang dieses Gebrauchs war gleichfalls sittenpolizeilicher Natur, und es entwickelte sich daraus später eine Art Femgericht, das sich gegen Personen richtet, denen irgend ein den gewöhnlichen Gesetzen unerreichbares, wirkliches oder eingebildetes Vergehen zur Last gelegt wird. Die Ceremonie besteht in dem Ablesen einer Spott- und Strafrede, worauf ein furchtbarer Lärm mit Schreien, Zusammenstoßen von allerlei Geräthschaften und Abschießen von Flinten folgt. Hunderte versammeln sich dazu, mit entstellten Gesichtern und einem „Haferfeldmeister“ gehorchend. Manche (Philipps) suchen den Ursprung des C. in einer zu dem heidnischen Kultus gehörigen Lustbarkeit und leiten den höhnenden und insbesondere gegen die zweite Ehe gerichteten Zug aus der Mißbilligung derselben von Seiten der Kirche her. Auch nach weltlichem Rechte schlossen sich mancherlei juristische Nachtheile an die zweite Ehe, und Joh. de Garonibus zählt derselben in seinem Buche „De secundis nuptiis“ im Ganzen 76 auf, worunter ausdrücklich das C. mit angeführt wird. Auch das Wort Krawall, das man auch mit Carne Vale zusammenhängend betrachtet, wird von C. abgeleitet. In neuerer Zeit hat das C. zuerst in Frankreich politische Bedeutung erhalten und sich in derselben auch über die angrenzenden Länder verbreitet. So empfing während der Restauration das Volk die unpopulären Deputirten mit C.s. Im Jahre 1848 kam das politische C. wieder an die Tagesordnung in der Form von Katzenmusiken. Das pariser Tagsblatt „Charivari“, eine glückliche Fortsetzung des in der Restauration entstandenen „Nain jaune“, ward im December 1832 begründet und erfreute sich sofort eines großen Beifalls. Außer den geistreichen Aufsätzen, besonders von Forgues (Old-Nick) u. dem Vaudevillisten Varnier, verdankt der „Charivari“ seine weite Verbreitung namentlich den gelungenen Karrikaturen von Grandville, Gavarni, Daumier, Lorentz rc., die in diesem Genre unübertrefflich sind.

Charkow (früher Slobodische Ukraine genannt), Gouvernement im europäischen Rußland, welches einen Theil von Kleinrußland bildet, im Norden an die Gouvernements Kursk und Woronesh, im Osten an das Land der donischen Kosaken, im Süden an Jekaterinoslaw und im Westen an Poltawa grenzt und die 11 Kreise Charkow, Achtyrka, Bogoduchow, Isjum, Kupjansk, Lebedin, Smijew, Ssumy, Starobjelsk, Walki und Woltschansk umfaßt, im Ganzen ein Areal von 986,74 □Meilen. Die Zahl der Einwohner beträgt nach der Zählung von 1858 mit Inbegriff des Militärs 1,582,571 Seelen (1603 auf 1 □Meile), wovon 190,277 Seelen, also etwas mehr als $^1/_7$, auf die städtische Bevölkerung kommen, so daß letztere in C. verhältnißmäßig bei weitem mehr vertreten ist, als in Rußland im Allgemeinen, wo die Stadtbewohner nur etwa $^1/_{10}$ der Gesammtbevölkerung bilden. Das Land ist der Naturbeschaffenheit nach ein mäßiges Hochplateau von 3—400 Fuß mittlerer Höhe mit Steilabfällen an den Flüssen und vielen Einschnitten oder Erdschluchten (Balka oder Bujerak genannt), die meist mit Eichengesträuch und Schlehdorn bewachsen sind. Der Boden, theils lehmig, theils sandig, ist fruchtbar und bedarf kaum des Düngens. Flüsse sind der Donez mit der Uda, dem Oskol und Aidar, der dem Don, und die Worskla und der Psiol, die dem Dniepr zuströmen. Im Frühjahr überschwemmen diese Flüsse das Land zu beiden Seiten weithin und machen es durch ihren Schlamm fruchtbar. Anfang December treten gewöhnlich die Eisbedeckungen der Flüsse ein; um die Mitte März erfolgen die Eisgänge. Der Winter ist gemeiniglich streng, um so schöner und milder der Sommer, so daß Wein (z. B. bei Isjum), sowie Arbusen und Melonen im Freien fortkommen. Die Einwohner bestehen der Hauptmasse nach in Kleinrussen und Kosaken, außerdem in Großrussen, getauften, der griechischen Kirche angehörigen Kal-

münken, Deutschen (etwa 700) und andern Westeuropäern, Juden und Zigeunern. Für das Gros der Bevölkerung, welches sich zur orthodox-griechischen Kirche bekennt, ist neuerlich die Eparchie C. errichtet worden, als die 45. von den 54 im Umfange des ganzen Reiches bestehenden. Die Evangelischen (1851: 802) gehören zum moskauer Konsistorialbezirk; die Katholiken (922) stehen unter dem Bisthum Tiraspol (im Gouvernement Chersson). Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner; man baut sehr viel Getreide aller Art, darunter auch Mais, Buchweizen und Hirse; außerdem Hanf, Flachs, Mohn, Hopfen, Tabak, Saflor, spanischen Pfeffer, Hülsenfrüchte, Gemüse und Obst aller Art. Von Kirschen und Schlehen gewinnt man den beliebten Wischnewka und Ternewka (Kirschgeist u. Schlehenwein). An artbarem Grunde mit Einschluß der Wiesen sind schon zu Anfange dieses Jahrhunderts 328 □Meilen berechnet worden, während die Waldungen, die an einigen Stellen ganz fehlen, ein Areal von 92 □Meilen bedeckten, wovon die Hälfte der Krone gehörte. Jetzt zählt das kulturfähige Land in Bezug auf beide Nutzarten wohl die Hälfte mehr. Ein zweiter Nahrungszweig ist die Viehzucht, welche durch die üppigen, grasreichen Weiden befördert wird. Besonders ist die Pferdezucht, welche in den Stutereien vortreffliche Reitpferde für das Militär liefert, die Rindviehzucht, welche ausgezeichnetes Mastvieh für die Schlachthallen der Residenzen producirt, und die Schafzucht, welche C. zum ersten Wollmarkt Rußlands gemacht hat, von Belang; zu ihrer Hebung besteht seit 1838 eine Aktiengesellschaft in C. Auch bedeutende Bienenzucht, sowie Seidenbau u. Tabakskultur werden betrieben. Der Fischfang ist unbedeutend; bemerkenswerth ist aber der Schildkrötenfang im Donez. Die Jagd geschieht auf Wölfe, Füchse und Hasen, vornehmlich aber auf Federwild, als Trappen, Reb- und Birkhühner, Schnepfen, Taucher und Reiher. Das Steinreich liefert nur Thon, Kalk, Salpeter und Kreide an den Steilgehängen der Flüsse. Die Provinz, welche 1830 erst 142 Fabriken besaß, zählt deren jetzt gegen 250, worin 4—5000 Arbeiter beschäftigt sind, und worin die Dampfkraft bereits vielfach mitwirkt. Tuch- u. Teppichfabriken, Seilereien, Gerbereien, Filzfabriken, Branntweinbrennereien sind die hauptsächlichsten industriellen Betriebe. Das Handelskapital sämmtlicher Kaufleute beträgt gegenwärtig über 6 Millionen Silberrubel. Etwa die gleiche Summe bezieht der Staat alljährlich aus dem Gouvernement an Revenüen. Der Handel der großen u. fruchtbaren Provinz würde ungleich größere Erfolge haben, wenn die Weltlage derselben eine andere wäre. Aber C. liegt außerhalb der Fluß- u. Kanalstraßen, u. an guten Chausseen wie an Schienenwegen mangelt es noch. Bildungsanstalten besitzt es verhältnißmäßig mehr als die meisten übrigen Provinzen des Reichs. Im J. 1858 zählte man eine Universität in der Hauptstadt mit 79 Lehrern und 460 Studenten, eine Veterinärschule (mit 17 Lehrern und 74 Eleven), 7 Gymnasien, 68 Kreisschulen, 114 Gemeindeschulen und 34 Privatpensionen, in Summa 223 Schulen zur Vorbildung mit 824 Lehrern und 11,383 Schülern; ferner befanden sich daselbst ein Institut für Landwirthschaft (mit 3 Lehrern und 18 Eleven), eine Lehrferme (mit 3 Lehrern und 120 Schülern), unfern der Hauptstadt, und 68 Schulen in den Dörfern der Reichsbauern (mit 72 Lehrern und 2912 männlichen Zöglingen); wozu noch das Fräuleininstitut zu C. (mit 44 Lehrern und Lehrerinnen und 195 Schülerinnen) kam.

Die gleichnamige **Hauptstadt** des Gouvernements liegt mitten im Lande, in einer freundlichen Gegend, zwischen und an den Flüssen Charkowka, Lopan und Nekisch, welche in die Uda (Nebenfluß des Donez) fallen. Sie ist der Sitz des Gouverneurs, der Gouvernialbehörden u. eines griechischen Bischofs, hat eine Universität (s. oben), von Alexander I. 1804 gegründet, mit Bibliothek, Sternwarte, Naturalien- und Münzkabinet und botanischem Garten, ein Gymnasium, eine Kreisschule, 2 geistliche Lehranstalten, ein Waisenhaus, Hospital, ein mit der Universität verbundenes Klinikum, verschiedene andere Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, darunter das Fräuleinstift der Kaiserin Marie, eine philotechnische Gesellschaft u. andere gelehrte Stiftungen, ein neues Gerichtsgebäude, Polizei- u. Rathhaus, große Kasernen, 2 griechische Klöster, 18 Kirchen (worunter 15 steinerne und eine schöne Kathedrale) und 45,156 Einwohner. C. besitzt gegenwärtig 45 Fabriken u. Manufakturen, besonders für Tuch-, Wachstuch-, Leder-, Leinwand-, Lichte-, Seifen-, Filz-, Teppich-, Spiritus- und Branntweinproduktion, treibt auch Seidenspinnerei, Tabaks-, Runkelrübenbau und Zuckerfabrikation, hat einen steinernen Kaufhof, gegen 900 Buden, Krämerläden und Kaufhallen u. ist für die Gesammtindustrie Rußlands von besonderer Wichtigkeit durch seine 4 großen, weltberühmten Messen, wovon 2 Vieh-, besonders Pferdemärkte, die andern Wollmärkte sind. Im J. 1852 betrug die Gesammtanfuhr 21,081,852 und der Absatz 12,475,115 Silberrubel; die Zufuhr an Wolle betrug 169,646 Pud, welche schon in den ersten Tagen Absatz fanden. Zur Belebung des Verkehrs dient die Anlage eines Telegraphendrahts, welche unlängst hier Statt gefunden hat u., zur Benutzung des Publikums stehend, Depeschen nicht bloß in russischer, sondern auch in deutscher und französischer Sprache befördert. Am 21. Februar 1853 war C. der Schauplatz einer furchtbaren Ueberschwemmung, indem die Flüsse Charkow, Lopan und Nekisch $16\frac{1}{3}$ Fuß hoch über ihr gewöhnliches Niveau stiegen und 346 Gehöfte total unter Wasser setzten; ebenso wüthete am 8. Juni 1853 hier ein entsetzlicher Orkan. Dagegen erlosch in demselben Jahre hier die Cholera, die lange und verheerend gewüthet hatte. In der Nähe der Gärten und Promenaden, in die ein Theil der früheren Wälle verwandelt worden ist, liegt die erwähnte charkowsche Lehrferme, in welcher 120 Eleven in allen Zweigen der Landwirthschaft unterrichtet werden. C. wurde 1653 vom Czar Alexei Michailowitsch angelegt u. 1780 bei Errichtung der Statthalterschaft C. zur Hauptstadt derselben erhoben.

Charlatan, nach Einigen vom italienischen ciarlare, schwatzen, plaudern, nach Andern von scarlatto, Scharlach, dem ehemaligen Scharlachmantel der Aerzte, abgeleitet, bezeichnet ursprünglich wohl jeden Afterarzt, Quacksalber, dann aber einen marktschreierischen, prahlerischen Menschen, einen Unwissenden, der mit Kenntnissen oder Geheimnissen den großen Haufen zu blenden sucht. Die **Charlatanerie** brach sich zu allen Zeiten Bahn unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Seit

dem Beginn des 16. Jahrhunderts erweiterte und verirrte sich der Begriff C. in sofern, als man nicht bloß Diejenigen C.e nannte, welche mit dem Reichthum ihrer Kenntnisse (besonders Sprachkenntnisse) und Fertigkeiten prahlten, sondern auch wirklich ausgezeichnete Männer, die, weil sie höher als ihr Zeitalter standen, von ihren Zeitgenossen selten verstanden werden konnten, wie z. B. Theophrastus Paracelsus. Ein klassisches Werk über die Charlatanerie der Gelehrten schrieb J. B. Mencken: „De charlataneria eruditorum“ (Lpz. 1715), fortgesetzt von Büschel in der Schrift: „Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Mencken“ (das. 1790, mit Kupfern). Außerdem vergl. Gerdesius, Von juristischen Fintchen, 1674; Lant, Von der Charlatanerie der Aerzte, 1717; Eckhard, Medicinischer Maulaffe, oder der entlarvte Marktschreier, 1719; Fröreisen, Ueber die Charlatanerie der Geistlichen, 1735; Der gelehrte C., in Wundern und Weissagungen, Frankfurt 1746, 2 Bde.

Charlemagne (franz.), Karl der Große.

Charlemont, Stadt im französischen Departement der Ardennen, hart an der belgischen Grenze, am linken Ufer der Maas, mit 4200 Einw., bildet mit der gegenüber liegenden Stadt Givet eine der stärksten und wichtigsten Grenzfestungen Frankreichs gegen Belgien hin. Die strategische Wichtigkeit des Platzes besteht besonders darin, daß C., nur 5 Meilen von Namur entfernt, an dem Vereinigungspunkte mehrer Straßen liegt und, mit dem Brückenkopf, den es mit Givet bildet, einem längs der Maas vorrückenden Heere, wenn es im Besitz der Festung ist, zum Anlehnen des Flügels dienen kann, dagegen jeden Feind gerade daran am sichersten verhindert und ihn zwingt, ein der Besatzung mindestens doppelt überlegenes Beobachtungscorps zurückzulassen. Die Gesammtfestung besteht aus 4 Vesten: Charlemont (auf einem 200 Fuß hohen Berge) u. Großgivet auf dem linken, Kleingivet und Mont d'Haur auf dem rechten Ufer der Maas. Der Charlemont kann als die Citadelle der Gesammtfestung gelten. Befestigt ist er gegen Osten durch 6 Bastionen, ein Horn- und ein Kronenwerk, die Höhen krönen unregelmäßige Mauern und Wälle. Vor und zwischen den Bastionen liegen mehre Kontregarden und Ravelins; etwas unter dem gegen Osten gerichteten Kronenwerke ist die Couronne d'Alfeld, die noch 2 detachirte Lünetten und das Fort Condé, eine detachirte Redoute mit 3 Lünetten, vor sich hat. Fast alle Gräben sind in Felsen gehauen, die Werke vortrefflich kasemattirt. Auf einer dem Charlemont gegenüber gelegenen Anhöhe, dem Mont d'Haur, ist eine zweite Befestigung angelegt, welche aus 2 Ravelins, 2 Lünetten und einer die Abhänge krönenden Mauer besteht und als befestigtes Lager dienen kann. Vom Mont d'Haur steigt die Mauer in das Thal hinab und umschließt Kleingivet, das, durch 3 Bastionen und 2 Halbbastionen befestigt, von nassen Gräben umgeben ist. Eine Brücke verbindet Klein- mit Großgivet, das wiederum eine Befestigung von 4 Bastionen und 3 Ravelins mit trockenen Gräben hat, und mit dem C. vermittelst Mauern und Gräben zusammenhängt. 3—4000 Mann vermögen den Platz zu halten, eingerichtet ist er für 11,000 Mann, aber fassen kann er 25,000. Der Erbauer von C. ist Kaiser Karl V., der Schloß und Stadt Charlemont 1555 gründete und beides mit der Grafschaft Namur vereinigte. Im Frieden von Nimwegen (1680) kam der Platz an Frankreich. Ludwig XIV., der die ganze Wichtigkeit desselben erkannte, ist der Gründer der jetzigen Befestigung. Seitdem hat C. keinen eigentlichen Angriff erfahren; die Preußen blokirten es zwar 1815, bekamen auch die Givets und den Mont d'Haur durch Kapitulation in ihre Gewalt, unterließen aber einen Angriff auf die Veste Charlemont.

Charleroi, Stadt und Festung in der belgischen Provinz Hennegau, an beiden Ufern der Sambre, 1/4 Meile von dem gleichnamigen Kanal, zerfällt in die Oberstadt, die Unterstadt und Entre deux villes, beide letztere durch eine massive Brücke über die Sambre verbunden. Das Festungswerk bildet ein reguläres Sechseck mit den nöthigen Außenwerken; auf dem rechten Sambreufer ist ein starker Brückenkopf; durch Schleußen kann die Umgegend unter Wasser gesetzt werden. In der Oberstadt befinden sich eine Kirche, ein Lazareth, Hospital, Waisenhaus 2c. C. ist Sitz einer Handelskammer, eines Kollegiums und einer Akademie für Zeichen- und Malerkunst und zählt 10,700 Einwohner. Bedeutend ist die durch die höchst ergiebigen Steinkohlengruben der Umgegend hervorgerufene Industrie, vornehmlich Fabrikation von Glas- und Eisenwaaren (Gewehren, Messern, Nägeln 2c.), sowie der Handel mit Eisen, Steinkohlen, Vieh und den Produkten der Industrie. Eine halbe Stunde von C. ist die große Eisenhütte Couillet. C. wurde 1666 von den Spaniern auf der Stelle des Dorfes le Charnoy gegründet und nach Karl II. C. genannt. Aber schon im folgenden Jahre, ehe noch der spanische Bau vollendet war, bemächtigten sich die Franzosen der in der Eile wieder halb zerstörten Werke, worauf Ludwig XIV. den Bau von Vauban vollenden ließ. Im Frieden von Aachen (1668) wurde C. den Franzosen förmlich zugesprochen; seitdem blieb es ein Zankapfel zwischen den Grenzmächten, wurde 1678 (im Frieden von Nimwegen) wieder an Spanien gegeben, 1693 von den Franzosen, 1697 von den Spaniern und 1746 abermals von den Franzosen erobert. Während des französischen Revolutionskrieges war C., besonders 1794, den Oesterreichern von großer Wichtigkeit. Mit C. behaupteten sie die ganze Sambrelinie. Die Franzosen begannen darauf eine großartige Belagerung des Ortes, der sich erst, nachdem die Besatzung bis auf einige hundert Mann zusammengeschmolzen war, ergab (25. Juni). Die Werke wurden geschleift, jedoch nach dem Feldzug von 1815 von den Niederlanden mit französischen Kontributionsgeldern wieder hergestellt. Die Revolution von 1830 riß auch C. von Holland los.

Charles, Jacques Alexandre César, berühmter französischer Physiker, besonders durch seine Bemühungen für die Luftschifffahrt verdient, am 12. November 1746 zu Baugency geboren, trieb in seiner Jugend mit Eifer die klassischen Studien und widmete sich nebenbei der Musik, Malerei und Mechanik. Er war dann längere Zeit im Finanzministerium angestellt, ward aber als Ueberzähliger entlassen. In dieser unfreiwilligen Muße wiederholte er einzelne Experimente Franklins, machte sich mit der damals ganz neuen Lehre von der Elek-

tricität vertraut und hielt physikalische Vorlesungen, die sich des Beifalls der gesammten vornehmen Welt, selbst eines Franklin und Volta erfreuten. Kaum waren 1783 die Gebrüder Montgolfier mit dem Gedanken der Luftschifferei hervorgetreten, als sich C. auf Erforschung einer möglichsten Steigerung der hebenden Kraft warf und so der Erste wurde, der das Wasserstoffgas zur Füllung des Ballons brauchte. Sein erster Ballon stieg am 27. Aug. 1783 vom Marsfelde bei Paris aus in die Höhe, legte binnen 2 Minuten 500 Toisen zurück und entschwand den Blicken der zahllosen Zuschauer in den Wolken. Die erste größere Luftreise machte C. mit Robert am 1. Dec. d. J. von den Tuilerien aus: sie durchflogen binnen wenigen Minuten eine Strecke von 9 Lieues, erreichten eine Höhe von 7000 Fuß und gelangten in der Ebene von Nesle wieder auf die Erde. Später unternahm C. allein noch mehre größere Luftreisen. Ludwig XVI., der anfangs diese Versuche als zu tollkühn verbot, ließ später C.' Namen der Montgolfier zu Ehren angefertigten Medaille mit ausprägen, verschaffte ihm einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften und gab ihm eine Wohnung im Louvre, wo C. nun sein physikalisches Kabinet, damals eins der vortrefflichsten in Europa, aufstellte. Die Revolution ging schonend an C. vorüber, nur mit Marat, dessen Lehre vom Licht er widerlegte, hatte er die persönlichsten Händel. Im Jahre 1804 wurde C. Mitglied des Instituts und später Bibliothekar desselben. Er † am 7. April 1825. Die Jahrbücher der Akademie der Wissenschaften enthalten mehre Memoiren von ihm.

Charleston, Stadt im nordamerikanischen Staat Südcarolina, zwischen den Mündungen des Ashley- und Cooperflusses an der Charlestonbai, der erste Seehafen und die größte Stadt des Staates. Sie ist regelmäßig angelegt, steht aber auf einem nur 8—9 Fuß über dem Hochwasser in der Bai gelegenen Boden, wodurch die Stadt bei Sturmfluthen öfters Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, die wiederholt schon sehr zerstörend gewirkt haben. Die Straßen sind 35—70 Fuß breit und kreuzen sich fast sämmtlich unter rechten Winkeln. Die Häuser, meist aus Ziegelsteinen aufgeführt, sind im Allgemeinen von freundlichem Aussehen und oft mit Wein umrankten Veranden verziert; in den Vorstädten gibt es viele mit hübschen Gartenanlagen umgebene Villen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: die Cityhall, Börse, das Gerichtshaus, Gefängniß, 2 Arsenale, das Unionszollhaus, die Gebäude des Charlestoncollege, 2 Theater, die Hibernian-Hall, 2 Markthäuser, ein Armen- und ein Waisenhaus. An wissenschaftlichen Instituten besitzt die Stadt das College von C., eines der bedeutenderen Colleges der südlichen Staaten (1785 gegründet), das medicinische College des Staates Südcarolina (1833 gegründet), die Militärschule von Südcarolina in der ehemaligen Citadelle, eine literarische und philosophische Gesellschaft mit einem guten Naturalienkabinet, einen trefflichen botanischen Garten und eine Bibliothek von etwa 24,000 Bänden. Ferner besitzt C. über 40 Kirchen und Gotteshäuser (darunter eine neuerbaute gothische Kathedrale) und ist der Sitz eines römisch-katholischen Erzbischofs; auch befindet sich daselbst ein Frauenkloster (der Schwester of our Lady of Mercy) mit einer höhern weiblichen Erziehungsanstalt. Die Zahl der Einwohner betrug 1830: 30,289, gegenwärtig über 62,000. Außerdem hat das Kirchspiel von St. Philipp (der sogenannte Neck), das zwar nicht unter der Cityverwaltung steht, aber doch eigentlich zu C. gehört, noch über 16,000 Einw. Der Handel C.s ist sehr beträchtlich, was die Ausfuhr betrifft, die vorzüglich in Reis und Baumwolle besteht; von ersterem wurden 1850 134,417 Barrels, von letzterer 381,800 Ballen (à 400 Pfund) exportirt. Der direkte Handel der Stadt steht mit diesem Export nicht im Verhältniß, indem die Ausfuhr der wichtigen Stapelartikel des Staates größtentheils der Rhederei der nördlichen Staaten überlassen ist und von hier durch Küstenfahrzeuge vorzüglich nach Newyork gebracht wird. Deshalb beschränkt sich die Rhederei von C. vornehmlich auf Küstenfahrt, ist aber in dieser sehr bedeutend. Die Stadt stand 1855 in regelmäßiger Paketverbindung mit Boston, Newyork, Philadelphia, Providence, Baltimore, Wilmington, Savannah und Neworleans. Sie hat 7 Banken mit einem Kapital von etwa $9^1/_2$ Millionen Dollars und 5 Assekuranzkompagnien mit etwa $4^1/_2$ Millionen Dollars Kapital. Die Bai von C. (C.-Harbour) ist ein großes, 2 Meilen langes und 7—8 Meilen breites Wasserbecken an den Mündungen des Cooper- und Ashleyflusses, welches zwischen der Sullivans- und Morrisonsinsel mit dem Meer in Verbindung steht. Die beiden genannten Flüsse sind bei der Stadt 30—40 Fuß tief und 1400—2100 Yards breit, so daß sie die größten Schiffe aufnehmen könnten. In der Mündung des Hafens liegt jedoch eine Sandbarre, welche den Hafen für große Schiffe unzugänglich macht. Auch ist derselbe gegen Osten offen und den daher kommenden Stürmen so ausgesetzt, daß eine Zeitlang sogar den Schiffen von Ende Juli bis Mitte September gesetzlich verboten war, an den Hafendämmen (Wharves) der Stadt zu liegen. Vertheidigt wird C. durch Fort Moultrie auf der Sullivansinsel im Norden der Einfahrt u. Fort Johnson auf der Südseite derselben. Mit dem Innern steht C. durch die große South-Carolinaeisenbahn und deren vielfache Abzweigungen in Verbindung; auch ein Kanal führt vom Coyuefluß zum Santee. C. ist einer der ältesten Orte der Union. Die erste Ansiedelung stammt von 1672; sie erhielt gegen Ende des Jahrhunderts bedeutenden Zufluß durch Auswanderer aus Barbados und durch Hugenotten aus Frankreich. Im Jahre 1783 wurde C. zur City erhoben.

Charlestown, Stadt im nordamerikanischen Freistaat Massachusetts, an der Eisenbahn von Boston nach Maine, liegt auf einer durch den Mystic- und Charles-River gebildeten Halbinsel und ist durch Brücken mit Boston, mit dem es zusammen einen Einfuhrhafen bildet, sowie mit Cambridge, Chelsea und Malden verbunden. Die Straßen der Stadt sind unregelmäßig, aber breit und mit Bäumen bepflanzt. Die öffentlichen Gebäude, als das Staatsgefängniß, das Mc. Lean-Irrenhaus, ein Armenhaus, Stadthaus, ein Marinehospital, liegen größtentheils um einen großen öffentlichen Platz. Außerdem hat die Stadt 3 Banken, 12 Kirchen und am Charlesfluß ein bedeutendes Marinearsenal der Vereinigten Staaten mit bedeckten, zum Bau

der größten Schiffe hinreichenden Werften u. einem Drydock aus gehauenem Granit, 341 Fuß lang, 80 Fuß breit und 30 Fuß tief, großen Magazinen, Reeperbahnen und den Wohnungen für die Offiziere 2c., zusammen auf einem 60 Acres großen, mit einer Mauer eingefaßten Platze. Die Einwohnerzahl der Stadt beträgt 24,500. In unmittelbarer Nähe befindet sich Bunkershill, berühmt durch die Schlacht am 17. Juni 1775.

Charlet, Nicolas Toussaint, französischer Maler u. Zeichner, geboren zu Paris den 20. Okt. 1792, Sohn eines Dragoners der Sambre- u. Maasarmee, war unter dem Kaiserreich Schreiber, verlor aber unter der Restauration seine Stelle und studirte nun in dem Atelier des Malers Gros. Er schuf allmählig ein eigenes Genre, worin er ohne Nebenbuhler dasteht. C. ist der Béranger der Karrikatur. Er hat zwei specielle Gegenstände, worin er sich ganz besonders auszeichnet: Soldaten u. Kinder. Seine Kompositionen sind frei von Uebertreibung, voll Geist und Naivetät, wahre Meisterstücke des satirischen Witzes, und die Unterschriften dabei so kaustisch, daß manche dramatische Autoren die Grundidee ihrer Stücke von C. geborgt haben. Seine Zeichnungen und Lithographien sind zahllos und überall zerstreut. Von seinen Gemälden erwähnen wir als die vorzüglichsten: eine Episode aus dem russischen Feldzuge, im Museum zu Versailles; Moreau's Uebergang über den Rhein, im Museum zu Lyon; ein Zug von Blessirten, im Museum zu Bordeaux. C. † den 29. December 1845.

Charleville, Stadt im französischen Departement Ardennen, an der Maas, Mézières gegenüber und mit dieser Stadt durch eine Brücke verbunden, ist mit Mauern umgeben, hat 4 breite, schnurgerade Straßen, eine Pfarrkirche, ein Hospital, ein Theater, einen Flußhafen und 9000 Einw., welche Gewehre, Baumwollen- und Leinenwaaren, Leder, Nägel, Hüte, Marmor- und Holzwaaren fabriciren. Die Stadt wurde 1606 von Charles de Gonzaga gegründet.

Charlière, der nach dem Chemiker Charles genannte Luftballon (s. d.).

Charlier, Jean, s. Gerson.

Charlieu, Stadt im französischen Departement Loire, am Ornin, in einem reizenden und fruchtbaren Thale, das schwarze Thal genannt, hat 4 Kirchen, ein Hospital und 3730 Einwohner; die Umgegend liefert einen guten Auvergnewein.

Charlotte, weiblicher Vorname, von dem französischen Worte Charles gebildet, wie Karoline von dem deutschen Karl. Merkwürdige Frauen dieses Namens sind:

1) C. Elisabeth von Bayern, Tochter des Pfalzgrafen Karl Ludwig, 1652 zu Heidelberg geboren, war die zweite Gemahlin Philipps von Orléans und als solche Mutter des nachmaligen Regenten von Orléans. Sie war keineswegs schön, sondern, nach ihrem eigenen Ausspruch, wie aus einem Klotz gehauen, aber ihr Geist beherrschte ihre gesammte Umgebung, und trotz der Geradheit, ja Derbheit, mit welcher sie an dem glattesten aller Höfe aufzutreten wagte, fesselten doch ihre Jagdlust und ihre Liebe für ritterliche Uebungen stets einen Kreis von Männern um sie, ja, es sollen sogar von dieser deutschen Pfalzgräfin die Palatine den Namen haben. Sie † 1722. Auf C.'s Vermählung mit Philipp von Orléans begründete Ludwig XIV. seine Ansprüche auf das Allodium des Kurfürsten Karl Ludwig und verheerte demzufolge 1582 die Pfalz. C. hinterließ: „Fragments ou lettres originales de Madame", auch unter dem Titel: „Mélanges historiques, anecdotiques et critiques" (Paris 1788 und 1807).

2) C. Christine, Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren 1684, ward 1711 an den russischen Großfürsten Alexis Petrowitsch, Sohn Peters I., vermählt, †, von ihrem Gemahl schlecht behandelt, 1715 aus Gram, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, der als Peter II. den Thron bestieg. Ungegründet ist die von Zschokke in einer Novelle behandelte Sage, daß sie sich für todt habe ausgeben lassen, nach Paris u. von da nach Nordamerika entflohen sei, hier einen Franzosen d'Auban geheirathet, später in Brüssel gelebt und hier 1770 gestorben sei.

3) C. Joachine von Bourbon, Tochter Karls IV. von Spanien und der Marie Luise von Parma, am 25. August 1775 geboren, ward 1788 mit dem portugiesischen Infanten Johann verlobt und am 9. Januar 1790 mit demselben vermählt. Bei ihrer äußerlichen Unschönheit war die Ehe keine glückliche, die förmliche Trennung derselben erfolgte aber erst 1805; wenigstens gebar C. in diesem Jahr ihr letztes (neuntes) Kind. Wegen ihrer Theilnahme an einer Verschwörung gegen Johann, seit 1792 Prinzregent, wurde sie von diesem nach Queluz verbannt, folgte ihm aber 1807 dennoch nach Brasilien und schlug mit ihren 3 Töchtern in Rio Janeiro einen besonderen Hof auf, welcher der Mittelpunkt der Opposition gegen die Regierung ihres Gatten war. Als ihre Absicht, von den Cortes zur Regentin von Spanien ausgerufen zu werden, fehlschlug, gedachte sie, in Chile und Peru eine der jesuitischen in Paraguay nachgebildete Regierungsform einzurichten u. sich zur Königin-Patronin derselben zu ernennen und, als dieser Plan scheiterte, sich der bewaffneten Macht zu versichern, die sich eben bei Cadix gegen Buenos-Ayres sammelte, und dadurch die Wiederherstellung der Macht Ferdinands VII. in der neuen Welt zu bewerkstelligen, aber die Gefangennahme ihres Hauptagenten, des berüchtigten Tor, als Oberst Fort bekannt, vereitelte auch dies Projekt. Als nach der glücklichen Revolution in Oporto Johann VI., der nach seiner Mutter (1816) König geworden war, mit der Annahme der ihm zugesandten Konstitution zauderte, kehrte C. nach Portugal zurück, um aus der Hand der Cortes die höchste Gewalt entgegen zu nehmen, fand sich aber getäuscht und wurde nun zugleich mit ihrem Sohne Dom Miguel die Seele der absolutistischen Partei. Letzterer mußte aber nach einem blutigen Bürgerkriege das Land verlassen, und C. wurde in ein Kloster verwiesen; später lebte sie im Schlosse Queluz, von wo aus sie neue Intriguen begann. Aber auch des Königs Tod (10. März 1826) brachte sie nicht zu ihrem Ziele. Zwar sah sie ihren Liebling Dom Miguel im Februar 1826 die Regentschaft übernehmen, erhielt aber selbst keinen Antheil an derselben. Sie † am 7. Januar 1830.

Charlottenbrunn, Flecken und Badeort in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, im Weiseritzthale des böhmisch-schlesischen Gebirges, mit 1160 Einwohnern,

welche großen Leinwandhandel treiben. Die dasige Heilquelle gehört zu den erdicht-alkalischen Eisenwässern und enthält besonders kohlensauren Kalk und Soda. Sie wirkt erwärmend auf den Magen, wird zum Baden u. Trinken benutzt u. besonders Nervenschwachen und Brustkranken empfohlen. In der Nähe befinden sich Steinkohlengruben.

Charlottenburg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der Spree, 1 Stunde westlich von Berlin, mit 2 Kirchen, 2 Schulhäusern, einem Armenhaus, Militärlazareth u. 10,216 Einwohnern (darunter 200 Soldaten), welche Thonwaarenfabrikation, Maschinenspinnerei, Kattundruckerei, Bleicherei und Kunstgärtnerei treiben. Berühmt ist das dasige Schloß, dem die Stadt ihre Entstehung verdankt. Es wurde um 1696 für Sophie Charlotte, zweite Gemahlin des Kurfürsten (nachmaligen Königs) Friedrich, durch Schlüter in der Nähe des Dorfes Lietzen (Lützow) gegründet u. deshalb anfangs Lietzenburg genannt. Nach dem Tode seiner Gemahlin erhielt es vom König den jetzigen Namen, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts begann derselbe die Erbauung der Stadt. Das Schloß erfuhr in der Folge mannichfache Erweiterungen, besonders durch Friedrich II. Es enthält 2 Seitenflügel und eine hohe Kuppel von Eosander von Goethe. An dasselbe schließt sich ein geräumiger, bis zur Spree reichender Park, mit einem großen Orangeriehaus, einem Theater und einem Mausoleum aus Granit (von Schinkel), welches die berühmten Grabmäler der Königin Luise u. Friedrich Wilhelms III., in Marmor von Rauch gearbeitet, enthält. Zu den Füßen derselben ist in eine Urne von märkischem Findlingsgranit das Herz Friedrich Wilhelms IV. eingesenkt. Von den Sammlungen im Schlosse ist besonders das Antikenkabinet erwähnenswerth.

Charlottenstraße, Sund des stillen Meeres zwischen den Inseln Quadra und Vancouver und der Westküste von Britisch-Nordamerika.

Charlottesville, Stadt im nordamerikanischen Freistaat Virginien, Hauptstadt der Grafschaft Albemarle, ist gut gebaut, hat 4 Kirchen, ein weibliches Seminar und 4000 Einw. Die Stadt ist Sitz der berühmten, seit 1825 bestehenden Universität von Virginien, zu der Jefferson den Plan entwarf, u. welche mehr Aehnlichkeit mit europäischen Universitäten hat, als die sonstigen Colleges in Amerika. Das Institut hatte 1851 15 Professoren, 400 Studenten, eine Bibliothek von 18,000 Bänden, einen guten chemischen und physikalischen Apparat, ein Naturalienkabinet, ein anatomisches Theater und ein astronomisches Observatorium.

Charlottetown, stark befestigte Hauptstadt der Prince-Edwardsinsel in Britisch-Nordamerika, an der tiefen Hillsboroughbai, hat breite und regelmäßige Straßen, 3 Kirchen, 2 Kapellen, ein massives Colonial-Building für die Sitzungen der legislativen Versammlung, ein Irren- und Armenhaus, einen vortrefflichen Hafen und 5000 Einwohner.

Charmeo (Charmai oder Galmitz), reizende Alpenlandschaft im schweizerischen Kanton Freiburg, bildet ein 10 Stunden langes Thal, das sich von Südwesten nach Nordosten hinstreckt u. vom Javroz u. Jonne durchströmt wird. Die Bewohner, gegen 1800, ein kräftiger und schöner Menschenschlag, sind wohlhabende Alpenhirten und bereiten den berühmten Greyerzkäse (fromage de Gruyère). Die Sprache der Einwohner ist das roman Gruyèrin, ein französelndes Patois. Die ganze Landschaft zerfällt in 3 Pfarrsprengel: C., Cerniat und Crésu. Der gleichnamige Hauptort, ein großes und schönes Alpendorf, hat eine Kirche und gute Schule. Auf einem nahen Felsen befinden sich die Trümmer des ehemaligen Schlosses der im 12. Jahrhundert ausgestorbenen Herren von C., ferner die Ruinen der Burg der einst mächtigen Herren von Pré und die des Schlosses Monsalvans, wichtig in der Geschichte der Grafen von Greyerz.

Charmides, vornehmer Athener, Sohn des Glaucon, Neffe und Mündel des nachmaligen Tyrannen Critias, ist berühmt durch das Denkmal, welches ihm sein Vetter Platon durch Bezeichnung seines Dialogs über die Besonnenheit mit C.' Namen setzte. Unter den 30 Tyrannen ward er einer der 10 Vorsteher des Pyräeus und fiel mit Critias am Cephissus im Kampfe gegen Athens Befreier.

Charnier (v. Franz.), Vorrichtung, um Klappen, Thüren ꝛc., vor Oeffnungen zu befestigen und beim Auf- u. Zumachen bewegen zu können. Die C.e bestehen aus kleinen Eisenplatten, von denen jede mehre Oesen hat, die beide so ineinander passen, daß ein durchgesteckter Dorn, um welchen die Drehung Statt findet, durch sämmtliche Oesen hindurchreicht. Charnierbänder nennt man solche C.e, die bei Thüren ꝛc. die Stelle der Bänder vertreten. Hat der eine Theil des C.s eine Oese, welche zwischen zwei andere des zweiten Theils einpaßt, so heißt das Charnierband ein einfach gekröpftes; ein doppelt gekröpftes ist dagegen ein solches, bei welchem zwei Oesen des einen Theils sich zwischen drei des andern befinden.

Charolles, Bezirksstadt im französischen Departement Saone-Loire, am Zusammenfluß der Semence und der Reconce, hat ein Handelstribunal, Collége, eine Bibliothek und 3255 Einwohner, welche Handel mit Eisen, Wein, Holz und Mastvieh treiben. C. war sonst die Hauptstadt der alten Grafschaft Charolais, zwischen Loire, Guise, Aroux und Maçonnais, die früher zu Briennais gehörte und dann den Grafen von Chalons sur Saone zufiel, von denen sie durch Tausch an Hugo IV., Herzog von Burgund, kam. Als dessen Enkelin, Beatrix, dem Sohne Ludwigs des Heiligen, Robert, die Hand reichte, erhielt sie Charolais zur Mitgift. Unter Roberts Enkelin, Beatrix, wurde Charolais zur Grafschaft erhoben; als solche erheiratheten sie die Grafen von Armagnac, von denen sie Burgund 1390 durch Kauf wieder an sich brachte. Ludwig XI. zog Charolais zur Krone Frankreichs, aber Karl VIII. gab es 1493 dem Erzhause Oesterreich zurück. Später wurde Charolais ein Zankapfel zwischen Spanien und Frankreich, u. nachdem es den Spaniern in mehren Friedensschlüssen zugesichert war, besetzte es Ludwig, Prinz von Condé, unter Philipp IV. abermals für Frankreich, um sich für das, was ihm der König schuldig war, zu versichern.

Charon, der Fährmann des Hades, welcher die Schatten der Todten über den sumpfigen, mit dem Styx verbundenen Cocytus setzte, wofür er einen dem Todten bei der Bestattung in den Mund gesteckten Obolus als Fährlohn erhielt. Lebende, die überfahren wollten, mußten ihm den berühmten gol-

denen Zweig zeigen. Weil er den Hercules ohne denselben übersetzte, mußte er ein ganzes Jahr in Banden liegen. Die Sage ist erst in der nachhomerischen Zeit entstanden. Auf einer Gemme führt Merkur einen den Obolus überreichenden Schatten in C.s Nachen. Auf etruskischen Monumenten führt er einen Hammer. Nach Diodor (1, 90) ist die Idee des C. ägyptischen Ursprungs; er ist nicht bloß der Schiffer des Todtenreichs od. des Amenthes, sondern der Amenthes selbst, der dunkle Raum, der Alles verschlingt. Sein Name bedeutet der Freudige, weil er von den Mühen des Lebens zur Ruhe führt. C. wird dargestellt als ein alter, schmutziger Mann mit wildem, eisgrauem Bart und flammendem Blick, bekleidet mit einem dunkeln Schiffermantel, welcher die Linke unbedeckt läßt, versehen mit Schiffsgeräth, auf einem Nachen, dessen Farbe sein Alter und seinen unablässigen Gebrauch verräth.

Charondas, Gesetzgeber seiner Vaterstadt Catana und der andern chalcidischen Kolonien in Italien und Sicilien, lebte ungefähr in der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. Von seinen Gesetzen, welche, ursprünglich in Versen abgefaßt, sich auf das gesammte öffentliche und häusliche Leben bezogen und eine streng sittliche Bildung bezweckt zu haben scheinen, finden sich einzelne bei Aristoteles und Diodor. Sie standen in großem Ansehen und wurden nicht bloß von vielen Städten Großgriechenlands und Siciliens, sondern auch von den Mazakeuern in Kappadocien angenommen. Als C. einst, von einer Reise zurückkehrend, bewaffnet in die Volksversammlung trat und ihn Einer darauf aufmerksam machte, daß dies wider sein eigenes Gesetz sei, rief er: „Nein, beim Zeus, u. ich bekräftige es!" und stieß sich das Schwert in die Brust.

Charos, nach dem Volksglauben der Neugriechen der Engel des Todes, welcher in den verschiedenartigsten Metamorphosen dem Menschen naht und seine Opfer heischt. Offenbar steht diese Idee mit der Mythe vom Charon im Alterthum im genauesten Zusammenhange. C. wird vorgestellt als ein strenger, mürrischer und unerbittlicher Greis, der die Menschen überrascht und in die andere Welt bringt. Behufs dieses Amtes hat er die Macht, sich in die verschiedensten Gestalten zu verwandeln.

Charost, Armand, Joseph de Bethune, Herzog von, ein würdiger Abkömmling Sully's, ein Mann, den sogar der Revolutionsausschuß „Wohlthäter, Vater der leidenden Menschheit" nennen mußte, wurde am 1. Juli 1738 zu Versailles geboren. C. trat unter die Kavallerie und zeichnete sich im siebenjährigen Kriege aus. Für seine verwundeten Soldaten ließ er zu Frankfurt aus eigenen Mitteln ein Lazareth bauen, und als 1758 der Staat in Noth war, schickte er sein gesammtes Silbergeschirr in die Münze. Nach dem Friedensschluß zog er sich auf seine Güter zurück u. bethätigte seine Wohlthätigkeit mit Hülfe seiner reichen Mittel in großartigster Weise. Er sorgte durch Bauten für den Unterhalt seiner früheren Soldaten, sowie der Armen der Umgegend, hob Schulunterricht u. Ackerbau, verminderte die Lasten des Lehnsystems, stiftete Hospitäler, Hülfskassen, Kinderbewahranstalten, setzte Preise für landwirthschaftliche Erzeugnisse aus und drang in zwei Provinzialversammlungen und in der Notablenversammlung mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit auf gleichere Vertheilung der Staatslasten. Später ging er nach Meillant zurück und wirkte hier während der Revolution gleich segensreich, ward aber, als Verdächtiger, für 6 Monate eingekerkert. Das Cherdepartement verdankt ihm insbesondere die Einführung des Lein-, Krapp-, Rhabarber- und Tabaksbau's, rationellere Zucht der Bienen, Schafe und Pferde und den Kanal von Bec Allier in den Cher. C. war auch Stifter einer ökonomischen Gesellschaft (1799), sowie Mitstifter der philanthropischen Gesellschaft, der Anstalt für blinde Arbeiter, des Lycée des Arts und Präsident der rumfordschen Suppenanstalt in Paris. Nach dem 18. Brumaire trat er als Maire des 10. Bezirks in Paris auf. Beim Besuche des Taubstummeninstituts vom Pockengifte angesteckt, erlag er am 27. Okt. 1800. Auch als Schriftsteller war C. thätig; man hat von ihm ein „Résumé des vues et des premiers traveaux" (Paris 1799); „Vues générales sur l'organisation de l'instruction rurale" (1795), sowie Denkschriften über die Mittel, der Bettelei vorzubeugen, über die bessere Stellung der Taglöhner auf dem Lande, über eine Hülfskasse für Landleute, ferner eine topographische Beschreibung seines Distrikts mit Rücksicht auf die Landwirthschaft und andere Gewerbe, nebst einem Wörterbuch der Volkssprache desselben.

Charpentier, 1) Marc Antoine, französischer Komponist, geboren 1634 zu Paris, begab sich im Alter von 15 Jahren nach Rom, um sich der Malerei zu widmen, wandte sich aber bald ausschließlich der Musik zu, in der er den berühmten Carissimi zum Lehrer hatte. Schon in Italien erregte er durch seine Kompositionen Aufsehen und wurde nach seiner Rückkehr nach Paris Kapellmeister des Herzogs von Orléans, des Bruders Ludwigs XIV., dann, durch Lully aus dieser Stellung verdrängt, Musikmeister der Prinzessin von Guise. Aus Abneigung gegen jenen, wie man sagt, verfolgte er fortan eine kunstvollere und effektreichere Kompositionsweise, als die bisher in Frankreich gebräuchlich gewesene. Trotz der Intrignen seiner Gegner übertrug ihm der Herzog von Orléans, der spätere Regent, die Intendanz seiner Musik. C. komponirte eine Menge Opern, Ballets und Divertissements. Sein bestes, noch bekanntes Werk ist „Médée". Auch komponirte er die Musik zu Molière's „Malade imaginaire", die fälschlich Lully zugeschrieben wird. Später wandte er sich ganz von der weltlichen Musik ab, wurde Musikmeister bei den Jesuiten zu Paris, dann zu Sainte-Chapelle und † im März 1702. Außer seinen zahlreichen dramatischen Werken (mehr als 25) hinterließ er eine Menge Messen, Motetten, Lieder 2c. Seine Trinklieder für 2, 3 und 4 Stimmen, deren er ebenfalls viele komponirte, waren im vorigen Jahrhundert beliebte Volkslieder.

2) Jean Jacques Beauvarlet, französischer Orgelvirtuos am Ende des vorigen Jahrhunderts, geboren 1730 zu Abbeville, lebte erst zu Lyon und wurde dann zu Paris Organist an der Kirche St. Victor, später an St. Paul. Durch die Abschaffung des Kultus in der Revolution in Noth versetzt, † er im Mai 1792. Er hinterließ eine Menge geschätzter Kompositionen für die Orgel und das Orchester, welche seine tiefe Kenntniß der harmonischen Gesetze bekunden.

3) François Philippe, erfindungsreicher Mechaniker, zu Blois den 3. Oktober 1734 von armen Aeltern geboren, erhielt seine Bildung im Jesuiten-

kollegium seiner Geburtsstadt u. kam dann zu einem Kupferstecher in Paris in die Lehre. Er erfand hier mit Hülfe der Mechanik die getuschte Manier im Kupferätzen, verkaufte aber sein Geheimniß dem Grafen von Caylus. Die ältesten Stiche in Tuschmanier von ihm sind: Perseus und Andromeda, nach Vanloo; Enthauptung des Johannes, nach Guerchin; eine alte Spinnerin, ein Schäfer, das italienische Koncert, das Kinderbacchanal u. a. m. Diese Erfindung verschaffte ihm Wohnung im Louvre und den Titel eines königlichen Mechanikers. Als solcher machte er vielfache mechanische Entdeckungen und Versuche; er schmolz mit dem Brennspiegel Metalle, vervollkommnete die Laternen der Leuchtthürme und Kriegsschiffe, erfand Feuerspritzen, welche in ganz Frankreich in Gebrauch kamen, Maschinen zum Kanonenbohren, zum Graviren von Zeichnungen für Spitzenfabriken, zum gleichzeitigen Schneiden mehrer Platten auf einmal und zum Bohren von 6 Flintenröhren. Für letztere erhielt er 24,000 Franken und das Direktorium des Atelier de perfectionnement, † aber nichtsdestoweniger, bescheiden alle lockenden Anerbietungen auswärtiger Mächte ablehnend, in Dürftigkeit am 22. Juli 1817 zu Blois.

4) Johann Friedrich Wilhelm von C., verdienstvoller Geognost und Bergbaukundiger, am 24. Juni 1738 zu Dresden geboren, studirte Jurisprudenz und Mathematik, wurde 1766 Lehrer der letzteren an der Bergakademie zu Freiberg u. widmete sich nun dem Studium der Bergwerkswissenschaften nach ihrem gesammten Umfange, den praktischen Grubenbau nicht ausgeschlossen. In Anerkennung dieser Bestrebungen wurde er auch zum Bergkommissionsrath und Oberbergamtsassessor und 1784 zum Direktor des Alaunwerks zu Schwemsal im jetzigen preußischen Regierungsbezirk Merseburg ernannt. Auf Grund der von ihm 1785 in Ungarn eingesehenen Fortschritte des Amalgamirens wurde das Amalgamirwerk zu Freiberg angelegt und, als es 1792 abbrannte, erneuert. Kaiser Joseph II. hob C. in den Reichsadelsstand; die sächsische Regierung ernannte ihn 1800 zum Vice- und 1801 zum wirklichen Berghauptmann. Als solcher † er am 27. Juli 1805. Er hat sich um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues große Verdienste erworben, und mehre Zweige des Grubenbetriebs verdanken ihm wesentliche Verbesserungen. Auch förderte er eifrig die geognostische Untersuchung des Landes unter der Leitung der Bergakademie. Seine Werke: „Mineralogische Geographie der kursächsischen Lande" (Leipzig 1778); „Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze, hauptsächlich aus den sächsischen Gebirgen" (das. 1799); „Beiträge zur geognostischen Kenntniß des Riesengebirgs schlesischen Antheils" (das. 1804), sind noch jetzt mit Nutzen zu gebrauchen.

5) Toussaint von C., verdienstvoller deutscher Naturforscher, des Vorigen Sohn, am 22. November 1780 zu Freiberg geboren, besuchte das Gymnasium und die Bergakademie seiner Vaterstadt und bezog 1797 die Universität zu Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er wurde 1801 Auditor beim Oberhofgericht zu Leipzig, trat jedoch schon 1802 als Bergsekretär in preußische Dienste, wurde im folgenden Jahre zum Bergassessor in Schlesien und bald darauf zum Bergamtsdirektor und Oberbergamtsassessor in Waldenburg, 1806 zum Bergrath und 1810 zum Oberbergrath mit Sitz und Stimme im Oberbergamtscollegium zu Breslau befördert. Hier schrieb er seine „Darstellung der Höhen verschiedener Berge, Flüsse und Orte Schlesiens" (Breslau 1812), sodann seine „Bemerkungen auf einer Reise von Breslau über Salzburg durch Tyrol, die südliche Schweiz, nach Rom u. Pästum im Jahre 1818" (Leipzig 1820, 2 Theile). Im Jahre 1828 wurde er zum Viceberghauptmann von Schlesien, 1830 zum Berghauptmann und Direktor des westphälischen Bergamts in Dortmund und im Oktober 1835 endlich zum Berghauptmann in Schlesien ernannt. Als solcher † er den 4. März 1847 zu Brieg. Neben mineralogischen und den das Bergwesen betreffenden Studien beschäftigte er sich auch mit zoologischen, vorzüglich entomologischen Untersuchungen, welche er durch seine „Horae Entomologicae" (Berlin 1825, mit 9 Tafeln Abbild.), „Libellulinae Europaeae" (Leipzig 1840) und „Orthoptera" (das. 1841—1843, 10 Hefte), sowie durch die Veranstaltung einer neuen Ausgabe von Espers Werken, „Die europäischen Schmetterlinge" (Erlangen 1829—39, 5 Theile in 6 Bdn., nebst Suppl.) und „Die ausländischen Schmetterlinge" (das. 1830, 16 Hefte) wesentlich förderte. Mit Blumhof und Lehmann gab er Sven von Rinmanns „Allgemeines Bergwerkslexikon" (Leipzig 1809, 2 Bde.) heraus.

6) Johannes von C., jüngerer Bruder des Vorigen, geboren den 7. December 1786 in Freiberg, besuchte das dortige Gymnasium und später Schulpforta und widmete sich dann in den schlesischen Bergwerken dem Bergbauwesen. Im Jahre 1806 folgte er einem Rufe nach Frankreich, um im Süden des Landes katalonische Eisenwerke einzurichten. Hier beschäftigte ihn auch die Geologie, u. seine von der pariser Akademie gekrönte Preisschrift über die geologische Bildung der Pyrenäen ist noch jetzt von Bedeutung. Nach fünfjährigem Aufenthalt in diesen Gebirgen verweilte er längere Zeit in Paris u. stand hier mit den namhaftesten Geologen im Verkehr. Im Jahre 1813 übernahm er die Leitung der Salzwerke zu Bex im Kanton Waadt und wußte deren Ergiebigkeit ansehnlich zu steigern. Auch unternahm er hier viele anderweite gemeinnützige Arbeiten, wie die Eindämmung der Rhone, die Einrichtung des Bads Larey u. A. Von wissenschaftlichen Arbeiten sind noch seine Untersuchungen über die Gletscher, sowie seine konchyliologischen Forschungen und Sammlungen zu erwähnen. Er † den 12. September 1855.

7) Henry François Marie, französischer General, 1769 zu Soissons geboren, verließ 1791 seine juristischen Geschäfte und trat als Kapitän in das erste Bataillon der Feiwilligen des Departements Aisne. In der Nordarmee ward er Adjutant des Generals Hatry, dann Bataillonschef-Adjutant, kam als Brigadegeneral zur Armee von Italien, focht bei Marengo und wurde schnell hinter einander zum Divisionsgeneral und zum Chef des Generalstabs ernannt. Als letzterer diente er mehre Jahre unter Moncey, Jourdan und Prinz Eugen. Als Divisionskommandant der Armee von Neapel zwang er 1805 bei Verona ein feindliches Corps, die Waffen zu strecken. Hierauf begab er sich zur großen Armee und erhielt nach der Schlacht

von Wagram die Grafenwürde. Im Jahre 1812 machte er als Chef des Generalstabs unter Prinz Eugen den Feldzug nach Rußland mit und ward nach der Schlacht von Smolensk Gouverneur der eroberten russischen Provinzen. Bei dem Rückzug fungirte er als Chef des Generalstabs vom ersten Armeecorps unter Davoust. Als Divisionsgeneral zeichnete er sich 1813 in den Schlachten bei Lützen und Bautzen aus, befehligte 1814 gegen die in Frankreich eindringenden Alliirten eine Division der kaiserlichen Garde, sprach aber nach dem unglücklichen Ausgang dieses Feldzugs am 4. April seine Anhänglichkeit an die Bourbonen aus und wurde zum Ritter des heil. Ludwig, zum Großoffizier der Ehrenlegion und später zum Generalinspektor ernannt. Er † 1831 auf seinem Landgut bei Villers-Coterets.

Charpie (v. Franz., Scharpie), sehr gebräuchliches Verbandmittel bei Wunden, Geschwüren 2c., welches aus Fäden besteht, die man durch Zerzupfen der Leinwand gewinnt. Die hierzu gebrauchte Leinwand muß weich, nicht zu sehr abgenutzt, von mittlerer Feinheit, rein gewaschen, nicht gestärkt oder mit scharfer Lauge gebleicht, auch nicht schon zu Verbandstücken gebraucht oder von Kranken sein, von denen ein Ansteckungsstoff übertragen werden könnte. Es gibt verschiedene Methoden, die C. zu bereiten. Gezupfte C. macht man aus 4—5 Zoll langen und 3—4 Zoll breiten Leinwandstreifen, indem man die Fäden auszieht. Geschabte C. gewinnt man, indem man die Leinwand durch Schaben mittelst eines stumpfen Messers in eine baumwollenartige Masse verwandelt. Dieser C. bedient man sich nur zur Bedeckung sehr zarter Theile, ganz kleiner Geschwüre u. dgl. Die englische C., Charpiegewebe (tissu charpie), wird in England und Frankreich mittelst Maschinen im Großen bereitet. Noch gibt es eine andere Art, C. zu verfertigen, welche darin besteht, daß man ein Stück Leinwand mit einem stumpfen Eisen schlägt, gehackte C. (charpie hachée). In Paris macht man seit längerer Zeit in mehren, besonders in Militärspitälern auch glücklichen Gebrauch von präparirtem und durch Chlor gebleichtem Hanf als C., indem man ihm durch verschiedene Manipulationen seine Rauhigkeit und Farbe zu entziehen und ihn so weiß und glatt als die feinste Leinwand herzustellen weiß, und auch in Deutschland hat Buchner nachgewiesen, daß das gröbste Hanf- und Flachswerg durch Behandlung mit ätzender Aschenlauge und Chlor, durch Klopfen und Hecheln in eine äußerst zarte Faser vertheilt werden kann, welche in der Anwendung als C. nichts zu wünschen übrig läßt. Endlich gehört hierher noch die sogenannte Charpiewatte, gewöhnliche Watte, welche namentlich bei Behandlung frischer Wunden, bei Brandwunden und auch bei eiternden Geschwüren vorgeschlagen wurde. Die C. besitzt an und für sich durchaus keine besonderen Heilkräfte, sondern schützt nur die Wunde vor äußern Einflüssen, namentlich vor der Luft, saugt die Flüssigkeiten ein, die sich aus der Wunde ergießen, erhält durch ihren Reiz, den sie ausübt, im leidenden Theil eine Cirkulation der Säfte, die Transspiration und Eiterung 2c.; dabei hat die gewöhnliche C. den großen Vortheil, daß man sie sehr leicht anwenden und in alle beliebigen Formen bringen kann. Kontraindicirt ist die trockene C. bei frischen, empfindlichen Wunden, die bei Verbrennung entstanden sind, u. bei schmerzhaften Geschwüren.

Charras, Jean Baptiste Adolphe, französischer Oberstlieutenant, hervorragender Republikaner und kriegsgeschichtlicher Schriftsteller, geboren am 7. Januar 1810 zu Pfalzburg in Lothringen aus einem alten provençalischen Adelsgeschlechte, mußte, schon von seinen Aeltern mit republikanischen Ideen erfüllt, 1830, als politisch verdächtig, die polytechnische Schule verlassen und führte in den Julitagen eine Sturmkolonne siegreich an. Er trat sodann in die Artillerie- und Ingenieurschule zu Metz, wurde aber auch hier wegen Verweigerung des geforderten Austritts aus einem politischen Verein entlassen, jedoch amnestirt und zum Lieutenant und bald darauf zum Hauptmann im ersten Artillerieregiment befördert. Seine erfolgreichen Versuche, als Mitarbeiter am „National" republikanische Propaganda zu machen, hatten seine Versetzung nach Algier zur Folge. Hier bewies er eine solche militärische Tüchtigkeit, daß er in Kurzem in Maskara Chef einer der vier arabischen Bureaux wurde. Der glückliche Ausgang eines außerordentlich kühnen Angriffs auf Abd-el-Kaders Lager beförderte ihn 1844 zum Bataillonschef im ersten Regiment der Fremdenlegion, in welcher Stellung er ganz selbstständig mit fliegenden Kolonnen von allen Waffengattungen operirte. Im Jahre 1846 erhielt er das erste Bataillon leichter afrikanischer Infanterie, die sogenannten Zephyrs, und legte mit ihnen die befestigte Kolonie des Sig zwischen Oran und Maskara an. Lamoricière stellte ihn dem neuen Generalgouverneur mit den Worten vor: „Ein Jakobiner, der Sohn eines Jakobiners, und vorzüglicher Offizier!" Auf einer Urlaubsreise ward er am 7. April desselben Jahres in Paris, wo inzwischen seine Partei zur Herrschaft gelangt war, zum Unterstaatssekretär im Kriegsministerium ernannt, war aber in der Folge thatsächlich dessen Chef. In dieser Stellung beseitigte er eine große Anzahl hoher Offiziere, die der neuen Ordnung der Dinge nicht ergeben waren, vereitelte aber auch die Versuche der Klubs, die Disciplin der Armee zu lockern, und zeigte bei der Mobilisirung der Armee und der Aufstellung der Observationscorps an der italienischen Grenze ein seltenes Organisationstalent. Von der Nationalversammlung zum Generalstabschef des Kriegsministers Cavaignac, dessen Portefeuille er eine kurze Zeit provisorisch gehabt hatte, ernannt, hatte er großen Antheil an der Unterdrückung des Juniaufstandes, zeigte sich aber stets als entschiedener Gegner aller strengen Maßregeln gegen die revolutionäre Partei. Als Cavaignac die Diktatur übernahm, konnte der starre Republikaner nur durch des neuen Kriegsministers Lamoricière Bitten zu längerem Verbleiben in seiner Stellung bestimmt werden. Eine kurze Episode in seiner politischen Laufbahn war sein Eingehen auf das ihm von der provisorischen Regierung der Republik von Rom und Toskana gemachte Anerbieten, die Organisation ihrer vereinigten Armeen zu übernehmen, denn dieselbe Regierung, die ihm für diesen Zweck Urlaub ertheilte, schickte eine Armee zur Bekämpfung der Republik nach Rom. Nach Ludwig Bonaparte's Wahl zum Präsidenten schied C. aus dem Ministerium und gehörte zur Minorität der legislativen

Versammlung, welche den Präsidenten und die Minister wegen der Beschießung Roms in Anklagezustand zu versetzen beantragte. Da er überhaupt unablässig jeden Schritt vorwärts zum Kaiserthum aufs Energischste bekämpfte, wurde er im Dec. 1851 aus der Armeeliste gestrichen u. verbannt. Er begab sich nach Belgien, mußte aber nach anderthalbjährigem Aufenthalt vor dem Einfluß der französischen Polizei von hier nach dem Haag entweichen. Im Jahre 1858 vermählte er sich mit einer Enkelin der durch Goethe's „Werther" berühmt gewordenen Charlotte Buff. Seine „Histoire de la campagne de 1815" ist die erste wahrheitsgetreue, vorurtheilsfreie in französischer Sprache.

Charrière, Frau von St.-Hyacinthe de, geborne Tuyll, als Schriftstellerin unter dem Namen Albé de la Tour bekannt, geboren um 1750, stammte aus einer reichen Familie in Holland, war in ihrer Jugend Hofdame am Hofe des Erbstatthalters, verheirathete sich dann mit C., einem würdigen, aber armen Edelmann, und lebte fortan auf dessen kleinem Gute bei Neuf-Chatel, ihre Zeit der Schriftstellerei und dem Wohlthun widmend. Der Verlust ihres Vermögens durch die französische Revolution und andere traurige Erfahrungen trübten ihren edlen Charakter, so daß sie sich fast ganz auf sich selbst zurückzog. Sie †, gegen 60 Jahre alt, 1806. Unter ihrem Autornamen schrieb sie: „Les trois femmes"; „Honorine d'Userche"; „St.-Anne et les mines d'Yedburg"; „Sir Walter Finch et son fils William" (deutsch von Huber, Leipzig 1798, 4 Bde.); unter ihrem eignen Namen: „Castille, ou Lettres écrites de Lausanne" (1786); „Mistress Henley" und die Dramen: „Le Toi et le Vous"; „L'Emigré"; „L'Enfant gâté"; „Comment le nomme-t-on?" Durch alle diese Schriften, die sich durch geistvolle Darstellung auszeichnen, zieht sich unverkennbar eine philosophische Auffassungsweise, die bei metaphysischen Gegenständen meist skeptisch auftritt, bei allen moralischen aber entschieden für die Tugend kämpft.

Charron, Pierre, bekannter französischer Kanzelredner und Schriftsteller, geboren 1541 zu Paris als der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von 25 Kindern war, studirte zu Orléans und Bourges die Rechte, war 6 Jahre lang Advokat, ging dann zum geistlichen Stand über und gewann bald als Kanzelredner einen so ehrenvollen Namen, daß er rasch nach einander mehre geistliche Aemter in Gascogne und Languedoc und endlich den Titel eines Hofpredigers der Königin Margarethe erhielt. Im Alter von 47 Jahren kehrte er nach Paris zurück, um in einen Mönchsorden zu treten, wurde aber wegen seiner vorgerückten Jahre zurückgewiesen. Er trat nun wieder eine Stelle zu Angers an, ging von da nach Bordeaux und machte hier die Bekanntschaft Montaigne's, dessen freie Denkungsart einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Sein Ruf als Prediger und Literat war in Frankreich so anerkannt, daß er in der Versammlung der Geistlichkeit von 1595 zum Sekretär ernannt wurde. C. † am 16. November 1603 zu Paris. In seinem „Traité des trois vérités" (Bordeaux 1594) suchte er gegen die Atheisten zu beweisen, daß es eine Religion gebe, gegen die Nichtchristen, daß die christliche Religion die allein wahre sei, und gegen die Ketzer, daß die römisch-katholische Kirche allein selig mache. Am meisten Aufsehen erregte sein „Traité de la sagesse" (Bordeaux 1601 u. ö.; beste Ausgabe vor. Amoury Duval, Paris 1821, 4 Bde.), um dessentwillen er des Atheismus beschuldigt wurde.

Charta (chartula, lat.), bei den Römern ursprünglich ein Blatt von den getrennten Lagen des ägyptischen Papyrus (s. d.), dann die Papyrusstaude selbst. Weil diese aber als Material zum Schreiben diente, so verstand man unter C. auch Alles, worauf etwas geschrieben oder gezeichnet war. In dieser Bedeutung ist das Wort auch in die deutsche Sprache übergegangen (Karte, Visitenkarte, Spielkarte, Landkarte). Im Mittelalter hieß C. oder Diploma jede Urkunde. Die größte Berühmtheit erhielt die vorzugsweise so genannte Magna charta (s. d.) der Engländer. In Rücksicht auf diese, sowie auf die Charte constitutionnelle Ludwigs XVIII. von Frankreich gebrauchte man zuweilen das Wort Charte für geschriebene Verfassungsgesetze überhaupt, wofür aber neuerlich das Wort Konstitution gebräuchlicher geworden ist. In Portugal waren merkwürdiger Weise beide Worte die Losungen entgegengesetzter Parteien, weil die von Dom Pedro verliehene Verfassung nach der französischen Charte genannt wurde. In England nannten die Radikalreformers ihr Programm Charte, daher der Name Chartisten, s. Chartismus.

Charta partita (c. indentata, lat.), eine im Mittelalter, besonders in England, als noch die Siegel selten waren, gebräuchliche getheilte Urkunde. Von zwei oder mehren Parteien erhielt jede ein gleichlautendes Exemplar (c. paricola) des rechtskräftigen Aufsatzes. Sämmtliche Exemplare waren aber ursprünglich auf Ein Blatt geschrieben, an dessen oberstem Theile ein Wort (meist Chirographum), ein Denkspruch oder Aehnliches stand. Wurden nun die einzelnen Exemplare abgeschnitten, so wurde auch das ganze Wort oder der Spruch in gerader Linie (dann c. p.), oder im Zickzack (dann c. indentata) durchschnitten; bei späterer Ineinanderfügung der Theile zeigte sich dann die Aechtheit oder Verfälschung der Schrift.

Charte (franz.), s. Charta.

Chartismus, die Arbeiterbewegung in England zur Erlangung einer Volkscharte, gegenüber der von König Johann dem Adel verliehenen Magna charta. Obwohl die ersten Anfänge demokratischer Bestrebungen in England in die Zeiten des nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfes zurückreichen, so erhielten diese Tendenzen doch erst später einen entschieden chartistischen Charakter. Im Jahre 1817 wurde unter Leitung des Majors Cartwright eine Nationalpetition zu Stande gebracht, die allgemeines Stimmrecht verlangte und dem Unterhause mit 1,700,000 Unterschriften, meist aus den arbeitenden Klassen, übergeben wurde. Zwei Jahre später fand auf dem Peterloofelde zu Manchester unter der Präsidentschaft Hunts eine große Versammlung der industriellen Bevölkerung Statt, welche über Abschaffung der Getreidegesetze und über die Lage des Landes berathen sollte, allein noch vor ihrer Eröffnung durch die bewaffnete Macht zerstreut wurde. Durch die Repressivgesetze, die sogenannten „sechs Acts", welche damals Castlereagh durchsetzte, ward darauf für längere

Zeit jeder politischen Demonstration vorgebeugt. Aber nachdem das Proletariat seine Märtyrer erhalten hatte, nahm die Bewegung, besonders durch Owen (s. d.) und die Verbreitung seiner Ideen, einen socialistischen Charakter an. Auf Betrieb der Oweniten bildete sich 1827 eine politische Verbindung der arbeitenden Klassen unter dem Namen National union of the working classes, welche auf Reform der Wahlgesetze und des Unterhauses abzweckte und sich von Birmingham aus, bald in kleinere Abtheilungen organisirt, über das Land verbreitete. Benbow, früher Schuhmacher, dann Kaffeewirth, war der Stifter dieser Union, in der mehre der noch später hervorragenden Chartistenführer, O'Connor, O'Brien u. A., ihre Schule durchmachten. Mit Hetheringtons ungestempeltem Pfennigblatt „Poor man's guardian" begann die wohlfeile Volkspresse ihre einflußreiche Wirksamkeit, die später die Herabsetzung des Zeitungsstempels nach sich zog. Die Radikalen der Mittelklasse, besorgt, das Proletariat möchte sich völlig selbstständig organisiren, wußten sich aber bald der Gesellschaft zu bemächtigen. Auf Betrieb Sir Francis Burdetts, Duncombe's u. A. kam schon 1831, durch Vereinigung der Arbeiter mit der Mittelklasse, eine neue Union zu Stande, die sich die Durchführung der Reformbill zum Ziele setzte und nach Erreichung derselben sich wieder auflöste. Das Proletariat aber war damit keineswegs zufriedengestellt. Statt der politischen Agitation begannen jetzt auf Anregung Owens jene zahlreichen Arbeitervereine, die gegen die Willkür der Fabrikherren und die Herabsetzung des Arbeitslohns gerichtet waren. Im Jahre 1834 beschlossen diese Vereine eine allgemeine Arbeitseinstellung, welche aber mit Verlusten für die Arbeiter und mit ihrer größern Abhängigkeit endete. Im Jahre 1835 kam endlich in Folge der Erbitterung über das neue Armengesetz eine politische Verbindung unter dem Namen der Radical association zu London zu Stande; da aber hierbei mehr die Mittelklassen betheiligt waren, so bildeten im folgenden Jahre die arbeitenden Klassen unter dem Namen Working mens association eine politische Verbindung, mit Ausschluß der Mittelklassen, die bis 1838 wenig Mitglieder zählte, dann aber die Geburtsstätte des eigentlichen C. wurde. Lovett, früher Tischler, dann Kaffeewirth, endlich Buchhändler, setzte die sechs Punkte der künftigen Volkscharte auf, welche mehren Radikalen des Unterhauses vorgelegt wurden. Der gleichzeitig anberaumte Meeting der arbeitenden Klassen faßte den 6. August 1838 zu Birmingham den Beschluß, auf Grund der sechs Punkte eine Petition um die Volkscharte (The peoples charter) ans Unterhaus zu richten. Diese sechs Punkte waren: Einführung der Ballotagen bei den Wahlen, allgemeine jährliche Parlamente, Aufhebung des Wahlcensus, Eintheilung des Landes in Wahlbezirke nach Kopfzahl und Besoldung der Deputirten. Bald darauf berief die Working mens association zur Verwirklichung der Nationalpetition unter dem Namen einer „Nationalkonvention" einen Chartistenausschuß nach London, der zu Anfang 1839 zusammentrat und sechs Monate hindurch beisammenblieb. Der Konvent zerfiel aber bald in zwei Parteien, die Physical-Force- und die Moral-Force-Männer; doch einigten sich beide über Abfassung der Volkscharte, die in der Petition enthalten sein sollte, sowie über die Absendung von Agitatoren in die Provinzen. Diese Volkscharte bestand aus 39 Artikeln, die außer den sechs Punkten noch Anderes forderten, wie Einführung der Einkommensteuer, Abschaffung der neuen Armengesetze, Verminderung der Lasten &c. Zugleich traten die Physical-Force-Männer in einen geheimen Ausschuß (Committee of safety) zusammen, welcher offenen Aufstand organisiren sollte. Frost sollte Wales, Bussey Yorkshire und Lancashire, Cardo die Stadt London, Taylor Northumberland und Schottland insurgiren. Auch die Moral-Force-Männer traten nach Uebergabe der Petition im Juli 1839 ihre friedliche Agitation in den Provinzen an. Die Ablehnung der Petition im Unterhause mit 235 gegen 46 Stimmen, die Verhaftung mehrer Chartisten, wie Lovetts, Collins, die Zerstreuung der Versammlung durch die Polizei setzten bald die ganze arbeitende Bevölkerung des Landes in Aufregung. Nächtliche Zusammenkünfte führten zu mancherlei Ausschweifungen und Verbrechen. Am 12. August 1839 beschloß die Committee of safety an ihrem Sitze zu Birmingham Einstellung der Arbeit und die Feier einer heiligen Woche, womit sie jedoch bei den Massen keinen Anklang fand. Endlich brach den 4. November 1839 in Südwales der Aufstand aus. Unter Anführung von Frost, Williams und Jones überfielen 8000 Chartisten die Stadt Newport, wurden aber durch die bewaffnete Macht in die Flucht geschlagen, wobei mehre der Rädelsführer eingefangen wurden. Die über sie verhängte Todesstrafe wurde in Deportation verwandelt. Die arbeitenden Klassen zeigten vor der Hand keine andere Thätigkeit, als daß sie Sammlungen für die Opfer ihrer Sache anstellten. Erst 1840 traten wieder aus den verschiedenen Provinzen Englands Abgeordnete zu Manchester zusammen, die eine neue Association zu Stande brachten. Im Juni 1841 wurde wieder eine mit 1,300,000 Unterschriften von Arbeitern bedeckte Petition für die Einführung der Volkscharte überreicht. Als einflußreiche politische Macht aber, die im Gegensatze zu den Mittelklassen ein selbstständiges Interesse verfolgte, trat der C. erst auf, als er den Tories zum Sturze des Whigministeriums die Hand bot, wofür er von diesen in der Agitation gegen die neuen Armengesetze unterstützt wurde. Der Arbeiteraufstand in den nördlichen Bergwerksbezirken Englands verbreitete sich durch die chartistische Agitation 1842 bald auch auf die Arbeiter in den Baumwollenfabriken zu Manchester. Während der Bewegung für den Freihandel und die Aufhebung der Kornzölle trat der C. nur zeitweise in den Hintergrund, indem er sich gleichwohl mehr und mehr ausdehnte und noch entschiedener herausbildete. Dies geschah namentlich auch auf dem kirchlichen Gebiete, da sich ein großer Theil der Chartisten von der Staatskirche förmlich lossagte. Die Rückwirkung der französischen Februarrevolution auf England versetzte die Chartisten 1848 in neue Aufregung. Es wurden wieder zahlreichere Versammlungen veranstaltet, die sich zwar zunächst auf Glückwünschungsadressen an die französische Nation beschränkten, woran sich aber schon im März 1848 Unruhen in London, Manchester und besonders in Glasgow knüpften, an welchem letzte-

ren Orte einige Tausende brodloser Arbeiter beträchtlichen Schaden am Eigenthum verübten, die Waffenläden plünderten u. wohl auch der früher in England seltene Ruf sich hören ließ: „Hoch die Republik! Nieder mit der Königin! Laßt uns unsern republikanischen Brüdern in Frankreich nachahmen!“ Auch Barrikaden wurden in Glasgow gebaut, aber von der verstärkten Besatzung und den zur Herstellung der Ruhe beeidigten Specialconstables leicht beseitigt. Bald darauf bereitete der in London versammelte Chartistenkonvent während 14 Tagen eine große Versammlung vor, welche auch trotz des Verbots der Regierung am 10. April zu Stande kam, aber nicht in der erwarteten Ausdehnung, und ruhig vorüberging, da die chartistischen Führer selbst für gerathen hielten, es zu keinem blutigen Zusammenstoß kommen zu lassen. Die Regierung hatte ihrerseits sehr ausgedehnte militärische Vorkehrungen getroffen u. allein in London an 12,000 Specialconstables beeidigt. In Folge dieser Versammlung wurde abermals eine Riesenpetition für Einführung der Nationalcharte, angeblich mit 5,760,000 Unterschriften, dem Unterhause übergeben, von diesem jedoch mit großer Mehrheit verworfen. Der schwunghafte Betrieb der Industrie und besonders der gute Erfolg der Aufhebung der Kornzölle, wodurch die Brodpreise beträchtlich vermindert wurden, hat seitdem wieder den chartistischen Tendenzen für eine Zeitlang ihre Schärfe genommen. Wo übrigens die weitern Ziele der Chartisten liegen, geht daraus hervor, daß sie bereits in ihrem jüngsten Programm bis zur Forderung der Nationalisirung des Bodens gelangt sind. Es ist kaum zu bezweifeln, daß vom C., der zeitweise zu verschwinden scheint, dann aber bei jedem neuen Anstoße massenhafter wieder zum Vorschein kommt, eine durchgreifende Umgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Zustände des britischen Inselreichs ausgehen werde. Hierbei wird besonders der Punkt in Frage kommen, ob der praktisch-politische Verstand der herrschenden Klassen und die Elasticität der demokratischen Institutionen Englands auf die Dauer ausreichen werden, um durch zeitiges, stufenweises Nachgeben die Bewegung stets in den Schranken der Agitation zu erhalten, ohne sie in politisch-sociale Revolution umschlagen zu lassen. Vgl. Stein, Der Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich, 2. Aufl., Leipzig 1847; Raumer, England, 2. Auflage, 3 Bde., daselbst 1842; Venedey, England, das. 1845, 3 Thle.

Chartres, Hauptstadt des französischen Departements Eure-Loire, an der Eure in getreidereicher Gegend (Chartrain) gelegen, ist mit Mauern und Gräben umgeben und besteht aus einer Oberstadt mit steilen, unregelmäßigen Straßen und Holzhäusern mit vorspringenden Giebeln, der gut gebauten Unterstadt mit dem schönen Waffenplatz und der Vorstadt St. Maurice, wo sich die Heilquelle von Petit Près befindet. Auf dem höchsten Punkt der Stadt steht die herrliche gothische Kathedrale, aus dem 11. Jahrhundert, mit 2 Thürmen (einer 368 Fuß hoch mit reichstem Schmuck, der andere von ungeheurer Masse). Im Innern befindet sich ein hochverehrtes Marienbild mit einem schwarzen Jesusknaben. Außerdem sind erwähnenswerth die alte, im 9. Jahrhundert erbaute St. Peterskirche, der bischöfliche Palast (1253 erbaut), das neue, von schönen Gärten umgebene Stadthaus, 2 Hospitäler. Die Stadt ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Bezirksbeamten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts und hat ein Collège, ein theologisches Seminar, eine Normalprimärschule, eine öffentliche Bibliothek (32,000 Bde.), einen botanischen Garten und ein physikalisches und naturhistorisches Kabinet. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 18,950. Die Industrie von C. erstreckt sich auf Fabrikation von Wollmützen u. Hüten, Fayence, Töpferwaaren, Pfefferkuchen, berühmte Wildpretpasteten, Leder, Papier &c. Lebhaft ist der Handel mit Korn, Mehl und Heu; C. gilt für einen der bedeutendsten Kornmärkte Frankreichs. Es hieß zur Römerzeit Autricum und war nach Einigen Hauptort der Carnuten in Gallia Lugdunensis; daher der Name Carnutum civitas, im Mittelalter Carnotum. Erst im 12. Jahrhundert kommt die Stadt unter ihrem jetzigen Namen vor. Sie war frühzeitig ein Bisthum und im Mittelalter die Hauptstadt der Landschaft Beaucé. Heinrich IV. eroberte sie 1591 und ließ sich hier krönen. Die Grafschaft C. kam mit Blois an die Champagne. Davon wieder getrennt, ward sie 1218 durch Heirath Eigenthum des Grafen Walter von Avesnes und dann Hugo's von Chatillon, dessen Nachkommen sie 1286 an König Philipp den Schönen verkauften. Franz I. erhob sie 1528 zu einem Herzogthum, und seitdem ward sie eine Apanage königlicher Prinzen und Prinzessinnen, besonders aus dem Hause Orléans, dessen ältester Sohn den Titel Herzog von C. führte.

Chartres, Herzöge von, s. Orléans, Herzöge von.

Chartreuse, Dorf im französischen Departement Isère, nördlich von Grenoble, in öder, schwer zugänglicher Gebirgsgegend, am Fuße des Mont Granson; dabei liegt zwischen steilen, hohen Felsen und wilden Gießbächen (Cascade des Guiers-Vif) die große Karthause (la grande Chartreuse), das berühmteste und wichtigste Kloster des 1084 vom heiligen Bruno gestifteten Karthäuserordens, ein großes Gebäude mit Kapitelsaal und 45 Zellen. Die $1/4$ Stunde davon gelegene Einsiedelei Bruno's ist in eine Kapelle umgewandelt. Auch befindet sich daselbst eine heiße, immerfort aufkochende Quelle u. der berühmte Tour sans venin, eines der sieben Wunderwerke des Landes.

Chartularia (chartaria, auch diplomataria, lat.), die Kopialbücher der Klöster und Stifter, worin die Urkunden über Schenkungen, Verträge, Käufe &c. in Abschrift gesammelt sind. Da diese Kopien, wenn sich nicht absichtliche Fälschung nachweisen ließ, im Nothfalle gesetzliche Beweiskraft hatten, so dienten jene Urkundenbücher vornehmlich dazu, die erworbenen Rechte und Besitzthümer des Klosters auch in dem Falle, wenn Originalurkunden verloren gehen sollten, sicher zu stellen. Außerdem wollte man sich auch mittelst jener Bücher über den Besitzstand und die Rechte des Klosters einen schnelleren Ueberblick verschaffen, als er sich bei der Menge der einzelnen Urkunden sonst gewinnen ließ. Die Chartularien wurden auf ausdrückliche Anordnung der Päpste schon vor dem 10. Jahrhundert angelegt, und zwar mußte ein jedes Kloster ein solches führen. Eine ansehnliche Menge derselben hat sich erhalten

u. ist für die Geschichtsforschung von nicht geringer Bedeutung.

Chartum, Stadt in Nubien, am Zusammenfluß des weißen und blauen Nil, in einer weiten, dürren, höchst ungesunden Ebene, vor der Eroberung Nubiens durch Mehemed Ali (1823) ein armseliges Dorf, ist jetzt die größte Stadt des Landes, mit 25,000 Einwohnern, Sitz eines Generalgouverneurs, einer starken Garnison und eines österreichischen Konsulats. Der Handel Nubiens, besonders der Sklavenhandel hat in C. seinen Hauptsitz.

Charwoche (heilige Woche, Marterwoche), die Woche vor Ostern, die dem Andenken an Jesu Leiden und Tod gewidmet ist; s. Charfreitag.

Charybdis, nach der griechischen Mythe ein wasserschlürfendes Ungeheuer in dem schmalsten Theile der sicilischen Meerenge, eine Tochter des Neptun und der Gäa, ein gefräßiges Weib, welches von Jupiter zur Strafe in die Meerenge hinabgestürzt ward, wo es als Ungeheuer wohnt und nach gewohnter Weise Alles hinabschlingt, was sich seinem Rachen nähert. Nach Anderen ist C. Schwester der Scylla (s. d.), vermuthlich wegen ihrer Nachbarschaft. Bei gewöhnlicher Fluth schien sich in dieser Enge das Meer in seinem Strome zu spalten und gegen die beiden Küsten zu erheben, eine bei heftigem Südwinde furchtbare und für den unkundigen Piloten so gefährliche Erscheinung, daß die Flotte des Octavian bloß dadurch gegen die Hälfte ihrer Schiffe verlor, als sie mit der des Sextus Pompejus am Eingange der Meerenge zusammentraf. Diese in der Mitte sich hinabstürzende und zu beiden Seiten wieder aufsteigende Fluth konnte der homerischen Schilderung entsprechen. Aber man suchte ihren eigentlichen Strudel und Wirbel und fand diesen vor dem Eingange des Hafens von Messina. Bei Homer befinden sich jedoch C. und Scylla ganz nahe einander gegenüber; durch jene willkürliche Ortsveränderung wurden aber beide um $1\frac{1}{2}$ geographische Meilen auseinander gerückt, so daß durch diese Annahme das Sprüchwort: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin (Es stürzt in die Scylla, wer die Charybdis vermeiden will) seine Bedeutung verloren hatte. Die Scylla ist der Fels oder das Riff Scylläum, am Promontorium Rhegium, beim heutigen Städtchen Scilla, in eben jener bedeutenden Entfernung von dem später C. benannten Wirbel. Der Strudel vor dem Hafen von Messina heißt jetzt Charilla, Rema, Calofaro und Garofalo und ist bei Meeresstille spiegeleben und unbemerkbar. Wenn sich aber starke Westwinde mit der aus dem westlichen Meer eindringenden Fluth vereinigen, so entsteht durch die Stemmung der in der Enge zusammengepreßten Wassermasse ein Strudel, welcher kleineren Schiffen sehr gefährlich ist. Aber auch ein Sturm aus Süden, welcher der aus Norden kommenden Meeresströmung gerade entgegenarbeitet, bewirkt diese Erscheinung. In der Erklärung der natürlichen Veranlassung dieses Strudels stimmen die Vermuthungen der Alten mit den Beobachtungen der Neueren überein. Der Meeresgrund unter dem Calofaro ist nämlich felsig und sehr uneben: einige Punkte sind nicht tiefer als 3 Ellen, andere senken sich in unermeßliche Schlünde hinab; ferner steigen oft Dünste aus der vulkanisch glühenden Erde empor und setzen das Wasser in Bewegung. Man darf aus dem letzten Grunde wohl schließen, daß die Wuth der C. mit der Zeit durch vulkanische Revolution gebändigt worden sei. Einen eigentlichen Wirbel, welcher alles sein Bereich Berührende verschlingt, scheint die C. jetzt nicht mehr zu haben. Sie wirft vielmehr Alles, was sie ergreift, mit Ungestüm aus ihrem Bereich heraus, stürzt kleinere Schiffe entweder um, oder füllt sie mit Wasser, und schleudert größere an den Strand der Lanterna.

Chasaren, ein altes Volk vom uralisch-finnischen Stamme, im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres, nach St. Martin mit den Agazirs oder Katziri des Jornandes und der Byzantiner identisch, war schon geraume Zeit vor dem 7. Jahrhundert an den Ufern des kaspischen Meeres im nordwestlichen Theile Kaukasiens mächtig, dehnte sich dann zwischen 642 und 668 in Folge der großen bulgarischen Wanderung weiter über die Ländereien am asowschen Meer aus und beherrschte zu Anfang des 8. Jahrhunderts auch die taurische Halbinsel. Nachdem sie die Slaven am Dniepr u. an der Oka unterworfen und sich tributpflichtig gemacht hatten, drangen die C. nach Westen bis zu den Karpathen vor und erstiegen darauf in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die höchste Stufe ihrer Macht. Ihr Reich erstreckte sich damals vom Jaik bis zum Dniepr und Bug, vom Kaspisee, Kaukasus und schwarzen Meere bis zur mittlern Wolga. Die C. schließen die Reihe der Völker finnischen Ursprungs, welche von dem 3. bis zum 9. Jahrhundert nach einander in den ungeheuren Ebenen des südlichen Rußlands zwischen der Wolga und der untern Donau geherrscht haben. In dem Chasarenreiche waren alle Religionen geduldet. Juden, Christen, Moslems und Anhänger des mittelasiatischen Naturkultus lebten im friedlichen Verkehr mit einander. Die Familie des Chakan und die Großen des Volks bekannten sich ursprünglich zum Islam, traten aber später zum Judenthum über. Da Richter und Beamte aus den verschiedensten Religionen aufgestellt waren, so ward Jedem das Recht durch seine Glaubensgenossen gesprochen, während für die Streitigkeiten der Anhänger verschiedener Religionen eine gemischte Behörde angeordnet war. Die Chasarenfürsten standen gewöhnlich in gutem Vernehmen mit dem byzantinischen Reiche. Ihre alte Hauptstadt war Balangiar, das jetzige Astrachan. Später ward mit Hülfe byzantinischer Baukünstler eine neue Residenz, Sarkal oder Weißstadt (das jetzige Bjelajaweza, d. i. Weißthurm, in der Nähe der katschalinischen Kosakenstaniza) erbaut, die jedoch schon um 1300 in Trümmern lag. Mit den griechischen Baumeistern kam auch wohl Konstantin aus Thessalonich (Cyrillus) in das Land der C. und bekehrte, nach der Sage, das ganze Volk zum Christenthum. Das Andenken der Chasarenherrschaft hat sich bis auf den heutigen Tag in mehren russischen Ortsnamen erhalten. Swajatoslaw, der erste russische Beherrscher mit slavischem Namen (965), schlug die C. selbst in einer blutigen Schlacht und eroberte ihre Festung Sarkal. Wahrscheinlich haben die Russen damals alle chasarischen Gebiete an dem östlichen Gestade von Asow und Taman erobert. Nur in der Krim blieb noch ein Schatten der chasarischen Macht übrig,

der aber (1016) ebenfalls den vereinigten Kräften der Griechen und Russen unter Motislaw von Tamatarcha, dem Sohne Wladimirs, unterlag. Reste des Volks, namentlich des sich zum Mosaismus bekennenden Theils, sollen nach Einigen die Karaim oder Karaiten im südlichen Rußland und den ehemaligen polnischen Ländern sein.

Chasidäer (hebr., von cheset; Chasidim, d. i. Fromme), im engern Sinn eine in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene jüdische Religionssekte, im weiteren überhaupt alle Juden, welche sich der Frömmigkeit in außerordentlicher Weise befleißigen. Dergleichen C. gab es von der Zeit des zweiten jerusalemischen Tempels an; die ersten Spuren finden sich schon unter den Makkabäern (s. 2. Makkabäer 7, 13). Die Besorgniß, vom Heidenthum oder später vom Christenthum angesteckt zu werden, ließ Viele sich krampfhaft an die väterliche Religion anklammern und führte zu dem Religionseifer, aus dem Pharisäismus, Talmud und Kabbala, die Scholastik und Mystik der Synagoge hervorwuchsen. Im Mittelalter schlug der Chasidäismus vielfach ins Gegentheil um, und zwar in zweifacher Richtung: die Einen machten aus der Frömmigkeit ein Gewerbe und wußten durch allerlei Geheimmittel und übertriebene Ascese, wodurch ihnen höhere Kräfte und Geister dienstbar werden sollten, Ansehen und Geld zu gewinnen; Anderen wurden die kabbalistischen Schwärmereien eine Brücke zum Christenthum, indem sie die historischen Thatsachen desselben nur als die zufällige Hülle ihrer religionsphilosophischen Ideen ansahen und daher an ihrem dogmatischen Inhalt keinen Anstoß nahmen. Die zweite Richtung führte zum Schabbathaismus (s. d.), die erste zum Chasidäismus im engeren Sinn. Stifter desselben ist ein Jude, Namens Israel Baal Schem, auch schlechthin Bescht genannt, vor der Mitte des 18. Jahrhunderts zu Tlusti oder Blussy im polnischen Kreise Czartkow geboren. Er siedelte später nach Medziboze in Podolien über und trat hier als Lehrer und Wunderthäter auf. Wunderkuren und Prophezeiungen, müßige Kontemplation, Studium des kabbalistischen Buches „Sohar" und häufige Waschungen verbreiteten bald einen Heiligenschein um sein Haupt, und seine Lehre, daß die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse die Gottseligkeit nur fördern könne, verfehlte nicht, ihm Anhänger zu gewinnen. Durch diesen Erfolg kühner gemacht, hüllte er seine Geburt und Jugend in ein mystisches Dunkel, erklärte sich für einen Stellvertreter Gottes in der Körperwelt und band alles Heil an seine Person. Er beanspruchte für sich und seine Nachfolger den Titel Zadik (heilig, fromm) und göttliche Verehrung; Geschenke an letztere gelten als sündentilgende Opfer, das Berühren ihrer Kleidung als wunderthätig. Nichts darf der gemeine Chasid ohne des Zadik Rath unternehmen, auch die geringste Dienstleistung desselben aber kostet schweres Geld. Alljährlich im Monat Thischry findet in seiner Residenz eine Hauptversammlung Statt. Da sich der gemeine Chasid nicht wie jener im beständigen Anschauen Gottes erhalten kann, worin doch für die Seele, diesen Ausfluß der Gottheit, der Vorgeschmack des Himmels besteht, so sind für ihn bestimmte Gebetsstunden und gewisse kabbalistische Worte da, mittelst deren er dem Himmelreich Gewalt anthun kann. Im Allgemeinen behielten die C. den Talmud als Richtschnur ihrer Ceremonien bei, stellten aber über ihn die Aussprüche des Zadik, gaben auch den kabbalistischen spanischen und orientalischen Gebetbüchern den Vorzug vor den deutschen und polnischen und kamen in besonderen Betstuben bei Getränk und besonders bei Tabak zusammen, wurden aber wegen dieser Abweichungen von den Rabbinern hart verfolgt. R. Bär Linez, der Enkel von Bescht, gab dessen Codex der Glaubens- und Verhaltungsmaßregeln, sowie sein Testament und seine Biographie heraus. Nach Beschts Tode (1760) zerstreuten sich seine Anhänger über ganz Polen, die Walachei und Moldau, später auch über Ungarn und Galizien. An seine Stelle traten seine 3 Enkel: R. Bär, R. Mendel Przemislaner und R. Melach, jeder mit besonderem Bezirk. Ihre Amtsnachfolger werden wo möglich aus ihren Familien genommen; zum Amt befähigen neben geringen biblischen, talmudischen und kabbalistischen Kenntnissen hauptsächlich eine gewisse Dreistigkeit und Verschmitztheit.

Chas-köi (Uzundsche Ova), Flecken im türkischen Ejalet Adrianopel, an der Straße zwischen Adrianopel u. Philippopel, mit 12—15,000 Einw. und einem bedeutenden Jahrmarkt, zu dem an 100,000 Menschen zusammenströmen.

Chasles, Victor Euphemon Philarète, französischer Kritiker, geboren den 8. Oktober 1799 zu Meinvilliers bei Chartres, ward von seinem Vater, der als Volksrepräsentant und Generallieutenant in der Revolution eine Rolle spielte, nach rousseau'schen Ideen erzogen und kam, nachdem er im Alter von 15 Jahren die Kriegsschule verlassen hatte, in die Lehre zu einem Buchdrucker, der den Principien der Revolution treu geblieben war. Er theilte in Folge dessen mit demselben für kurze Zeit das Gefängniß und ging dann nach England, wo er durch seine fast ausschließlich literarischen Arbeiten in nähere Berührung mit ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern kam und sich eine gründliche Kenntniß der englischen Literatur erwarb. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt daselbst verweilte er kurze Zeit in Deutschland und kehrte hierauf nach Frankreich zurück, wo er sich durch seine Aufsätze über die englische Literatur in der „Revue encyclopédique" bald bekannt machte. Ohne sich in den Streit der Romantiker und Klassiker zu mischen, suchte er im Allgemeinen die Grundsätze einer vernünftigen Kritik zur Geltung zu bringen und besonders den Charakter des Nordens klar ins Licht zu stellen. Im Jahre 1824 wurde sein „Discours sur la vie et les ouvrages de Jacques Auguste de Thou" (Paris 1824) und 4 Jahre später sein „Tableau de la marche et des pogrès de la langue et de la littérature française depuis le commencement du XVIme siècle jusqu'en 1810" (das. 1828) zugleich mit St.-Marc Girardins Arbeit von der Akademie gekrönt. Im Jahre 1839 wurde C. zum Bibliothekar an der Bibliothèque Mazarin und 1841 zum Professor der nordischen Literaturen am Collége de France ernannt. Er ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Außer dem Geschichtswerke: „Révolution d'Angleterre" schrieb er Romane, Novellen, Erzählungen von allen Farben, Sittenschilderungen, Reisebilder, hauptsächlich aber Kritiken und vermischte kleinere Aufsätze,

wovon ein Theil in seinen „Caractères" und „Paysages" (Par. 1833) gesammelt ist. Viele derselben sind auch enthalten in der „Revue de Paris", „Revue des deux mondes", „Revue britannique" und besonders im „Journal des débats". Diese Abhandlungen sind durchgängig pikant und geistreich geschrieben, wenn auch darin das Neue nicht immer wahr, das Wahre nicht immer neu ist. Seine Grundideen von einer Art Weltliteratur, die durch eine gegenseitige Einwirkung der Racen und der Jahrhunderte angebahnt werden soll, entwickelt er in dem „Essai sur les phases de l'histoire littéraire et sur les influences intellectuelles des races", welcher seinen „Etudes sur l'antiquité" vorausgeht. Er lieferte auch Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen. Zu der Uebersetzung von Jean Pauls „Titan" (Paris 1834—35, 4 Bde.) lieh er bloß seinen Namen.

Chasmus (v. Griech.), das Gähnen; die Gähnsucht.

Chasot, Isaak Franz Egmont von, tapferer Soldat in preußischen und dänischen Diensten, in der Normandie geboren. Nach dem Feldzuge am Rhein (1734) machte C. die Bekanntschaft des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II. von Preußen, der ihn in preußische Dienste zog. Im Jahre 1741 wurde er Hauptmann und Eskadronchef im Dragonerregiment Brandenburg-Baireuth und 1743 Major. In der Schlacht bei Hohenfriedberg zeichnete er sich so aus, daß ihm der König den preußischen Adler mit 2 Fahnen, den Buchstaben H. F. (Hohenfriedberg) und der Chiffre 66 (Zahl der eroberten Fahnen) verlieh. Seine Anmaßung rief mehrfache Konflikte mit seiner Umgebung hervor und hatte wohl auch seine plötzliche Entlassung (1752) zur Folge. C. ging darauf in dänische Dienste und stieg da bis zum Generallieutenant. Auf Friedrichs II. Empfehlung wurde er endlich Kommandant von Lübeck, wo er 1785 †.

Chassé, David Henri, Baron, niederländischer General, der Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen 1832, geboren den 18. März 1765 zu Thiel in Geldern als Abkömmling einer aus Frankreich stammenden protestantischen Familie, trat 1775 als Kadet in holländische Kriegsdienste, wurde 1781 zum Lieutenant und 1787 zum Kapitain befördert. Nach der holländischen Revolution 1787, während welcher er sich zur Partei der Patrioten hielt, nahm er Dienste in der französischen Armee und erhielt 1793 den Rang eines Oberstlieutenants. Im Jahre 1796 machte er unter dem holländischen General Daendels den Feldzug in Deutschland mit, zeichnete sich später bei der Belagerung von Würzburg aus und stieg 1803 zum Oberst und 1806 zum Generalmajor. Vorzüglich that er sich im spanischen Kriege hervor u. erwarb sich damals beim Militär den Namen Bayonettengeneral, von Ludwig Bonaparte aber den Baronstitel. Im J. 1813 aus Spanien zurückgerufen, avancirte er während des ersten Feldzugs der Alliirten in Frankreich zum Divisionsgeneral und leistete den 27. Februar 1814 bei Bar sur Aube einer weit stärkeren preußischen Heeresabtheilung tapferen Widerstand. Im Jahre 1814 trat er mit Generallieutenantsrang in die niederländische Armee ein und trug in der Schlacht bei Waterloo nicht wenig zum Sieg bei. Nach Abschluß des zweiten pariser Friedens stand C. an der Spitze des 4. großen Militärkommando's zu Antwerpen. Nach dem Ausbruche der belgischen Revolution machte er sich durch seine heroische Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen (s. d.) berühmt und wurde zum General der Infanterie ernannt. Nach der Uebergabe jener diente er den Franzosen als Geisel, kehrte aber nach dem Präliminarvertrag vom 12. Mai 1833 in sein Vaterland zurück. Er lebte seitdem auf seinem Stammsitze Thiel in Geldern, trat 1840 völlig in den Ruhestand und † zu Breda den 2. Mai 1849.

Chasseloup-Laubat, François, Graf von, General der Republik, des Kaiserreichs und der Restauration, geboren 1754 zu St. Sornin bei Marennes, trat im 16. Jahre in die Kriegsschule zu Mézières und wurde 1774 Lieutenant beim Geniecorps, für welche Truppengattung er besonderen Beruf in sich fühlte. Wiewohl sich nach dem Ausbruch der Revolution offen zu derselben bekennend, wurde er gleichwohl als politisch verdächtig eine Zeitlang eingekerkert. In den Jahren 1794 und 1795 wohnte er den Belagerungen von Mastricht und Mainz und 1796 denen von Mailand und Mantua bei und wurde von Bonaparte zum Brigadegeneral des Geniecorps ernannt. Er nahm sodann die Grenzen Oesterreichs u. der neuen Republiken Italiens auf und besichtigte die Vertheidigungslinie von Nimwegen bis Mainz. Im Jahre 1799 bahnte er Moreau's Corps einen sicheren Rückweg und rettete so dasselbe. Nach der Schlacht von Marengo begann er die Belagerung von Peschiera, welcher der Vertrag von Treviso ein Ende machte. Nach dem Frieden von Luneville regulirte er die Vertheidigungslinie von Norditalien und machte besonders Genua zu einem Hauptwaffenplatz zwischen Frankreich und Italien. Ein Hauptverdienst von ihm war die Befestigung von Château-Vieux, Legnano, Peschiera, Mantua und Alessandria. Während dieser großen Arbeiten stellte C. zugleich Untersuchungen über den unterirdischen Krieg an und schrieb „Essai sur quelques parties des fortifications et de l'artillerie" (Mailand 1811). Im Kriege gegen Preußen übernahm er die großen Arbeiten an denjenigen Elbe- und Oderfestungen, die Napoleon I. erhalten wissen wollte, und begab sich von da mit gleichen Aufträgen nach Polen. Auch focht er mit in den Schlachten von Golymin und Preußisch-Eylau und leitete einige Zeit die Belagerungen von Kolberg u. Danzig. Im Jahre 1808 arbeitete er an den Befestigungswerken von Venedig, Palma-Nova, Osoppo, Ancona &c. Auch während des Kriegs von 1809 befehligte C. das Geniecorps in Italien, wurde Kommandant von Mantua und vollendete die Befestigung von Palma-Nova. Im Jahre 1811 wurde er Großoffizier der Ehrenlegion und Staatsrath. Bei den Rüstungen gegen Rußland 1812 erhielt C. zum siebenten Male das Oberkommando über das Geniecorps. Nach der Rückkehr aus diesem Kriege wählte ihn das Departement der Charente in den Senat, und Napoleon erhob ihn in den Grafenstand. Im Jahre 1814 leistete er dem bourbonischen König den Eid der Treue und demzufolge einem Ruf Napoleons in die Pairskammer während der hundert Tage keine Folge. Nach der Restauration aber zum Mitglied derselben ernannt, stimmte er gegen die Verurtheilung Ney's u. stand

überhaupt die folgenden 15 Jahre stets auf der Seite der Minorität. Später wurde er zum Marquis erhoben. In den letzten Jahren erblindete er und † den 6. Oktober 1833.

Chasseral (deutsch Gestler), Berggipfel des mittleren Jura im schweizer Kanton Bern, zwischen dem Bielersee und der oberen Suze, 4956 Fuß hoch, in 3 Absätzen aufsteigend, die mit zahlreichen Dörfern und grünen Matten bedeckt sind. Er gewährt auf der Spitze einen Ueberblick über die westliche Schweiz, einen Theil des Schwarzwaldes und der Vogesen und ist berühmt durch seine Flora u. seine Versteinerungen, wie nicht minder durch die gepriesenen sogenannten Frauenkäse.

Chasseron, Gipfel des mittleren Jura, im schweizer Kanton Waadt, auf der Südwestseite des Neuenburgersee's, 4959 Fuß hoch, mit herrlicher Fernsicht. An seinem südwestlichen Fuße liegt das Dorf St. Croix, wo jährlich über 50,000 Spieldosen fabricirt werden.

Chasseur (franz.), Jäger, besonders Jäger od. Schütze, welcher statt der Muskete eine Büchse führt u. zum Einzelgefecht, zu Vorposten, Schleichpatrouillen ꝛc. bestimmt ist; bei den Franzosen s. v. a. leichter Infanterist.

Chasseur à cheval, im französischen Militär leichte Reiter, welche zwischen Uhlanen u. Husaren mitten inne stehen und mit den österreichischen und bayerischen Chevaux-légers (s. d.) zu vergleichen sind. Sie kommen zuerst 1741 und zwar als Scharfschützen (Carabiniers) zu Pferde vor und wurden 1776 schwadronenweise den 24 Dragonerregimentern zugetheilt, um theils zum Vorpostendienst, theils zur Flankendeckung verwendet zu werden. Drei Jahre später wurden aus diesen Schwadronen 6 Chasseurregimenter formirt, die 1788 auf 12 vermehrt wurden. Während des Revolutionskrieges zeichneten sich dieselben rühmlichst aus und wurden auch von Napoleon I. bevorzugt, so daß es 1834 bereits 34 Regimenter gab. Später wurden sie nicht nur vermindert, sondern auch die mittleren Schwadronen mit Lanzen bewaffnet. Für den Dienst in Afrika errichtete man 1831 drei besondere Regimenter mit arabischen Pferden (chasseurs d'Afrique).

Chasteler, Johann Gabriel, Marquis von, österreichischer General, den 22. Januar 1763 auf dem Schlosse Mulbais im Hennegau geboren, besuchte die Ingenieurakademie zu Wien und trat von da ins Ingenieurcorps. Den ersten Feldzug machte er im bayerischen Erbfolgekrieg mit und seitdem folgte er den österreichischen Fahnen fast auf jeden Kriegsschauplatz. Aus dem Türkenkriege kehrte er als Major zurück und focht 1793 unter dem Prinzen von Koburg in den Niederlanden. In der Schlacht von Wattignies erkaufte er sich hohen Ruhm mit acht Bayonnetwunden. Nach dem Frieden von Campo-Formio übernahm er im Namen Oesterreichs die neuen venetianischen Provinzen und regulirte die Grenzen. Im ganzen italienischen Feldzuge von 1799, besonders aber in der Schlacht bei Cassano am 27. April, verdankte man seiner Entschlossenheit und seinem Scharfblick den größten Theil des Sieges. Bei Tortona schwer verwundet, focht er schon im nächsten Jahre 1805 wieder als Kommandeur einer Brigade in Tyrol. Im Jahre 1808 schuf er Komorn zu einem Hauptwaffenplatz um, wurde 1809 als Feldmarschalllieutenant Kommandeur des 8. Armeecorps und wegen seiner genauen Kenntniß des tyroler Landes mit einem Theil seines Corps dahin gesendet und wußte der unter österreichischer Einwirkung daselbst ausbrechenden Insurrektion den nöthigen Nachdruck zu geben. Nach der unglücklichen Schlacht bei Wörgl gegen Lefevre zog sich C. mit dem geringen Rest seiner Truppen nach Ungarn zurück. Im J. 1813 focht er an der Spitze einer Grenadierdivision bei Dresden im Centrum der Schlachtreihe. Nach der Schlacht von Kulm wurde er Feldzeugmeister und Gouverneur von Theresienstadt und führte von hier aus in der zweiten Hälfte des Oktober eine Truppenabtheilung zu dem Blokadecorps von Dresden. Nach der Organisation des lombardisch-venetianischen Königreichs kam er als Gouverneur nach Venedig, wo er den 10. Mai 1825 †.

Chasuaren (Chasuarii, Attuarii), ein zum Stamm der Katten gehöriges germanisches Volk, welches westlich von den Chamaven wohnte, später an dem Niederrhein vordrang und dort in den Frankenbund aufgenommen wurde. Es hat wahrscheinlich dem spätern Gau Huttuaria zwischen Rhein und Maas den Namen gegeben.

Chat (franz.), Katze; dann (Katze, Katzenschiff) ein in Norwegen gebräuchliches plattes Schiff, das vorn spitzig, hinten aber rund ist, Masten, aber keinen Korb hat, bis zu 600 Tonnen trägt und besonders auf seichten Stellen gebraucht wird.

Chataigne, Landschaft in Frankreich, im alten Bourbonnois, zwischen Marche und Berri, äußerst malerisch liegend, aber gering bevölkert.

Chatam, Stadt, s. v. a. Chatham.

Chatanga, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Jeniseisk, zwischen dem Jenisei und der Anabara, entspringt aus einem Sumpfsee am Sywermagebirge und fällt, nachdem er die Cheta, den Popigan u. a. aufgenommen, nach einem Lauf von 130 Meilen in das nördliche Eismeer, wo er den 35 Meilen langen und bis 15 Meilen breiten Chatangabusen bildet. Unfern seiner Mündung liegt der Marktflecken Chatangskoie, der nördlichste Ort des Gouvernements, mit 700 Einwohnern.

Château (franz., vom lat. castellum), Schloß, Burg, Kastell, findet sich häufig mit andern Worten zusammengesetzt in französischen Ortsnamen, z. B. Château-Margaux ꝛc.

Chateaubriand, François Auguste, Vicomte de, berühmter französischer Dichter, Historiker, Philosoph, Publicist, Staatsmann u. Parteihaupt, einer der hervorragendsten Charaktere der neueren Zeit, war geboren den 4. Sept. 1769 zu St. Malo in der Bretagne, als Sohn Lepretre's, der von einem erkauften Landgute der ausgestorbenen Familie C. jenen Namen annahm. C., als der jüngere Sohn ohne Aussicht auf ein bedeutendes Erbe, wurde zum geistlichen Stande bestimmt und besuchte das Kollegium von Dol und dann von Rennes. Zum Jüngling herangereift, zeigte er keine Neigung zum geistlichen Beruf und trat daher in die königliche Garde ein, wandte sich jedoch mehr literarischer Beschäftigung zu und kam mit den Häuptern und Tonangebern der damaligen französischen Literatur in Berührung. Da er sich

aber von einer Carrière im Staatsdienste durch Andere verdrängt sah, schiffte er sich, von der Regierung unterstützt, 1791 behufs der Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt nach dem arktischen Nordamerika ein. Hier im Urwalde unter den Indianerstämmen fühlte er sich bald so heimisch, daß er jenen Zweck vergaß. Dafür befruchteten die großartigsten Anschauungen sein Dichtergenie und gaben ihm einen reichen Stoff an die Hand, den er in den Episoden „Atala“, „René“ und „Natchez“ erfolgreich bearbeitete. Erst die Kunde von den Vorgängen in seinem Vaterland rief ihn 1792 zurück; in Paris bedroht, eilte er nach Brüssel zu der Konföderation des emigrirten Adels und trat in ein Regiment der Prinzen ein, mit dem er den unglücklichen Feldzug von 1792 mitmachte. Bei Thionville schwer verwundet, wurde er nach England gebracht und lebte hier theils von Anderer Mildthätigkeit, theils von Unterricht, meist in Noth. Doch trat er damals mit seinen ersten schriftstellerischen Produkten hervor. Sein „Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française“ (London 1797, 2 Bde.) ist, wie alle Schriften C.s, der getreue Abdruck seiner damaligen Lage. Die 2. Auflage (Paris 1814) ist in politischer wie religiöser Hinsicht konservativer gehalten. Es bereitete sich nämlich damals, zum Theil wohl durch sein Unglück veranlaßt, in ihm eine Umkehr zum positiveren Christenthum und frommen Glauben vor, von dem auch fortan seine sämmtlichen Schriften zeugen. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1800) erschien sein Roman „Atala“ und dann sein „Génie du christianisme“ (1802), dessen 18. Buch der genannte Roman als eine Episode bildet. Diese Schrift, eine mit allem Zauber der Beredtsamkeit und Dichtung ausgeschmückte Apologie des positiven Christenthums, welche auf eine psychologisch höchst merkwürdige Weise den Kampf zwischen poetischer und philosophischer Weltanschauung im Innern des Verfassers vor Augen führt, erhob C. in die Reihe der ersten Schriftsteller seines Volkes und seiner Zeit. Sie war Bonaparte gewidmet, der dem Verfasser damals als von der Gottheit zum Zeichen ihrer Liebe nach den Strafgerichten gesandt erschien. Bonaparte bezeigte sich dem neuen Apostel loyaler Lehre nicht undankbar; schon früher hatte C. zugleich mit Fontanes und Laharpe das Privilegium zur Herausgabe des streng konservativen Journals „Mercure de France“ erhalten; jetzt (1803) erhielt er die Stelle eines Sekretärs bei der Gesandtschaft in Rom, womit C.s politische und diplomatische Laufbahn beginnt. Wegen Mißverhältnisse mit seinem Vorgesetzten, dem Kardinal Fesch, zurückgerufen, wurde er von Napoleon I. zum Gesandten bei der Republik Wallis ernannt. Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien schied ihn jedoch 1804 plötzlich auf immer von Napoleon. Im Jahre 1806 trat er seine bekannte Reise nach dem Orient an; er verweilte zunächst in Italien und Griechenland auf den Trümmern entschwundener Größe, besuchte sodann mit tiefer Andacht die heiligen Stätten Palästina's und kehrte über Alexandria, Kairo, Karthago und Spanien im Mai 1807 nach Frankreich zurück. Eine Frucht dieser Reise waren das große religiöse Epos: „Les martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne“, und seine religiös-poetische Reisebeschreibung: „Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris“ (zuerst als „Impressions de voyage“ zum Theil im „Mercure“ erschienen. Das erstere Werk bildet gewissermaßen den Kulminationspunkt von C.s Autorschaft. Die Mythologien aller bekannten Völker, die klassische Literatur und Archäologie, die Bibel, die Acta Sanctorum, Miltons poetische Schöpfungen, seine eigenen Erlebnisse unter den Indianerstämmen und das menschliche Herz, die Natur, Alles hat seinen Tribut zur Verherrlichung des Christenthums zahlen müssen. Das andere Werk, die Reisebeschreibung, ist reich an entzückenden Naturschilderungen, in denen sich C. recht eigentlich als Meister in der poetischen Prosa zeigt. Beide Werke charakterisiren C.s katholisirende Richtung hinreichend; er ist kein Apostel der Ascese, philosophirt auch nicht über die Zukunft der christlichen Religion, sondern beschwört die Christen, an dem festzuhalten, was die Kirche mit so viel Blut u. Bedrängnissen erkauft habe. Wiewohl sich C. im „Mercure“ offen als Napoleons Feind bekundete, wollte dieser dennoch den glänzendsten Schriftsteller seiner Zeit nicht im „Institut“ missen, doch scheiterte C.s Eintritt an der vom Prüfungsausschuß für unpassend erachteten Antrittsrede. Er lebte darauf bis zur Katastrophe von 1814 in Zurückgezogenheit, mit den Interessen und geheimen Bestrebungen der Bourbonen sympathisirend. Den Sturz des Gewaltherrschers feierte er in seiner freudigen Aufregung durch einen kleinlichen, seiner unwürdigen Weheruf über den Besiegten in der Schrift: „De Bonaparte, des Bourbons et de la nécessité de se rallier à nos princes légitimes pour le bonheur de la France et de l'Europe“. Nach ihr war aus dem gemäßigten Liberalen plötzlich ein fanatischer Ultraroyalist, aus dem Philosophen der Wüste der Philosoph der Tuilerien geworden. Und diesem System ist er sein übriges Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben. Seine „Réflexions politiques sur quelques écrits du jour et sur les intérêts de tous les Français“, mit welchen er Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen suchte, empfahlen ihn dem damaligen Ministerium; er mußte Ludwig XVIII. nach Gent folgen, wurde Minister des Auswärtigen am dortigen Hofe während der hundert Tage und legte als solcher dem König den merkwürdigen Bericht über den Zustand Frankreichs vor (Mai 1815), welchen Napoleon für so unschädlich oder ihm selbst günstig hielt, daß er ihn selbst verbreiten ließ. Nach dem Entscheidungskampfe bei Waterloo nach Paris zurückgekehrt, wurde C. in die Zahl der Pairs und ersten Räthe des Königs aufgenommen. Von nun an focht er in den vordersten Reihen der Aristokratie und predigte die Privilegien und das feudalistische Wesen des Mittelalters als heilsame Institutionen. Nachdem er im Mai 1816 Mitglied der Akademie geworden, ließ er seine Schrift „De la monarchie selon la charte“ (Paris 1816) erscheinen, worin er so unpraktische Erläuterungen zur Charte gab u. so unangemessene Zweifel ihr gegenüber geltend zu machen suchte, daß ihn Ludwig XVIII. aus der Liste der Staatsminister und Pairs strich. Der Pavillon Marsan nahm sich des Fallenden an, und dieser nahm dafür Theil an den ultraroyalistischen Bestrebungen der Camarilla. In diesem Sinne schrieb er: „Remarques sur les affaires du

moment“. Insbesondere zu Folge einer Biographie über den Herzog von Berri („Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort du duc de Berri“) wurde er wieder zu Gnaden angenommen, ja er stieg wieder so hoch in der Gunst des Hofes, daß man ihn 1820 als bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Gesandten nach Berlin schickte und nach seiner Rückkehr (1821) wieder zum Staatsminister und geheimen Rathe und im folgenden Jahre an Decazes' Stelle zum Gesandten zu London ernannte. Jedoch auch hier war seines Bleibens nicht lange. Auf dem Kongreß zu Verona sprach er so beredt gegen alle revolutionären Bestrebungen, daß er selbst einen Montmorency in Schatten stellte. Nach seiner Rückkehr nach Paris (28. Dec. 1822) übernahm er an Montmorency's Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, konnte aber wiederum seinen romantischen Schwung so wenig beherrschen, daß er zum zweiten Male fiel, diesmal sogar mit Einverständniß der ultraroyalistischen Camarilla. Als er Villèle's Gesetzentwurf, die Renten herabzusetzen, in der Pairskammer nicht unterstützte, erhielt er sogar (5. Juni 1824) auf eine unzarte Weise seine Entlassung aus dem Ministerium. „Sie haben mich“, rief er gekränkt aus, „wie einen Bedienten fortgejagt, der die Uhr des Königs von dem Kamin gestohlen.“ Der russische Andreasorden und der preußische schwarze Adlerorden, Anerkennungen seines loyalen Strebens, vermochten ihn nicht zu beruhigen. Er trat nun zum neuen Ministerium in Opposition, bekämpfte als Pair mit allen Mitteln der entfesselten Presse die villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion und unterwarf alle Maßregeln des Ministeriums einer bittern, scharfen Kritik. Seine meisterhaft geschriebene Flugschrift nach Ludwigs XVIII. Tode: „Le Roi est mort; vive le Roi!“ wandte ihm zwar die Gunst des Hofes und insbesondere Karls X. Gnade von Neuem zu, brachte ihn aber nicht ins Ministerium, daher er in seiner oppositionellen Stellung verharrte. Seine Flugschrift: „De l'abolition de la censure“, worin er den Satz vertheidigte, daß ohne Preßfreiheit die repräsentative Verfassung nichts tauge, fand den Beifall aller Wohlgesinnten, war aber zunächst nur gegen die Ordonnanz gerichtet, durch welche die Censur wieder eingeführt wurde, und half eigentlich zerstören, was er früher gebaut. Seine „Note sur la Grèce“ empfahl die Sache der Griechen, für welche sich C. auch in der Kammer mit großem Nachdruck erhob. Seltsamer Weise figurirte daher der Kämpe des Absolutismus plötzlich als der von den Liberalen gepriesene Held des Tages, welcher die ganze Jugend, die bis dahin royalistisch gesinnt gewesen, und selbst die Akademie, welche 1816 C. unter ihre Mitglieder aufgenommen, zur Opposition fortriß. Dabei rieben ihn aber die Widersprüche, in die er sich verstrickt sah, zuletzt so auf, daß er sich fast ganz vom politischen Schauplatz zurückzog und zur Erholung seine poetischen und historischen Studien wieder hervorzog. Erst das Ministerium Martignac zog ihn wieder hervor und sandte ihn (1828) als Botschafter nach Rom, wo er vor Papst und Kardinälen in einer glänzenden Rede die Fortschritte der Zeit und der Civilisation pries. Im August 1829 kehrte er ohne Vermögen in den Privatstand zurück, und hiermit schließt seine politische Laufbahn. An der Julirevolution nahm er keinen Antheil und trat auch, dem neuen Bürgerkönig den Eid der Treue verweigernd, aus der Pairskammer, wodurch er ein jährliches Einkommen von 12,000 Franken verlor. Mit treuer Anhänglichkeit dem vertriebenen Königsstamme ergeben, aber fern davon, sich in die Umtriebe der Legitimisten einzulassen, richtete er seine Blicke der Vergangenheit zu und widmete seine schriftstellerische Feder als Freund und Rathgeber der Herzogin von Berri und ihrem Sohne. Seine Schrift: „De la restauration et de la monarchie élective“ (1831) enthält sein politisches Glaubensbekenntniß. Einige Zeit brachte er in der Schweiz zu und trat darauf in Paris mit seiner bekannten Schrift hervor: „De la nouvelle proposition relative aux bannissement de Charles X et de sa famille“, in der er sich gegen den Gesetzentwurf erklärte, durch welchen die Verbannung der älteren Bourbonenlinie beschlossen wurde. Verdächtig, für die vertriebene Königsfamilie zu konspiriren, wurde er am 16. Juni 1832 verhaftet, jedoch schon am 30. d. M. wieder in Freiheit gesetzt. Seine Flugschrift „Mémoire sur la captivité de Madame la duchesse de Berri“ zog ihm wegen aufrührerischer Tendenzen, die man darin finden wollte, einen Preßprozeß zu. Seine Reisen nach Prag, seine „Pilgerfahrten an den Hof der Verbannung“, im Interesse der Herzogin, nunmehrigen Gräfin Lucchesi-Pally, 1833 und 1834 waren die letzten bedeutenderen Aktionen seines politischen Lebens. Man hatte ihn zum Präsidenten eines Karlistenvereins erhoben; aber seine politische Rolle war ausgespielt. Er widmete sich seitdem vornehmlich der Ausarbeitung seiner Memoiren, welche erst nach seinem Tode erscheinen sollten, wovon aber schon bei seinen Lebzeiten weitläufige Fragmente erschienen. Auch veröffentlichte er noch einige schriftstellerische Arbeiten: „Essai sur la littérature anglaise“ (Paris 1836, 2 Bde.), eine Uebersetzung von Miltons „Verlorenem Paradiese“ (das. 1837, 2 Bde.), „Congrès de Verone“ (das. 1838, 2 Bde.) und „La vie de Rancé“ (das. 1844). Seinem System blieb er fortan unerschütterlich treu. Er † den 4. Juli 1848. Seine Leiche wurde nach St. Malo gebracht und seinem früher ausgesprochenen Willen gemäß auf der dicht dabei liegenden Insel le Grand Rey beigesetzt. Seine Memoiren erschienen zuerst als Feuilletons in der „Presse“, dann gesammelt unter dem Titel „Mémoires d'outre tombe“ (Paris 1849 bis 1850, 12 Bde.). Sie geben ein reiches, aus Wahrheit und Dichtung gemischtes Gemälde, haben aber den hochgespannten Erwartungen der Lesewelt nicht ganz entsprochen. Der „Nestor des literarischen und politischen Frankreichs“ steht vor uns als ein reicher, aber einseitiger und beschränkter Geist, jetzt energisch eingreifend in den Strom der Begebenheiten und dann wieder sich mystisch in sein Inneres versenkend, jetzt als der hell sehende Vertreter liberaler Interessen und dann wiederum als der unbeugsame Stabilitätsmann und Legitimist. Er, der die Fehler der Restauration bitter tadelte und den Versuch des Ministeriums Polignac, die Verfassung umzustoßen, einen verhaßten Unsinn nannte, der die Macht der Thatsachen und Revolutionen anerkannte, der von sich sagte: „Ich bin Monarchist aus Vernunft, Bourbonist aus Pflicht, Republika-

ner aus Neigung", der in den Julitagen vom Volke mit Jubel begrüßt und auch von den politischen Gegnern geachtet und geliebt wurde, dieser Mann hat sich bis an sein Ende gegen das in Frankreich neu emporkeimende Staatsleben streng abgeschlossen. Als treuer Bourbonist alle Hoffnung auf die alte Linie setzend, vermochte er auch dann, als er nicht mehr an sie glauben konnte, sein vergangenes Leben nicht zu verleugnen und brachte lieber seine bessere Einsicht seinem frühern Glauben zum Opfer. Als Schriftsteller und Dichter ist C. ein Chorage der romantischen Schule. Der Staat und die Kirche des Mittelalters, im Dufte poetischer Verklärung, standen als Ideal vor seiner Seele. Selbst die Wirklichkeit ist für ihn nur ein großes poetisches Gebilde, und sein eigenes Leben gestaltet sich vor seinem träumenden Auge zum Epos. Aber gleichwohl steht dies fest von dem Dichter wie von dem Staatsmann und Menschen: „Wenige haben so schön empfunden, Wenige so stark und fest geglaubt, und Keiner in so männlicher Unschuld sein Dasein durchlebt." Seine „Oeuvres complètes" erschienen 1826 und 1836. Vgl. Marin, Histoire de la vie et des ouvrages de M. de C., Paris 1832, 2 Bde.

Chateaubriant, Bezirksstadt im französischen Departement Niederloire, am Cher, nördlich von Nantes, mit 4060 Einwohnern, welche Fabrikation von Serge und Leder und Handel mit Vieh, Steinkohlen, Holz und Eisen betreiben. In der Nähe sind umfangreiche Waldungen und ergiebige Eisengruben. C. war vormals eine Baronie, welche nebst dem noch vorhandenen Schlosse (Castrum Brientii) eine Zeitlang dem Hause Laval, später dem Hause Bourbon-Condé gehörte. Am 27. Juni 1551 erließ hier König Heinrich II. sein Religionsedikt gegen die Reformirten.

Château-Cambresis, s. v. a. Cateau-Cambresis.

Château-Dauphin, festes Schloß in der oberitalienischen Provinz Cuneo, deckt den aus Italien nach Frankreich führenden Paß von Monte-Viso.

Chateaudun (Castrum Dunii), Bezirksstadt im französischen Departement Eure-Loire, an der Loire, in reizender Lage, seit dem Brande von 1723 eine der hübschesten Städte Frankreichs, mit 7 Kirchen, einem Collége, Hospital u. 6546 Einwohnern, welche Staminmanufakturen und gute Ciderbrauerei betreiben. Oberhalb der Stadt steht das alte stattliche Schloß der Grafen Dunois, eines der schönsten Gebäude des 10. Jahrhunderts, in dessen Kapelle das Grabmal des berühmten Dunois.

Château-Gontier (Château-Gonthier), Stadt im französischen Departement Mayenne, an der schiffbaren Mayenne, von Nußbaum- und Weinpflanzungen umgeben, hat eine gothische Pfarrkirche, ein Schloß, öffentliche Bäder, Mineralquellen, ein Collége und 7066 Einwohner, welche Fabrikation von Leinwand, Wollzeuchen und Leder betreiben. C., d. h. Gunters Schloß, wurde 1037 von Gunter, Verwalter von Fulco Nera, Grafen von Anjou, erbaut. Hier am 26. Oktober 1793 Schlacht zwischen den Vendéern und Republikanern, in welcher letztere vollständig geschlagen wurden.

Châteaulin, Bezirksstadt im französischen Departement Finisterre, in der Bretagne, an der Aulne, die hier einen kleinen Hafen bildet, mit 3000 Einwohnern, welche starke Lachsfischerei und Handel mit Schiefer, Vieh und Butter treiben. In der Nähe sind silberhaltige Bleigruben und die merkwürdige Quelle Eluans, die mit dem Meere ebbet und fluthet.

Château-Margaux, Weiler und Schloß im französischen Departement Gironde, am linken Ufer der Gironde, $2\frac{3}{4}$ Meilen nordwestlich von Bordeaux, berühmt durch seinen Weinberg, welcher den trefflichen rothen Bordeauxwein gleichen Namens liefert.

Chateauneuf, Badeort im französischen Departement Puy-de-Dôme, der 13 schwefelhaltige Quellen von 13—37° R. besitzt und viel besucht wird.

Chateauneuf-Randon, Alexandre, Graf von, französischer Revolutionär, stammte aus einer altadeligen Familie, wurde Kavalier des Grafen von Artois und 1789 vom Adel von Mende als Deputirter zur Versammlung der Reichsstände gesandt. Nach dem Schluß der Nationalversammlung wurde er zum Präsidenten der Departementalverwaltung von Lozère und später zum Deputirten des Konvents gewählt. Hier stimmte er mit für den Tod des Königs, saß an Marats und Robespierre's Seite, war Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, that sodann mit Couthon den ersten Hammerschlag bei der Verwüstung Lyons und zog hierauf gegen seinen früheren Genossen Charrier, der die Fahne der Gegenrevolution ergriffen hatte und dafür auf dem Schaffot büßen mußte. In den Schooß des Nationalkonvents zurückgekehrt, lenkte er selbst nach Robespierre's Tode nicht in gemäßigtere Bahnen ein. Nach der Konstitution des Jahres III sandte ihn das Direktorium in das Departement Lozère und dann zur Rheinarmee als Brigadegeneral; später wurde er Kommandant von Mainz, jedoch wegen Erhebung der Rheinländer gegen ihn bald zurückgerufen. Nach der Revolution ernannte man ihn zum Präfekten der Seealpen; er wurde jedoch auch hier sehr übel aufgenommen u. daher zurückgerufen. Er lebte fortan in Verborgenheit. Sein Tod erfolgte 1816 im Moment, wo das Gesetz über alle Königsmörder Verbannung verhängte.

Château-Renard, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, an der Durance, nordöstlich von Arles, mit 4750 Einwohnern, welche Cadis- und Kalmuckmanufakturen, Leinweberei und Gärtnerei betreiben. Die Umgegend erzeugt guten Rothwein.

Chateauroux, Hauptstadt des französischen Departements Indre, im weiten Thale des Flusses Indre, an der Eisenbahn du Centre, schlecht gebaut, hat 4 Kirchen, ein altes Schloß, ein Handelstribunal, ein Collége, eine Bibliothek, einen botanischen Garten und 18,227 Einwohner, welche Tuche und Wollenzeuche, Leder, Pergament und Töpferwaaren fabriciren und lebhaften Wollhandel treiben; in der Nähe die Eisenwerke Clavières, welche das beste Eisen der Provence liefern und für die Marine arbeiten. Die Stadt wurde vom Prinzen Raoul von Deols gegründet, der 950 hier das erwähnte Schloß baute (Chateau-Raoul), und vom König Ludwig XIII. zu Gunsten Heinrichs von Bourbon zu einem Herzogthum erhoben.

Château-Salins, Bezirksstadt im französischen Departement Meurthe, an der Seille, hat ein

Schloß, 2 Kirchen, Hospital und ein in der Mitte der Stadt gelegenes großes Salzwerk, welches jährlich gegen 220,000 Ctr. Salz Ausbeute gibt. Außer der Salzbereitung beschäftigt die Bewohner, 2240 an der Zahl, der Handel mit Wein, Safran, Holz, Korn und Gemüse.

Château-Thierry, Stadt im französischen Departement Aisne, in der Champagne, liegt amphitheatralisch am rechten Ufer der Marne und an der Eisenbahn zwischen Paris und Straßburg, überragt von den Ruinen eines alten Schlosses, hat 2 Kirchen, 2 Hospitäler, angenehme Spaziergänge u. 5523 Einwohner, welche Leinwand-, Leder- und Mützenfabrikation, sowie ansehnlichen Handel mit Holz, Getreide, Mehl und Wolle treiben. In der Nähe sind 2 eisenhaltige Heilquellen. Die Stadt ist Geburtsort des Fabeldichters Lafontaine, dem hier ein Denkmal errichtet ist. Das Schloß wurde 720 durch Karl Martell für Thierry IV. erbaut; hier wohnten die Grafen von Vermandois, die von der Champagne, Heinrich II., der Herzog von Alençon, Ludwig XIII. und die Herzöge von Bouillon. Von König Karl VI. ward C. zur Pairie und von Karl IX. 1566 zum Herzogthum erhoben. Am 12. Februar 1814 schlug hier Napoleon I. die Preußen und Russen unter Sacken.

Chatel, 1) Jean, pariser Jesuitenzögling, der 1594 einen Mordversuch auf Heinrich IV., König von Frankreich, machte und deshalb, 19 Jahre alt, geviertheilt wurde. Folge des Attentats war die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich. Vergl. Heinrich IV. (König von Frankreich).

2) Ferdinand François, Abbé, Stifter der sogenannten französisch-katholischen Kirche, wurde den 9. Januar 1795 zu Gannat im Departement Allier geboren und im Seminar von Montferrand erzogen, war zuerst seit 1828 Vikar an der Hauptkirche zu Moulins, dann Pfarrer in Morretay an der Loire, hierauf von 1823—30 Aumônier bei verschiedenen Regimentern. Schon als solcher hatte er durch Predigten und Aufsätze im „Réformateur, écho de la religion et du siéle“, welche auf Freiheit des Glaubens drangen, Aufsehen erregt. Nach Ausbruch der Revolution von 1830 sammelte er mehre Geistliche um sich und verlangte unbeschränkte Konfessionstoleranz, Unabhängigkeit von Rom, die französische Sprache als Kirchensprache, Freistellung der Ohrenbeichte und des Fastens, Priesterehe und Unentgeltlichkeit aller kirchlichen Akte. Als er jedoch beim Wachsen seines Anhangs öffentlichen Gottesdienst an verschiedenen Stellen in Paris hielt, sich 1831 zum Bischof weihen ließ und sich die Würde eines „Primas von Gallien“ beilegte, als in den Gottesdiensten und Schriften der Neuerer die gänzliche Abwesenheit irgend welches christlichen Elements immer deutlicher hervortrat, als der Stifter selber sein Glaubensbekenntniß in die Worte faßte: „La loi naturelle, toute la loi naturelle, rien que la loi naturelle“, als selbst einer seiner Anhänger, Abbé Auzou, gegen dieses gehaltlose Wesen sich erklärend, in der neuen Kirche eine neue zu bilden versuchte, da änderte sich die öffentliche Stimmung. Die Polizei schloß am 28. November 1842 die Thüre des neuen Tempels, und C. wanderte hinter den Ladentisch. Die ganze Erscheinung läßt sich nicht anders als eine Parodie kirchlicher Reform benennen. Noch einmal trat C. 1848 als Fürsprecher der Emancipation der Frauen auf. Unter seinen schriftstellerischen Produkten ist das „Le code de l'humanité ou l'humanité ramené à la connaissance du vrai Dieu et au véritable socialisme“ (Paris 1838) betitelte Buch hervorzuheben, worin er Dogmatik und Moral auf naturalistische Principien zurückzuführen suchte. Außerdem schrieb er: „Profession de foi de l'église catholique française“ (Paris 1831), „Catéchisme à l'usage de l'église catholique française“ (das. 1833) und verschiedene Flugschriften, Hirtenbriefe und Predigten. Ohne sich der katholischen Kirche wieder in die Arme geworfen zu haben, † er in den ärmlichsten Umständen den 11. Febr. 1857 zu Paris.

Châtelet (aus castellum gebildet), Name der zwei Thürme, durch welche das alte Paris befestigt war, als es sich noch auf den Umfang der alten Stadt, der Cité, beschränkte. Der kleinere, nach der Stadt zu gelegene Thurm hieß Petit-Châtelet, der größere, nach dem Felde zu gelegene Grand-Châtelet. Letzterer soll von Julius Cäsar erbaut worden sein, wenigstens stand er schon 885 zur Zeit der Belagerung der Stadt Paris durch die Normannen. Später wurde er in das Schloß des Grafen von Paris verwandelt und war als solches der Sitz aller königlichen Gerichte der Stadt u. Grafschaft Paris, sowie des Lehnhofs; daher nannte man später diesen Gerichtshof selbst C. Die Geschäfte desselben wurden durch 5 Amtsverweser (Lieutenants) geleitet. Einer davon, der Lieutenant général de la police, war seit Ludwig XIV. einer der mächtigsten Staatsbeamten, obgleich er im C. nur die vierte Stelle einnahm. Der gesammte Gerichtshof bestand aus 57 Räthen mit 13 Staatsanwälten und einer großen Anzahl Greffiers, Notarien, Prokuratoren &c. Alle diese Stellen waren käuflich: so kostete die des ersten Civiloberamtmanns 500,000, ein Notariat 40,000 Livres.

Châtelet-Lomont, Gabriele Emilie, Marquise du, geborne Baronin Letonnelier de Breteuil, französische Schriftstellerin, den 17. Dec. 1706 geboren, lernte frühzeitig die lateinische Sprache und lag eifrig mathematischen u. physikalischen Studien ob. Der Marquis du Châtelet-Lomont, Oberhofmarschall des Königs Stanislaus Leszczynski, gewann unter vielen Mitbewerbern ihre Hand. Im Jahre 1733 zog sie sich auf das halb verfallene Schloß Cirey an der Grenze von Champagne und Lothringen zurück, um sich ganz ihren Studien zu widmen. Hier verweilte Voltaire längere Zeit bei ihr und machte sie mit der englischen Sprache und Literatur bekannt. Später begab sie sich mit ihm nach Brüssel. Sie † zu Luneville den 10. August 1749. Auch mit dem Philosophen Wolf stand sie in lebhaftem Briefwechsel. Ihre erste Schrift war eine Abhandlung über Leibnitz' System, später trat sie aber zu Newtons Ansichten über und übersetzte dessen „Principia“ ins Französische mit erläuternden algebraischen Anmerkungen (Paris 1756, 2 Bde.). Ihre Abhandlung „Traité de la nature du feu“ wurde von der Akademie gekrönt.

Chatellerault, Stadt im französischen Departement Vienne, an der hier schiffbar werdenden Vienne, über die eine 460 Fuß lange, steinerne Brücke führt, in einer sehr fruchtbaren Gegend im frühern Oberpoitou gelegen, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, hat mehre Kirchen

und 14,084 Einwohner, welche viel Eisen- u. Stahlwaaren, besonders Waffen, Messer und Scheeren, sowie mechelner Spitzen, Wachstuch, Leinwand fabriciren und Handel mit Wein, Getreide, Früchten, Schiefer, Eisen u. Wolle treiben. C. mit der Umgegend bildete die Vicegrafschaft Chatelleraudois, deren Dynasten im 14. Jahrhundert ausstarben, worauf sie nach und nach an verschiedene Häuser, zuletzt an das Haus Bourbon fiel. König Franz I. erhob sie zum Herzogthum für den Connetable Franz von Bourbon; 1538 ward sie wieder mit der Krone vereinigt, ging aber unter Heinrich III. durch Verpfändung wieder in Privatbesitz über.

Chatham, 1) (Catcham), Stadt in der englischen Grafschaft Kent, dicht bei Rochester und 5 Meilen südöstlich von London, rechts am Aestuar des Medway, mit 28,424 Einwohnern, nach Portsmouth der festeste Platz Englands und eine der Hauptstationen der britischen Flotte mit dem größten Arsenal des Reichs und ausgezeichneter Rhede. Die See- und Kriegsetablissements sind von der Stadt durch eine Linie von Festungswerken geschieden. Die Dockyards und das Arsenal sind ½ Stunde lang; sie enthalten 500 Arbeiterhäuser, 5 große Fluthdocks nebst 6 Baubassins für die größten Kriegsschiffe, ein Masthaus, Sägemühlen, eine Ankerschmiede, eine Seilerbahn für Kabels von 600 Fuß Länge und 2 Fuß Dicke, zahlreiche Speicher für alle möglichen Schiffsbedürfnisse, nebst einem berühmten Marinehospital. Die Zahl der Personen, die hier beschäftigt sind, beträgt 900—1000. Das Artilleriewerft, im Westen der Dockyards, enthält die Kugeln und Munition zu jedem einzelnen Schiffe, ein Zeughaus, große Infanterie-, Marine-, Ingenieur- und Artilleriekasernen nebst einem Artilleriepark und einer Schule für Ingenieuroffiziere. Das ganze Etablissement in seinem gegenwärtigen Bestande wurde 1758 gegründet; die Forts (Fort Gillingham Upnorcastle, Fort Pill ꝛc.) stammen aus Elisabeths Zeit, wurden jedoch erst in neuerer Zeit so verstärkt, daß sie das Eindringen einer feindlichen Flotte verhindern können.

2) C., britisch-australische Inselgruppe, etwa 90 Meilen östlich von Neuseeland, besteht aus den beiden größeren Inseln C. oder Warekauri und Pittsinsel oder Rangitzaude, nebst mehren kleineren felsigen Eilanden. Die Hauptinsel Warekauri hat etwa 22 □Meilen und ist ihrer Beschaffenheit nach Neuseeland ganz ähnlich, doch niedriger, fruchtbar und gut bewässert. Sie war früher von einem Volksstamme bewohnt, der sich vor den Neuseeländern, denen er sonst ähnlich war, durch Milde und Freundlichkeit unterschied, gegenwärtig aber durch die von den Europäern übergeführten Neuseeländer ganz vertilgt ist. Auch Europäer haben sich daselbst niedergelassen, die unter der Regierung von Neuseeland stehen. Die Inseln wurden 1791 von dem Briten Broughton entdeckt.

Chatham, William Pitt, Graf von, s. Pitt.

Chatillon (C. sur Seine), Stadt im französischen Departement Côte-d'or, an der Seine, Sitz eines Handelsgerichts, hat ein Collége, eine öffentliche Bibliothek und 5000 sehr gewerbfleißige Einwohner, welche Tuch-, Leder- und Eisenwaarenfabrikation betreiben. In der Umgegend sind Hochöfen und Eisenwerke, Brüche für lithographische Steine und eine große Merinoschäferei. Auf einem Felsen dicht bei der Stadt liegen die Ruinen eines alten Schlosses der Herzöge von Burgund. Die Stadt ist in der neuesten Zeit besonders dadurch merkwürdig geworden, daß sie vom 5. Februar bis 19. März 1814 Versammlungsort eines Kongresses war, auf dem die alliirten Mächte, während ihre Heere auf französischem Boden siegreich vordrangen, noch einmal mit Napoleon I. über den Frieden und die Grenzen Frankreichs zu unterhandeln versuchten, wobei England durch Lord Castlereagh, Oesterreich durch den Grafen Stadion, Rußland durch den Grafen Razumowsky, Preußen durch den Baron von Humboldt und Napoleon durch den Minister des Auswärtigen, General Caulaincourt, Herzog von Vicenza, vertreten waren. Den Unterhandlungen sollten die am 27. November 1813 zu Frankfurt gemachten Vorschläge als Grundlage dienen. Nach der Schlacht bei Brienne zog sich Napoleon am 8. Februar über Troyes nach Nogent sur Seine, 23 Stunden von Paris, zurück. Die Verbündeten wollten die französische Armee nicht mit ihrer ganzen Macht verfolgen, Schwarzenberg marschirte daher über Troyes, das er am 7. Februar besetzte, die Ufer der Seine entlang gegen Paris, Blücher über Arcis und Chalons längs der Aube und Marne nach Meaux vor. Statt aber die Heerestheile Yorks, Kleists und Langerons abzuwarten, verfolgte Blücher den Marschall Macdonald in einzelnen Heerhaufen bis tief in die Champagne hinein, so daß ein leerer Raum von drei bis vier Tagesmärschen zwischen ihm und der Hauptarmee blieb, den Napoleon zum Nachtheil der Verbündeten benutzte, indem er plötzlich die Linie, auf der sich die Heerhaufen Blüchers befanden, durch einen Seitenmarsch senkrecht durchschnitt und im Rücken und in der linken Flanke des Feindes vordrang. Unterdessen war der Kongreß am 5. Februar eröffnet worden, in dem Napoleon sich zur Auslieferung aller festen Plätze in den von Frankreich abzutretenden Ländern erbot, sobald ihm die Verbündeten einen Waffenstillstand zugestehen würden; diese verlangten jedoch die sofortige Unterzeichnung vorläufiger Friedensbedingungen und sicherten Frankreich unter der Bedingung die alten Grenzen zu, daß ihnen sechs der wichtigsten Grenzfestungen eingeräumt würden. Inzwischen focht Napoleon mit Glück gegen die Armeen der Verbündeten bei Champeaubert, Montmirail, Vauxchamps, Etoges und Montereau, während Bubna von Angereau bei Lyon geschlagen wurde, und fühlte sich durch diese Siege so erhoben, daß er die Caulaincourt ertheilte unbedingte Vollmacht, den Frieden abzuschließen, zurücknahm und seine Forderungen höher spannte, als bisher. Fürst Schwarzenberg ging darauf bei Troyes über die Seine, vereinigte sich mit Blücher und stellte sich am 21. Februar längs des rechten Ufers dieses Flusses bei Mory auf. Zuvor war dem Kaiser am 19. Februar ein Waffenstillstand angetragen worden, und ein Eilbote aus C. hatte ihm den von sämmtlichen Bevollmächtigten der Verbündeten unterzeichneten Entwurf eines vorläufigen Friedens überbracht. Der in Paris errichtete Regentschaftsrath, dem der Kaiser den Entwurf mittheilte, fand die Bedingungen annehmbar, nicht aber der Kaiser, der mit dem Ausruf: „er sei jetzt näher bei Wien, als die Ver-

bündeten bei Paris", die Rathschläge verwarf, nichtsdestoweniger aber mit Oesterreich besondere Unterhandlungen anzuknüpfen suchte. Einen am 23. Febr. wiederholten Antrag eines Waffenstillstandes verwarf er ebenfalls, willigte aber in die Fortsetzung der Unterhandlungen zwischen Flahault und dem österreichischen General Duca, dem Grafen Schuwalow und dem preußischen General Rauch im Dorfe Lusigny. Während dessen dauerte das Kriegsspiel ohne Unterbrechung fort. Die vier verbündeten Mächte aber vereinigten sich durch den am 1. März zu Chaumont auf zwanzig Jahre abgeschlossenen Vertrag aufs Engste gegen Frankreich zur Herstellung und Behauptung des Friedens. Schwarzenberg schlug die feindlichen Heerestheile unter Macdonald, Oudinot und Gerard zurück, erzwang sich den Uebergang über die Aube, besetzte Troyes und nahm seine frühere Stellung an der Seine wieder ein. Napoleon nahm zwar Rheims, bemächtigte sich der Aisnebrücke bei Bery-au-Bac und griff auf den Höhen von Craonne die Generäle Sacken und Worouzow mit so gutem Erfolg an, daß sich die Russen mit großem Verlust in die Stellung von Laon zurückziehen mußten. Aber diese Stadt, welche den Verbündeten als Waffenplatz diente, griff er zu wiederholten Malen erfolglos an und mußte zuletzt mit großem Verlust abziehen. Die Unterhandlungen zu Lusigny waren indeß am 5. März erfolglos abgebrochen worden, und auch die zu C. schienen an der Hartnäckigkeit des Kaisers zu scheitern. Müde derselben, bestimmten die Verbündeten den 10. März als Schlußfrist, allein Caulaincourt legte noch einzelne Punkte vor, die die Sache noch mehr in die Länge gezogen haben würden. Man bewilligte noch eine Frist von fünf Tagen, und am 15. März endlich, nach der Schlacht bei Laon, übergab Caulaincourt einen Friedensentwurf. Napoleon verlangte darin Italien nebst Venedig als Königreich für Eugen Beauharnais u. dessen Erben u. wollte auf Holland zwar verzichten, jedoch die Niederlande bis zur Schelde und Nimwegen behalten. Auch das linke Rheinufer sollte Frankreich verbleiben, Joseph für Spanien, Hieronymus für Westphalen, Eugen für Frankfurt, Ludwig für das Großherzogthum Berg und außerdem Elisa, Talleyrand und Berthier angemessene Entschädigungen erhalten. Wie wenig es aber dem französischen Kaiser selbst mit diesen Vorschlägen Ernst war, erfuhren die Verbündeten nur zu bald. Sie brachen daher, im Sinne des Traktats von Chaumont, mit der achten Konferenz am 18. u. 19. März die Unterhandlungen in C. ab u. entwickelten in einer Erklärung, die sie von Vitry aus am 25. März erließen, die Gründe davon.

Chatoulle (franz.), wohlverwahrter Kasten mit mehren Abtheilungen zur Aufbewahrung von Geld, Kostbarkeiten, wichtigen Papieren 2c. Dann versteht man darunter das Privateigenthum eines Fürsten, welches derselbe durch Erbschaft, Kauf oder auf sonstigem Wege erworben hat und in der Regel durch besondere Beamte verwalten läßt.

Chatsworth, Villa in der englischen Grafschaft Derby, am Derwent, der prachtvolle Landsitz des Herzogs von Devonshire. Hier saß Maria Stuart 13 Jahre gefangen. Dabei ist ein Glashaus, das 1,6 Morgen bedeckt, das großartigste der Welt, und ein Park von 2283 Morgen, der drei Dörfer einschließt. Die Wasserkünste daselbst gelten nächst denen zu Versailles für die schönsten.

Chattahoochee (Chataouchi), nordamerikanischer Fluß, entspringt im Staate Georgien, in den Occonbergen, einer südlichen Kette der Alleghanies, nahe den Quellen des Savannaht, bildet, gegen Süden fließend, einen Theil der Grenze zwischen Georgien u. Alabama u. verbindet sich nach 120 Meilen mit dem Flint, worauf der Fluß Apallachicola heißt u. als solcher in den Meerbusen von Mexiko mündet. Kleinere Dampfboote können auf dem C. bis nach Columbus im Staate Georgien gelangen.

Chatten, s. Katten.

Chatterton, Thomas, englischer Dichter, der Gelegenheit zu mancher literarischen Kontroverse gab, war am 20. November 1752 zu Bristol als Sohn armer Aeltern geboren und kam 8 Jahre alt in die Armenschule von Colston. Die anfängliche Schwermuth des Knaben schlug später in Eitelkeit um, zu deren Befriedigung er darauf verfiel, Dichtungen in altenglischem Dialekt zu verabfassen und sie ältern Dichtern, namentlich Rowley, unterzuschieben. Anfangs Schreiber in Bristol, ging er dann nach London, wo er für mehre Tageblätter im oppositionellen Sinne schrieb, aber bald in dürftige Lage gerieth, in Folge deren er am 25. August 1770 seinem Leben durch Gift ein Ende machte. Im Jahre 1777 erschienen in Einem Band „Poems, supposed to have been written at Bristol, by Thomas Rowley and others etc." und im folgenden Jahre „Miscellanies in Prose and Verses", von Th. C., dem „vermuthlichen Verfasser jener unter Rowley's Namen erschienenen Gedichte". Dies rief die Streitfrage hervor, ob die Gedichte C. oder Rowley zuzuschreiben seien. Jetzt ist C.s Autorschaft durch die besten Kritiker anerkannt. Er besaß eine ungebändigte und wilde Phantasie. Ueberschwängliche Kritiker nennen ihn den größten Dichter seines Vaterlandes, wo nicht der ganzen Welt, und überschütten England mit den härtesten Vorwürfen, daß es einen solchen Genius verkümmern ließ. Eine Ausgabe von seinen Werken erschien zu London 1803 in 3 Bänden mit C.s Leben von G. Gregory. Eine Biographie C.s gab auch Püttmann, Barmen 1840, 2 Theile.

Chaucen, große Völkerschaft im nördlichen Germanien, welche längs den Ufern des Oceans von der Ems bis zur Elbe wohnte und unmittelbar an die Friesen stieß, von welchen sie die Ems trennte. Im Süden waren die C. Nachbarn der Chamaver, Amsivarier und Cherusker; nach Vertreibung der Amsivarier aber reichte ihr Gebiet in einem südlichen Winkel bis zu dem Lande der Katten. Sie zerfielen in die großen u. kleinen C., von denen jene zwischen der Ems und Weser, die kleinen im Braunschweig-Lüneburgischen saßen. Die C. waren ein armes Fischervolk, welches nur durch Dämme Sicherheit gegen die Fluth fand, weder Viehzucht, noch Jagd treiben konnte, aber sein ärmliches Dasein der Knechtschaft vorzog. Nebst den Friesen waren sie frühzeitig Verbündete der Römer. Drusus und Tiberius zogen durch ihr Land und wurden im Kampfe gegen die Cherusker von ihnen unterstützt. Auch dem Germanicus leisteten sie, als seine Flotte im Sturm vernichtet ward, bereitwillig Beistand. Dieses gute Einvernehmen zwischen Römern und C. hörte aber auf, als die Römer die C. als ihre Unterthanen behandeln wollten. Das zum Bewußtsein gekommene

Volk verwüstete die gallischen Küsten und unterstützte den Civilis im batavischen Kriege. Für die wachsende Macht der C. zeugt die Vertreibung der Amsivarier, deren Gebiet sie aber später den Longobarden abtreten mußten. Im 3. Jahrhundert machten sie, im Bunde der Sachsen u. nebst den Franken zu den kriegerischsten Völkern Germaniens gezählt, wiederholte Streifzüge in das westliche Gallien. In der Folge besetzten die Friesen ihre Küsten, und das Binnenland gehörte zum Land der Sachsen, in denen die C. aufgegangen zu sein scheinen.

Chaucer, Geoffrey, „der Morgenstern der englischen Dichtkunst", ward um 1340 zu London aus einer dem ritterlichen Stande angehörigen Familie geboren und studirte zu Oxford oder Cambridge, wie es scheint, keine Fachwissenschaft, sondern hauptsächlich die bekannteren Schriftsteller des klassischen Alterthums, erhielt aber seine Bildung mehr vom Leben als aus Büchern. Nachdem er unter Eduard III. 1359 gegen Frankreich gedient, auch ein Jahr in französischer Gefangenschaft zugebracht, trat er am Hof in die Charge eines Edelknechts, ward 1372 zum königlichen Squire (Schildhalter) ernannt und in dieser Eigenschaft mit einer Mission nach Genua betraut. Einen sehr beträchtlichen Zuwachs erhielten seine Einnahmen durch seine 1374 erfolgte Ernennung zum Steuerkontroleur über die Abgaben von Wolle und Wein im londoner Hafen, welches Amt ihm so viel Muße ließ, daß er an 50,000 Verse hinterlassen hat. Sowohl bei Eduard, als dessen Nachfolger Richard II. stand er in großer Gunst und wurde mehrfach mit Missionen nach Frankreich und Italien betraut, verlor jedoch, wahrscheinlich 1387, plötzlich Ehren und Einkünfte, vorgeblich wegen Betheiligung an politischen Vereinen, in Wirklichkeit aber wohl um deßwillen, weil er, obwohl Mitglied des stürmischen Parlaments von 1386, welches die Minister der Krone in Anklagestand versetzte und dem König selbst für ein Jahr einen Verwaltungsrath aufnöthigte, doch an der Hofpartei festhielt, wodurch er der siegenden Partei Glocesters hinlänglich gekennzeichnet ward, um ein Opfer ihrer Rache zu werden. Erst als John von Lancasters Sohn, Heinrich Bolingbroke, 1399 den Thron bestieg, wurde C.s kleinem Jahrgehalt von 20 Mark, das man ihm gelassen, die erhebliche Summe von 40 Mark zugelegt. Er † aber, nach Angabe einer allerdings erst später verfaßten Grabschrift, schon den 25. Oktober 1400 und wurde, der erste Dichter Englands, in dem Theile der Westminsterabtei beigesetzt, der seitdem den Namen des Poetenwinkels erhalten hat. Ein Produkt seiner Gefangenschaft war sein „Liebesvermächtniß", eine Nachahmung des berühmten Werks des Boëthius, „De consolatione", welches er ebenfalls ins Englische übersetzte. C.s Werke sind in verschiedenen Handschriften aufbewahrt und nachher häufig gedruckt worden. Eines der ersten Produkte von Caxton's Presse ist eine Ausgabe der „Canterbury-Erzählungen", um 1475 gedruckt. Seine Werke erschienen gesammelt zuerst 1542, am vollständigsten von Ury (London 1721), dann in 14 Bänden (daselbst 1782). Eine kritische Ausgabe der „Canterbury-tales" mit Glossar besorgte Tyrrwhitt (London 1798, 2 Bde., u. ö.), eine modernisirte Umarbeitung Ogle (das. 1741, 3 Bde.), den Abdruck einer gleichzeitigen Handschrift mit Anmerkungen Wright (das. 1847—51, 3 Bde.), eine Ausgabe der „Poetical works" (das. 1845, 6 Bde.), sowie des „Romaunt of the rose, Troilus and Cressida and minor poems" (das. 1846) Nicolas; eine deutsche Uebersetzung begann Fiedler (Bd. 1, Dessau 1844). C. mußte bei der damals auch in England herrschenden Vorliebe für fremde Sprachen gewissermaßen die erst schaffen, in der er schrieb. Die Versification machte er natürlicher und gedrängter, indem er die Alliteration abschaffte und den unregelmäßigen Alexandriner in eine kunstgerechte Form brachte. Sein Versmaß, die zehn- und achtsilbige Zeile, ist fast von allen englischen Dichtern, von Spencer bis Byron, beibehalten worden. Lebhafte Phantasie, Eleganz und Schönheit der Beschreibungen zeichnen alle seine Werke aus; aber seine Stärke bestand in der Schilderung des Lebens der Menschen. In seinen unsterblichen „Canterbury-Erzählungen" („Canterbury-tales"), welche an Boccaccio's Manier erinnern, bringt er einen bunten Haufen allerhand „sündhaften Volkes" zusammen, das auf einer Wallfahrt begriffen sich nach der Reihe Geschichten erzählt, deren Details ein lebendiges und interessantes Gemälde bilden. Besonders kunstvoll sind die Lebensart und die Eigenthümlichkeiten der Pilger in der Haupteinleitung geschildert. Jede einzelne Erzählung ist ein wahrer Schatz von Humor und ein Zeugniß genauester Kenntniß der menschlichen Natur. Vgl. Godwin, History of the life and age of G. C., London, 1803, 2 Bde.; Nicolas, Life of C., das. 1844; Gomont, G. C., Paris 1847.

Chaudes Aigues, nach ihren heißen Mineralquellen benannte Stadt im französischen Departement Cantal, an einem Zufluß der Troupère, mit 2200 Einwohnern. Die sehr besuchten Mineralquellen (Calentes Aquae) sind von einer hohen Temperatur (60° R.); ihr Wasser ist klar, durchsichtig, ohne einen bemerkbaren Schwefelgeruch und einen bestimmten Geschmack, sehr weich, fast fettig anzufühlen; der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt, bildet es nur einen schwachen, ockerartigen Niederschlag, zuweilen ein fettiges Häutchen auf der Oberfläche. Nach Chevalier enthält es besonders kohlen-, salz- und schwefelsaures Natron, Eisenoxyd, Kieselerde und kohlensaures Gas und hat getrunken eine gelind öffnende Wirkung. Es wird als Getränk, Bad und Douche benutzt und besonders gerühmt bei Neuralgien, Anchylosen und Lähmungen; zugleich dient es, durch die Wohnungen geleitet, zur Heizung und zum Kochen.

Chaudet, Antoine Denis, ausgezeichneter französischer Bildhauer, geboren den 31. März 1763, war ein Schüler Stufs und trug schon im 21. Jahre bei der Akademie den ersten Preis davon. Er lebte eine Zeitlang in Rom und wurde dann Mitglied der Akademie zu Paris und später Professor an derselben. Seine erste größere Arbeit war ein Basrelief unter dem Peristyl des Pantheons, einen sterbenden Krieger darstellend, den der Genius des Ruhms unterstützt. In rascher Folge lieferte er darauf die Statue Napoleons I., welche im Saale des gesetzgebenden Körpers aufgestellt wurde; das die Dichtkunst darstellende Basrelief im innern Hofe des Louvre; die Statue des Friedens für die Tuilerien; die des Cincinnatus für den Saal des Senats; die Büsten Sebastian Bourbons, Belisars, Malesherbes', Denons, Four-

croy's, des Kardinals Maury, Sabatiers und Leroy's. Fast alle seine Werke tragen, im Gegensatz zum verdorbenen Geschmack seiner Zeit, das Gepräge griechischer Einfalt und Wahrheit, Anmuth und Kraft. Für seine gelungensten Werke erklärt man die Statue eines jungen Mädchens, welches über eine Sinnpflanze, die sich unter ihren Händen zusammenzieht, in Erstaunen und Nachdenken geräth, und die des jungen Cyparissus. C. † den 19. April 1810. C.s Gattin, Elise, geborene Gabiou, geboren zu Paris 1767, zeichnete sich als Genremalerin aus.

Chaudiere, Fluß in Untercanada, entspringt an dem Grenzgebirge gegen Maine u. fällt nach einem nördlichen Laufe von 28 Meilen bei Neuliverpool, oberhalb Quebeck, in den St. Lorenzstrom. Seine Ufer sind abschüssig und waldig, und der Strom ist durch zahllose Inseln getheilt. Nahe der Mündung liegen die berühmten Chaudierefälle in einer überaus romantischen Gegend.

Chaudrun, (Chudrun), s. Gudrun.

Chauken, s. Chaucen.

Chaulieu, Guillaume Amfrye de, französischer Dichter, geboren 1639 zu Fontenay, zeichnete sich früh durch Geist aus und erwarb sich die Gunst des Herzogs von Vendôme und dessen Bruders, des Großpriors von Malta, der ihm die Abtei von Aumale und andere Pfründen mit einem Einkommen von 30,000 Livres verschaffte. C. war Schüler de la Chapelle's und ist das Ebenbild von dessen Leben und Schriften, anmuthig spielend mit den Freuden der Geselligkeit, sorglos um Kunstgestalt, in einzelnen Zügen seltene Geistesbildung andeutend. Es gibt keine Gattung der gesellschaftlichen Poesie, in der sich C. nicht mit Erfolg versucht hätte. In allen findet man, neben Flüchtigkeitsfehlern, Geschmack, lebendige Einbildungskraft, glänzende Gedanken und eine verführerische Anmuth. Noch im hohen Alter, wiewohl vom Podagra gefoltert und des Gesichts beraubt, sang er gleichsam auf seinem Grabe, wie ein zweiter Anacreon. Man nannte ihn auch l'Anacréon du Temple, weil er im Tempel des Herzogs von Vendôme Hausgenosse war. Er † den 27. Juni 1720. Seine Gedichte wurden zuerst mit denen von La Fare (Amsterd. 1724), am vollständigsten von Launay (das. 1733, 2 Bde.) herausgegeben.

Chaumette, Pierre Gaspard, einer der überspanntesten Revolutionsmänner, geboren den 24. Mai 1763 zu Nevers als der Sohn eines Schuhmachers, hatte wissenschaftliche Studien gemacht, dann Schiffsdienste genommen und befand sich beim Ausbruch der Revolution als Schreiber in Paris. Trotz seiner Theilnahme an den Sitzungen der Cordeliers, sowie an der Herausgabe des Journals „Les Révolutions de Paris“, blieb er bis zu dem 10. August und den Septembermetzeleien in untergeordneter Stellung. Kurz nachher wurde er Prokurator der pariser Gemeinde und vertauschte seinen christlichen Namen mit dem „Anaxagoras“. Die Errichtung des Revolutionstribunals, das Gesetz wegen des Maximums, sowie das gegen die Verdächtigen, die Feste der Vernunft 2c. wurden zum großen Theil von ihm veranlaßt oder doch vollzogen; er schlug sogar vor, daß Jedermann hinfort nur Holzschuhe tragen und Kartoffeln essen dürfe. Als er endlich auch in den Hebertisten eine gegen Cordeliers, Jacobiner u. Konvent operirende Partei schuf, ließen ihn Robespierre und Danton am 13. April 1794 guillotiniren.

Chaumont, 1) befestigte Hauptstadt des französischen Departements Obermarne, in der Champagne, auf einer Höhe zwischen der Marne und der Suize, hat 4 Kirchen, ein schönes Stadthaus, Ursulinerinnenkloster, Hospital, eine Departementalprimärschule, ein College, einen botanischen Garten, schöne Promenaden und 9263 Einwohner, welche Eisen- und Stahlwaaren-, Handschuhe-, Strumpfwaarenfabriken, Gerbereien und lebhaften Produktenhandel betreiben. In der Nähe sind Eisengruben. C. war ehedem Hauptort der Landschaft Bassigny. Hier wurde der in der Geschichte einzig dastehende Allianzvertrag vom 1. März 1814 zu dem Zwecke abgeschlossen, die Befreiung Europa's von Napoleons I. Druck zu bewerkstelligen und einen dauerhaften Weltfrieden herbeizuführen. Im Fall nämlich der Friede durch die Unterhandlungen von Chatillon (s. d.) nicht erreicht werden könnte, sollte jener Vertrag die zwischen den Verbündeten bereits bestehenden Verpflichtungen zur kräftigen Fortsetzung des Kriegs noch fester machen. Und zwar schlossen die Großmächte hier nicht nur ein Defensiv- und Offensivbündniß gegen die Person Napoleons, sondern sie entwarfen schon damals den Plan zur jetzigen äußeren politischen Gestaltung Europa's, denn sogar darüber war man in C. übereingekommen, daß Deutschland ein Bundesstaat werden müsse. Dabei war in der Art der Unterhandlung selbst nur wenig Gemeinsames, die meisten Angelegenheiten machte jede Großmacht mit den drei übrigen auf besonderen Wegen ab, nur die Gefahr der Gegenwart schien die vier Hände um einen Schwertgriff vereinigt zu haben, obgleich der Vertrag selbst mit zwanzigjähriger Gültigkeit ausgestattet wurde. Unterzeichnet wurde er vom Fürsten Metternich für Oesterreich, vom Grafen Nesselrode für Rußland, vom Lord Castlereagh für England und vom preußischen Staatsminister von Hardenberg. Ein zweiter Vertrag von C., am 3. März von Metternich mit dem Herzog von Campochiaro und dem Prinzen Cariati abgeschlossen, bestätigte Murat im Besitze der im Kirchenstaat und in Neapel gelegenen Güter der Familie Farnese.

2) C., ein Berggipfel des mittleren Jura, nördlich bei Neuenburg, 3608 Fuß hoch, mit herrlicher Fernsicht. An seinem östlichen Fuße liegen die Dörfer Cornaux und Cressier und hinter denselben das schöne, fruchtbare und stark bevölkerte Val de Ruz.

Chauseyinseln, Gruppe kleiner Felseninseln an der Küste des französischen Departements Manche, in der Bai von Cancale, südöstlich von der Insel Jersey, mit der gleichnamigen Hauptinsel, welche mächtige Granitbrüche enthält.

Chaussard, Pierre Jean Baptiste, französischer Dichter, Schriftsteller u. Revolutionsmann, geboren zu Paris den 8. Okt. 1766, widmete sich der advokatorischen Praxis, ohne jedoch seine Neigung zur Literatur zu unterdrücken. Eine Ode auf den Heldentod des Herzogs von Braunschweig verschaffte ihm 1787 einen Platz in Rivarols „Petit Almanach“. Zwei Jahre darauf veröffentlichte er seine „Théorie des lois criminelles“, vertheidigte die Prin-

cipien der Revolution in mehren Flugschriften und war einer der Redakteure des revolutionären Journals „La Sentinelle". Im Jahre 1792 schickte ihn das Ministerium Lebrun zur Verbreitung revolutionärer Ideen nach Belgien; er verfuhr jedoch auf so rücksichtslose Weise, daß ihn Dumouriez wieder zurückrief. Seine Dienste wurden mit dem Sekretariat der Mairie von Paris, später mit dem des Wohlfahrtsausschusses belohnt. Im Prozeß Miranda's trug er viel zu dessen Losssprechung bei. Später wurde er für kurze Zeit Generalsekretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, 1803 Professor der schönen Wissenschaften zu Rouen, dann in Orléans, Nismes und endlich an der Universität zu Paris. Durch die Restauration aus letzterer Stellung verdrängt, † er den 9. Jan. 1823. Mit vielseitigen Kenntnissen verband er ein biegsames Talent und Leichtigkeit der Schreibart. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „De l'Allemagne et de la maison d'Autriche" (1792), ein Buch, das die Regierung unentgeltlich vertheilen ließ; „Mémoires historiques et politiques sur la révolution de la Belgique" (1793); „De l'éducation des peuples" (1793) „Jeanne d'Arc, recueil historique et complet" (1806). Mehre seiner Werke beziehen sich auf das römische und griechische Alterthum. Sein bestes Werk ist das Lehrgedicht: „Epître sur quelque genre, dont Boileau n'a pas fait mention" (1811, umgearbeitet unter dem Titel „Poétique secondaire ou éssai didactique", 1817).

Chaussée (franz.), aufgeworfener Damm, Wasserdamm; Dammweg, Hochweg; Kunststraße; s. Straßenbau.

Chautauque, nordamerikanischer Binnensee im westlichen Theile des Staats Newyork, 3½ Meilen lang, ¼—¾ Stunde breit, liegt in 1290 Fuß Meereshöhe, ganz nahe am Eriesee, sendet aber sein Wasser nicht diesem, sondern durch den Alleghanyfluß dem Mississippibecken zu. Er gilt für die höchstgelegene schiffbare Wasserfläche in Nordamerika.

Chauveau, 1) Chauveau-Lagarde, Claude François de, berühmter französischer Advokat während der Revolution, war geboren den 21. Jan. 1756 zu Chartres. Unter die namhaftesten seiner Klienten, die er stets mit todesverachtendem Muthe bis zum letzten Augenblick vertheidigte, gehören die Königin, Charlotte Corday, Brissot und Miranda, den er vom Tode rettete. Wie nach der Vertheidigung der Königin mußte er auch später im Gefängniß büßen und wurde erst durch den 9. Thermidor frei. Im Jahre 1797 trat er als Vertheidiger des Abbé Brottier auf. Unter Napoleon I. fungirte er als Advokat beim Staatsrathe; 1814 ward er von Ludwig XVIII. geadelt und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Während der hundert Tage führte er die Sache des Generals Bonnaire, über die er 1816 einen „Exposé simple et fidèle de la conduite du général Bonnaire" veröffentlichte. Die freien Farbigen auf Martinique vertrat er 1826 gemeinschaftlich mit Isambert. Im Jahre 1828 wurde er Rath am Kassationshofe, trat aber diesen Posten später an seinen Sohn, Pierre Aimé Urbain de C., ab, die Ruhe des Landlebens vorziehend. Er † am 29. Februar 1841 zu Paris. Außer dem Genannten und mehrem Juridischen schrieb er auch: „Notice historique sur le procès de Marie Antoinette" (Paris 1816).

2) Adolphe, geachteter Advokat der Gegenwart, Professor der administrativen Rechtswissenschaft zu Toulouse, bekannt durch seine gediegene „Théorie du code pénal" (Paris 1836, 4 Bde.).

Chauvelin, Bernard François, Marquis von, französischer Politiker und Redner, den 29. November 1766 geboren, wurde in der pariser Militärschule gebildet, trat dann ins Heer u. huldigte trotz seiner aristokratischen Abstammung und Erziehung der Revolution. Bei der Vertheidigung der Nordgrenze bewährte er sich im Dienst so vortrefflich und zeigte auch sonst so viele Talente und Kenntnisse, daß ihn Dumouriez zum Gesandten in London beförderte. Als nach Ludwigs XVI. Hinrichtung England alle Verbindungen mit Frankreich abbrach, kam C. nach Paris zurück; aber auch eine zweite Gesandtschaft, nach Florenz, vereitelte der dortige englische Gesandte. Den Schreckensmännern war C., weil zu vornehm und mild, verdächtig; er mußte bis zum 9. Thermidor ins Gefängniß wandern. Nach dem 18. Brumaire zum Mitglied des Tribunats ernannt, begann er einen heftigen Kampf gegen die Uebergriffe des Konsulats in die Rechte des Volks, namentlich gegen die Errichtung der Ehrenlegion. Bonaparte entfernte ihn daher und zog ihn erst 1803 wieder aus dem Tribunat in den öffentlichen Dienst als Präfekten des Departements der Lys. Hier wirkte C. 8 Jahre recht segensreich, wurde dann Staatsrath u. ging kurz nachher als Generalintendant nach Katalonien. Der Sturz des Reichs trieb ihn nach Paris zurück, wo er nach der Restauration, vom Departement Côte-d'or zum Abgeordneten in die Deputirtenkammer gewählt, als der gewandteste Redner für die Sache der Nation der Bourbonenregierung gegenüber dastand. Im Jahre 1829 mußte er wegen Kränklichkeit aus der Kammer austreten, trat aber nach dem Sieg der Julirevolution wieder ein und wirkte wie zuvor, bis ihn am 9. April 1832 die Cholera hinraffte.

Chauvin, Jean, s. v. a. Calvin.

Chauvinismus (v. Franz.), eigentlich die maßlose Bewunderung der napoleonischen Thaten, wie sie sich nach 1815 besonders unter den verabschiedeten Soldaten (Chauvins) kund gab; seit der Aufführung von Scribe's „Le soldat laboureur", worin ein solcher Soldat die Hauptrolle spielt, Bezeichnung jeder blinden Hingebung für eine Person oder Sache, jede politische oder sociale Parteinahme, die nur auf Gefühl und Leidenschaft, nicht auf Ueberzeugung beruht.

Chaux-de-Fonds, la, Hauptort des gleichnamigen Bezirks im schweizer Kanton Neuenburg, nahe der französischen Grenze, 3071 Fuß hoch in rauher, wasserarmer Gegend gelegen, wo kein Obst, oft selbst kein Getreide reift, ist ein stattlicher Flecken mit neuer Kirche (seit 1853), palastähnlichen Gebäuden, guten Schulen, einem prachtvollen Spital nebst andern wohlthätigen Anstalten und 14,000 Einwohnern, die sich durch ihren Kunst- und Gewerbfleiß auszeichnen. Der Hauptzweig der Industrie ist die Uhrmacherei, die, von Richard zu Ende des 17. Jahrhunderts eingeführt (damals zählte der Ort 7 Häuser), hier ihren Hauptsitz in der Schweiz hat und mit der äußersten Arbeits-

theilung betrieben wird. Im Jahre 1853 wurden aus C. und dem benachbarten Locle 213,775 goldene und silberne Taschenuhren und 2000 Pendulen ausgeführt. Man zählt über 400 Uhrmacher, daneben viele Gold- und Silberarbeiter, Vergolder, Maler, Petschierstecher, Bildschnitzer, Ebenisten, Arbeiter in Krystall, Achat ꝛc., welche theils an der Verzierung der Uhren mitarbeiten, theils eine Menge Galanterie- und Bijonteriewaaren fertigen, die ebenfalls wichtige Handelsgegenstände sind. Auch mathematische, physikalische und musikalische Instrumente, Automaten ꝛc. werden hier fabricirt und daneben die Spitzenklöppelei u. Bierbrauerei schwunghaft betrieben. Ein Brand legte 1794 den Ort in Asche. In der Nähe die Quelle Ronde noire, die sich in eine Höhle stürzt und unter der Erde noch ein Mühlrad treibt.

Chaves (auch Chiaves), Stadt in der portugiesischen Provinz Tras-os-Montes, nahe der galicischen Grenze, am Tamega, mit verfallenen Festungswerken, sonst ein Hauptwaffenplatz der Portugiesen, hat gegen 5000 Einw., die Getreide-, Flachs- und Seidenbau treiben. Ueber den Fluß führt eine alte Römerbrücke von 18 Bögen. In der Nähe sind salzige heiße Quellen (+ 54° C.), die schon von den Römern als Aquae Flaviae bekannt waren.

Chaves, Emanuel de Silveyra Pinto de Fonseca, Graf von Amarante, Marquis von, Haupturheber der portugiesischen Revolution, welche die Herstellung des Absolutismus und die Erhebung Dom Miguels zum Zweck hatte, geboren zu Villareal in Portugal aus einer der ältesten Familien dieses Landes, trat früh in den Waffendienst und focht im Unabhängigkeitskampf der Halbinsel 1809—14 mit Auszeichnung, bekämpfte später (1823) die konstitutionelle Partei u. erhob, unterstützt von der Königin Charlotte und der klerikalen Partei, den 23. Februar 1823 zu Villareal in der Provinz Tras-os-Montes die Fahne der Revolution zum Sturz der von den Cortes aufgerichteten Konstitution. Bei Chaves, dessen Besatzung sich zu seinen Gunsten erklärte, schlug er sein Hauptquartier auf, bildete eine Art Regierung, an deren Spitze er den Erzbischof von Braga setzte, rekrutirte sein kleines Heer durch Parteigänger und erfocht einen namhaften Sieg bei Santa Barbara. Nachdem Dom Miguel zum absoluten König ausgerufen worden, zog er im Triumph in Lissabon ein und wurde zum Marquis von C. erhoben. Als (1826) jedoch wieder die konstitutionelle Partei unter Palmella die Oberhand gewann und Dom Miguel Lissabon verlassen mußte, erhob C. von Neuem die Fahne der Kontrerevolution, proklamirte zu Villareal Dom Miguel I. als absoluten König von Portugal, die Königin-Mutter als Regentin und errichtete eine Regierungsjunta zu Tavira. Obwohl im Ganzen glücklich gegen die Konstitutionellen operirend, verlor er doch das Vertrauen seiner Schaaren und legte den Oberbefehl nieder, erschien zwar später an der Spitze eines Guerrillahaufens von Neuem auf dem Kampfplatz, mußte aber auf spanischem Boden eine Zuflucht suchen und wurde auf Ansuchen der britischen Regierung nach Irun verwiesen, von wo er sich nach Bayonne begab. Als Dom Pedro nachher seinen Bruder Dom Miguel zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, wirkte C. wieder eifrig für dessen Erhebung zum absoluten König und wurde 1828 nach Portugal zurückgerufen. Am Hofe des undankbaren Dom Miguel jedoch verachtet, zog er sich zurück und verfiel in tiefe Melancholie. Er † den 7. März 1830.

Chaye (auch Chè), tamulische Benennung der Oldenandia umbellata, deren Wurzel die Chaya- oder Chayfarbe liefert, und deren man sich auf der Küste Koromandel und Malabar bedient, um baumwollene Stoffe türkischroth zu färben.

Chazal, Pierre Emanuel Felix von, belgischer Kriegsminister, geboren 1808 in Tarbes im Departement der obern Pyrenäen, kam früh nach den Niederlanden, wo sein Vater, ein früherer Jakobiner, nach der Rückkehr der Bourbonen ein Asyl suchte. Des Vaters freisinniger Geist lebte auch im Sohn und ward Veranlassung, daß sich dieser der Revolution von 1830 anschloß und Belgien im Kampfe gegen Holland durch persönliche Tapferkeit große Dienste leistete. Im Jahre 1831 mit dem Kommando eines Infanterieregiments betraut, stieg er rasch zum Generalmajor und Kommandanten einer Brigade und erwarb sich große Verdienste um die Organisation der belgischen Armee, weshalb ihm 1844 die Kammern die sogenannte große Naturalisation ertheilten. In den Parteikämpfen zwischen der klerikalen und liberalen Partei stand er stets auf Seiten der letzteren und trat bei dem Sieg 1847 als Kriegsminister in das liberale Kabinet Rogier ein. Seine Opposition gegen eine Herabsetzung des Militärbudgets auf 25 Millionen Frcs., sowie gegen die Bestrafung eines Majors, der die Bürgerwehr beleidigt, beraubte ihn seiner Popularität, weshalb er im Juli 1850 sein Portefeuille niederlegte. In Folge der Herausforderung eines Deputirten trat er wenige Monate darnach auch aus dem Militärdienst aus. Aber schon 1852 ernannte ihn König Leopold wieder zum Generallieutenant und Kommandanten der 4. Militärdivision, sodann zu seinem Adjutanten, zum Mitglied des Komité's für die Neubefestigung von Antwerpen und endlich am 6. April 1859 von Neuem zum Kriegsminister. Sein Hauptverdienst als solcher ist die Betreibung der Umschaffung Antwerpens zu einem starken Centralplatz der Armee, in dessen Realisirung er den Schlußstein der politischen Sicherheit des Landes sieht. C. gilt allgemein als der tüchtigste General der belgischen Armee.

Chazaren, s. Chasaren.

Chazor, einst wichtige und feste Stadt im Norden von Palästina, in einem Thale zwischen dem Gebirge Kadesch und dem Jordan. Salomo betrachtete sie als eine Grenzveste; Phul führte die Einwohner nach Assyrien. Nach Bochart soll Antiochia aus ihr entstanden sein.

Checks (Cheques), in England bei Sicht zahlbare Anweisungen der Kaufleute und Privaten an Personen, denen sie ihre Einnahme übertragen haben (Bankers), über welche Einnahme sie wieder durch solche Anweisungen verfügen. Aeußerlich sind diese Anweisungen den Wechseln ähnlich; doch leidet das Wechselrecht nur in dem Falle auf sie Anwendung, wenn sie nicht auf weniger als 1 und nicht auf mehr als 5 Pfd. Sterl. lauten; auch sind sie nur 21 Tage nach ihrer Ausstellung gültig. Auch in Deutschland kommen dergleichen Anweisungen auf solche Banken, welche Giro- oder Kontokorrentengeschäfte machen, von den Gläubigern aus-

gestellt, unter dem Namen C. vor, z. B. im berliner Handel, wo diese Papiere auf die preußische Bank lauten, aber kein Wechselrecht genießen. C. heißt auch ein leinwandartiges, blau und weiß gewürfeltes oder gestreiftes Gewebe, welches vornehmlich zu Matrosenkleidern dient (daher auch Matrosenleinen genannt) und in England, Holland, Sachsen, Schlesien und Böhmen verfertigt wird, von wo es besonders nach Nordamerika und Westindien einen starken Absatz hat. Es gibt verschiedene Sorten; ganz von Baumwolle heißt es cotton C., ganz von Leinen linnen C. und von beiden gemischt mixed C.

Chedorlaomer, König von Elam, der erste geschichtlich beglaubigte Monarch, der andere Könige zinspflichtig machte. Er unterwarf die Königreiche Sodom, Gomorrha, Adma, Zeboim und Zoar, die, nachdem sie ihm 12 Jahre gedient, gegen ihn aufstanden. Einige halten ihn für identisch mit dem König Ninyas von Assyrien.

Cheduba, britisch-hinterindische Insel in der Bai von Bengalen, vor der Küste von Arracan, 12 □Meilen groß, ist vulkanischer Beschaffenheit, fruchtbar an Reis und hat 12,000 Einwohner.

Chef (franz.), Haupt, Vorsteher, Erster in der Ordnung; daher der Befehlshaber eines Heeres oder einer einzelnen Truppenabtheilung, Inhaber oder Vorsteher einer Handlung, Fabrik 2c.

Chef d'oeuvre (franz.), Hauptwerk, Meisterwerk.

Cheiloplastik, Bildung neuer Lippen (s. d.).

Cheiranthus *L.* (Lack, Goldlack), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch die lineale, durch den vorstehenden Rückennerven der Klappen 4kantige oder zusammengedrückt 4kantige Schote, die in jedem Fache in einer einzigen Längenreihe liegenden, eiförmigen, zusammengedrückten Samen und die tief 2lappige Narbe mit zurückgekrümmten Lappen, umfaßt aufrechte, zweijährige oder ausdauernde Kräuter oder Halbsträucher, die sich größtentheils zu Zierpflanzen eignen. C. cheiri *L.*, gemeiner Goldlack, gelbe Viole, Lackviole, mit wohlriechenden, gelben, auch braunen und violetten Blüthen, wächst an steinigen Stellen u. alten Mauern im südlichen und hier und da auch im mittlern Europa wild und blüht vom Mai an fast den ganzen Sommer hindurch. Die bitter und kressenartig schmeckenden Blüthen, Flores Cheiri, waren sonst bei Stockungen im Unterleibe u. daraus entstehenden Krankheiten, z. B. Gelb-, Wassersucht u. dergl., in Anwendung, sind aber jetzt fast vergessen und nur noch in einigen Gegenden als schmerzstillendes und nervenstärkendes Hausmittel in Pulverform und im Aufguß gebräuchlich. Die mit Olivenöl gekochten und dann ausgepreßten Blumenblätter galten für schmerzstillend bei Krankheiten des Uterus. Man kultivirt von dieser allbeliebten Zierpflanze, deren Blumen Schönheit und Wohlgeruch vereinigen, in Deutschland eine Menge Varietäten, von denen wir nur anführen: den großen Stangengoldlack, mit goldgelben, einfachen oder gefüllten, mit goldgelben, halbgefüllten, samentragenden, mit violetten, einfachen oder gefüllten, mit braunen oder schwarzbraunen, einfachen oder halbgefüllten, samentragenden, mit gefüllten, schwarzbraunen, mit braun- und gelbgestreiften oder geflammten, mit blaßgelb, braun und violett gestreiften oder geflammten Blüthen, und den englischen Busch- oder Zwerggoldlack, mit braunen, einfachen, mit braunen, gefüllten, mit großen, dunkelbraunen oder violetten Blüthen und niedrigem Stengel (eigentlicher Zwerggoldlack), mit schwarz- oder violettbraunen, gefüllten Blüthen. Wenn der Lack vorzüglich schön und vollkommen blühen soll, verlangt er einen gut gedüngten, lockern, mäßig feuchten Boden und in Töpfen eine fette, kräftige, mit $1/6$ Flußsand gemischte Düngererde, sowie eine Unterlage zerstoßener Scherben oder feinen Kalkschuttes. Der Same des einfachen und halbgefüllten Goldlacks wird im April entweder in ein kaltes Mistbeet in etwas sandige Erde, oder an guter Stelle ins Freie, im Zimmer auch in 6 Zoll hohe Kästchen oder Töpfe gesäet. Sobald die Pflänzchen einige Zoll hoch sind, versetzt man sie ins freie Land entweder auf die bestimmten Plätze, wo sie blühen sollen, oder auch reihenweise auf ein gut zubereitetes Beet, von wo man sie im September in Töpfe verpflanzt, die man im Freien stehen läßt, bis Frost eintritt. Um größere Blumen und Trauben zu erlangen, nehme man beim Einpflanzen alle Nebenäste weg und lasse nur den Hauptstamm aufwachsen. Der gefüllte Stangen- und Zwerglack, welcher nicht durch Samen fortgepflanzt werden kann, wird im Frühling und in der ersten Hälfte des Sommers durch Stecklinge vermehrt. Auch kann man ihn aus dem Topfe im April oder Mai schräg an etwas schattiger Stelle ins Land pflanzen und daselbst wie die Nelken ablegen, wodurch man die stärksten Büsche erhält. Sind einige Exemplare schwächlich geworden, so pflanzt man sie gleichfalls ins Land, wo sie sich schnell erholen. Nach der Blüthe werden die abgeblühten Stengel zurückgeschnitten und die Pflanzen, nachdem die Wurzeln etwas beschnitten sind, in frische Erde und größere Töpfe umgepflanzt. Die beste Erde dazu bereitet man aus 3 Theilen schwarzem Rasengrunde und 1 Theil Schaf- oder Kuhdünger. C. mutabilis *L'Hérit.*, ausdauernd auf Madeira und Teneriffa, hat schöne, erst ockerweiße oder gelbliche, dann bläulich-rosenrothe Blüthen. Eine Varietät hat anfangs weiße, dann lilafarbene Blumen. Man pflanzt sie in sandgemischte Laub- und Mistbeeterde, durchwintert sie bei 3—5° Wärme und stellt sie im Sommer an einen sonnigen Ort ins Freie oder pflanzt sie auch ins freie Land. Die Vermehrung geschieht durch Samen und Stecklinge im Mistbeete.

Cheiroptera, s. Chiroptera.

Chelae (lat.), Scheeren, besonders die mit einer Zange endigenden, zum Greifen eingerichteten Bewegungsorgane der Krebse und Skorpione. C. s. Ungulae Cancrorum sind die Scheeren des gemeinen Flußkrebses (Astacus fluviatilis *L.*) und des Taschenkrebses (Cancer Pagurus *L.*), welche jetzt noch, vorzüglich in England, als Absorbens angewendet werden und aus 68,815 Kalkkarbonat, 14,685 Kalkphosphat und 16,500 thierischen Häuten bestehen.

Chelard, André Hippolyte Jean Baptiste, französischer Komponist, geboren den 1. Febr. 1789 zu Paris, musikalisch gebildet am Konservatorium von seinem Vater, André C., seinem Oheim Rochefort, dem Chef des Orchesters der Oper, von Eler, Berton u. Catel in der Harmonie, Gosec, Che-

rubini u. Méhul im Kontrapunkt u. Rudolf Kreutzer im Violinspiel. Seit 1806 Mitglied des Orchesters der komischen Oper, ging er 1811 als Pensionär der Akademie, die ihm den großen Preis zuerkannt hatte, nach Rom u. setzte da seine Studien fort. In Neapel schrieb er seine komische Oper „La casa da vendere“ (1815) als ersten dramatischen Versuch, der beifällige Aufnahme fand. Er bildete sich hier noch an Paesiello, Fioravanti u. A., kehrte 1816 nach Paris zurück und brachte seine tragische Oper „Macbeth“ in der großen Oper mit Glück zur Aufführung; Kabalen vertrieben ihn nach Deutschland, wo sein „Macbeth“, zum Theil umgearbeitet, 1828 in München über die Bühne ging und ihm den Rang und Titel eines Hofkapellmeisters eintrug. Noch einmal begab sich C. jedoch nach Paris und schrieb da die komische Oper „La table et le logement“. Im Jahre 1830 kehrte er nach München zurück und lieferte die komischen Opern „Deux fois minuit“ und „L'étudiant“. Nach kurzem Aufenthalt zu Erfurt bei Gelegenheit des thüringer Gesangfestes wurde er als Kapellmeister für die deutsche Oper des Kings-Theatre zu London engagirt und bekleidete diese Stellung 1831 auch am Drurylanetheater. Seit 1832 fungirte er mehre Jahre als Kapellmeister am Theater und als Direktor der philharmonischen Koncerte zu Augsburg, bis er 1839 zum Musikdirektor der großherzoglichen Kapelle zu Weimar auf Lebenszeit ernannt wurde. Im Jahre 1834 hatte er in München die fünfaktige heroische Oper „Die Hermannsschlacht“ auf die Bühne gebracht. Später erschienen die Opern „Mitternacht“, welche zuerst 1839, und „Scheibentoni“, welche 1841 in Weimar in Scene gesetzt wurde. Außer Opern schrieb er auch Messen, Kantaten und Lieder. Das französische nationale Element ist in seinen Werken nicht zu verkennen, doch sucht er sich, besonders in der „Hermannsschlacht“, deutscher Weise zu nähern.

Chelidoniae Insulae (d. i. Schwalbeninseln), eine Gruppe von 5 Felseneilanden, dem Promontorium Chelidonium (jetzt Chelidoni) in Lycien gegenüber.

Chelidonin, chemischer Stoff, kommt zugleich mit dem Chelerythrin in Chelidonium majus, dem gewöhnlichen Schöllkraut, namentlich in der Wurzel vor, aus welcher er mittelst verdünnter Schwefelsäure gewonnen werden kann. Das C. unterscheidet sich vom Chelerythrin durch seine Unlöslichkeit in Aether, ist nicht giftig und bildet krystallisirbare Salze. Das Chelerythrin erregt als Pulver heftiges Niesen, färbt sich mit Säuren roth u. bildet mit ihnen rothe Salze. Die Chelidoninsäure kommt als Kalksalz neben Apfelsäure und Fumarsäure im Saft des Schöllkrauts vor, krystallisirt in farblosen Nadeln und bildet gut charakterisirte Salze. Zur Blüthezeit ist der Saft am reichsten an dieser Säure; außer den genannten Körpern enthält er als eigenthümlichen Bestandtheil noch das Chelidoxanthin, einen in kaltem Wasser schwer löslichen, gelben Farbstoff, der bitter schmeckt und krystallisirt erhalten werden kann.

Chelidonium *L.* (Schöllkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, charakterisirt durch den 2blätterigen, abfälligen Kelch, die 4blätterige Blumenkrone mit zahlreichen Staubgefäßen und die schotenförmige, 2klappige Kapsel mit von der Basis gegen die Spitze hin aufspringenden Klappen und zahlreichen, an eine Scheidewand angehefteten Samen, ausdauernde Gewächse mit gelbem Milchsafte. C. majus *L.*, Schwalbenkraut, Gilbkraut, Schöll- oder Goldwurz, ist ein zartes, aufrechtes, gegen 3—4 Fuß hohes Kraut, welches bis zu der fast spindelförmigen Wurzel ganz mit einem gelben Milchsafte angefüllt ist. Die Blätter sind herablaufend, fiederschnittig, die Abschnitte rundlich oval, doppelt lappig-gekerbt, die Blüthen gelb, wenigblüthige Dolden bildend. Es wächst an schattigen Stellen, auf Mauern und Schutthaufen, an Zäunen, in Obst- und Gemüsegärten durch ganz Europa und ist sehr gemein. Die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Chelidonii s. Chelidonii majoris s. vulgaris s. Hirundinariae majoris, sind officinell und müssen im Frühjahr gesammelt werden. Durchs Trocknen und die Extraktbereitung verlieren sie viel an Wirksamkeit. Sie enthalten nach den neuesten Untersuchungen mehre eigenthümliche, besonders in dem scharfen und ätzenden Milchsafte koncentrirte Stoffe (Chelerythrin, Chelidonin, Chelidoninsäure, Chelidoranthin). Der gelbe Milchsaft wirkt in kleinen Gaben reizend auf das Lymphgefäßsystem und die Sekretionsorgane und wird deshalb in Unterleibskrankheiten aus Stockungen, bei Gelb- und Wassersucht, veralteten syphilitischen Krankheiten und äußerlich bei Hornhautflecken, Warzen und manchen Ausschlägen, im Ganzen aber ziemlich selten angewendet. In größern Gaben wirkt er narkotisch-scharf und sogar lebensgefährlich. Die Alten hielten ihn für ein Specificum gegen die Milzsucht. Auch gibt er eine dauerhafte gelbe Farbe und hat eingetrocknet Aehnlichkeit mit dem Gummigutti. C. laciniatum *Mill.*, C. quercifolium *Thuill.*, zeichnet sich von voriger Art durch größere Schlankheit aller Theile, viel schmälere, fiederspaltige Blattabschnitte und dunkler gelbe Blüthen, gewöhnlich mit eingeschnittenen Blumenblättern, aus und ist in Südeuropa, vorzüglich in Ungarn, einheimisch. Kräfte und Anwendung wie bei C. majus. Mehre Arten, die sonst unter C. standen, s. Glaucium.

Chelius, Maximilian Joseph, Professor der Medicin zu Heidelberg, geboren 1794 zu Mannheim, machte hier und in Heidelberg seine Studien und gewann mit einer Schrift über die Anwendung der kalten und warmen Fomentationen bei Kopfverletzungen 1811 den Preis. Nachdem er in München und Landshut einige Zeit seiner praktischen Ausbildung obgelegen, übernahm er im November 1813 die Stelle eines Hospitalarztes in Ingolstadt, machte sodann als Regimentsarzt bei den badischen Truppen die beiden Feldzüge nach Frankreich mit und folgte 1817 dem Rufe als außerordentlicher Professor der Chirurgie nach Heidelberg. Schon 1819 wurde er ordentlicher Professor und 1826 geheimer Hofrath. Er errichtete in Heidelberg die chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik, aus der eine Menge tüchtiger Wundärzte hervorgegangen sind. Hauptwerk ist sein „Handbuch der Chirurgie“ (8. Auflage, Heidelberg 1858, 2 Bde.), das in Uebersetzungen durch fast ganz Europa verbreitet ist. Von seinem „Handbuch der Augenheilkunde“ erschien der 1. Theil, deutsch und französisch, Stuttgart 1844. Sonst ist noch von ihm die Schrift „Ueber die Heilung der Blasen-Scheidenfisteln durch Kauterisation“ (Heidelberg 1845) zu erwähnen.

Auch gibt er seit 1835 mit Puchelt und Nägele die „Medicinischen Annalen" heraus. Sein Sohn, Franz, Privatdocent in Heidelberg, hat sich ebenfalls der Chirurgie zugewandt und unter Anderem Beobachtungen „Ueber die Amputation am Fußgelenke" (Heidelberg 1846) und „Ueber das Staphylom der Hornhaut" (das. 1847) veröffentlicht.

Chelm, Stadt im polnischen Gouvernement Lublin, an der Uker, die dem Bug zufließt, in getreidereicher Gegend, hat ein Schloß, mehre griechische und katholische Kirchen, ein Piaristenkollegium, Gymnasium und 3637 Einwohner, welche bedeutenden Handel mit Vieh und Cerealien treiben. C. ist der Sitz eines unirten Bischofs und war früher auch die Residenz eines eigenen Kastellans und Starosten, als es noch die Hauptstadt des alten Landes und Distrikts gleichen Namens war.

Chelmsford (spr. Tschelmsförd), Stadt in der englischen Grafschaft Essex, am Chelmer, Sitz der Grafschaftsassisen, mit 6033 Einwohnern und bedeutenden Viehmärkten. In der Nähe, auf dem Halley-Common, jährlich berühmte Wettrennen.

Chelmsford, Frederick Thesiger, Lord, britischer Staatsmann, geboren 1794 zu London, stand erst im Militärdienste, wandte sich aber dann dem Studium des Rechtes zu, ward im Februar 1844 Mitglied des Unterhauses und unter Peels Ministerium im Mai 1844 Sollicitor-General, im Juli 1845 Attorney-General. Nach Peels Rücktritt war er im Parlament eine Hauptstütze der specifischen Tories. Bei der Bildung des Ministeriums Derby im Februar 1852 ward ihm abermals der Posten eines Attorney-General anvertraut, den er jedoch schon im December durch den Sturz des Torykabinets wieder verlor. Im Februar 1858 ward er nach dem Wiedereintritt Derby's ins Ministerium zur höchsten richterlichen Würde des Staats, zu der des Lordkanzlers, befördert und bekleidete dieselbe bis zum Juni 1859.

Chelone, Nymphe, wurde, weil sie bei der Vermählung Jupiters mit Juno fehlte und über diese Verbindung spottete, von Hermes mit ihrer an einem Flusse erbauten Wohnung in denselben gestürzt, in eine Schildkröte verwandelt und verurtheilt, ihr Haus stets auf dem Rücken zu tragen.

Chelone *L.* (Schildblume), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen (Personaten), charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch und die rachenförmige, bauchige Blumenkrone mit schildähnlichem Helm, ausdauernde, krautartige Gewächse Nordamerika's und Mexiko's. C. barbata *Cav.*, Elmigera barbata *Rchb.*, mit 2—4 Fuß hohem, glattem Stengel mit lanzettförmigen Blättern und zahlreichen, schön-zinnoberrothen, überhängenden, in 1—1½ Fuß langer Rispe stehenden Blüthen, wächst in Mexiko, wo die Eingebornen die Pflanze als ein kräftig tonisches Mittel bei Magenbeschwerden und als Abführmittel bei herpetischen Ausschlägen benutzen. C. glabra *L.*, C. alba *Moench*, mit lanzettförmigen, zugespitzten Blättern, schönen, weißen, ährenständigen Blüthen, ist in Virginien und Canada einheimisch und besitzt eine eigenthümliche, schwarze, sehr bitter schmeckende, resinöse Substanz (mit etwas Gerbstoff, Gallussäure), welche, wenn sie angewendet wird, den Harn schwarz färbt. Die ganze Pflanze wird von den Eingebornen als kräftig tonisches Mittel bei Magenbeschwerden und zum Abführen bei Flechten gebraucht. C. Lyoni *Pursh*, C. major *Kern*, mit 5—6 Fuß hohem Stengel, eirund-länglichen, langgespitzten Blättern und schönen, rosenrothen, pomeranzengelb gebarteten Blüthen in dichten, winkel- und gipfelständigen Aehren, stammt aus Carolina. C. obliqua *L.*, mit lanzettförmigen, schiefen Blättern und rothen, in dichten Endähren stehenden Blüthen, wächst in Nordamerika, wo sie von den Eingebornen gegen Magenbeschwerden gebraucht wird. C. speciosa *Hort. Angl.*, mit unten eirunden, oben herzförmigen, langgespitzten Blättern und schönen, rothen Blüthen, ist eine der schönsten herbstlichen Zierpflanzen. Dieselben werden durch Wurzeltheilung vermehrt und lieben einen lockeren, nahrhaften Boden und mäßige Feuchtigkeit. Die meisten Arten kommen im freien Lande fort, müssen aber gegen strenge Winterkälte durch Bedeckung geschützt werden.

Chelsea (spr. Dschelsih), früher Dorf, jetzt eine Vorstadt von London am linken Ufer der Themse, mit breiten, gepflasterten Straßen, prächtigen Häusern und 56,538 Einwohnern. Hier befindet sich das berühmte, 1682 durch Karl II. nach dem Plan des Philanthropen Stephan Fox gegründete Militärhospital (Chelseahospital), dessen Flügel bei einer Fronte von 790 Fuß Länge 365 Fuß lang sind, u. das im Ganzen einen Raum von 50 Acres einnimmt. Die Zahl der im Hause selbst unterhaltenen Pensionärs ist 400, welche, in acht Kompagnien vertheilt, ihre eigenen Offiziere haben und die Wachtposten im Hause versehen; auch außer dem Hause bezieht eine unbestimmte Anzahl Gemeiner Pension. Mit dieser Anstalt ist eine (1801 vom Herzog von York gegründete) Erziehungsanstalt für verwaiste Soldatenkinder verbunden, welche von der Armee unterhalten wird, indem der Mann jährlich einen Tagesold dazu beisteuert. Der berühmte botanische Garten, ein Geschenk des Sir Sloanet (1721), der ihn gründete, enthält über 6000 officinelle Pflanzen und gehört den Apothekern zu London. Auch befindet sich zu C. das Ormondsinstitut zur Bildung junger Seeleute, die aufrersche Villa mit einer vortrefflichen Gemäldesammlung, einer großen Wasserkunst und in der alten Kirche das Denkmal von Thomas More, der hier wohnte.

Cheltenham, Stadt und Badeort in der englischen Grafschaft Gloucester, nordöstlich von Gloucester, am Chelt und am Westfuß der Cotswaldhügel, in schöner Gegend mit angenehmem Klima gelegen, hat eine alte gothische und 6 neuere Kirchen, mehre Hospitäler (eins für 100 Kranke), ein prächtiges College, Theater, Gesellschaftshaus mit großem Ballsaal ꝛc. und 35,051 Einwohner. Die Umgebung der Stadt ist reich an Landhäusern, Villen und Promenaden mit schönen Plätzen und lieblicher Aussicht auf die Malvernhills. Die Bäder von C. sind berühmt und sehr besucht. Das Mineralwasser enthält Kochsalz, Schwefel, Eisen und Kalk und hat Aehnlichkeit mit dem von Spaa. Die Heilkräfte der theils warmen, theils heißen Quellen wurden erst 1716 entdeckt; 1738 wurden die ersten Anlagen zur Aufnahme von Gästen getroffen. Die Zahl der jährlichen Besucher beläuft sich auf 15,000.

Chelva, Stadt in der spanischen Provinz Va-

lencia, am gleichnamigen Flusse, einem Nebenflusse des Guadalaviar, mit 4484 Einwohnern, welche Seidenzucht, Oliven- u. Weinbau treiben. In der Nähe Ueberreste einer römischen Wasserleitung.

Chemiatrie (v. Griech.), s. Iatrochemie, vgl. Chemie.

Chemie (v. Griech.), einer der umfangreichsten u. wichtigsten Zweige der Naturwissenschaften, dessen Gebiet alles Körperliche, was sich unserer Beobachtung darbietet, umfaßt: Festes, Flüssiges und Luftförmiges, Anorganisches u. Organisches, daher ihre in die verschiedensten andern Zweige der Wissenschaften, in Kunst, Technik, Ackerbau, ja in das ganze Leben tief eingreifende Wirksamkeit. So groß ihr Umfang, so schwierig ist es, in wenig Worten eine Erklärung des Begriffs C. zu geben, die auch Dem verständlich wäre, der ihren Inhalt noch nicht kennt; Beispiele allein vermögen den Weg für ein solches Verständniß zu bahnen. Das Wasser tritt fest, flüssig und dampfförmig auf, je nach den verschiedenen Graden der Temperatur und des Druckes, es läßt sich aus einer Form in die andere überführen, ohne daß es andere Eigenschaften annähme, als die, welche mit jenen Formveränderungen verbunden sind, es bleibt in jedem dieser 3 sogenannten Kohäsionszustände Wasser, und wenn nichts von ihm verloren geht od. nichts Fremdes zufällig hinzukommt, so bleibt seine Gewichtsmenge trotz aller sonstigen Veränderungen dieselbe. Dasselbe findet Statt, wenn man ein Metall schmilzt, Eisen magnetisch oder Schwefel durch Reiben elektrisch macht etc. Solche Veränderungen werden als allgemein physikalische bezeichnet. Etwas Anderes ist es, wenn sich das Eisen an der feuchten Luft mit Rost oder bei seiner Verarbeitung mit Hammerschlag überzieht, wenn sich die Oberfläche des geschmolzenen Blei's u. Zinns mit Blei- u. Zinnasche bedeckt, wenn sich an der Oberfläche des Kupfers oder des mit ihm legirten Silbers Grünspanflecke bilden; denn in allen diesen Fällen erleidet der ursprüngliche Körper nicht etwa eine nur zufällige Farbenveränderung, sondern er verändert vielmehr seine ganze Beschaffenheit wesentlich, so daß der neue Körper Eigenschaften des ursprünglichen Körpers verliert und neue annimmt. Glühen wir das Eisen so, daß vom Hammerschlag nichts verloren geht, so finden wir auch hier wie in all den übrigen Fällen, daß das Gewicht des veränderten Körpers nicht mehr das ursprüngliche geblieben, sondern größer geworden ist, daß zu dem ursprünglichen Körper also Etwas hinzugetreten sein muß, um dessen Gewicht das ursprüngliche vergrößert wurde. In den meisten dieser angegebenen Fälle lieferte die Luft dies Etwas; daß die Grünspanbildung durch Einwirkung des Essigs erfolgt, ist bekannt. Diese Veränderungen, bei denen die Substanz des Körpers wesentlich verändert wird, und aus verschiedenartigen Körpern, den Metallen und dem Antheil der Luft, resp. des Essigs, neue, gleichartige, der Hammerschlag, Grünspan etc., entstehen, die mehr wiegen als das noch unveränderte Metall im Anfang, sind chemischer Natur, u. zwar hervorgegangen aus einer chemischen Verbindung ungleichartiger Stoffe, die ihre ursprüngliche Natur aufgegeben haben und zu neuen Stoffen zusammengetreten sind, aus denen wir durch kein mechanisches Hülfsmittel das ursprünglich Verschiedenartige wieder von einander trennen oder mittelst des schärfsten Mikroskops neben einander unterscheiden können. Diese Veränderungen gehen so weit, daß in Folge chemischer Verbindung, wenn die neuen Körper Luftform annehmen, der ursprüngliche ganz zu verschwinden scheint, wie das bis auf den Aschenrückstand beim Verbrennen verschwindende Holz; sammelt man freilich die entstandenen luftförmigen Körper auf, so ergibt sich, daß sie mit der Asche zusammen mehr wiegen als das ursprüngliche Holz. Ganz anders ist es bei dem bloß mechanischen Gemenge, und mag es das innigste sein; mengen wir z. B. die feinsten Eisenfeilspäne u. Schwefelblumen mit einander so innig, daß das Gemenge für das bloße Auge völlig gleichartig erscheint, so kann man doch noch die verschiedenartigen Bestandtheile durch das Mikroskop neben einander unterscheiden, man kann das Eisen durch den Magnet ausziehen, wegen des sehr verschiedenen specifischen Gewichts Eisen u. Schwefel mittelst Umrühren im Wasser trennen, den Schwefel durch Kalilauge auflösen und aus dem Gemenge entfernen, das Eisen ebenso durch Salzsäure; kurz, keiner der beiden Körper hat irgend eine seiner Eigenthümlichkeiten aufgegeben. Ein ganz anderer Fall ist es, wenn wir $3^1/_2$ Theile Eisen und 2 Theile Schwefel innig gemengt nur im Glaskölbchen erhitzen: hier vereinigen sie sich beide unter Feuererscheinung zu einem neuen Körper, dem Schwefeleisen, worin man durch keines der angegebenen Hülfsmittel den Schwefel u. das Eisen neben einander erkennen und mechanisch trennen kann, da sie sich beide zu einem ganz neuen Körper, zu einer chemischen Verbindung, vereinigt haben. Ebenso bekannt sind im gewöhnlichen Leben Vorgänge der entgegengesetzten Art, bei welchen gleichartige Körper in verschiedenartige zerfallen, in Folge einer sogenannten chemischen Zersetzung. Der Kalkstein und der durch das Brennen desselben erhaltene gebrannte Kalk sind Körper ganz verschiedener Art, die daher ganz verschiedene Verwendung finden: der erstere kann als Baustein Jahrtausende dauern, während der feste gebrannte Kalk nach kurzem Liegen an der Luft in Pulver zerfällt, im Wasser sich löscht und ätzend auf die Haut wirkt. Schon das Gefühl sagt, daß von zwei gleich großen Stücken das des gebrannten Kalks viel leichter ist als das des ungebrannten, und wiegt man Kalkstein und brennt ihn dann im abgeschlossenen Raum, so findet man leicht, um wie viel er leichter und daß eine Quantität Luft dabei ausgetrieben wird. Dasselbe ist beim Gyps der Fall: das Pulver des ungebrannten Gypses bleibt, mit Wasser angemacht, lose und unverbunden; brennt man ihn dagegen, so erhält man einen Körper, dessen Pulver, mit Wasser angemacht, einen Brei liefert, der jede Form, in die man ihn gießt, bei seinem raschen Erhärten behält. Eine chemische Zersetzung findet auch Statt, wenn man den Most der Weinbeeren, Aepfel etc. sich selbst überläßt: hier erhält man unter Entweichen einer Luft, welche die Bildung des Schaums veranlaßt, aus einer süßen, zuckerhaltigen Flüssigkeit eine geistige, berauschende. Bei allen diesen Vorgängen sehen wir aus einem ursprünglich Gleichartigen, wie aus dem Kalkstein, dem Gyps, Zucker etc., völlig Verschiedenartiges hervorgehen, im ersten Fall den gebrannten Kalk und eine das Licht erstickende Luft, die Kohlensäure, im zweiten Fall den gebrannten Gyps und

Wasser, im dritten Falle Alkohol u. Kohlensäure. Auch dies sind chemische Erscheinungen, und zwar chemische Zersetzungen. Demnach sind chemische Veränderungen solche, bei denen die Substanz der Körper wesentlich verändert wird, u. die wenigstens in den meisten Fällen auch mit Gewichtsveränderung verbunden sind. Daß letztere jedoch nicht zum allgemeinen Charakter der chemischen Veränderungen gehört, zeigt die Umwandlung der Stärke in Zucker und Gummi, die beim Einmaischen des Gerstenmalzes bei der Bierbrauerei vor sich geht; hier setzt sich nur die Stärke in wesentlich verschiedene Stoffe um, ohne daß Etwas dazu kommt oder entweicht. Die vorstehenden Beispiele haben uns 2 entgegengesetzte Vorgänge kennen gelehrt: chemische Verbindung und chemische Zersetzung, zuletzt noch einen dritten, die chemische Umsetzung (s. unten). Verbindung u. Zersetzung sind aber Vorgänge, die durchaus nicht immer gesondert auftreten, sondern mannichfach in einander eingreifen; so ist das Aufbrausen, welches beim Ueberschütten von Kreide mit Essig entsteht, eine Folge der Zersetzung, indem der Essig die luftförmige Kohlensäure aus der Kreide austreibt, was nicht geschehen würde, wenn sich nicht gleichzeitig der andere Bestandtheil der Kreide, die Kalkerde, mit dem Essig verbände. Die meisten Körper lassen sich in verschiedenartige zersetzen, sind also Verbindungen; nur bei wenigen natürlichen Körpern ist dies bis jetzt nicht gelungen, so bei Kupfer, Gold, Silber, Eisen, Schwefel; aber auch die Zersetzbarkeit der Verbindungen hat ihre Grenze, und so hat man außerdem noch aus diesen zahlreiche Stoffe erhalten, aus denen man durch keins der gegenwärtigen Hülfsmittel, welche die C. besitzt, Ungleichartiges hat gewinnen können; alle diese natürlichen, oder meist durch die Kunst des Chemikers aus Verbindungen dargestellten, bis jetzt nicht weiter in verschiedenartige Bestandtheile zerlegbaren Stoffe nennt der Chemiker Elemente, Elementarstoffe, einfache Körper, einfache Radikale. Die C. ist nun die Wissenschaft, welche sich mit den Elementen und deren Verbindungen beschäftigt und die Gesetze zu erforschen sucht, nach welchen sich dieselben sowohl unter einander verbinden, als nach welchen die Verbindungen sich wieder in einfachere Körper zerlegen. Sie bewegt sich also auf demselben Gebiete, wie die sogenannte Mischungs- u. Scheidekunst der ältern Chemiker.

Die Kraft, welche das Ungleichartige zu Gleichartigem verbindet u. zusammenhält, ist eine anziehende und wird chemische Verwandtschaft oder Affinität genannt; sie ist wesentlich verschieden von der Kohäsion, welche Gleichartiges mit Gleichartigem verbindet, sowie von der Adhäsion oder Flächenanziehung, die Gleichartiges und Ungleichartiges an ihrer Oberfläche zusammenhalten kann, ohne daß beide Stoffe ihre Eigenthümlichkeiten aufgeben. Ein Beispiel mag die verschiedene Thätigkeit dieser Kräfte verdeutlichen. Das, was in einem Stück Granit, Feldspath, Quarz und Glimmer, aus denen es zusammengesetzt ist, zusammenhält, ist Adhäsion; was die Theile des einzelnen Minerals, des einzelnen Feldspathkrystalls, des Quarzes und Glimmers zu festen Körpern verbindet, so daß beim Pulverisiren jedes kleinste erkennbare Theilchen noch Feldspath, Quarz und Glimmer ist, die Kohäsion; die Kraft aber, die aus Silicium u. Sauerstoff den gleichartigen Quarz, aus den Elementen Silicium, Aluminium, Kalium und Sauerstoff den Feldspath bildet und bewirkt, daß diese so verschiedenartigen Stoffe unsern Sinnen als ein Gleichartiges erscheinen, diese Kraft wird als Affinität bezeichnet. Demnach kann man die C. auch als die Wissenschaft definiren, welche die chemische Verwandtschaft oder Affinität und deren Gesetze zu erforschen sucht. In sofern die C. sich bloß wissenschaftlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt, ist sie die reine C., aus welcher sich die analytische C. nur als ein besonderer Zweig ausscheidet, welcher sich die sichere Feststellung der Methode zur Bestimmung der chemischen Zusammensetzung der Körper zur Aufgabe stellt. Durch Anwendung der in der reinen C. gewonnenen Gesetze auf die verschiedenen Gewerbe, auf die Gesetze des Lebens, auf Ackerbau &c. entstehen die verschiedenen Zweige der angewandten C.: die technische, pharmaceutische, physiologische, Agrikulturchemie &c. Eine weitere Eintheilung der C. ist die in anorganische und organische, von denen sich die erstere mit den in der anorganischen Welt auftretenden und ähnlich zusammengesetzten künstlich dargestellten Körpern beschäftigt, während die organische nicht allein die dem pflanzlichen und thierischen Organismus eigenthümlichen, sondern auch die auf künstlichem Wege aus ihnen darstellbaren, nicht in der anorganischen Welt vorkommenden Verbindungen umfaßt.

Die Zahl der bis jetzt bekannten Elemente oder einfachen Radikale ist 62; nur wenige von ihnen kommen frei in der Natur vor, die meisten kennt man nur in Verbindungen, aus denen man sie darstellt, die meisten sind überhaupt nur den Chemikern bekannt. Folgende Aufzählung gibt zugleich die chemischen Zeichen und Mischungsgewichte an, über deren Bedeutung später Aufschluß gegeben werden soll:

I. Nichtmetalle.

1. Sauerstoff O 100. 8.
2. Wasserstoff H 12,5. 1.
3. Stickstoff N 175. 14.
4. Schwefel S 200. 16.
5. Selen Se 491. 39,7.
6. Chlor Cl 443,3. 35,46.
7. Brom Br 1000. 80.
8. Jod J 1586. 127.
9. Fluor Fl 237,5. 19.
10. Phosphor P 400. 32.
11. Kiesel Si 277,5. 22,2.
12. Bor B 136. 10,9.
13. Kohlenstoff C 75. 6.

II. Metalle.

14. Cäsium Cao 35,36.
15. Rubidium Ru 123,4.
16. Kalium Ka 490. 39,2.
17. Natrium Na 287,2. 23.
18. Lithium Li 81,2. 6,5.
19. Baryum Ba 856. 68,5.
20. Strontium Sr 548. 43,8.
21. Calcium Ca 250. 20.
22. Magnesium Mg 150. 12.
23. Lanthan La.
24. Cer Ce 590,7. 47,3.
25. Didym Di.
26. Yttrium Y 402,3. 32,2.
27. Terbium Tr.
28. Erbium E.
29. Thorium Th 744. 59,5.
30. Aluminium Al 171. 13,7.
31. Beryllium Be 87,5. 7.
32. Zirconium Z 420. 33,6.
33. Chrom Cr 333,5. 26,7.
34. Titan Ti 314,8. 25,2.
35. Tantal Ta.
36. Niobium N.
37. Zink 406,5. 32,5.
38. Mangan Ma 345. 27,65.
39. Eisen Fe 350. 28.
40. Nickel Ni 370. 29,6.
41. Kobalt Co 369. 29,5.
42. Uran U 750. 60.
43. Cadmium Cd 696,8. 55,7.
44. Kupfer Cu 396,6. 31,7.
45. Wismuth Bi 2660,5. 212,8.
46. Blei Pb 1294,5. 103,6.
47. Quecksilber Hg 1250. 100.
48. Silber Ag 1350. 108.
49. Palladium Pa 665. 53,2.
50. Osmium Os 1242,5. 99,4.
51. Rhodium Rh 652,5. 51,2.
52. Ruthenium Ru 652. 57,2.
53. Iridium Ir 1232. 98,5.
54. Platin Pl 1232,5. 98,6
55. Gold Au 2455. 196,4.
56. Zinn Sn 725. 58.
57. Tellur Te 801,7. 64,2.
58. Molybdän Mo 575. 46.
59. Wolfram W 1150. 92.
60. Vanadium Va 856. 68,5.
61. Antimon Sb 1612,5. 129.
62. Arsenik As 937,5. 75.

In dieser Tabelle gibt die erste Kolumne die chemischen Zeichen des Stoffes, die zweite das Aequivalent, berechnet auf 100 Theile Sauerstoff, und die

dritte das Aequivalent, berechnet auf 1 Theil Wasserstoff (s. unten). Diese Elemente theilt man nach ihren physikalischen Eigenschaften in die 2 großen Gruppen der Metalle u. Nichtmetalle (Metalloïde nach Berzelius). Die Metalle besitzen einen durch ihre Undurchsichtigkeit bedingten, eigenthümlichen Glanz und eigenthümliche Farben und sind gute Leiter für Wärme und Elektricität; es gehören dahin die Elemente 14—62. Bei den Nichtmetallen finden sich diese Eigenschaften nie zusammen vor, wenn auch einzelne Metallglanz besitzen, wie das Jod, andere Leiter für Elektricität sein können wie die Kohle. Die Metalle lassen sich nach ihrem specifischen Gewicht unter und über 5 in die leichten (1—32) und in die schweren (33—62) eintheilen. Uebrigens werden von manchen Chemikern die beiden letzten Elemente, Antimon und Arsenik, trotz ihres metallischen Ansatzes ihrem chemischen Verhalten nach zu den Nichtmetallen gezählt, umgekehrt auch das übrigens metallisch glänzende Selen unter die Metalle. Damit übrigens auch verwandte Körper sich verbinden, müssen gewisse Bedingungen erfüllt werden. Alle chemische Verbindung geht überhaupt nur in unmittelbarer gegenseitiger Berührung vor sich, am leichtesten, wenn wenigstens einer der Körper luftförmig oder flüssig ist, da in diesem Falle die Berührungspunkte zwischen den verwandten Körpern vermehrt werden. Gehen auch feste Körper in inniger Berührung Verbindungen ein, so sind es doch nur Ausnahmen von der Regel der Alten: Corpora non agunt nisi fluida, d. h. die Körper wirken nur im flüssigen Zustand chemisch auf einander. Die Umwandlung der festen Körper in den tropfbar-flüssigen Zustand kann auf doppeltem Wege erfolgen: durch Auflösen in einer Flüssigkeit, meist im Wasser: der nasse Weg, oder durch Schmelzen in der Hitze: der trockene Weg. Eine weitere Bedingung ist eine innerhalb weiterer oder engerer Grenzen liegende gewisse Temperatur, in den meisten Fällen eine erhöhte; aber auch wenn sich ein Körper bei jeder Temperatur mit einem anderen verbindet, hat die Temperatur oft den wesentlichsten Einfluß. Wenn das mit dem Fingernagel geritzte Phosphorreibhölzchen raucht u. bei Nacht leuchtet, verbindet sich der Phosphor mit dem Sauerstoff der Luft, er braucht aber hiervon weniger und liefert die sauerstoffärmere phosphorige Säure, während er, bis 60° C. erhitzt oder durch Reiben entzündet, mit mehr Sauerstoff zur Phosphorsäure verbrennt. Manche Verbindungen bewirkt das Licht; so vereinigen sich Chlor- und Wasserstoffgas bei Tageslicht langsam, bei unmittelbarem Sonnenlicht plötzlich unter Explosion mit einander. Wenn wir durch ein Gemenge von Wasserstoff und Sauerstoff den elektrischen Funken schlagen lassen, so erfolgt eben so rasch unter Explosion die Verbindung beider Gase zu Wasser. Manche Körper sind zwar nicht im Stande, sich zu verbinden, wenn sie sich schon länger im freien Zustande neben einander befanden, wohl aber, wenn sie sich einander in dem Moment treffen, in welchem wenigstens der eine von ihnen oder auch beide aus einer Verbindung frei werden, in statu nascente, im Zustande des Freiwerdens. So ist es mit Schwefel und Wasserstoff, die wir im freien Zustande durch kein Mittel miteinander verbinden können, die sich aber zu dem nach faulen Eiern riechenden Schwefelwasserstoff vereinigen, wenn bei der Auflösung des Schwefeleisens in Chlorwasserstoffsäure, indem sich Chlor u. Eisen verbinden, der Wasserstoff der letzteren und der Schwefel des Schwefeleisens neben einander frei werden. In vielen Fällen muß die an sich zu geringe Anziehungskraft zweier Körper durch die eines dritten Körpers, mit dem sie sich verbinden, verstärkt werden. Das Silber kann sich für sich nicht mit dem Sauerstoff verbinden, wohl aber verbinden sich Sauerstoff, Silber und Salpetersäure zu Höllenstein, salpetersaurem Silberoxyd. Endlich hat Liebig nachgewiesen, daß ein chemisch thätiger Körper gleichsam einem mit ihm in Berührung sich befindenden, ruhigen Körper einen Anstoß zu gleicher Thätigkeit geben kann. Kupfer löst sich nicht in verdünnter Schwefelsäure, wohl aber mit Leichtigkeit das Zink; sind aber beide, wie in Argentan, legirt, so löst sich nicht allein das Zink, sondern auch das Kupfer.

Der Vorgang der Verbindung wird fast immer von einer Erhöhung der Temperatur begleitet, die sich nicht aus der meist dabei Statt findenden Verdichtung allein herleiten läßt. Findet gleichzeitig eine merkliche Lichtentwickelung Statt, so nennen wir dies eine Verbrennung; sie erfolgt bei der Verbindung vieler Körper mit Sauerstoff, Chlor und Schwefel; verbinden sich Gase, so explodiren sie dabei nicht selten (Gemenge von Leuchtgas mit Luft beim Verbrennen).

Durch die Vereinigung dieser Elemente entsteht die ganze Mannichfaltigkeit der natürlichen Verbindungen und die noch größere der künstlich dargestellten. Die Verwandtschaft der Elemente zu einander ist übrigens sehr verschieden, und nicht das in seinen Eigenschaften einander Aehnliche ist es, was sich am meisten chemisch anzieht, sondern je größer der Gegensatz, um so kräftiger die Verwandtschaft, um so energischer die Kraft, mit der das Entgegengesetzte zusammentritt und zusammenhält; daher nicht Metalle und Metalle, sondern Metalle u. Nichtmetalle, insbesondere Metalle zu Sauerstoff, Schwefel, Chlor, Jod die größte gegenseitige chemische Verwandtschaft besitzen. Aber auch die Verwandtschaft der Metalle zu jenen Körpern ist sehr ungleich. Das Kalium verbrennt schon auf dem Wasser, indem es sich mit dessen Sauerstoff verbindet; das Eisen rostet wenigstens in feuchter Luft; das Zinn bleibt auch in feuchter Luft blank, überzieht sich aber, an der Luft geschmolzen, mit Zinnasche; Silber und Gold verbinden sich weder in trockener, noch in feuchter Luft, weder bei gewöhnlicher Temperatur, noch bei erhöhter mit dem Sauerstoff. Unter diesen Metallen hat demnach Kalium die größte, Silber und Gold die geringste Verwandtschaft zum Sauerstoff. Wenn man in eine Auflösung von Chlorquecksilber Kupfer bringt, so erhält man Chlorkupfer und metallisches Quecksilber; bringt man in die Chlorkupferlösung Eisen, so löst sich das Eisen als Chloreisen auf und Kupfer wird frei; darnach hat von diesen 3 Metallen das Eisen die größte Verwandtschaft zum Chlor; das Stärkere treibt eben das Schwächere aus, indem es selbst an dessen Stelle tritt, sich für dasselbe substituirt. Die bei Erfüllung obiger Bedingungen entstehenden Verbindungen sind theils feste Verbindungen, theils bloße Lösungen (dissolutions). Der Charakter der festen Verbindung liegt

einmal in den wesentlich abweichenden äußeren Merkmalen, welche sie erhält, und wodurch sie sich von den Stoffen, aus denen sie entstanden ist, ihren **Bestandtheilen**, unterscheidet. So ändert sich häufig der Aggregatzustand (Sauerstoff- und Wasserstoffgas liefern flüssiges Wasser, Salzsäure- und Ammoniakdämpfe verdichten sich zum festen Ammoniak, Chlorcalciumlösung und Schwefelsäure liefern festen Gyps), die Farbe (gelber Schwefel u. weißes Quecksilber liefern rothen Zinnober), das specifische Gewicht durch meist Statt findende Verdichtung, die Krystallisation (rhomboëdrisches Arsenik bildet mit Sauerstoff die oktaëdrische arsenige Säure) ꝛc. Das wesentlichste Kennzeichen der festen Verbindung ist aber das **bestimmte Gewichts-** und, sind es Gase, welche sich verbinden, das bestimmte **Maßverhältniß**, nach welchem die Bestandtheile zusammentreten. Verbinden sich Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser, so verbinden sich unter allen Umständen je 100 Gewichtstheile Sauerstoff mit 12,5 Wasserstoff, oder dem Maß nach 1 Volumen oder Maßtheil des erstern mit 2 Volumen des Wasserstoffs; so viel von dem einen oder anderen überschüssig ist, bleibt unverbunden. Bei den **Auflösungen** der Gase und Salze im Wasser, beim Zusammenmischen vieler Flüssigkeiten mit einander, wie bei dem von Weingeist mit Wasser, finden keine solche bestimmten Maß- und Gewichtsverhältnisse Statt. Allerdings nimmt das Wasser nur ein gewisses Maß von Gasen, nur eine bestimmte Gewichtsmenge von Salzen in sich auf, wird damit gesättigt, aber nur selten, wie beim Kochsalz, ist die Menge bei jeder Temperatur dieselbe, meist ist sie bei höherer Temperatur eine größere, selten, wie bei Kalkwasser, dessen klare Lösung durch Erwärmung getrübt wird, bei höherer Temperatur eine geringere. Dazu kommt, daß eine mit einem Gase oder Salze gesättigte Flüssigkeit immer noch im Stande ist, andere Gase und andere Salze in sich aufzulösen und sich mit diesen zu sättigen. Wie diese Verhältnisse benutzt werden, sei es durch Abkühlung, sei es durch Verdunsten der Lösungsmittel, den aufgelösten Körper in fester Form wieder zu gewinnen, und wie derselbe dabei sich meist in Krystallen ausscheidet, deren Form um so regelmäßiger ist, je langsamer die Ausscheidung erfolgt, wie die Ausscheidung der verschiedenen aufgelösten Körper nach dem Maße ihrer Löslichkeit erfolgt, der am schwersten lösliche am frühesten sich ausscheidet, über diese für Gewinnung reiner Verbindungen und für deren Scheidung von anderen löslicheren oder minder löslichen Verbindungen äußerst wichtigen Vorgänge s. **Krystallisation**. Die aufgelösten Gase werden sowohl durch Gefrieren, als durch Kochen der Flüssigkeit ausgetrieben. Uebrigens ist jede wirkliche Auflösung klar und durchsichtig, wenn nicht ein schwarzer Körper aufgelöst ist; sind Luft und Flüssigkeit trüb, so rührt dies von feinvertheilten Flüssigkeiten oder festen Körpern her, welche darin schweben oder suspendirt sind. So verdankt die Milch ihre Undurchsichtigkeit den darin schwimmenden Kügelchen von Butterfett, die sich beim Stehen an der Oberfläche als Rahm sammeln. Sind es feste Theile, welche eine Flüssigkeit trüb machen, so lassen sie sich mittelst Durchseihens durch Papier, Filz u. dergl., durch sogenanntes **Filtriren**, entfernen.

Ueber die Art, wie die Bestandtheile zu einer Verbindung vereinigt sind, gibt es zwei verschiedene Ansichten, die **dualistische**, die gegenwärtig noch herrschende, und die Theorie **chemischer Typen**, von der später die Rede sein wird. Nach der dualistischen Ansicht treten immer je 2 Elemente zu einer Verbindung 1. **Ordnung** zusammen, deren Bestandtheile die Elemente sind; so bilden Kalium und Sauerstoff Kali, Aluminium und Sauerstoff Thonerde, Schwefel und Sauerstoff Schwefelsäure. Verbinden sich Kali u. Schwefelsäure zu schwefelsaurem Kali und Schwefelsäure und Thonerde zu schwefelsaurer Thonerde, so entstehen Verbindungen 2. **Ordnung**, von denen Schwefelsäure, Kali und Thonerde die **näheren Bestandtheile**, Sauerstoff, Kalium, Aluminium und Schwefel die **entfernteren** sind. Eine Verbindung 3. **Ordnung** entsteht endlich, wenn sich zwei Verbindungen 2. Ordnung vereinigen; so besteht der Feldspath aus kieselsaurem Kali und kieselsaurer Thonerde, und es sind in dieser dann nähere, entferntere u. entfernteste Bestandtheile zu unterscheiden; Letzteres sind die Elemente. Indem sich eine solche Verbindung 3. Ordnung, wie die schwefelsaure Kalithonerde, aus schwefelsaurem Kali u. schwefelsaurer Thonerde bestehend, mit Wasser zum Alaun verbindet, entsteht eine Verbindung 4. **Ordnung**, die höchste, welche man kennt. Unter den Sauerstoffverbindungen 1. Ordnung gibt es 2 Klassen, welche sich durch ihr entgegengesetztes Verhalten und durch ihre stärkere gegenseitige Verwandtschaft auszeichnen: **Säuren** und **Basen**. Die Säuren, wie Schwefelsäure oder Vitriolöl, Salpetersäure (Scheidewasser), Essigsäure, Arseniksäure, sind Verbindungen des Sauerstoffs mit nichtmetallischen Elementen und der letzten Gruppe der Metalle in obiger tabellarischer Uebersicht der Elemente, oder auch, wie die Mangansäure, sauerstoffreiche Verbindungen anderer Metalle; die Basen sind Verbindungen der übrigen Metalle mit Sauerstoff. Im flüssigen u. aufgelösten Zustand sind beide leicht am Geschmacke und durch die Veränderungen, welche sie in gewissen Pflanzensorten erzeugen, kenntlich. Solche Säuren schmecken sauer und färben Lackmuspapier und gewisse andere blaue Farbstoffe roth, während lösliche Basen, die Oxyde der Metalle 14—23, z. B. Aetzlaugen, gebrannter Kalk, laugenhaft schmecken und das gelbe Curcumapapier rothbraun färben. Dadurch, daß sich Säuren und Basen verbinden, können sie ihre Wirkungen gegenseitig aufheben, und so färbt Kalkmilch geröthetes Lackmuspapier wieder blau, Essig durch Kalkmilch gebräuntes Curcumapapier wieder gelb, beide **neutralisiren** sich gegenseitig. Können die im Wasser unlöslichen Verbindungen an sich diese Veränderungen auch nicht bewirken, so verliert doch die Essigsäure die Eigenschaft, das Lackmuspapier zu röthen, wenn wir Bleioxyd bis zu ihrer Sättigung in ihr auflösen, und umgekehrt auch die Kalkerde die Eigenschaft, das Lackmuspapier zu bräunen, wenn wir sie mit der unlöslichen Kieselerde zusammenschmelzen. Die Verbindungen 2. Ordnung, welche durch dieses Zusammentreten beider entgegengesetzter Verbindungen entstehen, sind die **Sauerstoffsalze**, in denen aber durchaus nicht immer die entgegengesetzten Wirkungen auf Farbstoffe sich gegenseitig neutralisirt haben, sondern von denen in manchen die Eigenthümlichkeit der Säure noch

vorherrscht, so daß es sauer reagirt, d. h. Lackmuspapier röthet, in anderem die basische, so daß es geröthetes Lackmuspapier wieder blau färbt, wie es die Soda thut. Indifferent nennen wir Verbindungen, die zu keiner der beiden Klassen gehören und daher in ihrer Ursprünglichkeit kein Salz bilden können, wie das zu sauerstoffreiche Mangansuperoxyd und das zu sauerstoffarme Bleisuboxyd; aus ersterem treibt daher die Säure überschüssigen Sauerstoff, aus letzterem überschüssiges Metall bei Bildung eines Salzes aus. Durch die Vereinigung zweier Salze entstehen Doppelsalze, wie der Feldspath; durch Hinzutritt von Wasser zu solchen Doppelsalzen, wie im krystallisirten Alaun zur schwefelsauren Kalithonerde, entstehen die Verbindungen der höchsten bekannten Ordnung; Verbindungen höherer Ordnung kennt man wohl deshalb nicht, weil mit der größeren Zusammengesetztheit der Verbindung die gegenseitige Verwandtschaft ihrer Bestandtheile geschwächt wird. Auch unter den Schwefelverbindungen unterscheidet man Sulfobasen oder Sulfurete, wie Schwefelkalium, Schwefelsilber, und Sulfosäuren, wie Schwefelwasserstoff, Schwefelarsenik. Aus ihrer Verbindung entstehen Sulfosalze (Schwefelkaliumschwefelwasserstoff), die sich ebenfalls zu Doppelsulfosalzen vereinigen können. Chlor, Jod, Fluor, überhaupt die Gruppe der sogenannten Salzbilder (Tabelle der Elemente Nr. 6—9), liefern zwar mit Wasserstoff ebenfalls saure, das Lackmuspapier röthende Verbindungen, sogenannte Wasserstoffsäuren, wenn wir Kalkerde in Chlorwassersäure auflösen, so verliert erstere wie bei Behandlung mit einer Sauerstoffsäure ihre Fähigkeit, das geröthete Lackmuspapier wieder blau zu färben; es entsteht aber nicht, wie bei der Sauerstoffsäure, eine Verbindung 2. Ordnung, sondern eine dieser letztern ganz ähnliche, salzähnliche Verbindung 1. Ordnung, ein Chlormetall; solche Salze, zu denen selbst das Kochsalz, Chlornatrium, gehört, nennt man Haloïdsalze. Verbindungen verschiedener Art treten ebenfalls, wenn auch seltener, zusammen. Das Rothspießglanzerz ist eine Verbindung von Schwefelantimon mit antimoniger Säure, ein sogenanntes Oxysulfuret; das Kaßlergelb, bestehend aus Bleioxyd mit Chlorblei, ist ein Oxychlorid. Bei der großen Anzahl der in der unorganischen Natur vorhandenen Elemente kann sich durch dies Zusammentreten je zweier Elemente und Verbindungen eine Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Körper bilden; ganz anders ist es in der organischen Natur; die ganze Mannichfaltigkeit der verschiedenartigsten Verbindungen, welche Pflanzen- und Thierkörper zusammensetzen, geht hervor aus der Verbindung von höchstens 5 Elementen: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und in seltenen Fällen noch Schwefel. Die meisten dieser Verbindungen sind ternäre, bestehend aus 3 Elementen, oder quaternäre, aus 4 gebildet. Die Entdeckung zweier merkwürdiger unorganischen Verbindungen hat ein helles Licht auf dies Räthsel größter Mannichfaltigkeit der Verbindungen bei größter Einförmigkeit in der Art der Elemente geworfen. Das Ammonium, obgleich eine Verbindung von Wasserstoff und Stickstoff, also zweier Nichtmetalle, verhält sich ganz wie ein Metall und bildet mit Quecksilber ein Amalgam, mit Chlor Salmiak, mit Schwefel Schwefelammonium, mit Sauerstoff und Sauerstoffsäuren Salze, und bildet Doppelsalze, kurz, es verhält sich in seinen Verbindungen ganz wie ein Metall, ganz wie das Kalium, und jene Verbindungen sind sich auch einander in vielen Beziehungen äußerst ähnlich. Dasselbe ist mit dem Cyan der Fall, einer Verbindung von Kohlenstoff u. Stickstoff, die sich ganz wie ein Salzbilder, z. B. Chlor, verhält, mit Wasserstoff die Blausäure, mit Sauerstoff die Knallsäure, mit Metallen Cyanmetalle liefert. Solche Verbindungen 1. Ordnung, welche ganz die Rolle einfacher Körper oder Radikale übernehmen können, wie das Ammonium die eines Metalls, das Cyan die eines Salzbilders, nennt man zusammengesetzte Radikale. Durch die Einführung dieser neuen Idee von den zusammengesetzten Radikalen in die Betrachtungsweise organischer Verbindungen haben sich schon weite Gebiete der organischen C. aus dem frühern chaotischen Zustand zu lichtvoller Ordnung entwickelt. Unter den organischen zusammengesetzten Radikalen hat man in neuerer Zeit selbst ternäre, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende entdeckt. Diese letzteren bezeichnet man durch die Endigung des Namens mit —oyl (Benzoyl), die aus Kohlenstoff u. Wasserstoff bestehenden mit —yl (Aethyl, Acetyl), die stickstoffhaltigen mit —an (Rhodan, Cyan). Hierdurch ist es möglich geworden, die dualistische Ansicht auch in die organische C. einzuführen. Legen wir den Maßstab dieser letztgenannten Theorie übrigens an die Analysen natürlicher Mineralien, so erhebt sich scheinbar ein mächtiger Widerspruch, weil dieselben häufig eine viel größere Menge von verschiedenen Bestandtheilen aufweisen, als sich nach dieser Auffassungsweise überhaupt unter einander verbinden können; in Fuchs' Entdeckung der vikariirenden Bestandtheile, welche als Stellvertreter für einander eintreten können, ohne daß die wesentliche Natur des Minerals eine andere würde, hat der Widerspruch seine Lösung gefunden. So erklärt es sich, daß es wenige Kalksteine gibt, die nicht neben der kohlensauren Kalkerde veränderliche Mengen von Bittererde und Eisenoxydul als Stellvertreter eines Antheils Kalkerde enthalten.

Die chemische Zersetzung ist der Gegensatz zur chemischen Verbindung; für sie gilt im Allgemeinen das Gesetz, daß sie um so leichter vor sich geht, je gleichartiger die verbundenen Körper, oder je indifferenter wenigstens Ein Bestandtheil und je zusammengesetzter eine Verbindung ist. Daher die leichte Zersetzbarkeit der Verbindungen von Chlor und Sauerstoff und der Stickstoffverbindungen mit vielen organischen Substanzen; von ersteren sind manche gefährlich zu behandelnde Körper, weil sie durch die geringste Erwärmung, Reibung, ja Erschütterung schon in ihre Elemente oder einfachere Verbindungen zerfallen können, so im Chlorstickstoff die knallsauren Verbindungen und Knallmetalle. Die Zersetzung kann ebenfalls auf vielfache Weise durch physikalische wie chemische Kräfte bewirkt werden. Eine der mächtigsten zersetzenden Kräfte ist die des galvanischen Stroms (s. Galvanismus); wichtig ist es, daß sich bei der hierdurch erfolgenden Zersetzung gewisse Stoffe am positiven, andere am negativen Pol ausscheiden, am positiven: Sauerstoff, Chlor, Schwefel, die Säure, am negativen: der Wasserstoff, das Metall, das Oxyd.

Dem Grundsatz, daß gleiche Elektricitäten sich abstoßen, ungleichartige sich anziehen, zu Folge nennt man die ersteren Stoffe, wie Sauerstoff &c., elektronegative, die anderen, wie Wasserstoff, Metalle &c., elektropositive. Dies Verhältniß ist aber ein relatives. So verhalten sich z. B. Kupfer u. Zink zu dem Sauerstoff beide elektropositiv; unter sich verglichen ist aber das Zink das positivere, das Kupfer das negativere, und so kann sich das Kupfer ebenfalls am positiven Pol ausscheiden. Das neuentdeckte Cäsium ist das elektropositivste, der Sauerstoff das elektronegativste aller bekannten Elemente. Eine zweite mächtig zersetzend wirkende Kraft ist für viele Verbindungen, insbesondere bei Gase liefernden, die erhöhte Temperatur; so kommt es, daß das Quecksilberoxyd, welches sich an der Oberfläche des längere Zeit nicht unter seiner Siedehitze erhaltenen Quecksilbers an der Luft bildet, alsbald wieder durch das Bestreben seiner Bestandtheile, Luftform anzunehmen, in Quecksilberdampf und Sauerstoffgas zerfällt, sowie es den Siedepunkt des Quecksilbers erreicht. Durch Hitze zersetzen sich die Sauerstoff- und manche andere Verbindungen edler Metalle, die salpeter-, chlor-, chromsauren Salze, die organischen Substanzen. Jod- und manche Chlorverbindungen zersetzt das Licht (Photographie). Die am meisten in Wirksamkeit kommende Kraft ist aber die chemische Verwandtschaft, indem wir die stärkere Verwandtschaft eines oder mehrer Körper benutzen, um andere Körper von schwächerer Verwandtschaft aus Verbindungen auszutreiben. Da hierbei der eine Körper den mit ihm verbundenen verläßt und gleichsam einen anderen statt seiner wählt, so nennt man sie auch Wahlverwandtschaft. Man spricht von einer einfachen Wahlverwandtschaft, wenn z. B. aus dem Zinnober oder Schwefelquecksilber das Quecksilber ausgetrieben wird, indem wir jenen mit Eisen glühen, wobei sich Eisen u. Schwefel verbinden und dadurch das Quecksilber frei wird. Hierbei wird der auszuscheidende Körper immer von einem Körper seiner Art vertrieben, der kräftigere Verwandtschaft besitzt und an seiner Stelle in Verbindung tritt, indem er sich gleichsam für ihn substituirt: ein Metall durch ein stärkeres Metall, ein Oxyd durch ein stärkeres Oxyd, eine Säure durch eine stärkere Säure. Uebrigens ist die erste Stärke der Verwandtschaft nicht unter allen Umständen dieselbe, sondern erst von den Kohäsionseigenschaften bedingt. Die Schwefelsäure ist an sich die stärkste der Säuren, die alle übrigen aus ihren Verbindungen auf nassem Wege austreibt; sie ist aber in höherer Temperatur flüchtig, welches die an sich schwächere Kieselsäure nicht ist, u. so kommt es, daß die feuerbeständige Kieselsäure beim Zusammenschmelzen mit schwefelsaurem Natron oder Glaubersalz die Schwefelsäure austreiben und statt ihrer selbst an das Natron treten kann. Auf nassem Wege wirken ebenso schwächere Basen, wenn sie unlösliche Verbindungen mit der an die stärkere Base gebundenen Säure liefern, zersetzend und treiben die stärkere Base aus. Der Zersetzung durch einfache Wahlverwandtschaft ist es noch zuzurechnen, wenn das Schwefelantimon, im Strom von Chlorgas erhitzt, durch dasselbe zwar zersetzt, aber nicht einer der Bestandtheile frei wird, sondern sowohl Schwefel wie Antimon eine Chlorverbindung liefert. Zu den wichtigsten besondern Fällen der einfachen Wahlverwandtschaft gehört es, wenn man eine Verbindung durch das Zusammenwirken der Verwandtschaft verschiedener Körper zu den Bestandtheilen derselben zerlegt. In der Thonerde ist das Aluminium so innig mit dem Sauerstoff verbunden, daß die Kohle nicht im Stande ist, für sich dem Aluminium den Sauerstoff zu entziehen; mengen wir aber Thonerde und Kohle innig mit einander und glühen das Gemenge in einem Strom von Chlorgas, so wirkt gleichzeitig mit der Verwandtschaft der Kohle und des Sauerstoffs zu einander auch die zwischen Chlor und Aluminium, und so wird die Verbindung zerlegt, es bilden sich Chloraluminium und Kohlenoxyd. Die doppelte Wahlverwandtschaft bewirkt dagegen einen völligen oder theilweisen Austausch zwischen den Bestandtheilen zweier Verbindungen: so lieferten salpetersaure Baryterde und schwefelsaures Kupferoxyd schwefelsaure Baryterde und salpetersaures Kupferoxyd; hier tritt mit den ebenerwähnten Einschränkungen der stärkere zum stärkeren, der schwächere zum schwächeren Körper. Bei der sogenannten prädisponirenden Wahlverwandtschaft erfolgt die Zersetzung durch das Zusammenwirken mehrer Körper auf einen Bestandtheil einer Verbindung, wodurch der andere aus seiner Verbindung mit ihm ausgetrieben wird. Während das Zink bei gewöhnlicher Temperatur nicht im Stande ist, für sich das Wasser zu zersetzen und, an die Stelle des Wasserstoffs tretend, denselben aus seiner Verbindung mit Sauerstoff zu verdrängen, so erfolgt dagegen durch die Mitwirkung der Schwefelsäure, wie im döbereinerschen Feuerzeug, die Zersetzung, u. es wird Wasserstoff frei, indem sich der Sauerstoff des Wassers mit Zink und Schwefelsäure zu Zinkvitriol verbindet. Entstehen bei allen diesen Zersetzungen auf nassem Wege in der Flüssigkeit schwer- oder unlösliche Verbindungen, so bilden sich sogenannte Niederschläge. Endlich kann Zersetzung, wie wir es schon bei den Verbindungen kennen gelernt haben, auch gleichsam durch Ansteckung erfolgen, dadurch, daß ein in Zersetzung begriffener Körper einem ruhenden, aber zersetzbaren Anstoß zu gleicher Thätigkeit gibt. Unter den mannichfach interessanten Vorgängen dieser Art erwähnen wir nur die Wirkung des Ferments, so der Hefe bei der Weingährung, wobei der Zucker, ohne Etwas aufzunehmen oder abzugeben, in Alkohol und Kohlensäure zerfällt; auch die Wirkung vieler organischen Gifte und Krankheitsstoffe erklärt Liebig in gleicher Weise. Berzelius hat diese eigenthümlichen Erscheinungen der Zersetzung, wie die ähnlichen der Verbindung, mit der Wirkung des Platins auf Gasgemenge von einer eigenthümlichen Kraft abgeleitet, die er katalytische nannte. Mitscherlich faßte ebenso alle Verbindungen und Zersetzungen, welche durch Körper veranlaßt werden, die selbst keinen Theil daran nehmen, als Kontakterscheinungen zusammen.

Alle ächten Verbindungen und ihre Zersetzungen sind nach Maß und Gewicht geordnet; der Theil der C., der sich mit diesen bestimmten Maß- und Gewichtsverhältnissen beschäftigt, ist die Stöchiometrie. Ihre Gesetze werden leichter faßlich sein, wenn wir sie in Verbindung mit der atomistischen Theorie, als wenn wir sie rein abstrahirend von jeder Theorie betrachten. Ueber die Art, in welcher

die chemischen Verbindungen vor sich gehen, und die Kräfte, die dabei wirken, gibt es nämlich sehr verschiedene Ansichten. Die dynamische und atomistische stehen in vollständigstem Gegensatz zu einander. Die dynamische Ansicht, welche wie im Gedanken, so auch in der Wirklichkeit keine Grenze für die Theilbarkeit der Materie zugibt, stellt sich die Verbindung verschiedenartiger Stoffe als eine gegenseitige Durchdringung derselben vor; es ist eine Ansicht der Philosophen, welche auf die Entwickelung der C. ohne allen Einfluß geblieben ist. Ganz entgegengesetzt ist die Vorstellung des Atomistikers von der Materie; nach ihm besteht sie aus unendlich kleinen, für unsere Sinne nicht mehr wahrnehmbaren Theilen, welche nicht weiter mechanisch theilbar sind, Molekülen, Atomen, und aus deren Nebeneinanderlagerung die chemische Verbindung hergeleitet wird. Für die Atome jedes Stoffes nimmt der Atomistiker ein bestimmtes Gewicht an, dessen absolute Größe man zwar nicht kenne, wohl aber seine verhältnißmäßige; so nimmt er, von den Gesetzen der Verbindung ausgehend, an, daß ein Atom Schwefel doppelt so viel wiege als ein Atom Sauerstoff, 16mal so viel als der specifisch leichteste aller Körper, der Wasserstoff. Eine weitere Voraussetzung ist die, daß jede Verbindung zwischen diesen kleinsten Theilchen vor sich gehe, u. zwar bei den aus zwei Bestandtheilen bestehenden, den binären, daß je 1 Atom des Körpers A sich mit 1, 2, 3, 4, 5 ... Atomen des Körpers B oder je 2 Atome von A sich mit 3, 5, 7 ... Atomen von B verbinden und so Atome einer höhern Ordnung bilden, die, obgleich zusammengesetzt, doch ebenso wenig mechanisch zertheilbar sind als die Atome der Elemente. Durch Zusammentreten einer bestimmten Anzahl dieser zusammengesetzten Atome erster Ordnung entstehen Atome zweiter Ordnung, die ebenfalls nur chemisch zerlegbar, nicht mechanisch theilbar sind u. s. f. In den Verbindungen finden sich demnach die Elemente der Art mit einander verbunden, daß auf mechanische Weise sich nur die Kohäsion der aus ihnen gebildeten Körper aufheben läßt, nicht der Zusammenhang der Elemente, es müßte denn der Zusammenhang so schwach sein, daß er auf solche mechanische Weise schon zersetzt werde, wie wir es vom Chlorstickstoff, Knallquecksilber u. dgl. wissen. Da die Vertheilung der Materie eine unendlich feine ist, so entgeht natürlich die Nebeneinanderlagerung der kleinsten Theile verschiedenartiger Stoffe unseren Sinnen, u. das Zusammengesetzte erscheint denselben als etwas Einfaches, Gleichförmiges. Aus diesen Voraussetzungen lassen sich die Gesetze der chemischen Verbindungen und Zersetzungen auf das Einfachste ableiten. Indem jede Verbindung aus einer bestimmten Anzahl von Atomen besteht, die bestimmtes Gewicht besitzen, so muß dieselbe Verbindung auch stets die gleiche Zusammensetzung besitzen, welche meist in Procenten ausgedrückt wird; so muß z. B. das Wasser stets aus derselben Procentmenge von Sauerstoff u. Wasserstoff zusammengesetzt sein wie jede andere Verbindung. Ebenso findet hierdurch das Gesetz der Multiplen seine leichte Erklärung. Manche Elemente treten freilich nur zu einer bekannten Verbindung zusammen: so kennt man aus dem Chlorwasserstoff, als der Verbindung des Chlors und Wasserstoffs, nur die Thonerde als Verbindung des Aluminiums mit dem Sauerstoff; von andern kennt man um so zahlreichere. Mangan und Sauerstoff bilden nicht weniger als 5 bekannte Verbindungen mit einander (Manganoxydul-, oxyd-, superoxyd-, Mangansäure und Uebermangansäure), in welchen auf die gleiche Menge von Mangan, z. B. auf 345 Mengen, zwar ungleiche, aber in einem sehr einfachen Verhältniß wachsende Mengen von Sauerstoff, O, kommen, nämlich je 100, 150, 200, 300, 350, Mengen, die sich wie $1:1^1/_2:2:3:3^1/_2$ oder, in ganzen Zahlen ausgedrückt, wie 2:3:4:6:7 verhalten. Noch einfacher sind die Verhältnisse bei der Verbindung von Gasen mit Gasen; in den 5 bekannten Verbindungen von Stickstoff u. Sauerstoff finden wir, daß 2 Maßtheile od. Volumen Stickstoff sich mit 1, 2, 3, 4, 5 Vol. Sauerstoff zu jenen 5 Verbindungen vereinigen. Die Ableitung dieses Gesetzes der Vielfachen od. Multiplen aus der atomistischen Theorie ergibt sich mit augenscheinlicher Nothwendigkeit. Ebenso ist es begreiflich, daß dies Gesetz auch für die Verbindungen höherer Ordnung gelten müsse; es erklärt uns, wie in den beiden Verbindungen der Schwefelsäure mit Kali die Schwefelsäuremengen, welche auf dieselbe Menge des Kali kommen, sich wie 1: 2 verhalten können. Das dritte stöchiometrische Gesetz ist: daß jede Verbindung nach Aequivalenten oder Mengen gleichen chemischen Werthes (Mischungsgewichten) oder ihren Vielfachen erfolgt. Die deutschen Chemiker Wenzel und Richter wiesen zuerst nach, daß die verschiedenen Gewichtsmengen von Basen, welche eine u. dieselbe bestimmte Gewichtsmenge einer Säure sättigen, auch bestimmte, u. zwar immer die gleichen Mengen anderer Säuren zu sättigen vermögen, daß diese verschiedenen Mengen also Aequivalente seien. Wie 40 Kalk, 47 Kali, 31 Natron je 40 Schwefelsäure, so sättigen dieselben Mengen von Basen auch je 51 Essig- und 54 Salpetersäure. Es ist Daltons unsterbliches Verdienst, die Gültigkeit dieses Gesetzes für alle Verbindungen nachgewiesen zu haben. Vergleichen wir z. B. die Mengen, welche von Wasserstoff, Kupfer, Silber sich mit je 100 Gewichtstheilen Sauerstoff, 100 Theilen Schwefel und 100 Theilen Chlor verbinden, so erhalten wir zwar 3 verschiedene Zahlenreihen für diese Mengen, eine Vergleichung der Reihen unter einander zeigt aber, daß die Verbindungen in proportionalen Mengen (chemischen Proportionen) vor sich gehen. So verbinden sich 100 Sauerstoff mit 12,5 Wasserstoff zu Wasser, mit 1352 Silber zu Silberoxyd, während 100 Theile Schwefel zur Bildung von Schwefelwasserstoff 6,22 Wasserstoff, für Schwefelsilber 676 Silber, und 100 Chlor für Chlorwasserstoff gar nur 2,8 Wasserstoff und für Chlorsilber nur 305 Silber brauchen. Ein Vergleich dieser Zahlen zeigt, daß sie einander proportional sind, daß 12,5 : 1350 = 6,22 : 305 = 2,8 : 305. Wenn wir die Mengen, die sich mit dem Schwefel verbinden, mit 2, die für den Chlor mit 4,4 multipliciren, bekommen wir gleiche Zahlen. Es verbinden sich demnach von diesen Stoffen gerade so viel mit 100 Gewichtstheilen Sauerstoff, als sich mit 200 Schwefel und mit 442 Chlor vereinigen, nämlich 12,5 Wasserstoff und 1352 Silber; es sind dies also Mengen von gleichem chemischen Werth oder chemische Aequivalente, d. h. während 1352 Silber mit

100 Sauerstoff zufrieden sind, bedürfen sie von Schwefel die doppelte Menge, 200; und während 100 Theile Sauerstoff schon von 12,5 Wasserstoff gesättigt werden, bedürfen sie von Silber 1352. Auch die Stoffe Sauerstoff, Schwefel, Chlor verbinden sich nach jenen Verhältnißzahlen: 100 Theile Sauerstoff geben mit 200 Schwefel die unterschweflige, mit 442 Chlor die unterchlorige Säure; es sind also auch 200 Schwefel u. 442 Chlor dem Sauerstoff gegenüber Mengen von gleichem chemischen Werth. Daraus ist das allgemeine Gesetz abgeleitet worden, daß, wenn wir die Mengenverhältnisse bestimmen, nach welchen sich ein Körper mit den Körpern B, C ... Z verbindet, uns auch die Verhältnisse gegeben sind, nach welchen sie sich untereinander vereinigen, B mit C, B mit Z, C mit Z; ein Gesetz, welches mit Nothwendigkeit aus der Annahme, daß jedes Atom eines Körpers ein bestimmtes Gewicht besitzt, hervorgeht, weshalb man die chemischen Aequivalente od. Mischungsgewichte auch Atomengewichte nennt. In der tabellarischen Uebersicht der Elemente geben die größeren Zahlen die Mengen, berechnet auf 100 Theile Sauerstoff, als den Körper, von welchem die meisten Verbindungen bekannt sind, die kleineren dagegen dieselben berechnet auf 1 Theil Wasserstoff; letztere haben den Vortheil, die kleinsten zu sein. Alle Verbindungen gehen nach diesen Verhältnißzahlen oder ihren Vielfachen vor sich, nach ihnen treten Elemente mit Elementen, Verbindungen mit Verbindungen zusammen. Das Aequivalent einer Verbindung findet man durch Addition der Aequivalente ihrer Bestandtheile. Schwefelsäure besteht aus 1 Aequivalent Schwefel und 3 Aequivalenten Sauerstoff, also aus 200 Schwefel und 300 Sauerstoff, ihr Aequivalent beträgt also 500. Das Kali ist aus 1 Aequivalent Kalium und 1 Aequivalent Sauerstoff, also aus 490 Kalium u. 100 Sauerstoff zusammengesetzt, das Aequivalent von Kali beträgt also 590. Verbinden sich nun Schwefelsäure und Kali, so geschieht es nach ihren Aequivalenten, und so finden wir im einfachschwefelsauren Kali 590 Kali mit 500 Schwefelsäure, im doppeltschwefelsauren Kali 590 Kali mit 1000 Schwefelsäure verbunden, deren Aequivalente wieder durch Addition, gleich 1090 und 1590, gefunden werden. Nach demselben Gesetz treten auch die Verbindungen höherer Ordnung zusammen, u. wie für die chemische Verbindung, so gelten diese Gesetze auch für die chemische Zersetzung. So obstrus und schwierig auch beim ersten Anblick diese Lehre von den chemischen Elementen erscheinen mag, so wichtig ist sie für die chemische Theorie wie für das praktische Leben geworden; sie zeigt, in welchen Verhältnissen man die Körper zusammenbringen muß, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, um bestimmte Verbindungen zu erhalten, bestimmte Zersetzungen zu bewirken, und in allen Fällen wenigstens zu verhüten, daß die Materialien nicht unnütz vergeudet werden. Bei der Einfachheit der nöthigen Rechnungen, welche nur die Regel de Tri verlangen, haben die Versuche, durch stöchiometrische Rechenstäbe die Rechnung unnöthig zu machen, wenig Eingang gefunden. Nicht eines seiner geringsten Verdienste um die C. hat sich Berzelius durch die Aufstellung chemischer Formeln als kürzesten Ausdruck für die chemische Zusammensetzung der Verbindungen erworben. In diesen Formeln bedeuten die in obiger Aufzählung der Elemente hinter den Namen aufgeführten Zeichen, gebildet aus dem lateinischen Namen derselben, wie O Oxygenium, für Sauerstoff, Fe Ferrum für Eisen, Sn von Stannum für Zinn, nicht allein den Stoff, sondern auch jene relativen Gewichtsmengen, indem die Vervielfältigung derselben durch eine Zahl ausgedrückt wird, die man in Form eines Exponenten hinter dem Zeichen anhängt. So bezeichnet KaO eine Verbindung von 1 Aequivalent Kalium u. 1 Aequivalent Sauerstoff; SO_3 eine Verbindung von 1 Aequivalent Schwefel u. 3 Aequivalenten Sauerstoff; Al_2O_3 ebenso eine Verbindung von 2 Aeq. Aluminium und 3 Aeq. Sauerstoff. Da natürlich der Begriff Atom alle Theilbarkeit ausschließt, so gibt man nämlich der Verbindung von 1 Aequivalent des einen mit $1^1/_2$, $2^1/_2$, $3^1/_2$ Aequivalenten eines andern Körpers eine Formel, welche dies Verhältniß in ganzen Zahlen ausdrückt, und so schreibt man für Eisenoxyd $Fe_2\,O_3$, für Uebermangansäure $Mn_2\,O_7$; was auch für die Verbindungen höherer Ordnung gilt. Die Formeln für Verbindungen zweiter Ordnung werden so aus den Zeichen für die Elemente gebildet. Indem man diese Formeln der Verbindungen erster Ordnung durch ein Pluszeichen verbindet oder durch ein Komma trennt, und die Zahl, welche die Vervielfältigung anzeigt, vor die betreffende Formel stellt, bildet man die Formeln für die Verbindungen zweiter Ordnung. $KaO + SO_3$ und $KaO + 2\,SO_3$ sind die Formeln des ein- und zweifachschwefelsauren Kali's. Durch Kombination der in Klammern eingeschlossenen Formeln der Verbindungen zweiter Ordnung und Angabe der nöthigen Vervielfältigung der Atome zweiter Ordnung vor den Klammern erhält man diejenigen für Verbindungen dritter Ordnung. So ist $(KaO + SO_3) + (Al_2O_3 + 3\,SO_3)$ oder abgekürzt $KaO_3, SO_3 + Al_2\,O_3, 3SO_3$ die Formel für die Verbindung des schwefelsauren Kali's mit schwefelsaurer Thonerde. Für die oft sehr komplicirten chemischen Formeln der Mineralien ist die von Berzelius angewandte Abkürzung sehr praktisch und daher noch im Gebrauch; derselbe gibt nämlich die Sauerstoffatome durch Punkte, die Schwefelatome durch senkrechte Striche über dem Zeichen des Stoffes an, mit dem sie verbunden sind, die Verdoppelung der Aequivalente eines Stoffes aber durch einen Querstrich durch dessen Zeichen. So schreibt er statt KaO $\dot{K}$, für $Al_2\,O_3$ $\overline{Al}$, für PbS $\acute{P}b$; auf diese Weise erhält man statt obiger Formel schwefelsaure Kalithonerde $\dot{K}a\,\dddot{S} + \dddot{\overline{Al}}\,\dddot{S}i^3$. Diese chemischen Formeln haben den sehr großen Vortheil, daß sie uns nicht bloß die Qualität der Bestandtheile einer Verbindung, sondern auch die verhältnißmäßigen Mengen, in denen sie verbunden sind, und die Vorstellung, die sich der Chemiker über die Art und Weise der Verbindung der Bestandtheile macht, mit einem Blick überschauen läßt. Außer den Gesetzen der Stöchiometrie finden noch viele Erscheinungen, die zum Theil erst die Forschungen der Neuzeit kennen gelehrt, ihre einfache Erklärung aus der atomistischen Theorie, so die des Amorphismus, Dimorphismus, Isomorphismus, der Iso- u. Polymerie. In amorphen Körpern, die sich durch Mangel der Krystallisation, durch Gleichförmigkeit der Masse, durch muscheligen Bruch,

durch den Mangel doppelter Lichtbrechung auszeichnen, wie Glas und Opal, findet nach atomistischer Anschauung die Anlagerung der kleinsten Theile gleichförmig nach allen Richtungen des Raumes Statt, während sich die Atome eines krystallisirten Körpers nach mathematisch bestimmten Richtungen zusammenfügen. Wenn die glasartige amorphe Phosphorsäure weiß und undurchsichtig, wenn ebenso das lange nur im wenig erweichten Zustand erhaltene, durchsichtige Glas undurchsichtiges réaumursches Porzellan wird, so erklärt sich dies aus einer Bewegung der Atome, die sich in Folge derselben krystallinisch ordnen. Wenn ein und dasselbe Element oder eine Verbindung von ganz gleicher chemischer Zusammensetzung doch wesentlich verschiedene Krystallisation zeigen, dimorph oder verschiedengestaltig erscheinen können, wenn sie unter verschiedenen Bedingungen krystallisiren, so findet das seine Erklärung in einer verschiedenen Gruppirung der Atome. Kohlensaurer Kalk, aus kalten Lösungen sich absetzend, krystallisirt als rhomboëdrischer Kalkspath, aus heißen als der specifisch schwerere, rhombisch krystallisirende Aragonit; auch die Formen des Schwefels sind verschieden, je nachdem er entweder aus dem geschmolzenen Zustand, od. aus dem luftförmigen (bei Sublimation), oder aus einer Auflösung in den festen Zustand übergeht. Isomere nennt man solche Substanzen, weil sie gleiche chemische Zusammensetzung besitzen, aus der gleichen Anzahl kleinster Theilchen bestehen. Wenn Stärke, Zucker, Gummi, Zellstoff, trotz gleicher Zusammensetzung, so ganz verschiedene Eigenschaften haben, so erklärt dies die Theorie ebenfalls durch verschiedene Lagerung der Atome dieser isomeren Körper. Umgekehrt erklärt sich der Isomorphismus, oder die Uebereinstimmung der Krystallformen vieler aus gleicher Atomenanzahl gewisser verschiedener Elemente gebildeter Verbindungen aus gleichartiger Lagerung derselben. So krystallisiren schwefelsaure Baryt- u. Strontianerde, ebenso kohlensaure Kalk- u. Bittererde, Eisen- u. Manganoxydul u. Zinkoxyd in Formen derselben Krystallsysteme, die nur geringe Unterschiede in den Neigungswinkeln zeigen. Die vikarirenden Bestandtheile, die wir oben erwähnt haben, welche in andere Verbindungen eintreten können, ohne daß dadurch die Krystallisation verändert wird, sind solche isomorphe Verbindungen. Ein ausgezeichnetes Beispiel für die Stellvertretung isomorpher Substanzen für einander liefert die Reihe der verschiedenen Alaune (s. Alaun). Polymere nennt man endlich solche Verbindungen, welche bei gleicher procentischer Zusammensetzung doch verschiedene Eigenschaften besitzen, weil ihre Aequivalente Vielfache von einander sind und also aus einer verschiedenen Anzahl von Atomen bestehen. So besitzen unter den Verbindungen des Schwefels mit Sauerstoff unterschwefelige und Pentathionsäure zwar dieselbe Procentmenge von Schwefel u. Sauerstoff (100 Theile bestehen aus 66,7 Schwefel und 33,3 Sauerstoff), aber die Mengen, in denen sie sich mit Basen verbinden, nöthigen zu den Formeln S_2O_2 und S_5O_5. Auf das Beste verträgt sich mit der atomistischen Theorie auch die der dualistischen entgegengesetzte Typentheorie, welche, zuerst von Dumas aufgestellt, nach mannichfachen Umbildungen gegenwärtig, vor Allem innerhalb der organischen C., der ersteren das Terrain streitig macht. Sie betrachtet die chemischen Verbindungen nicht als hervorgegangen durch die fortschreitenden Kombinationen je zweier entgegengesetzten Glieder, die in ihr noch als solche vorhanden sind, sondern sieht jede Verbindung vielmehr als eine Zusammenhäufung der Atome ihrer Bestandtheile an. Die Atomenkomplexe, in denen man eine gleiche Zahl gleichgeordneter Atome annehmen muß, und aus denen Elemente austreten und andere an ihre Stelle treten können, ohne daß der wesentliche Charakter der Verbindung verändert würde, solche Verbindungen bilden zusammen einen chemischen Typus. Dumas nahm zahlreiche solcher Typen an; Gerhard führt gegenwärtig sämmtliche Verbindungen, anorganische und organische, da er das Bemühen, die verschiedene Anordnungsweise der Atome zu erforschen, für eine vergebliche erklärt, nur auf 3 oder 4 Typen zurück, auf die Typen des Wassers, Chlorwasserstoffs, Wasserstoffs und Ammoniaks, indem er annimmt, daß der Wasserstoff ganz oder theilweise durch die verschiedensten andern Elemente u. selbst durch Atomengruppen ersetzt werden könne, daß ebenso in den Formeln nach dem Typus des Wassers der Sauerstoff durch Schwefel und ähnliche Körper, in dem Ammoniaktypus aber der Stickstoff durch Phosphor, Arsen, Antimon ersetzt werden könne. Wenn Gerhard den Wasserstoff als einen der Typen chemischer Verbindung aufstellt, so muß man wissen, daß er ihn, wie den Stickstoff und andere im freien Zustand nicht als einfaches Element, sondern als Verbindung von Wasserstoff mit Wasserstoff ansieht, gleichsam als ein Hydrür, woraus er auch das verschiedene Verhalten des freien und des aus seinen Verbindungen sich ausscheidenden Stoffes erklärt. Gerhard führt diese Theorie für das ganze Gebiet der C. durch. Doch führt die Verfolgung dieser neuen Ansichten uns weit über das hier gesteckte Ziel hinaus; wie wir eben so wenig den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen der chemischen Zusammensetzung der Körper und ihren physikalischen Eigenschaften, dem specifischen Gewicht, dem Siedepunkt, die Aufgabe der physikalischen Stöchiometrie, hereinziehen können.

Ueber die letzte Ursache der chemischen Verwandtschaft der Körper gehen die Ansichten weit auseinander; Einige, wie Berthollet, leiteten sie aus der allgemeinen Anziehungskraft der Materie oder Gravitation her, die nur dadurch modificirt sei, daß sie hier zwischen Körpern in nächster Nähe wirke. Eine andere weit verbreitete Theorie ist die sogenannte elektrochemische, von Berzelius zwar nicht zuerst aufgestellt, aber durch ihn vor Allen konsequent ausgebildet. Berzelius nimmt an, daß jedes Atom eines einfachen Körpers wie jedes zusammengesetzte Atom einer Verbindung polar elektrisch sei, aber so, daß bei den meisten, in verschiedenem Grade, die eine oder andere Elektricität vorherrsche, beim Kalium und Kali am meisten die positive, beim Sauerstoff u. bei den Säuren am meisten die negative. Die Körper mit vorherrschender positiver Elektricität nennt er elektropositive (Metalle u. Basen), die mit weit vorherrschender negativer elektronegative (Nichtmetalle, und zwar am meisten Sauerstoff, Salzbilder, Schwefel und Säuren). Indem Berzelius die Elemente nach dem Grade des Vor-

herrschens des einen oder andern Pols ordnete, erhielt er eine Reihe, in welcher an der Spitze der negativen Körper O, auf der Grenze der positiven H steht, während unter den elektropositiven die Metalle der Alkalien an der Spitze, die edlen Metalle, zuletzt Gold, auf der Grenze gegen die negativen zu stehen kommen. Bei den Verbindungen liefert O und S mit den elektropositiven Elementen Verbindungen von vorherrschend elektropositivem, dagegen in Verbindung mit den Nichtmetallen solche von vorherrschend elektronegativem Charakter. Die Stärke der Verwandtschaft einfacher und zusammengesetzter Atome soll eine Folge der elektrischen Beziehungen der Atome zu einander, u. zwar um so größer sein, je größer der auszugleichende elektrische Gegensatz ist. Die Verbindung selbst soll dadurch erfolgen, daß, wenn sich die Atome im Zustand freier Bewegung treffen, die entgegengesetzten Elektricitäten einander gegenseitig anziehen und in Folge dessen die entgegengesetzten Pole der Atome sich aneinanderlagern und sich festhalten wie die entgegengesetzten Pole zweier sich berührenden Magnete. Endlich erblickt ein großer Theil der Chemiker in der chemischen Verwandtschaft die Thätigkeit einer eigenthümlichen, der Materie inhärirenden gegenseitigen Anziehungskraft der verschiedenartigen Atome.

Bei den organischen Verbindungen hat man noch eine besondere Lebenskraft als thätiges Agens angenommen. Als gestaltende Thätigkeit, welche aus dem Zellstoff die besondere Pflanzen- und Thierzelle schaffe, welche sich zu der oder jener specifisch eigenthümlichen Pflanzen- und Thierform entwickele, mag eine solche immerhin anerkannt werden; dem Chemiker vermag sie aber Nichts zu erklären. Durch die Darstellung organischer Verbindungen auf unorganischem Wege, wie sie Wöhler zuerst mit dem Harnstoff gelang, ist zuerst nachgewiesen worden, daß wahrhaft organische Verbindungen auch ohne jene Lebenskraft außerhalb des Organismus entstehen können. Wie dadurch die Schranke zwischen organischer und anorganischer C. unsicher geworden, so ist durch Nachweisung gleichartiger Verbindungen im Pflanzen- u. Thierkörper auch die Schranke zwischen Pflanzen- u. Thierchemie gefallen. Uebrigens zeigen die organischen Verbindungen immerhin eine Reihe von Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von den organischen unterscheiden. Zunächst ist es die geringe Zahl von Elementen, aus welchen sie bestehen: Kohlenstoff und Wasserstoff, wie in den sauerstofffreien ätherischen Oelen; Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, wie in den sauerstoffarmen ätherischen Oelen und Harzen, in den Fetten, in den aus Kohlenstoff ($C^m H^n O^n$) und gleichen Aequivalenten von Sauerstoff und Wasserstoff zusammengesetzten Kohlenhydraten (Zellstoff, Stärke, Gummi, Schleim, Zucker) und in den meist sauerstoffreichen Säuren; oder endlich aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, wie in den Alkaloïden, den Proteïnsubstanzen (Eiweiß, Käsestoff, stickstoffhaltiger Faserstoff, Muskelfaser und den leimgebenden Geweben); bei den Proteïnsubstanzen gesellt sich als fünftes Element noch der Schwefel hinzu. Uebrigens zeigen die organischen Verbindungen bei geringer Zahl der Elemente eine größere Anzahl der Atome, welche in die Verbindung eingehen; auch die einfachste organische Verbindung enthält wenigstens 2 Atome Kohlenstoff (Schloßberger). Eine zweite Eigenthümlichkeit ist die große Anzahl isomerer und polymerer Verbindungen. So bestehen die meisten Kohlenhydrate ganz aus der gleichen Atomenzahl, nur einige wenige unterscheiden sich durch die Elemente von 1 Atom Wasser mehr oder weniger, ebenso die Proteïnsubstanzen; viele der ätherischen Oele, wie Terpentin-, Citronen-, Wachholderöl, sind solche isomere Verbindungen. Bei andern Verbindungen ist die Uebereinstimmung in der Formel freilich nur scheinbar, weil sie aus verschiedenartigen Verbindungen zusammengesetzt sind, in denen die Gesammtzahl der darin enthaltenen Atome gleich ist; so ist es z. B. bei ameisensaurem Aethyl- und essigsaurem Methyloxyd, in welchen beiden die Gesammtzahl der Atome $C_6 H_4 O_4$ ist, weil das erstere aus $C_2 HO_3 + C_4 H_5 O$, das letztere aus $C_4 H_3 O_3 + C_2 H_3 O$ besteht und die Summe der Aequivalente oder Atome in beiden daher $C_6 H_6 O_4$ ist; solche nur scheinbar gleich zusammengesetzte Verbindungen nennt man metamer. Polymere Verbindungen sind unter den Kohlenwasserstoffverbindungen, wie sie z. B. unsere neuen Leuchtstoffe zusammensetzen, häufig; eine ganze Reihe von solchen Verbindungen hat die gleiche procentische Zusammensetzung mit dem Leuchtgas gemein; während dies aber aus $C_4 H_4$ besteht, sind jene aus $C_6 H_6$, $C_8 H_8$ rc. zusammengesetzt. Eine dritte Eigenthümlichkeit liegt in der großen Leichtigkeit, mit welcher sich Verbindungen von gleicher Zusammensetzung, aber sehr verschiedenen Eigenschaften in einander umsetzen können, für das Leben der Pflanzen und Thiere ein äußerst wichtiger Vorgang. So bildet sich beim Reifen der Zuckererbsen aus dem Zucker die Stärke, wodurch sie mehlig werden; umgekehrt beim Reifen des Obstes aus Stärke Zucker; so entstehen im Frühlingssaft der Bäume, in der keimenden Kartoffel Gummi und Zucker aus Stärke, und aus diesen bildet sich der Zellstoff. Auch für die Gewerbe ist diese leichte Umsetzbarkeit wichtig, denn auf ihr beruht die Möglichkeit, aus der stärkehaltigen Gerste und aus den Kartoffeln eine zuckerhaltige Flüssigkeit für die Bier- und Branntweinbereitung zu gewinnen. Eine vierte Eigenthümlichkeit ist endlich die Leichtigkeit, mit der eine Verbindung in mehre zerfallen kann, überhaupt bei der komplicirten Zusammensetzung Zersetzungen und Bildungen neuer Verbindungen vor sich gehen können. Die wichtigen Vorgänge von Gährung, Fäulniß, Verwesung, die Zersetzung durch Hitze, in der alle organischen Körper bei genügender Temperatur Kohle hinterlassen, oder durch Wirkung starker Reagentien: Sauerstoff, Säuren, Basen rc. beruhen darauf.

Schon oben haben wir den Grund der Mannichfaltigkeit organischer Verbindungen bei einer Zusammensetzung aus so wenigen Elementen in der Möglichkeit gefunden, daß gewisse Verbindungen von zwei, selbst drei Elementen ganz die Stelle einfacher Elemente vertreten können. Zu diesen sogenannten zusammengesetzten Radikalen gehört z. B. das Acetyl, von dem eine Sauerstoffverbindung die Essigsäure ist; ebenso das Formyl, welches mit Sauerstoff die Ameisensäure, mit Chlor das Chloroform bildet. Beide, Acetyl und Formyl, vertreten die Stelle nichtmetallischer Radikale, wäh-

rend das wie die vorigen aus Kohlenstoff und Wasserstoff zusammengesetzte Aethyl sich ganz wie ein metallischer Körper mit Sauerstoff zu Aethyloxyd, zu Schwefeläther, mit Sauerstoff und Wasser zu einem Oxydhydrat, zum Alkohol, mit Sauerstoff und Essigsäure zum Essigäther und so auch mit Sauerstoff und andern Säuren, mit Schwefel, Chlor, Jod verbinden kann. Diese drei Atomenkomplexe, das Aethyl $C_4 H_5$, das Acetyl $C_4 H_3$, das Formyl $C_2 H$, sind also im Stande, ebenso in ganzen Reihen von Verbindungen vorzukommen wie die einfachen Körper, indem sie sich mit diesen Elementen sowohl, wie mit andern Atomenkomplexen ganz wie die Elemente selbst verbinden. Von den zahlreichen bis jetzt bekannten zusammengesetzten Radikalen endet der Name derer, die aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen, auf —yl, der Name der Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasserstoff u. Sauerstoff auf —oyl (Benzoyl), und der der Radikale aus Stickstoff und Kohlenstoff auf — an (Cyan). Wie die Mannichfaltigkeit der unorganischen Natur in der Zahl der Elemente beruht, so die Mannichfaltigkeit organischer Verbindungen in den zusammengesetzten Radikalen; übrigens kennt man viele von ihnen noch nicht im freien Zustand. Ist schon die Zahl der natürlichen organischen Verbindungen und die Zahl der durch Zersetzung aus ihnen entstehenden groß, so hat sich in neuerer Zeit die Zahl derselben noch außerordentlich durch die Leichtigkeit vermehrt, mit der sich ein Element oder ein Antheil desselben nicht allein durch ein anderes Element, sondern auch durch Verbindungen ersetzen oder substituiren läßt, und zwar nicht nur durch dem Vertretenen gleichartige Elemente u. Atomenkomplexe, sondern auffallender Weise selbst durch Verbindungen ganz fremdartigen Charakters. Eins der merkwürdigsten Beispiele dafür bietet die Baumwollenfaser, in welcher Untersalpetersäure in die Verbindung eintreten kann, ohne daß sich deren Struktur irgend wie ändert; die Baumwollenfaser ist eben zu Schießbaumwolle geworden. Bei diesem ungemein großen Zuwachs in der Kenntniß organischer Verbindungen ist es begreiflich, daß sich die organische C., die auch die chemische Seite des Lebensprozesses von Thier und Pflanze in ihren Kreis zieht, zum Rang eines selbstständigen Zweiges der C. emporgeschwungen hat.

Die Aufgabe der analytischen C. ist eine doppelte: einmal soll sie kennen lehren, wie man zu verfahren hat, um die unbekannten Bestandtheile eines Körpers zu bestimmen (qualitative Analyse), und dann, wie viel von diesen Bestandtheilen in dem untersuchten Körper vorhanden ist (quantitative Analyse). Für den ersteren Zweck ist es nothwendig, die unbekannten Bestandtheile in leicht und sicher erkennbare bekannte Verbindungen überzuführen, während bei der quantitativen Untersuchung alle Sicherheit darauf beruht, daß man jeden Bestandtheil in einer Verbindung erhält, welche sich möglichst vollständig von den andern Bestandtheilen trennen und sich wegen ihrer Beständigkeit auch dem Gewicht nach sicher bestimmen läßt. Der analytische Chemiker muß deshalb eine möglichst vollständige Kenntniß aller bekannten Verbindungen besitzen. Die qualitative Bestimmung unorganischer Körper kann auf dreifachem Wege erfolgen, nämlich auf nassem Wege, auf trockenem oder mittelst des Löthrohrs, und endlich mittelst der sogenannten Spektralanalyse. Bei der Untersuchung auf nassem Wege muß der, wenn er fest ist, zuvor auf das Feinste pulverisirte Körper aufgelöst oder in einen Zustand versetzt werden, in welchem er sich durch Säuren zersetzen, „aufschließen" läßt. Als Lösungsmittel wird, wenn sich der Körper darin auflöst, das destillirte Wasser angewendet; ist derselbe darin unlöslich, so nimmt man Säuren; Salz- oder Salpetersäure, Königswasser, und nur in Ausnahmsfällen Schwefelsäure. Da das Wasser den Körper auflöst, ohne ihn in seiner chemischen Zusammensetzung zu verändern, was bei den Säuren der Fall ist, so nennt man ersteres ein gemeines, letztere chemische Lösungsmittel. Die Salzsäure wandelt die aufgelösten Körper in Chlorverbindungen um, u. zwar die wasserzersetzenden Metalle (Tabelle Nr. 14—36), wie Eisen unter Wasserstoffgasentwickelung, die Schwefelmetalle, wie Schwefeleisen, meist unter Schwefelwasserstoffgasentwickelung (Geruch nach faulen Eiern), die kohlensauren Salze unter Kohlensäure-, die Superoxyde, wie Braunstein, unter Chlorgasentwickelung, die übrigen ruhig, die Oxydule als Chlorüre, die Oxyde als Chloride, die phosphorsauren u. ähnliche Salze als saure Salze; einen großen Theil der Metalle und Schwefelmetalle und einige Oxyde löst sie nicht. Die Salpetersäure wandelt fast alle Metalle in salpetersaure Salze um, nur wenige oxydirt sie, wie Zinn und Antimon, zu weißer Zinn- und antimoniger Säure, einige, wie Gold und Platin, verändert sie gar nicht; auch die Schwefelmetalle löst sie auf oder oxydirt sie unter Ausscheidung von Schwefel, und nur Schwefelquecksilber, Gold und Platin läßt sie ganz unverändert. Für diese Körper u. um Körper von niederer auf eine höhere Verbindungsstufe, Eisenoxydul zu Oxyd, Chlorür zu Chlorid zu erheben, benutzt man das Königswasser, ein Gemenge beider Säuren (1 Theil reine Salpetersäure mit 3—4 Theilen reiner Salzsäure); es löst Gold, Platin, Quecksilber und ihre Schwefelmetalle als Chloride u. wandelt den Schwefel und das Arsenik in Schwefel- u. Arseniksäure um. In seltenen Fällen findet auch bei in Säuren unlöslichen Körpern das Aetzkali Anwendung; viel häufiger braucht man dagegen das wasserfreie, einfache kohlensaure Natron, oder ein Gemenge desselben mit kohlensaurem Kali, zur Aufschließung in Säuren unlöslicher Verbindungen; so wird durch Zusammenschmelzen die in Säuren unlösliche schwefelsaure Baryterde in die durch Säuren zersetzbare kohlensaure Verbindung umgewandelt; ebenso werden die unlöslichen kieselsauren Verbindungen in solche übergeführt, welche sich durch Salzsäure unter Kieselausscheidung zersetzen lassen. Von dem kohlensauren Natron nimmt man 3—4mal so viel als von der zu zersetzenden Probe, u. glüht beide, die aufs Feinste zerrieben und inzwischen gemengt sein müssen, im bedeckten Platintiegel, so daß die Masse schmilzt oder zusammensintert. Diese Masse läßt sich dann durch Salzsäure zersetzen, wobei sich die Kieselsäure als Gallerte ausscheidet und die mit ihr verbunden gewesenen Oxyde sich auflösen. Statt kohlensaurer Alkalien kann man solche Silikate auch durch Glühen mit kohlensaurem Baryt oder durch Einwirkung von Flußsäure zersetzen.

Der Auflösung folgt die Behandlung der Flüssigkeit mit Reagentien; dies sind Körper, die selbst starke Verwandtschaftskräfte besitzen oder einen mit solchen begabten Bestandtheil enthalten und deshalb auffallende Zersetzungen und Verbindungen bewirken und, wenn neue im Wasser unlösliche Verbindungen entstehen, Niederschläge bewirken können, welche sich durch Farbe und Löslichkeitsverhältnisse von einander unterscheiden lassen. Solche Reagentien sind z. B. die ätzenden Alkalien und solche Alkalisalze, die durch doppelte Wahlverwandtschaft unlösliche Verbindungen liefern können, die Schwefelsäure u. a. Bei der entgegengesetzten Natur von Säuren und Basen ist es begreiflich, daß nur wenige Reagentien zur Erkennung beider dienen können, und da in die Auflösungen auch die indifferenten Verbindungen als Basen od. Säuren eingehen können, indem z. B. das Mangansuperoxyd unter Sauerstoffentwickelung zum basischen Oxydul wird, so können wir den Gang der Analyse in die Untersuchung auf den basischen Bestandtheil od. das Metall u. Metalloxyd u. in die Untersuchung auf den sauren Bestandtheil, die Säure oder das Nichtmetall, eintheilen. Die durch Reagentien bewirkten Niederschläge unterscheiden sich nicht bloß durch Färbung und verschiedene Löslichkeit, sondern zeigen oft noch charakteristische Verschiedenheiten in ihrer Aggregatsform: so ist das Chlorsilber stets käsig, das Chlorblei krystallinisch, die Thonerde gallertartig. Zur Untersuchung auf die Base dienen als Reagentien: die Alkalien und kohlensauren Alkalien, phosphorsaures Natron, Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium als allgemeine Reagentien; Antimonsaures Kali, Weinsäure und Platinchlorid, Schwefelsäure, Gypslösung, Kieselflußsäure, Oxalsäure und oxalsaures Natron, Blutlaugensalz, gelbes und rothes, Gallussäure, Salzsäure, neutrales chromsaures Kali, Jodkalium und gewisse Metalle, wie Zink, Eisen, Kupfer, endlich Zinnchlorür und Goldchlorid sind Nebenreagentien, welche nur zur Unterscheidung einzelner Basen dienen. Von jenen Hauptreagentien sind Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium vor Allem wichtig durch die Leichtigkeit, mit der sie ihren Schwefel an Metalle abgeben und mit ihnen Schwefelmetalle liefern, die in ihrer verschiedenen Löslichkeit und durch Farbenverschiedenheit treffliche Unterscheidungsmittel für die Metalle und ihre Verbindungen abgeben; sie dienen vorzugsweise dazu, die lange Reihe der Metalle in kleinere Gruppen einzutheilen, welche sich durch sie von einander scheiden lassen. Die Alkalien, Kali und Ammoniak wirken durch ihre mächtigen basischen Eigenschaften, fällen daher die übrigen unlöslicheren Basen aus ihren Salzauflösungen und liefern ebenfalls durch Farbe und Löslichkeitsverhältnisse unterscheidbare Niederschläge. Durch doppelte Wahlverwandtschaft wirken die kohlensauren Alkalien, welche die Niederschläge der unlöslichen kohlensauren Verbindungen liefern, in gleicher Weise wirken die übrigen Alkalisalze; phosphorsaures Natron fällt phosphorsaure Salze. Die Gruppen, die man durch Anwendung von Schwefelwasserstoff, Schwefelammonium und phosphorsaures Natron erhält, sind folgende: I. Die Gruppe der Alkalien (s. Tabelle der Metalle S. 619, Nr. 14—18, und außerdem Ammonium) liefert mit keinem der drei Reagentien einen Niederschlag, so Kali, Natron, Ammoniak. II. Die Gruppe der alkalischen Erden (Tabelle Nr. 19—23) gibt ebenfalls weder mit Schwefelwasserstoff, noch mit Schwefelammonium Niederschläge, dagegen fällt sie phosphorsaures Natron mit weißer Farbe als phosphorsaure Salze, so Baryt-, Brom-, Kalk- und Bittererde. III. Die Gruppe der Erden und einiger schweren, das Wasser zersetzenden Metalle, deren Schwefelmetalle durch das Wasser in Oxyd umgewandelt werden (Tabelle Nr. 24—36), wird durch Schwefelwasserstoff daher nicht, wohl aber durch Schwefelammonium als Oxyde gefällt, so Thonerde und Chromoxyd, deren Oxyde in kaltem Aetzkali sich auflösen, wobei die Niederschläge, bis auf das grüne Chromoxyd, sämmtlich weiß sind. IV. Die Gruppe der übrigen schweren, wasserzersetzenden Metalle, wird aus saurer Lösung durch Schwefelwasserstoff nicht, wohl aber aus neutraler Lösung durch Schwefelammonium, und zwar als Schwefelmetalle, die in Kali unlöslich sind, gefällt (Tab. Nr. 37—42), so Schwefelzink weiß, Schwefelmangan fleischfarben, Eisen, Kobalt, Nickel schwarz. V. Die Gruppe der basischen oder sogenannten elektropositiven, das Wasser nicht zersetzenden Metalle (Tab. Nr. 43—52) wird durch Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium gefällt und durch überschüssiges Schwefelammonium nicht wieder gelöst. Schwefelkadmium ist gelb, die übrigen Schwefelmetalle von Kupfer, Wismuth, Blei, Quecksilber, Silber &c. sind schwarz, doch ist in Quecksilberoxydsalzen der Niederschlag anfänglich weiß und geht erst bei Anwendung von mehr Schwefelwasserstoff durch Gelb, Roth, Braun ins Schwarze über. VI. Die Gruppe der elektronegativen oder Säure bildenden Metalle, mit Einschluß von Arsen und Antimon (Tab. Nr. 53—62) wird durch Schwefelwasserstoff aus saurer Lösung gefällt, und dieser Niederschlag durch gelbes Schwefelammonium wieder aufgelöst, indem ihre Schwefelmetalle Sulfide sind, die sich mit der Sulfobase des Schwefelammoniums verbinden können, vom Schwefelammonium daher aufgelöst werden. Orangeroth fällt Schwefelantimon, gelb fällen Schwefelarsenik und Zinnsulfid, rothbraun Zinnsulfür, schwarz Schwefelgold und Platin. Durch Salzsäure werden die aufgelösten Schwefelmetalle wieder aus ihrer Auflösung in Schwefelammonium mit der ursprünglichen Farbe niedergeschlagen, nur Zinnsulfür ist dabei in Zinnsulfid umgewandelt worden und fällt gelb nieder. Außerdem bringt der Schwefelwasserstoff in den Auflösungen des Eisenoxyds und der chromsauren Salze weiße Trübungen, von Schwefel herrührend, hervor, indem durch den Wasserstoff des Schwefelwasserstoffs Eisenoxyd zu Eisenoxydul, Chromsäure zu Chromoxyd reducirt werden, in Folge dessen auch die ursprünglich gelbe oder rothe Lösung grün wird. Da vor Anwendung des Schwefelwasserstoffs die zu untersuchende Flüssigkeit, zu welcher er gesetzt werden soll, durch einige Tropfen

Salzsäure angesäuert werden muß, so wird hierbei schon, wenn die Flüssigkeit nicht zu verdünnt war, die An- oder Abwesenheit von drei Metallen der 4. Gruppe erkannt, welche in Wasser unlösliche Chlorverbindungen, Chlorsilber und Quecksilberchlorür, oder schwer lösliche, wie Bleichlorür, liefern. Der Niederschlag aus Bleisalzlösungen verschwindet daher beim Kochen mit vielem Wasser. Die Niederschläge in Silber- und Quecksilberoxydullösungen erkennt man am Verhalten gegen Ammoniak, welches das Chlorsilber löst, das Quecksilberchlorür dagegen in schwarzgraues Quecksilberoxydul umwandelt. Die Glieder dieser verschiedenen Gruppen werden durch das Verhalten gegen die übrigen Reagentien erkannt: so dienten Ammoniak, Schwefelsäure und Gypslösung zur Unterscheidung der alkalischen Erden der Gruppe II.; Bittererde wird wegen Löslichkeit der schwefelsauren Bittererde durch beide Reagentien nicht gefällt, wohl aber aus neutraler Lösung durch Ammoniak, welches die drei übrigen nicht fällt. Schwefelsäure fällt bei nicht zu großer Verdünnung die drei übrigen. Gypslösung bringt natürlich in Kalklösungen keinen Niederschlag hervor, da sie selbst schon schwefelsaure Kalkerde ist, während Gypswasser in höchst verdünnten Lösungen der Barytsalze einen augenblicklichen Niederschlag in solcher von Strontsalzen, letzteren meist nach einiger Zeit hervorbringt. Außerdem ertheilen die Stronterdesalze, in Spiritus aufgelöst, der Farbe seiner Flamme eine ausgezeichnet rothe Färbung. Ueber die Erkennung der einzelnen Metalle u. ihrer Verbindungen s. die betreffenden den verschiedenen Metallen gewidmeten Artikel und Metalle.

Der erste Theil der qualitativen Untersuchung ist die Prüfung auf Säuren. Die Reagentien für deren Bestimmung sind: Chlorbaryum, salpetersaures Silberoxyd, Indigosolution, Chlorcalcium, außerdem Schwefelsäure, essigsaures Bleioxyd, salpetersaures Quecksilberoxydul, Chlormagnesium, Eisenchlorid, Kalkwasser, Kupfer- und Eisenvitriol, Stärkekleister, Braunstein mit Schwefelsäure. Bei der Untersuchung ist zuerst festzustellen, ob die Säure eine organische ist oder nicht. Mit Ausnahme der oxalsauren Salze schwärzen sich alle übrigen organischen Salze beim Glühen im abgeschlossenen Raum, wie in einem Glaskölbchen. Um die unorganischen und die oxalsauren Salze in Gruppen zu theilen, dienen die drei erstgenannten Reagentien. Von den Salzen der Baryterde ist nur die schwefelsaure Verbindung in Wasser und Säuren unlöslich, ein größeres ist in Säuren löslich, aber im Wasser unlöslich. Die Verbindung der Phosphorsäure, Borsäure, Oxalsäure, Fluorsäure, Kieselsäure, der Niederschlag also, den Chlorbaryum oder salpetersaure Baryterde in ihren neutralen Lösungen erzeugen, löst sich in Salzsäure wieder auf, u. zwar bei Anwesenheit der beiden letzteren unter sichtbarer Ausscheidung derselben; die freiwerdende Kohlensäure bewirkt ein Aufbrausen, die Kieselerde erscheint als Gallerte. Um die Säuren, deren Barytsalze auch im Wasser löslich sind, deren Lösungen also keinen Niederschlag mit salpetersaurer Baryterde liefern, in Gruppen einzutheilen, dient das salpetersaure Silberoxyd, welches aus den Lösungen des Chlor-, Brom-, Jodcyans das unlösliche Chlor-, Brom- u. Jodcyansilber niederschlägt, aus den Auflösungen der Schwefelalkalien und schwefelwasserstoffhaltigen Flüssigkeiten das schwarze Schwefelsilber. Salpeter- und chlorsaure Salze werden, da alle ihre Salze löslich sind, durch keines dieser Reagentien gefällt; man erkennt ihre Gegenwart an der Entfärbung der Indigosolution, welche sie bewirken, wenn man sie aus ihren Lösungen frei macht. Die Nebenreagentien dienen zur Unterscheidung der einzelnen Säuren, doch dient dazu auch das salpetersaure Silberoxyd, sowie auch zur Erkennung der Phosphorsäure. Chlorcalcium u. Eisenchlorid dienen ebenfalls, um die organischen Säuren in Gruppen zu bringen. Oxalsäure, Weinsäure, Traubensäure, Citronen- u. Apfelsäure lassen sich durch Chlorcalcium, Apfelsäure wenigstens bei Alkoholzusatz, fällen. Bernstein- und Benzoesäure werden nicht durch Chlorcalcium, wohl aber durch Eisenchlorid aus neutraler Lösung gefällt, Essig- und Ameisensäure endlich durch keines dieser Reagentien. Chromsäure, antimonige und arsenige Säure, Arseniksäure sind schon bei der Bestimmung der Basen aufgefunden, die Chromsäure durch die Reduktion ihrer Salze mittelst Schwefelwasserstoffs und der Chromoxydniederschlag mittelst Schwefelammoniums, die letztere unter den Gliedern der Gruppe VI. Die Untersuchung der Körper auf trockenem Wege mittelst des Löthrohrs ist so wichtig für den Chemiker und Mineralogen, daß sie einen besonderen Artikel verdient, s. Löthrohr. Die dritte Methode ist die durch Kirchhoff und Bunsen in die Wissenschaft eingeführte sogenannte Spektralanalyse. Fraunhofers Entdeckung der nach ihm benannten dunklen Linien im Farbenbild oder Spektrum des Sonnenlichts hatte ihn, Brewster und Andere auch zur Untersuchung des elektrischen Lichts, des Lichts von Weingeist- und anderen Flammen, auch des Lichts von Planeten und Fixsternen geführt. Längst wußte man, daß das Farbenbild einer von Natriumverbindungen wie von Kochsalz gefärbten Flamme stets eine gelbe Linie zeigte, Kalisalze eine intensiv rothe Linie außerhalb der Grenzen des Roths vom Sonnenspektrum, Strontian eine hellglänzende, blaue Linie erzeugten. Erst Bunsen und Kirchhoff gelang es aber, diese Beobachtungen für die C. auf das Folgenreichste nutzbar zu machen. Indem sie einen Apparat erfanden, mittelst dessen sie das Farbenbild einer sehr schwach leuchtenden, aber sehr heißen Flamme (Bunsens Gaslampe) durch das Fernrohr untersuchen konnten, stand ihnen ein Mittel zu Gebote, die Wirkungen von Körpern, welche in dieser Flamme erhitzt wurden, auf das Spektrum des Lampenlichts zu untersuchen. Sie fanden dabei, daß jeder der untersuchten Körper seine eigenthümliche Reaktion zeigte; Natronverbindungen ließen sich durch eine sehr scharf markirte gelbe Linie, die mit Fraunhofers Linie A im Sonnenspektrum durchaus korrespondirte, erkennen; Kalium gab eine rothe Linie, die mit Fraunhofers Linie oft zusammenfällt, und eine blaue; das Spektrum der Stronterde zeigte sechs rothe, eine orange und eine blaue Linie, von denen keine mit den Linien des Sonnenspek-

trums stimmt; andere Reaktionen wurden bei Calcium u. Baryum beobachtet. Hierbei waren die Linien unabhängig von der Verbindung, in der das Metall auftrat, nur lieferte die flüchtigere Verbindung die ausgezeichnetere Farbe. Ebenso unabhängig waren sie von der Natur der Flamme; ob elektrisches Licht, ob lichtbrennender Schwefelkohlenstoff oder anderes Licht angewendet wird, immer haben diese Linien ihre unabänderlich bestimmte Stelle innerhalb des Spektrums, und die Linien selbst sind außerdem charakteristisch verschieden, breit oder fein, scharf oder verwaschen. So gewährt die Reaktion Sicherheit in der Erkennung; außerdem hat sie den Vortheil, die auf nassem Wege schwierig nachweisbaren Stoffe noch in den kleinsten Mengen zu erkennen. Wie unerhört fein die Reaktion auf Natron ist, beweisen die Beobachter durch Verpuffen von 3 Milligramm chlorsaurem Natron in dem vom Apparat entferntesten Winkel eines 60 Kubikmeter Luft fassenden Zimmers. Bunsen berechnet daraus, daß das Auge noch die Gegenwart von weniger als $1/_{3,000,000}$ Milligramm desselben deutlich wahrnehmen kann; ebenso von chlorsaurem Kali $1/_{1,000,000}$ Milligramm von Chlorstrontium $6/_{100,000}$, ebenso viel von Chlorcalcium. Dadurch ist es nicht allein möglich geworden, seltene Alkalien- u. alkalische Erden, wie Lithion u. Strontium, in geringen Mengen freilich, aber in weiterer Verbreitung in der Natur, als man vor Kurzem annahm, nachzuweisen, sondern Bunsen hat selbst neue, bis dahin unbekannte, alkalische Elemente, das Cäsium, von seinen 2 blauen Linien so genannt, u. das Rubidium, zuerst in der dürkheimer und kreuznacher Soole auf diesem Wege entdeckt. Die größte Tragweite erhält aber die Spektralanalyse dadurch, daß sie es dem analytischen Chemiker möglich macht, mit dieser Methode tief in den Weltenraum einzudringen und die chemische Natur selbst weit über die Grenzen des Sonnensystems hinausliegender Gestirne zu bestimmen. Versuche haben bewiesen, daß die farbigen Linien der Spektra dunkel werden, wenn man sie von hinten her beleuchtet; wenn man z. B. durch eine von Chlorlithium oder Chlornatrium gefärbte Gasflamme das Sonnenlicht durchgehen läßt, erscheinen deren Linien schwarz. Auf ähnliche Weise sollen die dunklen Linien des Sonnenspektrums entstehen. Wie vielen und welchen Elementen die 574 Linien entsprechen, welche Fraunhofer im Sonnenspektrum zählte, weiß man freilich noch nicht, doch sind die Natrium- und Kaliumlinie sicher nachgewiesen. Während das reflektirte Licht der Planeten sehr mit dem Sonnenlicht übereinstimmt, zeigten die Spektra des Sirius und anderer Hauptsterne ausweichende Linien. So eröffnet sich hier ein weites Feld chemisch-astronomischer Forschung.

Die quantitative chemische Analyse kann auf dreifache Weise ausgeführt werden; darunter ist der älteste, nur für metallische Verbindungen angewandte, trockene Weg zum Probiren der Erze der unvollkommenste, doch findet er immer noch bei hüttenmännischen Operationen Anwendung, u. Plattner führt solche Proben selbst mit dem Löthrohr und für manche Metalle mit einer früher nicht geahnten Genauigkeit aus (s. Probirkunst und Löthrohr). Bei den beiden anderen Methoden wird der zu untersuchende Körper in den aufgelösten Zustand versetzt; die Bestimmung der Menge erfolgt dann aber entweder nach dem Gewicht, oder nach dem Maß (volumimetrische Bestimmung). Bis vor Kurzem wurde die letztere Methode nur für Alkalien, Säuren, Chlorgehalt, Sauerstoffgehalt des Braunsteins, überhaupt nur für einen engbegrenzten Kreis von Körpern angewendet, und die Bestimmung durch das Gewicht war die herrschende Methode. Bei beiden Methoden ist es nothwendig, den zu untersuchenden Körper zuerst auf das Feinste zu pulverisiren, damit kein Antheil von ihm ungelöst bleibt; darauf muß der Körper vor dem Abwägen der zu untersuchenden Menge getrocknet werden, damit alles hygroskopische Wasser, welches er umschließt, entfernt werde. Bei vielen darf dies nur bei einer bestimmten Temperatur geschehen, damit das Wasser, welches als wesentlicher Bestandtheil in der Verbindung vorhanden sein kann, nicht dabei entfernt werde (s. Trocknen). Das gebundene Wasser bestimmt man dann entweder am Schluß der Analyse aus dem sich ergebenden Gewichtsverlust, oder auch direkt, indem man den Körper in einen Strom durch Chlorcalcium getrockneter Luft erwärmt und das durch den trockenen Luftstrom mitgenommene Wasser in einem zweiten abgewogenen Chlorcalciumrohr wieder auffängt u. durch Wägen seine Menge bestimmt. Darauf folgt die Auflösung des Körpers. Sollen dessen Bestandtheile durch Wägen bestimmt werden, so muß man sie von einander getrennt in feste wägbare Verbindungen überzuführen suchen. Um den dabei einzuschlagenden Weg bestimmen zu können, ist es nothwendig, daß die Hauptbestandtheile des Körpers sämmtlich vorher durch die qualitative Analyse bestimmt sind; geringe Mengen von bei letzterer dem Analytiker entgangenen Stoffen werden übrigens oft erst bei der Scheidung der Hauptbestandtheile von einander unterschieden u. ebenfalls, wo möglich, bestimmt. Zur Trennung der verschiedenen Bestandtheile wurde früher nur die verschiedene Löslichkeit derselben in den verschiedenen Lösungsmitteln benutzt, und so die von den übrigen Bestandtheilen isolirte Verbindung als Niederschlag gewonnen, bei dessen Wägung nach dem Trocknen oder Glühen man das Gewicht des zu bestimmenden Bestandtheils selbst oder das seiner Verbindung erhält. In letzterem Falle läßt sich aus dem bekannten Atomengewicht der Verbindung leicht das des gesuchten Bestandtheils derselben auffinden. Zur Trennung der verschiedenartigen Bestandtheile haben in neuerer Zeit aber auch noch andere Methoden Eingang gefunden; so werden Schwefelmetalle dadurch zersetzt und getrennt, daß man ihr abgewogenes Pulver in einem Strom von getrocknetem Chlorgas erwärmt und dadurch Chlorverbindungen erzeugt, die sich durch ihre verschiedene Flüchtigkeit trennen lassen; von ihnen sind einige, wie Chlorschwefel, Chlorarsenik, Chlorantimon, leicht flüchtig und können daher, indem man sie in Vorlagen mit Wasser, dem Salzsäure und bei Gegenwart von Antimon etwas Weinsäure zugesetzt ist, hineinleitet, in demselben aufgefangen und so auf nassem Wege aus der Flüssigkeit niedergeschlagen und bestimmt werden. Die nicht oder bei sehr hohen Temperaturen flüchtigen Chlormetalle bleiben in der Kugelröhre zurück, wie Chlorsilber, Chlorblei, Chlorkupfer, und müssen dann weiter geschieden werden. Nur wenige, wie Eisenchlorid,

Chlorzink, die schwerer flüchtig sind als die näfferen, findet man zum Theil in der Kugelröhre, zum Theil in der Flüssigkeit der Vorlagen, und sie müssen daher aus dem Inhalt beider bestimmt werden. In neuerer Zeit hat endlich, da das Messen mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit auszuführen ist als das Wägen, die dritte, die **volumimetrische** oder **Titrirmethode**, eine große Ausdehnung erhalten; die Grundsätze der Bestimmung sind die im Artikel **Alkalimetrie** auseinandergesetzten; über ihre weitere Anwendung s. **Titrirmethode**.

Bei der Zusammensetzung der organischen Substanzen aus so wenig Elementen beschränkt sich die **qualitative** Voruntersuchung nur darauf, ob Stickstoff, Schwefel und Phosphor in der Verbindung sind oder nicht. Stickstoffgehalt erkennt man in vielen Fällen beim Verbrennen durch den Geruch nach verbrennendem Horn, sicher aber durch Erhitzen mit Aetzkali, wobei Ammoniak entweicht. Schwefel- und Phosphorgehalt werden durch Erhitzen mit Natron und Salpeter in schwefel- und phosphorsaures Alkali umgewandelt und in der Auflösung derselben durch Reagentien aufgesucht. Etwa vorhandene unorganische Substanzen werden dadurch gefunden, daß man den Körper verbrennt, wobei sie als unverbrennliche Asche zurückbleiben, die wie jeder unorganische Körper behandelt wird. Für die **quantitative** Bestimmung gilt eine einzige Methode, die der sogenannten **organischen Elementaranalyse**, welche darauf beruht, daß Kohlenstoff u. Wasserstoff beim Verbrennen die ihrem Gewicht nach leicht zu bestimmende Kohlensäure u. Wasser liefern. Leitet man nämlich die beim Verbrennen gebildeten Gase durch ein mit Stücken geschmolzenen Chlorcalciums gefülltes Glasrohr, so hält das Chlorcalcium die Wasserdämpfe zurück und wird dadurch um die Menge des absorbirten Wassers schwerer. Führt man das Gas weiter durch einen Apparat mit Aetzkalilauge, so geschieht dasselbe mit der Kohlensäure. Durch ein Abwägen der Apparate vor und nach dem Versuch findet man aus der Gewichtszunahme die Menge beider, die beim Verbrennen entstanden, und durch Rechnung läßt sich aus der Kohlensäure die Kohlenstoff-, aus dem Wasser die Wasserstoffmenge des analysirten Körpers bestimmen. Ist der Körper stickstoffhaltig, so wird der Stickstoff frei und läßt sich in einem pneumatischen Apparat auffangen, auch aus seinem Maße das Gewicht bestimmen. Da kein organischer Körper so viel Sauerstoff in sich enthält, als er zu seiner Verbrennung verlangt, so muß derselbe mit einem Körper innig gemengt werden, der den Sauerstoff an ihn abgeben kann; man benutzt dazu gegenwärtig Kupferoxyd oder in besonderen Fällen chromsaures Kali. Es ist Liebigs großes Verdienst, dem Apparat, worin diese Verbrennung vorgenommen wird, die zweckmäßigste Form und der ganzen Manipulation eine solche Einfachheit gegeben zu haben, daß für den Geübten die Elementaranalyse organischer Substanzen, welche früher zu den schwierigsten Operationen in der C. gehörte, eine der leichtesten und in kürzester Zeit ausführbaren geworden ist. Der Apparat besteht aus dem **Verbrennungsofen**, dem am hintern Ende in eine aufsteigende, während der Analyse geschlossene Spitze ausgezogenen **Verbrennungsrohr** aus hartem böhmischen Glas, dem **Chlorcalciumrohr**, dem **liebigschen Kugelapparat** zur Aufnahme der Kalilauge und, wenn vorhandener Stickstoff dabei bestimmt werden soll, auch aus dem **pneumatischen Apparat** zu dessen Auffangen. In das Verbrennungsrohr wird zuerst frisch ausgeglühtes Kupferoxyd, dann die mit solchem innig gemengte getrocknete organische Substanz u. darauf nochmals Kupferoxyd eingefüllt, durch Klopfen in horizontaler Lage aber in dem oberen Theil des Rohrs ein Kanal für die entweichenden Gase gebildet. Sind Flüssigkeiten zu untersuchen, so bringt man sie, in dünne Glaskugeln eingeschlossen, zwischen das Kupferoxyd. Verbrennungs- und Chlorcalciumrohr verbindet man mittelst durchbohrten Korks, Chlorcalcium und Kaliapparat mittelst Kautschuks mit einander. Die zu untersuchende Substanz, Chlorcalcium u. Kaliapparat, sind vorher gewogen worden. Die Verbrennung wird vorsichtig durch Kohlensäure vom vordern Ende des Rohrs nach dem hintern Ende geleitet. Ist die Verbrennung vollendet, hört das Eintreten der Gasblasen in den Kaliapparat auf, dann wird die hintere Spitze des Verbrennungsrohrs abgebrochen und durch Anfangen ein Strom von Luft durchgeführt, um alle Wasserdämpfe und Kohlensäure, die den Apparat erfüllen, auszutreiben. Darauf werden Chlorcalciumrohr und Kaliapparat wieder gewogen und aus der Gewichtszunahme der Kohlenstoff- und Wasserstoffgehalt berechnet. Ergibt sich, daß beide zusammen so viel betragen wie der verbrannte Körper, so war dieser eine **Kohlenwasserstoffverbindung**; ist die Menge beider geringer, so ist bei stickstofffreien Substanzen der Verlust gleich dem Sauerstoffgehalt des Körpers. Bei Stickstoffverbindungen ist dann die Stickstoffmenge aus der Menge des aufgefangenen Gases zu bestimmen, oder besser, man erhitzt einen Antheil der zu untersuchenden Substanz mit Natronkalk, einem Gemenge von Aetznatron und Aetzkalk, u. leitet das sich bildende Ammoniakgas in Salzsäure. Aus der Menge des darin gefundenen Ammoniaks ergibt sich durch Rechnung die Menge des Stickstoffs, und aus dem Verlust auch hier der Sauerstoffgehalt. Aus dieser Elementaranalyse läßt sich übrigens noch nicht die wahre Formel des Körpers berechnen, sondern findet man nur das Verhältniß, in welchem ihn die Elemente zusammensetzen; um erstere zu finden, ist noch eine neue Analyse nöthig, und zwar die einer Verbindung des Körpers mit einem andern, dessen Aequivalent man kennt.

Die Ableitung des Namens C. ist zweifelhaft. Früher leitete man ihn aus dem Arabischen ab; doch waren Name und Sache lange vor dem Einfall der Araber in Aegypten bei den hier ansässigen Griechen bekannt, u. der Ausdruck Scientia chimiae findet sich schon bei Julius Firmicus Maternus, einem römischen Schriftsteller, der zur Zeit Konstantins des Großen, also zu Ende des 3. od. zu Anfang des 4. Jahrhunderts, schrieb. A. von Humboldt leitet den Namen C. von Chemia her, womit nach Plutarch (De Iside et Osiride) die Aegypter ihr Land wegen seines schwarzen Erdreichs bezeichneten. Demnach hätte also die geheimnißvolle Wissenschaft, welche von der Zersetzung und Umwandlung der Körperwelt handelt, den Namen des Landes erhalten, wo sie mit besonderem Eifer kultivirt ward. Ist diese Etymologie richtig, so ist damit zugleich auch einiger Aufschluß

über die Herkunft des deutschen Wortes Schwarzkunst gegeben.

Die Geschichte der C. als Wissenschaft reicht nicht hoch hinauf; sind auch chemische Erfahrungen so alt als die Gewerbthätigkeit der Menschen, so ist die wissenschaftliche C. doch die jüngste ihrer Schwestern u. beginnt erst mit der Einführung der Grundsätze Baco's von Verulam für wissenschaftliche Untersuchungen in der C. durch Boyle und mit Stahls phlogistischer Theorie am Ende des 17. Jahrhunderts. Kopp in seiner „Geschichte der C.“ (Braunschw. 1843 ff.) theilt dieselbe in das Zeitalter 1) der alten C., 2) der mittelalterlichen C. od. der Alchemie, 3) der medicinischen C., von der Zeit des Auflebens der Wissenschaften an bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, 4) der phlogistischen C., von da bis zum letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, u. 5) der quantitativen Untersuchungen oder der neueren C., von Lavoisier bis auf die Jetztzeit. Die ganze geistige Strömung der alten Zeit, das vorherrschende Streben, von allgemeinen Principien aus die besonderen zu konstruiren, auf dem Wege der Spekulation zur Erkenntniß der Dinge zu gelangen, war der Betreibung naturwissenschaftlicher Forschung ungünstig, und so finden wir denn auch nirgends nur eine Andeutung einer chemischen Wissenschaft, obgleich chemische Erfahrungen, zuerst sicherlich zufällig, später manchmal auf dem Wege des Prakticirens gemacht, bis in die ältesten Zeiten der noch sagenhaften Geschichte zurückreichen. Die ältesten Kulturvölker, Aegypter, Israeliten, Phönicier, finden wir schon mit Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei u. Zinn bekannt, deren Gewinnung aus Erzen, wenn wir vom gediegenen Gold, Silber und Kupfer absehen, nur hüttenmännisch auf chemischem Wege gelingen konnte; später wurden auch Legirungen von Kupfer und Zinn und zur Römerzeit selbst mit Zink verarbeitet. Außerdem reicht bis in das hohe Alterthum die Gewinnung des Kochsalzes, der Soda, die Fabrikation des Glases, Schmelzes, der Ziegeln und der gemalten Ziegeln, mannichfacher Farben, die Färberei; die Aegypter stellten Salmiak aus Vitriol dar, kannten das Verfahren, Seide durch Beize dauerhaft zu färben, Bier, Essig, Seife zu gewinnen, das Einbalsamiren der Leichen u. mannichfachere Heilmittel als die Griechen. Ihre chemische Kenntniß scheint zum Theil Geheimniß der Priesterkaste gewesen zu sein. Dem Reichthum der Aegypter an Erfahrungen gegenüber sehen wir bei den Griechen ein Ueberwuchern der Spekulation; nur Democritus von Abdera scheint physikalische Versuche angestellt zu haben. Dem Begriff der chemischen Elemente der Neuzeit begegnen wir nirgends; was Anaximander u. Aristoteles die 4 Elemente nennen: Feuer, Luft, Wasser u. Erde, sind nur die verschiedenen Zustände, in denen die Materie auftritt, die des allverbreiteten Aethers, des gasförmigen, flüssigen u. festen; ja Aristoteles sprach sogar ausdrücklich aus, daß die Materie nur eine einzige, identische, nur in den Formen verschiedene sei. Er nimmt Elementareigenschaften der Materie an: heiß, kalt, trocken u. feucht, u. läßt die 4 Elemente oder Elementarzustände durch Zusammentreten von je 2 derselben, die sich nicht ausschließen, entstehen, so das Feuer durch Zusammentreten von Trockenheit und Hitze, Luft aus Hitze und Feuchtigkeit, Wasser aus Feuchtigkeit und Kälte, die Erde aus Kälte und Trockenheit; außerdem nahm er noch ein geistiges 5. Element (essentia) an; die spätere Zeit gab sich viele Mühe, diese quinta essentia (Quintessenz) der Dinge, die eigentliche Grundeigenthümlichkeit, aus der sich ihr ganzes Wesen erkläre, zu erforschen und zu gewinnen. Zur Zeit der Römerherrschaft finden wir dagegen namhafte Erweiterungen in der chemischen Technik und in der Anwendung chemischer Präparate als Heilmittel. Dioscorides (Mitte des 1. Jahrh. n. Chr.) beschreibt uns die Destillation, die Gewinnung des Quecksilbers und den Zinnober und wendet schon gerösteten Spießglanz, Kalkwasser, Zinkoxyd, Kupfervitriol u. Bleiweiß als Heilmittel an; man kannte nach Dioscorides und Plinius schon die Bereitung des Bleipflasters, den Grünspan, Schwefelarsenik, Zucker, die Stärke, die Einwirkung von Soda u. gefaultem Harn auf Farben, die Darstellung der Lackfarben.

Dieser alten Zeit, in welcher mehr der Zufall und vielleicht noch das Probiren Gewerbtreibender den Kreis chemischer Erfahrungen erweiterten, aber noch Niemand das Bedürfniß fühlte, die verschiedenen Kenntnisse unter allgemeinem Gesichtspunkte zusammenzufassen, folgte eine lange Zeit, in der man zwar mit Absicht Versuche anstellte und dadurch den Kreis chemischer Kenntnisse erweiterte, der aber der Zweck der C. doch eigentlich noch fremd war. Anfänglich war es vornehmlich das Streben, ein Metall in ein anderes, insbesondere in ein edleres umzuwandeln, Silber und Gold zu machen: Zeit der Alchemie; später diente die C. medicinischen Zwecken, man wollte neue Heilmittel entdecken, ohne jedoch das Streben nach der Entdeckung des Geheimnisses der Umwandlung der Metalle aufzugeben, ein Streben, welches bis in unsere Zeit noch hereinspukt. Waren es auch fremde Zwecke, die nicht bloß der betrügerische Charlatan, sondern auch der Mann ernster Wissenschaft in jener Zeit verfolgte, so haben wir doch in ihren Bemühungen die ersten Anfänge chemischer Experimentirkunst u. Wissenschaft zu begrüßen, und ihre Versuche erweiterten mächtig den Kreis chemischer Erfahrungen und Kenntnisse, auf denen die neuere Zeit fortbaute. Die Anfänge der Alchemie sind uns unbekannt, die Alchemisten selbst suchen sie in der sagenhaften Urzeit der Aegypter, Hermes Trismegistos ist nach ihnen auch der Vater der Alchemie. Bei Dioscorides und Plinius finden wir zwar noch keine Andeutung von dem Glauben an die Möglichkeit der Umwandlung der Metalle, aber entschieden verbreitet er sich schon zur Zeit der Neuplatoniker von Alexandria aus, im wahrscheinlichen Zusammenhang mit den Geheimlehren der ägyptischen Priester, so daß wir diese Periode der Alchemie wohl vom 2. u. 3. Jahrhundert an bis zum 16. rechnen können. Aus der Zeit der Alexandriner zu Anfang des 5. Jahrhunderts sind uns noch die Schriften des Zosimus u. Synesius erhalten, denen sich wenigstens entnehmen läßt, daß die wichtige Operation der Destillation keine wesentliche Vervollkommnung erfahren hatte; doch beginnt die genaue Kunde erst mit der wissenschaftlichen Thätigkeit der Araber. Geber (im 8. Jahrhundert) ist der bedeutendste Chemiker derselben; hat er auch die Zahl der bis dahin bekannten nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen elementaren Körper nicht vermehrt, so hat er doch durch Zusammenschmelzen, durch Erhitzen an der Luft, durch Destillation, Sublimation, Auflösen u. langsames Eindampfen (Was-

serbad) eine große Zahl zum Theil neuer Verbindungen dargestellt: Amalgame und andere Legirungen, Oxyde der Metalle, so von Eisen, Kupfer, Blei (gelbes und rothes), von Arsenik, selbst von Quecksilber; er kannte Potasche u. Soda u. machte ihre Lösungen durch Kalk ätzend, löste Schwefel in Aetzlauge auf u. schlug den Schwefel durch Essig wieder als Schwefelmilch nieder; er stellte Schwefelkupfer und Zinnober dar, kannte Salpeter, Salmiak, Alaun und Vitriol, gewann durch Destillation des Alauns die rauchende Schwefelsäure, durch Destillation von Salpeter mit Vitriol die Salpetersäure, aus Salpetersäure mit Salmiak das Königswasser, löste das Gold auf u. stellte mannichfache Salze, darunter krystallisirten Silbersalpeter u. Quecksilbersublimat dar. Ihm war die Entdeckung des Steins der Weisen, mit dessen Hülfe die Umwandlung unedler Metalle in edle bewirkt werden sollte, das Ziel seiner Thätigkeit, und die Erfindung dem Gold und Silber in Farbe ähnlicher Legirungen und seine theoretischen Ansichten von der Zusammensetzung der Metalle bestärkten ihn in diesem Streben. Ihm und seinen Nachfolgern galten die Metalle nicht als einfache Körper, sondern als aus zweierlei Substanz zusammengesetzt, aus einer unzersetzbaren, beständigen, dem eigentlich Metallischen, dem Mercurius oder Quecksilber, und aus einer veränderlichen, dem Schwefel. Von der verhältnißmäßigen Menge, Reinheit und dem Grade des Verbundenseins beider sollte nach ihm die Verschiedenheit der Metalle abhängig sein. Die auf Geber folgenden Chemiker der Araber sind Aerzte, die sich nebenbei mit Alchemie beschäftigten; unter ihnen sind besonders Rhazes (um 932) und Avicenna (geboren 978) zu nennen. Mit dem 12. Jahrhundert werden die Leistungen der Araber in der C. unbedeutend, nur die erste Darstellung des Alkohols verdankt man jener spätern Zeit. Von den mohammedanischen Schulen in Spanien verpflanzte sich auch die Alchemie in den christlichen Westen Europa's. Albertus Magnus (1193—1280) zu Köln hat nicht allein die chemische Manipulation mannichfach verbessert, sondern auch manche bis dahin unbekannte Körper, wie Arsenik, dargestellt; er beschreibt die Trennung des Goldes und Silbers durch Scheidewasser. Gleichzeitig arbeitete in England sein unglücklicher, Jahre lang wegen Zauberei eingekerkerter Zeitgenosse Roger Baco auch an der Erweiterung der C. Ein zweiter Zeitgenosse, Arnold Villanovanus aus der Provence, der zuletzt in Sicilien unter Friedrich II. von Aragonien ein sicheres Asyl fand, wurde wichtig durch die Anwendung chemischer Präparate oder Heilmittel. Der phantastische Raymundus Lullus (geboren 1235) war der Erste, welcher der Alchemie ihre spätere, bis in die Zeit der Rosenkreuzer heranreichende theosophische Richtung gab; bei ihm finden wir auch zuerst den Stein der Weisen als Universalarznei angesehen. Unbedeutend ist der Antheil, den die Nachfolger dieser Forscher im 13. und 14. Jahrhundert am Fortschritt des chemischen Wissens haben. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tritt in Deutschland wieder ein Alchemist ersten Ranges in Basilius Valentinus auf, nach Gudenus einem Benediktiner des St. Petriklosters in Erfurt; auch bei ihm ist, wie bei Lullus, ein wunderbares und unverständliches Gemisch von Phantasterei und Aberglauben mit großem Geschick im Experimentiren und klarer Forschung vereinigt, so daß ihm die C. nicht nur die genauere Kenntniß schon bekannter Körper, wie des Arseniks, bessere Methoden zur Darstellung schon bekannter Präparate, wie des Sublimats, sondern auch neue Elemente, wie das Wismuth und Antimon, und zahlreiche neue wichtige Verbindungen (Salzsäure, Ammoniak, Knallgold, Bleizucker, die verschiedenen Spießglanzpräparate, wie Spießglanzglas, Spießglanzblumen, Spießglanzbutter, Goldschwefel ꝛc.) u. deren Anwendung in der Medicin, in deren Arzneischatze sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ja selbst die ersten ausgebildeten Methoden qualitativer Analyse verdankt. So wies er zuerst im harten Zinn Eisen, im mansfelder Kupfer Silber, im ungarischen Silber Gold nach. In Bezug auf die Zusammensetzung der Metalle schließt er sich an seine Vorgänger an, nur daß er noch das Salz als ein drittes Element in denselben annimmt.

Basilius Valentinus bildet den schon von Arnold angebahnten Uebergang zur dritten Periode und sieht schon die Befreiung edler Metalle von den beigemischten fremden Stoffen für analoge, auf chemischem Prozeß beruhende Erscheinungen an. Hat in der vorhergehenden Periode, entsprechend dem ganzen Geiste des Mittelalters, der blinde Auktoritätsglaube an die Ansichten der Vorgänger geherrscht, so beginnt mit dem Aufleben der Wissenschaft am Ende des 15. Jahrhunderts auch bald in der C. ein freierer Geist seine Schwingen zu regen; und bleibt für Viele auch immerhin noch das Suchen nach dem Stein der Weisen, um Gold zu machen, der Zweck ihrer Thätigkeit, steht in fast allen auch der Glaube an die Möglichkeit der Umwandlung der Metalle als ein unumstößliches Axiom fest, so ist das Ziel der Besseren doch ein anderes geworden, die C. verschmilzt mit der durch Paracelsus aus den Fesseln des Galenus befreiten Medicin. Die meisten eigentlichen Goldmacher dieser Periode sind Charlatane und Betrüger, gegen die Kircher, Gassendi, Kepler, freilich vergebens, ankämpften. In diesem Zeitraum verdankt die C. ihre Fortschritte den Aerzten; vielen derselben erschien die ganze Heilkunde nur als angewandte C. (Jatrochemie). Paracelsus, Agricola, van Helmont, Libavius, gegen den Schluß der Periode Glauber sind die bedeutendsten Chemiker dieser Zeit. Paracelsus (geboren 1493) bemächtigte sich der im vorigen Zeitalter geahnten Wahrheit, daß die Heilung in der zweckmäßigen Anwendung chemisch einwirkender Mittel bestehe, und stellte die Ansicht auf, daß der Lebensprozeß hauptsächlich als ein chemischer zu betrachten sei, daß die Bestandtheile des Organismus aus Elementen im chemischen Sinne bestehen, wovon das eine oder das andere mehr vorwalten könne, und daß dies Vorwalten mit eigenthümlichen, chemischen Erscheinungen verknüpft sei, welche sich im Gesundheitszustande kund geben. Durch diese von ihm aufgestellte (aber noch nicht vollkommen ausgeführte) Ansicht übte Paracelsus, als Eröffner dieses Zeitalters, auf die medicinische C. einen fördernden Einfluß aus. Doch herrscht bei ihm noch viel Willkürlichkeit hinsichtlich der Annahme der Elemente und der ihnen beigelegten Eigenschaften. Schärfer schon werden diese Begriffe von seinen Nachfolgern bestimmt; bei

van Helmont und besonders bei de la Boë Sylvius, den bedeutendsten unter den Jatrochemikern, wird geradezu nachgewiesen, daß in der chemischen Wirksamkeit, namentlich der Alkalien und Säuren, die man damals zuerst, wenn auch dunkel in ihrem chemischen Gegensatze erkannt hatte, die Ursachen der Funktionen derselben liegen, daß der durch Ueberfluß oder Mangel eines dieser Bestandtheile abgeänderte chemische Prozeß die Krankheiten erzeuge, und daß das Aufheben dieses Ueberflusses oder Mangels sie heile. Die physiologischen Erscheinungen, der Lebensprozeß im gesunden Zustande, werden als chemischer Vorgang betrachtet, wobei die wirksamen Bestandtheile in dem richtigen Verhältniß auf einander einwirken; die pathologischen Erscheinungen, die Krankheiten beruhen auf einer Störung dieses normalen chemischen Prozesses, indem ein Bestandtheil in abnormer Weise vorwaltet; die Therapie endlich hat chemische Mittel zu neutralisiren und so ein richtiges Verhältniß der Bestandtheile wieder herzustellen. In Beziehung auf die Begründung und Entwickelung dieser Ansichten wurden nun chemische Forschungen angestellt, welche, obgleich mehr oder weniger sich zunächst an medicinische anlehnend, doch auch auf die reine C. fördernd einwirkten. Der chemische Prozeß selbst wurde genauer untersucht, um die darüber zu gewinnenden Kenntnisse als Grundlage für die Erklärung medicinischer Erscheinungen benutzen zu können; chemische Präparate wurden neu dargestellt, um als Arzneimittel verwandt zu werden, oder sie wurden gelegentlich entdeckt bei dem Aufsuchen solcher Heilmittel; es wurde der erste Grund zur Untersuchung von thierischen Substanzen gelegt, um darin die chemisch wirksamen Bestandtheile nachzuweisen. So wurde die eigentliche C. mit einer Menge neuer Thatsachen bereichert und ihr Gebiet immer mehr erweitert. Was aber von noch größerer Wichtigkeit für die C. wurde, war, daß sie in die Hände wissenschaftlich gebildeter Männer überging, daß sie nicht mehr nur dem Zwecke des Goldmachens diente, sondern, zunächst eine ehrenvolle Stelle als Hülfswissenschaft der Medicin einnehmend, sich hier schnell so weit entwickelte, daß sie später als selbstständige Wissenschaft auftreten konnte. Wie jede Theorie, welche wesentlich zur Entwickelung einer Wissenschaft beiträgt, hatte auch die medicinisch-chemische ihren Sturz hauptsächlich den Fortschritten der Kenntnisse zuzuschreiben, welche sie selbst hervorgerufen hatte, denn sie selbst trug in sich und pflegte diejenigen Keime, welche sich später zu einer neuen Gestaltung der Wissenschaft entwickelten. Die Frage nach den Elementen tritt in dieser Periode fast ganz in den Hintergrund. Für den Jatrochemiker war die Frage nach den Elementen überhaupt von geringerem Interesse, als die nach den wirksamen Bestandtheilen, von deren Mischung der Gesundheitszustand der einzelnen Organe abhängt, u. daher werden im Anfange dieses Zeitalters als solche wirksame Bestandtheile die supponirten drei Elemente: Salz, Schwefel und Quecksilber angesehen. Nachdem die Unhaltbarkeit dieser Ansicht erkannt ist, werden die hauptsächlichsten chemischen Agentien, Säuren und Laugensalze, als wirksame Bestandtheile angenommen, ohne daß sich die Frage weiter auf ihre Elementarzusammensetzung erstreckt. Neben Paracelsus verdient Agricola als Beförderer der Scheidekunst Erwähnung, wenn er auch mit der leitenden Idee dieses Zeitalters, der Anwendung der C. auf die Heilkunst, nichts gemein hat. Nach Paracelsus entsteht ein heftiger Streit hinsichtlich des Einflusses, welcher der C. auf die Medicin einzuräumen sei; wichtiger als die Gegner der C., unter welchen wir hier nur Erastus nennen, sind für die Geschichte die Vertheidiger der paracelsischen Ansichten. Als die bedeutenderen unter den blind vertrauenden Anhängern der chemisch-medicinischen Schule verdienen besonders Leonhard Thurneysser, genannt zum Thurn (geboren 1530), Joseph du Chesne, bekannter unter dem Namen Quercetanus (geboren 1521), Turquet de Mayerne (geboren 1573), Oswald Croll u. Adrian von Mynsicht hervorgehoben zu werden. Selbstständiger beurtheilten das Verhältniß der C. zur Medicin Andreas Libau, gewöhnlich Libavius genannt, u. Angelus Sala, welche vorzüglich durch scharfe Beobachtungen die C. weiter förderten, als alle Genannten. Gleich bedeutend als Arzt wie als Chemiker folgt nun Johann Baptist van Helmont (geboren 1577), der die Scheidekunst mit vielen Entdeckungen bereicherte, aber auch durch Anwendung seiner chemischen Kenntnisse auf die Erklärung medicinischer Erscheinungen der C. ein zu großes Uebergewicht in der Medicin einräumte. Als dieser Einseitigkeit besonders entgegenwirkend verdient Daniel Sennert (geboren 1572) genannt zu werden, und weniger als Arzt, aber mit dem größten Rechte als einer der vorzüglichsten Chemiker dieses Zeitalters nimmt Johann Rudolf Glauber (geboren 1604) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Noch immer indeß wird nicht allgemein anerkannt, in welchem Verhältniß eigentlich die C. zur Heilkunde stehen muß; denn wenn auch schon Thomas Bartholin (geboren 1616) und Hermann Conring (geboren 1606) für die Verbreitung einer richtigeren Ansicht thätig waren, so verschmolz doch noch unter Franz de la Boë Sylvius (geboren 1614) die C. mit der Medicin. Aber nur kurz ist dieser letzte und bedeutendste Aufschwung der leitenden Idee, welche dieses Zeitalter charakterisirt; ungeachtet des Widerstandes der nun folgenden Jatrochemiker, von welchen wir aus dieser Periode noch Otto Tachenius (1644) und Thomas Willis (geboren 1621) als die wichtigsten zu nennen haben, trennen sich Medicin und C., und die letztere erwächst zu einer selbstständigen Wissenschaft. Das Speciellere über die vielen Irrthümer, Träumereien und Spielereien mit leeren Begriffen, die wir auch bei den Besten der jatrochemischen Schule finden, gehört der Geschichte der Medicin an; die C. verdankt ihnen trotzdem die wesentlichsten Erörterungen und Bereicherungen, die Kenntniß vieler bis dahin unbekannter Substanzen, die Verbesserung der Apparate und Manipulationen der Methoden zur Darstellung zahlreicher schon bekannter Körper. Schon Paracelsus lehrte den Zink kennen, unterschied die Metalle nicht nur in edle und unedle, sondern auch in hämmerbare ganze Metalle und spröde Halbmetalle, wie Wismuth und Zink. Libavius gewann zuerst Schwefelsäure durch Verbrennen des Schwefels unter Salpeterzusatz, stellte außer anderen Präparaten den Spiritus fumans Libavii (Zinnchlo-

rid) dar, kannte das durch Gold gefärbte Rubinglas, wies im käuflichen Blei das Silber nach und arbeitete das erste chemische Lehrbuch (Alchemia collecta, 1595) aus. Sala berichtigte die Ansichten über die Bildung chemischer Verbindungen. Helmont stellte zuerst den Begriff Gas auf und unterschied Gase von den Dämpfen, wenn er auch die einzelnen nur unvollkommen kannte und Kohlensäure und salpetrige Säure noch für ein und dasselbe Gas hielt; er lehrte zuerst die Unveränderlichkeit der Stoffe, wenn sie in Verbindungen eingehen, indem er nachwies, daß sie als dieselben wieder aus den Verbindungen austreten können. Glauber verdankt man nicht bloß die Anwendung der Schwefelsäure statt des Vitriols zur Darstellung der Säuren und zahlreicher Salze, unter denen das Glaubersalz seinen Namen bis auf unsere Zeit behalten hat, sondern auch zuerst den Begriff der Verwandtschaft: das Kali „liebt" die Schwefelsäure mehr als die Salpetersäure, darum treibt jene die letztere aus; auch um die Verbesserung der technischen Gewerbe: Gewinnung von Salpeter, Glas u. Holzessig, war er mit Erfolg bemüht. Tachenius beachtete zuerst die Gewichtsverhältnisse bei Bildung der Verbindungen, wenn er die Gewichtszunahme des Blei's bei Umwandlung in Mennige auf $^1/_{10}$ vom ursprünglichen Gewicht bestimmte. Ganz vereinzelt steht lange Zeit Agricola (1494 geboren), der Vater wissenschaftlicher Hüttenkunde und der Mineralogie. Das zuerst im Gebiet der Astronomie u. Physik wieder mit größter Energie wach gewordene reine Interesse an der Erforschung der Wahrheit ohne alle praktischen Nebenzwecke, der durch Baco von Verulam eröffnete Weg der Induktion, durch Fortschreiten vom Speciellen, von der Beobachtung u. dem Versuch, zu allgemeinen Wahrheiten zu gelangen, mußte auch auf die C. zurückwirken, u. so finden wir sie denn seit Mitte des 17. Jahrhunderts nicht mehr als dienende Magd des goldsuchenden Alchemisten und des die Erklärung des Lebensprozesses im gesunden und kranken Organismus und neue Heilmittel suchenden Arztes, sondern sie tritt von nun an als selbstständige, um ihrer selbst willen zu treibende Wissenschaft auf. Das Zeitalter der physischen C. reicht von der Mitte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, von Boyle (geboren 1627), der zuerst Baco's von Verulam Methode in die C. einführte, bis auf Lavoisier, der durch allgemeine Anwendung der Wage die phlogistischen Theorien stürzte. Wir können nicht besser als mit Koppe's Worten den Charakter dieser Zeit charakterisiren. Die Aufgabe, welche die C. von dieser Zeit an verfolgt, ist die Erkenntniß der Zusammensetzung und Zerlegung der Körper, die Erforschung der Erscheinungen, unter welchen Zusammensetzung u. Zerlegung vor sich gehen, der Gesetze, nach welchen diese Vorgänge eintreten, die Bestimmung, in wiefern die chemischen Eigenschaften von der Zusammensetzung abhängig sind, überhaupt die Erklärung der qualitativen Erscheinungen. Die Chemiker dieses Zeitalters gehen von der Ansicht aus, daß ähnliche Erscheinungen von ähnlichen Ursachen bewirkt werden müssen; sie suchen die hervorstechendsten Eigenschaften der verschiedenen Körper durch die Annahme von chemischen Elementen zu erklären; bei Körpern, welche eine und dieselbe vorwiegende Eigenschaft wahrnehmen lassen, glauben sie dieses Gemeinsame der Qualität dem gemeinsamen Gehalt an einem und demselben Bestandtheil zuschreiben zu müssen. Die Veränderung der Körper durch Einwirkung chemischer Agentien wird fast nur der Qualität nach beachtet, und Erklärungen werden nur in Beziehung hierauf zu geben gesucht. Es ist das Zeitalter der qualitativen C., indem erst spät auch die Mengenverhältnisse, nach welchen Verbindungen Statt finden, Beachtung finden; ihr großes Verdienst ist, die vielen vereinzelten Thatsachen, die man schon kannte, und die seitdem durch neu entdeckte vermehrt wurden, unter allgemeine Gesichtspunkte zusammengefaßt und so das erste chemische System aufgebaut zu haben, nicht als ein phantastisches Luftschloß, sondern gegründet auf die, wenn auch noch nach gewissen Richtungen unvollkommene und unvollständige Erfahrung. Das System der phlogistischen C. gründet sich auf die Theorie des Verbrennungsprozesses, achtet aber nur auf die dabei Statt findenden qualitativen Veränderungen, welche die verbrennenden Stoffe erleiden, ohne alle Berücksichtigung der Gewichtsveränderungen, die mit diesen Stoffen vor sich gehen. Die Phlogistiker nehmen mit den früheren Chemikern noch die Zusammensetzung der Metalle aus verschiedenartigen Substanzen an und sehen in der Verbrennung nicht wie die gegenwärtige Zeit eine Verbindung von Stoffen, sondern eine chemische Zerlegung, wobei ein Bestandtheil, beim Oxydiren od. beim Verbrennen der Metalle das Metalloxyd (Metallkalk), bei dem Verbrennen der Kohle die Kohlensäure frei werde, und gleichzeitig der zweite allen brennbaren Substanzen gemeinsame Bestandtheil, das Phlogiston, entweiche. So unterschied man phlogistische, mit Phlogiston verbundene Substanzen, wie die Metalle den Schwefel, den Phosphor, die Kohle, überhaupt alle brennbaren Substanzen, und dephlogistische oder des Phlogistons beraubte, wie die Oxyde, Säuren. Die sauerstoffärmere schwefelige Säure nannte man daher phlogistische Schwefelsäure. Die Reduktion der Metalle mittelst Kohle wurde dadurch erklärt, daß die Kohle sehr phlogistonreich sei, und wenn sie daher mit einem Metalloxyd, also mit einem des Phlogistons beraubten Körper zusammengebracht werde, an diesen Phlogiston abgebe, ihn also phlogistisire oder in den Zustand des regulinischen Metalls überführe. Das Phlogiston selbst kannte man freilich seinem Wesen nach nicht, aber seine Existenz stand für den Chemiker dieses Zeitraums nach Aufstellung dieser Theorie durch Stahl unzweifelhaft fest, da man so alle Oxydations- und Verbrennungserscheinungen, sowie alle dadurch erfolgende Reduktion erklären konnte. Später mit Entdeckung des Wasserstoffs glaubte man in ihm das wirkliche Phlogiston gefunden zu haben, da mittelst desselben sich Metalloxyde phlogistisiren, d. h. zu Metallen reduciren lassen, während umgekehrt beim Auflösen von vielen Metallen, beim Dephlogestisiren derselben in Schwefelsäure und Salzsäure Wasserstoff frei wird. Als später Gewicht darauf gelegt wurde, daß die Metalloxyde stets schwerer sind als die Metalle, daß diese also, wie schon Tachenius nachgewiesen, eine Gewichtszunahme erleiden, während umgekehrt das reducirte Metall stets weniger wiegt als das Metalloxyd, woraus es gewonnen, fand man im niedrigen specifischen Gewicht des Wasserstoffs den

Grund davon und nahm an, das Phlogiston sei ein leichter machendes Princip, so daß seine Verbindungen weniger wögen, als der mit dem Phlogiston verbundene Körper für sich. Während im Anfang dieser Zeit also phlogistisirt so viel wie reducirt, dephlogistisirt so viel als oxydirt war, verstanden die Chemiker am Schluß der Periode unter dephlogistisirt „des Wasserstoffs beraubt" (Chlor dephlogistisirte Salzsäure und Chlorwasserstoff). Der Begriff chemischer Elemente als unzerlegbarer Stoffe entstand erst nach und nach im Verlauf der Periode. Anfänglich schließt sich die Ansicht der Chemiker über Elemente noch ganz an die alchemistische Vorstellung an, die in ihnen nicht einfache darstellbare Körper im gegenwärtigen Sinne, sondern die Principien allgemeiner, besonders ausgezeichneter Eigenschaften der Körper sahen. So führte Becher noch alles Unorganische auf 3 Grunderden zurück: die verglasbare, die merkurialische (flüchtige) und die brennbare (terra pinguis, das spätere Phlogiston), welche die Körper in verschiedenem Verhältniß zusammensetzen sollten, und von welchen die letztere, wie auch bei den Metallen, beim Verbrennen frei werde. In allen Säuren nahm Becher als allgemeines Princip eine Ursäure an. Diese abstrakten Elemente konnten sich neben den konkreten Ergebnissen der in dieser Epoche sich entwickelnden qualitativen, analytischen C. nicht halten, und so kommt es, daß sich allmählig der gegenwärtige chemische Begriff eines Elements als eines wirklich darstellbaren einfachen Stoffes entwickelte. Man sah die Erden, deren Kenntniß freilich sehr unvollkommen war, die Alkalien, die sogenannten Metallkalke (Oxyde), die Säuren (Schwefelsäure, Phosphorsäure 2c.) als Elemente an, Phosphor, Schwefel, Metall als Verbindung, im Gegensatze zu unserer gegenwärtigen Ansicht. Man dürfte sich in der That wundern, daß trotz der klaren, richtigen Vorstellungen über chemische Verwandtschaft u. chemische Verbindung, die ganz unsern gegenwärtigen entsprechen, bei der genauen Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten vieler Stoffe, selbst bei der Anwendung der Wage in einzelnen Fällen, die wir bei dem ersten Begründer der neuen C., bei Boyle, finden, jene Ansicht zur herrschenden werden konnte, wenn die Phlogistontheorie die Erscheinungen nicht so einfach bei bloßer Berücksichtigung der qualitativen Verhältnisse erklärt hätte; aber es bedurfte vieler geistiger Arbeit, ehe sich die Wissenschaft von dem hypothetischen Phlogiston befreien konnte. Erst nachdem die Kenntniß der verschiedenartigen Natur der Körper und ihrer Bestandtheile hinreichend fortgeschritten war, wurde es möglich, auch mit der Wage in der Hand in ausgedehnter Weise die Mengenverhältnisse, in denen sich die Bestandtheile zu einer Verbindung vereinigt finden, zu bestimmen. Bergmann wird am Schlusse der Periode zum eigentlichen Gründer der analytischen C. Auch zur organischen C. legt dies Zeitalter den ersten Grund. Der Medicin gegenüber erkannte die C. dieser Zeit, obgleich viele damalige Chemiker zugleich Aerzte waren, die ihr gesteckten Grenzen an; Stahl sprach es schon aus, daß die chemischen Kenntnisse zur Zeit noch ungenügend seien, um den ebenso verwickelten als noch unbekannten Lebensprozeß zu erklären. Dagegen ist die C. dieser Zeit unaufhörlich thätig, die schon bekannten, als Heilmittel angewendeten chemischen Präparate reiner und sicherer darzustellen und neue zu entdecken; die Pharmacie wird wissenschaftlicher betrieben, viele der bedeutendsten Chemiker sind Apotheker. Auch für die gerichtliche Medicin, wie für die Beurtheilung von Vergiftungsfällen, liefert die fortgeschrittene chemische Kenntniß festes Fundament. Trotz alles Irrthums im Grundprincip des Systems, welches diese Periode erzeugte, war dessen Aufstellung ein geistiger Fortschritt, der auch die Wissenschaft wesentlich förderte. Robert Boyle (1627—1691), Kunkel von Löwenstein (1630—1702) und Becher (1635—82), der Deutsche Homberg (1652—1715) und Lemery (1645—1715) sind die Vorgänger Stahls. Unter ihnen gehört Boyle im Allgemeinen schon ganz der Reihe exakter Naturforscher an, denen Baco's von Verulam Methode der Leitstern für ihre Forschung war. Ueberall vom Experiment ausgehend, zeichnet er sich ebenso durch Scharfsinn der Anstellung von Versuchen, wie durch Klarheit und Vollständigkeit der Mittheilung und durch Vorsicht in seinen immerhin oft unrichtigen Schlußfolgerungen aus, eine Vorsicht, die ihn freilich hinderte, die letzten Folgerungen aus Versuchen zu ziehen, die bestimmt waren, ein Jahrhundert später der C. eine ganz neue Gestalt zu geben. So fand er bei seinen Untersuchungen über die Luft, wobei er nicht allein die neuerfundene Luftpumpe anwandte, sondern auch die Wage, und selbst maß, daß beim Verbrennen und Athmen Etwas aus der Luft verbraucht werde und ein Verbrennen überhaupt nicht ohne Luft Statt finde, daß das Metall beim Verkalken (Oxydiren) an Gewicht zunehme, während der entstandene Metallkalk specifisch leichter werde, u. daß die Menge der Luft beim Verkalken des Blei's in ihr sich vermindere. C. ist der Vater der chemisch-atomistischen oder Korpuskulartheorie, d. h. der Annahme, daß die Verbindung zwischen den kleinsten Theilen, aus denen die Substanzen bestehen, vor sich gehe; Becher stellte auch die Grade der Verwandtschaft zwischen den bekannten Metallen und Säuren fest; ebenso die Begriffe von chemischer Verwandtschaft von Säuren und Alkalien. Indem er letztere durch die Farbenveränderungen, welche sie hervorbringen, ausschied, wandte er zuerst die Niederschläge in Auflösungen der Metalle zu ihrer Unterscheidung an und wurde so Gründer der analytischen C.; ebenso lehrte er zuerst die Reaktionen kennen, durch welche die Bestandtheile von Eiweiß, Blut, Milch sich ausscheiden lassen. Selbst der angewandten C., dem Probiren der Erze auf nassem Wege, der Anwendung von Steinkohlen und Torf zu technischen Zwecken wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der ganzen Naturwissenschaft übte er durch Gründung der Royal Society. Kunkel war ein redlicher Sucher nach dem Geheimniß des Steins der Weisen, dem die Wissenschaft die Kenntniß mancher neuen Thatsache, die Technik, insbesondere die Glasfabrikation, vielfache Verbesserungen (Rubinglas) verdankt; er war der Wiederentdecker des von dem Alchemisten Brandt zu Hamburg zufällig gefundenen Phosphors. Becher, ein ruheloser, projektenreicher, geistreicher Mann, wurde wichtig, weil aus seinen theoretischen Ansichten über die Zusammensetzung der unorganischen Substanzen die stahlsche Theorie des Phlo-

gistons hervorging, indem er in allen Metallen und brennbaren Stoffen eine gemeinsame brennbare Erde annahm, die beim Verbrennen ausgetrieben werde. Homberg entdeckte unter andern die Borsäure, während der Apotheker Nikolaus Lemery vor Allem durch seinen „Cours de Chimie“ in weitesten Kreisen wirksam war. In gleicher Weise, aber in noch weiteren Kreisen wirkte Stahls Zeitgenosse, der berühmte holländische Arzt Boerhaave (1668—1738). Stahls Verdienste beruhen nicht allein in der systematischen Zusammenfassung der bekannten Thatsachen und in der ersten Aufstellung eines theoretischen Lehrgebäudes, sondern er war auch selbst ein scharfsinniger Beobachter und fleißiger Experimentator. Zu seinen zahlreichen Nachfolgern gehören in Deutschland der Mediciner Hoffmann (1660—1742), der nicht nur viele neue einzelne Entdeckungen machte, z. B. Bitter- und Alaunerde von der Kalkerde ausschied, die Zubereitungsweise des Aethers verbesserte (hoffmannsche Tropfen), Mineralwässer zu analysiren versuchte, sondern vor Allem auch den Iatrochemikern gegenüber der C. ihre richtige, zwar bescheidene, aber um so wichtigere Stellung der Medicin gegenüber anwies. Die spätere produktive chemische Thätigkeit Deutschlands koncentrirt sich zu Berlin, wo Friedrichs des Großen Leibarzt Eller (1689—1760), die Apotheker Neumann (1683—1783), Pott (1692—1777: Untersuchung der Körper in der Hitze; Verbesserung der im Anfang des Jahrhunderts von Böttger für Europa erfundenen Porzellanmanufaktur) und Marggraf (1709—82, der zuerst Zucker aus der Runkelrübe darstellte) wirkten. Ebenso eifrig arbeiteten in Frankreich Geoffroy (1672—1731), Hellot (1685—1765), Duhamel (1700—81), der erste Agrikulturchemiker, der auch zuerst die Verschiedenheit des Natrons vom Kali bewies, endlich Macque (1718—84), die letzte Stütze des stahlschen Systems in Frankreich. Unter den englischen Chemikern glänzen die 3 Namen Black (1728—99), Cavendish (1731—1810) und Priestley (1733—1804); in Schweden Bergmann (1735—84) und Scheele (1742—86). Black wies zuerst die Ursache der Unterschiede zwischen ätzenden und milden Alkalien und zwischen Aetzkalk und Kalkstein nach, indem er zeigte, daß beim Aetzendwerden derselben als ein Bestandtheil der milden Alkalien und des Kalksteins die Kohlensäure frei werde, die er daher, da sie in jenen Körpern fest vorkommt, fixe Luft nannte. Mit ihm beginnt die Zeit der pneumatischen C., der Untersuchungen über die verschiedenen Gase. Cavendish verdankt man die genaue Untersuchung der Kohlensäure, der schwefeligen Säure, des Wasserstoffs und Stickstoffs; er erkannte zuerst den Wasserstoff als Bestandtheil des Wassers und zerlegte das Wasser nicht bloß, sondern setzte es auch aus seinen Elementen wieder zusammen und raubte ihm so den bis dahin unbestrittenen Charakter eines Elements; auch von der atmosphärischen Luft zeigte er zuerst die sich überall gleichbleibende Zusammensetzung. Größer ist die Zahl der Gase, welche der ungemein thätige und im Erfinden von Apparaten scharfsinnige Dissenterprediger Priestley zuerst darstellte, wenn auch nur unvollkommen kennen lehrte (Sauerstoff, Stickstoffoxydul, Stickstoffoxyd, Kohlenoxyd u. A.). Der von ihm zum Auffangen der Gase zusammengesetzte sogenannte pneumatische Apparat ist der noch heutigen Tags gebräuchliche; durch erste Anwendung des Quecksilbers als Flüssigkeit zum Absperren der Gase stellte er zuerst viele Gase, die vom Wasser verschluckt werden, als solche dar (Ammoniak, schwefelige Säure, Salzsäure u. A.). Während sich aber Priestley's chemische Thätigkeit auf die Gase beschränkte, war das Wirken seines Zeitgenossen Scheele, der gleichzeitig mit ihm das Sauerstoffgas entdeckte, noch weit umfassender. Er hat die Wissenschaft bedeutend gefördert nicht nur durch eine Fülle eigener neuer Entdeckungen, sondern auch durch Berichtigung und Erweiterung fremder. Er bewies in seiner Untersuchung über Feuer u. Licht die Zusammensetzung der Luft aus 2 Bestandtheilen (Feuerluft und verdorbener Luft), sowie die Aufnahme der sogenannten Feuerluft durch die Metalle beim Oxydiren und ihre Austreibung bei der Reduktion der Oxyde nach. Indem er bei dem Verbrennen nicht allein ein Freiwerden des Phlogistons, sondern auch eine Verbindung desselben mit einem Bestandtheil der Feuerluft oder des Sauerstoffs annahm, bildete er den Uebergang von der Phlogistontheorie zur neueren, in sofern er mit Cavendish und Priestley die Thatsachen feststellte, welche später Lavoisier dienten, das alte System der C. zu stürzen und das der neueren Zeit zu begründen. Von großer, später praktischer Wichtigkeit wurde Scheele's Untersuchung des Braunsteins und die daraus hervorgehende Entdeckung des Chlors und der Baryterde, die Untersuchung des Flußspaths durch die Auffindung der Flußsäure, die des Oelsüß oder Glycerin der organischen Salze und die Entdeckung der Wein-, Oxal-, Apfel-, Citronen- und Gallussäure. Auch Bergmann hatte sich mit der pneumatischen C. beschäftigt, wurde aber vor Allem durch seine Erweiterung der analytischen C., durch seine Verwandtschaftstafeln für die Untersuchungen auf nassem und trockenem Wege, durch die ersten, für diese Zeit genauesten qualitativen Bestimmungen der Zusammensetzung der Körper, selbst der Bestandtheile der Mineralwässer (der von ihm eingeschlagene Gang zur Untersuchung derselben ist noch der heutige) und den Versuch, auch die quantitativen Verhältnisse zu bestimmen, ein Mitbegründer der neuen C. Obgleich alle diese Männer, deren rastlose Thätigkeit die Summe chemischen Wissens so sehr vermehrt hat, sich nicht von dem Glauben an die Existenz des Phlogistons, in dem sie aufgewachsen waren, losmachen konnten, so hatten sie doch die C. dahin gebracht, daß Dem, der sich von dem Glauben an jenen hypothetischen Stoff lossagte, die neue Theorie des Verbrennens als reife Frucht in den Schooß fallen mußte. Dies geschah durch Lavoisier (1743—94), den Begründer des Zeitalters der quantitativen Untersuchungen.

Lavoisier wurde der Gründer der neuen Epoche, indem er die einfachen Sätze, daß jeder Körper trotz aller Formveränderungen, wenn nichts zu- oder hinwegkomme, sein ursprüngliches Gewicht behalte, daß jede Gewichtsvermehrung eines Körpers daher Folge einer Verbindung desselben mit einem anderen, jede Gewichtsverminderung Folge eines Ausscheidens von Stoffen aus Verbindungen sei, durch zahlreiche durch Wägungen belegte Versuche zur allgemeinen Geltung brachte. Im Jahre 1772 begann

er seine folgenreichen Untersuchungen über den Verbrennungsprozeß, indem er durch Versuche nachwies, daß bei jeder Verkalkung eines Metalls, beim Verbrennen von Schwefel und Phosphor eine Gewichtszunahme Statt finde und ein Antheil Luft verzehrt werde. In seinen Händen wurde Priestley's Entdeckung des Sauerstoffs 1774 fruchtbringend, zum Schlüssel für die Erklärung aller Verbrennungserscheinungen. Sinnreich im Erfinden von Apparaten u. Anstellen von Versuchen, in denen ihm sein Reichthum keine Schranken auferlegte, scharfsinnig im Beobachten, das Wesentliche von Zufälligkeiten unterscheidend, ausgerüstet mit dem ganzen chemischen Wissen der damaligen Zeit, unermüdet im Arbeiten, schritt Lavoisier mit Konsequenz vorwärts, so daß 1785 schon die ganze neue Theorie des Verbrennens in ihren Grundzügen feststand, der Grundstein der neuen C. Er hatte nachgewiesen, daß der Sauerstoff die Ursache aller Verbrennung, ebenso der Verkalkung der Metalle sei, daß er mit anderen Stoffen Säuren liefere, mit Schwefel Schwefelsäure, mit Kohle Kohlensäure, mit Phosphor Phosphorsäure, daß, wenn sich ein Metall in einer Säure auflöse, es den nöthigen Sauerstoff entweder aus dem Wasser, oder aus der Luft entnehme. Indem er nun noch den Nachweis lieferte, daß bei jeder Verbrennung das Produkt derselben so viel wiege wie der unverbrannte Körper und der hinzutretende Sauerstoff, daß selbst die bei Verbrennung des Oels, Weingeistes u. dergl. entstandenen luftförmigen Verbrennungsprodukte so viel wiegen als der dabei verbrauchte Sauerstoff und der unverbrannte Körper zusammengenommen, deckte er den innern Widerspruch der stahlschen Theorie vom Phlogiston mit allen Thatsachen und die Ungereimtheiten auf, zu welchen die Versuche, diese Thatsachen mit jener Theorie in Einklang zu bringen, führten. Jedoch erst, als Berthollet, Guyton de Morveau u. Fourcroy sich Lavoisiers neuer Auffassung zuwandten, wurde die stahlsche Theorie durch das neue antiphlogistische System gestürzt. Guyton de Morveau (1737—1816) war der eigentliche Gründer der neuen, im Allgemeinen noch jetzt gültigen, chemischen Nomenklatur, die durch Konsequenz, Einfachheit und die Möglichkeit, aus dem Namen schon die chemische Zusammensetzung der Verbindung zu erkennen, so wesentlich das Verständniß der neuen Lehre erleichtert. Berthollet (1748—1822) führte die Theorie durch ausgezeichnete experimentelle Untersuchungen (Ammoniak, erste Nachweisung von Wasserstoffsäuren) weiter. Sein mit eminentem Scharfsinn und Folgerichtigkeit durchgeführter Versuch, die Gesetze der Verwandtschaft auf die der Gravitation zurückzuführen, hat sich allerdings auch damals keine allgemeine Anerkennung erwerben können, besonders da ein Hauptsatz derselben, daß zwei Körper in jedem Verhältniß zu chemischen Verbindungen zusammentreten können, bald durch die Macht der Thatsachen widerlegt wurde. Von bleibendem Werth sind dagegen die Untersuchungen über den Einfluß der Kohäsion und der Elasticität der Körper im gasförmigen Zustand auf chemische Verbindung und Zersetzung geblieben. Berthollet hat außerdem durch die Anwendung der C. auf die Technik (Anwendung des Chlors zum Bleichen, Salpeterfabrikation, Knallsilber) letztere wesentlich gefördert. Fourcroy (1755—1809) wirkte durch die Macht seines Lehrtalents und durch seine Stellung an der Spitze des Unterrichts in Frankreich. Der nationale Gegensatz zwischen Frankreich und England, geschärft durch den politischen Haß gegen die Revolution, hemmte längere Zeit den Eingang der sogenannten „französischen C." in England; auch in Deutschland, dem Heimatland der stahlschen Theorie, schlug die antiphlogistische C. erst seit 1792 Wurzeln, als auf Klaproths Vorschlag die berliner Akademie die Fundamentaluntersuchungen Lavoisiers einer Prüfung unterzog und als richtig anerkannte. Von dieser Zeit an hat sich die C., befreit vom letzten theoretischen Ueberbleibsel aus dem Zeitalter der Alchemie, rein auf induktivem Wege, mittelst des Experiments, mit der Wage in der Hand stets die Mengen-, später auch die Maßverhältnisse berücksichtigend, nach denen chemische Verbindungen und Zersetzungen vor sich gehen, auf ihre gegenwärtige Höhe erhoben. Und sie hat sich nicht bloß mit der äußeren Erfahrung begnügt, sondern sich auch bemüht, auf dem Wege des Experiments in Verbindung mit theoretischer Verknüpfung des Thatsächlichen den wirksamen Kräften und ihren letzten Ursachen näher zu kommen. Die C. tritt mit der Physik (specifisches Gewicht, Wärme, Siedepunkt, Elektricität), später auch mit andern Zweigen der Wissenschaft, mit Mineralogie, Physiologie der Pflanzen und Thiere, Medicin in innigsten Zusammenhang. Physiologie und Medicin treten jetzt nicht wie in der jatrochemischen Zeit in phantastischer Weise, sondern auf dem Boden der Erfahrung in Verbindung, freilich nicht, ohne daß Einzelne wieder den alten ikarischen Flug versucht hätten. Angeregt durch die Bedürfnisse des Krieges zur Revolutionszeit, durch die Bedürfnisse des Friedens zur Zeit der Kontinentalsperre, empfängt zuerst in Frankreich die Gewerbthätigkeit mächtigen Anstoß durch die C.; die Gewerbe verdanken ihre besten Entdeckungen nicht mehr dem Zufall, sondern der Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze, und dieser Anstoß wirkte in weitesten Kreisen und bis auf unsere Zeit fort (Fabrikation der künstlichen Soda, der englischen Schwefelsäure, des Runkelrübenzuckers; Bleichen und Färben; Fabrikation von Seife, von Beleuchtungsstoffen; Cäment, Töpferei u. Glasmacherei, Darstellung arsenikfreien Nickels, Ultramarin, Aluminium). Auch das Wohlsein des Menschen suchte sie zu befördern (Desinficiren durch Chlor, Darstellung billiger Nahrungsmittel). Unter der großen Zahl trefflicher Chemiker, die seit Lavoisier am Ausbau der Wissenschaft gearbeitet haben, können wir hier nur wenige Namen erwähnen. Epochemachend wirkten Dalton und Gay-Lussac, H. Davy, Berzelius, Dumas, Liebig und Wöhler, Gerhard, Bunsen. Verfolgen wir ihre Thätigkeit nach den Hauptrichtungen der C. Die Analyse anorganischer Körper ist die erste Grundlage aller C., denn sie führt zu den Elementen, aus welchen alles Körperliche besteht. Auf dem Grunde, den Bergmann gelegt, arbeitete Klaproth (1743—1817) fort. Ihm und seinem Nachfolger Rose verdankt die Wissenschaft der C. neue Scheidungsmethoden, neue Körper, die genauere Kenntniß schon bekannter (Uran, Titan, Zirkonerde, Ochroïterde od. Ceroxyd, Honigsäure, Tellur). Gleich erfolgreich wirkte in Frankreich Vauquelin (1763—1829, Chrom,

Beryllerde), in England Wollaston (entdeckte 1803 Palladium, Rhodium) u. Tennant (entdeckte 1803 Iridium, Osmium). In Folge dieser Entdeckungen war die Zahl der bekannten Elemente auf 32 gestiegen. Man kannte außer den letztgenannten neu entdeckten Elementen, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff aus der Zeit der pneumatischen Forschungen, Kohlenstoff durch Lavoisier, der die Identität des Diamants mit der Kohle nachwies, Phosphor, Schwefel, Mangan, Nickel, Kobalt, noch aus der vorigen Periode, Zink durch Paracelsus, Wismuth durch Agricola, Wolfram durch d'Elhuyar, Platin seit 1741 durch Scheffer, außer den schon den Alten bekannten Metallen; die wichtigsten Basen; Alkalien, alkalische Erden und andere Erden, zahlreiche Metalloxyde, eine große Anzahl von Salzen. Von den wichtigsten Verbindungen waren die Analysen, freilich zum Theil unvollkommen, bekannt. Bewußtlos hatte dem Analytiker bei seinen Arbeiten der Grundsatz vorgeschwebt, daß die Verbindungen nach bestimmten Gewichtsverhältnissen Statt finden müßten; Berthollets Untersuchungen über die Verwandtschaft hatten aber das Sichergeglaubte wieder in Frage gestellt. Prousts (1755—1826) großes Verdienst ist es, durch zahlreiche Untersuchungen die Frage zur Entscheidung gebracht und nachgewiesen zu haben, daß in jeder Verbindung die Bestandtheile nach einem bestimmten Gewichtsverhältniß verbunden seien, und daß, wenn zwei Körper wahre Verbindungen eingehen, auch in diesen die Bestandtheile stets im festen Verhältniß verbunden seien, daß nicht alle Mischungsverhältnisse zwischen zwei Körpern möglich seien, sondern daß die Mengen stets sprungweise größer oder kleiner werden. Zur Feststellung allgemeiner Gesetze erhob sich Proust aber nicht. Im Jahre 1777 hatte Wenzel zwar schon die proportionalen Mengen, nach denen sich Säuren und Basen mit einander verbinden, entdeckt, nämlich in Folge der Beobachtung, daß, wenn sich zwei neutrale Salze, wie z. B. kohlensaures Kali u. ein neutrales schwefelsaures Metallsalz, gegenseitig zersetzen, aus keinem von beiden Salzen etwas frei wird, sondern Alles in den neuen Verbindungen aufgeht; Richter (1792) hatte dies Gesetz der festen Proportionen als Aequivalente weiter verfolgt, auch schon die ersten sogenannten stöchiometrischen Tafeln berechnet. Bei dem damaligen chaotischen Zustand der C. in Deutschland zur Zeit des Untergangs der Phlogistontheorie blieb aber jene wichtige Entdeckung unbeachtet, und erst, als Dalton (geboren 1766) selbstständig das Gesetz der Aequivalente und der Multiplen, wie es oben entwickelt worden, entdeckte (zuerst bekannt gemacht 1807), übte sie den nachhaltigsten Einfluß auf die C. aus. Dalton entdeckte zuerst die multiplen Verhältnisse, in denen sich Oxalsäure als Sauerkleesäure mit den Basen verbindet (Oxalsäure bildet mit Kali ein neutrales, zweifach- u. vierfachsaures Salz), und wurde, indem er die Erklärung dafür aus der atomistischen Theorie zu begründen suchte, auf seine folgenreiche Entdeckung geführt, daß alle Verbindungen nach Aequivalenten in ihren Multiplen vor sich gehen (s. oben). Die Zahlenwerthe, die er, auf den damals bekannten Analysen und auf eigenen Untersuchungen fußend, berechnete, sind natürlich noch vielfach mangelhaft; die Gesetze selbst aber haben sich bewährt Berzelius (1779—1842), der Chemiker von universellster Wirksamkeit, hat unter Beihülfe seiner Schüler mit immensem Fleiße gearbeitet, um diese Zahlenwerthe (Atomengewichte) sicher festzustellen (1816—18), und ihm verdanken wir die gegenwärtigen Werthe; aber noch fortdauernd sind die Chemiker damit beschäftigt, sie zu berichtigen. Namentlich Dumas hat sich später (1840) durch Anwendung neuer Methoden wesentliche Verdienste darum erworben. Ebenso folgenreich wie Daltons Entdeckungen war die Gay-Lussacs (1778—1840), daß sich die gasförmigen Körper nach einfachen Raumverhältnissen, ein Raumtheil, z. B. Kubikzoll, A mit 1, 2, 3 B, od. zwei Raumtheilen A mit 3, 5 ... B vereinigen, und daß, wenn eine Verdichtung Statt findet, diese nach ebenso einfachen Verhältnissen erfolgt. Der Ausgangspunkt für seine wichtige Entdeckung war die mit A. von Humboldt festgestellte Thatsache, daß sich zwei Raumtheile Wasserstoff stets mit einem Raumtheil Sauerstoff zu Wasser verbinden, eine wichtige Bestätigung und Ergänzung der daltonschen Gesetze. Die Volumentheorie machte es möglich, aus dem specifischen Gewicht der Bestandtheile und der Raumverminderung, welche bei der Verbindung vor sich geht, das specifische Gewicht einer Verbindung sicherer zu bestimmen als durch den unmittelbaren Versuch, und umgekehrt aus der Vergleichung des specifischen Gewichts einer Verbindung und den specifischen Gewichten ihrer Bestandtheile auf die Zusammensetzung der ersteren zu schließen. H. Davy (1778—1828) wandte 1807 den Strom einer mächtigen galvanischen Batterie zur Zersetzung einer Reihe von Verbindungen an, auf deren Zusammensetzung man wohl aus Analogie geschlossen hatte, die aber bis jetzt aller Bemühungen, sie chemisch zu zerlegen, gespottet hatten; es waren die Alkalien u. alkalischen Erden, aus denen er 1807 u. 1808 die metallischen Radikale Kalium, Natrium, Baryum, Strontium, Calcium u. Magnesium, zwar nur in Mengen von Stecknadelkopfgröße darstellte, die aber groß genug waren, um sie ihren wichtigen physikalischen u. chemischen Eigenschaften nach festzustellen. Ebenso stellte er aus Borsäure Bor dar. Gay-Lussac u. Thénard, mit gleich mächtiger galvanischer Batterie ausgerüstet, wiederholten und bestätigten Davy's Entdeckungen; indem sie aber auch eine Methode entdeckten, zuerst mittelst Eisens Kalium und Natrium aus Aetzkali u. Aetznatron in größeren Mengen darzustellen, gaben sie der C. in ihnen die kräftigsten Mittel zur Reduktion, denen bei zweckmäßiger Anwendung nichts widerstand. Gay-Lussac und Thénard stellten auch schon aus Fluorborongas mittelst Kaliums das Bor dar (1808); für Kieselerde und die Gruppe der eigentlichen Erden gelang die Reduction noch nicht, Niemand zweifelte jedoch seit dieser Zeit daran, daß auch sie Verbindungen des Sauerstoffs mit einfachen Radikalen seien. Dafür brachten die nächsten Jahre Aufschluß über eine ganz eigenthümliche Gruppe nichtmetallischer Elemente, über die jetzt sogenannten Haloïdkörper. Das Chlor hatte sein Entdecker, Scheele, nach seinem System ganz richtig, dephlogistisirte Salzsäure genannt; die antiphlogistischen Chemiker sahen es aber als die Verbindung eines noch unbekannten Elements an. Obgleich Gay-Lussac und Thénard bei ihren Untersuchungen des Salzsäuregases alle Beweise für die elementare

Natur des Chlors beibrachten, hielten sie doch im Wesentlichen die alte Vorstellung fest, daß Chlor eine Verbindung wasserfreier Salzsäure mit Sauerstoff sei. H. Davy war es, der aus diesen u. seinen eigenen Untersuchungen 1810 nachwies, daß Chlor ein Element, Salzsäure eine Verbindung von ihm mit Wasserstoff, und daß die salzsauren Salze eine eigenthümliche Klasse von sauerstofffreien Salzen (Haloïdsalzen, Berzelius), bestehend aus Chlor und dem betreffenden Metall, seien; eine Ansicht, die freilich erst von 1820 an zu allgemeiner Geltung kam, obgleich ihr die französischen Chemiker schon bald nach ihrer Aufstellung beipflichteten. Im Jahre 1811 entdeckte Courtois ein zweites Element dieser Gruppe, das Jod. Die Versuche, das Fluor, das offenbar ebenfalls dahin gehörte, zu isoliren, mißlangen. Die Anwendung des galvanischen Stromes für chemische Zersetzung führte Davy auch zur ersten Begründung der elektrochemischen Theorie, indem er annahm, daß dieselbe Kraft, die sich bei Berührung von Massen als Elektricität äußere, bei Berührung der kleinsten Theile die Erscheinungen chemischer Verwandtschaft hervorrufe, eine Theorie, um deren Ausbildung sich Berzelius vor Allen bemühte (s. oben), u. an deren weiterer Begründung Davy's großer Schüler Faraday (1791 geboren) wesentlichsten Antheil nahm; Faraday's Thätigkeit wurde auch noch in anderer Weise für die C. erfolgreich, einmal, indem er die Methode lehrte, viele bis jetzt noch nicht verdichtete Gase durch ihren eigenen Druck zu verdichten, und indem aus seiner Untersuchung der Kohlenwasserstoffverbindungen die erste Kenntniß polymerer Verbindungen, d. h. der Verbindungen von gleicher procentischer, aber verschiedener Atomenzusammensetzung, hervorging. Berzelius' Thätigkeit in Feststellung der Atomengewichte stand in innigster Verbindung mit seinen umfassenden analytischen Untersuchungen; sein Laboratorium wurde die Bildungsstätte der ausgezeichnetsten Analytiker, namentlich H. und G. Rose's, Gmelins, Wöhlers und Anderer. Hohes Verdienst erwarb sich Berzelius vornehmlich auch um die qualitative Analyse, in welcher er das Löthrohr zur verdienten Anerkennung brachte, um die quantitative Analyse durch Feststellung der zweckmäßigsten Scheidungsmethoden, um die Erleichterung des Verständnisses der chemischen Vorgänge, überhaupt durch Aufstellung der chemischen Formeln als Ausdruck für die Atomenzusammensetzung der Verbindungen, die ihm zuerst zum Prüfstein für die Angaben der Analysen dienten. Berzelius' analytische Arbeiten gewannen auch auf die Mineralogie den größten Einfluß; besonders seit er 1814 der Kieselerde ihre lange verkannte richtige Stelle unter den Säuren angewiesen und die Kieselverbindungen als kieselsaure Salze erkannt hatte, unterwarf er das große Gebiet der natürlichen Kieselmineralien den Gesetzen, welche für die übrigen Sauerstoffsalze gelten; später brachte er die Schwefelmetalle in ebenso lichtvolle Ordnung, indem er unter ihnen Sulfobasen und Sulfosäuren unterschied und ihr Zusammentreten zu Sulfosalzen nachwies. Vorher schon, 1817, hatte er sein erstes chemisches System der Mineralien aufgestellt. Für das Verständniß der verwickelten Mineralverbindungen war von Wichtigkeit Mitscherlichs (geboren 1794) Aufstellung der Lehre vom Isomorphismus (s. oben), von nicht geringerer seine Entdeckung des Dimorphismus, d. h. der verschiedenen Krystallisation bei demselben Element (Schwefel, Kohlenstoff als Diamant und Reißblei) und bei gleicher chemischer Zusammensetzung (Kalkspath, Aragonit). Mitscherlich war auch der Erste, welcher im Laboratorium natürliche Mineralkörper aus ihren Bestandtheilen künstlich zusammensetzte. Eine wichtige Erweiterung erfuhr aber 1840 die C. durch den Nachweis der sogenannten allotropischen Zustände der Körper, indem Schönbein das Ozon entdeckte, welches sich später als ein und derselbe elementare Körper wie der Sauerstoff erwies, aber in einem verschiedenartigen Zustande, begabt mit wesentlich verschiedenen Eigenschaften. Die Untersuchung der anorganischen Körper hat in dieser Zeit die Zahl der Elemente außerordentlich vermehrt; die Mehrzahl wurde in dem stockholmer Laboratorium entdeckt, 1817 durch Berzelius das Selen, durch Arfidson das Lithion, durch Stromeyr und Hermann das Kadmium; 1823 gewann Berzelius aus Fluorkieselkalium mittelst Kaliums das Silicium, 1824 derselbe aus Fluorzirkon das Zirconium, 1828 Wöhler aus den wasserfreien Chlormetallen das Aluminium, Beryllium, Yttrium. Dadurch kam die Kenntniß der Elemente zu einem gewissen Abschluß; was später von Elementen entdeckt wurde, waren nur Bestandtheile seltener Mineralien; so die von Mosander entdeckten Metalle der Cergruppe, Lanthan (1839), Didym (1842) und die mit Yttrium vorkommenden Erbium und Terbium (1843), das von Berzelius entdeckte Thorium (1845); auch aus der Platingruppe fand Klauß noch das Ruthenium (1848). Durch das Zusammenwirken dieser Chemiker, vor Allen aber durch Berzelius, der alles Bekanntwerdende zusammenfaßte u. systematisch ordnete, wurde die anorganische C. zu dem in sich abgeschlossenen Ganzen entwickelt, als das sie gegenwärtig unsere Lehrbücher mittheilen.

Hatte auch Scheele schon die organischen Säuren einer eingehenden Untersuchung unterworfen, Richter für einige die Aequivalente berechnet, Lavoisier das Princip der organischen Elementaranalyse festgestellt, Vauquelin neue Verbindungen entdeckt, hatten Berzelius u. Seebeck im Ammoniumamalgam u. Gay-Lussac 1815 im Cyan oder in der wie Chlor sich verhaltenden Kohlenstickstoffverbindung, welche mit Wasserstoff die Blausäure, mit Metallen Cyanmetalle bildet, die Prototypen der zusammengesetzten Radikale entdeckt: so waren dies Alles doch nur die ersten Anfänge der organischen C. Erst von der Verbesserung der immerhin noch äußerst schwierigen und von wenigen Chemikern gehandhabten organischen Elementaranalyse durch Gay-Lussac u. Thénard und von der dadurch ermöglichten Anwendung der stöchiometrischen Gesetze auf organische Verbindungen, die zuerst 1814 durch Berzelius versucht wurde, datirt der Anfang der organischen C. als einer eigentlichen systematisch geordneten Wissenschaft. Berzelius führte in die C. zuerst den später vor Allen durch Liebig vertretenen und für die organische C. fruchtbar gemachten Begriff der zusammengesetzten Radikale und die Ansicht ein, daß sie für die organischen Verbindungen das seien, was für die anorganische C. die einfachen Radikale: nämlich ihre Elemente. An der Feststellung der Begriffe von Isomerie, Meta- und

Polymerie nahm er den wesentlichsten Antheil. Im Uebrigen suchte er nachzuweisen, daß in der organischen C. dieselben Gesetze herrschen wie in der anorganischen, daß es Säuren, Basen und Verbindungen beider gebe, die sich unter einander binär verbinden. Von 1818 an zählt die Literatur ausgezeichnete Arbeiter auf diesem Gebiete auf, außer Berzelius' Arbeiten vor Allem die klassische Chevreuls über die Zusammensetzung der Fette, gleich wichtig für die Theorie wie für die Technik, namentlich für die Seifen- und Stearinfabrikation. Aber erst von 1823 an, wo sich Dumas in Paris, Liebig (geboren 1803) und Wöhler (geboren 1800) in Deutschland der organischen C. zuwandten, schreibt sich der erste Fortschritt, das Sichdrängen interessanter neuer Entdeckungen in diesem Theile der C. Liebig vor Allen hat durch die 1823 mit Gay-Lussac zuerst begonnene Verbesserung des Apparats für die organische Analyse mächtigen Anstoß dazu gegeben; 1830 hatte er endlich den gegenwärtigen Apparat konstruirt und Apparat wie Manipulation in der Art vereinfacht, daß eine der schwierigsten Aufgaben der früheren Chemiker, die organische Elementaranalyse, zu einer Operation von wunderbarer Leichtigkeit und Zuverlässigkeit wurde. Liebig selbst und seinen aus allen Theilen der Erde ihm nach Gießen zuströmenden Schülern verdankt die C. die zahlreichsten Analysen, seinem schöpferischen Scharfsinn die theoretische Verknüpfung der Thatsachen. Eine Reihe der wichtigsten Untersuchungen stellte er aber mit dem gleich ausgezeichneten Wöhler zusammen an; so waren sie zusammen die Entdecker des ersten ternären, aus Kohlenstoff, Wasserstoff u. Sauerstoff zusammengesetzten Radikals, des Benzoyls. Die drei genannten Chemiker haben nicht allein die C. mit einer großen Anzahl neuer Verbindungen bereichert, sondern große Abschnitte derselben, die früher ein Chaos waren, in lichtvollste Ordnung gebracht. Ihre Arbeiten speciell zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; nur das ist zu erwähnen, daß Wöhler (1828) die erste Darstellung einer organischen Verbindung auf künstliche Weise, aus anorganischen Stoffen, gelang, nämlich die des Harnstoffs, eine Entdeckung, welcher später 1837 die mit Liebig gemeinsame künstliche Erzeugung des Allantoïns und andere Verbindungen folgten, wie 1834 die künstliche Darstellung organischer Säuren durch Dumas. Indem so auf künstlichem Wege Verbindungen dargestellt wurden, deren Bildung man für bedingt durch die Lebensthätigkeit hielt, fielen die Schranken zwischen anorganischen und organischen Verbindungen. Liebig verdankt die C. die Feststellung der Thatsachen, daß ein im Akt der Zersetzung oder Verbindung begriffener Körper einem ruhenden Körper Anstoß zu gleicher Thätigkeit geben könne, und die Anwendung dieser Thatsachen zur Erklärung eines Theils der von Berzelius unter dem Begriff der katalytischen zusammengefaßten Erscheinungen bei der Gährung, bei Vergiftungen gewisser Art (wie durch Blausäure) und bei Ansteckung. Dumas versuchte es zuerst, eine von der dualistischen Ansicht abweichende neue Theorie der chemischen Verbindung aufzustellen, die Theorie der Typen (s. oben), an die sich andere, die laurentsche Kerntheorie u. endlich die gerhardtsche, anschlossen. Letzterer hat das ganze Gebiet anorganischer und organischer C. nach diesen neuen Grundsätzen zu ordnen versucht. Diesen Bemühungen der französischen Chemiker verdankt die organische C. eine Reihe wichtiger Erweiterungen, die allgemeineren Eingang als die Theorien gefunden haben. Wichtig wurde Dumas' Theorie von der Substitution (s. d.), durch die Menge neuer interessanter Verbindungen, zu deren Erzeugung sie Anlaß gab, u. durch die Erklärung, die später aus ihr die Annahme der sogenannten gepaarten Verbindungen erhielt, Verbindungen eines Körpers mit einem andern, die sich wie einfache Verbindungen vom Charakter eines der Bestandtheile verhalten und sich in ihre ursprünglichen Verbindungen wieder spalten lassen. So liefert Alkohol mit Schwefelsäure die Weinschwefelsäure, die wie die Schwefelsäure mit Oxyden Salze liefern kann, bei 140° C. aber in Aether und wasserhaltige Schwefelsäure zerfällt. Eine merkwürdige Gruppe derselben, die Glykoside, zerfällt durch das Ferment der Mandeln, das Emulsin, u. durch Speichel in Zucker und andere Verbindungen, wie das Amygdalin und das Salicin der Weidenrinde. Piria hat sich vorzugsweise um ihre Kenntniß verdient gemacht. Laurent verdankt man die Kenntniß der homologen Reihen, d. h. Reihen von analoger Zusammensetzung und meist auch einander entsprechenden Eigenschaften, welche sich merkwürdiger Weise stets durch ein Vielfaches von $C^2 H^2$ in der Zusammensetzung unterscheiden. Eine ausgezeichnete Reihe dieser Art bilden die sogenannten Alkohole, die sich meist aus dem Zucker mittelbar od. unmittelbar bilden; es gehören dahin der Holzgeist ($C^2 H^4 O^2$) aus den Destillationsprodukten des Holzes, der Weingeist ($C^4 H^6 O^2$), der Propylalkohol aus Weintrestern ($C^6 H^8 O^2$), der Butylalkohol aus Fuselöl ($C^8 H^{10} O^2$) u. s. f., ferner das Sumpfgas $C^2 H^3 + H$, der Aethylwasserstoff $C^4 H^5$, der Propylwasserstoff $C^6 H^7 + H$, der Butylwasserstoff $C^8 H^9 + H$. Außer diesen wissenschaftlichen Forschungen von allgemeinem Interesse verdiente noch manche Einzeluntersuchung von praktischer Wichtigkeit Erwähnung, so Reichenbachs Untersuchung der Destillationsprodukte des Holzes (Kreosot), der des Steinkohlentheers (Anilin) u. A. Trotz der außerordentlichen Vermehrung der Kenntnisse auf dem Gebiete der organischen C. ist man aber noch nirgends zum Abschluß gekommen; die Ansichten über die Art der Zusammensetzung der anorganischen Verbindungen sind noch im regsten Streite begriffen. Wenn sich hier erst die Ansichten abgeklärt haben, werden wahrscheinlich unsere gegenwärtigen Vorstellungen über die chemische Konstitution anorganischer Verbindungen eine wesentliche Aenderung erleiden. Der Boden der organischen C. scheint der zu sein, auf welchem der Kampf der beiden feindlichen Anschauungen: der dualistischen und Typentheorie, zur Entscheidung kommen wird. Uebrigens hat auch in ihrer gegenwärtigen noch unfertigen Form die organische C. schon den wesentlichsten Einfluß auf die Gestaltung der Physiologie der Thiere und Pflanzen gewonnen. Die Anfänge der Agrikulturchemie reichen bis Duhamel im vorigen Zeitalter zurück; im Anfange des gegenwärtigen verdankt sie Davy weitere Förderung; Saussure's Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie, die Gmelins und Tiedemanns auf dem der thierischen gaben Resultate von bleibendem Werth.

Aber erst seit Liebig 1839 auch diese Gebiete in den Kreis seiner schöpferischen Thätigkeit gezogen hat, sind die Forschungen der Chemiker nicht nur für die Fortschritte der Physiologie, sondern auch für das praktische Leben von eingreifendster Wirkung geworden. Liebig, Dumas, Boussingault, Völker, vor Allen auch der Holländer Mulder, der Entdecker des Protein, haben ihre Studien der Lehre von der Ernährung der Pflanzen und Thiere, von dem Stoffwechsel, von den Umbildungen der Stoffe im Organismus zugewendet. Steht auch die Praxis theilweise noch abseits, mißtrauisch, ja feindselig die einander widersprechenden Resultate der Forscher betrachtend, so ist, wie die zahlreichen chemischen Versuchsstationen, welche Staaten wie ökonomische Vereine gegründet haben u. täglich noch gründen, beweisen, das Streben, die Resultate der Wissenschaft für das Leben fruchtbringend zu machen, aller Orten im Erwachen begriffen. So hat die C. unserer Zeit alles Irdische in den Kreis ihrer Untersuchung gezogen: die Erde mit ihren Gesteinsmassen und Mineralien, mit ihrer Verwitterungsrinde, dem Boden, die Urbildung der Erde, die Luft und das Wasser, Thier und Pflanze im gesunden wie im kranken Zustande, den Kreislauf des Anorganischen durch Pflanzen- und Thierwelt bis wieder zurück zum Anorganischen, überall Erkenntniß und Wohlstand der Einzelnen wie ganzer Nationen fördernd; und man konnte daher wohl fragen: Was wird die Aufgabe der C. einer folgenden Periode sein? Koppe, der in seiner Geschichte der C. diese Frage aufwirft, erklärt es für unwahrscheinlich, daß diese nächste Periode eine der unsrigen konträr entgegengesetzte sein werde, wie die unseres Jahrhunderts der vorhergehenden phlogistischen entgegengesetzt ist; dafür spricht die Methode der induktiven Forschung, die Kontrole durch Maß und Gewicht, welche der chemischen Wissenschaft unseres Jahrhunderts ihren Charakter aufgeprägt haben. Mit prophetischem Geiste schließt K.: „daß eine neue Periode der C. davon datiren werde, daß ihr aus einer andern Wissenschaft bis jetzt noch unbekannte Gegenstände der Forschung zukommen". Und die Morgenröthe einer solchen Periode ist schon angebrochen in Bunsens und Kirchhoffs Anwendung der Farbenbilder (spectra) zur Erkennung der Stoffe. Haben schon Klaproths, Rammelsbergs und Anderer Untersuchungen der Meteorsteine die chemische Untersuchung über die Grenzen der Erde hinausgeführt, so verbindet die Spektralanalyse C. und Astronomie. Sie weist nicht bloß neue Stoffe auf der Erde nach (Rubidium und Cäsium), sondern führt auch den Chemiker zur Erforschung der Sonne und der sie umkreisenden Planeten, ja sie weist ihn über die Grenzen des Sonnensystems hinaus in die Fernen des Weltenraums, zu den Körpern des Fixsternhimmels.

Literatur. Zur Geschichte der C. vgl. Gmelin, Geschichte der C., Göttingen 1797—99, 3 Bde.; Höfer, Histoire de la chimie, Par. 1842, 2 Bde.; Kopp, Geschichte der C., Braunschweig 1843—47, 4 Bde.; Dumas, Philosophie de la chimie (deutsch von Rammelsberg, Berlin 1839). Lehr- und Handbücher: Gmelin, Handbuch der C., 4. Aufl., Heidelberg 1843 f.; Liebig, Handbuch der C., daselbst 1843; Berzelius, Lehrbuch der C., 6. Aufl., Dresden und Leipzig 1844 ff.; Dumas, La chimie appliquée aux arts (deutsch von Engelhardt u. Buchner, Nürnberg 1830—51); Mitscherlich, Lehrbuch der C., 4. Aufl., Berl. 1844; Regnault, Lehrbuch der C. (deutsch von Bödecker, Berl. 1850, 4 Bde.); Gorup-Besanez, Lehrbuch der C., Braunschw. 1859—60, 2 Bde.; Derselbe, Tafeln zur Erläuterung der Typentheorie, das. 1820. Graham-Otto, Ausführliches Lehrbuch der C., Bd. I. physikalische C. von Buff, Kopp u. Zamminer; Bd. II. Theil 1—3, anorganische C. von Otto; Bd. III. organische C. von Kolbe, Braunschweig 1854 ff. Muspratt, Theoretische, praktische und analytische C., frei bearbeitet von Stohmann, Braunschweig 1854—60, 3 Bde.; Bär, C. des gewöhnlichen Lebens, 2. Aufl., Leipzig 1861, 2 Bde. Kleinere Lehrbücher: Stöckhardt, Schule der C., 12. Aufl., Braunschw. 1861; Wagner, C., 2. Aufl., Leipzig 1851; Erdmann, Lehrbuch der C., 4. Aufl., das. 1851; Regnault, Kurzes Lehrbuch der C. (deutsch von Strecker, 4. Aufl., Braunschweig 1861); Liebig, Chemische Briefe, 3. Aufl., daselbst 1851; Strecker, Chemisches Laboratorium, Leipz. 1854; Schödler, C. der Gegenwart, 3. Auflage, daselbst 1854. Handwörterbuch: Liebig, Wöhler, Poggendorf und Kolbe, Handwörterbuch der C., Braunschweig 1842—56, 6 Bde. Die analytische C. behandelten: Rose, Handbuch der analytischen C., Braunschweig 1851, 2 Bde.; Will, Anleitung zur quantitativen Analyse, 2. Aufl., Heidelb. 1851; Fresenius, Qualitative u. quantitative Analyse, Braunschweig 1851; Wöhler, Praktische Anleitung zur chemischen Analyse, Gött. 1853; Wicke, Anleitung zur chemischen Analyse, Braunschw. 1857; Rammelsberg, Anleitung zur qualitativen Analyse, 4. Aufl., Berl. 1860; die organische C.: Gerhardt, Lehrbuch der organischen C., aus dem Französischen, Leipz. 1854—58, Bd. 1—4; Schloßberger, Lehrbuch der organischen C., 5. Aufl., Leipz. u. Heidelb. 1860; die technische C.: Schubarth, Handbuch der technischen C., 4. Aufl., Berl. 1851; Knapp, Chemische Technologie, Braunschw. 1847 ff.; Wagner, Chemische Technologie, 5. Aufl., Leipz. 1862; Derselbe, Jahresbericht der chemischen Technologie, das. 1854 ff.; die Agrikulturchemie: Wolff, Naturwissenschaft des Ackerbau's, das. 1851; Stöckhardt, Chemische Feldpredigten, das. 1851; Otto, Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe, 5. Aufl., Braunschw. 1860; Reichhardt, Ackerbauchemie, Jena 1861; die physiologische C.: Mulder, Physiologische C., Braunschw. 1844—51; Lehmann, Lehrbuch der physiologischen C., 3. Aufl., Leipz. 1852; Derselbe, Taschenbuch der physiologischen C., 6. Aufl., das. 1854; Liebig, Die Thierchemie oder die organische C. in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, 3. Aufl., Braunschweig 1845; Derselbe, Die C. in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie, 6. Aufl., das. 1845. Zeitschriften: Berzelius u. Svanberg, Jahresbericht der C., Tüb. 1822—48; Liebig und Kopp, Jahresbericht der C., Gießen 1848—1854; Erdmann und Werther, Journal für praktische C., Leipz. 1831 ff.; Liebig, Wöhler und Kopp, Annalen der C. und Pharmacie, Heidelb. 1838 ff.; Poggendorf, Annalen der Physik u. C., Lpz. 1824 ff.; Pharmaceutisch-chemisches Centralblatt, das. 1830 f., seit 1847 von Kopp redigirt.

Chemin-couvert (franz.), der bedeckte Weg bei Festungen.

Cheminement (franz.), der Gang der sich einer belagerten Festung im Zickzack nähernden Laufgräben.

Chemische Atomen- oder Proportionslehre, s. Stöchiometrie.

Chemische Meßkunst, s. Stöchiometrie.

Chemische Präparate, im weiteren Sinn alle diejenigen Produkte, welche durch chemische Prozesse gewonnen werden; im engeren Sinn jedoch nur die in besonderen chemischen Fabriken gewonnenen Producte.

Chemischer Ofen, kleines Sternbild am südlichen Himmel, südlich vom Wallfisch und östlich von der Elektrisirmaschine.

Chemischer Prozeß, die Gesammtheit der Erscheinungen und Vorgänge, welche beim Zusammentreffen zweier oder mehrer Körper eintreten, wenn in Folge der unter ihnen erregten chemischen Verwandtschaften oder Affinitäten bis dahin bestandene chemische Verbindungen gelöst und dafür neue eingegangen werden. S. Chemie.

Chemisches Feuerzeug, s. Feuerzeug.

Chemische Verwandtschaft (Affinität), s. Chemie.

Chemische Zeichen. In früheren Zeiten bediente man sich theils als Abkürzung, theils um die besonders bei alchemistischen Prozessen in Gebrauch gezogenen Körper und Manipulationen nicht Jedermann verständlich zu machen, gewisser Symbole, welche diese ausdrückten. So bedeutete △ Feuer, ☉ Gold, ☽ Silber, o—o Arsenik, ♂ Eisen, ♄ Blei 2c. Gegenwärtig bedient man sich der Zeichensprache, um in einfachster u. zugleich deutlichster Form auszudrücken, in welcher Art und Weise man sich die Atome einer chemischen Verbindung vereinigt denkt; s. Chemie.

Chemise (franz.), Hemd; in der Fortifikation der Mauermantel, die äußere Seite der Futtermauern bei Festungswällen; auch s. v. a. Revêtement; im Hüttenwesen die Vorwand eines Schmelzofens. C. de chargement, die innere Bekleidung der Schiffe mit Segeltuch.

Chemismus (v. Griech.), chemisches Verhältniß, Inbegriff alles Dessen, was in Naturerscheinungen aus einer durch wechselseitige Anziehung der kleinsten Körpertheilchen zur gegenseitigen Ausgleichung und Ergänzung ihrer selbst sich äußernden Bestimmung erklärlich oder dadurch bedingt ist; dann diejenige naturphilosophische Theorie, welche die Bildung oder Forterhaltung der Natur durch einen chemischen Prozeß erklären will; auch s. v. a. Jatrochemie.

Chemitypie (v. Griech.), das von C. Piil, Goldarbeiter aus Kopenhagen, erfundene Verfahren, Radirungen auf Zink, Kupfer, auch Gold u. Silber in Relief zum Druck für die Buchdruckerpresse herzustellen. Dasselbe ist seinen Grundzügen nach folgendes: Auf einer blankpolirten Platte von reinem Zink oder Kupfer wird nach gewöhnlicher Weise eine Radirung und Aetzung oder Gravirung ausgeführt, welche in der Kupferdruckpresse einen Abdruck geben würde. Die auf der Platte vertieft erscheinende Zeichnung wird nun nach vorangegangener sorgfältiger Reinigung mit einem leichtflüssigen Metall, einer Mischung von Blei, Zinn u. Wismuth, eingeschmolzen, und letzteres dann wieder genau bis auf die Oberfläche des Zinks weggenommen, so daß nur die vertieften Linien ausgefüllt bleiben u. das eingeschmolzene Metall die Radirung oder den Stich rein zur Anschauung bringt. Aetzt man durch verdünnte Salpetersäure, welche das ausfüllende Metall nicht angreift, das Zink nach und nach hinweg, inzwischen immer durch Auftragen einer Mischung von Fett und Harz das sich sehr bald erhaben zeigende eingeschmolzene Metall an den Seiten schützend, damit es gleichsam auf einer keilförmigen Unterlage von Zink zu stehen kommt, so erhält man ein Relief, das die vorher vertiefte Linie auf das Genaueste wiedergibt. Der Vorzug der C. vor dem Holzschnitt ist in der billigen Herstellungsweise, hauptsächlich aber in der Erzielung von Originalradirungen und Stichen zu finden, in sofern der bildende Künstler, welcher selbst zu radiren od. graviren vermag, mittelst derselben ein treueres Facsimile, als es sich im Holzschnitt wiedergeben läßt, erzielt und durch die vor dem Einschmelzungsprozesse vermittelst der Kupferdruckpresse oder Gypsabgüsse erhaltenen Abzüge das Bild durch fortgesetzte Korrekturen den Anforderungen vollkommen entsprechend vollenden kann. In sofern aber der Feinheit der Linien, besonders dem weichen Verlaufen derselben in lichten Partien, gewisse Grenzen gesteckt sind, selbst mit Punkten das jähe Aufhören der Linien nicht gemildert werden kann, wogegen dieselben bei dem Holzschnitt durch „Versenken“ verschwindend in das Licht hinübergeführt werden, und das Metall, dessen sich die C. bedient, nicht die Affinität zur Druckfarbe hat, wie das Holz, hauptsächlich aber weil die zeichnenden Kräfte noch zu wenig mit der Nadel vertraut sind, hat bis jetzt die C. mit dem Holzschnitt nicht zu konkurriren vermocht. Dagegen scheint dieselbe vorzüglich zur Herstellung von geographischen Karten für die Buchdruckerpresse geeignet u. wird darin nur von der Glyphographie erreicht. Piil brachte seine Erfindung 1843—46 in beschränktem Maße in Kopenhagen zur Anwendung, alsdann in ausgedehnterer Weise in Leipzig 1846—49 in Verbindung mit dem Buchhändler G. H. Friedlein, ward 1850 an die Staatsbuchdruckerei in Wien berufen, kehrte aber nach Verlauf einiger Jahre nach Kopenhagen zurück. Seitdem hat die C. vielfache Anwendung, unter Anderem im sydowschen Schulatlas gefunden u. wurde auch in mehren Kunstanstalten mit Vorliebe gepflegt; ihre weitere Vervollkommnung hinderten jedoch die oben erwähnten Mängel. Ein erschöpfender Artikel über C., „Typokaustik“ überschrieben, ist in der Zeitschrift „Lithographia“, Jahrgang 1862, zu finden.

Chemmis, (Khem), ägyptische Gottheit, die zu den acht Göttern der ersten Ordnung gehörte und als zeugender Naturgott unter dem Sinnbild eines Bocks verehrt wurde. Die Hauptsitze ihres Kultus waren die Städte Mendes u. C. (Chemmo), welche letztere die Griechen von Pan, den sie in C. wiederfanden, auch Panopolis nannten. Von der Stadt C. aus, die am östlichen Ufer des Nils lag u. von Leinwebern, Bildhauern und Steinmetzen bewohnt war, sollen Danaus und Lynceus nach Hellas übergesiedelt sein; dem Perseus, dem Sohne der Danaë, welche hier ein Heiligthum hatte, zu Ehren wurden hier Kampfspiele nach griechischer Art gehalten. Ruinen der alten Stadt sind noch jetzt bei Akhmym vorhanden.

Chemnitz, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, nach Bevölkerungszahl die dritte, nach Handelsthätigkeit die zweite, nach Umfang der Industrie aber die erste Stadt des Königreichs und eine der bedeutendsten industriellen Städte Deutschlands überhaupt, liegt 1240 Fuß hoch am Fuße des Erzgebirges im Kesselthale des Flusses C., der sich bei Altchemnitz aus der Zwönitz und Würschnitz bildet und nach 11 Meilen Laufs zwischen Wechselburg und Lunzenau in die zwickauer Mulde mündet. Sie besteht aus der innern Stadt und 9 Vorstädten, die zusammen 1600 bewohnte Gebäude zählen. Die Innerstadt ist von beschränktem Umfang und hat, wo nicht Feuersbrünste in der neuesten Zeit totale Umbauten veranlaßt haben, noch viele enge Gassen mit kleinstädtischen Häusern. In der Mitte derselben dehnen sich 4 aneinanderstoßende Marktplätze aus, an deren einem, dem Hauptmarkte, das alterthümliche Rathhaus, das Amthaus mit Lauben, dahinter die Hauptkirche zu St. Jacobi (von 936, mit Gemälden von Lucas Cranach, Oeser, Wohlgemuth) stehen. Die alten Stadtgräben (C. war bis zum dreißigjährigen Kriege eine starke Festung) sind ausgefüllt und in Straßen verwandelt; hier steht die neue Kirche St. Johannis (ohne Thurm), das Theater, die Bürgerschule, das weitläufige Postgebäude, die neue Realschule und andere öffentliche Gebäude. Von den Stadtgräben dehnen sich nach allen Seiten die Vorstädte aus, welche zusehends wachsen und regelmäßige breite Straßen nebst hohen, massiven Häusern haben. Die größte derselben ist im Norden der „Anger“ mit einem kolossalen, 1860 vollendeten Schulgebäude und dem Bahnhofe, von wo die zwickauer Bahn die Stadt im Halbkreise umschlingt, die Straßen der Vorstädte bald durchschneidend, bald auf Brücken übersetzend. Außer den genannten hat C. noch 5 Kirchen (darunter eine katholische), ferner eine Gewerbs- u. Baugewerkschule, Handelsschule, ein Progymnasium, eine Sonntagsschule, 3 Bürgerschulen und bedeutende Wohlthätigkeitsanstalten, als ein Armenhaus mit Lazareth, Waisenhaus, Hospital zu St. Georg, Siechenhaus ꝛc. Im Nordwesten auf einer Anhöhe liegt das Schloß, ein ehemaliges, von Kaiser Lothar gegründetes Benediktinerkloster, jetzt besuchter Vergnügungsort. Erhalten ist davon nur die alte gothische Kirche mit kunstreichem Portal, einer sagenreichen vermauerten Kanzel und einem Holzschnitzwerke, die Geißelung Christi darstellend. C. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft u. eines Bezirksgerichts, einer Bezirkssteuereinnahme, eines Hauptzollamts, eines Rentamts; ferner ist daselbst der Sitz des großen Industrievereins für das Königreich Sachsen, der 22 durch das ganze Land verbreitete Bezirksvereine unter seinem Ressort begreift, eines Handwerkervereins (seit 1829) mit über tausend Mitgliedern und ansehnlicher Bibliothek, sowie mehrer anderer gewerblichen Vereine. Die Zahl der Einwohner betrug 1803: 9900, 1834: 21,137, 1861: 45,582 Seelen. Die Industrie von C., deren ausgedehnter und schwungvoller Betrieb der Stadt den Namen des „sächsischen Manchester“ erworben hat, beschäftigte bereits vor einigen Jahren 53 Dampfmaschinen mit 589 Pferdekraft, wozu noch 17 Maschinen in der volk- und gewerbreichen Umgegend kommen. Von gewissen Industriezweigen, namentlich Baumwollenspinnerei und Buntweberei, ist C. Hauptsitz für ganz Deutschland. Man zählt gegen 50 Spinnereibesitzer, und die Zahl der im Gang befindlichen Feinspindeln beläuft sich wohl auf 150,000. Außerdem sind die wichtigsten Zweige: Kunstweberei von Stoffen jeder Art, Zeuch- und Kattundruckerei und Strumpfwaarenmanufaktur. Die Wollen- u. Baumwollenwaaren stehen den englischen gleich, die Strumpfwaaren übertreffen sie. Dazu kommen Bleichereien, Färbereien (namentlich für Türkischroth), Maschinenfabriken und Eisengießereien (worunter das berühmte hartmannsche Etablissement), Fabriken von Tapeten, Wachstuch, chemischen Artikeln, Schirmen ꝛc. Der Handel, seit neuester Zeit durch Eisenbahnverbindungen mit Riesa u. Zwickau unterstützt, ist von Wichtigkeit. Die Stadt hat mehre sehr bedeutende Handelshäuser und besitzt seit 1849 eine mit 200,000 Thalern begründete Bank. In Rechnungsarten, Münzen und Wechselangelegenheiten richtet sie sich nach Leipzig, in Maßen und Gewichten nach Dresden. Ein lebendiges Bild des bunten und geschäftigen Treibens von C. gewährt der Blick von der kleinen Höhe des Kasbergs im Westen der Stadt.

C. ist ursprünglich eine Anlage der Sorbenwenden, und zwar gilt das Dorf Altchemnitz für die erste Niederlassung in jener Gegend. Im Jahre 938 erhielt der Ort vom Kaiser Otto I. die erste christliche Kirche, später vom Kaiser Lothar II. städtische Verfassung und eigene Gerichtsbarkeit, und 1125 ward sie von demselben zur Reichsstadt erhoben, blieb jedoch den kaiserlichen Landvögten unterworfen. Zuletzt waren die Herren von Waldenburg erbliche Vögte von C. Kaiser Friedrich II. verpfändete 1242 C. nebst Zwickau und Altenburg an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten gegen 10,000 Mark Silber. Zwar nahm Kaiser Rudolf I. dem Markgrafen Heinrich den Pfandbesitz wieder ab, doch brachte Geldnoth die Kaiser noch mehrmals dahin, C. als Pfand zu verschleudern. Im Jahre 1308 wählte die Bürgerschaft von C. den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Gebissenen, zu ihrem Schutzherrn und leistete ihm 1312 Huldigung; doch erst Friedrichs Sohn u. Nachfolger, Friedrich der Ernste, erhielt 1329 die kaiserliche Bestätigung. Im Jahre 1375 verkaufte Johann von Waldenburg das Vogtrecht sammt seinem Schloß Rabenstein an das Benediktinerkloster C., was Veranlassung zu häufigen Händeln zwischen den Reichsbürgern u. den Mönchen gab. Um diese Zeit faßte die Leinweberei unter Wilhelm II., dem Reichen, festen Fuß in C., nachdem die Bleicherei daselbst schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen war. Obwohl die Stadt gegen das Ende des 14. Jahrhunderts von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht und dann durch die Hussitenkriege arg mitgenommen wurde, so erhob sie sich doch bald wieder, und auch als Wilhelm III. im Bruderkriege die eroberte Stadt der Brandfackel seiner böhmischen Kampfgenossen (1449) preisgegeben hatte, erstand sie überraschend schnell wieder aus dem Schutte. Der Gewerbfleiß mehrte sich u. fand immer neue Absatzwege; Tuchweberei und Färberei kamen zu der Leinweberei hinzu. Bei der Theilung der sächsischen Lande zwischen Ernst und Albert (26. August 1485) fiel C. der ernestinischen Linie zu und nahm 1539 die Reformation an. Im schmalkaldischen Kriege fiel es in die Gewalt des Herzogs Moritz, wurde ihm aber

kurz nachher vom Kurfürsten Johann Friedrich wieder entrissen. Inzwischen hatte der Wohlstand sichtlich zugenommen, die Vorstädte vergrößerten sich, die Bevölkerung wuchs; schon 1532 zählte C. 320 Linnen- und Barchentweber, ohne die Gesellen, und durch eingewanderte Niederländer erhielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts das Manufakturwesen neuen Schwung. Aber der dreißigjährige Krieg vernichtete die Blüthe der Stadt völlig. Nachdem sie 1617 abgebrannt, 1631 von den Kaiserlichen unter Gallas und 1632 von den Schweden unter Holk geplündert und theilweise in Asche gelegt worden war, am 14. April 1639 einen Sieg der Schweden über Sachsen und Kaiserliche gesehen, 1644 eine harte Belagerung erduldet und endlich ihren Landesherrn wieder in ihren Mauern empfangen hatte, lag sie öde und menschenleer da, und noch 50 Jahre nach dem westphälischen Friedensschluß waren 350 Brandstätten wüst. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts regte sich wieder neues Leben in den Gewerben. Bald standen Strumpfwirkerei in Baumwolle, Zeuch- und Leinweberei, besonders auch Baumwollenweberei in Kattun &c. und Bleicherei in schwunghaftem Betrieb, und die Landesökonomie-, Manufaktur- und Kammerdeputation, welche unter dem Kurfürsten Friedrich August I. errichtet worden war, half der fleißigen Bevölkerung und unterstützte sie namentlich im Aufbau der wüsten Stellen. Bereits 1730 zählte C. wieder 330 Webermeister mit 400 Gesellen, als der Krieg Friedrich Augusts I. mit Schweden wegen der polnischen Krone und dann der siebenjährige Krieg der Stadt wieder tiefe Wunden schlugen. Dem Kriege folgten Theuerung und Hungersnoth, aber beiden die Einführung des Kattundrucks, die Nachahmung englischer Buntwaaren und die Vervollkommnung der Strumpfweberei. In Kurzem konnten sich die Manufakturen von C. mit den besten des Auslandes messen. Schon 1791 fanden die Baumwollkrempel- und Baumwollspinnmaschinen Eingang, und 1800 wurde auch die englische Spinnmühle von Whitefield eingeführt. Die Kontinentalsperre war für C.' Produktion höchst günstig u. begründete hier einen hohen Wohlstand. Desto mehr lähmte die Aufhebung des Kontinentalsystems und die Sündfluth von Baumwollenwaaren und Garnen, welche nun aus allen Schleußen Englands über Deutschland hereinbrach, die Thätigkeit C.', wo die Arbeitslosigkeit bald auf Besorgniß erregende Weise um sich griff. Doch hob sich die Stadt seit 1818 wieder und ist jetzt eine der blühendsten Fabrikstädte Deutschlands.

Chemnitz (eigentlich von **Kemnitz**), 1) **Martin**, einer der vorzüglichsten protestantischen Theologen des 16. Jahrhunderts, zu Treuenbriezen in der Mittelmark den 9. November 1522 von armen Aeltern geboren, verdankte seine Bildung wie seine nachherige Stellung lediglich seinen glücklichen Anlagen und seiner eisernen Energie, die auch unter den drückendsten Verhältnissen nicht erlahmte. Der frühe Tod seines Vaters zwang ihn, das Tuchmacherhandwerk zu betreiben, doch widmete er jede Mußestunde den Studien und erhielt endlich durch den Sekretär des Raths zu Magdeburg, Peter Niemann, 1539 Gelegenheit, die dasige Schule zu besuchen. Gänzliche Mittellosigkeit bestimmte ihn aber 1542, eine Lehrerstelle an der Schule zu Kalbe, sodann 1544 in Wriezen an der Oder anzunehmen. Nachdem er sich trotz seines sehr geringen Einkommens eine kleine Summe erspart hatte, ging er 1545 nach Wittenberg und studirte hier auf Melanchthons Rath Mathematik und Astrologie. Da ihn der schmalkaldische Krieg von Wittenberg vertrieb, begleitete er seinen Verwandten, den Dichter Sabinus, nach Königsberg und erhielt hier 1548 die Rektorstelle an der Domschule. Von den astrologischen Studien nicht mehr befriedigt, wandte er sich der bis dahin von ihm wenig beachteten Theologie zu, die fortan das Centrum seiner wissenschaftlichen Thätigkeit blieb. Durch seine Opposition gegen die osianderische Rechtfertigungslehre zog er sich die Ungunst des Herzogs zu und nahm daher 1553 freiwillig seinen Abschied. Er ging zunächst an den Hof des Markgrafen Johann von Brandenburg, von da nach Wittenberg, wo er über Melanchthons Dogmatik Vorlesungen hielt, und folgte 1554 einem Rufe nach Braunschweig, wo er zuerst Koadjutor, dann Pastor und endlich Superintendent wurde. Hier vollendete er sein früher angefangenes Hauptwerk: „Loci theologici“ (herausgegeben von Leyser, Frankfurt 1591), welches hinsichtlich der methodischen Behandlung und gelehrten Ausstattung alle ähnlichen Arbeiten jener Zeit übertrifft. Gegen die Jesuiten trat er mit einer geschichtlichen Beleuchtung ihrer Lehrsätze auf in „Theologiae Jesuitarum praecipua capita“ (Leipzig 1562), und in einer folgenden Schrift: „Examen concilii Tridentini“ (Leipzig 1565; Frankfurt 1707, 4 Bde.; deutsch von Georg Nigrinus, 1576), bekämpfte er durch scharfe Kritik der Canones des tridentiner Koncils die vorschreitende römisch-jesuitische Restauration. Gegen die Reformirten schrieb der eifrige Lutheraner seine „Repetitio sanae doctrinae de vera praesentia corporis et sanguinis Domini in coena sacra“ (Leipzig 1561). Durch seine gründliche Gelehrsamkeit, seine Belesenheit in der Bibel u. den Schriften der Kirchenväter u. Reformatoren, seine anerkannt streng lutherische Rechtgläubigkeit und seine Milde in der Polemik, seine ernste und tüchtige Gesinnung war seine Stimme damals eine außerordentlich gewichtige. Besonders benutzten Friedrich II., König von Dänemark, die Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen, Brandenburg &c. seinen Rath. In Königsberg, wohin er 1566 zur Beilegung eines Lehrstreites berufen wurde, verfertigte er mit Joachim Mörlin das preußische Doktrinalbuch, das „Corpus doctrinae Prutheniсae“, das für die Lutheraner in Preußen zu einem symbolischen Ansehen gelangte. Die Ansicht seiner Zeit theilend, als ob sich durch streng formulirte Lehrbestimmungen Kirchenspaltungen vorbeugen und die reine Lehre aufrecht erhalten ließe, eiferte er gegen die milde melanchthonische Richtung und gegen die Kryptocalvinisten, wirkte mit an dem Corpus doctrinae Julium (1569) und nahm insbesondere den thätigsten Antheil an der Abfassung und Einführung der bekannten Konkordienformel, doch soll er dies in seinen letzten Lebensjahren bitter bereut haben. Er † mit einem durch die Glaubensstreitigkeiten gebrochenen Herzen am 8. April 1586, lebenssatt und arbeitsmüde. C. war kein reformatorischer Geist, aber der erste und bedeutendste Theologe, der aus den Bewegungen der deutschen Reformation hervorging. Mehr

durch die Umstände als durch innern Trieb ist er ein Vorkämpfer der streng lutherischen Partei geworden.

2) **Philipp Bogislaw von C.**, Enkel des Vorigen, geboren den 9. Mai 1605 zu Stettin, trat in schwedische Kriegsdienste, ward dann von der Königin Christine zum Rath und Reichshistoriographen ernannt, 1648 geadelt und † 1678 auf seinem Gute Hallstadt in Schweden. Er schrieb unter dem Pseudonym Hippolytus a Lapide: „Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico" (Freyst. 1640, 2. Aufl. 1647), worin er die zu weit ausgedehnten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Schranken zurückwies und einer freieren Behandlung des Staatsrechts Bahn brach. Sein Geschichtswerk „Der schwedische in Deutschland geführte Krieg" (Bd. 1, Stettin 1648, Bd. 2, Stockholm 1653) ist eine nicht unwichtige Quelle zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Chemnizer, Iwan Iwanowitsch, russischer Fabeldichter, 1744 zu Petersburg, wo sein Vater, von Geburt ein Sachse, Direktor des dortigen Landhospitals war, geboren und für die medicinische Carrière bestimmt, trat gegen den Willen des Vaters 1757, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, in den Militärdienst u. machte den preußischen und türkischen Feldzug mit. Im Jahre 1769 verließ er die Militärcarrière und ward Hüttenverwalter bei dem petersburger Bergkadetencorps. Im Jahre 1776 bereiste er Deutschland, Frankreich und Holland, nahm 1781 als Kollegienrath seinen Abschied, übernahm indeß drei Jahre später wieder den Posten eines Generalkonsuls in Smyrna, wo er aber alsbald in Melancholie verfiel und den 20. März 1784 †. Als Dichter ein Schüler Lomonossows, übertraf er diesen an Einfachheit der Sujets, milder Wärme der Diktion u. Natürlichkeit der Gedanken. Selbst Dmitriew und der noch berühmtere Krülow, wiewohl sie ihn an Geschmeidigkeit des Versbaues, Reinheit des Styls, Schwung und scharfer Zuspitzung der Gedanken übertrafen, konnten seine kindliche Naivetät nicht in Schatten stellen. So ist C. noch gegenwärtig ein in seinem Vaterlande viel gelesener Dichter, der aber erst nach seinem Tode Anerkennung gefunden hat. Seine „Fabeln und Erzählungen" erschienen zuerst pseudonym 1775, dann 1778, dann unter seinem wahren Namen und mit seiner Biographie (Petersburg 1799, 3 Thle.). Seitdem erlebten sie mehre erneuerte Auflagen, z. B. 1811 in 2 Bänden. Eine der besten und korrektesten ist die 1819 zu Petersburg in 3 Bänden erschienene, während die neueren Ausgaben sich zum Theil Aenderungen des Textes erlaubten, die, abgesehen davon, daß sie unstatthaft erscheinen, auch nicht als Verbesserungen der ursprünglichen, gerade durch ihre Naivetät sich auszeichnenden Dichtweise C.s gelten können.

Chemsin (arab., d. i. die fünf Finger), die fünf Tagesgebete der Mohammedaner.

Chenal (Chianale), großer, fast kreisrunder Thalkessel in den kottischen Alpen, mit ebenem Weideboden; aus demselben führt das schön bewaldete und bewohnte Thal des Vraita in die Ebene von Piemont.

Chencinh, Stadt im polnisch-russischen Gouvernement Radom, hat ein auf hohem Berge gelegenes Schloß und 4039 Einwohner (viele Juden). In der Nähe sind alte Blei- u. Silbergruben, die stark bebaut werden, auch Marmorbrüche. Die Umgegend ist getreidereich, und es bilden daher Cerealien, nebst bergmännischen Produkten, Mühlsteinen, Marmorplatten rc. Gegenstände der Ausfuhr.

Chenier, 1) Louis, französischer Gelehrter u. Staatsmann, geboren 1723 zu Montfort bei Toulouse, ging in Handelsangelegenheiten nach Konstantinopel und verwaltete hier von 1753—64 das Amt eines Generalkonsuls. Als 1767 zwischen Frankreich und Marokko der Friede hergestellt war, ward er am letzteren Hofe französischer Geschäftsträger und kehrte erst 1784 nach Paris zurück. Beim Ausbruch der Revolution hielt er sich zur gemäßigten Partei und † den 25. Mai 1796. Als Schriftsteller ist er durch seine „Recherches historiques sur les Maures et histoire de l'empire de Maroc" (Paris 1787; deutsch im Auszug von Cuhn, Leipzig 1788) und durch die „Révolutions de l'empire ottoman et observations sur les progrès, sur les revers et sur l'état présent de cet empire" (Par. 1789) bekannt, von denen besonders das erstere Werk schätzbare Aufschlüsse über die neuere Geschichte und Verfassung der Barbaresken und über die physische Beschaffenheit ihres Landes enthält.

2) Marie André de C., französischer Dichter, Sohn des Vorigen, geboren zu Konstantinopel am 29. Oktober 1762, kam sehr jung nach Frankreich und trat in seinem 20. Jahre in den Kriegsdienst, vertauschte diesen aber bald mit literarischen Studien. Er schloß sich 1790 der Revolution an und vertheidigte sie auch in seinem „Journal de Paris", vermochte ihr aber in ihrem Fortgang nicht zu folgen und soll der Verfasser von Ludwigs XVI. Berufung ans Volk sein, weshalb er angeklagt und am 25. Juli 1794 guillotinirt wurde. Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er mehre seiner schönsten Elegien. Die neueste und vollständigste Sammlung seiner Gedichte erschien 1834 zu Paris in 2 Bänden, die seiner prosaischen Werke besorgte Paul Lacroix (Paris 1840).

3) Marie Josephe de C., französischer Dichter, Bruder des Vorigen, geboren den 28. August 1764 zu Konstantinopel, kam ebenfalls sehr jung nach Paris und trat als Dragoneroffizier in das Heer, schied jedoch schon nach 2 Jahren aus dem Militärdienste aus, um sich ungestört der Literatur und Dichtkunst zu widmen. Obwohl sein erstes dramatisches Produkt „Edgar ou le page supposé" (1785), gänzlich durchfiel, ließ er sich doch von neuen Versuchen nicht abschrecken. Aber auch sein zweites Produkt, „Azémire", machte Fiasco und ward sogar bei Hofe ausgezischt, was ihn um so sehr verdroß, daß er sich mit Ablegung seines Adels den Kreisen anschloß, in welchen damals durch Schriften auf die Revolution hingewirkt wurde. Neue Dramen von ihm: „Henri VIII" und „Charles IX", wurden daher gar nicht zur Aufführung zugelassen. C. wußte indeß das Interesse des Publikums für die verbotenen Stücke anzuregen und setzte es mit Dantons Hülfe durch, daß das eine, „Charles IX", am 4. November 1789 auf die Breter kam. Diese Aufführung ist in sofern bemerkenswerth, als Talma darin zum ersten Male in einer Hauptrolle auftrat. Mirabeau's Empfehlung bewirkte, daß das Stück

rauschenden Beifall fand. C. schloß sich seitdem ganz der Revolutionspartei an und brachte noch mehre Stücke auf die Bühne, welche ebenfalls gefielen, mehr aber wegen ihrer der damaligen revolutionären Aufregung zusagenden politischen Tendenz, als wegen ihres dichterischen Werthes. Zur Zeit des Terrorismus nahm C. indeß eine andere Stellung ein; da die jakobinische Municipalität nämlich die Aufführung seines „Cajus Gracchus" und seines „Timoléon" verbot, weil man darin eine versteckte Polemik gegen das herrschende System argwöhnte, so trat er zu der gemäßigten Partei über. Um diese Zeit dichtete er sein mit Méhuls Komposition berühmt gewordenes Volkslied „Le chant du départ" und ein Loblied auf das höchste Wesen (die Vernunft). Auch söhnte er sich jetzt wieder mit seinem Bruder André aus, mit dem er sich 1791 veruneinigt hatte, als derselbe im „Journal de Paris" eine Satire gegen die Jakobiner veröffentlicht hatte. Obwohl er nicht den Muth hatte, den Antrag zu Einbringung eines Gesetzvorschlags, wonach Marat anstatt Mirabeau's ins Pantheon aufgenommen werden sollte, abzulehnen, so entledigte er sich desselben doch in solcher Weise, daß er Marats Anhängern dringend verdächtig ward. Die Ereignisse des 9. Thermidor retteten ihn indeß vor einer Anklage, und er durfte nun selbst seinen „Timoléon" zur Aufführung bringen. Als ihm seine politischen Gegner vorwarfen, er habe die Hinrichtung seines Bruders mit herbeiführen helfen, antwortete er mit den Satiren „Epître sur la calomnie" und „Le docteur Pancrace". Nachdem er schon Mitglied des Nationalkonvents gewesen, trat er auch in den Rath der Fünfhundert und in das Tribunat, betheiligte sich aber, seitdem er unter dem Konsulat 1802 Mitglied der Akademie geworden, nicht mehr an der Politik. Seine damals geschriebene Satire „Les nouveaux saints" ist gegen Chateaubriand gerichtet. Sein Drama „Cyrus" zog ihm wegen mißliebiger politischer Tendenzen, die es enthalten sollte, die Ungnade Napoleons I. zu, weshalb auch sein letztes und bestes dramatisches Werk, „Tiberius", nicht zur Aufführung kam. Eine geistreiche Satire, eine Epistel an Voltaire, brachte ihn um seine Anstellung, die ihm Napoleon gewährt hatte, und dadurch in die bitterste Noth, bis sich der Kaiser bewegen ließ, ihm eine kleine Pension auszusetzen. Damals begann er auch im Auftrag der Akademie eine Geschichte der französischen Literatur seit 1789 zu schreiben. Früher hatte er wesentlichen Antheil an der Einrichtung der Primärschulen und an der Organisation des Nationalinstituts gehabt, wie durch seine Bemühungen auch 1793 die Denkmäler der Kunst und Wissenschaft vor der Zerstörung gerettet wurden. Er † den 10. Jan. 1811. Seine dramatischen Werke erschienen gesammelt Paris 1803, 3 Bde.; seine lyrischen Gedichte das. 1797; „Poésies diverses" das. 1818 und öfter. Von seinen prosaischen Schriften sind hervorzuheben: „Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789" (Paris 1818, 6 Aufl. 1834) und „Fragmens du cours de littérature" (das. 1818). Seine „Oeuvres" erschienen Paris 1823—26, 8 Bde.

Chenille (franz., d. i. Raupe), rauhe, raupenförmige Fäden von Seide (neuerlich auch von Baumwolle), welche auf folgende Art fabricirt werden. Man webt aus einer Kette, worin abwechselnd 6—10 Seidenfäden und je nach der Rauhheit, welche die C. erhalten soll, 2—12 Leinenzwirnfäden neben einander liegen, mit mehrfädigem Schusse von offener Seide ein 6—8 Zoll breites Band, zerschneidet dasselbe der Länge nach zwischen den Leinenfäden und zieht letztere heraus, wodurch man schmale, an beiden Seiten rauhe Streifchen seidenen Zeuchs erhält. Mit diesen Streifchen wird auf der gewöhnlichen Spinnmühle der Gold- und Silberarbeiter ein nicht zu starker Faden Zwirn dicht umsponnen oder vielmehr umwunden, so daß die an den Seiten der Seidenstreifchen vorstehenden offenen Fäden, sich spiralförmig eng um den inneren Faden legend, denselben verstecken und einen raupenartigen Faden bilden. Die C. wird zu Einfassungen, Stickereien, künstlichen Blumen, Besätzen, Quasten &c., auch zum Weben ganzer Tücher verwendet. Auch hat man C., welche mit einem dünnen ausgeglühten Eisen- oder Messingdraht zusammengedreht ist. Blonden und Spitzen mit Figuren aus C. kommen als Chenillespitzen in den Handel. Im J. 1860 haben sich John und William Rickard in Derby eine neue mechanische Vorrichtung zur Fabrikation der C. patentiren lassen, welche wesentliche Vortheile zu gewähren scheint. Durch diese Maschine wird die Seide um permanente Drähte geflochten, an ihrer oberen Fläche durch kreisrunde Messer aufgeschnitten und zu C. geflochten. Die Qualität hängt von der Geschwindigkeit der Bewegung ab, welche sich leicht reguliren läßt, die Dicke der C. wird durch die Dicke der permanenten Drähte bedingt. Die Maschine ist beschrieben u. abgebildet im „London Journal", 1860, Nov., und in Dinglers „Polytechnischem Journal", CLIX, 5, 326.

Chenopodeen (Chenopodieen, Chenopodiaceen), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blüthen klein, unansehnlich, diklynisch oder polygamisch, einzeln oder geknäuelt in den Blattachseln oder auch traubig und rispig zusammenstehend; Kelch krautartig, meist 5theilig, bisweilen am Grunde röhrig, bleibend, später oft vergrößert und verändert, als Knospe mit dachziegeligen Zipfeln; Blumenkrone fehlend; Staubgefäße im Grunde des Kelchs befestigt und den Zipfeln desselben entgegengesetzt, in gleicher Anzahl mit ihnen oder in geringerer; Fruchtknoten frei oder mit dem Grunde des Kelchs verwachsen, einfächerig mit einem im Grunde des Fachs sitzenden Eichen, Griffel 2- oder 4spaltig, selten einfach, 2—4 ungetheilte Narben; Frucht trocken, häutig, nicht aufspringend, ohne Klappen, zuweilen beerenartig. Die Familie begreift gegen 500 Arten in mehr als 50 Gattungen, die in allen Gegenden der Erde, besonders im nördlichen Europa und Asien, vertreten sind. Es sind Kräuter, Sträucher und Halbsträucher mit abwechselnden, selten gegenständigen Blättern ohne Nebenblätter. Die meisten bestehen aus indifferenten Stoffen; einige geben leicht verdauliche, aber wenig nährende Gemüse, z. B. Melde, Spinat; einige sind auch wirkliche Brodpflanzen, z. B. Chenopodium Quinoa. Viele enthalten Salze und geben verbrannt kohlensaures Natron; so namentlich die auf salzhaltigem Boden und am Meeresstrande wachsenden Arten. Ceroxylon Salsola *Thunb.*, ein Strauch am Vorgebirge der guten Hoffnung, enthält Natron in solcher Quantität, daß die

Asche davon mit Hammelfett, ohne weiteren Zusatz, eine gute Seife gibt. Bemerkenswerth ist der Zuckergehalt der Runkelrübe und der ökonomische Nutzen derselben als Viehfutter.

Chenopodium *L.* (Gänsefuß, Schmergel), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen, charakterisirt durch die zwitterige Blüthe mit 5spaltigem oder 5theiligem Perigon, 5 dem Grunde desselben eingefügten Staubgefäßen, 2 Narben und die plattgedrückte Hautfrucht mit horizontalen Samen, meist jährige Kräuter, wovon einige auch ausdauernd und strauchartig, mehre als Nahrungspflanzen (die Blätter als Gemüse, die Samen wie Reis anwendbar), mehre auch in medicinischer Hinsicht nützlich sind. Deutsche Arten sind: C. olidum *Curt.*, C. vulvaria *L.*, C. foetidum *Lam.*, Bocksmelde, Buhlkraut, Schamkraut, mit rautenförmig-ovalen und bestäubten, kaum zollangen Blättern, in Achselknäueln stehenden Blüthen und glänzend schwarzen, sehr fein punktirten Samen, wächst an Wegen und Dörfern auf Schutt- und Düngerhaufen durch ganz Europa als Sommergewächs. Die ganze Pflanze riecht wie faule Häringslake, schmeckt ekelhaft und salzig und haucht Ammoniak aus; Geruch und Geschmack verlieren sich beim Trocknen. In den Officinen ward die Pflanze als Herba Vulvariae s. Atriplicis foetidi s. olidi früher häufiger als jetzt gegen Hysterie und Krämpfe angewandt; sie soll auf das Uterinsystem specifisch erregend wirken und ist in dieser Hinsicht bei unterdrückter oder zu geringer Menstruation von England aus in Form eines aus dem frischen Kraute bereiteten Extrakts (Emmenagogum) rein für sich zu 10 Gran Morgens und Abends empfohlen worden. C. album *L.*, C. candicans *Lam.*, mit rautenartigen und buchtigen, oben länglichen Blättern, fast aufrechten Blüthentrauben, überall weiß bestäubt, ist ein durch ganz Europa, Nordasien, Nordafrika, Nordamerika verbreitetes Unkraut, wovon die jungen Blätter häufig als Gemüse genossen werden. C. viride *L.* unterscheidet sich von C. album nur durch die ungetheilten, schmälern Blätter, die schlaffern Zweige und die grüne Farbe und ist daher als besondere Art gesichert, hat mit C. album gleichen Standort, Verbreitung und Anwendung. Auch von dem selteneren C. ficifolium *Sm.*, C. viride *Curt.*, mit spießförmig-gebuchteten Blättern, dienen die Blätter als Gemüse. C. ambrosioides *L.*, mit aufrechtem Stengel, lanzettlich-spitzigen, an der Basis in den Blattstiel verschmälerten, buchtig-gezähnten, unterseits drüsigen Blättern, winkelständigen, an den Aesten und Aestchen beblätterte Aehren bildenden Blüthen, stammt aus Westindien und Südamerika u. ist in Europa durch die Kultur hier u. da verwildert. Die ganze Pflanze riecht eigenthümlich aromatisch, schmeckt gewürzhaft, etwas kampherartig u. enthält viel ätherisches Oel und Weichharz, etwas Gummi, Stärkmehl, Eiweiß, salzsaures Kali, apfelsaure Magnesia u. andere Salze. Sie kommt in den Officinen als mexikanisches Theekraut, Karthäuserthee, Mottenkraut, Pimentkraut, Herba Chenopodii ambrosiaci s. Herba Chenopodii mexicani s. Botryos mexicanae, Thea mexicana vor und wird, da sie flüchtig-erregend auf das Nervensystem und krampfstillend wirkt, bei Nervenleiden, Lähmungen, Konvulsionen und Brustkrämpfen in Aufguß, seltener in Pulverform angewendet. C. Botrys *L.*, Traubenschmergel, Traubenkraut, mit aufrechtem, drüsig-weichhaarigem, unten ästigem, bis 1 Fuß hohem Stengel, länglichen, tiefbuchtigen, stumpf-gezähnten Blättern, mit kurzen, drüsigen Härchen besetztem Blatt- u. Blüthenstiel, in kurze, winkelständige, nackte Trugdolden zusammengestellten Blüthenknäueln und glänzend schwarzen Samen, wächst auf Sandboden im südlichen u. mittleren Europa, auch hier u. da in Deutschland als Sommergewächs. Die Blätter und blühenden Stengelspitzen, Herba Botryos s. Botryos vulgaris s. Bufonis, Knoten-, Kröten-, Schaben-, Mottenkraut, riechen und schmecken stark gewürzhaft und enthalten viel ätherisches Oel, sind ein kräftiges, flüchtig-reizendes und krampfstillendes Mittel, werden aber jetzt kaum noch medicinisch, mehr nur zur Vertreibung der Motten benutzt. Die Samen sollen wurmwidrig sein. Von C. polyspermum *L.*, Fischmelde, mit eckigem, kahlem, ästigem, bis 2 Fuß langem, gewöhnlich liegendem Stengel, abwechselnden, sich in den Stiel verlaufenden Blättern, zweitheilig ausgebreiteten Rispen, kleinen, ungestielten, in Knäueln stehenden Blüthen, ist der Same u. die ganze Pflanze den Fischen angenehm, weshalb sie in die Teiche gelegt wird. C. hybridum *L.*, C. angulosum *Lam.*, Sautod, mit bis gegen 3 Fuß langem Stengel, herzförmigen, zähnig-eckigen, denen des Stechapfels ähnlichen Blättern, in Gärten und Dörfern, riecht sehr unangenehm, fast betäubend und war sonst als Herba Pedis anserini äußerlich als schmerzstillendes und erweichendes Mittel gebräuchlich. Für die Schweine soll das Gewächs ein tödtliches Gift sein, den Menschen aber, gekocht als Gemüse genossen, nichts schaden. Von C. rubrum *L.*, Orthosporum rubrum *Mayer*, Mistmelde, Neunspitzen, Saubalg, mit aufrechtem, gegen 2 Fuß hohem Stengel, rautenförmig-dreieckigen, dreilappigen, buchtig-gezähnten, grünen oder röthlichen Blättern, um Dünger- und Schutthaufen, wird das Kraut wie Spinat gegessen, ist auch als Herba Atriplicis sylvestris gegen Gelbsucht gebraucht worden, aber längst obsolet. C. Bonus Henricus *L.*, Blitum Bonus Henricus *Mayer*, guter Heinrich, Hundsmelde, wilder Spinat, Schmeerwurz, mit aufrechtem, über fußhohem Stengel, der wie die ganze Pflanze wie mit Mehl bestreut und fettig anzufühlen ist, dreieckigen, pfeilförmigen, gegen 4—5 Zoll langen Blättern und Blüthenknäueln in zusammengesetzten und blattlosen Aehren, wächst ausdauernd auf Schutthaufen und wüsten Plätzen, in Dörfern und an Häusern und Zäunen allenthalben durch ganz Europa. Die Wurzelsprossen können wie Spargel, die Blätter wie Spinat genossen werden, und die Pflanze verdient deshalb, wie dies in England geschieht, angebaut zu werden. Sonst waren die bitterliche Wurzel u. das Kraut in den Apotheken gebräuchlich als Radix et Herba Chenopodii s. boni Henrici, Herba Atriplicis canini. Die Wurzel wurde besonders gegen chronische Hautausschläge, das Kraut als ein erweichendes und reinigendes Mittel bei alten Wunden und Geschwüren angewendet. In einigen Gegenden wird es noch jetzt zu Breiumschlägen gekocht zur Zeitigung von Geschwüren angewendet. Ausländische Arten sind folgende: C. anthelminticum *L.*, Ambrina anthelmintica *Spach*, in Nordamerika, Westindien, Südamerika, ausdauernd, strauchartig

ist unter dem Namen **Wurmsame** und **Jerusalemseiche** bekannt und hat einen starken, widrigen Geruch und bittern, gewürzhaften Geschmack. Der ausgepreßte Saft oder der wässerige Absud, häufiger noch der feingepulverte Same, Semen Anserinae anthelminticae, wird in Latwergenform oder auf Butterbrod gestreut gegen Spulwürmer bei Kindern mit Nutzen angewendet. Sehr wirksam ist auch das daraus destillirte Oel, das jetzt auch nach Europa gebracht und **Wurmsamenöl** genannt wird. Es besitzt auch Heilkräfte gegen Nervenleiden. C. foetidum *Schrad.*, C. Schraderianum *R. S.* wahrscheinlich eine durch die Kultur entstandene Bastardform von C. Botrys, die hier und da in botanischen Gärten vorkommt, wird wie C. Botrys angewendet. C. Quinoa *L.*, **Mehlschmergel, kleiner Reis von Peru**, ist gegen 3—4 Fuß hoch und hat viele, oft blutrothe Aeste, ovale und eckige Blätter und in sehr ästigen Rispen vereinigte Blüthen, wächst in Chile und Peru und wird auf den Hochebenen von Peru, wo Roggen und Gerste nicht mehr gedeihen, als Getreide angebaut. Auch in andern Theilen von Amerika ist der Same, den die Pflanze sehr reichlich trägt, ein allgemeines und schmackhaftes Nahrungsmittel; zwischen Steinen gerieben, wird er in Suppen oder als Brei genossen; das geröstete Mehl gibt eine Art Chokolade, die Blätter geben Gemüse. Die Pflanze ward daher neuerdings zur Kultur in Europa vielseitig empfohlen. C. leucospermum *Schrad.*, in Peru, wovon der Same wie Reis, die Blätter als Gemüse benutzt werden können, wird von Alex. von Humboldt hinsichtlich der Nutzbarkeit dem Weizen, Mais und der Kartoffel an die Seite gestellt und zum Anbau in Europa empfohlen. Angestellte Versuche sind günstig ausgefallen.

Cheops, König von Memphis, von 1182 bis 1132 v. Chr., dem Herodot von den ägyptischen Priestern als Bedrücker seines Volks und gottloser Fürst geschildert, ist der Erbauer der nach ihm benannten, 4 Meilen von Memphis (jetzt bei Ghizeh) nördlichst gelegenen größten der noch erhaltenen 40 Pyramiden. Gegen 100,000 Menschen, die nach je 3 Monaten durch eine gleich große Anzahl anderer abgelöst wurden, waren 10 Jahre beschäftigt, die außerordentlich harten Steine zu brechen, sie aus den zwischen dem Nilthal und dem arabischen Meerbusen hinziehenden Bergketten herbeizuschaffen, den Hügel, auf welchem die Pyramide aufgeführt werden sollte, zu ebnen, die unterirdischen Kammern anzulegen und den aus dem Nil um die Pyramide geleiteten Kanal zu graben. Zwanzig Jahre lang arbeiteten sodann 300,000 Menschen an der Aufführung der Pyramide. Die großen Steine wurden, wie man annimmt, ohne Hebel und Maschinen, mittelst Dämme oder Terrassen in die Höhe befördert. Nach Vollendung der Pyramide wurde sie von oben herab mit Granit oder Marmor bekleidet und mit Inschriften in Hieroglyphen versehen, welche die Kosten des Aufbaues angegeben haben sollen. So berechnete eine derselben zu Herodots Zeit, nach der Erklärung der Priester, den Aufwand an Rettigen, Zwiebeln, Knoblauch &c. für die Arbeiter auf 1600 Talente (über $2^1/_2$ Millionen Thaler). Zur Aufbringung dieser Summe soll C. seine Tochter Jedem, der einen Stein herbeischaffte, preisgegeben haben, welcher Angabe aber wohl Priesterhaß zu Grunde liegt. Nach Diodors Angabe war jede der vier Seiten dieser Pyramide 7 Plethra oder 700 Fuß lang und über 6 Plethra oder zwischen 600—700 Fuß hoch; nach Herodot 800 Fuß breit, lang und hoch. Die Pyramide endigte in ein ebenes Viereck. Die Bekleidungssteine, deren es 200 Schichten gewesen sein sollen, sind abgerissen. Die Pyramide hatte auf der Nordseite über der 16. Stufe, 48 Fuß hoch über der Basis, welche jetzt in tiefem Flugsand vergraben ist, den Eingang und einen Portikus. Man fand fünf, theils gerade aus, theils in die Höhe oder Tiefe leitende, mit Marmor ausgelegte Gänge, drei Gemächer u. mehre tiefe Schachte. Vgl. **Pyramiden**.

Chepawayans (**Chippewyans, Cheppeyans**), ein zum Stamme der Athabasca gehöriges Indianervolk im britischen Nordamerika, nicht zu verwechseln mit den **Chippeways**, welche einer ganz andern Völkerfamilie angehören. Die C. nennen sich selbst Saw-eessaw-dineh, d. h. „Männer der aufgehenden Sonne", und betrachten die Gegenden zwischen dem großen Sklavensee, dem Athabascosee u. dem Mississippi als ihre ursprünglichen Jagdreviere. Als Hunters der Hudsonsbaikompagnie stehen sie namentlich mit deren Forts am großen Sklaven- und am Athabascosee in Verbindung. Das von ihnen bewohnte Gebiet (**Chippewyanland**) ist reich an Rennthieren, die ihnen leicht Subsistenzmittel und Kleidung verschaffen, besteht aber größtentheils aus Barren-Grounds, wodurch sie gezwungen sind, sich im Winter in die Wälder und in die Nachbarschaft der großen Seen zurückzuziehen. Ihre Zahl dürfte nicht viel über 2000 betragen.

Chepstow, Stadt in der englischen Grafschaft Monmouth, nordwestlich von Bristol, $^1/_2$ Stunde vor dem Einfluß der Wye in die Severn, liegt zwischen hohen Felsen in einer der schönsten Landschaften Englands, hat ein Kastell (aus dem 11. Jahrhundert), eine Eisenbrücke über die Severn, einen guten Hafen (mit der höchsten Fluth in Europa, 50—70 Fuß) und 4332 Einwohner, welche lebhaften Handel treiben u. namentlich Holz, Kohlen, Eisen, Cider nebst andern Landesprodukten ausführen.

Cher, französischer **Fluß**, entspringt in den Bergen der Auvergne, fließt erst nördlich, dann westlich und mündet nach einem Lauf von 45 Meilen (wovon $35^1/_2$ Meilen schiffbar sind) unterhalb Tours in die Loire. Seine Hauptzuflüsse sind rechts Auron, Evre und Sauldre, links der Arnon. Er ist sehr fischreich und verheert durch häufige Ueberschwemmungen das Land. Mit der Loire steht er durch den Kanal von Montluçon (9 Meilen lang) und den (21 Meilen langen) Berrikanal in Verbindung. Nach ihm sind die Departements Cher und Loire-Cher benannt. Der C. ist der **Carus** der Alten.

Das französische **Departement** C., nördlich vom Departement Loiret, östlich von Nièvre, südlich von Allier und Creuse und westlich von Indre und Loire-Cher begrenzt, wurde aus dem ehemaligen Oberberri und einem Theile von Bourbonnois gebildet und zerfällt in die Arrondissements Bourges, Sancerre, St. Amand, mit 134,56 □Meilen und 314,982 Einwohnern. Die Oberfläche besteht in einer gewellten, mit hohen Flußufern und bewaldeten Hügeln besetzten Ebene, welche vom Sauldre,

Cher mit dem Arnon, Evre (Yevre) und Auron, sowie vom Kanal von Berri, der von Cher (unterhalb Bourges) in einem großen Bogen zur Loire und dann längs dieser bis Chatillon sur Loire läuft, bewässert wird. Das Land in der Mitte längs dem Cher und Auron, sowie im Osten gegen die Loire hin ist sehr fruchtbar, weniger im Süden und Südosten, wo Mittelland mit zahlreichen Teichen, und im Norden und Nordwesten, wo Sumpf vorherrschen, umgeben von Heiden und Sand. Im Ganzen sind etwa $^2/_3$ des Landes mäßig fruchtbar, das übrige im hohen Grade. Gegen die Hälfte ist angebaut, über $^1/_7$ Wieswachs, über $^1/_8$ Wald, über $^1/_{12}$ Weinberge. Das Klima ist mild und gesund. Obgleich der Ackerbau noch der Vervollkommnung bedarf, baut man doch Weizen u. Korn in Ueberfluß, ebenso Hanf, Flachs u. Baumfrüchte, besonders Nüsse und Kastanien. Der Weinbau ist ausgebreitet, der Wein selbst aber gehört zu der mittlern Sorte und wird meist zu Cognac gebrannt. Sehr bedeutend ist die Zucht von Rindern und Schafen. Zahllose Bienenschwärme finden auf den Heiden reiche Nahrung, und mit Buchweizen wird eine Menge Geflügel fett gemacht. Unter dem Wild finden sich Wölfe und Füchse vor. Die Karpfen des Cher, die Lachsforellen und Alsen der Loire sind in ganz Frankreich gesuchte Leckergerichte. Die beträchtlichen Wälder (C. gehört zu den waldreichsten Departements) nähren nicht allein den Handel mit Bretern, Bau- und Brennholz, sondern versehen auch die vielen Eisenhütten, Hammer- und anderen Werke, die eine der wichtigsten Hülfsquellen des Landes sind. Aus dem hier zu Tage geförderten Eisen bereiten zwölf Hochöfen jährlich weit über 100,000 Centner. Außerdem erstreckt sich die Industrie auf Nagelschmieden, Salpetersiedereien, Potasche- und Glashütten, Ockerschlämmereien, Porzellanfabriken, Strohhutverfertigung und Nußölmühlen. Hauptstadt ist Bourges. Zur Römerzeit wohnten hier die mächtigen Bituriger.

Cherasco, Stadt in der oberitalienischen Provinz Cuneo, am Zusammenfluß des Stura und Tanaro, gut gebaut, hat eine schöne Kirche (Madonna del Popolo) mit merkwürdigem Sanctuarium und 8800 Einwohner, welche vornehmlich Fabrikation von Seide und Handel damit treiben. Die Umgegend ist fruchtbar und besonders reich an Korn, Wein und Trüffeln. C. war schon zur Zeit der römischen Herrschaft eine ansehnliche Stadt, ward 1277 ein Freistaat, kam dann durch Karl I. von Anjou unter neapolitanische und später unter savoyische Oberherrschaft. Hierauf bemächtigten sich die Spanier, Oesterreicher und Franzosen wechselsweise der Stadt, bis sie im Frieden von Cambray Savoyen verblieb. Luchin Visconti, Herzog von Mailand, hatte die Citadelle, und die Herzogin Christiane Franciska von Savoyen die andern Festungswerke erbaut. Hier ward den 6. April 1631 ein Vertrag zwischen Spanien, Frankreich und dem Papst wegen der Herzogthümer Montferrat und Mantua und 1633 ein Friede zwischen Frankreich und Savoyen abgeschlossen. Im Revolutionskriege wurden die Festungswerke von den Franzosen geschleift.

Cheraskow, Michail Matwejewitsch, russischer Dichter, 1723 zu Petersburg geboren, trat in den Militärdienst, machte dann bergwissenschaftliche Studien in Petersburg und Moskau und ward Mitglied des petersburger Bergkollegiums und später dessen Vicepräsident. Als 1755 die Universität zu Moskau errichtet worden, erhielt er eine ordentliche Professur an derselben und ward 1763 zum Direktor und 1778 zum Kurator der Anstalt ernannt. Vom Kaiser Paul I. 1799 zum Rang eines wirklichen geheimen Raths erhoben, legte er 1802 die Kuratel freiwillig nieder und † am 9. Oktober 1806 in Moskau. Als Dichter hat er nur das Verdienst der Anregung und gilt besonders als der, welcher dem Epos und Kunstroman in Rußland zuerst Bahn gebrochen hat. Er schrieb zwei Epopöen: „Die Rossiade" und „Wladimir", u. zwei Romane: „Cadmus und Harmonia" und „Polydor", welche nach jenen beiden Richtungen hin epochemachend sind, obgleich sie überaus schwerfällig, schwunglos und ermüdend geschrieben sind und keinen dichterischen Werth besitzen. Für jene Epopöen sollte Virgil C. als Vorbild gedient haben, für die Romane wählte er Florian zum Muster, ohne aber Beide im Mindesten zu erreichen. In seinen lyrischen und didaktischen Dichtungen gelingt es ihm zuweilen zu fesseln; aber eigentlich dichterischen Schwung sucht man auch hier vergebens.

Cherbourg, Bezirksstadt und Festung im französischen Departement Manche, liegt an der Mündung der Divette, an einer tiefen Bucht des Kanals, welcher durch die Halbinsel von Cotentin zwischen dem Kap Levi u. Kap La Hague gebildet wird, der englischen Insel Wight gegenüber, u. ist besonders wichtig als der stärkste der 5 großen Kriegshäfen Frankreichs, der, seit Mitte 1858 nach mehr als sechzigjähriger Arbeit vollendet, mit seinen Molen u. Docks zu den großartigsten Werken der neueren Hydrotechnik gehört. Die Stadt zerfällt in die alte bürgerliche und die neue militärische Stadt. Jene ist eine theilweise noch ziemlich altmodische normannische Stadt mit weißen, hie und da verfallenen Häusern, schmutzigen und schlecht gepflasterten Gassen u. hat ein Handelstribunal, ein Collége, eine hydrographische Schule, eine Börse, ein Theater, Seebäder und über 36,000 Einw., die Soda-, Jod- und Potaschefabrikation, Gerberei, Kattundruckerei, Fischfang und nicht unbeträchtlichen Handel treiben. Sie liegt auf flachem, vom Meer angeschwemmtem Boden und hat hinter sich eine Reihe schöner, theils felsiger, theils mit Wald bedeckter Hügel und Thalmulden. An der Ostseite derselben führt ein Kanal vom Meere in den Handelshafen, an der Westseite liegt der kleine Winterhafen. Jenseits desselben, im Nordwesten, erstreckt sich die militärische Stadt, auf der Landseite von einem Graben und einer $1^1/_4$ Stunden langen Linie von Befestigungen umgeben, auf der Seeseite von breiten, mit Gebäuden bedeckten Kai's eingeschlossen. Diese umfaßt den Kriegshafen, bestehend aus 3 großen, getrennten Bassins, die ihrer Lage nach ein Dreieck bilden. Das der Rhede zunächst befindliche ist der Vorhafen, der nach seinem Erbauer Napoleon I. der „Napoleonshafen" heißt. Er ist 900 F. lang u. 750 F. breit und kann ein Geschwader von 40—50 der größten Schiffe aufnehmen. Der Kanal, welcher von der Rhede oder dem Außenhafen in das Bassin hinein führt, hat eine Breite von 206—530 Fuß. Nördlich von diesem Becken und mit demselben durch eine 130 F.

lange und 58 F. breite Schleuße verbunden, befindet sich das **Fluthbassin**, auch „Bassin Karls X." genannt, das eben so lang wie der Vorhafen und nur 50 F. schmäler ist. Neben ihm im Westen endlich erstreckt sich der **Hinterhafen** oder das Bassin Napoleons III., das sowohl mit der Rhede, als mit dem Napoleonshafen durch Schleußen verbunden ist. Es hat eine Länge von 1300 F., eine Breite von 650 Fuß und ist durchaus in Granitfelsen gehauen. Um diese drei Bassins, besonders aber um den Hinterhafen gruppiren sich die Helgen (schräge u. überdachte Ebenen, auf denen Schiffe erbaut werden), acht große Wasserdocks (bis 500 F. lang), Werften, Zeughäuser, Magazine und Depots, riesenhafte Werkstätten, Maschinenbauanstalten, Ketten- und Ankerschmieden, Holzschoppen und alle möglichen Etablissements, die irgendwie zum Neubau, zur Ausrüstung und zur Verproviantirung von Kriegsschiffen jeden Rangs nothwendig sind. Die **Rhede** oder der **Außenhafen**, der zur Ebbezeit 42 Fuß Wasser hat, ist im Norden durch einen Molo oder Wellenbrecher (breakwater) gegen den Andrang des Meeres geschützt. Der Steindamm, gebildet von aufgeschütteten Quadern, die oben mit behauenen Steinen übermauert sind, ist ½ deutsche Meile (11,900 pariser Fuß) lang, an der Basis 246, oben 92½ Fuß breit, 50 F. hoch und zerfällt seiner Gestalt nach in zwei ungleich lange, gerade Linien, welche gegen die See hinaus einen sehr stumpfen Winkel bilden. Von ihm geschützt können 50 Linienschiffe und eben so viele Fregatten auf der Rhede ankern. Die **Festungswerke** auf dem Molo bestehen aus einer östlichen und einer westlichen Bastion, einem Centralfort (in der Spitze des Winkels, den die beiden Arme des Molo bilden) und einem auf dem westlichen Arme des Damms befindlichen Zwischenfort. Am Ostende der Einfahrt, zwischen dem Molo und dem Festlande, liegt auf der Insel Pelée das starke Fort Imperial. Eine Einfahrt um die östliche und südliche Seite der Insel herum ist nur während der Fluth und auch dann nur flachgehenden Booten möglich; die Passage im Westen dagegen, zwischen der Insel und dem Molo (etwa 2400 Fuß breit), wird von dem Fort Imperial und dem Molo vollständig beherrscht. Der westliche Eingang, zwischen dem Molo und dem Festlande, ist ebenfalls durch ein Fort auf jeder Seite vertheidigt, von denen das auf dem Lande nach dem benachbarten Dorfe Fort de Querqueville heißt. Die Tiefe dieser Einfahrt beträgt zwischen 39 und 42 Faden. Aber ein Schiff, welches durch den westlichen Kanal einzudringen versuchte, würde nicht bloß das Feuer des zuletzt genannten Forts und der Festungswerke an der Westspitze des Molo empfangen, sondern zugleich die Kanonen eines dritten Forts auf sich gerichtet sehen, das auf dem vor der Passage zur Ebbezeit aus dem Wasser hervortretenden Felseneiland Chavagnac neuerdings erbaut ward. Schiffe, welche dieses Bombardement wirklich bestanden hätten, würden sich dann in einem ziemlich weiten Becken befinden, hier aber in ein furchtbares Kreuzfeuer von 1200—1500 Feuerschlünden gerathen, mit denen der Rand der Rhede garnirt ist, ungerechnet die Kanonen und Mörser auf den Höhen hinter der Stadt, die ihre Geschosse wenigstens zum Theil auch bis hierher senden können. Am Saum der Rhede liegt zunächst neben dem Fort Querqueville das Fort der heiligen Anna, welches einen kleinen, in der Nähe der Docks in die Rhede hinausstrebenden Felsenvorsprung krönt. Noch näher der Einfahrt in die Häfen und Docks der Militärstadt begegnet man dem ebenfalls auf felsiger Erhöhung hart über dem Wasserspiegel gelegenen Fort Homet. Dann folgt neben dem Winterhafen das Fort Galet, weiter östlich, auf einer Klippe über dem Eingang in den Handelshafen, das Fort Langlet, und zuletzt ganz im Osten, nahe den letzten Häusern der alten Stadt, das Fort Flemming, südwestlich von der oben genannten Insel Pelée auf einer felsigen Landzunge. Es ist mit dem Ufer, von dem es sonst während der Fluthzeit getrennt sein würde, durch einen hohen Steindamm von 1800 F. Länge verbunden. Sein Feuer kreuzt sich mit dem Fort Imperial östlich vom großen Molo; obendrein ist das Fort im Rücken durch die Redoute Tourlaville unterstützt. Die Festungswerke weiter im Lande bestehen aus 7 Forts und eben so vielen Redouten und umgeben im Süden die Stadt in zwei großen Halbkreisen. Der äußere dieser Halbkreise bildet eine Kette detachirter Sternforts, der innere eine Reihenfolge von Redouten, die an beiden Enden in der Rhede endigt. Die Forts haben großentheils zugleich die Bestimmung von Kasernen, u. eins derselben, das Fort de Roule, das, auf einem malerischen Granitfelsen gelegen, das Ostende der Kette bildet und auch den zu seinen Füßen liegenden Bahnhof beherrscht, ist im Stande, gegen 10,000 Mann aufzunehmen. Die Gesammtkosten zur Herstellung des Hafens betrugen von 1783 bis Ende 1857 190,274,762 Francs.

Die Sage läßt C. schon von Cäsars Legaten Sabinus angelegt und darnach Caesaris Burgum genannt sein. In der Geschichte erscheint es zuerst als **Carusbur** unter dem Normannenherzog Wilhelm II., dem Eroberer, durch den es an die englische Krone kam. Nach dem Tode desselben (1087) bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts war es Schauplatz beständiger Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen, die es abwechselnd nahmen und verloren. Der Ort hatte jedoch damals nur als fester Platz Bedeutung; seine Wichtigkeit als Hafen kam noch nicht in Betracht. Nach der Schlacht von Formigny wurde er zuletzt 14 Tage lang von Karl VII. von Frankreich belagert, und am 12. August 1450 ergab sich C. den Franzosen, um fortan in ihrem Besitz zu bleiben. Karl VII. erkannte die Wichtigkeit der Stadt und verstärkte die Festungswerke bedeutend. Ludwig XI. bewilligte ihr große Privilegien, ebenso Franz I. und in der Folge Heinrich IV. Eine neue Aera begann für C. im 17. Jahrhundert, unter der Regierung Ludwigs XIV., der zuerst die Idee faßte, C. zu dem zu machen, was es jetzt ist, zu einem sichern Kriegshafen, einer fast uneinnehmbaren Seeveste, zum Schlüssel des Kanals, England gegenüber. Es wurden zunächst (seit 1687) nach Vaubans Plan und unter dessen Leitung die Vertheidigungswerke errichtet, dann nach einiger Unterbrechung nach Ludwigs Tode auch die Hafenarbeiten in Angriff genommen, die jedoch durch den Krieg von 1744 abermals ins Stocken geriethen. Bald darauf (1758) landete der englische Admiral Howe mit seiner Flotte in C., nahm die Stadt u. zerstörte fast sämmtliche Befestigungen von Grund aus. Ludwig XVI. ließ darauf 1779 nach erweitertem Plan den Bau eines Kriegshafens und die Neubefe-

stigung der Stadt unternehmen und begann mit der Fortifikation der Landspitze Homet und der Insel Pelée. Das Haupterforderniß aber war die Errichtung eines Schutzdammes gegen den Anprall der Wellen auf der Nordseite. Letzteren suchte man herzustellen, indem man gigantische kegelförmige Kästen von 70 F. Höhe, oben 60, unten 142 F. breit, mit Steinen gefüllt in das 30—40 F. tiefe Meer versenkte und in die Zwischenräume lose Felsstücke und Steine häufte. Ende 1792 belief sich die Masse des so versenkten Materials bereits auf 2,665,400 Kubikmeter, und schon erhob sich der Damm seiner ganzen Länge nach ($^1/_2$ Meile) aus dem Wasser und war mit schweren Batterien armirt, als der Sturm einer einzigen Nacht die Arbeit 16 mühevoller Jahre vernichtete und den Damm sammt der Besatzung u. allen Arbeitern in den Fluthen begrub. Erst unter Ludwig Philipp wurde der Aufbau des Molo von Neuem begonnen, doch verfuhr man jetzt anders, indem man auf dem losen Steinhaufen eine Schicht hydraulischer Bindemittel und kleiner Kiesel (17 F. dick) lagerte und darauf ein vertikales Mauerwerk von 36 F. Breite an der Basis und 30 F. an der Spitze errichtete. Am Fuß der Winkelspitze, welche der Molo seewärts bildet, wurden Blöcke von künstlichem Granit versenkt, deren jeder 200 Kubikfuß enthielt, und auf diese Körper wiederum Felsblöcke von 5000—10,000 Pfd. Gewicht gestürzt, die sich 150 F. weit in das Meer erstreckten. In dieser Gestalt wurde das Riesenwerk trotz neuer Verheerungen, welche ein Sturm 1836 anrichtete, fortgeführt und Ende 1853 endlich vollendet. Die Gesammtkosten des Baues, der 69 Jahre dauerte, belaufen sich auf 66,862,000 Francs. Napoleon I. hatte, wenn er auch vom Wiederbau des Molo abstand, doch den großartigen Entwurf Ludwigs XIV. mit aller Energie ergriffen und 1803 den Befehl zur Ausführung gegeben. Er war es, der dem Hafen seine Gestalt vorgezeichnet hat, indem er bestimmte, daß derselbe aus 3 gesonderten Bassins (Vorhafen, Fluthbassin und Hinterhafen) bestehen sollte. Das erste dieser Bassins, der Vorhafen (Napoleonshafen), wurde noch unter seiner Herrschaft 1813 vollendet. Später arbeitete man streng nach dem vorliegenden Plane weiter, der endlich von Napoleon III. in seiner ganzen Großartigkeit vollendet wurde. Das Fluthbassin (Hafen Karls X.) wurde 1829 fertig, der Hinterhafen (Hafen Napoleons III.) 1836—58 ausgeführt; gleichzeitig war die Errichtung der Fortifikationen vorgeschritten, und das Ganze erhielt am 6. Aug. 1858 seine feierliche Einweihung.

Cherbuliez, einflußreiche Familie zu Genf, deren Glieder sich durch wissenschaftliche und literarische Thätigkeit auch im Auslande einen ehrenvollen Ruf begründet haben. Die noch lebenden drei Brüder und drei Schwestern sind Kinder von Abraham C., welcher als Buchhändler zu Genf sein Geschäft zu dem bedeutendsten der Stadt erhob. André C., der älteste Sohn, 1795 geboren, lebte nach Beendigung seiner theologischen Studien bis 1825 als Hauslehrer erst bei einer englischen Familie meist in Italien, dann bei dem Fürsten Dolgoruki zu Paris, bekleidete dann einige Zeit ein Predigtamt und erhielt 1832 die Direktion der ersten Klasse des Collége und 1840 die Professur der lateinischen Literatur an der genfer Akademie, welche er 1846 mit der der alten Literatur vertauschte. Von seinen literarischen Arbeiten sind die Schriften „De libro Job“ (Genf 1829) und „Essai sur la satire latine“ (das. 1829), sowie mehre Abhandlungen in der „Bibliothèque universelle de Genève“ von wissenschaftlichem Werth. Antoine Elisée C., geboren 1798, habilitirte sich mit der „Dissertation sur les causes naturelles du droit positif“ (Genf 1826) und erhielt später die Stelle eines Professors der Rechte und politischen Oekonomie an der genfer Hochschule. Er nahm mit Auszeichnung Antheil an der Regierung seiner Vaterstadt und machte sich theils als Redakteur einiger einflußreichen Zeitschriften, theils durch mehre geschätzte juristische, politische u. nationalökonomische Werke bekannt. In „L'utilitaire“ (Genf 1828—30, 3 Bde.) vertheidigte oder modificirte er die Ansichten Benthams und Dumonts. Wie er in der Schrift „Riche et pauvre“ (Genf 1840), deren 2., vermehrte Auflage den Titel „Richesse et pauvreté“ (Paris 1841) erhielt, die socialen Fragen der Gegenwart in ihrer ganzen Bedeutsamkeit hinstellte, so erörterte er in der „Théorie des garanties constitutionnelles“ (das. 1838, 2 Bde.) die Grundsätze des konstitutionellen Rechts. In dem geistvollen Buche „De la démocratie en Suisse“ (Paris 1843, 2 Bde.) sah er Manches voraus, was später seine Verwirklichung fand. In Folge der Revolution 1846 legte er seine Professur nieder und wendete sich nach Paris. Hier redigirte er zwei Journale und veröffentlichte u. A. mehre gegen die Socialisten u. besonders gegen Proudhon gerichtete Broschüren. Joel C., der dritte Bruder, geboren 1806, übernahm das väterliche Geschäft u. ist namentlich als Herausgeber der „Revue critique des livres nouveaux“ (Paris 1833 fg.) bekannt. In einer Art von Roman, „Le lendemain du dernier jour d'un condamné“ (Paris 1829), versuchte er eine Parodie und Kritik von Victor Hugo's Buch gegen die Todesstrafe. Außerdem redigirte er mehre Jahre hindurch die konservativen Blätter „Le fédéral“ und „Le journal de Genève“ und schrieb in derselben Richtung für die „Revue des deux mondes“ den Artikel „Sur l'influence et les chefs du parti radical en Suisse“, welcher eine lebhafte Polemik veranlaßte. Adrienne C., die jüngste Schwester, geboren 1804, übertrug in Verbindung mit Joel C. eine Auswahl von Zschokke's Erzählungen (Paris 1830—32, 12 Bde.), sowie Mehres von H. von Kleist (das. 1832, 3 Bde.) in das Französische, während die mittlere Schwester, Karoline C., geboren 1800, ein staatswissenschaftliches Werk von Hopkins aus dem Englischen (das. 1832) übersetzte. Die älteste Schwester, Madame Tourte-C., geboren 1793, verfaßte einige sehr ansprechende Erzählungen, von denen „Annette Gervais“ in das Holländische und Deutsche (Hamburg 1843) überging, sowie einige Romane, unter denen „Le journal d'Amélie“ der gelesenste ist.

Cheribon (Tjeribon), niederländische Residentie auf der Nordküste der Insel Java, von der Javasee und den Residentschaften Tagal, Banjumas, Prewang und Krawang umschlossen, 128 □Meilen groß, ist nach der Küste zu eben u. sumpfig, südlich dagegen, wo sich der vulkanische Pik von C. (Tjermai) bis zu 10,323 F. Höhe erhebt, ziemlich gebirgig u. sehr reich an Diatiwaldung (Tectona grandis) u. Arengpalmen. Das Klima ist in den Niederungen sehr heiß und ungesund, in den Wäldern fast kalt. Hauptpro-

dukte sind Kaffee, Indigo und Zuckerrohr. Die Bevölkerung, halb sundanesisch, halb javanisch, beträgt 823,150 Seelen. Die gleichnamige Hauptstadt, in der ungesunden Ebene an der Mündung des Riboen in die Javasee gelegen, hat einen guten Hafen und etwa 15,000 Einwohner, darunter viele Chinesen und Araber, die mit Juwelen u. Schmucksachen handeln. Der europäische Theil der Stadt ist fast ganz leer. 1 Stunde nördlich von C. liegt auf dem Gunong Dschati das heilig gehaltene Grab des Scheich Mulana, des Einführers des Islam auf Java.

Cherilus, altgriechischer Dichter, von Samos, blühte um 479 v. Chr., besang den Sieg der Athener über Xerxes und wurde für jeden Vers mit einem Goldstück honorirt. Sein Gedicht wurde jährlich mit Homers Werken öffentlich vorgetragen.

Cherimolia, (in Südamerika Cherimolo, Tschirimajabaum, Anona Cherimolia *Mill.*), mittelmäßiger Baum in Kolumbien und Peru, vorzüglich in Huanuco, mit sehr schmackhaften Früchten, Cherimolo oder Cherimoya genannt, die man sogar der Ananas vorzieht, und deren gallertartiges, schneeweißes Fleisch nach Pöppig den Geschmack der Ananas mit reiner Zuckersüße und dem Arom der Erdbeere vereinigt.

Chernibs (griech., lat. malluvia), Weihwasserbecken; auch Weihwasser, womit man vor der Mahlzeit wie vor dem Schlachten des Opferthiers die Hände wusch.

Cherokesen (Cherokees, Tschirokesen), ein großes, zur Appalachengruppe gehöriges Indianervolk in Nordamerika, bewohnt jetzt im Norden und Osten des Indianerterritoriums ein Gebiet, das ungefähr zwischen 36° 10′ u. 37° nördl. Br. und der Grenze von Arkansas bis 100° westl. L. von Greenwich liegt und etwa 750 □Meilen Flächeninhalt hat. Das Land wird vom Arkansas und dessen Nebenflüssen reichlich bewässert und ist zum Ackerbau, der fleißig betrieben wird, wohl geeignet. Die Seelenzahl der C. beträgt ungefähr 28,000. Sie sind unter den Indianern Nordamerika's jedenfalls die am meisten in der Kultur vorgeschrittene Nation. Sie haben große Dörfer, wohnlich eingerichtete Häuser, zahlreiche Rindvieh- und Schafheerden und viele gute Pferde, welche auf den ausgedehnten Prairien des Gebiets reichliche und gute Nahrung finden. Was sie an Kleidung, Ackergeräthschaften rc. bedürfen, fertigen sie selbst an und produciren auch Salz aus den zahlreichen Salzquellen ihres Territoriums. In den letzten Jahren haben sie auch schon einen Theil ihrer landwirthschaftlichen Produkte flußabwärts nach Neworleans ausgeführt. Die C. haben eine geschriebene republikanische Verfassung. An der Spitze der exekutiven Gewalt steht ein Häuptling (Gouverneur); die legislative Gewalt ist in den Händen eines großen Rathes, der jährlich neu gewählt wird und aus einem Senat und einem Hause der Repräsentanten besteht, ganz nach dem Muster der Vereinigten Staaten, nach dem auch ihre Justiz rc. gemodelt ist. Ihre Sprache, für welche 1826 ein Halbindianer, Namens Gueß, eine eigene syllabische Schrift erfand, besteht aus 85 Zeichen, die zu Wörtern zusammengefügt werden. Alle Wörter endigen auf Vokale und die Wortformen sind einer großen Biegsamkeit fähig. Daneben haben sie die englische Sprache in großem Umfang angenommen und überhaupt von ihrer Nationalität schon so viel aufgegeben, daß sie sich nach den Moden von Newyork und Paris kleiden. Von der Union erhalten sie noch bedeutende Jahrgelder für ihre im Osten des Mississippi abgetretenen Ländereien; auch Handwerkswerkführer werden ihnen kontraktlich von der Centralregierung geliefert. Zahlreiche Missionäre arbeiten unter ihnen mit gutem Erfolg, und ihre Kirchen u. Schulen sollen die mancher Unionsstaaten sogar übertreffen; auch ihre periodische Presse wird als der von Arkansas in Talent und Achtbarkeit ganz ebenbürtig gerühmt.

Die C. bewohnten ursprünglich ein 5000 □Meilen großes Gebiet im Innern von Carolina, Georgien und Alabama, lebten anfangs im guten Einvernehmen mit den europäischen Kolonisten und erkannten 1730 die britische Oberhoheit an. Später kam es jedoch zu Kämpfen zwischen den C. u. den Briten, die von beiden Seiten mit unmenschlicher Grausamkeit geführt wurden, bis sich die C. 1785 der Oberhoheit der Vereinigten Staaten unterwarfen. Im Jahre 1819 siedelte ein Theil des Volkes nach Arkansas über, während die Uebrigen in Georgien, wozu ihr Gebiet nominell gehörte, zurückblieben. Endlich wurden sie 1838 insgesammt genöthigt, nach dem Indianerterritorium westlich vom Mississippi auszuwandern, wo sie nördlich und östlich von den Creeks ihr jetziges Gebiet angewiesen erhielten; seitdem haben sich ihre Verhältnisse in mannichfacher Hinsicht gebessert. Im Ganzen haben die C. von 1806—36 der Unionsregierung 11,053,440 Acres Land abgetreten und dafür 800,000 Acres Land, zu 500,000 Dollars gerechnet, und 6,333,270 Dollars in baarem Geld, Waaren rc. erhalten.

Chéron, Elisabeth Sophie, französische Emailmalerin, Kupferstecherin, Dichterin rc., geboren zu Paris 1648, Schülerin ihres Vaters, Henri C., erlangte bald großen Ruf, vorzüglich durch ihre eben so treu als elegant ausgeführten Porträts. Auch gute Historien und vortreffliche Kopien antiker Gemmen lieferte sie, hatte auch für Musik und Dichtkunst bedeutendes Talent. Diese Talente verschafften ihr 1776 einen Platz in der Akademie der Maler, sowie später in der Akademie Ricovrati zu Padua. Sie heirathete im 60. Jahre und † 1711 zu Paris. Wir haben eine Sammlung ihrer Gemmenzeichnungen, theils nach eigner Erfindung, meist aber nach Antiken. Unter jenen zeichnen sich aus: Bacchus und Ariadne; Mars und Venus; die Nacht, Mohnkörner ausstreuend. Im Druck erschienen von ihr: „Essai de Psaumes et de Cantiques“ (Par. 1694) und „Les cerises renversées (das. 1717).

Cherry, Insel, s. Băreninsel.

Chersiphron, mit seinem Sohne Metagenes Baumeister des berühmten Tempels der Artemis zu Ephesus, zu Cnossus auf Kreta geboren, lebte zur Zeit des Crösus, um 540 v. Chr. Zur Sicherung gegen Erdbeben wählte er zum Fundament des Tempels sumpfigen Boden, ließ den ausgegrabenen Raum mit zerstampften Kohlen anfüllen und über diese Schaffelle breiten, ehe der eigentliche Rost darauf gelegt wurde. Die ungeheuren Werkstücke, welche den Architrav bildeten, wurden auf Sandsäcken hinaufgewälzt. Die größte Schwierigkeit aber verursachte die richtige Lage des gewaltigen Blockes, der zum Sturz über der Thüre dienen

mußte. Im Traumgesicht erhielt er von der Göttin die Versicherung, daß sie den Stein zurecht gelegt habe, und wirklich hatte sich derselbe am folgenden Morgen durch sein eigenes Gewicht in die rechte Lage gesenkt. Der Tempelbau, vermuthlich oft unterbrochen, dauerte 220 Jahre. Dies Prachtgebäude jonischer Ordnung war 425 Fuß lang, 220 Fuß breit und wurde von 128 Säulen getragen, jede 60 Fuß hoch, welche alle von asiatischen Königen geschenkt waren. Von diesen Säulen waren 36 mit Bildhauerarbeit verziert, eine sogar von Scopas.

Cherso, österreichische, zur Markgrafschaft Istrien gehörige Insel im Quarnerogolf, ist 6 □Meilen groß, von langgestreckter Gestalt und mit der benachbarten Insel Lussin durch eine Brücke verbunden. Ein Kalksteingebirge durchzieht die Insel, dessen höchste Spitzen nackt und kahl sind, wogegen an seinen Abhängen und an der Küste Wein und Südfrüchte reichlich gedeihen. Die großen Waldungen liefern Bau- und Brennholz. Die Bewohner, etwa 7000 an Zahl, treiben starke Viehzucht, Wein- und Olivenbau, Südfrüchtekultur u. Handel. Die gleichnamige Hauptstadt, auf der Westseite, hat mehre Klöster, eine Hauptschule, ein Armeninstitut, einen geräumigen Hafen nebst Schiffswerfte und 4000 Einwohner, welche Handel, Schifffahrt, und Schiffsbau (Travacoli), Fischerei und Handel treiben. In der Nähe der Jeserosee, der oft jahrelang versiegt und sich dann plötzlich wieder anfüllt.

Cherson, Gouvernement im südlichen Rußland, welches den größten Theil der früheren russischen Provinz Neuserbien (zwischen Dniepr und Bug) und die westliche Nogaier- od. otschakowsche Steppe in sich begreift und gegen Norden an die Gouvernements Podolien, Kiew u. Poltawa, gegen Osten an Jekaterinoslaw und Taurien (die westliche Nogaiersteppe), gegen Süden an das schwarze Meer und gegen Westen an Bessarabien grenzt. Es steht in administrativer Hinsicht unter dem Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien und zerfällt gegenwärtig in 6 Kreise: Alexandrija, Ananjew, Bobrinez, Cherson, Odessa und Tiraspol, die ein Areal von 1349,35 □Meilen enthalten. Das Land ist durchweg Steppenland, am Meere einförmig und unfruchtbar, je weiter ins Innere hinein, wo es sich an die Region der schwarzen Erde anschließt, um so ergiebiger und für den Anbau geeigneter. Die Flüsse des Landes sind der Dniepr und Dniestr, welche auf den Grenzen im Osten und Westen fließen, der Bug, Jugul und Ingulez, welche mit ihren Nebenflüssen die Mitte des Landes durchströmen, wo sie im Frühjahr austreten und fruchtbaren Humus und Schlamm zurücklassen. An ihrer Mündung bilden sie Binnenseen oder Limane, welche süßes Wasser haben, für die Schifffahrt jedoch von zu geringer Tiefe sind. An einzelnen Orten hat man der Natur durch künstliche Hafenbauten nachgeholfen. Das Klima ist wechselvoll, im Sommer trocken und heiß, im Winter kalt und stürmisch. Sehr verrufen sind die Januarstürme (Metels), die von Nordosten her oft mit ungeheurer Gewalt über die Steppe brausen und von Schneefällen begleitet sind. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 6—8° R. Die Zahl der Bewohner betrug nach der Zählung von 1858: 1,083,852 Seelen, wovon 296,691 Personen auf die Städte kommen. Der Nationalität nach zerfallen dieselben in Groß- und Kleinrussen, welche das Gros der Bevölkerung bilden, in Walachen und Moldauer, Bulgaren, Serben, Polen, Griechen und Armenier, Deutsche, Schweden, talmudische und karaïtische Juden und Zigeuner. In Beziehung auf Konfession endlich unterschied man 1853: Evangelische (35,527), römische Katholiken (17,706), Armenier gregorianischen Kults (2888), Juden (57,141); alle übrigen Bewohner bekennen sich zur orthodox-griechischen Lehre. C. bildet in Bezug auf die herrschende Kirche eine eigene Eparchie zweiter Klasse, welche in der Zahl der 54 im Reiche bestehenden die 12. Stelle einnimmt. An der Spitze derselben steht ein zu C. ansässiger Erzbischof, der sich Erzbischof von C. und Taurien nennt. Die evangelischen Bewohner des Gouvernements gehören zum petersburger Konsistorialbezirk, während die römischen Katholiken einen Bischof in Tiraspol haben, dem auch die Armenier vom katholischen Ritus untergeben sind. Die Zigeuner bekennen sich äußerlich zum griechischen Glauben, zum Theil auch die Walachen und Moldauer, die hier ganze Kolonien haben, sowie die Serben u. Bulgaren. Das Gouvernement besitzt vortreffliche Lehranstalten und kann sich in dieser Beziehung mit jeder andern Provinz Rußlands messen. Man zählte 1858 eine weltberühmte Lehranstalt: das Lyceum Richelieu (in Odessa, mit 34 Lehrern und 103 Eleven); 7 Gymnasien, 32 Kreisschulen, 73 Gemeindeschulen, 57 Privatpensionen und Schulen und 16 Kreisschulen für Juden, im Ganzen 185 Lehrinstitute mit 521 Lehrkräften und 9633 Schülern. Das Marineministerium unterhielt 3 Institute zu Nikolajew: das der Steuermannskompagnie der Flotte des schwarzen Meeres, das der Gardemarinekompagnie derselben Flotte und das der 2. Marinelehrequipage. Außerdem bestand eine Schule für Kommerzschifffahrt (zu C.), eine Hauptschule für Gartenbau (in Odessa), 13 Schulen in den Dörfern der Reichsbauern, sowie 47 Schulen in den Kolonien der fremden Ansiedler (mit 55 Lehrern und 8518 Lernenden); ferner ein römisch-katholisches Seminar (zu Tiraspol) und als Stiftungen der Kaiserin Marie: ein Fräuleininstitut (zu Odessa), eine Lehranstalt für Matrosentöchter der Flotte vom schwarzen Meer (zu Nikolajew) und eine Stadtschule (zu Odessa). Ueberhaupt hat das Gouvernement in geistiger, kommercieller und staatswirthschaftlicher Beziehung seit den letzten 5—6 Decennien den erfreulichsten Aufschwung genommen. Vor hundert Jahren noch eine vollständige Wildniß und menschenleere Einöde, ist es jetzt eine der einträglichsten Provinzen des russischen Reiches geworden. Der Kaiserin Katharina II. gebührt das Verdienst, die Wichtigkeit der Weltlage von C. zuerst erkannt zu haben. Die Städte Cherson (1778), Nikolajew (1789), Odessa (1792 erbaut) und andere sind ihre Schöpfungen, an deren Stelle vordem nur tatarische oder türkische Dörfer standen. Die Nähe der Türken hielt damals den Strom der Kolonisation zurück. Erst als durch den Frieden zu Jassy 1792 die türkische Grenze vom Bug zum Dniestr und später bis zum Pruth fortgerückt ward, brach sich mit jedem Jahre die Kolonisation weitere Bahn. Besonders folgten Deutsche (aus Ost- und West-

preußen), Serben und Bulgaren (vom Donaudelta), sowie Moldauer und Walachen dem Aufrufe der russischen Regierung und ließen sich am Dniestr, Ingul, Bug und Dniepr nieder. Die Zahl der städtischen Etablissements beträgt bereits 19; hierzu kommen eine Menge kleinerer Landstädtchen mit zum Theil erheblicher Einwohnerzahl, sowie Marktflecken und Kirchorte mit Marktgerechtigkeit, die zum Theil mitten in der Steppe liegen. Sehr beträchtlich ist die Viehzucht in C. Schon 1846 zählte das Gouvernement: 300,492 Pferde und Füllen, 765,620 Stiere, Ochsen, Kühe u. Kälber, 996,860 gewöhnliche u. 627,390 feinwollige Schafe, 112,320 Schweine, überhaupt 2,802,682 Stück Vieh, wovon in den letzten Jahren Rindvieh und Schafe sehr zugenommen haben. In Beziehung auf veredelte Schafe ist C. die Pflanzschule für das russische Reich. Es gibt hier Gutsbesitzer, welche 30—40,000 Merinos besitzen. Der Herzog von Richelieu, unter Kaiser Alexander I., hat sich das Verdienst der Züchtung und Veredlung der Schafe erworben. Auch die Federviehzucht, Bienen- u. Seidenzucht sind im Aufschwung, und der Fischfang im schwarzen Meere und in den Limanen, sowie in den großen Strömen des Landes liefert schon längst bedeutsame Resultate. Die Jagd geht auf wilde Schweine, Büffel, Hasen u. Springhasen, Wölfe, wilde Katzen und auf Federwild, besonders Trappen, Rebhühner, Schnepfen, wilde Enten und Wasserhühner. Hummer und Schildkröten liefert das Meer in Menge. An Mineralien gibt es Thon, Kreide, Sandstein, Salpeter, Salz und einen aus einem Konglomerat von Versteinerungen bestehenden Kalkstein, der sich längs der ganzen Küste zeigt und hier als treffliches Baumaterial benutzt wird. Leider fehlt es im Süden dafür an Waldung, so daß man Dünger, Schilf, Stroh ꝛc. als Feuerungsmittel verwenden muß. Der Norden hat dagegen herrliche Wälder, und die Krone besitzt allein gegen 50,000 Dessatinen Waldland. An Fruchtbäumen gibt es Pfirsich-, Aprikosen-, Kirsch-, Pflaumen-, Maulbeerbäume; auch zieht man Wein. Die Gartenkultur ist überhaupt hier sehr in Aufschwung gekommen. Tabak, Senf, Safran, Flachs, Hanf und alle Sorten Getreide, worunter arnautischer Weizen, Mais und Hirse, gedeihen vortrefflich. C. gehört zu den eigentlichen Getreidekulturländern des russischen Staates. Im Jahre 1851 betrug die Gesammtaussaat an Winterkorn 119,878 Tschetwert (zu 4 preußischen Scheffeln) und an Sommerkorn 374,280 Tschetwert, während sich die Ernte auf 546,398 Tschetwert Winter- und 2,315,582 Tschetwert Sommerkorn stellte. Die Industrie macht in dem aufblühenden, durch die Nähe des Meeres und durch gute Wasserstraßen begünstigten Lande schnelle Fortschritte. Während man 1822 12, 1830 77 Fabriken in C. zählte, besitzt das Land heut zu Tage ihrer mehr als 200. Doch ist C. trotzdem mehr Handels- als Industriestaat, und der enorme Reichthum an Landesprodukten kann durch Menschenkräfte und Maschinismus nicht überboten werden. Der Kaufmannsstand ist daher hier in größter Blüthe, u. das Versicherungskapital beträgt bereits mehr als 20 Millionen Rubel Silber. Durch die beiden Messen zu C. und Odessa und durch zahlreiche Märkte in den Städten u. Flecken des Gouvernements werden Handel und Wandel befördert. In der Stadt C. wurden 1852 auf der zur Pfingstzeit fallenden Messe Waaren angefahren im Werthe von 184,359 und verkauft zum Werthe von 108,205 Rubel Silber, und in Odessa auf der Septembermesse betrug die Waarenanfuhr sogar 384,830 und der Waarenabsatz 110,030 R. S. Große Geschäfte werden besonders gemacht in Wolle, Fellen, Flachs und Hanf, Getreide, Mehl und Vieh. Die Telegraphenlinien, welche C. (die Stadt), Berislaw, Jelissawetgrad, Nikolajew und Odessa berühren, wo Stationen mit ununterbrochenem Dienst zur Beförderung russischer, deutscher und französischer Depeschen errichtet sind, beleben den Handel der Kaufleute des Gouvernements sehr, und einen noch bedeutsameren Lebensweg wird er erhalten, wenn erst die projektirten Schienenwege von Odessa nach Olwiopol, Jelissawetgrad, Alexandrija und Krementschug zum Anschluß an die Projektlinie Charkow-Moskau und Charkow-Krim ausgeführt sein werden. An See-, Hafen-, Werft- und Handelsstädten besitzt das Gouvernement vornehmlich 5: C., Nikolajew, Otschakow, Odessa und Owidiopol; der Binnenhandel koncentrirt sich in den Städten Berislaw, Alexandrija, Jelissawetgrad, Wosnessensk, Olwiopol, Tiraspol und Dubossary.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, zugleich Festung, Hafenstadt, Werft u. früher auch Sitz der Admiralität, am Dniepr, 4 Meilen vor seiner Mündung, ist 1778 vom Fürsten Potemkin angelegt worden und zählte 8 Jahre später (1792) bereits 10,000 Einwohner, ohne die Besatzung. Ihre gegenwärtige Bevölkerung beläuft sich auf 45,000 Seelen. C. liegt malerisch an einem Hügel am rechten Ufer des Stromes, der hier fast eine Meile breit ist, aber eine Menge schilfbewachsener Eilande trägt, die im Frühling unter Wasser stehen. Früher ergoß sich der Dniepr auch oft über einen großen Theil der den Kai's zunächstliegenden Straßen und Plätze, und die Kommunikation mit denselben war oft wochenlang gehemmt. Jetzt hat man Dämme und Brustwehren erbaut und so dem Wasserzuge die Richtung nach dem linken Ufer gegeben. Auch die Auslagerung des Limans und die Austiefung des Hafens erfordert jährlich große Summen; gelänge noch die Anlegung eines auch für größere Seeschiffe erreichbaren Hafens, so würde C., welches als Hauptstapelort für alle Produkte des Dniepergebiets für den Süden Rußlands von eminenter Wichtigkeit ist, sogar Odessa den Rang ablaufen. Bis jetzt müssen alle Kauffahrteischiffe 40 Werst weit von der Stadt bei dem Dorfe Stanislawskoe Selo Anker werfen. Die Stadt besteht aus vier sich aneinander lehnenden Theilen, der erwähnten Festung, der griechischen Vorstadt mit einem Kaufhof, der Soldatenvorstadt und den Seemagazinen und Schiffswerften. Sie ist regelmäßig gebaut und hat meist kleine, freundliche, zum Theil mit Obstspalieren eingefaßte Häuser, 10 Kirchen, 8 Schulen und etwa 25 Fabriken. Die Festung ist weitläufig und stark und befindet sich mit sämmtlichen zu ihr gehörigen Krongebäuden, unter denen sich das Arsenal auszeichnet, in gutem Stande. Früher befand sich hier auch die Admiralität, welche aber der ungünstigen Seelage C.s wegen nach der Bugmündung verlegt worden ist, wo sie gegenwärtig als „Tschernomorische Admiralitäts-Ansiedlung" eine eigene Stadt bildet,

welche 1858 bereits 15,693 Einwohner enthielt. In der Umgegend von C. hat man neuerlich ähnliche Versuche mit dem Anbau der Baumwollenstaude angestellt, wie in Odessa, und gute Erfolge erzielt. Im Jahre 1787 kamen in C. der Kaiser Joseph II. und die Kaiserin Katharina II. zusammen, wobei, wie man sagt, die letztere die Absicht hatte, sich als Königin von Taurien und Kaiserin der Türkei krönen zu lassen, worauf die von ihr an ein Thor der Stadt gesetzte Inschrift: „Durch dieses Thor führt der Weg nach Konstantinopel" hindeutete. Unfern der Stadt befinden sich die Denkmäler des Fürsten Potemkin und des Philanthropen Howard, welcher 1790 hier am Fieber starb.

Chersonesus (griech., d. i. Halbinsel), im Alterthum Benennung vieler Landschaften, welche zur Unterscheidung mit Beinamen bezeichnet wurden. Chersonesus Cimbrica hieß bei den Römern die dänische Halbinsel, weil sie dieselbe von den Cimbern bewohnt glaubten. Sie war ein den Alten lange unbekanntes Land; erst Ptolemäus bestimmt ihre Lage, das jetzige Holstein u. Jütland, genauer und nennt die Rigulonen, Sabalingier, Kobander, Chaler, Phaudusier, Charuder und am nördlichsten die Cimbern als ihre Bewohner. C. Heracleotica, Trachea, gewöhnlich Cherrhonesus, auch Cherson, war ein Freistaat und eine Stadt auf der taurischen Halbinsel (jetzt Krim), an der südwestlichen Küste, bildete in der Gestalt eines großen, flachen Vorgebirgs zwischen dem nördlichen Hafen von Ctenus (jetzt Achtiar) und dem südlichen Portus Symbolorum (jetzt Balaklava) einen Winkel und hatte in der westlichsten Landspitze, dem Promontorium Parthenium (jetzt Fanary), den alten Tempel der taurischen Artemis. Unter dem Namen Cherrhonesus gab es hier zwei Städte. Die ältere, über dem jetzigen Hafen von Balaklava gelegen, wurde im Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. von pontischen Herakleoten, einer Kolonie der Milesier, u. von Deliern gegründet und lag, von Scythen zerstört, schon zu Strabo's Zeit in Trümmern. Die andere, das eigentliche Cherson oder Korsun des Mittelalters, lag an dem westlichen Ufer der dem achtiarschen Hafen am nächsten gelegenen Bucht und war eine durch Landbau und Handel blühende freie Stadt, die Jahrhunderte lang ihre Unabhängigkeit behauptete. Erst als die Chersoniten den immer heftiger andrängenden Scythen nicht mehr widerstehen konnten, begaben sie sich in den Schutz des pontischen Königs Mithridates, dessen Feldherr Diophantus nun nördlich von der Stadt Cherson (in der Gegend von Koslaw) die Stadt Eupatorium gründete und zur Sicherung eines bedeutenden Salzsee's daselbst eine Festung anlegte. Auch der Gunst der römischen Kaiser erfreute sich die Stadt, und zur Zeit der byzantinischen Kaiser übertraf sie an Macht sogar das bosporanische Reich. Als die Chersoniten unter Diocletian dem die Römer bedrängenden bosporanischen König in den Rücken fielen und ihn durch Einnahme seiner Hauptstadt Panticapäum zum Rückzug und Frieden zwangen, erhielten sie die erste Freiheit von allen römischen Abgaben, und für ihre Hülfe im Kampfe gegen die Scythen an der Donau wurden ihnen von Konstantin Gunstgeschenke und Freiheitsbriefe für ihre Schiffe zu Theil. Die Bosporaner wurden von ihnen über Capha, welches nun Grenze ward, zurückgedrängt. Später betrachtete man die Stadt als eine Grenzstadt des byzantinischen Reichs, wohin öfter hohe Staatsbeamte verbannt wurden. Justinian II. nahm sie 710 hart mit; doch blieb immer noch der Salzhandel ansehnlich, wie auch der mit Häuten u. Wachs ins südliche Rußland. Im 9. Jahrhundert hatte zu C. das Christenthum längst festen Fuß gefunden, denn 839 ward es Sitz eines Metropoliten. Wladimir der Große nahm die Stadt ein und ließ sich hier taufen, gab sie indessen wieder zurück, ungeachtet ihrer Wichtigkeit als des Hauptes aller südlichen Seeplätze in der Krim. Beim Einfall der Tataren im 13. Jahrhundert gerieth Cherson durch die wachsende Blüthe Kaffa's in Verfall. Im Mittelalter diente die Stadt noch den Genuesen als Handelsplatz, und 1578 standen noch die Mauern und ansehnlichen Thürme derselben; Bauart u. Umfang zeugten von früherer außerordentlicher Pracht. Pallas fand 1794 hier noch eine schöne Mauer aus Quadersteinen, die Reste zweier Thürme und einen herrlichen korinthischen Säulenknauf. Alles Uebrige haben die Russen seit der Eroberung der Krim zerstört und zum Bau von Achtiar verwendet. C. Taurica, taurische Halbinsel, hieß bei den Alten die jetzige Krim, wegen ihrer halbinsularischen Lage, welche man nach Gestalt und Größe mit dem Peloponnes verglich. Sie war durch eine sehr schmale Landenge, Taphrus (die jetzige Landenge von Perekop), mit dem Lande der nomadischen Scythen verbunden. Ein Gebirgszug, bestehend aus dem Trapezus (jetzt Mankupu-Dschatyr-day), Cimmerium (jetzt Aghirmisch-Daghi) und den taurischen Bergen, theilte sie in zwei Theile, deren östlicher die rauhe Chersones hieß. Die Südspitze hieß Criu Metopon (jetzt Aiua oder Kaudjes Burnu). Ein anderes Vorgebirge, durch den Tempel der Artemis Tauropolos berüchtigt, war das Parthenium. Die besten Hafenstädte und fast alle Hauptstädte lagen im Gebiet der bosporanischen Könige und des kleinen Freistaats C. Heracleotica. Die Halbinsel war der Hauptsitz des alten Bergvolks der Taurier, welche sich seit der Einwanderung der Scythen auf die südlichsten Berge zogen und als furchtbare Seeräuber die schiffbrüchigen Ausländer ihrer Artemis an dem nach der Jungfrau benannten Vorgebirge Parthenium opferten. Aus der Vermischung der eingedrungenen Scythen u. Taurier entstanden die Tauroscythen. Zu diesen kamen außer den eingewanderten Griechen so viele fremde Völkerschaften, daß Plinius deren 30 zählt. Die Halbinsel war bevölkerter und fleißiger angebaut, als jetzt die Krim ist, und hatte einen großen Getreidereichthum. In großer Zahl fanden sich hier kleine (nach Art der ukrainer) Pferde vor, welche die Scythen zu verschneiden pflegten. Eine Hauptquelle des Wohlstandes war, wie noch heut zu Tage, der reiche Ertrag der Salzseen. C. Thracica, vorzugsweise Chersones genannt, hieß die langgestreckte, schmale, von Nordosten nach Südwesten gehende Landzunge, welche östlich durch die Propontis u. den Hellespont von Asien getrennt, südlich u. westlich vom ägäischen Meere, namentlich von dem Meerbusen Melanes, und nördlich vom thracischen Festlande umgrenzt wird. Eine lange Mauer, welche von der Stadt Cardia am Meerbusen Melanes begann u. an der Propontis bei Pactyä endete, schützte die Halbinsel von der Landseite vor den Angriffen der Thracier. Städte waren: Aegospota-

mos, Cardia, Callipolis, Sestus 2c. Die Halbinsel war ursprünglich von thracischen Dolonkern bewohnt, welche schon frühzeitig mit griechischen Ansiedlern verschmolzen. Vorzüglich befleißigte sich die Familie des Miltiades zu Athen der Kolonisirung der Insel. In die Gewalt der Perser gekommen, gehörte sie nach deren Verdrängung bald den Athenern, bald den Spartanern, dann den Macedoniern u. abwechselnd einer od. der andern der aus Alexanders Reich hervorgegangenen Mächte. Nach Besiegung des Antiochus des Großen gerieth sie unter die Herrschaft der Römer, welche anfangs einigen Städten noch den Schein der Freiheit ließen. Jetzt heißt diese Chersones die Halbinsel der Dardanellen oder von Gallipoli.

Cherub (in der Mehrzahl **Cherubim**), Gebilde der religiösen Symbolik des Alten Testaments, deren Grundgestalt die menschliche ist. Zuerst kommt der Name in der Schöpfungsgeschichte vor; ein C. mit flammendem Schwerte lagert am Eingange des Gartens Eden. Später erscheinen die Cherubim in poetischen Schilderungen der Erscheinung Jehovahs als Träger seines Thrones. Im Allerheiligsten der Stiftshütte u. später des Tempels befanden sich über der Bundeslade zwei ganz gleich gestaltete Cherubim aus Oelbaumholz, mit Gold überzogen, deren äußere Flügel den Deckel der Bundeslade bedeckten, und deren Gesichter ebenfalls auf diesen gerichtet waren. Sie sollen 10 Ellen hoch und jeder Flügel 5 Ellen lang gewesen sein. Auf diesen Cherubim dachte man sich Jehovah thronend und von hier aus seine Offenbarungen kund gebend. Solche Cherubfiguren in erhabener Arbeit und vergoldet befanden sich auch an den Wänden und Thüren des Tempels, sowie in die Vorhänge des Heiligthums eingewirkt. Noch phantastischer sind die Cherubim in den Visionen des Propheten Ezechiel. In einem Sturme von Norden her erscheinen ihm in feurigem Glanze vier Thiergestalten. Sie gleichen Menschen, aber jede von ihnen hat vier Gesichter, das eines Menschen, eines Löwen, eines Stiers und eines Adlers, dazu vier Flügel, von denen zwei zum Fliegen dienen und zwei den Leib decken. Unter den Flügeln befinden sich an allen vier Seiten Menschenhände; die Füße sind gerade und die Fußsohlen rund, so daß sie nach allen Seiten gehen können, ohne sich erst wenden zu müssen. Anzuschauen sind sie wie glühende Kohlen, zwischen ihnen hin flammt Feuer, und gleich dem Blitz fahren sie hin und her. Oben auf den Flügeln der Cherubim ruht der wie Sapphir glänzende und vom Regenbogen umgebene Wagenthron Jehovahs, dessen Räder wie Tarsisstein funkeln, von denen je eins neben einem C. rollt, und die ebenfalls so eingerichtet sind, daß sie sich nicht zu wenden brauchen. Die Räder sowohl, als der ganze Körper und die Flügel der Cherubim sind mit unzähligen Augen besäet. Diese ganze wunderbare Zusammensetzung soll unzweifelhaft die höchste Macht und Einsicht bezeichnen. Der Stier und der Löwe deuten auf die erstere, die zahllosen Augen, der Mensch und der Adler auf die letztere. Daraus läßt sich auch die symbolische Vergleichung des Königs von Tyrus mit einem C. erklären, welcher auf Gottes heiligem Berge zwischen glühenden Steinen wandelt. In der Apokalypse sind die vier Thiere, welche an Gottes Thron stehen, zwar auch ganz mit Augen bedeckt, aber jedes hat sechs Flügel, u. das eine ist einem Löwen, das zweite einem Stier ähnlich, das dritte hat ein Menschengesicht, und das vierte ist wie ein fliegender Adler geformt. Da diese Stelle schon früh auf die vier Evangelisten gedeutet wurde, so erhielt Matthäus den Menschen, Marcus den Löwen, Lucas den Stier und Johannes den Adler als Attribut. Josephus nennt die Cherubim geflügelte Thiere, Philo aber, welcher ein Buch über sie schrieb, fand in ihnen Symbole göttlicher Vollkommenheiten. J. D. Michaelis hält sie für Donnerrosse, ähnlich denen Jupiters: de Wette für Personifikationen der Naturkräfte; Herder vergleicht die das Paradies hütenden Churubim mit den Gold bewachenden Greifen und überhaupt mit den thierischen Wundergestalten des Morgen- und Abendlandes; die Buchstabengläubigen sehen in ihnen reale Wesen. Bei neueren Dichtern ist C. eine höhere Art Engel.

Cherubini, Maria Luigi Carlo Zenobio Salvador, ausgezeichneter Kirchen- und Theaterkomponist, wurde den 8. September 1760 in Florenz geboren. Schon im 9. Jahre begann er als Schüler von Bartolomeo Felici und dessen Sohn Alessandro, sodann von Pietro Pizzari und Giuseppe Castrucci das Studium der Komposition. In seinem 13. Jahre trat er in seiner Vaterstadt als Komponist mit einer Messe und einem Intermezzo auf und, da er Beifall erntete, hierauf mit Psalmen, Motetten, Arien, Kantaten und einigen Intermezzi. Der damalige Erzherzog von Toskana, nachheriger Kaiser Leopold II., ermöglichte ihm 1778, zu Bologna unter Sarti seine Studien fortzusetzen. Unter Sarti's Augen debütirte C. 1780 in Alessandria mit seiner Erstlingsoper „Quinto Fabio“, welche dann auf Verlangen 1783 auch in Rom in Scene gesetzt werden mußte. Von allen Seiten mit Aufträgen angegangen, schrieb er 1782 für Livorno seinen „Adriano in Siria“, für Florenz „Armida“ und „Messenzio“, 1783 in Rom und Venedig: „La sposa di tre, e marito di nessuna“, 1784 für Mantua: „Alessandro nell' Indie“ und „I viaggiatori felici“. Zu seinem ersten Ausflug wählte er London und vollendete hier 1785 und 1786 die Opera buffa „La finta principessa“ und die Opera seria „Giulio Sabino“, ging darauf, begleitet von dem Tenoristen Babini, nach Paris in der Absicht, sich dort zu fixiren, wurde aber bald darauf nach Turin berufen, wo er seine „Ifigenia in Aulide“ schrieb und mit ungemeinem Erfolge zur Aufführung brachte. Nachdem er 1787 wieder in London gelebt hatte, kam er 1788 definitiv nach Paris, wo er fortan seinen Wohnsitz behielt. C. war bisher den Principien seiner Lehrer treu geblieben, daß Melodie das Hauptpostulat, der harmonische Theil aber dieser streng untergeordnet sein müsse. Da hörte er in Paris zum ersten Male Joseph Haydns Sinfonien und wurde von deren Harmonie wunderbar ergriffen. Die Bekanntschaft mit Mozarts Meisterwerken vollendete in der Folge seinen Principienwechsel. Seine Manier wurde jetzt eine breitere und großartigere; die Intentionen wurden tiefer, die Harmonie gestaltete sich kühner, die Instrumentation reichhaltiger. Dieser Wendepunkt seiner Kompositionsweise trat zuerst in seiner ersten französischen Oper „Demophoon“ (1788) zu Tage, entschiedener aber noch in der 1791 aufgeführten Oper „Lodoisca“, die ungeheuren Enthusiasmus er-

regte und eine Umwälzung der gesammten dramatischen Komposition in Frankreich hervorrief, deren Nachwirkungen bis heute fortdauern. Bis 1805 erschienen darauf folgende Werke von C.: „Elisa ou le voyage du Mont Bernard“ (1794), welche wegen ihres langweiligen Sujets eine geringe Wirkung hervorbrachte; „Il Parruchiere“, wahrscheinlich ein älteres überarbeitetes Intermezzo, durch Bianchi auch nach Deutschland verpflanzt (1796); „Medea“, 1797 im Theater Feydeau gegeben, unstreitig das grandioseste und abgeschlossenste Werk des Meisters; „Pompe funèbre du général Hoche“, eine Trauerkantate, für welche Bonaparte einen Preis ausgesetzt hatte; und die beiden komischen Opern „L'hôtellerie portugaise“ und „La Punition“ (1798), die mit Boieldieu gemeinschaftlich gearbeitete Oper „La Prisonnière“ (1799); „Les deux Journées“ (zu deutsch gewöhnlich „Der Wasserträger“), jenes allbekannte, auch in Deutschland beliebte Meisterwerk (1800); darauf „Epicure“ (mit Méhul gemeinschaftlich); „Anacréon, ou l'Amour fugitif“ (1803); „Achille à Scyros“ (1804), ein in seiner Art meisterhaftes Ballet. Vielfach beneidet und angefeindet, namentlich aber von Haydn angezogen, folgte C. 1805 einer Einladung nach Wien, um für das Theater daselbst zu schreiben. Hier dirigirte er zuvörderst seinen „Wasserträger“, der mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, verbesserte dann frühere Opern, die er zum Theil mit Zwischenakten bereicherte, schuf seine Oper „Faniska“, die von Kennern hoch gepriesen, vom Publikum aber für zu unfaßlich gehalten wurde, u. dirigirte während Napoleons I. Anwesenheit in Wien und Schönbrunn, nach der austerlitzer Schlacht, die Hofkonzerte n in Schönbrunn die Kammermusik. Nach der Beendigung des französisch-österreichischen Krieges kehrte C. im März 1806 nach Paris zurück, wo er die Stelle eines Inspektors am Konservatorium erhielt. Die Zuneigung Napoleons vermochte er merkwürdigerweise nie zu gewinnen, selbst dann nicht, als seine einaktige Oper „Pygmalion“ (mit der Hauptrolle für Crescentini) in den Tuilerien zur Zufriedenheit des Kaisers aufgeführt worden war. Verletzt dadurch, lebte C. sehr zurückgezogen meist auf dem Schlosse des Prinzen von Chimay in der Nähe von Paris, machte botanische Studien und verfiel hier auf die Kirchenkomposition, die ihm fortan Hauptsache blieb und seinen Ruf als eines der erhabensten Tondichter erst recht befestigte. Sein erstes Werk dieser Art war seine allbekannte dreistimmige Messe. Nur von Zeit zu Zeit ließ er seine Weisen von der Bühne herab erschallen, z. B. in der einaktigen komischen Oper „Le Crescendo“ (1810) und in den „Abencerrages“ (1813), gedichtet von Jouy, dem Textverfasser der Vestalin, sowie in den spätern Gelegenheitsopern „Blanche de Provence“ und „Bajard, ou le siège de Mézières“, die er mit Isouard, Berton, Paer, Boieldieu, Catel und Kreutzer gemeinschaftlich arbeitete. Nach der definitiven Rückkehr der Bourbonen wurde C. Professor der Komposition am Konservatorium und 1822 Direktor der Anstalt; zugleich war er an Martini's Stelle Surintendant der Musik des Königs geworden, ein Posten, der ihm namentlich Anlaß und Verpflichtung gab, Kirchenmusik zu schreiben. Die Bühne betrat er noch einmal im hohen Alter mit der Oper „Ali Baba“ (1833), die noch eine seltene Frische der Empfindung und glühende Einbildungskraft zeigte, allein bei der herrschenden Schwärmerei für rossini'sche Musik ohne Eindruck auf die Masse blieb. C. † zu Paris am 15. März 1842. Von seinen Werken, namentlich seinen Kirchenkompositionen, sind noch folgende nachzutragen: „Credo“ für 8 Stimmen, große Litanei, Motetten, 4 Messen (darunter besonders die 2. in D moll ausgezeichnet; auch mehre unedirte), ein Requiem für gemischten Chor u. eines für dreistimmigen Männerchor; viele kleinere Kirchenstücke aller Art, z. B. Ave Maria; Lauda Sion; Tantum ergo; Sanctus salutaris; Pater noster; Ecce Panis; Regina coeli; Laudate Dominum ꝛc. dann Kantaten (z. B. Chant sur la mort de J. Haydn. Trauerkantate auf den Tod des General Hoche), Romanzen, zweistimmige Nokturnen mit Pianofortebegleitung, Kanons, 3 originelle Streichquartetts, eine Sinfonie und eine Ouverture für die philharmonische Gesellschaft in London. Zudem hat er ein Lehrbuch des Kontrapunktes und der Fuge herausgegeben (1835), sich an der Gesangschule des Konservatoriums betheiligt und zu den Uebungsstücken in den Violin- und Violoncellschulen des genannten Instituts die Begleitung geschrieben. C. besitzt als Komponist im Allgemeinen mehr Kraft als Lieblichkeit, mehr glänzende Lebendigkeit als Innigkeit, mehr Pathos als Sentimentalität. „Sein Styl charakterisirt sich durch den höchsten Adel und durch eine wunderbare Schärfe und Prägnanz der Gedanken. In der kunstvollen Kombination ist er den Größten ebenbürtig, und man kann fast sagen, daß er in seinen Opern bisweilen zum Schaden der Situation zu viel und tief gearbeitet u. jene Art der musikalischen Dekorationsmalerei verschmäht hat, die für dramatische Kompositionen unumgänglich nöthig ist. Die süße, weichliche Melodie ist nicht sehr ausgeprägt in seinen Sachen; seine Weisen wollen im Verein mit den zu Grunde liegenden Harmonien goutirt werden und machen keine Ansprüche darauf, das Ohr oberflächlich zu reizen.“

Cherubinische Hymne, in der griechischen Kirche ein Lobgesang, der dann angestimmt wird, wenn das zur Wandlung und zum Opfer bestimmte Brod nebst dem Wein vom kleineren Altar (Prothesis) auf den größeren, den eigentlichen Opferaltar, gebracht wird. Cherubinisch heißt diese Hymne, weil die Cherubim darin eine große Rolle spielen.

Cherusker, deutsches Volk, welches unter seinem Fürsten Arminius (s. d.) den Eroberungen der Römer in Germanien ein Ziel setzte. Den Römern furchtbar geworden durch Vernichtung dreier Legionen, den Deutschen theuer durch Rettung ihrer Freiheit, Sprache und Sitten, sind sie uns doch nur wenig bekannt. Sie wohnten zwischen den Quellen der Lippe und der Weser, wo sie westlich an die Sigambrer, südlich an die Katten grenzten. In diesem Theile des Cheruskerlandes herrschte Segest (s. d.). Der teutoburger Wald scheint die Westgrenze gewesen zu sein, denn westlich davon wohnten zwischen der Lippe und Ems die Brukterer. Diese westlichen Besitzungen der C. können nicht groß gewesen sein, wenngleich die ebenfalls hier wohnenden Dulgibiner zu ihren Klienten gehörten. Größer waren ihre Besitzungen auf der Ostseite der Weser; doch hatten auch hier die Angrivarier bis zum Steinhudermeer einen Wall gezogen, welcher sie von den C.n schied. Diese Grenzlinie zog sich

wahrscheinlich vom Steinhudermeer bis an den Zusammenfluß der Aller und Leine hin, so daß der Lauf der Aller die fernere Grenze der C. bestimmt. Oestlich von der Leine wohnten an der Fuse, welche bei Celle in die Aller fließt, die Fosen, ebenfalls Schützlinge der C. Die Longobarden, mit den Semnonen zum suevischen Volksstamme gehörend, mischten sich nach des Arminius Tod in die innern Angelegenheiten der C. und vertrieben allmählig, selbst von den Chaucen und Angeln bedrängt, die C. aus ihren Sitzen, so daß Ptolemäus sie nur noch am südlichen Abhange des Harzes (von Nordhausen bis Göttingen) findet. Auch Strabo zählte die C. unter die kleinern Völkerschaften. Die Macht der C. stützte sich nicht auf ihre eigene Größe, sondern auf die Klugheit u. Tapferkeit ihrer Anführer (Arminius). Durch innere Zwistigkeiten rieben sich aber diese Häuptlinge dergestalt auf, daß zuletzt vom königlichen Stamm nur noch der Sohn des Flavius, des Bruders von Arminius, übrig war, welcher Italicus hieß und in Rom lebte. Ihn erwählten die C. zum König. Italicus war anfangs beliebt, erweckte aber durch seine römische Lebensweise bald eine Gegenpartei im Volk und wurde vertrieben; erst die Longobarden setzten ihn wieder ein. Zur Zeit Domitians war Chariomer König der C. Später schlossen sie sich an den Frankenbund an.

Chesapeakbai, der größte Busen des atlantischen Oceans an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Nordamerika (Staat Virginien), ist 42 Meilen lang, $1\frac{1}{2}$—$7\frac{1}{2}$ Meilen breit und durch eine Menge von untergeordneten Einschnitten (Inlets) mit tiefem Fahrwasser reich an schönen Häfen. Es münden darein an größeren Flüssen der Susquehannah, Potomac, Rappahannok, Pamunky, Jamesfluß. Auch liegen darin mehre fruchtbare Inseln. Die bedeutendsten Ufer- und Hafenplätze sind Baltimore an der Mündung des kleinen Patapscoflusses und Annapolis. Der Chesapeakkanal verbindet mittelst eines Tunnels durch das Alleghanygebirge die C. mit dem Ohio.

Chesshire (auch Chester), Grafschaft an der Westküste von England, wird nördlich von den Grafschaften Lancashire und York, östlich von Derby, südöstlich von Stafford, südlich von Shropshire, westlich von Doubigh und Flint und nordwestlich vom irischen Meere begrenzt und umfaßt 52 OM. mit (1861) 505,153 Einw. C. ist größtentheils Ebene. Im Osten erhebt sich das Land unbedeutend gegen die Höhen von Derbyshire hin und gegen die Moorlande des nördlichen Staffordshire. Im Westen liegen zwischen dem Weaver und der Dee die Peckfortonhügel, die Höhen des Delamerewaldes und die Broxtonhügel bei Malpas. Die Flüsse der Grafschaft sind der Mersey, welcher die Nordgrenze bildet, und die Dee auf der westlichen Grenze, deren große Aestuarien beide weit ins Land reichen; zwischen ihnen fließt der Weaver, welcher mit seinen Nebenflüssen (Dane 2c.) die Mitte des Landes bewässert. Auch von mehren Kanälen (Bridgewater-, Grand-Trunk-, Ellesmere-Chester-Peakforestkanal 2c.) wird die Grafschaft durchschnitten. Im nördlichen Theile gibt es kleine Seen (Meres), auch viele Torfsümpfe; im Uebrigen ist der Boden leicht und sandig, und etwa 45 OM. sind Acker-, Wiesen- oder Weideland. Die Naturerzeugnisse sind besonders Steinkohlen, im Osten und Westen, und viel Salz. Das 1670 entdeckte unerschöpfliche Steinsalzlager in der bunten Sandsteinformation bei Nordwitch und Witton beginnt 25—30 Fuß unter der Oberfläche und ist in 2 Schichten getheilt. Das reinste Mineral liegt etwa 100 Fuß unter der Oberfläche, etwa in 4—5 Yards Dicke. Es wird ausgebeutet und entweder als Steinsalz ausgeführt, oder raffinirt als weißes Salz. Von 1803—31 wurden exportirt an Steinsalz 2,115,296 Tons, weißes Salz 5,678,913 Tons. Auch Salzquellen (seit uralter Zeit bekannt) gibt es im Ueberfluß, besonders im Thale des Weaverflusses und des kleinen Wheelock. Eine Mineralquelle von Ruf ist bei Hilbury. Im Uebrigen finden sich auch Kupfer, Blei und Kobalt. Boden und Klima, das mild und sehr feucht ist, machen das Land besonders für den Graswuchs geeignet. Es ist berühmt durch die Frische seiner Auen u. seine fruchtbaren Weiden, daher weniger der Ackerbau als die Viehzucht die Hauptbeschäftigung des Landmanns bildet. Das Rindvieh dieser Grafschaft ist eine eigene Art und Chesterkäse ein Ausfuhrartikel, der durch die ganze Welt geht. Ueber 2 Millionen Pfund werden jährlich producirt; Mittelpunkt der Käsebereitung ist Nautwich. Die Industrie beschränkt sich auf Fabrikation von Seidenwaaren (zu Macclesfield), Hüten und Baumwollenwaaren (zu Stockport) und Schießpulver (zu Tholwall). Die Pfalzgrafen von C. (County Palatine of C.) hatten in alten Zeiten eine sehr unabhängige Stellung, der letzte war Simon von Montfort. Nach seinem Sturze kam das Land zur Krone, deren Erbe es im Titel führt. Hauptstadt ist Chester.

Chessy, Flecken im französischen Departement Rhone, am Arbesle, mit 600 Einw. und den ergiebigsten Kupferbergwerken Frankreichs.

Chester, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Chesshire, auf einer felsigen Anhöhe an der Dee gelegen, unweit deren Mündung, ist eine alte und alterthümliche Stadt, die durch ein langes Viereck von sehr dicken Mauern aus rothem Sandstein (7740 Fuß im Umfang) eingeschlossen wird, auf denen ein 6 Fuß breiter Spaziergang, mit Brustwehr u. Geländer versehen, rings um die Stadt führt. Diese zerfällt in lauter kleine Vierecke. Die Häuser sind, ganz abweichend von der englischen Bauart, meist von Holz und Fachwerk errichtet und die Giebel nach der Straße gekehrt, wie in alten deutschen Städten. Die Straßen liegen auffallend tief, in den Boden eingeschnitten, so daß die Wägen weit unter dem Niveau der Küchen fahren (die in England immer im Keller liegen). Die Hauptstraßen haben auf beiden Seiten höher liegende Bogengänge (rows), zu denen man auf Stufen hinaufsteigt, u. auf denen die Fußgänger geschützt gegen Nässe oder Hitze wandeln. Ueber den Fluß führen eine alte Brücke von 7 Bögen (wohl älter als die normännische Eroberung) und die neue Grosvenorbrücke, aus Einem Bogen von 200 Fuß Spannung bestehend, mit 54 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel u. 33 Fuß Fahrwegbreite. Von Gebäuden sind zu erwähnen: die große gothische Kathedrale (im Innern schön); die Werburgsabtei daneben, die schon vor 700 Jahren eine der reichsten Englands war; 11 andere Kirchen; das Blue-Coat-Hospital (1786 gegründet); ein Krankenhaus, Zuchthaus, die Wechselbank (1698 vollendet), Handelshalle, Leinwandhalle (1778 von

irländischen Kaufleuten erbaut), das Maschinenhaus, welches die Stadt mit Wasser versorgt, ein Theater ꝛc. An der Stelle des alten, von Wilhelm dem Eroberer aufgeführten Schlosses steht ein prächtiges Gebäude im griechischen Styl: die Grafschaftshalle mit Gefängniß. C. ist Sitz eines Bischofs u. unterhält 8 vielbesuchte Käsemärkte, sowie berühmte Wettrennen auf der Rood-Dee, einer 127 Morgen großen Wiese neben der Stadt. Die industrielle Thätigkeit der Bewohner, deren Zahl 28,000 beträgt, beschränkt sich auf Bereitung von Blei, Schrot, Tabak, Schnupftabak, Leder. In merkantiler Hinsicht war C. vor der Versandung des Flusses sehr wichtig. Jetzt ist derselbe durch einen Kanal wieder schiffbar gemacht, doch können auf ihm nur Schiffe von 350 Tonnen Last zur Stadt gelangen. Auch mit der Merseymündung steht C. durch einen Kanal wie durch Eisenbahn (nach Birkenhead) in Verbindung. Haupthandelsartikel sind Käse, Salz, Kohlen, Blei und irische Leinwand. Von C. findet Ueberfahrt nach Irland Statt. Es ist eine der ältesten Städte Englands. Unter den Cornuviern, die zur Zeit der Römer die Gegend inne hatten, hieß sie Deva und war Standquartier der 70. Legion der Römer (Valeriana Victrix). Spuren der alten Befestigungen, Münzen, Säulen ꝛc., die man daselbst gefunden, zeugen noch von der früheren Anwesenheit der Römer. Hernach war C. Hauptfestung gegen Wales. Auch wurden hier mehre britische und sächsische Könige gekrönt.

2) Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Grafschaft Delaware, am Delaware u. an der Eisenbahn von Philadelphia nach Baltimore, mit 2000 Einwohnern, die älteste Stadt in Pennsylvanien, war ursprünglich eine schwedische Ansiedelung u. hieß Upland. Unter William Penn ward hier 1682 die Provinzialversammlung gehalten.

Chesterfield, Stadt in der englischen Grafschaft Derby, am Rother- und Chesterfieldkanal, hat eine sehr alte Kirche mit 230 Fuß hohem Thurm, eine alte Freischule, ein hübsches Rathhaus, ein mechanisches Institut, mehre Armenhäuser und 7100 Einwohner, welche Baumwollen- und Wollenmanufakturen, Eisenwerke und Töpfereien, auch Handel mit Getreide, Blei und Kohlen treiben. In der Nähe Eisen- und Steinkohlenminen mit großen Eisenwerken und Gießereien.

Chesterfield, Philipp Dormer Stanhope, Graf von, berühmter englischer Staatsmann, Parlamentsredner und Schriftsteller, geboren am 22. September 1694 zu London, ging, nachdem er zu Cambridge seine Studien beendet, 1714 auf das Festland und lebte längere Zeit in Paris, wo er sich jene Freiheit des Tons und Wesens aneignete, die sich in seinen Schriften wie in seinem bürgerlichen Leben fortan bemerkbar machte. Nach Georgs I. Thronbesteigung wurde er Kammerherr bei dem Prinzen von Wales und Parlamentsmitglied, nach seines Vaters Tod auch Mitglied des Oberhauses und zeichnete sich stets durch liberale Ansichten aus. Im Jahre 1728 ward er mit einer außerordentlichen Gesandtschaft nach Holland beauftragt und wandte hier den drohenden Krieg von dem Kurfürstenthum Hannover ab. Er wurde Oberhofmeister Georgs II., Vicekönig von Irland und endlich 1748 Staatssekretär, zog sich aber von den Geschäften zurück und widmete sich seinen Studien und seinen Freunden. Er † den 24. März 1773. Besonders großes Aufsehen machten seine „Letters to his son“ (London 1774, 2 Bde.; 1810—12, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1774—77, 6 Bde.). Sie sind voll Witz, mit englischer Gründlichkeit verbunden, verrathen genaue Kenntniß der Sitten und des politischen Zustandes von Europa und zeichnen sich durch Eleganz aus; ihre Moral ist jedoch überaus lax. Von C.s übrigen Schriften sind zu erwähnen: Miscellaneous works“ (Lond. 1777, 2 Bde.; 1779, 4 Bde.; deutsch, Leipzig 1778 — 80, 3 Bde.) und „Posthumous pieces“ (London 1778).

Chevalerie (franz.), Ritterschaft, Ritterthum. C. de lecture (franz., lat. milites clerici), im Mittelalter s. v. a. Doktoren der Theologie auf Universitäten, die mit dem Doktordiplom zugleich die ritterliche Würde in Anspruch nahmen, ohne alle anderweitige Begabung mit derselben.

Chevalier (franz.), Ritter.

Chevalier, 1) Michel, ausgezeichneter französischer Schriftsteller in Fache der Nationalökonomie, am 13. Januar 1806 zu Limoges geboren, besuchte, obwohl sein Vater ein wenig bemittelter Flanellhändler war, das Collége von Limoges, sodann die polytechnische Schule zu Paris und von 1825 an eine bergmännische Bildungsanstalt. Fußreisen in die Pyrenäen, Alpen und an den Rhein förderten seine Studien. Bei vorwaltend mathematischer und industrieller Bildung sah er in der Industrie ein Mittel zur moralischen Hebung des Volks und eine Stütze der sittlichen Ordnung nach der Julirevolution und vertrat diese Ansicht in den beiden saintsimonistischen Blättern „Organisateur“ und „Globe“ und sodann, da er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt als Markscheider im Departement du Nord niederlegen mußte, als Hauptanhänger des Saint-Simonismus. Er siedelte 1833 mit Enfantin nach dessen Niederlassung („la retraite“) zu Ménilmontant über und führte vornehmlich die Verhandlungen mit den öffentlichen Behörden. Für das „Livre nouveau“, eine Art simonistischen Testaments, lieferte er eine „Esquisse de géologie poétique“. Wegen einiger früher im „Globe“ erschienenen Artikel über Ehe und Familie, welche die öffentliche Sittlichkeit gefährden sollten, ward C. als verantwortlicher Redakteur des „Globe“ auf einige Zeit in das Gefängniß nach St. Pelagie gewiesen. Nach seiner Freilassung wandte er sich vom Saint-Simonismus ab und erhielt von der Regierung den Auftrag, das Kanal- und Straßenbauwesen Nordamerika's einzusehen. Von dieser Reise, die von 1833—35 dauerte und auch nach Mexiko und Cuba ausgedehnt wurde, lieferte er in das „Journal des débats“ interessante Berichte, die später gesammelt unter dem Titel „Lettres sur l'Amérique du Nord“ (Paris 1836, 2 Bde.; 4. Aufl. 1842; deutsch, Leipz. 1837, 4 Bde.) erschienen. Im Frühjahre 1837 wegen der nordamerikanischen Handels- und Geldkrisis nach England gesandt, zog er sich durch einen Sturz aus dem Wagen eine Kopfwunde zu, zu deren Heilung er die Pyrenäenbäder besuchen mußte. Ein Angriff de Corne's im „Journal des débats“ auf die Saint-Simonisten veranlaßte C. zur Erklärung, daß auch er dem Grundgedanken Jener huldige. Doch war sein Augenmerk fortan vornehmlich auf Hebung des Eisenbahnwesens in Frankreich gerichtet, wie er überhaupt als Schriftsteller die materiellen

Interessen seines Vaterlandes vertrat. Im Jahre 1840 wurde er zum Staatsrath und zum Professor der Nationalökonomie am Collége de France ernannt. Vom Departement Aveyron 1845 in die Kammer gewählt, zeigte er sich hier dem Freihandel günstig und wurde deshalb nicht wieder Deputirter. Von seinen früheren Schriften sind noch hervorzuheben: „Des intérêts matériels en France“ (Paris 1837; 7. Aufl. 1843; deutsch von Lindner, Stuttgart 1838), „Histoire et description des voies de communication aux Etats-Unis“ (Paris 1840—42. 2 Bde.) und die „Essais de politique industrielle“ (das. 1843). Seine Vorlesungen erschienen unter dem Titel „Cours d'économie politique redigé par Broët“ (Bd. 1 und 2, Paris 1842–44), woran sich als 3. Band „La monnaie“ (das. 1850) schließt. Von hohem Interesse ist die Schrift „L'isthme de Panama, suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez“ (Paris 1844). Nach der Revolution von 1848 trat er besonders gegen Louis Blanc in die Schranken in den „Questions de travailleurs“ (deutsch von Hauser, Aachen 1848) und in der „Revue des deux mondes“. Dasselbe Thema, unter Berücksichtigung anderer nationalökonomischen Fragen, behandelten eine Reihe von Artikeln im „Journal des débats“, die als „Lettres sur l'organisation du travail“ (Paris 1848) gesammelt erschienen. Die „Etudes sur la constitution des Etats-Unis“ sind eine andere Artikelreihe (deutsch von Engel, Wien 1848). In den Jahrgängen 1850 und 1851 der „Revue des deux mondes“ erschienen von C. ausgezeichnete Artikel über „Questions politiques et sociales“ (gesammelt Paris 1852). Für Baukunde wie in staatswirthschaftlicher Beziehung von Wichtigkeit ist die „Histoire et description des voies de communication“ (Paris 1851).

2) Paul, genialer französischer Zeichner, der sich unter dem Namen Gavarni einen großen Ruf in der neuern Kunstgeschichte erwarb. Geboren 1801 zu Paris, war er zuerst Mechaniker, dann Kostümzeichner u. gab im Journal „Les gens du monde“, später im „Charivari“ eine Reihenfolge von Zeichnungen, hauptsächlich Lithographien in kleinerem Format von großer Originalität und Frische des Geistes, die fast in jede Falte der modernen pariser Gesellschaftszustände Blicke eröffnen. Andere Darstellungen C.s aus dem Kreise der vornehmeren Stände bringen eigenthümlich novellistische und komödienartige Scenen mit ergötzlichem Pathos und heiterer Laune zur Anschauung. Jede dieser Zeichnungen ist ein Vaudeville, ein Lustspiel, eine Novelle, ein Sittenroman in der besten Bedeutung des Worts. Die Unterschriften, die in einigen Worten die vorgestellte Situation erläutern, verrathen eine ausgezeichnete Kenntniß des menschlichen Herzens. Dabei ist C. kein Moralprediger; er nimmt die Welt und stellt sie dar, wie sie ist. Frei von bitterem, sarkastischem Scherze, geißelt er mehr tändelnd und neckend die Gebrechen und Thorheiten des Lebens. Obschon seine Zeichnungen den Eindruck machen, als wären sie nur leicht hingeworfen, so sind doch alle angedeuteten Nebensachen genau und gewissenhaft aus dem Leben hergenommen und sorgsam gewählt. Ein anhaltendes Naturstudium ermöglicht C., immer Neues zu produciren. Die Masse von Geist, Witz und Laune, die C. hier und in Journalen, Prachtausgaben von Büchern, Revuen u. dgl. ausgegossen hat, ist wirklich staunenswerth. Seine sämmtlichen Zeichnungen dürften leicht über 30 Folianten füllen. Eine Auswahl davon in Holzschnitten, mit Text von Jules Janin, Gautier, Balzac, Altaroche u. A., erschien unter dem Titel „Oeuvres choisies de G.“ (Paris 1845, 4 Bde.). Eine andere Sammlung führte den Titel „Perles et parures par G.“ (Paris 1850, 2 Bde.). C. hat viele Prachtwerke illustrirt, unter andern Eugen Sue's „Juif errant“. Auch lieferte er Zeichnungen zum „Diable à Paris“, zu Balzacs gesammelten Werken &c.

Chevalier (franz.), Ritter, in Frankreich früher Titel des mittleren Adels. C. d'honneur, Hofkavalier, Ehrenbegleiter einer fürstlichen Person; Begleiter einer Dame; C. d'industrie, Glücksritter, Gauner von anständigem Aeußeren; C. sans reproche, Ritter ohne Tadel, Ehrentitel mehrer Ritter des Mittelalters, z. B. Bertrands du Guesclin, de Tremouille's, Bayards &c.

Chevaux-legers (jetzt gewöhnlich Chevaulegers geschrieben, franz.), eigentlich leichte Pferde, eine Art leichter, mit Säbel, Pistolen und Karabiner bewaffneter Reiter, im Gegensatz zu den Kürassieren, jedoch nicht, wie die Dragoner, zum Absitzen und zum Gefecht zu Fuß bestimmt, sondern ungefähr die Stelle zwischen diesen und den Husaren einnehmend, indem sie den gewöhnlichen Dienst der letzteren verrichten, aber, vermöge ihrer Schußwaffe, zugleich den französischen Chasseurs à cheval entsprechen. Gegenwärtig haben nur noch die Armeen Oesterreichs und Bayerns diese Reitergattung. Die C. haben ihren Ursprung von den Creninquins, Argoulets oder Archers (s. d.), indem man diese, im Verhältniß zu den Rittern oder schweren Reitern wohl leichte, aber an sich immer schwerfällige Reiterei in Folge der Zeit, des Bedürfnisses u. neuer Erfindungen immer leichter machte. Ihre vollständige Umwandlung geschah mit der Ablegung des Harnischs und der Pickelhaube; ein eisernes Kreuz über dem Hut war seitdem ihr einziger eiserner Schutz. Die Franzosen hoben die größere Beweglichkeit der Truppe, die man damit erzielt hatte, dadurch auf, daß sie ihren C. weite Aermel und schwere, steife Stiefeln gaben. Die Oesterreicher, Sachsen und Schweden dagegen, welche am häufigsten mit leicht berittenen Völkern, wie Polen und Türken, Krieg führten, sahen zeitig Nothwendigkeit und Werth der leichten Reiterei ein, und bei ihnen findet man allein die C. als durchgebildete Waffengattung; nur die Engländer ahmten diese leichten Dragoner nach, die Franzosen modelten Chasseurs à cheval aus ihnen, und die übrigen Militärstaaten halten Dragoner und Husaren. Von den Deutschen haben auch die Sachsen die C. wieder abgeschafft. Desto mehr stehen sie in Bayern und Oesterreich in Ehren.

Chévecier (franz.), der oberste Domherr, welcher die Wachslichter besorgt u. die Kirchenornate verwahrt.

Cheviot (C.-Hills), Gebirgszug in England, auf der Grenze zwischen der englischen Grafschaft Northumberland und der schottischen Grafschaft Roxburgh, zieht von Südwesten gegen Nordosten gerichtet u. gilt als das nördlichste Ende der penninischen Kette in England. Die höchsten Erhebungen sind der Cheviotberg (2505 Fuß, nach neueren Messungen 2668 Fuß), Blackhallhill, Carterfell (1409 Fuß)

und Peelfell. Das Gebirge, aus Schiefer und Syenit bestehend, ist bewaldet und reich an Steinkohlen und Weide, weshalb besonders die Schaf- u. Rindviehzucht hier blüht. Am C. entspringen die nördliche Tyne, Coquet und Till, welche nach Südosten fließen, Yedd und Kale, welche nördlich dem Tweed zuströmen, und die Liddel, welche nach Westen in die Solwaybai mündet. Das Cheviotgebirge wird in den schottischen und englischen Balladen oft erwähnt.

Chevreuil, Michel Eugène, ausgezeichneter französischer Chemiker, geboren am 31. August 1786 zu Angers im Departement Maine-Loire, studirte zu Paris, wurde schon 1809 Nachfolger seines Lehrers Vauquelin, hierauf Professor der physikalischen Wissenschaften am Lyceum Charlemagne, Examinator an der polytechnischen Schule, 1824 Direktor der Färberei an den königlichen Gobelins, 1826 Mitglied der Akademie und 1830 Professor der Chemie am Collége de France. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er durch seine „Recherches chimiques sur les corps gras d'origine animale" (Paris 1823), seine „Considérations générales sur l'analyse organique et sur les applications" (das. 1824, deutsch von Trommsdorff, Gotha 1826) und eine Reihe gediegener Aufsätze in den „Annales de chimie"; sein „Mémoire sur les teintures", das er 1826 der Akademie vorlegte, enthielt die Resultate seiner Untersuchungen über die Farben. Außer zahlreichen Beiträgen, die er in das „Journal des savans" lieferte, sind von seinen Arbeiten noch folgende namhaft zu machen: „Leçons de la chimie appliquée à la teinture" (Paris 1831, 2 Bde.); „De la loi du contraste simultané des couleurs et de l'assortiment des objets coloriés" (Straßburg und Paris 1839) und die „Théorie des effets optiques que présentent les étoffes de soie" (Lyon 1846).

Chevreuse, Stadt im französischen Departement Seine-Oise, an der Yvette, mit altem Schloß, 2000 Einwohnern, Porzellanfabrik und Glashütte. Früher Baronie, wurde C. 1545 von König Franz I. zu einem Herzogthum, 1612 von Ludwig XIII. zu einer Pairie erhoben und 1692 von Ludwig XIV. gegen die Grafschaft Montfort l'Amauryeni eingetauscht.

Chevron (franz.), in der Heraldik Sparren im Wappen; beim französischen Militair Dienstauszeichnung, welche aus einem oder mehren Querstreifen von Tressen auf dem Aermel der Montirung besteht und sowohl Rang, als Dienstalter bei Unteroffizieren und Soldaten anzeigt. Auch heißt so levantisches Ziegenhaar, das roth, weiß und schwarz von Farbe und von geringerem Werthe als das Kameelhaar ist.

Chézy, 1) Antoine Léonard de, französischer Orientalist, geboren zu Neuilly den 15. Januar 1773, war anfangs Zögling der polytechnischen Schule, wandte sich aber später unter Sacy's und Langlès' Leitung ausschließlich orientalischen Sprachstudien zu. Im Jahre 1798 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, sollte er Bonaparte auf der Expedition nach Aegypten begleiten, erkrankte aber in Toulon und mußte zurückbleiben. Als Konservator der orientalischen Handschriften bei der Nationalbibliothek studirte er sodann den Sanskrit und erhielt den eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl dieser Sprache am Collége de France. Fr. Bopp, W. von Humboldt, A. von Schlegel, Kosegarten, Mitscherlich, Burnouf, Langlois u. A. waren seine Schüler und Freunde. Aus der Sanskritliteratur gab er im Original mit Uebersetzung und Anmerkungen Kalidasa's Drama „Sakontala" (Paris 1830) heraus. Er † den 31. August 1832. Seine freie französische Uebersetzung des persischen Gedichts „Medschnun u. Leila" wurde von Hartmann ins Deutsche übertragen (Amsterd. 1807, 2 Bde.).

2) Wilhelmine Christiane von C., Gattin des Vorigen, geborene von Klencke, Enkelin der Karschin, deutsche Schriftstellerin, geboren zu Berlin den 26. Januar 1783, erhielt eine sorgfältige Erziehung und verheirathete sich nach einer unglücklichen und bald getrennten Ehe mit C. Als auch dies eheliche Verhältniß dasselbe Schicksal hatte, kehrte sie nach Deutschland zurück und widmete sich literarischen Arbeiten. Nach dem Ausbruch des Befreiungskriegs 1813 gab sie sich der Pflege verwundeter vaterländischer Krieger mit so rücksichtslosem Eifer hin, daß sie dadurch mit einer französischen Behörde zu Köln in Konflikt gerieth. Seitdem hielt sie sich abwechselnd in Heidelberg, Berlin, Dresden, Wien und München, auch eine Zeitlang in Paris auf. Durch ihre „Gedichte" (Aschaffenburg 1812, 2 Bde.) und ihre „Herzenstöne auf Pilgerwegen" (Sulzbach 1833) erwarb sie sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichterinnen, welche sich an die romantische Schule anschlossen. Das Rittergedicht „Die drei weißen Rosen" ward in der „Urania" für 1821 mitgetheilt. Unter ihren Romanen sind vornehmlich „Emma's Prüfungen" (Heidelberg 1827) zu erwähnen. Auch ihre „Erzählungen und Novellen" (Leipzig 1822, 2 Bde.) und „Stundenblumen" (Wien 1824—27, 4 Bdchn.) enthalten Gutes. Unter dem Namen Helmina schrieb sie „Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin, verheiratheten von Klencke, ein Denkmal kindlicher Liebe" (Frankfurt 1805). Auch lieferte sie den Text zu K. M. von Webers trefflicher Oper „Euryanthe" (Wien 1824). In den letzten Jahren erblindet, † sie den 30. Januar 1856 zu Genf.

3) Wilhelm von C., Schriftsteller, Sohn der Vorigen, geboren den 21. März 1806, verlebte seine Jugendzeit bis 1815 in Heidelberg, Darmstadt und Aschaffenburg, dann bis 1823 in Köln, Berlin und Dresden u. bis 1829 in Wien, studirte bis 1831 in München die Rechte und nahm dann seinen Aufenthalt in Baden-Baden, 1847 in Freiburg im Breisgau, 1848 in Köln und 1850 in Wien, wo er sich bei der Redaktion der „Oesterreichischen Reichszeitung" betheiligte. Außer vielen kleinen Erzählungen, die in Spindlers „Zeitspiegel" (1831—32), dem „Morgenblatt" (seit 1827), den „Fliegenden Blättern", dem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" und anderwärts Aufnahme fanden, sind von seinen literarischen Produkten die Romane „Wanda Wielopolska" (Stuttgart 1821), „Der fahrende Schüler" (Zürich 1835, 3 Bde.), „Die Martinsvögel" (Karlsruhe 1837) und „Der fromme Jude" (Stuttgart 1845, 4 Bde.), sowie „Das große Malefizbuch" (Landshut 1847, 3 Bde.), „Ehrenhold" (Stuttgart 1848), eine Uebersicht des Wissenswerthesten aus der Wappenkunst, und „Das Ritterthum in Bild und Wort" (das. 1848) zu er-

wähnen. Seine Schilderungen aus dem mittelalterlichen und dem modernen Volks- und Kavalierleben zeichnen sich durch Lebendigkeit u. Humor aus. C. war auch Redakteur der „Rheinischen Volkshalle" in der ersten Zeit ihres Bestehens. Sein jüngerer Bruder, Max von C., geboren 1808, widmete sich der Malerei, † aber schon 1846 zu Heidelberg.

Chiabrera, Gabriello, italienischer Dichter, geboren den 8. Juni 1552 zu Savona im Genuesischen, verwaiste früh, erhielt aber durch die Fürsorge eines Oheims in Rom eine wissenschaftliche Bildung. Nach dem Tode seines Oheims trat er in die Dienste des Kardinals Cornaro, mußte jedoch in Folge von Duellen nach Savona fliehen und hier eine halbjährige Haft erleiden, nach deren Abbüßung er sich in seiner Vaterstadt dichterischen Arbeiten widmete. Fürsten wetteiferten mit einander, den gefeierten Dichter als Gast bei sich zu haben, doch liebte dieser die Unabhängigkeit viel zu sehr, um sich irgendwo lange fesseln zu lassen. Er † zu Savona den 14. Oktober 1637. C. war ein gründlicher Gelehrter und insbesondere ein Verehrer der Alten. Während seine epischen und dramatischen Gedichte sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, durchbrach er in seinen lyrischen Gedichten, den engherzigen Nachahmern Petrarca's zum Trotze, die Schranken des vorgeschriebenen Formenwesens und erhob sich in der Ode u. dem Lied zu einem kühneren Gedankenfluge. Indem er die Alten, besonders Pindar und Anacreon, jenen in der Ode, diesen im Liede, der Barzellette, zum Muster nahm, gab er doch seine nationale Eigenthümlichkeit nicht auf u. erhob sich so zu einem rhythmischen Schwung, einer lyrischen Freiheit und Kühnheit, die wenige seiner Nachfolger erreichten. Seine Sprache hat Adel und Wohlklang, wenn er auch zuweilen, wie in seinen Ausfällen gegen Luther, zum Platten herabsinkt. In den „Lettere famigliari", welche sich in der römischen Ausgabe seiner Gedichte finden, führte er die poetische Epistel in die italienische Literatur ein. Seine „Opere" erschienen zu Venedig (1768, 6 Bde.; 1782, 5 Bde.). Unter seinen einzeln erschienenen Werken sind seine „Rime" (Genua 1605—6, 4 Bde.; Flor. 1627—28, 3 Bde.; Rom 1718; nachgedruckt und mit einem Bande vermehrt, Venedig 1731), „Poesie liriche" (Livorno 1781, 3 Bde.; Mailand 1807, 3 Bde.) und sein Epos „Amadeida" (Genua 1620 u. 1654) zu erwähnen.

Chialli, Vincenzo, italienischer Historienmaler, geboren am 27. Juli 1787 zu Citta di Castello, war anfangs zum Uhrmacher bestimmt, kam dann bei einem Maler in seiner Vaterstadt in die Lehre und 1804 nach Rom in Camuccini's Schule, wo sich der nachmalige Kardinal seiner annahm. Nach kurzem Aufenthalt in seiner Heimat begab er sich 1815 wiederum nach Rom, wo er bis 1822 verweilte. Granats Bild: das Chor der Kapuziner, u. die Ermunterung seiner Gönner veranlaßten ihn, sich in einer Gattung der Malerei zu versuchen, die man das historisch-perspektivische Genre genannt hat. Die gründlichen Studien der großen Reste altrömischer Bauten kamen ihm hierbei sehr zu Statten. Da sein erstes Bild dieser Art, das Chor der Kapuziner, großes Aufsehen machte, lieferte er eine Menge dergleichen Darstellungen von Refektorien, Friedhöfen, Chören 2c., besonders aus Kapuzinerklöstern. Zwei der schönsten aus den Jahren 1823—24, Friedhof und Messe darstellend, im Palazzo Pitti zu Florenz, sind durch die Wahrheit der Darstellung, die geschickte Vertheilung von Licht und Schatten, die treffende Charakterisirung und die Berücksichtigung der Lokalitäten und der Kostüme von besonderem Interesse. Auf seinen Gemälden hat er vielfach historische Personen angebracht. Im Jahre 1822 bestimmten ihn Gesundheitsrücksichten, Rom zu verlassen, und er lebte nun an verschiedenen Orten, bis er sich 1825 in S. Sepolcro im toskanischen Tiberthal niederließ; 10 Jahre darauf ging er nach Cortona, um die Direktion der dort neu errichteten Malerschule zu übernehmen. Hier entstanden seine letzten Arbeiten, von denen eine ansprechende Komposition: der junge Raphael im Hause der Aeltern, nur im Karton vollendet ward. Im Jahre 1839 besuchte er noch einmal Rom und † den 4. September 1840.

Chiana (d. i. Sumpf), italienischer Fluß im bisherigen Großherzogthum Toskana und dem Kirchenstaate, ist der Abfluß einer lange versumpften, jetzt trocken gelegten Senke, welche sich von dem Knie des Arno bei Arezzo bis zur Tiber (15 Meilen lang und fast überall 5100 Fuß breit) erstreckt und den Fluß in zwei Armen beiden Strömen zugleich zusendet: eins der interessantesten Beispiele von der Wirkung der Flußablagerung und der dadurch allmählig herbeigeführten Bodenerhebung. Ursprünglich gehörte nämlich die C. (im Alterthum Clanis) nur der Tiber an, und ihr Bett bildete ein üppig blühendes Thal. Die vielen kleinen hineinfallenden Apenninenbäche erhöhten jedoch durch Ablagerung ihres Schuttes nach und nach das kaum geneigte Bett so, daß das stagnirende Wasser, Sümpfe bildend, die Ebene verödete und seit dem 10. Jahrhundert ein trüber Wasserarm von selbst zum Arno lief. Erst 1789—1816 bewirkte man durch Vertiefung des Chianabettes, durch Ableitungsgräben und dadurch, daß man die Bergströme nöthigte, ihren Schutt anderswo abzulagern (Kolmation), die Trockenlegung des Sumpfes und theilte durch Kanäle das Wasser zugleich dem Arno und der Tiber zu. Der eine Arm, C. Pontificia, mündet bei Orvieto, in die Paglia (Nebenfluß der Tiber); der andere Arm, C. Toscana, beginnt unterhalb des See's von Chiusi, ist schiffbar und fließt nordwestlich von Arezzo in den Arno. Seitdem ist das Chianathal wieder eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Italiens. Vgl. Fossombroni, Memorie idraulico-storiche sopra la val di C., 3. Aufl., Montepulciano 1835.

Chianciano, Flecken im toskanischen Bezirk Arezzo, mit 2000 Einw. und Gypsbrüchen. In der Nähe die Sauerwasserquellen Acqua di Santa-Agnese, von 29—31° R., Acqua Santa, 28° R., Acqua de Bagno Casuccini, 24° R., und die sehr gasreiche gute Acqua di S. Albino.

Chiapa (Las Chiapas), mexikanischer Bundesstaat, nordöstlich am Meerbusen von Tehuantepec gelegen, östlich von Guatemala, nördlich von Yucatan und Tabasco, westlich von Vera-Cruz u. Oaxaca umschlossen, umfaßt ein Gebiet von ungefähr 906 □Meilen, das im Allgemeinen noch ziemlich unbekannt ist. Die Oberfläche ist größtentheils gebirgig. Auf der Grenze der Küstenprovinz Soconusco zieht sich aus Guatemala di Sierra Madre fort, welche

die Hochebene von C. gegen Südwesten begrenzt und mehre hohe Kuppen, größtentheils ausgebrannte Vulkane, wie den Soconusco, die Vulkane von Amilpas, den Sapotitlan u. a., trägt. Das Plateau von C. ist eine Fortsetzung der Hochebene von Guatemala, doch nicht so hoch wie diese und übersteigt nur selten die Meereshöhe von 3000 Fuß. Parallel mit der Sierra Madre durchziehen noch mehre Gebirgsketten das Innere des Landes, in welchem eine der höchsten Spitzen, der Hueitepec, östlich von S. Cristobal, auf 8500 Fuß geschätzt wird. Sie schließen die fruchtbarsten Thäler mit dem herrlichsten Klima ein und bilden das Paradies der Republik. Der Abfall des Hochlandes zu den niedrigen Küstenebenen am Golf ist sehr steil und zum Theil so, daß selbst Saumthiere nicht zu gebrauchen sind und Waaren und Reisende auf den Rücken indianischer Lastträger transportirt werden. C. ist reich an Flüssen, die aber fast alle nur in ihrem obern Laufe dem Staate angehören und durch Tapasco dem mexikanischen Golf zuströmen; der bedeutendste ist der Rio Grijalva (auch Rio C., in seinem untern Laufe Tapacco genannt), der, aus Guatemala kommend, C. in südöstlich-nordwestlicher Richtung durchläuft und bis tief ins Innere hinein für Boote schiffbar ist. Andere Flüsse sind der Usumasinta (östlicher Grenzfluß), der Rio Tulija, Blanquillo, Teapa und Rio Magdalena (letztere sämmtlich Nebenflüsse des Tapasco). An Seen sind zu nennen: der Tepancuapan (Lago de C.), der Lago de los Islotes, der Jusnajab (alle im Distrikte Comitan), der Catazaja (im Nordosten bei Palenque) und der 11 Leguas lange Lago de los Potreros (im Küstenland Socunosco), der aus dem Zusammenfluß von 11 Flüssen gebildet wird. Das Klima gilt im Ganzen für gesund und sagt im Hochlande auch dem Anbau europäischer Gartenfrüchte zu. Der größte Theil des Landes ist noch mit üppigen Urwäldern bedeckt, welche werthvolle Holzarten enthalten, u. der Ackerbau noch wenig entwickelt. Letzterer beschränkt sich auf den nothwendigsten Selbstbedarf von Mais, Kakao, etwas Zucker, Weizen und Gartenfrüchten. Unter den wenigen kultivirten Handelsgewächsen kann der Tabak (von vorzüglicher Qualität) wichtig werden. Gleich unbedeutend wie die Agrikultur sind die Viehzucht, obschon für dieselbe ein großer Theil des Gebietes sehr geeignet ist, und die Industrie. Der Handel beschränkt sich bei dem völligen Mangel aller gebahnten Wege auf die Einfuhr der sehr geringen Bedürfnisse der Einwohner an europäischen Waaren, welche größtentheils über Guatemala als Contrebande eingehen, und auf geringe Ausfuhr von Indigo, Tabak, Brod, Mehl, Käse, europäischen Früchten und Gemüsen aus dem Hochlande, einigen Geweben und Matten, Harzen, Gummi und Salz. Auch nutzbare Mineralien und edle Metalle kommen den Berichten zufolge vor, doch wird kein Bergbau betrieben. Die Zahl der Einwohner beträgt nach dem Census von 1857 167,472 Seelen, im östlichen Theile vorwiegend aus Indianern bestehend, welche zu den Magas gehören, in andern Theilen des Landes aber, wie namentlich die Zoques, wahrscheinlich aztekischen Stammes sind. Die Indianer zerfallen in Avecindados (angesiedelte) und in Lacandones (freie), welche letzteren sich besonders gegen die Grenze von Yucatan u. Guatemala hin finden. Hauptstadt des Staats ist San Cristobal (Ciudad Real); sonst gibt es nur wenige bemerkenswerthe Orte, wie Comitan, Tuxtla, Tonala, San Bartolomeo &c., welche gegenwärtig alle mehr oder weniger im Verfall begriffen sind. Die frühere Hauptstadt C. hat jetzt 1600 Einw. Der älteste Ort ist C. de los Indios, 1527 gegründet und von etwa 3000 Indianern bewohnt. C. war ohne Zweifel in alten Zeiten von einem zahlreichen und gebildeten Volke bewohnt, worauf noch jetzt die häufig vorkommenden großartigen Ruinen alter Städte und Teocallis (vornehmlich im Osten des Landes) hindeuten. Bei der Ankunft der Spanier in Mexiko war C. ein unabhängiger Staat mit republikanischer Verfassung, dessen Bewohner von den Azteken den Kalender und das chronologische System angenommen hatten u. geschickte Weber, Schmiede, Korbflechter &c. unter sich zählten. Als Cortez Mexiko eroberte, sandte er ein Heer unter Diego de Mazariegos ab, um C. zu unterwerfen, doch gelang dies erst dann, als eine ehrenvolle Kapitulation bewilligt wurde. Aus C., wie aus Soconusco, das Alvarado unterwarf, wurden besondere Provinzen gebildet, die dem Vicekönig von Mexiko untergeben waren. Später gehörte C. zur Capitania general von Guatemala, von welcher es mit Tuxtla u. Soconusco zusammen die Intendancia von C. bildete. Nach der Revolution schlossen sich C. und Tuxtla als eigener Staat C. der mexikanischen Föderation an, während sich Soconusco zur Republik von Centroamerika schlug, bei welchem es seitdem faktisch geblieben ist, bis endlich 1854 Guatemala alle seine Ansprüche auf C. und Soconusco gegen eine Entschädigungssumme von 420,000 Pesos an Mexiko abtrat.

Chiaramonte, Stadt in der sicilianischen Provinz Noto, mit 9000 Einwohnern, welche vornehmlich Weinbau treiben. In der Nähe findet man eine absorbirende Erde, von welcher in der Medicin Gebrauch gemacht wird. Im Jahre 1693 wurde die Gegend durch ein großes Erdbeben heimgesucht.

Chiaramonti, Familienname des Papstes Pius VII.; von ihm haben mehre wissenschaftliche und Kunstsammlungen, z. B. das Museo C. &c., ihren Namen. Vgl. Rom.

Chiari, Stadt in der oberitalienischen Provinz Brescia, in der Nähe des Oglio, war ehedem durch Mauern und Wassergräben, die Citadelle Rocca und 4 nordöstliche Bastionen befestigt und hat jetzt 9341 Einwohner, welche Seidenspinnerei, Seidenweberei und Gerberei treiben. Der Ort ist geschichtlich denkwürdig durch den Sieg der Oesterreicher unter Prinz Eugen über die Franzosen u. Spanier unter Villeroi im spanischen Erbfolgekrieg am 1. September 1701.

Chiasmus (v. Griech.), die kreuzweise Stellung nach der Form des griechischen Buchstabs X; in der Grammatik die veränderte Stellung des Subjekts und Prädikats oder des Genitivs und seines regierenden Casus, so daß im erstern Satze jenes, im andern letzteres zuerst steht, z. B.: Wie prächtig glänzt das Gold der Sonne und des Mondes Silber!

Chiastolith (Hohlspath, prismatischer Staurogrammspath), Mineral aus dem rhombischen Krystallsystem, von der Grundform einer rhombischen Säule von 91° 50′ mit einer auf die stumpfe Seitenkante aufgesetzten Endschärfung von 120°. Die Krystalle sind lang gestreckt und

meist dünn, in der Richtung der Axe hohl und mit der sie umgebenden Thonschiefermasse erfüllt. Von dieser Ausfüllung laufen nicht selten vier dünne Blättchen, aus derselben Substanz bestehend, nach den Ecken des Prisma's, so daß der Querschnitt des letztern insbesondere angeschliffen wie ein Kreuz oder ein griechisches X erscheint. Zuweilen liegt auch an jeder Ecke eine prismatische Ausfüllung, u. in ganz einzelnen Individuen kommen noch zusammengesetztere Ausfüllungen vor. Hie und da gewahrt man eine cylindrische Zurundung der Krystalle. Die Theilbarkeit ist unvollkommen nach der Säule und den Abstumpfungsflächen ihrer Kanten; der Bruch ist splitterig und uneben, die Härte unter der des Feldspaths und das specifische Gewicht 2,9—3,0, die Farbe grau, gräulich, bis gelblichröthlichweiß, gelb, von geringem Glasglanz, an den Kanten durchscheinend bis undurchsichtig. Das Mineral besteht nach Bunsen aus 39,09 Kieselerde, 58,56 Thonerde, 0,53 Manganoxyd, 0,21 Kalkerde, 0,99 Wasser. Da diese Zusammensetzung genau mit der des Andalusits übereinstimmt, so wird gegenwärtig der C. allgemein zum Andalusit (s. d.) gerechnet. Vor dem Löthrohre für sich brennt sich der C. weiß, schmilzt aber nicht. Mit Kobaltsolution geglüht wird er blau. Er kommt in Thon und Glimmerschiefer inneliegend vor. Die Thonschiefer, in welchen der C. vorkommt, und die oft ganz von ihm erfüllt sind, besitzen dunkle, meist schwärzlichblaue bis gräulichschwarze Farbe und bilden einerseits Uebergänge in gewöhnlichen Thonschiefer, andererseits in Glimmerschiefer. In der Nähe von Fugères nordöstlich von Rennes, Departement Ille und Vilaine, beobachtete Boblage den Uebergang gewöhnlicher Thonschiefer in chiastolithreiches Glimmergestein (Mikacit) da, wo 2 granitische Gangmassen das Schiefergebirge durchsetzen. Man rechnet daher diese sogenannten Chiastolithschiefer zu den metamorphischen oder umgewandelten Gesteinen.

Chiastolithschiefer (Schiste maclé), s. Chiastolith.

Chiaus (Chiausi, türk.), Name gewisser türkischer Gerichtspersonen, welche von den Parteien vor den Richter gefordert werden und in Sachen von geringerer Wichtigkeit selbst ein Urtheil sprechen; sie bestehen meist aus Renegaten, verstehen daher mehre Sprachen und werden als Dolmetscher und Gesandte gebraucht. Auch liegt ihnen die Pflicht ob, den Sultan beim Ausreiten und in den Krieg zu begleiten, sowie den Pascha's die seidene Schnur zu überbringen. Ihr Oberhaupt heißt Chiaus-Baschi.

Chiavari, Stadt in der oberitalienischen Provinz Genua, an der Mündung der Stura in die Bai von Rapallo, mit schöner Kathedralkirche (worin eine vortreffliche Orgel und gute Gemälde), 6 andern Kirchen, einem Seminar, Hospital u. 10,500 Einw., welche Fischerei, Wein- und Oelbau, Spitzenfabrikation, Kunsttischlerei sowie einigen Küstenhandel treiben.

Chiavenna (Clavenna, Cläfen), Stadt in der oberitalienischen Provinz Sondrio, nördlich vom Comersee an der Grenze gegen Graubünden, in einem fruchtbaren, von schneeigen Felsengipfeln umschlossenen Thalkessel (Valle San Giacomo) an der wilden und wasserreichen Mera reizend gelegen, ist eine alte, wohlhabende Stadt mit 10 Kirchen (die San Lorenzkirche mit sehr alten Reliefs), dem ehemaligen graubündtischen Regierungspalast, einem Hospital u. 3890 Einwohnern, welche Baumwollen-, Seiden-, Kattun- und Papierfabrikation, auch bedeutende Bierbrauerei betreiben. Aus dem in der Nähe gebrochenen Lavetzstein (Laveggi), einem tropfsteinartigen Gemenge aus Kalk, Glimmer u. Chlorit, werden Gefäße fabricirt. Außerdem wird ein lebhafter Handel mit Töpferwaaren, welche die Umgegend liefert, sowie mit Früchten und den veltliner Weinen getrieben. C. bildet einen wichtigen Alpenschlüssel, da die Straßen von Mailand über den Comersee und die Alpenstraßen über den Splügen und den Septimer hier zusammentreffen; daher auch bedeutender Verkehr. Neben der Stadt erhebt sich ein 200 Fuß hoher Felsen, auf dem einst ein Schloß stand, mit schöner Aussicht und einer großen Kluft. Oestlich davon der mit einem Kastanienwald bedeckte Hügel Conto, unter dessen Gipfelsturz in der Nacht des 4. Sept. 1618 der Flecken Plurs (Piuri) und das Dorf Schilano mit 2430 Menschen verschüttet wurden. In der Nähe befindet sich auch der kleine von Sumpf umgebene See von Mezzolo. Aus den Spalten der Bergabhänge wehen die eigenthümlichen kalten, Ventaroli oder Crotti genannten Winde. C. bildete schon frühzeitig (nach Einigen 1039) eine eigene Grafschaft, die unter Kaiser und Reich stand. Im J. 1200 und 1338 rissen es die Herzöge von Mailand an sich und gaben es der Familie Balbioni zu Lehen. Bis 1512 blieb C. mit dem benachbarten Veltlin ein Zankapfel zwischen den Herzögen von Mailand, den Bischöfen von Chur u. dem Kanton Graubündten, bis letzterer es eroberte (1576) u. mit aller Macht behauptete. Im J. 1620 erhoben sich C., Veltlin und Bormio gegen Bündten und rangen bis 1635, jedoch vergebens, nach Unabhängigkeit. Von 1797 bis zur Errichtung des Königreichs Italien machte C. einen Theil der cisalpinischen Republik, dann des Departements dell' Adda aus; der wiener Kongreß sprach es dem Kaiser von Oesterreich zu, wogegen Graubündten seine Rechte auf C. durch eine förmliche Urkunde vom 10. Okt. 1815 feierlich wahrte. Gegenwärtig gehört es mit der Lombardei zum Königreich Italien.

Chicacole (Tschikakole, Sikabol, Srikakola), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, Distrikt Gandjam, links am Nagladi, unweit dessen Mündung in den bengalischen Meerbusen, unregelmäßig gebaut, mit engen, krummen Straßen, die bei Regenwetter unter Wasser gesetzt werden, und 50,000 Einw. Die Stadt ist britische Militärstation.

Chicago (spr. Tschikegho), größte Stadt und erster Hafen- und Handelsplatz des nordamerikanischen Freistaates Illinois, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Michigansee, an dessen Ufer sie sich über $1/2$ Stunde weit ausdehnt. Bemerkenswerthe Gebäude sind das neue Gerichtshaus, die Börse, das Marinehospital der Vereinigten Staaten, die medicinische Schule, eine presbyterianische Kirche und ein großartiges Hotel (Fremont-House). Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und enthält seit neuerer Zeit bedeutende katholische Institute, wie eine Universität, ein theologisches Seminar, einen Konvent der Sisters of the Mercy mit Erziehungsanstalt und Hospital. Für den Handel hat C. eine sehr günstige Lage, deren Vortheile nach

durch viele künstliche Verkehrsmittel gesteigert sind. Der Illinois- und Michigankanal, der hier mündet, hat der Stadt den ausgedehnten Flußverkehr des Südens und Westens eröffnet; 2 Eisenbahnlinien gehen am Ufer des Michigansee's entlang, wodurch C. einerseits in direkter Verbindung mit der atlantischen Küste bei Boston und Newyork steht, andererseits vermittelst Zweigbahnen mit den Linien von Indiana und Ohio verbunden ist; außerdem führen von C. Eisenbahnlinien zum Mississippi bis Galena, Rhode-Island, Alton und Cairo und am Seeufer nach Milwaukie (Wisconsin) 2c. Durch Dampfschiffe endlich steht C. in regelmäßigem Verkehr mit Buffalo (Newyork) und den dazwischen liegenden bedeutenden Häfen der Seen. Dazu ist die Barre an der Mündung des Flusses, welche früher den Hafen von C. theilweise unzugänglich machte, jetzt in soweit beseitigt, daß die größten Fahrzeuge und Dampfschiffe in denselben ungehindert einlaufen können. Durch diese günstigen Verhältnisse haben sich der Handel und das Wachsthum der Stadt außerordentlich schnell vermehrt. Während C., das erst 1831 angelegt und 1837 als Stadt inkorporirt wurde, 1840 kaum 4500 Einwohner zählte, ergab der Census von 1850 eine Bevölkerung von 30,000 Seelen, die sich 1854 bis 60,670 (worunter 29,409 Ausländer) und 1860 bis zu 109,420 vermehrt hatten. Der Werth der Ein- und Ausfuhr wurde 1852 auf 20 Millionen Dollars angegeben, und die Tonnenzahl der eingelaufenen, zum Zolldistrikt von C. gehörenden Schiffe betrug 25,209. Hauptgegenstände des Handelsverkehrs sind Mais, Weizen, Mehl, Rindvieh (1852: 24,363 Stück), Schweine (59,156 Stück) u. Holz (darunter 77 Millionen Tausende von Schindeln). Auch bedeutende Fabriken hat C., namentlich Maschinenfabriken, Gerbereien und Mahlmühlen. Die Stadt wird mit Trinkwasser durch eine Wasserkunst versorgt, welche das Wasser aus dem Michigansee durch Dampfkraft in ein 80 Fuß hoch gelegenes Reservoir führt.

Chicane (franz.), eine in böser Absicht veranlaßte Schwierigkeit, durch welche die von einem Andern bezweckte Ausführung einer Sache verzögert oder verhindert werden soll (calumnia). Zur Sicherung dagegen kann man dem Gegner oder dessen Anwalt den Gefährdeeid (jusjurandum calumniae speciale) zuschieben, wenn nicht schon von Amts wegen darauf erkannt werden sollte. Daher Chicaneur, Einer, der darauf ausgeht, die Rechtsansprüche eines Andern nicht zur Geltung kommen zu lassen, Ränkemacher. Beim Festungskriege heißt C. ein Hinderniß, welches der Belagerte im letzten Stadium der Belagerung, also vor den Grabenbewegungen dem Feind entgegenwirft; im Feldkriege aber versteht man darunter die Schwierigkeiten, welche der Boden selbst durch Sümpfe, Teiche, Gräben 2c. dem Heer in den Weg legt, gewöhnlich C.s des terrains genannt.

Chicaroth (Chica Carajuru), rother Farbstoff aus den Blättern der Bignonia Chica *Humb.* (am Orinoco), welcher von mehren indianischen Stämmen mit fetten Oelen und thierischem Fett vermischt zum Rothfärben der Haut benutzt wird. Man gewinnt diesen Farbstoff als Bodensatz, den die Abkochung der Blätter der Pflanze beim Erkalten bildet, formt ihn zu Kugeln oder Kuchen von ungefähr 2 Zoll Dicke und 5—6 Zoll Durchmesser und bringt ihn getrocknet in den Handel. Das C. ist zinnoberroth, geschmack- und geruchlos, unschmelzbar und riecht beim Verbrennen nicht nach stickstoffhaltigen Produkten. An der Luft färbt es sich braun und nimmt durch Reiben mit einem glatten Körper goldgrünen Glanz an. In Wasser ist es unlöslich, leicht löslich in Alkohol, Aether und fetten Oelen. Kaustische wie kohlensaure Alkalien lösen es gleichfalls auf; aus der Auflösung wird es durch Säuren unverändert gefällt. Ueberschuß von Alkali zersetzt dasselbe. Von Salpetersäure wird es in Kleesäure und Bitterstoff verwandelt, durch Chlor gebleicht. Zur Färbung von Zeuchen soll sich das C. nicht eignen und scheint auch überhaupt einer großen Verwendung nicht fähig zu sein.

Chichele, Heinrich, Erzbischof von Canterbury und Prälat, entschiedener Gegner der Anhänger Wiclefs, geboren 1362 zu Higham Ferrars in Northamptonshire, erhielt seine Bildung in Winchester und Oxford und machte hier durch seine Kenntniß des bürgerlichen und kanonischen Rechts solches Aufsehen, daß ihn Heinrich IV. zum Gesandten erst am päpstlichen und dann am französischen Hof ernannte. Im Jahre 1408 wurde er Bischof von St. David u. wohnte im folgenden Jahre dem Koncilium von Pisa bei. Als Erzbischof von Canterbury (seit 1414) trat er in Opposition zu den Wiclefiten wie zu den päpstlichen Anmaßungen. Er † den 12. April 1443. Die Kollegiatkirche zu Higham Ferrars, der Lambethpalast, vor Allem aber das Allerseelenkollegium zu Oxford sind Stiftungen von ihm.

Chichen, Stadt im mexikanischen Freistaat Yucatan, westlich von Valladolid. Dabei zwei ungeheure, unbekannt tiefe Wasserlöcher (Senoten), mit senkrechten Felswänden, um welche die ausgedehnten Ruinen einer großen Indianerstadt liegen.

Chichester, Hauptstadt der englischen Grafschaft Sussex, auf einer kleinen Anhöhe am Fluß Levant, in der nach ihr benannten fruchtbaren Ebene, unweit der Südküste, an der bristol-brightoner Eisenbahn, ist regelmäßig gebaut und mit Mauern umgeben, Sitz eines anglikanischen Bischofs, hat eine Kathedrale (aus dem 13. Jahrhundert) mit 300 F. hohem Thurm, einen bischöflichen Palast mit schönen Gärten, ein Institut für mechanische und literarische Bildung, ein Theater, Hospital, beträchtliche Märkte für landwirthschaftliche Produkte, aber keine Fabriken, und 8700 Einwohner. C., eine der ältesten Städte Englands, wurde im 5. Jahrhundert von dem sächsischen König Ella zerstört, aber von seinem Sohne Cissa wieder aufgebaut und zur Residenz erhoben, daher der Name (Cissa Ceaster). Später gerieth die Stadt sehr in Verfall und erholte sich erst wieder, als Wilhelm der Eroberer den Bischofssitz von Selsea hierher verlegte. In der Nähe der Wohnsitz des Herzogs von Richmond.

Chickasaws, ein den Choctaws verwandter Indianerstamm in Nordamerika, der früher ziemlich mächtig war und am mittleren Mississippi und Yazooflusse (in den Staaten Mississippi und Tennessee) wohnte. Die C. zeigten sich früh (1699) den von den Gebirgen Carolina's herabsteigenden und mit ihnen Handel treibenden Engländern geneigt, während sie einen tiefen Haß gegen die den Mississippi heraufkommenden und sie übermüthig behandelnden Franzosen nährten. Es kam (1736—1740) zu offenen Feindseligkeiten, in Folge deren der Stamm theils vernichtet oder gefangen, theils

aus seinem Gebiete auf das andere Mississippiufer vertrieben wurde. Im Jahre 1786 schlossen die C. mit der Union Freundschaft und wanderten 1837 und 1838 mit den Choctaws nach dem Indianerterritorium aus, dessen südwestlichen Theil sie bewohnen. Ihre Zahl ist sehr zusammengeschmolzen. Sie leben mit den Choctaws unter denselben Gesetzen u. haben im Generalrath eine verhältnißmäßige Vertretung. Das von ihnen an die Union abgetretene Gebiet beträgt 6,768,000 Acres, wofür sie 3,068,000 Dollars Entschädigung erhalten haben.

Chiclana, Stadt in der spanischen Provinz Cadix, unweit Cadix, in sehr gut bebauter, höchst fruchtbarer Gegend, mit 7811 Einwohnern, ist der Lieblingsaufenthalt der reichen Gaditanos und von einer Menge der reizendsten Landsitze umgeben. Auch hat C. laue Schwefelquellen mit guten Badeeinrichtungen.

Chiddekel, nach 1. Mos. 2, 14 einer der Hauptströme des Paradieses, vielleicht der Tigris (vergl. Dan. 2, 4); s. Paradies.

Chidr, nach der arabischen Sage Feldherr eines altpersischen Herrschers Kheihobad und ein Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken hat und nun bis zum jüngsten Tag lebt. Alexander der Große suchte diese Quelle, die im Kaukasus liegen soll, vergeblich.

Chiemsee, der größte Landsee in Bayern, deshalb auch bayerisches Meer genannt, liegt im südöstlichen Theil von Oberbayern, am Fuße der Alpen, westlich von Traunstein, 1550 Fuß über dem Meere, ist $2^1/_2$ Meilen lang, $1^1/_2$ Meilen breit, bei Stock 80 Klaftern tief, hat 7 Meilen Umfang u. $3^1/_2$ □Meilen Flächeninhalt. Er wird von der Achen, Prien und Roth genährt und hat seinen Abfluß durch die Alz, die in den Inn mündet. Das sumpfige Nordgestade und viele nodwestlich in geringer Entfernung gelegene kleine Seen (Langenburguer-, Pellhammer-, Hart-, Eschenauersee 2c.) lassen auf einen ehemals viel größern Umfang schließen. Der C. ist von allen Seen der beweglichste und stürmischste, der häufig in der höchsten Aufregung braust. Im Süden bilden die Gebirge einen schönen Hintergrund, namentlich die Gipfel des hochumwölkten Hochgern und Hochfellen treten bedeutend hervor; sonst sind die Ufer im Ganzen flach und einförmig. Desto anmuthiger dagegen sind die drei Inseln des See's, die im Südwesten am Eingang einer Bucht desselben liegen. Es sind die Herreninsel (Herrenchiemsee), die größte, mit Waldungen, Jagden und einer ehemaligen Benediktinerabtei; die Fraueninsel (Frauenwörth, Frauenchiemsee), welche ein wiederhergestelltes Benediktiner-Frauenkloster und ein anmuthiges, unter Obstbäumen am Gestade verstecktes Fischerdorf mit Gärtchen, Maisfeldchen und kleinen Hopfenpflanzungen enthält, und die Krautinsel, welche unbewohnt, aber mit Kraut-, Gemüse- und Kornfeldern bedeckt ist. Die Eisenbahn von München nach Salzburg umschlingt das südliche Ufer des See's, und ein Dampfschiff befährt ihn, während daneben der in höchst primitiver Form aus dem gehöhlten Baumstamm hervorgegangene Einbaum noch immer als das charakteristische Fahrzeug des C.'s zu sehen ist. Der Fischreichthum des See's gewährt den Bewohnern der Inseln und Ufer einen bedeutenden Nahrungszweig. Der Fischfang ist königlich und seit 1600 und 1768 durch eigene Fischordnungen geregelt. Die westlichen und östlichen Gestade des See's sind gut angebaut, während die nördlichen u. südlichen von dichter Waldung bedeckt sind.

Chienti, Fluß in den italienischen Marken, der auf dem Barco di Colfiorito in den römischen Apenninen entspringt und nach 10 Meilen Laufs bei Civita Nuova in das adriatische Meer mündet.

Chieri, alte Stadt in der oberitalienischen Provinz Turin, am Tepice, hat viele, zum Theil prächtige Kirchen und Klöster, Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten, ein Theater und 15,000 Einwohner, welche Seidenspinnerei und bedeutende Lein- und Baumwollenweberei treiben. Zur Zeit des Römerreichs hieß die Stadt Carea. Im 9. und 10. Jahrhundert stand sie unter bischöflicher Oberherrschaft, konstituirte sich im 11. Jahrhundert als unabhängige Republik, die aber später (1155) von Friedrich Barbarossa bekämpft und aufs Neue der geistlichen Herrschaft unterworfen wurde. In den folgenden Jahrhunderten wechselte C. häufig die Herrschaft und war in vielfache Kriege verwickelt. Im Jahre 1562 wurde fast die ganze Stadt von den Franzosen verwüstet. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, brachte C dauernd in den Besitz seines Hauses, und Victor Emanuel I. erhob sie zu einem Fürstenthum. Vgl. Cibrario, Delle storie di C., Turin 1827, 2 Bde.; 2. Aufl. 1830.

Chiers, Fluß im nördlichen Frankreich, entspringt im Departement Mosel, unweit Longwy, und ergießt sich nach 12 Meilen Laufs eine Meile von Sedan in die Maas.

Chiese, Fluß in der Lombardei, der an der Bedretta di Lavio in den Orteleralpen entspringt, das Val Bona, den Idrosee und das Val Sabbia durchfließt und nach 19 Meilen Laufs unterhalb Asola in den Oglio mündet.

Chieti (Civita di C.), Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Abruzzo citeriore, auf einer kleinen Hochebene, in reizender und fruchtbarer Gegend an der schönen Heerstraße gelegen, welche von Neapel zur Pescaramündung führt, ist gut gebaut, Sitz eines Erzbischofs, hat eine prächtige gothische Kathedrale, mehre Klöster, schöne Gebäude und Plätze, Schulen, ein Seminar, Militärhospital 2c., mächtige Trümmer einer altberühmten Normannenburg, sowie mannichfache römische Ueberreste: Tempel des Mars, des Castor und Pollux, der Diana Trivia (achteckig), Aquädukte, Thermen, Mosaiken, Münzen 2c. Die Einwohner, deren Zahl 20,200 beträgt, treiben Wollen- und Seidenspinnerei, sowie Handel mit Wein, Getreide, Oel 2c. Im Alterthum hieß C. Theate Marrucinorum und war eine der bedeutendsten Städte dieses sabellischen Stamms. Die Stadt nahm an der letzten samnitischen Ligue gegen die Römer Theil u. fiel 305 v. Chr. in deren Hände. Nach dem Sturze des römischen Reichs gerieth sie zuerst in die Gewalt der Gothen, dann der Longobarden. Von Pipin dem Kurzen zerstört, wurde sie von den Normannen wieder aufgebaut, befestigt und zur Hauptstadt der Abruzzen erhoben (1088). Im Jahre 1524 stiftete hier der heilige Gaetano von Thine oder Theate den Orden der Theatiner.

Chièvres, Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, am Einfluß der Hunel in die Dender, nordwestlich von Mons, hat 2 Kirchen (in der einen, ältern, schöne Grabmäler) und 4000 Einwohner, welche Leinwand, Töpferwaaren, Ziegeln, Leder 2c. fertigen. Das von Karl V. daselbst erbaute Schloß

ist nicht mehr vorhanden Der Ort hieß im Alterthum Servia.

Chiffonnière (v. Franz.), Behältniß zum Aufbewahren kleinerer weiblicher Kleidungsstücke, als Bänder, Mützen und sonstiger Putzsachen, ist gewöhnlich von der Höhe eines Sekretärs, aber mit breiten, niedrigen Auszugsfächern versehen.

Chiffonniren (v. Franz.), zerknittern, zerreißen, vorzüglich in Beziehung auf Putzsachen gebräuchlich.

Chiffre (franz.), Ziffer, Zahlzeichen. Chifferschrift, Geheimschrift, Zeichenschrift; s. Dechiffrirkunst.

Chignon (franz.), eigentlich Genick, Nacken, auch Nackenhaar; dann Benennung des langen, in einen Wulst hinaufgeschlagenen und im Nacken mit einem Kamm befestigten Haares. Diese Haartracht ist sehr alt, wurde bei den gepuderten Frisuren der Frauen im 18. Jahrhundert allgemein angewendet und ist noch jetzt in vielen Nationaltrachten gebräuchlich.

Chihuahua (spr. Tschiwawah), mexikanischer Staat, im nordöstlichen Theile der Republik, grenzt südlich an Durango, östlich an Cohahuila, nördlich an die Vereinigten Staaten, westlich an Sinaloa und Sonora und umfaßt, nach Feststellung der Grenze gegen die Vereinigten Staaten (durch den Gadsdenvertrag 1854), ein Areal von 4888 □Meilen. Der Westen von C. wird von den mexikanischen Andes eingenommen, welche aus Durango her in der Richtung gegen Nordwesten streichen und hier in ihren höchsten Theilen die Höhe von 9000 Fuß erreichen sollen. Dieses Gebirgsland, Sierra Madre genannt, besteht in einem aus mehren Parallelzügen zusammengesetzten Gebirgsgürtel, welcher die westliche Grenze des mexikanischen Tafellandes bildet u. im Westen mit tief eingeschnittenen Schluchtenthälern (Barrancas) steil abfällt zu den niedrigen und heißen Ebenen von Sonora u. Sinaloa, während gegen Osten der Uebergang in das Plateau ein allmähliger ist. Letzterer wird vermittelt durch schöne, wohl bewaldete Mittelgebirgslandschaften, welche mit reichbewässerten Flächen abwechseln, mit der Sierra Madre jedoch nicht zusammenhängen, sondern, ihr parallel laufend, sich aus dem östlichen Tafellande erheben und von diesem oft durch eine tiefe Schlucht getrennt sind. Eine solche isolirte Gebirgsgruppe ist auch die Bufa de Cosihuiriachie, westlich von der Stadt C., mit 7918 Fuß Meereshöhe. Die den östlichen Theil des Staats bildende Hochebene, das Nordende des großen Plateau's von Mexiko, hat durchschnittlich eine Höhe von 3—4000 Fuß, fällt aber im Allgemeinen gegen Osten ab und besteht in seinem östlichen Theile aus weiten, nur noch von umherschweifenden Indianern bewohnten, einförmigen Flächen, welche südwärts in die Bolson de Mapimi genannte Wüste übergehen. C. ist reich an Flüssen, welche in der Sierra Madre entspringen und theils gegen Osten abfließen, theils, den Gebirgsgürtel durchbrechend, gegen Westen dem kalifornischen Meerbusen zuströmen. Unter letzteren, die dem Gebiet von C. nur in ihrem Oberlauf angehören, sind der Rio del Fuerte, Rio Mayo und Rio Mulatas (Jaqui) die bedeutendsten. Von den gegen Osten fließenden gelangt nur einer, der Rio de Conchos, bis zum Rio Grande del Norte, alle andern verlieren sich in größern oder kleinern Landseen ohne Abflüsse, wie sie den nordamerikanischen Ebenen eigen sind. Solche Flüsse sind: der Rio del Carmen (in die Laguna de Patos), San Bonaventura (in die L. Santa Maria) und Rio de las Casas Grandes (in die L. de Guzman mündend). Eigenthümlich ist allen diesen Seen, wie auch dem großen See del Capman (Tlahualila) auf der Südostgrenze, daß ihr Umfang in den verschiedenen Jahreszeiten außerordentlich wechselt, daß ihr Wasser, obschon das der zuströmenden Flüsse frisch ist, im Allgemeinen einen salzigen, brackischen Geschmack hat und ihre Umgebungen mit Soda (Tequesquite) gewöhnlich so imprägnirt sind, daß dieselbe effloresćirt. Der größte See soll (nach Fröbel) die Laguna de Castilia sein, nordwestlich von der Bufa de Cosihuiriachie. Das Klima von C. ist im Allgemeinen mild und gesund. Im Gebirge kommen ziemlich auffallende Kontraste (heiße Sommer und harte Winter) vor; auf den zwischen 4000 u. 5000 Fuß hoch liegenden Ebenen des Plateau's herrscht dagegen ein sehr angenehmes, beständiges Wetter mit sehr klarem Himmel und gemäßigter Temperatur, das nur durch die Regenzeit (Juli und August) unterbrochen wird. Den physischen Verhältnissen nach scheint sich das Land mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau zu eignen, da für letzteren ein großer Theil zu gebirgig oder zu dürftig mit Wasser ausgestattet ist, um sehr einträglich zu sein. Doch fehlt es nicht an urbarem Land in den Gebirgsthälern und längs der Wasserläufe in den Ebenen, um alle für eine weit dichtere Bevölkerung erforderlichen Bodenerzeugnisse liefern zu können. Angebaut werden gegenwärtig Mais, Weizen, Hülsenfrüchte und alle Garten- und Baumfrüchte der gemäßigten Zone. Auch den Anbau des Weins und der Baumwolle hat man im Süden mit Erfolg versucht. Der Viehstand ist sehr bedeutend, obschon er sich gegen früher, wo die Viehzucht (Pferde, Maulthiere, Rindvieh und Schafe) auf den großen Haciendas de Ganado im großartigsten Umfang betrieben ward, in Folge überhand nehmender Räubereien der Indianer bedeutend verringert hat. Außerordentlich reich ist C. an metallischen Schätzen. Namentlich sind seine vielen und reichen Silberminen (in einem Distrikte des Westens der Sierra Madre entlang, bei einer mittleren Breite von 30 Leguas) seit mehren Jahrhunderten berühmt. Außer Silber hat man besonders Kupfer gefunden, sowie etwas Gold, Eisen und Zinn. Die bedeutendsten älteren und neueren Minenreviere sind die von Santa Eulalia, Parral (Hidalgo), Santa Barbara, Guadelupe y Calvo, Jesus Maria, Sierra Rica, Morelos, Botapilas. Die Zahl der Bewohner beträgt (1857) 164,073, wovon der größere Theil aus seßhaften Indianern u. Mestizen, der Rest aus Weißen und noch uncivilisirten Indianern besteht. Die civilisirten Indianer (Tarumares) bewohnen einen Theil des Berglandes im Westen der Hauptstadt, wo sie namentlich im schönen Hochthale des Rio Mulatas in allen Ortschaften einen Theil der Bevölkerung bilden. Sie haben ihre eigene Sprache noch beibehalten, sonst aber ihre alten Sitten größtentheils aufgegeben. Die uncivilisirten Indianer, zu den Comanches (im unkultivirten Theile des Bolson de Mapimi) gehörig, oder vom Stamm der Apaches (Guilenos, Mimbrenos, Mezcaleros und Lipanes), schwärmen zum größten Theil, von

Jagd und Raub lebend, rastlos umher und thun durch ihre Plünderungen den Ansiedelungen beträchtlichen Schaden. Landwirthschaft, besonders Viehzucht, und der Bergbau bilden noch immer die Hauptindustriezweige der Bevölkerung, obschon der letztere gegen den Ertrag in früherer Zeit sehr abgenommen hat. Die Münze in C. prägt jährlich für kaum 1/2 Million Pesos an Silber und Gold, während noch vor 15 Jahren die Ausbeute mehr als eine Million Pesos betrug. Die bedeutendsten Orte sind außer der Hauptstadt C. und den angeführten Bergwerksorten: Cosihuiriachie, Concepcion, S. Rosalia, Huajaquilla, S. Bartolomeo Allende, Carvijal (südwestlich davon die Casas Grandes, Ruinen einer indianischen Stadt) und Paso del Norte.

Die gleichnamige Hauptstadt, an einem Nebenfluß des Rio Conchos, reizend gelegen in einem von Bergen umschlossenen Thale in 4500 Fuß Meereshöhe, wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts gegründet und soll im vorigen Jahrhundert, wo sie Residenz des Generalkapitäns der Provincias internas war, und der Bergbau des benachbarten Santa Eulalia in hoher Blüthe stand, 76,000 Einwohner gehabt haben. Die jetzige Zahl derselben beträgt 12—14,000. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat breite, reinliche Straßen, mit vielen schönen und imposanten Häusern, einen schönen öffentlichen Platz, 7 Kirchen und Klöster (unter jenen die imposante, im Innern schön geschmückte Kathedrale, 1717—89 gebaut), ein stattliches Regierungsgebäude, eine Münze und ein Hospital. Bemerkenswerth ist auch das ehemalige Jesuitenkollegium mit der unvollendet gebliebenen Kirche von San Felipe, vor welcher ein Monument zum Andenken der hier erschossenen ersten Insurgentenchefs Hidalgo, Allende und Ximenez steht. Eine schöne Alameda und liebliche Gärten umgeben die Stadt, die sich auch durch ihr angenehmes Klima auszeichnet. Das Trinkwasser wird mittelst einer großartigen Wasserleitung mehre Leguas weit aus den benachbarten Bergen herbeigeschafft.

Chilat, ein mit Gold und Silber gestickter, kostbarer Kaftan, den der Sultan als Gnadengeschenk hohen Beamten bei guten Nachrichten 2c. verleiht. Es gibt drei Arten desselben: C. Faschire, der kostbarste, für Pascha's von drei Roßschweifen; C. Ula, das bunte Kleid für Pascha's niederen Ranges, fremde Gesandte 2c.; C. Ewsat oder Edna, für die niederen Civil- und Militärbeamten.

Childebert, Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlechte der Merovinger: 1) C. I., Chlodwigs, des Gründers der fränkischen Monarchie, u. Chlothildens Sohn, erhielt nach seines Vaters Tod (511) einen Theil des in vier gleiche Theile getheilten Reichs und hatte seinen Sitz zu Paris. Er bekriegte und schlug bei Narbonne den arianischen Westgothenkönig Amalrich II., der C.s Schwester, Chlothilde, seine Gemahlin, um ihres katholischen Glaubens willen gemißhandelt, nahm darauf 523 und 524 an den Heerfahrten gegen die Burgunder Theil und eroberte 532 mit seinem Bruder Chlothar I. deren Gebiet. Als seines dritten Bruders, Chlodomer, Wittwe Chlothar I. heirathete, und deren Söhne aus erster Ehe, Theodowald, Gunthar und Chlodowald, ihre Großmutter Chlothilde zu sich nahm, fürchtete C., daß letztere jenen das Reich zuwenden möge, ließ daher seine Neffen mit Chlothars Zustimmung nach Paris kommen, gefangen nehmen und dann Chlothilde fragen, ob sie ihre Enkel lieber todt oder mit geschorenem Haupte sehen wolle. „Lieber todt!" rief die stolze Königin in ihrer Verzweiflung. Sogleich verbluteten die beiden älteren Knaben unter Chlothars Messer; nur der jüngste entging dem Tode, aber mit eigener Hand schor er sich den königlichen Schmuck, sein langes Haupthaar ab, und ging in ein Kloster. C. und Chlothar theilten sich darauf in Chlodomers Reich. Der Brüder Gelüste nach dem Königreich Austrasien unter Theodebert scheiterte lediglich an der Treue von dessen Lehnsleuten und ein Heereszug C.s mit letzterem gegen Chlothar an einem als Gottesgericht gedeuteten Gewitter. Hierauf eroberte C. zugleich mit Chlothar einen Theil Spaniens, wandte jedoch dann 557 die Waffen wieder gegen seine Bundesgenossen zugleich mit dessen rebellischem Sohn und verheerte bis gegen Rheims hin Alles durch Feuer und Schwert. Eine heftige Krankheit warf ihn jedoch nieder und machte im folgenden Jahre seinem Leben ein Ende. Er ward in der von ihm erbauten Kirche des heil. Vincentius zu Paris (jetzt St.-Germain-des-Près) begraben. Chlothar bemächtigte sich seines Reichs und stieß seine Gemahlin Vulthrogoth und seine beiden Töchter in die Verbannung.

2) C. II., König Sigberts I. von Austrasien und Brunehildes Sohn, ward nach der Ermordung seines Vaters 575 von Herzog Gundebald aus den Händen seines Oheims Chilperich I. gerettet und zum König über die Länder seines Vaters erhoben. Guntram, König von Burgund, nahm ihn 577 an Sohnes Statt an, und Beide erklärten nun dem tyrannischen Chilperich den Krieg, wenn er nicht die angemaßten Theile ihres Reichs herausgäbe. Als Chilperich diese Forderung nicht berücksichtigte, schloß der treulose C. 581 ein Bündniß mit ihm u. bekriegte nun jenen um die Hälfte der Stadt Marseille, die er ihm nach seines Vaters Tod überlassen, bis 584, wo Guntram seinen Neffen endlich befriedigte. In einem Vertrag verglichen sie sich 586 förmlich über ihren gegenwärtigen Besitzstand und setzten sich gegenseitig zu Erben ein. Nichtsdestoweniger schloß C. nach Guntrams unglücklichem Feldzug wider die Westgothen (588) ein neues Bündniß gegen denselben mit Richard, bot aber zugleich dem oströmischen Kaiser Mauritius seine Dienste gegen die Longobarden an und wurde von diesen geschlagen. Durch Guntrams Tod wurde C. Erbe des burgundischen Reichs. Sein tyrannisches Verfahren rief aber eine Verschwörung gegen ihn hervor, die von ihm jedoch mit blutiger Strenge unterdrückt ward. Viele verließen um seinetwillen das Land. Er † 596. Sein Land ward unter seine beiden Söhne getheilt, so daß Theodebert Austrasien, Theuderich aber Burgund erhielt.

3) C. III., Theoderichs III. Sohn, folgte seinem Bruder Chlodwig III. als Schattenkönig auf dem Throne von Austrasien. Sein Hausmeier war Pipins von Heristal Sohn, Grimoald der Jüngere. Er † nach einem kurzen, thatenlosen Leben 711 und hinterließ das Reich seinem Bruder Dagobert III.

Childebrand, fränkischer Feldherr, Sohn Pipins des Dicken und Bruder Karl Martells, soll der Stammvater des französischen Hauses Capet gewesen sein.

Childerich, Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merovinger: 1) C. I. folgte seinem Vater Merovaus, dem Könige der salischen Franken, 457 in der Regierung. Seine Geschichte ist offenbar durch sagenhafte Züge ausgeschmückt. Als schamloser Wollüstling von seinen Franken vertrieben, floh er zu dem König Basinus von Thüringen, vergalt aber die achtjährige Gastfreundschaft, die ihm derselbe bewiesen, durch Verführung seiner Gemahlin. Unterdessen stürzten Intriguen den von den Franken an seiner Statt erwählten Aegidius, und C. kehrte zugleich mit Basina zurück, erhob diese zur Gemahlin und wurde durch sie Vater des Chlodwig. Basinus rächte sich durch einen verheerenden Einfall ins Frankenreich. C. † 481. Sein Sohn, Chlodwig der Große, folgte ihm auf dem Throne der salischen Franken.

2) C. II., Sohn Chlodwigs II. von einer Angelsachsin Balthilde, war seit 660 König von Austrasien. Nach seines Vaters Tode 656 regierte anfangs C.s ältester Bruder, Chlothar III., über das ganze Frankenreich; erst 660 verlangte Austrasien einen eigenen König und erhielt denselben in C. II. Zum Hausmeier desselben wurde der Herzog Wulfoald ernannt. Metz blieb der Sitz des Reichs. Um 670 starb Chlothar III., und der Hausmeier Ebroin erhob Chlodwigs dritten Sohn, Theuderich, auf den Thron von Neustrien und Burgund, ohne nach herkömmlicher Weise die Großen des Reichs zur Wahl zusammenzurufen. Erbittert darüber, riefen diese C. II. herbei, der auch alsbald erschien, Theuderich ins Kloster steckte und sich zum Alleinherrscher des ganzen Reichs machte. Auf Verlangen der Großen mußte er jedoch jedem der drei Reiche sein eigenes Gesetz bestätigen und versprechen, daß aus jedem Reiche der Hausmeier desselben gewählt werde. C.s Jähzorn und Willkür riefen aber bald eine Verschwörung der Großen hervor, in deren Folge er 673 zugleich mit seiner Gemahlin Bilihild und einem Sohne meuchlerisch auf der Jagd erschlagen wurde. Ein anderer seiner Söhne, Chilperich, soll als kleines Kind gerettet und in ein Kloster gebracht worden sein. Theuderich III. ward darauf zum König des Frankenreichs ausgerufen.

3) C. III., wahrscheinlich Chilperichs II. Sohn, war der letzte Schattenkönig aus dem merovingischen Geschlecht. Nach Theuderichs IV. Tode (737) hatte es der Hausmeier Karl Martell nicht für nöthig erachtet, einen Merovinger auf den Thron zu erheben, obgleich noch ein Sohn Chilperichs II. vorhanden war; Karls Söhne aber ordneten dessen Erhebung an, um sich gegen die übrigen mächtigen Großen des Reichs sicher zu stellen, die ihr von der Herrschaft ausgeschlossener Halbbruder Gripho zur Empörung aufgereizt hatte; doch mußte er sich mit dem Namen und dem Gehalt begnügen, den ihm die Willkür des Hausmeiers aussetzte. Ein einziger Meierhof war ihm als Eigenthum gelassen, wo er mit wenigen Dienern lebte. Als Pipin der Kurze mit Bewilligung des Papstes auch den königlichen Namen annahm (752), wanderte C. mit geschorenem Haupthaar in das Kloster Sithieu zu St. Omer, wo er 754 als Mönch †. Mit seinem Sohn Theuderich, der als Geistlicher im Kloster zu Fontenay starb, erlosch das merovingische Königsgeschlecht.

Childrenit, Mineral aus der Reihe der Phyromachite, wahrscheinlich dem Lazulith zugehörig. Das Krystallsystem ist ein- und einaxig; die Krystalle sind kleine rhombische Oktaëder, welche einen Seitenkantenwinkel von 97° 50′ besitzen. Ihre Theilbarkeit ist unvollkommen nach der Abstumpfung der scharfen Grundecke, der Bruch uneben. Das Mineral ist von Feldspathhärte, 3,3 specifischem Gewicht, durchsichtig, fettartig, glasglänzend, von Farbe gelblichweiß bis braun u. schwarz, mit gelblichweißem, wasserhaltigem Strich. Es besteht aus phosphorsaurer Eisenoxydul-Thonerde, nach Rammelsberg aus 28,9 Phosphorsäure, 14,4 Thonerde, 30,7 Eisenoxydul, 9,1 Manganoxydul, (Bittererde) und 17,0 Wasser. Es färbt vor dem Löthrohr die Flamme blaugrün, ist unschmelzbar u. schwierig löslich in Salzsäure. Es kommt selten, in einzelnen Krystallen und als krystallinischer Ueberzug auf Spatheisenstein, Schwefelkies und Quarz bei Tavistok in England vor.

Chiler-Baschi, der Oberschenk am Hofe des Sultans; Chiler-Bylandari, die ihm zugetheilten Pagen.

Chilgontai (Khilgontoi), Sandwüste in der transbaikalischen Provinz des asiatischen Rußlands, dehnt sich im Kreise Werchne-Udinsk, an den Flüssen Tschikoi und Selenga in beträchtlicher Längenerstreckung aus und ist zum Theil von Jablonnoi Khrebet, zum Theil von dem zum daurischen Alpensystem gehörenden selenginskischen Gebirge, dessen Terrassen bis zur Steppe herabfallen, eingefaßt. Das Land ist wüst und unfruchtbar, aber reich an Naturschönheiten. Hier steht der berühmte, kolossale Götzentempel der Mongolen, Dathan (Dadzan), zu welchem die Khalkas, Buräten, Lamuten und andere mongolische Stämme in großen Schaaren wallfahren.

Chile (Chili), Freistaat auf der Westküste von Südamerika, welcher sich als ein etwa 250 Meilen langer und bis 35 Meilen breiter Küstenstrich zwischen dem großen Ocean im Westen und den Cordilleren im Osten (der Scheidewand gegen die argentinischen Freistaaten) hinzieht, im Norden an Bolivia stößt, im Süden unbestimmt bis Patagonien hineinreicht u. nach gewöhnlicher Annahme (mit Einschluß von Araucania u. dem Archipel von Chiloë) ein Areal von 6635 □M., nach neuerer Berechnung aber nur 2260,7 □Meilen umfaßt. Eine genaue Angabe des Flächeninhalts ist in sofern nicht leicht möglich, als die Grenzverhältnisse des Staats noch nicht durchaus geregelt sind. Während im Norden die Republik Bolivia ihre Grenze bis zum 25.° südl. Breite ausdehnen will, hat C. selbst als seine nördliche Grenze den 23.° angenommen, beansprucht aber eigentlich das ganze Territorium bis zum 21.° 48′, als Grenze der früheren Generalhauptmannschaft C., sowie im Süden die ganze Westküste von Patagonien bis zur Magellanstraße. Der Charakter des Landes wird durch die Cordilleren bestimmt, deren Hauptzug gleichsam die Hintermauer von C. bildet. Die Cordillere von C. gehört den Südandes und den Mittelandes zugleich an und unterscheidet sich von der Cordillere von Patagonien, deren Fortsetzung sie ist, wesentlich dadurch, daß sie eine viel bedeutendere Gipfel- und Kammerhebung, sowie ein höheres Niveau der Thäler hat. Ihre mittlere Höhe beträgt 12,000 Fuß; die Hochgipfel nehmen rasch von Süden nach Norden zu, und unter 32° 39′ südl. Breite treffen wir

hier im Vulkan Aconcagua sogar die höchste bekannte Erhebung der Cordilleren überhaupt. Im Süden bildet die chilenische Cordillere einen einzigen ununterbrochenen Gebirgszug mit steilem Abfall nach Westen, dessen Schneehäupter bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre, von der See gesehen, über dem Meere zu hängen scheinen. Vom 35.° südl. Breite nach Norden hin tritt sie als Doppelkette auf, und in der Breite des Aconcagua wird sie sogar eine dreifache, in deren mittlerer Kette der hohe Gipfel liegt. Zwischen diesen Ketten, der östlichen oder Hauptcordillere, der Cordillere der Mitte und der Küstencordillere, die bald mehr oder minder geschlossen u. deutlich ausgeprägt, bald mehr unter einander verwachsen und aufgelöst sind, ziehen sich von Süden nach Norden 2 parallele Reihen von Längsthälern hin: die der Cordillere oder die andinischen und die der Küste. Im südlichen Theil von C. haben sich die aus den hohen Andes herabkommenden Küstenströme durch die Mittel- und Küstencordillere ihren Durchgang erzwungen und somit beide Ketten in ebenso viele Abschnitte, als es Flüsse gibt, zerschnitten, so daß beide wie eine Reihe von Berggruppen erscheinen, die sich von der Hauptcordillere abzweigen. In Nordchile ist die Westseite der Cordillere nur von tiefen u. schroffen Wasserrissen zernagt, welche sich in Windungen herabziehen. Die bedeutendsten Gipfelerhebungen in C. sind folgende: im $39^1/_4$.° südl. Breite, wo die Schneegrenze in 4900 Fuß Höhe liegt, der Vulkan von Villarica (14,625 pariser Fuß hoch); im $37^1/_4$.° der Vulkan von Antuco (8400 F.), der Chillan (10,000 F.) u. der von Florida (12,000 F.), im $35^1/_3$.°, wo die Schneegrenze in 7200 F. Höhe liegt, der Descavezado (12,000 F.) und der gleich hohe Vulkan Planchon. Innerhalb der nächsten 3 Breitengrade erheben sich die höchsten Gipfelmassen, und die Schneegrenze steigt allmählig zu 14,250 F. Höhe. Es folgen auf einander die Cordillera de la Compañia (15,660 F.), der Vulkan Maypu (16,152 F.), der Cruz de Piedra (15,660 F.), der Plomo (16,800 F.), der erloschene Vulkan Tupungato (20,130 F.), der auf 27 Meilen sichtbare Aconcagua (nach Fizroy 20,228, nach Pissis 20,063 F. hoch). Unter 29° erhebt sich die Cordillere zu mehr als 16,130 F. (1500 Fuß über die Schneegrenze), und im Norden unter $24^1/_4$° liegt der Vulkan Llullailaco (gegen 20,000 F.), im Osten des See's Salina de Punta Negro. Im Ganzen zählt Leop. von Buch 24, Pöppig nur 16 thätige Vulkane in dieser Andeskette. Der größte Herd scheint sich unter dem Chillan zu befinden. Starke Erdbeben zählt man 8, die in die Jahre 1570, 1647, 1657, 1730, 1751, 1822, 1824 und 1835 fallen. Die meisten Erdbeben wirken jedoch wenig zerstörend und bestehen mehr aus Tremulationen, als aus Wellen- und Strichbewegungen. Das furchtbarste Erdbeben war das von 1751, welches die Stadt Concepcion im Meere begrub und von 34—40° südl. Br. fast alle Ortschaften zerstörte. In diesem Jahrhundert äußerte die verderblichste Wirkung das Erdbeben von 1822, wodurch Valparaiso arg verwüstet und die ganze Küste auf eine Strecke von 15 Meilen 3—4 Fuß gehoben wurde. Die wichtigsten **Pässe**, welche über das Gebirge führen, sind der von las Damas (am Planchon, 9297 F.); der Portillo Penquere (am Maypu, 12,600 F.) und der Paso de la Cumbre (am Aconcagua, 12,530 F.); ferner im 31.° der los Petos (11,880 F.), der Donna Ana (13,524 F.) und im $27^1/_2$.° der Come Caballos (13,272 F.). Von Copiapo (27°) nördlich bis zum Rio Lao (22°) u. östlich zur Grenze von Argentina nennt man C. die **Wüste von Atacama**, wo die Cordillere als aufgelöstes Kettengebirge mit ungeheuren Wüsten, ausgedehnten Salzsümpfen und ausgetrockneten Salzseen erscheint. Doch sind hier zwei Bereiche zu unterscheiden: der unmittelbar aus dem Meere 2—3000 Fuß hoch aufsteigende, von $21^1/_2$—$24^1/_2$° reichende und etwa 10 Meilen breite Littoralstreifen (die eigentliche Wüste Atacama) mit durchweg steinigem und kiesigem Boden und der kümmerlichsten Vegetation, aber zahlreichen einzelnen Kegeln und Berggruppen, und die 10,000 F. hohe Cordillere von Atacama mit der vorliegenden Jochebene von durchschnittlich 5000 F. Erhebung, welche die fast trockene Salzlagune von Punta Negro und die 21 QM. große Salina de Atacama enthält, aber auch manche fruchtbare Striche umfaßt. Die **Bewässerung** ist in diesem nördlichen Theile von C., wo fast alle Bäche nach kurzem Laufe vom Lande aufgesaugt werden, eine sehr dürftige. Viel reichlicher ist sie dagegen in der südlichen Hälfte. Die Zahl aller chilenischen Flüsse beträgt 53, von denen nur wenige einige Meilen weit aufwärts schiffbar sind. Die bedeutenderen sind der Maule (für die Schifffahrt wohl am geeignetsten), der reißende und salzige Maypu, der die Passage nur auf Seilstegen zuläßt, der Barraza, Chuapa, Itata, der Biobio an der Grenze von Araucania (an seiner Mündung 1800 Fuß breit und selbst für Linienschiffe tief genug), der schöne Arigue (bei Valdivia) 2c. Auch sind viele große und sehr tiefe Seen, meist in ausgebrannten Kratern, z. B. Llanquihuè, Ranco, Huanchuè 2c., vorhanden, wie nicht minder zahlreiche Heilquellen, von denen jedoch nur die beiden von Pedelhuè (eine heiße von + 60° Temperatur, die andere eiskalt) benutzt werden. Das **Klima** ist bei der großen Ausdehnung des Landes und verschiedenen Bodenerhebung von der Küste landwärts bis zu den hohen Andes natürlich sehr verschieden. An der Küste ist es im Allgemeinen angenehm und mild und durch den Einfluß der Seeluft nicht so heiß, wie mehr landein, wo eine beständige Tagestemperatur von 25° herrscht, während die Nächte ziemlich frisch sind. Gegen die Cordillere hin nimmt die Frische und Trockenheit zu und ist der Winter streng. Im Norden regnet es selten, dagegen im Süden, bis Valdivia, viel und häufig, besonders im April und August, oder in anderer Gegend von Juni bis September (den Wintermonaten), aber ohne Gewitter. Der schönste und gesundeste Theil des Landes und überhaupt einer der angenehmsten auf der Erde ist der Strich südlich von Valparaiso bis Valdivia, „der Garten der neuen Welt". Endemische Krankheiten und Fieber sind daselbst unbekannt, und an die steten Erdbeben haben sich die Bewohner gewöhnt. Entsprechend der verschiedenen Bodenbeschaffenheit und dem verschiedenen Klima ist auch die Vegetation des Landes: im Süden in üppiger Fülle, im Norden ärmlich u. spärlich vertheilt oder ganz mangelnd. Während nördlich von Coquimbo der Anblick der Küsten des von Vegetation fast entblößten Landes ohne die dasselbe überragenden schneegekrönten Cordilleren

noch trauriger sein würde, als der Patagoniens, erblickt man bei Coquimbo schon einige grüne Thäler, und entfernter vom Meer streckt sich ein fruchtbares, grünes Land hin. Vom 33.° erblickt man das Land mit grünenden Ebenen bedeckt. Bei Concepcion scheint sich die Vegetation schon Alles unterworfen zu haben, und südlich vom 38.° nimmt sie den Charakter einer wirklichen Macht an. Die Erzeugnisse des Landes sind sehr mannichfaltig. An Metallen ist C. eines der reichsten Länder der Erde. Die Minen liegen hauptsächlich im Norden, in der Provinz Coquimbo und besonders um Copiapo, wo über 100 Minen, etwa 75 auf Kupfer, 24 auf Silber und 3 auf Gold, betrieben werden. Gold findet sich überhaupt viel (1855 wurden unweit Haciamento, 15 Meilen von Concepcion, neue Goldminen aufgefunden), ebenso Kupfer, aber am bedeutendsten ist die Ausbeute an Silber. Der Ertrag der Minen von Copiapo allein betrug 1850 334,444 Mark, und ganz C. lieferte in demselben Jahre über 35 Millionen Francs Silber. Die Kupferminen zu Checo werden von einer englischen Gesellschaft betrieben. Außerdem liefert der aufblühende Bergbau Eisen und Blei, das in Menge vorhanden, Quecksilber, Schwefel, Alaun, Natron, Marmor, Steinsalz, Steinkohlen. Auch gibt es Platina, Zinn, Antimonium, Salpeter (Chilisalpeter), der ganze Gegenden überzieht. Bei Copiapo finden sich viele Türkise, in mehren Flüssen Rubine und Smaragden, schöne Amethyste in einem Muttergestein von grauem Quarz am Maule. Eben dort kommt schichtenweise die reinste Porzellanerde vor, auch sehr feiner schwarzer Thon, der sich selbst zum Färben eignet. Die Flora C.'s ist eine sehr reiche und hat alle europäischen Getreide- und Obstarten in sich aufgenommen. Die Kartoffel ist hier einheimisch, eigenthümliche Getreidearten sind eine Roggen- und Gerstenart, Magu und Tagu, außerdem gibt es viele Arzneipflanzen, wohlriechende Gummiarten, Oel-, Seifen-, Färbe- und Gewürzpflanzen. Unter den Nutzhölzern ist das ausgezeichnetste die chilenische Ceder (Pinus araucana), hier Pehuen genannt, die 150 Fuß Höhe erreicht u. die besten Schiffsmasten liefert. Der Seifenbaum (Quillaja saponaria) gibt in seiner Rinde eine sehr schäumende Seife, der Pellin, eine Art Korkeiche, Schiffsbauholz, Faßdauben und ein Surrogat des Pantoffelholzes, die chilenische Buche ein ausgezeichnetes Bauholz, der Temo (Temnus moschata), der Mayten, eine Weidenart, der Caven (Mimosa caven), die Lingue, unserer Rothbuche ähnlich, Hölzer für Ebenisten. Die Früchte des Peumo sind butterartig, die der chilenischen Kokospalme werden zu Oel benutzt. Unter den wenigen Giftpflanzen ist der Bollen zu bemerken, einer der schönsten Waldbäume, dessen Blüthen, Blätter und Knospen, in geringer Dosis gegeben, als Brechmittel wirken. Der Lithi (Laurus caustica), dessen Holz wegen seiner rothen Farbe und seiner Festigkeit gern verarbeitet wird, hat die Eigenthümlichkeit, daß seine Ausdünstungen Geschwulst und schmerzhafte Blattern an allen entblößten Theilen des Körpers hervorrufen. Was die Thierwelt anlangt, so sind auf den Andes Lama's, Guanaco's und Vicunna's zu Hause, im Süden das zweihufige Pferd, in den Wäldern leben Puma's (chilenische Löwen), Guiguakatzen, einige Schakalarten, Füchse, mehre Viverren, Waschbären, Gürtel- und Beutelthiere. Die einheimische Wasserratte erreicht die Größe einer Sumpfotter. Von Landvögeln zählt Molina 135 Arten, die zahlreichsten sind Enten, der chilenische Schwan (schneeweiß mit schwarzem Kopf und Hals), Reiher, Ibisse, Flamingo's, Papageien, Drosseln und viele Arten kleiner Singvögel. Im Süden finden sich patagonische Strauße und andere Laufvögel; unter den großen Strandläufern kommt eine Art von Spornflügel (Parra) vor, die paarweise leben und mit ihren bewaffneten Flügeln selbst gegen Menschen sich vertheidigen. An Amphibien ist C. arm, von Schlangen gibt es nur eine einzige, unschädliche Art, auch keine Alligatoren, nur wenige Frösche und Eidechsen, auf der Küste verschiedene Schildkrötenarten. Eßbare Fischarten, darunter mehre Karpfenarten, Forellen und der Bagre, eine Welsart von ausgezeichnetem Geschmack, zählt man mehr als 200. Die Insektenwelt ist reich vertreten, giftige Arten fehlen, auch Moskitos u. Heuschrecken. Das einzige schädliche Insekt ist der Sandfloh; durch ihr Ansehen schreckt die Riesenspinne, die aber unschädlich ist.

Die Zahl der Bevölkerung betrug nach dem Census von 1854: 1,439,120 Seelen, nach der Schätzung von 1857: 1,558,319 Seelen. Die größere Hälfte derselben besteht aus Indianern; ein beträchtlicher Theil auch aus den Abkömmlingen eingewanderter Europäer, die sich mit der eingebornen Bevölkerung vermischten, und in denen noch die Abstammung zu erkennen ist. Als Hauptcharakterzüge des Chilenen bezeichnet man Gutmüthigkeit, Sanftheit, Fröhlichkeit, Vorliebe für Poesie u. Musik, aber auch Spiel- und Prozeßsucht. Die Bevölkerung scheidet sich streng in Reiche oder Grundeigenthümer und in Arme oder Besitzlose. Trotz dem soll allgemeine Gesittung und Achtung fremden Eigenthums herrschend sein. Außer den eingebornen Chilenen zählte man gegen 20,000 Fremde, darunter 680 Nordamerikaner, 1934 Engländer, 1650 Franzosen, 71 Chinesen und gegen 2000 Deutsche. Die Lage der letzteren in C. ist im Ganzen eine günstige; sie üben auch hier wohlthätigen Einfluß auf die Hebung des Handels, der Industrie u. der Viehzucht. Ihre Kolonien, z. B. in der Provinz Chiloë (namentlich aus Kurhessen bestehend) und in Llanquihé (meist ausgewanderte Lutheraner aus Würtemberg, 1856: 1344 Deutsche), befinden sich im besten Gedeihen. In administrativer Hinsicht zerfällt C. in 13 Provinzen: Atacama (1463,8 QM. mit 50,690 Einw.), Coquimbo (762,3 QM. mit 110,589 Einw.), Aconcagua (347 QM. mit 111,504 Einw.), Valparaiso (62,3 QM. mit 116,043 Einw.), Santiago (339 QM. mit 272,499 Einw.), Colchagua (222,4 QM. mit 192,704 Einw.), Talca (142 QM. mit 79,439 Einw.), Maule (165,2 QM. mit 156,245 Einw.), Nuble (147,8 QM. mit 100,792 Einw.), Concepcion (265,5 QM. mit 110,291 Einw.), Arauco (742 QM. mit 43,466 Einw.), Valdivia (579,7 QM. mit 29,293 Einw.) und Chiloë (200 QM. mit 61,586 Einw.). Dazu kommen noch drei sogenannte Kolonien: Llanquihé, südlich von Valdivia (227,5 QM. mit 3826, nach den jüngsten Berichten von 1861 mehr als 10,000 Einw.), Magallanes oder Punta Arenas in Patagonien (1852 gegründet, 1855 mit 153 Einw.) und Juan Fernandez auf der gleichnamigen Insel. Sämmtliche Provinzen zerfallen

in 57 Departements, 453 Subdelegationen und 2131 Distrikte. Am dichtesten bevölkert sind von den 13 Provinzen Valparaiso, wo 1862, Maule, wo 946, und Colchagua, wo 866 Einwohner auf eine □Meile kommen, am wenigsten dicht Arauco, wo 59, Valdivia, wo 51, und Atacama, wo 34 Menschen auf der □Meile wohnen. Den Haupterwerb der Einwohner bilden, der Natur gemäß, im metallreichen und vegetationslosen Norden Bergbau, Fischerei u. Handel, im Süden tritt zu letzteren noch Agrikultur und Viehzucht hinzu. Der Ackerbau liefert die verschiedensten Arten Getreide, welche während der letzten Jahre in großen Massen nach Kalifornien und Australien, selbst nach Tahiti ausgeführt wurden. Auch Wein, der vortrefflich gedeiht, würde bei angemessener Behandlung den besten spanischen übertreffen; dagegen kommen Tropenpflanzen nicht fort. Die Viehzucht hat sich ungemein ausgebreitet, namentlich die Pferdezucht, die ein unabweisliches Bedürfniß ist, da Niemand zu Fuß geht. Es gibt Heerden von Pferden, Maulthieren, Hornvieh zu 10,000 Stück und mehr, die auf den ausgedehnten Weiden in halbwildem Zustande leben. Auch die Schafzucht wird in großem Umfang betrieben. **Industrie und Gewerbe** sind dagegen noch weit zurück, bloß einige Gewebe und Schmucksachen werden, wie überall in Südamerika, viel verfertigt. Der **Binnenverkehr** von C. ist bei der eigenthümlichen Beschaffenheit u. der schwachen Bevölkerung des Landes sehr schwierig, namentlich über das Gebirge hinweg mit den benachbarten argentinischen Staaten. Bis vor einigen Jahren war die Straße von Santiago die einzige fahrbare im ganzen Staate. Gegenwärtig ist mehr dafür gethan, und sogar eine Eisenbahn, von Valparaiso über Santiago nach Talca, ist im Bau und schon theilweise dem Verkehr übergeben. Ebenso wird Concepcion mit dem eine Meile entfernten Hafen Talcahuano durch eine Eisenbahn verbunden. Von den obengenannten Gebirgspässen war von jeher der besuchteste der Paso de la Cumbre, der C. mit Mendoza verbindet (6 Tagereisen) und gewöhnlich vom November bis April frequentirt wird; nächstdem der von Portillo, der im Bette und fruchtbaren Thale des Maypu nach Mendoza führt, aber wegen heftiger und häufiger Schneestürme gefährlicher zu begehen ist. Die Verbindung des nördlichen C. mit Argentina geschieht hauptsächlich durch das Thal von Copiapo und die einander nahen Pässe von Pulido u. Pircos Negral, auf einem 10 Tagereisen langen Wege. Alle diese Pässe, auf denen man an gefährlichen Stellen Casuchas oder Schutzhäuser angebracht hat, sind nur für Maulthiere gangbar, doch wird gegenwärtig eine Straße von Puerto Mont nach dem patagonischen See Naguelhuapi (dem Quellsee des Rio Negro) geplant, auf der man selbst mit Wagen das Gebirge soll passiren können. Ungleich bedeutender als der Verkehr im Innern ist der **auswärtige Handel** C.'s, an welchem vorzugsweise England mit seinen Kolonien, Frankreich, die Vereinigten Staaten und demnächst Deutschland betheiligt ist. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Wollen-, Baumwollen- und Seidenzeuchen, Leinwand, Metallwaaren, Glas, Töpferwaaren, Wein, Branntwein, Olivenöl, Zucker, Kakao, Kaffee, Reis, Thee, Papier, Gewehren, Pulver, Blei 2c. C. selbst bringt in den großen Weltverkehr Gold, Silber, Kupfer, Weizen, Fett, Talg, Kordnanhäute, Vicunnawolle, Schinken, Cedernbreter, Fischthran und einige Gewebe. Mit Peru wird ein beträchtlicher Küstenhandel unterhalten, und auch der Transithandel ist von Belang. Der Werth der Einfuhr belief sich 1859 auf 24,724,866 Pesos (Piaster, Dollars), 1,075,176 Piaster mehr als im Jahr zuvor; der der Ausfuhr 19,559,254 Pesos, 1,223,812 Piaster mehr als 1858. Unter den ausgeführten Waaren befanden sich für 18,393,537 Piaster einheimische Erzeugnisse. Der Gesammtwerth aller durch C. durchgeführten Waaren betrug 4,538,113 Pesos (1,280,776 Pesos weniger als 1858), und die im Küstenhandel verführten Waaren hatten einen Werth von 16,724,039 Pesos (1,609,531 Pesos weniger als 1858). Mittelpunkt des überseeischen Handels ist Valparaiso, die übrigen wichtigsten Häfen des Landes sind Coquimbo, Caldera, Huasco, Talcahuano, Valdivia, Aurud, Constitucion. Eingelaufen waren daselbst 1860: 2301 Schiffe mit 727,031 Tonnen (darunter für Valparaiso allein 1031 Schiffe mit 332,756 Tonnen), ausgelaufen: 2202 Schiffe mit 679,319 Tonnen Gehalt (für Valparaiso 1037 Schiffe mit 325,463 Tonnen). Die **Handelsmarine** bestand 1859 aus 266 Schiffen mit 60,434 Tonnen Gehalt (darunter 7 Dampfer mit 1367 Tonnen) und 2866 Mann Besatzung.

Seinem innern Zustande nach nimmt C. bis jetzt unter den südamerikanischen Republiken als der am meisten geordnete und civilisirte Staat den ersten Rang ein. Die ältere chilenische **Verfassung von 1823** konstituirte einen **Föderativstaat**, der von den Staaten Coquimbo, Santiago und Concepcion und von dem Gebiet Chiloë gebildet wurde. Ein gemeinschaftlicher Kongreß ordnete die allgemeinen Angelegenheiten und schlichtete die entstandenen Streitigkeiten. Die **neue Konstitution von 1833** hat den Föderativstaat in einen **Einheitsstaat** verwandelt. Die Souveränetät beruht im Volke u. wird ausgeübt durch drei Gewalten: die vollziehende, gesetzgebende und richterliche. Die Exekutive hat der Präsident, der in direkten Volkswahlen auf 5 Jahre gewählt wird u. zweimal hinter einander wählbar ist. Ihm zur Seite steht ein verantwortlicher Staatsrath, bestehend aus den Ministern, 2 Mitgliedern der Justizhöfe, einem geistlichen Würdenträger, einem General oder Admiral, einem Chef der Finanzbehörde und 2 Exministern 2c. Der Präsident ernennt die Minister und die Verwaltungsbeamten der Provinzen; die Municipalbeamten werden von den Gemeinden gewählt. Die gesetzgebende Gewalt, welche die Initiative hat, wohnt dem aus zwei Kammern bestehenden **Nationalkongresse** bei, der jährlich vom 1. Juni bis 1. September tagt. Die erste Kammer zählt 20 Senatoren, die auf 9 Jahre gewählt werden, und von denen nach 3 Jahren ein Drittel austritt; wählbar ist jeder 36 Jahre alte Bürger, der ein jährliches Einkommen von 2000 Pesos hat. Die Abgeordneten der zweiten Kammer müssen ein Jahreseinkommen von 500 Pesos nachweisen u. 25 Jahre, wenn verheirathet, 21 alt sein; Bürger und Wahlmann ist jeder Chilene, der lesen und schreiben kann und 25 oder 20 (wenn verheirathet) Jahre zählt. Die richterliche Gewalt übt der oberste Gerichtshof zu Santiago. Alle richterlichen Beamten sind un-

absetzbar, aber verantwortlich, auch der Präsident kann vom zweiten Jahre seiner Amtsführung an in Anklage versetzt werden. Alle Privilegien sind aufgehoben, mit Ausnahme der Majorate und der Regierungsmonopole. Die Majorate, aus Ländereischenkungen an die Familien der Conquistadores entsprungen, sollen mit dem Tode der jetzigen Besitzer aufhören. Die Regierungsmonopole beschränken sich auf Tabak und Spielkarten. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums, die Freiheit der Presse, des Handels, der Industrie sind gewährleistet, die Sklaverei ist für immer aufgehoben. Die Staatseinnahmen, welche aus den Waarenzöllen, Staatsmonopolen, Land- und anderen Steuern ꝛc. herfließen, betrugen 1859: 6,282,548 Piaster, die Ausgaben 8,162,557 Piaster; das hieraus entstehende Deficit von 1,880,009 Piaster wurde aus Geldmitteln gedeckt, welche am Schluß des Jahres 1858 im Betrag von 5,501,698 Piastern unter der Verwaltung der Regierung geblieben waren. Davon waren 4,359,439 Pesos Ueberschüsse aus dem Staatshaushalt und 1,142,259 Pesos Deposita. Zu Ende 1859 befanden sich unter der Verwaltung der Regierung 6,404,012 Piaster, darunter 3,941,880 Piaster Deposita; es blieb also für die Zwecke des Staatshaushalts ein Ueberschuß von 2,462,132 Piaster. Die inländische Schuld betrug im Juli 1860 2,217,875 Pesos, die auswärtige 5,494,500 Pesos, wozu noch eine 1858 gemachte, aber erst theilweise (Ende 1859: 2,163,339 Pesos) verwandte Anleihe von 7,774,000 Pesos für Eisenbahnbauten kam. Das Militär zählte 1860: 3251 Mann Linie u. 35,600 Mann Nationalgarde, die Kriegsmarine 4 Dampfer mit 30 Kanonen u. 3 Segelschiffe mit 28 Kanonen. Staatsreligion ist nach der Verfassung die römisch-katholische, unter dem Erzbischof von Santiago, dem 3 Suffraganbischöfe, zu Coquimbo (Serena), Concepcion und San Carlos de Chiloë, zur Seite stehen. Man zählt im Ganzen 153 Pfarreien und 48 Klöster. Daneben bestehen auch einige protestantische Kirchen. Die allgemein übliche Sprache ist die spanische. Auch in Bezug auf Unterricht und Bildung steht C. allen südamerikanischen Staaten voran. Ueberall werden Schulen errichtet; talentvolle Chilenen pflegten sich früher in Frankreich für das Lehrfach auszubilden, bis in neuerer Zeit das deutsche wissenschaftliche Element großen Einfluß gewann. An der 1842 reorganisirten Universität zu Santiago lehren mehre deutsche Professoren. In Valparaiso ist auch eine deutsche Schule, die von 80 Kindern besucht wird. Das Wappen der Republik zeigt eine Säule, darüber einen Stern, zur Seite einen thätigen Vulkan; die Nationalflagge besteht aus 2 gleich großen horizontalen Streifen, von denen der untere ganz roth ist, der obere weiß halbgetheilt, an der Seite des Flaggenstocks blau mit weißem Stern. Hauptstadt ist Santiago.

Geschichte. Angelockt durch die Fruchtbarkeit C.'s hatten schon die peruanischen Inka's sich zu Herren desselben zu machen gesucht, es aber nur bis zum Maule unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Nachdem sich die Spanier in Peru festgesetzt hatten, fiel ihr Blick bald auch auf C. Diego Almagro war der Erste, welcher unter unsäglichen Beschwerlichkeiten das Thal von Copiapo (1535) erreichte. Er nahm von dem neuentdeckten Lande sogleich im Namen Karls V. Besitz, stürzte einen Usurpator und setzte den rechtmäßigen Kaziken wieder ein, wofür er von den Eingebornen fast vergöttert wurde. Als er jedoch bald darauf, um einige getödtete Spanier zu rächen, mehre vornehme Eingeborene lebendig verbrennen ließ, wurde er von den erbitterten Indianern geschlagen und mußte sich nach Copiapo zurückziehen. Nach ihm setzte Piedro de Valdivia das Werk der Eroberung fort. Mit 150 Spaniern und mehren tausend Peruanern drang er in das Innere des Landes vor und gründete (25. Februar 1541) in einer fruchtreichen Ebene am Rio Mapaho die Stadt S. Jago di Nueva Estremadura. Nun folgte eine Reihe langer und wechselvoller Kämpfe, die trotz mancher Niederlage der Spanier damit endeten, daß letztere festen Fuß im Lande faßten. Valdivia suchte sich seine Eroberungen dadurch zu sichern, daß er Grund und Boden nebst den darauf wohnenden Indianern an seine Offiziere und Soldaten vertheilte. Bald jedoch trieb ihn das Verlangen nach größeren Schätzen nach Süden in das Land der Moluches oder Araukaner. Nach hartem Widerstande von Seiten der Indianer drängte er diese über den Biobio zurück und besiegte nach blutigem Kampfe auch die Araukaner jenseits dieses Flusses. Er gründete in C. die Städte Concepcion, Villa Imperiale, Valdivia, Villa nuova de los Infantes und Valparaiso. Auf die Kunde von seinen Erfolgen eilten Schaaren von Dominikanern und Franciskanern nach C., um die Araukaner zu bekehren, und wurden in mehren Städten für diesen Zweck förmlich installirt. Valdivia eroberte noch bedeutende Strecken in Tucuman jenseits der Andes, aus denen ein eignes Chile orientalis gebildet wurde. Die heimtückische Vergiftung des Fürsten der Araukaner, welcher der Einladung zu einem Feste nachgekommen war, rief aber die Indianer zu den Waffen. 80,000 Mann stark griffen sie zuerst die Forts Arauco und Tucupel an, eroberten und zerstörten sie, schnitten Valdivia, welcher mit Hülfstruppen herbeieilte, ab und erschlugen ihn mit allen den Seinigen nach einem furchtbaren Kampfe 1553. In Folge dieser Niederlage gingen alle Orte jenseits des Biobio bis auf Valdivia und Imperiale wieder zu Grunde, und wenn man dieselben auch jetzt noch auf den Karten verzeichnet findet, so ist doch kaum noch eine Spur derselben vorhanden. An Valdivia's Stelle trat Francesco de Villagran, unter dem der Kampf gegen die Araukaner fortdauerte, aber für die Spanier fortwährend von großen Verlusten begleitet war. Villagran wurde aus allen Ländern jenseits des Biobio vertrieben und genöthigt, sich bis nach Santiago zurückzuziehen. Auch sein Nachfolger Mendoza hatte blutige Kämpfe zu bestehen, doch war er im Allgemeinen glücklicher. Die Araukaner und andere indianische Stämme wurden zurückgeschlagen, Chiloë 1559 entdeckt, Osorno gegründet und die Ruhe in soweit befestigt, daß der Bergbau mit erneuter Thätigkeit wieder aufgenommen und Schiffe ausgesandt werden konnten, um Patagonien zu erforschen. Dabei wurden mehre neue Städte gegründet, die Eroberungen erweitert und Tucuman mit Peru vereinigt. In jene Zeit fällt auch die Errichtung der Bisthümer Santiago (1565), Concepcion und Imperiale (1564), so wie die Entdeckung der Inselgruppe Juan Fernandez. Noch aber dauerten die erbitterten und blutigen Kämpfe

mit den Eingebornen fort, und den Spaniern wurde es immer schwerer, sich im Süden des Biobio zu behaupten; nur auf Chiloë hielten sie sich noch in den Städten Castro und Chacao. Bis zu dieser Zeit hatte die Regierung C.'s fast ganz in der Hand der Gouverneure gelegen, die nur unter dem Einflusse der Audiencia reale von Peru standen und sogar das Recht hatten, ihre Nachfolger willkürlich zu ernennen und nur nachträglich die königliche Bestätigung einzuholen. Unter Philipp II. aber wurde 1566 für C. eine eigene Audiencia reale errichtet, welche erst in Concepcion, dann in Santiago ihren Sitz hatte. Sie bestand aus vier Mitgliedern und einem Schatzmeister und hatte die höchste Leitung der Civil- und Militärangelegenheiten. Um 1594 faßten die Jesuiten festen Fuß in C., erhielten in den wichtigsten Orten, Santiago, Valdivia u. a., Kollegien und wußten ihren Einfluß bald in dem Grade geltend zu machen, daß sie die Regierung fast ganz in ihre Hände brachten. Aber nicht mit den Indianern allein hatten die Spanier zu kämpfen, bald erschienen auch Holländer und Engländer in diesen Gewässern. So landete 1578 Franz Drake auf der Insel La Maha, knüpfte Unterhandlungen mit den Indianern an und überfiel und plünderte dann Valparaiso. Weniger glücklich war 1586 Cavendish, welcher mit seinen drei Schiffen zurückgeschlagen wurde. Später erschien der holländische Admiral Van Noort und entführte den Spaniern viele reichbeladene Schiffe. Auch die Flibustier suchten die Küsten C.'s heim und setzten sich auf der Insel Juan Fernandez fest. Im Friedensschluß von Quillen von 1640 wurde der Biobio als Grenze zwischen den Spaniern und Araukanern festgesetzt; doch erkannten letztere dann von freien Stücken die Souveränetät des Königs von Spanien an. Aber schon 1643 beunruhigten die Holländer die Küsten wieder und schlossen sogar ein Bündniß mit den Araukanern gegen die Spanier; auch nachdem sie sich entfernt, dauerten die Feindseligkeiten der Araukaner fort und führten 1655 zu einem verheerenden Kriege, dem 1724 der Friede zu Ungrete ein Ende machte, worin die frühern Stipulationen des Friedens von Quillen erneuert wurden. Unter den Gouverneuren des 18. Jahrhunderts machte sich José Manso durch die thätigste Sorge für die Hebung des Landes sehr verdient, indem er die Indianer diesseits des Biobio vereinigte und in Dörfern und Städten ansiedelte. Durch ihn entstanden Aconcagua, Molipilla oder San José de Logroño am Maypu, Rancagua oder Santa Cruz de Triana, Colchagua oder San Fernando, San José de Enrico, Talca, Tutuben, Angeles. Sein Nachfolger Don Domingo Ortiz de Rozas (1746) fuhr in diesem Bestreben fort, gründete Santa Rosa, Guasco Alto, beide am Rio Quilota, Casa blanca, Bella Isla, Florida, Cutemu, Quirigua (1753) und sandte eine Kolonie nach Juan Fernandez. Unter seinem Nachfolger wurden 1754 Amat, Talcamavida und Gualqui und Neuconcepcion oder La Maha gegründet. Auch bemühte sich die Regierung, die Araukaner zur Annahme fester Wohnorte zu bewegen, und Don Antonio Gonzaga erhielt den Auftrag, sie mit Güte oder Gewalt dazu zu bringen. Diese jedoch, in den Städten Gefängnisse sehend, erhoben sich in Masse, um sich solcher Einschränkung ihrer Freiheit zu widersetzen. Ein blutiger Kampf war die Folge, dessen Schrecken vornehmlich die Bundesgenossen der Spanier erfahren mußten. Zuletzt (1775) kam man wieder auf die Nothwendigkeit eines Friedens zurück, der zu Santiago auf Grund der frühern Bestimmungen abgeschlossen wurde, doch mit dem Zusatze, daß es den Araukanern gestattet sein sollte, in Santiago einen indianischen Abgeordneten zu halten, welcher die Rechte und Vortheile seiner Nation daselbst zu vertreten habe. Carianaucu war der Erste, welcher als solcher daselbst erschien. Dieser Friede wurde um so mehr gehalten, als C. in einem Irländer, Ambrosio O'Higgins, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war, einen sehr friedliebenden Gouverneur erhielt, welcher, wenig begierig nach dem Ruhm eines Eroberers, sich vielmehr die Hebung des Bergbau's, des Handels, des Ackerbau's, der Finanzen und der Gerechtigkeitspflege angelegen sein ließ. Doch ging auch seine Verwaltung nicht ohne Kriegsereignisse vorüber. Im Jahre 1792 suchten sich die Indianer Valdivia's zu bemächtigen; nachdem aber ihr Versuch mißlungen war, ließ O'Higgins sie in ihrem eigenen Lande durch Thomas de Figuerra angreifen, und zwar mit solchem Erfolg, daß sich fast alle indianischen Fürsten der spanischen Oberhoheit unterwarfen. Der König von Spanien ernannte den Sieger (1793) zum Vicekönig von Peru. Seit dieser Zeit blieb C. bis zur Revolution von 1810 ruhig. An der Spitze der Verwaltung stand, seit C. 1797 eine von Peru unabhängige Kapitanie geworden, ein Gouverneur, welcher als solcher Präsident der Civilverwaltung und Generalkapitän des Heeres war. Er stand in Zeiten des Friedens unmittelbar unter dem König, im Kriege unter dem Vicekönig von Peru, präsidirte in der Audiencia reale und den höhern Tribunalen, war höchster Verwalter der Justiz und ernannte die Gouverneure von Valdivia, Chiloë und Juan Fernandez. Die Audiencia aber war gegen das Ende der spanischen Herrschaft ein Gerichtshof, der in Civil- wie in Kriminalsachen die höchste Instanz war; nur wenn der Werth der streitigen Angelegenheiten 6000 Piaster überstieg, entschied der Rath von Indien. Daneben bestanden Räthe für die Finanzen, für den Handel, für die vakanten Ländereien und die Taxen für geistliche Dispensationen. An der Spitze jeder Provinz stand ein Corregidor, welcher durch den König ernannt werden sollte, aber meist durch den Gouverneur ernannt wurde und ebenfalls Civil- und Militärgewalt hatte. Unter diesem standen die Cabildos in den Städten, Municipalräthe, bestehend aus Regidores von dauernder Gewalt und andern Mitgliedern, die jährlich durch den Cabildo ernannt wurden. Die höchste geistliche Gewalt hatte der Bischof von Lima, dem zunächst die beiden Bischöfe von Santiago und Concepcion untergeben waren. Das Heer bestand aus regulären Soldaten, welche meist schon in Europa gedient hatten, aus Milizen, welche aus Kreolen und andern Bewohnern der Städte genommen waren, und aus indianischen Hülfstruppen. Die ersteren waren an Zahl sehr gering und überstiegen wohl nie 2000; dagegen zählten die Milizen 1792 mehr als 15,000 Mann. Der Hauptübelstand in der Verwaltung C.'s lag darin, daß die spanische Regierung seit Philipp II. eigentlich keinen andern Zweck verfolgte,

als das Land einzig zu ihrem Vortheile zu benutzen. Man beschränkte und belästigte den Handel in jeder möglichen Weise, verschloß die Häfen allen fremden Nationen, verbot den Kolonisten, Schiffe zu bauen, erschwerte sogar den Verkehr unter ihnen selbst und gestattete Handel zuerst nur mit Sevilla, sodann auch mit Cadix. C. schien indeß immer noch vor andern Kolonien begünstigt zu werden, da man Oel- und Weinbau unbehindert gelassen hatte. Als aber selbst dagegen ein Verbot erfolgte, gerieth bald auch der Ackerbau in solchen Verfall, daß C. selbst der Getreidezufuhr aus Europa bedurfte. Nicht besser war der Zustand der Verwaltung. Die öffentlichen Aemter wurden versteigert, und die Beamten wußten sich schnell für die Kaufsumme zu entschädigen. Zu höhern Aemtern gelangten nur geborene Spanier. Erst 1776 wurden die Kreolen vom König Karl III. für anstellungsfähig erklärt.

Zur Zeit des französischen Einfalls in Spanien (1808) stand in C. der Brigadier Carrasco provisorisch an der Spitze einer von Schwierigkeiten umringten Regierung, angefeindet von der Audiencia und umgeben von einer Anzahl engverbundener Patrioten, deren Führer, Juan Martinez de Rosas, sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt hatte, während er zugleich die Seele einer großen, einflußreichen Verwandtschaft war, die er in seine Pläne zum Sturz der spanischen Herrschaft zog. Zu demselben Zwecke wirkten in Concepcion zwei Brüder Prieto und Bernhard O'Higgins, der Sohn des erwähnten Gouverneurs von Peru, in Santiago aber Manuel Salas, Augustin Eyzaguirre, Infante u. A. Ein Haupthinderniß der Erhebung war aber der Umstand, daß in dem fast ganz in große Majoratsgüter getheilten Norden des Landes das abhängige Volk mit fast abgöttischer Verehrung an dem König von Spanien hing, während in dem bewegteren Süden Truppen standen, welche von Peru aus leicht verstärkt werden konnten. Auch hielt der besitzende Mittelstand und der Klerus an dem Bestehenden fest. Dies hielt jedoch die Patrioten nicht ab, mit dem Klub in Buenos-Ayres in Verbindung zu treten und Carrasco auf alle mögliche Art zu verdächtigen und mit Schmähschriften zu verfolgen. Rosas aber bewog ihn, in den Stadtrath von Santiago zwölf neue Regidoren zu bringen, lauter entschiedene Patrioten, was für die Unabhängigkeitsbestrebungen sehr förderlich sein mußte. Die spanische Partei suchte Hülfe bei dem Vicekönig von Buenos-Ayres, der nun gleichzeitig mit der spanischen Centraljunta Carrasco zu energischen Schritten gegen die Neuerer antrieb. Dieser betrat zwar diesen Weg, machte sich aber durch seine ungeschickten Maßregeln eben sowohl die Audiencia und den Stadtrath, als die Altspanier und Independenten abgeneigt und sah sich, als das Jahr 1810 neue Gefahren brachte, von allen Parteien verlassen. Die Junta in Buenos-Ayres suchte nämlich in C. eine Bewegung hervorzurufen, um den Vicekönig zu beschäftigen, und sandte zu diesem Zwecke einen Emissär Gomez. Dieser fand in Santiago große Aufregung in Folge von Verhaftungen, die Carrasco hatte vornehmen lassen. Obwohl Carrasco durch den Ruf des Volks nach einer Notabelnversammlung (cabildo abierto) und im Hinblick auf die wankende Treue der Truppen zur Nachgiebigkeit gestimmt wurde, mußte er doch zurücktreten und seinen Posten dem 86jährigen Grafen de la Conquista überlassen, unter dessen Namen die Audiencia selbst zu regieren gedachte. Der rathlose Greis wählte sich aber zu seinem Assessor und Sekretär zwei der eifrigsten Patrioten, den Präsidenten des Advokatenkollegiums Marin und den Syndikus Argomedo. Dies geschah zum großen Verdruß der Audiencia, welche die Zahl der Königlichen um sich täglich mehr zusammenschmelzen und die Truppen unzuverlässig sah. Auf die Kunde, daß die Regentschaft dem Grafen de la Conquista den General Elio zum Nachfolger bestimmt habe, wußten die Patrioten Ersteren trotz der Gegenbestrebungen der Audiencia zu bewegen, eine Notabelnversammlung zu berufen (8. September 1810), unter deren 400 Mitgliedern drei Viertheile Patrioten waren. Nachdem der Graf vor dieser Versammlung seine Gewalt in die Hände des Volks niedergelegt hatte, trat eine Junta zusammen und an deren Spitze der Gouverneur selbst. Diese Junta ging bereitwillig auf das von Buenos-Ayres durch den Agenten Jonta gemachte Anerbieten (Nov.) einer dauernden Verbindung mit der dortigen Regierung ein. Rosas umgab sich von jetzt an mehr und mehr mit einem Anhang „vorgerückter Republikaner", welche die Zügel der Regierung in seine Hand zu bringen suchten. Dem wirkte aber nicht nur die spanische (gothische) Partei mit der Audiencia als Mittelpunkt, sondern auch der Stadtrath entgegen, welcher Rosas' diktatorische Bestrebungen fürchtete. Auch in der Junta selbst und in dem Kongreß, in den sie sich auflöste, und worin besonders jene bürgerliche Aristokratie vertreten war, wog jene maßvolle Haltung vor, die der chilenischen Bewegung eine mildere Färbung gab, als in Peru. Die spanische Partei hatte auf den Tag (1. April 1811), wo in Santiago die Wahlen für den Kongreß Statt finden sollten, einen Soldatenaufstand veranstaltet, den aber Rosas' energisches Einschreiten vereitelte. Die Junta hob auf diese Umtriebe hin die Audiencia auf und verwies deren Mitglieder aus dem Lande. Da sie aber dem König treu bleiben zu wollen versicherte, so beruhigte sie hierdurch zwar die Gemäßigten, hielt aber zugleich den Aufschwung der Patrioten nieder und gab den Spaniern ein Recht, ihren royalistischen Bestrebungen in den Kongreß selbst Eingang zu verschaffen. Als derselbe (14. Juli) eröffnet worden war, zeigte sich die gemäßigte Partei darin so sehr überwiegend, daß sich Rosas nicht nur von dem Vorsitze in der Versammlung, sondern auch von dem dreihäuptigen Direktorium, dem die ausübende Gewalt übertragen ward, ausgeschlossen sah. Gewaltsame Unternehmungen seiner Anhänger, ihn mit ausgedehnter Gewalt an die Spitze der Regierung zu erheben, scheiterten. Er selbst schied aus dem Kongresse aus, um in Concepcion eine Gegenjunta zu bilden, eröffnete aber dadurch nur dem Ehrgeize Miguel Carrera's, der sich an ihn angeschlossen hatte, freien Spielraum. Den Mangel an Einsicht und Kraft auf Seiten der Regierung durchschauend, beschloß derselbe, durch eine einflußreiche Verwandtschaft unterstützt, die Rolle Rosas' fortzuspielen, aber mit Hülfe einer bewaffneten Macht. In Verbindung mit des abwesenden Rosas Anhang, zu dem O'Higgins und die zahlreiche Familie („der 500")

der Larrains gehörte, zwang er den Kongreß (4. September), sich dem Willen seiner Partei zu fügen, reinigte ihn von der spanischen Partei und setzte eine neue Regierung ein, in die auch Rosas gewählt ward. Da aber die Larrains letzteren als Präsidenten an die Spitze des Staats zu bringen suchten, beleidigten sie dadurch C.'s Ehrgeiz so sehr, daß er die neue Regierung, obwohl sie sein eignes Werk war, und energische Maßregeln im Sinne der Revolution (Negeremancipation, Ausweisung der gothischen Partei, Verbot der Parteilosigkeit) ergriffen hatte, mit Hülfe seines militärischen Anhangs stürzte und eine neue schuf (16. Nov.), in welcher Rosas noch einmal Platz fand, obwohl Eifersucht beide Männer schon völlig trennte. Nachdem bald darauf eine Gegenrevolution versucht worden war, sprengte Carrera (2. Dec.) den Kongreß und richtete eine ganz soldatische Regierung ein. Schon drohte zwischen ihm und Rosas, der sich mit O'Higgins des zersprengten Kongresses annahm, ein offener Bürgerkrieg auszubrechen, als zuerst in Valdivia durch einen Aufstand der Royalisten, die Carrera für ihr Haupt hielten, die Macht Rosas' gebrochen und durch eine Militärbewegung auch die ihm ergebene Junta in Concepcion aufgelöst wurde (8. Juli 1812). Diesen Zwischenfall benutzte Carrera, um Rosas für immer zu beseitigen; er ließ ihn nach Mendoza, seiner Vaterstadt, bringen, wo er in kurzer Zeit dem Trübsinn erlag. Jetzt fiel Alles Carrera zu, der den zaghaften Chilenen noch die meiste Bürgschaft gegen die anarchischen Elemente zu bieten schien, obwohl sich seine rohen Brüder zügelloser Ausschweifung ergaben. Während die Regierung vom 4. September noch im Namen des Königs hatte fungiren wollen, verschwanden jetzt endlich die spanischen Wappen vor der nationalen Flagge. Aber obwohl man die Ausarbeitung einer Verfassung in Angriff nahm, so erfolgte doch die allgemein erwartete Unabhängigkeitserklärung noch nicht. Vielmehr ward bei dem Entwurf der Verfassung von 1813, wobei namentlich die Brüder Juan und Mariana Egaña mitwirkten, die Mitte zwischen dem monarchisch-repräsentativen und dem republikanischen System zu halten gesucht. Noch aber war eine ansehnliche Partei, zu der auch der Klerus hielt, der alten Ordnung der Dinge ergeben, und auf deren Beistand rechnete Abascal, Vicekönig von Peru, bei seinen auf die Herstellung der spanischen Herrschaft gerichteten Unternehmungen. Ende 1812 hatte er ganz im Geheimen den Brigadier Pareja nach Chiloë entsendet, und am 17. März 1813 landete derselbe mit einiger Mannschaft bei S. Vincente und besetzte Talcahuano und Concepcion, den Hauptsitz der spanisch Gesinnten. Carrera entwickelte jetzt, mit einer Art Diktatur bekleidet, außerordentliche Thätigkeit. Er bedrohte jedes Einverständniß mit den Feinden mit dem Tode, verbannte eine Anzahl Royalisten und fesselte die bleibenden durch ein Zwangsanlehen. Bis zum April brachte er eine Streitmacht von 4600 Mann zusammen, über die er aber den Oberbefehl unkluger Weise sich und seinen Brüdern vorbehielt. Denn während seiner Abwesenheit ward zu Santiago eine neue Regierung gebildet, in der Männer, wie Eyzaguirre und Infante, saßen, welche von Carrera zu leiden gehabt hatten. Doch unterstützte auch diese Regierung Carrera's kriegerische Rüstungen auf alle Weise, welchem Beispiel der Stadtrath und die Privaten folgten. Die feindlichen Heere standen am Maule einander längere Zeit gegenüber, die Zeit mit erfolglosen Gefechten und Verhandlungen verlierend, bis sich endlich Pareja nach Chillan zurückzog, wo er sich verschanzte, während Carrera durch einen kühnen Handstreich Concepcion und O'Higgins die befestigten Plätze an der araukanischen Grenze wieder gewann. Da aber alle Angriffe der Chilenen auf Chillan, wo nach Pareja Sanchez kommandirte, scheiterten, so zersplitterte sich der Krieg in kleine Guerrillazüge, in denen die Spanier im entschiedenen Vortheil waren. Ueberall im Süden des Landes hatte sich ihre Partei in dem Maße verstärkt, als die Unzufriedenheit mit den Kriegslasten und der Unwille über Carrera's Gewaltmaßregeln stieg. Des letzteren Kriegsunglück entzog ihm die Volksgunst immer mehr, u. bald drang die öffentliche Meinung in der Presse und in Volksversammlungen auf seinen Sturz und die Wiederberufung eines Kongresses. Die Regierungsjunta, der Soldatenherrschaft Carrera's überdrüssig und auf den Abfall des Volks und Heeres von diesem rechnend, wagte (27. Nov.) endlich, die Carrera's abzusetzen und den Oberbefehl O'Higgins zu übertragen. Diesem schien das Kriegsglück hold zu sein, denn er nahm Concepcion wieder in Besitz, auch ward er von Miguel und Luis Carrera dadurch befreit, daß diese bei ihrem Abzuge aus jener Stadt den Spaniern in die Hände fielen. Bei aller seiner Ausdauer, Uneigennützigkeit und moralischen Tüchtigkeit ging aber O'Higgins die militärische Erfahrung ab, und der leidenschaftliche Parteikampf unter den Chilenen leistete den Spaniern großen Vorschub. Unter Gavino Gainza nahmen sie Talca (Januar 1814) hinweg und schlugen die Patrioten bei Cuchacucha, worauf Concepcion und Talcahuano wieder verloren gingen. Die aus Buenos-Ayres gesandten Hülfstruppen verließen O'Higgins, mißmuthig über dessen fehlerhafte Kriegsführung. Bald wandte sich auch die Volksgunst von der rathlosen Regierung in Santiago ab, und nachdem sie durch das Zusammenwirken buenos-ayrenischer Agenten und des herrschsüchtigen Stadtraths gestürzt worden, übernahm Lastra, der Gouverneur von Valparaiso, die Diktatur. Aber auch er vermochte die sinkende Sache der Patrioten nicht zu retten. Die Entmuthigung griff immer weiter um sich, und man ging daher gern auf eine Vermittelung ein, welche der britische Commodore Hillyar zwischen dem Vicekönig von Peru und den Chilenen einzuleiten suchte. Die Folge davon war ein Waffenstillstand und die Freigebung der Gefangenen, worunter auch die zwei Brüder Carrera. Diese erschienen jetzt von Neuem auf der Bühne (Mai 1814) zum Schrecken von O'Higgins und Lastra, die jetzt die ganze Familie zu verhaften gedachten. Aber geschickt wußte Miguel Carrera die Unzufriedenheit der Menge mit den bestehenden Zuständen zu benutzen, um Lastra durch einen Soldatenaufstand zu stürzen und eine provisorische Junta zu bilden (23. Juli), die er ganz beherrschte. Schon war es zum Bürgerkrieg zwischen O'Higgins und Carrera gekommen, und schon hatte Ersterer eine Niederlage erlitten, als die Kunde eintraf, daß eine peruanische Expedition unter dem General Osorio in Concepcion

eingetroffen sei. O'Higgins, seine Parteiinteressen den allgemein vaterländischen opfernd, schloß sich jetzt an Carrera an und fügte sich den Beschlüssen der Junta desselben. Bei Rancagua von Osorio (2. Okt.) angegriffen, focht er trotz der überlegenen Streitkräfte des Feindes mit solcher Bravour, daß Osorio schon an den Rückzug dachte und verloren gewesen wäre, wenn Carrera O'Higgins zu rechter Zeit und mit Nachdruck unterstützt hätte. Da er dies aber unterließ, mußte O'Higgins nach 33stündigem Kampfe das Schlachtfeld räumen. Dieser gedachte die zerstreuten Besatzungen der Städte in seinem Rücken zu sammeln und eine neue Schlacht am Maypu zu wagen; da sich aber Carrera unter dem Vorwande, ein neues Heer zu sammeln, nach dem Norden wandte, so sah sich O'Higgins genöthigt, ebenfalls hier Zuflucht zu suchen. Beide fanden Aufnahme in Mendoza bei dem Gouverneur der zu Buenos-Ayres gehörigen Provinz Cuyo, **San Martin**, der, auf O'Higgins' Seite tretend, die unruhigen Carrera's nach Buenos-Ayres schickte, von wo sich Miguel nach Nordamerika begab. In Santiago ward Osorio von der wankelmüthigen Menge als Befreier begrüßt (9. Okt.). Aber bald erging auf Abascals Anordnung über die Patrioten von C. ein strenges, schonungsloses Strafgericht, denn durch Schrecken wollte jener alle revolutionären Sympathien tilgen; daher massenhafte Einkerkerungen, Vermögenseinziehungen und Verbannungen, die Abascals von Osorio mit Widerstreben befolgte Instruktionen verfügten. Auch als Osorios' Nachfolger, Marco del Pont, zu milderen Maßregeln geneigt war, wußten die spanischen Fanatiker in seiner Umgebung diese zu hintertreiben.

Zwei Jahre verflossen, ohne eine Aenderung der Verhältnisse zu bringen, nur daß C. durch Guerrillas beunruhigt wurde. Während dieser Zeit aber vollendeten die Laplatastaaten ihre Revolution und gewährten dann den Chilenen um so eher Hülfe, als sie es darauf abgesehen hatten, die Spanier aus ganz Amerika zu vertreiben. Nachdem die Gefahr eines Einbruchs der Spanier von C. aus in die Laplatastaaten vorübergegangen, dachte die Regierung der letzteren daran, den mit Vertheidigung der Grenze beauftragten Gouverneur San Martin zu einem Angriff auf C. zu verwenden. Aber dieser war mit diesem Unternehmen lediglich auf seine eigenen Mittel angewiesen. Nur von O'Higgins und einer Anzahl tüchtiger Offiziere unterstützt, sammelte er eine Expeditionsarmee, bestehend in 4200 Mann Infanterie und 960 Reitern, zu Mendoza. Da er nicht hoffen durfte, die mehr als doppelt so starke Macht der Spanier in C. in offenem Angriffe zu besiegen und den Uebergang über die Andes zu forciren, so griff er zur List und wußte durch geflissentliches Verbreiten von allerlei verwirrenden Gerüchten über die Richtung seines Marsches die Wachsamkeit der Spanier zu täuschen, und es gelang ihm, wenn auch nicht ohne bedeutende Verluste an Menschen und Transportthieren, die 12—15,000 Fuß hohen Pässe der Andes zu überschreiten (Dec. 1816 und Jan. 1817) und in C. selbst Verstärkung an sich zu ziehen, worauf er die Städte Aconcagua und S. Rosa besetzte. Die Chilenen, durch Marco's del Pont erneuerte Härte erbittert, empfingen San Martins Truppen mit offenen Armen und schaarten sich allenthalben in Guerrillas. Die Bestürzung und Rathlosigkeit der spanischen Heerführer benutzend, griff San Martin den spanischen Oberst Maroto im Thal von Chacabuco an (12. Febr.) und erfocht einen vollständigen Sieg über ihn, der ihm die Stadt Santiago in die Hände gab. O'Higgins' ausgezeichnete Bravour hatte zu diesem Siege das Meiste beigetragen. Obwohl die Spanier an Streitkräften ihren Gegnern noch bei weitem überlegen waren, suchten sie doch in eiliger Flucht nach Valparaiso Rettung; der Gouverneur Marco del Pont fiel seinen Verfolgern in die Hände. Nur in dem Hafenplatze Talcahuano sammelte der Brigadier Ordoñez die königlichen Truppen aus der Provinz Concepcion, und in dem kleinen Kriege, der sich hier entspann, trug er über die Patrioten einige kleine Vortheile davon. Vergeblich griff O'Higgins Talcahuano (Dec.) an; von weiteren Angriffen auf diesen Platz mußte er abstehen, da 3500 Mann frischer Truppen unter Osorio, dem früheren Eroberer C.'s, landeten. Bald lagerten die Spanier 5000 Mann stark bei Talca, während die Patrioten, bei San Fernando vereinigt, 9000 Mann zählten, darunter 1500 Reiter, die von dem napoleonischen General Brayer geschult waren. Aber San Martin ließ sich, statt die prekäre Lage der Spanier u. seine Uebermacht schnell zu einem Vernichtungsschlage zu benutzen, von Ordoñez durch einen nächtlichen Ueberfall (19. März 1818) überraschen, der das Heer der Patrioten in ordnungslose Flucht auflöste. Nur der Geistesgegenwart des Guerrillaführers Rodriguez und der ausdauernden Energie O'Higgins' gelang es, das fliehende Heer wieder zu sammeln, dessen Verfolgung die Spanier nur lässig betrieben hatten. Als diese endlich an der Furth des Maypu (3. April), unweit Santiago, ankamen, stand ihnen San Martin an der Spitze von 6500 Mann gegenüber. Es entspann sich hier (5. April) eine blutige Schlacht, die anfangs schwankte, aber mit der völligen Niederlage der Spanier endete und das Schicksal C.'s entschied. 2000 Spanier blieben auf dem Platze, und 3000 Mann mit den überlebenden Generälen und Obersten, darunter Ordoñez, mußten sich gefangen geben. Osorio entkam mit kaum 200 Reitern nach Talcahuano, wo er sich nach Lima einschiffte. Die ganze spanische Artillerie, die Kriegskasse u. die Munition wurden eine Beute des Siegers, dessen Verlust unbedeutend war. Durch diesen Sieg erlangten die Patrioten die entschiedene Ueberlegenheit. Leider aber thaten San Martin und O'Higgins ihrem Kriegsruhm durch ihr fehlerhaftes inneres Regiment Eintrag. Ueber die Einrichtung der neuen Regierung in C. hatte San Martin genaue Weisungen von Buenos-Ayres erhalten, worin aber nicht von einer Repräsentativverfassung, sondern bloß von einem Direktorium die Rede war. Letzteres trug man in Santiago San Martin selbst an; doch schlug er unter klug bewahrtem Schein edler Uneigennützigkeit diese Stelle aus u. brachte O'Higgins dazu in Vorschlag, dessen Wahl auch durchging. Dieser, durch seine letzten Erfolge ermuthigt, hielt sich jetzt für den einzigen Mann, der fähig sei, C. zu regieren, und verfuhr daher als Diktator mit rücksichtsloser, sich bis zur Grausamkeit steigernder Strenge. Er legte nicht allein den spanisch Gesinnten, meist reichen Leuten, die drückendsten Steuern auf, sondern glaubte auch die Lauen und Gleichgültigen, die sogenannten „Weber", aufschrecken und die

Liberalen und Carreristen, die in Rodriguez einen angesehenen Führer hatten, während die drei Brüder in der Fremde auf Gelegenheit harrten, zurückzukehren und ihren alten Einfluß wieder zu gewinnen, in engen Schranken halten zu müssen. Die Partei der Carrera's hatte aber eine starke Stütze an dem gehobenen Nationalgefühl der Chilenen, die an der Abhängigkeit der damaligen Regierung von Buenos-Ayres starken Anstoß nahmen. Bald war man der diktatorischen Regierungsgewalt O'Higgins' überdrüssig. Eine Notabelnversammlung stellte auf Rodriguez' Antrieb den Antrag auf Berufung eines Kongresses. O'Higgins mußte die Berufung eines solchen in Aussicht stellen und einen Verfassungsentwurf ausarbeiten lassen, der trotz seines wenig freisinnigen Charakters vom Volke angenommen ward. Darauf ward vorläufig für die Dauer des Kampfes ein Senat kreirt, eine Art Junta, welche die Interessen der Aristokratie vertreten sollte, deren Mitglieder aber vom Diktator ernannt wurden. O'Higgins benutzte aber die ausgedehnte Gewalt, die ihm blieb, statt zur Versöhnung der Parteien, zur Verfolgung seiner Gegner, und insbesondere wirft die Vernichtung der Carrera's einen häßlichen Flecken auf seinen Charakter. Miguel Carrera hatte in Nordamerika aus eigenen Mitteln fünf Schiffe ausgerüstet, um mit ihnen nach C. zurückzukehren. Unterwegs verwickelte ihn sein heftiges Wesen in Streitigkeiten mit dem Kapitän seines Schiffs, der ihn wider Willen nach Buenos-Ayres brachte, wo ihn der Präsident Pueyrredon im Interesse San Martins und O'Higgins' festnehmen ließ. Aber Carrera entwich nach Montevideo, wo er Aufnahme fand, während sich seine beiden Brüder auf den Weg nach C. machten. Aber sie fielen ihren Feinden in die Hände, wurden in Mendoza eingekerkert und auf die Weisung der chilenischen Machthaber durch einen Vertrauten San Martins, Monteagudo, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Zugleich trafen in C. die Anhänger Carrera's Verfolgungen, namentlich ward Rodriguez von dem Anführer einer Escorte, die ihn nach Valparaiso führen sollte, im Auftrag seiner Obern unterwegs ermordet. Miguel Carrera, hierdurch aufs Aeußerste erbittert, stürzte sich in den Bürgerkrieg gegen Buenos-Ayres, bis ihn später nach dem Sturze Pueyrredons die dortige Regierung selbst gegen seine Feinde in C. unterstützte. Aber durch seine anmaßende Herrschsucht zerfiel er wieder mit ihr. Von Neuem in die Reihen der Unzufriedenen, ja zur Flucht unter die Pampasindianer gedrängt, führte er nun einen wilden Räuberkrieg, bis er vom Gouverneur Mendoza in einer förmlichen Schlacht geschlagen und auf der Flucht von seinen eigenen Leuten ausgeliefert ward. Er wurde auf derselben Stelle hingerichtet, wo seine Brüder gefallen waren.

Das Hauptverdienst, welches sich O'Higgins um C. und die südamerikanische Unabhängigkeit überhaupt erwarb, war die Bildung einer Flotte, wobei er unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten gegenüber bewundernswerthe Energie und Ausdauer bewies. Den Oberbefehl trug die Regierung dem Schotten Lord Alex. Thom. Cochrane an. Ehe derselbe aber anlangte, drohte der jungen Flotte große Gefahr. Der Vicekönig Pezuela von Peru hatte nämlich eine Flotte ausgerüstet, während auch aus Spanien ein Geschwader unterwegs war, das auf die erste Kunde von den chilenischen Unglücksfällen der Spanier in Cadix ausgerüstet worden war. Hätten sich die vier Fregatten Pezuela's mit diesem vereinigt, so hätte die chilenische Flottille, die damals aus 7 kleinen Schiffen, ehemaligen englischen Ostindienfahrern, bestand, in ihren Anfängen unterdrückt werden können. Auf die Kunde von der Ankunft des cadixer Geschwaders liefen 5 dieser Schiffe unter Blanco Encalada aus Valparaiso gegen dasselbe aus und errangen bei Talcahuano (19. Okt. 1818) einen Erfolg, welcher fast dem Sieg am Maypu gleich geachtet ward. Als um dieselbe Zeit Lord Cochrane anlangte, waren auch für den Aufbruch eines Landheeres gegen Peru bereits Vorkehrungen getroffen, und zu Anfang des folgenden Jahres (14. Jan. 1819) lief die Flottille, die 7 Schiffe mit 222 Kanonen zählte, unter Cochrane aus, ohne aber die auf diese Expedition gesetzten Hoffnungen zu erfüllen. Die angestrebte Ueberraschung zweier spanischen Fregatten im Hafen von Callao mißlang, u. nur an der Guayaquilmündung brachte Cochrane einige spanische Fahrzeuge auf. Inzwischen war auch die projektirte Landexpedition ins Stocken gerathen, und nach Pueyrredons Fall in Buenos-Ayres ward der Plan eines in Verbindung mit C. zu machenden Angriffs auf Peru aufgegeben. C. allein aber konnte dazu dem 22—23,000 Mann starken peruanischen Heer nur eine Streitmacht von 4500 Mann entgegenstellen, da es im Süden noch fortwährend mit den Spaniern im hartnäckigen Kampf begriffen war. Dessen ungeachtet errangen die Chilenen jetzt bessere Resultate. Lord Cochrane griff Valdivia an und nahm Hafen und Stadt, und zugleich erfocht Beauchef einen Landsieg am Toro, in Folge dessen die Spanier vom Festlande vertrieben und auf die Insel Chiloë beschränkt wurden. O'Higgins hatte inzwischen in C. mit kräftiger Hand das Ruder des Staats geführt; die Verfassung von 1822 war sein Werk, und der damals berufene Kongreß ehrte ihn dadurch, daß er ihn an der Spitze des Staats ließ. In dieser Stellung leitete er die Arbeiten des Kongresses, vollendete die Konstitution des Staats und publicirte diese den 23. Oktober 1822. Aber seine Gegner waren nicht versöhnt. Ein neuer Mauthtarif brachte ihn um seine Popularität, und nun wurden überall Klagen gegen ihn laut. Die Einwohner von Coquimbo beschwerten sich über Vernachlässigung des Bergbaues, das Volk meinte, die Erdbeben von 1822 seien Strafe des Himmels für die schlechte Regierung; die größte Unzufriedenheit aber gegen O'Higgins erregte der General Freyre, indem er ihm die Schuld beimaß, daß sein Heer keinen Sold erhalte, u. dadurch einen Aufstand vorbereitete. Er gewann die Freunde der Carrera's, verkaufte Licenzen zur Umgehung der Mauth, kündigte sodann der Regierung den Gehorsam auf, berief eine Versammlung nach Concepcion und konstituirte eine neue Regierungsjunta. Diese Versammlung vernichtete Alles, was in Santiago geschehen war, setzte O'Higgins ab, sprach die Trennung von Coquimbo und Concepcion von dem übrigen C. aus und berief einen neuen Kongreß. Freyre war entschlossen, diese Dekrete mit Waffengewalt durchzusetzen. O'Higgins trat daher jetzt von der Regierung zurück, wurde aber durch Abgeordnete von den drei Haupttheilen C.'s ersucht, das Land nicht zu verlassen; Freyre dagegen hatte Mühe,

sich zu behaupten, u. nachdem 1824 ein Angriffsversuch auf Chiloë unglücklich abgelaufen war, konnte er, obgleich zum Diktator auf drei Monate erklärt, die Subordination in Heer und Flotte (Cochrane hatte schon im Januar 1823, nach steten Streitigkeiten mit San Martin, C. verlassen) kaum erhalten. Die Anarchie griff mehr und mehr um sich; die Minen wurden verlassen, Handel und Ackerbau lagen darnieder, die Schulden mehrten sich, es kam in Santiago zu blutigen Auftritten, der Kongreß erklärte seine eigene Auflösung, u. Freyre sah sich genöthigt, eine allgemeine Nationalversammlung auf den 5. September 1825 zu berufen. Kaum war diese zusammengetreten, als die Deputirten von Santiago den Präsidenten absetzten; Freyre aber löste die Versammlung auf, ernannte zur Ausführung seines Willens einen Consejo consultante und behauptete sich mit Waffengewalt. Kurze Zeit darauf gelang es ihm, auch Chiloë zu gewinnen. Die Bewohner der Inseln nahmen die Verfassung C.'s an, behielten sich aber eine besondere Regierung vor (25. Mai 1826).

Der neue Generalkongreß wurde am 15. Juli, und zwar diesmal zu Rancagua eröffnet. Er berief zunächst O'Higgins zum Oberdirektor und, als dieser die Annahme dieser Würde ausschlug, am 10. August den Admiral Blanco. Derselbe Kongreß erklärte die Föderativverfassung als Fundamentalgesetz des Staats und schloß einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Buenos-Ayres. Freyre hatte sich als Gouverneur nach Concepcion zurückgezogen; als aber die Unruhen und die blutigen Auftritte fortdauerten, stellte er sich abermals an die Spitze des Staats, bis die Ruhe wieder hergestellt war. Es trat hierauf der General Antonio Pinto an seine Stelle. Der Kampf der Unitarier und der Föderalisten fand durch diese Wahl neue Nahrung, ohne jedoch in blutige Kämpfe auszuarten. Doch hielt es der neue Kongreß, welcher seit dem 28. Februar 1828 in Santiago versammelt gewesen war, für angemessen, seine Sitzungen am 1. Mai von Santiago nach Valparaiso zu verlegen. Der Präsident blieb in der Hauptstadt zurück, und ihm gelang es, mit Hülfe der Einwohner und durch den Einfluß des Kongresses eine Militärinsurrektion zu unterdrücken, die zu seinem Sturze angezettelt worden war. Am 6. August 1828 wurde abermals eine veränderte Konstitution proklamirt, die noch gegenwärtig in Geltung ist. Zum Vicepräsidenten wurde im Okt. 1829 Don Ramon Vienna gewählt. Gegen diese Wahl erhob sich General Don Joaquin Prieto, der ebenfalls nach dieser Würde getrachtet hatte, und stellte sich an die Spitze der Opposition zu Concepcion. Unter solchen Umständen legte Pinto am 29. Oktober die Präsidentenwürde nieder, am 7. November bildete sich in Santiago eine Insurrektionsjunta, vertrieb den Vicepräsidenten Vienna und nöthigte ihn zur Flucht nach Valparaiso. Die Truppen, welche sich von dieser Insurrektion fern gehalten hatten, wählten darauf den General Lastra zum Anführer. Im November desselben Jahres erschien Prieto an der Spitze der ihm zugefallenen Truppen vor Santiago, erlitt zwar am 14. December dem General Lastra gegenüber eine Niederlage, wußte aber gleichwohl diesen noch am 16. December zu einem Vergleich zu nöthigen, demgemäß er und Lastra sich dem Oberbefehl des Generals Freyre unterwarfen. Kaum aber war diese Flamme gelöscht, so warf der Revolutionsvulkan eine neue empor: Freyre wollte in Santiago eine provisorische Junta konstituiren, fand aber den ersten Anstoß bei seinem Unterfeldherrn Prieto, der abermals einen Aufstand hervorrief und Freyre nöthigte, bei den Truppen Zuflucht zu suchen und diese nach Valparaiso zu führen. Schon im Januar 1830 standen beide Parteihäupter im Westen einander gegenüber, doch kam es bei ihrem ersten Zusammenstoß unweit des Maypu zu keinem entscheidenden Resultat; nur sahen sich beide zum Abschluß eines Waffenstillstandes genöthigt. Beim zweiten Zusammentreffen, im März 1830, erlitt Freyre bei Camperayoda eine vollkommene Niederlage, in deren Folge Santiago seinem Gegner die Thore öffnete. Nachdem sich Freyre noch einige Zeit in Valparaiso gehalten hatte, flüchtete er nach Peru. Prieto wurde darauf Präsident und eröffnete als solcher am 1. Juni 1831 den neuen Kongreß. Seinem kräftigen Arm verdankt C. die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung; auch knüpfte er mit dem französischen Julithron Verbindungen an, öffnete seit 1833 auch spanischen Schiffen die chilenischen Häfen, half in Gemeinschaft mit Parteles (Minister und Vicepräsident) dem darniederliegenden Handel auf, verringerte die Staatsschuld und errichtete eine Miliz, die ihm bei wiederholten Aufständen treulich an die Hand ging, und dies um so kräftiger, als der arbeitende Mittelstand des Bürgerkriegs lange satt und zugleich müde war. Während sich C. auf diese Weise von seinen vielen Schlägen wieder erhob, war es Freyre gelungen, in Peru eine Partei um sich zu versammeln, meist Theilnehmer der in C. gescheiterten Militärinsurrektion, und den Protektor von Peru, Santa Cruz, für sich zu gewinnen, indem er ihm vorspiegelte, daß in C. eine Revolution des Volks gegen den Präsidenten reif sei und nur des Anstoßes von außen bedürfe. Mit zwei gemietheten peruanischen Schiffen versehen segelte Freyre im Juni 1836 gegen C. ab. Mit dem einen Schiffe landete er auf der Insel Juan Fernandez, wo sich viele Verbannte seiner Expedition anschlossen; mit dem anderen versuchte er einen Handstreich gegen Valparaiso, der jedoch erfolglos blieb. Diese von Peru unterstützte Abenteuerunternehmung hatte von Seiten C.s eine Kriegserklärung gegen Peru zur Folge. Der Landkrieg begann für C. unglücklich, indem sich das an den Grenzen Peru's versammelte Corps empörte, Parteles ermordete und nur mit Mühe beschwichtigt werden konnte. Diese Vorgänge äußerten auch auf den Seekrieg eine nachtheilige Wirkung, indem sie wenigstens die erste Abfahrt von 4000 Mann aus Valparaiso bis zum September verzögerten. Diese Truppen, die in Arequipa landeten, wurden, von Santa Cruz unaufhörlich bedrängt, bald zum Rückzug und zu Unterhandlungen genöthigt, zu welchen England die vermittelnde Hand bot. Ein Vertrag, im November 1837 abgeschlossen, verpflichtete C., allen an Peru gestellten Entschädigungsforderungen zu entsagen. Die Regierung ratificirte jedoch diesen Vertrag nicht, sondern strengte sich zu großartigen Rüstungen an und ließ im August 1838 eine Expedition mit 6—8000 Mann zur See abgehen. General Bulnes landete mit einem starken Corps unweit Callao. In diesem Augenblick kam den Chilenen

eine im Innern Peru's ausgebrochene Revolution zu Hülfe; augenblicklich riefen sie selbst den ehemaligen Präsidenten Gomera zum Regenten von Peru aus und führten ihn, der bisher in C. Schutz gefunden hatte, in Lima ein. Der herbeieilende Santa Cruz gewann zwar im ersten Augenblick die Oberhand wieder, erlitt aber am 20. Januar 1839 bei Pungai eine so vollständige Niederlage, daß er seine Präsidentenwürde von Peru und Bolivia niederlegte und nach Quito entfloh. Erst gegen Ende 1839 wurden die letzten chilenischen Truppen vom peruanischen Boden abgerufen. Prieto behauptete sich bis 1843 im Amte. Sein Nachfolger war General Bulnes, der 1846 in der Präsidentschaft bestätigt ward, so daß im Verlaufe von 20 Jahren nur zwei Männer das Staatsruder führten. Don Manuel Montt, ein intelligenter und liberaler Mann, war die Seele der Verwaltung von 1841 bis 1846. Er brachte Ordnung in die Administration und wußte es dahin zu bringen, daß die frühere Erbitterung der Parteien allmählig einem Wetteifer Platz machte, das Gemeinwohl zu befördern. Der Friede ward erst wieder gestört, als die alten Leidenschaften von Neuem wach gerufen wurden. An der Spitze der konservativen Partei in C. standen Montt, Bulnes, Prieto, Urmeneta und Andere. Diese Partei hielt an der sehr liberalen Verfassung von 1833 fest, beförderte die Aufklärung, sorgte für den öffentlichen Unterricht, pflegte die materiellen Interessen, beförderte den Zuzug fleißiger Ausländer und hielt auf Regelmäßigkeit in der Verwaltung. Die Gegenpartei der Pipiolo's gab sich für liberal aus, war aber den Fremden abgeneigter u. bedrohte das Land mit einer neuen Revolution. Der Kongreß schloß seine Sitzung Ende August 1851. Am 30. August wurde Montt als Präsident ausgerufen; sein Gegenkandidat, General Cruz, aber zählte unter den Soldaten viele Anhänger, und auf sein Anstiften brach (7. September) in Coquimbo ein Aufstand los; die Insurgenten nahmen die Gelder aus den Staatskassen u. stellten Zorilla als Gouverneur an die Spitze der Provinz. Zugleich fand auch in Concepcion eine Insurrektion Statt, und selbst General Gonzalez, welchen die Regierung von Santiago aus gegen die Aufständischen sandte, wollte mit 1200 Mann zu denselben übergehen. Sogleich bekleidete man aber in Santiago den Präsidenten mit der Diktatur, und jene 1200 Mann wurden für die Regierung wieder gewonnen; darauf marschirte General Bulnes gegen Concepcion, wo General Cruz endlich die Maske abgeworfen und sich zum Obergeneral und Gouverneur der südlichen Provinzen erklärt hatte, während die Aufständischen in Coquimbo unter General Carrera standen. Der Aufstand ging durch das entschiedene Auftreten der Regierung und der von Bulnes befehligten Regierungstruppen ohne Erfolg und großes Blutvergießen vorüber, und gegen Ende 1851 war die Republik wieder beruhigt. Regierung und Kongreß waren einsichtsvoll genug, sich von jeder Reaktion fern zu halten. Man ließ die überwundenen Liberalen von Lima aus ihre fruchtlosen Proklamationen verkündigen und schritt auf dem Wege administrativer, staatswirthschaftlicher und finanzieller Verbesserungen unverdrossen fort. Im Jahre 1852 kamen 800 deutsche Einwanderer in der Provinz Valdivia an, und ihre Gegenwart wirkte nach vielen Richtungen hin fördernd. Am 30. August 1856 wurde Montt abermals zum Präsidenten gewählt. Unter seiner Verwaltung erhielt C. ein Civilgesetzbuch, Handelsgericht, eine Disconto- und Depositenbank in Valparaiso, eine Hypothekenvorschußkasse, ein Gesetz über Umwandlung des Zehnten in eine Grundrente für Kirche u. Schule, sowie ein Gemeindeverwaltungsgesetz. Als der Senat, um eine Aussöhnung der Parteien anzubahnen, eine allgemeine Amnestie befürwortete, erklärte Montt dieselbe zwar für wünschenswerth, aber für noch nicht räthlich. Die Thatsachen rechtfertigten seine Ansicht, denn im Frühjahre 1857 ward eine Verschwörung zum Umsturz der Verfassung entdeckt, deren Urheber kriegsrechtlich verurtheilt wurden. Zur Belebung des Handels schloß die Regierung mehre Verträge: mit Frankreich (einen Zusatzvertrag vom 30. Juni 1852), mit Sardinien, der nordamerikanischen Union, dem argentinischen Staatenbunde und England (1856). Mit letzterer Macht ward für die beiderseitigen Unterthanen unbeschränkte Religionsfreiheit stipulirt. Von den Wirren in den übrigen südamerikanischen Staaten hielt sich Montts Regierung fern, so lange sie nicht die Interessen C.'s berührten. Als aber zwischen den benachbarten Staaten Bolivia und Peru ein Krieg ausbrach, bot er seine Vermittelung an, und als am 10. November 1854 zwischen der nordamerikanischen Union u. Ecuador ein für letzteres nachtheiliger Vertrag abgeschlossen wurde, machte er die Schwesterrepublik darauf aufmerksam. Während der Besitzergreifung Nicaragua's durch Walker ergriff Montt mit Eifer den Plan eines völkerrechtlichen Bundesvertrags zwischen den südamerikanischen Staaten zu Schutz und Trutz bei Angriffen auf deren Selbstständigkeit. Im September 1856 kamen Bevollmächtigte C.'s, Ecuadors und Peru's in Santiago zusammen und unterzeichneten einen solchen Vertrag, wonach ein aus Abgeordneten der einzelnen Staaten gebildeter Bundestag eingerichtet werden solle. Im J. 1861 erhielt Montt einen Nachfolger in Don José Joaquin Perez. Außer den Reisewerken von Pöppig, Hall, Miers, Tschudi, Bibra &c. vgl. Gay, Historia fisica y politica de C., Paris 1844—49, 12 Bde.; Gilliss, The U. S. naval expedition to southern hemisphere, Washington 1855—58, 6 Bde.

Chilias, (Chiliade, v. Griech.), die Zahl Tausend, eine Abtheilung von Tausend.

Chiliasmus (v. Griech.), ein Wort von sehr unbestimmtem Begriff und Umfang, im engern Sinne der Glaube an ein künftiges tausendjähriges, mit Christi sichtbarer Wiederkunft anhebendes Gottesreich auf Erden, voll sinnlicher Freuden für die Gläubigen, im weiteren Sinne alle sinnlichen Vorstellungen von einer irdischen Blüthezeit des Gottesreichs vor seinem Abschluß. Die Elemente, aus denen sich die chiliastischen Träumereien aufbauen, sind die versinnlichte Idee des Reiches Gottes, sinnliche Vorstellungen von Gott u. von der Gemeinschaft mit ihm, sowie von der Unsterblichkeit und von der Vergeltung, und endlich die Verwechselung der Kirche als des zeitlichen Symbols des Gottesreichs mit dieser Idee selbst. Der C. ist älter als die christliche Kirche, denn seine Wurzeln liegen im alten Bunde, doch hat er erklärlicher Weise nach der Natur der dem ganzen Vorstellungskreise von den sogenannten letzten Dingen eigenen Dehnbarkeit

nicht unwesentliche Modifikationen erlitten. Einen Hauptantheil an seiner weiten Verbreitung hatte wohl der Glaube an seine biblische Begründung; die nach ihrem Wortlaute noch unerfüllten Verheißungen des Alten Testaments, insbesondere die prophetischen Visionen Jesaias', Daniels und Hesekiels von der Herrlichkeit und Machtfülle einer irdischen Theokratie, der Apostel Andeutungen von einer sichtbaren Wiederkunft Christi und einem wieder endenden Reiche desselben, insbesondere aber die Offenbarung Johannis erschienen als Bürgen für die Wahrheit eines tausendjährigen Reichs und lieferten Ziffern für seine Zeit und Farben für seine Beschaffenheit. Was Zeit u. Dauer des tausendjährigen Reichs anlangt, so sind die theils aus Neugier, theils aus Frömmigkeit angestellten Berechnungen von den Tagen der vorchristlichen Rabbiner an bis herauf auf unsere Tage außerordentlich zahlreich und beim Mangel an festen Ausgangs- und Haltpunkten auch sehr verschieden in ihren Resultaten. Aus dem Buche Daniel, insbesondere seinen Weissagungen von den 4 Weltreichen und den 70 Jahrwochen, sowie aus Andeutungen der Offenbarung Johannis hatte man die allgemeine Ansicht gewonnen, daß die Wiederkunft Christi mit dem Schluß des sechsten Weltjahrtausends bevorstehe, womit freilich bei mangelnden chronologischen Bestimmungen zur Berechnung der seit der Weltschöpfung verflossenen Jahre wenig gewonnen war. So galten denn als Eintrittspunkte Einzelnen oder ganzen Parteien die Jahre: 100, 365, 500, 1000, 1785, 1836, 1879—87. Dem Eintritt des Messiasreichs soll eine Zeit allgemeinen, sowohl sinnlichen wie sittlichen Elends vorangehen. Personificirt erscheint dasselbe im Antichristen, dem gewaltigen Herrscher und grausamen Tyrannen, mit dessen Erscheinung Krieg, Seuchen, Hungersnoth, gräßliche Naturereignisse, Unglaube und Unsittlichkeit auf der ganzen Erde beginnen. Plötzlich aber erscheint der Messias, um sein Herrscher- und Richteramt anzutreten, nimmt den Satan gefangen, legt ihn in Banden und richtet nun das Gottesreich auf. Mehr Uebereinstimmung herrscht über dessen Dauer. Das Sechstagewerk der Schöpfung, verglichen mit Psalm 90, 4; 2. Petri 3, 8 und Offenb. Johannis 20, 4. 6 bot hierfür die prophetische Symbolik. Wie nämlich die Schöpfungstage als das Vorbild für die Jahrtausende des Weltbestandes galten, so war der Sabbath, an dem das Schöpfungswerk ruhte, das Vorbild für den großen Weltsabbath des tausendjährigen Reichs, worauf auch die Etymologie des Wortes C. hinweist. Als Schauplatz desselben wird von allen Chiliasten die Erde angenommen. Den centralen Einigungspunkt anlangend, so kann, wo nicht sektirerische Beschränktheit den partikularen Ursprungsort, wie die Montanisten ihr Pepuza, die Irvingianer ihre 7 Gemeinden, die Mormonen ihr Salzseethal, zum Zion des neuen Weltreichs stempelten, nur Jerusalem die Warte sein, wohin das Hoffnungsauge des C. blickt. Als Muster für die durch Christus wieder zu erbauende Gottesstadt galt das Jerusalem od. Zion droben (Galater 4, 26), das sich strahlend auf die Erde herabsenken wird. Reichsgenossen sind dem kirchlichen C. alle gläubigen Christen, sowie die Frommen des alten Bundes. Einzelne Chiliasten jedoch lassen nach Offenbarung Johannis 20, 4 nur die als Märtyrer, Propheten und die in der letzten Versuchung Treugebliebenen gelten, die Irvingianer nur ihr kleines Häuflein Wiedergeborener, und Neuere endlich, selbst christliche Theologen, stellen in buchstäblicher Ausdeutung der noch unerfüllten Weissagungen über Israel, besonders Ezechiel 37, Israel, das zuvor bekehrt und wieder zu einem politischen Staat vereint wird, als Mittelpunkt und Krone des tausendjährigen Reichs hin, so daß die Christen gewissermaßen nur Gäste in demselben sind. An der Ausmalung der Beschaffenheit desselben hat sich die Phantasie vielfach versucht; durch alle Stufen denkbarer Genüsse vom Sinnentaumel bis zum reinen Gottanschauen sind die Erwartungen aufgestiegen. Die Rabbiner und einzelne Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte überboten sich in Ausschmückung der sinnlichen Herrlichkeit der 1000 Jahre, der Tafelfreuden, der monströsen Naturfruchtbarkeit, der Güte der Naturprodukte, besonders des Weinstocks, des Glanzes der nie untergehenden Sonne, des ungestörten Friedens, der Pracht des neuen Jerusalems, so daß in der That manche Schilderungen an das bekannte Schlaraffenland anstreichen; doch tritt daneben auch die zu Grunde liegende geistige Idee hervor in den Schilderungen der sittlichen Vollkommenheit, der Vernichtung aller falschen Religionen, des gerechten Gerichts und eines unmittelbaren Umganges mit Gott und Christus. Der neue C. hat mehr den Begriff des Verklärtseins betont und als Hauptattribute des tausendjährigen Reichs Einheit und Geistigkeit der Gottesverehrung, bildlose Erkenntniß der Wahrheit, Unterwerfung aller für das Göttliche bildsamen Weltmächte, Anschauen der Gottheit, festliches Wirken in seliger Ruhe hingestellt. Es wiederholte sich auch hier überall, daß die Bilder vom Jenseits nur Reflexe des irdischen Lebensideals sind. Am Ende dieses tausendjährigen Reichs wird jedoch plötzlich der Satan wieder aus seinen Banden befreit werden und mit den Heiden gegen das neue Jerusalem zu Felde ziehen; aber furchtbare Naturereignisse werden sie vernichten und dann der neue Himmel und die neue Erde, die Verklärung der Frommen und die ewige Seligkeit derselben anheben.

Fragen wir nach der Entstehung dieser chiliastischen Vorstellungen, so tragen sie, mag auch die Offenbarung Johannis der apostolische Stammsitz des kirchlichen C. sein, doch entschieden hinsichtlich des Stoffs wie des Farbenspiels der Bilder und Ausdrucksweisen die Signatur der jüdischen Messiasidee, und es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß die ersten Keime des C. aus dem jüdischen Volksglauben in die populärchristliche Zukunftshoffnung übergingen. Schon die Propheten des alten Bundes hatten ein Reich des Messias verheißen, in welchem nach Wiederherstellung des jüdischen Staats und Vereinigung aller Völker zu gemeinsamer Anbetung Jehovahs das Glück der gebesserten Nation sich auch durch äußeren Wohlstand und Frieden der verklärten Natur kundgeben würde. Aus dieser prophetischen Perspektive griff der Aeußerlichkeitsgeist des spätern Judenthums unter bürgerlicher Erniedrigung mit Vorliebe die politische Seite heraus und deutete ohne Unterscheidung zwischen Bild und Sache alle prophetischen

Aussprüche ins Sinnliche. Neben blutiger Rache an den Unterdrückern forderte der Nationalgeist auch für die inzwischen verstorbenen Israeliten Antheil an dem Heil des Messiasreichs. So entstand der jüdische Volkstraum von einem theokratischen Weltreich, in welchem unter der sichtbaren Herrschaft des Messias das aus der Zerstreuung gesammelte und auferweckte Israel, nach Zerstörung der Weltreiche und ihres Götzendienstes, im alleinigen Dienst Jehovahs, herrschend über die Nationen, ein Leben unaussprechlicher Wonne voll Frieden und Gerechtigkeit führen werde. Es war eine psychologische Unvermeidlichkeit, daß, als sich im neuen Bund die alttestamentische Messiasidee im höchsten Sinne verwirklichte, auch aus jenem Messiasideal des Volksglaubens Einzelnes mit in die judenchristliche Zukunftshoffnung überging. Begünstigt wurden die chiliastischen Vorstellungen außerdem durch den allmählig aufkommenden Auktoritätsglauben an den Buchstaben der Schriften des Alten u. Neuen Testaments, welcher z. B. die zum Theil altjüdischen Bilder und Gleichnisse, in denen Christus seine Lehren vortrug, u. in denen Johannes in seiner Offenbarung die Zukunft der Kirche beschrieb, wörtlich verstehen ließ; durch die sinnliche Denkweise der ersten Christen, welche sie ihre fleischlichen Erwartungen nicht gegen die geistigen, welche Christus bot, aufgeben ließ; durch die gedrückte Lage und die Verfolgungen der jungen Christengemeinde, welche in sofern dieselbe Wirkung wie einst bei den Juden hatte, als man Trost in der Gewißheit der nicht fernen Vergeltung suchte; endlich auch durch die Bestreitung des C. seitens der Gnostiker, der Hauptgegner der orthodoxen Kirche, wodurch die Vorliebe für chiliastische Hoffnungen und der Eifer, sie gegen die Angriffe der verhaßten Häretiker zu vertheidigen, nur erhöht wurden. Natürlich wurde vom kirchlichen C. das, was der Israelite von der ersten Erscheinung des Messias erwartete, in die Zeit der Wiederkunft Christi hinausgerückt und überhaupt Alles in die entsprechende christliche Form umgebildet. Zeugniß für diesen Zusammenhang des christlichen und jüdischen C. ist das Vorwalten des Irdischen im Bilde des erwarteten Reichs und seiner Freuden, die hervorragende Stelle, welche Jerusalem und das Volk Israel als Mittelpunkt der neuen Theokratie einnehmen, sowie die Zahlenmystik der sieben Weltjahrtausende. Abgestreift dagegen ist beim kirchlichen C. der jüdische Charakter z. B. schon darin, daß dies irdische Reich mit seiner Herrlichkeit nicht mehr als letzter Abschluß gilt, sondern nur als Uebergangsstufe für ein höheres Dasein. Auch von der judenchristlichen Form streifte die spätere Entwickelung Manches ab. Das Berechtigte am C. dürfte einerseits die teleologisch wohl begründete Hoffnung sein, daß das Christenthum in einem Blüthealter der Kirche noch einmal seine Segensfülle wie in einem Brennpunkte sammeln werde, andererseits das Bedürfniß einer organischen Vermittlungsstufe für die Welt des Jenseits; hingegen entbehrt er durchaus einer festen Grundlage in der klar bezeugten biblischen Eschatologie, und ein Rückfall von jenem Höhepunkt sittlicher und religiöser Vollendung, wie ihn der C. am Schluß jenes tausendjährigen Blüthealters annimmt, ist weder teleologisch, noch ethisch denkbar.

Das älteste Denkmal des kirchlichen C. ist nächst der Apokalypse, welche die Grundlinie desselben in Hieroglyphen enthält, die noch ihres Champollion harren, der dem Apostelschüler Barnabas zugeschriebene Brief (Kap. 15). Von seinem Stammorte Kleinasien aus verbreitete sich der C. auch über die andern Theile der Kirche und fand besonders bei den Judenchristen willige Aufnahme. Man trifft ihn bei Cerinth, im Testament der zwölf Patriarchen, bei den Ebioniten, dem Hirten des Hermes und in den sibyllinischen Büchern, welche, wenn auch nicht den Namen, doch die Sache enthalten, und zwar vermischt mit heidnischen Bildern aus der Idylle des goldenen Weltalters, wodurch sie auch die Heiden dafür zu gewinnen suchten, wie sie denn überhaupt bei ihrem fast kanonischen Ansehen ungemein viel zur Verbreitung des C. beitrugen. Justin der Märtyrer sieht in ihm den Schlußstein der orthodoxen Lehre, und wenn ihn sämmtliche christliche Apologeten verschweigen, so mag diesem Umstand bei der politisch nicht unverfänglichen Erwartung bloß Vorsicht zu Grunde gelegen haben. Der Bischof Papias und nach ihm Irenäus erweisen ihn aus Schrift und Tradition, Tertullian aus der neuen Prophetie des Montanismus. Gerade diese Richtung aber weckte durch ihre schwärmerische Uebertreibung die erste Abneigung gegen den bereits tiefgewurzelten Glauben, und der römische Presbyter Cajus (gegen das Ende des 2. Jahrhunderts) konnte schon als Bekämpfer desselben auftreten. Bedeutender aber wurde der Widerspruch der Alexandriner. Origenes, der bei seinem platonischen Idealismus den Sitz des Bösen in der Materie und das Endziel der Erlösung demzufolge in der völligen Entkörperung fand, sah im C. nur Märchen von Jüdischgesinnten u. Buchstabenmenschen. Dennoch erhielt sich der C. in der Kirche, u. unter seinen Vertheidigern werden vornehmlich Nepos, Methodius, Coracion, später Apollinarius, Victorinus und besonders Lactantius genannt, der ihn in ausführlichen, pittoresken Zügen schildert. Hiermit verschwindet er für die ältere Zeit ganz, doch wurde sein Fall nicht sowohl durch den allgemeinen Fortschritt der religiösen Bildung oder die Erhebung über partikularistische Voraussetzungen herbeigeführt, sondern durch die politisch veränderte Stellung der Kirche, sofern durch das Aufhören des äußern Drucks und namentlich durch das christliche Bekenntniß der Staatsgewalt, deren Besiegung ein Hauptmoment des C. gewesen, demselben der Boden genommen war. Von da an sehen wir chiliastische Meinungen nur sporadisch auftauchen. So wurde er wieder einmal gegen das Ende des ersten christlichen Jahrtausends hin rege und trug viel zur Begeisterung der Kreuzfahrer bei, welche in der Eroberung des heiligen Landes die Errichtung des Messiasreichs zu befördern meinten. Auch unter den mit der päpstlichen Hierarchie unzufriedenen Schwärmersekten, die durch die Verfolgungen von jener Seite zu fanatischen Hoffnungen des bevorstehenden Sturzes des Papstthums aufgeregt wurden, thaten sich chiliastische Ansichten kund. Zur Zeit der Reformation aber trat der C. in sein zweites Zeitalter. Die neueröffnete Schrift und die überkommene Ueberzeugung, daß die Apokalypse als prophetisches Kompendium der Kirchengeschichte die Entwickelung des Gottesreichs bis ins Einzelnste vorbilde, ließ in ihr auch für die Zeichen jener tief

erregten Zeit das Verständniß suchen, und im fortschreitenden Verfall des „antichristlichen" Papstthums sah man die sichern Vorboten für die Nähe Christi. Die aufkeimende Idee von der unsichtbaren Kirche weckte Propheten des tausendjährigen Reichs, welche durch radikale Wiedergeburt der verderbten Welt dem Kommen Christi die Bahn brechen wollten, und Sekten spürten wirklich sein Nahen. Kometen, Planetenkonstellationen, Visionen und Träume galten als apokalyptische Vorbedeutungen. Die Reformatoren selbst theilten zwar den Glauben an die Nähe des Weltendes, verwarfen jedoch die bekannte Rüstung der Anabaptisten auf die nahe Offenbarung Christi und deren Errichtung des neuen Zions als jüdische Träumerei. Hauptherd des C. aber wurden die Sekten der reformirten Kirche in England, Holland und später besonders in Amerika. Auch die Theosophie der Rosenkreuzer, Jakob Böhme's und Valentin Weigels († 1588) weckten apokalyptische Hoffnungen. Neue Nahrung fanden dieselben durch die Religionskriege und die Hugenottenverfolgungen; insbesondere verpflanzten die Inspirirten in den Cevennen ihre Unglücksweissagungen und Konvulsionen mit sich über einen großen Theil Europa's. Auch aus der Diaspora der böhmischen und mährischen Brüder gingen viele chiliastische Propheten hervor, deren Weissagungen Comenius, selbst Chiliast, sammelte. Die Labadisten erkannten in ihrer Geisterkirche schon die Anfänge des neuen Jerusalems. Da Spener nicht unbedingt in das Verdammungsurtheil über Petersen (Wahrheit des herrlichen Reiches Jesu Christi, 1693) einstimmte, kam er selbst in den Verdacht des C. Populär wurde derselbe seit Anfang des 18. Jahrhunderts durch die berleburger Bibel, Bengels erklärte Offenbarung (1740) und 60 Reden für's Volk (1748) machten die Apokalyptik zum Lieblingsstudium der frommen Gelehrten. Der geistvolle Theosoph Oetinger brachte den C. in Verbindung mit seinem Thema von der Geistleiblichkeit, Stilling erwies ihn aus dem Antichristenthum des französischen Jakobinismus und Lavater aus dem Bedürfniß sinnlicher Gemeinschaft mit der Gottheit. Die Irvingianer gründeten 1832 ihre apostolische Kirche auf das Feldgeschrei, daß das Reich der Herrlichkeit nahe sei, Andere, besonders aus Würtemberg, wanderten in ähnlichem Glauben nach dem Morgenland, und die Mormonen haben den Grund zum neuen Zion bereits gelegt. Das merkwürdigste neuere Erzeugniß chiliastischer Spekulation ist die Schrift: „Sechs Perioden der christlichen Kirche" (Heilbronn 1851), worin die Zeit der eigentlichen Weltkatastrophe auf die Jahre zwischen 1879 bis 1887 berechnet wird. Mehr auf exegetischem und dogmatischem Grunde ruht der C. bedeutender gegenwärtiger Theologen, z. B. eines Nitzsch, Ebrard, Dorner, Peter Lange, Hofmann, Delitzsch, Hebart, Löhe u. A. Vgl. Corrodi, Kritische Kirchengeschichte des C. (2. Aufl., Zürich 1794, 4 Bde.); Münscher, Lehre vom tausendjährigen Reich in den drei ersten christlichen Jahrhunderten (in Henke's Magazin, Bd. VI, 2, S. 233 ff.); Semisch, C. (in Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche).

Chilicothe, Stadt im nordamerikanischen Staat Ohio, Grafschaft Roß, hübsch gelegen am Scioto und dem Ohio-Eriekanal, hat schöne, breite Straßen, eine Post, 14 Kirchen, 2 Akademien, 3 Banken und zählte 1840 3977, 1850 10,400 Einwohner. Die alten Fortifikationen sind abgetragen, um Bauplätze zu gewinnen. Die Stadt ward 1796 von Emigranten aus Virginien und Kentucky angelegt.

Chiliodromia, eine der nördlichen Sporaden, östlich von Skopelos, mit einem Orte gleichen Namens, ist bergig und bewaldet, hat ein ergiebiges Braunkohlenlager, nährt wilde Ziegen, Goldadler, Amseln und Kaninchen. Im Alterthum hieß die Insel Ikos und hatte 2 Städte, von denen noch Trümmer sichtbar sind. Auch ist die Insel Fundort von Alterthümern, Thongefäßen, Münzen ꝛc.

Chilisalpeter (Natronsalpeter, Nitratin, Würfel- oder kubischer Salpeter), ein in neuerer Zeit für technische u. ökonomische Benutzung außerordentlich wichtig gewordenes Fossil, welches über den südperuanischen Hafen Iquique, nicht aus Chile ausgeführt wird. Dort findet er sich in der fast regenlosen Wüste an der Südgrenze Peru's und Bolivia's in Sand zwischen muschelführenden Thonen eingelagert. Eine 2—3 Fuß dicke, fast reine Salzschicht, welche sich meilenweit ausdehnt, wird dort bei Tarapaca (in der Provinz Arequipa) abgebaut. Die dortige Gegend ist auch durch andere selten vorkommende Salze ausgezeichnet. Der C. krystallisirt in dem stumpfen Rhomboëder des Bitterspaths, spaltet sich nach dessen Flächen, besitzt eine Härte bis Steinsalz, ein specifisches Gewicht von 2,1 bis 2,2, ist durchsichtig bis durchscheinend, wasserhell bis weiß, schmeckt salzig kühlend, ist leicht löslich, wird an der Luft feucht u. verpufft auf glühenden Kohlen, aber langsamer als der gewöhnliche Salpeter. Vor dem Löthrohr schmilzt er und färbt die Flamme gelb. Er findet sich krystallisirt, derb und in Körnern. Hoffstetter fand darin 94,29 salpetersaures Natron, 0,42 salpetersaures Kali, 0,86 salpetersaure Bittererde, 2,99 Chlornatrium, 0,24 schwefelsaures Kali, 1,99 Wasser, 0,21 erdige Theile. Andere Analysen ergaben noch geringe Mengen von Jodnatrium und bis 3 Procent schwefelsaures Natron. Nachdem 1820 der erste C. nach England eingeführt ward, hatte der Verbrauch dieses Fossils mehr und mehr zugenommen, so daß bis 1850 bereits gegen 5 Millionen Centner aus dem Hafen von Iquique ausgeführt waren. In geringerer Menge findet sich dasselbe auch in der Wüste von Atacama in den Andes. In Folge seiner Wohlfeilheit hatte der C. den Kalisalpeter fast ganz verdrängt; nur zur Pulverfabrikation ist er nicht geeignet, weil er an der Luft Wasser anzieht. Auch bei der Salpetersäurefabrikation findet er keine Verwendung mehr, weil der Kalisalpeter reiner und das schwefelsaure Kali besser zu verwerthen ist, als das schwefelsaure Natron Dagegen findet der C. in der Glasfabrikation, zur Bereitung von Kalisalpeter, sowie als Zusatz beim Einpökeln des Fleisches, namentlich aber in der Landwirthschaft als kräftiges Düngmittel Anwendung. Als solches eignet er sich für alle Getreidearten, Hülsenfrüchte, Wurzelgewächse und Futterpflanzen gleich gut und hat vor dem Guano das voraus, daß seine düngenden Bestandtheile bei weitem nicht so flüchtig sind, wie bei jenem, daß er wohlfeiler und keiner Verfälschung ausgesetzt ist. Am wirksamsten ist er in leichtem Lehmboden und bei trockener Witterung. Wendet man ihn für Getreidearten an, so ackert man ihn am besten mit der Saatfrucht unter und rechnet auf den Morgen von

400 Klaftern 1 Centner. Gibt man, namentlich bei noch einigermaßen in Dungkraft stehendem Boden mehr, so setzt man sich der Gefahr aus, Lagerfrucht zu bekommen. Für Futterpflanzen und Wurzelgewächse kann man indessen dem Boden bis 2 Centner per Morgen geben. Für Futterpflanzen streut man den C. breitwürfig mit der Hand, entweder bei der Ansaat, oder auch als Kopfdünger; für Wurzelwerk aber düngt man damit die Stöcke. Auch für Weinberge hat er sich nützlich erwiesen, namentlich aufgelöst und im Frühling und überhaupt bei feuchtem Boden als Guß bei den Stöcken verwendet. Ueber die Art und Weise der Entstehung des C.s ist man noch nicht im Reinen. Nach Einigen soll sich aus dem verwesenden Guano Salpetersäure bilden, wogegen Andere der Meinung sind, daß die ammoniakhaltige atmosphärische Luft jener Tropengegenden unter gleichzeitiger Anwesenheit von mineralischen Substanzen die Salpetersäurebildung bedinge.

Chilka, See in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Circars, gegen 35 Meilen lang und 10—12 Meilen breit, wird durch ein sehr niedriges, sandiges Ufer von 1 Meile Breite vom Meere getrennt und hat mehre bewohnte Inseln.

Chillambarane, Ort in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Karnatik, an der Küste des Meerbusens von Bengalen, mit einer großen Pagode, einem berühmten Wallfahrtsort.

Chillan, Stadt in der südamerikanischen Republik Chile, Provinz Nuble, am gleichnamigen Fluß freundlich gelegen, ward 1751 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, jedoch rasch wieder aufgebaut und zählt etwa 5000 Einwohner.

Chillon, Schloß im schweizer Kanton Waadt, zwischen Villeneuve und Montreux am östlichen Ende des genfer See's, auf einem bis zum Wasserspiegel emporragenden Felsen erbaut und mit dem nur einige Klafter entfernten Ufer durch eine Fallbrücke verbunden. Es besteht aus mehren unregelmäßigen Gebäuden mit einem viereckigen Thurm in der Mitte und ist mit seinen weißen Mauern weithin sichtbar. Die Gewölbe sind in den Felsen gehauen. Das Schloß soll von dem Grafen Amadeus IV. (1328) erbaut worden sein, wurde den 29. März 1536 von den Bernern erobert, welche große Schätze darin erbeutet haben sollen und auch den auf Philipps von Savoyen Befehl seit 6 Jahren in einem unterirdischen Kerker gefangen gehaltenen Franz Bonnivard, Prior von St. Victor zu Genf, den standhaften Vertheidiger der Unabhängigkeit Genfs gegen die savoyischen Fürsten, aus schrecklicher Haft befreiten. Byrons Gedicht „The prisoner of Chillon“ verherrlicht den Namen dieses Märtyrers. Bis 1732 diente C. als Sitz des berner Landvogts von Vivis und seit 1733 als Staatsgefängniß; jetzt ist es Arsenal des Waadtlandes. Die ehemaligen Gefängnisse bieten merkwürdige Lichtreflexionen. Vergl. Vulliemin, C., étude historique, Lausanne 1851.

Chilo, einer von den 7 Weisen Griechenlands, Begründer des Ephorats und selbst Ephorus eponymus zu Lacedämon. Die Freude über den Sieg seines Sohnes in den olympischen Spielen soll dem Greise den Tod gebracht haben. Von ihm sind die Sprüche: „Lerne dich selbst kennen“, „In Nichts zu viel“ und „Bürgschaft bringt Leid“. Nach Diogenes Laërtius war er Verfasser einer Elegie von 200 Versen.

Chiloë (entstanden aus Chili-Hue, d. i. Ende von Chile), eine zu Chile gehörende, an dessen Südküste am Busen von Ancud (Concovadobai) liegende Inselgruppe, besteht aus 25 größeren und kleineren bewohnten Inseln und an 300 unbewohnten Eilanden und Klippen und bildet mit dem nördlich gegenüberliegenden Gebirge des Festlandes eine besondere Provinz der Republik Chile, die etwa 200 □Meilen mit 61,600 Einwohnern umfaßt. Fast alle Inseln liegen in sehr geringer Entfernung von einander, weswegen bei den häufigen Stürmen und den vielen verborgenen Klippen die Schifffahrt zwischen denselben äußerst gefährlich ist. Alle scheinen ihren Ursprung furchtbaren Erdrevolutionen zu verdanken, haben gewaltig ausgezackte Küsten und oft bedeutende Erhebungen über die Meeresfläche. Wo fruchtbarer Boden ist, sind sie mit dichten, kaum zu durchdringenden Waldungen besetzt. Das Klima ist feucht und (im Winter wenigstens) unfreundlich; der Himmel fast immer bewölkt, der Regen oft ganze Monate andauernd. Hauptprodukte sind Gerste, Lein, Hülsenfrüchte, Bohnen, Kohl, Laucharten und Obst. Holz findet sich auf den meisten Inseln in großer Menge, besonders Cedern, und es ist dasselbe ein Gegenstand des Handels mit Chile. Pferde und andere Hausthiere sind nicht in gleicher Zahl vorhanden, als auf dem gegenüberliegenden Festlande; am besten gedeihen Schweine und Schafe. An wilden Thieren finden sich Rehe und schwarze Füchse, Fischottern in den Gewässern, oft Wallfische an den Küsten u. Robben in großer Menge. Wasservögel sind in ungemeiner Anzahl vorhanden; unter den Reptilien und Insekten gibt es keine giftigen. Zahlreich sind die Fischarten, obgleich bis jetzt die Einwohner sich wenig und fast immer nur aus Noth mit Fischfang beschäftigt haben. Nach Mineralien hat man noch nicht geforscht. Die Bewohner dieser Inseln sind theils eingeborne Indianer, theils spanischer Abkunft. Die erstern gehören zu den Araukanern, haben aber den kriegerischen Charakter ihrer Vorfahren ganz u. gar verloren u. sind stille, harmlose Menschen, die das Christenthum angenommen haben, aber überall noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehen. Sie sind kräftig u. gut gebaut u. wenn nicht kupferfarbig, doch stark gebräunt. Die Industrie ist noch sehr unbedeutend. Ausgeführt werden Breter von der rothen Ceder, welche gewöhnlich nicht geschnitten, sondern mit großer Geschicklichkeit gespalten werden, ferner Tischlerholz, Poncho's, Schinken, getrocknete u. gesalzene Fische, Ambra; eingeführt: Wein, Branntwein, Tabak, Zucker, Mate, Salz, Honig, Pulver, Blei, Gewehre und einige wenige europäische Waaren. Die Hauptinsel C. (auch Isla Grande genannt) ist 25 Meilen lang, von $4\frac{1}{2}$—9 Meilen breit u. hat etwa 240 □Meilen Flächengehalt. Nur der Küstensaum der Insel ist einigermaßen bekannt. Nach Darwin ist sie mehr hügelig als gebirgig, gut bewässert, sehr fruchtbar, doch fast überall von einem großen Walde bedeckt, wenige zerstreute grüne Stellen ausgenommen, die um Lehmhäuser herum urbar gemacht sind. In den Wäldern findet sich manche Art schöner, immergrüner Bäume und Pflanzen mit einem tropischen Charakter. Hafenplätze der Insel sind die an der Nordküste liegende Provinzialhaupt-

stadt Ancud (sonst San Carlos genannt) und Castro, an der Ostküste, welche beide 1566 durch Ruiz Gamboa gegründet wurden. Auf dem Festlande, auch zu der Provinz C. gehörig, liegt Astillero, der südlichste Ort, welchen die Spanier auf dem festen Lande von Amerika besaßen. Außer den Städten haben fast alle Niederlassungen der Spanier, selbst die Dörfer, Befestigungen, welche weniger zum Schutz gegen äußere Feinde, als zur Sicherung der Ansiedelungen gegen die Indianer der Insel angelegt worden sind. C. wurde den 21. Januar 1559 von Garcia de Mendoza entdeckt, aber erst 1566 durch Ruiz Gamboa in Besitz genommen. Seit dieser Zeit blieben die Chiloëinseln im ruhigen Besitz der Spanier. Die Bewohner C.'s sind in ihren innern Angelegenheiten ganz unabhängig und haben eine eigene Regierung unter einem Gouverneur od. Intendanten. Der erste war Manuel Fuentes, der am 25. Mai 1826 eingesetzt wurde. Für Deutschland hat die Provinz C. dadurch ein specielles Interesse, daß sie von vielen Deutschen, namentlich aus Kurhessen, zur Auswanderung gewählt ist; ihre Niederlassungen befinden sich im besten Gedeihen. Vgl. Don Pedro Gonzales de Ogeros, Descripcion historica de las provincias y archipelago de Chiloe en el regno de Chili, Madrid 1780.

Chilperich, Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merovinger. 1) C. I., Chlothars I. Sohn, gewann nach des Vaters Tode 561 durch Geschenke die tapfersten Franken, ging dann nach Paris und bestieg den Thron König Childeberts, mußte aber seinen gegen ihn verbundenen Halbbrüdern Charibert, Guntram und Sigbert nachgeben, die das Reich durch das Loos theilten; C. erhielt das Reich Chlothars mit Soissons. Als Sigbert 562 gegen die Avaren focht, fiel C. in sein Land ein und nahm Rheims und andere Städte, woraus ein blutiger Bürgerkrieg entstand; denn jener, siegreich zurückgekehrt, übte Vergeltungsrecht, bemächtigte sich Soissons', nahm C.s Sohn, Theudebert, gefangen, schlug C. selbst, vertrieb ihn und nahm seine Städte wieder in Besitz. Nach einjähriger Gefangenschaft kehrte Theudebert, reich beschenkt, zu seinem Vater zurück. Bald darauf heirathete C. Brunehilde's, Sigberts Gemahlin, ältere Schwester Gaileswintha, die Tochter des westgothischen Königs Athanagild. Da sich dieselbe aber eifersüchtig zeigte, ließ sie C. erdrosseln u. nahm Fredegunde zur Frau. Dieses Mords wegen entsetzten ihn seine Brüder der Herrschaft, wie er wieder zu derselben gelangte, erzählt unser Gewährsmann, Gregor von Tours, nicht, doch finden wir ihn 567 wieder auf der Schaubühne. C. hatte sich Tours' u. Poitiers', die nach Chariberts Tode dem Vertrage gemäß Sigbert zugefallen waren, bemächtigt, doch vertrieb Nummulus, der Feldherr Sigberts und Guntrams, seinen Sohn Chlodowig wieder daraus. Einen Zwist zwischen beiden Königen benutzend, ließ C. 573 durch Theudebert, uneingedenk des edlen Verfahrens Sigberts, Tours, Poitiers und die übrigen Städte jenseits der Loire wegnehmen. Als aber Sigbert gegen C. zog, wich dieser in die Gegend von Chartres zurück und bat um Frieden, den Sigbert auch gewährte. Nichtsdestoweniger schloß C. im folgenden Jahre abermals ein Bündniß mit Guntram und drang verheerend bis Rheims vor. Nachdem C.s Sohn, Theudebert, gefallen war, und C. sich abermals von Guntram verlassen sah, schloß er sich mit seiner Gemahlin u. seinen Kindern in den Mauern Doorniks ein, ward von Sigbert belagert, jedoch dadurch wieder frei, daß Sigbert von Mörderhänden, die Fredegunde gedungen, fiel. Er kam nach Paris, beraubte Sigberts Wittwe ihrer Schätze und stieß sie ins Elend; sein Sohn Merowig vermählte sich aber 576 mit ihr und versöhnte endlich seinen hiermit unzufriedenen Vater. Da aber Merowig in den Verdacht kam, daß er sich mit Brunehilde nur vermählt habe, um sich C.s Krone zu bemächtigen, ließ ihn dieser scheeren und zum Presbyter weihen. Merowig floh nach Tours und, als C. ein Heer gegen diese Stadt sandte, zu Brunehilde, fiel aber, von den Austrasiern nicht aufgenommen, in Gefangenschaft und ließ sich von seinem Freunde Gailen tödten. Als der Tod seiner mit Fredegunde erzeugten Söhne deren Stiefsohn zu der unvorsichtigen Aeußerung bewog, daß ihm nun das ganze Reich zufalle, ließ ihn Fredegunde ermorden u. berichtete dem König, daß er sich selbst entleibt habe. Als C. erfuhr, daß Guntram und Childebert vereint gegen ihn handeln wollten, zog er sich mit seinen Schätzen nach Cambray zurück, befahl die Befestigung der Städte, ließ häufige Einfälle in das feindliche Gebiet ausführen, kehrte aber endlich nach Paris zurück, wo er die Vermählung seiner Tochter Rigunte mit dem westgothischen König Reccared feierte. Bald darauf ward er ermordet, nach Einigen auf Anstiften Brunehilde's, nach Andern Fredegundens, die mit dem Hausmeier Landerich im Ehebruch gelebt und die Rache C.s gefürchtet habe. C., den Gregor von Tours einen Herodes und Nero seiner Zeit nennt, ward von Allen gehaßt. Obwohl ein eifriger Christ, machte er sich doch der Geistlichkeit durch Mißachtung ihrer Gerechtsame, besonders durch Verletzung der in Kirchen niedergelegten Testamente tief verhaßt. Das ganze Volk athmete auf, als C. starb, u. sah einer milderen Herrschaft unter seinem Sohn, Chlothar II., entgegen.

2) C. II., Childerichs II. Sohn, ward nach dem Tode seines Vaters in ein Kloster gesteckt, aber, als Dagobert III. 715 gestorben, von den Franken zum König gewählt. Er verband sich 716 mit Ratbod, dem König der Friesen, gegen Karl Martell, der als Hausmeier in Austrasien herrschte, drang bis Köln vor und verheerte die Rheingegenden. Von Pipins von Heristal Wittwe, Plektrud, die in Köln ihren Sitz hatte, bestochen, kehrten die Verbündeten um, wurden jedoch bei Amblava von Karl überfallen u. geschlagen. Im Jahre 717 kam es bei Vinciacum zwischen Letzterem und C. zu einer blutigen Schlacht, in welcher dieser mit seinem Hausmeier Raganfried besiegt wurde. Die Besiegten übergaben hierauf dem Herzog Eudo von Aquitanien die Beschützung des Reichs und brachen gegen Karl, der unterdeß fast Alles unter seine Herrschaft gebracht und einen Schattenkönig, Chlothar IV., aufgestellt hatte, auf, wurden jedoch abermals geschlagen und bis Paris verfolgt. Karl setzte über die Seine und drang bis Orléans vor. Eudo entkam nach seiner Heimat, begleitet von C. u. seinen Schätzen. Nach Chlothars Tode 719 ward C. von Eudo an Karl ausgeliefert und † kurz darauf als Scheinkönig der Franken, der dem kühnen Hausmeier als Puppe diente. Theoderich IV. folgte ihm in dieser traurigen Würde.

Chiltern-Hills, Hügelkette in der englischen Grafschaft Buckingham und den nächstliegenden

Distrikten, gehört der Kalkformation an u. ist von unbedeutender Höhe (bei Wendower und bei Kinsworth 841 Fuß hoch). Im Osten und Süden von Cambridge führen sie den Namen Gogmagoghügel. Die Abhänge waren ehedem mit Buchenwäldern bekleidet, die als der Aufenthaltsort von Räuberbanden berüchtigt waren.

Chimära, mißgestaltetes Ungeheuer in Lycien, nach Homer von göttlichem Geschlecht, vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Drache, verwüstete, vom karischen König Amisodorus aufgenährt, lange das Land, bis Bellerophon es erlegte; bei Hesiod eine Tochter des unbändigen Typhon und der Echidna, mit 3 Köpfen, dem eines Löwen, Drachen und einer Geis. Später vermischten sich beide Vorstellungen zu Einer. Wahrscheinlich hat man sich unter diesem Ungeheuer ein aus dem Orient stammendes Thiersymbol zu denken. Das Bild der C. kommt auf Münzen von Korinth, Seriphus und andern Städten vor. Den Namen C. führt auch ein feuerspeiender Berg bei Phaselis in Lycien, oder eine vulkanische Thalschlucht am Ausgang des Cragus, wohin Einige die Fabel der C. verlegten; jetzt Thal u. Dorf Kullechimari mit naphthagetränktem Boden.

Chimäre (v. Griech., gewöhnlich Schimäre ausgesprochen), Wahn, Spiel der Einbildungskraft, Idee, deren Verwirklichung unmöglich ist, nach der mythischen Chimära gebildet. Daher chimärisch, abenteuerlich, unausführbar; chimärisiren, Luftschlösser bauen.

Chimaphila *Pursh* (Chimophila, Winterfreund, Wintergrün), Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, mit 5spaltigem Kelch, 5rundlichen Kronblättern, in der Mitte in eine Scheibe ausgebreiteten Staubfäden u. 5fächeriger, an der Spitze aufspringender Kapsel. C. maculata *Pursh* hat länglich-lanzettförmige Blätter, rothe Blumenschäfte mit 2—3 zierlichen, weißen, überhängenden Blüthen u. ist in Nordamerika einheimisch. C. umbellata *Nutt.* hat spatel-lanzettförmige Blätter und schön rosenrothe, in 4—10blumigen Dolden stehende Blüthen. Sämmtliche Arten sind immergrün, dauern in Deutschland im Freien aus, verlangen aber einen beschützten, schattigen Standort und sandige, lockere Walderde; die Oberfläche des Bodens muß mit Moos belegt werden. Die Vermehrung geschieht durch Wurzelsprößlinge.

Chimay, Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, am Blancheflnß, mit einem Schloß, 2 Kirchen, einem Hospital, zahlreichen Eisenwerken, Hochöfen, berühmten Marmorbrüchen und 3800 Einwohnern. Die Stadt hatte ehemals eigene Grafen, von denen sie an das Haus Croy kam, zu dessen Gunsten die Grafschaft 1486 in ein Fürstenthum verwandelt wurde. Dieses Fürstenthum kam 1686 an die Grafen von Bossu und nach dem Erlöschen derselben 1804 an die noch blühende französische Linie Riquet de Caraman.

Chimay, 1) François Joseph Philippe de Riquet, Graf Caraman, Fürst von C., geboren den 21. Sept. 1771, der Neffe und Erbe des letzten Fürsten von C. aus dem Hause Bossu, Sohn des Grafen Victor Maurice de Riquet de Caraman, des Gemahls der Prinzessin Marie Anne de C., welcher den 24. Jan. 1807 zu Paris starb, Nachkomme des Peter Paul Riquet, der sich durch Unternehmungsgeist und Betriebsfleiß u. insbesondere durch den Bau des Kanals von Languedoc aus eigenen Mitteln vom Gärtner zum berühmten Mann aufschwang und 1666 von Ludwig XIV. in den Adelsstand erhoben wurde. Er stand beim Ausbruch der französischen Revolution als Offizier bei einem Dragonerregiment und mußte als Royalist mit seinen Brüdern Frankreich verlassen, wurde nach der Restauration Ludwigsritter und Oberst der Kavallerie, 1815 vom Departement Ardennen in die Deputirtenkammer gewählt, wo er mit der Opposition stimmte, lebte seitdem meist in den Niederlanden, wo er vom König 1820 zum Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten ernannt wurde, in welcher Stellung er stets einen anerkennenswerthen Freimuth zeigte. Obgleich er bereits seit 1804 Besitzer der chimay'schen Domänen war, wurde sein Fürstentitel doch erst 1824 vom König der Niederlande bestätigt. Er † den 2. März 1843. Seine Gemahlin, Jeanne Marie Ignazie Therese von Cabarrus, Prinzessin von C., die durch ihre Schicksale, Schönheit und Talente berühmte Tochter des spanischen Ministers Cabarrus, geboren zu Saragossa 1775, vermählte sich auf Verlangen ihrer Familie, kaum 16 Jahre alt, mit dem Parlamentsrath von Fontenay, den sie von Madrid nach Paris begleitete, wo die eben ausbrechende Revolution ihre Theilnahme aufs Höchste in Anspruch nahm. Im Jahre 1793 benutzte sie die neuen Scheidungsgesetze, um sich von ihrem ungeliebten Gemahl, der emigrirt war, zu trennen, und wurde fortan die Beschützerin aller literarischen und künstlerischen Vereine. Die Schreckensregierung nöthigte sie indeß, sich nach Bordeaux zurückzuziehen, wo sich bald zwischen ihr und dem Konventsdeputirten Tallien ein zärtliches Verhältniß entspann, das auf Talliens Haltung sehr wohlthätig einwirkte. Das milder gewordene Benehmen des Deputirten erregte jedoch den Argwohn des Wohlfahrtsausschusses, der ihn nach Paris zur Verantwortung lud und zugleich Therese in Haft nehmen und ebenfalls nach der Hauptstadt bringen ließ. Es war nämlich der Plan Robespierre's, alle Anhänger Dantons, an ihrer Spitze Tallien, zu vernichten; der Sturz der Schreckensregierung am 9. Thermidor befreite indeß Tallien und seine Geliebte aus den Händen ihrer Feinde. Diese vermählte sich nach ihrer Befreiung mit Tallien und genoß wegen ihrer Schönheit, ihres Eifers, womit sie sich aller Unglücklichen annahm, allgemeiner Huldigung. Während aber Tallien Napoleon I. auf seinem Feldzug nach Aegypten begleitete, brach Therese die Treue gegen den Gemahl und ließ sich endlich sogar von ihm scheiden, ohne daß dadurch ihr gegenseitiges freundliches Verhältniß aufgelöst wurde. Als ihr Napoleon, der ihr vor seiner Verbindung mit Josephine leidenschaftlich zugethan gewesen war und auch später noch in ziemlich vertrautem Verhältniß zu ihr gestanden hatte, den Zutritt an seinen Hof nicht gestattete, verband sie sich mit seiner Gegnerin, der Frau von Staël, u. dem Prinzen von C., mit dem sie sich 1805 verheirathete. Sie war Mutter mehrer Kinder u. starb den 15. Jan. 1835.

2) Joseph von Riquet, Fürst von Caraman und C., spanischer Grand erster Klasse u. belgischer Gesandter u. Diplomat an verschiedenen Höfen, geboren am 20. Aug. 1808 zu Brüssel, Sohn des Vorigen, folgte 1843 seinem Vater in der Fürstenwürde, stand mehre Jahre im Dienste der belgischen

gierung und vertrat dieselbe in amtlicher Stellung als Gesandter im Haag, in Frankfurt a. M. und in Rom. Später die Bekleidung öffentlicher Gesandtschaftsposten ablehnend, lebte er theils auf seinem Schlosse Chimay, theils in Brüssel, wo er den seine Güter umfassenden Bezirk Thuin fast fortwährend im Kongreß vertrat. König Leopold gebrauchte C., der in die Geheimnisse der europäischen Machtkreise tief eingeweiht ist und sich stets umsichtig und zuverlässig bewies, zu vielen geheimen Sendungen bald in speciell belgischem Interesse, bald in allgemein europäischen Angelegenheiten, zuletzt kurz vor dem Ende des italienischen Krieges 1859, dessen unerwartete Wendung mit einer geheimen Sendung C.'s in das Lager in Verbindung gebracht wurde.

Chimborazo, Gipfel der Cordilleren von Quito, in der südamerikanischen Republik Ecuador, galt bis in die neuere Zeit (1817) für den höchsten Berg der Erde, was er jedoch nicht einmal in Amerika, noch viel weniger in Asien ist. Er bildet einen mächtigen, abgestumpften Kegel von 19,572 pariser Fuß Höhe, der am imposantesten von der 8092 Fuß hohen Hochebene (Mesa) von Tapi aus erscheint, und ist (nach Villavicencio) mit Sicherheit als ein erloschener Vulkan zu betrachten. Er besteht aus einer Anhäufung von Trachytfelsen, welche Quarze, Granaten und Phonolith einschließen; letzterer steht am Ostabhang in Säulen zu Tage. Die Abhänge des Berges steigen unter bedeutenden Winkeln an und sind durch zahllose Barrancos gefurcht. Bestiegen wurde der C. zuerst von La Condamine 1745, später von Alexander von Humboldt, der bis zu 17,727 Fuß empordrang (3500 Fuß weiter als La Condamine) u. durch einen 500 Fuß breiten Schlund am Weitersteigen verhindert wurde, endlich in neuerer Zeit (1831) von Boussingault, der 18,012 Fuß Höhe erreichte, so daß nur noch 1560 Fuß bis zum Gipfel fehlten. Bis zu 12,000 Fuß Höhe ist der C. mit Alpenkräutern, bis 14,000 mit Alpenkräutern und Kryptogamen bewachsen, bei 15,200 Fuß beginnt die Region des ewigen Schnee's. In 11,400 Fuß Höhe liegt eine Hacienda, von wo man bis zu 14,424 Fuß reitet und darauf noch bis zu 15,345 Fuß Höhe zu Fuß gelangen kann. Auf einem anderen Wege reitet man bis 14,835 Fuß Höhe und steigt zu Fuß bis 18,012 Fuß Höhe, von wo jedoch ein weiteres Aufsteigen unmöglich ist. Am Fuße des C. erhebt sich der erloschene Vulkan Calpi, ein Porphyrberg, an welchen der trachytische Yanaurcu stößt. Ein anderer in seiner Nähe liegender Berggipfel, der Carguairazo, stürzte 1698 durch ein Erdbeben zum Theil zusammen. Ueber einen Paß des C. führt die Straße von Quito nach Guayaquil.

Chimonanthus *Lindl.* (Winterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kalykantheen, mit dachziegeligen, ovalen, stumpfen Kelchlappen, von denen die inneren die Blumenkrone darstellen, u. mit bleibenden Staubgefäßen, die in der Reife am Grunde verwachsen und den Schlund verschließen. Die einzige Art ist: C. fragrans *Lindl.*, Calycanthus praecox *L.*, ein ästiger, 8—10 Fuß hoher Strauch mit grauer Rinde, ei-lanzettförmigen, langgespitzten, glänzenden Blättern und sehr wohlriechenden Blüthen, welche vom Januar bis März vor Ausbruch der Blätter aus dem alten Holze hervorkommen u. grünlichweiß und fast durchsichtig sind. Am besten gedeiht dieser aus Japan stammende Strauch im freien Grunde eines Winterhauses. Eine Varietät: C. fragrans grandiflorus *Lindl.*, hat größere Blüthen.

China, das größte Reich Asiens und nach Rußland das umfangreichste der Erde, das von der gesammten trockenen Erdfläche den zwölften Theil einnimmt und an Bevölkerung alle übrigen Länder (das russische Reich wohl um das Sechsfache) übertrifft, zugleich ein Staat, der sich, wie kein anderer, mit seinen Anfängen in das höchste Alterthum verliert. Es umfaßt das Hochland Centralasiens und seine östlichen Stufenländer, indem es sich durch 62 Längengrade (90°—152° östl. L. von Ferro) vom Westende des Bolor bis zum japanischen Meere, 760 Meilen weit, und durch 35 Breitengrade (18° 9′—53° nördl. Br.) vom Südende der Insel Hainan bis zur russischen Grenze im Norden, 520 Meilen weit, erstreckt. Der Flächeninhalt dieses ungeheuren Ländergebietes wird auf 203,946 □M. (von Andern auf 250,000 □M.), die Zahl der Einwohner auf 437,687,000 geschätzt. Die Grenzen des Reichs lassen sich nur im Allgemeinen angeben. Die Nordgrenze gegen Sibirien wird im Osten (seit dem Vertrag von 1858) durch den Amur und den in denselben mündenden Ussuri bezeichnet; weiter westlich sind als die hervorragendsten Grenzpunkte das daurische Gebirge (Kentei), das sajanische und Schabinagebirge und einige Zweige des Altai zu betrachten. Im Westen bildet das südöstlich streichende Gebirge des Bolor die Scheide gegen die Kirgisensteppen und die große Bucharei (Turkestan), im Süden der Himalayah gegen Indien, Nepaul, Bootan und Assam. Die Grenze weiter östlich gegen Birma, Siam und Anam ist unbekannt; die ganze übrige Grenze bildet das Meer: zunächst das südchinesische (Nan-hai) mit dem Busen von Tongking, dann das ostchinesische Meer (Tong-hai), weiter nördlich das gelbe Meer (Huang-hai) mit dem Golf von Petscheli und das japanische Meer. Die gesammte Länge der chinesischen Grenze schätzt man auf 2800, die der Küstenlinie auf 750 Meilen. Die Bestandtheile des chinesischen Reichs in diesem Umfang sind: das eigentliche C. (61,200 □M. mit 414,687,000 Einwohnern), dann die Nebenländer: Mandschurei (soweit dieselbe in Folge der neuesten russischen Okkupationen C. verblieben ist, etwa 18,000 □M. mit 3 Mill. Einw.), Mongolei (61,360 □M. mit 3 Mill. Einw.), Tibet (30,650 □M. mit 6 Mill. Einw.) und Ili oder das Westland (bestehend aus Ostturkestan oder Tian-schan-nan-lu, 20,640 □M. mit 300,000 Einw., und der Songarei oder Tian-schan-pe-lu, 7920 □M. mit 1½ Mill. Einw.), endlich als (nominelle) Tributstaaten: Korea (4128 □M. mit 9 Mill. Einw.) und die Lieu-khieu-Inseln (48 □M. mit 200,000 Einw.). Da diese verschiedenen Theile C.'s nicht ein einziges Reich bilden, sondern nach Naturbeschaffenheit, Nationalität, Verfassung und Verwaltung mehr selbstständig für sich bestehen, nur durch eine Personaleinheit verbunden, so werden sie am zweckmäßigsten auch einzeln für sich besprochen, und wir beschäftigen uns hier nur mit dem eigentlichen C., indem wir rücksichtlich der übrigen Länder auf die betreffenden Artikel verweisen.

Der Name C. (richtiger Tschina) soll von der alten Dynastie Thsin (Zin) herrühren, aus welcher der Eroberer Schi-Hoang-Ti 214 v. Chr. das bis dahin aus mehren Herrschaften bestehende Reich zu einem Gesammtstaate (im Gebiete der heutigen Provinz Schen-si) vereinigte. Noch jetzt wird das Reich von den Bewohnern häufig Thsin genannt; sonst auch seit alten Zeiten Tschung-kue, d. i. Reich der Mitte, oder Tschung-hoa, d. i. Blume der Mitte, Tschu-ku, d. i. Mitte der Erde (orbis terrarum), Tian-hia, d. i. Welt, und Tian-tschao, d. i. himmlisches Reich. Die amtliche Benennung ist immer die der herrschenden Dynastie, so gegenwärtig Tsching-jin oder Tai-Tsching-kun, d. h. Reich des großen Hauses Tsching. Die Buddhaisten nennen C. Schin-ton, d. i. Morgenröthe, die Mohammedaner Thung-to, die Russen und übrigen nordasiatischen Völker Ketan, Kitai (Katai, Cathay), die Anamesen Sina, die Perser Schin, die Tübetaner Yulbu, die Araber Dschin, die Hindu's Matschin, die Mandschu Abkai Fejergi, die Mongolen Tägri kn dorihn. Bei den Griechen hieß es Sinai und Thinai; im Mittelalter bei den Europäern Katai und Kataja, unter welchem Namen es einen zauberischen Reiz als ein Land voll wunderbarer Schätze ausübte. Noch Sebastian Frank und Sebastian Münster (im 16. Jahrhundert) gebrauchen diese Bezeichnung, die durch die Russen ins Abendland gekommen war und erst später dem von der Meeresseite eindringenden Namen Tschina wich.

Das eigentliche C. umfaßt den südöstlichen, im Norden von der großen Mauer eingeschlossenen Theil des gesammten chinesischen Reichs, der sich östlich von den Alpen Tübets zwischen dem südlichen Abfall der mongolischen Hochebene im Norden und den Grenzen Hinterindiens im Süden bis an das Meer im Osten und Süden ausdehnt und ein gegliedertes, aber von Natur abgeschlossenes Ganze bildet. Hierzu kommen jedoch noch zwei weitere Stücke Landes, die, theils im Süden der Mandschurei und am Südrande des mongolischen Hochlandes (jenseits der chinesischen Mauer) gelegen, theils keilförmig in die westlichen Nebenländer hineingreifend, von der Regierung dem unmittelbar regierten Reichsgebiete einverleibt wurden, sowie außerdem auch die beiden Inseln Hainan und Formosa zum eigentlichen C. gehören. Die Landmasse des eigentlichen C.'s, abgesehen von jenem keilförmigen Anhängsel, hat demnach ihre Ausdehnung zwischen 20°—41° nördl. Br. und zwischen 115° u. 140° östl. L.; sie ist von Norden nach Süden wie von Osten nach Westen etwa 300 Meilen lang und umfaßt nach Klöden ein Areal von 61,200 QM.; nach Berghaus 60,100 QM.; mit Einschluß der erwähnten Anhängsel 71,936 QM.; nach Roon 73,000 QM. Dazu sind die Inseln Hainan und Formosa jede noch mit 1000 QM. zu berechnen.

Nach der politischen und administrativen Eintheilung zerfällt C. in 18 Provinzen, welche nach ihrer Lage und Größe folgende sind. Im Süden: Jün-nan (5120 QM.), Kuang-si (3677 QM.), Kuang-tung (3734 QM.) u. Fu-kian (2513 QM.); im Osten Tsche-kiang (1840 QM.), Ngan-hoei (2277 QM.), Kiang-su (2090 QM.), Schan-tung (3060 QM.); im Norden: Petscheli (2770 QM.), Schan-si (2600 QM.), Schen-si (3323 QM.), Kan-su (4070 QM.); im Westen: Se-tschuan (7838 QM.); in der Mitte: Kuei-tscheu (3033 QM.), Hu-nan (3493 QM.), Kiang-si (3392 QM.), Hu-pe (3310 QM.) und Ho-nan (3060 QM.).

Indem wir uns jetzt zur Beschreibung des merkwürdigen Landes und seines Volkes anschicken, bemerken wir zuvor, daß unsere Mittheilungen vielfach nur allgemein gehalten und nichts weniger als erschöpfend sein können, da C. in mehren seiner Hauptverhältnisse ein den Europäern noch wenig bekanntes Land ist und viele Berichte, namentlich ältere, nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Der Oberflächengestaltung nach zerfällt das Reich in ein Hochgebirgsland (im Westen und Nordwesten) und in ein Stufen- und Tiefland (im Südosten und Osten). Im Westen zieht sich (zwischen 117°—118° östl. L.) in der Richtung von Norden nach Süden die gewaltige, in mehre Abtheilungen zerschnittene, im Ganzen noch ziemlich unbekannte Gebirgsmasse des Siue-ling (d. i. Schneegebirge) oder Jün-ling (d. i. Wolkengebirge) als der Ostrand des Alpenkolosses von Sifan und natürliche Grenze zwischen C. und Tübet. Mit diesem Gebirge, das gegen 80 Meilen lang und nach den Berichten der Chinesen ganz mit Gletschern und ungeheuren Schneemassen bedeckt ist, steht östlich zunächst eine weitverzweigte Gebirgslandschaft in genauem Zusammenhange, die man unter dem Namen des westchinesischen Alpenlandes zusammenfaßt, und von der wieder eine Anzahl von Gebirgsketten abzweigen, die, in östlicher Richtung neben einander laufend, bis tief in das Innere des Landes vordringen, jedoch nicht ohne mannichfache Quergliederung durch Höhenzüge, welche die Richtung von Norden nach Süden einnehmen. Die nördlichste dieser Gebirgsketten ist der Pe-ling (d. i. Nordgebirgskette), der sich unter 34° nördl. Br. vom westchinesischen Alpenlande abzweigt, erst in gerader östlicher (als Thsin-ling), dann in südöstlicher Richtung, allmählig sich senkend bis etwa zum 133.° östl. L. vordringt, um sich schließlich noch gegen Nordosten zu wenden, bis er unter 136° östl. L. verläuft. Von ihm gehen 2 Verzweigungen gegen Norden aus: der Lung-schan, in nordwestlicher Richtung, unter 124° östl. L., mit angeblich sehr steilen Bergmassen, und östlich vom Hoang-ho die Kette von Schan-si, in nordöstlicher Richtung, unter 128° östl. L., mit einer Ausbreitung in gleichlaufenden Ketten bis zum 132.° östl. L. und einer Ausdehnung in die Länge bis zum Zusammentreffen mit dem Südrande des hinterasiatischen Hochlandes unter 41° nördl. Br. Zwei Grad südlich vom Pe-ling (unter 32° nördl. Br.) streicht der Ta-pa-ling, der bis etwa 129° östl. L. vordringt und viele Schneeberge enthält, und noch südlicher, unter 26° nördl. Br., der hohe Nan-ling (d. i. Südkette), der, unter 122° östl. L. sich entwickelnd, unter verschiedenen Namen seiner einzelnen Abtheilungen bis etwa 133° gegen Osten zieht, dann sich aber nach Nordosten wendet (als Ta-jü-ling), bis er unter 30° nördl. Br. das Meer erreicht. In seinem westlichen Theile ist dieses mit allen seinen Verzweigungen 60—70 Meilen breite Gebirge reich an ewigem Schnee und Gletschern; der bedeutend niedrigere östliche Abschnitt, nicht weit von der Umbiegung nach Nordosten, führt den Namen Mei-ling (d. i. Gebirge der wilden Pflau-

menbäume) und ist, weil hier die Straße von Kanton nach Nanking führt, den Europäern bis jetzt am bekanntesten. Im Süden und Südosten des Nan-ling zieht sich ein meist noch von aus- oder nebenlaufenden Bergketten gebrochenes Gelände längs der Meeresküste hin, mehr oder minder ein Stufenland. Endlich ist als vierter Gebirgszug der Jü-ling, an der hinterindischen Grenze, unter 23° nördl. Br., zu erwähnen, von dem jedoch kaum etwas mehr als der Name bekannt ist. Neben diesem Gebirgsgezweige, das sich gliedhaft aus einem gemeinsamen Stamme entwickelt, tritt zwischen 34°—38° nördl. Br. und 134°—140° östl. L. eine selbstständige, vereinzelte Gebirgsmasse von Südwesten gegen Nordosten auf, die Thai-schan (Ostgebirge) genannt wird und in der Halbinsel von Schan-tung ausläuft. Die Grenze des Gebirgslandes von C. läßt sich im Allgemeinen durch den 131.° östl. L. bezeichnen, wo alle Gebirgsketten ihr Ende erreicht haben und nur noch der Nan-ling im Süden sich behauptet. Von hier ab erstreckt sich, zwischen 30—40° nördl. Br. bis ans Meer, ein gewaltiges Tiefland, aus welchem im Nordosten nur die Halbinsel Schan-tung als Bergland emporragt. Dieses Tiefland, das untere Gebiet der beiden großen Doppelströme Hoang-ho und Jantse-kiang mit einem Areal von etwa 10—12,000 QM., bildet nun gleichsam die eigentliche Blume der Mitte, d. h. die bedeutsame Mitte des Reichs, auf welche das gesammte übrige C. mit allen seinen Kräften hingewiesen ist, der all sein Gewässer in mächtigen Adern zuströmt, und die in ihrer abgeschlossenen Lage und ihrem Produktenreichthum ganz dazu bestimmt erscheint, eine Welt für sich zu sein, die keines anderen Landes bedarf, und in der sich die Menschheit so eigenthümlich, aber auch einseitig ausprägen mußte, wie es die Geschichte u. Kultur der Chinesen zeigen. Dieses Land an den beiden Hauptströmen ist vielleicht der fruchtbarste und bestkultivirte Landstrich der Welt, in welchem nicht das kleinste Fleckchen unbenutzt geblieben ist. Das Tiefland besteht theils aus diluvialischem, theils aus alluvialischem Boden, der vermittelst der beiden mächtigen Flüsse seine Grenzmarken immer weiter gegen Osten ins Meer vorrückt. Von den geognostischen Verhältnissen des übrigen C., besonders des Hochlandes, besitzen wir nur über wenige Punkte eine genauere Kunde. Eigentliche und thätige Vulkane scheinen nicht vorhanden zu sein, doch deuten neben heißen Schwefelquellen und anderen Anzeichen im westlichen Gebirgslande besonders die sogenannten Feuerbrunnen, Stellen, aus denen ein brennbares Gas aufsteigt, das von den Chinesen schon lange zur Beleuchtung, sowie zum Sieden des Salzes verwendet wird, auf vulkanischen Boden hin. Auch Erdbeben sind nicht selten.

Was die Bewässerung anlangt, so hat sich kaum ein anderes Land einer reicheren, sowohl natürlichen durch Flüsse, als künstlichen durch Kanäle, zu erfreuen. Die Gestaltung der Bodenverhältnisse C.'s weist schon darauf hin, daß verschiedene Stromgebiete zu unterscheiden sind; die beiden Hauptgebiete sind jedoch das des Tieflandes u. das Küstengebiet im Süden des Nan-ling. Die im letzteren strömenden Gewässer haben ihr Quellgebiet zum Theil noch am Jün-ling, wahrscheinlich da, wo sich der Jü-ling in gerader Linie nach Osten hin abzweigt und eine Wasserscheide bildet, von welcher sich gegen Süden, dem Busen von Tongking zu, eine Anzahl Küstenflüsse ergießen, während sich im Norden desselben, zwischen ihm und dem Nan-ling, eine große Wasserrinne von Westen nach Osten bis zum 132.° östl. L. hinzieht. Sie führt auf verschiedenen Strecken verschiedene Namen: Kien-hing-ho, Niao-Kiang, Lung-kiang; zuletzt in der Nähe der Mündung (bei Kanton) heißt sie Ta- oder Si-kiang (d. i. großer oder westlicher Fluß), auch Perlfluß. Der bedeutendste Zufluß dieses Stroms ist auf der rechten Seite der Jo-ling, der das sämmtliche dem Jü-ling entspringende Gewässer ihm zuführt; auf der linken, vom Nan-ling kommend: der Hung-tschui-ho, der Fu-kiang und der Tsching- oder Pe-kiang, der ein Stück der Straße von Kanton nach Peking bildet. Von Osten her mündet in den Si-kiang der Tong-kiang (d. i. Ostfluß). Weiter östlich sind die Küstenflüsse Kong-kiang, U-lung (Min-kiang), Ngen-kiang 2c. anzuführen. Der äußerste Südwesten des Landes, in dem wir ebenfalls ein reiches Quellgebiet antreffen, sendet seine Gewässer in südlicher und südöstlicher Richtung den großen hinterindischen Strömen Salwen, Mekong u. Songka zu. Alles Gewässer dagegen, das der Nan-ling gegen Norden, das westliche Alpenland gegen Osten, Süden und Norden, der Pe-ling gegen Norden und Süden, das nördliche Hochland gegen Süden entsendet, gehört dem ungeheuren Flußgebiet der Tiefebene an, indem es sich sämmtlich in den beiden mächtigsten Flußadern C.'s, dem Jantse-kiang (blauen Fluß) und dem Hoang-ho (gelben Fluß), sammelt, die das Land unter gewaltigen Ausbiegungen von Westen nach Osten durchströmen. Die sich berührenden, übrigens noch wenig erforschten Quellbezirke beider Ströme liegen tief im Westen auf dem Plateau von Hochasien, nicht allzu weit von den Quellen des Brahmaputra und Kambodja. Dort durchströmen sie ziemlich parallel ihren Oberlauf. Bei dem Eintritt in die Gebirgslandschaften an der Westgrenze C.'s fliehen sich beide, und der Mittellauf wird völlig divergirend. Der Hoang-ho streift mit einer viereckig ausgebogenen Wendung, die zum Theil außerhalb der Grenzen des eigentlichen C. liegt, nach Nordosten bis 41° nördl. Br.; der Jantse-kiang wendet sich nach Süden und bleibt wenig mehr als 2 Breitengrade vom Wendekreise des Krebses entfernt. Etwa 128° östl. L. kehren beide Ströme von ihren Abschweifungen zurück und beginnen in der Tiefebene C.'s ihren konvergirenden Unterlauf, der sie zuletzt in einem großen Mündungslande zusammenführt. Eine große Verschiedenheit beider Ströme macht sich in sofern geltend, als der gelbe Fluß wegen seines reißenden Laufes wenig zur Schifffahrt benutzt werden kann, während der blaue Fluß, der „Gürtel C.'s", schon in seinem mittleren Laufe, auf dem er auch den Abfluß des größten See's, des Tong-ting-hu, empfängt, von Flößen und Schiffen, im unteren Lauf bis hundert Meilen aufwärts von Seeschiffen belebt ist. „Die Chinesen lieben und ehren den Jantse-kiang wie Söhne den Vater; Philosophen entlehnen ihre Parabeln von seiner Größe und seinem wohlthätigen Einfluß; Historiker verzeichnen seine Ueberschwemmungen und seinen Wassermangel als Ereignisse, die eben so wichtig sind wie der Sturz der Dynastien, und die Dichter finden in seinem Lobe das

populärste Thema für ihre schwungvollen Gesänge." Unter den Zuflüssen des Jantse-kiang sind der Jarlung und der Min-kiang (von Norden aus Sifan her), der Kia-ling-kiang und Han-kiang (vom Peling) und der Khian-kiang, Tschang-kiang ꝛc. (von Süden aus dem Nan-ling) zu erwähnen, sämmtlich Flüsse von 90—120 Meilen Länge. Die Hauptnebenflüsse des Hoang-ho sind der Tai-tong-ho (Huang-schui), der Jao-schui, Thian-schui und der Wei-ho. Von **Landseen** haben wir bereits des größten, des Tong-ting-hu, in der Mitte des Landes, südlich am blauen Fluß, erwähnt; noch hinzuzufügen haben wir, ohne jedoch genaue Kenntniß von ihnen zu besitzen, den Po-jang, östlich vom Tong-ting, sowie nordöstlich davon, jenseits des Jantse-kiang, eine Gruppe von Seen im Mündungsgebiet des Han-kiang u. im Delta der beiden großen Flüsse in der Nähe des Meeres den bedeutenden Hung-tse, den Kao-jang und südlich davon den Tai, anderer weniger umfangreicher nicht zu gedenken. Außer von den Flüssen und Seen ist C., besonders das Tiefland, mit einem Netz von **Kanälen** bedeckt, das an Ausdehnung und vielfachster Verzweigung seines Gleichen nicht hat. Sie wurden angelegt, um eine möglichst leichte und bequeme Kommunikation u. Cirkulation im Innern des Landes herzustellen, den Binnenhandel dadurch zu beleben, den auswärtigen möglichst zu unterdrücken u. überhaupt die Bevölkerung vom Meere zurückzuhalten. In Folge davon sind die Chinesen nie ordentliche Seefahrer geworden. Die Kanäle nebst den Flüssen dienen in C. statt der sehr seltenen Kunststraßen fast ausschließlich als Hauptmittel der Verbindung u. zum Transport von Personen wie Waaren, und zwar um so mehr, als dem Lande Pferde fehlen u. die Zucht derselben grundsätzlich von der Regierung nicht gefördert wird. Außer diesem Zwecke der Verkehrsbeförderung sind die Kanäle zugleich für die Bewässerung selbstverständlich von höchster Wichtigkeit. Von allen Hauptkanälen laufen eine Menge kleinerer nach allen Richtungen aus, deren Wasser in Städte geleitet oder zur Bewässerung des Bodens verwendet wird. Oft nehmen sie weite Umwege, auf denen man Schleußenbauten vermieden hat; wo sich Stufen im Terrain vorfanden, hat man schiefe Ebenen aus Holz hineingelegt. Die meisten der Kanäle werden durch fließende Ströme gespeist, und ihr Wasser bleibt deshalb im Fließen; wo irgend möglich, bewässern und entwässern sie zugleich. Die Zahl sämmtlicher Canäle beläuft sich auf mehr als 400. Der größte und wichtigste, gleichsam der Haupt- und Stammkanal, zu dem sich die anderen wie Aeste und Zweige verhalten, ist der 150 Meilen lange und 200—1000 Fuß breite **Kaiserkanal** (Yun-ho oder Tscha-ho), der, seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. nicht durch Ausgrabung, sondern durch Aufdämmung angelegt, aber erst unter der Mongolenherrschaft vollendet, mit dem Küstenflusse, an welchem Peking liegt, dem seichten, in die Bucht von Petscheli mündenden Pei-ho (weißen Fluß) in Verbindung steht, den gelben und blauen Fluß quer durchschneidet und die große Kommunikationslinie des Reichs bildet, auf welcher auch alljährlich dem kornarmen Norden der nöthige Bedarf an Reis aus dem fruchtreichen Süden zugeführt wird. An dieser stets mit Tausenden von Fahrzeugen bedeckten Wasserstraße liegen die meisten chinesischen Städte ersten Ranges zusammengedrängt. Neben diesem Riesenwerke wollen wir sogleich ein anderes erwähnen, das der Gedanke, das Land gegen die rohen Völker von Nord- und Mittelasien abzusperren, ins Leben rief, und das ebenfalls wie der Kaiserkanal nur in einem Lande ausführbar war, wo über Millionen von Menschenhänden despotisch verfügt werden kann: die **große Mauer** im Norden und Nordwesten C.'s. Sie wurde vor 2000 Jahren (etwa zur Zeit des zweiten punischen Kriegs) aufgeführt, ist 275 Meilen lang und führt, oft doppelt und dreifach gezogen und fast von 100 zu 100 Schritt mit Thürmen und Bastionen versehen, über Bergketten bis 5000 Fuß hoch, durch Thalgründe und Flüsse. Gegenwärtig dient das großartige Werk mehr nur polizeilichen Zwecken und ist streckenweise ganz in Verfall. Die **Küste** C.'s ist, wenn auch nicht im Großen, so doch im Kleinen durch eine Menge von Buchten und Limanen, von Vorsprüngen und kleinen Halbinseln in hohem Maße gegliedert; so besonders auf der Strecke von Hainan bis zur Mündung des Jantse-kiang. Von da bis nördlich von Liao-tong hin ist das Ufer bedeutend flacher und wegen seiner Untiefen für die Schiffer gefährlich. Zwischen den Mündungen der beiden großen Ströme gibt es nur wenige gute Häfen; dagegen bietet die Küstenstrecke von Ningpo bis Hong-kong, die, aus unfruchtbaren, lehmfarbigen Klippen bestehend, sonst freilich wenig Einladendes hat, den Schiffen gute und sichere Baien. Größere Golfe sind der von Liao-tong und von Petscheli im Norden, der von Tsche-kiang an der Ostküste und die Busen von Kanton und Tongking an der Südseite. Unter den zahlreichen Inseln, welche die Küste umsäumen, sind, von den beiden großen, Hainan und Formosa, abgesehen, die Inselgruppen im Golf von Kanton (mit Macao und Hong-kong) und die Hong-tschen im Golf von Tsche-kiang (worunter die größte Tschen-tschau od. Chusan) hervorzuheben.

Das **Klima** eines Landes von solcher Ausdehnung wie C. ist begreiflicher Weise sehr verschieden. Der bei weitem größte Theil des Landes liegt in der gemäßigten Zone, und zwar in dem subtropischen Gebiet, während der südlichste Theil, das Gebiet im Süden des Nan-ling, den Tropen selbst angehört. Aber auch innerhalb dieser Gebiete sind wieder durch die verschiedene Bodengestaltung verschiedene maßgebende Bedingungen gegeben. Ueber die Witterungsverhältnisse im westlichen Hochlande fehlt jede genauere Angabe; die Chinesen haben sich bisher mit eingehenden Witterungsbeobachtungen nicht abgegeben, und von Europäern konnten bis jetzt nur an einzelnen Punkten, besonders des Küstengebiets, meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Im Allgemeinen ist die Temperatur C.'s niedriger als in gleicher Breite in Europa; die Veränderungen geschehen plötzlicher, u. die Extreme sind größer, ähnlich wie es in den Vereinigten Staaten Nordamerika's der Fall u. überhaupt den Ostküsten der Kontinente erfahrungsgemäß eigen ist. Nördlich vom 35.° nördl. Br. dauert der Winter vom November bis März; Frost, Schnee und Nebel sind häufig; die mittlere Wintertemperatur stellt sich auf — 3° R., das Extrem auf — 17° R. Der Frühling ist kurz, der Sommer heiß (über 23° R.). Regen sind sehr häufig. Zwischen 35° und 24° ist das

Klima mild und beständig, die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 13° R., die höchste Sommerwärme + 35° R.; regelmäßig folgen hier zwei trockene und zwei regnichte Jahreszeiten auf einander. Südwärts endlich vom 24.° herrscht tropisches Klima; die Regenzeit währt vom April bis zum Oktober. Die Monsune machen sich, wenn auch weniger lebhaft ausgeprägt wie im indischen Ocean, doch im chinesischen Meere und über dem Küstenstrich hinaus geltend. Eine besondere Erscheinung aber von großer Verderblichkeit sind die furchtbaren, Taifuns (Typhoons) genannten Stürme, welche zwischen Juli und September die Südküste C.'s (doch nicht über den Wendekreis hinaus) heimsuchen und entsetzliche Verheerungen anstellen. Auch Erdbeben sind hier häufig und kosten Unzähligen das Leben. Als mittlere Jahrestemperatur ergibt sich nach neueren Beobachtungen bei Peking (40° nördl. Br.) + 9—10° R. (Schwankungen zwischen — 11° und + 28° R.), bei Schanghai + 13—14° R. (zwischen — 3° u. + 32° R.), bei Kanton + 17° R. u. Macao + 18° R. (zwischen + 23½° u. + 9° R.). Die jährliche Regenmenge beträgt in Kanton 70 englische Zoll; im März allein sind schon über 20 Zoll gefallen. Schnee hat Kanton in den letzten 25 Jahren nur einmal gehabt. Dagegen fällt im Theegebiet des Nan-ling, an dessen nördlichen Ketten (29° nördl. Br.), viel Schnee, und es friert selbst in den Häusern Eis, und auch in dem Küstengebiet zwischen 28° und 25° nördl. Br. gefrieren im December und Januar die Flüsse und fällt zuweilen reichlicher Schnee, wie z. B. 1815 bis zu 39 und 49 Zoll.

Die mineralischen Schätze C.'s sind, so unzulänglich unsere Kenntniß davon ist, nicht unbeträchtlich. Gold findet man bei Urumtsi (in der Songarei); dann besonders im Ta-kiang u. in anderen Flüssen der Provinz Jün-nan, welche vielleicht die größten Waschanstalten der Welt besitzt; ferner in der Nähe des Kukunor, wo es aus den Flüssen sowie aus dem Schuttlande gewonnen wird. Auch in der Provinz Schen-si sind goldreiche Gebirge; die reichsten Minen befinden sich jedoch in der Provinz Kuei-tschen. Auch Silber findet sich viel. Gruben dieses Metalls in reinem Zustande sind im Süden in den Provinzen Kuang-si und Jün-nan vorhanden, besonders zahlreich in letzterer, wo der jährliche Ertrag zu 11 Millionen Thalern angegeben wird; ferner in der Provinz Kuei-tschen, welche die reichsten Minen enthält. In der Kantonprovinz gibt es Bleigruben, welche ebenfalls reichlich Silber enthalten. Das in C. gewonnene sogenannte Seißisilber enthält etwas Gold und soll an Reinheit und Feinheit jedes andere Silber der Welt übertreffen. Eisen findet sich, wie es scheint, überall, wird aber nicht genügend ausgebeutet. Dasselbe gilt von Blei und Zinn, sowie von Kupfer, das aus Japan in großer Menge eingeführt wird, und wovon jährlich über 16½ Millionen Pfund nach Peking in die Münze geliefert werden. Ein ausgezeichnetes weißes Kupfer (Pe-tung genannt) wird in Jün-nan gewonnen, während das blendend weiße, sogenannte Tutenega ein Kunstprodukt chinesischer Erfindung ist, eine Legirung aus Kupfer, Eisen u. Zink. Quecksilber, namentlich als Zinnober, kommt in Schen-si häufig vor. Jün-nan liefert ferner Rubine, Amethyste, Sapphire, Topase, Granaten, Opale, Malachit; Schan-si und Ho-nan den sehr geschätzten Justein; Petscheli Karneole. In den Granitbergen Kuang-tungs, Fu-kians und Se-tschuans gewinnt man Lapislazuli (zur Ultramarinbereitung), Phorphyr und Jaspis; an den Grenzen von Kiang-si und Tsche-kiang finden sich große Ablagerungen von Porzellanerde. An Steinkohlen hat allen Nachrichten zufolge kein anderes Land der Welt einen ähnlichen Reichthum wie C. Die ausgedehntesten und reichsten Kohlen- und Anthracitlager finden sich in den westlichen Gebirgen, wo sie auf die roheste Weise abgebaut und bereits seit dem 13. und 14. Jahrhundert genutzt werden; schon Marco Polo berichtet davon. Auch die Provinzen Petscheli, Schen-si u. Schan-si sind unendlich reich an Kohlen; ebenso hat die Insel Formosa große Lager. Außerdem werden noch Schwefel, Alaun, Graphit und Meerschaum gewonnen. Salz liefern die Küsten aus dem Meerwasser reichlich; im Westen sind Salzquellen vorhanden. Auch Granit wird viel gebrochen und von den Chinesen meisterhaft zu architektonischen Zierrathen verarbeitet. Der Marmor ist schlecht und wird nur zu Fliesen gebraucht. Von dem Vorhandensein heißer Quellen (in Schen-si u. Se-tschuan), sowie der gasausströmenden Feuerbrunnen (Ho-tsing), war schon oben die Rede.

Auch hinsichtlich der Pflanzenwelt C.'s können wir uns einer eingehenden u. einigermaßen vollständigen Kenntniß nicht rühmen. Das westliche Hochland ist uns auch in dieser Beziehung so gut wie unbekannt, u. was wir vom Nan-ling wissen, beruht auf Untersuchungen, die nur auf bestimmten Strecken des Gebirgs haben angestellt werden können. Im tropischen Küstengebiet hat natürlich auch die Vegetation einen tropischen Charakter, der sich in Palmen, Zuckerrohr (besonders reichlich in Formosa, das den besten Zucker Asiens liefert), Bananen, Bataten, Yams u. anderen den Tropenländern angehörigen Gewächsen kundgibt. Jedoch zeigt sich die eigenthümliche Erscheinung, daß hier das Veilchen im Schatten der Melastoma blüht, Bambus u. Nadelhölzer durcheinander hinwachsen, Pinien u. Eichen im Walde neben einander stehen u. Kartoffeln u. Zuckerrohr auf demselben Felde gezogen werden. Der Nordabhang des Nan-ling kennt von jenen Pflanzen des heißen Südens nichts mehr, sondern trägt Bäume und Gewächse, die sich schon mit Kälte vertragen können. Zwischen dem Nanling und dem Hoang-ho (25°—35° nördl. Br.), im Tieflande, gedeihen Reis, Baumwolle (besonders in Kiang-si), Orangen, Citronen, auch wohl noch das Zuckerrohr; ferner der Granatbaum, der Kampher-, der Maulbeerbaum (in ganzen Wäldern auch auf Formosa), Wein, Nüsse, Kastanien, Ananas, Pfirsiche, Aprikosen, Bambus u. Pinien. Außerdem gehören Rhabarber, Indigo, Hanf, Gewürze, der Firnißbaum (Rhus vernix), sowie der Talgbaum und der Cassiabaum (viel in Jün-nan) C. an. Die Nord- und Westprovinzen Petscheli, Schan-si und Se-tschuan bringen Weizen, Gerste, verschiedene Arten von Hirse, Tabak, grüne Erbsen 2c. hervor. Als dem chinesischen Boden ganz eigenthümlich angehörige Pflanzen sind anzuführen: der Theestrauch (Tscha), der hier (und zwar ursprünglich in den nordöstlichen Gebirgsstrichen des Nan-ling) noch fast seine ausschließliche Heimat hat und die eigentliche Charakterpflanze C.'s sowie sein Weltartikel

ist; ebenso die Litschi- oder Longanpflaume (Euphorbia Litschi), ein Baum von der Größe einer Eiche mit traubenförmiger Frucht, die als Obst genossen wird; die gelbe Baumwolle; von Zierpflanzen die Hortensia, Kamellie, Aster, Päonie und sehr viele andere, zum Theil zu uns herüber verpflanzte Gewächse. Die heilige Bohne der Aegypter (Nelumbium speciosum) baut man weit und breit als Nahrungsmittel; ebenso verschiedene Arten von Aroïdeen, namentlich die Sagittaria sinensis, die eine mehlreiche Wurzel hat. Die Banane ist für C. nicht so wichtig wie für Südamerika. Dagegen werden Arachis und Trapa ihrer Früchte wegen in Menge gezogen. Ingwer baut man im ganzen Reich, sowie im Süden eine Art Gras (Coix lacryma), aus welchem Matten gewebt werden. Arme gebrauchen eine Art Andropogon und Arundo als Brennmaterial. Recht eigentlich Nationalpflanze C.'s ist auch das unendlich nützliche Bambus, das alle Dörfer verschönt und beschattet. Ginseng wächst wild in den Wäldern Liaotongs und der Mandschurei, wo er von dazu beorderten Soldaten eingesammelt wird. Er ist Regierungsmonopol, und die Gegenden, in denen er wächst, werden als kaiserliche Waldungen betrachtet. Wald findet sich in der Tiefebene fast gar nicht, daher große Bäume und Bauholz verhältnißmäßig selten sind. In den gebirgigen Strichen finden sich Eichen (spärlich), schwarze Wallnüsse, Kampherbäume, Pappeln, Cedern, Cypressen, Seifbäume und Firnißbäume; im Süden sind auch Rosen-, Sandel- und Ebenholz nicht selten. Der Lieblingsbaum aber in ganz C. ist die Weide. Der Maulbeerbaum wird in ausgedehntem Maße gebaut, im südlichen Theile besonders Palmen wegen ihres Sago's u. ihrer Blätter u. der Kuan-lan (Cycas?) wegen seines Markes, das ein eßbares Mehl gibt. Auch der Pandanus ist an den Südküsten gemein. An Gemüsen finden sich Wassermelonen, Gurken, Kürbisse, Liebesäpfel, Eierpflanzen und alle europäischen im Ueberfluß. Auch die Früchte und Blätter des Melonenbaums (Papaya) werden gekocht genossen, desgleichen die Hibiscusfrüchte.

Was das **Thierreich** betrifft, so hat sich aus den kultivirten und dichtbevölkerten Provinzen längst alles **Wild** in die entlegeneren Landstriche zurückgezogen. Dort gibt es im Süden Elephanten, Rhinozerose, Tapire, wilde Schweine, Bären, Tiger (selbst in der Mandschurei häufig), Leoparden und Panther; im Südwesten und auf der Insel Hainan sehr große Affenarten (Gibbons); im Westen Moschusthiere, die (von Tübet und Schen-si bis zum Baikalsee hin) gemsenartig auf den höchsten Klippen u. Pässen leben, Luchse, Wölfe, graue Büffel, Eber, Gazellen und Antilopen. Stachelschweine, Igel, Murmelthiere, Wiesel, Mäuse und Ratten in mancherlei Arten kommen in verschiedenen Theilen C.'s vor. Auf Hirsche, Rehe, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen 2c. wird Jagd gemacht, und im Winter bringt man alles erdenkliche Wildpret gefroren zu Markt: Rehböcke, Rehe, wilde Schweine, Ziegen, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Katzen, Feldratten, Gänse, Enten, Schnepfen, Fasanen, Wachteln 2c. Aus den Haaren des Fuchses, Hasen, Wolfes, der wilden Katze 2c. werden die Schreibpinsel gefertigt. Die gewöhnlichsten **Hausthiere** sind Hunde (zum Bewachen der Häuser) und Schweine, welche letztere überaus kurze Beine, einen eingedrückten Rücken und einen fast den Boden streifenden Fettwanst haben u. zu den nützlichsten Zuchtthieren der Chinesen gehören. Rindvieh zieht man außerordentlich wenig; es ist klein, oft nur von der Größe des Esels, dem Zebu ähnlich. Der chinesische Büffel, kleiner als der ägyptische und indische, wird nur zum Ziehen gehalten; er ist hellfarbig, haarlos und sehr gelehrig. Das Hausschaf ist eine Fettschwanzart und mehr im Süden daheim; im Norden wird mehr die Ziege gehalten. Die Pferde sind klein und häßlich, aber knochig und stark und werden hauptsächlich beim Militär u. zum Paßdienste verwendet. Man bindet ihnen gewöhnlich den Schweif in einen Knoten. Im Osten sind Esel und Maulthiere beliebt. In den Wüsten des Westens sind Kameele (mit 2 Höckern und langem Haar) unentbehrliche Thiere. Eine schnellfüßige Art gebrauchen die durch die Wüste ziehenden Boten. Von hühnerartigen Vögeln sind vor allen der Gold- und Silberfasan hier heimisch, daher C. in der Thiergeographie das Reich der Phasianiden bildet. Man züchtet sie in unglaublichen Mengen; wahrscheinlich kommen sie aber auch wild vor. Ebenso werden auch viel Pfauen und unermeßliche Schaaren von Hühnern gezogen. Der Argusfasan und die schöne rothschnäbelige Elster finden sich ebenfalls in C., u. Dohlen, Drosseln, Schnepfen und Sumpfvögel sind in großer Menge vorhanden. Die Schwalbe ist ein Lieblingsvogel der Chinesen; Sperlinge und Krähen sind bei Kanton sehr gemein. Auch Papageien sind in C. heimisch. Die Ränder der Gewässer nähren unzählige Schaaren von Wasservögeln, namentlich von Gänsen und Enten; unter den letztern ist besonders die in den mittlern Provinzen heimische schöne Mandarinente namhaft zu machen, die an Buntheit des Gefieders mit den Papageien und Kolibri's wetteifert. Krokodile scheinen in C. nicht vorzukommen, wohl aber mannichfaltige kleine Eidechsenarten und überaus zahlreiche und verschiedenartige Schlangen, von denen jedoch nur wenige giftig sind. Frosch und Schildkröte werden viel als Nahrungsmittel verwendet. Daß in einem mit Gewässern so reich gesegneten Lande Fische in unermeßlicher Menge zu finden sein müssen, ist natürlich. Außer den auch in andern Erdtheilen zur Nahrung dienenden besitzt C. auch manche eigenthümliche Arten, zu denen unter andern die 1611 nach Europa gebrachten Goldfische gehören. Uebrigens ist auch die künstliche Fischzucht den Chinesen schon seit den frühesten Zeiten bekannt. An den Südküsten sind Austern sehr gewöhnlich. Unter den Insekten sind die wichtigsten die Seidenraupen, die fast in jeder Provinz gezogen werden, und nächst ihnen die Honigbienen, welche man ebenfalls seit alten Zeiten hält. Die Seidenraupe hat in C. ihre ursprüngliche Heimat, ebenso das weiße Wachsinsekt (Cicada limbata), welches das Mark des Ligustrum lucidum zu Wachs verarbeitet. Schlimme Verwüstungen richten zuweilen die Heuschreckenschwärme an, wie nicht minder die Termiten oder weißen Ameisen. Ein Gegenstand allgemeiner Furcht ist im Süden der Tausendfuß. Uebrigens ist uns gerade der Reichthum des Landes an Insekten, unter denen sich eine Menge schöner Schmetterlinge und Käfer finden (die viel nach den Hauptstädten geschickt werden, um als Haar-

schmuck der Frauen zu dienen), noch sehr wenig bekannt.

Die **Bevölkerung** C.'s, über deren Stand seit Jahrhunderten mehr oder minder genaue Berichte vorliegen, ist bis in die neueste Zeit in stetem Wachsen begriffen. Im Jahre 703 ergab die Volkszählung eine Summe von 37,140,000 Seelen; 754: 52,880,500 Seelen und 764 nach einem achtjährigen Kriege 16,900,000 Seelen. Im Jahre 1578 zählte man 60,692,856. Seit Beginn der Regierung der jetzigen Dynastie, also seit 1664, werden die Bewohner alle 10 Jahre registrirt, und das Ministerium legt im folgenden Jahre dem Kaiser einen Auszug der Bevölkerungslisten aller Provinzen vor. So fand man 1761: 201,013,344, 1771: 214,647,251, 1782: 284,033,785, 1812: 361,993,179 Einwohner, und nach der neuesten zu unsrer Kenntniß gelangten Volkszählung von 1842 betrug die Einwohnerzahl 414,686,994 Seelen, wozu noch besonders die tangutischen Stämme in den Provinzen Kan-su und Se-tschuan (1812: 99,018 Familien) kommen. Dies Resultat ergibt, das Areal von ganz C. zu 61,210 □Meilen angenommen, eine relative Bevölkerung von 6776 Seelen auf die □Meile, welche also keineswegs so sehr enorm wäre, da z. B. in Belgien 8582, im Königreich Sachsen 7805, in Modena 5929, im Großherzogthum Hessen 5506 Einwohner auf jede □Meile kommen. Anders erscheint jedoch das Verhältniß, wenn wir die Volkszahl der einzelnen Provinzen betrachten. Während in Jün-nan 1137, in Kuei-tscheu 1872, in Kuang-si 2208 Seelen auf der □Meile wohnen, finden wir in Fu-kian 10,266, in Petscheli 13,314, in Ngan-hoei 16,072, in Tsche-kiang 16,542 und in Kiang-su 18,969 Bewohner auf jeder □Meile, und faßt man die 8 Provinzen zusammen ins Auge, welche hauptsächlich die ebenen Landstriche enthalten, so kommen 11,315 Bewohner auf die □Meile, ein für eine Ausdehnung von 22,000 □Meilen allerdings beispiellos dastehendes Verhältniß. In Kiang-su, der fetten Mündungsgegend der Ströme, ist C. mehr als 100 Meilen weit wie mit Einer Stadt bedeckt. Ja ein Theil der Bevölkerung wohnt gänzlich auf dem Wasser; die Städte haben zum großen Theil schwimmende Häuser, und als „Wassernomaden" leben auf Flüssen und Kanälen ganze Fischervölker in Fahrzeugen, ziehen kleine schwimmende Gärten auf Flößen hinter sich her, treiben Enten- und Schweinezucht und bilden so schwimmende Dorfschaften, die öfters durch Orkane in den Wellen begraben werden. Im Ganzen haben 10 Städte über 1 Million, 50 über ½ Million Einwohner. Die Masse der Bevölkerung C.'s, die den vierten Theil der gesammten Menschheit ausmacht, bilden fast ausschließlich die eigentlichen **Chinesen** (Söhne des Han), ein eigner Schlag Menschen, der von Nordwesten her eingewandert sein soll und einer den Mongolen verwandten Race anzugehören scheint. Von Statur sind sie klein, selten über 5 Fuß groß, aber gut gebaut; das Gesicht ist rund; die Augen sind klein, eng geschlitzt, weit von einander abstehend, stets schwarz, sichtlich schief gestellt und mit dicken Augenbrauen überzogen; die Backenknochen sind hervorstehend; die Nase ist klein und gedrückt, die Stirn niedrig und unbedeutend; die Lippen sind dicker als bei den Europäern; ein dünner Bart bedeckt Kinn und Oberlippe, Backenbart mangelt gänzlich; das Haar ist straff und schwarz, die Gesichtsfarbe gelblich oder bleich, im Süden dunkelbraun. Der Ausdruck des Gesichts ist leer, ihre ganze Erscheinung würdelos. Zu einem stattlichen und schönen Manne gehören nach dem Begriff der Chinesen ein dicker Leib, lange Nägel und kleine Füße. Im Uebrigen sind sie ein kräftiger Menschenschlag, vermögen ohne Anstrengung bedeutende Lasten zu tragen und zeigen nicht nur eine frische Rührigkeit und Gewandtheit, sondern auch eine Stetigkeit und Ausdauer, wie sie andern Asiaten abgeht. Neben den eigentlichen Chinesen sind die **Pape**, **Lolo** und **Miaotse** anzuführen, die in den Bergen der südlichen und südwestlichen Provinzen hausen und wahrscheinlich Ueberreste der **Urbevölkerung** C.'s sind. Sie sind von gutem Körperbau und abgehärteter als die Chinesen, verstehen sich auf die Bereitung und Verarbeitung des Eisens und Kupfers, das ihr Boden liefert, reden eine andere Sprache als die Chinesen und stehen zur chinesischen Regierung in einem theils mittelbaren, theils unmittelbaren Unterthanenverhältniß. Auch müssen wir die **Mandschu** und **Mongolen** noch erwähnen, die zerstreut im eigentlichen C. leben, meist in den wichtigeren Städten, wo sie die militärische Besatzung bilden und einen eigenen Stadttheil, die sogenannte Tatarenstadt, bewohnen. Die Mandschu sind heller gefärbt und schwerer gebaut, haben mehr Bart als die Chinesen u. verrathen auch mehr geistige Fähigkeit. Der allgemeine Name aller Bewohner des chinesischen Reichs ist **Daizinen**. Was die **geistige Befähigung** der eigentlichen Chinesen anlangt, so erscheinen sie überall, wo es sich um die äußerlichen und mechanischen Interessen des Lebens handelt, als ein äußerst gescheidtes und gewandtes Volk, das für physische Kultur und Industrie den regsten Fleiß und Unternehmungsgeist mitbringt. Sie haben ganz selbstständig auf eigenem Boden, ohne anregende Berührungen mit fremden Völkern, eine nach den angedeuteten Seiten überraschende Kultur u. Civilisation erreicht, die noch heute in Flor ist und bereits blühte, als die Nationen des Abendlandes noch auf der niedrigsten Stufe der Bildung standen. Manche der merkwürdigsten und wichtigsten Erfindungen des Menschengeschlechts, wie die des Kompaß, des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, des Porzellans, des Papiers 2c., haben sie Jahrhunderte lang vor den Europäern besessen. Diese Kultur hielt sich indessen durchaus auf dem Gebiet des nüchternen praktischen Verstandes und entbehrte von jeher aller anregenden Beförderung aus den höheren Gebieten des geistigen Lebens. Darum hat C., wenigstens so lange Europa mit ihm verkehrt, weder Fortschritt, noch Rückschritt gezeigt und sich in unveränderlicher Starrheit stets auf derselben Stufe gehalten; eine auf der ganzen Erde einzige Erscheinung, die wohl mit in strenger Abgeschiedenheit des Volkes gegen das Ausland und in seinem hochmüthigen Dünkel, der überall das Beste zu besitzen meint, am meisten aber in der dem Volke eigenthümlichen Verschlossenheit für fortschreitende Entwickelung des Geistes überhaupt ihren Grund hat. Auf das Alter und die Vollkommenheit ihrer Kultur, auf die Festigkeit ihrer socialen Einrichtungen und die Größe ihres Reichs gründet sich der Natio-

nalstolz, welcher den Grundzug im Charakter der Chinesen ausmacht. Neben jenem sind an ihnen im Allgemeinen Feigheit, Mißtrauen, Ränkesucht, Neigung zu Wollust u. namentlich eine kalte Lieblosigkeit und betrügerische Verschmitztheit zu rügen, die alles chinesische Wesen kennzeichnend durchziehen, während ihre Mäßigkeit in Speise und Trank, ihre Ehrfurcht gegen das Alter, wie überhaupt ihre Heilighaltung der Pflichten des vierten Gebotes rühmend anzuerkennen sind. Etikette, Würde, Ruhe bilden die Lebenselemente des Chinesen von Erziehung. Ein unerschütterlicher Ernst ist ihm das Zeichen tiefer Weisheit. All sein Leben und Treiben wird von einer Regel vorgeschrieben, die sich auf die Sitten von Jahrtausenden gründet. Er handelt und spricht, wohnt, geht, kleidet sich, macht und empfängt Besuche ꝛc., Alles nach jener Vorschrift, deren Beobachtung die Grundlage seiner Erziehung bildet. Die Kleidung der Chinesen ist nach den Jahreszeiten, wie auch nach Stand und Vermögen verschieden, doch hat sie einen durchaus ständigen Zuschnitt und ständige Bestandtheile. Der gemeine Mann trägt Jacke und Beinkleid; der Reichere während des Sommers ein langes, weites Obergewand von Seide oder Leinwand ohne Kragen, mit weiten Aermeln, das, an der rechten Seite übereinander geschlagen, von oben bis unten mit vergoldeten Knöpfen zugeknöpft, für gewöhnlich frei herunterhängt, aber, wo es der Anstand verlangt, durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An letzterem werden der Fächer in seidener Scheide, ein gestickter Tabaksbeutel, eine Taschenuhr in einem gestickten Beutel, eine Dose mit Feuerstein und Stahl getragen, zuweilen auch ein Messer in einer Scheide und ein Paar Eßstöckchen. Unter dem Obergewande legt man für den Sommer Pluderhosen aus Seide oder Baumwolle an, als Kopfbedeckung trägt man kegelförmige Kappen aus Bambusgefäde, auf der Spitze mit einem Knopfe versehen, der den Rang des Trägers anzeigt, u. von dem ein Büschel von karmoisinrother Seide oder rothen Pferdehaaren herunterhängt. Die Landleute tragen im Sommer große, schirmartige Bambushüte, gegen regnichte Witterung eine Art Rohrgestell, an welchem das Wasser abläuft. Im Winter zieht man über das Obergewand einen Spenser mit weiten Aermeln, der nicht über die Hüften hinabreicht und meist aus Pelzwerk besteht; um den sonst bloß getragenen Nacken legt man einen Kragen von Seide oder Pelz, und über die Pluderhose wird eine enge gezogen; die Kopfbedeckung verwandelt sich in eine filzene mit runder, an die Gestalt des Kopfes sich anschließender Kappe, deren Rand rundum in die Höhe geschlagen wird; auch der Landmann bedient sich jetzt dieser Filzmütze. Sobald die oberste Behörde der Provinz den Winter- oder Sommerwechsel in der Kleidung vorgenommen hat, wird dieser Umstand zur Nachachtung für Jedermann bekannt gemacht. Die Feier- und Staatsanzüge sind außerordentlich reich und schön: die Farbe des Spensers ist dabei gewöhnlich dunkelblau, das lange Obergewand von heller, heiterer Farbe und möglichst reich mit Seide u. Gold bestickt. Die vornehmsten Volksklassen tragen bei feierlicher Gelegenheit noch um den Hals bis zum Gürtel hinabhängend eine Schnur von 108 Steinen oder Korallen in der Größe eines Taubeneies. Strümpfe, aus Baumwolle od. Seide gewebt od. auch aus Nankingzeuch zusammengenäht, werden allgemein getragen, schmiegen sich jedoch in der Form nicht dem Beine an, sondern bilden eine Art Beutel, der über die Beinkleider hingezogen und unter dem Knie mit farbigem Strumpfband befestigt wird. Als Fußbedeckung dient im Allgemeinen der Schuh in plumper Gestalt; im Winter trägt man theilweise auch Stiefeln von Tuch, Atlas oder Sammet, aber an diesen wie an Schuhen plumpe Sohlen, bestehend aus mehren Lagen von Tuch oder zusammengefilztem Papier und zu unterst aus einer Lage Leder. Der Landmann geht großentheils barfuß; die Lastträger pflegen Sandalen von Stroh anzulegen. Vom Tragen weißer Wäsche, ebenso von Tisch- und Betttüchern wissen die Chinesen nichts, wie denn überhaupt Reinlichkeit weder in der Kleidung, noch am Körper den Chinesen nachzurühmen ist. Für ihre Winterkleidung bedienen sie sich alles möglichen Pelzwerks; als feinstes gilt das Fell unausgetragener Lämmer. Die Frauentracht ist ähnlich wie die der Männer, nur von größerer Länge und Weite; die Pluderhosen hangen bis auf die Füße hernieder und sind um die Knöchel zusammengezogen; ein Schleier wird nie getragen, aber Augenbrauen, Wange und Lippen werden geschminkt; das Haar wird, je nach dem Geschmack, bei Verheiratheten in allerlei künstliche Gestalten zusammengeordnet, mit Gold- und Silbernadeln, mit Goldplättchen und Perlen, sowie mit natürlichen und künstlichen Blumen aufgeschmückt; die Unverheiratheten lassen es in langen Zöpfen herabhängen. Dem gegenüber scheeren die Männer das Haar am Vorder- und Hinterkopfe kahl ab, während das Haar um den Scheitel in einen Zopf zusammengebracht wird, der lang über den Rücken herabhängt. Dieser Zopf, der jetzt als wesentlicher Bestandtheil eines ächten Chinesen angesehen wird, ist übrigens keine uralte Kleidungssitte, sondern erst durch das jetzige Herrscherhaus eingeführt worden. Vor dem vierzigsten Lebensjahre einen Schnurrbart, vor dem sechzigsten weiteren Bart zu tragen, ist gegen die Sitte, woraus sich erklärt, daß der Stand der Barbiere ganz außerordentlich zahlreich in C. vertreten ist und ziemliches Ansehen genießt. Neben dem geschorenen Kopf und dem Zopf gehören zu den Seltsamkeiten der Chinesen noch die langgezogenen Nägel an der linken Hand und die verkrüppelten Füße der Frauen, indem man nämlich bei den Mädchen das Wachsthum des Fußes durch Einzwängung dergestalt erstickt, daß er mit dem Schuh bekleidet wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gange seine Fähigkeit verliert.

Die Wohnungen der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und in den großen Häfen leben, wie erwähnt, Viele ganz und gar auf Schiffen, die gewöhnlich im Gefolge ihres Wohnschiffes einige andere daneben haben, die als Schweinestall und als Gemüsegarten Dienste leisten. Andere haben ihre Behausung auf festgelegten Flößen genommen. Auf dem Festlande endlich treffen wir, je nach den Vermögensumständen der Bewohner, Hütten aus Zweiggeflecht, Blockhäuser, Wohngebäude aus Backstein, von verschiedener Größe, aber meist einstöckig, niedrig, mit ausgebogenen Dächern. An den bedeutenderen Häusern zeigen sich drei Eingänge: in der Mitte eine große Flügel-

thür, für ausgezeichnete Gäste, an beiden Seiten derselben eine gewöhnliche Thüre, zum alltäglichen Gebrauch. Andere Häuser haben an Einem Eingang genug. Bei dem Eintritt kann man bemerken, daß das Gebäude im Viereck um einen Hof in der Mitte aufgeführt ist, und daß alle Erleuchtung von diesem aus in die Gemächer gelangt. Das nächste Zimmer am Eingange dient zur Aufnahme von Besuchen und als Eßzimmer; weiter hineinwärts liegen die Gemächer für das weniger öffentliche Leben, deren Zugänge durch Vorhänge geschlossen sind. Bei den Wohnungen Vornehmerer führt der Eingang zunächst unter eine Vorhalle, unter welcher der Tragsessel des Hausherrn steht, mit rothen, lackirten Tafeln umgeben, welche in goldenen Schriftzügen die vollen Titel und Würden des Hausherrn kundgeben. Gegenüber gelangt man in die Ahnenhalle, wo die Stammtafeln des Hausstandes hängen, Weihrauch brennt, auf Tischchen zierliche Schälchen mit Thee, Schüsselchen mit gesottenem Reis stehen, und von da auf den Hof, um welchen her die Zimmer liegen. In Städten baut man dem Erdgeschoß noch ein zweites Stock auf, aber höher geht man nicht aus Furcht vor den bösen Geistern, die in der Luft ihr Wesen haben. Die mit den Wohnungen der Reicheren verbundenen Parks und Gärten sind geschmackvoll angelegt. Von vielem Hausrath in seinen Zimmern weiß der Chinese nichts; doch bedient er sich, im Unterschied von andern Asiaten, der beweglichen Stühle. Als Schmuck dienen seidene und hörnerne Leuchten und Porzellansachen. Die Betten, im Winter von Vorhängen, im Sommer von einem Moskitonetz umschlossen, bestehen aus zwei oder drei Bretern, die über Böcke gelegt, u. mit einer Matte überdeckt werden. Die **Städte** C.'s sehen einander alle sehr ähnlich. Sie sind gewöhnlich viereckig, von hohen Mauern, zuweilen auch von Gräben umgeben, die in gehöriger Entfernung von Thürmen flankirt sind. Das Innere der Hauptstädte zeichnet sich durch andere runde oder sechs- und achteckige Thürme aus, die 8—9 Stockwerke hoch sind, sowie durch Triumphbögen auf den Straßen u. durch Tempel, die den Heiligen oder Helden gewidmet sind. Die öffentlichen Gebäude haben mehr großen Umfang, als Pracht. Die Fenster der Häuser sind sehr klein und anstatt mit Glas mit Papier, mit Marienglas oder durchsichtigen Muschelschalen versehen. Die Hauptstraßen sind sehr lang, zuweilen bis 200 Fuß breit u. reich an Läden mit den schönsten Waaren aller Art. Die Nebenstraßen sind dagegen meist sehr krumm und eng, selten breiter als 10—12 Fuß, ja in Kanton meist nicht 8 Fuß breit und nirgends in Plätze ausmündend. Daher fehlt es hier sehr an Lüftung; Wasserabzüge sind nur theilweise vorhanden, und gewöhnlich verpestet auch der Unrath die Straßen; dazu werden alle Abfälle und aller Dünger durch die Straßen transportirt. Das Treiben in diesen engen Straßen ist trotzdem ein sehr lebendiges. Da keinerlei Handelsbeschränkung Statt findet, so sieht man überall umherwandernde Handwerker; Schmiede, Kesselflicker, Glaskitter, Barbiere, Spezereihändler, Schuhflicker, Wahrsager, Grünkrämer, Buchhändler, Geldwechsler 2c. haben ihre bewegliche Werkstätte auf der Straße. Selten entsteht dabei Unfriede oder Unordnung, und selbst des Nachts herrscht eine merkwürdige Ruhe. Wenn Feuer ausbricht, so sind die Regierungsbeamten verantwortlich. Ein Grundzug für das häusliche und gesellige Leben in C. liegt in der Achtung und Schätzung des **Familienlebens**, welche sich durchgängig findet. Die Gestaltung desselben beruht auf der Geltung strenger patriarchalischer Ordnung in allen Lebensverhältnissen. Der Hausvater ist im vollsten Sinne des Wortes Hausherr, mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie bekleidet; ihm gegenüber sind alle ohne Selbstständigkeit, alle unmündig, die Söhne mögen Kinder oder Männer, unverheirathet oder verheirathet sein, eigenes Geschäft und selbstständigen Erwerb haben. Ja, das Recht des Vaters geht so weit, daß er seine Kinder nach Belieben verkaufen, daß er auch über des Sohnes Eigenthum nach Willkür verfügen kann, u. daß der Sohn für alle Schulden des Vaters (Spielschulden ausgenommen) zu haften hat. Natürlich liegt auch die Verheirathung der Kinder ganz in den Händen des Vaters, ja der Sohn muß, wenn der Vater es befiehlt, seine Frau ohne Umstände verstoßen. Die Mutter theilt alle Ehrerbietung, welche dem Vater zu Theil wird, und muß, wenn sie Wittwe wird, vom Sohne Zeitlebens unterhalten werden. Die Hausmütter, welche Söhne haben, sind auch die einzigen im chinesischen Volksleben geachteten Frauen; sonst wird das weibliche Geschlecht in tiefer Mißachtung gehalten, und die Geburt einer Tochter gilt für ein Unglück. Im genauesten Zusammenhang damit steht die Tödtung, Ertränkung und Aussetzung neugeborener Mädchen aus den unteren und mittleren Ständen, obschon über diesen Gebrauch noch nichts Bestimmtes vorliegt, da er von manchen Reisenden, so auch in dem neuesten Werke über C. von dem Missionär Milne, der von 1839—57 dort thätig war, ganz in Abrede gestellt wird.

Die **Verheirathung**, welche die wichtigste aller Begebenheiten im Leben des Chinesen ist, steht nach seiner Ansicht unter der Bestimmung eines unwandelbaren Schicksals. Sie findet schon in frühen Lebensjahren des Mannes Statt, weil er, um eine Frau zu erhalten, keinen selbstständigen, hinlänglichen Erwerb haben muß, indem die Frau mit ihm in das Hauswesen seiner Aeltern eintritt. Vor der Verheirathung haben sich Bräutigam und Braut nicht gekannt; die Sache wird ganz allein durch Unterhändler zwischen den beiderseitigen Aeltern abgemacht; als Hauptbedingung für das Zustandekommen einer Heirath gilt Gleichheit in der bürgerlichen Stellung der beiderseitigen Familien. Einige Zeit nach der Hochzeit kehrt die junge Frau auf kürzere Frist in das älterliche Haus zum Besuch zurück und erst nach Vollendung desselben ist sie völlige Angehörige des Hauses ihres Mannes. Fortan „soll der Gatte der Himmel der Gattin“ sein. Der Gehorsam, welchen die Frau ihrem Manne und zugleich dem Vater und der Mutter desselben schuldig ist, kennt keine Ausnahmen. Dafür ist aber auch der Mann für alle Handlungen seiner Frau verantwortlich. Scheidungsgründe erkennt das Gesetz sieben an: Unfruchtbarkeit, Ehebruch, Ungehorsam gegen die Schwiegerältern, Schwatzhaftigkeit, Stehlen, üble Laune und eingewurzelte Schwächen. Die reicheren Klassen leben oft in Vielweiberei, namentlich wenn die erste Frau

kinderlos geblieben ist. Indeß steht die zweite nur im Verhältniß einer Magd, bis sie nach der Geburt eines Sohnes der ersten Frau mehr zur Seite tritt. Eine andere wichtige und feierliche alte Förmlichkeit ist die Ceremonie der Mützenverleihung, als Zeichen dafür, daß die Knaben (vom 12.—15. Jahre) in das Jünglingsalter getreten sind. Bei einer Jungfrau gilt als entsprechendes Zeichen die Schmückung mit der Nadel, dem Kopfputz der Frauen, und diese ist viel allgemeiner in Geltung als die erstere. Sehr zahlreich sind auch die Ceremonien bei der Leichenbestattung, besonders eines Hausvaters ꝛc. Nachdem die laute Trauerklage neben der Leiche u. die feierliche Waschung derselben vollzogen sind, kleidet man die Leiche wie eine lebende Person an, legt sie in einen hölzernen Sarg, dessen Planken 4—6 Zoll dick sind, und der luftdicht verschlossen wird. Eine Tafel, mit Namen und Titeln des Verstorbenen beschrieben, wird neben demselben aufgestellt. Nach 21 Tagen erst geht die Bestattung vor sich; die Tafel wird in einer vergoldeten Sänfte oder unter einem Baldachin der Leiche vorangetragen, unter musikalischer Begleitung setzt sich der Zug, zu dem sich alle Verwandte und Freunde in weißen Trauergewändern eingefunden haben, in Bewegung; nach der Bestattung wird die Tafel wieder in das Trauerhaus gebracht und bei Wohlhabenderen in der gleich im Eingange des Hauses belegenen Halle der Vorfahren aufgehängt, bei Aermeren in irgend einem Theile des Hauses. Die Gräber bestehen für die Wohlhabenden aus gemauerten Gewölben auf Gottesäckern außerhalb der Stadt an Höhen; viele Leichen aber werden an solchen Plätzen auf den Boden gestellt und dann mit Erde überworfen. Bei der Bestattung werden Geld, Kleidung und Hausrath (meist aus Goldpapier verfertigt) verbrannt. Zweimal im Jahre, im Frühling u. Herbst, findet eine Todten- oder Gräberfeier Statt, bei welcher für die Verstorbenen allerlei Feierlichkeiten begangen, namentlich die Gräber ausgebessert und gereinigt und Opfer gebracht werden müssen. Die Trauerzeit für Vater oder Mutter soll eigentlich 3 Jahre dauern, wird aber gewöhnlich auf 27 Monate beschränkt; doch müssen 3 Jahre wenigstens verlaufen sein, ehe ein Kind des Trauerhauses heirathen kann. Die Trauerfarbe ist weiß und aschgrau; statt der vergoldeten Knöpfe werden gläserne getragen; der Knopf, sowie der seidene Behang der Kopfbedeckung werden abgelegt; das Haar bleibt ungeschoren. Der Nachlaß des verstorbenen Hausvaters gehört den Söhnen gemeinsam, bleibt aber im Gewahrsam des ältesten, der auch doppelten Antheil für sich davon hat. Meist bleiben alle Brüder in einer Art Gütergemeinschaft beisammen wohnen.

Die Nahrung der Chinesen ist hinlänglich mannichfach. Das Hauptnahrungsmittel bildet im Süden und Osten der Reis, der, gekocht, das dem Volke unbekannte Brod ersetzt; im Norden tritt an dessen Stelle Weizen, Hirse, Hafer und Buchweizen. Als Hauptgemüse finden wir im Norden den Pe-Tsä, der, frisch oder gesalzen, weit und breit verschickt wird und mit dem Sellerie Aehnlichkeit hat; sonst aber ziehen sie noch eine Menge Gemüse. Thierische Stoffe scheinen die Chinesen im Ganzen weniger zu sich zu nehmen, als irgend ein anderes in derselben Breite wohnendes Volk. Das Hauptgericht dieser Art bilden Fische, Geflügel und besonders Schweinefleisch, dessen häufiger Genuß in Verbindung mit der Unreinlichkeit Ursache ist, daß die Chinesen an einer Menge Hautkrankheiten zu leiden haben. Ob gespickte Hunde, gebratene Katzen, gesottene Ratten Leckerbissen oder Nothbehelfe sind, mag noch dahinstehen; aber Thatsache ist, wie schon erwähnt wurde, daß man gemästete Hunde in Körben, Katzen in Säcken oder weidenen Käfigen zu Markte bringt. Enten sind sehr beliebt und werden daher in außerordentlicher Menge auf Flüssen und Kanälen gezogen. Die Eier derselben pflegt man auf künstlichem Wege auszubrüten. Das Entenfleisch kommt sowohl frisch, als auch eingesalzen u. gedörrt auf den Markt. Gesalzenes spielt überhaupt unter den Speisen der Chinesen eine große Rolle, und namentlich sind gesalzene Fische, Stockfisch, Laberdau, Klippfisch ꝛc. sehr beliebt. Im Allgemeinen gilt das Kochen in C. fast für eine Wissenschaft und hat eine hohe Stufe der Ausbildung erreicht. Man bezeichnet die chinesische Kochkunst als unter der französischen und über der englischen stehend, wenn auch manche Gerichte uns unschmackhaft erscheinen würden. Die natürliche Gestalt und das Aussehen des Nahrungsmittels wird dabei auf jede mögliche Weise beseitigt. Starke Gewürze werden verschmäht, Oel und Fett dagegen geliebt. Was in den höheren Kreisen auf den Tisch kommt, erinnert sehr an die Gastereien der Römer. Ein Hauptgericht machen dabei die indianischen Vogelnester aus, die in Gestalt von Fadennudeln in Suppen genossen werden; daneben Haifischflossen, Fischmagen, Flechsen von Thieren, Spitzen von Hirschgeweihen, selbst Büffelhäute, zu Gallerte versotten. Abweichend vom ganzen übrigen Asien, genießt der Chinese seine Mahlzeit auf einem Stuhle sitzend; nur in Gegenwart des Kaisers, oder wo er gegenwärtig gedacht wird, muß die Mahlzeit auf Kissen mit untergeschlagenen Beinen eingenommen werden. Statt einer Gabel bedient er sich zwei kleiner Stöckchen von Bambus oder Elfenbein, mit denen er aus den suppenartig bereiteten Gerichten alle festen Stücke geschickt herauszufischen versteht. Wie keine kalte Speise, so genießt der Chinese auch kein kaltes Getränk. Kaffee, Chokolade, Bier, Cider, Wein ꝛc. sind unbekannt; fast alleiniges Getränk, worin er seinen Durst löscht und seine Labung sucht, ist der Thee, der ohne Zucker und ohne Milch genossen u. in zahllosen Theeschenken auch an den Landstraßen verschenkt wird. Wein baut man, doch werden die Trauben nur als Obst genossen. Dagegen wird aus Reis und Hirse ein Getränk destillirt, eine Art Branntwein, der auch auf die Tafel der Vornehmen warm in kleinen Tassen gebracht wird, um die Stelle des Weins zu vertreten. Trunkenheit ist im Ganzen kein Laster der Chinesen; dagegen herrscht das verderbliche Opiumrauchen unter allen Klassen, trotz der ernstlichen Gegenanstrengungen der Regierung. Auch Tabakrauchen u. Schnupfen ist verbreitet, aber der chinesische Tabak ist schlecht. In den Städten finden sich Speise- und Wirthshäuser für die untern Stände, sowie längs der Landstraßen, außer den Theeschänken, Gasthöfe. Alle Bewegung von einem Ort zum andern, wohin Wasserverbindung nicht reicht, wird nicht zu Pferde oder zu Wagen, sondern zu Fuße oder in Tragsesseln aus Bambus vorgenommen. Privatleute dürfen sich nur von 2

Männern tragen lassen, gewöhnliche obrigkeitliche Personen von 4, Vicekönige von 8; der Kaiser allein bedient sich ihrer 16. Wo es indessen angeht, reist man auf den Wasserwegen, auf denen daher ein ganz außerordentlicher Personenverkehr Statt findet. Der öffentlichen großen Boote bedienen sich dabei nur die ärmeren Stände, alle übrigen miethen sich kleinere Boote, die durch Menschen an Leinen gezogen werden. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen Einzelner, von Regierungs wegen gibt es keine solchen Anstalten, und ein Postwesen ist nur in Beziehung auf amtliche Beförderungen vorhanden, zu welchem Zwecke an bestimmten Plätzen Pferde bereit stehen. Auch die Waarenbeförderung auf dem Landwege geht nicht mit Fuhrwerk vor sich, sondern durch Träger, die aber unter Regierungsaufsicht stehen und Vormänner haben, welche für sichere Beförderung und Ablieferung verantwortlich sind.

Im gewöhnlichen Verkehr sind die Chinesen vielleicht nicht ceremonieller, als wohlerzogene Leute auch anderwärts; nur bei feierlichen Gelegenheiten beobachten sie die genaueste und strengste Etikette mit der ganzen Fülle von Ceremonien und Förmlichkeiten, derentwegen sie von jeher verschrieen sind. Aber Höflichkeit und Heiterkeit findet man unter dem Volke überall, in den engen Straßen der Städte wie auf den Angern der Dörfer, im Marktgetreibe wie im Drängen der Prozessionen. Letztere, sowie öffentliche Schaugepränge lieben die Chinesen ungemein und feiern damit verschiedene hohe Feste, wie den Neujahrstag (eines der größten), das Fest der Drachenboote, das Laternenfest (das glänzendste), das Fischerfest ꝛc., die alle Veranlassung zu allgemeiner Freude und Heiterkeit sind. Zu den lächerlichsten Erholungen zählt der Chinese das Spazierengehen; er bewegt sich überhaupt nur, wenn es sein muß, und leibliche Uebungen sind ihm etwas Fremdes. Nur das Ballspiel ist beliebt, wobei jedoch der Ball nicht mit den Armen geworfen, sondern an der Erde mit den Füßen hin- und hergestoßen wird. Die Liebe zum Spiel ist allgemein. Das Schachspiel besitzen die Chinesen seit undenklichen Zeiten; auch Karten-, Würfel-, Dominospiel sind ihnen bekannt und namentlich bei den untern Volksklassen beliebt. Daneben treiben die Kinder Kreisel, drehen das Jonjon ꝛc. Theatervorstellungen sind überall ein Hauptvergnügen, auch Gaukler aller Art sieht man sehr gern. Eine besondere Belustigung für Groß und Klein ist ferner das Steigen von Papierdrachen in allerlei Gestalt, die nach den chinesischen Berichten der berühmte General Han-si 206 v. Chr. erfunden haben soll. Bewunderungswürdiges, zuweilen Unerklärliches leisten endlich die Chinesen in der Kunst der Feuerwerkerei. Gewaltsame und blutige Unterhaltungen verachten sie; Duelle sind ihnen unbekannt, und eine Berufung auf die Faust gilt bei ihnen als Zeichen geringer Civilisation. Doch sind Gelüste zu Aufruhr eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften. Als Eigenthümlichkeit in der Sitte und Anschauung der Chinesen sei noch erwähnt, daß sie zum Zeichen des Bejahens den Kopf schütteln und zum Zeichen des Verneinens mit dem Kopfe nicken; daß sie beim Schreiben die Wörter nicht von links zu rechts oder von rechts zu links aneinanderfügen, sondern von oben nach unten, dabei aber, im Gegensatze gegen die Japanesen, rechts anfangen; daß sie nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten lassen ꝛc.

Obschon Liebe zur Heimat, Vorurtheil und auch Gesetze der Auswanderung aus C. entgegenwirken, so treibt doch die Nothwendigkeit, Mangel an Erwerb in den übervölkerten Gegenden des Landes und die häufig dort auftretenden Hungersnöthe, alljährlich Tausende von Chinesen in die Fremde, von denen Jeder natürlich hofft, mit so viel Reichthum zurückzukehren, um davon leben zu können. Frauen und Mädchen allein dürfen C. unter keinen Umständen verlassen. Die Auswanderung findet zumeist aus den Provinzen Kuang-tung u. Fu-kian Statt, die 47 Millionen Einwohner haben, von denen nach Bowrings Berechnung nicht weniger als 2 Millionen im Auslande sind. Es finden sich allein in Siam etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen (200,000 in Bangkok) Chinesen; auf Java haben nahe an 200,000 große Grundstücke, und auf den Inseln des Archipels wimmelt es von ihnen. Borneo allein hat 32,000. Auch in Cochinchina sind sie sehr zahlreich, und in großer Menge gehen sie nach Kalifornien (1852 kamen in einem Monat 10,000 an; von 1849—57 waren 75,000 eingewandert; 1858 wurde ihre Zahl auf 52,000 geschätzt); ferner nach Australien, den Philippinen, den Sandwichsinseln, der Westküste von Central- und Südamerika, Chile, Reunion, nach dem britischen Westindien, besonders aber nach Cuba. In Singapur sollen jährlich 10,000 ankommen, während nur 2000 zurückkehren. Ein anderer großer Strom wendet sich nach Tübet und nördlich in die Mandschurei.

Was die religiösen Verhältnisse C.'s betrifft, so gibt es zunächst eine herrschende Staatsreligion, zu der sich alle Staatsbeamte bekennen müssen, und neben der alles andere Religionswesen im Staate eigentlich nur geduldet ist. Als Stifter derselben gilt Confucius (Kon-fu-tse), der um 550 v. Chr. zu einer Zeit tiefen religiösen und politischen Verfalls als Reformator der alten Volksreligion auftrat und durch sein System eine entschwundene goldene und sittenreine Zeit zurückzuführen suchte. Dasselbe bietet indessen weiter nichts als eine Art pantheistischer Moralphilosophie, bestehend aus ethischen und politischen Vorschriften, gewöhnlich ohne Bezug auf das eigentliche geistliche Gebiet. Als höchstes Wesen wird der Himmel (Tian) verehrt, worunter aber der sichtbare blaue Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, als die höchste waltende Naturmacht, zu verstehen ist. Nach ihm hat sich der Mensch in seinem Wesen und Wandel, als nach einem Vorbild, zu richten, indem er die nie endende, regelmäßige scheinbare Bewegung des Himmels in seinem sittlichen Wandel zur Richtschnur nehmen soll. Was auf Erden geschieht, Glück und Unglück, Alles wird durch den Himmel gesandt, und der Weise erkennt dieses himmlische Wesen in jedem Begegniß. Treten Störungen des gewöhnlichen Naturlaufes ein, wie Dürre, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Sonnenfinsternisse ꝛc., so erkennt der Chinese darin Aeußerungen der Gerechtigkeit des Himmels über Störungen, die das Volk oder die Regierung in der sittlichen Führung hat eintreten lassen. Diese Strafgerichte sind übrigens die einzigen vom Himmel ausgehen-

den Offenbarungen, da er sich sonst weder in Wundern, noch durch Propheten kund gibt. Von einem Schöpfer und einer Schöpfung lehrt diese Religion so wenig etwas wie von einer Unsterblichkeit der Seele. Die „heiligen Schriften“ des Confucius, nach denen sich die Anschauung u. Lebensführung der Chinesen im Einzelnen wie im gesammten Staatsleben regeln, genießen der höchsten Verehrung und müssen von Jedem, der sich den Wissenschaften widmet, auswendig gelernt werden. Sie umfassen 4 Hauptbücher, deren erstes (das Ta-heo) lehrt, daß in der Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung die Verwaltung und Leitung einer Familie, einer Provinz, ja die des ganzen Staates beruhen. Im Lauf der Zeit ist die Religion des Confucius vielfach ausgeartet und neben der Verehrung des Himmels, als des allgemeinen höchsten Wesens, tritt die Verehrung einer Menge von Geistern und Dämonen auf, die eine Art von Volksbedürfniß neben den unpersönlichen Tian und die abstrakten Lehrsätze des Confucius gestellt hat, und die das Volk nun als besondere Schutzmächte oder auch als feindselige Mächte achtet. Im Uebrigen finden wir auch auf dem religiösen Gebiete in C. besondere Eigenthümlichkeiten. Der Chinese kennt keinen eigentlichen Priesterstand, kein Gotteshaus, keine heiligen Zeiten, und die Ausübung des Gottesdienstes ist eine ganz dürftige und rein äußerliche. Das einzige Heiligthum ist der erwähnte Ahnenraum in den Häusern, in welchem die Gedächtnißtafeln der verstorbenen Familienglieder aufgehängt sind und den Abgeschiedenen Thee und Reis in Schälchen hingesetzt und Sandelholz als Räucherwerk verbrannt wird. Tempel als Behausungen der Gottheit kennt man so wenig als Götzenbilder; was als Tempel bezeichnet wird, sind Erinnerungshallen an verdiente Männer. Namentlich gibt es deren eine Menge zu Ehren des Confucius, in welchen als einziger Schmuck Tafeln mit seinem Namen oder einem seiner Aussprüche hangen. Andere Hallen enthalten die Namen, auch wohl die Standbilder der bedeutendsten Gelehrten oder sonst verdienter Männer. Es gibt wenige Festtage im Jahre und einen allgemeinen Sonn- u. Ruhetag gar nicht. Der Neujahrstag ist der einzige, an welchem der Chinese die Arbeit einstellt. Derselbe wird allgemein mit großen Feuerwerken festlich begangen, indem man sich zugleich gegenseitig Besuche zum Beglückwünschen macht und Geschenke schickt. Die religiösen Opfer sind dreierlei Art: große Opfer (Ta-sze), die dem Himmel, der Erde, dem großen Tempel der kaiserlichen Ahnen und den Göttern des Landes und des Getreides gebracht werden; mittlere (Tschung-sze) für das große Licht (Sonne), das Nachtlicht (Mond), die früheren Kaiser, den alten Lehrer (Confucius), den Sin-Nung als ersten Beschützer des Ackerbaues, den Sin-Tsan, als Urheber der Seidenweberei, die Geister des Himmels, der Erde, des verflossenen Jahres, den alten Beschützer der Heilkunst, die unzähligen abgeschiedenen Staatsmänner, großen Gelehrten und Blutzeugen der Tugend; endlich die kleinen Opfer (Seau-sze), welche den Sternen des Himmels, den Wolken, dem Regen, Winde, Donner oder deren Geistern, den 5 großen Gebirgen C.'s, den 4 großen Seen, den 4 Flüssen, den Kriegsfahnen und Bannern, dem Geist der Heerstraße, auf welcher das Geschütz zieht, dem Geist der Geschütze, dem Geist des Polarsterns, der Tian-Hau oder Königin des Himmels als der Verwalterin des Wetters u. Beschützerin der Seefahrer dargebracht werden. Die letzteren Opfer sind offenbar dem uralten, in Asien allgemeinen Schamanismus entnommen. Die Priester dieser Staatsreligion sind: der Kaiser (als Hoherpriester), Könige, Vornehme, Staatsbeamte und eine Unzahl von Civil- und Militärbeamten. Bei dem Opfer für den Himmel trägt der Kaiser ein himmelblaues, sternenbesäetes Gewand; bei dem für die Erde ein gelbes; bei dem für die Sonne ein rothes, und bei dem für den Mond ein falbes. Die Förmlichkeit geht unter freiem Himmel vor sich und bietet in Peking, wo die höchsten Würdenträger in ihren Staats- und Feierkleidern dazu erscheinen müssen, einen großartigen Anblick. Die Opfergaben selbst bestehen in Ochsen, Schafen, Schweinen, Seidenzeuchen. Für die Tödtung der Thiere bestehen keine Vorschriften. Sie werden daher alle gekocht, um nach dem Segen zum Verzehren bereit zu sein. Dem Himmel wird am Tage des Wintersolstitiums, der Erde am Tage des Sommersolstitiums geopfert; den Uebrigen zu festgesetzten Zeiten. Der Opferaltar für den Himmel ist rund, der für die Erde viereckig. Die großen Opfer verlangen eine Vorbereitung durch Waschungen, Kleiderwechsel und dreitägiges Fasten; während dieser Zeit müssen sich die Theilnehmer in einem reinen Zimmer aufhalten, und dürfen weder über peinliche Verbrechen Urtheil sprechen, noch sich an einer festlichen Gelegenheit betheiligen, weder Musik hören, mit Frauen in fleischliche Berührung kommen, Kranke besuchen, Wein u. Zwiebeln oder Knoblauch genießen, noch ihre Todten betrauern. Die Ceremonien bestehen in Bücklingen, Kniebeugungen und Niederstoßen des Kopfes zur Erde. Bei Dürre, Pestilenz, Hungersnoth, Krieg 2c. fleht der Kaiser allein vor dem Volke den Himmel an. Eine Art religiöses Volksfest bildet der zweimal im Jahre gesetzlich angeordnete Besuch der Gräber, dessen wir schon oben gedachten. Außerdem ist noch des eigenthümlichen Laternenfestes, am Tage des ersten Vollmonds im neuen Jahr, an welchem der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaate, begleitet von Musikanten, Soldaten, Laternen-, Fackel-, Fahnen-, Fächer- und Sonnenschirmträgern, einen prachtvollen Umzug durch seine Hauptstadt hält, und des Drachenfestes zu erwähnen, an welchem die ganze Bevölkerung Drachen steigen läßt, um nach alter Vorstellung die Luft von böswilligen Geistern und schadenfrohen Dämonen zu reinigen. Auch der Schutzmittel gegen die böse Einwirkung der Dämonen, der Talismane und Amulete, gibt es eine große Menge. Neben dieser Staatsreligion zählt die Sekte des Da-oß (Taotse, Taoismus) eine bedeutende Anzahl von Bekennern. Stifter derselben ist Lao-tse (Lao-zsui), ein Vorgänger und Zeitgenosse des Confucius, der die Tao-Tao, d. i. die Vernunft, lehrte, als das höchste unkörperliche göttliche Wesen, dessen Ausfluß die menschliche Seele ist. Nach tugendhaftem Leben fließt dieselbe in die Tao zurück, nach einem lasterhaften wandert sie durch irdische Formen. Die Bekenner des Da-oß predigen Glück und Gemüthsruhe in Epikurs Weise; sie scheuen Mühe und Unruhe, Ehren und Reichthum, den Gedanken an Vergan-

genheit und Zukunft rc.; sie entsagen der Welt und tödten jede Begier, indem sie „die Geister derselben essen", d. h. lange Zeit den Athem anhalten; aber sie tödten auch jedes Gefühl. Viele ziehen sich als Einsiedler auf Hügel und Berge zurück. Ihr Oberhaupt gibt vor, ihm seien alle Dämonen der unsichtbaren Welt untergeben, und er versetzt sie von einem Ort zum andern. Sie stecken voll rohen Aberglaubens, treiben das Werk der Wahrsagerei und sind im Ganzen übel angesehen in C. Die Regierung hat den Lao-tse stets als einen der höchsten Verehrung würdigen Mann betrachtet, aber zugleich gilt er doch nur als Gründer einer eben so falschen als trügerischen Philosophie, deren Grundsätze die menschliche Gesellschaft auflösen würden. Nicht besser ist die Stelle der Bekenner des Buddhaismus (hier Religion des Fo genannt), der um 70 n. Chr. von Indien nach C. kam, und dem besonders die niederen Klassen des Volks angehören. Er ist in seiner Verunstaltung jetzt nur noch rohes Heidenthum und Götzendienst. Die Indolenz und der Cölibat der Priester machen diese den Anhängern des Confucius verächtlich, wie nicht minder ihre freiwillige Armuth und ihr lästiges Betteln. Zu ihrem Gottesdienst gehören Weihwasser, Gebete für die Todten, Fasten, Rosenkränze, die Anbetung von Reliquien; bei den Tempeln haben sie Klöster. Man zählt über eine Million Priester (Bonzen) dieses Glaubens, größtentheils unwissende Taugenichtse, die in jeder Provinz bettelnd umherschwärmen. Nur die höchsten Grade der Priesterschaft werden mit Gebildeten besetzt. Die Tempel sind meist im Verfall. Ihre 5 Gebote heißen: Tödte kein lebend Wesen, vom kleinsten Insekt bis zum Menschen; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht heirathen oder gewältigen das Weib eines Anderen; Du sollst nicht fälschlich reden; Du sollst keinen Wein oder vergiftetes Getränk trinken. Sie geloben, auf Familienbande zu verzichten, ihr Haupt zu scheeren und in Tempeln zu wohnen. Sie verehren die drei Buddha's, den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, welche gewöhnlich nackt, sitzend, mit krausem Haar dargestellt werden. Ihre Tempel sind mit Bildern von Göttern und Göttinnen verziert; auf den Altären stehen Kerzen und Weihrauch und in der Mitte ein großes eisernes Gefäß, um Papier darin zu verbrennen; an einer Seite des Raumes befinden sich eine große Glocke und eine Trommel, welche aber nur gerührt wird, wenn eine Person von Bedeutung zum Gebet kommt. Sie haben keinen Sabbath, halten aber Neu- und Vollmond feierlich. Der tägliche Gottesdienst besteht in Gebeten in Sanskrit, welche nur wenige Priester verstehen, und im Wiederholen des Namens Buddha 2—3000mal. Uebrigens nennt sich auch der Kaiser einen Anhänger des Buddhaismus. Die Mitglieder der Nonnenklöster haben Morgens u. Abends aus ihren Gebetbüchern zu recitiren. Diese Klöster erhalten sich durch Schenkungen u. Beiträge u. vermiethen ihre Räume, oft zu den niedrigsten Zwecken. Von den Religionen, welche einen persönlichen Gott kennen, zählt der Islam in den westlichen Landestheilen eine Anzahl Bekenner, deren Umfang jedoch verhältnißmäßig gering ist; von Juden findet sich eine kleine Gemeinde zu Kai-fung-fu in Ho-nan, und das Christenthum, das bereits im 7. Jahrhundert durch nestorianische Christen, später (seit 1556) besonders durch die Jesuiten in C. verbreitet wurde, soll trotz aller Verfolgungen, die 1722 begannen, zwischen 1746—73 besonders heftig waren und sich erst 1852 erneuten, gegenwärtig 400,000 römischkatholische Bekenner zählen. In den letzten Decennien haben auch die protestantischen Konfessionen eine lebhafte Missionsthätigkeit in C. entfaltet.

Der chinesischen Sprache und Schrift werden wir einen besonderen Artikel widmen, auf den wir hier verweisen. Von größter Allgemeinheit, wie kaum irgend in der Welt, ist das Unterrichtswesen in C. Allgemeine Schulbildung für das männliche Geschlecht ist Reichsordnung, daher auch alle Orte ihre Schulen haben, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen u. die Hauptlehren des Confucius gelehrt werden. Fast der geringste Bauer versteht in Folge dessen zu lesen, zu schreiben u. sein Rechnungsbuch zu führen. Wer in den Stand der Beamten eintreten will, muß seine Studien weiter fortsetzen, was darin besteht, daß er sich sämmtliche Schriftsammlungen des Confucius völlig zu eigen macht. Durch solche Gelehrsamkeit kann man zu den höchsten Aemtern gelangen; der Weg führt durch vier Grade: Szin-Tsä (d. i. vorrückender Literat) führt in den gelehrten Stand ein; Kjudschin (d. i. beförderter Mann, etwa Licentiat) öffnet den Zutritt zu Staatsämtern; Tsin-sze (d. i. blühendes Talent, etwa Doktor) befähigt zu hohen Aemtern und Haan-lin (d. i. Mitglied der kaiserlichen Akademie Peking) zu den höchsten. Die Prüfungen sind sehr streng, immer wiederkehrend und das ganze Leben hindurch während; doch hilft Bestechung gewöhnlich auch hier nach. Die zu Hunderttausenden durchfallenden Kandidaten werden Schullehrer, Notare, Schreiber rc. Die weibliche Bildung ist weniger allgemein, fehlt indessen keineswegs, ja es gibt sogar eine nicht kleine Zahl von Schriftstellerinnen. Daß bei alledem das Wissen der Chinesen nicht über den Bereich ihres Landes hinausgeht, läßt sich schon aus ihrem Nationaldünkel abnehmen. C. und chinesische Geschichte ist und bleibt die Grundlage aller chinesischen Bildung, und das bestimmte überkommene Maß von Kenntnissen und Wissenschaft dem nachwachsenden Geschlecht zu übermitteln, das einzige Ziel alles Unterrichts. Auch der Gelehrte geht über die stereotypen Gedanken seiner Urväter nicht hinaus, und von eigentlicher Wissenschaft, als dem Ergebniß der Denkarbeit, wie von einer Welt des Geistes überhaupt wissen die Chinesen nichts. Ihre Heilkunde liegt ganz in den Banden der Astrologie, und auch in der Astronomie, worin ihnen ein gewisses Maß von Kenntnissen nicht abzusprechen ist, geht es ohne jene nicht ab. Mit der Zeitrechnung halten sie es, wie die Israeliten: sie rechnen nach Mondenjahren und schalten, um mit dem Lauf der Sonne im Einklang zu bleiben, je nach Bedarf alle zwei od. drei Jahre, genauer: im Mondkreislauf von 19 Jahren siebenmal einen ganzen Monat ein; das gewöhnliche Jahr hat 354 oder 355, das Schaltjahr 383 oder 384 Tage. Die Tage, von Mitternacht an gerechnet, werden in 12 Stunden getheilt; eine Eintheilung der Monate in Wochen kommt nicht vor. Die Rechnung beginnt mit dem Jahre 2697 v. Chr. Sie zählen übrigens nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrsechzigen, von denen jedes besonders benannt ist. Das Jahr 1861 ist

das 58. des 76. Cyklus. Das Neujahr fällt auf den ersten Neumond, nachdem die Sonne in den Wassermann getreten ist. Geometrie und Algebra sind dem Chinesen etwas Fremdes; von Ziffern weiß er überhaupt nichts, sondern die Zahl wird mit Wortzeichen geschrieben. Im gemeinen Leben hilft man sich mit einem Rechenwerkzeug. Trotz ihrer mechanischen Geschicklichkeit haben die Chinesen noch nirgends Beruf für die Kunst verrathen, ja der Sinn für wahre Schönheit geht ihnen gänzlich ab. Sie besitzen ein Geschick in Thonbildungen oder überhaupt in Bildungen aus weicher Masse, dabei kann aber von einer ausdrucksvollen Darstellung des Leibes nicht die Rede sein, weil man von nackten Bildern nichts weiß, sondern das Ganze auf gefällige Herstellung der Kleiderhülle hinausläuft. Die Gebilde ihrer Malerei treten schattenspielartig vor das Auge; Alles wird mit ängstlichster Treue dargestellt; von perspektivischer Darstellung ist kein Begriff vorhanden. Daher vermag der Chinese höchstens einzelne Naturkörper zweckdienlich darzustellen. In besonderer Schätzung stehen leicht in Wasserfarbe und indischer Tusche hingeworfene Bilder auf feinem Papier oder auf Seide; vorzugsweise beliebt ist die Darstellung des Bambus in den verschiedensten Stufen seiner Entwickelung vom zartesten Sproß bis zur vollendet ausgebildeten Gestalt mit feinen grasartigen Blumen. Meisterhaft dagegen zeigt sich der Chinese in der Gartenkunst, indem er die lieblichsten u. geschmackvollsten Gruppirungen von Bäumen und Rasen zu Stande zu bringen weiß, obschon seine Vorliebe für das Zwerghafte auch hier störend eingreift. Die Baukunst der Chinesen steht ganz im Dienste des Bedürfnisses und trägt den Charakter der Einförmigkeit. Selbst die Gartenlusthäuser der Wohlhabenden sehen sich im Allgemeinen alle ähnlich: Hallen, im Viereck mit Säulen umgeben, die das in chinesischer Bauart angelegte, einem Zeltdach nachgebildete Dach tragen. Auch die über Götzenbildern oder Reliquien erbauten, thurmartig in Stockwerken, die der Höhe nach an Umfang abnehmen, sich erhebenden Pagoden buddhaistischen Ursprungs bieten der Baukunst keinen besonderen Raum für Hinausgehen über hergekommene Einförmigkeit. Die Musik der Chinesen ist furchtbar unharmonisch und trotz aller ihrer zahlreichen Instrumente (Laute, Guitarre, Flöte u. andere Blasinstrumente, dreisaitige Geige, Drahtharmonika, die mit 2 Bambusstäbchen geschlagen wird, Glocken, Trommeln und Pauken ꝛc.) haben sie keine Ahnung von Rhythmus, von Akkorden, Melodie oder Harmonie. Daß man selbst tanze, statt sich vortanzen zu lassen, ist ihnen unbegreiflich. Sehr große Liebhaber des Schauspiels sind, wie schon erwähnt ward, alle Klassen der Bevölkerung, doch ist Beamten der Zutritt verboten, weil es dabei nicht ohne Gemeinheiten u. Obscönitäten abgeht. Die Frauenrollen dürfen, seitdem der Kaiser Kien-lung im 18. Jahrhundert eine Schauspielerin geheirathet hat, nur von Jünglingen gespielt werden. Die Schauspieler selbst sind übrigens nicht geachtet. Im Norden und Osten finden sich stehende Theater; Tausende von Truppen aber durchziehen wandernd das Land und spielen auf Kosten von reichen Leuten, die durch nichts Anderes die Menge so sicher für sich gewinnen können. Ueber die dramatischen Dichtungen der Chinesen, sowie über die Literatur derselben überhaupt s. Chinesische Sprache und Literatur.

Die Staatsverfassung C.'s ist die monarchische, allein der Kaiser ist gebunden durch alte Gesetze und Gebräuche, sowie durch die Rathschläge und Vorstellungen seiner Minister und Staatsräthe. Sein Titel ist Hoang-ti, d. h. erhabener Herrscher. Sein eigentlicher Name wird bei seinen Lebzeiten nicht gebraucht, sondern er nimmt für die Zeit seiner Regierung einen besonderen diese charakterisirenden an. So führt der jetzige, 1850 zur Regierung gekommene Kaiser Inschu den Namen Hien-fong, d. i. Fülle des Segens. Sich selbst nennt der Kaiser bescheiden Kua-jin, d. i. der kleine Mann und Kua-kiun, d. i. der kleine Fürst. Sein Thron heißt der Drachenthron. Der Kaiser gilt für den Stellvertreter und Bevollmächtigten des Himmels und heißt deshalb auch Tian-tsen, d. i. Sohn des Himmels, der die Erde zu verwalten hat. In seinem Verhältniß zum Volk liegt weder etwas Theokratisches, noch Patriarchalisches; er ist Alleinherrscher, kann aber mit seiner Willkür nirgends durchdringen; er ist geistliches Oberhaupt, wie viele europäische Herrscher es sind, höchster Richter und Anführer im Krieg; er gilt als Vater der ungeheuern Familie und als Vorbild. Sein Wille wird als Ausdruck der Willensmeinung des Himmels aufgenommen, aber der Wille des Himmels spricht sich im Volke aus, u. darum hat er die Uebereinstimmung mit diesem anzustreben. Wird das Volk durch Landplagen, Krieg ꝛc. heimgesucht, so bekennt sich der Kaiser öffentlich als Den, welcher sie verschuldet, und thut als Reuiger in grober Kleidung Buße. Wirken diese und sein Gebet nicht Abwendung, schwellen die Wogen des Kriegs u. der Empörung trotz der Anwendung jedes Gegenmittels, bis an seinen Thron, so gilt dies für ein Mißtrauensvotum des Himmels, der den Kaiser als seinen Verwalter auf Erden nicht mehr anerkennen will, und jener muß den Thron einem Würdigeren überlassen. Einen schlechten Fürsten, der nicht der Vater seines Volkes ist, und dem der Wille und Wunsch desselben nichts gilt, ist das Volk berechtigt, zu verlassen und sich einem bessern zuzuwenden. Das chinesische Volk hat somit das Recht der bewaffneten Empörung. Rebellion ist (nach Meadows, einem der neuesten Schriftsteller über C.) das alte u. oft geübte, vollkommen legitime Mittel, um jeder Willkürherrschaft u. schlechten Gesetzgebung ein Ende zu machen, und diesem Rechte verdankt das Volk sein langes, nationales Dasein und seine nie erschöpfte Lebenskraft. Nur die Staatsform selbst oder die Verfassung ist unantastbar und unabänderlich, und ein Versuch, z. B. die Republik od. eine konstitutionelle Monarchie einzuführen, würde eine unberechtigte Staatsumwälzung sein; dennoch spukten in der Revolution des Hung-san-tsin, welche 1850 gegen die herrschende Dynastie zum Ausbruch kam, sogar kommunistische und socialistische Ideen, sowie die Verkündigung einer neuen Religion. Dem Kaiser gehört, nach dem Codex der Chinesen, das gesammte Erdenrund, in dessen Mitte er thront, und nur der Ungehorsam und die Blindheit der am Rande der Erdscheibe wohnenden Barbarenvölker lassen diesen Rechtsbegriff nicht zur Wirklichkeit kommen. Bis in die neueste Zeit und selbst den sehr störenden und aus solchen Träumen sehr unsanft weckenden Ereignissen

der Gegenwart gegenüber hat die chinesische Diplomatie ihr dünkelvolles System nicht verlassen, jede fremde Gesandtschaft als einen Ausdruck der Unterwürfigkeit, alle Geschenke der Courtoisie für fälligen Tribut anzusehen. Man verehrt den Kaiser in abgöttischer Weise, indem man sich in den Staub wirft, sobald er erscheint, ja sogar vor dem leeren Throne. Nie läßt er sich öffentlich sehen, ohne daß 2000 Polizeidiener vorausgehen und eine ungeheure Leibgarde folgt. Die Hofbeamten und Kammerdiener sind zum Theil Eunuchen, deren etwa 5000 mit dem Kaiserpalaste in Verbindung stehen. Der Kaiser hat eine legitime Frau, die Kaiserin (Hoang-hoi), zwei niedriger stehende Frauen, Königinnen (Fu-schin), und eine große Anzahl von Konkubinen. Nur die erstere kann einen politischen Einfluß geltend machen Das Recht der Nachfolge beruht nicht auf der Erstgeburt, sondern der Kaiser wählt sich seinen Nachfolger unter den Söhnen seiner 3 Gemahlinnen, doch wird seine Wahl erst bei seinem Tode bekannt gemacht. Die Töchter werden an mongolische und Mandschufürsten verheirathet. Jede folgende Generation der kaiserlichen Sprößlinge hat einen geringeren Adelsrang, und die der siebenten gehören der großen Menge des Volks an. Ein Prinz vom höchsten Range bezieht jährlich etwa 22,000 Thaler u. hat ein Gefolge von 360 Dienern; einer vom untersten monatlich 6 Thaler u. Rationen. Nur die höchsten Klassen der Prinzen müssen am Hofe leben und tragen einen Gürtel aus Gold und Gelb. Diese Prinzen und Verwandten des Kaiserhauses bilden die oberste Stufe des chinesischen Adels (Geburtsadel), dem außerdem die Nachkommen des Confucius angehören (Kaiser Kanghe besaß eine genaue Liste von den Nachkommen des Weisen, welche 11,000 männliche aufzählte; die gegenwärtige Generation ist die 74.); sodann aber auch sämmtliche höhere Staatsbeamte oder Mandarinen (Kuan), und alle an den Staatsprüfungen theilnehmenden Studirenden vom 16. Jahre an (persönlicher Adel). Man zählt etwa 15,000 Civilmandarinen; aus der ersten Klasse derselben, den Ko-lao, werden die Minister gewählt, aus der zweiten, den Ta-hia-su, die Generalgouverneure, Gouverneure, Präsidenten &c. Das äußere Zeichen der Amtswürde ist die Pfauenfeder, und zwar 3 für die erste Klasse, 1 für die zweite. Aber auch der bloße Titel eines Mandarinen ist käuflich. Die Zahl der Militärmandarinen beläuft sich auf etwa 20,000; sie zerfallen in 5 Klassen und rangiren mit den Civilmandarinen. Ihre Auszeichnung besteht in einem Knopf oben auf der Mütze, welcher bei den 4 höheren Klassen ein Rubin, bei der fünften ein Sapphir ist. Ihre Uniform besteht in einem gestickten Seidengewand, über welchem sie ein loses Kleid von blauem Krepp tragen. Außer dem Adel werden innerhalb der Klasse der Liang od. des ehrenwerthen Theils der Bevölkerung noch 3 Stände unterschieden: der Bauernstand, der nächst dem Adel am höchsten gehalten wird, der Stand der Kaufleute und Schiffer und der Stand der Künstler und Handwerker Doch sind wie beim Adel auch innerhalb dieser Hauptklassen eine große Menge von Unterabtheilungen, welche sämmtlich ihre besonderen Vorrechte, Abzeichen, Höflichkeitsansprüche und Regeln für alle Höher- und Tieferstehenden haben, die alle mit gleicher Genauigkeit beobachtet werden müssen, wenn man nicht in der öffentlichen Achtung sinken oder straffällig werden will. Alles übrige Volk gehört zum Pöbel (Ziu), der die Sklaven, Dienstboten und alle für Geld sich dem Vergnügen des Publikums widmenden Personen (auch die Schauspieler jeder Art) umfaßt, und zu den Mau oder Landstreichern.

Die Regierung des Landes ist eine ziemlich verwickelte. Nach M. Martin bildet ein Kabinet (Nui-kao), bestehend aus 4 Hauptkanzlern, 2 Assistenten und den ausgezeichnetsten Gelehrten, nebst 500 Schreibern, die Spitze. Dasselbe revidirt die Gesetze, erläßt Dekrete, schließt Verträge, gibt die amtlichen Reichsannalen, gewöhnlich Pekingzeitung genannt, heraus &c. Jetzt ist ein Kabinetsrath, etwa unserem Ministerium entsprechend, mit einem Theile dieser Macht bekleidet; derselbe besteht aus Mitgliedern der kaiserlichen Familie und einigen der höchsten Beamten. Unter demselben stehen die ausführenden Oberbehörden: die des Civildienstes, der Einnahmen, des Ritus (religiöse Gebräuche, Hofetikette, astrologische Wahrsagerei und Unterrichtswesen umfassend), des Kriegs, der Justiz (zugleich höchstes Appellationsgericht) und der öffentlichen Arbeiten. Jedes Departement hat 2 Präsidenten, 4 Vicepräsidenten, zur Hälfte Mandschu, zur Hälfte Chinesen, nebst Direktoren, Untersekretären, Kontroleuren und einer großen Zahl von Schreibern. Eine C. eigenthümliche Einrichtung ist die Tu-tscha-yuen, d. i. Aufsichtsbehörde, welche die ganze amtliche Thätigkeit des Ministeriums u. des Kabinets zu prüfen, Untersuchungen anzustellen, Einwürfe gegen ihm schädlich dünkende Maßregeln zu machen, oder diese zu hemmen hat. Die Mitglieder desselben müssen jedem Unterthanen Gehör schenken, welcher über die Regierung Beschwerde führt; sie prüfen aufrichtig selbst das Thun und Lassen des Kaisers. Untergeordnete Departements sind: das für die Stadtmauern, Paläste, Tempel und Altäre, nebst den Aufsehern über das Bauholz, die Glaswaaren und die Töpfereien; das für die Waffen und Geschütze &c.; das für die Wasserwege, Deiche &c.; das für den Bedarf der Paläste und Tempel, die Einrichtung der Gräber &c. Die Münze steht unter 2 Vicepräsidenten, die Schießpulverfabrikation unter 2 Ministern. Das sogenannte Kolonialamt (Li-fau-yuen), ganz aus Mandschu u. Mongolen bestehend, verwaltet das Land der Mongolen oder Moguls, Ili und Tübet, zugleich die Tributstämme in Se-tschuan, Formosa &c., welche alle Jan oder Fremde heißen, im Gegensatz zu den westlichen Barbaren, zu denen namentlich auch die Miaotse gehören. Unter dieser Behörde stehen ebenfalls 6 Departements. Das erste sorgt für die Grenzen, den Rang und die Nachfolge der Fürsten und Adeligen der inneren Mongolei, für die Ehen der Fürsten und ihrer Söhne und Töchter, welche meist mit der kaiserlichen Familie verbunden werden, ordnet die Stämme in Corps und nimmt ihnen den Eid der Treue ab. Das zweite regulirt die Gehalte der Fürsten der innern Mongolei u. ordnet ihre Besuche bei Hofe. Das dritte thut dasselbe in Bezug auf die äußere Mongolei und die Lama's Tübets, bestimmt die Grenzen jedes Stammes, überwacht ihre Regierung und gibt den Kaufleuten Erlaubniß zum Handeln. Zu Kurun bei den Chalkas residiren 2 Minister und ebenso in Tübet, welche letztere auch den Tribut von Tübet u. den Ghorkas

unter sich haben. Das vierte bestimmt die Einkünfte aus Tübet und der äußern Mongolei. Das fünfte ordnet die Regierung der mohammedanischen Fürsten und Begs und den Tribut der nicht unterworfenen Buräten, Kirgisen, Turkmanen. Das sechste ist das Maßamt für alle tributären Länder. Eine andere eigenthümliche Staatsbehörde ist der Haanlin (d. i. Pinselwald, da die Chinesen mit Pinseln schreiben), die Elite der ausgezeichnetsten Gelehrten, die dem Kaiser zur Seite steht, und der alle die Literatur und viele die Politik betreffenden Gegenstände zur Beurtheilung unterbreitet werden.

Die Verwaltung der Hauptstadt des Territoriums von Mukden od. Tschin-king (der zum eigentlichen C. geschlagene Theil der Mandschurei) u. der 18 Provinzen (Seng) geschieht durch Großbeamte: Generalgouverneure (Yin, auf 3 Jahre gewählt) od. Specialadministratoren (in den gewöhnlich dem Kaiser zum Aufenthalt dienenden Bezirken); durch Gouverneure od. Vicekönige (Thsung-tu), welche gewöhnlich über 2 Provinzen gesetzt sind, u. durch Statthalter (Fu-Yuen), welche je einer Provinz vorstehen u. den Vicekönigen untergeordnet sind. Unter den letzteren u. den Statthaltern der Provinzen stehen: die Generaleinnehmer, die Oberkriminalräthe, die Oberingenieure u. Inspektoren der Brücken u. Chausseen. Diese drei (Sse und Tao, d. i. Specialbehörden, genannt) haben unter sich die Departementspräfekten (Fu), diese wieder die Distriktschefs (Ting) u die Bezirkschefs (Tschéu), und diese endlich stehen über den Kantonschefs u. übertragen ihnen alle die Geschäfte, welche mit den 6 Oberbehörden in Verbindung stehen. Die Mandarinen zweiten Rangs oder die Adjunkten, sowie die diesen untergeordneten Beamten sind alle den genannten Behörden untergeben und hängen von ihnen ab. Kaiserliche Specialkommissäre werden beständig in alle Theile des Reichs gesendet, um eine allgemeine Aufsicht zu führen. Die Gewalt der Provinzialgouverneure wird durch ein Kabinet beschränkt, das aus einem Statthalter, dem Militärgouverneur, dem Provinzschatzmeister und dem Justizchef der Provinz besteht. Im Ganzen gibt es 8 Generalgouverneure, 15 Statthalter, 19 Schatzmeister, 18 Provinzialjustizchefs, 17 Wissenschaftskanzler, 15 Militärgouverneure und 1740 Präfekten und Subpräfekten. Die Gesammtheit all der Tausende von Beamten, die durch eine Menge von Maßregeln und Vorschriften zu einer von der übrigen Bevölkerung abgesonderten, in sich abgeschlossenen Körperschaft gemacht werden, bildet die ungeheuerste Bureaukratie der Welt. Selbst die Bürgermeister der großen Städte sind kaiserliche Beamte, nur in den kleinen Städten u. Dörfern wählt sich das Volk sein Oberhaupt selbst. Ohne Unterschied aber der Geburt u. der Nationalität steht Jedem, der in den Kollegien u. Akademien die nöthigen Grade erlangt hat, jede Stelle u. jedes Amt offen, so daß in keinem Lande der Welt Verstand u. Erziehung so ausschließlich wie in C. die Mittel sind, zu Auszeichnung und Einfluß zu gelangen. Welcher Art freilich die erforderlichen Kenntnisse sind, haben wir oben angedeutet. Die Gehalte der Beamten sind im Ganzen niedrig, doch ist durchweg das entsetzlichste Bestechungssystem und die unehrlichste Wirthschaft im Schwang, so daß sich die Generalgouverneure zuweilen Millionen zu verschaffen wissen, wie die niedrigsten Beamten Hunderte und Tausende. Der gewöhnliche Sold eines Generalgouverneurs ist nach unserem Gelde 44,000 Thlr., eines Statthalters 35,000 Thlr., eines Schatzmeisters 20,000 Thlr., eines Provinzialjustizchefs über 13,000 Thlr., eines Militärgouverneurs etwa 9000 Thlr., eines Generals 5300 Thlr.

Das chinesische Gesetzbuch ist sehr übersichtlich geordnet und enthält in 7 Abschnitten die allgemeine Civil-, Fiskal-, Ritual-, militärischen und Kriminalgesetze, sowie die auf die öffentlichen Arbeiten bezüglichen. Es ist 2000 Jahre alt, und jedes fünfte Jahr erscheint der veränderte und ergänzte Codex. Die Edikte werden öffentlich in den Straßen angeschlagen, die wichtigeren auch in Abdrücken ausgegeben. Leider wirkt die mangelhafte Ausführung der Trefflichkeit manches Gesetzes entgegen. Unzählige Justizmorde und die härtesten Unterdrückungen geschehen. Am liebsten hat das Volk gar nichts mit der Regierung zu thun, u. ist dieselbe nicht zu umgehen, so wird der Beamte immer erst durch ein Geschenk gestimmt. Eine Hauptthätigkeit hat die Regierung gegen die Räuberbanden zu entwickeln, die fortwährend im Lande hausen, u. die man wenigstens so weit zu unterdrücken bemüht ist, daß man die Abgaben einsammeln kann. Mit der Civil- u. Kriminaljustiz sind Lokalbeamte betraut, welche der Korruption im höchsten Maße unterliegen. Sie wenden, um Geständnisse zu erlangen, die unglaublichsten Torturen an, u. die Behandlung der Gefangenen, die man wie wilde Thiere einsperrt, ist unmenschlich. 10—100 Hiebe auf die Fußsohlen, Transportation, ewige Verbannung in ferne Provinzen, harte Sclavenarbeit und Tod sind die gesetzlichen Strafen für die Verbrechen; Enthaupten und Erdrosseln die gewöhnlichen Arten der Hinrichtung. Aber nach dem Urtheil Sachkundiger sollen nicht halb so viel Verbrecher die Todesstrafe erleiden, als an den Folgen der Tortur u. des Gefängnisses sterben. Die Verhöre geschehen öffentlich, unentgeltlich und sind kurz; selten findet eine Appellation Statt. Todesurtheile muß der Kaiser unterzeichnen, ausgenommen bei Aufständen. Das schwerste Verbrechen ist Hochverrath, der jedoch nicht nur in Angriffen auf die Person des Kaisers und im Versuch zum Umsturz der bestehenden Regierung besteht, sondern auch in Angriffen auf die Tempel, in welchen die kaiserlichen Ahnen verehrt werden, oder auf deren Gräber. Wer sich dieses Verbrechens schuldig macht, soll Zerstückelung erleiden und eines langsamen, peinlichen Todes sterben; zugleich aber sind alle männliche Verwandte desselben, die über 16 Jahre zählen, bis zu Geschwisterkindern dem Tode verfallen. Ein Vater, der seinen Sohn absichtlich tödtet, hat Bambusschläge u. ein Jahr Verbannung zu erleiden, der Sohn büßt jeden gegen die Aeltern geführten Schlag mit dem Tode. Ganz besonders streng wird auch gegen die Störer der öffentlichen Ruhe verfahren.

Die Einnahme der Staatsregierung fließt aus der Grundsteuer, die ursprünglich $1/9$ des Ertrags sein soll, in Wirklichkeit aber nur $1/50$ desselben beträgt, aus der Gewerbssteuer, aus den der Staatsregierung vorbehaltenen Erwerbsquellen und den Zöllen. Sichere Data sind darüber nicht zu erhalten. Man hat sie auf 270—660 Millionen Thaler geschätzt. Die Steuern werden theils in Naturalien, theils in Geld gezahlt. Ein Theil derselben bleibt in den Provinzen für Besoldungen und die Vorrathshäuser zurück, das Uebrige wird an den Hof nach Peking

abgeliefert. Tausende von Kanalbooten, mit Reis u. Korn von den Landleuten beladen, sind beständig dahin unterwegs. Nach Medhurst gehen von der Bodensteuer jährlich nach Peking an Geld 67,841,125 Thaler u. an Korn 27,924,315 Thaler, während in den Provinzen verwendet wird oder zurückbleibt: an Geld 63,151,275 Thaler, an Korn 208,537,356 Thaler. Demnach würde die Grundsteuer (wahrscheinlich mit Inbegriff der Gewerbsteuer von den Nichtgrundeigenthümern) etwa 367 Millionen Thlr. betragen. Dazu kommen noch die Einnahmen vom Salzmonopol, Ginsengpacht, Bewilligungsgelder, Regierungsmonopole, Stempelsteuer, Abgabe von Bergwerken, von der Perlfischerei, Schießpulverbereitung, Pferde-, Ochsen- u. Eselbesteuerung rc. Eine öffentliche Schuld hat C. nicht, aber die Ausgaben sollen die Einnahmen fast in jedem Jahre bedeutend (etwa um 100 Millionen Thaler) überschreiten, u. man hilft sich mit dem Verkaufe von Aemtern und Ehrenstellen, durch zeitweise Erhöhung der Zölle, durch Kontributionen rc. Obschon der Sold u. die Kosten für die Ausrüstung der Truppen der bedeutendste Posten in den Staatsausgaben sind, so ist doch das Militärwesen C.'s sehr mangelhaft beschaffen. Die Chinesen hassen den Krieg im Allgemeinen; sie verbinden mit dem Begriff eines wahrhaft civilisirten Staates nicht den einer großen Kriegsmacht und sind als Soldaten im Allgemeinen wegen Mangels an Muth berüchtigt, obwohl sie sonst persönliche Tapferkeit schätzen und ihre alten Helden in Ehren halten. Die reguläre Armee zerfällt in 8 Banner, je nach Farbe der Fahnen und Standarten, und zählt 67,800 Mandschu, 21,000 Mongolen u. 27,000 Chinesen. Die drei ersten Banner, fast ausschließlich aus Mandschu bestehend, bilden die kaiserliche Garde, zerfallen in 12 verschiedene Corps und stellen allein die Artillerie. Die rein chinesischen Truppen bilden eine besondere Abtheilung Reiterei und die Hauptmasse des Fußvolks, die in 2 Abtheilungen, für den Krieg und für den innern Dienst oder die Reserve, zerfällt. Diese Miliz (auch grünes Banner genannt) soll 700,000 Mann zählen, meist Bauern und Handwerker, die für ein ernstliches Gefecht nicht geeignet sind. Außerdem gibt es irreguläre Corps, so daß die Gesammtsumme auf 1,230,000 Mann angeschlagen wird. Nach andern Angaben zählt die Reiterei 229,394 Mann, das übrige Heer 659,351 Mann, in Summa 888,745 Mann. Der Zuwachs des Heeres geschieht durch freiwilligen Eintritt und durch das Heranwachsen der Soldatenkinder in dasselbe. Die das Soldatenwesen liebenden Tataren sind in demselben auffallend stark vertreten, während sich die mehr einer friedlichen Beschäftigung zugethanen Chinesen sehr in der Minderzahl befinden. In Friedenszeiten wohnen die Soldaten mit ihren Familien in den Städten und Dörfern, oder bestellen kleine Güter (viele in der Umgebung von Peking), womit sie vom Kaiser ausgestattet worden sind. Sie sind schlecht bewaffnet. Die Infanterie hat höchst plumpe Luntenflinten, Lanzen, Bogen, Schwerter und Schilder; die Artillerie Helme, Kürasse von wattirtem, doppeltem Baumwollenzeuch, bedeckt mit eisernen Platten oder Messingknöpfen, Bogen und Pfeile und Schilder aus starkem Weidengeflecht. Die Artillerie hat Kanonen von schwerem Kaliber, versteht aber kaum damit umzugehen. Das Jingall, eine Art von Drehbasse auf einem Dreifuße, ist das wirksamste Geschütz der Chinesen. Der Rangstufen in der Armee gibt es 9, wie auch bei den Verwaltungsbeamten; nur daß auf gleicher Rangstufe der Offizier dem Verwaltungsbeamten stets nachsteht. Zu den 3 ersten Rangstufen können nur Glieder des erblichen oder des persönlichen Adels gelangen; die Uebrigen sind auf die 6 unteren Rangstufen beschränkt. Sogenannte Festungen hat C. gegen 2000, aber nur wenige würden eine Beschießung aushalten können; die meisten haben nur Wall und Graben. Als das großartigste, aber jetzt ebenfalls ganz untaugliche Bollwerk ist die große Mauer (s. oben) anzusehen. Wie diese, so haben alle militärischen Einrichtungen überhaupt nur den Zweck, das Land vertheidigen zu können, Eroberungskriege sind den Chinesen fremd. Die Flotte steht unter 2 Admiralen, deren einer zu Fo-kiang, der andere zu Kanton seinen Sitz hat. Sie zählt 1951 Dschonken (nach Andern nur 826), welche sich von den Handelsschiffen nicht unterscheiden und keinen Widerstand leisten können. Auch weiß die Bemannung, die auf 31,000 (von Andern auf 58,700) Mann angegeben wird, von militärischem Dienste nichts.

Die vorzüglichste und zugleich in höchsten Ehren stehende Beschäftigung der Chinesen ist der Landbau. Wie hoch derselbe schon in frühen Zeiten gestellt war, läßt sich aus der uralten Sitte des „Kaiserpflügens" folgern, indem nämlich der Kaiser selbst, gefolgt von 3 Prinzen und 9 Großwürdenträgern, unter großer Feierlichkeit an einem Tage im Jahre den Pflug ergreifen, einige Furchen ziehen und Reis säen muß; dasselbe thun alle seine Stellvertreter in den Provinzen. Reis, als das Hauptnahrungsmittel, nimmt unter dem Getreide die oberste Stelle ein, und zwar zieht man eine feinere weiße und eine gröbere rothe Art. Daneben baut man aber auch Weizen, Mais, Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Hirse, Bataten. Erbsen, Bohnen rc. (s. oben), und wo sich der Boden dazu eignet, wird auch die Baumwollenzucht in Angriff genommen. Kaum wird irgend sonstwo der Boden in gleichem Umfang, mit gleicher Sorgfalt u. gleichem Fleiße bearbeitet wie in C. Die künstlichen, durch tausend Gräben und Röhrenleitungen dem Lande zu Gute kommenden Bewässerungs- und Entwässerungssysteme, aufgemauerte Terrassen und ähnliche Anlagen haben viele Gegenden des Reichs in einen Garten verwandelt, der niemals brach liegt, aber freilich auch fast baum- und zierlos ist, denn so weit Fruchtboden herzustellen ist, darf keine Waldung, kein Baum stehen bleiben, kein Park angelegt werden; nur für Bambusdickicht muß hie und da Raum bleiben. Dabei sind Spaten und Hacke, wie in der Lombardei. die hauptsächlichsten Feldwerkzeuge. Alle, selbst der Pflug, zeichnen sich vor den europäischen durch ihre Einfachheit und Leichtigkeit ganz auffallend aus. In der Kunst der Bewässerung sind die Chinesen, wie schon erwähnt, von alten Zeiten her Meister. Sie verstehen das Wasser über Deiche und Dämme, sowie auf hohes, steiles Ufer und an den Höhen hinauf zu bringen, und ihre Vorkehrungen zu diesem Zwecke sind eben so sinnreich als einfach. Da es bei dem geringen Viehstande des Landes mit dem Dünger schwach bestellt sein muß, so wissen sie jeden erdenklichen Abgang als solchen zu benutzen. Im Süden verwenden sie namentlich Menschenkoth, der auf das Sorgfältigste

gesammelt und dem Boden zugeführt wird. Selbst was der Barbier in seinem Werke vom Finger streift, geschorenes Haupt- u. Barthaar u. die abgeschnittenen Nägel werden gesammelt u. zum Düngen zubereitet. Da Brache bei der dichten Bevölkerung nicht anwendbar ist, und auf den Fruchtwechsel die Landleute sich wenig verstehen, so bleibt ihnen nur eine unausgesetzte Düngung übrig. Die fruchtbaren Ländereien zwischen dem Hoang-ho u. Jantsekiang geben dafür auch jährlich 2, ja oft 3 Ernten. Die Gemüse, welche der Chinese zieht, sind so zahlreich und von so vorzüglicher Güte, wie kaum in irgend einem Lande. Die Vegetation gehorcht in Folge der sorgfältigen Behandlung fast gegen die natürlichen Bedingungen, und ein Stückchen Land, von welchem in Europa Niemand leben könnte, nährt dort trefflich seinen Mann. In den Gärten in der nahen Umgebung der Städte und längs der Dämme an den Kanälen werden allerlei Obstsorten gezogen, sowie in den ersteren auch Blumen, für welche der Chinese eine rührende Liebe und Sorgfalt hat. Bedeutende Handelsgärtnereien halten in den Städten ihre Verkaufsläden, und einen besonderen Werth legen die Kunstgärtner bekanntlich darauf, Zwergpflanzen in allerlei wundersamer und widernatürlicher Gestaltung zu erzielen. Zahlreiche Zierpflanzen unserer Gärten stammen aus C. (s. oben). Endlich müssen wir noch der Kultur des Thee's gedenken, eines der wichtigsten Pflanzenerzeugnisse C.'s, das aus dem Boden und der menschlichen Hand zugleich hervorgeht und nächst dem Reis am meisten in C. konsumirt wird. Das Gebiet der Theestaude liegt zwischen dem 24.° und 35.° nördl. Br., ist aber auf gewisse Striche beschränkt. Der jährliche Verbrauch an Thee wird auf 500 Millionen (von Anderen auf 1800 Mill.) Pfund angeschlagen. Er scheint seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. in C. in Gebrauch zu sein. Der Umfang des gesammten abgabenzahlenden Kulturlandes beträgt nach Klöden 8628 deutsche □Meilen. Ein großer Uebelstand ist dabei die außerordentliche Zertheilung des Bodens, denn ein Pächter, der 13—16 Morgen bearbeitet, gilt schon für einen großen Landbauer. Ursprünglich war der Boden (nach Klöden) Eigenthum der Gesammtheit, und der Kaiser hatte über denselben zu verfügen. Einen Theil bestimmte derselbe zu seinem unmittelbaren Besitzthum, einen andern vergab er als erbliches Eigenthum oder Majorat an die Glieder seines Hauses, einen noch andern den Staatsdienern für die Zeit ihrer Amtsführung. Die Inhaber erblicher Lehen gaben wiederum Theile derselben an Seitenzweige ihrer Familien. Jeder Lehnsmann oder Afterlehnsmann erhielt eine in bestimmte Abtheilungen gebrachte Strecke Landes, innerhalb deren die Grenzen nicht verändert werden durften. Ein Gebiet von 1 Li (Meile) im Quadrat wurde in 9 gleiche Theile getheilt und an 8 Familien vergeben, deren jede eins ausbeuten durfte, während sie den in der Mitte liegenden 9. Theil gemeinsam unentgeltlich für den Fürsten, bei Kronländereien für den Kaiser, zu bearbeiten hatten. So blieb der Boden etwa 2000 Jahre getheilt. Da sich endlich alle Umstände geändert hatten, wurde nun Jedem freigestellt, so viel Boden zu bearbeiten, als er Gelegenheit dazu fand, und das so in Besitz genommene Land zu seinem Grundeigenthum zu machen. In Folge dessen war 221 v. Chr. aus dem Staatseigenthum des Bodens Grundeigenthum der Einwohner geworden. Aber die zunehmende Bevölkerung und Zerstückelung des Bodens hatte einerseits Verarmung, andererseits Entstehung großer Güter in den Händen der Reicheren zur Folge, und unzählige frühere Besitzer wurden Pächter, die endlich durch Dürftigkeit genöthigt waren, sich selbst und die Ihrigen als immerwährende Sklaven hinzugeben. Einzelne Reiche aber besaßen Tausende von Morgen, welche sie bearbeiten ließen. Unter der Dynastie der Tang (385—557 n. Chr.) wurde diesem Uebelstande abgeholfen. Für jeden Hausstand wurde nun ein Stück Landes zu immerwährendem Besitz gegeben, und jede rüstige Person erhielt außerdem ein Stück als zeitweiligen Besitz zur Anlage von Baumgärten. Den verschiedenen Ständen wurden verschieden große Stücke zugetheilt, und Niemand sollte seinen Antheil verkaufen, verpfänden oder von einem Andern bearbeiten lassen. Indessen stellte sich dennoch mit der Zeit die Nothwendigkeit heraus, die Besitzer frei schalten und walten zu lassen, u. so besteht jetzt wieder die größte Ungleichheit des Grundeigenthums: neben sehr bedeutenden Besitzern gibt es eine Unmasse solcher, die gar keinen Boden inne haben. Der Pachtzins wird je nach der Beschaffenheit des Landes bestimmt, und so lange der Pächter richtig zahlt, darf er nicht von der Pachtung entfernt werden. Grundeigenthum kann man jetzt durch Ankauf, Erbschaft oder Urbarmachung unangebauten Landes erlangen, und zu letzterem Zweck erhält man von der Regierung sogar Geld vorgeschossen. Die Kronländereien sind dreierlei Art: Ausstattungsgüter, die dem Kaiser (1078 □M.) und den Mitgliedern des Herrscherhauses gehören; Heerländereien, die, meist in der Nähe der Hauptstadt gelegen, bei Eroberung des Reichs durch die Mandschudynastie dem Heere als Sold zugewiesen wurden und auf die Nachkommen forterbten, und eigentliche Kronländereien, bestehend aus Ländereien, mit welchen religiöse Stiftungen ausgestattet sind, Schulländereien, Gemeindeländereien, Schilf- und Rohrländereien, die wegen der häufigen Ueberschwemmungen keine beständigen steuerzahlenden Eigenthümer haben können, und die Ländereien von verschiedenen Soldatenansiedlungen im Westen 2c. Da eine so übergroße Bevölkerung, wie die C.'s, in Bezug auf die Ernährung ganz besondere Vorsichtsmaßregeln nothwendig macht, so bestehen in C. öffentliche Staatskornhäuser, die unter dem Finanzministerium stehen und ein wesentliches Stück der Reichsverwaltung bilden. Sie sind ihrer Art nach verschieden. Die einen haben den Zweck, eine Gleichheit des Preises herzustellen, und sollen demgemäß beständig mit 78,210,000 Scheffeln versehen sein. Es befindet sich deren je eines in jeder Provinz, und das von ihnen zu haltende Vorrathsquantum ist für jede Provinz vorgeschrieben, z. B. für Jün-nan 484,000 Scheffel, Kan-su über 12 Millionen Scheffel. Eine andere Klasse sind die Vorrathsspeicher, welche der Noth vorbeugen sollen und (in den 4 Provinzen Ho-nan, Ngan-hui, Se-tschuan und Kuei-tscheu befindlich) 3,755,000 Scheffel enthalten; eine dritte die Speicher der tatarischen Banner; eine vierte die dem Geiste der Erderzeugnisse geweihten; eine fünfte diejenigen, welche das zu den Opfern bestimmte Getreide enthalten. Zur Zeit großer Unglücksfälle durch

Ueberschwemmung, Einäscherung von Orten, sowie zur Zeit von Theuerung und Hungersnoth wird von diesen Vorräthen an die Nothleidenden vertheilt oder zu billigen Preisen verkauft und über Eingang und Abgabe des Getreides genaue Rechnung geführt. Der größte Theil des Kulturlandes erzeugt Nahrung für den Menschen, und da man, namentlich im Süden, fast kein Fleisch, außer dem des Schweins und Geflügel, genießt, so sind auch Wiesen und Weiden in C. fast gänzlich unbekannt. Kaum ein Morgen Ackers soll mit Gras besäet sein. Aber die Binsen in den Marschländern, und was an den Gebirgsabhängen an Gras wächst, sammelt man und verwendet es als Futter. Der Unterschied zwischen der chinesischen Ackerwirthschaft und der europäischen besteht also wesentlich darin, daß jene nicht auf die Viehzucht gestützt ist, welch letztere um so mehr eine ganz untergeordnete Rolle spielt, als auch die Bekleidungsstoffe fast ausschließlich Baumwolle, Seide oder Rindenstoffe sind. Butter und Käse werden nirgends gemacht. Als Zugthiere am Pflug 2c. dienen meist Büffel; statt Reitpferde bedient man sich, wie erwähnt, der Sänften; Lasten trägt man auf den Schultern, Wägen sind fast gar nicht in Gebrauch; nur im Norden hat man hie und da plumpe Karren. Jagdgesetze kennt man nicht, auch die Fischerei ist frei, was um so wichtiger ist, als die Gewässer, wie wir schon erfuhren, außerordentlich fischreich sind (der Jantse-kiang allein übertrifft an Reichthum seiner Fische die Gesammtheit aller europäischen Ströme), und die Chinesen, die in der Kunst des Fischens eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit besitzen, wohl zum zehnten Theil der Bevölkerung ihr Leben durch dieselbe fristen.

Ueber die Ausbeutung und Benutzung der Mineralien und Metalle haben wir bei Erwähnung der mineralischen Schätze C.'s bereits manches Wichtige mitgetheilt, so daß hier nur noch Einiges nachzuholen ist. Die metallurgische Kunst der Chinesen ist im Ganzen mittelmäßig, doch haben sie ein ausgezeichnetes Geschick in Metallmischungen, sowie in der Metallschneiderei. Beweis für ersteres liefern z. B. ihre Glocken, die einen ausgezeichneten Klang haben, und besonders ihre Metallspiegel. Der Justein wird zu Kostbarkeiten verarbeitet unter Anwendung des Korundums (Diamantspaths), mittelst dessen man auch aus Bergkrystall Brillen, Riechfläschchen 2c. herstellt. Alabaster dient, zu Pulver gebrannt, als Kitt zur Verstreichung der Schiffsnähte, ohne Zuthat von Oel als Zahnpulver, als Arznei bei Fiebern 2c. Der reichlich vorkommende Alaun wird dazu verwendet, Flußwasser zu klären und trinkbar zu machen. Aus Gestein, das man in den Steinkohlenlagern findet, gewinnt man Vitriol. Auch in der Glasfabrikation machen die Chinesen jetzt nicht unbedeutende Fortschritte, und das Schießpulver ist ihnen bekanntlich schon von Alters her bekannt, wenn auch nicht als Schleudermittel, so doch zum Behuf der beliebten Feuerwerke. Es ist indessen nicht von besonderer Güte. Allen europäischen Völkern weit vorangeschritten sind die Chinesen in der Verfertigung des Porzellans, die ihnen ebenfalls seit lange bekannt ist, und worin sie nur von den Japanesen noch übertroffen werden. Hauptort für dieselbe ist King-te-schin, östlich vom Po-jangsee im Thale des Jantse-kiang, mit mehr als einer Million Einwohnern, welche alle mehr oder minder mit Bereitung oder Verhandlung des Porzellans beschäftigt sind und einen Sammelpunkt der größten Wohlhabenheit bilden. Die Zahl der hier vorhandenen und stets thätigen Brennöfen wird auf mindestens 500 angegeben. Als wichtigste Bestandtheile der durch Härte, Feinheit des Bruches u. Ertragung von Hitze ausgezeichneten Masse bezeichnen die Chinesen das Kao-lin (aufgelöster Feldspath mit eingeschlossenem Glimmer) u. den Pe-tun-tse (weißer, harter, blanker Quarz); jenes liefert ein weißes, dieser ein grünliches Fabrikat. Das Porzellan, welches zu Tschaeu-king-fu, westlich von Kanton, meist für Indien und Europa gefertigt wird, steht dem obigen bedeutend nach. Von großer Bedeutung ist endlich die Salzgewinnung, die seit den ältesten Zeiten ein Monopol der Regierung ist und auf dreierlei Weise vor sich geht: aus dem Meere, aus Landseen und aus der Tiefe des Bodens. Das Seesalz läßt man theils an der Luft verdunsten, theils gewinnt man es durch Verkochung der Soole in Gruben am Strande, ein Verfahren, welches innerhalb 24 Stunden etwa 56 Pfund reines Salz liefert. Hauptsächlich geschieht diese Salzbereitung auf der Insel Hainan und an den Küsten Kuantungs und Fu-kians. In den westlichen gebirgigen Landestheilen Kan-su, Jün-nan 2c. bohrt man Salzbrunnen von 200, oft auch 600 Fuß Tiefe. Die Gewinnung des Salzes beschäftigt in C. mehr Leute, als die irgend eines andern Handelsprodukts, und sein Verbrauch zu den gesalzenen Fischen u. zum Reis, der gewöhnlichen Nahrung, muß ungeheuer sein. Die jährliche Einnahme der Regierung vom Salzpacht beträgt nach Pauthier 9,413,727 Thaler, nach Gützlaff dagegen 16,470,000 Thaler. Die mit dem Salzpachteinnehmen beauftragten Mandarinen sind die höchsten Steuerbeamten und die Salzhändler die reichsten Kaufleute. Längs der Ufer des Pei-ho gewahrt man fortwährend endlose Reihen von Salzschoonern.

Aus dem Pflanzenreiche hat in industrieller Beziehung das Bambusrohr eine große Bedeutung gewonnen, das in vielerlei Arten (bis zu 80 Fuß Höhe bei 2—6 Zoll Durchmesser) gezogen und zu den verschiedensten Zwecken verwendet wird. Die jungen Sprossen im Frühling geben ein leckeres Gemüse; ungespalten dient das Rohr zu Tragstangen, Tragstühlen, Pfeifenröhren, Leitern, Schoppen, Flößen, Wasserröhren, Pflügen und anderem Ackergeräth; gespalten wird es zur Verfertigung von Kopfbedeckungen der Soldaten und Landleute, von Schilden, Schirmen, Schuhsohlen, Eßstäben, Körben, Seilen, Besen, Gitterwerk, Schiffsdecken, Segeln, Fischkörben 2c. verwendet; mit den Spänen werden Kopfkissen ausgestopft; aus den Blättern verfertigt man eine Art Regenmantel (Soi), eine schwarze Art dient zur Auslegung von Hausrath. Besondere Verwendung findet es noch als Material zur Bereitung von Papier, welch letzteres im chinesischen Leben eine noch viel größere Rolle spielt als bei uns u. ein wichtiger Gegenstand des Binnenhandels ist. Das aus Bambus gefertigte Papier ist von verschiedener Beschaffenheit und Güte, z. B. Feuerpapier (zur Verbrennung bei Gelegenheit der Opfer, welche Unmassen von Papier verschlingen, da jedes gesprochene Gebet zugleich in schriftlicher Gestalt verbrannt werden

muß), Höflichkeitspapier, womit man seinen Besuch anmeldet, Fensterpapier (in Bögen von 7 Fuß Länge und 4 Fuß Breite), das, mittelst Oel durchscheinend gemacht, die Stelle des Fensterglases vertritt und, mit Lack überzogen, zur Verfertigung von Regen- und Setzeschirmen dient. Letzterer Sorte ist Baumrinde (vom Papiermaulbeerbaum, Broussonetia papyrifera) beigemischt, wodurch das Papier an Festigkeit und Dichte gewinnt. Die leichten chinesischen Papierhüte werden ebenfalls aus Bambushäuten gefertigt, deren Masse durch eine Gallerte Konsistenz gegeben wird. Das sogenannte Reispapier wird aus der palmenartigen, auf Formosa wachsenden Aralia papyrifera fabricirt, deren Mark das feinste Material zur Papierbereitung liefert. Noch ein anderes, sehr weißes Papier, das aus Baumwolle und dem Bast des Papiermaulbeerbaums gefertigt werden soll, trifft man in den nördlichen Provinzen. Von Baumwollengeweben, dem Hauptkleidungsstoff, liefert C. eine große Menge; am dauerhaftesten ist der bekannte Nanking, der besonders in den mittleren Provinzen gefertigt wird. Die Wollenfabrikate sind unbedeutend. Aber noch ein eigenthümliches feines Gewebe, das sogenannte Graszeuch, fabricirt man aus einer Nessel (Urtica nivea), die zu diesem Zwecke mit großer Sorgfalt angebaut wird; ferner Sackleinwand aus einer Art Cordhorns, Seile und Stricke aus einer riesenhaften Hauspflanze, die ebenfalls als Sommergewächs gezogen wird. Von der früher erwähnten Rhusart gewinnen die Chinesen ihren ausgezeichneten Lack und vom Talgbaum eine talgartige Fettigkeit. Als Färbepflanzen sind Isatis indigotica und Ruellia zu nennen, woraus Indigo bereitet wird, sowie eine Rhamnusart, welche ächt grünen Indigo liefert. Die überall in C. als Dinte gebräuchliche Tusche (auch indianische Dinte genannt) macht man aus dem Black von Lampen, in denen Tunjuöl brennt; diesem Schwarz wird etwas Gummi und Moschus beigesetzt. Der Zuckerfabrikation haben wir schon oben gedacht, nur sei noch bemerkt, daß die Chinesen nur Kandis und keinen Hutzucker bereiten. Von Thieren, welche in direkter Beziehung zum Gewerbfleiß der Chinesen stehen, sind besonders zwei zu nennen, das sogenannte Wachsinsekt (s. oben), das mehr noch als die Biene zum Zweck der Wachserzeugung gepflegt wird, und die Seidenraupe, deren Zucht als ein Erbtheil von den Urahnen auf die Neuzeit herabgekommen ist. Nach den chinesischen Annalen kennt man dort die Seidenzucht bereits seit 2700 v. Chr., und wie der Kaiser als Beschirmer des Landbaues auftritt, so die Kaiserin als Beschützerin jener. Die Hauptgebiete für die Seidengewinnung sind die Provinzen Tsche-kiang, Kiang-su, Ngan-hui, Hu-pe und Se-tschuan, die eigentliche Heimat des Maulbeerbaums, und die Masse des gewonnenen Produkts, das seiner Qualität nach unübertroffen, ist fabelhaft groß. Aus den beiden erstgenannten Provinzen werden allein nach Peking jährlich 300 Dschonken mit roher Seide, Seidenzeuch, Sammt und kostbaren Stoffen gesendet. Jeder Mann von Stand in C. konsumirt eine Menge Seide, und im Winter ist es ganz gewöhnlich, 3—4 Seidengewänder über einander zu tragen. Die besten seidenen Zeuche, zuweilen kunstvoll gebildet und von den herrlichsten Farben, liefert Tsche-kiang.

In den mechanischen Künsten sind die Fortschritte der Chinesen sehr langsam. Sie haben ein großes Geschick zur Nachahmung, nehmen aber bei ihrem Nationaldünkel nur langsam Verbesserungen vom Auslande an, und ihr Erfindungsgeist ist unverkennbar in Abnahme begriffen. Ja die Vollkommenheit, welche sie ehemals ihren Produkten zu geben verstanden, wird jetzt vermißt, daher die Arbeiten früherer Jahrhunderte als Antiquitäten ein gesuchter Artikel sind. Maschinen sind ihnen unbekannt und bei der Wohlfeilheit der Händearbeit im Lande auch kein Bedürfniß. Nur Oelpressen und Getreidemühlen, von Ochsen in Bewegung gesetzt, und Pumpen zum Heben des Wassers aus den Kanälen über die Deiche zur Bewässerung der Felder, von Menschen und Büffeln bewegt, gewahrt man aller Orten. Von den wichtigsten Erfindungen des Abendlandes sind die Chinesen im Besitz des Fernrohrs, Mikroskops, Barometers, der Uhr, der Glas-, Bronze- und Preußischblaufabrikation. Von ihrer Erfindungsgabe in älterer Zeit zeugen noch der Kompaß u. die Buchdruckerkunst, die beide seit mehr als 900 Jahren in C. bekannt sind. Vorher, schon zur Zeit des Confucius (500 v. Chr.), machte man Bücher aus Streifen von Bambus; 150 Jahre n. Chr. wurde zuerst Papier verfertigt; 746 band man Bücher aus Papierblättern, bis im 10. Jahrhundert das Buchdrucken allgemein in Gebrauch kam. Anfangs grub man die Wortzeichen in Stein ein, so daß beim Drucken das Papier schwarz wurde und die Zeichen in der natürlichen Farbe des Papiers auftraten. Später ging man dazu über, die Wortzeichen durch Ausschneiden aus Holz erhaben herzustellen, doch pflegt man die einzelnen Buchstaben nicht zusammen zu setzen, sondern es wird, in stereotyper Weise, eine Platte von weichem Holz in dem Umfang von zwei Seiten als Drucktafel zugerichtet, indem man eine geschriebene Seite vom Papier auf die Platte abdruckt und nach dieser Vorschrift die Schriftzeichen auf dem Holze ausschneidet. Für Zeitungen bedient man sich in Kanton gar der Wachsplatten, auf welchen Satz und Korrektur leichter herzustellen ist. Das Papier kann dabei nur einseitig bedruckt werden. Der Druck selbst geschieht mittelst der Hand, Pressen kennt man nicht. Ein geschickter Drucker liefert täglich 2000 Abdrücke. Sämmtliche Bücher erscheinen wie Flugschriften zusammengeheftet in weißem oder graugelbem Umschlag und sind billiger als irgendwo. Eine uralte Erfindung der Chinesen sind endlich ihre Schiffe oder Dschonken (s. d.), die aber noch heute ebenso wie vor Jahrhunderten gebaut werden. Es sind lange Kuffen ohne Kiel, mit Mattensegeln aus Bambus und plumpen, ungeschickten Steuerrudern, die sich auf der offenen See nicht gut zu halten vermögen. Uebrigens dürfen Chinesen nach der Reichsordnung nur mit einem solchen nach Landesweise gebauten Schiffe in die heimatlichen Häfen einlaufen. Einen eignen Zweig der Gewerbsthätigkeit bildet die Anfertigung von Räucherkerzenstangen, die täglich zu Ehren der Ahnen und des Buddha in großen Massen verbrannt werden, sowie die Fabrikation von Laternen, welche Tausende von Menschen beschäftigt. Das Gestell, aus Bambussplittern, wird mit starkem Papier überzogen, welches man vermittelst eines Firnisses durchscheinend macht. Die Laternen

ausgezeichneter Beamter werden sehr kostbar angefertigt und mit den Titeln des Besitzers versehen. Ueberall hängen Papierlaternen über den Läden, so daß die Straßen Nachts wie illuminirt erscheinen. Bei Gelegenheit des Laternenfestes sieht man sie in Drachen-, Vogel-, Fisch- und allen möglichen andern Gestalten. Endlich wollen wir noch der lackirten Waaren der Chinesen, welche nur von den japanesischen übertroffen werden, ferner der geschnitzten und gedrechselten Elfenbein-, Horn- und Holzarbeiten gedenken, die von jeher die Bewunderung der ganzen Welt erregt haben.

Der Handel C.'s, für welchen der an Schachergeist und Verschmitztheit selbst den Armenier und den Yankee übertreffende Chinese recht eigentlich geboren ist, besteht hauptsächlich in Binnenhandel, im gegenseitigen Austausch der Erzeugnisse der einzelnen Landestheile. Der Süden liefert Reis und Zucker, der Osten Seide, Baumwolle und Thee, der Westen Metalle und Mineralien, der Norden Felle und Specereien, die zum Gedeihen frischerer Witterung bedürfen. Die Höhe für den Werth dieses Binnenhandels ist indessen unmöglich zu bestimmen, doch ist im Vergleich zu ihm der auswärtige Handel, den man jährlich auf etwa 150 Millionen Thaler veranschlagt, gering. Zahllose Frachtboote sind unablässig auf den Flüssen und Kanälen beschäftigt, und die Tonnage der gesammten chinesischen Schiffe soll sich höher belaufen, als die aller übrigen Nationen zusammengenommen. Der Handel mit dem Auslande ist durchaus in den Händen europäischer und amerikanischer Handelshäuser, die den Verkehr betreiben, darf aber nur an bestimmten Plätzen geführt werden. Bis zum Frieden von Nanking (1842) war er für den Landweg nur zu Maimatschin an der Nordgrenze der Mongolei, für den Seeweg nur zu Kanton erlaubt, und auch hier unter hemmenden Bedingungen. Im genannten Frieden wurden außer Kanton noch Amoy, Fu-tschu, Ningpo und Schanghai zu Freihäfen erklärt und neuerdings im Frieden von Tientsin (1858) noch eine Anzahl anderer Häfen dem europäischen Handel geöffnet (s. unten, Geschichte), wodurch derselbe, namentlich die bisher unverhältnißmäßig schwache Einfuhr nach C., einem Aufschwung entgegensieht. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden Thee und Seide. Vom ersteren erhielt allein England 1856 fast 88 Millionen und 1857 130 Millionen Pfund. Daneben betrug die Theeausfuhr durch die Nordamerikaner 1853 etwa 41 Millionen, die durch die Russen über Maimatschin 1848—52 etwa 52 Millionen Pfund. Was die übrigen europäischen Staaten in eigenen Schiffen ausführen, kommt nicht sehr in Betracht. Die Ausfuhr an Seide ist binnen 10 Jahren von 1845 an von 10,727 Ballen (zu 100 Pfund) auf 50,489 Ballen gestiegen; 1856 erhielt England 74,215 Ballen, im ersten Halbjahr 1857 4,448,314 Pfund rohe Seide, dagegen im ersten Halbjahr 1858 nur 1,621,465 Pfund. Von gedrehter Seide belief sich die Ausfuhr in derselben Periode auf 151,537 Pfund gegen 136,400 im Jahre 1857. Während England vorzugsweise rohe Seide ausführte, nahmen die Nordamerikaner mehr Seidenzeuche, deren Werth 1844 auf 2,748,104 Doll. (etwa 4 Millionen Thaler) angeschlagen wurde. Das Konsum roher Seide im Lande wird auf 75 Mill. Pfund oder 750,000 Ballen geschätzt, im Werthe von etwa 140 Millionen Thalern. Alle andere Gegenstände der Ausfuhr kommen dagegen sehr wenig in Betracht und finden zum Theil auch nur nach anderen asiatischen Ländern Absatz. So geht Zucker (etwa 13 Millionen Pfund) nur nach Indien; ächter baumwollener Nanking wird immer weniger gesucht; von Porzellan geht nach Europa und Amerika nur noch sehr wenig, dagegen wird noch Asien damit versehen, wie auch mit Papier, Regenschirmen, Fächern, Setzeschirmen, künstlichen Perlen, lackirten Waaren, Schnitzereien, Ginseng, Grastuch, vegetabilischem Talg, officinellen Pflanzen, Matten &c. Auch Cassia, Tabak, Kampher, Rhabarber, Sternanis, Gummigutt, Rohr, Alaun, Quecksilber, Zinnober, Operment finden in weiteren Kreisen Absatz, werden aber größtentheils auf chinesischen Schiffen nach Singapur gebracht. Hauptartikel der Einfuhr ist Opium. Von demselben wurden 1790 4054 Kisten, 1830 16,877 Kisten, 1850 52,925 und 1857 75,000 Kisten oder 12,300,000 Pfund eingeführt, welche einen Werth von etwa 35 Millionen Thalern hatten und fast 5 Millionen Thaler Steuer zahlten. Die übrigen wichtigsten Artikel sind: Rohr, Baumwolle (meist aus Indien, jährlich etwa 330,000 Ballen, à 30 Thaler), Baumwollengarn und Baumwollenzeuche, Reis, Zinn, Blei, Eisen, Wollenzeuche u. Tuch. In der Lieferung von letzterem rivalisiren die Engländer mit Deutschland u. Rußland. Der Chinese soll das beste englische Tuch vorziehen, kann es aber nicht bezahlen. Das starke haltbare russische liebt er demnächst, daher die Haupteinfuhr an Tuch in russischer Waare (für 3—4 Millionen Thaler) besteht. Dagegen scheinen die Chinesen eine kräftigere Baumwollenwaare zu lieben, als sie von England empfangen. Außerdem erhält C. aus dem indischen Archipel Tripang, Vogelnester, Haifloßen &c. für die Tafeln der Großen; aus Indien und Centralasien Edelsteine und Perlen; aus Birma und Sumatra Rhinoceroshörner, welche zehnmal so theuer bezahlt werden als die afrikanischen. Viel Gold- und Silberdraht wird behufs der Stickereien eingeführt, und die Einfuhr von Metallen nimmt stetig zu. Pelzwerk kommt hauptsächlich aus der Mandschurei und aus Sibirien. Zu den verkäuflichsten Artikeln fremder Industrie sollen Wand- und Taschenuhren, wohlfeiles Geschmeide, Fernröhre, Stahlwaaren, Schnupftabak, Pfropfen, Glaswaaren, Lampen und Armleuchter gehören. Der Werth der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten betrug 1857: 8,356,932 Dollars; der Werth der Einfuhr von dort: 4,395,130 Dollars (darunter für 1,094,018 Doll. Baumwollengüter). Im nämlichen Jahre gingen gegen 3 Millionen Thaler in mexikanischem Silber von San Francisco nach C. und gegen 150,000 Thaler an Quecksilber. Der berechnete Werth der Ausfuhr von C. nach England war 1856 9,421,648 Pfund Sterling, der der Einfuhr von dort 2,249,458 Pfund Sterling. Die Gesammtausfuhr C.'s 1855 wird auf den Werth von 100,700,000 Thalern und die Gesammteinfuhr auf 75,200,000 Thaler angeschlagen. Die chinesische Schifffahrt betheiligt sich bei dem Handel theils auf dem Binnengewässer, theils dient sie beim Küstenhandel und beim Verkehr innerhalb der hinterasiatischen Inselwelt. Ueber

den Umfang dieser Seehandelsflotte liegen keine Angaben vor. An fremden Handelsschiffen lagen im September 1858 in den Freihäfen und in dem britischen Hong-kong 1440, wovon 696 englische, 236 nordamerikanische, 180 deutsche (aber nicht alle für deutsche Rechnung fahrend), 117 holländische, 90 siamesische waren; die übrigen 121 bestanden in spanischen, französischen, dänischen, schwedischen und südamerikanischen. Depositen- und Discontobanken hat C. weit früher gehabt als Europa. Auch Leihämter und Pfandhäuser gibt es in zahlloser Menge. Der unter Geschäftsleuten übliche Zinssatz ist 10—15 Procent. Das Münzsystem basirt auf dem Gewicht, und die Namen Tael, Meß, Candarin werden für die Theile gebraucht. Die einzige kurrente Landesmünze ist der Kasch oder Tsien (von den Mongolen Dehos, von den Europäern Sapeke genannt), eine Mischung von 54 Kupfer und 46 Zink, kreisrund und in der Mitte durchlöchert, um ihn an Schnüre oder Stäbe reihen zu können; 100 Stück wiegen etwa 1 Pfund. Sein Werth beträgt noch nicht 1 Pfennig; 1000 Kasch = 1 Tael (Ljang) = $2^1/_5$ Thaler; 1 Tael = 10 Meß à 10 Candarin à 10 Kasch. Doch ist der Werth vom Kurse abhängig. Der Ertrag sämmtlicher 19 Münzstätten C.'s beläuft sich auf 279,461,030 Kasch, im Werthe von 614,814 Thalern. Das ehemals sehr gewöhnliche Papiergeld kursirt fast gar nicht mehr. Das chinesische Silber heißt Seißi (Sycee), und die Barren wiegen 5—10 Taels. Wie das Geld, so wird auch der größte Theil der Waaren, selbst Zeuche und Holz nach dem Gewicht verkauft. Die allgemein gebräuchlichen Waarengewichte sind Tael, Katty und Pikul. 1 Katty = $1^1/_3$ Pfund Avoird. = $1^1/_5$ Pfund Zollgewicht, = 16 Tael à $1^1/_3$ Unze. 100 Katty = 1 Pikul = $133^1/_3$ Pfund. Das größte Längenmaß ist der Tschih = 14,1 englische Fuß (nach Anderen = $30^1/_2$ Metres oder 90 Fuß). Er zerfällt in 10 Thun à 10 Fan. Fast alle Gewichte und Maße sind nach dem Decimalsystem eingetheilt. 1 Meile oder Li = 0,3576 der Statute mile oder 1800 Feldmesserfuß. Die Landmaße sind 1 Man = 733,32 QYards und 1 King = 100 Man = 15,13 Acres.

C. war schon in ältester Zeit in Provinzen eingetheilt. Im Jahre 2286 v. Chr. theilte es Yao in 9 Provinzen, genannt Inseln, d. i. 9 von Wasser umgebene Hochebenen. Von 1134—255 v. Chr. zerfiel es in 15 Königreiche, die 221 vereinigt wurden. Unter den Han (202 v. Chr.—220 n. Chr.) wurden die 9 Provinzen wieder hergestellt, die aber nur das nördliche C. bildeten; später umfaßt das ganze Reich deren 15, und seit der ersten Zeit der jetzigen Mandschudynastie, im Anfang des 17. Jahrhunderts, bestehen die oben angeführten 18 Provinzen. Jede derselben heißt Seng (d. i. Aufsicht) und zerfällt in Fu (Departements), diese in Tscheu (Arrondissements), diese in Hien (Kantone) und diese in Ting (Distrikte). Der Fu hat seine genauere Bezeichnung nach der Hauptstadt, deren Namen nur die Bezeichnung Fu angehängt wird; ebenso werden die Hauptstädte der Tscheu und Hien durch Anhängung dieser Wörter bezeichnet.

Geschichte. Die Chinesen selbst erklären sich für ein ursprüngliches Volk ihres Landes, und allerdings scheidet sie so viel Eigenthümliches von allen übrigen Völkern, daß ihre Abzweigung wenigstens in grauer Vorzeit liegen muß. Neuere, und zwar bedeutende Gelehrte, lassen sie von den Aegyptern abstammen und gründen diese Meinung auf die Aehnlichkeit der Hieroglyphen beider Völker. Die Aufzeichnungen ihrer eigenen Schriftsteller gehen zurück bis 2397 v. Chr., wo auch die Rechnung nach Cyklen von 60 Jahren beginnt; doch ist der Beginn der authentischen chinesischen Annalen auf das 57. Jahr des 30. Cyklus zu beschränken. Die Tradition aber kennt noch vor jener Epoche unermeßliche Zeiträume, an deren Anfang Pan-ku steht, das erste aller Wesen, welches Himmel und Erde trennte. Es folgen dann 3 große Reiche: das des T'ien-hwang, das Reich des Himmels, des Ti-hwang, das Reich der Erde, u. des Jin-hwang, das Reich der Menschen. Als der eigentliche Gründer des Reichs gilt Fou-hi, welcher die Ehe einführte, eine Bilderschrift u. die Kunst, das Eisen zu schmieden, lehrte u. die bis auf den heutigen Tag im Gebrauch gebliebenen Bekleidungen der beiden Geschlechter, sowie die beiden Saiteninstrumente gab. Ihm folgte Hwang-ti Dieser war der Erfinder aller Künste und Wissenschaften, theilte seine Staaten in Provinzen und Kantone, ordnete die Verwaltung und theilte die Bevölkerung in Klassen, welche er durch die Farbe der Kleidung unterschied; die gelbe behielt er für die königliche Familie vor (daher auch der Name Hwang-ti, „gelber Kaiser"). Er ist auch der Schöpfer der Astronomie, und von ihm datirt der erste Cyklus von 60 Jahren. Ihm folgten: Chao-hao, ein schwacher Kaiser, Thuen-hio, Begründer einer Akademie der Wissenschaften, Ti-ko, der durch sein Beispiel die Polygamie einführte, und Ti-tschi, der, wegen Mißbrauchs seiner Gewalt entsetzt, seinem Bruder Yao weichen mußte. Mit diesem beginnt die älteste glaubwürdige Urkunde, Schu-king (Jahrbuch), die sich in überschwänglichem Preis von Yao's Weisheit und Verdiensten ergeht. Dasselbe berichtet auch von einer großen Wasserfluth, welche die ganze Erde überschwemmte, im 61. Jahre der Regierung Yao's, 2297 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Der Kaiser nahm, um dem durch dieselbe hervorgerufenen Elend zu steuern, den weisen Schün zum Mitregenten an, der sich große Verdienste um Ableitung der Gewässer, sowie die Urbarmachung des Landes erwarb, die vorher grausamen gesetzlichen Strafen milderte und den Kalender verbesserte. Er wählte 26 Jahre vor seinem Tode den weisen Yü zu seinem Mitregenten. Dieser ist der Stifter der (1.) Dynastie Hia (2205—1783 v. Chr.), mit der aus dem Wahlreich ein Erbreich wurde. Der letzte der Hia, deren es im Ganzen 20 waren, Kie-kwei, wurde wegen seiner Grausamkeit vertrieben, und es folgte die (2.) Dynastie Schang (1783—1122), gegründet von Tsching-thang, den das Volk und die Großen wählten. Der bedeutendste in ihr ist Tai-wa, der die Macht der Mandarinen brach, dem 73 mächtige Lehensfürsten huldigten, und an dessen Hof verschiedene fremde Könige Gesandte hatten. Tsu-y dämmte den oft übertretenden Hoang-ho ein. Um 1195 gingen verschiedene Kolonien auf Inseln, u. A. nach Japan. Mit dem grausamen Schen-sin, der sich sammt seinen Frauen und Schätzen verbrannte, um nicht ein Opfer des empörten Volkes zu werden, endete die Dynastie der Schang und begann die dritte, die der Tscheu (1122—255 v. Chr.),

deren Glieder den Namen Wang, d. i. König, führen. Mit Wu-wang beginnt die eigentlich beglaubigte Geschichte C.'s, die Kon-fu-tse unter dem Namen Tschun-tsieu (Frühling und Herbst) gesammelt hat. Sie berichtet von fortwährenden Bürgerkriegen und Einfällen der Tataren, durch welche das Land unsäglich litt. Unter Ling-wangs Regierung (552—479 v. Chr.) wurden Kon-fu-tse und dessen berühmter Schüler Meng-tse geboren. Thsin-Schi-hoang-ti, der Gründer der (4.) Dynastie Thsin (255—202 v. Chr.), ließ zur Abwehr der Tatareneinfälle die bekannte chinesische Mauer bauen und verbrannte viele Gelehrte sammt ihren Büchern, meist Annalen, weil verschiedene Große seines Reichs ihre Macht auf dieselben gründeten. Aber nach seinem Tode zerfiel unter seinem unfähigen Sohne Eulh-schi sein Reich in Trümmer. Die (5.) Dynastie Han (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.) zerfällt in mehre Zweige. Die Si-han regierten bis 25 n. Chr. Lieu-pang, der Anführer der Rebellen, die den vorigen Kaiser gestürzt, machte sich durch Mäßigung beliebt und wurde 202 als Kao-hwang-ti zum Kaiser ernannt. Er erkaufte von den Hunnen einen schmählichen Frieden. Han-wu-ti (seit 180 v. Chr.) beförderte den Ackerbau, betrieb die Herstellung der alten Literatur, stellte eine Verbindung mit Indien her und vergrößerte das Reich im Nordwesten durch Besiegung der Hunnen. Die Tay-han herrschten von 25—220 n. Chr. Koang-wu-ti führte mit Cochinchina einen gefährlichen, aber siegreichen Krieg und schwächte die Macht der immer in den Westgrenzen lauernden Tataren dadurch, daß er die in der Bucharei gegen sie aufregte. Unter seinem Sohne Ming-ti kam der Buddhapriester Hoschang aus Hindostan nach C., wo sich seitdem die Buddhareligion zum Nachtheil der Anhänger Kon-fu-tse's ausbreitete. Unter Hiao-ho-ti (89 n. Chr.) breitete sich die chinesische Macht bis zum höchsten Norden von Asien aus. Trotz der beständigen Bürgerkriege und Thronstreitigkeiten schritt die Civilisation fort, und um 165 knüpften fremde Staaten zu Kanton die ersten Handelsverbindungen mit C. an. Um 220 theilte sich das Reich in drei Königreiche, das des Weï, des Han und des U, welche Spaltung namenloses Elend über das Volk brachte. Als legitimen Inhaber der kaiserlichen Macht sehen die chinesischen Geschichtschreiber Tschao-linti an, mit dem die (6.) Dynastie der Heu-han (später Han) anfängt. In diesem Zustand der Verwirrung riß Se-ma-yen, ein Fürst von Tsin, 265 die Herrschaft in Han an sich, unterwarf Weï u. schwang sich als Wu-ti auf den kaiserlichen Thron; später unterwarf er auch noch U und vereinigte so das Reich wieder in ein Ganzes. Er ist der Stifter der (7.) Dynastie Tsin (264—279). Er suchte durch ein Gesetz den Verwirrungen vorzubeugen, welche aus der Einmischung der Eunuchen und der Frauen in die öffentlichen Angelegenheiten entstanden waren. Lieu-yu, der als Kao-thu-wu-ti den Thron bestieg, gründete die (8.) Dynastie der Song (279—479). Von Neuem theilte sich das Reich in ein nördliches und ein südliches, die sich gegenseitig bekämpften, und deren Herrscher meist durch Blut zum Thron gelangten und sich auf ihm erhielten. Die chinesischen Geschichtschreiber führen den jeweilig Uebermächtigen von beiden Reichen als rechtmäßigen Herrscher auf. Endlich bemühte sich Kao-ti, der Stifter der (9.) Dynastie der Thsi (479—502), wieder Ordnung herzustellen; er bestimmte, daß die Mandarinen nur für 3 Jahre ernannt würden u. nach Ablauf derselben Rechenschaft von ihrer Amtsführung abzulegen hätten, und ließ die Waffen ruhen. Nach seinem Tode aber kehrten die alten Wirren zurück. Unter der (10.) Dynastie der Liang (502—557) wechselten die Könige fast alljährlich, und die Heere regierten. Aehnlich blieben die Zustände unter der (11.) Dynastie der Tschin (557—581); bessere Zeiten schienen für C. unter der folgenden (12.), der der Sui (581—617), anzubrechen. Wen-ti regierte 16 Jahre glorreich und führte ein neues Gesetzbuch ein. Sein Sohn erbaute von der unermeßlichen Beute seines Krieges mit Tongking und Siam eine neue Stadt und legte prachtvolle Gärten an. Der Handel nahm neuen Aufschwung, und das Reich stand so mächtig da wie vor seiner Theilung. Der Steuerdruck rief jedoch eine neue Empörung hervor, deren Resultat die Erhebung des Fürsten von Thang auf den Thron war. Dieser begann als Kao-tsu die (13.) Dynastie der Thang (617—907), besiegte mit Hülfe seines Sohnes alle Nebenbuhler, machte sich wieder zum Herrn des ganzen Reichs, trat aber dann das Regiment an jenen ab, der als Tai-tsong einer der berühmtesten Herrscher C.'s wurde. Er entließ sogleich sämmtliche Nebenweiber aus dem Palast und vertrieb die Türken, errichtete eine Schule für mehr als 10,000 Schüler und begünstigte die Gelehrten. Um 635 ließ Olo-Pen das Evangelium in C. verkünden. Kao-tsong (650) dehnte seine Eroberungen bis Persien aus, ließ sich aber durch ein ehrgeiziges Weib Wu-Hen beherrschen und ernannte sie zu seiner Nachfolgerin. Nach ihr folgten wieder Thronrevolutionen und Bürgerkriege, dann schwache Regenten, die sich von Eunuchen leiten ließen. Dasselbe gilt von den Dynastien der Heu-liang (14.) 907—923, der Heu-thang (15.) 923 bis 937, der Heu-tsin (16.) 937—947 und der Heu-han (17.) 947—951. Glücklichere Zeiten kamen für C. mit Teu-tsu, mit dem die (18.) Dynastie der Heu-tschen (951—960) anhebt, und Schi-tsong, aus derselben Dynastie, der die Tataren zurückdrängte, angrenzende Länder eroberte, Kunst und Wissenschaften pflegte und die Buchdruckerkunst vervollkommnen ließ. Aber schon dessen Sohn Kung-ti, noch ein Kind, ward abgesetzt und der Minister Tschao-kuang-yin auf den Thron erhoben, weil die von den Tataren drohenden Gefahren einen kräftigen Regenten nöthig machten. Nur Ho-nan u. Schan-tung gehörten damals noch zu C., die übrigen Provinzen standen unter unabhängigen Fürsten. Tschao-kuang-yin stiftete die (19.) Dynastie Song (960—1279). Er hieß als Kaiser Tai-tsu, war ein ausgezeichneter Regent und unterwarf Tschu, Han, Hiang-nan und mehre andere Provinzen. Unter Schin-tsung bildete sich im Nordwesten des Reichs eine neue Dynastie Hia, die abwechselnd mit dem Kaiserhause und mit den Tataren gemeinschaftliche Sache machte. Hoei-tsung verband sich mit den Tataren, um die Khitan zurückzutreiben; letztere wurden auch aus dem Lande geschlagen, aber nun nahmen die Tataren nicht nur das Land der Khitan, sondern überschwemmten auch Petscheli und Schen-si und nahmen den unterhandelnden

Kaiser gefangen. Die Tataren besetzten den Theil von C., der an die große Mauer grenzt, und breiteten unter den nächstfolgenden Kaisern ihre Macht immer weiter aus, so daß diese Kaiser nur als Tributkönige über die südlichen Provinzen regierten. Ning-tsung schloß 1208 ein Bündniß mit den Mongolen unter dem berühmten Dschingiskhan, und dieser schlug dann auch die Tataren, blieb jedoch selbst in dem befreiten Lande. Mongolische Horden nahmen und plünderten Peking. Li-tsung machte mit Okhtai, dem Khan der Mongolen, ein Bündniß zum Vernichtungskriege gegen die Tataren, die indeß wieder mächtig geworden waren, aber nun von der einen Seite durch die Chinesen und von der andern durch die Mongolen unter Peyen (d. i. hundert Augen) angegriffen wurden; ihre feste Stadt ward mit Sturm genommen, und der Tod ihres Fürsten zwang sie, sich zu unterwerfen. Doch entstand nun zwischen den Mongolen und Chinesen Streit über die Theilung des eroberten Landes. Nach Okhtai's Tode (1241) unterwarf sich dessen Nachfolger Kublai-khan den ganzen Norden des Reichs; der letzte Song, Tuan-tsung, wurde in Kanton von den Mongolen belagert und starb 1278; sein Bruder Ti-ping aber stürzte sich nach dem Verlust der Seeschlacht gegen die Mongolen mit der ganzen kaiserlichen Familie in das Wasser.

Die nun folgende Herrschaft der Mongolen beginnt mit der (20.) Dynastie der Juan (1279—1368). Kublai (chines. Schi-tsü, auch Hu-pelge) wußte dem Volk seinen fremden Ursprung durch eine weise Regierung vergessen zu machen. Er suchte den Handel zu heben, eröffnete die Häfen der südlichen Provinzen für fremde Schiffe, erbaute den großen Kaiserkanal, erhob Peking zur Hauptstadt, um von diesem Mittelpunkte aus das große Reich besser übersehen zu können, förderte die Wissenschaften und Künste, tastete aber im Uebrigen Verfassung, Religion und Sitten der Chinesen nicht an. Seine Eroberungszüge gegen Japan und Siam waren vergeblich, doch unterwarf er sich Birma, Cochinchina u. Tongking u. unterdrückte mehre Empörungen mit Waffengewalt. Er starb 1291. Sein Enkel Timurhan (chines. Tsching-tsong) zeichnete sich durch Milde und Gerechtigkeit aus. Unter ihm kamen 1294 die ersten katholischen Christen mit dem Minoriten Montecorvino nach Peking, fanden aber in ihrem Missionsgeschäft Hindernisse. Auch Schintsung, der des Confucius Schriften ins Mongolische übersetzen ließ, erwarb sich den Ruhm eines gerechten und für das Wohl seines Volkes wahrhaft sorgenden Regenten. Weniger rühmlich regierten die spätern, rasch auf einander folgenden Kaiser aus mongolischem Geschlecht. Empörungen der Großen zerrütteten das Reich im Innern, und hierzu kam unter Schun-ti eine große Hungersnoth, welche die allgemeine Unzufriedenheit steigerte und endlich den Sturz der in Trägheit und Schwelgerei verkommenen mongolischen Dynastie herbeiführte. Tschu-yuan-tschang, ein Chinese von niederer Geburt, stellte sich an die Spitze einer Empörung in Kiang-nan, unterwarf sich einige südliche Provinzen, siegte über die unter sich uneinig gewordenen Rebellen und Mongolenhäuptlinge, die inzwischen den Kaiser abgesetzt hatten, überschritt den gelben Strom, nahm Peking ein, vertrieb die Mongolen nach der Tatarei, wo sie das Reich der Chalkas gründeten, und erwarb sich durch Klugheit und Mäßigung die allgemeine Achtung und Liebe in dem Maße, daß er selbst den Thron besteigen konnte. Er nahm als Kaiser den Namen Tai-tsu an und ward Stifter der (21.) Dynastie der Ming (1368—1644). Er machte Nanking zur Hauptstadt und führte die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand, führte ein neues Gesetzbuch ein, bestimmte, daß nie wieder Staatsämter durch Eunuchen verwaltet werden sollten, und unterwarf sich nach und nach die übrigen chinesischen Fürsten und die mongolischen Häuptlinge, wodurch er gegen die Angriffe der Tataren im Westen einen festen Damm bildete. Er starb 1398 und hatte seinen Enkel Kien-wen-ti zum Nachfolger. Dieser wurde von einem Oheim Tsu-wen-ti gestürzt, der sich zwar den Weg zum Thron durch Grausamkeit bahnte, dann aber mit Milde und Weisheit regierte. Derselbe unterwarf auch Tongking und Cochinchina dem Reiche wieder und verlegte die Residenz nach Peking zurück. Sein dritter Nachfolger Yng-tsong-juiti (1436) wurde von den Tataren besiegt und gefangen, aber von seinem Bruder wieder befreit. Sein Sohn, Hien-tsong (1465—1487), gab der Eunuchenherrschaft wieder Raum, sowie überhaupt die übrigen Herrscher aus dieser Dynastie Schwächlinge waren. Cochinchina machte sich wieder unabhängig, die Japanesen machten glückliche Einfälle. Die Tataren ließen sich den Frieden durch Ländereien abkaufen, und kühne beutelustige Bandenführer zogen im Lande umher. Ein solcher war Le-tse-sching, der Ho-nan und Schen-si eroberte und die Volksgunst durch Demüthigung der Mandarinen und Nachlassung der Steuern in dem Maße gewann, daß er zum Kaiser ausgerufen ward. Ohne Widerstand zog er in Peking ein, das ihm der Verrath eines Eunuchen geöffnet hatte. Der letzte Ming, Hoai-tsong, tödtete sich selbst. Nach dem Tode des Kaisers fand der Usurpator keinen andern Widerstand, als den eines Feldherrn U-suan-kuei. Le-tse-tsching belagerte die Stadt, in der sich dieser verschanzt hatte, und zeigte ihm seinen mit Ketten beladenen Vater mit der Drohung, ihn zu ermorden, wenn er sich nicht ergebe. Der Greis ermahnte jedoch seinen Sohn zum tapfern Widerstand und erlitt den Tod. U-suan-kuei schloß nun mit den Mandschu einen Vertrag, zog gegen den Usurpator und schlug ihn in zwei mörderischen Schlachten. Als aber U-suan-kuei hierauf die Mandschu mit dem Versprechen heimschicken wollte, daß sie den verheißenen Tribut erhalten würden, blieben sie, unter dem Vorwand, das Reich gegen fernere Angriffe schützen zu wollen. Eine Anzahl zog nach Peking und wurde als Befreier und Retter des Landes empfangen. Ihr Häuptling, Tai-tsung, ward als Kaiser ausgerufen, starb zwar bald, ernannte aber seinen Sohn Schun-tschi zum Nachfolger.

Mit Schun-tschi beginnt die (22.) Dynastie der Mandschu oder Thsing (1644), die noch jetzt den Thron von C. inne hat. Einstweilen führte für den Minderjährigen sein Oheim Amawang die Regentschaft und suchte die Herzen der Chinesen durch Milde und Anschmiegen an ihre Sitte zu gewinnen, doch erregte er dadurch, daß er, im Widerspruch mit seiner sonstigen Akkommodation, den Chinesen bei Todesstrafe befahl, sich die langen Haare, die sie seit den ältesten Zeiten als ihren

theuersten Schmuck getragen, abzuscheeren und nach tatarischer Sitte am kahlen Haupte einen langen Zopf zu tragen, große Unzufriedenheit, die zu Empörungen führte. Immer mehr Mandschu strömten jedoch nach C. und vermehrten die Zahl der Anhänger der neuen Dynastie. Im Jahre 1651 übernahm Schun-tschi selbst die Regierung; er hatte den Unterricht des berühmten deutschen Jesuiten Adam Schall genossen und räumte diesem einen großen Einfluß auf sich und die Regierungsangelegenheiten ein. Ihm folgte 1661 sein Sohn Kang-hi, eigentlich Schin-tsu. Die Mandarinen setzten eine Regentschaft ein, deren erstes Werk war, die Eunuchen vom Hofe zu vertreiben u. das Gesetz Wu-ti's zu erneuern. Im Lande war Friede; nur Koschinga, der Beherrscher von Formosa, beunruhigte u. plünderte die Küstenstaaten. Da befahl die Regentschaft den Unterthanen der sechs Küstenprovinzen, bei Todesstrafe sich auf eine Entfernung von 30 Li vom Meer zurückzuziehen. Zwar wurden die unglücklichen Küstenbewohner der Verzweiflung Preis gegeben, aber Koschinga's Macht u. Hülfsquellen wurden auch zugleich bedeutend vermindert. Die Europäer, besonders die Missionäre, wurden von der Regentschaft hart behandelt und sogar ins Gefängniß geworfen; dafür wurden, als der Kaiser die Regierung übernahm, die Regenten gestraft und die Europäer frei gegeben. Koschinga's Enkel sah sich genöthigt, 1683 gegen einen Rang und Titel Formosa zu übergeben; 1689 wurde mit Rußland, mit dem Kang-hi seit 1684 wegen einer Grenzstreitigkeit Krieg geführt, Friede geschlossen. Die Eleuten und Chalkas wurden gänzlich unterjocht und Tübet dem Reich unterworfen. Den dauernden Besitz C.'s verdanken die Mandschu ohne Zweifel dem persönlichen Charakter Kang-hi's, der vielleicht der größte Monarch war, der je den chinesischen Thron inne gehabt. Er beförderte die Wissenschaften und widmete sich namentlich mathematischen Studien, verbesserte den Kalender und ließ sein Land vermessen und Karten davon verfertigen, welche d'Anville bei Herausgabe seines chinesischen Atlas benutzte. Er verringerte auch die Abgaben, besonders als ein furchtbares Erdbeben Peking zerstört und 400,000 Menschen verschlungen hatte, verbesserte die Finanzen und das Heerwesen, gründete Unterrichtsanstalten und ließ sich überhaupt Hebung und Förderung der Wohlfahrt des Reichs mit solchem Erfolg angelegen sein, daß sich alle seine Völker unter seinem Scepter so wohl befanden, wie noch nie im Reiche der Mitte. Obgleich im Buddhaismus erzogen, duldete er doch das Christenthum. Er starb 1722. Sein Sohn u. Nachfolger Yung-tsching (Schi-tsung) war ebenfalls ein guter Regent, doch zeigte er sich den christlichen Missionären weniger gewogen. Nach friedlicher Regierung starb er 1735. Der älteste seiner illegitimen Söhne, Kien-lung (Kao-tsung), erbte einen Theil der Eigenschaften und des Ruhmes seines Großvaters. Seine Regierung war kriegerisch; er eroberte Kaschghar, Yarkand, den größten Theil des Songarenlandes, die Reiche Miao-tse und Siao-kin-tschuen und erweiterte so die Grenzen seines Reichs bis nach Hindostan und der Bucharei. Die durch Verjagung der Songaren verwüstete Kalmückei bevölkerte er mit den aus Rußland geflohenen Turguten und Songaren. Zwei Feldzüge gegen Birma, sowie eine Expedition nach Cochinchina fielen jedoch unglücklich aus. Aufstände und Verschwörungen in Tübet und auf Formosa wurden im Entstehen unterdrückt. Die Christen wurden, weil der Begünstigung der Empörung verdächtig, hart verfolgt. Unerbittlich gerecht, war Kien-lung doch auch rücksichtslos grausam; übrigens beförderte er die Wissenschaften u. legte 4 Bibliotheken der schätzbarsten Bücher an. Im J. 1796 legte er zu Gunsten seines fünften Sohnes Kia-king die Regierung nieder und starb 1799. Kia-king hatte alle Fehler seines Vaters, aber nicht eine einzige seiner Tugenden geerbt. Seine Gewaltthätigkeit und Grausamkeit erregten bald allgemeine Unzufriedenheit; immer neue Verschwörungen wurden angezettelt, Räuberbanden durchzogen verheerend das Land, Seeräuber, die sich in Hainan u. Formosa festsetzten, beherrschten nicht allein das Meer und bekämpften hier die chinesischen Flotten mit wechselndem Glücke, sondern drangen auch von den Flußmündungen aus ins Innere des Landes plündernd und verwüstend ein, bis ihre Macht endlich durch inneren Zwiespalt zu Grunde gerichtet ward. Im Jahre 1807 kam der erste protestantische Missionär, Morrison, nach C., dagegen erfolgte 1815 die Verbannung der katholischen Missionäre. Nach einer ruhmlosen, unruhvollen Regierung starb Kia-king 1820, wie man vermuthet, durch einige Mißvergnügte. Ihm folgte sein zweiter Sohn Mian-ning, geboren 1784, als Kaiser Tao-kuang (mandschurisch Doroi Eldeng he, d. i. Glanz des Verstandes) genannt. Die Unruhen im Innern des Reichs dauerten unter ihm fort; dazu kamen Konflikte mit den an der Grenze nomadisirenden Buruten und Kirgisen und dem Khan von Khokand, die aber mit Unterwerfung des Khodscha's Jehangir endeten, sowie mit dem kriegerischen Bergvolk der Jao-dschins an den Grenzen der Provinzen Kuang-tung, Kuang-si und Ho-nan, mit dem ein Vertrag abgeschlossen ward, der dahin lautete, daß die Jao-dschins in ihren Bergen bleiben, die Chinesen ihr Gebiet nicht betreten und die kaiserlichen Truppen entlassen werden sollten. Die Anführer des Aufstandes, berichtet Gützlaff, erhielten für ihre Unterwerfung eine halbe Million Taels und wurden überdies mit hohen Stellen in dem kaiserlichen Heere begnadigt. Tao-kuang zeigte Abneigung gegen das Christenthum, namentlich gegen die Katholiken, die daher mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt waren.

Da von dieser Zeit an C. mit europäischen Völkern öfter in Berührung tritt als früher, so erscheint es zweckmäßig, hier eine übersichtliche Darstellung der Verhältnisse des Reichs der Mitte zu Europa nachzuholen. Die erste europäische Gesandtschaft nach C. war die des Römers Marc Antonius, die aber ihren Zweck, einen Handelsvertrag hinsichtlich der Seidenstoffe, wahrscheinlich nicht erreichte. Weitere erwähnen die chinesischen Annalen von 284, 643, 1081, 1371 nach unserer Zeitrechnung. Die ersten sicheren Nachrichten über C. verdanken wir aber den Arabern, die in Folge ihrer ausgedehnten Eroberungen auch mit dem fernen Osten in Berührung kamen. Der Islam scheint um 850 in C. sehr bevorzugt gewesen zu sein. Von Innocenz IV. wurden die ersten Missionäre zur Bekehrung der Tataren oder Chinesen abge-

sandt. Der Mönch Caopini wurde dem mongolisch-tatarischen Hofe gerade zu der Zeit vorgestellt, als der große Khan den Thron bestieg. Der heilige Ludwig sandte während seines Kreuzzugs (1253) Rubricus zu demselben Zwecke nach C.; 1274 aber reiste der Venetianer Marco Polo (s. d.) nach dem himmlischen Reiche und erwarb sich die Gunst des Kaisers in dem Maße, daß dieser ihm nach siebzehnjährigem Aufenthalte kaum die Rückkehr erlaubte. Erst unter den Mandschu schloß sich C. mehr gegen das Ausland ab; vorher war sogar der Handel von Kanton nicht mit Zöllen belastet, und erst seine steigende Bedeutung veranlaßte die Regierung, ihn zu einer Einnahmequelle zu machen. Die ersten Europäer, die nach den Römern nach C. kamen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, waren die **Portugiesen** (1510). Lopez Suarez, Vicekönig von Goa, gründete 1517 eine Kolonie zu Ningpo, welche eine Zeitlang einen vortheilhaften Handel mit C. trieb, bis das zügellose Benehmen der Portugiesen 1545 ihre Vertreibung veranlaßte. Erst gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts gelang es den Portugiesen, sich auf Macao festzusetzen, doch mußten sie seitdem eine jährliche Abgabe an die chinesische Regierung zahlen. Im Jahre 1651 wurden die Bewohner dieser Kolonie als Unterthanen der Dynastie Mandschu aufgezeichnet und unter Aufsicht eines Beamten gestellt, ohne dessen Erlaubniß sie weder neue Kirchen, noch neue Häuser bauen durften. Später (1667, 1727 und 1753) kamen noch drei Gesandtschaften aus Portugal nach C., ohne aber besonders günstige Resultate zu erreichen. Die **Spanier** genossen ebenfalls das Recht, nach Macao, sowie nach Kanton und Amoy Handel zu treiben, zogen aber wenig Vortheil aus dieser Verbindung. Die **Holländer** erschienen 1607 zum ersten Male vor Macao, ließen sich 1620 auf Formosa nieder und erhielten Handelsfreiheit zugestanden gegen das Versprechen, sich auf diese Insel zu beschränken, mußten aber 1662 dieselbe wieder räumen. Neue Gesandtschaften erreichten wenigstens Wiederanknüpfung der Handelsverbindungen. Den **Russen**, den nächsten Grenznachbarn der Chinesen, wurde 1646 der Handelsverkehr unter der Bedingung gestattet, daß sich der russische Monarch zum Vasallen von C. erkläre. Bald darauf kam es wegen Grenzstreitigkeiten zu feindseligen Berührungen, die endlich 1688 durch eine zweite russische Gesandtschaft ausgeglichen wurden. Eine Gesandtschaft Peters des Großen erlangte für die Russen die Erlaubniß, jährlich einmal nach Peking zu kommen, sowohl des Handels wegen, als auch um den schuldigen Tribut in Geschenken zu entrichten. Im Jahre 1805 machte Rußland den Versuch, auch eine Verbindung mit C. zur See anzuknüpfen; ein chinesisches Edikt aber verbot Rußland jeden Handel mit C., außer zu Lande, u. beschränkte auch diesen auf Kiachta. **Frankreich** trieb seit 1660 einen lebhaften u. ergiebigen Handel nach C., der jedoch in Folge der Revolutionskriege eine Unterbrechung erlitt, bis in der neuesten Zeit die Verbindungen wieder angeknüpft wurden. Ueber die **Deutschen** gibt uns die Geschichte Kantons von dem ehemaligen Gouverneur Yuen folgende Notizen: „Die Bewohner des Reichs des Adlerpaares (Man-jing, Oesterreich) fuhren zum ersten Male durch die Tigermündung im 45. Jahre Kien-lung (1781) und heißen Taschen oder Deutsche. Sie haben die Religion des Herrn des Himmels angenommen. In Sitten und Gewohnheiten sind sie von den Portugiesen nicht verschieden. Die Preußen (die Bewohner des Reichs des einfachen Adlers, Tan-jing) fuhren zum ersten Male durch die Tigermündung im 52. Jahre Kien-lung (1788). Sie wohnen nordwestlich von Man-jing und gleichen ihnen vollkommen in Sitten und Gewohnheiten." Der erste, vergebliche Versuch der **Engländer**, Verbindungen mit dem Reich der Mitte anzuknüpfen, scheint 1596 gemacht worden zu sein; der zweite 1637; sie fanden sich von den Portugiesen auf Macao weit feindseliger behandelt, als von den Chinesen. Erst 1664 wurde von Seiten Englands ein neuer Versuch gemacht, einen regelmäßigen Handelsverkehr mit C. anzuknüpfen, doch scheiterten die Unterhandlungen an der enormen Höhe des Hafenzolls, den die chinesische Regierung forderte. Endlich wurde 1670 zu Formosa ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem die von der Kompagnie eingeführten Artikel eine Steuer von 3 Procent nach dem Verkauf entrichten, dagegen alle auszuführenden Artikel frei sein sollten. Schon 1687 aber gaben die Engländer ihre Niederlassungen auf Formosa wieder auf, und 1683 wurden sie auch von Ningpo und Amoy ausgeschlossen. Die Störungen u. Hindernisse des Handels wurden von Seiten C.'s immer größer und die Auflagen (bis zu 10 Procent auf alle Ausfuhrartikel) unerschwinglich. Der englische Handel in C. verringerte sich in Folge davon so, daß 1734 nur ein einziges englisches Schiff nach Kanton geschickt wurde. Versuche, zu Amoy und Ningpo Handelsplätze zu gründen, scheiterten an der Habsucht und der hochfahrenden Hartnäckigkeit der Mandarinen; man mußte sich deshalb wieder nach Kanton wenden. Kaiser Kien-lung hatte eben den Thron bestiegen und den Zoll von 10 Procent, sowie das übliche Geschenk von 1550 Taels nachgelassen, so daß nur noch der gewöhnliche Hafenzoll verblieb; dennoch wußte die Provinzialregierung das Geschenk noch ferner zu erpressen. Um dieselbe Zeit übergab die Regierung den fremden Seehandel einer privilegirten Kompagnie. Diese Gesellschaft der **Hong** bestand ursprünglich aus 12 Mitgliedern und mußte für das gesetzliche Betragen der Fremden Bürgschaft leisten, daher sie alles Mögliche that, um den Zutritt der Europäer zu hintertreiben. Nach mancherlei Plackereien, die nicht selten einen sehr ernsten Charakter annahmen, fand sich die englische Regierung bewogen, 1792 eine Gesandtschaft nach C. zu senden, welche von der chinesischen Regierung die Abtretung des Eigenthums von Macao oder eines andern zu dauernder Niederlassung geeigneten Orts, Zulassung einer ständigen englischen Gesandtschaft zu Peking, eine feste Niederlassung auf Tschu-san, einer Insel in der Provinz Tsche-kiang, 18 Stunden von Ningpo, Handelsfreiheit in allen chinesischen Häfen, ein Kommissionshaus in jeder Provinz des Reichs und festere, weniger willkürliche Vorschriften in Bezug auf die Zölle in Kanton fordern sollten. Der Kaiser erklärte jedoch darauf, daß der britische Handel ganz streng auf den Hafen von Kanton beschränkt bleiben müsse. Mehre Jahre lang machten nun hier die Handelsoperationen ungestörte Fortschritte. Im Jahre 1802 schickte Lord Wellesley, General-

gouverneur von Indien, zum Schutz der portugiesischen Besitzungen gegen etwaige Angriffe der Franzosen eine Expedition nach Macao; der Vicekönig von Kanton drang jedoch auf deren sofortigen Abgang. Ein zweiter Versuch der Engländer 1808, sich Macao's unter dem Vorgeben zu bemächtigen, es gegen die Franzosen zu schützen, mißlang ebenfalls. Als die Engländer der Forderung der Chinesen, ihre Truppen alsbald zurückzuziehen, nicht sofort genügten, sperrten diese den Handel zu Kanton; ein Versuch, mit Gewalt in die Stadt einzudringen, mißlang, und die englischen Truppen mußten wieder eingeschifft werden. Der Krieg zwischen England und Nordamerika führte zu neuen Differenzen. Ein englisches Kriegsschiff hatte mehre amerikanische Kauffahrer genommen, worauf die chinesischen Behörden verlangten, die Faktoreivorsteher sollten jenes fortschicken. Als die Chinesen feindliche Maßregeln ergriffen, sperrten die Vorstände der Faktorei den Handel selbst und erzwangen sich dadurch das Vorrecht, mit der Regierung unter Siegel und in chinesischer Sprache zu korrespondiren, das Versprechen, daß kein chinesischer Beamter ohne Erlaubniß die englische Faktorei betreten sollte, und Chinesen in die Dienste der Engländer treten dürften. Um die Grundlage des englischen Handels in C. noch fester zu stellen, schickte 1816 die englische Regierung eine Gesandtschaft unter Lord Amherst, die am 28. Juli den Golf von Petscheli erreichte; doch bot die Provinzialregierung von Kanton ihren ganzen Einfluß auf, um das Fehlschlagen der Mission zu bewirken, da sie wohl wußte, daß sich die hauptsächlichsten Aufträge Lord Amhersts auf die Beeinträchtigungen bezogen, welchen der englische Handel in Kanton ausgesetzt war. Dieser fruchtlosen Gesandtschaft folgte eine lange Zeit der Ruhe, und von 1816—29 wurde der Handel ein einziges Mal gesperrt, als die Engländer sich weigerten, die Matrosen auszuliefern, welche einige Chinesen in einem Handgemenge erschlagen hatten. Aus dem Fallissement zweier Hongkaufleute, bezüglich der Frage, wer die Verluste zu tragen habe, wären fast neue Konflikte erwachsen, doch fügte sich schließlich der Vicekönig der Forderung der Engländer und verhieß Ersatz für deren Verluste. Als die Engländer 1829 darauf drangen, daß ihnen gegen die bisher geltenden Bestimmungen erlaubt werde, die Frauen mit nach Kanton zu nehmen, und diesen Wunsch durch Rüstungen Nachdruck geben wollten, setzten die Chinesen neue Verkehrsschwierigkeiten entgegen. Es ward ein Edikt erlassen, wonach die fremden Kaufleute nur zur Handelszeit, im Herbst, nach Kanton kommen, die Fremden selbst sich unbedingt den von den Hongs für nothwendig erachteten Anordnungen unterwerfen und ihre Faktorei nicht verlassen sollten. Die Faktorei drohte auf diese Maßregel mit Sperrung des Handels; da sie indeß die üblen Folgen bedachte, welche dieser Schritt zu einer Zeit, wo eben die englischen Kauffahrer ankommen mußten, mit sich bringen würde, so nahm sie ihren Erlaß zurück. Der Handel mit Opium war in C. auf das Strengste verboten; je höher dadurch der Preis desselben stieg, um so bedeutender ward natürlich der Gewinn von seinem Handel. Die ostindische Kompagnie hatte sich deshalb dieses Schmuggelhandels bemächtigt und mußte sich dadurch selbst um die Achtung der Chinesen bringen. Am 21. Juli 1834 sollte nach 200jähriger Dauer für die ostindische Kompagnie ihr Privilegium des Handels mit C. erlöschen. Noch vor diesem Termin sandte nun die Regierung Lord Napier als Bevollmächtigten, der an die Stelle der ostindischen Faktorei in C. treten sollte, mit Instruktionen ab, die ihm ein entschiedenes Auftreten der chinesischen Regierung gegenüber empfahlen. Am 15. Juli 1834 landete Napier in Macao. Da er aber seine Ankunft dem Gouverneur der Provinz Kanton, wohin Macao gehörte, nicht nur nicht anzeigte, sondern sich selbst nach Kanton begab, um dort in dem Gebäude der ehemaligen Faktorei der Kompagnie seine Geschäfte als Bevollmächtigter des Königs von England zu beginnen, so sah der Gouverneur hierin eine Uebertretung der bestehenden Gesetze, drang, freilich vergeblich, auf die sofortige Abreise des Lords, erließ am 2. September ein Edikt, worin die vorläufige Einstellung des britischen Handels verfügt wurde und schnitt Lord Napier und seinem Gefolge alle Zufuhr ab. Dieser ließ hierauf zwei Kriegsschiffe in den Fluß einlaufen, um die englischen Unterthanen und ihr Eigenthum zu schützen. Die Feindseligkeiten begannen wirklich. Schließlich fand sich aber Lord Napier veranlaßt, nachzugeben, und reiste nach Macao ab, wo er bald nach seiner Ankunft (den 11. Oktober 1834) starb. Im Mai 1836 wurde Kapitän Elliot zum Oberaufseher des Chinahandels ernannt. Da der Opiumschmuggelhandel eine immer weitere Ausdehnung gewann und immer offener betrieben wurde, so erschien ein kaiserlicher Bevollmächtigter mit einem Edikt vom 18. März 1839 in Kanton und bedeutete die Fremden, daß sie darnach alles an Bord der Schiffe befindliche Opium auszuliefern hätten. Am 24. begab sich der britische Bevollmächtigte, Kapitän Elliot, nach Kanton, konnte aber nicht hindern, daß der ganze Faktoreibezirk von allem Verkehr abgeschnitten und förmlich in Blokadezustand versetzt wurde. Am 27. Mai erließ Elliot eine Note an die in Kanton befindlichen Kaufleute, worin er sie aufforderte, alles in ihrem Besitz befindliche Opium ihm sogleich, behufs der Auslieferung an die chinesische Regierung, zu übergeben, die im Opiumhandel verwendeten britischen Schiffe und Fahrzeuge unter seine unmittelbare Direktion zu stellen und ihm ohne Verzug ein besiegeltes Verzeichniß der in britischen Händen befindlichen Opiumvorräthe zu übermachen. Es wurden demgemäß 20,263 Kisten Opium, im Werthe von 2,500,000 Pfund Sterling, den chinesischen Behörden ausgeliefert. Die englischen Kaufleute schifften sich darauf nach Macao ein; die Rückkehr ward ihnen für immer verboten und die Opiumeinfuhr für alle Zukunft mit dem Tode bedroht. Auch ward allen inländischen Kaufleuten untersagt, mit ausländischen Schiffen außer dem Hafen Verkehr zu treiben, und allen ausländischen Schiffern angerathen, binnen fünf Tagen in den chinesischen Hafen einzulaufen oder die chinesische Küste gänzlich zu verlassen. Kapitän Elliot aber erließ darauf eine Deklaration, in welcher er den englischen Kaufleuten den Rath gab, ihre Geschäfte mit den Chinesen so lange ruhen zu lassen, bis er Verhaltungsbefehle aus England empfangen habe. Die Tödtung eines Chinesen durch englische

Matrosen war die Ursache neuer Zwangsmaßregeln von Seiten des kaiserlichen Kommissärs, der dadurch die Auslieferung des Schuldigen zu erzwingen gedachte. In Folge davon kam es am 2. November in der Hong-kongbai sogar zu einem Seegefecht, in welchem die Chinesen unterlagen. Ein kaiserliches Edikt vom 5. Januar erklärte darauf die Engländer für außerhalb des Gesetzes, hob allen Handel mit ihnen für immer auf und bedrohte auch jedes andere Volk, welches sich der Verführung ihrer Waare unterziehen wollte, mit den härtesten Strafen. Als eine friedliche Ausgleichung der englisch-chinesischen Angelegenheit unmöglich schien, vielmehr die Kunde neuer Gewaltthätigkeiten von Seiten der Chinesen nach England kam, drang die Ansicht im damaligen Ministerium Melbourne durch, daß es jetzt gelte, mit Gewalt der Waffen dem britischen Namen in C. Achtung zu verschaffen. Dennoch begnügte man sich vorläufig damit, eine bloße Bedrohungsmacht von etwa 3000 Mann nebst 3 Linienschiffen, 2 Fregatten, 4 kleineren Kriegsfahrzeugen u. 4 bewaffneten Dampfschiffen aufzustellen, indem man der Meinung war, daß eine solche Macht vollkommen hinreiche, die Chinesen einzuschüchtern, und ein förmlicher Krieg nicht in der Absicht der englischen Politik lag. Singapur wurde zum Sammelplatz dieser Seemacht erwählt, und schon am 21. Juni langte Sir Gordon Bremer, dem der interimistische Oberbefehl übertragen worden, an der Rhede von Macao an, übertrug die Blokade der Stadt Kanton und des Stromes dem Kapitän Smith, der mit 3 Korvetten und einem Dampfschiff zurückgelassen wurde, und segelte am 23. mit seiner Flotte nach dem Norden, um die Insel Tschu-san zu besetzen. Fünf Tage später langte auch der Oberbefehlshaber und Bevollmächtigte, Admiral Sir George Elliot, an Bord eines Linienschiffs und begleitet von einer Fregatte und 2 Korvetten auf der Rhede von Macao an, von wo er sich gleichfalls nach dem Norden wandte. Sein Vetter, Kapitän Elliot, schloß sich ihm an, und nach wenigen Tagen schon erschien die englische Flotte an der Küste von Tsche-kiang und Wusung, während Bremers Geschwader am 4. Juli auf der Höhe von Tschu-san angelangt war und vor Ting-hai, der Hauptstadt der Insel, Anker geworfen hatte. Nach vergeblichem Parlamentiren mit den chinesischen Behörden erfolgte Tags darauf der Angriff, dem die 4—5000 Mann chinesischer Truppen nur schwachen Widerstand leisteten und dann flohen. Die englischen Truppen fanden in der Stadt Ting-hai, die von ihren Bewohnern verlassen worden war, große Vorräthe von Weizen, Reis &c., und bald sammelten sich daselbst auf die beruhigenden Proklamationen der Engländer wieder viele Leute vom Handels- u. Gewerbsstand. Die Festungswerke des Hauptortes der kleinen Insel Amoy wurden zusammengeschossen und eine Anzahl Kriegsdschonken in den Grund gebohrt; auch die Bocca-Tigris, wo von Seiten der Chinesen Vertheidigungsanstalten getroffen worden, wurde fortwährend blokirt. Ein Schreiben Lord Palmerstons an den Kaiser wurde zu Ningpo dem Kapitän Elliot offen zurückgegeben, worauf Ningpo und Schanghai nebst allen Häfen bis an den Ausfluß des Jangtse-kiang in Blokadestand erklärt wurden. Lin hatte unterdessen Truppenverstärkungen in die Nähe von Macao geschickt, offenbar in der Absicht, die daselbst seßhaften Engländer aufzuheben. Kapitän Smith ließ deshalb auf der chinesischen Seite der Barrière von Macao einige hundert Mann Truppen landen, welche ein von chinesischen Truppen besetztes Fort nahmen und in die Luft sprengten und sich dann wieder einschifften. Kapitän C. Elliot fuhr am 11. August mit einem Dampfboot und den Booten aller Kriegsschiffe in die Mündung des Pe-hoflusses ein und stromaufwärts; als er den Eingangsforts gegenüber anlangte, nahm ein Mandarin den früher von Lin zurückgewiesenen Brief an den Kaiser in Empfang, um ihn nach Peking zu befördern, worauf Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Kommissär Khe-schan angeknüpft wurden. Da sich aber bald zeigte, daß die Nachgiebigkeit der Chinesen nur eine Kriegslist gewesen, begab sich der Admiral Elliot von der Insel Tschu-san nach dem Kantonflusse. Nachdem er am 20. November mit Kapitän Elliot und 4 Schiffen in der Tonkubai in der Nähe von Macao eingetroffen und hier auf der Höhe von Kanton ein aus 3 Linienschiffen, 4 Fregatten, 4 Dampfbooten und mehren kleineren Fahrzeugen bestehendes Geschwader versammelt war, sandte er am folgenden Tage den Kapitän Elliot nach der Bocca-Tigris, um Khe-schan brieflich anzuzeigen, daß der Admiral an dem zur Unterhandlung bestimmten Orte angelangt sei. Hatte aber auch Khe-schan anfangs friedliche Gesinnungen geheuchelt, englische Gefangene in Freiheit gesetzt, so weigerte er sich nun doch, mit Kapitän Elliot zu unterhandeln, und traf im Geheimen feindliche Maßregeln. Da zugleich ein kaiserliches Edikt die Ausrottung der Barbaren befahl und den geschlossenen Waffenstillstand für aufgehoben erklärte, so griffen die Engländer am 7. Januar 1841 die beiden einander gegenüberliegenden Forts an der Tigermündung Ta-kio-teu und Tschuan-pin an und eroberten sie nach kurzem Kampfe. Schon bereiteten sie sich, auch die anderen Forts am Einfluß des Tschu-kiang (Perlenflusses) und das Fort auf der Tigerinsel anzugreifen, als der Befehlshaber von Amonghoi um Waffenstillstand bat, bis er von Peking weitere Anweisung erhalte. Die darnach eröffneten Unterhandlungen führten zu einem Präliminarvertrag, zufolge dessen der Kaiser die Insel Hong-kong an die Engländer abtrat, sich zu einer Geldentschädigung von 6 Millionen Dollars, in 6 Jahren zahlbar, verpflichtete und die officiellen Beziehungen der beiden Staatsregierungen auf den Fuß einer vollkommenen Gleichheit stellte, wogegen England die Insel Tschu-san abtreten sollte. Elliot säumte nicht, Tschu-san zu räumen; aber er hatte sich abermals überlisten lassen; Khe-schan wollte nur Tschu-san geräumt sehen und Zeit gewinnen, um neue Feindseligkeiten vorzubereiten. Dadurch war die Geduld Elliots, die vielen Tadel erntete, endlich erschöpft, und er sandte am 14. Februar ein Dampfboot mit dem Entwurf eines Vertrags zur Ratifikation durch den kaiserlichen Oberkommissär ab, und als Khe-schan noch zögerte, obigen Bedingungen nachzukommen, eröffnete er trotz neuer Versicherungen desselben am 24. Februar die Feindseligkeiten von Neuem. Sechs englische Schiffe griffen das Fort Nordwantong an, während zu gleicher Zeit das Fort Amonghoi beschossen ward. In kurzer Zeit wehte auf allen Forts die britische Flagge,

und binnen wenigen Tagen befand sich der Strom bis Kanton in der Gewalt der Engländer. Am 20. März verkündete Kapitän Elliot den Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen ihm und dem neuen kaiserlichen Kommissär Yang. Gleich darauf langte aber eine neue kaiserliche Proklamation gegen die Engländer in Kanton an, wonach aller Verkehr mit den Engländern abgebrochen werden und ein Corps von 8000 Mann der besten Truppen zur Wiedereroberung der Stadt Kanton und zur Vertreibung der Barbaren von der Küste anrücken sollte, auch auf die Köpfe der englischen Befehlshaber hohe Preise gesetzt wurden. Da die chinesische Regierung, auf ihre Streitmacht vertrauend, den Handel jetzt von Neuem aufs Aeußerste bedrückte, bewog Elliot die britischen Kaufleute, Kanton zu verlassen. Wieder segelte die Flotte mit den Landungstruppen unter dem Oberbefehl Sir Hough Grughs den Strom hinauf und schon waren die beiden im Westen der Stadt Kanton gelegenen Forts genommen, und es sollte zum Angriff der Stadt geschritten werden, als sich die geängstigten Chinesen geneigt zeigten, zu unterhandeln. Die chinesische Regierung machte sich anheischig, an die Krone Englands binnen einer Woche 6 Millionen Dollars zu zahlen; die englischen Truppen sollten in ihrer Stellung bleiben; alle auf dem Fluß weggenommenen chinesischen Fahrzeuge sollten zurückgegeben, aber entwaffnet werden, desgleichen die Forts; die durch die Plünderung der Faktoreien 2c. entstandenen Verluste sollten binnen 6 Wochen erstattet werden. Obwohl bis zum 1. Juni 5 Millionen gezahlt wurden, so ward doch noch in demselben Monat das Benehmen der chinesischen Behörden abermals sehr verdächtig, und Elliot beabsichtigte schon eine neue Expedition gegen Amoy, als von England die Nachricht von der Ernennung Sir Henry **Pottingers** zum alleinigen britischen Bevollmächtigten in C. und des Admirals Sir William **Parker** zum Oberbefehlshaber der Truppen eintraf. Am 8. August kam Pottinger mit einer Anzahl großer Transportschiffe, welche Landungstruppen und Munition führten, zu Macao an, erließ eine förmliche Kriegserklärung, u. segelte den 21. August mit der Flotte von Hong-kong nordwärts. Seine Macht bestand aus 9 Kriegsschiffen, 4 Kriegsdampfbooten und 21 Transportfahrzeugen mit einer Landmacht von mehr als 2000 Mann. Das Geschwader erreichte am 26. August Amoy und besetzte sofort die Insel, wobei 500 Geschütze in die Hände der Engländer fielen. Am 29. lief die Flotte in den Hafen von Tschu-san ein, und am Morgen des 1. Oktober wurde zur Landung geschritten. Trotz des tapferen Widerstandes der Chinesen wurden die Batterien des Tempelhügels genommen, die Mauern der Stadt ohne Widerstand erstiegen und beträchtliche Beute an Geschützen, Munition, Reis 2c. gemacht. Schon am 7. setzte sich Pottingers Geschwader gegen Tsching-hai, eine bedeutende und stark befestigte Stadt am Norduser des Tahiaflusses, in Bewegung. Hier leisteten die Chinesen nur schwachen Widerstand; die Citadelle wurde erobert und am 13. auch die Stadt Ningpo, mit einer Bevölkerung von 300,000 Seelen, ohne Schwertstreich genommen. Obwohl die Volksstimmung den Engländern sehr günstig war, und diese alles Mögliche thaten, um die Bevölkerung zu beruhigen, so befanden sie sich doch zu Ningpo in einer keineswegs beneidenswerthen Lage. Um in das Innere des Landes, nach Peking, vorzurücken, wie es Pottingers Absicht war, dazu war die Jahreszeit zu weit vorgeschritten und die britische Streitmacht zu gering. Die Chinesen errichteten fortwährend auf der Seeseite der Stadt Kanton neue Festungswerke. Die meisten ihrer Kanäle machten sie durch versenkte Fahrzeuge unfahrbar und verrammelten die obere Barre der Bocca-Tigris. Zugleich wurden die Truppen fleißig exercirt, Geschütze nach europäischer Weise gegossen, in deren Handhabung europäische Matrosen den Chinesen Unterricht gaben. Der Kaiser erließ fortwährend grimmige Ausrottungsedikte gegen die rebellischen „rothborstigen“ Barbaren, die in Ningpo wie in einem Netze gefangen lägen und dem Zorne des Himmelssohnes nicht mehr entrinnen könnten; das zum Angriff auf Tsching-hai und Ningpo bestimmte chinesische Heer betrug angeblich nicht weniger als 80,000 Mann, denen die Engländer nur 2000 Mann entgegenzusetzen hatten. Ein zweiter chinesischer Streithaufen stand bei Yu-tschao. Trotzdem zogen die Chinesen in den sich entspinnenden Gefechten wieder den Kürzeren. Aber auch die Engländer sahen sich durch Mangel an Streitkräften genöthigt, die Feindseligkeiten einzustellen. Im Mai begab sich Pottinger persönlich nach Hong-kong, um dort Anordnungen für den weiteren Feldzug zu treffen. Die englische Flotte bestand jetzt aus 35 Kriegsschiffen, 6 bewaffneten Transportfahrzeugen, 19 Dampfbooten und 50 Transportschiffen. Während in Tsching-hai u. Ting-hai kleine Besatzungen und ein kleines Geschwader zurückgelassen wurden, segelte das Gros der Flotte am 11. Mai nach dem Flusse Tsien-tang, erstürmte die Stadt Tscha-pu und lief im Juni in den Jangtse-kiang ein, nahm am 19. die Stadt Schanghai durch Sturm, hierauf am 26. Juli nach blutigem Kampfe die Stadt Tsching-kiang-fu. Nachdem hier eine starke Besatzung zurückgelassen worden, segelte die Flotte weiter gegen **Nanking**, wo sie am 6. August eintraf u. sofort Anstalten machte, die dem Strom zugekehrte Seite der Stadt zu bombardiren. Da sich der Himmelssohn überzeugte, daß seine Truppen den englischen nicht gewachsen seien, sandte er 3 Mandarinen hohen Ranges als Friedensunterhändler, und nach mehren Konferenzen wurde zwischen den englischen Bevollmächtigten u. den chinesischen Großkommissarien unterm 29. Aug. ein **Friedenstraktat** abgeschlossen, wonach sich C. verbindlich machte, in diesem und den drei folgenden Jahren 21 Millionen Dollars zu zahlen, die Häfen Kanton, Amoy, Fu-tschen-fu, Ningpo und Schanghai dem britischen Handel zu öffnen, britische Konsularagenten daselbst zuzulassen und regelmäßige und billige Tarife der Ein- und Ausgangszölle, sowie auch der Transitzölle für das innere Land festzusetzen, die Insel Hong-kong für alle Zeit an England abzutreten und die Inseln Tschu-san u. Kolang-su so lange dessen Macht zu überlassen, bis die ganze Entschädigungssumme bezahlt und die Anordnungen zur Eröffnung obiger 5 Häfen getroffen sein würden. Die Friedensverträge wurden von den beiderseitigen Regierungen ratificirt und ausgetauscht. Das Monopol der Hongkaufleute erlosch mit dem 27. Juli 1843. Die oben genannten 5 Häfen aber wurden dem Handel aller Natio-

nen geöffnet, obwohl die Engländer die Eröffnung nur für sich bedungen hatten.

Nachdem so der sogenannte „Opiumkrieg" beendigt worden war und die englische Flotte Ende September den Jangtse-kiang verlassen hatte, brach am 7. December 1842 wieder ein Volksaufstand zu Kanton aus, wobei die englische Faktorei zerstört wurde. Derselbe war jedoch schon den 9. December gedämpft, und am 25. Januar 1843 publicirte der kaiserliche Oberkommissär Ilipu den Abschluß des Friedens mit den Engländern. Ein am 18. Oktober 1843 publicirter Ergänzungsvertrag mit Großbritannien gewährte den Kaufleuten Erlaubniß, in den 5 Hafenstädten Grundstücke zu pachten, um Häuser darauf zu bauen, setzte aber fest, daß kein Fremder über eine gewisse Grenze landeinwärts gehen dürfe ꝛc. Hierauf kehrte Sir H. Pottinger im Juni 1844 nach England zurück, und an seiner Stelle wurde Sir John Francis Davis englischer Gouverneur auf Hong-kong. Uebrigens hatte nicht England das Mittelreich für alle Völker geöffnet, sondern der kaiserliche Bevollmächtigte Kijing war es, welcher verlangt hatte, die Engländer möchten sich nicht widersetzen, wenn den anderen westlichen Nationen gleiche Freiheiten gestattet würden, und Pottinger, wohl wissend, daß es bei dem Andrange der anderen Staaten unmöglich sei, im Verkehr mit C. Sonderrechte zu behaupten, gab seine Zustimmung. Schon 1843 stellten die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Forderung eines besonderen Handelsvertrags, der auch zu Wanghia (3. Juli 1844) zu Stande kam; darnach sollte die Union alle Begünstigungen, welche mit den Engländern vereinbart worden, genießen, und außerdem wurde noch festgesetzt, daß ohne Zustimmung Amerika's keine neuen Monopole eingeführt, keine neue Ordnung über Ein- und Ausfuhr getroffen und eine Aenderung der Zollsätze nicht vorgenommen werden dürfe. Auch Frankreich, welches ein ansehnliches Geschwader unter dem Admiral Cecille sandte, schloß am 24. Oktober 1844 zu Whampoa mit C. einen Vertrag, der eigentlich nur eine Wiederholung des englischen war, worin es aber namentlich als Schutzmacht der Christen in C. sein Ansehen geltend zu machen suchte. Der Vertrag von Nanking hatte den Europäern nur die 5 Häfen eröffnet, die Fremden blieben von dem übrigen Reich fern gehalten, und die Missionäre waren von diesem allgemeinen Verbot nicht ausgeschlossen. Die Engländer hatten zwar ausbedungen, daß ein im Innern des Landes ergriffener Fremder nur von dem Konsul seiner Nation solle gerichtet werden können. Obwohl nun diese Klausel auch die Missionäre gegen die Blutbefehle der Provinzialobrigkeiten schützte, so erschien sie doch den unterhandelnden Franzosen nur als eine unbedeutende Errungenschaft; ihre Forderung zielte auf die Freiheit für die Unterthanen des Reichs, sich zum katholischen Glauben zu bekennen und den äußeren Kultus offen üben zu dürfen. Die deshalb angeknüpften Unterhandlungen wurden endlich mit einem vollständigen Erfolg gekrönt, indem auf das Drängen des französischen Botschafters drei kaiserliche Edikte erlassen wurden, wovon das erste allen Chinesen gestattete, die christliche Religion anzunehmen, das zweite als unterscheidendes Merkmal des Christenthums die Anbetung des Kreuzes u. der Bilder bestimmte und das dritte die Rückgabe der seit der Regierung des Kaisers Kang-hi erbauten Kirchen, wenigstens derer, die nicht in Pagoden oder in Gebäude des öffentlichen Nutzens umgewandelt waren, vorschrieb. Die Chinesen aber sahen in dem den Christen gewährten Toleranzartikel nur eine neue Demüthigung, und C.'s Tributärstaaten erkannten dasselbe gar nicht als für sich bindend an. Mehrfach mußte die französische Marine durch Gewaltmaßregeln Missionen schützen. Der Admiral Cecille ließ sich aber durch die offenkundig feindseligen Stimmungen der Tributärstaaten C.'s nicht entmuthigen und spähte nur um so eifriger nach einer Gelegenheit, das System der Milde bis in den Schooß dieser barbarischen Monarchen eindringen zu lassen. In Anam wurden 5 zum Tode verurtheilte französische Missionäre durch die Festigkeit des Kapitäns Favin Levêque befreit, und zwei Jahre darauf (1845) erhielt Lefèbvre, Bischof von Mauropolis, der von den cochinchinesischen Behörden eingekerkert worden war, durch die Energie des Kapitäns der Korvette Alcemene, Fornier-Duplan, seine Freiheit wieder. In Fu-kian, in Kian-nan, in Sche-kiang, allenthalben, wohin die französische Flotte reichen konnte, hatten sich die Vicekönige beeilt, den Edikten eine große Publicität zu geben; in Se-tschuan, in Jün-nan, in Hu-pe, in Kiang-si aber glaubte man die versprochene Bekanntmachung umgehen zu können, u. die Christen hatten die gewöhnlichen Gewaltthaten und Mißhandlungen zu erdulden. Aber der Admiral Cecille, der bei der chinesischen Regierung akkreditirte Konsul Lefèbvre de Bécourt und der Kommandant Lapierre drangen mit Erfolg auf vollständige und aufrichtige Ausführung der Dekrete des Kaisers.

Der Haß des Volks gegen die Fremden wuchs aber immer mehr und machte sich selbst in mehren Aufständen Luft. Derselbe ward noch dadurch gesteigert, daß in Folge der Erhebung Macao's zum Freihafen Anfangs 1846 von den Portugiesen den zwischen Macao, Hong-kong und Kanton fahrenden Handelsbooten eine Steuer von 1 Thlr. monatlich aufgelegt wurde. Die chinesischen Schiffer machten im Oktober wegen dieser drückenden Auflage einen Angriff auf Macao, wurden aber durch das Feuer des Forts zurückgetrieben. Kaum hatten aber die Engländer die Friedensbedingungen ihrerseits vollkommen erfüllt und die Insel Tschu-san Anfangs 1846 verlassen, so offenbarte sich, daß selbst die Regierung in Peking die den Fremden zugestandenen Rechte nicht ernstlich schützen wollte. Umsonst forderte England den in dem Vertrag von Nanking stipulirten Zutritt nach Kanton. Als immer nur ausweichende Antworten gegeben wurden, u. der Pöbel immer feindseliger gegen die Fremden wurde, fuhren im April 1847 3 britische Kriegsschiffe den Tigris hinauf, nahmen binnen 36 Stunden alle chinesischen Forts an der Bocca-Tigris, sprengten die Werke, vernagelten das Geschütz (827 Stücke) und drohten mit der Beschießung der Stadt. Da erfolgte endlich am 6. April die Bewilligung der englischen Forderungen, daß binnen zwei Jahren die Engländer freien Zutritt in Kanton und Erlaubniß zu Ausflügen auf 24 Stunden in das Land haben, daß der Fluß vor den Faktoreien frei von Booten gehalten werden, daß die Engländer einen Platz zur Erbauung eines Gotteshauses und einen Begräb-

nißplatz in Whampoa erhalten sollten. Die Unbilden und Drohungen von Seiten der Chinesen gegen die Engländer in Kanton dauerten jedoch dessen ungeachtet fort, besonders nachdem die englischen Regimenter von Hong-kong nach Indien zurückgekehrt waren. Doch wurde durch das energische Auftreten **Bonhams**, der 1848 den Gouverneur Davis ablöste, der chinesische Pöbel eingeschüchtert und den Engländern dadurch Schutz verschafft, daß in jedem der 5 Häfen ein Kriegsschiff stationirt ward. Im Oktober 1848 schloß auch der **Papst** einen **Vertrag** mit C. Als 1849 von den Engländern die Oeffnung der Thore Kantons in Folge des Vertrags vom 6. April 1847 gefordert wurde, erfolgte von Peking eine abschlägige Antwort, motivirt dadurch, daß die Behörden in Kanton nicht im Stande seien, Beleidigungen gegen die Fremden zu verhindern. Auch mit den **Portugiesen** entstanden Konflikte, indem einige Chinesen den portugiesischen Gouverneur von Macao, Amaral, ermordeten, ohne daß von dem Kommissär Seu eine Genugthuung dafür gegeben wurde. Am 25. Februar 1850 starb der Kaiser Tao-kuang, der letzte Beherrscher des Mittelreichs im altchinesischen Sinne, da das System der Abschließung nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Die andern Ereignisse seiner Regierung sind von geringer Bedeutung. Es ist das ewige Einerlei der ganzen chinesischen Geschichte: Aufstände, Hungersnoth und Ueberschwemmungen, Hofkabalen, Absetzung und Erhebung der Beamten. Der neunzehnjährige Prinz, der 4., aber der älteste unter den lebenden Söhnen Tao-kuangs, welcher am 25. Febr. 1850 den Thron des Vaters bestieg, **Tschu**, mit dem Zunamen der 6. Generation **Pi-tschu**, galt für einen eifrigen Anhänger der altchinesischen Lehre und Staatsweisheit. Er gab seiner Regierungszeit die Ehrenbenennung **Hien-fong**, Glückesfülle, mit welchem Namen er dann selbst bei den westlichen Völkern genannt ward. Alle, die vor 12 Jahren zur Nachgiebigkeit gegen die Engländer gerathen und so die Dynastie gerettet hatten, wurden sogleich entlassen, denn die alte Weise der Abschließung gegen fremde Völker sollte hergestellt und die erzwungenen Verträge sollten sobald als möglich aufgehoben werden. Doch wurden diese Pläne vor der Hand durch die **große Revolution**, die gegen die regierende Dynastie ausbrach, in den Hintergrund gedrängt.

Die gegenwärtigen Herrscher C.'s sind, wie wir gesehen, eigentliche Mandschutataren. Angebliche Nachkommen der letzten einheimischen Dynastie, der Ming, lebten aber auch unter dem tapferen Bergvolk der **Miao-tse** in den unzugänglichen Höhen der Provinzen Liang, Kuang und Fu-kian und suchten ihre Ansprüche auf den Thron in fortwährenden Empörungen geltend zu machen. Sie stifteten in verschiedenen Theilen des Reichs **geheime Gesellschaften**, welche verschiedene Namen, wie „zur Wasserlilie“, „zum reinen Thee“, „Dreieinigkeitsbund“ oder die „Gesellschaft der vereinigten Drei“ (Himmel, Erde und Mensch), führten. Schon mehrmals hatten dieselben den Staat in große Bedrängniß gebracht, und durch sie war auch der allgemeine Verfall der Regierung mit bewirkt worden, der sich schon unter Kia-king (1796—1820) in auffallenden Zeichen kund gab; ihr Plan, die Tsing zu stürzen, scheiterte aber stets an der Furcht der Masse des Volkes vor den Mandschutruppen. Die Kämpfe mit den Engländern enthüllten indeß nicht bloß die militärische Schwäche des Reichs der Mitte, sondern in Folge des durch den Vertrag herbeigeführten Verkehrs mit den Europäern kamen auch eine Menge neuer Ideen in Umlauf. Es bildete sich eine Reformpartei, welche die Vorschriften der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, die in den Schriften der Altvordern verzeichnet ständen, wieder zur Geltung bringen wollte und sich hauptsächlich längs der südöstlichen Uferlandschaften und im Stromgebiete des Jangtse-kiang koncentrirte. Mit diesen Reformbestrebungen hing auch der Aufstand der **Mingschin** oder Mingleute zusammen. Guerillakriege zu Wasser u. zu Land, in denen die Engländer dem Kaiser erfolgreich beistanden, waren nun die Vorläufer der großen Schilderhebung der Mingleute, die 1851 Statt fand. Das Oberhaupt derselben nannte sich bald **Tai-ping** (der große Friedensfürst), bald **Tiente** (der große Himmelssohn), leitete seinen Ursprung in gerader Linie von der Mingdynastie ab und trat als Vorkämpfer für die nationale Selbstständigkeit gegenüber der tatarischen Zwingherrschaft auf. Der alte Glanz des Reichs sollte erneuert, allgemeiner Friede und der alte Glaube des Confucius in seiner Reinheit hergestellt, der Buddhaismus u. der Taoglaube aber sollten ausgerottet werden. In diese religiösen Reformen mischten sich auch christliche Ideen ein; ja es soll sich Tiente sogar vom Missionär Gützlaff haben taufen lassen; gewiß ist, daß er mit diesem in gutem Einvernehmen stand.

Ueber den Verlauf des Aufstandes selbst sind nur unvollständige Angaben vorhanden. Seit Anfang 1850 beunruhigten Bandenführer die Provinzen Kuang-si, Kanton und Hu-nan. Trotz energischen Einschreitens von Seiten des Kaisers dehnten sich die Mingleute unter Mitwirkung der geheimen Gesellschaft in den Alpengauen u. schwer zugänglichen Bergwaldungen südwestlich der Kreishauptstadt Kuei-lin immer weiter aus und erfochten so bedeutende Vortheile, daß sich Tiente im September 1850 als Kaiser proklamirte. Auch die Seeräuber erschienen wie mit einem Zauberschlage wieder und plünderten die meisten Boote, welche von Hong-kong nach Kanton fuhren. Obwohl die kaiserlichen Truppen Niederlage auf Niederlage erlitten, so verkündeten doch die officiellen Nachrichten immer sicherer den ganz nahen Untergang der Empörer. Beiderseits verfuhr man mit barbarischer Grausamkeit. Vermehrung der eigenen Hülfsquellen und Verminderung der feindlichen, Vergrößerung des Ansehens Tiente's und Diskreditirung des Sohns des Himmels, Erweiterung des Aufstandsgebietes und Einschulung des Heeres — diese sehr bedeutenden Vortheile erkämpften die Mingleute im Laufe von 1850 und 1851. Am schwersten fällt unter diesen Vortheilen die Ueberlegenheit ins Gewicht, welche sich ihre Truppen nach u. nach aneigneten. Die Mingleute hatten vor den kaiserlichen Truppen strategische Berechnung, taktische Gewandtheit, Kriegszucht u. Uebung in den Waffen voraus u. erlangten dadurch 1852 entscheidende Vortheile. Nachdem sie zwei glänzende Siege erfochten, bemächtigten sie sich aller nordwestlichen Burgen und Salzmagazine und erhielten aus entdeckten Silberminen hin-

reichende Geldmittel. Noth und Mangel aller Art trieben viele von den kaiserlichen Truppen zu ihren Fahnen hinüber. Neue Siege machten sie auch zu Herren des südwestlichen Gebiets. Kuei-lin durchbrach darauf mittelst einer Kriegslist unerwartet die wichtige Mei-lingkette, wandte sich über das wilde Waldgebirge nach Hu-nan, eroberte hier schnell nach einander die Bezirke Kiang-Hoa, Jong-ning und Ming-juen und machte unermeßliche Beute. Während des Spätherbstes und der Wintermonate von 1852 wurden wiederholt blutige Schlachten geschlagen, in denen die Truppen des Himmelssohnes die Waffen wegwarfen und davonliefen. Die Aufständischen eroberten darauf Wu-tschang und Han-jang, die Mittelpunkte des Binnenhandels des Reichs der Mitte, brachen in Kiang-si ein, verjagten die Kaiserlichen aus den Bezirken Kan-tschu und zogen längs des Stromes Kan an den großen Poyangsee. Auch in dem benachbarten Kreis Ho-nan gelang es ihnen, Aufstände zu erregen, um die kaiserliche Macht zu theilen, und zugleich erhoben sich auch die in den Quellengebieten des Sihon und Dschichon wohnenden Karakirgisen und durchzogen plündernd die westlichen Gegenden des Reichs. Der Kaiser richtete insgeheim ien Interventionsgesuch an seine europäischen „Freunde", rüstete sich aber zugleich zur Flucht. Seine Heere fanden bei ihrer Raublust nirgends Vorschub auf Seiten der Bevölkerung. Der Aufstand in Ho-nan nahm mit dem Erscheinen der Grenztruppen die gefährlichste Wendung: Alles erhob sich gegen die wilde Soldateska. Einige Kreise baten Tiente um Hülfe, und dieser zögerte nicht, Truppen zu senden, welche die Kaiserlichen verjagten. Die Besetzung von Hu-kiang und den dortigen Emporien des Handels machte sich dem Verkehr bereits sehr fühlbar. Bis Schanghai empfand man die Stockung der Zufuhren, und nun bereiteten sich die Minglente, ihrem Feinde einen noch tödtlicheren Schlag zu versetzen. Im Februar 1853 rückte Tiente gegen Nanking vor, proklamirte die Absetzung der Tsingdynastie und schrieb neue allgemeine Prüfungen aus, d. h. versprach eine durchgreifende Reinigung des Beamtenstandes. Am 21. März 1853 hielt Tiente seinen Einzug in Nanking, der ehemaligen Hauptstadt der letzten einheimischen chinesischen Dynastie der Ming, und richtete daselbst auf der Grundlage der heiligen Schrift des Neuen u. Alten Testaments eine neue Religions- und Regierungsform ein. Die Regierung vertheilte er unter eine Brüderschaft von 7 Königen, die sich als die rechtmäßigen Gebieter aller Reiche unter dem Himmel betrachteten. Zwei heranziehende kaiserliche Heere wurden geschlagen, alle Plätze am Kaiserkanal genommen, und schon wälzten sich die Sieger, ohne auf bedeutende Hindernisse zu stoßen, gegen die reiche, von 2 Millionen bevölkerte Stadt Kai-fong, erlitten aber hier ihre erste folgenreiche Niederlage und gaben gegen Ende August 1853 die Belagerung der Stadt auf. Sie überschritten den gelben Fluß und standen am 30. Oktober 1853 vor der Stadt Tien-tsin, der größten Handelsstadt am nordöstlichen stillen Ocean, gewissermaßen dem Hafen von Peking, mußten aber auch hier dem vom Kaiser in Eile berufenen Heerbann der mongolischen Lehnsfürsten weichen. Im folgenden Jahre wurden sie bei Tongtschang endlich total geschlagen und zurückgeworfen. Die nächsten Jahre vergingen mit erfolglosen Kreuz- und Querzügen, mit Schlachten und Kämpfen in größerer und geringerer Entfernung vom Kiangstrome. Viele von den Gläubigen eroberte Städte fielen wieder in die Hände der Kaiserlichen, und Differenzen unter der Brüderschaft der 7 Könige führten zu inneren Kämpfen, aus denen Hong-siutsiuen siegreich hervorging, der die Herrschaft über weite Länder im Stromgebiete des Kiang und südlich bis gegen Kuang-si, Kuang-tung u. Fu-kian an sich riß. Da es im Juli 1857 am kaiserlichen Hofe an den nöthigen Geldmitteln zur Besoldung des Heeres fehlte, sah sich die Regierung zur Legalisirung der Opiumeinfuhr gezwungen, wodurch dem Schatz 402,000 Unzen Silbers (gegen $7^1/_2$ Millionen Gulden) an Zollerträgnissen zuflossen.

Inzwischen waren die Differenzen der kaiserlichen Regierung mit England immer ernstlicher geworden. Die Engländer mahnten immer dringender an die Erfüllung des Vertrags von Nanking u. bestanden insbesondere auf Zulassung in Kanton. Der Kaiser wies aber dies Ansinnen unbedingt u. für alle Zeiten zurück. Der damalige Schriftenwechsel zeigte den inneren unausgleichbaren Gegensatz zwischen C. u. den Fremden in seiner ganzen Schroffheit u. rief die Ueberzeugung hervor, daß dieser Gegensatz nur mit den Waffen ausgeglichen werden könne u. müsse. Auf Hong-kong, sowie in allen britischen Niederlassungen kann jedes fremde Fahrzeug nach Erfüllung bestimmter Bedingungen sein Register erhalten. Solche Schiffe fahren dann unter englischer Flagge u. gelten in jeder Hinsicht als englische. Selbst chinesische Rheder machten, der größeren Sicherheit wegen, welche die englische Flagge gewährt, von dieser Einrichtung vielfachen Gebrauch. Am 8. Okt. 1856 wurde nun ein unter einer dänischen Firma mit britischer Flagge segelndes Schiff „Arrow" als einem Chinesen gehöriges Schmuggelschiff mit seiner aus 12 Personen bestehenden chinesischen Mannschaft von den Behörden zu Kanton aufgehoben und weggeführt. Als der Konsul Parkes darauf die öffentliche Auslieferung der gefangenen chinesischen Matrosen verlangte, übergaben die Chinesen zwar dieselben, aber der Konsul nahm sie nicht an, auf öffentlicher Zurückführung derselben bestehend. Als nach einigen Tagen keine Antwort erfolgte, wurde am 21. Okt. der Provinzialregierung ein Zeitraum von 24 Stunden gegeben, innerhalb dessen sie die britischen Forderungen zu erfüllen habe, widrigenfalls mit Gewalt gegen sie verfahren werden solle. Als auch diese Drohung erfolglos blieb, erhielt der Admiral Seymour den Auftrag, dem britischen Ultimatum mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Er ließ am 23. Oktober die 4 Befestigungen an der Einfahrt in den Hafen von Kanton, sowie die auf der inneren oder sogenannten Macaodurchfahrt bombardiren und nahm sie ohne Widerstand von Seiten der Chinesen ein. Zu gleicher Zeit okkupirten die Engländer die unfern der Faktoreien gelegenen Inseln und beschossen von da aus den Palast des Oberstatthalters Yeh, legten dadurch einen Theil der Stadt in Asche und bemächtigten sich andern Tags des übrigen, diesmal unter hartnäckiger Gegenwehr der Chinesen. Als Seymours Verlangen, daß die Repräsentanten der fremden Mächte zu Kanton, wie in den vier anderen geöffneten Häfen, in die innere Stadt zugelassen werden müßten, um nach dem Vertrag mit den höchsten Behörden mündlich und in

ebenbürtiger Weise verkehren zu können, von dem kaiserlichen Oberstatthalter Yeh abgeschlagen wurde, begannen die Engländer die Beschießung der Stadt (3. Nov.) von Neuem, eröffneten eine heftige Kanonade auf die kaiserliche Flotte (6. Nov.) und nahmen und verbrannten 30 Dschonken. Nachdem sie während der nächsten Tage alle Befestigungen im Flusse und Hafen unfern der Faktoreien von Grund aus zerstört hatten, segelten sie am 11. Nov. nach den befestigten Inselgruppen in der Tigermündung des Flusses Tschu-kiang, beschossen Südwantong aufs Heftigste und stürmten darauf die Forts. Die Chinesen gaben die Gegenwehr bald auf. Mit gleich raschem Erfolge, aber auch mit gleich rücksichtsloser Metzelei ward von den Engländern gegen Anonghai, Dschuenpi und die anderen Festungen an der Tigermündung verfahren. Auch mit den Amerikanern bekamen die Chinesen blutige Händel. Als sie einen amerikanischen Kutter (15. Nov.), trotzdem daß derselbe das Sternenbanner aufhißte, heftig beschossen hatten, antwortete der Commodore Armstrong mit einem heftigen Bombardement der feindlichen Befestigungen, welche bald mit ihrer ganzen Ausrüstung in seine Hände fielen und dann geschleift wurden. Auch die von Neuem armirten Werke auf der „zur französischen Thorheit“ genannten Halbinsel wurden von den Engländern genommen und in die Luft gesprengt (4. Dec. 1856). Zur Rache steckten die Chinesen die englischen Faktoreien längs des Ufers des Perlenflusses (14. Dec.) in Brand. Da die Engländer von Kalkutta aus keine Unterstützung erhielten, so fanden sie es für gerathen, Kanton und die Umgegend (10. Jan. 1857) zu verlassen. Die Chinesen aber hielten jetzt die Macht der Barbaren für gebrochen, und in öffentlichen Erlassen wurde das Volk zu deren völliger Vertilgung aufgerufen. Man brauchte übrigens die Massen des Mittelreichs, namentlich im Süden, nicht erst gegen die Fremden aufzuwiegeln. Die letzten Vorgänge und insbesondere auch der grausame Sklavenhandel, welcher während der letzten Jahre mit Chinesen getrieben ward, die sogenannte Kuliausfuhr, riefen eine unglaubliche Erbitterung der Bewohner des Mittelreichs gegen die Fremden hervor und gaben den englisch-chinesischen Zwistigkeiten einen volksthümlichen Charakter.. Daß im Laufe des Sommers 1857 die Truppen und Kriegsmittel nicht in der Stärke eintrafen, womit die britische Regierung beim Eintritt der kühleren Jahreszeit, Ende September und Oktober, die Operationen gegen Kanton zu eröffnen gedachte, hatten die Chinesen der Revolution in Ostindien zu verdanken, welche die militärischen Kräfte Großbritanniens sehr in Anspruch nahm. Lord Elgin, der als außerordentlicher Botschafter nach C. gesandt ward, stand nach seiner Ankunft auf Hong-kong im Juli 1857 macht- und rathlos da und vermochte weder gegen Kanton, noch am Pe-ho in der Richtung nach Peking irgend einen Schlag auszuführen, obwohl bereits im März, April und Mai britische Dampfer, Kanonenboote und andere Fahrzeuge in Menge zu Hongkong angekommen waren. Aus Mangel an Truppen hatten diese die alte Art der Kriegsführung wieder aufnehmen müssen und die chinesische Marine innerhalb der Gewässer von Kanton (Mai u. Juni 1857) vernichtet. Aber auch durch diese neuen Niederlagen wurden Yeh und Genossen nicht zur Nachgiebigkeit geneigt gemacht. Die Feindseligkeiten der chinesischen Behörden innerhalb des Perlenflusses dauerten fort, während in den anderen vier geöffneten Häfen, zu Amoy, Fu-tschen, Ningpo und Schanghai, der Handelsverkehr friedlich fortdauerte. Die Stockung des Handels und Gewerbswesens zu Kanton, die Rebellenhaufen, welche die Gegend unsicher machten, und der Mangel an Reiszufuhr von Süden her verursachten in den Sommermonaten 1857 in der dicht bevölkerten Kreishauptstadt eine große Theuerung aller Lebensmittel. Um diesen Nothstand noch zu steigern, ordnete Admiral Seymour seit dem 7. August eine strenge Blokade des Perlenflusses an. Aber alle diese Bedrängnisse brachen den Trotz der Kreisbehörden nicht. Nur Waffengewalt, entscheidend oder nachhaltig angewandt, konnte den chinesischen Hochmuth bezwingen, und dazu wurden von Seiten Englands, nachdem es in Ostindien freiere Hand bekommen, im Verein mit Frankreich die geeigneten Maßregeln ergriffen.

Nachdem bereits im August ein französisches Geschwader in den chinesischen Gewässern eingetroffen war, erschien Ende November eine ansehnliche englische Flotte mit 6000 Mann Landungstruppen vor Kanton, und es wurde nun ein gemeinsames Vorschreiten gegen das Reich der Mitte beschlossen. Yeh, der Oberstatthalter der Provinzen Kuangtung und Kuang-si, hatte zwar die völlige Vernichtung des „Barbarengezüchts“ in Aussicht gestellt, vermochte aber zur Ausführung dieses Versprechens keine hinreichende Truppenmacht zusammenzubringen. Gleichwohl scheiterten auch die letzten Versuche der Verbündeten, eine gütliche Erledigung der obschwebenden Differenzen herbeizuführen, an dem Stolze des Statthalters, und so wurden denn am 12. Dec. Fluß und Hafen von Kanton in Blokadezustand erklärt. Am 28. Dec. begann die Beschießung Kantons, welches dadurch furchtbar litt, und schon am 29. mußte sich die Stadt, nachdem die auf 40,000 Mann geschätzte bewaffnete Macht geflohen war, den Verbündeten ergeben. Der Oberstatthalter Yeh und mehre hohe Staats- und Militärbeamte wurden gefangen genommen. Die mit C. früher abgeschlossenen Verträge fand man noch uneröffnet vor, da sie gar nicht nach Peking eingesandt worden waren. Angeknüpfte Unterhandlungen mit dem gefangenen Oberstatthalter hatten zur Folge, daß schon am 9. Januar 1858 die früheren Behörden wieder in ihr Amt eingesetzt werden konnten, jedoch wurden sie der Aufsicht dreier Kommissäre der Verbündeten unterstellt. Aber erst nach Abschluß der neuen Verträge sollte Kanton von den Verbündeten geräumt werden. Lord Elgin und Baron Gros, die Vertreter Englands und Frankreichs, sowie Graf Putjatin und Reed, die Bevollmächtigten von Petersburg und Washington, hatten inzwischen in Schanghai vergeblich auf Beantwortung der von ihnen an den Hof zu Peking erlassenen Zuschriften gewartet, fuhren daher im April in Begleitung eines Geschwaders von Kriegsschiffen, Dampfern und Kanonenbooten zum Golf von Petscheli hinauf und ließen unfern der Mündung des Pe-ho die Anker auswerfen. Von da erließen sie von Neuem mahnende und drohende Botschaften nach Peking, auf deren Beantwortung sie in Taku, einige Meilen landeinwärts, warteten, um hier mit chinesischen Kommissären die Bedingungen der neuen Verträge

festzustellen. Da aber die Kommissäre nicht eintrafen, so begann am 20. Mai der Angriff der Verbündeten auf die Forts von Taku, und nach zweistündigem Kampfe wurden diese genommen. Darauf fuhren die Verbündeten ungehindert stromaufwärts bis Tientsin, welcher ansehnliche Handelsort gleichsam der Hafen von Peking ist. Jetzt erst unterwarf sich der durch die Nähe der Gefahr eingeschüchterte Hof, und nach kurzen Unterhandlungen wurde ein vierfacher Vertrag, zuerst mit den neutralen, dann mit den kriegführenden Mächten (26. und 27. Juni) abgeschlossen, dessen Ratifikation spätestens nach Ablauf eines Jahres in Peking selbst erfolgen sollte.

Nachdem aber im März 1859 Lord Elgin und Baron Gros nach Europa zurückgekehrt waren, suchte die chinesische Regierung den mit Wahrung der Interessen Englands und Frankreichs beauftragten Herren Bruce und Bourbolon gegenüber die Vollziehung der Ratifikation unter allerhand Vorwänden hinauszuschieben. Ihr Vorschlag, die Ratifikation in Schanghai vorzunehmen, wurde zurückgewiesen, u. die Regierung suchte wenigstens das durchzusetzen, daß sich die Vertreter Englands und Frankreichs nicht auf dem Pe-ho geradewegs nach Peking begeben sollten. Diese beharrten aber darauf, auf diesem Wege nach der Hauptstadt zu gehen, und als sie im April 1859 in Erfahrung brachten, daß die Befestigungen am Pe-ho wieder hergestellt seien, glaubten sie hierin eine feindliche Demonstration sehen zu müssen, und Bruce sandte sofort das englische Geschwader — das französische befand sich in Cochinchina — nach der Mündung des Flusses, um dieselbe abermals forciren zu lassen. Da weitere Verhandlungen zu keinem Ziele führten, so begann das englische Geschwader unter Admiral Hope am 24. Juni den Angriff auf die Forts. Diese waren aber inzwischen in so guten Vertheidigungsstand gesetzt worden, daß sich die Engländer nach einem mörderischen Kampfe und mit einem Verluste von 464 Todten und Verwundeten zurückziehen mußten. Da die Ehre der britischen Waffen Genugthuung heischte, und Frankreich wenigstens moralisch bei diesem Konflikt betheiligt gewesen war, so gab diese Niederlage die Veranlassung zu der neuesten englisch-französischen Expedition gegen C. Ueber das 7500 Mann starke französische Corps erhielt der General Cousin-Montauban den Oberbefehl; das Geschwader kommandirte Admiral Charner. Das Corps ward am 5. December 1859 und in den ersten Tagen des Januar 1860 zu Toulon eingeschifft und machte die Tour um das Kap, weshalb Montauban, den direkten Weg über Suez einschlagend, einen Monat früher am Orte seiner Bestimmung anlangte. Die Engländer, die schon früher eingetroffen waren, hatten die Halbinsel Kawlong, der Stadt Victoria gegenüber, zu ihrem Sammel- und Lagerplatz auserkoren. In Schanghai, das zur ersten Operationsbasis ausersehen worden, traf Montauban Anfangs April mit dem englischen Admiral Hope zusammen. In dem einen Monat früher von den Vertretern der Westmächte an den kaiserlichen Hof eingesandten Ultimatum war vollständige Genugthuung für die Affaire am Pe-ho, Freigebung der Flüsse, ständige Residenz westmächtlicher Agenten in Peking, 60 Millionen Francs Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten und unterpfändliche Einräumung mehrer Gebietstheile verlangt worden. Da man auf eine ablehnende Antwort vorbereitet war, so bemächtigte man sich im Voraus der Inseln Chusan und Kintang, welche die Mündung des blauen Flusses beherrschen. Die bald darauf eintreffende Antwort lautete in Betreff der Erstattung der Kriegskosten und der Gestattung freier Fahrt auf dem Pe-ho ablehnend, wonach der Krieg unvermeidlich war. Doch verständigten sich die Befehlshaber der Verbündeten dahin, behufs der Schonung des Handelsverkehrs die Küste nicht in Blokadezustand zu erklären und die Feindseligkeiten so viel als möglich auf die Provinz Peking zu beschränken. Nachdem gegen den 20. Juli hin die französischen Truppen größtentheils an der Mündung des blauen Flusses aufgestellt worden, und die wieder angelangten Botschafter Lord Elgin und Baron Gros sich mit den Kommandanten in Einvernehmen gesetzt hatten, ward am 19. Juli in einem großen Kriegsrathe beschlossen, daß Engländer und Franzosen einen gemeinschaftlichen Angriff auf die Stadt Petang am linken Ufer des Flusses machen sollten. Da die Engländer 12,600 Mann (7800 Europäer und 4800 indische Sikhs) zählten, so belief sich die ganze Streitmacht der Verbündeten auf 20,000 Mann. Am 1. August warfen beide Flottillen in der Nähe von Petang Anker, worauf sich die Truppen trotz des sumpfigen und überschwemmten Terrains der Stadt bemächtigten. Am 12. August rückten sie gegen die Forts des Pe-ho vor und nahmen, ohne großen Widerstand zu finden, die Stadt Sinkho, wodurch es ihnen möglich gemacht ward, das ganze Befestigungssystem an der Mündung des Pe-ho im Rücken anzugreifen. Am 14. Aug. ward damit der Anfang gemacht und das Fort Tankho erobert; am 18. erstürmten die Franzosen den Ort Siaoleang am linken Ufer und am 21. die hier gelegenen Forts, wobei sie zwar bedeutenden Verlust an Todten und Verwundeten erlitten, aber auch 518 Kanonen und große Vorräthe erbeuteten und freie Schifffahrt auf dem Pe-ho gewannen. Die Einnahme von Tientsin war die unmittelbare Folge dieses Siegs. Kaiserliche Kommissäre, welche jetzt eintrafen, gingen bereitwillig auf alle Bedingungen — Erstattung der Kriegskosten, freier Zutritt in alle Städte, ständiger Aufenthalt der Konsuln in Peking und sofortige Zulassung der Gesandten in die Hauptstadt — ein; da sich aber bald herausstellte, daß diese Kommissäre gar keine Vollmachten besaßen, und erst an den kaiserlichen Hof berichten zu müssen versicherten, so ließen die Verbündeten am 9. September ein Corps von 6000 Mann nach Tungtschao, 4 Meilen von Peking, vorrücken. Schon am 11. und 12. kamen neue Gesandte von Peking, welche vorgaben, zum vollständigen Abschluß aller Verhandlungen mit den Gesandten ermächtigt zu sein, aber auf den Rückzug der Verbündeten nach Tientsin bestanden. Hierauf gingen diese aber nicht ein, und die chinesischen Unterhändler mußten nachgeben und einwilligen, daß die Unterhandlungen in Tungtschao eröffnet werden sollten, wogegen die Verbündeten versprachen, daß die Hauptmasse ihrer Truppen in Tungtschao bleiben und nur ein Gefolge von 1000 Mann als Ehrenwache die Gesandten nach dem Orte der Verhandlungen, sowie später nach Peking begleiten

sollte. Eine Anzahl englischer und französischer Offiziere ward vorausgeschickt, um sich mit den chinesischen Behörden über die zur Aufnahme der Gesandten u. zur Unterbringung der Truppen erforderlichen Maßregeln zu verständigen. Die meisten derselben fielen jedoch als Opfer schmählichen Verraths; von tatarischen Soldaten überfallen, fielen sie entweder im Kampfe, oder verschmachteten nach unsäglichen Qualen aller Art im Gefängnisse. Auch die auf dem Marsche nach Tungtschao begriffenen Truppen sahen sich nach und nach ringsum von dem Feinde umstellt; erst ein Reiterangriff, der den Chinesen etwa 1000 Mann und 60 Stück Geschütz kostete, machte sie frei. Dieses Gefecht von Tschangkiakuang war aber nur das Vorspiel zu einer wirklichen Schlacht, welche den Ausgang des Feldzugs entschied. Bei Palikiao, wo der chinesische Anführer Sankolinsin seine ganze gegen 50,000 Mann zählende Streitmacht aufgestellt hatte, ward (21. September) Montaubans 3000 Mann starkes Corps plötzlich von 20,000 Reitern angegriffen, schlug aber, zu rechter Zeit von der englischen Reiterei unterstützt, die Tataren zurück. Eine wirksame Kanonade vernichtete das tapfer kämpfende chinesische Fußvolk, und der Tag endete so mit einem vollständigen Siege, den 6—7000 Mann über etwa 50,000 Mann, worunter 30,000 Reiter, davontrugen, ohne mehr als etwa ein halbes Hundert Todte und Verwundete zu zählen. Die Straße nach Peking stand den Verbündeten nunmehr offen. Nachdem ein fruchtloser Briefwechsel zwischen dem Prinzen Koung, dem Bruder des Kaisers, der die Auslieferung der Gefangenen von Tungtschao von der Unterzeichnung des Friedensvertrags und dem Rückzug der Verbündeten nach Tientsin abhängig machte, Statt gefunden hatte, brachen letztere am 5. Oktober gegen Peking auf. Da sich aus mancherlei Gründen vermuthen ließ, daß sich die feindliche Armee nach dem kaiserlichen Sommerpalast zurückgezogen habe, so beschloß man, dieselbe Richtung zu verfolgen. Zuerst erreichten die Franzosen das Ziel. Nachdem sie den Palast ohne Schwertstreich genommen, plünderten sie die seltenen Schätze desselben mit einer Rücksichtslosigkeit, welche von der öffentlichen Meinung sehr gemißbilligt worden ist. Man fand bei dieser Gelegenheit interessante Belege über das geheime Getriebe der chinesischen Politik, welche aufs Neue bestätigten, woran man freilich schon vorher nicht mehr gezweifelt hatte, daß alle Unterhandlungen, welche die chinesische Regierung seit Tientsins Einnahme angeknüpft, nur auf Zeitgewinn berechnet waren. Am 9. Oktober wurden die noch lebenden Gefangenen ausgeliefert. Ihre Berichte von den ausgestandenen Leiden und die Gewißheit von dem Tode der Anderen erregten große Erbitterung und verschärften die Forderungen der Diplomaten der Westmächte, welche jetzt außer den früheren noch die stellten, daß eines der Stadtthore ihnen überlassen und für die Opfer des Verraths sofort eine Entschädigung gegeben werde. Inzwischen ward Alles zur Belagerung von Peking vorbereitet, und diese Demonstration wirkte: nach einer letztmaligen strengen Aufforderung ward die Gewährung aller Forderungen zugesichert und das Thor der Ruhe den englisch-französischen Truppen zu gemeinschaftlicher Besetzung überlassen. Da aber die chinesischen Staatsmänner noch immer mit der Ratifikation der Verträge von 1858 zögerten und der Argwohn weiterer verrätherischer Absichten derselben nicht unberechtigt war, so drohten Lord Elgin und Baron Gros mit Einäscherung des Sommer- u. Winterpalastes u. Einstellung der Erhebung der Zölle an den Küsten. Die Kunde von beunruhigenden Fortschritten der Rebellen im Süden machte die chinesischen Diplomaten, welche eine Verbindung der Westmächte mit jenen unversöhnlichen Feinden der Mandschudynastie fürchten zu müssen meinten, nachgiebig, und nachdem schon am 20. Okt. 500,000 Taels (4 Millionen Franken), welche man als Entschädigung für die Opfer des Verraths vom 18. September gefordert hatte, gezahlt worden, wurden die Verträge mit England und Frankreich am 24. und 25. Oktober unterzeichnet, und zwar in Peking selbst, wohin sich die Gesandten, jeder mit einem Gefolge von 1000 Mann, begeben hatten. Die Verbündeten räumten aber Peking nicht eher, als bis der Abschluß des Vertrags in der amtlichen Reichszeitung (6. und 8. November) publicirt worden war. Am 18. November hatte sich das ganze Expeditionscorps in Tientsin wieder vereinigt, und obwohl der Feldzug hiermit beendet war, so hielten die Verbündeten doch diesen Platz, sowie die Befestigungen des Pe-ho und mehre Punkte an der Küste dem Vertrag gemäß besetzt. Diese letzte Expedition hat wenigstens die eine wichtige Wirkung gehabt, daß die Bevölkerung des Reichs der Mitte nicht länger mit den Fabeln von der Ohnmacht und Ungefährlichkeit der Barbaren des Westens beruhigt werden kann, nachdem die Hauptstadt Peking und der Sommerpalast dieselben in ihren Mauern gesehen haben. Jedenfalls hat der letzte englisch-französische Feldzug der Verbreitung europäischer Kultur im fernsten Orient auf erfolgreichere Weise, als frühere Unternehmungen dieser Art, Bahn gebrochen. Während aber so das Reich von der Seeseite her den europäischen Handelsvölkern erschlossen wurde, gewann Rußland, welches schon seit langer Zeit in Peking eine sogenannte geistliche Mission unterhielt, von der Landseite her Einfluß u. Herrschaft in mehren bisher chinesischen Gebieten. Wichtig ist vor Allem die Besetzung des größten Theils des Amurlandes (s. Amur), welches im Vertrag von Aigun (12. Mai 1858) an Rußland förmlich abgetreten ward. Ein späterer Vertrag zwischen C. und Rußland, welches seitdem ebenfalls eine Gesandtschaft in Peking hält, abgeschlossen den 14. November 1860, regelte die Handelsbeziehungen zwischen beiden Reichen. Ein Handelsvertrag mit Preußen und dem deutschen Zollverein kam im Oktober 1861 kurz vor dem Tode Hieu-fungs zu Stande. Im Jahre 1862 leisteten Engländer und Franzosen der chinesischen Regierung gegen die Rebellen (Taipings), deren Hauptsitz Nanking ist, erfolgreiche Hülfe.

Vergl. Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reichs, Stuttgart 1847; Neumann, Geschichte des englisch-chinesischen Kriegs, Leipzig 1846; Käuffer, Geschichte von Ostasien, daselbst 1858—1860, 3 Bde.; Meadows, Chinese and their rebellions, London 1857; Huc, Das chinesische Reich, deutsche Ausgabe, Leipzig 1857, 2 Thle.

Chinabaum, s. v. a. Cinchona.

Chinagerbstoff, (Chinagerbsäure, Acidum cinchotannicum), s. Chinarinde.

Chinard, J., französischer Bildhauer, geboren

zu Lyon 1765, studirte zu Rom, wo er 1786 den ersten Preis der Akademie gewann. Er lebte von da an in seiner Vaterstadt, saß während der Schreckenszeit daselbst gefangen, ward durch Vermittelung eines kunstliebenden Mitglieds der Kommission wieder frei und † 1813 als Professor an der Specialschule zu Lyon. Zu seinen besten Arbeiten gehören: Andromeda, von Perseus befreit; Hebe, welche Jupiter den Nektar reicht; die Büste des Prinzen Eugen; die Bildsäule der Kaiserin Josephine; Amor und Psyche; Niobe, von Apollo getroffen; Phryne, aus dem Bade steigend; die Statue des Siegs, für den Ludwigsplatz zu Marseille; die Statue des Generals Carvoni auf der Konkordienbrücke ꝛc.

Chinarinde (auch Fieberrinde, Cortex Chinae), allgemeine Benennung einer nicht unbedeutenden Anzahl amerikanischer Rinden, die wegen ihrer Heilkräfte einen der wichtigsten Gegenstände der pharmaceutischen Botanik und Waarenkunde ausmachen. Im eigentlichen und engeren Sinne versteht man unter C. nur die Rinde von denjenigen Bäumen, die zur Gattung Cinchona *L.* gehören; im weiteren Sinne pflegt man aber auch Rinden darunter zu begreifen, die größtentheils von anderen, jedoch mit Cinchona verwandten Pflanzengattungen, z. B. von Exostemma, Cosmibuena, Buena, Goutarea, stammen und unter dem Namen der unächten, falschen oder neuen C.n (China nova) im Handel vorkommen. Die ächte C. (Cortices Chinae s. Chinchinae, Cinchonae, Quinquinae, Cascarillae) scheint zuerst um 1640 nach Europa gebracht worden zu sein. Im Jahre 1638 wurde nämlich die Gattin des Vicekönigs von Peru, Grafen del Cinchon, durch diese Fieberrinde von einem hartnäckigen Tertianfieber befreit, und durch diese kam damals eine große Quantität Rinde nach Spanien. Da die Rinde gepulvert ausgegeben wurde, so nannte man sie Pulvis Comitessae (Pulver der Gräfin). Um 1643 verbreitete der Kardinal Juan de Lugo zu Rom den Gebrauch der C. besonders dadurch, daß er arme Fieberkranke umsonst damit heilte, während er sie die Reichen mit Gold und Silber aufwägen ließ. Dadurch erhielt sie den Namen Pulvis Cardinalis, Pulvis Cardinalis de Lugo oder Kardinals- oder Lugopulver. Wahrscheinlich, weil Jesuiten dieses Pulver zuerst von Rom nach Belgien brachten und überhaupt durch ganz Europa verbreiteten, auch in großer Menge aus Amerika einführten, nannte man es auch Jesuitenpulver, Pulvis Jesuiticus oder Pulvis patrum. In Rom scheint die C. unter dem Namen China febris in Gebrauch gekommen zu sein. Der Name China, den später die meisten europäischen Nationen angenommen haben, steht in keinerlei Zusammenhang mit dem Lande China, da hier kein einziger Baum mit Fieberrinde wächst, sondern kommt wahrscheinlich von dem altperuanischen Worte Quina (ausgesprochen Kina, d. i. Rinde) her. Andere Benennungen sind: Antiquartius Peruvianus (wobei pulvis zu suppliren, also peruvianisches Pulver gegen das viertägige Fieber), Cortex antiquartius, Pulvis et Cortex febrifugus, Cortex febrilis, Cortex antifebrilis, Cortex Peruvianus oder Peruanus, Cortex Peruvianus febrifugus. Von der ersten Zeit der Einführung und Anwendung der C. in Europa bis gegen 1753 kannte man keine andere Sorte als die China Loxa, welche von dem von Jussieu in der Gegend von Loxa in Kolumbien 1738 aufgefundenen und von La Condamine beschriebenen, daher von Alex. von Humboldt Cinchona Condaminea genannten Fieberrindenbaume gesammelt wurde. Nach von Humboldts Untersuchungen kamen noch bis 1776 nur Rinden aus Loxa, Guancabamba u. Jaën in den Handel, obgleich Joseph von Jussieu die Chinarindenschäler auf verschiedene Sorten u. ihre Behandlung aufmerksam gemacht u. José Celestino Muris schon 1772 einige neue Species von Cinchonen unterschieden hatte, die jetzt die kräftigsten Chinasorten liefern. Seit 1778 wurden durch Santistevan, Hippolyt Ruiz, Joseph Pavon, Tafalla, Rubin de Celis, Thaddäus, Haenka, A. von Humboldt, Aimé Bonpland, von Martius und Andere verschiedene neue Arten von Fieberrindenbäumen im nördlichen und südlichen Theile von Südamerika entdeckt. Auch der größere Bedarf und die mehrfache Verwendung hat zur Erforschung und Einführung neuer Sorten der C. seit Ende des vorigen Jahrhunderts vielfache Veranlassung gegeben.

In Bolivia heißen die Chinarindensammler und Händler Cascarilleros. Erstere stehen im Dienste der letzteren. Nachdem ein besonders tüchtiger Cascarillero eine Gegend rekognoscirt hat und dieselbe durch einen Pfad zugänglich gemacht worden ist, darf kein anderer Cascarillero in diesem Bezirk sammeln. Es wird hier an geeigneter Stelle nicht nur ein Zelt nebst Proviantbaus errichtet, sondern, wenn der Aufenthalt längere Zeit währen soll, auch Mais und Gemüse ausgesäet. Die Rindensammler zerstreuen sich dann im Walde, indem sie Nahrung für ein paar Tage mit sich führen. Schritt für Schritt müssen sie sich mit dem Beil oder Messer Bahn brechen. Höchst selten bilden die Chinabäume kleine Bestände, meist stehen sie in kleinen Gruppen (Manchas) zusammen, deren Entdeckung Hauptaufgabe des Cascarillero ist. Dieser erkennt die Bäume an der Färbung des Laubs und der Blüthenbüschel auf weite Entfernung, oder erräth bei Sturm aus der Lage der welken Blätter den Standort des Baumes. Nicht selten sieht er sich aber nach beschwerlichem Marsch plötzlich durch eine Schlucht oder einen breiten Strom an der Erreichung seines Ziels gehindert. Nachdem die unten möglichst von der Rinde entblößten Bäume etwas über der Wurzel abgehauen worden sind, klopft man die Rinde mit dem Rücken des Beils oder einem Holzhammer, macht Längsschnitte und hebt die Platten mit dem Messer ab. Die dünnen Rindenplatten, welche Rollchina geben, werden sofort an der Sonne gedörrt, die großen Stücke aber, welche Plattchina liefern, aufgehäuft und beschwert. An den Küstenplätzen wickelt man die Rinde in frisches Leder ein. Neuerlich nehmen die Chinabäume auf Besorgniß erregende Weise ab, da man zu große Massen braucht und die Bäume planlos fällt. Im Hafen von Cartagena wurden in Einem Jahre 12,000 Centner C. verladen. Versuche, Chinabäume in Algerien zu kultiviren, sind nicht geglückt, und selbst auf Java und anderen ostindischen Inseln ist ihr Gedeihen wenigstens noch sehr problematisch.

Die nähere Charakterisirung der einzelnen im Handel vorkommenden Sorten dieser wichtigen

Drogue ist sehr schwierig, und eine sichere Kenntniß derselben zu erlangen, ist keine geringere Lebensaufgabe, als die, die Thee-, Kaffee- u. Weinsorten genau unterscheiden zu können. Schon die Nomenklatur der Rinden ist sehr verwirrt. Wenn sie auch häufig nach den Ausfuhrhäfen, wie Lima, Cartagena, Tecamez, oder nach den Stapelplätzen, wie Loxa, Cuzco, Huanuco, Huamalies, benannt werden, so ändern sich doch diese Namen schon in den Hafenplätzen und noch mehr in den europäischen Depots, da Franzosen und Engländer ihre eigenen Namen haben; auch mengt man einzelne Sorten mit einander, und in Folge davon kommt eine und dieselbe Rinde unter verschiedenen Namen vor, während ganz verschiedene Rinden unter einem und demselben Namen verkauft werden. Zu dieser Verwirrung hinsichtlich der Namen kommt noch der Mangel an zuverlässigen Unterscheidungsmerkmalen hinzu, denn die Beschaffenheit der Oberfläche, ob sie glatt oder längs- oder querrissig, nackt oder mit Flechten bedeckt ist, Farbe und Aussehen des Bruchs sind keineswegs konstante Kennzeichen der einzelnen Rindenarten. Erst in neuester Zeit ist man durch genaue mikroskopische Untersuchung der innern Konstruktion zu einigermaßen sicheren Resultaten gelangt, und namentlich haben sich Weddell, der 2 Jahre lang die Chinabäume vom 19.—13.° südl. Br. studirte, Berg und Schleiden in dieser Beziehung Verdienste erworben. Außerdem gibt die chemische Prüfung der Rinden auf ihren Gehalt an Alkaloïden (Chinin und Cinchonin) einen sicheren Maßstab für Bestimmung des Werths der einzelnen im Handel vorkommenden Sorten ab. Es lassen sich (nach Weddell) besonders 3 Hauptschichten an den Rinden unterscheiden, nämlich die Außenrinde od. die Korkschicht, die Mittelrinde oder die Zellenschicht u. die Innenrinde oder Faserschicht. Beim weiteren Auswachsen sterben die äußeren Schichten der Mittelrinde mit der Außenrinde ab, werden abgeworfen oder bleiben zurück und bilden die Borke; der lebende innere Theil der Mittelrinde dagegen, sowie die Innenrinde wachsen fort und stellen die eigentliche Rinde vor. Splint findet sich nicht an der C.; das, was man unrichtiger Weise als solchen bezeichnet, ist die Innenrinde oder der Bast. Die dünnen, grauen, Cinchonin enthaltenden C.n sind nach Weddell die Rinden junger Zweige verschiedener Cinchonaarten, die später gelbes u. rothes Chinin enthaltende Rinden liefern. Dem entsprechend hat Mitscherlich schon früher nachgewiesen, daß Cinchonin durch Sauerstoffaufnahme in Chinin u. Chinagerbsäure in Chinaroth umgewandelt wird. Nach Weddell ist das Cinchonin namentlich in der Mittelrinde enthalten, die durch Absterben später relativ abnimmt, während die Innenrinde auswächst. Diese besteht aus Baströhren, die durch Parenchym von einander getrennt sind; in letzterem befindet sich das Chinin, u. Weddell glaubt deshalb, daß diejenigen Rinden am reichsten an Chinin sind, die nur schmale Zellenstreifen zwischen den Baströhren führen, und deren kurze Baströhren sich nur mit ihren Enden berühren. Da nun von den Baströhren der Bruch der Rinde abhängig ist, so gibt dieser ein Kriterium für den medicinischen Werth derselben ab. Der Faserbruch kennzeichnet die an Chinin reichsten Rinden, der Fadenbruch die Rinden von mittlerer Güte und der Korkbruch die an Cinchonin reichen Rinden, die aber wenig oder gar kein Chinin enthalten.

Das wichtigste Resultat, welches die chemischen Untersuchungen der C.n ergeben haben, ist die Entdeckung der beiden darin enthaltenen vegetabilischen Salzbasen, des Chinins (s. d.) und des Cinchonins (s. d.), welche die charakteristischen Bestandtheile aller ächten C.n und die Ursache ihrer specifischen medicinischen Wirkungen ausmachen. Diese Stoffe sind bis jetzt so konstant in allen C.n, die von wirklichen Cinchonaarten abstammen, gefunden worden, daß ihr Vorkommen im Allgemeinen als Unterscheidungszeichen der ächten Rinden von den falschen dienen kann. Nach Pelletier, Caventon und Buchholz enthalten die C.n außer Chinin, Cinchonin, an Chinasäure (s. d.) gebunden, chinasauren Kalk, Chinaroth, Chinagerbsäure, Farbstoff, Fett, Gummi, Stärke, Cellulose, Salze. Der Gehalt an Gerbsäure in den C.n steht mit ihrem Gehalt an Basen in umgekehrtem Verhältniß, u. es scheint, daß, wenn durch den Vegetationsprozeß viel Pflanzenbasen gebildet werden, zu gleicher Zeit Chinasäure in demselben Verhältniß auftritt, während die Quantität der Chinagerbsäure abnimmt. Aus den unten angegebenen Abstammungen u. Altersverschiedenheiten der einzelnen C.n wird sich nach diesen Andeutungen ihr Gehalt an diesen Stoffen leicht beurtheilen lassen. Derselbe ist aber in den einzelnen Handelssorten bis jetzt nur sehr ungenügend bestimmt worden, und die älteren Analysen, die hier und da noch aufgeführt werden, haben heute gar keinen Werth mehr. Ueber eine exakte Methode, den Chinin- und Cinchoningehalt der C. zu bestimmen, s. Chinin. Dies gibt zugleich die Werthermittelung der C. Im engen Zusammenhang mit der Chinagerbsäure (s. oben) steht das Chinaroth, ein dunkelrothes, in Wasser kaum lösliches Pulver, welches theils schon fertig gebildet in der C. vorkommt, theils erst bei der Behandlung mit Wasser aus Chinagerbsäure entsteht. Zieht man die Rinde mit Wasser aus, so zersetzt die Gerbsäure die Salze der beiden vegetabilischen Basen und bildet damit Verbindungen, die theils im Wasser unlöslich, theils darin löslich sind. Mit diesen letzteren löst sich die frei gewordene Chinasäure nebst dem chinasauren Kalk auf und vermittelt zum Theil wohl die Löslichkeit der gerbsauren Alkaloïde; der mit Wasser bereitete Chinaauszug enthält also im Wesentlichen Gerbsäure und Chinaroth, Chinasäure, Chinin, Cinchonin u. Kalkerde. Er reagirt sauer und zeigt folgende Reaktionen: mit Gallustinktur gibt er einen weißen oder grauweißen Niederschlag von eichengerbsaurem Chinin und Cinchonin, mit Eisenchlorid entweder bloß eine grüne Färbung, oder zugleich eine schwarzgrüne oder bräunliche Trübung, mit Leimlösung einen voluminösen, grauweißen, mit Brechweinsteinlösung einen graugelben Niederschlag. Die drei letzteren Reaktionen werden von der Gerbsäure und dem mitaufgelösten Chinaroth hervorgebracht. Mit oxalsaurem Kali entsteht außerdem ein schwacher Niederschlag von oxalsaurem Kalk. Der mit siedendem Wasser bereitete Chinaauszug enthält namentlich eine größere Menge der beiden Basen aufgelöst u. zugleich Stärke. Er trübt sich beim Erkalten, indem sich Chinaroth, die Verbindungen der Gerbsäure mit den Basen und mit der Stärke zum Theil absetzen. Ver-

dunstet man einen kalt bereiteten Chinaauszug, so trübt er sich dabei, indem sich unter dem Einfluß der Luft zugleich Chinaroth bildet. Darum ist auch das Chinaextrakt nicht wieder klar im Wasser löslich. Durch Wasser lassen sich also Chinin und Cinchonin nicht vollständig aus der Rinde ausziehen; dies ist nur mit Hülfe verdünnter Säure möglich.

Berg ordnet die C.n in Rücksicht auf ihre natürliche Beschaffenheit folgendermaßen: I. Aechte C.n, in Röhren (bedeckte China) oder in flachen, häufig von der Borke befreiten Stücken (unbedeckte China), besitzen auf der Oberfläche mehr oder weniger Längsrisse, Querrisse und Runzeln, eine mehr oder weniger splitterig-faserige Textur, zeichnen sich im anatomischen Bau dadurch aus, daß die dickwandigen, mit deutlichen Schichten versehenen, ganz geschlossenen, gelb oder röthlich gefärbten Baströhren in der Regel vereinzelt in dem Parenchym der Innenrinde stehen, oder, wenn sie zu mehren zusammengestellt sind, doch nie regelmäßige Kreise von Bastbündeln bilden. Nur in der jüngsten Schicht der Innenrinde zeigen die Baströhren zuweilen ein offenes Lumen. Die Versendung geschieht gewöhnlich in Kisten, oder in runden oder eckigen, aus Büffelhäuten so geformten Trommeln oder Seronen, daß sich die Haarseite innen befindet. A. Graue oder braune C.n, Cortices Chinae fusci, grisei s. officinales, die jüngeren Zweige verschiedener Cinchonaarten, die daher im Alter China regia, flava oder rubra liefern würden, Röhren von der Stärke eines Federkiels bis zu der eines Fingers, an der Oberfläche graubraun, hier und da weißpulverig oder kleienartig, runzelig und von vielen nicht tiefen Längs- und Querrissen durchzogen, im Uebrigen mehr braun, von mehr ebenem als splitterigem oder faserigem Bruch, schmecken vorzüglich herb und enthalten reichlich Cinchonin. 1) China Loxa von Cinchona Condaminea, macrocalyx u. ovata kommt vorzugsweise als Guayaquil-Loxachina von Guayaquil in den Handel, besteht aus spiralförmigen oder von beiden Rändern aus eingerollten Röhren, ist außen grau und zeigt vorwaltend zarte, mehr oder weniger ringförmige und von einander entfernte Querrisse. Die Außenrinde ist sehr dünn, die Mittelrinde mit einem schwarzen Harzring versehen, im Bruch eben, die Innenrinde zimmtbraun. 2) China Pseudoloxa s. Jaën nigricans, dunkle Jaën- oder Tenchina, stammt von jüngeren Zweigen der Cinchona scrobiculata, die im Alter China regia liefert, ist auf der Oberfläche schwarz oder dunkelbraun, nur mit wenigen weißen Stellen, aber mit regelmäßigeren, mehren u. tiefen Querrissen versehen u. durch Längsrisse schuppig, runzelig, auf der Mittelrinde ohne schwarzen Harzring. 3) China Huanoco s. Yuanoco, Lima China von Cinchona micrantha *Ruiz*, zeigt einen zarten, milchweißen Ueberzug und, wo dieser fehlt, blaß röthlichbraune Farbe und breite, flache Längsrisse, die im Grunde mit einer höckerig-unebenen Zellenmasse ausgefüllt sind. Ein schwarzer Harzring trennt die ziemlich dünne Außenrinde von der zimmtbraunen Mittelrinde; die Innenrinde ist sehr stark. Im Bruch sind Außen- und Mittelrinde eben, der Bast splitterig mit langen und ungleichen Splittern. 4) China Jaën pallida, China Ten, blasse Jaën- oder Tenchina von Cinchona ovata (pubescens?), ist außen schmutzig gelblichgrau, ziemlich eben und glatt, mit zarten Längsrunzeln und feinen Querrissen; auf der Mittelrinde ohne schwarzen Harzring, rothbraun, durch weiße Pünktchen marmorirt, im Bruch eben; der Bast ist langsplitterig mit ungleichen derben Splittern. 5) China Huamalies s. Yuamalies, braune China, von mehren Cinchonaarten: die dünne röthliche von Cinchona purpurea, die rostfarbene von Cinchona micrantha, die dunkelgraue von Cinchona hirsuta, ist außen rein leberbraun, mit vorherrschenden, etwas wellenförmigen Längsrunzeln und mit rundlichen oder ovalen, oft sehr gedrängt stehenden und schwammigen Warzen, die bis auf den Bast reichen. Die Außenrinde ist dünn, die Mittelrinde fehlt älteren Rinden, die Innenrinde ist dick, dunkelbraun, im Bruch kurzsplitterig, mit gleichlangen Splittern; einzelne Markstrahlen erweitern sich gegen die Außenrinde zu sehr weiten Keilen.

B. Gelbe C.n, Cortices Chinae flavi, sind die Rinden des Stammes und der stärkeren Aeste verschiedener Cinchonaarten, welche vorherrschend eine ockergelbe oder zimmtbraune Farbe besitzen und aus Bast allein oder doch so überwiegend aus Bast bestehen, daß sie eine faserige oder splitterige Textur besitzen. Ihr Geschmack ist mehr bitter als herb; sie enthalten vorherrschend Chinin oder Chinidin. 1) China regia s. Calisaya, Königschina, jetzt allgemein als Calisayarinde im Handel, unterscheidet sich von der Cartagenachina durch die zimmtrothe Farbe, die feste Borke u. den kurzsplitterigen Bast; kommt aus Bolivia u. Peru. Die sogenannte Monopolcalisayarinde in größeren ansehnlichen Platten wird der frei im Handel erscheinenden, dünneren und kleineren vorgezogen. a) China Calisaya vera convoluta, Königschina in Röhren, bedeckte Königschina von Cinchona Calisaya, ist außen milchweiß, wo der Ueberzug fehlt, dunkelkastanienbraun, mit verhältnißmäßig starken Längsleisten, tiefen Längsrissen und Querfurchen durchzogen, welche Quadrate bilden. Die Borke ist sehr stark, fast schwarzbraun, geschichtet, spröde, hart und brüchig, der Bast im Bruch kurz- und glassplitterig. b) China regia plana, unbedeckte Königschina, besteht in Platten, die häufig noch stellenweise mit der spröden, geschichteten und innen weißpunktirten Borke bedeckt und, wo diese fehlt, mit flachen, grubigen, scharf gerundeten Vertiefungen versehen sind. Der Bast ist dunkel zimmtbraun, im Bruch kurz- und glassplitterig, auf der Unterfläche eben und durch die unzähligen, kurzen, glasglänzenden, überall hervortretenden Baströhren schimmernd. Diese Rinde ist die beste, chininreichste von allen. 2) China flava fibrosa s. Cartagena, faserige gelbe China, mit silberweißer, lockerer, schwammiger, aus Blättchen zusammengesetzter Borke, deren ockergelber Bast auf der Unterfläche matt, nicht schimmernd, im Bruch langsplitterig ist und biegsame Splitter bildet, stammt von Cinchona pubescens (?), kommt vorzüglich von Savanilla und Guayaquil in den Handel und wird vorzugsweise auf Chinin und Chinidin verarbeitet. 3) China flava dura, holzige, gelbe China, zerfällt in die Unterarten suberosa u. levis. 4) China Pitoya: a) von Buenaventura, r) von

Savanilla. 5) China rubiginosa, rostfarbene China, von Cinchona Condaminea, nebst China ferruginea, besteht aus von der Außenrinde befreiten, rinnenförmigen Rindenstücken; die Mittelrinde ist rostbraun, eben, hier und da mit einer Querspalte, im Querschnitt mit harzglänzenden Zellen versehen. Der dreimal stärkere Bast ist hellzimmtfarben, auf der Unterfläche eben, sehr zart gestreift, im Querbruch dünn- und ziemlich langsplitterig. C. Cortices China rubri, rothe C.n, sind die Rinden des Stammes und der stärkeren Aeste verschiedener Cinchonaarten, die vorherrschend eine rothbraune Farbe besitzen, neben dem faserigen oder splitterigen starken Bast noch mit einer starken Borke versehen sind und sehr bitter und herb schmecken. 1) China rubra s. Hispanica, rothe China, von Cinchona nitida; a) China rubra dura, besteht aus flachen oder wenig gebogenen Rindenstücken mit harter, derber, spröder, rothbrauner Borke. Die Innenrinde ist rothbraun, langsplitterig, mit glasglänzenden, dünnen Splittern, auf der Unterfläche uneben, schimmernd; b) China rubra suberosa, mit weicher, schwammiger Borke. Statt der China rubra kommt jetzt häufig die China de Rio de Janeiro in den Handel. D. China de Cusco vera, ächte Cuscochina, enthält Aricin od. Cuscocinchonin, Chinovatin, welches durch starke Salpetersäure grün gefärbt wird, aber keine Chinasäure, und stammt von Cinchona pubescens (?). Die Außenrinde fehlt in der Regel, die Mittelrinde ist rothbraun, stellenweise mit dunkleren Flecken besetzt, die Innenrinde ist blaß zimmtfarben, feinfaserig, langsplitterig, mit zarten, biegsamen Splittern. Bei China de Para s. Jaën fusca, brauner Jaënchina, von unbekannter Abstammung, ist die Borke weich, rein und dunkelbraun, innen mit glänzenden, fast schwarzen Harzbehältern, der Bast fast haarartig faserig.

II. Die unächten C. stammen nicht von Cinchona ab. Hierher gehören vorzüglich: China nova, Surinamensis, neue China von Portlandia grandiflora, die im Querschnitt abwechselnd schwarzbraune u. blaßröthliche Schichten zeigt; China bicolorata, China Tecamez, China Atacamez, zweifarbige China, die aus Guayaquil kommt und im Bruch durchweg korkig ist; China St. Luciae, China Piton, montana, Martinicensis, St. Lucienrinde von Exostemma floribundum *Willd.*, mit graubrauner Mittelrinde, parallel mit der Peripherie gestreift, und dunkler gefelderter Innenrinde mit parallelen, etwas hervortretenden Fasern. Ferner sind noch zu erwähnen China Caribaea s. Jamaicensis, jamaikanische Fieberrinde von Exostemma Caribaeum *Willd.*, China rubra de Rio de Janeiro s. Brasiliensis und China Senegalensis s. Cortex Cail-Cedrae.

Was die medicinische Anwendung der C. betrifft, so hat sie sich seit fast zwei Jahrhunderten in dem Rufe eines in mehrfacher Beziehung nicht zu ersetzenden Arzneimittels erhalten. Sie wirkt vermöge ihres Gehalts an Chinagerbsäure gelind adstringirend; da sie aber wegen ihres Gehalts an Holzfaser bei innerlichem Gebrauch den Magen belästigt, so verdient das Chinin (s. d.) in allen den Fällen, wo dies Mittel in großen Dosen gereicht werden muß, entschieden den Vorzug. Wiewohl die Wirkungsweise der C. noch völlig dunkel ist, so ist ihre Heilkraft doch konstatirt, und zwar namentlich beim Wechselfieber, sowie bei allen intermittirenden (aussetzenden) Fiebern und Neuralgien (Nervenleiden). Als Krankheiten, gegen welche die C. ein durch nichts zu ersetzendes Heilmittel ist, sind vornehmlich anzuführen: die einfachen Wechselfieber unserer Gegenden, das Malariafieber sumpfiger Niederungen, die bösartigen Wechselfieber der Tropen, die intermittirenden und periodischen Nervenleiden (z. B. Gesichtsschmerz), sobald sie nicht durch entzündliche Vorgänge hervorgerufen worden sind; nervöses Herzklopfen, periodische Fälle von Athemnoth (Asthma), die späteren Stadien des Keuchhustens, mehre Formen von Krampf 2c. Sehr wirksam ist ferner das Chinin bei Gelenkrheumatismus, bei rheumatischen Kopfschmerz und nebst der C. als Stärkungsmittel, als Mittel zur Hebung und Belebung der Ernährung nach schweren Krankheiten, die mit bedeutendem Säfteverlust verbunden waren, wie namentlich nach Typhus, Cholera, Lungenschwindsucht, Ruhr, bei Anämie und nach großen Blutverlusten, bei Bleichsucht, Skorbut 2c. Bei intermittirenden Fiebern und Neuralgien ist das Chinin vorzuziehen, wogegen in Fällen, wo es sich um Stärkung des geschwächten Körpers handelt, die C. in Substanz oder wässerigem oder weinigem Aufguß mit größerem Nutzen gebraucht wird. Früher war die C. als adstringirendes Mittel auch bei Brand (als Streupulver), bei skorbutischem Zahnfleisch (im Dekokt als Mundwasser), sowie bei langsam heilenden Geschwüren 2c. in Gebrauch, doch ist sie in solchen Fällen nicht wirksamer, als andere weit wohlfeilere vegetabilische Adstringentien (s. Adstringirende Mittel). Früher wurde die C. in den verschiedensten Formen als Arznei gegeben, als Pulver findet sie jetzt nur noch selten und dann besonders als Zahnpulver Anwendung, dagegen werden häufiger Abkochungen verordnet, deren Zusammensetzung sich aus dem angegebenen Verhalten der einzelnen Bestandtheile der C.n ergibt. Das Dekokt, zur Trockne abgedampft, liefert das Chinaextrakt, Extractum Chinae, und zwar fuscae oder regiae, je nachdem eine braune C. oder Königschina angewandt wurde. Ein kalter Auszug dieser Rinden, zur Sirupskonsistenz abgedampft, liefert das Extractum chinae frigide paratum. Direkte Chiningaben haben aber diese Arzneimittel von mehr oder weniger schwankendem Gehalt an wirksamen Bestandtheilen fast ganz verdrängt, und Chinabier und Chinawein werden kaum noch benutzt. Soll Chinawein bereitet werden, so wähle man möglichst säurefreien Weißwein zum Ausziehen der Rinde, weil der Gerbstoff der Rothweine und die Weinsäure wirksame Bestandtheile ausfällen. Chinatinkturen kommen ebenfalls immer mehr außer Gebrauch und werden am häufigsten noch in Verbindung mit anderen aromatischen Pflanzentheilen verordnet. Vergl. Ruiz, Quinologia etc., Madrid 1792, italienisch, Rom 1792, deutsch, Göttingen 1794; Graf, Die Fieberrinden in botanischer, chemischer und pharmaceutischer Beziehung, 1824; von Bergen, Versuch einer Monographie der Fieberrinden, Hamb. 1826; Schleiden, Handbuch der botanischen Pharmakognosie, Lpz. 1857; Weddell, Histoire naturelle des Quinquinas; Berg, Handbuch der pharmaceutischen Botanik, Berl. 1857—60, 2 Bde; Reichel, Ueber die C.n und deren chemische Bestandtheile, Lpz. 1856.

Chinaroth, s. Chinarinde.

Chinasäure, chemischer Stoff, findet sich, an Kalk gebunden, in der Chinarinde und außerdem im Tannensplint, in reichlichster Menge aber nach neueren Untersuchungen auch im Kraut der Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus), aus welchem sie leicht gewonnen werden kann. Hat auch die C. noch keine technische Verwendung gefunden, so liegt dies wohl namentlich daran, daß sie bis jetzt nur in geringer Menge und zu hohen Preisen erhalten werden konnte. Da sie sich aber durch Behandlung mit Braunstein und Schwefelsäure leicht in Chinon verwandeln läßt (Erkennungsmittel der C.), so liefert sie für dieses ein billiges Rohmaterial. Die C. krystallisirt in Prismen, löst sich in $2^1/_2$ Theilen kaltem und mit weniger kochendem Wasser, in Alkohol, schwer aber in Aether. Bei der trockenen Destillation liefert sie Benzoesäure, Salicylaldehyd, Phenylalkohol, Benzin, Hydrochinon 2c.

Chinasilber. Unter diesem Namen kamen zuerst Neusilberwaaren galvanisch versilbert vor. Sie haben vor den plattirten Waaren (Kupfer mit Silber plattirt) den großen Vorzug, daß sie beim Gebrauch, respektive durch Abreiben, nicht roth werden, und daß sie also ihren Werth behalten. Diese Waaren werden in England, namentlich in Sheffield in ganz enormer Menge, neuerdings auch in Frankreich und Deutschland fabricirt. Sie gehen unter dem Namen elektroplattirte Waaren (Electro-plated, auch Electro-Plate) und sind ohne Frage der beste Ersatz für Silber. Meurer fand in einem C. 65,24 Kupfer, 19,5 Zink, 13 Nickel, 2 Silber.

Chinastechwinde, s. v. a. Smilax China *L.*

Chinawurzel, s. Smilax.

Chinchainseln, Inselgruppe an der südlichen Küste von Peru, als reiche Fundorte des geschätztesten Guano's merkwürdig, daher auch Guanoinseln genannt. Die 3 Hauptinseln, die zusammen nicht 1 □Meile Flächenraum enthalten, steigen als nackte, zerrissene und zerklüftete Felsen von 200 F. Höhe empor und tragen auf dem Scheitel eine etwa noch 200 F. hohe Schicht Guano, der eine Meile weit ins Meer hineinstinkt. Die Arbeit, ihn los zu hacken und durch Schläuche in die unten ankernden Boote zu schütten, ist mühevoll und bei dem fortwährend aufwirbelnden scharfen Stoff gefährlich. Man hat berechnet, daß die größte Insel noch 2000 Jahre hindurch 50,000 Tonnen liefern kann, und die zahllosen Vögel, von denen die Inseln bedeckt sind, sorgen wohl auch für spätere Zeiten.

Chinchilla, kostbares graues u. weißes Pelzwerk von einer Mustelaart, Viverra Chincha, in Südamerika.

Chinchilla, Stadt im spanischen Königreich Murcia, Provinz Albacete, mit Kastell und 7450 Einw., welche Töpferei u. Wollenweberei treiben.

Chinchina (lat.), Chinarinde.

Chinchon, Stadt in der spanischen Provinz Madrid, zwischen dem Tajo u. Tajona, hat ein Schloß, eine Mineralquelle, ein Bad und 4900 Einwohner.

Chiné (franz.), jedes auf geflammte Art oder mit flammigen Mustern gewebte Zeuch; dann eine Art Tapeten, deren Muster den Wellen der Seiden- und Wollenarbeit gleicht, die mit der Nadel auf Kanevas gemacht werden. Die Chinirung, die länglichen Flecken mit unvermerkt auslaufenden, gleichsam verwaschenen Enden wird dadurch hervorgebracht, daß man die schon aufgebäumte Kette nur stellenweise färbt. Chinirte Zeuche werden aus Seide gewöhnlich mit großen, aus Wolle und Baumwolle mit kleinen Mustern angefertigt.

Chinesen, Bewohner von China (s. d.).

Chinesische Dinte, s. Tusche.

Chinesische Literatur, s. Chinesische Sprache und Literatur.

Chinesische Mauer, der an der Nordgrenze des eigentlichen China errichtete Schutzwall, das riesenhafteste Vertheidigungswerk, das je aufgeführt worden ist. Sie hat in China den Namen Wang-Li-Schang-Tsching, d. h. „die große Mauer von 10,000 Li", u. ist ein Werk des Kaisers Schi-Hoang-Ti, der sie im 3. Jahrhundert v. Chr. zunächst gegen die Einfälle der Tataren aufführen ließ. Sie beginnt im Westen der chinesischen Provinz Kan-su, bei Su-tschen, und zieht sich am Rande des Hochlandes entlang, hie und da von Bergen unterbrochen, die dann mit ihren Kastellen allein zur Schutzwehr dienen, in einem weiten Bogen bis zum Meerbusen von Petscheli und auf der Grenze von Schinking in nordöstlicher Richtung weiter bis zum Songarifluß. Ihre ganze Länge wird zu 280—330 deutschen Meilen angegeben. An manchen Stellen ist sie doppelt und dreifach, wie namentlich in der Nähe von Peking. Sie besteht größtentheils aus einem Erdwall, der 11 Fuß dick, 20—25 Fuß hoch, oben mit gebrannten viereckigen Fliesen gepflastert u. vorn u. hinten mit starken Mauern von Backsteinen bekleidet ist. Zwei Schichten Werkstücke von Granit, die etwa 24 Zoll hoch u. 2 F. weit vor die Backsteine vortreten, machen den Untersatz jener Mauer aus. Sie sind aus gebrannten Steinen von bläulicher Farbe aufgeführt und diese durch reinen, weißen Kalk mit einander verbunden. Die untere Dicke von 25 F. nimmt höher hinauf ab; 20 Fuß hoch von der Erde oder auf der Plattform hat jede der beiden Wallmauern nur 2 Fuß 3 Zoll Dicke. Hier läuft ein Vorsprung von Steinen längst der Mauer hin, der, 6 Zoll vortretend, den Anfang der Brustwehr bezeichnet, die 5 Fuß über die Plattform hinausragt, und in deren Obertheil von 7 zu 7 Fuß Schießscharten, jede 2 Fuß weit, eingeschnitten sind. Im Westen besteht sie theilweise auch nur aus einfachem Mauerwerk oder aus Erdwällen, und ihr nordöstlichster Theil ist Pallisadenwerk. Zur Vertheidigung sind längs der ganzen Mauer Thürme, je nach der Biegung der Mauer und der Verschiedenheit der Gegend selbst, 200—300 Fuß von einander entfernt, aus Felsstein aufgerichtet, große, kegelförmige Massen, die 12—23 Fuß weit über die Mauer hinausreichen und in der Breite um 18 Fuß hervortreten. Die Thore, die sich, zum Theil von Eisen, in der Mauer befinden, sind mit Wartthürmen und Bastionen versehen. Räuberischen Ueberfällen mochte die Mauer einen Damm entgegensetzen; als Schutz gegen ein großes Kriegsheer hat sie nie ausgereicht. Gegenwärtig ist sie zum Theil verfallen, leistet jedoch dem Polizeiwesen noch immer gute Dienste, indem die Thore mit Wachtposten besetzt sind und alles Aus- und Eingehende überwacht werden kann. Nach Barrows Berechnung beträgt das Mauerwerk der gesammten Häuser Englands, für jedes Haus 2000 Kubikfuß angenommen, nicht so viel, als das der großen ch. u M.; ja, wenn man das in den Zwi-

schenräumen des Mauerwerks befindliche Erdreich hinzufüge, so reiche diese Masse hin, eine Mauer zu errichten, die zweimal den ganzen Erdball umfasse.

Chinesischer Reißstein, eine Masse, welche zu Geschirren, Tassen, Büchsen, Flaschen ꝛc. verarbeitet wird, ist weißlichgelb, ins Grünliche spielend, hart und mit glänzendem Bruch, besteht aus 41 Theilen Bleioxyd, 49 Th. Kieselerde, 7 Th. Thonerde und 13 Th. verflüchtigter Substanz, wahrscheinlich Borax oder Natron, hat 3,500—3,768 Schwere.

Chinesischer Speckstein, s. v. a. Agalmatolith.

Chinesische Schrift, s. Chinesische Sprache und Literatur.

Chinesisches Meer, die große Wasserfläche, welche sich im Osten und Süden China's vom japanischen Inselreich bis in die Gewässer zwischen Anam und Borneo erstreckt und in das ostchinesische Meer (Tong-hai) und das südchinesische Meer (Nan-hai), beide durch die Straße von Formosa verbunden, zerfällt. Der nördlichste Theil heißt gelbes Meer (Hoang-hai), mit dem Meerbusen von Petscheli. Das südliche Meer enthält die beiden großen Golfe von Tongking und Siam.

Chinesische Sprache und Literatur. Unter den vielen Dingen, welche die Wißbegierde der Europäer in China gereizt und beschäftigt haben, ist über keines so viel Seltsames und Wunderbares erzählt worden, als über die Sprache, welche man in diesem Lande sprechen hörte und schreiben sah. Vielfach haben sie die Eigenthümlichkeiten derselben in Hinsicht auf Wort und Schrift übertrieben und entstellt und sie für eine ganz besondere Sprache ausgegeben, die mit keiner anderen Sprache auf der Erde Etwas gemein habe, die bald so verwickelt sei, daß ein Menschenleben kaum hinreiche, um sie zu erlernen, bald so einfach, daß sie fast gar keines Studiums bedürfe. Diese Uebertreibungen haben die Fortschritte der Wissenschaft gehemmt, und die neueren Sinologen haben lange Zeit gebraucht, zuerst um sich von den chimärischen Theorien loszureißen, die ihre Vorgänger auf die Angaben der Reisenden gebaut hatten, dann um minder reizenden, aber richtigeren Ideen bei dem Publikum Eingang zu verschaffen. Der Anstrich des Wunderbaren, mit welchem man die Sprache und die Schrift der Chinesen überzogen hat, ist endlich verschwunden, und man weiß jetzt, daß die Bewohner des himmlischen Reichs eine Sprache sprechen und schreiben, die bei aller ihrer Eigenthümlichkeit auf die Verhältnisse der übrigen menschlichen Idiome zurückgeführt werden kann.

Die Chinesen haben die Konsonanten b, d, v und z nicht, sie ersetzen dieselben durch p, t, f und s. Ihre Silben lauten immer entweder auf einen reinen Vokal oder einen Nasenvokal, oder auf einen Konsonanten aus, der ein Mittelding zwischen r und l ist. Sie haben viele Diphthongen, aber nur wenig zusammengesetzte Konsonanten; die einzigen sind ts, tsch und ng. Man hat behauptet, daß die Chinesen, außer bei diesen drei Verbindungen, nicht zwei Konsonanten nach einander aussprechen könnten, ohne, wie im Hebräischen, eine Art Schwa zwischen dieselben einzuschieben, u. daß ihre christlichen Neophyten das Wort Christus aussprächen, wie wenn es Ki-li-su-tu-su geschrieben wäre. Und in der That wird oft die Auslassung dieses vorgeblichen Schwa durch ein besonderes Zeichen angedeutet.

Was die Lautzeichen betrifft, so hängt die geringe Zahl derselben, die man der chinesischen Sprache beilegt, von der Unvollkommenheit unserer Darstellungsweise ab. Denn das chinesische Wörterbuch, welches auf Befehl des Kaisers Kang-hi in China verfaßt wurde, enthält eine Liste von 36 Konsonanten und 108 Vokalen oder Diphthongen, die wir mit unserem Alphabet unmöglich alle darstellen können. Die Zahl der Wurzelsilben wechselt mit dem System, welches von jedem Reisenden angenommen wurde. Diese Zahl wird von den Schriftstellern verschieden, auf 328, 350, 411, 460, 629, festgestellt. Der Accent erhöht noch diese Silbenzahl, weil der Ton, in welchem eine Silbe ausgesprochen wird, sie von einer anderen unterscheidet, die alphabetisch dieselbe ist, und daher aus einer Silbe so viel verschiedene Wörter gebildet werden, als es Betonungen derselben gibt. Das Eintönige, Leiermäßige, welches in der Konversation daraus entstehen muß, ist jedoch nicht sehr bemerkbar, besonders je näher man der Hauptstadt kommt. Ein europäisches Ohr unterscheidet nicht leicht die feinen Unterschiede der Silben, während ein Chinese sich niemals darin irrt, und ein Fremder, der nicht einer jeden Silbe den ihr eigenen Ton gibt, von den Eingeborenen gar nicht verstanden wird. Die Theorien, welche man aufzustellen gesucht hat, um die Regeln über den chinesischen Accent zu begründen, sind sehr verschieden. Einige Schriftsteller nehmen nur vier Töne an, einen hohen, einen tiefen, einen aufsteigenden und einen absteigenden Ton; Andere fügen noch einen fünften hinzu, und wieder Andere nehmen deren acht an, indem sie einen jeden des ersten Systems in zwei Töne, in einen höheren und einen tieferen, theilen; und durch Aufnahme der Aspiration in ihr System haben noch Andere sogar dreizehn verschiedene Arten, eine Silbe auszusprechen, aufgestellt. Die Zahl der einsilbigen Wurzelwörter der chinesischen Sprache wechselt nach diesen verschiedenen Systemen zwischen 1200 und 7000. Ein Monosyllabum hat also bei verschiedener Betonung eine verschiedene Bedeutung. So kann Tschu Herr, Schwein, Küche, Säule, Verwünschung, schön, alle, ausdehnen ꝛc. bedeuten. Oft hat ein Wort mehr Bedeutungen, als man durch die Betonung unterscheiden kann; in diesem Falle verbindet man zwei Monosyllaben, welche einander erklären. Auf diese Weise gibt man dem Worte Fu, das an achtzig Bedeutungen hat, die einzige Bedeutung Vater, wenn man demselben tschin beifügt, welches Verwandter bedeutet, und welches selbst wieder verschiedene Bedeutungen haben könnte, wenn es allein gebraucht würde. Nach demselben Grundsatze ist der Ausdruck Mu-tschin, Mutter, zusammengesetzt. Obgleich nun eine jede Silbe an und für sich bedeutsam ist u. ein Wort bilden kann, so kommen doch in der gesprochenen Sprache eine Menge Fälle vor, wo man der Deutlichkeit wegen mehre Silben zu einem Ausdruck verbindet, wobei alsdann eine jede derselben der Bestandtheil eines Polysyllabums ist. Rémusat schon hatte gerechte Zweifel erhoben über die ausschließlich einsilbige Natur der Wörter, welche so viele Schriftsteller der chinesischen Sprache beigelegt haben. Diese Zweifel hat auch Bazin getheilt, oder sie sind vielmehr für ihn zur Gewißheit geworden, als er in der modernen Sprache das

Vorhandensein nicht nur zwei-, sondern drei-, vier-, ja selbst fünfsilbiger Wörter, wie Hiang-pa-leao, Landmann; Ta-mu-tsche-then, der Dammen; Hao-fung-tscheng-ti-jin, der Schmeichler, 2c. zu erkennen glaubte. Von den 8000 Wörtern oder Ausdrücken, welche das Tscheng-iu-tso-yao, eine Abhandlung der allgemeinen Grundsätze der chinesischen Umgangssprache, herausgegeben 1834 in China von Tsing-ting-kao, aufzählt, sind, wie derselbe Sinolog erklärt, kaum 100 wirklich einsilbige Wörter. Bei den chinesischen einsilbigen Wurzelwörtern wird zwar kein Unterschied der Wortart gemacht, ebenso wenig als in anderen Sprachen, in sofern ein jedes mit seiner Stellung auch den grammatikalischen Werth wechseln, je nach dem Bedürfnisse des Satzes, Substantiv, Adjektiv oder Verb werden kann. Es gibt indessen eine gewisse Anzahl Wörter, deren Werth durch den Gebrauch bestimmt ist. Die chinesischen Grammatiker theilen diese Wörter in zwei Klassen: in die eine, welche sie die Klasse der vollen Wörter nennen, stellen sie die Substantiven und die Verben; in die andere die sogenannten leeren Wörter, d. h. die Partikeln oder die Verhältnißwörter. Das Verb nennen sie auch noch das „lebendige Wort".

Die Chinesen haben keine Deklinationen, d. h. solche Veränderungen des Ausganges der Wörter, wodurch in anderen Sprachen so viele Verhältnisse u. Beziehungen der Dinge zu einander ausgedrückt werden; diese müssen oft aus dem Zusammenhange abgeleitet werden, oder sie werden, wie Stanislas Julien dargethan hat, durch Partikeln bezeichnet, die theils vor, theils hinter das Substantiv treten. Die Mehrheit wird durch ein Wort bezeichnet, das vor das Substantiv oder das Verb gesetzt wird, und „mehre", „viel", „alle" bedeutet; oder sie wird auch durch die Wiederholung des Substantivs ausgedrückt. Das Adjektiv wird manchmal durch ein Beschaffenheitssubstantiv mit der Genitivpartikel ersetzt. Die Personalpronomina werden durch dasselbe Verfahren in Possessivadjektiven verwandelt. Der Gebrauch der Pronomina der ersten und zweiten Person ist übrigens sehr beschränkt; man ersetzt sie durch verschiedene Ausdrücke der Ergebenheit und der Ehrfurcht. Der Komparativ wird durch eine dem Adjektiv vorgesetzte Partikel ausgedrückt und der Superlativ durch dasselbe Verfahren oder durch die Wiederholung des Adjektivs. In dem neueren Styl werden die Zeit- u. Aussageformen des Verbs ebenfalls durch Partikeln bezeichnet; in dem alten Styl, in welchem auch die meisten unserer Konjunktionen keinen Ausdruck haben, werden sie nicht bezeichnet. Mit seinen zahlreichen zusammengesetzten Wörtern und seinen vielen bedeutsamen Partikeln ist das neue Chinesische eine grammatikalisch organisirte Sprache wie die unsrigen. In dem alten Chinesischen besteht der Redesatz bloß aus Wörtern, die nach einem System der Juxtaposition ohne Bindewort nacheinander gesetzt werden, u. wobei der Zusammenhang u. die Beziehung hinzugedacht werden müssen. Die Wortfolge im Chinesischen ist die direkte, d. h. das Subjekt geht dem Verb voran, u. das Objekt folgt demselben nach; sie weicht aber auch wieder von derselben ab, indem das Bestimmende dem Bestimmten immer vorangeht, d. h. das Adjektiv steht vor dem Substantiv, das Adverb vor dem Adjektiv, der bestimmende od. erklärende Satz vor dem Hauptsatz. Der alte Styl hat eine Kürze, durch welche der Satz oft sehr dunkel wird, obgleich die Ausdrucksformen darin höchst einfach u. beschränkt sind. Der neue Styl hat dagegen Perioden, die aus Sätzen bestehen, welche unter sich entweder durch Konjunktionen, od. durch Zeichen, denen der Gebrauch eine analoge Bedeutung gegeben hat, od. auch wohl durch die bloße Apposition verbunden sind. Es werden im Chinesischen, wie aus dem Gesagten erhellt, gleichsam zwei Sprachen unterschieden. Die eine, welche man mit dem Namen Ku-wen od. alter Styl bezeichnet, ist die Sprache der ältesten Schriftdenkmale. Es ist dies heut zu Tage eine völlig todte Sprache, und vielleicht ist sie niemals in der Kürze gesprochen worden, in welcher sie durch die bei ihr befolgte einsilbige Lesart versetzt worden ist. Dies ist wenigstens die Meinung einiger Sinologen, namentlich Bazins. Die zusammengesetzten Wörter u. Partikeln, welche in dem neuen Styl vorkommen, sind in dem alten Styl fast unbekannt. Trotz der Schwierigkeiten, welche der räthselhafte Lakonismus dieser Schreibart dem Leser darbietet, gefällt sie doch den chinesischen Literaten so sehr, daß sie immer noch ihre geschichtlichen, politischen und geographischen Bücher in einem Mittelstyl, Wen-tschang genannt, abfassen, der, ohne die Kürze des Ku-wen zu haben, noch weit von der Klarheit des Kuan-hoa oder des neuen Styls entfernt ist. Dieser letztere wurde von den ersten Europäern, die davon gesprochen haben, mit dem Namen Mandarinensprache bezeichnet, weil sich die öffentlichen Beamten desselben bedienen. Es ist dies auch die Umgangssprache der Gebildeten in dem ganzen Umfange des Reichs und die gewöhnliche Sprache aller Klassen eines großen Theils des eigentlichen China. Außer auf dem Festlande findet man sie noch längs den Küsten der Insel Hainan, in dem westlichen Theile der Insel Formosa u. selbst bis nach Australien, wohin sie durch die zahlreichen Chinesen, welche sich in Java, Borneo, Celebes, Timor, Manila niedergelassen haben, gebracht wurde. Auch in Japan und im ganzen Reiche Anam wird sie von Allen, die auf Bildung Anspruch machen, wenn auch nicht gesprochen, doch verstanden. Briefe, Romane, Theaterstücke, kleinere Aufsätze aller Art und selbst neuere Kommentare älterer Bücher, sowie öffentliche Bekanntmachungen werden im Kuan-hoa abgefaßt. Ursprünglich war es der eigenthümliche Dialekt der Provinz Kiang-nan, welcher durch den Aufenthalt des Hofes zu Nanking schon frühzeitig ausgebildet u. vervollkommnet wurde und deshalb zuletzt die Oberhand über die anderen Dialekte gewann. Heut zu Tage sprechen die Prinzen der kaiserlichen Familie in Peking unter sich das Mandschu-Tatarische, die Sprache ihrer Vorfahren; man behält aber wenigstens für die officiellen Berichte und Bekanntmachungen das Kuan-hao bei, welches jedoch hier in dem geselligen Verkehr von dem Dialekt in Nanking etwas verschieden ist. Man kann in der That das neue Chinesische in zwei Abzweigungen theilen: das nördliche, welches in Peking gesprochen wird, und das südliche, welches in Nanking im Gebrauch ist. Sie unterscheiden sich nicht nur durch die Aussprache, sondern auch durch Idiotismen.

Die gesprochene Sprache ist so weit von der Gelehrtensprache verschieden, daß Jemand mit der

einen vertraut sein kann, ohne die andere verstehen zu können, so daß ein Mann aus dem Volke, der ein im alten Styl geschriebenes Buch vorlesen hört, wenig davon versteht. Die beiden Style sind auch noch durch Wendungen und Ausdrücke verschieden. Eine Menge Partikeln, deren man sich in der Umgangssprache bedient, werden ausgelassen; daher gibt es nach Pater Cibot manchen Literaten, der nicht im Stande ist, im Kuan-hoa einen Dialog leidlich zu schreiben; er würde nicht einmal die dazu nöthigen Buchstaben kennen. Unter dem Titel Nan-po-kuan-hoa-weipien ist ein vortreffliches Wörterbuch des Kuan-hoa, sowohl des nördlichen als des südlichen, von Tschang-in-Tschang 1820 in China herausgegeben worden. Der chinesischen Sprache fehlt es auch nicht an Fremdwörtern, wiewohl man lange Zeit das Gegentheil behauptet hat; sie besitzt sogar, den Untersuchungen Abel Rémusats und Klaproths zufolge, eine bedeutende Anzahl derselben. Im nördlichen China besteht ein Dialekt, der ein Gemisch von Chinesischem und Tatarischem ist und nach Morisson täglich mehr Eingang findet.

In einem so ausgedehnten Reiche müssen, wie sich leicht denken läßt, eine Menge Dialekte vorkommen, ja sogar mehre besondere Sprachen bestehen, und dies um so mehr, je weniger Verkehr zwischen den Bewohnern der verschiedenen Landestheile Statt findet. Die Chinesen verlassen selten ihren Geburtsort, und da man auf dem Lande jene vereinzelten Wohnungen nicht findet, welche bei uns die Dörfer u. größeren Ortschaften unter einander verbinden, so kommt es, daß die einzelnen Orte in China einander weit fremder sind, als bei uns, und daher in jedem Dorf ein merklicher Unterschied des Dialekts angetroffen wird. Der Doktor Leyden behauptet in einer Denkschrift, daß die in China gesprochenen Dialekte ebenso zahlreich und unter sich ebenso verschieden sind, als die auf der indochinesischen Halbinsel. Nach ihm sind allein in den südlichen und westlichen Provinzen wenigstens zehn verschiedene Sprachen zu unterscheiden. Leider haben wir bis jetzt noch wenig sichere Angaben über diese Volksdialekte, deren Kenntniß viel Licht über manche interessante ethnographische und geographische Frage verbreiten würde. Wir wissen nur, daß überhaupt die Idiome des Südens weicher sind als die des Nordens, und daß in den letzteren häufigere und stärkere Aspirationen vorkommen als in jenen. Vermuthlich waren früher die verschiedenen Idiome in China noch zahlreicher, als sie es heut zu Tage sind, und vor der Dynastie der Sung scheint jede Provinz ihre eigene Sprache gehabt zu haben. Die Einwohner der Provinzen Kanton und Fu-kian haben bis jetzt die ihrige behalten trotz der Verordnung des Kaisers Kang-hi, welcher ihnen gegen das Ende des 17. Jahrhunderts den Gebrauch der Landessprache vorschrieb. Der Vergleich des Chinesischen von Kanton mit dem Siamesischen bietet nach Balbi eine ganz entschiedene Aehnlichkeit dieser beiden Sprachen dar. Die Halkas, welche den nordöstlichen Theil der Provinz bewohnen, sprechen einen Dialekt, der selbst von dem in Kanton abweicht. Das Chinesische in Kanton ist auch merklich verschieden von dem in Macao, und dieses wieder mehr von dem in San-on an der Küste, der Insel Hong-kong gegenüber. Der Dialekt der Provinz Fu-kian erhielt von den Europäern den Namen Schin-schen, abgeleitet von Schin-scheos, dem Namen, den die Spanier, welche den Hafen von Amoy besuchten, den Einwohnern beilegten. Die Völker dieser Provinz waren die letzten, welche sich den Eroberern China's unterwarfen, eine Thatsache, welche die Art von Unvermischtheit erklärt, in welcher sie ihre ursprüngliche Sprache erhalten haben. Man findet darin die Konsonanten b, d und r, welche dem Chinesischen fehlen, und eine Menge Nasenlaute, die sich durch unsere europäischen Alphabete unmöglich darstellen lassen; ferner steigt und fällt in der Aussprache dieses Idioms die Stimme in weit merklicheren Intervallen als in dem Chinesischen. Uebrigens ist keineswegs eine und dieselbe Sprache in dieser ganzen Provinz im Gebrauch; so ist z. B. der Dialekt von Fuk-schin, dem Hauptorte derselben, ein ganz anderer als der von Amoy. In dem Dialekt von Fu-kian hat man fünf Unterdialekte unterschieden. In den gebirgigen Distrikten des Reiches findet man noch Völkerschaften, die nur unvollständig unterworfen sind und besondere Sprachen sprechen. Solche sind die Man-lao, welche in acht Provinzen verbreitet sind; die Miao-Tsen, welche den übrigen Theil der Ureinwohner von Kueithen, Hu-kuang, Kuang-si u. Sse-tschuan ausmachen u. der tübetanischen Race anzugehören scheinen; die Lolos, die ehemals die herrschende Bevölkerung von Jün-nan waren, u. deren Sprache mit dem Birmanischen Aehnlichkeit haben soll; endlich die Bewohner des Innern der Insel Hainan, welche der Familie der Papu anzugehören scheinen.

Vgl. Webbs, Historical essay endeavouring a probability that the language of China is the primitive language, Lond. 1669; Dalquié, Dictionnaire chinois et français, ein Anhang zu der französischen Uebersetzung des Werks von Kircher: China illustrata, Amsterdam 1670; Varo, Arte de la lengua mandarina, Kanton 1703; Bayer, Museum sinicum, Petersburg 1730, 2 Bde. (enthält ein Wörterbuch von 2200 Wörtern, eine Grammatik des eigentlichen Chinesischen und eine andere des Dialekts von Fukian); Bourmont, Linguae Sinarum mandarinicae hieroglyphicae grammatica, Paris 1712; Abel Rémusat, Essai sur la langue et la littérature chinoises, das. 1811; Derselbe, Eléments de la grammaire chinoise, das. 1822; de Guignes, Dictionnaire chinois-français-latin, das. 1813 (hauptsächlich aus den von dem Pater Basile von Glemona hinterlassenen Materialien verfaßt); Klaproth, Supplément au dictionnaire chinois-français-latin, das. 1819; Marshman, Clavis sinica, or elements of chinese grammar, Serampore 1814; Morisson, Grammar of the chinese language, das. 1815; Derselbe, Dictionary of the chinese language, Macao 1815—23, 6 Bde.; Gonçalves, Arte china constante de alphabeto e grammatica, das. 1829; Derselbe, Diccionario china-portuguez, das. 1833, 2 Bde.; Derselbe, Diccionario portuguez-china, no estilo vulgar mandarim e classico geral, das. 1838; Prémare, Notitia linguae sinicae, Malakka 1831; Callery, Dictionnaire encyclopédique de la langue chinoise, 1. Theil, Macao 1844; Medhurst, Notices on chinese grammar, Batavia 1842; Weils Williams, Easy lessons on chinese, Macao

1842; Derselbe, English and chinese vocabulary in the court dialect, das. 1844; Stanislas Julien, Exercices pratiques d'analyse, de syntaxe et de lexicographie chinoise, Paris 1842; Thom, Chinese and english vocabulary, 1843; Derselbe, Premiers rudiments de la langue chinoise à l'usage des élèves de l'école des langues orientales, Paris 1844; Han-tseu-thso-yao, Exercices sur les phonétiques et sur les clefs de la langue chinoise, suivis de dialogues familiers, das. 1848; Bazin, Mémoire sur les principes généraux du chinois vulgaire, das. 1845; Rochet, Manuel pratique de la langue chinoise vulgaire, das. 1845; Morisson, Vocabulary of the Canton dialect, Macao 1826; Medhurst, Dictionary of the Hok-kien (Fô-kien) dialect, das. 1832.

Was die Schrift anlangt, so wollen einige Schriftsteller, anstatt die Entstehung der chinesischen Schriftzeichen aus der Gestalt der Gegenstände zu erklären, die sie darstellen sollen, jene Entstehung aus etwas ganz Anderem herleiten. Nach ihnen soll Tsang-kie, Minister Hoang-ti's, zum Vorbilde der Schriftzeichen, die er erfunden, die verworrenen und unregelmäßigen Fußstapfen der Vögel, welche er an dem Ufer des Meeres im Sande eingedrückt fand, genommen haben. Nach einem so unwahrscheinlichen Ursprunge nennt man bisweilen die alten chinesischen Schriftzeichen Niao-tsi-wen oder Fußstapfen von Vögeln; man nennt sie auch oft Ko-teu, d. h. Froschlarvengestalt. Das älteste Schriftdenkmal, welches man in China aufgefunden hat, ist eine Inschrift auf einem Felsen des Berges Heng-schan, in der Nähe des Hoang-ho. Sie war bestimmt, das Andenken an die Verdienste Yü's, des Gründers der Dynastie Ya, zu verewigen, welcher der Sage nach vor mehr als 22,000 Jahren vor Christus die ersten Arbeiten zur Eindämmung der Flüsse ausführen ließ. Die Schriftzüge wichen unter den drei Dynastien der Hia, der Schang und der Tscheu so sehr von einander ab, daß sich aus einem einzigen System 72 verschiedene Systeme herausbildeten, wie man aus einer gleichen Zahl von Inschriften auf dem Berge Tai-schan, in der Provinz Schang-tong, ersehen kann. Indessen fand der Kaiser Kieng-loug, welcher die verschiedenen, vor seiner Zeit in China gebräuchlichen Schriftsysteme auf allen Denkmälern sammeln ließ, deren nur 32, welche übrigens nur mehr oder weniger verzierte und kursive Bildungsarten eines und desselben Buchstabs sind. Die Zahl der Buchstaben wuchs allmählig mehr als die ihrer Bildungsarten. Der Verkehr der Chinesen mit den Völkern im Westen von China und die Menge von neuen Gegenständen, welche sie durch diesen Verkehr kennen lernten, machten eine Menge neuer Zeichen nöthig. Aus dem Buche des Bonzen Hing-hinn, geschrieben gegen 910, erfahren wir, daß seit der Einführung des Kultus von Fo die Schrift mit 26,430 Buchstaben bereichert worden ist. Allein die Bonzen der Sekte des Tao vermehrten dieselben in solchem Maße, daß in dem Wörterbuche Sse-ma-kuang von 1054 53,165 Buchstaben verzeichnet sind. Es ist schwer anzugeben, wie viel es jetzt chinesische Schriftzeichen gibt. Nach Pater de Mailla gehen Diejenigen, welche bis zu 80,000 annehmen, wohl nicht zu weit, wenn man berücksichtigt, wie viele ganz absichtslos gemacht worden sind. Das große Wörterbuch von Kang-hi enthält jedoch kaum mehr als die Hälfte, und selbst diese würde bedeutend zusammenschmelzen, wenn man die Eigennamen von Personen und Orten, die technischen Ausdrücke und die veralteten Wörter abzöge. Man sieht also, daß die Schwierigkeit der chinesischen Schrift sehr übertrieben worden ist. Unter der Dynastie Han verlangte man von Denjenigen, welche sich um die Stelle eines Geschichtschreibers bewarben, die Kenntniß von nur 9000 Buchstaben. Die vier klassischen Bücher enthalten deren nur 2400, und doch kann nach Julien Jemand, der dieselben sorgfältig studirt hat, ohne Beihülfe fast alle philosophischen, geschichtlichen u. geographischen Bücher verstehen. Wie dem aber auch sei, so ersieht man aus dem Mißverhältnisse, welches, namentlich in der alten Sprache, zwischen der Zahl der Laute u. der der Buchstaben besteht, daß mehre Buchstaben eine und dieselbe Aussprache haben müssen. Es findet sich in der That dieses oder jenes gesprochene Monosyllabum, welches 240 gesprochene Buchstaben hat, und welches folglich eben so viele verschiedene Bedeutungen haben kann, die in dem Zusammenhange nicht einmal so genau bestimmt sind, daß sich nicht manchmal die Gelehrten in einem wissenschaftlichen Gespräche genöthigt sähen, die Figur der Vorstellung, welche sie ausdrücken wollen, mit dem Finger in die Luft zu zeichnen. Dieses Verfahren ist bei der großen Zusammengesetztheit gewisser Buchstaben oft sehr schwierig; denn wenn die obere Grenze der Zahl der Striche, welche die Buchstaben bilden und dem Lexikographen als Schlüssel zu dem andern dienen, 17 ist, so gibt es gewisse zusammengesetzte Schriftzeichen, welche bis zu 70 Striche haben. Ein eingeborner Grammatiker, welcher 24,235 Buchstaben annimmt, theilt dieselben so ein: charakteristische Buchstaben 608, verbundene 740, anzeigende 107, umgekehrte oder antithetische 372, entlehnte oder bildliche 598, endlich phonetische 21,810. Man sieht daraus, wie wenige der Buchstaben ihr ursprünglich ideographisches Wesen erhalten haben. Die Chinesen haben schon lange aufgehört, die Zahl ihrer Buchstaben zu vermehren; man kann sogar sagen, daß sie sich fortwährend bestreben, diese Zahl zu verringern. Die neue geschriebene Sprache brauchte von der Gelehrtensprache nicht mehr als 3000 Buchstaben zu entlehnen, und diese Zahl reicht hin zu allen Verbindungen ihrer zusammengesetzten Wörter.

Im gewöhnlichen Gebrauche bedienen sich die Chinesen der Buchstaben, die gleiche Aussprache haben, nach Belieben eines statt des andern. Die Kaufleute und die Handwerker gebrauchen häufig für jede Silbe nur ein Zeichen, ohne den ursprünglichen ideographischen Werth desselben zu berücksichtigen, ja selbst ohne ihn zu kennen, und sie bilden für sich auf diese Weise ein wirkliches Silbenbuch. Durch diese Veränderung ihrer Schreibweise gelingt es ihnen zuweilen, die Provinzialdialekte zu schreiben und die Aussprache der Fremdnamen darzustellen. Die drei Buchstaben, deren sie sich bedienen, um das Wort français z. B. auszudrücken, lauten fat-lan-sä.

Um auf Papier zu schreiben, bedienen sich die Chinesen statt der Feder eines Pinsels. Ihre Schrift bildet senkrechte Zeilen, welche von oben nach unten gehen und sich von rechts nach links aneinander

reihen. Die Gestalt der Buchstaben hat nicht weniger Veränderungen erlitten als die Aussprache. Die trockenen und eckigen Züge der Tschuanschrift, welche man auf Inschriften, Münzen und Siegeln findet, und die dicken und symmetrischen Züge der Lischrift, welche in den Kanzleien üblich ist, lassen sich nur mit Mühe wieder erkennen in den abgekürzten und kursiven Formen der Tsaoschrift, welche gemeiniglich im Handel gebräuchlich ist, und bei welcher jeder Buchstab nur mit einem Pinselstrich gebildet wird. Es gibt wenig Chinesen, selbst unter den niedrigen Klassen, welche diese Art von Schrift nicht, in soweit, als sie es nöthig haben, lesen und schreiben können. Vgl. Amiot, Lettre écrite de Pékin sur le génie de la langue des Chinois et sur la nature de leur écriture symbolique, comparée avec celle des anciens Egyptiens, Brüssel 1773; Cibot, Essai sur la langue et les caractères des Chinois, in den Mémoires des anciens missionnairs de Pékin concernant les Chinois, Thl. 8; Hager, Monument de Yu, Paris 1803; Abel Rémusat, Récherches sur l'origine et la formation de l'écriture chinoise, das. 1821; Levasseur und Kurz, Tableau des éléments vocaux de l'écriture chinoise, Paris 1829; Duponceau, Dissertation on the nature and character of the chinese system of writing, Philadelphia 1830.

In Hinsicht auf die Zahl und das Alter ihrer Denkmäler ist die chinesische Literatur die erste in Asien. Ihre ältesten Bücher haben ein Alter von nahe an 40 Jahrhunderten, und da in China die Pflege der Wissenschaften niemals jene Unterbrechungen erlitten hat, welche die Literaturgeschichte der anderen Länder darbietet, so ist die Menge der Bücher, welche sie in allen Fächern hervorgebracht hat, eine unzählige. Gewisse Bücher der King oder kanonischen Bücher, welche den chinesischen Philosophen als Grundlage gedient haben, sind vielleicht die ältesten Schriftdenkmale, die vorhanden sind. Dieser King gibt es fünf. Voran ist der Y-king zu stellen, oder das Buch der Umgestaltungen (Verwandlungen), eine räthselhafte Komposition, welche dem Hoh-hi zugeschrieben wird; es ist eigentlich kein Buch, sondern eine Reihe von Diagrammen, gebildet aus zwei geraden horizontalen Linien, von welchen die eine ganz, die andere durchschnitten ist, und welche, wenn sie zu je 6 verschiedener Weise verbunden und vereinigt werden, 64 verschiedene Figuren bilden, denen man den Namen Kua beilegt. Die Kommentatoren haben in diesem Räthsel ein vollständiges System der Kosmographie entdeckt: die beiden ursprünglichen Linien bedeuten für sie das thätige und das leidende Princip, deren verschiedene Verbindungen das Wesen und den Ursprung der Dinge, die Entwickelung der Erschaffung der Wesen, die Principien der Harmonie in dem Universum, die ganze Wissenschaft der Zahlen und selbst die Gesetze der Moral und der Politik erklären sollen. Der erste Versuch, das Räthsel des Y-king zu erklären, wurde 12 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung von dem Kaiser Wen-wang gemacht, dem Gründer der Dynastie der Tschen, welcher jedem Diagramm eine kurze Anmerkung beifügte. Tsenkung, Sohn des Wen-wang, schrieb Anmerkungen zu denen seines Vaters, u. der Kommentar, welchen später Kon-fu-tse (Confucius), der Socrates der Chinesen, hinzufügte, gab diesem Buche seine jetzige Gestalt. Die Chinesen bedienen sich des Y-king beim Wahrsagen. Einige Missionäre, welche die Verehrung der Bewohner des himmlischen Reichs für den Y-king theilten, wollten darin die Spur einer früheren Offenbarung der christlichen Dogmen, welche den Vorfahren dieses Volks zu Theil geworden sei, erkennen.—Das zweite der kanonischen Bücher ist der Schu-king, oder das Buch der Annalen. Das, was davon vorhanden ist, besteht nur in Bruchstücken, welche Kon-fu-tse gesammelt hat. Es sind dies weniger historische Dokumente über die vier ersten Dynastien, als eine Sammlung von Tugendbeispielen und von Lehren, welche Fürsten ihren Ministern und ihren Unterthanen gaben. Das Kapitel, betitelt Ju-kung, ist jedoch in geschichtlicher Hinsicht merkwürdig, indem es die Beschreibung des Reichs im 23. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung enthält. Der Schi-king, oder das Buch der Gesänge, ist eine Sammlung von Gesängen und Volksliedern, die reich sind an edlen Gesinnungen und scharfen Gedanken. Der Li-ki, oder das Buch der Religionsübungen, enthält eine Sammlung von Regeln u. Vorschriften, die sich bis auf die kleinsten Einzelnheiten des Lebens beziehen. Der ursprüngliche Text davon ist nicht mehr vorhanden, sondern dieser King hat die Gestalt, die er zur Zeit der Han erhalten hat. Der fünfte King ist betitelt Tschun-tsieu (wörtlich der Frühling und der Herbst). Es ist eine Chronik des Königreichs Lu, des Vaterlands des Kon-fu-tse, der das Werk verfaßt hat. Gleichsam als ein sechster King wird auch das Ritual der Tschen angesehen. Diese Bücher haben eine Unzahl von Kommentaren hervorgerufen, unter welchen wir den U-king-ken-kiai, worin die fünf kanonischen Bücher Wort für Wort erklärt werden, und der für die chinesischen Gymnasien bestimmt ist, besonders hervorheben.

Die Sse-schu, oder die vier klassischen Bücher, von Kon-fu-tse und seinen Schülern verfaßt, sind nach dem King die wichtigsten Erzeugnisse der alten chinesischen Literatur. Diese sind folgende: der Ta-hio, das große Studium oder die Schule der Erwachsenen, enthält die Grundsätze der Kunst, die Völker zu regieren, und ist von Kon-fu-tse selbst geschrieben; der Tschung-yung, die Unveränderlichkeit in der Mitte, ist eine moralische Abhandlung, in welcher Tsen-ße, ein Enkel des Kon-fu-tse, die Kunst behandelt, die Extreme zu vermeiden und in Allem die rechte Mitte zu halten; der Lun-yu ist das Buch der Reden und Gespräche des Kon-fu-tse mit seinen Schülern, welche von zweien derselben gesammelt und nach seinem Tode herausgegeben wurden; die Werke von Meng-tsen, des berühmtesten Philosophen von der Schule des Kon-fu-tse, bilden das vierte Werk der Sammlung der Sse-schu. Meng-tsen behandelt in Dialogen, die in einem glänzenden Styl geschrieben sind, verschiedene Fragen der Moral und der Politik. Diesen vier klassischen Büchern werden manchmal zwei andere klassische Elementarbücher angereiht: der Siao-hio, das Studium der Jugend, und Hiao-king, das Buch der kindlichen Liebe. Unter den unzähligen Kommentaren zu den Sse-schu werden besonders die von Tschu-hi im 12. Jahrhundert verfaßten geschätzt.

Die Lehre des Kon-fu-tse entwickelt eine praktische Philosophie, sociale Ideen, ja man könnte sagen,

Nützlichkeitsideen. Ein halbes Jahrhundert vor ihm, d. h. gegen das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung, hatte ein anderer Philosoph eine Lehre mit durchaus ascetischer Tendenz aufgestellt; sein Werk, betitelt Tao-te-king, das Buch des Weges oder der höchsten Vernunft und der Wahrheit, ist reich an erhabenen Ideen von Gott und der Tugend. Lao-tseu eröffnet eine Reihe von 10 Philosophen, die vor der christlichen Zeitrechnung geblüht haben, und deren Werke in 34 Bänden gesammelt sind. Unter diesen sind besonders ausgezeichnet Sun-tseu, Verfasser einer Abhandlung über Moral und Politik, die man oft den Sse-schu an die Seite stellt; Kuan-tseu, der eine Menge Versuche über die politische Oekonomie, die Gesetzgebung und den Krieg geschrieben hat, und Hoai-nan-tseu, Enkel des Kaisers Koa-ti, des Gründers der Dynastie der Han, welcher der älteste Polygraph der Chinesen ist. Das Jahr 213 vor unserer Zeitrechnung ist in den Annalen der chinesischen Literatur berühmt durch die Verfolgung, welcher die Gelehrten unter dem Kaiser Thsin-Schi-hoang-ti ausgesetzt waren. Um der Opposition ein Ende zu machen, welche sie gegen ihn machten, u. um die Quellen zu vernichten, aus welchen sie ihre Argumente gegen seine Reformen schöpften, ließ er alle Bücher verbrennen, deren er habhaft werden konnte, und 460 Gelehrte, welche dieselben vor der Vernichtung retten wollten, lebendig begraben. In dem darauf folgenden Jahrhundert kennzeichnete der Kaiser Wu-ti seine Regierung durch die Gründung der kaiserlichen Bibliothek.

Die Chinesen besitzen die vollständigste Annalensammlung, die in irgend einer Sprache existirt. Sse-ma-than, welchem sie den Beinamen „der große Fürst der Geschichte" beigelegt haben, und der in dem 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, sammelte und ordnete die historischen Dokumente, welche der Büchererzerstörung entgangen waren, u. A. die Reden des Tsao-kieu-ming. Sse-ma-thsian, der Sohn des Vorigen, ist der berühmteste der chinesischen Geschichtschreiber. Die Jesuiten nennen ihn in ihren Memoiren den Herodot der Chinesen. Er besuchte die Provinzen des Nordens und des Südens, um lokale Traditionen zu sammeln und zu prüfen; dann benutzte er die geschichtlichen Dokumente, welche sich in den Büchern des Tempels der Vorfahren der Dynastie der Hen vorfanden, die geheimen Denkschriften des steinernen Hauses u. der goldenen Kiste, u. die Register, genannt Ju-pan oder die Jaspistafeln. Er machte Auszüge aus dem Liu-ling in Betreff der Gesetze, aus der Taktik des Han-sin in Betreff des Heerwesens, aus dem Tschang-tsching des Tschang-tsang in Betreff der Wissenschaften u. der Literatur, endlich aus dem Li-y des Schu-sun-thung in Betreff der Gebräuche und Ceremonien. Er verwendete alle diese Dokumente zur Abfassung eines großen Werks, das er Sse-ki, historische Memoiren, betitelte. Der erste der 5 Theile, aus denen das Werk besteht, enthält die chronologische Erzählung der Ereignisse, die sich von 2097—122 vor der christlichen Zeitrechnung im chinesischen Reiche zugetragen haben. Die anderen Theile enthalten geschichtliche Einzelnheiten über die Veränderungen, welche in dem Kultus, in der Astronomie, der Geographie, der Musik, dem Gewicht und Maß vorgekommen sind, über die Geschichte der großen Familien, welche bedeutenden Grundbesitz gehabt haben, endlich biographische Notizen über die Männer, welche sich sowohl in der Politik, als in der Wissenschaft ausgezeichnet haben. Die Ordnung, in welcher Sse-ma-Thsian die Materialien des Sse-ki aufgestellt hat, ist von seinen Nachfolgern, den Herausgebern der großen Annalen des Reichs, beibehalten worden. Die unter dem Titel Nian-eul-seh oder die zweiundzwanzig Geschichten bekannte Sammlung umfaßt die Geschichte von China von der Zeit an, wo die Erzählung des Sse-ma-Thsian aufhört, bis zum Sturze der letzten Dynastie der Ming, 1643. Pan-hoei-pan, Schwester des Geschichtschreibers Pan-ku, welcher unter Ho-ti lebte, zu Ende des 1. Jahrhunderts, war ebenfalls eine Schriftstellerin. Ihr Buch von den Han ist eins der geschätzteren Erzeugnisse der chinesischen Presse. Die Missionäre haben den Sse-ma-tsching den chinesischen Sueton genannt. Derselbe schrieb zu Anfang des 7. Jahrhunderts ein Buch unter dem Titel San-hoang-pen-ki, worin er die halb geschichtlichen und halb fabelhaften Traditionen in Betreff dreier Personen, San-hoang oder die drei Souveräne genannt, zusammenstellte. Man wirft ihm vor, daß er sich zu sehr in der Schilderung unsittlicher Auftritte gefällt. Sse-ma-Koang, welcher im 11. Jahrhundert lebte, war Staatsmann und Schriftsteller. Den Titel seines Buches San-tschi-thung-kian kann man durch „Allgemeiner Spiegel zum Gebrauch Derjenigen, welche regieren" übersetzen. Es bildet gleichsam einen kritischen Kursus der Geschichte, der einen Zeitraum von 1362 Jahren umfaßt, d. h. seit der Regierung von Wei-liei-wang, aus der Dynastie der Tschen, bis zur Zeit, in welcher der Verfasser lebte. Die Chinesen finden viel Geschmack an diesem Buche, von welchem mehre Auszüge vorhanden sind. Der Tschung-kien-kiang-mu, verfaßt von Tschu-hi um die Mitte des 13. Jahrhunderts, ist ein chronologischer Abriß der chinesischen Geschichte von den ältesten Zeiten an. Die berühmtesten Bücher über Jurisprudenz sind der Ta-tsing-hoei-tien, welcher außerdem noch Einzelnheiten über die Verfassung des Reichs, über die Einrichtung der Verwaltung und über das Finanzsystem enthält, und der Ta-tsing-leu-lee, eine Sammlung der Grundgesetze und der Statuten des Strafgesetzbuchs.

Die Chinesen haben eine große Anzahl von mythologischen Büchern; aber einen anderen Zweig ihrer Literatur, der für uns ein größeres Interesse hat, bilden ihre Bücher über den Kultus des Fo, unter welchem Namen sie den Buddha verstehen. Viele Abhandlungen über Buddha in der Sanskritsprache sind ins Chinesische übersetzt worden, und diese Uebersetzungen sind um so schätzenswerther, als die Originale derselben öfters verloren gegangen sind. Aeußerst interessante Einzelnheiten finden sich in dem Fo-kue-ki oder Bericht über die Buddhareiche, geschrieben von Fa-hien, einem Priester des Fo, der im 4. Jahrhundert v. Chr. die Länder durchreiste, in welchen diese Religion in Ehren stand, als Indien, Ceylon, das östliche Afghanistan 2c.

In den geographischen Büchern der Chinesen findet man die interessantesten Nachweisungen nicht nur über China, sondern auch über Japan,

Tübet, Turkestan und ganz Oberasien. Die allgemeine Statistik der Provinzen, mit Karten und Plänen, bildet eine Sammlung von 260 Bänden. Der Tung-ting-kuang-iu-ki, eine Beschreibung der Erde und des chinesischen Reichs, verfaßt von Lu-ying-yung gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts und 1802 mit der gegenwärtigen Organisation des Landes in Verbindung gebracht, ist ein unschätzbares Werk. Die chinesische Literatur ist auch noch reich an Specialwerken über Naturgeschichte, Astronomie (die jedoch oft in Astrologie ausartet), Arzneikunde, Thierheilkunde, Ackerbau, Kriegskunst u. Musik. Unter den naturgeschichtlichen Werken steht in besonders hohem Rufe der Khien-hoang-pen-thsao, eine Beschreibung der Pflanzen, die man in einer Hungersnoth benutzen kann. Unter dem Titel Tai-tsing-ye-tung-tse gibt es eine chinesische Encyklopädie der Künste u. Wissenschaften in 200 Bänden.

Die Romane, deren die Chinesen eine große Menge haben, führen uns in das Familienleben dieses Volks ein. Einige derselben, wie die Sse-ta-khi-schu oder die vier wunderbaren Bücher, gelten für klassisch. Es sind dies zuvörderst zwei geschichtliche Romane: der San-Kue-tchi-yan-i von Lo-kuan-Tschung, Geschichte der drei Reiche, d. h. von China zur Zeit, wo es in drei Monarchien getheilt war; dann der Schui-hu-tschuan von Schi-nai-n-gan, Erzählung der Abenteuer der Räuber, welche unter der Dynastie der Sung, im 10. Jahrhundert, die Küsten der Provinz Kiang-nan beunruhigten. Der erstere soll mehr die Lieblingslektüre der Erwachsenen, der letztere mehr die der jüngeren Welt sein. Nächstdem gilt für klassisch der Si-yeu-ki, Beschreibung einer Reise in den westlichen Gegenden von Tsching-hinan-tsang, die er zu seiner Ausbildung in der Buddhalehre unternommen, und endlich der King-phing-mei, Lebensbeschreibung des Si-men-King, eines reichen und verschwenderischen Kaufmanns. Die beiden ersten Werke sind in die Sammlung aufgenommen, die unter dem Titel Sschi-thsai-tsen bekannt ist, d. h. Werke der zehn schönen Geister oder vorzüglichen Schriftsteller, worunter auch noch die Romane: Hao-khieu-tschuan, die vollendete Frau; Yu-kiao-li, die beiden Vasen; Phin-schäng-ling-yen, die beiden gelehrten Mädchen; Hoa-thsien-ki, Geschichte des Papiers mit goldenen Blumen; Si-siang-ki, Geschichte des östlichen Pavillons; Pe-kuei-tsi, das Täfelchen von gelbem Nierenstein; Phing-kuei-tsuen, Geschichte des Siegs über die bösen Geister; endlich das Drama Pi-pa-ki oder die Geschichte von der Leier, gedichtet im 14. Jahrhundert von Kao-tong-kia u. zum ersten Male aufgeführt in Peking 1404 mit den Abänderungen von Mao-Tseu. Unter die Sammlung von Novellen zählt man den Kin-kou-khi-kuen, Schauplatz der merkwürdigen Ereignisse der älteren und neueren Zeiten, und den Long-tu-kong-ngan, Auswahl berühmter Rechtsfälle.

Die Gedichte der Chinesen, von denen es vielbändige Sammlungen gibt, sind oft voll Anspielungen, wozu uns nicht selten der Schlüssel fehlt. Tu-fu und Li-thai-pe haben sich zu Anfang des 8. Jahrhunderts im lyrischen Fache ausgezeichnet. Der Kaiser Kang-hi schrieb zahlreiche Gedichte, und unter denen des Kaisers Kien-long zeichnen sich das „Lob der Stadt Mukden“ und besonders die Ode über den Thee aus.

Man glaubt, daß die dramatische Poesie mit dem Buddhaismus aus Indien nach China gebracht worden sei. Diese Art der Dichtung wird heut zu Tage, wie schon seit langen Zeiten, von den Chinesen mit besonderer Vorliebe gepflegt. Allgemein wird dem Kaiser Hiuen-tsong, aus der Dynastie der Thang, das Verdienst beigelegt, das erste dramatische Denkmal errichtet zu haben, ein Verdienst, welches Andere dagegen dem Wen-ti, dem Gründer der Dynastie der Sui, vindiciren. Nach Bazin zerfällt die Geschichte der dramatischen Kunst der ersten Zeiten in drei Epochen. Die erste, welche die der Dynastie der Thang ist, beginnt 720 u. schließt mit 905. Es ist dies die sogenannte Epoche der Tschuen-khi oder Darstellung wunderbarer Gegenstände, bei deren Aufführung die Mechanik mehr zu leisten hatte, als die Poesie. Die zweite, die der Hi-khio, reicht von 960—1119, durch die ganze Dauer der Dynastie der Song. Die dritte reicht von 1123 bis 1341 unter den Dynastien der Kin und der Yuen. Es ist dies die Epoche der sogenannten Tsa-ki u. Yuen-pen. In den Hi-khio und den Tsa-ki kommt eine Hauptperson vor, welche die Erzählung der Handlung singt. In den Yuen-pen sind fünf Personen oder verschiedene Rollen. Der fruchtbarste dramatische Dichter der Chinesen ist Kuan-han-king, und die berühmteste ihrer Sammlungen von Theaterstücken der Yuen-tschin-pe-tschong, eine Sammlung von hundert Dramen aus dem Leben der Mongolen, welche dem Ende der dritten Epoche angehört. Unter diesen Sammlungen befindet sich der Tschao-tschi-kueul, aus welchem Voltaire seinen „Orphelin de la Chine“ entnommen hat. Die chinesischen Dramen sind eigentlich nur Romane in dialogischer Form. Der Dialog darin ist bald in Prosa, bald in Versen, bald wird er gesprochen, bald gesungen. Die Lustspiele sind voll von Strophen, die von doppelsinnigen Ausdrücken strotzen. Die Schauspielertruppen bestehen nur aus Männern. Die weiblichen Rollen werden von Verschnittenen und von Knaben gespielt. Uebrigens werden, nach dem Berichte von Barrow, auf der chinesischen Bühne Unanständigkeiten und Obscönitäten aller Art applaudirt.

Im Jahre 1772 ließ der Kaiser Kien-long den Druck einer Anthologie des Interessantesten aus allen Fächern des Wissens beginnen. Im Jahre 1818 waren schon 78,627 Bände von diesem riesigen Unternehmen, welches 160,000 Bände umfassen soll, erschienen. Sie führt den Titel: Sse-khu-sti-schu, d. h. die vier Schätze oder vereinigten Werke der vier Sammlungen. Der kritische Katalog der Bibliothek jenes Herrschers ist im Druck erschienen und besteht aus 122 Bänden.

Die Typographie, welche in China schon so lange im Gebrauch ist, entwickelt hier eine ebenso große Thätigkeit in der Verbreitung der Schriftwerke als in Europa. Die chinesischen Bücher werden auf feines, aber festes Papier gedruckt; sie sind in Kapitel getheilt und mit Noten und einem Inhaltsverzeichnisse versehen, welche den Gebrauch derselben erleichtern, und der niedrige Preis der Bücher macht sie auch den weniger Bemittelten zu-

gänglich. Schließlich ist noch zu bemerken, daß es in China, außer der kaiserlichen Zeitung von Peking, welche man mit dem französischen Moniteur und dem Bulletin des Lloyd vergleichen könnte, wenn nicht die Gesetze und Verordnungen den Richtern und Beamten in der Form vertraulicher Unterweisung mitgetheilt würden, noch eine Menge Provinzialzeitungen gibt, welche in den größeren Städten des Reichs erscheinen. Die Schrift- und Preßfreiheit ist übrigens in China durch strenge Gesetze gegen die Preßvergehen sehr beschränkt.

Vgl. Abel Rémusat, Essai sur la langue et la littérature chinoises, Paris 1811; Davis, On the poetry of the chinese, in den Transactions of the royal asiatic society, Bd. 2; Bridgman, Chinese chrestomathy of the Canton dialect, Macao 1841. Außerdem findet sich noch viel Lehrreiches über die chinesische Sprache und Literatur in der Vorrede zu Rémusats Uebersetzung der „Beiden Cousinen", in der Vorrede von Juliens Uebersetzung des „Meng-tseu und Lao-tseu" und in der Vorrede zu Bazins „Chinesischem Theater".

Chinesisches Wasser, natürliches, mit Branntwein vermengtes und abgeklärtes Präparat, in welchem die chinesischen Citronen (kleine, unreife Citronen, in Zucker eingemacht, von der Größe einer Muskatnuß) zu uns kommen. Das nachgemachte chinesische Wasser besteht aus Branntwein, welcher über kleine grüne Citronen abgezogen und mit Zucker versüßt wird.

Chinesisch Grün (chinesischer Indigo, grüner Indigo, Vert de Chine, Luh-Kaou oder Luh-Chao), Farbstoff, der in neuerer Zeit in kleinen unregelmäßigen Tafeln und tafelartigen Fragmenten aus China in den Handel kommt und sich besonders dadurch auszeichnet, daß die übrigens sehr dauerhafte und ächte Farbe auch bei künstlicher Beleuchtung grün erscheint, während unsere durch Blau und Gelb erzeugten grünen Farben bei künstlichem Licht mehr oder weniger schmutzig blaugrün oder bläulich erscheinen. Das ch.e G. wird in China wahrscheinlich durch einen Gährungsprozeß aus der Rinde zweier Kreuzdornarten gewonnen; die eine, nach Decaisne in China Pa-bi-lo-za genannt, ist Rhamnus chlorophorus der Botaniker und wird bereits bei Lyon kultivirt; die andere Art, in China Hom-bi-lo-za, Rhamnus utilis, wird von van Houtte bei Gent gezogen. Das Pfund ch. G. kostet zur Zeit noch 80 Thaler. Gute Waare zeigt auf der Oberfläche einen blaugrünen Reflex, ist auf dem Bruch glänzend kupferig wie Indigo, unterscheidet sich aber von diesem dadurch, daß der Kupferglanz beim Reiben schnell verschwindet, während er beim Indigo durch Reiben noch stärker hervortritt. Das ch.e G. ist leicht zerreiblich, etwas löslich in Wasser, unlöslich in Alkohol und Aether, wird durch Salpetersäure zerstört, durch Salzsäure gelöst und in dieser Lösung durch Schwefelwasserstoff entfernt. Alkalien stellen die blaugrüne Farbe wieder her. Chlorkalk färbt die Lösung gelb, dann blau, violett, endlich rosa. Kohlensaure Alkalien und verdünnte Säuren vermehren die Löslichkeit dieses Farbstoffs, der seiner kalk- und thonerdereichen Asche nach ein Lack zu sein scheint. Baumwolle färbt sich sehr schön mit dem ch.en G., bei Anwendung von Mordants auch Seide, dagegen nimmt Wolle den Farbstoff nicht auf. Es sind viele Versuche gemacht worden, das ch.e G. nachzuahmen, und die Handelskammer von Lyon hatte sogar einen Preis von 1600 Thalern auf die Lösung dieses Problems ausgesetzt. Bei der in neuester Zeit stark zunehmenden Verwendung des ch.en G.s in der Seidenfärberei sind diese Versuche äußerst wichtig. J. C. Leuchs hat schon 1824 nachgewiesen, daß der gelbliche Absud der gemeinen und der brennenden Nessel (Urtica urens und dioica) durch Einwirkung der Luft dunkel- oder smaragdgrün wird, und daß Alkalien diese Umänderung befördern. Ebenso verhält sich der Absud der Stengel und Blätter der Schafgarbe (Achillea millefolium), der Schlüsselblume (Primula) und der Blätter und Stengel des Labkrautes (Galium). Ebenfalls eine ausgezeichnet schöne grüne Farbe gibt der mit alkalischer Flüssigkeit gemachte gelbliche Absud der Kaffeebohnen, wenn er einige Zeit der Einwirkung der Luft ausgesetzt bleibt. Alle diese Körper, namentlich die in so großer Menge vorkommende und meist unbenutzt bleibende Brennnessel, sowie auch der in großen Handelsstädten billig zu habende Abfall der Kaffeebohnen könnten zur Darstellung von ch.em G. benutzt werden. Ein ausführliches Verfahren, aus Kreuzdornrinde das ch.e G. darzustellen, hat Charvin angegeben und damit den oben erwähnten Preis gewonnen. Er kocht die Rinde mit Wasser aus, läßt den Auszug erkalten, einige Zeit stehen, versetzt ihn dann mit Kalkwasser und füllt ihn in Schalen, in welchen er in dünnen Schichten einige Stunden der Luft und dem Licht ausgesetzt wird. Nach dieser Zeit sammelt man die Flüssigkeit, fällt mit kohlensaurem Kali, filtrirt den Niederschlag ab u. läßt ihn auf einem auf Holzasche ausgebreiteten Filter trocknen. Dieser Farbstoff besitzt alle für die Färberei wünschenswerthen Eigenschaften des ch.en G.s.

Chinga, s. Stinkthier.

Chingleput (Tschingelpat), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, in der Landschaft Karnatik, links am Palar, südwestlich von Madras, mit einem Fort, Gerichtshof, Gefängniß, Zeughaus u. einer Steingutsfabrik. Die Stadt, ehemals die Residenz eines Hindufürsten, ward 1751 von den Franzosen genommen und 1752 von den Engländern unter Kapitän Clive wieder erobert. Während der Kriege Englands mit Hyder Ali war C. eine der wenigen Städte, die seiner Macht widerstanden.

Chinicum acidum (lat.), Chinasäure.

Chinin (lat. Chinium, Kinin, Quinin, Chinastoff), vegetabilische Pflanzenbase, wurde 1820 von Pelletier und Caventou fast gleichzeitig mit Cinchonin entdeckt, bildet einen Bestandtheil fast aller ächten Chinarinden, vorzüglich der Königschina (China regia vera seu Calisaya), und ist in diesen Rinden stets mehr oder weniger von Cinchonin begleitet und an Chinasäure, auch wohl Chinagerbsäure gebunden. Der Gehalt dieser beiden Pflanzenbasen ist für die Chinarinden charakteristisch; man hat sie bis jetzt in keiner andern aufgefunden. Ihre Menge variirt sowohl unter sich, als auch in den verschiedenen im Handel vorkommenden Chinasorten. Im Allgemeinen ist erwiesen, daß die Königschina mehr Chinin als Cinchonin enthält, während bei den grauen und braunen Chinasorten letzteres vorherrscht, und bei den gelben und rothen die Mengen beider Basen mehr ein-

ander sich nähern (s. Chinarinde). Das C. als eins der geschätztesten Arzneimittel wird namentlich als schwefelsaures Salz in großen Mengen verbraucht und daher fabrikmäßig dargestellt. Die gepulverte Rinde wird zur Gewinnung des C.s mit Wasser, welches 5 Procent englische Schwefelsäure enthält, wiederholt ausgezogen, die vereinigten Auszüge mit Natronlauge so lange versetzt, als noch ein Niederschlag entsteht, und dieser, der neben C. auch Cinchonin enthält, etwas ausgewaschen und bei gelinder Wärme gut getrocknet. Dann digerirt man das Pulver mit der zehnfachen Menge stärkstem Alkohol, filtrirt, versetzt den Auszug mit Schwefelsäure bis zur schwachsauren Reaktion, gibt dann den vierten Theil des Volumens der Flüssigkeit Wasser zu und destillirt den Alkohol ab. Der Rückstand wird mit Ammoniak, neutral gemacht, zur Krystallisation hingestellt und das ausgeschiedene Salz aus heißem Wasser umkrystallisirt. Das schwefelsaure Cinchonin bleibt in der Mutterlauge. Das schwefelsaure C. krystallisirt in kleinen, leichten, weißen Nadeln von Seidenglanz. Sie sind biegsam und lösen sich in 740 Theilen kaltem und 30 Theilen heißem Wasser, in 60 Theilen kaltem und viel weniger kochendem Alkohol; in Aether sind sie unlöslich. Die Lösung, namentlich wenn sie mit Schwefelsäure versetzt ist, schillert lebhaft blau und ist intensiv bitter; bei 100° phosphorescirt das Salz und schmilzt bei höherer Temperatur. Als theurer Handelsartikel unterliegt das schwefelsaure C. sehr häufig Verfälschungen. Man prüfe es auf seinen Wassergehalt durch Austrocknen bei mäßiger Wärme, auf Stärkmehl durch Jod, und namentlich auf Salicin durch Uebergießen mit kalter, koncentrirter Schwefelsäure, welche C. nicht, Salicin blutroth färbt. Stearin erkennt man beim Kochen mit Wasser an den sich abscheidenden Fetttröpfchen, anorganische Beimischungen beim Verbrennen auf Platinblech, wobei reines schwefelsaures C. keinen Rückstand lassen darf. Eine Vermengung mit dem weniger wirksamen Cinchonin erkennt man daran, daß sich das Chininsalz in einer hinreichenden Menge Kalkwasser löst, während das Cinchoninsalz zurückbleibt; fällt man beide Salze durch kohlensaures Natron, so löst Aether aus dem Niederschlag nur das C. Mannit und Kohlenhydrat erkennt man durch anhaltendes Erwärmen auf dem Wasserbade mit verdünnter Schwefelsäure, wo bei Gegenwart dieser Körper Schwärzung eintritt. Außer dem schwefelsauren C. werden in der Apotheke noch das salzsaure, citronensaure, weinsaure, baldriansaure und das gerbsaure C. gebraucht. Man gewinnt sie durch geeignete Manipulationen stets aus dem schwefelsauren C. Die Chininsalze sind theils basisch, theils neutral, letztere reagiren gewöhnlich alkalisch. Sie sind ungefärbt, leicht löslich in Weingeist und Aether, zum Theil auch in Wasser und leichter als die Cinchoninsalze; die meisten sind krystallisirbar, und diese zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Perlmutter- oder Seidenglanz aus. Sie besitzen alle einen bittern Geschmack, der stärker ist als der der Cinchoninsalze. Charakteristisch für die Chininsalze sind folgende Reaktionen: Durch Schwefelcyankalium entsteht in ihren Lösungen nach einiger Zeit ein citronengelber, krystallinischer Niederschlag. Die mit Kali oder kohlensaurem Kali erhaltenen weißen, käsigen Niederschläge lösen sich im Ueberschuß des Fällungsmittels nur unbedeutend, mehr in Ammoniak. Wird die Lösung eines Chininsalzes mit Ammoniak, dann mit Aether geschüttelt, so verschwindet der anfangs entstehende Niederschlag, und es erzeugen sich zwei völlig klare Flüssigkeitsschichten, deren obere eine Lösung des C.s in Aether darstellt. Koncentrirte Schwefelsäure oder Salpetersäure geben keine besonderen Färbungen. Eine Chininsalzlösung, mit frischem Chlorwasser und wenig Ammoniak versetzt, wird violett, mit überschüssigem Ammoniak smaragdgrün (!). Die mit Chlorwasser versetzte Chininsalzlösung färbt sich mit einer koncentrirten Lösung von Ferrocyankalium dunkelroth (!), mit Kalilauge gelb. Aus den Lösungen der Chininsalze erhält man das reine C. durch Fällung mit Kali oder Natron; es krystallisirt sehr schwer und erscheint in der Regel nur als farblose, harzähnliche Masse, löst sich in 400 Theilen kaltem und 200 Theilen siedendem Wasser, enthält 3 Aequivalente Wasser und tritt in mehren Modifikationen auf, die aber von keinem besonderen Interesse sind. Bei 120—130° geht das C. in eine neue Basis, in Chinicin, über, welches die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts dreht, während reines C. linksdrehend wirkt. Chinidin (vielleicht nur eine Modifikation des reinen C.s mit Cinchonin) krystallisirt sehr gut und bildet mit Chinicin und andern Zersetzungsprodukten dieser Körper das im Handel vorkommende braune Chinoïdin, welches aus den Rückständen der Chininbereitung gewonnen wird. Das C. schmeckt sehr intensiv bitter, reagirt alkalisch und bildet mit den verschiedenen Säuren gut ausgeprägte Salze.

Zur quantitativen Bestimmung des C.s in Lösungen, in der Chinarinde od. anderen Materialien sind viele Methoden angegeben, denen erst in neuester Zeit die erforderliche Genauigkeit u. leichte Ausführbarkeit gegeben wurden. Nach Rudolf Wagner kann man die Chininlösung mit einer Lösung von Jod in Jodkalium vollständig ausfällen; wenn man also mit einer titrirten Flüssigkeit von dieser Zusammensetzung die Chininlösung fällt und schnell filtrirt, so ergibt die im Filtrat noch enthaltene Jodmenge aus der Differenz den Gehalt der Lösung an C. Eine einfache, schnell und leicht ausführbare Methode zur Bestimmung des Chiningehalts der Chinarinden hat kürzlich Guillermond angegeben. 20 Gramm Rinde werden ohne den geringsten Rückstand gepulvert und das Pulver mit so viel 76procentigem Alkohol gemengt, daß ein weicher Teig entsteht, der einige Minuten erhitzt wird, damit der Alkohol das Pulver gehörig durchdringe. Hierauf werden dem Teige 10 Gramm Kalkhydrat in feinem Pulver gut beigemengt, so daß eine ganz gleichförmige Masse entsteht, welche auf einem Blech oder auf irgend eine andere Weise bis zur vollständigen Entfernung der Flüssigkeit erwärmt wird. Das so erhaltene Pulver wird nun mit 100 Gramm rektificirtem Aether behandelt, der das C. löst, und der Aether hierauf im Wasserbade rasch verdampft. Der Rückstand enthält außer einer geringen Menge gelben Farbstoffs nur C. Behufs Gewichtsbestimmung des letzteren kann man entweder einfach den Rückstand vollständig austrocknen und wägen, da der Farbstoff fast gar nicht in Betracht kommt, oder man löst den Rückstand in

wenig Alkohol, setzt sehr verdünnte Schwefelsäure hinzu, deren Sättigungskapacität für C. vorher sehr genau bestimmt worden, und wägt das erhaltene ausgetrocknete schwefelsaure C. Die Operation ist in drei Stunden beendigt. Die Hoffnungen, das C. künstlich darzustellen, haben sich bis jetzt als trügerisch erwiesen. Das C. ist seiner rationellen Konstitution nach eine Nitrilbase, doch kennt man noch nicht die nächsten verwandten Verbindungen, welche zu einer erfolgreichen Synthese leiten könnten.

Chininga (Chinininga), die Wurzel eines in Peru wachsenden Strauchs, Unona (Una nunea) febrifuga *Pav.*, eine grauweiße, harte, salzige Wurzel mit grauer Rinde, geruchlos, von sehr bitterem Geschmack, wird gegen Fieber gebraucht und im Lande der besten China vorgezogen.

Chiningrün (Dalleochin), Farbstoff, welchen Brandes u. Leber aus Chinin gewinnen, indem sie dies mit Chlorwasser behandeln und Ammoniak zusetzen. Köchlin behandelt das Chinin mit Chlorkalk, Salzsäure und Ammoniak und erhält so einen grünen, harzartigen Körper, der in Wasser, Benzin, Terpentinöl, Schwefelkohlenstoff und Aether unlöslich, in Alkohol, Holzgeist und Glycerin löslich ist. Essigsäure macht das C. blau, Zinnchlorür entfärbt es, Quecksilberchlorid fällt es blaßgrün, salpetersaures Silber und Alaun sind ohne Einwirkung. Die alkoholische Lösung des C.s mit Wasser verdünnt, färbt Seide grün, u. zwar behält dieselbe ihre Nuance auch bei künstlichem Licht; sie färbt auch Wolle und die mit Eiweiß gebeizte Baumwolle und läßt sich auf Baumwollenzeuchen befestigen, indem man sie mit Eiweiß verdickt aufdruckt u. dann dämpst.

Chinirte Zeuche, s. Chiné.

Chinlenwurzel, (Radix Chynlen s. Chinlen s. Soulin), eine aus China kommende, zolllange, strohhalmdicke und dickere, etwas knotige, gewundene, außen braungelbe, borstig-schuppige, innen gelbe, geruchlose, bittere, den Speichel beim Kauen gelb färbende Wurzel, die Virey von einer Art Thalictrum ableitet. Sie wird in China als magenstärkendes Mittel sehr geschätzt, bewirkt aber, in größeren Dosen genommen, leicht starkes Erbrechen.

Chino, in Amerika das Kind eines Chinesen und einer Indianerin.

Chinoïdin, die braune, harzartige Materie, die nach der Ausfällung des Chinins und Cinchonins in der Mutterlauge bleibt u. aus dieser durch kohlensaures Kali ausgefällt wird. So, wie es im Handel vorkommt, ist es ein Gemenge von Stoffen und löst sich in Aether mit einem Rückstand von 12—15 Procent, dagegen vollständig in Säuren oder Weingeist. Es wurde von Sertürner für viel wirksamer als Chinin gehalten, von welcher Ansicht man jetzt aber ganz zurückgekommen ist, doch ist es immerhin für die Armenpraxis wegen seiner Wohlfeilheit ein nicht unwichtiges Fiebermittel. Die Fibertinktur der Apotheken ist eine Lösung des C.s in Alkohol. Die neuesten Untersuchungen von van Heijningen lehrten, daß es drei Basen enthält, nämlich 3 Procent Chinin, 6—8 Procent Cinchonin und endlich 50—60 Procent Cinchotin; außerdem findet sich noch eine farblose, harzartige Materie darin, die an der Luft bald braun wird. Diese harzartigen Produkte, die nach Pasteur nur unter dem Einfluß des Sonnenlichts entstehen, sind analog den Stoffen, welche man aus Chinin und Cinchonin durch Einwirkung höherer Temperatur erhält. Pasteur räth daher den Chininfabrikanten, bei der Darstellung der Chinabasen direktes Sonnenlicht abzuhalten.

Chinolin (Leukolin), chemischer Stoff, welcher sich neben Lepidin, Cryptidin und anderen Basen in den basischen Oelen des Steinkohlentheers findet, aber auch aus Cinchonin durch Destillation mit kaustischen Alkalien gewonnen werden kann und auf dieselbe Weise aus Chinin, Strychnin und Berberin entsteht. Es ist ölartig, farblos, entfernt aber unangenehm nach Mandeln riechend und von scharfem und bitterem Geschmack. Es erstarrt nicht bei —20°, siedet bei 239°, verharzt an der Luft und ist in kaltem Wasser wenig, in Alkohol, Aether, Schwefelkohlenstoff 2c. in jedem Verhältniß löslich. Die Chinolinsalze krystallisiren schwierig. Bleichkalk färbt es nicht. Man hat es in neuerer Zeit als Arzneimittel, welches die Pulsfrequenz vermindert, empfohlen. Weit wichtiger ist es aber in neuester Zeit geworden als Material zur Darstellung eines prächtig blauen Farbstoffs, des Chinolinblau, welches neben den Anilinfarben außerordentlich schnell zu größerer Bedeutung gelangt ist. Von Wichtigkeit sind deshalb die Darstellungsmethoden. Aus Steinkohlentheer gewinnt man es, indem man das schwere, in Wasser untersinkende Oel mit Salzsäure schüttelt, die Säure abgießt, abdampft, mit Kali zersetzt und das abgeschiedene Oel, welches noch Anilin enthält, wieder mit Salzsäure verbindet und mit Kali abscheidet. Dies Produkt löst man in Aether, übersättigt mit Salzsäure, trennt die salzsaure Lösung von dem Aether, welcher ein neutrales Oel zurückhält, zersetzt jene mit Kali, löst das abgeschiedene Anilin und C. in Weingeist, neutralisirt mit weingeistiger Oxalsäure und läßt das oxalsaure Anilin auskrystallisiren, worauf dann in der Mutterlauge fast nur oxalsaures C. zurückbleibt. Aus Cinchonin erhält man durch Destillation mit überschüssigem Natron 65 Procent rohes C., welches rektificirt wird, wobei die von 216 oder 226° C. an übergehenden Produkte besonders aufgefangen und zur Darstellung der blauen Farbe benutzt werden. Da das Cinchonin bis jetzt ziemlich werthlos war, so scheint diese Methode die für die Praxis geeignetste. Aus dem C. gewinnt man 3 Farbstoffe, einen violetten, einen blauen und einen grünen. Williams räth, zur Darstellung dieser Farbstoffe erst das C. mit Jodamyl und sodann die erhaltene feste Masse, in Wasser gelöst, unter Zusatz von Ammoniak, längere Zeit zu kochen. Der Farbstoff scheidet sich als harzartige Masse beim Erkalten ab und liefert, in Alkohol gelöst, eine Flüssigkeit von reichem Violettblau. Ein reineres Blau erhält man durch Zusatz von Kali statt Ammoniaks zu dem Jodamylchinolin. Durch das Kali wird ein harzartiger purpurfarbener Körper niedergeschlagen, der, in Alkohol gelöst, eine dunkle Masse zurückläßt, die sich in Benzin mit prachtvoll smaragdgrüner Farbe löst. Das Jod kann wiedergewonnen werden, doch wird es wohl bald durch Chlor ersetzt werden können. Das Chinolinblau kommt als Cyanin in den Handel. Es ist eine Base, die sich in Säuren mit rother Farbe löst, welche Farbe durch Ammoniak in Blau übergeht. Das Färben mit diesen Stoffen geschieht einfach durch Eintanchen

der Seide in kalte wässerige Lösungen der Farbmaterialien; bei Wolle wendet man Bäder von 50—60° Wärme an. Säuren sind ganz zu vermeiden. In neuerer Zeit hat man auch Mittel entdeckt, Baumwolle mit diesen Farbstoffen zu färben, es geschieht durch vorheriges Beizen mit Tannin und zinnsaurem Natron, oder mit Bleisalzen und Anwendung einer heißen Seifenbrühe, oder dadurch, daß man die Baumwolle mit Albumin überzieht, dämpft und sie dann wie thierische Faser behandelt. Zum Druck eignet sich ebenfalls Albumin oder die genannte Beize mit Tannin. Die Chinolinfarbstoffe widerstehen der Einwirkung der Seife, leider aber nicht der Einwirkung des Lichts, u. es ist deshalb ihre Anwendung nicht so allgemein wie die der Anilinfarbstoffe.

Chinon, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Indre und Loire, an der Vienne, mit den Ruinen eines Schlosses, einem Collége und 6922 Einwohnern, welche Fabriken in Salpeter und Wollenwaaren, Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, weit gesuchtem Senf und getrockneten Pflaumen treiben. C. ist Geburtsort François Rabelais'. Es war bereits im 5. Jahrhundert n. Chr. eine bedeutende Stadt; im Mittelalter hieß es Castrum Caino. Merkwürdig ist es als Todesort des Königs Heinrich II. von England und als Aufenthaltsort König Karl VII. von Frankreich, mit welchem hier die Jungfrau von Orléans (Jeanne d'Arc) zuerst zusammentraf.

Chinon, chemischer Stoff, wahrscheinlich das Aldehyd der Chinonsäure, entsteht aus Hydrochinon durch Oxydation oder aus Chinasäure durch Behandlung mit Braunstein und Schwefelsäure; krystallisirt in goldgelben, glänzenden Nadeln, die sublimirbar sind und in kaltem Wasser sich kaum, in Alkohol u. Aether leichter lösen. Mit trockenem Ammoniak bildet das C. eine smaragdgrüne, krystallinische Masse; durch reducirende Substanzen entsteht eine grüne Verbindung von C. mit Hydrochinon, deren Krystalle wie die Flügeldecken von Goldkäfern glänzen. Bis jetzt haben diese Stoffe technische Verwendung nicht gefunden.

Chinovabitter (Chinovasäure), chemischer Stoff, welcher sich natürlich neben Chinasäure und Chinagerbsäure in den ächten Chinaarten und in der China nova findet. Man erhält C. aus der mit Wasser völlig erschöpften Rinde durch Behandeln mit Kalkwasser. Es bildet eine farblose, harzartige, geruchlose, stark bittere Masse, die in Alkohol und Aether leicht löslich ist. C. ist identisch mit der Chiococcasäure, welche ein Zersetzungsprodukt der Caincasäure ist, die in der Wurzel von Chiococca racemosa fertig gebildet vorkommt. In den Nadeln der Kiefer kommt eine Säure vor, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Chinovasäure chinovige Säure genannt worden ist.

Chinsoora (Tschintschura, Tschinsora), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, rechts am Hugly, 4 Meilen oberhalb Kalkutta, einer der gesundesten Plätze Bengalens, war seit 1656 holländische Niederlassung, trieb als solche blühenden Handel, wurde 1824 an die Engländer abgetreten und ist jetzt als Sammelplatz für das europäische Heer wichtig. Die Stadt hat eine höhere Bildungsanstalt (Hoogly College), Kasernen, ein Krankenhaus und 14,000 Einwohner.

Chiny, Stadt in der belgischen Provinz Luxemburg, am Semoy und am Rand des großen Waldes von C., der sich zwischen Neufchateau u. Arlon ausdehnt, mit gegen 1200 Einwohnern. C. wurde im 10. Jahrhundert von den Grafen von Chiny gegründet, deren Gebiet, zwischen Champagne, Lothringen und Lüttich im Herzogthum Luxemburg gelegen, ehedem zur Grafschaft Ardenne gehörte. Nach dem Aussterben des Grafengeschlechts (1227) kam C. durch Heirath an die Grafen von Loß, 1336 an die Herren von Heinsberg und endlich 1370 durch Kauf an das Herzogthum Luxemburg.

Chiococca *L.* (Schneebeere), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch den kleinen, 5zähnigen, bleibenden Kelch, die trichterförmig-bauchige, 5zipfelige Blumenkrone mit 5 kurzen Staubgefäßen und ungetheilter Narbe und die rundliche, zusammengedrückte, mit dem Kelch gekrönte Beere mit 2 einsamigen, papierartigen Nüssen, meist kletternde Sträucher mit ovalen Gegen- und breiten Nebenblättern und gelblichweißen, in Achseltrauben vereinigten Blüthen, in Südamerika und Australien. C. anguifuga *Mart.*, C. parviflora *Willd.*, ist ein halbstrauchartiges Gewächs in den Urwäldern Brasiliens, besonders in der Provinz Minas-Geraes, dessen Wurzeln wahrscheinlich die im Handel vorkommenden falschen Caincawurzeln (s. d.) sind. Sie werden außer gegen den Biß giftiger Schlangen mit gutem Erfolg auch gegen Wassersucht und zur Beförderung der Menstruation angewendet. C. racemosa *L.*, Periclymenum racemosum *Plum.*, ein kletternder Strauch in Westindien, Brasilien, Mexiko, Florida, ist die Stammpflanze der Cainca- oder Chiococcawurzel. C. densifolia *Mart.*, ein fast baumartiger Strauch in den Urwäldern Brasiliens, vorzüglich in der Provinz Bahia, liefert ebenfalls eine Art Caincawurzel.

Chiococcawurzel, s. Caincawurzel.

Chioggia (spr. Kiotscha), Stadt und Hafenort im österreichisch-italienischen Kronland Venedig, auf der gleichnamigen Laguneninsel, 3½ Meilen südlich von Venedig, am adriatischen Meer gelegen, ist, wie jene Stadt, auf Pfählen erbaut und durch eine 1337 Fuß lange, auf 43 Bögen ruhende Brücke mit dem Festland verbunden. Der Kanal della Vena, der ehemals durch die Meersümpfe bis Ravenna führte, jetzt aber nur noch die Lagunen mit der Etsch verbindet, theilt die Stadt in zwei Hälften. Der Hafen von C. ist der tiefste in den Lagunen und wird durch die Forts Caroman und Sanfelice geschützt. Andere Forts vertheidigen die Vorstadt Sottomarina. Von hier bis Malamocco läuft der „Riesendamm der Murazzi", 2 Meilen lang, 50 Fuß breit, 30 Fuß hoch, mit der stolzen Inschrift: „Ausu Romano, aere Veneto". Er hat den Zweck, Venedig vor Ueberschwemmungen und die Lagunen vor dem Verschlämmen zu bewahren. Hervorragende Gebäude sind der bischöfliche Palast und die Kathedrale von Longhena. Die Einwohner, etwa 30,000, treiben außer lebhaftem Handel und Schifffahrt Fischfang und große Salzschlämmereien bei der Stadt; die Frauen beschäftigen sich mit Spitzenklöppeln. Jährlich laufen etwa 600 Schiffe

in C. ein und aus, und die Dampfschiffe zwischen Venedig und Triest nehmen bei ungünstiger See ihren Kurs hier vorbei. C. ist das Fossa Claudia der Römer. Seit dem 4. Jahrhundert führte es den Namen Clugia. Am raschesten nahm die Bevölkerung während der Einfälle des Radagais, Attila und Odoaker in Italien zu, da C. neben Venedig den sichersten Zufluchtsort an der ganzen Strecke des Golfs darbot. Später kam es unter die Herrschaft Venedigs, das hier ein Tribunat und 672 an dessen Stelle ein Guastaldat errichtete; 706 wurde sogar ein Podesta hierher gesetzt. Nachdem König Pipin die Stadt 809 in einen Schutthaufen verwandelt hatte, erstand sie zwei Jahre später wieder herrlicher, als zuvor, erfuhr aber schon 901 das Schicksal der Zerstörung noch einmal durch die Slaven. Im Jahre 1100 verlegte der Bischof von Malamocco seinen Sitz hierher. Im langen Kampfe zwischen den beiden mächtigsten Handelsrepubliken Italiens fiel C. 1379 in die Gewalt der Genuesen, die es jedoch schon 1381 wieder an die Venetianer verloren; diese behaupteten sich im Besitz desselben bis zum Untergang ihrer eigenen Selbstständigkeit.

Chiokadar, ein junger Sklave, der dem Sultan stets eine vollständige Kleidung nachträgt. C.-Aga heißt der Anführer dieser Sklaven.

Chion, Plato's Schüler, aus Heraclea am Pontus gebürtig, erschlug 353 v. Chr. den Tyrannen seiner Vaterstadt und wurde von dessen Leibwache getödtet. Man schreibt ihm 17 Briefe zu, welche, obgleich in einfacher und gewandter Sprache geschrieben, doch das Gepräge eines späteren Platonikers und Rhetors an sich tragen. Sie wurden zuerst in der Sammlung griechischer Briefe von Aldus abgedruckt (Venedig 1499, 1606), später von Caselius (Rostock 1583), Cober (Dresden u. Leipzig 1765), Orelli (bei dessen Ausgabe des Memnon ꝛc., Leipzig 1816) herausgegeben.

Chionanthus *L.* (Schneeflockenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, charakterisirt durch die 4spaltige Korolle mit sehr langen Einschnitten, außereuropäische Sträucher und Bäume, worunter C. virginica *L.* bei uns als Zierstrauch kultivirt wird. Derselbe stammt aus Amerika, ist 6—12 Fuß hoch, hat ovale, an beiden Enden zugespitzte, theils abwechselnde, theils entgegengesetzte Blätter an bräunlichen Stielen und zierliche, weiße Blüthentrauben, die von ferne Schneeflocken gleichen. Er liebt einen etwas feuchten, lehmigen Sandboden und einen geschützten Standort und wird durch Ableger und Samen vermehrt. Die Rinde der Wurzel ist ein gutes Wundmittel. C. axillaris *L.*, aus Neuholland, findet sich bei uns öfters in Treibhäusern.

Chionides, einer der ältesten, wo nicht der älteste komische Dichter Athens, dessen Werke von einer kunstmäßigeren Behandlungsweise zeugen. Nach Aristoteles ist er jünger als Epicharmus, also vor Olympiade 80 zu setzen. Von einer Komödie C.' besitzen wir noch Fragmente, „Ptochoi" betitelt.

Chios (jetzt Chio oder Skio, türkisch Sakiz-Andassi, d. i. Mastixinsel), türkische Insel im ägäischen Meere, der jonischen oder clazomenischen Halbinsel gegenüber, südlich von der Insel Lesbos und durch einen 5 Lieues breiten Kanal vom Festlande Asiens getrennt, hat einen Flächeninhalt von 19 □Meilen. Frühere Namen der Insel sind Athalia, Macris, Pityusa und Ophiusa gewesen. Als Vorgebirge nennen die Alten: Poseidion und Phanä, südlich von der Stadt C.; Notion (jetzt Kap Mastico), die südlichste Spitze der Insel; Meläna (jetzt Kap St. Nikolas), Psyra gegenüber; Laios (jetzt Porto di Mesta) und Phlion (jetzt Kap la Guardia). Häfen hat die Insel, außer dem bei der Stadt C. (Kastro), fünf, welche meist an den genannten Vorgebirgen liegen. Die Insel ist von Bergen durchzogen (darunter im Norden der Eliasberg, der Pellinäus der Alten) und überaus fruchtbar und gut angebaut. Das Klima ist so mild und angenehm, daß die Türken C. das Paradies des Archipelagus nennen. Im Alterthum lieferte C. gerühmten bleifarbigen Marmor mit weißen Adern und eine feine Erde für Kunsttöpferei. Noch jetzt berühmt, wie zur Zeit der Alten, sind der Mastix (Harz des Pistacienbaums, das von den türkischen Frauen gekaut wird) und der herrliche Wein von C., der mit Sorgfalt bearbeitet wird, süß und feurig ist und gealtert dem Malaga und Frontignac gleichkommt. Außerdem gewinnt man Feigen, Pomeranzen, Citronen, Limonien, sowie Seide, Baumwolle und Oel. Die Terebinthe, welche nach Dioscorides hier am reichsten und schönsten wuchs, wird immer seltener. Unter den Thieren, die der Insel eigenthümlich, sind rothe Rebhühner zu nennen. Die Zahl der Bewohner, theils Griechen, theils Türken, beträgt etwa 38,000 (vor dem Blutbad von 1822 130,000). Außer der Hauptstadt sollen sich noch 68 gut gebaute Dörfer auf der Insel befinden. Der Handel mit Früchten, Konfitüren, Baumwollen- und Seidenwaaren ist ansehnlich. Das einzige Alterthum der Insel ist die sogenannte Schule des Homer, d. i. der Ort, wo der gefeierte Sänger seine Schüler um sich versammelt haben soll. Nach Chandler befindet sie sich eine Meile nördlich von der Stadt C. am Fuß des Berges Epos unweit der Küste des Meeres. Auf dem geebneten Gipfel eines isolirten Kalksteinfelsens, welcher ungefähr 20 Fuß im Durchmesser hat, ist eine aus dem Felsen gehauene kreisförmige Bank und im Mittelpunkte derselben ein viereckiger Stein, ungefähr $1^1/_2$ Fuß hoch. Derselbe ruht auf 4 roh gearbeiteten Thierfiguren, welche, von der Zeit schon sehr entstellt, von Einigen für Löwen, von Andern für Sphinxe gehalten werden. Das merkwürdige Denkmal ist wohl für ein uraltes Heiligthum der Cybele und jener Würfel für den Altar zu nehmen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts befand sich auf der Insel das reiche Kloster Neamoni, welches in der Mitte des 11. Jahrhunderts von Kaiser Konstantin IX. Monomachos gestiftet ward. C. stritt vielleicht mit mehr Recht, als jede andere Stadt, für die Ehre, das Vaterland Homers zu sein. Auch der Tragiker Jon, der Historiker Theopompus, der Geograph Metrodorus, der Sophist Theocritus, der Philosoph Ariston und die Künstler Glaucus, Malas, Micciades, Anthermus und Bupalus haben C. zum Vaterland. Auch die jetzigen Chioten besitzen nach Olivier neben einem entschiedenen Hang zum Handel einen lebhaften Geschmack für Künste und einen unternehmenden Geist. Die Hauptstadt Kastro (C.) liegt an der Ostseite. Die ältesten Bewohner von C. waren Pelasger. Dann siedelten sich der Kreter Oenopion, Sohn des Kö-

nigs Rhadamanthus, daselbst an und brachte Weinbau und telchinischen und korybantischen Kultus mit. Karier, Abanten und vornehmlich Jonier werden als spätere Kolonisten genannt. Als sich die Perser über Kleinasien ergossen u. auch die hellenischen Kolonien bedrängten, bewiesen die Chier eben keinen hellenischen Gemeinsinn, indem sie den freiheitliebenden, vor der barbarischen Zwingherrschaft flüchtenden Phoceern den Verkauf der önussischen Inseln aus kleinlicher Besorgniß, ihr Handel möchte dereinst dadurch beeinträchtigt werden, verweigerten und sich dem Cyrus sogar ohne Schwertstreich ergaben. Dagegen nahmen sie an der von Histiäus eingeleiteten und von Aristagoras ausgeführten jonischen Empörung gegen die Herrschaft der Perser lebhaften Antheil und fochten bei der Insel Lade auf 100 Schiffen für die gemeinsame Freiheit mit großer Tapferkeit. Nach dem Treffen aber wurden sie von dem treulosen Histiäus überfallen und geschlagen und fielen wieder unter die Gewalt der Perser, welche viele von ihnen in die Knechtschaft führten. Doch bald scheint sich die Insel von diesem schweren Schlag erholt zu haben, wenigstens trat sie nach der Schlacht bei Mycale als Republik in den Bund der Athener. Unter der Hegemonie der letzteren, welche C. milder als die meisten andern Verbündeten behandelten, hoben sich der Insel Macht und Wohlstand zur höchsten Blüthe, und die Chier standen deshalb im peloponnesischen Kriege den Athenern kräftig bei. In der Folge verbündeten sie sich mit den Peloponnesiern und entzogen auch Milet und andere jonische Städte dem athenischen Bunde. Zur Strafe verwüsteten die Athener die Insel. Nach der Beendigung des peloponnesischen Krieges fielen die bedrückten Chier von den Spartanern ab und verbündeten sich in Gemeinschaft vieler anderen Bundesgenossen wieder mit den Athenern. Doch auch von diesen bedrückt, setzten sie sich nach der Schlacht bei Naxos mit den Thebanern in Verbindung und erregten dadurch den Bundesgenossenkrieg. C. konnte von Chabrias nicht erobert werden und ging 358 für Athen auf immer verloren. Später wurde der persische Anführer Memnon auf kurze Zeit Herr der Insel. Nach dem Kriege des Königs Philipp III. kam C. zuerst mit den Römern in Berührung. Schwer wurde die Insel im mithridatischen Kriege mitgenommen; den Römern befreundet, mußten die Einwohner ihre Schiffe dem pontischen König stellen und, demselben verdächtig, 2000 Talente bezahlen. Als Bestandtheil des oströmischen Reichs theilte darauf die Insel alle traurigen Geschicke desselben. Im Jahre 1307 eroberten und verwüsteten türkische Seeräuber die Insel und ermordeten alle Einwohner, welche in dem Kastell Sicherheit gesucht hatten, während die übrigen auf 40 Schiffen Entflohenen bei Scyrus Schiffbruch litten und meist den Tod fanden. Kaum hatte sich C. von diesem Schlage erholt, als es Bajesid mit 60 Schiffen überfiel und abermals verheerte. Hierauf hielten die Genuesen C. lange Zeit in ihrer Hut, bis endlich die Türken 1566 zur Herrschaft der Insel gelangten und einen Aga dort einsetzten. Eine Expedition von 5 toskanischen Galeeren hatte keinen Erfolg, und es bedurfte aller Gewandtheit des französischen Botschafters de Breves, um den Sultan von einem blutigen Rachezug gegen die Insel abzuhalten. Vorübergehend war ein Angriff von Seiten der Franzosen; tripolitanische Raubschiffe flüchteten sich, von Franzosen verfolgt, nach C. und wurden hier sammt der Stadt beschossen; ein französisches Geschenk von 60,000 Piastern stellte jedoch den Frieden vollkommen wieder her. Am 21. September 1694 wurde C. von den Venetianern beschossen und erobert, fiel aber schon im Februar 1695 von Neuem in die Gewalt der Türken. Sie wurde bald die begünstigteste der Sporaden, und die Einkünfte waren Privateigenthum der Sultana. Im griechischen Befreiungskrieg erhoben sich auch die Chier gegen die türkische Herrschaft, unterlagen aber und hatten nun von der Barbarei der Türken Unsägliches zu leiden. Auch ein zweiter Befreiungsversuch, den sie 1827, von einem griechischen Hülfscorps unter Fabvier unterstützt, machten, mißlang. Bei Errichtung des griechischen Königreichs wurde die Insel von dessen Grenzen ausgeschlossen. Vergl. Poppo, Beiträge zur Kunde der Insel C. und ihrer Geschichte, Frankfurt 1822.

Chippenham, Stadt in der englischen Grafschaft Wilts, am Avon, über welchen eine Brücke von 21 Bögen führt, hat eine schöne Kirche mit alten Denkmälern, eisenhaltige Quellen und 6283 Einw., welche Seidenzeuch- und Tuchmanufaktur betreiben.

Chippewa, Fluß im nordamerikanischen Staat Wisconsin, entspringt an der Grenze zwischen Michigan und Wisconsin, in der Nähe der Quellen des Montreal, nimmt in einem südlichen Laufe mehre Ströme auf und mündet nach 40 Meilen in den vom Mississippi gebildeten Lake.

Chippewäer (nicht zu verwechseln mit den Chippewyans und richtiger Ojibways genannt), nordamerikanischer Indianerstamm, der zur Familie der Algonkins (s. d.) gehört und in Wisconsin und Jowa, sowie in Canada vom Ostende des Obernsee's bis zum Redriver des Winipegsee's wohnt. Sie haben ein breites Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen, sind sanft und gelehrig, aber zurückhaltend, wenig gastfrei, eigennützig und dem Genuß geistiger Getränke leidenschaftlich ergeben. Sie verehren ein höchstes Wesen und gestehen den Zauberern einen hohen Einfluß zu. Ihre Kleidung unterscheidet sich wenig von der der übrigen Canadier; statt der Hosen tragen sie indianische Strümpfe, die vom Schenkel bis an die Knöchel reichen, um die Hüfte ein Stück Tuch, das vorn und hinten herabfällt. Das Jägerkleid besteht aus einem leinenen Hemde und Strümpfen, worüber ein Laken geworfen wird. Die südlichen C. führen Schießgewehr, die nördlichen zum Theil noch Bogen und Pfeil; doch gelten sie für schlechte Jäger.

Chiques, Seidencocons, in denen das Insekt durch Hitze getödtet ist; dann die geringere Sorte Seide, die aus diesen Cocons bereitet und nur als Nähseide zu gebrauchen ist.

Chiquimula (spr. Tschikimuhla), Stadt in der gleichnamigen Provinz des centralamerikanischen Staates Guatemala, mit 6000 Einwohnern. Nach ihr benannt ist der Isthmus von C., der etwa 30 Meilen breite Landstrich zwischen dem Golf von Honduras und dem stillen Ocean.

Chiquitos (spr. Tschikitos), große Provinz in dem Departement Santa Cruz des südamerikanischen Freistaates Bolivia, ist wohl 5000 □Meilen

groß und fast nur von Indianern bewohnt. In ihr verbreitet sich das Hügelland von C., das zwischen der von den Andes ausgehenden Sierra de Cochabamba und den brasilianischen Campos de Parecis aus größtentheils sumpfigem Terrain inselartig hervortritt und zum Theil die Wasserscheide zwischen dem Laplata und dem Amazonenstrom bildet. Bei dem Gehöfte Estivado entspringen Zuflüsse beider Stromsysteme in einer Entfernung von kaum 300 Schritt von einander.

Chiragra (griech.), Gicht in den Händen, s. Arthrocace.

Chiriqui (spr. Tschirihki), Fluß im nordwestlichsten Theile des kolumbischen Freistaats Isthmo in Centralamerika, mündet in den gleichnamigen Golf am karaibischen Meere, in welchem die Chiriquiinseln liegen. In neuester Zeit ist an der Mündung des C. eine Ortschaft gleichen Namens angelegt worden; auch wird eine Provinz des Staats nach demselben benannt; südlich vom Fluß erhebt sich der Berg C.

Chirogrammatomantie (v. Griech.), die angebliche Kunst, den Charakter, die Gemüthsbeschaffenheit und geistige Begabung eines Menschen aus den Zügen seiner Handschrift zu erkennen. Nachdem schon Lavater in seinen „Physiognomischen Fragmenten“ Andeutungen dieser Kunst gegeben, interessirte sich namentlich Goethe für dieselbe, indem er es für unbezweifelbar hielt, daß Sinnes- u. Denkweise des Menschen, überhaupt sein geistiges Wesen in der Handschrift in soweit einen Ausdruck finde, daß man darauf mehr oder weniger zutreffende Vermuthungen basiren könne. In neuester Zeit hat namentlich A. Henze diese Kunst praktisch zu verwerthen gewußt, indem er in der leipziger „Illustrirten Zeitung“ auf Aufforderung zahlreiche Proben seiner Handschriftendeutung veröffentlicht hat, die oft in überraschender Weise das Richtige getroffen haben soll.

Chirographum (v. Griech.), eigentlich Handschrift; dann s. v. a. Schuldverschreibung, Schuldschein; daher chirographisch, was auf handschriftlicher Versicherung beruht. Ein Chirographarius oder chirographarischer Gläubiger ist ein solcher, dessen Forderung sich auf eine Handschrift, einen Schuldschein, Wechsel 2c. ohne Pfandrecht gründet; s. Gläubiger.

Chiromantie (v. Griech.), Wahrsagen aus der Hand, d. h. die vermeintliche Kunst und Wissenschaft, aus dem Bau, den Linien, den Räumen und Bögen der hohlen Hand, sowie aus den Eigenthümlichkeiten der Finger den Charakter eines Menschen zu erkennen, sein Schicksal zu entziffern. Die C. steht mit der alten magisch-mantischen Lehre von den Signaturen der Dinge in Zusammenhang, zufolge deren man z. B. aus dem Bau, den Linien, den Fäserchen, der Farbe, dem Geruch 2c. eines Blatts die innere Beschaffenheit und die wirksamen Eigenschaften einer Pflanze erkennen zu können glaubte. Bei der C. theilt man zunächst die in der Haupthöhlung wahrnehmbaren Linien ein in die 5 Hauptlinien: die Lebenslinie (linea vitalis), am äußersten fleischigen Theile der Hand, zwischen dem Daumen und Zeigefinger anfangend und krumm um das Dickfleisch unter dem Daumen herum abwärts laufend, soll, wenn sie durchschnitten und rein ausgeprägt ist, auf innere Lebenskraft und Gesundheit und deshalb auf langes Leben hindeuten; die Natur- oder Hauptlinie (linea naturalis s. cephalica), unter dem Zeigefinger anfangend und gewöhnlich unmittelbar oder durch einen Ast in einem spitzigen Winkel unter dem Zeige- und Mittelfinger mit der Lebenslinie sich vereinigend, oder ohne Vereinigung fortgehend und sich in den Mondberg verlierend, soll bei gehöriger Länge einen guten Zustand des Magens, der Leber und der Lebensgeister anzeigen; die Tisch-, Gedärm- oder gemeine Linie (linea mensalis s. inguinalis s. communis), unter dem kleinen Finger an der Seite oder auch auf dem Rücken der Hand anfangend, unter den drei letzten Fingern quer über die Hand vorlaufend und etwas aufwärts gebogen, unter dem Zwischenraum des Zeige- und Mittelfingers oder unter ersterem endend, zeigt, stark ausgeprägt und rein, eine gute Zeugungskraft, aber, wenn sie bis ins erste Gelenk des Zeigefingers geht, ein mühseliges Leben an; die Leber- oder Magenlinie (linea hepatica s. stomachica), von unbestimmtem Anfang, entweder von der Lebenslinie, oder vom Venusberg oder von der Rasceta auslaufend und in der Naturlinie endigend, soll mit dem Zustande der Verdauung in Zusammenhang stehen; die Rasceta, die erste Querlinie unter der Hohlhand auf dem Handgelenke, deutet, wenn ununterbrochen, auf glücklichen Fortgang in Unternehmungen. Die 7 Nebenlinien sind die Martislinie oder Schwester der Lebenslinie (linea Martis s. soror vitalis), parallel mit der Lebenslinie zwischen ihr u. dem Ballen auf dem Daumen laufend, soll, wenn lang, deutlich und unzerrissen, andeuten, daß ein Mensch Reichthum und Glück erlangen werde; die Sonnen- oder Ehrenlinie (linea solis s. honoris), von der Grenzlinie des vierten Fingers aus bis zur Tischlinie reichend, oder auch dieselbe durchschneidend und bis zur Natur- und Lebenslinie reichend, deutet auf Verstand und, wenn sie lang ist, auf Ehrenstellen; der Venusgürtel (cingulum Veneris), zwischen dem Zeige- und Mittelfinger anfangend, zwischen der Tischlinie und dem Mittel- und vierten Finger in einem Halbkreis bis zu dem Zwischenraum des letztern und des kleinen Fingers gehend, soll, rein und durchschnitten, auf Glück in der Liebe deuten; die Saturn- und Glückslinie (linea Saturnina), nach dem Mittelfinger zu entweder unter dem Daumballen oder außerhalb desselben in der Rasceta oder in deren Nähe oder in dem Mondberge auslaufend, soll, unzerrissen und nicht geschlängelt, Glück und Reichthum, wenn sie aber ihre Grenze überschreitet, doppelt oder dreifach da ist, Mühseligkeit und Gefahren anzeigen; die Heiraths- oder Ehestandslinien (lineae matrimoniales), kleine, unter dem kleinen Finger mit der Tischlinie parallel laufende Linien, sollen auf Glück im Heirathen deuten; die Milchstraße (via lactea), eine Schwester- oder Seitenlinie der Lebenslinie, unter derselben, am Mondberge und bei der Rasceta anfangend und gegen den Mondberg zulaufend, oder im Venusberg anfangend und bei der Rasceta in und durch den Mondberg hingehend, soll, wenn sie lang und ununterbrochen ist, Geschick zu Studien und Künsten, auch Glück in der Fremde und der Liebe andeuten; die Diskriminal- oder Entscheidungslinien (lineae discriminales) bilden die Grenze der Hand gegen den

Arm und beginnen mit der Rasceta. Die Räume sind Stellen in der Hohlhand zwischen den angeführten Linien: Der Tisch (mensa), zwischen der Natur- und Tischlinie, deutet auf Reichthum und Freigebigkeit; die Martishöhle oder das Dreieck (cavea Martis), ein dreieckiger Raum zwischen der Lebens-, Natur- und Leberlinie, deutet, wohlgeschlossen, auf Glück im Vaterlande und läßt auf natürlichen Verstand, Bescheidenheit und stilles Wesen schließen; die 5 Berge der Finger (montes) sind die fleischigen Theile unter den ersten scheinbaren Gelenken der Finger, nämlich: der Venusberg (mons Veneris), unter dem Daumen, nach innen von der Lebenslinie, unten von der Rasceta begrenzt; der Jupiter- oder Jovisberg (mons Jovis), unter dem Zeigefinger abwärts, bis an die Lebens- und Naturlinie; der Saturnberg (mons Saturni), unter dem Mittelfinger; der Sonnenberg (mons solis), unter dem Ringfinger; der Merkurberg (mons Mercurii), unter dem kleinen Finger, die drei letzten bis zur Tischlinie herab. Der Mondberg (mons lunae) ist der dem Venusberg entgegengesetzte, erhabene, fleischige Theil der inneren Hand unter dem kleinen Finger, zwischen der Rasceta und der Tischlinie. Als eine glückliche Hand gilt im Allgemeinen eine solche, in der alle Linien und besonders die Hauptlinien vorhanden sind, und zwar am rechten Orte, die Berge sich genau unter ihren bezüglichen Fingern befinden, die Hauptlinien unzerrissen und unzerschnitten sind, das Dreieck nicht durch verworrene Linien gestört und besonders auch der Venusgürtel vorhanden ist, sowie alle Hauptlinien und die Glückslinie gehörig und der Tisch in beiden Händen gleich groß sind.

Schon Aristoteles war der Meinung, daß die Lebensdauer eines Menschen den sogenannten Lebenslinien in der hohlen Hand entspreche, und daß man daher aus diesen Linien abnehmen könne, wie alt Jemand werde. Eine zusammenhängende Lehre darüber aber enthalten erst die „Traumdeutungen" des Artemidorus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Später wurde die C. mit der Astrologie in Verbindung gesetzt und der Glaube an sie insonderheit durch Cardanus und Theophrastus Paracelsus in Aufnahme gebracht. In systematischer Hinsicht erreichte das chirologische und chiromantische Studium in Deutschland, Frankreich, England, Italien rc. erst im 16. und 17. Jahrhundert seine höchste Spitze und erhielt sich auf derselben fast bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Unter den Verehrern derselben zeichnet sich hauptsächlich aus Johann von Hagen (Joh. ab Indagine) Verfasser der „Introductiones apotelesmaticae elegantes in Chiromantiam, Physiognomiam, Astrologiam naturalem etc." (Frankfurt a. M., ohne Jahrzahl, wahrscheinlich 1522, Straßburg 1522, mit Holzschnitten; deutsch: „Kunst der C.", das. 1523). Zu derselben Zeit stand Rollenhagen als Chiromant u. Astrolog besonders bei Fürsten und Staatsmännern in hohem Ansehen. Neben u. nach ihm haben durch Schriften die C. am meisten gefördert: Ingenbert (Chiromantia, Metoposcopia et Physiognomia curiosa-practica, Frankfurt a. M. 1689, 4. Ausgabe 1729), Prätorius (Collegium curiosum privatissimum physiognom-chiromant-metoposcop-anthropologicum, Frankfurt u. Leipzig 1699, 1713, mit Kupfern; Thesaurus chiromantiae, Jena 1661—64), Goclenius (Chiromantische und physiognomische Betrachtungen rc., Hamburg 1692), Mayer (C. und Physiognomie, Dresden 1712, 1713 ff.), Abuhaly Ben-Omar (Astrologia terrestris, aus dem Arabischen, Freystadt 1703, besonders werthvoll für die Kenntniß des Zusammenhanges des astrologischen und chiromantisch-metoposkopischen Systems). Außerdem sind als die C. betreffende Schriften hervorzuheben: Cocles, Chiromantiae compendium, Straßb. 1534; Piccioli, De manus inspectione, Bergamo 1578; De la Chambre, Sur la chiromance, Par. 1653; May, La chiromantie médicale, Haag 1675; Höping, Institutiones chiromanticae, Jena 1674; Derselbe, Chiromantia harmonica, das. 1677; Pompeji, Praecepta chiromantica, Vened. 1680; Peuschel, Abhandlung der Physiognomie, Metoposkopie und C., Leipzig 1769. Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurden auf den meisten deutschen Universitäten eigene chiromantische Kollegien gelesen, so in Jena von Professor Herner, in Halle von Professor Nietzky. Der chiromantische Aberglaube findet sich jetzt noch häufig selbst unter Gebildeten, und in der Wundersucht der neuesten Zeit hat derselbe einen neuen Anhaltpunkt erhalten. Vornehmlich sind es sogenannte kluge Frauen und Zigeuner, welche sich neben andern Arten der Wahrsagung auch mit dieser Gaukelei beschäftigen und aus derselben einen Nahrungszweig machen. Vgl. Wohlfarth, Abracadabra etc., Weimar 1836.

Chiron, bei Homer der gerechteste der Centauren, kundig der Heilkräuter und Salben, Erzieher und Lehrer des Aesculapius, Jason, Hercules, Achilles und anderer Heroen, nach Hesiod Sohn der Philyra, nach Pindar von Kronos, war Herrscher am Pelion, wo er im Bergthal Pelethronion eine Höhle bewohnte. Da er in Thessalien, dem Hauptsitz der Centauren, wohnte, oder da, nach einer anderen Sage, Kronos die Oceanide Philyra in der Gestalt eines Hengstes bewältigte, schuf man C. auch zum Roßmenschen um und verflocht so seine Geschichte immer mehr mit der der Centauren, besonders seit dem man das dem Orient entstammte Sternbild des Centauren auf ihn übertrug. Vorzüglich aber treten in den alten Sagen, dem Charakter der übrigen Centauren ganz entgegen, seine Verdienste um die Wundheilung, namentlich um die Erforschung der Heilkräfte der Pflanzen, sowie um den Unterricht in der Gymnastik und Tonkunst, hervor. Als Lehrer des Achilles ist er schon in die Geschichte von dessen Großvater Peleus verflochten. Diesen rettete er aus den Händen der Centauren, lehrte ihn, wie er sich der Thetis bemächtigen sollte, und schenkte ihm an seinem Hochzeitstage auf dem Pelion die berühmte Lanze. Dem blinden Phönix gibt er sein Gesicht wieder und segnet die an ihm vorbeisegelnden Helden. Als er seines Gastes Hercules Waffen untersuchte und ihm ein vergifteter Pfeil auf den Fuß fiel, heilte er sich mit dem Saft des nach ihm genannten Tausendgüldenkrauts (Centaurium), als ihn hingegen bei der Verfolgung der vom Pholus zu ihm nach Malea sich flüchtenden Centauren ein im Blute der lernäischen Hyder getränkter Giftpfeil traf, litt er entsetzliche Qualen und wünschte sich, jedoch vergeblich, da er unsterblich war, den Tod und fand denselben erst, als Jupi-

ter seine Unsterblichkeit auf Prometheus übertragen. Sein Bild ward unter die Gestirne versetzt. Seine Gemahlin ist Naïs oder Chariclo und seine bekannteste Tochter Endeïs, des Peleus Mutter. Andere Kinder von ihm sind Carysthus u. Ocyrrhoe, welche zu seinem großen Schmerze in eine Stute verwandelt ward.

Chironia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gentianeen, charakterisirt durch den 5spaltigen, nach dem Verblühen aufschwellenden Kelch, die präsentirtellerförmige Korolle, die nach dem Verblühen gedrehten Antheren und die mit einwärts geschlagenen Klappen versehene Kapsel, krautartige Pflanzen und Halbsträucher auf dem Kap, von denen C. frutescens *L.*, mit 3—4 Fuß hohem Stengel und großen, dunkelrosenrothen oder hellpurpurrothen, sehr schönen Blüthen, C. jasminoides *L.*, C. uniflora *Lam.*, mit viereckigem Stengel und schönen, mittelgroßen, hellpurpurrothen Blüthen mit ovalen Lappen, C. lychnoides *L.*, mit 1—2 Fuß hohem, einfachem Stengel u. langgestielten, großen, rosenrothen Blüthen, C. peduncularis *Lindl.*, C. Barclayana *Hort. Berol.*, mit sehr schönen, großen, dunkelrosenrothen Blüthen mit elliptischen, feingespitzten Lappen u. a. als Zierpflanzen kultivirt werden. Sie lieben eine grobsandige Heideerde oder eine leichte, grobsandige, sehr milde und reine Dammerde mit einer Unterlage zerstoßener Topfscherben. Ueberwintert werden sie auf einem sonnigen, trockenen Standorte bei 6—8° Wärme und mäßiger Befeuchtung. Im Sommer stehen sie, gegen anhaltenden und heftigen Regen geschützt, im Freien. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen.

Chironomia (griech.), die mimische Bewegung, die Aktion der Hände in der Orchestik (s. d.) der Griechen und Römer, dann überhaupt orchestische Aktion, Geberdensprache; s. Mimik, Deklamation.

Chiroplast (v. Griech.), Handbildner; daher Chiroplastik, die Kunst, mit den Händen aus weichen Massen, Thon, Wachs ꝛc., Bildwerke zu formen.

Chiroptera (Handflügler, Flatterer), Ordnung der Säugethiere, charakterisirt durch 2 oder 4 Zähne in der Ober- und 2 oder 6 in der Unterkinnlade, deutliche, meist verhältnißmäßig starke, konische Eckzähne und abstehende Backenzähne. Zwischen den sehr verlängerten Fingern der vorderen Extremitäten ist eine nackte Haut ausgespannt, zu deren Ausdehnung die Finger dienen, und mit deren Hülfe diese Thiere geschickt fliegen. In diese Haut sind auch die Hinterfüße und der Schwanz, wenn ein solcher vorhanden, verwoben. Der Daumen der Vorderfüße ist mit einem Nagel versehen, die andern Zehen haben meist keinen Nagel, wohl aber die Zehen der Hinterfüße. Sie haben immer an der Brust nur zwei Saugwarzen, durch welche sie, wie durch die herabhängende Ruthe, noch einige Verwandtschaft mit den Affen zeigen. Die Handflügler finden sich in den meisten Klimaten, in heißen wie in gemäßigten, wo sie Winterschlaf halten, und fehlen nur dem höhern Norden. Ihre Lebensart ist nächtlich; unter Tags halten sie sich verborgen in Felsen- und Baumhöhlen, in den Löchern der Thürme, alter Burgen, unter den Dächern alter Gebäude, besonders in der Nähe der Schornsteine, weil sie die Wärme lieben. In der Dämmerung fliegen sie sehr hurtig, scheinbar in unbestimmten Richtungen und ziemlich niedrig herum nach Fliegen, so daß man sie füglich Fliegenfresser nennen könnte. Es gibt auch einige, welche Blut saugen, und andere mit stumpfen Zähnen, die Obst fressen, beide nur in heißen Ländern. Sie werfen nur 2 Junge im Mai und tragen diese, die an ihren Ernährungsorganen hängen, selbst im Fluge mit sich herum; sie machen daher kein Nest. Linné begriff alle hierher gehörigen Arten in der Gattung Fledermaus (Vespertilio), s. Fledermäuse; neuerlich theilt man sie in zwei Gruppen: Früchtefresser und Insektenfresser, jede, besonders die letztere, mit mehren Gattungen; s. Vampyr.

Chirrheuma (griech.), Rheumatismus der Hand, kommt bei Arbeitern vor, welche häufig im Wasser und Feuchten arbeiten, bewirkt bisweilen bleibende Steifheit der Hand.

Chirurgie (v. Griech.), die mit den Händen wirkende Arzneiwissenschaft, Wundarzneikunde. Mit dieser von der Mehrzahl der dem Chirurgen vorkommenden Krankheiten, den Wunden und Verletzungen hergenommenen Verdeutschung ist freilich das Gebiet der C. bei weitem nicht genau genug bezeichnet. Selbst durch die Erläuterung des Wortes C., daß sie derjenige Theil der Heilkunde sei, welcher durch mechanisch wirkende Mittel Krankheiten zu heilen lehre, sind die Grenzen dieser Wissenschaft noch viel zu eng gesteckt. Auch die Unterscheidung der C. als äußerer Medicin, gegenüber der inneren Medicin, wie sie in Frankreich noch vielfältig gemacht wird, ist keineswegs stichhaltig, wenngleich sich die C. meist mit Krankheiten beschäftigt, welche mehr in die Sinne fallen. Denn eine und dieselbe Krankheit kann sowohl in das Gebiet der C., als in das der inneren Medicin fallen, je nach ihrem Sitze, oder je nach ihrem Stadium. So ist die Entzündung derjenige krankhafte Vorgang, welcher in den bei weitem häufigsten Fällen bei den chirurgischen Krankheiten Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit wird. Trotzdem werden die Lungenentzündung, Bauchfellentzündung ꝛc. der inneren Medicin zugewiesen, wie auch Krankheiten, welche zu dem Gebiete der inneren Medicin gezählt werden, wie z. B. die Brustfellentzündung u. A., in gewissen Stadien Gegenstand chirurgischer Behandlung werden, sobald es sich um die Entfernung von Absonderungen oder Fremdbildungen handelt, welche in Folge derselben entstanden waren. Somit ist es also nach dem jetzigen Stande der Arzneiwissenschaft unmöglich, eine umfassende und zugleich scharfe Definition von C. zu geben. Vielmehr hat sich das Gebiet derselben mehr durch Gebrauch und altes Herkommen festgestellt, ohne daß ihre Grenzen scharf bestimmt sind, als durch wissenschaftliche Systematik. Daher erklärt sich auch die vielfältige Eintheilung der chirurgischen Wissenschaft und der chirurgischen Krankheiten. Man hat dieselbe eingetheilt in höhere und niedere C., nach den geringern oder größern Kenntnissen und Fertigkeiten, welche deren Ausübung verlangt, in Militär- und gerichtliche C. (Chirurgia militaris s. castrensis et forensis), in manuelle u. medicinische C. nach der Verschiedenheit der angewandten Heilmittel. Die ma-

nuelle C. (Chirurgia manualis s. operativa) begreift wiederum die Lehre von den blutigen Operationen und die von den Verbänden, die Verbandlehre. An diese schließt sich als besonderer Zweig der C. die wiederherstellende oder anaplastische und die Kosmetik an, die Lehre, verloren gegangene Theile mittelst zweckmäßiger Mechanismen zu ersetzen. Die Eintheilung der C. in allgemeine u. specielle C. (Chirurgia generalis et specialis) betrifft das Wesen der C. Die allgemeine C. zeigt uns das gesammte Gebiet, in welchem sich die C. überhaupt zu bewegen hat. Sie zerfällt in die allgemeine chirurgische Pathologie und die allgemeine chirurgische Therapie. Die allgemeine chirurgische Pathologie als Theorie der Bildungsfehler bestimmt den Bereich der Krankheiten, welche der C. vorzugsweise zufallen. Indem sie aber das Wesen der Bildungsfehler zu entwickeln hat, muß sie dieselben in doppelter Hinsicht der Betrachtung unterwerfen; nämlich nach ihrem Entstehen, d. h. in Bezug auf die sie erzeugende Kraft und ihren Bildungsprozeß, und als Entstandenes, als abnorme Bildung selbst. In sofern sie den Bildungsprozeß in seiner Wirksamkeit erforscht, gibt sie eine Aetiologie der Bildungsfehler. Das Wesen der chirurgischen Krankheiten besteht darin, daß sie Bildungsfehler sind und durch primär mechanisch wirkende Heilmittel gehoben werden können. Von den Eintheilungen der chirurgischen Krankheiten verdienen hervorgehoben zu werden: die von Richerand, nach welcher die Krankheiten in Rücksicht auf die verschiedenen Organe und Systeme, in welchen sie ihren Sitz haben, eingetheilt werden; die von Fabr. ab Aquapendente und Richter, welche alle chirurgischen Krankheiten in 5 Klassen theilten: Wunden, Frakturen, Luxationen, Geschwüre, Geschwülste; die von Chelius, welcher folgende 7 Klassen annimmt: Entzündung, Krankheiten durch Störung des organischen Zusammenhangs, durch abnorme Vereinigung der Theile, durch die Gegenwart fremder Körper, durch die Entartung der organischen Theile oder durch Produktion neuer Gebilde, durch völligen Verlust organischer Theile, durch Ueberzahl organischer Theile; die von Ritgen, welcher alle chirurgischen Krankheiten in 2 Gruppen, in chemische und mechanische, eintheilt und diese in 18 Klassen sondert; endlich die von Blasius, der die chirurgischen Krankheiten in 2 Hauptklassen theilt: in Krankheiten, die auf primär dynamischer Abweichung von der organischen Struktur, und in solche, welche auf primär mechanischen Abweichungen von der organischen Struktur beruhen. Zur ersten Hauptklasse gehören Entzündung, Brand, Verhärtung, Eiterung, Schwinden oder Atrophie, Verschwärung, Afterbildung mit organischem Charakter, Pseudoproduktionen mit unorganischem Charakter, Mißbildung, Erschlaffung (relaxatio), Zusammenziehung (contractura, entweder Quetschung, oder Erschütterung), Wunden, Zerreißung (ruptura), Knochenbrüche (fracturae), Verrenkung (luxatio), Nahtsprung (diastesis), Inversionen und Inklinationen, Brüche (herniae), Vorfälle (prolapsus). Als Anhang kommt hinzu die Lehre von den in den Organismus eingedrungenen fremden Körpern. Die allgemeine chirurgische Therapie ist die Theorie der Wiederherstellung abnormer Formen zu normalen durch Anwendung primär mechanisch wirkender Mittel. Die mechanische, nach bestimmten Regeln der Kunst ausgeführte Einwirkung auf den kranken Organismus selbst heißt eine chirurgische Operation. So verschieden nun immer die einzelnen Operationen in speciellen Fällen sich gestalten mögen, so werden doch gewisse allgemeine Zwecke stets bei denselben verfolgt, woraus sich bestimmte Operationsmethoden, d. h. allgemeine, nach bestimmten Regeln der Kunst ausgeführte Verfahrungsweisen zur Erreichung des Zwecks der Operation, ergeben. Der Zweck der Operation aber ist im Allgemeinen ein dreifacher: Vereinigung getrennter Theile, Trennung zusammenhängender Theile, Wiederherstellung eines normalen Lagenverhältnisses. Die wiederherstellende (anaplastische oder anbildende) C. (Chirurgia curatorum, anaplastica), auch Physioplastik (s. d.), bezweckt Wiederherstellung verstümmelter Theile des menschlichen Körpers auf organischem Wege und begreift alle Operationen, durch welche Mißgestaltung des menschlichen Körpers, beruhend im Mangel natürlicher Theile, mittelst Verpflanzung organischer Substanz an diese Stellen gehoben werden soll. Dieser Zweig der C. ward schon im Alterthum gepflegt, in der neueren Zeit aber mit besonderer Sorgfalt ausgebildet und gleichsam zu einer besonderen Lehre erhoben. Die gerichtliche C. (Chirurgia forensis s. legalis) ist die Anwendung der C. auf gerichtliche Fälle. Da indeß kein wesentlicher Unterschied zwischen Medicin und C. Statt findet, so fällt die gerichtliche C. mit der gerichtlichen Medicin zusammen. Die Kriegswundarzneikunde (Chirurgia militaris s. castrensis) ist keine von der allgemeinen C. wissenschaftlich verschiedene Lehre, sondern nur die auf das Kriegswesen angewandte C. Da es sich dabei vornehmlich um Instruktionen handelt, denen der Militärchirurg unterworfen ist, so gehört die Kriegswundarzneikunde also der Militärmedicinalpolizei an. Die operative C. (Chirurgia operativa s. manualis) ist die Lehre von den chirurgischen Operationen. Diese sind entweder blutige, oder unblutige. Blutige Operationen ist die Verfahrungsweise, wodurch mittelst unmittelbaren Eingreifens in die Form und den natürlichen Zusammenhang der Theile Heilung erzielt wird; unblutige Operation aber ist die Verfahrungsweise, durch welche mittelst kürzerer oder längerer Anwendung geregelter Mechanismen auf die Oberfläche des Körpers Heilung bezweckt wird. Die Lehre von den blutigen Operationen heißt Akiurgie, die von den unblutigen Mechanurgie. Die chirurgischen Operationen sind Heilmittel, aber solche, deren Erfolg nicht in ihnen selbst, wie in den chemischen und dynamischen, liegt, sondern von der Art und Weise, wie sie in Anwendung gebracht werden, bedingt wird. Die Geschicklichkeit des Operateurs, also die Gewandtheit, mit der, und die Vollkommenheit, in der sie angewandt werden, begründen ihre Wirksamkeit.

Der Ursprung der C. fällt in eine Zeit, von der wir keine sicheren historischen Nachrichten haben, und wir hören von der ersten Ausübung dieser Kunst nur gelegentlich bald bei diesem, bald bei jenem Volke. Malereien und Reliefs, die man auf

ägyptischen Monumenten entdeckte, sprechen dafür, daß schon im hohen Alterthum bei diesem Volk mit ähnlichen Instrumenten operirt wurde, wie in neuerer Zeit. Die Juden schreiben Salomo dem Weisen Kenntnisse in dieser Wissenschaft zu. Homer singt nicht nur von den Thaten seiner Helden, sondern schildert uns auch die chirurgischen Operationen, welche die erhaltenen Wunden nöthig machten. Machaon und Podalirius werden rühmend von dem Sänger erwähnt und als Schüler des alten Centauren Chiron genannt. Die Asklepiaden, welche als Nachkommen jener anzusehen sind, übten hierauf in Griechenland in Tempeln, Städten und auf dem Schlachtfelde hülfreichen Beistand in der C. aus; sie waren Priesterärzte. Der knidische und der koische Tempel erreichten unter allen den höchsten Glanz; aus dem Tempel von Cos ging auch die eigentliche chirurgische Wissenschaft hervor, denn Wissenschaft wurde die C., wie die Medicin, erst durch Hippocrates von Cos (460 v. Chr.). Wenn die C. durch diesen außerordentlichen Mann nicht so evidente Fortschritte machte wie die Medicin, so lag das Hinderniß besonders darin, daß die Sektion menschlicher Leichname in jener Zeit noch etwas Unerhörtes und Ungesehenes war. Aus den Werken des Hippocrates geht aber hervor, daß er durch scharfe Beobachtung einen Schatz von Erfahrungen gewonnen hatte; die Behandlung der Wunden war nach ihm einfach und naturgemäß, Operationen wurden nach bestimmten Grundsätzen mit zweckmäßigen Instrumenten ausgeführt, die Unterbindung der Gefäße war bekannt, Verbände wurden geschickt angewendet. Nach Hippocrates trat eine Pause von mehren Jahrhunderten in unserer Wissenschaft ein, denn die Nachfolger, wenn sie auch einzelne Lücken in dieser Lehre ausfüllten, lieferten nichts, was nicht bald wieder in Vergessenheit gerathen wäre. Aristoteles leistete durch Hinweisung auf das Studium der Anatomie der C. wenigstens mittelbar Vorschub. Herophilus, Erisistratus und Eudemus, welche durch Sektionen die Anatomie förderten, förderten dadurch auch die C., doch traten in der sich damals bildenden alexandrinischen Schule keine wesentlichen Verbesserungen ein. In Rom galt die C. lange Zeit als verachtetes Gewerbe; Archagathus, welcher die griechische Kunst 219 v. Chr. nach Rom brachte, verdiente sich dadurch den Schimpfnamen Carnifex (Schinder). Die Schule der Methodiker von Themison, im 1. Jahrhundert v. Chr. gestiftet, übte die alexandrinische C. mit Erfolg aus. Aber erst mit Celsus begann eine bessere Aera, welche unter Galen ihren Blüthepunkt erreichte. Celsus schildert mit Genauigkeit und Klarheit den Stand der C. von Hippocrates bis auf seine Zeit. Galenus von Pergamus war gleich groß als Arzt und als Chirurg, und obgleich seine chirurgischen Schriften meist Kommentare der hippokratischen Schriften sind, so erwarb er sich doch einen Ruhm, der lange Zeit hindurch alle anderen Leistungen überstrahlte. Nach ihm machte nur Antyllus (280 n. Chr.) dadurch Epoche, daß er die bisherigen Erfahrungen wissenschaftlich vereinigte. Oribasus und Paul von Aegina erwarben sich durch Abfassung zweckmäßiger kompilatorischer Lehrbücher Verdienste um die Verbreitung der Wissenschaft. Nun folgte lange Nacht. Die Araber förderten die C. wenig, indem religiöse Vorurtheile sie dem operativen Verfahren abgeneigt machten und die geheimnißvolle alchemistische Pharmacie sie mehr anzog. Daher sind die Schriften des Abulkasis, Rhazes, Ali-ben-Abbas, Avicenna, Ibn-Sohar u. A. für die C. unergiebig, indem sie nur das von den Griechen Ueberlieferte geben. Indessen ward doch durch sie die Verbreitung medicinisch-chirurgischer Kenntnisse im Abendlande vermittelt. Im christlichen Europa zog bald die Geistlichkeit wie die Ausübung der Medicin so auch die der C. an sich, und obgleich die salernitanische Schule (1240 n. Chr.) einigen Ruf in letzterer erhielt, so sank sie doch immer tiefer. Roger von Parma nur war es, welcher sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts (1206) ehrenvoll auszeichnete. Das Baderthum, als Innung und Zunft, hatte in dieser Zeit seinen Ursprung. Jean Pitard (1260), Leibarzt Ludwigs IX., gründete ein Kollegium der C., welches aber erst durch Lanfranchi (1295) zu allgemeinem Ruf und Ruhm gelangte. Seit 1545 durfte es Doktoren, Licentiaten und Baccalaureen der C. ernennen, und seine Mitglieder durften bei Festlichkeiten wie Glieder der Universität lange Kleider tragen (Chirurgiens de robe longue); ihnen standen die niederen Chirurgen (Chirurgiens de robe courte) zur Seite. Aber als durch Mundinus von Mailand, welcher 1315 die erste öffentliche Sektion zweier weiblichen Leichname zu Bologna unternahm, und Vesalius die Anatomie Fortschritte machte, nahm auch die C. einen neuen Aufschwung. Guy von Chauliac (1363) ist Repräsentant jener Zeit, und Wundärzte, wie Berengar, Eustachius, traten als würdige Nachfolger in seine Fußstapfen. Ambrosius Paräus (Paré 1509—90), Leibarzt der Könige Franz II. und Karl IX. von Frankreich, reinigte die C. vollends vom Aberglauben, und Fallopio, Botalli u. A. wirkten nach verschiedenen Seiten hin fördernd auf die Wissenschaft ein; aber nach ihnen sank die C. nochmals auf eine niedere Stufe zurück. Im 17. Jahrhundert waren es Männer, wie Fabricius von Hilden, J. Scultet, G. Purmann, Fabricius von Aquapendente, Cäsar Mugatus, M. Wisemann, W. Cooper, Fr. Ruysch, Aurelius Severinus u. A., welche in Deutschland, England, Holland, Italien dem Wiederaufblühen der Wissenschaft Vorschub leisteten, während sich in Frankreich nur P. Dionys und Aug. Belluste auszeichneten. Mächtig entfaltete sich aber die Wissenschaft in den verschiedenen Ländern im Verlauf des 18. Jahrhunderts. In Frankreich wurde 1737 auf Anregung von de la Peyronie die Akademie der C. gegründet, an deren Spitze J. L. Petit stand; berühmte Namen, wie le Dran, Goulard, F. S. Morand, Garengeot, Lecat, Levret u. A., gehören dieser Zeit an. England blieb hinter Frankreich nicht zurück und konnte Wundärzte, wie Cheselden, Monro, Sharp, Cooper, Alanson, Smellie, Pott, Hunter, den französischen zur Seite stellen; Italien erfreute sich eines Molinelli, Moscati, und Deutschland durfte sich eines Heister, Stein, Theden, K. v. Siebold, Schmucker, Murfinna, Henkel, Platner u. vor Allen eines A. G. Richter rühmen. War die Wissenschaft einmal zur vollen Blüthe gelangt, so konnten die Früchte und neuen Triebe nicht fehlen. Kein Zweig der C. war vorhanden, der in dieser Zeit nicht gepflegt worden wäre, und die wissenschaftliche Lehre wie die praktische Ausführung ge-

langte zu gleicher Vollkommenheit. Neue Anstalten für die Wissenschaft entstanden: in Berlin wurde 1724 das Collegium medico-chirurgicum und 1795 das medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut, eine medicinisch-chirurgische Pepinière, gegründet; Joseph II. von Oesterreich gründete 1780 zu Wien eine medicinisch-chirurgische Akademie für das Militär, das Josephinum; auch Dresden erhielt 1815 eine chirurgische Akademie. Diese neuere Epoche ist durch ausgezeichnete Namen charakterisirt, von denen wir als Koryphäen nur einige hervorheben: bei den Franzosen Desault, Dupuytren, Fourcroy, Richerand, Larrey, Roux, Velpeau, Lisfranc ꝛc.; bei den Engländern A. u. S. Cooper, J. Bell, W. Lawrence, Ev. Home; bei den Italienern Paletta, Assalini, Scarpa; bei den Deutschen Brünninghausen, von Loder, Klein, Weinhold, von Siebold, Dzondi, Langenbeck, Stark, Textor, Jäger, Radius, Blasius, Chelius, Hesselbach, von Walther, von Gräfe, Rust, Wattmann, Dieffenbach. Entschlossenheit und Kühnheit in der Ausführung der Operationen, Sicherheit durch die genauesten Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, Gediegenheit und Gründlichkeit in der wissenschaftlichen Bearbeitung charakterisiren das Wirken dieses Zeitraums. Vgl. Portal, Histoire de l'anatomie et de la chirurgie, Paris 1760—73, 6 Bde.; A. von Haller, Bibliotheca chirurgica, Basel 1774, 2 Bde.; Dujardin, Histoire de la chirurgie, Par. 1774, 2 Bde.; Sprengel, S. H. de Vigiliis a Kreuzenfeld bibliotheca chirurgica, Wien 1781, 3 Bde.; Ders., Geschichte der C., Halle 1805—9, 2 Bde.; Bernstein, Geschichte der C., Leipz. 1822 bis 1823, 2 Bde.; Derselbe, Bibliotheca chirurgica, Frankfurt 1819. Als chirurgische Handbücher sind hervorzuheben: Boerhaave, Lehrsätze der Erkenntniß und Heilung der chirurgischen Krankheiten, mit van Swietens Kommentar, Dresden und Leipzig 1749—55, 4 Bde.; Petit, Traité des maladies chirurgicales et des operations qui leur conviennent, par Lesne, Paris 1774; Richter, Anfangsgründe der Wundarzneikunst, Göttingen 1782—1804, 3. Aufl. 1825—26, 7 Bde.; Benj. Bell, System der C., übersetzt von Hebenstreit, Leipzig 1804—10, 7 Bde.; Arnemann, System der C., Göttingen 1798—1801, 2 Thle.; Boyer, Traité des maladies chirurgicales, Par. 1814—22, 8 Bde.; deutsch von Textor, 11 Bde., neue Aufl., Würzburg 1836—41; Callisen, System der neueren C., deutsch von A. K. P. Callisen, Kopenhagen 1822 bis 1824, 2 Thle.; Langenbeck, Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten, Göttingen 1822—30, 4 Bde.; Walther, System der C., Berlin 1833, neue Ausg., Freiburg 1842; Chelius, Handbuch der C., 5. Aufl., Heidelb. 1851, 2 Bde.; Rust, Theoretisch-praktisches Handbuch der C., Berlin u. Wien 1830—36; Wernher, Handbuch der allgemeinen und speciellen C., Gießen 1846 f., 3 Bde.; Dieffenbach, Die operative C., Leipzig 1844—47, 2 Bde.; Hesselbach, Handbuch der gesammten C., Jena 1842—47, 3 Bde.; Angelstein, Handbuch der C., Erlangen 1851; Bardeleben, Lehrbuch der C. u. Operationslehre, Berl. 1860, 4 Bde.

Chirurgisches Besteck, s. Besteck.

Chiswick, Dorf in der englischen Grafschaft Surrey, an der Themse, mit 5000 Einwohnern, einer der reizendsten Plätze in der Umgebung von London, reich an schönen Gärten und prächtigen Landhäusern, worunter besonders das dem Herzog von Devonshire gehörige Chiswick-House, ein Werk von Inigo Jones im römischen Styl (mit ausgesuchter Gemäldesammlung), bemerkenswerth ist. In C. starben Hogarth, Fox und Canning.

Chitin (Entomaderm), das bei den Gliederthieren (Würmern, Krebsen, Spinnen, Insekten) ebenso allgemein auftretende formbildende Element wie bei den Pflanzen die Cellulose. Es bildet die häutigen und härteren Theile der verschiedenen Organe dieser Thiere und findet sich dabei häufig verbunden mit anderen Stoffen, so mit kohlensaurem Kalk im Panzer der Krebse. Das C. wurde zuerst von Odier 1821 beschrieben und in neuester Zeit besonders von Schmidt näher erforscht. Es enthält 6,56 Proc. Stickstoff und unterscheidet sich hierdurch von einem ihm sonst sehr ähnlichen Stoff in den Muschelschalen, dem Konchiolin, welches 16,7 Proc. Stickstoff enthält. Das C. zeichnet sich aus durch seine große Widerstandsfähigkeit gegen die gewöhnlichen Lösungsmittel. Wasser, Alkohol, Aether, verdünnte Säuren, selbst concentrirte Kalilauge lösen das C. nicht, und es wird daher in ähnlicher Weise wie die Cellulose dadurch rein dargestellt, daß man z. B. Maikäferflügeldecken nach der Reihe mit diesen verschiedenen Lösungsmitteln behandelt und so von den fremden Beimengungen befreit. Das C. ist dann farblos, durchscheinend, löst sich in concentrirter Salzsäure, Salpetersäure und Schwefelsäure ohne Färbung und liefert beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure wie Horn ꝛc. Leucin und Tyrosin. Bei der trockenen Destillation gibt es Essigsäure, Ammoniak und brenzliche Produkte. Nach Schmidt läßt sich das ächte C. betrachten als eine Verbindung von Kohlenhydrat mit Proteïn. Da die Thiere, welche C. tragen, solches in ihrer Nahrung nicht vorfinden, indem dasselbe weder sonstwo im Thierreich, noch irgendwo im Pflanzenreich aufgefunden werden konnte, so muß dasselbe erst in ihrem Organismus gebildet werden. Diese Bildung könnte auf einfache Weise dadurch erklärt werden, daß in jenen Thierkörpern Cellulose und Proteïn auf eigenthümliche Weise zusammentreffen und sich zu C. vereinigen. Während also bei den höchst organisirten Thieren die Hauptmasse ihres Körpers aus Proteïnstoffen besteht, findet sich in den genannten Thierklassen eben das C., welches als eine innige Verbindung von Kohlenhydrat mit Proteïnkörpern zu betrachten ist. In den niedrigsten Thieren tritt aber reine Cellulose auf, die den Uebergang zu den Pflanzen in stofflicher Beziehung vermittelt. Bis in die neueste Zeit hatte man über diese Verhältnisse keine Sicherheit; aus der bei trockener Destillation des C.s auftretenden Essigsäure konnte man wohl auf Cellulose oder Kohlenhydrat im Allgemeinen schließen, auch Berthollets Entdeckung, daß C., mit kalter koncentrirter Schwefelsäure behandelt, Zucker liefert, bestärkte diese Vermuthung, aber erst Peligot gelang es, im C. wirklich Cellulose neben Proteïnkörpern nachzuweisen. Um die Cellulose aus dem C. zu gewinnen, ist es aber nöthig, letzteres erst mit Kalilauge zu behandeln, dann mit einer Lösung von übermangansaurem Kali einige Stunden zu kochen oder einige Tage kalt stehen zu lassen, hierauf das

mit Manganoxyd imprägnirte Gewebe von diesem erst durch Kochen mit doppelt-schwefeligsaurem Natron und nachher mit verdünnter Salzsäure zu befreien. Nur aus so behandeltem C. läßt sich nach Peligot die Cellulose mit dem schweitzerschen Reagens auflösen und anderweit erkennen.

Chiton (griech.), das Unterkleid, der Leibrock der alten Griechen, die Tunica der Römer. Der dorische C., ursprünglich eine Art kurzen wollenen Hemdes und fast allgemeine Tracht der griechischen Männer, ward von den Freien mit zwei ziemlich kurzen Aermeln, von den Sklaven und Handarbeitern aber nur mit Einem Aermel für den linken Arm getragen. Der C. der dorischen Frauen war ebenfalls ein einfaches, wollenes Hemd, welches die Jungfrauen ohne weiteres Obergewand und oft so kurz zu tragen pflegten, daß es nicht einmal bis zu den Knieen herabreichte. Die jonischen Griechen, namentlich die Athener, trugen einen längeren leinenen C.; wie sich aus Aristophanes ergibt, ward derselbe jedoch schon zur Zeit des Pericles mit dem kürzeren dorischen vertauscht. Der C. der jonischen Frauen, der länger beibehalten wurde, bestand in einem weiten, faltenreichen, bis auf die Füße herabreichenden Hemd mit ebenfalls weiten Aermeln von Leinwand oder anderem ähnlichen Zeuche. Da derselbe über der Achsel zusammengeheftet wurde und dadurch die beiden zur Bedeckung der Brust u. des Rückens bestimmten Theile zu lang geworden wären, so entstand ein Ueberschlag (Diplois), der wie zwei Tücher über Brust und Rücken gewöhnlich bis gegen die Hüften, zuweilen auch noch tiefer herabhing. Die Aermel erschienen geschlossen und hingen als weite, faltige Säcke herab, oder wurden wohl auch von der Achsel an oberhalb aufgeschlitzt und durch Spangen zusammengehalten, so daß man durch den Schlitz den Arm sehen konnte. Da dieses Gewand weit länger war, als der Körper, welchen es bedecken sollte, so wurde es mittelst eines Gürtels so weit heraufgezogen, daß es nur bis zu den Füßen reichte. Der hierdurch unter der Brust oder tiefer entstehende Schurz oder Ueberhang bildete dann mit dem Saume des eben erwähnten Ueberschlags (der Diplois) eine parallele Linie. Im Allgemeinen war für dieses Gewand die weiße Farbe zwar die vorherrschende, doch trugen namentlich die Frauen häufig auch dunkelfarbige C.en und verzierten dieselben außerdem noch mit Verbrämungen, Streifen und Stickereien. Der C. ward von den Männern stets auf dem bloßen Leibe getragen; nur bei der weiblichen Kleidung scheint darunter ein eigentliches Hemd in Anwendung gekommen zu sein.

Chitone (Chitonia), Beiname der Artemis, entweder von dem attischen Flecken Chitone, wo sie besonders verehrt worden sein soll, oder weil ihr die Windeln der Neugeborenen gewidmet waren, oder auch weil sie als Jägerin mit geschürztem Unterkleide (Chiton) gedacht wurde. Zu Syrakus beging man ihr zu Ehren das Fest Chitoniä mit einem besonderen Tanz.

Chitor (Tschaitur), Stadt im ostindischen Fürstenthum Odeypoor oder Mewar, am Peirasa und dem steilen und wilden Gebirge C., welches die Grenze zwischen Mewar im Westen, dem Bergland Harowti im Osten und Malwa im Südosten bildet, war einst Residenz des Radscha von Odeypoor, hat noch zahlreiche Reste alter Bauwerke, eine alte Citadelle und 20—25,000 Einw.

Chits (Chiats, engl.), weiße oder buntgemalte baumwollene Kattune, die in Ostindien, besonders in Bengalen und auf der Küste Koromandel verfertigt werden. Die besten sind die Fould Chits.

Chittim, nach Luther Kithim, 1. Mos. 10, 4 unter den Nachkommen Javans genannt, ursprünglich der Name eines westlich wohnenden Volkes, der aber später als allgemeiner Name aller entfernten Länder im Westen gebraucht wurde; vielleicht die Insel Cyprus, wo die Stadt Citium lag, oder Macedonien, da Alexander der Große 1. Makk. 1, 1 König von Chittim heißt.

Chiusa (v. Ital., s. v. a. Gebirgspaß, Klause), Name mehrer italienischen Ortschaften: 1) Stadt in der sicilianischen Provinz Palermo, am Monte Gesualdo, mit 7300 Einwohnern. — 2) (C. di Cuneo), Stadt in der piemontesischen Provinz Cuneo, am Pesio, mit 6314 Einw., altem Schloß, Glas- und Spiegelfabrikation, Seidenweberei und Weinbau. — 3) Flecken in der Provinz Turin, $3^1/_2$ Meilen nordwestlich von Turin, mit 921 Einw., an der Dorra-ripense und am Fuß des Bergs Picheriano, auf welchem die berühmte, einst sehr reiche Benediktinerabtei San-Michele-della-C. steht, gegenwärtig als Hospiz für Reisende und Begräbnißort der sardinischen Königsfamilie dienend. — 4) Befestigter Engpaß in der österreichisch-venetianischen Provinz Udine, an der Fella, auf der Straße von Villach über Pontafel nach Friaul.

Chiusi, Stadt in der italienischen (toskanischen) Provinz Siena, unweit der Chiana und des durch diese gebildeten See's von C., Bischofssitz, mit einer mächtigen Kathedrale, Trümmern von antiken Tempeln, mehren reichen Privatmuseen von etruskischen und römischen Alterthümern und 4224 Einwohnern. C. ist eine der ältesten Städte Italiens. Sie gehörte im Alterthum unter dem Namen Clusium (etruskisch Lucumunia) unter die 12 hetrurischen Republiken und ward als des Königs Porsenna Residenz geschichtlich denkwürdig. Später hielt die Stadt treu zu den Römern und rief deren Hülfe 391 v. Chr. gegen die andringenden Gallier an. Unter den Stürmen der Völkerwanderung ward C., wie das ganze Chianathal, entvölkert u. erhob sich erst seit der Regulirung des Chianalaufs wieder zu einiger Blüthe. Bemerkenswerth ist die Stadt vornehmlich durch die reiche Ausbeute etruskischer Antiquitäten, die meist in schwarzen Thongefäßen bestehen.

Chivasso (Chiavasco, Chivas), Stadt in der oberitalienischen Provinz Turin, in einer fruchtbaren Ebene unweit des Po, mit 8731 Einw. und bedeutendem Korn- und Viehhandel. Die Stadt war einst die Residenz der Herzöge von Montferrat.

Chiwa, s. v. a. Khiwa.

Chizerots und **Burins**, ein eigenthümlicher Volkszweig im französischen Departement Ain, Bezirk Bourg-en-Bresse, der namentlich die Dorfschaften Sermoyer, Arbigny, Boz und Ozan inne hat. Obgleich arbeitsam und wohlhabend, werden sie doch von ihren Nachbarn, namentlich den Bauern, verachtet und selbst gehaßt, theils weil sie für Nachkömmlinge der Saracenen gelten, theils auch weil sie im Rufe stehen, habsüchtig und boshaft zu sein. Sie heirathen meist nur unter

einander, da irgend wohlhabende Bauern und selbst Taglöhner ihnen ihre Töchter zur Ehe verweigern. Sie treiben vornehmlich Landbau, Viehhandel, Fleischerei ꝛc. Es gibt sehr schöne Leute unter ihnen, namentlich sind die durch Fülle des Wuchses, weißen Teint, große, lebhafte, schwarze Augen ausgezeichnete Mädchen berühmt. Vgl. Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne, Paris 1847, 2 Bde.; deutsch von Stricker, Frankfurt 1850, 2 Bde.

Chladni, Ernst Florens Friedrich, der Begründer der Akustik als Wissenschaft, geboren zu Wittenberg den 30. November 1756, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechte und ward 1782 Doktor dieser Wissenschaft, gab dieselbe jedoch bald auf, um sich seiner Neigung für die Naturwissenschaften hinzugeben. Er stellte eine neue, auf mathematische und physikalische Gesetze basirte Theorie des Klanges auf und erfand den Euphon und den Clavicylinder. Auf großen Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland und Dänemark machte er seine Erfindungen bekannt und erweiterte seine Entdeckungen in der Akustik. C. † zu Breslau den 3. April 1827. Seine akustischen Schriften sind: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" (Leipz. 1787); „Akustik" (das. 1802, 2. Aufl. 1830); „Neue Beiträge zur Akustik" (das. 1817); „Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau" (das. 1822). Außerdem schrieb er: „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlichen Eisenmassen" (Riga 1794); „Ueber Feuermeteore" (Wien 1819).

Chladni'sche Klangfiguren, s. Schall.

Chlamys (griech.), Kleidungsstück der Griechen und Römer, welches wahrscheinlich aus Macedonien oder Thessalien stammte. Bei den Griechen war sie eine Art von kurzem Mantel, der über dem Unterkleid getragen wurde. Anfänglich scheint der Schnitt rund mit zwei Ecken, später aber viereckig gewesen zu sein. Gewöhnlich trug man ihn über der linken Achsel und befestigte ihn mit Häkchen oder Schleifen auf der rechten, bisweilen auch auf der linken Seite. Die Griechen hatten außer der C. auch eine Chläna im Gebrauch, welche ebenfalls als Mantel getragen und des Nachts zur Bedeckung gebraucht wurde. Die C. war wie die Chläna aus Wollentuch, bei Armen von der natürlichen Farbe der letzteren, bei Reichen von feinerem Stoffe, meist schwarz und diente besonders den Jünglingen, welche vom 18. bis 20. Jahre zu Pferde die Wache in der Stadt versahen und sich zum Kriegsdienste vorbereiteten, zur Bedeckung. Daher heißt sie auch Chlamys ephebica. Zu Männern herangereift, legten sie dieselbe ab. Die Vornehmeren kleideten sich auch in scharlachrothe, die höchsten Militärpersonen in purpurne C. Später ging diese Tracht in alle Stände über, und alle freigeborne Jünglinge pflegten sie zu tragen. Der Anstand erforderte, daß man den Mantel beim Umwerfen geschickt über die linke Schulter zu schwingen wußte, so daß er weder vorn, noch hinten aufschleppte. Von Einem, welchem noch im Aeußern die Sitten des gemeinen Standes anklebten, sagte man daher: er weiß nicht einmal die C. anzulegen. Die C. der Griechen ging zu den Römern über, hieß bei diesen Sagum u. Paludamentum und hatte ebenfalls einen runden Schnitt. Man trug sie wie die griechische und befestigte sie mit einem Häkchen oder einer Agraffe, welche in der Folge immer größer und kostbarer wurde, auf der rechten Schulter. Die Soldaten, welche das Sagum allein trugen, hießen deshalb Chlamydati. Auch auf Reisen bediente man sich dieses Gewandes. Die hohen Offiziere und die Kaiser trugen dergleichen Gewänder von scharlach- oder purpurrother Farbe. Seit dem 3. u. 4. Jahrhundert n. Chr., wo die Toga immer mehr außer Gebrauch kam, wurde die C. auch Tracht im Frieden. Gallienus war der erste Kaiser, welcher die purpurne C. trug; alle seine Vorgänger gingen in der Toga.

Chlapowski, Desiderius, polnischer General, geboren 1788 im Großherzogthum Posen, trat sehr jung (1807) während der polnischen Insurrektion in Kriegsdienste, ward Ordonnanzoffizier Napoleons I. u. dann Eskadronchef der Gardekavallerie. Als solcher machte er den Feldzug in Rußland mit und wußte sich die Gunst Napoleons zu erwerben, nahm jedoch 1813, weil er sich zurückgesetzt glaubte, seinen Abschied und lebte auf seinen Gütern in Posen. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 schloß er sich derselben an, ward von Chlopicki zum General, erst eines Regiments, dann einer Brigade ernannt und zeichnete sich namentlich in der Schlacht von Grohow aus. Er drang sodann nach Litthauen vor, unterstützte den dortigen Aufstand und machte gemeinschaftlich mit Gielgud an der Spitze von 5000 Litthauern einen Angriff auf Wilna, wurde aber zurückgeschlagen und mußte sich über die preußische Grenze zurückziehen. Hier streckte er die Waffen, erlitt eine längere Haft und wurde zur Bezahlung einer bedeutenden Strafsumme verurtheilt. Später lebte er wieder auf seinen Gütern. Er schrieb: „Lettres sur les événemens militaires en Pologne et en Lithuanie" (Paris 1832). Sein Bruder Stanislaus nahm ebenfalls am polnischen Aufstand, namentlich an den Unternehmungen in Litthauen Theil.

Chlinanthus *Lindl.* (Weichblume), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, charakterisirt durch Blumenkronen mit langer, cylindrischer Röhre und 6 fast gleichen Einschnitten, an deren Basis die aufrechten Staubfäden befestigt sind. C. fragrans *Lindl.*, C. luteus *Herb.*, Pancratium luteum *Ruiz et Pav.*, ist ein Zwiebelgewächs in Südamerika, dessen Zwiebel meergrüne, nach zwei Seiten gerichtete, aufrechte Blätter und einen 6 Zoll hohen Schaft mit großen, gelben, prächtigen und wohlriechenden Blumen treibt. Im Winter während der Ruhezeit muß diese schöne Zierpflanze trocken gehalten, im Frühjahr in frische, nahrhafte Lauberde umgepflanzt und im Warmhause oder Warmbeete angetrieben werden.

Chlodio (Chlogio, Chloio), König der Franken, trat um 428 die Regierung an, fiel in Hennegau und Artois ein, schlug die Römer und eroberte Cambray, Tournay und Amiens, wo er seinen Sitz aufschlug. Bis 445 hatte er alles Land bis an die Somme erobert, ward aber, diesen Fluß überschreitend, von Aëtius geschlagen und † 448.

Chlodomer (Chlodomar u. Chlodomir), fränkischer König, Chlodowigs des Großen zweiter Sohn, erhielt nach dem Tode seines Vaters einen Theil des Reichs zwischen der Loire und Garonne

und nahm seinen Sitz in Orléans. C. und seine Brüder, von ihrer Mutter Chlothilde aufgereizt, deren Vater Chilperich von Gundobald umgebracht worden war, zogen gegen dessen Söhne, Sigismund und Godomar. C. ließ Sigismund nebst Gemahlin und Kindern umbringen und schlug mit seinem älteren Bruder, Theuderich von Austrasien, auf der Ebene von Viseroncia bei Vienne Godomar, gerieth aber bei dessen Verfolgung unter die Feinde und fand so seinen Tod (524). Seine Wittwe, Guntheuca, wurde Chlothars Gemahlin; seine Söhne Theudowald und Gunthar wurden von Chilperich I. und Chlothar I. ermordet, das Reich ihres Vaters aber ward von den Mördern getheilt.

Chlodowald (Clotoald, St. Clou), ein Sohn Chlodomers, wurde nach dem Tode seines Vaters 524 von seiner Großmutter, der heiligen Chlothilde, mit seinen beiden Brüdern erzogen. Er entging dem Schicksal seiner Brüder, die von Childebert I. und Chlothar I. ermordet wurden, ward Mönch und baute 2 Meilen von Paris ein Kloster, das seinen Namen führte, und worin er um 560 bestattet wurde.

Chlodowig (Clodwig, Ludwig), Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merovinger: 1) C. I. oder der Große, Childerich I. und Basina's Sohn, geboren 465, folgte 481, erst 15 Jahre alt, seinem Vater als König eines Theils der salischen Franken, welche das nördliche Gallien bis gegen die Ardennen und die Somme bewohnten. Er gewann sich frühzeitig durch glückliche Waffenthaten Beute und größeres Gefolge, sowie Ruhe und Ansehen. So erstarkt, unternahm er mit Ragnachar, einem andern fränkischen Fürsten, den Angriff auf die letzten Reste römischer Reichsgewalt in Gallien und zertrümmerte sie 486 durch seinen Sieg über Syagrius bei Soissons. Zehn Jahre später eröffnete er, von unersättlicher Eroberungssucht getrieben, eine lange Reihe von Kämpfen, deren Ziel die Einigung anderer germanischer Völker unter der Herrschaft seines Frankenstammes war. Im Jahre 493 vermählte er sich mit Chlothilde, einer Nichte des burgundischen Königs Gundobald, die ihn zum Christenthum zu bekehren suchte, was ihr jedoch nicht sogleich gelang; dennoch gestattete er, daß sein erstgeborener Sohn Ingomer getauft wurde, und, obgleich dieser noch im Taufgewande starb, auch sein zweiter Sohn, Chlodomer. Das erste germanische Volk, gegen welches C. seine Waffen wendete, waren die ihres Streittrotzes wegen weit gefürchteten Alemannen. In Verbindung mit Sigbert, dem König der ripuarischen Franken, begegnete er jenen bei Zülpich in der Nähe des Rheins; es kam zu einer heißen Schlacht, in der C.s Heer mehr und mehr zusammenschmolz. In dieser Noth gelobte er weinend, ein Christ zu werden, wenn ihm Christus den Sieg verleihe. Der vollständigste Sieg wurde ihm, und C. ließ sich nun am Weihnachtstage desselben Jahres von Remigius, dem Bischof zu Rheims, taufen und mit dem heiligen Oele salben, das in einer Krystallphiole vom Himmel gefallen sein soll; seine Schwester und 3000 Franken folgten seinem Beispiel. Papst Anastasius begrüßte ihn als den allerchristlichsten König. In Folge dieser Vorgänge unterwarfen sich ihm auch die unabhängigen, der katholischen Lehre zugethanen Städte Armorica's freiwillig. Im Jahre 500 zog C. gegen den burgundischen König Gundobald, schlug ihn, von dessen Bruder Godegisil unterstützt, in der Schlacht bei Dijon und belagerte ihn in Avignon, schloß aber dann gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs Frieden mit ihm. Angeblich aus Glaubenseifer zog C. 507 gegen die arianischen Westgothen unter Alarich, schlug dieselben in der Schlacht bei Vouglé unweit Poitiers, drang bis Bordeaux vor und bemächtigte sich der Schätze Alarichs, während sein natürlicher Sohn Theoderich alle Städte bis nach Burgund einnahm. Vom griechischen Kaiser erhielt C. hierfür den Konsultitel. Er verlegte nun seine Residenz von Tours nach Paris. Sein Sohn Theoderich wurde an der weiteren Eroberung des westgothischen Reichs durch Einschreiten des ostgothischen Königs Theoderich verhindert; indeß blieb den Franken das eroberte Aquitanien und Toulouse. Beständig darauf bedacht, seine Herrschaft auszudehnen, scheute C. selbst Arglist und Grausamkeit nicht, diesen Zweck zu erreichen. Heimlich reizte er den herrschsüchtigen Sohn seines ehemaligen Bundesgenossen Sigbert, Chloderich, zum Mord des Vaters und ließ ihn hernach selbst meuchlings ermorden, worauf ihn die ripuarischen Franken in einer Volksversammlung bei Köln als ihren König ausriefen. Einen andern fränkischen Fürsten, Chararich, brachte er sammt seinem Sohn 509 durch List in seine Gewalt und ließ Beide zu Geistlichen weihen, später aber tödten. Verräther, die er durch unächte Geschenke gewonnen, mußten ihm seinen früheren Verbündeten Ragnachar und dessen Bruder ausliefern; Beide fielen von C.s eigner Hand, und noch mehre andere Herrscher wurden auf gleiche Weise ihres Lebens und ihrer Länder beraubt. Einst versammelte er die Seinigen und klagte, daß er nun aller Verwandten beraubt sei; sein Zweck war, Den zu tödten, der sich als solchen melden würde. Nicht lange jedoch sah er sich im Besitz der Herrschaft, die er durch Blut und Verrath erweitert und befestigt hatte; er † 511 zu Paris u. wurde in der Apostel- (jetzt Genovefa-) Kirche, die er selbst gegründet, begraben, von der Geistlichkeit wegen seines reinen Glaubens und seiner der Kirche erwiesenen Wohlthaten fast als Heiliger verehrt. Seine 4 Söhne, Theoderich I., Chlodomer, Childebert I. u. Chlothar I., erbten das Reich, sowie das eroberungssüchtige Streben des Vaters.

2) C. II., Dagoberts I. und Nanthilds zweiter Sohn, geboren 633, ward 638 nach seines Vaters Tode König von Neustrien und Burgund, unter der Vormundschaft seiner Mutter, bemächtigte sich nach König Sigberts von Austrasien Tode u. nach Ermordung von dessen Hausmeier Grimoald auch Austrasiens u. ward so wieder Herr des ganzen Frankenreichs, † aber schon 656, kaum 21 Jahr alt, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens an Geisteszerrüttung gelitten. Er hinterließ von der schönen und klugen Balthilde 3 Söhne: Chlothar III., Childerich II. und Theoderich III., von denen ihm der Erstere in dem Gesammtreiche folgte.

3) C. III., Theoderichs III. Sohn, folgte 690, noch ein Kind, seinem Vater als Schattenkönig der Franken, während der Hausmeier Pipin von Heristal die Herrschaft übte, † aber schon 694, worauf sein Bruder Childebert III. den Thron bestieg.

Chloe, die Grünende, bei den Attikern Beiname der Demeter (Ceres) als Beschützerin der jungen Saat. Ihr zu Ehren wurde am 6. Thargelion das Frühlingsfest der Chloeia mit einem Widderopfer und lustigen Spielen begangen. C. ist auch gewöhnlicher Name der Schäferinnen in den Schäfergedichten und Schäferromanen des vorigen Jahrhunderts.

Chlopicki, Joseph, polnischer Generallieutenant u. Diktator während des polnischen Aufstands 1830, geboren in Galizien im März 1772 aus einer adeligen, aber unbemittelten Familie, trat in Kriegsdienste, zeichnete sich 1794 im Treffen bei Raclawice aus, ward bald darauf Adjutant des Generals Rymkiewicz und war 1797 einer der Ersten, die zur Befreiung des Vaterlandes in die Dienste der französischen Republik traten. Er wurde darauf Major in der ersten polnischen Legion in Italien und nach dem Gefecht von Bastardo Oberstlieutenant, vertheidigte den Engpaß von Modena und focht mit Auszeichnung bei Pontremoli, Croce, Busano, beim Sturm auf Casabianca und bei Ponti. Im Jahre 1806 folgte er abermals Dombrowski's Ruf zu den Waffen, ward Oberst, machte 1807 die Schlachten von Eylau und Friedland mit u. kehrte kurz vor dem tilsiter Frieden in sein Vaterland zurück. Schon 1808 aber marschirte er als Kommandant eines der vier Infanterieregimenter der Weichsel nach Spanien, brachte den 23. Juni 1808 vor Epila Palafox zum Weichen und zeichnete sich während der Belagerung von Saragossa durch Besonnenheit und Tapferkeit aus. Mit seinem Regiment unter den Befehl des Marschalls Suchet gestellt, folgte er diesem nach Aragonien, Katalonien und Valencia, ward Brigadegeneral der Division Laval, schlug am 10. Februar 1810 die Spanier unter Villacampa am rechten Ufer des Ebro, nahm dann Theil am russischen Feldzug und focht mit Auszeichnung bei Smolensk und an der Moskwa, wo er schwer verwundet wurde. Da ihm aber die gehoffte Beförderung zum Divisionsgeneral nicht wurde, nahm er seinen Abschied und lebte als inaktiver General in Paris. Als Kaiser Alexander I. die Wiederherstellung Polens versprach, kehrte er in sein Vaterland zurück und ward von jenem zum Divisionsgeneral in der polnischen Armee ernannt, nahm indeß, vom Großfürsten Konstantin beleidigt, seinen Abschied und lebte zurückgezogen bis zum Ausbruch der Revolution von 1830. Er theilte zwar die Hoffnungen, die man von einem bewaffneten Aufstand hegte, nicht und wies mehrfache Aufforderungen, an dem geheimen Bündnisse der Patrioten Theil zu nehmen, standhaft zurück, ja, er hielt sich beim Ausbruch der Verschwörung am 30. November anfangs verborgen, mußte jedoch der Stimme des Volkes und des Heeres nachgeben und trat dem Administrationsrathe als Oberbefehlshaber bei, doch unter der Bedingung, den Oberbefehl im Namen des Kaisers führen zu dürfen; in demselben Sinne übernahm er am 5. December auf dem Marsfelde die Diktatur bis zur Eröffnung des Reichstags, suchte fortwährend auf Wiedervereinigung mit dem Kaiser, von dem er Zugeständnisse für die Nation hoffte, hinzuwirken und legte nach Eröffnung des Reichstags am 18. December jene Würde wieder nieder. Die zweite, ausgedehntere Diktatur übernahm er, dem allgemeinen Volkswillen nachgebend, am 20. December und verfolgte während derselben die früheren Bestrebungen. Dies und seine Strenge bewogen den patriotischen Verein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; er legte jedoch am 23. Januar 1831 die Diktatur freiwillig nieder, indem er erklärte, er könne das Heer nicht in den Krieg führen, trat aber zum Erweis seines Patriotismus im Februar als Soldat in die Armee und focht mit Auszeichnung bei Grochow und namentlich in dem auf sein Anrathen unternommenen Angriff auf die russischen Corps unter Schachowski und Geismar am 25. Februar, in welchem Gefecht er eine schwere Wunde erhielt, zu deren Heilung er Anfangs März nach Krakau ging. C.'s Handlungsweise hat viel Tadel erfahren müssen; man beschuldigte ihn der Lauheit, ja schrieb sogar den endlichen Fall Polens auf Rechnung seiner Unentschiedenheit. Seinen Patriotismus hat er während seiner ganzen öffentlichen Laufbahn glänzend bewiesen; doch zu einsichtsvoll, um sich über die Mittel zu täuschen, welche die polnische Nation zu ihrer Befreiung aufzubringen vermochte, konnte er die glühende Begeisterung seiner Landsleute nicht theilen. Er hielt die Sache des Aufstands von Anfang an für eine verlorene und suchte durch seine Mäßignng zu gewinnen, was der Ungestüm verdorben; als ihn aber ein Brief des Kaisers Nikolaus überzeugte, daß an eine gütliche Vermittelung nicht zu denken sei, trat er vom Schauplatz ab. Seit der Unterdrückung der polnischen Insurrektion lebte er zurückgezogen in Krakau und † den 30. Sept. 1854 zu Krzeschowitz.

Chlor (Chlorine, v. Griech.), ein einfacher, blaßgrünlichgelber, gasförmiger Körper von eigenthümlichem Geruch und höchst energischer Wirkung auf die Respirationsorgane, wurde 1774 von Scheele entdeckt und von ihm der damals herrschenden Ansicht gemäß für dephlogistisirte Salzsäure gehalten. Später nannte Berthollet das C. Muriumsuperoxyd, die Salzsäure Muriumoxyd, ohne indeß das Radikal Murium zu kennen. Gay-Lussac und Thénard, bestimmt aber erst Davy, stellten die Ansicht auf, daß das C. ein einfacher Körper sei, und letzterer schuf den jetzt gebräuchlichen Namen nach der Farbe des Gases (χλωρός, gelbgrün). In der neuesten Zeit und namentlich durch die Untersuchungen Schönbeins ist es wieder mehr oder weniger zweifelhaft geworden, ob das C. als einfacher Körper zu betrachten sei. Was aber vom C. gilt, gilt auch vom Jod, Brom und Fluor, mit welchen Stoffen das C. eine Gruppe bildet, deren Glieder nicht wie der Sauerstoff mit den andern Elementen basische Verbindungen eingehen, sondern vielmehr direkt solche Körper bilden, die den Charakter von Salzen haben (Chlornatrium, Jodkalium ꝛc.). Man nennt deshalb diese Gruppe die Gruppe der Salzbilder (Halogene, Halyle), und die eigenthümlichen Verbindungen derselben mit den Elementen, zum Unterschied von den eigentlichen Sauerstoffsalzen, Haloïdsalze. Die den Sauerstoffsäuren entsprechenden Verbindungen der Salzbilder haben weniger den Charakter gewöhnlicher Salze und zersetzen sich in der Regel bei Gegenwart von Wasser. Die Verbindungen der Salzbilder mit Wasserstoff haben ganz den Charakter von Sauerstoffsäuren und werden deshalb gewöhnlich Wasserstoffsäuren genannt (Chlorwasserstoffsäure [Salzsäure],

Jodwasserstoffsäure ꝛc.). Näheres über diese Verhältnisse s. unter Halogene. Das C. hat so große Neigung, sich mit andern Körpern zu verbinden, daß es frei nirgends in der Natur zu finden ist; es übertrifft an Vereinigungsstreben das Brom, welches wieder stärker ist als das Jod, so daß Jod durch Brom, Brom und Jod durch C. aus ihren Verbindungen abgeschieden werden. Man bereitet das C. aus seiner Verbindung mit Wasserstoff, der Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure), welche man auf Mangansuperoxyd (Braunstein) wirken läßt. Aus 2 Atomen Chlorwasserstoff und 1 Atom Mangansuperoxyd sollten entstehen 1 Atom Mangansuperchlorid und 2 Atome Wasser, denn das Mangansuperoxyd enthält 2 Sauerstoff, die sich mit den 2 Wasserstoff der Chlorwasserstoffsäure verbinden. Letzteres geschieht auch in der That, das Mangansuperchlorid aber ist so unbeständig, daß es bald, namentlich beim Erwärmen, 1 C. abgibt, so daß Manganchlorür übrig bleibt. Ein Theil C. würde also nur gewonnen, während eben so viel, an Mangan gebunden, zurückbleibt; man pflegt deshalb Chlorwasserstoffsäure mit Schwefelsäure gemengt anzuwenden, wo dann schwefelsaures Manganoxydul zurückbleibt und alles C. gewonnen wird. Daß man statt Chlorwasserstoffsäure direkt Chlornatrium und Schwefelsäure nehmen kann, liegt auf der Hand, da diese beiden Körper bei ihrem Zusammentreffen schwefelsaures Natron und Chlorwasserstoffsäure bilden. Man pflegt deshalb 1 Theil Kochsalz, 1 Theil Braunstein, $2^2/_3$ Theile Schwefelsäure und $1^1/_3$ Theile Wasser in einem Kolben zu erwärmen, um eine regelmäßige, lebhafte Entwickelung von C. zu bewirken, doch kann man auch 2 Braunstein, 4 Salzsäure, 2 Schwefelsäure, 1 Wasser oder 1 Braunstein und 3 Salzsäure anwenden, nur muß man einen geräumigen Kolben und weite Röhren benutzen. In Fabriken bedient man sich zur Darstellung des C.s kleinerer Gefäße, welche durch eingeleitete Dampfspiralen erwärmt werden. Für großartigen Betrieb sind aber solche Apparate zu kostspielig, und man baut deshalb jetzt allgemein die Chlorentwickelungsapparate aus Sandstein, wobei entweder das ganze Gefäß aus 2 Stücken besteht, oder aus mehren Platten zusammengesetzt ist. Hat man guten Sandstein gewählt, so sind solche Apparate sehr dauerhaft. In England gewinnt man das C. nicht mit Hülfe von Braunstein, sondern durch Erhitzen von Chilisalpeter, Kochsalz und Schwefelsäure. Es bleibt schwefelsaures Natron zurück, und C. mit salpetriger Säure entweicht. Letztere wird durch Schwefelsäure in Waschgefäßen aufgenommen und dient dann bei nächster Bereitung statt eines Theils Salpeter. Im Kleinen kann man bequem C. entwickeln aus rothem chromsauren Kali und Salzsäure und erhält als Rückstand eine grüne Lösung von Chromchlorid. Das C. ist ein gelblichgrünes Gas von 2,47 specifischem Gewicht und in Wasser leicht löslich. 1 Volumen Wasser von 9—10° C. löst $2^3/_4$ Volumen C., oberhalb und unterhalb dieser Temperatur weniger, weshalb man beim Auffangen des Gases entweder sehr kaltes, oder sehr warmes Wasser anwenden muß, am besten eine heiße, gesättigte Kochsalzlösung. Da sich das C. mit Quecksilber leicht verbindet, so kann man es nicht über diesem Metall auffangen; will man daher trockenes C. sammeln, so muß man es langsam auf den Boden einer geräumigen Flasche leiten, in welcher es sich vermöge seiner großen Eigenschwere ablagert und allmählig die Luft verdrängt. Durch den Druck von 4 Atmosphären oder durch große Kälte läßt sich das C. zu einer dunkelgrüngelben, leicht beweglichen Flüssigkeit von specifischem Gewicht 1,33, welche mit Wasser nicht mischbar ist und bei — 18° noch nicht erstarrt, verdichten. Das C. ist nicht brennbar, d. h. es verbindet sich nicht direkt mit Sauerstoff, eben so wenig mit Stickstoff oder Kohle, leicht dagegen mit den meisten übrigen Elementen. Mit Wasser vereinigt es sich in der Nähe des Gefrierpunkts zu einem blaßgelben, durchscheinenden, krystallinischen Hydrat, welches bei etwas erhöhter Temperatur C. entweichen läßt und sich vollständig zersetzt. Diese Verbindung ist beachtenswerth als eine der wenigen zwischen einem Element und einem zusammengesetzten Körper.

Die Lösung des C.s in Wasser findet als Chlorwasser in den Gewerben als Bleichflüssigkeit, zur Beförderung des Keimens und in der Medicin häufig Anwendung. Man bereitet es einfach dadurch, daß man gewaschenes C. in kaltes Wasser (10—11° C.) bis zur Sättigung leitet. Es ist hellgrünlichgelb, von scharfem Chlorgeruch und herbem, schrumpfendem Geschmack. Es muß im Dunkeln aufbewahrt werden, da es sich im direkten Sonnenlicht schnell, im zerstreuten Licht langsam zersetzt, indem C. mit dem Wasserstoff des Wassers Chlorwasserstoff bildet und Sauerstoff frei werden läßt. Einmal durch das Licht eingeleitet, pflanzt sich die Zersetzung auch im Dunkeln fort. Das Chlorwasser hat alle Eigenschaften des C.s, aber im schwächeren Maße, da es nicht ganz 1 Gewichtsprocent C. enthält. Man ersetzt es häufig durch eine Lösung von unterchlorigsaurem Alkali, oder durch eine Flüssigkeit, welche man durch Destillation von chlorsaurem Alkali mit Salzsäure erhalten hat (s. Chlorsäure). Ueber Prüfung des Chlorwassers auf seinen Gehalt s. Chlorometrie.

Die größte Verwandtschaft besitzt das C. zum Wasserstoff, obwohl es, mit demselben gemischt, im Dunkeln nicht direkt eine Verbindung eingeht; bei zerstreutem Tageslicht erfolgt aber die Bildung von Chlorwasserstoff allmählig und in direktem Sonnenlicht plötzlich unter heftiger Explosion. Diese große Verwandtschaft zum Wasserstoff bedingt die Wirkung des C.s auf viele organische Körper. Es entzieht denselben Wasserstoff, und ein anderer Theil tritt an die Stelle des Wasserstoffs. So entzündet sich z. B. der Rauch einer ausgeblasenen Kerze in C. und brennt mit rother, rußender Flamme. Hier vereinigt sich nur der Wasserstoff des Rauchs mit dem C., und der Kohlenstoff scheidet sich als solcher aus. Ganz ebenso entzündet sich ein mit Terpentinöl getränkter Papierstreifen in C., indem dem Terpentinöl ebenfalls Wasserstoff entzogen wird. Die entstehenden Produkte dieses Vorganges enthalten an Stelle des Wasserstoffs C.; man nennt solche Verbindungen Chlorsubstitutionsprodukte. Diese haben häufig ganz andere Eigenschaften als die Stoffe, aus denen sie gebildet wurden; sie sind z. B. farblos, während die Muttersubstanz gefärbt war. Darauf beruht das Bleichen mit C., indem man die färbende Substanz von Geweben ꝛc. durch das C. zersetzen läßt. In anderen

Fällen wirkt das C. heftig oxydirend; es zersetzt in Gegenwart oxydirbarer Körper Wasser und verbindet sich mit dem Wasserstoff desselben, in welchem Fall dann der Sauerstoff an den oxydirbaren Körper tritt. So gibt z. B. schweflige Säure, Wasser u. C.: Schwefelsäure und Chlorwasserstoffsäure. Hierdurch wird das C. zu einem der energischsten Oxydationsmittel, und indem es theils als solches, theils durch die Neigung, sich mit Wasserstoff zu verbinden, auf Miasmata, üble Gerüche überhaupt u. dgl. wirkt, ist es eins der sichersten und brauchbarsten Desinfektionsmittel. Zu den Metallen hat das C. eben so große Verwandtschaft wie zu Schwefel und Phosphor, und mit manchen verbindet es sich unter Feuererscheinung. Auf Alkalien und alkalische Erden wirkt es heftig ein und bildet Chlormetalle und chlorsaures Alkali. Die Verbindungen des C.s sind zahlreich, u. es gibt keinen zweiten Stoff, der allein oder in Verbindung mit andern größere Anwendung fände als das C.; die wichtigste Verbindung aber ist das Chlornatrium oder Kochsalz, welches auch das Hauptvorkommen des C.s in der Natur ist. Außerdem findet es sich in vielen metallischen Stoffen auf dem Lande und im Meere allgemein verbreitet. Wegen seiner heftigen Wirkung auf organische Körper ist das C. als heftiges Gift zu betrachten. Eingeathmet bringt es die bedenklichsten Zufälle hervor. Man schütze sich deshalb beim Arbeiten mit C. durch starken Luftwechsel und wende im Fall einer Verunglückung Ammoniakdämpfe an, die man vorsichtig einathmet. Auch das Athmen von Weingeistdämpfen oder selbst der Genuß von Spirituosen ist von guter Wirkung, vorzüglich aber sorge man für frische Luft. Handelt es sich um Nachweisung des C.s, so prüfe man die zu untersuchende Substanz mit salpetersaurem Silberoxyd: ein weißer, käsiger Niederschlag, der in Ammoniak löslich ist, zeigt die Gegenwart von C. an. Dieser Niederschlag von Chlorsilber dient auch zur quantitativen Bestimmung des C.s. S. übrigens Chlorometrie. Das Aequivalent des C.s ist 35,46.

Chlora *L.* (Bitterling), Pflanzengattung aus der Familie der Gentianeen, charakterisirt durch den 4—10theiligen Kelch, die bauchige Blumenkronenröhre mit abstehendem, 4—10theiligem Saum und die einfächerige Kapsel, einjährige, meist europäische Kräuter. C. perfoliata *L.*, Blackstonia perfoliata *Hudson*, ein Sommergewächs, auf feuchten, sonnigen Waldwiesen im südlichen, seltener im mittleren Europa, hat einen fußhohen, oben gabeligen Stengel, eine ästige und faserige Wurzel und gelbe, am Ende doldenartig vereinigte Blüthen. Sonst war das bittere Kraut als gelbes Tausendgüldenkraut, Herba Centaurii lutei, wie das gewöhnliche Tausendgüldenkraut, mit dem es gleiche Kräfte hat, im Gebrauche und ist es auch noch jetzt mit Recht in den Gegenden, in denen es wächst.

Chloräthyl, leichter Salzäther, wird durch Destillation gleicher Theile rauchender Salzsäure und Alkohol erhalten. Es ist eine farblose Flüssigkeit, die schon bei 11° C. kocht, knoblauchartig riecht, süßlich schmeckt, in 24 Theilen Wasser löslich ist und mit grüner Flamme brennt. Bei Rothgluth entsteht ölbildendes Gas und Chlorwasserstoffsäure, bei —20° krystallisirt C. in Würfeln. Durch geeignete Behandlung mit Chlor entstehen aus dem C. eine große Reihe von Substitutionsprodukten, die alle, so lange sie noch Wasserstoff enthalten, die größte Aehnlichkeit mit dem C. haben, bis zuletzt aller Wasserstoff durch Chlor ersetzt ist, in welchem Fall dann der feste Anderthalb-Chlorkohlenstoff entsteht, der auch Perchloräthylchlorür oder Perchlorelaylchlorür genannt wird.

Chloral, Trichloraldehyd, das Endprodukt der Einwirkung von Chlor auf absoluten Alkohol, wird aber auch durch Destillation von Stärke oder Zucker mit Braunstein und Salzsäure erhalten. Es ist eine farblose Flüssigkeit von durchdringendem und zu Thränen reizendem Geruch und erst fettigem, dann kaustischem Geschmack. Auf Papier gibt es einen bald verschwindenden Fettfleck. Es siedet bei 94° C., löst sich in Wasser, bildet mit wenig Wasser Chloralhydrat, welches unzersetzt destillirt. Allmählig geht das C. in festes, unlösliches C. über, welches sich aber bei 180° wieder in flüssiges C. verwandelt. Heiße, wässerige Alkalien verwandeln das C. in Chloroform und Ameisensäure; rauchende Salpetersäure oder Salzsäure und chlorsaures Kali gibt Trichloressigsäure.

Chloraluminium, s. Thonerdesalze.

Chlorammonium, s. Salmiak.

Chloranthus *Swartz* (Pflaumenpfeffer), Pflanzengattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, charakterisirt durch die nackten, in einem Deckblatte stehenden Blüthen mit 3 verwachsenen Staubfäden und 1 oder 3 Staubbeuteln, und die rundliche, mit einer Narbe in einem hängenden Samen versehene Pflaume, holzige, knotige Stauden, hauptsächlich auf Java, in China und Japan. C. officinalis *Blume*, C. inconspicuus *Bl.*, mit zugespitzten, 6 Zoll langen und 3 Zoll breiten Blättern, am Ende verzweigten Blüthenähren und kleinen, ovalen, pflaumenartigen Früchten, in den Bergwäldern Java's, hat frisch eine durchdringend kampherartig riechende, gewürzhaft bitterlich schmeckende, im trockenen Zustande von der Radix Serpentariae virginianae (s. Aristolochia) kaum zu unterscheidende Wurzel, die auch wie jene als ein kräftiges Reizmittel bei nervösen und typhösen Fiebern auf Java gebraucht wird. C. brachystachys *Bl.*, mit kurzen Aehren, wird im Vaterlande, Java, ebenso wie die vorige Art benutzt.

Chlorantimon, s. v. a. Antimonchlorid, s. Butyrum antimonii, vgl. Antimon.

Chlorbaryum, s. Barytsalze.

Chlorblei (Bleihornerz, Hornblei, salzsaures Blei, Phosgenspath, brachytyper Bleibaryt, Kerasin), dem zwei- und einaxigen Krystallsystem angehöriges Mineral, mit vorherrschendem quadratischen Prisma und gradangesetzter Endfläche, nach welcher dasselbe ziemlich vollkommen spaltbar ist, u. untergeordneten, auf die Kanten des Prisma's aufgesetzten Flächen quadratischer Oktaeder, von Steinsalz- bis Kalkspathhärte, 2—3 u. 6,0—6,1 specifischem Gewicht. Es ist von diamantartigem Glanz, weiß, gelb, grau, grün, blau, durchsichtig bis halbdurchsichtig und besteht nach Rammelsberg u. Krug von Nidda aus gleichen Mischungsgewichten C. (151 Proc.) u. kohlensaurem Bleioxyd (49 Proc.). Vor dem Löthrohre schmilzt es leicht, breitet sich auf der Kohle aus und raucht. Mit Soda gibt es eine Menge kleiner Bleikugeln. Mit einem Flusse

aus Phosphorsalz und Kupferoxyd zusammengeschmolzen, färbt es die Löthrohrflamme schön blau. In früheren Zeiten kam das Mineral zu Matlock in Derbyshire, später zu Southampton in Massachusetts und am Vesuv vor. In schönen Krystallen findet es sich auf der Grube Elisabeth bei Tarnowitz in Oberschlesien.

Chlorcalcium, fälschlich auch salzsaurer Kalk genannt, ein häufiges Nebenprodukt technischer Operationen. Es ist, wie der Name sagt, eine Verbindung von Calcium mit Chlor und findet sich in reichlicher Menge im Meerwasser, aus welchem es gewonnen werden kann, wenn man die Mutterlauge nach Ausscheidung des Kochsalzes und aller anderen Salze zur Trocne abdampft. Auch bei der Ammoniakbereitung aus Aetzkalk u. Salmiak bleibt es in dem Destillationsgefäß zurück und kann leicht gewonnen werden. Ganz rein erhält man es, wenn man Marmor mit Salzsäure übergießt, nach erfolgter Auflösung filtrirt u. zur Trocne verdampft. Bei starker Abkühlung kann man aus der sirupdicken Lösung auch sehr schöne Krystalle mit 6 Aequivalenten Krystallwasser erhalten, die aber bei 29° C. schmelzen und bei 130° sieden, indem das Krystallwasser verdunstet. Im Großen bereitet man dies krystallisirte C., indem man irgend eine Lauge von diesem Salz so lange verdunsten läßt, bis der Siedepunkt auf 130° gestiegen ist, u. dann bis zum völligen Erkalten rührt, wobei die ganze Masse zu einem krystallinischen Pulver erstarrt. Wird C. bis zu dem Siedepunkt 200° C. verdampft, so resultirt ein Salz mit 2 Aequivalenten Krystallwasser; wird es fast bis zum Glühen erhitzt, so bleibt entwässertes, trockenes C. als weiße, poröse Masse zurück. Bei stärkerem Glühen im Tiegel schmilzt das C., u. auf eine eiserne Platte ausgegossen, erstarrt es zu einer weißen, durchscheinenden Masse, dem geschmolzenen C., welches sich dadurch von den andern Sorten unterscheidet, daß seine wässerige Lösung alkalisch reagirt. Beim Schmelzen wurde nämlich durch die Feuchtigkeit der Luft etwas Chlor abgeschieden, indem sich Salzsäure bildete, welche entwich, und Aetzkalk, welcher zurückblieb. Das C. dient zur Abscheidung von Säuren, die mit Kalk unlösliche Verbindungen eingehen; es ist sehr hygroskopisch und dient deshalb als Entwässerungsmaterial sowohl für Flüssigkeiten, als für Gase. In einem Schrank, in welchem Gegenstände aufbewahrt werden sollen, die leicht Feuchtigkeit anziehen, legt man auf einen Teller Stücke C. und trocknet dadurch die Luft vollständig; Bonbons und Cigarren werden, in solcher Weise in einem verschlossenen Kasten über C. aufbewahrt, nicht feucht, letztere trocknen sogar sehr gut und erhalten in kurzer Zeit die Eigenschaften, die ihnen sonst erst nach langem Lagern eigen zu sein pflegen. Man füllt C. in Glasröhren, durch welche man Gase leitet, und die Chlorcalciumröhren spielen in der quantitativen Analyse, wie in der Chemie überhaupt, eine große Rolle. Alkohol, Aether, Chloroform, ätherische Oele werden durch C. entwässert, indem man sie 24 Stunden mit demselben in Berührung läßt und während der Zeit öfters schüttelt. Lösungen von C. benutzt man, um Flüssigkeiten bei einer bestimmten Temperatur längere Zeit zu erhalten, denn die Chlorcalciumbäder lassen sich leicht bis 179°5 C. bei jeder beliebigen Temperatur siedend erhalten, je nachdem sie mehr oder weniger C. gelöst enthalten. Bei der angegebenen Temperatur siedet eine heiß gesättigte Lösung von C. Um Steine zu konserviren, tränkt man dieselben erst mit Wasserglas, dann mit verdünnter Chlorcalciumlösung, wodurch sich ein fest haftendes, unlösliches Kalksilikat bildet. Neuerdings wird C. empfohlen, um den Staub auf öffentlichen Wegen zu vermeiden, und zwar kann man entweder direkt C. ausstreuen, oder kalkreiche Wege mit Salzsäure besprengen. Vermöge seiner großen Neigung, Wasser anzuziehen, erhält das C. die Wege stets feucht. Endlich wird das C. im Großen zu Kältemischungen verbraucht, doch kann man hierzu nur das krystallisirte C. benutzen. 4 Theile desselben mit 3 Theilen ganz trockenem Schnee gemischt, geben bei 0° eine Temperatur von mehr als — 30°. Das entwässerte oder geschmolzene C. löst sich dagegen unter Wärmeentwickelung in Wasser, weil es sich chemisch mit demselben verbindet. Das specifische Gewicht einer Lösung von C., welche auf 100 Wasser 6,97 C. enthält, beträgt 1,0545, das einer Lösung von 12,58 C. 1,0954, von 23,33 1,1680, von 36,33 1,2469, von 50,67 1,3234, von 62,90 1,3806. Das C. des Handels ist häufig sehr unrein, bei dem niedrigen Preise desselben genügt es aber, zu prüfen, ob es sich mindestens in der doppelten Menge Wasser auflöst und mit Alkohol und Schwefelwasserstoff keinen Niederschlag gibt.

Chloreisen, s. Eisensalze.

Chlorgold, s. Goldsalz.

Chlorhydrin, eine Verbindung von Glycerin mit Chlorwasserstoff, die sich unter Ausscheidung von 2 Atomen Wasser aus Glycerin und rauchender Salzsäure bildet. Es siedet bei 227° und ist mit Wasser mischbar.

Chlorialit (Pseudochrysolith, Wasserchrysolith, chrysolithartiger Obsidian, Bouteillenstein), Obsidian von pistaciengrüner, ins Lauchgrüne übergehender Farbe, welcher durchsichtig ist und in kleinen, länglichen und flachen Geschieben mit gefurchter Oberfläche bei Moldauthein unweit Budweis in Böhmen vorkommt. Der C. besteht nach Hamm aus 82,7 Kieselerde, 9,4 Thonerde, 2,6 Eisenoxyd, 1,2 Magnesia, 2,45 Natron.

Chloride, s. Chlormetalle.

Chlorige Säure, s. Chlor.

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chlorine, s. v. a. Chlor.

Chloris, 1) Gemahlin des Zephyrus, Nymphe eines gesegneten Gefildes und der Blumen, die Flora der Römer. — 2) C., älteste Tochter der Niobe vom Thebaner Amphion, früher Meliböa genannt, blieb allein nebst Amyclas unter ihren Geschwistern von Apollo und Diana verschont, ward aber vor Entsetzen über den Tod der Ihrigen so blaß, daß sie von nun an C. (die Bleiche) hieß.

Chlorit (tautokliner Asterglimmer, prismatischer Talkgimmer), Mineral von drei- und einaxigem Krystallsystem, dessen Krystalle in der Regel sehr dünne, sechsseitige Tafeln, oft zu cylindrischen, wurm-, garben-, kamm- und kugelförmigen Partien gruppirt, und vollkommen nach der Grundfläche theilbar sind. Es kommt gewöhnlich derb, eingesprengt und als Ueberzug auf anderen Mineralien vor, klein und schuppig-blätterig, ins Erdige übergehend, im Großen häufig schieferig. Es ist mild und zähe, in dünnen Blättchen biegsam,

jedoch nicht elastisch biegsam, von 1—1,5 Härte und 2,6—2,9 specifischem Gewicht. Die Farbe ist dunkel-, lauch-, oliven-, schwärzlichgrün, beim erdigen und schieferigen auch berggrün, von grünlichgrauem bis seladongrünem Strich, selten undurchscheinend, in ganz dünnen Blättern durchsichtig, von Perlmutterglanz auf den Spaltungsflächen, sonst von Fettglanz. Die uralischen Krystalle zeigen einen herrlichen Dichroismus. In der Richtung der Axen erscheinen sie von einer schönen, lebhaften, dem Smaragdgrünen sich nähernden Farbe, während dieselbe senkrecht auf die Axe gelblich oder bräunlichroth hervortritt; auch sind die Krystalle nach der letztangegebenen Richtung viel durchscheinender, als in ersterer. Im Allgemeinen unterscheidet man blätterigen, gemeinen, schieferigen und erdigen C. Ersterer besteht vielfach aus einer Zusammenhäufung von nach einer Richtung keilförmig verschmälerten Krystallen, die sich um eine gemeinschaftliche Axe fächerartig gruppirt haben. Der gemeine begreift die derben, schuppigen Stücke, der dritte die Abänderungen von schieferiger Struktur (Chloritschiefer), und der vierte endlich Stücke, bei welchen die Theile lose zusammenhängen, oder aller Zusammenhang verloren gegangen ist. In einzelnen Krystallen kommt das Mineral selten vor, dagegen in ungemein bedeutenden Massen im schieferigen Zustande, wo es ganze Gebirge zusammensetzt, in Tirol, Steiermark, am St. Gotthard in der Schweiz, im Fichtelgebirge, auf den Hebriden 2c. Der schuppig-körnige C. findet sich auf den Eisenerzlagerstätten zu Taberge, zu Berggießhübel in Sachsen, zu Dognazka im Banat, der erdige als Ueberzug auf Quarzkrystallen, sowie auf Drusen von Feldspath, Axinit, Periklin 2c., auch zuweilen in die Krystalle dieser Mineralien eingeschlossen. Außerdem kommt der C. ungemein häufig als Gemengtheil von Gesteinen, wie Granit, Schalstein, Glimmerschiefer, Gneis 2c., vor. Die Ergebnisse zahlreicher Analysen neuerer Zeit beweisen, daß man unter C., ähnlich wie unter Feldspath, Glimmer, eine ganze Familie von Silikaten zusammenfaßt. Sie sind sämmtlich Verbindungen wasserhaltiger Bittererdesilikate mit Thonerde und Eisenoxydul und Eisenoxyd, deren Zusammensetzung sich nicht auf eine Formel zurückführen läßt. Sie geben sämmtlich, im Kölbchen erhitzt, Wassertropfen, blättern sich meist, vor dem Löthrohr erhitzt, auf und werden dabei weiß, braun oder schwarz und sind schwierig bis leicht schmelzbar. In der Phosphorsalzperle lösen sie sich auf unter Bildung eines Kieselskelets und zeigen Reaktionen des Eisens, zuweilen des Chroms. Schwefelsäure greift sie an oder zersetzt sie vollständig. Man unterscheidet folgende Arten: C. (Rhipidolith von Kobell, Pennin, Klinochlor), der verbreitetste, wird durch Salzsäure kaum, von Schwefelsäure leicht angegriffen u. hat grünlichweißen Strich. Hierher gehören die schönen Krystalle von Schwarzenstein im Zillerthal, von Val d'Ala in Piemont, von Slatoust im Ural. Der Rhipidolith (C. von Kobell) wird von Schwefelsäure zersetzt und schmilzt leichter als der vorige zu einer schwarzen Kugel. Der Strich ist seladongrün. Der vom Greiner besteht nach von Kobells Analyse aus 22,5 Kieselerde, 21,8 Thonerde, 15 Eisenoxydul, 22,8 Magnesia und 12 Wasser. Der Delesit (Eisenchlorit, Grengesit) wird ebenfalls von Säuren zersetzt und geglüht braun. Der Strich ist graugrün und schuppig. Er ist aus den Blasenräumen von Mandelsteinen (Oberstein, Zwickau) und von Magneteisensteinlagern bekannt. Der Oberstein ist nach Delese aus 29 Kieselerde, 42 Thonerde und Eisenoxyd, 12,2 Magnesia, 3,7 Kalkerde und 13 Wasser zusammengesetzt. Hierher gehört Sandbergers Aphrosiderit auf Rotheisensteinlagern bei Weilburg im Nassauischen. Der chromhaltige unschmelzbare Kämmererit, vom Ural und aus Pennsylvanien, wird ebenfalls von Schwefelsäure zersetzt.

Chloritischer Granit, Granit, welcher statt des Glimmers Chlorit enthält.

Chloritoïd (Chloritspath), Mineral, welches bis jetzt nur derb, in großkörnigen, nach einer Richtung spaltbaren Stücken vorkam, von 5,5 Härte, 3—5 specifischem Gewicht, schwärzlichgrün mit grünlichweißem Strich u. Perlmutterglanz, kommt mit Diaspor verwachsen im Chloritschiefer bei Beresowsk in Sibirien vor.

Chloritschiefer, Gestein aus der Familie der krystallinischen Schiefer, welches aus einer mehr oder weniger reinen Chloritmasse von schieferigem Gefüge besteht, deren Farbe lauch-, berg- u. schwärzlichgrün ist. Oft sind Quarzkörner, auch Feldspath eingemengt, zuweilen Glimmer und Talk, dann wird die Farbe lichter, und es tritt ein perlmutterartiger Glanz hervor. Lagern sich neben den Talk- noch Glimmerblättchen, so erscheint das Gestein von gesprenkeltem Ansehen. Wiegt der Chlorit in der Masse vor, so tritt es dünn- und wellenförmig-schieferig auf, kommt Quarz in größeren Quantitäten zu, so wird es dickschieferig, fester und nimmt eine graue Farbe an. Durch Aufnahme von Quarz und Feldspath wird das Gestein gneisartig. Auch Kalkspathkörnchen nimmt es auf. Von fremden eingeschlossenen Mineralien sind hauptsächlich Magneteisen, Bitterspath, Granat, Topas, Cyanit, Turmalin, Hornblende, Feldspath, Schwefel-, Kupfer-, Arsenikkies, Rutil, Titanit und Molybdänglanz zu erwähnen. Der Granat liegt zuweilen in einer solchen Anzahl von kleinen Krystallen in dieser Gebirgsart, daß man ihn für einen wesentlichen Gemengtheil halten könnte. Der C. geht in Talk-, Glimmer- und Thonschiefer über. Durch äußere Einwirkungen verändert sich dieses Gestein leicht, die Farbe wird im Allgemeinen lichter, die nächsten Umgebungen der Klüfte werden schwärzlich u. nehmen einen halbmetallischen Glanz an; nach und nach zerfällt es dann in eine blätterige Schuttmasse, die sich langsam in eine eisenhaltige, lehmige, der Vegetation nicht besonders zuträgliche Erde umwandelt. Wo das Gestein fest ist, kann es als Baumaterial verwendet werden. Ungemein verbreitet ist es im Ural, in den Alpen, wo es in Verbindung mit Talkschiefer, körnigem Kalk und Stöcken von Serpentin und Gabbro die weit verbreiteten grünen Schiefer bildet (Monte Rosa, Großglockner), in Böhmen, den Karpathen, Schottland, Nord- und Südamerika. Der Wassergehalt dieses Gliedes des krystallinischen Schiefergebirgs bildet einen der wesentlichen Stützen für die Theorie der metamorphischen Bildung desselben, d. h. seiner Bildung durch Umwandlung ursprünglich im Wasser abgelagerter Sedimente.

Chlorkadmium, s. Kadmiumsalze.

Chlorkali, s. *Kalisalze*.

Chlorkalk (*Bleichkalk*, *Bleichpulver*, Chlorure de chaux), der Körper, welcher entsteht, wenn Chlor auf Kalkhydrat wirkt. Der C. ist eines der wichtigsten Industrieprodukte, und da er in großen Massen verbraucht wird und seine Darstellung mit der Fabrikation eng verknüpft ist, so hat seine Einführung weitgreifende Folgen gehabt. Dadurch, daß man die bei der Sodafabrikation in reichlicher Menge auftretende Chlorwasserstoffsäure nicht mehr als lästiges Nebenprodukt mit besonderen Kosten wegzuschaffen brauchte, sondern sie als werthvolles Material zur Chlorkalkbereitung benutzen lernte, wurde die Soda um ein Bedeutendes billiger, und dies mußte auf die Preise des Glases, der Seife rc. von größtem Einfluß sein. Heute kann keine Sodafabrik rentiren, die nicht C. bereitet; daher sind denn auch alle kleineren Fabriken für C. eingegangen, und es wird derselbe nur noch von Sodafabriken in den Handel gebracht. Damit hat auch die Herstellung des C.s in *flüssiger Form* ganz aufgehört, welchen sich höchstens noch einige Fabrikanten zu eigenem Gebrauch einfach dadurch bereiten, daß sie in frisch bereitete Kalkmilch Chlorgas leiten. Es entstehen hier dieselben Produkte wie bei der Bereitung auf trockenem Wege, und das fertige Präparat wirkt gerade so wie eine Auflösung von trockenem C. in Wasser. Zur Bereitung des *trockenen* C.s, welcher zuerst von Tennant 1799 dargestellt wurde, wählt man einen möglichst weißen (eisen- und manganfreien) Kalkstein, brennt ihn und löscht ihn dann mit großer Vorsicht zu einem lockeren Pulver, welches aber nicht zu viel und nicht zu wenig Wasser enthalten darf, da weder unvollkommen gelöschter, noch zu feuchter Kalk die größtmögliche Menge Chlor aufnimmt. Das Kalkhydrat wird gesiebt, bleibt 8 Tage liegen und kommt dann in die Absorptionsräume, in welche das Chlor geleitet wird. Dies sind lange, niedrige Kammern aus Sandstein oder Eisenplatten, die mit Asphalt und Theer überzogen sind, und in welchen der Kalk in 3—4 Zoll dicker Schicht ausgebreitet wird. Mit eisernen, angestrichenen Stangen, die durch Stopfbüchsen in den Wänden der Behälter gehen, wird der Kalk umgewendet, bis die Absorption vollendet ist. Vor allen Dingen hat man darauf zu achten, daß in den Kammern keine Erhitzung Statt findet, weil sonst chlorsaurer Kalk und Chlorcalcium gebildet werden u. die Bleichkraft des Produkts auf ein Minimum herabsinkt. Deshalb ist der Winter die beste Arbeitszeit, und kühle, trockene Räume sind die besten Aufbewahrungsorte des C.s. Die Chlorentwickelung geschieht aus Braunstein und Salzsäure in Apparaten aus Sandstein, in welche zur Erwärmung der Masse Wasserdampf geleitet wird. Eingefügte Waschgefäße befreien das C. von mechanisch übergerissener Salzsäure und gegen das Ende der Operation von heißem Wasserdampf. In der Fabrik von Tennant in Glasgow entwickelt man das C. aus Chilisalpeter, Kochsalz und Schwefelsäure, bei welchem Prozeß für die Sodafabrikation sehr wichtige Nebenprodukte gebildet werden. Ueber die Konstitution des C.s weiß man nichts Bestimmtes; wahrscheinlich ist, daß er aus basischem Chlorcalcium und unterchlorigsaurem Kalk besteht. Jedenfalls aber ist Wasser ein integrirender Bestandtheil desselben, denn aus trockenem Kalk kann kein C. gewonnen werden. Daß die Lösung des C.s in Wasser Kalkhydrat enthält, kann nicht befremden, da basisches Chlorcalcium mit Wasser in Chlorcalcium und Kalkhydrat zerfällt. Der C. ist ein weißes, lockeres, etwas backendes Pulver und wird in den Fabriken in Fässern verpackt, die mit Papier ausgeschlagen sind, und darin zusammengepreßt. Er erhärtet dann allmählig und muß vor der Anwendung gemahlen werden. Mit der Zeit zersetzt sich der C. auch in verschlossenen Gefäßen und oft sogar unter Explosion. An der Luft zieht er Feuchtigkeit an u. dunstet Chlor ab, indem die Kohlensäure der Luft zersetzend einwirkt. Er löst sich mit Hinterlassung eines geringen Rückstandes, welcher aus Kalkhydrat besteht und eine größere Haltbarkeit des C.s bedingt, in 10 Theilen Wasser, u. diese Lösung hat ein specifisches Gewicht von 1,128. Die Lösung riecht chlorartig u. schmeckt scharf salzig; wird sie erhitzt, so bildet sich Chlorcalcium u. chlorsaurer Kalk; Säuren entwickeln aus der Lösung freies Chlor, u. zwar aus dem besten C. 36 Procent. Auch mit 32 Procent Chlor ist der C. noch eine vorzügliche Waare, gewöhnlich aber enthält er nur einige 20 Procent. Dies zu ermitteln, ist Aufgabe der *Chlorometrie* (s. d.). Der C. wird vorzüglich in der Bleicherei angewandt (s. *Bleichen*), er dient außerdem zur Darstellung des Chloroforms, zum Entfuseln von Branntwein, zum Räuchern in Lokalen, deren Luft ansteckende oder übelriechende Stoffe enthält, zum Desinficiren von Kadavern in anatomischen Instituten, in der Medicin zur Bereitung von Mundwässern rc. In der Färberei pflegt man auch mit Hülfe von C. türkischroth gefärbte Zeuche weiß zu mustern, indem man die Muster mit Weinsteinsäure aufdruckt und das Zeuch dann in ein Chlorkalkbad taucht. Da nur an den mit Säure imprägnirten Stellen Chlor entwickelt wird, so werden auch nur diese gebleicht. In der Landwirthschaft hat sich der C. trefflich als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche bewährt, in Viehställen vertreibt er in kurzer Zeit alle Stechfliegen, ohne dem Vieh irgendwie schädlich zu sein; aus allen Räumen, wo etwas C. aufbewahrt wird, fliehen Ratten und Mäuse, und Kohlfelder, mit Chlorkalklösung besprengt, bleiben von allen Raupen verschont, ebenso meiden die Schmetterlinge solche Bäume, deren Blätter mit Chlorkalklösung besprengt wurden, und die Raupen fallen in Folge davon betäubt herab. Dem C. entsprechende Verbindungen von Kali und Natron werden ganz wie flüssiger C. bereitet u. dienen ebenfalls als Bleichmittel, namentlich für kleineren Bedarf. Handelt es sich um sehr energische Wirkungen, so sind diese Verbindungen vorzuziehen, weil sie koncentrirter hergestellt werden können; s. *Kali- und Natronsalze*. Ueber die bleichende Wirkung des C.s s. *Chlor*; über das Verhältniß des C.s zum Chlor s. *unterchlorige Säure* in *Chlorsäuren*.

Chlorkohlenoxydgas, s. *Kohlenoxydgas*.

Chlorkohlenstoff, s. *Elayl*.

Chlorkohlenwasserstoff, s. *Elayl*.

Chlorkupfer, s. *Kupfersalze*.

Chlormagnesium, s. *Magnesiasalze*.

Chlormangan, s. *Mangansalze*.

Chlormerkurspath (*Quecksilberhornerz*, *Kalomel*), Mineral von zwei- und einaxigem Krystallsystem, dessen Krystalle sehr kleine quadra-

*81.

tische Säulen bilden, die mit den Flächen eines Oktaëders unter dem Endkantenwinkel von 98° 4' und dem Seitenkantenwinkel von 136° gewöhnlich zu Drusenhäutchen vereinigt sind. Es finden sich nur Spuren von Theilbarkeit nach dem ersten quadratischen Prisma. Die Härte ist 1,0—2,0, das specifische Gewicht 6,5. Die Farbe ist weiß, grau-lichweiß, geblich bis aschgrau, durchscheinend, oft nur an den Kanten. Die Bestandtheile des C.s sind Chlor u. Quecksilber in dem Gewichtsverhältnisse von 85 Quecksilber und 15 Chlor. Vor dem Löthrohre auf Kohle verfliegt er, ohne einen Rückstand zu hinterlassen, wenn er ganz rein und ohne Gesteinsbeimischung war. Wird er im Kolben mit Soda behandelt, so setzen sich eine Menge von Quecksilberkügelchen ab. Wird er mit Phosphorsalz und Kupferoxyd geschmolzen, so erscheint eine blaue Flamme. Das Pulver färbt sich mit Kalilauge sogleich schwarz. Dies Mineral ist selten u. bricht auf Lagerstätten von Zinnober, zuweilen auch auf Eisenerzgängen, von Quecksilber, Amalgam, Zinnober und ockerigem Brauneisenstein begleitet zu Moschellandsberg im Zweibrückischen, zu Idria in Krain und zu Almaden in Spanien.

Chlormetalle (Chloreta), die Verbindungen der Metalle mit Chlor, welche den Oxydationsstufen entsprechen. Geht das Metall nur Eine Verbindung mit Chlor ein, so bildet man gewöhnlich den Namen der Verbindung so, daß man die beiden zusammenzieht und das negative Element voranstellt, z. B. Chlornatrium, Chlorbaryum. In dem Falle, wo mehre Verbindungen existiren, heißt die dem Oxydul entsprechende Chlorür, und die, welche dem Oxyd analog zusammengesetzt ist, Chlorid. Meist existiren alle den Oxydationsstufen der Metalle entsprechende Chlorverbindungen, und man bezeichnet auch wohl hier wieder den Gehalt des negativen Elements näher, indem man Sesqui oder Bi oder Einfach, Anderthalb und Doppelt vorsetzt, z. B. Einfach- oder Doppelt-Chlorquecksilber, Einfach- oder Anderthalb-Chloreisen. Die den Superoxyden proportional zusammengesetzten Verbindungen sind meist noch weit weniger beständig, als diese, indem sie sich sehr leicht zersetzen. Hingegen sind die den Säuren entsprechenden Verbindungen meist sehr beständig; sie werden Superchlorüre und Superchloride, auch Perchloride genannt. Die Verbindungen der Metalle mit Chlor gehen meist schon bei gewöhnlicher Temperatur vor sich, wenn sie in das trockene Gas gebracht werden; oft geschieht dies unter Feuererscheinung. Meist werden die Chlorverbindungen am leichtesten dadurch erhalten, daß man die Metalloxyde in Chlorwasserstoffsäure auflöst, wobei sich Wasser und Chlormetall bilden. Wasserfrei stellt man sie dar durch Glühen eines Gemenges von Oxyd mit Kohlen in einem Strom von getrocknetem Chlorgas, so Chloraluminium und Chlormagnesium, aus Thon- und Bittererde. Die C. sind, mit Ausnahme des Chlorsilbers, Chlorblei's, Chlorquecksilberchlorürs und Kupferchlorürs, alle in Wasser unlöslich. Ihren physikalischen Eigenschaften nach sind die einzelnen C. sehr verschieden von einander. Sie sind bei gewöhnlicher Temperatur theils flüssig und dabei sehr flüchtig und wurden früher Metallöle genannt, z. B. das Superchlorid von Antimon; theils sind sie fest, aber leicht schmelzbar, wie das Superchlorür von Antimon, früher Metallbutter genannt, während die schwer schmelzbaren Hornmetalle hießen. Meist sind die C., wenn sie durch die Hitze nicht zersetzt werden, flüchtiger, als die in ihnen enthaltenen Metalle, z. B. Chloreisen. Einige werden leicht in der Hitze zersetzt, Platinchlorid, Goldchlorid selbst bei Luftausschluß, andere nur bei Luftzutritt, da sie größere Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen, wie Chlormangan, andere gar nicht, wie Chlorsilber. Diejenigen, welche für sich durch die Hitze nicht zersetzt werden, werden auch nicht durch Glühen mit Kohle zerlegt; tritt aber noch Wasserdampf hinzu, so bildet sich Kohlensäure oder Kohlenoxyd, Salzsäure und Metall, wie bei Chlorsilber und Chlorblei. Auch werden diese eben so wenig wie Chlorkalium durch Glühen weder mit verglaster Borsäure oder Phosphorsäure, noch durch Kieselsäure zerlegt, wenn alle Feuchtigkeit abgehalten wird.

Chlornatrium, s. v. a. Kochsalz.

Chlornatron, s. Natronsalze.

Chlorochromsäure, s. Chromchlorid.

Chloroform (Formylchlorid), eine wasserhelle, völlig klare Flüssigkeit von 1,495—1,500 specifischem Gewicht, angenehm süßlichem Geruch und Geschmack, wenig löslich in Wasser, in jedem Verhältniß mischbar mit Alkohol und Aether, siedet bei 60—61° C., in Gegenwart von Wasser schon bei 57—58° und brennt nur in einer Flamme, deren Saum es grün färbt. Das C. ist ein Chlorsubstitutionsprodukt des Chlormethyls, in welchem 2 Atome Wasserstoff durch Chlor vertreten sind. Es ist zusammengesetzt wie Ameisensäure, wenn man sich deren Sauerstoff durch Chlor ersetzt denkt. Durch Behandlung mit Chlor geht es in Zweifach-Chlorkohlenstoff über, und weingeistige Kalilauge liefert damit Ameisensäure und Chlorkalium. Man gewinnt das C., wenn man 100 Pfund 28procentigen Chlorkalk mit 400 Pfund Wasser anrührt, $12^1/_2$ Pfund 90procentigen Alkohol hinzufügt und in eine Blase bringt, die nur zur Hälfte davon angefüllt sein darf. Wohl lutirt bleibt der Apparat 12 Stunden stehen, worauf das C. sehr vorsichtig abdestillirt wird. Man erhält 7 Pfund rohes C. und ein Wasser, welches noch Alkohol und C. gelöst enthält und deshalb bei der nächsten Operation mit in die Blase gegeben wird. Das rohe C. wird darauf mit verdünnter Sodalösung geschüttelt, dann mit Wasser gewaschen und im Wasserbade so oft über koncentrirter Schwefelsäure rektificirt, bis diese sich nicht mehr bräunt. So erhält man reines C., wie es zu medicinischen Zwecken durchaus erforderlich ist. Man erkennt reines C. an folgenden Eigenschaften: es muß das angegebene specifische Gewicht besitzen, beim Verdunsten nicht sauer oder kratzend riechen, mit einer Lösung von Chromsäure geschüttelt diese nicht grün färben; es muß völlig neutral reagiren (am Licht wird unreines C. sauer), darf eine Silberlösung nicht trüben, mit Kalilauge geschüttelt sich nicht bräunen und durch Natrium nicht verändert werden. Es ist sehr wichtig, das C. einer scharfen Prüfung zu unterwerfen, da durch Verunreinigung leicht Unglücksfälle bei seiner Anwendung herbeigeführt werden können. Das C. löst Phosphor und Schwefel in geringer Menge, leicht dagegen Jod, Brom, Kampher, Kautschuk, Guttapercha, Wachs, Bernstein, Kopal und

die meisten Harze. Die Lösungen von Kautschuk und Guttapercha finden als Firniß Anwendung, die letztere auch als Ersatz für Collodium (Traumaticin), da sie auf der Haut eine festhaftende, sehr elastische Decke zurückläßt. Guttapercha wird gereinigt durch Auflösen in C. und weitere Behandlung, worüber unter Guttapercha das Nähere. Man kann das C. benutzen zur Herstellung von Alkaloïden und deren quantitativer Bestimmung in Pflanzentheilen; es löst Chinin, Veratrin, Narkotin, Emetin, Strychnin, Brucin, Piperin, Kantharidin, Santonin. Unlöslich dagegen sind in C. Jalappenharz, Morphin, Cinchonin, Amygdalin, Salicin, Phloridzin, Digitalin, ferner Harnstoff und Zucker. Das C. kann deshalb auch dazu dienen, verschiedene in einer Pflanze vorkommende Alkaloïde von einander zu trennen, z. B. Chinin von Cinchonin, Morphin von Narkotin. Die wichtigste Anwendung findet es aber als Anästhetikum (s. Anästhetische Mittel), wozu es zuerst von Simpson 1848 vorgeschlagen wurde. Es hat in seiner Anwendung viele Vorzüge vor dem Aether und ist bei vorsichtigem Gebrauch und vollkommener Reinheit kaum gefährlich. Nur sollten niemals Laien sich dieses Mittels bedienen, da nur der Arzt die Zulässigkeit seiner Anwendung beurtheilen kann. Aus diesem Grunde, und weil es zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht worden ist, wird es in den Apotheken nicht in größerer Menge abgegeben. In neuerer Zeit wird es wieder mit großem Nachdruck bei normalen Entbindungen empfohlen, und überall, wo man es bei dieser Gelegenheit angewandt hat, ist man mit dem Erfolge sehr zufrieden gewesen. Bei Unglücksfällen, in welchen zu viel C. eingeathmet wurde, sind vor allen Dingen frische Luft und kaltes Wasser als Sturzbad anzuwenden. Für Operateure empfiehlt man, dem Kranken reinen Sauerstoff in die Lunge einzuführen. In England hat man mit Glück versucht, die Bienen in ihren Körben durch C. zu betäuben, wenn man die Körbe leeren will. Ein solcher Korb wird zur Abhaltung des Lichts mit einem Tuche behangen und das C. eingetröpfelt. Sobald man bemerkt, daß sich die Bienen ganz ruhig verhalten, kann man sie ohne Gefahr leicht in einen andern Korb übersiedeln, in welchem sie am andern Morgen alle wieder erwachen und ihre Wohnung munter umschwärmen. Auch zum Schlachten des Viehs hat man das C. empfohlen, und das Fleisch von chloroformirten Thieren soll sehr haltbar sein. Um an einzelnen Körperstellen äußerlich einen starken Reiz hervorzubringen, schüttele man in einer Flasche gleiche Maßtheile von frischem Eiweiß und C. heftig zusammen. Es bildet sich eine Gallerte, die aber erst nach einigen Tagen recht fest und gelatinös wird. Diese Masse, Chloroformgallerte genannt, verursacht auf der Haut zuerst eine angenehme Kühlung, nach einigen Minuten aber heftiges Jucken und Brennen und starke Röthung der Haut. Endlich wird der Reiz so heftig, daß die Gallerte abgenommen werden muß. Sie hält sich ziemlich lange, wird aber nach und nach härter und dann unbrauchbar. Um C. z. B. im Blut nachzuweisen, erhitzt man letzteres in einer Kochflasche, die mit einem Kork verschlossen ist, worin ein rechtwinklig gebogenes Glasrohr steckt. Letzteres muß ziemlich lang und am Ende in eine Spitze ausgezogen sein. Ehe man es aufsetzt, schiebt man in das ausgezogene Ende einen schmalen Streifen schwach blaues Jodstärkepapier. Dann erhitzt man eine Stelle des Rohrs mit einer Lampe zum Glühen und bringt nun den Inhalt des Kochfläschchens zum Sieden. Dabei entweicht etwa vorhandenes C. und zersetzt sich, wenn es durch den glühenden Theil der Röhre geht, wobei freies Chlor austritt. Dies bleicht das Jodstärkepapier.

Chloromelan (Cronstedtit, rhomboëdrischer Melanglimmer), Mineral von drei- und einaxigem Krystallsystem, dessen Krystalle sechsseitige Prismen mit gradangesetzter Endfläche und vertikaler Streifung, stängelich gruppirt und aneinander gewachsen sind und auch in derben Stücken vorkommen, welche stängelich oder faserig zusammengesetzt oder nierenförmig und eingesprengt sind. Die Härte ist 2,5, das specifische Gewicht 3,3, die Farbe rabenschwarz, der Strich dunkellauchgrün, mit starkem Glasglanz. Das Mineral ist undurchsichtig, in dünnen Blättchen etwas elastisch und biegsam. Es ist ein wasserhaltiges Silikat, bestehend aus 22,8 Kieselerde, 35,4 Eisenoxyd, 25,9 Eisenoxydul, 3,8 Manganoxydul, 3,4 Magnesia, 10,7 Wasser. Vor dem Löthrohre gibt es für sich im Kolben Wasser. Auf Kohle schmilzt es langsam an den Kanten zu einem schwarzen, auf der Oberfläche matten Glase oder zu einer grauen magnetischen Kugel. Von Borax und Phosphorsalzen wird es leicht mit der Reaktion von Eisen und Manganoxydul gelöst. Mit Salzsäure bildet es eine Gallerte. Es bricht mit Kalkspath, Spatheisenstein, Stahlkies und Brauneisenstein auf einem Silbererzgange zu Przibram in Böhmen und zu Wheal-Maudlin in Cornwall ein.

Chlorometrie (v. Griech.), die Werthermittelung der Bleichsalze, also des Chlorkalks, der unterchlorigen Salze, des Chlorwassers. Sie hat es nicht damit zu thun, den ganzen Chlorgehalt dieser Körper zu ermitteln, vielmehr ist es gerade ihre Aufgabe, nachzuweisen, wie viel von demselben zu den Zwecken nutzbar gemacht werden kann, welchen diese Körper dienen. Wenn z. B. der Chlorkalk viel Chlorcalcium, das Chlorwasser viel Chlorwasserstoff enthält, so wird dadurch der Werth derselben nicht erhöht, vielmehr herabgedrückt, weil das C. in diesen Verbindungen nicht mehr bleichend, desinficirend, oxydirend wirken kann. Für technische Zwecke ist also der wirkliche Chlorgehalt der betreffenden Stoffe ganz gleichgültig, nur der Gehalt an bleichendem Chlor kommt in Frage, und diesen zu ermitteln, ist Aufgabe der C. Man hat sehr viele Methoden vorgeschlagen, um schnell und sicher zum Ziel zu gelangen, wir beschränken uns aber darauf, das Wesen von nur zwei derselben zu erläutern, und verweisen in Bezug auf die Ausführung selbst auf die unten angegebene Literatur, da es zu weit führen würde, alle Einzelnheiten, auf die es sehr ankommt, und von deren richtiger und sorgfältiger Beachtung Alles abhängt, hier umständlich vorzutragen. Die beste Methode der C. ist die von Berzelius vorgeschlagene, jetzt aber sehr vervollkommnete, welche sich auf die Anwendbarkeit von arseniger Säure gründet. Arsenige Säure, Chlor und Wasser geben Arsensäure und Chlorwasserstoff. Wenn man also eine bestimmte Menge einer Lösung von genau bekanntem Gehalt an arseniger Säure so lange mit einer

Lösung von Chlorkalk oder dergleichen, deren Gehalt ebenfalls bekannt ist, versetzt, bis alle arsenige Säure zu Arsensäure oxydirt ist, so wird sich daraus der Gehalt an bleichendem Chlor berechnen lassen. Nach chemischen Gesetzen bedarf eine bestimmte Menge arsenige Säure stets und unter allen Umständen einer gleichen Menge Chlor, um in Arsensäure übergeführt zu werden. Läßt man also zu einer abgemessenen Lösung von arseniger Säure von bekanntem Gehalt aus einer Burette tropfenweise Chlorkalklösung, deren Chlorkalkgehalt bekannt ist, fließen, so läßt sich sehr scharf die Menge dieser Lösung ermitteln, die nöthig war, um die gegebene Menge arseniger Säure zu oxydiren. Als Indikator dient dabei Indigolösung, mit welcher man die Lösung der arsenigen Säure so schwach blau färbt, daß es eben bemerkbar ist. Das Chlor des Chlorkalks geht nun zuerst vollständig an die arsenige Säure, sobald aber die letzte Spur derselben oxydirt ist, bleicht der nächste Tropfen Chlorkalklösung den Indigo, und die Entfärbung ist also das Zeichen, daß die arsenige Säure oxydirt ist. Man läßt dann die verbrauchte Menge Chlorkalklösung ab und berechnet daraus den Gehalt an bleichendem Chlor. Diese Methode läßt kaum einen Fehler zu; viel weniger sicher ist die Methode von Graham, bei welcher Eisenoxydul ganz in derselben Weise oxydirt wird wie oben die arsenige Säure. Man kennt keinen recht einfachen und scharfen Indikator und muß deshalb nach jedem Tropfen Chlorkalklösung einen Tropfen der Flüssigkeit mit rothem Blutlaugensalz prüfen. Gibt dies keinen blauen Niederschlag mehr, so ist alles Eisenoxydul oxydirt, und man kann ablesen. Dies Verfahren ist in der Art abgeändert worden, daß man die zu untersuchende Lösung (deren Gehalt natürlich bekannt ist) sofort mit mehr titrirter Eisenoxydullösung versetzt, als das Chlor des Chlorkalks oxydiren kann. Es bleibt also ein Ueberschuß von Eisenvitriol, den man nun mit übermangansaurem Kali bestimmt. Die bleibende rothe Farbe des letzteren in der zu untersuchenden Flüssigkeit bezeichnet das Ende der Reaktion. Diese Methode ist sehr empfehlenswerth und wird häufig angewandt. Wer chlorometrische Untersuchungen ausführen will, findet in Mohrs „Lehrbuch der chemisch-analytischen Titrirmethode", Fresenius' „Lehrbuch der quantitativen Analyse", Balley's „Handbuch der chemisch-technischen Untersuchungen" ausführliche Belehrung.

Chloromyron *Pers.*, Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, mit der einzigen Art: C. verticillatum *Pers.*, Verticillaria acuminata *R. P.*, einem gegen 60 Fuß hohen Baum in Peru, dessen Aeste zu 4 in Wirteln stehen, aus welchen, vorzüglich zur Regenzeit, ein grünlicher Balsam in reichlicher Menge hervorfließt, den man sorgfältig sammelt und unter dem Namen Marienbalsam (Balsamum s. Oleum Mariae), wie ähnliche Balsame, äußerlich anwendet.

Chloropal (Unghwarit, Nontronit, Pinguit), Mineral, kein Opal, sondern derbe, oft knollige, wasserhaltige Silikate von Eisenoxyd und Eisenoxydul, welche sich in Säuren unter Kieselgalleretausscheidung zersetzen und vor dem Löthrohr schwarz werden, ohne zu schmelzen. Ihre Farbe ist verschieden grün: zeisig-, gras-, pistacien- oder ölgrün, braun und schwarz; auf dem Strich fettglänzend, undurchsichtig, bis an den Kanten durchscheinend; der Bruch ist muschelig, uneben und splitterig bis erdig; die Härtegrade sind verschieden und gering, 1—3; das specifische Gewicht steigt von 2 bis 2,3. Es ist leicht zersprengbar. Der Unghwarit, der mit Halbopal zu Unghwar in Ungarn, am meensener Steinberg bei Göttingen und an einigen anderen Orten vorkommt, geht in den Opal über; er wird im Wasser durchscheinender und zerfällt wie Walkererde in kleine Stücke, wird, mit Kalilauge übergossen, braun. Der Nontronit, von Nontron im Departement der Dordogne, von Andreasberg am Harz, wird unter Wasser durchscheinend. Der grüne Pinguit von Wolkenstein in Sachsen schmilzt schon schwierig an den Kanten, fühlt sich sehr fettig an und erweicht im Wasser sehr langsam.

Chlorophäit, zur Grünerde gehörige, weiche, fettig anzufühlende, specksteinähnliche Substanz von unreiner pistacien- und olivengrüner Farbe, die an der Luft in Braun und Schwarz übergeht, schmilzt vor dem Löthrohr zu schwarzer, magnetischer Schlacke, kommt in den Hohlräumen doleritischer, basaltischer, wie der Melaphyrmandelsteine vor, auf Island, auf den Faröern Qualböe und Suderöe, auf Rum und Fife in Northumberland, in Sachsen, in der Wetterau, auf der Rhön, in Massachusetts in Amerika und Neuholland. Das Mineral aus dem Dolerit vom Qualböe besteht nach Forchhammer aus 32,8 Kieselerde, 21,6 Eisenoxydul, 3,4 Magnesia und 42,2 Wasser.

Chlorophane, Name derjenigen Flußspathe, welche, erwärmt, ein grünliches Licht ausstrahlen.

Chlorose (chlorosis), s. Bleichsucht.

Chlorquecksilber, s. Quecksilbersalze.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Vernichtung übler Dünste und die geeignete Entwickelung und Anwendung von Chlor zum Einathmen bei Erstickungsfällen. Der erste Fall bietet in Räumen, in welchen keine Menschen befindlich sind, keine besonderen Schwierigkeiten. Man bedient sich entweder einer Mischung von Kochsalz und Braunstein, die auf einem Teller mit Schwefelsäure übergossen wird, oder Chlorkalk, der mit Wasser zu Brei angerührt ist, wird mit Salzsäure übergossen. Zur Chlorentwickelung aus ersterer Mischung, welche unter dem Namen guyton-morveau'sche Räucherung eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, werden in folgendem Verhältniß angewendet: 3 Theile Kochsalz, 1 Theil Braunstein und 2 Theile koncentrirte Schwefelsäure und eben so viel Wasser. Auf beide Arten erfolgt eine rasche und lebhafte Chlorentwickelung. Eine mehr allmählige und gleichförmige Entwickelung erhält man, wenn gleiche Theile Chlorkalk und doppelt-schwefelsaures Kali mit etwas Wasser angerührt werden. 1—2 Kaffeelöffel voll von jedem reicht für ein Zimmer aus. Soll Chlor in Räumen verbreitet werden, worin sich Menschen aufhalten, wie z. B. im Krankenzimmer, so muß seine Entwickelung mit großer Vorsicht und mäßig geschehen, weil sonst die nachtheiligen Folgen seiner Gegenwart den beabsichtigten Nutzen leicht überwiegen könnten. Zu diesem Ende bedient man sich entweder der letzterwähnten Methode, oder man stellt eine Schale mit Chlorwasser, oder mit einer Auflösung von Chlorkalk, der man etwas verdünnte Salzsäure oder Essig beigemischt

hat, an einen dunkeln Ort des Zimmers, was man von Zeit zu Zeit wiederholt. Zu einer gleichförmigen, schwachen Chlorentwickelung empfiehlt Mialhe folgende Vorrichtung: Auf eine mit Chlorkalk gefüllte Flasche wird ein oben offenes, unten in eine Spitze ausgezogenes Gefäß gesetzt (etwa ein Scheidetrichter), das mit Salzsäure gefüllt ist und diese tropfenweise auf den Chlorkalk fallen läßt. Damit das Chlor entweichen kann, steckt man zwischen den Hals der Flasche und das hineinreichende Gefäß einen Glasstab. Sehr einfach und zweckmäßig lassen sich solche Räucherungen in Krankenstuben ausführen, wenn man Tücher, in Chlorkalklösung getaucht, aufhängt und sie, sobald sie getrocknet sind, wieder mit der Lösung befeuchtet. Neuerdings wurde zur leichten Räucherung von Zimmern empfohlen, 1 Theil Kochsalz mit 6 Theilen Mennige zusammenzureiben, das Gemisch mit 60 Theilen Wasser in einer Flasche zu übergießen und allmählig in kleinen Portionen 3 Theile englische Schwefelsäure zuzusetzen. Es bilden sich dann schwefelsaures Bleioxyd, schwefelsaures Natron und freies Chlor, welches aus der offenen Flasche allmählig entweicht. Will man stärkere Wirkung, so gießt man die Flüssigkeit in Schalen oder auf Teller. Kloaken, welche von Schwefelwasserstoff oder Schwefelwasserstoffammoniak erfüllt sind, werden zugänglich gemacht, indem man 1 bis mehre Pfund Chlorkalk, der in einem Kübel mit Wasser angerührt ist, gleichzeitig mit gleich viel durch 2—3 Theile Wasser verdünnter Salzsäure in die Grube schüttet. Der üble Geruch, welchen faulende Körper, wie Leichen von Ertrunkenen, die lange im Wasser gelegen haben ꝛc., verbreiten, läßt sich mehr oder minder entfernen, wenn man über den Gegenstand ein mit Chlorkalklösung getränktes Tuch breitet und öfters erneuert. Das Einbringen von Chlorgas in die Brusthöhle kann natürlich nur bei solchen Erstickungsfällen zweckmäßig sein, welche durch Einathmen von Schwefelwasserstoff und Schwefelwasserstoffammoniak herrühren, wie es bei den in Kloaken Verunglückten immer der Fall ist. Findet bei diesen noch ein schwaches Athmungsvermögen Statt, so bringt man ein in Chlorkalklösung getauchtes und mit Essig besprengtes Tuch unter die Nase des Erstickten, oder ein Stückchen Chlorkalk wird in ein mit Essig getränktes leinenes Tuch gewickelt und auf gleiche Weise angewendet. Sobald das Athmungsvermögen hergestellt ist, muß die Anwendung des Chlors anderen Belebungsmitteln weichen.

Chlorsäuren, Verbindungen von Chlor mit Sauerstoff. Obgleich beide Gase durchaus kein Bestreben zeigen, sich mit einander zu vereinigen, so existiren doch zahlreiche und sehr wohl charakterisirte Verbindungen derselben mit einander, von welchen einige von großer Wichtigkeit sind. Folgende C. sind bis jetzt bekannt:

unterchlorige Säure,	aus	1	Atom	Chlor	u.	1	At.	Sauerstoff	bestehend,
chlorige Säure	„	1	„	„	„	3	„	„	„
Unterchlorsäure	„	1	„	„	„	4	„	„	„
Chlorsäure	„	1	„	„	„	5	„	„	„
Ueberchlorsäure	„	1	„	„	„	7	„	„	„
Chlorochlorsäure	„	3	„	„		13	„	„	„
Chlorüberchlorsäure	„	3	„	„		17	„	„	„

Die Chlorochlorsäure ist indeß wahrscheinlich eine Verbindung von C. und chloriger Säure und die Chlorüberchlorsäure eine Verbindung von chloriger Säure und Ueberchlorsäure, ja vielleicht besteht die Unterchlorsäure ebenfalls nur aus C. und chloriger Säure.

Unterchlorige Säure, von Balard 1834 entdeckt, entsteht durch Einwirkung von Chlor auf Quecksilberoxyd u. ist ein röthlichgelbes Gas, welches leicht explodirt, in Wasser sich löst, mit den meisten Körpern sich zersetzt und mit Chlorwasserstoff Wasser und Chlor gibt. Organische Körper werden dadurch zerstört. Bei —20° ist die Säure flüssig und explodirt dann leicht und heftig; die wässerige Lösung kann destillirt und dadurch koncentrirt werden. Diese wirkt stark bleichend, und zwar doppelt so stark als Chlor, so daß z. B. bei der Bereitung von Chlorkalk doch kein Verlust an Bleichkraft eintritt, obgleich die Hälfte des Chlors Chlorcalcium bildet. Sie kann Kohlensäure aus ihren Salzen nicht austreiben, vielmehr zersetzt Kohlensäure die unterchlorigsauren Salze, weshalb diese nach der Säure riechen. Die Säure bildet sich auch bei Einwirkung von Chlor auf Alkalien, alkalische Erden und viele Salze. So entstehen die Bleichsalze, welche stets so viel Chlor als Chlormetall und als unterchlorige Säure enthalten; schwefelsaures Natron und Chlor geben unterchlorige Säure, Chlornatrium und zweifach-schwefelsaures Natron, eine Flüssigkeit, die stark bleichend wirkt. Läßt man auf Chlorkalk wenig Salpetersäure wirken, so wird nur unterchlorige Säure frei, mehr Salpetersäure zersetzt auch das Chlorcalcium, und die frei werdende Chlorwasserstoffsäure gibt mit der unterchlorigen Säure dann Chlor und Wasser. Hierdurch wird aber die Bleichkraft des Chlorkalks nicht erhöht, da ja unterchlorige Säure doppelt so stark wirkt wie Chlor.

Leitet man Chlor in eine koncentrirte Kalilösung und erhitzt man es namentlich, so entstehen 5 Atome Chlorkalium und 1 Atom chlorsaures Kali, welches sich in glänzenden, tafelförmigen Krystallen ausscheidet (Näheres s. Kalisalze). Man erhält reine C. aus chlorsaurem Baryt mit Hülfe von Schwefelsäure als farblose, dickflüssige, geruchlose und scharf sauer schmeckende Flüssigkeit, die sich bei 40° in Chlor, Sauerstoff und Ueberchlorsäure zersetzt. Auf Papier oder Leinwand getröpfelt, entzündet sie dieselben beim Trocknen, mit Salzsäure gibt sie Chlor und Wasser, oxydirbare Körper oxydirt sie. Ihre Salze sind alle löslich und detoniren bei Stoß, Schlag oder in Berührung mit manchen Körpern. Erhitzt geben sie Sauerstoff und hinterlassen Chlormetall. Schwefelsäure entbindet aus ihnen ein gelbes Gas, welches stark bleicht und heftig oxydirend wirkt (chlorsaures Kali, mit Zucker verrieben und mit Schwefelsäure befeuchtet, entzündet sich). Das chlorsaure Kali wurde früher viel zu Zündhölzchen benutzt, jetzt dient es in der Feuerwerkerei namentlich zu Buntfeuern, auch zu einigen neuen Pulvermischungen. Ueberchlorsäure kann durch vorsichtiges Erhitzen von chlorsaurem Kali bis zu einem gewissen Punkt als Kalisalz erhalten werden, aus welchem man sie durch Destillation mit Schwefelsäure frei darstellen kann. Sie ist die beständigste der Sauerstoffverbindungen des Chlors, wirkt nicht bleichend und bildet leicht lösliche Salze (nur das Kalisalz ist schwer löslich), die beim starken Erhitzen Sauerstoff abgeben, weniger leicht explodiren als die Chlorsäuresalze u. zum Theil

in der Feuerwerkerei benutzt werden. **Chlorige Säure** entsteht stets, wenn eine Lösung von chlorsaurem Kali in Salpetersäure mit desoxydirenden Körpern zusammengebracht wird, z. B. mit arseniger Säure. Sie ist ein dunkelgrünlichgelbes, reizendes Gas, welches bleichend wirkt, sich bei + 57 unter schwacher Explosion zersetzt und durch Kälte verdichtet werden kann. In Wasser ist sie leichter löslich als Chlor und besitzt ein großes Färbevermögen. Sie wirkt oxydirend und auf die meisten Körper heftig ein. Arsenige Säure oxydirt sie nicht und entfärbt deshalb Indigo in Gegenwart derselben. Hierdurch unterscheidet sie sich vom Chlor u. von der unterchlorigen Säure (s. Chlorometrie). Mit Basen verbindet sich die Säure sehr langsam, und ihre Salze gleichen Gemengen von Chlorsäuresalzen und Chlorüren, doch werden sie leichter zersetzt. **Unterchlorsäure** ist ausgezeichnet durch die Leichtigkeit, mit welcher sie sich unter heftigster Explosion zersetzt. Man erhält sie durch Einwirkung von koncentrirter Schwefelsäure auf chlorsaures Kali als dunkelspangrünes Gas, welches sich zu einer rothen Flüssigkeit verdichten läßt, bei 60—65° explodirt u. erstickend riecht. Im Sonnenlicht zersetzt es sich allmählig, die Lösung in Wasser wirkt heftig oxydirend und entzündet Schwefel und Phosphor. Mit Basen zersetzt sie sich selbst bei niedriger Temperatur in chlorige Säure u. Chlorsäure, so daß also Salze der Unterchlorsäure nicht existiren. **Chlorochlorsäure** entsteht aus chlorsaurem Kali und Salzsäure als schön gelb gefärbtes Gas (deshalb auch Euchlorin von Davy genannt), welches nach gebranntem Zucker riecht, äußerst leicht explodirt und durch Schwefel und Phosphor ebenfalls schnell zersetzt wird. Dies Gas enthält die Chlorochlorsäure, welche nach Millon der Unterchlorsäure ähnlich ist. Aus chloriger Säure entsteht unter Einwirkung des Sonnenlichts die **Chlorüberchlorsäure** als röthlichbraune Flüssigkeit, die beim Erhitzen nicht detonirt und sich dadurch auszeichnet, daß einige Tropfen hinreichen, um einen eben benetzten Saal mit Dämpfen zu füllen. Sie ist wenig beständig u. gibt auch im Dunkeln nach einigen Tagen Ueberchlorsäure.

Chlorschiefer, s. Chloritschiefer.

Chlorschwefel. Es gibt vier Verbindungen von Chlor mit Schwefel, aber nur eine derselben hat allgemeines Interesse, wird im Großen bereitet und ist in der Technik als C. bekannt. Diese Verbindung enthält auf 2 Aequivalente Schwefel 1 Aequivalent Chlor. Sie war schon lange bekannt, und Thomson und Berthollet nannten sie salzsaures Schwefeloxyd oder schwefelhaltige Salzsäure, auch Acide muriatique-oxy-sulphuré. Man erhält C., wenn man auf geschmolzenen Schwefel trockenes Chlor leitet und das Produkt destillirt, bis es bei 139° C. siedet. Er stellt eine rothgelbe, ölige Flüssigkeit von specifischem Gewicht 1,686 dar, raucht stark an der Luft, riecht unangenehm erstickend, schmeckt sauer, heiß und bitter und zerlegt sich mit Wasser in Salzsäure, Schwefel und unterschweflige Säure, welche wieder in schweflige Säure und Schwefel zerfällt. Er löst sich in Alkohol, Aether und Schwefelkohlenstoff, löst Schwefel in reichlicher Menge und läßt denselben beim Verdunsten in schönen Krystallen zurück. Man benutzt ihn, in Schwefelkohlenstoff gelöst, zum Vulkanisiren des Kautschuks auf kaltem Wege. Ueber das Verfahren s. Kautschuk. Ein Apparat zur Darstellung des C.s im Großen ist beschrieben u. abgebildet in Dinglers „Polytechnischem Journal", Bd. 120, S. 191. Die beschriebene Verbindung nimmt sehr langsam Chlor auf, wird dunkelroth u. bildet eine neue Verbindung, welche aus gleichen Aequivalenten Chlor und Schwefel besteht, ein specifisches Gewicht von 1,625 hat, stark an der Luft Chlor abdunsten läßt, bei 64° C. siedet und in Berührung mit Wasser sich ähnlich wie die andere Verbindung zersetzt. Beide C. gehen mit Ammoniak Verbindungen ein, und ebenso existiren eine Reihe von Körpern, die aus Schwefel, Chlor und Sauerstoff bestehen.

Chlorselen. Bei Einwirkung von Chlor auf Selen entsteht zuerst eine braune Flüssigkeit, aus 2 Aequivalenten Selen u. 1 Aequivalent Chlor bestehend; diese geht durch fortgesetzte Einwirkung von Chlor in eine weiße, krystallinische, unzersetzt sublimirbare Masse über, welche auf 1 Aequivalent Selen 2 Aequivalente Chlor enthält.

Chlorsilber (Hornerz, hexaëdrisches Perlkerat, Silberhornerz), Mineral von regulärem Krystallsystem, dessen meist kleine Krystalle, die treppenartig an einander gereihten Formen des Würfels, Oktaëders ꝛc., Rhombendodekaëders und Kombinationen derselben zeigen, auch derb, eingesprengt und angeflogen, von nicht wahrnehmbarer Theilbarkeit, geschmeidig, von mehr oder weniger vollkommen muscheligem Bruch, 1,0—1,5 Härte, 5,5—5,6 specifischem Gewicht sind. Es ist perlgrau ins Blaue und Grüne, am Licht die Farbe ins Braune u. Schwarze ändernd, durchscheinend, von demantartigem Fettglanz, an den Bruchflächen oft glänzender, als an den Krystallflächen, u. am Strich glänzend, durchscheinend. Die Bestandtheile sind 75,34 Silber u. 24,66 Chlor. Es ist schon im Kerzenlicht schmelzbar, schmilzt für sich auf Kohle vor dem Löthrohr zu einer Perle, die nach der größeren oder geringeren Reinheit des angewandten Minerals perlgrau, bräunlich oder schwarz und schlackig ist. Im Reduktionsfeuer wird es nach und nach in metallisches Silber verwandelt und gibt endlich ein Silberkorn. Mit Kupferoxyd zusammengeschmolzen, gibt es eine schön gefärbte blaue Flamme. Von Salpetersäure wenig angegriffen, wird es in Aetzammoniak zum Theil aufgelöst. Es bricht auf Gängen mit anderen Silbererzen, in einzelnen aufgewachsenen oder drusigen, in reihen- und treppenförmigen Krystallen, als rindenförmiger Ueberzug, derb, eingesprengt und in stängelicher Zusammensetzung ein. Namentlich sind es die oberen Teufen der in älteren Gebirgen aufsetzenden Silbergänge, welche das Mineral am häufigsten führen. Fundorte sind: Zacatecas, Fresnillo u. a. Orte in Mexiko, Huantayaya in Peru. Sonst war es im Erzgebirge, namentlich zu Freiberg, Johanngeorgenstadt, Schneeberg, Joachimsthal nicht selten; auch kommt es zu Kongsberg in Norwegen, in Cornwall in England und zu Kolywan in Sibiren vor. Künstlich erhält man es durch Fällen eines Silbersalzes mit Chlorwasserstoffsäure, Salmiak oder Kochsalz. Es bildet einen weißen, käsigen Niederschlag, der beim Trocknen zu einer formlosen Masse zusammenschrumpft und bei 260° zu einer gelblichen Flüssigkeit schmilzt. Diese erstarrt beim Erkalten und bildet eine hornartige Masse, die so weich ist, daß sie sich schneiden läßt, und ein specifisches Gewicht von 5,45 besitzt. Das C. ist unlöslich

im Wasser, so daß Silber und Chlor auf einander die schärfsten Reagentien sind, Schwefelsäure zersetzt es nicht, koncentrirte Salzsäure löst es zu $^1/_2$ Proc., und aus der Lösung krystallisirt es in Oktaëdern. Ammoniak und unterschwefligsaures Natron lösen es leicht; salpetersaures Quecksilberoxyd nimmt ebenfalls C. auf, doch wird es durch essigsaure Salze aus dieser Lösung wieder abgeschieden. Mit Chlor und namentlich Cyanalkalien bildet es lösliche Doppelsalze. Mit Wasser übergossen, wird es durch Zink oder Eisen leicht zerlegt, es entstehen Chlorzink oder Chloreisen, und metallisches Silber scheidet sich aus. Wasserstoff reducirt es beim Glühen, ebenso organische Substanzen u. Alkalien beim Schmelzen. Am Licht färbt sich das C. erst violett, dann schwarz. Hierauf beruht die Photographie (s. d.) u. die Anwendung einer Lösung von C. in Ammoniak zum Färben von Perlmutterknöpfen, welche sehr schön schwarz werden, wenn man sie nach sechzigstündiger Maceration in solcher Lösung dem Sonnenlicht aussetzt. Das C. dient ferner zur Darstellung von reinem Silber, zur Analyse des Roheisens, zur nassen und kalten Versilberung und ist die Verbindung, in welcher man Chlor oder Silber behufs quantitativer Bestimmung wägt.

Chlorspath (peritomer Bleibaryt, Kerasine), Mineral von ein- und einaxigem Krystallsystem, in krystallinischen Massen, theilbar vollkommen parallel den Flächen eines rhombischen Prisma's von 102° 27′, unvollkommen nach der kurzen Diagonale, von muscheligem, ins Unebene fallendem Bruch, 2,5—3,0 Härte, 7,0 bis 7,1 specifischem Gewicht, gelblichweißer, ins Strohgelbe und Blaßrosenrothe übergehender Farbe u. demantartigem Glanz, welcher auf den Spaltungsflächen perlmutterartig erscheint. Es besteht aus 38 Chlorblei und 62 Bleioxyd. Vor dem Löthrohr zu einer gelben Masse leicht schmelzend u. die Flamme blau färbend, liefert es einen weißen Beschlag u., in der inneren Flamme behandelt, kleine Körnchen regulinischen Blei's. In verdünnter Salpetersäure ist es ohne Aufbrausen löslich. Es kommt mit Manganerzen, Kalkspath und anderen Bleierzen bei Churchill in den Mendiphügeln in Somersetshire, außerdem auf der Grube Cunibert bei Brilon in Westphalen vor.

Chlorstickstoff. Chlor und Stickstoff können nicht unmittelbar mit einander verbunden werden, leicht aber geht ihre Vereinigung vor sich, wenn sich beide im Entstehungszustande treffen, wobei ein, von Dulong entdeckter, mit sehr eigenthümlichen Eigenschaften begabter Körper, C., gebildet wird. Man erhält diese Verbindung, wenn in eine nicht ganz gesättigte Lösung von Salmiak oder einem anderen Ammoniksalz Chlorgas geleitet wird. Das Chlorgas wird langsam absorbirt, und in dem Maße, als dies geschieht, bilden sich auf der Oberfläche der Flüssigkeit ölartige Tropfen, die dann zu Boden sinken und sich zu einer pomeranzengelben, ölartigen Flüssigkeit, dem C., vereinigen. Die Bildung des C.s geschieht in Folge der Zersetzung des Ammoniaks; das Chlor bemächtigt sich seines Wasserstoffs, Chlorwasserstoff bildend, während sich der frei gewordene Stickstoff mit dem nachströmenden Chlor zu C. vereinigt. Dieser ist eine ölartige, dunkelgelbe Flüssigkeit von dem Chlor ähnlichem Geruch, der auf Augen und Nase einen sehr heftigen Reiz ausübt; der Luft ausgesetzt, wird er schnell verflüchtigt, gefriert selbst bei sehr hohen Kältegraden nicht und läßt sich bei + 71° überdestilliren. Bei einer Temperatur von 93—100° explodirt der C. mit äußerster Heftigkeit, wodurch selbst offene Gefäße, worin er befindlich, zertrümmert werden; die Explosion desselben ist von Feuererscheinung begleitet, und er zerfällt dabei in 3 Volumen Chlorgas und 1 Volumen Stickgas. Ein Tropfen verursacht schon einen stärkeren Knall, als ein Flintenschuß. Der C. gehört daher zu den gefährlichsten Körpern, u. alle Versuche damit erfordern die äußerste Vorsicht. Seinem Entdecker kosteten die Versuche damit ein Auge und mehre Finger. Er wird besonders dadurch gefährlich, daß er nicht allein durch die Wärme für sich, sondern auch bei gewöhnlicher Temperatur durch die bloße Berührung mit gewissen anderen Körpern explodirt. Am heftigsten geschieht dies durch die Berührung mit Phosphor, sowohl im festen, als im aufgelösten Zustande, ferner mit Selen, Arsen, Stickstoffoxydgas, koncentrirtem kaustischen Kali und Ammoniak, mit Baumöl und anderen fetten u. flüchtigen Oelen, selbst mit Kautschuk. Dagegen explodirt er nicht mit Schwefel, Schwefelkohlenstoff, Kohle, Metallen, Säuren, Wachs, Butter, Stärke, Zucker, Gummi, Alkohol, Aether &c. Mit Alkohol bildet er schweren Salzäther unter Entwickelung von Stickgas. Mit reinem Wasser in Berührung gebracht, wird er allmählig in Chlorwasserstoffsäure und salpetrige Säure zersetzt; wird gleichzeitig ein Metall mit in Berührung gebracht, so entsteht ein Chlormetall, u. Stickgas wird frei. Mit koncentrirter Chlorwasserstoffsäure bildet er Ammoniak und freies Chlor, mit verdünntem Ammoniak Salmiak und freies Stickgas; mit Bromkalium entstehen Chlorkalium und Bromstickstoff.

Chlorstrontium, s. Strontiansalze.

Chlorüre, s. Chlormetalle.

Chlorwasserstoff (Chlorwasserstoffsäure, Wasserstoffchlorid, Salzsäure, Acidum muriaticum s. hydrochloratum), als Spiritus salis fumans seit alten Zeiten bekannt, besteht aus gleichen Maßtheilen Chlor und Wasserstoff, die sich ohne Verdichtung im zerstreuten Tageslicht allmählig, im direkten Sonnenlicht plötzlich unter Explosion ohne Verdichtung vereinigen. Die Verbindung findet ebenfalls Statt, wenn man das Gasgemisch entzündet oder einen elektrischen Funken durchschlagen läßt. Priestley stellte C. zuerst 1772 dar, und Davy zeigte 1810, daß die Salzsäure aus Chlor und Wasserstoff bestehe. In der Natur kommt die Chlorwasserstoffsäure nur in den Exhalationen der Vulkane vor; in der Technik u. im chemischen Laboratorium ist sie eine der am häufigsten benutzten Substanzen. Man erhält sie stets aus Kochsalz, Chlornatrium, welches man im Kleinen od. im Großen mit Schwefelsäure behandelt. Hierbei wird Wasser zersetzt, dessen Wasserstoff sich mit dem Chlor des Chlornatriums, und dessen Sauerstoff sich mit dem Natrium zu Natron verbindet, welches dann mit der Schwefelsäure schwefelsaures Natron oder Glaubersalz bildet. Aus praktischen Rücksichten nimmt man 10 Theile Kochsalz, 18 Theile Schwefelsäure und verdünnt letztere mit $^1/_6$—$^1/_4$ ihres Gewichts Wasser, worauf der größte Theil des C.s als Gas und erst zuletzt mit heißem Wasserdampf gemengt übergeht. In dem Entwickelungsgefäß bleibt in diesem Fall zweifach-schwefelsaures Natron. Im

Großen, wo es darauf ankommt, einfach-schwefelsaures Natron zu erhalten, und der C. nur Nebenprodukt ist, sind natürlich andere Verhältnisse anzuwenden. Das Chlorwasserstoffgas, welches man über Quecksilber auffangen kann, ist farblos, von stechend saurem Geruch und 1,2596 specifischem Gewicht. Es bildet, in Folge seiner großen Neigung, sich mit Wasser zu verbinden, an der Luft weiße Nebel, wird in der höchsten Temperatur auch durch glühende Kohlen nicht zerlegt u. ist nicht brennbar; mit Sauerstoff gemengt, verbrennt es nur theilweise durch den elektrischen Funken. Dagegen wird es durch Metalle unter Entbindung von Wasserstoff mehr oder weniger leicht zersetzt, Metalloxyde geben mit C. Chloride und Wasser, einige unter Erglühen. Durch Druck und Kälte kann der C. zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet werden, die schwerer als Wasser ist, und bei 0° einen Druck von 26 Atmosphären, bei —73°33 einen Druck von $1^3/_4$ Atmosphären ausübt. Der C. löst sich so leicht im Wasser, daß in eine mit diesem Gase gefüllte Flasche, welche man unter Wasser öffnet, letzteres wie in einen leeren Raum stürzt. Bei 0° nimmt Wasser sein 500faches Volumen C. auf, bei + 10° C. sein 418faches Volumen und wird zu 1,34 Volumen flüssiger Salzsäure. Auch im Weingeist löst sich C. mit Leichtigkeit. Die käufliche Salzsäure ist eine Auflösung von C. im Wasser, und um aus ihrem specifischen Gewicht ihren Gehalt kennen zu lernen, hat Davy folgende Tabelle entworfen, die für 15° C. gilt.

Specifisches Gewicht.	Procente an Säure.	Specifisches Gewicht.	Procente an Säure.
1,21	42,43	1,10	20,20
1,20	40,80	1,09	18,18
1,19	38,38	1,08	16,16
1,18	36,36	1,07	14,14
1,17	34,34	1,06	12,12
1,16	32,32	1,05	10,10
1,15	30,30	1,04	8,08
1,14	28,28	1,03	6,06
1,13	26,26	1,02	4,04
1,12	24,24	1,01	2,02
1,11	22,22		

Die stärkste Säure scheint darnach 6 Aequivalente Wasser zu enthalten, diese läßt aber an der Luft C. abdunsten, und es bleibt eine Säure mit 12 Aequivalenten Wasser zurück. Bei der Destillation koncentrirter Säure geht der C. gasförmig über, dann, bei einem specifischen Gewicht von 1,145 u. bei 100° C., geht Wasserdampf mit über, welcher, verdichtet, eine Säure von 1,19 specifischem Gewicht gibt. Schließlich steigt der Wassergehalt, bis eine Säure von 1,104 specifischem Gewicht bei 110—112° C. übergeht, die dann unverändert abdestillirt. Diese Säure enthält 16 Aequivalente Wasser und 20,17 Proc. Säure.

Die rohe Säure des Handels wird, wie schon erwähnt, als Nebenprodukt bei der Bereitung des schwefelsauren Natrons für die Sodafabrikation gewonnen. Sie ist deshalb sehr billig, und erst seitdem man genügende Verwendung für sie gefunden, wird sie überhaupt gesammelt. Man versendet sie in England jetzt in großen Fässern, die mit einer Guttaperchaschicht von $^1/_4$ Zoll Dicke ausgekleidet sind. Die frühere Versendung in Krügen oder Ballons (wie bei uns heute noch) war viel zu theuer, und man kauft die Säure deshalb auch erst jetzt zu billigem Preise. Sie raucht stark an der Luft, hat ein specifisches Gewicht von 1,16 und in Folge einer Verunreinigung mit Eisen eine gelbe Farbe. Man konstatirt diesen Eisengehalt in der stark verdünnten Säure durch Blutlaugensalz, welches keinen blauen Niederschlag erzeugen darf. Rhodankalium färbt mäßig verdünnte eisenhaltige Säure intensiv blutroth. Die rohe Säure enthält ferner häufig Schwefelsäure, welche an dem weißen Niederschlag erkannt wird, den Chlorbaryum in der verdünnten Säure hervorbringt. Durch Abdampfen der rohen Säure überzeugt man sich von einem Gehalt nichtflüchtiger mineralischer Stoffe. Rohe Säure, die freies Chlor enthält, löst Goldblättchen, entfärbt Indigotinktur und bläut mit Jodkalium versetzten Stärkekleister. Schweflige Säure, die in der rohen Säure oft vorkommt, wenn sie chlorfrei ist (denn Chlor und schweflige Säure können zusammen nicht existiren), entdeckt man durch Zinnchlorür, welches Schwefelwasserstoff entwickelt. Aus der Schwefelsäure gelangt manchmal Arsen in die Salzsäure, dies gibt mit Schwefelwasserstoff in der mäßig verdünnten Säure einen gelben Niederschlag und mit Zink im marshschen Apparat einen Arsenikspiegel. Reine Salzsäure bereitet man nach oben angegebenen Verhältnissen aus Kochsalz und Schwefelsäure, fügt aber zwischen dem Entwickelungsgefäß und der Vorlage eine Waschflasche ein, welche etwa übergerissene Schwefelsäure zurückhält. (Handelt es sich darum, einen Strom trockenen C.s zu erzeugen, so wird in die Waschflasche koncentrirte Schwefelsäure gefüllt und das Gas außerdem durch ein langes Chlorcalciumrohr geleitet.) Wenn man eben so viel Wasser vorschlägt, als man Kochsalz angewandt hat, so erhält man von 1 Pfund des letzteren reichlich $1^1/_2$ Pfund flüssige Salzsäure von etwa 1,164 specifischem Gewicht. Ebenso vortheilhaft kann man jedoch auch rohe Säure rektificiren, muß diese aber bis zu einem specifischen Gewicht von 1,145 verdünnen (od. $^1/_6$—$^1/_4$ vom Gewicht der Säure Wasser vorschlagen), worauf zuerst eine Säure von 1,19 specifischem Gewicht übergeht. Später folgt schwächere Säure, die aber für die meisten Zwecke vollständig verwendbar ist. Ueber die Prüfung der Säure s. oben.

Die Chlorwasserstoffsäure gibt mit Oxyden Haloïdsalze u. Wasser, z. B. Calciumoxyd u. C. geben Chlorcalcium u. Wasserstoffoxyd (Wasser); wirkt sie auf Metalle, so wird Wasserstoff entwickelt, da der Sauerstoff fehlt, mit welchem er sich verbinden könnte; Zink u. Chlorwasserstoffsäure geben deshalb Chlorzink u. Wasserstoff. Mit Superoxyden u. Säuren, die leicht Sauerstoff abgeben, entwickelt sie Chlor; Mangansuperoxyd, Chromsäure dienen deshalb als Material zur Chlorbereitung. Die Anwendung der Säure ist sehr mannichfach. Sie dient, wo sie im Großen bereitet wird, also in den Sodafabriken, direkt zur Darstellung von Chlorkalk (s. d.). In den Zuckerfabriken wird sie reichlich verbraucht, um die Knochenkohlen von dem aus den Rübensäften aufgenommenen Kalk zu befreien. Da die meisten Chlorverbindungen der Metalle, die Haloïdsalze, löslich sind (mit Ausnahme von Chlorblei, Chlorsilber, Kupferchlorür u. Quecksilberchlorür), so wird die Salzsäure in Laboratorien als Auflösungsmittel in zahlreichen Fällen benutzt. Außerdem dient sie zur Darstellung von Chlorzinn, Chlorzink, Chlorantimon &c. Ueber das

Verhalten der Chlorwasserstoffsäure zur Salpetersäure u. die Mischung beider, die als *Königswasser* bekannt ist. Trockener C. dient als Erkennungsmittel für Terpentinöl in ätherischen Oelen.

Chlorzink (*Zinkchlorid*, fälschlich auch *salzsaures Zinkoxyd* genannt), eine Verbindung von Zink mit Chlor, wird theils direkt dargestellt, theils als Nebenprodukt bei technischen Operationen gewonnen und vielfach angewandt. Man gewinnt es aus Zink und Salzsäure, wenn man auf 1 Theil Metall 3—4 Theile Säure wirken läßt; dabei entwickelt sich viel übelriechendes Wasserstoffgas, und es bleibt eine wasserhelle Flüssigkeit zurück, die aber meist etwas Eisen enthält. Die übrigen im Zink vorkommenden Metalle bleiben ungelöst, so lange Zink im Ueberschuß vorhanden ist. Um die Lösung von C. von Eisen zu reinigen, behandelt man sie zunächst mit Chlor, um das Eisenchlorür in Chlorid überzuführen, und wenn sie deutlich nach Chlor riecht, digerirt man sie mit etwas Zinkoxyd oder kohlensaurem Zinkoxyd. Nach einiger Zeit filtrirt man und dampft ein, bis ein Tropfen, auf einem Porzellanteller erkaltet, erstarrt. Man nimmt sie dann vom Feuer u. rührt bis zum Erkalten, wobei die Masse in ein lockeres, krümliches Pulver übergeht. Dies ist äußerst hygroskopisch und muß deshalb in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden. Dies trockene C. enthält stets etwas basisches C., weil sich beim Eindampfen etwas Chlor als Salzsäure verflüchtigte; es ist eine weiße oder grauweiße, etwas durchscheinende Masse, die bei 100° schmilzt, in der Glühhitze sich vollständig verflüchtigt, sehr ätzend wirkt und giftig ist. Es ist leicht löslich in Alkohol und Wasser und kann wasserfrei am besten dargestellt werden, wenn man Zinkspäne mit trockenem Chlor behandelt. Die Vereinigung erfolgt unter Funkensprühen, und in der Vorlage sammelt sich eine weißlich durchscheinende Masse von C., welche früher Zinkbutter (Butyrum zinci) genannt wurde. Wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher das C. Wasser zurückhält, eignet sich seine gesättigte Lösung trefflich zu *Abdampfbädern* bei hoher, gleichmäßiger Temperatur (Chlorzinkbad). Viel wichtiger aber ist die Anwendung des C.s zum *Konserviren des Holzes*, wozu es zuerst von *Burnet* vorgeschlagen wurde. Eine Lösung von C., auch burnetsche Flüssigkeit genannt, durchdringt das Holz leicht und vollständig, besser sogar als Zinkvitriol und Kupfervitriol, und macht es außerordentlich dauerhaft. Die englische Admiralität hat das C. deshalb selbst zum Schiffsbau empfohlen, während man in Deutschland bis jetzt nur Eisenbahnschwellen und Brückenhölzer damit imprägnirt. Burnetisirtes Holz ist vor einer Zerstörung durch Hausschwamm vollständig sicher, und für den Häuserbau hat es noch den großen Vorzug, daß es sich viel schwieriger entzündet als nicht imprägnirtes Holz. Mit rothglühendem Eisen in Berührung, brennt es nicht, und selbst bei anhaltender Hitze verkohlt es nur, ohne mit Flamme zu brennen. Eine Chlorzinklösung, die zu diesem Zwecke benutzt werden soll, darf keine freie Salzsäure enthalten, bei ihrer Bereitung muß also Zink im Ueberschuß bleiben, und wenn die Reaktion vollendet ist, verdünnt man sie auf 4—6° B. (1,02—1,4 specifisches Gewicht). S. *Burnetisiren des Holzes*. Wie zur Konservirung von Holz, benutzt man das C. auch zur *Konservirung thierischer Stoffe*, zum Einbalsamiren von Leichnamen, für anatomische Präparate &c. Es hindert die Fäulniß vollständig, ist aber wegen seiner Giftigkeit mit Vorsicht zu verwenden. Ebenso ist es ein sicheres *Mittel gegen Wanzen*, wenn man das Holzwerk der Bettstellen damit bestreicht, doch möchte es kaum zu rathen sein, sich eines so giftigen Stoffes zu bedienen. Treffliche Dienste leistet dagegen das C. bei *Metallarbeiten*, und zwar als Lösungsmittel für Kupfer, als welches man es empfohlen hat, um aus einem Gemenge von Kupfer- und Silberfeilspänen erstere auszuziehen und so das Silber rein zu erhalten. In gleicher Weise kann man es benutzen, um Silberlegirungen, welche beim Löthen unscheinbar geworden oder abgenutzt sind, wieder silberweiß zu machen; man wasche dieselben mit C., und das Kupfer wird sich auflösen und eine reine Silberfläche hinterlassen. Hierauf beruht auch die Anwendung des C.s als *Löthwasser*, indem es in sirupdicker Lösung auf die zu löthenden Stellen aufgestrichen wird, die Metalloxyde löst und die zum Löthen nöthige reine Metallfläche bildet. Man trägt deshalb auf das mit C. bestrichene Metall unmittelbar das Loth auf und verreibt es. Gewöhnlich aber benutzt man als Löthwasser eine Flüssigkeit, die eben so viel Salmiak enthält wie Zink. Diese erhält man einfach dadurch, daß man z. B. 3 Theile Zink in der nöthigen Menge starker Salzsäure löst und dann 3 Theile Salmiak zusetzt. Diese Lösung wird auch zum Verzinnen oder Verbleien von Kupfer und Eisen angewandt; sie enthält ein Salz, welches krystallisirt erhalten werden kann und als Chlorzinkchlorammonium zu betrachten ist. Will man Clichés von Holzschnitten auf der Rückseite mit rose'schem Metall ausgießen, so gelingt es nur dann, letzteres vollständig in alle feinsten Vertiefungen zu treiben, wenn man den Kupferniederschlag mit C. bestreicht.

In neuester Zeit wird das C. mit vielem Erfolg zu einer eigenthümlichen Art von *Anstrichen* benutzt, und zwar auf Holz, Kalk, Metall, auf frischen Flächen oder selbst auf alten Oelanstrichen. Um eine solche Masse zum Anstrich zu erhalten, erwärme man in einem irdenen Gefäß 30 Theile Chlorzinklösung von 55° B., setze 1 Theil Weinstein und 1 Theil Salzsäure hinzu, erwärme dann stärker, und wenn sich der Weinstein unter Umrühren gelöst hat, rühre man 4 Theile Kartoffelstärke mit 64 Theilen lauwarmem Wasser zu einem feinen Brei an, füge diesen zu dem C. hinzu und erhitze so lange, bis die durch das Aufquellen der Stärke dick gewordene Masse wieder dünnflüssiger wird und ungefähr 20° am Aräometer zeigt. Diese Flüssigkeit wird zum Anstrich für alle Fälle mit Zinkweiß versetzt und, wenn der Anstrich weiß werden soll, Permanentweiß, sonst beliebige Farben zugesetzt. Um einen glatten, glänzenden Anstrich zu erhalten, versetzt man die Masse außerdem mit etwas Leinölfirniß und reibt mit einer Bürste oder einem Ballen von wollenem Tuch, bis die Fläche so glänzend geworden ist wie gefirnißter Oelanstrich. Der Chlorzinkanstrich kann überall aufgetragen werden, nur müssen die Flächen rein sein und, wenn der Anstrich schön weiß werden soll, vorher mit Zinkweißölfarbe bestrichen werden. Dieser Anstrich ist

leichter herzustellen als Oelanstrich, er ist schöner, ebenso dauerhaft, ganz geruchlos, trocknet sehr schnell, widersteht selbst kochendem Wasser und kann mit Seife gereinigt werden. Außerdem schützt er das Holz vor Feuer und Nässe. Die Dauerhaftigkeit dieses Anstrichs beruht auf Bildung eines basischen C.s, welches außerdem Anwendung gefunden hat als plastische Masse, indem man 50 Theile Kartoffelstärke mit 5 Theilen Zinkoxyd mischt und dies Pulver mit einer Flüssigkeit anrührt, die aus 50 Theilen Chlorzinklösung von 55° B., 1 Theil Weinstein und 1 Theil Salzsäure bereitet wurde. Es entsteht so eine durchscheinende Masse, welche wie Elfenbein aussieht, sich wie Holz biegen läßt und allmählig mehr und mehr erhärtet. Durch Zusatz von mehr Zinkoxyd wird die Masse weißer und härter, und durch beliebige Farbstoffe kann sie in jeder Weise gefärbt werden. Diese Masse eignet sich trefflich zur Herstellung von Kunstgegenständen, Ornamenten u. dergl. und wird in manchen Fällen Elfenbein, Holz, Horn, Guttapercha, Knochen ersetzen können. Auch in der Medicin und als Kitt benutzt man diese Mischung. In manchen Fällen kann das C. die Schwefelsäure vertreten, namentlich überall da, wo es nur auf Wasserentziehung ankommt, so z. B. beim Raffiniren des Brennöls; aus Alkohol erzeugt das C. ähnlich wie Schwefelsäure Aether, und zur Darstellung des Pergamentpapiers hat man es ebenfalls empfohlen. Auch auf die Kohlenhydrate, Cellulose, Stärke wirkt das C. ähnlich wie Schwefelsäure, und wahrscheinlich ist dasselbe in dieser Beziehung noch vielfacher Verwendung fähig. In der Medicin dient das C. als Aetzmittel.

Chlorzinn. Es gibt zwei Verbindungen von Zinn mit Chlor, die in der Technik, namentlich in der Färberei ausgedehnte Anwendung finden, s. hierüber Zinksalz und Zinnsalz.

Chlothar (Clothar, Lothar), Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlechte der Merovinger: 1) C. I., Chlodowigs des Großen u. Chlothildens jüngster Sohn, erhielt nach dem Tode seines Vaters 511 in der Theilung mit seinen Brüdern Theoderich I., Chlodomer und Childebert I. das Reich Soissons, das sich von Soissons und Amiens bis zum Rhein und an die friesische Grenze erstreckte. Im Jahre 523 und 524 verband er sich mit seinen Brüdern zum Krieg gegen die Burgunder, in welchem sein Bruder Chlodomer fiel; die Söhne desselben ermordete er in Gemeinschaft mit Childebert u. theilte mit ihm Chlodomers Reich. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er gegen den König der Thüringer, Hermanfrid. Ein heftiger Streit entbrannte darauf zwischen beiden Brüdern über den Besitz der gefangenen Radegund, der Tochter des Königs Berthar; das Loos entschied endlich zu C.s Gunsten. Dennoch ließ er Theoderich meuchlerisch aus dem Wege räumen. Im Jahre 534 bekriegte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, eroberte Autun, vertrieb den König Godomar und bemächtigte sich seines Reichs. Ueber seine Fehde mit Theoderichs Sohn Theodebert (s. Childebert 1). Stets auf Erweiterung seiner Besitzungen bedacht, durchzog er mit Childebert 542 den größten Theil Spaniens und kehrte mit reicher Beute nach Gallien zurück. Als Theodeberts I. Sohn, Theodowald, 555 starb, erhielt C. sein Reich und heirathete dessen Gemahlin Vuldotrad, trat sie aber, von den Bischöfen getadelt, dem Herzog Chariwald ab. In demselben Jahre empörten sich die Sachsen; C. schlug sie und die mit ihnen verbündeten Thüringer, wurde aber in einem neuen Feldzuge von ihnen geschlagen u. mußte nun selbst um Frieden bitten. Unterdessen drang sein mit Chunsena erzeugter, rebellischer Sohn, Chramnus, mit Childebert verbunden, siegreich bis Rheims vor; Letzterer aber starb 558 und überließ C. Schätze und Reich. Chramnus ward endlich auf Befehl des Vaters erdrosselt. C. zog darauf nach Tours in die Kirche des heiligen Martin und flehte um Vergebung seiner Sünden. Er † 561 zu Compiegne am Fieber und ward in der Kirche des heiligen Medardus zu Soissons beigesetzt. Von verschiedenen Frauen hatte er 7 Söhne: von Ingundis Gunthar, Childerich, Charibert, Guntram und Sigbert, von Aregundis Chilperich u. von Chunsena Chramnus; die ihn überlebenden, Charibert, Guntram, Chilperich u. Sigbert, theilten das Reich unter sich.

2) C. II., Chilperichs I. u. Fredegundens letzter Sohn, kam 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutze seines Oheims, des Königs Guntram von Burgund, auf den Thron, nachdem ihn die Großen des Reichs, 3 Bischöfe und 300 der besten Männer als ächten Sohn C.s beschworen. Im Jahre 593 schlug der junge König den Herzog Quintrio von Champagne siegreich zurück. Nach Childeberts II. Tode nahm Fredegunde mit ihrem Sohne Paris u. die übrigen Städte in Besitz und schlug Theodebert und Theoderich, die Söhne von jenem. Dieselben rächten sich aber 597 nach Fredegundens Tod und zwangen C. zu einem Vertrag, nach welchem das Land zwischen der Seine, der Loire, dem Ocean und der Grenze von Bretagne Theoderich, das ganze Herzogthum Denzelins bis zum Weltmeere Theodebert erhielt, C. selbst aber nur 12 Gaue zwischen der Serre, der Seine u. dem Weltmeere verblieben. Im Jahre 604 ließ C. den Hausmeier Theoderichs, Bertoald, bei Arlon überfallen, nahm den größten Theil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein und belagerte jenen in Orléans, wurde aber von Theoderich bei Estampes geschlagen und zum Frieden von Compiegne gezwungen. Als 605 zwischen Theodebert und Theoderich Krieg ausbrach, verband sich der Erstere mit C., und Beide suchten in Verbindung mit Witerich, dem König der Westgothen, Theoderich zu besiegen; dieser aber wußte den ländergierigen C. durch das Versprechen des Herzogthums Denzelins zu gewinnen, schlug seinen Bruder und unterwarf sich Austrasien. C. aber mußte sich hierauf jenes erst erkämpfen. Nach Theoderichs Tod drang C. mit Hülfe der Partei Arnulfs und Pipins in Austrasien ein, welches Brunehilde für ihre Enkel verwaltete. Diese rief die Völker jenseits des Rheins zum Beistand gegen C. auf, doch wurden dieselben von dem Hausmeier Warnar, der einen Mordanschlag der argwöhnischen Königin gegen ihn entdeckt hatte, für C. gewonnen, das Heer ging zu diesem über, und von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Sigbert und Corbus wurden umgebracht, Merowig in Haft gehalten, u. Brunehilde ward grausam hingerichtet. Warnar ward Hausmeier von Burgund, Rado von Austrasien. So ward C. Herr des ganzen Franken-

reiches. Im Jahre 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien. Er † 628. Seine Zeitgenossen rühmen seine Gelehrsamkeit, Gottesfurcht, Mildthätigkeit, Leutseligkeit und Güte; die meisten seiner Fehler, insbesondere seine Habsucht und Ländergier, fallen seinem Zeitalter zur Last. Um den Landfrieden war er sehr bemüht, und die Verbesserung des Gesetzes der Franken, Alemannen und Bayern ward von ihm vollendet. Auch die Kirchengesetze hielt er aufrecht. Kirchen und Geistliche hatten an ihm einen freigebigen Patron. Sein Sohn Dagobert I. folgte ihm im Gesammtreiche; sein Halbbruder Charibert mußte sich mit einem Theile von Aquitanien begnügen.

3) C. III., Chlodowigs II. und Balthilde's ältester Sohn, ward 656 nach seines Vaters Tod König der Franken, unter Vormundschaft seiner Mutter; sein Hausmeier war der herrschsüchtige Ebroin. Er † 670, etwa 19 Jahre alt, worauf der Hausmeier Ebroin Chlodowigs dritten Sohn, Theoderich III., auf den Thron erhob.

4) C. IV., nach Einigen Dagoberts II., nach Andern Theoderichs III. Sohn, wurde 718 von Karl Martell gegen Chilperich II. als Schattenkönig aufgestellt, † aber 719, worauf jener Chilperich II. zum König erhob.

Chlothilde (Clotilde, Klotilde), 1) Tochter des Königs Chilperich, Gemahlin Chlodowigs I., den sie während der Schlacht bei Zülpich 496 zum Christenthum bekehrte, nachdem sie schon vorher zwei Söhne hatte taufen lassen. Um den Tod ihrer Aeltern zu rächen, soll sie ihre Söhne Chlodomer, Childebert I. und Chlothar I. zum Krieg gegen Burgund bewogen haben. Sie † 544 zu Tours in einem Kloster und wurde wegen ihrer Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Armen und die Geistlichkeit heilig gesprochen.

2) Tochter Chlodowigs und der Vorigen, Gemahlin des Westgothenkönigs Amalrich, der sie durch Mißhandlungen zum Uebertritt zur arianischen Lehre zwingen wollte, weshalb ihr Bruder, Childebert I., jenen bekriegte und sie nach Frankreich zurückführte, doch † sie unterwegs.

Chlumetz, 1) Stadt im Kreise Gitschin des österreichischen Königreichs Böhmen, an der Czidlina, mit einem Schloß, einer Kratzenfabrik, bedeutender Pferdezucht, ansehnlichem Getreide- und Obstbau und 3300 Einwohnern. In der Nähe ein Mineralbad und große, fischreiche Teiche. — 2) Marktflecken im budweiser Kreise des Königreichs Böhmen, Bezirk Wittingau, hat ein Schloß mit Kapelle und schönem Garten, eine Papiermühle, ein Eisenbergwerk und 1250 Einwohner. Zur Kapelle Kleinmariazell gehen jährlich große Wallfahrten.

Chmel, Joseph, deutscher Geschichtsforscher, am 16. März 1798 zu Olmütz geboren, bildete sich hier, sowie nachher im k. k. Konvikt zu Kremsmünster und trat, um seinen Drang nach historischem Wissen befriedigen zu können, in seinem 18. Jahre in das Chorherrenstift St. Florian, wo er nach einigen Jahren Stiftsbibliothekar wurde. Der Propst Michael Arneth gewährte ihm Unterstützung und gestattete ihm auf Stiftskosten von 1830—33 einen längeren Aufenthalt in Wien, wo C. an der k. k. Hofbibliothek und im geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv zuerst die Quellen zu einer „Geschichte Kaiser Friedrichs IV." (Hamburg 1840—43, 3 Bde.) und dann überhaupt zur Geschichte Oesterreichs im Mittelalter sammelte. Im Jahre 1834 ward C. als zweiter Archivar und 1846, bei der Reorganisation des Haus-, Hof- u. Staatsarchivs, zum Vicedirektor desselben mit dem Titel und Charakter eines k. k. Regierungsraths ernannt. Unter seinen Schriften, meist Materialiensammlungen, sind von besonderer Bedeutung: „Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien im Interesse der Geschichte excerpirt" (Bd. 1—2, Wien 1840—41), „Materialien zur österreichischen Geschichte" (Bd. 1—2, in 5 Thln., das. 1832—40), „Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum imperatoris" (das. 1838—40, 12 Thle.), „Der österreichische Geschichtsforscher" (Bd. 1—3, das. 1838—1842). Die „Aktenstücke zur Geschichte Kroatiens und Slavoniens in den Jahren 1526 und 1527" (Wien 1846) und „Herbersteins Gesandtschaftsreise nach Spanien 1519" (das. 1846) bilden zugleich den 1. und 2. Band des „Habsburgischen Archivs". Bei Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1847 wurde auf Antrag C.s, der gleich anfangs zu ihren Mitgliedern gehörte, vaterländische Geschichtsforschung und Sammlung der Geschichtsquellen zu einer Hauptaufgabe derselben gemacht. Als Leiter der zu diesem Behuf aufgestellten Kommission ist C. der fleißigste Mitarbeiter, sowie auch der Herausgeber des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen", von welchem seit 1848 jährlich 2 Bände erscheinen, und dem seit 1851 ein „Notizenblatt" beigegeben ist. Als Hauptaufgabe seiner Forschungen hat sich C. die Geschichte des Hauses Habsburg gestellt, besonders die ältere bis zum Tode Maximilians I., welche er durch „Monumenta" und „Exkurse" zu beleuchten beginnt. Zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen C.s sind unter Anderem in den „Denkschriften" und „Sitzungsberichten" der Akademie enthalten.

Chmelnizky (Chmielnicki), 1) Bogdan Sinowi Michailowitsch, Hetman der saporogischen Kosaken, geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, legte seine ersten Waffenproben in den polnischen Armeen ab und erwarb sich das Vertrauen des Königs Wladislaus II., sah sich aber in seinem Streben, seinen Landsleuten ein erträglicheres Loos zu bereiten, getäuscht, ward selber mißhandelt u. entfloh nach einer Insel des Dniepr, wo ihn die Kosaken zu ihrem Sekretär erhoben. Als ein Aufstand derselben wegen Versagung von Sitz und Stimme auf dem Reichstag mißglückte, bewog C. auch die Tataren zur Erhebung, und das Glück begünstigte die Insurgenten. C. verlangte vom König Aufhebung alles Dessen, was seit 12 Jahren gegen die Kosaken beschlossen war, doch traf sein Brief den Monarchen nicht mehr am Leben. Das Interregnum benutzend, unterwarf sich C. Podolien, Pokutien, Volhynien und Rothrußland, schlug am 23. Sept. 1648 die Polen vollständig, bemächtigte sich darauf der wichtigsten Festungen und Städte, die ihm große Kontributionen bezahlen mußten, ließ Barbasch, den bisherigen Hetman, absetzen und sich als Befreier der Ukraine mit dem Reiherbusche, dem Zeichen der Hetmanswürde, zieren. In einem Vergleich mit den Polen am 17. August 1649 wurden die saporogischen Kosaken für ein freies Volk erklärt u. ihnen die freie Ausübung des griechischen

Ritus, auch dem Metropoliten von Kiew Sitz und Stimme im polnischen Senat und der Rang nach dem Primas von Polen zugestanden. C. wurde vom König als Kosakenhetman bestätigt. Als aber Kasimir einen Senator nach Kiew sandte, um den gefürchteten Hetman zu beobachten, und der Kosaken Beschwerden hierüber unberücksichtigt blieben, fiel C. an der Spitze von 30,000 Kosaken und Tataren in die Moldau ein und begab sich auf den Rath des Patriarchen von Konstantinopel unter den Schutz der Pforte. Kasimir führte ein Heer von 50,000 Mann gegen ihn, und es kam unfern Dubno, bei Berestecz, zur Schlacht. Zwar gelang es dem polnischen Feldherrn, die Kosaken von den Tataren zu trennen und erstere vollständig zu schlagen; doch erfocht C. später mehre kleine Siege und schloß den Sieger von Scheskoi, Potocki, in Kiew ein, worauf sich Kasimir genöthigt sah, den Vertrag von Zborow in allen seinen Punkten zu bestätigen. C. wies seinen Waffengenossen Niederlassungen in der Gegend von Poltawa an und that Alles, ihnen den ruhigen Besitz der erlangten Vortheile zu sichern. Der wiederholte Aufstand der ukrainischen Bauern gab dem König von Polen bald darauf Veranlassung, die Unterjochung der Kosaken noch einmal zu versuchen; er erlitt aber durch Schwert und Hunger so große Verluste, daß er Leben und Freiheit mit Gold abkaufen mußte. C. benutzte seinen Sieg und verwüstete Litthauen, dem König aber gelang es, durch glänzende Vorspiegelungen den Tatarenkhan von dem Hetman zu trennen. Hierauf brachte C. am 6. (16.) Januar 1654 zu Perejaslawl mit dem Czar Alexis Michailowitsch einen Vertrag zu Stande, in welchem er die Souveränetät des Czars anerkannte, dieser dagegen der Kosakenrepublik alle Freiheiten und Rechte des Besitzes, der Personen, eine eigene nationale Verwaltung und freien Handel zusicherte. Dagegen verlor C. das Recht, auf eigene Hand Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen; auch wurden 60,000 saporoger Kosaken zur Landfolge Rußlands verpflichtet. Die Folge dieses Bündnisses war für Polen der Verlust von Litthauen und der Ukraine. Obwohl C. das Joch fühlen mochte, das er sich und seinen Kosaken aufgeladen, so dachte er doch zu ehrlich, um ein vom Sultan ihm angetragenes Bündniß einzugehen. Dieser ließ ihn aus Rache vergiften; C. † am 15. August 1657 und wurde in der von ihm erbauten Kirche Sobutoro beigesetzt. Sein Andenken wird von den Kosaken noch hoch verehrt. Er war ein tapferer Krieger, ein kluger, vorsichtiger und unternehmender Feldherr und voll so aufrichtiger Vaterlandsliebe, daß er den Kosaken, die nach dem Tode seines ältesten Sohnes seinen jüngern, Georg C., zu seinem Nachfolger bestimmen wollten, diese Wahl widerrieth, da sie eines erfahreneren Führers bedürften. Dessen ungeachtet wurde derselbe zum Hetman erwählt, doch ward ihm, da er 1660 die Verbindung mit Rußland brach und sich an Polen anschloß, ein anderer Hetman entgegengestellt, der auch von den Russen bestätigt wurde. Bei Kanief (1662) geschlagen, versuchte er später nochmals, einen mit dem Sultan verbündeten Hetman zu befehden, gerieth aber dabei in türkische Gefangenschaft. Der Sultan söhnte sich indeß mit ihm aus, ernannte ihn zum Hetman der saporogischen Kosaken und endlich (1677) gar zum Fürsten der Ukraine, welche Würde er jedoch wahrscheinlich nicht lange genoß. Er verschwindet hiermit aus der Geschichte u. fand wahrscheinlich in den Kämpfen, die sein Vaterland endlich unter die Botmäßigkeit Rußlands brachte, seinen Untergang.

2) Nikolai Iwanowitsch, russischer dramatischer Dichter, besonders ausgezeichnet im Genre des Lustspiels, wurde zu Petersburg am 1. August 1789 geboren als Sprößling des Geschlechts des Kosakenhetmans Bogdan Michailowitsch Chmelnizky, welchem er selbst in dem einzigen historischen Drama, welches er schrieb („Sinowi Bogdan Chmelnizky oder die Einverleibung Kleinrußlands"), ein Denkmal gesetzt hat. Nachdem er eine sehr sorgsame Erziehung im älterlichen Hause genossen, trat er als Dolmetscher ins Ministerium des Auswärtigen ein, wurde oft als Kurier an fremde Höfe gesandt, machte auch 1812 den russischen Befreiungskrieg als Adjutant des Generals Fürsten Kutusow mit und folgte diesem General 1813 nach Deutschland. In den Jahren 1812—14 wurde C. öfters zu besonderen diplomatischen Aufträgen verwandt, nach beendigtem Kriege 1814 aber zum Chef der Kanzlei des petersburger Generalgouverneurs Miloradowitsch ernannt. Unter Kaiser Nikolaus ward er 1829 Gouverneur von Smolensk, für welche Stadt er ein wahrer Wohlthäter ward, da er vom Kaiser die Bewilligung einer Million Silberrubel erwirkte, um dieser im Kriege arg mitgenommenen Stadt wieder aufzuhelfen. Im Jahre 1837 wurde C. Gouverneur von Archangelsk, nahm aber Krankheit halber schon im folgenden Jahre seinen Abschied und lebte seitdem in Petersburg. C. ist als Lustspieldichter von großer Bedeutung für die russische Bühne, zu deren Umgestaltung und Veredlung er neben Wisin, Kapnist, Gribojedow, Fürst Schachowskoi und Gogol wesentlich beitrug. Sein Zweck war, dem russischen Drama eine nationale Färbung und einen edlen Gehalt zu geben, was er dadurch zu erreichen suchte, daß er seine Zeitgenossen zunächst an die besseren französischen Werke eines Regnard und Molière, die er zum Theil meisterhaft ins Russische übersetzte, gewöhnte und ihren Geschmack veredelte. Vorzüglich gelungen sind seine Uebersetzungen des „Tartüffe" u. der „Schule der Frauen". Auch seine eigenen zahlreichen Komödien zeichnen sich durch große Gewandtheit der Sprache und leichte, gefällige Rhythmik aus. Nur zuweilen hat er in der Anlage seiner Stücke dem Unnatürlichen und Bizarren zu viel Raum vergönnt. Als seine Hauptwerke sind die nachfolgenden Dichtungen zu nennen, welche sich auf der russischen Bühne einen dauernden Erfolg gesichert zu haben scheinen: „Zarskoje Stowo" (Das Czarenwort); „Russkij Faust" (Der russische Faust), Komödie in 5 Akten; „Karantin" (Die Quarantaine); „Goworun" (Der Schwätzer); „Aktëri meshdu ssoboju" (Die Schauspieler unter einander); „Neratschitel'nyj" (Der Unentschiedene oder sieben Feiertage in der Woche); „Woduschnyje Samki" (Die Luftschlösser) 2c. C. † am 20. September 1845 zu Petersburg als wirklicher Staatsrath. Vier Jahre nach seinem Tode erschien eine Gesammtausgabe seiner Werke (Petersburg 1849, 3 Bde.), welche auch einige kleinere, auf das Drama Bezug habende Schriften C.'s, sowie seine Uebersetzungen französischer Komödien enthält.

Chmelow, Marktflecken im Kreise Romny des europäisch-russischen Gouvernements Poltawa, mit

5000 Einwohnern (meist Kleinrussen und Polen), welche einen lebhaften Handel mit Vieh, Wolle, Borsten, Tuch u. Cerealien unterhalten u. den stärksten Tabaksbau in ganz Rußland betreiben. Ueber 100,000 Pud kommen jährlich zur Ausfuhr.

Chmielnik, 1) Stadt im Gouvernement Radom des russischen Königreichs Polen, an den Quellen der Skodnia, mit 2 Kirchen, einer Synagoge u. 4000 Einwohnern (viele Juden). In der Nähe sehr beträchtliche Kupfer- und Bleibergwerke und Eisengruben, welche ansehnliche Quantitäten Erze, die hier sogleich verarbeitet werden und zum Export gelangen, produciren. — 2) (Chmelnik), Stadt im Kreise Litin des russischen Gouvernements Podolien, am Bug, ein ansehnlicher Ort mit mehren griechischen und einer katholischen Kirche, einer Synagoge und (1858) 7591 Einwohnern (1800 erst 1178). Der fruchtbare Boden, der viele vom Bug bewässerte Wiesen und Weiden enthält, worauf das schönste podolische Vieh gedeiht, die erhebliche Weizen- und Tabakskultur, sowie der ausgezeichnete Waldbau und der Gewerbfleiß der Bewohner, worunter auch viele Polen, Kleinrussen und Juden sind, haben zu dem schnellen Aufblühen des Orts wesentlich beigetragen.

Chneph, s. v. a. Kneph.

Chnodomar, König der Alemannen im 4. Jahrhundert n. Chr., machte sich den Römern so furchtbar, daß er vom Kaiser Constantinus das Land zwischen dem Rhein und den vasgauischen Gebirgen, von den Alpen an bis Mainz hinab, 354 urkundlich abgetreten erhielt. Im Jahre 357 machte C. Raubzüge in das Innere Galliens, schlug, als der Cäsar Julian die auf den Rheininseln befindlichen deutschen Greise, Weiber und Kinder niedermachen ließ, eine römische Heeresabtheilung unter Barbatio und lagerte sich mit alemannischen Schaaren in den Gefilden von Straßburg. Sieben Könige und 10 Fürsten standen jenen vor, aber unter Allen ragte C. durch kühnen Geist, seine hohe, trotzige Gestalt und sein bisheriges Glück hervor. Sie schickten eine Gesandtschaft an den Cäsar im nahen Lager und verlangten von ihm, daß er sie im ruhigen Besitze ihres Landstrichs lassen sollte. Julian aber nahm die Gesandten gefangen und rückte sogleich den Alemannen entgegen; ein erbitterter Kampf entspann sich, der endlich mit dem Sieg der Römer endete. C. aber wollte das feindliche Ufer nicht verlassen und nahm, von seinen Getreuen umgeben, den Weg nach seinem alten befestigten Lager, wurde aber auf einem Hügel umzingelt, und Hunger und Ermüdung lieferten ihn endlich mit 200 Getreuen in Julians Hand. C. † in Gefangenschaft in den Castris Peregrinis auf dem cölischen Berge, nach römischen Berichten an der Schlafsucht.

Chobah, Ort in Syrien, nördlich von Damascus, wo Abraham die gegen ihn verbündeten Könige (1. Mos. 14, 15) schlug, zu Eusebius' Zeit ein von Ebioniten (judaisirenden Christen) bewohnter Flecken.

Choc (franz., Chok), eigentlich der gewaltsame Zusammenstoß zweier Körper, daher das gewaltsame Anrennen zweier im Gefecht begriffenen Reiterlinien, zum Unterschied von der Attake (s. d.). Soll der C. wirksam sein, so muß er mit der höchsten Vehemenz ausgeführt werden, weshalb man dazu die Kraft der Pferde bis zum letzten Augenblick aufspart. Unter 10 Attaken kommt es oft kaum bei einer zum C., gewöhnlich wartet der angegriffene Theil den C. nicht ab, oder der chokirende dreht sich um, wenn er entschlossenen Widerstand sieht. Der eigentliche C., bei dem die Pferde Carrière laufen müssen, darf nicht eher begonnen werden, als 80 Schritt vom Feinde. Die Reiter halten den Degen oder Säbel über den Kopf bereit, die Uhlanen führen den C. mit eingelegter Lanze aus. Kleinere Abtheilungen, wie einzelne Regimenter und Schwadronen, chokiren in der Regel viel heftiger, als Brigaden und Divisionen; die schwere Kavallerie chokirt häufig nur im Galopp, die leichte Kavallerie jedoch stets im Carrière. Ein geübter Blick, der den günstigen Moment erfaßt, und ein kühner Entschluß führen bei solchen Angriffen zum Siege.

Chocim, Festung, s. Chotschim.

Choco, früher eine Provinz der südamerikanischen Republik Neugranada, seit 1858 ein Theil des Föderativstaats Cauca, umfaßt das Küsten- und anstoßende Binnenland zwischen dem großen Ocean und den Westcordilleren bis südlich zur Mündung des San Juan. Nach Norden fließt in weitem Thal der Atrato mit zahlreichen Zuflüssen dem Golf von Darien zu. Eine klimatische Eigenthümlichkeit dieses Theils der Ostküste von Südamerika ist, daß es hier keine trockene Jahreszeit gibt, während es an der peruanischen Küste niemals regnet. Die Landschaft zählt 43,650 Einwohner, meist Neger und Mulatten, und ist reich an Gold, das sich im Süden, in der Cordillera de C., einem unbedeutenden, an der Küste entlang ziehenden Gebirgszuge, in einem Lager von 12—14 Leguas Breite findet und von den Flüssen fortgeführt wird. Der Ertrag der Wäscherei betrug jährlich an 13,000 Mark; seit Emancipation der Sklaven (1853) ist er sehr gesunken. Auch Platina findet sich viel. Hauptstadt ist Quibdo.

Choctaws, großer nordamerikanischer Indianerstamm, der früher am mittleren Mississippi und am Yazooflusse wohnte, seit 1839 aber mit den ihm verwandten Chickasaws den Theil des Indianerterritoriums inne hat, welcher nördlich vom Canadian- und Arkansasflusse, östlich vom Staat Arkansas, südlich vom Redriver und westlich vom 100.° westl. L. von Paris begrenzt wird. Das Gebiet, dessen Areal etwa 917 □Meilen beträgt, ist im Osten uneben, mit großen, fruchtbaren Thälern, gegen Westen wellenförmig und wohlbewässert. Die C. treiben ausgedehnten Ackerbau (Mais und Baumwolle), unterhalten einen ansehnlichen Viehstand, haben gut gebaute Häuser, sind mit Säge- und Mahlmühlen versehen, verstehen sich auf Spinnen, Weben und die wichtigsten Handwerke und haben eine der Unionsverfassung nachgeahmte geschriebene Konstitution mit einem gesetzgebenden Rath (General council) von 40 Mitgliedern, die sich jährlich im Oktober versammeln, sowie geschriebene Gesetze. Die Exekutivgewalt wird von 4 gewählten Häuptlingen ausgeübt. In Betreff der Justiz findet Untersuchung durch Geschworene und Appellation Statt. Zur Bezahlung von Schulden existiren keine zwingenden Gesetze; sie ist dem Ehrgefühl empfohlen, was gewöhnlich auch hinreicht. Alle Männer der Nation sind wehrpflichtig; die oberste Gewalt hat ein General, der vom ganzen Volke gewählt wird. Die Sprache der C. (Choctaw-

Muskogesprache) ist eine der 3 Hauptsprachen der Indianer. Für die religiösen Bedürfnisse derselben sorgen die Sendlinge der amerikanischen Missionsgesellschaften, denen auch hauptsächlich die bedeutenden Fortschritte dieser Indianer in der Civilisation zu verdanken sind. Das Neue Testament und einige andere Bücher sind von ihnen in die Sprache der C. übersetzt worden. Für Schulen wird kontraktmäßig ein bestimmter Theil der Jahrgelder verwendet, welche die Union für die Länderabtretungen im Betrag von 36,000 Dollars zu zahlen hat. Im Ganzen haben die C. an die Vereinigten Staaten von 1801—31 19,934,400 Acres Land abgetreten und dafür an Entschädigung 20,030,912 Acres in Land (zu einem Werth von 20,750,000 Dollars gerechnet) und 2,288,730 Doll. in Waaren, Geld ꝛc. erhalten. Ueber die Zahl der C. liegen keine Angaben vor.

Chocz, russisch-polnische Stadt im Kreise und Gouvernement Kalisz (Kalisch) des Königreichs Polen, an der Proßna, hat 3 katholische Kirchen, ein jüdisches Bethaus, 2 Schulen, ein Armenhaus, mehre Tuchfabriken, Leinwandmanufakturen, Talgschmelzen, eine Hutfabrik und eine Rothgerberei und 2200 Einwohner (meist Polen).

Choczim, Festung, s. Chotschim.

Chodkjewicz (Chodkowic), 1) Jan Karol, polnischer Feldherr, geboren 1560, Sprößling eines angesehenen Geschlechts in Litthauen, besuchte die Jesuitenakademie zu Wilna, wo sein Vater Kastellan und Gouverneur von Livland war, bereiste dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England u. Deutschland, nahm hierauf Theil an den Feldzügen nach der Walachei und gegen die rebellischen Kosaken und zeichnete sich so vortheilhaft aus, daß er zum Feldhetman von Litthauen erhoben wurde. Im Jahre 1602 übernahm er den Oberbefehl über das polnische Heer in Livland, siegte bei Dorpat u. Weißenstein gegen die Schweden, ward dafür Großhetman von Litthauen und schlug 1605 bei Kirchholm König Karl IX. aufs Haupt. Dieser Sieg verlieh seinem Namen europäische Berühmtheit. Im Jahre 1611 schloß er mit den Schweden einen Waffenstillstand und ward von Sigismund III. zur Fortsetzung des Krieges gegen den falschen Demetrius gerufen; die schlechte Disciplin des Heeres, die er mit aller Mühe nur wenig verbessern konnte, zwang ihn jedoch, Moskau, das er besetzt hielt, zu verlassen und in Rußland umherzuziehen. Der Vertrag von Diwlin (1618) gestattete ihm freien Rückzug nach Polen. Im Jahre 1620 übernahm er den Oberbefehl gegen die Türken und blieb in mehren Treffen Sieger, † aber schon im folgenden Jahre. Die Beschreibung seiner Feldzüge hat er im Manuskript hinterlassen. Er stiftete das Jesuitenkollegium zu Kroie in Samogitien, das 1772 in eine gewöhnliche Schule verwandelt wurde.

2) Alexander, aus derselben Familie, widmete sich anfangs wissenschaftlichen Studien, schloß sich aber, als sich 1812 Polen im Vertrauen auf französischen Schutz gegen Rußland erhob, dem Aufstande an u. bildete auf eigene Kosten ein Infanterieregiment. Im Jahre 1818 erschien er als Woiwode des Königreichs Polen, legte aber diese Stelle, angeblich wegen einer Beleidigung seitens des Großfürsten Konstantin, bald wieder nieder. Eine 1826 in Rußland entdeckte Verschwörung führte seine Verhaftung und Verbannung nach Sibirien herbei. Sein späteres Schicksal ist unbekannt. Er schrieb mehres Dramatische: 2 Tragödien („Cato und Virginie", „Wladislaw Jagellon"), eine Oper ꝛc.

Chodowiecki, 1) Daniel Nikolaus, berühmter deutscher Maler und Kupferstecher, geboren am 16. Oktober 1726 zu Danzig, erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann und enthusiastischen Kunstliebhaber, den ersten Unterricht in der Miniaturmalerei, begann dann seine Lehrjahre als Kaufmann, anfangs in Danzig, dann in Berlin, nebenbei jede müßige Stunde für seine Kunst benutzend. In der Folge gab er das Handelsfach ganz auf, machte bedeutende Fortschritte im Zeichnen u. in der Komposition, malte dabei fortwährend in Miniatur, versuchte sich 1756 auch im Radiren, dem bald mehre kleine geätzte Blätter folgten, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der berliner Akademie, die ihm den Auftrag gab, die Bilder für ihren Kalender zu fertigen. Da sich die Aufträge häuften, gab er seine Miniaturmalerei ganz auf. Lange schon hatte er die Stelle eines Vicedirektors bei der Akademie der bildenden Künste verwaltet, als er 1793 zum wirklichen Direktor ernannt wurde. Als solcher † er am 7. Febr. 1801. C. fand die Anerkennung seiner Zeitgenossen in reichem Maße; es erschien fast kein artistisch ausgestattetes Werk, zu dem er nicht mindestens eine Vignette lieferte. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als 3000. Eine sehr vollständige Sammlung besaß die Tochter des Künstlers. Der Kunstliebhaber Jakoby in Berlin gab ein Verzeichniß von C.'s sämmtlichen Kupferstichen heraus (1814), wozu Link im „Kunstblatt" 1838, sowie im „Deutschen Kunstblatt" 1851 schätzbare Bemerkungen und Zusätze gegeben hat. Hervorzuheben sind: der Abschied des Jean Calas, nach des Künstlers eigenem Gemälde; Friedrich II. und der Kronprinz auf der Heerschau zu Potsdam; der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig; General Ziethen vor dem Könige sitzend; 12 Blätter zu Minna von Barnhelm; 12 Blätter zum Don Quixote; die Blätter zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten; 12 Blätter zum Landprediger von Wakefield; 13 Blätter zu Gellerts Fabeln; 8 Blätter zu Bürgers Gedichten; 12 Blätter zu Voltaire's Schriften; 6 Blätter zu Schillers Räubern; 12 Blätter zu Yoricks Empfindsamer Reise; 12 Blätter zu Shakspeare's Heinrich IV.; 12 Blätter zum Hamlet; 12 Blätter Brandenburgische Kriegsscenen; 12 Blätter zu Shakspeare's Lustigen Weibern zu Windsor; 12 Blätter zu Coriolanus; 12 Blätter zu Shakspeare's Sturm; 12 Blätter zu Macbeth; 12 Blätter zu den Anekdoten von Friedrich II.; 24 Blätter zu Kosegartens Clarisse; 6 Blätter zur Luise von Voß; 12 Blätter zur Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs; 3 Blätter zur Geschichte Peters des Großen; 12 Blätter Modethorheiten u. a. C. ist bei der Wahrheit, Lebendigkeit und Laune, mit der er moderne Figuren darstellte, als der Stifter einer neuen Kunstgattung zu betrachten. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind aus dem bürgerlichen Leben gegriffen. Ueberall zeigt er sich als tiefen Kenner des menschlichen Herzens und treffenden Sittenmaler, indem er bald das Laster mit den grellsten Farben schildert, bald die Thorheiten der Zeit mit launigem Spotte

geißelt, und dies Alles auf kleinem Raum. In seinen kleineren Vignetten entsprach er im Allgemeinen den strengen Kunstanforderungen mehr, als in seinen größeren Versuchen, u. in der ihm eigenthümlichen Sphäre des gewöhnlichen Lebens wiederum mehr, als in idealen Darstellungen, wo ein gewisser Zwang nur zu deutlich hervortritt.

2) Gottfried, Maler und Kupferstecher, der jüngere Bruder des Vorigen, geboren zu Danzig 1728, malte in Miniatur und Email, besonders Landschaften und Schlachten, Jagden und Pferdestücke, und radirte Mehres theils nach eigener, theils nach seines Bruders Erfindung; † 1781.

3) Wilhelm, Kupferstecher, Sohn von C. 1), setzte, von seinem Vater gebildet und seine Fülle von Witz erbend, dessen Schule mit Auszeichnung fort, so daß jener des Sohnes frappante Charakterzeichnungen unter seinem Namen veröffentlichte. Er † 1805 im blühendsten Mannesalter.

Chodziesen (**Chodziesk**), Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an einem See, hat eine katholische und eine lutherische Kirche, Synagoge, ein Hospital u. 3300 Einwohner (davon 1/3 Juden), welche große Tuchmacherei, Leinweberei, Spitzenmanufaktur, Gerberei und Färberei treiben.

Chodzko, Jacques Lionard Boreykow, polnischer Geschichtschreiber, geboren zu Oborek im Palatinat Wilna am 6. Nov. 1800, empfing seine wissenschaftliche Bildung in Molodeczno u. Wilna unter Thomas Zan und Lelewel und begleitete 1819 den Senator Fürsten Michael Oginsky auf seiner Reise durch Rußland, Deutschland, England und Frankreich, nahm dann seinen bleibenden Wohnsitz in Paris u. eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit den „Observations sur la Pologne et les Polonais" (Paris 1827), denen die Memoiren Oginsky's folgten. In der Julirevolution focht er auf Seiten der Liberalen und ward von Lafayette zum Adjutanten gewählt. Nach dem Ausbruche der polnischen Revolution wurde er vom Nationalgouvernement bevollmächtigt, die Interessen seines Vaterlandes der öffentlichen Meinung und der französischen Regierung gegenüber zu vertreten, u. war zugleich als Mitglied des französisch-polnischen u. des amerikanisch-polnischen Komité's thätig; nach Ankunft der polnischen Emigrirten in Frankreich ward er Mitglied des Nationalkomité's. Er schrieb noch: „Une esquisse chronologique de l'histoire de la littérature polonaise" (Paris 1829); „Histoire des légions polonaises en Italie sous le commandement du général Dombrowsky" (das. 1829 bis 1832, 2 Bde.); „Les Polonais en Italie, tableau historique, chronologique et géographique des traveaux des Polonais en Italie pour la regénération de leur patrie" (das. 1830); „Histoire des légions polonaises à l'armée du Rhin et du Danube sous les généraux Kniasziewicz et Jablonowsky" (das. 1831). Außerdem gab er mit Michael Podczarynsky und Theodor Morawsky Malte-Bruns „Tableau de la Pologne ancienne et moderne" (Paris 1830, 2 Bde.) heraus u. führte die oberste Leitung des „Pologne pittoresque, scènes historiques, monuments etc." (das. 1835—38. 2 Bde.). In seinen historischen Werken zeichnete sich C. weniger als gründlicher Geschichtschreiber, denn als fleißiger Sammler u. warmer Patriot aus, welche letztere Eigenschaft ihm in Frankreich und Polen einen volksthümlichen Namen erwarb.

Chörileischer Vers, nach dem Dichter Chörilus benannter Vers mit tripodischem Maße, z. B.

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡

Rufe, o Aristokrat: „Fort Bürgercanaille da!"

Chörilus, 1) C. der Athener, einer der ältesten tragischen Dichter, wurde um 544 v. Chr. geboren, blühte zur Zeit der Pisistratiden und lebte noch zu Anfang des zweiten Perserkrieges. Unter seinen von Suidas auf 150 angegebenen Stücken waren einige Tragödien, weshalb C. auch vorzugsweise der Tragiker genannt wird. Im Wettstreite mit Phrynichus soll er 13mal den Preis errungen haben. Seine meisten Dichtungen waren indeß nicht wirkliche Tragödien, sondern roh entworfene und flüchtig ausgearbeitete, vielleicht gar nur extemporirte Satyrspiele, die als solche in der Mitte zwischen Tragödie und Epos standen. Sonst kennen wir von ihnen nicht einmal die Titel, und selbst der chörileische Vers (s. d.) dürfte, wenn er auch das Metrum des C. trägt, wohl nicht von ihm herrühren. Vergl. A. F. Näke, Choerili Samii quae supersunt, collegit et illustravit, de Ch. Samii aetate, vita et poes. aliisque Choerilis disseruit etc., Leipzig 1817.

2) C. der Epiker, aus Samos, nach Anderen aus Halicarnassus oder aus Jasus in Karien, um 472 v. Chr. geboren, war nach Suidas von ausnehmend schöner Gestalt und Sklave, entlief aber und soll dann Herodots Freund und Zuhörer gewesen sein. Er ist Verfasser eines Heldengedichts „Perseïs", welches den Sieg der Athener über Xerxes feiert und dem Autor einen goldenen Stater (4 Thaler 16 gGr.) für den Vers eingebracht haben soll. Um Olymp. 94 trat er mit dem spartanischen Feldherrn Lysander, welcher durch ihn seine Kriegsthaten verherrlicht zu sehen wünschte, in Verbindung. Kurz darauf finden wir ihn am Hofe des macedonischen Königs Archelaus, eines Freundes der Wissenschaften. Er † das. um Olymp. 94, 4. Von seinem Epos sind nur wenige Reste (12 Fragmente als einzelne Verse und Wörter) auf uns gekommen, die uns über Inhalt und Gang desselben keine näheren Aufschlüsse bieten; der poetische Werth des Gedichts kann nicht ganz gering gewesen sein, da es sich des Beifalls der Athener zu Pericles' Zeit erfreute.

3) C., epischer Dichter, von Jasus in Karien, Begleiter Alexanders des Großen auf seinem Zuge nach Persien, soll dessen Thaten in einem fortlaufenden epischen Gedichte besungen haben. Er ist wahrscheinlich auch der Dichter des „Lamischen Krieges". Alexander soll mit dem Dichter einen Vertrag gemacht haben, wonach er ihm für jeden guten Vers seines Gedichts ein Goldstück, für jeden schlechten aber eine Ohrfeige geben wollte, und C. soll in Folge der vielen Belohnungen letzterer Art den Tod gefunden haben.

Choiseul, 1) Etienne François de C.-Amboise, Graf von Stainville, Minister Ludwigs XV. von Frankreich, wurde als Sprößling einer der ältesten u. berühmtesten Familien des französischen Adels den 18. Juni 1719 geboren. Sein Großvater, Generalgouverneur von St. Domingo, hatte aus Familienrücksichten den Herzogstitel aufgegeben und den Namen eines Grafen von Stainville,

den seines Schwiegervaters, angenommen, unter welchem auch sein Enkel die politische Laufbahn begann. Dieser wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, nahm dann Militärdienste und führte in Paris ein lockeres Leben, zeichnete sich aber im österreichischen Erbfolgekrieg bei der Belagerung von Prag (1741) so aus, daß er ein Infanterieregiment erhielt. Nach Paris zurückgekehrt, erstieg er als Begünstigter der allmächtigen Mätresse des Königs, der Marquise von Pompadour, rasch die Staffeln der königlichen Gunst, wurde 1748 Generallieutenant und 10 Jahre darauf zur Würde seiner Vorfahren, zum Herzog von C., erhoben. Mit Schulden belastet, heirathete er die Tochter eines reichen Bankiers Crozat, mit welcher er in langer u. glücklicher, doch kinderloser Ehe lebte. Zur Aufrechterhaltung ihres Werks, der Allianz Frankreichs mit Oesterreich, beförderte ihn die Pompadour 1756 zum Gesandten am römischen Hof, sodann in Wien und endlich zum Minister des Auswärtigen. C. hatte als solcher einen schwierigen Stand, den er nur dadurch zu behaupten wußte, daß er der Volksstimme keck Hohn sprach. Trotzdem, daß der im Bunde mit Oesterreich gegen Preußen unternommene Krieg eine üble Wendung nahm, schloß C. ein neues Bündniß mit Oesterreich. Er war rastlos thätig, die Rüstungen zu Lande und zu Wasser zu betreiben, aber seine Mühe scheiterte an der Unfähigkeit der Heerführer, der Kreaturen der Pompadour; auf allen Meeren unterlagen die französischen Geschwader, u. die französischen Kolonien u. der Handel gingen zu Grunde. Eine Landung in England sollte alle diese Verluste ersetzen, aber das Unternehmen scheiterte schmachvoll an der Feigheit und Ungeschicklichkeit des Admirals Conflans. Die überhand nehmende Finanznoth erlaubte in den folgenden Jahren keine bedeutenden Rüstungen, und so spann sich der Krieg ohne entscheidende Ereignisse 2 Jahre fort, während welcher Zeit C., nach Belle-Isle's Tode, das Portefeuille des Kriegsministeriums übernahm und das der auswärtigen Angelegenheiten seinem Verwandten, dem Grafen von Choiseul, nachmaligem Herzog von Praslin, übertrug. Das von C. zu Stande gebrachte Familienbündniß der Bourbonen, wodurch Frankreich, Spanien, Sicilien und Parma sich für alle Zeit gegenseitige Gewähr und Hülfe zusagten, ward als ein Meisterwerk der Politik bewundert, brachte aber seinen Theilnehmern wenig Nutzen. Nach unzähligen Opfern, die nutzlos vergeudet worden, unterhandelte C. 1763 mit Geschick und Schlauheit den Frieden und stahl sich dadurch in die Gunst des Volks, als hätte er einen großen Sieg errungen; noch populärer machte er sich, als er den König zur Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich bewog. Der Grund hiervon war eines Theils sein Wunsch, sich durch die Parlamente, die heftigsten Gegner der Jesuitenherrschaft, einen festen Haltpunkt zu verschaffen, und anderen Theils das Interesse der Pompadour, da die Jesuiten stets gegen sie zu Gunsten des Dauphins intriguirten. Die nächsten Folgen, welche für C. aus diesem wichtigen Akt erwuchsen, waren Vertrauen der Parlamente zu ihm, allgemeine Anerkennung seiner Macht und seines Muthes und Lobpreisungen von Seiten der Schriftsteller und Philosophen, aber auch Haß von Seiten des Dauphins und geheime Verleumdungen bei dem schwachen König, die ihm bei dem plötzlichen Tod der Pompadour, den 15. April 1765, leicht gefährlich werden konnten. Er faßte daher zur Sicherung seiner Stellung den großen Gedanken, Frankreich von der römischen Kurie ganz zu trennen und eine unabhängige gallikanische Kirche zu gründen, und ließ sogleich, trotz der Bitten und Drohungen Klemens' XIII., 1768 Avignon und Venaissin von französischen Truppen besetzen. Der nachfolgende Papst, Klemens XIV., aber wußte den König wieder für sich zu gewinnen und so C.s Plan zu vereiteln. C. hatte den Charakter seiner Nation sehr richtig aufgefaßt; er schmeichelte ihrer Eitelkeit und beschäftigte sie durch immer neue, glänzende Aussichten. Daneben bemühte er sich in der That ernstlich, die Flotte herzustellen und Handel und Industrie zu beleben, um Englands Uebergewicht zur See zu vernichten und die verlorenen Kolonien wieder zu gewinnen. Während die Unternehmung einer neuen Kolonialorganisation in Guyana scheiterte, hoben sich Domingo, Martinique und Guadeloupe und gewannen für das Mutterland große Bedeutung. Der ostindische Handel nahm neuen Aufschwung, alle Seeplätze des Mutterlandes waren in Thätigkeit, Kriegs- u. Handelsschiffe auszurüsten. Geistige Regsamkeit ging mit dieser merkantilischen Hand in Hand; Voltaire's Name glänzt unter den Sternen dieses Zeitalters. Um den Glanz der französischen Waffen wieder herzustellen, legte C. treffliche Militärschulen an; nach dem System Friedrichs II. schaffte er im Heerwesen die Käuflichkeit der Patente ab und führte die Anciennetät ein, aber zugleich auch die engen Röcke, das pedantische Exercitium und die Stockprügel. Durch diese Reformen zog er sich viel Anfeindung zu, doch ist nicht zu leugnen, daß er der französischen Artillerie und dem Geniewesen einen Aufschwung gab, der sie bald in ganz Europa gefürchtet machen sollte. Ein weiteres Verdienst C.s ist seine auswärtige Politik, die stets national, dem geschwächten Frankreich für die Zukunft eine neue Bahn des Ruhms zu brechen bemüht war. Zu diesem Zwecke unterstützte er die polnische Konföderation und verwickelte Rußland, dessen überhand nehmende Macht ihm für das Gleichgewicht Europa's bedenklich ward, in den Krieg mit der Pforte; er schickte französische Offiziere nach Ostindien, dessen Fürsten er mit den amerikanischen Kolonien zugleich gegen England bewaffnen wollte, überwachte durch Spione die Höfe und Kabinete und leitete geschickt die Fäden der politischen und diplomatischen Intriguen, um sie für seine Zwecke zu benutzen, eine Fähigkeit, wegen deren ihm die Kaiserin von Rußland den Titel le cocher de l'Europe beilegte. Der plötzliche Tod einiger der rüstigsten Glieder der königlichen Familie, des Dauphins und seiner Gemahlin, sowie des Schwiegervaters des Königs, eines Jesuitenfreundes, begann seinen Ruf zu beflecken, indem die Jesuiten das Gerücht einer vorliegenden Vergiftung durch C. ausstreuten. Die königliche Gunst verlor dieser jedoch erst durch die ihm feindliche Mätresse des Königs, Dubarri. Durch einen Nationaltriumph, der seine eifrig betriebenen Seerüstungen im Glanze des Sieges zeigen sollte, wollte C. die verlorne Gunst wieder gewinnen. In geheimem Briefwechsel suchte er den König von Spanien für einen Krieg mit England zu gewinnen, zu dem es bei den schwankenden Verhältnissen

der englischen Kolonien in Nordamerika an Veranlassung nicht fehlen konnte. C.s Gegner aber verriethen dem König den Plan und stellten ihn als einen Verräther dar. Ludwig XV. sandte darauf dem Minister zugleich mit dem Abschied am 10. December 1770 einen Verhaftsbefehl. C.s Fall hatte die Auflösung der Parlamente zur Folge, die an jenem ihre Stütze verloren. Die Unfähigkeit der Nachfolger C.s im Ministerium setzten jedoch dessen Tüchtigkeit bald in so helles Licht, daß ihm der König verstattete, sich nach seinem Landsitze Chanteloup an den Ufern der Loire zu begeben, wo er einen fast fürstlichen Hofhalt um sich versammelte und die Huldigung von ganz Frankreich empfing, die um so höher stieg, je tiefer der Nationalruhm durch die verkehrten Regierungsmaßregeln der herrschenden Partei sank. Selbst der König entbehrte ihn schmerzlich; dennoch wußte die Partei der Dubarri seine Rückberufung zu verhindern. Ludwig XVI. verstattete bei seiner Thronbesteigung 1774 C., in der Hauptstadt zu wohnen und wieder am Hofe zu erscheinen; derselbe wurde mit Auszeichnung behandelt, blieb in gutem Vernehmen mit den wiederhergestellten Parlamenten und übte nicht unbedeutenden Einfluß auf den König und die Königin aus, bis er an einem Fieber am 7. Mai 1785 †. Mit großer Pracht wurde er in der Kirche St. Eustache bestattet, und seine Gattin opferte ihr Vermögen, um durch Bezahlung seiner Schulden sein Andenken vorwurfsfrei zu erhalten. Voll der seltensten Talente eines Staatsmannes, besaß C. doch inmitten der schandbaren Zügellosigkeit des Hofes nicht sittliche Kraft genug, um sich zur wahren Größe zu erheben; darum erlag er den Kabalen eines Weibes, wie ihn ein Weib erhoben.

2) Maria Gabriel Auguste Laurent, Graf von C.-Gouffier, berühmter Alterthumsforscher und Pair von Frankreich, war geboren den 27. September 1752. Der klassische Unterricht erweckte früh die Sehnsucht in ihm, Griechenland selbst zu besuchen; aber erst 1776 konnte er dieselbe befriedigen. Die Resultate seiner Forschungen auf dem klassischen Boden des Alterthums legte er in der „Voyage pittoresque de la Grèce“ (1778) nieder, einem Werke, daß ihm die Mitgliedschaft der französischen Akademie erwarb. Im Begriff, eine zweite Reise nach Griechenland vorzubereiten, wurde er zum französischen Gesandten in Konstantinopel ernannt und konnte nun seine Studien mit Eifer verfolgen; doch zogen ihm seine Sympathien für das nach Freiheit schmachtende Griechenland auch manche Anfechtungen zu. Den ihm 1791 angetragenen Gesandtschaftsposten zu London nahm er nicht an, fuhr auch nach dem Sturz der Bourbonen fort, diese als die legitimen Beherrscher Frankreichs zu betrachten, und richtete seine diplomatischen Noten an die in Deutschland lebenden Brüder Ludwigs XVI. Die republikanische Armee am Rhein fing dergleichen Depeschen auf u. leitete C.s Verhaftung ein; dieser aber floh nach Rußland u. wurde von Katharina II. ehrenvoll aufgenommen. Paul I. ernannte ihn später zum Staatsrath, zum Direktor der Kunstakademie und kaiserlichen Bibliothekar; sein vertrauter Umgang mit dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Cobenzl, entzog ihm jedoch eine Zeitlang die Gunst des Kaisers. Nach Alexanders I. Thronbesteigung (1802) kehrte er nach Frankreich zurück und lebte nur den Wissenschaften, gab auch nach vieljährigen Unterbrechungen die Fortsetzung seiner „Voyage pittoresque“ heraus. Vorher schon als Mitglied in das Nationalinstitut aufgenommen, ward er nach der Restauration Pair von Frankreich, Mitglied des Kabinetsrathes und 1816 durch königliche Ordonnanz wieder als Mitglied in die Akademie berufen. Er † den 20. Juni 1817 ohne Nachkommen, obwohl er zweimal, das erste Mal mit einem Fräulein von Gouffier, deren Familiennamen er dem seinigen beifügte, und dann mit der Prinzessin Helene von Bauffremont, verheirathet war. Seine bedeutende Sammlung von Alterthümern ist jetzt mit dem Museum im Louvre vereinigt; eine neue Ausgabe seiner „Voyage pittoresque“ erschien Paris 1841, von Müller und Hase besorgt.

Choisi (franz.), eine Art Halbporzellan.

Choisy-le-Roi, Stadt im französischen Departement Seine, am Yères (Nebenfluß der Marne) u. an der Orléansbahn, mit 3300 Einw., ein sehr angenehmer Ort mit Landhäusern u. vielen Fabriken, namentlich von Fayence.

Chokolade (auch Chocolate), ein aus den Kakaobohnen (s. Kakao) mit Zusatz von Zucker bereitetes Nahrungsmittel, das, zu einer trockenen Masse verarbeitet, in verschiedener, gewöhnlich in Tafelform (Chokoladentafeln), bisweilen aber auch in cylindrischer Form (Chokoladenstangen), neuerdings sogar in allerhand Figuren, z. B. Büsten, kleinen Statuen, Thieren rc., in den Handel gebracht wird. Besteht die C. nur aus den genannten Hauptbestandtheilen, ohne Beimischung von Gewürzen, wie Vanille, Zimmt rc., so heißt sie Gesundheitschokolade. Der Name Dampfchokolade bezeichnet keine besondere Qualität, sondern nur den Umstand, daß das Zerreiben der Kakaomasse durch Walzen geschieht, welche durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden. Manchen Chokoladenarten fügt man statt der theureren Gewürze nur Satzmehl von Erdäpfeln und analoge nährende Substanzen bei; unter diesen Arten ist besonders der Chocolat analeptique in Frankreich sehr beliebt. Eine ähnliche Mischung ist die sogenannte homöopathische C. Von der eigentlichen C. sind folgende die vorzüglichsten Mischungsverhältnisse: Zu den besten Sorten C. wendet man Caracaskakao an, den man für geringere Sorten mit Kakao von Martinique, Maranhao, Surinam, Berbice rc. vermengt; die geringsten Sorten verfertigt man bloß aus Kakao von Martinique, Berbice u. dgl. Die Quantität Zucker, die man zusetzt, beträgt im Durchschnitt das gleiche Gewicht der gerösteten Kakaomasse, u. auf $1\frac{1}{2}$ Pfund Kakaomasse nimmt man eine Schote Vanille. Die feineren Sorten indeß erhalten oft weniger Zuckerzusatz (etwa die Hälfte vom Gewicht des Kakao), die geringeren mehr, u. letztere statt der Vanille Zimmt, auch Gewürznelken, peruvianischen Balsam, Kardamomen u. dergl., während man den feineren Sorten neben der Vanille oft Ambra zusetzt. Der Kakao der Antillen, von Berbice, Cayenne, Brasilien bedarf wegen größerer Bitterkeit in der Regel mehr Zuckerzusatz, als der von Caracas, Soconusco und dem Magdalenenflusse. Auch nach der Landesgewohnheit ändern sich die Verhältnisse ab. In Spanien z. B. röstet man den Kakao gelind, setzt sehr wenig Zucker, dagegen viel Gewürz zu, in Italien

röstet man ihn stark, bis zum bittern Geschmack, reibt ihn dann sehr fein, setzt sehr wenig Zucker zu und als Gewürz hauptsächlich nur Zimmt. Oefters setzt man der C. auch noch verschiedene andere nährende Substanzen zu, nach denen man ihr verschiedene Namen gibt, z. B. Salep, Extrakt vom isländischen Moose, Osmazom ꝛc. Was die Bereitung der C. anlangt, so wird der sorgfältig ausgelesene und gereinigte Kakao zuerst auf dieselbe Art wie Kaffee geröstet, bis die Bohnen mit knallendem Geräusch Risse bekommen und sich der eigenthümlich aromatische Geruch verbreitet. Man schüttet die Bohnen dann sogleich aus der Trommel, läßt sie etwas abkühlen und zerdrückt sie mit einem Rollholze oder zwischen Walzen in erbsengroße Stücke. Die dabei abfallenden Bruchstücke der Schalen werden durch Schwingen und Sieben, im Großen durch besondere Reinigungsmaschinen entfernt. Die gerösteten Bohnen, unmittelbar mit verschiedenen Zusätzen zu einer Masse zusammengestoßen, liefern den in allen Seestädten gebräuchlichen Coco, Cocoa; die zerstoßenen und von den Schalen befreiten gerösteten Kakaobohnen kommen als Kakaospitzen in den Handel. Das Rösten der Bohnen ist von größter Wichtigkeit, da dieselben dadurch nicht nur trockener, leichter zerreiblich werden und sich von den Schalen befreien lassen, sondern auch erst hierdurch aus dem Kakaoroth der aromatische Geruch und Geschmack entwickelt und andererseits der herbe Geschmack der rohen Bohnen beseitigt wird. Zu schwach geröstete Bohnen besitzen noch etwas von diesem, und zu stark geröstete haben einen bittern Geschmack angenommen, der von dem mildbittern Geschmack gut gerösteter Bohnen wohl zu unterscheiden ist. Durch das Rösten verlieren die Bohnen 13—14 Proc. u. durch das Schälen 11—15 Proc. Nach geschehenem Rösten und Reinigen werden die Bohnen sofort, weil sie durch längeres Verweilen an der Luft an Arom verlieren würden, zu einem möglichst gleichförmigen Brei zerstoßen, nachdem man sie zuvor bloß noch durch Erwärmung in einem über gelindem Feuer befindlichen Kessel von der während des Reinigens wieder aufgenommenen Feuchtigkeit, welche das Zerstoßen erschweren würde, befreit hat. Das Zerstoßen wird in einem schalenförmigen, starken, gußeisernen Mörser vorgenommen, den man vorher, sowie den Stößer, so weit erwärmt hat, daß man kaum die Hand daran zu halten im Stande ist, und zwar geschieht es schnell und lebhaft, bis ein ziemlich flüssiger Teig entstanden ist; dann gibt man das erste Dritttheil des Zuckers, den man für die Quantität des Kakao bestimmt hat, hinzu, stößt neuerdings bis zum völligen Erweichen des Teiges, fügt dann ein zweites Dritttheil hinzu und fährt fort zu stoßen, bis der Teig weich und recht gleichförmig geworden ist, worauf er auf einer erwärmten Steinplatte von Granit oder Porphyr mit einer eisernen Walze, oder im Großen mittelst einer besonderen Maschinerie noch weiter bearbeitet wird. Im Großen bedient man sich, wie schon erwähnt, zur Bearbeitung der Masse besonderer Maschinen, von welchen besonders die Walzenkakaomühlen von Herrmann in Paris (Beschreibung und Abbildung derselben s. in Karmarsch' u. Heerens' „Technischem Wörterbuch") zu erwähnen sind. Auch hat Devinck in Paris eine Reibmaschine erfunden, welche zugleich die Tafeln herstellt und sie in Papier verpackt. Gegen das Ende der Bearbeitung, möge diese nun auf Maschinen oder mit der Hand erfolgen, mischt man mit dem letzten Antheil Zucker die Gewürze zu. Der gewöhnlichste Zusatz ist die Vanille. Man schneidet die Schote mit einem Federmesser auf und zerreibt sie kalt auf dem Steine, indem man etwas ganzen Zucker zusetzt, der die Zerreißung und feine Zertheilung derselben befördert. Nach und nach setzt man nun die ganze Menge des Zuckers hinzu, und nachdem Alles völlig zerrieben und gemengt ist, mischt man den gewürzten Zucker nach und nach mit dem Teige. Hierauf arbeitet man diesen Teig noch einmal portionenweise auf dem Steine mit der Walze durch, bis er ganz gleichförmig geworden ist. Da er die Eigenschaft hat, sich durch das Alter zu verbessern (wahrscheinlich vermöge innigerer Mischung seiner Bestandtheile), so ist gut, eine bedeutende Quantität davon im Voraus zu bereiten und ihn, in große Brode abgetheilt, an einem sehr trockenen Orte 5—6 Monate lang aufzubewahren, bevor man ihn in die Formen bringt. Um Letzteres zu bewirken, wägt man ihn von dem erwärmten Steine in Portionen von 2, 4 oder 8 Unzen ab und bringt diese in reine Formen von Weißblech. Hierbei ist zu beachten, daß die Masse die gehörige Temperatur habe; denn wenn sie zu heiß ist, so beschlägt sich die Form mit Wasserdampf, u. die Fläche der C. wird matt und unansehnlich; ist sie dagegen zu kalt, so füllt sie die Form nicht genügend aus u. wird grobkörnig u. blasig. Die gefüllten Formen werden wiederholt gegen den Tisch gestoßen, damit die C. recht fest, dicht und gleichmäßig werde. Ist dieselbe in der Form erkaltet, so löst sie sich leicht heraus. Merkwürdiger Weise zeigt sie sich nach dem Herausnehmen sehr elektrisch und namentlich dann, wenn man sie recht heiß in die Blechformen brachte und recht schnell darin erkalten ließ, oft so stark, daß sie im Dunkeln sichtbare, weiße, knisternde Funken gegen den auf einige Entfernung dargebotenen Knöchel gibt. Die fertigen Tafeln sind glänzend schwarz, verlieren jedoch dies Aussehen sehr bald und werden weiß u. fleckig. Wird dadurch auch die Güte der C. nicht beeinträchtigt, so liebt doch das Publikum ein solches Aussehen nicht, und der Fabrikant schützt sich gegen dasselbe, indem er die Tafeln mit Benzoetinktur bestreicht, sie also mit einem Harzhäutchen überzieht und so gleichsam lackirt. Dadurch wird die C. vor dem Einfluß der Luft geschützt und hält sich schön glänzend und schwarz. Immer aber muß C. an trockenen, kühlen Orten aufbewahrt werden. Beabsichtigt man, der C. auch noch Extrakt von isländischem Moos, Osmazom u. dgl. zuzusetzen, so dampft man diese Substanzen ab, dunstet sie in der Trockenkammer vollends bis zur Trockniß ab, pulverisirt sie hierauf und fügt sie der C. bei der letzten Bearbeitung bei. Um C. aus ungeröstetem Kakao zu bereiten, läßt man Kakao so lange in kochendem Wasser weichen, bis sich die Schale leicht abziehen läßt, trocknet ihn dann schnell in einem Backofen, bis die Schale abspringt, entfernt diese, stößt die reinen Kerne und setzt Zucker und Gewürze zu, wie vorhin. Die Kakaomasse wird oft noch vor der Formirung zu Tafeln durch einen Zusatz von gemahlenem Reis und Kartoffelstärke verfälscht, welche Zumischungen den Geschmack der C. wenig verschlechtern und sich bei sehr sorgfältiger Verarbeitung

durch das Ansehen nicht erkennen lassen. Wird jedoch solche C. mit Wasser zubereitet, so wird sie dick, läßt die fremden Bestandtheile am Geruch erkennen u. gerinnt beim Erkalten der Flüssigkeit zu einer Gallerte. Außer mit den genannten Stoffen verfälscht man die C. aber auch noch mit Getreide-, Erbsen-, Linsen- und Bohnenmehl, mit gepulverten Kakaoschalen, Kastanien, Gummi, Dextrin, Eisenocker, Ziegelsteinmehl, Kreide, Gyps 2c., ja es wurden sogar Mennige und Zinnober in C. gefunden. In anderen Fabriken wird aus den gestoßenen Kakaobohnen die Kakaobutter ausgezogen u. diese durch Kalbsfett, Mandelöl oder selbst durch Mandeln in Substanz ersetzt; aber die so bereitete C. wird bald ranzig. Statt Vanille nehmen die Fabrikanten oft auch Storax, Benzoe, Tolubalsam, wofür ein geübter Geschmack das einzige sichere Erkennungsmittel ist. Ist zunächst jede C. zu verwerfen, die beim Kochen dick wird, so muß im Uebrigen doch der Geschmack häufig ganz allein entscheiden. Der Bruch ist durchaus kein Kriterium für die Güte der C., sondern ganz abhängig von der Temperatur, bei welcher dieselbe verarbeitet wurde. Handelt es sich um eine **Werthbestimmung** der C., so ziehe man das Fett mit reinem Benzin aus. Gute C. enthält 16—17 Proc. Fett, welches bei 30° C. schmilzt und sehr langsam erstarrt. Hammeltalg schmilzt erst bei 48° C. Das völlig mit Benzin erschöpfte Pulver wird gewogen, mit kaltem Wasser ausgezogen, getrocknet und wieder gewogen; der Verlust ist Zucker, den man auch direkt durch das Verdunsten des wässerigen Auszugs bestimmen kann. Sehr gute C. enthält 25—30 Proc., gute 40—50 Proc. Der Rückstand darf nicht mehr als etwa 30 Proc. betragen. Man kann einen Theil desselben verbrennen, um den Aschengehalt zu prüfen. Gute C. enthält oft noch nicht 1 Proc. Asche, erdige Beimengungen können also sehr leicht entdeckt werden. Alle mehlartigen Verfälschungen muß man in dem Rückstand mit dem Mikroskop bestimmen, da sich dieselben durch chemische Reaktionen nicht von einander unterscheiden lassen. Außer zum Getränk gebraucht man die C. häufig auch als Zusatz zu **Konditorwaaren** und anderen Zubereitungen, die davon auch **Chokoladenbiscuit**, **Chokoladenbrod**, **Chokoladencrême** 2c. heißen. Als Grundeigenschaft der C. ist die nährende anzusehen, welcher sich nach Maßgabe, als sie einen Zusatz von Gewürzen enthält, eine erhitzende Eigenschaft beigesellt. Besonders vermöge ihres Fettgehaltes erregt sie bei schwacher Verdauung leicht Verstopfung, Sättigung, Appetitlosigkeit, durch ihren Gewürzgehalt aber leicht Wallungen des Blutes. Fetten, vollsaftigen Leuten, oder Personen von sehr geschwächter Verdauung ist daher der Genuß jeder Art von C., reizbaren Personen mindestens der der gewürzten C. zu widerrathen. Als tägliches Getränk scheint selbst die Gesundheitschokolade, die gar kein Gewürz enthält, Niemandem auf die Dauer zuzusagen. Am besten bekommt der mäßige Genuß der C. Personen, die durch Alter, auszehrende Krankheiten oder andere Umstände entkräftet sind, wenn die angegebenen Gegenanzeigen nicht vorhanden sind. Durch Zusatz von isländischem Moos oder Osmazom (welche Arten C. als **Mooschokolade** und **Osmazomchokolade** verkäuflich sind) kann die C. für solche noch nährender, durch Beisatz von China oder Eisenpräparaten noch stärkender gemacht werden, nur muß man in keinem Falle den Genuß derselben so weit treiben, daß ein Gefühl von Schwere, Völle oder Belästigung des Magens oder Kopfes dadurch entsteht. Die C. ist eine Erfindung Amerika's; besonders bereiteten die alten Mexikaner seit undenklichen Zeiten aus geröstetem und gestoßenem Kakao ein Getränk, das sie mit Wasser verdünnten, mit Maismehl und Gewürzen, besonders Zimmt und Vanille, versetzten und **Chocolatte** nannten, ein Wort, das aus dem mexikanischen Choco, Geräusch, und Latte, Wasser, zusammengesetzt ist. Nach Europa kam die erste Kunde von diesem Getränk 1520 durch die Spanier; sie ließen der Sache ihren Namen, bewahrten aber die Bereitungsart der C. in Europa als ein einträgliches Geheimniß. Erst seit 1606, wo der Florentiner Carletti, nach langem Aufenthalt in Westindien in seine Heimat zurückkehrend, das Geheimniß in Florenz bekannt machte, verbreitete sich der Gebrauch der C. in kurzer Zeit über ganz Europa, und besonders in den südlichen Ländern, namentlich Italien und Spanien, ward sie Lieblingsgetränk. Am berühmtesten waren ehedem die Chokoladefabriken von Lissabon, Turin, Genua, Mailand und Bayonne. Vgl. L. H. **Schmidt**, Der Chokoladefabrikant, Weimar 1838.

Chokoladenbaum (Theobroma cacao), s. **Kakao**.

Choleinsäure, s. **Galle**.

Cholera (v. Griech., **Brechdurchfall**, **Brechruhr**, Cholera morbus, Diarrhoea cholerica), Name zweier Krankheitsformen, welche zwar in ihren äußeren Erscheinungen Vieles mit einander gemein haben, aber gleichwohl als verschiedene Krankheiten zu betrachten sind, da ihr Auftreten und ihre Verbreitung wesentlich verschieden ist. Man unterscheidet nämlich die einheimische oder sporadische C. von der asiatischen oder orientalischen, welche letztere in diesem Jahrhundert zu einer Weltseuche geworden ist, während erstere, von jeher bekannt, jährlich zu gewissen Zeiten, besonders in den heißen Sommermonaten wiederzukehren, aber bei weitem nicht so viele Opfer zu fordern pflegt, als jene.

Die **einheimische C.** (**Brechdurchfall**, **Brechkolik**, **Cholerine** 2c., Cholera nostras s. europaea, sporadica, Cholerrhagia) entsteht in der Regel spontan in den heißen Sommermonaten, meist durch Diätfehler, besonders durch unvorsichtigen Genuß unreifer oder schwerverdaulicher Speisen (säuerlichen, wässerigen Obstes, Melonen, Gurken), oder zu vielen kalten Getränks, namentlich schlechten Biers, sowie besonders auch durch Erkältung, namentlich in Folge des Wechsels sehr heißer Tage mit kühlen Nächten, hervorgerufen. Kein Lebensalter ist von dieser Krankheit verschont, vorzugsweise aber wird das jugendliche Alter von derselben befallen. Sie tritt häufig plötzlich auf. In der Regel gehen aber Vorboten voraus, die mehre Tage anhalten können u. in Unbehaglichkeit, Leibschneiden, Kollern im Leibe, Appetitlosigkeit, leichten Diarrhöen und Uebelkeit bestehen. Erscheint der Anfall, so charakterisirt sich derselbe durch sehr reichliche Stuhlausleerungen, welche anfänglich aus den gewöhnlichen Kothmassen bestehen, später aber eine schleimige, gelbliche oder bräunliche Flüssigkeit darstellen. Seltener sind dieselben ganz ungefärbt, reiswasserähnlich. Diesen Diarrhöen geht zuweilen heftiges Erbrechen voraus, oder es erfolgt dieses,

nachdem schon einige Male Stuhlentleerungen vorausgegangen waren. Das Erbrochene besteht anfänglich aus den genossenen Nahrungsmitteln, wird später schleimig-wässerig, grünlich gefärbt und von saurem Geschmack. Die Kranken fühlen sich dabei äußerst matt und hinfällig, klagen über brennenden Durst, eingenommenen Kopf, bitteren Geschmack. Der Leib ist weich, dabei gegen Druck empfindlich; oft ist heftiger Stuhlzwang vorhanden. Jedes Trinken erregt von Neuem Erbrechen. Die Kranken sehen blaß aus, hohläugig, zusammengefallen, sind sehr unruhig, Füße und Hände sind kalt, oft durch schmerzhafte Krämpfe der Muskeln der Waden 2c. zusammengezogen. Wenn die Ausleerungen sehr häufig wiederkehren — es kann dies in der Stunde 15—20mal Statt finden —, so fallen die Kranken immer mehr zusammen, die Haut wird kalt, der Athem kühl, die Zunge trocken, kalter, klebriger Schweiß bedeckt den ganzen Körper, der Puls ist sehr beschleunigt, fadenförmig klein, kaum fühlbar, der Urin äußerst sparsam, oft ganz fehlend. Wird der Anfall nicht gehoben, so fangen die Kranken an, schlummersüchtig zu werden, die Stühle gehen unwillkürlich ab, es entstehen allgemeine Krämpfe, u. der Tod kann rasch erfolgen. Mindert sich aber der Anfall, so wird die Haut wieder warm, ein leichter, duftender Schweiß erscheint, die Urinabsonderung stellt sich wieder ein, die Entleerungen werden seltener, die Kranken verfallen in einen ruhigen Schlaf, aus dem sie mit besserem Aussehen und kräftiger erwachen. Doch bleibt in den meisten Fällen noch eine Zeitlang ein mehr oder weniger hoher Grad von Hinfälligkeit und Empfindlichkeit der Verdauungsorgane zurück. Die einheimische C. verläuft in der Regel in 8—24 Stunden und tödtet nur in seltenen Fällen, namentlich wo sie vereinzelt auftritt, öfter bei epidemieartiger Verbreitung. Die Vorhersage ist daher auch meist günstig. Wenn sich reiswasserähnliche Stühle einstellen, die Kranken rasch verfallen, die Haut kalt, der Puls sehr klein wird und Krämpfe erscheinen, so ist das Uebel stets als bedenklich zu betrachten. Beim Beginn eines Anfalls von dieser einheimischen C. ist es gerathen, so lange noch Speiseinhalt des Magens entleert wird, das Erbrechen durch warme Theeaufgüsse, etwa von Kamillen, zu unterstützen und erst dann, wenn die Ausleerungen gallig und flüssig werden, diese zu hemmen. Man gebe dem Kranken Eisstückchen in den Mund, kohlensäurehaltiges Wasser in kleinen Mengen zum Getränk oder Brausepulver in Wasser während des Aufbrausens zu trinken. Auf den Leib lege man ein großes Senfpflaster oder warme Breiumschläge von Leinsamenmehlabkochungen. Innerlich dient als sicherstes Mittel zur Besänftigung das Opium (5—10 Tropfen der Tinktur) u. seine Präparate. Das Opium kann auch in Klystierform, mit etwas Stärkekleister gemischt, applicirt werden, wenn die Diarrhöen sehr häufig sind. Droht der Kranke zu schwach zu werden, u. verfällt derselbe sichtlich, so reiche man einen Eßlöffel voll Wein, am besten moussirenden, oder einige Tropfen Aether und frottire den Körper mit gewärmten Tüchern. In der ersten Zeit nach dem Anfall muß noch strenge Diät eingehalten werden: der Kranke muß sich auf flüssige Nahrung, Fleischbrühe mit Schleim, Milch 2c. beschränken, sich sorgfältig vor Erkältung, besonders des Unterleibes hüten und kann erst allmählig zur früheren Lebensweise zurückkehren.

Als C. der **Kinder**, Cholera infantum, bezeichnet man eine Krankheit, welche nicht selten kleinere Kinder, die der Brust entbehren, oder derselben entwöhnt werden, befällt und den höchsten Grad der Diarrhöe der Säuglinge darstellt. Sie wird ebenfalls am häufigsten durch unpassende und fehlerhafte Nahrung hervorgerufen. Doch ist es nicht allein die künstliche Ernährung der Kinder mit Brei, Zwieback 2c., in Verbindung mit Mangel an Sorgfalt und Reinlichkeit bei Bereitung des Dargereichten, welche das Uebel herbeiführen kann, sondern es kommt dasselbe auch vor, wenn die Kinder nur Muttermilch oder auch andere Milch erhalten, und zwar dann, wenn diese in großer Menge dargereicht wird, oder ihre Mischung eine derartige ist, daß sie den Verdauungssäften des Kindes nicht angemessen ist. Schädlich wirkt z. B. eine zu fette Muttermilch, ebenso aber auch eine des Fettes entbehrende, wie letztere häufig bei kränklichen Müttern und Ammen oder nach Gemüthsbewegungen und bei zu großen Anstrengungen vorgefunden wird. Namentlich aber kommt diese C. der Kinder vor, wenn die Entwöhnung zu rasch geschieht, oder dem Magen des Säuglings verhältnißmäßig schwerverdauliche, leicht zur Gährung neigende Nahrungsmittel zugemuthet werden. Die geringen Veränderungen, welche man in den Leichen der an dieser C. gestorbenen Säuglinge gefunden, haben einen der verdienstvollsten Forscher auf dem Gebiet der Krankheiten des Säuglingsalters zu der Behauptung veranlaßt, es sei der Zustand überhaupt nicht eine Krankheit der Darmschleimhaut, sondern nur in einem abnormen chemischen Prozeß begründet. Es läßt sich jedoch nicht leicht denken, daß so bedeutende, das Leben nur zu häufig gefährdende Erscheinungen ohne krankhafte materielle Veränderungen der absondernden Flächen des Darmkanals existiren könnten; es muß vielmehr, wie dies auch von andern hervorragenden Aerzten geschieht, angenommen werden, daß die fortwährenden Reizungen der Darmschleimhaut, hervorgerufen durch einen schwerverdaulichen, Gährung u. Entwickelung abnormer Säuremenge veranlassenden Magen- oder Darminhalt, allmählig einen krankhaften Zustand erzeugen, der seinerseits wiederum die Ursache zu größerer Neigung zu Gährung 2c. werden kann. Daß man in manchen Fällen die Zeichen der Reizung der Schleimhaut mit vermehrter Absonderung, welche man als Katarrh zu bezeichnen pflegt, in der Leiche nicht gefunden, darf nicht auffallend erscheinen, da man solche Veränderungen überhaupt auch bei andern Schleimhäuten, deren entzündliche Röthung und Schwellung man im Leben zu beobachten im Stande war, nach dem Tode oft nicht mehr nachzuweisen im Stande ist. In der Regel aber zeigt die Schleimhaut des Darmkanals an dieser Art C. verstorbener Kinder eine deutliche Anschwellung der kleinen Schleimhautdrüschen, deren Inhalt entweder klarer Schleim, oder trübe, eiterähnliche Flüssigkeit bildet, während die im Leben sicherlich vorhandene Blutüberfüllung u. entzündliche Röthung und Anschwellung verschwunden sind. Zuweilen ist die Schleimhaut erweicht und läßt sich mit dem Messerrücken als ein röthlicher Brei abschaben. Das Blut ist gewöhnlich theerartig eingedickt, dunkel gefärbt und erfüllt die größeren Blutadern, während die übrigen Unterleibsorgane, wie Leber, Milz, auch die Lungen 2c. blutleer

erscheinen. Nicht selten finden sich gleichzeitig noch entzündliche Zustände der Lungen und der Schleimhaut der Luftröhre bei allgemeiner Trockenheit und großer Abmagerung vor. Die Krankheit befällt Kinder in jeder Periode des Säuglingsalters, von den ersten Lebenstagen an, wo sie am gefährlichsten ist, bis zur Zahnentwickelung, während welcher Zeit die Reizung der Mundschleimhaut ein wesentliches Moment zum Entstehen derselben abzugeben scheint; es können jedoch auch Erkältungen, mangelhafte Pflege, Unordnung u. Unreinlichkeit u. noch andere Zustände, wie der Ausbruch von Hautkrankheiten rc., Veranlassung zur C. der Kinder geben. Auch sollen gewisse Jahreszeiten, besonders die Frühjahrsmonate (Februar, März und April) eine größere Verbreitung derselben begünstigen, wie dies in Wien im Findelhause beobachtet worden ist. Die Grade der Krankheit sind verschieden, ebenso wie bei Erwachsenen. Der höchste Grad ist von sehr häufigen, anfangs gelblich gefärbten, dünnflüssigen, später vollkommen ungefärbten, zuweilen mit Blut untermischten und daher die Unterlagen röthlich färbenden und molkenartigen Darmentleerungen begleitet. Alles, was die Kinder genießen, erbrechen sie wieder; dabei zeigen sie große Unruhe und haben Schmerzen im Unterleibe, was sich durch klägliches Geschrei und dadurch kundgibt, daß sie die Beinchen an den Leib anziehen und fortwährend mit den Fersen an einander wetzen, wodurch diese oft bald wund werden. Dabei ist die Haut kühl, bläulich gefärbt; die Fontanellen fallen ein, der Athem, kaum bemerkbar, wird kühl, die Bindehaut der halb geschlossenen Augen röthet und trübt sich, der Puls wird klein, kaum fühlbar, die Bauchdecken sind schlaff und eingesunken; die Kinder nehmen die Brust nicht mehr, das Schlingen ist erschwert, manchmal treten Krämpfe ein, und die kleinen Patienten sind schlummersüchtig. Meist erscheinen bei dem fortwährenden Offenstehen des trockenen Mundes Aphthen auf der Schleimhaut desselben, welche sich bis in die Speiseröhre hinab verbreiten, ehe der Tod unter vollkommenem Verfall eintritt. Der Verlauf der Krankheit währt in der Regel nur 3—6 Tage, in seltenen Fällen bis zu 2—3 Wochen. Die Krankheit kann in Genesung übergehen, indem sich die Ausleerungen allmählig beschränken, oder in eine chronische Diarrhöe, welche allmählig schwindet, oder auch einen Zustand von allgemeinem Schwund (Atrophie) zur Folge haben kann. Der Tod kann jedoch auch durch die begleitenden entzündlichen Zustände der Lungen rc. herbeigeführt werden. Die Hauptaufgabe für die Heilung dieser gefährlichen Kinderkrankheit ist Entfernung der Ursachen. Erhält das Kind Muttermilch, so muß vor Allem darauf geachtet werden, daß dieselbe von guter Beschaffenheit sei. Stellt sich Diarrhöe ein, so muß eine Amme genommen oder diese gewechselt werden. Wird das Kind neben der Brust mit Brei oder ähnlichen Nahrungsmitteln gefüttert, so müssen diese weggelassen und durch einen sorgfältig bereiteten Schleim, am besten aus Reis mit der Brühe von jungen Tauben, ersetzt werden. Kann eine gute Amme nicht beschafft werden, so macht man nach Bednars Rath eine Mischung von guter, frischer Kuhmilch mit einer gewissen Menge Wasser, etwas Zucker und einer kleinen Quantität süßen Rahms. Dabei ist sorgfältig auf Reinlichkeit der Ziehflasche und der Milchgefäße überhaupt zu achten. Als Arzneimittel gegen heftige Diarrhöe steht auch bei diesen kleinen Patienten das Opium in erster Reihe. Die Furcht, welche man früher vor dem Gebrauche dieses Mittels in der Kinderpraxis auch im Publikum hegte, ist jedenfalls ungerechtfertigt. Natürlich muß Rücksicht genommen werden auf den bei Zahnreiz entstehenden Blutandrang nach dem Kopfe, gegen den dann die geeigneten Mittel, welche in kalten Waschungen oder Umschlägen bestehen, gleichzeitig in Anwendung gebracht werden müssen. Bei saurer Beschaffenheit des Mageninhaltes setzt man säuretilgende Mittel hinzu, Magnesia oder doppeltkohlensaures Natron, Kreide, Kalkwasser rc. Gegen den heftigen Durst gibt man Reiswasser und leichte Theeaufgüsse, schwachen Eichelkaffee oder ganz dünnen Schleim aus Reis mit Wasser gekocht. Ist der Leib aufgetrieben, so dienen Aufgüsse von Pfeffermünze, Fenchel innerlich und aromatische Umschläge auf den Leib äußerlich. Wesentlich unterstützt wird die Behandlung durch warme Bäder. Gegen die nachfolgende Diarrhöe haben sich die Gerbsäure und gerbsäurehaltigen Mittel neben Opium, oder eine Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd, Eisenchlorid rc. sehr erprobt. Dabei sind rechtzeitig Klystiere von Stärkmehl mit oder ohne Opium, besonders dann anzuwenden, wenn der sich meist sehr bald einstellende Stuhlzwang heftiger wird. Droht Zerfall der Kräfte, so sind belebende Mittel angezeigt.

Die asiatische C. (Cholera morbus, C. orientalis, asiatica, indica, epidemica) soll, zuverlässigen Nachrichten zufolge, erst etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Indien aufgetreten sein. So grassirte 1668—71 eine Choleraepidemie in und um Pondichéry, welche 16,000 Menschen wegraffte, und derselben Seuche fielen 1783 in den oberen Flußebenen des Ganges in wenigen Tagen 20,000 Menschen zum Opfer. Die welthistorische Bedeutung der Seuche datirt aber erst seit 1817; damals breitete sie sich über die ganze vorderindische Halbinsel und auch in solche Gegenden aus, wo sie vorher nie beobachtet worden war, drang nach und nach auch in die Nachbarländer ein und begann dann ihre verheerende Wanderung über den Erdkreis. Im J. 1818 überschritt sie zuerst die Grenzen Vorderindiens und suchte auch Ceylon auf; 1819 ward sie von da durch eine englische Fregatte nach Isle de France und von da 1820 an die afrikanische Ostküste verschleppt. Im Jahre 1819 hatte sie sich zum ersten Male in Hinterindien gezeigt; von da verbreitete sie sich in Kurzem über die Inseln des indischen Archipels (Java, Borneo rc.) und drang 1820 in China ein, wo sie besonders 1821 u. 1822 ungeheure Verheerung anrichtete. Im J. 1821 fand sie von Bombay aus an der Ostküste von Arabien Eingang, verbreitete sich von da der Küste des persischen Meerbusens entlang bis in das untere Euphratgebiet u. ins Innere von Persien bis Ispahan. Gleichzeitig wanderte sie am Tigris hinauf bis Bagdad und den Euphrat hinauf bis an die Grenze von Syrien. Bei Eintritt der kalten Jahreszeit erloschen, brach sie 1822 in den vorher befallenen Gegenden von Neuem aus, verbreitete sich über Kurdistan und Syrien, wo sie im December in Aleppo ausbrach. Nachdem sie im folgenden Jahre Syrien, Paläftina und Persien nochmals heimgesucht, trat sie an der Küste des kaspischen Meeres auf russisches Gebiet über und

brach den 22. September in Astrachan aus. Hier wurde sie durch frühzeitig einfallende und ungewöhnlich strenge Winterkälte bald wieder zum Erlöschen gebracht, und es trat ein vierjähriger Stillstand in ihrer Verbreitung ein. In einem Zeitraum von 7 Jahren hatte die Epidemie einen Flächenraum von 90 Längen- und 60 Breitengraden durchzogen, dessen äußerste Punkte im Osten die Philippineninseln, im Westen die Küsten Kleinasiens, im Süden die Insel Bourbon und im Norden Astrachan waren. Im J. 1826 begann die Epidemie ihre zweite große Wanderung, und zwar wieder von Bengalen aus. Nachdem sie durch Karawanen von Lahore nach Turan verschleppt worden, decimirte sie 1828 die Kirgisenstämme und erreichte 1829 in Orenburg die Grenze Europa's. In demselben Jahre brach sie auch wieder in Persien aus, und nachdem sie hier eine große Ausdehnung erlangt, drang sie auf dem früheren Wege 1830 bis Astrachan vor und verbreitete sich bis zum Schlusse desselben Jahres über die Länder am kaspischen Meere, am Ural, an der Wolga, am Don und Dniepr bis Nowgorod, Kiew, Podolien und Volhynien. Diesmal gebot der Winter von 1830 bis 1831 trotz seiner Strenge der Seuche keinen Halt, denn schon in den ersten Monaten von 1831 verbreitete sie sich verheerend über die westlichen Gouvernements des europäischen Rußlands und von da während des russisch-polnischen Kriegs nach dem östlichen Polen. Nachdem im Juni Petersburg, Archangel und viele andere Städte von ihr betroffen worden, drang sie im Herbst in die russischen Ostseeprovinzen vor. Zugleich hatte sie sich seit 1830 von Persien aus über Mesopotamien und Arabien, 1831 über Palästina, Aegypten bis Theben und Nordafrika bis Tunis verbreitet. Von Rußland aus fand die Seuche auf mehren Wegen 1831 in Deutschland Eingang. Ende Juni überschritt sie die polnisch-preußische Grenze und suchte die Regierungsbezirke Posen und Bromberg und dann Schlesien heim. Von hier verbreitete sie sich einerseits nach Böhmen u. andererseits nach Brandenburg und Pommern, wo sie aber meist nur die größeren Städte, Berlin, Potsdam, Stettin, Frankfurt ꝛc. betraf und auf dem flachen Lande weit weniger sich verbreitete, als in den östlichen Provinzen Preußens. Ueberhaupt nahm die Krankheit, je weiter sie nach Westen vordrang, einen desto milderen Charakter an, daher Sachsen, Hannover, Hamburg und Holstein von ihr im Ganzen wenig zu leiden hatten. In Hamburg blieb sie aber von 1831—35 stationär. In die Rheinlande war sie schon 1832 u. 1833 von Holland aus eingeschleppt worden, entwickelte hier aber ebenfalls keinen so bösartigen Charakter, als in den östlichen Ländern. Im Mai 1831 durch russische Schiffe nach Danzig gebracht, verbreitete sie sich von da nach Elbing, Königsberg und Köslin, im Juni aber von Podolien und Galizien nach Ungarn und von da nach Niederösterreich, Steiermark, Oberösterreich, Mähren und Böhmen, auch hier anfangs im Ganzen ziemlich mild und erst im folgenden Jahre heftiger auftretend. Das südwestliche Deutschland blieb damals, von einzelnen Erkrankungen in Kassel und Stuttgart abgesehen, noch verschont. Von Bessarabien aus war die Seuche in der Moldau eingedrungen und durchwanderte von da die Walachei und Rumelien. Im Juli 1831 brach sie zu Konstantinopel aus. In England, wohin die Krankheit in demselben Jahre durch ein hamburger Schiff verschleppt worden, verbreitete sie sich vornehmlich in den nördlichen Grafschaften, meist den frequenteren Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Lande folgend, und setzte 1832 nach Irland über, während die schottischen Hochlande von ihr verschont blieben. Um dieselbe Zeit ward Paris und binnen kurzer Zeit ein großer Theil Frankreichs von der Epidemie heimgesucht; verschont blieben vornehmlich die östlichen und südlichen gebirgigen Departements. Nach kurzem Winterstillstand durchwanderte sie 1833 Frankreich abermals und erreichte 1834 Marseille, von wo sie sich nach dem Süden Europa's verbreitete. Schon 1832 war sie in Belgien und Holland und 1833 in Norwegen ausgebrochen, wo sie jedoch erst im folgenden Jahre weitere Verbreitung fand. Schneller überzog sie zu derselben Zeit Schweden. Dänemark blieb damals merkwürdiger Weise verschont. Jenseits des Oceans ward die C. bereits 1832 durch irische Einwanderer nach Canada verpflanzt, von wo sie sich nach den Vereinigten Staaten verbreitete. Hier gewann sie besonders 1833 große Ausdehnung, suchte namentlich die westlichen und mittleren Gebiete heim, richtete unter den Indianern große Verheerung an, überschritt das Felsengebirge und erreichte die Küste des großen Oceans, während sie die östlichen Staaten erst 1834 heimsuchte. In sehr beschränkter und milder Weise trat sie 1833 und 1835 in Mexiko, sowie auf den westindischen Inseln und in Südamerika auf. Inzwischen hatte die Krankheit in Europa nicht stille gestanden. Im J. 1833 durch ein englisches Schiff nach Portugal verschleppt, drang sie von da in Spanien und Frankreich ein, diesmal auch die Departements des Ostens und Südens heimsuchend, welche bei ihrem ersten Auftreten verschont geblieben waren. Nachdem sie 1835 das Piemontesische erreicht, breitete sie sich von da über Norditalien und im folgenden Jahre über Mittel- und Unteritalien aus und ging 1837 nach Sicilien über. Von Como aus ward sie in einige südliche Bezirke des Kantons Tessin, dann von Venedig nach Triest und so wieder in die österreichischen Staaten übergeführt, wo sie im Erzherzogthum, in Böhmen, Mähren, Ungarn, Galizien und selbst in Tyrol mehr oder weniger zahlreiche Opfer forderte. Diesmal suchte sie auch das südwestliche Deutschland heim u. trat zuerst in München auf. Zu derselben Zeit war die Seuche von Galizien aus wieder nach Polen und Preußen verbreitet worden und hatte in letzterem Lande namentlich in Posen, Schlesien und Brandenburg (Berlin) zahlreiche Opfer gefordert, aber außerdem sich nicht weiter verbreitet. Im J. 1837 trat sie ziemlich mild wieder in Stettin und Hamburg auf. Auch in Nordafrika verbreitete sie sich 1835—37, u. zwar diesmal weiter als früher. Während sie seit 1837, einzelne sporadische Fälle ausgenommen, die besonders in Holland und England beobachtet wurden, in Europa erlosch, blieb sie in Ostindien heimisch; doch wurden ihre Züge von dort nach den Nachbarländern wenig beobachtet, da man die Epidemie, wenn auch nicht für immer, doch für längere Zeit beseitigt glaubte. In den Jahren 1842 und 1843 suchte sie die Präsidentschaften Kalkutta und Madras heim. In den Jahren 1845 und 1846 richtete sie in Afghanistan, besonders in Kabul große Verwüstungen an, zeigte sich im Mai 1845 in Kandahar und erreichte im Juli

Herat, zog von da nach Bokhara und Samarkand und brach in Bagdad mit solcher Wuth aus, daß von den 100,000 Einwohnern der Stadt täglich 400—450 starben. Im Sommer des nächsten Jahres rückte sie über Ispahan und Teheran nach Tauris vor und breitete sich von dieser Stadt im Herbste 1846 nach allen Richtungen über den nördlichen Theil von Persien aus. Nicht lange darauf überschritt sie die persisch-russische Grenze, überzog Baku, Tiflis, ganz Grusien, machte aber am Kaukasus Halt, dem deswegen bereits die Rolle einer undurchdringlichen Schutzmauer zugeschrieben wurde. Indessen überstieg sie die Gebirge bald, erreichte Derbend, Kislar, Mosdok, Georgiewsk, Stawropol, überzog ganz Kaukasien und richtete namentlich unter den russischen Truppen in den Sümpfen des Terek und Kuban fürchterliche Verwüstungen an. Seit ihrem ersten Erscheinen auf russischem Gebiete bis Mitte Novembers 1847 rückte sie im Ganzen um 18³/₄ Grad nach Westen und um 18 Grad nach Norden vor. Auf türkischem Gebiete zeigte sie sich 1847 im April in Bajazid, im Juli in Kars, im August in Erzerum, im September brach sie in Trapezunt, zu gleicher Zeit in Samsun und dann im Oktober in Konstantinopel aus, ohne sich jedoch in letzterer Stadt bis zur Epidemie zu steigern. Auch in Aegypten verbreitete sie sich 1847, und namentlich fielen ihr in Kairo viele Opfer. Während des Winters 1847—48 nahm sie bis zum Erlöschen ab, brach jedoch im Frühjahr 1848 stärker aus u. verbreitete sich schnell über den größten Theil des europäischen Rußlands. Im August 1848 waren siebzehn Gouvernements von der Krankheit ergriffen, darunter die meisten von denen, welche schon im vorigen Jahre befallen waren. In Petersburg brach die C. am 7. Juni aus u. blieb bis zum 15. Juli im Zunehmen; in dieser Zeit erkrankten 29,126 Personen, wovon 15,814 starben. Vom 16. Okt. 1846 bis 23. Juni 1847 betrug die Zahl der in ganz Rußland bekannt gewordenen Erkrankungen nach den officiellen Berichten 200,138, von denen 116,658 zum Tode führten; die Zahl der Opfer soll indessen weit größer gewesen sein. Sie griff jetzt in Petersburg unter ganz anderen klimatischen Verhältnissen um sich, als 1831. Damals lag eine drückende Windstille über der Stadt, und es fiel kein Tropfen Regen; jetzt waren kühle Tage, Regen, Wind und Ende Juni sogar ein Nachtfrost Begleiter der Epidemie. Eine Haupteigenthümlichkeit der letzteren war es jetzt zugleich, daß sie ungewöhnlich rasch fortschritt, Sprünge nach entgegengesetzter Richtung machte, lange Zeit hindurch an einem Orte verweilte und öfter an den schon verlassenen Ort zurückkehrte. Während sie früher das platte Land und hochgelegene und kleinere Orte verschont hatte, hauste sie diesmal in kleineren Orten wie in großen Städten und selbst in ansehnlicher Höhe, und während sie früher gleichmäßig von Osten nach Westen vorwärts geschritten war, nahm sie diesmal Wege ganz entgegengesetzter Richtung. In Moskau brach die Krankheit am 30. Mai aus, war aber im Juli entschieden im Abnehmen. Die Seuche wanderte darauf nach den Ostseeprovinzen hinüber. In Riga wüthete sie arg, auch Mitau, Wiborg, Reval und Helsingfors wurden befallen; sogar bis nach Finnland und Sibirien (Tobolsk) erstreckte sie sich. Nach einigen Nachrichten wurde damals auch die schwedische Küste von ihr heimgesucht. In der Türkei litten besonders Konstantinopel, Brussa, Aintab, Varna, in den Fürstenthümern Jassy und Bukarest. Inzwischen hatte sie sich 1848 in Preußen eingestellt. Mit Ausgang Juli bürgerte sie sich in Berlin ein und hielt sich hier mit Unterbrechung bis 1850; bald nachher zeigte sie sich in Stettin, Magdeburg und im December in Halle, wo sie unter manchen Schwankungen im Verhältniß ärger wüthete, als zu irgend einer andern Zeit und selbst in den größten Städten. In großen Dorfschaften lag die Hälfte, ja zwei Drittel der Einwohner erkrankt darnieder, und Halle selbst zählte eine Zeitlang Tag für Tag 50, 60—80 Todte. Unterdessen war sie auch in Ost- und Westpreußen, vorzugsweise in Königsberg und Danzig, sowie im Großherzogthum Posen ausgebrochen und zog verheerend durch Schlesien, ihren Hauptsitz in Breslau nehmend. In Sachsen erschien sie im Oktober 1848 in Glauchau, und es kamen einige Fälle in Wurzen, Leipzig und Altenburg vor, jedoch sowohl einzeln, als meist nicht heftig. Aus Südrußland drang die Seuche 1848 nach den österreichischen Staaten, Galizien und Ungarn vor. In Wien verbündete sie sich Ende 1848 mit dem belagernden Heere, um die aufständische Bevölkerung zu zähmen. Im Herbste 1848 zeigten sich die ersten Spuren der Seuche in London, Edinburg und mehren andern Städten Großbritanniens, ohne jedoch so verheerend wie in Rußland und an manchen Orten Deutschlands aufzutreten. Am härtesten wurde Schottland, besonders Glasgow betroffen, indem von den in England und Schottland bis Mitte Januar 1849 8118 Erkrankten, 3670 Gestorbenen und 1894 Genesenen allein auf letzteres Land 6817 Erkrankte, 2968 Gestorbene und 1724 Genesene kamen, und die Krankheit, als sie Mitte Februar 1849 in England fast aufgehört hatte, in Schottland immer noch ziemlich heftig fortdauerte. In Irland suchte sie vorzüglich Belfast heim. Ende 1848 zog sie sich auch nach Norwegen, wo besonders Fälle in Bergen vorkamen. Zu gleicher Zeit fast ergriff die C. Holland, besonders Amsterdam, Rotterdam, Gröningen, breitete sich allmählig mehr und mehr aus und steigerte sich in Leyden, besonders aber in den an der See gelegenen armseligen Fischerdörfern zu großer Furchtbarkeit. Anfangs 1849 war sie hier überall im Abnehmen begriffen. Auch Belgien, besonders Lüttich und Umgebungen, suchte sie heim und grassirte hier bis 1849. Auch Amerika blieb nicht von der C. verschont; vor allen wüthete sie in Neworleans, Texas ꝛc., ließ jedoch Anfangs 1849 nach. Man war bisher gewohnt gewesen, die C. nur als einen Gast in Europa anzusehen, allein nicht nur ihr langes, an manchen Orten jahrelanges und noch längeres Verweilen, sondern auch ihre Rückkehr 1849 an den meisten und ihr neues Auftreten auch an andern Orten ließen erkennen, daß sie sich einheimisch gemacht habe. So erschien sie Ende Januar 1849 in der Türkei sowohl in Konstantinopel, als auch in den Provinzen. In den Donaufürstenthümern suchte sie im Juli wieder die 1848 von ihr betroffenen Orte, besonders Galacz und Bukarest heim. In Oesterreich trat sie Ende Januar wieder in Wien auf, wurde am heftigsten im Juni und hörte erst Mitte Oktober auf; es kamen viele Erkrankungen, aber verhältnißmäßig weniger Todesfälle vor (im Ganzen starben in dem öffentlichen Krankenhause nur 1466 von 3469 Erkrankten). Im Mai brach

sie in Preßburg mit großer Heftigkeit aus; im Juni kam sie mit Gefangenen und Verwundeten aus Ungarn nach Prag. In Ungarn aber u. im Mai auch in Krakau, besonders unter den Russen, wüthete sie stark; außerdem Ende November in der Nähe von Olmütz; einzelne Fälle kamen im Juli auch in Teplitz vor. Im August und September wurde sie wieder in Venedig und Triest heftiger und griff besonders seit Ende des Jahres in Böhmen in verschiedenen Gegenden um sich. In Preußen begann sie in Posen, nach zweimonatlichem Aufhören, im Februar 1849 wieder, befiel besonders das Militär, und während sie im August die Stadt verließ, wüthete sie in der Umgegend fort. In Schlesien, besonders in Breslau, wurde sie im Mai wieder sehr bösartig, blieb bis gegen Ende Juli und forderte, diesmal ganze Gassen bestreichend, ihre Opfer besonders aus dem mittleren und gelehrten Stande. In Berlin begann sie Ende Mai wieder, verbreitete sich allmählig, erreichte im August ihren Höhepunkt und nahm allmählig wieder ab bis Anfang December. In den öffentlichen Choleraanstalten starben 842 von 1498 erkrankt Eingebrachten, in Privatwohnungen 2646 von 3731, in andern Anstalten 64 von 142. Die Gesammtsumme der Gestorbenen war 3552, größer als in einem der frühern Jahre. Auch in Halle, wo sie im December 1848 milder aufgetreten war, wurde sie im Juni sehr heftig, so daß schon bis Mitte d. M. 1016 Individuen gestorben waren. Auch in den westlichen Theilen der Monarchie, besonders in Trier, trat sie bösartig auf. Sachsen besuchte sie ebenfalls wieder, vom Juni bis September besonders Dresden und Leipzig, dort milder als hier auftretend. In Norddeutschland zeigte sie sich im Mecklenburgischen, besonders in Schwerin; in Mitteldeutschland noch im Lippe'schen, wo sie Ende August besonders in Stadthagen sehr heftig auftrat, seit Mitte September auch in Detmold; im südwestlichen Deutschland meist nur einzeln in Würtemberg, z. B. in Vaihingen, wo sie im September wieder im Abnehmen begriffen war, im Großherzogthum Hessen zu Mainz, wo sie auch in das Korrektionshaus drang, aber ebenfalls im September aufhörte, in Baden, wo sie besonders in Mannheim bösartig war. In Frankreich betraf sie wieder Paris sehr hart und erreichte ihre Höhe besonders im Juni; in der ersten Hälfte des Jahres waren unter 33,174 Todten 15,667 an der C. Verstorbene. Auch in Rochefort trat sie im August und in Marseille im September sehr heftig auf. Sie ging auch über das Meer in die französischen Besitzungen nach Algier und raffte in Oran im Herbste ein Sechstel der Bevölkerung weg. In Italien zeigten sich im August Spuren der C. in Rom. In Belgien starben vom Juni bis November zu Brüssel an 931 Menschen, und in den Niederlanden wurden wegen der im August immer noch herrschenden C. die Kirchweihfeste nicht gefeiert. Sehr hart betraf sie wieder Großbritannien, und zwar diesmal vorzugsweise England. Sie machte im Juni rasche Fortschritte in Liverpool. In London erreichte sie im September eine solche Höhe, daß mehre Kirchhöfe in der Stadt geschlossen und allgemeine Kirchengebete im ganzen Lande angeordnet wurden; erst Ende September ließ ihre Heftigkeit nach. Vom 17. Juni bis 3. Oktober starben in London und der Umgegend 13,181 Menschen. In Norwegen und Schweden ward nur ein kleines Gebiet, in Dänemark nur ein Ort auf der Insel Laaland von der Seuche ergriffen. Auch das südliche Europa blieb, mit Ausnahme Oberitaliens, Griechenlands, der jonischen Inseln und Malta's, verschont. Auch in Nordamerika herrschte sie, und zwar nicht nur in den Seeorten, wie Neworleans und Newyork, sondern sie drang auch nach dem Westen vor und verbreitete sich seit August überhaupt über die ganzen Vereinigten Staaten und Canada, sowie nach Mexiko, Centralamerika und über die Antilleninseln, wo sie furchtbare Verheerungen anrichtete. In Asien selbst wüthete sie in demselben Jahre in Siam, und zwar in außerordentlich hohem Grade. Mit Blitzesschnelle erschien sie am 17. Juni, war schon am 19. in voller Wirksamkeit und hatte bereits nach 12 Tagen über 20,000 Menschen weggerafft. In Bankok und der Umgegend starben überhaupt in den 2—3 Wochen ihrer Dauer an 30,000 Menschen. Auch 1850 zeigte sich die C. an vielen der schon betroffenen Orte oder an bisher noch unberührten Orten, in Leipzig, Magdeburg, Berlin &c., hauptsächlich aber von Juli bis September in Braunschweig und Paderborn. Merkwürdig war das Zusammentreffen mit der Kartoffelkrankheit und an manchen Orten mit einem Sterben unter dem Vieh. Im Jahre 1851 trat sie nur in Böhmen und Mähren gefährlicher auf. Im ersteren Lande herrschte sie fast das ganze Jahr über, am meisten in der Hauptstadt, während außerdem nur einzelne Kreise vorübergehend heimgesucht wurden. Erst im August wanderte die Seuche nach Brünn, überhaupt in das südliche Mähren, und am heftigsten trat sie im Marchthale auf, überall einen großen Theil der Erkrankten hinwegraffend. In Wien kamen nur einige Cholerafälle vor; auch in Kärnthen und andern Theilen der Monarchie war das Erscheinen der Seuche bloß vorübergehend. In Preußen wurde zuerst Posen, hier vornehmlich die Militärlazarethe, zuletzt Schlesien heimgesucht; in Breslau brach sie Mitte Oktober aus, tödtete bis zum 24. 90 Personen und erlosch nach Monatsfrist. Auch in Glatz, sowie in einigen Theilen von Oberschlesien soll sie viele Opfer gefordert haben. Das übrige Europa blieb ganz verschont; dagegen wurden die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Jamaica, dann Batavia, Bagdad und seine Umgebungen und Algerien von der Krankheit hart betroffen. In Tauris richtete sie solche Verheerungen an, daß Anfang November täglich an 1000 Personen starben. Auch 1853 hat sie sich wieder gezeigt, namentlich im Norden, wie in Dänemark, im südlichen Schweden und in den größeren Orten Norwegens, wie sie in diesem und dem folgenden Jahre auch wieder fast im ganzen Umfang Großbritanniens und 1855 in Frankreich auftrat. In den Jahren 1854 und 1855 wurden auch solche Gegenden von der Seuche betroffen, welche bisher ganz oder fast ganz von ihr verschont geblieben waren, so das südwestliche Deutschland, namentlich Bayern, wo sie in München im Spätsommer 1854 zahlreiche Opfer forderte. In demselben Jahre trat sie auch in der Schweiz auf. Im Jahre 1855 wurden einige Gegenden Südamerika's und der afrikanischen Westküste von ihr betroffen. Auch später zeigte sich die C. hie und da in verschiedenen Gegenden Europa's wie Amerika's, ohne jedoch eine größere Verbreitung zu erlangen, wie auch ihr Charakter im Allgemeinen ein weit milderer war. Im Ganzen und nach einer

allgemeinen Durchschnittszahl beträgt der Verlauf der Krankheit in den Hauptstädten Europa's nicht weniger als hundert Tage. In seinem Minimum beschränkte er sich auf das Drittel dieses Zeitraums, in seinem Maximum betrug er das Dreifache desselben. Diese Verschiedenheit der Dauer läßt sich, wie es scheint, weder durch den Einfluß des Klima's, noch durch den Boden, die Lebensart des Volks, die Gesundheitsanstalten, noch selbst durch öffentliche Ereignisse erklären, und nichts enthüllt uns die Ursache, die in Europa der C. die Macht verlieh, ihre verheerende Dauer und Wirksamkeit in den Städten, die sie heimsuchte, um das Doppelte oder Dreifache der Zeit zu verlängern, die in Asien zu ihrem Verlauf hinreicht.

Der Verlauf der Krankheit ist im Allgemeinen folgender: Längere oder kürzere Zeit hindurch hat der Kranke ein Gefühl von allgemeiner Unbehaglichkeit und von Beängstigung in der Magen- und Oberbauchgegend, welche sich heiß anfühlt; diese Symptome nehmen rasch zu, und die Gesichtszüge bekommen immer mehr den Ausdruck von Angst und Traurigkeit. Der Puls ist in dieser Periode meist beschleunigt und unterdrückt. Dieses ist das erste Stadium der Krankheit, das Stadium der Invasion. Bald klagt der Kranke auch über Uebelkeit und ein unangenehmes Gefühl, das den ganzen Darmkanal zu ergreifen scheint. Hierzu kommt eine kopiöse Ausleerung des Magens und der Gedärme, ein Gefühl von Erschöpfung und von Abnahme der Kräfte, unregelmäßige, krampfhafte Zuckungen der obern und untern Extremitäten. Die Ausleerungen in dieser Periode bestehen größtentheils aus den Nahrungsmitteln, welche zu der Zeit, wo der Kranke ergriffen wurde, im Magen und Darmkanal enthalten waren. Die Krämpfe nehmen bald zu, sind aber im Allgemeinen nicht sehr heftig; selten ergreifen sie die Muskeln des Rückens, der Lendengegend und des Gesichts. Nächst den Extremitäten werden die Bauchmuskeln ergriffen und zuletzt die Brustmuskeln und das Zwerchfell. Die Krämpfe scheinen mehr klonischer als tonischer Art zu sein, doch wechseln nicht selten beide Formen mit einander ab. Das Eintreten der Krämpfe und der Ausleerungen wird auch von Taubheit, Schwindel, Ohrensausen, Kälte der Extremitäten und des ganzen Körpers begleitet. Der Kranke fühlt jetzt große Beängstigung; das Athmen ist erschwert und unregelmäßig, und ein allgemeiner Collapsus tritt ein. Die Schmerzen im Leibe sind kolikartig und oft heftig; die Haut wird immer kälter und ist mit einem kalten Dunst bedeckt, der sich zu einer ziemlich kopiösen, kalten Feuchtigkeit ansammelt. Das Gesicht ist eingefallen, ängstlich, todtenähnlich; die Augen sind zurückgesunken und mit einem blaugrünen Ring umgeben; der Puls wird zuerst klein, schnell, unterdrückt; nachher ist er kaum mit der Hand zu fühlen. Das in dieser Periode gelassene Blut ist ganz schwarz, dick und ölig; bisweilen will es gar nicht aus der Vene fließen. Das Arterienblut sieht ganz wie venöses aus. Der Kranke klagt fortwährend über ein brennendes Gefühl in der Oberbauch- und Nabelgegend und empfindet unauslöschlichen Durst; die Zunge aber und der Mund sind feucht, kalt und weiß belegt. Das Erbrechen und die Stuhlausleerungen sind jetzt häufig, und das Ausgeleerte besteht in einer dem Reiswasser ähnlichen Flüssigkeit, in welcher schaumige Flocken und eiweißartige Stoffe schwimmen. Zuweilen sind diese Stoffe schlammig, trübe und von verschiedener Farbe. So wie die Krankheit fortschreitet, nimmt die Häufigkeit der Ausleerungen ab, und zuweilen hören sie eine beträchtliche Zeit vor dem Tode des Kranken ganz auf. Dasselbe gilt von den Krämpfen. Die Urin-, Speichel- und Drüsensekretion scheinen während des Verlaufs dieser Krankheit völlig unterdrückt zu sein. Im weiteren Verlauf der Krankheit sinken die Augen und der übrige Theil des Gesichts immer mehr ein, und die Hornhaut bekommt ein welkes Ansehen. Die Extremitäten sind kalt, die Stimme wird schwach, klingt unnatürlich, als ob sie aus einem Grabe käme (vox cholerica); die Respiration ist erschwert und der Athem kalt. Die Kranken sind im hohen Grade unruhig, werfen sich fortwährend hin und her, und in ihrem Benehmen spricht sich die höchste Qual aus. Den Gebrauch der Geisteskräfte behalten sie bis zur letzten Stunde des Lebens. Wenn der Tod herannaht, so nimmt das Gefühl von Angst und von Druck in den Präkordien und in der Oberbauchgegend immer mehr zu. Die vitalen Funktionen sinken nach und nach und verschwinden endlich ganz, und die Kranken sterben im Allgemeinen 12, 15, 20 oder 26 Stunden, nachdem sie von der Krankheit ergriffen worden sind. Bleibt der Kranke über 36 Stunden am Leben, so steigt die Hoffnung auf Rettung desselben. Oft stellen sich nach dem Verschwinden der C. Folgezufälle ein, die eine besondere Erwähnung verdienen. Nicht selten bildet sich ein Zustand aus, der in seiner äußeren Erscheinung viel Aehnlichkeit mit dem Typhus hat und deshalb als Choleratyphoïd bezeichnet wird. In diese Nachkrankheit pflegte ungefähr ein Viertel aller an der C. Erkrankten zu verfallen, vornehmlich die, welche einen schweren Anfall überstanden hatten. Manche Rekonvalescenten leiden noch oft 8—14 Tage an schmerzlichem Gefühl an den Wadenmuskeln, wenn sie gehen und auftreten wollen, oder bei andern bleiben noch eine Zeitlang die Heiserkeit und eine belegte Stimme zurück.

Ueber das Wesen oder über die nächste Ursache der C. sind mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, indessen liegt darüber immer noch ein geheimnißvoller Schleier, den ganz zu lüften auch dem scharfsichtigsten Auge bis jetzt noch nicht gelungen ist. Eben so viel ist auch über die Frage hin und her gestritten worden, ob die Krankheit miasmatischer oder kontagiöser Natur sei. Wenn man das Wort miasmatisch als gleichbedeutend mit sich selbst erzeugend, autochthonisch, epidemisch nimmt, wird man genöthigt, sich für Beides, die miasmatische wie die kontagiöse Verbreitung, auszusprechen, und zwar aus folgenden Gründen. Die hauptsächlichsten Gründe für die autochthonische Natur der orientalischen C. sind folgende: Es gibt eine Menge Beispiele, wo die Krankheit entstand, ohne daß Ansteckung möglich war, wie dies z. B. mit der größten Sorgfalt in Königsberg, Danzig, Hamburg &c. nachgewiesen wurde, und zwar zu einer Zeit, wo die Ansicht von der kontagiösen Natur der Krankheit die fast allgemeine war. In Paris entstand die Krankheit, als sie von allen Grenzen des Landes noch weit entfernt war, in Perm ebenso, bei Genua, Riga und mitten auf offener Ostsee wurden Schiffe aus immer gesund gewesenen Ländern von wahrer oder sich rasch dahin ausbildender C. befallen, ehe sie mit

dem Lande oder dessen Bewohnern in irgend eine Berührung kamen. Die Choleraepidemien waren überall von Cholerinen u. gewöhnlichen Choleraanfällen, ganz gleich unserer einheimischen C., in großer Menge begleitet; zwischen diesen einheimischen Cholerafällen befand sich aber nirgends eine Grenze, sondern es gab Uebergänge in allen Abstufungen. Da nun die einheimische von selbst od. epidemisch entstehen kann, muß dies bei der durch keine Grenze von ihr geschiedenen orientalischen auch der Fall sein. Daß aber eine ganz ungewöhnlich stark ausgeprägte gastrisch-nervöse epidemische Anlage vorhanden war, welche die Entstehung so heftiger Formen hinlänglich erklärt, zeigt die ungeheure Menge von Cholerinen, Wechselfiebern, gastrischen Fiebern, Nervenfiebern, Erysipelaceen, gastrischen Influenzen und Unterleibskrankheiten aller Art, welche die Choleraepidemien überall umschwärmten, u. es ist nicht wohl anzunehmen, daß dieses ungeheure Gefolge von Vorläufern, Begleitern und Nachfolgern der Choleraepidemien überall bloß zufällig zu der sich rein kontagiös fortpflanzenden orientalischen C. hinzugekommen. Daß diese Cholerinen (ganz abgesehen von den Wechselfiebern, Nervenfiebern 2c.) nicht Produkt eines Cholerakontagiums waren, zeigt der Umstand, daß sie in starken Epidemien in Gegenden grassirten, von denen die orientalische C. auf Hunderte von Stunden entfernt war, z. B. am Unterrhein, als sie in München herrschte, in Amerika, schon ein Jahr, ehe die wahre orientalische C. dahin kam, und zwar im Winter wie im Sommer. Daß aber diese Cholerinen sich hier und da zu einzelnen Fällen von wahrer orientalischer C., auch ohne Epidemie der letzteren, steigerten, zeigten zahlreiche Fälle in Norddeutschland, Frankreich und besonders die Epidemie, die schon 1825 mit fast der ganzen Bösartigkeit und allen Erscheinungen der orientalischen C. in Leeds grassirte. Außer dem plötzlichen Befallen durch einen Schreck, eine traurige Nachricht, durch Aerger, durch Diätfehler spricht endlich für die autochthonische Natur der Krankheit noch das notorisch nachgewiesene Verschwinden vieler Vögel, z. B. Dohlen, Elstern, aus befallenen Gegenden während der Dauer der Epidemie, das Sterben der Hausthiere, des Geflügels, der Fische in ungeheuren Mengen, das sich hier und da zeigte. Als Hauptgründe für die kontagiöse Natur der orientalischen C. werden einfach die Fälle angeführt, wo die Ansteckung aufs Genaueste und Vollständigste nachgewiesen wurde. Aber nicht bloß von direkter Ansteckung hat man genau und amtlich konstatirte Fälle, sondern auch von indirekter durch Kleider und durch Personen, die nicht selbst befallen wurden. Namentlich sollen die Ausleerungen Cholerakranker Träger des Krankheitsstoffs gewesen und viele Beispiele konstatirt worden sein, wo der persönliche Verkehr mit derartigen Kranken gar keine Gefahr brachte, eine Berührung ihrer Ausleerungen aber die Krankheit hervorrief. Daß aber diese Kontagiosität nicht groß ist, zeigte unter vielen anderen Erscheinungen der Umstand, daß nachgewiesenermaßen die Sterblichkeit unter den Aerzten und Geistlichen beträchtlich kleiner war, als unter sehr vielen anderen Ständen, sowie daß man Betten, auf denen Cholerakranke gelegen, ohne sie zu reinigen, wieder gebrauchte, ohne daß Ansteckung Statt fand. Man kann daher nach obigen Gründen, denen man noch viele andere hinzufügen könnte, nicht anstehen, die orientalische C. als eine epidemische, autochthonische und zugleich, doch nur in geringerem Grade, kontagiöse Krankheit anzusehen. Durch genaue, an vielen Orten angestellte Beobachtungen zeigte es sich, daß atmosphärische Einflüsse, Nässe und Trockenheit, Wärme und Kälte, Stürme und Gewitter, Luftdruck und elektrische Verhältnisse, keinen konstanten Einfluß auf die Heftigkeit und die Verbreitung der Choleraepidemien ausübten; was man an dem einen Orte durch Beobachtung Derartiges gefunden haben wollte, fand gleich wieder an einem zweiten Orte durch die entgegengesetzte Beobachtung seine Widerlegung. Nur von der Temperatur ist im Allgemeinen der Einfluß anzuerkennen, daß in heißeren Klimaten die Krankheit heftiger wüthete, als in kälteren, und daß sie in letzteren vorzugsweise in den wärmeren Jahreszeiten und mehr nur ausnahmsweise im Winter grassirte. Doch finden sich auch in diesen beiden Daten vielfache und große Ausnahmen. Die Krankheit wüthete in Petersburg und Montreal so sehr, als oft in den Tropen, und sie griff in Rußland bei einer Kälte von 20° und 30° um sich. Sie erhob sich aber nie auf eine sehr bedeutende Gebirgshöhe, nie bis über 6000 Fuß, aber sie verbreitete sich gern in Niederungen längs der Flüsse u. der Seen u. befiel sogar Schiffe auf offener See. Die Krankheit ergriff fast überall zuerst und am heftigsten die großen Städte und beschränkte sich bisweilen bloß auf diese und ihre allernächste Umgebung, so in Moskau, München, bei der ersten Epidemie in Breslau; ihre Dauer in denselben stand fast immer im Verhältniß zur Größe der Städte. Als **prädisponirende Ursache** der C. zeigte sich alles Schwächende, Herunterstimmende, besonders wenn es auf den Unterleib wirkte, schlechte, ungünstige, ungesunde Lebensweise, schlechte Diät und Wohnung, Schwächung, Erschöpfung durch Anstrengung, Krankheiten aller Art, Mangel, Kummer, Elend, Unreinlichkeit, ungesunde Beschäftigung, Aengstlichkeit, höheres Alter und besonders fast alle Unterleibsleiden. Als Gelegenheitsursachen wirkten hauptsächlich Diätfehler, schwächende, erschlaffende oder schwer verdauliche Speisen, Erkältung und Durchnässung, Gemüthsbewegungen jeder Art, andere Krankheiten, besonders gastrische, gallige 2c.

Man schätzt die Durchschnittssterblichkeit der Epidemien (aber wohl bedeutend zu niedrig, indem man auf die absichtlich zu niedrigen Angaben der meisten Länder baute) auf ungefähr 1 Procent der befallenen Bevölkerung. Das häufigste Verhältniß war, freilich nach jenen Angaben, von 5 bis zu $\frac{1}{2}$ Procent; man sah jedoch nicht selten den 10. und selbst den 6. (Palermo, Jassy) Theil der ganzen Bevölkerung großer Städte und in heißeren Gegenden selbst die Hälfte und $\frac{2}{3}$ sämmtlicher Einwohner kleinerer Orte durch sie unterliegen. In heißen Gegenden waren im Allgemeinen die Verheerungen beträchtlich größer als in gemäßigten, doch gibt es viele Ausnahmen. Kam eine Epidemie zum zweiten Male in eine Stadt, bald nach dem ersten Befallen, so war sie gewöhnlich weniger extensiv (oft aber mehr intensiv); kam sie dagegen lange nachher erst wieder, so konnte sie auch extensiv heftiger sein. Das Verhältniß der Zahl der Gestorbenen zu der der Erkrankten betrug im Durchschnitt etwas über die Hälfte. Die Angaben konnten sehr verschieden werden, je nachdem man auch Cholerinen hinzurech-

nete oder nicht. In einigen Städten wurden nur 30 Procent der Erkrankten als gestorben angegeben, in anderen nahe an 70 und darüber. Dieses Verhältniß war oft in den verschiedenen Perioden derselben Epidemie äußerst verschieden, selbst bis ums Dreifache. In den ersten Anfällen einer beginnenden Epidemie unterlagen gewöhnlich fast alle. Die beiden Geschlechter wurden im großen Durchschnitt ungefähr gleich befallen, das vorgerücktere Alter von 30 Jahren an am häufigsten, und für dieses war, das Säuglingsalter abgerechnet, auch die Prognose am schlimmsten, für das Jünglingsalter, besonders von 15—20 Jahren, am besten. Hier starb 1/5 der Befallenen, im Greisen- und im Mannesalter fast alle. Die niederen und schlechter lebenden Menschenklassen und die schmutzigeren Stadtquartiere wurden im Allgemeinen am meisten mitgenommen, doch gab es davon große und zahlreiche Ausnahmen. Die farbigen Racen unterlagen weit mehr als die weiße. Keine Krankheit schützt gegen die C., sondern im Gegentheile dient jede noch als prädisponirende Ursache für sie. Der Zustand des Pulses und der Temperatur war für alle Perioden der Krankheit wichtig; besonders schlimme Zeichen waren aufwärtsgerollte Augen, silberglänzender, leuchtender Blick, hinaufgezogene Oberlippe, Längefalten, sehr laborioser Athem, nicht mehr fließendes Blut, blutige Stühle, Delirien 2c. Warmwerden und warme Schweiße, bei sonst gleichbleibenden Symptomen im asphyktischen Stadium, waren immer als Vorläufer des Todes anzusehen.

Da es sich als unmöglich gezeigt, mehr als den kleineren Theil Derer, die von der ausgebildeten C. befallen waren, zu retten, versuchte man, die Krankheit dadurch mit mehr Erfolg zu bekämpfen, daß man schon dem Befallenwerden oder der Entwickelung der entstehenden Krankheit vorbaute, und es hat dadurch die **Prophylaxis** mit Recht in dieser Krankheit eine bedeutendere Stelle erhalten, als in fast jeder anderen. Sie hat sich auf die Erfahrung zu stützen, daß Mißstimmung, Angst, Schreck, Kummer, Elend, Kälte und Nässe, schlechte oder unpassende Nahrung, Unreinlichkeit, zu große Anstrengung, alles Schwächende die Krankheit, wenn einmal die epidemische Empfänglichkeit herrscht, hervorrufen und steigern, daß auch Kontagien die Krankheit, jedoch in weit geringerem Grade, als die bisher genannten Momente, mittheilen, und daß alle gleichartigen leichteren Krankheitsfälle, Diarrhöen, Cholerinen unter unzweckmäßigem Verhalten oder ohne Gegenhülfe sehr leicht in wahre C. übergehen können, daß dem aber durch zweckmäßiges Verhalten und eine leichte, einfache Hülfe fast immer vorgebaut werden kann. Die Prophylaxis umfaßt demnach die Erhaltung einer furchtlosen und ruhigen öffentlichen Stimmung, die Entfernung aller Furcht vor Ansteckung, die Fürsorge, daß durch planmäßig geleitete öffentliche Wohlthätigkeit allem Mangel und Elend, durch Gelegenheit zum Erwerb aller Mißstimmung möglichst gesteuert, daß Verkehr und Erwerb überall erhalten werden; ferner die Fürsorge für Reinlichkeit (Desinfektion der Cholerastühle und Abtritte) und strenge Nahrungspolizei, das Verhüten zu großer Ueberfüllung mancher Lokalitäten, das Vorbauen gegen mögliche Ansteckung, so weit es ohne Aufsehen geschehen kann, die Belehrung des Volks über die Gefährlichkeit der leichten Anfälle und über die Wichtigkeit eines richtigen Verhaltens, die Warnung vor schädlichen Mitteln, die Sorge, daß es Jedem möglichst erleichtert werde, sich bei leichten wie bei schweren Fällen sogleich alle Hülfe zu verschaffen 2c. Sperren bringen durch Schreck, durch ihre Wirkung auf die Einbildungskraft und durch Störungen des Verkehrs weit mehr Schaden als Nutzen; nur in einzelnen, ganz besonderen Fällen, z. B. bei dem ersten Befallen eines Orts, mögen sie zuweilen zulässig sein.

Die **Therapie** der Vorboten, der Diarrhöen und Cholerinen, besteht am zweckmäßigsten in der Verordnung der Bettwärme, strenger Diät und der Diaphorese durch warmen diaphoretischen Thee, im Nothfall kleiner Gaben Ipecacuanha, etwas Rhabarber, selbst mit kleinen Gaben Kalomel; außerdem sind auch reizende Einreibungen od. Ueberschläge über den Unterleib, innerlich etwas Opium und kleine Reizmittel, Pfeffermünze, Aether, Kaffee 2c., wo Saburra Statt findet, nie Brechmittel angezeigt. Von Manchen wurden auch Aderlässe empfohlen. Die Therapie der ausgebildeten C. im Kältestadium ist auch jetzt noch die mißlichste. Man hat die stärksten innerlichen und äußerlichen Reizmittel, die kräftigste Antiphlogose, das mächtigste Antreiben der Gallen- und Hautsekretion, die stärksten verstopfenden Mittel wie die stärksten Laxirmittel, Antidota und Specifica aller Art und aus allen Reichen der Natur, ganz neue Applikationsmethoden und viele ganz neue Mittel versucht, aber die Resultate, die man damit erreichte, waren überall nur sehr mittelmäßige, und die Beurtheilung, welche von allen diesen Mitteln und Methoden die besten seien, ist auch jetzt noch schwer. Die angewandten Mittel lassen sich etwa unter folgende Hauptrubriken bringen. Die Hauptmittel der herabstimmenden Methode sind: der Aderlaß, der besonders in leichteren Formen und bei weniger geschwächten Individuen sich als ein sehr zweckmäßiges Mittel erwies; Blutegel, bei allen Formen 15—20 Stück an den After oder auf die hauptsächlich afficirten Theile gesetzt; Eis, innerlich und äußerlich gebraucht; kalte Begießungen und Sturzbäder; Mineralsäuren, welche die Basis mehrer vielfach gerühmten Mittel, z. B. des hope'schen, bilden, aber als Hauptmittel nirgends eine sehr günstige Wirkung gezeigt zu haben scheinen. Die eigentlich umstimmende Methode wurde nirgends rein angewendet, aber oft bildeten solche Mittel die Basis einer Methode. Ipecacuanha, mit Rhabarber und oft auch mit Kalomel gemischt, wurde in Wien, München und anderen Orten oft als Hauptmittel für alle Stadien vielfach und in verschiedenen Modifikationen angewandt. Mehr als die bisherigen Methoden richtete sich die der breslauer Aerzte nach den Umständen; sie war zugleich eine sehr wenig eingreifende und lieferte sehr günstige numerische Resultate. Sie verordneten bei erethischer C. Emulsionen, bei heftigem Durchfall Kirschlorbeerwasser, Brechwurzel, kleine Dosen Opium, bei heftigem Erbrechen Brausepulver, Kaffee, Champagner, bei sinkenden Kräften Ammonium aceticum, succinicum, bei drohendem Typhus Blutegel, Eisumschläge, Mineralsäuren, Ipecacuanha, Kalomel, bei heftigen Kongestionen kleine Aderlässe, Salzmixturen, bei Leibschmerz, stockenden Stühlen und bei Kindern Kalomel, bei paralytischer

bloß Ruhe und einfaches Getränk, bei ganz kalten, pulslosen Kranken kleine Dosen Ammoniakmittel, und wenn dabei die Ausleerungen nach oben und unten ausblieben, erhielt man sie künstlich. Magisterium bismuthi, von manchen Aerzten unwirksam gefunden, wurde doch auch später noch von anderen sehr gerühmt. Kalomel, lange Zeit gegeben, machte bisweilen starke Salivationen, was man als günstig ansah. Oft machte es aber auch, zu mehren Drachmen allmählig gereicht, keine, oder machte sie erst nach mehren Wochen oder Monaten. Brechmittel brachten oft Verschlimmerung und eigneten sich nur bei bestimmten Indikationen. Stärkere Reizmittel, als Hauptmittel angewandt, haben fast überall ungünstige Resultate gegeben. In Berlin starben bei ihrer Anwendung zwei Drittel der Kranken und darüber, während zu gleicher Zeit die caspersche Methode beinahe die Hälfte durchbrachte; gleichwohl hat die große Kälte und Schwäche sehr häufig wieder zu ihrer Anwendung verlockt. Unter die gefährlichen Reize gehört, wenn man es hierher rechnen will, das Opium, das hauptsächlich wegen der großen Neigung der Krankheit zu Kongestionen zum Kopfe und zur Typhoïdbildung in den späteren Perioden mehr als verdächtig ist und, wenigstens allein angewandt, oft auch üble Resultate geliefert hat. Aeußere Reize zeigten sich überall machtlos; die Haut scheint zu leblos zu sein, um Empfänglichkeit für ihre Einwirkung zu haben. Auch die Dampf- und Schwitzbäder wurden bald überall verlassen; warme Bäder scheinen dagegen nicht ungünstig gewirkt zu haben, doch sind sie hier gleichfalls ein ohnmächtiges Mittel. Warmhalten des Körpers ist aber gewiß wichtig, damit nicht später ein beginnender Versuch zur Reaktion in einem schon zu sehr erstarrten und zusammengezogenen Körper ein unüberwindliches Hinderniß finde. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß, wenn der Körper selbst kalt ist, das Bett, als bloß die Wärme erhaltender oder zurückhaltender Körper, für sich allein nichts mehr nützt. Bei übermäßigem Erbrechen werden Blutegel, Aether ꝛc., bei Greisen Muskatnuß mit schwarzem Kaffee, gegen übermäßige Stuhlausleerungen Sinapismen auf den Bauch und bei Greisen Glühwein gerühmt. Gegen Krämpfe wird Reiben mit der bloßen Hand, mit Oleum hyoscyami, mit Eis, wie auch Opium oder der Aderlaß empfohlen, gegen Schluchzen Morphium, Blutegel, Wismuth, Aether und ätherische Oele ꝛc., gegen das Brennen in der Herzgrube Eis oder kaltes Wasser, gegen Magenkrämpfe Kampher mit Aether und Eis, gegen Abortus Aderlässe, gegen Säuferwahnsinn Brechweinstein ½—1 Gran pro dosi. In einer der letzten Epidemien hat man, auch hierin dem Geiste der Zeit huldigend, hier und da versucht, ob nicht auch bei der C. die Natur allein ungefähr so viel vermöge als die Kunst, und die Resultate scheinen nicht gerade schlechter gewesen zu sein, als bei einem mehr aktiven Verfahren. Es sind zahlreiche Beispiele von Leuten bekannt, die auch ohne Mittel oder bei reichlichem Wassertrinken aus schwerer C. wieder genasen. Als Getränk diente, wo man nicht Eis gab, Wasser, ein leichter Thee, oft später sehr gut weißes oder braunes Bier, selbst in manchen Fällen Wein. Manche Kranke wünschten ihr Getränk warm, und es mußte dann dem entsprochen werden. Man ließ nach Belieben trinken, nur nicht zu viel auf einmal. Als Speise diente nur leichte Suppe oder Aehnliches. Bei der Therapie im Stadium der Reaktion war das Wichtigste, daß man die rege Naturheilkraft nicht störte oder unzeitig steigerte, sondern daß man sie nur, wo es nöthig war, vor Abwegen schützte. Reizmittel zeigten sich hier als höchst gefährlich. Die Therapie hatte nur etwa die Ausleerungen, die Krämpfe und ähnliche Dinge zu berücksichtigen durch Ipecacuanha, Kalomel, Rheum, Salze und nach Umständen säuerliches oder diaphoretisches Getränk, kalt oder warm gegeben. Zeigte sich bei zu schwacher oscillirender Reaktion noch fortbestehender Choleraprozeß, so wurden auch die gegen ihn gerichteten Mittel fortgesetzt; wo aber mehr Torpor, Neigung zur Lähmung Statt fand, Spiritus Mindereri, Vinum stibiatum, leichte Ammoniakmittel ꝛc. angewandt. Oft aber mußte man wegen zu schneller Reaktion oder wegen drohender Kongestionen kalte Ueberschläge, Blutegel, Aderlässe, Kalomel, vegetabilische und mineralische Säuren reichlich anwenden. Es konnten wegen dieser Tendenz zu Kongestionen oder zum Typhoïd mehrmalige Aderlässe nothwendig werden, bis geregelte Reaktion eintrat. Auch Sinapismen, Blasenpflaster, die nun wieder mehr wirkten, waren geeignet, sowie kalte Begießungen; es durfte aber dabei der Unterschied zwischen kalten Begießungen, welche ein Reizmittel, und zwischen kalten Ueberschlägen, die ein herabstimmendes Mittel sind, nicht übersehen werden; jene passen bei Torpor und Neigung zur Lähmung, aber nicht mehr bei aktiven Kongestionen. Zeigte sich Entzündliches, so wurde es mit gehöriger Antiphlogose bekämpft; doch war der Charakter der Entzündung zu beachten, bisweilen ertrug er auch nicht ganz starke Antiphlogose.

Durch Zusammenstellung der Symptome mit den Befunden in den Leichen sind von den Aerzten die verschiedensten Theorien aufgestellt worden, von denen hier aber nur drei, die der Wahrheit am nächsten zu kommen scheinen, berücksichtigt werden können: die der Humoralpathologen, welche die Entstehung der C. einer chemisch-vitalen Veränderung des Blutes zuschreibt, die, welche die Krankheit als Folge einer specifischen Depression der Bauchganglienuerven, und die, welche sie als eine lokale Erkrankung der Darmschleimhaut betrachtet. Was die erste Ansicht betrifft, so schließt man aus den Veränderungen im Blutgefäßsystem und im Blute selbst, daß, nachdem die Ursache zur Krankheit gegeben ist, möge sie nun einem Miasma oder Kontagium zuzuschreiben sein, eine besondere Neigung des Blutes zur Verdickung und dadurch ein Ueberwiegen des venösen Blutes über das arterielle und dann eine wirkliche Zersetzung desselben in seine flüssigen und festen Bestandtheile mit Neigung der wässerigen Theile zur Durchschwitzung, die besonders auf der Darmoberfläche geschieht, entstehe. Durch diese Beschaffenheit des Blutes im Allgemeinen und durch das Ueberwiegen des venösen Blutes werden Arterien, Venen und Blutbehälter des Kopfes, letztere in Folge des gehemmten Rücktrittes in die Vorkammern des Herzens, mit Blut überfüllt, auf diese Weise die Thätigkeit des Centrums des Nervensystems, des Gehirns und Rückenmarks, und mit diesem die des pneumogastrischen Nervensystems vollends gestört und daraus alle Erscheinungen der eigentlichen Krankheit erklärbar. Nach dieser An-

sicht wirkt also der Krankheitsstoff primär auf das Blut, dann auf den sympathischen Nerven, zersetzt jenes und lähmt diesen ganz oder theilweise; wogegen das Leiden des Darmkanals, Brechen und Durchfall ꝛc., als ein sekundäres angesehen wird. Nach der zweiten Ansicht, welche die C. als Folge einer specifischen Depression der Bauchgangliennerven darstellt, soll der Sitz der ersten Nervenaffektion in den Ganglien des Magens und Dünndarms liegen, welche Theile sich bei der C. immer, und zwar fast stets zuerst heftig afficirt zeigen. Da die Ganglienuerven es sind, welche durch den ganzen Körper die Gefäße begleiten, ist der nahe Zusammenhang der Blutverwandlung hiermit schon gegeben. Die Ganglienaffektion des Unterleibes ist aber keine lähmende, sondern von der Art, daß sie als Reaktion diese ungeheuren aktiven Kongestionen zum Darmkanal hervorruft, in Folge deren das Blut überall von der Peripherie zurücktritt und hier in Verbindung mit der antagonistischen Depression der Gefäßnerven und mit der Blutveränderung die Kälte, die Pulslosigkeit, die Blausucht hervorbringt. In Folge der excessiven Thätigkeit im Unterleibe findet auch eine fast eben so sehr verminderte in den Ganglien der Brust und dem Vagus, in den Lungen und dem Herzen Statt, und die Folge jener ungeheuren Ausleerungen und der so verminderten Athmungsfähigkeit ist das dicke und schwarze Blut, bei dessen Veränderung noch andere bekannte Momente: die verminderte oder aufgehobene Gallen- und Harnausleerung, die vermehrte Stickstoffaufnahme, theilweise auch unbekannte mitwirken mögen. Die eben genannte Verminderung oder Sistirung vieler Sekretionen findet ihre Erklärung zum Theil in der Veränderung des Blutes und in dem Zurücktreten desselben von fast allen Körpertheilen und Organen, um nur dem Darmkanal zuzuströmen. Diese große Trockenheit in der Haut, hauptsächlich hervorgerufen durch das Verschwinden alles lymphatischen Dunstes, aller Lymphe und alles Turgors aus dem Zellgewebe, ist, indem sie die Membranen durchsichtiger macht, neben der dunklen Färbung des Blutes die Hauptursache der Blausucht, die außerdem bei dem bedeutenden Blutmangel in den äußeren Theilen nicht so groß sein könnte. Die Krämpfe sind Folge vom sekundären Antheilnehmen der Spinalnerven; die bei der C. charakteristische Stimme entsteht durch Affektion des Stimmnerven, der schon bei der geschwächten Respiration betheiligt ist. Die dritte Ansicht endlich, wonach die C. als lokale Erkrankung der Darmschleimhaut betrachtet wird, beruft sich darauf, daß der Durchfall in allen Fällen das erste Symptom sei und in vielen auch das einzige bleibe, und daß zur Zeit von Choleraepidemien trotz der weit größeren Vorsicht, mit der die Menschen leben, eine Menge von Durchfällen und Brechdurchfällen entständen, die, hartnäckiger als zu anderen Zeiten, den Medikamenten widerständen, welche sonst Durchfälle leicht beseitigen, u. wobei auch diejenigen Entleerungen endlich ganz das Aussehen der Cholerastühle annähmen, für die sich weder in begangenen Diätfehlern, noch in Erkältungen eine ausreichende Veranlassung entdecken lasse. Es liegt in dieser Ansicht viel Wahres, und es läßt sich schwerlich bestreiten, daß diese zahlreichen Durchfälle und Brechdurchfälle zum großen Theil unausgebildete Choleraanfälle sind, denn die Uebergänge von ihnen zu den schlimmeren u. schlimmsten Formen sind so unmerklich, daß man keine Grenze ziehen kann. Auch sehen wir sich aus dem Choleradurchfall zuweilen langsam und allmählig alle übrigen Formen oder vielmehr Grade der C. entwickeln. Stellten sich nur dergleichen langsam verlaufende Krankheitsfälle unserer Beobachtung dar, so würde Niemand daran zweifeln, daß die sekundären Erscheinungen der Lähmung und Bluteindickung von dem lokalen Leiden abhängen. Da diese aber oft mit großer Schnelligkeit auf die Darmerscheinungen folgen, so tritt ihre Abhängigkeit von jenem nicht so scharf hervor. Hauptsächlich aber gründen die Anhänger dieser Ansicht ihre Theorie auf den Leichenbefund, der allerdings bis jetzt eine schwere Erkrankung des Dünndarms (allgemeine Röthung, stellenweise Blutunterlaufungen, Erweichungen und Geschwüre ähnlich denen beim Typhus) nachweist, während der Befund in den übrigen Organen weniger konstant ist u. außer dem dicken Cholerablute keine nur der C. eigenthümlichen Resultate liefert. Die Eindickung des Blutes und die anderen Symptome nehmen sie als sekundäre Erscheinungen an, ersteres in Folge des bedeutenden Verlustes der flüssigen Bestandtheile, letztere in Folge der Lähmung der sympathischen Nerven, wie es in analogen Fällen, wo eine größere Fläche der Darmschleimhaut verletzt sei, wie nach Vergiftungen mit Arsenik, auch vorkomme.

Vergl. J. Annesley, Ueber die ostindische C., übersetzt von Gust. Himly, Hannover 1831; Dieffenbach, Physiologisch-chirurgische Beobachtungen bei Cholerakranken, 2. Aufl., Güstrow 1834 (gekrönte Preisschrift); Wagner, Medicinisch-praktische Abhandlung über die asiatische C., Prag 1836; Aug. Siebert, Zur Genesis und Therapeutik der epidemischen C., Bamberg 1837; Strehler, Die morgenländische Brechruhr, das. 1837; Breuning, Der asiatischen Brechruhr Erkenntniß und Heilart, Wien 1837; Endres, Aphoristische Bemerkungen zur Pathologie der asiatischen Brechruhr, Ulm 1837; Böhm, Die kranke Darmschleimhaut in der asiatischen C., Berlin 1838; Anton, Die bewährtesten Heilformeln für die epidemische C., Leipzig 1849. Durch die in neuester Zeit zur Ermittelung des Wesens der C. aufgenommenen physikalisch-chemischen Untersuchungen des Blutes und der Sekretionen bei Cholerakranken haben sich verdient gemacht: Hermann, Stromeyer, Wittstock, Buchheister und Noodt, Thomson, O'Shaugnessy, Lassaigne, Rayer, Donné u. A. Vgl. Griesinger, in Virchows „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie“, Bd. II, Abth. 2, 2. Hälfte, Erlangen 1857, und die daselbst verzeichnete Literatur.

Cholerine (griech.-franz.), die zur Zeit der asiatischen Cholera (s. d.) herrschenden unbedeutenden Anfälle dieser Krankheit, leichte Diarrhöen, Leibschmerzen ꝛc.

Cholerisches Temperament, s. Temperamente.

Cholesteatom (v. Griech.), ziemlich harte, langsam zunehmende Geschwulst dicht unter der Haut, von wachsähnlicher Konsistenz und auch solchem Ansehen, besteht aus tafelförmig krystallisirter Fettmasse und dicht geschichteten Oberhautzellen, ist gutartig, pflegt höchstens bei Druck schmerzhaft zu sein und läßt sich durch Operation leicht beseitigen.

Cholesterin (Cholestearin, Gallenfett, Gallensteinfett), wurde von Gren 1788 zuerst in den Gallensteinen aufgefunden und wegen seiner physikalischen Eigenschaften lange zu den Fetten gerechnet, bis Redtenbacher nachwies, daß es sich durch die Natur seiner Oxydationsprodukte enge an die Gallensäuren anschließt und in den wesentlichsten chemischen Beziehungen weit von den Fetten entfernt. Man gewinnt es aus Gallensteinen, die aus C. bestehen, durch Auskochen mit Alkohol, aus welchem es sich beim Erkalten in weißen, glänzenden Blättchen ausscheidet. Es ist aber neuerlich auch im Pflanzenreich nachgewiesen worden. So stellt man es aus Erbsen dar, indem man 5 Pfund derselben als feines Pulver mit starkem Alkohol digerirt, die Tinktur langsam verdunstet, das Extrakt im Wasser löst, mit Bleiglätte behandelt, den Bleiniederschlag mit kochendem Alkohol auszieht, filtrirt u. das Filtrat verdunstet. Die Ausbeute beträgt $1^1/_2$ Gramm. Das C. kann auch aus Aetherweingeist in Prismen erhalten werden, die schon an der Luft, vollständig bei 100° ihr Krystallwasser verlieren, sich nicht in Wasser, wenig in kaltem Alkohol, leicht in heißem Alkohol und in Aether lösen, bei 137° schmelzen u. später sublimiren; durch Kali wird das C. nur schwer angegriffen, Schwefelsäure bildet 3 isomere Kohlenwasserstoffe, Salpetersäure bildet nach langem Kochen Cholesterinsäure, was darum wichtig ist, weil aus der Gallensäure bei derselben Behandlung diese Säure ebenfalls gewonnen wird. Das C. findet sich in der Galle theils gelöst, theils suspendirt, und da sich die Galle in den Darm ergießt, so findet man es auch in den Exkrementen, namentlich im Meconium der Neugebornen. Es ist ein konstanter Bestandtheil des Blutes, welches bei Hochbejahrten besonders reich daran ist; auch bei Entzündungen vermehrt sich die Menge desselben; ferner ist es nachgewiesen in Transsudaten und Exsudaten, im Dotter und als wesentlicher Bestandtheil im Gehirn. Es entsteht im Organismus in Folge einer Störung des Oxydationsprozesses im Blut; ob ihm aber bei der Funktion des Nervensystems eine bestimmte Rolle zugewiesen sei, läßt sich nicht einmal ahnen. Alles deutet nur darauf hin, daß es als zufälliges Exkret in der Galle auftritt, während es seiner Hauptmasse nach wohl im Blut weiter oxydirt wird. Man erkennt das C. namentlich an den Krystallen unter dem Mikroskop, indem es fast immer in oft sehr dünnen, rhombischen Tafeln auftritt. Nach Moleschott werden durch eine Mischung von 5 Theilen Schwefelsäure und 1 Theil Wasser die Ränder der Cholesterintafeln karminroth, welche Farbe endlich in Violett übergeht, nachdem die Krystalle selbst verschwunden sind. Durch Jod und koncentrirte Schwefelsäure wird reines C. blau, unreines violett, röthlich oder überhaupt mißfarbig. Die Myelinformen Virchows, die man beobachtet, wenn man den fettigen Rückstand des alkoholischen Extrakts mit einem Tropfen koncentrirtem Zuckerwasser unter dem Mikroskop zusammenbringt, und die in einem merkwürdigen Aufquellen bestehen, indem die seltsamsten Formen von fadenförmigen Bildungen, theils spiralförmig, theils mit Kolben besetzt, hervorgerufen werden, scheinen dem Cholesteringehalt des Extrakts ihre Entstehung zu danken u. würden somit ein Erkennungszeichen für C. abgeben.

Cholesterinsäure, s. Cholesterin.

Cholet, Stadt im französischen Departement Maine u. Loire, in angenehmer Lage an der Maine, mit 10,400 Einwohnern, hat blühende Fabriken in feiner Leinwand (toiles de Cholet), Baumwollentücher, Flanell 2c., lebhaften Handel u. ein Handelsgericht. Im Vendéerkrieg war C. mehrmals der Schauplatz blutiger Auftritte. Am 16. Oktober 1793 wurden hier die Vendéer geschlagen, wobei Bouchamp fiel; am 7. Februar 1795 eroberte Stofflet die Stadt, mußte aber kurz nachher Cordelier weichen und wurde bei C. geschlagen. Am 6. April 1795 siegten hier die Royalisten über die Republikaner.

Cholets (franz.), graue und weiße, auch gestreifte Leinen, die auf Platillasart zugerichtet werden, wurden ursprünglich nur um Cholet gewebt, werden jetzt aber auch in Schlesien, Böhmen und Sachsen häufig gefertigt; dann auch graue und weiße leinene Tücher, die in denselben Gegenden gefertigt u. stark nach Italien, Spanien u. Amerika ausgeführt werden.

Choliambus, der hinkende Jambus, auch Versus hipponacteus genannt, nach seinem Erfinder, dem griechischen Satiriker Hipponax (540 v. Chr.), ist ein aus dem sechsfüßigen Jambus entstandenes Versmaß, in welchem statt des erwarteten letzten jambischen Fußes ein Trochäus oder Spondeus eintritt, wodurch er eine hinkende, besonders für das Komische geeignete Bewegung erhält. Catull und Martial wenden den C. häufig an. Beispiel:

◡ — ◡ — ◡ | — ◡ ◡ | ◡ — — ◡

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter.

Cholm, Stadt in der europäisch-russischen Statthalterschaft Pskow, an dem sich hier mit dem Kunoi verbindenden u. in den Ilmensee fallenden schiffbaren Lowatfluß, an den äußersten Vorbergen des Waldaiplateau's, hatte zu Anfang des Jahrhunderts erst 550, 1858 schon 5667 Einwohner, welche blühenden Handel mit Vieh, trockenen Fischen, Cerealien, besonders Flachs und Hanf betreiben. Bemerkenswerth ist, daß sich die deutsche Schafzucht hier bereits vollständig eingebürgert hat, was Rußland den vielen deutschen Kolonisten in dieser Gegend verdankt.

Cholmogory (d. i. Hügelberge), alte Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Archangelsk, in hügeliger Gegend am westlichen Ufer der Dwina, 16 Meilen von der Ausmündung des Stromes entfernt, hat 2 Kirchen, eine Navigationsschule, ein Kreisgericht, eine Distriktsschule, ein Korn- und Salzmagazin, einen kleinen Kaufhof und 1144 Einwohner, die Fischerei, Viehzucht und Handel treiben. Das hiesige Rindvieh (holländische Race) ist wegen seiner Schwere berühmt. Ein Theil der Einwohner nährt sich auch mit Waldarbeiten, als Theerschwelen, Potaschebrennen, Kienölfabrikation, während andere auf der Schiffswerft Fahrzeuge und Barken bauen oder Jagd betreiben. Der Ackerbau ist sehr geringfügig. C. ist Geburtsort des Dichters Lomonossow, dem hier ein Denkmal errichtet ist.

Cholsäure (Cholalsäure), entsteht aus Glykocholsäure und Taurocholsäure bei Einwirkung der Alkalien, krystallisirt aus kochendem Alkohol in glasglänzenden Tetraëdern und Oktaëdern mit 5 Aequivalenten Krystallwasser, die an der Luft verwittern, sich in 750 Theilen kochendem und 4000 Theilen kaltem Wasser, in 21 Theilen kaltem Wein-

geist, in 27 Theilen Aether und leicht in kochendem Weingeist lösen. Durch Behandeln mit Säure oder bei einer Temperatur von 200° geht sie in Choloidinsäure, bei 290° in Dyslysin über. Bei trockener Destillation liefert sie ein gelbliches Oel. Gegen Zucker und Schwefelsäure verhält sie sich wie die Gallensäuren. Sie ist einbasisch und zersetzt in der Wärme die kohlensauren Alkalien.

Cholui, Marktflecken im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, Kreis Wjasniki, an der großen Straße von Moskau über Wladimir nach Nishnij Nowgorod, hat eine große griechische Hauptkirche, einen Kaufhof, ein Korn- u. Salzmagazin, 2 Schulen, eine Anzahl industrieller Etablissements und 3—4000 Einwohner. Berühmt ist C. besonders durch seine 4 großen Jahrmärkte, von denen der erste (8. Juli) gewissermaßen als Vorläufer des nishegorodschen Weltmarktes, der zweite (30. August) als Abschluß desselben bezeichnet werden kann. Auf diesen Messen wurden 1852 für 903,640 Rubel Silber Waaren angefahren und für 628,040 R. S. Waaren verkauft.

Cholula (San Pedro, von Cortez Churultecal genannt), Stadt im mexikanischen Staat Puebla, südöstlich von Mexiko, 6812 Fuß über dem Meere, war zur Zeit der Eroberung des Landes durch Cortez eine der blühendsten und volkreichsten Städte der Azteken, der große Stapelplatz für den Handel des Tafellandes Anahuac und der Hauptsitz des mexikanischen Religionskultus, mit mehr als 400 Tempeln und mindestens 150,000 Einwohnern. Jetzt ist die Stadt ein kleiner, mit schönen Agavepflanzungen umgebener Ort von etwa 5000 Einwohnern, nur merkwürdig durch die in eigenthümlichem Styl (wahrscheinlich von Cortez) erbaute Kirche von San Francisco u. den berühmten Teocalli (d. h. Gotteshaus) von C., das riesenhafteste architektonische Monument aus der Aztekenzeit. Dasselbe war zu Ehren des Gottes Quetzacoatl errichtet und bildet eine abgestumpfte, aus vier Abtheilungen über einander bestehende Pyramide von 170 Fuß perpendikularer Höhe, mit einer Grundfläche von 44 Morgen. Das Material sind ungebrannte Backsteine. Auf der Plattform der Pyramide, die 12,600 □Fuß enthält, waren tempelähnliche Gebäude errichtet; jetzt steht in der Mitte derselben eine von Cypressen umgebene Kirche der „Lieben Frau de los Remedios", in welcher alle Morgen von einem Geistlichen aus indianischem Stamm, der auf der Spitze dieses Denkmals wohnt, Messe gelesen wird. Der Platz gewährt eine entzückende Aussicht auf die Vulkane von Puebla, auf den Pik von Orizaba und das kleine Gebirge von Matlalcueye.

Chomer, Gemäß der alten Hebräer für trockene und flüssige Dinge. Luther übersetzt bald Malter, bald Scheffel, bald behält er den Namen C. bei.

Chomjakow, Alexei Stepanowitsch, russischer Dichter, geboren am 1. Mai 1804 zu Moskau, erhielt im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, verweilte dann von 1815—17 in Petersburg, wo ihn der dramatische Schriftsteller Shandr in die russische Literatur einführte und seinem Geist eine liberale und patriotische Richtung gab. Die Jahre 1817—21 brachte C. wieder zu Moskau im älterlichen Hause zu, wo er sich besonders den historischen Wissenschaften mit Eifer widmete. Schon damals erschien in den „Arbeiten der Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur" eine Uebersetzung der Germania des Tacitus mit freiheitathmenden Anmerkungen, die den kaum sechzehnjährigen C. zum Verfasser hatte. Hingerissen von dem Freiheitskampfe der Griechen, faßte C. im Winter 1821 den Entschluß, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, um an der griechischen Bewegung Theil zu nehmen und die Erhebung der türkischen Slaven zu bewirken. Sein Fluchtversuch mißglückte jedoch, und um die sprudelnde Lebensfülle des Sohnes ein wenig zu dämpfen, ließ ihn der Vater im Frühjahr von 1822 in das Gardekavallerieregiment zu Petersburg eintreten. Hier hielt es aber C. nicht lange aus; nachdem er 1825 seinen Abschied als Offizier genommen, reiste er in das Ausland, besuchte Preußen, Oesterreich, die Schweiz und hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er seinen ersten dramatischen Versuch: „Jermak, oder die Eroberung Sibiriens" verfaßte. Auf seiner Rückreise nach der Heimat besuchte C. die westslavischen Länder und machte sich mit dem Geist und der Sprache der Czechen, Slowaken, Slowenen und Kroaten vertraut. Um sich auch mit dem Charakter der serbischen und bulgarischen Nationen bekannt zu machen, nahm er 1828 an dem Feldzuge der Russen gegen die Pforte Theil. Nach dem Abschluß des Friedens von Adrianopel nahm er sofort wieder seinen Abschied und hatte nun von 1829 bis 1845 seinen bleibenden Wohnsitz in Moskau, wo er, durch kein Amt behindert, der Poesie lebte. Jener Periode gehören an seine Tragödie „Der Pseudo-Dmitrij", ein gehaltreiches und in schwungvoller Sprache geschriebenes Werk, und seine 1844 erschienenen „Lyrischen Gedichte", die seinen Namen bis über die Grenzen Rußlands trugen. Von dem 1846 verstorbenen Schriftsteller Walujew angeregt, wurde C. der Hauptrepräsentant jener Richtung im russischen Geistesleben, die man gewöhnlich mit dem Namen der panslavistischen bezeichnet. Alle seine ferneren Gedichte und prosaischen Aufsätze dokumentiren sich als Ergüsse eines, wenngleich oft zu weit gehenden, doch wahrhaften Patriotismus, der ihn in der Machtentfaltung des Slaventhums den Beginn einer neuen Weltordnung erkennen läßt. C. betheiligte sich auch bei vielen industriellen Unternehmungen u. war unter Anderem thätiger Mitarbeiter an dem „Ekonomitscheskij Ukasatel" (ökonomischer Anzeiger). Nach 1845 machte C. abermals Reisen durch ganz Europa, berührte wieder Deutschland, die Schweiz, Oberitalien, England, hielt sich aber am längsten in den Ländern der Westslaven auf. Im „Russischen Konversationsblatt" (Russkaja Bessjeda), an dessen Herausgabe er seit 1856 den thätigsten Antheil nahm, legte er nach seiner Heimkehr ins Vaterland die gewonnenen Resultate seiner Anschauungen nieder. In den Nachrichten der 2. Abtheilung der petersburger Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied C. seit 1857 war, wie er auch seit 1858 den Vorsitz der moskauer Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur überkam, ist von ihm eine „Vergleichung russischer Wörter mit dem Sanskrit" enthalten, welche für die Sprachforschung von Wichtigkeit ist; auch sein in der Handschrift nachgelassenes großes Werk „Ueber allgemeine Geschichte" ist voll von linguistischen, aus dem arischen wie aus dem semitischen Sprachstamme hergenommenen Kombi-

nationen. C. † am 5. Oktober (23. September) 1860 an der Cholera, als er eben mit der Ordnung seines großen historischen Werks beschäftigt war. Eine Sammlung seiner Poesien erschien 1861. C. zeigt in diesen geistsprühenden und bilderreichen Dichtungen, die oft nur leuchten, oft aber auch bezaubern und zugleich erwärmen, daß er bis an sein Ende ein ächter Russe geblieben ist, der das Gute im Vaterlande aufsuchte und alles Fremde als überflüssig und ungehörig verschmähte. Daß er sich dabei gleichwohl nicht allem Einfluß von Seiten der fremden Literaturen entziehen konnte, beweist schon sein „Falscher Dmitrij", wo die Einwirkung shakspeare'scher Dichtung unverkennbar ist.

Chond (d. i. Hügel, Aelpler), in Ostindien einer der nichtarischen Völkerreste aus den Zeiten vor der Einwanderung der Brahmanen, der sich innerhalb der Gebirgslandschaften Dekans, vorzüglich auf der Hochebene zwischen den Flüssen Mahanady und Godavery, zwischen den Ländern Orissa und Nagpur und in den benachbarten Gauen erhalten hat, weshalb auch diese waldigen Gemarken Chondwana (Gondawana), das Land der Aelpler, genannt werden. Noch jetzt geben uns die C., durch die Natur ihres Landes in ihrer Abgeschlossenheit geschützt, ein getreues Bild der Eingeborenen in Hindostan vor der Herrschaft der brahmanischen Kultur, obschon auch sie sich jetzt mehr und mehr zur Weise der Hindu's wenden. Die einzelnen Clane der C. haben wenig Verkehr unter einander, daher sich ihre rauhen, von Kehl- und Brustlauten überfüllten Mundarten fast zu selbstständigen Sprachen ausgebildet haben. Sie sind von mittlerer Größe, haben feine, wohlgebaute Gliedmaßen, eine ovale Gesichtsform, abgestumpfte Nase, vorstehende Backenknochen, lebendige Augen und aufgeworfene, große Lippen. Ihre Farbe spielt stark ins Schwarze. Hinsichtlich ihres dünnen Bartwuchses wie noch in vielen anderen Beziehungen gleichen sie ihren alten Verwandten, den Insassen jenseits des Ganges. Sie vergöttern die gewaltigen Erscheinungen, die Naturkörper, besonders Sonne und Mond, die verstorbenen Vorfahren, sowie Tugenden und Laster ganz nach der Weise aller andern Naturreligionen. Ihre Götter sind, wie sie selbst, neidische, auf Verderben sinnende Dämonen, die nur durch Opfer, namentlich Menschenblut, in guter Laune erhalten werden können. Solcher Menschenopfer, „Meria", werden wohl mehre Hunderte im Jahre gebracht; dieselben müssen, soll die Gottheit Gefallen an ihnen finden, von Händlern erkauft, wo möglich Fremde sein. Das Opfer wird bei lebendigem Leibe in Stücke zerrissen. Neben der furchtbaren Erdgöttin werden die Götter des Kriegs und die Dämonen der Blattern und anderer Seuchen verehrt, um so mehr, je furchtbarer sie sich zeigen. Die meisten Stämme der C. haben jetzt einen gesonderten, hochgeachteten Priesterstand. Ohne Kastenzwang folgt doch gewöhnlich der Sohn dem Vater im Amte. Die Regierungsform ist ächt patriarchalisch. Alle Glieder der Familie bleiben vereinigt bis zum Tode des Vaters. Mehre Familien bilden ein Dorf, mehre Dörfer eine Mark, mehre Marken einen Stamm u. mehre Stämme endlich einen Bund. Jeder dieser Abtheilungen ist ein Patriarch vorgesetzt, welcher nach dem Glauben des Volks von Demjenigen abstammt, der das Dorf, die Mark, den Stamm, den Bund begründete. Der weltliche Patriarch ist gewöhnlich der Geistliche des Bezirks u. genießt auf Grund dieser Würde vorzügliches Ansehen. Die Macht des Fürsten ist bei alledem äußerst beschränkt. Abgaben werden ihm nicht entrichtet, und seine einzige Auszeichnung besteht im Vorsitz bei den öffentlichen Feierlichkeiten. Er sitzt zu Gericht, schlichtet Streitigkeiten und führt im Kriege das herzogliche Amt. Ob seinen Verfügungen, oder den Beschlüssen der Volksversammlung Folge geleistet wird, hängt ab von dem überwiegenden moralischen Einflusse des Einen od. des Anderen. Gesetzliche Zwangsmaßregeln kennt man nicht, daher Wirren und Zwistigkeiten nie aufhören. Unter der Bedingung, daß man ihnen ihre übrigen Sitten und Einrichtungen lasse, haben die C. in den letzten Jahren den Engländern zugesagt, sich der Menschenopfer, sowie der Ermordung der weiblichen Kinder, welche in großem Umfang unter ihnen Statt fand, zu enthalten.

Chondrilla *L.* (Knorpelsalat, Knorpellattig), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den meist 8blätterigen Hauptkelch mit kleinem Außenkelche, 7—12 in 2 Reihen stehende Blüthen und die an der Spitze weichstachelige, mit einem Kränzchen gekrönte Achene, ausdauernde und einjährige Gewächse mit Milchsaft. C. juncea *L.*, Hieracium junceum *Bernh.*, gelber Wegwart, ist ein Sommergewächs auf wüsten Stellen, an Mauern, Wegen, auf Sandboden durch ganz Europa, mit ausgezackter Wurzel, ganzrandigen Stengelblättern und gelben Blüthen. Das Kraut, Herba Chondrillae verae, war sonst, wie die walzige und ästige Wurzel, officinell und wurde gegen Durchfall und Schlangenbiß angewendet. In Südeuropa quillt der bittere Milchsaft aus der lebenden Pflanze und verhärtet an den Aesten zu einem Gummiharz, welches sonst gegen Unterleibsstockungen gebräuchlich war. C. acantophylla *Borkh.*, mit safrangelben Blüthchen, findet sich hier und da auf Sandboden. C. rigens *Rchb.* hat große Blüthenköpfe und safrangelbe Blüthchen, wächst auf Sandplätzen am Rhein.

Chondrin (Knorpelleim), ein dem Leim ähnlicher Stoff, der durch anhaltendes Kochen mit Wasser aus allen nicht verknöchernden, mit Knorpelkörperchen versehenen Knorpeln, aus Knochen vor ihrer Ossifikation, aus den krankhaft verknöcherten Knorpeln, den Hautknochen und der Cornea des Auges, am besten aber aus den Rippenknorpeln von Menschen und Thieren erhalten wird, indem diese von allem anhängenden Zellgewebe 2c. gereinigt, zerschnitten, mit Wasser gewaschen und dann 12 bis 24 Stunden in Wasser gekocht werden. Die Abkochung enthält C. aufgelöst, welches man zur Reindarstellung mit Alkohol fällt und dann in heißem Wasser wieder lösen kann. Das trockene C. gleicht in seinen Eigenschaften völlig dem trockenen Leim; es bildet, wie dieser, eine halbdurchsichtige, weiße Masse, ist spröde, elastisch, schmilzt in der Wärme und verbrennt bei weiterer Erhitzung unter Entwickelung des eigenthümlichen Geruchs verbrennender stickstoffhaltiger Körper. Alkohol und Aether lösen das C. nicht auf; in kaltem Wasser quillt es auf, ohne sich zu lösen; in heißem Wasser löst es sich allmählig zu einer klaren, farblosen od. schwachgelblichen Flüssigkeit, welche bei gehöriger Koncentration beim Erkalten gelatinirt. Bei längerem

Kochen verliert es jedoch wie der Leim die Fähigkeit zu gelatiniren, ohne indeß seine übrigen Eigenschaften zu ändern. Das C. erkennt man an den Eigenschaften der Leimarten überhaupt und besonders daran, daß es sowohl in Alkohol und Aether, als auch in kaltem Wasser unlöslich ist, sich aber in heißem Wasser löst, u. daß die heiß gesättigte Auflösung beim Erkalten eine Gallerte bildet. Von gewöhnlichem Leim unterscheidet es sich dadurch, daß die wässerige Lösung des Leims durch Salzsäure, Essigsäure, Bleizucker, Alaun und schwefelsaures Eisenoxyd nicht gefällt wird, während die Chondrinlösung Niederschläge gibt. Sehr charakteristisch für das C. ist, daß der Niederschlag, welcher durch Essigsäure erzeugt wird und in derselben unlöslich ist, selbst durch geringe Mengen neutraler Alkalisalze wieder gelöst wird u. daher gar nicht erscheint, wenn solche vorher schon in der Chondrinlösung vorhanden waren. Ueber die Bildung des C.s im Körper geben Rochleders neue Versuche Aufschluß, indem es ihm gelang, aus Eiweiß durch Einwirkung von Salzsäure in einer Atmosphäre von Kohlensäure C. darzustellen. Dies, sowie der Gehalt an Schwefel (welcher auch dem Eiweiß zukommt, dem Leim aber fehlt), das Vorkommen des C.s im Knorpel, welches sich erst im Knochen in Leim verwandelt, machen es wahrscheinlich, daß das C. eine Zwischenstufe zwischen Eiweiß und Leim sei. Ueber den Nahrungswerth der Leimbildner im Allgemeinen s. Leim; dem Leim gegenüber steht das C. als Nahrungsstoff aber auf einer tieferen Stufe, da sich die knorpeligen Theile, wie im Wasser, so auch im Magensaft schwieriger lösen als Knochen und Bindegewebe. Gelöstes C. ist dagegen viel leichter verdaulich.

Chondrodit (hemiprismatischer Chrysolith, Brucit, Maclurit), Mineral, welches sechsseitige Prismen mit einer augitartigen Endzuschärfung bildet und meist in eingewachsenen Körnern und kleinen, derben Partien vorkommt. Seine Härte ist = 6,5, das specifische Gewicht = 3,1, der Bruch unvollkommen muschelig bis uneben. Es ist von fettartigem Glasglanz, durchscheinend bis durchsichtig, ocker- u. pomeranzengelb ins Hyacinthrothe, Spargel- und Olivengrüne übergehend, besteht aus 54,64 Bittererde, 36,00 Kieselsäure, 3,75 Flußsäure, 3,97 Eisenoxyd, 1,62 Wasser. Vor dem Löthrohre ist es unschmelzbar, in Säuren läßt es ein Gelatinat zurück. Fundorte sind Newjersey in Nordamerika, Pargas in Finnland, Acker und Gulsjö in Schweden, Boden bei Marienburg in Sachsen.

Chondrogenia (Chondrogenesis, griech.), Entstehung von Knorpel, dann widernatürliche Umwandlung weicher Theile in knorpelartige Masse.

Chondrologie (v. Griech.), Theil der Anatomie, Lehre von den Knorpeln.

Chondrosis (griech.), Verknorpelung, Knorpelbildung; krankhafte Knorpelgeschwulst.

Chonia, in den älteren Zeiten ein Landstrich an der südöstlichen Küste der italischen Halbinsel, welchen vor den griechischen Ansiedelungen die Chones, ein zu den Oenotrern und Opikern gehörender Volksstamm, bewohnten. Derselbe umfaßte die Niederungen um den tarentinischen Meerbusen, welche der Apenninus u. der Vultur Apuliens umschließen, oder die südöstliche Hälfte des späteren Lukaniens, mit der östlichen Hälfte Bruttiums vom Silawalde an Lukaniens Grenze bis zur Südspitze zwischen Rhegium und dem Zephyrium promontorium. Städte darin waren das epizephyrische Locri, wo in der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. Zaleucus die ersten griechischen Gesetze schrieb, Caulonia, Petilia, Crimisa, Croton, Sybaris, Chone, Metapontum, Siris, Tarentum, Hydruntum.

Choniates, Niketas Akominatos, byzantinischer Geschichtschreiber, aus Chonis in Phrygien, Geheimschreiber des Alexius Commenus, später Logothet und endlich sacri cubiculi praefectus, ging nach der Eroberung der Hauptstadt durch die Lateiner 1204 ins Exil nach Nicäa, wo er 1216 †. Seine Geschichte des griechischen Reichs, in 21 Büchern, reicht von 1118—1206 und bildet eine besonders hinsichtlich der späteren Zeiten sehr gehaltvolle Fortsetzung des Werks von J. Zonaras. Herausgegeben ist es von Wolf (Basel 1557, Genf 1593, mit Fabrotti's Glossarium graeco-barbaricum, Paris 1647), auch im 14. Bande der pariser und im 12. Bande der venetianischen Sammlung byzantinischer Schriftsteller.

Chonosinseln, Archipel an der Westküste von Patagonien, zwischen der großen Halbinsel Tres Montes (Tayto) im Süden und der Insel Chiloë im Norden, besteht aus kleinen zerrissenen Inseln, deren mehre, wie Huamblin, Ypun (Narborough), Huajo (Romansinsel) ꝛc. von Darwin untersucht wurden. Sie sind meist eben, mit Erhebungen von höchstens 7—800 Fuß, dicht bewaldet und an Thieren sehr arm. Die Kartoffel wächst daselbst wild.

Chons (Khunsu), eine ägyptische Gottheit, der zweiten Götterordnung angehörig, von den Griechen mit Hercules identificirt. Ihr war die Nilmündung bei Canobus geweiht, die daher die herakleotische hieß.

Chontales, eine Landschaft im centralamerikanischen Freistaate Nicaragua, im Nordosten der Seen von Nicaragua und Managua, wird meist von Indianern (ebenfalls C. genannt) bewohnt und ist reich an Gold, das besonders an den Flüssen Mica und Bola (Nebenflüssen des Bluefields) in der Umgegend der Stadt Libertad gewaschen wird.

Choper, Fluß im europäischen Rußland, welcher beim Dorf Kutschak im Kreise Pensa entspringt, die Gouvernements Pensa, Saratow, Tambow, Woronesh und das Land der donischen Kosaken durchfließt, die Städte Balaschow, Nowochopersk, Urjupinsk, Sotowsk und Ustchopersk bespült und nach einem sehr gewundenen Laufe von etwa 100 Meilen unfern Jelauskaja in den Don fällt. Sein bedeutendster Nebenfluß ist die Worona; außerdem münden in ihn der Kolytlei, Sawalla, Mitkirei, Arkadak, Karai, die mit zahlreichen Kolonistendörfern besetzt sind. Der C. ist ein ächter Steppenfluß, oben 700—800 Fuß breit, an der Mündung kaum 500. Sein rechtes Ufer ist fast überall steil, hoch und bröckelnd, meist bewaldet mit den schönsten Laubhölzern und mit Hunderten von zum Theil sehr hohen Grabhügeln (Kurganen) bedeckt; das linke ist meist niedrig und bebuscht, nur bei Balaschow ebenfalls hoch. Im Sommer hat er Wassermangel, während er im Frühjahr sein ganzes Thal unter Wasser setzt und fast eine Meile breit wird; dann ist er unterhalb der Woronamündung von zahlreichen Barken bedeckt, die Cerealien und animalische Produkte, als Häute, Wolle ꝛc., exportiren, womit besonders die Jahrmärkte in den Kosakenstanizen beschickt werden; oberhalb der Woronaeinmündung machen

ihn theils die auf demselben stehenden Mühlen, theils die vielen Baumstämme, die wild in den Fluß hineinwuchern, unfahrbar. Der Fischfang im C. liefert besonders schöne Sandarte und Hechte.

Choperst, 1) (Nowochoperst), Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Woronesh, an dem westlichen, steilen Ufer des Choper, 1780 angelegt, mit Festung (ziemlich verfallen), einem Admiralitätsgebäude, wo Fahrzeuge für das schwarze Meer gebaut werden, verschiedenen Korn- und Salzmagazinen, einem Kriegshospital, einer steinernen Kathedrale, einem Kaufhof, Rathhaus 2c. und 5080 Einwohnern, die Handel mit Cerealien, Gerbstoffen, Bauholz, Vieh und animalischen Fabrikaten treiben und eine ansehnliche Steppenviehzucht auf den Grasplätzen der Umgegend unterhalten. Die Stadt hat 3 sehr besuchte Jahrmärkte. — 2) C. (Ustchoperskaja Staniza), großer Marktflecken in dem zum europäischen Rußland gehörigen Lande der donischen Kosaken, rechts am Don, hat eine Kirche, eine Schule für Kosakenkinder, einen Kaufhof, ein Korn- und Salzmagazin, große Militärgebäude und über 4000 Einwohner, größtentheils Kosaken, welche sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen, Barken bauen u. ansehnlichen Handel u. Schifffahrt treiben. Die Stadt hält 3 sehr besuchte Jahrmärkte. Nach C. hat ein eigenes Kommando der Kosaken seinen Namen, welches gegenwärtig jedoch in Urjnpinskaja stationirt ist.

Choperskische Steppe, ein aus fruchtbaren Wiesen und Waldflächen bestehender wellenförmiger Länderstrich im südöstlichen Rußland, zu beiden Seiten des Choperflusses, dehnt sich besonders im Gouvernement Woronesh zwischen den Orten Nowochoperst und Borissogljebsk aus und erzeugt treffliches Getreide, sowie kräftiges Vieh, daher sich auch viele groß- und kleinrussische Kolonisten hier angesiedelt haben. Bei Waissogljebsk schließt sich hieran die sogenannte tambowsche Steppe, welche die Worona (Nebenfluß des Choper) auf ihren beiden Uferseiten bis ins pensa'sche Gouvernement hinein begleitet. Die ch. S. unterscheidet sich durch ihre große Kulturfähigkeit sehr vortheilhaft von den übrigen südrussischen, meist baumlosen u. zum Theil dürren, nur mit Mimosen und Sodapflanzen bedeckten Steppen, denn es gedeihen in ihr sogar verschiedene Obstbäume, als Kirschen u. Pflaumen, welche den berühmten choperskischen Pflaumengeist liefern, sowie in Menge gedörrt und durch das ganze russische Reich verführt werden.

Chopin, Friedrich Franz, einer der berühmtesten Klaviervirtuosen und eigenthümlichsten Komponisten für sein Instrument, wurde 1810 zu Zelazowawola bei Warschau geboren. Den ersten Unterricht empfing er durch einen alten Böhmen, Namens Zywni, studirte später unter Elsner, dem Direktor des warschauer Konservatoriums, die Komposition und reiste öfters nach Deutschland, um die in Berlin, Dresden, Leipzig und Prag lebenden großen Klavierspieler zu hören. Durch die Revolution 1831 aus seinem Vaterlande vertrieben, mußte er seine Subsistenz durch die Kunst suchen. Nachdem er zu Wien u. München mit großer Anerkennung gespielt hatte, ließ er sich in Paris nieder, wo er fortan blieb u. durch seine Neuheit in Komposition und Spiel bald zu europäischem Ruf gelangte. Alle Anklänge an das Spiel und die Komposition anderer Meister vermeidend, verfolgte C. eine ganz eigenthümliche Richtung der Kunst und ward gewissermaßen der Gründer einer neuen Pianoforteschule. Dieses Streben verführte ihn zu oft übertriebenem Haschen nach Originalität und absichtlichem Gestalten von Schwierigkeiten, z. B. ungewöhnlich weiter Griffe, beschwerlicher Handlagen, gegen alle Regel verstoßender Applikaturen 2c. Dennoch fand er, da er selbst alle Schwierigkeiten im Spiele mit unglaublicher Beharrlichkeit überwand und in der That reizende Effekte durch ganz neue und originelle Wendungen hervorbrachte, unter den jüngeren Virtuosen viele Nachahmer. Seine Kompositionen sind zunächst dadurch interessant, daß sich in ihnen „das sarmatische Naturell C.s vollkommen ausspricht"; Wildheit und stilles Brüten, Ausgelassenheit u. zarte Schwärmerei, jähes Aufflackern und ermüdetes Zusammensinken, alle diese Gegensätze gehen mehr oder weniger unvermittelt neben einander her und bedingen eine besondere Rhythmik und Harmonik, welche auf Viele einen so großen Eindruck macht. Ein Komponist nach dem strengeren Schulbegriff, der einen Hauptgedanken längere Zeit festhält, aus ihm Nebenmotive entspringen, diese beide sich einander durchdringen und umschlingen läßt 2c., ist C. daher keineswegs. Die Stetigkeit in der Entwickelung und Fortführung eines Gedankens, wie sie namentlich zu einer größeren Musikform nothwendig ist, geht ihm fast gänzlich ab. Dies bezeugen alle seine größeren Kompositionen, die oft etwas „geflickt" aussehen und die Unfreiheit und Genirtheit des Verfassers im sogenannten Arbeiten verrathen. Eher hat man bei seinen kleineren Sachen den Eindruck eines fertigen und abgeschlossenen Ganzen. Das Spiel C.s war selbst nach dem Urtheile seiner Gegner aus der alten Schule (wie Kalkbrenner 2c.) außerordentlich zart, tief durchgefühlt und bis in die feinsten Nüancirungen vollkommen ausgebildet. Besonders wird sein Alles bezaubernder Anschlag gerühmt. Doch war C. vorzugsweise Salonspieler; für den Koncertsaal fehlte es ihm an Größe und Kraft des Tons; auch war sein Spiel wie seine Musik zu fein und exklusiv und hatte zu wenig Blendendes für die Masse. Merkwürdig ist, daß er bei den vielen, durch die Spannung besonders schweren Passagen und begleitenden Figuren seiner Kompositionen doch nur sehr kleine Hände hatte. Im Sommer 1839 machte er aus Gesundheitsrücksichten eine Reise nach Italien und † den 18. Oktober 1849 zu Paris. Seine Kompositionen umfassen Variationen, unter denen besonders die über ein Thema aus „Don Juan" (La ci darem la mano) enthusiastisch begrüßt wurden, Notturnen, Mazurka's, Polonaisen, Walzer, Sonaten, Rondo's, ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell, ferner zwei Hefte Etuden, welche den Inbegriff seines ganzen Spiels geben, und zwei Koncerte (F moll u. E moll). Ein schematisches Verzeichniß derselben erschien Leipzig 1852 bei Breitkopf u. Härtel.

Chopine (franz.), ehemals in Frankreich ein kleines Maß für Flüssigkeiten: in Paris = 1/2 Pinte = 23,47 alte pariser Kubikzoll = 0,4656589 Liter; im französischen Glashandel, sowie in Kneipen die halbe Bouteille.

Chor (chorus), Reigen, mit Gesang verbundener Tanz, in den attischen Tragödien, Komödien und Satyrspielen eine Anzahl von mehren, meist 15,

Personen, welche, in die Handlung nicht eigentlich verflochten, als zufällig anwesende Zuschauer an derselben Theil nahmen, in den Dialog daher auch nur selten mit eingriffen und namentlich dazu bestimmt waren, die Pausen mit Gesang oder Tanz auszufüllen. Der C. der **Tragödie** ging aus den dithyrambischen Chören hervor, welche, aus 50 Personen bestehend u. um den Altar des Dionysus gestellt, ihre Dithyramben zu dessen Ehre absangen. Den Entwickelungsgang aber, durch welchen aus den einfachen Chorgesängen das vollendete Drama entstand, vermögen wir nicht mehr durch seine einzelnen Momente zu verfolgen; wir können aus den Tragödien des Aeschylus nur abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der C. im attischen Drama bereits gewonnen hatte. Die Personenzahl des tragischen C.s mag in früherer Zeit unbestimmt gewesen sein, stellte sich aber später auf 15 fest. Die von den Choregen (s. **Choregia**) zusammengebrachten **Choreuten**, Glieder des C.s, wurden einem **Chorodidaskalos** (Sing- und Tanzlehrer) zum Unterricht übergeben und während desselben gleich wie dieser von jenem gut verpflegt und bezahlt. Bei der Aufführung zogen sie dann im feierlichen Aufzuge, unter Vortritt der Flötenspieler, gewöhnlich nachdem das Spiel auf der Bühne schon begonnen hatte, in das Theater und nahmen ihren Platz in der Orchestra ein. Nur ausnahmsweise befand sich der C. auf der Bühne und begann die Handlung, wie in den „Schutzflehenden" und den „Persern" des Aeschylus. In den übrigen Tragödien geht seinem ersten Gesang ein Monolog oder Dialog auf der Bühne vorher. Er verließ die Orchestra gewöhnlich erst am Ende des Stücks; nur bisweilen zog er sich für einzelne Scenen zurück, wie dies im „Ajax" des Sophocles u. in der „Alcestis" und „Helena" des Euripides geschieht. Meist von der rechten Seite der Zuschauer die Orchestra betretend, stellte er sich entweder zu 3 Personen neben und 5 hinter einander, oder zu 5 neben und 3 hinter einander auf. Zuweilen erscheinen die Choreuten auch einzeln, z. B. die Eumeniden des Aeschylus, welche, nacheinander erwachend, ungeordnet in die Orchestra stürmen. Auf der Orchestra angekommen, drehte sich der C. mit halber Wendung gegen die Zuschauer, so daß seine linke Seite, aus 5 Choreuten bestehend, nach den Zuschauern, die rechte nach dem Proscenium gekehrt war. Der Mittlere in jener Reihe war der Chorführer (Choregos). Hatte der C. nicht mit den Schauspielern zu sprechen, so wandte er sein Gesicht den Zuschauern zu, weil an diese der Gesang gerichtet war. Je nach Beschaffenheit des Stücks und der Gesänge veränderte er aber auch während des Stücks Platz und Stellung. Nur während des Dialogs auf der Bühne verhielt er sich still, und wo er in diesen eingriff, sprach meist der Chorführer in seinem Namen. Häufig theilte er sich in 2 Halbchöre, und zuweilen führte er auch künstliche Bewegungen und Evolutionen, namentlich Tänze, unter der Leitung des Chorführers und Flötenbegleitung aus. Der erste gemeinschaftliche Gesang des gesammten C.s bei seinem Erscheinen auf der Bühne hieß **Parodos**, jeder folgende Gesang des ganzen C.s **Stasimon**; beide waren antistrophisch, d. h. es folgte auf den ersten Gesang, die **Strophe**, ein zweiter von gleich viel Versen und genau in demselben Versmaß gedichtet, die **Antistrophe**, oder, wenn der Chorgesang länger war, auf jede von der vorigen im Versmaß verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende Gegenstrophe. Diese Gesänge haben bisweilen auch einen Schlußgesang (**Epodos**), dem keine Gegenstrophe entspricht, wurden entweder alle von dem ganzen C. gesungen, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören und Epodos vom ganzen C. oder umgekehrt, und zwar mit abwechselnden Stellungen. Die tragischen Dichter verwandten auf die symmetrische Gestaltung dieser Gesänge eine solche Sorgfalt, daß bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte, sowie im Eintritt des Personenwechsels eine Uebereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe bemerkbar ist. Die Chortexte wurden theils gesungen, theils als Recitativ, theils als bloße Rede vorgebracht. Bestimmtere Nachrichten über den Vortrag fehlen, doch läßt sich Manches aus der metrischen Beschaffenheit der Chorgesänge schließen. Die jambischen Trimeter und die trochäischen Tetrameter herrschen in der gewöhnlichen, die Anapästen in der lebhaften Rede vor. Der C. der attischen Tragödie blieb stets der Träger des religiösen Elements, und seine Gesänge waren ihrem Inhalte nach eben so auf Erweckung der höchsten Ideen und Gefühle gerichtet, wie in Sprache und Melodie feierlich und erhaben. Die Wurzel der Verbindung des C.s mit der dramatischen Handlung ist in der Natur des hellenischen Volkslebens, das durchaus ein öffentliches war, zu suchen: er stellt den Zeugen, den idealisirten Zuschauer bei der Handlung dar. Immer schließt er sich, wenigstens bei Aeschylus u. Sophocles (erst Euripides erlaubte sich bisweilen, den C. Lieder anstimmen zu lassen, die in gar keiner Beziehung zur Fabel des Stücks stehen, und Agathon entlehnte für seine Stücke Gesänge aus anderen Tragödien), an die unmittelbar vorhergehende Handlung an und enthält allgemeine Reflexionen, die sich als Resultat derselben dem C. aufdrängen, Klagen, Ausbrüche der Freude, oder Betrachtungen über die menschlichen Tugenden und Fehler, Warnungen, Belehrungen über die Leidenschaften und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Loblieder derselben, Gebete an sie rc. So war der C., über der Handlung stehend, gleichsam die verkörperte u. mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters als Sprechers der gesammten Menschheit. Er trat warnend u. versöhnend als Mittler zwischen die Menschen und das Schicksal, und indem er, auf der Bühne stets gegenwärtig, die handelnden Personen durch alle im Verlauf der Tragödie ihnen zustoßenden Schicksale begleitete, sprach er gleichsam im Namen der Zuschauer die Empfindungen aus, die in ihnen erregt wurden, oder erregt werden sollten. Die tragischen Chöre sind neben den Epinicien des Pindar, mit denen namentlich die Chorglieder des Aeschylus große Aehnlichkeit haben, die schönsten und erhabensten Stücke der griechischen Lyrik. Weit weniger befriedigende Nachrichten haben wir über die Beschaffenheit des C.s in den **Satyrspielen**. Aus Tzetzes wissen wir, daß die Anzahl der Personen dieses C.s der des tragischen gleich war, und aus dem einzig noch erhaltenen Stücke dieses Genre's, dem „Cyklops" des Euripides, daß der C. aus Satyrn unter Anführung des Silenus bestand, und die Scene stets in Hainen und Wäldern, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort der Satyrn, war. Die

Chorglieder paßten Gestalt, Bekleidung und Tänze der herkömmlichen Vorstellung von den Satyrn an. Der C. der alten attischen **Komödie** hatte mit dem der Tragödie gemeinschaftlichen Ursprung u. gleichen Zweck, nämlich Verherrlichung der Götterfeste, war aber bei diesen noch unentbehrlicher, da die Komödie ganz eigenthümlich das öffentliche Leben der Gegenwart zum Gegenstand ihrer Darstellung machte, wozu eine versammelte Menge unbedingt nothwendig war. Auch schon als Parodie der Tragödie bedurfte sie eines C.s. Der komische C. hat nichts von dem würdevollen Aeußeren des tragischen, sondern huldigte lediglich dem Scherze, und weit entfernt, ein idealisirtes Bild der Menschheit darzustellen, nahm er selbst an den Thorheiten und Verirrungen Theil. Er griff in der Komödie weit weniger als in der Tragödie in die Handlung ein, oder, wo dieses geschah, wie in den „Rittern", den „Acharnern" und andern aristophanischen Stücken, trat er doch in einem andern Charakter auf, indem er sich, fern von idealer Auffassung, als bloßer Zuschauer der Handlung gerirte und sie bloß mit Neugier und Leidenschaft verfolgte. Kaum hatten die Schauspieler die Bühne verlassen, so vergaß er vollends die vorgeführte Handlung und trieb gewissermaßen Allotria. Seine eigentliche würdevollere und höhere Thätigkeit begann erst in der **Parabase**, einem ganz eigenthümlichen Bestandtheil der attischen Komödie, dem eigentlichen Ueberrest von der ältesten Form derselben, in welcher der C., so oft während eines Stückes die Schauspieler von der Bühne abtraten, mit seinen Gesängen und Anreden an die Zuschauer allein die ganze Handlung ausmachte. Sie wurde tanzend aufgeführt, u. zwar in 7 Schwenkungen, denen wiederum, wie in der Tragödie, eben so viele Theile des Gesangs entsprachen, obgleich nicht in jeder Komödie alle 7 vollständig vorkommen mußten. Der erste Theil ist das **Commation**, ein Liedchen, welches der C. noch in seiner vorigen Stellung sang, u. worin er den abgehenden Schauspielern gewöhnlich seine Wünsche nachschickte. Hierauf begann die **eigentliche Parabase** in der Umschwenkung zu den Zuschauern, um zu diesen in Anapästen über den Dichter oder eine sonstige Angelegenheit zu sprechen. Sie schloß mit einem kurzen, dem Inhalte nach mit ihr zusammenhängenden und in demselben Versmaß, aber kürzeren Versen abgefaßten Liede, **Macron** oder **Pnigos** genannt. Hierauf setzte sich der C., welcher während der eigentlichen Parabase still gestanden hatte, zu einer neuen Schwenkung in Bewegung und stimmte ein lyrisches Lied an, welches von jener Schwenkung **Strophe** und von seinem Inhalt **Ode** hieß u. das Lob einer oder mehrer Gottheiten feierte. Ihm entsprach eine metrisch genau übereinstimmende **Antode** verwandten Inhalts. Die Ode und Antode waren indeß durch das **Epirrhema** von einander getrennt, eine im muntern trochäischen Versmaß an die Zuschauer gerichtete Anrede, in welcher der C., wieder ohne Rücksicht auf die Handlung, mit größerer Ausgelassenheit und Leidenschaftlichkeit, als in der eigentlichen Parabase, sich selbst und seine politische Gesinnung feierte, bekannte Männer wegen mißliebiger Ansichten und Zwecke in der Staatsverfassung mit Spott verfolgte und seinen Mitbürgern patriotische Rathschläge ertheilte. Ihm entsprach ein in demselben Versmaß abgefaßtes u. ähnliche Gegenstände behandelndes **Antepirrhema**, welches auf die Antistrophe folgte. In den letzten Stücken des Aristophanes, von denen wir nur noch den „Plutus" besitzen, fehlt die Parabase schon, während der C., wiewohl ganz bedeutungslos, noch besteht. Er hatte gleichfalls einen Chorführer, bestand aber aus 24 Personen, welche entweder zu 4 neben und 6 hinter einander, oder zu 6 neben und 4 hinter einander auftraten. Mit dem Verschwinden der öffentlichen Freiheit fand auch der C. seinen Untergang. Die Ausstattung des tragischen C.s war kostspieliger, als die des komischen; je nach dem Aufwand richtete sich auch der Siegespreis, bestehend in einem Dreifuß mit einer Inschrift, welcher gewöhnlich einem Gott geweiht und zu Athen in der Tripodenstraße öffentlich ausgestellt wurde (vergl. **Choragische Monumente**). Da der griechische C. als Grundlage und Kern der attischen Tragödie und Komödie tief in der Religion und dem öffentlichen Leben der Griechen gegründet war, so ist nicht zu verwundern, daß Nachbildungen desselben von modernen Dichtern, z. B. von Schiller in seiner „Braut von Messina" und von Raupach in „Themisto", keine allgemeine Ansprache finden konnten. Die Chöre werden mit Ausnahme einiger Endverse, welche der C. wiederholt, von Chorführern gesprochen und in „Themisto" statt der Zwischenakte gesungen.

In der **Musik** bezeichnet C. zunächst eine Vereinigung mehrer Personen zum gemeinschaftlichen Vortrage eines Gesangstückes mit oder ohne Instrumentalbegleitung (**Sängerchor**). Je nach den Stimmenbestandtheilen, aus denen ein solcher zusammengesetzt ist, kann er sein: **Männerchor**, der aus lauter männlichen Stimmen (Tenören und Bässen), **Frauenchor**, der aus lauter weiblichen Stimmen (Sopranen und Alten) besteht, und **gemischter** (auch vollständiger) C., bei dem alle 4 menschlichen Stimmengattungen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) betheiligt sind. Jede einzelne dieser Stimmgattungen kann wieder in Unterabtheilungen zerfallen, je nachdem dieses zur Ausführung eines mehrstimmigen Chorgesangs erforderlich ist, so z. B. der Sopran in den ersten und zweiten, der Alt in den ersten und zweiten ꝛc. Die Schönheit des Chorgesangs hängt eben sowohl von der Schönheit und Ausbildung der einzelnen Singstimmen ab, als von der Zahl der einen C. bildenden Sänger. Je größer diese ist, desto größer kann die Wirkung des Gesanges sein. Metonymisch bedeutet C. auch das **Musikstück** selbst, welches bestimmt ist, von einem Verein von Sängern vorgetragen zu werden. Die Grundidee eines solchen Chorgesangs ist der Ausdruck des Gefühls einer Gesammtheit. Theilt sich diese Gesammtheit in verschiedenen Gefühlsäußerungen, so entstehen **Doppelchöre**, auch drei- und vierfache Chöre. In Betreff der äußeren Form sind die Chöre bald **mehr-**, bald **wenigerstimmig**, ja es gibt sogar **einstimmige** Chöre. Wir erinnern an den einstimmigen C. der Jungfrauen in Händels „Samson", an die zweistimmigen Chöre in so vielen Opern und an die vielen fünf-, sechs-, acht- und noch mehrstimmigen Chöre in unsern Kirchenkompositionen und Oratorien. Am gewöhnlichsten sind allerdings die vierstimmigen Chöre, weil der vierstimmige Satz den 4 Gattungen der menschlichen Stimme am natürlichsten entspricht und dann auch, weil er für die Vollständigkeit der Harmonie der geeignetste ist. Je

mehrstimmiger ein C. ist, desto mehr Fülle enthält er, desto mehr Abwechslung kann er darbieten, desto mehr kann durch seine harmonische Kombination gewirkt werden, desto schwieriger ist aber auch seine Konstruktion. Die Chöre sind ferner entweder im strengen, oder im freien, oder auch im gemischten Styl geschrieben. Die im strengen (gebundenen, fugirten) Styl gearbeiteten Chöre finden ihren Platz nur in Kirchenmusiken, Oratorien, Kantaten u. dergl., obgleich von solchen Kompositionen auch die Chöre im gemischten und freien Styl nicht ausgeschlossen sind; dagegen werden in Opern nur Chöre im freien Styl angewendet. Daß die Chöre auch mit Instrumentalbegleitung versehen sein können, haben wir schon oben angedeutet. Diese Begleitung kann eine bloß die einzelnen Stimmen verstärkende sein, oder sie ist eine selbstständige, doch muß auch im letzteren Falle die Begleitung als dem Gesang untergeordnet betrachtet werden, so daß, wenngleich der Instrumentalpartie ein größerer Reichthum an melodischen Figuren verliehen wird, diese doch nur, als den Ausdruck unterstützende, immer aber untergeordnete Zierrathen, den Chorgesang bloß heben sollen. Eine eigene, bisher unerhört gewesene Verbindung des C.s mit der Sinfonie hat Beethoven in seiner neunten Sinfonie (Op. 125) gewagt. Da ein C. immer in Massen, im Gegensatz zu der im Sologesang mehr hervortretenden Individualität wirkt, so verträgt er darum auch weniger fein detaillirte Züge und möglichst wenig Schwierigkeiten in Ansehung der Ausführbarkeit, weshalb feinere Züge da, wo sie in einem C. eingewebt werden sollen, am füglichsten durch Zwischensätze von Solostimmen, entweder während der Pausen des C.s, oder während des Chorgesangs selbst und gleichsam über den untergeordneten Tönen des C.s einherschwebend ausgesprochen werden, wie dies auch in vielen Arien, Duetten, Terzetten ꝛc. mit eingeflochtenen Chören, oft mit der glücklichsten Wirkung, der Fall ist. Die einem C. zu Grunde liegenden Textworte müssen einfach und in gedrängter Kürze einen angemessenen Gedanken aussprechen. Die Geschichte des Chorgesangs reicht bis in die fernsten Zeiten des Alterthums zurück. Die Hebräer, Griechen, Römer ꝛc. sangen bei gemeinschaftlicher Gottesverehrung, bei Festen und Gelagen, vor der Schlacht ꝛc. im C., wenn auch nur einen einfachen melodischen Gesang im Einklang oder in der Oktave, und nichts weniger als eine eigentliche Harmonie in unserem Sinne. Der mehrstimmige Gesang kam nachweislich erst im 10. Jahrhundert n. Chr. zur Zeit Hucbalds auf. Einen fördernden Einfluß auf die Ausbildung desselben übte die Einführung der Mensuralmusik im 13. Jahrhundert; im Anfang des 14. Jahrhunderts, zur Zeit des Johannes de Muris, finden wir den Figuralgesang schon in ziemlich vollkommener Gestalt und sehr verbreitet. Noch mehr wurde der mehrstimmige Gesang durch die niederländische Schule und durch die von derselben ausgehende Vervollkommnung des künstlichen Kontrapunktes vervollkommnet. Die Bestrebungen Palestrina's brachten ihn dann wieder von der Verkünstelung zum natürlichen Ausdruck und zur natürlichen Würde zurück. Durch Luther wurde der Chorgesang dadurch gewissermaßen ins Volk übergeleitet, daß er den Choralgesang abtrennte und die Gemeinde daran Theil nehmen ließ, während früher in der Kirche nur von den angestellten Sängern gesungen wurde. Mit seiner Entstehung u. Ausbildung kam der Chorgesang auch auf's Theater und gestaltete sich dadurch freier und beweglicher. Die allerhöchste Stufe hat derselbe wohl durch Bach und Händel erstiegen, welche mit der Erhabenheit des sogenannten Styls a capella die Leichtigkeit u. Anmuth des Stile concertante vereinigten; der händel-bachsche Chorstyl ist dann auch in der Kirche der herrschende und bisher unerreicht mustergültige geblieben. Noch müssen wir einiger anderen Bedeutungen des Wortes C. erwähnen. Ebenso wie eine Vereinigung von Sängern wird auch eine solche von Instrumentisten ein C. genannt, wie man z. B. ein kleines Orchester ein Musikchor nennt. Innerhalb des Orchesters werden wieder die Hauptabtheilungen der Instrumente nach ihren Gattungsbegriffen Chöre genannt, und man spricht z. B. vom C. der Streich- u. der Blasinstrumente; letztere zerfallen wieder in das C. der Holz- u. das der Blechinstrumente. Bei Militärmusikchören spricht man von Hoboistenchören, wenn die Zusammensetzung zumeist aus Holzblasinstrumenten besteht, und von Trompeter- und Hornistenchören, wenn ausschließlich Blechinstrumente zusammengestellt sind. Ferner heißt C. bei Klavierinstrumenten der Inbegriff gleichgestimmter Saiten, welche durch eine einzige Taste angeschlagen werden. Man nennt solche Instrumente zwei-, drei- oder mehrchörig, je nachdem zwei, drei oder mehr Saiten zur Hervorbringung eines und desselben Tons bestimmt sind und mit Einem Hammer angeschlagen werden. In demselben Sinne nennt man auch im Allgemeinen sämmtliche zu einer u. derselben Taste gehörenden Pfeifen der Orgelregister ein C. (Pfeifenchor); insbesondere werden die zu einer Taste gehörenden Pfeifen der Orgelmixturen Chöre genannt.

Chor (das), das Allerheiligste im jüdischen Tempel (hebräisch Debir, eigentlich der hintere, d. h. westliche, Raum im Tempel). Das hohe C. ist in katholischen Kirchen diejenige Abtheilung des Gebäudes, wo der Hauptaltar steht, welche durch eine Stufenreihe, bisweilen auch durch Schranken vom Schiff abgesondert ist. In Dom- und Stiftskirchen sind an den Seiten des C.s die Sitze für die vornehme Geistlichkeit (Chorstühle) angebracht und rings mit Gitterwerk versehen. An allen Kirchenbauten aus dem Mittelalter erscheint das C. als ein besonderer, an der östlichen Seite des Hauptbaues angebrachter, gewöhnlich halbrunder, auch fünf- oder siebeneckiger Anbau, der sich meist schon äußerlich durch Verzierung auszeichnet. Endlich ist C. in katholischen wie in protestantischen Kirchen der für Sänger und Musiker bestimmte Raum am Ende des Mittelschiffs vor der Orgel, die gewöhnlich dem Altar gegenüber liegt u. gleiche Höhe mit der ersten Emporkirche hat.

Chora (Megali-Chora), Stadt auf der europäisch-türkischen Insel Sussam-Adasi, Sitz eines Erzbischofs, mit Hafen und 1000 Einwohnern, das alte Samos (s. d.).

Choragische Monumente, Säulen oder kleine tempelartige Gebäude, welche zu Athen den Choregen zu Ehren errichtet und zur Aufbewahrung des ihnen als Preis ertheilten Dreifußes bestimmt wurden. Die vorzüglichsten, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, sind die beiden Monumente

des Lysicrates, des Thrasyllus und des Thrasycles, ersteres auch als Laterne des Demosthenes bekannt, letzteres an der Südseite der Akropolis, jetzt als Kirche benutzt. Vgl. Athen.

Choragium (Choregion), im Theater der Alten derjenige Theil des Gebäudes, welcher hinter der Scene lag. Hier wurde der Chor eingeübt; auch war es der Aufbewahrungsort für die Kleidungsstücke, musikalischen Instrumente und sonstigen Requisiten der attischen Bühne.

Choral (lat. cantus firmus, c. choralis), in der Zeit vor der Reformation ein einfacher, meist nur aus 4—5 Tönen bestehender liturgischer Gesang, welcher vom Priester intonirt und vom Chor beantwortet ward, also unserer Intonation u. Kollekte ähnlich; gegenwärtig die Melodie eines in der Regel metrischen Kirchenliedes, das von der ganzen Gemeinde oder auch von einem Chor, meist unter Orgelbegleitung beim Gottesdienst gesungen zu werden pflegt. Die Choralmelodie muß ihrer Bestimmung gemäß möglichst einfach sein u. meist nur aus lauter langen Noten von gleicher, oder doch nur wenig verschiedener Geltung oder Dauer bestehen. Man nennt daher auch eine andere gleich einfache und einförmige, wenn auch nicht gerade zum Kirchengesang bestimmte Melodie choralmäßig. Die zum einstimmigen Kirchengesange bestimmten Choralmelodien werden auch zuweilen mehrstimmig ausgesetzt und heißen dann zwei-, drei-, vier- und mehrstimmige Choräle. Vierstimmig ausgesetzte Choräle von ganzen Kirchengemeinden vierstimmig absingen zu lassen, wie dies hier und da in der Schweiz und in der Brüdergemeinde üblich ist, hat in sofern Schwierigkeit, als die Gemeinden der Mehrzahl ihrer Individuen nach bei weitem nicht die dazu nöthige musikalische Bildung haben. Die bisher gewöhnliche einfache Art des Choralgesangs, wiewohl oft ins Unnatürliche und Schleppende ausartend, hat den großen Vorzug, daß sie die größten Massen zu einem gemeinsamen, nicht durch die Kunst gebundenen, sondern vom Gefühl geleiteten Gesange vereinigt. Dem beim längeren und mehrstrophigen C. etwa fühlbar werdenden Mangel an Abwechslung und Schattirung kann der Organist dadurch abhelfen, daß er seine Begleitung bei jeder Wiederholung des Cantus firmus variirt, theils durch veränderte Figurirung seiner Begleitungsstimmen, theils auch durch abwechselndes Unterlegen anderer Harmonien und Harmoniefolgen, durch mannichfaltiges Registriren u. dgl. m. Die Kunst, auf solche Weise einen C. schön, wirkungsvoll und möglichst mannichfaltig abwechselnd zu begleiten, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Organisten, und die kunstreichsten Tonsetzer, zumal ältere, haben sich mit dem größten Ernste daran versucht. Eine andere, noch weit wirkungsvollere, in manchen Kirchen eingeführte Abwechslung bringt der strophenweise Wechselgesang in den Choralgesang, wobei je eine Strophe von der gesammten Gemeinde in der gewöhnlichen einfachen Weise und unter Begleitung der Orgel abgesungen, die folgende aber von einem kleineren, musikalisch gebildeten drei-, vier- oder mehrstimmigen Chor, oder auch von Solostimmen mit nur leiser Orgelbegleitung, oder auch ohne alle Begleitung vorgetragen wird. Eine zwar nicht wesentliche, aber doch fast ohne Ausnahme Statt findende Eigenthümlichkeit des gewöhnlichen Choralgesangs ist die, daß derselbe nicht nur im Ganzen langsam einherschreitet, und also jede Silbe des Textes sehr gedehnt erscheint, sondern daß die Dauer u. die rhythmischen Geltungen der Noten auch durchaus nicht genau gegen einander abgemessen u. abgewogen werden, so daß ein solcher Gesang gar nicht wirklich rhythmisch, nicht taktmäßig erscheint. Außerdem ist es auch allmählig zur Gewohnheit geworden, nach jeder Verszeile einen förmlichen Halt (Fermate) zu machen, gleichviel, ob der Sinn u. die periodische Struktur des Textes auch wirklich einen solchen Ruhepunkt fordert oder verträgt, oder nicht. Es leuchtet ein, wie sehr durch solche Zerstückelung der Sinn des Textes entstellt und verstümmelt werden muß, der Einförmigkeit und schleppenden Wirkung so vieler, ewig auf gleiche bedeutungslose Art wiederkehrender Fermate gar nicht zu gedenken. Um so störender ist die Sucht der meisten Orgelspieler, bei jedem solchen Ruhepunkt auch noch ein eigenes Orgelzwischenspiel einzuschalten und so jede Textzeile von der vorhergehenden und folgenden durch den Zwischentritt eines Orgelsätzchens noch entschiedener zu trennen, als durch die bedeutungslosen Fermate nur schon allzu sehr geschieht.

In der ältesten christlichen Kirche bestand der Kirchengesang im kunstlosen, einstimmigen, mehr recitativartigen, als melodischen Absingen alttestamentlicher Psalmen und christlicher Hymnen. Bald kamen jedoch die sogenannten Antiphonien oder Wechselgesänge in Aufnahme, wobei der Gesang zwischen den Männern einerseits und den Frauen und Kindern andererseits, oder auch zwischen den Vorsängern und der Gemeinde wechselte. Als Erfinder dieses Wechselgesangs wird Ignatius († 116) genannt, der denselben in der antiochenischen Kirche eingeführt haben soll. Um dieselbe Zeit machten sich auch Harmonius, der die von seinem Vater Bardesanes gedichteten Lieder mit Melodien ausstattete, und Ephraem der Syrer um Ausbildung des Kirchengesangs verdient. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts kamen die Responsorien in Gebrauch, wobei ein Vorsänger den Gesang anstimmte und die Gemeinde dann einfiel. In den Klöstern kam früh das sogenannte Psalliren auf, ein einfacher, kunstloser Mönchsgesang, der um 400 von Hieronymus, Abt in Bethlehem, erfunden worden sein soll. Eine weitere Vervollkommnung erhielt aber der Kirchengesang erst durch Ambrosius († 397), dessen zuerst in der mailändischen Kirche eingeführte Wechselgesänge geraume Zeit hindurch in den meisten Kirchen des Abendlandes vorherrschend waren. Ambrosius regelte den Gesang durch bestimmte Melodien, indem er die vier griechischen Tonarten, die dorische, phrygische, lydische u. mixolydische, unter dem Namen der ersten, zweiten, dritten und vierten Tonart annahm und einen Figuralgesang mit bestimmten Modulationen, rhythmischer Belebtheit u. voll melodischen Schwungs einführte. Da aber der Kirchengesang, von der alten würdevollen Einfachheit abirrend, bald ein gekünstelteres, heidnisch-theatralisches Gepräge annahm, so unternahm Gregor der Große († 604) eine Reform desselben, indem er den vier Tonarten des Ambrosius, den sogenannten authentischen, vier neue, die sogenannten plagalen (die hypodorische, hypophrygische, hypolydische und hypomixolydische), hinzufügte und die acht alten Kirchen-

tonarten (s. Musik) aufstellte. Der gregorianische oder römische Kirchengesang (cantus romanus) bildet zum ambrosianischen in sofern den geraden Gegensatz, als er eintönig, langsam, feierlich, in Noten von gleicher Länge (daher cantus planus, plain chant genannt), ohne Berücksichtigung des Metrums, fortschreitet. Die Hymnen, von denen jede ihre bestimmte, feststehende Melodie (canon, daher die Namen kanonischer Gesang und cantus firmus) erhielt, wurden nicht von der Gemeinde, wie beim ambrosianischen Gesang, sondern von einem Sängerchor (daher der Name cantus choralis) gesungen. Gregor gründete in Rom eine Gesangschule und forderte von den Priestern gründliche Kenntniß der Gesangkunst. Der von ihm eingeführte Kirchengesang fand bald durch das ganze Abendland hin Aufnahme, gerieth aber in Folge der mit seiner Erlernung verbundenen Schwierigkeiten später in Verfall. Die Sänger, welche ausschließlich den Kirchengesang ausführten, brachten nach und nach immer mehr Verzierungen zu der ursprünglichen einfachen Melodie hinzu und bereiteten dadurch das Aufkommen des sogenannten Figuralgesangs (cantus figuratus) vor, wie sie dadurch auch die erste Veranlassung zur Ausbildung einer Harmonie gaben. Unter Karl dem Großen, der um Hebung des Kirchengesangs eifrig bemüht war, war die Abtei Fulda, welcher Hrabanus Maurus vorstand, eine berühmte und stark frequentirte Gesangschule, nach deren Muster andere zu Reichenau, Korvey, Mainz, Trier u. Hersfeld eingerichtet wurden. Das Volk blieb nach wie vor beim Kirchengesang unthätig, um so mehr, da mit den gregorianischen Gesängen auch die lateinische Sprache in den Kirchen des Abendlandes Eingang fand. Bloß das „Kyrie eleison" und „Christe eleison" wurden vom Volke mitgesungen. Erst seit dem 12. Jahrhundert begann sich in Deutschland aus den Wallfahrts-, Marien-, Oster-, Pfingst- und Bußgesängen ein Gemeindegesang zu entwickeln, und zwar führen die ersten Anfänge eines solchen auf Böhmen und Mähren zurück, wohin durch die Missionäre Cyrillus und Methodius mit der Bibel auch der griechische Kirchengesang gebracht und ins Slavische übersetzt ward. Der Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienste, früher von mehren Päpsten verboten, ward durch Innocenz IV. gestattet, durch Huß und Gleichgesinnte zur allgemeinen Geltung gebracht und damit der gemeinschaftliche Kirchengesang begründet.

Wo die Reformation Eingang fand, mußte auch der Gottesdienst umgestaltet werden. Luther, selbst Kenner der Tonsetzkunst, verdeutschte u. verbesserte mit Hülfe seiner Freunde Joh. Walter und Ludw. Senfl alte lateinische und deutsche Gesänge, dichtete neue u. setzte sie in Musik. Aber auch diese Lieder wurden nicht sofort von der ganzen Gemeinde, sondern von Gesangskundigen in der Kirche vorgetragen, und erst die Begeisterung für die gereinigte Lehre, welche in diesen Gesängen wiederklang, und die Innigkeit, mit welcher sich der Volksgeist derselben zuwandte, bewirkten, daß das Volk nach und nach in den Kirchengesang einstimmen lernte. Schon 1524 erschien zu Wittenberg eine Sammlung von Kirchenliedern im Druck, und fortwährend trieb der lebendige evangelische Glaube auf dem Felde der religiösen Poesie neue Blüthen. In Ermangelung neuer geeigneter Melodien legte man den poetischen Produkten beliebte weltliche Volksweisen unter, wodurch sie um so leichter beim Volke Eingang fanden. Auch dichtete man nach französischen und niederländischen Volksmelodien. Die Kirchenlieder jener begeisterungsvollen Zeit haben sich meist bis auf die Gegenwart erhalten und lassen oft die alten Volksweisen noch erkennen. Der Vorrath von Chorälen wurde namentlich durch das „Cantional der böhmischen und mährischen Brüder" (herausgegeben von Wylmschweerer, Jungbunzlau 1531 und Ulm 1538 und 1539, enthaltend 136 Lieder mit 111 beigedruckten Melodien), sowie durch die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von A. Lobwasser in Königsberg nachgedichteten französischen Psalmen Clement Marots und Theodor Beza's, die ebenfalls meist nach Volksweisen gesungen wurden, bereichert. Seltener kamen neue, ursprünglich zu kirchlichen Zwecken komponirte Melodien auf, indem die Tonsetzer ihre Sorgfalt meist der harmonischen, kontrapunktistischen Behandlung der vorhandenen Melodien zuwendeten. Daher werden jetzt häufig die Bearbeiter alter Melodien für deren Erfinder gehalten. Indem man aber von der zu großen Künstlichkeit der kontrapunktistischen Schreibart wieder abkam und die Melodie, statt, wie bisher in eine Mittelstimme, gewöhnlich Tenor, in die Oberstimme legte und den vierstimmigen Satz annahm, erleichterte man dem Volke die Theilnahme am Kirchengesang. Die eigentliche Blüthe des evangelischen Choralgesangs datirt von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dauert bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Es war aber damals eben sowohl das Gefühl der Sicherheit, welches nach dem westphälischen Frieden in der protestantischen Kirche Platz griff, in Verbindung mit den dogmatischen Zänkereien der Theologen, als der in alle Branchen des Kulturlebens eindringende französische Geschmack, welcher die weitere Entwickelung des evangelischen Kirchengesangs hinderte. Die damals aufkommende Opernmusik wirkte auf jenen nachtheilig ein, in sofern sie ihn zwar glätter, zierlicher und kunstvoller machte, aber seiner wahrhaft kirchlichen Würde entkleidete. Daher die daktylischen Versmaße, die tänzelnden, arienartigen Melodien u. unkirchlichen Harmonien, welche jene Zeit hervorbrachte. Das Orgelspiel, durch treffliche Meister vervollkommnet, diente bald nicht mehr nur zur Unterstützung des Gesangs, sondern trat in den Vordergrund u. beherrschte u. leitete denselben. Kirchenmusiken drängten den Gemeindegesang zurück und boten Kunstsängern Gelegenheit zu glänzen. Der rhythmische Charakter des Choralgesangs schwand mehr und mehr, wodurch seine lebensvolle Bewegung verloren ging. Er bewegte sich seitdem in meist gleich langen Noten, und es ward in Folge davon das oben schon gerügte Sinn und Zusammenhang störende Anhalten am Ende jeder Verszeile nach u. nach herrschender Gebrauch. Sebast. Bach that viel zur Hebung des Choralgesangs, aber die durch ihn hervorgerufene Nachblüthe welkte bald wieder, und die der Kirche und ihrer Lehre sich mehr und mehr abwendende Zeitrichtung ließ dies Feld bald ganz unangebaut bei Seite liegen. Erst seitdem man in den letzten Jahrzehnten in der protestantischen Welt sich davon überzeugt hat, daß eine würdevollere und erhebendere Form des Got-

tesdienstes unabweisbares Bedürfniß ist, hat man sich auch die Hebung des Kirchengesangs wieder angelegen sein lassen. Bei den hierauf abzielenden Bemühungen hat man auch den ursprünglichen, rhythmischen, auf das alte Tonsystem gegründeten Choralgesang wieder aufgenommen und hier und da, namentlich in den protestantischen Gemeinden Bayerns und Würtembergs, mit Glück gepflegt. Als Tonsetzer und Förderer des Choralgesangs seit der Reformation sind zu nennen: der Reformator Luther, dem zahlreiche Melodien zugeschrieben werden, von dem aber nur drei: „Jesaia, dem Propheten ꝛc.", „Wir glauben all an Einen Gott ꝛc." und „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc.", wirklich komponirt, wohl aber viele alte umgearbeitet worden sind; Arnold von Bruck (kaiserlicher Kapellmeister 1534); Hermann (Heinrich) Fink (königlich polnischer Kapellmeister 1536); Georg Rhaw (Kantor in Leipzig); Martin Agricola (Kantor in Magdeburg); Joh. Kugelmann (Kapellmeister des Herzogs Albrecht von Brandenburg 1539); Nikol. Herrmann (Kantor zu Joachimsthal in Böhmen); Nik. Selneccer (Superintendent in Leipzig); Joh. Eccard (Kapellmeister in Königsberg in Preußen); Ehrh. Bodenschatz (Pastor in Osterhausen, † 1636); Moritz, Landgraf von Hessen; Melchior Frank (Kapellmeister in Koburg); Mich. Altenburg (Pfarrer in Erfurt); Heinrich Albert (Kapellmeister in Königsberg); Joh. Krüger (Kantor in Berlin); Joh. Georg Eberling (Musikdirektor in Berlin); Joh. Herm. Schein (Kantor der Thomasschule in Leipzig); Joh. Rosenmüller (Kapellmeister in Wolfenbüttel); Andr. Hammerschmidt (Organist in Zittau); Georg Neumark; Joh. Rud. Ahle (Bürgermeister in Mühlhausen); Joh. Schopp (um 1550 Kapellmeister in Hamburg); Jak. Prätorius oder Schulze (1651 in Hamburg); Thom. Selle (1651); Joh. Ulich (1674); Adam Drese (1698). Sebastian Bachs Melodien sind nicht volksthümlich geworden. Nach ihm machten sich sein Sohn Emanuel Bach, Joh. Friedr. Doles, Joh. Joach. Quanz u. Joh. Adam Hiller, namentlich durch Kompositionen gellertscher Lieder, um Förderung des Choralgesangs verdient. Einer der jüngsten u. bedeutendsten Komponisten von Kirchenliedern ist Gottfr. Schicht, der bis ins 19. Jahrhundert hereinreicht.

In der reformirten Kirche war Zwingli ohne alles Interesse für Kirchengesang. Dieser kam in der schweizer reformirten Kirche erst zu Calvins Zeit auf, besonders in Folge der trefflichen Leistungen Claude Goudinels, der 1562 16 Psalmen vierstimmig und motettenartig nach Volksmelodien komponirt herausgab. In der deutsch-reformirten ward der Choralgesang von Andr. Lobwasser eingeführt, u. zwar durch Herübernahme französischer Psalmodien, zu denen später auch Lieder aus der lutherischen Kirche hinzukamen. Auch hier bemühte man sich neuerlich um Wiederaufnahme des rhythmischen Choralgesangs. In der reformirten Kirche Frankreichs erlitten Goudinels Psalmen durch Courart und La Bastide 1679 eine Umarbeitung und fanden in derselben, von Dathen (1566) übersetzt, auch in der niederländisch-reformirten Kirche Eingang. Die englische Hochkirche führte zum Zwecke des Gemeindegesangs Psalmen ein, die versificirt und mit einfachen, gefälligen, aber etwas ariennäßigen Melodien ausgestattet wurden.

Für die römisch-katholische Kirche, welche den Gemeindegesang in deutscher Sprache nie zu einem wesentlichen Theile des Gottesdienstes gedeihen ließ, veranstalteten Sammlungen von Liedern der alten Kirche M. Vehse (Leipzig 1537), J. Leisentritt (Budissin 1557, München 1586, Innsbruck 1588), später D. G. Corner (Wien 1631), G. Kopp (Passau 1659) u. A. Im 18. Jahrhundert fand der deutsche Gemeindegesang bis zu dem Grade Förderung, daß selbst zur Messe deutsche Lieder gesungen wurden, zu welchem Behuf z. B. in der „Wiener deutschen Messe" (1782) das Kyrie, Gloria, Credo ꝛc. in kurze deutsche Gesänge umgestaltet waren, die von der ganzen Gemeinde gesungen wurden. Auch wurden für die katholischen Gesangbücher theils neue Lieder gedichtet und komponirt, theils viele evangelische, namentlich aus dem gellertschen Dichterkreise, mehr oder weniger verändert, aufgenommen. Deutsche Gesangbücher für die katholische Kirche lieferten namentlich Riedel (Wien 1773), Denis (das. 1774), Kohlbrenner (München 1777), Franz (Breslau 1778), Werkmeister (Stuttgart 1784, München 1810), von Wessenberg (Konstanz 1828) u. A. Vergl. E. Bollens, Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche, Tübingen 1851; Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit, Landshut 1831. Alte katholische Kirchengesänge aus fremden Sprachen übersetzten auch Diepenbrock, Schlosser, Silbert, Zabuesnig.

In der griechisch-katholischen Kirche Rußlands suchte Jaroslaw 1051 den Kirchengesang durch griechische Sänger verbessern zu lassen. Von dem 1040 gegründeten Höhlenkloster zu Kiew erhielt eine neue Sangweise, die sich vor der eintönigen abendländischen durch Mehrstimmigkeit auszeichnete, den Namen der kiewschen. Zu dieser kamen 1180 noch die bulgarische und griechische Sangweise hinzu, beide von demselben Charakter wie die kiewsche. Dem später (1605) durch den tatarischen Usurpator Grischka Otrepiew gemachten Versuche der Einführung des abendländischen Kirchengesangs in die russische Kirche stellte (1656) der Metropolit Nikon von Nowgorod den alten Partiturgesang für 7 Stimmen entgegen, welcher, durch die Einwirkung italienischer Meister geläutert, noch jetzt in Rußland vorherrschend ist. Vgl. Layritz, Kern des deutschen Kirchengesangs, als Versuch zur Herstellung eines auf Ton, Rhythmus und Harmonie rektificirten Choralbuchs zum Gebrauch evangelisch-lutherischer Gemeinden der deutschen Zunge, 2. Aufl., 1. u. 2. Abth., Nördlingen 1850; Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes, das. 1843—47, 3 Bde.; Häuser, Geschichte des christlichen Kirchengesangs und der Kirchenmusik, Leipzig 1834; Tucher, Schatz des evangelischen Kirchengesangs, Stuttgart 1840; Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs, Stuttgart 1852 f., 4 Bde.; Daniel, Codex liturgicus eccl. univers. in epitome redactus, Leipzig 1851, 3 Bde.

Choralbuch, Sammlung von Choralmelodien mit oder ohne vorgeschriebene harmonische Begleitung; daher das Buch, in welchem die in einer Kirche üblichen Choralmelodien in Noten vorgezeichnet sind. Die Einrichtung der Choralbücher ist verschieden; in einigen sind die Harmonien in

Noten ausgesetzt, andere enthalten bloß die Bässe mit der nöthigen Bezifferung.

Choraltar, s. v. a. Hochaltar.

Choramt, s. Chordienst.

Chorazin, Ort in Galiläa, wo Christus mehre Wunderthaten verrichtete, ohne Glauben zu finden, am See Genesareth, in der Nähe von Kapernaum (Matth. 11, 21).

Chorbischöfe (Landbischöfe, Chorepiscopi, Episcopi ruris), in der alten christlichen Kirche bis zum 9. Jahrhundert diejenigen Geistlichen, welche, weil sich das Christenthum meist von den Städten aus auf das Land verbreitete, von den eigentlichen Bischöfen die Aufsicht über einen Theil des Klerus auf dem Lande erhielten und zur Verrichtung untergeordneter Funktionen daselbst angestellt waren. Ihre Rechte waren nicht überall gleich, sie scheinen in den meisten Fällen von den höhern Pontifikalhandlungen ausgeschlossen gewesen zu sein; nur in Afrika waren sie selbstständig und von den Stadtbischöfen nicht weiter unterschieden. Ihr unaufhörliches Streben nach größerer Machtausdehnung, das allmählig zu vielen störenden Verhältnissen im kirchlichen Leben führte, veranlaßte endlich, nachdem verschiedene Koncilienbeschlüsse ihren Wirkungskreis immer mehr eingeschränkt hatten, ihre gänzliche Auflösung (durch das Koncil von Laodicea, 860), zunächst im Orient. Im Occident erhielten sie den Todesstoß durch die Fiktion der pseudo-isidorischen Dekretalen, daß sie von jeher nichts als bloße Presbyter gewesen seien. Gegenwärtig vertreten die bischöflichen Bezirksvikare und Kreisdekane ihre Stelle.

Chorda (lat.), Sehne; im anatomischen Sinne Sehne, schnurartige Verlängerung oder Flechse; in der Mathematik (Chorde) jede von zwei Punkten einer Kurve begrenzte gerade Linie, die, ohne verlängert zu werden, weiter keinen Punkt mit derselben gemein hat. Von den krummen, in sich selbst zurückkehrenden Linien (Kreisen, Ellipsen) gehören zu jeder Chorde zwei Bögen.

Chorda *Lyngb.* (Fadentang), Pflanzengattung aus der Familie der Algen. C. filum *Lyngb.*, Fucus Filum *L.*, Scytosiphon Filum *Ag.*, findet sich sehr häufig in den meisten Meeren, ist schlüpfrig anzufühlen, zähe, elastisch, getrocknet fast hornartig, frisch dunkel- oder bräunlich olivengrün, getrocknet grünlichschwarz, wird bei einer Dicke von einer Rabenfederspule 3—10 Fuß lang u. in Ostindien als Bindfaden, außerdem verbrannt zur Jod- u. Kelpgewinnung benutzt.

Chorda Achillis (lat.), Achillessehne (s. d.).

Chorde, Sehne, s. Chorda.

Chordienst (Choramt), in der römisch-katholischen Kirche ein Theil des kanonisch geregelten Gesang- und Gebetdienstes der Geistlichen und Mönche. Schon das Judenthum hatte ein siebenmaliges Gebet, das in das Sacrificium vespertinum und S. matutinum zerfiel. Die ersten Christen theilten hiernach ihre Gesang- und Betstunden in das Officium vespertinum und O. matutinum; ersteres hatte 3 Nokturnen und wurde in Zeiten der Verfolgung in später Nacht, letzteres am frühen Morgen gehalten. Zu diesen feststehenden Gebeten kamen später noch die Horae canonicae (s. d.). In der alten Kirche wurden diese C.e in allen Kirchen vom Geistlichen und Volk gemeinsam gehalten, später entfremdete ihnen die lateinische Sprache das Volk; die Geistlichen aber blieben der alten Sitte treu und verrichteten dieselben Gesänge und Gebete auch zu Hause. Aus dieser Gewohnheit entstand dann eine kirchliche gesetzliche Verbindlichkeit, der gemäß die Mönche und Canonici zu dem öffentlichen, gemeinschaftlichen Gesange und Gebete zu bestimmten Stunden im Chor, die anderen, in höheren Weihen stehenden Geistlichen aber insgesammt zum Privatabbeten desselben (recitatio) verbunden sind. Unter gewissen Beschränkungen kann ein Theil des C.s auch im Voraus (anticipando) abgethan werden. S. Brevier; vgl. Horasingen.

Chordometer (v. Griech.), ein Instrument, mit welchem die Stärke der Saiten gemessen wird, um einen vollkommen reinen Bezug eines Saiteninstruments zu erhalten. Die besten unter den verschiedenen Arten solcher Saitenmesser sind diejenigen, welche aus zwei viereckigen, ungefähr 6—7 Zoll langen Stückchen Eisen oder Messing bestehen, die an dem einen Ende dergestalt zusammengefügt sind, daß sie an dem andern 3, 4 oder noch mehr Linien weit auseinander stehen, so daß zwischen beiden Schenkeln ein leerer Raum ist, der nach der Schraube oder nach dem Vereinigungspunkte zu nach und nach immer enger wird. Auf beiden Seiten ist das Instrument in Grade abgetheilt, die in das Metall eingegraben sind, und nach denen die Verhältnisse der zwischen die beiden Schenkel eingebrachten Saiten bestimmt werden. Eine andere Art von Saitenmesser ist dem sogenannten Zieheisen, durch welches der Draht gezogen wird, vollkommen gleich.

Choregia (griech.), eine der kostspieligsten öffentlichen Leistungen (Leiturgien) athenischer Staatsbürger, welche in der Besorgung der tragischen und komischen, der Männer-, Knaben-, Tänzer- und Flötenspielerchöre an den Dionysien, Thargelien, Panathenäen, Prometheen und Hephästeen bestand. Sobald auf Verlangen des Dichters vom Archon der Choreg bestimmt war, hatte dieser zuvörderst für einen Chorodidaskalos zu sorgen, welcher den Chor einübte, dann Musiker und Sänger zu miethen, was namentlich bei Knabenchören seine Schwierigkeit hatte, da die Aeltern, ungeachtet des solonischen Gesetzes, daß ein Choreg nicht unter 40 Jahre alt sein sollte, unkeuschen Umgang mit demselben befürchteten, dieselben zu ernähren und auszustatten und endlich für einen passenden Ort zur Einübung zu sorgen. Mancher athenische Bürger wurde durch diese Verpflichtungen zu Grunde gerichtet. Das Gesetz appellirte gewissermaßen an die Liberalität der vermögenden Bürger, indem es die Kosten nicht festsetzte, aber den Geizigen zur angemessenen Leistung antrieb und zugleich der unbarmherzigen Geißel der Komödie preisgab. In schweren Zeitläufen übernahm auch wohl Einer die Choregie für zwei Phylen, oder es traten Zwei zur Bestreitung der Kosten für eine Choregie zusammen, oder der Staat selbst besorgte dieselbe.

Choreographie (Choregraphie, v. Griech.), eigentlich Tanzvorzeichnung, Tanzschrift, die Kunst, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie die Töne durch Noten bezeichnet werden. Sie bezieht sich auf die Stellung der Füße und die Haltung der Arme, auf Bewegung ohne Fortrücken u. auf die Schritte mit dem Grade ihrer Geschwindigkeit in der Figur (Tour) des Tanzes. Aus gewissen Hieroglyphen

will man errathen, daß bereits die Aegypter eine ähnliche Kunst besessen haben; auch die Römer schrieben ihre Saltatio durch Zeichenschrift auf, welche jedoch verloren gegangen ist. Erfinder der C. ist Thoinot Arbeau (Anagramm von Jehan Tabourot), der in seinem Werke „Orchesiographie“ (Langres 1589) zuerst zu jedem Tanztonstück unter den Noten die Schritte vorzeichnete. Weitere Zeichen hatte er nicht. Daher eignete sich 1761 le Feuillet, ein pariser Tanzmeister, die Erfindung zu und gab ihr den Namen Chorégraphie (ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs, Paris 1701, 2. Aufl., deutsch, in Tauberts „Vollkommenem Tanzmeister“, Leipz. 1709). Der eigentliche Ausbildner und Vervollkommner der C. ist der Tanzmeister Beauchamp; jetzt ist jeder Balletmeister so ziemlich sein eigener Choreograph.

Chorepiscopi (lat.), s. v. a. Chlorbischöfe.

Choreus, Vers, s. v. a. Trochäus u. Tribrachys.

Choreutik (v. Griech.), die Tanzkunst (s. d.).

Chorfrau, s. Kanonissin.

Chorführer, in der heutigen Tonkunst der Koncertist beim Chor, der erste Sänger jeder Stimme; vgl. Chor.

Chorgesang, s. Chor.

Chorhemd, ein weites, weißes, mit Spitzen geziertes, bis auf die Hüften reichendes Hemd der katholischen Priester, das auch von den Chorknaben getragen wird. Auch die englische Kirche bedient sich des C.s.

Chorherr, s. Kanonikus.

Choriambus, ein aus dem Trochäus (Choreus) und Jambus zusammengesetzter Versfuß: — ⏑ ⏑ —, z. B. wonneberauscht, Rosengebüsch. Die choriambische Strophe wird aus choriambischen Versen mit spondeischer Basis und jambischer Katalexis, worauf ein pherekratischer u. ein glykonischer folgt, gebildet. Der choriambische Dimeter (zweigliederige C.) besteht aus einem C. u. einem Bacchius: — ⏑ ⏑ — ⏑ — —. Der choriambische Trimeter hat drei Glieder, einen Spondeus, Choriambus u. Jambus: — — — ⏑ ⏑ — ⏑ —; der choriambische Tetrameter hat vier Glieder, einen Spondeus, zwei Choriamben u. einen Jambus: — — — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ —; der choriambische Pentameter, auch der alcäische genannt, ist fünfgliederig, mit einem Spondeus, drei Choriamben und einem Jambus: — — — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ —, z. B.

Frohsinn bändigt das Glück, Trauer verscheucht's, wenn es Dir nahen will.

Der deutschen Sprache sagt der choriambische Rhythmus vorzüglich zu und bietet sich in derselben, ohne besonders künstliche Silbenstellung, wie von selbst dar; doch bedienen wir uns meist der vermischten choriambischen Verse. Der Charakter des choriambischen Rhythmus ist bei seinem wechselnden Steigen und Fallen in der Bewegung tanzend, munter und eignet sich daher vornehmlich zum Ausdruck heiterer, lebensfroher Empfindungen.

Chorion (griech., lat. corium), Haut, Leder, in der Medicin der Ueberzug der Leibesfrucht, mit Ausschluß der innersten oder Schafhaut.

Choris, Ludwig (russisch Leontij), trefflicher russischer Zeichner, geboren am 22. März 1795 zu Jekaterinoslaw in Kleinrußland, von deutschen Aeltern abstammend, besuchte zuerst das Gymnasium zu Charkow, dann aber, da er von frühester Jugend an ein ungewöhnliches Talent u. große Liebe zur Kunst verrieth, die Akademie zu Petersburg. Im J. 1813 begleitete er den Naturforscher Marschall von Biberstein auf der Reise nach dem Kaukasus u. 1815—18 Otto von Kotzebue auf seiner Fahrt um die Erde u. kam 1819 nach Frankreich, wo er seine „Voyage pittoresque autour du monde“ (Paris 1821—23) erscheinen ließ, in deren Zeichnungen Originalität, Wahrheit und Lebensfrische in gleichem Maße herrschen. Neben dem Menschen machte er auch die Physiognomie der Pflanzenwelt zum Gegenstand seiner Darstellungen u. begründete so ein neues Genre der physiognomischen Zeichenkunst. Er begab sich 1819 nach Paris, u. während er hier auf Stein zeichnen lernte, um seine Skizzen nichts von ihrer Eigenthümlichkeit einbüßen zu lassen, bildete er sich unter Gérards und Regnaults Leitung zugleich in der Historienmalerei aus u. reiste mit Ersterem 1826 nach Rheims, um eine Zeichnung der Krönung Karls X. zu entwerfen. Im Jahre 1827 reiste er nach Südamerika, wurde aber am 22. März 1828 auf der Reise nach Veracruz von Straßenräubern ermordet. Die oben genannte „Voyage pittoresque“ setzte er in dem Werke fort: „Vues et paysages des régions équinoxiales, recueils dans un voyage autour du monde“ (Paris 1826, 24 Tafeln). Nach seinem Tode erschien: „Recueil de têtes et de costumes des habitants de la Russie, avec des vues du mont Caucase et de ses environs“, 18 Lieferungen.

Chorist, Chorsänger in der Oper, im Koncert 2c.

Chorizanten (v. Griech.), Einsiedler, dann Anhänger einer schwärmerischen Sekte in Deutschland und im Lüttichschen, die um 1374, als von Dämonen besessen, auf Straßen und in Kirchen Tänze hielten.

Chorizema *Labill.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 2lippigen, halb 5spaltigen Kelch, das bauchige Schiffchen der Korolle, den kurzen, hakenförmigen Griffel mit schiefer Narbe und die bauchige, vielsamige Hülse, kleine Sträucher in Neuholland, von denen als schöne Zierpflanzen hervorzuheben sind: C. Henchmanni *R. Br.*, Podolobium aciculare *Dec.*, mit hochrothen Blüthen; C. ilicifolium *Lab.*, mit goldgelben Blüthen mit purpurrothem Schiffchen; C. nanum *Sims.*, Pultenaea nana *Andr.*, mit goldgelben Blüthen mit blutrothem Schiffchen und Flügeln; C. ovatum *Lindl.*, mit karmin-scharlachrothen, am Grunde des Fähnchens gelb gefleckten Blüthen; C. rhombeum *R. Br.*, mit kletterndem Stengel u. zierlichen, gelbrothen Blüthen mit purpurrothen Flügeln u. Nachen; C. spartioides *Lodd.*, mit Blüthen mit gelben, am Rande roth gezeichnetem Fähnchen, scharlachrothen Flügeln und schwarzrothem Schiffchen; C. triangulare *Lodd.*, mit scharlachrothen Blüthen mit purpurrothen Flügeln und Nachen und am Grunde gelb geflecktem Fähnchen. Diese Zierpflanzen verlangen eine sandige, weichfaserige, bloß mit den Händen zerriebene Heideerde oder eine sehr sandige, mit etwas mildem Lehm vermischte Torferde. Die Töpfe müssen nur klein und mit einer guten Unterlage fein zerstoßener Ziegelsteine oder Torfbröckchen versehen sein. Die Befeuchtung muß mäßig, besonders im Winter sparsam geschehen. Durchwintert werden sie in einem luftigen, trockenen Glashause bei 6—8° Wärme nahe

am Fenster, vermehrt im Frühling durch Stecklinge von jungen Aestchen unter Glocken u. durch Samen.

Chorley, Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Lancaster, an der Quelle des Chor, nicht weit von den Lancaster- und Liverpool-Leeds-Kanälen, ist gut gebaut und hat 8900 Einwohner, welche starke Baumwollenweberei (1838 bereits 11 Baumwollenspinnereien und 1800 Arbeiter, außer den Maschinenstühlen 2c.), Bleicherei und Druckerei treiben. In der Nähe sind Bleiminen, Steinkohlengruben, Schiefer- und Mühlsteinbrüche.

Chorographie (v. Griech.), Beschreibung einer Landschaft und deren größerer Theile, im Gegensatz zu Topographie, Beschreibung der einzelnen Orte. Daher: Chorograph, die sich mit dieser Beschreibung beschäftigt.

Chorographische Karten, Karten von ganzen Distrikten, bei deren Anfertigung gewöhnlich ein Maßstab von $^1/_{200,000}$ oder 1 Meile = 1 Decimalzoll genommen wird.

Chorol, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, am gleichnamigen Flusse, der sein Wasser vermittelst des schiffbaren Psiol in den Dniepr ergießt, hat eine Segeltuchfabrik, besuchte Jahrmärkte, welche Cerealien, Vieh und landwirthschaftliche Produkte in Menge liefern, und 4900 Einwohner, bestehend aus Kleinrussen, Großrussen, Polen, Armeniern, Tataren und Deutschen. In der Umgegend, z. B. bei Gradibschek am Dniepr, findet man häufig römische Münzen. In einiger Entfernung von C. sind ausgedehnte grasreiche u. zum Anbau wohl geeignete Steppen, zu denen bereits die Kultur vorzudringen anfängt.

Choron, Alexandre Etienne, musikalischer Theoretiker und eifriger Förderer der Tonkunst in Frankreich, geboren den 21. Oktober 1771 in Caën, vollendete den Kursus der klassischen Studien im Collége de Juilly und zeigte frühzeitig eine große Neigung zur Musik. Ohne irgend welche Anleitung gelang es ihm, sich selbst eine Art der Notation zu schaffen, vermittelst welcher er die gehörten Melodien aufzeichnete, bevor er noch Noten lesen konnte. Später gaben ihm theoretische Bücher aus Rameau's Schule einen Begriff von der Komposition. Bonesi machte ihn mit den Lehren der italienischen Schule bekannt und legte den Keim zu jener fast ausschließlichen Bewunderung der alten Meister von Venedig, Mailand, Neapel und Rom in seine Seele. Als Schriftsteller im Fache der Musik trat C. seit 1804 auf, bald als Autor, bald als Herausgeber oder Uebersetzer. Mit Fiocchi gab er heraus: „Les Principes d'accompagnement des écoles d'Italie" (Paris 1804); dann „Les Principes de composition des écoles d'Italie" (das. 1808, 3 Bde.). Auch veröffentlichte er damals eine Menge ernster klassischer Werke, meist berühmter italienischer Meister. Nach Framery's Tod trat er als Korrespondent in das Institut der Akademie ein, wo er mit den akademischen Arbeiten der musikalischen Sektion beauftragt wurde und mehre Berichte lieferte, unter anderen den berühmten: „Les Principes de la versification de Scoppa". Seine mathematischen Kenntnisse verschafften ihm 1815 die Redaktion des „Bulletin d'encouragement pour l'industrie nationale". Um diese Zeit übergab ihm der Minister des Kultus die Leitung der Musik bei den öffentlichen Festen und Religionsfeierlichkeiten und beauftragte ihn mit der Abfassung eines ausführlichen Entwurfs zur Wiederherstellung der während der Revolution eingegangenen Maitrises u. Chöre in den Hauptkirchen des ganzen Reichs. Des Kaisers Fall ließ diesen Gedanken jedoch nicht zur Ausführung kommen. Durch die Rückkehr der Bourbonen seiner Aemter beraubt, eröffnete C. eine öffentliche Schule der Musik, welche sich nach und nach lediglich durch die Tüchtigkeit ihres Gründers bis zu einem Nationalinstitut, ja sogar zur glücklichen Nebenbuhlerin des Conservatoire royal de musique emporschwang. Auch für andere Schulanstalten war C. thätig, so hatte er 1800 eine Schreiblesemethode, anwendbar besonders in übersetzten Schulen, herausgegeben. Von 1815—17 bekleidete er die Direktion der Académie royale de musique, wo er in 20 Monaten zwölf alte und sieben neue Werke auf das Repertoire brachte. Der untergeordneten Rolle eines Direktors der Ecole royale et spéciale de chant müde, wollte C. seinem Institut einen edleren Zweck geben u. nannte es Conservatoire de musique religieuse, von 1830 an Conservatoire de musique classique, übte fortan nur klassische Musikwerke, die werthvollsten aller Schulen und Zeiten, ein und baute zu diesem Behuf 1826 in seiner Anstalt einen Koncertsaal. Seit 1825 zum Kapellmeister an der Sorbonne ernannt, ließ er seine jugendlichen Zöglinge jeden Sonn- und Festtag Gesänge von Allegri, Palestrina u. A. aufführen. Als er 1830 in Folge der Revolution seine Kapellmeisterstelle an der Sorbonne verloren hatte, faßte er den Plan, in den Kirchen und Schulen von ganz Frankreich die Chöre wieder herzustellen, komponirte zu dem Ende vierstimmige Sätze, reiste im Lande umher, studirte die einzelnen Stimmen ein und erreichte an vielen Orten in wenig Stunden in der That Unglaubliches. Trotzdem überließen Ministerium und Deputirtenkammer die Unterhaltung seiner Anstalt ihm allein. Er opferte derselben auch seine letzte kleine Rente. C. † den 28. Juni 1834 zu Paris. Von seinen zahlreichen theoretischen Werken sind noch zu nennen: „Méthode élémentaire d'harmonie et de composition" (Paris 1814); „Méthode concertante de musique à plusieurs partis d'une difficulté graduelle" (das. 1817); „Méthode concertante de plain-chant et de contre-point ecclésiastique" (das. 1819) u. A. Auch komponirte er eine große Anzahl von Kirchenstücken und viele Romanzen. Seine „La sentinelle" ist Volksgesang geworden.

Chorrock, s. v. a. Chorhemd; s. v. a. Priesterrock.

Chorsänger, s. Chor.

Chorschwester, s. Nonne.

Chorstörer (turbatores chori), vor Alters in einigen Mönchsklöstern, besonders in Preußen, Individuen, deren Funktion darin bestand, mit einem widerlichen Geplärr, welches das Hohnlachen des Satans darstellen sollte, den Chorgesang gerade in dem Augenblick zu unterbrechen, wo er am feierlichsten und schönsten war.

Chortatzis, Georg, griechischer Dichter aus Kreta, lebte wahrscheinlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts und schrieb das Drama: „Erophile" (herausgegeben Venedig 1772), merkwürdig als erstes dramatisches Produkt der griechischen Poesie seit Gregors von Nazianz „Leidendem Christus" (im 4. Jahrhundert), übrigens eine dramatisirte Nachbildung der italienischen Novelle „Guiscardo e

Gismonda". Bruchstücke daraus finden sich in Leake's „Researches in Greece".

Chortizy (Chortizkaja), Hauptort der von preußischen Mennoniten aus der danziger Gegend angelegten Kolonien im Dnieprlande, liegt im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw (s. d.), auf der gleichnamigen Insel des Dniepr, da, wo sich der letzte Katarakt (der Porog Wolnenskoi) befindet, ist ganz von Granitfelsen umgeben, die oft 15 Faden hoch sind, steil abfallen und von unzähligen Pilzen bedeckt sind, und unterhält lebhaften Handel mit den umwohnenden Russen, Tataren, Juden und Armeniern. Die Insel C., über 2 Meilen lang, 1/2 Meile breit, ist in der Geschichte Rußlands als Schaubühne vieler hier nach einander wohnhaften Völkerschaften berühmt. Sie diente wechselnd Kosaken, Polen, krimmschen oder nogaiischen Tataren, Russen u. Deutschen zum Aufenthalt. Im J. 1620 wurde auf Befehl des Kosakenhetmans, Peter Konaschewitsch Sagaidatschny, ein aus Blockhäusern bestehendes Fort daselbst angelegt, und 1738, im türkischen Kriege, erbauten die Russen verschiedene Verschanzungen, welche gegenwärtig fast spurlos verschwunden sind.

Chorton (Orgelton), diejenige Stimmung, welche früher für die Orgeln gebräuchlich war und sich vom sogenannten Kammerton (s. d.) in sofern unterschied, als sie um einen ganzen Ton höher war als dieser. Ganz alte Orgeln waren sogar in dem sogenannten Kornetton gestimmt, welcher eine kleine Terz höher war als der Kammer- oder Orchesterton. Als Grund für die höhere Stimmung der Orgeln gibt man an, daß die großen Kirchenräume eines durchdringenderen Tones bedurft hätten, als Zimmer und Koncertsaal. Jetzt, wo die Kammertonstimmung so hoch hinausgeschraubt ist, stimmt man die Orgeln meist im Kammerton.

Chorzellen, russisch-polnische Stadt im Gouvernement Plock des Königreichs Polen, am Orzik, der hier die Grenze gegen Preußen bildet, in einer fruchtbaren Bruchgegend, hat eine katholische Kirche, eine Schule, ein Armenhaus, mehre Fabriken u. Magazine und 3200 Einwohner, welche Brauereien, Brennereien, Tuch- u. Leinwandfabriken unterhalten und ansehnlichen Handel mit Rohprodukten treiben.

Chosaa (Chosaiten), ein uralter arabischer Volksstamm, der um Mekka herum wohnte und vom 2.—5. Jahrhundert v. Chr. die heilige Kaabah in Besitz hatte, bis ihnen dieselbe von den Koreischiten entrissen wurde. Sie nennen sich Abkömmlinge Amru's, der nach der Ueberschwemmung von Mareb oder Saba nach Mekka zog. Noch zu Mohammeds Zeiten lebten sie mit den Koreischiten, denen jener angehörte, und welche nun die herrschende Priesterkaste wurden, in Streit. Die meisten Nachkommen der Chosaiten führen den Geschlechtsnamen Kaab.

Choschen (Choschen mischpath, auch Choschen Hammischpath), das viereckige Schildchen, das der jüdische Hohepriester beim Eingang ins Allerheiligste auf der Brust trug, war gewirkt, paßte in eine vorn am Rocke gelassene Oeffnung und war mit goldenen, gewundenen Ketten an den Einfassungen der Edelsteine befestigt, die der Hohepriester auf den Achseln trug (2. Mos. 28, 15—30; 39, 8—21). Auf diesem Schilde waren 12 Edelsteine in 4 Reihen, in Gold gefaßt, befestigt, in welche die Namen der 12 Stämme Israels gegraben waren; auch befanden sich die Urim und Thummim darin oder darauf. Moses trug es, nach seinen Worten, zum Gedächtniß vor dem Herrn, vielleicht als ein Zeichen seiner höchsten Würde.

Chose (franz.), Sache, Ding; daher Chosen, Possen, Schwänke; Chosenmacher, Possenreißer.

Chosrew, s. Khosrew.

Chosroës, s. Khosroës.

Chotek, altes adeliges, in Böhmen und Oesterreich verbreitetes Geschlecht, das 1556 in den Freiherrenstand, 1723 in den böhmischen Grafenstand und 1745 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben ward. Unter den Kriegern und Staatsmännern, welche aus demselben hervorgingen, sind besonders hervorzuheben:

1) Johann Rudolf, Graf C. von Chotkowa und Wognin, geboren 1748, ward durch Kaiser Joseph II. 1770 zum niederösterreichischen Regierungsrath, 1776 zum Hofrath bei der vereinigten Hofkanzlei, bald darauf zum Kanzler derselben berufen. Nach Leopolds II. Regierungsantritt wurde ihm die Leitung der neuerrichteten Finanzhofstelle übertragen. Im Jahre 1793 nahm er seine Entlassung, ward aber 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben, in welcher Stellung er segensreich wirkte, indem er namentlich den Straßenbau beförderte, Manufakturen im großen Styl mit englischen Webstühlen und Spinnmaschinen anlegte und Obstkultur begünstigte. Von 1805—9 Mitglied des Konferenzministeriums und nach dem Frieden Präses der normalen Hofkommission, † er 1824 zu Wien.

2) Karl, Graf von C., Sohn des Vorigen, geboren den 23. Juli 1783, studirte in Wien u. Prag die Rechte, trat 1803 in Staatsdienste, ward 1809 Gubernialrath in Brünn, 1812 Kreishauptmann zu Prerau in Mähren, organisirte nachher das nachmalige triester Kreisamt, ward 1815 nach der Besiegung Murats Generalgouverneur des Königreichs Neapel, nach seiner Rückkehr nach Triest 1816 Hofrath bei der dortigen Regierung und Präsident derselben, 1818 geheimer Rath und Vicepräsident in Tyrol, 1819 Gouverneur von Tyrol u. Vorarlberg, als welcher er sehr segensreich wirkte, 1825 Hofkanzler und Präsident der Studienhofkommission zu Wien und endlich 1826 Oberstburggraf in Böhmen u. Präsident des k. k. böhmischen Guberniums. In dieser Stellung hat er sich durch Hebung des Schulwesens, Beförderung des Straßenbau's, Errichtung von Armenversorgungsanstalten ꝛc. um Böhmen große Verdienste erworben. Ende Juli 1843 wurde er auf sein Ansuchen seiner Stelle als Oberstburggraf enthoben.

Chotek, Franz Xaver, beliebter Komponist und Klavierlehrer zu Wien, geboren den 22. Oktober 1800 zu Liebisch in Mähren, besuchte das Gymnasium zu Freiberg, studirte dann zu Wien (seit 1819) Philosophie und Jurisprudenz, widmete sich aber von 1824 an ausschließlich der Tonkunst, wozu er bei seinem Vater, einem Landschullehrer, den Grund gelegt hatte. Er † zu Wien als einer der geachtetsten Klavierlehrer im Mai 1852. Seine zahlreichen Kompositionen bestehen in unterhaltenden u. instruktiven Klaviersachen, z. B. Phantasien,

Rondo's, Variationen, Tänzen &c. Am bekanntesten ist seine „Anthologie musicale", eine Reihe von Phantasien über beliebte Opernmotive, geworden.

Chotschim (Choczim, bei den Russen Chotin, daher auch Chotschin genannt), europäisch-russische Kreisstadt und Festung im Gebiet Bessarabien, am rechten Ufer des Dniestr, an der österreichisch-galizischen Grenze und unfern der Hauptstadt Podoliens, Kaminiec, einer der wichtigsten Waffenplätze der Russen, mit 11,929 Einwohnern, wozu noch die Bewohner der Vorstädte und Umgegend (4—5000) kommen. Zur Türkenzeit zählte man in der Stadt allein über 20,000 Einwohner und mit der Umgegend mehr als 30,000. C. war als Deckungsort eines der beliebtesten Dniestrübergänge u., weil mitten auf der Schaubühne kriegerischer Völkerschaften gelegen, während mehrer Jahrhunderte ein steter Punkt des Angriffs wie der Vertheidigung, und namentlich hat Rußland die energischsten Mittel angewandt, diesen wichtigen Waffenplatz zu erobern und zu behaupten, besonders nachdem die Forts und Bastionen desselben seit 1718 durch französische Ingenieure sehr erheblich verstärkt worden waren. Die Festung, in ihrer gegenwärtigen Gestalt am Abhange einer Hochfläche gelegen, auf welcher sich die höher gelegene, von den Kanonen der Forts geschützte Stadt ausdehnt, bildet ein verschobenes Quarré, dessen Längenseite 600 Klafter mißt, während die Breitseite nur 125 Klafter Extension hat. Dies Quarré, welches außer den Kasernen, dem Arsenal, der Pulverkammer und den Magazinen noch ein altes Schloß umfaßt, in welchem 1674 der Statthalter von Damask, Hussein Pascha, nachdem er die Stadt erobert und Alles über die Klinge hatte springen lassen, residirte, und wo 1788 auch Prinz Koburg und der russische Feldmarschall Saltykow wohnten, ruht auf einer kahlen, nahe am Dniestr sich hinziehenden Granitfelswand, deren Oberfläche nur mit einer dünnen Schicht Humus bekleidet ist, welche die Garnison zu Kartoffelpflanzungen benutzt. Auf der dem Lande zugekehrten Seite hat die Festung eine 5 Klafter hohe und 8 Klafter dicke Mauer, welche wieder durch einen 8 Klafter breiten und 3 Klafter tiefen Graben mit gedecktem Wege u. einem Glacis mit Minengängen geschützt ist. Es führen zu ihr 4 Thore, die in Felsen gehauen und sehr eng sind; auch die Bollwerke, 7 an der Zahl, sind sehr eng und finster. Während in der Festung Alles aus Stein erbaut ist, hat die Stadt fast nur Blockhäuser, und die Häuser der Vorstädte sind zum Theil sogar aus Lehm und Erde errichtet und ganz finster und schmutzig im Innern. C. ist überhaupt ein unregelmäßig erbauter, öder und nahrungsloser Ort, dessen Bewohner sich einzig durch Vieh- u. Schmuggelhandel, der über die österreichische Grenze getrieben wird, ernähren. C. hat wechselnd Polen, Türken, Oesterreicher u. Russen zu Herren gehabt. Im J. 1621 und 1673 erfochten die Polen unter Wladislaw IV. und Johann Sobieski hier über die Türken zwei blutige Siege. Am 28. August 1739 kämpfte hier ebenso siegreich der russische General Münnich gegen die Osmanen, wogegen diese am 30. Okt. 1768 einen Sieg über die russischen Truppen unter den Mauern der Festung erfochten. In den Jahren 1769, 1788 und 1806 erlag die Festung abermals den russischen Waffen, und seit 1812, wo Bessarabien im bukarester Frieden an Rußland abgetreten ward, verblieb C. dauernd dem russischen Scepter, welchem es auch der letzte sogenannte Krimkrieg nicht zu entziehen vermochte. In den nahgelegenen Orten Shoroka und Kajuglikh sind russisch-österreichische Grenz- und Zolläunter, welche aber, trotz der Thätigkeit der Kosaken, das Pascherwesen der chotschimer Juden und Zigeuner nicht verhindern können.

Chotschin, Stadt, s. v. a. Chotschim.

Chotusitz, Marktflecken im österreichisch-böhmischen Kreis Czaslau, mit 1200 Einwohnern, bekannt durch die Schlacht am 17. Mai 1742, in welcher 30,000 Preußen unter Friedrich II. über 40,000 Oesterreicher unter dem Herzog Karl von Lothringen siegten. Letztere wollten die Preußen überfallen, fanden sie jedoch in Schlachtordnung, wurden von Friedrich II. in der Flanke angegriffen und geschlagen. Der Verlust der Preußen belief sich auf 3000 Todte und Verwundete, der der Oesterreicher auf 7000 Todte, Verwundete und Gefangene, nebst 18 Kanonen. Diese Schlacht führte unmittelbar zum Frieden von Breslau, der den ersten schlesischen Krieg auf eine für Preußen so vortheilhafte Weise endete.

Chouankörner, Samen einer levantischen Pflanze, wahrscheinlich der Trigonella Foenum graecum, von grünlicher Farbe, den Senfkörnern ähnlich, zur Karminbereitung brauchbar, daher auch Karminkörner genannt.

Chouans, in der ersten französischen Revolution Name der Insurgentenhaufen auf dem rechten Ufer der Loire und in der Bretagne, welche die Sache des Königthums verfochten. Jean Cottereau, gewöhnlich Chouan genannt, der früher Schleichhändler gewesen, sammelte Ende 1793 in den Wäldern von Pertre und Fougères einen Insurrektionshaufen, die sogenannte Chouannerie, unter einer royalistischen Fahne. Auch in der Vendée erhoben sich in Folge von Aufreizungen der königlichen Partei gleichzeitig Insurgenten, meist Schleichhändler, wurden aber bei Savenay den 18. Dec. fast aufgerieben. Nichtsdestoweniger verbreitete sich die Chouannerie bis in die Nähe von Paris, aber auf mehr als 1000 □Meilen zerstreut. Ohne ordentliche Waffen und Munition, mußten sich diese Insurgenten auf nächtliche Ueberfälle und Raubzüge beschränken, waren aber dennoch stark genug, um 60,000 Mann regulärer Truppen, welche die Normandie, Bretagne und Maine besetzt hielten, fortwährend in Spannung zu halten. Endlich gelang es dem General Beaufort, zu Anfang 1794 auf der Straße von Laval einen Haufen von 600 Insurgenten aufzuheben und dann in der Nähe von Granville die Papiere des Obergenerals der C., Marquis Puisaye, zu erbeuten, welche über die weitverbreitete Organisation der Chouannerie Aufschluß gaben. Das südliche Frankreich war darnach in Kantons und Departements eingetheilt; die Streiter waren unter verantwortliche Offiziere gestellt und in Divisionen formirt, denen ein Feldmarschall vorstand. Jede Division besaß ihre Kasse und einen aus Edelleuten und Priestern gebildeten Rath. Jeder Theilnehmer mußte sich durch einen schweren Eid zur Vertheidigung des Throns u. des Altars verpflichten. England unterstützte die Insurrektion mit Geld u. Waffen. Jean Chouan hielt sich mit seiner Bande in einer im Walde von Pertre gegra-

benen u. verdeckten Höhle lange verborgen, bis es endlich am 2. Febr. 1794 Beaufort glückte, sie in der Gegend von Lagravelle zu umstellen und zu überwältigen, wobei Chouan fiel. Der Wohlfahrtsausschuß erklärte endlich den ganzen Westen in Belagerungszustand und übertrug dem General Hoche das Oberkommando über die vier daselbst befindlichen Armeecorps. Puisaye begab sich darauf nach England, um Pitt zu wirksamerer Unterstützung und die Emigranten zur lebhafteren Betheiligung an der Insurrektion zu vermögen, und übergab sein Kommando einstweilen dem kühnen Abenteurer Désoteux, genannt Cormatin, der jedoch den Krieg ohne rechte Umsicht fortsetzte. Der Konvent trat mit ihm, sowie mit Charette (s. d.) in Unterhandlung, und Cormatin unterzeichnete schon den 9. April 1795 zu Mabilais einen Vertrag, nach welchem die C. ihre Waffen niederlegen und die Republik anerkennen sollten. Aber beide Theile waren nicht gesonnen, diesen Vertrag zu halten. Cormatin wurde zwar bald darauf verhaftet und nach Cherbourg gebracht, aber der tapfere George Cadoudal (s. d.) und Scépeaux belebten den Muth der Insurgenten trotz unglücklicher Gefechte immer aufs Neue. Endlich erschien Puisaye mit der großen Expedition von Engländern und Emigranten an der französischen Küste. In Massen strömten die C. herbei, jedoch durch die allzu große Vorsicht Jener, die, anstatt vorzugehen, die Zeit mit der Befestigung des genommenen Forts Penthièvre vergendeten, gelähmt, wurden sie wiederholt geschlagen und der Aufstand auf allen Punkten unterdrückt. Noch schlimmer wurde die Lage der C., als Hoche nach Beendigung des Vendéerkriegs durch die Gefangennahme Charette's und Stofflets seine gesammten Streitkräfte gegen das rechte Ufer der Loire richten konnte. Die Anführer Bieuville, Sérent u. a. fielen, Scépeaux und George Cadoudal mußten die Waffen niederlegen, Frotté floh nach England und Puisaye nach Amerika. Die Chouannerie schien somit vernichtet. Nochmals aber erhob sie sich, von England aus organisirt, 1799; Frotté kommandirte in der Normandie, Cadoudal in Morbihan, Bourmont in Maine, Chandelier in Perche, Nougarède in der Mayenne, Prévalaye in einem Theile der obern Bretagne und Châtillon am rechten Ufer der untern Loire. Schon hatte sich der Aufstand bis drei Stunden vor Versailles verbreitet, als ihm die Revolution vom 18. Brumaire ein Ende machte. Bonaparte sandte den General Brune mit einer Verstärkung von 30,000 Mann an die Loire, welche die Hansen schnell zerstreute, u. die Anführer ließen sich in die allgemeine Amnestie einschließen, bis auf Frotté, der den Kampf fortsetzen wollte, aber ergriffen und erschossen wurde. Noch einmal brach 1814 und 1815 die Chouannerie auf beiden Ufern der Loire zugleich los. Die C. waren jetzt besser bewaffnet und unter eine große Anzahl tüchtiger Führer vertheilt, von denen besonders Coislin, Andigne, Ambrugeac, Courson, Sol de Grissellles zu nennen sind. Die Schlacht bei Waterloo machte auch diesem Aufstande ein baldiges Ende. Die Anführer der C. wurden zu Feldmarschällen und Generallieutenants erhoben, mehre unter die Pairs aufgenommen, und alle erhielten große, den öffentlichen Schatz drückende Belohnungen.

Choulant, Ludwig, deutscher Mediciner und fruchtbarer Schriftsteller im Fache der medicinischen Wissenschaften, geboren zu Dresden am 12. Nov. 1791, widmete sich 1807 der Pharmacie, studirte von 1811 an in Dresden u. Leipzig Medicin, unterstützte dann seit 1817 Hofrath Pierer in Altenburg in seinen literarischen Unternehmungen u. wurde praktischer Arzt daselbst. Im Jahre 1821 ward er an das königliche Krankenstift nach Dresden berufen, hielt seit 1822 Vorlesungen an der medicinisch-chirurgischen Akademie daselbst, überkam 1823 die erledigte Professur der theoretischen Heilkunde und ward 1828 Professor der praktischen Heilkunde und Direktor der therapeutischen Klinik. Nachdem er zum Hofrath ernannt, 1837 den Prinzen Johann auf seiner Reise nach Italien begleitet hatte, erhielt er 1842 das Direktorium der Akademie, ward 1844 Medicinalrath beim Ministerium u. † am 18. Juli 1861. Schon in Altenburg begann er seine literarische Thätigkeit als Mitredakteur des „Anatomisch-physiologischen Realwörterbuchs" und der piererschen „Allgemeinen medicinischen Annalen". Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: die „Tafeln zur Geschichte der Medicin" (Leipz. 1822); „Anleitung zur ärztlichen Receptirkunst" (das. 1825, 2. Aufl. 1834); „Anleitung zum Studium der Medicin" (das. 1829); „Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen" (das. 1831, 3. Aufl. 1838); „Anleitung zur ärztlichen Praxis" (das. 1836); das „Historisch-literarische Taschenbuch für die deutsche Medicin" (Jahrgang 1—3, das. 1838—40); die „Bibliotheca medico-historica" (das. 1841); die Ausgabe der „Opere" des Benvenuto Cellini (das. 1833—35, 3 Bde.); „Vorlesungen über Cranioskopie" (das. 1844). Anonym erschien seine Zauberoper „Libussa, Herzogin von Böhmen" (Leipzig 1823).

Chouzé, Marktflecken im französischen Departement Indre u. Loire, Arrondissement Chinon, an der Loire, mit 3800 Einwohnern, die Früchte, Getreide und Wein bauen und damit Handel treiben.

Chow (Chowl), ostindisches Gold-, Silber- und Juwelengewicht: in Bombay 600 C. = 1 Tola; in Madras nur als Perlengewicht im Gebrauch; in Surate 6 C. = 1 Rutten, 576 C. = 1 Tola.

Chowan, Fluß im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, entsteht aus der Vereinigung der Flüsse Nottaway, Meherrin und Blackwater-River, die meist in Virginien entspringen, und mündet unterhalb Edenton in den Albemarlesund. Er ist schiffbar auf dem Meherrinarm selbst für große Fahrzeuge bis nach Murfreesboro, nahe der Grenze von Virginien.

Chowaresmien, s. Khiwa.

Chr. (XP, gewöhnlich mit ☧ bezeichnet), Abbreviatur für Christus, mit Anspielung auf Christi Kreuz, ein Zeichen auf Fahnen, Münzen, Kronen, Geräthschaften ꝛc. von Konstantin dem Großen und dessen Söhnen, sowie auf Kirchthüren, Waffen, Bischofsgewändern ꝛc.; dann kritisches Zeichen, um eine Lesart zu billigen.

Chrême (franz.), das geweihte Oel der Katholiken, Chrisam, s. Chrisma.

Chresmologia (griech.), Wahrsagung, Orakel; daher Chresmologos, Orakelgeber, Weissager, Prophet, und Chresterion, Ort, wo Orakel ertheilt werden. C. heißt auch das vor Ertheilung

des Orakels geschlachtete Opferthier, sowie ein Orakelspruch.

Chrestiens de Troyes, nordfranzösischer Dichter des 12. Jahrhunderts, von dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er sich nach damaliger Sitte dem Grafen von Flandern, Philipp von Elsaß, als Schützling angeschlossen hatte und 1191 †. Er gehörte zu den gefeiertesten und fruchtbarsten Dichtern seines Jahrhunderts, doch sind von seinen Dichtungen nur 6 bis auf uns gekommen, welche sich als Manuskripte in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befinden. Er wählte die Stoffe seiner Dichtungen sämmtlich aus dem Sagenkreise der Tafelrunde und behandelte sie mit einem Reichthum der Erfindung, einer Gewandtheit und einer Schönheit des Styls, die den Wendepunkt der höchsten Vollendung der nordfranzösischen Poesie der Romanciers bezeichnet. Auch für die ältere deutsche Literatur ist er in sofern wichtig, als seine großen Rittergedichte im 13. Jahrhundert in Deutschland nachgebildet wurden. Den „Yvain" gaben vollständig heraus Lady Charles Guest im „Mabinogion" (London 1838), Keller in „Li romans dou chevalier au leon" (Tübingen 1841) und in „Rômvard" (Mannheim 1844). Vgl. W. L. Holland, Ueber C. d. T., Tüb. 1847.

Chrestmas-Pantomime (engl.), Name eines komischen Zauberballets, das in den Nationaltheatern Drurylane und Coventgarden in London jährlich zu Weihnachten mit außerordentlicher Pracht aufgeführt wird. Alle Mitwirkenden bereiten sich lange Zeit auf diese Pantomime vor, weil meist das Gefallen oder Nichtgefallen derselben das Fortbestehen oder den Fall einer Direktion bestimmt. Ihr Ursprung ist in das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zu setzen, doch erhielt sie ihren Glanz erst unter Rich und Garrick. Gewöhnlich beginnt eine solche Pantomime mit einem Vorspiel, das ein Märchen oder eine Volkssage behandelt und mit der Verwandlung der Personen in Arlequin, Colombine, Clown und Pantalon endigt, worauf die eigentliche Arlequinade folgt. Tagesneuigkeiten werden auf das Beißendste lächerlich gemacht und selbst Minister und Günstlinge des Hofs nicht verschont. Eine gute C. erlebt gewöhnlich 50—60 Vorstellungen hinter einander, kostet aber auch nicht selten 10,000 Pfund Sterling.

Chrestomathie (v. Griech.), Sammlung oder Auswahl des Besten und Mustergültigsten, insbesondere auch zum Zwecke des Unterrichts Brauchbarsten aus den Werken früherer Schriftsteller in Prosa; Sammlungen poetischer Stücke heißen Anthologie (s. d.). Die ältesten bekannten C.n sind die von Helladius aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts und die von Proclus aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, beide in griechischer Sprache. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften begann die Blüthezeit der C.n aus den gelesensten griechischen und lateinischen Autoren, namentlich aus den Werken Herodots, Thucydides', Cicero's, Livius', Horaz', Ovids und Anderer. In neuerer Zeit nannte man C. vorzugsweise die für die Schulen eingerichteten Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern verschiedener Zeiten. Der Gebrauch derselben auf Gelehrtenschulen ist jedoch von vielen Pädagogen der Gegenwart nicht gebilligt und bereits beschränkt worden.

Chrestus, nach Sueton (Vit. Claud. 25) wahrscheinlich Haupt einer jüdischen Partei, die unter Kaiser Claudius Unruhen in Rom erregte, ward oft mit Christus identificirt.

Chrie (v. Griech., s. v. a. Sentenz, Gemeinplatz), von Hermogenes und Aphthonius eingeführte rhetorische Uebung, in welcher die Sentenz eines bekannten Mannes auf einen bestimmten Fall angewandt und nach bestimmten Regeln weiter ausgeführt wurde. In neuerer Zeit versteht man darunter einen kurzen Aufsatz über ein Thema nach folgender Ordnung: a) der Satz, die Sentenz selbst, nebst dem Lobe des Autors (dictum cum laude autoris); b) die Umschreibung des Gedankens auf erläuternde Weise (periphrasis); c) der Beweis (aetiologia); d) das Gegentheil (contrarium) des Satzes, wodurch dieser selbst in helleres Licht tritt; e) das Gleichniß (simile); f) das Beispiel (exemplum); g) das Zeugniß (testimonium); h) der Schluß (conclusio), Wiederholung des Hauptsatzes nebst einer Anwendung. Man hat auch folgende Disposition: a) Satz (protasis), b) Beweis, c) Erläuterung (amplificatio), und zwar α) das Gegentheil, β) das Gleichniß, γ) das Beispiel, δ) das Zeugniß, und d) Schluß.

Chriemhild, die Hauptheldin im Sagenkreise des Heldenbuchs, am bedeutendsten im Nibelungenliede (s. d.), wo sie als unversöhnliche Rächerin ihres Gemahls Siegfried gegen Hagen und ihre Brüder auftritt.

Chrisam, s. v. a. Chrisma.

Chrisma (griech.), Salbe, besonders in der griechisch- und römisch-katholischen Kirche das feierlich geweihete Salböl zum Gebrauch bei gewissen Ceremonien. Schon im alten Bunde wurden Propheten, Priester und Könige bei der Uebernahme ihres Amtes gesalbt. Wie nämlich der Zweck des im Morgenlande gewöhnlichen Salbens des Körpers in der Verbreitung der Lebensfrische und des Wohlseins, der Erhöhung aller Geistes- und Lebenskräfte bestand, so sollte jene feierliche Handlung die Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes zum Dienste Gottes und zu seiner Stellvertretung im Bundesvolke versinnbilden. In der christlichen Kirche tauchte der Gebrauch der Salbung mit einem dazu vom Bischof besonders eingesegneten Oele zuerst im Anfang des 3. Jahrhunderts bei der Taufe auf, später auch bei andern sakramentalen Handlungen, namentlich bei der Firmelung und der Priesterweihe; der damit Geweihete sollte dadurch gleichsam zu einem König gesalbt sein, der über sich und seine Leidenschaften herrsche, zu einem Priester, der Gott wohlgefällige Opfer in guten Thaten bringe, zu einem Propheten, der Gottes Willen thatsächlich verkündige. Später verband man mit dem Gebrauch des C. die Idee der nicht nur symbolisirten, sondern bewirkten Mittheilung des heiligen Geistes. Ursprünglich bestand das C. aus Olivenöl, dem aber schon früh Balsam und wohlriechende Stoffe beigemischt wurden; es kommt zur Anwendung bei der Taufe, Firmelung, Priesterweihe, letzten Oelung, Krönung und Weihe von Kirchen und heiligen Geräthen, und zwar geschieht die Bezeichnung mit demselben stets in Kreuzesform. Die Konsekration des C. wird jährlich am grünen Donnerstag vom Bischof unter Assistenz vieler Geistlichen und mit besonderer Feierlichkeit voll-

zögen. In der griechischen Kirche weihen es die Patriarchen nicht jährlich und deshalb in größeren Quantitäten; auch versetzen sie das C. mit weit mehr aromatischen Ingredienzien.

Chrismageld (Chrismales denarii), das Geld, welches die Priester dem Bischof für von ihm empfangenes Chrisma zu entrichten haben.

Chrismale, ein weißes Tuch, welches man in der katholischen Kirche den Gefirmelten und Ordinirten sogleich nach der Salbung für 8 Tage um die Stirn bindet, um die Profanation des Chrisma zu verhüten. Gegenwärtig ist diese Sitte vielfach außer Brauch gekommen. Auch hieß so ein weißes Kleid, das man über das Haupt des Getauften breitete, s. Westerhemd.

Chrismarium (chrismatarium, lat.), Gefäß für das Chrisma; Reliquienkästchen; auch der Ort, wo die Firmelung vollzogen wird.

Chrismon, eine geschlängelte Buchstabenfigur, die von den Zeiten der Merowinger bis zum 14. Jahrhundert in Urkunden und Handschriften vorkommt. Da das C. allmählig die Gestalt eines mit Nebenfiguren versehenen C annahm, deutete es Baring als Caput oder Capitulum, womit die Schreiber den Anfang eines Diploms hätten bezeichnen wollen. Die zuweilen beigefügten Buchstaben J oder das griechische *Π*, auch wohl α und ω sollten den Namen Jesus Christus bedeuten. Mehr Wahrscheinlichkeit hat Eckhards u. A. Meinung für sich, die darin die bekannten Ausrufungsformeln in nomine Christi etc. bezeichnende Siglen und tironische Noten finden wollen. Jedenfalls bezeichnet es die christlich-fromme Gesinnung des Ausstellers der Urkunde, vielleicht auf dem abergläubischen Gebrauche beruhend, durch das Zeichen des Kreuzes 2c. den Einfluß böser Geister zu bannen.

Christ, Joseph Anton, Schauspieler, geboren zu Wien 1744, entfloh als Schüler eines Jesuiteninstituts und machte als Husar den siebenjährigen Krieg mit. Nachher schloß er eine heimliche Ehe mit dem Fräulein Peixoto de Costa aus Lissabon und ließ sich 1765 bei der ilgenerschen Gesellschaft als Schauspieler engagiren. Neben Döbbelin spielte er 1777 in Berlin erste Liebhaberrollen, junge Helden und Chevaliers, durch die er seinen Ruf begründete, ward 1778 an Brockmanns Stelle nach Hamburg berufen, ging 1779 zur bondinischen Gesellschaft nach Leipzig, 1783 nach Petersburg, 1784 von da nach Riga zu Meyer und Koch, wo er seine Gattin und eine sehr hoffnungsvolle Tochter verlor. Im Jahre 1790 war er beim Nationaltheater in Mainz, 1794 bei der seconda'schen Gesellschaft zu Prag, mit der er nach Dresden und Leipzig reiste, feierte hier am 14. September 1815 sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum u. † 1824 zu Dresden. C. war ein Künstler im vollsten Sinne des Worts, der mit den scheinbar einfachsten Mitteln mächtig wirkte und in dieser Beziehung selbst Iffland übertraf. Die Natur zum Vorbild nehmend, bedurfte er keinerlei überreizter Mittel, um auch den Ausdruck stärkster Leidenschaft darzustellen. Seine Tochter zweiter Ehe, Friederike Antoinette Josephine, verehelichte Schirmer, geboren 1785, war als Darstellerin für muntere und sentimentale Partien, später für die Rollen von Anstandsdamen und Mütter eine Zierde des Hoftheaters zu Dresden, wo sie den 31. März 1833 †.

Christabend, s. v. a. Weihnachtsabend, s. Weihnachten.

Christbaum, s. Weihnachtsbaum.

Christbescheerung, s. Weihnachten.

Christburg, Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Marienwerder, an der Sorge, mit einem alten Schloß, 2 Kirchen und 2860 Einw., welche Handel u. Branntweinbrennerei treiben. Das Schloß war einst seiner Lage u. Festigkeit wegen sehr wichtig und daher der Schauplatz und Gegenstand blutiger Kämpfe. Als um 1230 die deutschen Ritter in diese Gegend kamen, fanden sie den Volksstamm der Pomesanier, besiegten dieselben in zwei blutigen Schlachten, eroberten 1247 unter dem tapfern Heinrich von Wida die von Pommern und Pomesaniern besetzte Kirsburg und nannten sie, da der Ueberfall in der Nacht vor dem Christfeste geschehen war, C. Der Pommernherzog Swantopolk berannte darauf mit zwei starken Heerhaufen das Schloß, erstieg es und machte die Besatzung bis auf den letzten Mann nieder. Heinrich von Wida jedoch ließ unfern von dem eroberten Schlosse ein anderes bauen, das er Neuchristburg nannte; Altchristburg wurde bald darauf erobert und verbrannt. Eine Menge Kreuzfahrer siedelten sich nach und nach um das Schloß an und erbauten eine Stadt, die bald Bedeutung gewann. Im Jahre 1252 zog Swantopolk mit einem zahlreichen Heere von Pomesaniern gegen Neuchristburg, wurde aber von den Rittern der Burg überfallen und sein Heer zersprengt. Wiederholte Angriffe wurden stets zurückgeschlagen. Bewundernswürdige Tapferkeit bewies die Besatzung insbesondere bei dem Ueberfall der Preußen im Aufstande des Bartnerfürsten Divan und des Pomesaniers Linko (1274). Schon war ein Ordensheer von den Empörern überfallen und vernichtet, die Stadt von den Preußen eingenommen worden, und das Schloß, nur von 3 Rittern und 3 Knechten vertheidigt, stand den andringenden Feinden offen, als Sirene, ein edler Pomesane, der in einem Thurme des Schlosses gefangen saß, die Gefahr gewahrend, seine Ketten sprengte, Spieß und Schwert ergriff, hinabeilte und den Eingang des Schlosses so lange vertheidigte, bis die Zugbrücke aufgezogen u. das Thor geschlossen werden konnte; dann sprang er in den Graben und rettete sich durch eine Nebenpforte ins Schloß. C. war eine der drei Münzstätten Preußens, worin schon 1335 die ersten Heller geschlagen wurden; seit 1360 war es der Sitz des Obertrappiers (s. Deutscher Orden). Im J. 1400 brannte die Stadt ab und das Schloß wurde nach der Schlacht bei Tanneberg zerstört. Im Reiche der schauerlichen Gespenstergeschichten haben die Trümmer des letztern keine geringere nationale Berühmtheit, als der Blocksberg im Harz.

Christchurch, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Hamp, angenehm gelegen am Zusammenfluß des Avon und Stour, mit einer großen gothischen Kirche, bei welcher Eduard der Bekenner eine Priorei u. ein Kloster gründete, u. 7500 Einwohnern, welche Brauerei, Strumpfweberei und Lachsfischerei betreiben. Dabei die besuchten Seebäder Mudeford und Bournemouth. — 2) Hauptort der neuseeländischen Kolonialprovinz Canterbury, 2 Meilen von der Seestadt Lyttleton, mit 2000 Einwohnern.

Christdorn, s. v. a. Stechpalme, Ilex aquifolium

L.; Judendorn, Paliurus australis *Gaertn.*; Brustbeerenbaum, Zizyphus vulgaris *Lam.*; Hagedorn, Crataegus oxyacantha *L.*; rauhe Stachelbeere, Ribes Grossularia *L.*

Christe (lat.), der zweite Theil einer Messe, nach den Worten des Textes derselben: Christe eleison, benannt.

Christen, Joseph, schweizerischer Bildhauer, geboren 1769 zu Buochs im Kanton Unterwalden, half in der Jugend seinem Vater, einem Bauersmann, Thiere und Heilige in Holz schneiden, erlernte von 1785 an bei dem Bildnißmaler Würsch in Luzern die Zeichenkunst, fühlte sich aber mehr von der Skulptur angezogen und verrieth schon durch seine ersten Arbeiten, einen 6 Fuß hohen hölzernen St. Nikolaus von der Flue u. vier große Löwenköpfe, die an der Emmenbrücke bei Luzern angebracht sind, seinen Beruf für diesen Zweig der Kunst. Von 1788—91 studirte er in Rom unter Trippels Leitung die Kunstwerke der Alten, verweilte hierauf erst in Zürich und Stans, dann in Bern und ließ sich endlich zu Basel nieder, wo er sich vorzüglich mit Büsten und Bildnissen in Medaillons von Marmor, Alabaster und gebrannter Erde seinen Unterhalt erwarb. Im Jahre 1791 verfertigte er das Monument des auf dem Col de Balme verunglückten Escher von Berg aus Zürich und später in Thon die schöne Gruppe Angelika und Medor, ein Werk voll Zierlichkeit und Anmuth, das vornehmlich seinen Ruf begründete. Auch die aus dem Ei sich hervorarbeitende Cythere, nach H. Kellers Erfindung, ist von hoher Schönheit. Unter seinen Büsten, die sich durch Aehnlichkeit und vollkommene Ausführung auszeichnen, verdienen besondere Erwähnung: die des Salomon Geßner und des Schweizerhelden Hans von Hallwyl, in übernatürlicher Größe; die von Pestalozzi u. Pfeffel; letztere in der Königlichen Glyptothek zu München, u. a.

Christenheit, Inbegriff aller Christen, s. Christenthum.

Christensaft, s. Liquiritiensaft.

Christensen, C., ausgezeichneter dänischer Medailleur, aus Kopenhagen, machte sich besonders durch den Schnitt der Preismedaille für dänische Künstler berühmt. Diese Preismedaille, 1842 vollendet, ist mit unendlicher Feinheit ausgeführt und trägt auf ihrer oberen Seite das Brustbild Thorwaldsens mit der Umschrift: „Thorwaldsen sculptor Danus.“ Der äußere Rand dieser Fläche ist mit Bruchstücken des Alexanderzuges geschmückt; die Rückseite der Medaille stellt die Nymphe Galatea dar, wie sie Dänemark den Amor mit der Leier bringt, umgeben von den bekanntesten Arbeiten Thorwaldsens. Im Jahre 1844 entwarf C. die Skizze zu einer Erinnerungsmedaille auf den inzwischen verstorbenen Thorwaldsen. Sie stellt auf der einen Seite den großen Meister, sich stützend auf den Genius der Hoffnung, nach der von ihm selbst geschaffenen Statue, und auf der Rückseite die Siegesgöttin in einer Quadriga dar.

Christenthum, die von Christus gestiftete Religion, welche objektiv die von ihm der Menschheit gegebene Summe von religiösen Lehren, Verheißungen und Anstalten, subjektiv die Aufnahme und Aneignung derselben (Glaube) seitens der Menschen und die aus Beidem hervorgehende Gestaltung des religiösen Gemeinlebens ist. Daß der Begriff C. aber noch mehr in sich befaßt als die gegenseitige Beziehung von Gott und Mensch und die darin begründete und darauf gerichtete menschliche Gemeinschaft, deren Verwirklichung in einem geistigen Organismus wir Kirche nennen, erhellt schon daraus, daß man so Manches, z. B. Staat, Kunst, als „christlich“ bezeichnet, was doch nicht im kirchlichen Leben als solchem aufgeht. Wesentlich eins mit C. ist aber der Begriff „Gottesreich“, dessen Stiftung Christus selbst als Zweck seiner ganzen Wirksamkeit bezeichnete. Es erklärt sich diese Bezeichnung aus dem Gedankenkreise des alten Bundes, der sich Gott hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt eines Königs und Herrschers über Himmel und Erde dachte, als sein besonderes Reich aber die Theokratie des jüdischen Volkes annahm, die zur Erweiterung über alle Völker durch einen zu erwartenden Messias bestimmt sei. Christus erklärte sich zwar für die Erfüllung dieser Hoffnung, entkleidete dieselbe jedoch ihres fleischlichen Charakters. Sein Reich soll sich nicht in äußeren Formen, sondern im Geist und in der Gesinnung verwirklichen; er will keinen symbolischen Gottesdienst mehr, sondern eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit, kein Priesterthum mehr, sondern eine freie Gemeinschaft Aller mit Gott, ohne Vermittelung eines bevorrechtigten Standes, kein Gesetz mehr, das zur Sittlichkeit zwänge, sondern ein freies sittliches Leben in begeisterter Gottes- und Menschenliebe. Sein Reich soll, wie dies namentlich aus den evangelischen Parabeln hervorgeht, alle Menschen als gleichberechtigte durch das von Jedem in freier Selbstbestimmung zu erfassende Weltgesetz der Liebe zum heiligen Menschheitsbund erklären; es soll das ganze Menschenleben mit allen seinen Fähigkeiten und Wirkungsweisen und nach allen seinen Verhältnissen erfassen, es durch den göttlichen Willen der heiligen Liebe, der zugleich das Wahre, Schöne und Gute in sich schließt, bestimmen und die Welt aus ihrer Natürlichkeit und ihrem Fürsichsein auf Gott beziehen. Diese gemeinsame Bezogenheit auf Gott (Religion) führt nothwendig auch zur Vereinigung der Menschen untereinander (Religionsgemeinschaft, Kirche). Eingeführt und verwirklicht hat Christus dies geistige Reich des C.s auf Erden nicht durch seine Lehre, denn Worte und Begriffe allein vermögen nicht, den Geist der Menschen umzuwandeln und das Menschenleben zu einem göttlich bestimmten und sich bestimmenden zu machen. Dazu gehört vielmehr, daß sich dasselbe im Grunde seiner Persönlichkeit, in der Tiefe des Gemüths mit Gott verbinde und zusammenschließe. Hieraus resultirt denn auch die Nothwendigkeit einer vollkommenen menschlichen Persönlichkeit, das Postulat des Gottmenschen Jesus Christus, in dessen Leben von Seiten Gottes wie der Menschheit die Liebesgemeinschaft wieder hergestellt ist, dessen hoher, heiliger Sinn, dessen Liebe bis in den Tod die Menschheit zur dankbaren Gegenliebe erweckt und zur Nachfolge bestimmt. Sein Persönlichkeit, sein Leben und sein Tod machen mithin den Mittelpunkt des C.s aus, und wir können diesen Zusammenhang nicht lösen, ohne dessen Wesen zu alteriren. Einen eigentlichen Lehrbegriff der religiösen Wahrheit hat Christus eben darum nicht aufgestellt, noch aufstellen wollen, er hat bloß den lebendigen Geist der Wahrheit gebracht. Er setzte die Religionslehre des Alten

Testaments voraus, und dieses als Quelle der Wahrheit, ja er benutzte sogar die von anderswoher ins Judenthum eingedrungenen Lehren, aber er durchdrang sie schöpferisch mit neuen Ideen, prägte Allem das Siegel seiner Eigenthümlichkeit auf, vergeistigte das Sinnliche und verinnerlichte das Aeußerliche. Die religiöse Ueberzeugung soll nach ihm auf innerer Nöthigung und Hinneigung beruhen, nicht auf Ueberlieferung äußerer Satzungen, oder gar auf Zwang.

Nach dem Gesagten müssen wir im C. die vollkommenste Erscheinung der Religion anerkennen; die im Juden- und Griechenthum begonnene Befreiung der Menschheit von den alten Naturreligionen und die Herausbildung der Geistesfreiheit und des sittlichen Bewußtseins sind im C. vollendet. Fragen wir nach dem Verhältniß des C.s zum Staat und zur Kultur, so erhellt schon aus der universalen Aufgabe, welche wir jenem vindiciren mußten, daß es auch diese Lebensgebiete nicht als außerhalb seines Gebietes liegend unbeachtet lassen kann, sondern daß vielmehr dieselben neben der Kirche bestimmte Sphären des C.s bilden. Die Vereinigung aller Menschen zu einem geistigen Reiche involvirt stets einen wahrhaft allgemeinen Willen, in welchem alle Einzelwillen eingehen. In diesem aber beruht das Recht, und dieses, sich in organisirter Gemeinschaft verwirklichend, ist eben der Staat. Auch das weite Gebiet der Kultur, worin sich die Fähigkeit und Thätigkeit des menschlichen Geistes zusammenfassen, sich die Natur, die eigene wie die ihn umgebende, sowohl ideell-theoretisch (Wissenschaft), als reell-praktisch (Kunst) anzueignen, gehört dem C. an, sofern nämlich diese ganze Thätigkeit eine Aufhebung der Gebundenheit, eine Wirksamkeit des in der Menschheit waltenden Geistes bezweckt, der in Christo sein Princip, in der Verklärung der ganzen Kreatur sein Ziel hat. Das Leben der Menschheit in diesen drei Sphären, in wiefern es ein im Geiste Christi sich bestimmendes ist, umfaßt der Begriff des C.s; es ist der Gesammtorganismus der durch den göttlichen Willen bestimmten und sich bestimmenden Menschheit. Als solcher muß es ein werdendes sein. Seine Vollendung ist die vollkommen verwirklichte Einheit jener Sphären: Kirche, Staat, Kunst und Wissenschaft nicht mehr geschieden und sich befehdend, sondern einander gegenseitig dienend und sich fördernd. Die Zeit des Werdens hingegen kann Streit und Zwiespalt, Trennungen, verschiedene Richtungen, Schwankungen und Abstufungen hinsichtlich des christlichen Glaubens und Lebens nicht ausschließen, denn die Organe des christlichen Geistes sind freie Individuen und Völker, frei auch für den Irrthum und die Sünde; ja es bedingen gerade diese Kämpfe und Verschiedenheiten die fortschreitende Entwickelung des C.s.

Aus dem Bisherigen erklärt sich die Geschichte des C.s im Großen und Ganzen. Der neue Geist, den Christus erweckt hatte, und der unbekümmert um alle Völkerscheiden die Menschheit zu einem Gottesreich verbrüdern sollte, wurde am ersten Pfingstfest nach Christi Tod (um 33) offenbar und bewirkte die äußere, öffentliche Gründung der Kirche. Ein Hauptsitz derselben wurde neben Jerusalem Antiochia, wo auch der Name „Christianer" für den vorher gebräuchlichen „Galiläer" oder „Nazarener" aufkam. Das Fallen der jüdischen Hülle des C.s oder seine Entwickelung zur geistigen Weltreligion entschied sich durch Paulus, durch dessen rastlosen Eifer es bald in allen Küstenländern des römischen Reichs Eingang fand. Seinem Wirken aber und dem eigenthümlichen Geistesleben der von ihm gegründeten heidenchristlichen Gemeinden traten die unmittelbaren Jünger Jesu, vor Allen Petrus und die judenchristlichen Gemeinden entgegen, welche die Aufnahme in ihre Mitte vom Gehorsam gegen das mosaische Gesetz und die pharisäischen Satzungen abhängig machten. Allmählig aber näherten sich beide Hauptrichtungen, und endlich kam gegen das Ende des 2. Jahrhunderts ihre Vereinigung dadurch zu Stande, daß jede von der anderen die wesentlichen Grundsätze annahm und dagegen die schroffsten Folgerungen aufgab, so daß deren Vertreter als „Sekten" ausgeschieden wurden. Die Judenchristen nahmen von der paulinischen Richtung die Freiheit von dem mosaischen Gesetz und den Grundsatz, daß das Heil für alle Völker bestimmt sei, an, die Heidenchristen hingegen von jenen die Lehre von dem Verdienst der sogenannten guten Werke, die Hochschätzung der Weltentsagung, die strengere kirchliche Form und die dem jüdischen Priesterthum nachgebildete einheitliche Verfassung. Die vollständige Versöhnung beider Richtungen erfolgte dadurch, daß sie Christus als ein menschgewordenes höheres Wesen („Logos") verehrten. So entstand gegen das Ende des 2. Jahrhunderts die katholische (d. h. allgemeine) Kirche, deren Begriff durch die Einheit und die Allgemeinheit festgestellt war; die Allgemeinheit war ein Erbtheil der paulinischen, die Einheit der jüdischen Richtung. Der Allgemeinheit entsprach das Streben nach immer größerer Ausbreitung, der Einheit dagegen die Festsetzung einer bestimmten Lehre, welche von allen Mitgliedern der Kirche als die alleinwahre geglaubt werden mußte, also der Begriff der Rechtgläubigkeit. Diesem entsprach wieder einerseits die Sonderung eines priesterlichen Standes aus der Gesammtheit der Gläubigen: als vorzugsweise begabt mit dem „heiligen Geiste", sollte der „geistliche" (priesterliche) Stand die Unverfälschtheit der überlieferten, alleinseligmachenden Lehre bewahren; andererseits die Ausschließung aller von der alleinwahren Lehre abweichenden „häretischen" Richtungen aus der Einen und allgemeinen Kirche. Nicht der Fortschritt des welterlösenden Geistes, zu welchem Jesus aufgefordert, sondern die Unterordnung des Geistes in der Gemeinde unter ihre Priester, nicht die Ertödtung der Selbstsucht, welche Jesus als Bedingung eines höheren Lebens bezeichnet hatte, sondern die Unterwerfung der Willensfreiheit, nicht die Verklärung des Diesseits durch wechselseitige Gerechtigkeit und Liebe zum lebendigen Reich des Göttlichen, sondern die Verachtung der Welt als etwas Sündhaften, nicht die Versöhnung von Geist und Natur, sondern ihr schroffer Gegensatz, — das waren die Hauptmerkmale des Unterschiedes zwischen der Lehre Jesu und der Auffassung des C.s, wie sie sich zu Ende des 2. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Das Wesentlichste von Allem aber war, daß Jesus, der Christus, zum Mittelpunkt des C.s erhoben wurde, und zwar nicht in Würdigung seines weltgeschichtlichen Gedankens und Berufes, sondern in der Bedeutung eines menschgewordenen höheren Wesens,

als Gegenstand des Glaubens, des Bekenntnisses und der Verehrung. Die christliche Gemeindeverfassung war ursprünglich eine rein demokratische gewesen; die Gemeindeämter der Aeltesten (Presbyter) und Aufseher (Episkopen) waren nicht Vorrechte, sondern lediglich sittliche Verpflichtungen gewesen. Indem sich nun aber aus den verschiedenen Gemeinden der Begriff der Kirche als einer in sich und nach außen abgeschlossenen Einheit entwickelte, wurden aus den Presbytern Priester und aus den Episkopen Bischöfe, und die demokratische Gemeindeverfassung ging in eine aristokratische über, aus welcher sich allmählig die monarchische entwickelte.

Eine der Hauptursachen der raschen Verbreitung des C.s lag, abgesehen von jenen, welche in seinen Lehren selbst enthalten waren, auch in den Verfolgungen, welche es zu bestehen hatte (s. Christenverfolgungen). Mit der größeren Verbreitung aber bildete sich auch immer bestimmter die Eigenthümlichkeit der christlichen Kirche sowohl in Beziehung auf Vollendung ihres Lehrgebäudes, ihrer Glaubenswissenschaft und ihrer Verfassung, als auch in Hinsicht auf das christliche Leben aus. Der Auf- und Ausbau des kirchlich-christlichen Lehrgebäudes geschah im Verlauf der ersten 5 Jahrhunderte, unter Verschmelzung des dogmatischen und politischen Interesse's, meist durch mechanische Abstimmungen u. unter Einwirkung weltlicher Rücksichten, vielfach Kirche und Staat erschütternd (s. Oekumenische Koncilien). Während aber die morgenländische Kirche hauptsächlich die Fragen über die Natur Christi und über seine Stellung in der Dreieinigkeit (s. Christologie) beschäftigten, ward in der abendländischen das Verhältniß der göttlichen Gnade zur menschlichen Freiheit erörtert (s. Augustinus und Pelagius). Mit der Entwickelung der kirchlichen Lehrbegriffe trat auch die altpersische Vorstellung eines Gegensatzes zwischen Gott und einem bösen Grundwesen aus dem Gebiet der Einbildungskraft auf das des Glaubens und Lebens hinüber. Die ursprüngliche Strenge des christlichen Lebens wurde zur Weltverachtung und Weltentsagung. Der ursprünglich ganz einfache Kultus, der sich am Vorbild des Tempeldienstes des Alten Testaments in Gebet, Gesang und heiligen Reden aufgebaut hatte, wurde erweitert, und die einfachen darstellenden Handlungen der Taufe und des Abendmahls als Sinnbilder der Wiedergeburt und der gemeinsamen Todesfeier des Erlösers erhielten eine neue, geheimnißvolle Bedeutung zauberischer Wirkungskraft. Die Feste mehrten sich, aus Märtyrern wurden Heilige, und der Schimmer, den das ideale Christusbild umfloß, strahlte auch auf die Gottesmutter zurück. An religiöse Sinnbilder knüpften sich grobsinnliche u. abergläubische Vorstellungen an. Büßungen u. Weltentsagung, letztere besonders im Morgenland, wo der schwärmerische Hang zur Beschaulichkeit uralt ist, sollten vor der Macht des Satans retten. Aus den drei Grundgedanken von der Einheit, der alleinseligmachenden Kraft und der Unfehlbarkeit der katholischen Kirche entwickelte sich die Verfassung derselben zu einer vollendeten Herrschaft des „heiligen Standes" (Hierarchie). Die Bischöfe hoben sich als Nachfolger der Apostel und Träger der apostolischen Ueberlieferung aus dem übrigen Klerus hervor, aus ihnen wieder insbesondere die in den bedeutenden Hauptstädten, und über alle erlangte allmählig das Bisthum zu Rom, als dem Mittelpunkt des ehemaligen Weltreichs und vorgeblichen Bischofssitze des Apostels Petrus, einen Ehrenvorrang (Primat); man gewöhnte sich namentlich im Abendland immer mehr daran, die römische Kirche als die Mutterkirche zu betrachten, welche gleichsam die Gesammtkirche repräsentire. Nach vielen und heftigen Verfolgungen, welche das C. im dreifachen Kampf mit dem heidnischen Priesterthum, der heidnischen Wissenschaft und der heidnischen Staatsmacht bestanden hatte, war es endlich durch die Kaiser Konstantin I. und Theodosius I. zur Staatsreligion erhoben und damit der Grund zu einem neuen Römerthum gelegt worden. So sehr hatte es sich aber bereits zur Priesterreligion umgewandelt, daß die neue Staatskirche nun dieselbe Unduldsamkeit, welche es seither erfahren hatte, nicht allein gegen jeden anderen Glauben, sondern auch gegen die herrlichsten Denkmale heidnischer Kunst und Wissenschaft zeigte, während sich dagegen viele altheidnische Vorstellungen mit christlichen verschmolzen und zugleich das ganze Gepränge des heidnischen Gottesdienstes auf den christlichen Gottesdienst übertragen wurde. Das Römerreich war „christlicher Staat" geworden, und Konstantin erklärte das Urtheil der Priester für Gottes Urtheil. Die Kirche erhielt von ihm außer der Steuerfreiheit, wodurch sie, wie auch durch Schenkungen und Vermächtnisse, bald ungeheure Schätze erwarb, besonders weit und tiefgreifende Vorrechte, Befreiung von Kriegs- und Staatsdiensten, eigene Gerichtsbarkeit 2c. Daß nichtsdestoweniger der Kaiser in diesem „christlichen Staat" über der Priesterkirche stehen blieb, mag seinen Grund vornehmlich darin gehabt haben, daß letztere durch ihre Vorrechte ihren Reichthum, ihre Macht und ihr Ansehen verweltlichte, und daß sich hierdurch ihre sittliche Kraft abschwächte. Sie ordnete sich selbst in die allgemeine Gliederung der Reichsbeamtenschaft als besondere priesterliche und vorherrschende Würdenkaste ein, und demgemäß gestaltete sich denn auch die Kirchenverfassung nach dem Vorbild der Reichsverfassung in Provinzialeintheilung u. Würdenfolge der Aemter. So bildeten sich aus mehren Provinzen größere kirchliche Sprengel (Diöcesen), und die Bischöfe der Hauptstädte traten mit höherem Ehrenrang und höherer Entscheidungskraft als „Patriarchen" auf. Insbesondere war dies im Morgenlande der Fall, wo dem asiatischen Gepräge des Kaiserthums auch ein solches des Kirchenthums und dem Kaiserhof zu Konstantinopel das dortige Patriarchat, welches allmählich zum Mittelpunkt der morgenländischen Kirche wurde, an die Seite gestellt ward. Da nun die Staatsgewalt des oströmischen Reiches ganz im kaiserlichen Hofe aufging, so sank auch die dortige Staatskirche immer mehr zur bloßen Hofkirche herab, und die Willkür der schnell wechselnden Hofparteien bestimmte die Entscheidung über streitige, meist kleinliche Glaubensfragen; daß C. blieb ſt für die in Knechtssinn, Sinnlichkeit, Geistlosigkeit und Entsittlichung immer tiefer versinkende oströmische Bevölkerung etwas bloß Aeußerliches. Es repräsentirt daher die morgenländische Kirche das stabile, stagnirende Traditionsprincip, sie ist im Wesentlichen bis heute auf der Stufe stehen geblieben, welche sie unter den Beschlüssen der Koncilien und den Befehlen der Kaiser vom 4. bis 8. Jahr-

hundert erreicht hatte. Sie hat ihre Existenz an das byzantinische Reich geknüpft und auch das Loos derselben theilen müssen.

Eine höhere Stufe der Entwickelung sollte das C. im Abendland erreichen. Der energische, praktische Geist des Römervolks hat sich auch im Lebensbereich des C.s bewährt. Streng gerichtet auf Bewahrung der Einheit, erhielt sich die abendländische Kirche von Anfang an in bei weitem geringerer Abhängigkeit von der Staatsgewalt. Unberührt von den Einflüssen höfischer Parteien, trat die Priesterherrschaft hier sehr bald mit jener vollen Sicherheit auf, welche ihr das Bewußtsein einflößte, daß das kunstreiche Gebäude der Hierarchie bereits eine nationale Bedeutung für Italien erlangt habe, und hier entfaltete sie denn auch der Staatsmacht gegenüber ihr ganzes stolzes Selbstgefühl. Im alten Glanze heiliger Ueberlieferungen schimmernd und mehr und mehr erstarkend im Ansehen durch die immer weiter gehende Anerkennung seiner Entscheidungen über Glaubenssätze und Kirchenzucht, wurde das Bisthum in der alten Welthauptstadt Rom nicht bloß der Mittelpunkt des einheitlichen Verbandes für die abendländische Christenheit, sondern auch der des Römerthums, welches sich dadurch verjüngte und seinen alten geschichtlichen Beruf der Völkereinigung unter seiner Weltherrschaft mit erhöhter Energie erfaßte. Der altrömische Geist hatte nur die Waffen gewechselt und das Siegeszeichen der weltbefreienden Wahrheit, der weltversöhnenden Liebestreue als Sinnbild eines allgemeinen Glaubens aufgestellt, durch welchen er die davon durchdrungenen Völker zu einem neuen großen Reiche zu einigen bestimmt war.

In dieses trat nun das germanische Geschlecht mit dem Berufe ein, die ungeheure Umgestaltung äußerlich zu vollbringen; es wurde der in thatkräftigem Heldenthume wirkende Träger des neuen Weltgedankens von der göttlichen Wesenseinheit aller Menschen, von dessen gewaltiger sittlicher Macht es schon bewegt ward, als es ihn noch nicht im Entferntesten klar verstand, sondern bloß in seiner kirchlichen Form gläubig hinnahm. Schon frühzeitig hatte das C. in den zum römischen Reiche gehörenden gallisch-belgisch-germanischen Ländern Eingang und Verbreitung und insbesondere bei den Gothen empfänglichen Boden gefunden. Schwerlich würden sich übrigens die Germanen die Lehre Jesu in ihrer ursprünglichen rein menschlichen Einfachheit u. geistigen Ergebenheit so willig angeeignet haben, als sie sich dem C. des 3. u. 4. Jahrhunderts hingaben, dessen sinnliche Außenseite, Sagenbilder, Wundergestalten und geheimnißvolle Gebräuche der Einbildungskraft der sinnlich kräftigen Völker die mannichfachsten Beziehungen u. Anhaltspunkte darboten, um ihre eigenen religiösen Anschauungen darauf zu übertragen. Es war die arianische Bekenntnißform (s. Arianischer Streit), in welcher die Gothen, sowie die Vandalen, Sueven, Burgunder und endlich die Longobarden das C. kennen lernten, und die sie mit aller Innigkeit des germanischen Gemüths festhielten und bis zum Aufgehen ihrer Volksart in neuen romanischen Volksgebilden vertheidigten. Es knüpft sich für die germanischen Völker an das C., auf welches sich damals fast alle Reste der Bildung zurückgezogen hatten, um neue Keime zu treiben, die erste Entwickelung höherer Bildung. Die römische Kirche war bereits eine Macht, welche auf die Staatenbildung der neubekehrten Völker einen tiefgreifenden Einfluß gewinnen mußte. Mit Deutschlands Christianisirung ging auch seine kirchliche Verbindung mit der römischen Kurie u. demgemäß die Ererbung von deren Mißbräuchen Hand in Hand, und noch lange lebte in dem äußerlich überkommenen C. das Heidenthum fort, indem sich die uraltheidnischen Vorstellungen in der eigenthümlichen Beleuchtung kirchlich-christlicher Weltanschauung umfärbten, oder heidnische Sagen, Feste und Sitten unter christlichen Namen, Bedeutungen und Beziehungen fortbestanden. Dagegen trat die mächtige Vertreterin des C.s, die Kirche, in ein Verhältniß zum Kaiserthum, welches für die Geschichte Deutschlands von den wichtigsten Folgen wurde. Schon Karl der Große betrachtete sich als das Oberhaupt der Christenheit, sowohl in weltlicher, als auch in geistlicher Hinsicht, der Papst aber beanspruchte, das Oberhaupt der heiligen Kirche zu sein, welche ebenso über dem Staate stehe, wie das Himmlische über dem Irdischen. Dieses Streben des Papstthums nach Uebergewicht über das Kaiserthum und Königthum zieht sich durch das ganze Mittelalter hindurch und rief, da auch in dem auf christlichem Princip sich aufbauenden Staat mehr und mehr das Bewußtsein seiner Koordination mit der Kirche, der Selbstständigkeit seiner Auktorität erwachte, die Kämpfe zwischen Rom u. den deutschen Kaisern hervor, welche in dem hohenstaufischen Zeitalter ihren Höhepunkt erreichten und theilweise zwar sich zu Gunsten Roms zu entscheiden schienen, im Ganzen aber einen derartigen Ausgang nahmen, daß sich der Staat in seiner Sphäre zu immer höherer Selbstständigkeit erhob. Hand in Hand mit diesem Streben des Papstthums ging das andere nach Allgewalt in der Kirche, welches unter Innocenz III. (1198—1216) seinen Gipfel erreichte (s. Papstthum). Ungehorsame schreckten Bann u. Interdikt. Die Kirche als die Erzieherin der Völker mit dem alleinigen Schatz aller geistigen Gaben für Erde und Himmel war die erste Macht des Mittelalters, und wenn sie auch im Kampf mit roher Gewalt oft unterlag, so gehörte ihr doch der beste Theil in dem Herzen der Völker an. Während das im Papstthum verjüngte Römerthum seine selbstsüchtigen Absichten durch eine Reihe sprechender Thatsachen vor Königen und Völkern darlegte, wirkte die Macht der Ideen, die in den Tiefen des C.s lagen, zwar noch unbegriffen, aber dennoch unwiderstehlich auf die deutschen Gemüther. Der deutsche Geist wurde mitten in die schwierigsten Erörterungen über die Geheimnisse der neuen Religion hineingezogen und betrat damit die Schule des Denkens, worin er erstarken sollte. Die deutsche Geistlichkeit baute im ernsten Glaubenseifer die Brücke über die tief aufgerissene Kluft der Barbarei, auf der die Bildung Griechenlands und Roms später auf den deutschen Boden hinüberschreiten sollte. Die Christianisirung schlug von Deutschland aus zwei Hauptrichtungen ein, die eine nach Norden (Skandinavien), die andere zu den Slaven. Die gegenseitige Eifersucht des Papstes und des Patriarchen zu Konstantinopel führte 1053 zur förmlichen Spaltung der Kirche in eine römisch-katholische (lateinische) und griechisch-katholische (griechische). Im Morgenland entzündete sich der

große Kampf des Islam mit dem C. (s. Kreuzzüge). Für die durch den Fall Konstantinopels 1453 erlittene Einbuße entschädigte sich die griechische Kirche durch die Bekehrung Rußlands zum C. Das Eigenthümliche des christlichen Lebens im Mittelalter läßt sich bezeichnen als eine schrankenlose Herrschaft der Empfindung und des Gemüths, ein Zerfallen des Lebens in eine derbsinnliche und in eine ideale, über alles Irdische hinausstrebende Richtung. Die sinnliche Frömmigkeit verlangte und glaubte Wunder aller Art, vermenschlichte das Göttliche, vergötterte das Menschliche und feierte vor Allem die Mutter Gottes mit ritterlichem Frauendienst. Die glänzende Weltverachtung des Klosterlebens entsprach einer Richtung des Zeitalters, daher mit dem erwachten kräftigen Volksleben und bei dem allgemeinen Trieb nach Korporationen eine Reihe von Reformen und Modifikationen der alten Klosterregeln in neugegründeten Orden. Klöster und Klerus theilten im Allgemeinen neben den Tugenden auch die Gebrechen ihrer Zeit. Im Kultus machte sich vornehmlich die sinnliche Zeitrichtung geltend, das Heilige erschien als etwas ganz Aeußerliches, der Gottesdienst koncentrirte sich in der Messe. Die gothische Bauweise, die Plastik und die neuere Malerei sind als Darstellung christlicher Anschauungen entstanden und entwickelten sich zuerst im Dienste der Kirche. Als das Resultat der freien Macht des Gedankens neben der unbedingten Geltung der Kirchenlehre entstand die Scholastik; im Gegensatz zu ihr stellte sich die gefühlvolle, phantasiereiche Richtung des Zeitalters in der Mystik dar. Erstere artete in Schulgezänk aus, aber durch die Wiederaufnahme der klassischen Studien im 15. Jahrhundert und die Anbahnung einer allgemeinen menschlichen Bildung (Humanismus) bildete sich nach und nach außerhalb der Hierarchie eine Macht des Geistes, welcher die Schäden der Kirche, die Entartung der kirchlichen Institute nicht verborgen blieben. Die Völker dachten an ihre Mündigkeit, die Kultur begann sich von der kirchlichen Bevormundung zu lösen und eine freiere Bewegung zu gewinnen. Die Reformbewegungen gingen aus theils von einer feindseligen Opposition, deren revolutionäre Elemente von der Inquisition großentheils vernichtet wurden (Arnoldisten, Katharer, Geschwister des freien Geistes), theils von besonnenen Kirchenlehrern, von denen die Einen, noch tief ergriffen vom Geiste des Katholicismus, ihn nach seinem eigenen Sinn u. Gesetz auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückführen wollten (Peter d'Ailly, Gerson), während die Andern im Glauben an ein ursprüngliches, von der spätern Kirche verfälschtes C. mit der damaligen Kirche zu brechen nicht anstanden (Wiclef, Huß, Luther, Zwingli, Calvin).

Eine feste Konsistenz gewinnt dieses Streben nach Freiheit der von der Kirche verschiedenen Sphären des C.s erst durch die Reformation des 16. Jahrhunderts (s. Reformation), u. zwar dadurch, daß es sich nun principiell im Bereiche der Kirche selbst feststellte, daß innerhalb der Christenheit verschiedene Richtungen mit gleicher göttlicher Berechtigung verfolgt werden, daß von der innersten Persönlichkeit aus, kraft der unbedingten Hingabe derselben an Gott, alle Lebensverhältnisse sich zu gottgeweihten gestalten können. Bei der römisch-katholischen Kirche blieb das vorherige Bestreben, die alte Vormundschaft zu behaupten; sie hat zwar auf dem Koncil zu Trient (1545 bis 1563) hinsichtlich Kirchenordnung u. Zucht Vieles verändert (z. B. den Ablaß annullirt), aber bei der Revision des Lehrbegriffs hat sie der Dogmenbildung des Mittelalters das Siegel der Unfehlbarkeit aufgedrückt und die Abweichungen des Protestantismus ins Allgemeine hin verdammt. So mußte sie denn letztere auch principiell, sei es durch die Macht der Ueberredung, oder durch Gewalt zu sich, als der alleinseligmachenden Kirche, zurückzuführen streben, wozu ihr der neugegründete Jesuitenorden seine Hülfe anbot. Wissenschaftliche Regungen, welche mit der Kirchenlehre brachen (Hermesianer), oder zur evangelischen Lehre hinneigende Parteiungen (Jansenisten) hat sie unterdrückt, andere durch Verwandlung in Orden unschädlich gemacht. Das Bestreben Josephs II., die Kirche seiner Lande vom römischen Einfluß loszureißen, zur Schule der Volksaufklärung zu machen u. alle dem allgemeinen Besten nicht dienstbar zu machenden Institute zu vernichten, scheiterte zwar, doch ist der Wunsch einer von Rom unabhängigen deutschen katholischen Kirche noch nicht ausgestorben. Ein Versuch der Ausführung ist der Deutschkatholicismus (s. Deutschkatholische Kirche). Mehre Fürsten schlossen zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse mit dem Papste Konkordate. Der Protestantismus, dem halb Deutschland, die Schweiz, Holland, Großbritannien, Dänemark, Skandinavien, ein Drittheil der Bevölkerung Frankreichs, sowie ein Theil von Ungarn u. Polen anhingen, zerfiel sogleich von Anfang an in zwei Richtungen, in eine reformirte (durch Zwingli und Calvin) und eine lutherische (durch Luther und Melanchton angebahnte). Sie unterscheiden sich weniger in Dogmen (Abendmahlslehre), als hauptsächlich durch verschiedene Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses der oben genannten drei Sphären des C.s. Während nämlich die reformirte Kirche, zumal die außerdeutsche, gemäß dem ihr eigenthümlichen verständigen Charakter, jene mehr oder weniger gesondert haben will, sucht die lutherische eine Einheit in der Unterscheidung, die aber leicht in Vermengung und namentlich im Gegensatz gegen eine auftauchende theologische Hierarchie in cäsareopapistische und territorialistische Mischung ausartete. Dennoch, ihres gemeinsamen Princips — die Bibel alleinige Erkenntnißquelle und Norm in kirchlichen Dingen — eingedenk, neigten sich beide vielfach zur Vereinigung (Union), welche gegenwärtig, wiewohl unter Widerspruch, in verschiedener Form mehrfach erreicht ist. Der Protestantismus mit seinem abstrakten Schriftprincip, welches im Gegensatz zum katholischen Traditionalismus den einzelnen Christen emancipirt, zum autonomen Schriftausleger macht u. ihm das Recht vindicirt, sich seinen Glauben nach eigener Ueberzeugung zu gestalten, hat nicht vermocht, ein Kirchenganzes zu Stande zu bringen, sondern, wie der Protestantismus selbst die Frucht verschiedenartiger vorgängiger Bewegungen gewesen, so ist von ihm auch der Anstoß ausgegangen zu einer unendlichen und bis zur Stunde nicht geschlossenen Reihe von verschieden gefärbten Landeskirchen (in England die Episkopalkirche und neben ihr die Puritaner oder Presbyterianer) und größeren oder kleineren Christengemeinschaften (Methodisten, Quäker, Schwenkfeldianer, Wiedertäufer, Mennoniten, Antitrinitarier, Socinianer, Herrn-

huter rc.). Bei dem großen Spielraum, welchen jenes Princip der freien geistigen Forschung gewährte, mußten Religion und Theologie großen Gährungen ausgesetzt sein. Nach heftigen konfessionellen Streitigkeiten im 16. Jahrhundert, nach einer unduldsamen, dürren Rechtgläubigkeit (Orthodoxie) im 17. Jahrhundert, die ihr Gegengewicht in Mystik, Theosophie und Ascetik fand, folgte vom Anfang des 18. Jahrhunderts an eine Zeit der Kritik, der Spekulation, der Gegensätze zwischen Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung (Rationalismus und Supranaturalismus), deren Vermittelung endlich Herder und Schleiermacher mit Glück versuchten. Sie haben die religiöse Aufklärung aus der Flachheit, der sie zu verfallen drohte, gerettet, aber auch der Frivolität abgewehrt, welche das religiöse Leben ertödtete (Encyklopädisten in Frankreich); sie haben eine religiöse Weltansicht begründet, welche der freien geistigen Entwickelung den möglichst großen Spielraum gewährt, ohne doch der Gleichgültigkeit gegen das C. anheim zu fallen; es soll dem C. wenigstens seine historische Bedeutung gesichert bleiben, wenn auch sein Inhalt je nach der Bildungsstufe der Menschheit sich alterirt und erweitert. In dieser Richtung arbeitet denn auch die freisinnige Gegenwart der Theologie fort. Auch im Volke hat sich neuerdings wieder mehr Theilnahme für die Angelegenheiten des C.s gezeigt und verschiedene Vereine (Bibel-, Missions-, Gustav-Adolfs-Vereine, Vereine zur Verbreitung von Erbauungsschriften rc.) ins Dasein gerufen. Nicht minder hat das C. im bürgerlichen Leben seine Macht mehrfach geltend gemacht, z. B. in seinen Forderungen der Toleranz gegen Nichtchristen, der Aufhebung der Sklaverei rc. Scheinbar hat sich freilich die Kultur in ihrer Reaktion gegen theologische Bevormundung und Knechtung dem C. entfremdet, aber indem sie in freier Bewegung vorwärts geht und das Wahre, Schöne, Gute ohne Nebenrücksichten rückhaltslos sich zum Ziele setzen kann, lenkt sie damit unvermerkt in die Bahn des C.s ein und wirkt mit den andern Sphären zusammen zur Vorbereitung eines Zustandes der Vollendung.

Ueber die Ausbreitung des C.s s. Missionswesen. Was die Zahl der Bekenner des C.s anlangt, so können folgende Angaben zwar keinen Anspruch auf vollkommene Richtigkeit machen, aber sie mögen sich doch der Wahrheit wenigstens nähern und sind hervorgegangen aus vieljährigen Sammlungen (Klose). Man zählt: 11,524,000 Evangelische (Unirte), 20,014,000 Lutheraner, 8,127,000 Reformirte, 148,906,000 Katholiken, 5000 Jansenisten, 3,892,000 unirte Griechen, 140,000 Maroniten, 2000 Chaldäer, 94,000 unirte Armenier, 66,619,000 orthodoxe Griechen, 2,767,000 Armenier, 64,000 Jakobiten, 80,000 Kopten, 100,000 abessinische Monophysiten, 100,000 Nestorianer, 220,000 Thomaschristen (davon 150,000 mit der römischen Kirche vereinigt), 12,357,000 Episkopalen, 5,700,000 Presbyterianer, 3,598,000 Methodisten, 4,638,000 Baptisten, 1,469,000 Independenten, 160,000 Quäker, 3000 Tunkers, 6000 Shakers, 192,000 Herrnhuter, 189,000 Mennoniten, 600,000 Universalisten, 300,000 Christianer, 190,000 Unitarier, 50,000 Mormonen, 120,000 Seceders, 17,000 Cameronians, 10,000 Glassiten, 20,000 Waldenser, 5000 Remonstranten, 7000 Swedenborgianer: zusammen 292,330,000 Christen auf der Erde. Nach der gewöhnlichen Annahme zählt man deren 300,000,000. Vgl. Ullmann, Das Wesen des C.s, 4. Aufl., Gotha 1854; Kling, Das C. (in Herzogs Realencyklopädie für Theologie u. Kirche).

Christenthumsgesellschaft, deutsche, religiöser Verein der evangelischen Kirche, ward am 30. August 1700 durch Dr. Johann Urlsperger zu Basel gegründet. Nachdem derselbe in allen evangelischen Ländern Europa's geraume Zeit umhergereist war, um die lebendigen, bibelgläubigen Christen enger unter sich zu verbinden u. dadurch dem einbrechenden Unglauben zu steuern, fand er endlich in Basel einen fruchtbaren Boden für seine Ideen. Im Namen des Vereins: „Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahre Gottseligkeit", lag schon sein Zweck angedeutet. Feste Lebensregeln für jedes Mitglied, Zusammenkünfte zur erbaulichen Betrachtung und eine umfassende Korrespondenz sollten denselben fördern. Die allmählig in vielen Städten Deutschlands u. der Schweiz (Frankfurt, Nürnberg, Stuttgart, St. Gallen, Bern rc.) auftauchenden Zweigvereine verbanden die seit 1784 monatlich erscheinenden „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit", die bis auf den heutigen Tag als vielgelesene christliche Zeitschrift bestehen. In demselben Jahre wurde auch der ursprüngliche gespreizte Name mit dem einfacheren: „Deutsche C." vertauscht. Die Gesellschaft wuchs an Mitgliedern u. Geschäftskreisen und zog trotz vielfacher Anfeindungen und Hindernisse fast alle Bethätigungen der äußeren und inneren Mission in ihren Bereich; aus ihnen sind dann im Lauf der Zeit mehre selbstständige Vereine hervorgegangen, z. B. die basler Bibelgesellschaft (1804), die evangelische Missionsgesellschaft daselbst (1816), die Anstalt zu Bruggen zur Bildung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder (1820), der Verein für Freunde Israels, der Traktatverein, die Taubstummenanstalt zu Riehen, die Pilgermission auf Krischona u. A. Diese Töchtervereine, fast sämmtlich von C. F. Spittler in das Leben gerufen, drängten die Muttergemeinde selbst so in den Hintergrund, daß dieselbe jetzt nur noch wenige Fonds besitzt u. fast nur noch dem Namen nach fortbesteht.

Christenverfolgungen, die nothwendige Wirkung des Gegensatzes, in welchen das neue Princip des Christenthums mit den alten Principien des Heidenthums treten mußte. Die Ideen von allgemeinen Menschenrechten, von allgemeiner Religions- und Gewissensfreiheit waren dem Alterthum fremd; sie sind erst durch den universalen Charakter des Christenthums offenbar geworden. Im Alterthum schied man den Menschen nicht vom Bürger; die Religion war bloß Staatsangelegenheit. So war auch bei den Römern schon durch ein Zwölftafelgesetz der Kultus einer nicht öffentlich sanktionirten Religion verpönt, doch hatte man aus Staatsklugheit den unterjochten Völkern ihre Götter gelassen, auch den Juden die Ausübung ihrer Religion erlaubt. Je mehr sich nun das Christenthum vom Judenthum loslöste, desto mehr verlor es das Recht einer erlaubten Religion (religio licita); die Aufnahme und Verbreitung einer Religio illicita aber galt, zumal in der gegen alle Neuerungen u. Vereine so politisch argwöhnischen Kaiserzeit, als Verbrechen gegen die Staatsgesetze, u. eine Religio illicita, wie die christ-

liche, neu, ohne Volksthümlichkeit, ohne Götterbilder, ohne Tempel, Altäre und Opfer, mit ihren alle andern Religionen ausschließenden Ansprüchen, mit der allerinnigsten Verbrüderung ihrer Anhänger, mußte als ganz besonders verdächtig erscheinen. Hierzu kam die unerschütterliche Standhaftigkeit der Christen in ihrem Glauben gegen alle menschliche Autorität, ihre bestimmte Weigerung, die Ceremonien der römischen Staatsreligion, als allgemeine Bürgerpflicht, zu verrichten, oder der Büste des Kaisers, als Ausdruck der Unterthanenehrfurcht, Weihrauch zu streuen, oder an kaiserlichen Geburtstagen, bei Siegesfesten u. dergl. an den heidnischen öffentlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen, sowie ihre Weigerung, in heidnischen Heeren Kriegsdienst zu leisten, oder Staatsämter zu verwalten, was Alles in jener Zeit des Despotismus als ganz besonders gefährlich, ja als halsstarrige Auflehnung gegen die Staatsgesetze, als strafwürdige Gesinnung entschiedener Feinde der Kaiser u. des römischen Volks angesehen werden mußte. Zwar unterwarfen sich die Christen jeder Gewaltthat ihrer von Gott eingesetzten Obrigkeit, dennoch aber standen sie durch ihre Menge und Verbrüderung der Staatsgewalt so drohend gegenüber, sprachen das Gefühl ihrer Macht und ihre Ueberzeugung vom nahen Untergang des Reichs so offen aus, daß die Versicherungen ihrer Treue und Ergebenheit zweifelhaft erschienen. Die meisten C. gingen übrigens vom Volk aus, zuweilen von Solchen, die im Götzendienst den Quell ihres Erwerbes (heidnische Priester, Goëten, Götzenbildhändler), noch öfter von Denen, die in der heidnischen Literatur auch ihre Ehre und Liebe vertheidigten. Das Heidenthum, so zerfallen auch in sich, gewann plötzlich wieder die Liebe zu sich, als es nicht bloß die alte Götterwelt, sondern das ganze Gemeingefühl der alten Welt, die Verherrlichung des irdischen Daseins, angegriffen und nichts dafür geboten sah, als eine strenge, freudenlose Tugend, eine Verödung der Erde zum Vortheil eines unbekannten Himmels. Der Haß suchte sich zu rechtfertigen durch den Argwohn. Die Verehrung eines geistigen Gottes im Geiste wurde als Atheismus, der Genuß des geheiligten Leibes als ein thyestisches Gastmahl, das Geheimniß der christlichen Versammlungen als eine Verschwörung zu geheimen Verbrechen, die allgemeine Bruderliebe als Anreizung und Folge unnatürlicher Wollust verdächtigt. Die Vorwürfe, welche zwischen der Kirche und ihren Sekten gewechselt wurden, und die Bekenntnisse heidnischer Sklaven auf der Folter galten der Lust zu Anklagen als Beweise, alle öffentlichen Unglücksfälle, an denen gerade jenes Zeitalter reich war, als Strafgerichte der über ihre Verachtung erzürnten Götter. Den Vornehmen und im Geiste der alten Welt Gebildeten endlich war das Christenthum der finstere Aberglaube eines bethörten Pöbels. Die Aufnahme Christi unter die Hausgötter des Kaisers Tiberius ist offenbar eine Legende. Als der Kaiser Claudius (53) die unruhigen Juden aus Rom verbannte, waren auch die Christen unter ihnen mit inbegriffen. Die erste größere Verfolgung traf die Christen als solche aber erst unter dem Kaiser Nero (64 n. Chr.), der die Schuld seiner eigenen Mordbrennerei auf die Christen wälzte und sie auf die grausamste Weise hinrichten, kreuzigen, in die Felle wilder Thiere einnähen und den Hunden zur Zerfleischung vorwerfen, oder, mit brennbaren Stoffen überzogen, gleich Fackeln anbrennen ließ. Unter Domitian (81—96) wurde die Anklage auf Christenthum als eine Art des Hochverraths benutzt, um einzelne Konfiskationen, Verbannungen u. Hinrichtungen durchzusetzen. Die mit Nerva beginnende Reihe edler Kaiser betrachtete das Christenthum entweder mit Gleichgültigkeit, oder setzte die Staatsgesetze gegen dasselbe in strenge Vollziehung. Der Kaiser Trajan wollte zwar die Christen nicht von Staats wegen aufgesucht haben, erließ jedoch gegen die, welche, einmal überführt, dennoch bei ihrem Glauben beharrten, das erste bestimmte Strafgesetz. Symeon, der 120jährige Bischof zu Jerusalem, ein naher Anverwandter Jesu, wurde gekreuzigt (107) und der Bischof Ignatius von Antiochia nach einer Audienz vor dem Kaiser im Colosseum von Löwen zerrissen (116). Hadrian (117—138) und Antoninus Pius (138—161) wehrten zwar tumultuarischen Volksangriffen auf die Christen und ließen nur gerichtliche Klagen gegen sie gelten; eine um so grausamere Verfolgung aber traf dieselben damals seitens der rebellischen Juden in Palästina unter Bar Cochba. Marc Aurelius (161—180), schon als Stoiker ein entschiedener Feind der Christen, forderte in einem Edikt strenge und oft martervolle, doch gerechte Bestrafung der Christen zur Tilgung der Verbrechen und überließ die Christen dem durch allgemeine Unglücksfälle neu angefachten Volkshaß. Am blutigsten waren die Verfolgungen zu Smyrna (167), als deren Opfer auch der greise Bischof Polykarp auf dem Scheiterhaufen endete, sowie in Lugdunum und Vienne im südlichen Gallien (177), welche besonders reich ist an leuchtenden Beispielen von christlichem Heroismus. Nach alten Nachrichten soll der Kaiser in einem Kriege gegen die Markomannen durch das Wunder, daß in Folge des Gebets von Christen in einer römischen Legion ein plötzlicher Gewitterregen den Durst des Heeres stillte und ihm Sieg verlieh, woher jene Legion den Beinamen fulminatrix erhielt, milder gegen die Christen gestimmt worden sein, doch entbehrt die Erzählung hinlänglicher Begründung, und gewiß ist, daß die Verfolgung zu Lyon erst nach jenem Kriege Statt fand. Der nichtswürdige Commodus (180—192) wurde durch seine Buhlerin Marcia, eine Freundin der Christen, zur Milde gegen diese gestimmt, doch ermangelt auch seine Regierung der Märtyrer nicht. Septimius Severus (193—211) zeigte sich zwar den Christen günstig, rief aber durch seinen strengen Erlaß gegen den Uebertritt zum Christenthum (202) besonders im prokonsularischen Afrika heftige Verfolgungen hervor. Caracalla's (211—217) Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht wurde der Kirche gegenüber zur Gleichgültigkeit. Das Loos der Christen hing unter solchen Umständen stets von der Gesinnung der Statthalter ab. Heliogabalus (218—222), selbst Anhänger des syrischen Sonnendienstes, duldete, wie andere ausländische Religionen, so auch das Christenthum. Alexander Severus (222—235), bei seinem religiösen Eklekticismus und beeinflußt von seiner Mutter Julia Mammäa, einer Gönnerin und Schülerin des Kirchenvaters Origenes, erkannte den geistigen Gehalt des Christenthums an und setzte das Bild Christi unter seine Hausgötter. Eben dies aber war für seinen Mörder und Nachfolger, Maximinus Thrax (235

— 238), Grund genug zu neuer Verfolgung. Eine nur kurze Zeit der Ruhe kam unter Philippus Arabs (244—249), welcher der Sage nach selbst ein Christ gewesen sein soll; die Verfolgung des Decius (seit 249) übertraf dafür alle früheren an Allgemeinheit und Grausamkeit. In diese schwere Zeit versetzte die sinnreiche Volkssage das Entschlummern der 7 Jünglinge zu Ephesus, welche ein Jahrhundert später erwachten und verwundert das verfolgte Zeichen des Kreuzes über die Stadt u. Welt herrschen sahen. Unter Gallus (251—253) erregten Pest u. Hungersnoth von Neuem die Volkswuth gegen die Christen, ihn selbst verhinderten nur Kriege u. Empörungen, eine allgemeine Verfolgung derselben im ganzen Reiche exergisch durchzuführen. Der Kaiser Valerianus (253—259) zeigte sich in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen höchst günstig, suchte aber dann die Kirche hauptsächlich durch Verfolgung der Bischöfe, Presbyter und Diakonen planmäßig zu zerstören. Eins der ersten Opfer war der Bischof Cyprianus von Karthago. Erst Gallienus (259—268) erklärte die christliche Kirche für eine Religio licita und gab ihr dadurch auf 40 Jahre Frieden. Aurelian (270—275) erkannte die Kirche ebenfalls als gesetzmäßige Körperschaft an, erließ aber schließlich doch ein neues Verfolgungsedikt, dessen Vollziehung aber sein Tod vereitelte. Der Kaiser Diocletianus (284—305) zeigte sich anfangs aus politischer Klugheit den Christen gewogen, begann dann aber theils in Folge seines Bestrebens, die alte Herrlichkeit des Reichs, somit auch die alte Staatsreligion wieder herzustellen, theils auch angereizt von seinem Schwiegersohn, dem Cäsar Galerius, einem entschiedenen Gegner der Christen, gegen diese einen Kampf auf Leben und Tod. Letzterer hob an mit dem Befehl, daß alle Soldaten, worunter viele christliche, an den Opfern Theil nehmen sollten, und mit der Zerstörung der Kirche von Nicomedia (303). Ein sogleich folgendes kaiserliches Edikt gebot, alle Tempel der Christen zu zerstören und ihre heiligen Bücher zu verbrennen; christliche Staatsbeamte sollten ihre Würden, römische Bürger ihr Bürgerrecht, Sklaven selbst die Hoffnung auf Freiheit verlieren; gegen alle Christen sollte bei der gerichtlichen Untersuchung die Folter angewandt werden. Nach zwei andern Gesetzen in immer steigender Strenge gebot ein viertes (304), die Christen durch jedes erdenkliche Mittel zum Opfern zu zwingen. Fast durchs ganze Reich wütheten die Verfolgungen. Schon glaubten die Verfolger über das unterdrückte Christenthum triumphiren zu können, als sich von unerwarteter Seite eine Wendung der Dinge vorbereitete. Einer der vier Regenten, Constantius Chlorus, der als Cäsar über Gallien, Britannien und Spanien herrschte, ein Freund und Beschützer der Christen, wurde, als Diocletian 305 die Regierung niederlegte, mit Galerius zum Augustus erhoben. Auch im Morgenland trat 310 ein Ruhepunkt ein; das Blut von 39 Christen, welche in den Bergwerken von Palästina ihren Gottesdienst zu halten wagten, war das letzte, welches in jener allgemeinen Verfolgung floß. Galerius, die Vergeblichkeit seines blutigen Beginnens einsehend, erließ 311 ein Edikt, wodurch den Christen unter der Bedingung, daß sie nichts gegen die Ordnung des Staates vornähmen, vollkommene Duldung gewährt wurde. Im Abendlande hatte des Constantius Chlorus Sohn Constantinus (seit 306) die väterliche Gunst gegen das Christenthum geerbt. Nachdem er den Maxentius bezwungen hatte, erließ er 312 zugleich mit Licinius, dem Augustus des europäischen Morgenlandes, ein Gesetz für die allgemeine Freiheit der Gottesverehrung (s. Konstantin der Große). Maximins Niederlage und Tod (313) befreiten die Kirche von ihrem letzten und unversöhnlichsten Feinde. Dies ihren allgemeinen Zügen nach die Verfolgungen, welche die christliche Kirche unter den römischen Kaisern zu erleiden hatte. Man nimmt gewöhnlich 10 Hauptverfolgungen an; aber diese Zählung ist erst durch das volksthümliche Bedürfniß einer festbestimmten Erinnerung und durch allegorische Beziehungen auf die 10 Plagen Aegyptens (2. Mos. 7 ff.) und die 10 Hörner der Apokalypse (Offenb. 17, 12 ff.) veranlaßt worden. Was den Verlauf dieser Verfolgungen im Allgemeinen betrifft, so geschah die Hinrichtung der Schuldigen insgemein, zumal bei römischen Bürgern, nach den gesetzlichen Gebräuchen des Blutbannes; doch ist es auch mehrfach vorgekommen, daß aus besonderer Erbitterung oder der Abschreckung wegen entsetzliche Todesqualen ersonnen worden sind. Viele wurden ihrem Glauben untreu und retteten ihr Leben, indem sie, Christum verleugnend, den Göttern opferten (thurificati, sacrificati), oder, diese Schmach scheuend, von der Bestechlichkeit der Magistrate Zeugnisse erlangten, als wenn sie geopfert hätten (libellatici), oder indem sie die heiligen Bücher auslieferten (traditores). Die Kirche exkommunicirte sie sämmtlich als Lapsi und nahm sie erst nach meist mehrjährigen Büßungen (s. d.) wieder auf. Daneben fehlte es aber auch nicht an vielen Beispielen heldenmüthigen Märtyrerthums; Begeisterung und Todesfreudigkeit waren oft so groß, daß man sich auf eine von besonneneren Kirchenlehrern gemißbilligte Weise zum Märtyrertode drängte. Nach dem Aufhören der C. im römischen Reiche fanden solche nur noch außerhalb der Grenzen desselben, z. B. von 343 an fast ein ganzes Jahrhundert lang in Persien, sodann 614 in Palästina durch den persischen Eroberer Khosroës II., sowie im afrikanischen Reich der Vandalen und unter den germanischen Völkerschaften gegen christliche Missionäre Statt. Die Rolle der römischen Staatsgewalt übernahmen aber nach der Entstehung des Islams die Khalifen in Asien und Afrika. In neuerer Zeit fanden heftige C. Statt: in Japan von 1387—1650, hier hauptsächlich durch die Sittenlosigkeit der Europäer u. den Verdacht veranlaßt, daß das Christenthum nur ein Vorbote fremder Herrschaft sei; in China, wo weniger die Religion der Christen, als ihre Verbindung mit dem Ausland als Verbrechen galt, um 1750, 1806, 1815 und 1839, in Cochinchina und Tongking besonders 1831—42, und anderwärts.

Christfest, s. Weihnachten.

Christfestthaler, Münzen und Medaillen, auf welchen Christi Geburt dargestellt ist, und die daher vorzüglich zu Christgeschenken bestimmt sind. Besonders geschätzt ist der C., welchen um 1560 Kaiser Ferdinand I. prägen ließ. Auch von der Stadt Hamburg und in neuerer Zeit von anderen Orten sind C. ausgegangen.

Christian, (lat. Christianus, s. v. a. Christ), 1) Könige von Dänemark: a) C. I., König von Dänemark, Norwegen und Schweden, Sohn

Dietrichs des Glücklichen, Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, und seiner Gemahlin Hedwig, einer Enkelin der Schwester Woldemars III., 1426 geboren, empfing die dänische Krone 1448, nachdem er zu Wiborg jene Kapitulation beschworen hatte, deren 14 Artikel die königliche Macht nach damaligen Begriffen bis auf ein Minimum reducirten. Die schwedische Krone ward ihm erst nach der Flucht und Niederlage des Königs Karl Knudsen durch den Erzbischof Johann Bengtson zu Theil. Im Jahre 1460 huldigten ihm Schleswig und Holstein zu Ripen als ihrem Herzog, auch Hamburg als schleswigsches Lehn, jedoch mit Ablehnung des geforderten Eides. Der friedliche Besitz aller dieser Länder währte aber kaum zwei Jahre. Die Verwendung der bedeutenden, in den schwedischen Klöstern von Karl Knudsen aufgehäuften Schätze zur Erwerbung von Schleswig u. Holstein, fortwährende Erhöhung der schon längst zu drückenden Auflagen, Mißverhältnisse mit dem Erzbischof Bengtson und endlich dessen gefängliche Abführung nach Dänemark brachten 1463 Schweden zur Zurückforderung seiner Krone; Karl Knudsen kehrte zurück, und es begann ein hartnäckiger Kampf, der erst 1471 mit der Besiegung C.s in der Schlacht beim Brunkberg sein Ende erreichte. In seinen übrigen Staaten regierte C. mit mehr Glück, obgleich ihm auch hier seine Geldverschwendung manche Vorwürfe zuzog; so verpfändete er 1468 dem König Jakob III. von Schottland, bei dessen Vermählung mit C.s Tochter, statt des Brautschatzes von 60,000 Gulden, die orkadischen Inseln und später auch die norwegische Insel Hetland und trennte sie später, da er sie niemals auslösen konnte, vom Reiche. Nicht weniger Tadel traf seine vielen, meist zwecklosen, aber prunkvollen Reisen. Nur aus seiner Fahrt nach Rom 1474 entsprang für Dänemark ein dauernder Gewinn: die Gründung der Universität zu Kopenhagen 1478. Neben dieser kaum erwähnenswerth ist seine Stiftung des Elephantenordens. Nach einer 33jährigen Regierung † C. den 22. Mai 1481. C.s Gemahlin war Dorothea, geborene Prinzessin von Brandenburg, Wittwe des Königs Christoph III.; von seinen Söhnen folgte ihm Johannes direkt und später Friedrich I. auf dem Throne nach.

b) C. II., genannt der Böse, Sohn des Königs Johannes, geboren den 2. Juli 1481 zu Nyborg auf Fünen, wurde schon 1487 in Dänemark, 1489 in Norwegen und 1499 auch in Schweden zum Thronfolger gewählt. C. II. war von der Natur mit edlen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, wurde aber das Opfer einer verwahrlosten Erziehung und niederdrückender Verhältnisse. Trotz einer früh erwachten Leidenschaftlichkeit ließ man ihn erst roh aufwachsen, und dann verdarb König Johannes seinen Charakter vollends durch die härtesten eigenhändigen Züchtigungen. Daß C. überall, wo seine Leidenschaftlichkeit nicht ins Spiel kam, nur das Gute wollte und Intelligenz und Energie genug besaß, um es durchzuführen, beweisen seine Gesetze und Maßregeln zum Schutze des Bauern- und Bürgerstandes gegen die Bedrückungen des Adels, für Hebung des Handels und Gewerbfleißes, zur Aufhebung des Strandrechts &c. Gleich verkehrt, wie seine Erziehung, war die erste öffentliche Mission, die ihm sein Vater ertheilte: die Unterdrückung eines 1502 in Norwegen ausgebrochenen Aufruhrs. Alle Leidenschaft zügellos entfesselnd, erstickte zwar C. den Aufstand in kurzer Zeit, raubte sich aber auch für immer die Liebe und Achtung der Normänner und legte damit den Grund zu seinem späteren Regentenunglück. In die Zeit seiner norwegischen Statthalterschaft fällt seine erste Bekanntschaft mit der schönen Dyveke (Täubchen), der Tochter einer holländischen Schenkwirthin Sigbrit, zu Bergen; beide Frauen äußerten den unheilvollsten Einfluß auf C.: jene als Mätresse, diese als „der dänische Minister weiblichen Geschlechts". Die Folge war, daß, als C. 1513 die Regierung antrat, der Adel ihn zur Unterschreibung einer Kapitulation zwang, die ihn fast aller politischen Selbstständigkeit beraubte. Das Unhaltbare seiner Stellung, besonders Schweden gegenüber, wo sich Sten Sture der Jüngere als Reichsverweser behauptete, erkennend, strebte C. zunächst nach mächtigen Allianzen, vermählte sich 1515 mit Elisabeth, einer Schwester Kaiser Karls V., und schloß mit den hervorragendsten Häusern Europa's enge Verbindungen. Der plötzliche Tod der Dyveke machte ihn zum Tyrannen; eine lange Reihe von Hinrichtungen begann, und namentlich floß in Schweden das Blut in Strömen. Uneinigkeiten zwischen Sten Sture und dem Erzbischof Gustav Trolle hatten jenen bewogen, C. nach Schweden zu rufen, und diesen, ihm die Krone anzubieten. Sogleich erschien C. mit einer Flotte 1518 vor Stockholm, mußte aber mit großem Verlust abziehen. Kurz nachher durch die Wegnahme von Ablaßkästen päpstlicher Legaten wieder im Besitz von Mitteln, erklärte er 1520 Schweden förmlich den Krieg. Sein gefährlichster Feind, Sten Sture, wurde gleich in der ersten Schlacht, bei Bogesund, tödtlich verwundet, und bald fiel auch Stockholm in seine Gewalt. C. ließ darauf Schweden vom Reichsrath für ein Erbreich erklären, die Einführung des Protestantismus verkündigen und sich dann in Stockholm krönen. Nun begann sein Rachewerk an Sten Sture's Anhängern. Im Ganzen soll dieses stockholmer Blutbad über 600 Menschen das Leben gekostet haben. Das Glück aber wich mit dieser Greuelthat von ihm. Gustav Wasa riß Schweden von der kalmarischen Union los und bestieg 1523 den Thron. Der Adel von Jütland kündigte C. auf einer Versammlung zu Wiborg Treue u. Gehorsam auf, und obwohl Bürger und Bauern Partei für ihn ergriffen, so floh er doch am 20. April 1523 in größter Eile nach den Niederlanden, worauf die Dänen den Herzog Friedrich von Schleswig, C.s Oheim von väterlicher Seite, zum König von Dänemark und Norwegen wählten. In den Niederlanden schöpfte indeß C., vom Kaiser u. anderen katholischen Mächten ermuthigt, die Hoffnung, sich durch die Wiederausrottung des durch Friedrich eingeführten Protestantismus eine Partei im Lande bilden und dadurch wieder in den Besitz des verscherzten Thrones gelangen zu können, landete auch 1531 mit einer nicht unbedeutenden Flotte in Norwegen und war anfangs mit Hülfe der katholischen Partei nicht unglücklich; Friedrichs I. Abgeordnete zeigten sich zu einem Vergleich geneigt und händigten C. einen Geleitsbrief ein, mit welchem dieser im Juli 1532 auf der kopenhagener Rhede anlangte. König Friedrich aber annullirte jenen und kerkerte den Exkönig C. auf dem Schloß Sonderburg ein. Hier saß er 17 Jahre lang; erst Christian III. erleichterte seine

Fesseln und versetzte ihn nach Kallundborg, wo er 1559 †.

c) C. III., König von Dänemark und Norwegen, Sohn Friedrichs I. und der Prinzessin Anna von Brandenburg, 1503 geboren, gelangte erst nach dem einjährigen sogenannten Grafenkrieg zur Regierung u. erst 1536 zum ruhigen Besitz des Throns. Unter ihm wurde die lutherische Kirchenverbesserung allgemein eingeführt, erfuhr die Universität bedeutende Verbesserungen u. trat Dänemark 1538 dem schmalkaldener Bund bei. Zum Schaden gereichte auch seiner Regierung die Ausdehnung der dänischen Adelsmacht, welche die meisten Güter der aufgehobenen Bisthümer u. Klöster an sich zu ziehen wußte und das Königthum eng umstrickte. Daneben ließ C. den geringen Rest norwegischen Adels vollends verkommen. Mit Karl V. in Krieg verwickelt, fügte er diesem theils an den Küsten von Flandern, theils durch Schließung des Sunds großen Schaden zu u. erzwang dadurch 1543 den Frieden von Speyer. Holstein trat er seinen Brüdern ab. Handel und Industrie erfreuten sich seines besonderen Schutzes. C. † am Neujahrstag 1559, auch von dem gefangenen Christian II. beweint.

d) C. IV., einer der berühmtesten und ruhmwürdigsten Könige von Dänemark, Sohn Friedrichs II. und der Prinzessin Sophia von Mecklenburg, den 12. April 1577 geboren, wurde von seinen Aeltern, sowie nach des Vaters Tod auch von seinen Vormündern aufs Trefflichste erzogen. „Regna firmat pietas“ war sein Wahlspruch vom Knabenalter an durchs ganze Leben; für Wissenschaft und Künste zeigte er stets eben so hohe Achtung als rege Theilnahme. Nachdem C. 1593 die Regierung selbst angetreten und sich mit der brandenburgischen Prinzessin Anna Katharina verheirathet hatte, unternahm er seine berühmte Reise um das Nordkap bis zum russischen Kola, um die Grenzen seines Reichs kennen zu lernen, seine Unterthanen gegen schwedische Uebergriffe zu sichern und ihre Rechte gegen fremde Beeinträchtigungen im Küstenhandel zu schützen. Zu diesem Zwecke beförderte er auch den Schiffsbau und legte den Grund zur dänischen Marine. Trotz der Liebe C.s zu den Künsten und Werken des Friedens hatte er drei große Kriege zu bestehen: gegen Schweden 1611—13 wegen Lapplands, das König Karl beanspruchte und in seinem Wappen und Titel aufgeführt hatte; den dreißigjährigen Krieg, der für Dänemark mit dem brömsebroischen Frieden endigte, und einen Krieg gegen Hamburg und die Hansa, der von geringerer Bedeutung war, aber für C. günstig endete. Glücklicher war sein friedliches Wirken. Er schuf eine Seemacht von größeren und besseren Schiffen, als die Ostsee je gesehen hatte, dehnte den Handel des Landes bis Ostindien aus, wo er die ersten Besitzungen erwarb, und entfaltete den inländischen Handel zu größerer eigener Thätigkeit, besonders durch die Beschränkung der Hansestädte. Ebenso verbesserte er die Gesetzgebung und führte eine verständige Finanzverwaltung ein. Zur Wiederauffindung der Ostküste Grönlands u. zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt rüstete er, freilich erfolglos, mehre Expeditionen aus. Daneben war C. auch durch Liebenswürdigkeit und Pflichttreue als Privatmann ausgezeichnet. Nach dem frühen Tode seiner Gemahlin lebte er in morganatischer Ehe mit Christine Funk. Als Fehler des großen Königs führen seine Zeitgenossen Jähzorn, ungezügelten Witz und große Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht an. C. † den 28. Febr. 1648. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III.

e) C. V., der erste dänische König aus dem oldenburgischen Hause, dem die Krone nicht durch Wahl, sondern durch das 1660 festgesetzte Erbrecht zufiel, Sohn Friedrichs III. und der Prinzessin Sophie Amalie von Lüneburg, den 15. April 1646 geboren, hatte schon vor seinem Regierungsantritt 1655 in Dänemark und 1661 in Norwegen die Huldigung empfangen und vermählte sich 1667 mit der Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen-Kassel. Als Bundesgenosse des Kaisers und des Kurfürsten von Brandenburg gegen Schweden beabsichtigte er die Eroberung der Provinz Schonen; aber weniger glücklich zu Land als zur See, war er am unglücklichsten beim Friedensschluß zu Fontainebleau 1669, der ihn zur Herausgabe aller gemachten Eroberungen, auch Schonens, verpflichtete. Auch Hamburg suchte C. vergeblich seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Sein Regierungssystem war, so lange er dem Rathe seines tüchtigen Ministers Griffelfeld gehorchte, ein lobenswerthes: die Gesetzgebung wurde in allen Theilen verbessert, Straßen- und Bergbau, Handel und Gewerbe fanden Förderung, u. Bauten des Luxus, des Nutzens und der Wohlthätigkeit zeugten von gutem Stand der Finanzen, trugen aber leider die Färbung des Zeitalters, der französischen Perücken- und Zopfzeit, an sich; mehre große Handelsgesellschaften wurden gestiftet, die westindischen Inseln St. Thomas und St. Jean für Dänemark gewonnen und dadurch der Spekulation neue Bahnen geöffnet. Zum großen Nachtheil gereichte dem Lande daneben aber C.s außerordentliche Vergnügungssucht, die Einführung der höfischen Spielereien und raffinirten Unsittlichkeiten von Paris und Versailles u. dadurch verursachte Verschleuderung ungeheurer Summen. Beim Volke selbst stand C. nichtsdestoweniger wegen seiner Herablassung noch lange in gutem Andenken. Er ist Stifter des Danebrogordens; auch führte er die Grafen- u. Freiherrenwürde als neuen Köder in des Monarchen Hand im dänischen Adel ein. Er † den 25. August 1699. Ihm folgte Friedrich IV. in der Regierung.

f) C. VI., genannt der Fromme, Sohn Friedrichs IV. u. der Prinzessin Luise von Mecklenburg, den 30. November 1699 geboren, führte eine durchaus friedliche, aber schlaffe Regierung. Frömmelei, die aus der schlimmen Saat von C.s nächsten Vorfahren aufging, rief das berüchtigte Generalkircheninspektionskollegium ins Leben, welches die Unschuld der ersten christlichen Gemeinden wiederherstellen wollte, in der That aber nur eine blinde Religionsschwärmerei erzeugte. Uebrigens beförderte C. Handel und Gewerbfleiß, stiftete die königliche Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen, ein akademisches Gymnasium zu Altona 2c., baute Kopenhagen, das 1728 zu 1/3 ein Raub der Flammen geworden war, schöner wieder auf und beförderte den Schiffsbau durch die Einrichtung der Docks auf Christianshaven. Dagegen führte er auch viele unnütze Prachtbauten auf und hinterließ eine sehr bedeutende Schuldenlast. Auf Bernstorffs eifriges Betreiben wurde C. 1740 auf dem Reichstag zu Regensburg unter die alternirenden altfürstlichen Häuser aufgenommen und erhielt somit Sitz und

Stimme im deutschen Fürstenkollegium. C. † den 6. August 1746. Ihm folgte in der Regierung Friedrich V.

g) C. VII., Friedrichs V. und der Prinzessin Luise von England Sohn, den 29. Januar 1749 geboren, trat am 14. Januar 1766 die Regierung an und ließ durch die ersten Schritte auf eine glückliche Zeit hoffen, zumal ihm Bernstorff als Minister zur Seite stand. Er hob die Leibeigenschaft auf, legte die Streitigkeiten mit Hamburg für immer bei und schloß mit der russischen Kaiserin Katherina, der Vormünderin des Großfürsten Paul Petrowitsch, Erbherzogs von Holstein-Gottorp, 1767 einen Traktat, durch welchen Rußland unter für Dänemark sehr billigen Bedingungen allen Ansprüchen an das Herzogthum Schleswig entsagte und einen Tausch einging, nach welchem der herzogliche Theil von Holstein an Dänemark fiel. Auch zeigte er große Mäßigung und Milde und machte sich durch leutseliges Wesen zum Liebling des Volks. Als er aber eine große Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Holland antrat, begleitet von seinem Leibarzt Struensee (s. d.), begann das Unheil. Struensee wußte sich seinem Herrn, dessen Geisteskräfte in Folge früherer Ausschweifungen gelitten hatten, unentbehrlich zu machen, und beherrschte ihn, sowie die Königin, bald ganz. Nach Beseitigung der verdientesten und angesehensten Staatsmänner, worunter auch der Graf Bernstorff, übte er die unumschränkteste Gewalt aus und gerirte sich als Regent des Staats. Von seinen Staatshandlungen waren viele rechtsverletzend, fast alle rücksichtslos und übereilt, einige aber auch heilsam u. von dauernden, guten Folgen. Durch seine Neuerungen und Beleidigungen des dänischen Nationalgefühls regte Struensee nicht nur den Haß des Adels und des Militärs, sondern auch ziemlich allgemein die Unzufriedenheit der Bürger gegen sich auf. Daher wurde es der herrschsüchtigen Stiefmutter C.s, der Königin-Mutter Juliane Marie von Braunschweig, ein leichtes Spiel, in Verbindung mit mehren Männern, Struensee's erbitterten Feinden, darunter ihr Sohn, der Erbprinz Friedrich, des Königs Stiefbruder, und des Erbprinzen Lehrer, Guldberg, den allmächtigen Günstling u. die junge, unerfahrene Königin zu stürzen, indem sie den König, unter dem Vorgeben, das Volk sei in Aufruhr, zur Unterschreibung eines Verhaftsbefehls gegen Beide vermochte. Nach Struensee's Sturz war die Führung der Geschäfte in der Hand der Königin-Mutter u. ihres Sohnes Friedrich. Das neue Ministerium, nach seinem Hauptleiter das guldbergische genannt, waltete 12 Jahre zum Heil des Landes. Im Jahre 1784 kam Kronprinz Friedrich (VI.) als Mitregent an die Spitze der Regierung und berief Bernstorff den Jüngeren zum ersten Minister. C. VII. regierte nur dem Namen nach und † geisteskrank zu Rendsburg in Holstein am 13. März 1808.

h) C. VIII. Friedrich, König von Dänemark, ältester Sohn des Erbprinzen Friedrich, Stiefbruder C.s VII. und der Prinzessin Sophie Friederike von Mecklenburg-Schwerin, den 18. September 1786 geboren, heirathete 1806 die Prinzessin Charlotte von Meklenburg-Schwerin und, 1812 von dieser geschieden, die Tochter des Herzogs Friedrich C. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. C. war dänischer Statthalter in Norwegen, als der Friede von Kiel dieses Königreich von Dänemark losriß und dessen Uebergabe an Schweden befahl. Als das norwegische Volk am 28. Januar 1814 den Friedenspakt für null und nichtig erklärte und sich auf seine Selbstständigkeit berief, machte C. diesen Beschluß der Volksversammlung am 19. Februar von Drontheim aus öffentlich bekannt, und als nun schwedische Bevollmächtigte in Christiania C. zur Vollziehung des kieler Friedensvertrages aufforderten, leistete er statt aller Antwort in der Kirche den Eid als Regent u. verkündete in einem Publikandum vom 14. März den festen Entschluß der Normänner, ihre Unabhängigkeit bis in den Tod zu vertheidigen. Ein Heer von 12,000 Mann eilte unter die Fahnen des improvisirten Königreichs, der Reichstag versammelte sich am 10. April in Eidsvold, wo die Mehrzahl der 154 Abgeordneten des Volks das Staatsgrundgesetz am 17. Mai unterzeichnete und C. zum König von Norwegen erklärte, als welcher er auch am 19. Mai mit der Bezeichnung Christian I. ausgerufen wurde. Umsonst hatte man von England die Bestätigung dieser Schritte gehofft, es erklärte sogar am 29. April die norwegische Küste in Blokadestand. Der dänische Hof überschickte am 18. April C. das Abberufungspatent. Noch dringlichere Friedensermahnungen versuchten die Gesandten Oesterreichs, Rußlands, Preußens u. Englands in Christiania, ja, König Friedrich VI. drohte endlich mit der Niedersetzung eines Gerichtshofes, der C. das Erbfolgerecht auf den dänischen Thron absprechen sollte. Alles blieb wirkungslos bei C., bis endlich ein schwedisches Heer unter dem Kronprinzen von Schweden seine schwache Macht schlug u. ihn zu dem Waffenstillstand von Moß (14. Aug.) zwang, in Folge dessen C. der norwegischen Krone entsagte, die provisorische Regierung dem Staatsrath übertrug und sich nach Dänemark einschiffte. Seitdem lebte C. in Kopenhagen den Wissenschaften und Künsten, unternahm mehre Reisen, welche für seine Lieblingsstudien, Mineralogie, Geognosie und Geologie, werthvolle Ausbeute lieferten (eine Frucht dieser Studien sind seine „Beobachtungen am Vesuv, angestellt im Jahre 1820"), und wurde 1832 Mitglied des Staatsraths und Präses der Kunstakademie. Durch den Tod Friedrichs VI. gelangte C. am 3. December 1839 auf den dänischen Thron und wurde am 28. Juni 1840 gekrönt. Er begann seine Regentenlaufbahn unter schwierigen Umständen: auf der einen Seite fand er den dänischen Staatshaushalt in der traurigsten Verfassung, die Finanzen zerrüttet, Mißbräuche und Schlendrian in allen Zweigen der Verwaltung, dazu jene bittere Stimmung zwischen der dänischen und der deutschen Nationalität, die noch jetzt der Versöhnung harrt, und endlich drängten sich auch von Seiten verschiedener Mächte Anträge in diese inneren Wirren, die, besonders jene hinsichtlich des Sundzolls ꝛc., nicht geeignet waren, dem Blick des Regenten Sicherheit und Ruhe zu geben. Auf der andern Seite hatte die Erinnerung an sein energisches und volksthümliches Auftreten 1814 in den Liberalen Dänemarks im Stillen seit Langem die Hoffnung groß gezogen, daß C. dem Volke endlich eine Konstitution gewähren werde. Aber nicht genug, daß C. Anträge letzteren Inhalts ohne Weiteres zurückwies, er

griff auch, noch ehe er gekrönt war, zu Gewaltmitteln, um seinem Willen dem Nationalwillen gegenüber den Sieg zu verschaffen, so daß noch vor seiner Krönung am 22. und 23. Mai Aufläufe zu Kopenhagen vorfielen. In seiner kurzen Regierung hielt er sich in allen seinen Handlungen streng an die Richtschnur des konservativen Systems (s. Dänemark). Er † den 20. Januar 1848.

2) C. I. oder der Aeltere,* Fürst von Anhalt, Stifter der Linie Anhalt-Bernburg, ausgezeichnet als Fürst und Feldherr, geboren als der zweite von den 8 Söhnen Joachim Ernsts, welcher das früher getheilte Anhalt 1570 unter seinem Scepter vereinigte, den 11. Mai 1568, erhielt eine für damalige Zeit hohe wissenschaftliche Bildung, bereiste die Türkei, die nordischen Staaten, Frankreich und Italien, lebte dann längere Zeit am kursächsischen Hofe und trat 1591, 23 Jahre alt, als französischer Generallieutenant und Chef eines Armeecorps von 20,000 Mann, welches mehre deutsche Fürsten dem König Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue zu Hülfe schickten, seinen ersten und zwar unglücklichen Feldzug an. Auf dem Heimzuge aus Frankreich unterstützte er mit den Resten seines Heers den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg gegen dessen Mitbewerber um das Bisthum Straßburg, den Kardinal Karl von Lothringen. Im Jahre 1595 trat er in des Kurfürsten Friedrich IV. Dienste als Statthalter der Oberpfalz und vermählte sich mit einer Gräfin Anna von Bentheim, die ihm 16 Kinder gebar. Bei der abermaligen Theilung der anhaltschen Lande (1603) kam Bernburg an ihn. Doch blieb er auf seinem bisherigen Posten, stand 1606 an der Spitze einer Gesandtschaft an Heinrich IV. von Frankreich, betheiligte sich mit Eifer bei der Stiftung der evangelischen Union (1608) und übernahm als Generaloberstlieutenant das Kommando über die unter dem Oberbefehl des Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach stehenden Bundestruppen, sowie später die Bundesgesandtschaft an Rudolf II., dem er die Beschwerden der Protestanten vergeblich nachdrücklich vorstellte. Im jülichschen Erbfolgestreit eroberte er im Interesse der Brandenburger und im Verein mit Moritz von Oranien die Stadt Jülich. Anträge von Venedig und Frankreich ablehnend, trat C., nach der Erwählung Friedrichs V. zum König von Böhmen, an die Spitze der pfälzisch-böhmischen Truppen, mit denen er sich 1619 mit Glück behauptete, bis die Schlacht am weißen Berg bei Prag Böhmens Schicksal entschied. C. floh mit seiner Familie zuerst nach Stade, dann nach Schweden und ließ sich endlich unter dänischem Schutz in Flensburg nieder. Am 22. Januar 1621 wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen und die Vollziehung derselben Kursachsen übertragen, doch bewirkte 1623 mehrfache Fürsprache die Wiederaufhebung der Acht, worauf sich C. im Sommer 1624 persönlich mit Ferdinand II. aussöhnte. Seit dem 14. Mai 1618, durch den Tod seines Bruders, Johann Georg I. von Dessau, Senior des Hauses geworden, verwaltete er fortan sein Land mit väterlicher Treue und suchte die über dasselbe hereinbrechenden Drangsale des dreißigjährigen Kriegs zu mildern; er † am 17. April 1630 zu Bernburg. Seine Gemahlin war ihm schon 1624 im Tode vorangegangen.

3) Markgrafen von Brandenburg: a) C. Wilhelm, Administrator des Erzstifts Magdeburg, ein Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg und der Tochter des Markgrafen Johann von der Neumark, Katharina, 1587 geboren, hatte sich zu Frankfurt und Tübingen den Wissenschaften gewidmet und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts Deutschland, England, Frankreich, die Niederlande und die Schweiz bereist. Auf Grund eines von seinem Vater, dem Kurfürsten Joachim Friedrich, mit dem magdeburger Kapitel geschlossenen Vergleichs wurde er im Januar 1598 zum Erzbischof erwählt, welches Amt er aber erst nach Erlangung des kanonischen Alters am 18. Juli 1608 antrat. In Folge seiner Vermählung 1614 legte er es zwar wieder nieder, wurde jedoch noch in demselben Jahre durch eine neue Wahl des Kapitels zum Administrator ernannt. Durch seine Stellung in den dreißigjährigen Krieg verwickelt, griff er im Verein mit andern Fürsten den Bischof Christian von Halberstadt an, der zwar geschlagen ward (23. Okt. 1621), aber nichtsdestoweniger seine Feindseligkeiten gegen die benachbarten protestantischen Gebiete fortsetzte. Im Jahre 1616 auch zum Koadjutor von Halberstadt erwählt, ließ er sich in ein Bündniß mit Dänemark ein, nahm beim niedersächsischen Kriegsheere ein Kommando an und eilte, da das bedrängte Stift beim Nahen Wallensteins und Tilly's den mächtigen Herzog August von Sachsen zum Koadjutor wählte, 1629 nach Schweden zu Gustav Adolf, mit welchem er dann 1630 zugleich den deutschen Boden betrat. Er warb hierauf in Magdeburg eine Schaar und fügte den Kaiserlichen manchen Schaden zu, ward aber 1631 bei Eroberung jener Stadt gefährlich verwundet, ins pappenheimsche Lager abgeführt und von den Jesuiten 1632 zum Uebertritt zur katholischen Kirche überredet, ein Schritt, welchen eine in seinem Namen erschienene Schrift: „Speculum veritatis", rechtfertigen sollte. Er wurde hierauf auf freien Fuß gesetzt und ihm im prager Frieden (1635) aus den Einkünften des Erzstifts Magdeburg jährlich eine Summe von 12,000 Thalern zugesichert. Im westphälischen Frieden überließ man ihm dafür die Aemter Loburg und Zinna. C. † 1665 an letzterem Ort. Er war zweimal vermählt, erst mit Dorothea, Tochter des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, welche 1649 starb und eine Tochter hinterließ, dann seit 1650 mit Barbara Elisabeth, verwittweten Gräfin von Waldstein, welche Ehe kinderlos blieb.

b) C., Sohn des Kurfürsten Johann Georg und dessen dritter Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Fürsten Christian zu Anhalt, geboren zu Berlin 1581, studirte in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts zu Frankfurt a. d. O., bereiste darauf Italien, kehrte jedoch bald nach seines Vaters Tode zurück. Die Verordnung seines Vaters hatte ihm die Neumark zugesichert, aber sein Bruder, Kurfürst Joachim Friedrich, sich auf des Kurfürsten Albrecht Hausgesetz berufend, hatte bereits Besitz vom ganzen Lande ergriffen. Später wurde er durch Erbschaft Markgraf von Baireuth. Er war in der Folge vielfach mit den Angelegenheiten des brandenburgischen Hauses beschäftigt und bemühte sich namentlich, die wegen der jülichschen Erbfolge zwischen Brandenburg und Sachsen entstandenen Zwistigkeiten beizulegen. Der Protestanten nahm er sich nach Kräften an, namentlich besuchte er 1631 die Versammlung zu Leipzig und

befand sich 1632 bei dem König Gustav Adolf im Lager vor Nürnberg. Sein Eifer für die protestantische Sache war seinem Lande übrigens vielfach verderblich, und nur der Abschluß des prager Friedens 1635 rettete es vor dem völligen Ruin. Auch am westphälischen Friedensschlusse betheiligte sich C. durch Gesandte. Nach hergestelltem Frieden suchte er den Wohlstand seines Landes wieder zu heben, vorzüglich nahmen die Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Seit 1604 mit Maria, der Tochter des Herzogs Albert von Preußen, vermählt, wurde er Stifter der baireutischen Linie. Er † 1655.

c) C. Ernst, Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach, Sohn des Vorigen, 1644 geboren, trat 1662 die Regierung an und erwarb sich nicht nur um Hebung seiner Länder hohe Verdienste, sondern unterstützte auch den Kurfürsten von Brandenburg erfolgreich, der sich 1680 Hollands gegen Frankreich annahm. Er nahm viele französische Flüchtlinge auf und wies ihnen Wohnsitze namentlich in und um Erlangen an. Er ist der Begründer der Universität Erlangen, in welcher Stadt ihm 1843 auch ein Standbild errichtet worden ist (s. Erlangen). Er † 1712.

4) Herzöge von Braunschweig: a) C. der Aeltere, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Bischof zu Minden, 1566 geboren, Sohn des Herzogs Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg und der dänischen Prinzessin Dorothea, wurde 1597 zum Koadjutor des Stifts Minden erwählt und trat 1599 die Regierung selbst an, nachdem er sich verpflichtet hatte, die Landesfreiheiten zu bestätigen und ohne des Kapitels Genehmigung keine Verfügungen zu erlassen. C. gestattete Jedem freie Religionsübung. Nach dem Tode seines älteren Bruders (1611) trat er die Regierung der braunschweigischen Lande an und wurde 1616 auch Koadjutor des Stifts Halberstadt, auf welche Würde er jedoch später verzichtete. Beim Ausbruch des Religionskrieges trat er mit dem Herzog Friedrich von Holstein zur Partei des Kaisers, wurde Oberst der niedersächsischen Kreistruppen und suchte mit vieler Klugheit den Schauplatz des Krieges möglichst vom Stiftslande fern zu halten, doch nahmen 1623 die Kaiserlichen unter Tilly nichtsdestoweniger Besitz davon. Als 1629 in Folge des kaiserlichen Restitutionsedikts der Bischof von Osnabrück Ansprüche auf das Stift Minden erhob, trat C. zur schwedischen Partei über, doch behielt er die Oberhand, und der Katholicismus gewann, namentlich bei C.'s häufiger Abwesenheit immer weitere Verbreitung im Mindenschen. C. † 1633 unverheirathet.

b) C., Herzog (herzoglicher Prinz) von Braunschweig-Wolfenbüttel, lutherischer Bischof von Halberstadt, einer der merkwürdigsten Helden des dreißigjährigen Krieges, Sohn des Herzogs Heinrich Julius und der Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark, wurde am 10. September 1599 zu Gröningen im Stift Halberstadt geboren, besuchte die von seinem Großvater gegründete Universität Helmstädt und begab sich dann auf Reisen. Durch den frühen Tod seines Vaters gelangte C.' schon 1616 zur Bischofswürde von Halberstadt und sah sich schon 1617 auch mit der Abtei Michaelstein und einer Propstei zu Braunschweig belehnt. Sein lebhafter Geist trieb ihn aber nach Holland, wo er während der ersten Bewegungen des dreißigjährigen Krieges als Rittmeister diente. Als Friedrich von der Pfalz die böhmische Königskrone wieder verloren, trat C. in dessen Dienst und schwur der unglücklichen Königin, nicht eher zu rasten, bis er ihr das verlorene Königreich wiedergegeben habe. Er drang Anfangs November mit 13 Reitergeschwadern (damals Kornette genannt), zusammen 1500 Mann, über Korvey und Niederhessen in das Kurmainzische ein, verbreitete durch die Zügellosigkeit seines Kriegsvolkes allenthalben Schrecken, ward aber von dem liguistischen General Grafen von Anhalt im busecker Thal im Darmstädtischen geschlagen und wandte sich darauf nach Westphalen, wo er die reichen Bisthümer, namentlich Lippstadt, Soest und Paderborn plünderte. Als hier der heilige Liborius nebst den 12 Aposteln von Silber in seine Hände fiel, dankte er in jugendlichem Uebermuthe jenem, daß er seine Ankunft so freundlich erwartet habe, u. verkündigte diesen, daß sie nun, ihrer Bestimmung gemäß, in alle Welt wandern sollten. Aus den erbeuteten Metallen ließ er zum Spott goldene und silberne Münzen mit den Inschriften „Tout avec Dieu“ und „Gottesfreund, der Pfaffen Feind“ prägen. Das freie üppige Leben in seinem Lager lockte die Völker an, so daß sein Heer bald auf 8000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter anwuchs. Im Februar 1622 schlug C. zwischen Werl u. Soest einen kölnischen Heerhaufen von 3500 Mann, berannte die Stadt Geseke und führte dann sein immer mehr anschwellendes Räuberheer an Thüringens und Hessens Grenze herab ins Fuldaische und durch die Wetterau dem Main zu, überall, namentlich in Hildesheim und Fulda, starke Brandschatzungen erhebend. Würzburg widerstand, Höchst aber fiel, und alle zurückgebliebenen Einwohner wurden gemordet. Von da an wendete sich aber das Kriegsglück. C. erlitt am 10. Juni 1622 bei Höchst von Tilly eine schwere Niederlage, doch gelang ihm zu Bensheim an der Bergstraße noch seine Vereinigung mit dem Grafen Ernst von Mansfeld. Sie zogen nun vereint in das Elsaß, wurden aber hier von ihrem bisherigen Titularherrn, dem Exkönig Friedrich von Böhmen, am 13. Juli persönlich des Dienstes entlassen. Nichtsdestoweniger blieben sie, auch ohne den Nimbus königlicher Bestätigung, auf ihrem Posten und knüpften nach einander mit verschiedenen Mächten Unterhandlungen an; erst durch Vermittelung Tilly's mit dem Kaiser, dann mit dem Herzog von Bouillon zu Gunsten seiner protestantischen Glaubensgenossen, hierauf mit dem König von Frankreich, mit der spanischen Statthalterin der Niederlande u. endlich mit den Staaten von Holland. Letztere nahmen sie auf 3 Monate, hauptsächlich zum Entsatz der belagerten Festung Bergen op Zoom, in ihre Dienste. Der Zug nach Holland führte die Verbündeten von Sedan durch die Ardennen und die feindlichen spanischen Niederlande nach Breda; wiewohl von Strapazen und Hunger ganz entkräftet, schlugen sie sich doch, freilich mit Verlust von allem Gepäck, durch die ihnen bei Fleurus unter General Cordova entgegentretenden Spanier durch, wobei C. eine Wunde erhielt, in Folge deren er den linken Arm verlor, den er dann durch einen silbernen ersetzte. Sogleich nach der Ankunft der Verbündeten zu Bergen op Zoom mußten die Spanier die Belagerung aufheben (2. Oktober), daher denn auch jene nach Ablauf der bedungenen Frist entlassen wurden.

Sie trennten sich nun: Mansfeld zog mit 5000 Mann nach Ostfriesland und C. mit 7500 Mann durch Westphalen in die Grenzländer des niedersächsischen Kreises, angeblich, um die protestantischen Stände gegen die Kaiserlichen und Spanier zu schützen, die unter Tilly 20,000 Mann stark in Hessen standen. Die niedersächsischen Stände fürchteten aber, gerade durch C. allen Greueln des Krieges ausgesetzt zu werden, und wußten ihn durch seinen Bruder und seine Mutter zur Ausstellung eines Reverses zu bewegen, dem gemäß er sich verpflichtete, den Befehlen seines Bruders, des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich, zu gehorchen, keinen Stand des Reichs anzugreifen und sich gegen den Kaiser unterthänig zu bezeigen. Trotz dieser Versprechungen begann jedoch C. bald wieder die kostspieligsten Rüstungen; durch Konfisciren, Plündern und Pressen soll er gegen 22 Centner ungemünztes Silber zusammengebracht haben. In der Mitte Juni 1623 rückte er endlich aus seinem Bisthum mit mehr als 20,000 Mann Tilly entgegen, nahm sein Hauptquartier zu Nordheim, überfiel und schlug eine Abtheilung der Kaiserlichen unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg und wüthete nun zugleich mit Tilly mit Mord und Brand an der niedersächsischen Grenze. Den kaiserlichen Ermahnungen Gehör gebend, wandten sich jetzt die niedersächsischen Stände selbst an den Herzog mit der Drohung, feindlich gegen ihn zu verfahren, falls er sich ferner weigere, sein Heer zu entlassen oder aus dem Kreise abzuführen. Dieser trat darauf den Marsch nach Holland an, resignirte am 18. Juli zu Osnabrück auf seine Stifter Halberstadt und Michaelstein und setzte dann seinen Marsch ins Münstersche mit großer Hast fort. Schon am 26. Juli aber ward sein Nachtrab eingeholt und er selbst am folgenden Tage bei Stadt-Loo vollständig geschlagen. C. entkam mit ungefähr 12,000 Mann über Bredevoort und Doesborg nach Arnheim und ward nochmals von den Generalstaaten auf 3 Monate mit 3000 Reitern, 500 Dragonern und 3000 Mann zu Fuß in Dienst genommen, wegen der Zügellosigkeit seiner Truppen aber bald wieder entlassen. Er zog darauf zu Mansfeld nach Ostfriesland, wurde aber zugleich mit diesem durch Mangel zur Entlassung des Restes seiner Truppen genöthigt und ging nach Haag. Als sich bald darauf eine neue Koalition gegen den Kaiser und Spanien anspann, schloß er sich von Neuem an Mansfeld an, der inzwischen in England günstige Verbindungen angeknüpft hatte und im Oktober mit englischen und französischen Unterstützungen neue Werbungen in beiden Ländern begann. C., zum Anführer der Reiterei des neuen Heeres bestimmt, reiste im November mit Mansfeld nach London, wo er ehrenvoll aufgenommen und mit dem blauen Hosenbande beschenkt wurde. Im Februar 1625 zogen beide Feldherren ihre Truppen in Holland zusammen. Als jedoch hier der Entsatz des vom spanischen General Spinola belagerten Breda wegen der Unentschlüssigkeit der Holländer scheiterte, auch Krankheiten im Heere ausbrachen, begaben sich C. und Mansfeld nach Westphalen und brachten von hier aus große Drangsale über das Erzstift Köln. Bald aber zerstreute sich aus Noth ein großer Theil der Truppen wieder; der Ueberrest von etwa 10,000 Mann gelangte im Oktober in die Gegend von Bremen. Hier trennten sich die beiden Waffengefährten zum letzten Male, indem C. bei seinem Oheim, dem König Christian IV. von Dänemark, der im Bremischen Tilly gegenüberstand, blieb, Mansfeld aber in das Lübeckische zog, um gegen Wallenstein an der Elbe zu operiren. Mit dem vorrückenden dänischen Heere kam C. im Frühling 1626 noch einmal in seine Heimat und wurde von Friedrich Ulrich zum Stellvertreter in der Regierung ernannt. Noch während der Winterszeit betrieb er die Rüstungen eifriger als je, unternahm im Januar mehre glückliche Streifzüge gegen die Kroaten, suchte die Reichsstadt Goslar zu überrumpeln, plünderte noch einmal Paderborn, entsetzte Nordheim und verproviantirte Minden und Göttingen, von wo aus er den in Hessen gelagerten Tilly beobachtete, mußte aber dann, von Schwächlichkeit und Fieber befallen, nach Wolfenbüttel zurückkehren. Daselbst † er am 6. Juni (nach Anderen am 6. Mai, oder am 6. Juli) 1626, vielleicht an Gift. Seine Mutter folgte ihm nach 13 Tagen in die Gruft der Marienkirche zu Wolfenbüttel nach. C. gehört nach dem Urtheil Röse's, des Biographen Bernhards von Weimar, zu den außerordentlichen Charakteren, die in Allem das Maß überschreiten. Seine Zuneigung war ebenso unerschütterlich als sein Haß, und die Güter des Lebens, wie dieses selbst, galten ihm bei der Verfolgung eines selbstgewählten Ziels nichts.

5) Herzöge von Holstein: a) C. Albert, Herzog zu Holstein-Gottorp, Sohn des Herzogs Friedrich, 1641 geboren, trat nach dem Tode seines Vaters (1659) die Regierung an. Er stiftete 1665 die Universität zu Kiel. Als 1667 das Geschlecht der Grafen von Oldenburg ausstarb, mußte er in Folge einer kaiserlichen Entscheidung die ganze Erbschaft dem König von Dänemark überlassen. Zur Beilegung der daraus hervorgegangenen Mißhelligkeiten 1675 nach Rendsburg eingeladen, wurde er daselbst verhaftet und gezwungen, der Souveränetät, die ihm der roeskilder Friede gewährleistet hatte, zu entsagen. Er entkam zwar nach Hamburg, doch wurden seine Länder von den Dänen hart bedrängt, bis ihn der nimwegener Friede 1679 und, als auch dieser von den Dänen nicht gehalten wurde, der altonaer Vergleich 1685 wieder in den Besitz aller seiner Rechte einsetzte. C. † 1694.

b) C. Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geboren am 19. Juli 1798, Sohn Herzogs Friedrich Christian († 1814) und der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark, einer Schwester Friedrichs VI., war in dem Successionsstreit zwischen Dänemark und den deutschen Herzogthümern eine wichtige Person, da ihm, als dem Haupt der jüngeren königlichen Linie des holsteinischen Fürstenhauses im Falle des Aussterbens des Mannsstammes der älteren, gegenwärtig regierenden königlichen Linie des dänischen Regentenhauses, die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zustand. Nach dem Tode seines Vaters erhielt C. bis zu seiner Volljährigkeit (am 19. Juli 1816), unter Vormundschaft seiner Mutter, die Fideikommißgüter, Besitzungen, an denen der herzogliche Titel das Glänzendste ist. Von 1817—19 besuchte er die Universitäten Genf und Heidelberg und bildete sich in Begleitung seines Lehrers Germar auf Reisen durch einen großen Theil Deutschlands, Frankreichs und Hollands weiter aus. Er wurde

in der Folge dänischer Generalmajor und vermählte sich am 18. September 1820 in Gißelfeld mit Luise Sophie, Tochter des Grafen Christian Konrad von Danesjköld-Samsoe. Seit Einführung der Provinzialstände in Schleswig und Holstein (1834) übernahm er persönlich die ihm zustehende erbliche Virilstimme, in welcher Stellung er der Hauptträger der Bestrebungen war, welche die Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen die dänischen Inkorporationsgelüste vertheidigten, während er den allgemein politischen Bestrebungen, welche die freie Entwickelung der Volksrechte betrafen, stets seine Unterstützung versagte. Dennoch sah man in ihm den Hauptvertreter der verbrieften Rechte der Herzogthümer auf Selbstständigkeit und eventuelle Trennung von Dänemark, und er genoß theils dadurch, theils durch die mannichfachen Unterstützungen, die er den deutschen Elementen im Norden Schleswigs angedeihen ließ, große Popularität in beiden Herzogthümern, während ihm eben dies den Haß der Dänen zuzog. Da nach der Thronbesteigung Christians VIII. (1839) der Zeitpunkt, wo das Aussterben des Mannsstammes der ältern königlichen Linie, mithin die Trennung Schleswig-Holsteins vom dänischen Regentenhause eintreten konnte, um so näher gerückt schien, als der König nur einen Sohn, den jetzigen König Friedrich VII., hatte, der ebenfalls keine Aussicht auf Nachkommenschaft darbot, ward der Herzog dadurch zu einer immer entschiedeneren Stellung in den Angelegenheiten von Schleswig-Holstein gedrängt. Als sich nach dem Tode Christians VIII. (20. Januar 1848) am 23. März 1848 die provisorische Regierung der Herzogthümer bildete, schloß er sich mit seiner ganzen Familie der Bewegung an und wirkte, während sich sein Bruder, der Prinz Friedrich, an die Spitze jener Regierung stellte, in Berlin am 24. März jenen Brief des Königs von Preußen aus, worin die 3 Hauptrechte der Herzogthümer: ihre Selbstständigkeit, ihre Unzertrennlichkeit und ihre Vererblichkeit im Mannsstamme, offen anerkannt wurden. Er ließ seine Söhne in die schleswig-holsteinische Armee treten, während er selbst in Rendsburg sich von den Geschäften unmittelbar fern hielt. Inzwischen sowohl in die konstituirende Versammlung, als später in die staatsgrundgesetzliche Landesvertretung gewählt, nahm er an den Sitzungen Theil, stimmte aber auch hier gegen Alles, was eine Entwickelung der Volksrechte bezweckte, wogegen er auf Anbahnung einer friedlichen Verständigung mit Dänemark stets das größte Gewicht legte. Er ward darum von den Dänen nicht minder gehaßt, verlor aber auch zugleich seine Popularität in den Herzogthümern, obwohl er die Armee des Landes in allen Feldzügen begleitete. Als im Januar 1851 Preußen und Oesterreich die schleswig-holsteinische Armee nöthigten, die Waffen niederzulegen, mußte der Herzog, wiewohl er ebenfalls für die Uebergabe der Herzogthümer stimmte, dennoch das Land verlassen und ward von den Dänen mit seinem ganzen Hause verbannt. In Frankfurt schloß er einen Vertrag mit der dänischen Regierung ab, in welchem er seine Güter an Dänemark abtrat und versprach, sich ruhig zu verhalten. Später kaufte er sich in Oberschlesien an. Aus der Ehe, die der Herzog 1820 mit Luise Sophie, geborenen Gräfin von Danesjköld-Samsoe, einging, entsprangen die Prinzen Friedrich Christian August und Friedrich Christian Karl August, sowie 3 Prinzessinnen.

c) C., Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Sohn des verstorbenen Herzogs Wilhelm, geboren am 8. April 1818, wurde Rittmeister der königlich dänischen Leibgarde zu Pferde, erhielt durch Friedrich VII., König von Dänemark, wegen seiner bewiesenen Treue am 22. August 1848 den Titel Hoheit, wurde bald darauf Major und endlich Oberstlieutenant und Kommandeur der Leibgarde zu Pferde. Im J. 1850 ging er im Namen des Königs zur Konferenz nach Warschau. Er ist seit 1842 vermählt mit Prinzessin Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen.

6) Herzöge von Sachsen: a) C., Sohn Ernsts des Frommen von Gotha, 1653 geboren, erhielt bei der Theilung des ernestinischen Sachsens unter Ernsts des Frommen Söhne Eisenberg, Roda, Kamburg und Ronneburg. Er war den abergläubischen Träumereien seiner Zeit, namentlich der Alchemie ergeben und † kinderlos 1707, worauf Eisenberg an Gotha zurückfiel. — b) C. August, zweiter Sohn des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, 1666 geboren, ward 1681 Statthalter des deutschen Ritterordens, 1694, dem Lutherthum abtrünnig, Dompropst zu Köln, Bischof zu Raab, Koadjutor des Erzbisthums Gran, 1703 Administrator der kurkölnischen Länder, 1706 Kardinal und später Oberkommissär bei der Reichsversammlung zu Regensburg; † 1723.

7) Herzog von Schlesien (Brieg, Liegnitz und Wohlau), Sohn des Herzogs Johann Christian und der Dorothea Sibylle, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, 1618 geboren, wurde an dem Hofe eines Fürsten Radziwil in Preußen erzogen, studirte zu Frankfurt a. d. O. und übernahm nach seines Vaters Tod 1639 die Regierung gemeinschaftlich mit seinen Brüdern bis 1654. In der Erbtheilung, die in diesem Jahre Statt fand, erhielt er zunächst das Wohlau'sche, wo er sich durch viele Verbesserungen im Kirchenwesen und in der durch den Krieg gesunkenen Landeskultur verdient machte. Zu letzterem Zwecke bevölkerte er die öden Dörfer mit neuen, aus Polen und Oberschlesien herbeigezogenen Kolonisten, auch erbaute er die 1634 von den kaiserlichen Truppen niedergebrannte Stadt Ohlau und verschönerte sie mit einem Schlosse. Bei der Belagerung von Brieg durch die Schweden (1642) gerieth er in Gefangenschaft, ward aber von den Bürgern der Stadt wieder befreit. Nach dem Tode seiner Brüder verlegte er 1664 seine Residenz hierher. C. † 1672. Der einzige Sohn aus seiner 1648 mit der Prinzessin Luise von Anhalt geschlossenen Ehe starb 1675, und mit ihm erlosch der piastische Stamm.

8) C., erster Bischof und Apostel der Preußen, in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Freienwalde in Pommern geboren, ging in das Kloster Kolwitz und soll später Abt im Bernhardinerkloster Oliva bei Danzig gewesen sein. Durch Glaubenseifer, Kenntnisse und Beredtsamkeit zum Apostel berufen, entsprach er diesem Beruf in großartiger Weise. Er versuchte die Bekehrung der heidnischen Preußen, ließ sich 1211 vom Papst Empfehlungen an den Erzbischof von Gnesen geben und bekehrte 1214 zwei preußische Fürsten, Wapoda und Swahuno. Hierfür vom Papst zum Bischof von

Preußen ernannt, zeigte der vorher so demüthige Mönch von da an mehr und mehr geistliche Herrschsucht. Auf seine Veranlassung wurden die Schwertbrüder aus Livland 1218 und hernach die Ritter des deutschen Ordens zur Bekehrung der Preußen herbeigerufen. Letzteren hatte er seine kulmischen Besitzungen abgetreten, was er jedoch bald bereute. Als C. in Gefangenschaft gerathen war, weigerte sich der Orden nicht nur, ihn auszulösen, sondern nahm sogar seine Güter in Besitz. Nach C.s Tode (um 1242) hörte der Titel eines Bischofs von Preußen auf.

Christiana, Heilige, welche nach der Legende um die Zeit Konstantins des Großen lebte und Veranlassung zur Ausbreitung des Christenthums in Iberien gab. Eine einfache Magd, soll sie durch ihr Gebet u. A. auch die Königin Iberiens von einer schmerzhaften Krankheit geheilt und dadurch sie und den König zum Christenthum bekehrt haben. Ihr Gedächtnißtag ist der 15. December.

Christiand'or, dänische, seit 1775 unter dem König Christian VII. geprägte Goldmünze mit des Königs Brustbild und dem dänisch-norwegischen Wappen, 5 Thaler 2 Gr. Kurant werth.

Christiania, norwegisches Stift, das, auch Aggerhuus genannt, den südöstlichen Theil des Reichs in sich begreift, im Norden an das Stift Drontheim, im Westen an die Stifter Bergen und Christiansand, im Süden an letzteres und an das Kattegat, im Osten an Schweden grenzt und in die 6 Aemter Aggerhuus, Smaalehnen, Hedemark, Christiansamt, Buskerud und Jarlsberg (Laurvig) zerfällt. Der Flächeninhalt beträgt 1465 □Meilen mit 560,385 Einwohnern. Das Stift C. ist das fruchtbarste von ganz Norwegen. Die gleichnamige Hauptstadt des Stifts, zugleich Hauptstadt des Königreichs Norwegen, sowie des Amts Aggerhuus (92,25 □M. mit 95,961 Einw.), liegt 134 Fuß hoch am Hintergrunde des malerischen, 18 Meilen langen Christianiafjords (früher Follo- oder Opslofjord genannt), wird vom Flüßchen Agger durchschnitten, u. besteht aus den Stadttheilen Pipervikeu, Hammersborg, Vaterland, Groenland, Leret und Opslo. Daneben liegt die Veste Aggerhuus (s. unten). Opslo oder gamb byen (Altstadt), an der Südseite, ehemals die Residenz der alten norwegischen Könige, ward vom König Harald Haardrade 1060 gegründet, sank aber, als nach dem großen Brande von 1624 König Christian IV. das heutige C. gegründet hatte, zur Vorstadt herab. Hier erhebt sich die alte Residenz der Bischöfe von Opslo, deren Bisthum seit der Reformation mit dem Bisthum Hammer vereinigt wurde. Auch hat Opslo noch seine eigene Kirche und ein Armen-, Zucht- und Irrenhaus. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind meist breit und gerade, leidlich gepflastert und haben anständige Trottoirs. Die alten Blockhäuser, aus denen die Stadt ehemals bestand, sind verschwunden, und alle Holzbauten innerhalb der Stadt neuerdings durch Gesetz verboten. Die meisten Häuser sind einstöckig. Von dem Mittelpunkte der alten Stadt am Wasser gehen 9 Straßen ab, wo man oft plötzlich von stattlichen massiven Gebäuden auf rauhe Felsen und Wiesenland kommt. Die breite Karl-Johanns-Gade, die unmittelbar nach der imposanten weißen Fronte des königlichen Palastes (Kongesbolig) auf einer Anhöhe hinter der Stadt führt, soll jeder europäischen Hauptstadt würdig sein. Unter den Gebäuden sind die Börse, das Sitzungshaus des Storthing, der Regierungspalast, das Theater und der Dom zu nennen. Auf dem alten Marktplatze ist vor Kurzem eine sehr hübsche Markthalle von Ziegeln in halbbyzantinischem Styl errichtet worden. Das alte Schloß, der Sitz der norwegischen Könige bis 1739, existirt nicht mehr; das neue, von Karl Johann erbaute ist ein großes, einfaches Gebäude. Außer der Kathedrale besitzt die Stadt noch 3 Kirchen. C. ist Sitz des Storthing, der Regierung von Norwegen, des höchsten Gerichts, des Stiftsamtmanns und des Bischofs. Unter den Bildungsanstalten, welche C. zum wissenschaftlichen Mittelpunkt des Landes machen, steht die Universität Fridericia (1811 durch freiwillige Beiträge gegründet und mit einem Fond von 64,000 Speciesthalern dotirt) obenan. Die Zahl der Professoren beträgt 30, die der Studirenden gewöhnlich 600—700. Mit der Universität verbunden sind naturhistorische Museen, ein Münzkabinet, ein Museum skandinavischer Alterthümer, eine Bibliothek von 125,000 Bänden, ein botanischer Garten und eine Sternwarte, die etwas entfernt von der Stadt liegt. Außerdem besitzt C. eine höhere Militär- und eine Kriegsschule, ein Gymnasium, Bürger- und Volksschulen, Erziehungsinstitute und eine Kunst- und Zeichenschule, mit der eine Nationalgallerie in Verbindung steht; von sonstigen gemeinnützigen Anstalten mehre Spitäler, Kleinkinderschulen, ein Bußgefängniß, Zuchthaus, Armenhäuser u. dergl. Auch haben hier mehre gelehrte und künstlerische Gesellschaften ihren Sitz. Die Bevölkerung C.'s ist in raschem Wachsthum begriffen; während sie 1814 erst 12,000 Seelen betrug, zählte man 1855 deren 39,960. Die industrielle Thätigkeit in der Stadt und Umgegend ist nicht unbedeutend; in blühendem Betrieb stehen Baumwollenspinnereien, Webereien, mechanische Werkstätten, Papier- und Oelmühlen, Seifensiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, zahlreiche Sägemühlen, Ziegelbrennereien 2c. In Betreff des Handels ist C. nach Gothenburg und Bergen die wichtigste Stadt des Landes. In den sicheren und geräumigen Hafen, der freilich 3—4 Monate lang durch Eis unzugänglich ist, laufen jährlich 600—700 Schiffe ein. Dampfboote vermitteln einen regelmäßigen Verkehr mit Gothenburg, Kopenhagen, Kiel und Hull. Die Stadt selbst hat 80 eigene Schiffe und führt vornehmlich Holz (1840 an Nutzholz allein 38,227 Lasten à 40 Centner), Eisen, Alaun und Glaswaaren aus. Eine Eisenbahn, über 40 Meilen lang, ist bereits bis Eidsvold am Fuße des langen Miösensee's, auf welchem Dampfschiffe bis Lillehammer an seiner Spitze gehen, und der den Erzeugnissen des fruchtbaren Guldbrandsdal und des umliegenden Landes Absatz verschafft, im Werk, und durch sie wird C. immer mehr der Mittelpunkt auch des Binnenhandels von Norwegen. So ist C., das außerdem auch Centrum des norwegischen Buchhandels ist, eine ebenso wohlhabende als gebildete Stadt und gibt ein merkwürdiges Beispiel von dem Fortschritt, den Norwegen seit seiner Trennung von Dänemark gemacht hat. Die Umgebungen C.'s sind überaus schön. Aus dem ruhigen Becken des Fjords, welcher zwischen blauen Inseln nach Süden hin verschwindet,

erhebt sich das Land allmählig nach allen Seiten, besäet mit freundlichen Landsitzen (Lökkers) und Bauernhäusern, welche immer weniger in die dunkeln, immergrünen Wälder einschneiden, je weiter sie zurücktreten, bis die letzteren ihre alte Herrschaft behaupten und in ununterbrochenen Linien bis auf die Gipfel der Berge zu beiden Seiten streichen. Die alte Veste Aggerhuus, die auf einem Felsen emporragt, wurde 1815 geschleift, bildet aber wieder einen festen Platz, der als Arsenal dient und die Straße nach der Stadt und diese selbst beherrscht. Alte Linden erheben sich über die meisten Mauern und Ziegeldächer, und jenseits, über den Bäumen des Palastparkes, in welchem sich das neue Museum und die Universität befinden, ragt die lange Palaisfronte hervor, hinter welcher eine Reihe von Villen u. Gärten beginnt, die sich westlich um eine tiefe Bucht des Fjords erstrecken, bis sie den neuen Palast Oskarhall auf einer Halbinsel der Stadt gegenüber erreichen. Besonders schön ist der Blick vom Egeberg aus, östlich von C. Das ganze Bild der Stadt und ihrer Umgebung, des See's mit seinen Buchten und Inseln, erinnert viel eher an Italien als an den Norden und ist eines der lieblichsten im nördlichen Europa. Das Klima ist wegen der reinen, klaren Luft sehr gesund. In der Nähe, am See Tyrifjord, liegt Ringerige, ein herrliches Kesselthal mit mehren Seen, welches die Bewohner der Hauptstadt wenigstens einmal im Jahre zu besuchen pflegen.

Christianiabai, s. Christiansfjord.

Christianit, s. Feldspath.

Christianität (v. Lat.), christlicher Sinn u. Geist.

Christiansamt, Amt im Innern des südlichen Norwegen, zum Stift Christiania gehörig, 445,5 (nach Andern 491,25) □Meilen groß, mit 115,149 Einwohnern, zerfällt in die 3 Vogteien Toten, Gudbrandsdalen und Hadeland. Die Hälfte des Landes, das Gebiet des Lougen, vom Miösensee hinauf bis zum Sneehättan, ist Hochgebirge. Das im Süden liegende Hadeland ist mit dichtem Nadelwalde bedeckt und enthält den langen, von Wald umschlossenen Randsfjord, auf welchem mittelst Dampfbooten große Holzmassen herabgeflößt werden. Die Vogtei Toten ist einer der fruchtbarsten Landstriche Norwegens, mit Aeckern und Laubwäldern bedeckt, und auch der Miösensee ist von sehr getreidereichen Gegenden umgeben. Gudbrandsdalen, das Thal des Lougen, ist eng, aber großartig, ein Wechsel von Aeckern, Wiesen, Laub- und Nadelholzwäldern und steilen Gebirgsabhängen, zahllosen Gewässern und Wasserfällen, sowie von Alpentriften, welche die schönsten Alpenpflanzen schmücken. Das Produkt der bedeutenden Viehzucht ist der aus Schafmilch bereitete, treffliche sogenannte Wysekäse. Der bedeutendste Ort ist Lillehammer, an der Mündung des Lougen in den Miösensee, mit 1256 Einwohnern, erst 1827 angelegt, das Ziel der nach Norden fahrenden Dampfschiffe; der Sitz der Amtsbehörden ist Christiania.

Christi annus (lat.), Jahr des Herrn, Jahr des Heils, annus gratiae.

Christiansand, das südlichste norwegische Stift, im Norden und Osten von den Stiftern Christiania und Bergen, im Westen und Süden von der Nordsee begrenzt, umfaßt die 4 Aemter Bradsberg, Lister-Mandal, Nedenäs und Stavanger und zählt auf 735 □Meilen 294,560 Einwohner. Die gleichnamige Hauptstadt, zugleich Hauptort des Amts Lister-Mandal, liegt an der Mündung des Torrisdalself, im Hintergrund einer weiten und sicheren Bucht, ist gut und regelmäßig, aber weitläuftig gebaut und auf 3 Seiten vom Wasser umgeben. Sie hat eine schöne Domkirche, 7 Schulen, eine Bank, viele Fabriken, eine Kriegsschiffswerfte (Station eines Theils der Flotte) und einen vortrefflichen Hafen, der durch das Fort Christiansholm und die befestigte Insel Laugmansholm vertheidigt wird, ist Sitz eines Bischofs (seit 1682) und eines Obergerichts und zählt 9520 Einwohner, welche bedeutende Schifffahrt, ansehnlichen Handel (namentlich mit Holz und Fischen) und Schiffsbau treiben. Vor der Bucht, welche die größten Flotten aufnehmen kann, liegt die Insel Flekkeröe. Gegründet wurde C. 1641 durch König Christian IV.

Christiansborg, 1) Schloß, s. Kopenhagen. — 2) Hafenstadt in Guinea, auf der Goldküste, mit sehr starkem Fort und 6000 Einwohnern, bis 1849 Hauptort der dänischen Besitzungen an der Goldküste, seitdem englisch.

Christiansd'or, s. Christiand'or.

Christiansfeld, Kolonie der Brüdergemeinde im schleswigschen Amt Hadersleben, in der Nähe des kleinen Belts, ein sauberer und freundlicher Ort (1732 gegründet) mit einem vortrefflichen Erziehungsinstitut und etwa 700 Einw., welche Leder-, Tabaks-, Lichte- und Handschuhfabrikation treiben.

Christiansfjord, Meerbusen im norwegischen Stift Christiania; vor demselben liegen die Hvalöen (Wallfischinseln), im Grunde die Hauptstadt Christiania.

Christiansöe, s. Erdholme.

Christianstad, schwedisches Län im Südwesten des Landes, an das Kattegat und die Ostsee grenzend, umfaßt den nördlichen und östlichen Theil von Schonen und enthält 114,46 □Meilen mit 201,440 Einwohnern, deren Haupterwerbszweig Ackerbau, Waldkultur und Fischfang sind. Der nördliche Theil des Landes ist sumpfig und reich an Seen, der mittlere ein fruchtbares und hügeliges Thalland; die Küste enthält strichweise Flugsand. Im Ganzen kommen von dem Areal 10,28 □M. auf Acker-, 13,37 auf Wiesland, 73,34 auf Weide und Wald und 37,35 □M. auf Seen. Die gleichnamige befestigte Hauptstadt des Läns, 2 Meilen von der Ostsee gelegen, in sumpfiger Niederung am Flusse Helge, über den eine mehr als 700 Ellen lange Brücke führt, ist regelmäßig angelegt, mit breiten Straßen und hölzernen Häusern, hat eine schöne Kirche, ein Arsenal, ein Länshospital für Irre, Armenhaus, 2 Marktplätze und einen Hafen, 2 Meilen von der Stadt zu Ahus, wo die Helge in die Ostsee fällt. Die Einwohner, 5600 an der Zahl, treiben Fabrikation von Wollenzeuchen, Leder und Handschuhen und etwas Handel mit Holz, Pech, Potasche u. dergl. Die Stadt wurde 1614 von König Christian IV. als Festung gegründet, nachdem die benachbarten Städte Ahus und Wä im Kriege zerstört worden waren. Im Frieden von Roeskilde 1658 wurde sie an Schweden abgetreten.

Christianssted, befestigte Hauptstadt der dänischen Insel St. Croix in Westindien, an der Nordostküste, ist Sitz des Gouverneurs und des höchsten Gerichtshofes über die dänischen Antillen, hat einen

geräumigen und sichern Hafen und 9521 Einwohner.

Christianstadt, 1) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, am Bober, hat ein Schloß und gegen 1020 Einwohner, welche Töpferei, Tuch- und Leinweberei treiben. Die Stadt C. entstand aus dem Dorfe Neuendorf, als seit 1659 viele schlesische Protestanten in Folge von Religionsbedrückungen hierher auswanderten. — 2) Stadt, s. Christianssted.

Christiansund, Seestadt im norwegischen Stift Drontheim, Amt Romsdalen, sonst Nordmöer Toldsted oder Lille-Fossen geheißen und der Stadt Drontheim untergeben, seit 1742 nach König Christian VI., der sie mit Privilegien versah, C. genannt, liegt auf den 3 Inseln Indlandet, Kirklandet und Norrlandet, hat eine sehenswerthe Kirche, Schiffswerften, einen trefflichen Hafen und 4300 Einw., welche Handel und Schifffahrt treiben.

Christianswurz, s. v. a. Christwurz.

Christianus (lat.), Christ; Christian.

Christianus Democritus, Pseudonym für Dippel (Johann Konrad).

Christiern (dän.), Christian.

Christina, Heilige, im Toskanischen geboren. Weil sie die kostbaren Hausgötzen zerbrochen und unter die Armen vertheilt hatte, ließ sie der heidnische Vater in den Kerker werfen und aufs Grausamste foltern, ohne sie aber dadurch von ihrem christlichen Bekenntniß abwendig machen zu können. Als sie gezwungen werden sollte, dem Apollo zu opfern, stürzte nach der Legende das Götzenbild zertrümmert zu Boden. Gleichwohl wurde sie mit Pfeilschüssen getödtet (um 300 n. Chr.). Ihren Leichnam besitzt Palermo, wo sie als Schutzpatronin verehrt wird. Ihr Gedächtnißtag ist der 24. Juli.

Christine, 1) C. Auguste, Königin von Schweden, die berühmte Tochter Gustav Adolfs und der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore, geboren am 8. (18.) Dec. 1626, erhielt schon unter der Leitung ihres Vaters eine mehr männliche als weibliche Erziehung und war noch vor der Abreise Gustav Adolfs nach Deutschland von den Ständen als Nachfolgerin desselben mit dem Vorbehalt anerkannt worden, daß sie nach erlangter Volljährigkeit die Rechte der Stände nach dem Beispiel ihrer Vorfahren anerkenne. Auf die Nachricht von des Königs Tode wurde sie daher sogleich zur Königin ausgerufen u. eine vormundschaftliche Regierung errichtet. Als der Kanzler Axel Oxenstierna 1636 nach Schweden zurückkehrte, wurde C. der Mutter ganz entzogen und von jenem in Politik u. Regierungskunst, daneben auch in Sprachen, unter denen sie die lateinische, griechische und französische mit Vorliebe trieb, unterrichtet. Selbst den größern Theil der Nacht widmete sie ernsteren Studien. Alle weiblichen Beschäftigungen blieben ihr dagegen fremd. Schon 1643 war sie in den Reichsrath zugelassen worden, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen, und hatte durch ihre Umsicht, ihren Scharfsinn und ihre Fassungsgabe Staunen erregt. Am 7. December 1644 ward ihr von den Ständen die Regierung feierlich übertragen, u. sie begann sogleich, diese mit großer Energie und Selbstständigkeit zu führen. Da der dreißigjährige Krieg noch fortdauerte, schloß sie mit Dänemark 1645 den Frieden zu Brömsebro, der der schwedischen Krone Blekingen, Smaland und verschiedene Handelsvortheile einbrachte. Den Reichskanzler Oxenstierna erhob sie zwar zum Grafen, entzog sich aber mehr u. mehr seinem Einfluß, zumal sie hörte, er beabsichtige, sie mit seinem Sohn zu vermählen, und schloß sich der jungen Aristokratie wie der feineren französischen Sitte an. Als sich nach dem westphälischen Friedensschluß Schweden eines dauerhaften Friedens zu erfreuen schien, machte man ihr neue Vermählungsvorschläge. Ihr Vater hatte den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu ihrem Gemahl ausersehen, und die Unterhandlungen dauerten noch nach Gustav Adolfs Tode fort, zerschlugen sich aber endlich. Schneller standen die übrigen Bewerber ab, unter denen der König von Portugal, Johann IV., der König von Spanien, Philipp IV., der König Wladislaw von Polen und sein Bruder Johann Kasimir die vornehmsten waren. C. selbst hatte dem Prinzen Karl Gustav von Zweibrücken schon im zarten Alter ihre Hand versprochen, und auch die Reichsstände erklärten sich damit zufrieden. Durch Intriguen hatte man ihr jedoch Widerwillen gegen den Prinzen einzuflößen gewußt, doch wollte sie ihn auch jetzt noch, wenigstens für den Fall, daß sie ohne Erben sterben sollte, zu ihrem Nachfolger erhoben sehen, und brachte es auch bei den anfangs widerstrebenden Reichsständen dahin, daß sie 1649 den Pfalzgrafen Karl Gustav feierlich zu ihrem eventuellen Nachfolger ernannten. Im Oktober 1650 ließ sie sich mit großer Pracht in Stockholm krönen. Während sie die Zügel der Staatsregierung mit männlichem Geiste führte, versammelte sie zugleich ausgezeichnete Männer der Wissenschaft um ihren Thron und suchte oft in Upsala im Umgang mit gelehrten Notabilitäten Erholung, bereicherte auch die Universität mannichfach. Mit vielen Gelehrten stand sie im Briefwechsel. In Deutschland wollte sie eine evangelisch-theologische Akademie gründen, um die protestantischen Konfessionen zu vereinigen. Auch Dichter und Künstler zog sie an ihren Hof u. brachte mit vielen Kosten werthvolle Sammlungen von Gemälden, Antiken und Münzen zusammen. Kein Wunder daher, wenn das Lob der „Pallas Suecica", der „zehnten Muse", der „Sibylle des Nordens", der „Coelestis heroina" ꝛc. von allen Zungen tönte und die freigebig Bedachten ihr Werke widmeten. Um so unzufriedener waren aber bald die Stände mit ihrer Regierung, das Volk mit ihrer Verschwendung des Staatsschatzes, der Adel mit ihrer Begünstigung der Talente ohne Rücksicht auf Geburt und Stand. Viele Glieder des Reichsraths zogen sich mißmuthig zurück. Graf Magnus war der allmächtige Günstling der Königin. Nachdem schon länger in dem Gemüth der Königin eine Veränderung vorgegangen war, trat sie im Okt. 1651 mit der Erklärung, abdanken zu wollen, vor den Reichstag. Lange blieb sie gegen die dringendsten Vorstellungen der Stände unerbittlich, und erst als der Großkanzler ihr im Namen des Reichsraths versprach, die Krone von ihrer Schuldenlast, selbst mit Aufopferung des eigenen Vermögens, zu entbinden und ihr eine beträchtliche Summe für ihren Hofhalt auszusetzen, gab sie nach. Als Grund hatte sie vor den Reichsständen angegeben, daß sie nicht besser für die Sicherheit des Staats und die Ruhe der Unterthanen, welche die Krone durch einen

Erben befestigt zu sehen wünschten, zu sorgen wisse, als indem sie, da sie selbst unvermählt zu bleiben wünsche, dem Prinzen von Schweden den Thron einräume. Vielleicht wirkte auch die Eitelkeit mit, sich von der Welt für die großmüthige That bewundert zu sehen; möglich auch, daß sie sich von der Last der Krone in ihren Neigungen beschränkt fühlte. Ihre Stellung blieb fernerhin eine schwierige, da sie, allzu sehr an Aufwand gewöhnt, den schweren Druck der Bauern, auf die alle Lasten fielen, und die mehrmals mit offenem Aufruhr drohten, nicht zu mildern vermochte. Zu dieser Zeit erstand ihr ein böser Dämon in der Person des Arztes Bourdelot; derselbe hatte die Königin 1652 aus einer schweren Krankheit errettet und benutzte nun ihre Dankbarkeit, seine großen geselligen Talente und seine Ueberredungskunst dazu, sich Einfluß am Hofe zu verschaffen. Vor Allem suchte er die Achtung der Königin vor den Gelehrten zu ersticken und sie lächerlich zu machen; auf sein Anstiften mußte Meibom, der sich viel mit der Musik der Alten, u. Naudé, der sich mit dem Tanz der Alten beschäftigt hatte, eine Kunstproduktion im Gesang und Tanz der Alten geben, wobei der ganze Hof in ein erschütterndes Gelächter ausbrach und dadurch Meibom so reizte, daß sich derselbe thätlich an Bourdelot vergriff, weshalb er den Hof verlassen mußte. So wurden nicht nur nach und nach die gelehrtesten Männer entfernt und die Königin mit unbedeutenden Persönlichkeiten umgeben, sondern Bourdelot untersagte ihr auch das Studiren als der Gesundheit schädlich u. verleitete sie dagegen zur Veranstaltung geräuschvoller Lustbarkeiten, zu Balleten, Maskeraden, in denen sie selbst auftrat, Thierkämpfen, Turnieren u. dergl. Der spanische Gesandte Pimentelli von Amaranta, ein vollendeter Hofmann, unterstützte die Bemühungen des Leibarztes aufs Eifrigste; ihm zu Ehren stiftete die Königin den berüchtigten Amarantenorden von 15 männlichen und weiblichen Mitgliedern und lebte mit ihm zu Jakobsdal auf dem vertrautesten Fuße. Dabei schmachtete das Volk unter dem unerhörtesten Drucke. Den Historiker Messenius, der eine sie hart angreifende Schrift veröffentlicht hatte, ließ sie mit seinem Sohne zum Tode verurtheilen u. hinrichten. Endlich aber (1653) fand sie sich durch die allgemeine Stimme des Unwillens bewogen, Bourdelot zu entlassen; er ging aber mit ihrer vollen Gnade, u. 30,000 Thaler, dem Mark des Volks erpreßt, gab sie ihm als Wegzehrung mit. Bei aller Thätigkeit, bei allem Forschen, selbst bei rauschenden Festen fühlte sich C. mehr u. mehr unbefriedigt; ihre Kränklichkeit machte sie noch reizbarer. Mit Unmuth hörte sie besonders die lutherische Geistlichkeit ihren Plan einer Vereinigung der Protestanten tadeln, dazu erregten ihr deren lange Predigten Langeweile, und es regten sich in ihr zuletzt Zweifel an der Wahrheit des Lutherthums. Ueberdies gewann damals der Jesuit Macedo, Beichtvater und Dolmetscher des portugiesischen Gesandten Pinto Pereira, ihr Vertrauen und zog 1652 noch andere Jesuitenväter in der Verkleidung von italienischen Edelleuten in die Nähe der Königin. Die Unzufriedenheit des Volks, die Finanznoth, politische Verwickelungen, denen sie sich nicht gewachsen fühlte, Ueberdruß an der Regierung, Sehnsucht nach Freiheit brachten endlich in der Königin den lange genährten, schon einmal unterdrückten Entschluß, abzudanken, zur Reife, und sie erklärte demselben am 11. Februar 1654 dem Reichsrath als unwiderruflich. Umsonst widersprach dieser; sie blieb diesmal unerbittlich, forderte aber 200,000 Thaler jährliche Revenüen, mit der Berechtigung, diese Summe im Auslande verzehren zu dürfen. Am 6. (16.) Juni 1654 wurde im Reichsrathe ihre Abdankungsurkunde verlesen und noch an demselben Tage Karl Gustav zum König gekrönt. Schon war sie an der Grenze angekommen, als derselbe noch einmal um ihre Hand anhielt, aber sie schlug sie ihm ab und eilte ins Dänische, wo sie sich erst frei fühlte. Manche legten diesem Schritt unlautere Motive unter, als ob C. die Hoffnung gehegt habe, der deutsche Kaiser Ferdinand IV. werde sich mit ihr vermählen, doch entbehrt diese Angabe, zumal bei dem bald darauf erfolgten Tode des Kaisers, durchaus aller Begründung. Im Juli 1654 kam C. nach Hamburg, von wo aus sie dem König von Schweden ihren Entschluß mittheilte, nie nach Schweden zurückzukehren, und begab sich dann über Münster, wo sie mit den Jesuiten vertraulichen Umgang pflog, nach Antwerpen. Am 23. December 1654 hielt sie einen prachtvollen Einzug in Brüssel, und hier war es, wo ihr der Dominikaner Pater Guemes im Palast des Erzherzogs Leopold, in Gegenwart Pimentelli's und Montecuculi's, heimlich das katholische Glaubensbekenntniß abnahm. Auch dieser Schritt setzte die Welt in Staunen, da man sich nicht überzeugen konnte, daß die aufgeklärte Jüngerin der Wissenschaft, die Tochter des großen Beschützers der evangelischen Kirche, ihrer früheren festen Ueberzeugung entgegen, auf einmal von der Wahrheit des katholischen Glaubens habe durchdrungen sein können. Sie selbst soll später geäußert haben, daß sie ihrer väterlichen Religion nicht deswegen entsagt habe, weil sie dieselbe für falsch gehalten, sondern daß sie durch dringende Ursachen bewogen worden sei, sich äußerlich zur römischen Kirche zu bekennen. Gewiß ist, daß sie nie eine Andacht heuchelte, die sie nicht empfand. Als sie dem Papst ihren Vorsatz, nach Rom zu kommen, gemeldet hatte, schickte er seinen Protonotarius Holstenius nach Innsbruck, vor dem sie ihr öffentliches Glaubensbekenntniß ablegte. Als der Erzherzog ihr zu Ehren darauf eine Komödie aufführen ließ, soll sie gerufen haben: „Messieurs, il est bien juste, que vous me donniez la comédie, après vous avoir donné la farce!“ In den Staaten des Papstes ward C. mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Beim Anblick von Loretto stieg sie aus dem Wagen und ging zu Fuß in die Kapelle, wo sie eine Krone und ein Scepter niederlegte. Im Amazonengewande und zu Pferde hielt sie darauf in Rom einen prächtigen Einzug; der Papst firmelte sie, wobei sie den Namen Alessandra erhielt. Als sie während des Gottesdienstes zu laut mit den Kardinälen schwatzte und lachte, reichte ihr der Papst einen Rosenkranz; sie aber erklärte, sie wolle nicht Katholikin nach dem Rosenkranze sein. Bald verbreiteten die Jesuiten die gehässigsten Gerüchte über den leichtfertigen Lebenswandel und die ärgerlichen Reden der neuen Konvertitin. Im Sommer 1656 verließ sie Rom, um sich nach Frankreich und dann nach Deutschland zu begeben. In Paris war sie bald der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; man fand sie eben so geistreich als unweiblich. Im

September 1656 reiste sie nach Italien zurück, ging aber schon im folgenden Jahre abermals nach Frankreich, obgleich Mazarin, der den Verdacht hegte, daß sie den Frieden zwischen Frankreich u. Spanien befördern wolle, sie nicht eben willkommen hieß. Im königlichen Schlosse zu Fontainebleau ließ sie ihren Oberstallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen angeblicher Untreue von einigen Trabanten mit 26 Dolch- und Degenstößen gerichtlich ermorden, wodurch sie bei Hof und beim Publikum die Achtung verscherzte und sich allgemeinen Tadel zuzog. Umsonst legte sie darauf Cromwell den Wunsch nahe, daß er sie zu einem Besuch in England einladen möge, und kehrte daher noch 1658 nach Rom zurück. Da ihre Einkünfte von Schweden immer unregelmäßiger eingingen, machte sie dem Kaiser den abenteuerlichen Antrag, ihr 24,000 Mann Truppen zu überlassen, mit denen sie das schwedische Pommern erobern wolle, welche Provinz nach ihrem Tode an das deutsche Reich fallen sollte. Wiewohl der Kaiser das Anerbieten annahm, so gab sie den Plan doch bald wieder auf. In ihrer Bedrängniß erhielt sie vom Papst ein Jahrgehalt von 12,000 Scudi, aber auch den jungen geistreichen Kardinal Azzolini zum Oberhofmeister, der alle ihre Schritte genau überwachen sollte. Unwillig darüber, und um ihre schwedischen Angelegenheiten zu ordnen, unternahm sie nach dem Tode Karl Gustavs 1660 eine Reise in ihr Vaterland. Schon in Hamburg erfuhr sie aber, daß man ihre Ankunft in Schweden nicht gern sehen würde; u. als sie auf schwedischem Boden angelangt war, suchte man sie an der Fortsetzung der Reise zu hindern, da ihr Uebertritt zur katholischen Kirche in Verbindung mit ärgerlichen Gerüchten über ihren Lebenswandel ihr alle Sympathien entzogen hatte. Gleichwohl wurde sie zu Stockholm mit allen Ehrenbezeigungen empfangen, entfremdete sich aber die Herzen vollends dadurch, daß sie sogleich eine katholische Kapelle errichten ließ. Ihr Abdankungsvergleich wurde von der neuen Regierung bestätigt, obschon die Geistlichkeit meinte, daß sie durch ihren Uebertritt den Thron ohnedies verwirkt habe; zugleich ließ man ihre Kapelle niederreißen u. wies ihre Geistlichen und die Italiener in ihrem Gefolge aus dem Reiche. Wirklich hatte sie den Ständen einen Aufsatz übergeben lassen, worin sie auf die Krone von Schweden, im Fall der König ohne männlichen Erben sterbe, Ansprüche erhob; die Stände zwangen sie aber, eine neue, vollständige Entsagungsakte auszustellen. Auch in Norrköping, wohin sie sich für den Winter begeben hatte, verbot man ihr, Messe lesen zu lassen, was sie bewog, ihr Vaterland zum zweiten Male zu verlassen. Im Mai 1661 kam sie nach Hamburg und blieb fast ein Jahr hier, mit alchemistischen Versuchen beschäftigt. Im J. 1667 kehrte sie abermals nach Schweden zurück, vielleicht vom Papste in konfessionellem Interesse aufgemuntert, ging aber, als sie ihre Geistlichen und katholischen Diener entlassen sollte, sogleich wieder nach Hamburg zurück, wo die von ihr veranstaltete Feier der Wahl des Papstes Klemens IX. einen Aufstand des Pöbels veranlaßte, der ihre Wohnung stürmte und sie zu eiliger Flucht zwang. Als Johann Kasimir vom polnischen Thron herabgestiegen war, mischte sie sich wieder in politische Unterhandlungen, wobei der Papst sie scheinbar unterstützte; da sie aber kein Geld zu Bestechungen anwenden konnte und zu einer Vermählung sich noch weniger entschließen mochte, mußte sie sehen, wie der schwache Wiesnowiezki gewählt wurde. Nach Klemens' IX. Tode (1670) gefiel sie sich nicht mehr in Rom, obwohl sie dort der Mittelpunkt der geistlichen und gelehrten Kreise war und eine Akademie um sich versammelt hatte, aus der später die Gesellschaft der Arkadier zur Veredlung der italienischen Sprache u. Dichtkunst hervorging. Voll Unruhe suchte sie in politischen Intriguen, einem ungeheuren Briefwechsel und eigenen schriftstellerischen Arbeiten Zerstreuung. Im Jahre 1672 begab sie sich nach Frankreich, von wo aus sie nach Johann Kasimirs Tode als dessen nächste wasaische Verwandte auf dessen Güter in Polen und Neapel Ansprüche erhob. Der Papst unterstützte ihre Forderung, allein ihre sechsjährigen Bemühungen in dieser Sache blieben in Folge ihrer Mittellosigkeit ohne Resultat. Als Brandenburg 1674 im Kriege mit Schweden das ihr theilweise als Apanage angewiesene Pommern besetzte, verlangte sie wieder vom Kaiser ein Heer; dieser ging aber nicht darauf ein, und auch auf dem nimwegener Friedenskongreß richtete sie nichts aus. Unter dem strengen Innocenz XI. ernster, wenn auch nicht frömmer geworden, hatte sie sich in Rom eingelebt und wollte es nicht mehr verlassen. Ihre lebhafte Betheiligung an dem Streite über die Quartierfreiheit der Gesandten, die auch C. für ihren Palast und dessen Umgebung bisher genossen, hatte zur Folge, daß ihr der Papst ihre Pension nahm. Sie fühlte dadurch eine große Last von ihrer Seele genommen; denn sie verachtete den Papst und dessen Geschenk. Die Kirche müsse wohl vom heiligen Geist regiert werden, meinte sie spottend, denn hinsichtlich der vier Päpste, die sie in Rom erlebt, könne sie schwören, daß keiner gesunden Menschenverstand gehabt habe. Im Jahre 1689 überstand sie eine schwere Krankheit, aber ein Rückfall warf sie kurz darauf noch härter nieder. Sie ließ den Papst um Verzeihung bitten, vermachte dem Kardinal Azzolini ihr Vermögen und endete unter dem Beistand eines Karmelitermönchs am 19. April 1689 ruhig ihr unruhvolles Leben. Gegen ihren Willen wurde sie prächtig in der Peterskirche begraben und erhielt 20,000 Seelenmessen. C. hatte sich auch als Schriftstellerin versucht. Eine ihrer Schriften führt den Titel „Arbeit müßiger Stunde" und besteht aus einer Reihe von Betrachtungen und Sentenzen; von gleichem Inhalt sind die „Gesinnungen und merkwürdigen Reden der Königin C." Ihre Lebensbeschreibung, an der sie seit 1681 arbeitete, führte sie nicht bis zum Antritt ihrer Regierung fort. Zu einem Schäferspiel: „Endymion", das Alexander Guidi bearbeitete, gab sie den Plan. Ihre Lebensbeschreibungen Alexanders des Großen und Cäsars zeugen von gründlichem Studium der Alten und einer großartigen Auffassungsweise, sowie ihre Autobiographie und ihre Aphorismen von bedeutender Menschen- und Selbstkenntniß. Ihre Schriften sind sämmtlich in französischer Sprache abgefaßt. Sie war von kleiner Statur, blendend weißer Farbe, hatte blaue Augen, eine Adlernase und ein üppiges Lockenhaar, auf das sie jedoch wenig Sorgfalt verwandte. Unbestreitbar war C. ein Genie auf dem Thron mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen, voll Wissen, doch nicht von wahrer Wissenschaft, ehrgeizig und eitel,

was sie auf tausend Abwege führte, eine seltsame Vereinigung männlicher und weiblicher Eigenschaften, das Resultat ihrer unweiblichen Erziehung. Ohne die liebenswürdigen Eigenschaften des Weibes, vermochte sie doch in vieler Beziehung sich nicht über weibliche Schwäche zu erheben; dahin gehörten ihr launenhafter Religionsübertritt, ihre Reizbarkeit, ihre Herrschsucht, selbst nachdem sie freiwillig das Scepter niedergelegt. Vgl. Arckenholz, Mémoires concernant C., Reine de Suède, Amsterdam 1751—60, 24 Bde.; Grauert, C., Königin von Schweden und ihr Hof, Bonn 1837; Geijer, Geschichte Schwedens, Hamburg 1836, 3 Bde., S. 250 ff.

2) Marie C., Wittwe Ferdinands VII., Regentin, Exregentin, gegenwärtig Königin-Mutter &c. von Spanien, s. Marie Christine, vergl. Spanien.

Christinos, spanische Partei, welche die Rechte der Königin Christine als Vormünderin ihrer Tochter Isabella, den Karlisten gegenüber, vertheidigte.

Christliche Kirche, s. Kirche.

Christliche Religion, s. Christenthum.

Christliche Religionslehre, s. Dogmatik.

Christmesse (Christmette), der Gottesdienst, der am frühen Morgen des Weihnachtstages bei Licht gehalten wird.

Christmonat, s. v. a. December.

Christnacht, bei den Katholiken die vor dem Weihnachtsfeste mit Gebet, Lektion und andern Andachtsübungen gefeierte Vigilie.

Christodorus, byzantinischer Dichter, aus der Stadt Coptus in Aegypten, lebte unter dem Kaiser Anastasius I. (491—518 n. Chr.) und hinterließ zwei Epigramme (Anthol. II, 456) und ein Gedicht von 416 Versen über die Statuen im Museum des Zeuxippus zu Byzanz, welches, von Septimius Severus erbaut, die Werke der ältesten Meister enthielt und 532 n. Chr. durch eine Feuersbrunst zu Grunde ging. Das Gedicht erschien mit Noten von Anselmus Banduri in dessen „Libri VII Antiquitatum Constantinopolit." (Paris 1711, S. 153 ff., Venedig 1729, S. 131 ff.) und befindet sich auch in der griechischen Anthologie.

Christodulos (griech., s. v. a. Knecht Christi), Autorname des byzantinischen Kaisers Johannes V. Cantacuzenus (s. d.).

Christolatrie (v. Griech.), Christusverehrung mit Hintansetzung der Verehrung Gottes, wie solche z. B. der Brüdergemeinde Schuld gegeben wird.

Christologie (v. Griech.), die Lehre von Christus, und zwar von seiner Person und seinem Werk, ein Theil der christlichen Glaubenslehre. Nach der Kirchenlehre durch alle Jahrhunderte hindurch ist die Person Christi die Einheit Gottes u. des Menschen und sein Werk die Erlösung der Menschheit. Daß diese Lehre in Christi Selbstzeugniß und in apostolischer Bezeugung, wenn auch keimartig, vorliege, wird auch die extremste neuere Kritik der biblischen Schriften zugeben müssen; nicht zu übersehen aber ist zur rechten Würdigung dieser Zeugnisse, daß die Wurzeln des in ihnen beschlossenen Glaubens im alten Bunde liegen. Erzogen im Glauben, daß Israels Jehovah der Gott über alle Götter sei, der sein Volk zur Herrschaft über alle Völker berufen habe, sah sich dieses doch in fortwährendem Unglück erniedrigt und gedemüthigt, dabei als das kleinste aller Völker: da suchte es denn nicht in sich selbst, sondern außerhalb seiner und über sich den Retter, den Erlöser, den Messias (Christus). Die Idee eines solchen mag es namentlich in den Tagen seiner Verbannung aus der persischen Weltanschauung aufgenommen haben, und die Pharisäer nährten die Hoffnung des von außen kommenden Messias in dem von Sehnsucht erfüllten Herzen des Volkes; sie schilderten dem Volk denselben als den Befreier von der Fremdherrschaft, als den Wiederhersteller der Theokratie. So harrte das unglückliche Volk von Tag zu Tag des gewaltigen politischen Befreiers aus Davids Geschlecht, und sein ganzes Geistesleben, seine ganze Thatkraft verzehrte sich in diesem Traumbild. Das spekulative alexandrinische Judenthum vergeistigte diesen Messias (Christus) zu einem aus der außerweltlichen Gottheit hervorgehenden Mittelwesen, „Logos", und bezeichnete denselben als das Ebenbild Gottes, die persönliche Idee, den Vermittler zwischen Gott und Welt, den Lehrer der Menschen, den Befreier von Irrthum und Sünde. So waren Geist, Gemüth und Einbildungskraft im jüdischen Volke mit der in verschiedenen Auffassungen erscheinenden Messiasidee beschäftigt, als Jesus (s. d.) von Nazareth in unendlicher Geisteshoheit und Liebesfülle, mit dem überwältigenden sittlichen Ernst eines fleckenlosen Charakters und mit begeisternder Redekraft als Volkslehrer in Palästina auftrat und das Nahen des Himmelreichs verkündigte. Ein treuer Sohn seines Volkes, empfand er mit tiefem Schmerze dessen bejammernswerthes Geschick. Während er aber mit kühnem Freimuth den Charakter und die Absichten der Pharisäer und Priester schonungslos enthüllte und strafte, während er das Volk zum Selbstbewußtsein, zur geistigen Selbstbefreiung, zur sittlichen Selbstverjüngung zu erheben suchte, knüpfte er selbst seine ganze Wirksamkeit an die Messiasidee, weil dies für sein Wirken unter seinem Volk der nächste und angemessenste Anknüpfungspunkt war. Aber er bezeichnete auch seinen messianischen Beruf als einen weit höheren, als der vom Volk erwartete, als einen wahrhaft befreienden, und sein Reich weder als politisches Weltreich, noch als jenseitiges Himmelreich, sondern als den diesseitigen Zustand, in welchem allein die Wahrheit, die Gleichberechtigung und die Bruderliebe ein neues, edleres Leben begründen und beseligend walten sollten. In ihm lebte die Idee der Menschheit. Er erkannte und lehrte, daß alle Menschen nur Eine göttliche Natur haben, und diese göttliche Berechtigung und Würde in jedem Menschen zur Geltung zu bringen, alle Menschen, als gleich freie und gleich berechtigte, durch das von Jedem als freie Selbstbestimmung zu erfassende Weltgesetz der Liebe zum heiligen Menschheitsbunde zu verklären, das war die frohe Botschaft der Erlösung, welche dieser weltgeschichtliche Genius, den seine nächsten Schüler nicht verstanden, und den sein Volk nicht begriff, in voller Siegesgewißheit der Zukunft verkündigte. Seine ewige Idee aber und sein Leben waren eins. Er selbst aber mußte vor Allem das Leben verlieren, um es zu gewinnen, sein irdisches Sein war das Saatkorn, eingesenkt in die Zukunft der Menschheit, das verwesen mußte, damit sein geistiges Sein in der Menschheit und diese als bewußt der göttlichen

Wesenseinheit erstehen konnten. Hieraus erklären sich denn auch seine Selbstzeugnisse, in denen er sich den eingeborenen Sohn Gottes nennt, der vom Himmel gekommen, der mit dem Vater eins sei, in dem der Vater zur Erscheinung komme, der göttliche Eigenschaften besitze, und der nicht sterben werde. Dem Mißverständniß dieser Aussprüche begegnete er selbst durch seine Unterordnung unter Gott durch Wort und That, so z. B. wenn er sagt, der Vater sei größer als er und allein gut, er müsse ihm gehorchen, wenn er zu ihm betet, ꝛc. So lange Jesus lebte, waltete auch bei seinem Volk und bei seinen Jüngern die Ansicht von seiner menschlichen Natur und natürlichen Abstammung von David, sowie die Hoffnung von seinem irdischen Messiasberufe vor; erst als er als der Gekreuzigte und doch Lebendige verkündigt wurde, erschien er als der Gottessohn, der gelitten habe, um des Volkes Schuld zu sühnen, und der in Herrlichkeit wiederkommen werde, um seinen Beruf zu erfüllen. Es war dabei psychologisch unvermeidlich, daß nicht aus dem alttestamentlichen Messiasideal Einzelnes mit in die Anschauung von ihm überging. Auf den Glauben, daß Jesus der Christus (d. h. der Gesalbte Gottes) sei, gründete sich die erste Gemeinde zu Jerusalem. Ein Denkmal der ausschließlichen Christusanschauung der ältesten judenchristlichen Gemeinden ist wohl die sogenannte Offenbarung des Johannes. Paulus, welcher selbst Jesum nicht persönlich gekannt hatte, erfaßte den Christusbegriff zuerst in einer bei weitem höheren Bedeutung. Keiner der Jünger, welche Jesum selbst gesehen und gehört hatten, trug eine so bestimmte, so richtige Ahnung von dem Allgemeinmenschlichen, was er eigentlich gewollt, in sich als Paulus (s. d.). In der Tiefsinnigkeit seines sittlich-religiösen Gefühls das allgemeine Elend der Menschheit auf die durchgreifende Sündhaftigkeit zurückführend, fand er ihre Rettung in ihrer Verbindung mit Christus, dem Haupte, dessen stellvertretender Tod die sinnliche Natur des Menschen überhaupt getödtet und die Menschheit eben dadurch zum wahrhaften Leben, zum Leben in Gott, ein- für allemal erlöst und versöhnt habe. Der Kreis seiner Anschauungen von der Erlösung Aller schloß sich mit der großartigen Weissagung ab, daß, wenn Alles dem Sohn (Christus) unterthan sein werde, der Sohn selbst dem Vater unterthan werde, auf daß Gott Alles in Allem sei. Vorzüglich hat Johannes (s. d.) die Aussprüche Jesu für seine göttliche Wesenseinheit in sittlich-religiösem Sinne aufbewahrt, das Höhere, Göttliche in Jesu hypostasirt dargestellt u. im Prolog seines Evangeliums an die spekulative Logoslehre angeknüpft. Das Leben Christi gilt dem Johannes als die Vermenschlichung des Göttlichen, die zum Zweck hat, das Menschliche zu vergöttlichen und die menschliche Natur zur Offenbarungsform des göttlichen Lebens zu verklären. Der Hebräerbrief sieht in Christus zwar den Abglanz der göttlichen Herrlichkeit, vindicirt ihm aber Leidensfähigkeit und Versuchbarkeit und läßt ihn durch Gehorsam und Treue zur Einheit mit Gott und zur Herrlichkeit heranreifen. Aehnlich ist die C. der synoptischen Evangelien, welche, fern von aller Spekulation, einfach darthun wollen, daß der erwartete Messias wirklich in der geschichtlichen Person Jesus von Nazareth erschienen sei. Wenn sich die Evangelisten Matthäus und Lucas Mühe geben, durch Stammbäume sein Geschlecht auf David zurückzuführen, und doch für den menschlichen Vater eine göttliche Wirkungskraft substituiren, eine Vorstellung, die überdies nur in den ersten Kapiteln ihrer Evangelien hervortritt und auf diese Schriften ganz einflußlos geblieben ist, so scheint dies nur ein Versuch sein zu sollen, sich den Ausdruck Gottessohn zu erklären, ohne doch die bestehende Ansicht vom Messias aufzugeben. Im Evangelium des Marcus tritt nirgends eine übermenschliche Wesenheit Christi hervor. Seinen messianischen Beruf deuten insbesondere die Bezeichnungen Prophet, Retter, Erlöser an. Je weniger aber Christi Zeitgenossen seinen weltgeschichtlichen Beruf begriffen und würdigten, desto mehr rückten sie seine Person in den Vordergrund und erhoben sie in der Bedeutung eines menschgewordenen höheren Wesens zum Gegenstand des Glaubens, des Bekenntnisses und der Verehrung; seine Auffassung als vollständige menschgewordene Gottheit war bloß eine Folgerung hiervon. Nicht seine wirkliche Gestalt, sondern sein ideales Lebensbild stand, vom Schimmer frommer Sagen umflossen, vor der Einbildungskraft eines wundersüchtigen Geschlechts, welches nun alle Stellen des Alten Testaments, die sich nur irgendwie auf den Messias deuten ließen, auf Jesus bezog und als Weissagungen betrachtete, die in seinen Schicksalen auch eingetroffen sein mußten. So erwuchs die ideale Ansicht von Christus, die, bei den Aposteln noch mehr ein Gefühl vom göttlichen Inhalt seines Lebens, das zur Verehrung und Hingebung an ihn trieb, von der Kirche frühzeitig zu einem abgegrenzten dogmatischen Begriff entwickelt, zur orthodoxen Lehre erhoben und als solche gegen die Extreme einer Vergeistigung wie einer zu engen Beschränkung vertheidigt wurde. Schon in der apostolischen Zeit hatten sich zwei Richtungen in der Auffassung von Christus geltend gemacht: die *judenchristliche* (*ebionitische*), welche die Göttlichkeit Christi auf bloße Geistesbegabung als höchste Stufe und Vollendung des alttestamentlichen Prophetenthums beschränkte und Christus als geisterfüllten, sei es natürlich, oder übernatürlich erzeugten Menschen betrachtete und in seinem Werke nur den Israel zu Gute kommenden Abschluß des alten Bundes sah; und die *heidenchristliche* (*doketische*), welche, die Wahrheit seiner menschlichen Seite leugnend, diese zu einer bloßen Erscheinungsform, ja Scheinform, mit göttlicher, d. h. übermenschlicher, Potenz herabsetzte und ihn zum Heil der ganzen Welt gekommen glaubte. Beiden gegenüber glaubte die kirchliche Rechtgläubigkeit die menschliche und göttliche Seite von Christi Person in gleichem Maße, sowie ihre wahrhafte Vereinigung betonen zu müssen, weil Christus ohne wahrhaft menschliche Natur nicht in die Menschheit eingehen, somit diese nicht hätte erlösen, und ohne wahrhaft göttliche Natur sie nicht hätte vergöttlichen und ohne ein lebendiges Band zwischen beiden Naturen keine Verbindung zwischen Gott und Menschheit hätte stiften können. Das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Christus dachten sich die rechtgläubigen Väter unbefangen so, daß jenes sein Wesen, dieses seine Erscheinung, das erstere sein Inneres, das letztere sein Aeußeres ausgemacht habe, und da man nun das innere, unsichtbare Princip der am menschlichen Körper erscheinenden Lebensäußerungen Seele zu nennen

pflegte, so ließ man das Göttliche in Christus oder den Logos die Stelle der Seele vertreten. Die Arianer (s. d.) benutzten die Uebertragung der Leiden und Beschränkungen in Christi Leben auf das göttliche Princip in ihm, also die Leugnung einer ihm inwohnenden besonderen Menschenseele, zur Stütze ihrer Behauptung, daß der Sohn Gottes ein dem höchsten Gott tief untergeordnetes Wesen sei. Weiter entwickelte sich, obengenannte beide Klippen vermeidend, die kirchliche Lehrbestimmung in dem 2., 3. und 4. Jahrhundert zunächst im Zusammenhang mit der Lehre von den Unterschieden in Gott, welche sich aus dem Gegensatz der Trennung in drei Subjekte und der die Unterschiede auf bloße Verhältnisse der Offenbarung zurückführenden Ansicht hindurcharbeitete, wodurch sich die C. über die Vorstellung sowohl einer Vereinigung der Gottheit überhaupt mit der Menschheit, als auch der Erscheinung einer relativ göttlichen Macht, eines übermenschlichen Geistes in menschlicher Gestalt zum Begriffe einer wahrhaften Vereinigung des schlechthin göttlichen Logos mit der psychisch-leiblichen Menschennatur erhob. Diese göttlich-menschliche Thatsache der Erscheinung des Logos im Fleische erschien übrigens schon den apostolischen Vätern nicht einseitig als bloße Folge der menschlichen Sünde, sondern zugleich als eine freie Offenbarung Gottes, als der Gipfel aller früheren göttlichen Lebensentfaltungen, als Vollendung und Krone der Schöpfung. Das erlösende Moment in Christi Werk setzte man vor Allem in Christi Leiden und Tod, den man schon als Opfer und Lösegeld, auch als thatsächliche Ueberwindung des Teufels zu betrachten begann, wenn auch die sittliche Auffassung desselben nicht fehlte; Einigen galt auch schon die Erscheinung des Gottmenschen an sich für erlösend und versöhnend, sofern dadurch die Macht des Bösen zerstört und vermöge der von ihm ausgehenden Lebenserregung u. Lebensmittheilung die gestörte Harmonie des menschlichen Wesens wieder hergestellt sei. Nachdem sich die C. zu Ende des 4. Jahrhunderts so weit entwickelt hatte, galt es nun, das Verhältniß der „beiden Naturen“ in der Einen Person festzustellen. Auch hier machten sich wieder zwei Richtungen geltend, deren eine mehr auf Gewinnung vollkommen persönlicher Einheit, deren andere mehr auf Behauptung des Unterschieds der Naturen, insbesondere der menschlichen in ihrer Wahrheit u. Eigenthümlichkeit ging, die aber beide wiederum in Extreme ausliefen, erstere in Vermengung (Verschmelzung) der Naturen oder in Aufhebung der menschlichen in der göttlichen (s. Monophysiten), wodurch die Wahrheit der menschlichen Entwickelung Christi und seines die Erlösung vermittelnden Leidens und Sterbens gefährdet wurde; letztere in zu scharfe Scheidung beider Naturen, oder in Annahme einer bloßen Verknüpfung (s. Nestorianismus), welche Ansicht die die Erlösungskraft bedingende persönliche Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Frage stellte. Die Frucht jahrhundertelanger Streitigkeiten (s. Oekumenische Koncilien) war endlich eine wenigstens formelle Vermittelung beider Richtungen, welche eine Einigung beider Naturen ohne Vermischung und ohne Veränderung wie ohne Sonderung aufstellte, was später von den beiden Naturen auch auf das Wollen und Wirken derselben ausgedehnt wurde (s. Monotheleten). Der Blick auf diese vielfachen, Christus in den Kampf der Leidenschaften herabziehenden christologischen Streitigkeiten ist um so unerquicklicher, als die Person Christi und das Verhältniß der beiden Naturen in derselben ausschließlich in Betracht gezogen blieben, das menschliche Bedürfniß gerade eines solchen Erlösers und sein Werk aber fast unbeachtet gelassen wurden. Einen andern Gang nahm die C. im Abendland, sofern hier nicht das Göttliche, sondern das Menschliche der Ausgangspunkt wurde. Alle kirchlichen Erörterungen bewegten sich hier um die Frage nach der Sühnung der menschlichen Sünde und die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes im Menschen. Auch diese Frage aber drängte die Kirchenväter, insbesondere Augustinus u. seine Schule, zur Aufstellung der Lehre von einem gottmenschlichen Versöhner, welcher sich durch die freiwillige Uebernahme der Folgen der Sünde, nämlich der Leiden und des Todes, ein unendliches Verdienst begründet habe, das er den Gläubigen zu Gute kommen lasse. Der die Sünde abschwächende und daher auch Christi Verdienst und damit seine Göttlichkeit antastende Pelagianismus wurde zwar unterdrückt, rief jedoch als praktische Folgen die Werkthätigkeit und das Bußwesen der katholischen Kirche, welche Christi Verdienst ebenfalls verdunkeln mußten, hervor. Das Mittelalter that wenig zur weitern Entwickelung der C. Die von Petrus Lombardus arglos hingeworfene Meinung, daß Christus bei seiner Menschwerdung nichts geworden sei, weil in Gott keine Veränderung Statt finde, wurde zur Ketzerei des Nihilianismus gestempelt und verworfen. Die Scholastiker suchten die kirchliche C. noch weiter dialektisch zu begründen und ergingen sich in den scharfsinnigsten Erörterungen, namentlich der Fragen nach der Möglichkeit der Geburt Christi von einer Jungfrau, der Zeit und Art der Einigung der beiden Naturen in Maria und der Fortdauer der Einigung auch nach seinem Tode. Fortwährend aber ging neben dieser dialektisch-scholastischen Betrachtungsweise die mystisch- und praktisch-sittliche als ihre Ergänzung einher, welche bald mit Verschmähung aller schulgerechten Subtilitäten, bald auch im Anschluß an sie in Christo gleichsam den göttlichen Repräsentanten, das wiederhergestellte Urbild der Menschheit erblickte. Die schon von den apostolischen Vätern angebahnte mythische Vorstellung von einem Rechtshandel Christi mit dem Teufel und einer Ueberlistung desselben fand namentlich im Mittelalter Anklang. Ihr gegenüber hat Bischof Anselm von Canterbury, auf Grund der augustinischen C., mit großem Aufwand von Scharfsinn und in einer bis dahin nicht erreichten Vollständigkeit der Argumentation den Gedanken durchgeführt, daß Gott zur Wiederherstellung der ihm durch die Sünde entzogenen Ehre nothwendig habe Mensch werden müssen, um so als Gottmensch durch freiwilligen Tod die Schuld abzutragen, die außer ihm Niemand abtragen konnte, wodurch er nicht nur der göttlichen Heiligkeit Genüge leistete, sondern zugleich durch die Freiwilligkeit, womit es geschah, mehr that, als gefordert werden konnte, mithin zur Belohnung dafür die Befreiung der Menschen von der ihnen zugedachten Strafe auswirkte; so sei auch der Widerstreit der göttlichen Liebe mit der göttlichen Gerechtigkeit u. Heiligkeit ausgeglichen worden. Gegen diese sogenannte Satisfaktionstheorie betonte der

Scholastiker Abälard mehr die Gegenliebe erweckende Liebe Christi als das erlösende Princip. Ein heftiger Streit entbrannte zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus und Beider zahlreichen Anhängern, als Ersterer, in Anselms Fußstapfen tretend, das hohepriesterliche Amt Christi hervorhob u. besonderes Gewicht auf das „überschüssige Verdienst" des Todes Jesu legte, Letzterer hingegen das Zureichende desselben in Abrede stellte, von Seiten Gottes aber eine freiwillige Acceptatio statuirte. Die Mystiker versenkten sich entweder mit Verzichtleistung auf dogmatische Bestimmungen rein mit dem Gefühl und der Phantasie in den Abgrund der am Kreuz gestorbenen Liebe, oder sie suchten den eigentlichen Nerv der Erlösung in der Wiederholung des einmal geschehenen Opfers an sich selbst, in der am eigenen Fleische vollzogenen Kreuzigung, wobei die pantheistische Mystik die Eigenthümlichkeit des Verdienstes Christi verwischte, während von orthodoxer Seite die äußerliche und mythologisirende Auffassung des Dogma's als eines Rechtshandels mit dem Satan zu greulichen Verzerrungen führte. Wiclef und Wessel hoben die Satisfaktionstheorie im praktischen Interesse evangelischer Frömmigkeit hervor, betonten aber Anselm gegenüber, für den Christus nur geboren sei, um den Erlösungstod zu sterben, auch die Bedeutung, welche die Offenbarung Gottes im Fleische, selbst unabhängig von der Sünde und ihren Folgen, als der Schlußstein der Schöpfung und die Krone der Menschheit haben müsse, u. wiesen hin auf die vorbildliche Bedeutung des reichen Lebens Jesu. Das Reformationszeitalter mit seinem Kampfe zwischen Protestantismus und Katholicismus ließ die Lehre von den beiden Naturen in Christo als gemeinsame Fundamentallehre unangetastet stehen; einzig zwischen den Lutheranern und Reformirten erhob sich im Zusammenhang mit dem Abendmahlsstreit eine Differenz, welche die Erneuerung der veralteten unfruchtbaren Diskussion eines Johannes Damascenus († 754) veranlaßte. Gegen Zwingli, der im Interesse seiner Abendmahlstheorie in der Person Christi göttliche und menschliche Natur so zusammengefügt sah, daß jede ihre Eigenschaften behalten und nach ihrer eigenen Art gewirkt habe, stellte nämlich die Konkordienformel, ebenfalls als Stütze der lutherischen Abendmahlstheorie, die Lehre auf, daß in Christo göttliche u. menschliche Natur durch den in Maria vollzogenen Akt der Unitio personalis in eine Verbindung, und zwar in eine bleibende Vereinigung (unio personalis) getreten seien, vermöge deren eine solche Gemeinschaft der beiden Naturen (communio naturarum) Statt finde, daß jede derselben, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren, an den Eigenschaften der anderen Theil nehme (communicatio idiomatum), so daß z. B. Christus auch seiner menschlichen Natur nach allgegenwärtig sein könne. Die reformirte Kirche erklärte diese Mittheilung der „Idiome" für eine bloße Redefigur (alloeosis) und beschuldigte die lutherische Theologie der eutychianischen Vermischung der beiden Naturen. Das Werk Christi anlangend, hatten katholische und protestantische Konfession zwar die anselmische Satisfaktionstheorie zur gemeinschaftlichen Voraussetzung, doch tritt in ersterer mehr die Fassung des Duns Scotus (s. oben), in letzterer mehr die des Thomas von Aquino hervor. Darin aber bildete der Protestantismus das Dogma weiter aus, daß er einmal das stellvertretende Leiden auch auf die Uebernahme des göttlichen Fluches (mors aeterna) ausdehnte, wogegen die katholischen Dogmatiker protestirten, und dann, daß er (als Forderung seiner Rechtfertigungslehre) neben dem leidenden Gehorsam Christi auch seinen thätigen oder seine vollkommene Erfüllung des Gesetzes betonte. Indem so der orthodoxe Protestantismus das anselmische Dogma nach der einen Seite hin auf die Spitze trieb, schwächte er es nach der anderen hin wieder ab. Unter den Sekten des Reformationszeitalters tauchten mancherlei, an die alten Häresien erinnernde Meinungen auf. So erneuerte Schwenkfeld die doketisch-monophysitische Lehre vom „glorificirten Fleisch" Christi, die Wiedertäufer nahmen eine bloße Scheingeburt Christi an, Servet sah in Christo einfach den von Gott durchdrungenen Menschen und verwarf die Unterscheidung von zwei Naturen als etwas Scholastisches. Die Socinianer, welche den ersten entscheidenden Schritt zur Destruktion der kirchlichen C. thaten, kehrten vollends zur ebionitischen Ansicht zurück, in sofern nach ihrer Lehre Jesus von Nazareth zwar übernatürlich erzeugt, aber doch ein bloßer Mensch war, zu dem sich Gott durch außerordentliche Offenbarungen in ein näheres Verhältniß setzte, den er erst nach seinem Tode in den Himmel erhöhte u. dem er die Leitung der von ihm gegründeten Gemeinde anvertraute. Sie sehen die Göttlichkeit Christi nicht als eine Substanz in ihm, sondern nur als eine ihm mitgetheilte Qualität an. In Christi Tod fanden sie nun theils einen zur Nachahmung reizenden Märtyrertod, theils die Bestätigung der göttlichen Weissagungen, theils endlich den nothwendigen Uebergang zur Apotheose. Zwischen der socinianischen und der anselmisch-kirchlichen Lehre suchte der Arminianismus die Mitte zu halten. Die Mystiker, überhaupt mehr Gewicht auf den Christus im Menschen, als auf den historischen legend, nahmen zwar mit den Orthodoxen das Faktum der durch den Tod Jesu einmal geschehenen Erlösung an, knüpften aber an diese einmal geschehene erste Erlösung die sich noch immer innerlich verwirklichende zweite. Im Gegensatz gegen alle diese abweichenden Ansichten setzte sich indessen in der lutherischen wie reformirten Kirche die Satisfaktionslehre in schulgerechten Begriffen fest u. erhielt durch die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts auch ihre formelle Ausbildung. Hinsichtlich seines Erlösungswerks schrieb man Christo ein dreifaches Amt zu: ein prophetisches, sofern er den Rathschluß der Erlösung durch Wort und That verkündete, ein hohepriesterliches, sofern er sich selbst opferte, und ein königliches, sofern er die Kirche gründete und sie regiert. Je weniger streng in der auf die Zeit der starren Orthodoxie des 17. Jahrhunderts folgenden sogenannten Periode der Aufklärung die Lehre vom natürlichen Verderben genommen, und je höher die Natur des Menschen gestellt wurde, desto mehr verschwand der specifische Unterschied zwischen Jesus von Nazareth u. den übrigen Menschensöhnen. Das Bekenntniß: „Jesus von Nazareth ein bloßer Mensch" ließ nun freilich noch sehr verschiedene Stufen zu: vom Betrüger zum Schwärmer, von diesem zum heiteren Weisen und wieder von diesem zum außerordentlichen Gottgesandten, zum Propheten u. Wunderthäter, zum auferstandenen, in den Himmel er-

höhten Menschensohn. Die C. hat denn auch alle diese Stufen (nur in umgekehrter Ordnung) durchgemacht, vom Socinianismus bis zu dem wolfenbüttler Fragmentisten und den Schriften: „De tribus impostoribus“; Venturini, „Die natürliche Geschichte des großen Propheten“ u. „Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu und seinen Tod“ (1849), worin angeblich aus einer (neuerdings als fingirt nachgewiesenen) in einem Kloster Alexandria's aufgefundenen, aus Jesu Zeit herrührenden Handschrift nachgewiesen ist, daß Jesus dem Essäerorden angehört habe.

Indessen behielt daneben doch wenigstens die menschliche Seite, d. h. die bald höher, bald trivialer gefaßte historische Persönlichkeit Jesu ihr hohes Interesse, und dies führte zu neuer geschichtlicher Würdigung derselben, denn es konnte der Wahrheit nur förderlich werden, daß die Person Jesu immer mehr in den Kreis der Geschichte hineingezogen wurde, und daß man ihn selbst wie jeden andern Menschen geschichtlich zu begreifen suchte. Nur von hier aus konnte wieder der Weg gefunden werden zur Ahnung des Höheren, über das gewöhnliche Maß der Menschlichkeit Hinausgehenden in Christo. Bis dahin blieb es bei einer, der Kirchenlehre fremden Spaltung zwischen einem idealen Christus und einem historischen, zu der Kant den Grund gelegt hat. Ist auch in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ die Inkongruenz des geschichtlichen Christus mit dem urbildlichen ziemlich schonend angedeutet, so bildet doch in Wirklichkeit diese Unangemessenheit der Erscheinung zur Idee eine Grundanschauung der kantischen Philosophie. Im Zusammenhang mit seiner Lehre vom radikalen Bösen macht Kant auf die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung der menschlichen Natur aufmerksam, vindicirt aber dem Tode Jesu nur eine moralisch-symbolische Bedeutung. Nur ein kleines Häufchen von Frommen, worunter namentlich Zinzendorf und die Brüdergemeinde (s. d.), Gellert, Lavater, Hamann, Stilling, Claudius, Klopstock, Novalis, hielt mitten in der negirenden Zeit die Gottheit Christi mit der ganzen Gluth einer begeisterten Liebe fest, die bei Einigen sogar, z. B. bei Immanuel Swedenborg, an Schwärmerisches anstreifte. Der christliche Rationalismus hielt sich an die menschlich-historische Persönlichkeit Jesu, wie sie ihm aus den mit Kritik gelesenen evangelischen Berichten entgegentrat, unterschied sich aber vom Naturalismus dadurch, daß er, wenngleich in Jesus ein natürliches Produkt seines Volkes und seiner Zeit sehend, ihm doch die höchste sittliche Reinheit zuschrieb und in ihm einen Heros der Weisheit, Tugend und Frömmigkeit sah, ohne jedoch gerade seine absolute Sündlosigkeit als Dogma zu behaupten. Wenn der Rationalismus das Wunderbare und Geheimnißvolle der kirchlichen C. in das Gebiet der Mythen verwies, so geschah dies hauptsächlich, um Christus dadurch den Menschen zugänglicher, seine Lehre verständlicher u. sein Beispiel fruchtbarer zu machen, da er in der kirchlichen Satisfaktionstheorie eine unpraktische, die wahre Sittlichkeit gefährdende Lehre erblickte. Das Verdienst Christi fand der Rationalismus vornehmlich in seinen Aufklärungen über Gott, Tugend, Unsterblichkeit, sowie im Vorbildlichen seines reinen, dem Dienste des Nächsten gewidmeten Lebens u. seines Märtyrertodes für seine Ueberzeugung. Die spekulative Philosophie suchte die vom Rationalismus verkannte Idee des menschgewordenen Gottes oder die Einheit des Göttlichen und Menschlichen um jeden Preis zu retten, selbst auf die Gefahr hin, die historische Erinnerung an die Person Christi aufheben zu müssen, oder gar die Geschichte in Mythus zu verwandeln. Fichte (Anweisung zum seligen Leben) unterschied an der kirchlichen C. zwei Sätze: einen metaphysischen, allgemeingültigen, und einen historischen von nicht allgemeiner Verbindlichkeit. „Jenes ist die Wahrheit, daß im Menschen, der sein individuelles Leben an das allgemeine in ihm hingibt, sich das Wissen Gottes als einzelnes Menschenleben verwirkliche, das ewige Wort Fleisch werde. Dieses ist der Satz, daß jenes ewige Wissen ohne alle individuelle Beschränkung in Jesus von Nazareth ein persönliches sinnliches und menschliches Dasein gewonnen habe. Da nun die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen die tiefste Erkenntniß ist, die der Mensch erreichen kann, so hat die kirchliche C. Recht, wenn sie Jesum den erstgeborenen Sohn Gottes nennt. Vor Jesus werden sich alle Verständigen bis an das Ende der Tage in Demuth beugen, selig aber macht nicht das Historische, sondern nur das Metaphysische.“ Auf dem pantheistischen Standpunkte wurde die Gottheit Christi spekulativ als eine bestimmte Gottes- und Weltentwickelung gedacht, oder religiös als Eins mit dem Bewußtsein Gottes im Frommen und demnach eine Menschwerdung Gottes von Ewigkeit angenommen, in welcher Christus einen mehr oder minder hochgestellten Entwickelungspunkt bezeichne. Wegen ihrer Anerkennung einer wahren Gottheit und Menschheit in Christus kann sich diese Richtung mit den Formeln der kirchlichen C. wohl befreunden. Nach Schelling (Methode des akademischen Studiums) ist die Menschwerdung Gottes eine Menschwerdung von Ewigkeit, und der Mensch Christus ist in der Erscheinung nur der Gipfel und in sofern auch wieder der Anfang derselben; denn von ihm aus sollte sie sich dadurch fortsetzen, daß alle seine Nachfolger Glieder eines und desselben Leibes wären, von dem er das Haupt ist. Daß in Christo zuerst Gott wahrhaft objektiv geworden, bezeuge die Geschichte, denn Keiner vor ihm habe das Unendliche auf solche Weise offenbart. Nach Hegel (Religionsphilosophie, Bd. II, S. 238) widerspricht zwar die ungeheure Zusammensetzung Gottmensch dem Verstande, aber die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur ist dem Menschen darin zum Bewußtsein gebracht worden, daß das Anderssein oder die Endlichkeit der menschlichen Natur nicht unvereinbar sei mit dieser Einheit, wie in der ewigen Idee das Anderssein keinen Eintrag thue der Einheit, die Gott ist. Ueber die Bedeutung von Christi Tod heißt es unter Anderem in seiner Religionsphilosophie (Bd. II, S. 246 ff.): „Es ist die unendliche Liebe, daß Gott sich mit dem ihm Fremden identisch gesetzt hat, um es zu tödten. Gott selbst ist todt, dies Bewußtsein drückt dies aus, daß das Menschliche, Endliche, Gebrechliche, das Negative göttliches Moment selbst ist, in Gott selbst ist; daß das Anderssein, das Endliche, das Negative nicht außer Gott ist, die Einheit mit Gott nicht hindert.“ Die beiden Schulen Hegels gehen in der C. darin auseinander, daß die Einen den historischen Christus

mit dem idealen zu vereinigen suchen (Marheineke, Rosenkranz, Conradi), die Anderen aber ihn zwar nicht rein als mythische Person fassen, aber doch nur als zufälligen Repräsentanten der Idee, aus welcher Idee sich dann der weitere Mythus erzeugte, von dem die historische Person umsponnen ward (so Strauß, im Leben Jesu, Schlußabhandlung und in der Dogmatik, II, S. 209 ff.). Jacobi theilt mit der spekulativen Schule die Gleichgültigkeit gegen die historische Person Christi und begnügt sich, wie diese mit der spekulativen Idee, so mit dem subjektiv-religiösen Gefühl. Hierin bildet Herder zum Theil einen Gegensatz zu Jacobi, oder vielmehr eine nothwendige Ergänzung zu ihm. Herder und de Wette, dem positiven christologischen Lehrgehalte mit mehr Liebe zugethan, schauen im historischen Christus die verwirklichte Idee, freilich mehr mit dem Auge des ahnenden, subjektiv-ergänzenden Gemüths, als mit dem des streng nachweisenden und forschenden Verstandes. Die Versöhnungslehre ist de Wette „nicht ein für die Religion bedeutungsloser oder wohl gar schädlicher Ueberrest des Judaismus im Christenthum, sondern (mit dem Gefühl gefaßt) ein ästhetisch-religiöses Symbol, welches die wohlthätigste Wirkung auf das Gemüth äußert. Sowie in Christo alle Ideen geschichtlich und persönlich erschienen, so auch diese höchste der Versöhnung, damit sich in ihm das ganze Leben der Menschheit spiegeln sollte. In dem Tode Jesu, dem höchsten Beweise der Liebe, kommt uns Beides zur Anschauung, die Größe unseres Verderbens und die siegreiche Erhebung über dasselbe.“ So unterscheidet sich also die symbolische Auffassung des Todes Jesu bei de Wette von der kantischen dadurch, daß, während diese nur ein Symbol für die verständige Betrachtung (gleichsam einen Nothbehelf für Diejenigen, welche noch einer Versinnbildung abstrakter Ideen bedürfen) aufstellt, jene sich vielmehr an das Gemüth wendet und eine nothwendige wird für Alle, in sofern eben die Religion ihre Wurzel im Gefühl hat. Schleiermacher hat die Sache mehr dialektisch aufgefaßt und damit allerdings unter allen neueren Versuchen bei weitem die entschiedensten Wirkungen auf die Zeit gehabt, aber auch wieder den Zweifel aufgeregt und ihm einen neuen Spielraum eröffnet. Die C. Schleiermachers unterscheidet sich von derjenigen der spekulativen Schule dadurch, daß sie von keinem idealen Christus etwas weiß, der nicht eben der geschichtliche wäre. Geschichtliches und Urbildliches (dieser Ausdrücke bedient sich Schleiermacher anstatt göttlicher und menschlicher Natur) sind in ihm Eins. Das Urbildliche besteht nicht in der Fertigkeit und Geschicklichkeit auf einzelnen Gebieten des Lebens, sondern in der Reinheit und Kräftigkeit des Gottesbewußtseins. Auf den Begriff der Sündlosigkeit und der damit zusammenhängenden Irrthumslosigkeit Christi basirt Schleiermacher den Glauben an dessen göttliche Würde. Der Gemeinde und den einzelnen Gläubigen wohnt das Bewußtsein davon inne. Christus ist unsündlich ins menschliche Dasein getreten, was nicht nothwendig den Antheil der männlichen Zeugung ausschließt, wohl aber eine übernatürliche Kausalität erfordert, die durch die natürlichen Faktoren durchschlagen mußte. Das Erlösende und Versöhnende setzt Schleiermacher nicht in den Tod Christi, als einzelnes Moment, sondern in die Lebensgemeinschaft mit Christo. Vermöge derselben wird seine Gerechtigkeit die unsere, was mit der äußerlich gefaßten stellvertretenden Genugthuung nicht zu verwechseln ist. Nur in sofern in ihm, dem Einzelnen, die Gesammtheit der Gläubigen repräsentirt ist, kann er unser genugthuender Stellvertreter heißen. Gegen alle diese freien christologischen Anschauungsweisen protestirend, ist die strenggläubige Richtung der letzten Jahrzehnte zur C. des 17. Jahrhunderts zurückgekehrt, selbst die Communicatio idiomatum und die anselmsche Satisfaktionstheorie wieder in Anspruch nehmend. Die vermittelnde neuere Theologie jedoch erkennt es als ihre Aufgabe, fortwährend dahin zu wirken, daß Göttliches u. Menschliches in Christo in ihrer Zusammengehörigkeit aufgefaßt werden, und so verschieden auch die Wege sind, welche die Einzelnen dabei einschlagen, so darf doch als Gewinn einer gemeinsamen Einsicht angenommen werden, daß die altkirchlichen Ausdrücke von Person und Natur nicht mehr genügen, das Verhältniß zu bezeichnen, und daß es nur einer tieferen religionsphilosophischen und religionshistorischen Forschung gelingen werde, die Idee eines Gottmenschen eben sowohl vor dem denkenden Geiste zu rechtfertigen, als ihre Verwirklichung in der Person Jesu von Nazareth zur historischen Gewißheit zu erheben.

Noch handelt die christliche Glaubenslehre in der C. von den beiden Ständen Christi (status Christi), nämlich dem der Erniedrigung (status exinanitionis), während dessen Christus wohl im Besitz der göttlichen Herrlichkeit gewesen sei, sich aber des Gebrauchs derselben enthalten habe, und wozu seine Geburt, seine Leiden, sein Tod und Begräbniß gezählt werden, und dem der Erhöhung (status exaltationis), in welchem auch seine menschliche Natur in den reellen Besitz und Gebrauch der göttlichen Herrlichkeit eingetreten sei, und als deren Momente seine Auferstehung, seine Auffahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes und seine Wiederkunft zum Weltgericht gelten. Die sogenannte Höllenfahrt (s. d.) Christi, als deren Zweck die alte Kirche die Verkündigung des Evangeliums unter den vor Christus Abgeschiedenen ansah, die aber neuerdings vielfach als bildliche Bezeichnung der Erniedrigung Christi in die ganze Tiefe des Schmerzes verstanden wird, zählen die Einen zum Stand der Erniedrigung, die Anderen zu dem der Erhöhung. Vergl. Dorner, Die Lehre von der Person Christi, 2. Ausg. 1845 und 1853; Schneckenburger, Zur kirchlichen C., Pforzheim 1848; Thomasius, Christi Person und Werk, Erlangen 1853; ferner die dogmatischen Werke von Schleiermacher, Daub, Marheineke, Lange, Liebner, Geß u. A.

Christoph (lat. Christophorus, wörtlich Einer, der Christus trägt, nämlich im Herzen), männlicher Name, dessen merkwürdige Träger folgende sind:

1) St. C., der große C. oder Christophel, einer der Heiligen der katholischen Kirche, dessen Lebensumstände fast ganz unbekannt sind. Die Legende aber erzählt: C., der früher Reprobus oder Adokymos geheißen, aus Palästina (nach Anderen aus Syrien oder Lycien) war ein Mann von 12 Fuß Länge und ungewöhnlicher Stärke. Im Gefühl seiner Kraft wollte er seine Dienste nur dem Mächtigsten weihen und diente daher erst einem König, dann, da er dessen Furcht vor dem Teufel merkte, diesem, und

als derselbe einst einem Christusbild ängstlich auswich, beschloß er, Christus seine Dienste zu weihen, suchte ihn aber lange vergeblich, bis ihn endlich ein Eremit denselben erkennen lehrte. Da sich nun C. zu gewöhnlichen Büßungen nicht verstehen wollte, so gab ihm der Eremit eine der Körpergröße und Stärke C.s angemessene auf: er mußte sich an einem großen Fluß niederlassen, der keine Brücke hatte, und die Pilgrime hinübertragen. Hier erschien ihm Christus selbst in Kindesgestalt und ließ sich über den Fluß bringen. Hatte C. schon an der außerordentlichen Last des Kindes das Ungewöhnliche der Erscheinung gemerkt, so ward er es erst recht inne, daß der Herr selbst vor ihm gestanden, als er seinen großen Stab, den er auf des Kindes Befehl in die Erde gesteckt hatte, am anderen Morgen mit Laub und Datteln-bewachsen fand. Ihn seines Heiligenscheins zu entkleiden, ließ ihn der Präfekt Dachnus durch zwei Freudenmädchen in Versuchung führen, C. aber bekehrte auch diese. Da ließ ihn der Präfekt mit eisernen glühenden Ruthen peitschen, ihm einen glühenden Helm aufsetzen und auf einen eisernen Stuhl über einem Feuer festbinden; aber C. zerbrach denselben und blieb unverletzt. 3000 Soldaten schossen nach ihm mit vergifteten Pfeilen; dieselben blieben aber in der Luft vor ihm hängen, und Ein Pfeil verwundete, rückwärts fliegend, den Präfekten im Auge. C. bot nun selbst sein Haupt dem Todesstreiche dar, damit mit seinem Blute das verletzte Auge des Präfekten geheilt werden könne. Dies geschah, und der Präfekt bekehrte sich darauf nebst seiner ganzen Familie. Die morgenländische Kirche feiert C.s Gedächtniß am 9. Mai, die abendländische am 25. August. Man nahm zu ihm vorzüglich in Zeiten der Pest seine Zuflucht, auch rief man ihn beim Schatzheben an und nannte die dabei gebräuchliche Gebetsformel Christophelsgebet. Noch werden von C. an vielen Orten, namentlich in Spanien, Reliquien gezeigt. Abgebildet wird C. gewöhnlich in riesenhafter Größe, das Christuskind auf seinen Schultern, wie er, auf seinen großen Stab gestützt, alle Kräfte anwendet, um der Last nicht zu erliegen. So stellt ihn auch der älteste bekannte Holzschnitt von 1423 dar. Für den großen C. gilt im Volksmund die Statue des Hercules auf Wilhelmshöhe (s. d.).

2) Könige von Dänemark: a) C. I., der vierte Sohn Waldemars II. und der Prinzessin Beenhjerd von Flandern, merkwürdig durch seinen Kampf mit der Hierarchie. Anfangs Herr von Laaland und Falster, wurde er 1247 von Erich vertrieben und gefangen, jedoch wieder freigegeben. Im Jahre 1252 folgte er seinem Bruder Abel auf dem dänischen Thron, trat dann aber Schleswig an dessen Sohn ab. Seinen Kampf mit der Kirche verursachte der Uebermuth des Erzbischofs von Lund, Jakob Erlandsöe; C. ließ denselben verhaften und nahm alle den Geistlichen verliehenen Freiheiten zurück. Sofort traf das ganze Land der Bann, den nur Jütland unbeachtet ließ, und in Folge dessen sich das Volk mehrfach gegen C. erhob. Er fand seinen Tod durch Gift, das ihm von einem Bischof im heiligen Abendmahl gereicht worden sein soll. — b) C. II., Sohn des Königs Erich (VI.) Glipping und der Prinzessin Agnete von Brandenburg, einer der unglücklichsten Könige auf dem dänischen Thron, dessen gute Eigenschaften durch die harte Kapitulation, welche man ihm aufdrang, mißkannt und nutzlos gemacht, und dessen schlechte Eigenschaften durch den fortwährenden Kampf gegen die Intriguen und Aufstände der Pfaffen und Adeligen stark genährt wurden. Seine Hauptkämpfe führte er gegen Waldemar von Schleswig, der ihn 1326 vom Thron stürzte, aus dem Lande trieb, und der erst im Frieden von Ripen (28. Februar 1330) dem Throne wieder entsagte, und gegen den Grafen Gerhard von Holstein; Mißhandlungen, die er von zwei Edelleuten hatte erdulden müssen, brachen endlich sein Herz. Er † 1333. — c) C. III. (als König von Schweden C. I.), Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, Sohn Johanns von Bayern und der Prinzessin Sophie von Dänemark und Schweden, folgte dem Bruder seiner Mutter, König Erich X., der in Dänemark und Schweden des Throns für verlustig erklärt worden war, 1438 als Reichsvorsteher und 1440 als König von Dänemark und 1441 auch von Schweden. Er regierte bis 1448 ruhig und glücklich, verlegte die Residenz von Roeskilde (Rothschild) nach Kopenhagen (Kjöbenhavn), erregte jedoch dadurch Unwillen gegen sich, daß er viele deutsche, namentlich bayerische Familien ins Land zog und so bevorzugte, daß sie noch jetzt den blühendsten Theil des dänischen Adels bilden. Nach C.s Tod (1448) kam das Haus Oldenburg auf den dänischen Thron.

3) C. der Kämpfer, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., geboren am 5. Juni 1449, war einer der gefürchtetsten Haudegen seiner Zeit. Wissenschaftliche Bestrebungen lagen ihm von Jugend an fern. Nachdem sein Bruder Albrecht die Alleinregierung angetreten hatte, während ihm nur einige Güter und Schlösser überlassen waren, beanspruchte er Theilnahme an der Regierung, stiftete einen Bund, „Gesellschaft der Böfler des Einhorns“, mit welchem er jene erzwingen wollte, wurde jedoch überfallen und auf fünf Jahre hinaus mit jährlich 3000 Gulden abgefunden. Als er aber durch drohende Reden neuen Verdacht bei Albrecht erweckte, ließ ihn dieser 1471 im Bade greifen und in die Altveste München gefangen setzen, aus welcher er erst nach 19 Monaten auf Einsprache der Stände wieder entlassen wurde. Ein abermaliger Empörungsversuch mißglückte ebenfalls, und C. trat nun endlich 1475 seinen Antheil an der Herrschaft auf 10 Jahre förmlich an Albrecht ab und erhielt dafür Schloß und Stadt Landsberg, das Schloß Paal und die Stadt Weilheim. Eine seiner ritterlichsten Thaten war die Ueberwindung eines Woiwoden aus Lublin, welcher die bayrischen Ritter gehöhnt. Seinen Heldennamen erwarb sich C. aber im ungarischen Heere u. im flandrischen Kriege, sowie in dem Heere des Herzogs Georg, welches dem Kaiser Maximilian gegen Ungarn zu Hülfe eilte; C. war der Erste auf den Mauern von Stuhlweißenburg und öffnete dem Kaiser die Thore. Nach Ablauf der zehnjährigen Vertragsfrist wünschten die C. übergebenen Städte von dessen harten Herrschaft erlöst zu werden, und zugleich kündigten 59 Adelige demselben Fehde an. C. rächte sich durch einen Ueberfall des Nikolaus von Abensberg, der an der Spitze jener Ritter stand, erschlug ihn und stellte sich an die Spitze des Löwlerbundes, den der unzufriedene Adel gegen Albrecht gestiftet hatte. Als sich auch dieser Bund auflöste, zog C. in Begleitung mehrer Fürsten und Edlen nach Palästina und †, mit

seinem Bruder versöhnt, am 15. August 1493 auf der Rückreise auf Rhodus.

4) C., der vierte Herzog von Würtemberg und der einzige dieses Namens, einer der trefflichsten deutschen Fürsten, war der einzige Sohn Herzog Ulrichs des Herzhaften und der bayerischen Prinzessin Sabine und am 12. März 1515 geboren. Von seiner Mutter und seinem stets in Fehde verwickelten Vater sich selbst überlassen, wuchs er anfangs ohne Pflege auf. Als die auf den Herzog erbitterten Bundesstände das Land besetzten, ließen sie dem jungen Prinzen mit seiner Schwester Anna nur ein paar Städte und Aemter zu ihrem Unterhalte, und auch diese nur für so lange, bis ihnen ein anderer Sitz von gleichen Einkünften in deutschen Landen angewiesen sein würde. Kaiser Karl V., der dann das Land in Besitz nahm, ließ C. am kaiserlichen Hof zu Innsbruck und dann zu Wienerisch-Neustadt einige Erziehung angedeihen. Karl V. hatte den lebhaften Jüngling liebgewonnen und zog ihn in seine Nähe; so nahm er ihn auch nach Augsburg zum Reichstage mit sich. Als nun hier C.s Erbfürstenthum dem Bruder des Kaisers, Ferdinand, zu Lehen gegeben, er selbst aber dem Kaiser nach Italien zu folgen gezwungen wurde, entfloh er in die tyrolischen Berge, erschien mit sicherem Geleit vom schwäbischen Bund in Augsburg und verfocht persönlich und muthig sein Recht gegen das mächtige Kaiserhaus. Die meisten Fürsten und Reichsstände schenkten ihm ihre Theilnahme, und der Kaiser vermochte seinen Willen nicht durchzusetzen. Indessen nahm Herzog Ulrich sein Land mit gewaffneter Hand wieder in Besitz und berief seinen Sohn zu sich, sandte ihn aber dann, mit ihm zerfallen, an den französischen Hof und überließ ihn seinem Schicksal. Hier erwarb sich C. die Gunst des Königs und der Großen des Hofs in hohem Grade. Philipp von Hessen bezweckte eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn, doch kam dieselbe erst nach einigen Jahren gegen C.s Versprechen des Gehorsams gegen den Vater und der Erhaltung der evangelischen Religion zu Stande. C. vermählte sich darauf mit der ältesten Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach u. lebte zu Mömpelgard. Vater u. Sohn lebten jedoch auch in der Folge selten in gutem Einvernehmen. Aus dieser strengen Lebensschule bestieg der junge Fürst nach Ulrichs Tode den väterlichen Thron, gerade in dem Zeitpunkt, wo das durch den Krieg zerrüttete Land als verwirktes Afterlehen dem Hause Oesterreich zugesprochen werden sollte. Durch männliche Festigkeit und Klugheit überwand C. alle Schwierigkeiten; er schloß sich enger an Karl V. an und knüpfte sogar mit seines Gegners Ferdinand Sohn, Maximilian II., ein Freundschaftsbündniß. Im Kriege zwischen Moritz u. dem Kaiser wählte und behauptete er klug die bewaffnete Neutralität. C.s Räthe nahmen an den passauer Verhandlungen Theil, und ein Vertrag zwischen ihm und Ferdinand sicherte ihm den ungestörten Besitz seines Herzogthums. Nun erst konnte er seinen ganzen Eifer der Ordnung der inneren Angelegenheiten zuwenden. Er rief die Stände des Herzogthums, die sein Vater hatte eingehen lassen, wieder ins Leben, erneuerte mit der Landschaft den tübinger Vertrag und brachte unter Anderem ein allgemeines Landrecht zu Stande. Er beschickte auch das tridentiner Koncil, ließ zu diesem Zweck eine eigene Schrift, die würtembergische Konfession, aufsetzen und wurde der thätigste Beförderer des augsburgischen Religionsfriedens. Freigebung der Religion für jeden Reichsstand war C.s Princip. Seine rege Theilnahme an den Kirchenangelegenheiten wurde auch von Auswärtigen, z. B. den Waldensern, Guisen, den Evangelischen in den österreichischen Erblanden, die Fürsprache oder Schutz bei ihm suchten, in Anspruch genommen. Im innigsten Freundschaftsverhältniß stand er mit dem Kaiser Maximilian und dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Nur gegen das Papstthum war C. unversöhnlich, obwohl eine friedliche Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten durch ein allgemeines Koncil sein höchster Wunsch war. Große Verdienste erwarb er sich in dieser Hinsicht durch seine thätige Theilnahme an der Zurückführung des Religionsfriedens, an der Wiederaufrichtung und Visitation des Kammergerichts, der Bewerkstelligung der Reichsexekutionsordnung und der Kreisverfassung. Daneben vernachlässigte C. die inneren Angelegenheiten seines Landes nicht. Er gab demselben eine verbesserte Kirchenordnung, die noch besteht, reformirte die Universität und die Seminarien und sorgte für die Volkserziehung, sowie für die Bodenkultur und den Wohlstand des Landes. Nur der etwas vernachlässigte Finanzzustand bedurfte noch der ordnenden Hand; die vielen Reichs- und Fürstentage und andere Reisen, die Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen, wiederholte Kriegsrüstungen, der Aufwand bei Hof, die Erbauung mehrer Schlösser im Lande hatten die Kammereinkünfte erschöpft, dazu war eine große alte Schuldenlast vorhanden, deren Zahlung die Stände selbst hatten ins Stocken gerathen lassen. C. betrieb nun selbst einen Landtag und drang darauf, zumal er von seinem vom Kaiser erhaltenen Privilegium, außerordentliche Steuern erheben zu dürfen, noch keinen Gebrauch gemacht hatte, daß die Landschaft einen Theil der Landesschulden sammt den Zinsen übernehme. Die übrige Zeit seiner Regierung benutzte C. zur Verbesserung des Landrechts und der übrigen Landesgesetze; auch verordnete er eine Landesvisitation. Schon seit drei Jahren kränklich, doch bis zum letzten Tage thätig, † er am 28. December 1568. C. war ein fester, edler und thatkräftiger Charakter; alle seine Handlungen tragen das Gepräge seiner eigenen Würde. Sein früher Tod wurde von allen Ständen betrauert. Da sein zweiter Sohn — der erste war den Folgen der Trunksucht erlegen — schwach an Geist und Körper war, hatte C. dem Grafen Georg das Successionsrecht auf Würtemberg zugesichert. Der Sohn desselben, Friedrich, wurde somit Stifter der neuen würtembergischen Linie.

Christophelsgebet, s. Christoph 1).

Christophelsgesellschaft, s. Christophsorden, St.

Christophorus (lat.), s. v. a. Christoph, besonders der heilige Christoph oder Christophel, s. Christoph 1).

Christophsorden, St. (Christophsgesellschaft), Orden der Mäßigkeit, 1517 von einer Anzahl österreichischer Ritter und Herren vom Adel gestiftet. Für Fluchen ꝛc. wurde 1, für Völlerei 2 Fl. Strafe bezahlt. Auch Frauen und Mädchen stand die Aufnahme in den Verein offen. Auch Ritter u. Damen in Kärnthen, Steiermark und Krain stifteten in demselben Jahre einen „Ritterorden der

Mäßigkeit". Beide wählten den heiligen Christoph zum Patron und sein Bildniß zum Ordenszeichen; dasselbe mußte, bei 3 Kr. Strafe, sichtbar um Hals oder Hut getragen werden.

Christopulos, Athanasios, neugriechischer Dichter und Grammatiker, geboren 1772 zu Kastoria in Macedonien, kam als Knabe mit seinen Aeltern nach Bukarest, erlernte hier das Altgriechische, dann zu Ofen das Lateinische, studirte zu Padua Medicin und Jurisprudenz, ward hierauf Erzieher im Hause Murusi's, erst zu Bukarest, dann zu Jassy, und erhielt von 1812 an vom Hospodar Karadscha in der Moldau mehre öffentliche Aemter, sowie die Redaktion eines neuen Gesetzbuches übertragen. Nach Karadscha's Flucht lebte er erst in Jassy, dann in Hermannstadt, hierauf einige Jahre in Griechenland und begab sich 1836 wieder nach der Walachei. Er † den 29. Januar 1847. C. hat sich nicht bloß als Dichter durch seine im anakreontischen Geiste gehaltenen Lieder (Paris 1833, 2 Bde., herausgegeben von Piccolos, daselbst 1841) bekannt, sondern auch durch mehre grammatische Arbeiten um die neugriechische Sprache verdient gemacht. Seine „Ἑλληνικὰ ἀρχαιολογήματα". welche außer sprachlichen Untersuchungen unter Anderem auch gelungene Uebersetzungen vom ersten Buch der „Ilias" und der „Oden" der Sappho enthalten, erschienen erst nach seinem Tode (Athen 1853).

Christorden, s. Christusorden.

Christo sacrum (lat.), Name einer religiösen Gesellschaft, 1797 zu Delft in Holland gestiftet, aus der französisch-reformirten Gemeinde hervorgegangen und großentheils aus Mennoniten bestehend, welche Vereinigung aller christlichen Parteien bezweckte. Ihr auf die Bibel gegründetes Glaubensbekenntniß ließ die verschiedenartigsten Ansichten vom christlichen Dogma zu. Ihr Gottesdienst, der sich in seinen Hauptformen an den anglikanisch-bischöflichen anschließt, zerfällt in „Ehrdienste", in denen das Liturgische vorwaltet, und in „Lehrdienste", welche letztere jedes gebildete Glied der Gemeinde versehen kann. Die Sekte wuchs bis gegen 3000, ist jetzt aber fast erloschen.

Christowschtschina, s. Raskolniken.

Christpalme, s. v. a. Ricinus communis.

Christpalmöl, s. v. a. Ricinusöl.

Christus, griechische Uebersetzung des hebräischen Messias (maschiach), der Gesalbte, daher der Ehren- und Amtsname Jesu, der nach der Kirchenlehre vom heiligen Geiste zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Vgl. Christologie, Messias und Jesus.

Christusbilder, Darstellungen von Christus durch die bildende Kunst. Diese Darstellungen sind eine der höchsten Aufgaben für die Kunst, da dieselbe hier, von jeder Grundlage irgend eines Porträts verlassen, mit freier schöpferischer Kraft dem aus dem Evangelium heraussprechenden Ideal menschlichen Adels und geistiger Größe Gestalt und Form zu geben hat. Die christliche Kunst hat sich seit ihrem ersten Erwachen an der Darstellung der irdischen Erscheinung Christi versucht, und frühzeitig bemühte sich auch die gläubige Einfalt, authentische Abbildungen des Christuskopfes aufzufinden oder zufällig aufgefundene Bildnisse für C. auszugeben, und eröffnete dadurch der Legende eine ergiebige Quelle. Von dieser Art sind die Nachrichten von einer Abbildung des Angesichts Jesu, die, in ein Tuch abgedruckt, im Besitz des Königs Abgar von Edessa gewesen sein soll, von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heiligen Veronica (s. d.) und von einem Gemälde, das der Evangelist Lucas verfertigt haben soll. Ein offenbar unächter Brief, welchen Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römischen Senat geschrieben haben soll, schildert Jesu Gestalt u. Gesichtsbildung als männlich schön. Die ältesten C. sind in den Gemälden der Katakomben zu treffen und in den Skulpturen der Sarkophage, die beide bis ins 3., und in den Mosaiken der Basiliken, die wenigstens bis ins 4. Jahrhundert hinaufreichen. Alexander Severus (um 230) soll bereits ein Bild Christi in seinem Palast gehabt haben. Trotz der vorherrschend symbolischen Darstellungsweise, wo er etwa als guter Hirte, oder als Wunderthäter, oder als Gott erscheint, kommen doch auch Bilder von porträtartigem Gepräge vor; dahin gehören namentlich ein uraltes, vielleicht aus dem 3. Jahrhundert stammendes Mosaik im Museo cristiano des Vatikans, welches einen bärtigen Philosophenkopf im Profil zeigt, und zwei gemalte Brustbilder in den calixtinischen und in den pontianischen Katakomben, die in Aringhi's „Roma subterranea nova" abgebildet sind. Diese Gemälde zeigen Christum mit halb entblößter Brust, das Gesicht oval, mit gerader Nase, gewölbten Augenbrauen, hoher Stirn, ernstmildem Ausdruck; das Haar, gleich gescheitelt, wallt in Locken bis auf die Schultern herab; der Bart ist nicht stark, kurz und am Kinn getheilt; das Aussehen ist das eines Mannes von dreißig Jahren. Andere wieder, sich an das von Jesaias (Kap. 53) entworfene Bild des leidenden Gottesknechtes haltend, meinten, ihn mit allen erdenkbaren körperlichen Gebrechen darstellen zu müssen. Die neugriechischen und italienischen Maler halten sich größtentheils an ersteren Typus, der seine vollendetste Darstellung in den Gemälden von Fiesole, Leonardo, Raphael und endlich von Cornelius, Heß und Schlotthauer fand. Merkwürdiger Weise sind aus der Blüthezeit der Kunst die Christusköpfe selten. Zu den ausgezeichnetsten gehört der von Raphael in der Grablegung aus der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Rom und der herrliche Kopf aus dem „Zinsgroschen" von Tizian in der dresdner Gallerie. Wunderthätige C. (Acheiropoieta), meist byzantinischen Ursprungs und aus dem 11. und 12. Jahrhundert, findet man in mehren Kirchen Italiens. Vgl. Grimm, Die Sage vom Ursprung der C., Berlin 1843.

Christusorden, päpstlicher und portugiesischer Ritterorden, die Fortsetzung des Tempelherrenordens. Als 1312 der letztere aufgehoben wurde, nahm der König Dionysius zum Schein die Güter desselben in Beschlag, ließ aber den Orden in ruhigem Besitz seines Eigenthums. Der Papst sah jedoch jenen als aufgelöst an und bestätigte den fortbestehenden als einen neugestifteten unter dem Namen Ritter Christi. Er zählte im Anfang des 16. Jahrhunderts gegen 450 Komthureien. Im Jahre 1550 wurde die Würde eines Großmeisters für immer mit der Krone von Portugal verbunden. In Portugal säkularisirte man ihn 1789 und verwandelte ihn in einen sogenannten Militär- und Civilverdienstorden von drei Klassen. Während er in Rom ein allgemeiner, an In- und Ausländer

jeden Standes, aber katholischer Religion, zu verleihender Orden ist, befähigt in Portugal nur der adelige Rang zur Theilnahme an ihm. Ordenszeichen ist: ein goldenes, rothemaillirtes, durchbrochenes Christuskreuz mit zackigen Enden. Die römischen Ritter tragen es an ponceaurothem Bande um den Hals; nach den portugiesischen Ordensstatuten wird es von den Großkreuzen an dreifacher, über die linke Schulter gehender goldener Kette auf der rechten Brust getragen; das Kreuz ist dabei in einem goldenen Ordenssterne enthalten; die Kommandeurs tragen das Kreuz wie die römischen Ritter, jedoch mit dem Stern, um den Hals, die Ritter aber nur das Kreuz im Knopfloche. In Portugal haben die Ritter bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere, der der Templer ähnliche Ordenstracht. Die bedeutenden Einkünfte der Mitglieder des Ordens sind hier 1834 eingezogen worden.

Christuspalme, s. v. a. gemeiner Wunderbaum, Recinus communis *L.*

Christvogel, s. v. a. Kreuzschnabel, Luxia curvirostra *L.*

Christwurz, s. v. a. schwarze Nieswurz, Helleborus niger *L.* Wilde C., s. v. a. stinkende Nieswurz, Helleborus foetidus *L.*

Chrodegang, St., stammte aus dem Geschlechte der Agilolfinger, war Referendar am fränkischen Hof unter Karl Martell und Bischof zu Metz und † am 6. März 766. Er trug wesentlich zur Wiederherstellung der lange gestörten Verbindung des fränkischen Reichs mit Rom bei und verwandte seine reichen Güter sämmtlich zur Stiftung kirchlicher Anstalten, besonders Klöster. Vor Allem aber wurde sein Gedächtniß ein bleibendes durch seine Herstellung einer strengen Zucht unter der verwilderten Geistlichkeit des 8. Jahrhunderts, indem er zuerst, die von Benedikt von Nursia für die Regularen festgesetzte Ordnung und Lebensweise auch auf die Weltgeistlichen übertragend, unter seinem Klerus eine Regel des kanonischen Lebens einführte (Chrodegangi regula sincera). Dieselbe verpflichtete die Kleriker zum Zusammenleben in Einem Hause (monasterium, Münster), zum gemeinsamen Speisen und Schlafen, zum vereinten Beten und Singen zu gewissen, selbst nächtlichen Stunden (horae canonicae), zu bestimmten Versammlungen, die von dem darin vorgelesenen Kapitel der heiligen Schrift Capitula genannt wurden, und zu wenigstens zweimaligem Predigen in jedem Monat. Die Ablegung eigentlicher Gelübde wurde darin nicht verlangt, daher auch eigener Besitz gestattet. Diese Regel ward von Karl dem Großen 789 und dann wieder von Ludwig dem Frommen auf der Synode zu Aachen 816 bestätigt und fast in allen Städten des fränkischen Reichs eingeführt.

Chrom (Chromium), metallischer Stoff, ausgezeichnet durch die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Farben, die seinen Verbindungen eigenthümlich sind, wurde von Vauquelin 1797 in dem sibirischen Rothbleierz, welches seitdem als chromsaures Bleioxyd bekannt ist, entdeckt. Das verbreitetste Chromerz, dasjenige, aus welchem Chromverbindungen im Großen bereitet werden, ist der Chromeisenstein (s. d.), im Wesentlichen eine Verbindung von Eisenoxydul mit Chromoxyd. Selten sind die chromsauren Verbindungen: das Rothkupfererz, Melanochroit und Vauquelinit. In sehr kleinen Mengen findet sich das C. in mehren grünen (Smaragd, Serpentin, Strahlstein) und rothen Mineralien (Pyrop, Spinell, künstlichem Rubin) und ist Ursache ihrer Färbung; außerdem ist es noch in manchen Bohnerzen u. in Meteorsteinen enthalten. Wie bemerkt, ist der Chromeisenstein das einzige in genügender Menge vorkommende Erz; aus ihm wird fabrikmäßig rothes, saures, chromsaures Kali dargestellt, und aus dieser Verbindung gewinnt der Chemiker wie der Techniker mittel- oder unmittelbar alle übrigen Chromverbindungen. Zur Darstellung des metallischen C.s bedient man sich des Chromoxyds od. Chromchlorids; aus ersterem gewinnt man es, indem man es mit Kohle gemengt oder auch für sich in einem mit Kohlenpulver ausgefütterten Tiegel der heftigsten Glühhitze eines Gebläseofens aussetzt, und zwar als zusammengesinterte, poröse Masse; aus der Chlorverbindung erhält man es durch Zersetzung mittelst Kaliums als dunkelgraues Pulver, oder mittelst des galvanischen Stroms, in letzterem Fall in metallglänzenden Blättchen. Nach Wöhler reducirt man das Chromchlorid am vortheilhaftesten durch Zink und erhält das Metall in kleinen, aber sehr deutlichen Krystallen, wenn man violettes Chromchlorid mit Chlorkalium, Chlornatrium und Zink zusammenschmilzt. Die Krystalle befinden sich im Regulus und bleiben bei der Auflösung desselben in Salpetersäure zurück. Das C. ist zinnweiß, spröde, sehr schwer schmelzbar, hat ein specifisches Gewicht von 7,3, wird, wenn es vollkommen eisenfrei ist, vom Magnet nicht angezogen und ist ein Leiter der Elektricität, sein Aequivalent ist 328. An der Luft und im Wasser ist es beständiger als das Eisen. An der Luft verbrennt das pulverförmige C. zu Chromoxyd; mit Salpeter geschmolzen liefert es chromsaures Kali. Salzsäure und Schwefelsäure wirken nur schwierig auf C. ein, lösen es aber endlich zu Oxydulsalzen. Von Salpetersäure, selbst bei Siedehitze, wird es nicht angegriffen, dagegen zerlegt es das Wasser im glühenden Zustande wie das Eisen. Mit Sauerstoff geht das C. 6 Verbindungen ein, und zwar Chromoxydul ($Cr\,O$), Chromoxyd ($Cr_2\,O_3$), Chromoxydoxydul ($Cr\,O$, $Cr_2\,O_3$), Chromsuperoxyd ($Cr\,O_2$), Chromsäure ($Cr\,O_3$), Ueberchromsäure ($Cr_2\,O_7$). Mit Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Chlor, Fluor und Cyan verbindet es sich ebenfalls. Seine Verbindungen werden sehr vielfach in der Technik angewandt, und manche sind von größter Bedeutung. In der Medicin wird das C. nicht benutzt. Man wendet demselben aber jetzt große Aufmerksamkeit zu, und es ist wahrscheinlich, daß auch das metallische C. in den Künsten und Gewerben bald Anwendung finden werde.

Chroma (griech.), Farbe.

Chromalaun Kalichromalaun, schwefelsaures Kalichromoxyd), ein dem gewöhnlichen Alaun analog zusammengesetztes Doppelsalz, welches in der Technik vielfach benutzt und deshalb in eigenen Fabriken dargestellt wird. Es ist eines der schönsten Salze der Chemie und wird leicht erhalten aus den gemischten Lösungen von schwefelsaurem Kali und violettem, schwefelsaurem Chromoxyd. Im Großen gewinnt man den C., indem man 3 Theile zweifach-chromsaures Kali in 12 Theilen

Wasser löst, 4 Theile koncentrirte Schwefelsäure zusetzt, die Mischung abkühlen läßt u. dann unter Vermeidung jeder Erhitzung so lange achtzigprocentigen Weingeist zusetzt, als noch schwaches Aufbrausen u. eine Entwickelung ätherisch riechender Dämpfe bemerkbar ist. Nach 24 Stunden hat sich ein krystallinisches, grauviolettes Pulver abgelagert, welches auf einem Filter gewaschen wird, bis es rein violett geworden ist, und dann in wenig Wasser bei einer Temperatur unter 35° C. gelöst wird. Aus dieser Flüssigkeit krystallisirt der C. in prächtigen Krystallen. Billiger noch erhält man denselben, wenn man in eine Auflösung von gleichen Aequivalenten zweifach-chromsaurem Kali und Schwefelsäure so lange schweflige Säure leitet, bis die Lösung rein violett geworden ist, worauf man sie zur Krystallisation hinstellt. Der C. krystallisirt in Oktaëdern, die fast schwarz, an den Rändern aber schön rubinroth erscheinen, löst sich in 7 Theilen Wasser bei gewöhnlicher Temperatur und wird aus der röthlichblauen Flüssigkeit durch Weingeist unverändert gefällt. Bei 75° C. zersetzt sich die Lösung, wird grün und gibt keine Alaunkrystalle mehr, nach einigen Wochen aber kehrt die violette Farbe zurück. Bei starkem Erhitzen des C.s entweicht Wasser, und es entsteht erst ein Doppelsalz mit geringerem Wassergehalt, welches sich nur schwer im Wasser löst, später ein wasserfreies Doppelsalz, welches durch kochendes Wasser in schwefelsaures Kali und unlösliches schwefelsaures Chromoxyd zersetzt wird. Aus einer koncentrirten, heiß bereiteten, grünen Auflösung des C.s schlägt Weingeist eine zähe, grüne Masse nieder, die eine Verbindung von schwefelsaurem Kali mit zweidrittel-schwefelsaurem Chromoxyd ist. Diese Masse, in Wasser gelöst, geht nur sehr langsam oder gar nicht in die violette Lösung über (es sei denn, daß Schwefelsäure zugesetzt wurde), und man benutzt sie daher als Farbesubstanz zum Färben von Oelfirniß, Kautschukmasse und ihre Auflösung als grüne Dinte. Der C. dient, mit Kochsalz versetzt, zur Erzeugung von chromgarem Leder; durch essigsaures Bleioxyd (Bleizucker) zersetzt, zum Wasserdichtmachen von wollenen und baumwollenen Geweben; mit Blausalzabkochung vermischt, zum Blaufärben von Baumwollenstoffen. Auch pflegt man Körbchen u. dergl. aus Draht in eine Lösung von C. zu hängen, worauf sich an dem Draht sehr bald schöne Krystalle bilden, welche sich, da sie luftbeständig sind, sehr gut halten. In chemischen Laboratorien bereitet man auch Krystalle von C. mit einem Kern von gewöhnlichem Alaun, od. umgekehrt, in welchem Falle dann der C. durch den farblosen Thonerdealaun sehr schön durchschimmert. Der Ammoniakchromalaun gleicht dem Kalichromalaun, wird wie dieser erhalten, krystallisirt noch leichter, ist aber nicht ganz luftbeständig. Der Natronchromalaun ist leichter löslich und deshalb nur schwierig zu gewinnen.

Chromatik (v. Griech.), derjenige Theil der Optik (s. d.), welcher die Lehre von der Entstehung der Farben und ihrem Verhältniß zu einander in Bezug auf die Verschiedenheit der Strahlenbrechung zum Gegenstande hat; in der Malerei die Kunst der Farbengebung.

Chromatisch (v. Griech., s. v. a. farbig), bei den alten Griechen Bezeichnung eines gewissen Tonsystems, welche daher entstanden sein soll, daß man die in dieses System gehörigen Töne mit einer andern Farbe als die übrigen zu schreiben pflegte. Später nannte man die kurzen oder Obertasten unserer Klaviaturen, welche man durch verschiedene Farbe von den langen oder Untertasten unterschied, chromatische Tasten und die Töne derselben chromatische Töne. In der Folge wurden diese Benennungen auch auf andere Instrumente übertragen, indem man alle diejenigen Töne, welche auf den Klaviaturen durch chromatische Tasten angegeben wurden, also cis, dis, fis, gis, b, as ꝛc., überhaupt alle Töne, die nicht in der Reihe der sogenannten natürlichen Töne enthalten waren, chromatische Töne nannte. Diesem Sprachgebrauch zufolge nannte man dann auch die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones durch ein chromatisches Versetzungszeichen eine chromatische Erhöhung oder chromatische Erniedrigung oder überhaupt chromatische Versetzung und die eine solche andeutenden Zeichen chromatische Zeichen. Dann heißt auch jede sich durch eine chromatische Intervalle bewegende Tonreihe, z. B. h, c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, as, g, ges, f, e, es, d, des, c, h, eine chromatische Tonreihe oder Tonleiter, und man sagt von einem Tonstücke, es sei chromatisch, wenn darin viele chromatische Zeichen, chromatische Tonreihen, chromatische Akkorde, oder viele Ausweichungen vorkommen.

Chromatismus (v. Griech.), die Färbung einer Substanz, in sofern sie zum Kennzeichen dient, besonders auch in Krankheiten die eigenthümliche Färbung von Körpertheilen, ausgeleerten Stoffen ꝛc., die für die Semiotik wichtig ist.

Chromatrop (Farben- und Linienspiel), Vorrichtung, die aus 2 runden, koncentrisch über einander liegenden, mit rosetten- und sternförmigen Figuren bemalten, ebenen Glasplatten besteht, welche sich mittelst einer Kurbel in entgegengesetzter Richtung um einen gemeinsamen Mittelpunkt beliebig schnell bewegen lassen. Bringt man diesen Apparat in einer Laterna magica an oder setzt ihn mit einem Hydrooxygenmikroskop in Verbindung und darauf in Kreisbewegung, so lassen sich mittelst desselben auf einer weißen Fläche die mannichfaltigsten Figuren, Rosetten, Sterne ꝛc. in steter, bunter Farbenabwechselung erzeugen. Gewöhnlich wird das C. mit einem Nebelbilderapparat (s. Nebelbilder) verbunden.

Chrombleispath (Rothbleierz, hemiprismatischer Bleibaryt, chromsaures Blei), Mineral von zwei- u. eingliedrigem Krystallsystem, dessen Krystalle rhombische, vertikale Prismen in Kombination mit Augitpaaren bilden, theilbar nach den Hauptflächen des Prisma's, zwischen Gyps- u. Kalkspathhärte, von 6,0 specifischem Gewicht, mit Demantglanz, hyacinthroth in verschiedenen Nüancen, ins Morgenrothe verlaufend, von orangegelbem Strich, halbdurchsichtig bis an den Kanten durchscheinend. Es besteht aus 69,3 Bleioxyd u. 31 Chromsäure, dekrepitirt vor dem Löthrohre und zerspringt der Länge der Krystalle nach; dabei nimmt es eine dunklere Farbe an, welche nach der Abkühlung wieder verschwindet. Auf Kohle schmilzt es und breitet sich aus, beschlägt die Kohle mit gelbem Bleioxyd unter Zurücklassung von graugrünem Chromoxyd. Von Borax leicht aufgelöst, färbt ein geringer Zusatz das Glas grün. Wird C. mit Phosphorsalz zusammengeschmolzen, so erscheint ebenfalls ein schönes grünes Glas. Mit Soda auf Kohle gibt es ein

Bleikorn, und die Masse zieht sich in die Kohle. Schmilzt man es mit zweifach-schwefelsaurem Kali, so erhält man eine violette Masse, die beim Erstarren röthlich u. nach dem Erkalten grünlich erscheint. Es kommt krystallisirt, gewöhnlich in stängelich zusammengehäuften, in einander gewachsenen Krystallen, sowie derb, körnig u. unvollkommen stängelig, auf Quarzgängen im talkartigen Glimmerschiefer, mit Bleiglanz, Brauneisenstein, Melanochroit und Vauquelinit zu Beresow in Sibirien vor. In Brasilien findet es sich unter ähnlichen Verhältnissen zu Conghonas de Campo. Von den damit in Brasilien vorkommenden Erzen ist der Melanochroit, zweidrittel-chromsaures Bleioxyd, schwarz bis kirschroth gefärbt mit ziegelrothem Strich, während der Vauquelinit bei ähnlicher Zusammensetzung, wie der vorige, neben dem Bleioxyd Kupferoxyd enthält und daher, mit Salzsäure befeuchtet und vor dem Löthrohre erhitzt, die Flamme blau färbt. Er ist schwarzgrün mit zeisiggrünem Strich.

Chromchlorid, Chromverbindung, wird erhalten, wenn man über ein glühendes Gemisch von Chromoxyd und Kohle getrocknetes Chlorgas leitet. Sie sublimirt in prächtig violetten Blättchen, die sich wie Talk und Musivgold auf die Haut einreiben lassen. In diesem Zustande ist es in Wasser unlöslich, löst sich aber bei längerer Berührung mit heißem Wasser mit grüner Farbe. Schwefelsäure und Alkalien zersetzen es schwer, beim Glühen an der Luft geht es in Chromoxyd, beim Glühen in Ammoniak in Stickstoffchrom und beim Glühen in Schwefelwasserstoff in Schwefelchrom über. Interessant ist die leichte Löslichkeit des violetten Chlorids in Wasser, wenn letzteres ein Minimum ($^1/_{4000}$) Chromchlorür enthält. Diese Erscheinung ist noch nicht endgültig erklärt, doch ist beachtenswerth, daß, wie Chromchlorür, auch Zinnchlorür, Kupferchlorür, Eisenchlorür, selbst unterschwefligsaures Natron, also Körper, die leicht Chlor aufnehmen, wirken. Aehnlich wirkt z. B. auch Eisenvitriol auf das indifferente schwefelsaure Eisenoxyd. Grünes C. erhält man durch Auflösen von Chromoxyd in Salzsäure und beim Abdampfen als wasserhaltige grüne Masse, die beim Erhitzen in lilafarbenes, lösliches Oxychlorid, später in unlösliches Oxychlorid, endlich in grünes Chromoxyd übergeht. Beim Erhitzen in trockenem Chlorwasserstoff oder Chlorgas bleibt aber pfirsichblutrothes, lösliches C. zurück, welches endlich als unlösliches violettes C. sublimirt. Außer diesen Körpern gibt es noch eine Reihe basischer C.e, für deren Analyse es von Wichtigkeit ist, daß salpetersaures Silberoxyd aus den grünen Auflösungen des C.s in der Kälte nicht alles Chlor (wohl in Folge der Bildung löslicher Doppelchloride) ausfällt. Mit den Chlorüren der Alkalien bildet das C. lösliche Doppelchloride. So wie das Chromchlorür dem Chromoxydul, das C. dem Chromoxyd entspricht, so existiren auch ein Superchlorür, welches dem chromsauren Chromoxyd, u. ein Superchlorid, welches der Chromsäure entspricht. Beide geben beim Erwärmen Chlor aus u. hinterlassen C. Schmilzt man 10 Theile Kochsalz und 12 Theile rothes chromsaures Kali zusammen und destillirt mit 30 Theilen rauchender Schwefelsäure, so geht prächtig blutrothes, dünnflüssiges chromsaures Chromsuperchlorid (Chrombiacichlorid, Chlorochromsäure) über, welches aus 1 Atom Chromsuperchlorid u. 2 Atomen Chromoxyd besteht. Mit Wasser zersetzt sich dasselbe in Salzsäure und Chromsäure, beim Glühen bleibt Chromoxyd zurück. Dieser Körper wirkt sehr heftig auf alle Körper, die Sauerstoff oder Chlor aufnehmen können, verpufft z. B. mit Phosphor, entzündet Schwefel, Alkohol und Terpentinöl und zersetzt Schwefelwasserstoff und Ammoniakgas unter Feuererscheinung. Das C. ist neuerdings zum Blaufärben mit Blauholz empfohlen worden. Man löst $1^1/_2$ Pfund rothes chromsaures Kali in Wasser, mischt die Lösung mit $3^1/_2$ Pfund Salzsäure von 22° B. u. gießt diese Flüssigkeit, die C. enthält, in 250—260 Quart starke Blauholzabkochung von 2° B. Bei der Siedetemperatur färbt sich in diesem Bade Baumwolle ohne vorherige Beize tief indigoblau, und, je nachdem man wäscht oder nicht wäscht, erhält die Baumwolle beim Trocknen einen violetten Ton oder wird tief schwarzblau. Diese Farbe wird weder durch Licht und Luft, noch durch Essigsäure, Seife oder Soda verändert.

Chromchlorür, Chlorverbindung, analog dem Chromoxydul zusammengesetzt, wird erhalten durch Glühen von violettem Chromchlorid mit trockenem sauerstofffreien Wasserstoffgas bei nicht zu hoher Temperatur in weißen Krystallen, welche sich unter starker Erhitzung in Wasser zu einer blauen Flüssigkeit auflösen, die mit der größten Begierde Sauerstoff absorbirt u. sich dadurch grün färbt, indem eine Verbindung von 2 Atomen Chromchlorid mit 1 Atom Chromoxyd gebildet wird. Die blaue Lösung von C. wirkt äußerst heftig reducirend. Man erhält sie übrigens auch, wenn man eine Lösung von Chromchlorid mit Zink behandelt, wobei freilich Zink in Lösung übergeht, so daß das C. zinkhaltig wird.

Chromeisenstein (oktaëdrisches Chromerz, Chromeisenerz, Eisenchrom), ein dem Magneteisenstein ähnliches und analog zusammengesetztes Erz von regulärem Krystallsystem, dessen selten vorkommende Krystalle Oktaëder von sehr kleinen Dimensionen bilden und unvollkommen nach den Oktaëderflächen theilbar sind. Es ist weiß, derb und eingesprengt, von unvollkommen muscheligem bis unebenem Bruch, spröde, von Feldspathhärte und 4,5 specifischem Gewicht, eisen- bis pechschwarz, von gelblich- bis röthlichbraunem Strich und halbmetallischem Glanz, welcher in den fettartigen verläuft, undurchsichtig. Es besteht vorwaltend aus Chromoxydul und Eisenoxyd und enthält von ersterem 60,04, von letzterem 20,13 Eisenoxydul, dann 11,85 Thonerde und 7,45 Talkerde. Durch Glühen wird es magnetisch. Mit Salpeter geschmolzen, erhält man nach dem Aufweichen mit heißem Wasser eine gelbe Flüssigkeit, welche mit essigsaurem Blei und salpetersaurem Baryt schöne gelbe Niederschläge liefert. Vor dem Löthrohre mit Borax und Phosphorsalz geschmolzen, gibt es schmutzig grünes Glas, so lange dasselbe noch warm ist; nach dem Erkalten tritt die schöne smaragdgrüne Chromfarbe, besonders nach Zusatz von Zinn und Behandeln in der inneren Löthrohrflamme, hervor. Von Salpeter- und Salzsäure wird das Pulver nur wenig angegriffen. Krystallisirt kommt das Mineral bis jetzt nur zu Barehills bei Baltimore, wo es überhaupt in größter Menge auftritt, u. auf kleinen Inseln um St. Domingo vor. Derb mit körniger oder blätteriger Struktur erscheint es auf Lagern,

in Nestern, auf schmalen Gängen, als Körner im Serpentingebirge. Hauptsächliche Fundorte sind: Gassie im Departement Var in Frankreich, Kraubat in Steiermark, Portsey in Schottland, Silberberg in Schlesien; auch findet es sich in Schweden, auf den Shetlandsinseln Unst u. Fettlar, in Maryland, Connecticut, Newjersey ꝛc. Die Benutzung dieses Erzes ist ungemein mannichfach. Man stellt aus ihm die schönen und dauerhaften Chromfarben, das Chromgrün, Chromgelb und Chromroth dar; auch wird das chromsaure Kali bereits auf das Verschiedenartigste in den Kattundruckereien angewandt.

Chromerz, s. Chromeisenstein.

Chromgelb, neutrales chromsaures Bleioxyd, wird als Farbematerial sehr viel in der Technik angewandt. Man erhält es rein, wenn man eine Lösung von 1 Theil neutralem, chromsaurem Kali in 8 Theilen destillirtem Wasser mit einer Lösung von 2 Theilen Bleizucker in 4 Theilen Wasser fällt, den Niederschlag auswäscht und trocknet. Das C. ist unlöslich in Wasser, Weingeist, Ammoniak, löslich in warmer Natron- oder Kalilauge, zersetzt sich beim Kochen mit Soda oder Potasche, mit Schwefelsäure und unter Chlorentwickelung beim Kochen mit Salzsäure, wobei eine grüne Lösung von Chromchlorid gebildet wird und sich Chlorblei abscheidet. Setzt man hierbei Alkohol hinzu, so ist die Ausscheidung des Chlorblei's vollständig, und man kann dasselbe leicht sammeln, auswaschen und wägen, auf welche Weise man am einfachsten den sehr wandelbaren Gehalt des C.s an Blei erfährt. In verdünnter Salpetersäure löst es sich vollständig beim Erwärmen. Erhitzt man es trocken, so färbt es sich dunkler, wird aber beim Erkalten wieder gelb, endlich braun und schmilzt. Erstarrt, bleibt es braun, zieht kein Wasser aus der Luft an und dient in diesem Zustande zur Analyse organischer Körper (namentlich chlorhaltiger, da alles Chlor als Chlorblei zurückgehalten wird), indem es beim Glühen mit denselben deren Kohlenstoff zu Kohlensäure, deren Wasserstoff zu Wasser oxydirt und selbst zu metallischem Blei und Chromoxyd reducirt wird. Als Farbematerial übertrifft das C. an Deckkraft und Schönheit alle andern gelben Farbstoffe und hat deshalb diese auch fast sämmtlich verdrängt. Es widersteht dem Licht und der Luft, auch verdünnten Säuren, nicht aber alkalischen Laugen und Seifen; ebenso wenig kann es mit Wassergas verarbeitet werden, und Schwefelwasserstoff bräunt es langsam. Man bereitet das C. entweder direkt durch Fällung, oder durch Behandeln von Chlorblei oder schwefelsaurem Bleioxyd mit chromsaurem Kali. Im letzteren Falle benutzt man die Bleisalze der Kattunfabriken und erhält, wenn auch geringere, so doch sehr billige Sorten, die aber immer noch unzersetztes schwefelsaures Bleioxyd enthalten. Bereitet man das C. durch Fällung, so entsteht reines dunkelcitronengelbes C., welches aber nur selten bereitet wird; vielmehr mischt man zu der Lösung des chromsauren Kali's gewöhnlich etwas Schwefelsäure und erhält so theils chemische, theils mechanische Mischungen von chromsaurem und schwefelsaurem Bleioxyd. Sind beide in gleichen Aequivalenten gebildet, so ist das C. sehr voluminös, locker, von großer Deckkraft, hellcitronengelb und bildet die Grundlage zu den mit Schwerspath, Gyps ꝛc. gemischten billigen Sorten des Handels, welche als Kölnergelb bekannt sind. Bei 2 Aequivalenten schwefelsaurem Bleioxyd auf 1 Aequivalent chromsaures Bleioxyd ist das erhaltene Präparat weit feuriger, dichter und namentlich geeignet zur Herstellung schöner grüner Mischfarben mit frisch gefälltem Berlinerblau und Schwerspath (Chromgrün u. grüner Zinnober). Die Grundfarben werden naß sorgfältig gemischt, das Gemenge durch ein Haarsieb getrieben, auf Leinenfiltern zum Abtropfen gebracht, getrocknet und gepulvert. Noch inniger wird die Mischung, wenn man den blauen und den gelben Niederschlag zugleich fällt, etwa eine Lösung von Eisenchlorid u. Bleizucker in eine Auflösung von gelbem Blutlaugensalz u. chromsaurem Kali gießt. Die Chromgrüne geben hinreichend deckende und gut trocknende Oelfarben; weniger eignen sie sich zu Wasserfarben, wozu sie aber ebenfalls, namentlich beim Tapetendruck, vielfache Anwendung finden. Baumwolle färbt man mit C., indem man sie abwechselnd u. wiederholt in Lösungen von chromsaurem Kali und Bleizucker taucht; ebenso bedruckt man die Gewebe mit Bleizucker und färbt sie in chromsaurem Kali aus. Mit Zinnsalz kann man das C. zerstören und deshalb topisch andere Farben eindrucken. Wenn man die gelb gefärbte Baumwolle auswäscht und in kochende Kalkmilch taucht, so wird dem C. ein Theil der Chromsäure entzogen, und die Farbe geht in orange über. Dies Chromorange wird als Farbematerial dargestellt durch Vermischen von C. mit Chromroth in beliebigen Verhältnissen. Das Chromroth ist halb- oder basischchromsaures Bleioxyd und wird entweder aus C. durch Behandeln desselben mit Alkalien (z. B. 100 Theile C. u. 24—30 Theile Kalihydrat), oder direkt aus chromsaurem Kali dargestellt. Beschränkt man im ersteren Falle die Menge des Alkali's, so entstehen mehr oder weniger dunkle Zwischenfarben, orange in verschiedenen Tönen. Das Chromorange wird von Alkalien viel schwieriger angegriffen als das C., ist daher auch eine viel haltbarere Farbe. Ein Chromroth, welches fast der Farbe des Zinnobers gleich kommt, erhält man, wenn man in geschmolzenen Salpeter neutrales chromsaures Bleioxyd einträgt und den Tiegel vom Feuer entfernt, ehe noch die Zersetzung des Salpeters vollendet ist. Man gießt den Salpeter ab und wäscht möglichst schnell aus. Gut bereitet, ist das Präparat prächtig roth, bei zu hoher Temperatur dargestellt, ist es bräunlich, und lange Berührung mit der Salzmasse macht es gelblich. Je intensiver roth das Chromroth ist, um so krystallinischer ist es, und um so weniger deckt es; zerrieben, liefern alle Sorten Chromorange. Im Handel kommt es vor als Chromzinnober, österreichischer Zinnober, falscher Zinnober, Vandycks Roth; es dient häufig zur Verfälschung des ächten Zinnobers, ist eine treffliche Wasser-, Kalk- und Oelfarbe, darf aber ebenso wenig wie das C. zu Konditoreiwaaren angewandt werden, da es giftig ist. Zur Siegellackfabrikation ist es nicht geeignet. Dem Farbefabrikanten ist also bei der Bereitung der rothen und gelben Chromfarben ein weites Feld gelassen, u. sowohl durch Mischung, wie durch Abänderung der Verhältnisse kann er jeden beliebigen Ton vom hellsten Gelb bis zum feurigsten Roth darstellen. Dem entsprechend kommt auch chromsaures Bleioxyd unter den verschiedensten Namen in den Handel, C. z. B. als Neugelb, Kö-

nigsgelb, Citronengelb, Gothaer-, Kölner-, Leipziger-, Pariser-, Zwickauergelb. Nach den Tönen unterscheidet man licht, goldfarbig und orange, und nach dem Grade ihrer Reinheit werden diese Sorten unterschieden als superfein, fein, mittel und ordinär. Ueber die Untersuchung des C.s wurde oben schon ein Wink gegeben. Löst man es in warmer Salpetersäure, so bleiben Schwerspath, schwefelsaures Bleioxyd u. Gyps ungelöst zurück, u. in der Lösung bestimmt man das Blei nach bekannten Regeln. Alle chromsauren Bleiverbindungen sind giftig, sie dürfen deshalb nicht zum Färben von genießbaren Gegenständen, von Kinderspielwaaren u. dergl. angewandt werden. Dagegen sind sie in der neuesten Zeit als vortreffliches Mäusegift empfohlen worden.

Chromgrün, s. Chromoxyd, vgl. Chromgelb.

Chromocker (grünes Chromoxyd), Mineral, welches derb und eingesprengt, auch als Ueberzug, erdig, theilweise mit ganz geringen Spuren krystallinischer Struktur vorkommt, grasgrün ins Gelbe, wenig glänzend bis matt, durchscheinend an den Kanten bis undurchsichtig und von unbekanntem specifischen Gewicht ist. Es sind chromoxydhaltige Thone, welche nicht allein als Begleiter des Chromeisensteins, wie auf der Shetlandsinsel Unst und an andern Orten, sondern selbst als Zersetzungsprodukte von Porphyren, wie zu Halle, vorkommen.

Chromogene, nach Schloßberger farblose od. kaum gefärbte Materien pflanzlichen Ursprungs, den Pigmenten in der Zusammensetzung höchst nahe verwandt und fähig, sich unter bestimmten chemischen Einflüssen in die ihnen nahestehenden Pigmente umzuwandeln. In einigen Fällen lassen sie sich auch aus den Pigmenten künstlich erzeugen. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß alle vegetabilischen Farbstoffe solche ungefärbte Urmaterien besitzen, mit denen sie in nächster genetischer Beziehung stehen, und welche durch den Lebensprozeß oder beim Absterben der Pflanze oder rein künstlich in Pigment umgewandelt werden können. Die Umwandlung der C. in Farbstoffe scheint in allen Fällen, wo letztere als solche eine Bedeutung haben, durch die Einwirkung des Sauerstoffs bedingt zu werden, und zwar in manchen Fällen durch denselben allein oder in Gegenwart einer starken Base, in anderen Fällen nur durch Sauerstoff und Ammoniak, indem der Stickstoff des letzteren in die Atomengruppe eintritt. Die Zurückführung der Farbstoffe in den Zustand der C. ist bis jetzt nur bei dem kleineren Theil der ersteren gelungen. Sie erfolgt durch die entgegengesetzten Bedingungen, durch welche die Pigmentbildung eingeleitet wird, vorzüglich also durch direkte oder indirekte Desoxydation.

Chromopsie (v. Griech.), krankhaftes Sehen farbiger Ringe, Flecken, ganzer Regenbogen, wie dies insbesondere in den Anfangsstadien der Amaurose am häufigsten vorkommt und stets eine gesteigerte Thätigkeit in den Nervengebilden des Auges bekundet. Farbige Kreise werden jedoch auch noch nach vollkommener Erblindung, selbst nach Zerstörung des Auges, nach der Herausnahme desselben wahrgenommen und hängen dann von der Erregung des Centraltheils des Sehnerven ab (s. Augentäuschungen).

Chromoxyd, Chromverbindung, kommt natürlich als Chromocker (s. d.) vor, wird aber für alle technischen Zwecke künstlich dargestellt und heißt dann Chromgrün. Man erhält es, je nach der Bereitungsart, bald in schwarz erscheinenden Krystallen, die so hart sind, daß sie Glas schneiden, bald in den verschiedensten Vegetationen, bald als grünes, mehr oder weniger kompaktes Pulver von dunklerer oder hellerer Farbe. Je nach den Zwecken, welchen das C. dienen soll, stellt man es dar aus chromsaurem Quecksilberoxydul (sehr zart und dunkelgrün, besonders schön, wenn die Luft beim Glühen gut abgehalten wurde), aus chromsaurem Kali durch Glühen mit gleich viel Schwefel (um so heller, je mehr Schwefel angewandt wurde), oder mit Salmiak (dunkelgrün und bei hoher Temperatur krystallinisch und fast schwarz), oder mit Kohle. Bei Weißglühhitze entstehen aus rothem chromsauren Kali in mannichfaltige Farben spielende Flitter von C. Besonders schönes C. erhält man durch Erhitzen von zweifach-chromsaurem Ammoniak und nach Liebig durch Erhitzen von Chromchlorid. Das geglühte C. ist in Säuren völlig unlöslich, beim Glühen mit Alkalien oder Salpeter geht es in Chromsäure über. Reducirt man chromsaures Kali mit Salzsäure, so erhält man durch Ammoniak aus dieser Lösung ein in Säuren leicht lösliches Hydrat. Das C. wird zur Darstellung von grünem Glase und Straß, in der Oelmalerei und besonders in der Porzellanmalerei angewandt. Da es unschmelzbar und feuerbeständig ist, so kann es sowohl auf, als unter der Glasur angewandt werden. Im letzteren Falle mischt man es mit Quarz und benutzt am besten das mit Schwefel dargestellte C. Zum Malen auf der Glasur mischt man am besten chromsaures Quecksilberoxydul mit Kobaltoxydulhydrat oder arsensaurem Kobaltoxydul und erhitzt. Man erhält ein Blaugrün, welches man mit Gelb beliebig vermischt. Als Chrombronze erhält man das C. durch sehr heftiges Glühen gleicher Theile von Kochsalz und rothem chromsauren Kali unter einer Kochsalzdecke u. Ausziehen mit Wasser. Das C. besitzt dann den Glanz der Goldkäferflügeldecken. Im Handel kommen verschiedene Sorten C. vor; von einer besonders schönen, Smaragdgrün, Vert émeraude, Vert Pannetier, wird die Bereitungsart geheim gehalten. Da das C. nicht giftig ist, so ist seine Anwendung eine sehr ausgedehnte, doch sind die schöneren Sorten sehr theuer. Als Chromgrün in Lack kommt ein Gemisch von C. mit Thonerde vor.

Chromoxydsalze, Chromverbindungen, die in zwei verschiedenen Modifikationen auftreten, welche sich durch die Farben ihrer koncentrirten Lösungen auszeichnen. Diese sind entweder tief roth, ins Blaue schillernd, oder rein grün. Die ersteren verwandeln sich, je nach der Natur der Säure, mehr oder weniger schnell beim Erhitzen in die grüne Modifikation (schwefelsaures Chromoxyd sehr schnell, salpetersaures sehr schwierig), und diese geht beim Erkalten nach längerer oder kürzerer Zeit wieder in die violette über. Man muß annehmen, daß nur diese die Salze in normaler, d. h. den Eisenoxyd- und Thonerdesalzen entsprechender Konstitution enthalte, denn nur aus der violetten Lösung sind die Salze krystallisirt zu erhalten, während die grünen zu einer nichtkrystallinischen Masse eintrocknen. Ferner ist beachtenswerth, daß, wie aus der grünen Lösung des Chromchlorids durch salpetersaures Silberoxyd nicht alles Chlor, so auch aus der grü-

nen Lösung des schwefelsauren Chromoxyds durch Chlorbaryum in der Kälte nicht alle Schwefelsäure ausgefällt werden kann. Den verschiedenen Modifikationen der Salze entsprechen auch verschiedene Modifikationen von Chromoxydhydrat, die durch Alkalien gefällt werden können. Kali und Natron lösen das Hydrat, wenn sie im Ueberschuß angewandt werden, wieder auf, aber aus dieser dunkelgrünen Flüssigkeit fällt dasselbe beim Kochen wieder vollständig heraus. Aehnlich verhält sich Ammoniak, und dies Verhalten benutzt man zur quantitativen Bestimmung des Chromgehaltes der C. Ueber das Doppelsalz des schwefelsauren Chromoxyds mit schwefelsaurem Kali s. Chromalaun.

Chromoxydul, Chromverbindung, wird erhalten als Hydrat aus Chromchlorür durch Fällen mit Natronlauge als braungelbes Pulver, welches sich aber sogleich auf Kosten des Sauerstoffs des Wassers, also unter Wasserzersetzung u. Entwickelung von Wasserstoff, in rothbraunes Chromoxyduloxyd verwandelt. Die Chromoxydulsalze sind meist sehr unbeständig u. wirken heftig desoxydirend. Man erhält sie durch Wechselzersetzung aus Chromchlorür.

Chromoxyduloxyd, Chromverbindung, wird erhalten als rothbraunes Pulver, wie unter Chromoxydul angegeben; erhitzt, verliert es anfangs Wasser, entzündet sich aber bei stärkerem Erhitzen und verbrennt auf Kosten des Hydratwassers zu Chromoxyd, so daß bei dieser Verbrennung Wasserstoffgas entwickelt wird, wenn die Operation in sauerstofffreier Atmosphäre vorgenommen wurde. Eigenthümlich ist, daß Wöhler aus Chromacichlorid durch Einwirkung von Wärme einen Körper erhielt, der aus C. und chromsaurem Chromoxyd bestand und stark vom Magnet angezogen wurde, ja selbst schwach polar war. Dies ist um so auffallender, da das metallische Chrom, wie sich Wöhler von Neuem überzeugte, durchaus nicht vom Magnet angezogen wird.

Chromsäure, Chromverbindung, wird am einfachsten erhalten aus saurem chromsauren Kali, indem man 1 Maß einer gesättigten Lösung dieses Salzes mit 1½ Maß koncentrirter Schwefelsäure mischt u. krystallisiren läßt. Die Krystalle trocknet man auf einer Thonplatte, kann sie aber nur schwierig ganz von Schwefelsäure befreien. Reine C. erhält man am sichersten, wenn man chromsauren Baryt mit koncentrirter Salpetersäure kocht, die Mischung erkalten läßt, die Lauge vom salpetersauren Baryt abgießt und die freie Salpetersäure abdestillirt. Den Rückstand verdampft man zur Trockne u. erhitzt diesen endlich über freiem Feuer. Die C. bildet rothe Krystalle, zerfließt an der Luft u. löst sich leicht in Wasser. Beim Erhitzen wird sie schwarz, schmilzt bei 190°, zersetzt sich bei über 250° und bildet chromsaures Chromoxyd, endlich Chromoxyd. Die C. wirkt äußerst heftig oxydirend u. wird selbst zu Chromoxyd reducirt. Man darf ihre Lösung nicht durch Papier filtriren; tröpfelt man Alkohol auf die trockene Säure, so erfolgt dessen Oxydation unter Erglühen u. Entzündung. Mit Salzsäure gibt C. Chromchlorid unter Entweichen von Chlor. Man benutzt die C. häufig zur Darstellung mehrer Oxydationsprodukte organischer Körper (Baldriansäure, salicylige Säure 2c.) und zum Bleichen von Fetten (Palmöl), bedient sich aber dabei gewöhnlich der Mischung von rothem chromsauren Kali mit Schwefelsäure. Die C. hat sehr wenig Verwandtschaft zum Wasser, es existiren keine Hydrate. Interessant ist das Verhalten derselben zu Schwefelsäure. Während sich nämlich in koncentrirter Säure C. sehr leicht und reichlich löst, wird durch Zusatz von etwas Wasserstoff die ganze Menge der gelösten C. ausgeschieden, und nur auf Zusatz von mehr Wasser geht die C. wieder in Lösung. Dampft man deshalb eine Lösung von C. in Schwefelsäure ab, so kommt ein Punkt, wo sich die C. ausscheidet; bei größerer Koncentration löst sie sich jedoch wieder. Man kann aus der C. Sauerstoff darstellen, wenn man sie mit überschüssiger koncentrirter Schwefelsäure erhitzt. Es entsteht dabei schwefelsaures Chromoxyd. Mit Basen bildet die C. Salze.

Chromsaure Salze, Verbindungen der Chromsäure mit Basen, sind meist gelb oder gelbroth; die der Alkalien, das Kalk-, Strontian-, Magnesia-, Manganoxydul- und Kupferoxydsalz sind in Wasser löslich, das Baryt-, Bleioxyd-, Silberoxyd- und Quecksilberoxydulsalz in Wasser unlöslich. Die unlöslichen Salze werden durch wechselseitige Zersetzung aus dem chromsauren Kali, die löslichen durch direkte Vereinigung der Säure mit der Base erhalten. Die neutralen C. enthalten in der Säure dreimal so viel Sauerstoff als in der Base und sind mit den korrespondirenden Schwefelsäuresalzen isomorph. Viele von ihnen finden technische Verwendung, das wichtigste aber ist das saure chromsaure Kali (rothes Chromsalz), welches aus dem Chromeisenstein gewonnen und namentlich von Amerika aus in den Handel gebracht wird. Man bereitet es jetzt nicht mehr wie früher durch Glühen des gepulverten Minerals mit Potasche, sondern man glüht mit Kalkstein und löst den gebildeten chromsauren Kalk unter Beihülfe von Schwefelsäure, fällt das gleichfalls gelöste Eisen durch Kalk und bereitet nun aus dem reinen sauren chromsauren Kalk, der in Wasser leicht löslich ist, das Kalisalz durch Zersetzung mit kohlensaurem Kali, welches durch Abdampfen wasserfrei krystallisirt erhalten wird. Die Krystalle lösen sich bei 10° in 12 Theilen Wasser, bei 100° in 1 Theil Wasser. Beim Erhitzen schmelzen sie, und der erstarrte Schmelzkuchen zerfällt beim Erkalten in zahlreiche kleine Krystalle. Das Salz wirkt sehr ätzend und giftig, weshalb auch die Arbeiter in den Fabriken sehr zu leiden haben. Die Anwendung des Salzes ist sehr mannichfach, namentlich wird es in der Färberei benutzt, theils zum topischen Druck, theils zur Darstellung von gelben, rothen od. grünen Farbematerialien. Auch als Beize findet es mannichfache Anwendung; dem Chemiker dient es als Ausgangspunkt zur Darstellung anderer Chrompräparate und als Reagens. Tränkt man Pflanzenfasern mit der Auflösung des Salzes, so verglimmen sie nach dem Trocknen wie Zucker. Mit Schwefelsäure erhitzt, dient es zur Bereitung von Sauerstoff, wobei schwefelsaures Chromoxydkali im Rückstand bleibt. Eine Auflösung des Salzes, mit Chlorwasserstoffsäure versetzt, liefert Krystalle von chromsaurem Chlorkalium, welches Salz sehr bequem zur Darstellung kleiner Mengen trockenen Chlorgases benutzt werden kann. Erhitzt man rothes chromsaures Kali mit Salzsäure, so erhält man direkt Chlorgas. Der Rückstand gibt, mit Salzsäure übergossen, wieder dasselbe Salz. Das rothe (und gelbe) chromsaure Kali des Handels ist häufig verunreinigt (oft bis zu 56 Procent) mit schwefel-

saurem Kali, Chlorkalium, Salpeter und den entsprechenden Natronsalzen. Zur Prüfung erhitzt man eine Probe des trockenen Salzes in einem Reagenzglas, wo dann bei Gegenwart von salpetersaurem Kali oder Natron rothe Dämpfe, bei Gegenwart von Chlorkalium oder Chlornatrium deutlicher Chlorgeruch auftreten. Zur Entdeckung der Schwefelsäure löst man das Salz in Wasser, setzt salpetersauren Baryt hinzu, bis kein Niederschlag mehr entsteht, gießt die Flüssigkeit ab und erwärmt den Niederschlag mit verdünnter Salpetersäure. Der chromsaure Baryt löst sich auf, während etwaiger schwefelsaurer Baryt ungelöst zurückbleiben würde. Neutralisirt man 2 Theile rothes chromsaures Kali mit 1 Theil trockenem, reinem kohlensauren Kali, so erhält man neutrales chromsaures Kali (gelbes Chromsalz), welches in durchsichtigen, glasglänzenden, lebhaft citronengelben Krystallen anschießt. Dies Salz löst sich bei 15° in 2 Theilen Wasser, viel leichter in siedendem Wasser, ist aber in Alkohol unlöslich. Beim Erhitzen schmilzt das Salz, ohne sich zu zersetzen; es besitzt ein großes Färbevermögen, so daß eine Lösung, die nur $1/_{40,000}$ ihres Gewichts enthält, noch deutlich gelb erscheint. Dies Salz findet in der Färberei vielfach Anwendung, ferner zur Bereitung der Chromdinte und der Lunten an den Stahlfeuerzeugen. Es ist häufigen Verfälschungen unterworfen, die man wie beim rothen Chromsalz entdeckt.

Die Natron- und Ammoniaksalze der Chromsäure sind den Kalisalzen ähnlich. Chromsaurer Baryt kommt als gelbes Ultramarin in den Handel; dies Salz ist sehr schwer löslich, das chromsaure Strontian dagegen viel leichter löslich, weshalb man Baryt und Strontian durch Chromsäure unterscheidet und wohl auch von einander trennt. Neutraler chromsaurer Kalk ist gelb und schwer löslich, dient häufig zum Vermischen mit Chromgelb; das saure Salz ist leicht löslich, wird direkt aus Chromeisenstein dargestellt und im Großen auf Chromfarben verarbeitet. Chromsaures Bleioxyd kommt natürlich als Rothbleierz vor, in welchem Vauquelin das Chrom entdeckte. Ueber seine Darstellung s. Chromgelb. Chromsaures Zinkoxyd kommt im Handel als Zinkgelb vor, chromsaures Kadmium als Kadmiumgelb. Beide werden durch Fällung löslicher Salze mit neutralem chromsauren Kali erhalten. Chromsaures Kupferoxyd findet ebenfalls als Malerfarbe Anwendung. Man bringt grüne Krystalle von Kupfervitriol mit Chromsäuregehalt in den Handel, welche als Beizmittel benutzt werden. Dies ist das neutrale Salz. Außerdem kennt man braune und grüne basische Salze. 5 Theile rothes Chromsalz, 1 Theil Kali, in 15 Theilen Wasser gelöst und mit 4 Theilen Kupfervitriol gefällt, gibt ein schön kastanienbraunes Salz, welches als Wasserfarbe benutzt wird. 48 Theile Kupfervitriol und 2 Theile Chromsalz, in Wasser gelöst u. mit 2 Theilen Potasche und 1 Theil Kreide gefällt, geben das grüne Salz, welches als Anstrichfarbe im Handel vorkommt. Chromsaures Silberoxyd wird durch wechselseitige Zersetzung aus rothem Chromsalz und Höllenstein dargestellt und bildet ein schönes dunkelrothes, krystallinisches Pulver, welches als Purpurroth in der Malerei geschätzt ist, jedoch wegen seines hohen Preises nicht häufig angewandt wird. Eine Silberplatte, in eine Lösung von rothem Chromsalz in gleich viel Schwefelsäure gestellt, überzieht sich mit rothen Krystallen des Silbersalzes, welche durch kochendes Wasser in grünes neutrales chromsaures Silberoxyd zersetzt werden. Dieses neutrale Salz erhält man in schönen dunkelgrünen, metallglänzenden Rinden beim Abdampfen der Lösung des sauren Salzes in Ammoniakflüssigkeit.

Chronik (v. Griech.), Buch, das die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte oder einzelner Völker und Stämme, oder einzelner Städte nach der Jahresfolge schlicht und trocken erzählt. Geistliche, im Mittelalter Mönche, waren früher vornehmlich Verfasser von C.en. Berühmte C.en sind: das Chronicon Alexandrinum (C. Paschale, auch Fasti siculi, weil es in Sicilien gefunden wurde), herausgegeben von Rader (München 1624); das C. Colmariense bis 1302; C. Lauterbergense bis 1225; C. montis Casini, von Ambr. Calmadel, bis 1439; C. Norimbergense, von Hartm. Schedel, bis 1492; C. Usbergense, angeblich von Abt Konrad von Lichtenau, bis 1229. Für die Geschichte einzelner Völker sind wichtig: das C. magnum belgicum bis 1474; C. Livonicum magnum bis 1226; C. Prussiae, von Peter de Duisburg, bis 1326; C. Saxonicum für England bis 1154. Unter den späteren zeichnen sich die C.en Spangenbergs aus. Fast jede einzelne Stadt hat ihre besondere C. Vergl. Annalen und Geschichte.

Chronik, zwei Bücher der (Chronica, Chronicorum libri, Paralipomena, d. i. Supplemente), das große, im dritten Theil des hebräischen Kanons stehende Geschichtswerk, welches die jüdische Geschichte hauptsächlich von David bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer umfaßt, somit dem zweiten Buch Samuelis u. den beiden Büchern der Könige parallel läuft. Die beiden Bücher bildeten ursprünglich, und zwar zugleich mit dem Buche Esra, nur Ein fortlaufendes Werk, mit Einem Plan und von Einem Verfasser. Die Abfassung fällt wahrscheinlich in die Zeit nach den Siegeszügen Alexanders des Großen, also in eine Periode, wo die chaldäische Sprache auf die hebräische schon vielfachen Einfluß gewonnen hatte. Die Quellen der B. d. C. sind theils ausdrücklich genannte, theils nachweisliche. Die ersteren sind, wo sie über die kanonischen Bücher des Alten Testaments hinausgehen, höchst unsicher und schwankend, die letzteren sind vornehmlich die Bücher Samuelis und der Könige. In der Benutzung derselben verfuhr der Verfasser nicht eben gewissenhaft; er will überhaupt nicht eine ausführliche Beschreibung der ganzen israelitischen Geschichte od. eine erschöpfende Zusammenstellung aller noch vorhandenen Nachrichten geben, sondern aus dem reichen Stoff nur das auswählen, was sich auf seinen speciellen Zweck bezieht, und dieser ist ein hierarchischer, nämlich Preis des gesetzlichen Gottesdienstes mit dem jerusalemischen Tempel als Mittelpunkt und den Priestern als Organen. Hieraus läßt sich wohl schließen, daß der Verfasser selbst zur Klasse der Leviten gehörte. Die Glaubwürdigkeit der B. d. C. ist bei jenem Zweck ihrer Abfassung natürlich verdächtig. Dennoch haben die B. d. C. theils als Geschichtsquelle, durch welche die älteren Bücher ergänzt oder berichtigt werden, theils als vorzügliches Hülfsmittel zur Kenntniß der Textgeschichte ihren Werth.

Vergl. J. G. Dahler, De librorum Paralipomenum auctoritate atque fide historica, Straßburg 1819; Gramberg, Die C., nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft, Halle 1823; Bertheau, Erklärung der C. (XV. Lieferung des exegetischen Handbuchs zum A. T., 1854).

Chronique scandaleuse (franz.), geheime Geschichte von den Thorheiten und Lastern eines Orts, besonders großer Städte.

Chronische Krankheiten. Schon seit den ältesten Zeiten der Medicin theilte man die Krankheiten in zwei Hauptgruppen ein, in akute und chronische. Beide Benennungen deuten, letztere allerdings mehr, auf die Dauer der Krankheit hin, indem erstere kürzer verlaufende, mehre Wochen bis zu 40 Tagen währende, letztere über diese Zeit hinaus andauernde Krankheitsprozesse bezeichnet. Doch bilden beide nicht vollkommene Gegensätze zu einander. Schon der Ausdruck „akut" bezeichnet weniger die kurze Zeitdauer, als vielmehr eine den Menschen schnell und heftig ergreifende, zugleich sehr ausgeprägte Erscheinungen darbietende Krankheit, während chronisch eigentlich nur gleichbedeutend ist mit langsam verlaufend. Zugleich bezeichnet man aber mit chronischen Zuständen von Kranksein gewöhnlich schleichend beginnende, demgemäß auch verlaufende u. scheinbar in die Lebensthätigkeit nicht in hohem Grade eingreifende Krankheiten. Später hat man die Bezeichnung chronisch häufig auch als gleichbedeutend mit fieberlos genommen, und namentlich waren es Reil, nach ihm Hufeland u. A., welche „akut" geradezu mit „fieberhaft" identificirten. Aber auch diese Begriffsbestimmung entspricht der Natur der Sache nicht. Wenngleich die akuten Krankheiten in der Mehrzahl mit Fieber verlaufen, so gibt es doch auch auf der anderen Seite eine Menge chronischer Krankheitszustände, welche ebenfalls von febrilischen Erscheinungen, u. zwar in hohem Grade begleitet sind, so namentlich die Zustände, welche man im Allgemeinen als „Zehrfieber" bezeichnet. Endlich bestimmte man die ch.n K. als Leiden mit unregelmäßigem, schwankendem Verlaufe, der mit Bestimmtheit weder zur Genesung, noch zum Tode fortschreite, und bezeichnete sie deshalb als atypische, im Gegensatz zu den typischen, da man beobachtete, daß bei den akuten Krankheiten häufig ein gewisser Typus, eine gewisse Succession der Erscheinungen, eine Regelmäßigkeit derselben vorhanden ist, welche bei den ch.u K. nicht Statt findet. Es gibt aber eben so gut typische Krankheiten von langer Dauer, als es atypische Krankheiten gibt, welche nur kurze Zeit währen, und es leuchtet daher ein, daß auch in Bezug auf diese Unterscheidungen eine Uebereinstimmung nicht gefunden werden kann. Wissenschaftlich läßt sich also eine Eintheilung der Krankheiten in akute und chronische nicht festhalten. Dennoch scheint dieselbe, obgleich in frühester Zeit dem rein praktischen Bedürfnisse entsprungen, auch jetzt noch ihre volle Berechtigung zu besitzen u. auf einem viel tiefer liegenden Grunde zu beruhen, als die alte, sich nur auf oberflächliche Anschauungen stützende Medicin selbst zu ahnen vermochte. Es muß nämlich angenommen werden, daß Krankheiten hervorgerufen werden erstens durch Ursachen, welche nur einmal auf den Organismus krankmachend einwirken (akute Krankheiten), u. zweitens durch Ursachen, welche wiederholt oder fortdauernd krankheiterzeugend den Körper treffen. Durch letztere mehrmalige oder fortdauernde Einwirkung aber werden Krankheitszustände erzeugt, deren Produkte sich als neue Krankheitsursachen geltend machen, indem sie sich zum Zerfall neigen od. sich auf benachbarte oder entfernte Theile fortpflanzen, so daß sich dadurch das Krankheitsbild zu einem viel mannichfaltigeren gestaltet und alle Eigenthümlichkeiten darbietet, welche man von jeher den ch.n. K. beigelegt hat. Während die akuten, mehr einfachen Krankheiten in der Regel einen gesetzmäßigen Verlauf nehmen, weichen die chronischen von der Regelmäßigkeit ab, indem sich immer neue Krankheitserscheinungen mit den bereits vorhandenen verbinden.

Chronogramm (v. Griech., Zahlinschrift), die Bezeichnung des Jahres einer Begebenheit durch die Zahlbuchstaben der ihr Andenken aufbewahrenden Worte. So wird das Jahr der pariser Bluthochzeit durch die Worte bezeichnet: LVtetIa Mater natos sVos DeVoraVIt = 1572. Verwandelt man die Inschrift in einen Vers, so wird sie Chronostichon oder Eteostichon (Jahrvers) genannt; Chronodistichon aber, wenn die Jahrzahl in einem Distichon enthalten ist, wie z. B. in dem auf den hubertsburger Frieden 1763:

Aspera beLLa sILent: reDIIt bona gratIa paCIs.
O sI parta foret seMper In orbe qVIes!

Die Zahlinschrift muß möglichst kurz, bezeichnend, leicht zu behalten und schwer zu verdrehen sein; je länger das C. ist, desto leichter ist es zu verdrehen, daher man das Chronostichon dem Chronodistichon vorzieht. Auch gefällt eine scharfe Bezeichnung in gedrängter Kürze am meisten, besonders auf Münzen und Medaillen. Um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, benutzt man zuweilen den Reim, oder knüpft eine gewisse Begebenheit an bekannte Ausdrücke. So enthält die Inschrift auf dem Kreuze Christi: IesVs nazarenVs reX IVDaeorVm die Zahl 1534, das Jahr des Religionsfriedens zu Nürnberg. Sehr bezeichnend ist der Vers aus Ovids Metamorphosen (II, 148):

FILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos

= 1568, das Todesjahr des Don Carlos. Besonders beliebt ist das C. bei türkischen und arabischen Dichtern.

Chronographie (v. Griech.), Geschichtschreibung nach der Zeitfolge.

Chronologie (v. Griech.), die Wissenschaft von der Zeiteintheilung und den gegenseitigen Verhältnissen der Zeittheile in Beziehung auf ihre Dauer und Folge, wie sie theils durch die Natur und die Bewegung der Weltkörper, theils durch die Willkür der Völker bestimmt worden sind. Da Zeit und Raum die Bedingungen der Möglichkeit aller sinnlichen Anschauung sind, so war die Eintheilung der Zeit eines der ersten Bedürfnisse des Menschen, und selbst den rohesten Völkern machte sich der durch die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper veranlaßte regelmäßige Wechsel der Zeiten mit eben so regelmäßigen Veränderungen in der Natur bemerkbar; da jedoch der Mensch im Zustande der Natur zunächst die Folgen wahrnimmt, ohne deren Ursachen zu kennen, so folgt er zwar in seiner Eintheilung der Zeit dem Wechsel der Natur, verfährt aber dabei mit solcher Willkür, daß sich zweierlei Zeitbestimmungen herausstellen, nämlich die astronomische

oder mathematische und die historische oder technische C., wovon jene als astronomische Hülfswissenschaft der Kosmographie, diese als historische Propädeutik der Geographie zur Seite steht. Die mathematische C. stellt die Lehren der Astronomie von den Bewegungen der Himmelskörper in ihrer Anwendung auf die Bestimmung und Vergleichung der Zeiteinheiten zusammen, die technische zeigt, wie bei den verschiedenen Völkern die Zeit für das bürgerliche Leben eingetheilt ward, und wie demnach die Begebenheiten dieser Völker in ein richtiges Zeitverhältniß zu einander zu stellen sind, und heißt also nur deshalb die technische, weil sie als die praktische Anwendung der durch die astronomische C. gefundenen allgemeinen Principien erscheint. Der Schatten, den die Sonne warf, leitete wohl den Menschen zuerst an, sich einen Zeitmesser zu erfinden. Man durfte nur den Schatten eines Baumes, oder seinen eigenen mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, um die Zeit so genau bestimmen zu können, als es die damalige einfache Lebensweise erforderte. Ein Fortschritt war es schon, als man einen Stab senkrecht in die Erde steckte und von seinem Fußpunkte aus koncentrische Kreise von beliebiger Anzahl in verschiedenen Distanzen zog, so daß der Endpunkt des Schattens nach und nach in die Peripherien dieser Kreise traf, wonach man den Stand der Sonne und somit die Tageszeit berechnen konnte. Diese Sonnenuhren wurden indeß immer künstlicher, bis zur Erfindung der Räderuhren im 11. Jahrhundert. Aber die natürliche Eintheilung der Zeit nach dem Auf- und Untergang der Sonne, dem Mondwechsel und dem Wechsel der Jahreszeiten genügte bei allmählig mehr geregeltem, bürgerlichen Leben nicht mehr; je weiter man in der Kultur fortschritt, in desto kleinere Theile zerlegte man die natürlichen Zeitabschnitte, und zwar nach einer gewissen Analogie. Da nach dem allgemeinen Glauben das Licht der Welt aus der Urnacht hervorging, so ließ man auch in der Zeiteintheilung die Nacht dem Tage, den Neumond dem Vollmond, den Winter dem Sommer vorhergehen und demgemäß mit dem Einbruch der Nacht den bürgerlichen Tag, mit dem Neumonde den Monat und mit dem Winter das Jahr beginnen. Nacht und Winter blieben aber als die Rastzeit der Thier- und Pflanzenwelt von den meisten Völkern, ehe sie zu einigen astronomischen Kenntnissen gelangten, unbeachtet, und so ward der höchste Standpunkt der Sonne als die Mitte eines Tages, wie die Vollmondszeit als die Mitte eines Monats und die größte Tageslänge als die Mitte eines Jahres angenommen. Wie man den Tag mit Ausschluß der Nacht in Morgen, Mittag und Abend theilte, so theilte man den Monat in zunehmenden, vollen und abnehmenden Mond und das Jahr mit Ausschluß des Winters in Frühling, Sommer und Herbst. Auch das Menschenalter, als einen größern Zeitraum, schied man anfangs in Jugend und Alter, dann theilte man es in das Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, bis man zuletzt noch das Kindesalter hinzufügte und nun vier Menschenalter, wie vier Mondviertel, vier Tages- und vier Jahreszeiten zählte. Diese Zeitrechnung brachte man auf Grund astronomischer Data in ein geordnetes System. Doch sind die Berechnungen des Systems bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden, und man muß daher, um eine wenigstens annähernd richtige Uebersicht der Zeitereignisse zu erhalten, irgend eine Epoche oder einen festen Zeitpunkt als Ausgangspunkt der Rechnung annehmen und die Zwischenräume mit irgend einer anerkannten Periode vergleichen. Nichts scheint näher zu liegen, als die längern Zeitabschnitte nach den tropischen Revolutionen der Sonne zu messen und die Tage in regelmäßiger Ordnung zu zählen; aber diese einfache Methode wurde von den ältesten Historikern selten angewandt; sie rechneten lieber nach Generationen oder nach Regierungen. Die griechischen Geschichtschreiber verfuhren auf ähnliche Weise. Hellanicus rechnete nach der Folge der Junopriesterinnen im Tempel von Argos, Andere nach den Ephoren und Königen von Sparta oder den Archonten von Athen, Ephorus, der Schüler des Isocrates, nach Generationen. Eratosthenes und Apollodorus, der 100 Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen blühte, führte zuerst gewisse regelmäßige Zeitabschnitte ein. Wollen wir die nach obiger Methode berechneten Zeiträume in unsere Zeitmaße übertragen, so können wir uns dabei nur auf Vermuthungen stützen, indem wir die Dauer eines Menschenlebens oder einer Regierung nach dem jetzigen Stand der Welt annehmen. Man rechnet gewöhnlich drei Generationen auf ein Jahrhundert, und Newton zählt 18—20 Jahre auf eine Regierung. Es ist klar, wie wenig genau dergleichen Berechnungen sein können; daher die große Verwirrung in der alten griechischen und römischen Zeitrechnung. Eine andere Ursache dieser Unbestimmtheit ist die Verschiedenheit der von den Historikern angenommenen Epochen; so haben wir in der alten Geschichte die Olympiaden, die Gründung Roms, die Aere von Nabonassar, später die christliche Aere, die Hegira 2c. Einige Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums datirten die verschiedenen christlichen Sekten ihre Zeitrechnung zwar von der Erscheinung Christi, aber ohne Rücksicht auf Uebereinstimmung. Einige rechneten von seiner Empfängniß oder seiner Verkündigung, Andere von seiner Geburt, wieder Andere von seinem Tod und noch Andere von seiner Himmelfahrt; daher die große Schwierigkeit, die von den Chronisten des Mittelalters gegebenen Daten in Uebereinstimmung zu bringen.

Die Aegypter fingen den Tag mit Mitternacht an und theilten ihn nach den 12 Zeichen des Thierkreises in 12 Stunden neben einer gleichen Anzahl von Stunden der Nacht; aus der Wechselherrschaft der 7 Planeten entwickelte sich die Woche zu 7 Tagen. Zu Mosis Zeit rechneten die Aegypter 30 Tage auf jeden Monat, so daß das ganze Jahr aus 360 Tagen bestand. Sie setzten nicht nur jedem Monat und Tage eine besondere Gottheit vor, sondern die den einzelnen Tagen abwechselnd vorstehende Gottheit, nach Dio Cassius die 7 Planeten, wechselten auch jede Stunde in der Herrschaft, deren Folge nach der Entfernung der 7 Planeten von der Erde bestimmt wurde, so daß man annahm, der entfernteste Planet, Saturnus, habe in der ersten Stunde des ersten Tages des ersten Jahres der Welt regiert und dem ersten Tage den Namen gegeben; ihm folgten die übrigen Planeten, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius, Luna; der, welchem nach je 24 Stunden die Herrschaft der ersten Stunde des folgenden Tages zufiel, gab diesem Tage seinen Namen. Den ersten Tag dieser so gebildeten Woche heiligte

Moses als Ruhetag des Schöpfers, mit dem die erschaffene Welt ihren Anfang nahm, als Feiertag. Die Christen behielten diese Tagefolge zwar bei, machten aber um der Auferstehung Jesu willen den zweiten Tag der Woche zum ersten, zum Feiertag. Aus ähnlichem Grunde machten die Mohammedaner den Feiertag zum ersten Tag ihrer Woche. Wie jedem der 7 Planeten, dem die Herrschaft der ersten Stunde eines Tages zufiel, die Herrschaft des ganzen Tages zugeschrieben wurde, so legte man auch demjenigen, der die Herrschaft des ersten Tages im Jahre hatte, den größten Einfluß während des ganzen Jahres bei; damit aber die einmal angenommene Folge der Planeten ungestört bleibe, gab man zwar jedem der 12 Monate 30 Tage, fügte aber am Ende des letzten Monats noch 5 Ergänzungstage hinzu, die als die Geburtsfeste des Osiris, Arueris, Typhon, der Isis und Nephthys gefeiert wurden. Um die noch vorhandene Differenz von $1/4$ Tag auszugleichen, nahm man eine Hundssternsperiode von 1461 Jahren an, nach deren Verlauf der Sirius oder Thoth, mit dessen Aufgang das Jahr zur Zeit der Sommersonnenwende begann, wieder am ersten Tage des Jahres heliacisch aufging, d. h. wieder vor Aufgang der Sonne am Morgenhimmel gesehen werden konnte. Mit der Einschaltung wartete man, bis das Maß einer Schaltwoche voll war, was nach einem Zeitraum von 30 Jahren geschah; ein solcher Zeitraum, der meist mit einem Schaltjahre schloß, wurde Generation genannt. Da aber, wenn man nach je 30 Jahren eine Woche einschaltete, nach 14 Generationen wegen der an dem angenommenen Vierteltage eines Jahres fehlenden 12 Minuten ungefähr eine Woche zu viel eingeschaltet gewesen sein würde, so ließ man nach Ablauf einer Periode von 14 Generationen, welche die Phönixperiode hieß, die Schaltwoche weg, nachdem man schon in je 2 Generationen einen Tag weniger eingeschaltet. Von dieser künstlichen Berechnung stammt vermuthlich auch die Theilung der Stunden in die kleineren Zeittheile Minuten, Sekunden und Tertien. Im astrologischen Kalender der Aegypter wurden diese Ueberschüsse über die zu 365 Tagen angenommene Zeit des Sonnenumlaufs gar nicht berücksichtigt. Wurde später die Phönixperiode in kürzeren Zeiträumen angenommen, so war daran nur die Kalenderverwirrung, die allmählig eingerissen, Schuld.

Von Aegypten aus verbreitete sich diese Methode der Zeitrechnung mit Modifikationen über die damalige gebildete Welt, zunächst zu den Babyloniern und Chaldäern. Beide Völker begannen ihren bürgerlichen Tag mit Sonnenaufgang; für die alte Eintheilung des Tags und der Nacht in je 12 Stunden erfanden sie die Sonnen- und die Wasseruhr. Die Juden begannen mit dem Abend ihren Tag, den sie gewöhnlich in Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht eintheilten. Die Eintheilung in Stunden lernten sie erst in Babylon kennen; daneben erhielt sich die alte Eintheilung der Nacht in 4 Wachen. Ihr Jahr war ein gebundenes Mondjahr und schon frühzeitig in 12 Monate getheilt; der neue Monat begann mit der ersten Erscheinung des Mondes in der Abenddämmerung, und war man durch trübe Witterung an der Beobachtung gehindert, so gab man dem abgelaufenen Monat 30 Tage. Die Einschaltung eines 13. Monats (Veadar oder zweiter Adar) hing davon ab, ob die Gerste so weit gereift war, daß, wie Moses befohlen, in der Mitte des ersten Monats, in der Zeit der Frühlingsnachtgleiche, das Aehrenopfer dargebracht werden konnte. Diese schwankende Zeitrechnung dauerte bis zur Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung der Juden fort. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. haben dieselben eine Theilung der Stunde in 1080 Theile, deren 18 auf unsere Minute gehen, eingeführt; den Tag beginnen sie noch mit Sonnenuntergang und die Woche mit dem Ende des Sabbaths. Ihr Jahr, noch immer aus 12 Mondmonaten bestehend, wird von Zeit zu Zeit durch einen 13. mit der Sonne ausgeglichen; sein Anfang fällt verschieden zwischen den 5. September und 5. Oktober. In Syrien war seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein Jahr gebräuchlich, dessen Monate ganz den römischen entsprachen; später vertauschten die Syrer das gebundene Mondjahr mit dem julianischen, doch ist jene alte Zeitrechnung noch bis auf den heutigen Tag bei den syrischen Christen gebräuchlich.

Den Griechen dienten lange Zeit von Verhältnissen oder Verrichtungen des bürgerlichen Lebens entlehnte Ausdrücke zur Bezeichnung der verschiedenen Tages- und Nachtzeiten; zwar hatten sie schon durch Herodot die Stundeneintheilung und die einfachste Art der Sonnenuhren von den Babyloniern entlehnt, scheinen sich ihrer aber zum bürgerlichen Gebrauch nicht bedient zu haben. Homer theilte den Tag sowohl, als die Nacht in 3 Theile, wie er auch annahm, daß nur 3 Theile der Erdscheibe, Osten, Süden und Westen, täglich von der Sonne erleuchtet würden, im Norden bei den Cimmeriern aber ewige Nacht herrsche. Auch das Jahr wurde nur in 3 Jahreszeiten, Frühling, Sommer und Herbst oder Reifezeit, die mit dem Aufgang des Sirius begann, getheilt. Ein Jahr berechnete Homer zu 350 Tagen, und aus dem Umstande, daß er den Monat mit dem Neumonde begann, läßt sich schließen, daß er den Tag mit dem Anbruche der Nacht, das Jahr mit dem Eintritte des Winters schloß. Jeden Monat theilte man in 3 Dekaden, deren einzelne Tage in den beiden ersten zweimal, vom ersten bis zum zehnten in der letzten Dekade aber rückwärts vom zehnten bis zum ersten oder letzten des Monats, in sofern dieser zugleich als der letzte des verflossenen und als der erste des neuen Monats galt, gezählt wurden. Hesiod bestimmte die Zeiten im Jahre genauer nach dem Auf- und Untergange der Gestirne, und seine Art, die Tage zu zählen, behielt auch Solon bei, der noch die Benennung „alter und neuer Tag" einführte, indem er den Theil des Tages vor dem Zusammentreffen des Mondes mit der Sonne zum alten, den übrigen zum neuen Monat rechnete. Herodot berechnete das Jahr zu 360 Tagen und fügte, um die Jahreszeiten in Uebereinstimmung zu bringen, ein Jahr ums andere noch einen dreißigtägigen Schaltmonat hinzu. So erhielt man eine zweijährige Periode, die man später zu einer vierjährigen und endlich zu einer sechs- und achtjährigen erweiterte, indem man den Unterschied zwischen einem Mondjahre von 354 Tagen und einem Sonnenjahre zu $365 1/4$ Tagen auf $11 1/4$ Tage berechnete, der in 8 Jahren 90 Tage oder 3 Monate beträgt. Man fügte also einen Schaltmonat im dritten, einen im fünften und einen

im achten Jahre hinzu. Da aber die Zeit auch diese Berechnung als ungenau erwies, so erfand Demokrit eine Periode von 82 Jahren mit etwa 28 Schaltmonaten, die der Wahrheit bis auf einen Tag nahe kam. Endlich wurde die metonsche neunzehnjährige Periode allgemein angenommen und erhielt sich bis 430 v. Chr. Meton (s. d.) verband damit einen neunzehnjährigen Kalender, worin den attischen Monaten die Feste, Sonnenwenden, Nachtgleichen, Aufgänge und Untergänge der Gestirne 2c. beigefügt waren. Das bürgerliche Jahr der Athener begann im Sommer mit dem Hekatombäon; das Jahr selbst betrug $365^5/_{19}$ Tage. Etwa 100 Jahre später fand Calippus einen Unterschied von $^1/_{76}$ Tag zwischen dem von Meton angenommenen und dem Sonnenjahre und stellte demnach eine 76jährige Periode auf, die sich von dem viermal genommenen Zeitkreise Metons nur dadurch unterschied, daß sie um einen Tag kürzer war. 200 Jahre später verbesserte Hipparchus nochmals dieses um $^1/_{300}$ zu lang angenommene tropische Jahr, doch kam seine Periode wenig in Gebrauch. Das Jahr der Spartaner begann wahrscheinlich, wie das macedonische, um die Zeit der Herbstnachtgleichen, das der Böotier um die Zeit der Wintersonnenwende. Statt des macedonischen Jahres wurde seit der Herrschaft der Römer der julianische Kalender, doch mit Beibehaltung der macedonischen Monatsnamen, eingeführt und das Jahr mit dem 24. September begonnen. Neben diesem neumacedonischen Kalender behielten aber einzelne Länder und Städte in Asien und Afrika ihre alten, einheimischen Kalender bei.

Auch bei den Römern zerfiel der natürliche Tag, sowie die natürliche Nacht in je 12 Stunden; da sie aber ersteren mit Mitternacht anfingen, so vertheilten sie die Nachtstunden auf zwei bürgerliche Tage, daher Mitternacht mit der siebenten Nachtstunde begann; daneben war aber auch die Eintheilung der Nacht in vier Wachen (vigiliae) gebräuchlich. Hierbei leitete die Beobachtung der Gestirne und der Wasseruhr (clepsydra) am Tage die Beobachtung des Sonnenstandes; die Sonnenuhr lernten die Römer im 3. Jahrhundert, die Wasseruhr durch Scipio Nasica 164 v. Chr. kennen, und mit diesen Uhren scheint auch das Wort Hora zur Bezeichnung der Stunden aus Griechenland herübergekommen zu sein. Romulus hatte ein Sonnenjahr von 10 Monaten eingeführt, deren erster, dritter, fünfter und achter 31, die übrigen 30, alle zusammen mithin 304 Tage zählten; doch sah er sich bald genöthigt, noch zwei namenlose Schaltmonate hinzuzufügen, deren einen Numa unter dem Namen Januarius zu Anfang, den andern, Februarius, als Reinigungsmonat zu Ende des Jahres setzte. Numa, abergläubisch die geraden Zahlen scheuend, ließ dem Martius, Majus, Quintilis und Oktober ihre 31 Tage, gab dagegen allen übrigen 29; nur der Februarius mußte 28 erhalten, wenn das ganze Jahr 355 Tage zählen sollte. Da dieses für ein Mondjahr an $15^1/_5$ Stunden zu viel, für ein Sonnenjahr dagegen an $10^1/_4$ Tage zu wenig war, so schaltete man alle zwei Jahre nach dem Feste der Terminalien am 23. Februar einen Schaltmonat von abwechselnd 22 und 23 Tagen ein, der jedoch alle 22 oder 24 Jahre ausgelassen werden mußte. Diese Einrichtung blieb bis auf Julius Cäsar, nur hatte man unter den Decemvirn den Februar zum zweiten Monat gemacht. In der letzten Zeit der Republik war aber die Einschaltung so oft unterlassen worden, daß 46 v. Chr. schon das römische Jahr um 90 Tage oder vier Schaltmonate zurück war, eine Verwirrung, die J. Cäsar dadurch hob, daß er wie gewöhnlich zwischen den 23. und 24. Februar einen Schaltmonat legte und die 3 übrigen in 2 namenlose Monate von 34 und 33 Tagen zwischen den November und December einschob, so daß er nach dem 29. December seine neue Zeitrechnung beginnen konnte. Mit Hülfe des ägyptischen Astronomen Sosigenes führte er ein Sonnenjahr von 365 Tagen ein; die übrigen 6 Stunden sollten in jedem vierten Jahre durch einen Schalttag zwischen dem 23. und 24. Februar ersetzt werden. Nach Cäsars Tode schaltete man durch ein Mißverständniß in jedem 3. Jahre einen Schalttag ein, wodurch abermals eine Differenz entstand, die Augustus dadurch beseitigte, daß er in den nächsten 12 Jahren kein Schaltjahr Statt finden ließ. Die Monate waren durch die Calendae, Nonae und Idus in drei Theile getheilt. Zwischen letzteren zählte man 8 Tage; zwischen ersteren hatte Numa 4 Tage, nur in den 4 31tägigen Monaten 6 Tage angenommen. Cäsar schob die überzähligen Tage seiner 30- und 31tägigen Monate nicht zwischen den Kalenden und Nonen, sondern zwischen den Iden und Kalenden ein.

Diese julianische Zeitrechnung ging von den Römern auf die ganze Christenheit über, die jedoch ihrer Feste wegen die jüdischen Wochen in den Kalender aufnahm. Damit wurden von jetzt an die Tage jedes Monats mit fortlaufender Zahl gezählt, doch bestimmte man noch lange die Zeit nach den Festen der Heiligen, die sich aber so sehr mehrten, daß endlich jeder Tag seinen besonderen Heiligennamen, ja mancher deren mehre erhielt. Christi Geburt setzte man darum auf den 25. December, um auf den 1. Januar das Fest der Beschneidung und 6 Tage später das Fest der Erscheinung feiern und so den römischen Heidenchristen Ersatz für ihre Saturnalien und den Mithrasverehrern und heidnischen Germanen für ihre gleichzeitigen Feste geben zu können. Die Germanen hatten die 12 Nächte zwischen Weihnachten und dem Erscheinungsfeste schon lange als Jahresanfang gefeiert, daher man auch noch im Mittelalter Weihnachten als Anfang des neuen Jahres betrachtete. Plinius erzählt, daß bei den Druiden der Gallier der sechste Tag des Neumonds, an dem man die Mondsichel in der Abenddämmerung zuerst deutlich wahrnahm, den Anfang der Monate und Jahre bestimmt habe. Die heidnischen Germanen scheinen nicht nur zu Anfang ihres Jahres um das Wintersolstitium das Juel- oder Radfest, als Bezeichnung des abgelaufenen Jahresrades, sondern auch zu Anfang des Frühlings das Oster- oder Sonnenaufgangsfest begangen zu haben; zu Anfang des Sommers feierte man die Mitte des Jahres, woraus sich leicht das Johannisfest schaffen ließ, und zu Anfang des Herbstes das Michelsfest oder das Fest der michel (groß) gewordenen Sonne, dem die christliche Zeitrechnung den Erzengel Michael unterschob. Aus Plinius' Bemerkung, daß die Gallier ihre Monate erst mit dem 6. Tage des Neumonds begannen, mag sich erklären, warum das Michaelisfest auf den 29. September

verlegt ist, da dieser Tag der 6. nach dem Herbstanfang ist.

Die julianische Zeitrechnung ist mit den getroffenen Abänderungen hinsichtlich der Festbestimmungen noch bis auf den heutigen Tag in der griechischen Kirche gebräuchlich. Die lateinische Kirche fand aber eine Verbesserung derselben nothwendig, da die Dauer eines Jahres um cirka 11 Minuten größer angenommen war, als sie wirklich ist, was gegenwärtig schon eine Differenz von fast 13 Tagen ausmacht. Erst im 16. Jahrhundert bemerkte man diesen Fehler, da die Frühlingsnachtgleiche, nach welcher in Folge eines Beschlusses des nicänischen Konciliums das Osterfest gefeiert werden sollte, statt am 21. März, wie es der julianische Kalender bestimmte, schon 10 Tage früher eingetreten war. Papst Gregor XIII. beauftragte daher den Aloysius Lili mit der Verbesserung des Kalenders, die 1582 zu Stande kam. Die katholischen Staaten nahmen ihn sogleich an und zählten 1582 nach dem 4. Oktober sogleich den 15.; die Protestanten folgten nach einigem Widerstreben 1700, indem sie den Februar in diesem Jahre nur aus 18 Tagen bestehen ließen; England 1752, Schweden 1753, einzelne Theile der Schweiz sogar erst in diesem Jahrhundert. Nach dem gregorianischen Kalender sollte zwar, wie früher, in jedem 4. Jahre ein Schaltjahr Statt finden, allein in den Säkularjahren sollte dieses wegfallen, wenn die ganzen Hunderte nicht durch 4 theilbar sein würden. Demnach war 1600 ein Schaltjahr und wird erst 2000 wieder ein solches sein. Hierdurch ist dem Fehler, der in 128 Jahren einen Tag betragen hatte, so weit abgeholfen, daß er erst nach 3300 Jahren einen Tag beträgt. Es haben nach dieser Bestimmung 400 Jahre 97 Schalttage, folglich: $400 \times 365 + 97 = 146{,}097$ Tage. Da aber die mittlere Länge des tropischen Jahres 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 45 Sekunden beträgt, so haben 400 tropische Jahre 146,096 Tage 21 Stunden, und es fehlen daher in 400 Jahren 3 Stunden. Die Veränderlichkeit des tropischen Jahres macht zwar diese Rechnung etwas ungenau, doch ist die Differenz so gering, daß erst in Jahrtausenden eine Verbesserung nöthig wird. Neben diesen festgesetzten Bestimmungen des Jahresanfangs wählte man sowohl in der ältern, als neuern Zeit die verschiedensten Zeiten zum Anfang des Jahres. In England und an einigen Orten Italiens rechnete man noch im 18. Jahrhundert vom Frühlingsäquinoktium an, andere Völker vom Herbstäquinoktium, oder, wie die Juden, vom Neumonde an, der diesem Aequinoktium zunächst liegt. Das Kirchenjahr fängt mit dem 1. December an, und da dieser Zeitpunkt in meteorologischer Beziehung zugleich den natürlichsten Anfang des Winters bildet, so wählt man ihn für solche Uebersichten ebenfalls gern. Den Tag beginnt man mit Mitternacht und zählt die Stunden bis 12, bis zum Mittag; von da ab wieder bis 12, bis Mitternacht. Nur in Italien zählt man noch bis 24.

Die Araber gründen ihre Zeiteintheilung ausschließlich auf den Mondlauf. Sie beginnen ihre Monate mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung; 12 solcher Monate bilden ein Jahr, ein freies Mondjahr, das mit dem Sonnenjahr nicht ausgeglichen wird, daher der Anfang ihres Jahres in einem Zeitraum von 33 der unsern durch alle Jahreszeiten zurückgeht. Der bürgerliche Tag mit veränderlichen Stunden beginnt mit Untergang der Sonne; der Gebrauch der siebentägigen Woche ist uralt. Von Mohammed bestätigt und dem Religionskultus angepaßt, ging diese Zeitrechnung zu allen mohammedanischen Völkern über, obwohl bei den Türken auch das julianische Jahr, das sie aber mit dem 1. März beginnen, in Gebrauch ist, und die arabischen Astronomen für wissenschaftliche Zwecke auch das Sonnenjahr benutzen.

Die Perser gaben ihre ältere vollkommnere Form für diese arabische hin. Sie hatten nämlich seit der Mitte des 11. Jahrhunderts gemeine Jahre von 365 und Schaltjahre von 366 Tagen; und zwar sollen sie die Einschaltung so genau berechnet haben, daß der Neujahrstag immer auf die Frühlingsnachtgleiche fiel, obwohl alle Monate 30 Tage zählten. Es hieß das dschelaleddinische Jahr, von seinem Stifter Malek Schah oder Dschelaleddin aus der seldschukischen Familie; vielleicht war es auch nur zum astronomischen Gebrauch bestimmt. Vgl. Aere und Kalender.

Zur Berechnung geschichtlicher Begebenheiten nahmen die verschiedenen Völker verschiedene Zeitabschnitte an, welche in ihrer Geschichte Hauptmomente ausmachten. Diese Zeitmomente heißen Epochen, und der dazwischen liegende Zeitabschnitt heißt Periode; diejenige Epoche, mit welcher eine neue Jahreszählung beginnt, wird Aere genannt. Zur genauen Zeitbestimmung eines Datums der Geschichte im Vergleich mit der unsrigen muß man nicht nur den Anfangspunkt einer Aere kennen, sondern auch wissen, nach welcher Art von Zeitrechnung in jener Aere gezählt worden. Jenen vermag der Astronom zunächst durch Rückberechnung der Himmelserscheinungen, wie der Sonnen- und Mondfinsternisse, die uns die Geschichte nach bestimmtem Datum irgend einer Aere oder Zeitrechnung meldet, zu bestimmen. Die Auffindung des Anfangspunktes einer Aere dient aber wieder zu einem sicheren Leitfaden für andere Aeren, sobald einerlei Faktum nach zwei verschiedenen Aeren angegeben, oder von einer und derselben Person bei verschiedenen Völkern die Rede ist. Die unter den Völkern Europa's jetzt öffentlich recipirten Zeitrechnungen sind die christliche Aere und bei den Mohammedanern die Aere der Hegira. Die Juden rechnen nach Erschaffung der Welt, die alten Historiker für die griechische Geschichte nach Olympiaden, für die römische Geschichte nach den Jahren Roms. Von allen ist gewiß unsere christliche Aere die brauchbarste, wenn sie auch nicht völlig genau berechnet ist. Man hat nämlich angenommen, daß Jesus 754 nach Roms Erbauung geboren sei; wenn aber die Astronomen richtig berechnet haben, daß das Passahfest in einer langen Reihe von Jahren vor und nach dem Tode Jesu auf keinen Donnerstag habe fallen können, als 784 nach Roms Erbauung, so muß Christus, der bei seiner letzten Passahfeier im 34. Lebensjahr stand, 750 n. R. E. geboren sein. Die christliche Aere ist aber nichtsdestoweniger darum die brauchbarste, weil Christi Geburt ziemlich in die Mitte der gewissen Geschichte fällt. Man hat daher nicht nur die Aere nach Erschaffung der Welt, sondern selbst die julianische Periode des Joseph Scaliger von 7980 julianischen Jahren aufgegeben, so nützlich auch die Erfindung der julianischen Jahre war, so lange man noch nach Jahren der Welt zählte. Die Reduktion der übrigen Jahres-

rechnungen auf die christliche Zeitrechnung erfordert Sorgfalt und ist da mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, wo nicht nur die Aere, sondern auch die Bildung des Jahres von der unsrigen verschieden ist, wie bei den Mohammedanern. Da die mohammedanischen Völker von der Flucht Mohammeds, vom 16. Juli 622 unserer Zeitrechnung an zählen, so hätten sie 1842 ihr 1220. Mondjahr anfangen müssen, während sie schon das 1258. hatten; ein Türke von 100 Jahren ist also nach christlicher Zeitrechnung erst 97 Jahre alt. Um für ein mohammedanisches Datum das entsprechende nach christlicher Zeitrechnung zu finden, theile man die Zahl der verflossenen Jahre durch 30; der Quotient gibt die Zahl von Cyklen und der Rest die Zahl von Jahren seit dem Beginn des laufenden Cyklus. Nennt man den Quotienten A und den Rest B, so lasse man x die Zahl der eingeschalteten Jahre von B sein. Die Zahl der Jahre vom Anfang der Hegira bis zum Beginn des Jahres des gegebenen Datums wird dann durch folgende Formel gegeben: 10,631 A + 354 B + x; 10,631 sei die Zahl der Tage im Cyklus oder der eingeschalteten Periode, 354 die Zahl der Tage des gewöhnlichen Mondjahres. Zu der aus diesem Satz erlangten Summe addire man die Tage vom Beginn des laufenden Jahres an, und das Resultat wird die Zahl der Tage vom Anfang des Cyklus bis zum gegebenen Datum sein. Zu der Zahl der Tage vom Anfang der Hegira bis zum gegebenen Datum addire man die Zahl der Tage zwischen dem Anfang unserer Aere und der Hegira, und die Summe ist die Zahl der Tage von Christi Geburt bis zum gegebenen Datum. Die Zahl der Tage vom Beginn unserer Aere bis zum Beginn der Hegira ist 227,016. Die so gewonnene Summe ist nun noch auf julianische Jahre zu reduciren; zu diesem Behuf dividire man sie durch 1461 und nenne den Quotienten C. Den Rest dividire man durch 365 und nenne den Quotienten D und den letzten Rest y. Dann ist 4 C + D die Zahl der vom Beginn der Aere verflossenen Jahre und y die der verflossenen Tage des laufenden Jahres.

In älterer Zeit erwarben sich um die wissenschaftliche Behandlung der C. namentlich Verdienste: Joseph Justus Scaliger durch sein Werk „De emendatione temporum“ (zuerst 1583) und seinen „Thesaurus temporum“ (1606), Calvisius durch sein „Opus chronologicum“ (1605), Petavius durch sein Werk „De doctrina temporum“ (1627), die „Tabulae chronologicae“ (1628) und das „Rationarium temporum“ (1630). Für die schwierige C. des Mittelalters dienen Haltaus' „Calendarium medii aevi“ (Leipzig 1729; deutsch mit Berichtigungen, Erlangen 1797), Wasers „Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden“ (Zürich 1779), Pilgrams „Calendarium chronologicum medii potissimum aevi“ (Wien 1781), Helwigs „Zeitrechnung zur Erörterung der Daten in Urkunden“ (das. 1787) und Brinkmeyers „Handbuch der praktischen C., besonders des Mittelalters“ (Leipzig 1843). Brauchbare Lehrbücher der C. lieferten Gatterer (1777), Hegewisch (1811), Ideler („Handbuch der mathematischen u. technischen C.“, 2 Bde., Berlin 1825—26, und „Lehrbuch der C“., das. 1831), Magold („Lehrbuch der C.“, München 1830) und Matzka („Die C. in ihrem ganzen Umfange“, Wien 1844). Verdienstvolle hierher gehörige Arbeiten lieferten noch Friedländer (Chronologie et l'histoire générale“, Brüssel 1841); Goldberg („Chronologische Tafeln zur Berechnung des christlichen Kalenders“, Königsberg 1842; „Chronologische Tafeln zur immerwährenden Berechnung des jüdischen Kalenders“, das. 1842).

Chronologisch (v. Griech.), der Zeitfolge nach geordnet; daher chronologische Methode, die Art des Lehrvortrags der Geschichte, nach welcher die Ereignisse nach der Zeitfolge gegeben werden, im Gegensatz zur ethnographischen u. synchronistischen Methode.

Chronometer (v. Griech., Zeitmesser, Seeuhr, Längenuhr), im Allgemeinen jede tragbare Uhr von großer Genauigkeit, dann insbesondere eine solche, die zur Bestimmung der geographischen Länge gebraucht werden kann. Gesetzt, man habe eine solche unwandelbar gleichförmig gehende Uhr für Greenwich, von wo ab die Engländer die geographischen Längen zählen, gestellt, so würde man auch auf der weitesten Reise immer genau sehen können, welche Uhrzeit in Greenwich ist, und aus dieser Uhrzeit würde sich durch Hinzufügung der Zeitgleichung mit ihrem Zeichen auch die wahre Sonnenzeit für Greenwich angeben lassen. Will man daraus auch den Punkt ermitteln, an welchem man sich auf der See befindet, so darf man nur die Sonnenhöhe messen und daraus die Sonnenzeit für den betreffenden Punkt auf der See ableiten, u. es ergibt sich die Differenz dieser Zeit für Greenwich und unsern Punkt in Stunden, Minuten und Sekunden; da die scheinbare Bewegung der Sonne von Osten nach Westen 15 Grade in Einer Stunde beschreibt, so liegt, wenn die Uhr für Greenwich 11 Uhr Vormittags zeigt, während man auf dem Schiffe schon Mittag findet, der Punkt auf der See 15 Grade östlicher als Greenwich, und man kann ihn nunmehr, nachdem seine Breite auf andere Weise ermittelt worden, leicht auf der Karte finden. Es leuchtet ein, daß für diesen Zweck Alles auf die absolute Genauigkeit des C.s ankommt. Der Gedanke, durch tragbare Uhren die Länge auf der See zu bestimmen, ist alt. Schon Gemma Frisius spricht in seiner 1530, also kurz nach Erfindung der Taschenuhren erschienenen Schrift: „De usu globi“ davon, und Huygens verfertigte eine Uhr zu diesem Zwecke, die 1665 auf einer Reise nach der Küste von Guinea wesentliche Dienste leistete. Das englische Parlament setzte 1714 auf Newtons Betrieb einen Preis von 30,000 Pfd. St. für die Herstellung eines genauen C.s, mittelst dessen sich die Länge auf offener See bis auf wenigstens 1 Grad würde finden lassen. Aber lange fand sich kein glücklicher Bewerber, bis John Harrison 1728 mit Zeichnungen zur Konstruktion einer Seeuhr, die das Verlangte leisten sollte, nach London kam, um bei einer für diese Angelegenheit niedergesetzten Kommission um Unterstützung nachzusuchen. Es ward ihm gerathen, erst die Uhr wirklich auszuführen, was er nach acht Jahren auch zu Stande brachte. Die Uhr bestand auf einer Fahrt nach Lissabon glücklich die Prüfung. Im Jahre 1739 brachte Harrison noch einen vollkommeneren C., zehn Jahre später einen dritten und endlich einen vierten zu Stande, der nur 6 Zoll Durchmesser hatte, u. den er Time-keeper (Zeithalter) nannte, welchen Namen der C. noch jetzt in England führt. Mit letzterem machte sein Sohn William 1762 eine Reise nach Jamaica u. zurück, und die Uhr bestand

ihre Probe so gut, daß sie in 4 Monaten nur 114½ Sekunden in der Zeit abgewichen war. Nach Harrison verfolgten in England Kendall, Mudge (Vater und Sohn), Arnold, Dent, Pennington, in Deutschland Seiffert, Butzengeiger, Tiede u. A., in Dänemark besonders Jürgensen und Kessels, in Frankreich Le Roy und die Gebrüder Berthoud die betretene Bahn mit Glück; aber erst Breguet übertraf alles bisher in diesem Fache Geleistete.

Die vornehmlich auf Schiffen gebrauchten Uhren größeren Formats, in denen Federkraft die Bewegung hervorbringt, heißen Zeithalter (timekeeper), während als eigentliche C. nur die kleineren, äußerlich einer Taschenuhr ähnlichen Vorrichtungen dieser Art bezeichnet zu werden pflegen. Man pflegt auch noch zwischen Boxchronometern (box-timekeeper), die, 3—5 und 6 Zoll im Durchmesser haltend, in besonderen Kapseln aufbewahrt werden, u. Taschenchronometern (pocket-time-keeper), die von der Größe der Taschenuhren sind, zu unterscheiden. Endlich sind die C. entweder für gewöhnliche mittlere Sonnenzeit, oder für Sternzeit eingerichtet, in welchem letzteren Falle sie Sternzeitchronometer heißen. Unter Halbchronometern versteht man eine zwischen den eigentlichen C.n u. den gewöhnlichen Taschenuhren mitten inne stehende Art Uhren.

Die Hauptmomente, auf die es bei Verfertigung des C.s und zur Erzielung eines möglichst gleichförmigen Ganges ankommt, sind im Allgemeinen folgende: Der Druck, den die Hauptfeder auf das Räderwerk und durch dieses auf die Unruhe ausübt, muß immer von gleicher Stärke sein, wozu die in den gewöhnlichen Taschenuhren angebrachte Schnecke nicht hinreichend ist. Harrison brachte eine kleine schwache Feder an, die nur ⅛ Minute auf das Gehwerk einwirkte und durch die Hauptfeder immer wieder aufgezogen wurde. Breguets C. haben dagegen zwei symmetrische Federn, zwischen denen sich das Minutenrad bewegt. Die Auslösung (das Echappement) muß so eingerichtet sein, daß die Hauptfeder nur durch das Intermedium freischwebender Hebel der Unruhe einen augenblicklichen Anstoß zur Fortsetzung ihrer Bewegung ertheilen kann. Man glaubte anfangs, durch die Schnelligkeit der Schwingungen die Berührungsmomente abkürzen zu können, u. ließ die Unruhe bis auf 5 Schläge in der Sekunde machen; neuere u. sehr vorzügliche C. schlagen aber nur genau halbe Sekunden. Die Größe der Unruhe muß das gewöhnliche Verhältniß weit übertreffen, damit sie, verbunden mit einer starken Spiralfeder, große u. kräftige Schwingungen zu machen im Stande ist und vom Räderwerke eben nur den Impuls empfängt, der zur Fortsetzung der durch Reibung u. Widerstand der Luft u. der Spiralfeder geschwächten Bewegung nothwendig ist. Man pflegt die Schwere der Unruhe durch zwei kleine, am Ende eines Diameters angebrachte cylindrische Gewichte zu vermehren, die durch einen feinen Schraubengang dem Centrum mehr genähert oder von ihm entfernt werden können, um die Schnelligkeit der Schwingungen zu reguliren; die Spiralfeder ist von bedeutender Länge und Stärke und zuweilen, um das Rosten zu verhindern, aus stark gehämmertem Golde. Die Reibung muß möglichst vermindert, und daher müssen die derselben am meisten ausgesetzten Theile aus Stoffen verfertigt werden, welche die geringste Abnutzung erleiden. Deshalb ist das Räderwerk meist von Stahl, gehärtet und polirt; die Zapfenlöcher mit ihren Deckplatten, sowie die eingreifenden Haken u. Stifte aber werden aus harten Steinen, Achaten od. Rubinen, verfertigt. Um den Einfluß der Temperatur, namentlich der Wärme, welche die Spiralfeder ausdehnt und sie dadurch schwächer und die Schwingungen der Unruhe langsamer macht, abzuhalten, dienen ebenfalls jene kleinen Gewichtchen, indem sie nach Verhältniß der durch die steigende Temperatur zunehmenden Ausdehnung der Spiralfeder dem Centrum näher gerückt werden können, wodurch das Trägheitsmoment der Unruhe erleichtert wird. Diejenigen einzelnen Theile des Werks, die sich an Axen bewegen, müssen aufs Genaueste äquilibrirt sein; dies gilt besonders von der Unruhe, die, wenn sie sich selbst überlassen ist, nirgends eine Ueberwucht zeigen darf. Auch beim Gebrauch eines C.s muß man mit großer Vorsicht zu Werke gehen, alle raschen Wendungen, welche leicht einen plötzlichen Stillstand bewirken können, sowie alles ungleichmäßige Aufziehen, alle Stöße und Erschütterungen vermeiden, den C. stets in gleicher Stellung erhalten und dem Einfluß zu feuchter sowie zu trockener Atmosphäre entziehen. Sind aber auch alle diese Umstände beobachtet, so bleiben doch noch manche, nicht zu beseitigende Einflüsse zurück, wie namentlich der des Erdmagnetismus. Es ist daher unter allen Umständen zweckmäßig, besonders bei längeren Reisen, seinen C. von Zeit zu Zeit mit dem Himmel zu vergleichen. Hat man mehre C. mit zu Schiffe, so läßt sich das arithmetische Mittel aus ihren verschiedenen Ergebnissen der Wahrheit nahe bringen, da nicht anzunehmen ist, daß sie sämmtlich in Einem Punkte fehlen werden. Die englische Admiralität hat daher bei mehren wichtigen Fällen ein solches Ergebniß mehrer C. selbst den astronomischen und trigonometrischen Angaben vorgezogen.

Chronos (griech.), die Zeit; s. Saturnus.

Chronoskop (v. Griech.), s. v. a. Chronometer.

Chronostichon (v. Griech.), s. Chronogramm.

Chrudim (Hrudim), Hauptstadt des österreichisch-böhmischen Kreises Chrudim (61 QM. mit 351,270 Einw.), an der Chrudimka, in fruchtbarer Gegend, gut gebaut, hat 6 Kirchen (darunter eine schöne Domkirche), ein Armenhaus, Hospitäler, Tuch- und Kattunfabriken und 7700 Einw.

Chrudimka, Fluß in Böhmen, der oberhalb Hlinsko entspringt und nach 11 Meilen Laufs bei Pardubitz in die Elbe mündet.

Chrulew, Stepan Alexandrowitsch, russischer General, um 1810 zu Moskau geboren, erhielt seine Ausbildung in der kaiserlichen Kadetenschule zu Orel, aus der er unmittelbar in den Militärdienst, und zwar bei der Artillerie eintrat. Nachdem er von 1826 an die militärischen Rangklassen bis zum Oberst und Kommandeur einer reitenden Artilleriebrigade durchlaufen, gab ihm der ungarische Krieg, an welchem sich Rußland betheiligte, eine willkommene Gelegenheit, sich durch Waffenthaten auszuzeichnen. Nachdem er an der Spitze eines fliegenden Corps mehre glückliche Coups ausgeführt hatte, avancirte er in Folge davon zum Generalmajor. Im Jahre 1853 dem orenburgschen Corps attachirt, befehligte C. noch in demselben Jahre jene erfolgreiche Expedition nach dem neuerworbenen Syr-Darja-Gebiete, im Osten des Aralsee's, welches trotz des verunglückten Feldzuges

Perowsky's von 1839 ein steter Gegenstand der Aufmerksamkeit von Seiten der russischen Regierung geblieben war, und wo schon 1847—49 durch den glücklichen Vorgänger C.s, den Generalstabskapitän Leo von Schulz, ein bedeutendes Terrain längs des Syr-Darja für die militärische Kolonisation gewonnen worden war, welches zu erweitern und zu befestigen Aufgabe C.s war. Wirklich drang C. noch viel weiter gegen die Quelle des Syr-Darja vor, erbaute das Fort Kasaly, befestigte die Fähre zu Mailibasch, setzte Kolonisten zu Iltschibai, Kara Tugai und Karmaktschi ein und erstürmte die khokanter Festung Ak-Metschit, die jetzt als Fort Perowsky ein Hauptbollwerk der russischen Macht in Centralasien bildet. Zum Generallieutenant avancirt und bald darauf im Kriege Rußlands mit den Westmächten an die Donau beordert, lieferte C. den Türken am 4. März 1854 das denkwürdige Treffen bei Kalarasch und kommandirte bei der Blokade von Silistria die Avantgarde der russischen Hauptarmee. Dann ging er nach der Krim, wo er am 17. Febr. 1855 mit 30,000 Mann einen Angriff auf das von den Engländern und Franzosen besetzte Eupatoria machte, aber nicht ohne großen Verlust zurückgeschlagen ward. Hierauf führte er den Oberbefehl bei dem berühmten Ausfall der Russen aus Sebastopol am 23. März und leitete seitdem die Vertheidigung der Karabelnaja, wobei er große Bravour zeigte. Mit weniger Glück, aber mit derselben Tapferkeit focht er am 8. September; am Malakow schwer blessirt, mußte er die Armee verlassen. Im J. 1856 erhielt er den Oberbefehl über das bei Kars lagernde Armeecorps, welches nach der Rückgabe dieser Festung an die Türken unweit der persisch-armenischen Grenze ein Kriegslager bezog, und verweilte in seiner sowohl gegen die Türken, als gegen die Perser Front machenden Stellung bis nach erfolgtem Friedensschluß. C. ist gegenwärtig Kavalleriegeneral u. gilt für einen der besten russischen Generäle.

Chrysolith, s. v. a. Krysolith.

Chrysalides (auch Aureliae), Goldpuppen, die Puppen der Dornraupen, die gewöhnlich mit Gold- oder Silberflecken geziert sind, daher der Name. Vgl. Puppe.

Chrysanthemum *L.* (Goldblume, Wucherblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Hauptkelch ziemlich flach oder halbkugelig, ziegeldachlich; Blüthen des Mittelfeldes zwitterig, röhrig, mit 5zähnigem Saume, Randblüthen weiblich, zungenförmig, mit zusammengedrückter Röhre, Achene gleichförmig, ohne Flügel und Pappus, mit undeutlichem, mehr hervortretendem oder ein Krönchen bildendem Rande endigend, Fruchtboden nackt, ziemlich flach oder halbkugelig, mit weiblichen, zungenförmigen Strahlblüthchen und röhrigen, mit 5zähnigem Saume versehenen männlichen Blüthchen im Mittelfelde, meist einjährige oder ausdauernde Kräuter und einige Halbsträucher, die fast allenthalben vorkommen. C. coronarium *L.*, C. segetum *Forsk.*, Pinardia coronaria *Less.*, mit weißen und gelben Strahl- und goldgelben Scheibenblüthchen, ist ein Sommergewächs des südlichen Europa und eine häufig in Gärten kultivirte, 3—6 Fuß hohe, ästige Zierpflanze, häufig mit gefüllten Blüthen, die sich leicht durch Samen fortpflanzt, und deren Blüthen hier und da gegen die Gelbsucht und äußerlich zur Zertheilung von Geschwülsten angewendet werden. C. Leucanthemum *L.*, Leucanthemum vulgare *Lam.*, Matricaria Leucanthemum *Desv.*, große Maasliebe, große Gänseblume, Johannisblume, Marienblume, mit weißen Strahl- u. gelben Scheibenblüthchen, ist durch ganz Europa auf Wiesen und Rainen gemein und ausdauernd. Sonst waren Kraut und Blüthen, die beide etwas bitterlich schmecken, unter dem Namen Flores et Herba Bellidis majoris s. pratensis gebräuchlich, sind aber als unwirksam ganz obsolet. Die zarten Sprossen werden in Italien als Salat gegessen. Die ganze Pflanze soll ein Specificum gegen Flöhe sein. C. segetum *L.*, mit ansehnlichen goldgelben Blüthen, ist ein lästiges Unkraut unter der Saat, besonders im nördlichen Deutschland, einjährig, enthält gelben Farbstoff. C. carinatum *Schousb.*, mit schönen, dreifarbigen (Scheibe schwarzroth, Strahlen weiß, am Grunde gelb) Blüthen, in der Berberei, einjährig, ist eine bekannte, 2—4 Fuß hohe, ästige Zierpflanze. C. grandiflorum *Willd.*, mit großen, weißgestrahlten Blüthen und mit gelber Scheibe, ist ein Halbstrauch auf den kanarischen Inseln; C. Roxburghii *Desf.*, Pyrethrum indicum *Roxb.*, 2—3 Fuß hoch, ästig, mit großen Blüthen mit gelbem, oft auch am Rande weißem Strahl, Sommergewächs in Ostindien, ist eine beliebte Zierpflanze, wovon die Blüthen in China im Theeaufguß wie Kamillen Anwendung finden.

Chrysaor, Ungeheuer, entsprang mit Pegasus aus dem Blute der Medusa, als Perseus dieser das Haupt abschlug, und trug ein goldenes Schwert in der Hand. Bei Hyginus ist C. Sohn der Medusa von Neptun und zeugte mit der Oceanide Callirrhoe den dreiköpfigen Riesen Geryones und die Echidna.

Chryseïs, Tochter des Apollopriesters Chryses, eigentlich Astynome, wurde von Achilles auf einem Streifzuge nach Mysien erbeutet u. dem Agamemnon als Sklavin zugetheilt, welcher sie zu seiner Beischläferin machte. Erst als Apollo eine Pest ins griechische Lager von Troja sandte, gab sie der Oberfeldherr zurück.

Chrysippus, Hauptrepräsentant der stoischen Philosophie, war um 282 v. Chr. in Tarsus geboren, zog mit seinem Vater Apollonius als Knabe nach Soli, weshalb oft dieser Ort als seine Geburtsstadt genannt wird, und kam etwa 262 nach Athen. Hier hörte er die Stoiker Zeno und Cleanthes und die Akademiker Arcesilas und Lacydes. Indem er die Einwürfe Letzterer gegen die stoische Lehre zu entkräften suchte, bildete er diese weiter aus, wich aber in manchen Punkten von seinen Vorgängern, besonders Zeno, ab und gründete daher eine eigene Schule. Er † in seinem 73. Lebensjahre, Olymp. 143, also ungefähr 208 oder 209 v. Chr. C. war einer der fleißigsten Schriftsteller unter den Stoikern u. soll 705 Schriften verfaßt haben. Einzelne Stellen derselben finden sich bei verschiedenen alten Schriftstellern, besonders in Plutarchs Streitschriften gegen die Stoiker. Erst neuerlich ist in Herculanum eine Rolle gefunden worden, welche eine ganze Schrift des C., „Ueber die Vorsehung", enthält. Diogenes Laërtius gibt das Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften. Nach den Zeugnissen der Alten hat C. auch historische, grammatische und rhetorische Werke verfaßt. Seinen vorzüglichsten Fleiß scheint er aber auf Logik und Dialektik,

und zwar besonders auf die von Aristoteles vernachlässigte Theorie der hypothetischen und disjunktiven Schlüsse gewandt zu haben. Mit Zeno und Cleanthes gerieth er in Widerspruch, indem er die Vorstellung nicht für eine Abbildung des Gegenstandes in der Seele, sondern nur für eine Veränderung der Seele erklärte. Weil er aber der Ansicht war, daß Alles, was wirke, körperlich sei, und daß nur Körper im Stande seien, auf einander zu wirken, so mußte sich ihm als nothwendige Konsequenz aufdringen, daß die Seele selbst ein körperliches Wesen sei. Dieselbe Betrachtung nöthigte ihn, auch die Gottheit für ein solches Ding zu halten; doch gestand er zu, daß sich das göttliche Wesen, welches alle übrigen Dinge durchdringe, in vielen Naturerscheinungen zeige, welche auf weit über die menschliche Kraft erhabene Potenz schließen ließen. Das stoische Fatum schloß nach seiner Lehre die menschliche Freiheit nicht aus, sofern ja die göttliche Vorsehung Alles nach einem ursächlichen, nothwendigen Zusammenhang zum Besten lenke, und es des Menschen Pflicht sei, sich durch vernünftige Gründe bestimmen zu lassen. Vgl. Baguet, De Chrysippi vita, doctrina et reliquiis, Löwen 1822; Petersen, Philosophiae Chrysippeae fundamenta, Altona und Hamburg 1827.

Chrysobalanus *L.* (Beerenzwetsche), Pflanzengattung aus der Familie der Amygdalaceen (Rosaceen), charakterisirt durch den kreiselförmigen, 5lappigen Kelch, eben so viel spatelförmige und abfallende Blumenblätter u. 15—20 lange Staubfäden, Sträucher und Bäumchen in Amerika und Afrika, mit weißlichen Blüthen in gabeligen Rispen. C. Icaco *L.*, Ikakopflaumenbaum, ist ein baumartiger, 8—10 Fuß hoher, mehrstengeliger Strauch in Carolina, Westindien, Südamerika und Mittelafrika, mit brauner, meist gedüpfelter Rinde, kurzgestielten, glänzenden Blättern und rundlich-ovalen Steinfrüchten, die, in Amerika Icaco und Guajera genannt, gegen einen Zoll dick oder dicker, ganz glatt oder mit 5—7 Furchen versehen, gewöhnlich roth, doch auch violett, gelb, weißlich u. gefleckt sind, einen süß zusammenziehenden, nicht unangenehmen Geschmack haben, den Durst löschen und häufig roh, gekocht, oder mit Zucker eingemacht genossen werden. Auch die öligen, wohlriechenden Samen sollen sehr wohlschmeckend sein. Wurzel, Rinde und Blätter werden gegen langwierige Diarrhöen, Blasenkatarrh, weißen Fluß &c. angewendet; die Samen geben ein mildes Oel. Auch von C. ellipticus *Smeathm.* u. C. luteus *Soland.*, Bäumen auf Sierra Leone, werden die Früchte häufig genossen.

Chrysoberyll (prismatischer Korund), Edelstein von ein- und einaxigem Krystallsystem, dessen Krystalle gewöhnlich Kombinationen des rektangulären oder oblongen Prisma's mit einer auf die schmalen Seitenflächen aufgesetzten Horizontalsäule von nahe 120° Neigung sind, so daß die Krystalle häufig als dicke 6seitige Tafeln erscheinen, mit der breiten, senkrecht gestreiften Fläche der Oblongsäule als Endfläche. Die Kanten der Oblongsäule sind oft durch die Flächen eines rhombischen Prisma's abgestumpft, und mit diesem ist ein schief auf dasselbe aufgesetztes Rhombenoktaëder verbunden, so daß kurze dicke Säulen entstehen; meist aber findet es sich in Körnern. Der C. ist unvollkommen od. parallel den schmalen Seitenflächen des Prisma's theilbar mit muscheligem Bruche, von 3,5 Härte (C. ist das dritthärteste Mineral) u. von 3,7—3,8 specifischem Gewicht, von Glasglanz, spargel- u. olivengrün, ins Grünlichweiße u. Gelblichgraue, durchsichtig bis halbdurchsichtig und oft einen bläulichen oder milchweißen, wogenden Lichtschein, am schönsten bei rundlichem Schliffe, zeigend, daher der Name Cimophan. Er besteht nach Seybert aus 68,66 Thonerde, 6,00 Kieselerde, 16,00 Beryllerde, 5,25 Eisenoxyd, 2,66 Titan, 0,67 Glühverlust. Neuere Analysen geben keinen Kieselerdegehalt, sondern 77—78 Thonerde, 18 Beryllerde und 5 Eisenoxyd, so daß der C. wahrscheinlich ein Beryllerdealuminat ist. Vor dem Löthrohre für sich unschmelzbar, gibt er mit Flüssen langsam ein klares Glas u. wird von Soda nicht angegriffen. Mit Kobaltauflösung befeuchtet und geglüht, erscheint das Pulver schön blau; es wird weder von Salz-, noch Schwefelsäure merklich angegriffen. Der C. wurde bisher hauptsächlich in losen Krystallen, Körnern und Geschieben im Flußsande auf Ceylon, in Pegu und Brasilien gefunden. In Gneis eingewachsen, kommt er bei Haddam in Connecticut und Saratoga in Newyork u. zu Marschendorf in Mähren mit Faserkiesel, Spinell u. Granit in grobkörnigem Gneis vor. Ein gras- bis smaragdgrüner, beim Kerzenlichte nach einer bestimmten Richtung blutroth erscheinender C., welcher in den Smaragdgruben der Tokawaja, 180 Werst östlich von Katharinaburg im Ural, aufgefunden ward, ist auch Alexandrit genannt worden. Der bis jetzt größte, in Brasilien im Termo von Minas-Novas gefundene C. befindet sich in der Schatzkammer von Rio Janeiro und soll 16 Pfund wiegen. Die schön grünen, reinen Geschiebe von Ceylon und Brasilien werden als Schmucksteine verarbeitet und wie Diamanten verschliffen, und zwar auf einer messingenen Scheibe mit Smirgel, worauf sie auf einer zinnernen Scheibe mit Tripel die Politur erhalten. In Paris wurde ein schöner grüner, oval geschnittener C. von 7 Linien Länge und 5 Linien Breite für 610 Fr. verkauft. Höher im Werth stehen die, welche bläulichweißen Lichtschein zeigen und, en cabochon geschliffen, im Handel gewöhnlich den Namen schillernder oder opalisirender Chrysolith führen. Im Handel führt der C. den Namen orientalischer Chrysolith.

Chrysoceras (das goldene Horn), Vorgebirge bei Konstantinopel, auf welchem das alte Byzanz (s. d.) erbaut war; s. Konstantinopel.

Chrysocolla, s. Kupfersinter.

Chrysocoma *L.* (Goldhaar), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen (Korymbiferen), charakterisirt durch die homogamischen, vielblüthigen Körbchen, den nackten Blüthenboden, die zusammengedrückten, seidenartigen Früchtchen mit Haarkrone, meist Halbsträucher in Brasilien. C. Linosyris *L.*, Linosyris vulgaris *Cass.*, Crinitaria Linosyris *Less.*, golden Leinkraut, mit 2 Fuß hohem Stengel, abwechselndstehenden, schmalen Blättern und kleinen, schön goldgelben Blüthen, kommt ausdauernd auf sonnigen Hügeln im südlichen und mittleren Europa, auch in Süddeutschland und in Norddeutschland als Zierpflanze in Gärten vor, riecht, gerieben, gewürzhaft und schmeckt bitterlich; war früher unter dem Namen Herba et Flores Linariae aureae oder Herba Heliochrysi officinell. C. Coma aurea *L.*, mit zerstreutstehenden, linienför-

migen Blättern und aufrechten oder nickenden, zierlichen, goldgelben Blüthenköpfchen, ist ein Strauch am Vorgebirge der guten Hoffnung, der dieselben Eigenschaften wie die vorige Art hat, in der Heimat als magenstärkendes Mittel in Gebrauch ist und im Zimmer oder Glashaus nahe am Fenster bei 1—5° Wärme durchwintert, im Winter sehr mäßig, im Sommer reichlich begossen, in Laub- oder Mistbeeterde gepflanzt und durch Stecklinge vermehrt wird.

Chrysographie (v. Griech.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, wurde besonders von den spätern Römern, die nicht nur in sehr geschätzten Büchern oder sehr wichtigen Urkunden einzelne große, gemalte Buchstaben mit dünnen Goldblättchen belegten, sondern auch ganze Schriften mit einer Goldtinktur schrieben, angewendet, obwohl sie schon älteren Völkern nicht unbekannt gewesen sein mag. Oft schrieb man auf rothes Pergament. Die bekannteste Prachtschrift dieser Art (Codices aurei) ist das Evangelienbuch in der Kathedrale zu Aachen, das Kaiser Otto II. aus Karls des Großen Grab nahm.

Chrysolith (Peridot, Olivin, prismatischer C.), dem ein- und einaxigen Krystallsystem angehöriges Mineral, dessen Krystalle eine rhombische Säule von 130° 2′, in der Regel in Kombination mit einer oblongen, bilden, verbunden mit den untergeordneten Flächen eines rhombischen Oktaëders, die den gradangesetzten Endflächen u. Horizontalsäulen auf die scharfen und stumpfen Kanten der Vertikalsäule aufgesetzt sind; die Krystalle sind meist kurzsäulen- oder oblong tafelförmig, deutlich spaltbar nach der schmalen Fläche der Oblongsäule; der Querbruch ist muschelig. Am häufigsten kommt er körnig u. in körnig-zusammengehäuften Massen (Olivin) vor. Er ist von Feldspath- bis Quarzhärte, spröde, von 3,2—3,3 specifischem Gewicht, von Glasglanz, grün, gelb und braun, durchsichtig bis an den Kanten durchscheinend. Er besteht aus einem Silikat der Talkerde, welches mit einem dergleichen des Eisenoxyduls verbunden und zum Theil nickeloxydhaltig ist. Nur die eisenreichen C.e schmelzen zu schwarzer magnetischer Kugel, die eisenarmen sind nicht schmelzbar. Salzsäure zersetzt ihn unter Ausscheidung pulveriger Kieselerde, Schwefelsäure unter Gallertbildung. Der edle C., pistaciengrün ins Spargel- u. Olivengrüne, von vollkommen muscheligem Bruche, durchsichtig mit starkem Glasglanz, besteht nach Stromeyer aus 39,73 Kieselerde, 50,13 Talkerde, 9,19 Eisenoxydul, 0,32 Nickeloxyd, 0,09 Manganoxydul, ist für sich vor dem Löthrohre unveränderlich und wird nur an den Kanten etwas dunkler, behält aber sonst seine Farbe und Durchsichtigkeit, wird in Schwefelsäure aufgelöst, findet sich lose in angeschwemmtem Lande in Aegypten, Natolien, Brasilien, seltener im Basalt auf den Faröern und am Kazakow in Böhmen. Der Olivin oder gemeine C. kommt selten krystallisirt, meist derb von eckig-körniger Absonderung u. in rundlichen Stücken vor, ist oliven-, spargel-, ölgrün ins Isabell-, Ocker- und Braungelbe, halbdurchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, glas- bis schwach fettglänzend, von meist unvollkommen muscheligem Bruche, verhält sich vor dem Löthrohre wie der vorige u. ist ein in Basalten, Laven u. Meteorsteinen sehr verbreitetes Mineral. Schön krystallisirte und derbe Abänderungen dieses Minerals finden sich am Kaiserstuhl im Breisgau, in den Basalten des Habichtswaldes, der Oberpfalz, Sachsens, Böhmens, der Eifel, auf den Inseln Bourbon u. Palma, in den Laven des Vesuvs und Aetna's; in verschiedenem Meteoreisen, namentlich dem sogenannten pallasischen aus Sibirien und dem von Otumpa in Peru; in den Höhlungen eines schwarzen Obsidians bei Real del Monte in Mexiko. Der Eisenchrysolith oder Hyalosiderit erscheint in sehr kleinen, eingewachsenen Krystallen, derb u. eingesprengt, ist von 5,0 Härte, 2,8 specifischem Gewicht, gelblichbraun und röthlichbraun ins Hyacinthrothe, auf der Oberfläche gewöhnlich messing- und goldgelb, oder buntstahlgrau angelaufen, dann stark halbmetallisch, im Innern fettglänzend, von muscheligem, an den Kanten durchscheinendem Bruche. Er besteht aus 31,63 Kieselerde, 32,40 Talkerde, 29,71 Eisenoxydul, 0,48 Manganoxyd, 2,2 Thonerde, 2,78 Kali, mit Spuren von Kalk und Chromoxyd. Er bildet mit Säuren eine Gallerte, wird in der Hitze schwarz und dem Magnet folgsam und schmilzt sofort zu einer schwarzen Schlacke, findet sich im Allgemeinen selten und kommt bis jetzt nur im Mandelsteine bei Sasbach und Ihringen am Kaiserstuhl im Breisgau und auf einem Doleritgange bei Freiburg vor. Chemisch schließen sich auch gewisse meteorische C.e an; von terrestrischen Fossilien der Eisen- und Manganoxydul führende talkerdearme Eulysit der Erzlagerstätte von Tunaberg in Schweden. Den edlen C. schätzt man als einen geringen Edelstein. Schön nüancirte größere Olivinkörner werden zuweilen als Schmucksteine geschliffen. Im Allgemeinen bezahlt man das Karat mit 4—5 Gulden. Ein C. von 11 Linien Länge und 9 Linien Breite wurde bei Versteigerung der berühmten Sammlung des Marquis de Drée in Paris für 120 Fr. und ein anderer von 9½ Linien Länge und 7⅓ Linien Breite für 100 Fr. verkauft. Von großem Interesse ist das Vorkommen dieses Minerals in den Meteorsteinen, Basalten und Doleriten.

Chrysoloras, Manuel oder Emanuel, einer der ersten Griechen, welche den schwachen Abglanz althellenischer Geisteskultur, der sich in Konstantinopel erhalten hatte, nach dem westlichen Europa ausbreiteten, war um die Mitte des 14. Jahrhunderts geboren und gehörte einer edlen konstantinopolitanischen Familie an. Seine Beschäftigung war vorzüglich der Philosophie gewidmet. Von seinem Kaiser um 1390 mit der Mission betraut, die christlichen Fürsten und Völker Europa's zur Hülfe gegen die Türken aufzufordern, wirkte er wenigstens eine nicht unbedeutende Geldsumme und von Frankreich vier Schiffe aus. Er gründete sodann 1396 auf Wunsch des Senats von Florenz daselbst eine Schule der griechischen Literatur, nahm darauf an der neu errichteten Schule zu Pavia eine Lehrerstelle an, lehrte später in Mailand, wandte sich 1402 nach Venedig und wurde von da nach Rom zum Papst Gregor XII. berufen, wo er zur römischen Kirche übertrat. Im Jahre 1413 ging er mit zwei Kardinälen nach Deutschland, um mit dem Kaiser über den Ort des zu haltenden Koncils zu verhandeln, und begleitete dann den Papst Johann XXIII. nach Kostnitz, wo er den 16. April 1415 †. Außer mehreren theologischen Schriften hat man von ihm „Ero-

temata" (Anfangsgründe der griechischen Sprache in Frage und Antwort), deren sich, trotz ihrer Dürftigkeit, noch Reuchlin und Erasmus bedienten, und deren verschiedene Ausgaben (Venedig 1484, zuletzt Berlin 1584) jetzt zu den bibliographischen Seltenheiten gehören.

Chrysomallus, der Widder mit dem Goldfell, welcher den Phrixus nach Colchis trug. Er war ein Sohn des Neptun von der Theophane und kam von Merkur an die Nephele und von dieser an Phrixus. Mit Sprache begabt, befahl er diesem, ihn zu schlachten. Sein Fell, das goldene Vließ (vellus), wurde im Hain des Ares aufgehängt und von dem Argonauten Jason entführt. Schon die alte Deutung hielt ihn für den Pflegevater des Phrixus, Crius genannt, welcher ihn vor den Nachstellungen der Stiefmutter gerettet habe. Vgl. Argonautenzug.

Chrysomorphisch (v. Griech.), goldgestaltig, goldähnlich, goldartig.

Chrysopal (auch Smaragdopal), gemeiner Opal von lauch-, apfel-, öl- oder olivengrüner Farbe.

Chrysophan, s. Clintonit.

Chrysophyllum *L.* (Goldblatt, Sternapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch und die glockenförmige Korolle mit in der Kronröhre befestigten, den Randeinschnitten entgegengesetzten Staubgefäßen und fast sitzender, schildförmiger, 10lappiger Narbe und die 1—10fächerige, 1—10samige Beere, westindische u. südamerikanische Bäume, von denen mehre wohlschmeckende Früchte tragen, die als gesunde Obstarten in ihrer Heimat häufig genossen werden, mehre auch Zierpflanzen in europäischen Gewächshäusern sind. C. Cainito *L.*, C. coeruleum *Jacq.* ist ein schöner, 30—40 Fuß hoher Baum in Westindien, wild und angepflanzt, mit brauner Rinde und ausgebreiteten, überhängenden Aesten, oben glatten, unten filzigen, goldglänzenden großen Blättern, zahlreichen, kleinen, achselständigen, purpurrothen Blüthen und purpurrothen, glatten, runden, wohlschmeckenden Früchten. C. glabrum *Jacq.* ist ein 15 Fuß hoher Baum in den Wäldern auf Martinique, mit länglichen, glatten, unten blassen Blättern, gehäuften Blüthen u. olivengroßen Früchten von weinartigem Geschmack. Das Holz (indisches Eichenholz) ist sehr hart und dient besonders zu Zaunpfählen in den Kaffeepflanzungen. C. pyriforme *Willd.*, C. Macoucou *Aubl.*, ist ein 30 Fuß hoher Baum in Guyana u. St. Domingo an den Ufern der Flüsse, mit abwechselnden, länglichen Blättern, einzelnstehenden Blüthen und birnförmigen, gelben Früchten, mit dicker, fleischiger und milchiger Schale, weißem, süßem und schmackhaftem Fleische und großen, rundlichen, mandelartig schmeckenden Samenkernen; C. monopyrenum *Sw.*, C. acuminatum *Lam.*, ein Baum in Westindien und am Orinoco an überschwemmten Stellen, mit länglichen, unten rothfilzigen Blättern, büschelförmig stehenden Blüthen u. bläulichen, wohlschmeckenden Früchten (damascener Pflaumen); C. argenteum *Jacq.*, ein Baum auf Martinique, mit langgespitzten, unten seidenhaarig-silberweißen Blättern, gehäuften Blüthen und Früchten, von weinartigem Geschmack; C. splendens *Spr.*, Nycterisition ferrugineum *Ruiz* et *Pav.*, ein Baum in Brasilien und Peru, mit oben glänzenden, unten rostfarbigen, seidenhaarigen Blättern u. zu 3 stehenden Blüthen, C. pomiforme *Berter.*, ein Baum auf Jamaica mit eßbaren Früchten von der Größe eines Apfels. Diese immergrünen Bäume, die vorzüglich durch ihre Blätter eine Zierde der Gewächshäuser sind, werden im Warmhause in einer Mischung von Torferde, Lauberde, Lehm u. Flußsand gezogen, verlangen im Sommer viel, im Winter wenig Feuchtigkeit und müssen gegen heiße Sonnenstrahlen geschützt werden. Ihre Vermehrung geschieht durch Ableger und Stecklinge.

Chrysopras (grüner Chalcedon), ein durch etwa 1 Procent Nickeloxyd grün gefärbter Chalcedon, derb, in Platten, stumpfeckigen Stücken und knollig, von ebenem und flachmuscheligem, auch splitterigem Bruche, apfel-, gras-, pistacien- u. olivengrün, kommt nur in Schlesien auf den Bergen bei Kosemitz, Gläsendorf, Grochau und Baumgarten unweit Frankenstein in einem aufgelösten, fast erdigen Serpentinfels dicht unter der Dammerde vor. Er soll 1740 von einem preußischen Offizier bei einer Mühle auf den kosemitzer Bergen zuerst aufgefunden worden sein, ist aber schon früher als Schmuckstein verwendet worden, wie die Steinmosaiken der St. Wenzelskapelle in der Domkirche St. Veit in Prag, welche aus dem 14. Jahrhundert herrühren und viele große, prachtvolle Stücke C. enthalten, beweisen. Neuerlich kam dieser Stein besonders durch Friedrich den Großen wieder in Aufnahme, der Sanssouci damit schmückte. Im königlichen Schlosse zu Potsdam befinden sich noch 2 Tische aus jener Zeit mit 3 Fuß langen, 2 Fuß breiten und 2 Zoll dicken Platten von C. Obwohl derselbe kein kostbarer Schmuckstein ist, so ist er doch wegen seiner angenehmen, zarten Farben u. seines Glanzes beliebt. Er wird vorzugsweise in Schlesien verschliffen u. zu Siegelringen, Brochen, Arm- und Gürtelspangen 2c. verarbeitet. Bei längerem Gebrauche, namentlich zum Siegeln, verliert er seine Farbe zum Theil, was von dem aus Nickeloxyd bestehenden färbenden Princip herrührt, welches ihm eigenthümlich ist und wahrscheinlich mit Wasser verbunden als sogenanntes Hydrat darin vorhanden ist. Man kann die verloren gegangene Farbe wieder herstellen, wenn man den erblaßten Stein einige Zeit in feuchte Erde eingegraben, oder in befeuchtete Baumwolle eingewickelt liegen läßt, noch leichter aber, wenn man ihn mit einer erwärmten salpetersauren Nickelauflösung behandelt. Die Verarbeitung des Steins ist schwierig, weil er, zu heiß geworden, leicht splittert. Man schleift ihn auf einer zinnernen oder bleiernen Scheibe mittelst Smirgel und unter Benetzen mit Wasser. Sein Werth hängt von der Schönheit der Farbe und von Fehlerfreiheit ab. Die schöne grüne Farbe geht verloren, wenn das Mineral an warmen Orten und trocken liegt, weshalb die Steinschneider dasselbe in Kellern oder zwischen befeuchteter Baumwolle aufbewahren.

Chrysor, ein Heros, der dem siebenten Geschlecht der phönicischen Gottheiten angehörte, machte sich durch viele Erfindungen um die Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens verdient. Man verehrte ihn als Gott unter dem Namen Diamichios.

Chrysorin, neue, von Rauchenberger in München erfundene Metallkomposition, wird aus 100 Theilen Kupfer und 50 Theilen Zink bei möglichst niedriger Temperatur zusammengesetzt (letzteres, um durch Verdampfung des zuerst zur Hälfte in die Pfanne gelegten Zinks keinen Verlust zu erlei-

den), dann durch Borax schnell zum Flusse gebracht und in einem Windofen mit Registern schnell geschmolzen, worauf man das übrige Zink in kleinen, heißen Stücken unter beständigem Umrühren schnell zusetzt und die Legirung schnell ausgießt. Das C. ist von feuriger, glänzender, dem 18—20karätigen Gold ähnlicher Farbe, läuft an der Luft nicht an, erhält durch bloßes Abwaschen seinen Glanz wieder und läßt sich mit wenig Gold schön vergolden.

Chrysorrhoas (Goldstrom, auch Bardines, Abana, Amana), Steppenfluß in Cölesyrien, entsprang am Libanon, theilte sich in zwei Arme, von denen sich der Hauptarm, jetzt Barady oder Barada, beim Dorfe Dummar wieder in drei Arme theilte; der größte derselben, der den Namen Barada behielt, strömte südlich an Damascus vorbei, der zweite, Banas oder Abana, ergoß sich durch die Stadt, und der dritte floß nördlich an derselben hin. Alle drei vereinigten sich im Osten von Damascus wieder u. bildeten einen fischreichen Landsee. Seinen Namen C. oder Goldfluß erhielt der Fluß ohne Zweifel wegen der Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Ufer.

Chrysos (griech.), Gold.

Chrysosplenium *L.* (Milzkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, charakterisirt durch die 4spaltige, halboberständige, gefärbte Blüthenhülle mit 8 Staubgefäßen und 2 Griffeln, die 2schnäbelige, einfächerige, bis zur Mitte in 2 Klappen aufspringende Kapsel, fette und ausdauernde, zarte Kräuter in allen Welttheilen, mit rundlichen Wurzel- und Gegenblättern und gehäuften, kleinen Blüthen. C. alternifolium *L.*, Goldmilz, Goldsteinbrech, Steinkresse, hat abwechselnde, nierenförmige Blätter, am Ende in einer gedrängten Afterdolde stehende, kleine, vierzählige, goldgelbe Blüthen und wächst in schattigen Wäldern, an Quellen und Hohlwegen, nur einige Zoll hoch, durch ganz Europa. Sonst war das ganze, fast geruchlose, sehr schwach kressenartig schmeckende Pflänzchen als Herba Saxifragae aureae s. Hepaticae aureae s. Nasturtii petraei s. Chrysosplenii officinell, und zwar als auflösendes, gelindstärkendes Mittel, bei Anschoppungen der Unterleibsorgane, bei Harnleiden, chronischem Husten 2c. C. oppositifolium *L.* hat einen viereckigen Stengel, gegenüberstehende, fast nierenförmige Blätter und kleine, grünlichgelbe, in einem doldenartigen Strauß mit großen Deckblättern stehende Blüthen, wächst an ähnlichen Orten wie die vorige Art, mit der es gleiche Anwendung fand.

Chrysostemma *Less.* (Goldkranz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den aus einer doppelten Reihe Blättchen bestehenden Kelch, den flachen, spreublätterigen Fruchtboden, die flachen, zusammengedrückten, verkehrt-eirund-elliptischen, platten, an den Ecken geflügelten, an der Spitze ausgerandeten, mit zerrissenem Pappus gekrönten Samen. Die einzige Art ist C. Tripteris *Less.*, Coreopsis tripteris *L.*, mit 6—8 Fuß hohem, oben ästigem, glattem Stengel, entgegengesetzten, glatten Blättern und schönen, großen Blüthen mit gelben Strahlenblüthchen und brauner Scheibe auf einblumigen, oft gepaarten Stielen, ein Halbstrauch in Nordamerika, der in deutschen Gärten als Zierpflanze kultivirt wird, im Freien in jedem Gartenboden ausdauert, besonders zur Verschönerung der Strauchgruppen dient und durch Wurzeltheilung und Samen vermehrt wird.

Chrysostomus (griech., s. v. a. Goldmund), Name oder vielmehr Ehrenprädikat durch hohe Beredtsamkeit ausgezeichneter Männer. Berühmt sind: 1) Dio C., auch Coccejanus genannt, aus Prusa in Bithynien gebürtig, lebte zu Ende des 1. und zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr., erwarb sich durch Reisen eine ausgezeichnete Bildung, trat dann als Sophist auf, wendete sich jedoch bald zur Stoa und drang auf Reinheit der Gesinnung und Sitten. Unter Kaiser Domitianus mußte er fliehen und fristete bei den Gothen und Thraciern sein Leben durch gemeine Handarbeiten. Nerva rief ihn zurück, und Trajan zog ihn in seine nächste Umgebung, Von seinen Reden besitzen wir noch 80, theils rhetorische Uebungen, theils philosophische Traktate, welche manche wichtige Notizen über das klassische Alterthum geben und darum mehrfach herausgegeben worden sind, zuerst in Mailand 1476, dann von Morelli, Paris 1604 und 1623, Leipzig 1784 und 1788, 2 Bde., aus Reiske's Papieren; von Emper, Braunschweig 1844, 2 Bde. Vergl. Unger, Epistola critica de Dione Chrys., Leipzig 1841.

2) St. Johannes C., Patriarch von Konstantinopel, einer der berühmtesten Kirchenväter und Redner, geboren um 347 n. Chr. zu Antiochia, wo seine begüterte Familie in großem Ansehen stand, wurde nach dem Tode seines Vaters, Secundus, der Magister militum Orientis war, von seiner frommen Mutter Anthusa trefflich erzogen und durch den Rhetor Libanius in der Philosophie und durch Andragathus in der Beredtsamkeit unterrichtet. Frühzeitig entwickelte C. die glänzendsten Anlagen; mehr der heiteren Seite des Lebens zugewandt und besonders von den Geschäften des Forums angezogen, widmete er sich dem Advokatenstand, fühlte sich aber von diesem Berufe bald nicht mehr befriedigt und neigte sich der Beschäftigung mit den göttlichen Dingen zu. Vom Bischof Meletius in seinem Entschlusse bestärkt, empfing er nach drei Unterrichtsjahren und erhaltener Taufe in seinem 23. Jahre die Weihe zum Amte eines Vorlesers der heiligen Schrift (Anagnostes), schloß sich nach dem Tode seiner Mutter den in der Nähe von Antiochia lebenden Asceten an und zog sich dann in eine Höhle zurück, worin er 2 Jahre lang unter den ärgsten Kasteiungen lebte, aber auch in Folge davon in eine Krankheit verfiel, die ihn 381 zur Rückkehr nach Antiochia nöthigte. In seinem 43. Jahre hier zum Diakonus und dann zum Presbyter geweiht, entwickelte er vor seiner großen Gemeinde ein seltenes Rednertalent, und während der 12 Jahre seiner Predigerwirksamkeit erscholl sein Ruhm durch den ganzen Orient. Ein treuer Anhänger der Kirchenlehre, bekämpfte er zwar alle häretischen Richtungen, hielt sich jedoch von Dogmatismus und unfruchtbarer Spekulation eben so fern wie von leidenschaftlicher Polemik, ja er empfahl selbst gegen die Heiden Toleranz. Sozomenus nennt C. die Zierde des ganzen Morgenlandes. Ein Günstling des Kaisers empfahl ihn demselben zum Bischof; man ließ ihn aber, da man befürchtete, daß ihn Antiochia nicht freiwillig ziehen lassen würde, heim-

lich entführen und 397 in Konstantinopel zum Bischof weihen. Die erstiegene Höhe aber war auch die Veranlassung zum Sturz des allbewunderten Redners. Die ascetische Moral, die C. im Bewußtsein der Würde seines Amtes und der Lauterkeit seiner Absichten in dem sittlich verderbten Konstantinopel predigte, sowie seine nothwendige Parteinahme gegen die arianischen und origenistischen Häretiker zogen ihm in den höheren Klassen zahlreiche Feinde zu, die, als C. auch die lasterhafte Kaiserin Eudoxia nicht schonte, die Anklage der Lästerung der Kaiserin und der Geistlichkeit, der Verschleuderung von Kirchengütern u. einer schwülstigen und unverständlichen Predigtweise gegen ihn erhoben. Von einer Versammlung von Bischöfen für abgesetzt erklärt, begab sich C., wiewohl ihm das Volk seinen Schutz anbot, nach Bithynien, ward aber auf einstimmige Forderung seiner Gemeinde und in Folge eines als eines göttlichen Zeichens gedeuteten Erdbebens bald wieder zurückgerufen. Nachdem neue Ausfälle gegen die lasterhafte Kaiserin in kurzer Zeit seine abermalige Verbannung herbeigeführt, ging er nach Cucusus in Kleinasien und wurde von da nach Pitpus am östlichen Ufer des schwarzen Meeres verwiesen, erreichte jedoch dies Ziel nicht mehr, sondern †, den Strapazen der Reise unterliegend, bei Comona in Pontus am 14. Sept. 407. Seine Gebeine wurden 438 nach Konstantinopel gebracht, später aber in die Kirche des Vatikans zu Rom übergeführt. Der Name C. ward ihm erst nach seinem Tode beigelegt und sollte die Fülle seiner Beredtsamkeit bezeichnen. Die griechische Kirche feiert sein Gedächtniß den 13. Nov., die römische den 27. Januar. Was den Charakter des C. betrifft, so zeigte er überall einen streng sittlichen, mit Liebe gepaarten Ernst, und seine Gesinnungen waren bei aller Färbung durch die Dogmatik und bei aller seiner Vorliebe für mönchische Ascese seiner Zeit ächt christlich. In Konstantinopel führte er als Bischof ein einfaches, prunkloses, dem Wohlthun gewidmetes Leben. Das Volk nannte ihn „Johannes den Almosenspender“. Mit Eifer suchte er auch Heiden und Häretiker zu bekehren und sandte aus eigenen Mitteln Missionäre aus. Als sein erbittertster Feind, der Minister Eutropius, bei einem Aufstande am Altar, den er früher frech entweiht hatte, Schutz suchte, rettete ihn C.' Fürsprache vor dem wüthend andringenden Volke, wie er durch seine unwiderstehliche Beredtsamkeit auch den Gothen Gainas, den Anführer deutscher Soldtruppen, der die Fahne des Aufstandes gegen den Kaiser erhoben hatte und diesen in seiner eigenen Hauptstadt belagerte, zum Abzuge und Aufgeben seines Planes bewog. Vom oratorischen Standpunkte betrachtet, sind die Vorträge des C. nach Inhalt und Form ausgezeichnet. Obgleich er, was den Inhalt betrifft, sich keineswegs von allegorisch-mystischen Deuteleien fern hielt, so legte er doch im Allgemeinen nicht nur die Bibel auf eine ungezwungene und sinngetreue Weise aus, sondern wußte auch die behandelte Stelle mit seltener Meisterschaft fruchtbar anzuwenden, wobei ihm die Aufrechthaltung der Orthodoxie weniger am Herzen lag, als die Anempfehlung christlicher Gesinnung und Handlungsweise. Die große Wirkung seiner Rede gründete sich vor Allem auf die geniale Weise, womit er das menschliche Herz zu ergreifen und zu erschüttern verstand, wurde aber auch wesentlich unterstützt durch die Art seines Vortrages, welcher, wenn auch durch das Streben nach übertriebener Deutlichkeit, durch allzu große Häufung von Beispielen und Gleichnissen, durch zu weitläufige Ausführung der Bilder, sowie durch Uebertreibung und Wortspiele vielfach entstellt, doch durch wahre Popularität, Klarheit, edle Wortfülle, Kraft und eindringende Lebendigkeit und Salbung ausgezeichnet war. Die Zahl seiner Homilien und Reden, die theils von ihm selbst herausgegeben, theils von Tachygraphen nachgeschrieben wurden, ist sehr bedeutend. Die besten Ausgaben seiner Werke sind von H. Savilius (Eton 1613, 8 Bde.), griechisch u. lateinisch von Fronto Ducäus (Paris 1609—36, 12 Bde., Frankfurt 1698, 1723), von Montfaucon (Paris 1718—38, 13 Bde., Paris und Leipzig 1835—40). Des C. Schrift „Ueber das Priesteramt“ (De sacerdotio) wurde von Bengel (Stuttgart 1725), von J. Ritter (Berlin 1821) und Beda Weber (Innsbruck 1833) herausgegeben, seine „Homilien zu Matthäus“ von Field (Canterb. 1839, 3 Bde.). Uebersetzt wurden seine Homilien von Cramer (Leipzig 1748—51, 10 Bde.), in einer Auswahl von Mayer (Nürnberg 1830) und von Lutz (Tübingen 1846 und 1853); die „Homilien über die Briefe des Paulus“ von Arnoldi (Trier 1831 bis 1840, 6 Bde.). Vergl. Neander, Joh. C., Berlin 1832, 2 Bde.; Lutz, C. und die berühmtesten Redner, Tübingen 1846.

Chrysotil, schillernder Asbest, Serpentinasbest, ein asbestähnliches, parallelfaseriges, in seinen Fasern biegsames, weiches Fossil von lebhaftem, metallisch schillerndem Seiden- oder Fettglanz, gering durchscheinend, von meist dunkelgrünen, aber auch weißen Farben, welches in Schnüren viele, ja die meisten Serpentine durchsetzt, so den von Reichenstein in Schlesien, Zöblitz in Sachsen, die alpinen u. nordischen. Es stimmt in chemischer Hinsicht in Zusammensetzung u. Verhalten ganz mit Serpentin überein. Der von Newhaven in Connecticut besteht aus 44 Kieselerde, 39 Bittererde, 2,5 Eisenoxydul, 14 Wasser; der reichensteiner nach von Kobell aus 43,5 Kieselerde, 0,4 Thonerde, 42 Bittererde, 3 Eisenoxydul u. 14 Wasser.

Chrzanowski, Adalbert, polnischer General, 1788 in der Woiwodschaft Krakau geboren, erhielt seine kriegswissenschaftliche Bildung in Warschau, nahm dann an dem Feldzuge von 1812 u. 1813 als Ingenieuroffizier rühmlichen Antheil und wohnte dem von 1829 gegen die Türken als Hauptmann im Generalstabe der russischen Armee bei. Obwohl die polnische Revolution 1830 gegen seine Ueberzeugung stritt, so nahm er doch, von den Verhältnissen gedrängt, daran Theil, wurde anfangs zur Befestigung von Zamosk kommandirt, dann Kommandant in Modlin, kam Anfangs 1831 in das Corps des Generals Zymierski und ward hierauf Chef des Generalstabs Skrzynecki's, von dem er im Mai als Brigadegeneral mit 6500 Mann zu einer Division nach Volhynien entsendet wurde. Ungünstige Umstände aber zwangen ihn, schleunigst nach Zamosk zurückzukehren, von wo er später eine bedeutende Zahl Geschütze nach Warschau brachte. Bei Minsk errang er Vortheile, ohne sie zu benutzen. Vor der Uebergabe Warschau's war er unter Krukowiecki Gouverneur der Stadt, schloß die politischen Ge-

sellschaften und stimmte endlich für die Uebergabe. Er blieb darauf in Warschau, ging später mit russischen Pässen nach Paris, angeblich um seine Landsleute zur Rückkehr nach Polen zu bewegen, trat endlich in seinem früheren Rang als Oberstlieutenant wieder in russische Dienste und ward später Oberst. Die heißblütigen Demokraten nannten ihn einen Verräther an der Sache des Vaterlandes, ein Vorwurf, der indeß nicht erwiesen ist. Im Frühling 1849 wurde C., angeblich auf den Betrieb des Obersten Zamoyski, zur Reorganisation des piemontesischen Heeres nach Turin berufen. Obgleich er nur den Rang eines Generallieutenants bekleidete und nur den Titel eines Majorgenerals (Generalquartiermeisters) führte, so war er doch der eigentlich verantwortliche Obergeneral in dem verhängnißvollen fünftägigen Feldzuge von 1849. Bei der Leitung der Operationen vermißte man die sonst an C. gerühmte Vorsicht, da er nicht die Polinie zum Hauptstützpunkt derselben nahm, sondern Novara zum Mittelpunkt seiner Aufstellung machte. Man sagte, daß er sich in seinem Operationsplan dem Drängen der demokratischen Partei habe anbequemen müssen, die am 23. März, am Jahrestage des vorjährigen Abzugs der Oesterreicher aus Mailand, wieder daselbst einzuziehen hoffte. In der Schlacht bei Novara (23. März) war das piemontesische Heer schon umgangen, als C. noch einen Hauptschlag vorbereitete, aber auf die Kunde, daß der Feind ihn zu umgehen suche, den Rückzug anordnete. Nach Beendigung des Feldzugs, während dessen er keinen Sold angenommen, entlassen, überreichte er dem Ministerium einen Rechenschaftsbericht seiner Kriegsführung und blieb noch bis zum Mai 1850 in den sardinischen Staaten.

Chthonia, 1) die Unterirdische, Beiname der Demeter und der Hecate. — 2) Tochter des Calontas, eines Argivers, widersprach ihrem Vater, der die Demeter auf ihren Wanderungen nicht aufnahm. Die zürnende Göttin verbrannte Jenen sammt seinem Hause, entrückte aber die Jungfrau nach Hermione, wo C. ihrer Retterin einen Tempel widmete. Das der Göttin daselbst im Sommer gefeierte Fest erhielt ebenfalls den Namen C.

Chthonische Götter, s. Chthonius.

Chthonius (v. Griech.), Beiname mehrer Götter, in sofern sie theils als Lokalgötter verehrt wurden, theils mit der Unterwelt in Berührung standen, wie des Pluto, des Dionysus Zagreus (Bacchus), des Hermes als Necropompus.

Chuapa, Fluß in Chile, strömt aus dem Schooße der Andes, scheidet die Provinzen Coquimbo und Quillota und mündet nach einem Laufe von 26 Meilen in die Südsee.

Chucuito, Stadt in der südamerikanischen Republik Peru, in der gleichnamigen Provinz des Departements Puno, hart am Westufer des Titicacasee's, der nach ihr auch der See von C. genannt wird, hat gegen 5000 Einwohner, die Tapeten, Decken und Ponchos fabriciren und besonders schön in Vigogne färben.

Chumbul (Tschambal), Fluß in der britisch-ostindischen Provinz Malwa, entspringt auf dem Vindhyagebirge nahe bei den Ruinen von Mueda, wendet sich nach Nordosten, geht bei Kotha vorbei und mündet nach einem Lauf von 88 Meilen in den Dschumna.

Chuprah (Chaprah, Tschappra, Sarak), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Kalkutta, Hauptort des Distrikts Sarun, in niedriger Lage an einem Kanal des Ganges, von dem sie durch eine morastige Insel getrennt wird, ist schmal und lang gebaut, hat viele große Häuser Eingeborner, aber nur eine fahrbare Straße und 43,500 Einwohner, welche Salpetersiedereien und Handel nach Nepal treiben.

Chuquisaca (Sucré), Hauptstadt der südamerikanischen Republik Bolivia, in der gleichnamigen Provinz, liegt 9900 Fuß hoch auf einer Hochebene (wo sich die Gebiete des Madeira und Paraguay scheiden), mitten zwischen drei Bergen, hat gerade, breite und reinliche Straßen, meist einstöckige Häuser, einen großen, mit einer Fontaine gezierten Platz u. 27 Kirchen, worunter sich die Kathedralkirche durch Reichthum an Reliquien, Bildern und Ornamenten auszeichnet. Die Stadt ist Sitz der Centralregierung, der gesetzgebenden Versammlung und der Oberbehörden, eines Erzbischofs, dem die sämmtlichen übrigen Bischöfe von Bolivia und der Laplatastaaten untergeordnet sind, und der Universität. Die Einwohner, deren Zahl 23,980 beträgt, theils Kreolen, theils Indianer und Mestizen, nähren sich von Handel und Gewerben, besonders aber von Land- und Bergbau. C. wurde 1528 an der Stelle einer peruanischen Stadt gleichen Namens von den Spaniern gegründet und anfangs la Plata genannt, weil die reiche Silbermine Porco in der Nähe war; doch mußte bald der neue Name dem alten weichen. Bei den Europäern hieß sie auch Charcas, weil sie der Hauptort der gleichnamigen Intendanz war.

Chur (roman. Quoira, ital. Coira, franz. Coire), Hauptort des schweizerischen Kantons Graubündten, am Fuße der Schalficker- u. Churwalderberge, 1814 F. hoch, in einem fruchtbaren, nur gegen Südwesten und Norden offenen Thale, an der wilden Plessur, die sich ½ Stunde westlicher in den Rhein ergießt, ist Sitz der Kantonalbehörden u. des Bundestags des Kantons, sowie einer ökonomischen Gesellschaft. Die mit Graben u. Mauern umgebene Stadt ist eng u. finster und hat krumme, unsaubere Straßen. Der obere oder östliche Theil bildet den bischöflichen Hof mit eigenen Ringmauern und Thoren, innerhalb deren die Katholiken wohnen, und umfaßt die aus dem 8. Jahrhundert stammende Domkirche (mit merkwürdiger Krypte und Gemälden von Dürer, Holbein u. A.), mehre Domherrenkurien, ein Kapuzinerhospiz und die bischöfliche Residenz mit reichem Archiv und einer Kapelle, die eines der ältesten kirchlichen Gebäude der abendländischen Christenheit ist. Mit dem Bischofspalast in Verbindung steht der alte Römerthurm Marsoel (Mars in oculis). Hinter dem Dom am Abhang ist das ehemalige Prämonstratenserkloster St. Lucien, jetzt Priesterseminar; daneben das neue Gebäude der vereinigten Kantonsschule für Reformirte und Katholiken. In der tiefer liegenden Stadt sind bemerkenswerth: 3 reformirte Kirchen, das Regierungsgebäude, das Rathhaus mit der Stadtbibliothek, die Stadtschule, das Kornhaus ꝛc. C. ist Hauptstapelplatz des Transitohandels zwischen Italien und Deutschland und hat 6181 Einwohner (darunter gegen 1000 Katholiken), welche außer dem bedeutenden Speditionshandel, Baumwollenweberei, Glas-, Fayence-, Kamphin- und Fidelifabriken,

sowie eine Seidenbauanstalt betreiben, die vorzügliche Seide liefert. Die Bürgerschaft ist ganz reformirt und hat eine eigene Verfassung mit ihr vom Kaiser Friedrich III. verliehenen Münzrechte. C. ist Geburtsort der Malerin Angelika Kaufmann. In der Nähe ist das Lurlibad. Fast C. gegenüber liegen die Ruinen des Haldensteins, der Stammburg der Fürsten von Liechtenstein; 4—5 Stunden entfernt erhebt sich der 8650 Fuß hohe Calanda. Die Einwohner der Umgegend heißen Churwahlen. Auf der Stelle von C. standen ehemals 3 Castra: Marsoela, Spinoela (jetzt Privathaus, Spaniöl genannt), Ymburg. Um letzteres, an dessen Stelle jetzt das Rathhaus steht, wurde nach und nach die Stadt, von den Römern Curia genannt, erbaut. Später wurde sie freie Reichsstadt, trennte sich aber 1498 vom deutschen Reich und verband sich mit den rhätischen Landen. Im Jahre 1526 wurde die Reformation in C. eingeführt, was den Bischof veranlaßte, sich zur Vernichtung der Reformirten mit dem Abt von St. Lucien und mehren weltlichen Herren zu vereinigen, doch wurde der Plan verrathen und der Abt enthauptet. Im Jahre 1622 fiel C. in die Hände der Prättigauer, wurde aber schon im folgenden Jahre von den Oesterreichern wieder genommen, die 1624 von den Schweizern und Franzosen zur Uebergabe gezwungen wurden; doch kam es 1629 wieder an Oesterreich. Am 7. März 1799 wurde C. von Masséna eingenommen und der österreichische General Auffenberg hier gefangen. Das Bisthum C., nach Einigen vom Apostel Petrus selbst, nach Anderen um 480 gegründet, war sonst sehr groß und erstreckte sich fast über das ganze Bündtnerland. Kaiser Friedrich I. ertheilte dem Bischof Egino den Fürstentitel, und der nunmehrige Fürstbischof hielt einen förmlichen und sehr glänzenden Hof, an dem die Erbherzöge von Oesterreich Erbschenken, die Ritter von Marmels Erbmarschälle, die Grafen von Mätsch Erbtruchsesse und die Freiherren von Belmont Erbkämmerer waren. Im Jahre 1642 erhielt der Bischof Johannes Flug von Aspermont auf sein Ansuchen Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Nach Einführung der Reformation kauften sich die meisten Gemeinden von der Hoheit des Bisthums los, dessen weltliche Besitzungen 1802 der Schweiz als Entschädigung für andere Abtretungen gegeben wurden.

Church, Sir Richard, griechischer Staatsrath, kommandirte 1813 und 1814 in Zante ein leichtes griechisches Regiment in englischen Diensten, stand hierauf als General in Sicilien und Malta und bot 1826 den bedrängten Griechen seine Dienste an. Nachdem er im März 1827 gelandet war, gelang es ihm, die Vereinigung der Nationalversammlung zu Kastri mit den in Aegina versammelten Abgeordneten zu Stande zu bringen. Als Obergeneral der griechischen Landmacht arbeitete er dann thätig an der Ausführung seines Auftrags, das hart bedrängte Athen zu entsetzen, sah sich aber durch die Uneinigkeit und Eifersucht der griechischen Chefs in seinen Operationen gehemmt, in Folge dessen die Akropolis fiel, was seinem Einflusse einen empfindlichen Schlag versetzte; Maurokordatos suchte sogar seine Gesinnung zu verdächtigen. Dessen ungeachtet besetzte C. mit dem Reste seiner Truppen den Isthmus von Korinth und stellte 1827 durch einen glücklichen Zug in das westliche Griechenland, auf welchem er Reschid Pascha zwang, sich vom Dragomeste zurückzuziehen, und sich zum Herrn dieses ganzen Landestheils machte, sein Ansehen wieder her. Unter der provisorischen Regierung sah C. seine Dienste schlecht belohnt, indem der Präsident Kapo d'Istrias ihn überging und seinem Bruder Viaro Kapo d'Istrias die oberste Leitung der Kriegsangelegenheiten übertrug. Am 1. Jan. 1830 reichte C. daher seine Entlassung ein und zog sich nach Argos zurück, ergriff aber nach Kapo d'Istrias' Fall wieder das politische Steuer, erklärte sich offen gegen die neue, unter Augustin Kapo d'Istrias zusammengesetzte Regierung, trat an die Spitze der Opposition und ward vom König Otto in den Staatsrath berufen. Er † 1850.

Churchill (sprich Tschörtschill, auch Missinippi und English-River genannt), Fluß im britischen Nordamerika, entspringt aus dem Mathyesee, durchströmt in nordöstlicher Richtung die zur Hudsonsbai abfallende Ebene nebst den Seen Buffalo, La Crosse und South Indian Lake und mündet nach 140—150 Meilen Laufes in die Hudsonsbai bei dem gleichnamigen britischen Fort. Einer seiner Nebenflüsse führt ihm von Norden her die Gewässer des Deer- und des Wollastonsee's zu. Wie alle Flüsse dieser Region ist der C. voll von Stromschnellen, wird aber doch mit Booten befahren, welche bei den schwierigsten Stellen über Land (Portages) transportirt werden.

Churchill, Charles, einer der berühmtesten englischen Satiriker, ward im Febr. 1731 zu Westminster geboren, wo sein Vater Prediger war. Er besuchte die Westminsterschule und sollte dann zu Oxford Theologie studiren, unterbrach aber sein Studium, verheirathete sich in London, nahm später jenes in Sunderland im nördlichen England wieder auf und erhielt eine kleine Pfarrstelle. Nach seines Vaters Tode wurde er dessen Nachfolger, gerieth aber durch eigene Schuld in drückende Verhältnisse und schrieb nun aus Noth Satiren. Seine erste Satire, die „Rosciade“, machte ihn bald berühmt und gefürchtet, zugleich aber auch übermüthig. Sein unsittlicher Lebenswandel brachte ihn um Amt und Achtung. Politischer Vergehen verdächtig, sollte er endlich verhaftet werden, floh aber nach Frankreich und † bald nach seiner Ankunft in Boulogne im November 1764. Die bedeutendsten seiner Satiren sind außer der genannten: „Apology to the critical reviewers“, durch eine schiefe Beurtheilung seiner „Rosciade“ veranlaßt, „The Ghost“, „The Candidate“, „The Farewell“, „The Conference“, „The Author“, „The Prophecy of Famine“. Seine „Poems“ erschienen in London 1763. Gesammelt erschienen seine Schriften, „Works“, London 1774; „Poetical Works, with explanatory Notes and an authentic account of the Life of the author“, London 1804. C.s Satire ist beißend, aber ohne Adel der Seele und Charakterwürde, fast stets persönlich und, wo sie sich zum Allgemeinen erhebt, oft oberflächlich und matt. Einige haben ihn den Juvenal Englands genannt, Andere einen Narren.

Churfürst, s. v. a. Kurfürst.

Churros, die spanischen Schafe mit ganz grober Wolle, welche, im Bau den Merinos ziemlich ähnlich, fast ausschließlich schwarze, nur zu den geringsten Zeuchen brauchbare Wolle haben. Aus der Vermischung der C. mit den Merinos entsteht die

Mittelgattung der Amerinados, welche eine gute Kammwolle liefern.

Churubusco, Ort, einige Tagereisen nördlich von Mexiko, bei welchem den 20. August 1847 die Nordamerikaner über die Mexikaner siegten.

Churwälsche Sprache, siehe Romanische Sprache.

Churwalden (Vallis Corvantiana), wildes, aber wiesenreiches Thal im schweizerischen Kanton Graubündten, dessen Einwohner deutsch reden, ein eigenes Gericht haben, das aus einem Landamman und 14 Geschworenen besteht, und zum Hochgericht Zellfort im Zehngerichtenbunde gehören. Sie sind theils katholisch, theils reformirt, leben aber in Eintracht, feiern ihre Feste nach dem alten julianischen Kalender und bedienen sich einer u. derselben Kirche. Im Jahre 1649 kauften sie sich von Oesterreich los. Ihre zerstreut liegenden Wohnungen und Höfe bilden 4 Pfarrdörfer, unter denen Churwalde an der Landstraße von Chur nach Chiavenna mit 700 Einwohnern das bedeutendste ist.

Chwalisen, im 9. und 10. Jahrhundert Anwohner des kaspischen Meeres, an dessen Westseite am Einflusse der Wolga, daher das kaspische Meer auch das chwalisische genannt wurde.

Chwostow, Dmitrij Iwanowitsch, Graf, russischer Staatsmann und Dichter, geboren am 19. Juli 1757 zu Petersburg als Sprößling einer altadeligen Familie, genoß seine erste Erziehung, sowie seine weitere Ausbildung in Moskau, dessen Gymnasium und Hochschule er besuchte, und trat 1772 als Offizier in die kaiserliche Garde. Später wurde er Proviantmeister und erhielt als solcher 1783 den Hofrathstitel. Nachdem er sich mit einer Nichte des berühmten Grafen Suwarow vermählt hatte, trat er 1788 als Oberstlieutenant unter dessen Fahne, machte den Feldzug in der Türkei mit, half bei Fokschani am 1. August 1789 die Niederlage des Seraskiers Mehmed Pascha herbeiführen, kämpfte am 26. September am Flusse Rymnik gegen die Armee des Großwessirs mit und war einer der Muthigsten bei der blutigen Erstürmung Ismails am 22. December 1789. Auch die polnische Campagne machte C. unter Suwarows Oberbefehl mit und nahm an dem Gemetzel bei Praga am 5. Okt. 1794 Theil, wodurch der Einzug in Warschau erkämpft ward. Im folgenden Jahre nahm er seinen Abschied und trat in die Civilcarrière über. Im Jahre 1797 ward er Oberprokurator des Senats, 1798 Mitglied des heiligen dirigirenden Synods, 1799 Geheimerath und Mitglied des Reichsraths und vom König von Sardinien Karl Emanuel IV. in den Grafenstand erhoben. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde er auch wirkliches Mitglied der petersburger Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied der dortigen Akademie der Kunst. Einzelne Dichtungen von ihm, worunter sich verschiedene Lieder und Oden durch Frische und Schwung auszeichnen, erschienen zuerst in Journalen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke, welche seine sämmtlichen Lustspiele, lyrischen u. didaktischen Gedichte &c. umfaßt, veranstaltete er selbst, Petersburg 1817, 4 Bde. Er † zu Petersburg am 3. Nov. 1835.

Chylus (v. Griech., Milchsaft, Speisesaft), der milchähnliche Inhalt, welcher in den Lymphgefäßen des Magens u. Dünndarms während der Verdauung in reichlicher Menge enthalten ist. Aselli hat diese Gefäße 1622 entdeckt und als Milchgefäße bezeichnet, indem ihm deren Beziehung zu den übrigen Lymphgefäßen, welche an anderen Orten einen anders aussehenden Inhalt führen, noch unbekannt war. Auch der Milchsaft selbst ist bei verschiedener Nahrung von verschiedener Zusammensetzung und Farbe u. nimmt nur nach der Mahlzeit ein weißes Aussehen an. Nach Pflanzenkost ist derselbe fast farblos, wenig opalisirend, nach Fleischnahrung, namentlich wenn viel Fett, z. B. Butter, genossen wurde, kopiöser und durch weißliche, einer Emulsion gleichende Färbung ausgezeichnet. Dieses rührt von feinen Fettpartikelchen her, die nach H. Müller mit einer Eiweißhülle umgeben sein sollen. Auch die Lymphe oder der C. des Magens ist, da in ihm keine Fettaufsaugung Statt findet, farblos. Der C. reagirt schwach alkalisch, sein specifisches Gewicht ist 1,020. Läßt man ihn aus den Gefäßen austreten, so gerinnt er u. es scheidet sich dabei ein trübes, fettreiches Serum aus. Der C. führt ferner Kerne u. zahlreiche kernhaltige, rundliche Zellen, sogenannte Chyluskörperchen, mit sich, welche in der Flüssigkeit schwimmen. Je mehr sich derselbe aus den sämmtlichen Chylusgefäßen in dem großen Milchbrustgange nach oben bewegt, wo sich dieser in die linke Schlüsselbeinblutader ergießt, werden diese Körperchen allmählig röthlich, und es nimmt daher auch der C. ein etwas röthliches Aussehen an, auf welche Färbung namentlich die Milz einen wesentlichen Einfluß ausüben soll, indem die bereits gefärbten Körperchen von ihr herzurühren scheinen. Ueber die Bildung dieser Chyluszellen ist man in der Wissenschaft noch nicht zur Uebereinstimmung gelangt. Nach neueren chemischen Untersuchungen besteht der C., der dem Blut im Ganzen sehr ähnlich ist, in 100 Theilen aus 90,6 Wasser, 0,1 Fibrin, 4,9 Eiweiß u. Extraktivstoffen, 3,3 Fett und 1,1 Salz. Die Fortbewegung dieses Saftes wird bewirkt zuvörderst durch die Athembewegungen, indem bei der Einathmung der Inhalt des großen Milchbrustganges in die Unterschlüsselbeinblutader aspirirt wird; dann durch Klappen, welche in den Lymphgefäßen enthalten sind und in der Weise fungiren, daß sie der Flüssigkeit sich nur in der Richtung gegen die Ausmündungsstellen in die Blutadern zu bewegen gestatten; endlich durch die wurmförmige Bewegung des Darmkanals, die Muskelfasern der Darmzotten und das Zusammenziehungsvermögen der Lymphgefäße selbst, welche die Lymphe und den C. vorwärts befördern. Außerdem hat man aber noch gefunden, daß ein doppelt unterbundenes Lymphgefäß dennoch zwischen den Unterbindungsstellen anschwillt. Es ist also offenbar eine Zuströmung durch die Wandungen der Lymphgefäße vorhanden (Endosmose), welche einen Druck ausübt, so daß die vorhandene Flüssigkeit der andringenden zu weichen und daher vorwärts zu rücken gezwungen ist. Die Menge des C., welche täglich bereitet und dem Blute zugeführt wird, ist nach allen Erfahrungen, die man darüber gemacht hat, und nach allen darüber angestellten Berechnungen eine ziemlich beträchtliche. Ob jedoch die Angaben von Bidder und Schmidt, daß dieselbe täglich $^2/_3$ der Blutmenge, oder die von Vierordt, daß dieselbe etwa 3 Kilogramm betrage, wenn gegen 90 Gramm Fettzufuhr Statt finde &c., dem richtigen Maß annähernd entsprechen, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. Gewiß ist aber, daß der C. die hauptsächlichste Er-

satzquelle der Blutbestandtheile, namentlich der wichtigsten, des Faserstoffs und des Eiweißes, ist, während er zugleich Fett, Salze, Extraktivstoffe und Wasser dem Blute zuführt.

Chymifikation (v. Griech. u. Lat., Chymosis), die Bereitung des Speisebrei's (Chymus, s. d.), im Magen aus den genossenen Nahrungsmitteln.

Chymus (v. Griech., Speisebrei). Wenn in dem Magen die Verdauung vor sich gegangen u. durch den Magensaft die Speisen in einen gleichmäßigen, graulichweißen Brei verwandelt sind, wird dieser in den Zwölffingerdarm übergetrieben und stellt nun den sogenannten Speisebrei dar, welcher durch die beigemischten Verdauungsflüssigkeiten sauer reagirt. Er ist eine Mischung von gelösten und ungelösten Nahrungsstoffen, theils chemisch verändert, theils unverändert und nur aufgeweicht. Die anorganischen Salze und anderen in Wasser und schwacher Säure löslichen Stoffe, wozu Zucker und Gummi gehören, sind aufgelöst; das Stärkmehl ist theilweise in Zucker verwandelt, während ein anderer größerer Theil unverändert in den Dünndarm übergeht. Federn, Klauen, Haare und die Holzfasern bleiben ebenfalls unverändert. Die organischen Körper, wie Fleisch 2c., sind zerfallen in ihre Bildungselemente, in Fasern, Zellen 2c.; die eiweißartigen Stoffe haben eine chemische Umänderung erlitten, so daß sie nicht mehr gerinnbar sind (Peptone); das genossene Fett ist verflüssigt und dem C. in Tropfen beigemengt. Hat der C. den Pförtner des Magens passirt, so tritt sehr bald durch den Zutritt der von der Leber herkommenden Galle u. ihrer alkalischen Salze eine Neutralisirung desselben ein, weiter abwärts nach dem Dickdarm zu reagirt er vollkommen alkalisch. Doch kann er bei Aufnahme reichlicher Pflanzennahrung durch Bildung von Pflanzensäuren auch sauer bleiben. Nachdem im Dünndarm der Saft der Bauchspeicheldrüse zu dem Speisebrei hinzugetreten, nimmt letzterer später noch den Darmsaft auf. Durch Hinzutreten der Galle nimmt der C. nach und nach eine mehr grünlichgelbe Färbung an und verliert beim Weiterrücken im Dünndarm einen großen Theil seiner Bestandtheile, wie Eiweiß, Faserstoff und Käsestoff, welche, wie die Fette aufgesaugt werden und in den Chylus (s. d.) übergehen. Je näher der C. dem Dickdarme kommt, desto bräunlicher wird derselbe und nimmt allmählig den eigenthümlichen Kothgeruch an.

Chynlenwurzel, s. Chinlenwurzel.

Chytawa, s. Zittau.

Chyträus (eigentlich Kochhaff), 1) David einflußreicher lutherischer Theolog, geboren den 26. Februar 1530 zu Ingelfingen bei Schwäbisch-Hall, nach Anderen bei Brakenheim im Würtembergischen, studirte in Tübingen und ging als fünfzehnjähriger Magister nach Wittenberg, wo er Melanchthons Schüler und Hausgenosse ward. Während des schmalkaldischen Kriegs lebte er in Heidelberg und Tübingen, kehrte 1548 nach Wittenberg zurück und hielt Vorlesungen über Rhetorik, Astronomie, Geschichte und Theologie. Im Jahre 1551 ward er Professor in Rostock, wohnte mehren theologischen Konventen in den flacianischen Händeln bei, wurde 1561 zum Doktor der Theologie kreirt, half 1569 das evangelische Kirchenwesen in Oesterreich, später in Steiermark ordnen, entwarf 1576 gemeinschaftlich mit Martin Chemnitz die Statuten der neu errichteten Universität Helmstädt u. hatte auch Antheil an der Abfassung der Konkordienformel. Auch an verschiedenen Konventen zum Zweck einer Union der evangelischen Konfession nahm er Theil. Er † als erster Professor der Theologie zu Rostock und Mitglied des Konsistoriums den 25. Juni 1600. Er schrieb eine „Historia Confessionis Augustanae“ (Frankf. 1578), eine Ethik („Regulae vitae“, Leipz. 1555 u. ö.), ein „Chronicon Saxonia ab a. 1500 bis 1593“ (das. 1595). Gesammelt erschienen seine „Opera theologica“ Leipzig 1599, seine „Orationes“ Hannov. 1614 und seine „Epistolae“ das. 1614.

2) Nathan, Bruder des Vorigen, geboren den 15. März 1543 zu Menzingen bei Heidelberg, studirte unter seines Bruders Leitung zu Rostock, dann zu Tübingen und wurde 1564 zu Rostock Professor der lateinischen Sprache und nach seiner Rückkehr von einer Reise durch England, Frankreich u. Italien auch Professor der Dichtkunst und 1580 Rektor der Stadtschule. Im Jahre 1593 folgte er einem Rufe als Rektor an das Gymnasium in Bremen, wo er den 25. Februar 1598 †. Er schrieb unter Anderem: „Poematum omnium libri XVII“ (Rostock 1579); „Fastorum ecclesiae christianae libri XII“ (Hannover 1584, in Versen); gab auch des Schotten Buchanan poetische Umschreibung der Psalmen Davids in deutschen Versen (Herborn 1592) heraus.

Cialdini, Enrico, italienischer General, wurde am 10. August 1813 in Modena in der kleinen Stadt Castelvetro geboren, wo sein Vater Ingenieur war. Später siedelte seine Familie nach Reggio im Modenesischen über, wo Enrico in ein Jesuitenkollegium geschickt wurde u. sich anfänglich sehr der Gunst der frommen Väter erfreute, während er jedoch an denselben weniger Geschmack fand. Einst zeichnete er einen Jesuiten u. einen Esel u. machte zwischen beiden das mathematische Gleichheitszeichen (=), welcher Scherz seine Vertreibung aus der Schule veranlaßte. Er war damals 8 Jahre alt und erhielt von jetzt ab von seinem Vater Unterricht, besonders in der Mathematik, der ihn so weit brachte, daß er im Alter von 10 Jahren schon die Werke des Brunacci u. Euklid verstand. Da er Arzt werden wollte, weil ihm seine Ausstoßung aus dem Jesuitenkollegium aber jede Aussicht auf eine Laufbahn innerhalb des modenesischen Gebiets benahm, so sandte man ihn auf die medicinische Schule zu Parma. Er beschäftigte sich hier unter dem Professor Callegari viel mit Zeichnen, und noch heute wird in seiner Familie ein Bild Poniatowski's aufbewahrt, das er 1826 fertigte. Da kamen die Ereignisse von 1831, und C. trat als Freiwilliger in die sich zu Reggio bildende Nationalmiliz ein. Aber das Geschick Italiens entschied sich damals noch nicht, u. so zog er sich mit seinen Gefährten unter dem General Zuchi nach Bologna zurück, schlug sich bei Rimini mit den Oesterreichern u. mußte dann mit den Anderen nach Ancona zurückgehen, von wo er sich nach der Kapitulation dieses Platzes zuerst nach Messina und von da nach einem Monat Ruhe nach Marseille einschiffte. Er setzte darauf seine wissenschaftlichen Studien zu Paris fort. Als aber nach zwei Jahren ruhigen Studiums in Portugal der Kampf zwischen dem absolutistischen Usurpator Dom Miguel und dem zur Wiedereinsetzung der widerrechtlich entthronten konstitutio-

nellen Regentin Donna Maria Isabella aus Brasilien herbeieilenden Dom Pedro II. der Bürgerkrieg ausbrach, da erwachte in C. seine kriegerische Neigung wieder, und er wollte sich schon der ersten Expedition Dom Pedro's II. nach Terceira anschließen, als ihn die Cholera aufs Krankenbett warf. So konnte er sich erst im März 1833 nach Oporto begeben, wo er als gemeiner Grenadier in das 2. Regiment der leichten Infanterie der Königin eintrat, das aus Soldaten aller Länder, zumeist aber aus Italienern bestand. Bei dem Sturm der Miguelisten auf Oporto am 3. Juli 1833 zeichnete sich C. zuerst aus. Bei einem 20 Tage später wiederholten Sturm der Feinde that er sich wieder so hervor, daß er, obwohl nur einfacher Sergeant, mit dem Thurm- u. Schwertorden dekorirt wurde. C. nahm darauf an fast allen Waffenthaten dieses Feldzugs Antheil, so an der Belagerung von Santarem, an der Schlacht von Asseiceira, und war auch schließlich bei der Kapitulation von Evora Monte, die dem Kriege ein Ende machte, zugegen. Er war während desselben nach u. nach zum Unterlieutenant avancirt. Während seines Aufenthalts in Portugal traf ihn das Unglück, daß sein Vater, der nach Bologna zurückgekehrt war, dort von der Priesterregierung an den Herzog von Modena Franz IV. ausgeliefert, prozessirt und zu mehren Jahren Kerker verurtheilt wurde, aus dem er nur als Irrsinniger wieder hervorgehen sollte. Nach der Kapitulation von Evora kehrte der Usurpator Don Carlos aus England nach Spanien zurück, wo er mit Zumalacaregui die Fahne des absolutistischen Aufstandes erhob und 1834 einige Vortheile über die Truppen der Königin Christina errang. Als auch der Feldzug von 1835 für die Christino's ungünstig ausfiel, ordnete die Regierung von Madrid nicht nur die Aushebung von 100,000 Mann, sondern auch die Anwerbung fremder Freiwilliger, namentlich auch der in Portugal dienenden fremden Truppen an. Im Oktober 1835 traten letztere denn auch als „Jäger von Oporto" in spanische Dienste, unter ihnen auch der Lieutenant C. Die Jäger von Oporto zeichneten sich bald bei Barcelona und am 29. Juni 1836 in der Schlacht bei Cherta aus, wo sich C. das St. Ferdinandskreuz und die Hauptmannsepauletten verdiente. Bei der Einnahme von Cantavieja in demselben Jahre erhielt er eine Tapferkeitsmedaille. Im Jahre 1837 that sich C. in der Schlacht bei Chiva in der Nähe von Valencia so rühmlich hervor, daß er in einem Armeebulletin als „um Spanien hoch verdient" erklärt u. zum Rang eines zweiten Kommandanten befördert wurde. Auch bei dem unglücklichen Sturm auf Morella zeigte C. große Bravour, indem er sich ins dichteste Feuer stürzte, um einen höheren Offizier zu retten, der aber in seinen Armen starb. Bei dem Rückzug auf Valencia wäre er beinahe durch seine Tollkühnheit, mit der er mit einer Hand voll Leute einen Bergpaß gegen ungeheure Uebermacht vertheidigte, in die Hände der Feinde gefallen. Seine Unerschrockenheit in den Gefechten bei Cheste und Iniesta trug ihm die Beförderung zum Bataillonskommandanten ein. Im J. 1839 verließ er den Dienst bei den fremden Truppen und trat in die reguläre spanische Armee, jedoch nur mit dem Grad eines Unterlieutenants, ein. Im J. 1840 war er aber schon wieder Hauptmann, u. eine neue Medaille zierte ihn für seine Theilnahme an der Schlacht bei Peracampo. Nachdem 1840 der Bürgerkrieg beendet war, ging C. mit seinem Regiment (Almanza Nr. 18) nach Barcelona, wo er bis 1841 ruhig stand; als aber damals eine Verschwörung gegen Espartero entdeckt wurde, an der Freunde von ihm Theil genommen, ward er als verdächtig verhaftet u., wenn man ihn auch bald wieder freiließ, doch auf Wartegeld gesetzt. Er lebte nun 2 Jahre in Valencia, wo er die Bekanntschaft einer vornehmen jungen Dame machte, die er trotz des Einspruchs der Aeltern heirathete. Im J. 1843 ward er wieder Adjutant von Narvaez, nahm an den Kämpfen gegen den Regenten Espartero Theil u. zeichnete sich bei der Belagerung von Madrid durch einen tollkühnen Handstreich aus, der ihn wieder zum Bataillonschef machte. Im J. 1847 ward er zum Oberstlieutenant der Gensdarmerie befördert. Als sich aber 1848 sein eigenes Vaterland zum Kampf für Einheit und Freiheit erhob, ließ er seine Stellung in Spanien im Stich und eilte nach Modena. Da er hier nicht gleich eine passende Verwendung fand, so ging er nach Mailand. Von dort ließ ihn der General Durando nach Vicenza rufen, das von den Oesterreichern hart bedroht wurde. Er vertheidigte hier am 10. Juni 1848 mit 3000 Mann heldenmüthig die Monte Berici u. wurde dabei schwer verwundet. Als Vicenza wieder in die Hände der Oesterreicher fiel, blieb C. in ihrer Pflege zurück; sie behandelten ihn sehr aufmerksam, u. der Feldmarschalllieutenant d'Aspre besuchte ihn oft. Nach seiner Herstellung gestattete ihm derselbe sogar die Rückkehr nach Piemont, wo ihm ein Regiment früherer Freiwilliger zur Regularisirung übergeben wurde, eine Aufgabe, die ihm trotz ihrer Schwierigkeit gut gelang. Eine Meuterei seines Regiments unterdrückte er ohne Blutvergießen durch sein ebenso kühnes als energisches Auftreten. Mit diesem Regiment nahm er trotz seiner nicht ganz geheilten Wunden an dem traurigen Feldzuge von 1849 ruhmvollen Antheil. In der Schlacht bei Novara verdiente sich sein junges (23.) Regiment die silberne Tapferkeitsmedaille, weil es, als schon die Schlacht verloren war, mit C. an der Spitze immer noch den Kampf tapfer fortsetzte. Am 1. Januar 1850 ward das 23. Regiment aufgelöst, u. C. erhielt das Kommando über das 14., und als 1855 eine sardische Hülfsarmee von 15,000 Mann unter dem General Alfonso Lamarmora nach der Krim geschickt wurde, um an dem Orientkrieg gegen die Russen Theil zu nehmen, ward ihm das Kommando über drei der sie bildenden fünf Brigaden anvertraut. C. organisirte seine Brigade ganz vortrefflich. Als in der Krim die Cholera seine Leute zu Hunderten hinraffte, that er selbst Alles, um ihren Muth aufrecht zu erhalten. Uebrigens ward ihnen keine Gelegenheit zu Theil, sich auch nur ein einziges Mal mit dem Feinde zu messen, obwohl die anderen Brigaden der sardinischen Hülfsarmee ins Feuer kamen. Nach beendetem Krieg kehrte C. nach Turin zurück und ward zum Feldadjutanten des Königs ernannt. In dieser Eigenschaft erwarb er sich die Gunst des Königs u. ward zum Inspektor sämmtlicher Bersaglieribataillone, sowie zum Inspektor der Militärschule von Ivrea u. zum Direktor des Lagers von St. Maurizio ernannt. Unterdeß nahten sich die Geschicke Italiens ihrer Entscheidung. Cavour brachte das lange erstrebte französisch-italienische

Bündniß zu Stande. Aus ganz Italien eilten Freiwillige herbei, aus denen man zwei Corps, zuerst das der Cacciatori delle Alpe (Alpenjäger), dann das der Cacciatori degli Apennini (Apenninenjäger), bildete. Garibaldi ward zum Anführer über die ersteren ernannt. C. aber hatte beide Corps erst zu organisiren. Nachdem er sich dieser Aufgabe entledigt, erhielt er das Kommando über die 4. Division. Am 21. Mai 1859 focht er siegreich bei der Sesiabrücke und drang bis Torrione vor. Neun Tage später marschirte er nach Palestro, von wo er die Oesterreicher nach heftigem Kampf vertrieb. Die Einnahme dieser Stellung machte es den Verbündeten möglich, über die Sesia zu gehen. Andern Tags versuchten die Oesterreicher vergebens, diese Position wieder in ihre Hände zu bekommen, sie wurden nach blutigem Gefecht von den durch die Franzosen unter Canrobert mittlerweile verstärkten Italienern mit großem Verluste zurückgeworfen. Der König erhob C. zum Dank für diese Waffenthat zum Generallieutenant. Nach den Kämpfen bei Palestro erhielt seine Brigade den Befehl, das Vorrücken Garibaldi's zu decken, und ging bis Rocca d'Anfo an der tyroler Grenze vor, wo sie der Waffenstillstand von Villafranca überraschte. C. stand hierauf in Brescia mit der Division Bologna, bis er 1860 das Kommando über das 4. Armeecorps erhielt. Unterdeß war Garibaldi zu Marsala gelandet und siegreich bis Neapel vorgedrungen, und C. erhielt Befehl, unter Fanti in den Kirchenstaat einzurücken. Nach kurzem Kampf bemächtigte er sich der Stadt Pesaro, ging am 13. September nach Sinigaglia und besetzte am folgenden Tage die Höhen von Osimo und Castelfidardo, wo er am 18. die bekannte Schlacht lieferte, in der er Lamoricière und Pimodan aufs Haupt schlug. Andern Tags umzingelte er noch 4000 Mann Papalini (Päpstliche) und schritt nun zur Belagerung von Ancona, das sich bereits am 29. September ergab. Darauf übernahm der König in Person das Oberkommando und rückte in die Abruzzen ein. Am 20. Oktober lieferte C. den bourbonischen Truppen bei Isernia ein Gefecht, in dem diese sehr litten. Am 26. Oktober traf er bei Sessa wieder mit 20,000 bourbonischen Soldaten zusammen, die er völlig schlug. Unterdeß ergab sich Capua, und C. erhielt den Auftrag, das sehr feste Gaeta zu belagern, das er schon nach 90 Tagen durch Bombardement zur Uebergabe zwang. Der Sieger von Gaeta ward nun nach Sicilien geschickt, um die Citadelle von Messina zu nehmen, die sich ihm nach kurzer, unblutiger Belagerung schon am 13. März 1861 ergab. Nach beendetem Krieg kehrte C. nach Bologna, dem Sitz seines Armeekommando's, zurück. Bald darauf ließ er sich jedoch durch das etwas ungestüme Auftreten Garibaldi's im Parlament zu einem offenen Brief an diesen verleiten, der nicht ohne Anmaßung und jedenfalls sehr taktlos war. Als im Sommer 1861 das Brigantenunwesen in Süditalien fast das Ansehen eines Bürgerkrieges gewann, ward C. als Statthalter nach Neapel geschickt und wußte sich hier durch Takt und Energie die Liebe aller liberalen Bewohner des Landes zu erwerben. Da er sich bei Unterdrückung des Räuberunwesens in richtiger Würdigung der Verhältnisse auch der Mazzinisten bediente, die ja das königliche Programm angenommen hatten, fiel er beim Ministerium in Turin in Ungnade, ward überall in seinen klugen Anordnungen gehemmt und dadurch zur Eingabe seines Abschieds veranlaßt, den er auch bald erhielt, indem der General Lamarmora zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Dies diente aber nur dazu, seine Popularität in ganz Italien zu vermehren. Da begann im Sommer 1862 Garibaldi, des freiheitsfeindlichen Gebahrens der Franzosen in Rom müde, in Sicilien den Ruf zu erheben: „Rom oder der Tod!“ Anfänglich ließ ihn das Ministerium Rattazzi gewähren; als er sich aber Catania's bemächtigt, ernannte es C. zum Militärdiktator Siciliens und gab ihm Befehl, Garibaldi zu bekämpfen. Eifrig unterzog sich C., nachdem er vorher mit Lamarmora Rücksprache genommen, dieser traurigen Aufgabe, und seinen Anordnungen war es hauptsächlich zu danken, daß Garibaldi vom Obersten Pallavicino bei Aspromonte gefangen genommen wurde. Nach Ausbruch des Krieges mit Oesterreich im Juni 1866 mit dem Oberbefehl über das 4. Armeecorps betraut, überschritt er den 8. Juli den Po und rückte in Venetien ein. Da die Oesterreicher einen Theil ihrer Südarmee zur Verstärkung der geschlagenen Nordarmee zurückgezogen hatten, so drang er, ohne Widerstand zu finden, über Padua nach Vicenza vor, um Tyrol von der südöstlichen Seite aus anzugreifen. Doch erfolgte am 24. Juli die Suspension der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Italien.

Ciampi, Sebastiano, italienischer Schriftsteller, den 30. Oktober 1769 zu Pistoja geboren, wurde 1803 Professor an der Universität zu Pisa und 1818 zu Warschau, wo er die Studien über polnisch-russische Geschichte begann. Im Jahre 1822 kehrte er als Professor der Universität Wilna und Korrespondent der Kommission für das Unterrichtswesen des Königreichs nach Italien zurück, lebte meist zu Florenz und † am 14. December 1847. Er schrieb mehres die Literatur- und Kunstgeschichte Betreffende, z. B. „Memorie della vita di Messer Cino da Pistoja“ (Pisa 1808, 2. Aufl. 1813); „Notizie del Canonico Sozomeno“ (das. 1810); „Monumenti d'un manuscritto autografo di Giovanni Boccaccio da Certaldo“ (Florenz 1827, 2. Aufl. 1830); „Notizie inedite della Sagrestia Pistoiese, de' belli arredi e del Camposanto Pisano“ (Pisa 1810); „Lettera di Michel Angelo Buonarotti“ (Florenz 1834, mitgetheilt in Reumonts „Beitrag zum Leben M. A. Buonarotti's“, Stuttgart 1834); „Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondence dell' Italia colla Russia, Polonia etc.“ (Florenz 1834—42, 3 Bde.) u. A. Auch übersetzte er den Pausanias (1826—43, 6 Bde.) und gab Adriani's d. J. Uebersetzung der „Moralia“ des Plutarch heraus, sowie eine Sammlung von Uebersetzungen der griechischen Erotiker, den fabelhaften Turpin, die „Gesta Caroli M.“ u. A. m.

Ciampoli, Giovanni Battista, italienischer Dichter, geboren 1589 zu Florenz, entwickelte seine glänzenden Anlagen in den Schulen der Jesuiten und Dominikaner. C. improvisirte und disputirte über jedes ihm vorgelegte Thema. Er machte unter Galilei einen philosophischen und mathematischen Kursus durch, wurde von Gregor XV. zum Sekretär der Breven ernannt und erhielt mehre Pfründen, sowie ein Kanonikat der Peterskirche; da er sich aber durch Stolz und Anmaßung überlästig machte,

sandte ihn Gregor als Gouverneur nach Montalto, dann nach Norcia und zuletzt nach Jesi, wo er den 8. September 1643 †. Seine Dichtungen zerfallen in Poesie sacre, funebri und morali und wurden unter dem Titel „Rime di Mons. G. C.“ (Rom 1648) herausgegeben. Seine „Prose“ (Rom 1667) enthalten einen politisch-religiösen Dialog „Zoroaster“ und eine Vertheidigung der Rechte Innocenz' II. auf die beiden Sicilien. Eine Geschichte der Regierung des Königs Ladislaus IV. von Polen blieb unvollendet. Neben dem Hochmuth, dem überspannten Schwung und der Sucht der Neuheit, woran seine Gedichte leiden, ist eine gewisse poetische Fülle in ihnen doch nicht zu verkennen.

Ciara, brasilianische Provinz, s. Ceara.

Ciarlo (Rafaello von Urbino), einer der vorzüglichsten italienischen Majolikamaler um die Mitte des 16. Jahrhunderts, brachte auf Befehl des Herzogs von Urbino Erzeugnisse der dortigen Manufaktur an den spanischen Hof; die Gefäße waren größtentheils nach Zeichnungen des Th. Zuccaro von ihm selbst bemalt. Wahrscheinlich verführte die Aehnlichkeit des Namens dazu, einen Theil dieser Majoliken dem berühmten Raphael Sanzio zuzuschreiben.

Cibalis (Cibalä), Stadt in Ponnonien, im Lande der Latoviker, am See Hiulca, in der Nähe des heutigen Vincovsze, Geburtsort der Kaiser Gratian, Valentinian und Valens; bekannt durch die Schlacht 314 n. Chr., in welcher Konstantin der Große seinen Gegenkaiser Licinius besiegte.

Cibao (Crêtes du), ein bis zu 6000 Fuß aufsteigender Gebirgszug auf der westindischen Insel Hayti.

Cibber, 1) (auch Cibert), Cajus Gabriel, englischer Bildhauer, geboren 1630 zu Flensburg im Holsteinischen, studirte auf Kosten des Königs von Dänemark in Rom, ging von da nach England und arbeitete für John Stone; † 1700. Zu seinen besten Arbeiten zählt man die Bildsäulen der Melancholie und des Wahnsinns über dem Eingang des Irrenhauses zu Bedlam, die beiden Basreliefs an einem Springbrunnen in Sohosquare, eine schöne Vase zu Hamptoncourt, zwei prächtige Sphinxe und einen Neptun zu Chatsworth. Er war auch Architekt und baute die dänische Kirche zu London.

2) Colley, englischer Lustspieldichter u. Schauspieler, geboren im Nov. 1671 zu London, folgte den Fahnen des Prinzen von Oranien, betrat dann das Drurylanetheater u. fand ein seiner Natur angemessenes Fach in den sogenannten „Grims“ oder Murrköpfen. Im Jahre 1695 brachte er sein eigenes Lustspiel „Loves last shift“ mit Erfolg auf die Bühne. Da es ihm an eigener Erfindungsgabe mangelte, bearbeitete er ältere englische und ausländische Stücke. Im Jahre 1711 wurde er Miteigenthümer des Drurylanetheaters. In Folge politischer Bestrebungen 1730 unverdienter Weise zum Poeta laureatus ernannt und dadurch in eine sorgenfreie Lage versetzt, zog er sich vom Theater zurück u. betrat es erst als 75jähriger Greis wieder, um sich noch einmal in seiner Lieblingsrolle zu zeigen; auch von der Direktion des Drurylanetheaters trat er 1731 zurück. Er † den 12. Dec. 1757. Die bekanntesten seiner Stücke sind außer dem genannten: „Love makes a man“, „She would and she would not“, „Careless husband“, „The non-juror“, eine Nachahmung des Tartüffe. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er eine „Apologie for his own life“, ein auch für die Geschichte des englischen Theaters interessantes Werk. Eine Ausgabe seiner dramatischen Werke erschien London 1777, 5 Bde.

3) Theophilus, englischer Schauspieler, Sohn des Vorigen, geboren 1705, war von unsittlichem Charakter, engagirte sich bei einer Schauspielergesellschaft zu Dublin, verlor aber auf der Reise dahin durch Schiffbruch im Kanal St. George sein Leben (1757). Als dramatischer Dichter wie als Schauspieler unbedeutend, erhielt er literarischen Ruf durch das Werk: „The lives of the Poets of Great Britain and Ireland to the time of Dean Swift“ (London 1733, 5 Bde.), von dem aber Rob. Shiels der Verfasser sein soll. Seine Gattin, Susanne Marie, geboren 1716, die Schwester des englischen berühmten Komponisten Arne, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Talent, eine der ersten tragischen Schauspielerinnen ihrer Zeit, ward in Folge einer falschen Anklage ihres Mannes von diesem geschieden; † 1766. Sie bearbeitete das Lustspiel „l'Oracle“ von Saint Foix für das englische Theater (London 1752).

Cibeben (Cibebae, Zibebae), s. v. a. große Rosinen.

Ciborium (v. Griech., Kiborion), ursprünglich Name des Fruchtgehäuses der ägyptischen Bohne (Colocasia), welches die alten Aegypter als Trinkgeschirr benutzten; daher Name metallener, in Form eines solchen Fruchtgehäuses gearbeiteter Trinkgeschirre bei den Griechen und Römern. Im katholischen Kult heißt C. oder Speisekelch der zur Aufbewahrung der konsekrirten Hostien dienende größere Kelch, der gewöhnlich von Silber, oft auch vergoldet ist. Derselbe ist mit einem Deckel, worauf sich ein Kreuz befindet, verschlossen und mit einem seidenen, oft mit reichen Stickereien verzierten Mantel umgeben, dessen Farbe sich nach den kirchlichen Tagen und Festen richtet. Das C. wird vom Bischof konsekrirt. Früher nannte man es auch wohl Sakramentshäuschen und ließ davor stets Kerzen oder eine Lampe brennen, was jetzt nur noch in den Kirchen geschieht, für welche die Stiftung eines ewigen Lichts besteht. Der Name des heiligen Speisegefäßes wurde bald auch auf den Ueberbau des Altars übertragen, der in der ältesten Zeit der Kirche auf vier freistehenden Säulen ruhete, zwischen welchen Vorhänge herabhingen, so daß der Altarraum einer geschlossenen Hütte glich. Als dieser letztere sich zu einem mit dem ganzen Kirchenbau mehr organisch verbundenen Theil gestaltet hatte, kamen zur Aufbewahrung des geweihten Brodes jene kunstvollen Hütten in Gebrauch, welche unter dem Namen Tabernakel bekannt sind.

Cibrario, Luigi, Ritter, einer der bedeutendsten italienischen Geschichtsforscher u. sardinischer Staatsminister, am 23. Februar 1802 zu Turin geboren, trat hier als Doktor der beiden Rechte 1824 in den Staatsdienst u. wurde 1842 Mitglied der Oberrechenkammer. In Folge seiner Schrift über die 1847 von Karl Albert unternommenen Reformen zum Vertrauten desselben erhoben, wurde er im Juli 1848 zum außerordentlichen königlichen Kommissar von Venedig ernannt, von welcher Stadt er am 7. August in seines Königs Namen feierlich

Besitz ergriff. Als dieser nach der unglücklichen Schlacht von Novara 1849 nach Oporto gegangen war, überbrachte ihm C. im Namen des Reichssenats die Bitte, nach Turin zurückzukehren. Im Jahre 1850 zum Generalzollintendanten ernannt, organisirte er die Grenzaufsicht, führte eine Handelsstatistik ein und schloß einen Handelsvertrag mit Frankreich, wobei er sich für die Freiheit des Handels aussprach. Im Jahre 1852 wurde er Kanzler des Moritz- und Lazarusordens, bald darauf Minister erst der Finanzen, dann des Unterrichts und 1855 der auswärtigen Angelegenheiten. Unzufrieden mit Sardiniens Betheiligung am Krimkrieg, gab er sein Portefeuille an Cavour ab, widmete sich der ausgedehnten Verwaltung jener Orden und entwickelte als Mitglied des Senats und der Akademie der Wissenschaften, Vicepräsident der Kommission zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen, Mitglied des Instituts von Frankreich und der Akademie der Wissenschaften zu Wien eine äußerst fruchtbare Thätigkeit. Seinen Aufenthalt zu Oporto, in Gesellschaft Karl Alberts, hat er in den interessanten und sowohl für den Charakter des Königs, als für die italienischen Ereignisse aufschlußreichen „Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto“ (Turin 1850) dargestellt. Von seinen übrigen literarischen Arbeiten sind, außer zahlreichen Abhandlungen in Sammelwerken und periodischen Schriften, wie besonders in den „Atti“ der Akademie der Wissenschaften zu Turin seit 1830, noch hervorzuheben: „Della economia politica del medio evo“ (Turin 1839, 2. und 3. Auflage 1842, 3 Bde.); „Storia della monarchia di Savoia“ (das. 1840); „Storia e descrizione della Badia d'Altacomba“ (das. 1844); „Delle artiglieri e dal 1300 al 1700“ (das. 1844); „Storia di Torino“ (das. 1847, 2 Bde.) u. A. Sammlungen kleinerer Arbeiten bilden die „Opuscoli storici e letterarj“ (Mailand 1835) u. die „Studj storici“ (Turin 1851, 2 Bde.). Mit seinem Freunde Pranis bearbeitete er die nicht in den Buchhandel gekommenen „Documenti, monete e sigilli raccolti in Savoia, in Svizzera e in Francia“ (Turin 1833) und „Sigilli dei principi di Savoia“ (das. 1834). Auch versuchte sich C. in dem „Libro di Novelle“ (Turin 1834) und den „Novelle“ (Mailand 1836, 2 Bde.) als belletristischer Schriftsteller. Auch mehre ältere Literaturwerke wurden durch ihn veröffentlicht, so die „Rime“ Petrarca's (Turin 1825), die „Lettere di principi e d'uomini illustri“ (das. 1828), die „Relazioni della stato di Savoia degli ambasciatori Veneti“ (das. 1830), die „Opere varie“ des Prospero Balbo (das. 1830), des Joanes Fara „Chronographia Sardiniae“ (das. 1835), des Grafen Galliani d'Agliano „Memorie storiche sulla guerra di Piemonte dal 1741 al 1747“ (das. 1840) ꝛc.

Cibus (lat.), Speise.

Cibyra, einst mächtige Stadt in Großphrygien, nach der Sage von Lydiern gegründet, hatte zur Zeit ihrer Blüthe einen Umfang von 2⅔ deutschen Meilen und bildete mit drei anderen Städten eine Tetrapolis. Die Römer bemächtigten sich unter Manlius der Stadt; aber erst Murena verleibte sie vollständig dem römischen Reich ein. C. war nun Sitz eines Conventus juridicus (daher auch cibyraticus genannt), wurde durch ein Erdbeben zerstört, unter Tiberius wieder aufgebaut und Cäsarea genannt, ging aber, nachdem es noch eine Zeitlang als Bischofssitz geprangt hatte, im Mittelalter vollends unter. Die Ruinen von C. sind erst im vorigen Jahrhundert von Paul Lucas wieder entdeckt worden und sollen nördlich von Denisteg liegen.

Cicala, Scipio, Pseudonym für Rehfues.

Cicalata (v. ital. cicala u. cicalare, schwatzen), akademische Vorträge der Italiener, die sich durch sehr freie Form u. launige Behandlung von den Reden und Vorlesungen unterscheiden. Ihr Ursprung scheint mit der Errichtung von Akademien in Italien zusammenzufallen; schon Casa hinterließ in seinen Schriften Cicalate.

Cicatrix (lat.), in der botanischen Terminologie Narbe, Vertiefung an irgend einem Pflanzentheile, welche durch kurze, meist querlaufende, stumpfe Erhöhungen gebildet wird; auch das Mal, welches entsteht, wenn sich irgend ein Pflanzentheil von einem andern von selbst abgelöst hat.

Cicca *L.* (Cheramellabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, charakterisirt durch die 1- und 2häusigen Blüthen mit 4theiligem Kelch und 4 Staubgefäßen und die beerenartige, 5nüssige Frucht mit 5 gespaltenen Griffeln, ostindische Bäume. C. disticha *L.*, C. nodiflora *Lam.*, Averrhoa acida *L.*, Phyllanthus longifolius *Jacq.*, ein 8—10 Fuß hohes Bäumchen mit gefiederten Blättern, sehr kleinen, gelblichen oder röthlichen, in Trauben vereinigten, wohlriechenden Blüthen, wird in Ostindien und jetzt auch in Westindien kultivirt. Die Früchte, großen Kirschen ähnlich, mit 6—8 Längsfurchen, grünlich und durchscheinend, mit saftreichem, säuerlichem, schmackhaftem Fleische, sind ein beliebtes Obst und werden mit Salz, zum Thee mit Zucker genossen, auch in Essig eingemacht oder im Ofen getrocknet und dienen besonders zur Erregung des Appetits. Die innen dunkelrothe Wurzel enthält einen scharfen Milchsaft und wird als Brech- und Purgirmittel gebraucht; die Blätter sind schweißtreibend und dienen bei Ausschlägen und Gicht zu Bädern. Der Baum wird durch Samen und Stecklinge fortgepflanzt und trägt 50 Jahre hindurch zu allen Jahreszeiten reife Früchte. C. racemosa *Lour.* ist ein Baum in Cochinchina, wo er auch der eßbaren, säuerlichen Früchte wegen häufig kultivirt wird.

Cicci, Maria Luigia, italienische Dichterin, geboren den 14. Sept. 1760 zu Pisa, erhielt ihre erste Bildung in einem Kloster u. kehrte, 15 Jahre alt, in das Haus ihres Vaters, eines Juristen, zurück, um sich dichterischen Studien zu widmen; vorzüglich begeisterte sie Dante. Daneben beschäftigte sie sich mit Philosophie, Physik n. Geschichte u. erlernte die englische und französische Sprache. Die Arkadier nahmen sie als „Ermenia Tindarida“ unter sich auf. Sie † am 8. März 1794. Ihre Dichtungen, ausgezeichnet durch Eleganz und Anmuth des Styls, erschienen zu Parma 1796 mit ihrer Biographie.

Cicer *L.* (Kichererbse, Kaffeeerbse), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, den unter der Narbe verdickten Griffel und die aufgetriebene Hülse mit 2höckerigen Samen. C. arietinum *L.*, gemeine Kichererbse, mit ungeraden Fiederblättern und einzelnstehenden, meist röthlichen Blüthen, findet sich als Sommergewächs in den

Ländern am mittelländischen Meere wild unter dem Getreide. Die mehlreichen, jung einem gehörnten Widderkopfe ähnlichen Samen dienen seit den ältesten Zeiten als Nahrungsmittel und werden in Südeuropa, auch hier und da in Süddeutschland gebaut und wie Erbsen gegessen, auch als Kaffeesurrogat benutzt. Sonst wurden sie auch als Semina Ciceris in den Officinen geführt und in Abkochung als harntreibendes Mittel gebraucht, sowie das Mehl derselben mit Honig gegen krebsartige Geschwüre gepriesen. Jetzt gebraucht man dasselbe nur noch in den Gegenden, wo die Kichern kultivirt werden, zu erweichenden Umschlägen. Man unterscheidet Semen Ciceris rubri und Semen Ciceris albi; erstere Samen sind noch mit der Samenschale umgeben, letztere bestehen nur aus dem weißen Kern. Bei großer Hitze schwitzt aus Blättern u. Stengeln eine saure Flüssigkeit (Kichererbsensäure), die nach Vauquelin größtentheils Kleesäure ist.

Cicero, römischer Name, von Cicer, Kichererbse, weil einst ein Glied der Familie dieses Namens eine Warze in Erbsenform auf der Nase gehabt haben soll. Die C. gehörten zum Geschlechte der Tullier, die als Plebejer in Arpinum lebten und erst durch den großen Redner dieses Namens bekannt wurden.

1) Marcus Tullius C., der berühmteste Sprößling der Familie, Staatsmann und Redner zu Rom, durch Talent, Kenntnisse, Patriotismus und Glück gehoben, nicht bloß für die Geschichte seines Vaterlandes, sondern für die Kulturgeschichte aller der europäischen Gesittung theilhaftig gewordenen Völker der Erde von Bedeutung, wurde 107 v. Chr. zu Arpinum geboren. Sein Vater, M. T. C., war mit den ausgezeichnetsten Römern seiner Zeit befreundet, zog aber die Annehmlichkeiten eines der wissenschaftlichen Muße gewidmeten Lebens in Arpinum den Unruhen eines bewegten Staatslebens vor; seine Mutter Helvia, aus einer angesehenen und reichen römischen Familie, lebte lediglich ihrem Hauswesen. Der junge, schon früh viel versprechende C. verlebte seine ersten Jahre in Arpinum, ward aber dann den besten griechischen Lehrern zu Rom übergeben und entfaltete überraschend schnell sein reiches Talent, um dessen weitere Ausbildung sich namentlich auch der Dichter Archias Verdienste erwarb, der frühzeitig die Liebe zur Poesie in seinem Zögling zu entwickeln wußte. Nachdem C., etwa 16 Jahre alt, die Toga virilis angelegt hatte, widmete er sich juristischen Studien, wandte sich aber, hiervon nicht befriedigt, sowohl dem Studium der Philosophie, als dem praktischen Leben zu. Zur Bildung seines Styls las er die Schriften großer Redner und übersetzte viel aus dem Griechischen. Der Bundesgenossenkrieg rief ihn 89 v. Chr. zu den Waffen, doch nahm er keine bedeutendere militärische Stellung ein. Er wandte sich sodann wieder den Studien zu und gewann durch den ausgezeichneten Philosophen Philo Vorliebe für die platonische Philosophie. Der griechische Rhetor Molo, sowie der wachsende Ruhm des Redners Hortensius weckten in ihm ein neues Interesse an Beredtsamkeit, und er lag mit großem Eifer griechischen und lateinischen Redeübungen ob. Nach Sulla's Rückkehr, gegen dessen Politik er fruchtlos seine Abneigung an den Tag legte, wagte er zuerst, in Privatangelegenheiten Reden vor Gericht zu halten, von denen noch die Rede für Quinctius vorhanden ist. Unter Anderem vertheidigte er unerschrocken P. Roscius aus Ameria gegen die Kreaturen Sulla's. Theils aus Gesundheitsrücksichten, theils auch um seiner oratorischen Ausbildung willen unternahm er in seinem 29. Jahre eine Reise nach Griechenland. In Athen nahm er unter Anleitung des Philosophen Antiochus seine philosophischen Studien wieder auf und hörte auch die Epikuräer, aber ohne ihren Principien zu huldigen, wandte sich sodann nach Rhodus, wo er ein Schüler des berühmten Redners Molo und des Stoikers Posidonius wurde, und kehrte darauf nach zweijähriger Abwesenheit nach Rom zurück. Hier trat er wiederum als Rechtsanwalt auf und wählte den Hortensius zu seinem Vorbilde, dessen Lebendigkeit und Erhabenheit in Wort und Vortrag ihn anzogen. Nachdem er die Quästur verwaltet hatte, ward er nach Lilybäum in Sicilien gesandt, um von hier aus Rom mit Getreide zu versehen, was er mit damals seltener Uneigennützigkeit bewerkstelligte. Nach Rom zurückgekehrt und nunmehr in den Senat aufgenommen, schloß er sich, um sich den Weg zu den übrigen öffentlichen Aemtern zu bahnen, an Pompejus an. Zu großem Ruf verhalf ihm sein berühmter Prozeß gegen C. Verres (s. d.), der wegen Erpressungen u. Grausamkeiten, deren er sich als Quästor in Sicilien schuldig gemacht, von den Sicilianern angeklagt worden war. Wiewohl schon die Aufnahme von Beweisen in Sicilien selbst, welches schwierige Geschäft C. binnen 50 Tagen beendete, sowie sein Zeugenverhör in Rom zur Folge hatten, daß Jener ein freiwilliges Exil dem Endresultat des Prozesses vorzog, führte er dennoch die ganze Anklage schriftlich aus und machte die sieben Reden bekannt, welche jetzt noch vorhanden, von denen aber nur zwei gehalten worden sind. In seinem 37. Jahr zum ersten Aedil ernannt, veranstaltete er die üblichen Spiele mit angemessenem Aufwande, bewirkte durch Getreidelieferungen aus Sicilien eine Verringerung der Marktpreise in Rom, vertheidigte den Fontejus und Cäcina in noch vorhandenen Reden und verband sich Pompejus, indem er für die Uebertragung des Seeräuberkriegs an ihn sprach. Er wurde in Folge davon von allen Centurien zum ersten Prätor erwählt und ihm der Vorsitz bei den Klagen über Erpressungen zugetheilt, wobei er strenge Gerechtigkeitsliebe bewies. Von Neuem verpflichtete er sich Pompejus zum Dank durch seine erfolgreiche Unterstützung des vom Tribun Manilius gestellten Antrags, den Lucullus aus dem mithridatischen Kriege zurückzurufen und durch Pompejus im Oberbefehl zu ersetzen. Nach Beendigung seiner Prätur blieb C. in Rom, da ihm an der Erlangung des Konsulats mehr lag als an den Vortheilen, welche ihm eine Provinz bieten konnte. Da die Aristokraten seiner Bewerbung um das Konsulat große Schwierigkeiten entgegenstellten, schloß sich C. um so enger an das Volk an und bewies als Sachwalter vor den Gerichten die unermüdlichste Thätigkeit. So vertheidigte er mit Glück C. Cornelius gegen Q. Catulus, L. Lucullus und Hortensius, welche als Zeugen aufgetreten waren, und führte diesen Prozeß auf das Glänzendste durch, so daß er von der Menge mit lautem Beifall geehrt wurde. Leider sind diese Reden, welche nach dem Urtheil des Alterthums zu seinen vorzüglichsten gehörten, verloren gegangen. Bei der öffentlichen Bewerbung um das Konsulat

hatte C. 6 Mitbewerber, meist Männer aus den angesehensten Familien, unter Anderen die berüchtigten Catilina und C. Antonius, deren Einfluß C. durch eine im Senat gehaltene Invektive, welche unter dem Titel „In toga candida" noch in Fragmenten vorhanden ist, ihren Einfluß zu vernichten suchte. Wirklich wurde er auch in Hinblick auf die drohenden Gefahren für das Jahr 63 v. Chr. mit überwiegender Stimmenmehrheit zum ersten Konsul ernannt. Von nun an konnte er seine Kräfte, die bisher hauptsächlich seinen Bestrebungen nach Popularität gedient, lediglich dem Vaterlande widmen. Seine Thätigkeit war daher seit dieser Zeit allgemeiner, in ihren Grundsätzen bestimmter, von persönlichem Interesse unbeengter und auf das Ganze hingerichtet. Aber Rom bedurfte auch zu keiner Zeit in gleichem Maße eines wachsamen Geistes. Mannichfache Parteiumtriebe und mehre Vorschläge der Tribunen gefährdeten den Staat und fanden an C. Antonius, C.'s Mitkonsul, eine Stütze. C. beseitigte daher denselben durch Ueberlassung der reichen Provinz Macedonien. Ein vom Tribunen Publ. Rullus zu Gunsten des niederen Volks, aber zum Nachtheil des Staats in Vorschlag gebrachtes Ackergesetz bekämpfte er mit so schlagenden Gründen, daß das Volk selbst trotz der ihm dadurch in Aussicht gestellten Vortheile davon abstand. Als Otho's Gesetz, nach welchem den Rittern besondere Plätze im Theater eingeräumt waren, einen Zwiespalt im Staate zu veranlassen drohte, wußte C. das Volk zu beruhigen. Eine dritte Angelegenheit, die seine ganze Aufmerksamkeit verlangte, betraf die Bitte der Kinder Derjenigen, welche durch Sulla hingerichtet, und deren nächste Nachkommen von der Bewerbung um höhere Aemter ausgeschlossen waren, um Aufhebung dieser Anordnung. Leicht konnte die Gewährung derselben bei der damals so bedenklichen Lage des Staats zu neuen Bewegungen seitens der zuvor unterdrückten Partei Veranlassung geben, doch gelang es C., den bisherigen Zustand zu erhalten. In dieselbe Zeit fällt seine Vertheidigung des C. Rabirius, und unmittelbar daran schließt sich sein berühmtester Kampf, der gegen Catilina (s. d.). Noch während seines Konsulats gewann C. den L. Lucullus für sich, dem er nach vielen Intriguen einen Triumph verschaffte, und ebenso den Pompejus, welchem er für seine Siege ein Dankfest von 10 Tagen auswirkte. Bei seiner feierlichen Niederlegung des Konsulats konnte C. zwar unter Beistimmung des Volks schwören, den Staat gerettet zu haben, doch hatte er sich auch durch sein entschiedenes Auftreten, zum Theil auch durch sein ungemessenes Selbstlob Viele zu Feinden gemacht. Noch in dasselbe Jahr (62 v. Chr.) fallen die Entweihung des Festes der Bona Dea durch P. Clodius Pulcher und der Prozeß gegen denselben, in Folge dessen Clodius und C. unversöhnliche Feinde wurden. Auch im Senat erfuhr C. Kränkungen, und von Pompejus hatte er umsonst auf Dank gerechnet. Um an C. eine glänzende Rache ausüben zu können, bewarb sich Clodius um das Tribunat. Da er dieses Amt aber als Patricier nicht erlangen konnte, so bemühte er sich, durch Adoption in eine plebejische Familie überzugehen, u. C. suchte dies umsonst zu vereiteln, da Cäsar, der zugleich mit Pompejus und Crassus von C. hart angegriffen war, jenen unterstützte. C., ohne eigentlich die Gefahr zu ahnen, doch nicht ohne ein gewisses Unbehagen über die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, zog sich auf sein Landgut bei Antium zurück, um sich seinen Studien und insbesondere der Ausarbeitung der geheimen Geschichte Roms zu seiner Zeit, welche er „Anecdota" nannte, zu widmen. Doch wurde er bald aus seiner Ruhe aufgestört. Die Aussage eines gewissen Vettius, der mit einem Dolch, angeblich zur Ermordung des Pompejus, im Senat ergriffen war, daß ihn ein Senator von großer Beredtsamkeit gedungen habe, gab Clodius neuen Anlaß, C. zu verdächtigen. Zugleich schlug er ein Gesetz vor, wonach Jeder, der einen Bürger ohne vorherige Verurtheilung habe tödten lassen, mit der Verbannung bestraft werden sollte. Dies zielte auf C., und wirklich legte dieser unkluger Weise auch sogleich die Toga sordida, d. h. die Toga der Angeklagten, an. Umsonst wandte er sich an den Konsul Piso, seinen Verwandten, sowie an Pompejus um Fürsprache und sah sich schließlich genöthigt, Rom zum zweiten Male zu verlassen. Kaum hatte er sich entfernt, als Clodius ihn noch durch ein besonderes Gesetz verbannen, sein Haus zerstören, den Platz der Libertas weihen und seine Güter nicht ohne großen Vortheil für die Konsuln plündern ließ. Nie vermochte C., die hierdurch ihm zugefügten beträchtlichen Vermögensverluste wieder auszugleichen. Dazu kam noch die neue Kränkung, daß ihm der Prätor Siciliens die Landung an dieser Insel verbot. Niedergeschlagen begab er sich über Brundusium nach Griechenland und wählte Thessalonica zum Aufenthaltsorte, von wo aus er in steter Verbindung mit seinen Freunden in Rom blieb und sie antrieb, für seine Zurückberufung Sorge zu tragen. Wirklich waren dazu schon zwei Monate nach seiner Entfernung Versuche gemacht, aber durch Clodius in Folge gewaltiger Auftritte gehindert worden, bis im folgenden Jahre Pompejus selbst diesen unruhigen Menschen zu fürchten anfing, Cäsar sich gewinnen ließ, die Konsuln sich für C. erklärten, und der Senat seine Rückkehr dringend verlangte. So wurde C. nach einer Verbannung von 16 Monaten auf das Ehrenvollste durch einstimmigen Beschluß aller Centurien zurückberufen. Seine Reise durch Italien glich einem Triumphzuge, und nicht weniger glänzend war sein Empfang in Rom. Er trat jetzt wieder in seine frühere Stellung ein; sein Vermögen wurde ihm zurückgegeben und für die Verluste Ersatz zugesichert, aber er hatte später große Ursache, sich über die Schätzung zu beklagen. Auch jetzt war ihm noch keine Ruhe beschieden. So gab Clodius eine nach C.'s Rückkehr ausgebrochene Theuerung diesem Schuld und zerstörte an der Spitze eines gedungenen Haufens C.'s sich aus den Trümmern wieder erhebendes Haus. C. widmete indessen seine Zeit und Thätigkeit theils dem Senat, theils der advokatorischen Praxis, bisweilen auch, wie ihm die Republikaner Schuld gaben, den Interessen der Triumvirn, vor Allem aber ernsten Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Damals vollendete er die Bücher „De oratore", „De republica" u. andere und schrieb die Rede gegen Piso, welcher ihn im Senat angegriffen hatte. Neue Unordnungen im Staate (53 und 52 v. Chr.) erfüllten C. mit so tiefer Betrübniß, daß er damals erklärte, es gebe unter solchen Verhältnissen wohl keinen Bürger, welcher lachen könne. Die Verbannung seines Freundes

Milo, welcher den Clodius in einem zufälligen Zusammentreffen hatte tödten lassen, die steigende Macht der cäsarianischen Partei und des Pompejus, der auf 5 Monate zum alleinigen Konsul ernannt worden war, versetzten ihn in großen Mißmuth. Zudem führte letzterer damals ein Gesetz durch, wonach C. als Statthalter der Provinz Cilicien unverzüglich dahin abreisen mußte. Diese neue Stellung bot ihm vielfache Gelegenheit, sich für alle früheren Verluste zu entschädigen, aber nicht einmal seine Feinde konnten in dieser Hinsicht einen Vorwurf auf ihn bringen. So ungern er die Verwaltung dieser Provinz übernommen hatte, so vortrefflich führte er sie doch. Er stellte die Disciplin im Heere wieder her, schlug die Parther, schützte den König Ariobarzanes von Kappadocien, entsetzte Antiochia, wo Bibulus belagert wurde, besiegte die Bergvölker im Amanus (bei welcher Gelegenheit ihn seine Soldaten zum Imperator ausriefen), eroberte ihre festen Plätze und zwang andere Völker durch den Schrecken, welchen seine treffliche Kriegsführung verbreitete, zur Unterwerfung. Sein Ruhm erscholl durch ganz Syrien, und in Rom wurde ihm eine Supplikation dekretirt. Dabei wies er alle Geschenke von Städten und Fürsten zurück und bestrafte die denselben zugänglichen Beamten. Nur kostenfreie Ehren wollte er annehmen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er an Cäsar bedeutende Summen schuldete. Dagegen befreite er durch seine Umsicht in der Verwaltung viele Städte von ihren Schulden, u. verschaffte vielen Römern ihre Kapitalien, welche sie in seiner Provinz stehen hatten. Vor seinem Abgang legte er öffentlich Rechnung ab, überlieferte alles für ihn bestimmte, aber nicht verwandte Geld dem öffentlichen Schatze und kehrte dann über Rhodus und Athen mit all dem Gepränge eines Feldherrn zurück, welcher auf einen Triumph hofft. Hoffnung auf diese Ehre machte ihm Pompejus, um C. auf diese Weise für sich gegen Cäsar zu gewinnen. Aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und als endlich der Beschluß darüber gefaßt werden sollte, wollte der Konsul Lentulus den Triumph auf ruhigere Zeiten aufgeschoben wissen. Inzwischen brach der Bürgerkrieg aus. Umsonst hatte C. denselben zu verhindern gesucht. Beide Parteien, Cäsar wie Pompejus, suchten ihn für sich zu gewinnen, C. aber, ohne sich gerade entschieden gegen jenen zu erklären, wählte doch, wie er meinte, die ehrenvollere, nicht die stärkere Partei und ging nach Dyrrhachium zu Pompejus. Hier fand er aber nicht den Geist, welchen er erwartet, sah vielmehr in dem ganzen Verfahren des Pompejus nur eine Reihe von Verkehrtheiten und nahm deshalb kein Amt an. Vergeblich rieth er, den Krieg in die Länge zu ziehen. In der entscheidenden Schlacht bei Pharsalus war er nicht gegenwärtig; auch nahm er nach derselben den ihm angebotenen Oberbefehl über die Flotte nicht an, sondern eilte sofort nach Italien. Hier gaben ihm Cäsars Freunde die beruhigendsten Versicherungen, und bald erhielt er von jenem selbst die Aufforderung, die äußerlichen Zeichen seiner Gewalt als Imperator, welche er bei seiner Reise zu Pompejus aufgegeben hatte, wieder aufzunehmen. Er benutzte diese freundliche Stellung zu Cäsar, um seinen Freunden, dem Marcellus, Ligarius und Andern Verzeihung auszuwirken, unterwarf sich aber keineswegs sklavisch dem Sieger, sondern zeigte durch eine Lobrede auf Cato den Muth eines Mannes, der sich seine Selbstständigkeit zu wahren suchte. Desto übler stand es jetzt mit seinen häuslichen Angelegenheiten. Sein Vermögen war zerrüttet, und da seine Frau selbst nicht ohne Schuld dabei war, so schied er sich von ihr, um die junge und reiche Publilia, deren Vormund er war, zu heirathen (46 v. Chr.), eine Ehe, die sich aber bald wieder löste. Um diese Zeit starb seine Tochter, die geschiedene Frau des Dolabella, welcher Schicksalsschlag ihn schwer darniederdrückte. Er zog sich nach Astura in die tiefste Einsamkeit zurück und widmete sich hier zur Linderung seines Schmerzes mit Eifer philosophischen Studien. In dieser Zeit vollendete er die Schriften: „De finibus“, die „Academica“, die „Quaestiones Tusculanae“, eine „Laudatio Porciae“, welche verloren ist, „De ordinanda republica ad Caesarem“ u. a. Ungern trat er auf Cäsars Veranlassung aus seiner Verborgenheit wieder hervor. Er fühlte nur zu sehr, daß er im Staate nicht mehr sein könne, was er gewesen. Cäsars Triumph nach dem spanischen Kriege berührte ihn schmerzlich; ungern erschien er im Senat, da er jenem nicht schmeicheln mochte, und nur wenn er Freunden dienen konnte, überwand er diese Abneigung. Unter Anderen vertheidigte er den König Dejotarus von Galatien, welcher sich vor u. während der Bürgerkriege um ihn verdient gemacht hatte und jetzt von einem Verwandten angeklagt war. So blieb seine politische Wirksamkeit fortwährend unbedeutend. Nach Cäsars Ermordung trat er auf die Seite von Brutus und Cassius, mußte aber in Folge des Unterliegens dieser Partei Rom verlassen und ging auf seinen Landsitz, wo er die Schriften „De senectute“, „De natura Deorum“ und „De divinatione“ vollendete. Im Begriff, nach Griechenland zu gehen, ließ er sich in Syrakus durch die Nachricht eines Vergleichs des Antonius mit den Verschworenen zur Rückkehr nach Rom bewegen, fand aber Manches anders, als er erwartet hatte. Antonius suchte ihn für seine eigenen Absichten zu benutzen und drohte ihm, als er im Senat nicht erschien, mit Niederreißung seines Hauses. Dies gab C. am andern Morgen die Veranlassung zur ersten philippischen Rede gegen jenen, vor dessen Zorn er nun abermals aus Rom entwich. Erst nachdem Oktavian in Rom zu steigendem Ansehen gelangt war, kehrte C. dahin zurück, schloß sich ihm an, wahrscheinlich in der Hoffnung, den jungen Mann leiten zu können, und entfaltete wieder eine für seine Jahre bewunderungswürdige Thätigkeit im Senat, dessen Beschlüsse fast alle von ihm ausgingen. Nicht geringer war sein Ansehen beim Volke, vor welchem er noch öfters gegen Antonius redete, nachdem dieser bereits in seine Provinz Gallien abgereist war. Noch immer ging C.'s ganzes Bemühen dahin, die Republik in ihrem alten Glanze wiederherzustellen. Schon schien ein guter Erfolg seine Absichten krönen zu wollen, als die Schlacht bei Mutina Octavian seiner Nebenbuhler entledigte und bald als Konsul an die Spitze des Staats stellte. Inzwischen bewog auch Antonius mehre Befehlshaber in Gallien, trotz C.'s eifrigen Bemühens, sie der Republik zu erhalten, sich für ihn zu erklären. Bald geschahen noch entschiedenere Schritte. Octavians Mitkonsul Pedius

setzte ein Gesetz durch, nach welchem Alle, welche an Cäsars Tode Theil hätten, zur Rechenschaft gezogen werden sollten, und Oktavian wußte durch Auszahlung der Legate Cäsars die Menge für sich zu gewinnen. Umsonst forderte der noch immer von Erhaltung der Republik träumende C. Brutus und Cassius zur bewaffneten Rückkehr nach Rom auf und verschaffte ihnen Kriegsmittel. Antonius, Octavian und Lepidus bildeten ihr Triumvirat, Aechtungen erfolgten, und vor Allem forderte Antonius C.'s Kopf. C. befand sich mit seinem Bruder und Neffen auf seinem Tusculanum, als er diese Nachricht empfing. Er suchte von Astura aus nach Griechenland zu Brutus zu entkommen. Da ihn aber widrige Winde zweimal zwangen, ans Land zu gehen, begab er sich auf sein Formianum und beschloß, des Lebens überdrüssig, in dem Lande zu sterben, welches er oft gerettet. Als feindliche Reiter erschienen, suchten ihn seine Sklaven in einer Sänfte zu retten, wurden aber eingeholt und C., zum Tode bereit, forderte die Mörder selbst auf, ihr Werk zu vollbringen. Popilius Länas, dem er früher einmal das Leben gerettet hatte, hieb ihm Kopf und Hand ab und brachte beide triumphirend zum Antonius, der sie an derselben Rednerbühne befestigen ließ, von welcher herab C. seine größten Triumphe erfochten. C. † den 7. Dec. 43 v. Chr., in einem Alter von 63 Jahren. Octavian ist nicht ohne Schuld an C.'s traurigem Ende, sofern er dessen Aechtung mit unterschrieb, und hierin ist wohl der Grund zu suchen, warum C. weder von Horaz, noch von Virgil genannt, überhaupt von den Schriftstellern der augusteischen Zeit selten erwähnt wird. Livius hingegen gedenkt seiner mit ausgezeichnetem Lobe und behauptet, es sei, um ihn würdig zu preisen, die Beredtsamkeit eines C. nothwendig. Ebenso rühmten ihn der knechtische Vellejus Paterculus unter Tiberius, dann der ältere Plinius und Juvenal. Sein Ansehen wuchs seit dieser Zeit, und er galt unbedingt für den ersten Redner Roms. Von Person war C. groß und schlank, von etwas schwacher, doch durch Uebung gekräftigter Konstitution und regelmäßigen Gesichtszügen. Mit Anmuth und Würde in seinem Benehmen verband er eine Freundlichkeit, welche Zuneigung und Achtung zugleich einflößte. Er war pünktlich im Leben, in der Kleidung ohne Affektation sorgfältig, in seinen Ausgaben genau, außer, wo es sich um höhere Zwecke handelte; ein zärtlicher Vater gegen seine Kinder, seinen Sklaven ein freundlicher Herr, ein treuer, edelmüthiger Freund, ein braver, unbescholtener Mann, launig und ernst, je nach Umständen, erhaben über niedrige Leidenschaften, im Glück oft zu sanguinisch, im Unglück zu niedergeschlagen, voll Ehrgeiz und nicht ohne eine gewisse Eitelkeit. Ohne Partei, ohne großen Reichthum, hatte er sich eine bedeutende Stellung im Staate erworben und sie bis an sein Ende behauptet. Zu den hervorragendsten Eigenthümlichkeiten seines Geistes gehört eine ungemeine Leichtigkeit der Auffassung und der Reproduktion; alle seine Werke bekunden Klarheit und Geschmack, nur fehlt seinen Abhandlungen bisweilen erschöpfende Gründlichkeit. Er war ein einsichtsvoller Eklektiker von der vielseitigsten Bildung, dem kaum eine Seite des menschlichen Wissens fremd geblieben war. Fremdes Wissen machte er sich leicht zu eigen und wußte es in schöner Sprache leicht wiederzugeben. Ueberhaupt erscheint der Ausdruck in seinen sämmtlichen Schriften in größter Vollendung, deren die römische Sprache fähig war. Bei großer Faßlichkeit ist er doch hinreißend, bei vielem Schmuck nicht überladen, bei ungewöhnlicher Durchsichtigkeit nicht trocken, bei unendlicher Fülle doch immer Maß und Schranken haltend. Neben der vorherrschenden Neigung zur Beredtsamkeit und zu philosophischen Studien fehlte es ihm keineswegs an Neigung zur Poesie, ja er soll dieselbe nach dem Urtheil der Alten mit Glück kultivirt haben. Die wenigen Fragmente, welche uns von seinen poetischen Produkten erhalten sind, zeigen jedoch einen weder wohlklingenden, noch im Ausdrucke leichten Vers und eben so wenig eine blühende Phantasie. Zu diesen **poetischen Werken** gehören Uebersetzungen aus dem Griechischen, einzelne Verse aus dem Homer, sodann die Uebertragung der Werke des Aratus, ferner eigene Gedichte, als „Marius", „Pontius Glaucus", auch eines über sein Konsulat in 3 Büchern u. A. Auch von seinen **historischen Werken** hat sich nichts erhalten; das berühmteste war die Geschichte seines Konsulats in griechischer Sprache. Sodann hat er sich auch eifrig mit dem Studium des römischen Rechts befaßt und um die Begründung desselben Verdienste erworben, so daß seine Bücher noch jetzt wichtige Erkenntnißquellen für das ältere römische Recht sind. Die noch vorhandenen Schriften sind theils rhetorischen Inhalts, und zwar entweder Abhandlungen über die Beredtsamkeit, oder Reden, die entweder wirklich gehalten worden sind, oder sich doch auf wirkliche Ereignisse beziehen, daher nicht für bloße Deklamationen gelten können, theils Briefe, theils philosophische Abhandlungen. In seinen Schriften **rhetorischen** Inhalts scheint sich C. den Aristoteles zum Vorbild gewählt zu haben. Die in den meisten Sammlungen seiner Werke befindlichen „Libri IV ad Herennium" gehören wohl dem Cornificius oder einem andern Verfasser an; jedenfalls sind sie älter als alle vorhandenen Schriften C.'s. Sie enthalten eine Uebersicht über die gesammte Rhetorik mit besonderen Anweisungen und sind durchgängig nach Hermagoras gearbeitet. In den späteren römischen Zeiten und im Mittelalter wurden sie vielfach benutzt. Ganz ähnlichen Inhalts sind die zwei Bücher „De inventione" (herausgegeben von Lindemann, Leipzig 1828), ein früher Jugendversuch nach Kommentarien seiner Lehrer, wohl schwerlich für die Bekanntmachung abgefaßt. Die wichtigste rhetorische Schrift sind die drei Bücher „De oratore", an seinen Bruder, abgefaßt um 55 v. Chr. In drei Dialogen entwickeln darin die berühmtesten Redner der früheren Zeit, M. Antonius und L. Crassus, in Gegenwart anderer angesehener Römer ihre Ideale von einer vollendeten Beredtsamkeit und einem vollkommenen Redner. Diese Lieblingsschrift C.'s (herausgegeben von Ellendt, Königsberg 1840, 2 Bde.) zeichnet sich eben so sehr durch Klassicität in Anlage und Durchführung, als durch Vollständigkeit des Stoffs aus, erregt durch die scharfe dramatische Zeichnung der redenden Personen ein ungewöhnliches Interesse und fesselt durch Lebendigkeit, Bündigkeit und Klarheit der Darstellung, Anmuth im Vortrage und manche höchst anziehende Erörterungen über einzelne Gegenstände. „Brutus" oder

„De claris oratoribus", dem Brutus (46) gewidmet (herausgeg. von Meyer, Halle 1838, Peter, Leipzig 1839, Kuniß, das. 1843, Ellendt, Königsb. 1844, und O. Jahn, Leipz. 1849), enthält in dialogischer Form eine mit den frühesten Zeiten beginnende und bis Hortensius reichende Geschichte der römischen Beredtsamkeit und ist, obgleich gegen sein Ende nicht mehr vollständig erhalten, in sofern wichtig, als wir diesen Theil der römischen Literatur sonst wenig kennen würden. Die Schrift „Orator" (herausgeg. von Göller, Leipz. 1838, und O. Jahn, das. 1851) soll das Ideal eines römischen Redners entwerfen und wiederholt Manches aus der größeren Schrift „De oratore". Die Schrift „Topica" entstand, als sich C. 44 v. Chr. nach Griechenland begeben wollte, zu Leucopetra und behandelt, an den Rechtsgelehrten Trebatius gerichtet, die vor Gericht geltenden Gründe nach einer ähnlichen Schrift des Aristoteles. Die kleine Schrift „De partitione oratoria", an C.'s Sohn gerichtet, ist eine um 46 verfaßte, leicht hingeworfene Uebersicht der Lehren der Redekunst. Das Buch „De optimo genere oratorum" ist eine Vertheidigung gegen Diejenigen, welche C.'s Wortfülle als asiatisch tadelten.

Von den unzähligen Reden, welche C. gehalten hat, ist, wie groß auch die Zahl der vorhandenen erscheinen mag, doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil auf uns gekommen. Viele wurden gar nicht aufgeschrieben, von vielen haben wir nur noch unbedeutende Bruchstücke, alle aber scheinen erst aufgezeichnet und ausgearbeitet zu sein, nachdem sie gehalten worden. Ihr Inhalt ist außerordentlich mannichfaltig. Theils sind es Reden vor Gericht, theils vor dem Volke, theils im Senat, und einige wurden an Cäsar persönlich gerichtet. In ihnen zeigt C. sein großes Talent am glänzendsten und erreicht das Vorzüglichste, was von den alten Schriftstellern geleistet worden ist. Klarheit, Anmuth, Kraft, zu überzeugen, schöne Anordnung des Stoffs, harmonische Sprache, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, Fülle des Ausdrucks und Gedankenreichthum ohne Schwulst erwecken und fesseln das lebhafteste Interesse an diesen Produktionen, von denen die bemerkenswerthesten folgende sind: „Pro P. Quinctio" von 81 v. Chr.; „Pro Roscio Amerino"; „In Verrem" (s. oben), mit großer Sorgfalt ausgearbeitet und nach Sprache und Haltung zu den ausgezeichnetsten Reden C.'s gehörig; „Pro lege Manilia", 66 vor dem Volke gehalten (s. oben), ebenfalls aufs Sorgfältigste ausgearbeitet und durch Lebendigkeit, oratorische Fülle und Kraft ausgezeichnet; „De lege agraria in P. Servilium Rullum"; „In Catilinam" (4 Reden, 63 gehalten, deren Aechtheit wegen des darin herrschenden rhetorischen Schwulstes und mancher geschichtlichen Verstöße bezweifelt wird; alte Kommentarien sind zu der vierten Rede vorhanden); „Pro Murena"; „Pro Valerio Flacco"; „Pro A. Licinio Archia" (61 gehalten, wird in neuerer Zeit wegen Mangels an Gründlichkeit und Bündigkeit in der Beweisführung, sowie an logischer Richtigkeit für unächt erklärt); „Pro Cornelio Balbo"; „Pro Annio Milone" (erst später, nachdem sie gehalten worden, 52 v. Chr., niedergeschrieben, aber die ganze Kunst der Beredtsamkeit C.'s entfaltend und in historischer Hinsicht sehr wichtig); „Pro C. Rabirio Postumo"; „Pro M. Marcello" (47 vor Cäsar gehalten, von F. A. Wolf für unächt und für ein deklamatorisches Uebungsstück erklärt); „Pro Ligario" (aus demselben Jahre und viel gelesen); „Pro Dejotaro" (46 vor Cäsar gehalten). Seine letzten Reden sind die sogenannten „Orationes Philippicae" gegen M. Antonius, welche sämmtlich in die Zeit nach Cäsars Tode (44—43 v. Chr.) fallen, meist im Senate, einige auch vor dem Volke gehalten sind und mit den Begebenheiten der Zeit eng zusammenhängen. Die durch Reinheit der Sprache und Harmonie des Ausdrucks berühmteste unter ihnen ist die zweite, welche indeß nicht gehalten, sondern nur als Erwiderung auf die Angriffe des Antonius aufgeschrieben und bekannt gemacht worden ist und dessen unversöhnlichen Haß gegen C. hervorrief. Unter C.'s Namen sind noch eine Anzahl Reden vorhanden, welche der Kritik der neueren Zeit nicht haben Stand halten können. Hierher gehören: „Post reditum ad Quirites", „Post reditum in senatu", „Pro Domo sua ad Pontifices" und „De haruspicum responsis". Offenbar untergeschoben ist auch die „Responsio ad C. Sallustii Crispi invectivam"; ferner „Ad populum et equites antequam iret in exilium", die „Epistola" oder „Declamatio ad Octavianum", „De pace ad Valerium", welche erst im 15. Jahrhundert entstanden ist. Neuere Ausgaben sämmtlicher Reden C.'s lieferten Klotz (Leipz. 1835—39, 3 Bde.) u. Halm (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1845—48); eine Uebersetzung derselben Klotz (Bd. 1—3, das. 1835—39). Ausgewählte Reden erklärten Möbius (5. Aufl., Hannover 1850—52, 2 Bde.); Halm (4. Aufl., Berl. 1859 f., 6 Bdchen.); Madvig (2. Aufl., Kopenh. 1848). Eine deutsche Uebersetzung auserlesener Reden lieferte Wolf (Altona 1806—19, 5 Bde.; neue Sammlung, das. 1823—34, 2 Bde.).

Ungemein zahlreich waren die Briefe C.'s, welche größtentheils gleich nach seinem Tode von seinem Freigelassenen Tiro gesammelt und herausgegeben wurden. Bei weitem die meisten sind erst nach seinem Konsulat geschrieben und zum Theil an hochgestellte Männer, zum Theil an Freunde gerichtet, zum Theil als Rundschreiben für Bekannte abgefaßt und dann Vorfälle, die jetzt in Zeitungen gelesen werden, enthaltend. Bei ganz natürlichem Tone vertrauter Mittheilung gibt sich in ihnen doch ein sehr gebildeter Ausdruck, eine ungemeine Anmuth und Leichtigkeit der Umgangssprache und höchst geistreiche Mittheilung der verschiedensten Interessen kund. Diese Briefe sind außerdem noch eine Quelle für die Zeitgeschichte, während sie C.'s Charakter von der vortheilhaftesten Seite darstellen. Im Alterthum gab es verschiedene Sammlungen, wovon bloß die „Ad diversos" oder „Ad familiares", eine Sammlung von Briefen in 16 Büchern an die berühmtesten Zeitgenossen, zuweilen mit deren Antworten, nach den Personen, an welche sie gerichtet sind, nicht nach der Zeit geordnet; die „Ad T. Atticum", in 16 Büchern; die „Ad Quintum" (an seinen Bruder Q. C., während dieser Proprätor in Asien war (herausgegeben von Hoffa, Heidelberg 1843) in 3 Büchern und die „Ad Brutum", 1 Buch, erhalten sind, und zwar durch die einzige Handschrift, welche Petrarca 1345 in Vercelli entdeckte und abschrieb. Ausgewählte Briefe C.'s gaben heraus Matthiä (3. Aufl., Leipzig 1829), Süpfle (Karlsruhe 1836) und Müller (Leipzig 1849). Eine treffliche Uebersetzung lieferte: Wie-

land (fortgesetzt von Gräter, Zürich 1808—21, 7 Bde., Leipz. 1842).

Die philosophischen Abhandlungen schrieb C. meist erst in spätern Jahren, als ihn die Zeitumstände von den Staatsgeschäften fern hielten und er Trost bedurfte. Zugleich wollte er sich dadurch das Verdienst erwerben, seine Landsleute zum Studium der Philosophie anzuregen und die lateinische Sprache für die philosophische Terminologie geeignet zu machen. Um jenem Eingang zu verschaffen, bemühte er sich vorzüglich, die reine Spekulation der griechischen Philosophie auf einen praktischen Boden überzuführen. Noch jetzt haben diese Schriften, besonders für die Geschichte der Philosophie, ein hohes Interesse, und es ist nur zu bedauern, daß C. die Ansichten der griechischen, uns unbekannten Philosophen häufig eben so dürftig als seine eigenen, nicht immer sehr tiefen philosophischen Reflexionen weitschweifig mittheilt. Die 6 Bücher „De republica“, dem Atticus gewidmet und in dialogischer Form 54 geschrieben (herausgegeben von Steinacker, Leipzig 1823, und Osann, Göttingen 1847, übersetzt von Kobbe, das. 1824), handeln von der besten Regierungsform des Staats und stellen ein vollständiges Bild einer idealen römischen Staatsverfassung auf. Nachdem von dieser Schrift geraume Zeit nur das „Somnium Scipionis“ als ein Fragment durch den Kommentar des Macrobius bekannt gewesen, gelang es den Bemühungen Mai's, die Schrift wenigstens theilweise aus Palimpsesten herzustellen (Edit. princ. von Mai, Rom 1822). Die Bücher „De legibus“ (herausgegeben von Bake, Leyden 1842; Feldhügel, Zeitz 1852—53, 2 Bde.) schließen sich als Ergänzung an, doch ist nur das erste Buch vollkommen ausgearbeitet, das zweite und dritte scheinen bloß Entwurf zu sein. Ein späterer Schriftsteller citirt noch ein fünftes Buch, so daß Neuere die Zahl derselben auf 6, ja auf 8 erhöht haben. Die „Academica“ oder „Academicae quaestiones“ oder „Disputationes“ (herausgegeben von Görenz, Leipzig 1810, und Orelli, Zürich 1827) bestanden zuerst aus 2 Büchern oder Dialogen, welche den Titel „Catulus et Lucullus“, nach den Hauptpersonen des Gesprächs, trugen und die Lehre der alten und neuen Akademie von Carneades bis auf Antiochus enthielten. C. arbeitete den Stoff in 4 Büchern um, von denen das erste die Lehre von der Akademie bis auf Antiochus, das zweite die Lehre des Arcesilas, das dritte und vierte die des Carneades und Philo in größerer Vollständigkeit als früher enthielten. Wir besitzen von der frühern Bearbeitung das zweite und von der spätern einen Theil des ersten Buchs. Die Schrift „De finibus bonorum et malorum“, in 5 Büchern 45 geschrieben und dem Brutus gewidmet (herausgegeben von Görenz, Leipzig 1813, und von Madvig, Kopenhagen 1839, übersetzt von Droysen, Leipzig 1841), erörtert in Form eines Dialogs die Lehren der berühmtesten Philosophen über das höchste Gut als Endzweck menschlicher Handlungen und Bestrebungen. Im ersten Buche wird die epikuräische Lehre vorgetragen, im zweiten widerlegt, im dritten die stoische Lehre, im vierten die des Aristoteles und im fünften die akademische entwickelt. Die „Quaestiones Tusculanae“ oder „Tusculanarum Disputationum libri V“, 44 abgefaßt (herausgegeben von Moser, Hannover 1836—37, 3 Bde., Klotz, Lpz. 1835, Kühner, 4. Aufl., Jena 1852, u. Tischer, 3. Aufl., Berl. 1858), haben ein durchaus praktisches Interesse, enthalten Dialoge mit Freunden, im ersten Buche über die Verachtung des Todes und den Glauben an Unsterblichkeit, im zweiten über die Verachtung körperlichen Schmerzes, im dritten über die Mittel, die Seelenleiden zu bekämpfen, im vierten über die Leidenschaften, im fünften über die Hinlänglichkeit der Tugend zur Glückseligkeit. Die Schrift „De natura Deorum libri III“, kurz nach Cäsars Ermordung geschrieben (herausgegeben von Haindorf, Leipzig 1815, Moser, das. 1821, u. Schömann, 2. Aufl., Berl. 1857), erörtert die Ansichten der ältern griechischen Philosophen über das Wesen der Gottheit; der Stoff ist meist aus griechischen Werken entlehnt und die Lehre des Epikur aus dessen und Zeno's Schriften im ersten, die der stoischen Philosophie aus Posidonius, Cleanthes, Chrysippus im zweiten und die der akademischen aus Carneades und Clitomachus im dritten Buche entwickelt. Die zwei Bücher „De divinatione“ (herausgegeben von Moser, Frankfurt 1828, deutsch von Jacobs, Leipzig 1841) schließen sich unmittelbar an die vorhergehenden an und wurden auch kurz nachher geschrieben. Im ersten Buche sucht Q. C. die Gründe für das Ahnungsvermögen nach der Lehre der Stoiker auseinanderzusetzen, im zweiten Buche aber sie mit großer Freimüthigkeit zu widerlegen, um den Aberglauben bei seinen Landsleuten zu vernichten. In dem erhaltenen Fragment der Schrift „De fato“ (herausgegeben von Bremi, Leipzig 1795) wird die Ansicht der Stoiker vom Schicksal neben freier Willensthätigkeit bestritten. Die Schrift „Cato“ oder „De senectute“, dem Atticus zugeeignet, 44 geschrieben (herausgegeben von Klotz, Leipzig 1831, Hoffa, 2. Aufl., Marburg 1841, Tischer, Halle 1847, u. Sommerbrodt, 3. Aufl., Berl. 1858), enthält eine Vertheidigung des Alters, welche dem ältern Cato in den Mund gelegt wird, und ist durch Gefälligkeit der Sprache und Leichtigkeit der Behandlungsweise ausgezeichnet. Im „Laelius“ oder „De amicitia“ (herausgegeben von Gernhard, Leipzig 1825, Klotz, das. 1833, Seuffert, 2 Bde., Brandenburg 1844—45 u. Nauck, Lpz. 1858, 3. Aufl.) werden unter Berücksichtigung der Verhältnisse in Rom das Wesen der Freundschaft, der Ursprung derselben u. die Mittel, sie zu erhalten, ebenfalls fesselnd entwickelt. Die Schrift „De officiis libri III“, an seinen Sohn Marcus, als dieser in Athen studirte, 44 geschrieben (herausgegeben von Heusinger, Braunschweig 1838, Zumpt, das. 1849, Stürenburg, Leipzig 1843, Bonnell, Berl. 1848, Unger, Lpz. 1853, Heine, 2. Aufl., Berl. 1861; übersetzt von Garve, Bresl. 1783, 4 Bde., 6. Aufl. 1819, u. von Hottinger, Zürich 1800 u. 1820), sollte dem jungen C. eine Richtschnur für seine künftige Handlungsweise im Staate angeben und ist deshalb im Tone der Abhandlung ohne Dialog geschrieben. Das erste Buch handelt von dem, was seiner Natur nach gut ist, das zweite vom Nützlichen, das dritte von dem, was nach Umständen von beiden als das Vorzüglichere anzusehen sei. Der Inhalt ist aus griechischen Quellen entlehnt und im ersten und zweiten Buche Panätius vorzugsweise benutzt. Die Schrift ist reich an Gedanken und Lebenserfahrungen, in einer schönen und reinen Sprache abgefaßt und zeigt große Reife des Urtheils; doch deuten einzelne Flüchtigkeiten auf Eile der Abfassung. Die „Paradoxa Stoicorum sex“ an Brutus, wahrschein-

lich C.'s letzte philosophische Schrift (herausgegeben von Moser, Göttingen 1846), entwickeln einige auffallende Sätze der stoischen Philosophie. Außer den angeführten Werken sind noch von andern Titel und Fragmente uns erhalten worden. Hierhin gehören zuerst eine Uebersetzung des „Timäus" des Plato, noch zum großen Theil vorhanden; sodann die „Oeconomica" aus Xenophon, 84 oder 83 abgefaßt, ferner „Protagoras", eine Uebersetzung der platonischen Schrift gleichen Titels; „De Philosophia" oder „Hortensius", eine Vertheidigung der Philosophie; „De gloria", geschrieben 44, welche Schrift noch im 14. Jahrhundert vorhanden gewesen sein soll; „De consolatione" oder „De luctu minuendo", nach dem Tode seiner Tochter geschrieben, nicht zu verwechseln mit der noch vorhandenen Schrift unter gleichem Titel, welche erst im 16. Jahrhundert entstanden ist. Außerdem schrieb C. eine „Laus Catonis", d. i. eine Lobrede auf Cato; eine „Laudatio Porciae", der Gemahlin des Brutus; ferner ein Buch „De suis consiliis", wie man meint, aus der Zeit seines Konsulats als eine Rechtfertigung desselben; „De iure civili in artem redigendo"; „De auguriis"; „De virtutibus"; „Chorographia". Die Codices sind an Zahl und Werth sehr verschieden, und es gelten fast für jede Klasse von Schriften andere für die besten, wie z. B. für die Reden der tegernseer, der Erfurtensis und einige italienische am höchsten geschätzt werden. Die ältern Gesammtausgaben zählt auf Ernesti, Opusc. philol., S. 135 ff. Die besten sind: Editio princ. (Mailand 1498, 4 Bde.); von Lambinus (Par. 1566, 4 Bde.); Gruter (Hamb. 1618, 4 Bde.); J. Gronov (Leyden 1692, 4 Bde.); Ernesti (Leipzig 1737 und 1774—77, 8 Bde.; Zweibrücken 1780, 13 Bde.); Schütz (Leipzig 1814—23, 20 Bde.); Orelli (Zürich 1826—38, 8 Bde.; 2. Aufl. 1845, 4 Bde.); Nobbe (Leipzig 1827, 10 Thle., auch in einem Quartbande, 2. Ausgabe 1848—50); Klotz (Leipz. 1852—56, 5 Bde.); Baiter und Kayser (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1860). Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Werke C.'s begann Klotz unter Mitwirkung mehrer Gelehrten (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1839—41); eine andere erschien seit 1827 zu Stuttgart. Die alten Scholiasten zu C. gaben Orelli und Baiter (Zürich 1833) heraus. Das „Lexicon Ciceronianum" des Nizolius gab Facciolati verbessert heraus (Padua 1734; London 1820, 3 Bde.). Eine „Clavis Ciceroniana" verfaßten Ernesti (Halle 1774) und Schütz (Leipzig 1817—21, 4 Bde.).

2) Quintus C., des Vorigen jüngerer Bruder, wurde von jenem in die Staatslaufbahn eingeführt, bis ihn Cäsars Freundschaft hob. Als dessen Legat zeichnete er sich besonders in Gallien durch die standhafte Vertheidigung gegen Ambiorix aus, begleitete dann seinen Bruder als Legat in dessen prokonsularische Provinz Cilicien, wo ihm namentlich alles kriegerische Verdienst zugeschrieben wird, das der Prokonsul dort erwarb, und trat während des Bürgerkrieges anfangs mit jenem auf Pompejus' Seite, verließ aber nach der Schlacht bei Pharsalus nicht nur dieselbe, sondern suchte sogar seinen Bruder bei Cäsar auf alle Weise zu verdächtigen Später wieder mit jenem versöhnt und darum proskribirt, suchte er, der Mittel zur Flucht entbehrend, mit seinem Sohne Quintus in Rom selbst eine verborgene Zufluchtsstätte auf. Hier ward aber zuerst sein Sohn von seinem Sklaven verrathen, u. während ihm auf der Folter das Versteck seines Vaters entpreßt werden sollte, lieferte sich C. freiwillig den Henkern aus, die ihn sammt seinem Kinde tödteten.

3) Marcus Tullius C., Sohn des Redners, studirte zu Athen, ergab sich aber dort der Völlerei, bis ihm endlich Atticus, nach Cäsars Ermordung, eine Befehlshaberstelle in dem von ihm in Griechenland gesammelten Heere gab. Hier bewies er Einsicht und Muth. In die Aechtung seines Vaters mit verwickelt, floh er nach der Schlacht bei Philippi nach Sicilien zu Sextus Pompejus. Durch den Traktat von Misenum (41) von den Triumvirn in seine bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt, kehrte er nach Rom zurück und ergab sich seinem alten Laster. Gleichwohl zeichnete ihn Augustus in der Folge durch mancherlei Begünstigungen aus, wohl um vor der Welt die am Vater begangene Unthat wieder gut zu machen. Er ernannte ihn zum Augur und Münzwardein und stellte ihn kurz vor der Schlacht bei Actium (32) sogar auf 6 Wochen als Konsul an seine Seite. In dieser Würde hatte C. die Genugthuung, gegen Antonius, den Mörder seines Vaters, das Senatsdekret zu vollziehen, wodurch dessen Andenken und Name vernichtet werden sollten. Später erscheint C. noch einmal als Prokonsul in Asien.

Cicero, Schriftgattung, so genannt, weil mit dieser Schrift zuerst Cicero's Briefe von Sweynheim und Pannarz in Rom 1467 gedruckt worden sind. Ursprünglich Antiqua, findet sie sich jetzt in allen Schriftgattungen vor.

Cicerone (ital.), in Italien ursprünglich Name der Erklärer von Alterthümern, Kunstwerken und anderen Sehenswürdigkeiten, von ihrer Redseligkeit hergenommen; es waren dies mehrentheils junge Gelehrte, Abbates 2c. Gegenwärtig nennen sich alle Platzbediente und Lohnlakaien Ciceroni, weshalb der Name allen guten Klang verloren hat und auf gebildete Erklärer nicht mehr angewandt wird.

Cichorie, s. v. a. Cichorium.

Cichorienkaffee, s. Cichorium.

Cichorium *L.* (Wegwart, Cichorie), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen (Cichoriaceen), charakterisirt durch den doppelten Hauptkelch, einen 5blätterigen äußeren und einen 8blätterigen inneren mit an der Basis verwachsenen Blättchen, die zusammengedrückt 4kantige Achene mit krönchenartigem Pappus und den nackten oder etwas wabenartigen Fruchtboden. C. Endivia *L.*, Endivie, mit paarigen und mehrblüthigen Stielen, kopfförmigen, blauen Blüthen und langen, gezähnelten Blättern, ist eine ein- oder zweijährige Pflanze, heimisch in Ostindien, Aegypten, Griechenland und der Levante und wird häufig in Gärten kultivirt, indem man die Blätter, besonders von der krausen Varietät (C. crispum *Mill.*), zu dem bekannten Endiviensalat benutzt. Früher waren Herba et Semina Endiviae officinell. C. Intybus, Cichorie, Feldwegwart, mit bis 5 Fuß hohem, ästigem, eckigem und oft etwas schärflichem Stengel, schrotsägezähnigen Wurzel- u. lanzettlichen Stengelblättern, paarigen, kurzgestielten, blauen, selten weißen Blüthen und verkehrt-eiförmigen, kantigen, grauen, eigenthümlich querrunzeligen Früchten, ist ausdauernd, ziemlich gemein an Wegen, Rainen und Triften durch ganz Europa und wird nicht

selten auch in Gemüsegärten und im Großen angebaut. Die Pflanze ist in mehren ihrer Theile officinell, was aber nur von der wildwachsenden gilt, da sie mehr Schleim enthält und weit bitterer ist, als die angebaute. Die fleischige, lange, möhrenförmige Wurzel, Radix Cichorii s. Cichorii sylvestris s. Cichorii Intybi, Weglungen-, Sonnenwende-, Sonnenwirbelwurzel, ist außen schmutzig gelbbraun, innen weiß, frisch milchend, hat einen stark bittern Geschmack, aber nur wenig Geruch, ist getrocknet ganz geruchlos, leicht, blaß bräunlichgrau, sehr runzelig, innen schmutzig weiß, enthält viel bittern Extraktivstoff, etwas Harz und Zucker und wenig salpeter-, schwefel- und salzsaures Kali. Sie wirkt kräftig auflösend auf die drüsigen Organe des Unterleibs und wird bei atonischer Verdauungsschwäche, Hypochondrie, Hysterie, Gelbsucht ꝛc. verordnet. In Rußland ward sie als Mittel gegen die Wasserscheu empfohlen. Das Kraut, Herba Cichorii sylvestris, sonst zu gleichen Heilzwecken wie die Wurzel dienend, ist jetzt wenig mehr im Gebrauch. Die Früchtchen, Semina Cichorii agrestis, waren ein Bestandtheil der vier kleinen kühlenden Samen, Quatuor Semina frigida minora, wozu auch die Früchtchen der vorigen Art, nämlich die Semina Scariolae s. Endiviae, und die Semina Lactucae und Portulacae gehörten. Die zarten Blätter der kultivirten oder Gartencichorie lassen sich als Gemüse u. Salat verwenden. Die Wurzel verliert durch die Kultur ihre Bitterkeit und ist dann ebenfalls zum Küchengebrauch geeignet, indem sie, weich gekocht, in Scheiben zerschnitten und mit Essig, Oel und Pfeffer als Salat oder auch als Gemüse zubereitet, ja wohl auch als Brod verbacken werden kann. Die Hauptverwendung aber findet die Cichorienwurzel als Surrogat des Kaffee's. Der Gebrauch des Cichorienkaffee's ist wegen des wohlfeilen Preises unter der niedern Volksklasse so allgemein geworden, daß bedeutende Fabriken entstanden sind, die sich damit beschäftigen, die frischen Wurzeln zu trocknen, zu brennen und zu mahlen. Die getrockneten und in Stücke geschnittenen Wurzeln werden in großen Trommeln (Brennmaschinen) von Eisenblech auf ähnliche Weise wie der Kaffee geröstet, dann fein gemahlen und in Pakete von $^1/_8$—$^1/_4$ Pfund gepackt. Von vielen Fabriken werden die Cichorien auch unter dem Namen deutscher Kaffee verkauft. Bedeutende Cichorienfabriken sind oder waren in Magdeburg, Braunschweig, Berlin, Bremen, Kassel, Dresden, Nürnberg, Erfurt, Freiburg und Lahr im Breisgau, Prag, Straßburg, Lüttich ꝛc. In feuchten Lokalen zieht das Pulver sehr viel Wasser an und bildet dann die feste, bröckliche oder schmierige Masse, wie sie im Handel vorkommt. Diese ist braun oder braunschwarz und gibt an Wasser 13 Procent lösliche Bestandtheile ab, die dasselbe dunkel färben und ihm einen bittern, zugleich süßlichen Geschmack mittheilen. Als Kaffeesurrogat hat die Cichorie nur in sofern Werth, als sie den Geschmack ächten Kaffee's weniger beeinträchtigt, als alle übrigen Surrogate, namentlich die gerösteten Runkelrüben. Von den wirksamen Bestandtheilen des Kaffee's aber enthält die Cichorie nichts, und nur das brenzliche, durch das Rösten entwickelte Oel ist mit dem Aroma des Kaffee's zu vergleichen. Wenn wirklich Cichorienkaffee ähnlich wie Kaffee wirken soll, so ist diese Wirkung lediglich auf Rechnung des Brennöls zu schreiben. Schädliche Wirkungen übt indeß der Cichorienkaffee, wenn er unverfälscht ist, nicht aus, und dürfte deshalb nach allen Erfahrungen Cichorienbrühe als ebenso unschädliches wie nutzloses Getränk zu betrachten sein. Der Cichorienkaffee ist wegen seines bedeutenden Verbrauchs vielfachen Verfälschungen unterworfen, und nicht selten enthält derselbe 20—40 Procent erdige Beimengungen, als Ziegelmehl, Ocker, Thon, Beinschwarz aus Zuckerfabriken, Steinkohlenpulver ꝛc. Man erkennt dies leicht, wenn man eine gewogene Probe im Platintiegel einäschert und die Asche wägt. Bleibt mehr als 5—7 Procent grauweiße Asche, so liegt eine Verfälschung vor, deren Natur man aus der Beschaffenheit der Asche leicht ableiten kann. Verfälschungen mit anderen gerösteten Pflanzentheilen, als Rüben, Eicheln ꝛc., können lediglich durch den Geschmack nachgewiesen werden. Scharf gebrannte, in großen Haufen aufgeschüttete oder in Fässern eingestampfte Cichorienwurzeln entzünden sich unter gewissen Umständen von selbst, daher dürfen die Fabriken nicht innerhalb der Städte angelegt werden. Zum Anbau der Cichorie ist ein lockerer, leichter, kraftvoller, von Unkraut reiner, mit tiefer Krume versehener Boden erforderlich, indem die Wurzel oft über $^3/_4$ Elle tief eindringt. Sehr zweckmäßig ist mergel- oder kalkhaltiger Boden. Der Same wird 24 Stunden vor dem Säen in Wasser eingeweicht und im April oder Anfangs Mai ausgestreut. Nach 14 Tagen werden die Pflänzchen behackt und gereinigt, und dieses Verfahren wird nach Umständen wiederholt. Die Zeitigung tritt nach der Jahreszeit vom September bis Ende Oktober ein; etwas Feuchtigkeit und Wärme befördern dieselbe. Am Gelbwerden der untern Blätter erkennt man, daß die Wurzeln reif sind. Der Anbau der Cichorie ist nur dann vortheilhaft für den Landwirth, wenn die Wurzeln gut bezahlt werden, da sie den Boden außerordentlich aussaugen. Im Durchschnitt kann man auf einen preußischen Morgen Land einen Ertrag von 8—12 Centner getrocknete Wurzeln rechnen.

Cicisbeat, eine in Italien unter den höhern Ständen, besonders in Genua und Florenz eingeführte Sitte, der zufolge sich eine verheirathete Dame mit Genehmigung ihres Mannes von einem Hausfreund (Cicisbeo) in Gesellschaften, zu öffentlichen Vergnügungen, ins Theater, in die Kirche ꝛc. begleiten, am Morgen beim Putztisch aufwarten läßt ꝛc. Der gute Ton verlangte, daß der Ehemann vom Tage der Hochzeit oder nach dem ersten Jahre der Ehe oder vom Tage der ersten Niederkunft seiner Frau an nur in seinem Hause mit dieser umgehe; daher wählte sich die Dame einen oder mehre Cicisbeo's, die von diesem Augenblicke an das Recht hatten, unangemeldet bei ihr einzutreten, was selbst der Gemahl nicht wagte. Bei aller scheinbaren Anstößigkeit war das Verhältniß zwischen dem Cicisbeo und der Dame meist kein unsittliches. Der Ursprung des C.s fällt ins 16. Jahrhundert; seit der Zeit des französischen Einflusses in Italien ist es jedoch ganz verschwunden. Im Deutschen ist Cicisbeo s. v. a. Hausfreund, doch mit einer mindestens verdächtigen Nebenbedeutung.

Cicognara, Leopoldo, Graf von, italieni-

scher Schriftsteller und Kunstkenner, geboren am 26. November 1767 zu Ferrara, zeigte schon in früher Jugend bei vielem Talent u. strengem Fleiß eine entschiedene Vorliebe für die schönen Künste, deren Pflege aber des Vaters Wille entgegenstand, beschäftigte sich später in Rom eifrig mit der bildenden Kunst, sowie im Umgang mit Monti, Cancellieri u. A. mit der schönen Literatur u. ging sodann nach Neapel und Sicilien, wo er ein Gedicht: „Le ore del giorno", herausgab. Ins Vaterland zurückgekehrt, besuchte er noch Florenz, Bologna, Mailand, Venedig und ließ sich 1795 in Modena nieder, wo er bis 1807 nach und nach Mitglied der Giunta in Modena und des legislativen Körpers in Mailand, Gesandter in Turin, Deputirter bei der Kommission zur Verbesserung der Verfassung in Lyon und endlich Staatsrath wurde. Im Jahre 1808 schied er aus dem Staatsdienste und erhielt bald darauf die Stelle eines Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig. Durch eifrige Sammlungen von werthvollen Kunstgegenständen auf seinen vielen Reisen bereicherte er diese Anstalt und erwarb sich überhaupt in vieler Hinsicht Verdienste um dieselbe. In Folge einer Verwechslung kam er als vermeintliches Mitglied des Carbonaribundes in eine Untersuchung, über die er einen sehr freimüthigen Brief bekannt machte. Deshalb bei seiner Rückkehr in Venedig kühl empfangen, siedelte er nach Rom über und wurde da als Direktor der vatikanischen Sammlungen angestellt. Er † den 5. März 1834. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Del bello" (Pisa 1808); „Memorie storiche dei letterati ed artisti Ferraresi" (Ferrara 1811); „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al secolo di Napoleone", Venedig 1813—1818, 3 Bde. mit Kupfern, sein Hauptwerk, 2. Aufl. mit dem veränderten Titel: „sino al secolo di Canova" (Prato 1823, 9 Bde.); „De fabriche piu cospicue di Venezia" (Venedig 1820, 2 Bde.). Seine kleineren Schriften sind nicht in den Buchhandel gekommen und daher äußerst selten.

Cicuta *L.* (Wasserschierling, Wütherich), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den ziemlich deutlich 5zähnigen Kelchrand, die verkehrt-herzförmigen Blumenblätter mit eingebogenen Läppchen, den zurückgekrümmten Griffel, die fast rundliche, von der Seite zusammengedrückte, mit den Kelchzähnen gekrönte Frucht mit einstriemigem Thälchen, 2striemiger Berührungsfläche und 5 ziemlich flachen Riefen an jedem Theilfrüchtchen u. im Querdurchschnitt kreisrund erscheinendem Eiweiß, ausdauernde Wasserkräuter mit hohlem Stengel, dreimal-gefiederten Blättern u. weißen Blüthen, in vier Arten, sämmtlich narkotisch scharf u. sehr giftig. Cicuta virosa *L.*, Cicutaria aquatica *Lam.*, Coriandrum Cicuta *Roth*, Wuthschierling, Parzenkraut, Scherte, hat eine dicke, gegliederte, weiße, mit vielen, langen, dicken, weißen Fasern besetzte, inwendig hohle, mit Querscheidewänden versehene Wurzel, einen aufrechten 2—5 Fuß hohen, dicken, runden, hohlen, kahlen, leicht gestreiften, grünlichen oder gelblichen Stengel, sehr große, kahle, dreifach-gegliederte, dunkelgrüne, wenig glänzende Blätter mit langen, lanzettförmigen, scharf gesägten, am Blattstiel herablaufenden Blättchen, wovon das oberste tief dreilappig ist, am Rande häutige Blattscheiden und fast halbkugelige Döldchen mit fehlender oder wenigblätteriger gemeinschaftlicher, aber vielblätteriger besonderer Hülle, Blüthen mit fünfzähnigem, kaum bemerkbarem Kelch und weißen, rundlichen, eingebogenen Blumenblättern, welche kürzer als die haarförmigen, weißen Staubfäden sind, eine ei- oder halbrunde, rippige, von den zurückgebogenen Griffeln gekrönte, bräunlichgelbe Frucht mit braunen Oelröhren, welche im August und September reift. Die C. wächst an Flußufern, in Sümpfen, Gräben u. Teichen durch Europa und Nordafrika, in manchen Gegenden häufiger, als in andern, in Deutschland besonders bei Hamburg, im Holsteinischen, an der Donau &c., findet sich in den Brüchen und Mooren auf höheren Gebirgen oft kaum über einen Fuß hoch, schlank, dünn, mit kleineren Blättern, deren Abschnitte schmäler, linealisch, oft nur linienbreit sind, und mit wenigstrahligen Dolden. Diese Form kommt im System unter dem Namen C. angustifolia *Kit.* u. C. tenuifolia *Froel.* vor, ist aber keineswegs eine besondere Art. Der Wasserschierling ist eine der gefährlichsten Giftpflanzen Deutschlands; doch sollen ihn die Ziegen ohne Schaden fressen. Der Geruch der ganzen Pflanze ist stark, betäubend, fast dem des Dills ähnlich; der Geschmack wie bei der Petersilie, aber später brennend. Die Wurzel, die viele Aehnlichkeit mit der Selleriewurzel hat, ist der giftigste Theil der Pflanze; beim Zerschneiden fließt ein milchweißer Saft aus, der an der Luft gelb wird und endlich in eine röthliche Farbe übergeht und zugleich einen unangenehmen, widerlichen Geruch von sich gibt. Der Genuß der frischen Wurzel verursacht Angst, Betäubung, Entzündung des Magens, Brand, Wuth u. endlich einen schrecklichen Tod. Die Leichen schwellen auf u. erhalten blaue Flecken, Magen und Eingeweide sind entzündet. Es scheint überhaupt fast dieselbe Wirkung wie nach Arsenik zu entstehen. Fast alle Vergiftungen, die gewöhnlich durch Verwechselung der Schierlingswurzel mit eßbaren Wurzeln entstehen, haben einen tödtlichen Ausgang. Auch bei den Thieren ist die Wirkung tödtlich. Das Kraut, Herba Cicutae virosae s. aquaticae s. Conii aquatici, wird hier und da wie das des gefleckten Schierlings, Conium maculatum *L.* (s. Conium), in den Officinen angewendet. Auch gehört es unter die Arzneimittel der Homöopathen. C. maculata *L.*, Cicutaria maculata *Lam.*, ist ein in den Sümpfen Nordamerika's einheimisches, krautartiges Gewächs, das daselbst ganz so wie in Europa der gefleckte Schierling gebraucht wird. In den europäischen Officinen versteht man aber unter Herba Cicutae maculatae jederzeit das Kraut des gefleckten Schierlings und nie das von dieser Pflanze.

Cidaris (Citharis), der königliche Hauptschmuck, der Hut oder Turban der persischen Könige; auch der Hauptschmuck des Hohenpriesters bei den Juden.

Cid Campeador, Don Rodrigo (in vertrauter Sprache Ruy) Diaz, aus dem angesehenen Stamme der ersten Volksrichter und Grafen des alten Kastiliens, geboren zu Vivar, Spaniens in Sagen und Liedern gefeiertster Nationalheld, ausgezeichnet durch alle ritterlichen Tugenden. Die Geschichte seines Lebens ist vielfach mit mythischem Schmuck umgeben; was die Probe der historischen Kritik bestanden, ist der Inhalt einer in einem Kloster zu Leon gefundenen lateinischen Chronik: „Gesta

Roderici Campidocti". Jahr und Ort der Geburt des C. sind unbekannt; als ersteres nimmt man gewöhnlich 1026 an. Sein Vater, Don Diego Lainez, war ein tapferer Mann, der den Ort Vivar, nach welchem er sich dann nannte, mit andern Städten in dem navarrischen Kriege eroberte. Seine Mutter, Donna Teresa, war die Tochter des reichen Grafen Diego Rodriguez, Statthalters von Asturien. Die Jugend des C. wird mit vielen märchenhaften Abenteuern ausgeschmückt; erweislich ist nur, daß er sich in den letzten Regierungsjahren Ferdinands I. von Kastilien durch Waffenthaten gegen die Aragonesen und Mauren hervorthat. Sodann zeichnete er sich in den Kämpfen des Königs Sancho als Kronvasall so aus, daß ihn derselbe zu Kastiliens Bannerführer erhob und ihm wahrscheinlich schon damals den Beinamen „Campeador" (Campiator, d. i. Feldhauptmann) gab. Unter Anderem soll er von fünfzehn auf ihn einstürmenden Feinden drei erschlagen und zwölf in die Flucht getrieben haben. Als nach Sancho's Ermordung 1072 Alfons den Thron bestieg, hatte der C. von den kastilischen Großen allein den Muth, von ihm die eidliche Reinigung vom Verdacht der Theilnahme an jenem Morde zu fordern. Wiewohl um deßwillen C. innerlich abgeneigt, suchte sich der König doch der Treue des schon gefeierten Helden zu versichern. Er gab ihm die Hand seiner Nichte, Donna Ximena, einer durch Schönheit und Tugend ausgezeichneten Frau, und vertraute seiner Einsicht die Schlichtung mehrer wichtigen Streitfragen an. Als ihm dieses bei den arabischen Fürsten El Motamed von Sevilla und Abdallah von Granada nicht gelang, schlug er letzteren bei Monturque, wo noch heute der Stein des C. die Heldenthat bezeugt. Die Gefangenen ließ der edle Held am dritten Tage frei, was seine Neider benutzten, ihn beim König zu verleumden. Als der C. im nächsten Jahr (1077), kaum von einer Krankheit genesen, Mauren, welche in des Königs Abwesenheit die Burg Gormaz berannten, schlug und ihrer 7000 gefangen nahm, wurde der König argwöhnisch gegen seines Vasallen Kriegsglück und verbannte ihn auf einige Zeit aus Kastilien. Mit 3000 Mann ging hierauf der C. nach Saragossa u. wurde von Abir el Muktadir freundlich empfangen, wofür sein Schwert bald darauf dessen Sohne das Reich rettete. Hier erhielt er auch von den Moslims wegen seiner unabhängigen Stellung und seiner Großthaten die Beinamen Cid (vom arabischen Eid, d. i. Herr) und Eltaghijet (d. i. Tyrann). Erst nach der verlornen Schlacht von Zalaca am 23. Oktober 1087 rief König Alfons den Helden nach Kastilien zurück, schenkte ihm viele Burgen und was immer er erobern würde. Kurz nachher leistete ihm der C. im Kriege gegen Moltaman treffliche Dienste. Nichtsdestoweniger fiel er, da er die ihm von Alfons befohlene Entsetzung der Burg Halahet nicht sofort bewerkstelligen konnte, und der König die Schuld, daß ihm ein ruhmvoller Sieg entgangen, auf ihn schob, in Ungnade und wurde seiner Güter verlustig erklärt, Donna Ximena aber und ihre Töchter wurden gefangen genommen. Sein Anerbieten, seine Schuldlosigkeit im Zweikampfe zu erhärten, blieb unbeantwortet. Donna Ximena wurde später freigelassen und begab sich mit ihrer Familie nach St. Peter von Cardena. Der C. blieb ungebeugt vom Unglück, und sein Ruhm wurde strahlender als je. Er befestigte Ondara und zwang Valencia zum Frieden. Vergebens suchte El Fagib von Denia, den er einst besiegt, Navarra, Aragonien, Saragossa, Urgel und Barcelona zur Vernichtung des einzigen Ritters zu waffnen; wie einen Löwen umstanden sie den Gefürchteten, der endlich zu Burriana die Küste verließ und in die schönen Berge bei Morella zog. Berenguel Ramon, Graf zu Barcelona, traf ihn in einer unüberwindlichen Stellung auf einem Berge, der noch heute des C. Namen trägt, wurde geschlagen und mit seinen Alliirten und 5000 Mann gefangen, vom C. aber wieder großmüthig in Freiheit gesetzt und in der Folge dessen Freund. Der Campeador, seinem Plane treu, das Reich Valencia der Nation zu gewinnen, lag vor der Stadt Liria, als er von dem bedrängten Alfons nochmals gegen den Maurenfürsten Joseph den Morabeten zu Hülfe gerufen wurde. Sofort leistete er Folge, verließ aber, vom König aufs Neue beleidigt, denselben wieder, floh, von all den Seinen verlassen, abermals zu den Ungläubigen und gelangte durch Noth und Trübsal bis nach St. Peter von Cardena zu Ximena und seinen Töchtern. Mit 300 Lanzen aus Kastilien überschritt er darauf den Duero, plünderte Castejon, nahm die Veste Alcoçer und schlug drei maurische Fürsten in offener Feldschlacht; dem König Alfons sandte er dreißig reich geschirrte Streitrosse, der nun Keinem mehr wehrte, mit dem C. in den Kampf zu ziehen. Der Plan seiner Feinde, ihn durch List gefangen zu nehmen, scheiterte; dagegen überwand er sie alle durch Tapferkeit oder Großmuth. Im Frühling 1093 zog er mit etwa vierthalbtausend Lanzen gegen den Fürsten von Valencia, der die Morabeten aufgenommen und ihnen die in seinem Lande wohnenden Christen preisgegeben hatte, stürmte die Stadt und erzwang die Entlassung jener. Hierauf verproviantirte er Cebella und Pennacastel und eroberte das Land Albaracin. Nachdem aber der 85jährige Greis Joseph dem C. den Krieg erklärt hatte, sammelten sich die Schaaren der Morabeten, und auch die Valencianer brachen ihr Wort. Die Belagerung begann daher von Neuem; Valencia wurde zum zweiten Male mit Sturm eingenommen, u. unermeßliche Schätze wurden erbeutet. Dem König sandte der C. abermals hundert Rosse. Hierauf zog Mohammed, der Schwestersohn Josephs, heran und lagerte mit einem ungeheuren Heere vor Valencia; ringsum wurde das herrliche Land zur Wüste. Da brach der C. plötzlich mit seinen Rittern in die Schaaren der Ungläubigen u. trieb sie in schleunigste Flucht. Ueber die Stadt setzte er den Bischof Hieronymus. Don Pedro, Don Sancho's Nachfolger auf dem Thron von Aragonien und Navarra, bewarb sich um die Freundschaft des C. und bediente sich seines Armes in einem Feldzug in die Gegend von Xativa, wo auf einem langen Bergrücken Mohammed lagerte. Der C. schlug ihn vollständig und erbeutete das reiche Lager, so daß er dem König Alfons abermals zweihundert Streitrosse senden konnte. Erst jetzt überzeugte sich endlich der König von des C. Treue, besuchte denselben auf der Grenze zu Requenna und blieb von nun an sein Freund. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hielten um des C. Töchter an und erhielten auch auf des Königs Fürsprache deren Hand sammt reicher Mitgift. Da sie aber letztere allein im Auge gehabt hatten, verließen sie ihre Frauen nach mancherlei Mißhandlungen in einer wüsten Gegend. Der König erkannte

gegen sie auf Rückgabe der Schätze und Zweikampf mit vom C. zu ernennenden Männern. Sie unterlagen in diesem, doch schenkte ihnen des C. Großmuth das Leben. Die letzte Waffenthat desselben war die Eroberung Sagunts 1095, welches den Stürmen des Campeadors zwar kräftigen Widerstand leistete, sich aber endlich, nachdem jener der Stadt, die auf Ankunft von Hülfstruppen harrte, mehrfach Waffenstillstand gewährt hatte, doch ergeben mußte. Großmüthig gewährte er allen Einwohnern freien Abzug. Im Jahre 1099 † der C., „der zu guter Stunde geborene, zu guter Stunde umgürtete Ritter", wie ihn die Romanze nennt, zu Valencia am 10. Juli. In seinen letzten Lebensjahren hatte er die Moschee bei dem Palaste in Valencia in eine prächtige Kirche verwandelt. Nach seinem Tode hielt Donna Ximena die Herrschaft zusammen, denn sein Sohn Diego Royz war vor ihm in der Schlacht gefallen. Als aber die Morabeten die Stadt von Neuem bedrängten, zogen Donna Ximena mit ihren Töchtern, der Bischof Hieronymus, alle Ritter und Knechte des C., er selbst, als Leiche, in der gewohnten Rüstung, und auf seinem treuen Rosse Babieca, in der Mitte, mit allem Reichthum aus der Stadt und kamen nach Kastilien. Zu St. Peter von Cardena wurde der Held beigesetzt, der Ruhm seiner Thaten aber lebte fort durch Jahrhunderte. Schon Philipp II. wollte den C. wegen der durch seinen Leichnam bewirkten Wunder heilig sprechen lassen, und neuerdings wurden auf Anregung der Cortesdeputirten aus Burgos seine angeblichen Gebeine im Triumph nach Burgos gebracht und in der Kathedrale beigesetzt. Donna Ximena theilte bald die Grabstätte ihres Gatten. Die ältere ihrer Töchter, Maria, heirathete jener Graf Berenguel, und von ihrer Tochter Ximena stammten die alten Grafen von Foix bis auf Gaston Phöbus, der 1390 starb. Christina ward die Gattin Ramiro's, Infanten von Navarra, und so kam des C. Blut in das Königshaus von Kastilien. Unter Bänmen vor dem Kloster St. Peter liegt auch Babieca, das treue Roß, das der C. bei allen Waffenthaten geritten haben soll. Sein Banner, Schild und Becher befinden sich im Kloster zu Cardena, sein Schwert Tizona im Archiv der Marquese von Falce, ein anderes, Colada, in der königlichen Rüstkammer zu Madrid. Schon sehr frühe wurde der C., als der wahre Repräsentant des spanischen Nationalcharakters, in Volksliedern (cantares) besungen. Das älteste Denkmal der kastilischen Poesie, das sogenannte „Poema del Cid", stammt wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts und ist offenbar aus Volksliedern hervorgegangen. Es trägt die Aufschrift: „Per Abbat le escribió en el mes de Maio en era de mill è CCXLV annos", nach unserer Zeitrechnung 1207; ob sich escribió auf die Abfassung oder nur auf eine Abschrift bezieht, läßt sich nicht entscheiden. Es wurde lange zu Vivar im Hause des C. aufbewahrt und auf Befehl Ferdinands, Bruders Karls V., 1552 herausgegeben. Auch das „Poema" wurde 1779 von Sanchez einer Sammlung der ältesten kastilianischen Gedichte beigegeben; wieder abgedruckt erschien es in Schuberts „Biblioteca Castellana, Portugues y Provenzal" (Altenburg 1804). Die Anfangsblätter des Gedichts in der einzigen bis jetzt entdeckten Handschrift fehlen, auch hin und wieder einzelne Verse. Es schildert den C. nicht nur in seinem Kriegs- und Feldleben und seiner politisch-socialen Stellung, sondern auch als Gatten, Vater und Freund. Was schon so früh der Kunstdichter aus dem Munde des Volks gesammelt, geordnet und in ein Ganzes gebracht, hat sich in einzelne Gemälde zerstückt und bis auf den heutigen Tag in sich immer verjüngenden Formen in Volksliedern, den berühmten Cidromanzen, erhalten, deren älteste auf uns gekommene Gestalt zwar kaum über das 16. Jahrhundert zurückreicht, deren Grundsagen und Urformen aber älter als das „Poema" sein müssen. Jedenfalls sind die meisten Sagen aus dem Jugendleben des C. schon im 13. Jahrhundert im Munde des Volks gewesen, da Chroniken jener Zeit sie nacherzählen. Die Sage erzählt noch von der außerordentlichen Körper- und Seelenstärke, die der C. schon als Knabe bewiesen, sodann namentlich von den letzten Lebensjahren des C., von einer Gesandtschaft des persischen Sultans an ihn, seinem Testament, Tod und Begräbniß und den Wunderthaten seines Leichnams; letztere rühren wahrscheinlich von den Mönchen des Klosters zu Cardena her. Die genannten Romanzen vom C. und seinen Thaten erschienen zuerst gedruckt in den allgemeinen Romanzensammlungen, z. B. im „Cancionero de romances" (1550), im Romancero de Sepulveda" (1566), im „Romancero general" (1604) ꝛc.; dann in besonderen Sammlungen, wie in der von Escobar (Alcala 1612, neueste Auflagen von Reguero, Madrid 1818 u. Frankfurt 1828), und in der von Metge (Barcelona 1626); am vollständigsten kritisch geordnet in Durans „Romancero de romances caballerescos é historicos" (Madrid 1832) u. in besonderem Abdruck „Romancero del Cid" herausgegeben von Keller, Stuttgart 1840, 2 Bde.). Die beste deutsche Bearbeitung, zugleich die erste nennenswerthe, gab Herder in seinem „Cid" (Tübingen 1806; illustrirte Ausgabe, Stuttgart 1838). Die neuesten deutschen Uebersetzungen, nach Durans und Kellers Sammlungen, sind die von Duttenhofer (Leipzig 1841), Regis (Stuttgart 1842) und Wolff (Jena 1850). Französische Bearbeitungen erschienen von Creuzé de Lessert (2 Aufl., Paris 1821), von Renard (Burgos 1830, 2 Bde.) und mit gegenüber stehendem Texte von Renal (Paris 1843, 2 Bde.); italienisch von Pietro Monti (Mailand 1838). Nach den Romanzen dichtete Diego Ximenes de Ayllon eine schulgerechte Epopöe in 32 Gesängen und in Oktaven (Antwerpen 1568, Alcala 1579); Guillen de Castro und Corneille bearbeiteten die Liebesgeschichte des C. und Ximena's dramatisch. Schon die ältesten, ausführlicheren historischen Nachrichten über den C. sind nicht frei von dem Einflusse dieser Volkssagen. Ganz gleichzeitige Chroniken fehlen uns, und auch noch die des 12. Jahrhunderts erwähnen ihn gar nicht oder mit ein paar Worten. Erst seit dem 13. Jahrhundert finden sich umständlichere Berichte bei christlichen u. mohammedanischen Geschichtschreibern. So besitzen wir eine wahrscheinlich aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammende „Genealogia del Cid Ruy Diaz" und die von Risco im Kloster San Isidoro zu Leon entdeckte und im Anhang seines Werks „La Castilla y el mas famoso Castellano" (Madrid 1792) abgedruckte lateinische Specialchronik: „Gesta Roderici Campidocti", welche zum Theil Sagenhaftes enthält. Noch mehr entstellt sind die den C. betreffenden Theile der auf Befehl Alfons' des Weisen verfaßten „Cronica general" und die von den

Mönchen von Cardena herausgegebene „Cronica particular del Cid“ (Burgos 1512 u. ö., am besten von Huber, Marburg 1844). Früher noch erschien ein Auszug aus dem den C. betreffenden Theile der „Cronica general“ unter dem Titel „Cronica del Cid Ruy Diaz“ (Sevilla 1498 u. ö.) und wurde zum Volksbuch. Von den neueren Historikern lieferten Monographien von des C. Leben und Thaten: der Portugiese Jos. Pereyra Bayam (Lissabon 1734 und 1751), die Spanier Risco und Quintana, der Engländer Southey (London 1808) und Johannes Müller im 8. Bande seiner Werke, die aber alle von der trefflichen „Kritischen Geschichte des Cid“ von Huber (Bremen 1829) übertroffen werden.

Cider, ein durch Gährung des Aepfel-, Birn-, Pflaumen- ꝛc. Saftes gewonnenes Getränk, das besonders in England, Frankreich, Mittel- und Westdeutschland und der Schweiz, dann in Nordamerika von besonderer Güte gewonnen wird (s. Obstwein).

Cidlina (Czidlina), Fluß im östlichen Böhmen, entspringt auf einer Heide bei Gitschin und mündet bei Podiebrad nach einem Lauf von 11 Meilen in die Elbe. Nebenfluß ist die Bistritz.

Ciechanow (Ziechanow), russisch-polnische Stadt im Gouvernement Plock, an der Lidinia, in einer fruchtbaren Gegend, hat ein Schloß, 3 katholische Kirchen, ein vormaliges Augustinerkloster, eine Synagoge und 3575 Einwohner (meist aus Polen und Juden bestehend), welche starke Branntweinbrennerei und Brauerei, Tuch-, Vieh-, Korn- und Holzhandel betreiben. C. war ehedem die Hauptstadt des gleichnamigen Landes u. Distrikts, der Sitz eines Kastellans u. eines Starosten, sowie eines Landgerichts.

Ciechanowiek (Ziechanowiza), russisch-polnische Stadt im Gouvernement Augustowo, nahe der preußischen Grenze, am Sturzec gelegen, ist gut gebaut, hat ein schönes Schloß des Fürsten Radziwil, dessen Eigenthum sie ist, 2 katholische Kirchen, ein Kloster der barmherzigen Schwestern, ein Hospital, lebhaften Handel mit Korn und Branntwein und etwa 4000 Einwohner. Von den hiesigen Juden wird auch ein wohl organisirter Schmuggelhandel über die preußische Grenze getrieben, den die russischen Kosakenpiquets vergeblich zu inhibiren versuchen.

Cieco da Ferrara, eigentlich Francesco Bello, italienischer Dichter aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, lebte in Blindheit und Armuth theils in Mantua, theils in Ferrara. Sein großes Heldengedicht „il Mambriano“, das in 45 Gesängen die Abenteuer eines morgenländischen Fürsten besingt, diente in manchen Partien Tasso zum Muster; es erschien, von seinem Verwandten E. Conosciuti herausgegeben, unter dem Titel „Libro d'arme e d'amore nomato Mambriano“ (Ferrara 1509, Mailand 1517, Venedig 1523 u. ö.). Ferner hinterließ er: Torneamento fatto in Bologna l'anno 1470 per ordine di Giovanni II Bentivoglio“ (Bologna 1471). Seine im Geiste des Burchiello geschriebenen Sonette sind voll Witz und Laune.

Ciel (franz.), Himmel, im Kriegswesen die Decke oder der First der Minengänge.

Cienfuegos, Nicasio Alvarez de, einer der bedeutenderen unter den neueren spanischen Dichtern, war geboren am 14. December 1764 zu Madrid. Er schloß sich der gerade damals durch Cadalso und Melendez zu Salamanca gegründeten neueren spanischen Dichterschule an, lebte sodann einige Zeit zu Madrid, ausschließlich mit seinen Studien beschäftigt, und begründete 1798 seinen literarischen Ruf durch die Herausgabe seiner Gedichte. Die Regierung vertraute ihm darauf die Redaktion der Zeitschriften „La gaceta“ und „El Mercurio“ an und stellte ihn nach wenigen Jahren im Departement der auswärtigen Angelegenheiten an. Wegen seiner Theilnahme am Volksaufstand vom 2. Mai 1808 gegen die französische Besatzung in Madrid während des Unabhängigkeitskrieges zum Tode verurtheilt, aber zur Deportation nach Frankreich begnadigt, † er kurz nach seiner Ankunft in Orthez im Juli 1809. Er schrieb die Tragödien „Pitaco“, welche ihm den Eintritt in die königlich spanische Akademie verschaffte, und „Idomeneo“ u. die Komödie „Die großmüthigen Schwestern“ (deutsch in Melfords „Spanischen Bühnenstücken“, Bd. 2, 1839). Die vollständigste Ausgabe seiner „Obras poeticas“ erschien Madrid 1816, 2 Bde.; eine Auswahl findet man in F. J. Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas“ (Paris 1837). So männlich und unbeugsam C. im Leben war, so voll sind doch seine Gedichte von weichlichen Klagen und weibischer Melancholie. Seine Tragödien, obgleich energischer, tragen das Gepräge des damals herrschenden Pseudoklassicismus.

Cieza, Stadt in der spanischen Provinz Murcia, links am Segura im reizenden Val de Ricote, mit 8580 Einwohnern und römischen Ruinen.

Cigala, Lanfranc, Troubadour des 13. Jahrhunderts, in Genua geboren, stammte aus einer edlen Familie und bekleidete die Stelle eines Richters. Anfangs feierte C.'s Muse in vielen Liedern eine provençalische Dame Berlanda, nach deren Tode nahm die Religion die Stelle der Liebe in seinem Herzen ein. Besonders eifrig forderte er zu dem Kreuzzuge auf, den der heilige Ludwig damals unternehmen wollte. Als eifriger Ghibelline war er des Papstes Feind und wurde, vielleicht in Folge eines Parteihandels, 1278 auf einer Reise bei Monaco ermordet. Wir haben gegen dreißig Gedichte von ihm, von denen aber nur fünf u. einige Bruchstücke bei Raynouard (Choix etc., V, 244) gedruckt sind, außerdem Liebeslieder, ein Klaglied (planch), Tengonen, Sendschreiben (breus), eine Erzählung und eine Canzone, in der er sich lebhaft gegen die sogenannte „dunkle Rede“ ausspricht. Kraft der Gedanken, Gewandtheit des Ausdrucks, Zierlichkeit u. Mannichfaltigkeit des Versbaues sind ihm vorzugsweise eigen. Einige seiner Kreuzlieder athmen eine glühende Begeisterung für das Heilige. Eine dürftige Biographie ist mehre Male im Original und in französischer Uebersetzung (Millot, Hist. des Troub. II, 153) abgedruckt.

Cigarren (vom spanischen cigarro), dünne Röllchen Tabak, aus Tabaksblättern verfertigt, welche von den stärkeren Rippen befreit, zusammengerollt u. durch ein unten zugedrehtes Deckblatt verbunden werden. Die Fabrikation der C. geschieht auf folgende Weise. Der dazu bestimmte rohe Blättertabak wird mit Wasser angefeuchtet, indem die einzelnen Blätter je nach Erforderniß entweder durch das Wasser hindurchgezogen, oder bloß damit benetzt werden. Sind die Blätter in Folge davon mild u. weich geworden, wozu in der Regel 24 Stunden er-

forderlich sind, so werden die Hauptrippen herausgezogen, die entrippten Blätter glatt über einander gelegt (gestapelt) und gepreßt. Die so zugerichteten Blätter geben die äußere Umhüllung der Cigarre, das sogenannte Deckblatt, ab. Unter dieser liegt zunächst das sogenannte Umblatt, welches nicht entrippt, sondern in Stücke von der Länge der Cigarre quer durchgerissen wird. Die weder zu Deck-, noch zu Umblättern geeigneten Blätter werden zur Einlage verwendet und bilden also den Hauptbestandtheil der Cigarre. Deck- und Umblätter werden im feuchten Zustande verarbeitet, die zur Einlage bestimmten Blätter aber sorgfältig getrocknet. Saucen und Beizen finden bei der Cigarrenfabrikation keine Anwendung. Doch erfordern manche Tabakssorten noch eine besondere Behandlung, wie z. B. der schwere und fette Tabak von Kentucky erst 24 Stunden in Wasser eingeweicht, dann ausgepreßt und getrocknet werden muß. Durch dieses sogenannte „Auslaugen" oder „Waschen" werden dem Tabak die narkotischen Bestandtheile entzogen. Andere in Klumpen zusammengepreßte Tabake, wie der schwere brasilianische, müssen erst durch Dämpfe aufgelockert werden, ehe sie sich zu C. verarbeiten lassen. Die gehörig zugerichteten, zur Einlage bestimmten Blätter werden der Länge nach in die Hand genommen und zusammengewickelt (daher Wickel genannt) in das Umblatt gehüllt und darauf das einen langen schmalen Streifen bildende Deckblatt spiralförmig herumgewunden, wobei das eine Ende mit den Fingern zu einer Spitze zusammengedreht und diese mit einem aus Stärkmehl und Cichorien bestehenden Klebstoff oder auch mit etwas Speichel haltbar gemacht wird. Wendet man, wie es in Hamburg häufig geschieht, kein Umblatt an, so ist eine größere Menge Deckblatt erforderlich. Das Entrippen und Aufstapeln der Blätter wird von besonderen Arbeitern, gewöhnlich Kindern, besorgt. Die übrige Arbeit, das Einwickeln der Einlage in das Umblatt und das Umwinden desselben mit dem Deckblatt, wird entweder von einem und demselben Arbeiter, oder von verschiedenen besorgt. Die fertigen C. werden zum Trocknen auf Rahmen gelegt, welche mit Leinwand oder Bindfaden überspannt sind (Horden); man läßt sie hier aber nicht länger als einen oder höchstens zwei Tage liegen, weil sonst das äußere Ansehen und das Aroma der feineren Sorten darunter leiden würde. Darauf folgt das Sortiren nach der Farbe, wobei man mit größter Sorgfalt zu Werk gehen muß, weil manche Sorte C. in 50—100 Farbennüancen zerfällt und die Verschiedenheit der Farbe auf die Qualität der C. von wesentlichem Einflusse ist. Die besten sind die von mittlerer Färbung; sowohl die sehr hellen und sehr dunkeln, als auch die fahl grünlich aussehenden stehen an Geschmack und Geruch denen von lebhafter brauner Farbe nach. In neuerer Zeit ward die Cigarrenfabrikation mit Hülfe von Maschinen von mehren Seiten empfohlen. Unter den zahlreichen Konstruktionen erwähnen wir nur die de barry'sche Cigarrenmaschine und die neueste von Reiniger in Stuttgart (s. Deutsche illustrirte Gewerbezeitung, 1862, Nr. 32). Eine Einlegetheilmaschine legt die Portionen Tabak für die einzelnen C. ab, u. eine besondere Wickelmaschine macht die Cigarre fertig. Die Leistungsfähigkeit dieser Maschine ist außerordentlich groß. Die Verpackung der C. in Kistchen von Cedernholz ist der in Kistchen von anderem, gewöhnlichem Holze deshalb vorzuziehen, weil das angenehm riechende Cedernholz auf Geruch und Geschmack der C. vortheilhaft einwirken soll. Bevor die C. geraucht werden, müssen sie erst ein gewisses Alter, mindestens von einem Halbjahre, erreicht haben, „abgelagert" sein. Man bewahrt sie zu diesem Zwecke an einem warmen, aber luftigen und trockenen Orte, jedoch nicht zu nahe am geheizten Ofen auf. Durch zu heißes Liegen leidet nicht nur das Deckblatt, sondern auch der innere Gehalt der C. leicht Schaden. Zu fest gewickelte C. brennen nicht gut, da sie zu wenig Luft durchlassen; zu locker gewickelte brennen leicht schief und lassen den Rauch zu warm in den Mund gelangen. Hinsichtlich der Form u. Größe unterscheidet man außer dem gewöhnlichen Format besonders folgende Sorten: Regalia, die größte und stärkste Sorte; Trabucos, kurze, sehr dicke C.; Napoleon, lange und dünne; Londres, kleines Format; Sultancigarren, anstatt der Spitze mit einem Loch versehen; schweizer C., ganz ohne Köpfe; Manila, nicht mit spiralförmig gerolltem, sondern der Länge nach umwickeltem und verklebtem Deckblatt; ostindische C., an den Köpfen mit Seide umwunden; Damencigarren, ganz kleine, niedliche C. Außerdem gibt es noch türkische und russische C., die wie die spanischen Cigarritos aus einer mit Tabak gefüllten Papierhülse bestehen.

Obenan stehen unter allen Sorten C. hinsichtlich der Feinheit des Geruchs u. Geschmacks die aus der Havaña. Aechte, d. h. in der Havaña selbst verfertigte, importirte Havañacigarren steigen im Preis bis 200 Thaler und mehr pro mille, während in Deutschland aus Havañablättern gefertigte Havañacigarren schon zu 20 Thalern pro mille zu haben sind. Der feinste Havañatabak wird auf einem verhältnißmäßig kleinen Distrikte, in der Vuelta de abajo, 20 Stunden westlich von Havaña, gebaut. Die dortigen Pflanzungen beschäftigen 60—70,000 Menschen u. sind meist im Besitz kleiner Landwirthe, welche in der Havaña ihre festen Abnehmer haben. Die Vuelta de abajo erzeugte 1836 90,000 Ballen zu 120—140 Pfund; 1837 60,000; 1838 75,000; 1839 100,000; 1840 120,000; 1841 130,000; 1842 50,000; 1843 130,000 Ballen. Davon pflegen in guten Jahren 1 Procent der ersten Blätterqualität, libra oder calidad, anzugehören. Der Export betrug in jenen Jahren 200 Millionen C., wovon auf die Vuelta de abajo 160 Millionen C. kamen. Die Bezeichnungen colorado, colorado claro, amarillo (engl. brown, light brown und yellow) mit ihren weiteren Abstufungen beziehen sich nicht auf verschiedene Tabakssorten, sondern nur auf die Farbennüancen. In der Havaña wird nämlich beim Sortiren anders verfahren, als oben angegeben ward, in sofern man dort die C. frisch einpackt und erst, nachdem sie abgelagert sind, sortirt. Nur auf diese Weise läßt sich ein reineres Sortiment erzielen, da die C. durch das Alter ihre Farbe ändern. Was die Namen betrifft, unter denen die Havañacigarren im Handel vorkommen, so versteht man unter communes u. regulares die gewöhnlichen, während die Namen regalias, medias regalias, panatelas, trabucos ꝛc. gewisse hergebrachte Formen der Verfertigung, Namen aber, wie Norma, Victoria, dos Hermanas, dos Amigos, Silva, La Fama, Upmann ꝛc., die ver-

schiedenen Firmen der Fabriken bezeichnen. Auch die feinsten Havañablätter liefern in Deutschland bedeutend geringere C., als wenn sie in der Havaña gleich frisch zu C. verarbeitet werden; denn der zur Versendung auch noch so vorsichtig zusammengepackte Tabak unterliegt auf der Reise einer Fermentation, die einen bedeutenden Theil des aromatischen Geruchs wegnimmt, und dieser wird auch noch dadurch vermindert, daß die Blätter bei der Cigarrenfabrikation wieder angefeuchtet werden müssen, um glatt gearbeitet werden zu können. Auf die Havañacigarren folgen im Range die Cubacigarren, die aber häufig den Mangel haben, daß sie statt weißer Asche Kohle ansetzen. Als Einlage eignen sich für die feineren Cigarrensorten außer Havana- u. Cubatabak eigentlich nur Brasil und Portorico; für ordinärere Sorten werden dazu pfälzer, uckermärker u. thüringer Tabake verwendet. Eine beliebte Sorte ist gegenwärtig Ambalema mit Havaña-, Cuba- oder Brasileinlage, mild u. lieblich von Geschmack. Andere empfehlenswerthe Sorten sind: Domingo, Columbia, Java, Manila. Gerstäcker rühmt die Esmeralda als trefflichste Sorte. Von den nordamerikanischen Tabaken gibt nur der Seedleaf mit seiner Einlage gute C., da die übrigen, als Maryland, Florida, Kentucky zc., von zu geringer Qualität sind. Die unterste Stufe nehmen die C. von den deutschen Tabaken ein; doch wurden trotzdem bis auf die neueste Zeit große Quantitäten derselben, freilich nur des billigen Preises wegen, nach Amerika ausgeführt. Manche Fabriken versenden als etwas ganz Vorzügliches C. mit der Bezeichnung spotted (gefleckt). Nach neueren Angaben sollen indeß diese gelben Flecken nichts, als in der Sonnenhitze schnell getrocknete Thautropfen und auf die Güte des Tabaks durchaus ohne Einfluß sein. Um solche Flecken künstlich zu erzeugen, bespritzen manche Fabrikanten ihre Waare mit Salpetersäure, doch kann man die dadurch hervorgebrachten mürben Flecken sehr leicht von ächten unterscheiden. Um frische C. schnell in abgelagerte zu verwandeln, bringe man in einen luftdicht schließenden Kasten oder Schrank eine Schicht Chlorcalcium oder frisch gebrannten Kalk und lege auf ein Drahtgitter über demselben die C. Die genannten Substanzen absorbiren mit großer Kraft alle Feuchtigkeit, und die C. trocknen in kürzester Frist aus. Ist das Chlorcalcium zerflossen, so muß man es durch frisches ersetzen; auch der Kalk verliert nach längerer Zeit seine Wirksamkeit.

Die Cigarrenfabrikation stammt aus Spanien. In Deutschland wurden Gebrauch und Fabrikation der C. erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt, und zwar war Hamburg die erste Stadt, welche diesen Industriezweig betrieb. Dann fand derselbe in Bremen Eingang. Im inneren Deutschland war zuerst Leipzig, welches nicht nur in der Stadt, sondern auch in der Umgegend viele Hände beschäftigte, Hauptplatz für die Cigarrenfabrikation. In neuerer Zeit hat es an Berlin und Magdeburg Konkurrenten gefunden. Außerdem sind bedeutende Fabriken in Hannover, Braunschweig, Osnabrück, Minden, Hanau, Mannheim, Heidelberg zc. In letzteren Orten werden indeß meist einheimische Tabake verarbeitet.

Cignani, Carlo, ausgezeichneter italienischer Maler aus der bolognesischen Schule, der Letzte der Carraccisten, ward 1628 zu Bologna geboren, lernte zuerst bei Francesco Albani und studirte dann die Werke Tizians, Guido Reni's, der Carracci und Correggio's. In Bologna malte er im farnesischen Palast zwei große historische Gemälde in Fresko, den König Franz I. vorstellend, wie er auf der Durchreise durch Bologna die Kranken berührt, und den Einzug von Papst Paul III., ferner für die Kirche St. Michele in Bosco vier Gemälde in Fresko in Medaillon, die von acht Kindern über Lebensgröße gehalten werden, im Auftrag des Herzogs Ranuccio von Parma die berühmte Empfängniß der Maria für die Kirche dieses Namens und als sein Hauptwerk, woran er zwanzig Jahre arbeitete, die Kuppel der Kirche der Madonna del Fuoco zu Forli, die Himmelfahrt der Maria darstellend. Seine letzte Arbeit war die Geburt Jupiters, die er in seinem 80. Jahre für den Kurfürsten von der Pfalz ausführte. C. † 1719 zu Bologna. Selten hat wohl ein Künstler reichere Anerkennung genossen und auch verdient, als C. Papst Klemens XI. ernannte ihn zum Direktor der Malerakademie zu Bologna, der Herzog Ranuccio von Parma zum Ritter. Er ist als der letzte große Maler der bologneser Schule zu betrachten. Sein Styl ist originell, die Auffassung geistreich; in Behandlung heroischer Gegenstände übertraf er selbst den Albani in Erfindung und Ausdruck; seine Zeichnung ist richtig, sein Kolorit kräftig, seine weiblichen und Kinderfiguren sind voll Geschmack und Grazie. Am liebsten wählte er anmuthige Gegenstände. Sein Sohn, Felice oder Ercole C., erreichte den Vater nicht und † 1724 oder 1730. Seine besten Arbeiten sind in St. Antonio alla Carità zu Bologna und in S. Felippo Neri in Forli. Sein Enkel, Paolo, malte nur wenige, aber werthvolle Bilder.

Cignaroli, Giambettino, italienischer Maler, geboren 1706 zu Verona, Schüler Santo Prunati's und Balestro's, studirte in Venedig vier Jahre die Meisterwerke von Giorgino, Tizian und Caliari, lebte dann meist in seiner Vaterstadt und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruf. Anfangs malte er al fresco, ging aber seiner Gesundheit wegen zur Oelmalerei über. Er † schon 1770. Zu seinen werthvollsten Gemälden gehören, außer einigen Stücken in großen Sammlungen, einige Altarblätter in italienischen Kirchen, wie zu Pontremoli, Pisa, Parma, Venedig, Verona zc. Sein Ruhm war übrigens größer als sein Verdienst, er zählt nur zu den veronesischen Malern zweiten Ranges. Wirkliches Verdienst erwarb er sich durch die Stiftung der in Verona noch bestehenden Accademia di pittura, die auch seine Bibliothek erbte. Auch in der Dichtkunst versuchte er sich nicht ohne Glück und beschäftigte sich nebenbei mit Physik. Seine Abhandlungen über Gegenstände der Kunst werden wegen ihrer gründlichen Kritik sehr geschätzt, namentlich die „Serie de' pittori Veronesi“ im 3. Bande der „Cronica dello Zogata“ und seine Noten zu Pozzo's „Vite de' pittori, degli scultori e degli architetti Veronesi“.

Cigoli, Maler, s. Cardi.

Cikade (Cicada *L.*, Tettigonia *Fabr.*, Zirpe, Singcikade), Insektengattung aus der Ordnung der Hemipteren od. Halbflügler u. der Familie der Zirpen, charakterisirt durch den kurzen, dicken Kopf mit drei Nebenaugen, die häutigen, gleichförmigen, bis zur Spitze mit gabelförmig getheilten Rippen versehenen

Flügel, die feinen, aus sechs Gliedern bestehenden, auf einem Knoten befindlichen Fühlhörner und die fehlenden Springfüße. Während der größten Sommerhitze, zur Zeit der Paarung, läßt das Männchen einen eintönigen, lauten Gesang hören, daher der Name **Singcikade**. Die Stimmorgane liegen zu beiden Seiten der Basis des Hinterleibes inwendig; jedes ist mit einer knorpeligen, klappenförmigen Platte bedeckt. Die Grube, welche dieses Organ einschließt, ist durch eine harte, dreieckige Scheidewand in zwei Hälften getheilt. Von der Seite des Bauches gesehen, zeigt jede Hälfte vorn eine weiße gefaltete Haut und tiefer auf dem Grunde eine gespannte, dünne, durchscheinende, welche Réaumur den Spiegel nennt. Wenn man von oben diesen Theil des Körpers öffnet, so sieht man auf jeder Seite eine andere gefaltete Haut, welche durch einen starken, aus einer großen Zahl gerader und paralleler Fibern zusammengesetzten und von der harten Scheidewand ausgehenden Muskel in Bewegung gesetzt wird. Diese Haut ist die Trommelhaut. Indem sich die Muskeln mit Geschwindigkeit zusammenziehen und ausdehnen, wirken sie auf die Trommelhaut, sie anspannend und in ihren natürlichen Zustand versetzend, und dies ist die Ursache der Töne, welche die C. hervorbringt, selbst noch nach dem Tode, wenn man die Trommelhaut in Schwingungen bringt. Diese Stimmorgane besitzt nur das Männchen. Die C.n halten sich auf Bäumen und Sträuchern auf, deren Saft sie saugen. Das Weibchen durchbohrt mit seinem Legestachel, der in einer halbröhrenförmigen, aus zwei Blättchen bestehenden Scheide liegt und aus drei harten, schmalen und verlängerten Theilen besteht, deren letzte beide sich in eine Feile endigen, kleine, abgestorbene Zweige bis aufs Mark, um daselbst seine Eier abzusetzen. Die kleinen Larven verlassen bald ihre Wiege, um sich in die Erde zu begeben, wo sie wachsen und sich in Nymphen oder Puppen verwandeln. Die Vorderbeine der Puppen sind kurz u. haben sehr starke, mit Zähnen bewaffnete und zum Graben eingerichtete Schenkel. Während des Winters leben sie 2—3 Fuß unter der Erde, wo sie, wie es scheint, an den Wurzeln der Bäume saugen. Sobald es dann warm wird, kriechen sie auf die Bäume und heften sich mit ihren Füßen an Stamm und Aeste, wo sie ihre Haut abstreifen und zur Fliege werden, indem sich der Hals spaltet. Die ziemlich zahlreichen Arten leben im Süden von Europa und in andern warmen Ländern; einige kommen auch einzeln in Mitteldeutschland vor, aber ohne hier einheimisch zu werden. Die **Mannacikade**, Cicada Orni *L.*, Tettigonia Orni *Fabr.*, ist gegen 1 Zoll lang, schwarz mit gelb gemengt, mit röthlichen Fugen der Bauchringel und auf den Vorderflügeln mit zwei Reihen schwarzer Düpfel. Die **große Singcikade**, C. plebeia *L.*, Tettigonia Fraxini *Fabr.*, ist die größte europäische Art, über einen Zoll lang, hat auf dem Halse röthliche Flecken und auf dem Schildchen einen dergleichen und mehre rothe Flügeladern. Diese beiden Arten, die nur bisweilen einzeln bis nach Thüringen kommen, finden sich schon in Oberitalien häufig und singen während der warmen Jahreszeit unablässig. In Oberitalien und Südfrankreich leben sie auf verschiedenen Bäumen, besonders auf dem Oelbaum, in Kalabrien, Griechenland, in der Levante und in Aegypten vorzüglich auf der Mannaesche (s. Esche), aus deren Rinde durch die Stiche, welche die Weibchen in dieselbe machen, **Manna** (s. d.) hervorfließt. Dies die vorzüglichste Sorte Manna; eine geringere gewinnt man durch Einschnitte in die Rinde. Die C.n waren bei den Alten ein häufiger Gegenstand der Fabel, der Dichtung und des Scherzes. Anacreon pries die C.n glücklich, weil sie stumme Weiber hätten, eine Anspielung, die von der Beobachtung hergenommen ist, daß nur die Männchen der C. singen. Die **blutrothe Singcikade**, C. haematodes *Oliv.*, C. sanguinea *Fabr.*, eine der mittelgroßen Arten, ist schwarz mit blutrothen Fugen und Streifen auf dem Halse und gelbrothen Flügeladern und findet sich bisweilen bei Würzburg und im Oesterreichischen, in Südeuropa häufiger. Die **Heuschreckencikade**, C. septendecim *Latr.*, ist mit den Flügeln fast 1½ Zoll lang und 4 Linien dick, hat einen schwarzen Kopf, einen schwarzbraunen Hals mit hochgelbem Rande, einen dunkelbraunen Hinterleib mit dunkelgelben Fugen, eben solche Füße und ziegelrothe Augen, ist in vielen Gegenden Nordamerika's, besonders in Georgien, Carolina, Virginien, Pennsylvanien einheimisch und besonders dadurch merkwürdig, daß sie ziemlich regelmäßig nur alle 17 Jahre, dann aber gewöhnlich in sehr großer Anzahl plötzlich zum Vorschein kommt. In Ohio zeigte sie sich 1795, 1812 und 1829, Ende Mai aus der Erde kommend und Anfangs Juli wieder verschwindend. Wälder und Obstgärten waren davon angefüllt. Die Männchen sangen den ganzen Tag hindurch so laut, daß sie eine englische Meile weit gehört wurden. In einem Obstgarten zählte man auf den □Fuß 30—40 ⅓ Zoll weite Löcher; unter manchen Bäumen war die Erde 2—3 Zoll hoch mit Puppenhülsen bedeckt. Sie fliegen nur 8—10 Klafter weit und bleiben ziemlich an derselben Stelle. Vögel, Eichhörnchen und Schweine werden von ihnen fett; auch die Wilden sollen sie gern essen. Wenn sie aus der Erde kommen, sind sie dick u. voll Fett, so daß man Seife aus ihnen machen kann. Nach 4—5 Tagen sticht das Weibchen mit der sägeartigen Legeröhre 16—20 Eier in die jungen Zweige der Bäume, und so alle Tage, bis etwa 400—500 Eier gelegt sind, worauf es stirbt, so daß es mithin nur 20—25 Tage lebt. Die Larven sind gestaltet und gefärbt wie die C.n selbst und kriechen sogleich in die Erde, wo sie nach dem oben Bemerkten vermuthlich 17 Jahre bleiben müssen.

Cilento (aus Cis-Alento, d. i. diesseits des Flusses Alento), Gebirgslandschaft an der Küste der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, südlich vom Kap Licosa, erzeugt vortrefflichen Wein. Darin der gleichnamige Flecken mit 650 Einwohnern, welcher berühmte getrocknete Feigen liefert.

Cilia (lat.), in der botanischen Terminologie Wimpern, steife Haare am Rande einer Fläche, meist parallel neben einander, in einer u. derselben Ebene mit dieser Fläche und in einer Linie gleich entfernt stehend; besonders von den zarten, aus Zellen bestehenden Fäden gebraucht, welche sich inwendig aus dem Rande der Büchse bei den Moosen (Theca s. Pyxidium) erheben, sehr leicht feucht und trocken werden u. sich deshalb hin u. her krümmen. Daher: ciliatus, mit Wimpern versehen, besetzt.

Ciliarkörper, s. Auge.

Cilicien, im Alterthum Name der südöstlichsten Provinz Kleinasiens, welche, etwa das jetzige Pa-

schalik Adana umfassend, von Syrien durch das Amanusgebirge getrennt, im Westen u. Norden vom Taurus begrenzt war u. durch Gebirgspässe mit Isaurien, Pisidien, Paphlagonien und Kappadocien zusammenhing. Der Natur des Bodens nach zerfiel es in das ebene C. (Cilicia campestris), die damals dicht bevölkerte und äußerst fruchtbare (jetzt versumpfte und dünn bewohnte) Küstenlandschaft, und das gebirgige C. (C. aspera) im Westen, das von vielen Zweigen des Taurus durchzogen war und namentlich für die berühmten cilicischen Ziegen gute Weideplätze darbot. Der Gesammtflächenraum betrug ungefähr 600 QM. Von den Engpässen waren berühmt die Pylae Ciliciae zwischen Tyana und Tarsus, durch welche Alexander der Große aus Kappadocien eindrang (jetzt die Festung Gulundin Kalah am Seihun), die Amanicae pylae und die Pylae Tyriae, durch zwei Mauern verengt, durch welche der Cersus strömte. Die bedeutendsten Gebirgsströme waren der Cersus, Pinarus, Pyramus, Sarus, Cydnus, Calycadnus, Lamus, Arymagdus und Melas. Die Einwohner (Cilices) stammten von Syrern und Phöniciern ab; die griechischen Kolonien mehrten sich im Lande erst seit Alexander dem Großen. Nach mannichfachem Wechsel der Herrschaft zwischen einheimischen Fürsten, persischen Satrapen, macedonischen, syrischen und ägyptischen Königen und zuletzt Mithridates und Tigranes wurde C. durch Pompejus, der die furchtbar gewordenen cilicischen Seeräuber besiegte, in seinem östlichen Theile eine römische Provinz, während die Bewohner des Hochlandes noch lange Zeit ihre Unabhängigkeit behaupteten. Die Hauptstadt des Landes war Tarsus. Unter den Bewohnern C.s befanden sich auch Juden. Der Volkscharakter der Cilicier stand bei den Griechen in sehr übelm Ruf.

Cilicium (lat.), bei den Römern ein aus Ziegenhaaren verfertigtes Zeuch, welches als Kleiderzeuch und zu Decken gebraucht und besonders von Schiffern, Bauern u. dergl. getragen zu werden pflegte. Seinen Namen hat es von Cilicien, wo es zuerst und am besten bereitet wurde. Auch heißt C. das grobe, härene Gewand, welches Einsiedler und Büßer auf dem Leibe trugen, sowie der Bußgürtel von Draht, der mit nach innen gekehrten Spitzen ebenfalls auf dem bloßen Leibe getragen wurde.

Cilly (Zilli, wendisch Celle), alte Stadt im marburger Kreise des österreichischen Herzogthums Steiermark, am Einfluß des Köding in die Sann und an der wien-triester Eisenbahn, in schöner und fruchtbarer Umgebung gelegen, ist alterthümlich gebaut, mit engen und winkligen Straßen, hat eine Dechantkirche in antikem Geschmack, mit einer alten gothischen, merkwürdigen Kapelle, ein Minoritenkloster mit der Grabstätte der Grafen von C., ein Kapuzinerkloster vor der Stadt, eine schöne Kaserne, ein Gymnasium (seit 1808), ein geistliches Beneficium, Spital und 3000 Einw., welche Handel mit Getreide, Wein und rohitschschem Sauerwasser, besonders nach Italien, treiben. Vor der Stadt auf hoher, steiler, bewaldeter Felsklippe stehen die umfangreichen Trümmer des Schlosses Obercilly, einst Residenz der mächtigen Grafen von C.; 3/4 Stunde westlich das Schloß Neucilly. In der Umgebung blüht die Bienenzucht; in der Nähe finden sich Schieferkohlen. C. ist die alte römische Kolonie Celeja Claudia, Hauptort im mittlern Noricum, wo 234 der heilige Maximilian, Bischof von Lorch, den Märtyrertod starb. Noch im 12. Jahrhundert gab es prachtvolle Ruinen von Celeja, und die alte Stadtmauer zeigt noch heute römische Basreliefs und Denksteine. Seit 1314 war C. im Besitz der Grafen von C., aus deren Stamm Kaiser u. Könige hervorgingen. Durch die Gunst Kaiser Sigismunds, der eine Barbara von C. zur Gemahlin hatte, stiegen sie hoch empor, starben aber 1450 aus, worauf Stadt und Umgegend an das Haus Oesterreich fielen.

Cilnier, mächtiges etrurisches Patriciergeschlecht (Lucumonen) zu Arretium, 301 v. Chr. von da vertrieben, aber durch römische Gewalt wieder zurückgeführt. Einzelne C. mochten in alten Zeiten die königliche Würde bekleidet haben, neuen Glanz aber lieh dem Namen erst wieder Cilnius Mäcenas (s. d.), des Augustus berühmter Günstling.

Cima, Giambattista, genannt da Conegliano von seinem Geburtsort, italienischer Maler der venetianischen Schule, geboren um 1480, genoß um 1517 eines ausgezeichneten Rufes, † aber bald darauf. Sein Styl kommt mit dem Giov. Bellini's, seines Lehrers, fast überein, nur besitzt er weniger Anmuth. In vielen Gallerien Italiens finden sich treffliche Werke von ihm; sein bestes Bild ist nach Lanzi im Dom zu Parma. Die Gemälde seines Sohnes, Carlo, werden oft mit den seinigen verwechselt.

Cima (ital.), s. v. a. Bergspitze, daher in den Namen vieler Berge in den italienischen Alpen vorkommend. C. d'Asta, Gruppe in den tridentiner Alpen, zwischen dem Fleimser- und Suganathal, mit dem 8538 Fuß hohen Gipfel; C. di Lagorei, C. della Cruste, Berg in Tyrol, in der Nähe von Tion und Pinzone, 7660 Fuß hoch, mit einem im Sommer gangbaren Bergpfad von Val di Non nach Val di Sol.

Cimabue, Giovanni, berühmter italienischer Maler, geboren 1240 zu Florenz aus der edlen Familie der Cimabui, die sich auch Guattieri nannte, erhielt im Dominikanerkloster S. Maria novella weniger Neigung zur Wissenschaft als von den gerade in demselben beschäftigten neugriechischen Malern zur Malerei. Daß Giunta Pisano C.'s Lehrer gewesen, ist unerwiesen. Er erwarb sich einen Namen zuerst durch seine Arbeiten in der Kirche des heiligen Franz zu Assisi und wachte so ängstlich über seinen Ruf, daß er ein mühevolles Werk um des geringsten Fehlers willen zerstören konnte. Als er einst König Karl von Anjou ein Madonnenbild zeigte, brach das anwesende Volk in solchen Jubel aus, daß der Platz, wo dies geschah, noch heute il Borgo allegri heißt. Er † 1300 und hinterließ seine Werkstatt seinem würdigen Schüler Giotto. C.'s bedeutendste Werke sind die in S. Francesco zu Assisi, von denen ihm wenigstens ein großer Theil schwerlich abgestritten werden kann. In der Akademie zu Florenz wird ihm eine Madonna auf dem Throne, umgeben von Propheten und Patriarchen, in der Kirche S. Maria novella zu Rom eine andere Madonna mit Engeln zugeschrieben. Die meisten seiner Arbeiten befinden sich, in Kupfer gestochen, in den Umrissen der Gebrüder Riepenhausen, in der „Histoire de l'art pour les monuments par Seroux d'Agincourt" (Bd. 5, Pl. 110) und der „Etruria pittrice" (Taf. 8). Sein Hauptverdienst ist die Wiederbelebung

der damals fast erstorbenen Kunst; zwar lernte er von griechischen Meistern, aber er erfaßte doch mit klarem Geist das Streben seiner Zeit; so nahm er zwar jene starren seltsamen Formen der byzantinischen Schule in seinen Styl auf, wußte sie aber zu beseelen und der Natur näher zu bringen. Auch als Architekt war C. groß. Sein Bildniß befindet sich auf einem Gemälde Simon Memi's von Siena im Kloster S. Maria novella zu Florenz, das eine Allegorie auf den Glauben darstellt.

Cimarosa, Domenico, einer der berühmtesten und fruchtbarsten italienischen Tonsetzer, geboren den 17. December 1749 (nach Andern 1754) zu Neapel (nach Andern zu Aversa), war als Sohn eines armen Schuhmachers anfangs zum Bäckerhandwerk bestimmt. Zufällig entdeckte der berühmte Sänger Aprile des Knaben Lust und Talent zur Musik und brachte ihn in das Konservatorium della Pietà zu Neapel. Später war bei ihm besonders Sacchini's Unterricht von Erfolg; im Konservatorium zu Loretto lernte er die Grundsätze der Schule Durante's kennen und studirte sie so eifrig, daß er bald durch den „Sacrifizio di Abramo", die „Olimpiade" und mehre andere Opern Aufsehen erregte. Studium und Genie waren in ihm vereint. Noch nicht 25 Jahre alt, hatte er sich schon, namentlich durch die Opern „Il pittore Parigino" und „L'Italiana in Londra", Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben. Eine von ihm 1782 zu Rom aufgeführte Kantate verschaffte ihm 1784 einen Ruf nach Florenz, um für das dortige Theater zu schreiben. Im Ganzen fallen in die Jahre 1780—1787, von mehren Arbeiten für die Kirche abgesehen, 21 Opern, darunter außer den schon genannten „Cajo Mario" (eine seiner schönsten Produktionen), die reizende „Ballerina amante", „Il Convito di Pietra" (welche namentlich in Venedig den größten Enthusiasmus erregte), „Giannina e Bernardone" u. a. C.'s Ruf war jetzt über ganz Europa verbreitet, und man staunte über die ungeheure Fruchtbarkeit des Komponisten, der sich in jeder neuen Produktion originell, erfindungsreich und geistvoll erwies. Im Jahre 1787 wurde er als Kammerkomponist der Kaiserin Katharina II. nach Petersburg berufen, wohin er „Le Trame deluse" und „Il Fanatico burlato" als seine neuesten Opern mitbrachte, und wo er in kurzer Zeit eine Reihe anderer, z. B. „La Vergine del Sole", „La Felicità inaspettate", „L'Atene edificata" ꝛc., auf die Bühne brachte. Da jedoch seine Gesundheit das nordische Klima nicht vertrug, kehrte er schon 1790 nach Italien zurück, bis ihn das Jahr darauf Kaiser Joseph II. als seinen Hofkapellmeister an Salieri's Stelle mit einem glänzenden Gehalt nach Wien berief. Seine erste Produktion war hier seine komische Oper „Matrimonio segreto", worin er, nachdem er bereits über 70 Opern und eine ungeheure Menge anderer Kompositionen geschrieben hatte, noch sein Meisterstück lieferte, ein Leben u. Geist sprudelndes, in allen Theilen vollendetes Werk, das zu den höchsten Mustern des komischen Opernstyls gehört. Außerdem komponirte C. in Wien noch „La Calamità de' cuori", „L'Amor rende sagace" u. a. u. kehrte dann 1793 nach Neapel zurück, wo er zunächst sein „Matrimonio segreto" zur Aufführung brachte, das 70mal hintereinander mit immer neuem Beifall gehört wurde. In Neapel schrieb C. bis 1796 die Opern: „I Traci amanti", „Le Astuzie feminili", „Penelope" u. „L'impegno superato"; dann in Rom „I nemici generosi" u. in Venedig „Orazi e Curiazi". Nach Rom zurückgekehrt, ließ er daselbst 1798 während des Karnevals „Achille all' assedio di Troja" und „L'imprudente fortunato" aufführen u. gab in demselben Jahre in Neapel „L'Apprensivo raggirato" u. eine große Kantate „La Felicità compita". Ueber der Oper „L'Artemisia", welche er für Venedig zu schreiben engagirt war, überraschte ihn am 11. Jan. 1801 der Tod. Ueber letztern liefen verschiedene u. seltsame Gerüchte um. Nach Einigen soll C. in Venedig wegen seiner Theilnahme an den revolutionären Bewegungen in den Kerker geworfen worden und hier den erlittenen Mißhandlungen erlegen sein; nach Andern soll ihn die neapolitanische Regierung haben erdrosseln lassen. Ein drittes Gerücht, als sei er an Gift gestorben, ward von kompetenter Seite als unbegründet erwiesen. Im Pantheon zu Rom wurde 1816 seine Büste von Canova neben denen Sacchini's und Paesiello's aufgestellt. Was die Opern C.'s, in denen zum Theil mozartscher Einfluß nicht zu verkennen ist, im Allgemeinen auszeichnet, ist ein liebenswürdiger Melodienfluß, Frische und geistreiche Laune und das große Talent für lebendige Situationen, das aus ihnen spricht. Der Satz in ihnen beweist den gründlichen Harmoniker, die ganze Form das große Geschick eines erfahrenen u. begabten Komponisten und die Instrumentirung bei den nur bescheidenen Mitteln des damaligen Orchesters einen äußerst lebendigen Sinn für Klangschönheit. Den größten technischen Vorzug der italienischen Komponisten, die meisterhafte Behandlung der Menschenstimme, theilt auch C.

Cimbal (v. Ital.), s. Hackbret und Cymbal.

Cimbern und Teutonen, Völkernamen, unter denen die Deutschen zuerst in der Geschichte auftreten. Im Jahre 113 v. Chr. nämlich drang ein den Römern kaum dem Namen nach bekanntes furchtbares Volk, das sich selbst Cimbern nannte, von den Alpen her in Noricum ein. Der Konsul Papirius Carbo stellte sich ihnen bei Noreja entgegen. Da sie aber gegen ihn selbst nichts Feindseliges unternahmen, so machte er ihnen zum Vorwurf, daß sie die Noriker, der Römer Freunde, angegriffen hätten. Die Cimbern schickten Gesandte und entschuldigten sich damit, daß sie der Noriker freundschaftliche Verhältnisse zu den Römern nicht gekannt hätten, versprachen auch, fortan keine Feindseligkeiten weiter gegen sie zu üben. Der Konsul gab den Gesandten unter dem Scheine der Freundschaft ein Geleit mit, ließ sie aber auf Umwege führen, rückte unterdeß auf näheren Wegen gegen die Cimbern heran und überfiel sie. Wiewohl völlig unvorbereitet, ermannten sich diese aber schnell und rieben beinahe das ganze Heer des treulosen Römers auf. Ohne ihren Sieg weiter zu verfolgen, wandten sie sich darauf nach Gallien. In Helvetien schlossen sich ihnen die Tiguriner unter ihrem Anführer Diviko und die Toygener an.

Um dieselbe Zeit erschien ein anderer großer Heereszug unter dem Namen der Teutonen an der gallischen Grenze, lagerte erst zu beiden Seiten des Rheins und überschwemmte dann, Schrecken vor sich her verbreitend, das flache Land bis zu den Belgen hinab, welche ihm aber kräftigeren Widerstand entgegensetzten; nur an die festen Städte wagte er sich nicht. Das südliche Gallien, welches die Römer

schon zur Provinz gemacht hatten, schien den Schaaren der Cimbern und Teutonen ganz besonders anlockend, und dorthin ging nun ihr gemeinschaftlicher Zug (109 v. Chr.). Hier trafen sie aber bereits den römischen Konsul Silanus, ihrer harrend. Nichts Feindliches sinnend, baten sie ihn um Wohnsitze und boten dafür Kriegsdienste an. Der Konsul wies die Gesandten an den Senat. Von diesem abgewiesen, griffen sie zu den Waffen, und zum zweiten Male zerstob ein römisches Heer vor ihrem mächtigen Andrang. Zwei Jahre später (107) schlugen die Tiguriner unter Diviko's Anführung ein drittes römisches Heer, welches der Konsul Cassius befehligte, und ließen die Ueberlebenden desselben durch das Joch gehen. Ein gleiches Mißgeschick hatte ein vierter Heereshaufe der Römer unter dem Legaten Aurelius Scaurus, der selbst den Siegern in die Hände fiel. Als ihn der versammelte Kriegsrath über die Alpenübergänge ausforschte, suchte er sie vom Einbruch in Italien abzuschrecken und schilderte die Römer für unüberwindlich. Darüber ergrimmt, erschlug ihn Bojorix, ein Fürst der Cimbern. Neue Schaaren rückten darauf unter Manlius und Cäpio gegen die tapfern Germanen heran; Zwiespalt der beiden Feldherren verhinderte aber auf Seite der Römer nachdrückliches Handeln. Nochmals wiederholten die Cimbern ihre Friedensanträge, wurden aber schnöde zurückgewiesen, und so begann am Rhonestrom die Schlacht (105). Die Ambronen, die sich erst kurz zuvor zu den Teutonen gesellt, machten den ersten Angriff, und bald nahm der Germanen ganze Macht am Kampfe Theil, der mit einer furchtbaren Niederlage der Römer endete. 60,000 Mann und viele vom Troß bedeckten die Wahlstatt; nur 10 Mann sollen über die Rhone entkommen sein, unter ihnen Cäpio, den zu Rom die verdiente Strafe erwartete. Beide Lager wurden den Siegern zur Beute und von ihnen ihren Göttern geweiht.

Ganz Italien zitterte bei der Nachricht von dieser Niederlage, und schon sah man im Geiste eine zweite gallische Verwüstung voraus. Der Aberglaube griff zu magischen Künsten, welche der Cimbern schreckliches Kriegsgeheul (Cimbricus ululatus) von Rom fern halten sollten; dem Jupiter wurden große Feste gelobt, wenn er das Unglück abwende. In Wahrheit wäre es wohl damals um Rom geschehen gewesen, hätten sich die Germanen nach dem letzten Siege geradezu gegen Italien gewandt, und hätte sich nicht ein Marius ihnen gegenübergestellt. Eben vom jugurthischen Kriege zurückgekehrt und vom Senat zum zweiten Male mit dem Konsulat und ungewöhnlichen Vollmachten betraut, eilte dieser sogleich mit einem schnell gerüsteten Heere nach der Rhone und erwartete daselbst in einem verschanzten Lager den gefürchteten Feind. Aber die Cimbern waren unterdessen über die Pyrenäen in Spanien eingedrungen, kehrten jedoch, als sie bei den tapfern Celtiberiern kräftigen Widerstand fanden, nach Gallien zurück und vereinigten sich wieder mit den Teutonen. Marius hatte diese Frist trefflich benutzt, sich die Zufuhr gesichert und durch tüchtige Disciplin Muth und Vertrauen in seinem Heere hergestellt. Anfangs schien es, als wollten sich die Cimbern im narbonensischen Gallien auf d'e Dauer niederlassen, brachen dann aber plötzlich nach Italien auf. Marius, jetzt zum dritten Male Konsul, schien ihr Vorhaben nicht hindern zu wollen. Die Germanen verachteten den Gegner, dessen ruhige Haltung ihnen Feigheit dünkte, und beschlossen, in dreifach getheilter Masse über die rhätischen, die penninischen und die Seealpen zugleich in Italien einzufallen. Die Cimbern nahmen ihren alten Weg durch Noricum, die Tiguriner besetzten die helvetischen Alpen, die Teutonen mit den Ambronen und Toygenern nahmen es auf sich, erst den Marius zu vernichten und dann über die Seealpen zu folgen. Mit fürchterlichem Kriegsgeschrei umgaben sie sein festes Lager und forderten ihn zur Schlacht heraus. Der besonnene Feldherr aber, wohl wissend, daß sich jetzt Roms Zukunft entscheide, hielt seine Soldaten noch zurück, um sie erst an den Anblick der furchtbaren Gestalten zu gewöhnen und ihre Kampfbegierde zu steigern. Drei Tage lang bestürmten die Teutonen und Ambronen die römischen Verschanzungen mit dem größten Ungestüm, aber vergeblich. Da beschlossen sie, den feigen Feind hinter sich zu lassen, und zogen vor dem Lager vorüber. Sechs Tage währte ihr Zug, und höhnend fragten sie die Römer, ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten. Marius folgte ihnen aber auf dem Fuß. Bei Aix am Fuße der Alpen, wo die Teutonen den Fluß inne hatten, die Römer aber Durst litten, entspann sich zuerst ein kleines Gefecht zwischen dem Troß; dann machte die Vorhut der Ambronen einen wilden Angriff auf die Römer, wurde aber zurückgeworfen und bis in ihr Lager verfolgt. Während der Nacht wurden in beiden Lagern Zurüstungen auf den folgenden Schlachttag gemacht; in der Frühe schickte Marius 3000 Reiter unter Marcellus in einen Hinterhalt. Diese Maßregel entschied das Schicksal des Tags. Während die Teutonen im Vordertreffen mit der römischen Reiterei im Handgemenge begriffen waren, fielen ihnen jene in den Rücken, und es erfolgte eine schreckliche Niederlage. Nach der geringsten Angabe sollen 100,000, nach den meisten Nachrichten aber 200,000 erschlagen und 80—90,000 Teutonen gefangen worden sein. Der erste Anführer, Teutoboch (Teutobod), wurde von den Sequanern gefangen eingebracht und zum Triumph aufbehalten, der größte Theil der Beute aber den Göttern geopfert.

Die Cimbern waren unterdeß an den Brenner gekommen; trotz des Winters überstiegen sie die Eisberge, glitten auf ihren Schilden die felsigen Abhänge hinunter und erschienen plötzlich in den tridentinischen Thälern. Hier stand Catulus mit einem Heer, wohlverschanzt auf beiden Ufern der Etsch. Sogleich erging eine Ausforderung an den Tapfersten seines Heeres. Lucius Opimius nahm sie an, und im Zweikampf unterlag der Cimber. Trotz des bösen Vorzeichens trieben die Cimbern den Prokonsul die Etsch hinab; er rettete sich mit einem Theil seines Heeres an das jenseitige Ufer und glaubte durch einen Brückenkopf diesseits die Verbindung und sich vor den Cimbern gesichert. Als man diese aber sich sofort in den Strom werfen und Titanen gleich Bäume sammt den Wurzeln und Felsstücke losreißen und in den Strom werfen sah, um die Brücke der Römer zu brechen, ergriff Entsetzen das römische Heer auf dem jenseitigen Ufer; es floh, und die zurückgebliebene Besatzung auf dem diesseitigen ergab sich, erhielt aber, weil sie sich mannhaft gewehrt, freien Abzug. Weit umher plünderten

nun die Cimbern das Land, versäumten aber darüber die Zeit, und überdies brachen das ungewohnte Klima, das Wohlleben und vor Allem der Wein ihre Kraft. So fand sie Marius, der den Kern seines siegreichen Heeres herbeiführte. Er wollte erst unterhandeln, wahrscheinlich um die Cimbern zum Rückzuge zu bewegen. Diese aber beleidigten seine Gesandten und erneuerten ihre erste Forderung: Land für sich und ihre Brüder, die Teutonen. Was diese betrifft, erwiederte Marius, so haben sie bereits ihre Stätte, die sie nicht mehr verlassen werden, und ließ zur Bestätigung den Teutoboch und die übrigen gefangenen Führer vorführen. Da bemächtigte sich wilder Rachedurst der Cimbern; ihr kühner Führer Bojorix sprengte mit Etlichen herbei u. wollte Tag und Ort der Schlacht wissen. Marius bestimmte den dritten Tag und die raudische Ebene bei Vercelli. Das vereinigte Heer des Marius und Catulus zählte über 50,000 Mann. Das Fußvolk der Cimbern rückte im großen Viereck heran, 30 Stadien breit und tief; 30,000 Reiter in glänzender Rüstung mit hohen Helmen, in eisernen Panzern, mit gewaltigen Speeren und Schwertern zogen sich allmählig rechts, um die Römer zwischen sich u. ihr Fußvolk zu locken. Die Römer griffen an. Das feindliche Fußvolk brach zwar mit furchtbarem Ungestüm auf sie ein, aber die Cimbern hatten Wind und Staub gegen sich, dazu eine ihnen ungewohnt heiße Sonne über sich, und mehr hierdurch als durch römische Tapferkeit unterlagen sie. Ihre vordersten Glieder hatten sich mit Ketten an einander geschlossen und fielen, ohne zu weichen. Bojorix fiel, an der Spitze fechtend; Claudicus und Cäsorix wurden gefangen. Der größte Theil des Heeres ward niedergemacht, der Rest versprengt. In der Wagenburg fochten noch die Weiber, sowohl gegen ihre fliehenden Männer, als gegen die Römer, und tödteten schließlich erst ihre Kinder, dann sich selbst. Zuletzt vertheidigten noch die Hunde die Wagenburg. Auf die Nachricht von dieser Niederlage zerstreuten sich die Tiguriner. Nur wenige von den Cimbern und Teutonen mögen in ihre alten Wohnsitze zurückgekommen sein. Die Zahl der Ausgezogenen betrug Hunderttausende, wenn auch erst die Furcht u. dann die Ruhmsucht der Römer sie vergrößert haben mögen. Marius' Triumph in Rom zierte vor Allen der gefangene Teutonenfürst Teutoboch. Ob Voranstehendes in allen Stücken der wirkliche Sachverhalt ist, muß dahingestellt bleiben, da nur Berichte der Römer vorliegen, die nach dem unerhörten cimbrischen Schrecken (Cimbricus terror) die Vorfälle wohl von einer für sie selbst möglichst günstigen Seite auffaßten. Früh schon forschte man, woher diese nie gesehenen Fremdlinge gekommen seien. Posidonius, der Zeitgenosse des Pompejus, glaubte, sie seien durch des Meeres Andrang aus ihren Sitzen vertrieben worden und seitdem unstät als Räuberhorden umhergezogen, u. von ihnen habe auch der cimmerische Bosporus den Namen, da die Hellenen die Cimbern Cimmerier genannt. Plutarch nennt sie ein Volksgemenge vom fernsten Celtien, dem Theile, der an Scythien grenzt; daher man sie auch Celtoscythen und Gallier hieß. Wahrscheinlich hat mehr als ein Anlaß jenen Heereszug in Bewegung gesetzt. Mangel an Land an der von Meereseinbrüchen schon oft heimgesuchten deutschen Nordküste und der Wunsch besserer Wohnsitze mögen eine Hauptursache gewesen sein. Dafür spricht auch, daß dem Heere die Familien u. die ganze Habe der Stämme folgten. Im Verlauf ihrer Wanderungen mögen sie auch andere Stämme mit sich fortgerissen haben. Allgemein werden sie Cimbern und Teutonen genannt, und man scheint demnach zwei Hauptzüge, die aus verschiedenen Gegenden kommend zusammentrafen, annehmen zu müssen. Sind die Cimbern zuerst an der Donau auf- u. abgezogen, so sind die Teutonen, so weit sich die schwankenden Nachrichten vereinigen lassen, am Rhein herauf gekommen. Schon die Römer hatten gehört, daß der Name Cimbern, den man den räuberischen Donauvölkern beilegte, Räuber, im besseren Sinne Kämpfer bedeute. Die Teutonen wurden von den Cimbern als Brüder begrüßt; mithin müssen sie sich, aus wie vielen Stämmen sie auch bestanden, in Sprache und Sitte als Genossen eines großen Volksstammes erkannt haben. Wirklich wird uns auch die ächt germanische Abkunft dieser Cimbern und Teutonen durch das, was uns die römischen Berichte von ihnen erzählen, sehr wahrscheinlich gemacht. Spurlos verschwinden sie zwar nach den erlittenen Niederlagen für ein halbes Jahrhundert aus der Geschichte, doch mag ihr Zug inzwischen im Innern von Deutschland von bedeutenden Folgen gewesen sein und vielleicht die germanischen Stämme zuerst in nähere Berührung mit einander gebracht haben. Vgl. Joh. Müller, Bellum Cimbricum, Werke, Bd. 12; Barth, Deutschlands Urgeschichte, n. Aufl., Hof 1842 f., 3 Bde.

Cimbri, bei den Italienern Name der Bewohner der Gebirgsgegend zwischen der Etsch und Brenta, nördlich von Verona und Vicenza bis gegen Trento hinauf. Sie bilden eine deutsche Insel mitten im italischen Völkerstrome und haben bis jetzt noch Spuren germanischen Ursprungs bewahrt. Vgl. Communi.

Cimbrische Halbinsel, s. Chersonesus.

Cimella (Simié), kleine Stadt im französischen Departement Seealpen, $3/4$ Stunde nördlich von Nizza, an der Stelle des alten Cemelion, der römischen Hauptstadt der Meeralpen, von der noch Reste eines Amphitheaters (132 Fuß im kleinsten Durchmesser, jetzt von Fruchtbäumen angefüllt), eines Apollotempels u. a. vorhanden sind.

Ciment, s. v. a. Cäment.

Cimicifugae Serpentariae Radix (auch Actaeae racemosae s. Christophorianae americanae Radix, Schwindsuchtswurz), die Wurzel von Actaea racemosa *L.*, riecht getrocknet alantähnlich, schmeckt unangenehm, etwas zusammenziehend, bitter schleimig, wird in Amerika besonders gegen die Wirkungen des Bisses der Klapperschlangen gerühmt. Seit 1823 wird sie auch in Europa, doch immer nur einzeln angewendet. Man hält ihre Wirkungen denen der Digitalis purpurea *L.* ähnlich und empfiehlt sie bei chronischen Brustleiden, Lungensucht und ähnlichen Krankheiten.

Ciminius (Lacus Ciminius), der heutige Lago de Vico

Cimino (Soriano, im Alterthum Ciminus), ein Trachytberg im Kirchenstaat, südwestlich von Viterbo, mit Tuffschichten bedeckt, 3300 F. hoch.

Cimmerier (Cimmerii), fabelhaftes Volk, das Homer in den äußersten Westen am Ocean versetzt

und ewig in Finsterniß und Nebel eingehüllt sein läßt; daher *cimmerische Finsterniß*. Bochart, Voß und Ukert leiten den Namen vom phönicischen Kamar, dunkel, her; nach Völker und Pauly aber ist der Name ein Appellativum, dessen Bedeutung eben sowohl auf jenes Volk, als auf die historischen C. paßt, die nördlich am rauhen taurischen Bosporus wohnten. Phönicische Handelspolitik mag schon in frühesten Zeiten vom Osten und seinem Ocean ein möglichst schreckhaftes Bild entworfen haben; Spätere bemühten sich dann, dieses finstere Volk der C. in der Wirklichkeit nachzuweisen und fanden es bald in Italien in der Gegend von Bajä, bald in Spanien, bald am Pontus.

Cimolit (*cimolische Erde*, Creta cimolia), amorphes, thonartiges Mineral, wahrscheinlich durch Zersetzung plutonischer Gesteine entstanden, ist von 1—2 Härte, 2,0—2,3 specifischem Gewicht, erdigem Bruch, weiß ins Graue und Rothe, fühlt sich sanft an, zerfällt im Wasser unter Ausgabe von Luftblasen, saugt Fett ein, klebt an der feuchten Lippe und gibt, mit Wasser angefeuchtet, einen bildsamen Teig. Der C. besteht aus 63 Kieselerde, 23 Thonerde, 12 Wasser und 1,25 Eisenoxyd, ist für sich unschmelzbar u. stimmt im Allgemeinen fast ganz genau mit dem reinen weißen Thon überein. Er findet sich auf der griechischen Insel Argentiera (im Alterthum Cimolus) und wird dort, wie auf den übrigen Inseln des Archipels, heute noch wie im Alterthum statt Seife zum Waschen benutzt. Man verwendet ihn auch zum Walken der Tücher und zum Ausziehen von Fettflecken. Der C. von Argentiera scheint ein aus Trachyt hervorgegangener Thon zu sein; in der Ukraine kennt man ähnliche im verwitterten Granit (Pelekanit), ebenso zu Nagpur in Indien (Hunterit); der von Bilin in Böhmen (Anauxit) gehört Basalt an. Der C. ist ganz unschmelzbar, oder rundet sich nur etwas an den Kanten (Anauxit); mit Kobaltsolution befeuchtet wird er durch Glühen blau.

Cimon, 1) Vater des Miltiades, ward unter Pisistratus aus Athen verbannt, dann zurückgerufen, aber von den auf seine in den olympischen Spielen gewonnenen Siege eifersüchtigen Söhnen des Tyrannen ermordet.

2) C., des Vorigen Enkel, Sohn des Miltiades und der thracischen Fürstentochter Hegesipyle, einer der ausgezeichnetsten Feldherren u. einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit. C. verlebte eine traurige Jugend, da sich wegen der Strafschuld von 50 Talenten, die sein Vater nicht bezahlen konnte, die Atimie auf ihn forterbte, ja er nach Cornelius Nepos sogar im Gefängniß für jenen büßen mußte, bis ihn die Verbindung seiner Schwester Elpinice mit einem gewissen Callias, einem reichen Manne, erlöste. In den Kämpfen gegen Xerxes gelang es ihm, sich durch Beweise von Muth und kriegerischen Talenten die Achtung des Volks und die Freundschaft des Aristides, dem er durch Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit verwandt war, zu erwerben. Beide wurden nach den persischen Kämpfen an die Spitze der attischen Flotte gestellt und erwarben sich das Verdienst, die mit den Lacedämoniern unzufriedenen Bundesgenossen für Athen und damit diesem die Hegemonie zu gewinnen. Während nun Aristides die Bundesverhältnisse ordnete, führte C. den Oberbefehl über die Flotte. Er brachte die Veste Eion in seine Gewalt, reinigte die thracische Küste von den Persern u. demüthigte die durch Seeräuberei ihrer Bewohner berüchtigte Insel Scyrus, von wo er mit den angeblichen Gebeinen des Theseus nach Athen zurückkehrte, worauf ihm u. der Eroberung von Eion zu Ehren in der Hermenhalle drei Säulen errichtet wurden. Um diese Zeit soll auch Sophocles mit seiner ersten Tragödie durch den Ausspruch C.s und seiner Unterfeldherren, denen man das Richteramt übertragen hatte, über Aeschylus gesiegt haben. Das Bestreben C.s, die Kampfslust der Athener anstatt gegen die Spartaner gegen die Perser zu lenken, führte 469 zu der großen Expedition nach Karien, Lycien und Pamphylien und zu dem berühmten Doppelsieg an der Mündung des Eurymedon, unmittelbar nach welchem C. noch eine persische Hülfsflotte von 80 Schiffen, die von Phönicien herbeieilte, beim ersten Angriff vernichtete. Im Jahre 468 vertrieb er die Thracier und Perser aus der Chersonesus, um seiner Vaterstadt Raum zur Kolonisation zu gewinnen. Die Thasier, welche sich, wie auch andere Bundesgenossen, gegen die zur Tyrannei ausartende Bundeshoheit der Athener auflehnten, besiegte er 465 zwar in einer Seeschlacht, vermochte sie aber erst nach dreijähriger Belagerung zu zwingen, ihre Festungswerke niederzureißen, ihre Schiffe auszuliefern, eine Geldsteuer zu entrichten und auf ihre Besitzungen auf dem nahen Festlande zu verzichten. Nach seiner Rückkehr angeklagt, er habe, vom macedonischen König Alexander bestochen, die Gelegenheit, weitere Eroberungen auf dem Festlande zu machen, nicht benutzt, ließ ihn seine Popularität frei ausgehen. Um so empfindlicher war der Schlag, den Pericles einige Zeit nachher dem gerade abwesenden C. und der ihm anhangenden aristokratischen Partei dadurch gab, daß er durch Ephialtes dem Areopag seine ethisch-politische Bedeutsamkeit nahm und damit die letzte verfassungsmäßige Stütze der Aristokratie vernichtete. C.s Versuche, das betreffende Gesetz wieder umzustoßen, mußten ihn nur dem Volk entfremden. So konnte es kommen, daß man ihn, als ein von ihm gegen des Volkes Willen den Lacedämoniern in einem Helotenaufstand zu Hülfe geführtes Heer von diesen aus Mißtrauen zurückgewiesen wurde, aus Unwillen über diese Beleidigung als Lacedämonierfreund auf 10 Jahre ostracisirte (460). Wohin sich C. begeben, wird nicht berichtet; er erscheint auf einmal wieder vor der Schlacht bei Tanagra (457), um in den Reihen seiner Landsleute mitzustreiten. Da man aber seine patriotische Absicht verdächtigte, verließ er das Heer; seine Freunde aber, von ihm zur Tapferkeit ermuntert, bewiesen durch ihre Aufopferung ihre Ergebenheit gegen das Vaterland. Dies und der unglückliche Ausgang der Schlacht, der den Wunsch nach Frieden mit Lacedämon immer lauter werden ließ, brachten eine Gesinnungsänderung zu Gunsten C.s hervor. Man hielt ihn für den passendsten Friedensunterhändler, und Pericles, C.s politischen Anhang, der durch die Schlacht von Tanagra zum größten Theil vernichtet worden war, nun nicht mehr fürchtend, beantragte in erheuchelter Großmuth selbst die Zurückberufung C.s. So kehrte er denn 456 nach Athen zurück, doch kam erst 450 ein Waffenstillstand auf 5 Jahre zwischen Athen und Sparta zu Stande. C.s alleiniges Streben galt der Wiederherstellung der Ruhe in Griechenland, um die hellenischen Streitkräfte wieder zur

Bekriegung der Perser verwenden zu können. Aber erst als die Perser die befreiten hellenischen Städte an der Süd- und Westküste Kleinasiens bedrohten und von Cypern wieder Besitz genommen hatten, fanden jene Bestrebungen Beachtung. Nach Thucydides (I, 112) fuhr C. mit 200 Schiffen gegen Cypern, schickte 60 davon dem Amyrtäus zu und begann mit den übrigen die Belagerung von Citium, während welcher er 449 †. Die Flotte lieferte sodann auf der Höhe von Salamis in Cypern der feindlichen eine siegreiche Seeschlacht. Nach Plutarch (Cim. 18) siegte C. noch selbst, eroberte hierauf die cyprischen Städte und † dann erst vor Citium, nach Einigen an einer Krankheit, nach Anderen an einer Wunde, nachdem er sterbend den Seinen befohlen, seinen Tod zu verheimlichen und sogleich mit der Flotte heimzukehren. Nepos stimmt in der Hauptsache hiermit überein; nach Diodor (XII, 3, 4) jedoch, der freilich mit mehr Ausführlichkeit als Glaubwürdigkeit erzählt, gewann C. noch 450 eine Seeschlacht bei Cypern u. eine Landschlacht in Cilicien, eroberte 449 mehre cyprische Städte und war eben im Begriff, das gut vertheidigte Salamis zu erobern, als König Artaxerxes, um diesem vorzubeugen, Gesandte nach Athen schickte, die unter jeder Bedingung Frieden schließen sollten, nach dessen Abschluß die Athener von Cypern, wo C. indeß gestorben war, heimgekehrt seien. C. wurde in Athen bestattet und ihm ein Denkmal errichtet, das noch zu Plutarchs Zeiten stand. In C. hatte Athen einen seiner ausgezeichnetsten Bürger verloren: er war der letzte patriotische Feldherr Athens, voll reiner Vaterlandsliebe, ohne Eigennutz und Selbstsucht. Nach seinem Tode gewann die Volkspartei, der er widerstanden hatte, das Uebergewicht und führte den Staat seinem Untergang entgegen. Vgl. Athen.

Cimone, ein Gipfel der Apenninen, von konischer Gestalt, an den Grenzen der vormaligen Herzogthümer Modena und Lucca, unweit Pelago und Fiumalbo, 6990 F. hoch.

Cinadon, spartanischer Demagog unter dem König Agesilaus, der, erbittert über die Vorrechte des spartanischen Geburtsadels, der Homöen, eine weitverzweigte Verschwörung zur Ermordung derselben anstiftete. Der Plan wurde aber verrathen u. C. mit den übrigen Häuptern der Verschwörung hingerichtet (397 v. Chr.).

Cinaedus (lat., v. Griech.), Tänzer, besonders Ballettänzer, in sofern er beim Tanze unzüchtige Stellungen und Bewegungen nachahmt; dann auch Knabenschänder, Päderast. Daher Cinädismen, s. v. a. unzüchtige Reden.

Cinaloa (Sinaloa, auch das Land von Ostiuura genannt), ein Staat der Republik Mexiko, erstreckt sich 200 Leguas weit längs der Südsee und des großen Oceans, im Süden von Xalisco, im Osten von Durango u. Chihuahua, im Norden von Sonora begrenzt, und hat einen Flächengehalt von 1621 □Meilen. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach zerfällt er in drei Theile: die meist sandige und dürre Küstenebene, die während der trockenen Jahreszeit fast ohne Vegetation ist, mit dem Eintritt der Regenzeit aber sich schnell mit dem schönsten Grün bekleidet; einen höheren und fruchtbaren Landstrich mit schönen Hochebenen, in der Mitte des Landes, u. einen gebirgigen Theil gegen die Nordostgrenze hin, bestehend aus dem Abfalle des Hochlandes von Anahuac, dessen hoher Westrand die Grenze gegen Durango bildet, an seinen Abhängen gut bewaldet ist und auch fruchtbare Gebirgsthäler u. kleinere Hochebenen enthält. Die bedeutenderen Flüsse sind: der Rio de las Cañas (de Bayona), Grenzfluß gegen Xalisco, der R. del Rosario, Mazatlan, Piastla (alle drei auf der Sierra Madre, an der Ostgrenze des Staates entspringend), der Rio Culiacan (aus dem Staate Durango kommend), der Rio de Ocroni und Rio del Fuerte, der Grenzfluß gegen Sonora. Das Klima ist je nach der Erhebung des Bodens verschieden, im Ganzen aber gesund. Die Produkte des Landes sind mancherlei Art. Die Wälder liefern Farbe- und Bauhölzer, auch verschiedene Harze und Droguen; Hauptgegenstände des Landbaues sind Mais, Weizen, Gerste, etwas Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und fast alle europäischen Gemüse und Gartenfrüchte. Besonders ausgezeichnet durch ihre Fruchtbarkeit sind die mittleren Hochebenen des Staats. Die gebirgigen Gegenden enthalten viele nutzbare Mineralien, besonders auch edle Metalle. Die wichtigsten Grubenreviere sind die von Asilos del Rosario, von Cosala, Copala und das neue von S. José de Mulatos. Von 1846—53 wurden in der Münze zu Culiacan für 1,963,636 Dollars in Gold und für 4,620,422 Dollars in Silber gemünzt. Die Zahl der Einwohner wurde 1850 amtlich zu 160,000 Seelen angegeben, neuerdings auf 250,000 geschätzt. Die Indianer des Staats gehören verschiedenen Stämmen an und haben nur theilweise feste Wohnplätze. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Landwirthschaft, insbesondere Viehzucht und Bergbau. Fabriken und Manufakturen sind unbedeutend, dagegen ist der Handelsverkehr, namentlich die Ausfuhr von Agrikulturerzeugnissen und Vieh nach den östlichen und mittleren Staaten, von wo dafür die Produkte der Industrie eingeführt werden, ziemlich bedeutend und durch den Besitz eines guten, dem auswärtigen Handel geöffneten Hafens, des von Mazatlan, nimmt das Land sogar an dem überseeischen Verkehr nicht unerheblichen Antheil. Hauptstadt des Staates und Sitz des Bischofs von C. ist Culiacan. Der Flecken C., der dem Staate den Namen gegeben, liegt am gleichnamigen Fluß, an der Straße von Culiacan nach Sonora, in fruchtbarer Gegend und war ehedem der betriebsamste Ort des Landes mit gegen 10,000 Einwohnern, während man jetzt deren kaum 3000 zählt.

Cinca, Fluß im spanischen Königreich Aragon, Provinz Huesca, entspringt im wildesten Theil der Mittelpyrenäen am Mont Perdu, nimmt die Flüsse Ara, Esera u. Isuela auf u. mündet nach 21 Meilen Laufs unterhalb Fraga in den Segre, kurz vor dessen Einfluß in den Ebro. Mit dem weiten und tiefen Valde C., das bei Bielsa beginnt, verbindet sich von links her das Thal von Gistain, eins der wildesten und höchsten der Pyrenäen.

Cinchina caribaea, auch Cortex Chinae caribaeus, karaibische China, s. Exostemma.

Cinchona *L.* (Chinarindenbaum, Fieberrindenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, so genannt zum Andenken an die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, die Gräfin del Cinchon, die, nachdem sie durch Chinarinde vom Wechselfieber geheilt worden war, zu deren

Bekanntwerden viel beitrug, charakterisirt durch die angewachsene, kreiselförmige Kelchröhre mit 5zähnigem, bleibendem Saum, die trichter- oder tellerförmige, außen seidenartige oder filzig behaarte, nur bei einigen Arten kahle Blumenkrone mit 5theiligem, ausgebreitetem Saume, die in der Röhre der Blumenkrone eingeschlossenen Staubfäden, den fadenförmigen Griffel, die 2spaltige Narbe und die vom Kelchsaume gekrönte, 2fächerige, 2klappige, vielsamige Kapsel mit geflügeltem Samen, Bäume im westlichen Südamerika, auf den Andes, zwischen 12° südl. und 4° nördl. Br., mit ganzen Gegen- und Nebenblättern, großen weißen und rothen, in rispenartigen Sträußen am Ende vereinigten Blüthen und bitterer, gewürzhafter, herber Rinde voll gelben Saftes. Diese Bäume liefern die seit 200 Jahren in Europa bekannten wohlthätigen und berühmten ächten Fieber- oder Chinarinden, Cortices Chinae (s. Chinarinde), welche einen wichtigen Gegenstand der pharmaceutischen Botanik ausmachen. Die Chinarindenbäume lernte man erst seit 100 Jahren kennen; aber obgleich sich viele Botaniker, besonders auch Humboldt und Bonpland, mit der genaueren Erforschung und Untersuchung derselben beschäftigten, kann man doch von mehren Chinarindensorten die Stammpflanzen noch nicht mit Sicherheit angeben. Durch ihre Heilkräfte sind ausgezeichnet: C. Condaminea *Humb.* et *Bonpl.*, C. officinalis *L.*, ein schöner Baum auf den Andes von Quito und Peru, in der Nähe von Loxa, Guacabamba und Ayvaca, auf den Bergen Caxanuma, Uritusinga ꝛc., 5400—7200 Fuß über der Meeresfläche, zuerst von La Condamine beschrieben und abgebildet, dann von Alex. von Humboldt wieder aufgefunden und dem ersten Beschreiber zu Ehren benannt; C. lancifolia *Mutis*, ein Baum mit sehr ästiger, ausgebreiteter Krone und einem 30—40 F. hohen, 1—4 Fuß dicken Stamme, außen brauner, innen dunkelgelber Rinde und abstehenden od. aufrecht abstehenden Aesten, von denen die untern stielrund, die obern zusammengedrückt, armig und die jüngsten flaumhaarig sind, in Neugranada, zwischen Guaduas und Santa Fé de Bogota, 4200—9000 Fuß über der Meeresfläche, nach Ruiz und Pavon auch in mehren Provinzen von Quito und Peru; C. pubescens *Vahl*, ein schöner Baum mit einem 20—30 Fuß hohen und 6—10 Zoll dicken Stamme, der eine grauschwärzliche oder etwas gelbliche, glatte Rinde hat, die bei den Aesten mehr grau und an den jüngern Zweigen behaart ist, bei Pozuzo und Panao, wie in den Waldungen von Huanuco, auf den Andes in Peru und Kolumbien, in einer Höhe von 5400—8700 Fuß über dem Meere; C. scrobiculata *Humb.* et *Bonpl.*, ein Baum, der auf den Andes in Peru und Kolumbien, besonders um Jaen de Bracamoros, 3000 Fuß über der Meeresfläche, große Wälder bildet, 40 Fuß hoch wird, eine dichte Krone und rissige, braune Rinde, die einen gelblichen, zusammenziehenden Milchsaft enthält, und schön rosenrothe Blüthen hat; C. purpurea *Ruiz* et *Pav.*, C. coccinea *Pav.*, C. Morada *Ruiz*, ein Baum auf den Andes Kolumbiens und Peru's bei Cinchao, Pati, Muna, Iscutunam, Chihuamocula, Jaen de Bracamoros, gegen 3000 Fuß über der Meeresfläche, auch in Santa Fé de Bogota und Caracas; C. magnifolia *Ruiz* et *Pav.*, C. oblongifolia *Mut.*, ein großer, starker Baum von 80—100 Fuß Höhe, in Peru, auf den Andes an Abhängen neben Bächen und Wasserfällen, in schattigen und geschützten Lagen, auch bei Maraquita in Neugranada, in einer Höhe von 3000—8000 Fuß über der Meeresfläche, mit außerhalb aus dem Braunen ins Aschgraue fallender, innerhalb dunkelgelber oder röthlicher Rinde und einem vieläſtigen, wohlbelaubten Wipfel, 1—2 Fuß langen, purpurröthlichen Blättern und trichterförmigen, weißen Blüthen; C. ovalifolia *Mut.*, C. macrocarpa *Vahl*, ein kleiner Baum von 2—8 F. Höhe, mit 6—8 Zoll dickem Stamme, auf den peruanischen Andes in einer Höhe von 4000—8000 F. über der Meeresfläche, ziemlich häufig in Santa Fé de Bogota, mit graulicher, mit Längsrissen versehener, innen hellgelber Rinde, aus welcher nach Einschnitten ein gelblicher, zusammenziehend-bitterer Saft fließt, und weißen Blüthen; C. glandulifera *Ruiz* et *Pav.*, ein Baum oder Strauch von 12 Fuß Höhe mit weißlich-aschgrauer, oft schwarzgefleckter, rauher Rinde und aufrechten Aesten, auf den Andes von Peru; C. Humboldtiana *Roem.* et *Sch.*, ein Baum von 18 Fuß Höhe, auf den peruanischen Andes bei Cuença, mit abstehenden Aesten, wovon die Rinde noch nicht in den Handel kommt, obgleich sie von guter Beschaffenheit und kräftig zu sein scheint; C. micrantha *Ruiz* et *Pav.*, ein Baum von 40—50 F. Höhe, auf hohen, kalten Bergen der peruanischen Andes, dessen Rinde nach Decandolle wenig im Gebrauch sein soll; C. rosea *Ruiz* et *Pav.*, C. fusca *Ruiz*, ein von Ruiz und Pavon 1784 in den niedrigen Waldungen des Andes entdeckter Baum, der besonders häufig um Pozuzo und St. Anton de Playa grande wächst, 16—20 Fuß hoch wird, einen etwas gedrehten Stamm mit glatter, brauner, stellenweise aschgrauer, innen lederbrauner Rinde hat, welche nicht in den Handel kommt; C. Bergeniana *Mart.*, ein Baum in Brasilien, im Stromgebiete des Yupura, von dem die Rinde im Vaterlande mit Erfolg gegen Fieber angewendet wird, aber noch nicht in den Handel kommt, was auch von C. acutifolia *Ruiz* et *Pav.* gilt, einem 20 Fuß hohen Baum in den Wäldern der peruanischen Andes, am Flusse Chicoplaya „Taso" genannt, mit schwach flaumhaarigen Aestchen und dünner, dunkelbrauner Rinde von weniger bitterem, als herbem Geschmack; C. caduciflora *Humb.* et *Bonpl.*, ein Baum von mehr als 100 Fuß Höhe, auf den peruanischen Andes bei Jaen de Bracamoros, mit mannsdickem Stamm; C. crassifolia *Pav.*, ein Baum in der Gegend von Quito und Loxa; C. dichotoma *Ruiz* et *Pav.*, ein Baum in den Wäldern der peruanischen Andes, unweit Pueblo Nuevo 1797 von Tafalla entdeckt, mit brauner, sehr bitterer und etwas säuerlicher Rinde.

Cinchonasäure, s. Chinasäure.

Cinchonin (Cinchonium), eine von Pelletier u. Caventou entdeckte Pflanzenbase der Chinarinden, welche sich vorwaltend in der grauen und braunen China, ferner nebst mehr Chinin in der rothen und gelben China u. in geringer Menge in der Königschina findet. Das C. erscheint, aus seiner wässerigen Lösung durch ein Alkali gefällt, als weißer, käsiger Niederschlag, der nach dem Trocknen ein weißes Pulver gibt. Aus der heiß gesättigten alkoholischen Lösung krystallisirt es in farblosen, durchsichtigen, glänzenden, vierseitigen Prismen oder feinen, weißen Nadeln von stark lichtbrechender

Kraft, ist geruchlos, fast geschmacklos, erst später einen schwachen, bittern Chinageschmack hervorbringend, luftbeständig, wasserfrei, schmilzt bei + 165° ohne Zersetzung zu einer farblosen, beim Erkalten krystallinisch erstarrenden Flüssigkeit, während sich ein Antheil unter Verbreitung eines aromatischen Geruchs in weißen Nebeln verflüchtigt, die sich an kalte Stellen in sehr lockeren Flocken od. in glänzenden Nadeln anlegen. Wird das C. rasch über seinen Schmelzpunkt erhitzt, so zersetzt es sich unter ammoniakalischen Produkten und verbrennt bei Luftzutritt mit Flamme, ohne Rückstand zu hinterlassen. In kaltem Wasser ist es sehr wenig löslich u. wird nur durch Gallustinktur etwas getrübt. Koncentrirte Salpetersäure und Schwefelsäure wirken in der Kälte weder lösend, noch zersetzend darauf ein, in der Hitze färbt es letztere erst braunroth, dann schwarz. Mit Schwefelsäure u. Bleisuperoxyd erhitzt, liefert es eine rothe Substanz, mit Kalihydrat erhitzt, Chinon. Mit Chlorwasser und Ammoniak versetzt, färbt sich das C. nicht grün (Unterschied von Chinin). In kaltem Alkohol ist es wenig löslich, leichter in heißem, leicht auch in absolutem. Die Lösung reagirt alkalisch. In reinem Aether ist es unlöslich und unterscheidet sich hierdurch wesentlich vom Chinin. Ueber Darstellung des C.s s. Chinin, über seine technische Verwendung Chinon.

Cinchoninsalze. Mit Säuren neutralisirt, bildet das Cinchonin sowohl saure, als basische Salze, welche farblos sind, einen bittern Geschmack besitzen und meist gut krystallisirbar sind. Von Wasser und Weingeist werden sie im Allgemeinen leichter gelöst, als die entsprechenden Chininsalze, in Aether sind sie dagegen unlöslich oder fast unlöslich. Kohlensaure Alkalien fällen aus der wässerigen Lösung der C. das Cinchonin als einen weißen, käsigen Niederschlag. Die wässerige Lösung derselben wird ferner durch Oxalsäure, Weinsäure, Gerbsäure und deren Salze weiß, durch Goldlösung gelb gefällt; Platinchlorid bewirkt einen gelben, krystallinischen Niederschlag, Jodlösung eine braune Trübung; übermangansaure Kalilösung färbt sie grün. Sie unterscheiden sich von den Chininsalzen dadurch, daß der durch Alkalien hervorgebrachte weiße Niederschlag beim Erwärmen der Flüssigkeit nicht harzartig erweicht, sich in Aether nicht löst und die wässerigen Lösungen weder durch salpetersaures Silber-, noch Quecksilberoxyd getrübt werden. Will man C. von Chininsalzen trennen, so kann dies entweder mit Aether geschehen, oder mit Chloroform, welches nur das Chinin, nicht das Cinchonin löst. Aus der Lösung der schwefelsauren Salze krystallisirt zuerst das schwefelsaure Chinin, und wenn man die neutrale Lösung der schwefelsauren Salze mit Weinsäure u. hierauf mit doppelt-kohlensaurem Natron versetzt, so fällt nur das Cinchonin, während das Chinin in Lösung bleibt.

Cincinnati, Hauptstadt der Grafschaft Hamilton im nordamerikanischen Staat Ohio, eine der bedeutendsten Handels- und Fabrikstädte der Union, genannt die „Königin des Westens", liegt im südwestlichen Winkel des Staats, am rechten Ufer des Ohioflusses, nahe dem Ende eines ungefähr 12 Meilen im Umkreis messenden Thales, halbkreisförmig umgeben von niedrigen, aber hübschen, meist mit Bäumen bewachsenen Hügelreihen, und ist auf 2 Terrassen erbaut, von denen die obere zwischen 40—50 Fuß über der unteren liegt. Von den Hügeln der Umgegend gesehen, gewährt die Stadt einen schönen Anblick, vom Flusse her ist sie dagegen sehr unansehnlich. Das Ufer des Ohio bietet hier einen guten Landungsplatz für alle Jahreszeiten. Der Hauptanlegeplatz ist bis zur Niedrigwassermarke des Flusses gepflastert u. mit schwimmenden Landungsbrücken (floating wharves) versehen, wie sie der große Unterschied in dem Wasserstande des Flusses nach den verschiedenen Jahreszeiten nothwendig macht. Ausgenommen am Ufer des Flusses ist die Stadt regelmäßig angelegt, mit breiten, sich unter einander in rechten Winkeln schneidenden Straßen und Alleen. Wie in Philadelphia, sind die Straßen, welche dem Flusse parallel von Osten nach Westen laufen, durch Nummern, vom Fluß anfangend, First, Second ꝛc. bezeichnet, während die von Norden nach Süden laufenden nach den einheimischen Bäumen der Gegend Walnut, Sycomore ꝛc. benannt werden. Die Hauptstraße Mainstreet läuft vom Landungsplatze der Dampfboote gerade gegen Norden durch die ganze Stadt. Das Innere von C. ist dichtbebaut und hat viele hübsche Wohnhäuser und Waarenlager; im übrigen Theile ist jedoch der bereits abgesteckte Grund erst theilweise bebaut und enthält meist nur zerstreut liegende Häuser; auch sind hier noch nicht alle Straßen gepflastert, welcher Umstand in Verbindung mit den vielen darin sich herumtreibenden Schweinen die Ursache großer Unreinlichkeit in denselben ist. Die neuen Theile der Stadt sind überwiegend von Deutschen bewohnt, weshalb sie von den Amerikanern Little Germany genannt werden. Unter den öffentlichen Gebäuden C.'s sind zu erwähnen: das mit einem Dom versehene Gerichtshaus (Court house) in der Mainstreet, das Gebäude der Franklin- u. Lafayettebank mit einem prächtigen Portikus von 8 dorischen Säulen, nach dem Parthenon in Athen gebaut, einige Kirchen (deren die Stadt im Ganzen 78 hat), ein Bazar, mehre Theater, das Gebäude des Cincinnaticollege, das des medicinischen College von Ohio und die Halle der Mechanics' Institution. Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht obenan das genannte Cincinnaticollege (1819 gegründet), mit dem eine medicinische und eine Rechtsschule verbunden sind; demnächst sind zu erwähnen: das Jesuitenkollegium von St. Xavier (Athenäum, 1842 gegründet), mit einer Bibliothek von 7000 Bänden; das Seminar der Presbyterianer (Lane Seminary, 1833 eröffnet) auf Walnuthills nahe der Stadt; die Woodward High School, nach ihrem Stifter benannt, eine Mittelschule, die zum Theil freien Unterricht ertheilt; das Medicinalcollege von Ohio (seit 1825); die Mechanics' Institution (Handwerkerschule), mit einer Bibliothek und einem chemischen und physikalischen Apparat; die Western Academy der Naturwissenschaften, eine Sternwarte (seit 1843) und eine Lehrerbildungsanstalt. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt C. 3 Waisenhäuser (das Cincinnati Orphan Asylum, das St. Peters Orphan Asylum und das St. Aloysius German Male Orphan Asylum, beide letzteren katholisch), ein Irrenhaus u. ein Hospital. C. ist das große Handelsemporium des Westens, von dem eine Menge von Verkehrswegen nach allen Richtungen auslaufen. Die wichtigsten dieser Verkehrsstraßen, welche die Produkte des

Staats nach dem Markte von C. bringen, sind der Miamikanal, der bis Defiance führt, wo sich ihm der zum Eriesee gehende Wabash und der Eriekanal anschließen; die Miamibahn, die sich bei Springfield an die Bahnen nach Sandusky City und Cleveland am Eriesee und nach Wheeling, dem Endpunkt der großen Bahn zwischen Baltimore und dem Ohio, anschließt. Ueberdies stehen alle Hauptbahnen von Ohio unter einander durch Zweigbahnen in Verbindung, so daß fast aus allen Theilen des Staats die reichen landwirthschaftlichen Produkte dem großen Markte von C. leicht zugeführt werden können, von wo dann der Ohiofluß den Absatz durch das ganze Mississippibecken vermittelt. Dampfboote gehen täglich von C. nach Pittsburg, St. Louis, Neworleans und den Zwischenorten. Die industrielle Thätigkeit C.'s erstreckt sich auf den Betrieb von Dampfmühlen und Sägemühlen, Fabrikation von Dampfmaschinen, Baumwollenmanufaktur, Eisengießerei, sowie Schrift- und Metallgießerei, Lichte- und Seifenfabrikation, Bierbrauerei, Hut-, Möbel- u. Kleiderfabrikation, Dampfböttcherei 2c. Der wichtigste Erwerbszweig aber ist die Schlächterei von Schweinen u. der Versand von Schweinefleisch, Schweineschinken (die unter dem Namen Westphalia in den Handel kommen) und allen Produkten, die von und aus jenem Vieh gewonnen werden. Die Zahl der Schweine, die jährlich von C. gesalzen ausgeführt werden, beträgt über ½ Million, und über die Hälfte derselben wird in der Stadt selbst geschlachtet. Letzteres geschieht in ungeheuren, sehr zweckmäßig eingerichteten Schlachthäusern (Porkhouses), die in und um C. liegen, ebenso schnell und fabrikmäßig, wie das Schlachten der Rinder in den Saladeros bei Buenos-Ayres. Der erste Mann schlägt mit einem spitzigen Hammer den Schädel ein, der zweite schneidet den Kopf ab 2c., so daß in wenigen Minuten die Thiere getödtet und ausgeweidet sind. In dem größten dieser Schlacht- und Pökelhäuser, welches 159 Fuß lang, 92 F. breit, 3 Etagen hoch und mit guten Kellern, zwei Schweinefettküchen, jede mit 4 Kesseln zu 100 Gallonen, zwei Rauchkammern von 30—40 F., jede 3½ Etagen hoch, versehen ist, können in 3 Monaten gegen 2,000,000 Pfund Fleisch auf einmal geräuchert u. gegen 25,000 Schweine gepökelt (pocked) und aufbewahrt werden. Gegen 1250 Männer sind täglich allein mit dem Pökeln beschäftigt. Die Ausfuhr des Schweinefleisches beträgt gegen 3,000,000 Dollars jährlich. Noch ein Artikel, durch dessen Ausfuhr C. vor andern Städten der Union berühmt geworden, ist der Wein, der in sehr guter Qualität in der Nähe wächst. C. ist Residenz eines katholischen Bischofs und Hauptsitz des deutschen Methodismus. Die Stadt wurde 1789 von Auswanderern aus Neuengland und Newjersey auf der Stelle des damaligen Forts Washington gegründet; 1819 erhielt der Ort eine Cityverfassung. Die Einwohnerzahl hat sich seitdem rasch vermehrt. Während man 1800 nur 2500, 1820 9642 Einwohner zählte, betrug ihre Zahl 1840 46,338, 1850 116,108 und 1860 bereits 160,070 Seelen (darunter fast die Hälfte Deutsche). Die Municipalverwaltung besteht aus einem Mayor, einem Syndikus (Recorder) und aus 21 Räthen, 3 für jedes der 7 Quartiere, in welche die Stadt eingetheilt ist. Das Klima ist im Allgemeinen trocken und gesund. Quellwasser erhält die Stadt durch Maschinen, welche es bis 30 F. über den höhern und bis 150 F. über den niedern Theil der Stadt heben und in eisernen Röhren nach allen Richtungen versenden.

Cincinnatus, Lucius Quinctius, hochgefeiertes Muster altrömischer Tugend und Sitteneinfalt und eines ächt republikanischen Sinnes, war mit seinem Sohne Quinctius Cäso einer der Vorkämpfer des patricischen Standes in dessen Streitigkeiten mit den Plebejern. Als in den aus der Rogation des Volkstribunen C. Terentillus Arsa (s. Zwölftafeln) entbrennenden Parteikämpfen einmal das Volk siegte und auch über Quinctus Cäso Verbannung u. eine hohe Kaution verhängte, verlor C. hierdurch sein ganzes Vermögen bis auf ein kleines Landgut jenseits der Tiber, dem er nun mit eigener Hände Arbeit die dürftigen Mittel seines Unterhaltes abgewinnen mußte. Im Jahre 460 v. Chr. setzte jedoch der Senat seine Wahl zum Konsul durch, um sich an ihm eine feste Stütze gegen die plebejischen Uebergriffe zu verschaffen. Die Abgeordneten, welche C. die getroffene Wahl ankündigten, fanden ihn halb nackt auf seinem Acker beschäftigt; er verließ sein Joch Ochsen mit der Klage: „So wird denn dies Jahr mein Feld unbestellt bleiben!" befahl dann die Sorge des Haushalts seinem Weibe u. folgte seinen Begleitern nach Rom, wo er alsbald dem Volke als Verfechter der patricischen Interessen entgegentrat. Von der Rednerbühne herab strafte er Senat und Tribunen mit harten Worten, jenen wegen seiner Schwäche, diese wegen ihrer ungemessenen Neuerungssucht. Wiewohl er sich der vom Volke so sehr erstrebten Durchführung des Zwölftafelgesetzes mit eisernem Willen erfolgreich widersetzte, zwang er doch durch seine unparteiische Rechtspflege jenem das Geständniß ab, daß es unter seinem Konsulat der Vertretung durch Tribunen kaum bedürfe. Als ihn am Schlusse seines Konsulats der Senat zur nochmaligen Annahme dieser Würde zu bewegen versuchte, verwies C. demselben solches Umgehen der Gesetze und kehrte, vom ganzen Volke verehrt, zu seinem Pflug zurück. Als zwei Jahre später (458 v. Chr.) der Konsul L. Minucius im Feldzuge gegen die Aequer von diesen in einer Gebirgsschlucht eingeschlossen war, und eine schimpfliche Gefangennahme des römischen Heeres zu harren schien, holte man C. abermals von seinem Pflug u. ernannte ihn zum Diktator. C. berief sofort alle Waffenfähigen für den nächsten Morgen auf das Marsfeld, befahl Jedem, sich mit 12 Schanzpfählen zu versehen, stand schon um Mitternacht vor dem feindlichen Lager u. ließ dasselbe sogleich in seiner ganzen Ausdehnung mit einem verpfählten Graben umziehen. Die Aequer erkannten bei anbrechendem Tag ihre rettungslose Lage zwischen zwei römischen Heeren und unterwarfen sich den härtesten Bedingungen. C. schloß das befreite Heer von aller Theilnahme an der Beute aus und entsetzte Minucius des Konsulats. Er selbst feierte den herrlichsten Triumph, nahm aber von der ganzen Beute nur eine goldene Krone, ein Pfund schwer, als Zeichen des Dankes an. Noch während seiner Diktatur entschied er die Anklage gegen den Tribun Volscius, welcher durch sein, jetzt als falsch erwiesenes Zeugniß vornehmlich zu Cäso's Verbannung den Ausschlag gegeben hatte; jetzt traf ihn das gleiche Loos, während Cäso ehrenvoll zurückgerufen wurde. Nach 16 Tagen legte C. die Dik-

tatur nieder u. kehrte abermals zu seinen 4 Morgen Acker zurück, die noch lange nachher „Feld des Quinctius" hießen. Gleich energisch, wie als Diktator, trat er im folgenden Jahre gegen die Tribunen auf, die ihre Aemter bereits bis ins fünfte Jahr zu behaupten gewußt hatten und die Amtsgewalt der Konsuln wie gewöhnlich auch diesmal dadurch zu beschränken suchten, daß sie der Aushebung der zum Kriege gegen Aequer und Sabiner nöthigen Truppen allerlei Hindernisse entgegenstellten. C. rief Konsuln, Patricier und deren Freunde und Klienten ohne Unterschied des Alters zu den Waffen, um gegen den Feind zu ziehen; er selbst wollte in den vordersten Reihen stehen. Der Anblick der ehrwürdigen Schaar ergriff die Menge so, daß die Tribunen nicht nur die Truppenaushebung bewilligen mußten, sondern auch ihre Posten für das nächste Jahr verlassen wollten; nur verlangten sie die Vermehrung der Tribunenzahl bis auf zehn, was ihnen auf C.' Rath, der mit dem steigenden Zahlverhältniß auch steigende Uneinigkeit unter ihnen entstehen sah, bewilligt wurde. Noch einmal ward C. in seinem 80. Jahre (439 v. Chr.) zum Diktator gewählt, als der plebejische Ritter Spurius Mälius, der bei einer Hungersnoth Getreide an die Plebejer vertheilt hatte, beschuldigt ward, nach der königlichen Würde zu streben. Der greise C. erschien plötzlich in vollem Pomp seiner diktatorischen Gewalt mitten unter dem Volke, ließ Mälius vor sich fordern, und als derselbe bei seinem Versuche, zu entfliehen, getödtet wurde, erklärte er dies öffentlich für eine gerechte Strafe und schreckte die Plebejer von gewaltthätigen Unternehmungen zurück. Nichtsdestoweniger war das gesammte Volk von solcher Achtung gegen C. durchdrungen, daß, als die Tribunen, um sich am Mörder des Mälius rächen zu können, für das nächste Jahr die Wahl von Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt, statt der Konsuln, durchsetzten, weil sie selbst einen Theil dieser Stellen einzunehmen hofften, keiner von ihnen, wohl aber ein Sohn des C., L. Quinctius zu den Erwählten gehörte. C.' jüngerer Sohn, **Titus Quinctius C. Pennus**, war ein tüchtiger Krieger, aber weniger gewandt als Staatsmann. Neben C. Julius Mento zum Konsul für 430 ernannt, lebte er mit demselben in so hartnäckiger Feindschaft, daß die Tribunen endlich Beide zur Wahl eines Diktators zwingen konnten. Unter dem Diktator, wozu C., nachdem ihm durch Entscheidung des Looses das Ernennungsrecht zugefallen war, seinen Schwiegervater A. Posthumius Tubertus ernannt hatte, erfocht er einen glänzenden Sieg über die Vejer u. Fidenater und erstürmte deren Lager. Im Jahre 427 wurde C. abermals Konsul, und 425 war er einer der vier Konsulartribunen, erlitt aber, als er mit zweien derselben den Oberbefehl gegen die Vejer theilen mußte, eine schmähliche Niederlage, worauf Mamercus Aemilius zum Diktator ernannt wurde. Unter diesem stellte C. seinen Ruf als Feldherr wieder her, indem er das Meiste zum Siege in der hartnäckigen blutigen Schlacht bei Fidenä beitrug.

Cincinnatusorden, ein Orden der nordamerikanischen Union, welcher nur kurze Zeit bestanden hat. Nach dem nordamerikanischen Befreiungskrieg stifteten nämlich die Offiziere der Armee eine Gesellschaft, mit dem Zweck der Aufrechthaltung der errungenen Rechte und Freiheiten. Sie nannten sich **Cincinnaten**, weil sie, wie einst der Römer Cincinnatus, nach vollendetem Kampfe zu ihrem Herde zurückkehren wollten. Das gewählte Ordenszeichen, das an einem zwei Zoll breiten, dunkelblauen, weißgeränderten Bande hing, stellte auf der Vorderseite den Cincinnatus dar, dem drei Senatoren ein Schwert überreichen, im Hintergrunde seine Ehefrau, an der Hütte stehend, nebst Pflug und Ackergeräth, von den Worten umgeben: Omnia relinquit servare rem publicam. Auf der Kehrseite sah man die aufgehende Sonne, eine Stadt mit offenem Thore, Schiffe, die Fama, die den Cincinnatus krönt, und las die Worte: Virtutis praemium societatis Cincinnati institutae 1783. In einem Abschnitt unten waren noch zwei geschlossene Hände, die ein Herz hielten, mit dem Motto: Esto perpetua, angebracht. Das Ganze war von den Worten umschlossen: Societas Cincinnatorum instituta A. D. 1783. Die Dekoration sollte erblich sein und sogar auf Seitenverwandte übergehen, Ehrenmitgliedern aber nur auf Lebenszeit ertheilt werden. Zu solchen wurden viele französische Seeoffiziere ernannt, die auf Seite der Amerikaner gestritten. Zum ersten Präsidenten wurde Washington gewählt. Das Statut des Ordens ward im Kantonnirungsquartier zu Hudsonsbai 1783 ausgefertigt; kaum aber war sein Inhalt bekannt, als aus allen Theilen der neuen Freistaaten die heftigsten Protestationen dagegen erfolgten, u. der Kongreß das Tragen von Orden als den Grundsätzen der jungen Republik widerstreitend verbot. Schon hatten die Cincinnaten darauf am 3. Mai 1783 zu Philadelphia die Auflösung der Gesellschaft beschlossen, als gerade vom König von Frankreich die schmeichelhaftesten Erklärungen über die seinen Offizieren ertheilte Dekoration des neuen Ordens einliefen. Man sah sich hierdurch veranlaßt, die Statuten nur abzuändern und namentlich den anstößigen Punkt der Erblichkeit zu streichen, so wie man auch beschloß, keine neuen Mitglieder aufzunehmen. Somit mußte der Orden bald erlöschen, doch legten auch viele Mitglieder freiwillig die Dekoration ab. Die französischen Offiziere trugen sie bis zum Ausbruche der Revolution; sie war in Frankreich in einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln verwandelt worden, über dessen Kopf ein Kranz von Lorbeerzweigen und auf dessen Brust das oben beschriebene Sinnbild stand; sie hing im linken Knopfloche an einem blauen, mit Lilien gestickten Bande, was ein Sinnbild der Freundschaft zwischen Frankreich und Amerika sein sollte.

Cinders (engl.), Art von Koaks, die durch das Löschen brennender Steinkohlen mit Wasser erhalten werden; man nennt auch zuweilen die Ofenkoaks so.

Cineas, griechischer Redner und Staatsmann, ein geborner Thessalier und Schüler des Demosthenes in Athen, trat in die Dienste des Königs Pyrrhus von Epirus, dem er durch seine diplomatische Gewandtheit so viel nützte, daß man zu sagen pflegte, des C. Beredtsamkeit habe ihm mehr Städte geöffnet, als die eignen Waffen. Als Pyrrhus Italien erobern wollte (280 v. Chr.), sandte er C. mit 3000 Mann vor sich her, ließ aber dann, die Uebermacht der römischen Kriegskunst erkennend, durch ihn Rom Frieden anbieten. C. gewann auch durch seine Gewandtheit den Senat für sich, nur der alte blinde Appius Claudius wies seine Anträge zurück. Bei seiner Rückkehr sagte C. zu Pyrrhus, der rö-

mische Senat sei ihm wie eine Versammlung von Königen erschienen. Später empfing er eine Gesandtschaft der Römer an Pyrrhus, geleitete darauf die römischen Kriegsgefangenen nach Rom u. machte hier, wiewohl vergeblich, neue Friedensvorschläge. Ehe Pyrrhus nach Sicilien übersetzte, wurde C. abgeschickt, um mit den dortigen Städten Unterhandlungen anzuknüpfen. Später wird seiner nicht mehr gedacht.

Cinellen, s. v. a. türkische Becken.

Cineraria *L.* (Aschenpflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den nackten Blüthenboden, den einfachen, gleich vieltheiligen Kelch und die einfache Samenkrone, meist ausdauernde in- und ausländische Kräuter u. Sträucher, ohne besondern Nutzen, in Gärten als Zierpflanzen vorkommend. Die schönsten Arten sind: C. cruenta *Herit.*, Senecio cruentus *Dec.*, mit schön purpurrothen, wohlriechenden, gestrahlten, in Doldentrauben stehenden Blüthen, auf Teneriffa, in Waldungen, C. lanata *Herit.*, Senecio Heritieri *Dec.*, strauchartig, mit großen, purpurrothen, sehr schönen Blüthen, auf den kanarischen Inseln, und C. amelloides *L.*, Agathaea amelloides *Cass.*, mit schön himmelblauen Strahlenblüthen, Strauch auf dem Kap und in den deutschen Gewächshäusern sehr bekannt. Von C. palustris *L.*, Senecio palustris *Dec.*, gegen 2 Fuß hoch, auf Torfboden im nördlichen Deutschland, soll die mit starken und langen Fasern in den weichen Boden dringende Wurzel ein sehr heilsames Mittel bei Panaritien und Geschwüren sein. Die ausländischen Arten gehören ins Glashaus; sie lieben eine leichte Heideerde und viel Licht. Man zieht sie aus Samen im Mistbeet oder durch Ableger und Wurzeltheilung.

Cinerarium (lat.), Gefäß für die Asche der verbrannten Todten, s. Urne; im katholischen Kultuswesen Behältniß mit der Asche Heiliger.

Cinerea substantia cerebri (lat.), die Rindensubstanz des Gehirns.

Cinerit (Spodit, vulkanische Asche), staubartige Asche von schwarzer, grauer oder weißer Farbe, wird, aus zerriebener Lava hervorgegangen, von manchen Vulkanen oft in solcher Masse ausgeworfen, daß große Landstriche von ihr bedeckt und dadurch alle Vegetabilien u. Thiere getödtet werden.

Cinesias, griechischer Dithyrambendichter aus Athen, Sohn des berühmten Citharöden Meles, veranlaßte durch seine Dithyramben seine Zeitgenossen zu dem Ausspruch, daß der Ausdruck „dithyrambisch" fortan als Bezeichnung für politischen Unsinn und hochtrabende, nichtssagende Poesie gebraucht werden solle. Auch die Komiker machten ihn, als Sykophanten und gemeinen Charakter, sowie seine Gedichte zum Gegenstand ihres Spottes, so namentlich Aristophanes in den „Wolken", den „Vögeln" und Pherecrates, und der Redner Lysias geißelte ihn in zwei Reden. Von C.' Poesien ist nichts auf uns gekommen.

Cingalesen, Bewohner der Insel Ceylon (s. d.).

Cingoli (Cingolo), Stadt in der italienischen Provinz (früher päpstlichen Delegation) Macerata, am Musone, mit 2300 Einwohnern, ist das alte Cingulum, das von Labienus im Bürgerkriege auf dem Gebirge Picenums angelegt und später von Cäsar befestigt wurde. Im Mittelalter stand es unter verschiedenen Herren, bis es durch Alfons von Aragonien 1443 dem päpstlichen Stuhle unterworfen wurde. C. ist Vaterstadt des Papstes Pius VIII.

Cingulata (lat.), s. Gürtelthiere.

Cingulum (lat.), die weiße, seidene oder baumwollene Schnur mit Quasten an den Enden, mit welcher das Unterkleid der katholischen Priester gegürtet und, falls dasselbe zu lang sein sollte, in die Höhe geschürzt wird. Vorn wird dieselbe einfach zugebunden. Ordensgeistliche tragen ein C., welches in einem breiten, schärpenartigen, an der Hüfte zusammengesteckten Bande besteht, dessen Enden an der Seite herabfallen, und in der Regel schwarz u. von Seide ist, über dem Unterkleid.

Cinis (lat.), Asche.

Cinisi, Stadt auf der Insel Sicilien, Provinz Palermo, in einer anmuthigen Ebene unter dem Monte dell' Ursa, hat 5748 Einwohner, welche Wein und treffliche Feigen bauen.

Cinna, 1) Lucius Cornelius, Sprößling eines patricischen Geschlechts zu Rom, diente, nachdem er die Prätur bekleidet, als Legat im Bundesgenossenkriege und ward dann mit Sulla's Genehmigung, obwohl zu dessen Gegenpartei gehörend, für das Jahr 87 v. Chr. mit Cnejus Octavius zum Konsul erwählt, doch gegen das eidliche Versprechen, nichts gegen die von jenem nach des Marius Vertreibung getroffenen Einrichtungen unternehmen zu wollen. Kaum hatte er aber sein Amt angetreten, so ließ er Sulla durch einen Tribun anklagen. Dieser stellte sich jedoch nicht und ging ungehindert als Oberbefehlshaber im Krieg gegen Mithridates nach Asien ab. Als C. hierauf die Rückberufung des Marius und ein Gesetz, wonach die Bundesgenossen, die das Bürgerrecht nicht erlangt hatten, nicht mehr in besonderen Tribus und zuletzt stimmen, sondern unter die alten Tribus vertheilt werden sollten, in Vorschlag brachte, kam es in Folge davon auf dem Forum zu einem blutigen Kampfe, worauf C. abgesetzt und aus der Stadt vertrieben ward. In kurzer Zeit brachte er aber aus den Truppen des Appius Claudius, welche gerade Nola belagerten, und den Bundesgenossen 30 Legionen zusammen, rief Marius und die übrigen Verbannten zurück und zwang Rom, sich zu ergeben, worauf zur Befriedigung der Rachsucht des Marius ein fünftägiges Morden begann. Eigenmächtig behielt C. mit Marius das Konsulat auf das Jahr 86 v. Chr. u. ließ sich nach dessen Tode den Lucius Valerius Flaccus und für das folgende Jahr den Cnejus Papirius Carbo zum Kollegen wählen. Beide behielten das Konsulat auch 84. Auf die Nachricht, daß Sulla aus Asien zurückkehre, rüstete sich C., ihm nach Griechenland entgegenzuziehen; seine Soldaten aber weigerten sich, ihm zu folgen, und ermordeten ihn in einem Aufstande. Vgl. Marius und Sulla.

2) Lucius Cornelius, des Vorigen Sohn, hatte sich, früh von den Bewegungen und der Verschwörungssucht seiner Zeit ergriffen, schon als Jüngling mit dem Konsul M. Lepidus zum Umsturz der sullanischen Partei verbunden, flüchtete, als das Unternehmen mißlungen war, zu Sertorius nach Spanien und wurde endlich durch Cäsars Vermittelung zurückgerufen und zum Prätor befördert. Nach Cäsars Ermordung erschien er auf dem Forum, wo eben Brutus das erschütterte Volk zu beruhigen suchte, begann eine Schmährede gegen Cäsar, warf die Zeichen der ihm von diesem verliehenen Würde

von sich, erbitterte aber dadurch das Volk nur von Neuem. Lepidus nahm ihn später gegen weitere Verfolgungen in Schutz.

3) Lucius Cornelius, Sohn von C. 2) und der Tochter des Pompejus, Pompeja, ward, wiewohl er bei Actium auf der Seite des Antonius gestanden, dennoch von Augustus durch besonderes Wohlwollen ausgezeichnet. Nichtsdestoweniger trat der eifrige Republikaner 5 Jahre später einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers bei, die aber entdeckt wurde. Augustus hielt ihm seinen Undank vor, verzieh ihm aber, ja er ernannte ihn zum Konsul. C. blieb seitdem dem Kaiser unerschütterlich treu.

Cinnabarite, s. Blenden.

Cinnamomum *Blume* (Zimmtbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, charakterisirt durch die meist zwitterigen Blüthen, bestehend aus einer 6spaltigen Blüthenhülle mit oft abfälligem Saum und 12 Staubfäden in 4 Reihen, wovon die inneren beutellos sind, die übrigen 4fächerige Antheren tragen, und die einsamige Beere in dem abgestutzten, verhärteten Kelch, große Bäume in heißen Ländern mit immergrünen, lederigen, dreifach benervten Blättern, in etwa 30 Arten, von denen mehre als Arznei- und Gewürzpflanzen wichtig sind. C. albiflorum *Nees*, Laurus albiflora *Wall.*, Laurus Cassia *Roxb.*, ist ein Baum mit vierkantigen Aesten, länglichen, langzugespitzten, am Grunde ebenfalls spitzigen, unterseits schwach graugrünen Blättern und achsel- und endständigen, fast büscheligen Blüthenrispen, auf den Gebirgen von Nepal. Die Rinde der älteren Aeste riecht und schmeckt eigenthümlich kampher- und etwas gewürznelkenartig, die der jüngeren zimmtartig. Die Blätter machen nach Hamilton eine wohlfeilere Sorte der Folia Malabathri oder Indi aus, wie man auch den sogenannten Mutterzimmt, Cortex Malabathri, zum Theil von diesem Baume herstammen läßt. C. aromaticum *Nees*, Persea Cassia *Spr.*, ein Baum mit vierkantigen, etwas filzigen Zweigen, länglichen, nach beiden Enden zu spitzlichen Blättern und schmalen, seidenhaarigen Blüthenrispen, ist in China einheimisch u. wird besonders in Cochinchina und Japan kultivirt. Die von den drei- bis fünfjährigen Aesten abgeschälte, von den äußeren Schichten befreite und getrocknete Rinde gibt die Zimmtkassie (s. Cassia cinnamomea). C. Culilawan *Nees*, Laurus Culilaban *L.*, ein hoher, dickstämmiger Baum mit stielrunden, kahlen Aesten, eirund-länglichen, langzugespitzten, kahlen, unterseits graugrünen Blättern und achselständigen, armblüthigen, grauflaumhaarigen Blüthenrispen, auf den Molukken und großen und kleinen Sundainseln, ist die Stammpflanze des bitteren oder Culilawanzimmts, Cortex Culilawan s. Culitaban, Cinnamomum Culilabanum s. amarum (s. Zimmt). C. dulce *Nees*, Persea dulcis *Spr.*, C. chinense *Blume*, ein Baum mit stielrunden, kahlen Zweigen, länglichen, nach beiden Enden spitz zulaufenden, kahlen, oben und unten gleichfarbigen Blättern und end- oder achselständigen Blüthenrispen, in China und Japan, soll, wie auch C. aromaticum, zum Theil die Zimmtkelche (Zimmtnägelein, Zimmtblüthen, Calyces Cassiae) liefern, welche als kleine, kurzkeulenförmige, runzelige, dunkelgraubraune Kelche, die ein rundliches, hellbraunes Köpfchen wulstartig umschließen, in den Handel kommen. Sie riechen und schmecken zimmtartig und geben durch Destillation ein schweres, blaßgelbes Oel, Oleum florum Cassiae s. Cinnamomi. C. Kiamis *Nees*, Laurus Burmanni *Fr. Nees*, Cascarillzimmtbaum, ein Baum mit scharf vierkantigen, in der Jugend flaumhaarigen Zweigen, oval-lanzettlichen, an beiden Enden zugespitzten, kahlen, unterseits bläulich-seegrünen Blättern und achselständigen, dreitheiligen, armblüthigen Rispen, in den Gebirgswäldern der westlichen Gegenden von Java, liefert nach Waitz in der Rinde die Massoyrinde, Cortex Massoy, welche, aus röhrenförmigen Stücken von verschiedener Größe bestehend u. mit schwarzgrauer Oberhaut überzogen, gewürzhaft riecht, gelind zusammenziehend schmeckt und reich an ätherischem Oel ist. C. Loureirii *Nees*, Laurus Cinnamomum *Lour.*, ein Baum mit zusammengedrückt vierkantigen, kahlen Zweigen, fast ovalen, an beiden Enden verschmälerten, lang zugespitzten, unterseits feinschuppigen Blättern und ähnlichen Blüthenrispen wie C. dulce, in Japan, ist vielleicht nur eine Varietät der genannten Art. C. nitidum *Nees*, Laurus nitida *Roxb.*, ein Baum mit stielrunden, kahlen Aesten, eirund-elliptischen, an beiden Enden verschmälerten Blättern und achsel- und endständigen, silberweiß-seidenhaarigen Blüthenrispen, ein Baum auf Sumatra, liefert nach Einigen eine Sorte Zimmtkassie. C. Sintoc *Blume*, ein bis 80 Fuß hoher Baum, mit stielrunden, kahlen Aesten, denen der vorigen ähnlichen Blättern und endständigen, gehäuften, braunfilzigen Blüthenrispen, in den Wäldern Java's, Borneo's &c., liefert die Sintokrinde, Cortex Sintoc s. Sindoc, die, aus langen, dicken, fast flachen, leichtzerbrechlichen, zimmtbraunen Stücken bestehend und gewürznelkenartig riechend und schmeckend, im indischen Archipel als treffliches Mittel gegen die dort endemischen krampfhaften Durchfälle in Gebrauch ist. C. Tamala *Nees*, Laurus Tamala *Hamilt.*, Persea Tamala *Spr.*, ein Baum mit fast stielrunden, in der Jugend flaumhaarig-scharfen Zweigen, länglich-lanzettlichen, an beiden Enden zugespitzten, kahlen Blättern und fast end- u. achselständigen, ausgespreizten Blüthenrispen, in Ostindien, liefert in der Rinde den ächten Mutterzimmt, Cortex Malabathri, der aber auch von C. albiflorum gesammelt wird (s. Zimmt). Auch die Blätter sind gewürzhaft und bilden zum Theil die schmälere Sorte der indischen Blätter, Folia Indi s. Malabathri. C. Ceylanicum *Breyn.*, *Nees*, ein 20—30 Fuß hoher, dickstämmiger Baum, mit fast vierkantigen, kahlen Aesten, eiförmigen oder eirund-länglichen, in eine stumpfe Spitze vorgezogenen Blättern und end- u. achselständigen, grauseidenhaarigen, sehr wohlriechenden Blüthenrispen, die aus kleinen, lederartigen, inwendig gelben Blüthen bestehen, u. ovalen, 1/2 Zoll langen, bläulichbraunen Beeren mit fettigem Fleisch u. rothem Kern, ursprünglich auf Ceylon einheimisch, wo er im südlichen u. westlichen Theile früher ganze Wälder bildete, jetzt in mehren Varietäten hier, sowie auf Java, Isle de France, Martinique und mehren anderen westindischen Inseln und im tropischen Südamerika häufig kultivirt und durch Samen und Stecklinge vermehrt, liefert den ceylonischen oder ächten Zimmt (s. d.). Aus der Wurzel und den alten Stämmen wird ein ätherisches Oel und ein kostbarer Kampher, aus den Blättern eine Sorte des Gewürznelkenöls, Oleum Caryophyllorum, und aus den Früchten durch

Auskochen und Auspressen ein wohlriechendes, talgartiges Oel gewonnen, das auf Ceylon äußerlich zu Einreibungen, Salben und Pflastern, sowie zur Kerzenfabrikation benutzt wird. Die Masern alter Stämme riechen wie Rosenholz und werden zu feinen Tischlerarbeiten verwendet. Mehre der genannten Arten, namentlich C. aromaticum, dulce und Ceylanicum werden, obwohl ihre Blüthen unansehnlich sind, wegen ihres schönen Wuchses und ihrer wohlriechenden Blätter in Gewächshäusern kultivirt, wo sie eine lockere, nahrhafte Dammerde (1 Theil Laub-, 2 Theile Rasen-, 1/2 Theil Moorerde, 1/2 Theil Lehm u. etwas Sand) verlangen, in der Jugend im warmen Lohbeete gehalten und im Winter mäßig, im Sommer reichlich begossen werden. Die Zimmtbäume waren schon im frühesten Alterthum bekannt. Vergl. Ch. G. und Th. F. L. Nees von Esenbeck, Disputatio de Cinnamomo, Bonn 1823. S. Zimmt.

Cinnamomum aromaticum (lat.), s. v. a. Kassienlorbeer; s. Cassia.

Cinnamus, Johannes, byzantinischer Geschichtschreiber, um 1145 geboren, war Notar am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel, begleitete den Kaiser Comnenus auf mehren Reisen und Feldzügen und beschrieb dann dessen Geschichte in sechs Büchern, die aber nur bis 1176 reichen. Zum ersten Mal erschien sein Werk aus einer vatikanischen Handschrift mit lateinischer Uebersetzung ꝛc. (Utrecht 1652), sehr verbessert mit Uebersetzung und Kommentar von du Fresne und du Cange (Paris 1670). C. ist einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber seiner Zeit, doch erscheint seine Glaubwürdigkeit zuweilen verdächtig.

Cinnus (lat.), Trank aus Gerstenmalz, Wasser, Honig, Wein und Käse.

Cino da Pistoja, mit vollem Namen Guittone Sinibaldi oder Sinibuldi, italienischer Dichter und Rechtsgelehrter, 1270 zu Pistoja geboren, studirte hier und zu Bologna die Rechte, wurde 1300 an letzterem Orte Baccalaureus, bekleidete bis 1307 einen Posten bei dem Civiltribunal seiner Vaterstadt, wurde aber durch die blutigen Kämpfe der Schwarzen und Weißen genöthigt, Pistoja zu verlassen, und begab sich nach der dem Häuptlinge der Weißen, Filippo Vergiolesi, gehörigen Veste Sambuca, wohin ihn Filippo's schöne Tochter Selvaggia zog, die er auch nach ihrem frühen Tode in Liedern feierte. Von Sambuca aus besuchte er Frankreich, kehrte später nach Rom in sein Vaterland zurück und war um 1310 Assessor des von Klemens V. eingesetzten Senators Ludwig von Savoyen. Hier vollendete er seinen Kommentar über den Codex, der 1314 zu Bologna gedruckt wurde und seinem Verfasser den Doktorhut und einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Mehre Universitäten beriefen ihn als Lehrer; einige Jahre las er in Treviso, wurde dann durch eine Deputation seiner Vaterstadt abgerufen, folgte 1321 einer Einladung der Universität Siena, ging von da nach Perugia, wo der berühmte Bartolo sein Schüler ward, und las endlich in Florenz, nach Andern auch in Bologna und Paris, Civilrecht. Im Jahre 1336 wurde er zum Gonfaloniere seiner Vaterstadt ernannt, † aber vor dem Antritt dieser Würde den 24. Dec. 1336 und wurde in der Kathedrale begraben, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete. Als Lyriker kann C. Dante und Petrarca an die Seite gestellt werden; besonders ist er letzterem durch zarte Auffassungsweise und elegante Form verwandt und übertrifft ihn noch durch natürlicheres Gefühl. C.'s Gedichte, Sonette, Canzonen, Madrigale und Balladen sind größtentheils seiner Liebe gewidmet; sie wurden vollständig zuerst von Niccolo Pauli herausgegeben: „Rime di Messer Cino da Pistoja etc." (Rom 1559, wiederholt Venedig 1589); die neueste u. beste Ausgabe lieferte Ciampi (Pisa 1813), mit des Dichters Leben. Nicht minder bedeutend war C. als juristischer Schriftsteller; sein eben genanntes Hauptwerk galt lange Zeit für klassisch und ist oft gedruckt worden; die drei Hauptausgaben sind: „Lectura Domini Cyni de Pistorio super Codice" (Pavia 1483), „Cyni de P. famosissimi legum explanatoris etc. lectura" (Lyon 1526), „Cyni Pistoriensis etc. in Codicem etc. doctissima commentaria etc." (Frankfurt am Main 1578).

Cinq-Mars, Henri Coiffier de Ruzé, Marquis, der unglückliche Günstling Ludwigs XIII., zweiter Sohn des Marschalls Antoine Coiffier, Marquis d'Effiat, geboren 1620, wurde, fast noch Knabe, vom Kardinal Richelieu schon zum Kapitän einer Kompagnie des königlichen Leibregiments und zum Garderobemeister des Königs ernannt und gewann bald dessen Gunst. Kaum 19 Jahre alt, ward er Oberstallmeister, und sein Glücksstern hatte seinen höchsten Glanz erreicht, so daß dem Kardinal sein selbstgeschaffenes Werkzeug zur Beherrschung des Königs über den Kopf zu wachsen schien. Als sich C. aber ohne seines Gönners Vorwissen vom König das Kommando über die Truppen, welche die Zufuhren in das französische Lager vor Arras bringen sollten, hatte versprechen lassen, erklärte sich Richelieu dagegen und fand ihn mit dem Oberbefehl über die Volontärs, die Gensd'armen und die leichten Reiter der Leibgarde ab. C. wurde bald des Späher- und Angebergeschäfts, das er für den Kardinal besorgte, daneben auch dessen stolzen und gebieterischen Tones überdrüssig, suchte eine Partei zu bilden, um den mächtigen, aber in ganz Frankreich gehaßten Kardinal zu stürzen, und bot, als ihm dies nicht gelang, seine ganze Ueberredungskunst auf, um den König gegen Richelieu einzunehmen, indem er ihm dessen Verstöße, Fehler, seinen Eigensinn, wodurch Frankreich erschöpft und das Ansehen des Königs untergraben werde, schilderte; endlich ging er sogar so weit, dem König geradezu vorzuschlagen, sich den Kardinal vom Halse zu schaffen. Als aber Ludwig in Folge dieser Einflüsterungen kalt und einsilbig gegen den Günstling wurde, gab dieser den Einflüsterungen eines seiner Vertrauten, Fontrailles, der ihm rieth, den verhaßten Minister durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, Gehör. Er verband sich zu diesem Zweck mit dem Herzog Gaston von Orleans, dem Bruder des Königs, u. auf dessen Vorschlag auch mit dem Herzog von Bouillon. Zugleich aber wollte man mit Spanien unterhandeln, um im Falle des Mißlingens von dort Truppen u. Geld zu erhalten u. mit gewaffneter Hand einen Einfall in Frankreich machen zu können. Bouillon mußte jedoch zum Oberkommando in Italien, wovor ihn C., als vor einem Fallstrick des Kardinals, gewarnt hatte, abgehen. Indessen ward Fontrailles mit dem Entwurfe eines Traktats nach Madrid geschickt, um mit der Krone Spanien zu

unterhandeln. C. selbst begleitete den König auf einer Reise nach Katalonien. Er beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit drei Plänen: wo möglich auf dem Wege der Intrigue und der Ueberredung den König zur Entlassung des Kardinals zu bewegen, wenn nicht, diesen durch Meuchelmord zu beseitigen, oder endlich durch Gaston einen bewaffneten Einfall Spaniens zu bewerkstelligen und so den verhaßten Minister zu beseitigen. Der König schien wirklich oft geneigt, auf den ersten dieser Pläne einzugehen, doch erschien ihm Richelieu dann immer wieder als unentbehrlich. Zu Lyon gewann C. unter Andern den Obersten der Musketiere, Herrn von Treville, für seinen zweiten Plan, doch wollte dieser die That nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs vollbringen, u. dieser war in der gewünschten Form nicht zu erlangen. Auch die Offiziere zweier Regimenter, die er in der Auvergne anwarb, ließ C. nach Lyon kommen und verabredete mit ihnen den Mord, nur noch auf die Ankunft von Gaston und Bouillon wartend, die aber absichtlich ausblieben. Zu gleicher Zeit hatte Fontrailles in Madrid den dritten Plan gefördert und einen Traktat mit Spanien abgeschlossen, der dahin lautete: der Hauptzweck sei, einen billigen Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln; deshalb solle nichts Nachtheiliges gegen den allerchristlichsten König oder dessen Staaten oder die Rechte der regierenden Königin vorgenommen werden, aber sobald es irgend thunlich, solle Spanien 12,000 Fußvölker und 5000 Reiter von den alten deutschen oder spanischen Truppen stellen, außerdem 400,000 Thaler baar zu Werbungen und einen Zug schweren Geschützes und Proviant hergeben, bis die Truppen in Frankreich eingerückt wären, wo dann die Spanier selbst für ihren Unterhalt sorgen sollten. Alle in Frankreich zu erobernden Plätze sollten der Partei des Herzogs von Orleans übergeben werden, dieser außerdem monatlich 12,000 Thaler und das Oberkommando über die Truppen erhalten und durch den zum Gouverneur der Niederlande zu ernennenden Erzherzog Leopold von Oesterreich die kaiserlichen Befehle empfangen. Kaiserliche Generalspatente wurden nebst einem Jahrgehalt von 80,000 Dukaten Bouillon und C. zugesichert. Um die feste Stadt (Sedan) mit allem Nothwendigen zu versehen, wurden dem Eigenthümer derselben 300,000 Livres und noch weitere Hilfe versprochen. Ohne gegenseitige Einwilligung sollten weder Spanien, noch der Herzog von Orleans Frieden schließen; Letzterer und seine ganze Partei sollten sich für Feinde Schwedens und aller Feinde des Kaisers und des Königs von Spanien erklären. Ob Ludwig XIII. um diesen Traktat gewußt, läßt sich nicht ermitteln; er selbst läugnete es später, doch ist es wahrscheinlich, und selbst Richelieu glaubte, daß er wenigstens seine stillschweigende Einwilligung gegeben habe. Der König, C. und Richelieu waren zur Armee an der Grenze von Spanien abgegangen. Perpignan wurde belagert, und Ludwig begab sich mit C. ins Lager, während Richelieu krank in Narbonne zurückbleiben mußte. Seine Abwesenheit vermehrte das Ansehen des Günstlings, dazu suchte sich derselbe durch Bestechung einen Anhang in der Armee zu gewinnen, fand aber auch zugleich in dem nachmaligen Marschall von Schomberg den Verräther. Schon wankte das Ansehen des Kardinals; doch nach der Niederlage der Franzosen bei Hennecourt griff der erschütterte König wieder nach seiner alten Stütze. Der Kardinal wurde inzwischen kränker u. begab sich nach Tarascon. C. ahnte wohl, daß er verrathen sei, blieb aber nichtsdestoweniger in Narbonne, bis er am 14. Juni 1642 zugleich mit dem Herzog von Bouillon u. einigen untergeordneten Mitwissenden, darunter de Thou, verhaftet wurde. Er wurde bald so muthlos, daß er im Gefängniß den besoldeten Kreaturen des Kardinals Geständnisse machte. Vorsichtiger benahm sich de Thou, Gaston aber überreichte freiwillig eine Abschrift des Traktats mit Spanien. C. leugnete anfangs alle Punkte, die ihm gefährlich sein konnten, aber die Zeugnisse Orleans' und Bouillons überwiesen ihn des todeswürdigen Verbrechens eines Bündnisses mit dem Landesfeinde. Da de Thou's Mitwissenschaft an dem madrider Traktat durchaus nicht bewiesen werden konnte, wußte Richelieu durch die Vorspiegelung, daß durch ein vollständiges Bekenntniß Gnade zu erlangen sei, C. ein vollständiges Geständniß abzulocken und zum Verräther an seinem Freunde de Thou zu machen. In Folge dessen stellte der Generalprokurator den Antrag, daß C. und de Thou des Verbrechens der beleidigten Majestät für schuldig erklärt, aller Aemter, Ehrenstellen und Würden entsetzt, ihrer Güter beraubt und zum Tod durchs Schwert verurtheilt würden. C. war verloren. Hinsichtlich de Thou's, der nur geständig war, von dem Traktat gewußt zu haben, stimmten unter 13 Richtern 11 für den Tod, 2 für ewige Galeerenstrafe, und auch von diesen trat der eine noch der Majorität bei. Noch an demselben Tage, an welchem das Urtheil gefällt war, am 12. September 1642, wurde es vollstreckt. Beide junge Männer starben mit Unerschrockenheit. Der Herzog von Bouillon machte Frieden mit dem Kardinal; für sein schuldiges Haupt gab er seine feste Stadt Sedan, einen für Frankreich wichtigen Grenzplatz. Der charakterlose Ludwig XIII. hatte für seinen Günstling keine Neigung wieder erwachen gefühlt, er war glücklich, daß der Kardinal ihm verzieh. C. starb 22 Jahre alt, als das Opfer einer Intrigue, die, wäre sie gelungen, leicht seinen Richter, den Kardinal Richelieu, auf das Blutgerüst hätte führen können. Es handelte sich nur darum, wer den König beherrschen sollte, der selbst zu herrschen unfähig war, und wo kein Gesetz sprach, entschied die Macht. Von dieser Seite hat der Prozeß C.' eine auffallende Aehnlichkeit mit dem gegen Struensee und Brand. Vgl. Hitzig und Häring, Neuer Pitaval, Th. 4., Leipzig 1844.

Cinquecentisten, s. Italienische Literatur.

Cinque Ports (Fünfhäfen), seit Wilhelm dem Eroberer Name der fünf auf der englischen Küste von Kent und Sussex Frankreich gegenüber liegenden, ehemals sehr frequenten Seehäfen Dover, Sandwich, Romney, Hithe u. Hastings, von denen noch 22 kleinere Häfen, als Winchelsea, Rye, Pevensey, Folkestone, Deal u. a., abhängig waren. König Johann bewilligte den genannten Städten wegen ihrer wichtigen Lage in Bezug auf die gegenüberliegenden Küsten bedeutende Privilegien, wofür sie jährlich 40 Tage lang 80 Schiffe auf ihre Kosten unterhalten mußten. Der Kommandant des Schlosses zu Dover führte als Gouverneur der fünf Häfen den Titel Lord Warden of the cinque ports und übte Admiralitätsjurisdiktion aus. Obwohl

gegenwärtig die Häfen in Folge von Verschlämmung als Stationsplätze bedeutender Kriegsflotten unbrauchbar sind, so haben sie doch die alten Vorrechte wenigstens zum Theil behalten. Dahin gehört unter Anderem, daß Abgeordnete dieser Städte bei den Krönungen der Könige von England den Baldachin tragen, der nach dem Schluß der Feierlichkeiten ihnen zufällt. Früher wählte auch jede dieser unbedeutenden Städte zwei Abgeordnete in das Parlament; durch die Reformbill von 1832 gingen jedoch Romney und Winchelsea des Wahlrechts ganz verlustig, und Hithe und Rye stellen nur noch Einen Repräsentanten. Die Gouverneurstelle über die fünf Häfen besteht als Sinekure fort und wird gewöhnlich einem hohen Hof- und Staatsbeamten zu Theil. Wellington erhielt sie 1829, überließ aber die Einkünfte davon, die von 3000 Pfd. St. auf 1025 Pfd. St. gesunken waren, dem Schatze. Die Amtswohnung des Gouverneurs ist das in der Nähe von Dover gelegene Walmer-Castle.

Cintra, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, in reizender Gebirgslage am nördlichen Abhange der Sierra de C. (Montes lunae, 1800 Fuß hoch), deren Südseite einen wilden, öden Anblick gewährt, ist gut gebaut, hat 4 Kirchen, ein altes gothisches Schloß, in welchem der abgesetzte König Alfons VI. bis zu seinem Tode 1683 gefangen saß, und das sich noch jetzt durch seine herrlichen Fontainen auszeichnet, viele prächtige Landsitze, wo die Vornehmen die Sommerfrische genießen, und 4500 Einwohner. Hinter der Stadt steht auf einem Berggipfel das früher vielgenannte Korkkloster, eine zum Theil in Felsen gehauene Kapuzinereinsiedelei, deren Wände zur Abhaltung der Feuchtigkeit mit Kork belegt sind. Geschichtlich denkwürdig ist C. durch die Konvention von C. vom 22. August 1808, zwischen den Engländern unter Dalrymple und den Franzosen unter Junot, welcher gemäß Portugal von den Franzosen geräumt werden sollte.

Cinxia (lat.), Beiname der Juno als Ehegöttin, unter welchem Bräute zu ihr beteten, wenn sie am Vermählungstage den Gürtel lösten.

Cinyras, vielbesungener griechischer Held von Cypern, Liebling Apollo's, König und Priester der paphischen Venus, deren Priesteramt auch auf C.' Nachkommen (Cinyraden) überging. Nach Anderen soll Cilicien seine Heimat gewesen und dahin sein Vater Sandarus aus Syrien eingewandert, C. aber erst später nach Cypern übergesiedelt sein und die Stadt Paphos gegründet haben. Nach Anderen war Apollo sein Vater und seine Mutter Amathusa. Sein Sohn ist Adonis, den er mit Metharne, Tochter des cyprischen Königs, nach Andern aber auf Veranstaltung der rachsüchtigen Venus mit seiner eigenen Tochter Smyrna erzeugt haben soll. Nach derselben Sage tödtete er sich, als er sein Verbrechen erkannte; nach einer anderen hatte C. dem Agamemnon seinen Beistand im trojanischen Kriege zugesagt und brach sein Wort. Dafür ließ ihn Apollo in einen Wettstreit gerathen, in welchem er getödtet wurde.

Ciotat, la (Citharista), Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, Arrondissement Marseille, am Golf de Leguas, in einer an Wein, Oelbäumen und Orangen reichen Gegend, ist gut gebaut, hat einen sehr besuchten Hafen mit 2 Forts und Leuchtthurm, eine Schifffahrtsschule, ein Handelsgericht, eine Dampfmaschinenfabrik, Schiffsbau, Handel mit Muskatwein, Sardellen u. Anchovis, getrockneten Früchten, Oel u. Mandeln u. 5900 Einwohner. C. wurde im 14. Jahrhundert Stadt, als Fischerort war es schon weit früher vorhanden. Die Prudhommes pêcheurs de Ciotat waren schon im 10. Jahrhundert eine starke Innung, die ihre eigene Rechtspflege hatte. Später war die Stadt besonders für den Levantehandel und als Zufluchtsort der Protestanten wichtig.

Ciottoli (ital.), Mineralien, welche durch Ueberschwemmungen oder andere gewaltige Naturereignisse aus ihren Geburtsörtern gerissen und auf andere Plätze geführt worden sind, also s. v. a. Geschiebe. Eine Art dieser C. und die Erde, in welche sie sich auflöst, wird in Italien, namentlich in verschiedenen reggianischen Dörfern, als vortreffliches Wiesendüngungsmittel gebraucht. Die bis jetzt am meisten benutzte Schicht dieser ziegelrothen Düngererde ist $3^1/_2$ italienische Meilen lang, gegen 200 Ruthen breit und hat eine geringste Mächtigkeit von 2 italienischen Ellen. Erzeugt wurden die C. durch Auflösung von Sandkies (C. arenari); sie kommen in länglichrunden Kieseln von verschiedener Größe vor, die, je tiefer liegend, desto härter sind und beim ersten Anfalle der Luft sogleich zerbrechen, äußerlich eine ins Rothbraune spielende oder sehr helle, weißgelbe Farbe und viele glänzende, aus Glimmerstückchen bestehende Punkte, innerlich gebogene und ganz ungleiche Schichten haben. Als Dünger werden C. nur da mit Vortheil angewandt, wo die Bewässerung der Wiesen stark oder wenigstens der Boden kalter Natur ist.

Cipolin, glimmerreicher körniger Kalk, kleinkörnig-schieferig, mehr oder weniger deutlich geschichtet. Die Schichtung rührt von den zahlreich eingemengten Glimmerblättchen her, die oft sogar schwache Lagen bilden. Zuweilen wird der Glimmer durch Talk vertreten. Nicht selten geht der C. durch gleichmäßige Mengung des Kalksteins mit Glimmer in Kalkglimmer, ein Zwischengebilde zwischen Glimmerschiefer und körnigem Kalkstein, über. Er kommt mit körnigem Kalkstein zusammen als Lager in Glimmerschiefer, Gneis, Granit, Thonschiefer in Mähren, Schlesien, Kärnthen, Steiermark, Italien, Frankreich und Schweden vor.

Cipollacio (Cipolloccio), italienische Marmorart, hellgrün, ins Gelbliche fallend.

Cippus (lat.), Stock; dann Name viereckiger Säulen ohne Basis und Kapitäl, aber mit Inschrift, die den Alten sowohl als Grenzsteine u. Wegweiser, wie als Grabdenkmale dienten. Als Wegweiser hatten diese Säulen noch die besondere Bestimmung, anzuzeigen, ob der Weg für Fußgänger oder Wägen bestimmt, und ob er Privateigenthum oder Staatsstraße sei. Auch ist C. s. v. a. Opferstock.

Cipriani, Giovanni Battista, italienischer Maler und Kupferätzer, ward 1732 zu Florenz geboren, bildete sich in Rom aus und erwarb sich bald einen bedeutenden Ruf. Im Jahre 1754 von Lord Tilney nach London eingeladen, wurde er hier eines der ersten Mitglieder der königlichen Akademie. Er † 1785, nach Lanzi erst gegen 1790. Zu seinen größeren Werken gehören die Deckengemälde in Queens-House zu Landsdown und zu Melbourne- (jetzt York-) House. Später zeichnete er viel für

die Kupferstecher und trat selbst mit Glück als solcher auf. Seine Zeichnung ist rein und edel; Geschmack und ein verständiges Studium der Antike sind allen seinen Schöpfungen eigen. Seine Köpfe sind geistvoll und lieblich, wie er überhaupt am liebsten diejenigen Stoffe wählte, in denen sich Grazie offenbart. Zu Ariosts „Orlando Furioso" lieferte er eine Reihe kleiner Kupferstiche, welche von großer Anmuth sind.

Circäa *L.* (Hexenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Onagrarieen, charakterisirt durch den 2theiligen Kelchsaum, 2 verkehrt-herzförmige Blumenblätter, 2 mit den Blumenblättern wechselnde Staubgefäße und die nußartige, 2fächerige Frucht, ausdauernde Kräuter mit ovalen Gegenblättern und weißen 2blätterigen Blüthen in Trauben. C. lutetiana *L.*, C. vulgaris *Moench*, Stephanskraut, Waldklette, mit spitzovalen, herzförmigen, gezähnten Blättern, langgestielten, in lockern Endähren stehenden Blüthen mit röthlichem Kelch und weißen, auch rosenrothen, stark gespaltenen Blumenblättern und röthlicher, mit Widerhaken versehener Kapsel, ist ein kleines Kraut, welches einzeln in Wäldern, jedoch überall in Europa und Nordamerika, vorkommt, und wovon ehedem die Blätter, Folia Circaeae, als erweichendes und zertheilendes Mittel in Gebrauch waren, wie das Kraut auch als Zaubermittel diente.

Circaeus mons, Vorgebirge, s. Circello.

Circars, in Ostindien überhaupt Name solcher Landschaften, welche nicht von einem besonderen Nabob, sondern von Unterstatthaltern regiert werden. Mehre derselben bilden eine Subah oder Provinz. Die Provinz der nördlichen C. (Northern-Circars) gehört zur britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras und bildet einen 100 Meilen langen und bis 22 Meilen breiten Küstenstrich, der an den bengalischen Meerbusen, an Karnatik, Hyderabad, Gundwana &c. grenzt u. die 5 britischen Distrikte Gantur, Massalipatam, Radschamandry, Vizagapatam u. Gandscham umfaßt. Der Flächengehalt wird zu 1433 □Meilen angegeben. Die Küste heißt im Süden (zwischen $17^1/_4$—$15^1/_3{}^0$ nördl. Br.) Küste von Golkonda, nördlicher die von Orissa. Letztere ist steil und felsig, erstere dagegen so flach, daß man sie aus der Ferne gar nicht sieht. Im Süden beginnt 10 Meilen von der Küste das Bergland und steigt bis 1700 Fuß auf; es besteht aus Gneis mit Granaten, auch aus Syenit, Granit, Kalk &c. An Eisenerz ist kein Mangel. In den Dschungeln leben außerordentlich große Tiger, auch Löwen, Hyänen, Wölfe, Schakals, wilde Schweine &c. Der Boden der Ebene ist sehr fruchtbar, u. die reichlichste Bewässerung wird nicht nur durch die zahlreichen Flüsse bewerkstelligt, sondern auch dadurch, daß das Binnenland noch niedriger liegt als das Küstenland, so daß sich aus dem Regenwasser der 1 □Meile große Colairsee bildet, u. die beiden großen Ströme Krischna und Godavery in ihrem Unterlauf weit über dem Niveau der Umgebung fließen. Hauptausfuhrartikel ist Baumwolle, sowie Gummi arabicum, das von dem in den Bergen wachsenden Babulbaume (Mimosa arabica) gewonnen wird. Die Einwohner, etwa 3 Millionen, sind der Mehrzahl nach Hindu's, in den Städten wohnen auch Mohammedaner; Christen sind nur wenige Eingeborene. Die Eingeborenen zerfallen in zwei Völkerschaften, Telinga u. Uria (Orissa), die früher durch den Godavery getrennt waren, jetzt aber sich ziemlich mit einander vermischt haben. Die indische Kasteneintheilung herrscht bei beiden, aber am stärksten bei den Uria's. Die Geschichte der C. unter der Hinduherrschaft schwebt noch im Dunkeln; die Mohammedaner brachen hier im 15. Jahrhundert ein, aber 1571 wurden die C. dem Ibrahim Kootus, Schah von Golkonda, vollständig unterworfen. Im Jahre 1687 eroberte Aurengzeb das Land, das nun unter der Dynastie des Großmoguls von Dekan einen Theil des Gouvernements Nizam bildete. Die Franzosen erhielten es 1752 als Entschädigung für geleistete militärische Hülfe, dann war es ein Zankapfel zwischen ihnen, den Engländern und Nizam, bis es 1794 ganz in britische Gewalt kam. Vor der oben angegebenen britischen Eintheilung zerfiel es in die C. Gantur, Cantapilly, Ellore, Radschamandry und Cicacole. Gegenwärtig in Massalipatam die Hauptstadt.

Circassienne (franz., Zirkaß), dünner, leichter, schmaler Stoff, aus feinen Streichwollengarnen gewebt, mit meist vierbindigem, beidrechtem Köper, welcher durch die leichte Wolldecke sehr deutlich hindurchschimmert. Das Zeuch wird schwächer als Tuch gewalkt, einmal geraubt und wie das feinste Tuch mehrmals geschoren. Es dient zu Winterkleidern für Damen, Westen für Herren &c. und wird besonders in Frankreich, in der Schweiz, sowie in Böhmen und Sachsen fabricirt.

Circatio (lat.), das Herumreisen der Lehnsherren bei ihren Vasallen, um Gericht zu halten.

Circatores (auch Circitores oder Circuitores), nach der alten Klostereinrichtung verpflichtete Beaufsichtiger der übrigen Mönche, die bei Nacht und Tag in jede Zelle treten durften und betroffene Ungebühren dem Abt oder Prior anzeigten; auch s. v. a. Visitatores, Klostergeistliche, welchen der Ordensgeneral die Inspicirung sämmtlicher Klöster übertragen hatte.

Circe, Zauberin, nach Homer „die schöngelockte melodische Göttin", Tochter des Helios und der Oceanide Perse, Schwester des Aeetes, bewohnte die Insel Aeäna an der Westküste Italiens, wo sie in einem herrlichen Thal einen kostbaren, von glänzenden Steinen gebauten Palast hatte, den gezähmte Löwen und Wölfe umgaben. Hier vertrieb sie sich die Zeit mit Weben und Singen und wurde von vier Berg- und Flußnymphen bedient. Auf seinen Irrfahrten kam Ulysses auch an ihre Insel, sandte zur Untersuchung derselben eine Schaar unter Eurylochus aus und erfuhr von diesem, der allein wiederkehrte, daß die C. in ihrem Palaste seine Begleiter mit Wein bewirthet, dann aber durch Berührung mit einem Zauberstabe sämmtlich in Schweine verwandelt habe; nur er sei, weil er nicht von dem Wein getrunken, der Verwandlung entgangen. Sofort ging Ulysses ans Land, um seine Gefährten zu befreien, ward unterwegs von Merkur belehrt, wie er sich vor der C. zu schützen habe, und mit der Pflanze Moly beschenkt, vermittelst welcher er seine Gefährten erlösen könne. Wirklich blieben auch die Getränke der C. auf Ulysses wirkungslos, und als er, nach dem Rathe Merkurs, mit gezücktem Schwert auf sie losrannte, als wolle er sie durchbohren, schwur sie ihm mit heiligen Eiden, ihm kein Leid zuzufügen und seine Gefährten von der Verwandlung zu erlösen. C. entbrannte aber

in so heißer Liebe zu Ulysses, daß dieser ein ganzes Jahr lang bei ihr bleiben mußte u. sie zwei Söhne von ihm gebar, den Agrius und den Latinus. Als er scheiden wollte, bewog sie ihn, daß er erst in die Unterwelt ging und sich bei Tiresias Raths erholte, und weissagte ihm alsdann alle ihm noch bevorstehenden Gefahren. C. spielt auch eine Rolle im Argonautenzug (s. d.).

Circejum promontorium, s. Circello.

Circello (Circeo, im Alterthum Circaeus mons, Circejum promontorium), Berg und Vorgebirge in Mittelitalien, westlich von Terracina, die Südwestspitze des Kirchenstaats, ist ein 1600 Fuß hoher, länglichrunder Felsen, der, aus der Ferne gesehen, wie eine Insel erscheint und von den Mythenerklärern für den Wohnsitz der Circe gehalten wird. Sein Kern ist Kalkstein, der auf der Landseite unter Schlamm u. einem feinen blutrothen Sande verborgen liegt u. gegen das Meer zu in hohe, schroffe Felsen ausgeht, deren Wände von Höhlen und Grotten zerrissen sind. Die bedeutendste dieser Grotten ist die della Maga. Die reiche und mannichfaltige Flora des C. war schon im Alterthum berühmt; besonders trefflich sind seine Feigen, sein rother Wein und sein in Rom stets gesuchter Lattig; auf Höhen u. Abhängen stehen grüne Myrten, die sich von hier aus über Italien verbreitet haben sollen, alte Eichen u. Mastixbäume, Citronen und Orangen, Opuntien, Agaven, Aloë, wilde Apfelbäume, Mannaeschen, Johannisbrodbäume, Granaten, Korkeichen, mächtige Bux- und Lorbeerbäume, Cistrosen, Zwergpalmen 2c. Die Küste lieferte im Alterthum wohlschmeckende Austern mit schwarzem Fleische. Auf einer Anhöhe im Südosten des Berges liegt die Ortschaft S. Felice in der Lage des alten Circeji. Um die ganze vorspringende Halbinsel stehen in Entfernungen von etwa zwei Miglien von einander 6 Wachtthürme zum Schutze gegen Seeräuber. Die Aussicht von der Höhe des Berges in die pontinischen Sümpfe bis über die albanischen Höhen hinaus, nach Korsika, Sardinien, auf die Ponzainseln, Ischia, Procida bis an das Vorgebirge von Misenum und vom Vesuv bis zur Peterskuppel in Rom ist prachtvoll und reich an historischen Erinnerungen.

Circensische Spiele (Circenses, Ludi circenses), die Wett- oder vielmehr Preiskämpfe, welche in Rom an hohen Götterfesten gegeben und auch von Solchen veranstaltet wurden, welche ein hohes Amt antraten. Man unterschied die c.n S. durch besondere Prädikate, nach der Gottheit, welcher zu Ehren sie begangen wurden; so feierte man: Apollinares, Florales, Cereales, Saturnales, Bacchanales, Saeculares, und der bei denselben aufgewandte Glanz ward meist, wo nicht Privatfreigebigkeit eine Ausnahme bewirkte, nach dem Grade der Wichtigkeit des Gottes oder der Festveranlassung bemessen. Im Allgemeinen aber gestalteten sich die c.n S. der Römer viel großartiger, als die Hippodromien der Griechen, und traten mehr und mehr als ein Abbild der Macht, sodann des Luxus und endlich der Versunkenheit des römischen Staats- und Volkslebens hervor. Denn die ursprünglich religiöse Bedeutung der c.n S. mußte immer mehr in den Hintergrund treten, je mehr reiche, nach hohen Aemtern, Macht und Einfluß strebende Römer durch derlei mit fast unglaublichem Aufwand veranstaltete Feste das Volk für sich zu gewinnen suchten. In den ersten Zeiten Roms waren die c.n S. wahrscheinlich eine besondere Gnadenbezeigung der Könige; in den Zeiten der Republik suchten die höheren Magistrate durch sie das souveräne Volk bei guter Laune zu erhalten. Mit diesem Ueberbieten der Kräfte vervielfachten sich die Spiele selbst, so daß man sieben verschiedene Arten aufzählen kann. Der erste feierliche Akt der c.n S. war ein Aufzug vom Kapitol aus mitten durch die Stadt und den Circus, die sogenannte Pompa circensis; aller Glanz der weltbeherrschenden Roma wurde hierbei zur Schau getragen: die Götterbilder, auf prächtigen Wägen gefahren, oder kleinere Bildnisse derselben, auf den Schultern getragen, eröffneten den Zug, dann folgten die zum Wettkampf bestimmten Rosse, Wägen, die Kämpfer, Magistrate und Priester, und endlich Opferthiere und Geräthe 2c. Nachdem der ganze Zug die Spina im Circus einige Male umschritten, wurde ein Opfer gebracht und auf ein Zeichen des Prätors oder des Magistrats begannen dann die eigentlichen Spiele. Unter diesen steht das Roßwettrennen (cursus equorum), namentlich aber das Wagenrennen von Vier-, Drei- und Zweigespannen obenan. Alle Gespanne, welche den Wettkampf bestehen sollten, loosten in dem Raume hinter den Carceres über die Reihenfolge und fuhren dann zu je vier Gespannen in die Schuppen der Carceres vor, wo sie das Signal erwarteten. Jedes einzelne Rennen (missus) im Circus bestand aus vier Gespannen, von denen jedes durch eine andere Farbe, die weiße, rothe, grüne oder blaue, ausgezeichnet war, u. deren jede unter den Zuschauern ihre Partei hatte (factio alba, russata, veneta, prasina). Domitian fügte noch die goldene und purpurne (factio aurata u. purpurea) hinzu, welche indeß nicht lange bestanden zu haben scheinen. Diese Faktionen erregten oft stürmische Auftritte, besonders werden die Grünen und Blauen häufig in Epigrammen genannt. Gewöhnlich wurden 25 Rennen nach einander aufgeführt, bisweilen noch mehr; so gab Domitian einst sogar 100 an Einem Tage. Die Kampfrosse, gewöhnlich von den besten Racen, wurden zu keinen anderweitigen Verrichtungen gebraucht und lange zuvor eingeübt. Besonders mußte das der linken Seite wegen der Wendung um die Meta gut dressirt sein. Die circensischen Wagenlenker (agitatores) trieben nur dieses Geschäft und waren anfangs größtentheils Sklaven. Erst in der spätern Zeit traten bisweilen auch vornehme Römer, ja selbst Kaiser auf. Die Wagenlenker trugen ein kurzes, ärmelloses Gewand, jeder von der Farbe, welcher er angehörte, und hatten den ganzen Oberleib mit breiten Binden umwunden, wie man noch an einem Torso wahrnimmt. Die Zügel der Rosse wurden am Leibe befestigt, um die Hände zur Leitung und Anregung derselben frei zu behalten. In den Binden befand sich ein Messer, um im Fall der Noth die Zügel sogleich abschneiden zu können. Das Zeichen zum Beginn des Rennens wurde mit einem weißen Tuche (cretata mappa) oder durch einen Trompetenstoß gegeben. Man nahm, wie im Hippodromus der Griechen, die Richtung von der Rechten zur Linken, daher auch die Spina an der vorderen Meta eine Divergenz nach der linken Seite hin hatte, um auf der Rechten den im Anfang des Rennens noch

neben einander fahrenden Gespannen einen größeren Raum zu lassen. Jeder Agitator strebte nun dem Normalpunkte zu, und es entstand schon hier der größte Wetteifer. Die Kunst des Wagenlenkers zeigte sich aber vorzüglich darin, in der Nähe der Spina hinzufahren und dann die kürzeste Beugung um die Meta zu nehmen. Lief das Gespann nur mit gleicher Schnelligkeit wie die drei übrigen, so konnte schon hierdurch der Sieg gewonnen werden. Errang aber ein Agitator einen Vorsprung, so konnte er sich von der Spina entfernen und an der Meta seine Wendung mit desto größerer Sicherheit ausführen, weil er den Verlust doch immer wieder einbrachte. Jedes Rennen bestand in sieben Umläufen, welche, um jedem Irrthum vorzubeugen, an den sieben Delphinen und den sieben Eiern abgezählt wurden (s. Circus). Wessen Gespann nun nach der siebenfachen Umkreisung nur um Einen Schritt od. Einen Fuß früher an der Linie, wo das Rennen begonnen hatte, angelangt war, als die übrigen, trug den Preis davon, der in Palmen und Kränzen bestand, womit die Sieger geschmückt wurden. Doch konnten sich diese circensischen Preise an Ehren nicht mit den olympischen messen, verwandelten sich auch in der späteren Zeit in eine Geldbelohnung. Das letzte oder 25. Rennen hieß Missus aerarius. Ueberstieg man die Zahl der 25 Rennen, so beschränkte man später die der Umläufe um die Meta auf 5, bisweilen erhöhte man auch die Zahl der zu einem Missus nöthigen Wagen. Augustus führte statt des Zwei-, Drei- und Viergespanns, das Sechsgespann ein; in der Folge kamen auch Gespanne von Hirschen, ja selbst von Löwen, Tigern, Elephanten, Kameelen und Hunden vor. Bisweilen begleiteten auch Reiter den Wagen. Als gekrönte Freunde des Wagenrennens werden besonders Nero, Vitellius, Domitian, Commodus, Caracalla und Heliogabalus genannt. Außer dem Cursus equorum finden wir folgende Schaustücke, um welche im Verlaufe der Zeit die c.n S. vermehrt worden waren: gymnische Spiele, hauptsächlich Ringen und Faustkampf; eine Art Turnier (ludus Trajanus), ein Scheingefecht zu Pferde; Jagden und Hetzen wilder Thiere, Kämpfe derselben unter einander oder gegen Menschen (Bestiarii, s. d.), die jedoch nach Erbauung der Amphitheater seltener im Circus aufgeführt wurden; Reiter- und Fußkämpfe, entweder Mann gegen Mann, oder Schaar gegen Schaar (in Cäsars c.n S.n fochten 300 Reiter gegen 500 Fußkämpfer und 20 Elephanten); Schiff- oder Seegefechte, anfangs im Circus maximus, später in besonderen dazu angelegten Naumachien gehalten; Schauspiele, die, obwohl selten, wenigstens unter August auch im Circus gehalten worden sind.

Im Circus ging Roms Größe mit dem Charakter des römischen Volks zu Grunde. Hatte man schon während der republikanischen Zeit hier das Volk für seine Pläne gewonnen, so entwöhnte man es hier während der Kaiserzeit noch des letzten Restes von Selbstständigkeit und schränkte alles öffentliche Leben auf den Circus und die c.n S. ein. „Duas tantum res anxius optat, panem et circenses!“ (es verlangt nur nach zwei Dingen, Brod und c.n S.n) so grollt Juvenal über die Schau- und Vergnügungswuth seines Zeitalters. Man eilte schon um Mitternacht nach dem Circus, um noch Freiplätze zu finden. Caligula, durch den nächtlichen Tumult einst im Schlaf gestört, ließ die eingedrungenen Zuschauer wieder aus dem Circus hinausprügeln, wobei viel Volk, darunter über 40 Ritter u. Matronen, erschlagen wurde. Auch in den Provinzen fanden die c.n S. bald Eingang. So wußten einst die Trevirer, nachdem ihre Stadt gänzlich zerstört worden war, vom Kaiser nichts angelegentlicher zu erbitten, als Circenses, u. zu Alexandria wie zu Antiochia in Syrien kam es zwischen den verschiedenfarbigen Faktionen nicht selten zu blutigen Auftritten. Es erhielten sich diese c.n S. noch lange nach der Kaiserzeit, am längsten die Wagen- u. Pferderennen; ja noch 1204 sah man dergleichen von den Venetianern nach der Eroberung Konstantinopels auf dem dortigen Hippodrom aufführen. Thier- und Menschenhatzen scheinen, jedoch ohne die Pompa circensis, noch in den Zeiten Theodorichs Statt gefunden zu haben. Das siegende Christenthum machte dem Unwesen als öffentlicher Festfeier allmählig ein Ende. Die bildenden Künste brachten Scenen aus den c.n S.n auf die vielfachste Weise zur Anschauung, besonders finden sich Wagen- und Roßrennen häufig auf Basreliefs, Lampen, geschnittenen Steinen, Münzen ꝛc.; die Wettrennen auf Vasen gehören mehr dem griechischen Hippodromus, als dem römischen Circus an.

Circeum poculum (lat.), Becher der Circe, Zauberbecher, sprüchwörtlich s. v. a. Zauberkunst.

Circeum promontorium, s. Circello.

Circipani, (Circupani, Curipani), ein Stamm des slavischen Volkes der Wilzen, das früher einen bedeutenden Landstrich zwischen der Elbe, Oder und Ostsee, im 11. und 12. Jahrhundert jedoch nur einen Theil von Vorpommern u. Mecklenburg bewohnte. Bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts mit den Rugiern verbunden, kamen die C. durch Waffengewalt unter die Herrschaft der Pommernfürsten, von denen sie zu Christen bekehrt wurden. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts eroberten die Rugier mit Hülfe der Dänen das Land der C. wieder. Vergl. Wilzen.

Circitores (Circuitores), Diejenigen, welche bei den römischen Lagern Nachts die Wachen zu besichtigen hatten, gewöhnlich ausgewählte Reiter, später eine besondere Abtheilung Soldaten.

Circleville, Hauptstadt der Grafschaft Pickaway im nordamerikanischen Staat Ohio, am östlichen Ufer des Scioto-River, ward 1810 auf einem alten Festungswerk angelegt, am Ohiokanal, der den Fluß mittelst eines schönen Aquädukts hier kreuzt. Die Straßen sind regelmäßig und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Stadt hat ein Gerichtshaus, 6 Kirchen, eine Bank, Akademie, Kanalniederlagen und zählte 1856 über 5000 Einwohner.

Circuitores, s. Circitores.

Circulator (lat.), Marktschreier; in der katholischen Kirche derjenige Geistliche, welcher die Kirchen zu visitiren hat, jetzt Ruraldekan; in der protestantischen Kirche s. v. a. Kircheninspektor.

Circumcelliones (lat.), um die Hütten Streifende; dann s. v. a. Agonistiker, Flagellanten; überhaupt Landstreicher.

Circumcisi (lat.), Beschnittene, s. Passagini.

Circumcisio (lat.), s. Beschneidung.

Circumcisionis festum (lat.), Fest der Beschneidung Christi.

Circus, Kampfspielplatz in Rom, der ursprünglich

zu Roß- u. Wagenrennen eingerichtet u. später für alle Arten der circensischen Spiele bestimmt war. Unter Romulus und den folgenden Königen mag das Marsfeld (s. d.) zu diesen Zwecken gedient haben; Tarquinius Priscus erbaute aus der reichen, im lateinischen Kriege gewonnenen Beute den später so berühmt gewordenen Circus maximus (s. unten); zur Zeit der Republik und unter den Kaisern entstanden nach und nach ähnliche Anlagen in verschiedenen Theilen der Stadt. In Form und Gestalt behaupten sämmtliche C. bei aller Verschiedenheit an Größe und einzelnen Auszeichnungen doch einen gewissen Grundcharakter. Sie waren, wie der griechische Hippodromus (s. d.), oben offen und in länglichrunder Gestalt (daher circi, Kreise) aufgeführt, jedoch so, daß die vordere Seite von einer geradelaufenden, die hintere mit den beiden längeren Flügeln aber von einer gerundeten Mauer eingeschlossen wurde. Die römischen Circi waren theils länger, theils kürzer als der olympische Hippodromus, aber weniger breit, weil in jenen nur vier Wägen neben einander ausfuhren, in diesem aber oft mehr. Das unterste Stock (podium), welches theils der Aussicht auf die Bahn, theils der Sicherheit wegen eine Höhe von 12—14 Fuß hatte, bildete die massive Grundlage zur ersten Sitzreihe. Hier hatten nur Personen ersten Ranges ihre Plätze. Die höheren Sitzreihen, welche sich unmittelbar vom Podium aus stufenweise erhoben, waren für die Ritter bestimmt. Das zweite u. dritte Stock nahm das Volk ein. Die äußere Einfassung des C. bildeten große, lange Säulenhallen (porticus), welche theils zur Zierde, theils zum Obdach der Zuschauer bei eintretendem Regenwetter dienten. Auf diesen Portiken ruheten die Sitzreihen des zweiten u. dritten Stocks. Auch fand man daselbst Buden, in welchen Waaren u. Genüsse ausgeboten wurden. Die Eingänge zu den Plätzen nannte man wie im Amphitheater Vomitoria. Der Raum für den Kaiser mit seiner Familie, das Pulvinar, war eine Prachtloge. Von den drei Thoren oder Pforten war die Porta triumphalis (auch principalis genannt), durch welche die Sieger nach Vollendung der Spiele zogen, am Schlusse des C., die Porta libitinaria (auch sandapilaria genannt), durch welche die Todten oder Verwundeten entfernt wurden, nicht fern von der ersten Meta auf der rechten Seite, und das dritte zwischen den 12 Wagenbehältern (carceres). Was im olympischen Hippodromus die Aphesis (der Ablaufsstand), das war im römischen C. das Oppidum mit den Carceres, nur mit anderer Konstruktion. Ersteres hatte einen bedeutenden Umfang, da sich hier alle Kampfwägen und Reiter zu versammeln hatten, um sich dann in der durch das Loos bestimmten Ordnung in den Carceres aufzustellen. Die 12 Wagenschuppen, 6 zu jeder Seite der in der Mitte befindlichen Porta, bildeten eine krumme Linie, welche sich am rechten Ende etwas weiter nach dem Innern des Oppidum zu wendete, als am linken; daher auch die rechte Seite der Bahn hier die linke etwas überragte. Dadurch wurde für die Wägen auf beiden Seiten beim Ablaufe gleiche Entfernung nach dem Normalpunkte gewonnen. Dieser war vom Wagenlenker vor Allem ins Auge zu fassen, um die rechte Mitte zwischen der Spina und der rechten Seite des C. zu treffen, d. h. um weder der Spina zu nahe zu fahren und dann bei der Umbiegung um die Meta in Gefahr zu gerathen, noch auch sich durch zu weite Entfernung von jener die Bahn zu verlängern. Die Abfahrt geschah nämlich auf der rechten Seite, und jeder Wagen wendete sich beim Umkreisen nach der linken hin. Die Wägenschuppen waren überwölbt, nach dem Innern des Oppidum zu offen, nach dem Felde der Bahn hin aber mit je einem aus zwei Flügeln bestehenden Gatter versehen, und alle von derselben Länge und Breite; jeder faßte eine Quadriga und ein fünftes Roß und war von dem benachbarten durch eine Scheidewand getrennt, welche an ihrer Fronte mit einer Herme geschmückt war, sowie auch über den Gatterflügeln verzierende Gitter angebracht waren. Der Raum hinter den Schuppen war ebenfalls mit geräumigen und bedeckten Portiken umgeben, um bei eintretendem Regen den Agonisten Schutz zu gewähren. Ueber den Wölbungen der Carceres waren geräumige Plätze für die Zuschauer eingerichtet, und zwar, wie man aus Basreliefs gefolgert hat, ursprünglich für die Konsuln; später verlegte man auch das Cubiculum principis und den Raum für den präsidirenden Prätor hierher. An beiden Enden derselben erhoben sich Thürme, welche Treppen zu den bezeichneten Plätzen enthielten, und auf denen wohl die Musikchöre aufgestellt wurden. Die Pforte in der Mitte der Carceres, von gleicher Höhe wie die beiden andern, aber breiter, führte auf das Feld des C. Bemerkenswerth war der Mechanismus, durch welchen die sämmtlichen Gatterflügel auf ein gegebenes Signal vermittelst eines Drahtes zugleich aufsprangen. Die Carceres und Thürme waren mit Malereien ausgeschmückt. Zwischen diesen Wägenschuppen und der ersten Meta wurde vor Beginn des Wettrennens eine weiße Linie (mit Kreide oder Kalk gefüllte Furche) gezogen, an welcher die Wägen Stand hielten, um durch die Moratores in parallele Fronte gebracht zu werden. An der linken Hälfte dieser Linie langten sie nach Vollendung der siebenfachen Umkreisung wieder an. Die Spina, an deren beiden Enden sich die Metä befanden, theilte die Bahn der Länge nach in zwei Hälften. Ihre Höhe betrug cirka 6 und die Breite 20 Fuß, die Länge natürlich weit weniger als die des ganzen C., weil sowohl vorn als hinten ein bedeutender Raum frei bleiben mußte; im C. des Caracalla war sie etwa 855 Fuß lang. In frühern Zeiten scheint sie, wie auch die beiden Metä, von Holz und erst unter den Kaisern von Stein aufgeführt worden zu sein. Sie bildete eine etwas schiefe Linie, indem sie sich am ersten oder vorderen Ziele etwas nach der linken Seite hin wandte, weil die auf der rechten Seite ausfahrenden Wägen hier, in sofern sie im Anfang des Rennens noch ziemlich neben einander blieben, einen breiteren Raum bedurften, als weiterhin. Sie war der glänzendste und in religiöser Beziehung auch der bedeutsamste Theil des C. Außer einem Obelisken (seit Augustus) erblickte man hier die Cybele auf einem Löwen reitend, die Statuen der Victoria und Fortuna und viele andere Säulen mit kleineren Statuen. Auch war hier seit 174 v. Chr. ein Säulengerüst mit 7 Delphinen und ein anderes mit 7 Eiern angebracht, um den siebenfachen Umlauf um die Meta daran abzuzählen. Die ersteren bezogen sich auf den Kult des Poseidon, die letzteren auf Castor und Pollux, sämmtlich agonistische Gottheiten, von denen die beiden letzteren

wegen ihrer Beziehung auf das Roß noch besondere Wichtigkeit für die Rennbahnen hatten. Noch befanden sich an der Spina Altäre, auf welchen man vor dem Beginn der Spiele den genannten Gottheiten und anderen Opfer brachte. Die Metä an den beiden Enden der Spina, von dieser durch eine Distanz von etwa 12 Fuß getrennt, waren hohl, bildeten eine Art kleiner Kapellen, jede mit einer Oeffnung an der Seite nach der Spina zu, hatten die doppelte Höhe derselben und etwas mehr Breite, und trugen drei konische Säulen mit einem kleinen, eiförmigen Aufsatz. Die Entfernung der ersten oder vorderen Meta von den Wagenbehältern betrug $1^1/_2$ von der Breite des C., die Entfernung der zweiten oder der hinteren Meta von der Porta triumphalis etwa die Hälfte von der Breite der Bahn. Hinter der zweiten Meta befand sich wegen der schwierigen Wendung der Wägen ein freier Raum. Mit der politischen Entwickelung des römischen Lebens trat manche Veränderung in der Einrichtung und Benutzung des C. ein. So wurden, während in den früheren Zeiten der Republik das Volk ohne Unterschied des Standes gemischt unter einander gesessen hatte, 196 v. Chr. die Plätze des Senats gesondert. Stets aber war der C. der Platz, auf welchem sich die römische Welt in ihrer Lebendigkeit, von ihrer heitersten Seite und in der großartigsten Pracht zeigte. Er diente auch zu festlichen Aufzügen, Volksversammlungen und ähnlichen Zwecken; siegreiche Feldherren stellten hier ihre Beute dem Volke zur Schau auf, ja Augustus hielt auf dem Circus Flamininus seine Leichenrede auf Drusus. Die berühmtesten Circi in Rom waren folgende: Der Circus agonalis, in der 4. Region auf dem Marsfeld, läßt sich gegenwärtig noch an dem Platze Novana erkennen, dessen Häuserreihe auf der Grundlage von jenem aufgeführt ist und daher am Schlusse eine halbmondförmige Krümmung bildet. Der C. des Caracalla, der einzige in Rom, von welchem sich noch Ruinen so erhalten haben, daß man daraus die Einrichtung der Circi im Allgemeinen erkennen kann, lag in der 1. Region, außerhalb der Porta capena (jetzt Porta San-Sebastiano) u. heißt noch jetzt il Circo oder la Giostra di Caracalla. Er hatte eine Länge von 247 Toisen (=1482 F.) und eine Breite von 40 Toisen (=244 F.) und war mit einem 60 F. hohen Obelisk geziert, der seit 1651 die Piazza novana schmückt. Der Circus Flamininus, nach dem nahegelegenen Apollotempel auch C. Apollinaris genannt, war nach dem C. maximus der älteste römische C. und lag in der 10. Region außerhalb der Stadt. Er war schon 201 v. Chr. vorhanden. Augustus ließ denselben einmal mit Wasser füllen und auf 36 Krokodile Jagd machen. Ein Haufen Ruinen zeigt noch die Stelle, wo er gestanden. Der C. maximus, auch Ludus magnus, gewöhnlich schlechthin C. genannt, war der älteste, größte und wichtigste C. zu Rom und lag in der 11. Region der Stadt, zwischen dem Palatinus und Aventinus. Seine Gründung wird auf Tarquinius Priscus zurückgeführt. Im Jahre 328 v. Chr. wurden die ersten Carceres errichtet, 176 v. Chr. neue aufgeführt und verschiedene andere Einrichtungen gemacht. Die Länge dieses C. betrug $3^1/_2$ Stadien, die Breite 400 Fuß. Cäsar verlängerte ihn auf beiden Seiten und umgab ihn mit einem 10 Fuß tiefen und eben so breiten Kanal (euripus). Das Podium mit der ersten Reihe Sitzstufen am Kanal hin war von Stein und die beiden höheren von Holzwerk. Der ganze Umfang dieses C. betrug 8 Stadien, und er konnte 150,000, nach Plinius 260,000 Zuschauer aufnehmen. Augustus schmückte die Spina mit einem großen, der Sonne geweihten Obelisken aus Aegypten und führte ein Pulvinar auf. Kaiser Claudius ließ die Carceres von Marmor aufführen und übergoldete Metä errichten, und auch durch Tiberius, Caligula und Nero, besonders aber durch Trajan erhielt dieser C. Schmuck und Bereicherung. Von ihm sind nur noch sehr geringe Spuren vorhanden. Der C. Neronis, auch C. Caligulae und C. Vaticanus, von Caligula begonnen, von Nero vollendet, lag bei oder in den Gärten Nero's, zwischen dem Janiculus u. dem Vaticanus, und hatte einen großen Obelisk, der jetzt vor der Peterskirche steht. Der C. Sallustii, in den berühmten sallustischen Gärten, in der 6. Region, zwischen dem Quirinalis und Pincius, nahe bei der Porta Collina und dem Tempel der Venus Erycina, konnte zugleich zur Naumachie eingerichtet werden. Es sind davon noch bedeutende Ruinen vorhanden. Außer Rom hatten noch viele andere Städte in Italien sowohl, als in den Provinzen, z. B. auf Rhodus, dann Athen, Edessa, Gaza in Palästina, Jerusalem, Augusta Cäsarea, Narbonne in Gallien ihre Circi; namentlich aber hatte Aegypten solche von ungeheurem Umfange. In der späteren Zeit gab es in mehren Städten Italiens circusartige Räume für Ballspiel; der noch gut erhaltene zu Perugia war oval, oben offen, mit steinernen Bögen und an der einen Seite mit einer hohen Mauer zum Abprallen des Balles versehen. In neuerer Zeit pflegt man nur noch für die Produktionen von Kunstreitern Circi zu errichten. Der ausgezeichnetste ist der olympische C. in den elysäischen Feldern zu Paris, von Hittorf errichtet, der Raum für 6000 Personen hat. Auch Berlin hat in neuerer Zeit einen ganz massiven C. von prachtvoller Ausstattung und in maurischem Styl erhalten. An seine Arena stößt ein Theater, dessen Bühne 74 Fuß breit und 58 Fuß tief ist. Der Zuschauerraum faßt 2500 Personen. In Spanien hat jede ansehnlichere Provinzialstadt ihren C. für Stiergefechte; doch sind diese Bauten, selbst der große zu Madrid, der 12,000 Zuschauer faßt, in architektonischer Beziehung ohne Bedeutung.

Cirencester (Ciscester oder Ciceter), Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, am Flusse Churn und einem Zweige des Thames- und Severnkanals, gut gebaut, mit einer prächtigen, im 15. Jahrhundert erbauten Kirche (St. Johanniskirche), mehren Bethäusern, einer großen Tuch- und Teppich-, sowie einer Messerfabrik (besonders für Gerbermesser), Brauereien und 6100 Einw. In der Nähe ein von einer 20 Fuß hohen Mauer umgebenes römisches Amphitheater, 190 und 130 Fuß im Durchmesser; sowie Oakleypark, der Sitz des Earl Bathurst, und eine sehr gerühmte landwirthschaftliche Lehranstalt, in einem 190 Fuß langen Gebäude mit 716 Morgen Versuchsfeldern, einem botanischen Garten, großen Küchen 2c. C. ist das alte Corinium oder auch Durocornovium der Römer, unter denen hier drei Straßen zusammenstießen. Sachsen und Dänen verhängten so häufige Verheerungen über die Stadt, daß sie jetzt

kaum noch ein Viertel der alten Größe hat. Im Mittelalter war daselbst eine Abtei.

Cirey, Dorf im französischen Departement Obermarne, Arrondissement Vassy, an der Blaise, mit 800 Einw. In dem schönen Schloß daselbst hat Voltaire mehre Jahre lang gewohnt.

Ciris, Vogel oder Fisch, in welchen des Niso Tochter, Scylla (s. d.), verwandelt wurde; daher Titel eines Gedichts, welches die Geschichte derselben behandelt, dem Virgil, Corn. Gallus und auch dem Catull zugeschrieben, abgedruckt in den virgilischen Analekten und in den „Poëtae lat. min." von Warnsdorf.

Cirkel u. Zusammensetzungen, s. Zirkel; vergl. Kreis.

Cirknitz, s. Zirknitz.

Cirkularschreiben, Rundschreiben, Umlaufschreiben, Zuschrift an Mehre über einen und denselben Gegenstand, welches entweder nur in Einem Exemplar nach der Reihe allen Betheiligten, oder in Kopie, od., durch Druck vervielfältigt, Jedem besonders zugeschickt wird.

Cirkulation (v. Lat.), überhaupt Umlauf; in der Chemie eine früher häufig in Anwendung gekommene Operation, eine Art Digestion, indem mittelst eines hierzu eigens konstruirten Apparats, Pelekan genannt, die durch die Wärme verdunstete Flüssigkeit wieder kondensirt wurde und beständig auf die zu digerirende Substanz zurückfloß. Lavoisier bediente sich noch des Pelekans zur Beweisführung, daß Wasser sich durch anhaltende Destillation nicht in Erde verwandeln lasse.

Cirkumflex (v. Lat.), Herumbeugung, in der griechischen Grammatik das gewundene oder geschleifte Tonzeichen (῀), das nur über einer von Natur langen Silbe stehen kann. Im Französischen gilt der Accent circonflexe (^) als betonte Länge, welche durch den Ausfall einer Silbe oder auch nur eines Buchstaben entsteht, wie z. B. prêtre für Priester oder Presbyter. Figürlich ist C. s. v. a. Schmarre, Klingenhieb ins Gesicht.

Cirkummeridianhöhen der Gestirne, diejenigen Sternhöhen, welche man in der Nähe des Meridians gemessen hat, und die nur wenig von den größten, im Meridian selbst Statt findenden Höhen differiren. Der praktische Astronom braucht sie auf der See, wo man den Instrumenten keinen festen Standpunkt geben und deshalb die wahre Meridianhöhe nicht genau ermitteln kann, und selbst auf dem festen Lande, wenn mehre Beobachtungen solcher Höhen in kurzer Zeit gesammelt werden sollen. Die C. d. G. dienen besonders zur Bestimmung der geographischen Breite oder Polhöhe der Beobachtungsorte; s. Breite.

Cirkumpolarkarte, Karte, welche die äußere Erscheinung der Erde um den Süd- und Nordpol darstellt. Eine südliche, 1839 vom k. hydrographischen Amt in London entworfene C. gibt die Fahrten aller Seefahrer von Cook (1770) bis Bellinghausen (1820) u. damit den ungeheuren Raum an, welcher im antarktischen Ocean noch unerforscht ist.

Cirkumpolarsterne, im Allgemeinen diejenigen Sterne, welche sehr nahe bei einem Pole des Aequators stehen; dann insbesondere Sterne, welche weniger als 1° vom Polarstern entfernt sind, diesen selbst eingeschlossen; auch alle nicht untergehenden Sterne, z. B. alle Sterne des kleinen Bären, und zuweilen auch die Kometen, welche eine große Neigung gegen die Ekliptik haben. Der Astronom braucht die C. zur Bestimmung der Polhöhe und des Sternentags, zur Verbesserung der Fehler an astronomischen Instrumenten u. zur Prüfung ihrer Stellung; daher die Sorgsamkeit der Astronomen bei der Bestimmung ihres Orts am Himmel.

Cirkumskript (v. Lat.), umschrieben; daher cirkumskripte Röthe, unnatürliche Hautröthe, besonders mit scharfer Abgrenzung von der übrigen Haut.

Cirkumskriptionsbullen (v. Lat.), eigentlich Vereinbarungen zwischen dem römischen Stuhle und weltlichen Regenten über Errichtung, Begrenzung und Eintheilung der Diöcesen, Einrichtung und Dotation der bischöflichen Kirchen und Kapitel; dann auch päpstliche Erlasse, welche die Verfassung der Kirche und deren Verhältniß zum Staat betreffen oder, wo sie mit Konkordaten (s. d.) verbunden sind, nähere Ausführungen oder Beilagen zu denselben bilden. Aus der neuesten Zeit sind 5 solche C. zu erwähnen: die von Papst Pius VII. am 1. April 1818 für Bayern erlassene und am 15. September dess. Jahres promulgirte Bulle Dei ac Domini nostri; die von Pius VII. am 16. Juni 1821 für Preußen erlassene Bulle De salute animarum, bestätigt von Seiten des Königs Friedrich Wilhelm III. durch Kabinetsordre vom 23. August dess. Jahres; die von Leo XII. am 26. März 1824 für Hannover erlassene und am 29. Mai dess. Jahres von Seiten der dortigen Regierung bestätigte Bulle Impensa Romanorum pontificum sollicitudo; die von Pius VII. am 16. August 1821 erlassene Bulle Provida solersque und die von Leo XII. am 11. April 1827 erlassene Ad dominici gregis custodiam, welche beide die oberrheinische Kirchenprovinz betreffen und von den betreffenden Regierungen nach und nach bestätigt und publicirt wurden.

Cirkumvallation (v. Lat.), in der Kriegswissenschaft Verschanzungen, Wälle und Gräben, mit welchen ein blokirter oder belagerter Ort eingeschlossen ist (s. Festungskrieg).

Cirkumvallations- u. Kontravallationslinien, Befestigungen bei Belagerungen, von denen jene (bei den Römern circumvallatio exterior genannt) die fortlaufenden Verschanzungen umfaßten, welche einen feindlichen Entsatz von außen abhalten sollten, diese (munitio interior) zusammenhängende Werke waren, welche, gegen die Belagerten gerichtet, Ausfällen vorbeugten und zur Basis der Belagerungsoperationen dienten (s. Festungskrieg).

Ciro, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II, am gleichnamigen Flusse, 1 Stunde vom jonischen Meere, hat ein Seminar, 4945 Einwohner und Sardellenfang; litt 1832 sehr durch ein Erdbeben.

Cirometer (v. Griech., Wollmesser), Instrument, in einem mit Mikrometertheilung versehenen Objektivglas bestehend, dient zu Messung der Stärke der Wolle in ihren einzelnen Fäden und demnach zur Beurtheilung ihrer Feinheit, wird aber jetzt wenig mehr angewendet, da die Feinheit der Wollhaare nicht mehr als entscheidende Eigenschaft bei Beurtheilung ihrer Güte gilt.

Cirque olympique (franz.), Theater in Paris, besonders für equilibristische und derartige Vorstellungen eingerichtet, s. Paris.

Cirragra (lat.), s. Weichselzopf.

Cirrhus, s. Cirrus.

Cirripedia (Cirrhopoda, Rankenfüßer), Krustaceenfamilie aus der Ordnung der Weichthierkrebse (Testacostraca), kopf-, augen- und fühlerlose, festsitzende Meerthiere mit chitinhaltigem (s. Chitin) Mantel, welcher kalkige, das Thier bedeckende Schalenstücke absondert und 6 Paar viergliederigen Rankenfüßen, daher der Name. Die ausgebildeten Thiere haben nur selten eine weiche, häutige Hülle, sondern stecken meist in einem aus mehren Schalstücken bestehenden Gehäuse, welches entweder mit breiter Basis, oder mit fleischigem Stiele beständig an Meerkörpern festsitzt. In diesem Gehäuse steckt das Thier verkehrt, mit der Mundöffnung nach unten und mit dem Schwanze, einer walzigen Röhre, nach oben. Der Mund ist mit 3 seitlichen Kieferpaaren versehen. Die erwähnten Rankenfüße bestehen jeder aus einem fleischigen Stiele und 2 gewimperten, vielgliedrigen Ranken, mittelst deren die Thiere Wasser und Nahrung in die Mantelhöhle schöpfen. Es sind sämmtlich sich selbst befruchtende Zwitter des Meeres, welche den Uebergang zu den Mollusken machen, mit denen sie Mantel u. Schale gemein haben, während sie wegen ihrer gegliederten Rankenfüße und einer merkwürdigen, rückschreitenden Verwandlung den Gliederthieren, und zwar den krebsartigen angehören. Die aus dem Ei gekrochenen Jungen haben 1 Auge, 2 lange Fühler u. Flossenfüße, mit denen sie frei im Meere umherschwimmen. Es gehört hierher z. B. die Seetulpe od. Seeglocke (s. d.).

Cirrus (cirrhus, lat.), in der botanischen Terminologie s. v. a. Ranke, Gabel, grüner, fadenförmiger Theil am Ende der Mittelrippe eines einfachen oder gemeinschaftlichen Blattstiels eines zusammengesetzten Blattes, oder auch an der Spitze der Blumenstiele, meist spiralförmig gedreht, einfach oder ästig, womit sich die Pflanzen an nahe stehenden Körpern festhalten (klettern, wie z. B. bei dem Weinstock, den Erbsen 2c.). In der von Howard aufgestellten Theorie der Wolkenbildung ist C. die erste seiner drei Wolkengestalten, die ihren Namen von den zarten, baum- oder lockenartig verzweigten Fasern hat, die bald parallel, bald verwirrt laufen und die höchsten Regionen einnehmen. Als Uebergangsbildungen zu den beiden andern Wolkengestalten führt Howard an: Cirrocumulus, die federige Haufenwolke, und Cirro-stratus, die federige Schichtwolke; s. Wolke.

Cirsium *Tournef.* (Kratzdistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den ziegeldachlichen Hauptkelch und die röhrigen, zwitterigen oder 2häusigen Blüthen mit freien Staubfäden, federigem, an der Basis durch einen Ring verbundenem, abfälligem Pappus und borstig-spreuigem Fruchtboden, ausdauernde oder 2jährige Kräuter in allen Theilen der Erde, besonders in dem gemäßigten Europa u. Asien, wenig von den ächten Disteln (Carduus) unterschieden, mit herablaufenden, meist dornigen Blättern und rothen oder blaßgelben Blüthen, von denen mehre genießbar sind, und deren Samen von den Vögeln sehr gesucht werden. Von Cirsium oleraceum *Scop.*, Cnicus oleraceus *L.*, Kohldistel, mit stechend gewimperten, gekielten und fiederspaltigen Blättern, gelblichweißen Blüthen mit großen, hohlen, gelblichen Deckblättern, überall in Europa und Sibirien auf nassen Wiesen und an Gräben, öfters 4—6 Fuß hoch, werden die jungen Blätter, mit anderem Gemüse vermischt, häufig genossen. C. arvense *Lam.*, Serratula arvensis *L.*, Ackerdistel, Haferdistel, mit lanzettförmigen, fiederspaltigen, dornigen Blättern und rispenartigen, rothen Blüthen, wächst in Europa, Asien und Amerika als Unkraut im Getreide 2—3 Fuß hoch. Die durch Insektenstiche hervorgerufenen Auswüchse werden vom Volk als Salbe gegen die Hämorrhoiden gebraucht; sonst waren auch die Blätter und Blüthen unter dem Namen Herba et Flores Cardui haemorrhoidalis gegen Unterleibsstockungen im Gebrauch. Die Samenkronen stopft man in Kissen und Polster. Die ganze Pflanze enthält sehr viel Laugensalz und gibt jung ein vortreffliches Viehfutter ab. C. palustre *Scop.*, Carduus palustris *L.*, Sumpfdistel, mit ganz herablaufenden, doppelt-fiederspaltigen Blättern, woran die Lappen lanzettförmig und mit einem Dorn am Ende versehen sind, traubenartigen, am Ende der Zweige gehäuften purpurrothen Blüthen u. purpurrothem Stengel, ist gemein auf nassen Wiesen durch ganz Europa und wird jung im Norden als Gemüse genossen. Von C. lanceolatum *Scop.*, Carduus lanceolatus *L.*, Wegdistel, mit rauhen, zweimalfiederspaltigen, unten mit einem fiederförmigen stacheligen Lappen versehenen Blättern und purpurrothen oder weißen Blüthen, überall in Europa, Asien und Amerika an Wegen und Zäunen um die Dörfer, sind die geschälten Stengel im Frühjahr eßbar. Von C. eriophorum *Scop.*, Carduus eriophorus *L.*, einem 2jährigen Gewächs auf Gebirgen im südlichen Europa, auch in Deutschland, mit 3—5 Fuß hohem, mit weichen Haaren bekleidetem, gefurchtem Stengel, wechselständigen, nicht herablaufenden, oberseits lebhaft grünen, zottigen, ziemlich scharfen, unterseits weichen, weißlichfilzigen Blättern mit auf- und abwärts gerichteten, am Grunde und an der Spitze langstacheligen Lappen, großen, schön röthlichen, an der Spitze der Zweige stehenden und von den obersten Blättern umgebenen Blüthen mit kugelrundem, großem Hüllkelch, waren die Blätter früher als Herba Cardui eriocephali officinell; als schweiß- und urintreibend wurden sie bei Hautkrankheiten u. Unterleibsstockungen angewendet, der frische Saft auch äußerlich bei Gesichtskrebs, innerlich zu Frühlingskuren. Die jungen Triebe und der unentfaltete Blüthenboden sind genießbar. C. anglicum *Dec.* Cnicus pratensis *Willd.*, Wiesendistel, mit einfachem, ein-, selten zweiblüthigem, gefurchtem, wolligem und wenig-beblättertem Stengel, ungleich gezähnten, zuweilen buchtigen, wimperartig-dornigen, ziemlich scharfen, auf der Unterseite spinnewebenartig-wolligen Blättern u. blaßpurpurrothen Blüthen, wächst in Frankreich und England, auch hie und da in Deutschland.

Cirta, Stadt der alten Massylier, im Binnenlande Numidiens, einst Hauptstadt und Residenz des Masinissa und seiner Nachfolger, vom Kaiser Konstantin in Constantina umgetauft, gegenwärtig die zweite Stadt Algeriens; s. Konstantine

Cis, s. Tonarten.

Cisalien (v. Franz.), zerschnittene oder abgeführte Münzen, wohl auch Münzen mit verdorbenem Gepräge, welche durch Versetzen oder Vergreifen ins Publikum kamen und umgeschmolzen werden.

Cisalpinisch, Name der Länder, welche für die Römer diesseits der Alpen lagen.

Cisalpinische Gerichtsordnung, die Prozeßordnung für das 49 n. Chr. dem römischen Reich einverleibte Gallien, existirt nur in einem unbedeutenden Bruchstück auf einer 1760 in den Ruinen von Telleja aufgefundenen ehernen Tafel, welche gegenwärtig im Museum zu Parma aufbewahrt wird.

Cisalpinische Republik, der am 28. Januar 1797 vom General Bonaparte proklamirte, aus der cis- und transpadanischen Republik gebildete und von Oesterreich zu Campo-Formio als selbstständig anerkannte italienische Staat. Derselbe begriff die österreichische Lombardei mit dem Gebiet von Mantua, die venetianischen Gebiete Bergamo, Brescia und Cremona, Verona u. Rovigo, sodann in Folge der Einverleibung der cispadanischen Republik (s. d.) das Herzogthum Modena, die Fürstenthümer Massa und Carrara und die Legationen Bologna, Ferrara und Mesola nebst der Romagna, seit dem 22. Oktober desselben Jahres auch noch das Veltlin, Worms (Bormio) und Cläven (Chiavenna) vom Kanton Graubündten, im Ganzen einen Flächenraum von 771 □Meilen mit $3^1/_2$ Millionen Einwohnern. Der Sitz der Regierung oder des Direktoriums, der gesetzgebenden Versammlung, nämlich eines Rathes der Alten von 80 und eines großen Rathes von 160 Mitgliedern, war Mailand. Die Armee war 20,000 Mann stark und bestand aus französischen, aber im Solde der Republik stehenden Truppen. Im März 1798 wurde die neugeschaffene Republik durch einen Defensiv-, Offensiv- und Handelstraktat eng an das französische Interesse geknüpft. Nachdem sie 1799 in Folge der von Russen und Oesterreichern erfochtenen Siege aufgelöst, aber von Bonaparte nach seinem Sieg bei Marengo wieder hergestellt worden, erhielt sie eine neue Verfassung, indem ein Rath (Consulta) von 50 Mitgliedern und eine vollziehende Behörde (Governo) von 9 Mitgliedern eingesetzt ward. Seit dem 6. September desselben Jahres durch Hinzufügung des novaresischen und tortonesischen Gebiets vergrößert, ward sie im lüneviller Frieden von Oesterreich aufs Neue anerkannt, nahm den 25. Januar 1802 den Namen italienische Republik an, wählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräsidenten u. wurde in 13 Departements eingetheilt, erreichte aber ihr Ende, als am 17. März 1805 der Kaiser Napoleon I. die ihm von einer Deputation der Republik überreichte Krone des Königreichs Italien annahm.

Cisalpinisches Gallien, s. Gallien und Italien.

Cis dur, s. Tonarten.

Ciseliren (v. Franz.), im Allgemeinen das künstlerische Bearbeiten der Metalle durch scharfe Instrumente, welches zur letzten Vollendung der durch Metallguß verfertigten Werke dient, in sofern dadurch die sogenannten Nähte, welche hervorragende Linien zwischen den Stücken der Form gebildet haben, entfernt werden. Oft aber erfordert das gegossene Werk noch eine weitere Ueberarbeitung; je weniger diese in Anspruch genommen wird, um so mehr schätzt man den Guß des Werks (s. Gießerei). Im engeren Sinne versteht man darunter die Darstellung erhabener Figuren in Silber- oder Goldblech, die durch Bunzen und Hammer getrieben und durch den Grabstichel vollendet werden; s. Getriebene Arbeit.

Cisio-Janus, vor Einführung unserer heutigen Kalender die lateinischen Verse, aus denen man die Folge der wichtigsten Tage eines jeden Monats erkannte. Da man früher das Datum meist nach Festen u. besonders Heiligentagen zu bestimmen pflegte, so hatte man die wichtigeren derselben in jedem Monat in eine Art lateinischer Hexameter gebracht, aus denen sich ihr Tag leicht erkennen ließ. Man ordnete nämlich in je zwei Hexametern die Namen der wichtigsten Feste und Heiligen so, daß jede Silbe der beiden Verse einen Tag bezeichnete u. der Name selbst mit derjenigen Silbe begann, welche die Tagezählung des Monats erforderte. So bedeutete das Wort Cisio so viel als Circumcisio Christi, während der Name Janus anzeigte, daß dieses Fest auf den 1. Januar falle. Nicht nur die Beschaffenheit des Versmaßes erforderte eine solche Abkürzung, sondern auch der Umstand, daß jede Silbe einen Monatstag bezeichnete und daher schon die sechste Silbe das auf den 6. Januar fallende Fest der Erscheinung Christi andeuten mußte. Als Abkürzung für Epiphania fügte man daher sogleich die Silben Epi und, da solche Abkürzungen an sich nicht verständlich waren, oberhalb der Verse die Ergänzungen hinzu. Ein von Ph. Melanchthon verfaßter C. beginnt also:

> Cisio Janus Epiphaniis die dona Magorum,
> Vincit orans Agne, nova Paulum lumina vertunt.

Ein C., wo jedes Wort einen Tag bedeutet, beginnt:

> Jesus das Kind ward beschnitten,
> Drey König von Orient kamen geritten,
> Und opferten dem Herrn lobesan,
> Antonius sprach zu Sebastian,
> Agnes ist da mit Paulo gewesen,
> Wir sollen auch mit genesen; 2c. 2c.

Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts findet man den Namen eines Kalenderheiligen statt des Datums in Urkunden angegeben, und bis dahin wurde auch der C. in den Schulen auswendig gelernt und erklärt. Obgleich Ph. Melanchthon demselben mehr Geschmack zu geben versucht hatte, so legte man doch den älteren C., wegen der größeren Heiligenzahl, immer von Neuem auf. So erschien: „Lucae Losii C. h. e. Calendarium Syllabicum" (Wittenberg 1551, wiederholt in dessen Katechismus von 1563, Frankfurt) und „Chytraei Chronologia (Helmstädt 1586, Rostock 1592). Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde der C. vom Kalender verdrängt.

Cisium (lat.), Wagen mit 2 Rädern, wohl einem leichten unbedeckten Kabriolet ähnlich u. gewöhnlich mit 2 Pferden oder Maulthieren bespannt, von den Römern besonders zu schnellen Reisen gebraucht.

Ciskaukasien, eine von den Römern herrührende Bezeichnung für das Land nördlich vom Kaukasus (im Gegensatz zu Transkaukasien); es umfaßt das heutige europäisch-russische Gouvernement Stawropol und das im Osten des asowschen Meeres gelegene Gebiet der tschernomorischen Kosaken und wird vom Terek, Kuma, Kalauß und Kuban durchflossen. Der Flächengehalt beträgt etwa 2450 □Meilen. Mit Ausnahme des mittleren Theils vom Nordabfalle des Kaukasus, wo das Gebiet bis zum Hauptkamm des Gebirgs reicht, ist das Land ganz den Salzsteppen der Wolga ähnlich und hat hie und da auch Salzseen und Salzsümpfe; nur ein kleiner Theil ist Hügelland, ein noch kleinerer Gebirgsland. Ueber $^2/_5$ des Bodens sind völlig unbrauchbar, und andere $^2/_5$ nur Weideland. Die Bevölkerung bilden deutsche Kolonisten, Russen und Kosaken, Kalmücken, Tataren 2c.

Cismar (ehedem Cyçismore), Dorf u. Amtssitz im Herzogthum Holstein, am Klostersee unweit der Ostsee, mit einem 1245 von Lübeck aus angelegten Benediktinerkloster, das seit 1544 (1760 restaurirt) als Amthaus dient.

Cispadanisch, in Bezug auf Rom diesseits des Padus (Po).

Cispadanische Republik, der am 20. Sept. 1796 nach dem Sieg bei Lodi nebst der transpadanischen Republik vom General Bonaparte gebildete Staat, der, anfangs aus Modena, Reggio, Ferrara und Bologna bestehend und von der eben genannten Schwesterrepublik durch den Po getrennt, ganz nach dem Muster der Republik Frankreich konstituirt ward. Neben der vollziehenden Behörde, einem aus 3 Mitgliedern bestehenden Direktorium, standen ein großer Rath von 60 und ein Rath der Alten von 30 Mitgliedern. Das Gebiet der Republik war in 10 Departements eingetheilt und enthielt ungefähr 1 Million Einwohner. In Folge der Agitation der demokratischen Partei erklärten sich Modena und Reggio für den Anschluß an die sich damals bildende cisalpinische Republik (s. d.), und zum Ersatz verhieß Bonaparte der cispadanischen die im Frieden von Tolentino den 19. Februar 1797 vom Papst abgetretene Delegation der Romagna und das Gebiet Mesola. Da aber die Romagna ebenfalls Einverleibung in die cisalpinische Republik verlangte, so mußten sich auch Bologna und Ferrara im Juli 1797 mit derselben vereinigen lassen. So verschwand die Republik, die ihr Präsident Facci schmeichlerisch die ältere Tochter der Siege Bonaparte's genannt hatte, schon im Entstehen wieder.

Cispadanisches Gallien, s. Gallien.

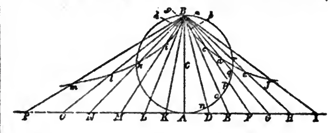
Cisplatina, südamerikanischer Freistaat, s. Montevideo.

Cisrhenanisch, was diesseits des Rheins liegt.

Cisrhenanische Republik, ein Staat, der sich, als 1797 in Folge der Operationen der französischen Armee auf dem linken Rheinufer die deutschen Regierungen aufgelöst wurden, aus den Städten Köln, Bonn und Aachen bildete und unter den Schutz der französischen Republik stellte, dessen Organisation aber nicht zu Stande kam, da im Frieden zu Campo-Formio Oesterreich laut eines geheimen Artikels in die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik willigte.

Cissampelos *L.* (Grieswurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, charakterisirt durch die zweihäusigen Blüthen (männliche mit 4 Kelchblättern ohne Blumenkrone und 2 oder 4 monadelphisch verwachsenen Staubgefäßen, weibliche mit einem seitlichen Kelchblatte, einem Blumenblatte, einem Fruchtknoten und 3 Griffeln) und die steinfruchtartige, nierenförmige, einsamige Beere, meist Schlingsträucher in Brasilien und Neuspanien, nur einige in Ostindien, fast alle mit officinellen Kräften. Cissampelos Caapeba *L.*, Menispermum Cocculus *L.*, ist ein Schlingstrauch in Westindien, mit gestreiftem, fast kahlem Stengel, von dem nach Virey und Geiger die Caapebawurzel, Radix Caapebae s. Caapiae s. Radix caapia, herstammt, die mit der Radix Pareirae bravae in den Heilkräften übereinstimmt, jedoch nur selten gebraucht wird. C. Pareira *L.*, Botaya africana *Lour.*, ist ein Strauch in Westindien, Mexiko und Brasilien, mit einem sehr zähen Stengel, der wie eine Rebe bald auf dem Boden fortkriecht, bald auf den Gipfel der Bäume klettert und, von da herunterfallend, kleine Zweige treibt. Die ächte oder amerikanische Grieswurzel, Pareira, Radix Pareirae bravae, Radix ambutuae, Butuae, Botuae, welche nach den meisten Pharmakologen von dieser Art abstammt, in walzenförmigen, finger- bis armdicken, fußlangen, mit einer schmutzig braunen Rinde bedeckten Stücken bestehend, ist anfangs von süßlichem, später aber unangenehm bitterem Geschmack und enthält Weichharz, gelben, bitteren Stoff, braunen, färbenden (Extraktiv-) Stoff, Stärkmehl, eine thierisch-vegetabilische Materie und mehre Salze. Piso machte diese in Brasilien entdeckte Drogue 1658 unter dem Namen Caapeba zuerst bekannt; durch Ancelot lernte man sie 1688 in Europa kennen und als Mittel bei Harnbeschwerden, Gries- und Nierensteinen, Schleimflüssen der Harnorgane, Unterleibsstockungen, Wassersuchten u. dgl. schätzen. Jetzt wird sie in Europa nicht mehr angewendet, steht aber in Amerika noch in großem Ansehen, wo man sie frisch, in Scheiben geschnitten, in Wein oder Bier geweicht, anwendet. Unter dem Namen Erva de Nossa Senhora braucht man in Brasilien das Kraut auch gegen Schlangenbiß. Wahrscheinlich liefern mehre Arten von C. die Pareirawurzel. Von C. ovalifolia *Dec.*, in Brasilien, wird die bittere, etwas adstringirende Wurzel gegen Fieber gebraucht und soll in neuerer Zeit, wiewohl selten, unter dem Namen Unzenohrwurzel, Orelha d'Onça, nach Europa gebracht werden. Sie besteht aus eiförmigen oder cylindrischen, stark gekrümmten, gleichsam gegliederten, sehr runzeligen, braungrünen, innerlich schmutzig weißen, faserigen Stücken. Von C. ebracteata *St. Hil.* gebraucht man die Wurzel, von C. glaberrima *St. Hil.* die bitter und kressenartig schmeckenden Stengel und Blätter gegen Schlangenbiß.

Cissoïde (v. Griech.), Kurve des 3. Grades, welche auf folgende Weise konstruirt wird. Man lege an einen Kreis mit dem Mittelpunkt C eine Tangente PI und ziehe von dem Berührungspunkt A den Durchmesser AB, von B aus aber die beliebigen Geraden BD, BE, BF, BG ꝛc., BK, BL, BM ꝛc. auf die Tangente PI. Schneidet man nun von demselben Punkte B aus von diesen Linien Stücke ab, welche den außerhalb des Kreises fallenden Stücken derselben nD, oE, pF, qG, rH ꝛc. gleich sind, so daß also Ba = nD, Bb = oE, Bc = pF, Bd = qG, Br = eH ꝛc. wird, u. verfährt auf der andern Seite ebenso, so bestimmen die sich ergebenden Punkte a, b, c, d, e, f und g, h, i, k, l, m den Lauf der C.



Dieselbe hat 2 sich ins Unendliche erstreckende Aeste, welche sich der Tangente asymptotisch (s. Asymptote) nähern, im anderen Endpunkte des Durchmessers aber eine Spitze bilden und gegen diesen Durchmesser symmetrisch liegen. Die C. soll von

Diocles erfunden worden sein, als er zwischen 2 gegebenen Geraden 2 mittlere stetige Proportionalen suchte. Er berücksichtigte aber, wie Geminus, nur den innerhalb des Kreises fallenden Theil der C. Letzterer gab der Kurve wegen der Aehnlichkeit, die sie unter dieser Begrenzung mit einem Epheublatte hat, den Namen C. Erst die Neueren haben gezeigt, daß ihre Zweige unendlich sind. Wallis gab ihre Quadratur und Kubirung und die Lage ihres Schwerpunkts.

Cissophoren (v. Griech.), Name der Bacchanten und Bacchantinnen, da der Epheu (cissus) ein Hauptschmuck des Thyrsus war.

Cissus *L.* (Klimme), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den sehr kurzen, 4—5zähnigen Kelch, die 4 hohlen Blumenblätter, die 4 auf einer Scheibe stehenden Staubfäden und die 1- oder 2fächerige, 1- oder 2samige Beere mit kurzem Griffel, hochlaufende Sträucher, selten Bäume, in heißen Ländern, mit Wechselblättern, eingelenktem Stiel und bleibenden Blüthen in Afterdolden mit Hüllen, den Weinreben sehr ähnlich. Cissus glauca *Roxb.*, C. latifolia *Lam.*, ist ein in Ostindien in Wäldern und Büschen wachsender, sich windender Strauch, mit langen, grün und braun gemischten Reben, die so weit laufen, daß ihr Ursprung oft schwer aufzufinden ist. Die Blätter werden häufig angewendet, um Blutschwären bald zur Reife zu bringen. Der ausgepreßte Saft, mit Oel gekocht und als Pflaster aufgelegt, vertreibt Geschwülste; der Absud wird auf Zucker gegen hitzige Fieber, Husten und Lungengeschwüre angewendet, die Wurzel gegen Zahnweh. Die Reben braucht man als Band, auch werden Körbe aus denselben geflochten. Die dickeren Reben geben eine rothe Farbe. C. caesia *Afzel.* ist ein langer Schlingstrauch in Guinea, dessen Früchte gegessen und zu gutem Essig benutzt werden, während die Asche der Blätter mit Baumöl als Salbe gegen Schlangenbiß dient. Von C. carnosa *Lam.*, Vitis carnosa *Wall.*, in Ostindien, geben die Blüthen mit Kokusnußöl eine Salbe gegen Kolik und dient die fleischige Wurzel zur Heilung von Geschwüren. C. quadrangularis *L.*, Vitis quadrangularis *Wall.*, ist ein Schlingstrauch in Arabien, Ostindien und China, dessen Blätter in Ostindien als umstimmendes Mittel bei verschiedenen Unterleibskrankheiten gebraucht werden. C. sicyoides *L.*, auf den Antillen, gilt daselbst als ausgezeichnetes Wundmittel und wird zu Bädern bei rheumatisch-gichtigen Schmerzen benutzt. C. repens *Lam.*, Vitis repens *Wight*, auf Malabar, wird zu Bädern bei Lähmungen, auch gegen Augenkrankheiten gebraucht. Von C. uvifer *Afzel.* werden die süßen Früchte gegessen und in fieberhaften Krankheiten zu Bereitung kühlender Getränke benutzt. Aehnliche Verwendung finden noch andere der zahlreichen Arten dieser Gattung. Von C. tinctoria *Mart.*, in Brasilien, enthalten die Blätter und Früchte einen grünlichblauen Saft, der bei eingebornen Stämmen zum Färben von Kattunzeuchen benutzt wird. Die Klimmen werden wegen ihres schönen Laubes benutzt, um in Zimmern und Gewächshäusern Fenster, Säulen, Wände u. dergl. zu dekoriren. Man pflanzt sie in leichte, sandgemischte Lauberde, mit einer Unterlage zerschlagener Scherben, durchwintert sie im Orangeriehause oder Zimmer bei 3—5° Wärme, gibt ihnen im Sommer einen etwas schattigen Standort und stets mäßig, im Winter äußerst spärlich Wasser. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Stecklinge im Mistbeete.

Cissybium (v. Griech.), Epheubecher, Trinkgeschirr der Griechen und Römer aus Epheuholz, mit Epheublättern bekränzt.

Ciste (cista, Kiste, Kästchen), eine Art runder Kästchen von getriebener Bronze, die man in etruskischen Gräbern aufgefunden hat. Auf dem Deckel dieser meist mit Bade- und Toilettegeräth angefüllten Gefäße sind Figuren als Griff und Thierklauen als Füße angebracht, während Deckel und Seiten mit gravirten Zeichnungen versehen sind. Ein höchst werthvoller Fund ist die sogenannte ficoronische C. der kirchenschen Sammlung im Collegio Romano, auf der sich eine treffliche Darstellung der Argonautensage eingegraben findet (herausgegeben von Braun in 8 Bl.). Die sogenannten Aschencisten, ebenfalls etruskischen Ursprungs, sind Graburnen aus Stein oder gebrannter Erde in quadratischer Form und gehören einer handwerksmäßigen Technik späterer Zeit an.

Cisteaux (Cisterz, Citeaux), Flecken im französischen Departement Côte-d'or, Arrondissement Beaune, mit 800 Einwohnern und alter Cistercienserabtei mit dem berühmten Weinberge Clos Bougeot. Dieselbe ist Begräbnißort mehrer burgundischen Herzöge. Vergl. Cistercienser.

Cistenröschen, s. Cistus.

Cistercienser (Orden von Cisteaux), Mönchsorden, gestiftet von dem Benediktinerabt Robert aus der Champagne, der nach verschiedenen an dem Widerstand der Mönche gescheiterten Versuchen einer Reformation des verweltlichten Klosterlebens als Prior zu Tonnere, Montier la Celle und St. Aigulf, sodann als Vorsteher mehrer Anachoreten im Walde von Molesme und in der Einöde Haur, mit 20 Gleichgesinnten in dem sumpfigen Walddickicht von Cisteaux (Cistercium), fünf Meilen von Dijon, 1098 ein Kloster mit dem Zweck der strengsten Beachtung der Regeln des heiligen Benedikt gründete. Auf Befehl des Papstes mußte zwar Robert schon 1096 nach Molesme zurückkehren, aber der Abt Alberich wußte dem Kloster die päpstliche Gunst zu verschaffen, setzte die Statuta monachorum Cisterciensium auf, worin die neue Stiftung als das reformirte, einzig wahre Benediktinerthum hingestellt wurde, gab den Mönchen für das Kloster die weiße, für die Welt die schwarze Kutte (daher die Bezeichnung schwarze oder weiße Brüder) und verbannte alle Fülle und Zierde aus Cisteaux. Die große Strenge schreckte aber die Novizen so zurück, daß Cisteaux dem Erlöschen nahe war. Da trat 1113 Bernhard, der nachmals so berühmte heilige Bernhard von Clairvaux [s. Bernhard 5], mit 30 Brüdern in den Orden, u. der Zudrang wurde nun so stark, daß binnen 2 Jahren 4 neue Klöster: la Ferté, Pontigni, Clairvaux und Morimond, die ersten und vornehmsten Filiale von Cisteaux, gegründet wurden. Bernhard, erst 17 Jahre alt, wurde 1115 Abt zu Clairvaux. Im Jahre 1119 hatten die C. schon 12 Klöster. Abt Stephan verband dieselben mit dem Stammhaus zu einer Ordensgesellschaft mit klug bedachten Satzungen, die er unter dem Titel „Charte der christlichen Liebe" zusammenstellte. Nach derselben ist stets der Abt von Cisteaux General-

superior des Ordens; ihm zunächst stehen die Aebte der vier ersten Filiale, und der ganze Orden gliedert sich nun nach der mittelbaren oder unmittelbaren Abstammung der einzelnen Klöster von einer der 5 ersten Abteien. Die Regierung des Ordens ist in den Händen von 25 Definitoren. Die gesetzgebende und in allen Dingen endgültig entscheidende Behörde ist das Generalkapitel, gebildet aus allen Aebten der C. Die spanischen Ritterorden wurden den C.n affiliirt, ganz Portugal ward 1143 der Abtei Clairvaux lehnspflichtig gemacht, und bis Mitte des 13. Jahrhunderts war der Orden bis zu 1800 Abteien gewachsen. Von da an aber ging die kirchengeschichtliche Mission der C. an die Bettelmönche über. Die C. waren zu reichen Klosterherren geworden und nur noch nach dem Ruhme von Ketzerverfolgung begierig. Umsonst ergingen von Päpsten Gesetze zur Herstellung der Strenge und Einigkeit im Orden. Allmählig lockerten sich der starre Ordensorganismus u. Mechanismus; die spanischen Abteien rissen sich los und bildeten 1469 nach extrem ascetischen Grundsätzen einen selbstständigen Orden; auch in Frankreich u. Italien entstanden besondere Kongregationen unter dem Schutz der betreffenden Landesherren, u. A. die Feuillanten bei Toulouse u. die Trappisten (s. d.). Unter den Frauenklöstern der C., deren erstes vom Abt von Cisteaux, Stephan, 1120 zu Tart gegründet wurde, das auch Sitz der Verwaltung u. der Versammlungsort der Generalkapitel blieb, ist Portroyal das wichtigste geworden. Auch sie verweltlichten aber im Lauf der Zeit u. sind jetzt fast verschollen. Ihre Ordenstracht ist weiß, mit schwarzem Schleier, Skapulier und Gürtel.

Cisterna, Flecken im Kirchenstaate, Delegation Velletri, am Nordende der pontinischen Sümpfe, mit 2500 Einwohnern, die Tres tabernae der Apostelgeschichte.

Cisternen (v. Lat.), künstliche, ausgemauerte, mit Holz ausgesetzte oder mit Cäment verstrichene, auch in Stein gehauene Behälter zum Sammeln und Aufbewahren des Regenwassers in wasserarmen Gegenden. Die meisten C. finden sich in den Ländern der heißen Zone, auf den Wüstenstrecken Westasiens und Nordafrika's. Dort müssen sie tief angelegt werden, damit die Hitze den Inhalt nicht aufzehre oder verderbe. C. von großem Umfang werden überwölbt und mit Tragsäulen oder Zwischenmauern versehen. Das Regenwasser wird in steinernen oder hölzernen Gefäßen mit durchlöchertem Boden aufgefangen, von hier aus durch Röhren in mit Sand gefüllte Kästen und von diesen, gereinigt, in die C. geführt. Die Kästen müssen von Zeit zu Zeit mit frischem Sande gefüllt und die C. selbst gereinigt werden, weshalb letztere am Boden Abzüge haben, die mit Zapfen versehen sind. Bis zur Wasserfläche der C. führen entweder Treppen oder Leitern, oder das Wasser wird vermittelst Eimer oder Pumpen zur Höhe gebracht. C. in Festungen, die im äußersten Fall auf Cisternenwasser beschränkt sind, müssen bombenfest überdacht sein. Viele C. hatte auch Palästina zur Zeit des jüdischen Reichs; noch jetzt findet man Ruinen von solchen, die 150 Fuß lang und 60 Fuß breit waren. Durch Größe und Schönheit ausgezeichnete C. besitzen Konstantinopel, Bajä, Alexandria 2c.

Cisternino, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, südöstlich von Bari, mit 6755 Einw.

Cisterz, s. Cisteaux.

Cistineen (Cistusgewächse), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blätter einfach, ganz, meist auch ganzrandig, gegenüberstehend oder abwechselnd, mit Nebenblättern od. ohne solche; Blüthen einzeln, endständig oder in einseitswendigen Trauben, 5 stehenbleibende, ungleiche Kelchblätter (die 2 äußeren kleiner, bisweilen fehlend, die 3 inneren vor dem Aufblühen gedreht); 5 hypogamische, sehr hinfällige, in der Knospe verworren gefaltete oder zerknitterte und in entgegengesetzter Richtung mit den Kelchblättern gedrehte Blumenblätter; zahlreiche, hypogynische, getrennte Staubgefäße von unbestimmter Anzahl und mit angewachsenen, 2fächerigen, der Länge nach sich öffnenden Antheren; Fruchtknoten frei, ein- oder mehrfächerig, vieleiig, mit einem Griffel u. einfacher Narbe; Kapsel 3- oder 5- oder 10klappig, entweder einfächerig mit wandständigen Samenträgern in der Mitte der Klappen, oder unvollkommen 5- oder 10fächerig mit Scheidewänden, welche aus der Mitte der Klappen hervorgehen u. in der Mitte der Kapsel an einander stoßen; zahlreiche Samen mit umgekehrtem, entweder spiralig aufgerolltem, oder gekrümmtem, in der Mitte des mehligen Albumens befindlichem Embryo. Die Familie enthält Sträucher, Halbsträucher u. Kräuter in cirka 250 Arten, welche vorzüglich in den Ländern um das mittelländische Meer einheimisch sind; etwa 20 Arten gehören Amerika an. Viele Arten, besonders der Gattung Cistus, enthalten ein wohlriechendes Harz, andere liefern die sogenannte Cistusmanna, einen geronnenen, süßen, eßbaren Saft, der unter denselben Verhältnissen wie die ächte Manna (s. d.) ausgeschieden wird.

Cistophori (cistiferi nummi), Landmünzen des pergamenischen Reichs (s. d.), zur griechischen und römischen Zeit geprägt und daher in pergamenische Städtemünzen, römische Prokonsular- und Kaisermünzen zerfallend. Die etwa 30 verschiedenen Arten der C., welche bis jetzt aufgefunden worden, sind sämmtlich nur innerhalb der Grenzen des pergamenischen Reichs u. vorzüglich in den sechs Städten: Ephesus (Ionien), Pergamus (Mysien), Sardes und Tralles (Lydien), Apamea und Laodicea (Phrygien), geprägt. Ihre Größe und Schwere erreichten nicht die der Tetradrachmen (240 pariser Gran), ihr Silbergehalt war aber durchaus rein. Gemeinsame Typen aller C. waren auf dem Avers: die halbgeöffnete bacchische Cista, aus der sich eine Schlange hervorwindet, innerhalb eines Epheukranzes; auf dem Revers: der von zwei Schlangen gezogene Wagen der Ceres, nach Andern ein Köcher, um welchen sich zwei Schlangen winden. Geprägt wurden C. von etwa 200 v. Chr. bis auf M. Antonius (31 v. Chr.). Von Augustus hat man nur Nachahmungen der C.

Cistrose, s. Cistus.

Cistus *L.* (Cistrose, Cistenröschen), Pflanzengattung aus der Familie der Cistineen, charakterisirt durch den aus 3—5 ungleichen Blättern bestehenden, bleibenden Kelch, die 5blätterige Blumenkrone mit bald abfallenden Blumenblättern, die zahlreichen Staubgefäße und die 5- —10fächerige, 5- —10klappige, vielsamige Kapsel, immergrüne,

schönblühende, ästige Ziersträucher mit entgegengesetzten Blättern, von denen mehre Arzneikräfte besitzen. Cistus creticus *L.*, C. vulgaris *Spach*, ein 2—5 Fuß hoher, sehr ästiger, etwas klebriger Strauch mit zottig-filzigen Kelchblättern und großen, purpurrothen Blüthen, auf Kreta, Sicilien, in Griechenland, Kalabrien, Syrien, enthält viel wohlriechendes Harz (Ladanum, s. d.). Blätter und Blüthen, Herba et Flores Cisti, wurden früher gegen Durchfälle, Ruhren, Blutflüsse, bei Wunden und Geschwüren angewendet, sind jetzt aber außer Gebrauch. Die Blätter dienen, wie die von C. salvifolius, in Griechenland als Theesurrogat. C. cyprius *Lam.*, ein auf Cypern und anderwärts im Orient einheimischer, 5—6 Fuß hoher Strauch mit großen, weißen Blüthen und aufrecht stehenden, stark klebrigen Aesten, liefert ebenfalls das Ladanum cyprium oder Ladanum in mensis. C. ladaniferus *L.*, Ladanum officinale *Spach*, ist ein ziemlich hoher, auf Hügeln in Spanien, Portugal und Südfrankreich wachsender Strauch, mit großen, ganz weißen oder am Grunde der Kronblätter mit schwarzrothen Flecken gezierten Blüthen, aus dessen Blättern und Zweigen das Ladanum in baculis durch Auskochen gewonnen wird. Auch C. laurifolius *L.*, Ladanum laurifolium *Spach*, ein harzreicher Strauch in Südfrankreich, mit weißen Blüthen, liefert Ladanum. Aus C. Ledon *Lam.*, C. ladaniferus *Gouan.*, einem 3—5 Fuß hohen, vielästigen Strauch in Südfrankreich, mit weißen Blüthen, gewinnt man durch Auskochen der Zweige in Spanien und Südfrankreich das Ladanum in baculis. C. salvifolius *L.*, Ledonia peduncularis *Spach*, ein bald niederliegender, bald aufrechter Strauch in der Schweiz und ganz Südeuropa, mit hellrothen oder weißen Blüthen, findet dieselbe Anwendung wie C. creticus *L.* Von C. villosus *Lam.*, C. pilosus *L.*, einem Strauch in Italien, Spanien und der Berberei, mit großen, purpurrothen Blüthen, werden Blätter u. Blüthen unter dem Namen Herba et Flores Cisti maris wie die von C. creticus *L.* angewendet. Diese vorzüglichen Zierpflanzen verlangen eine lockere, mit 1/5 Flußsand gemischte Dammerde und lassen sich im Orangeriehause od. Zimmer bei 1—5° Wärme, reichlicher frischer Luft u. mäßiger Befeuchtung leicht durchwintern. Im Sommer stehen sie an einem sonnigen Platze im Freien und erhalten mehr Wasser. Ihre Vermehrung geschieht durch Samen u. Stecklinge.

Citadelle (v. Ital., weniger gewöhnlich, aber richtiger Cittadella), eine kleine Festung neben oder innerhalb einer größeren. Eine Hauptbestimmung der C. ist, der Besatzung der Festung, zu der sie gehört, als Zufluchtsort zu dienen, von wo aus jene nach Eroberung der Festung die Vertheidigung noch fortsetzen kann. Ihre ältere Bestimmung war zugleich, in volkreichen Städten die Bürgerschaft bei vorkommenden Unruhen im Zaume zu halten. Die Größe der C. muß zu der Festung in richtigem Verhältniß stehen, so daß sie die Besatzung völlig aufnehmen und beschützen kann, und ihre Lage an einem solchen Punkte der Festung gewählt werden, wo sie dem Feinde keinen leichten Angriff gewährt und ihn nöthigt, zuvor die Festung zu belagern, weshalb sie stärkere Werke haben muß, als diese selbst. Damit sie die Stadt gehörig bestreichen u. beherrschen kann, pflegt sie auf der dominirendsten Stelle des Festungsterrains zu liegen; auch ist es nöthig, daß sie eine genügend große Esplanade habe, u. daß alle Hauptstraßen der Stadt in gerader Richtung nach der C. laufen, damit sie von dieser aus bestrichen werden können.

Citadine, leichtes Fuhrwerk in Paris, Einspänner, zu allgemeinem Gebrauch.

Citat (v. Lat.), bei schriftlichen oder mündlichen Vorträgen angeführte Stelle aus Schriftstellern, welche irgend einen Ausspruch bestätigen, erläutern oder weiter ausführen soll, als es eben im Zwecke des Vortragenden liegt. Citatenjagd treibt Derjenige, welcher mit einem Ueberfluß von C.en prunkt, nur um seine Belesenheit zu zeigen. C.e tüchtiger Forscher dienen zum Beweis der Gründlichkeit der Erörterung.

Citation (v. Lat., Ladung), das richterliche Dekret, durch welches einer Person aufgegeben oder nachgelassen wird, zur bestimmten Zeit vor Gericht zu einem bestimmten Zwecke zu erscheinen. Die C. ist entweder eine ordentliche (citatio ordinaria), welche dem Geladenen selbst od. bei dessen etwaiger Abwesenheit einem seiner Angehörigen oder auch durch Anheften in der Privatwohnung insinuirt wird, oder eine außerordentliche (citatio extraordinaria), worunter man jede andere Art und Weise versteht, wodurch die Interessenten benachrichtigt werden, zur Vornahme irgend eines Gerichtsakts zu einer bestimmten Zeit an Gerichtsstelle zu erscheinen. Dahin gehört die sogenannte Realcitation, welche darin besteht, daß die Person, deren Erscheinen an Gerichtsstelle nothwendig ist, durch den Gerichtsdiener ergriffen und vor Gericht geführt wird. Sie findet vorzüglich im Kriminalprozeß Statt, seltener im Civilprozeß, in diesem vorzüglich in Wechselsachen beim Wechselschuldner, oder wenn die betreffende Person, die an Gerichtsstelle erscheinen soll, ein vagabundirendes Leben führt, der Flucht verdächtig ist, sich versteckt hält, bisweilen auch, wenn sie ungehorsam ist. Zur außerordentlichen C. gehört noch die öffentliche, welche so geschieht, daß Jedermann mit ihr bekannt werden kann, und vorzüglich dann Statt findet, wenn der betreffende Interessent oder doch sein Aufenthaltsort unbekannt ist, z. B. wenn er anonymer Verfasser strafbarer Schriften ist, sowie auch dann, wenn er und sein Aufenthaltsort zwar bekannt ist, er aber sowohl, als seine Obrigkeit der Insinuation der Ladung auszuweichen suchen. Die öffentliche C. kann mündlich, z. B. durch Ausrufen auf öffentlichen Plätzen, oder auch durch Schrift, namentlich durch Zeitungen, geschehen; geschieht das Letztere, so nennt man sie Ediktalcitation. Was die ordentliche C. anlangt, so kann sie ebenfalls mündlich oder schriftlich geschehen. Erstere geschieht durch den verpflichteten Diener und greift vorzüglich in geringfügigen Sachen Platz, obgleich eine schriftliche Ladung auch da nicht ausgeschlossen ist. Die schriftliche C. findet vorzüglich im ordentlichen Prozeß Statt. Die C. muß enthalten: die Bezeichnung der Sache, in der sie geschieht, die Zeit, zu welcher, und den Ort, wo der Geladene zu erscheinen hat, wobei die Bezeichnung: „an gewöhnlicher Gerichtsstelle zu erscheinen“ genügt. Auch muß natürlich das Gericht genannt sein. Sind in einer schriftlichen C. Mehre geladen, und wird sie Jedem einzeln insinuirt, der darauf sein Präsentat zu bemerken hat, so heißt sie Umlauf,

Kurrentladung, Patent. Rücksichtlich des Zwecks sind die C.en entweder **monitorisch**, wobei die Parteien von einem vorzunehmenden Gerichtsakt in Kenntniß gesetzt werden und es ihrer Willkür anheimgestellt bleibt, demselben beizuwohnen oder nicht, so daß sie im Fall des Nichterscheinens kein Nachtheil weiter trifft, oder **arktatorisch**, wobei ihnen die Nothwendigkeit, zu erscheinen, um eine gewisse Handlung vorzunehmen, auferlegt wird. Diese arktatorischen C.en sind wieder entweder **dilatorisch**, wobei die nicht erschienenen Parteien kein weiterer Nachtheil des Ungehorsams trifft, als die Kostentragung oder Erstattung (poena contumaciae generalis), allgemeine Nachtheile des Ungehorsams, ohne daß sie einen besonderen Rechtsnachtheil in der Sache selbst erleiden; oder **peremtorisch**, wobei ihnen unter Androhung irgend eines Rechtsnachtheils in der Sache selbst das Erscheinen vor Gericht u. Vornehmen einer Handlung anbefohlen wird, und wobei sie im Falle Ungehorsams nicht nur Kostentragung, resp. Erstattung, sondern auch der angedrohte Rechtsnachtheil trifft, z. B. daß, wenn der Beklagte bei Strafe Eingeständnisses der Klage zu erscheinen und auf sie zu antworten vorgeladen, im Falle Nichterscheinens der Klage für geständig und überführt erachtet wird. Der **Termin**, zu welchem man durch die C. vorgeladen wird, darf nicht zu nahe angesetzt sein, weil im entgegengesetzten Falle der Geladene durch die Ausflucht des zu engen Termins ihre Gültigkeit anfechten kann. In Sachsen ist dem Geladenen bei allen wichtigen Prozeßhandlungen in größeren bürgerlichen Streitsachen eine sogenannte sächsische Frist von 45 Tagen zu gönnen. Im Uebrigen sind die Fristen in den einzelnen Partikularrechten je nach dem Gegenstande, der Prozeßart und dem Prozeßabschnitt sehr verschieden bestimmt.

Citato loco (lat.), an der angeführten Stelle; vgl. **Citat**.

Cité (franz.), Stadt, besonders Altstadt im Gegensatz zu den neuen Anbauten und Vorstädten; bisweilen auch s. v. a. Bürgerschaft. La C., Seineinsel in Paris (s. d.).

Citeaux, s. v. a. Cisteaux.

Citerior (lat.), in römischen Autoren Beiname solcher Länder, welche in Beziehung auf Rom diesseits eines Gebirgs oder Flusses lagen, z. B. Gallia, Hispania 2c. citerior.

Cithäron, mächtiges Waldgebirge im alten Griechenland, auf der Nordgrenze von Megaris u. Attica gegen Böotien, ein vielbesungener Schauplatz alter Jäger- u. Hirtensagen; jetzt Elateas genannt, 4340 Fuß hoch. Auf dem höchsten Gipfel, südwestlich von Platäa, der dem **cithäronischen Zeus** geheiligt war, wurden die dädalischen Feste begangen. Auf dem südlichen, steilen Gebirgsabhange waren die Pässe Dryos Cephalä. Die nördlichen Abhänge sind weniger hoch, weil Böotien selbst Hochland ist. Die südwestliche Fortsetzung des C. hieß das öneische Gebirge, in Megaris die östliche Parnes. Die Höhen waren mit Tannen und Fichten, die Abhänge mit Eichen, wilden Oliven, Johannisbrodbäumen bestanden. Außer zahlreichem Wild aller Art sollen auch Löwen hier gehaust haben. Die Hauptgewässer des C. waren gegen Norden der Oëroë und der Asopus, auf der Südseite der Cephissus. Der C. umschloß den Geburtsort des Bacchus, Eleutheris, und war dem Gotte geheiligt; auch wurde Hebe (Cithäronia) hier verehrt.

Cithäron, böotischer König, von dem die launige Mythe geht, daß, als einst Juno und Jupiter in häuslichen Unfrieden lebten, er Letzterem den Rath gegeben habe, seine Frau dadurch von der Grundlosigkeit ihrer Eifersucht zu überführen, daß er ein vermummtes Holzbild zu sich auf den Wagen setze und thue, als sei es des Asopus Tochter Platäa. Die von Eifersucht entflammte Göttin kam eilends und enthüllte des Gemahls Begleiterin, stellte aber auch, als sie den Scherz erkannt, den Hausfrieden sogleich wieder her. Diesem Ereigniß verdankten die dädalischen Feste ihre Entstehung; der Berg Cithäron erhielt von diesem König den Namen.

Cithara (griech.), **Zither**, s. **Lyra** u. **Leier**.

Citharexylon *L.* (**Geigenholzbaum**), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten oder Lippenblumen, charakterisirt durch die fast radförmige, ungleich 5lappige Blüthe mit glockenförmigem, 5zähnigem Kelch, 5 kurzen Staubfäden und kopfförmiger Narbe und die Pflaumenfrucht mit zwei 2fächerigen, je einsamigen Nüssen, große Bäume in Brasilien und Westindien. C. caudatum *L.*, in den Wäldern von Jamaica, ist ein 60 Fuß hoher Baum mit graulicher Rinde, die in Fetzen wie Hanf herunterhängt, in aufrechten Trauben vereinigten weißen, wohlriechenden Blüthen und gelben, bei der Reife schwarzen Pflaumenfrüchten mit wenig Fleisch und großem Stein. Das Holz dient zum Bauen, namentlich auch zur Verfertigung der Geigen (daher der deutsche Name). Auch wird der Baum seiner Schönheit wegen häufig auf Spaziergängen angepflanzt. Letzteres gilt auch von C. cinereum *L.*, einem zierlichen, 25 Fuß hohen, in den Wäldern Westindiens einheimischen Baum, mit Blüthen in hängenden Trauben.

Citharis, s. v. a. Cidaris.

Cither, s. **Zither**.

Citium, im Alterthum eine der neun Hauptstädte Cyperns, an der Südküste, groß und blühend durch Handel und Schifffahrt, den der wohlverwahrte Hafen begünstigte, hatte während der persischen Periode seine eigenen Könige und hielt während der griechischen Kämpfe viele Belagerungen aus. Mit Phönicien stand es fortwährend in eifrigem Verkehr. Historisch berühmt ist C. auch als Geburtsort des Philosophen Zeno und als Sterbeort des Helden Cimon.

Cito, citissime (lat.), schnell, aufs Eiligste zu besorgen, meist sehr vergebliche Aufschrift auf von Posten und privilegirten Boten zu besorgende Briefe.

Citoyen (franz.), Bürger. C.s der französischen Republik wurden durch ein Dekret der Nationalversammlung vom 22. August 1792 auch folgende Ausländer: die Nordamerikaner Washington, Hamilton und Maddison, der Pole Kosciuszko, die Engländer Priestley, Bentham, Wilberforce und Clarkson, die Deutschen Campe, Klopstock und Schiller und der Schweizer Pestolozzi. Nach der gegenwärtigen französischen Verfassung wird jeder im Reiche geborene Mann mit dem 21. Jahre C., d. h. **Staatsbürger**, eine Ehre, zu welcher der Fremde erst nach zehnjährigem Aufenthalt in Frankreich gelangen kann. Die Frau des C. heißt Citoyenne.

Citraga, ein religiöses, hieroglyphisches Zeichen,

das die Indier mit rothem Sandelholz oder Asche von Kuhmist oder heiliger Erde auf Brust u. Stirn malen, um die religiöse oder philosophische Sekte anzudeuten, zu der sie sich bekennen. Am Stoff der Farbe erkennt man den Gott, den man verehrt. Das Malen selbst wird jeden Tag nach den gewöhnlichen Abwaschungen unter Hersagung eigener Gebetsformeln vorgenommen.

Citricum acidum (lat.), s. v. a. Citronensäure.

Citrin, weingelbe bis gelblichweiße Varietät des Bergkrystalls, findet sich auf Ceylon.

Citronat (Sukkade, confectio carnis Citri, Succada, Citronata), die unreife, daher grüne Schale der großen, süßen Citronen, welche erst einige Zeit in Salzwasser, hernach in reinem Wasser eingeweicht, einmal mit Wasser aufgekocht und dann mit Sirup oder geschmolzenem Zucker übergossen wird. Die Waare muß hornartig durchscheinend, trocken, auf der einen Seite grün, auf der anderen vom Zucker weiß sein und darf keine schwarzen Flecken haben. Gewöhnlich kommt der C. in zerlassenem Zucker zu uns, also feucht, und heißt dann vorzugsweise Sukkade, wiewohl man häufig auch den trockenen, kandirten, so nennt. Auf den Preiskuranten der Droguisten heißt er auch Caro Citri. Er wird von Italien (Genua, Messina, in Kisten zu 240—250 Stück) und Spanien (Malaga) versendet. Man benutzt ihn hauptsächlich als Konfitüre, in der Medicin jetzt fast nicht mehr. Aus den dünnen Schalen unserer Citronen kann man sich übrigens auf ähnliche Weise selbst eine Art C. bereiten.

Citrone, s. Citrus.

Citronenfalter (Citronenvogel, Coleas rhamni *Fabr.*, Papilio rhamni *L.*), Schmetterlingsart aus der zur Familie der Tagfalter gehörigen Gattung Coleas, Gelbling, leicht kenntlich an den einfarbig gelben, beim Weibchen blassen Flügeln mit spitzer Ecke und orangefarbenem Mittelfleck, findet sich in ganz Europa und vom Mai bis August häufig in Deutschland.. Der Schmetterling überwintert häufig und kommt dann in den ersten Tagen des Frühlings hervor, um Eier zu legen. Die grasgrüne, mit weißen Seitenlinien und schwarzen Dupfen gezeichnete, einen Zoll lange Raupe lebt vom April bis August auf den Blättern des Faulbaums und der Eiche.

Citronenkraut, s. v. a. Melissa officinalis *L.*, Citronenmelisse; s. v. a. Dracocephalum canariense *L.* und Dracocephalum Moldavica *L.*, Drachenkopf; s. v. a. Artemesia Abrotanum *L.*, Eberreis.

Citronenöl (Cedroöl, Oleum Citri, Oleum de cedro), Citronenschalenöl, aus den Früchten der Citronen gewonnenes Oel. Dasselbe ist wohl zu unterscheiden von Citronenblüthenöl, welches durch Destillation der Blüthen des Citronen- od. Limonenbaums erhalten wird. Das Citronenschalenöl findet sich in den Oeldrüsen, welche in der äußeren Schicht des Fruchtgehäuses der Citronen liegen, u. wird vorzüglich in Messina und Reggio gewonnen, indem man die Schalen gegen einen Schwamm ausdrückt und diesen dann in ein kupfernes Gefäß, das nach der Füllung zugelöthet wird, auspreßt. Man gewinnt es aber auch auf die Weise, daß man die Früchte in Trichtern abreibt, welche innen reibeisenartige Wände haben. Das Oel fließt dann in eine untergestellte Flasche. Dies Oel ist dünnflüssig, gelblich, von lieblichem Geruch und scharfem, kampherartigem Geschmack, etwas trübe und kommt als Citron au zeste, auch als Cedratöl od. Limonenöl in den Handel. Es muß in ganz gefüllten, gut verschlossenen Flaschen an einem dunkeln, kühlen Ort aufbewahrt werden, weil es sonst, unter Aufnahme von Sauerstoff, sehr viel von seinem Wohlgeruch verliert, dickflüssig wird und einen terpentinartigen Geschmack und Geruch annimmt. So „verharztes“ Oel reinigt man am besten durch Schütteln mit warmem Wasser. Wegen dieses Verhaltens eignet sich das C. besser als Parfüm in alkoholischer Lösung, z. B. zu Eau de Cologne, als zu Pomaden u. dgl. Citronenölextrakt bereitet man zu diesem Zweck durch Auflösen von 12—16 Loth C. in 4 Quart ganz fuselfreiem Alkohol. Ein reineres, haltbareres C. gewinnt man durch Destillation der Fruchtschalen, doch besitzt solches Oel, welches als Limonenessenz in den Handel kommt, bei weitem nicht den lieblichen Geruch des gepreßten Oels. Das C. hat ein specifisches Gewicht von 0,844—0,877, enthält keinen Sauerstoff und ist nach der Formel $C_5 H_8$ zusammengesetzt. Es beginnt bei 160° zu kochen, dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts und bildet mit Chlorwasserstoff eine feste und eine flüssige Verbindung. Es löst sich in absolutem Alkohol in allen Verhältnissen, gibt aber mit 10 Theilen Alkohol von 0,85 specifischem Gewicht nur eine trübe Lösung. Mit Jod zusammengebracht, explodirt es und zersetzt sich beim Erhitzen mit Salpetersäure. Ueber Verfälschungen des C.s belehrt am besten der Geruch, indem man einen Tropfen in der Hand verreibt. Verdünnung mit Alkohol kann man durch Sandelholz entdecken, da reines Oel den Farbstoff desselben nicht aufnimmt, wohl aber, wenn es etwas Alkohol enthält. Das C. entdeckt man in Parfüms leicht, wenn man zu denselben wenig Ammoniakflüssigkeit gießt: der Geruch vieler anderer Oele wird dadurch verdeckt, und der des C.s tritt um so reiner hervor. Das C. dient zur Bereitung von Parfüms, Liqueuren, Konfitüren &c., doch muß man überall, wo es zu Speisen oder Getränken benutzt werden soll, sehr vorsichtig sein, weil auch nur etwas verharztes Oel, selbst in geringer Menge hinzugefügt, demselben den widerlichsten Geschmack mittheilt.

Citronensäure (Acidum citricum), eine der verbreitetsten u. wichtigsten Säuren des Pflanzenreichs, ward 1784 von Scheele entdeckt. Sie findet sich in den Citronen, Johannisbeeren, Preiselbeeren, Moosbeeren, Stachelbeeren, Erdbeeren &c., dann auch in vielen Wurzeln, in den Runkelrüben, Kartoffeln, Zwiebeln, in der Krappwurzel, auch in anderen Pflanzentheilen, z. B. in den Fichtennadeln, den Blättern des Waldmeisters, im Saft der Sumpfkirsche, des Bittersüß, der Haselwurz &c. Man bereitet sie aus den Citronen, namentlich aus angefaulten, sonst aber auch häufig aus Johannisbeeren, und klärt den Saft entweder nur durch Aufkochen, oder läßt ihn auch gähren und destillirt dann den Alkohol ab. 100 Pfund Johannisbeeren liefern 10 Liter Weingeist von 50 Procent Tralles. Der klare Saft wurde und wird wohl noch häufig mit Kreide neutralisirt, um die C. an Kalk zu binden, und der abgeschiedene citronensaure Kalk von der Mutterlauge getrennt. Diese enthält

noch ein saures Salz, welches man durch Neutralisation mit Aetzkalk abscheiden könnte, wodurch aber die Güte des Fabrikats beeinträchtigt werden soll. Der citronensaure Kalk wird ausgewaschen und mit Schwefelsäure, die mit 6 Theilen Wasser verdünnt wurde, zersetzt, wobei sich schwefelsaurer Kalk, der sich absetzt, und freie C. bilden. Da das Aequivalent des kohlensauren Kalks 50, das der Schwefelsäure 49 ist, so kann man gleiche Theile Kreide und koncentrirte Schwefelsäure anwenden und erhält dann etwas überschüssige Schwefelsäure in Lösung, was durchaus nöthig ist, weil sich sonst ein Theil saurer citronensaurer Kalk unzersetzt erhält, der die Krystallisation der C. durchaus verhindert. Von dem abgeschiedenen schwefelsauren Kalk trennt man die saure Flüssigkeit, wäscht den Gyps aus und koncentrirt die Waschwässer, indem man sie über den Gyps von mehren Operationen fließen läßt. Die ganze Flüssigkeit wird dann mit Dampf bis zur Salzhaut eingekocht und zum Krystallisiren hingestellt. Die Krystalle sind aber in der Regel gefärbt und müssen durch Auflösen und Filtriren über Knochenkohle gereinigt werden. Die Mutterlauge gibt man zu frischem Saft und verarbeitet sie noch einmal. Diese Darstellungsweise hat den Nachtheil, daß die C. stets etwas Gyps und freie Schwefelsäure enthält. Letztere erhält die Krystalle feucht. Man hat daher mit großem Vortheil den Saft mit kohlensaurem Baryt versetzt und die Neutralisation mit Aetzbaryt vollendet. Der citronensaure Baryt ist unlöslicher als der citronensaure Kalk, und das Barytsalz kann so zersetzt werden, daß nur reine C. in Lösung bleibt. Die C. krystallisirt in rhombischen Prismen, besitzt einen höchst sauren, aber angenehmen Geschmack und löst sich bei 15⁰ in ihrem gleichen, bei 100⁰ in ihrem halben Gewicht Wasser. In Alkohol ist sie schwer, in Aether nicht löslich. Die wässerige Lösung schimmelt leicht. Die C. besitzt 2 Aequivalente Krystallwasser u. 3 Aequivalente Wasser, welche durch Basen ersetzt werden können, ist also dreibasisch. Bei langsamem Erhitzen liefert sie Akonit-, Itakon- und Citrakonsäure. Durch koncentrirte Schwefelsäure und Kalihydrat wird sie zersetzt, Goldchlorür wird reducirt, Oxydationsmittel verwandeln die C. in Essigsäure und Ameisensäure. Die C. wird vornehmlich in der Kattundruckerei gebraucht, theils um die Farben zu erhöhen, theils als Reservage. In der Medicin dient sie als treffliches Heilmittel gegen Skorbut; die englische Regierung hat deshalb alle Schiffe, die die Polargegenden bereisen, verpflichtet, eine gewisse Menge Citronensaft bei sich zu führen und die Bemannung damit zu versehen. Der Saft wird zu diesem Zweck gekocht, geklärt, dann auf Flaschen gefüllt u. mit einer Schicht Olivenöl bedeckt. Man pflegt auch 10 Procent Alkohol hinzuzufügen, um die Haltbarkeit zu erhöhen. In England benutzt man die C. außerdem zur Bereitung der Brausepulver, welche bei uns mit Weinsteinsäure angefertigt werden. In der Küche kann die C. den Citronensaft zur Bereitung saurer Speisen oder Getränke vollständig ersetzen, namentlich wenn man es versteht, mit gutem Citronenöl ein Minimum von Aroma hinzuzufügen. Man prüft die C. auf Schwefelsäure, indem man die mit Salzsäure angesäuerte Lösung mit Chlorbaryum versetzt, wobei kein weißer, in heißem Wasser unlöslicher Niederschlag entstehen darf, auf Kalk mit oxalsaurem Ammoniak, auf Metalle mit Schwefelwasserstoff. Häufig ist C. mit Weinsäure verfälscht. Man erkennt dies, indem man zu einer koncentrirten Lösung der C. etwas einer koncentrirten Lösung von essigsaurem Kali hinzusetzt und die Mischung mit einem gleichen Volumen Alkohol schüttelt. Es darf kein Niederschlag von Weinstein entstehen. Von Weinsäure unterscheidet man C. leicht dadurch, daß eine verdünnte Lösung, mit Kalkwasser bis zur alkalischen Reaktion versetzt, in der Kälte keinen, wohl aber beim Kochen einen Niederschlag von citronensaurem Kalk gibt, der sich beim Erkalten wieder auflöst. Die C. ist eine starke Säure u. bildet mit Basen wohlcharakterisirte Salze.

Citronensaft, der Saft der Citrone, kommt jetzt weniger in den Handel als früher, wo die Citronen selbst schwieriger zu erhalten waren. Man erhält ihn durch Auspressen der reifen Früchte und läßt ihn sich klären, ehe er auf Flaschen oder Fässer gefüllt wird. Guter C. schmeckt rein sauer (oft bitter von den zerquetschten Kernen, was ihn untauglich zur Bereitung von Speisen macht, aber seiner Verwendung in der Technik keinen Eintrag thut), ist gelblich, riecht angenehm und hat ein specifisches Gewicht von 1,03—1,06. Er kommt vorzüglich aus Sicilien u. vielen Gegenden Italiens, auch von Jamaica in den Handel; der von Neapel ist besser als der von Messina und Palermo. Er wird namentlich von den Citronensäurefabriken u. Kattunfabriken verbraucht. Beim Ankauf muß man vorsichtig sein, da er häufigen Verfälschungen unterworfen ist. Man erkennt eine Verfälschung mit Schwefelsäure durch Abdampfen des Saftes mit etwas Zucker bis zur Sirupskonsistenz. Bei Gegenwart von Schwefelsäure wird der Zucker verkohlt. Der Gehalt normalen Saftes an Säure beträgt 6—7 Procent; das specifische Gewicht gibt keinen Anhaltepunkt für die Beurtheilung des Saftes, weshalb man gut thut, eine gewogene Menge Saft zur Trockne einzudampfen u. das Extrakt einzuäschern, wobei nicht mehr als ½ Procent Asche übrig bleiben darf. Ist der Saft verfälscht, z. B. mit Schwefelsäure, so kann man annähernd den Gehalt an Citronensäure bestimmen, wenn man die Schwefelsäure aus einer gewogenen Menge C. mit Chlorbaryum ausfällt und aus dem Niederschlag die Schwefelsäure berechnet, eine andere Menge C. aber mit kohlensaurem Natron titrirt und von dem verbrauchten Natron die Quantität abzieht, welche auf Rechnung der Schwefelsäure kommt. Es kommt im Handel auch ein koncentrirter C. von 23 Procent Säuregehalt vor. Dieser ist haltbarer, als der dünnere Saft, doch kann man auch letzteren vor Zersetzung schützen, wenn man ihn an kalten Orten aufbewahrt und mit Spiritus vermischt. Will man selbst C. bereiten, so muß man die Citronen schälen, entkernen, dann pressen, den Saft wiederholt aufkochen, filtriren und, mit Zucker und Alkohol vermischt, in gut verschlossenen Flaschen an einem kühlen Ort aufbewahren. Ersetzen kann man aber den C. vollständig durch eine Auflösung von 1 Theil Citronensäure in 15 Theilen Wasser. Wird diese Lösung oder geklärter C. mit Zucker verkocht, so erhält man Citronensirup, der bisweilen in der Medicin benutzt wird.

Citronensaure Salze. Wichtig sind von diesen

der **citronensaure Kalk** und **Baryt** als Abscheidungsmittel der Säure aus dem Saft. Ersterer ist in heißem Wasser weniger löslich als in kaltem; beide sind nicht krystallinisch. **Citronensaure Magnesia** wird erhalten durch Neutralisation der wässerigen Lösung der Citronensäure mit kohlensaurer Magnesia, Filtriren und Abdampfen zur Trockne. Dies Salz wird als gelindes Abführmittel angewandt und zeichnet sich vor schwefelsaurer Magnesia vortheilhaft dadurch aus, daß es geschmacklos ist. Am besten bereitet man es als Sirup, da sich das trockene Salz schwierig wieder in Wasser löst. **Citronensaures Eisenoxyd** erhält man durch Sättigen einer Lösung von Citronensäure mit Eisenoxydhydrat, Eindampfen und Austrocknen der sirupdicken Flüssigkeit am besten auf Glastafeln. Es erscheint als amorphe, leicht in Wasser lösliche Masse von mildem Eisengeschmack und dient als geschätztes Mittel gegen Bleichsucht, ebenso wie das Doppelsalz mit Ammoniak, welches schön gelb in Krystallen erhalten werden kann. **Citronensaures Chinin** schießt aus einer Auflösung von Chinin in Citronensäure in kleinen weißen Krystallen an, die viel weniger bitter schmecken als die übrigen Chininsalze; es wird deshalb in der Medicin häufig angewandt.

Citronenwasser, Wasser mit Citronensaft vermischt, häufig Krankengetränk; dann (Aqua Citri) Getränk aus gepreßten Citronen, das in verschiedener Art u. mit allerlei Zusätzen bereitet zu werden pflegt. Eine Art des C.s ist auch das **Cedratwasser**, das in Frankreich aus gepreßten Cedratfrüchten bereitet wird; setzt man diesem Weingeist zu, so entsteht das **barbadische Wasser**.

Citrum (lat.), Holz von Citrusarten (s. **Citrus**), wurde von den luxuriösen Römern aus Mauritanien und den Urwäldern des Atlas bezogen und zu Tempelthüren, Tafeln, Tischen ꝛc. verarbeitet, sowie zum Belegen von Geräthen aller Art gebraucht. Besonders waren die vom Stamme seinem Durchmesser nach geschnittenen Scheiben (orbes) Gegenstand der Prachtliebe der römischen Großen u. standen in ungeheuren Preisen. Solche Scheiben (oft 4 Fuß im Durchmesser) wurden von einer elfenbeinernen Säule getragen und daher auch Monopodia genannt.

Citrus *L.* (**Orange, Citrone, Pomeranze, Agrumen, Citronenbaum**), Pflanzengattung aus der Familie der Aurantiaceen oder Orangengewächse, charakterisirt durch den krugförmigen, 3- bis 5spaltigen Kelch, die 5—8blätterige Blumenkrone mit 20—60 Staubgefäßen mit zusammengedrückten Staubfäden, die am Grunde in mehr oder weniger zahlreiche Bündel verwachsen sind, und die beerenartige, 7—12fächerige, vielsamige, mit mehr oder minder saftigem Mark angefüllte Frucht, umfaßt schöne immergrüne Bäume und Sträucher, oft mit Achseldornen und weißen, sehr wohlriechenden, einzeln oder in kleinen Trauben stehenden Blüthen, von denen sämmtliche, ursprünglich aus Asien stammende Arten sowohl ihres ökonomischen, als officinellen Nutzens wegen u. als häufig verbreitete Zierpflanzen vorzügliche Beachtung verdienen. Sie zerfallen in mehre Unterabtheilungen.

Die **Orangen** zeichnen sich durch mehr od. weniger geflügelte Blattstiele, zugespitzte, oval-elliptische Blätter u. rundliche, ungenabelte, goldgelbe od. röthliche, dünnschalige Früchte aus. Hierher gehören: **Citrus Aurantium** *L.*, *Risso*, **Pomeranzen-** oder **Orangenbaum**, mit süßer Frucht, ein 20 — 40 F. hoher, aus Südasien stammender Baum mit oft dornigen Zweigen, dunkelgrünen, leicht gekerbten, zugespitzten Blättern auf wenig (mitunter gar nicht) geflügelten Stielen, weißen Blüthenblättern mit grünlichen Drüsenpunkten, wird seit den ältesten Zeiten in Kleinasien, Nordafrika u. Südeuropa, sowie in neuerer Zeit in Westindien und dem tropischen Amerika in vielfachen Abänderungen der Früchte kultivirt. Die Urform scheint **C. A. vulgaris**, **gemeine Pomeranze**, zu sein, mit dornigen Zweigen, etwas geflügelten Blattstielen und kugeligen, schwachnarbigen, röthlichgelben, sehr süßen Früchten, die in Südeuropa am längsten kultivirt wird. Die bekannteste Varietät ist die **Apfelsine**, von Einigen als **C. A. sinensis** unterschieden, wovon es auch eine Spielart mit rothem Fleische, **C. A. haematosarcum**, gibt. Die kultivirten Bäume erreichen bis 40 Fuß Höhe. Der Stamm zeigt eine ziemlich glatte, dunkelgraue Rinde; die Krone ist weit ausgebreitet, wird aber oft kugelig gezogen; die jungen Zweige sind 3seitig; die Blätter sind gliederig eingelenkt an keilförmigen Stielen, lederartig, mit helleren Punkten (Poren) versehen; die sehr wohlriechenden Blüthen sind achsel- od. endständig u. in traubigen Sträußen vereinigt; der kurze Kelch hat 5 zahnartige Fortsätze; die Blumenblätter sind länglich, stumpf, etwas gewölbt, meist reinweiß, selten außen violett; Staubgefäße sind es 20—25; der Stempel steht auf einer ringförmigen Erhabenheit der Blüthenscheibe; der rundliche Fruchtknoten geht in einen walzigen Griffel mit kopfiger Narbe über u. zeigt 8—12 Fächer; die Frucht hat eine lederartige Schale mit vielen Oelbehältern; den Inhalt der Fächer bildet bei der reifen Frucht ein saftreiches, wohlschmeckendes Gewebe; die birnförmigen, mehrkantigen Samen sind in den Innenecken enthalten. **C. Bigaradia** *Poit.* et *Risso*, **C. vulgaris** *Risso*, **C. Aurantium** *Bot.*, **Bigaradienbaum**, **Pomeranzen-** oder **Orangenbaum**, mit sauren od. bitteren Früchten, hat einen minder hohen Stamm, breite, geflügelte Blattstiele, größere Blüthen von stärkerem Wohlgeruch u. Früchte von gleicher Gestalt mit der süßen Pomeranze, aber mit unebenerer Schale und mehr oder minder saurem oder bitterem Marke, ist in Asien und Südeuropa einheimisch und wird ebenfalls in zahlreichen Varietäten kultivirt. Von diesen eignen sich **C. sinensis** *Risso*, **C. japonica** *Thunberg*, **Zwergpomeranze**, mit kleinem Stamm u. kugeligen, kleinen, an beiden Enden flachen, röthlichgelben, sauren u. bitteren Früchten, u. **C. sinensis myrtifolia** *Risso*, **Myrtenorange**, ebenfalls mit niedrigem Stamm, kleinen zugespitzten, steifen Blättern u. kleinen, kugeligen, röthlichgelben, schwach sauren und bitteren Früchten, vorzüglich zu Zierpflanzen im Zimmer. **C. Bergamia** *Poit.* et *Risso*, **C. Bergamotta** *Hort.*, **Bergamottenorange**, mit dornigen oder unbewehrten Zweigen, geflügelten Blattstielen, kleinen, sehr wohlriechenden Blüthen und mittelgroßen, birnförmigen od. niedergedrückten, wulstigen Früchten mit glatter, blaßgelber Schale und säuerlichem Marke, wird in Asien, Südeuropa und Westindien häufig kultivirt, und zwar ebenfalls in mehren Varietäten, wovon **C. mellarosa**, **Mellarosabergamotte**,

die ein sehr wohlriechendes Oel und besonders wohlschmeckende Konfitüren liefert, die wichtigste ist.

Man benutzt folgende Theile bald von sämmtlichen, bald von einzelnen der zu den Orangen gehörigen Arten. Die Blätter, Folia Aurantiorum s. Aurantii s. Citri Aurantii s. Naphae, haben einen angenehm balsamischen Geruch und gewürzhaft-bitterlichen Geschmack, enthalten flüchtiges Oel und Bitterstoff und werden im Aufguß als beruhigendes Mittel manchmal gegen Krampfsanfälle angewendet. Die Droguisten führen sie für die Apotheken und Liqueur- u. Parfümeriefabrikanten. Die Blüthen, Orangen- oder Pomeranzenblüthen, Flores Aurantiorum s. Naphae, haben den bekannten Wohlgeruch und einen gewürzhaft-bitterlichen Geschmack. Sie enthalten ätherisches Oel, Gummi, essigsauren Kalk und Bitterstoff und geben durch Destillation das sehr stark riechende Pomeranzenblüthenöl (s. d.); auch gewinnt man daraus das Pomeranzenblüthenwasser (s. d.). Gegen 100 Pfd. frische Blüthen geben 25 Pfd. trockene; sie kommen häufig gesalzen in den Handel (2 Theile Blüthen und 1 Theil Salz). Die sehr bitteren unreifen Früchte, Fructus Aurantiorum immaturi s. Aurantium viridium, Poma curassavica, Pomeranzenäpfelchen, werden, wenn sie von den Bäumen abfallen, gesammelt und getrocknet, wobei sie bisweilen eine solche Festigkeit annehmen, daß sie sich drechseln lassen. Sie sind außen graubraun bis braungrün, innen heller, erbsen- bis kirschgroß, kugelrund, glatt und nur mit einzelnen, ganz kleinen Vertiefungen versehen, wo die vertrockneten Oelbläschen liegen. Sie riechen angenehm gewürzhaft und schmecken bitter gewürzhaft. Man gebraucht sie zu Liqueuren u. (wiewohl selten) in der Medicin, gedrechselt zu Rosenkränzchen. Die Schalen der reifen Früchte, Cortex Aurantiorum s. Arantiorum s. Pomorum Aurantiorum s. Fructuum Aurantii, Pomeranzen-, Orangenschalen, erhält man, indem man die Früchte frisch schält und die Schalen in 4—8 Stücke zerschneidet, die dann eine elliptische, an beiden Enden spitzig zulaufende Gestalt haben. Häufig hängen sie noch zu 4 beisammen (Cortex Aurantiorum in quarto). Außen sind sie dunkel- oder bräunlichgelb, mit vielen kleinen Vertiefungen versehen, die durch das Eintrocknen der Oeldrüsen entstehen. Auf der inneren Seite befindet sich ein weißes, schwammiges, fast geschmackloses Mark, das man entfernt, indem man die Schalen in lauwarmem Wasser weicht und dann jenes mit einem Messer ausschneidet. Durch das Ausschälen vermindert sich die Masse von 100 bis auf 48. Die vom Mark befreiten Schalen werden Flavedo Corticum Aurantiorum genannt. Eine sehr geschätzte Sorte sind die Curassaoschalen, Cortices Aurantiorum curassaviensium, die von einer auf der westindischen Insel Curassao kultivirten Abart stammen und häufig in den Handel gebracht werden. Sie sind dünner, gewöhnlich etwas größer, außen braungelb, graubraun, oder grünlichgrau, enthalten auf der Innenseite wenig Mark u. sollen von den unreifen Früchten geschält werden. Der wirksame Gehalt der Pomeranzenschalen ist theils ein ätherisches Oel, theils ein kräftiger Extraktivstoff. Häufig kommen unter denselben Apfelsinenschalen vor, welche etwas heller u. nicht bitter sind. Im Allgemeinen werden die Pomeranzenschalen wie die Blüthen angewendet. Süddeutschland bezieht sie besonders aus Sicilien, Norddeutschland aus Spanien. Auch mit Zucker eingemachte Pomeranzenschalen (Conditum Aurantiorum) kommen in den Handel. Werden getrocknete Pomeranzenschalen mit Wasser destillirt, so erhält man das Pomeranzenschalenöl (s. d.). Die frischen Früchte der süßen Orangen enthalten im Fleische Citronensäure, Apfelsäure, Zucker, Gummi, etwas Proteïn, Wasser und citronensauren Kalk. Sie sind besonders Fieberkranken zu empfehlen. Auch sind sie als antiskorbutisches Mittel geschätzt. Die Rinde ist aromatisch und etwas tonisch. Man genießt insbesondere die Apfelsinen theils roh, mit und ohne Zucker, theils auf verschiedene Weise eingemacht u. zubereitet. In zu großer Menge genossen, können diese Früchte Krämpfe und andere Leiden verursachen. Sie sind in ihrer Heimat nicht nur ein sehr beliebtes Obst, sondern auch ein wichtiger Gegenstand des Ausfuhrhandels. Die Verpackung geschieht in Kisten oder Körben; Genua hat 400, die Gegend am Gardasee 500—550, Portugal und Spanien 1000 in ganzer und 500 Stück in halber Packung. Die Azore Terceira führt in guten Jahren 20—25,000 Kisten aus; Majorca producirt jährlich 30,000,000 Stück. Der Verkehr damit dauert auf dieser Insel vom Anfang des November bis Ende Juni; $^2/_3$ davon werden zu dem Werthe von 300,000 Franken ausgeführt. Minorca und Iviza führen auch aus, doch letztere Insel mehr Citronen. In Portugal sind die von Setuval die besten; es gehen ganze Schiffsladungen davon ins Ausland. Auf Sicilien versenden Palermo, Messina, Catanea, in Neapel Reggio und Gallipoli, im Nizzaischen Mentone, in Spanien Malaga und Valencia. Triest führte 1837 11,800 Kisten aus. Im Jahre 1837 erzeugten auf der Insel Kandia die beiden Distrikte Canea und Retimo 17,000,000 Stück Agrumen, d. h. Orangeriefrüchte überhaupt, und führten davon 980,000 Stück aus. Die Einfuhr der Orangeriefrüchte hat man in England für 1829 auf nicht weniger als 212,756,000 Stück berechnet, wovon der dritte Theil allein in u. um London verbraucht wird. Die Apfelsinen nimmt man vor ihrer völligen Reife von den Bäumen und wickelt sie vor ihrer Verpackung in Kisten einzeln in ungeleimtes Papier. Die Ausfuhr aus den südlichen Häfen geschieht meist im Oktober, November und December. Die ganze Sippschaft der Orangen findet man in ihrer Heimat meist in der Art unserer Obstbäume angepflanzt. Um Mailand, Florenz, Rom bedürfen sie im Winter einer schützenden Decke und werden deshalb von Anfang November bis April mit Breterhäusern bedeckt, welche den Zutritt der Luft und des Lichts gestatten. Bei großer Kälte heizt man wohl auch mittelst Kohlenbecken. Diese Art Kultur wird besonders um Nervi, Monaco und Genua betrieben. Stehen die Bäume geschützt, so vertragen sie einige Tage Schneewetter ohne Schaden. Nach Decandolle ist die Apfelsine eine erst durch die Kultur entstandene Varietät von Citrus Bigaradia. Die Chinesen und Japanesen sollen dieselbe aber schon seit undenklichen Zeiten kultiviren. Nach Italien soll sie nach Einigen erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch die Venetianer gekommen sein.

Die Citronen haben einen meist ungeflügelten Blattstiel, länglich-ovale, große, warzige, oder gefurchte, sehr dickrindige Früchte mit weichem Fleische

und saurem Mark. Als wichtigste Arten sind zu nennen: C. medica *L.*, *Risso*, Citronenbaum, Cedratbaum, ein schöner Baum mit aufrechtem, graubraunem, glattem Stamm, kurzen, steifen Zweigen mit oder häufiger ohne Dornen, länglichen, beiderseits zugespitzten, kerbzähnigen Blättern mit durchscheinenden Punkten, an eingelenkten, fast immer flügellosen Blattstielen, und einzeln oder traubig stehenden Blüthen mit ganz kurzem, 5zähnigem, meist schmutzig purpurnem Kelch, 5 länglichen, außen meist purpurfarbigen Blumenblättern, zahlreichen mehr oder weniger verwachsenen Staubgefäßen, rundlichem, 10—12fächerigem Fruchtknoten, walzigem Griffel und kopfiger Narbe. Die entwickelte Frucht ist von länglicher Gestalt und geht oben und unten in eine kegelförmige Warze aus. Dieser Baum ist ursprünglich im wärmeren Asien einheimisch und wird daselbst, sowie in Afrika seit den ältesten Zeiten, seit 1800 Jahren auch in Südeuropa, sowie seit späterer Zeit in Westindien und Amerika häufig und in vielen Varietäten kultivirt. In den kälteren Ländern von Europa zieht man ihn wie seine Gattungsverwandten in Gewächshäusern. In seiner Heimat erreicht er eine Höhe von 30—60 Fuß und macht eine große, vieläſtige Krone. C. Limonum *Risso*, C. medica Limonum *L.*, *Ferrari*, Limonenbaum, ein Baum mit dünnen, bisweilen dornigen Zweigen, eirund-länglichen, schön grünen Blättern, auswendig purpurröthlichen Blüthen und eiförmig-länglichen, selten runden, am Ende zitzenförmigen, glatten oder runzelig-gefurchten, schön gelben Früchten mit vertieften Oelbläschen u. saftigem, saurem, aber schmackhaftem Mark, wird in Asien, in den europäischen Ländern um das Mittelmeer in zahlreichen Varietäten häufig kultivirt. Die Früchte, in Deutschland auch gewöhnlich Citronen genannt, werden in heißen Ländern zur Erfrischung genossen. C. Lumia *Poit.* et *Risso*, C. medica var. *L.*, Lumienbaum, ein Baum mit schön grünen Blättern, auswendig purpurrothen Blüthen, eirund-länglichen Früchten mit erhabenen Oelbläschen und süßem, nur bei einigen Varietäten saurem Mark, wird in Südeuropa, besonders in Italien in mehren Varietäten kultivirt; scheint durch die Kultur aus voriger Art entstanden, wird daher von mehren Botanikern auch nur als Abart derselben aufgeführt. C. Limetta *Risso*, Limettenbaum, süße Limone, ein Baum mit aufsteigenden Zweigen, kleinen weißen Blüthen, eiförmigen oder rundlichen, blaßgelben, am Ende zitzenförmigen Früchten mit vertieften Oelbläschen und säuerlichem Mark, wird in Asien, in Italien und andern südeuropäischen Ländern ebenfalls in mehren Varietäten kultivirt. C. Peretta *Risso*, C. Limonum Peretta, Perettenbaum, ein zierlicher Baum mit dornigen Zweigen, keilförmigen, gezähnten, stachelspitzigen Blättern und birnförmigen, oft mit dem bleibenden Griffel gekrönten, säuerlichen Früchten, stammt aus Asien und wird in Südeuropa in Varietäten häufig kultivirt.

Folgende Theile werden zum Theil ohne Unterschied von allen genannten Citronenarten, zum Theil nur von einzelnen bestimmten derselben angewendet. Die Blätter, Folia Citri, Citronenblätter, wirken tonisch und krampfstillend, werden aber, außer zu aromatischen Bädern, kaum noch angewendet. Die Früchte des eigentlichen Citronenbaums (Citrus medica), die seltener nach Deutschland gebracht werden, benutzt man hauptsächlich zur Bereitung des Citronats (s. d.). Die in Deutschland fast durchgehends unter dem Namen Citronen vorkommenden Früchte des Limonenbaums (Citrus Limonum), die eigentlichen Limonen, Fructus s. Mala s. Poma Citri, Mala citrea, Baccae Citri medicae, haben eine vielseitigere Anwendung. Man benutzt von ihnen die Citronenschalen, in Hamburg Limonenschalen, Cortices Citri s. Limonum, die auch, wenn sie von der innern Markschicht befreit sind, Flavedo Citri s. Flavedo Corticum Citri genannt werden. Sie sind getrocknet runzelig, mit kleinen Grübchen versehen, die von eingetrockneten Oelbläschen herrühren, bräunlichgelb, auf der innern markigen Seite schmutzig weiß, enthalten ätherisches Oel und bitteren Extraktivstoff und wirken mild tonisch und flüchtig erregend, daher man sie bei Verdauungsschwäche, wiewohl nur selten, anwendet. Auch pflegt man, um bei Kranken dem Aufliegen vorzubeugen, die bedrohten Hautstellen mit der Innenseite frischer Citronenschalen täglich mehrmals abzureiben, wobei neben der Säure auch noch die schleimigen und bitteren (adstringirenden) Bestandtheile der Schalen wirksam sind. Am häufigsten werden die Schalen aber von den Liqueurfabrikanten verbraucht. Die frischen, helleren sind den alten, dunkleren vorzuziehen. Sie kommen getrocknet ballenweise oder in Kisten, die mit Papier ausgelegt sind, gewöhnlich an Fäden gereiht, von den gewöhnlichen Bezugsorten der Citronen in den Handel. Häufig benutzte Bestandtheile der Limonen sind der Citronensaft (s. d.), die Citronensäure (s. d.) und das Citronenöl (s. d.). Sonst waren auch die Citronensamen oder Citronenkerne, Semen Citri s. Limonum s. Mali citrei, die bitter schmecken und tonisch wirken, zuweilen, besonders gegen Würmer, in Gebrauch. In Westindien gilt die Wurzelrinde als kräftiges, fiebervertreibendes Mittel.

Die Haupternte der Citronen und der verwandten Sorten, als Lumien, Limetten, Peretten ꝛc., fällt im südlichen Europa in die Zeit vom September bis December; sie liefert die beste und haltbarste Waare, d. h. die Citronen der ersten Blüthe. Die Citronen der zweiten Blüthe werden vom Januar bis Mai gesammelt; die der dritten oder die Herbstcitronen (Limoni verdami) vom Juni bis September. Diejenigen, welche versendet werden sollen, werden, um sie haltbarer zu machen, unreif abgenommen und reihenweise in Kisten gelegt, die man mit Sägespänen (auf Malta mit denen von Eschenholz) ausfüllt. Oft wickelt man außerdem jede Citrone noch in weiches Papier. Die aus Italien nach Frankreich gehenden Kisten mit 550 Stück in 6 Lagen (Corsi) heißen Casse all' Lyonese, die nach Deutschland bestimmten mit 700 bis 750 Stück in 7 Lagen Casse alla Tedesca, die noch nördlicher gehenden mit 400—450 Stück Casse alla Fiandria. Oft werden 4 Kisten in einen Ballen zusammengepackt. Die nach dem Norden von Europa zu versendenden werden in Botzen, Triest, Wien und Prag umgepackt und mit Baumwolle gegen den Frost umgeben. Selten kommen eingesalzene, sogenannte Pökelcitronen, nach dem Norden. Aufbewahrt werden die frischen Citronen an kühlen

Orten, wo kein Luftzug ist. Da sie dennoch dem Schimmeln u. Faulen sehr leicht unterworfen sind, so hält der vorsichtige Kaufmann nie mehr auf dem Lager, als er binnen Kurzem an seine Kunden abzusetzen gedenkt, und verschreibt lieber öfters frische Waare. Skio sendet Citronen nach der europäischen Türkei; Italien, vorzüglich Messina und Genua, nach Frankreich, der Schweiz, Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland; Welschtyrol nach Deutschland meist durch Hausirer. In Spanien versendet hauptsächlich Malaga, und zwar Sommerfrucht, in Kisten von 1000—1500 Stück, haltbar, mit fleckenloser Schale, und Winterfrucht, nicht lange haltbar mit fleckiger Schale, in Kisten von 500 bis 700 Stück, vorzüglich nach Holland, England und Deutschland; Portugal (bittere und schlechtere Waare) nach dem Norden mit sicherem Absatze, weil es die frühesten sind; die Azoren und Westindien in Zucker eingemachte nach Frankreich. In Hamburg nennt man alle aus dem Mittelmeer kommenden Citronen stratsche Citronen, weil sie die Straße von Gibraltar passirt haben.

Die Pompelmuse sind durch stark geflügelte Blattstiele, stumpfe und ausgerandete Blätter und sehr große, runde Früchte mit schwammigem, süßem, meist nicht besonders schmackhaftem Fleische charakterisirt. Hierher gehört: C. decumana *L.*, C. Pompelmos *Poit.* et *Risso*, Pumpel- oder Pompelmusbaum, ein dem Pomeranzenbaum ähnlich gestalteter Baum, mit großen, an einem breitgeflügelten Stiel sitzenden Blättern, sehr großen weißen Blüthen und großen, oft 10—14 Pfund schweren, kugeligen oder platt-birnförmigen Früchten mit dicker, glatter, mit Oelbläschen besetzter Schale, weißem, schwammigem Fleische und grünlichem, nicht sehr saftigem Mark von mildem, wässerigem, aber nicht sehr angenehmem Geschmacke, ist in Ostindien einheimisch und wird in Westindien und Südeuropa in mehren Varietäten kultivirt. In Ostindien werden die Früchte nur roh, gewöhnlich zum Nachtisch, mit Wein und Zucker genossen. Sie sind auch auf Seereisen ein gutes Erfrischungsmittel und halten sich, wenn sie vorsichtig vom Baume abgenommen und im Schiffe ausgehängt werden, sehr lange. Das Holz des Baumes ist hart, blaßgelb und zu allerhand Werkzeugen geeignet. Die abgeschälten und abgekochten Früchte, die dann mit Zucker eingemacht werden, liefern eine Art Citronat.

Ueber die Kultur der Citrusarten in deutschen Gewächshäusern (Orangerien) ist Folgendes zu bemerken. Die Orangenbäume lieben sämmtlich eine fette, weder zu leichte, noch zu schwere, bündige Erde, in welcher alle Theile gut verweset sind. Gute Mischungen sind: 3 Theile fette Rasen- oder Grabelanderde, 1 Th. Kuhlagererde und 1 Th. Flußsand; oder 2 Th. schwarze, im Jahr vorher gut gedüngte, einige Male mit Mistjauche begossene und wohl umgearbeitete Rasen- oder Grabelanderde, 1 Th. Kuhlagererde, 1 Th. Laub- oder andere lockere Dammerde und ½ Th. mürber Lehm; oder fetter, schwarzgründiger Rasen, 4—6 Zoll tief ausgestochen, mit ⅓ reinem Kuhlager und ⅓ Sand vermischt, völlig vererdet und nicht zu fein gesiebt. Auf den Boden der Töpfe oder Kübel legt man eine Schicht grober Torfbrocken oder Scherben mit Moos oder bei größeren Kübeln kurzgehacktes Reisig. Als Dünger ist zu empfehlen: im Frühjahr frischer Hühner-, Schaf- oder Kuhdünger (ohne Stroh), wozu auch etwas Ofenruß gemischt werden kann, oder Malzkeime, nach Verhältniß der Gefäße 1—2 Zoll hoch auf die Oberfläche der zuvor aufgelockerten Erde gelegt. Auch ist ein vom Mai bis August einige Male wiederholter starker Guß von Hornspängallerte, die mit Wasser verdünnt ist, oder von Malzkeimwasser, oder von einem dünnflüssigen Brei von aufgelöstem Schaf- und Kuhdünger mit etwas Ruß schwachen Bäumen sehr zuträglich. Die Guanodüngung darf nur vorsichtig angewendet werden, ist aber im rechten Maße von großer Wirkung. Durch zweckmäßige Düngung erlangen die Blätter ein dunkleres Grün, der Wuchs wird üppiger, und die Früchte werden größer, dünnschaliger und wohlschmeckender. Sind die Bäume im Frühling ins Freie gebracht, so nimmt man nach dem Rande zu die alte Erde nach der Größe der Gefäße 1—6 Zoll tief hinweg und ersetzt sie durch frische, doch nur bei denen, die nicht verpflanzt worden sind. Im Winter verlangen die Orangeriebäume einen hellen, trockenen und lustigen Standort, der gegen eindringenden Frost sowohl, als gegen zu starke Ofenwärme geschützt ist. Werden sie zu warm gehalten, so übertreiben sie sich, wodurch sie ihre Kräfte vor der Zeit erschöpfen und keine Früchte liefern. So lange sie im Winterquartier stehen, muß man ihnen, besonders im Herbste und Frühling, bei einigermaßen milder Witterung, wenn auch nur täglich in der Mittagszeit, frische Luft zukommen lassen und sie zugleich, um die Vegetation nicht zu früh zu wecken, nur mäßig begießen. In der ersten Woche des Juni, wenn keine Nachtfröste mehr zu fürchten und die Bäume durch fleißiges Lüften und Oeffnen der Fenster bei Tag und Nacht dazu vorbereitet worden, werden sie an einem beschützten, warmen, doch nicht zu sonnenheißen Orte ins Freie gebracht. Im Freien blühen sie reichlicher und setzen auch weit mehr Früchte an, als im Zimmer, wo es ihnen an Luft mangelt. In der Mitte oder gegen Ende Septembers bringt man sie an einem heitern, trockenen Tage wieder ins Winterquartier und läßt, so lange es die Witterung gestattet u. die Nächte nicht Frost fürchten lassen, Tag und Nacht die Fenster offen. Die Wintertemperatur ist 1—5° Wärme; jedoch lieben Citronen, Limetten, Lumien und Limonen (obgleich sie auch mit dieser Temperatur vorlieb nehmen) etwas mehr Wärme, 4—8° R., und vor Allem einen trockenen, hellen Standort im Zimmer oder Gewächshause. Kleineren, in Töpfen stehenden Bäumchen ist es sehr zuträglich, wenn man sie Ende Mai auf ein Beet bringt, welches durch warmen Pferdemist erwärmt ist. Das Verpflanzen geschieht im April und Mai und nur dann, wenn die Gefäße ganz vollgewurzelt sind. Man beschneidet die Wurzeln etwas, lockert die Außenseite des Ballens auf und pflanzt die Bäume dann in etwas größere Gefäße. Nach dem Umpflanzen wird mäßig gegossen und einige Zeit hindurch die Mittagssonne abgehalten. Kleinere Exemplare werden alle 2, größere alle 3—5 Jahre einmal umgepflanzt. Im Winter ist den Orangenbäumen nichts schädlicher, als zu viele Feuchtigkeit; man muß sie daher zu der Zeit, wo sie nicht im Wachsthum stehen, nur sehr mäßig begießen, aber auch nicht so wenig, daß der Ballen austrocknet. Wenn sich die Blätter, ohne zu brechen, an der Spitze flach umbiegen lassen,

oder die Erde oben etwa 1/3 der Tiefe ausgetrocknet ist, dann muß mäßig Wasser gegeben werden, welches die Temperatur des Hauses hat. Uebrigens muß sich das Begießen nach der Jahreszeit, der Witterung und dem Zustande der Pflanzen richten. Auch hüte man sich, das Wasser beim Begießen an den Stamm zu bringen; die Erde muß daher in den Töpfen und Kübeln jederzeit nach dem Rande zu etwas abhängen, oder es muß eine kreisförmige Furche gezogen werden zur Aufnahme des Wassers. Im Sommer, besonders während der Blüthezeit und der Ausbildung der Früchte, darf das Begießen bei trockenem Wetter nie versäumt werden; es geschieht dann Abends oder am Morgen, wenn die Erde von der Sonne nicht mehr warm ist, so reichlich, daß das Wasser unten durch die Abzugslöcher dringt. An warmen, heiteren Sommerabenden u. im Frühling bei heiterem Wetter, wenn die Bäume noch in den Häusern stehen und die Fenster auch Nachts offen bleiben, ist das Ueberspritzen mit reinem Wasser dem Wachsthum sehr gedeihlich. Im Winter und bei anhaltend nasser Witterung muß die Erdoberfläche bisweilen aufgelockert werden. Sämmtliche Arten und Varietäten werden durch Okuliren, Kopuliren und Pfropfen auf junge Citronenstämme (weil diese einen stärkeren Wuchs haben), wohl auch auf Apfelsinenstämme, sowie durch Stecklinge (unter Glocken und im Warmbeete) vermehrt. Die Stämmchen zieht man aus Kernen, die man bei Beginn des Frühlings zeitig in ein warmes Mistbeet steckt, oder in Töpfe, die man in ein Lohbeet oder ins warme Zimmer stellt. Die Sämlinge werden zeitig in einzelne Töpfe ausgeflanzt und können bei sorgfältiger Behandlung und öfterem Umpflanzen in größere Töpfe schon im dritten Jahre veredelt werden. Das Pfropfen und Kopuliren geschieht gewöhnlich im März und April, das Okuliren im Juli und August. Nach dem Anwachsen der Augen und Reiser müssen die Stämmchen durch allmählig vermehrtes Lüften abgehärtet und demnächst ins Zimmer oder offene Glashaus gestellt werden, wo man fortfährt, sie öfters von oben zu befeuchten. Die Stecklinge wachsen gut in feuchter Wärme unter Glocken an, wenn man sie mit ihren Abschnitten in den Stecklingsnäpfen entweder nahe an die Wand derselben, oder dicht über die Scherbenunterlage hineinsteckt, sie stets feucht hält u. nur kurze Zweige dazu wählt. Die daraus gezogenen Exemplare bleiben klein und buschig und liefern schöne, früh blühende Zwergbäumchen. Orangeriebäumchen, welche man aus Mangel eines kühleren und besser geeigneten Standorts im warmen Wohnzimmer durchwintert, wo die Luft sehr trocken ist, stelle man so weit als möglich vom Ofen entfernt, wische zu Zeiten die Blätter mit einem etwas feuchten Schwamm ab u. halte sie besonders rein von Staub und Blattläusen.

Città (ital., s. v. a. Stadt, v. lat. civitas), in Zusammensetzungen häufig Civita, Anfang vieler italienischen Städtenamen.

Cittadella, Stadt in der österreichisch-venetianischen Provinz Vicenza, an der Brentella, hat eine schöne Hauptkirche (mit guten Gemälden), einen botanischen Garten und 7213 Einw., die Papier-, Tuch- und Wollenzeuchfabrikation betreiben.

Cittadella, Giovanni, Graf, italienischer Geschichtschreiber, 1806 zu Padua geboren, studirte unter der Leitung des Abbate Rodari Philosophie und schöne Wissenschaften, unter Melan die Rechte. Das Werk, welches C.'s Ruf über die Alpen hinaus verbreitete, ist die „Storia della dominazione Carrarese“ (Padua 1842, 2 Bde.), worin er ein auf dem gründlichsten Quellenstudium beruhendes, mit lebhaften Farben in trefflichem Styl gezeichnetes Gemälde einer der düstersten Perioden der Geschichte seiner Vaterstadt entwarf. Auch mit einigen politischen Schriften trat er hervor.

Citta della Pieve, Stadt in Mittelitalien, Provinz Umbria (früher päpstliche Delegation Perugia), an der Chiana, Bischofssitz, mit 6500 Einwohnern.

Cittadelle, s. v. a. Citadelle.

Citta di Castello, Stadt in der mittelitalienischen Provinz Umbria (früher päpstliche Delegation Perugia), an der Tiber, Sitz eines Bischofs, hat ein Schloß, eine Kathedrale, 9 andere Kirchen, mehre Klöster, Seidenspinnerei, Wein- und Oelbau und eine Gemeinde von 22,340 Seelen.

Citta Ducale, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, am Velinofluß und am Fuß des Terminillo, mit Kathedrale, geistlichem Seminar, Hospiz und 3966 Einwohnern.

Citta Nuova, Stadt im österreichischen Kreise Istrien, auf einer Erdzunge an der Mündung des Quieto in den Golf von Venedig, ungesund gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat 4 Kirchen, einen Hafen und etwa 1500 Einwohner, größtentheils Fischer. Hier stand einst die blühende römische Kolonie Hämonia oder Aemonia und später Novetium.

Citta Vecchia, 1) Stadt auf der Nordwestküste der österreichisch-dalmatischen Insel Lesina, mit Hafen, Fischerei, Schiffsbau und Schifffahrt und 3000 Einwohnern. Der Ort wurde aus den Trümmern der alten Stadt Pharia erbaut; auch finden sich in der Umgebung Alterthümer. — 2) C. (Citta Notabile, auch Melita und von den Eingebornen arabisch Medina genannt), alte Hauptstadt der Insel Malta, hoch auf der Spitze des Inselfelsens gelegen, der durch weit verzweigte Katakomben ausgehöhlt ist, stark befestigt, aber verfallen, hat eine bedeutende Kathedrale und 7000 Einwohner. In der Vorstadt, wo man eine weite Aussicht über die Insel und das Meer hat, zeigt man in einer Kirche die Höhle, wo sich, der Sage nach, der Apostel Paulus nach seinem Schiffbruch aufhielt.

City (engl., franz. cité, ital. civita und città, span. ciudad), Stadt im Allgemeinen, in England Bezeichnung solcher Städte, welche Bischofssitze sind, im Unterschied von den Boroughs (s. d.); insbesondere führt auch der älteste Kern der Stadt London (s. d.), welcher noch viele alte Privilegien besitzt und den Mittelpunkt des gesammten Handels und Gewerbsverkehrs der Weltstadt bildet, den Namen C., wie in ähnlicher Weise auch der älteste Theil der Stadt Paris (s. d.) la Cité heißt. In Nordamerika heißt C. jede Ortschaft (town), welche inkorporirt ist und von einem Mayor nebst Aldermen regiert wird. Daneben unterscheidet man auch dort in einigen der ältesten Städte, z. B. Philadelphia, den eigentlichen Kern unter dem Namen C. von den durch späteren Anbau hinzugekommenen Stadttheilen.

Ciudad (v. lat. civitas), in Spanien und den von da aus kolonisirten Ländern eine Stadt ersten Ranges, die, im Unterschied von der Villa (s. d.),

ihre eigene Gerichtsbarkeit hat; daher Anfang vieler spanischen Städtenamen.

Ciudad de Felipe, Stadt, s. San Felipe.

Ciudadela (Jamna), Stadt (früher Hauptstadt) auf der spanischen Insel Minorca, an der Nordwestküste, Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, mehre Klöster, einen durch ein Kastell vertheidigten Hafen und 7327 Einwohner. In der Nähe ist die berühmte Tropfsteinhöhle Cava Perella.

Ciudad Real, 1) Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz (368,4 □Meilen mit 244,328 Einwohnern), welche im Ganzen die alte Provinz Mancha umfaßt, liegt eine Meile von der Guadiana entfernt, in fruchtbarer, gut angebauter Gegend, die Getreide, Wein, Oel, Sumach, Kapern, Gemüse und Gartenfrüchte in Meng liefert. Die Stadt ist groß und gut gebaut und mit Mauern umgeben, Sitz eines Bischofs, aber ziemlich herunter gekommen; sie hat 3 Kirchen, mehre Klöster, ein großes Hospiz mit Armenschule (von Kardinal Lorenzana, Erzbischof von Toledo, gegründet), Handel mit den Erzeugnissen der Umgegend und gegenwärtig etwa 9000 Einwohner. Berühmt in ganz Spanien sind die Esel- und Maulthiermärkte von C. Geschichtlich denkwürdig ist die Stadt durch einen hier den 27. März 1809 von den Franzosen unter Sebastiani über die Spanier unter Urbino erfochtenen Sieg. Die Stadt hieß sonst auch Pozuela. — 2) C. (sonst San Cristobal, jetzt auch Ciudad de las Casas zu Ehren des berühmten Bischofs Bartolomeo de las Casas genannt), Hauptstadt des mexikanischen Staates Chiapa, in einer schönen und fruchtbaren Ebene am Rio de las Celdales gelegen, ist Sitz des Bischofs von Chiapa, hat eine Kathedrale, mehre Klöster, ein Hospital, eine höhere Schule (Seminario conciliar, jetzt Universität genannt), ein 1826 errichtetes Denkmal des Bischofs las Casas (des ersten des 1538 gegründeten Bisthums) u. etwa 7000 Einwohner. Die Stadt ward 1528 von Diego da Mazariegos an der Stelle einer alten Indianerstadt angelegt.

Ciudad Rodrigo, Stadt in der spanischen Provinz Salamanca, rechts am Agueda, 3 Meilen von der portugiesischen Grenze, mit starker Festung auf steilem Hügel, der zweite Hauptwaffenplatz gegen Portugal, ist regelmäßig gebaut, durch eine Brücke mit einer Vorstadt verbunden, Sitz eines Bischofs, hat eine gothische Kathedrale, mehre andere Kirchen und Klöster, eine Plaza mayor mit 3 römischen Säulen mit Inschriften, Hospitäler, ein bischöfliches Seminar und 4850 Einwohner, welche Leinen- und Wollenzeuchweberei, Gerberei, Seifenfabrikation (die berühmte Jabon de piedra), Handel ꝛc. betreiben. C. wurde im Anfang des 13. Jahrhunderts von Ferdinand II. angelegt und ist seit dieser Zeit als Waffenplatz in der Kriegsgeschichte von Wichtigkeit. Eingenommen wurde es zuerst im spanischen Erbfolgekrieg den 30. Mai 1706 von den Engländern, aber schon am 4. Oktober 1707 von den Franzosen unter Bay wieder erobert. Von großer Bedeutung wurde es im Kampfe Napoleons I. gegen Spanien. Die glücklichen Gefechte, welche Masséna mit seinen 70,000 Mann bei Barba de Pierca und später bei Alcanniza lieferte, hatten die Berennung und engere Einschließung von C. seit dem 26. April 1810 zur Folge. Am 10. Juli mußte sich die gänzlich zerstörte Stadt, trotz der Nähe einer schlagfertigen Armee, nach tapferer Vertheidigung ergeben. Für die Vertheidiger stiftete König Ferdinand 1815 in Anerkennung ihrer Tapferkeit ein besonderes Ehrenzeichen. Nachdem die Franzosen 18 Monate lang im Besitze von C. gewesen waren und die Festungswerke wieder in gehörigen Stand gesetzt hatten, schlossen die Engländer unter Wellington den 8. Januar 1812 die Stadt ein und nahmen sie bereits in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar, trotz des tapferen Widerstandes der Besatzung. Auf der Seite der Engländer fielen die Generäle Kinnon und Crawfurd; Wellington aber ward von den spanischen Cortes zum Herzog von Ciudad Rodrigo und Granden erster Klasse erhoben.

Cius, Stadt des Alterthums in Bithynien, am cianischen Meerbusen, wurde nach der Sage vom Argonauten Cius gegründet, dann von milesischen Pflanzern besetzt, war geraume Zeit eine bedeutende Handelsstadt, trat später zum ätolischen Bund, wurde aber von Philipp III. zerstört, später vom bithynischen König Prusias wieder aufgebaut und nach seinem Namen benannt.

Civeaux (Civaux), Dorf im französischen Departement Vienne, Arrondissement Montmorillon, auf einer weiten Ebene an der Vienne, mit 800 Einwohnern. Hier soll 506 Chlodwig I. die Westgothen unter Alarich überwunden haben; man findet noch viele steinerne Gräber daselbst.

Civiale, Jean, französischer Wundarzt, geboren zu Thiezac im Departement Cantal 1792, bekannt als Erfinder der Lithotritie (s. d.). Nach vielen Versuchen an Leichnamen, den Stein der Harnblase durch mechanische Verkleinerung zu zerstören, gelang ihm 1824 der erste an einem Lebenden. Das Institut von Frankreich belohnte ihn 1827 dafür mit 6000 Franken, auch ward ihm der monthyonsche Preis von 10,000 Franken zu Theil. Seine wichtigsten Schriften sind: „Lettres sur la lithotritie“ (6 Briefe aus den Jahren 1827, 1828, 1831, 1833, 1837 u. 1848, deutsch von Gräfe, Berl. 1827); „De la lithotritie“ (Par. 1827, deutsch von Remer, Bresl. 1827); „Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux, contenant l'examen comparatif de la lithotritie et de la cystotomie“ (Paris und London 1836; deutsch von Gräfe, Berlin 1837); „Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires“ (Paris 1837—40, 3 Bde.; deutsch von Frankenberg und Landmann, Leipzig 1843); „Traité pratique et historique de la lithotritie“ (Par. 1847); „De l'uretrotomie“ (das. 1849).

Civica corona (lat.), s. Bürgerkrone.

Cividale (C. di Friuli), Stadt in der österreichisch-venetianischen Provinz Udine, alte Hauptstadt des Herzogthums Friaul, am Natisone und an den Alpen, hat alte Mauern, eine mächtige, 220 F. lange Brücke, einen schönen Dom (aus dem 7. Jahrhundert stammend) mit 3 gothischen Portalen, schöner Façade von Pietro Lombardo (1501) und sehenswerthen Gemälden, ein ausgezeichnetes Museum von Alterthümern, ein Hospital, eine Militärerziehungsanstalt, Seiden- u. Kattunfabrikation, Märkte und 6840 Einwohner. Das an schätzbaren Handschriften reiche Domarchiv besitzt unter andern den berühmten Codex der Evangelien aus dem 5. Jahrhundert, nach der lateinischen Uebersetzung des heiligen Hieronymus, das Gebetbuch der heiligen Gertrud, Königin von Ungarn (aus dem 11. Jahrhundert,

mit Gemälden), das Gebetbuch der heiligen Elisabeth (von 1205) ꝛc. C. ist wahrscheinlich Cäsars Forum Julii, woraus Friuli, Friaul entstand. Die Longobarden nannten die Stadt Civitas Austriae. Unter der venetianischen Regierung war C. der Sitz eines eigenen Statthalters.

Civil (v. lat. civilis), den Bürgerstand betreffend; dann gesittet, gebildet, human; auch s. v. a. wohlfeil, billig.

Civile, das (v. Lat.), die Gesammtheit der Civilisten im Gegensatz zum Militär, auch s. v. a. Civiltracht, bürgerliche Kleidung.

Civilehe, diejenige Ehe, welche vor den vom Staate dazu beauftragten weltlichen Verwaltungs- oder Justizbehörden eingegangen und von diesen für gültig erklärt wird, ohne daß es einer kirchlichen Einsegnung zu ihrer Legitimität bedarf. In der katholischen Kirche, welche der Ehe die Eigenschaft des Sakraments beilegt, läßt sich nicht wohl ein Unterschied zwischen dem Ehekontrakt und dem Ehesakrament machen, u. es ist daher zur Abschließung einer von der Kirche wie vom Staate anzuerkennenden Ehe die billigende Mitwirkung und der Segen des katholischen Geistlichen nöthig; das tridentinische Koncil hat ausdrücklich die priesterliche Trauung als Bedingung der Gültigkeit der Ehe sanktionirt. Auch in der evangelischen Kirche ist allmählig gemeinschaftlich festgestellt worden, daß kirchliche Kopulation unumgänglich nothwendig und eine Dispensation unstatthaft sei. Gegenüber diesen vom Gesichtspunkte der Kirche aus aufgestellten Normen aber hat man doch häufig das Bedürfniß gefühlt, auch eine ohne Mitwirkung der Kirche lediglich durch den Staat zu vollziehende Ehe einzuführen, namentlich um durch kirchliche Engherzigkeit veranlaßten Hindernissen bei Schließung von Ehen zu begegnen. So hat schon Ludwig XVI. von Frankreich durch Verordnung von 1787 seinen nichtkatholischen Unterthanen freigestellt, ihre Ehen durch weltliche Behörden auf civilrechtlich gültige Art sicher zu stellen. Der Code Napoléon hat dies beibehalten, u. so ist in Frankreich die bürgerliche Trauung noch heute üblich; doch steht es den so Getrauten frei, die kirchliche Trauung noch nachzuholen. Auch in Bayern ist durch Edikt vom 8. September 1818, §. 18, die C. eingeführt, ebenso ist sie in Belgien, wo sie schon früher bestanden hatte, durch die Verfassungsurkunde von 1831 wieder bestätigt worden. Weiteres s. Ehe.

Civile jus (lat.), s. Civilrecht.

Civiletat (v. Lat.), der Theil des Budgets (s. d.), welcher die Berechnung der für die Erhaltung sämmtlicher Staatsbehörden, mit Ausnahme des Hofs und des Militärs, nothwendigen Ausgaben enthält; dem C. gegenüber stehen die Civilliste und der Militäretat (s. d.).

Civilgericht, die Gesammtheit der zur Ausübung der Rechtspflege in Civilsachen öffentlich bestellten Personen. Erforderlich sind zu einem C. wenigstens zwei Personen, ein Richter (s. d.) und ein Aktuar (s. Actuarius). Vgl. Gericht.

Civilgerichtsbarkeit (lat. jurisdictio civilis), Inbegriff der Befugnisse zur Ausübung der bürgerlichen Rechtspflege; s. Gerichtsbarkeit.

Civilgouverneur (v. Franz.), s. Gouverneur.

Civilis, der Anführer der Bataver im Aufstande gegen die Römer 69—70 n. Chr, wird bald mit dem Vornamen Julius, bald als Claudius C. aufgeführt. Unter den Batavern, einem von den Römern unterworfenen Volk, das sich in den germanischen Kriegen vorzüglich ausgezeichnet, aber eben dadurch die Eifersucht der Römer wachgerufen hatte, standen um 69 n. Chr. zwei Männer im höchsten Ansehen, Julius Paulus und Claudius C., der aus königlichem Geschlecht entsprossen war. Der Erstere wurde der Rebellion angeklagt und hingerichtet. Letzteren befreite von demselben Geschick nur Nero's Tod; Galba sprach ihn frei, aber die Soldaten des Vitellius forderten seinen Tod. Dies rief in C. nun wirklich den Plan der Befreiung seines Volkes hervor; doch hielt er vor der Hand seine Pläne geheim und erklärte sich für die Partei des Vespasian, welcher damals mit dem Vitellius um die Krone stritt. Ein Auftrag Vespasians gab C. Veranlassung, eine Volksversammlung zu veranstalten. Er lud Diejenigen, bei denen er gleiche Gesinnung voraussetzen konnte, zu einem Gastmahl in einen heiligen Hain und gewann durch sie das Volk, dann auch die Kaninefaten, ein Nachbarvolk und, wie die Bataver, kattischen Stammes, sowie die Friesen jenseits des Rheins für seinen Plan. Letztere Völker brachen zuerst los, überfielen unter Anführung eines gewissen Brinno zwei römische Legionen in ihren Lagern und zerstreuten sie. Umsonst versuchte C. immer noch, die Maske der Loyalität vorzubehalten und die römischen Anführer zur Vertheidigung von nicht zu behauptenden Kastellen zu bewegen; entlarvt, trat er den Römern offen als Feind entgegen. Er siegte zu Land, da gleich zu Anfang die Tungrer zu ihm übergingen, und gewann die römische Flotte von 24 Schiffen durch die Meuterei der auf derselben dienenden batavischen Ruderer. Hierauf boten sich ihm die Germanen freiwillig zu Bundesgenossen an, u. auch die Gallier gewann er durch seine humane Behandlung der gefangenen gallischen Soldaten. Flaccus Hordeonius, welcher als Unterbefehlshaber des Vitellius in diesen Gegenden kommandirte, sah sich endlich genöthigt, den Legaten Mummius Lupercus mit zwei Legionen gegen die Aufrührer auszusenden; sowohl die Ubier, als die Reiterei der Trevirer und Bataver schlossen sich, anscheinend ganz bereitwillig, an. Gleich zu Anfang der Schlacht ging aber die batavische Reiterei zu C. über u. entblößte den linken römischen Flügel. Dennoch hielten die römischen Legionen Stand, bis die Ubier und Trevirer auseinander stoben. Während die Bataver diese verfolgten, gelang es den Legionen, sich in die sogenannten Castra Vetera zu werfen. Sogleich gab C. den Kohorten der Bataver und Kaninefaten, die schon auf dem Wege nach Rom waren, wohin sie Vitellius beschieden hatte, Nachricht von diesem Sieg; dieselben machten die Verweigerung einer von ihnen absichtlich außerordentlich hoch gestellten Soldforderung zum Vorwand und wandten sich nach Niederdeutschland, um sich mit C. zu vereinigen, was ihnen auch, nachdem sie sich bei Bonn durch die römische Besatzung hindurchgeschlagen hatten, gelang. Trotz dieses Zuwachses an Veteranen war C. doch noch so schwankend, daß er sein Heer für den Kaiser Vespasian in Pflicht nahm und auch die zwei Legionen in Castra Vetera zu demselben Schritt aufforderte. Als diese aber stolz und höhnend antworteten, vereinigte sich C. mit

den Brukterern und Tenchterern. Die Nachricht von der Schlacht bei Cremona, wodurch Vespasian zum unbestrittenen Besitz der Krone gelangt war, konnte ihn nicht bewegen, die Waffen niederzulegen, vielmehr schickte er einen Theil seiner Truppen gegen Dillius Vocula am Oberrhein. Dieselben wurden jedoch von dem Lager bei Gelduba zurückgeworfen, und Vocula selbst schlug sich in die Castra Vetera durch; Mangel an Lebensmitteln aber zwang ihn, mit dem größten Theile der Truppen wieder abzuziehen. Da fielen seine Unterbefehlshaber Classicus und Julius Tutor von ihm ab, verleiteten auch die Legionen zum Abfall u. nahmen sie für die gallische Herrschaft in Pflicht. Die in Castra Vetera Eingeschlossenen übergaben sich darauf dem C. u. wurden beim Abzug von den Germanen niedergemacht; auch zwei andere Legionen bei Novesium u. Bonna mußten ihre Lager verlassen. Da in der nächsten Folgezeit C. gegen seinen heimatlichen Nebenbuhler Claudius Labeo zu kämpfen hatte, so erlitt Tutor bei Bingium eine Niederlage, worauf Cerealis Trier besetzte und die Gesammtmacht der Rebellen schlug. Ebenso blieb er in der Hauptschlacht bei Castra Vetera gegen C. Sieger. C., Classicus und Tutor gingen darauf über den Rhein zurück, und obwohl noch einzelne Angriffe von ihnen gewagt wurden, so zeigten sie sich doch nach dem Uebergang des Cerealis auf die batavische Insel zum Frieden geneigt. Mitten in den Unterhandlungen, welche auf der Vahalabrücke geführt wurden, bricht Tacitus ab, indem der Schluß des Buchs fehlt. Es scheint, daß die alten Verhältnisse hergestellt wurden. Vgl. Tacitus, Hist. IV, 12—37; 51—79; V, 14—26.

Civilis actio (lat.), s. Klage.

Civilisation (v. Lat.), dem Wortsinne nach s. v. a. Bürgerlichmachung. C. in Beziehung auf ein Individuum heißt im gewöhnlichen Sprachgebrauch s. v. a. äußere Politur, konventionelle Bildung, Verstandesaufklärung, Sittenverfeinerung, und ist in sofern nicht unpassend gebraucht, als theils der Staat ohne diese Eigenschaften seiner Glieder nicht bestehen, sondern sich in Anarchie auflösen oder mindestens in Barbarei versinken würde, theils diese Eigenschaften auch nur in der geordneten menschlichen Gesellschaft, im Staate erworben werden können, weil sie nur durch gegenseitiges Aneinanderreiben, durch Druck und Gegendruck erzeugt werden. So ist C. des Individuums ein Theil der Bildung, und zwar deren Grundlage oder Voraussetzung, da offenbar ein Individuum erst aufgehört haben muß, Barbar zu sein, ehe an eine höhere Geistesbildung gedacht werden kann. Auch in Beziehung auf Völker gebraucht hat das Wort C. im Wesentlichen dieselbe Bedeutung; denn wenn sich, nach Herder, das Menschengeschlecht analog dem einzelnen menschlichen Individuum entwickelt, so läßt sich dieser Satz gewiß dahin erweitern, daß auch die normale Ausbildung eines einzelnen Volks der Ausbildung des Individuums analog vor sich geht. Demnach wird auch die C. eines ganzen Volks sich auf dessen Ausbildung zum Staatsleben beziehen müssen. Auch hier muß also zuerst die Barbarei entfernt u. ein fester Staatsverband geschlossen werden, und da der Staat als solcher gleich einer Knospe alle Blüthen weiterer Ausbildung in seinem Schooße trägt, so wird es nur der naturgemäßen Weiterentwickelung der schon in dem Staatsleben liegenden Bildungsmomente bedürfen, um die Früchte der C. in vollkommenem Maße reifen zu lassen. Künste und Wissenschaften, Handel u. Gewerbe sind erst die Folgen eines gesunden Staatslebens und ohne dasselbe geradezu unmöglich. Die beiden Völker des Alterthums, die als der C. im höchsten der alten Welt möglichen Maße theilhaftig zu nennen sind, waren Griechen u. Römer, von denen die ersteren alle Blüthen der C. herrlich entwickelten, während die letzteren in einer einseitigen Ausbildung der staatlichen Verhältnisse befangen blieben. Vergl. Guizot, Allgemeine Geschichte der europäischen C., deutsch von K. Sachs, Stuttgart 1845.

Civilist (v. Lat.), s. v. a. Civilbeamter, insbesondere im Gegensatz zum Militärbeamten; dann Jeder, der ein bürgerliches Geschäft treibt; auf Universitäten Lehrer des Civilrechts.

Civilkammer, s. Kassationshof.

Civillina, Monte, Berg in der österreichisch-venetianischen Provinz Vicenza, bei Valdagno, berühmt durch eine reiche, eisenhaltige Mineralquelle, die 1816 von Johann Catullo aus Schio entdeckt wurde, dem zu Ehren das Wasser Aqua Catulliana heißt. Die Quelle entspringt in 2100 F. Meereshöhe u. enthält außer freiem kohlensauren Gas salzsaures Natrum, salzsaure Talkerde, schwefelsaure Talkerde, schwefelsaures Eisen, schwefelsaure Kalkerde, kohlensaures Eisen, kohlensaure Talkerde, kohlensaure Kalkerde. Der innere Gebrauch hat sich bei allen Krankheiten, welche aus Schwäche entstehen, bewährt.

Civilliste (Krondotation, Privatchatoullgut), die gesetzlich bestimmte Summe, welche der Fürst als solcher zu seiner und in erblichen Fürstenthümern zugleich seiner erbberechtigten Familie standesmäßigen Unterhaltung, namentlich auch zur Bestreitung seines Hofstaates aus den Staatseinkünften jährlich bezieht. In der Regel ist hiermit zugleich eine Dotation von Schlössern u. Mobilien, besonders Kronkleinodien, verbunden. Die Verwendung der C. muß, in sofern sie nicht mit bestimmten Verbindlichkeiten, z. B. mit der Verpflichtung zu Apanagezahlungen, belastet ist, dem Ermessen des Regenten überlassen bleiben, und es darf darüber keine Rechnungsablage gefordert werden. Dagegen müssen aus der C. auch die Kosten des Unterhalts der fürstlichen Familie und der Hofhaltung bestritten werden. Hinsichtlich der Festsetzung der C. ist ein dreifaches Verfahren anwendbar, indem sie entweder für jede Finanzperiode neu, oder lebenslänglich für die Dauer der Regierung eines Fürsten, oder erblich für alle Zeiten bestimmt werden kann. Die zweite Methode ist die in fast allen deutschen konstitutionellen Staaten eingeführte und gewiß zweckmäßigste; denn während eine für jede Finanzperiode neue Bewilligung den Fürsten zu abhängig von dem guten Willen der Stände macht und zu verderblichen Kollisionen mit diesen führen kann, erwächst auf der andern Seite die Gefahr, daß die für alle Zeiten festgesetzte C. mit den ewig wechselnden Verhältnissen in Mißverhältniß komme. Bedeutende Veränderungen der Verhältnisse würden selbst bei der als am anwendbarsten anerkannten Methode Modifikationen zuläßig machen, doch so, daß keine Erhöhung ohne Bewilligung der Stände und keine Verminderung ohne Bewilligung des Fürsten Statt finden könnte. Nach dem Muster von England ist dieser Grundsatz in mehren deut-

schen konstitutionellen Staaten, z. B. in Baden, angenommen worden.

Die Fürsten der germanischen Völker verdankten ihre Würde ihrer äußern Befähigung zur Ausübung der öffentlichen Rechte. Die Bestreitung des wenig gegliederten, einfachen Staatshaushaltes war eine Last, womit sich die Fürsten jene Würde erkauften, u. daher ward Derjenige, der die Kosten der Obergewalt zu tragen vermochte, d. h. der Mächtigste, Staatsoberhaupt; auf dieselbe Weise wurden die untergeordneten öffentlichen Funktionen verwaltet. Indem aber das Staatsoberhaupt ein Aufsichtsrecht über die Art und Weise, wie jene untergeordneten Träger des Staatshaushaltes ihre Ausgaben lösten, in Anspruch nahm, ward sein Wirkungskreis umfassender, und es entwickelte sich allmählig ein künstlicherer Organismus der Staatsverwaltung. Je umfangreicher die Gewalt des Staatsoberhauptes ward, desto weniger reichte seine Privatmacht hin, und um so mehr machte sich ein Zuschuß aus den Mitteln des Landes nöthig, sollte der Glanz der Krone aufrecht erhalten werden. Dies geschah am frühesten in England, Frankreich und Italien. In Deutschland war das alte Verhältniß von längerer Dauer. Die Fürsten bestritten nach wie vor die Bedürfnisse ihres Hofes und der Staatsverwaltung von dem Ertrage ihrer grundherrlichen Besitzungen (Domänen) und Rechte, den sie mit dem Steigen der Bedürfnisse zu vermehren und durch Regalien und allerlei lukrative Unternehmungen zu steigern suchten. Aus den für einzelne vorübergehende Bedürfnisse von den Unterthanen erbetenen und bewilligten Abgaben wurden allmählig regelmäßige Steuern (Beeden), doch erhielt sich im Ganzen noch die alte Einrichtung, indem das Volk nur zuschoß, was das unabhängige Einkommen des Fürsten nicht aufbrachte. In den größeren Staaten, wo sich die Besitzthümer der Fürsten nicht in gleichem Verhältnisse mit dem wachsenden Staatshaushalt vermehrten, überwog der Betrag des Steuereinkommens bald den der Kammer, wogegen sich in einigen kleineren Staaten, z. B. in Dessau, Waldeck, Schaumburg-Lippe, das umgekehrte Verhältniß bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat. Der Nachtheil, der aus diesem Verfahren erwuchs, die Erschwerung der Uebersicht und der zweckmäßigen Anwendung des Staatshaushaltes, das dadurch genährte Mißtrauen gegen die Fürsten, deren Verschwendung oft die Lasten des Volks verstärkte, und das pekuniäre Interesse der Fürsten selbst machten eine Trennung des Staatshaushaltes von dem des Fürsten wünschenswerth und nothwendig. Deshalb übernahm in den größeren Staaten Europa's der Staat das gesammte fürstliche Einkommen und überwies der Krone eine bestimmte Dotation, die C. In den kleineren Staaten behielt man das alte Verhältniß bei, in den mittleren dagegen, wo das Kammereinkommen gewöhnlich nur die kleinere Hälfte des Gesammteinkommens betrug, beobachtete man entweder ebenfalls den alten Modus, oder man wählte die Einrichtung der C., oder man fand einen Ausweg, indem die Staatskasse nicht dem Fürsten, sondern der Fürst der Staatskasse eine C. aussetzte, so daß er das alte fürstliche Einkommen zur unabhängigen Verwaltung für sich behielt, seine Bedürfnisse davon bestritt und zu den Staatslasten beisteuerte. Diese Verfahrungsweise entspricht nicht nur am treuesten der Stellung der fürstlichen Gewalt, sondern auch dem Zweck der C., den Verdacht eines Interesse's des Fürsten an der Höhe der Abgaben zu beseitigen; auch hat der Fürst Gelegenheit, sein Einkommen durch gute Verwaltung zu erhöhen, wogegen aber die Stände wachsam sein müssen, daß das fürstliche Vermögen, worauf jenes Einkommen basirt ist, nicht vermindert oder überschuldet werde. In den meisten Staaten hat man indeß die Einrichtung der C. vorgezogen, nur hat man hier und da, z. B. in Preußen, ihren Betrag ausdrücklich auf ein bestimmtes Familiengut angewiesen, oder, wie in Sachsen, das Recht des Fürstenhauses auf die Nutzungen seines Stammgutes in dem Falle anerkannt, daß die C. nicht mehr in einem bestimmten Betrage geleistet werde.

Die Nachtheile, welche man dem Institut der C. zur Last gelegt hat, sind theils in Wirklichkeit nicht vorhanden, theils werden sie von den Vortheilen bei weitem überwogen. Als Einwand hat man unter Anderem vorgebracht, daß die C. allzu sehr einer Besoldung, wie sie den Staatsdienern gereicht werde, gleichsehe, was der Würde der **Krone**, „die eine herrschende, auf Eigenthumsrecht begründete Gewalt und nicht den Diener, sondern das Oberhaupt des Volks bezeichne", entgegenlaufe, eine Voraussetzung, die von dem konstitutionellen Geiste unseres Jahrhunderts nur mit Einschränkung anerkannt ist. Ganz fällt dieser Einwand da hinweg, wo ausdrücklich ausgesprochen wird, daß die C. nur das Aequivalent für die den Staatskassen überwiesenen Nutzungen des fürstlichen Hausvermögens ist. Eben so wenig stichhaltig ist der Einwurf, daß den Fürsten durch eine solche Fixirung ihres Einkommens die Gelegenheit entgehe, durch neue Quellen und gute Bewirthschaftung dasselbe zu vermehren und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, Wissenschaften und Künste zu unterstützen rc. Denn so gut die Möglichkeit einer Vermehrung der Einnahme durch gute Bewirthschaftung vorhanden, ebenso ist eine Verminderung derselben durch schlechte Bewirthschaftung möglich, wogegen die C. jedenfalls Sicherheit gewährt. Außergewöhnliche Ausgaben würden nur den wenigen Fürsten unmöglich sein, die neben der C. nicht noch ein Privatvermögen besitzen. Ungleich mehr in die Augen springend sind die Vortheile dieses Instituts; denn jedenfalls kann Ordnung im Staatshaushalte dem Fürsten nur von Nutzen sein. Die C. schützt ihn gegen lästige und endlich ihm und dem Lande verderbliche Anforderungen seiner Familie u. seiner Umgebung, gibt ihm den Maßstab, wonach er seine Ausgaben, dem Staatswohl unbeschadet, bemessen kann, und schützt ihn gegen das unangenehme Gefühl, vom Volke in seinen Privatausgaben beaufsichtigt und beargwohnt zu werden.

Civilprozeß (v. Lat.), einmal die Art u. Weise des gerichtlichen Verfahrens bei der Verhandlung u. Entscheidung bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten und bei der Vollziehung der Entscheidung, sodann der wissenschaftlich geordnete Inbegriff der Grundsätze über das gerichtliche Verfahren in streitigen Civilsachen; in letzterer Bedeutung ist C. gleichbedeutend mit **Civilprozeßtheorie**. Der letzte Zweck des Staates ist, seinen Bürgern die ethische u. intellektuelle Vervollkommnung möglich zu machen; Voraussetzung ist hier aber vor Allem die Sicherung des physischen Lebens, also die Gewährung der

Sicherheit und Ruhe für Existenz, Besitz u. Wohlfahrt; somit ist der Rechtszweck ein doppelter, ein körperlicher und ein geistiger, ganz der dualistischen Natur des Menschen entsprechend. Die Erreichung dieses Staatszwecks setzt das Vorhandensein des objektiven Rechts voraus, indem die Staatsmitglieder die Normen für ihre äußeren Handlungen sowohl im Verhältniß zum Staate selbst, als untereinander finden, in soweit diese Handlungen für den Staat von Einfluß sind. Indem nun das objektive Recht jedem einzelnen Staatsbürger seine Befugnisse und Pflichten bestimmt, entsteht für die Einzelnen eine bestimmt abgegrenzte Summe von subjektiven Rechten, eine subjektive Rechtssphäre, und da es hiernach eben so viele Rechtssphären als Staatsbürger gibt, so muß nothwendig jeder Einzelne innerhalb seines Rechtskreises den Schutz des Staates genießen. Dies ist darum nothwendig, weil der Einzelne mit seinen subjektiven Rechten in einen Gegensatz mit den Rechtssphären der anderen Staatsbürger tritt, in ihr Interesse eingreift, und weil hierdurch für die anderen der Antrieb entsteht, sein subjektives Recht nicht anzuerkennen und zu verletzen. Hieraus entsteht die Möglichkeit u. Nothwendigkeit der Verwirrung der einzelnen subjektiven Rechtsgrenzen, was man in der juristischen Terminologie die Kollision der Rechte nennt. Indem sich der Berechtigte vermöge seines Selbsterhaltungstriebes dem Eingriffe in sein Recht entgegensetzt, ihn abzuwehren sucht, ist ein Streit vorhanden, oder das Bestreben des Einen, die Beschränkung seines Rechts durch eigene Kraft aufzuheben, während der Andere sich diesem Bestreben gleichfalls durch eigene Kraft widersetzt. Der Zweck des Staates erfordert aber die gesetzliche Ruhe, also Aufhebung jedes Streites; der Staat muß daher nicht nur dem Streite über ein subjektives Privatrecht durch Aufstellung von Rechtsvorschriften möglichst vorbeugen, sondern auch ein Mittel gewähren, durch welches der zwischen einzelnen Staatsmitgliedern dennoch entstandene Streit ohne Schaden und gemäß dem objektiven Rechte, also mittelst Handhabung der Gerechtigkeit wieder beseitigt werden kann. Hierzu lassen sich nur zwei Mittel denken, die sich auch in den Rechten aller civilisirten Völker finden. Zunächst kann es der physischen Kraft des Einzelnen überlassen werden, sich selbst in seinem Rechte gegen fremde Anmaßungen zu schützen; dahin gehört die Selbsthülfe, sofern die Anwendung der Eigenmacht zur Erlangung eines bisher noch nicht inne gehabten Rechts oder Besitzes geschieht, und die Selbstvertheidigung, wenn nur die Erhaltung eines schon erlangten Rechts oder Besitzes bezweckt wird. Indessen widerstreitet dieses Mittel im Allgemeinen dem Zwecke des Staats, der gerade alle rohe Gewalt verbannen u. jedes Staatsmitglied in seine Rechtsgrenzen einweisen will. Es kann daher dieses Mittel nur ausnahmsweise und, zumal die Selbsthülfe, nur in sehr seltenen Fällen zur Beendigung des über die subjektiven Rechte oder Pflichten entstandenen Streites gebraucht werden. Das andere und eigentliche Mittel zur Aufhebung des Streites ist die Berufung einer über den streitenden Personen stehenden höheren Gewalt, und diese kann im Staate keine andere sein, als der Staat selbst; denn es ist seine Pflicht, dem Einzelnen Schutz für seine subjektiven Rechte zu gewähren, die Bestreitung derselben also zu beseitigen, und es ist auch Pflicht der Staatsmitglieder, sich bei Streitigkeiten unter einander an den Staat zu wenden und von ihm die Beendigung derselben nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit zu fordern. Da nun der Staat diese Gerechtigkeit auch stets ausüben muß, so folgt daraus für ihn die Pflicht, ein geordnetes, auf einem System von Rechtsnormen beruhendes Verfahren aufzustellen, das sowohl von Seiten des Staates selbst, als der streitenden Personen zu betrachten ist, und hiermit ist der Grundbegriff des Prozesses gegeben. Prozeß im weitesten juristischen Sinn ist also der Inbegriff des vom Staate ausgehenden und angeordneten Verfahrens zum mittelbaren oder unmittelbaren Schutze der bürgerlichen Rechte. In dieser weiteren Bedeutung hat aber der Prozeß zwei von einander ganz verschiedene und für die wissenschaftliche Darstellung getrennte Gattungen: den peinlichen oder Kriminalprozeß und den bürgerlichen oder C., welcher letztere unmittelbar den Staatsschutz für die Privatrechte der einzelnen Bürger zum Zweck hat. Diese treten durch den Beginn eines prozessualischen Streitverfahrens in ein privatrechtliches, und zwar obligatorisches Verhältniß zu einander, und in sofern ist das Civilprozeßrecht Theil des Privatrechts. Sofern aber der Staat zur Gewährung des Schutzes an den in seinem Rechte Verletzten verpflichtet ist, daher in die Mitte der streitenden Theile tritt und durch seinen Ausspruch den Streit beendigt, gehört das Civilprozeßrecht zugleich auch in das öffentliche Recht u. ist somit ein aus dem öffentlichen und Privatrechte gemischter Rechtstheil.

Man unterscheidet zunächst einen gemeinen und partikulären C. Der gemeine deutsche C., auch Reichsprozeß genannt, ist der in Deutschland in der Regel überall übliche, der partikuläre oder besondere gilt nur in einzelnen Theilen Deutschlands, ja selbst nur bei einzelnen Gerichten, und läßt sich hiernach wieder in einen Landes- u. Stadtgerichtsprozeß eintheilen. Grundlage des deutschen Prozesses bleibt das römische Recht, dem, besonders hinsichtlich des Verfahrens bei den geistlichen Gerichten, seit dem 12. Jahrhundert das kanonische Recht zur Seite steht. Man empfand in Deutschland sehr lebhaft die Nothwendigkeit der Einführung eines geregelten Prozeßverfahrens, und es recipirte darum die Praxis beim Mangel einheimischer Quellen die fremden Prozeßrechte viel schneller und leichter als das fremde Privatrecht. Zur Vollendung aber kam dies recipirte Prozeßverfahren erst durch die Anwendung und weitere Ausbildung bei den Reichsgerichten, bis endlich die Reichsgesetzgebung diesen durch die Praxis geregelten Prozeßzustand sanktionirte. Daneben bildete sich in den einzelnen Territorien der Landesprozeß aus, für welchen jedoch der Reichsprozeß subsidiäre Rechtsquelle bildet. Unter den besonderen Prozessen ist der sächsische Prozeß der merkwürdigste und wichtigste, der namentlich in Folge des großen Ansehens der sächsischen Praktiker des 16. und 17. Jahrhunderts auf die Ausbildung des gemeinen Prozeßrechts vielfach Einfluß geübt hat. Nach der Verfahrungsart theilt man

den Prozeß in den *ordentlichen* und *summarischen*. Unter dem ersteren versteht man das Verfahren, nach dessen Formen und Regeln eine jede streitige Sache, für welche nicht ausnahmsweise eine besondere Procedur geordnet ist, behandelt werden muß. In Betreff der Regeln und feierlichen Formen des ordentlichen Prozesses gestatten nämlich die Gesetze aus verschiedenen Gründen in sofern Ausnahmen, als manche dieser Formen unbeachtet bleiben und im Allgemeinen ein schnellerer Prozeßgang eintreten kann. Oft findet anstatt des ordentlichen schriftlichen Verfahrens mündliche Instruktion des Rechtsstreits zu Protokoll Statt; auch wird zumeist das Beweisverfahren sogleich mit dem ersten Verfahren verbunden, und es werden manche Förmlichkeiten des ordentlichen Prozesses vermieden. Die Fristen sind meist kürzer und seltener, und es ist auf jede Weise auf legale Beschleunigung der Möglichkeit der Hülfsvollstreckung hinzuwirken. Bei alledem aber ist der Richter an das allgemein Wesentliche des gerichtlichen Verfahrens, sowie an die eigenthümlichen Förmlichkeiten jeder einzelnen Prozeßart auch hierbei gebunden. Der ordentliche Prozeß muß immer das Vorbild für den summarischen bleiben, und Vertheidigungsmittel, welche in letzterem ihrer Form wegen unzulässig erscheinen, dürfen nicht verloren gehen, sondern nur zur abgesonderten Ausführung verwiesen werden. Gründe für die Einleitung des summarischen Prozesses sind: 1) Qualität des streitigen Gegenstandes, z. B. Besitz-, Bau-, Ehe-, Rechnungsstreitigkeiten; 2) Gefahr auf dem Verzuge, also Nothwendigkeit einer provisorischen Verfügung; 3) Geringfügigkeit des Streitgegenstandes und daher vermuthliche Einfachheit des zum Grunde liegenden Rechtsverhältnisses; 4) sofortige Liquidität der Klageansprüche u. daher sofortige Ueberzeugung des Gerichts von der Rechtmäßigkeit derselben ꝛc. Beim summarischen Prozeß hat man wieder zu unterscheiden zwischen dem *speciellen* oder *bestimmten* und dem *allgemeinen* oder *unbestimmten* summarischen Prozesse; bei ersterem sind die Abweichungen vom ordentlichen Prozesse durch Gesetze oder Praxis bestimmt geregelt, bei letzterem ist ohne bestimmte Normirung nur überhaupt ein schnelleres Verfahren hergebracht oder vorgeschrieben. Eine weitere Eintheilung des C.es ist die in den *petitorischen* und den *possessorischen* oder *Besitzprozeß*, je nachdem es sich um die Zuständigkeit eines dinglichen Rechts oder um Schutz in fehlerfreiem Besitze oder Quasibesitze handelt.

Unter den Quellen des gemeinen deutschen C.es sind hervorzuheben: 1) das römische Recht als die eigentliche Grundlage; 2) das kanonische Recht; 3) Reichsgesetze und gemeine Bescheide des Reichskammergerichts (eine eigentliche Reichsprozeßordnung gibt es nicht, sondern nur Reichsgerichtsprozeßordnungen, besonders Reichskammergerichtsordnungen, so von 1495, 1500, 1521 u. namentlich 1548, erneuert 1555; wichtig ist ferner auch der Deputationsabschied von 1600 u. der jüngste Reichsabschied von 1654); 4) Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse, z. B. die Bundesakte vom 8. Juni 1815, Art. 11, 12, die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820, Art. 18—24; ferner die Austrägalordnung vom 16. Juni 1817 u. die Exekutionsordnung vom 3. August 1820; 5) Gewohnheitsrecht u. Gerichtsgebrauch als eine der ergiebigsten Quellen des Prozeßrechts.

Rücksichtlich der *Bestandtheile des Prozesses* unterscheidet man zwischen *wesentlichen* und *außerwesentlichen*. Die wesentlichen Bestandtheile folgen theils aus der Natur des Prozesses, theils aus positiven Gesetzen und zerfallen hiernach in *natürlich-wesentliche* und *positiv-wesentliche*, welche beide wieder entweder unter allen Umständen: *absolut-wesentliche*, oder unter gewissen Voraussetzungen: *bedingt-wesentliche*, nothwendig sind. Jede Nichtbeachtung eines wesentlichen Bestandtheils zieht *Nichtigkeit* des Verfahrens nach sich. Absolut wesentliche Grundregeln sind folgende: 1) Hinsichtlich der Subjekte wird erfordert a) ein Gericht, welches für den vorliegenden Fall zuständig (kompetent) und mit einem fähigen Richter u. Aktuar besetzt sein muß, b) ein Kläger, c) ein Beklagter; 2) es darf nicht mit der Exekutive angefangen, sondern es muß jeder Partei *rechtliches Gehör* verstattet werden. Der Richter darf also nicht eher Zwangsmittel gegen den Beklagten anwenden, bis er sich zuvor von der Gerechtigkeit des zu schützenden Anspruchs überzeugt hat. Demgemäß muß der Vollstreckung der Zwangsmittel, der *Exekutionsinstanz*, ein *vorbereitender Theil* vorhergehen, welcher die von Seiten des Staats zu erlangende Anerkennung des einzelnen streitigen Rechts betrifft. In diesem vorbereitenden Theile unterscheidet man zwei Abschnitte: das *erste Verfahren* u. das *Beweisverfahren*. Ersteres bezweckt, die Streitfrage hinreichend festzustellen; es muß also dem Beklagten Gelegenheit geboten sein, sich auf die Klage gehörig einzulassen und seine etwaigen Einreden dagegen vorzubringen. Auch der Kläger muß über dies Vorbringen des Beklagten gehört werden, letzterer aber muß jedenfalls das letzte Wort haben. Am Schlusse dieses Verfahrens wird, wenn der Richter nicht schon völlige Gewißheit über die Rechtmäßigkeit der bestrittenen Ansprüche erlangt hat, also noch nicht die endliche Entscheidung ertheilen kann, der Zwischenbescheid oder das *Beweisinterlokut* gegeben, welches festsetzt, welche Thatsachen noch von den Parteien zu beweisen sind. Nachdem hierauf das Beweisverfahren durch Benutzung der dienlichen Beweismittel, wie Zeugen, Sachverständige, Augenschein, Eidesantrag ꝛc., durchgemacht worden und jede Partei nochmals über die Resultate der Beweiserhebungen gehört worden ist (*Hauptverfahren*), hat der Richter die *endliche Entscheidung* über die Hauptsache selbst zu fällen: das *Definitiverkenntniß*, gegen welches der sich dadurch beschwert erachtenden Partei das Recht der Berufung an eine höhere Instanz (*Instanz der Rechtsmittel*, *Appellation*, *Oberappellation*) zusteht. Nun erst, nach rechtskräftig gewordenem Urtheil, folgt die gerichtliche Anwendung der dem Richter erlaubten Zwangsmittel, um den Verurtheilten zu nöthigen, dem Endurtheil ein Genüge zu leisten. 3) Wesentlich ist ferner das *Aktensammeln*. Zu größerer Sicherung wahrer Gerechtigkeitspflege ist in den deutschen Reichsgesetzen ausdrücklich bestimmt, daß über den ganzen Hergang einer jeden gerichtlichen

Rechtsverfolgung vollständige Akten gesammelt werden, welche sowohl die Vorträge der Parteien, als auch die Verfügungen des Gerichts enthalten müssen. Ein bloß mündliches Prozeßverfahren gibt es nicht. 4) Endlich ist als Fundamentalsatz des C.es der Grundsatz hervorzuheben: Es gibt in Civilsachen kein Verfahren von Amts wegen, keine sogenannte Verhandlungsmaxime, im Gegensatz zur sogenannten Instruktions- oder Inquisitionsmaxime. Dies will heißen: Da die Verhältnisse, um welche es sich im C. handelt, lediglich privatrechtliche Verhältnisse der Parteien sind, so bleiben dieselben auch lediglich der Verfügungsgewalt der Parteien unterworfen, und es hat der Richter daher weder das Recht, noch die Pflicht, unaufgefordert darüber zu wachen, daß keine Verletzung der bürgerlichen Privatrechte ohne Repression von Seiten des Staats vorkomme; er hat es jedem Einzelnen zu überlassen, sich über eine sein Recht verletzende Handlung oder Unterlassung bei dem Staate zu beschweren, wenn und in soweit er es für gut findet; der Staat enthält sich in dieser Beziehung aller Bevormundung seiner Bürger. Hieraus folgt, daß kein C. ohne Veranlassung durch einen Kläger beginnen kann, daß kein C. ohne die fortgesetzte Thätigkeit beider Parteien fortgeführt werden darf, und daß der Richter nicht über das rechtlich geringere Verlangen einer Partei hinaus wider den Gegner erkennen darf, sowie daß sich der Richter im C. nicht etwa die nöthige Kenntniß von Thatsachen ohne Zuthun der Parteien verschaffen darf, sondern sich bei Beurtheilung des Sachverhältnisses lediglich auf das von den Parteien zu den Akten Vorgetragene zu beschränken hat. Dagegen liegt dem Richter die gesammte rechtliche Beurtheilung sowohl des prozessualischen Verfahrens, als des durch die Parteien zu den Akten gebrachten thatsächlichen Materials ob, da er von Amts wegen eben so zur Rechtskenntniß wie zur Rechtsanwendung verpflichtet ist.

Civilrecht (bürgerliches Recht), im weitern Sinn der Inbegriff der Normen für die den Angehörigen eines Staates in ihrer Wechselwirkung unter einander zustehenden Rechte, im engern Sinn bloß das vom Staat anerkannte Privatrecht seiner Angehörigen. Anders ist die Begriffsbestimmung nach römischem Recht, welches den Begriff des Jus civile viel weiter nimmt. Nach dem römischen Recht wird das bürgerliche Recht als das positive, für die Angehörigen des römischen Staates, im engern Sinn für die römischen Bürger statuirte, vom Staat anerkannte, sowohl Privat-, als öffentliches Recht umfassende, dem natürlichen C. und dem Völkerrecht entgegengesetzt. Da aber der Rechtszustand gerade auf den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft beruht und sich aus diesen entwickelt, so läßt sich kaum ein Gegensatz des natürlichen und bürgerlichen Rechts annehmen, vielmehr geht ersteres in letzterem auf. Wenn wir aber die wechselseitigen Befugnisse der einzelnen im Staat lebenden Personen als wesentlich mit in den Begriff des bürgerlichen Rechts aufnehmen, so bildet zu letzterem das Kriminalrecht mit Grund einen Gegensatz; dieses hat nämlich zum Gegenstand die möglichen, resp. wirklichen Rechte eines Staates aus Strafgesetzen (s. Kriminalrecht), während der Zweck des bürgerlichen Rechts ist, in zweifelhaften Verhältnissen und streitigen Fällen zwischen Privatpersonen zu schlichten und zu entscheiden; dort tritt der Staat als Selbstinteressent, als Rächer der Verletzung der Rechtsordnung auf, hier ermittelt er nach den gegebenen Rechtsnormen die lediglich Privatpersonen berührenden streitigen Verhältnisse auf deren Antrag und ist in Bezug auf streitige Civilansprüche als Partei selbst den Gerichten unterworfen; dort dreht es sich „um wechselseitige Rechtsansprüche", hier um „Strafwürdigkeit oder Rechtsverwirkung". Mit gleichem Recht setzt man dem bürgerlichen das heutige Völkerrecht entgegen, unter welchem letzteren man die Grundsätze begreift, die verschiedene Staaten im Verhältniß zu einander anerkennen; in sofern diese Verhältnisse auf Verträgen beruhen, könnte man sie auch unter den Begriff des bürgerlichen Rechts subsumiren; allein ein wesentlicher Unterschied beruht immer darin, daß es für dieselben keinen Richter gibt. Lassen wir die Verhältnisse der Kirche als einer vom Staat anerkannten Gesellschaft im Staat aus dem Auge, so können wir auch das Kirchenrecht, welches, wie in dem betreffenden Artikel mehr hervorgehoben werden wird, mehr dem öffentlichen Recht angehört, dem bürgerlichen entgegensetzen, und vollends steht damit im Gegensatz das Staatsrecht, nehmen wir dies nun im engern Sinn als die der Staatsgewalt an sich, oder ihr im Verhältniß zu den Staatsangehörigen zustehenden Rechte. Man unterscheidet aber zwischen allgemeinem und besonderem C., indem sich jenes über alle Angehörige desselben Staates erstreckt, dieses dagegen nur besondere Theile des Staates, einzelne Klassen von Personen oder einzelne Verhältnisse umfaßt, wofür wir zur Erläuterung nur die Provinzialrechte, Zunftrechte, sowie die besonderen Handelsrechte u. dergl. anführen.

Die Existenz eines Staates setzt jedesmal voraus, daß es ein Recht gibt und bestimmte Verhältnisse als Recht anerkannt sind. Der Staat wird durch Familien gebildet, also muß es bestimmte Familienrechte geben; ebenso ist kein Staat denkbar, in welchem Niemand des Andern Besitz anerkennen wollte. Bei diesen rechtsbildenden Fundamenten müssen bestimmte Grundsätze vorhanden sein, nach denen in streitigen Fällen entschieden wird; diese liegen entweder in der Natur des Verhältnisses, oder in den im Volk herrschenden Rechtsansichten (s. Gewohnheitsrecht). Es gibt indeß auch Verhältnisse, wo die Staatsgewalt der sich durch das Volk entwickelnden Rechtsbildung durch Gesetze ordnend zu Hülfe kommen muß, theils nämlich, um die Rechtsansicht des Volks bestimmter und allgemeiner auszusprechen, so z. B. bei Rechtsinstituten, wie die Gütergemeinschaft unter Eheleuten, theils um den Rechtsschutz mehr zu befördern und zu sichern, z. B. durch Bestimmungen über die Zeit, innerhalb welcher Rechte unter gewissen Bedingungen erworben oder verloren werden (Verjährung), sowie die Zeitbestimmung, wann ein Verschollener für todt erklärt werden soll 2c. Vgl. Civilprozeß.

Civilstand, die im bürgerlichen Verkehr sich bewegenden Staatsbürger, im Gegensatz zum Militär; dann (lat. status civilis) Rechtsfähigkeit in Beziehung auf das Privatrecht, und (franz. état civil) Rechtsfähigkeit in Beziehung auf die durch das bürgerliche französische Recht gebilligten Rechte, die

dem eingeborenen oder naturalisirten Inländer, dem Franzosen, zustehen und bei natürlichem oder bürgerlichem Tode oder beim Eintritt in einen fremden Staat verloren gehen. Zur Beglaubigung des C.es eines Jeden wird über die ihn begründenden Thatsachen, als Geburt, Ehe, Ehescheidung, Adoption, Anerkennung natürlicher Kinder und Tod, von dem Civilstandsbeamten (officier de l'état civil), welcher der Maire, beim Militär der Quartiermeister, Kommandant oder ein anderer Offizier ist (für die königliche Familie ist es der Großkanzler), eine Civilstandsakte (acte de l'état civil) aufgenommen und sorgfältig in ein für jede Gemeinde doppelt anzufertigendes Civilstandsregister (Standesbuch) eingetragen, und aus ihm werden dem Betheiligten auf Verlangen beglaubigte Abschriften (extraits) ertheilt. Ist etwas hierin zu ergänzen oder ein Fehler zu verbessern, so kann auf Antrag des Betheiligten von dem zuständigen Gerichte eine Berichtigung (rectification) erkannt werden. Vor der Revolution wurden die Bücher über Geburt, Trauung und Tod von den Pfarrern gehalten, aber jährlich eine Abschrift bei dem Civilgericht übergeben. Durch Gesetz vom 20. September 1782 ward dies Geschäft an die Staatsbeamten überwiesen, was in den genauen Bestimmungen über den C. im Code civil und Code pénal beibehalten ist, während auch noch Kirchenbücher, aber ohne gerichtliche Beweiskraft, gehalten werden. Unerläßliche Formulare für die Civilstandsregister sind nicht festgesetzt, doch hielt man sich allgemein an die vom Ministerium des Innern als Muster aufgestellten. Vgl. Code de l'état civil, Paris XII; Unterweisung der Beamten des C.es, 5. Aufl., Kassel 1808; Orloff, Handbuch für Civilstandsbeamte, Magdeburg 1808. Mit dem Code civil ist der C. auch in deutsche Länder übergegangen, und, wie früher in Westphalen, sind in Baden die Pfarrer zu Beamten des C.es bestellt.

Civiltod, s. Bürgerlicher Tod.

Civiluniform (v. Lat.), eine von Staats wegen für höhere Civilbeamte angeordnete gleichförmige Tracht; s. Uniform.

Civilverbrechen (delictum civile), Verbrechen und Vergehen, welche auch von Obrigkeiten, die nur die niedere Gerichtsbarkeit haben, untersucht und bestraft werden können. Vgl. Verbrechen.

Civilverdienstorden, s. Verdienstorden; vgl. Ordenswesen.

Civis (lat.), Bürger. C. academicus, akademischer Bürger, s. **Universitäten**. C. honorarius, Ehrenbürger.

Civita (ital.), Stadt, damit Zusammensetzungen geographischer Namen; vergl. Città und Ciudad.

Civita-Castellana, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Viterbo, an der Treja (Nebenfluß der Tiber) und an der Straße von Rom nach Fuligno, auf Felsen unfern des Monte Oreste (Soracte), ist Sitz eines Bischofs, hat eine Citadelle (Staatsgefängniß), eine schöne Kathedrale, eine prachtvolle Brücke mit doppelten Arkaden über einen Felsenspalt, 150 F. über dem Thalgrunde (1712 vom Kardinal Imperiali erbaut) u. 3266 Einw. In der Nähe zeigt man die Trümmer des alten etruskischen Falerii, wie C. das Faliscum der Römer sein soll. Hier Sieg der Franzosen über die Neapolitaner am 4. December 1798.

Civita di Penne, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, ist Bischofssitz mit Kathedrale und hat 9100 Einwohner, welche Leder, Tischlerwaaren und künstliche Blumen verfertigen.

Civita Ducale, Stadt, s. Citta Ducale.

Civität (v. Lat.), Bürgersinn, Gemeinsinn.

Civitali, Matteo, ausgezeichneter italienischer Bildhauer und Baumeister, geboren 1435 zu Lucca, soll bis in sein vierzigstes Jahr Barbier gewesen sein, muß sich indeß schon früh mit der Kunst beschäftigt haben, da man in der Kirche St. Martin acht von ihm als Knaben gefertigte Gesichter zeigt. Er † 1501. Er wird von Einigen dem Michel Angelo an die Seite gestellt. Von seinen Werken sind besonders bemerkenswerth: das Mausoleum des Pietro da Noceto, päpstlichen Sekretärs, ein Werk voll Ebenmaß und Eleganz; die Statue des heiligen Sebastian in der Kapelle des Schweißtuchs in S. Martino zu Lucca; die Statuen von Adam u. Eva, von Zacharias und Elisabeth und zwei Engeln in der Johanneskapelle der Kathedrale von Genua; endlich vor allen die Basreliefs am Altar des heiligen Regulus in der Kathedrale zu Lucca, erst 1484 vollendet. Cicognara gibt Abbildungen von mehren Werken C.'s.

Civitas (lat.), der Inbegriff der Rechte eines freien Bürgers (civis), im Gegensatz zum freien Ausländer (peregrinus), sowie zur Latinität; dann auch Bezeichnung der sämmtlichen zu einer Gemeinde vereinigten Bürgerschaft; daher auch Name jeder Stadt mit oder ohne Gebiet, sobald dieselbe einen Staat bildet.

Civita-St.-Angelo, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, nahe am adriatischen Meere, hat Handel mit Getreide, Wein und Oel und 6000 Einw.

Civita Vecchia, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation des Kirchenstaates, welche 17,8 QM. mit 20,700 Einwohnern umfaßt, liegt $7\frac{1}{2}$ Meilen nordwestlich von Rom, am Mittelmeer, in öder und ungesunder Gegend, hat einen befestigten, von 2 Molen umspannten Kriegshafen, welcher zugleich Freihafen ist, mit ansehnlichen Schiffswerften und Leuchtthürmen, ein Arsenal, ein Bagno für Verbrecher, welche in der Darsena gefangen gehalten werden, Magazine u. 9600 Einw., welche besonders Alaunfabrikation (der berühmte römische Alaun) und beträchtlichen Handel treiben. In der Nähe stark besuchte Seebäder. Die regelmäßig zwischen Neapel und Marseille fahrenden Dampfboote legen hier an. C. nimmt die Stätte des alten Centumcellä ein, zu Ehren Trajans, der es vergrößerte u. einen sicheren Hafen herstellte, auch Portus Trajani genannt. Unter Justinian war C. Zankapfel zwischen Griechen und Gothen, ward von Totilas erobert, von Narses 553 aber wieder genommen. Noch öfters zerstört, erhob es sich stets wieder aus seinen Trümmern. Papst Urban VIII. legte die Festungswerke an, Innocenz XII. erklärte C. für einen Freihafen (1696) und versorgte es mit Trinkwasser durch den hierher geleiteten Aquädukt von Tragino. In der Umgebung der Stadt entspringen mehre Mineralquellen, deren Wasser von einem sehr salzigen Geschmack und verschiedener Temperatur (die höchste 24° R.) ist und bei Stockungen, Geschwülsten und Verhärtungen, sowie als ableitendes Mittel bei aktiven Kongestionen empfohlen wird.

Civitella del Tronto, feste Stadt in der neapo-

litanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, auf steilen Felsen am Salinello, hat eine Kollegiatkirche, Leder-, Leinwand- und Strumpffabrikation und 6600 Einwohner. Die Citadelle daselbst hielt sich nach der Unterwerfung Neapels durch Garibaldi noch längere Zeit, bis sie sich am 20. März 1861 ergeben mußte.

Civoli, Maler, s. Cardi.

Civray, alte Stadt im französischen Departement Vienne, an der Charente, hat eine theilweise sehr alte Kirche, 2150 Einwohner, welche wollene Zeuche fabriciren und Handel mit vorzüglichen Maronen, Trüffeln, Luzernesamen, Getreide und Wein treiben. In der Nähe schöne Marmorbrüche.

Ciza (Cisa, Cise, Cisara), Göttin der alten Slaven, Personifikation, daher mit der fruchtbaren Erde, Ceres, Cybele, Venus oder Iris identificirt, soll von den Rhätiern, Vindeliciern, Sorben, auch in Sachsen und der Lausitz verehrt worden sein und der Stadt Zeitz den Namen gegeben haben. In einem ihr geweihten Hain bei Augsburg wurden ihr Feste gefeiert und Getreide als Opfer dargebracht.

C. l., Abbreviatur für Citato loco, am angeführten Ort, abbreviirt: a. a. O.

Clackmannan, Grafschaft im südlichen Schottland, die kleinste des Landes, wird von dem Firth of Forth von der Grafschaft Stirling getrennt, im Uebrigen von Perth und Fife eingeschlossen und umfaßt 2,2 QMeilen mit 22,951 Einwohnern. Der südliche Theil des Ländchens ist eben, im Norden steht die Kette der Ochilhills, in deren Mitte sich der Bencloch zu 2450 Fuß Höhe erhebt. Hauptfluß ist der Devon, der die Grafschaft von Osten nach Westen durchströmt, und dessen Thal wegen seiner landschaftlichen Schönheiten und zahlreichen Wasserfälle (namentlich des Caldron Linn, etwa 2 Meilen oberhalb des Dorfes Dollar) berühmt ist. Der Boden ist sehr fruchtbar, und über $3/4$ der ganzen Landschaft stehen in blühender Kultur, ein in Schottland nicht wiederkehrendes Verhältniß. Für die Viehzucht bietet das Gebirge treffliche Weideplätze und Futterkräuter dar. Auch der Bergbau wird mit Vortheil betrieben; schon 1820 wurden jährlich über $1^1/_2$ Millionen Centner Steinkohlen ausgeführt. Außerdem führen die Berge Eisen, Kalk, gute Bausteine, auch Silber, Kupfer, Blei und Kobalt. Ausfuhrartikel sind ferner: Wolle, Musseline und Leinwand, sowie fette Hammel und Getreide. Hauptorte: C. und Alloa mit Hafen. Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, am südlichen Devon gelegen, besteht aus einer einzigen Straße, die sich an einem Hügel hinaufzieht, u. hat 1535 Einwohner, welche ansehnlichen Handel, besonders mit Steinkohlen, treiben. Das alte Schloß (C.-Tower) war 1330 Residenz von Robert Bruce. In der Nähe liegen die großen Eisenwerke Devon Iron Works, ferner die vom König David gestiftete Abtei Cambusfennet und das romantische Thal von Tillycoultry, Schottlands Tempe genannt.

Cladanthus *Cass.* (Astblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die gestrahlten Blumenköpfchen, den konischen, spreuigen Fruchtboden, den mit einer Reihe eirunder, an der Spitze rauschender Schuppen besetzten Kelch und die zusammengedrückten, ungeflügelten, kahlen, glatten Samen. C. proliferus *Dec.*, Anthemis arabica *L.*, mit aufrechtem, 2—3 Fuß hohem, sehr ästigem Stengel, doppeltgefiederten, glatten Blättern, linien-fadenförmigen Blättchen u. schönen, zahlreichen, goldgelben, einzeln in den Zweigachseln sitzenden Blüthen, ist ein Sommergewächs in der Berberei, das in deutschen Gärten als Zierpflanze vorkommt. Man säet den Samen im April in ein kühles Mistbeet und versetzt im Mai die Pflanzen an sonniger Stelle ins freie Land.

Cladium *Schrad.* et *Spreng.* (Sumpfgras), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperoideen, charakterisirt durch die in Köpfchen gedrängten, 1—2-blüthigen Zwitterähren. C. Mariscus *R. Br.*, C. germanicum *Schrad.*, Schoenus Mariscus *L.*, mit rothbraunen, in Sträußen an der Spitze und Seite des Stengels stehenden Blüthen, ist merkwürdig, indem es, in Sümpfen, auf nassen Wiesen durch Nordeuropa, Nordamerika und in Neuholland vorkommend, vorzüglich in Gothland eine beträchtliche Höhe erreicht und schwimmende Inseln bildet. Nach Johannis abgemäht, wird es zum Decken der Dächer gebraucht, welche viel dauerhafter sind, als die von gewöhnlichem Stroh. Noch sehr jung dient es auch als Futter für das Vieh.

Cladonia *Hoffm.* (Becherstuppe, Geweihstuppe), Pflanzengattung aus der Familie der Knopfflechten (Cladoniaceae), vielgestaltige, meist häutige und laubartige Stöcke, welche sich in hohle Stiele verlängern, an deren Rand knopfförmige, inwendig gleichartige, ungerandete Früchte mit brauner Samenplatte stehen. Die zahlreichen Arten wachsen meist auf der Erde. Hervorzuheben sind: C. pyxidata *Spreng.*, Lichen pyxidatus *L.*, Becher- oder Büchsenflechte, mit aufsteigenden, gekerbten Lappen, grünlichgrauen, kreiselförmigen Lappen, gekerbtem und sprossendem Becher und braunen Früchten, findet sich häufig in Büschen und Wäldern auf der Erde, an Holz, Steinen und zwischen Moos in vielfachen Abänderungen und war früher als Lichen s. Muscus pyxidatus, Herba ignis, Feuerkraut, Fiebermoos, gegen Wechselfieber und Keuchhusten in Gebrauch; C. coccifera *Hoffm.*, Lichen cocciferus *L.*, Cenomyce coccifera *Ach.*, Scharlachmoos, Cochenilleflechte, mit becherförmigen, sich aus dem sehr abändernden, kleinblätterigen, rundlappigen Laube über einen Zoll hoch erhebenden, unregelmäßigen, graugrünlichen Trägern, die am Rande oft wiederum mit Bechern und mit großen, scharlachrothen, kopfförmigen Keimlagern versehen sind, auf Hügeln und in Wäldern durch ganz Deutschland gemein, galt sonst als Muscus s. Lichen cocciferus, Herba ignis, Büchsenmoos oder Feuerkraut, ebenfalls als ein specifisches Mittel gegen den Keuchhusten und liefert in den scharlachrothen Knöpfen einen rothen Farbstoff; C. rangiferina *Hoffm.*, Rennthiermoos, mit blaßgrünen, sehr ästigen, aufrechten, strahligen, gleich hohen Stielen auf kleinem Stock, sehr gemein in trockenen Nadelwäldern und auf der Erde große, 1—5 Zoll hohe Rasen bildend, ist in Lappland Hauptnahrung der Rennthiere während des Winters und wird auch bei uns in strengen Wintern von den Hirschen aufgesucht.

Claessens, 1) Anton, niederländischer Maler aus Antwerpen, einer der vorzüglichsten Künstler des 15. Jahrhunderts, arbeitete in der Weise der Alten, gab aber seinen, meist dem niederen Leben entlehnten Gestalten eine zur höchsten Porträtwahr-

heit gesteigerte Natürlichkeit. Als seine vorzüglichsten Werke sind zu nennen: das Urtheil des Cambyses in zwei Bildern, in der Akademie zu Brügge; ein Gastmahl auf dem Rathhause zu Brügge, mit der Jahrzahl 1574.

2) Lambert Anton, namhafter Kupferstecher, geboren 1764 in Amsterdam, widmete sich anfangs der Landschaftsmalerei, dann der Kupferstecherkunst unter Bartolozzi in London, begab sich später nach Paris und † in Reil 1834. Er stach unter Anderem die Kreuzabnahme nach Rubens, die sogenannte Nachtwache nach Rembrandt, die Bauerntabagie nach Ostade.

Cläven, Land, s. v. a. Chiavenna.

Clävner, Name verschiedener guter Traubensorten, welche ursprünglich aus Chiavenna stammen sollen und nach der Klassifikation von Rubens (Handbuch der Obstbaumzucht, 1844) in die vierte Ordnung (gedrängte Trauben mit kleinen Nebenästen) gehören. Der blaue C. (blauer oder rother Burgunder) findet sich häufig in Südwestdeutschland und gibt die edelsten deutschen Rothweine, den Asmannshäuser, Ingelheimer und Ahrbleichert. Auch der rothe C. (Ruländer), eine vorzügliche Tafel- und Weinbergstraube, gehört zu den edelsten Traubensorten Deutschlands und liefert einen äußerst feinen, süßen und wohlschmeckenden Wein.

Clain, Fluß im französischen Departement Vienne, entspringt bei Consolens, ist einige Meilen schiffbar und fällt bei Port de Senon in die Vienne.

Clairac, Stadt im französischen Departement Lot und Garonne, am Lot, hat 4400 Einwohner, welche den geschätztesten Tabak Frankreichs bauen und feine Liqueurweine (Vins pourris) fabriciren. C. war die erste Stadt, die sich zur reformirten Kirche bekannte.

Clairaut (Clairault), Alexis Claude, ausgezeichneter französischer Mathematiker, geboren den 13. Mai 1713 zu Paris, studirte schon in seinem zehnten Jahre l'Hopitals Werk über die Kegelschnitte. Sein Werk „Recherches sur les courbes à double courbure“ (Par. 1731) hatte für den achtzehnjährigen Verfasser seine Aufnahme in die Akademie zur Folge. Mit Maupertuis ging er bald darauf nach Basel, wo er den Nestor der damaligen Mathematiker, Johann Bernoulli, kennen lernte, hierauf, ebenfalls mit jenem, nach Lappland, um die große Meridianvermessung vorzunehmen. Im J. 1743 theilte er der Akademie seine berühmte Theorie von der Gestalt der Erde nach hydrostatischen Grundsätzen mit und ward so der erste französische Mathematiker, der die Entdeckungen Newtons weiter führte und den analytischen Ausdruck für die Bedingungen des Gleichgewichts der Flüssigkeiten gab. Nicht minder erfolgreich beschäftigte er sich mit der Theorie des Mondes und legte die Resultate seiner Forschungen in der „Théorie de la lune déduite de seul principe de l'attraction“ (Paris 1752, 2. Aufl. 1765) nieder. Durch äußerst mühsame Berechnungen bestimmte er auch die Wiederkunft des halley'schen Kometen auf den 15. April 1759; durch seine „Théorie des mouvemens des comètes“ (Paris 1760) wurde er mit d'Alembert in einen langwierigen und heftigen Streit verwickelt. Er † am 17. Mai 1765. Seine sämmtlichen Werke tragen das Gepräge der Vollendung; selbst seine „Eléments de géometrie“ (Paris 1741 und 1765) und „Eléments d'algèbre“ (das. 1746 und 1760) sind noch heute ein Muster von Klarheit und Schönheit des Styls.

Clairet (franz.), jeder blaßrothe französische Wein; dann insbesondere ein Graves- oder Piccardanwein von Bordeaux; auch ein leichter, guter Wein von St. Jean Pied de Port und ein sehr guter weißer Wein von Château-Renard bei Avignon. Vergl. Claret.

Clairette (franz.), Kirschliqueur.

Clairfayt (Clerfayt), Franz Sebastian Karl Joseph de Croix, Graf von, österreichischer Feldmarschall, ward als Sprößling eines der angesehensten Geschlechter der ehemaligen österreichischen Niederlande den 14. Oktober 1733 in dem Schlosse Bruille im Hennegau geboren, machte als Offizier den siebenjährigen Krieg mit und zeichnete sich in den Schlachten von Prag, Lissa, Liegnitz und bei dem Ueberfalle von Hochkirchen so vortheilhaft aus, daß er zum Obersten avancirte. Nach längerer Zurückgezogenheit rief ihn 1778 der bayerische Erbfolgekrieg wieder zur Aktivität. Im Türkenkriege von 1788 und 1789 wurde er zum Feldzeugmeister ernannt, schlug mit seinem Corps am 28. August die Türken bei Mehadia, sodann nach der Eroberung von Belgrad bei Salga und Kalafat und sicherte dadurch die kleine Walachei und Kraina. Im Jahre 1792 warf er in Verbindung mit Beaulieu die Franzosen bei ihren Einfällen in die Niederlande zurück, nahm an der Spitze eines Armeecorps von 12,000 Mann an der Einnahme von Longwy und Verdun wesentlichen Antheil, bemächtigte sich am 1. September des wichtigen Postens bei Stenai und des Uebergangs bei la Croix-aux-Bois, deckte den Rückzug des Herzogs von Braunschweig nach Koblenz, worin Kenner ein Meisterstück der Kriegskunst sehen, und leitete darauf in den Niederlanden die von Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der, von Dumouriez geschlagen, das Kommando niedergelegt hatte, begonnenen Operationen. Am 1. März 1793 überfiel er die Franzosen bei Aldenhoven, zwang sie, die Belagerung von Mastricht aufzuheben, und entschied in der blutigen Schlacht bei Neerwinden durch seine Besonnenheit, Festigkeit und Einsicht den Sieg. Nicht weniger Talent und Muth bekundete er in den Treffen von Quièvrain, Hanson und Famars; auch zwang er le Quesnoi zur Uebergabe. Im Beginn des Feldzugs von 1794 schlug C. mit einer Truppenabtheilung in Flandern mehre Anfälle der Feinde zurück, konnte aber nach der Schlacht bei Fleurus, die Prinz Koburg verlor, den Feind nicht mehr aufhalten. In Koburgs Stelle eingerückt, führte er mit großer Umsicht die Armee in Ordnung über den Rhein zurück. Im Jahre 1795 erhielt er mit der Feldmarschallswürde den Oberbefehl über die österreichische und Reichsarmee, die sich vom Mittel- bis an den Niederrhein ausdehnte und mit Wurmser am Oberrhein in Verbindung stand. Als mit einbrechendem Herbst die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan bei Düsseldorf und Pichegru mit der Rhein- und Moselarmee bei Mannheim über den Rhein drangen, warf sich C. auf erstern, schlug ihn am 10. Oktober bei Höchst und warf ihn über den Rhein zurück; hierauf eilte er zum Entsatz von Mainz, das von 70,000 Franzosen eingeschlossen

war, bestürmte und eroberte die für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen u. trieb den Feind über Ingelheim gegen Bingen und über Oppenheim bis Alzey zurück. Auf einen Winterfeldzug nicht eingerichtet, schloß er am 21. December einen Waffenstillstand und kehrte im Januar 1796 nach Wien zurück. Seine Zwistigkeiten mit dem Minister Thugut wegen des Waffenstillstandes waren wohl die Ursache, daß man ihm das Kommando nicht wieder übertrug. Zwar erhielt er eine Anstellung im Hofkriegsrathe, doch waren die erlittene Kränkung und die Unthätigkeit, in die er sich versetzt sah, so einflußreich auf seine Gesundheit, daß er am 21. Juli 1798 †.

Clairmont, s. v. a. Clermont.

Clair-obscur (franz.), s. Helldunkel und Camaïeu; vgl. Kolorit.

Clairon, eigentlich Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tude, berühmte französische Schauspielerin, ward 1723 in der Nähe von Condé in Flandern von armen Aeltern geboren. Trotz ihrer vernachlässigten Erziehung trat sie schon in ihrem 12. Jahre in der italienischen Komödie auf, spielte ein Jahr lang Soubrettenrollen, war dann 4 Jahre in Rouen und trat hierauf auf den Bühnen zu Lille, Dünkirchen und Gent auf, bis sie als Sängerin in der Académie royale de musique angestellt wurde. Trotz eines entschiedenen Erfolgs ging sie schon nach 4 Monaten von der Oper zu der Comédie française über. Sie begann ihr Debut mit der Phädra, feierte einen glänzenden Triumph und ward bald eine bedeutende Nebenbuhlerin der Dumesnil. Nachdem sie 22 Jahre lang der Liebling des Publikums gewesen, ward sie, weil sie sich in gerechtem Unwillen über einen Taugenichts unter den Schauspielern geweigert hatte, aufzutreten, 1765 ins Gefängniß gebracht und betrat seitdem die Bühne nicht wieder. Auf eine Einladung des Markgrafen von Ansbach blieb sie 17 Jahre an dessen Hofe, kehrte dann nach Paris zurück und † daselbst 1803. Stolz von Natur, mit Schönheit und edler Gestalt ausgestattet, spielte sie Rollen, wie Phädra, Zenobia, Monomime, Dido, von der sie „Königin von Karthago" genannt wurde, u. vor allen Medea vorzüglich. Voltaire sagte von ihr: „Sie hat im Tone der Stimme, was die Dumesnil im Herzen." Ihre „Mémoires d'Hippolyte et réflexions sur la déclamation théâtrale" (Paris 1799, neue Aufl. 1822) sind für angehende Schauspieler sehr belehrend.

Clairvaux, Flecken im französischen Departement Aube, am linken Ufer der Aube, entstand durch die berühmte Cistercienserabtei, welche der heilige Bernhard 1115 hier stiftete, und welcher er bis zu seinem Ende vorstand. Herzog Hugo von Troyes hatte den Grund u. Boden dazu geschenkt, der, eine wüste Waldgegend, Clara Vallis genannt u. von den Mönchen urbar gemacht wurde. Bei Bernhards Tode (1153) zählte die Stiftung schon 700 Mönche. Lange erhielt sich die ihr von ihrem Stifter auf Grund von Benedikts Regeln aufgeprägte Einfachheit, allmählig aber erhoben sich neben dem ursprünglichen bescheidenen Klostergebäude neue palastähnliche Gebäude, die wieder durch die majestätische Kirche verdunkelt wurden. C. war als Tochter von Citeaux kurz vor der Reformation die Mutter von 357 Mannsklöstern und außerdem vielen Frauenklöstern. Nach einer Stiftung Alfons' I. von 1143 waren die Könige von Portugal verbunden, alljährlich einen Zins von 50 Goldmaravedis nach C. zu entrichten, was der Abtei Veranlassung gegeben haben mag, nach König Sebastians Tode das Königreich selbst als Eigenthum zu beanspruchen. Durch die französische Revolution aufgehoben, wird die Abtei gegenwärtig als Zucht- und Arbeitshaus benutzt, in welchem Tuche, Decken, feine Baumwollengewebe (Perkale) und Twist fabricirt werden. Vergl. Bernhard 5) und Cistercienser.

Claix, Marktflecken im französischen Departement Isère, Arrondissement Grenoble, am Drac, ist merkwürdig durch eine Brücke mit 140 Fuß breitem und 120 Fuß hohem Bogen, unter welchem sich ein zwölffaches Echo hören läßt, hat 1710 Einwohner und eine Porzellanfabrik.

Clajus (Klajus, eigentlich Clai oder Klai), 1) Johann C. der Aeltere, Mitbegründer der deutschen Grammatik, wurde 1530 (nach Andern 1533) zu Herzberg im sächsischen Kurkreise geboren, studirte zu Grimma und Leipzig, war 9 Jahre Lehrer der Musik, Poesie und griechischen Sprache zu Goldberg in Schlesien, dann bis 1569 Rektor zu Frankenstein in Münsterberg, später zu Nordhausen und † als Prediger zu Bendeleben im thüringischen Amte Weißensee den 11. April 1592. Seine „Grammatica germanicae linguae" (Leipzig 1578) war lange Zeit im Gebrauch und erschien zuletzt zu Nürnberg und Prag 1720.

2) Johann C. der Jüngere, Theolog und gekrönter Dichter, 1616 zu Meißen geboren, † als Pfarrer zu Kitzingen in Franken 1656, war Mitstifter des sogenannten gekrönten Blumenordens der Pegnitzschäfer (1644) zu Nürnberg, dem damaligen Sitz der Ziererei, und litt an religiöser und poetischer Ueberspanntheit; namentlich machte sich dies in seinem Drama bemerklich, und seine lyrischen Gedichte sind nur in den seltenen Fällen, wo er ein Gefühl ohne Künstelei zu Tage förderte, wenigstens sprachlich und metrisch nicht ohne Werth. Er schrieb: „Weihnachtsandachten" (Nürnb. 1644); „Herodes, der Kindermörder", Tragödie (das. 1645); „Engel- u. Drachenstreit" (das. 1650); „Pegnitzisches Schäfergedicht" (das. 1644) u. A.

Clam, die amerikanische Venusmuschel, bei den Indianern als Schmuck und als Stellvertreter des Geldes (Wampum) gebraucht, s. Wampum.

Clams, kleine siamesische Rechnungsmünze, welche so viel Silber beträgt, als 12 Reiskörner wiegen, nach unserm Gelde = 1 Kreuzer.

Clam, gräfliches Geschlecht in Böhmen u. Oesterreich, hieß früher Perger von Höchenperg nach der Stammburg Höchenperg in Kärnthen, von wo es im 14. Jahrhundert vertrieben wurde. Christoph Perger kaufte von dem Grafen von Hardeck Burg u. Herrschaft Clam in Oesterreich. Christophs Urenkel, Johann Gottfried von C., geboren 1598, wurde sammt seinen Brüdern und Vettern am 22. November 1655 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Enkel, Johann Leopold von C., wurde durch seine Söhne Ferdinand Joseph und Johann Christoph der Ahnherr der heutigen Grafen von Clam-Martinicz und Clam-Gallas. Ferdinand Joseph von C., geboren 1700, hinterließ 5 Söhne, welche den 17. Juni 1759 die erbländische österreichische Grafenwürde erlangten. Der älteste, Johann Gottlieb

von C., wurde Stifter der älteren der beiden noch blühenden Linien oder der Linie Clam-Martinicz. Sein Sohn, Karl Joseph, Graf von C., geboren 1760, vermählte sich 1792 mit Maria Anna, der Erbtochter des Grafen Franz Karl von Martinicz, und führte seitdem, wie seine Kinder, den Namen Clam-Martinicz. Sein Sohn war Karl Joseph Nepomuk Gabriel, Graf von Clam-Martinicz, österreichischer Feldmarschalllieutenant, geboren am 23. Mai 1792 in Prag. Er verließ 1809 das begonnene Studium der Rechte, trat in das Freicorps des Grafen Kinsky und ward schon in dem Feldzuge von 1812—14 dem Fürsten Schwarzenberg als Flügeladjutant zugetheilt. Mit dem Feldmarschalllieutenant Koller begleitete er den Kaiser Napoleon I. nach Elba und wurde sodann zu den Verhandlungen des wiener Kongresses gezogen. Im Jahre 1821 stand er als Oberst eines Kürassierregiments in Ungarn, ging 1824 mit einer diplomatischen Sendung nach Petersburg, avancirte 1830 zum Generalmajor und Hofkriegsrath, wurde bald darauf abermals zu politischen Sendungen benutzt und wußte dem sich damals in Deutschland regenden Geist im Sinn der österreichischen Politik geschickt entgegenzuarbeiten. Im Jahre 1835 ernannte ihn Kaiser Ferdinand zu seinem Generaladjutanten, 1836 zum geheimen Rath und Chef der Militärsektion im höchsten Staatsrathe u. 1837 zum Feldmarschalllieutenant mit Beibehaltung der Dienstleistungen um die Person des Kaisers u. im Staatsrathe. In dieser Stellung erwarb sich C. zwar große Verdienste um das österreichische Heerwesen, bewies sich aber als entschiedener Gegner aller liberalen Bestrebungen. Er † am 29. Jan. 1840. Sein Sohn, Heinrich Jaroslaw, Graf von Clam-Martinicz, geboren den 15. Juni 1826 zu St. Georgen in Ungarn, trat 1847 in den aktiven Dienst, war nach den Märzbewegungen von 1848 beim Grafen Stadion beschäftigt, ward im December 1849 Bezirkshauptmann zu Molnik, 1853 Statthaltereirath in Ofen, im Februar 1856 Hofrath und im Mai 1856 Landespräsident zu Krakau, nahm aber 1859 seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er war seitdem der Führer der czechischen Adelspartei in Böhmen, welche sich in der Zeitung „Das Vaterland“ (1. Sept. 1860) ein eignes Organ schuf. Seit dem 29. April 1860 zeitliches außerordentliches Mitglied des verstärkten Reichsraths, ward er 1861 zum Präsidenten des böhmischen Museums erwählt. Johann Christoph von C. hinterließ einen Sohn, Christian Philipp, der von seiner Mutter, der Schwester der kinderlosen Gemahlin des reichen Grafen Gallas, die sämmtlichen gallasschen Herrschaften erbte u. sich nun Graf von Clam-Gallas nannte. Er † den 8. Febr. 1805. Sein Enkel, Eduard, Graf von Clam-Gallas, geboren am 14. März 1805 zu Prag, betrat 1823 die militärische Laufbahn, ward 1839 Oberst und 1846 Generalmajor, zeichnete sich als solcher 1848 an der Spitze einer Brigade beim 1. Armeecorps in den Kämpfen bei Sta.-Lucia, Goito und Vicenza, namentlich auch bei Custozza aus, nahm auch am Feldzuge im März 1849 gegen Piemont rühmlichen Antheil und ward darauf im April zum Feldmarschalllieutenant und zum Kommandanten des bei Orsova operirenden Armeecorps ernannt, das er am 23. Juni nach Siebenbürgen führte. Er besetzte Kronstadt, schlug die Ungarn bei Illyefalva u. in kleineren Gefechten, besetzte Vasarhely und hielt von da aus das Szeklerland im Zaum. Bei der neuen Organisation der österreichischen Armee 1850 erhielt er das Kommando über das 1. Armeecorps in Böhmen. Dieses befehligte er auch im italienischen Kriege von 1859, wo er namentlich an der Schlacht bei Solferino Antheil nahm. Nach dem Frieden von Villafranca trat er in seine frühere Stellung in Böhmen wieder ein. Nach dem Ausbruch des Krieges mit Preußen im Juni 1866 mit einem Kommando betraut, ward er nach der Schlacht bei Königgrätz vor ein Kriegsgericht gestellt; von demselben zwar für nicht schuldig erklärt, aber gleichwohl seines Postens enthoben.

Clamecy, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Nièvre, an der Yonne, ein kleiner, schlecht gebauter, aber wohlhabender Ort, wo bedeutende Geschäfte mit dem Holz der waldreichen Morvanberge gemacht werden, hat außerdem Fayence-, Leder- und Tuchfabriken und 5500 Einwohner. In der Nähe sind Steinkohlengruben.

Clan, in der britischen und namentlich in der Geschichte von Hochschottland, den Orkneys- und den Shetlandsinseln Bezeichnung für eine Art freiwilligen Lehensverbandes zwischen einem Gutsherrn (Laird), als dem Stammoberhaupt eines Bezirks, u. seinen Unterthanen; dann auch Name des Stammoberhaupts selbst; s. Schottland.

Clanis, Fluß, s. Chiana.

Clapperton, Hugh, englischer Reisender und Reiseschriftsteller, geboren 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, machte von seinem 17. Jahre an als Lehrling des Eigenthümers eines Handelsschiffs mehre Reisen nach Nordamerika mit. Wegen eines geringen Zollvergehens gezwungen, Seedienste zu nehmen, ging er 1814 als Seekadet unter Admiral Cochrane nach Nordamerika, kam darauf auf die Flotte, die von den canadischen Inseln gegen die Vereinigten Staaten ausgerüstet ward, wurde Lieutenant und erhielt das Kommando eines Schooners auf dem Eriesee. Im Jahre 1817 nach England zurückgekehrt, begleitete er Oudney, der im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft nach Afrika reiste, durchstreifte mit diesem die Wüste von Bornu, untersuchte den Tschadsee und drang nach dem Tode seines Begleiters bis Sakkatu vor. Nach seiner Rückkehr 1825 zum Kapitän ernannt, erhielt er vom Minister Lord Bathurst den Auftrag, eine neue Reise nach der Bucht von Benin zu unternehmen, um von dort nach Sakkatu und Bornu vorzudringen und den Lauf des Niger zu erforschen. In Sakkatu verbot ihm aber der Sultan Bello die Weiterreise. Die Täuschung und die Anstrengungen der Reise warfen ihn aufs Krankenlager und er † am 13. April 1827 zu Tschangary unweit jener Stadt. Barrow besorgte die Herausgabe der ersten Reise C.s, der „Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824“ (London 1826), sowie auch nach den von Lander mitgebrachten Papieren den Bericht über C.s zweite Reise, das „Journal of a second expedition into the interior of Africa“ (Lond. 1829; deutsch, Wien 1830). Ergänzungen dazu enthalten Landers „Records of C.'s last expedition to Africa“ (Lond. 1830, 2 Bde.). C. war der erste Europäer, der tiefer in das innere Afrika vordrang und den Lauf des Niger durch eine große Landstrecke verfolgte.

Claque (franz.), s. Claqueurs.

Claqueurs (franz.), die bezahlten Klatscher in den Theatern zu Paris. Die Gesammtheit aller bei einer Vorstellung anwesenden C. heißt Claque. Da nämlich die meisten Theater in Paris als merkantilische Unternehmungen lediglich durch die Gunst des Publikums bestehen, so organisirte man, um dies durch rauschenden Applaus zum Einstimmen zu reizen, jene C., welche für einen bestimmten Preis, den ihnen der Dichter oder Schauspieler zahlt, an ihnen bemerklich gemachten Stellen zu klatschen beginnen müssen. Auf diese Spekulation fußend, errichtete ein gewisser Sauton 1820 ein förmliches Bureau, Assurance de succès dramatiques, welches die C. in der zur Erzielung eines Erfolgs für nöthig befundenen Zahl stellte. Die C. selbst wurden dann vom Dichter, Direktor od. Bühnenkünstler angewiesen, wie oft u. wie stark geklatscht werden solle. Wünschte ein Schauspieler mit Applaus empfangen zu werden, so schickte er die dafür bestimmte Summe in das Bureau; ebenso wurde für eine bestimmte Summe auch ein Nebenbuhler ausgepfiffen. Die C. werden gewöhnlich Chevaliers du lustre genannt, weil sie sich meist in die Mitte des Parterre's unter den Kronleuchter setzen. Eingetheilt werden sie in Tapageurs, die häufig und stark applaudiren; Connaisseurs, die gewöhnlich auf den theuern Plätzen sitzen und nur durch beifälliges Murmeln oder gelegentliche Bemerkungen ihrem Nachbar den Dichter oder Schauspieler zu empfehlen suchen; Rieurs, die über den plattesten Spaß so herzlich zu lachen wissen, daß auch ihre Nachbarn davon angesteckt werden; Pleureurs, die gleiches Geschick im Gerührtsein haben; Chatouilleurs, die vor Anfang des Stücks und in den Zwischenakten die Nachbarn freundlich stimmen u. sie in gute Laune versetzen; Chauffeurs, die bei Tage vor den Theaterzetteln stehen bleiben und entzückt die Schönheit des Stücks preisen, in Kaffeehäusern günstige Recensionen vorlesen, ungünstige bei Seite schaffen rc.; Risseurs, die unermüdlichen Dacaporufer. Durch alle diese, bezüglich auch die gegentheiligen Mittel leiten die C. das Publikum entweder zum Applaudiren, od. auch zum Auspfeifen an, und nicht selten entsteht ein Kampf der C. gegen C., die für eine entgegengesetzte Meinung bezahlt sind. So hat sich dieses Unwesen nach und nach zu einem System ausgebildet und ist zu einem ziemlich einträglichen Geschäft geworden; man verkauft das Eigenthumsrecht eines Bureau's für 6—10,000 Franken, und um ein zweifelhaftes Stück zu retten, theilt eine Direktion oft 3—500 Freibillets an die noch außerdem bezahlten C. aus. Das französische Publikum kennt dieses Unwesen und übt gegen die C. nicht selten strenge Justiz aus, wenn dieselben ihre Unverschämtheit übertreiben; dennoch halten sie sich. Direktoren, Dichter und Schauspieler sehen in der Claque nichts Weiteres als ein unschädliches Reizmittel des Publikums wie der Schauspieler selbst.

Clara (v. Lat., d. i. die Hehre, Ausgezeichnete, Freundliche), weiblicher Vorname.

Clara, Heilige, Stifterin des Ordens der Clarissinnen (s. d.).

Clara voce (lat. und ital.), mit deutlicher, heller Stimme.

Clare, 1) Küstengrafschaft in der irländischen Provinz Munster, grenzt westlich an den Ocean, nordwestlich an die Galwaybai, nordöstlich an Galway, östlich an Tipperary, wird südlich durch die breite Mündung des Shannon von Limerick getrennt und umfaßt 61 □Meilen mit 258,322 Einwohnern. Sie ist zwar gebirgig, bietet aber weite Thäler und kleine Ebenen dar, die treffliche Weiden haben. Etwa ein Drittel des Landes ist ohne Kultur. Das bedeutendste Gebirge sind die Slieve Bernagh Mounts im Osten (1628 F. hoch). Im Norden streichen von Galway die Slieve Aughty Mounts herein mit dem Knockaniß (1225 F.), im Westen steht der Callanberg (1202 F.) Die Hauptflüsse sind Shannon und Fergus; ersterer bis Limerick für die größten Schiffe fahrbar. Außerdem gibt es viele Seen, z. B. den Lough Grany im Nordosten. An Baien sind zu nennen: die Galway-, die Liscanor-, die Doonbegbai und die Buchten der Shannonmündung. Das Klima ist heiterer, als man es sonst in Irland findet, und sehr gesund. Den Haupterwerbszweig bietet in den fruchtbaren Thälern der Landbau, der Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln liefert; außerdem Viehzucht. Die Waldungen sind größtentheils verschwunden. Ausgebeutet werden besonders Kalkbrüche; weniger die Steinkohlenlager und die Anbrüche von Blei u. Eisen. Hauptstadt ist jetzt Ennis; ehedem Killaloe. Der Name der Grafschaft stammt von dem Dorfe C., an der Mündung des Fergus in den Shannon. — 2) Sehr alter Flecken in der englischen Grafschaft Suffolk, am Stour, mit etwa 2000 Einwohnern, von welchem der Herzog von Newcastle den Titel eines Marquis von C. führt. — 3) Insel an der Küste von Irland, zur Grafschaft Mayo gehörig, am Eingang der Bai von Clew, 3800 Acres groß mit etwa 1400 Einw., hat auf der Nordwestspitze ein Kastell.

Clare, John, genannt der Bauer von Northamptonshire, englischer Naturdichter, ward am 13. Juli 1793 zu Helpstone in Northamptonshire als der Sohn eines armen Tagelöhners geboren, entwickelte sich trotz sehr geringer Bildungsmittel glücklich und schnell; Thomsons „Seasons" weckten sein poetisches Talent und begeisterten den dreizehnjährigen Knaben zu dem Liede: „The morning walk", dem er bald als Gegenstück „The evening walk" folgen ließ. John Turnill in Helpstone nahm sich des Knaben an u. unterrichtete ihn im Schreiben und Rechnen. Durch Handarbeiten und Violinspiel sich seinen Unterhalt erwerbend, besang C. ohne Aufmunterung, zu eigner Freude Gott und die Natur. Im Jahre 1818 kam sein Sonett auf die untergehende Sonne in die Hände des Buchhändlers Drury zu Hamford, u. dieser veranlaßte die Herausgabe einer Sammlung von C.'s „Poems descriptive of rural life and scenery" (3. Aufl., Lond. 1820), deren Inhalt durch Wahrheit, Innigkeit und Bilderreichthum die allgemeinste Theilnahme erregte. Eine andere Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel „The village minstrel and other poems" (London 1821, 2 Bde.). Hierdurch in den Besitz einiger Mittel gelangt, ließ er sich in Helpstone häuslich nieder, verlor aber in Ländereispekulationen seine ganze Habe und versank darüber in solche Schwermuth, daß er ins Irrenhaus gebracht werden mußte.

Claremont, Lustschloß in der englischen Grafschaft Surrey, südwestlich von Kingston, bei Esher, $3^1/_2$ Meilen von London, von Lord Clive auf einer Höhe mitten zwischen Wäldern erbaut, so daß im

Süden und Westen auf fast 10 Meilen Weite kaum eine menschliche Wohnung sichtbar ist, wurde 1816 nach der Verheirathung der Prinzessin Charlotte von Wales mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zum Wohnsitz des jungen Ehepaars bestimmt und, als die Prinzessin 1817 starb, dem Wittwer, dem nachherigen König von Belgien, mit einer Apanage von 50,000 Pfd. St. als lebenslängliches Eigenthum zugewiesen. Später benutzte er es nur als Absteigequartier und stellte es 1848 seinem durch die Februarrevolution entthronten Schwiegervater, dem Exkönig Ludwig Philipp, zur Disposition, nach dessen Tode (26. August 1850) es Hauptwohnung des größeren Theils seiner Familie blieb. C. hatte seitdem für die jüngere Linie der Bourbonen dieselbe Bedeutung wie Frohsdorf für die ältere, und es wurden daselbst mehre Kongresse der Orleanisten abgehalten, an denen sich Thiers, Guizot, Duchatel u. a. betheiligten.

Clarenbach, Adolf, Märtyrer der evangelischen Kirche, zu Lüttringhausen in der Gegend von Elberfeld geboren, studirte zu Köln Theologie, nahm reformatorische Grundsätze an und suchte dieselben erst zu Münster als Lehrer (seit 1523), sodann zu Wesel als Konrektor zu verbreiten, ward deshalb vom Fürsten von Kleve seines Amtes entsetzt, hernach jedoch wieder freigesprochen, begab sich 1526 nach Osnabrück, ward auch hier, ebenso wie dann zu Lüttringhausen, Büderich und Elberfeld wegen seines offenen Bekenntnisses für Luther verfolgt und vertrieben, endlich in Köln, wohin er sich zur Vertheidigung eines ihm Gleichgesinnten, Klopreis, begeben, als Ketzer eingekerkert und nach anderthalbjähriger Gefangenschaft zugleich mit einem andern Glaubensgenossen, Peter Flistedten, zum Tode geführt (den 28. September 1529). Noch im Angesicht des Scheiterhaufens forderte er seine Gegner zu einer Disputation über die Wahrheit ihres Glaubens heraus.

Clarence, Herzöge von, Name jüngerer Prinzen des englischen Königshauses, wird abgeleitet von Clarenza (Chiarenza) in Morea, wo zur Zeit der Kreuzzüge ein englischer Ritter Herzog war.

Clarencestraße, Meerenge zwischen dem nordwestlichen Theile von Australien und der Melvilleinsel, welche der indische Ocean mit dem Vandiemensgolf verbindet.

Clarencieux (Clarencé, franz.), s. v. a. Wappenherold, Wappenkönig, weil der Herzog von Clarence in England ehemals das Geschäft desselben besorgte.

Clarendon, 1) Edward Hyde, Graf von, Großkanzler von England, geboren zu Dinton in Wiltshire 1608, studirte zu Oxford die Rechte, erwarb sich unter dem sogenannten langen Parlament unter Karl I. durch seine ausgezeichneten Leistungen das Vertrauen aller Mitglieder desselben, folgte aber nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs den Fahnen des Königs, ward zum Kanzler der Schatzkammer und zum Mitglied des geheimen Raths ernannt und begleitete 1644 den Prinzen Karl (nachmals Karl II.) nach der Insel Jersey, wo er zwei Jahre blieb und verschiedene Schriften abfaßte, die im Namen des Königs als Erwiderung auf die vom Parlament veröffentlichten Manifeste erschienen. Nach Karls I. Hinrichtung wurde er vom Prinzen Karl nach Frankreich berufen und von da mit einer Sendung nach Madrid betraut, um vom dortigen Hofe Unterstützung auszuwirken, ging dann nach Paris, um die Königin-Mutter mit dem Herzog von York zu versöhnen, u. von da nach dem Haag, wo er von Karl II. zum Großkanzler von England ernannt ward. Nach Cromwells Tode war er es besonders, welcher die Unterhandlungen in Betreff der Erhebung Karls II. auf den Thron zu einem glücklichen Ende führte. Im Jahre 1660 wurde er Kanzler der Universität Oxford, 1661 Peer und Baron Hyde Viscount von Cornbury und Graf von C. Während er aber durch seine den Presbyterianern und allen Dissenters gegenüber bewiesene Unduldsamkeit die öffentliche Meinung gegen sich aufregte, zog er sich eben dadurch auch das Mißfallen des Königs zu, welcher durch allgemeine Toleranz den Katholiken Erleichterungen zu gewähren suchte. Die geringen Erfolge des Kriegs mit Holland, der Verkauf Dünkirchens u. andere Ereignisse vergrößerten die öffentliche Unzufriedenheit mit C.s Verwaltung, u. als derselbe vollends die Vermählung des Herzogs von Richmond mit der Lady Stuart betrieb, um derentwillen sich der König doch von seiner Gemahlin zu scheiden beabsichtigte, ward er seiner Aemter enthoben, des Hochverraths angeklagt und für immer aus England verbannt. Seine Rechtfertigungsschrift an das Oberhaus beschlossen beide Häuser durch Henkershand verbrennen zu lassen. Der Haß des Volkes verfolgte ihn selbst noch auf dem Festlande; nur mit Mühe ward er zu Evreux den Mißhandlungen englischer Matrosen entrissen. Er lebte abwechselnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im December 1674 †. Sein Leichnam ward später in der Westminsterabtei beigesetzt. Unter seinen Schriften sind „History of the rebellion and civil wars in England“ (Oxford 1702, 3 Bde.; 1807, 6 Bde., am vollständigsten London 1826), ergänzt durch „The history of the civil war in Ireland“ (London 1721), „C.'s state paper“ (Oxford 1767 bis 1786) und „The life of Edward, Earl of C.“ (das. 1761, 3 Bde.) am bemerkenswerthesten. Seine Tochter, Anna Hyde, ward im November 1654 insgeheim die Gemahlin des Bruders des Königs, Jakobs, Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jakob II. Als nach Karls II. Wiedereinsetzung Anna's Schwangerschaft die Verbindung verrieth, erkannte der König Anna Hyde als Herzogin von York an. Die Frucht jener Ehe waren zwei Töchter, Anna u. Maria, beide Königinnen von England.

2) George William Frederick Villiers, Graf von C., ausgezeichneter englischer Staatsmann, Enkel des Thomas Villiers, eines Sohnes des Grafen von Jersey, der sich 1752 mit der Erbin des letzten Grafen von C. aus der Familie Hyde vermählte und daher 1756 zum Baron Hyde und 1776 zum Grafen von C. erhoben wurde, den 12. (nach Andern am 26.) Jan. 1800 geboren, studirte in Cambridge und Oxford und erhielt im August 1833 den damals besonders wichtigen Gesandtenposten in Madrid, wo er seinen bedeutenden Einfluß dazu verwandte, die Regierung Spaniens auf konstitutionellen Grundlagen zu ordnen; auch schloß er mit Spanien einen Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels in den spanischen Kolonien ab. Durch den Tod seines kinderlosen Oheims (22. December 1838) Lord C. geworden, kehrte er nach

England zurück und nahm seinen Sitz im Oberhause ein, wo er bei der Vertheidigung der von der englischen Regierung in Spanien befolgten Politik große Rednertalente an den Tag legte. Im Jahre 1834 wurde er Großsiegelbewahrer u. 1840 Kanzler des Herzogthums Lancaster. Nach Auflösung des Whigministeriums im Sept. 1841 war C. von nun an ein thätiges Mitglied der Opposition, unterstützte aber dennoch die Handelspolitik des Ministeriums Peel und vertheidigte 1846 dessen Antrag auf Aufhebung der Getreidezölle. Noch in demselben Jahre gelangten die Whigs wieder ans Ruder, und C. ward Präsident des Handelsamts, ging aber schon im Juni 1847, nach dem Tode Lord Besboroughs, als Vicekönig nach Irland. Er bekleidete diesen wichtigen Posten bis zum Februar 1852, während einer Zeit, wo Irland nach einander von Hungersnoth und Revolution zu leiden hatte, und bewies in diesen schwierigen Verhältnissen bei aller Energie doch auch eine weise Mäßigung und einen Gerechtigkeitssinn, der ihm alle Herzen gewann. Der Amtsantritt des Ministeriums Derby im Februar 1852 rief ihn von seinem Posten ab, doch wurde ihm am 28. Dec. desselben Jahres das Ministerium des Auswärtigen im Koalitionskabinet Aberdeen-Russell übertragen. In dieser Stellung hatte er Theil an den Verhandlungen vor dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland und während der wiener Konferenzen, am Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich, der Türkei, Sardinien und England, an der diplomatischen Unterstützung Sardiniens bei den Streitigkeiten mit Oesterreich wegen der Konfiskation der Güter der lombardischen Flüchtlinge u. A. m. Er behielt sein Portefeuille auch unter Lord Palmerston und vertrat auf den pariser Konferenzen die antirussische Politik seiner Regierung mit Entschiedenheit u. Geschick. Seiner versöhnlichen und taktvollen Haltung gelang es auch, die bereits 1848 entstandene und seitdem vielfach gesteigerte Mißstimmung zwischen dem wiener Kabinet und dem von St. James zu beseitigen und sich der entstehenden Allianz zwischen Rußland und Frankreich gegenüber durch engeren Anschluß an Oesterreich zu verstärken. Mit dem Sturz des Ministeriums Palmerston im Februar 1858 trat C. ins Privatleben zurück.

Clarendon-Castle, königlicher, jetzt in Ruinen liegender Palast in der Nähe von Salisbury, wohin Heinrich II. 1164 die große Reichsversammlung der Barone und Prälaten berief, welche die unter dem Namen der Constitutions of Clarendon bekannten Bestimmungen vereinbarte. Die Wahl der Prälaten sollte darnach in des Königs Kapelle und nach seinem Rath geschehen, in allen bürgerlichen Sachen und im Streite mit Laien sollte der Klerus vor des Königs Gericht stehen, keine Appellation nach Rom Statt finden, kein Kleriker ohne des Königs Willen ins Ausland gehen, noch der Bann über seine hohen Beamten ausgesprochen werden. Alexander III. verweigerte dieser Konstitution, die der Hierarchie thatsächlich alle Macht in England raubte, seine Bestätigung, und auch Becket trat nachher dagegen auf.

Clareni Fratres (Clareniner), Kongregation von Minoriten strenger Observanz, wurde 1302 von Angelo di Cordona am Bach Clarene bei Ancona gestiftet, den Oberen des Ordens der Minoriten entzogen und den Ordinarien unterworfen und über viele Klöster Italiens verbreitet, spaltete sich 1472 in zwei Parteien, wovon die eine die graue Tracht der Minoriten annahm und sich deren General unterwarf, die andere bei der braunen Tracht blieb, mußte 1566 ihren Namen aufgeben und sich, wie die vielen weiblichen Klöster, die sich als Clarenincrinnen dieser Reform angeschlossen, den Observanten einverleiben lassen.

Clarens, ein besonders durch Rousseau's Schriften bekanntes Dorf im schweizer Kanton Waadt, am Genfersee, mit vielen hübschen Villen und prachtvoller Aussicht.

Claret, in England Name des rothen Bordeauxweins oder im weiteren Sinne aller französischen Weine, mit Ausnahme des Champagners und Burgunders.

Clariden, Gebirg, s. Glariden.

Clarissimus vir (lat.), zur Zeit der römischen Republik Titel der Konsuln, Feldherren und angesehener Staatsmänner, während der Kaiserzeit der Statthalter und sonstiger hoher Staatsdiener, deren Frauen daher auch Clarissimae hießen; s. v. a. unser heutiges „Wohlgeboren".

Clarissinnen (Ordo sanctae Clarae, auch Orden der armen Frauen genannt), weiblicher Orden, der neben den Minoriten und Tertiariern als zweiter Orden des heiligen Franciskus aufgeführt wird. Gestiftet wurde derselbe von der heiligen Clara, geboren 1193 zu Assisi im Kirchenstaat aus einer vornehmen Familie. Sie neigte sich frühzeitig zur Ascese hin und ward darin durch den nur wenige Jahre älteren Franciskus von Assisi bestärkt. Als sie sich verheirathen sollte, entfloh sie aus dem väterlichen Hause in das benachbarte Kloster Portiuncula, wo der heilige Franciskus mit seinen Anhängern lebte, wählte dann aber ihren Aufenthalt in der nahen Damianskirche und stiftete hier 1212 einen Verein gleichgesinnter Frauen, die sich die armen, verschlossenen Frauen nannten, aus denen bald der Orden der C. (auch Damianistinnen genannt) hervorging. Anfangs unter der Aufsicht des Franciskus stehend, erhielt dann der Orden vom Papst die geschärfte Regel Benedikts. Clara selbst stand ihrem Kloster unter den schwersten Kasteiungen bis an ihren Tod (11. August 1253, Gedächtnißtag 12. August) vor und wurde 1255 vom Papst Alexander IV. heilig gesprochen. Der Kardinal Hugolin, nachmals Papst Gregor IX., errichtete den C. 1219 ein Kloster zu Perusa, unweit Assisi. Im Jahre 1224 erhielten sie eine eigene Regel, die zwar weniger streng in Beziehung auf das Fasten war, aber allen Besitz verbot, Stillschweigen zu gewissen Zeiten und gemeinschaftliches Arbeiten befahl. Andere Klöster der C. entstanden frühzeitig zu Rheims und zu Burgos in Spanien, von 1234 an auch in Böhmen durch des Königs Primislaw Tochter, Agnes, und allmählig breiteten sie sich über die ganze römisch-katholische Christenheit aus. Ihre Ordensregel wurde 1224 und wiederum 1264 von Urban IV gemildert, und die nach dieser Regel lebenden C. heißen deshalb Urbanistinnen. Ihnen gegenüber stiftete im 17. Jahrhundert Franciska von Jesus Maria aus dem Hause Farnese die C. von der strengsten Observanz u. ließ ihnen 1631 ihr erstes Kloster in Albano bauen.

Für Barfüßereinsiedlerinnen vom Orden der heiligen Clara u. nach der Stiftung Peters von Alcantara ließ der Kardinal Franz Barberini ein Kloster in Farfa bauen und erhielt 1676 vom Papst Klemens X. ein Breve für diese Stiftung. Diesen Einsiedlerinnen ist beständiges Stillschweigen auferlegt; sie gehen barfuß ohne Sandalen und tragen kein Leinen. Die Tracht der C. ist das graue Gewand der Minoriten mit dem Strick als Gürtel. Sie besaßen zu Zeiten 2000 Klöster mit 54,000 Nonnen. Doch hat ihre Zahl seit der Reformation des 16. Jahrhunderts bedeutend abgenommen. Die noch jetzt in Frankreich, Italien, Belgien, Bayern ꝛc. bestehenden Klöster der C. sind meist der Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet und von wohlthätigem Einflusse.

Clark, 1) Sir James, einer der ausgezeichnetsten Aerzte Englands, im December 1788 zu Cullen geboren, studirte zu Edinburg, bereiste dann Frankreich, Italien u. die Schweiz u. ließ sich zu Edinburg nieder, wo er sich besonders durch glückliche Behandlung der Brustkrankheiten großen Ruf erwarb. Später kam er als Arzt an das St. Georghospital zu London, wurde konsultirender Arzt des Königs und der Königin der Belgier und von der Königin Victoria zu ihrem ersten Leibarzt und 1837 zum Baronet ernannt. Sein Benehmen in der Angelegenheit der Lady Flora Hastings (1839) zog ihm vielfachen Tadel zu; doch gelang es ihm, sich bei der Königin vollständig zu rechtfertigen. Gleich ausgezeichnet wie als praktischer Arzt ist C. auch in der medicinischen Wissenschaft; er schrieb: „Medical notes on climate, diseases, hospitals and medical schools in France, Italy and Switzerland" (London 1820, 2. Auflage 1822; deutsch mit Zusätzen von Fischer, Hamm 1826) „The influence of climate in the prevention and cure of chronic diseases, more particulary of the chest and digestive organs" (London 1829, 2. Aufl. 1830; deutsch, Wien 1830) und „A treatise on pulmonary consumption" (London 1835, deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Vetter, Leipzig 1836).

2) Willis Gaylord, amerikanischer Dichter, ward 1810 in Otisko im Innern des Staates Newyork geboren. Sein tiefer, philosophischer Geist nährte sich früh, wie an Büchern, so an der ihn umgebenden herrlichen Natur. Er schilderte dieselbe in sehr gewandten Versen, anfangs mit einfacher Treue, später mit einem Ernst u. einer Tiefe, welche sein Bestreben bekundeten, von den Bildern und Eindrücken auch moralischen Gewinn zu ziehen. 20 Jahre alt, ging er nach Philadelphia, übernahm hier mit Dr. Brantley die Leitung des „Columbia Stern", einer religiös-literarischen Zeitschrift, und später die Redaktion der „Philadelphia Gazette", welche er bald darauf auch als Eigenthum bekam, und mit deren Herausgabe er sich bis an sein Ende beschäftigte. Der Tod seiner Gattin breitete über sein Leben eine düstere Melancholie und raubte ihm so „das Licht seines Lebens"; er begann zu kränkeln und erlag mehrjährigen Leiden am 12. Juni 1841. C.s Werke zeichnen sich aus durch anmuthige, elegante Sprache, Reinheit und poetische Schönheit der Gedanken und hohe Begeisterung. So ernst seine Poesie ist, die nur dem Großen und Schönen huldigt, so heiter ist seine vielfach von Witz sprudelnde Prosa.

Clarke, 1) Samuel, englischer Philosoph und Theolog, am 11. Oktober 1675 aus einer Familie, welche mehre berühmte Theologen gleichen Namens geliefert hat, zu Norwich geboren, besuchte die Freischule seiner Vaterstadt, setzte seit 1691 seine Studien in Cambridge fort und trieb besonders Mathematik, Physik und Philosophie. Im Jahre 1697 erschien seine Uebersetzung von Rohaults „Physik" (4. Auflage 1718) mit Anmerkungen, die besonders dazu beitrug, auf Kosten der cartesianischen Lehren den newtonschen Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Hierauf wandte er sich namentlich zur Exegese der Bibel, kam 1698 als Kaplan zu dem Bischof von Norwich u. wurde 1704 und 1705 berufen, die von Robert Boyle zur Behauptung und Bewährung der wichtigsten Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Vorlesungen zu halten. Auch hierbei bekundete er Scharfsinn und große Gelehrsamkeit, indem er auf die Systeme und Einwürfe Spinoza's, Hobbes' und Tolands Rücksicht nahm. Durch den Bischof von Norwich erhielt er 1706 eine Pfarrei in London und 1709 die Stelle eines Hofpredigers und die Pfarrei St. James Westminster, die er, höhere Würden ablehnend, bis zu seinem Tode behielt. Sein Werk „The scripture-doctrine of the trinity" (London 1712, 1719), worin er zu beweisen sucht, daß der feinere Arianismus in der heiligen Schrift begründet sei, verwickelte ihn in langwierige theologische Streitigkeiten, zog ihm eine Anklage seitens der bischöflichen Geistlichkeit zu u. war Ursache, daß er aus der Zahl der königlichen Kabinetsprediger gestrichen wurde. Seine berühmteste Schrift ist die „Demonstration of the being and attributes of God" (London 1705—6, 2 Bde.), mit der im Inhalt eine andere, „Verity and certitude of natural and revealed religion" (das. 1705), zusammenhängt. Durch diese Schriften kann C. als Begründer des rationalistischen Supranaturalismus angesehen werden; den ganzen Inhalt der Offenbarung dem Deismus u. Pantheismus seiner Zeit gegenüber festhaltend, steht er doch mit Beidem auf dem gleichen Boden der Autonomie der Vernunft. Mit Leibnitz gerieth er in einen gelehrten Streit über natürliche Philosophie u. Religion, in welchem er sich als ein Meister im Disputiren und Argumentiren bewies; der Briefwechsel der beiden Gelehrten erschien unter dem Titel „Collection of papers, which passed between Leibnitz and Clarke" (London 1717; französisch, Amsterdam 1720; deutsch von H. Köhler, Frankfurt 1720). Seine letzte literarische Arbeit war eine Ausgabe des Homer, die von seinem Sohne, Samuel C., (London 1729—46) vollendet wurde. Er † den 17. Mai 1729. Eine Ausgabe seiner philosophischen Werke erschien zu London 1738—42 in 4 Bänden.

2) Edward Daniel, englischer Reisender und Reiseschriftsteller, am 5. Juni 1769 zu Willington in Essex geboren, wo sein Vater ein sehr geachteter Prediger war, kam in seinem zehnten Jahre in die lateinische Schule zu Tunbridge und 1786 in das Jesuskollegium zu Cambridge. Er zeichnete sich hier wie dort wenig aus; statt der strengen Wissenschaften trieb er Geschichte, Numismatik, schöne Wissenschaften, besonders englische Poesie und Naturwissenschaften. Nachdem er 1789 Baccalaureus artium geworden war, begleitete er Heinrich Tufton als Erzieher 1791 auf einer Reise

durch England und einen Theil Frankreichs. Im Jahre 1792 machte er mit Lord Berwick eine Reise nach Italien, die auf seine geistige Entwickelung von unendlichem Einfluß war. Nach seiner Rückkehr war er kurze Zeit Erzieher von Heinrich Mostyn, begleitete 1797 Berkeley Paget auf einer Reise nach Schottland, übernahm im folgenden Jahre die Stelle eines Fellow am Jesuskollegium, bereiste jedoch schon im Mai 1799 mit einem vermögenden Freunde, John Marten Cripps, Norwegen, Lappland, Schweden und Rußland. Da ihnen hier die Pässe verweigert wurden, verließen sie Petersburg, bereisten das Land der donschen Kosaken, dann Kuban, die Tatarei, die Krim, Konstantinopel (23. November 1800), Kleinasien, Syrien, Aegypten und Griechenland und kehrten endlich im September 1802 über Paris nach London zurück. Im December 1805 ließ sich C. ordiniren und erhielt das Vikariat zu Harlton. Im Jahre 1807 hielt er in Cambridge Vorlesungen über Mineralogie und fand so außerordentlichen Beifall, daß ihm zu Ehren eine eigene Professur der Oryktognosie errichtet wurde. Seine chemischen Versuche führten ihn auf die Erfindung des Glaslöthrohrs. Im Jahre 1817 ward er Unterbibliothekar in Cambridge und bewies bei der Stiftung der Philosophical society große Thätigkeit. Die bodley'sche Bibliothek zu Oxford kaufte seine griechischen und orientalischen Manuskripte, darunter den berühmten Codex des Platon, den er auf Patmos entdeckt hatte, für 1000 Pfund. Seine griechischen Münzen überließ er an Payne Knight. Auch verdankt ihm England den Besitz eines berühmten Sarkophags mit einer Inschrift in drei Sprachen. Er schrieb darüber: „The tomb of Alexander, a dissertation on the sarkophagus, brought from Alexandria and now in the british museum“ (London 1805). C. † am 9. März 1822. Seine Reisebeschreibung (1810, 6 Bde.; 4. Aufl. 1816, 8 Bde.) wurde mit ungemeinem Beifall aufgenommen; einen Ergänzungsband bilden die „Travels through Denmark, Sweden, Lapland, Norway, Finland and Russia“ (London 1823). Eine vollständige Ausgabe seiner „Travels in various countries of Europa, Asia and Africa“ erschien Lond. 1819—24 in 11 Bänden. Ueber die Mineralogie, um deren Fortschritte in England er sich große Verdienste erwarb, schrieb er mehre Abhandlungen.

3) Jacques Guillaume, Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre, Marschall und Pair von Frankreich, aus einer irländischen Familie abstammend, den 17. Okt. 1765 zu Landrecis im Hennegau geboren, trat 1782 in aktiven Militärdienst, stieg nach der Schlacht bei Lindau 1793 zum Brigadegeneral, befehligte darauf die Vorhut der Rheinarmee und wurde Stabschef bei derselben, 1795 aber als verdächtig abgesetzt und verhaftet. Nach erlangter Freiheit zog er sich ins Elsaß zurück, wurde aber noch in demselben Jahre durch Carnot, der im Wohlfahrtsausschusse dem Militärdepartement vorstand, Chef des topographischen Bureau's und bald darauf vom Direktorium als Divisionsgeneral mit geheimen Aufträgen nach Wien und später nach Italien gesandt, zugleich um Bonaparte zu beobachten. Beide aber verständigten sich, und C. sendete nur Berichte ab, die der General gelesen hatte. Als Carnot nach dem 18. Fructidor die Flucht ergriff, rief man auch C. zurück, doch behielt ihn Bonaparte bis nach Unterzeichnung des Friedens von Campo-Formio bei sich. Erst nach wiederholter Mahnung ging er nach Paris und lebte hier in Ungnade, bis man ihn zur Abschließung eines Allianzvertrags an den König von Sardinien schickte. Nach dem 18. Brumaire machte ihn Bonaparte wieder zum Chef des topographischen Bureau's, sendete ihn während des Kongresses als Kommandanten nach Luneville und nach Unterzeichnung des Friedens mit Rußland zur Auswechselung der russischen Kriegsgefangenen nach Lille. Nachdem er darauf drei Jahre als Gesandter am Hofe des Königs von Etrurien zugebracht, wurde er Staatsrath und Kabinetssekretär des Kaisers für das Kriegs- und Seewesen. Im Feldzuge gegen Oesterreich 1805 wurde er zum Gouverneur von Wien und zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Während der Besetzung der preußischen Länder war er Gouverneur in Erfurt, dann in Berlin. Ein von ihm mit dem russischen Minister Oubril abgeschlossener Vertrag ward nicht ratificirt. Im Jahre 1807 wurde er Kriegsminister; die unglückliche Unternehmung der Engländer gegen Vliessingen verschaffte ihm den Titel eines Herzogs von Feltre, nachdem er bereits zum Grafen von Hüneburg erhoben worden war. Mit Napoleons I. Stern erlosch auch der seinige. Das Reich, dessen Vertheidigungsanstalten er vernachlässigt, fiel in die Hände der Feinde, und C. stimmte für die Absetzung des Kaisers. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair; nach der Landung Napoleons bei Cannes übernahm er an Soults Stelle das Kriegsministerium. Er floh mit dem König nach Gent, übernahm eine Sendung an den Prinzregenten von Großbritannien und wurde 1815 aufs Neue zur Verwaltung des Kriegsministeriums an die Stelle Gouvion St.-Cyrs berufen, mußte es aber 1817 an diesen zurückgeben und wurde zum Marschall des Reichs und zum Gouverneur der 15. Militärdivision ernannt. Er † am 28. Oktober 1818.

Clarkesville, Stadt im nordamerikanischen Staate Georgia, Grafschaft Habersham, am Tugaloo (Nebenfluß des Savannah), unweit des Chattahoochee, reizend gelegen, Aufenthaltsort reicher Familien aus Georgia und Südcarolina. Unfern die schönen Pallulahfälle in einer äußerst romantischen Gegend.

Clarkia *Pursh*, Pflanzengattung aus der Familie der Onagrarieen, charakterisirt durch den röhrigen, 4spaltigen Kelch, die 4 genagelten Kronblätter, den Griffel von gleicher Länge, die 4theilige Narbe mit rundlichen, blumenartig ausgebreiteten Lappen und die fast cylindrische, 4fächerige Kapsel, Sommergewächse in Kalifornien, in deutschen Gärten häufig als Zierpflanzen. C. elegans *Dougl.*, Phaenostoma Douglasii *Spach*, hat einen aufrechten, ästigen, 3 Fuß und darüber hohen, gleich den Aesten grünlichrosenrothen Stengel und eirunde, spitzliche, gezähnelte, bläulichgrüne, glatte Blätter und einzelne, winkelständige, schöne, lilafarbige oder fleischfarbige Blüthen. C. pulchella *Pursh* hat schöne, purpurrothe Blüthen, variirt aber auch mit hellern, sowie mit weißen und gefransten Blüthen. Man säet den Samen entweder im Herbst, oder Anfangs März in ein kühles Mistbeet und versetzt im erstern Falle die Pflanzen noch vor dem Winter in

Töpfe, um sie im frostfreien Glashause zu überwintern und im Frühling zeitig ins Land zu setzen.

Clarksfork (Clarkesriver), der südöstliche Quellstrom des Columbiaflusses, entspringt im nordamerikanischen Gebiet Washington am Felsengebirge (nahe dem sogenannten „Grand Desile") in zwei Armen, dem Flathead und Bitterroot, fließt in nordwestlicher Richtung und verbindet sich, etwa 4 Meilen oberhalb des Forts Colville, unter 48° 36′ nördl. Br., mit dem nördlichen Quellstrom des Columbia, der bereits diesen Namen führt. Etwa 20 Meilen oberhalb seiner Mündung dehnt er sich zu einem großen See, dem Pendoreille (Kullespalmsee) aus, der über 7 Meilen lang und gegen 2 Meilen breit und von schönem fruchtbaren Land umgeben ist. Die Länge des C. beträgt 150—160 Meilen.

Clarus, Johann Christian August, einer der besten deutschen Kliniker, am 5. November 1777 in dem bayerischen Dorfe Buch am Forst bei Koburg, wo sein Vater Prediger war, geboren, machte seine Studien zu Leipzig und unter Peter Frank in Wien, wurde 1801 Doktor der Medicin, 1803 außerordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie zu Leipzig und zugleich Prosektor, 1810 Oberarzt am Jakobshospital und klinischer Lehrer und erhielt bald darauf eine ordentliche Professur. Bei weitem der größte Theil der sächsischen Aerzte ist aus seiner Schule hervorgegangen. Er suchte die herkömmlichen Heilmethoden auf einfachere Grundsätze zurückzuführen, die er in seinen „Annalen des klinischen Instituts am Jakobshospital" (Leipzig 1810—12) und in mehren Schriften entwickelte. Er war auch der Erste, der in Leipzig Vorträge über Auskultation und Perkussion hielt und sich dieser Untersuchungsart am Krankenbette bediente. Er † den 13. Juni 1854, nachdem er bereits 1848 seine Professur an der Universität aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt hatte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Der Krampf in pathologischer und therapeutischer Hinsicht" (Bd. 1, Leipz. 1822); „Beiträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände" (das. 1828); „Die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck, nach Grundsätzen der Staatsarzneikunde aktenmäßig erwiesen" (das. 1824); „Tractatus de omento lacerato et mesenterii chordapso" (das. 1830—33, 2 Thle.); „Ansichten über die Verbreitung der Cholera" (das. 1831); „Adversaria clinica" (das. 1846). Mit Radius gab er „Beiträge zur praktischen Heilkunde" (Leipzig 1834—37, 4 Bde.) heraus. Im Allgemeinen sind die Schriften von C. weniger bedeutend, als seine akademische Wirksamkeit. Seine Gelehrsamkeit war ausgebreitet, in Kenntniß und Interpretation der alten griechischen Aerzte kam ihm kein deutscher Kliniker gleich.

Clary und Aldringen, fürstliches Haus in Oesterreich und Böhmen, dessen Ahne, Bernhard von Clary, ein Florentiner, 1363 vom Kaiser Karl IV. das Indigenat in Böhmen erhalten haben soll. Franz von Clary oder Clario de Riva, wahrscheinlich aus Welschtyrol, erwarb sich ansehnliche Güter in Böhmen und wurde 1641 vom Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Sohn, Hieronymus, diente von der Pike bis zum Generalmajor, erbte durch seine Heirath mit Anna, der Tochter des Reichsgrafen von Aldringen, das aldringensche Wappen, das er 1635 mit dem seinigen vereinigte, und die Herrschaft Teplitz und erhielt 1666 die böhmische Grafenwürde. Sein Urenkel, Franz Wenzel, geboren den 8. März 1706, k. k. wirklicher Geheimerath und Obersthof- und Landjägermeister, wurde den 2. Februar 1767 vom Kaiser Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben, † den 21. Juni 1788. Die Besitzungen dieser Familie, zu denen außer der Fideikommißherrschaft Teplitz (1,6 □Meilen mit 12,000 Einwohnern) noch die Schutzstadt Graupen (0,45 □M. mit 2300 Einw.) und die Herrschaft Binsdorf (1,23 □M. mit 6200 Einw.) gehören, liegen gegenwärtig in der Hand des Fürsten Edmund Moritz, geboren den 3. Februar 1813, k. k. Kämmerer, seit 1841 mit einer Tochter des österreichischen Staatsministers Grafen von Ficquelmont vermählt. Eine Nebenlinie ohne den Beinamen Aldringen besaß das Gut Sparbersbach u. wurde 1627 vom Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrenstand u. 1687 in den Grafenstand erhoben.

Clasen, 1) Karl, Maler, 1812 zu Düsseldorf geboren, Sohn eines angesehenen Kaufmanns, besuchte anfangs das Gymnasium seiner Vaterstadt, um sich für die Theologie vorzubereiten, ward aber 1830 Schüler der düsseldorfer Malerakademie. Nachdem er, durch widrige Verhältnisse gezwungen, einige Zeit der Lithographie obgelegen, bildete er sich unter der Leitung des Direktors Wilhelm Schadow zum Historienmaler aus. Er zeichnet mit seltener Feinheit und großer Sorgfalt. Unter seinen frühern Bildern hat sich Graf Rudolf der Habsburger, dem zu einem Kranken gehenden Priester sein Roß überlassend, den meisten Beifall erworben. Nächstdem ist sein heiliger Sixtus auf seinem Todesgang als Situationsbild von religiösem Motiv hervorzuheben. Sein jüngstes uns bekanntes Bild, die Wiedererweckung des Töchterleins Jairi, ließ einen verstärkten Ausdruck der Figuren wünschen, deren Köpfe übrigens vortrefflich in der Anlage und eigenthümlich und fein gezeichnet sind. Außerdem sind noch mehre kleine Bilder, Zeichnungen und Radirungen von C. bekannt. Die bedeutendste Zeichnung ist eine allegorische Darstellung des menschlichen Lebensweges.

2) Lorenz, Maler, Vetter des Vorigen, geboren 1812 zu Düsseldorf, bearbeitet vorzugsweise die romantische Geschichte. Mit lebhafter Phantasie begabt, ist er zugleich völlig Herr über den Ausdruck seiner Gedanken und gewandt in den Formen. Es zeigt sich dies namentlich in seinem Oelgemälde, das den Sängerkrieg auf der Wartburg vorstellt. C.s Künstlerruf ist besonders seit dem Siege gestiegen, den er in Folge eröffneter Konkurrenz für den vierten Fries des elberfelder Rathhaussaales über andere tüchtige Künstler der düsseldorfer Schule davongetragen hat. Gegenstand der Komposition dieses Frieses sind die Segnungen des Friedens und des Gewerbfleißes.

Classer, Friedrich August, Landschaftsmaler, 1810 zu Berlin geboren, machte seine ersten Kunststudien in der königlichen Akademie zu Berlin und ging dann zu seiner Weiterbildung nach Rom. Gleichbedeutend im Wiedergeben der Natur und in freier Erfindung, stand er, Stoff und Form beherrschend, bald als ein vollendeter Meister da. Nicht minder schön und eigenthümlich als seine ausgeführten Oelbilder sind seine Aquarellen und

Federzeichnungen, welche er mit ungewöhnlicher Leichtigkeit Abends schuf. Sein Hauptbild ist das Campo Santo von Pisa in Mondscheinbeleuchtung, welches sich in Berlin in Privatbesitz und in einer Wiederholung in der königlichen Sammlung zu Stuttgart befindet. Obwohl seine Richtung im Allgemeinen eine durchaus poetische war, verlor er doch nie den festen Boden des fleißigsten, treuesten Naturstudiums, das er bis ins kleinste Detail mit der größten Ausdauer verfolgte. Italiens Morgen, Abend und Nacht haben in ihm ihren glücklichsten Darsteller gefunden, und mit ausdauernder Liebe konnte er die leisesten Wirkungen des Lichts in sicherer Folge über sein Bild verbreiten, ohne die Totalität darüber zu verlieren. Es hat auch dem allzu bescheidenen, in langer Kränklichkeit einsiedlerisch zurückgezogenen Künstler nicht an äußeren Auszeichnungen gefehlt. Er war ordentliches Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin und verschiedener auswärtigen Kunstanstalten und erhielt vom König von Preußen ein Jahrgehalt, welches er aber kaum ein Jahr genossen hat. Er † den 1. September 1845. Kurz vor seinem Tode vollendete er noch das Theater von Taormina mit dem Aetna und einen sicilianischen Klosterhof, beide von wunderbarem Kolorit, jetzt in Berlin in Privatbesitz.

Classes, im Alterthum eine Stadt am adriatischen Meere, unweit Ravenna, unter Augustus römischer Kriegshafen, ward 728 von dem Longobarden Luitprand zerstört. Ueberbleibsel davon ist noch die große und prächtige, aus dem 6. Jahrhundert stammende Kirche San Apollinare.

Classici autores, s. Klassiker.

Classicus, Julius, ein Häuptling der Treverer, Kampfgenosse des Civilis im Befreiungskriege der Gallier gegen die Römerherrschaft, stand bei seinem Volke durch Geburt, Reichthum und Tapferkeit in großem Ansehen. Er kämpfte anfangs für Vitellius gegen die Othonianer, später unter Flaccus Hordeonius gegen Vespasians Partei und die unter Civilis aufgestandenen Bataver. Der gewaltsame Tod des Hordeonius, die Gleichgültigkeit der gallischen Heerhaufen und sein Haß gegen die Römer brachten in ihm endlich den Entschluß eines offenen Aufstands gegen Rom zur Reife. Die Verschworenen, zu denen auch Ubier und Tungrer gehörten, kamen in Köln zusammen und beschlossen zunächst, die Trümmer von des Vitellius Heer für sich zu gewinnen. Umsonst bot Dillius Vocula, der an die Spitze der Legionen am Rhein trat, Alles auf, diese Schmach von den Seinen abzuwenden; noch während seine Worte die Besseren erschütterten, stieß ihn ein Verschworener nieder, und in demselben Augenblick hielt C., mit allem Schmuck eines römischen Imperators, seinen Einzug ins Lager und ließ die Legionen dem neuen gallischen Reiche den Eid der Treue schwören. Auch Köln wurde genommen u. die Besatzung zu gleichem Eid gezwungen. Fortan kämpfte C. mit, oft auch unter Civilis. Noch aber fand sich für die Römer in Gallien eine Partei, und als Cerealis einen Theil der Treulosen geschlagen und gefangen hatte, kehrten die verführten Legionen reuig zu ihrer Pflicht zurück. Ein Sieg des Cerealis über C. und Civilis am Unterrhein trennte Beide; Letzerer zog sich nach Batavien zurück, und C. setzte mit 113 der Angesehensten seiner Landsleute über den Strom, um sich den germanischen Stämmen anzuschließen. Bei einem abermaligen gemeinsamen Angriff auf das römische Lager bei Arenacum (Arnheim) siegten wiederum die Römer, und C. rettete sich nur mit Mühe auf einem Nachen über den Strom, um fortan aus der Geschichte zu verschwinden.

Classis (lat.), Abtheilung, Klasse; Heer; Flotte.

Claude (St. Claude, ehemals Condat, später St. Oyant u. Condat-Montagne genannt), Bezirkshauptstadt im französischen Departement Jura, am Zusammenflusse der Vienne und des Ison, ward nach dem Brande von 1799 regelmäßig aufgebaut und hat 5890 Einwohner, welche sich mit Fabrikation von Uhren, musikalischen Instrumenten, Spitzen, Nägeln, Nadeln, Dosen, Rosenkränzen, Kinderspielzeug 2c. beschäftigen. In der Nähe sind schöne Marmorbrüche. Die Stadt verdankt Ursprung und Namen einem Kloster, das der heilige Romanus um 430 auf dieser Stätte, die damals Condat hieß, gründete. Der zwölfte Abt, der heilige Claudius, zugleich Erzbischof von Besançon, erwarb sich um das Kloster so große Verdienste, daß es vom 12. Jahrhundert an seinen Namen führte. Im J. 1742 wurde die bisherige Abtei St. C., die dem heiligen Stuhl unmittelbar unterworfen gewesen, von Benedikt XIV. in ein Bisthum verwandelt u. der Konvent säkularisirt.

Claude, Johann, Vorkämpfer und theologischer Schriftsteller der französisch-reformirten Kirche, geboren 1621 zu La Sauvetat im südlichen Frankreich, wurde, nachdem er mehre kleine Pfarrstellen verwaltet, 1654 nach Nismes als Prediger und Professor berufen, aber wegen seiner Bekämpfung eines vom Prinzen von Conti, Statthalter von Languedoc, vorgebrachten Projekts einer Union der römischen und evangelischen Konfession seiner Aemter entsetzt. In Paris, wohin er sich begab, erwarb er sich durch seine, stets nur durch Angriffe hervorgerufenen politischen Werke gegen die Hauptgegner der katholischen Kirche, vor Allem durch seine „Défense de la réformation“ (Rouen 1673, 4 Bde.; Paris 1844, 8 Bde.) einen bedeutenden Namen und bekleidete von 1766 an die Pfarrstelle von Charenton bei Paris. Bei der Aufhebung des Edikts von Nantes erhielt er den Befehl, Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen und begab sich nach dem Haag, wo er sich fortan mit literarischen Arbeiten und mit Predigen beschäftigte. Er † am 13. Januar 1687. Seine Hauptschrift sind seine „Plaintes des protestantes cruellement opprimés dans le royaume de France“ (Köln 1686). Seine sämmtlichen Werke erschienen unter dem Titel „Oeuvres posthumes de J. Claude“ (Amsterdam 1688, 5 Bde.).

Claude de France, Königin von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und der Anna von Bretagne, 1499 zu Romorantin geboren, war anfangs zur Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl V. bestimmt, wurde aber nach 1514 mit Franz von Valois, dem Thronerben von Frankreich, vermählt, dem sie das Herzogthum Bretagne, die Grafschaften Blois, Coucy, Montfort, Etampes, Asti und außerdem Ansprüche auf Mailand zubrachte. Nicht durch körperliche Reize ausgezeichnet, wußte sie sich gleichwohl durch desto hervorragendere Vorzüge des Geistes und Herzens die Achtung ihres flatterhaften Gemahls zu wahren und die Liebe des Volks, das sie nur die „gute Königin“ nannte, in hohem Grade zu erwerben. Nur soll sie, wie ihre Mutter, dem

Trunk etwas ergeben gewesen sein. Sie hatte 3 Söhne und 4 Töchter und † 1524 auf dem Schloß Blois.

Claude Lorrain, eigentlich Claude Gelée, einer der ausgezeichnetsten Landschaftsmaler aller Zeiten, wurde auf dem Schloß de Champagne bei Toul 1600 geboren. Wider seinen Willen von seinem Vater erst zum Pastetenbäcker, dann für den geistlichen Stand bestimmt und wegen seiner Abneigung gegen beide Berufsarten hart behandelt, entfloh er als Bedienter einiger flamändischen Maler nach Rom. Hier entwickelte er gelegentlich eine solche Fertigkeit in der Pastetenbäckerei, daß ihm der römische Maler Agostino Tassi die doppelte Funktion eines Kochs und Farbenreibers übertrug. Er lag derselben bis zu seinem 36. Jahre ob; schon 10 Jahre später aber finden wir ihn auf der Höhe seines Ruhms, als ersten Maler der ganzen Aristokratie Europa's, der nur für die größten Potentaten der Christenheit den Pinsel anrührte. Lange mußte er als Autodidakt seine Kunst Anderen ablauschen, bis ihm endlich der Zufall in dem berühmten Sandrart einen Lehrer gab. C. brachte nur wenige Jahre außerhalb Italiens, am längsten in der Nähe von München auf einer Villa bei Härlaching zu; 1627 begab er sich für immer nach Italien zurück. In Rom erwarb er sich eine prachtvolle Villa auf dem Janiculus, dem südlichen Abfall des trümmerreichen Aventinus gegenüber; hier † er am Podagra 1678, nach Andern erst 1682. Die Werke C.s sind „entzückende Naturbilder“ voll Ebenmaß, Eleganz und Anmuth der Formen und Umrisse. Auch in der malerischen Ausführung sind sie Muster der Vollkommenheit; die Wärme der Tinten, das Wellenspiel, der Schmelz und Duft der Töne, die Wirkung des Lichts sind nach C. nie wieder mit solcher Meisterschaft dargestellt worden. Seine Behandlung der Oelmalerei ist ungemein klar und kräftig. Erreicht er im großen Styl der Komposition Poussin nicht, so möchte ihm im Kolorit vielleicht nur Tizian den Vorrang streitig machen. Auch wußte er nicht in dem Grade einen bestimmten historischen Charakter oder eine tiefere ethische Bedeutung in seine Bilder zu legen wie Poussin. Sein Hauptstreben geht auf das sinnlich Angenehme. Auf seine sehr mittelmäßigen menschlichen Figuren legte er selbst sehr wenig Werth; oft malten sie ihm Andere. Die Zahl seiner Zeichnungen ist nicht gering, besonders in England. Von den Landschaften, die er gemalt, pflegte er leichte Zeichnungen in Tusche zu machen und in sein „Buch der Wahrheit“ aufzunehmen, um so Liebhaber seiner Werke dieselben von nachgeahmten unterscheiden zu lassen. Ehedem war eine beträchtliche Anzahl von C.'s Werken in Rom, zur Zeit der Revolution aber kamen die meisten auswärts; noch sind dort Freskobilder von ihm. Sandrart erwähnt des herrlich verzierten Saales im Hause des Cav. Muzio. Zwei bedeutende Gemälde von ihm sieht man noch im Palaste Doria, ehemals Pamfili, von denen besonders das eine unter dem Namen der „Mühle“ (il molino) bekannt ist (von Gmelin meisterhaft gestochen). England besitzt Vieles von C., so die Nationalgallerie eine Landschaft mit der Darstellung des Narcissus und der Echo; eine kleine Landschaft mit Hagar in der Wüste; ein kleines Studium von Bäumen nach der Natur, mit Hirten und einer Ziegenheerde in der Ferne; eine Landschaft bei Sonnenuntergang, den Tod der Procris darstellend; eine größere mit Simon, der als Gefangener zu Priamus gebracht wird. Im Dulwichcollege befindet sich unter C.'s Namen eine große Anzahl von Bildern, z. B. der Hafen von Ostia, eine Landschaft mit Ruinen und Bäumen und eine größere mit der Staffage von Jakob und Laban; im Palast von Kensington ist die Aussicht von Tivoli nach der Campagna von Rom, ein großes Studium nach der Natur. Die Bridgewatergallerie hat eine große Landschaft mit einem prächtigen Baum in der Mitte, links Moses am feurigen Busche; ein Seestück mit einer großen Baumgruppe und Ruinen am Ufer; eine große Landschaft mit tanzenden Nymphen und dem Schäfer des Appulejus. Die Sammlung des Herzogs von Devonshire besitzt das genannte Liber veritatis unter dem Titel „Liber veritatis or a collection of 100 prints after the original designs of Claude le Lorrain etc.“ (London 1774—77); die Wellingtongallerie drei Bildchen, besonders eine Marine von großer Schönheit; die Sammlung Coesvelts eine große Abendlandschaft von ausgezeichneter Schönheit; die Gallerie Th. Hope's eine große, schöne Landschaft in Morgenbeleuchtung. Zu Straton sind drei Landschaften, ein Sonnenaufgang mit Figuren von N. Poussin, ein Sonnenuntergang u. das letzte Bild, welches C. gemalt haben soll: eine Landschaft mit Figuren, die aber alle unangenehm steif sind. Zu Longford Castle bei Salisbury sind zwei große Bilder: ein Seehafen mit Sonnenaufgang und ein Sonnenuntergang mit antiken Ruinen und einer Wasserleitung; zu Keddleston Hall im Besitze des Grafen von Scarsdale eine reizende Landschaft, die Mühle mit dem Thurm an der Tiber; zu Holkham, dem Landsitze des Grafen Leicester, eine große Anzahl von claude'schen Originalbildern, meist reiche landschaftliche Kompositionen; in Corsham House bei Bath zwei Landschaften, der Morgen und der Abend; erstere ist von Peak für Boydell gestochen, letztere von Byrne. Auch das britische Museum besitzt einen großen Reichthum an Zeichnungen dieses Meisters; ein Band enthält deren allein 222 Stück, worunter sich nach Passevant nur einige zweifelhafte befinden. Auch in der Sammlung von Handzeichnungen im neuen Palast in London sind ganz vorzügliche Handzeichnungen C.'s. Im kaiserlichen Museum zu Paris befinden sich: die Hochzeit unter Bäumen; das Foro Romano, in seinem neuen Zustande als Campo Vaccino, 1660 gemalt; die Landung der Cleopatra; eine reiche Landschaft mit der Salbung Davids durch Samuel; eine Marine mit reichbeladenen Schiffen und die Zubereitung zum Opfer; ein Seehafen bei Sonnenuntergang; eine Marine bei Sonnenuntergang; eine Landschaft mit einem Flusse, in welchem der Hirt die Heerde tränkt; ein Landungsplatz mit Schiffen; eine Marine mit einem Pharus; zwei Landschaften mit Vieh; zwei unter dem Namen Siège de la Rochelle und Le Pas de Suz bekannte Bilder und noch ein Paar andere. Im königlichen Museum zu Neapel ist ein Meisterwerk, welches unter dem Namen des See's der Diana bekannt ist. In der kaiserlichen Eremitage in Petersburg sind die vier Bilder aufgestellt, welche die Tageszeiten vorstellen; sie waren ehemals zu Kassel, wanderten aber durch Napoleon I. nach Malmaison und von da nach

Rußland. Diese Bilder bezeichnen vielleicht das Höchste, was die Poesie in der Landschaft hervorgebracht hat. Haldenwang lieferte davon Kupferstiche. In der königlichen Pinakothek zu München sind ebenfalls meisterhafte Bilder von C.: eine Landschaft mit der aufgehenden Sonne, deren Strahlen sich auf den Wellen des See's spiegeln; die untergehende Sonne, während eine Heerde durch das spiegelnde Wasser geht; eine Aussicht auf die See; Hagar mit Ismael; Abraham, die Hagar mit Ismael verweisend. Im königlichen Museum zu Berlin ist eine schöne reiche Komposition, eine Landschaft mit Meer im Hintergrunde, einem Waldstück in dem mittleren Striche und im Vordergrunde mit dem Zug des Silen und der Bacchantinnen nach einem Tempel des Bacchus; dieser Zug ist nach einer Komposition des Giulio Romano von unbekannter Hand gemalt. In der königlichen Gallerie zu Dresden sind drei Landschaften von C., darunter das Seestück mit Acis und Galatea die vorzüglichste. Die Gallerie des Fürsten Esterhazy zu Wien bewahrt vier schöne Landschaften von C. Man hat von ihm auch radirte Blätter, welche zu den Zierden der Sammlungen gehören, sich aber in guten Abdrücken selten finden. C. überarbeitete seine Platten sehr oft, so daß man eine Menge verschiedener Abdrücke hat, die, nach ihren Varianten, höher oder geringer bezahlt werden. Die Zahl aller Stiche C.'s mit bestimmten Kennzeichen beläuft sich auf 43. Vergl. Graf von Level, Oeuvres de Claude Gelée dit le Lorrain, Dresden 1806.

Claudiana tonitrua (lat., claudische Donner), das durch Rollen von Steinen hinter der Scene hervorgebrachte donnerähnliche Geräusch, von Appius Claudius zuerst eingeführt.

Claudianum senatusconsultum, Beschluß des Kaisers Claudius, nach welchem eine Freie, die, trotz dreimaliger Warnung, mit einem Sklaven eine Ehe eingehe, dem Herrn des Sklaven sammt ihrem Vermögen zu eigen gehören solle, ward wegen häufigen Mißbrauchs von Kaiser Justinian wieder aufgehoben.

Claudianus, 1) Claudius, römischer Dichter aus Alexandria in Aegypten, siedelte von da um 390 n. Chr. nach Rom über. Aus einer fünfjährigen Abwesenheit desselben von Rom vor dem Konsulat des Stilicho schließt man, daß er sich im Gefolge desselben in Mailand aufgehalten habe. Eine im 15. Jahrhundert zu Rom entdeckte Inschrift auf einer dem C. zu Ehren errichteten Statue nennt ihn Tribunus u. Notarius; die Vermuthung, daß sich C. nach Stilicho's Fall in spätern Jahren in seine ägyptische Heimat zurückgezogen habe, hat Manches für sich. C. war Heide und blieb es. Sein Dichtertalent wäre einer bessern Zeit würdig gewesen. Ueberall treten uns in seinen Werken Fülle und Kraft der Gedanken, Würde und Hoheit der Gesinnung, blühende Phantasie, kräftige und im Ganzen noch sehr reine Sprache entgegen, und die Diktion verdient nur da Tadel, wo der Glanz das Maß überschreitet. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Raptus Proserpinae", ein unvollendetes Epos, in 3 Büchern; „Gigantomachia", episches Fragment, von Manchen für eine Uebersetzung aus dem Griechischen von anderer Hand gehalten. Von historischem Werthe sind: „De bello Gildonico", Beschreibung der Zurüstungen des Honorius zum Kriege gegen die mauritanischen Fürsten; „De bello Getico", vom Sieg Stilicho's über die Gothen. Unter seinen panegyrischen Gedichten zeichnen sich aus: „Panegyricus in consulatum Olybrii et Probini" um 395; „P. in consul. Flavii Mallii Theodori" um 399; „P. in III, IV, VI cons. Honorii" um 395, 398 u. 404; ferner: „De laudibus Stilichonis", 3 Bücher; „De laudibus Serenae" (Stilicho's Gemahlin). In etwas allzu grellen Farben spielen die beiden Schmähgedichte: „In Rufinum et Eutropium"; desto angenehmer liest sich das Gedicht „In nuptias Honorii et Mariae"; ebenso die Fescennien (einige kleinere Gedichte) und die „VII Idyllia"; endlich noch eine Anzahl Epigramme und Briefe. Unter den Ausgaben des C. sind außer der Editio princ. von Barnabas Celsanus (Vicenza 1482) die von K. Barth, mit weitschweifigem Kommentar (Hannover 1612 und 1650), N. Heinsius (Leyd. 1665), Matth. Gesner (Leipz. 1759), P. Burmann (Amsterdam 1760), G. L. König (Göttingen 1808) u. E. Doullay (Paris 1836, unvollendet) zu nennen.

2) C. Ecdicius Mamertus, um die Mitte des 5. Jahrhunderts Presbyter zu Vienne, unter dessen gelehrten Schriften sich viele Hymnen und Psalmen befinden, die er den Sängern seiner Kirche selbst gelehrt haben soll. Besonders merkwürdig ist er als Verfasser u. Einführer der kleinen Litaneien, welche noch jetzt in einigen katholischen Kirchen drei Tage vor Himmelfahrt gesungen werden, des Passionshymnus „Pange, lingua gloriosi" u. der Schrift „De statu animae", in welcher mehrfach platonische Ansichten vorkommen, mit dem Anfang Carmen contra poetas vanos.

Claudicans versus (lat.), s. v. a. Choliambus.

Claudicantes (lat.), Beiname der Kalixtiner.

Claudius (Claudia gens), sehr einflußreiches römisches Geschlecht, welches in zwei mächtige Zweige zerfiel, die patricische und die plebejische Familie der C., die beide durch die von ihnen vertretenen Interessen ihres Standes streng von einander geschieden waren. Jede Familie zerfiel wieder in mehre Zweige, u. der Stammname selbst verwandelte sich bei Einigen in Clodius (s. d.). Nach der Tradition wanderte dieses Geschlecht schon zu Romulus' Zeiten, von zahlreichen Klienten gefolgt, vom Sabinerland nach Rom und soll auf den Vorschlag des Titus Tatius in der Person des Atta Clausus (s. unten) vom Senat unter die Patricier aufgenommen worden sein. Von welcher Bedeutung dem Staate der Erwerb dieser Familie war, geht daraus hervor, daß ihren Klienten ein Strich Landes, dem Familienhause selbst aber 25 Jugera jenseits des Anio bewilligt und als Auszeichnung eine Begräbnißstelle am Fuße des Kapitols zugestanden wurden. Bis auf Suetons Zeiten herab zählte dies Geschlecht 28 Konsuln, 5 Diktatoren, 7 Censoren, 7 Triumphe u. 2 Ovationen. Den Vornamen Lucius gaben sie für immer auf, nachdem zwei Claudier dieses Vornamens wegen Raubes und Mords verurtheilt worden waren. Merkwürdig sind besonders:

1) Appius C. Sabinus (Regillensis), aus Regillum im Sabinerland, wo er sich Atta Clausus nannte, der Ahnherr des Geschlechts, war, von seiner Vaterstadt als Römerfreund angefeindet, um 504 v. Chr. auf eine Einladung des P. Valerius Publicola nach Rom gekommen. Schon er begann den Kampf

gegen die Plebejer, in denen er nichts als eine faule und müßige Rotte erblickte, die von jedem Einfluß auf den Staat auszuschließen sei. So widersetzte er sich 496 v. Chr. den milden Bedingungen, welche einzelne Stimmen des Senats den verschuldeten Plebejern stellten, und wollte nur ein Indult für die zahlungsfähigen Schuldner bewilligt haben. Die dringende Gefahr, die dem Staate gerade damals seitens des zur Rache für seine Vertreibung heranrückenden Tarquinius drohte, benutzte C. zur Schöpfung eines neuen Hebels der Aristokratenherrschaft, eines Diktators. Im J. 495 v. Chr. ward C. mit Publ. Servilius Konsul; eine Empörung der Volsker ermuthigte die Plebejer zu neuen Erhebungsversuchen, doch auf das Versprechen des Senats, den Indult zu verlängern, folgten sie Servilius willig und schlugen jene. Inzwischen ließ C. 300 volskische Jünglinge, welche Rom beim letzten Frieden als Geiseln empfangen hatte, auf dem Forum gleich Sklaven mit Ruthen peitschen u. dann enthaupten und versuchte aus niedriger Eifersucht, dem wohlverdienten Triumph des Servilius entgegenzutreten. Die Erfüllung der dem Volk in der Noth gegebenen Verheißungen hintertrieb er, ja er ließ die aus dem Feldzug Heimkehrenden wieder in ihre Schuldkerker werfen. Die Erbitterung des Volks bekundete sich bereits in lauter Aeußerung der Verachtung gegen C., sowie im gemeinsamen Ueberschreiten der harten Urtheilssprüche des C. Dieser rächte sich durch seinen Vorschlag einer nochmaligen Diktatorwahl, doch wählte der Senat wenigstens nicht ihn selbst, sondern den milderen Valerius. Als selbst dessen Verwendung um Erleichterung der auf dem Volke lastenden Schulden an C.' Trotz scheiterte, erfolgte endlich der Auszug des Volks auf den heiligen Berg. Auch jetzt stimmte C. gegen jede Nachgiebigkeit; doch drangen gemäßigtere Stimmen durch, und die Plebejer wurden durch Volkstribunen in ihren konstitutionellen Rechten dem Patricier gegenüber sicher gestellt. Dieses Institut bildete fortan den Hauptgegenstand des Hasses und der Verfolgung bei C. Daher sein Beistimmen zu dem Vorschlage Coriolans, die bei einer Hungersnoth aus Sicilien beigeschafften Kornvorräthe dem Volke nur gegen Verzichtleistung auf jenes Zugeständniß zu Gute kommen zu lassen. Die Folge war jedoch Coriolans Verbannung. Bei dem Streit über die Vertheilung der Staatsländereien nach dem von Spurius Cassius gemachten Vorschlag beantragte C. die Ernennung eines Ausschusses von 10 Männern (Decemvirn), welche den Umfang und die Beschaffenheit der Staatsländereien untersuchen, die unrechtmäßigen Besitzer daraus entfernen, eine neue Verpachtung veranstalten und den Ertrag dem öffentlichen Schatze überweisen sollten. Es war eine Auskunft für den Augenblick; an eine Ausführung ward nicht gedacht, weshalb die Volkstribunen schon 481 v. Chr., als ein neuer Krieg bevorstand, abermals die Aushebung der Mannschaft verhinderten. Einer der letzten, klügsten, aber niederträchtigsten Schläge gegen das Tribunat war des C. Vorschlag, die Zahl der Tribunen bis auf 5 zu erhöhen, weil dann leichter zu hoffen sei, daß wenigstens Einer seinen Kollegen entgegentrete, wodurch dann die tribunicische Gewalt in sich selbst gelähmt werde. Auch darin ging er der Selbstüberschätzung der eigenen Person, des Herkommens und Standes allen späteren Aristokraten voran, daß er zuerst seine Ahnenbilder in einem öffentlichen Heiligthum, dem Tempel der Bellona, aufstellte.

2) **Appius C. Sabinus**, des Vorigen Sohn und Ebenbild, dessen Haß gegen die Tribunen eben so bald erwachte als ihr Widerstand gegen ihn. Der Vorschlag des Tribunen Publilius Valero, die Wahl der Tribunen nach Abstimmung der Tribus (in den Kurien hatte der Senat die Oberhand) durchzusetzen, setzte damals ganz Rom in Bewegung. C., der „Henker des Volks", zum Konsul erwählt, bekämpfte die publilische Rogation mit solcher Heftigkeit, daß er seine Gegner sogar zu thätlicher Mißhandlung gegen sich aufreizte u. den Senat selbst in die Nothwendigkeit versetzte, dem Willen des Volks entgegenzukommen. Unmittelbar darauf führte C. ein Heer gegen die Volsker, behandelte aber die Soldaten mit so ausgesuchter Härte, daß seine Befehle unvollzogen blieben und die folgende Schlacht zur vollständigen Niederlage der Römer ward. C. ließ hierfür die Centurionen, welche geflohen waren, geißeln u. enthaupten, die Legionen decimiren. Im folgenden Jahre bekämpfte er das von den Tribunen aufs Neue angeregte Ackergesetz, wurde aber von denselben vor das Volksgericht gezogen, um Rechenschaft über seine frühere Amtsführung zu geben. Es war unausbleiblich, daß seine Sache vor solchen Richtern verloren gehen mußte; gleichwohl änderte er in seiner Vertheidigungsrede die seither geführte Sprache so wenig, daß Tribunen und Volk der Unerschütterlichkeit des Mannes Bewunderung zollen mußten; man vermochte nicht zu einem Urtheil zu kommen und verschob den entscheidenden Ausspruch auf den nächsten Morgen. In der nämlichen Nacht aber ereilte ihn der Tod. Nach Livius (II, 61) starb er an einer Krankheit, nach Dionysius (IX, 54) durch Selbstmord.

3) **Appius C.**, Sohn oder Enkel des Vorigen, gewöhnlich als sein Neffe aufgeführt, ein ächter Claudier, von glänzenden Eigenschaften des Geistes, aber voll Ehrsucht und gemeiner Leidenschaften, erschütterte Roms Verfassung durch die Einführung wie durch den selbst verschuldeten Umsturz einer neuen Regierungsform aufs Tiefste. Im Jahre 455 v. Chr. zum Konsul designirt, gab er als solcher das überraschend neue Beispiel liberaler Bestrebungen eines Claudiers, indem er sich der Seite der Tribunen zuwandte und die Wahl von Decemvirn (s. d.) beantragte. Selbst zum Decemvir gewählt, stand er, obgleich der jüngste unter allen, durch die Gunst des Volks doch an der Spitze des ganzen Instituts. Als aber die Wahl der Decemvirn auch für das folgende Jahr beschlossen war, und C., zum Vorsitzenden ernannt, die Wahl ihm ergebener Männer durchgesetzt hatte, glaubte er es wagen zu können, die lästige Larve volksthümlicher Gesinnung abzuwerfen u. mit der eisernen Stirn seines Geschlechts dem Volk gegenüberzutreten. Die Decemvirn erschienen fortan als 10 Tyrannen und bestätigten sich aus eigener Machtvollkommenheit auch für das nächste Jahr. In einer durch drohende Kriegsgefahr endlich erzwungenen Senatssitzung blieb C. den wohlverdienten Angriffen der angesehensten Senatoren, ja selbst der sanfteren Beredtsamkeit seines Oheims gegenüber unbeweglich. Nur in Betracht der nahen Gefahr gab der Senat den Forderungen der zahlreich anwesenden jüngeren

Patricier, die unter den Decemvirn goldene Tage feierten, nach und erkannte den Decemvirn das Recht der Truppenwerbung und den Oberbefehl zu. Acht von ihnen zogen aus, nur C. u. Sp. Oppius blieben in Rom zurück und führten den Sturz des Instituts der Decemvirn durch zwei Unthaten herbei: die Ermordung des freisinnigen plebejischen Feldherrn L. Siccius Dentatus durch die von ihnen gedungenen Dolche und den Frevel des C. gegen Virginia, die Tochter des L. Virginius (s. d.). Auf die Nachricht von diesen Frevelthaten brach der Aufruhr los, u. das Volk zog, als seinen Forderungen auf Wiederherstellung der Volkstribunen und Bestrafung der Decemvirn nicht gewillfahrt wurde, abermals auf den heiligen Berg, Rom und die Senatoren wehrlos den äußeren Feinden überlassend. Der Senat mußte nachgeben, C. allein beharrte in seinem Trotz und widersprach, wiewohl vergeblich, jeder Abdankung u. Unterwerfung. Virginius trat als Kläger gegen ihn auf; er wurde, nachdem er sich sogar durch Appellation an das Volk vor diesem Palladium der Volksfreiheit, das er so oft mit Füßen getreten, gedemüthigt hatte, zur peinlichen Haft gebracht, sein Urtheil aber für den kommenden Tag ausgesetzt. Die Fürsprache seines Oheims blieb erfolglos, und C. gab sich im Gefängniß den Tod; nach Dionysius aber wurde er daselbst auf Befehl der Tribunen hingerichtet.

4) Appius C. Cäcus, wurde anfangs Crassus, später aber Cäcus (der Blinde) genannt, bekleidete 312 v. Chr., noch ehe er Konsul gewesen war, das wichtige Amt des Censors, ernannte als solcher Söhne oder Enkel von Freigelassenen zu Senatoren und nahm die niedrig geborenen Bürger (die ganze Masse der Libertiner) unter die Tribus auf: Maßregeln, welche auf die Schwächung des plebejischen Einflusses, namentlich des plebejischen Adels, hinzielten. Ein besseres Andenken sicherte er sich durch den Straßenbau und die Anlegung der Wasserleitung in die Stadt. Mit Hintansetzung des ämilischen Gesetzes bekleidete er sein Amt über die bestimmte Zeit hinaus. Als Konsul des Jahres 307 v. Chr. blieb er während des Kriegs mit den Samnitern in Rom zurück. Im folgenden Jahre bekämpfte er den Gesetzvorschlag der Tribunen Qu. und Cn. Ogulnius auf Theilnahme der Plebejer am Priesterthum; denselben claudischen Kampf führte er 299 v. Chr., wo er als erster Interrex, dem Herkommen zuwider, Komitien, u. zwar gegen die Wahl von Plebejern hielt. Zum zweiten Male 297 v. Chr. Konsul, zog er diesmal mit zu Felde gegen Samniter und Etrurier, zeigte aber wenig militärische Geschicklichkeit, erlitt öftere Nachtheile und hatte dadurch den Muth des Feindes schon zu einer gefährlichen Höhe anwachsen lassen, als sein Mitkonsul, der stets siegreiche und von den Soldaten geliebte L. Volumnius, zu den geschwächten Truppen stieß. Mit allem Zorn beleidigten Stolzes wies C. dessen Hülfe zurück und spottete, als dieser dem Konsul zu bedenken empfahl, daß vor dem Wohl des Staats jede persönliche Rücksicht weichen müsse, noch über den plötzlich so großen Redner, der während seines ersten Konsulats nie den Mund geöffnet habe. Die Soldaten aber forderten mit so gewaltigem Zuruf, daß die Konsuln gemeinschaftlich gegen die Etrurier befehligen sollten, daß der Feind im gegenüberstehenden Lager dadurch in Bewegung gerieth und stracks in Schlachtordnung hervorrückte, u. C. mußte sich nun zur Nachgiebigkeit bequemen, wenn er dem Nebenbuhler den Siegesruhm nicht allein überlassen oder seine Truppen zu ihm übergehen sehen wollte. Der Sieg ward schwer, aber vollständig errungen. C. gelobte in dieser Schlacht der Bellona einen Tempel. Er blieb bei dem Heere in Etrurien, bis ihn der Konsul Fabius Maximus ablöste. Später besiegte er noch einmal in Gemeinschaft mit Volumnius die Samniter. Im höhern Greisenalter erblindet, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück. Als aber 280 v. Chr. Pyrrhus nach seinem Siege über Valerius Lävinus den Cineas nach Rom sandte, um den Römern Frieden und Freundschaft anzutragen, ließ sich C. in den Senat tragen und bewog durch eine Rede voll alter Claudierenergie den Senat, der sich schon willfährig gezeigt hatte, zu dem Bescheid: erst müsse Pyrrhus den Boden Italiens geräumt haben, dann möge er senden und um Frieden bitten.

5) Publius C. (auch Clodius) Pulcher, war Konsul 249 v. Chr., als die Römer während des ersten punischen Kriegs gerade Lilybäum vergeblich belagerten. Nachdem C., hochfahrend und ungestüm wie alle Claudier, die längst für unausführbar erklärte Verschüttung des Hafeneingangs von Lilybäum gleichwohl noch einmal, aber ebenso vergeblich, versucht, beschloß er, die karthagische Flotte unter Adherbal im Hafen von Drepanum zu überfallen. Zwar warnten ihn die Augurn, da die heiligen Hühner das ihnen vorgeworfene Futter, zum bösen Anzeichen, verschmäheten. C. aber rief: „Wollen sie nicht fressen, so mögen sie denn trinken!" und ließ sie ins Meer werfen. Der Schrecken, den dieser Frevel am Heiligen des Volksglaubens im Heere verbreitete, die Unbehülflichkeit der römischen Flotte, die Ungeübtheit ihres Führers und die Gewandtheit der karthagischen Seeleute wirkten zusammen, um letzteren einen Sieg zu verschaffen, der Rom 93 Schiffe, 8000 Mann Todte und 20,000 Gefangene kostete. Da auch C.' Kollege kein besseres Feldherrntalent entwickelte, so rief der Senat Beide zurück und befahl C., einen Diktator zu erwählen. Mit Grimm und bitterem Hohn gab er Rom einen Diktator aus der Hefe des Pöbels, Namens Claudius Glicia, einen seiner Freigelassenen und Schreiber, den er bisher als Gerichtsdiener gebraucht hatte. Wegen dieses unwürdigen Possenspiels wurde C. von 2 Tribunen des Hochverraths angeklagt, durch ein Gewitter aber, das während der Komitien ausbrach, von der Klage befreit. In Folge einer späteren Klage verurtheilte ihn das Volk zu einer schweren Geldstrafe. Im Jahre 246 v. Chr. lebte er nicht mehr und endete vielleicht durch Selbstmord.

Claudius, 1) Tiberius C. Nero, römischer Kaiser, s. Tiberius.

2) C., nach seinem vollständigen Namen Tiberius C. Drusus Nero Germanicus, der 4. römische Kaiser (41—54 n. Chr.), Sohn des Nero Drusus und der Antonia, Neffe des Kaisers Tiberius, Enkel des Prätors Tiberius C. Nero und der Livia, war der jüngere Bruder des Drusus Germanicus und nahm selbst den Namen Germanicus an, weil sein Vater über die Germanen gesiegt hatte. Er war 9 v. Chr. zu Lugdunum (Lyon) geboren, körperlich wohlgebaut, aber geistig von Natur und hinsichtlich der Erziehung verwahrlost. Seine

eigene Mutter, Augustus und Tiberius behandelten ihn als Blödsinnigen, und Caligula schien ihn nur deshalb mit einigen Staatswürden bekleidet zu haben, um eine Zielscheibe seiner Spott- und Lachlust am Hofe zu haben. Da er den ungeheuren Preis für die erlangte Konsul- und Priesterwürde nicht zu zahlen vermochte, bot der Fiskus seine Habe öffentlich feil. Sein ganzes Thun, auch sein wissenschaftlicher Zeitvertreib, hatte etwas Kindisches und Aengstliches an sich. Nach dem Tode des Caligula kam er, bereits im 50. Jahre, auf unerwartete Weise zur Regierung. Er hatte sich bei dem Gerüchte von der Ermordung des Caligula aus Furcht im Palaste versteckt, wurde aber von einem Prätorianer hervorgezogen und, während der Senat auf dem Kapitol über Wiederherstellung der Freiheit berathschlagte, im Lager gegen das Versprechen eines Geschenks von 15 großen Sestertien für jeden Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Dies das erste Beispiel der Erniedrigung des römischen Throns zur käuflichen Waare. Der ohnmächtige Senat stimmte den Prätorianern bei. C. erließ alsbald eine Amnestie wegen des vom Senat gewagten Versuches, die Freiheit wieder herzustellen, und nur den Mördern des Caligula traf die Todesstrafe. Hätte nicht C. seine von Weibern und Freigelassenen mißbrauchte Furchtsamkeit grausam gemacht, so würde er ein gemäßigter und selbst nicht verdienstloser Herrscher zu nennen sein. Er war bescheiden und populär und sorgte nicht nur für Brod und Spiele, sondern zeigte auch Interesse an der Rechtspflege und Gesetzgebung. Sueton schreibt ihm die Vertreibung der Juden aus Rom zu. Auch mehre große Bauwerke wurden unter ihm ausgeführt, besonders die claudische Wasserleitung, die Ableitung des fucinischen See's in die Tiber und der Hafen von Ostia. Ohne kriegerische Talente, unternahm er dennoch einen Feldzug nach Britannien (43 n. Chr.), wo seine Feldherren glücklich kämpften, verweilte 16 Tage dort und kehrte sodann nach Rom zurück, um einen prächtigen Triumph zu feiern. Nachdem er in früher Jugend zweimal verlobt gewesen, heirathete er später die Plautia Urgulanilla, die ihm einen Sohn Drusus und eine Tochter Claudia gebar. Furcht vor diesem Scheusal für sein eignes Leben bewog ihn zur Lösung der Ehe, sowie ein unbedeutendes Mißverständniß zur Scheidung von Aelia Petina, seiner zweiten Gemahlin und Mutter der Antonia. Als C. Kaiser wurde, war er bereits mit der berüchtigten Valeria Messalina (s. d.) vermählt. Letztere sowohl, als die mit ihr verbündeten Freigelassenen, besonders Narcissus und Pallas, verleiteten ihn zu jener Grausamkeit, die er gegen eine Menge von Unschuldigen, zumal in Folge der Verschwörung des Camillus Scribonianus, verübte. Nachdem Messalina durch Narcissus ihr Ende gefunden, vermählte er sich mit seiner Nichte Agrippina, die jener durchaus ebenbürtig war und C. dahin brachte, daß er seinen eigenen Sohn Britannicus hintansetzte, ihren Sohn Cajus C. Nero adoptirte und mit seiner Tochter Octavia verlobte. Seine Reue über diese Vermählung u. über die Adoption des Nero hatten zur Folge, daß er durch Gift der Agrippina 54 n. Chr., im 14. Jahre seiner Regierung, den Tod fand.

3) **Cajus C. Nero**, römischer Kaiser, s. Nero.

4) **C. II.**, nach seinem vollständigen Namen **Marcus Aurelius Flavius C. Gothicus**, römischer Kaiser von 268—270 n. Chr., stammte aus Dardanien, einem Landstrich Mösiens, aus der untern Volksklasse und verdankte alle seine Ehren und Würden ausschließlich seinem persönlichen Verdienst. Begabt mit ungewöhnlicher Leibesstärke, Muth u. Entschlossenheit, sah er sich auf die kriegerische Laufbahn hingewiesen u. diente unter Decius und Valerianus mit Auszeichnung. Trotz seiner Unzufriedenheit mit Gallienus unterstützte er denselben im Kampfe gegen Postumius, 262 n. Chr. Im Jahre 267 kämpfte er mit Macrianus gegen die Gothen, und im folgenden Jahr unterstützte er Gallienus bei seiner Belagerung des Aureolus in Mailand, soll aber nach Einigen an dem hierbei erfolgten Tode jenes Kaisers mitschuldig gewesen sein. Uebereinstimmend hiermit ist die Angabe des Eutropius, daß er von den Soldaten zum Augustus erhoben worden; wogegen ihm nach Aurel. Victor der sterbende Gallienus selbst die Reichsinsignien übersandt haben soll. Nach dem Tode des Aureolus besiegte C. zuerst die Alemannen, die bis an den Gardasee vorgedrungen waren, und begab sich sodann wohl nach Rom, wo er eifrig bemüht war, die Ordnung wieder herzustellen und die Gerechtigkeit zu handhaben. Im folgenden Jahr erfolgte der furchtbare Einfall der Gothen, deren einer Theil die Donauländer, der andere die Küsten des ägäischen Meeres verheerte. C. wandte sich mit der ganzen Macht des Staates gegen ersteren Heereszug und erfocht bei Naissus einen äußerst glorreichen Sieg über ihn. Er führte seitdem den Beinamen Gothicus. Nach Aurel. Victor soll C. in Folge eines Spruchs der sibyllinischen Bücher in dieser Schlacht sein Leben zum Opfer gebracht haben. Nach anderen Angaben kämpfte er noch das folgende Jahr (269 n. Chr.) hindurch gegen die noch immer drohende Uebermacht der Gothen, während er zugleich seine beiden Hauptfeinde, Tetricus u. Zenobia, nicht aus den Augen lassen durfte, u. erlag erst 270 zu Syrmium, wo er den Winter mit einem Beobachtungsheere gegen die Gothen zubrachte, der Pest. Er war 56 Jahre alt und 3 Jahre Kaiser gewesen. C. hatte Aurelian zu seinem Nachfolger bestimmt, doch eignete sich sein Bruder, C. Quintillus, die Krone zu, starb aber schon nach 17 Tagen entweder durch die empörten Soldaten, oder durch Selbstmord.

Claudius, Matthias, genannt **Asmus** oder der **Wandsbecker Bote**, trefflicher deutscher Volksschriftsteller, ward geboren am 2. Januar 1740 zu Rheinfeld im Holsteinschen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet, privatisirte er längere Zeit zu Wandsbeck, wo er eine politische Zeitung, den „Wandsbecker Boten", von 1770 bis Oktober 1775 herausgab. Von 1776—77 bekleidete er die Stelle eines Oberlandeskommissärs zu Darmstadt und kehrte dann nach Wandsbeck zurück. Ohne diesen ihm lieb gewordenen Aufenthalt zu verlassen, wurde er 1778 Revisor bei der schleswig-holsteinschen Bank in Altona. Erst in seiner letzten Krankheit ließ er sich nach Hamburg in das Haus seines Schwiegersohns Perthes bringen, wo er am 21. Januar 1815 †. C. trat als Schriftsteller zuerst mit „Tändeleien und Erzählungen" (Jena 1764) auf. Seine prosaischen Aufsätze, Erzählungen, Fabeln, Epigramme, Gedichte 2c. wurden zuerst durch Musenalmanache, dann durch seine Zeitschrift „Der Wands-

becker Bote" bekannt. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Werke unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" (Hamb. und Wandsbeck 1775, 2 Thle.; neue Aufl., fortgesetzt bis zum 8. Theile, Hamburg 1790—1812; neueste Aufl., das. 1844, 4 Bde.). Außerdem übersetzte er Terassons „Sethos" (Breslau 1777, 2 Thle.), Ramsey's „Reisen des Cyrus" (das. 1780) und Fénélons Werke. C. war einer der ersten unter den wenigen deutschen Schriftstellern, die mit Bewußtsein auf das Volk zu wirken suchten und unbewußt zugleich eine literarische Bedeutung erhielten, die für alle Klassen verständlich und genießbar, zugleich naiv einfach und geistreich zu schreiben wußten, und deren volksthümlicher Witz nie in das Gemeine und Flache versank. Bieder, derb, kräftig, witzig, scharf satirisch, war er doch auch wieder gemüthlich, sinnig, launig und poetisch zart. Für seinen Ruhm, der in seinen letzten Lebensjahren zu sinken anfing, wäre zu wünschen gewesen, daß er nie über das Gebiet der naiven und launigen Dichtung hinausgegangen wäre. Von seinen Liedern sind mehre Volkslieder geworden, z. B. das bekannte Rheinweinlied. So liebenswürdig er als Dichter war, so achtungswerth erscheint er uns als Charakter, dessen Grundzüge Herzlichkeit, Einfachheit, anspruchlose Humanität und Frömmigkeit bildeten. Sein Haus stand Jedem offen, der dort Hülfe suchte. Mit zunehmendem Alter kündigte sich in ihm ein Hang zur Mystik an; seine Vorliebe für das Alte und Hergebrachte wurde immer entschiedener und machte ihn zuletzt zum offenen Kämpfer gegen die früher von ihm so tapfer vertheidigte Aufklärung, Duldung und Preßfreiheit. Trotz dieser Schwächen hat er viel für die Erweckung eines nationaldeutschen Sinnes gethan. Ein Erinnerungswerk an den ehrwürdigen Mann ist Ph. Nathusius' Schrift: „Des biedern Asmus Botengang durch diese Zeitlichkeit, nebst einer ausführlichen Beschreibung der Gegenden, durch die er gekommen, und ein Päckchen, das er unterwegs liegen gelassen, nachgetragen von einem Freunde des Verewigten".

Claudius von Turin, reformatorischer Bischof u. fruchtbarer theologischer Schriftsteller des 9. Jahrhunderts, war erst Lehrer an der Hofschule des Königs Ludwig von Aquitanien, wurde dann von diesem 820 nach Turin geschickt, um hier das mit Aberglauben vermischte Christenthum in seiner Reinheit wieder herzustellen und besonders dem Bilderdienst entgegenzuarbeiten, ging aber bis zur Bekämpfung der kirchlichen Lehren vom Verdienst der guten Werke, der Intercession der Heiligen, der Verdienstlichkeit des Mönchslebens und der Autorität des Papstthums und wurde deshalb vielfach von der Kirche und Kaiser Ludwig angefochten; er † 839. Mit Unrecht wird er von Vielen nicht nur als Vorgänger, sondern auch als Stifter der Waldenser angesehen. Er hinterließ zahllose Kommentare zu einzelnen biblischen Büchern und Vertheidigungsschriften seiner kirchlichen Ansichten. Ein Verzeichniß derselben und C.'s Monographie lieferte Rudelbach, Kopenhagen 1824.

Clauren, H e i n r i c h, Pseudonym für Karl Heun (s. d.).

Clausen, Henrik Nikolai, einer der gelehrtesten und einflußreichsten dänischen Theologen, den 22. April 1793 zu Maribo auf der Insel Laaland, wo sein Vater damals Prediger war, geboren, brachte nach vollendeten akademischen Studien und erworbener philosophischer Doktorwürde die Jahre 1818—20 in Deutschland, Italien und Frankreich zu. Schleiermacher, der ihn einen Winter in Berlin festhielt, gewann auf seine theologische Richtung entscheidenden und bleibenden Einfluß. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1821 als Lektor und bald darauf als Professor der Theologie an der kopenhagener Universität angestellt. C. nimmt in der innern Geschichte der letzten Jahrzehnte seines Vaterlandes einen namhaften Platz ein. Von der Regierung wurde er mehrmals zur Theilnahme an Verhandlungen über Angelegenheiten der Kirche und Schule berufen, öfter aber noch durch das Zutrauen seiner Mitbürger in die vorderste Reihe gestellt, wo es gemeinschaftliche Interessen der dänischen Nationalität oder der bürgerlichen Freiheit zu wahren galt. So nahm er an dem Verein für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit, an der skandinavischen Gesellschaft, an dem schleswigschen Verein ununterbrochen den thätigsten Antheil. Den konstitutionellen Bestrebungen schloß er sich schon vor 1834 entschieden an, und unter der reaktionären Regierung Christians VIII. blieb er als Präsident der Provinzialstände in Roeskilde (1842—46) standhafter Vertreter derselben. Allgemein galt er hier als Führer der Opposition. Als solcher trat er auch unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. in der mit seinem Freunde Schouw verfaßten Flugschrift „Der Thronwechsel" (Kopenhagen 1848) auf, in welcher er die Regierung des Königs einer sehr tadelnden Kritik unterwarf. Von da an hielt C. politische Versammlungen in seinem Hause, aus denen nachher die sogenannten Casinoversammlungen hervorgingen. Mitglied der gesetzgebenden Reichsversammlung von 1848—49, welcher vom König der Entwurf des konstitutionellen Grundgesetzes vorgelegt wurde, fungirte er 1848—51 als Kultusminister ohne Portefeuille. Seitdem ist er Mitglied des Reichstags und des Reichsraths geblieben, ohne daß dadurch jedoch seine amtliche Wirksamkeit unterbrochen worden wäre. Bei den Verhandlungen wegen Sicherstellung der Erbfolge nach dem Aussterben der königlichen Namenslinie (1852—53) schloß er sich der energischen, aber unterliegenden Opposition gegen das Ministerium Bluhm-Oersted an. Seine parlamentarische Wirksamkeit ist ihm durch seine entschieden konstitutionell-monarchische Grundrichtung vorgezeichnet, die ihn den absolutistischen Reaktionsgelüsten wie den demokratischen Uebergriffen stets gleich energisch entgegentreten läßt. Im schleswigschen Nationalitätenkampfe wendete er der dänischen Sache seine thätigste Theilnahme zu und redete dem Zusammenschluß der 3 nordischen Brudervölker eifrig das Wort. Hierher gehört seine Rede: „Wesen und Werth der Nationalität" (Kopenh. 1851). Von seinen übrigen Schriften sind erwähnenswerth: „Katholicismus und Protestantismus, Kirchenverfassung, Lehre und Ritus" (Kopenh. 1825, deutsch von Fries, Neust. a. d. O. 1828), „Hermeneutik des Neuen Testaments" (das. 1840, deutsch von Schmidt-Phiseldeck, Lpz. 1841), „Entwickelung der christlichen Glaubenslehren" (das. 1843), „Erklärung der synoptischen Evangelien" (das. 1848—50), „Die Augsburgische Konfession, übersetzt u. historisch u. dogmatisch

beleuchtet" (das. 1851), „Christliche Glaubenslehre" (das. 1853). Zur Vermittelung einer fortgehenden Bekanntschaft der nordischen Theologen mit der theologischen Literatur Deutschlands u. zur Aussöhnung der verschiedenen Richtungen auf dem Gebiete der Theologie und Kirche redigirte er beinahe 30 Jahre die „Zeitschrift für ausländische theologische Literatur".

Clausewitz, Karl von, einer der ausgezeichnetsten preußischen Generäle und Militärschriftsteller, am 1. Juni 1780 in Burg geboren, genoß eine höchst mangelhafte Erziehung, trat, kaum 12 Jahre alt, als Fähnrich des Infanterieregiments Prinz Ferdinand in den Kriegsdienst u. wohnte 1793 und 1794 den Feldzügen am Rhein bei. In den Jahren 1801—3 besuchte er die berliner Kriegsschule u. bekundete seltene natürliche Anlagen u. großen wissenschaftlichen Eifer. In dem Feldzuge von 1806 begleitete er den Prinzen August als Adjutant, wurde in Folge der Kapitulation von Prenzlow als Gefangener nach Frankreich abgeführt, diente dann bis 1812 im Generalstab und arbeitete im Bureau des Generals von Scharnhorst; außerdem gab er dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Friedrich der Niederlande Unterricht in den Kriegswissenschaften. Beim Ausbruch des russischen Krieges trat er in russische Dienste und machte als Oberquartiermeister den Feldzug mit, sodann den von 1813 als russischer Generalstabsoffizier im blücherschen Hauptquartier. Während des Waffenstillstandes schrieb er die „Uebersicht des Feldzugs von 1813" (Leipzig 1814), die lange Gneisenau beigelegt wurde. Zum Chef des Generalstabs der neugebildeten russisch-deutschen Legion, die zum walmodenschen Corps in Mecklenburg stieß, ernannt, zeichnete er sich beim Treffen an der Görde aus. Im J. 1815 trat er als Chef des Generalstabs des 3. Corps unter Thielemann in preußische Dienste zurück, stand nach dem Frieden beim Generalkommando am Rhein und wurde 1818 zum Generalmajor und Direktor der allgemeinen Kriegsschule befördert. Im Frühjahr 1830 ward er zur Artillerie versetzt, später Chef des Generalstabs des Feldmarschalls Gneisenau und † am 16. November 1831 zu Breslau an der Cholera. Seine „Hinterlassenen Werke über Krieg und Kriegsführung" (Berlin 1832—37, 10 Bde.) enthalten vieles Treffliche, so namentlich: „Vom Kriege", „Der Feldzug von 1796 in Italien", „Der Feldzug von 1815", die biographische Skizze „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst" u. a. Seine Schriften haben den Grund zu einer großen Umgestaltung in dem Exercitium der Truppen und in der Theorie der Taktik gelegt.

Clauß, Wilhelmine, eine der ausgezeichnetsten Klaviervirtuosinnen der neuesten Zeit, geboren den 13. December 1834 zu Prag, verrieth frühzeitig musikalisches Talent, bildete sich in dem Musikinstitut von Proksch zur Klavierspielerin aus und trat 1849 zum ersten Male öffentlich am Hofe auf. Nachdem sie 1850 zu Leipzig im Gewandhaus gespielt hatte, erntete sie auf ihren Kunstreisen unausgesetzt den glänzendsten Erfolg, und Deutschland, Frankreich und England erkannten sie als Meisterin auf dem Piano an, die, begabt mit einer hochpoetischen Phantasie, weibliche Zartheit mit männlicher Kraft vereinige. Ihre Kunstrichtung ist eine durchaus solide, und ihr Bestreben stets auf die Darstellung wirklich gediegener u. klassischer Werke gerichtet, die ihr denn auch in einer bewundernswürdigen Weise gelingt. Seit längeren Jahren lebt sie in Paris, wo sie sich 1855 mit dem Schriftsteller Friedrich Szarvady, ehemals Sekretär der ungarischen Gesandtschaft in Paris, verheirathete.

Claustrales (lat.), s. v. a. Mönche.

Claustrenses (lat.), s. v. a. Nonnen.

Claustrum (lat.), s. v. a. Kloster.

Clausula (lat.), s. Klausel.

Clausura (lat.), s. Klausur.

Clausura nigromantica (lat.), nach Theophrastus Paracelsus eine besondere Art der Nigromantie, zu Folge welcher in den menschlichen Körper etwas Widernatürliches eingebracht oder auch daraus erhalten werden kann, ohne irgend welche äußere Verletzung desselben.

Clauzel, Bertrand, Graf, französischer Marschall, geboren am 12. December 1772 zu Mirepoix im Departement Arriège, trat früh in Kriegsdienste, machte als Adjutant des Generals Perignon 1794 u. 1795 die Feldzüge in den Pyrenäen mit, kommandirte 1799 in Italien eine Brigade, folgte 1802 dem General Leclerc nach Domingo, kehrte aber bald zurück, wurde 1804 Divisionsgeneral bei der Nordarmee und zeichnete sich 1809 im Feldzuge gegen Oesterreich, besonders aber seit 1810 in Spanien aus, wo er an Marmonts Stelle den Oberbefehl über dessen Armeecorps erhielt und den höchst schwierigen Rückzug aus Portugal leitete. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinspektor der Infanterie, doch erklärte sich C., als Napoleon I. 1815 wieder in Frankreich landete, sogleich für diesen, wurde Pair, erhielt das Kommando des Pyrenäenheeres und leistete den Bourbonen den kräftigsten Widerstand. Durch königliche Ordonnanz vom 24. Juli 1815 für einen Verräther an König und Vaterland erklärt, floh er nach Amerika und ward durch ein Kriegsgericht am 11. September 1816 in contumaciam zum Tode verurtheilt. Dessen ungeachtet erhielt er 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr, wurde 1827 und 1830 zum Deputirten gewählt und unterzeichnete die Adresse der 221. Nach der Julirevolution ward er Gouverneur von Algier und übernahm im November 1830 den siegreichen Zug in die Provinz Titteri, wofür ihn der König später mit der Marschallswürde belohnte. Nichtsdestoweniger erfuhr seine Verwaltung vielen Tadel, und er wurde zu Anfang des folgenden Jahres von seinem Posten abgerufen. Abermals zum Deputirten ernannt, unterstützte er Lamarque's Vorschlag über Mobilisirung der Nationalgarden, sprach gegen die Erblichkeit der Pairie, stellte, doch ohne Erfolg, den Antrag, daß der Familie Napoleons der Aufenthalt in Frankreich wieder gestattet werde, und wurde abermals zum Generalgouverneur von Algier ernannt, wo er im August 1835 eintraf. Im Jahre 1837 kehrte er nach Frankreich zurück und unternahm seine Selbstvertheidigung gegen abermalige Anschuldigungen theils in den „Explications du maréchal de C.", theils auf der Tribüne. Als Mitglied der Deputirtenkammer gehörte er seit 1838 zur entschiedenen Opposition. C. † zu Toulouse den 21. April 1842. Während seines Aufenthalts in Amerika gab er eine Rechtfertigung seines politischen Lebens heraus und schrieb außerdem: „Observations du général C. sur quelques actes de son gouvernement

à Algèr“ (Paris 1830) u. „Nouvelles observations de M. le Maréchal C. sur la colonisation d'Algèr“ (daselbst 1833).

Clavenna, s. Chiavenna.

Claves St. Petri (lat.), Schlüssel des heiligen Petrus, d. h. Kirchengewalt, Kirchengerichtsbarkeit, Regiment der Schlüssel.

Clavicularius (claviger, lat.), Jemand, der die Schlüssel zu etwas führt, daher Petrus, als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs; auch Kirchenschatzmeister, Kustos der Stiftskirchen.

Clavière, Etienne, französischer Staatsmann, geboren den 27. Januar 1735 zu Genf, widmete sich dem Kaufmannsstande u. beförderte mit Andern die Spekulationen in Staatspapieren zu Genf. Von 1770—82 bekleidete er eine Stelle im hohen Rathe und stand bei den damals wieder ausgebrochenen Unruhen auf Seiten der Mißvergnügten, die ihn in die Sicherheitskommission wählten. Als Genf von französischen, savoyischen und berner Truppen besetzt wurde, verbannte ihn die Republik. Er ging nach Frankreich und schloß sich nach Ausbruch der Revolution an Mirabeau an, dem er wesentliche Dienste in den Verhandlungen über die Staatsfinanzen und bei seinen Angriffen auf Necker leistete. Nachher hielt er es mit Brissot, und auch dieser wußte den eifrigen Gehülfen zu schätzen. Im Jahre 1791 ernannte ihn das Departement Paris zum Ersatzmann in der gesetzgebenden Versammlung; im März 1792 erhob ihn seine Partei zum Finanzminister, doch mußte er schon im Juni der konstitutionellen Partei weichen. Nach dem 10. August erhielt er eine Stelle im Vollziehungsrathe, in welcher er sich bis zum 2. Juni 1793 behauptete. An diesem Tage verhaftet und in Anklagestand versetzt, stieß er sich ein Messer in die Brust. Seine Gattin vergiftete sich zwei Tage darnach. C. schrieb für die patriotischen Tagesblätter, namentlich für die „Chronique de Paris“; auch hatte er großen Antheil an dem Werke „De la France et des Etats-Unis“. Selbstständig gab er heraus: „Foi publique envers les créanciers de l'état“ (Par. 1789) und „Correspondance de lui et du général de Montesquiou touchant la campagne devant Génève (das. 1792) u. A.

Claviger (v. lat. clavis), Schlüsselträger, Beiname mehrer griechischen und römischen Gottheiten, so des Proteus, Eros, Janus. Der Schlüssel galt, besonders bei den Orphikern, als Symbol der Herrschaft, daher auch Götter und Göttinnen als Patrone einzelner Städte den Namen C. führen, z. B. Pallas, Athene ꝛc. C., Keulenträger (von clava, Keule), ist auch Beiname des Hercules von seiner Keule, die er zum Kampf gegen den nemäischen Löwen von einem wilden Oelbaum am saronischen Meerbusen nahm; s. Hercules.

Clavija *Ruiz* et *Pav.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, charakterisirt durch den kurzen, glockenförmigen Kelch, die glockenförmige Blumenkrone mit 5lappigem Rande, die 5seitige, 5blätterige Nektarkrone und die vielsamige Beere, baumartige Sträucher in Südamerika, worunter C. ornata *Don*, Theophrasta longifolia *Jacq.*, mit 4—5 Fuß hohem Stamm, stiellosen, lederartigen, 1 Fuß und darüber langen Blättern und schönen, wohlriechenden, pomeranzenfarbenen, in herabhängenden Endtrauben vereinigten Blüthen, ein Zierstrauch, der in deutschen Gewächshäusern kultivirt wird.

Clavijo y Fayardo, José, spanischer Gelehrter in Madrid, machte sich vorzüglich durch sein Duell mit Beaumarchais, der ihn wegen Auflösung eines Liebesverhältnisses mit seiner Schwester Marie Louise Caron forderte, bekannt und ward als Held einer dramatischen Dichtung Goethe's auch außerhalb Spaniens berühmt. Er war von 1762 an Redakteur des Journals „Elpensador“, sodann seit 1773 des „Mercurio historico y politico de Madrid“ und † 1806 als Vicedirektor des naturhistorischen Kabinets und Vorsteher des Theaters de los sitios. Er übersetzte auch Buffons Naturgeschichte ins Spanische (Madrid 1785—90, 12 Bde.). Vergl. Die wahre Geschichte des C., aus dem Französischen der Memoiren des Beaumarchais übersetzt, Hamburg 1774.

Clavis (lat.), Schlüssel, in der Musik Name der verschiedenen Zeichen, durch welche die Lage der Töne angezeigt wird (vergl. Schlüssel); vor Alters auch s. v. a. Note oder der Ton selbst (s. Note). Auch ist C. Titel lexikographischer Werke zur Erläuterung alter Klassiker, sowie des Alten und Neuen Testaments, z. B. Ernesti's „Clavis Ciceroniana“ (Leipzig 1759, 6. Auflage 1831), Patriks „Clavis Homerica“ (London 1658, zuletzt Edinburg 1811) und Wahls „Clavis Novi Testamenti“ (3. Auflage, Leipzig 1843).

Clavus (lat.), Nagel; dann Purpurstreif auf der Tunika. C. annalis ist der Nagel, den man zu Rom in den ältesten Zeiten zum Zählen der Jahre in die Wand schlug, eine Sitte, die später in sofern beibehalten wurde, als ein solcher Nagel jährlich vom Konsul, später vom Diktator am 13. Sept. in die rechte Seite des Jupitertempels, außerdem auch bei Pestfällen, Bürgerkriegen ꝛc. eingeschlagen ward.

Clay, 1) **Henry**, ausgezeichneter amerikanischer Staatsmann, am 12. April 1777 zu Hannover in Virginien geboren, erhielt, früh verwaist, eine nothdürftige Erziehung, widmete sich, 19 Jahre alt, dem Studium der Rechte und begann schon im 20. Jahre seine Rechtspraxis. Er ließ sich zu Lexington in Kentucky nieder, wurde 1803 als Repräsentant in die Provinziallegislatur gewählt und 1806 von der gesetzgebenden Versammlung auf ein Jahr als Senator der Vereinigten Staaten in den Kongreß gesandt, wo er sich den Demokraten anschloß und zuerst seine Theorie der innern Verbesserungen entwickelte. Nach seiner Zurückkunft wieder als Repräsentant in die gesetzgebende Versammlung gewählt, versah er zwei Jahre lang das Amt eines Sprechers, wurde 1809 zum zweiten Male auf zwei Jahre als Senator nach Washington gesandt, 1811 als Repräsentant in den Kongreß gewählt, 1813 zum Sprecher ernannt und 1814 als einer der Kommissare zur Abschließung des Friedens nach Gent geschickt, von wo er sich nach London begab. Als Repräsentant im Kongreß bewog er denselben zu der Erklärung, daß er jede Einmischung der europäischen Großmächte in die inneren Angelegenheiten Südamerika's als eine Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten ansehen werde. Unter dem Präsidenten Adams, dem C. zum Sieg verhalf, ward er Staatssekretär, aber seine nationale Popularität war dahin. Als 1828 Jackson

auf den Präsidentenstuhl kam, wurde C. Senator des Staats Kentucky und trat mit als Leiter der Opposition auf, um die nationalen Interessen zu vertreten. Er vollendete seine Theorie der innern Verbesserungen und das sogenannte Absperrungssystem, auch ward er der Vorkämpfer der von Jackson heftig angegriffenen Nationalbank. Alle diese Bestrebungen scheiterten jedoch an Jacksons Popularität und Entschlossenheit. Bei der Präsidentenwahl von 1836 war C. der von den Whigs aufgestellte Kandidat, unterlag jedoch gegen den Demokraten van Buren, sowie 1844 gegen Polk und zog sich nun für längere Zeit auf sein Landgut Ashland zurück. Als 1849 eine Kollision zwischen dem Norden und Süden in Bezug auf die Sklavenfrage in Kalifornien und Neumexiko drohte, ließ sich C. von Kentucky wieder in den Senat wählen und schlug im Kongreß vor, die Bestimmungen des Missourikongresses in sofern zu erneuern, daß die Sklaverei im Süden der festgesetzten Linie noch rechtlich fortdauern solle, wobei es aber den neuen Staaten unbenommen bleibe, dieselbe aufzuheben. Als dieser Kompromiß durch eine augenblickliche Koalition der extremen Parteien scheiterte, verließ C. im August 1850 Washington. Um die drohende Verwickelung wenigstens vorläufig beizulegen, beschloß indessen der Senat, Kalifornien mit seiner die Sklaverei ausschließenden Verfassung in den Unionsverband aufzunehmen, der Provinz Neumexiko aber eine Territorialregierung zu verleihen. Somit verdankte die Union C. die Abwendung einer gefährlichen Krise. Er † am 29. Juni 1852 zu Washington. Die Kunde von seinem Tode erregte allgemeine Trauer. C.'s Biographie und Private correspondence gab Colton heraus (Newyork 1855). Von demselben erschienen auch C.'s Reden (Newyork 1857, 6 Bde.).

2) Cassius Marcellus, nordamerikanischer Staatsmann, Neffe des Vorigen und Sohn des Generals Green C., der mit Auszeichnung im letzten Kriege mit England focht, wurde den 19. Okt. 1810 in der Grafschaft Madison in Kentucky geboren und erhielt hier seine erste Erziehung. Frühzeitig entwickelte er staatsmännisches und rednerisches Talent. Die politische Richtung seines Oheims verlassend, wurde er von den Abolitionisten in die Gesetzgebung seines Staates und in das Repräsentantenhaus des Kongresses gewählt. Während des mexikanischen Krieges war er der Führer jener Avantgarde, die nach dem heldenmüthigsten Widerstande in die Hände der Mexikaner fiel und in der Festung Perote gefangen gehalten wurde, bis General Scott ihre Befreiung bewirkte. In mehren Schriften staatsökonomischen und philosophischen Inhalts verfocht er die radikalste Durchführung des demokratisch-republikanischen Princips und ist als der eigentliche Gründer der Sklavenemancipationspartei anzusehen. In einem in Kentucky durch die Sklavenfrage hervorgerufenen Kampfe schwer verwundet, nahm er dennoch nach seiner Genesung den Kampf gegen die Sklaverei mit unerschüttertem Muthe wieder auf. Zwar fiel er im Sommer 1851 im Wahlkampf um das Amt des Gouverneurs von Kentucky durch, doch konnte er sich rühmen, bei dieser Gelegenheit die Freiheit der Presse und der Rede in der Sklavenangelegenheit zum ersten Male geltend gemacht zu haben. Im mexikanischen Kriege diente er als Kapitän, u. 1859 trat er als Kandidat für die Präsidentenwürde in Kentucky auf.

Clayton, John Middleton, nordamerikanischer Staatsmann, geboren den 24. Juli 1796 zu Dagsborough im Staate Delaware, ward Advokat und erlangte als solcher schnell Ruf. In die Gesetzgebung seines Staates gewählt, zeichnete er sich als Redner und Vertheidiger der Grundsätze der Whigs aus. Als Senator gelangte er bald in den Kongreß, wo er gleichfalls gemäßigte Gesinnung und seine, mitunter sarkastische Dialektik bewies. Nachdem er eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen im Senat gesessen, ward er von dem Präsidenten Taylor auf den gerade damals bei den europäischen Wirren, sowie bei der wiederentbrennenden Sklavenfrage wichtigen Posten eines Staatssekretärs berufen und mit der Bildung des Kabinets betraut. Wiewohl er stets im Sinne der Whigs handelte, zog ihm sein konsequentes Festhalten an der Nichtinterventionspolitik gegenüber dem europäischen Festlande den Unwillen der Demokraten zu, während ihn seine Hinneigung zum Süden mit den nördlichen Whigs in Zerwürfniß brachte. Auch sein mit England abgeschlossener Nicaraguavertrag, sowie seine Kontroverse mit dem französischen Gesandten Poussin erregten Unzufriedenheit. Die berüchtigte Galphinschwindelei des Kriegssekretärs Crawford [s. d. 3)] entzog ihm vollends das Vertrauen des Volks, so daß mit dem Ableben des Generals Taylor (9. Juli 1850) auch sein Rücktritt nothwendig wurde. Sein Privatcharakter ist selbst von seinen politischen Gegnern als tadellos anerkannt worden. Als einer der tüchtigsten Sachwalter in der Union hochgeachtet, kehrte er zu dieser Beschäftigung zurück. Er † den 9. Nov. 1856 zu Newyork.

Claytonia *L.* (Klaytonie), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, charakterisirt durch den 2blätterigen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone, die 3spaltige Narbe und die einfächerige, 3klappige, 3samige Kapsel, fette Kräuter mit 2blätterigem Kelch und 5blätteriger Korolle. Von C. virginiana *L.*, mit zierlichen, in Endtrauben stehenden, weißen, röthlich gestreiften Blüthen, in feuchten Wäldern Neuenglands, Virginiens u. Carolina's, ist die haselnußgroße, knollige Wurzel eßbar, während das Gewächs selbst als Zierpflanze in deutschen Gärten im Freien ausdauert und sich durch Wurzeltheile und Samen vermehren läßt. C. perfoliata *Don.*, C. cubensis *Bonpl.*, ist ein Sommergewächs in Nordamerika u. auf Cuba, mit weißen, in wirtelförmigen Dolden stehenden Blüthen, vermehrt sich bei uns in Gärten wie Unkraut u. wird als Gemüse u. Salat gegessen. C. tuberosa *Gall.*, in Sibirien, Kamtschatka &c., ward wegen der knolligen, stärkmehlreichen Wurzeln neuerlich zum Anbau anstatt der Kartoffeln empfohlen. C. gypsophiloides *Fisch.* et *Meyer* ist eine niedrige, 4—8 Zoll hohe Zierpflanze mit zahlreichen, in einfachen Trauben stehenden, röthlichweißen Blüthen aus Neukalifornien und eignet sich gut zu Einfassungen. Auch C. sibirica *L.*, mit rosenrothen Blüthen, aus Sibirien, dauert in deutschen Gärten gut aus.

Clazomenä, im Alterthum Stadt auf der jonischen Halbinsel am hermäischen Busen, ein Glied der Dodecapolis, von Paralus, Führer der Kolophonier, erbaut; Geburtsort des Anaxagoras; jetzt Burla.

Cleanthes, griechischer Philosoph, Lehrer des Chrysippus und mit diesem Hauptbegründer des stoischen Systems, aus Assus in Kleinasien gebürtig, soll sich in Athen seinen Unterhalt durch Taglöhnerarbeit erworben haben. Nebenbei hörte er erst den Cyniker Crates, dann Zeno und nahm nach dessen Tod den Lehrstuhl der Stoa zu Athen ein, wo er in hohem Alter seinem Leben durch Aushungern ein Ende gemacht haben soll. C. gebührt das Verdienst, das stoische System in seinem ganzen Umfang mit vielem Glück ausgebaut zu haben. Es wird ihm der in dieser Lehre durchgreifende Grundsatz von dem naturgemäßen Leben zugeschrieben, wonach eine mit der Harmonie des Weltalls und mit der Natur übereinstimmende Lebensweise als des Menschen höchste Bestimmung angesehen wird. Von seinen zahlreichen Schriften sind nur noch einzelne Bruchstücke erhalten; sie behandeln Dialektisches, Rhetorisches, Naturphilosophisches, Theologisches, Ethisches od. praktisch philosophische Fragen; einzelne Fragmente deuten auch auf grammatische Studien und Erklärung der älteren Dichter hin. Auch in poetischen Darstellungen hat er sich versucht; vorhanden ist noch ein Hymnus auf Zeus in Hexametern, der durch die Reinheit, Würde und Erhabenheit des Inhalts zu den herrlichsten Resten dieser Art von philosophischer Poesie gehört. Er wurde zuerst aus einer farnesianischen Handschrift von Fulvius Ursinus (Carmina novem illustr. etc., Antwerpen 1568), in besserer Gestalt von Brunck (Analect.) und Schäfer (in den Poet. gnomic., Leipzig 1817) herausgegeben. Deutsche Uebersetzungen lieferten Gedike (1778), Conz (1793), Herder (1796) u. A. Die neuesten Bearbeitungen sind von Mohnike (griechisch und deutsch, Greifswalde 1814), Schwabe (Specimen theologiae comparativae exhibens Cleanthis hymnum etc., Jena 1819), Petersen (Cleanthis Stoici hymnus in Jovem etc., Hamburg 1829).

Clear, Insel an der Südwestküste Irlands, zur Grafschaft Cork gehörig, 3/5 Meile lang, 1/5 Meile breit; von Fischern bewohnt, bildet an der Südseite das steile, 360 Fuß hohe Kap Clear.

Clearchus, 1) spartanischer Flottenführer im peloponnesischen Krieg, warf sich, von den Lacedämoniern den Byzantinern zum Feldherrn empfohlen (403 v. Chr.), zum Tyrannen derselben auf, ließ die Vornehmsten der Stadt ermorden und bereicherte sich mit ihrem Vermögen. Als die Spartaner hierauf ein Heer gegen ihn schickten, zog er sich mit seinen Schätzen und Söldnern in das ihm ebenfalls unterworfene Selymbria zurück. Er wurde geschlagen, entkam aber glücklich nach Jonien zu Cyrus, gewann dessen Vertrauen und warb auf der Chersones für Cyrus gegen dessen Bruder Artaxerxes Mnemon einen Söldnerhaufen, an dessen Spitze er die unglückliche Schlacht von Cunaxa (401 v. Chr.) mitmachte. Er leitete hierauf den Rückzug bis an den Fluß Zabatos (Lycus), fand aber hier mit vier anderen Heerführern u. vielen Soldaten durch die List des Tissaphernes seinen Untergang.

2) C., Tyrann von Heraclea am Pontus, Schüler des Plato und Isocrates, legte eine der bedeutendsten Büchersammlungen des Alterthums an, ward nach zwölfjähriger grausamer Herrschaft 364 v. Chr. ermordet.

Clearinghouse (engl., s. v. a. Liquidationskontor), Name einer von den angesehensten londoner Bankiers geschaffenen Anstalt zum Behuf der Abrechnung und Ausgleichung von Ansprüchen auf Wechsel. Bei den sogenannten Clearances werden nämlich die betreffenden fälligen Wechsel ausgetauscht und die Differenzen baar bezahlt, zugleich aber auch die Forderungen des einen Hauses an das andere wieder durch die des letzteren an ein drittes 2c. übertragen und ausgeglichen, bis sie so weit, als irgend thunlich, abgewickelt sind und jedes Haus nur noch mit zwei oder drei andern Häusern schließlich abzurechnen und die sich ergebenden Reste baar zu bezahlen oder zu empfangen hat. Diese Clearances werden täglich zweimal, des Morgens und Nachmittags, vorgenommen, wobei jedes betheiligte Haus für seine Operationen einen Kommis, den Clearer od. Clearing clerc, bevollmächtigt. Die Anstalt setzt jährlich in runder Summe 1000 Millionen Pfd. St. und nur etwa 1/15 derselben in Banknoten um. Die täglichen Abrechnungen belaufen sich demnach auf fast 3 Millionen Pfd. St. In kleinerem Maßstabe findet eine ähnliche Operation auch anderwärts durch das an gewissen Wochentagen Statt findende Skontriren, z. B. in Augsburg und Bremen, Statt.

Cleef, Jan van, Historienmaler, 1646 zu Venloo geboren, war zum Studiren bestimmt, fühlte sich aber zur Kunst hingezogen u. ward Kaspar Crayers Lieblingsschüler; † 1716 in Gent. Der größte Theil von C.s Arbeiten sind Altar- und Deckengemälde; sein Meisterstück befindet sich in der Kirche der grauen Schwestern zu Gent und stellt dieselbe dar, wie sie den Pestkranken Hülfe leisten. Er zeichnete besser als sein Meister, erreichte jedoch dessen schönes Kolorit nicht. Seine Manier ist breit, sein Pinsel fließend und die Komposition mehr im italienischen, als niederländischen Geschmack, obgleich er Italien nie gesehen. Was er ausführte, ist groß und geschmackvoll, seine Anordnung reich und ohne Verwirrung, die Draperie außerordentlich schön.

Cleehills, Höhenzug in der englischen Grafschaft Salop, begrenzt das Thal der Severn auf der rechten Seite.

Clefen (Kläfen), s. v. a. Chiavenna.

Clelia, Römerin, s. Clölia.

Clemangis (Clamenges, lat. Clemangius od. de Clemangiis), Matthieu Nicolas de, französischer Gelehrter, 1360 im Dorfe Clamenges in der Champagne geboren, von welchem er seinen Namen entlehnte, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in dem Kollegium von Navarra zu Paris, wo Peter d'Ailly u. Johann Gerson seine Lehrer in der Theologie waren, ward 1391 Baccalaureus der Theologie und Lehrer derselben an der Universität und 1393 Rektor derselben. Von dem Kardinal de Petra Mala als Geheimschreiber an den päpstlichen Hof zu Avignon berufen, folgte er diesem Rufe ungern. Da man ihn für den Verfasser der berüchtigten Bulle hielt, durch welche Benedikt XIII. 1408 König Karl VI. von Frankreich in den Bann that, und als solchen vielfach anfeindete, begab er sich nach Genua, von wo er später wieder nach Frankreich zurückkehrte. Eine Zeitlang lebte er als Kanonikus und Schatzmeister der Kirche zu Langres, floh aber zum zweiten Male u. lebte mehre Jahre in dem Karthäuserkloster Vallonitreuse im Toskanischen verborgen. Vom König endlich be-

gnadigt, kam er als Kantor und Archidiakonus nach Bayeux, wo er 1434 †. Seine Kenntnisse, die Klarheit seines hauptsächlich durch klassische Studien gebildeten Geistes und sein feiner Geschmack erhoben ihn über die meisten Gelehrten seiner Zeit. Niemand hat zu seiner Zeit so freimüthig gegen den römischen Hof, das unordentliche Leben der Geistlichen und die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche geschrieben, als er, besonders in seinem „Liber de corrupto ecclesiae statu" (34 Blätter, ohne Angabe von Ort und Jahr; herausgegeben von Hutter, Wittenberg 1608 u. ö.). Seine Werke wurden von J. M. Lydius, aber unvollständig und inkorrekt, herausgegeben (Leyden 1613); sein Leben beschrieb Adolf Müntz in: Nicolas Clémangis, sa vie et ses écrits (Straßburg 1846).

Clematis *L.* (Waldrebe), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch die blumenkronenartige, 4-—5blätterige, zuweilen aber auch kelchartige, 2blätterige Blüthenhülle, die zahlreichen Staubgefäße, wovon die äußeren zuweilen ohne Antheren und dann verbreitert und blumenartig sind, und die nußartige, einsamige, federig geschwänzte Frucht, meist laufende und kletternde Sträucher in den gemäßigten und heißen Ländern in cirka 130 Arten, die fast ohne Ausnahme in geringerem Grade als giftig zu betrachten sind, und eine flüchtige, brennende und ätzende Schärfe mit etwas Tannin enthalten, daher auch in der Medicin verschiedentlich benutzt werden; außerdem dienen viele Arten als Zierpflanzen. C. erecta *All.*, C. recta *L.*, Brennkraut, mit aufrechtem, 2—5 Fuß hohem Stengel, fiederschnittigen Blättern und trugdoldig-rispenartig stehenden Blüthen, woran die Blüthenhüllblätter länglich, spatelförmig, kahl, am Rande außen weichhaarig und weiß sind, wächst auf sonnigen Hügeln in Gebüschen, an Waldrändern im mittleren und südlichen Europa und in Sibirien. Die ganze Pflanze ist, besonders frisch, mit einem brennend-scharfen, oft blasenziehenden Stoffe versehen; die Blätter wendete man sonst häufiger als jetzt unter dem Namen Herba Clematidis erectae s. rectae s. Herba Flammula Jovis, Brennwaldrebenkraut, Feuerkraut an, wirkt in kleinen Gaben harn- u. schweißtreibend, auch auf den Stuhlgang und war daher als Streupulver bei veralteten Geschwüren, innerlich bei syphilitischen Knochenauftreibungen, hartnäckigen Geschwülsten rc. in Gebrauch. C. vitalba *L.*, gemeines Brennkraut, ein kletternder Strauch mit weit umher rankenden Aesten, herz-eiförmigen, ganzrandigen oder grob gesägten, auch etwas lappigen Blättern u. zahlreichen weißen, filzigen Blüthen, findet sich fast überall in Deutschland in buschigen Wäldern. Die ganze Pflanze ist in allen ihren Theilen so brennend scharf, daß sie auf der Haut leicht Blasen und Geschwüre hervorruft; Blätter und Stengel, Herba et Stipites Clematidis sylvestris Vitalbae wurden früher bei syphilitischen und rheumatischen Uebeln, bei Wassersucht, Wechselfieber, auch äußerlich gegen Krätze und Geschwüre, die Wurzel als Abführmittel, auch das zerquetschte Kraut als Vesikator angewendet. Die Triebe können zum Korbflechten benutzt werden. C. Viticella *L.*, mit kletterndem, braunem, 10—12 Fuß langem, gestreiftem Stengel, theils einfachen, theils ungleich zusammengesetzten Blättern und schönen, glockenförmigen, blauen oder purpurrothen Blüthen, wächst in Südeuropa und findet sich häufig in deutschen Gärten. Der Saft ist ätzend-scharf. C. flammula *L.*, mit weißen, wohlriechenden, rispenständigen Blüthen und variirend, ist im südlichen Europa einheimisch, wird häufig in Gärten kultivirt und hat ebenfalls einen sehr scharfen Saft und wird wie C. erecta angewendet. Die jungen Triebe, durchs Kochen ihrer Schärfe beraubt, sollen in Unteritalien ohne Schaden als Gemüse gegessen werden. C. angustifolia *Jacq.*, C. lasiantha *Fisch.*, mit großen, weißen Blüthen, im südöstlichen Europa, Taurien rc., hat frisch viel Schärfe, die sich jedoch beim Trocknen verflüchtigt, daher die getrockneten Blätter von den Buräten u. einigen anderen nordasiatischen Völkerstämmen als Thee angewendet werden. C. cirrhosa *L.*, Atragene cirrhosa *Pers.*, ist ein immergrüner, 12—16 Fuß hoch kletternder Strauch mit schönen, großen, weißen, hängenden Blüthen, an den Küsten des mittelländischen Meeres, dessen Samen zerstoßen als Purgirmittel und dessen Blätter äußerlich bei Hautkrankheiten gebraucht wurden. Von C. dioica *L.*, der C. Vitalba ähnlich, in Westindien überhaupt, wird die Abkochung der Wurzel, mit Wein oder Seewasser vermischt, als drastisches Mittel in der Wassersucht angewendet. Als schöne Zierpflanzen sind neben vielen anderen zu nennen: C. Viorna *L.*, mit glockenförmigen, schön violetten oder purpurrothen Blüthen, aus Nordamerika, C. florida *Thunb.*, Atragene indica *Desf.*, mit großen, schönen, einfachen oder gefüllten, weißen oder gelblichen Blüthen, und C. verticillaris *Dec.*, Atragene americana *Sims.*, mit vierfach quirlständigen, dreizähligen Blättern und schönen, großen, tiefblauen oder violetten Blüthen mit spitzen Kronblättern. Die aus wärmern Ländern stammenden Arten werden in fette Mistbeet- und Lauberde zu gleichen Theilen u. 1/6 Sand gepflanzt, im Zimmer oder Orangeriehause bei 1—5° Wärme durchwintert u. im Sommer an sonnenreichen Orten und bei starker Befeuchtung im Freien gehalten. Alle übrigen Arten dauern im Freien aus u. gedeihen in jedem lockern, guten, nicht zu nassen Gartenboden. In rauhen Gegenden verlangen sie im Winter einige Bedeckung. Die Vermehrung geschieht durch Ableger, Stecklinge, Sprößlinge und durch Samen.

Clement, 1) Jacques, der Mörder Heinrichs III., Königs von Frankreich, geboren im Dorfe Sarbon im Sprengel des Erzbisthums Rheims, war 25 Jahre alt und noch nicht lange im Orden der Dominikaner, als ihn der Parteigeist der Ligue auf den Gedanken brachte, den König, der mit einem Heere der aufrührerischen Stadt Paris gegenüberstand, zu ermorden. Sein Prior, Edmund Bourgoing, soll ihn besonders zu der That entflammt haben, ja die Herzogin von Montpensier gerieth in Verdacht, sich ihm zu diesem Zwecke preisgegeben zu haben. Man eröffnete ihm die Aussicht auf einen Kardinalshut, wenn er nach vollbrachter That sein Leben zu retten vermöchte, und verhieß ihm für den entgegengesetzten Fall die Glorie des Märtyrerthums. So fanatisch begeistert, mit einem Messer im Aermel, ward er am 31. Juli 1589 in St.-Cloud als ein Ueberbringer wichtiger Nachrichten vor den Monarchen geführt u. durchbohrte denselben, während dieser den ihm darge-

reichten Brief las. Der König riß das Messer aus der Wunde und stieß damit dem Mörder zweimal ins Gesicht, während die herbeigeeilten Diener diesen zu Boden stießen u. tödteten. Der Leichnam ward zum Fenster hinabgestürzt, auf die Richtstätte geschleift, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Des Königs Tod, der am Tage nach der Verwundung erfolgte, erregte bei den Aufrührern eine wahnsinnige Freude. Man zündete Freudenfeuer an, pries den Mörder von den Kanzeln, ja Einige schlugen vor, dem Retter des Vaterlandes eine Statue in der Kirche Notre-Dame zu errichten. Selbst Papst Sixtus V. ließ sich von Parteileidenschaft so weit hinreißen, daß er den Mörder C. in einer Rede über Judith und Eleazar erhob und seine That sogar mit der Erlösung der Welt durch Christum verglich.

2) **Knut Jungbohn**, Germanist und Sprachforscher, am 4. December 1803 auf der nordfriesischen Insel Amram geboren, wuchs in einem Dorfe am Gestade des Meeres auf und wurde sodann Lehrer zu Wyk auf Föhr, hierauf zu Blankenese, Altona u. St. Georg in Hamburg. Um Michaelis 1826 faßte C., obgleich ohne alle Mittel, plötzlich den Entschluß, zu studiren, trat in das altonaer Gymnasium ein und bezog 1830 die Universität zu Kiel. Die Theologie, der er sich anfangs gewidmet, vertauschte er 1833 mit geschichtlichen und sprachlichen Studien und besuchte im Herbst 1833 die Universität Heidelberg, wo er Schlosser, Thibaut und Creuzer hörte. Ende Mai 1835 ging er nach Kiel zurück, ward im Herbst zum Doktor der Philosophie promovirt und unternahm zur Förderung seiner Forschungen im Herbst 1836 eine zum Theil höchst beschwerliche Reise durch Westeuropa, namentlich Schottland, Irland, England, Nordfrankreich, die Niederlande, das westliche, mittlere und nordöstliche Deutschland. Von dem auf diesen Wanderungen gesammelten reichen Material ist nur Weniges, wie die „Reisen in Irland" (Kiel 1845), gedruckt worden. Nach seiner Rückkehr ward er als Privatdocent nach Kiel berufen, wo er 1841 seine zahlreich besuchten sprachwissenschaftlichen Vorlesungen begann u. dieselben bis Mai 1848 fortsetzte. Sein Streben, das Nationalbewußtsein seiner friesischen Landsleute zu erwecken, bekunden mehre seiner Schriften, die, stets originell, oft höchst scharfsinnig und geistreich, bisweilen von einem gesunden Humor übersprudeln, hier und da aber an das Bizarre und Sonderbare streifen. Außer Beiträgen zu wissenschaftlichen, populären und politischen Zeitschriften sind zu nennen: „Ueber den Ursprung der Theudisken" (Altona 1836); „Erklärende Einleitung zur Geschichte Dänemarks" (Hamb. 1839); „Die nordgermanische Welt" (Kopenhagen 1840); „Die Lex Salica" (Mannh. 1843); „Die Lebens- u. Leidensgeschichten der Frisen" (Kiel 1845); „Reisen durch Friesland, Holland und Deutschland im Sommer 1845" (Kiel 1847); „Der Franzose und seine Sprache" (Frankf. 1848), ein originelles Werkchen voll Geist und Humor Als warmer und aufrichtiger Freund der Sache Schleswig-Holsteins zeigte sich C. besonders in der Schrift „Das wahre Verhältniß der südjütischen Nationalität und Sprache" (Hamb. 1849).

Clementi, 1) **Prospero de C.**, eigentlich **Prospero Spani**, italienischer Bildhauer und Architekt aus Reggio, Schüler seines Oheims, Bartolomeo Spani, bildete sich in Rom weiter aus, kehrte als ausgezeichneter Künstler in seine Vaterstadt zurück und † 1584 in hohem Alter. Zu seinen besten Werken gehören: das Grabmal des heiligen Bernardo delli Uberti in der Kathedrale zu Parma; das Denkmal des Rechtsgelehrten Bartol. Prati in derselben Kirche; die bronzene Statue des auferstandenen Erlösers im Dom daselbst; die Statuen des Glaubens und der Liebe im Dom zu Carpi; der Sarkophag des Bischofs Giorgio Andreasi in S. Andrea zu Mantua &c. C. ist großartig einfach wie Michel Angelo; dazu verlieh er allen seinen Werken den Zauber der Anmuth, und alle zeugen von seinem gründlichen Studium der Antike. Nach C.'s Zeichnung ist auch die Façade des Doms von Reggio gebaut.

2) **Muzio**, ausgezeichneter Klavierspieler und Komponist, der Begründer des neueren Klavierspiels, 1752 in Rom geboren als der Sohn eines Silberarbeiters, bekundete frühzeitig ein bedeutendes Talent für Musik und war bei gründlichem Unterricht schon im 9. Jahre so weit, daß er einen Organistenposten übernehmen konnte. Sein Lehrer im strengen Satz war Carpini, im Gesang Santarelli. Kaum 14 Jahre alt, erntete er durch eine selbstkomponirte Messe großen Beifall und zog durch sein Klavierspiel die Aufmerksamkeit eines Briten Namens Beaford auf sich, der ihn zu weiterer Ausbildung mit nach England nahm. Nachdem hier C. auf einem Gute seines Gönners bis in sein 18. Jahr gelebt hatte, trat er zum ersten Male in London öffentlich auf und überraschte Alles durch die glänzende Fertigkeit seines Spiels, wie durch die Gediegenheit seiner Kompositionen. Gleiche Erfolge hatte er auf einer Kunstreise in Paris (1780), sowie in Wien (1781), wo er vor Kaiser Joseph II. mit Mozart einen Wettkampf im Klavierspielen bestehen mußte, aus dem er, wenn nicht als Sieger, doch sehr ehrenvoll hervorging. Hatte C. bisher sein Augenmerk auf Glanz der Exekutirung gerichtet, so befleißigte er sich jetzt, seitdem er Mozarts Spiel gehört hatte, zugleich einer höheren Auffassung und idealeren Schönheit bei seinen Vorträgen. Nach London zurückgekehrt, erwarb er sich durch Koncerte und Unterrichtgeben ein bedeutendes Vermögen und legte später selbst eine Musikhandlung und Pianofortefabrik an, die bald in Flor kam. Unter seinen damaligen Schülern sind J. B. Cramer und John Field hervorzuheben. Mit Letzterem unternahm er 1802 eine neue Kunstreise, die ihn nach Paris, Wien und Petersburg und weiter nach Berlin und Dresden, in die Schweiz und wieder nach Berlin und Petersburg, auf kurze Zeit auch nach Italien und endlich 1810 nach London zurückführte, und auf der ihn, nachdem Field in Petersburg geblieben war, andere ausgezeichnete Schüler, wie Zenner, Alexander Klengel, Ludwig Berger, begleiteten. In London legte er sich fortan auf sein Musikaliengeschäft und auf die Komposition. Namentlich schrieb er jetzt Sinfonien, die in den Koncerten der philharmonischen Gesellschaft mit Beifall aufgeführt wurden, und von Klaviersachen seinen Gradus ad Parnassum (1817), eines unserer vortrefflichsten Etudenwerke, worin er die Erfahrungen seiner ganzen Virtuosenlaufbahn niederlegte. Auf einer dritten Reise nach dem Kontinent (1820—21) hielt er

sich besonders in Leipzig auf, brachte mehre seiner neuen Sinfonien zur Aufführung, die seine Meisterschaft im gelehrten und künstlichen Styl bekundeten, und kehrte dann nach London zurück, wo er am 9. März 1832 †. C. war zweimal (nach Anderen dreimal) verheirathet. Ueber die Vortrefflichkeit seines Spiels herrscht nur Eine Stimme, und seine Fertigkeit soll, selbst nach jetzigem Maßstabe gemessen, bedeutend gewesen sein; namentlich soll er solide Schwierigkeiten, z. B. Terzenläufe, mit ungemeiner Geläufigkeit und Gleichmäßigkeit ausgeführt haben. Er gab der Mechanik des Klavierspiels einen neuen Aufschwung, der zu nicht geringem Theil durch seine Systematisirung der Applikatur bedingt ward. Seine Kompositionen sind elegant, fließend und vortrefflich gearbeitet; Feuer der Leidenschaft fehlt ihnen, u. hie und da sind Trockenheit und Festigkeit der Melodie zu rügen. Trotzdem werden viele seiner Sonaten klassische Muster bleiben, wie er denn ohnehin als der Erste auszuzeichnen ist, der seit Ph. E. Bach die Sonatenform erweiterte und flüssiger machte. Seine Werke bestehen im Ganzen in 106 Sonaten (davon 46 mit Begleitung von Violine oder Flöte u. Violoncello), einem Duo für 2 Klaviere, 4 Duo's zu 4 Händen, einer Chasse, einer Toccate, mehren charakteristischen Stücken im Styl verschiedener Meister, 3 Kapricen, einer Phantasie über „Au clair de la lune", 24 Walzern, 12 Montferrines und dem erwähnten Gradus ad Parnassum. Seine Orchesterkompositionen sind nicht im Druck erschienen.

Clementia (lat.), Gnade, in der Anrede an den römischen Kaiser: C. tua; auch allegorische Gottheit bei den Römern, deren Kultus besonders in der Zeit der Kaiser aufkam, wird auf Münzen als jugendliches Weib mit Diadem u. Oel- u. Lorbeerzweig dargestellt.

Clementina (Klementinen, v. Lat.), eine Anzahl theologischer Schriften in griechischer Sprache aus dem 2. Jahrhundert, welche man zum Theil dem römischen Bischof Klemens (s. d.) zuschreibt.

Clementinae constitutiones, s. Corpus juris.

Cleobulus, Tyrann von Lindus, einer der sieben Weisen Griechenlands, nach Diogenes von Laërte Verfasser von an 3000 Versen, Gedichten, Räthseln, Denksprüchen, Epigrammen 2c., † um 560 v. Chr.

Cleombrotus, Name mehrer spartanischen Könige: 1) C., Sohn des spartanischen Königs Anaxandridas, lagerte sich vor der Schlacht von Salamis mit der peloponnesischen Landmacht auf dem Isthmus, um einen Einfall der Perser zu verhüten, und † bald darauf. Seine Söhne sind: Pausanias, der Sieger von Platää, und Nicomedes, Befehlshaber in der Schlacht bei Tanagra.

2) C. I., Eurysthenide, Sohn des Königs Pausanias, der 394 v. Chr. aus Sparta vertrieben wurde, folgte seinem Bruder Agesipolis I. auf dem Thron von Sparta und befehligte nach der Vertreibung der Spartaner aus der Cadmia die erste (378 v. Chr.) und vierte (376) erfolglose Expedition gegen Theben. Im folgenden Jahre eilte er den von den Thebanern bedrängten Phocensern erfolgreich zu Hülfe, verlor aber 371 gegen Epaminondas bei Leuctra Schlacht und Leben.

3) C. II., Schwiegersohn des spartanischen Königs Leonidas und dessen Nachfolger, als dieser in Folge seiner Opposition gegen die Reformen seines Mitkönigs, Agis III., 242 v. Chr. seiner Würde entsetzt worden war. Aber schon zwei Jahre später kehrte Leonidas an der Spitze seiner siegreichen Partei nach Sparta zurück, u. zwar mit dem bittersten Haß gegen C., weil sich dieser, obgleich sein Schwiegersohn, vom eigenen Ehrgeiz verführt, seinen Gegnern angeschlossen hatte. C. flüchtete vor der Rache des Schwiegervaters in das Heiligthum Poseidons. Auch hier suchte ihn Leonidas auf; da trat C.' Gattin, Chilonis, die sich in Trauerkleider gehüllt hatte, so lange der Vater verbannt gewesen war, diesem für den Gatten flehend entgegen. Leonidas schenkte ihm nun das Leben, verbannte ihn aber aus Sparta.

Cleome *L.* (Pillenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kapparideen, charakterisirt durch den 4blätterigen Kelch, 4 fast aufsteigende Kronenblätter, zahlreiche, um den Fruchtknoten stehende, etwas ungleiche Staubfäden und die gestielte oder sitzende, aufspringende Schote, meist Sommergewächse in wärmeren Ländern, auch einige strauchartige in Tropenländern, die bei Decandolle in die Untergattungen Brachystilium, Gynandropsis, Pedicellaria, Polanisia, Siliquaria und Stylaria zerfallen. C. pentaphylla *L.*, Gynandropsis pentaphylla *Dec.*, Zwitterkapper, ist ein Sommergewächs in Ostindien und Mittelafrika, dessen frisches, widrig riechendes Kraut auf der Haut Röthe und starke Entzündung, sowie später Blasen hervorbringt und in Ostindien und Amerika wie der Senf als hautreizendes Mittel, innerlich aber gegen Verschleimung der Lunge und des Magens, sowie gegen Nieren- und Blasenkrankheiten, auch als schweißtreibendes Mittel angewendet wird. Durch das Kochen verliert sich die Schärfe, und das Kraut gibt dann ein häufig genossenes, gesundes Gemüse. Die Samen enthalten gleich den Senfkörnern viel fettes Oel und Schärfe. C. tryphylla *L.*, Gynandropsis tryphylla *Dec.*, ist ein Sommergewächs in Guinea und Senegambien, das, wie die vorige Art, auch in Westindien angebaut und verwildert vorkommt und als antiskorbutisches Mittel und gegen ähnliche Uebel wie die vorige Art dient. Auch bereitet man in Amerika Wein und Sirup daraus. C. heptaphylla *L.*, C. Erucago *Mill.*, C. polygama *L.*, Senfkapper, in Westindien und Südamerika, und C. Burmanni *W.* et *Arn.*, in Ostindien, werden bei Magenschwäche und Blähungen, äußerlich als zertheilende und Wunden heilende Mittel vielfach gebraucht. C. frutescens *Aubl.*, in Guyana, dient als blasenziehendes Mittel. Von C. monophylla *L.*, in Ostindien, u. C. ornithopodioides *L.*, in Kleinasien, wird der Same wie Senf benutzt. Schöne Zierpflanzen sind: C. pungens *Willd.*, C. spinosa *Sims.*, mit blaßrosenrothen Blüthen, C. rosea *Vahl*, mit rosenrothen Blüthen, und C. spinosa *L.*, mit langen, weißen Blüthen mit purpurrothen Staubfäden, in Endtrauben. Der Same dieser Arten wird ins warme Mistbeet gesäet; die Pflänzchen verpflanzt man mehre Male mit unverletztem Ballen und bringt sie in der wärmsten Jahreszeit oder im sonnigen Zimmer leicht zur Blüthe. Im Freien blühen sie nur in sehr warmen Sommern.

Cleomedes, 1, Athlet aus Astypaläa, Olymp. 71 Sieger im Faustkampfe bei den olympischen Spielen,

wurde jedoch, weil er den Epidaurier Iccus im Kampfe erschlagen hatte, des Preises für verlustig erklärt. Ueber diese Schmach von Wahnsinn befallen, riß er die Säulen eines Gymnasiums in seiner Vaterstadt ein, wodurch 60 Knaben erschlagen wurden, und flüchtete sich sodann in einen Kasten im Tempel der Minerva. Als man den Kasten erbrach, war er leer. Das Orakel deutete dies Wunder: C. sei als der letzte der Heroen unter die Götter versetzt worden. Seitdem genoß er göttliche Verehrung.

2) C., griechischer Mathematiker, der wahrscheinlich im 4. Jahrhundert n. Chr. lebte, schrieb zwei Bücher über die Kreisbewegung der Himmelskörper und eine Darlegung des Welt- und Himmelssystems nach stoischer Lehre, herausgegeben, lateinisch Brescia 1488 und 1497, griechisch Paris 1539, mit lateinischer Uebersetzung und Kommentar, von Robert Balforeus (Bordeaux 1604), neuerlich von K. Ch. Th. Schmidt (Leipz. 1831).

Cleomenes, 1) Name mehrer spartanischen Könige: a) C. I., ältester Sohn des Eurystheniden Anaxandridas, ein Mann von ungemeiner Kühnheit und ungebändigter Kraft des Geistes, tyrannisch und stolz, dabei aber klug und gewandt in der seinem Volke eigenen kurzen Ausdrucksweise. Er unternahm 520 v. Chr. einen siegreichen Feldzug gegen die Argiver und leitete 510 den zweiten Zug, den die Spartaner, durch das bestochene Orakel zu Delphi aufgefordert, zur Vertreibung der Pisistratiden und Zurückführung der Alkmäoniden unternahmen. Als aber hierauf das Haupt der Alkmäoniden, Clisthenes (s. d.), über die Faktion des Isagoras das Uebergewicht zu erhalten anfing, erzwang C. die Verbannung des Clisthenes, rückte dann noch selbst in Athen ein und verjagte 700 athenische Familien. Als er aber dem Isagoras und 300 Männern seiner Partei alle Gewalt in die Hand spielen wollte, brach in Attica ein allgemeiner Aufstand aus, der den C. und Isagoras mit ihren Leuten zur Flucht auf die Burg nöthigte; nach zweitägiger Belagerung erboten sie sich, das attische Gebiet zu verlassen (508 v. Chr.). C. sammelte hierauf ein neues Heer, verwüstete das heilige Feld der eleusinischen Göttinnen, und eben sollte (506) eine entscheidende Schlacht geliefert werden, als nach Vorgang der Korinther die meisten Bundesgenossen von C. abfielen. Den Milesier Aristagoras, der 504 v. Chr. gegen Persien in Sparta um Hülfe bat und große Summen Geldes für dieselbe bot, wies C., von seiner neunjährigen Tochter Gorgo gewarnt, ab. Im Jahre 492 sollte er die Aegineten, die den Gesandten des Darius Erde und Wasser gegeben hatten, bestrafen, mußte aber in Folge der Umtriebe seines Mitkönigs Demaratus unverrichteter Dinge abziehen. Aus Rache brachte er gegen diesen die Klage vor, er sei nicht der ächte Sohn des Königs Ariston, und da das von ihm bestochene delphische Orakel derselben Ansicht war, so wurde jener entsetzt, und an seine Stelle trat Leotychides, ein Werkzeug des C. Während eines neuen Zugs gegen Aegina wurden C.' Intriguen gegen Demaratus entdeckt, und er entwich daher erst nach Thessalien und von hier nach Arkadien, um dies gegen Sparta aufzuwiegeln. Hierdurch erschreckt, riefen ihn die Spartaner zurück, er verfiel jedoch bald darauf in Wahnsinn und tödtete sich selbst auf gräßliche Weise. Ihm folgte, da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, sein Bruder Leonidas I.

b) C. II., Eurysthenide, Sohn Cleombrotus' I., ward noch minderjährig Nachfolger seines Bruders Agesipolis II. (370 v. Chr.), verrichtete aber trotz seiner langen Regierung (die nach Diodor 60 Jahre und 10 Monate dauerte) nichts Merkwürdiges und hatte seinen Enkel Areus I. zum Nachfolger.

c) C. III., Sohn des Königs Leonidas II., erbte die hohe Gesinnung seiner Mutter Crateficlea, einer der ausgezeichnetsten spartanischen Frauen, zeigte schon in früher Jugend große Willenskraft und übernahm 236 v. Chr. im Alter von 19 Jahren das Königthum. Unter der Regierung seines Vaters hatte die königliche Würde ihre Bedeutung ganz verloren, alle Macht im Staate war, besonders zum Nachtheil der niederen Stände, in den Händen der Ephoren. Durch ruhmvolle Thaten in auswärtigen Kriegen gedachte C. erstere wieder herzustellen. So vereitelte er 228 einen Versuch des achäischen Bundes, unter dem Strategen Aratus einige mit Sparta verbündete arkadische Städte für sich zu gewinnen, mit solchem Geschick, daß man jenem bemerklich machte, wenn er etwas gegen Sparta beabsichtige, so müsse er eilen, damit dem jungen Löwen die Klauen nicht zu lang wüchsen. Kaum war C. nach Sparta zurückgekehrt, als ihn Aratus' Einnahme des arkadischen Städtchens Caphiä zu einem zweiten Zuge veranlaßte; schimpflich zog sich das weit überlegene achäische Heer vor ihm zurück. Zum dritten Male rückte C. gegen die Achäer auf Bitten der bedrohten Eleer und schlug sie bei dem Berge Lycäus aufs Haupt. Um ein stärkeres Gegengewicht gegen die Ephoren zu gewinnen, rief C. den Bruder des Agis, Archidamus, der nach Messene geflohen war, zurück, um ihn zum Mitkönig zu erheben, aber die Furcht vor seiner Rache trieb seine Gegner, ihn zu ermorden. In neuen Kriegen gegen die Achäer war C. anfangs im Gebiet von Megalopolis im Nachtheil, erfocht dann aber einen glänzenden Sieg. Jetzt endlich 226 glaubte er seine Reformpläne ins Werk setzen zu können; er ließ die Bürger, auf deren Zustimmung er nicht hoffen durfte, im Lager zu Arkadien zurück, zog dann gegen Sparta, ließ von den gerade versammelten Ephoren vier tödten, verbannte 80 der angesehensten Bürger, erklärte dem Volke, daß es fortan keine Ephoren mehr geben solle, und gebot Aufhebung der Schulden und Herstellung eines gleichmäßigen Grundbesitzes, zu welchem Zwecke er mit seinen Freunden sogleich willig sein Vermögen opferte, welchem Beispiele die Uebrigen folgten. Eine Anzahl der angesehenen Periöken machte C. zu Bürgern, vermehrte dadurch seinen Anhang und erhielt ein Heer von 4000 einheimischen Hopliten; seinen Bruder Euclidas nahm er zum Mitkönig an. Er stellte darauf die altspartanische Jugenderziehung und das Zusammenspeisen (Syssitien) der Bürger wieder her u. wurde durch Einfachheit und Strenge gegen sich selbst ein Muster für sein Volk. Um seine neuen Spartaner zu kräftigen und ihre Aufmerksamkeit nach außen zu lenken, erneuerte er den Kampf mit dem achäischen Bunde. Er verheerte zuerst das Gebiet von Megalopolis, gewann Mantinea und Tegea und schlug die Achäer bei Hekatombäon unweit Dyme. Als Friedensbedingung stellte er seine Wahl zum Oberhaupt des Bundes, und wirklich war man hierzu

geneigt, als ihn eine Erkrankung 255 zur Rückkehr nach Sparta zwang. Inzwischen erregte Aratus unter den Achäern solches Mißtrauen gegen C., daß ein Abschluß des Friedens nicht zu Stande kam. Dieser begann deshalb den Krieg von Neuem und eroberte sogar Argos. Aratus rief hierauf den macedonischen König Antigonus Doson 224 zu Hülfe, der sich Argos' und während des Sommers 223 fast sämmtlicher mit Sparta verbündeter arkadischen Städte bemächtigte; um so bedenklicher wurde C.' Lage, da auch die vom ägyptischen König Ptolemäus Euergetes zugesagte Hülfe in Folge der Unterhandlungskünste des Antigonus ausblieb. C. half sich damals dadurch, daß er jedem Heloten, der 5 attische Minen zahlte, die Freiheit zugestand, wodurch er 500 Talente und eine Verstärkung von 2000 Mann, die er auf macedonische Art bewaffnete, gewann. Als während des Winters 223—22 Antigonus einen Theil seiner Truppen sorglos nach Macedonien entlassen hatte und die Uebrigen in den Winterquartieren hielt, eroberte und zerstörte C. Megalopolis, damals die bedeutendste Stadt in Arkadien. Auch vor Argos erschien er zweimal, verheerte das Gebiet und machte kühne Streifzüge nach Phlius, Onogyrtus und Orchomenus, unterlag aber in der Entscheidungsschlacht bei dem Paß von Sellasia nach einem langen und heißen Kampfe und entkam mit nur wenigen Reitern nach Sparta (222 v. Chr.). Hier rieth er den Bürgern, den König Antigonus ohne Widerstand aufzunehmen, und eilte mit wenigen Freunden nach Gythium, um sich nach Alexandria einzuschiffen und bei Ptolemäus Euergetes Hülfe zu suchen. Ptolemäus sagte ihm dieselbe auch zu und setzte ihm inzwischen ein reiches Jahrgehalt aus, das C. auf edle Weise verwendete, starb aber zu früh, um das gegebene Versprechen erfüllen zu können, und sein Nachfolger Ptolemäus Philopator kümmerte sich nicht um den Fremdling. Sein Reichsverweser Sosibius wollte den C. anfangs zum Sturz der Glieder des ägyptischen Königshauses benutzen; als aber C. seinen Beistand verweigerte und um die Erlaubniß bat, mit seinen Freunden nach Griechenland zurückkehren zu dürfen, hielt Sosibius seine Entlassung für bedenklich, weil C. die Schwächen des ägyptischen Reichs kennen gelernt habe und sie seiner Zeit benutzen könnte. Spöttereien C.' über die Lebensweise des jungen Königs und eine verleumderische Anklage brachten ihn in Haft, doch so, daß er mit seinen spartanischen Freunden in Verbindung bleiben konnte. Eines Tages aus derselben entflohen, durcheilte er mit 13 Freunden die Straßen und rief das Volk zur Freiheit. Als dies aber unthätig blieb, eilten die Spartaner nach der Burg, um die vielen Gefangenen und mit ihnen das Land zu befreien; allein die Wachen vereitelten ihr Unternehmen. Zu seinen Gefährten sich wendend mit den Worten: „Was Wunder, daß Weiber über Männer herrschen, da diese die Freiheit fliehen", ermahnte C. sie, jetzt, wo Alles rettungslos verloren sei, rühmlich zu sterben, worauf sie sich gegenseitig entleibten (220 v. Chr.). Ptolemäus befahl, C.' Leichnam in eine Haut zu nähen und aufzuhängen, seine Familie aber hinzurichten. Die Spartaner hatten seit der Flucht des C. stets die Hoffnung auf seine Rückkehr gehegt und vergaben erst nach seinem Tode die Königswürde weiter.

2) C., Sohn des Apollodorus aus Athen, laut der Inschrift auf dem Plinthus der Meister der mediceischen Venus, dem mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Thespiaden (Musen) zugeschrieben werden, welche Mummius aus Thespiä entführt und Asinius Pollio in seinen Baudenkmalen aufgestellt hatte.

Cleon, berüchtigter Demagog in Athen, Sohn des Cleänetus oder Cleonymus, von dem er eine von Sklaven betriebene Gerberei erbte. In dem Unwillen, den zu Anfang des peloponnesischen Kriegs Pericles' Zögerung, sodann seine verunglückte Expedition in den Peloponnes 430 und die in der überfüllten Stadt ausgebrochene Pest gegen diesen hervorriefen, sah C. für sich eine Aufforderung, Volksführer zu werden, mußte jedoch bald dem wieder steigenden Einfluß jenes bedeutenden Staatsmannes weichen. Nach des Pericles Tod aber siegte C. über alle Mitbewerber um die Volksgunst. Durchaus ungebildet, aber begabt mit natürlicher Beredtsamkeit, verstand er, mit seiner gewaltigen Stimme Alles betäubend und auf der Rednerbühne sich pöbelhaft geberdend, seinen Willen durchzusetzen, indem er mit unerhörter Frechheit die Wahrheit entstellte, Andersgesinnte mit beißendem Spotte verfolgte, das Volk durch Gerüchte von Verschwörungen ängstigte, mit seinen Verdiensten um die Demokratie prahlte, ja, sich bei seinen Vorschlägen nicht selten auf göttliche Eingebungen berief. So brachte er es schon 427 zu großem Ansehen und Einfluß. C.s Hauptstütze war die große Zahl der ärmeren Bürger; um sich diese verbindlich zu machen und ihre Lust zum Richteramte zu steigern, erhöhte er den Richtersold von einem Obolus auf drei, wodurch er eine unerträgliche Tyrannei der Mehrzahl hervorrief. Der schüchterne Nicias, das Haupt der oligarchisch Gesinnten, war dem dreisten C. nicht gewachsen. C. aber wußte, daß er sich nur in kriegerisch aufgeregter Zeit halten könne. Als daher die Spartaner, durch die mißliche Lage ihrer auf der Insel Sphacteria eingeschlossenen 420 angesehenen Bürger bewogen, den Athenern den Frieden antrugen (425 v. Chr.), war es C., welcher dessen Abschluß hintertrieb. Indeß leisteten die Spartaner hartnäckigen Widerstand, und die Athener auf Pylos litten Noth. C. erklärte diese Nachrichten für erlogen und meinte, auf seinen Gegner Nicias anspielend, einem tüchtigen Feldherrn müßte es ein Leichtes sein, sich der wenigen Spartaner zu bemächtigen; er selbst, wäre er Stratege, wollte sich dazu anheischig machen. Man nahm ihn beim Wort, und er sah sich ungern genöthigt, die Befehlshaberstelle anzunehmen; großsprecherisch erklärte er, binnen 20 Tagen die eingeschlossenen Spartaner lebendig oder todt in seiner Gewalt zu haben. Wirklich ging dieses Versprechen, freilich lediglich durch die Tüchtigkeit seines Mitfeldherrn Demosthenes, in Erfüllung. Sich nun auch für einen tüchtigen Feldherrn haltend, zog C. bald darauf (422), in der Hoffnung, gegen den spartanischen Feldherrn Brasidas (s. d.) glücklicher als Nicias u. Nicostratus (423) zu sein, mit einer beträchtlichen Anzahl Fußvolk und Reiterei auf 30 Schiffen aus, bezahlte aber in der Nähe von Amphipolis seine Untüchtigkeit und Feigheit mit dem Leben.

Cleonä, altgriechische Stadt in der peloponnesischen Landschaft Argolis, auf der Straße von Korinth nach Argos, angeblich von Cleones gegründet; jetzt Trümmer bei Klenia. In der Nähe war der

Berg Tretus, wohin der Mythus die Höhle des nemäischen Löwen verlegt.

Cleonymus, Sohn des spartanischen Königs Cleomenes II., machte nach dem Tode seines Vaters (310 v. Chr.) Ansprüche auf die Königswürde, wurde aber, weil er für gewaltthätig und despotisch galt, zu Gunsten des Areus I., des Sohnes seines verstorbenen älteren Bruders Acrotatus, übergangen. Um seiner los zu werden, sandten ihn die Ephoren den Tarentinern gegen die Lukaner zu Hülfe. Er führte mit seinem in Tarent verstärkten Heere den Krieg glücklich, machte sich aber durch Erpressungen und sein sittenloses Leben Freunden und Feinden lästig. Er schmiedete Pläne gegen Sicilien und Griechenland und eroberte, um einen Waffenplatz zu haben, um 303 v. Chr. Corcyra. Ein ihm von Demetrius Poliorcetes und Cassander angetragenes Bündniß schlug er aus. Als die Tarentiner mit den Lukanern und Römern Frieden schlossen und sich mit andern Städten von ihm lossagten, unternahm er einen Rachezug gegen Unteritalien, wurde jedoch von den Römern genöthigt, sich wieder einzuschiffen; von Winden mitten durch das adriatische Meer getrieben, gedachte er in der Gegend der Brentamündung Beute zu machen, erlitt aber eine große Niederlage und kehrte, fast aller Schiffe und Truppen beraubt, nach Corcyra zurück (302 v. Chr.). Da er sich hier, wie es scheint, nicht mehr halten konnte, begab er sich wieder nach Lakonien. Im Jahre 293 zog er mit einem Heere nach Theben und unterstützte die von Sparta abtrünnigen Böotier, wurde aber vom König Demetrius verjagt. Zur Zeit des Einfalls der Gallier in Griechenland (279) scheint er bedeutenden Einfluß in Sparta gehabt zu haben. Im Jahre 278 eroberte er Trözene. Als ihm sein Weib Chelidonis um des jugendlichen Acrotatus, des Sohnes von König Areus, willen untreu wurde, beredete er, zugleich wohl auch aus Throngelüsten, den König Pyrrhus von Epirus, einen Zug in den Peloponnes zu unternehmen, u. erschien 272 als Feind vor seiner Vaterstadt; doch richteten sie nichts aus. Es wird seiner fortan nicht mehr gedacht.

Cleopas, St., einer von den zwei nach Emmaus wandernden Jüngern (Lucas 24, 18), ist nicht mit Klopas, dem Verwandten Jesu (Joh. 19, 25), zu identificiren. Das römische Martyrologium zählt ihn als Märtyrer unter dem 25., das griechische Menologium unter dem 13. Oktober auf.

Cleopatra, die älteste Tochter des Ptolemäus Auletes, wurde 52 v. Chr., 17 Jahre alt, durch das Testament desselben zur Mitregentin und Gemahlin ihres erst neunjährigen Bruders Ptolemäus bestimmt. An der Stelle des Letztern übernahmen Pothinus, Achillas und Theodotus die Reichsverwaltung und vertrieben C. unter der Beschuldigung, daß sie ihren Bruder um die Krone zu bringen suche (48 v. Chr.). Sie sammelte hierauf ein Heer in Syrien, und als Pompejus auf seiner Flucht im September 48 nach Aegypten kam, um hier sein Ende zu finden, hatte sich eben Ptolemäus bei dem Berge Casius gelagert, um den Einfall der C. abzuwehren. Der siegreiche Cäsar forderte darauf von C. und Ptolemäus Entlassung ihrer Heere u. Unterwerfung unter seine Entscheidung des Streites. C. verkehrte zuerst durch Unterhändler mit ihm, erschien dann aber persönlich vor ihm, indem sie sich vermummt u. zur Nachtzeit in die königliche Burg von Alexandria bringen ließ. Mitleiden, sowie die Macht ihrer Reize hatten ihr alsbald den Cäsar gewonnen, u. er erklärte sich für Aufrechterhaltung des Testaments ihres Vaters. Die Freunde des Ptolemäus eröffneten hierauf einen Krieg, welcher im folgenden Jahre mit C.'s Niederlage endigte. Da Ptolemäus in demselben umgekommen war, übertrug Cäsar die Regierung der C. und ihrem noch unmündigen Bruder Ptolemäus, mit dem sie sich auch vermählen sollte, so daß sie in Wirklichkeit die Alleinherrschaft bekam. Als Buhlin des Cäsar vermochte sie Alles bei demselben. Nach Beendigung des Kriegs hielt sie ihn noch mehre Monate in Aegypten fest, bereitete ihm in Alexandria schwelgerische Feste und fuhr mit ihm auf einem Prachtschiffe den Nil hinauf, um ihm die Wunder des Landes zu zeigen. Nach einigen Jahren wurde sie von Cäsar sogar nach Rom beschieden und in seine eigene Wohnung aufgenommen. Er erlaubte ihr, den Sohn, den sie (47) nach seinem Abgange von Aegypten geboren hatte, nach seinem Namen zu nennen, und nahm sie selbst unter die Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes auf. In den Kriegen, welche nach Cäsars Tode ausbrachen, unterstützte sie namentlich den Dolabella und rüstete nach dessen Tode für die Triumvirn. Gleichwohl beschied sie Antonius (41) zur Verantwortung nach Cilicien, weil ihr Statthalter von Cypern, Serapion, den Cassius unterstützt hatte. Sie erschien, aber nicht in dem Aufzuge einer Schuldigen, sondern als Göttin Aphrodite, um Dionysus zu besuchen. Die Herrschaft über den schwachen Antonius war leicht gewonnen und wurde von C. benutzt, um ihre eigene Schwester Arsinoë ermorden zu lassen, sowie an andern Feinden Rache zu üben. Ihren Bruder Ptolemäus hatte sie schon früher vergiftet. Den Winter des Jahres 41 brachte Antonius bei ihr in Alexandria zu. Im Jahre 37 beschied er sie wiederum zu sich nach Syrien und wurde von jetzt an nicht mehr frei von ihren Banden. Sie benutzte ihr Verhältniß zu demselben zu Befriedigung ihrer Herrschsucht und verrieth ihn schließlich an Octavianus. Nach Antonius' Tode die Gefangene des Octavianus, versuchte sie vergeblich, auch diesen zu fesseln. Um nicht dem Triumph des Siegers zur Verherrlichung dienen zu müssen, endete sie ihr Leben durch Gift, das sie sich durch Anlegung einer Natter (od. durch Ausgießung aus einer Schmucknadel) beibrachte.

Cleopatra's Kanal (Fossa Ptolemaei, Fossa regum), Kanal im äpyptischen Delta, führte von Bubastis $37^1/_2$ Milliaria weit nach den Lacus amari und verband das mittelländische mit dem rothen Meere, wurde begonnen unter Sesostris, Psammetich und Necho, von Darius fortgesetzt und von Ptolemäus Philadelphus vollendet.

Clepsydra (v. Griech.), Wasseruhr (s. d.), enghalsig, mit durchlöchertem Boden, früher im Gebrauch, um die Dauer der gerichtlichen Reden zu bestimmen.

Clerc (v. lat. clericus), eigentlich Geistlicher; im Mittelalter, wo die Schreibkunst hauptsächlich von den Geistlichen geübt wurde, auch s. v. a. Schreiber, Gerichtsschreiber.

Clerc (lat. Clericus), Johannes, Theolog, Philosoph und fruchtbarer Schriftsteller, geboren den 19. März 1657 zu Genf, machte hier seine philosophischen und theologischen Studien und begab sich später nach Grenoble, Saumur, Paris

und London. Durch das Studium arminianischer Werke wurde er hier für den Lehrbegriff der Remonstranten gewonnen, siedelte 1683 nach Amsterdam und erhielt hier die Professur der Philosophie, der schönen Wissenschaften und der hebräischen Sprache am remonstrantischen Gymnasium und nach Limborchs Tode 1712 auch den Lehrstuhl der Kirchengeschichte. Von nun an beginnt seine außerordentliche literarische Thätigkeit, die ihn in eine Menge gelehrter Streitigkeiten verwickelte, und die er bis ins 70. Lebensjahr fortsetzte. Er † den 8. Januar 1736, nachdem ihm 1732 ein Schlagfluß die Sprache geraubt und seine Geisteskräfte geschwächt hatte. Als theologischer Schriftsteller wirkte C. ganz im Geiste der Remonstranten, die durch keine kirchlichen Symbole beschränkt sind. Rücksichtsloses Streben nach Wahrheit, das nicht immer mit ruhiger Ueberlegung verbunden war, verleitete ihn aber oft zu übereilten Urtheilen, wie man ihm überhaupt Anmaßung und Reizbarkeit nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat. In der Philosophie war er seiner Individualität zufolge Eklektiker. Seine „Opera philosophica" erschienen Amsterdam 1698. Von seinen theologischen Schriften ist vornehmlich seine Herausgabe der apostolischen Väter zu nennen.

Clerfait, österreichischer Feldherr, s. Clairfayt.

Clergé (franz.), Klerus, Geistlichkeit.

Clerica (lat.), Tonsur.

Clericis laicos (lat.), Bulle des Papstes Bonifacius VIII. von 1296, wurde zunächst gegen Philipp IV. von Frankreich erlassen, der vom französischen Klerus eine bedeutende Beisteuer zur Bestreitung der schweren Kriegskosten erpreßt hatte, und bedroht Jeden mit dem Bann, der den Geistlichen ohne Genehmigung des Papstes Abgaben und Leistungen auflege. S. Gallikanische Kirche, vergl. Frankreich.

Clericus (lat.), der Geistliche. Clericus clericum non decimat, der Geistliche zehntet den Geistlichen nicht; auch sprüchwörtlich s. v. a. Ein Rabe hackt dem andern kein Aug' aus.

Clericus, s. Clerc.

Clerke, Charles, englischer Seefahrer, geboren 1741, wurde in der Seeakademie zu Portsmouth erzogen und bei dem 1756 ausgebrochenen Kriege als Pilot angestellt. Später nahm er fast an allen englischen Entdeckungsreisen Byrons und Cooks nach der Südsee Theil. Nachdem letzterer auf Owaihi erschlagen war, segelte C. nach Norden, um hier eine Durchfahrt nach dem atlantischen Ocean zu entdecken, mußte aber unverrichteter Sache nach dem kamtschadalischen Hafen St. Peter und Paul zurückkehren und † Angesichts der Küste am 22. August 1779.

Clermont, 1) (C.-en-Beauvaisis), Bezirkshauptstadt im französischen Departement Oise, nahe der Brêche, an der Nordbahn gelegen, mit einem alten Schloß auf der Höhe (jetzt Gefängniß), hat 5453 Einwohner, welche Leinwand, Band, Battist und Linon fabriciren. C., Geburtsort Philipps des Schönen, war früher Sitz der Grafen von C., von denen es durch Heirath an die Grafen von Blois und Chartres kam; König Philipp August zog es für die Krone ein, und seitdem diente die Stadt mit Gebiet als Apanage königlicher Prinzen.

2) C. (C.-Ferrand), Hauptstadt des französischen Departements Puy de Dôme, liegt 1350 Fuß hoch, unweit des Puy de Dôme, auf einem Hügel von 150 Fuß Höhe, inmitten eines weiten und fruchtbaren Thales, das 3½ Meilen Umfang hat, und in welchem aus grünen Wiesen und zahlreichen Wein- und Obstgärten eine Menge freundlicher Ortschaften mit ihren Thürmen und weißen Häusern auftauchen. Die Stadt besteht aus den Orten C. und dem nahen, ehemals festen Montferrand, die beide durch Alleen verbunden und zu einer Stadt vereinigt sind, und ist aus der festen, dunkelfarbigen Lava von Volvic alterthümlich gebaut, mit engen, krummen u. abschüssigen Straßen, die man jedoch neuerdings zu verschönern und gesunder zu machen begonnen hat. Die öffentlichen Plätze der Stadt sind groß. Unter den Gebäuden sind die 1248 begonnene, unvollendete Kathedrale im gothischen Styl, welche die Stadt beherrscht und in einer Krypte ein wunderthätiges Marienbild besitzt, ferner die schöne Leinwandhalle, das Rathhaus, die Getreidehalle, der Justizpalast, das Lyceum und das Theater namhaft zu machen. C. ist Sitz eines Bischofs und besitzt eine Akademie der Wissenschaften, ein theologisches Seminar, eine Bibliothek (20,000 Bde.), ein Museum, einen botanischen Garten, ein College, eine medicinische Schule, Musiklehranstalt ꝛc. Die Industrie der Einwohner, deren Zahl 38,160 beträgt, erstreckt sich vornehmlich auf die Fabrikation von Leder, Leinwand u. Hanf; außerdem werden seidene Strümpfe, Chokolade, Papier, Seifen, Wachslichte und berühmtes Aprikosen- und anderes Fruchtmus bereitet, das weithin versendet wird. In merkantiler Hinsicht ist C. besonders als Entrepot für die Umgegend, selbst für Lyon, Bordeaux und Paris wichtig. In einer der Faubourgs entspringt die berühmte, stark inkrustirende Quelle St. Allyre, welche sich selbst eine Brücke gewölbt hat, ein Eisensäuerling, reich an kohlensaurem Eisen. Von römischen Alterthümern ist besonders eine Wasserleitung zu nennen. C. ist Geburtsort Gregors von Tours, Pascals, des Generals Desaix, dem ein Obelisk am Ende einer der Straßen errichtet ist, u. A. C. war eine alte Stadt im Lande der Arverner, die den Namen Arverna führte; die Römer nannten sie Augusto Nemetum. Sie hatte ein Schloß, Clarus mons, woraus der heutige Name entstand. Im J. 253 bekehrte St. Austramonius die Einwohner der Stadt zum Christenthum und wurde der erste Inhaber des hier errichteten Bisthums. Ihr Senat und ihre Blüthe bestanden bis in das 8. Jahrhundert, wo sie 761 von den Franken unter Pipin gänzlich zerstört wurde. Im J. 976 erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Normänner. Im Mittelalter wurden hier sieben Kirchenversammlungen gehalten, worunter die merkwürdigste die von 1095, das große Koncil von C., ist, dem Papst Urban II. selbst beiwohnte, und auf welchem der Gottesfriede und der erste Kreuzzug beschlossen wurden. Während der Kämpfe der Grafen gegen heimische und fremde Feinde (Engländer) flohen viele Bewohner des offenen Landes nach C.; später wurde C. sogar Hauptstadt der Auvergne. Als Philipp August 1212 dem Grafen Guido die Grafschaft nahm, kam die Stadt in die Hände des Bischofs. Katharina von Medicis nahm sie als Gräfin von Auvergne wieder an sich. Ludwig XIII. ließ C. und Mont-

ferrand verbinden und nannte die Stadt Clermont-Ferrand.

3) C. (C. de Lodève od. C. l'Hérault), Stadt im französischen Departement Hérault, an der Ergue, hat ein Collége, ein Handelsgericht und 6180 Einwohner, welche besonders Tuch (für die Levante), Leder und Grünspan fabriciren, auch Oel-, Wein- und Viehhandel treiben.

4) C. (C.-en-Argonne), Stadt im französischen Departement Maas, in bergiger Gegend, unweit der Aire, südwestlich von Verdun, hat Fayence-, Glas-, Papier-, Eisenwaarenfabrikation und 1900 Einwohner. C. war vormals die feste Hauptstadt der alten Grafschaft Clermontois, welche 1564 der Bischof von Verdun an Karl II. von Lothringen, dieser aber 1641 an Ludwig XIII. abtrat. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke schleifen und verlieh die Grafschaft dem Prinzen Condé.

Clermont, rother französischer Muskateller, bei Clermont-Ferrand gewonnen.

Clermont-Tonnerre, altadeliges französisches Geschlecht, dessen Stammsitz Clermont im Departement Isère, Arrondissement Grenoble, liegt, und das in der Dauphiné reich begütert war. Schon 1572 ward die Baronie zum Pairieherzogthum erhoben. Das Geschlecht zerfällt in verschiedene Seitenlinien, von denen vier bis in die neueste Zeit fortblühten, nämlich: die herzogliche Linie, die Linie der Marquis von C., die noch gegenwärtig in zwei Zweigen besteht, die Linie der Marquis von Clermont-Mont-St.-Jean u. die der Marquis von Clermont-Montaison, und hat Frankreich eine Reihe im Krieg und Frieden ausgezeichneter Männer gegeben, von denen wir folgende nennen:

1) Stanislas, Graf von C., geboren 1747, war vor der Revolution Oberst und trat 1789 als Abgeordneter des Adels in die Versammlung der Reichsstände. Er zeigte hier bald eine entschiedene Vorliebe für den dritten Stand und protestirte gegen die Berathungen der Majorität des Adels. In der Nationalversammlung zeigte er sich anfangs als erbitterter Gegner des Hofs, schlug sich aber bald zu den Gemäßigten und überreichte dem Konstitutionsausschuß einen Verfassungsentwurf, der eine getreue Nachbildung der englischen Konstitution war, und durch den er seine Popularität verlor. Er stimmte gleichwohl in der Nacht vom 4. August 1789 für die Aufhebung aller Privilegien, sowie später für die Einführung der Geschworenengerichte. Am 22. Februar 1790 trug er darauf an, dem König die ganze ausübende Macht zu übergeben, fand aber eben so wenig Anklang, als mit dem erneuerten Antrage, zwei Kammern zu bilden. Um dem Jakobinerklub die Wage zu halten, gründete er mit Malouet und andern Monarchisten den Klub der Freunde der Monarchie, der sich aber, von Barnave als eine Gesellschaft von Verschworenen dargestellt, auflösen mußte. Auch das „Journal des impartiaux", das er mit Fontanes herausgab, wurde nach zwei Monaten unterdrückt, und C. in seinem Hotel von dem Pöbel bedroht. Nach der Flucht des Königs in den Tuilerien von Leuten aus dem Volke angehalten, rettete er sich nur dadurch, daß er der Nationalversammlung schriftlich den Eid der Treue leistete. Am 10. August 1792 überfiel ihn ein Volkshaufen von Neuem in seinem Hotel; er entfloh zu der Gräfin von Brissac, wurde jedoch hier von seinen Verfolgern entdeckt und ermordet. Eine Sammlung seiner politischen Schriften erschien 1791 in 4 Bänden. Außerdem hat man von ihm: „Analyse de la constitution" (Paris 1791).

2) Aimé Marie Gaspard, Marquis de C., Generallieutenant, Pair von Frankreich, Marine- und Kriegsminister, geboren 1780 zu Paris, machte die Feldzüge in Italien, Deutschland und Spanien mit und ward 1808 Adjutant des Königs von Neapel, in dessen Gunst und Dienst er fortan blieb. Nach 1814 trat er mit dem Rang eines Obersten in die französische Armee zurück, ward Maréchal de camp und nach der zweiten Rückkehr des Königs Pair von Frankreich und Kommandeur der Kavalleriegrenadierbrigade der königlichen Garde. Von 1817 an stand er auf Seite der reaktionären Partei und erhielt 1820 das Amt eines Marineministers und den Grad eines Generallieutenants. Im Jahre 1823 vertauschte er das Ministerium der Marine mit dem des Kriegs und betrieb mit Energie die Reorganisation des Heerwesens. Nach der Julirevolution weigerte er sich, der neuen Regierung den Eid der Treue zu leisten, und zog sich ins Privatleben zurück.

Clerodendrum *L.* (Loosbaum, Volkamerie oder Volkmannie), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten oder Lippenblumen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5spaltigen Kelch, die glockenförmige, 5spaltige, langröhrige Blumenkrone mit 4 langen Staubfäden und gespaltener Narbe und die Pflaumenfrucht mit 4 einfächerigen und einsamigen Nähten, Sträucher und Bäume in heißen Ländern, mit ganzen Gegenblättern und schönen, meist sehr wohlriechenden Blüthen. Beliebte Zierpflanzen sind: C. fragrans *Willd.*, Volkameria fragrans *Vent.*, Volkmannia fragrans *Jacq.*, Agricolaea fragrans *Schrank*, mit 3—6 Fuß hohem Stengel, filzigen Aesten, eirunden, gezähnten, etwas filzigen, 4—6 Zoll langen Blättern und schönen, weißen od. röthlichweißen, sehr wohlriechenden, in dichten Doldentrauben stehenden und meist gefüllten Blüthen, welche aber des Nachts fast giftig betäubend riechen, aus Japan; C. squamatum *Vahl*, Volkameria Kaempheri *Willd.*, mit langstieligen, herzförmigen, ganzrandigen Blättern und schönen, gelblich-scharlachrothen, in reichblumigen Rispen stehenden Blüthen mit langen Staubgefäßen, aus China, Japan und Ostindien; C. hastatum *Wall.*, mit spießförmigen, gefleckten Blättern und grünlichweißen, langröhrigen, sehr wohlriechenden Blüthen in winkelständigen Rispen, aus Ostindien. C. inerme *R. Br.*, Volkameria inermis *L.*, mit länglichen, glatten, glänzenden Blättern und schönen, schneeweißen, langröhrigen Blüthen mit rothen Staubfäden, aus China und Ostindien, liefert in der Wurzel und den Blättern ein wirksames Mittel gegen Skropheln und Syphilis; C. paniculatum *L.*, Volkameria angulata *Lour.*, mit herzförmigen, 5- od. 3lappigen, glatten Blättern u. schönen, scharlachrothen, langröhrigen, in sehr ästigen, aus Doldentrauben zusammengesetzten Rispen stehenden Blüthen, aus Java u. Cochinchina. Von C. bracteosum *Kostel.*, in Malabar, braucht man die Wurzel als Stomachikum, die Blätter äußerlich gegen Kopfschmerzen, Augenleiden, die Früchte als Purgans und Diuretikum; von C. villosum *Bl.*, in Ostindien, Java,

die Wurzel gegen Leibschmerzen, Durchfall, den ausgepreßten Saft der Blätter gegen Würmer; von C. infortunatum *L.*, auf Ceylon und den Molukken, die Wurzel und die Blätter gegen Ruhr, Kolik, Fieberkrankheiten, äußerlich zur Zertheilung von Abscessen, gegen Verbrennungen. Alle Arten lieben eine trockene, fette, aus gleichen Theilen Mistbeet- und Lauberde bestehende Mischung mit 1/6 Flußsand. Man unterhält sie im Warmhause bei 10—12, höchstens 15° Wärme, begießt sie zur Zeit des Wachsthums reichlich, außer derselben aber nur sehr mäßig und gibt ihnen im Sommer bei Sonnenschein Schatten und bei mildem Wetter reichlich Luft. Sie lieben viele Nahrung und dürfen daher nicht in zu kleine Töpfe verpflanzt werden. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen im Warmbeete, außerdem durch Sprößlinge und Wurzelschnittlinge.

Clery (Notre Dame de C.), Städtchen im französischen Departement Loiret, südwestlich von Orléans, unweit der Loire, mit alter Kirche, in welcher sich Ludwig XI. beisetzen ließ, und 1000 Einwohnern.

Clethra *L.* (Laubheide), Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die 5theilige Blumenkrone mit 10 Staubfäden und 3spaltiger Narbe und die im Kelch befindliche 3fächerige Kapsel, Sträucher und Bäume in Amerika mit abwechselnden Blättern und weißen Blüthen, von denen sich folgende als Zierpflanzen in deutschen Gärten und Gewächshäusern vorfinden: C. alnifolia *L.*, mit 4—8 Fuß hohem Stamm und wohlriechenden, in ährenförmigen, langen, einfachen, grauweißfilzigen Trauben stehenden Blüthen, aus Nordamerika; C. arborea *Ait.*, ein schöner, immergrüner, baumartiger Strauch von 12—20 Fuß Höhe, mit 3—6 Zoll langen Blättern und wohlriechenden, in großen, rispenförmigen, zusammengesetzten Endtrauben stehenden Blüthen, von Madera. C. alnifolia wird häufig zur Verschönerung der Strauchgruppen in Parkanlagen benutzt u. gedeiht in jedem nicht zu nassen, lockern und nahrhaften, etwas sandigen Boden. Die nordamerikanischen Arten verlangen im Freien einen beschützten, halbschattigen Standort und bei strenger Kälte eine Bedeckung; die südamerikanischen gedeihen am besten in dem freien Grunde eines Winterhauses und verlangen im Sommer reichlich Wasser und Schutz gegen heiße Sonnenstrahlen. Die Vermehrung geschieht durch Ableger.

Cletus, St., Römer, angeblich Schüler, Gehülfe und Nachfolger des Apostels Petrus auf dem bischöflichen Stuhle von Rom, erlitt, nachdem er 12 1/2 Jahre seiner Kirche vorgestanden, 93 den Märtyrertod. Tag: der 26. April. C. wird häufig mit Anacletus (s. d.) für identisch genommen.

Cleveland, Stadt im nordamerikanischen Staat Ohio, Grafschaft Cuyahoga, mit Zollhafen, das Emporium des nördlichen Ohio und nächst Cincinnati die bedeutendste Stadt im Staate, liegt an der Mündung des Cuyahogaflusses in den Eriesee und am Ende des Ohiokanals, der den See mit dem Mississippi verbindet, und ist, mit Ausnahme eines kleinen Theils unmittelbar am Flusse, auf einer Terrasse erbaut, die 80 Fuß hoch über dem Spiegel des See's liegt, auf welchen sie eine weite Aussicht hat. Die Lage ist sehr trocken und gesund. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, sind durchgängig 80 Fuß breit und zeigen schöne und großartige Gebäude. Ungefähr in der Mitte der Stadt befindet sich ein großer, von Bäumen beschatteter öffentlicher Platz (Square), an dem das Countygerichtshaus und die presbyterianische Hauptkirche liegen. Im Ganzen hat C. gegen 30 Kirchen, darunter eine neuerbaute katholische Kathedrale für den nördlichen Theil von Ohio; an wissenschaftlichen Anstalten: 2 medicinische Schulen und ein katholisches Seminar. Der Hafen von C., einer der besten am Eriesee, wird durch die Mündung des Cuyahoga gebildet und ist auf beiden Seiten durch einen Damm, der 425 Yards in die See hinausgeht und einen Leuchtthurm trägt, gesichert. Durch diesen Hafen und seine Lage am Ende des Ohiokanals hat C. rasch eine außerordentliche Handelsbedeutung gewonnen. Es ist der Stapelplatz des größten Agrikulturstaats der Union und der Verschiffungsplatz für den größten Theil der ungeheuren Menge von Weizen, Mehl, Butter, Schweinefleisch und Eisen, welche Ohio in den auswärtigen Handel bringt und über den See exportirt. Im Jahre 1850 betrug der Werth der in C. ein- und ausgeführten Waaren fast 14 Millionen Dollars, und es bestanden daselbst 4 Banken mit 400,000 Dollars Kapital. Durch Eisenbahnen steht C. in direkter Verbindung mit Newyork, mit den Bahnen des Mississippithales und mit Philadelphia. Die Zahl der Bevölkerung, die 1799 noch aus einer einzigen Familie bestand, betrug 1850 17,034, 1860 aber 43,550 Seelen. C. gegenüber liegt Ohiocity, verbunden mit jenem durch mehre Brücken und Fähren. Die Stadt wurde 1796 angelegt und erhielt ihren Namen vom General Moses Cleveland, einem Agenten der Connecticutlandgesellschaft, welcher die erste Vermessungskommission für die Western Reserve von Connecticut begleitete. Im J. 1836 wurde C. zur City erhoben.

Cleven (Clevenna), s. Chiavenna.

Clew, englische Bai an der Westküste von Irland, Grafschaft Maio, 2 2/5 Meilen lang, 1 2/5 Meilen breit, mit vielen Eilanden, unter denen die Achill Islands die bedeutendsten.

Clianthus *Soland.* (Prachtblume), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, buchtig 5zähnigen Kelch, das bis zum Blüthenstielchen zurückgeschlagene Fähnchen, die kurzen Flügel, das lange, schnabelförmig gebogene, zusammengedrückte und zusammengefaltete, langgespitzte, die seitenständige, weichbehaarte Narbe einschließende Schiffchen, den langen Griffel, die gerade, strotzende, geschnäbelte, 3—3 1/2 Zoll lange, braunschwarze Hülse mit kleinen, nierenförmigen, gelben, braunpunktirten, mit lockerem Flaum umgebenen Samen, mit zwei Arten: C. puniceus *Soland.*, Donia punicea G. *Don*, einem Strauch von Neuseeland, mit aufrechtem, 3—5 Fuß hohem, glattem Stengel, zweizeilig stehenden, unpaarig gefiederten Blättern, ansitzenden, halbpfeilförmigen Afterblättern und großen, prächtigen, karmoisinrothen, in kurzen, wenigblumigen, aber zahlreichen, winkelständigen, herabhängenden, etwas filzigen Trauben stehenden Blüthen, und C speciosus *Steudel*, Streblorrhiza speciosa *Endl.*, einem Strauch auf der Norfolksinsel. Diese Pflanzen sollen im südlichen England,

welches das Klima von Neuseeland hat, im Freien ausdauern; in Deutschland gedeihen sie bei 4—6° Wärme im hellen Glashause oder Zimmer und werden bei 1—3° Wärme durchwintert und im Sommer ins Freie gestellt. Sie lieben eine lockere, sandige, mit $^1/_3$ Torferde vermischte Lauberde und verlangen weite Töpfe, wenn sie blühen sollen, und öfteres Umpflanzen in größere Töpfe. Im Sommer begießt man reichlich und gibt Schutz gegen heiße Sonnenstrahlen. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge u. Samen im lauwarmen Mistbeete.

Cliché (franz.), Abklatsch, Abguß von Schrift- u. anderen Bildformen, fälschlich angewendet für jede zum Hochdruck bestimmte Vervielfältigung, jedoch meist durch Stereotypie u. Galvanotypie hergestellt.

Clichiren (v. Franz., Abklatschen), das vom Formschneider Selzam zu Leipzig um 1760 erfundene Verfahren, Holzschnitte zu vervielfältigen. Man taucht dabei die Holzschnitte mit der Bildfläche in eine geschmolzene, eben aus dem flüssigen Zustande in den festen wieder übergehende Mischung verschiedener Metalle (zu typographischen Zwecken eine bei 93° C. schmelzende Mischung von 2 Theilen Zinn, 3 Th. Blei und 5 Th. Wismuth, zu Medaillenabdrücken, welche bronzirt werden sollen, von 1 Th. Zinn, 1 Th. Antimon, 2 Th. Wismuth, oder 4 Th. Wismuth, $2^1/_2$ Th. Blei, 2 Th. Zinn, 1 Th. Letternmetall), bestreut die auf diese Art erhaltene Matrize mit pulverisirtem Kalk, Mastix, Blutstein u. dergl., schwärzt sie mit Lampenruß u. gießt sie mit Schriftzeug aus. Die dem Holzschnitt gleichenden Abklatsche (Clichés), die man so gewinnt, befestigt man zum Behuf des Abdruckens auf Holztafeln, welche Schrifthöhe haben. Auf diese Weise lassen sich auch Medaillen, Münzen ꝛc. abformen und vervielfältigen. Um das Verfahren zu vervollkommnen oder zu beschleunigen, bediente man sich auch der Clichirmaschine. Die von Pfnorr und Gill erfundenen laufen darauf hinaus, daß die Matrize in einem Rahmen am untern Ende einer schweren Stange, welche mittelst eines über Rollen laufenden Seils genau senkrecht auf- und niederbewegt werden kann, befestigt, das Behältniß mit dem geschmolzenen Metall aber auf den Boden eines Kastens gesetzt und die Stange, gleich dem Bär bei der Ramme, plötzlich fallen gelassen wird. Diese Maschinen sind indeß durch die Stereotypie gänzlich außer Gebrauch gekommen. Ueberhaupt wird das C. von Illustrationen, Vignetten, Plakatbuchstaben ꝛc. jetzt meist nach Art des Stereotypirens (s. d.) behandelt, mit Ausnahme des Formens. Vor dem Formen wird der betreffende Holzschnitt ꝛc. mit Terpentinspiritus bis zur Sättigung getränkt, damit die nasse Gypsmasse das Holz nicht krumm zieht. Die aufzugießende Gypsmasse, welche die Matrize bilden soll, wird viel dünnflüssiger gemacht, als bei Schriftstereotypen, damit sie die größeren Feinheiten der Bildfläche in sich aufnehme, und es wird ihr, um durch Uebersättigung mit Wasser ihre Bindekraft nicht zu schwächen, ungelöschter Kalk zugesetzt. Im Weiteren verfährt man wie bei der Anfertigung von Stereotypen. In neuerer Zeit haben die auf galvanischem Wege hergestellten Clichés den Vorzug erlangt und heißen dann Elektrotypen oder Galvanotypen (s. Galvanotypie).

Clichy la Garenne, Stadt im französischen Departement Seine, an der Seine, bei Neuilly, mit 6440 Einw., ist von sehr vielen Wäscherinnen bewohnt u. hat zahlreiche Fabriken, namentlich für chemische Produkte (Ammoniak ꝛc.) und Darmsaiten. Der Ort stand schon im 6. Jahrh. Im J. 1612 war daselbst St. Vincent de Paul Priester.

Cliens, Clientela (lat.), s. Klient, Klientel.

Clifden, Stadt in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Galway, an der gleichnamigen Bucht der Westküste der Insel, mit gothischer Kirche, Arbeitshaus, Hafen, Häringsfischerei u. 1600 Einw.

Clifford, eine der ältesten und weitverzweigtesten Familien in England, die ihren Namen von Clifford-Castle in Herefordshire erhalten hat. Als Stifter des Hauses wird Walter Fitz-Ponce zur Zeit Heinrichs II. genannt, der von jener Burg seinen Namen entlehnte. Merkwürdig sind:

1) Rosamunde, Tochter des ebengenannten Ahnherrn der Familie, war die Geliebte des Königs Heinrich II., der, um sie den Augen seiner eifersüchtigen Gemahlin, Eleonore von Guienne, zu verbergen, das Labyrinth in Woodstock erbaut haben soll. Sie gebar hier dem König zwei Söhne. Als aber Heinrich II. nach der Normandie gezogen war, drang die Königin in das Schloß Woodstock und soll sich, nachdem die Wachen ermordet waren, mittelst eines Knäuels Zwirn durch die verschlungenen Boskets, die das ganze Schloß labyrinthartig umgaben, gefunden haben. Nach Andern drang sie durch einen unterirdischen Weg aus dem Kloster Godstow in das Schloß ein und ermordete C. 1173. Rosamunde ist von mehren Dichtern, Patisson, Addison, Brefaut, Theodor Körner ꝛc., zur Heldin dramatischer Werke gewählt worden.

2) George C., Graf von Cumberland, geboren 1558 auf dem Schlosse Brougham in Westmoreland, war einer der zahlreichen Günstlinge der Königin Elisabeth. Er bereitete sich zum Seedienste vor, studirte zu Cambridge Mathematik und zeichnete sich am Hof durch Glanz und Gewandtheit, besonders bei den Ritterspielen, so aus, daß ihn die Königin zu ihrem Ritter erhob. Als die Armada England bedrohte, verstärkte er die königliche Flotte durch mehre auf seine Kosten gebaute Schiffe, sodann 1586 nochmals behufs eines Angriffs auf die Azoren. Diese Expedition fiel jedoch nicht glücklich aus; durch einen unbesonnenen Angriff auf Terceira, sowie durch Hunger und Krankheiten verlor er so viele Mannschaft, daß die Schiffe 1589 kaum nach England zurückkehren konnten. Gleichwohl unternahm er 1598 abermals mit 11 Schiffen einen großen Kaperzug gegen die Spanier u. Portugiesen in die westindischen Gewässer, erwarb sich aber auch durch diese Unternehmung wenig Ruhm u. Schätze. In dem Prozesse der Königin Maria Stuart saß er unter den Richtern. Durch seine Intriguen bewirkte er die Verhaftung des Grafen von Essex und hintertrieb hernach die Versuche desselben, die Bürger von London zum Aufstand zu reizen. Er † 1605.

3) Thomas C., 1630 geboren, ward 1660 Mitglied des Unterhauses, trug zu Karls II. Zurückberufung bei, nahm an mehren Seeunternehmungen gegen die Holländer Theil u. ward 1668 Schatzmeister des Königs. Er war eines der Mitglieder des berüchtigten Ministeriums Cabal. Als Minister strebte er dahin, mit Frankreichs Hülfe den König souverän

zu machen und allen Religionsparteien Duldung zu verschaffen. Zum Katholicismus übergetreten, mußte er, nachdem eine Parlamentsakte seine Glaubensgenossen von allen Aemtern ausgeschlossen, sein Amt niederlegen, und † 1673, nachdem er den 22. April 1672 als Baron C. von Chudleigh in den Peersstand erhoben worden. Sein Geschlecht blüht noch heute.

Cliffort (Clifford), George, englischer Gesandter in Holland, machte sich durch die Unterstützung, die er Linné gewährte, um die Naturwissenschaft verdient. Auf seinem Gute Hartecamp bei Haarlem hatte er den prächtigsten und reichsten botanischen Garten in Europa, eine Menagerie vierfüßiger Thiere und Vögel, ein naturhistorisches Museum und ein reiches Herbarium. Er wählte Linné zum Hausarzt und Aufseher seines Gartens und bestritt die Kosten der Herausgabe von dessen „Hortus Cliffortianus". Er † 1750.

Cliffortia *L.* (Kliffortie), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, charakterisirt durch die 3blätterigen männlichen Blüthenhüllen mit gegen 30 Staubfäden, die eben so gestalteten weiblichen mit 3 Griffeln und die 2fächerige Kapsel, immergrüne Sträucher auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südafrika, die sich weniger durch Schönheit der Blüthen, als durch zierliche Anordnung u. Gestalt der Blätter u. schönen Wuchs zu Zierpflanzen eignen, so: Cliffortia ruscifolia *L.*, C. arachnoidea *Lodd.*, mit lanzettförmigen, langgespitzten Blättern, rothen Blüthen u. in der Jugend spinnwebenartig mit Fäden bedeckt; C. ilicifolia *L.*, mit niedergebogenen Zweigen, rundlichen Blättern u. gelben Blüthenköpfchen mit vielen weißen Staubfäden; C. odorata *L. fil.*, mit eirunden, stumpfen, saltig geaderten, unten zottigen Blättern; C. pulchella *L. fil.*, mit gepaarten, kreisrunden, angedrückten Blättern, u. a. Von C. ilicifolia *L.*, am Kap, dienen die Blätter als Brustthee. Diese Gewächse verlangen lockere, mit $^1/_4$ Flußsand gemischte Lauberde oder sandige Heide- u. Torferde u. nicht zu große Töpfe, werden bei 4—6° Wärme u. sehr mäßiger Befeuchtung durchwintert, um Johannis ins Freie gestellt und durch Stecklinge oder Samen vermehrt.

Clifton, Dorf in der englischen Grafschaft Glocester, am Avon, so nahe an Bristol, daß es eine Vorstadt davon zu bilden scheint, in reizender Lage, mit gesunder Luft, mit dem Gesundbrunnen Hotwel, der von der vornehmen Welt sehr stark besucht wird, und 17,634 Einw.

Clinch (Klintsch), 1) Fluß in den nordamerikanischen Staaten Virginien und Tennessee, entspringt in jenem, geht in diesen über und mündet hier in den Tennessee; — 2) Clinch-Mountain (Klintsch-Mountain), Gebirge daselbst zwischen den Flüssen C. und Holston, eine Kette des Alleghanygebirgs im südlichen Virginien u. östlichen Tennessee.

Clinici (lat.), Christen, welche auf dem Krankenbette bei Todesgefahr getauft worden waren. Man besprengte sie nur mit Wasser, während Gesunde ganz untergetaucht wurden.

Clinicum (lat.), s. v. a. Klinik.

Clinopodium *L.* (Wirbeldoste, Weichdoste), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den von borstigen Hüllen umgebenen Kelch mit 13 Streifen und 3spaltiger Ober- und 2spaltiger Unterlippe und die hervorstehende Blumenkrone mit flacher und ausgerandeter Oberlippe, mit einer Art: Clinopodium vulgare *L.*, Weichborste, kleiner Wohlgemuth, Melissa Clinopodium *Benth.*, einer überall an Wegen, in Hecken, auf sonnigen Hügeln wachsenden perennirenden Pflanze mit 1—$1^1/_2$ Fuß hohem, aufrechtem, ästigem, haarigem Stengel, gegenüberstehenden, weichbehaarten Blättern und am Ende der Stengel in dicken, runden Köpfen u. nahestehenden Quirlen stehenden Blüthen mit blaßpurpurrothen oder weißlichen Blumenkronen. Davon war ehedem das Kraut, Herba Clinopodii majoris, Ocimi sylvestris, in Apotheken gebräuchlich. Es ist schwach, aber angenehm aromatisch. Man hat es auch als Surrogat des chinesischen Thee's vorgeschlagen. Bisweilen wurde es mit Calamintha officinalis verwechselt.

Clintock, Leopold Mac, berühmter Nordpolfahrer und Enthüller des Schicksals der Nordpolexpedition Franklins, geboren 1820 zu Dundalk in Irland, Sohn eines verabschiedeten Dragoneroffiziers, erlernte den Seedienst erst praktisch, sodann theoretisch auf der Marineschule zu Portsmouth. Im Jahre 1845 rettete er als Steuermann die Mannschaft eines an der Küste von Montevideo strandenden Schiffes und rückte dafür zum Schiffslieutenant auf. Zu der 1848 unter Kapitän Roß zur Aufsuchung des 1845 abgesegelten Franklin auslaufenden Nordpolexpedition zugelassen, war er fortan fast ein Decennium hindurch auf Nordpolexpeditionen im Dienste der Humanität und Wissenschaft unter den größten Gefahren und Beschwerden eines unwirthlichen Klima's thätig. C. war es insbesondere, der die sogenannten Schlittenexpeditionen zu einer nie geahnten Vollkommenheit ausbildete (er legte u. A. in 105 Tagen 1400 engl. Meilen zurück) und dadurch die Kunst der Exploration, die, bloß von Schiffen ausgeführt, immer etwas Lückenhaftes geblieben wäre, zu einer gewissen Vollständigkeit führte. Im J. 1852 erhielt er das Kommando des Dampfers „Intrepid", der mit noch 4 andern Schiffen und der Elite der Nordpolfahrer nach dem Wellingtonkanal ebenfalls zu eben jenem Zwecke aufbrach. Sie erreichten zwar denselben, mußten aber schon an der Dealyinsel Winterquartiere beziehen und sich bei den folgenden außerordentlich strengen arktischen Wintern auf Schlittenexpeditionen beschränken, in denen C. Unglaubliches leistete; doch retteten sie die Mannschaft des „Investigators", die 1852 die nordwestliche Durchfahrt entdeckt hatte, aber eingefroren war, und langten 1854 mit einem einzigen Schiffe, ohne den Hauptzweck erreicht zu haben, wieder in England an. Wiewohl im nächsten Jahre ein Beamter der Hudsonsbaikompagnie durch Auffindung von Reliquien den Tod Franklins unzweifelhaft konstatirt hatte, fuhr C., inzwischen zum Kapitän aufgerückt, dennoch am 1. Juli 1857 auf dem von Franklins Wittwe und Freunden ausgerüsteten Schnellsegler „Fox" von Aberdeen nochmals ab, um wenigstens die Trümmer der Franklinexpedition und deren muthmaßliches Ende zu erkunden. In der Melvillebai wurde er am 18. August von Treibeis eingeschlossen und 1200 Meilen südwärts getrieben, machte sich aber dann wieder frei, erreichte nach vielen Gefahren die Beecheyinsel und schlug in der Bellotstraße das Winterquartier auf. Im nächsten Frühling unternahm er dann jene

Schlittenexpeditionen, welche endlich durch das Auffinden eines Zettels von der Franklinexpedition, mehrer Reliquien, u. a. eines Bootes mit drei Skeleten, die gewünschte Aufklärung brachten, trat am 9. August die Heimreise an u. lief am 21. September 1859 im Hafen von Portsmouth ein. Seine Fahrt hatte übrigens nicht nur ihren Hauptzweck erreicht, auch in wissenschaftlicher Hinsicht kehrte C. mit reicher Ausbeute zurück: er hatte nicht weniger als 800 engl. Meilen Küstenlinie in einem bisher vollkommen unbekannten Theile des Polararchipels, sowie einen großen Theil der Nordwestküste von Boothia aufgenommen, dabei eine Reihe von magnetischen, meteorologischen, astronomischen und anderen wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt und bereicherte das Nationalmuseum mit einer naturhistorischen Sammlung, welche die Kenntniß der Geologie, Flora und Fauna jener Gegenden bedeutend vervollständigt. Die Königin erhob ihn in den englischen Ritterstand, jedes weitere Geschenk lehnte er ab. Die Resultate seiner Reise hat er in dem Werke: „The voyage of the Fox in the Arctic Seas" niedergelegt, von dem ein Bericht, deutsch durch eine malerische Schilderung der hochnordischen Welt eingeleitet, als zwölftes in Lorcks „Zeitheften" erschienen ist.

Clinton, Sir Henry, englischer General, diente zuerst im siebenjährigen Kriege in Deutschland, wurde 1758 Hauptmann bei dem Garderegiment, 1775 als Generalmajor nach den britischen Kolonien in Nordamerika, die ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, gesandt und zeichnete sich, namentlich durch die Wegnahme von Newyork, so rühmlich aus, daß ihm 1778, bei der Abberufung des Generals Howe, das Oberkommando übertragen wurde. Er mußte sich jedoch vor Washington zurückziehen und Philadelphia räumen, leitete aber den Rückmarsch durch Jersey mit großer Geschicklichkeit. Bei der Einnahme von Charlestown ließ er die grausamsten Metzeleien verüben. Am 16. Juli 1779 erlitt er bei Story Point einen empfindlichen Verlust. Auch im Feldzug von 1780 mißlang ihm ein Angriff auf die Franzosen, ebenso die Bestechung des Generals Arnold, der ihm West-Point überliefern sollte. Im J. 1782 mußte er das Oberkommando an Carleton abgeben, erhielt das Gouvernement von Limerick, wurde Parlamentsmitglied u. später Gouverneur von Gibraltar, wo er am 24. December 1795 †. Er schrieb: „Memoiren über die Geschichte des amerikanischen Krieges" (London 1784).

Clintonia *Dougl.* (Klintonie), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen (Lobeliaceen), charakterisirt durch den aus 5 sehr abstehenden, ungleichen, linienförmigen, sehr stumpfen Blättchen bestehenden Kelch, die 2lippige Blumenkrone mit 2theiliger Ober- und ausgebreiteter, vorn 3spaltiger, weit größerer Unterlippe, die zusammenhängenden Staubgefäße und die aufsitzende, lange, lineale, gedreht 3kantige, schlauchartige, vielsamige Kapsel, Sommergewächse in Kolumbien und Chile, von denen sich in deutschen Gärten Clintonia elegans *Lindl.*, mit sehr zierlichen, zahlreichen, einzeln winkelständigen, hellblauen oder bläulichweißen, mitten auf der Unterlippe mit 2 weißen Flecken gezeichneten Blüthen, C. pulchella *Lindl.*, mit größeren blauen, in der Mitte weißen, am Grunde gelben, mit 3 violetten Flecken gezeichneten Blüthen, als Zierpflanzen finden. Der Same beider Arten wird im März oder April in Töpfe oder ins lauwarme Mistbeet gesäet, nicht bedeckt und mäßig feucht gehalten; wenn die Pflänzchen gegen 2 Zoll hoch sind, werden sie in kleine Töpfe verpflanzt, im Mistbeet gehalten und erst bei warmer Sommerwitterung ins Freie gebracht. Von der ersten Art können kräftige Pflanzen auch auf sonnige Rabatten ins freie Land gepflanzt werden.

Clintonit. Unter diesem Namen faßt gegenwärtig Dana mehre seltene Fossilien zusammen, welche sämmtlich wasserhaltige Verbindungen von Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd, Kalk- und Bittererde sind, und die alle in 6seitigen Tafeln oder blätterig-körnigen Zusammenhäufungen vorkommen, mit sehr vollkommener Spaltbarkeit nach der Endfläche, von metallischem Perlmutterglanz, in sehr dünnen Blättchen durchsichtig, von braunen, gelben, grünen Farben, von einem specifischen Gewicht von 3—3,2, überhaupt dem Glimmer ähnlich, aber spröder, härter, bis über Flußspathhärte. Es gehören dahin der C. oder Seybertit im körnigen Kalk von Warwick in Nordamerika, der Xanthophyllit von Slatoust im Ural, der Brandisit von Monzoni im Fassathal Südtyrols, wo er auch in Afterkrystallen nach der Form des Augits (Fassaits) vorkommt.

Clio, die Muse des Ruhms, d. h. der Geschichte und des Epos, in sofern beide ruhmwürdige Thaten der Vergangenheit zum Gegenstande haben. Gewöhnlich wird sie dargestellt als lorbeergekrönte Göttin, die in der einen Hand eine halbgeöffnete Bücherrolle, in der andern eine Trompete hält (vgl. Musen). Aphrodite, über deren Verliebtheit in Adonis einst C. spottete, fachte in ihr ein eben so leidenschaftliches Feuer für Pierus an; diesem gebar sie den schönen Hyacinthus, außerdem dem Apollo noch den Ialemus und Hymenäus.

Clique (franz.), Verein, Gesellschaft; besonders Genossenschaft, welche selbstsüchtige Zwecke verfolgt.

Clissa (Klis, Anderium), Marktflecken im österreichisch-dalmatischen Kreise Spalato, mit 1200 Einwohnern und kleiner Bergfestung, welche den Gebirgspaß Clapavizza vertheidigt. In der Nähe der 5000 Fuß hohe Mossorberg.

Clisson, Stadt im französischen Departement Niederloire, südöstlich von Nantes, am Zusammenfluß der Sèvre nantaise und des Moine, mit 3100 Einwohnern, welche gute Leinwand verfertigen und Getreidehandel treiben. C. wurde im Vendéekriege völlig niedergebrannt.

Clisson (franz.), weiße, mittelmäßige Flachsleinwand, geht besonders nach Westindien.

Clisson, Olivier de, französischer Ritter, geboren 1336 in der Bretagne, focht erst auf Seiten der Engländer, trat aber dann zu den Franzosen über und ward Du Guesclins Waffenbruder. Seine Grausamkeit erwarb ihm den Namen des Schlächters (le boucher). Nachdem er einige Zeit Johann von Montforts, Herzogs von Bretagne, Gefangener gewesen, ward er 1380 Du Guesclins Nachfolger als Connetable und bewog den König Karl VI., sich von der Beeinflussung durch seine Vormünder, die Herzöge von Berry und Burgund, frei zu machen und 1388 die Regierung selbst zu übernehmen. Er übte seitdem großen Einfluß auf den König aus; nachdem dieser aber in Wahnsinn gefallen und in Folge eines Testaments, welches C., von einem Edelmanne ge-

fährlich verwundet, gemacht hatte, ruchbar geworden war, welche Reichthümer er angehäuft hatte, ward er, des Unterschleifs verdächtig, mit seiner Partei von seinen Gegnern, den Herzögen von Berry und Burgund, gestürzt und 1392 vom Parlament zum Verlust seiner Stelle, zur Verbannung und zu 100,000 Mark Silbers Strafe für seine Erpressungen verurtheilt. Er † 1407 auf seinem Schlosse Josselin in der Bretagne.

Clissura, Stromenge der Donau, s. Klirsura.

Clisthenes, Athener, Sohn des Megacles, das Haupt der Alkmäoniden, stellte sich nach Vertreibung des Tyrannen Hippias 510 v. Chr. an die Spitze der demokratischen Partei, hob die frühere Eintheilung der Geschlechter auf und soll den Ostracismus eingeführt haben. Sammt seinem Anhange durch Isagoras, den Führer der Aristokraten, mit Hülfe der Spartaner vertrieben, kehrte er schon 508 nach Athen zurück. Ueber die von ihm gegebene Verfassung s. Athen. Vergl. Bömel, Ueber des Atheners C. Staatsveränderung, Frankfurt 1838.

Clita (Kleita), eine der Charitinnen, s. Grazien.

Clitheroe, Stadt in der englischen Grafschaft Lancashire, nördlich von Manchester, in der Nähe des Ribbleflusses, am Fuße des Pendil-Hill, hat einen besuchten Gesundbrunnen, bedeutende Baumwollenfabrikation, Maschinenweberei u. 7000 (nach Andern) 11,480 Einwohner.

Clitomachus, aus Karthago, in vaterländischer Sprache Hasdrubal genannt, kam nach Athen, ward des Carneades, des Begründers der neueren akademischen Schule, Schüler, sodann Nachfolger auf dem Lehrstuhle (109 v. Chr.). Er suchte des Carneades Lehre durch Vorträge und Schriften weiter auszubilden und zu verbreiten, doch sind uns von letzteren nur wenige nach ihren Aufschriften oder aus einzelnen Bruchstücken bekannt.

Clitor, Stadt des Alterthums im nördlichen Arkadien, war um die Zeit des achäischen Bundes wohl befestigt, zu Strabo's Zeit aber schon zerstört. Dabei befand sich ein Felsquell, dessen Wasser dem Trinker den Geschmack des Weins verleidete. Jetzt Kazzanes, nach Andern Calivia di Carnese oder die Ruinen bei Mazi.

Clitoria *L.* (Klitorie, Schamblume, Schmaltekraut), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch mit 2 Deckblättern, die große Fahne, den Griffel mit breiter Spitze u. die schmale, zusammengedrückte, 2klappige, vielsamige Hülse, kletternde Kräuter mit Bohnenblättern u. großen, verschieden gefärbten Blumen. C. Ternatea *L.*, Ternatea vulgaris *H.* et *B.*, mit großen, blauen od. weißen Blüthen, in Ostindien, ist eine Schlingpflanze, welche hoch an Bäumen hinanläuft und sich so fest um dieselben schlingt, daß sie Kerben in die Rinde macht. Ziegen und Schafe lieben die Blätter; die Blüthen werden in Ostindien als Gemüse gekocht, vorzüglich aber benutzt, um den Reis blau zu färben. Die dünne, faserige Wurzel wird als Brech- und Abführmittel, besonders bei der Bräune gegeben; auch Blätter und Samen wirken emetisch; äußerlich benutzt man das Kraut gegen Gicht, Hautkrankheiten und Geschwüre. Von C. virginiana *L.*, Centrosema virginianum *Dec.*, mit hellblauen oder purpurröthlichen, schönen Blüthen, im südlichen Nordamerika und Westindien, werden die Blätter als Breiumschlag bei Drüsengeschwülsten, der Aufguß der Blüthen gegen Krampf und Lähmung, die Wurzel gegen Krankheiten des Uterus und Bleichsucht benutzt. C. mexicana *Lk.*, mit dunkelpurpurrothen Blüthen, in Mexiko, C. amoena *Roth*, mit großen, blauen oder weißen Blumen, C. coccinea *Schrad.*, mit großen, prächtig scharlachrothen Blüthen, C. falcata *Lam.*, mit großen, purpurvioletten Blüthen, u. C. calcarata *Herit.*, mit großen, weißen, am Fähnchen u. an den Flügeln purpurroth gezeichneten Blüthen, sind schöne Zierpflanzen. Man erzieht sie aus Samen, den man in Töpfe säet, die im warmen Mistbeet stehen. Nach u. nach werden die Pflänzchen einzeln in immer größere Töpfe verpflanzt und die ostindischen Arten im warmen Loh- oder Sommerkasten, die amerikanischen im Glashause oder während des Sommers im Freien unterhalten. Die Durchwinterung geschieht bei 6—8° Wärme u. seltener Befeuchtung.

Clitumnus, im Alterthum ein Fluß in Umbrien, der bei Mevania in den Tinia mündete; jetzt Clitunno. An seinem Quell bei Spoleto stand ein Tempel des gleichnamigen Gottes des Flusses. Das Rindvieh, das aus der Quelle trank, warf, nach dem Glauben des Volks, weiße Kälber, weshalb das Vieh der Umgegend zu Opfern besonders gesucht war.

Clitus, 1) C. der Schwarze, des Dropidas Sohn, Feldherr Alexanders des Großen, dem er in der Schlacht am Granicus das Leben rettete, und der ihn später bei einem Gastmahl ermordete; s. Alexander 1).

2) C. der Weiße, einer von den Phalangenführern Alexanders des Großen, die unter Craterus die Veteranen von Opis aus nach Macedonien zurückführten. Im lamischen Kriege befehligte er die macedonische Flotte und siegte über die Athener bei Amorgus u. den echinadischen Inseln. Plutarch erzählt, C. habe sich in Folge des ersteren Sieges Poseidon nennen lassen und einen Dreizack als Attribut genommen. Bei der Theilung zu Triparadisus (321 v. Chr.) erhielt er die Satrapie Lydien, mußte aber 319 vor Antigonus fliehen und trat in Polysperchons Dienste. Als Flottenführer desselben siegte er über die vereinigte Flotte des Antigonus und Cassander bei Byzanz, erlitt aber durch Unvorsichtigkeit am folgenden Tage eine Niederlage und verlor auf der Flucht das Leben (318 v. Chr.).

Clive, Robert, Baron von Plassey, Lord, ausgezeichneter englischer Kriegsheld, der Gründer der britischen Macht in Ostindien, war als Sohn eines Rechtsgelehrten am 29. September 1725 auf dem Gute Styche in Shropshire geboren. Er zeigte in seiner Kindheit zwar Lebhaftigkeit und einen fähigen Kopf, doch wenig Lust zum Lernen. Sein Vater brachte ihn deshalb als Schreiber in die Dienste der ostindischen Kompagnie, die ihn 1743 mit nach Madras sandte. Hier vertauschte C. aber bald die Feder mit dem Degen und zeichnete sich im Kriege gegen die Franzosen und die Eingeborenen aus. Während der Belagerung von Pondichery (1744) wurde er zum Fähndrich und nach der Einnahme des Forts Devicotta 1748 zum Zahlmeister ernannt. In den folgenden Jahren schlug er mehrmals mit geringen Streitkräften den überlegenen Feind. Um sich von einer Nervenkrankheit zu erholen, kehrte er 1753 nach England zurück. Zum

Oberstlieutenant und Befehlshaber des Forts St. Georg mit der Aussicht auf die Statthalterschaft von Madras ernannt, kehrte er 1755 wieder nach Ostindien zurück und schlug bald nach seiner Ankunft den kühnen Seeräuber Angria. Den Nabob von Bengalen, Surahjah Dowla, der die englische Faktorei Kossimbazar und Kalkutta geplündert und zerstört und die Besatzung des Forts William grausam getödtet hatte, zwang C. mit einer kleinen Flotte und 1900 Mann zum Frieden. Ein von demselben in geheimem Einverständniß mit Frankreich zusammengebrachtes Heer von 20,000 Reitern und 40,000 Fußgängern wurde von der kleinen Streitmacht C.'s am 26. Juni 1757 vollständig geschlagen, seine Hauptstadt Moxudabat erobert, er selbst auf der Flucht getödtet, und einer seiner Verwandten, Mir Jaffier, gegen eine ansehnliche Summe als Nabob eingesetzt. C. kehrte 1760 nach England zurück, und der König belohnte seine Verdienste mit der Würde eines Peers von Irland und dem Titel eines Barons von Plassey. Als in Folge der Bedrückungen der englischen Beamten die Unruhen in Bengalen von Neuem ausbrachen, übertrug die britische Kompagnie C. die Präsidentschaft und das Kommando der Truppen in Bengalen mit außerordentlicher Vollmacht. Bei seiner Ankunft 1765 war der Nabob von Audh, der erbittertste Gegner der Engländer, schon geschlagen, und auch der Mogul hatte sich unter den Schutz der britischen Waffen begeben. C. ließ sich, diesen Umstand benutzend, von letzterem zum Lehnsträger der Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa erheben und gewann somit der Kompagnie einen großen Länderstrich mit mehr als 15 Millionen Bewohnern. Nachdem er alle Aufträge erfüllt, die Finanzen geordnet und ein neues Regierungssystem begründet hatte, legte er 1767 seine Würde nieder und kehrte mit ungeheuern Reichthümern nach England zurück. Der König verlieh ihm den Bathorden, das Volk aber beschuldigte ihn, seine Gewalt überschritten und mancherlei Ungerechtigkeiten begangen zu haben, doch ging er aus dem hieraus entstandenen Prozesse siegreich hervor. Das ihm beim Ausbruch des Kriegs in den amerikanischen Kolonien angebotene Oberkommando lehnte er ab. Die Demüthigung, daß er, der über Kronen und Millionen Sklaven geboten, sich vor einem Parlament rechtfertigen mußte, verdüsterte sein Gemüth so, daß er am 22. November 1774 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Er war mit der Schwester des berühmten Astronomen Maskelyne verheirathet und hinterließ aus dieser Ehe vier Kinder. Vgl. **Caraccioli**, Life of Lord C., London 1775—76, 4 Bde.; **Gleig**, Life of Rob. First Lord C., das. 1848.

Clivia (Clivus), lateinischer Name der Stadt Kleve.

Clivia *Lindl.* (**Klivie**), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, mit der einzigen Art: Clivia nobilis *Lindl.*, Imatophyllum Clitonii *Hook.*, einer prächtigen Zierpflanze mit faseriger Wurzel, bis 1½ Fuß hohem Schaft und reichblumiger Dolde mit hängenden, fast scharlachrothen, an der Spitze gelbgrünen, sechstheiligen Blüthen mit hervorragenden Staubgefäßen, am Kap. Sie wird bei 8—15° Wärme durchwintert, im Winter nur nothdürftig begossen, jährlich in größere Töpfe mit nahrhafter, etwas sandiger Dammerde gepflanzt, im Sommer im Glashause oder im Freien gehalten und durch Nebensprossen vermehrt.

Clocia, Kleidung der Großkreuzritter des Johanniter- oder Malteserordens, besteht in einem schwarzen, vorn offenen Rock mit großen Aermeln, auf dessen linker Brustseite an einem großen Bande von der Schulter herab das Ordenskreuz befestigt ist; von diesem sogenannten Kirchengewand unterscheidet sich das Rathsgewand dadurch, daß es vorn geschlossen ist und ohne Degen getragen wird.

Clodius, 1) **Publius C. Pulcher**, Römer aus dem patricischen Geschlechte der Claudier, der in den Unruhen, welche dem Sturz der Republik vorhergingen, eine Rolle spielte. Er diente zuerst unter Lucullus im dritten mithridatischen Kriege, wiegelte aber, da er die erwartete Auszeichnung nicht fand, das Heer gegen jenen auf. Vom Prokonsul von Cilicien, Qu. Marcius Rex, der, wie Lucullus, sein Schwager war, mit der Leitung der Flotte betraut, gerieth er in die Gefangenschaft der Seeräuber, doch entließen ihn dieselben aus Furcht vor Pompejus. Hierauf focht er mit den Syriern gegen die Araber, fing aber auch hier Unruhen an und hätte beinahe sein Leben verloren. Im Jahre 65 v. Chr. klagte er in Rom den Catilina wegen Erpressungen an, ließ sich jedoch von demselben bestechen, ging 64 mit dem Proprätor L. Murena in das transalpinische Gallien und suchte sich daselbst durch schändliche Mittel zu bereichern, wofür ihn nach seiner Rückkehr Cicero hart angriff. Zu Ende des Jahres 62 bereits zum Quästor für das folgende Jahr ernannt, beging er einen Frevel gegen die Bona Dea, indem er sich an deren Festfeier im Hause des Cäsar in weiblicher Kleidung bei Pompeja, der Gemahlin Cäsars, einschlich, wurde aber von bestochenen Richtern freigesprochen. Nachdem er hierauf Quästor in Sicilien gewesen, ward er trotz seiner patricischen Abkunft, nachdem er auf Cäsars Betrieb von einem Plebejer adoptirt worden, zum Volkstribunen erwählt. Durch Gesetze über Herstellung der Zünfte, Beschränkung des censorischen Rügerechts und Aufhebung des Einflusses der Auspicien auf die Volksversammlungen schadete er zwar dem Staate, erwarb sich aber dadurch und noch mehr durch ein anderes, welches Vertheilung von Getreide an das Volk anordnete, die Gunst des letzteren und griff nun Cicero (s. d.) durch die Rogation an, daß Jeder, der einen römischen Bürger ohne Urtheil und Recht getödtet habe, geächtet werden solle. Nach Cicero's Beseitigung wurde auch Cato durch den Auftrag, die Insel Cypern in Besitz zu nehmen, aus Rom entfernt. Cicero's Villen ließ er darauf zerstören, sein ebenfalls zum Theil abgebranntes Haus aber, sowie ein anderes des Sextus Postumus, den er durch Gift aus dem Wege räumte, und eine Halle des Qu. Catulus wußte er an sich zu bringen, um einen Prachtbau für sich zu gewinnen. Sowohl in seinem Interesse, als in dem von Anderen, die ihn erkauften, erlaubte sich C. als Tribun jede Gewaltthat. Ja selbst der Triumvir Pompejus war vor seinen Nachstellungen nicht sicher und wagte, so lange C. im Amte war, kaum noch auf dem Forum und in der Kurie zu erscheinen. Auch gegen Cäsar erhob sich C. zu Ende seines Tribunats und bestritt die Gültigkeit der von demselben beantragten Gesetze. Cicero's Rückkehr wußte C., so oft dieselbe auch beantragt wurde, stets durch tribunicischen Einspruch,

ja nach Ablauf seiner Amtszeit selbst durch Waffengewalt zu hindern. Als der Tribun Publius Sextius den Konsul Metellus bei einer Verhandlung unterbrach, mißhandelte ihn C. so, daß derselbe kaum mit dem Leben davonkam. Er belagerte ferner das Haus des Milo, eines andern Tribunen, und bedrohte diesen, wo er öffentlich erschien. Vergeblich belangte ihn Milo gerichtlich; die Untersuchung wurde durch die Freunde des C. verhindert, und dieser setzte seine Gewaltthaten fort. Er verbrannte den Tempel der Nymphen, in welchem die censorischen Urkunden aufbewahrt wurden, störte die apollinarischen Spiele des Prätors L. Cäcilius und belagerte diesen in seinem Hause. Dem endlich zurückgerufenen Cicero legte er sogleich eine entstandene Theurung zur Last, und dessen Antrag, die Oberaufsicht über die Getreidezufuhr dem Pompejus zu übertragen, erklärte er für einen Verrath am Senat. Durch Senatsbeschluß erhielt Cicero sein Haus zurück, und C.' Bauten wurden niedergerissen; als aber jener seinen Neubau begann, vertrieb C. die Arbeiter und steckte das Haus des Qu. Cicero in Brand. Nicht lange nachher überfiel er Cicero auf der Straße und bestürmte den Tag darauf das Haus des Milo. Um einer Anklage von Seiten desselben zu entgehen, bewarb er sich um die Aedilität und zog dann als solcher 56 jenen sogar vor Gericht. Als Pompejus ihn vertheidigen wollte, behandelte C. denselben auf das Schimpflichste. Die megalesischen Spiele entweihte er als Aedil dadurch, daß er eine zahllose Menge von Sklaven zuließ, durch welche die Freien von ihren Sitzen verdrängt wurden. Die Erklärung der Haruspices, daß im abgelaufenen Jahre heilige Orte entweiht seien, wurde von C. auf Cicero und dessen Haus bezogen, worüber sich dieser in der Rede „De haruspicum responsis“ vertheidigte. Ein neuer Angriff, den C. auf das Haus des Cicero unternahm, wurde von Milo abgeschlagen. Mit Hülfe des letzteren gelang es Cicero, sich durch Wegnahme der Gesetzestafeln des C. vom Kapitol zu rächen. Inzwischen hatte sich C. mit Pompejus wieder ausgesöhnt und unterstützte denselben, sowie Crassus in ihrer Bewerbung um das Konsulat. Seine Hoffnung war, durch Beide eine einträgliche außerordentliche Gesandtschaft zu erhalten. Indessen blieb, wie es scheint, C. in Rom. Er verhielt sich in den nächsten Jahren ruhig, und wir erfahren nur, daß er 54 als Ankläger des gewesenen Tribunen Procilius, sowie als Vertheidiger des M. Aemilius Scaurus (unter Anderen zugleich mit Cicero) auftrat. Erst 53, als er sich um die Prätur und Milo, sein Gegner, um das Konsulat bewarb, nahm er die alte Rolle wieder auf, und es kam zum offenen Parteikampf, so daß die Wahlkomitien unterbleiben mußten, und zu Anfang des Jahres 52 Rom weder Konsuln, noch Prätoren hatte. Am 19. Jan. begegnete C. auf der appischen Straße unweit Bovillä dem Milo, und es entspann sich zwischen Beider Gefolge ein Streit, worin C. verwundet ward. Er wurde in ein nahes Gasthaus gebracht, aber von Milo's Partei wieder herausgerissen und auf der Straße ermordet. Seinen Leichnam trug das Volk in die hostilische Kurie und verbrannte ihn hier auf einem Scheiterhaufen, wobei die Kurie und die nahe gelegene Basilica Porcia in Feuer aufgingen. Den noch fortdauernden Kämpfen zwischen C.' und Milo's Anhängern machte Pompejus ein Ende.

2) **C. Decimus Albinus**, s. **Albinus**.

Clodius, 1) **Christian August**, deutscher Philosoph und Dichter, 1738 zu Annaberg in Sachsen geboren, studirte zu Leipzig Theologie, wurde durch Kleist auf seine dichterischen Talente aufmerksam gemacht und beschäftigte sich fortan unter Gellerts Leitung besonders mit den schönen Wissenschaften, wurde 1759 Magister und begann bald darauf, selbst Vorlesungen zu halten. Seit 1760 außerordentlicher und seit 1764 ordentlicher Professor der Philosophie, erhielt er 1784 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Beredtsamkeit, † aber in demselben Jahre am 30. November. Seinen literarischen Ruf hatte er 1767 durch seine „Versuche aus der Literatur und Moral“ begründet. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Neue vermischte Schriften“ (Leipzig 1780, 4 Bde.) und die Monatsschrift „Odeum“ (das. 1784, 2 Bde.). Verdienstlicher als seine Gedichte, die zu sehr dem klassischen Styl der Alten nachstreben, sind seine kritischen und ästhetischen Arbeiten. Goethe persiflirte den Gelegenheitsdichter im zweiten Bande von „Wahrheit und Dichtung“ und sein Stück „Medon, oder die Rache des Weisen“ in einem witzigen Epigramm. C.' Gattin, **Julie Friederike Henriette**, geborene **Stölzel**, 1755 zu Altenburg geboren, † zu Dresden am 3. März 1805, schrieb zu dem letzten Theile der Schriften ihres Mannes eine „Nachricht von dessen Lebensumständen“ und den Roman „Eduard Montrefeuil“, der erst nach ihrem Tode (Leipzig 1806) erschien; auch übersetzte sie die Gedichte der Elisabeth Carter und der Charlotte Smith aus dem Englischen (Dresden 1788) und nahm an mehren periodischen Zeitschriften Theil.

2) **Christian August Heinrich**, deutscher Schriftsteller, Sohn des Vorigen, geboren zu Altenburg am 21. September 1772, war seit 1800 außerordentlicher und seit 1811 ordentlicher Professor der praktischen Philosophie zu Leipzig und † daselbst am 30. März 1836. Er übersetzte Mehres aus dem Französischen, z. B. Lafontaine's „Fabeln“ (Leipzig 1803, 2 Bde.), gab Seume's „Spaziergang nach Syrakus“ und Klopstocks „Nachlaß“ (das. 1821, 2 Bde.) heraus und schrieb außerdem: „Gedichte“ (das. 1794); „Fedor, der Mensch unter Bürgern“ (das. 1805, 2 Bde.); „Entwurf einer systematischen Poetik“ (das. 1804, 2 Bde.); „Grundriß der allgemeinen Religionslehre“ (das. 1808); „Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein“ (das. 1818—22, 4 Bde.). Nach seinem Tode erschien sein allegorisches Gedicht „Eros und Psyche“, mit einem Vorwort von W. Crusius (Leipzig 1839).

Clodt-Jürgensburg, **Peter**, **Baron von**, einer der genialsten Bildhauer Rußlands, stammt aus einer altadeligen Familie Esthlands und wurde am 29. Mai 1805 in Reval als Sohn eines Generalmajors geboren, trat in die Artillerieschule zu Petersburg ein und avancirte bald zum Offizier, doch siegte die Liebe zur Kunst über die Lust am Waffenhandwerk, und wie er schon als Knabe am Studium des Pferdes sein größtes Wohlgefallen gehabt, so neigte er sich jetzt vorwiegend der künstlerischen Darstellung der Thierwelt, besonders des Pferdes, zu. Er trat trotz seines reiferen Alters als Schüler in die petersburger Akademie der Künste ein u. erlernte Zeichnen und Modelliren kunstgerecht.

Seine Pferdestudien fanden bald allgemeine Anerkennung, erst in seinem Vaterlande und dann in ganz Europa. Besonders liebte er es, das sich bäumende, ankämpfende, den Aufruhr der Muskeln zeigende Pferd bald in Holz, bald in Gyps und darnach in Guß darzustellen. Auf der 1838 errichteten Triumfalnaja Worota (Siegespforte) in Petersburg sind die vier wild dahinbrausenden Rosse der Quadriga sein Werk. Auch die kolossalen Gruppen der Rossebändiger auf der auf dem Newskijprospekt in Petersburg befindlichen anitschkowschen Brücke sind von C. modellirt. Eine Nachbildung derselben befindet sich in Berlin vor dem königlichen Schlosse, auf der neuen Terrasse auf der Lustgartenseite. Andere derartige Meisterwerke C.s sind vor mehren Manegen kaiserlicher Residenzen und in andern Städten des Reichs aufgestellt. Sein neuestes Werk ist die in Petersburg aufgestellte kolossale, 19 Fuß hohe Reiterstatue des Kaisers Nikolaus, welche am 7. Juli 1859 enthüllt ward. C., seit 1835 schon Ehrenmitglied der berliner Akademie der Künste, ist seit 1848 auch Professor und wirkliches Mitglied der petersburger Akademie der Künste.

Clölia, eine römische Jungfrau, welche, mit anderen Jungfrauen dem König Porsenna als Geisel übergeben, an der Spitze von jenen den Tiberstrom durchschwamm und zu den Ihrigen entkam. Von den Römern dem Porsenna zurückgeschickt, wurde sie nicht nur von diesem freigegeben, sondern erhielt auch die Erlaubniß, einen Theil der Geiseln mit sich zu nehmen, worauf sie die Minderjährigen erwählte. Eine Sage fügte hinzu, daß die Jungfrauen bei ihrer Rückkehr zu Porsenna in einen Hinterhalt des Tarquinius gerathen seien, nur Valeria, die Tochter des Poplicola, sei an den Bestimmungsort entkommen und habe den Uebrigen Hülfe gebracht. Porsenna habe hierauf den Römern die Geiseln zurückgegeben, die C. aber mit einem prächtig geschmückten Pferde beschenkt. Zu Hause wurde C. durch eine Bildsäule geehrt, welche an der heiligen Straße errichtet wurde und sie zu Pferde sitzend vorstellte. Nach Dionysius war das Standbild zu seiner Zeit nicht mehr vorhanden, während es nach Seneca und Plutarch in späterer Zeit noch stand. Die Bildsäule wurde indeß von Manchen der C. abgesprochen und der Valeria zuerkannt, die auch nach dem Bericht des Annius Fecialis allein über die Tiber geschwommen sein soll, während die Uebrigen bei dem Ueberfall des Tarquinius den Tod gefunden hätten.

Clogher, alte Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Tyrone, am Blackwater, war ehedem anglikanischer Bischofssitz, der jetzt schon seit lange nach Armagh verlegt ist, hat noch eine Kathedrale und einen bischöflichen Palast, ist sonst aber zu einem unbedeutenden Orte herabgesunken und zählt kaum 1000 Einwohner.

Clonmel (Clomel), Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, links am schiffbaren Suir, über den drei Brücken nach dem jenseitigen kleinern, zur Grafschaft Waterford gehörigen Theil der Stadt führen, ist in einem reizenden Thale gelegen und schön gebaut, hat 2 Klöster, ein Hospital, Irrenhaus und 15,336 Einwohner, welche Wollenzeuch- und Tuchfabrikation und wichtigen Handel mit Landesprodukten, besonders Schinken, Butter und Korn, treiben. C., ein sehr alter Ort, war früher eine Festung, deren Werke durch Cromwell geschleift wurden. Die Stadt ist Geburtsort des Dichters Lawrence Sterne.

Clontarf, Stadt in der irischen Grafschaft Dublin, nordöstlich von Dublin am Meere, mit einem alten Schloß, sehr besuchtem Seebad u. 2700 Einwohnern.

Cloots, Jean Baptiste du Val de Grace, Baron von C., gewöhnlich Anacharsis C., eigentlich Klotz, einer der seltsamsten Schwärmer der französischen Revolution, am 24. Juni 1755 in der Nähe von Kleve geboren, erhielt seine Erziehung von seinem elften Jahre an zu Paris und wurde durch das eifrige Studium der Alten für die altgriechische Demokratie so begeistert, daß er unter dem Namen Anacharsis einen Theil der Länder Europa's durchreiste, um jener wieder Eingang zu verschaffen. Die Vereinigung aller Völker in einer großen Familie war das Endziel seiner Bestrebungen. Der Ausbruch der französischen Revolution schien ihm die Realisirung seines Ideals zu verheißen; er erschien am 19. Juni 1790 an der Spitze eines bunt gekleideten Haufens, der die Abgeordneten der verschiedenen Völker des Erdkreises vorstellte, vor den Schranken der Nationalversammlung, überreichte ihr eine Dankadresse für die Erhebung gegen die Tyrannen der Welt, und bat um die Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft. Als Mitglied der konstituirenden Versammlung forderte er namentlich den Tod der deutschen Fürsten und legte bei der allgemeinen Bewaffnung Frankreichs 12,000 Frcs. auf den Altar des Vaterlands nieder. Im Jahre 1792 von dem Oisedepartement in den Konvent gewählt, beantragte er eine radikale Reform in Politik und Religion; denn eben so sehr als das Königthum haßte er das Christenthum. Bei der Verurtheilung Ludwigs XVI. stimmte er im Namen des Menschengeschlechts für den Tod. Als ein Adeliger und Reicher wurde er endlich aus dem Klub der Jakobiner ausgeschlossen, am 15. März 1794 verhaftet und am 24. März hingerichtet. Noch bis an die Richtstätte war er ein begeisterter Prophet des Materialismus. Er hinterließ eine Menge Schriften, von denen wir nur folgende nennen: „Certitude des preuves du Mohammédisme" (London 1780), „L'orateur du genre humain, ou dépêches du Prussien Cloots au Prussien Herzberg" (1791) und „Base constitutionnelle de la république du genre humain" (1793).

Cloquette (franz.), bei den Troubadours s. v. a. Tambourin.

Clos Vougeot, berühmte Weinberglage im französischen Departement Côte-d'or, 3 Stunden südlich von Dijon, erzeugt den trefflichsten Burgunderwein, war früher Eigenthum der Abtei Citeaux, dann des Bankiers Tourton, der das Grundstück für ½ Million Franken verkaufte.

Closen, Karl, Freiherr von, bayerischer Staatsmann, 1786 zu Zweibrücken aus einem altadeligen Geschlecht geboren, besuchte die Studienanstalt zu München, dann 1802—4 die Universitäten zu Wien und Landshut. Seit 1805 Accessist bei der Landesdirektion in München, wurde er 1814 Kreisrath. Im Jahre 1805 hatte er als erster Freiwilliger eine Offizierstelle bei den berittenen Jägern erhalten, legte sie aber nach geendigtem Kriege

wieder nieder; 1809 folgte er als Mitglied der Hofkommission den Grafen Rechberg und Thürheim nach Tyrol und wohnte 1814 unter Wrede den Schlachten bei Bar sur Aube, Paris und Fère-Champenoise bei. Im Jahre 1817 trat er als Regierungsrath in das Ministerium des Innern und wurde 1819 zum Ministerialrath befördert. Vom ersten Landtag 1819 an wohnte er als Abgeordneter der adeligen Gutsbesitzer mit Gerichtsbarkeit allen Ständeversammlungen bis 1831 bei. Nach dem Tode Maximilian Josephs 1825 in Ruhestand versetzt, überließ er sich seiner Lieblingsneigung für landwirthschaftliche Unternehmungen und war einer der Stifter des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern. Auf dem Landtage von 1828 bekämpfte er alle Gesetzentwürfe, die ihm die ständischen Rechte zu gefährden schienen, weshalb ihm die Regierung 1831 die jedem Staatsdiener zum Eintritt in die Kammer nöthige Bewilligung nicht ertheilte. Wiewohl er sogleich seinem Staatsdienste und seinem Gehalt entsagte, mußte jene doch erst durch die Kammer gezwungen werden, ihn an der Stelle seines Ersatzmannes einzuberufen. Auf diesem Landtage wurden seine Anträge über den Militäretat und die Festung Ingolstadt angenommen; eine Entschädigung für sein Gehalt durch Subskription verschmähte er. Kurz vor Einberufung der Stände 1833 machte ihm die Regierung den Prozeß wegen angeblicher Verbreitung eines von einem Dr. Große verfaßten verbrecherischen Gedichts, und erst 1840 endigte derselbe mit gänzlicher Freisprechung C.s. Seine freie Zeit benutzte er zu Reisen nach Frankreich und England, sowie zur Förderung gemeinnütziger Bestrebungen. So fanden die Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe, sowie der Pönitentiarkongreß in Frankfurt 1846 an ihm ein thätiges Mitglied. Bei der ersten Wahl nach seiner Freisprechung wieder in die Kammer der Abgeordneten berufen, zeigte er sich 1846, 1847 u. 1848 als monarchisch-konstitutionell; auch bei den Bewegungen im Frühjahr 1848 zu München wirkte er für Beruhigung der bewaffneten Menge. Im Vorparlament zum Mitglied des Fünfzigerausschusses gewählt, wohnte er nur wenigen Sitzungen desselben bei, da er vom König Maximilian II. zum Bundestagsgesandten, nachmals zum Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt wurde. Nach Zurücktritt des bayerischen Märzministeriums wurde er im December 1848 zum Staatsrath ernannt und ging später mit einer außerordentlichen Mission nach Olmütz an den Kaiserhof. In die kurze Zeit seiner diplomatischen Wirksamkeit fallen seine „Bemerkungen über einige Paragraphen des Verfassungsentwurfs mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland“ (Frankfurt 1848). Neuerdings bearbeitete er in der Schrift „Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation“ (München 1850, „Zusätze“ 1851) obigen Gegenstand mit großer Umsicht.

Clot, Antoine, bekannter unter dem Namen Clot-Bei, der Begründer des ägyptischen Medicinalwesens, im April 1795 zu Marseille geboren, erhielt hier seine erste medicinische Bildung am Hospice de la Charité, vollendete seine Studien zu Montpellier u. ließ sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Im J. 1825 ging er nach Aegypten, errichtete im Auftrage des Pascha's zu Kairo den Gesundheitsrath des Heeres, zu Abu-Zabel eine medicinische Lehranstalt, an die er auswärtige Lehrer berief, während er selbst die Chirurgie und die chirurgische Klinik übernahm; ferner eine Schule der französischen Sprache, eine Apotheker- und Veterinärschule und 1832 ein Hebammeninstitut. In Anerkennung seiner Verdienste gab der Vicekönig dem Christen die Würde und Insignien eines Bei. Im Oktober 1832 reiste er mit zwölf seiner besten Schüler nach Paris, um sie ihre Studien dort vollenden zu lassen, besuchte 1833 London und kehrte dann nach Alexandria zurück, um den Sanitätsdienst der ägyptischen Marine zu ordnen und einen Sanitätsrath für Schiffsärzte einzurichten. Im Jahre 1836 wurde er Generalstabsarzt der Armeen und Chef des gesammten Medicinalwesens und nahm seinen Wohnsitz in Kairo, wohin auch die Unterrichtsanstalten verlegt wurden. Nach dem Tode Mehemed Ali's 1849 zog er sich mit einer Pension von 16,000 Franken nach Marseille zurück. Er schrieb: „Compte rendu des travaux de l'école de médecine d'Abou-Zabel et de l'examen général des éléves pour les 1—5 années de sa fondation, 1827—32 etc.“ (Marseille und Paris 1832—33), „Relation des épidémies de Cholera morbus qui ont régné à l'Heggiaz, à Suez et en Egypte“ (Marseille 1832) und „De la peste observée en Egypte“ (Paris 1840).

Clotho, eine der Parzen (s. d.).

Clôture (franz.), Schluß von Verhandlungen, besonders der französischen Kammern; daher Geschrei, womit die ultraroyalistische Partei in der französischen Kammer unter der Restauration bis etwa 1827 alle Redner, die sich im Interesse der Charte, des Volks und der Humanität erhoben, unterbrach, um zur Abstimmung zu kommen. Die Glieder dieser Partei hießen Clôturiers.

Cloud, St., Marktflecken im französischen Departement Seine-Oise, am linken Ufer der Seine und an der Eisenbahn von Versailles nach Paris, hat 3500 Einwohner und ein berühmtes kaiserliches Lustschloß, bestehend aus einem großen Hauptgebäude mit zwei Pavillons und zwei Flügeln, prachtvollen, mit reichen Kunstwerken angefüllten Sälen, einer Bibliothek von 12,000 Bänden, Garten und Park mit schönen Wasserkünsten. Die größte Fontaine, Jet géant genannt, springt 140 Fuß hoch. Auf dem Hügel befindet sich die sogenannte Diogeneslaterne, eine Nachahmung vom Denkmal des Lysicrates zu Athen, mit herrlicher Aussicht. St. C. hieß ehedem Nogent (Novigentium Clodoaldum) und wurde von Chlodowald, der hier nach Ermordung seiner Brüder ein Kloster baute, gegründet. Er schenkte den Ort der Kirche von Paris. Das jetzige Schloß wurde vom Herzog Philipp von Orléans, Bruder Ludwigs XIV., erbaut und später von Marie Antoinette erweitert. Im Jahre 1589 wurde Heinrich III. hier ermordet. In St. C. feierte Bonaparte (1799) den berüchtigten 18. Brumaire. Nach der zweiten Einnahme von Paris ward hier eine Militärkonvention abgeschlossen.

Clouet, 1) François, französischer Maler, wie sein Vater Jean C., gewöhnlich Janet genannt, folgte diesem 1545 als Peintre ordinaire du roy bei Franz I., bekleidete diese Stelle auch unter den folgenden Königen und † vermuthlich 1572. Seine Hauptwerke sind: das lebensgroße Bildniß

der Katharina von Medicis mit ihren Kindern, in Howard-Castle; das Bildniß Karls IX. in ganzer Figur, im Belvedere zu Wien, wiederholt im Louvre, wo überhaupt mehre seiner kleinen saubern Porträts, meist von Personen des damaligen französischen Hofs, aufbewahrt werden. Von seinen zahlreichen Zeichnungen in schwarzer und rother Kreide befinden sich 88 in Howard-Castle. Sein Styl ist im Wesentlichen der niederländische; seine feine und wahre Auffassung erinnert an Holbein, den er aber im Kolorit nicht erreicht.

2) C. (auch Clouvet, Clovet, Clowet), Peter, niederländischer Kupferstecher, 1606 zu Antwerpen geboren, besuchte Italien und Frankreich, kehrte aber in seine Vaterstadt zurück, wo er 1677 †. Die besten seiner Blätter sind: der Lusthof der Venus; der Tod des heiligen Antonius; die Kreuzabnahme, von Rubens; St. Michael, der den Teufel bekämpft, nach demselben; die heilige Jungfrau reicht dem Kinde die Brust, nach Vandyck; Herodias mit dem Haupte des Täufers, nach Rubens; eine Gesellschaft bei Tische, nach Diepenbeck ꝛc. Mit gleich glücklichem Erfolge stach er Porträte, Historien und Landschaften.

3) Albert, Kupferstecher, Neffe des Vorigen, 1624 zu Antwerpen geboren, bildete sich in Rom unter Bloemaert und lebte lange hier, † zu Antwerpen 1687. Das beste Werk von ihm ist die Empfängniß der heiligen Jungfrau nach P. von Cortona. Er erreichte zwar C. 2) nicht, doch fehlt es seinen Blättern weder an Kraft, noch Wirkung.

Clove, Wollgewicht in England, = 7 Pfund; in Essex Gewicht für Butter und Käse, = 8 Pfund.

Clovio, G. Julius, zubenannt Macedo, berühmter Miniaturmaler, 1498 zu Grizane, einem Dorfe des kroatischen Küstenlandes im vinodoler Bezirk, geboren, bildete sich innerhalb der Jahre 1516—19 in Italien zum Künstler aus, und zwar widmete er sich mit Vorliebe der Miniaturmalerei. Eins seiner ersten Gemälde ist das Muttergottesbild nach dem in dem Buche „Epitomae in divae Mariae historiam“ (Nürnberg 1511) befindlichen Holzschnitt Albrecht Dürers. In der Folge malte er viele andere Heiligenbilder, die ihm einen so großen Ruf erwarben, daß ihn 1524 König Ludwig II. von Ungarn nach Ofen als seinen Hofmaler berief. Hier blieb C. bis zur Schlacht von Mohacz und vollendete unter andern für den König ein Bild im Helldunkel, das Urtheil des Paris vorstellend, ferner für die Königin Maria eine klassische Darstellung der Römerin Lucretia, wie sie sich eben den Dolch in die Brust stößt. Nach jener Schlacht vor den Türken fliehend, kehrte er nach Italien zurück und arbeitete von 1526 ab für den Kardinal Laurenzio Campeggio in Rom eine kleine Mutter Gottes und andere treffliche Miniaturen. In Rom 1527 in die Gefangenschaft der vereinigten deutsch-spanisch-italienischen Kriegsschaaren Karls von Bourbon gerathen, that er das Gelübde, daß er, wenn er die Freiheit je wieder erhalten sollte, der Welt entsagen wolle. Er ward demzufolge 1528 Mönch des Skopetinerordens im strengen Kloster des heiligen Rufinus zu Mantua. Mit dem neuen Stande nahm er auch den neuen Namen Julio an. Drei Jahre weilte der Künstler in dem Kloster, in seinen Mußestunden sich ohne Unterlaß mit seiner Kunst beschäftigend. Des Klosterlebens überdrüssig, ließ er durch Vermittelung des Kardinals Grimani, seines Gönners, sein Klostergelübde lösen und kehrte in die Welt zurück. Seine folgenden Arbeiten, die er in Perugia für den Kardinal Grimani schuf, tragen den Stempel der höchsten Kunstvollendung an sich. Ein Manuskript mit der Erklärung des Briefs an die Römer stattete er mit drei großen Gemälden aus; dasselbe befindet sich gegenwärtig in London in der Bibliothek des Museums von Soan. Für Grimani stattete er ein lateinisches Meßbuch mit Malereien aus, welches sich gegenwärtig in England in der Bibliothek des Lords Holford befindet. Auch versah er für seinen Gönner ein Manuskript der Gedichte Petrarca's mit prächtigen Bildern, welches Werk sich gegenwärtig in der Bibliothek der Familie Trivulzi in Mailand befindet. Diese und ähnliche Produkte C.'s verschafften ihm einen großen Ruf in ganz Italien und lenkten selbst die Blicke des Papstes Paul III. und seines Neffen, des Kardinals Alessandro Farnese, auf ihn. Letzterer berief ihn im Namen des Papstes 1540 nach Rom. Hier stattete er Psalmen- und Meßbücher mit herrlichen Miniaturen aus und lieferte auch selbstständige Gemälde in diesem Genre, die solchen Beifall fanden, daß die ersten Fürsten Europa's Gemälde von ihm zu besitzen trachteten, u. daß seine Werke mit enormen Summen bezahlt wurden. Von vielen Höfen erhielt C. Einladungen; am längsten weilte er aber am Hofe Cosimo's I. von Toskana, dessen Wunsch, daß er für immer in Florenz bleiben möge, er jedoch aus Anhänglichkeit an seinen Gönner, den Kardinal Farnese, nicht nachgab. In Florenz malte er für Herzog Cosimo I. u. A. ein Kopfbild Christi nach einem alten, einst dem König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, zugehörigen Bilde, welches als das getreueste Abbild Christi galt. Später malte er Christus am Kreuz mit der zu dessen Füßen trauernden Magdalena. Nach Rom zurückgekehrt, malte er für Philipp II. von Spanien für ein prachtvoll geschriebenes Manuskript 12 Bilder, welche Scenen aus dem Leben Karls V. darstellen. Kurz darauf malte er für den König von Portugal, Johann III., ein Psalmenbuch aus, wofür er die für die damalige Zeit große Summe von 2000 Golddukaten erhielt. Außerdem zierte er noch zahlreiche größere Manuskripte, darunter die Göttliche Komödie von Dante u. mehre Choralbücher, die zu Neapel, Venedig, Sevilla aufbewahrt werden, mit Malereien. Sein berühmtestes Meisterwerk, das er 1549 nach neunjähriger Arbeit vollendete, ist ein kleines Gebetbüchlein, das er für seinen Gönner, den Kardinal Farnese, mit wundervollen Gemälden ausstattete, und dessen Einband Benvenuto Cellini besorgte. Dieses mit vielen Edelsteinen geschmückte und auf mehr als 30,000 Dukaten geschätzte Kunstwerk befindet sich in der Privatbibliothek des ehemaligen Königs von Neapel. Außerdem malte C. auch profane Bilder, als Porträts von Freunden ꝛc., die er zu hohen Preisen verkaufte. Nach Vasari soll man Porträts von C. in kleinen Medaillons am Halse getragen haben. C. arbeitete bis in sein Alter mit gleicher Fertigkeit. Noch bei seinen Lebzeiten kopirten viele Künstler seine Werke, während andere sie durch den Stich vervielfältigten. So Agostino Carracci, Enea Vicco, Dom. Tib. Pellegrini, J. B. Mazza, Hier. Olgiati, Nic. Nelli,

Dom. Vito, Joh. Orlandi, Jac. Franco, Jac. Valegio u. a. m.; die Franzosen: Phil. Thomasin, Alex. Vallée, Sylv. Sacy u. a.; die Holländer und Belgier: Cornel. Cort, Phil. Soye, J. Janson, J. Sadeler rc.; der Engländer: Owen Jones; der Deutsche: Bussemecher, und von den Slaven: der berühmte Martin Rota von Sebenico. Noch jetzt steht C. unerreicht in seiner Kunst da, wenigstens hat ihn bisher kein einziger Miniaturmaler in der Zartheit und Eleganz der Darstellung übertroffen. Er † im 81. Lebensjahr 1578 und ward in Rom in der Kirche S. Pietro in Vincolo bestattet, wo ihm 54 Jahre nach seinem Tode seine Ordensbrüder ein Denkmal mit seinem Bilde in Marmor setzten. Vgl. Sakcinski, Das Leben des G. J. C., Agram 1852.

Clovis, s. v. a. Chlodowig.

Clowet, s. Clouet 2).

Clown (engl.), Bauer, Tölpel; daher der Lustigmacher der englischen Bühne, dem deutschen Hanswurst und dem spanischen Gracioso verwandt. Er durfte früher selbst in Tragödien nicht fehlen und hatte das Recht zu improvisiren. Je derber und zügelloser seine Späße, um so lieber war er dem Volke. Später wurde er in das Nachspiel und endlich, mit Ausnahme der shakspeare'schen Stücke, in die Pantomime und die Seiltänzerbude verwiesen. Seine größte Wirksamkeit behauptet der C. noch in den Weihnachtspantomimen auf den Theatern Drurylane und Coventgarden, wo ihm der unnachahmliche Grimaldi in neuerer Zeit einen besondern Ruf gab.

Club (engl., Klub), eigentlich Keule, Knüttel; dann die Zeche, welche das einzelne Glied einer Gesellschaft zu bezahlen hat; ferner die Gesellschaft selbst und endlich auch das Gesellschaftslokal. Das wahre Vaterland der C.s ist England, wo alle Klassen u. Abstufungen der Gesellschaft dergleichen Vereine mit geselligen oder politischen Zwecken unterhalten. Die meisten dieser C.s haben ihre eigenen Sitzungslokale, welche oft Zierden der Städte sind; so besonders in London das Gebäude des Reformklubs, das von Barry nach dem Muster des Palastes Farnese in Rom erbaut worden ist, das des Army- und Navyklubs im venetianischen Styl u. a. Wo man in anderen Ländern das Klubwesen nachahmte, nahm es bald einen anderen Charakter an. In Frankreich, wo es schon vor der ersten Revolution politische C.s gab, die aber 1787 polizeilich verboten wurden, gewannen dieselben nach dem Ausbruch der Revolution einen reißenden Aufschwung und übten, namentlich der der Feuillants und der Jakobiner, einen gewaltigen Einfluß aus. Sie bildeten die Mittelpunkte großer politischer Parteien und waren als solche organisirt und durch weitverzweigte Affiliation verstärkt; so konnte der furchtbare Jakobinerklub zuletzt ganz Frankreich umspannen und beherrschen. Politische C.s entstanden auch in Deutschland, Italien, Spanien, überhaupt allenthalben, wo revolutionäre Tendenzen Wurzel faßten. In Deutschland wurden sie durch ein Reichsgesetz von 1793 verboten, welches Verbot der bekannte Bundesbeschluß von 1832 auf alle Vereine und Versammlungen politischen Charakters ausdehnte. In Frankreich traten nach dem Erlöschen der revolutionären Bewegungen an die Stelle der C.s die geheimen politischen Verbindungen. Erst nach der Februarrevolution von 1848 nahm das Klubwesen in allen von den Nachwirkungen derselben berührten Ländern wieder einen lebhaften Aufschwung, aber nur, um eben so rasch wieder zusammenzusinken. In Deutschland führen in manchen Gegenden auch Vereine mit rein geselligen Zwecken den Namen C.

Cluden (lat. cludo), Theaterdolch, der sich, auf einen Gegenstand gestoßen, in das Heft zurückzieht, ohne zu verwunden.

Clugny (Cluny, lat. Cluniacum), Stadt im französischen Departement Saone-Loire, an der Grosne (Nebenfluß der Saone), 3 Meilen nordwestlich von Mâcon, ein reicher u. industrieller Ort mit 4400 Einwohnern u. einer prächtigen, ehemals hochberühmten Benediktinerabtei, in deren Gebäuden sich gegenwärtig ein Gestüt befindet. Dieselbe wurde von Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet und dem Abt Berno (910), aus burgundischem Grafengeschlecht stammend, übergeben, welcher dadurch in den Stand gesetzt wurde, eine durchgreifende Reform des Benediktinerordens vorzunehmen. In der Stiftungsurkunde erklärte Wilhelm, daß das Kloster unmittelbar unter dem Papste stehen solle, dem dafür alle 5 Jahre 10 Solidi ad luminaria apostolorum zu entrichten seien. In allgemeinen Ruf kam die Abtei besonders durch den zweiten Abt Odo (927—941), welcher die Ordensregel durch Zusätze und strengere Uebungen verschärfte. Diese Consuetudines cluniacenses wurden bald auch von anderen Klöstern angenommen; neue Klöster wurden von C. aus angelegt, alte reformirt, u. so entstand in dem Benediktinerorden die Kongregation von C., der Orden der Cluniacenser, d. i. eine Vereinigung vieler Klöster unter dem gemeinsamen Oberhaupte, dem Abt von C., der deshalb den Titel Erzabt führte, sowie die Abtei zu C. selbst Archimonasterium genannt wurde. Herrliche Gebäude wurden in dem reichen C. aufgeführt, darunter die von St. Hugo gebaute und von Papst Innocenz II. geweihte Hauptkirche. Hildebrand war Mönch zu C., ehe er Leo IX. nach Rom begleitete und dann Papst Gregor VII. wurde. Eigentlich bindende Statuten für alle zum Orden gehörende Klöster wurden erst durch Abt Peter den Ehrwürdigen (s. d.) aufgestellt; der dieselben charakterisirende Geist ist der der Strenge u. des Gehorsams im Innern, der Wohlthätigkeit und Gastfreiheit nach außen. Beschäftigung, geistliche Uebungen, Tracht, Speise waren in den kleinsten Details geregelt; merkwürdig ist besonders das Gebot des Schweigens an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten, daher für dieselben eine Art Zeichensprache eingeführt wurde. Mit den anwachsenden Reichthümern wuchs aber in den Mönchen von C. die Sucht nach Unabhängigkeit, Ehre und Lebensgenuß. Die Päpste beförderten diese Richtung durch die immer freigebiger gespendeten Exemtionen, durch welche die Aebte den Bischöfen gleichgestellt u. dem römischen Stuhl unmittelbar verpflichtet wurden. Der ausschweifende Uebermuth der Mönche zu C., welcher namentlich unter dem Abt Pontius (1109—1125) geübt wurde, veranlaßte als strengen Gegensatz die Stiftung der Cistercienser (s. d.). Spätere Reformen des sehr verbreiteten Ordens von C., wie z. B. die des Abts Jean de Besni d'Arbouge 1629, dann die von Richelieu versuchte

Vereinigung mit den Maurinern 1634, gaben Anlaß zu endlosen Streitigkeiten, welche erst mit der Aufhebung des ganzen Ordens 1790 endeten. Vgl. Lorain, Essai historique sur l'Abbaye de Clugny, Dijon 1839. S. Benediktiner.

Cluniacenser, Kongregation von Clugny, s. Clugny.

Cluse (Cluses), Stadt im französischen Departement Hochsavoyen, in der Landschaft Faucigny, an der Arve, mit 1950 Einw., meist Uhrmachern. Die Kongregation der Benediktiner von C. ward 966 von Hugo von Scousat gestiftet, 1066 reformirt u. zählte 1216 145 Klöster. Prinz Eugen war Abt des Hauptklosters.

Cluses (franz.), Name der tiefen Thalspalten im schweizer und französischen Jura.

Clusette, Paß im Val Travers im schweizerischen Kanton Neuenburg, durch welchen neben einem tiefen, von der wilden Reuß durchrauschten Abgrund an senkrechter Felsenwand die Straße nach Pontarlier führt. In der Umgegend findet man goldführende Pyriten, schöne strahlende Spathe u. Hornsteine.

Clusia *L.* (Klusie), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, charakterisirt durch den 4—8blätterigen, dachziegeligen, gefärbten Kelch, die 4—8blätterige Blumenkrone mit zahlreichen Staubgefäßen und gestrahlt-schildförmiger Narbe und die lederartige, 5—12klappige Kapsel mit von der Spitze an aufspringenden Ringen, schmarotzerartige Sträucher und Bäume mit 4eckigem Stengel, aus dem viel klebriger Milchsaft schwitzt, welcher sich an der Luft in rothes Gummi verdickt, in Westindien und Südamerika, von denen mehre Arten als Zierpflanzen in Gärten vorkommen u. einige in ihrer Heimat officinell sind. Von Clusia flava *L.*, mit parallel geaderten, dicken Blättern und gelben, 3—4blätterigen Blüthen, auf Jamaica, dient der balsamische Saft in Westindien häufig als Wundmittel u. als Surrogat des Kopaivabalsams, beim Hüftweh und bei anderen Krankheiten und heißt dort Schweinsgummi (Hoggummi, welches aber nach Anderen von Rhus Metopium kommen soll), weil die wilden Schweine, wenn sie verwundet worden sind, sich so lange an den Stämmen reiben sollen, bis der Saft herausfließt. C. alba *L.* ist ein 8 Fuß hohes Bäumchen mit weißen, meist 6blätterigen Blüthen, in Südamerika u. Westindien. Der balsamisch-bittere Saft und das aus der Rinde freiwillig fließende gelbliche, später röthliche Gummiharz werden von den Negern auf den Antillen als Purgirmittel, die Blätter zu Bädern oder Waschungen benutzt. C. rosea *L.*, ein sehr schöner Baum mit 10—12 Linien langen, schönen Blättern und 6blätterigen, großen, rosenrothen, schönen Blüthen und gerippten Früchten von der Größe eines Apfels mit scharlachrothem Fleische, auf St. Domingo, in Carolina, enthält in allen seinen Theilen einen bitteren Balsam, welcher, sowie das aus der Rinde freiwillig ausschwitzende Gummiharz, sowohl arzneilich als drastisches Abführmittel, als auch in technischer Beziehung wie Pech und Theer, besonders zum Kalfatern der Schiffe, benutzt wird. Man unterhält diese Gewächse im Warmhause; sie verlangen mehr weite als tiefe Gefäße und eine sandige, mit 1/8 Lehm gemischte Heide- und Lauberde mit einer starken Unterlage zerschlagener Scherben und auf der Oberfläche eine Bedeckung von Moos. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge im Warmbeete unter Glocken und durch Absenker mittelst Anhänger, zu welchem Zwecke man 1—1½ Monate vorher die abzusenkenden Zweige mit einem Drahtring umbindet.

Clusium, im Alterthum eine der 12 Republiken Etruriens, ursprünglich Camers genannt, am Clanis u. am Südende des Lacus Clusinus (jetzt Lago di Chiana) gelegen, drei Tagereisen von Rom, jetzt Chiusi. Für die Bedeutung C.s in allen Zeiten spricht die Unternehmung seines Fürsten Porsenna, die vertriebene Königsfamilie in Rom wieder einzusetzen. In der Folge stand die volkreiche Stadt in naher Verbindung mit den Römern, die sie als eine Vormauer gegen die Gallier betrachteten. Noch in späterer Zeit war C. ansehnlich. In der Nähe waren Warmbäder. Hier erlitten die Römer unter L. Aemilius 225 v. Chr. von den Galliern eine schwere Niederlage.

Clusone, Stadt in der lombardischen Provinz Bergamo, im Thal Seriana, mit Tuchweberei, Eisenarbeiten, Handel und 3500 Einwohnern. In der Nähe sind Kupfer- und Vitriolwerke.

Clutia *L.* (Klutie, Cluytia *Ait.*), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, dessen Zipfel mit der gleichen Anzahl von Blumenblättern u. Drüsen abwechseln, die 5 unten verwachsenen Staubfäden und die rundliche Kapsel mit 3 umgeschlagenen Griffeln, diöcische Sträucher und Bäume in heißen Ländern, vorzüglich in Südafrika. C. pulchella *L.* ist ein zierlicher Strauch von 4 Fuß Höhe mit rundlicher Krone und weißen Blüthen, aus Südafrika, findet sich hier u. da in deutschen Gewächshäusern. Von C. collina *Roxb.*, Bridelia collina *Willd.*, einem kleinen Baum in Ostindien, mit ovalen Blättern u. einer dreisamigen Kapsel, sind Rinde u. Nußschale sehr giftig, das röthliche Holz ist sehr hart u. geschätzt.

Cluver (Cluwer, Cluvier, lat. Cluverius), Philipp, berühmter deutscher Geograph u. Alterthumsforscher, aus altadeligem Geschlecht 1580 zu Danzig geboren, sollte die Rechte studiren, widmete sich aber der Erd- und Alterthumskunde, weshalb ihm sein Vater jede Unterstützung entzog. Die Noth zwang ihn nun, in österreichische Militärdienste zu treten; er diente zwei Jahre in Böhmen u. Ungarn, kehrte dann, von der Mutter unterstützt, nach Leyden zu seinen Studien zurück, machte hierauf eine Reise durch England, Schottland, Frankreich, Deutschland und Italien u. ließ sich endlich abermals in Leyden nieder, von den Kuratoren der Hochschule durch ein Jahrgehalt in den Stand gesetzt, seinen literarischen Bestrebungen sorgenfrei zu leben, doch † er schon 1643. Er schrieb: „Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam" (Leyden 1629); „De tribus Rheni alveis atque ostiis et de quinque populis quondam accolis" (das. 1611, abgedruckt in Scrivers „Antiquitates inferiores Germaniae", das. 1619 u. 1631); „Sicilia, Sardinia et Corsica antiqua" (das. 1619); „Italia antiqua" (das. 1623); „De Francis et Francia" (in A. Duchesne's „Historia Franc. Scriptor.", Bd. I.) ꝛc. Das erstgenannte Werk ist der erste gelungene Versuch einer systematischen Behandlung der Geographie nach ihrem ganzen historisch-politischen Umfange.

Clwyd (spr. Kluid), Fluß in den britischen

Grafschaften Denbigh und Flint (Nordwales), der nach 8 Meilen Laufs 1 Stunde unterhalb Rhuddlan in das irische Meer mündet.

Clyde, Fluß im südlichen Schottland, entspringt in den Bergen von Lanark, fließt in nordwestlicher Richtung bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorüber u. fällt nach einem Lauf von 15 Meilen durch den breiten Clydebusen (Clyde-Frith) bei Greenock in die irische See. Mit dem Forth ist er durch den Clydekanal (Glasgowkanal) verbunden. Bei Lanark bildet er eine Reihe schöner Wasserfälle, unter denen die bei Corrahouse (84 F.) und bei Stonebyers (80 F. hoch) die berühmtesten sind. Bis Glasgow, wohin die Fluth geht, ist er schiffbar. Die Landschaft, welche der C. durchfließt, ist eine der fruchtbarsten und bevölkertsten in Schottland.

Clymene, Tochter des Oceanus und der Tethys, Gemahlin des Japetus, Mutter des Atlas, Prometheus u. A.

Clymenus, 1) Sohn des Cardis, aus Kreta, soll 50 Jahre nach der deukalionischen Fluth in Olympia Spiele eingerichtet u. seinem Ahn Hercules Altäre geweiht haben. — 2) Sohn des Cäneus, Gemahl der Epicaste, verliebte sich in seine eigene Tochter Harpalice und entriß sie ihrem Gatten Alcestor, worauf dieselbe dem Vater seinen eigenen Sohn zubereitet vorsetzte. Sie wurde von den Göttern in einen Vogel verwandelt; C. erhängte sich.

Clysma (lat.), Klystier.

Clyssus (lat.), nach Theophrastus Paracelsus u. A. die Quintessenz oder der Fünftelsaft einer Sache; nach anderen älteren Chemikern die Wiedervereinigung der einzeln bearbeiteten Mischungstheile eines Körpers in eine ganze Masse, oder ein zusammengesetztes mineralisches Saures, insgemein diejenige Flüssigkeit, welche durch Verpuffung gewisser Körper mit einem oder dem anderen entzündlichen Stoffe in verschlossenen Gefäßen hervorgebracht wird. So hatte man unter Anderen: C. nitri, Salpeterclyssus, C. sulphuris, Schwefelclyssus, C. antimonii, Spießglanzclyssus. Die alten Chemisten schrieben ohne Zweifel den auf diese Weise erzeugten Feuchtigkeiten besondere Kräfte bei ihren alchemistischen Prozessen zu; die neuere Chemie hat jedoch Wort und Sache beseitigt.

Clytämnestra, Gemahlin Agamemnons (s. d.); über ihre letzten Schicksale s. Orestes.

C moll, s. Tonarten.

Cn., Abkürzung des römischen Vornamens Cnejus, Cnäus, auch Gnäus und Cneus.

Cnagia, Beiname der Diana von einem Spartaner Cnagus, der, im Kriege der Dioskuren gegen Aphidna gefangen und nach Kreta in den Tempel der Göttin als Sklave verkauft, entfloh u. das Bild der Göttin von Sparta brachte.

Cnemidostachys *Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen (Rutaceen), einjährige Kräuter oder ausdauernde Halbsträucher, meist in Brasilien. C. Chamaelea *Spr.*, Tragia Chamaelea *L.*, eine einjährige, in Malabar u. Koromandel einheimische, krautartige Pflanze, deren männliche Blüthen in achselständigen Aehren vereinigt sind, während dagegen die weiblichen einzeln in Blattachseln stehen, wird in Ostindien gegen verschiedene Kachexien, veraltete Syphilis, ferner als harntreibendes Mittel und mit Wein gegen Durchfälle angewendet.

Cnemis, im alten Griechenland Gebirgskette auf der Grenze zwischen dem epicnemidischen Locris u. Phocis, von der ein Zweig in das Vorgebirge Cnemides ausläuft, dem Cenäum auf Euböa gegenüber.

Cneorum *L.* (Zeiland), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch den sehr kleinen, 3-—4zähnigen Kelch und eben so viel Blumenblätter, Staubfäden und Narben und die 3fache, in der Mitte verbundene Pflaumenfrucht. C. tricoccon *L.*, Chamaelea tricocca *Gaertn.*, kleiner Oelbaum, ist ein niedriger, immergrüner Strauch Südeuropa's und Nordafrika's, an der Meeresküste, mit abwechselnden Blättern, einzeln in den Achseln stehenden, 3zähligen, gelben Blüthen und rothen Früchten von der Größe der Pfefferkörner, welche, wie die ganze Pflanze, scharf und bitter schmecken. Die Blätter wurden sonst unter dem Namen Herba Olivellae, sowie auch die Früchte in der Medicin angewendet; beide wirken drastisch purgirend und urintreibend und wurden früher gegen Wassersucht und Syphilis gebraucht. Die Blätter dienen auch zum Gerben. C. pulverulentum *Vent.*, ein gegen 4 Fuß hoher Strauch auf den kanarischen Inseln, mit grau bestäubten Blättern u. Blumen mit 4 Staubgefäßen, soll auf Teneriffa als Ersatzmittel der China gebraucht werden.

Cnicus *L.* (Heildistel, Kardobenediktendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, jetzt unter Cirsium (s. d.) gestellt. Hier ist noch zu nennen: C. benedictus *Gaertn.*, Centaurea benedicta *L.*, Calcitrapa lanuginosa *Lam.*, Kardobenediktenkraut, Bitterdistel, Bernhardinerkraut, ein einjähriges Gewächs, welches an steinigen Orten, in der Nähe der Aecker in Persien, Taurien, Griechenland, sowie auf den Inseln Chios und Lemnos einheimisch ist, anderwärts im südlichen Europa wahrscheinlich nur verwildert vorkommt und in Deutschland hier und da in Gärten kultivirt wird. Kraut und Samen werden unter den Namen Herba et Semen Cardui benedicti s. Acanthi germanici, Kardobenediktenkraut, Bornkraut, in den Apotheken geführt. Das Kraut ist frisch hochgrün, etwas klebrig, nicht stechend, trocken mehr graulichgrün, zum Theil ins Gelbliche fallend, mehr oder weniger kurzwollig. Es riecht nur frisch eigenthümlich, nicht angenehm, ist trocken geruchlos, schmeckt aber stark bitter und enthält bitteren Extraktivstoff, Cnicin oder Kardobenediktenbitter. Die Samen, auch Stechkörner genannt, enthalten einen ölig-bitteren Kern und sollen kräftig diuretisch wirken, werden aber jetzt nur noch als Volksmittel gegen Seitenstechen angewendet. Das Kraut wirkt bitter tonisch, auflösend für die Unterleibsorgane, weshalb man es bei chronischen Leberleiden, Hypochondrie und Hysterie ꝛc., sowie bei katarrhalischen Beschwerden braucht. Das Cnicin soll sich gegen Wechselfieber wirksam erwiesen haben. In der Thierheilkunde wird das Kraut häufig gebraucht und macht einen Bestandtheil der cindischen Latwerge aus

Cnidia, Beiname der Venus nach der Stadt Cnidus in Karien, für welche Praxiteles die berühmte Bildsäule der nackten Göttin verfertigt hatte, deren Kopie ohne Zweifel die sogenannte mediceische Venus (s. d.) ist.

Cnidoscolus *Pohl* (Brennfrucht), Pflanzen-

gattung aus der Familie der Euphorbiaceen (Rutaceen), Sträucher in Südamerika, von denen besonders C. quinquelobus *Pohl* hervorzuheben ist, ein gegen 5 Fuß hoher Strauch in Südamerika u. auf den Antillen, der mit langen, weißlichen oder bräunlichen, steifen Brennborsten, vorzüglich an den Aestchen, Blattstielen, Blüthen und Früchten, dicht besetzt ist, weshalb die Zweige zur Urtikation, wie die Brennnesseln, und um Blasen auf der Haut hervorzubringen, benutzt werden können. Die Samen und deren Oel sind heftig purgirend, noch heftiger aber wirkt der Milchsaft der Aeste und des Stengels.

Cnidus, im Alterthum Stadt in Karien, zum dorischen Bunde gehörig, lag auf der Landspitze Triopium, angeblich von Doriern u. Spartanern gegründet, und war berühmt durch die Tempel der Venus (s. Cnidia), des Apollo und des Poseidon. Es hatte 2 Häfen, stand lange Zeit in hoher Blüthe und feierte gemeinschaftlich mit der Tripolis von Rhodus, Cos und Halicarnassus die Kampfspiele des triopischen Phöbus auf der nach ihm benannten Landspitze (jetzt Kap Krio). Hier war 349 v. Chr. die Seeschlacht zwischen den Athenern unter Conon und den Spartanern unter Pisander, worin erstere siegten.

Coa (Cuba), Fluß in der portugiesischen Provinz Beira, entspringt in der Sierra Gardunha u. mündet nach 16 Meilen in den Duero.

Coacervatio (lat.), Aufhäufung, Häufung der Beweise, im Gegensatz von Durchführung der einzelnen; nach Quinctilian eine Art der Amplifikation (s. d.).

Coaetaneus (lat.), Zeitgenosse, besonders der mit Anderen zu gleichem Zweck an demselben Ort lebt, z. B. auf der Akademie 2c.

Coae vestes (lat.), s. Koisches Gewand.

Coagulatio (lat.), Gerinnung, pharmaceutisch-chemische Operation, eine Art Fällung, welche entweder durch bloßes Erhitzen (wie bei eiweißhaltigen Flüssigkeiten), oder durch Zusatz eines anderen (sauren oder zusammenziehenden) Körpers bewirkt wird, z. B. bei der Milch. Die sich hierbei abscheidende Substanz bildet weiche, elastische Flocken.

Coagulum (lat.), Gerinnsel, im Allgemeinen eine gallertartige Masse, die sich aus mancher Flüssigkeit abscheidet.

Coaks, s. Steinkohlen.

Coanza, Strom im westlichen Südafrika, entspringt im Osten Benguela's, südlich der Stadt Bihe, etwa unter $13^{1}/_{2}{}^{0}$ südl. Br., hat in der ersten Hälfte seines Laufes eine südnördliche Richtung, wendet sich dann nach Westen, tritt (etwa 60 Meilen vor seiner Mündung) mit den hohen Katarakten von Kambambe in die flachere Küstenstufe ein, wo er 450 Fuß tief ist, wird von hier an schiffbar und fällt im Süden der Stadt Loando S. Paulo, unter 9⁰ 23′ südl. Br., in den atlantischen Ocean. Er nimmt in seinem langen Laufe zahlreiche und selbst große Ströme auf, wie den Cutato und Moconga von Süden, dann den Lucala von Norden, und umschließt in seinem unteren Theil zahlreiche, zum Theil ansehnliche Inseln, von denen die überaus fruchtbare Insel Mossandro und weiter oberhalb die Insel Muchima die bedeutendsten sind. Es gibt in ihm viele Krokodile u. Flußpferde. Seine Wassermasse ist sehr groß und wegen ihrer weißlichen Färbung noch 3 Stunden von der Küste wohl erkennbar.

Coari, großer Fluß in der brasilianischen Provinz Alto-Amazonas, mündet unterhalb Alvellos in den Amazonenstrom, im Uebrigen kaum mehr als dem Namen nach bekannt.

Coast Mountains (Coast Range, d. i. Küstenkette), ein Längengebirge im nordamerikanischen Staate Kalifornien, das, von der Bai von San Francisco durchbrochen, in einer Entfernung von 6—20 Meilen längs der Küste des stillen Meeres und parallel mit der östlicher streichenden Sierra Nevada läuft und sich in einzelnen Gipfeln über die Schneegrenze erhebt. Zwischen beiden Gebirgszügen eingeschlossen liegen die merkwürdigen Thäler des San Joaquim und des Sacramento, welche eine zusammenhängende, 100 Meilen lange und 10 Meilen breite Thalmulde bilden.

Coatzacoalco, Fluß in Mexiko, das bedeutendste Gewässer auf der nördlichen Abdachung des Isthmus von Tehuantepec, entspringt auf der Sierra Madre und wird bei dem Dorfe Minatitlan, 1 Meile vor seinem Ausfluß in die Campechebai, für Seeschiffe zugänglich. An seiner Mündung liegt der seit 1855 aufblühende Ort C.

Coazze, Stadt in der oberitalienischen Provinz Turin, am Zusammenfluß des Sangone u. Sangonetto, mit 4000 Einwohnern, welche viele Nüsse u. Kastanien bauen. Auf der nahen Alpe 2 ansehnliche Seen mit vielen Aalen.

Cobäa *Cavan.* (Kobäe), Pflanzengattung aus der Familie der Convolvulaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5spaltigen, geflügelt 5eckigen Kelch, die glockenförmige, mit 5lappigem zurückgebogenen Rande versehene Blumenkrone, durch die bald nach dem Aufblühen spiralförmig gewundenen Staubfäden und die verkehrt-eiförmige, 3—5fächerige, vielsamige Kapsel, mit 2 in Mexiko einheimischen Arten, die bei uns beliebte Schlingzierpflanzen sind. Cobaea scandens *Cavan.*, mit rundem, glattem, kletterndem, ästigem Stengel, am Ende gabelrankigen, dreipaarig-gefiederten Blättern und langstieligen, großen, übergebogenen, anfangs grünen, dann violetten, schönen, winkelständigen Blüthen, bildet in den Wäldern von Mexiko von einem Baume zum anderen schöne Guirlanden. Kultivirt verlangt sie eine lockere, fette, mit $^{1}/_{6}$ Sand vermischte Damm- oder Laub- und Mistbeeterde, wird jedes Frühjahr in einen größeren Topf versetzt, im hellen, sonnigen Zimmer oder Glashause bei 4—8⁰ Wärme durchwintert und durch Samen und Stecklinge im warmen Mistbeete vermehrt. Zu Anfang Juni's an eine sonnige Stelle ins Freie gepflanzt, erlangt sie in kurzer Zeit eine beträchtliche Höhe und Ausbreitung und prangt den ganzen Sommer hindurch mit zahlreichen Blumen; zum Emporklettern bedarf sie eines Lattenwerks oder starker Pfähle. C. lutea *Don*, C. macrostemma *Pavon*, mit gelben Blüthen, ist zärtlicher als vorige Art, wird bei 8—12⁰ Wärme durchwintert und im Sommer im Glashause gehalten.

Coban, Stadt in der mittelamerikanischen Republik Guatemala, Provinz Vera Paz, am Rio Polochic, mit 14,000 größtentheils indianischen Einwohnern. Dabei die sehr ausgedehnten Ruinen einer alten Indianerstadt, worunter sich ein Tempel (250 Ellen lang, 200 Ellen breit) und vier noch

stehende Obelisken, 10—11 Fuß hoch und mit Hieroglyphen und menschlichen Figuren in Basreliefs bedeckt, auszeichnen; viele andere Obelisken sind umgestürzt.

Cobbe (Kobeyh), ehemalige Hauptstadt des mittelafrikanischen Reichs Darfur, liegt in einer weiten Ebene eine Tagereise nördlich von der jetzigen Hauptstadt Tendelty und ist ein wichtiger Handelsplatz, mit etwa 6000 Einwohnern, fast ausschließlich fremden Handelsleuten.

Cobbett, William, englischer Publicist, geboren den 9. März 1762 zu Farnham in der Grafschaft Surrey, wo sein Vater ein kleines Gut besaß, fühlte sich durch seinen unruhigen Geist zum Kriegsdienst hingezogen, in den er 1784 als Tambour trat. Im folgenden Jahre ging er mit seinem Regiment nach Neuschottland, wo er als Sergeant 1791 seinen Abschied nahm. Sein rastloser Eifer im Studiren hatte indessen die Mängel seiner früheren Erziehung ersetzt. Er trat zu Philadelphia als Schriftsteller auf, veröffentlichte unter dem Namen Peter Porcupine (Stachelschwein) mehre Flugschriften, wurde Buchhändler u. gab die Zeitschrift „The porcupine“ heraus. Wegen einer Schmähschrift zu einer hohen Geldbuße verurtheilt, kehrte er 1801 nach England zurück und redigirte bis an seinen Tod die Wochenschrift „Weekly political register“, die als Muster geistreicher Polemik besonders für die Zeitgeschichte von dauerndem Werth ist. In seinen politischen Grundsätzen gehörte er der Torypartei an, bis ihn eine Beleidigung Pitts zum Radikalen machte. Für diese seine neue Richtung kämpfte er so entschieden, daß er wegen Anreizung zum Aufstande zu zweijähriger Gefängnißstrafe und 1000 Pfd. Sterling Geldbuße verurtheilt wurde. Nichtsdestoweniger abermals in politische Händel verwickelt, ging er 1817 für ein Jahr nach Amerika und fuhr dann fort, seine ganze Kraft der Volksvertretung zu widmen. So hielt er 1829 in England und 1834 in Irland politische Vorlesungen. In gleichem Grade Gegner der Tories und Whigs, war er ein eifriger Anhänger der Hochkirche, und sein entschiedener Radikalismus verhinderte ihn nicht, gegen den Unterricht der Armen zu sprechen. Seit 1832 für Oldham in das Unterhaus gewählt, beantragte er die Abschaffung des Papiergeldes u. vertheidigte das Interesse des Ackerbaues, ohne jedoch im Ganzen Einfluß zu gewinnen. Er † am 18. Juni 1835 auf seinem Landgute in Surrey. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „The works of Peter Porcupine“ (London 1801, 12 Bde.); „Treatise on Cobbettscorn“ (das. 1828); „English grammar“ (für Deutschland bearbeitet von Pleßner, 2. Aufl., von Kaltschmidt, Leipzig 1839); „Collection of State trials“ (London 1809—10, 3 Bde.); „Parliamentary debates“ (das. 1803—18, 20 Bde.) ꝛc. Sein Styl ist ausgezeichnet durch Klarheit, Kraft und eigenthümliche Eleganz des Ausdrucks, auch weiß er Zustände sehr gut zu schildern, doch vermißt man bei seinem Mangel an ächt wissenschaftlicher Bildung u. positiven Kenntnissen in seinen Schriften Gediegenheit und Reichthum an neuen Ideen.

Cobden, Richard, der berühmte Vertreter des Freihandels, ward 1804 zu Midhurst in Sussex geboren als Sohn eines Farmpächters und mußte in seiner Jugend die Schafe hüten, verließ aber früh das älterliche Haus, um in London sein Glück zu machen, und fand hier bei einem Verwandten, der eine Kattunfabrik besaß, Verwendung in einer untergeordneten Stelle. Fleiß und Geschäftstüchtigkeit beförderten ihn zum auswärtigen Agenten für sein Haus, als welcher er Nordamerika u. einen großen Theil von Europa bereiste, und setzten ihn in den Stand, als Theilhaber in das Kattungeschäft des Hauses Shereff und Foster in Manchester zu treten. Durch Fabrikation eines besseren Kattuns und namentlich geschmackvollerer Dessins, als Manchester zuvor erzeugt hatte, sah er sich bald im Besitz eines blühenden Geschäfts. Dabei fand er noch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit und zog die Aufmerksamkeit des Publikums durch zwei politische Flugschriften: „England, Irland u. Amerika“ und „Rußland“, auf sich. Die letztere war bestimmt, den Glauben an die unermeßlichen Hülfsquellen dieses Reichs zu beseitigen, die öffentliche Meinung von der Furcht vor dieser Macht zu befreien und nachzuweisen, daß das einzige Mittel, die große nordische Macht zur Freundin Englands zu machen, die Herstellung eines gewinnreichen, auf Freihandelsgrundsätzen beruhenden Verkehrs zwischen beiden Ländern sei. Auch erstere Schrift entwickelte ein System des Friedens, verwarf den alten Lehrsatz von dem Gleichgewicht der Macht u. setzte die Mission Englands darein, seine Handelsverbindungen und seinen moralischen Einfluß über die ganze Erde auszudehnen. Den Einfluß, den beide Schriften dem Verfasser bei der industriellen Aristokratie Lancashire's eintrugen, benutzte er 1835 zur Gründung des Athenäums, eines der geistigen und sittlichen Ausbildung der in den Fabriken und Kontoren Manchesters beschäftigten jungen Leute gewidmeten Instituts. Manchester befand sich damals noch unter der Jurisdiktion eines feudalen Grundherrn. C. brachte es dahin, daß der Lord of the manor einem Gemeinderath Platz machte, in welchen er selbst als Alderman gewählt wurde. Kurz darauf ward er auch Präsident der Handelskammer. Inzwischen hatte er auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten die dortigen industriellen Zustände studirt, besuchte dann Aegypten, die Türkei, Griechenland und 1838 Deutschland, wo ihm die Erinnerung an den Hansabund die erste Idee eines Vereins zum Schutze der Interessen des Mittelstandes gegen die Uebergriffe der Aristokratie eingab, welche zur Gründung der Anti-cornlaw-league führte. Als 1838 die Handelskammer über eine Petition an die Regierung wegen der Modifikation der Korngesetze berathschlagte, forderte C. die gänzliche Abschaffung derselben, und wirklich erhielt sein Amendement die Stimmenmehrheit. Die am 13. December 1838 von der Handelskammer in Manchester an das Parlament gerichtete Vorstellung fand in den industriellen Kreisen großen Anklang, und zahllose Petitionen schlossen sich an. Der den Vertheidigern des Freihandels beigelegte Name der „League“ führte zum wirklichen Zusammenschluß jener, und hiermit beginnt auch C.'s hervortretende öffentliche Wirksamkeit. Von der Stadt Stockport 1841 in das Parlament gewählt, ergriff er in der ihm ihrer Majorität nach feindseligen Versammlung kluger Weise das Wort fast nur in der speciellen Frage des freien Handels und namentlich der Aufhebung der Kornzölle. So wußte er in der Session von 1843 gleich nach Er-

öffnung des Parlaments bei dem Antrag auf Untersuchung des Nothstandes im Lande in meisterhafter Rede die Verschiedenheit des Interesse's der Bodenaristokratie von dem des eigentlichen Landmannes in klares Licht zu setzen. Zugleich entwarf er ein erschütterndes Gemälde der Leiden des Volks im Norden von England und machte den Premierminister, als Hauptstütze der Korngesetze, persönlich für alles Unglück verantwortlich. Zu Statten kamen den Bestrebungen C.s und der League 1845 die Aussichten auf eine sehr geringe Ernte, in Folge deren der Unwille der Mittelklassen gegen die Korngesetze so bedenklich stieg, daß die Voraussicht des begabtesten Staatsmannes der gegnerischen Seite die Nothwendigkeit erkannte, dem gewaltigen Drucke von außen nachzugeben und das große Palladium der Vorrechte des Adels dem Gemeinwesen zu opfern. Wiewohl C. bei der mit Peels Abdankung erwarteten Ministerkrisis selbst von der „Times“ als der Mann bezeichnet wurde, der in der neuen Regierung nicht fehlen dürfe, vertrat derselbe doch fortwährend mit gleichem Muthe seine Anträge zu Gunsten des Volks, ja er wurde in seinen Angriffen gegen die Tories und namentlich gegen Peel eher noch heftiger. So erklärte er sich, als Peel Anfangs 1846 seinen Plan in Bezug auf die Abschaffung der Kornzölle vorgelegt hatte, gegen die darin für diese Maßregel festgesetzte dreijährige Frist und drang in seinem gegen Ende Januar d. J. erlassenen Umlaufschreiben an die englischen Pächter auf unverweilte vollständige Aufhebung der Getreidezölle. Ernstliche Erkrankung hielt ihn lange Zeit von dem Parlament fern, und erst in den letzten Sitzungen der sogenannten „Monsterdebatte“ über die peelsche Bill und den von der Toryseite gestellten Antrag auf Verwerfung derselben war er wieder gegenwärtig. In einer damals gehaltenen Rede zollte er Peel, den er Jahre lang so heftig angegriffen, der aber nun der Gegenstand der Verwünschungen für seine eigene Partei geworden, öffentlich den Dank, den ihm das Land wegen seiner Meinungsänderung schulde. Als gegen Mitte dieses Jahres mit der Annahme der peelschen Korngesetzbill in beiden Häusern des Parlaments der Sieg der League in der Hauptsache entschieden war, beantragte C. ihre unverweilte Auflösung. Das neue Whigministerium bildete sich, ohne daß ein Mitglied der League darin Platz genommen hätte, doch eröffnete Lord John Russell C. die Aussicht auf einen Sitz im Kabinet, sobald seine leidenden Gesundheitsumstände und seine Geschäftsverhältnisse ihm dies gestatten würden. Die siebenjährigen Anstrengungen bei der Korngesetzagitation hatten nämlich nicht nur C.s Gesundheit, sondern auch seinem Vermögen große Nachtheile gebracht. Die Erkenntlichkeit seines Volks suchte ihn wenigstens in letzterer Beziehung durch Eröffnung einer Subskription, die 200,000 Pfd. St. (nach Andern 70,000) eintrug, zu entschädigen. Er unternahm sodann eine Erholungsreise u. besuchte Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Rußland und Schweden. Von dem großen und unabhängigen Wahlkreis Westriding, dessen Abstimmung stets für ein entscheidendes Symptom der vorherrschenden Richtung der öffentlichen Meinung gilt, zum Vertreter im Parlament gewählt, gab er nunmehr sein Kattungeschäft auf und widmete sich ganz der Politik. Unter seiner Mitwirkung erfolgte 1849 die Aufhebung der Navigationsakte. Seine Bestrebungen galten fortan namentlich der Einführung zweckmäßiger Ersparungen in der Staatsverwaltung und der Ausdehnung des parlamentarischen Stimmrechts. Zugleich bewies er sich als eifriger Beförderer der Friedensgesellschaften, an deren Versammlungen (unter andern in Frankfurt 1850) er sich eifrig betheiligte. Von dieser Tendenz war auch sein dem Parlament vorgelegter Antrag auf Einführung eines internationalen Schiedsgerichts, welcher zwar 1849 mit 176 gegen 97 Stimmen durchfiel, aber, 1851 erneuert, die Erklärung Lord Palmerstons hervorrief, daß er die Grundsätze desselben vollkommen gut heiße und möglichst anzuwenden suchen werde. Mit der Politik dieses Ministers war C. indessen nicht immer einverstanden; so unterwarf er bei der Debatte über die griechische Frage, im Juni 1850, dessen Benehmen einer strengen Kritik. Dagegen interessirte er sich lebhaft für die Sache der Ungarn und suchte, obwohl vergebens, die Börsenwelt gegen das bald nach der Katastrophe von Világos von der russischen Regierung kontrahirte Anlehen einzunehmen. Uebrigens gehört er keineswegs zu den entschiedenen Radikalen und hat sich in der Reformkonferenz zu Manchester (3. December 1851) für ein Programm ausgesprochen, durch welches die auf allgemeines Stimmrecht hinzielenden Pläne der vorgerückteren Fraktion fürs Erste beseitigt wurden. In seiner Flugschrift „1793 and 1853“ suchte er zu beweisen, daß die ganze Schuld des Revolutionskriegs von 1793 und die meisten seiner üblen Folgen vielmehr England u. seinen Verbündeten, als Frankreich und dem Konvent zuzuschreiben seien. Seine Parteinahme für Rußland während des russisch-türkischen Kriegs entzog ihm einen großen Theil seiner Popularität. Als zu Anfang 1857 das von C. beantragte Tadelsvotum gegen Sir Bowrings kriegerisches Verhalten in China eine Niederlage Palmerstons und die Auflösung des Parlaments zur Folge hatte, zog er vor, nicht wieder als Kandidat in Westriding aufzutreten, sondern bewarb sich um die Stimmen der Wähler von Huddersfield. Der Ausfall der Wahl war aber eine kränkende Lehre für den gegen den Strom der öffentlichen Meinung schwimmenden Bewerber, denn er blieb in einer entschiedenen Minorität. Nachdem er einige Zeit in Amerika zugebracht, ward er nach seiner Rückkehr mit großer Majorität von Manchester wieder ins Parlament gewählt, wo er sich als schlagfertiger Gegner Palmerstons hervorthat. Im Jahre 1860 begab er sich nach Paris zum Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrags, der dem Wesentlichen nach sein Werk ist, und vertrat nachher wieder Manchester im Parlament. Seinen politischen Einfluß scheint er gegenwärtig ziemlich verloren zu haben, doch gilt er in Handelsfragen immer noch als erste Autorität.

Cobenzl, 1) Johann Philipp von, österreichischer Staatsmann, am 28. Mai 1741 zu Laibach geboren, studirte in Wien und Salzburg und ward zuerst in Brüssel angestellt. Nachdem er 1767 Staatsrath geworden, errichtete er das neue Mauthdepartement, ward dann Kaiser Josephs II. Begleiter nach Frankreich und wohnte den Friedensunterhandlungen zu Teschen als bevollmächtigter Minister bei. Während der Unruhen in Brabant sollte

er Unterhandlungen daselbst eröffnen, mußte sich aber nach Luxemburg zurückziehen und lebte bis nach dem Frieden von Luneville auf seinen Gütern, worauf er als außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten 1805 hob seine Funktionen auf; von nun an lebte er in Wien, wo er am 30. August 1810 †.

2) Johann Ludwig Joseph von C., österreichischer Staatsmann und Diplomat, Vetter des Vorigen, geboren den 21. November 1753 zu Brüssel, begann seine politische Laufbahn unter der Leitung des Gouverneurs von Galizien, Grafen von Pergen, folgte durch das Wohlwollen des Ministers von Kaunitz dem Marquis von Yre in dem Gesandschaftsposten zu Kopenhagen, war dann von 1775 bis zum Ausbruch des bayerischen Erbfolgekriegs Gesandter in Berlin und von 1779 an Botschafter am russischen Hofe. Durch seine geselligen Talente bei Katharina II. in Gunst stehend, gelang es ihm, alle Versuche Preußens, das Bündniß Rußlands u. Oesterreichs zu trennen, zu vereiteln. Der Tod der Kaiserin führte seine Abberufung herbei; 1797 unterhandelte er zu Udine mit Bonaparte, unterzeichnete als bevollmächtigter Minister am 17. Oktober den Frieden zu Campo-Formio, wohnte dem Kongreß zu Rastadt bei und trat 1798 in seine frühere Stellung in Petersburg zurück. Im Jahre 1801 schloß er mit Joseph Bonaparte den Frieden von Luneville und leitete als Staats- und Konferenzminister und Staatskanzler die auswärtigen Angelegenheiten der österreichischen Monarchie, bis ihn die Ereignisse von 1805 und andere Rücksichten veranlaßten, seine Stelle niederzulegen. Dennoch blieb er nicht ganz ohne Einfluß und war noch in seinen letzten Augenblicken bemüht, den Krieg von 1809 abzuwenden. Er † zu Wien den 23. Februar 1809. C. war einer der ausgezeichnetsten Diplomaten, eben so unermüdlich im Bekämpfen der mit der französischen Revolution verwandten Ideen als im Verfechten der alten Regierungsweise.

Cobequid Mountains, Gebirgszug in der englisch-nordamerikanischen Kolonie Neubraunschweig, der sich vom Kap Chignecto gegen Osten erstreckt und bis in die Halbinsel von Neuschottland hinein fortsetzt. Er hat eine Breite von etwa 2 Meilen, eine durchschnittliche Höhe von 800—1000 Fuß und besteht in seinen oberen Theilen vornehmlich aus Granit, Porphyren und Thonschiefer, in dem untern Theil aus rothem Todtliegenden, in welchem an der Minenbai und auf der Nordseite reiche Steinkohlenlager vorkommen.

Cobijah (Puerto de la Mar) Hauptstadt der Provinz Atacama in der südamerikanischen Republik Bolivia, an einer kleinen seichten Bai des großen Oceans, die von hohen Felsenbergen eingeschlossen ist, war früher ein armes Fischerdorf, das 1829 zum Freihafen erhoben wurde, und zählt gegenwärtig gegen 2400 Einwohner. Der Handel ist indessen nicht erheblich. Die Stadt leidet Mangel an Trinkwasser; viele Lebensmittel werden von Valparaiso dahin gebracht.

Cobra Capello, s. Brillenschlange.

Cobrasinseln, früher Gesammtname der Inseln Pemba, Monsia und Zanzibar an der Ostküste von Südafrika.

Coca, Stadt in der französischen Provinz Segovia, nordwestlich von Segovia, mit 700 Einw., u. einem alten maurischen Schloß, in welchem Prinz Wilhelm von Oranien 28 Jahre lang gefangen saß.

Cocagna (ital.), sonst Lustbarkeit der Neapolitaner, den Kongiarien der Römer ähnlich, auf des Königs Kosten an den vier letzten Sonntagen des Karnevals und sonst bei außerordentlichen Gelegenheiten veranstaltet. Man errichtete auf einem großen Platze ein pyramidenförmiges Gerüst, dessen Flächen von unten bis an die Spitze mit allerlei Eßwaaren, unten sogar mit ganzen Rindern und Schafen versehen waren; das Gerüst umschloß ein weiter Kreis von Soldaten, der sich öffnete, sobald das Zeichen zum Plündern gegeben wurde. Die Flächen der Pyramide waren durch Fett schlüpfrig gemacht, so daß es an heiteren Scenen nicht fehlte. Aehnliches findet auch zu Rom in der Villa Borghese im Oktober Statt. Daher Pays de Cocagne, s. v. a. Schlaraffenland.

Coccejanischer Streit, s. Coccejus.

Cocceji, 1) Heinrich, Freiherr von C., deutscher Rechtsgelehrter, am 25. März 1644 zu Bremen geboren, studirte zu Leyden und in England und wurde 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte und 1690 Ordinarius der Juristenfakultät zu Frankfurt a. d. O. Im Jahre 1702 war er in der oranischen Erbfolgesache im Haag beschäftigt und ward 1713 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er † am 18. August 1719. Sein Hauptwerk, „Juris publici prudentia“ (Frankfurt 1695 und öfter), ein Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts, wurde das allgemeine Kompendium für diese Disciplin. Seine Dissertationen erschienen gesammelt: „Exercitationes curiosae“ (Lemgo 1722, 2 Bde.); „Dissertationes varii argumenti“ (das. 1727); „Consilia et deductiones“ (das. 1725 bis 1728, 2 Bde.); „Grotius illustratus seu commentarii ad Grotii de jure belli ac pacis libros III“ (Breslau 1744—48, 3 Bde.).

2) Samuel, Freiherr von C., deutscher Rechtsgelehrter, jüngster Sohn des Vorigen, 1679 zu Heidelberg geboren, ward nach vollendeten Studien ordentlicher Professor zu Frankfurt a. d. O., 1704 Regierungsrath zu Halberstadt und 1710 Direktor der dasigen Regierung. Im Jahre 1711 zur Visitation des Reichskammergerichts nach Wetzlar berufen, wurde er zum geheimen Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin, 1723 zum Kammergerichtspräsidenten, 1727 zum Staats- und Kriegsminister, 1730 zum Chef aller geistlichen Sachen und Kurator aller königlichen Universitäten, 1731 zum Oberappellationsgerichtspräsidenten, 1738 zum ersten Chef der Justiz in allen preußischen Staaten und 1746 zum Großkanzler ernannt. Er † am 22. Okt. 1755. Seine Gerichtsordnung, „Codex Fridericianus“ (Berlin 1747—50), war ein für jene Zeit treffliches Werk, das erst 1780 außer Geltung kam. Er schrieb ferner: „Corpus juris Fridericianum“ (Berl. 1749—52), „Jus civile controversum“ (zuletzt 1791—98) und gab seines Vaters „Grotius illustratus“ mit einer Einleitung heraus. Sein Hauptverdienst war die Verbesserung der Rechtspflege in Preußen.

Coccejus (eigentlich Koch oder Koken), Jan, berühmter holländischer Theolog, geboren zu Bremen am 30. Juli 1603, studirte in Franecker, wurde 1629 Professor in seiner Vaterstadt, 1635 in Franecker und 1650 zu Leyden, woselbst er bis zu seinem

Tode (5. November 1669) ruhmvoll wirkte und der Gründer einer eigenthümlichen theologischen Schule (Coccejanischer Streit, s. Bundestheologie) wurde. Sein Hauptwerk ist: „Summa Doctrinae de Foedere et Testamento Dei" (Lüttich 1660, 5. Ausgabe 1683). Seine „Opera theologica" erschienen zu Amsterdam 1673—75, 8 Bde., und 1701, 10 Bde., und wurden ergänzt durch „Opera anecdota" (das. 1706, 2 Bde.).

Coccejus Nerva, römischer Kaiser, s. Nerva.

Coccia, Carlo, fruchtbarer Opernkomponist, geboren im April 1789 zu Neapel, sang bereits vom 7. Jahre an die Sopranpartien in den Kirchen Neapels, studirte dann die Musik bei Pietro Capelli und komponirte schon in seinem 13. Jahre eine Serenade, einige Solfeggien, eine Kantate und ein Capriccio fürs Klavier. Seine ferneren Studien machte er im Konservatorium zu Neapel unter Fernaroli's und Paesiello's Leitung und wurde durch Letzteren Organist bei den Kirchenmusiken und Klavierakkompagnist bei den Musiken am Hofe Josephs Napoleons. Seine erste Oper „Il matrimonio per cambiale" gefiel wenig. Er ging darauf nach Florenz und komponirte hier für das Teatro nuovo die komische Oper „Il Poeta fortunato", die eine günstige Aufnahme fand. Seitdem setzte er viele Opern u. Kantaten, u. A.: „Ser Martinaccio", komische Oper, 1809; „Voglia di dote e non di moglie", komische Oper, 1810; eine Kantate bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom, zu Treviso 1811; „Il Sogno verificato", ernste Oper, 1812; „Arrichetto", Oper, 1813; mehre Kantaten zum Namenstage des Kaisers Franz; „La Festa della Rosa", komische Oper, 1822, ꝛc. Als Direktor des Kingstheaters in London komponirte er 1827 für dasselbe die Oper: „Marie Stuart". Nachdem er während einer Reise in seine Heimat für die Scala zu Mailand die ernsten Opern „L'Orfano della selva", 1829 zu Venedig „Rosamonda", 1831 in Neapel „Edoardo Stuart", 1832 zu Mailand „Enrico di Montfort" und 1833 daselbst „Catarina di Guisa" gesetzt hatte, besuchte er noch einmal auf kurze Zeit London, kehrte aber dann für immer in seine Vaterstadt zurück. Hatte er früher sehr flüchtig komponirt, z. B. in Genua auf ausdrücklichen Polizeibefehl die „Donna Caritea" in einer einzigen Woche, die „Donna Selvaggia" in 16 Tagen, so legte er sich später, namentlich während seines Aufenthalts in London, mit allem Ernste auf das Studium der klassischen Musik und komponirte Gediegeneres.

Coccoli (lat.), Kockelskörner, s. Cocculus.

Coccoloba *L.* (Seetraube, Traubenampfer, Traubenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, charakterisirt durch den 5theiligen, gefärbten Kelch und die einsamige, vom Kelch gebildete Beere, mittelmäßig hohe Bäume in Westindien und Südamerika, einige auch in China, von denen mehre Arzneikräfte besitzen und mehre wegen der schönen Blätter und Blüthentrauben eine Zierde der Gewächshäuser sind. Von C. uvifera *L.*, Polygonum uviferum *L.*, einem Baum von 15—30 F. Höhe, der im mittleren Amerika am Strande und oft im Wasser wächst und große, herzförmige, lederartige, glänzende Blätter mit vielen, oft rothen Rippen, weißliche, in sehr langen Trauben vereinigte Blüthen und rothe Früchte von der Größe mittelmäßiger Kirschen hat, soll diejenige Sorte des Gummi Kino stammen, welche westindisches oder amerikanisches Kino (Kino americanum s. occidentale) genannt und aus Jamaica gebracht wurde (s. Kino). Die säuerlichsüßen Früchte werden in Amerika gegessen und eben so wie die bittere und adstringirende Wurzel und Rinde gegen Durchfälle, Blutflüsse und dergleichen angewendet. Die öligen und scharfen Samen sollen purgiren. Das Holz ist hart und schwer, gibt eine schöne rothe Farbe, wird zum Färben und Brennen gebraucht und sonst zu mancherlei Dingen verarbeitet. C. nivea *Jacq.* ist ein Baum in Westindien, an Bächen, wild und angepflanzt, 20 Fuß hoch, mit 6 Zoll langen Blättern, kleinen, gelblichen Blüthen und saftigen, schneeweißen Früchten, welche die dreieckige, schwarze Nuß nur bis zur Hälfte bedecken, süßsäuerlich schmecken und gegessen, außerdem auch bei hitzigen und Entzündungskrankheiten, Blutflüssen und Blennorrhöen als Heilmittel gebraucht werden. Die schönste Art ist C. pubescens *L.*, C. grandifolia *Jacq.*, ein Baum in Bergwäldern von Südamerika und Martinique, oft 60—80 Fuß hoch, mit sehr großen, $1\frac{1}{2}$—2 Fuß breiten, fast kreisrunden, vielrippigen, weich-behaarten Blättern, Blüthen in länglichen Trauben und eßbaren Früchten. Auch von C. excorticata *L.*, einem Baum in Westindien, ebenfalls mit sehr großen Blättern und gelblichen Blumen in hängenden Endtrauben, sowie von C. punctata *L.*, C. coronata *Jacq.*, mit 6 Zoll langen Blättern und weißen Blüthen in kurzen Trauben, sind die Beeren eßbar. Die Seetrauben verlangen 12—17° Wärme, große Gefäße oder besser noch ein Erdbeet, im Sommer reichlich Wasser, bei heißem Sonnenschein Schatten und Luft, und eine nahrhafte, lockere Erde aus 3 Theilen Laub- od. leichter Rasenerde, 1 Theil Torf- oder Moorerde, 1 Theil Flußsand und 1 Theil Lehm. Ihre Vermehrung geschieht durch Ableger, Stecklinge und Samen.

Cocculus *Decand.* (Mondkorn, Kockel), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, getrennten Geschlechts: die männlichen Blüthen mit 6—9blätterigem Kelch, 6blätteriger Blumenkrone und eben so vielen freien Staubfäden, die weiblichen Blüthen den männlichen in Hinsicht des Kelchs und der Korolle gleichend, mit an der Spitze 2spaltigem Griffel, einfacher Narbe und 4—6 Fruchtknoten, aus denen sich eben so viele beerenartige, oft schiefe, nierenförmige, zusammengedrückte, einsamige Steinfrüchte bilden. Die Gattung ist erst durch Decandolle von Menispermum *L.* getrennt worden, enthält gegen 70 Arten, meist Halbsträucher in Afrika, Ostindien und Australien, von denen viele mit wirksamen Arzneikräften versehen sind. C. palmatus *Dec.*, Menispermum palmatum *Lam.*, Menispermum Calumba *Andr.*, *Berry*, Jateorrhiza palmata *Miers.*, Kolumbopflanze, ist eine ausdauernde Pflanze, die auf der Ostküste von Afrika, besonders in den dichten Wäldern von Mozambique in großer Menge wild wächst und jetzt auch auf Isle de France, den Sechellen und in Ostindien kultivirt wird. Der Stengel ist krautartig, kletternd, mit braunrothen Haaren besetzt, an der männlichen Pflanze einfach, an der weiblichen ästig; die Blätter sind fast handförmig ausgeschnitten, langgestielt, mit starken, rothbraunen Haaren besetzt und öfters eine

Spanne breit, die Blüthentrauben der männlichen Pflanze zusammengesetzt, der weiblichen einfach, die Blumenblätter bei beiden grün, etwas gekrümmt, die Früchte von der Größe einer Haselnuß, länglichrund, dicht, mit langen, schwarzdrüsigen Haaren besetzt. Die starke, dicke, bräunlichgelbe, aus mehren walzenförmigen, etwas gegliederten, gebogenen, fleischigen Knollen von 12—15 Zoll Länge und 3 bis 4 Zoll Dicke bestehende Wurzel ist unter den Namen Radix Columbo seu Kalumbo, s. Cocculi palmati, Kolumbo-, Kalumbo-, Ruhrwurzel, officinell. Sie wird im März, also in der trockenen Jahreszeit, ausgegraben, geschnitten, an Fäden gereiht und zum Trocknen im Schatten aufgehängt. Brauchbar sind nur die nicht zu alten Knollen. In den Handel kommt sie meist in Scheiben von 1—2 Zoll und darüber Querdurchmesser und 1—6 Linien Dicke. Sie gibt ein hellgelblichgraues, zum Grünlichen neigendes Pulver, riecht schwach widerlich, schmeckt stark und anhaltend bitter und wird durch Jod schwarzblau gefärbt. Vorwaltende Bestandtheile der Wurzel sind besonders ein krystallinischer Bitterstoff, Kolumbin und Stärkmehl. Verfälscht wird sie zuweilen mit gelbgefärbter Zaunrübenwurzel. Das gleichförmige gelbe Ansehen und die mehr lockere Beschaffenheit lassen diese aber leicht erkennen. Die Kolumbo ist ein sehr gutes Mittel in verschiedenen Krankheiten der Verdauungsorgane. Sie erhöht die Sekretionsthätigkeit der Schleimhaut des Darmkanals und wirkt vorzüglich gut bei solchen Absonderungskrankheiten der Unterleibsorgane, die auf Schwäche, Atonie oder zu großer Reizbarkeit beruhen, bei langwierigen Durchfällen und Ruhren, Magenkrämpfen, Krampfcholera, nach Gelbsucht 2c. Man gibt sie in Pulver und Pillen, sowie in Abkochung oder Aufguß. Die Kolumbowurzel, schon 1675 als Arzneimittel erwähnt, wurde erst durch den englischen Arzt Percival allgemeiner bekannt und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast überall in Deutschland in die Pharmakopöen aufgenommen. C. suberosus *Dec.*, Anamirta Cocculus *Wight* et *Arn.*, Menispermum Cocculus *L.*, Fischkörner- od. Kockelskörnerstrauch, ist ein Schlingstrauch auf Ceylon, Java, Amboina und Malabar, mit armdickem Stamm und korkartiger Rinde, großen, lederartigen Blättern, kleinen, weißen, in Trauben vereinigten Blüthen und beerenartigen, rothen Steinfrüchten. Die getrockneten Früchte sind unter dem Namen Cocculi indici, levantici, piscatorii, Baccae levantinae s. orientales, Kockels-, Fisch-, Läusekörner, officinell. Sie sind erbsengroß bis von der Größe der Lorbeeren, fast kugelig, dunkel graubraun, auch schwärzlich oder röthlich oder mehr aschgrau, gleichsam bestäubt, runzelig, rauh, geschmacklos, aber mit einem öligen Kern, der ekelhaft bitter schmeckt und sehr lange anhaltend und narkotisch giftig wirkt. Vorwaltende Bestandtheile sind Cocculin, auch Menispermin oder Pikrotoxin genannt, eine sehr giftige, in ihren Wirkungen dem Strychnin nahe stehende Substanz. Nach Vogel enthalten 12 Pfund Kockelskörner: 492 Gran Pikrotoxin, 2160 Gran butterartiges Oel, 1110 Harz, 3000 in Wasser und Weingeist löslichen Extraktivstoff. Gepulvert dienen sie äußerlich zur Vertilgung des Ungeziefers auf dem Kopf. Auch machen sie einen Bestandtheil des Läusepulvers und der Läusesalbe, Pulvis et unguentum pediculorum, aus. Das Pikrotoxin wirkt vorzüglich auf das Rückenmark, erregt Konvulsionen und Lähmungen und berauscht heftig. Als Gegenmittel bei Vergiftungen durch dasselbe dient zuvörderst ein Emetikum, sodann ein Galläpfeldekokt und andere gerbstoffhaltige Substanzen. In Indien bedient man sich der Kockelskörner zum Fisch- und Vogelfang. Wirft man sie nämlich in das Wasser, so werden die Fische so betäubt davon, daß sie auf die Oberfläche kommen und sich leicht fangen lassen; der Genuß der auf diese Art vergifteten Fische dürfte aber wohl nicht unbedenklich sein. Noch strafbarer ist die Anwendung der Kockelskörner zum Bier (Porter), welche man sich besonders in England erlauben soll, namentlich beim Porter, um denselben berauschender zu machen. Das Oel der Kerne benutzt man in Indien zu Kerzen, auch dient daselbst die Wurzel als Arzneimittel, sowie die bitteren Stengel unter dem Namen Putra walli gegen das Wechselfieber. In neuerer Zeit haben Kockelskörner auch homöopathische Verwendung gefunden. In die deutschen Apotheken wurden sie zuerst als Baccae cotulae Elephantinae eingeführt, indem man glaubte, daß sie von den Elephanten gern gefressen würden; auch wurden sie unter dem Namen Gallae orientales in den Handel gebracht. Ihre Güte hängt von ihrer Frische und Reife ab; sie müssen volle, ölige Kerne einschließen und dürfen nicht runzelig sein. C. peltatus *Dec.*, Menispermum peltatum *Lam.*, Clypea Burmanni *Blume*, ist in Ostindien und auf Ceylon einheimisch, hat in der Wurzel dieselben Eigenschaften wie die Kolumbowurzel und wird auf der Küste von Malabar auch ebenso gebraucht. Außer der Wurzel werden in Ostindien auch noch die Blätter bei leichten Augenentzündungen benutzt. C. crispus *Dec.*, Menispermum crispum *L.*, ist ein auf Java und in Bengalen einheimischer Schlingstrauch, der in allen Theilen einen klebrigen Saft enthält, und von dem auf Java die bitteren Stengel, Stipites Menispermi, gegen Wechselfieber, Gelbsucht und ähnliche Leiden in Gebrauch sind. C. cordifolius *Dec.*, Menispermum cordifolium *Willd.*, ist ein Strauch auf Malabar, mit windenden und an den höchsten Bäumen hinaufkletternden Stengeln, in Bengalen, wo Wurzel, Stengel und Blätter vielfach gegen Wechselfieber, Hautausschläge, Wurmkrankheiten angewendet werden, unter dem Namen Gulancha bekannt. C. flavescens *Dec.*, Menispermum flavescens *Lam.*, ist ein Strauch auf den felsigen Meeresufern der Molukken, wo man ein Dekokt der Stengel und der Wurzel gegen verschiedene Unterleibskrankheiten und gegen Gelbsucht, Würmer 2c. ganz wie die Kolumbo anwendet. C. glaucus *Dec.*, Menispermum glaucum *Lam.*, ein Strauch auf den Molukken, hat äußerst schleimreiche Blätter, deren Abkochung nach kurzer Zeit Gallertekonsistenz annimmt und bei Anschoppungen in den Unterleibsorganen, namentlich in der Milz Anwendung findet. Von C. radiatus *Dec.*, Menispermum radiatum *Lam.*, einem Strauch in Ostindien, braucht man die bittere Wurzel gegen Verschleimungen, die Blätter äußerlich gegen Geschwüre. Von C. villosus *Dec.*, Menispermum villosum *Lam.*, ebendaselbst, dient die Wurzel bei den Hinduärzten als Surrogat der Sarsaparille. Von C. platyphyllus *St. Hil.*, C. cinerascens *St. Hil.* u. C. Martii *St. Hil.*, Sträuchern in Brasilien, werden Wurzel und Rinde als wirksame Mittel gegen Magenschwäche,

Wechselfieber und Anschoppungen in den Unterleibsorganen sehr gerühmt.

Cochabamba, Stadt in der südamerikanischen Republik Bolivia, Hauptort des gleichnamigen Departements (1022 □Meilen mit 349,892 Einwohnern), liegt 7900 Fuß hoch am Rio de Rocha, einem Nebenfluß des Rio Grande (Guapay), u. zählt 40,600 Einwohner. C. wurde im Unabhängigkeitskriege von den Spaniern öfter erobert. Im Jahre 1815 griffen die Frauen dieser Stadt, während die männliche Bevölkerung anderwärts focht, das befestigte Quartier der Spanier an und nöthigten sie zur Uebergabe, handelten aber großmüthig an ihnen. Nichtsdestoweniger mußten sie später, als nach der Schlacht von Viluma C. wieder in die Hände der Spanier fiel, auf dem Blutgerüste büßen. Ihr Andenken ehrt die Sitte, daß bei bestimmten Festlichkeiten ein Offizier die Truppen fragt: „Wo sind die Frauen von C.?" und die Soldaten antworten: „Sie sind gestorben für's Vaterland!"

Cochem, früherer Name von Kochheim (s. d.).

Cochenillbeeren, s. v. a. Kermesbeeren, s. Kermes.

Cochenille (Cactus- oder Nopalschildlaus, Kuzzenelle, Scharlachwurm, Coccus Cacti *L.*), eine Art der Insektengattung Schildlaus (s. d.), wovon das Männchen ¾ Linie lang und dunkelroth ist und 10gliederige Fühler, milchweiße, den ganzen Körper bedeckende Flügel und 2 lange, weiße Schwanzborsten hat, das Weibchen dagegen 1 Linie lang, dunkelbraun, von breiter und kugeliger Gestalt, flügellos und mit weißlichem, wachsartigem Staub bedeckt ist. Das ursprüngliche Vaterland der C. ist Amerika, und zwar die mexikanischen Gebiete Tlascala und Guarica, sowie Guatemala und Honduras, wo schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika ihre Zucht eifrig betrieben wurde. Die Pflanze, auf welcher die C. als Schmarotzer lebt, ist eine Kaktee, in Mexiko Nopal genannt, Cactus opuntia *L.*, Opuntia cochinellifera *Mill.* (s. Opuntia). Seitdem man diese mit Vortheil auch in andern Ländern kultivirt, wie in Spanien in der Provinz Malaga, gelingt die Zucht des Insekts auch anderwärts. Thiery de Menonville verpflanzte die C. heimlich aus Neuspanien nach St. Domingo; José de Presas brachte sie nach Spanien und ein Holländer 1828 auf Befehl seines Königs durch List von Cadix nach Java. Auch in den Cactussammlungen in Deutschlands Gärten findet man jetzt nicht selten Pflanzen mit Nopalschildläusen. Nach den Beobachtungen, die F. Bouché an C.n in seinem Treibhause sehr sorgfältig angestellt hat, ergibt sich hinsichtlich ihrer Entwickelungsgeschichte Folgendes. Es entwickeln sich bei 16—20° R. Wärme im Jahre vier Generationen. Zur Entwickelung einer solchen sind 6 Wochen nöthig, indem nämlich 8 Tage der Zustand im Ei dauert, 14 Tage der als Larve, 8 Tage der als Puppe und 14 Tage der als ausgebildetes Thier, welches befruchtet wird und wieder legt. In Mexiko werden die daselbst wild wachsenden Nopalpflanzen in großer Menge in besonderen Plantagen gezogen. In der wärmsten Jahreszeit leben die Insekten im Freien auf den Pflanzen; vor der Regenzeit aber werden sie von den Indianern abgelesen und unter Dach gebracht, da sie bei Kälte und Feuchtigkeit zu Grunde gehen. Man schneidet auch einige Zweige mit noch nicht ausgewachsenen Insekten ab und bewahrt diese während der Regenzeit in den Wohnungen auf, wo die Thierchen so heranwachsen, daß sie sich nach Eintritt der günstigen Witterung bald wieder stark vermehren können. Nun werden sie wieder ins Freie ausgesetzt, wo alsbald die Jungen auskriechen und sich über die ganzen Pflanzen verbreiten. Obgleich sie anfangs nur von der Größe der Milben sind, so wachsen sie bei warmer Witterung doch so schnell, daß man sie nach kurzer Zeit wieder einsammeln kann. Gewöhnlich werden nur drei Ernten gemacht, aber bei guter Witterung sollen bisweilen sogar fünf Ernten vorkommen. Bei dem Einsammeln fegt man die Insekten mit einem Pinsel oder stumpfen Messer von den Pflanzen in Blechbutten und tödtet sie entweder in heißem Wasser und trocknet sie an der Sonne, wobei sie den haarigen, weißen Ueberzug verlieren und braunroth werden (Renegrida), oder man tödtet sie in der Ofenhitze, wobei sie weißgrau bleiben (Jaspeada), oder man trocknet sie auf Platten, auf welchen man die Maiskuchen zu backen pflegt, wobei sie schwärzlich werden und dann Negra heißen. Die getrockneten, im Handel vorkommenden C.n, Coccinilla, Cocci Cacti, Cochinella, Cochinilla, Grana Coccionellae, franz. Cochenille, sind kleine, halbrundliche Körperchen mit unebener, runzeliger Oberfläche von schwarzbrauner oder weißgrauer, inwendig dunkel purpurrother Farbe, von unbedeutendem Geruch und bitterlichem, etwas zusammenziehendem Geschmack. Beim Kauen derselben färbt sich der Speichel karminröthlich. Die C. hält sich über hundert Jahre in demselben Zustande. Wenn man sie in Wasser aufweicht, so bemerkt man mit der Lupe leicht Füße und Fühler. Man unterscheidet im Handel hauptsächlich zwei Sorten: feine C., Cochenille mesteque, Coccionella mestica, Mestica, Grana fina, aus kleinen, platten, zum Theil eckigen, verhältnißmäßig schweren, trockenen, körnerförmigen Körpern bestehend, die weder dumpfig riechen, noch mit fremdartigen Dingen vermengt sind u. außen ein rauhes, glänzend silberfarbenes, innen ein dunkelblaurothes Ansehen haben, hauptsächlich aus den Plantagen zu Mesteque in der Provinz Honduras, und ordinäre C., Cochenille sylvestre, Grana sylvestria oder Capesiana, den vorigen in allen Stücken gleich, nur weit kleiner und gewöhnlich auch mehr mit silberfarbenen, kurzen oder längeren Haaren versehen, aus den auf wildwachsenden Nopalpflanzen gesammelten Insekten bestehend, weit weniger geschätzt, da sie das Pigment in geringerer Menge enthält. Wenn die C. an feuchten Orten aufbewahrt wird, so nimmt sie zwar gegen 10 Procent an Gewicht zu, wird aber sehr leicht dumpfig. Im deutschen Handel unterscheidet man schwarze und silbergraue, gesiebte u. ungesiebte C. u. Cochenillenstaub. In Mexiko wird die C. in sogenannte Suronen verpackt. Eine Surone, ein aus einer Rindshaut gefertigter Schlauch, bei welchem die behaarte Seite inwendig ist, enthält etwa 130—200 Pfund C. Auf den Preiskuranten findet man vorzüglich die Honduras-, Veracruz- u. Zaccatillecochenille genannt; erstere u. letztere sind die theuersten Sorten. Die jährliche Einfuhr der C. nach Europa mag im Durchschnitt gegen 750,000—800,000 Pfund betragen, nach Bancroft 600,000 Pfund, wovon für England allein 240,000 Pfund gerechnet sind. In der neueren Zeit hat der Verbrauch verhältnißmäßig

etwas abgenommen, weil man an ihrer Stelle jetzt häufig die aus dem Stocklack gewonnenen Farbstoffe Lac-Lac und Lac-dye, anwendet. Humboldt gibt noch eine jährliche Ausfuhr von 32,000 Arroben an, im Werthe von einer halben Million Pfund Sterling. Auf 1 Pfund C. gehen etwa 70,000 getrocknete Thiere; von einem Morgen Landes soll man gegen 200 Pfund erhalten können, und zur Einsammlung soll nur Ein Mann erforderlich sein. In der Medicin stand die C. früher als Mittel gegen den Keuchhusten, gegen Wassersuchten u. Krämpfe in einigem Ansehen, wird aber jetzt kaum mehr gebraucht; wohl aber, um manche Arzneien, Zahnpulver, Tinkturen u. dgl. zu färben. Sehr wichtig und ausgebreitet ist ihre Anwendung in der Wollen- u. Seidenfärberei zur Erzeugung rosenrother und scharlachrother Farben, sowie in Verbindung mit andern Farbstoffen und Beizen zur Erzeugung einer Menge von andern Modefarben. Man benutzt sie ebenso zur Anfertigung von rothen Aufdruckfarben in allen Nüancen auf Wolle und Seide, zur Leinenfärberei aber nur spärlich, zum Färben der Baumwolle gar nicht. Nicht weniger wichtig ist ihre Anwendung zur Darstellung von Karmin u. Karminlack für die Malerei. Sie ist ferner für die Konditorei ein sehr werthvolles Farbematerial, da sie durchaus nicht giftig ist. (Man hüte sich aber vor einem fälschlich „Cochenilleroth" genannten Farbematerial, welches den rothen Farbstoff des Fernambukholzes an arsenigsaure Thonerde gebunden enthält und also sehr giftig ist.) Aus der Türkei kommen rothe Schminkläppchen (Bezetta rubra), die mit Cochenilleroth gefärbt sind. Die feinste rothe Dinte wird ebenfalls aus C. gewonnen. Der Werth der C. beruht auf ihrem Gehalt an Karmin. Zur Feststellung desselben sind verschiedene Methoden angegeben worden, die aber im Allgemeinen nicht sehr zuverlässig sind. Am besten hat sich noch die von Penny angegebene Probe mittelst rothen Blutlaugensalzes bewährt. Man extrahirt einige Gramm vorsichtig getrockneter und fein gepulverter C. mit einer schwachen Kalilauge in der Wärme und verdünnt das Extrakt nach dem Erkalten mit Wasser. Oder man bereitet sich eine Lösung von rothem Blutlaugensalz in Wasser (1 Theil Salz auf 200 Th. Wasser) und tröpfelt von derselben so lange zum Cochenillenextrakt, bis die schöne Purpurfarbe in Rothbraun übergegangen ist. Hat man nun die C. vorher gewogen, die Blutlaugensalzlösung aus einer Bürette (s. d.) zugesetzt und vorher festgestellt, wie groß die Menge der Salzlösung ist, welche eine anerkannt gute C. beansprucht, so läßt sich der relative Werth einer Sorte leicht angeben. Die besten Sorten sind mit einem weißlichen Staube bedeckt, der sich unter dem Mikroskop als aus kleinen, gekrümmten Cylindern von gleichem Durchmesser bestehend darstellt. Obgleich schon seit der Entdeckung Mexiko's die C. den Europäern bekannt ist, so blieb man doch noch lange Zeit über ihre Natur in Ungewißheit. Gewöhnlich hielt man sie für die Frucht einer Pflanze. Erst Plumier versicherte 1692, daß sie ein Insekt sei, das in Mexiko auf der breiten Fackeldistel lebe und gezogen werde. Man glaubte ihm nicht und spottete darüber, bis de la Hire 1704 und Geoffroy 1714 an aufgeweichten Körpern die Füße und Leibringe zeigten. In Ostindien lebt auf den Bananenfeigenbäumen eine ähnliche Schildlaus von rother Farbe mit sehr langen Schwanzborsten, welche zweimal des Jahres, im Februar u. August, gesammelt wird und den Gummilack liefert, welcher der Harzsaft des von den Insekten angestochenen Baumes ist. Die polnische oder deutsche C. (Coccus polonicus *L.*), Johannisblut, ist scharlachroth. Das Männchen, mit 9gliederigen Fühlern versehen, das Weibchen halbkugelig, nicht behaart, $1^1/_2$ Linien lang, lebt an den Wurzeln von Scleranthus, Hieracium pilosella u. andern Pflanzen in vielen Gegenden Deutschlands, Polens und Rußlands. Sie ist der ächten C. an Gestalt und Farbe sehr ähnlich und wurde auch vor der Einführung derselben als Coccus polonicus tinctorius zum Scharlachfärben gebraucht, ist aber wegen ihres beträchtlichen Fettgehalts weit schlechter und wird auch durch das mühsame Einsammeln theuer, weshalb sie nicht mehr in Anwendung ist. Sie findet sich um Johannis am häufigsten, daher der Name Johannisblut. Die armenische C., C. vom Ararat, C. Homelli *Brandt*, findet sich in mehren Gegenden Armeniens, besonders im Araxesthale, zwischen den zahlreichen Schuppen des obern Wurzeltheils von Poa pungens *M. Bieb.*, ist noch wenig bekannt, aber größer als die mexikanische C., wegen des bedeutenden Fettgehalts jedoch wenig brauchbar. Von den griechischen Schriftstellern wurde das Cochenilleinsekt wegen der äußeren Gestalt der Eierhülle für eine Beere gehalten.

Cochin (Kotschin, Katschhi), Fürstenthum in Vorderindien auf der Küste Malabar, 95 □Meilen groß mit 288,176 Einwohnern, seit 1814 Schutzstaat der Briten. Der östliche Theil ist gebirgig und mit Teak- und Sandelholzwäldern bedeckt, der westliche Theil eine durch viele Küstenflüsse und Kanäle bewässerte Ebene. Längs der Küste liegt eine ganze Reihe flacher Strandseen, 24 Meilen lang und 2 Meilen breit, die an 3 Stellen mit dem Meere in Verbindung stehen, und deren Ränder meist üppige Kokospalmenhaine tragen. Die Bewohner sind Hindu's, Mohammedaner, Christen (mit 108 Gotteshäusern) und Juden. Hier wird aus dem gegohrenen Saft der Palmyrapalme Arak destillirt. Der jetzige Radscha regiert seit 1853. In der gleichnamigen Hauptstadt, auf einer Insel an der Küste gelegen, gründeten die Portugiesen 1503 ihre erste Niederlassung in Indien, und es entwickelte sich in der Folge daselbst ein großartiger Handel nach Arabien u. über Aegypten nach Venedig. Zugleich wurde C. der Mittelpunkt katholischer Missionsthätigkeit. Im Jahre 1663 kam die Stadt an die Holländer, welche die von den Portugiesen erbaute Kathedrale in ein Waarenmagazin verwandelten, und 1795 an die Engländer, die es jedoch erst 1814 definitiv abgetreten erhielten. C. war am blühendsten unter den Holländern u. hat noch gegenwärtig schöne Straßen, ein Fort, ein bedeutendes Arsenal, wichtige Schiffswerfte, einen Hafen (nächst dem von Bombay der beste auf der Westküste Indiens), ansehnlichen Handel und 30,000 Einwohner.

Cochin, Charles Nicolas, französischer Kupferstecher, geboren 1688 zu Paris, arbeitete nach alten u. neuen Meistern, wurde 1731 Mitglied der Akademie u. † 1754. Seine Zeichnungen sind mit Geist und Geschmack ausgeführt, doch war er in kleineren Blättern glücklicher als in großen. Sein Sohn, Charles Nicolas, war sein Schüler, bereiste dann Italien, über dessen Kunstschätze

er ein Buch, „Voyage d'Italie etc." (Par. 1758, 3 Bde.), schrieb, war dann Mitglied der Akademie, Inspektor des königlichen Kabinets der Handzeichnungen, Hofkupferstecher und † 1790. Seine vortrefflichste Arbeit sind die von ihm nach Vernet geätzten 16 Prospekte französischer Seehäfen. Die Sammlung seiner Werke enthält 2000 Stücke. Besondere Erwähnung verdienen noch: der Tod des Hippolyt, nach de Troye; David spielt vor Saul die Harfe, nach Vanloo; das Jesuskind mit dem Kreuze; Maria lobpreisend ꝛc. Mit Gravelot gab er „Iconologie par figures, ou traité complet des allégories, emblèmes" (Par., 4 Bde.) heraus.

Cochinchina (Dong-trong), früher selbstständiges Königreich in Hinterindien, jetzt Bestandtheil von Anam, umfaßt den schmalen Küstenstrich, der sich 2—4 Meilen breit und, vom südchinesischen Meer bespült, von der Südgrenze Tongkings fast bis zum 12.° nördl. Br. erstreckt, wo es an Tschampa grenzt und etwa 2763 QM. Flächengehalt hat. Etwa 2 Meilen nach dem Innern zu beginnt hohes Gebirge, jenseits dessen das Land völlig wüste sein soll. In diesen Bergen, die noch von keines Weißen Fuß betreten wurde, entspringen zahlreiche Ströme u. ergießen ihre Gewässer in den Ocean, wo ihre Mündungen eine Menge von Baien u. geräumigen Rheden bilden. Der bedeutendste ist der, an welchem die Hauptstadt Phu-thua-thien (Hué) liegt. Das Klima ist in Folge der Seewinde, welche die Sonnenhitze mildern, gesund und angenehm; das Thermometer steigt nie über 32° R. und fällt nie unter 9°. Vom Oktober bis Januar ist das Wetter ziemlich ungestüm, und verheerende Teifuns wehen häufig. Sonderbarer Weise ist C. trocken, wenn Tongking und Kambodja Regenzeit haben, und ebenso umgekehrt. Der Boden ist oft sandig u. steinig, hat aber auch viele sehr fruchtbare Landstriche, die, von den Ueberschwemmungen der Flüsse befruchtet, Adlerholz (Aloëxylon Agallochum), das beim Brennen einen angenehmen Geruch verbreitet und daher in ganz Ostasien vor den Götzenbildern verbrannt wird, Bananenkorn, Reis, Zuckerrohr, Zimmt ꝛc. in Menge u. von vorzüglicher Güte hervorbringen. Der Zimmt von C., der außer in Ceylon nur noch hier zu wachsen scheint, ist besonders in China berühmt und bildet einen Haupttributartikel für Peking. Man unterscheidet 10 Varietäten. Auch Kampher erzeugt das Land in höchster Vollkommenheit. Durch den Friedensschluß vom 28. Mai 1862 mit Frankreich wurden 3 Provinzen von Südcochinchina französische Besitzung, u. ward die freie Ausübung des christlichen Kultus im ganzen Reiche Anam gewährt. Im Uebrigen s. Anam.

Cochläus, Johann, eigentlich Dobeneck, deutscher Gelehrter und heftiger Gegner Luthers, 1497 zu Wendelstein bei Nürnberg geboren, war um 1511 Rektor der Schule zu St. Lorenz in Nürnberg, dann Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt a. M. und Kleriker zu Mainz, 1527—39 Domherr zu Meißen, später Sekretär des Herzogs Georg von Sachsen zu Dresden und endlich Kanonikus am Dom zu Breslau, wo er den 10. Januar 1552 †. Als Gegner der Reformation war er Mitarbeiter an der gegen die augsburgische Konfession gerichteten Konfutationsschrift, war thätig auf dem regensburger Colloquium von 1546 u. schrieb mehre satirische Schriften gegen Luther, so: „Lutherus septiceps ubique sibi contrarius" (Mainz 1529 u. öfter), „Bockspiel Martini Luthers" (das. 1531) u. A. m. Wissenschaftliche Bedeutung haben unter seinen übrigen zahlreichen Schriften: „Vita Theodorici, regis Ostrogothorum" (Ingolst. 1544); „Historiae Hussitarum libri XII" (Mainz 1549); „De Musica activa" (Köln 1507).

Cochlearia *L.* (Löffelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch die im Umrisse rundlichen oder elliptischen, wegen der sehr konvexen Klappen gedunsenen oder kugeligen Schötchen und die zahnlosen, oberwärts geraden Staubfäden, dauernde oder einjährige Kräuter und Stauden, meist in Nordeuropa und Nordasien, von denen mehre Arten Salat- und Gemüsepflanzen sind und Arzneikräfte haben. C. officinalis *L.*, Scharbocksheil, Skorbutkraut, ist eine ein- oder zweijährige Pflanze, welche wild am Meeresufer und an Salzquellen in Deutschland und Frankreich, kultivirt aber in den Gemüse- und Apothekergärten vorkommt. Sie liebt einen leichten Boden und einen geschützten, etwas schattigen Standort. Der Same wird im Juli gesäet, doch besamt sie sich auch selbst. Das frische Kraut und die Samen, Herba et Semen Cochleariae officinalis s. vulgaris, sind officinell. Beide entwickeln, zumal beim Zerreiben, einen starken, flüchtig-scharfen Geruch und schmecken sehr scharf kressenartig, das Kraut zugleich etwas salzig. Durch Trocknen verliert es alle Schärfe und Wirksamkeit. Der vorwaltende Bestandtheil ist ein scharfes, ätherisches Oel. Nach Braconnot bestehen 100 Theile des aus dem gepreßten Safte erhaltenen Extrakts aus 48,33 braunem, süßem, nur in heißem Weingeist löslichem Extraktivstoff, 32,00 nicht in heißem Weingeist löslicher, durch Gerbstoff fällbarer Materie, 6,07 pflanzensaurem Kali, 8,67 pflanzensaurem Kalk, 5,00 salzsaurem u. schwefelsaurem Kali u. Verlust. Außerdem enthält das Kraut flüchtiges Oel, Chlorophyll, Holzfaser u. Eiweißstoff. Josse u. Tordeux fanden darin auch Salpeter, und Ersterer eine flüchtige, kampherartige Substanz. Man wendet das frische Kraut als ein vorzügliches reizendes und auflösendes Mittel gegen Skorbut und Unterleibsstockungen, auch als Kräutersaft in Frühlingskuren an. Aus den Blättern wird ein gesunder Salat bereitet, auch genießt man dieselben im Norden mit saurer Milch oder Molken, sowie mit Salz eingemacht. C. armoracia *L.*, C. rusticana *Lam.*, Armoracia rusticana *Flor. Wetter.*, gemeiner Meerrettig, in Mecklenburg Maressig, in der Oberpfalz Green, in Oberelsaß Fleischkraut, in Krain Kren, ist eine ausdauernde Pflanze, welche wild angeblich hier und da in Deutschland an Ufern und Zäunen, in England, Frankreich und der Schweiz auf nassen Orten in Gebirgen vorkommt, über deren eigentliches Vaterland man aber noch nicht in Gewißheit ist, da der Meerrettig an den Orten, wo er wild zu wachsen scheint, wohl nur verwildert ist. Kultivirt wird er hier und da in Gärten und auf Feldern, in Deutschland vorzugsweise bei Rastadt, Bamberg, Würzburg, Jena und an anderen Orten. Der zur Kultur des Meerrettigs bestimmte Boden muß aus Lehm und Dammerde gemischt sein und gut gedüngt werden. In den ersten Tagen des April werden die Würzlinge reihenweise $2^1/_2$ Fuß von einander gesetzt, wozu man sich der Haue bedient, mit welcher $^1/_2$ F.

tiefe Löcher gegraben werden. In jedes derselben wird ein Würzling, die Spitze nach unten gerichtet, von allen Nebenzweigen gereinigt, gelegt und hierauf völlig zugedeckt. Wird das Kraut sichtbar, dann werden die Pflanzungen in Zwischenräumen zweimal gehackt, die obersten Würzelchen der Pflanzen abgelöst und jeder Stock zuletzt gehäufelt, welches am besten bei trockenem Wetter geschieht. Im November hebt man von den Meerrettigpflanzen so viel, als man mit Vortheil absetzen zu können glaubt, heraus und läßt den übrigen Theil über Winter im Boden bis zum folgenden Frühjahr stehen. Die herausgegrabenen Wurzeln werden von den Nebenwurzeln gereinigt, die dicken Hauptwurzeln zum Gebrauch aufbewahrt, dagegen die dünnen Wurzeln, sowie die Nebenwurzeln zu künftigen Setzlingen bestimmt, derjenige Theil aber, welcher hierzu nicht verwendbar ist, sowie die Blätter dem Vieh verfüttert. Hauptfeinde der Meerrettigpflanzungen sind der Mehlthau und Raupen. Der Meerrettig ist vorzüglich als Schiffsproviant gesucht. Die frische Wurzel, Radix Armoraciae s. Raphani rustici s. Raphani marini s. Raphani sylvestris, ist officinell. Sie hat beim Zerreiben einen flüchtig-scharfen, höchst durchdringenden, zu Thränen reizenden, den Kopf einnehmenden Geruch und scharfen, brennenden und beißenden Geschmack. Die vorwaltenden Bestandtheile sind flüchtig-scharfes, ätherisches Oel (Meerrettigöl), Zucker und Stärkmehl; deshalb ist Meerrettig ein reizendes, auflösendes, die Haut röthendes und sogar blasenziehendes Mittel und wird innerlich, frisch zerrieben, bei Skorbut, Wassersucht, Gicht und äußerlich mit und ohne Senf als Meerrettigteig bei hitzigen Krankheiten angewendet. Der Gebrauch des gekochten Meerrettigs als Gemüse und auch roh mit Zucker angemacht als Beilage zum Rindfleisch ist bekannt. C. anglica *L.*, C. ovalifolia *Stock.*, ist ein dem gemeinen Löffelkraut ähnliches Sommergewächs an den Seeküsten von England, Norwegen, Lappland, auch in Holstein, Mecklenburg, welches sonst als Herba Cochleariae marinae s. britannicae officinell war. Von C. glastifolia *L.*, einer ein- oder zweijährigen Pflanze, die in der Dauphiné bei Sisteron einheimisch ist und in Portugal, auf Korsika und anderwärts im südlichen Europa kultivirt wird, ist das Kraut ebenso scharf wie das gemeine Löffelkraut und ersetzt im südlichen Europa die Stelle desselben. C. danica *L.* ist ein Sommergewächs in Nordeuropa, in Holstein, Oldenburg, am Meeresufer, welches wie C. officinalis *L.* angewendet wird. C. macrocarpa *W.*, *Kit.*, ist dem gewöhnlichen Meerrettig sehr ähnlich, blüht aber früher, schmeckt weniger scharf u. wächst in Sümpfen und auf feuchten Wiesen Ungarns und Siebenbürgens.

Cochlearium (lat.), Behältniß zum Füttern und Mästen der für den Tisch der römischen Gourmands bestimmten Schnecken, von Fulvius Hirpinus eingeführt.

Cochlospermum *Kunth*, Pflanzengattung aus der Familie der Theaceen, charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch, die aus 5 bleibenden, ungleichseitigen Blättern bestehende Blumenkrone und die 3- bis 5fächerige Kapsel, welche sich mit eben so vielen Klappen öffnet und schneckenförmig gewundene od. nierenförmige, mit Wolle umhüllte Samen enthält, Sträucher u. Bäume in Ostindien u. Südamerika. C. Gossypium *Dec.*, Bombax Gossypium *L.*, Bombax grandiflorum *Sonner.*, ist ein schöner, auf den Küsten von Koromandel, Travankore und in Ceylon einheimischer Baum mit 5lappigen, oben fast ganz glatten, auf der unteren Seite filzigen, sehr großen, gestielten Blättern und hellgelben, in Rispen stehenden Blüthen, die schon vor den Blättern erscheinen. Aus dem Stamme schwitzt die Gummisorte, die als Gummi Kuteera in den nordwestlichen Provinzen von Indien dem Traganth substituirt wird. C. tinctorium *Rich.* ist ein Halbstrauch in Senegambien, dessen Wurzeln Heilkräfte besitzen und auch eine schöne gelbe Farbe liefern.

Cochrane, 1) Alexander Thomas Blair, Graf von Dundonald, britischer Seeheld, am 14. December 1775 in Schottland geboren, Sohn des als Chemiker namhaften Grafen Archimbald von Dundonald, trat schon in seinem 11. Lebensjahre als Midshipman unter seinem Oheim, dem Admiral Alexander C., der 1814 Washington verwüstete, in den Seedienst. Seine Jugend verzögerte erst seine Beförderung, bis ihm die Tapferkeit, womit er einige französische Kaper und Kanonenboote in der Bai von Algeziras angriff, das Kommando der Speedy, einer Sloop von 18 Kanonen, verschaffte. Im Mai 1801 verrichtete er seine erste große Waffenthat durch die Wegnahme der spanischen Fregatte El Jamo auf der Höhe von Barcelona. Im Ganzen nahm er in den zehn Monaten, die er die Speedy befehligte, 33 Schiffe mit 128 Kanonen weg. Vor dem großen französischen Geschwader unter Admiral Linois aber mußte er die Flagge streichen, ward jedoch bald wieder ausgewechselt und zum Postkapitän auf der Fregatte la Raison befördert. Bei Erneuerung des Kriegs nach dem Frieden von Amiens zum Befehlshaber der Pallas von 32 Kanonen ernannt, nahm er unter Anderem die spanische Galleone Fortuna mit 150,000 Kronen, sowie durch einen verwegenen Angriff auf ein französisches Geschwader in der Garonne eine Korvette mit 14 langen Zwölfpfündern und trieb, trotz der Abwesenheit seiner Boote und meisten Mannschaft, 3 angreifende feindliche Schiffe auf den Strand. Als Befehlshaber der Imperieuse nahm oder zerstörte er darauf vom 13. December 1806 bis zum 7. Januar 1807 fünfzehn feindliche Proviantschiffe. Wiewohl 1806 für Honiton und später für Westminster ins Parlament gewählt, verließ er die Flotte doch nicht und leistete durch eine Reihe glänzender Thaten an der Küste von Frankreich und Spanien der Sache der spanischen Unabhängigkeit wesentliche Dienste. Im Jahre 1809 vollbrachte er seine letzte Großthat im Dienste seines Vaterlands, die Vernichtung von 10 französischen Linienschiffen und einigen Fregatten, die auf den baskischen Rheden lagen, geschützt von furchtbaren Batterien und einer gefährlichen Sandbank, wofür er mit dem Bathorden belohnt wurde. Er klagte darauf Lord Gambier, unter welchem er eigentlich das kühne Unternehmen ausgeführt hatte, der Saumseligkeit während desselben an, doch stand dieser bei der Verwaltung in Gunst und wurde durch ein Kriegsgericht freigesprochen. Um so mißliebiger aber machte sich C., ohnedem zur radikalen Opposition gehörend, dadurch bei dem Ministerium, und es fand sich für dies bald Gelegenheit zur Rache. Es wurde nämlich ein Komplot zu

dem Zwecke, den Preis der Stocks durch Ausstreuung falscher Nachrichten (von Napoleons I. Abdankung) in die Höhe zu treiben, entdeckt, u. Lord C., der kurz zuvor in jenen sehr unglückliche Geschäfte gemacht hatte, auf bloßen Verdacht hin mit in die Anklage verwickelt und durch seinen Gegner, Lord Ellenborough, am 21. Juni 1814 zu einer Buße von 1000 Pfd. Sterling, zwölfmonatlichem Gefängniß und Ausstellung am Pranger verurtheilt und vom Ministerium mit Ausstoßung aus dem Hause der Gemeinen, Entziehung seines Rangs in der Flotte und Streichung seines Namens von der Liste des Bathordens bestraft. Das ganze Land war entrüstet über diese rachsüchtige Härte, u. die Wähler von Westminster gaben ihre Meinung über dieses Verfahren dadurch zu erkennen, daß sie C. wieder zu ihrem Vertreter wählten. Nach einjähriger Haft trat er bereits im Parlament wieder als Gegner des Ministeriums auf. Aber außer Stand gesetzt, seinem Vaterlande weiter zu dienen, nahm er als Admiral der neuen Republik Chile thätigen Antheil an dem Kampfe für die südamerikanische Unabhängigkeit, zeichnete sich auch hier durch außerordentliche Bravour aus und beendigte den ganzen Krieg durch die Einnahme Valdivia's, des letzten spanischen Postens in Chile, am 20. Februar 1821. Von hier trat Lord C. in die Dienste Brasiliens, wo ihn Kaiser Dom Pedro zum Marquis von Maranão erhob. Nach Abschluß des Friedens zwischen Brasilien und Portugal bot C. den Griechen in ihrem Befreiungskampfe seine Dienste an, doch war hier seine Laufbahn nur kurz und nicht sehr glorreich, da er die zu größeren Erfolgen nöthige Unterstützung nicht erlangen konnte. Gegen Ende 1828 kehrte er nach England zurück u. widmete sich dem Studium praktischer Wissenschaften u. mechanischer Erfindungen. Wilhelm IV., der gutherzige „Matrosenkönig", setzte ihn endlich wieder in seinen früheren Posten in der Flotte ein, und zwar mit dem Rang eines Kontreadmirals. Durch den Tod seines Vaters ward C. Graf von Dundonald; aber sein stolzer Geist erholte sich niemals von der erlittenen Kränkung. Als sich durch Revision jenes für C. so unglücklichen Prozesses auf Veranlassung der Königin Victoria seine damalige Schuldlosigkeit herausgestellt, stieg er 1842 zum Viceadmiral, erhielt 1847 das Großkreuz des Bathordens und ward bald darauf Oberbefehlshaber der in den westindischen und nordamerikanischen Gewässern stationirten Flotte, von wo er 1851 mit dem Rang als Admiral der blauen Flagge zurückkehrte. Seine Bewerbung um eine der schottischen Repräsentativpeerien zum Zweck der Erreichung einiger Reformen in der Marineverwaltung mißlang. C. † den 31. Okt. 1860 zu Kensington. Ueber sein Leben berichtete er in „Narrative of services in the liberation in Chile, Peru and Brazil" (Lond. 1850) u. in „Autobiography of a seaman" (das. 1860, 2 Bde.).

2) Sir Thomas John, Sohn des oben genannten Admirals Alexander C., widmete sich ebenfalls schon als Kind dem Seedienst, ward bereits 1806 Kapitän u. wohnte unter seinem Vater dem amerikanischen Krieg mit Auszeichnung bei. Er bekleidete darauf mehre Jahre den Posten eines Gouverneurs von Neufoundland u. ward 1837 für Ipswich ins Parlament gewählt, wo er mit Sir Robert Peel u. der konservativen Partei stimmte. Im Jahre 1841 wurde er Kontreadmiral u. 1844 Oberbefehlshaber in Ostindien. Hier unternahm er 1845 eine glückliche Expedition gegen die Seeräuber des indischen Archipels und bemächtigte sich 1846 der Hauptstadt des Sultans von Borneo, wofür er im Oktober 1847 zum Kommandeur des Bathordens ernannt wurde. C. ist seit Januar 1850 Viceadmiral.

3) Alexander Dundas Baillie, ältester Sohn des Vorigen, geboren 1813, seit 1841 Parlamentsmitglied für Bridport, hat sich in seinem Werk „Young Italy" (London 1850) als eifriger Verfechter der kontrerevolutionären Politik gezeigt. Im Parlament griff er mehrfach, namentlich im Juni 1850, Lord Palmerston an und nahm die österreichische u. neapolitanische Regierung gegen die liberale Partei in Schutz. Seine „Lucille Belmont" u. „Ernest Vane" sind schwache Nachahmungen von Bulwers Romanen.

Cockburn, 1) britisch-nordamerikanische Insel in Obercanada, im nordwestlichen Theile des Huronsee's, zu den Manituliuinseln gehörig. — 2) Insel im arktischen Meer, zum Baffin-Parry-Archipel (s. d.) gehörig.

Cocker, Fluß in der englischen Grafschaft Cumberland, entspringt im Gebirge bei Black Lead Mines, bildet einige Seen, darunter das Buttermere-Water, und fällt bei Cockermouth in den Derwent.

Cockerill, John, berühmter Industrieller, wurde als der jüngste der drei Söhne eines Maschinenbauers zu Haslington in Lancashire am 3. August 1790 geboren. Sein Vater begab sich kurze Zeit nach der Geburt Johns nach Verviers, um daselbst Spinnmaschinen zu bauen, und vertraute jenen der Obhut von Verwandten an. Von diesen in jeder Hinsicht verwahrlost, reiste er, 12 Jahre alt, ebenfalls nach Verviers und wurde neben seinem Vater in der Werkstätte beschäftigt. John und sein älterer Bruder James erhielten vom Vater die Mittel zur Errichtung eines Etablissements in Lüttich; William, der dritte Sohn C.s, hatte später eine Spinnerei in Frankreich angelegt, dieselbe aber durch eine Feuersbrunst verloren und wandte sich nach der preußischen Stadt Guben, wo seine Fabrik noch jetzt blüht. John entwickelte sein industrielles Talent in immer steigendem Maße. Der Centralpunkt seiner allmählig vielfach verzweigten Thätigkeit war die großartige Anstalt von Seraing, welche er mit James 1816 eigenthümlich übernahm und mit einem Anlagekapital von 16 Millionen einrichtete. Sie umfaßte zur Zeit ihrer Blüthe eine Maschinenfabrik, eine Dampfkesselfabrik, Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hochofen, 16 Puddlings- u. viele Flammöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feueressen, eine Modellirwerkstätte, ein Atelier für die Zeichner und Modelleurs, zwei Steinkohlengruben, eine Erzgrube, eine Krämpelfabrik u. wurde von 2500 Arbeitern und 22 Dampfmaschinen mit fast 1000 Pferdekräften betrieben. Der wöchentliche Bedarf an Eisen betrug 80 Tonnen, an Arbeitslöhnen 70,000 Franken. Im Jahre 1825 verkaufte James C. seinen Antheil an diesem Etablissement in Seraing an den König von Holland, welcher nun Johns industrielle Spekulationen mit allem Nachdruck unterstützte. James lebte fortan in Aachen, wo er am 8. Mai 1837 †. Durch die Revolution von 1830 gerieth jenes Werk in Verfall, aber nur, um sich 1833, nachdem C. alleiniger Besitzer von Seraing geworden, wieder mächtiger als je zu heben. C. wurde in gewissem Sinne der Trä-

ger der belgischen Industrie, sowie er von ihr getragen wurde, und legte auch an andern Orten in Belgien, in Frankreich, Deutschland, z. B. zu Aachen, Stolberg bei Aachen, wo noch 1830 ein zweites Seraing entstehen sollte, Kottbus ꝛc., in Spanien, Polen, selbst in Surinam, wo er Plantagen besaß, im Ganzen gegen 60 verschiedene Etablissements an, vornehmlich Kohlenwerke und Eisenhütten, Maschinenbauwerkstätten (in Lüttich, Val-Benoît, Verviers, Aachen, Decazeville, Bezèche, Petersburg, Surinam), Spinnereien (in Lüttich, Namur, Spaa, Aachen, St.-Denis), Tuchfabriken (in Kottbus und Polen), eine Glasfabrik, eine Papierfabrik ꝛc. Er war auch einer der Hauptgründer der belgischen Bank. Die kriegerische Situation Belgiens 1838 erschütterte jedoch das Vertrauen zu den so ausgedehnten cockerillschen Unternehmungen, C. gerieth im Anfang 1839 in finanzielle Verlegenheiten, ein Liquidationsverfahren ward eingeleitet und am 12. April 1839 eine Bilanz der Activa u. Passiva bekannt gemacht, wonach erstere 25,894,418 Fr., letztere 17,839,571 Fr. 73 Ct. betrugen. C. bevollmächtigte hierauf seinen Schwager Pastor aus Aachen und Piercot, seine sämmtliche Habe, jedoch mit Ausnahme der Etablissements in Seraing und Lüttich, allmählig zur Deckung seiner Schulden zu veräußern, und begab sich nach Rußland, um im Auftrage der dortigen Regierung die Arbeit des Schaffens von Neuem zu beginnen, † aber schon 1840 in Warschau. Sein Leichnam wurde nach Seraing gebracht. Eine anziehende Schilderung der Persönlichkeit u. der Schöpfungen C.s hat Nisard in der „Revue de Paris“ 1835 gegeben.

Cockermouth, Stadt in der englischen Grafschaft Cumberland, südwestlich von Carlisle, am Einfluß des Cocker in den Derwent, hat geräumige, aber unregelmäßige Straßen, ein Bergschloß, Fabriken in Tuch, Strümpfen, Hüten, Schmelztiegeln ꝛc. u. 7275 Einwohner.

Cockney (engl.), sehr alter Spitzname der Londoner, der nach Einigen so viel als „Hahn im Korbe“ bedeutet, nach Andern davon herrühren soll, daß ein Londoner, der zum ersten Mal einen Hahn krähen hörte, ausrief, daß der Hahn wiehere (the cock neighs). Wahrscheinlicher ist, daß der Name seinen Ursprung dem Land of Cockeign, Pays de Cocagne oder Schlaraffenlande, verdankt, mit welchem London wegen des schon im Mittelalter hier herrschenden Luxus verglichen wurde. Er war bereits im 12. Jahrhundert gebräuchlich. Der König von Cockney war eine von den Figuren, welche in den am Childermass day (Fest der unschuldigen Kindlein) aufgeführten Spielen vorkamen, die mit den deutschen Narrenfesten Aehnlichkeit hatten.

Cocon (v. Franz.), Gehäuse von länglichrunder Form, das die Nachtfalter vor ihrer Verwandlung spinnend aus einem ihnen eigenen Safte bereiten, der aus besonderen Kanälen ihres Körpers ausfließt, an der Luft sogleich verhärtet u. fadenförmig wird; besonders das eiförmige Gespinnst um die Puppe des Seidenwurms, von gelber, weißer oder glasgrüner Farbe, dessen äußere Seite aus einem Faden von 8—900 Fuß Länge besteht, welcher abgehaspelt werden kann, und woraus unsere gewöhnliche Seide verfertigt wird. Vgl. Seide.

Cocos *L.* (Kokospalme, Kokosnuß), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, und zwar aus der Gruppe der Kokoinen, deren Hauptrepräsentant sie ist. Sie hat folgende charakteristische Merkmale: Die Blüthenstände sind verzweigt mit etwas hin und her gebogenen Aesten und tragen meist männliche, nur zu unterst weibliche Blüthen; jene bestehen aus 6 schuppigen, dürren Hüllblättern und enthalten 6 Staubgefäße; diese sind von ähnlichem Bau und schließen den Fruchtknoten mit 3 sitzenden Narben ein. Die Frucht ist eine Steinfrucht, außen sehr faserig; das Kernhaus ist mit 3 Löchern versehen. Die Gattung begreift etwa 12 bekannte Arten, meist sehr nützliche Bäume der Tropenländer. Sie wachsen am üppigsten in der Nähe des Meeres, wenige Fuß über der Fluthhöhe, doch gedeihen sie auch im Binnenlande, weit entfernt von der Küste. Das Centrum ihres Verbreitungsbezirks, wo die mittlere Temperatur nicht unter 16° R. sinken darf, sind die Inseln und Küsten des indischen und stillen Oceans. Wo sie die Wendekreise überschreiten, verlieren sie an Schönheit und Ergiebigkeit, wie z. B. auf den Sandwichsinseln. Am schönsten gedeihen sie zwischen 15° nördl. und 12° südl. Br. Unter dem Aequator steigen sie bis zu einer Höhe von 3—4000 F. über dem Meere empor. Den reichsten Ertrag an Früchten liefern sie auf den Sundainseln, den Philippinen, Karolinen, Mariannen und Lakediven. An der Westküste von Afrika reichen sie vom 6.° nördl. bis 16.° südl. Br., an der Ostküste von 6° nördl. bis 20° südl. Br., während sie auf Madagaskar noch unter 25° vorkommen. In den westlich von Indien gelegenen Ländern Asiens wachsen keine Kokospalmen; an der Westseite von Vorderindien finden sie sich bis etwa 22° nördl. Br., im Innern bis 25° (bei Patna); an der Küste des bengalischen Meerbusens gedeihen sie überall und selbst noch in China bis 25° nördl. Br. Einzelne kommen auch noch auf den Lutschuinseln unter 26° und 27° nördl. Br. vor. Die nördlichste Grenze ihres Gedeihens scheinen die südlichsten Boninınseln zu bezeichnen; die südlichste bezeichnet Pitcairn unter 25° südl. Br. in Australien, so daß sie über eine Zone von 51 Graden verbreitet sind. In Amerika finden sie sich auf der Westküste zwischen 18° nördl. u. 18° südl. Br. einzeln; während sie auf der Ostküste etwa zwischen 24° nördl. und 27° südl. Br. vorkommen. In größerer Anzahl sind sie auf allen Antilleninseln, nur die nördlichsten Bahamainseln ausgenommen, vorhanden. Die bekannteste und wichtigste Art ist die gemeine oder ächte Kokospalme, C. nucifera *L.*, nicht mit Unrecht „die Krone des Pflanzenreichs“ genannt. Der Stamm derselben erreicht eine Höhe bis zu 100 Fuß bei nicht über 1 Fuß Durchmesser, wurzelt nicht tief, aber fest und ist von solcher Elasticität, daß selbst der stärkste Orkan den Baum nicht umzustürzen vermag. Er ist mit halbmondförmigen, von den abgefallenen Blättern herrührenden Schuppen besetzt, die, ihn ringförmig umgebend, die Stelle der Rinde vertreten. Die Blattkrone besteht aus 10—12 nach allen Seiten hin ausgebreiteten, gefiederten Blättern von 12—16 F. Länge, deren Stiele am Grunde von einem zähen, braunen Geflecht umgeben sind; die Spindel ist auf dem Rücken abgerundet, innen ausgehöhlt; die Fiedern sind gegenständig, 3 F. lang, lineal und spitzig. Aus den Achseln der unteren Blätter kommen die Blüthenstände hervor, deren Scheide bis 3 Fuß lang wird und zusammengedrückt spitz zuläuft. Ein ein-

zelner Blüthenstand zeigt bis 30 3kantige Aeste mit blaß gelbröthlichen männlichen und grünen weiblichen Blüthen. Die Früchte erreichen die Größe eines Kinderkopfs. Ein Baum trägt in mehren Büscheln im Ganzen 15—20 Nüsse, unter günstigen Umständen manchmal 150 u. mehr. Sie sind von länglicher, melonenähnlicher, undeutlich 3eckiger Gestalt, an der Stelle des Stiels etwas eingedrückt und auf der entgegengesetzten Seite mit einer Narbe versehen. Unter der anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhaut liegt eine an 3 Zoll dicke Bastschicht und unter dieser die eigentliche, anfangs weißliche Schale, welche sich allmählig bräunt und beinhart wird. Sie enthält anfangs einen milchigflüssigen Saft, die sogenannte Kokosmilch, welche sich allmählig zu einem festen, weißen Kern verdickt. Der Baum wächst schneller als die meisten anderen Palmenarten und erreicht ein Alter von 90—100 Jahren, verliert aber zuletzt seinen graden Wuchs. Seine wehende Blätterkrone bildet einen der schönsten und charakteristischen Züge tropischer Landschaftsbilder. In seiner Vollkraft ist er vom 20.—60. Jahre; doch nimmt seine Produktion meist schon vom 50. Jahre an allmählig ab. Er gewährt den mannichfachsten Nutzen. Was zuerst die Früchte, die Kokosnüsse, anlangt, so reifen diese in 7 Monaten und werden 4—5mal jährlich gepflückt; die unreifen geben in der erwähnten Milch ein sehr erfrischendes, süß und etwas zusammenziehend schmeckendes Getränk; die reiferen enthalten einen haselnußartig schmeckenden Kern, der eine nahrhafte Speise abgibt, auch zur Oelgewinnung benutzt wird, indem man ihn erst kocht, dann stößt und auspreßt. Ein Mandel Nüsse gibt etwa 2 Quart Oel. Die ausgepreßten Trebern werden als Viehfutter verwendet. Auch aus der Kokosmilch gewinnt man Oel durch Abkochen derselben, wobei das Oel obenauf schwimmt und sich abschöpfen läßt. Auf manchen Inseln des stillen Oceans würzt man das Oel mit Sandelholz, um es dann als sehr wohlriechende Hautsalbe zu benutzen. Es eignet sich auch sehr gut zum Brennen, da es weder raucht, noch übel riecht. In Europa findet es gegenwärtig bei der Fabrikation von Seife und Lichten Verwendung. Die erwähnte Bastschicht wird, wie der Hanf, durch Einweichen in Wasser und Klopfen mit einem schweren Holze in dünne Fasern zertheilt und dann zu dauerhaften Bindfäden, Seilen und Tauen verarbeitet. Auch spinnt man eine Art Garn daraus, das sogenannte Coir, welches einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmacht. Die eigentliche Schale, welche sehr hart ist, läßt sich drechseln und poliren, und es werden daher mancherlei kleine Kunstgegenstände daraus verfertigt. Die noch nicht ganz reifen Schalen werden auch wie Geschirre benutzt und oft in Silber gefaßt. Die ausgewachsenen Blätter dienen zum Decken der Dächer; auch werden Vorhänge, Teppiche, Matten, Körbe, Schirme &c. daraus bereitet. Das wie Haselnuß schmeckende junge Mark unter der Endknospe ist als Palmhirn eine beliebte Speise. Auch werden die jungen, zarten Blätter selbst vielfach als Palmkohl genossen. Aus den Blüthenscheiden, sowie aus alten Blättern bereitet man ähnliche Fackeln wie aus abgestorbenen Kakteen. Die zusammengebundenen Blätter werden auf Schiffen als Besen benutzt. Aus den verbrannten Blättern gewinnt man Potasche. Von dem Netzwerk am Grunde der Blätter lassen sich nicht nur allerlei Durchschläge, sondern sogar Kleidungsstücke verfertigen, die im Wasser sehr haltbar sind und daher besonders von Fischern getragen zu werden pflegen. So lange die Kokospalme reichlich Frucht trägt, etwa bis zum 35.—40. Jahr, ist der Stamm innen so schwammig, daß man ihn nicht als Holz benutzen kann. Später wird er weit fester und liefert dann das Stachelschwein- od. Palmyraholz, das als Bau- u. Möbelholz benutzt u. selbst zu kleinen Nippsachen verarbeitet wird. Der aus den frischen Blüthen gepreßte Saft gilt auf Ceylon als ein wirksames Medikament gegen Schwäche. Berühmt ist endlich der Palmwein oder Toddy, der aus dem Blüthenkolben, ehe sich derselbe öffnet, gewonnen wird, und zwar auf folgende Weise. Man umbindet die noch geschlossene Scheide mit jungen Kokosblättern, schneidet dann ein Stückchen von der Spitze des Kolbens ab u. klopft mit einem Stückchen Elfenbein od. dem Messergriff auf die Scheide. Beides wiederholt man eine Woche hindurch früh u. Abends. Dann schneidet man unten ein Stück aus der Scheide heraus, so daß sie sich nach und nach niederbiegt, worauf man sie in der richtigen Lage an den Blattstiel festbindet. Einige Tage später hängt man ein Gefäß an die Scheide und leert es jeden Tag früh und Abends aus. Bei der Wiederbefestigung desselben wird allemal wieder ein Scheibchen von dem Blüthenkolben abgeschnitten. Der Toddy ist wohlschmeckend und wirkt etwas eröffnend und aufregend. Schon nach wenigen Stunden geräth er in Gährung und wird dann von dem Cingalesen, der sich dadurch in höhere Inspiration zu versetzen glaubt, am liebsten getrunken. Noch berauschender macht man ihn durch Zusatz von den Blättern und der Frucht des Stechapfels. Auch wird er als Hefe beim Backen benutzt. Destillirt gibt er Arak. Auch Essig läßt sich daraus bereiten. Im frischen Zustande tüchtig eingekocht, liefert er Sirup, woraus man eine Art braunen Zucker (Jaggery) gewinnt, der selbst zur Ausfuhr kommt. 32 Quart Toddy geben, langsam gekocht, 8 Quart Sirup, der, weiter eingekocht, in runde Kuchen geballt, im Rauche getrocknet und, in trockene Bananenblätter verpackt, in den Handel kommt. Der frisch ausgepreßte Saft der Blüthen wird als kräftiges Adstringens bei Blut- und Schleimflüssen, die Wurzel gegen Durchfall u. Ruhr, die gebrannte Schale der Nuß als Zahnpulver angewendet. Man zieht den Kokosbaum nur aus der Frucht, welche zu jeder Jahreszeit gelegt werden kann. Man legt die Nüsse mit ihrer faserigen Hülle etwas schief und mit dem Keimende nach oben in ein etwa 6 Fuß tiefes Loch und schüttet etwas Salz in das sie umgebende Erdreich, was nicht nur die Termiten abhält, sondern auch der keimenden Pflanze selbst zuträglich ist. Bei guter Bewässerung fängt die Nuß schon gegen den 18. Tag an zu keimen, wobei der Keim in Gestalt eines kleinen Elephantenzahns hervorkommt und 14 Tage lang diese Form behält. Von zuckersüßem Geschmack, bietet er roh oder in heißer Asche geröstet einen Leckerbissen dar. Zwischen dem 35. und 40. Tage bricht das Blatt hervor, welches fleischfarben und gelbgestreift ist. Die jungen Bäumchen lassen sich zu jeder Zeit verpflanzen und tragen in guter Lage schon im 5. oder 6. Jahre Früchte. Die Kokospalme kommt wohl auch in trockenem, sandigem Boden fort, entbehrt aber nicht gern der feuch-

ten Seeluft und wächst daher als eine ächte Gestadepflanze am üppigsten auf Inseln und Küstenstrichen der tropischen Meere. Manches Korallenland mag durch angeschwemmte Kokosnüsse, die, Wochen und Monate lang im Meer umherschwimmend, ihre Keimkraft nicht verlieren, mit einem Palmenwald gekrönt worden sein, so unter andern die Kokosinseln, zwei Inselreihen der Schifferinseln, westlich von Sumatra. Auf Tahiti hat man sechs Spielarten der Kokospalme.

Von andern Arten der Gattung sind hervorzuheben: C. butyracea *L.*, in Kolumbien, vertritt nach A. v. Humboldt, wegen ihrer majestätischen Höhe Palma royal (Königspalme) genannt, die Stelle des Weinstocks. Die Indianer fällen den Stamm, der nach dem Gipfel zu nur wenig dünner wird, und höhlen da, wo Blätter und Blüthen hervorbrechen, die Holzmasse aus, gleich als wollten sie ein Canot verfertigen. Schon nach 3 Tagen ist die Höhlung mit einem gelblichweißen, sehr klaren Saft von süßem, weinartigem Geschmack angefüllt. 18 bis 20 Tage lang wird derselbe täglich gesammelt; der letzte ist weniger süß, aber alkoholhaltiger und deshalb geschätzter. Ein Baum liefert gegen 18 Flaschen, jede von 42 Kubikzoll Inhalt. C. guineenses *Jacq.*, ein 12 Fuß hoher Baum mit nur 1 Zoll im Durchmesser haltenden Stamm, wächst namentlich auf der Insel Tabago in Menge, von wo die Stämme als Spazierstöcke (Tabagorohre) besonders nach Frankreich ausgeführt werden. Von C. aculeata *Jacq.*, Makawbaum, Macasebapalme, in Westindien, Guyana und Brasilien, sind die Früchte eßbar und liefern ein sehr wohlriechendes Palmöl, das in Menge zu Toilettenseifen benutzt wird, sich auch gegen Rheumatismen und Kopfschmerzen wirksam erweisen soll. Von C. vinifera *Oerst.*, in Nicaragua und Costarica, geben die Früchte ebenfalls Oel, während der Stamm einen Zuckersaft enthält, aus welchem eine Art Wein (Cogelwein) bereitet wird.

Cocytus, im Alterthum Fluß in Kampanien beim See Avernus, auf den phlegräischen Feldern, den man für einen der Flüsse hielt, die unmittelbar aus dem Tartarus kommen. Auch hieß so ein Fluß der Unterwelt, nach Homer ein Arm des Styx, der sich mit dem Pyriphlegethon in den Acheron ergießt, während sich bei Virgil der Acheron in den C. ergießt, der dann überhaupt für die Gewässer der Unterwelt genannt wird (s. Hades). In seinem schlammigen Gewässer trieb Charon seinen Kahn, um die Seelen der Verstorbenen in den Tartarus überzusetzen.

Cod., Abkürzung für Codex.

Coda (ital.), Schwanz, in der italienischen Poesie ein oder mehre Terzinen, welche dem regelmäßigen Sonett am Schluß noch angehängt werden. Der erste Vers der C. muß ein siebensilbiger sein und mit dem letzten des Sonetts reimen; die beiden andern elfsilbigen Verse reimen unter sich, jedoch mit keinem Verse des Sonetts. Auch muß der Sinn des Sonetts mit dem 14. Verse vollständig erschöpft sein, und die C. nur einen unwesentlichen Anhang bringen, weshalb sie allein bei komischen Stücken in Anwendung kommt. In der Musik ist C. (Anhang, Schlußsatz) derjenige Theil eines aus mehren Reprisen oder zu wiederholenden Theilen bestehenden, durch sich selbst nicht zu einem völligen Schlusse abgerundeten Stückes, der diesem als Schlußsatz hinzugefügt wird. In einem solchen C. werden gewöhnlich die Hauptgedanken der Komposition in Kürze noch einmal vorgeführt, in dem sich die Modulation häufig zuerst und oft wiederholt nach der Tonart der Unterdominante wendet, dann zur Tonart der Dominante übergeht und endlich sich zur Tonart der Tonika neigt, in welcher der vollkommene Schluß erfolgt.

Code (franz., v. lat. codex), Gesetzbuch. Les cinq Codes heißen die 5 französischen neuen Gesetzbücher, nämlich das bürgerliche Gesetzbuch (C. civil) vom 24. März 1804, die Civilprozeßordnung (C. de procédure civile) vom 24. April 1806, das Handelsgesetzbuch (C. de commerce) vom 20. und 21. Sept. 1807, die Strafprozeßordnung (C. d'instruction criminelle) vom 27. Nov. 1808 und das Strafgesetzbuch (C. pénal) vom 22. Februar 1810. Durch Hinzufügen der Forstgesetzgebung (C. forestier), des Wasserrechts (C. fluvial) u. des Landwirthschaftsrechts (C. rural) ist jetzt die Zahl der Gesetzbücher auf 8 gestiegen. S. Frankreich.

Codebitor (lat.), Mitschuldner.

Codex (lat.), eigentlich das unter der Rinde befindliche Holz, der Stamm, Klotz von einem Baume; dann Handschrift, Buch, sowohl im weiteren Sinne, mit Einschluß der Rollen, als im engeren Sinn den Rollen (volumina) entgegengesetzt, ein aus hölzernen, elfenbeinernen ꝛc. Tafeln, Papier- oder Pergamentblättern zusammengesetztes Buch; ferner der Inbegriff mehrer solcher Tafeln oder Blätter, welche letzteren entweder aus einzelnen Blättern zusammengefügt, oder durch Brechung eines größeren Bogens hervorgebracht werden (daher duerniones, quaterniones ꝛc.). Später verstand man unter C. jedes größere Buch, besonders aber ein solches, was noch aus alter Zeit in der Handschrift, also entweder im Original, oder in Abschriften, vorhanden ist (s. Manuskripte). Im Rechtswesen versteht man unter C. eine Sammlung von Gesetzen; gewöhnlich fügt man zu diesem Titel noch den Namen des Regenten, der die Gesetze gegeben hatte oder sammeln ließ, oder des Landes, zuweilen auch des Gegenstandes, welchen sie betrafen (s. Römisches Recht u. Kanonisches Recht).

Codex diplomaticus (lat.), Sammlungen alter Urkunden, Urkundenauszüge, von verschiedenem Werth; berühmt sind die von Gudenus, Erath, Schöpflin, Dreyer, Gerken, Schulteß ꝛc.

Codex Justinianeus (lat.), s. Corpus juris.

Codex medicamentarius (lat.), s. v. a. Landespharmakopöe. Bekannt ist der C. m. europaeus, eine in Leipzig erscheinende Sammlung von autorisirten Pharmakopöen der meisten europäischen, nicht deutschen Staaten: von Großbritannien, Frankreich, Schweden, Holland, Rußland, Finnland, Spanien und Portugal, gesammelt von Scherer (Leipzig 1822). Vgl. Pharmakopöen.

Codex rescriptus (lat.), s. Manuskripte.

Codiäum (Codihostrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, baumartige Sträucher in Ostindien. C. chrysosticum *Spr.*, Croton variegatum *L.*, ist ein in Hinterindien und auf den Molukken einheimischer und dort auch häufig zur Zierde angepflanzter, 4—8 Fuß hoher Strauch, dessen Wurzeln und Rinde daselbst gegen Verdauungsbeschwerden und Kolik, sowie als schweißtreibendes Mittel angewendet werden. Im Alter wird er

baumartig und trägt aufrechte, knotige, kahle Aeste. Von C. sylvestre *Rumph.*, auf den Molukken, wirkt die Rinde kräftig purgirend.

Codicillaris clausula (lat.), Kodicillarklausel, s. Kodicill.

Codicillus (lat.), s. Kodicill.

Cod. Ms., Abkürzung für Codex manuscriptus, Handschrift; s. Manuskripte.

Codogno, Stadt in der oberitalienischen Provinz Mailand, Bezirk Lodi, zwischen dem Po u. der Adda, mit 9620 Einw., bekannt durch seine Seidenmanufakturen, Tuch- und Fayencefabrikation, besonders aber als Hauptmarkt für Parmesankäse, der in der wiesenreichen Umgegend in großen Massen bereitet wird. Hier 1746 Niederlage der Oesterreicher durch die Spanier; 1796 Sieg der Franzosen über die Oesterreicher.

Codrington, Sir Edward, englischer Viceadmiral, um 1770 aus einem alten Geschlechte geboren, befehligte in der Schlacht von Trafalgar als Kapitän das Linienschiff Orion. Im Jahre 1809 nahm er an dem Angriff auf Vliessingen Theil, vertheidigte später Cadix und focht mit einem Geschwader an der Küste von Katalonien gegen die Franzosen. Unter dem Admiral Sir Alexander Cochrane diente er als Kontreadmiral in Amerika, ward 1825 Viceadmiral und ergriff als solcher im mittelländischen Meere die kräftigsten Maßregeln gegen die griechischen Seeräuber. Als ältester Admiral führte er den Oberbefehl der vereinigten Flotten in der Schlacht bei Navarino (s. d.), wodurch er sich großen Ruhm, aber auch den versteckten Tadel der englischen Regierung erwarb. Im Jahre 1828 erschien er vor Alexandria u. brachte es dahin, daß Mehemed Ali Ibrahim Befehl gab, Morea zu räumen. Auf die Nachricht, der König habe ihm einen Nachfolger gegeben, legte er am 22. August 1828 den Oberbefehl nieder, fand aber nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. wieder die vollste Anerkennung. Im Jahre 1831 befehligte er die vor Lissabon kreuzende Flotte. Von 1832—40 vertrat er die Stadt Devonport im Parlament und stimmte mit den Whigs. Er † als Admiral der rothen Flagge den 28. April 1851.

Codrus, letzter König von Athen, Sohn des Melanthus. Bei einem Einfall der Dorier (1068 v. Chr.) erklärte das Orakel, die Athener würden nur dann siegen, wenn ihr König von den Feinden getödtet werde. C. begab sich als Bauer verkleidet ins feindliche Lager, fing dort Streit an und ward erschlagen, worauf die Dorier, nachdem sie von dem Orakelspruch Kunde erhalten, wirklich abzogen. Unter dem Vorwande, es sei Niemand würdig, C. als König zu folgen, benutzten die Eupatriden den Thronstreit seiner Söhne zur Aufhebung des Königthums und Erweiterung ihrer Macht. Von C.' Söhnen ward Medon erster lebenslänglicher, aber verantwortlicher Archon, Neleus und Androclus u. Andere führten Kolonien nach Kleinasien.

Coehörner, kleine, tragbare Handmörser mit angegossenem Fuß, aus denen man Handgranaten schießt. Der holländische General Coehorn soll sie 1673 zuerst eingeführt haben, doch wurden schon 1669 durch den Oberst Holst und 1691 von den Franzosen Versuche damit gemacht.

Coehorn, Menno van, ausgezeichneter holländischer Ingenieur, wurde 1641 auf einem Landhause unweit Leuwarden in Friesland geboren, erhielt seine Bildung von seinem Vater, einem Kapitän der Infanterie, und auf der hohen Schule zu Franecker, ward in seinem 16. Jahre Hauptmann in niederländischen Diensten und nahm als solcher an der Vertheidigung von Mastricht und der Belagerung von Grave Theil, wo er sich durch die Anwendung der Handmörser, die nach seinem Namen benannt wurden, verdient machte. Nach dem nimwegener Frieden erhielt er den Auftrag, Coevorden, mit Beibehaltung seiner fünfeckigen Form, durch Außenwerke zu verstärken. An dem Kriege von 1688 nahm er rühmlichen Antheil, focht 1690 als Brigadier in der Schlacht von Fleurus und vertheidigte Namur mit großem Heldenmuth, mußte sich jedoch der Uebermacht endlich ergeben. Im Jahre 1694 leitete er die Belagerung von Huy, half 1695 Namur wieder erobern u. bereiste als Generallieutenant und Oberaufseher der Festungen nach dem Frieden die niederländischen Festungen, um ihre Verstärkung einzuleiten. Im spanischen Erbfolgekrieg kommandirte er ein Corps von 10,000 Mann, eroberte 1702 das Fort Donates, leitete die Belagerung von Venloo und half das lütticher Schloß, Kaiserswerth und Bonn nehmen. Mit Sparre und Tilly trieb er die Franzosen aus ihren Verschanzungen bei Stekene, eroberte Huy und Limburg, und war im Begriff, mit Marlborough den Plan zum neuen Feldzuge zu verabreden, als er am 17. März 1704 †. Seine Kinder errichteten über seinem Grabe zu Wijkeb in Friesland ein prächtiges Denkmal. Sein System (das coehornsche Befestigungssystem, s. Kriegsbaukunst) ist niedergelegt in C.s Schriften: „Versterkinge des vijfhoeks met alle sine buijtenwerken" (Leuwarden 1682) und „Nieuwe vestingbouw" (das. 1685, neue Aufl. 1702; französisch, Haag 1741; deutsch, Düsseldorf 1709).

Coel (Kôwil), britisch-ostindische Stadt in der nordwestlichen Provinz Mirut, an der Straße von Khanpur nach Delhi, mit 36,180 Einw., wichtig als Militärstation der Briten.

Coelebs (lat.), im Cölibat befindliche Person, s. Cölibat.

Coelemans, Jakob, geschickter niederländischer Kupferstecher, 1670 zu Antwerpen geboren, Schüler des Cornelius Vermeulen, † zu Aix 1733 oder 1735. Sein Hauptwerk ist die 1709 vollendete, 1744 herausgegebene, aus 118 Blättern bestehende Sammlung, die er für das Kabinet des Boyer d'Aiguilles in Aix stach. Schätzbare Blätter sind auch: die Rückkehr Jakobs von Laban; Omnia vanitas, nach Castiglione; die Hochzeitsfeier Jakobs und der Rahel, nach Guido Reni ꝛc.

Cölestianer, s. v. a. Pelagianer, Anhänger des Cölestius (s. d.).

Cölestin (prismatischer Halbbaryt, schwefelsaurer Strontian, Schützit), Mineral aus der Familie der schwefelsauren Salze, welches isomorph mit Schwerspath krystallisirt und ebenso einen dreifachen blätterigen Bruch besitzt, einen zweifachen nach einer rhombischen Säule von 104°, einen vollkommenen nach der Endfläche der rhombischen Säule. Die Krystalle bilden meist Horizontalsäulen, ausgedehnt nach der kurzen Diagonale der rhombischen Säule des blätterigen Bruchs, die als Endfläche austritt, während durch die Fläche des

einblätterigen Bruchs die rhombischen Horizontalsäule zur sechsseitigen wird, indem sie die scharfe Säulenkante abstumpft; selten sind tafelförmige Krystalle. Außerdem findet sich der C. in stängelichen und schaligen Zusammenhäufungen, parallelfaserig, selbst körnig und dicht, in nierenförmigen Konkretionen. Seine Härte ist zwischen Kalk- u. Flußspath, sein specifisches Gewicht 3,6—4,0. Er ist durchsichtig bis durchscheinend, farblos, wasserhell, meist aber weiß, grau und blau gefärbt, wahrscheinlich durch eine bituminöse Substanz, zuweilen auch röthlich, von Glasglanz in Fettglanz fallend. Er besteht aus 56,6 Strontian und 43,5 Schwefelsäure, dekrepitirt vor dem Löthrohre, schmilzt zu einer milchweißen Kugel und mit Flußspath ganz leicht zu einem vollkommen klaren Glase, das beim Abkühlen emailweiß wird. In der Reduktionsflamme erhitzt, färbt er den äußeren Saum der Flamme karminroth; vorzüglich deutlich wird die Reaktion, wenn ein in der inneren Flamme geglühter Splitter, mit Salzsäure befeuchtet, in die blaue Flamme gebracht wird. Für sich, wie mit Soda auf der Kohle in der inneren Flamme erhitzt, liefert er eine Schwefelleber, welche auf feuchtem Bleizuckerpapier einen schwarzen Fleck erzeugt. In Wasser und Säuren ist er kaum löslich. Man unterscheidet mehre Varietäten. Der vollkommen krystallisirte, strahlig und schalig zusammengesetzte C. kommt mit Schwefel, Kalkspath, Gyps in verschiedenen Kalkformationen, besonders schön und in großer Menge in den Gyps- und Schwefellagern der Südküste Siciliens, auf der Strontianinsel im Eriesee in Nordamerika, zu Bristol in England, bei Süntel und Nördten in Hannover, auch auf Erzgängen, so zu Herrengrund bei Neusohl in Ungarn, zu Leogang im Salzburgischen, zu Meudon und Bougival bei Paris, auch im Syenit ausgezeichnet schön und in zweifacher Färbung zu Scharfenberg bei Meißen, endlich in den Höhlungen von Mandelsteinen, wie zu Montecchio Maggiore bei Vicenza u. in Schottland, vor. Der faserige C., parallelfaserig in dünnen Lagen zusammengesetzt, findet sich in den Mergellagern des Muschelkalks bei Dornburg in der Nähe von Jena, zu Bristol, Frankstown in Pennsylvanien ꝛc. Der dichte C., derb, zerborsten, kugelig, von unebenem Bruch, entweder vollkommen dicht, oder feinkörnig abgesondert, gelblichgrau, grünlichgrau, schimmernd und schwach an den Kanten durchscheinend, kommt vorzüglich am Montmartre bei Paris vor. Der C. wird vornehmlich zur Darstellung von salpetersaurer Stronterde u. von Chlorstrontium benutzt, welche beide man in der Feuerwerkskunst verwendet, um rothgefärbte Flammen hervorzurufen.

Cölestina (Cölestine), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den cylindrisch-halbkugeligen, vielblätterigen, fast dachziegeligen Kelch, den konvexen, spreublätterigen oder nackten Fruchtboden und die 5eckigen Samen mit häutigem, gezähntem Pappus, ausdauernde Kräuter in Mittel- und Nordamerika, wovon C. ageratoides *Cassini*, Ageratum coelestinum *Sims.*, mit himmelblauen Blüthen, aus Mexiko stammend, eine schöne Zierpflanze ist, deren Samen, im April gesäet, schon im ersten Jahre blühende Pflanzen bringt, die den Sommer hindurch im freien Lande fortkommen.

Cölestiner, eine Reform der Benediktiner, gestiftet 1254 von Peter von Sergna, dem nachmaligen Papst Cölestin V., und nach ihm benannt [s. Cölestinus 5)]. Der Orden der C. entstand aus einem Vereine von Anachoreten auf dem Berge Majella. Als Regel stellte der Stifter unter Anderem Handarbeit bei Wasser und Brod, einen eisernen Gürtel um den bloßen Leib und eine Schlafstelle auf nacktem Stein auf. Die päpstliche Bestätigung mit ansehnlichen Privilegien erfolgte 1264 durch Urban IV., wiederholt 1274 durch Gregor X. Tochterklöster erstanden bald in Italien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden; heute gibt es deren nur noch in Italien und auch da in geringer Zahl. Das Oberhaupt des Ordens war der Generalabt zu Majella, seit 1293 zu Murhone bei Sulmona. Später aber bildeten sich zwei getrennte Provinzen des Ordens aus: die C. von Frankreich und die von Italien, deren Konstitutionen 1664 revidirt wurden. Die Kleidung der späteren C. ist: ein Hemd von Serge, ein weißer Rock mit weißem Gürtel, darüber ein schwarzes Skapulier und Kapuze; im Chor und außerhalb des Klosters werden eine schwarze Kutte und Kappe übergeworfen. Laienbrüder tragen fahlbraune Kutten u. auf dem Skapulier vorn an der Brust ein weißes Kreuz, um welches sich ein S schlingt (wahrscheinlich zum Andenken des Stifters Peter von Sergna).

Cölestinus, Name von fünf Päpsten: 1) C. I., Heiliger, war erst Diakon, wurde 422 Bischof von Rom und gerieth als solcher mit den Bischöfen in Afrika, die das Recht der Appellation nach Rom verwarfen, in einen heftigen Streit. Glücklicher war seine Einmischung in die nestorianischen Streitigkeiten, da die Synode zu Ephesus (431) das schon von ihm zu Rom ausgesprochene Verdammungsurtheil über Nestorius bestätigte. Er † am 26. Juli (nach Anderen am 25. März) 432. Sein Gedächtnißtag ist der 6. April. — 2) C. II., hieß vorher Guido de Castello, ein Toskaner, trug die päpstliche Tiara nur vom 26. September 1143 bis zum 9. März 1144, hob auf König Ludwigs VII. von Frankreich Bitte das gegen denselben von seinem Vorgänger ausgesprochene Interdikt auf. — 3) C. III., vorher Jacinto Bobo, aus römischem Adel, bestieg, 85 Jahr alt, am 30. (nach Anderen 27.) März 1191 den päpstlichen Stuhl. Umsonst versuchte er die Kaiserkrönung Heinrichs VI., der damals vor Rom lagerte, hinauszuschieben; er mußte diese am Osterfeste 1191 vollziehen und sich überhaupt dem kräftigen Willen des Kaisers beugen. Auch England und Spanien spotteten seines Interdikts, Leopold von Oesterreich und Philipp von Frankreich seines Bannfluchs. Er † am 8. Jan. 1198, im 92. Jahre seines Alters. — 4) C. IV., ein Mailänder aus dem Geschlecht der Castiglione, † noch vor seiner Krönung nach einem Pontifikat von 16 Tagen am 8. Okt. 1241. — 5) C. V., Heiliger, geboren um 1215 zu Isernia (Sergna) in der Grafschaft Molise in Neapel, hatte unter dem Namen Peter von Sergna 60 Jahre lang im Gebirge von Murhone in Apulien, meist auf dem Berge Majella, als vielbesuchter Bußprediger gelebt und hier den nach ihm benannten Orden der Cölestiner (s. d.) gestiftet, als er den 5. Juli 1292 auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde. Als Papst stand er ganz unter dem Einflusse Karls II.

von Anjou, verlegte seine Kurie nach Neapel und machte sich den Kardinälen auch sonst durch Erneuerung von Gregors X. Konklaveordnung mißliebig. Er entsagte der ihm unbequemen Würde schon am 13. December 1294, und Benedikt Cajetan (Bonifacius VIII.) wurde sein Nachfolger. Dieser fand für gut, den volksbeliebten Heiligen in seiner Gewalt zu behalten. C. entfloh zwar der Haft, ward aber eingeholt und in der Citadelle Fumone streng bewacht. Kerkerluft und Fasten machten hier seinem Leben am 19. Mai 1296 ein Ende. Sein Leichnam wurde unter großem Pomp zu Rom in der Peterskirche beigesetzt. Da an seinem Grabe zahlreiche Wunder geschahen, so wurde er heilig gesprochen und sein Leichnam 1327 der Klosterkirche zu Collmadio zur Verehrung der Gläubigen übergeben. C.' Gedächtnißtag ist der 19. Mai.

Coelestis (lat.), himmlisch; daher Coelestis dea, s. v. a. Urania.

Cölestius (Cälestius), ein Mönch aus Britannien gebürtig, trat 409 in Rom, zugleich mit Pelagius (s. d.), als Vertheidiger der Willensfreiheit gegen Augustins Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Natur auf, begab sich mit Pelagius 411 nach Afrika, ward hier auf einer Synode zu Karthago wegen seiner Irrlehren exkommunicirt, wandte sich hierauf nach Ephesus und fand hier anfangs Anhänger, ward dann aber auf mehren Synoden verdammt und lebte fortan zurückgezogen in Kleinasien. Von C.' Werken („Definitiones“ und „Symbolum ad Zosimum“) finden sich Fragmente in den vorhandenen Gegenschriften Augustins. Das Nähere über C.' Lehre s. Pelagius; vergl. Augustinus.

Cölesyrien, seit der Zeit der Macedonier Name für den Theil das alten Syriens, welcher das Tiefland (1600 F. über dem Meer) zwischen dem Libanon u. Antilibanon umfaßt (jetzt El-Bekaa). Es ward durchströmt vom Orontes (jetzt El-Asi). Eine der wichtigsten Städte war Heliopolis. Zur Zeit, als die Ptolemäer das südliche Syrien beherrschten, wurde der Name C. auch auf Phönicien und Palästina ausgedehnt. Vergl. Syrien.

Cölialgie (v. Griech.), Bauchschmerz; Bruchleiden; Kolik.

Cölibat (v. Lat.), im Allgemeinen der ehelose Stand, im Besonderen die Verpflichtung zur Ehelosigkeit, die für den römisch-katholischen Klerus besteht. Die vorchristliche Zeit kennt eine solche Verpflichtung nur für die vestalischen Jungfrauen zu Rom. Den jüdischen Priestern war nur untersagt, eine Entweihte oder Geschiedene, dem Hohenpriester selbst, eine Wittwe zu heirathen, doch mußten sie sich zur Vorbereitung auf heilige Handlungen ihrer Frau enthalten. Das Neue Testament enthält kein Eheverbot, ja die Apostel waren zum Theil selbst verheirathet und empfahlen sogar die Ehe den Gemeindevorstehern, und wenn Paulus (1. Kor. 7, 38) dem ehelosen Stand einen Vorzug einräumt, so erklärt sich dies aus den mißlichen Verhältnissen, unter denen sich die ersten Christengemeinden bildeten, sowie aus seiner Erwartung eines sehr nahen Endes aller Dinge. Dennoch bildete sich hierauf hin frühzeitig in der Kirche die Ansicht aus, daß die Verzichtleistung auf die Freuden, sowie die Freiheit von den Sorgen, welche die Ehe mit sich bringe, Denen wohl anstehe, die täglich mit den heiligen Mysterien zu verkehren hätten, und steigerte sich bald zu einer förmlichen Verachtung der Ehe. So finden wir schon im 2. christlichen Jahrhundert Beispiele freiwilliger Gelübde zum ehelosen Stande und für verheirathete Priester die Forderung der Kontinenz vor der Vollziehung heiliger Handlungen. Unverheiratheten gab man, besonders bei Besetzung höherer geistlicher Aemter, den Vorzug, ließ sich wohl auch bei ihrer Anstellung versprechen, daß sie im Falle der Verheirathung ihr Amt niederlegen wollten, verbot aber noch ausdrücklich, wie dies schon Paulus untersagt hatte, eine bereits bestehende Ehe aus religiösen Gründen aufzulösen. Hand in Hand aber mit der aufkeimenden Idee eines über dem Volke stehenden und das Heil innehabenden Priesterthums wurde auch jene kirchliche Observanz zum Gesetz erhoben und noch verschärft. Das Koncil zu Elvira in Spanien (305), welches von dem in der spanischen und nordafrikanischen Kirche besonders vorherrschenden ascetisch-hierarchischen Geiste geleitet wurde, sprach sich zuerst entschieden dahin aus, daß die Geistlichen vom Bischof bis herunter zum Subdiakon, welche als Verheirathete ordinirt worden wären, sich des ehelichen Umgangs enthalten, oder ihrer Aemter entsetzt werden sollten. Die Koncilien zu Neocäsarea und zu Ancyra (314) machten mildere Grundsätze geltend, in sofern das erstere die Amtsentsetzung nur auf diejenigen Geistlichen beschränkte, welche sich nach ihrer Ordination noch verehelichen würden, und das letztere noch die Bestimmung hinzufügte, daß den Diakonen, welche gleich bei ihrer Ordination erklärt hätten, das ehelose Leben nicht ertragen zu können, die Heirathserlaubniß nachher zu ertheilen sei. Auf dem ökumenischen Koncil zu Nicäa (325) bemühte sich zwar eine ascetische Partei, strengere Maßregeln gegen die Priesterehen hervorzurufen; aber Paphnutius, ein alter Confessor und selbst strenger Ascet, der nie ein Weib berührt hatte, vertheidigte die Heiligkeit des ehelichen Lebens mit solchem Erfolg, daß es bei den früheren milderen Verordnungen blieb, und demgemäß nur den ordinirten Geistlichen der drei ersten Grade die Eingehung der Ehe untersagt, im Uebrigen aber der Willkür eines Jeden überlassen wurde, ob er heirathen wolle oder nicht. Auch das Koncil zu Gangra in Paphlagonien (355?) trat gegen die ascetisch-hierarchische Ansicht vom Priesterstande in Opposition. Gleichwohl wurde es in der orientalischen Kirche bald vorwaltende Observanz, daß wenigstens die Bischöfe, wenn sie verheirathet waren, aus dem ehelichen Verhältniß heraustraten. Noch strengere Ansichten drangen gegen das Ende des 4. Jahrhunderts, namentlich durch den römischen Bischof Siricius, der die Ehe obscoenae cupiditates nannte, im Abendlande durch. Ihm schlossen sich die folgenden Bischöfe (Innocenz I. 404 und 405, Leo I. 443 u. 445) an, und auf den Koncilien zu Karthago 390 u. 401, zu Toledo 531, zu Tours 567 wurden Verordnungen erlassen, welche die unbedingte Enthaltsamkeit vom ehelichen Leben Priestern, Diakonen und Subdiakonen vorschrieben und Verheirathete nur nach abgelegtem Gelübde der Keuschheit zu diesen Graden zu ordiniren erlaubten. Die weltliche Gesetzgebung (namentlich Constantius, Constans, Theodosius und Valentinianus) bestätigte diese Bestimmungen mit dem Zusatze, daß Ehen

der Kleriker der höheren Weihen nach ihrer Ordination als nichtig und die aus solchen entsprossenen Kinder als unehelich zu betrachten seien. Um den Mönchen, die in der Meinung des Volks ohnedies schon höher standen, nicht noch mehr hintangesetzt zu werden, fanden sich die Weltgeistlichen im Allgemeinen dem C. nicht abgeneigt. Auch in der morgenländischen Kirche huldigte man nach und nach strengeren Grundsätzen; im geistlichen Amte zu heirathen, war vom Subdiakon aufwärts untersagt, und es sollte nach Justinian eine solche Ehe ungültig sein. Schon Verheirathete wurden jedoch bis zur Weihe des Presbyters zugelassen, und erst die Ordination zum Bischof war durch die Trennung der Ehe bedingt. Der Kaiser Leo milderte diese Bestimmungen noch dahin, daß die Geistlichen, welche nach der Ordination heiratheten, nicht mehr völlig aus dem geistlichen Stande verstoßen, sondern nur ihres Amtes entsetzt, übrigens aber für die kirchlichen Funktionen, mit denen die Ehe vereinbar war, beibehalten werden sollten. Bei diesen Satzungen, welche das trullanische Koncil 692 bestätigte, blieb das griechische Kirchenrecht stehen. In der lateinischen Kirche dagegen wurden die alten Verordnungen wider die Priesterehen mehrmals und sehr nachdrücklich wiederholt (z. B. auf dem Koncil zu Rom 743) und namentlich auch in Deutschland (in mehren Kapitularien Karls des Großen und auf den Koncilien zu Mainz 888, zu Augsburg 952 u. a.) recipirt. Allein nach der Auflösung des gemeinsamen Lebens und bei dem damit zusammenhängenden Verfall der Kirchenzucht drangen die Cölibatsgesetze so wenig durch, daß es in allen Ländern und selbst unter den Augen des Papstes viele verheirathete, ja in Doppelehen oder im Konkubinat lebende Priester gab. Was schon die Verordnungen Leo's IX. († 1053), Stephans IX., Nikolaus' II. und Alexanders II. († 1073) umsonst angestrebt, vollzog endlich die Energie Gregors VII. Im Zusammenhang mit seinem Princip der Lostrennung der Kirche von jeder weltlichen Macht, setzte er 1074 auf einer Synode zu Rom fest, daß jeder beweibte Priester, der das Sakrament verwalte, ebenso wie der Laie, der aus der Hand eines solchen das Sakrament empfange, mit dem Bann bestraft werden solle. Ungeachtet des heftigsten Widerstandes, besonders auf Seiten des niederen Klerus, wurde dies Dekret in Vollzug gesetzt, und Ungehorsame verloren ihre Funktionen und Pfründen. In Folge der Koncilienbeschlüsse zu Rheims (1119) und im Lateran (1123) schärfte Calixtus III. das Cölibatsgesetz noch dadurch, daß er die Priester, welche ihre Ehe nicht freiwillig lösen würden, Bußanstalten zu übergeben befahl, u. Innocenz II. erklärte (1139 auf der zweiten Lateransynode) sämmtliche Priesterehen überhaupt für ungültig. Das spätere kanonische Recht hat diese sämmtlichen Bestimmungen zu wiederholten Malen bestätigt. Auf die niederen Weihen wurden diese strengen Grundsätze nicht ausgedehnt. Alexander III. und Innocenz III. sprachen zwar aus, daß die Ehen der Kleriker niederen Ranges den Verlust des Amtes und der Privilegien des geistlichen Standes nach sich ziehen sollten; Bonifacius VIII. und Klemens V. stellten jedoch das ältere Recht wieder her, unter der Bedingung, daß solche Personen die Tonsur und die geistliche Kleidung beibehielten.

Der von Herzog Albrecht V. von Bayern und dem Herzog von Kleve unter Beistimmung des Kaisers an das Koncil zu Trient gerichtete Antrag auf Aufhebung des C.s hatte nur die Bestätigung der älteren Bestimmungen zur Folge. Die jetzt bestehende Disciplin hinsichtlich des C.s in der römisch-katholischen Kirche ist mithin im Wesentlichen folgende: Eine verheirathete Person kann nicht ordinirt werden, denn die Ehe ist unauflöslich und doch mit einem höheren geistlichen Grade unvereinbar. Eine Ausnahme tritt nur dann ein, wenn sich die Frau bereit erklärt, ins Kloster zu gehen. Schließt ein höherer Kleriker dennoch eine Ehe, so ist dieselbe gesetzlich nichtig u. muß getrennt werden. Den Geistlichen trifft zugleich die Exkommunikation und Suspension; erst nach gethaner Buße kann er von dieser Strafe losgesprochen und zum Amte wieder zugelassen werden. Wenn ein Kleriker niederen Grades (minoris ordinis) heirathet, so ist die von ihm geschlossene Ehe zwar gültig, aber Funktion und Pfründe (officium et beneficium), sowie die Fähigkeit zu den höheren Weihen sollen ihm entzogen werden. In Ermangelung unverheiratheter Personen können jedoch auch verehelichte, vorausgesetzt, daß sie in keiner zweiten Ehe leben, zu den niederen Weihen zugelassen werden. So gelang es endlich, den C. zu einer Wahrheit zu machen. Aber die Klagen über Ausschweifungen der Kleriker im Geheimen oder mit den Haushälterinnen sind so alt und so neu, als der C. überhaupt gesetzlich besteht. Mußte doch im Mittelalter auf Drängen der Gemeinden den Geistlichen der Konkubinat gestattet werden, damit nicht ehrbare Frauen und Töchter verführt würden, und Bischöfe begünstigten denselben wegen der darauf ruhenden Steuern. Auch in neuerer Zeit wurden daher Anträge auf Aufhebung des C.s wiederholt von verschiedenen Seiten, u. A. von den Kammern in Baden, Hessen, Bayern, Sachsen und anderen Ländern gestellt, aber meist zurückgewiesen, od. sie blieben wenigstens ohne Wirkung. Auch die Vereine, die sich zu demselben Zwecke bildeten, vermochten nichts gegen das hierarchische Institut, in dessen Abschaffung selbst freisinnigere katholische Prälaten den Anfang einer Revolution und Umkehr der ganzen kirchlichen Verhältnisse sehen zu müssen glaubten. Selbst der Wunsch, daß Priester in den Laienstand zurücktreten dürften, fand kein Gehör. Der Papst Gregor XVI. erklärte sich in einem Umlaufschreiben vom 15. Aug. 1832 und in einem Erlasse an die oberrheinische Kirchenprovinz vom 4. Oktober 1833 aufs Entschiedenste gegen alle derartigen Bestrebungen, und es ist nicht zu leugnen, daß vom Standpunkte der katholischen Kirche aus gewichtige Gründe für die Beibehaltung des C.s vorliegen. In Frankreich traten zur Zeit der Revolution vereidigte Priester in den Ehestand; aber das Konkordat von 1801 drang auf den C.; nur Subdiakonen erlangen Dispensation. In der griechischen Kirche gelten noch die alten Gesetze. Die Geistlichen der höheren Grade dürfen nach erhaltener Weihe nicht heirathen. Da aber bereits Verheirathete ordinirt werden können, so ist es Observanz geworden, daß jeder angehende Geistliche kurz vor dem Empfang der Weihe zur Ehe schreitet. Die zweite Ehe und die mit einer Wittwe schließen vom geistlichen Amte aus. Die Bischöfe müssen stets

chelos gewesen sein und werden daher regelmäßig aus dem Mönchsstande gewählt. Die evangelische Kirche hat nach ihrem Grundprincip der Freiheit sogleich von Anfang an ihre Geistlichen von der Verpflichtung zum C. befreit. Schon ehe Luther in der Schrift: „Ermahnung an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Verbesserung" 1520 sich ausführlich über die Zulässigkeit der Priesterehe ausgesprochen hatte, setzten sich einige seiner Anhänger unter den Geistlichen über das Cölibatsgesetz hinweg, und Luther selbst machte 1525 von der evangelischen Freiheit Gebrauch. Die symbolischen Bücher u. die Kirchenordnungen bestätigen allgemein die Zulässigkeit der Priesterehe. Vgl. Liebner, Vom C., Frankf. a. M. 1831; Thiersch, Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus, Vorlesung 33.

Coelicolae (lat.), Himmelsbewohner, daher die Himmelsgötter; eine heidnische Sekte des 4. christlichen Jahrhunderts in Nordafrika, nahm zwar mehre Götter an, verehrte aber nur Einen Allherrschenden während der Abend- u. Morgendämmerung bei glänzender Beleuchtung mit Hymnen u. Gebet.

Cöliocele (v. Griech.), Bauchbruch, besonders innerer, s. Bruch.

Coelispex (lat.), der Himmelsbeschauer, Beiname des Apollo zu Rom, weil das Gesicht seiner Bildsäule in der 11. Region zu Rom gegen den cölischen Hügel oder gegen den Himmel (coelum) gerichtet war.

Cölius, 1) Marcus C. Rufus, römischer Redner, Zeitgenosse Cicero's, wird mehrfach in den damaligen Parteiumtrieben als gewandter Ankläger genannt. Von seinen Reden sind nur Fragmente auf uns gekommen. Erhalten sind nur seine 17 Briefe an Cicero, welche, in der Sammlung der Briefe Cicero's „ad Diversos" das achte Buch bildend, in antiquarischer und historischer Hinsicht von Bedeutung und auch hinsichtlich des Styls und Ausdrucks neben Cicero's Briefen zu dem Besten auf diesem Gebiete der römischen Literatur zu zählen sind.

2) C. Aurelianus, gelehrter römischer Arzt aus Sicca in Numidien, lebte wahrscheinlich noch vor Galenus und zeigt sich in seinen beiden noch vorhandenen Schriften: „Celerum s. acutarum Passionum libri III" und „Tardarum s. chronicarum Passionum libri V", als einen eifrigen Anhänger der methodischen Schule, für deren Kenntniß sie eine Hauptquelle bilden. Die beste Ausgabe der Werke C.' ist von J. C. Amman mit den Noten von Th. J. van Almeloveen (Amsterdam 1755).

Coelius mons, Berg in der zweiten Region des alten Roms, die deshalb Coelimontium genannt wurde, hieß vor Tiberius Augusteus mons. Er war der südlichste Hügel der Stadt, südlich vom Palatinus, südöstlich vom Aventinus, südwestlich vom Esquilinus; an seinem Fuße war der Hügel Coeliolus (Coeliculus) und eine Grotte, Antrum Cyclopis. Jetzt nach der Basilika des Johannes Lateranensis il Monte di Santo Giovanni genannt.

Cölln, 1) Georg Friedrich Wilibald Ferdinand von, deutscher Schriftsteller, 1766 zu Oerlinghausen geboren, war erst Kammerreferendar zu Minden, seit 1800 Kriegs- und Steuerrath zu Glogau und 1805—7 Assessor der Oberrechnungskammer in Berlin. Im Jahre 1808 brachte ihn seine rücksichtslose Darlegung der Schwächen der preußischen Staatsverwaltung auf die Festung Glatz. Die 1810 erlangte Erlaubniß des Gebrauchs der Bäder von Landeck benutzte er zur Flucht nach Oesterreich. Später wurde die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen und C. im Bureau des Fürsten Hardenberg angestellt. Er † den 13. Januar 1820. C. schrieb, meist anonym: „Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." (Amsterdam und Köln 1807—9, 3 Bde.); „Neue Feuerbrände" (Leipzig 1807—8, 6 Bde.); Wien und Berlin in Parallele" (das. 1808, 5 Bde.); „Aktenmäßige Rechtfertigung &c." (das. 1811); „Fackeln", ein Journal (1. Stück, das. 1812); „Neue Fackeln" (Deutschland [Quedlinburg] 1812—15, 6 Bde.); „Die neue Staatsweisheit od. Adam Smiths Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums" (Berlin 1812, 2. Ausg. 1816); „Freimüthige Blätter für Deutsche" (das. 1815—20); „Historisches Archiv der preußischen Provinzialverfassung" (das. 1819—20, 7 Hefte).

2) Daniel Georg Konrad von C., des Vorigen Neffe, deutscher protestantischer Theolog, geboren zu Oerlinghausen den 21. December 1788, studirte zu Marburg, Tübingen und Göttingen, habilitirte sich 1811 in Marburg, wurde 1818 als Professor der Theologie nach Breslau berufen, 1829 Konsistorialrath und † daselbst den 17. Febr. 1833. Er arbeitete Münschers „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte" in 3. Auflage zu einem ganz neuen Werke um. Seine „Biblische Theologie" gab Dav. Schulz (Leipz. 1836, 2 Bde.) heraus. Unter seinen kleineren Schriften ist die mit Dav. Schulz herausgegebene Schrift „Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten" (Breslau 1830) hervorzuheben.

Coello, 1) Alonso Sanchez, namhafter spanischer Porträt- und Historienmaler, zu Benifahro bei Valencia zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren, bildete sich zu Rom in Raphaels Schule, ward Hofmaler des Königs Philipp II. von Spanien, † zu Madrid 1590. In Spanien sind noch viele Meisterwerke dieses Künstlers, z. B. das Bildniß des Infanten Don Carlos und der Donna Isabella in der königlichen Gallerie zu Madrid, die Vermählung der heiligen Katharina im Escurial, Sebastian mit Christus und Maria in der Klosterkirche S. Geronimo zu Madrid &c. Am ausgezeichnetsten war C. im Porträt; seine Köpfe haben einen seelenvollen Ausdruck, seine Zeichnung ist korrekt.

2) Claudio, spanischer Historienmaler, geboren zu Madrid, Schüler von Ricci, erwarb sich großen Ruf, wurde aber durch Giordano's Ankunft, der die Periode des gänzlichen Verfalls der spanischen Kunst einleitete, verdunkelt und † 1693 vor Gram darüber. Er hinterließ in Madrid, S. Ildefonso, im Escurial, zu Paular, Saragossa, Salamanca, Corella, Torrejon, Valdemoro u. a. O. viele und schöne Bilder. C. ist der letzte bedeutende spanische Maler. Wegen seiner scharfen Beobachtung der Natur erklärt man ihn für den ersten Naturalisten Spaniens.

Cöln, Ludolf von, berühmter Mathematiker, s. Ludolf.

Coena (lat.), bei den Römern die Hauptmahlzeit (s. Mahlzeit); dann überhaupt Essen, Gasterei.

Coenaculum (lat.), Speisezimmer, insbesondere der obere Theil des römischen Wohnhauses, gewöhnlich das Stockwerk über dem Erdgeschoß, welches die Speisezimmer häufig enthielt; in unbedeutenderen Häusern, welche nicht zunächst an der Straße standen u. mehre Stockwerke hatten, eines der obersten od. das oberste Stockwerk. Diese Stockwerke, deren reiche Römer oft mehre auf einander thürmten, bloß um sie im Ganzen an Pächter abzulassen, wurden von diesen wieder einzeln an Afterpächter (coenacularii) vermiethet. Nero verbot die übermäßige Anzahl von Stockwerken der Feuersgefahr wegen. In Klöstern ist C. (Cönakel) s. v. a. Speisesaal.

Coena cynica (lat.), einfaches, dürftiges Mahl nach Art der Cyniker gehalten, d. h. aus Hülsenfrüchten 2c. bestehend.

Coena domini (c. dominica, lat.), s. v. a. Abendmahl; auch grüner Donnerstag, als Gedächtnißtag desselben.

Coena pura (lat.), bei den Römern unblutiges Mahl, nur aus Gemüse und Aehnlichem bestehend; im Kirchenwesen s. v. a. Charfreitag.

Coenator (coenatorius, lat.), der Mönch, welcher den Klostergeistlichen in warmen Tagen Erfrischungen bringen mußte.

Cönobiten (v. Griech.), in Gemeinschaft Lebende, im 4. Jahrhundert die zuerst in Aegypten in einem Kloster zusammenlebenden Mönche, zum Unterschiede von den Anachoreten. Das erste Cönobium stiftete Pachomius um 340 auf der Insel Tabennä im Nil. Vergl. Mönchswesen und Anachoreten.

Coenobium (lat.), Ort zum gemeinschaftlichen Leben; daher Kloster.

Coeur, Jacques, französischer Staatsmann, war der Sohn eines Pelzhändlers zu Bourges und noch 1415 des Königs Karl VII. Liebling und Zahlmeister. C.s Handelsverbindungen mit der Levante verschafften ihm die Mittel, dem steten Geldbedarf des Königs und vieler Mächtigen des Reichs zu entsprechen. Er war es, der dem König 4 Heere stellte, die Eroberung der Normandie bewirkte, die Staatsverwaltung ordnete und unter andern Stiftungen der Stadt Montpellier ihre Börse und ihre Wasserleitung gab. Im Jahre 1440 versetzte ihn der König in den Adelsstand, schickte ihn als Gesandten nach Rom und Genua und erhob ihn 1450 zum Finanzminister. Dabei wußte er seine Handelsgeschäfte immer weiter auszudehnen und zählte bald die Mächtigsten des Reichs unter seinen Schuldnern. Diese bewirkten aber endlich seinen Sturz. Sie erhoben gegen ihn die Anklage auf Münzverfälschung, Vergiftung der Agnes Sorel und Hochverrath, und in Folge davon ward er gefangen gesetzt, seiner Güter, deren Werth man auf 20 Millionen schätzte, verlustig erklärt u. aus Frankreich verbannt. Papst Calixtus III. gab ihm darauf das Kommando eines Theils seiner Flotte gegen die Türken. C. † 1456 auf der Insel Chios. Seine Kinder, vom sterbenden Vater Karl VIII. aufs Dringendste empfohlen, erhielten einen Theil ihrer Güter zurück.

Cöus, ein Titane, Sohn des Uranus und der Erde, zeugte mit seiner Schwester Phöbe die Leto und Asteria.

Coevorden (Coewerden), Festung und Stadt in der holländischen Provinz Drenthe, an der kleinen Vechte nahe der hannoverschen Grenze, von Morästen umgeben, mit 1700 Einwohnern. Im J. 1579 ward die Stadt von den Generalstaaten erobert und als der Schlüssel zu Gröningen und Friesland befestigt; wieder in die Hände der Spanier gefallen, wurde sie 1592 vom Prinzen Moritz von Neuem erobert. Ihre jetzige Befestigung verdankt sie Coehorn.

Coffea, s. Kaffeebaum.

Coffinhal, Jean Baptiste, französischer Revolutionär, nannte sich zum Unterschied von seinen Brüdern C.-Dubail, war geboren 1754 zu Aurillac, studirte Medicin, ging aber bald zur Jurisprudenz über, bei der er ebenfalls wenig Glück machte, u. lebte gerade zu Paris in ziemlich dürftigen Umständen, als die Revolution ausbrach. Er spielte bei dem Angriff auf die Tuilerien (10. August 1792) eine Hauptrolle und wurde bald darauf, von seinen Kollegen der grausamste, Präsident des Jakobinerklubs, sowie Vicepräsident des Revolutionstribunals. Nach Robespierre's Sturz behielt er noch die meiste Geistesgegenwart. Er brach sich mit dem Degen in der Faust durch die Menge Bahn und verbarg sich in einem Boote, wagte sich aber nach 3 Tagen wieder hervor und wurde sofort hingerichtet. Wie er einst so vielen unglücklichen Opfern, so schrie ihm das Volk auf seinem Gang zum Schaffot höhnend entgegen: „Coffinhal, tu n'as pas la parole! (C., du hast das Wort nicht!)"

Coffre (franz.), s. v. a. Koffer; im Kriegswesen (sonst Cofans) kleine, quer über einen Graben geführte, oben bombenfest bedeckte Kaponiere; dann auch die unbedeckte Kaponiere. Der doppelte C. ist mit zwei Brustwehren eingefaßt, deren Oberfläche gegen die Grabensohle ausläuft; bei dem einfachen C. ist nur der Gang mit einer solchen Brustwehr versehen. Selten bepflanzt man die C.s mit Geschütz; sie müssen den Durchgang der eigenen Truppen vollständig decken, dem Feinde aber weder Schutz bieten, noch einen Grabenübergang erleichtern.

Cogels, Joseph Karl, namhafter belgischer Landschaftsmaler, 1785 zu Brüssel geboren, besuchte von 1802 an die Akademie zu Düsseldorf, ward nach seiner Rückkehr nach Belgien Mitglied der Akademie von Gent, ließ sich 1810 in München nieder und † den 31. Mai 1831 zu Leitheim bei Donauwörth. Seine Auffassung ist treu, die Behandlung äußerst leicht u. frei, im Charakter der besten Niederländer.

Coggleshall, Stadt in der englischen Grafschaft Essex, am Blackwater, unregelmäßig gebaut, mit 3500 Einwohnern; die Umgegend ist reich an Alterthümern.

Cogito, ergo sum (lat.), Ich denke, also bin ich; oberster Grundsatz des Descartes, der als unmittelbar gewisseste Wahrheit an der Spitze seines philosophischen Systems steht. Vergl. Descartes.

Cognac, Bezirksstadt im französischen Departement Charente, auf einer Höhe an der Charente, alterthümlich und eng gebaut, hat ein Handelsgericht, ein Collége u. 7085 Einw. C. ist die Niederlage der berühmten gleichnamigen Franzbranntweine, welche in der Umgegend destillirt werden. In den Jahren 1833 u. 1834 wurden für 26 Millionen Frcs. fabricirt und versandt, wovon für 18 Mill. Frcs. nach England gingen. In dem alten Schlosse von C., wovon noch Ruinen übrig sind, wurde Franz I. geboren. C. ist das Condate der Alten, später hieß es Coniacum, seit dem 12. Jahrhundert Coignac. Früher hatte es eigene Herren; im 12. Jahrhundert kam es als eigene

Grafschaft an die Grafen von Angoumois und fiel später an die Krone. Hier ward im März 1526 ein Bündniß zwischen Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England abgeschlossen. Im Jahre 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen und 1569 vergebens vom Herzog von Anjou wie vom Prinzen Condé belagert.

Cognac, s. Franzbranntwein.

Cognatio (lat., natürliche Verwandtschaft, Blutsverwandtschaft), das auf der Zeugung und der dadurch entstandenen Gemeinschaft des Bluts beruhende Verhältniß; der Inbegriff der Kognaten ist die Familie im natürlichen Sinne. Der Grund der Kognation ist schlechthin nur die Einheit des Bluts, und eben hierdurch unterscheidet sich dieselbe sowohl von der Agnatio (cognatio civilis), einer juristischen Verwandtschaft, deren Grund die väterliche Gewalt ist (s. Agnaten), als von der C. spiritualis, der kanonischrechtlichen Verwandtschaft, welche durch Mitwirkung bei der Taufe und Firmelung begründet wird und juristisch nur in sofern in Betracht kommt, als sie nach kanonischem Rechte ein Ehehinderniß zwischen dem Täufling und den Pathen, sowie unter den Mitgevattern begründete. Das Nähere über Begriff und Wirkungen der Kognation s. unter Verwandtschaft.

Cogneliano, s. v. a. Conegliano.

Cognitio (lat.), jede Untersuchung und Erörterung der näheren thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse eines Falls, bezüglich dessen eine Gerichts- oder sonstige Behörde eine Entscheidung oder Verfügung zu ertheilen hat; im Allgemeinen gleichbedeutend mit causae cognitio.

Cognitor (lat.), im älteren römischen Prozeßrechte die Person, welche eine streitende Partei in deren Auftrage vor Gericht zu repräsentiren hatte und von der Partei persönlich vor dem richterlichen Magistrat (in jure) mittelst bestimmter feierlicher, an den Gegner gerichteter Worte bestellt wurde. Das spätere römische und heutige Recht kennt den C. nicht mehr, sondern an Stelle dessen den Prokurator. Später hieß C. ein fiskalischer Beamter, der die Schuldner des Fiskus zur Bezahlung anzutreiben, die Gerechtsame des Fiskus zu vertheidigen &c. hatte. Sein Amt hieß Cognitura.

Cognomen (lat.), Beiname, s. Name.

Cognominata (lat.), s. v. a. Synonymen.

Cohahuila (Coahuila), ein Staat der mexikanischen Republik, der östlich an die Staaten Nuevo Leon und Tamaulipas, südlich an San Luis und Zacatecas, westlich an Durango und Chihuahua, nördlich und nordöstlich an die Vereinigten Staaten von Nordamerika grenzt (die Scheide bildet der Rio Grande) und ein im Einzelnen noch wenig bekanntes Gebiet von 3020 QM. umfaßt. Der südliche Theil des Landes, das ganz dem obern Abfalle des Plateau's von Mexiko angehört, ist noch ziemlich gebirgig, indem von Nuevo Leon her einige Zweige der Ostcordilleren hereinziehen; der nördliche Theil verflacht sich allmählig gegen den Rio Grande hin, u. auf seiner wellenförmigen Oberfläche wechseln große Waldungen mit grasreichen Ebenen und fruchtbaren Thälern. Der südwestlichste Theil gehört der großen, Bolson de Mapimi genannten Wüste an, die theilweise noch von unbezwungenen Indianern bewohnt wird. Den Rand der Wüste im Süden und Osten bilden nicht hohe, aber steile und oft durch tiefe Schluchtenthäler von der Hochebene getrennte Bergzüge eines Kalksteins, der reich an Metallen (Silber, Blei, Kupfer) zu sein scheint, und auf welchem auch hie und da (z. B. bei S. Rosa) noch einiger oberflächlicher Bergbau betrieben wird. Die bedeutendsten Flüsse des Staates sind im nördlichen Theile der Rio Salado, der dem Rio Grande zuströmt u. den Rio Sabinas mit dem Rio Toya aufnimmt, im Süden der San Juan mit dem Rio Metero. Von den Seen C.'s sind zu nennen: die Laguna de Agua Verde, Santa Maria, der Caymansee (zur Hälfte) und südlich von demselben die Lag. de Parras. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt und gesund, weist aber große Kontraste zwischen kalten Wintern u. sehr warmen Sommern mit ausdörrenden Winden auf. Der Haupterwerbszweig der Bevölkerung, deren Zahl auf 66,000 Seelen angegeben wird, ist die Viehzucht, daneben einiger Anbau von Weizen, Mais und Hülsenfrüchten, sowie europäischen Garten- und Baumfrüchten, die in C. sehr gut fortkommen. Im Allgemeinen hat die Kultur in diesem Staate seit den Ereignissen, welche zur Annexion der früher zu C. gehörenden Provinz Texas an die Vereinigten Staaten führten, u. den darnach noch öfters wiederholten Einfällen der Amerikaner außerordentlich gelitten, u. viele ehemals in gutem Zustande befindliche Ansiedelungen (Ranchos) liegen seitdem verlassen. Hauptstadt ist Saltillo (Leona Vicario). Die frühere gleichnamige Hauptstadt (auch Monclava genannt) liegt nordwestlich von Saltillo u. zählt etwa 4000 Einw.

Coignet, Jules, trefflicher französischer Landschaftsmaler, dessen Arbeiten theils in Zeichnungen, theils in Aquarellen und Pastellen bestehen, machte 1845 von Paris aus eine Reise in den Orient. Noch in demselben Jahre sah man von ihm auf der münchner Ausstellung eine Landschaft mit den Ruinen von Pästum, eine in ihrer Gesammtwirkung wie im Einzelnen bewundernswürdige, fast etwas manierirte Leistung; jetzt in des Königs Ludwig Sammlung von Werken neuerer Meister.

Coimbra, Hauptstadt der portugiesischen Provinz Beira, rechts am Mondego, ein sehr alter und großer Ort und durch Lage und Bauart eine der malerischsten Städte. Es liegt theils am schmalen Ufer des Flusses, über den eine schöne Steinbrücke führt, theils an u. auf mehren steilen Hügeln u. wird von vielen Thürmen und andern imposanten Gebäuden überragt. Im höchsten Theile steht der schöne Thurm des Observatoriums, nahe bei der Universität, deren eine Seite nach dem Mondego blickt. Südlich, jenseits des Flusses, sind waldige Hügel mit Landhäusern (Quintas) und Klöstern besetzt; nach Norden und Westen breitet sich das weite Campo de Mondego aus, das mit Ortschaften, Klöstern und Landhäusern wie übersäet ist. Das Innere der offenen Stadt ist alterthümlich eng und winkelig und hat schlechtes Pflaster. Die schmalen Häuser und hohen Giebeldächer, vorspringenden Erker und kleinen Fenster scheinen unserer deutschen Vorzeit anzugehören, im Innern sind die Häuser hübsch eingerichtet. C. ist Bischofssitz, hat eine sehr große, einfache Kathedrale, außerdem 8 Pfarr- und verschiedene andere Kirchen, 18 Kollegien oder Stifter, die ehedem zur Aufnahme studirender Mönche be-

stimmt waren, 5 ehemalige Mönchs- u. 3 Nonnenklöster. Die breite Straße S. Sofia enthält fast nur dergleichen Gebäude, die aber jetzt öffentlichen Zwecken gewidmet sind. Die größte Merkwürdigkeit C.'s ist die Universität (Colegio), ein sehr weitläufiges Gebäude, mit maurischen Sälen und Höfen, durchaus nett und reinlich. Sie wurde (die einzige in Portugal) 1291 zu Lissabon gestiftet und 1307 nach C. verlegt und zählt jetzt etwa 1200 Studenten mit 30 ordentlichen Professoren. Mit der Universität verbunden ist eine ausgezeichnete Sternwarte, ein Museum mit werthvollen ethnographischen und naturhistorischen Sammlungen (z. B. 1263 brasilianischen Holzarten), ein treffliches chemisches Laboratorium und eine Bibliothek von 60,000 Bänden. Der botanische Garten liegt an den Terrassenabhängen eines schönen Thales, gegenüber dem chirurgischen Spital, einem ehemaligen Kloster. Als Vorbereitungsanstalt für die Universität dient das Colegio das Artes; außerdem besteht ein geistliches Seminar (mit prächtiger Kirche). Das ehemalige Augustinerkloster Sa. Cruz birgt in seiner herrlichen Kuppelkirche Königsgräber. Den Wasserbedarf führt der Stadt ein schöner Aquädukt von 20 Bögen zu. Die Zahl der Bewohner beträgt 4500 (nach Andern 18,000). In den reizenden Umgebungen der Stadt verdienen besondere Erwähnung: das Kloster Sa. Clara, ein großes und prächtig gelegenes Gebäude am Mondego, in dessen Hof alljährlich im August ein großer Markt gehalten wird, und die Quinta das Lagrimas (Landhaus der Thränen), an einem Abhange der Stadt gegenüber, zwischen Orangenhainen, wo einst Iñez de Castro, die Geliebte des Infanten Pedro (nachmals Peter der Grausame), gefangen saß und 1530 ermordet wurde. C. ist das Conimbra der Alten, das nur etwas südlicher lag, wo noch jetzt Ruinen von einer Wasserleitung und Brücke zu sehen sind. Später war die Stadt längere Zeit die Residenz der portugiesischen Könige, von welchen hier sieben, Sancho I. und II., Alfons II., III. und IV., Peter u. Ferdinand, geboren, und vier, Alfons I. und II., Sancho II. und Heinrich I., gestorben sind. Einige portugiesische Prinzen trugen von ihr den Namen Herzöge von C. Im Jahre 1755 erlitt die Stadt durch das Erdbeben großen Schaden. Am 17. September 1810 wurde hier eine Abtheilung des französischen Heeres unter Massena durch die Engländer gefangen genommen. Im Jahre 1834 verlegte Dom Miguel seinen Sitz hierher, u. am 7. Juli 1846 brach hier ein miguelistischer Aufstand aus, der den 4. Jan. 1847 den Einzug des Herzogs von Saldanha nach dessen Siege bei Torres-Vedras zur Folge hatte.

Coix *L.* (Thränengras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ostindische Gräser, wovon einige als Getreide brauchbar sind. C. Lacryma *L.*, Lithagrostis Lacryma Jobi *Gaertn.*, Hiobsthränen, ein- oder mehrjähriges Gras mit ästigem, 4 Fuß hohem Halme mit Wurzeln an den untern Knoten und angedrückten Aesten, männlichen Blüthen in schlaffen, ästigen Aehrchen, an deren Grunde die kleinen weiblichen Aehrchen hervorkommen, und fast kugeligen, knochenharten, weiß- oder bläulichgrauen, glänzenden, einer fallenden Thräne ähnlichen Körnern; wird in Ostindien, China und Afrika häufig als Getreide angebaut und gedeiht auch in Italien. Das Korn wird gemahlen und als Brei oder Brod gegessen. Ehemals war es in Europa unter dem Namen Semen Lacrymae Jobi s. Lithagrostis als stärkendes und harntreibendes Mittel gebräuchlich. Die Samen werden auch zu Rosenkränzen, Halsbändern benutzt. Das Gras findet sich als Zierpflanze in Gewächshäusern und Gärten. Man säet den Samen in einen Topf und stellt diesen ins warme Mistbeet; die jungen Pflänzchen versetzt man in Töpfe, in lockere, fette Erde, und hält sie im Loh- oder Sommerkasten warm, oder man bringt sie im Juni an warmer Stelle ins freie Land. C. agrestis *Lour.*, ein ausdauerndes,. gegen 6 Fuß hohes Gras in Ostindien, mit eßbaren Körnern, wird um die Reisfelder gesäet und gibt, wenn die Halme abgeschnitten werden, zwei Ernten. Die erbsengroßen Körner schmecken süß und angenehm und werden häufig, wie Reis gekocht, als Gemüse genossen.

Coke, 1) Sir Edward, englischer Rechtsgelehrter und Staatsmann, geboren den 1. Febr. 1551 zu Mileham in der Grafschaft Norfolk, studirte die Rechtswissenschaft, kam durch seine Kenntnisse und seine Heirath mit den angesehensten Familien des Königreichs in Verbindung, ward 1592 Sollicitor der Königin Elisabeth, 1593 Sprecher im Hause der Gemeinen und bald darauf Attorney-general. Als solcher erwarb er sich durch Scharfsinn und Rechtlichkeit einen ausgebreiteten Ruf, aber auch mächtige Feinde. Trotz deren Intriguen ernannte ihn Jakob I. 1613 zum Oberrichter der königlichen Bank. Die Freimüthigkeit aber, mit welcher C. als Mitglied des geheimen Raths dem König stets entgegentrat, ward die Veranlassung zu seinem Sturz. Um ihn vom Parlament auszuschließen, ward er zum Sheriff der Grafschaft Buckingham ernannt, wirkte jedoch im Parlament von 1628 abermals im Sinne der Volksfreiheit. Er † den 3. Sept. 1633 auf seinem Gut Stoke-Pageys in der Grafschaft Buckingham. Sein Hauptwerk ist: „Institutes of the Laws of England“ (Lond. 1628, 1788 und öfter).

2) Thomas William, Graf von Leicester, berühmter englischer Landwirth, geboren den 5. Okt. 1775, erwarb sich durch seine Musterwirthschaft zu Holkham in Norfolk große Verdienste um Einführung des Fruchtwechsels, sowie des Mais- u. Turnipsbau's, verbesserter Rindviehzucht und auf wissenschaftlichen Principien beruhender Bodenkultur. Er brachte im Verlauf von 36 Jahren den Reinertrag seiner Güter von 7000 auf 90,000 Pfd. Sterling, und zwar wurden seine Pächter, denen er sich als Freund u. Berather erwies, zugleich mit ihm reich. Er † den 30. Juni 1842. Vgl. außer Thaer, Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft, Rigby, Holkham, its agriculture etc., London 1821; Molard, Système d'agriculture, suivi par M. Coke, Paris 1820.

Col (franz.), Joch, in den Alpen u. Pyrenäen ein schmaler Einschnitt eines Gebirgskammes, durch welchen ein Paß gebildet wird. Die bedeutendsten C.s sind in den Alpen: der C. du Géant am Montblanc, 10,528 F. hoch; der C. Cervin oder das Matterjoch, 10,200 F.; der C. Longet am Monte Viso, 9708 F.; der C. de Fenêtre, 8500 F.; der C. di Tenda, 5600 F.: in den Pyrenäen: der C. de Jeganne, 8868 F.; der C. Rouge, 8640 F.; der C. de Liouses, 8712 F.; der C. de Jan, 7800 F., und der C. d'Espitalet, 5760 F.

Cola (ital.), Verstümmelung des Namens Nicolo.

Cola *Endl.*, Pflanzengattung, s. Sterculia.

Colair, Binnensee in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, in den Northern Circars, unweit Mazulipatam, ist 8 QM. groß, bildet sich zur Regenzeit aus dem Gewässer der Flüsse Wejairu, Tammalcairu (Nebenarme des Godavery u. Kistna) und des Budanair, mit dem Abfluß Upattair zum Narsipurarm des Godavery und umfaßt 15 größere und kleinere Inseln, die alle sehr fruchtbar sind. Vom Oktober bis Anfang Juli ist dagegen der ganze See trocken und mit Saaten und Vieh bedeckt, nachdem das wenige Wasser durch Abzugsgräben abgeleitet worden ist.

Colatio (lat.), das Filtriren.

Colatorium (lat.), Filtrirapparat, besonders das Seihetuch; nach älteren physiologischen Ansichten ein Absonderungsorgan, durch welches Flüssigkeiten geseiht oder filtrirt werden, z. B. Harn in den Nieren.

Colatura (lat.), eine filtrirte Flüssigkeit.

Colbert, Jean Baptiste, Marquis von Seignelay und Chateau sur Cher, Baron von Seaux, von Linières, von Ormois 2c., französischer Finanzminister, ward den 29. August 1619 zu Rheims geboren. Sohn eines Kaufmanns, ward er nach Ablauf seiner Lehrjahre Kommis in einem pariser Bankierhause, erweiterte seine Kenntnisse durch Reisen, ward nach seiner Rückkehr erst Schreiber bei dem Staatssekretär Letellier, sodann Sachwalter des Ministers Mazarin und von demselben für seine Treue 1654 vom Finanzintendanten zum Staatsrath und Sekretär der Königin erhoben. Als solcher öffnete C. freimüthig dem König die Augen über die Zerrüttung der Finanzen und gab zugleich Mittel an, dieselbe zu heben. Von Mazarin noch auf dem Sterbebette dem König empfohlen, wurde er von Ludwig XIV. sofort nach dessen Regierungsübernahme unter dem Titel eines Generalkontroleurs der Finanzen an die Spitze der Verwaltung gestellt. Betrug und Verschwendung hatten unter Richelieu und Mazarin das Staatsvermögen zersplittert und die Käuflichkeit der Beamtenstellen dem Staate eine ungeheure Besoldungslast aufgebürdet. Die Berechnung der Reichsschuld war nächst der Reinigung des Beamtenstandes der erste Gegenstand von C.s Thätigkeit, aber es bedurfte 4 Jahre, bis genaue Berechnungen angelegt, die streitigen Forderungen festgestellt waren und die Rechtspunkte einer dazu ernannten Justizkommission vorgelegt werden konnten. Die Erörterungen der Einnahme der königlichen Schatzkammer, die zugleich den Staatsschatz bildete, schloß sich unmittelbar daran. Das Steuer- u. Abgabensystem befand sich in der vollkommensten Verwirrung und war in den einzelnen Landestheilen ein sehr ungleiches. Von den 84,222,026 Livres Steuern, die nach C.s Berechnung das Volk zahlte, gelangten nur gegen 32 Millionen in die Staatskasse, so daß das Deficit der jährlichen Ausgabe gegen 28,237,265 Livres betrug. C. mußte in seinen Reformen mit größter Behutsamkeit zu Werke gehen. Er brachte einen Finanzrath zu Stande, durch welchen der König jährlich ein Verzeichniß der Ausgaben und Einnahmen des königlichen Schatzes vorgelegt erhielt, was der sinnlosen Verschwendung schon einen Damm entgegensetzte. Eine Justizkammer überwachte die Pächter und Beamten; eine gleichmäßige Besteuerung und eine einfachere Erhebung der Steuern traten ein. Während C. die Steuern verminderte und die Rückstände bis 1656 erließ, deckte er den dadurch verursachten Ausfall durch Herabsetzung der Renten und Verminderung der Beamten und Pensionäre. Für jede Ausgabe wurde zugleich ein bestimmter Fond angewiesen, die königlichen Domänen wurden für die Krone zurückgenommen. Freilich führten diese Maßregeln oft zu Härte und Ungerechtigkeit, und mancher Mißgriff schlich mit unter, wohin die gesetzliche Herabsetzung des Zinsfußes gehören dürfte. Der von C. befolgte Grundsatz, das Volk durch Erleichterung seiner Lasten glücklicher zu machen, erlag bald der bitteren Nothwendigkeit. Ludwigs XIV. Ehrgeiz und Prachtliebe heischten ungeheure Opfer, und C. war zu sehr Diener des Königs, um dessen Verschwendung einen unbeugsamen Willen entgegenzusetzen. Schon hatte C. die vollkommene Gleichstellung der Staatseinnahmen und Ausgaben fast erreicht, als der Kriegsminister Louvois, der Ländergier des Königs schmeichelnd, alle finanziellen Berechnungen verdrängte. Hierdurch wurde C. zu Maßregeln hingerissen, die er eigentlich verabscheute: zum Vorschuß auf künftige Einnahme, zur Errichtung neuer Renten gegen Kapitalzahlungen, zum Verkauf neu geschaffener Aemter, Verpfändung von Domänen, Erhöhung der Steuern. Die Errichtung einer öffentlichen Leihkasse (caisse des emprunts) half ihm zwar am leichtesten aus der finanziellen Noth, lud aber auch den Haß der Nation auf seinen Namen. Die anfangs pünktliche Erfüllung der Versprechungen lockte einen großen Theil des Privatvermögens in die Leihkasse, so daß die eingezahlten Kapitalien schon 1678 14 Millionen überstiegen, wofür die Gläubiger nicht mehr Sicherheit hatten, als für jede andere dem König unmittelbar gemachte Anleihe. Während sich die Staatseinnahme von 32 Millionen auf 116 Millionen gesteigert hatte, schmachtete das Volk im entsetzlichsten Elend, und Alles, was C. für das allgemeine Wohl gethan und gewollt, wurde durch die Eroberungssucht und die Eitelkeit des Königs vernichtet. Nichtsdestoweniger förderte C. unermüdlich die Industrie, er baute den Kanal von Languedoc, entwarf Pläne zu mehren andern, erhob Marseille und Dünkirchen zu Freihäfen, stiftete Ausfuhrprämien und Assekuranzkammern, gab Handelsgesetze, brachte den darniederliegenden Kolonialhandel in neuen Aufschwung, errichtete politische Handelsgesellschaften, kaufte für sie viele Niederlassungen auf den westindischen Inseln Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada 2c., sandte Kolonisten nach Cayenne, brachte durch Besiegung der Flibustier die Besitzthümer dieser kühnen Seeräuber auf St. Domingo an Frankreich und hob den Handelstraktat mit den Holländern auf, wodurch der französischen Nation alle bis dahin jenen zugestandenen Einfuhrbegünstigungen zugewendet wurden. Die Verbesserung des französischen Seewesens ging mit diesen Schöpfungen Hand in Hand. C. scheute keine Opfer, der französischen Flagge gegen die Seeräuber des mittelländischen Meers Sicherheit zu verschaffen; von England kaufte er Mardick u. alle Häfen an der Küste Flanderns, der Hafen von Roch-

fort wurde angelegt, und zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre wurden große Seearsenale errichtet. Um die zum Theil verfaulte Flotte wieder herzustellen, kaufte er zunächst im Auslande mehre Kriegsschiffe, brachte es aber bald dahin, daß in Frankreich selbst die besten Fahrzeuge gebaut wurden, und hatte 1662 die französische Flotte auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten, zwanzig Jahre später auf das Doppelte gebracht. Auch die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung wurde unter seiner Leitung verbessert, und die Religionsfreiheit hatte an ihm einen thätigen Beschützer. Nur der Ackerbau hatte sich seiner Unterstützung nicht zu erfreuen und versank unter den Lasten und Servituten des Adels und der Geistlichkeit. Dagegen war er ein eifriger Beförderer der Kunst und Wissenschaft; so stiftete er 1663 in seinem Hause die Akademie der Inschriften und 1667 die der Wissenschaften, errichtete 1671 die Bauakademie, reformirte die Malerakademie, stiftete zur Ausbildung ihrer Lehrlinge in Rom eine französische Schule und unterstützte Gelehrte und Astronomen, errichtete den botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, ließ unter Cassini die große Vermessung Frankreichs beginnen, sammelte Kunstschätze, bereicherte die königliche Bibliothek, ließ prächtige Gebäude aufführen und verschaffte mit einem Worte der Regierungsperiode Ludwigs XIV. den Namen von Frankreichs goldenem Zeitalter. Der Tod unterbrach seine Thätigkeit den 6. September 1683. Das Volk war durch neue Auflagen so erbittert, daß es seinen Leichenzug angriff, um an dem Todten Rache zu nehmen. C.s Finanzsystem (hauptsächlich die Mängel desselben) fand im Auslande vielfache Nachahmung. Als Schriftsteller trat C. nicht auf. Seine Dienstpapiere von geschichtlichem Interesse gab Forbonais in seinen „Recherches et considérations sur les finances de France depuis l'année 1595 jusqu'à l'année 1721" (Basel 1758) heraus. Interessant ist das von C. eigenhändig entworfene „Mémoire pour son fils, sur ce qu'il doit observer pendant le voyage qu'il va faire à Rochefort".

Colchester, alte Stadt in der englischen Grafschaft Essex, auf einer Anhöhe am Colne, unfern dessen Mündung, und an der Eisenbahn von London nach Norwich, mit verfallenen Mauern umgeben, hat ein Kastell, 12 Kirchen (darunter die alte Kirche der St. Botolphpriorei, aus dem 12. Jahrhundert, einer der schönsten Reste normannischer Bauart), ein Hospital (von Heinrich I. gegründet), ein Museum, Theater, Zollhaus, verschiedene Freischulen und 19,500 Einwohner. Die Stadt hatte früher ausgedehnte Fabrikation von Wollenwaaren, jetzt blüht die Seidenmanufaktur daselbst; auch führt sie Ackerbauprodukte aus und betreibt große Austernfischerei, sowie an den Buchten des Meeres künstliche Austernzucht. C. gilt für das alte Camulodunum (Colonia), Stadt der Trinobanter im römischen Britannien und Geburtsort des Kaisers Konstantin. Wenigstens ist es der an römischen Alterthümern reichste Ort Englands. Im Jahre 1648 ward es als Zufluchtsort der Königlichen belagert und durch Aushungern von den Parlamentstruppen genommen. Eine Anzahl Fläminger, durch den Herzog Alba aus ihrem Vaterlande vertrieben, verpflanzte ihre Industrie hierher.

Colchi, im Alterthum Handelsplatz auf der Südseite der vorderen indischen Halbinsel, Taprobane (Ceylon) gegenüber (jetzt Tuticorin) an dem Sinus Colchicus (Busen von Manaar), wo starke Perlenfischerei durch zum Tode verurtheilte Verbrecher getrieben wurde.

Colchicin, ein in Colchicum autumnale enthaltenes Alkaloïd. Zur Darstellung desselben extrahirt man die Samen der Herbstzeitlosen mit schwefelsäurehaltigem Alkohol, versetzt mit Kalk, filtrirt, neutralisirt das Filtrat mit Schwefelsäure, dampft ein und fällt das C. mit kohlensaurem Kali. Gereinigt krystallisirt das C. in farblosen Prismen oder Nadeln, die in Wasser, Alkohol und Aether löslich sind und in gelinder Wärme schmelzen. Koncentrirte Schwefelsäure färbt es gelbgrün, koncentrirte Salpetersäure vorübergehend blau. Das C. reagirt alkalisch u. bildet mit Säuren krystallisirbare Salze. Es schmeckt bitter und wirkt giftig.

Colchicum *L.* (Zeitlose, Lichtblume), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, charakterisirt durch den fehlenden Kelch, die trichterförmige, 6theilige Korolle mit sehr langer Röhre, an deren Mündung die Staubgefäße eingefügt sind, und aufgeblasener, vielsamiger, 3fächeriger, an der Spitze nach innen aufspringender Kapsel, meist in Mittel- und Südeuropa einheimische Zwiebelgewächse, die im September und Oktober blühen und im Frühling Blätter treiben, und von denen mehre Arten durch Arzneikräfte ausgezeichnet, einige auch als Zierpflanzen bekannt sind. C. autumnale *L.*, Herbstzeitlose, findet sich überall in Deutschland und Mitteleuropa, auf feuchten Wiesen als die letzte Zierde des Herbstes. Die gleich aus der Zwiebel mit ihrer langen Kornröhre etwa 1 Fuß hoch emporwachsende Blüthe welkt, und die Samenkapsel kommt erst im nächsten Frühjahr mit gegen fußhohen, 2 Zoll breiten Blättern aus der Erde. Die alten Kräuterkundigen nannten daher die Pflanze Filius ante patrem, weil sie glaubten, die Früchte erschienen eher als die im Herbste sich zeigende Blüthe. Die rundliche, $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Wurzel sitzt sehr tief, ist braun, inwendig weiß, stirbt nach der Blüthe und dem Samentragen ab, erzeugt aber zahlreiche Wurzelbrut, die schon im ersten Jahre blüht. Auf den Wiesen ist diese Pflanze ein schädliches Unkraut, dessen Genuß den Kühen die Milch nimmt. Officinell sind Zwiebeln, Blüthen und Samen. Die Zeitlosenwurzel, Herbst-, Spinn- oder Lichtblumenwurzel, Hahnenklöten-, nackte Jungfer-, Wiesensafran-, Herbstrosen-, auch wilde Safranwurzel, Radix s. Bulbus Colchici s. Colchici autumnalis, Radix Croci pratensis, Radix Bulbi agrestis, wird am besten vor der Blüthezeit des Gewächses, also im Juli und August, eingesammelt, was deswegen mit Schwierigkeiten verbunden ist, da durch die Heuernte gewöhnlich die Spuren des Gewächses auf den Wiesen vertilgt sind. Sie riecht frisch scharf, rettigartig, etwas widerlich, schmeckt anfangs mehlig-süßlich, dann scharf bitterlich und kratzend. Sie muß, wenn sie wirksam bleiben soll, möglichst schnell getrocknet werden, hat dann keinen Geruch, aber einen scharf beißenden, mehr widerlichen als bitteren Geschmack. Am besten hält sie sich, wenn sie, zum Trocknen in dünne Scheiben geschnitten und ausgebreitet, einer Wärme von 58° R. ausgesetzt wird. Nach Pelletier und

Caventou enthält sie eine fette Materie, saures, gallussaures Veratrin, einen gelben Farbstoff, eine flüchtige Säure, Gummi, Stärkmehl und Inulin. Nach Thomson soll sie auch Kleber enthalten. Nach den neueren Untersuchungen von Brandes ist das in dieser Pflanze enthaltene Alkaloïd (**Colchicin**) von dem Veratrin wesentlich verschieden. Die Wirkungen der Zeitlosenwurzel sind reizend und erregend auf die Unterleibsorgane, besonders auch auf die Urinwerkzeuge, in starken Gaben drastisch-purgirend und in zu großer Gabe scharf-giftig. Man wendet sie in verschiedenen Präparaten gegen Unterleibsstockungen, Wassersucht, Rheumatismen und Gicht an. Das gegen Gicht angewendete Geheimmittel, das unter dem Namen Eau médicinale d'Husson bekannt ist, besteht zum Theil aus einem koncentrirten, weingeistigen Auszug dieser Wurzel. Die **Zeitlosenblüthen**, Flores Colchici, sind geruchlos und schmecken stark bitter; man hat sie erst in neuerer Zeit zu derselben Anwendung wie die Wurzeln empfohlen. Der **Zeitlosensame**, Semen Colchici autumnalis s. communis s. Bulbi agrestis s. Croci pratensis, wird im Mai und Juni gesammelt, ist rundlich, gelbbräunlich, uneben, mit einer weißlichen Erhabenheit von der Größe eines Hirsekorns versehen, innen weiß, geruchlos, widerlich, sehr bitter und kratzend schmeckend. Auch er ist erst in neuerer Zeit gleich der Wurzel anzuwenden empfohlen worden. Als **Zierpflanzen** in den Gärten kultivirt man auch Spielarten mit weißgelben, röthlich-bunten, rosenrothen und lilafarbenen Blüthen, sowie mit weißgestreiften Blättern. Man kann sie in Rasenplätze und als Einfassung an den Rand kleiner Strauchgruppen pflanzen, wo sie einen angenehmen Effekt machen. Dergleichen Zierpflanzen sind C. variegatum *L.*, in Portugal, Sicilien und Kreta einheimisch, mit wellenförmigen, lanzettförmigen Blättern und buntwürfelig-gefleckten Blüthen, die auch im Herbste erscheinen, die angebliche Stammpflanze der in den Officinen nicht mehr gebräuchlichen **Hermodatteln**, **Hermodakteln** (Hermodactyli radix), flach herzförmigen 1/2—1 Zoll langen Wurzeln, die bei den arabischen Aerzten in großem Ansehen standen; C. arenarium *Waldst.* et *Kit.*, mit linien-lanzettförmigen, stumpfen, rinnenförmigen, aufrechten Blättern und einer nur eine bläulich-hellrothe Blüthe tragenden Scheide mit fast linienförmigen Einschnitten, in Ungarn, Taurien; C. byzantinum *Gawl.*, mit vielblumiger Scheide u. hellpurpurrothen Blüthen mit etwa 4 Zoll langer Röhre und 1 Zoll langen, länglich-lanzettförmigen, stumpfen, geaderten Einschnitten, in der Levante, muß in Töpfen frostfrei durchwintert werden. C. Bivonae *Guss.*, C. tessulatum *Mill.*, mit schönen, großen, hellpurpurrothen Blüthen mit 3 Zoll langer Röhre und 2 1/2 Zoll langen, würfelig-gefleckten Einschnitten, auf Kreta und Sicilien, muß in deutschen Gärten frostfrei durchwintert werden.

Colchis, im Alterthum Land an der Ostküste des Pontus Euxinus, das Ziel der Argonautenfahrt (s. **Argonautenzug**), von den Colchiern bewohnt, einer Nation, die Herodot wegen ihrer dunkleren Hautfarbe, ihres krausen Haares, der bei ihnen eingeführten Beschneidung und ihrer Leinwandproduktion für Abkömmlinge der Aegypter erklärte. Nach Scylax erstreckte sich das Land von Dioscurias bis zum Absarus; doch trafen Xenophon und seine Gefährten auch in der Gegend von Trapezus Colchier an. Vor Mithridates Eupator waren die Colchier unabhängig und standen unter eigenen Fürsten. Ihre Verbindung mit dem persischen Reiche war äußerst locker. Mithridates unterwarf sie sich und beherrschte sie durch Präfekten. Bald nach der Vernichtung des pontischen Reichs herrschte Polemo über C. und nach dessen Tode Pythodoris. Die Römer, mit C. seit dem Ende des mithridatischen Krieges in Berührung, hatten in der Kaiserzeit an der Küste des Landes nur einzelne Niederlassungen und Kastelle und begnügten sich mit den Tributen der von ihnen abhängigen Fürsten der colchischen Stämme. In den späteren Zeiten des römischen Kaiserreichs sind es vorzüglich die Lazi, nach denen auch ganz C. **Lazica** genannt wird. und die Tzani, die öfter hervortreten. Das Land war fruchtbar; Wein und Früchte aller Art gediehen trefflich. Es lieferte Schiffsbauholz, Hanf, Flachs, Wachs und Pech; auch Goldsand gehörte unter seine Produkte. Vorzüglich berühmt war die colchische Leinwand. Die Lebensart der Einwohner war höchst einfach; bloßer Buchweizen nährte sie den größten Theil des Jahres, wie er noch jetzt die meisten Bewohner des Kaukasus nährt. Städte waren Dioscurias, Phasis; Flüsse: Absarus, Acampsis, Phasis, Charieis, Cobus, Astelephus, Corax u. a.

Cold-cream (engl., fälschlich Goldcrême genannt), eine sehr milde Salbe, die namentlich im Winter gegen rauhe Haut sehr empfehlenswerth ist. Man bereitet sie, indem man 25 Theile weißes Wachs und 25 Theile Wallrath in einem Porzellanmörser über einem Gefäß mit kochendem Wasser schmilzt, 100 Theile süßes Mandelöl hinzufügt und fortwährend bis zum Erstarren rührt. Dann mischt man hinzu 20 Theile Glycerin, 20 Th. Rosenwasser, 5 Th. Benzoetinktur, 2 Th. Ambraessenz und 1 Th. Rosenöl. Nach fleißigem Rühren muß eine zarte, weiße, weiche Salbe erhalten werden, die man Abends einreibt. Die Bereitung ist indeß durchaus nicht leicht und erfordert große Uebung, weshalb man C. stets am besten aus Apotheken und Parfümeriehandlungen beziehen wird.

Coldingham, Stadt in der schottischen Grafschaft Berwick, unweit des Meeres, mit 3200 Einwohnern und den Ruinen eines berühmten Klosters (des ältesten in Schottland) auf einer ins Meer tretenden Landspitze.

Coldstream, Stadt in der schottischen Grafschaft Berwick, am Tweed (Grenze gegen England), mit 3000 Einwohnern, welche Getreide- und Viehhandel und Lachsfischerei betreiben.

Coleah, kleine afrikanische Stadt in Algerien, in der Nähe des Meeres, südwestlich von Algier, von prächtigen Gärten umgeben und von Mauren bewohnt, welche einen eigenen Dialekt reden und Wolldecken, Seidenstoffe und wohlriechende Essenzen verfertigen.

Colebrooke, **Henry Thomas**, gründlicher Kenner der Sanskritsprache und der indischen Literatur, 1765 geboren, kam frühzeitig nach Indien, war zuerst Richter zu Mirsapor und dann britischer Resident am Hofe zu Berar, kehrte 1816 nach Europa zurück und † in London als Präsident der asiatischen Gesellschaft, den 10. März 1837. Er schrieb verschiedene Abhandlungen in die „Asiatic

researches“ über einzelne Gegenstände der indischen Literatur und Geschichte, später gesammelt in den „Miscellaneous essays“ (London 1837, 2 Bde.); ferner: „A digest of Hindoo law on contracts and successions, with a commentary by Jagannatha Tercapanchanana“ (Kalkutta 1797, 4 Bde.); „Translation of two treatises on the Hindoo law of inheritance“ (das. 1810); „Mitakschara dharma sastra“ (das. 1813); „Daya bhaga“ (das. 1814); das Wörterbuch „Amara koscha“ (Serampore 1808); „Grammar of the sanskrit language“ (Kalk. 1805, Bd. 1); „Algebra of the Hindus with arithmetic and mensuration from the Sanskrit of Bramagupta and Bhascara“ (London 1817). Die philosophischen Systeme der Indier behandelte er in den Abhandlungen „On the philosophy of the Hindus“ in den „Transactions“ der londoner asiatischen Gesellschaft ꝛc.; seine Abhandlung „On the sacred books of the Hindoos“ wurde von Poley (Leipzig 1847) ins Deutsche übersetzt.

Coleoptera (Scheiden- oder Deckflügler), s. Käfer.

Coler (gewöhnlich Colerus), Johann, deutscher landwirthschaftlicher Schriftsteller, zu Goldberg in Schlesien gegen das Ende des 16. Jahrhunderts geboren, ward in Rostock Magister, dann Prediger in der Mark und † zu Parchim am 23. Oktober 1639. Seine Hauptschriften sind: „Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici“ (2. Aufl. 1600 u. öfter) und „Oeconomia ruralis et domestica“ (Wittenberg 1591—1601, 6 Thle.), beide zusammen herausgegeben als „Haushaltungsbuch“ (das. 1682 und öfter), das erste umfassende ökonomische Werk, welches in Deutschland erschienen ist.

Coleraine, Stadt in der irländischen Grafschaft Londonderry, am Baun, 4/5 Meile vom Meere, ist gut gebaut, hat ein Schloß und 5920 Einwohner, welche Leinweberei, Lachsfang und Handel treiben.

Coleridge, Samuel Taylor, einer der Reformatoren der englischen Poesie, geboren den 20. Oktober 1772 zu Ottery-St.-Mary in Devonshire, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Vorbildung in der Christshospitalschule in London und studirte dann von 1791—93 zu Cambridge. Schon damals trat seine radikale Gesinnung hervor. Seine ersten poetischen Versuche 1794 zeugten von nicht unbedeutendem Talent. In seinem Drama „The fall of Robespierre“, seinen „Conciones ad populum or adresses to the people“, sowie in seiner Zeitung „The watchman“ u. in seinen Vorlesungen zu Bristol bekundete sich seine Begeisterung für die Freiheitsideen der französischen Revolution. Da sein Streben aber wenig Anklang fand, verband er sich mit Rob. Southey und Rob. Lovell, in der neuen Welt einen Staat zu gründen, der Pantisokratie, d. i. Gleichheit Aller, heißen und das geträumte Ideal verwirklichen sollte. Ihre Verheirathung mit drei schönen Schwestern verhinderte aber diesen Plan. C. kehrte nach trüben Erfahrungen nach Europa zurück, lebte einige Zeit in Deutschland, begab sich dann nach England und schlug sich nun mit Eifer zur konservativen Partei. Später ging er als Sekretär des Gouverneurs Sir Alex. Ball nach Malta und lebte nach seiner Rückkehr ohne Anstellung den Musen. Innig vertraut mit der deutschen romantischen Literatur, wandte er sich mit seinem Reformationseifer auf die englische Poesie, die er im Verein mit seinen Freunden, den sogenannten Dichtern der School of the lake, aus den Fesseln der Nüchternheit und des Formenwesens zu befreien suchte, indem er die allgemeine Liebe auf ein nationales Element hinleitete. Eine kleine königliche Pension machte seinen Lebensabend sorgenfrei; er † zu Highgate den 25. Juli 1834. Sein Gedicht „Christabel Kablakhan“ (London 1816) ist von schauerlicher Schönheit und nebst den „Rhymes of an old mariner“ sein gelungenstes Produkt. Seiner Uebersetzung des schillerschen „Wallenstein“ verdankt die deutsche Schaubühne hauptsächlich die Anerkennung, die sie in England gefunden; sie findet sich in seinen „Poetical works“ (London 1828, 3 Bde.). Er schrieb ferner: „The statesman's manual, a lay sermon“ (London 1816); „A second lay sermon“ (das. 1817); „Aids to reflection“ (das. 1825); „On the constitution of the church and state“ (das. 1830). Seine nachgelassene Schrift „Theorie of life“ ward von Watson (London 1849) herausgegeben; auch sein „Table-Talk“ (Tischgespräche) und ein Theil seiner Korrespondenz wurden gesammelt. Eine Art Selbstbiographie ist die „Biographia literaria“ (London 1817, 2 Bde.); die „Memoirs of T. C.“ gab Gillmann (das. 1838, 2 Bde.) heraus. Sein Sohn, Hartley C., geboren den 19. Sept. 1796 zu Clevedon bei Bristol, erregte als Kind durch seine dichterischen Anlagen die größten Erwartungen, die aber später nicht ganz erfüllt wurden. Einiges in seinen „Poems“ (London 1833) schließt sich an die besten Erzeugnisse der englischen Dichtkunst an. Eine Ausgabe seiner „Essays and marginalia“ (London 1851, 2 Bde.), sowie seiner „Poems“ das. 1851, 2 Bde.) wurde von seinem Bruder veranstaltet. C. † den 6. Januar 1849 zu Rydal in Westmoreland.

Colette, Heilige, 1380 zu Corbie im französischen Departement Somme geboren, stammte aus der Familie Boilet. Nach ihrer Aeltern Tode verwandte sie ihr ganzes Erbtheil zu frommen Zwecken u. begab sich zu den Beguinen, dann zu den Franciskanerinnen u. endlich zu den Urbanistinnen. Durch ihre Wiederherstellung der ursprünglichen Strenge der Benediktinerregeln entstand eine Spaltung zwischen den Urbanistinnen und den armen Clarissinnen oder Colettinnen, bis 1517 alle Zweige des Ordens unter dem Namen der Observantinerinnen vereinigt wurden. C. † zu Gent 1446 und wurde von Sixtus IV. selig gesprochen; ihre Heiligsprechung erfolgte erst am 3. März 1807, als ihr aus dem Grabe genommener Leichnam Wunder verrichtete.

Coleus *Lour.*, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den eirund-glockenförmigen, 2lippig-5zähnigen Kelch, die etwas hervorragende, zurückgebogene, höckerige Blumenkronenröhre, die 3—4spaltige Ober-, die ganze, verlängerte Unterlippe und die am Grunde röhrig verbundenen Staubgefäße, tropische, aromatische Kräuter oder Halbsträucher, sonst größtentheils zu Ocimum *L.* oder Plectranthus *Spr.* gezählt. C. amboinicus *Lour.*, C. aromaticus *Benth.*, Plectranthus amboinicus *Spr.*, ist ein Halbstrauch auf den Molukken und in Cochinchina, mit 6—10blüthigen, Aehren bildenden Blüthenquirlen, von starkem, gewürzhaftem, etwas citronenartigem Geruch und erhitzendem Geschmack, wird in allen seinen Theilen bei langwierigem Husten, Asthma, Wechselfieber,

Epilepsie und Krämpfen angewendet. C. barbatus *Benth.*, Plectranthus barbatus *Andr.*, ist ein Halbstrauch in Aegypten und Arabien, wo er gegen Husten als harntreibendes und die Menstruation beförderndes Mittel in Gebrauch ist. Auch von C. malabaricus *Benth.*, Plectranthus malabaricus *Roxb.*, in Ostindien, werden die Wurzeln gegen Durchfälle, Kolik und andere Unterleibskrankheiten und die Blätter wie andere aromatische Kräuter gebraucht.

Colica passio (lat.), s. Kolik.

Colica pictorum (lat.), Malerkolik, s. Bleisalze.

Colica saturnina (lat.), s. Bleisalze.

Colignon, Giuseppe, italienischer Historienmaler in Oel und Fresko, um 1785 zu Florenz geboren, Direktor der sienesischen Akademie. Berühmt ist seine Beschreibung der kostbarsten Kunstdenkmäler in Siena: „Raccolta de' piu scelti monumenti di belle arti, si di pittura e scultura come d'architettura" (Florenz 1820 f.).

Coligny, 1) Gaspard von Chatillon, Graf von C., Admiral von Frankreich, den 16. Febr. 1517 zu Chatillon sur Loing als Sprößling eines alten angesehenen Geschlechts und Sohn des Marschalls Gaspard von C. geboren. Er genoß die sorgfältigste Erziehung, kam dann 20 Jahre alt an den Hof Franz' I., schloß hier mit dem jungen François von Guise Freundschaft, und Beide begleiteten 1543 den König in den Krieg. Seine Tapferkeit zog ihm bei der Belagerung von Montmedy und von Bains Verwundungen zu, und bei der italienischen Armee focht er dann mit seinem Bruder d'Andelot so tapfer, daß sie auf dem Schlachtfelde von Cerisoles von dem Grafen von Enghien zu Rittern geschlagen wurden. Gaspard diente darauf unter dem Dauphin in der Champagne gegen Karl V. und wohnte nach dessen Rückzug der Belagerung von Boulogne bei, wo er auch auf dem dortigen Kongresse über den Rückfall dieses Platzes an Frankreich verhandelte. Von Heinrich II. zum Generalobersten der Infanterie ernannt, wußte er dieselbe wesentlich zu heben. Durch seine Vermählung mit Charlotte von Laval erwarb er die Herrschaften Tinteniac und Becherel in der Bretagne. Im Jahre 1552 machte er den Feldzug nach Deutschland mit und empfing auf der Rückkehr seine Bestallung als Admiral von Frankreich, mit Beibehaltung seines bisherigen Postens. Der Sieg bei Rendy 1554 vergrößerte seinen Ruhm, machte aber auch den Herzog von Guise, der sich die Ehre des Siegs zuschreiben wollte, zu seinem erbitterten Feinde. Im Jahre 1555 ward C. Gouverneur der Picardie und ging im folgenden Jahre nach Brüssel, um den Waffenstillstand von Vaucelles, den er mit dem Grafen von Lalaing abgeschlossen, beschwören zu lassen. Derselbe wurde aber durch C.'s Anschlag auf Douay gebrochen, St. Quentin fiel trotz seiner heldenmüthigen Vertheidigung in des Feindes Hand, er selbst wurde gefangen u. mußte zwei Jahre lang in Sluis, dann in der Citadelle von Gent gefangen sitzen. Nach dem Frieden von Câteau Cambresis kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt vom König noch das Gouvernement von Isle de France. Der Tod Heinrichs II. aber machte des Connetable und C.'s eigenem Einfluß ein Ende, indem seine Todfeinde, die Guisen, das Ruder ergriffen. Die natürlichste Folge, die Verbindung C.'s mit dem Prinzen Condé, suchte Guise dadurch zu verhindern, daß er dem Admiral das Gouvernement der Picardie zu Gunsten des Prinzen Condé abnahm; durch eine Hofintrigue aber erhielt es der Marschall von Brissac, und C. schloß sich eng an Condé an. In der Partei der Reformirten, denen er schon vorher zugethan war, glaubte er eine Stütze gegen den gemeinschaftlichen Feind zu finden und trat zur reformirten Kirche über; ihm nach der Prinz von Condé. C. forderte darauf in der Versammlung der Notabeln zu Fontainebleau an der Spitze der Mißvergnügten die Abschaffung der neuen Garde, die Absetzung der mißliebigen Räthe des Königs, Religionsfreiheit für die Hugenotten u. Einberufung der Reichsstände. Er sah das Heil nur in einem Kriege und fand auch den gewünschten Anlaß, als sich der Connetable mit den Prinzen von Lothringen verband u. das katholische Triumvirat, eine offene Kriegserklärung gegen die Protestanten, stiftete. In der Schlacht bei Dreux führte C. den rechten Flügel der Hugenotten, nahm den Connetable gefangen u. beugte der Niederlage der Infanterie des ebenfalls gefangenen Condé vor. Bei Neuville sammelte er den Ueberrest des geschlagenen Heeres, lieferte eine neue Schlacht, ward zum Feldherrn ausgerufen, besetzte die wichtigsten Plätze an der Loire und wandte sich plötzlich nach der Normandie, wo er Pont-l'Evêque und Caën nahm. Die Ermordung des Herzogs von Guise vor Orléans, an welcher der Admiral keinen Antheil haben wollte, rettete diese Stadt. Nach dem Frieden von Orléans verfolgten jedoch die lothringischen Prinzen den Admiral als den Mörder Guise's gerichtlich, doch kam eine Aussöhnung der Guisen und C.'s zu Stande. Die versuchte Aufhebung des Königs eröffnete den Kampf von Neuem. C. brachte in dem Treffen bei St. Denis dem feindlichen Heer eine entschiedene Niederlage bei. Umsonst widersetzte er sich dem Frieden von Longjumeau, indem er die Absicht der Gegner, sich der Häupter der Reformirten zu versichern, klar durchschaute. Fast wäre dies jenen jedoch gelungen, als sich C. mit Condé in Noyers berathschlagte; rechtzeitig aber gewarnt, entkamen sie nach Rochelle und erneuerten nun die Feindseligkeiten. Condé's Tod gab C. die reformirte Sache in die Hand, denn der Prinz von Béarn war fast nur dem Namen nach das Haupt des protestantischen Bundes. C. focht die Scharte von Jarnac gegen den Herzog von Anjou rühmlich aus und war in Kurzem Herr fast der ganzen Landschaft im Süden der Loire. Mit der Belagerung von Poitiers beschäftigt, wurde er durch den Kriegsrath genöthigt, dieselbe aufzuheben, worauf das dadurch wieder ermuthigte pariser Parlament den Admiral zum Tode verurtheilte und einen Preis von 50,000 Thalern auf seinen Kopf setzte. Das Gefecht bei St. Clair und die Schlacht bei Montcontour fielen nachtheilig für C. aus; schwer verwundet entkam er über Parthenay nach Niort. Ein neuer Kriegsplan wurde entworfen, der darauf hinauslief, vor den Thoren der Hauptstadt selbst sich den Frieden zu erzwingen. Nach dem Siege über die um das Vierfache überlegene königliche Armee unter dem Marschall von Cossé bei Arnay-le-Duc in Burgund, am 27. Juni 1570, beeilte sich jedoch der Hof, die angeknüpften Unterhandlungen durch den für die

Protestanten ehrenvollen Frieden von St. Germain, am 8. August 1570, zum Abschluß zu bringen. C. nahm an, daß es mit demselben, wenn auch nur aus Furcht vor dem unüberwindlichen Admiral, ernstlich gemeint sei, und machte dem König den Vorschlag, sich mit Hülfe der Geusen der Niederlande zu bemächtigen, bot auch zu diesem Zwecke seine und des Prinzen von Oranien Dienste an. Auf des Königs Wunsch, ihn sobald als möglich bei sich zu sehen, begab sich C. nach Blois und wurde mit der glänzendsten Versprechung überhäuft. Bei einer zweiten Anwesenheit am Hof, 1571, überreichte er eine Denkschrift über den niederländischen Krieg, die aber der Kanzler Morvilliers widerlegte, wodurch das Unternehmen aufs Neue hinausgeschoben wurde. Mißmuthig kehrte C. nach Chatillon zurück, warb für die niederländischen Insurgenten und sendete mit Erlaubniß des Königs 7000 Hugenotten zum Entsatze von Mons aus. Die Vermählung des Königs von Navarra rief den Admiral wieder nach Paris. Umsonst hatte der König die schärfsten Befehle ergehen lassen, um die Wuth des Pöbels gegen ihn im Zaum zu halten; am 22. August wurde C. auf offener Straße durch einen Büchsenschuß verwundet. Der König verfügte sofort die Verhaftung des Herzogs von Guise, der den Meuchelmörder gedungen hatte, stattete dem Admiral einen Besuch ab und versprach ihm die vollkommenste Genugthuung. Schon zitterten die Guisen, aber durch die Königin-Mutter wußten sie es dahin zu bringen, daß der schwache König den Befehl zu der Metzelei der Bartholomäusnacht gab. Dem Admiral blieb der aufgeregte Zustand der Hauptstadt nicht verborgen; er ließ um einige Schützen von der Garde bitten. Spät Abends kamen ihrer 50 unter dem Obersten Cosseins, seinem Todfeinde. C. erwachte beim Ertönen der Sturmglocke von St. Germain-l'Auxerrois und erwartete knieend den Todesstoß, den ihm Cosseins, mit den Herzögen von Guise und Aumale und dem Chevalier d'Angoulême in das Zimmer stürmend, gab. C.'s Leichnam wurde auf Befehl des Herzogs von Guise zum Fenster hinausgestürzt, vom Pöbel mißhandelt und endlich durch ein Parlamentsurtheil auf einer Schleife nach dem Richtplatze geführt und an den Galgen von Montfaucon gehängt. Franz von Montmorency ließ ihn nach 3 Tagen abnehmen und in Chantilly, dann in Montauban verwahren; erst 1599, als C.'s Andenken durch königliche Briefe wieder gereinigt war, wurde er in Chatillon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. C. war unstreitig einer der größten Männer seiner Zeit und insbesondere als Feldherr ausgezeichnet. Die Fehler, die seine ausgezeichneten Eigenschaften hie und da verdunkeln, müssen auf Rechnung der unglücklichen Verhältnisse geschrieben werden, unter welchen er wirkte.

2) **Odet, Kardinal von Chatillon, Bischof und Graf von Beauvais**, Bruder des Vorigen, geboren den 10. Juli 1515, ward 1530 Prior zu St. Stephan in Beaume, 1534 Kanonikus an der heiligen Kapelle zu Paris, dann Kardinal und Erzbischof von Toulouse und 1535 zugleich Bischof von Beauvais. Durch seinen Uebertritt zur reformirten Kirche zugleich mit seinen Brüdern verlor er diese Würde und wurde am 31. März 1563 exkommunicirt. C. sammelte sich eine Partei, verband sich durch einen einfachen Kontrakt mit Isabelle Hauteville, deren Liebe auf seinen Uebertritt wohl einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt, und trat öffentlich als ein Anführer der Hugenotten auf. In der Schlacht bei St.-Denis focht er mit Auszeichnung. Beim Wiederausbruch des Kriegs 1568 floh er nach England und erbat von der Königin Elisabeth Geldunterstützungen für seine Partei. Am 1. December 1568 verordnete das pariser Parlament seine Verhaftung, und am 19. März 1569 wurde er als Majestätsverbrecher aller Ehren und Aemter für verlustig erklärt, in eine Geldbuße von 200,000 Pfund verurtheilt und hinsichtlich seiner kirchlichen Vergehungen an seinen Richter gewiesen. C. blieb aber vorläufig in England, zumal er von dem französischen Hof den geheimen Auftrag hatte, für den Prinzen von Anjou um die Hand der Königin zu werben. Im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, † er den 14. Februar 1571 an einem vergifteten Apfel; sein Leichnam ward in der Domkirche zu Canterbury beigesetzt. De Thou rühmt ihn als einen Mann von seltener Seelengröße, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeitsliebe und scharfem Urtheil.

3) **François C., Herr von Andelot**, Bruder der Vorigen, den 18. April 1521 geboren, diente ruhmvoll in den Kriegen Heinrichs II. und ward an seines Bruders Gaspard Stelle 1555 Generaloberst der französischen Infanterie. In St. Quentin mit jenem gefangen, entfloh er und nahm im folgenden Winter an der Einnahme von Calais und Guines Theil. Auf einer Reise in Deutschland für die Reformation gewonnen, ward er auf des Königs Befehl verhaftet und saß ein Jahr als Gefangener in Melun. Wieder frei, trat er nun als Vertheidiger seiner Glaubensgenossen auf. Nachdem er am 2. April 1568 Orléans überrumpelt, warb er in Hessen ein Heer von 3300 Reitern und 4000 Landsknechten, mit dem er bei Dreux, obgleich von heftigem Fieber ergriffen, Wunder der Tapferkeit that. Orléans vertheidigte er gegen den Herzog von Guise, bis dessen Ermordung der Belagerung ein Ende machte. Nach der Schlacht bei Jarnac beschäftigt, in Saintonge ein neues Heer zu sammeln, ward er durch ein Fieber den 27. Mai 1569 hinweggerafft. Sein Zug über die Loire im Angesicht des feindlichen Heeres gehört zu den kühnsten Unternehmungen des ganzen Kriegs.

Colima, ein noch nicht als selbstständiger Staat konstituirtes Territorium an der Westküste des mexikanischen Staatenbundes, im Süden von Xalisco gelegen, umfaßt über 130 □Meilen mit 30,000 (1832: 40,000) Einwohnern. Die Oberfläche des Landes ist sehr mannichfach gestaltet: längs der Küste eben, im Inneren und besonders gegen die Ost- und Nordgrenze hin gebirgig und zum Theil sehr unzugänglich. Den höchsten Punkt des meist aus vulkanischem Gestein bestehenden Gebirgs bildet der noch öfters Asche und Rauch ausstoßende Vulkan von C., der westlichste der mexikanischen Vulkane, an der Nordgrenze des Gebiets, der fast freistehend über 10,000 Fuß Höhe erreicht und im Winter bisweilen mit Schnee bedeckt ist. Unter den im Ganzen wenig bedeutenden Flüssen sind zu nennen: der Rio de Chacala (nördlicher Grenzfluß) und der Rio de Turpan. Das Klima ist verschieden, durchgängig jedoch nicht ungesund. Im ebeneren Theile ist der

Boden sehr fruchtbar und erzeugt außer den gewöhnlichen Produkten dieser Zone etwas Zucker, Kakao, Baumwolle, Reis und Tabak von vorzüglicher Güte. Das Gebirge, sowie die Umgegend der Laguna von Alcusague an der Küste hat schönes Bau- und Färbeholz. Außer der Landwirthschaft bildet die Gewinnung von Seesalz einen Haupterwerbszweig der Bewohner. Die gleichnamige Hauptstadt liegt südlich vom Vulkan C. in einer fruchtbaren Ebene und zählt 15,000 Einwohner, die bedeutenden Handel treiben. Einen guten und auch großen Schiffen zugänglichen Hafen bildet der von Manzanillo (Puerto de C.), westlich von der Hauptstadt. Die bedeutendste der übrigen Ortschaften ist Almoloyan mit 4000 Einwohnern.

Colin, Alexander, berühmter niederländischer Bildhauer, geboren zu Mecheln 1526, arbeitete von 1563 an an dem großen Mausoleum Maximilians I. zu Innsbruck (s. d.) und brachte binnen 3 Jahren die noch übrigen 20 Tafeln (4 hatten bereits die Brüder Abel verfertigt) zu Stande. C. blieb darauf zu Innsbruck und wurde des Kaisers Ferdinand I. Hofbildhauer. Sein zweites Werk, das schöne Grabmal des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, bildet einen in die Kirchmauer gebrochenen, mit schwarzem Marmor verkleideten Bogen, unter welchem das marmorne, lebensgroße Bild des Fürsten ruht. Auch das Denkmal der schönen Philippine, Ferdinands erster Gemahlin, in der Silberkapelle der Hofkirche zu Innsbruck, ein großer weißer Marmorstein mit Reliefs und der liegenden Statue der Verstorbenen, ist von C. Vorzügliche Kunstwerke C.s sind auch der Grabstein des Bischofs Johann Nas mit dem lebensgroßen Bilde desselben und des Meisters eigener Grabstein auf dem Gottesacker zu Innsbruck, die Erweckung des Lazarus darstellend. C. † den 17. August 1612.

Colioure (Collioure), feste Stadt im französischen Departement Ostpyrenäen, Arrondissement Ceret, am mittelländischen Meere, von Port Vendre durch einen Berg getrennt, hat 3 Forts, 2 Kirchen, eine Schifffahrtsschule und 3500 Einwohner, welche Thunfisch- und Sardellenfang, Korkschneiderei, Weinbau (feiner Rothwein, vin de Rancio) u. Handel treiben. C. hieß im Mittelalter Caucoliberis, gehörte bis 1659 den Spaniern, wurde aber im damaligen pyrenäischen Frieden an Frankreich abgetreten. Im December 1793 bemächtigten sich die Spanier noch einmal der Stadt, verloren sie aber am 26. März 1794 wieder.

Coliseo, s. v. a. Colosseum.

Coll, eine der inneren Hebrideninseln, nordwestlich von Mull, ist $2^4/_5$ Meilen lang, $^1/_2$—$1^1/_2$ Meilen breit, hügelig, nur zu $^1/_3$ bebaut, im Uebrigen von Felsen, Wüsten und Morästen bedeckt, Kirchspiel mit gegen 1400 Einwohnern (Hochschotten), welche etwas Landwirthschaft, Whisky- und Sodabereitung, besonders aber Fischerei treiben. Vergl. Hebriden.

Collalto, altes italienisches Geschlecht in Friaul, dessen muthmaßlicher Ahnherr Graf Rambold I., der Abkömmling eines longobardischen Herzogs aus dem 7. Jahrhundert, nach Andern ein Graf von Hohenzollern gewesen sein soll, ward 1610 in den deutschen Reichsgrafenstand und 1822 zur Fürstenwürde erhoben. Der Stammsitz des Geschlechts ist das gleichnamige Kastell am Soligo in der Delegation Venedig. Merkwürdig ist besonders Rambold XIII. von C., 1579 zu Mantua geboren, trat, aus Venedig verbannt, in kaiserliche Dienste, ward 1620 von Ferdinand II. an den ungarischen Reichstag in Neusohl abgeordnet, wo er die Würde eines kaiserlichen Kommissars mit dem Degen vertheidigte, stritt 1621 nicht glücklich gegen Batthyanyi, erhielt dann eine Gesandtschaft an den päpstlichen u. spanischen Hof, diente 1623 unter Tilly, half 1624 Breda bezwingen und wurde im folgenden Jahre Wallenstein als Feldmarschall zur Seite gegeben. Zwistigkeiten mit demselben bewogen ihn, das Heer heimlich zu verlassen; deshalb in Prag verhaftet, ward er jedoch wieder mit jenem versöhnt u. 1627 zum Hofkriegsrathspräsidenten und zum Ritter des goldenen Vließes ernannt. Im J. 1629 befehligte er als Generalissimus das kaiserliche Heer im mantuanischen Erbfolgekriege gegen Karl von Gonzaga, bemächtigte sich Ustiano's und nahm den 18. Juli Mantua mit Sturm. Zurückgerufen, um sich wegen eines geschlossenen Waffenstillstandes zu rechtfertigen, † er auf der Reise zu Chur den 19. November 1630.

Colla parte (ital.), mit der Hauptstimme, Bezeichnung für die begleitenden Stimmen, daß die Hauptstimme die Stelle ad libitum vortragen könne.

Collapsus (lat.), das Zusammenfallen organischer Theile und die damit verbundene Unfähigkeit derselben, ihren Funktionen vorzustehen.

Collasmanier, s. Reliefmaschine.

Collateralis (lat.), zur Seite, eine Seitenstellung habend; s. Kollateral....

Collatio (lat.), s. Kollation.

Collator (lat.), Derjenige, welcher etwas zusammenträgt, Einsammler; vergl. Kollatur.

Collé (franz.), eigentlich angeleimt, vom Billardballe, dicht an der Bande stehend; daher Colléstoß, ein Stoß von der Bande weg, Colléball, ein Ball, der an der Bande steht, Collé schleppen, den Ball des Gegners an die Bande spielen, auch scherzhaft s. v. a. Jemanden arretiren lassen.

Colle, Stadt in der italienischen Provinz Siena (Toskana), an der Elsa, Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein altes Kastel (650 Fuß hoch), viele Papierfabriken und 7760 Einwohner. In der Nähe warme Bäder.

Colle, Rafaele del, gewöhnlich Rafaelino genannt, italienischer Maler, geboren 1490 in Citta di San Sepolcro, Schüler Raphaels und Giulio Romano's, unterstützte diese mehrfach bei Ausführung ihrer Gemälde, arbeitete aber auch selbstständig für verschiedene Kirchen in italienischen Städten. Im Jahre 1536 arbeitete er mit Vasari an den zur Feier des Besuchs Kaiser Karls V. in Florenz veranstalteten Malereien. Er fertigte die Kartons zu den Teppichen Cosmo's I., wie er auch Vieles für die Majolikafabrik von Urbino lieferte. Aus seiner Schule, die er zu Sepolcro stiftete, sind mehre namhafte Künstler hervorgegangen. C.'s Todesjahr ist unbekannt.

Collé, Charles, französischer Lustspieldichter, 1709 zu Paris geboren, war Sekretär des Herzogs von Orléans u. wurde durch diesen, einen Freund des komischen Theaters, veranlaßt, sich im Lustspiel, u. zwar mit Glück, zu versuchen; † den 3. Nov. 1783 durch Selbstmord. Seine Oper „La partie de chasse de Henri IV" ward auch in Deutschland durch Weiße's Bearbeitung „Die Jagd" ein Lieblingsstück. Sein

„**Théâtre société**“ erschien Paris 1768 in 2 Bänden; neue Ausgabe 1777, 3 Bde. Von seinen „**Chansons**“ erschien 1807 eine vollständige Sammlung in 2 Bänden. Er gab auch ein polemisches „**Journal historique**“ (Paris 1803—7) heraus.

Collecta (lat.), s. Kollekte.

Collectandi jus (lat.), das Recht, eine Kollekte auszuschreiben.

Collectanea (lat.), s. Kollektaneen.

Collecteur (franz.), Einsammler, besonders der Theilnehmer an einer Lotterie, der die Loose vertheilt, die Einsatzgelder annimmt und an die Lotteriedirektion abliefert.

Collectio (lat.), s. Kollektion.

Collectivum (lat.), s. Substantivum.

Collége (franz., engl. college), in Frankreich und Belgien Name der öffentlichen Unterrichtsanstalten, welche junge Leute zum Besuch einer Akademie oder Universität vorbilden und also im Allgemeinen dieselbe Aufgabe wie die deutschen Gymnasien haben. Ihren Ursprung und Namen verdanken sie, namentlich in Frankreich, den alten Kollegiaturen (s. d.). Die französischen C.s zerfallen nach dem Unterrichtsgesetze vom 15. März 1850 in Staats- (Lycées), Gemeinde- (Colléges communaux) und Privatanstalten (Etablissements particuliers) und ihre Schüler in Extraneer und Alumnen, wovon die erstern nur den Unterricht der Anstalt benutzen, die letztern aber daselbst auch in Pension sind. Jedes C. ist einer Akademie und mit dieser dem höhern Unterrichtsrathe (früher Conseil de l'université) unterstellt. Der Unterrichtsminister ist Rektor aller kaiserlichen C.s. Die städtischen C.s stehen unter einer eigenen Verwaltungskommission u. haben als unmittelbaren Leiter den ersten Lehrer (principal). Bei den vom Staat unterhaltenen C.s oder Lycées bilden der Provisor, der Censor, der über Zucht und Ordnung unter den Schülern wacht, und der Oekonom, der das Oekonomische besorgt, das Direktorium der Anstalt. In jeder Klasse unterrichtet ein Professor (Ordinarius) in den Hauptfächern: Latein, Griechisch, Französisch (Grammatik und Rhetorik); andere Professoren (Fachlehrer) lehren Mathematik, Physik, Chemie, Naturbeschreibung, Geschichte, Geographie, Englisch und Deutsch. Jedem ordentlichen Klassen- oder Fachlehrer steht ein außerordentlicher (Professeur aggrégé) zur Seite. Jeder Professor hat in der Regel wöchentlich 10 Lektionen, jede zu 2 Stunden, zu geben. Hinsichtlich der Unterrichtsmethode ist jeder Lehrer, abgesehen von dem jährlich ausgeschriebenen Schulprogramm, unabhängig. In den Pensionscolléges sind je 20 Schüler der speciellen Aufsicht eines Studienlehrers übergeben. Die bekanntesten C.s in Frankreich sind die 5 höheren (ehemals königlichen) Anstalten in Paris: Louis le Grand, Napoléon (sonst Henri IV), Charlemagne, Saint-Louis (sonst St.-Barbe), Bonaparte (sonst Bourbon). Die belgischen Unterrichtsanstalten theilten, so lange Belgien mit Frankreich vereinigt war, alle Schicksale und Reformen der französischen. Nach der Vereinigung Belgiens mit Holland aber wurden nach einem Reglement vom 2. August 1815 sieben Athenäen (obere Gymnasien) und in allen größeren Städten königliche C.s (Gymnasien) gegründet. Seit Belgiens Selbstständigkeit waren die C.s durch den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit, namentlich in den von ihr errichteten Schulen und Seminarien, sehr in Verfall gerathen. Nach einem 1850 votirten Gesetz über den Sekundärunterricht an den vom Staate ganz oder theilweise unterhaltenen Anstalten sollen zwischen der Primärschule und der Universität Anstalten von zweierlei Art bestehen, von denen die höheren Athénées royaux, wenn sie ganz von der Staatskasse, C.s, wenn sie ganz oder theilweise von städtischen oder Provinzialkassen unterhalten werden, die niederen hingegen, theils königliche, theils von den Gemeinden unterhaltene, Ecoles moyennes heißen sollen. In beiden werden sowohl die klassischen, als professionellen Unterrichtszweige kultivirt. Ein königliches Athénée oder Mustergymnasium, dem sich die Kommunalcolléges möglichst nachbilden sollen, zerfällt in eine humanistische, auf die Universität vorbereitende Abtheilung, und eine professionelle zur Bildung von Kaufleuten, Fabrikanten, Ingenieuren, Militärs ꝛc. Erstere zählt 7 Klassen, letztere 4 Unter- und 2 Oberklassen. Die Leitung eines Mustergymnasiums liegt dem Préfet des études ob, der theils an die von der Regierung eingesetzte Lokalkommission, theils direkt an die Regierung gewiesen ist. Die Errichtung von Pensionsanstalten ist den Gemeindebehörden oder Privaten überlassen. Neben diesen öffentlichen C.s bestehen die Anstalten der Ordens- und Weltgeistlichkeit fort. Alljährlich findet ein Konkurs sämmtlicher dem Gesetz unterworfenen Athenäen und C.s Statt, zu dem auch die freien Anstalten zugelassen werden.

In England heißen Colleges die verschiedenen Institute der Universitäten, die zum Theil von der Regierung, zum Theil von Privatpersonen gestiftet worden sind. So hat Oxford 19 Colleges, wovon das älteste, University College, angeblich vom König Alfred 872, das neueste, Worcester, 1714 gegründet wurde. Cambridge zählt 13 Colleges, deren Ursprung in den Zeitraum von 1257—1800 fällt. Hierzu kommen noch die Halls, die nur dem Namen nach von jenen abweichen. Diese Colleges haben die Rechte der Korporationen, sind meist sehr reich und mit prächtigen Gebäuden ausgestattet, worin Lehrer und Schüler zusammen wohnen. Jedes College hat seinen Dirigenten (Head oder Master) und eine gewisse Anzahl Fellows (Kollegen), die ansehnliche Gehalte beziehen, sich aber nicht verheirathen dürfen. Das eigentliche Lehrerpersonal bilden die Tutors. Der Unterricht beschränkt sich auf Griechisch, Latein und Mathematik; philosophische und politische Wissenschaften sind dem Privatunterricht überlassen. Wegen dieses Mangels der alten Colleges wurde in London neben der Universität 1829 das King's College gegründet, worin auch die neuern Sprachen, Geschichte, Physik, Jurisprudenz ꝛc. in den Kreis der Lehrfächer aufgenommen sind. Auch die schottischen Universitäten haben Colleges, deren Einrichtungen jedoch mehr an die deutschen Hochschulen erinnern. Wesentlich verschieden von diesen Universitätscolleges sind diejenigen Unterrichtsanstalten, welche, gleich den deutschen Gymnasien, auf die Universität vorbereiten und gewöhnlich Grammar-schools und nur ausnahmsweise, wie die zu Eton, Colleges heißen. Dieselben sind fast ohne Ausnahme wirkliche Erziehungsanstalten, hängen eng mit der Kirche zu-

sammen und sind reich dotirt. Die Schüler haben eine besondere Tracht. Die berühmtesten Schulen dieser Art sind die Westminsterschule in London, das College zu Eton, das College zu Winchester, sowie die großen Metropolitanschulen St.-Paul, die Merchant-Taylor's-Schule, das Christshospital, Charterhouse, Reading, die Schulen zu Harrow u. Bath. In den drei untern Klassen dieser Schulen wird bloß Latein, in den drei obern auch Griechisch öffentlich gelehrt; alle noch übrigen Wissenschaften sind dem Privatfleiße überlassen. Das Royal Military College zu Sandhurst in Berkshire, 1799 gegründet, ist eine Kadetenanstalt. Aehnliche Institute besitzt die ostindische Kompagnie zu Addiscomb und zu Haileybury, doch gehen aus letzterem auch ihre Civilbeamte hervor. Die Colleges in Dulwich, Bromley und Morden sind großartige Armenhäuser, reich dotirt und mit Korporationsrechten versehen. Das medicinische Kollegium (College of physicians) in London wurde 1523 unter Heinrich VIII. errichtet u. mit Privilegien ausgestattet. Hierzu kam 1800 das College of surgeons. Diese Körperschaften haben die angehenden Aerzte zu examiniren u. den medicinischen Doktorgrad zu ertheilen. Für Schottland u. Irland gibt es ähnliche Institute in Edinburg und Dublin. Das College of Civilians, gewöhnlich Doctors' Commons genannt, wurde durch Doktor Harvey, Dean of the Arches (s. Courts), für künftige Professoren des Civilrechts in London gegründet. Hier residiren auch die Richter des Arches' Court, der Admiralität, des Prerogative Court 2c., die nach dem Reglement an einer gemeinschaftlichen Tafel speisen sollten, woher der Name Doctors' Commons. In den Vereinigten Staaten gibt es eine große Menge Colleges, von denen einige an die deutschen Universitäten, die meisten aber an die höheren Klassen der deutschen Gymnasien erinnern. Die ältesten und renommirtesten Anstalten dieser Art sind die Harvarduniversity zu Cambridge im Staate Massachusetts, mit einer Bibliothek von 120,000 Bänden (gestiftet 1636), das Yalecollege zu Newhaven in Connecticut, das Columbiacollege in Newyork, die University of Virginia in Albemarle County, Staat Virginien; im Ganzen blühen in den Vereinigten Staaten gegenwärtig 138 Colleges, von denen indeß die Mehrzahl noch sehr jungen Datums sind u. weniger als 10 Professoren und 100 Studirende zählen; die höchste Ziffer beläuft sich auf 34 Professoren und 466 Studirende (virginische Universität). Die Colleges besitzen verhältnißmäßig reichhaltige Bibliotheken, die meisten mit mehr als 10,000 Bänden. Die Mehrzahl u. die bedeutendsten der Colleges sind Staatsanstalten, viele aber sind auch von kirchlichen Gemeinden oder religiösen Gesellschaften gegründet, in denen dann die betreffende Konfession einen vorwiegenden Einfluß ausübt. So gibt es Colleges unter der Direktion von Baptisten, Episkopalen, Methodisten, Katholiken; in den Colleges der Neuenglandstaaten ist der Kongregationalismus, in den übrigen der Presbyterianismus herrschend. Bildet somit der religiöse Unterricht einen wesentlichen Theil des Erziehungsplanes der Colleges, so sind doch die übrigen Lehrfächer nicht weniger vollständig vertreten, als auf unseren Hochschulen. Daneben bestehen noch andere Colleges für die speciellen Fächer unserer Fakultäten, namentlich die theologischen (theological Colleges) oder Seminarien, die juristischen (Law-Colleges) und die medicinischen (medical Colleges). Es ist Sitte, daß die Studirenden auch Wohnung u. Kost in den meist sehr umfangreichen Räumen der Colleges empfangen und somit vollständig unter der Kontrole einer fast klösterlich-strengen Hausordnung stehen, ähnlich wie in den englischen Colleges. Der Preis des Unterhalts, den gesammten Unterricht inbegriffen, steht zwischen 40 und 80 Dollars pr. Jahr.

Collegia nationalia s. pontificia (lat.), katholische Bildungsanstalten für Missionäre, die in christliche, nicht katholische Länder gehen sollen. Das erste, das sogenannte Collegium Germanicum, welches dann das Muster aller ähnlichen Anstalten wurde, stiftete Ignatius von Loyola 1552 zu Rom. Nach der Stiftungsurkunde sollte es ein Gymnasium mit einer theologischen Fakultät, den Rechten der römischen Universität und einem Jesuiten als Rektor werden, wurde aber in Wirklichkeit ein klösterliches Erziehungsinstitut für junge, von Vertrauensmännern in Deutschland vorgeschlagene fähige Leute. Noch in ihrer Heimat mit den Statuten der Anstalt bekannt gemacht, verpflichteten sie sich bei ihrem Eintritt in dieselbe nach ihrer Ankunft zu Rom und einer Statt gefundenen Prüfung zu lebenslänglicher Treue gegen die katholische Religion, zur Wahl des geistlichen Standes und zum Missionsberuf in jedem ihnen angewiesenen Lande, meist ihrer Heimat. Das nach kurzer Blüthe wieder gesunkene Collegium Germanicum wurde von Gregor XIII. 1753 neu eingerichtet und kurz nacheinander auch ein griechisches (1577), englisches (1579), ungarisches (1584 mit dem deutschen vereinigt), ein maronitisches (1584), ein thracisch-illyrisches, sowie drei dem Germanicum ähnliche, aber bald eingegangene Anstalten zu Wien, Prag und Fulda gegründet. Gregor XIII. selbst nennt sie Pflanzschulen des unverfälschten katholischen Glaubens gegenüber den Ketzern u. Schismatikern. Durch die Einführung der Ordination ohne Titel (1579) geschah ein nicht unbedeutender Schritt, um die einzelnen Collegia zu einer Art geistlicher Kongregationen unter bestimmten Obern, den 6 Protektoren, meist Kardinälen, zu machen. Dazu kommt, daß auch die aus der Anstalt entlassenen und in der Diaspora befindlichen Alumnen noch unter der Leitung ihres Kollegiums bleiben. Zu den vorhandenen Kollegien kamen noch das schottische (1600), gestiftet von Klemens VIII., das Collegium Urbanum de propaganda fide (1627), von Gregor XV., das Collegium Hibernense (1628), für Irland. Außerdem wurden theils neu gegründet, theils nur erneuert und mit Statuten versehen die Kollegien von Wien, Prag und das Illyricum von Loretto (1627), das von Fulda (1628), das irländische (1631), das erzbischöfliche Seminar von Prag (1638), das griechische von San Benedetto in Ullano (1732) u. das chinesische unter dem Namen Familia Jesu Christi zu Neapel (1736); in neuerer Zeit: das griechische Seminar von Palermo, das Collegium Helveticum zu Mailand (für Albanien), jetzt mit dem Urbanum vereinigt, ein Kollegium zu Melan in Savoyen; in Frankreich das Seminar Des missions étrangères für China und Hinterindien u. das von St. Esprit für die französischen Kolonien, sowie ein irländisches zu Paris u. zu Douay; in Irland: 4 neue zu Younghall, Thurles, bei

Dublin und zu Carlow, das letztere für ausländische Missionen. Der Zweck sämmtlicher Kollegien ist noch heute, gut katholische, in der Polemik bewanderte Prediger zu erziehen, welche in ihrem Vaterlande als Missionäre wirken sollen. Sie haben alljährlich der Kongregation de propaganda fide einen schriftlichen Bericht über ihren Aufenthaltsort und ihre Thätigkeit und deren Erfolge zu erstatten, und dürfen den Bezirk, in den sie nach der Stiftung ihres Kollegiums gehören, nicht ohne besondere Erlaubniß verlassen. Vergl. Mejer, Die Propaganda, ihre Principien und ihr Recht, Göttingen 1852; Das deutsche Kollegium zu Rom, von einem Katholiken, Leipzig 1843.

Collegia pietatis (lat.), Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht, dergleichen Philipp Jakob Spener, damals Senior der Geistlichkeit in Frankfurt, 1670 in seinem Hause einrichtete, um das fromme Gefühl durch erbauliche Auslegung der Bibel und durch christliches Gespräch zu nähren. Der Name, den Spener denselben ertheilte, gab die Veranlassung, seine Anhänger Pietisten zu nennen. Vergl. Pietismus.

Collegium (lat.), Gesammtheit mehrer Personen von gleichem Amt und Beruf, wie der Konsuln, Prätoren, Tribunen, Quästoren 2c., auch der Priester (C. pontificum), selbst der Innungen oder Zünfte der Handwerke; dann Versammlungsort überhaupt, daher öffentliche Schulanstalt (s. Collége), besonders auch Universitätsvorlesung (s. Kollegium und Universitäten).

Collegium de propaganda fide (lat.), s. Collegia nationalia s. pontificia, vergl. Propaganda.

Collegium Germanicum (lat.), s. Collegia nationalia s. pontificia.

Collegium sacrum (lat.), heiliger Verein, Versammlung der Kardinäle in Rom.

Collegium sanitatis (lat.), Medicinalkollegium.

Colleoni, Girolamo, italienischer Maler von Bergamo, blühte um die Mitte des 16. Jahrhunderts, lebte, in der Heimat verkannt, in Madrid u. lieferte viele Werke, die zu den ausgezeichnetsten der venetianischen Schule gehören. Seine Vermählung der heiligen Katharina, in der Gallerie Carrara, wurde schon oft für ein Werk Tizians gehalten. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Collet (franz.), Kragen, Krägelchen, Halskragen; Reitjacke, Weste mit Aermeln und ohne Schöße, die genau an den Körper anschließt; vergl. Koller.

Colletia *Commers.* (Kolletie, Kreuzelse), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, charakterisirt durch die glockenförmige, 5spaltige Blüthenhülle mit 5 im Rande befestigten Staubgefäßen, sehr ästige, fast laublose Halbsträucher im heißen Amerika, mit dornigen Aesten u. weißlichen Blüthen in Büscheln. C. spinosa *Lam.*, C. horrida *Willdenow*, in Brasilien, Peru und Chile, gibt eine Tinktur, die in Brasilien unter dem Namen Estratto alcoholico de Quina gegen Wechselfieber gebräuchlich ist.

Colletica (lat., v. Griech.), Mittel, welche gleichsam durch Verklebung, Leimung getrennte Theile wieder verbinden.

Collett, Jonas, norwegischer Staatsmann, geboren 1772 auf dem Gute Rönnebeksholm in Seeland, studirte in Kopenhagen die Rechtswissenschaft, trat 1795 als Landvogt zu Sandsvär und Nummedal in Norwegen in den Staatsdienst, ward dann Oberbergamtsassessor in Kongsberg, 1813 Amtmann zu Buskerud u. 1814 Regierungsrath. Im Konstitutionskampf von 1814 stand er als treuer Norweger auf Seite der Partei, die dem kieler Traktat die Anerkennung versagte und den Prinzen Christian Frederik als Statthalter und später als König von Norwegen ausrief, und nahm Theil an der Versammlung zu Eidsvold und an der Reichsversammlung, die mit Veröffentlichung der Konstitution die Unabhängigkeit Norwegens erklärte. Sogleich nach dem 17. Mai zum norwegischen Staatsrath des Departements des Innern erhoben, wirkte er beim Abschluß der Konvention zu Moß am 14. August 1814 mit, wodurch Schweden die Selbstständigkeit Norwegens und seine Konstitution anerkannte. Im Jahre 1822 übernahm er das Departement des Finanz-, Handels- u. Zollwesens, ward aber wegen des damals auf der norwegischen Regierung lastenden schwedischen Einflusses unpopulär, wußte sich jedoch als Vorsitzender im Staatsrath seit 1829 die Popularität wieder zu erwerben. Als der König 1836 die Reichsversammlung auflöste, hielt es C. anfangs mit der Regierung, dann aber mit dem Volke; in Folge einer Spannung mit Löwenskjold sah er sich aber genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, und widmete sich fortan den Wissenschaften und dem Landbau. Allgemeiner Achtung sich erfreuend, † er 1851.

Colletta, Pietro, neapolitanischer Kriegsminister während der Revolution von 1820, am 23. Januar 1775 zu Neapel geboren, fühlte sich in seiner Jugend besonders zu den mathematischen Wissenschaften hingezogen und trat in seinem 21. Jahre in das Artilleriecorps. Seine politische Thätigkeit während der französischen Invasion zog ihm nach der Rückkehr der Bourbonen Kerkerhaft zu, doch fand er dann, durch seine Verwandten wieder frei, eine Anstellung als Civilingenieur. Als Joseph Bonaparte König von Neapel wurde, trat C. in die Armee zurück und zeichnete sich bei der Belagerung von Gaeta, der Okkupation von Kalabrien und der Einnahme von Capri so aus, daß ihn Joachim Murat 1808 zum Intendanten Kalabriens und 1812 zum General und Direktor des Brücken- und Straßenbauwesens ernannte. Im Jahre 1815 unterhandelte er für denselben zu Casalanza. Die bourbonische Verwaltung ließ den thätigen und talentvollen Mann im Dienste. Nach Ausbruch der Revolution von 1820 stellte er als Generalkommandant in Sicilien die Ordnung wieder her. Die österreichische Intervention rief ihn nach Neapel zurück, u. nachdem er, als die Sache der Konstitution bereits verloren war, noch zum Kriegsminister ernannt worden war, brachte man ihn als Staatsgefangenen auf das Kastell St.-Elmo u. verbannte ihn dann nach Brünn in Mähren. Später durfte er sich in Florenz niederlassen, wo er in Zurückgezogenheit lebte und am 11. November 1831 †. Er schrieb: „Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825“ (Capolago 1834, 2 Bde.; neue Aufl. 1837, 4 Bde.; zuletzt Florenz 1849, 2 Bde.; deutsch von Leber, Grimma 1845, Bd. 1).

Collete (franz.), eine Sorte Leinwand, die aus Holland und von Hamburg kommt und besonders stark nach Westindien geht.

Collier (franz.), Halsband, Halsschmuck.

Collier, John Payne, englischer Literarhistoriker, den 11. Januar 1789 in London geboren, Sohn eines Buchhändlers, der sich aber nachher der Schriftstellerei zuwandte und unter Anderem das „Monthly register" herausgab. Der junge C. widmete sich dem Advokatenstande, betrat aber, als sein Vater eine Anstellung bei der „Times" erhielt, ebenfalls die journalistische Laufbahn, und zwar bei der „Morning chronicle". Durch eine Heirath (1816) in den Stand gesetzt, seinen literarischen Neigungen ungestörter zu folgen, begann er das Studium der Poeten und Dramatiker aus der Zeit der Königin Elisabeth und veröffentlichte seine ersten kritischen Arbeiten in der „Critical review", welche damals Eigenthum seines Vaters war, und im „Edinburgh magazine". Er brachte dadurch zuerst zur allgemeinen Kenntniß, daß Shakspeare noch andere Dichter von ähnlicher Bedeutung um sich her gehabt habe. Eine seiner frühesten Arbeiten erschien unter dem Titel „The poetical Decameron" (Edinburg 1820, 2 Bde.). In seiner Ausgabe von „Dadsley's old plays" (Edinb. 1825—27, 3 Bde.) fügte er sechs in den früheren Ausgaben nicht enthaltene Schauspiele hinzu. In einem Supplementbande (Edinburg 1828) theilte er fünf weitere, noch unbekannte werthvolle Dramen aus den Zeiten Shakspeare's mit. Seine „History of dramatic poetry" (London 1831, 3 Bde.) erwarb ihm als Literarhistoriker einen ausgebreiteten Ruf. Der Herzog von Devonshire u. Lord Francis Gower (jetziger Graf von Ellesmere) öffneten ihm ihre reichhaltigen Bibliotheken und setzten ihn in den Stand, seinen „Bibliographical and critical catalogue" herauszugeben. Unter den Manuskripten Lord Ellesmere's fand C. die meisten Dokumente, die er in seinem „New facts regarding the life of Shakspeare" (London 1835) mitgetheilt hat. Diesem Werkchen folgten: „New particulars" (London 1836) und „Farther particulars" (das. 1839) über das Leben und die Schriften des großen Dichters. Zu seiner sich hieran anschließenden Ausgabe von Shakspeare's „Works" (London 1842—44, 8 Bde.) hatte er seit wenigstens 20 Jahren die Materialien gesammelt. Für seine Verdienste um die englische Literatur ward ihm von der Regierung eine jährliche Pension von 100 Pfund Sterling zuerkannt. Ungemeines Aufsehen erregten seine „Notes and emendations to the text of Shakspeare's Plays" (London 1852; 2. Aufl. 1853), die er in einer alten Folioausgabe Shakspeare's (Perkins-Shakspeare) gefunden haben wollte, über deren Aechtheit sich jedoch in England wie in Deutschland ein sehr lebhafter literarischer Streit entsponnen hat. Seit 1850 ist C. auch Vicepräsident der „Society of antiquaries", zu deren „Transactions" er einige kritische Abhandlungen beigetragen hat. Von seinen übrigen zahlreichen literarhistorischen Arbeiten sind noch „A book of Roxburgh ballads" (Lond. 1847), „Extracts of the registers of the Stationers company of works entered for publication between the years 1557 and 1570" (das. 1848) und „Memoirs of the principal actors in the plays of Shakspeare" (das. 1846) zu nennen.

Collin, 1) Heinrich Joseph von, deutscher dramatischer Dichter, am 26. December 1772 zu Wien als Sohn eines Arztes geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Anstellung im Finanzfache und stieg bis zum Hofrath bei der geheimen Kredithofkommission (1809). Den Krieg von 1809 machte er als Landwehroffizier mit. Seine angestrengte Thätigkeit hatte jedoch seine Gesundheit untergraben; er † am 28. Juli 1811 am Nervenfieber. Seine Trauerspiele: „Regulus" (Berlin 1802), „Coriolan", „Polyxena", „Balboa", „Bianca della Porta" u. „Die Horatier und Curiatier", zeichnen sich durch Streben nach antiker Größe und Einfachheit aus, leiden aber an Monotonie der Anlage und Einförmigkeit der Charakteristik. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel „Trauerspiele" (Berlin 1828, 3 Bde.). Unter seinen „Gedichten" (Wien 1812) ist das bekannteste: „Kaiser Max auf der Martinswand". Seinen Beruf für das Epos bekunden die Bruchstücke von „Rudolf von Habsburg". Gemeinschaftlich mit seinem Bruder dichtete er das Oratorium „Die Befreiung von Wien". Seine Werke erschienen gesammelt Wien 1812—14, 6 Bde.

2) Matthäus von C., Dichter und Aesthetiker, Bruder des Vorigen, am 3. März 1779 zu Wien geboren, studirte neben der Rechtswissenschaft Philosophie und Geschichte und erhielt 1804 die juristische Doktorwürde. Im Jahre 1808 ward er Professor der Aesthetik u. der Geschichte der Philosophie an der Universität Krakau und später Professor letzterer Wissenschaft zu Wien und zugleich Hofconcipist im Finanzdepartement. Im Jahre 1813 übernahm er die Redaktion der „Wiener Literaturzeitung", ward 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt, redigirte seit 1818 die „Wiener Jahrbücher der Literatur" und † den 23. Nov. 1824. Seine Dramen: „Der Tod Friedrichs des Streitbaren", „Marius", „Bela's Krieg mit dem Vater", „Die feindlichen Söhne", „Der Tod Heinrichs des Grausamen", „Butas", „Die Kunringer" und die Oper „Calthon und Colmal" erschienen unter dem Titel „Dramatische Dichtungen" (Pesth 1815—17, 4 Bde.); seine „Nachgelassenen Gedichte" gab mit einem biographischen Vorwort J. von Hammer heraus (Wien 1827, 2 Bde.).

Collin d'Harleville, Jean François, französischer Dichter, geboren den 30. Mai 1755 zu Maintenon unweit Chartres, studirte anfangs die Rechte, wandte sich aber dann ganz der Literatur zu und schrieb viele Charakterstücke, die zum Theil dauernden Beifall fanden. Während er sich in seinem „L'inconstant" (1786) noch ganz an die älteren französischen Lustspiele hielt, schlug er in seinen späteren Stücken, z. B. in seinem „Le vieux célibataire", eine eigenthümliche Richtung ein, doch fehlen fast allen ächt komische Charaktere. Ein allegorisches Gedicht „Melpomène et Thalie" und mehre seiner versificirten Stücke sind leicht und anmuthig im Ausdruck, doch nicht ohne Sentimentalität. C. † den 24. Februar 1806 zu Paris. Eine Ausgabe seiner „Oeuvres" erschien zu Paris 1828, 4 Bde.

Collingwood, Cuthbert, britischer Admiral, geboren zu Newcastle-upon-Tyne am 26. September 1748 als der Sohn eines Kaufmanns, trat 1761 in den Seedienst, wohnte zuerst der Schlacht bei Bunkershill gegen die aufständischen Nordamerikaner bei, erhielt 1776 als Secondlieutenant das Kom-

mando der Sloop Hornet, die zur Station von Jamaica gehörte, wo er Nelsons Freund wurde, kommandirte 1780 bei einer Expedition gegen Spanien den „Hirchinbrooke" und im folgenden Jahre wieder in Ostindien den „Pelikan", mit dem er Schiffbruch litt. Der Krieg mit Frankreich rief ihn zu neuer Thätigkeit. Unter dem Kontreadmiral Bowyer nahm er an dem Gefecht vom 1. Juni 1794 Theil, half dann als Kommandeur des „Excellent" Toulon blokiren und zeichnete sich 1797 in dem Gefecht am Kap St. Vincent aus. Im Jahre 1799 zum Kontreadmiral der weißen Flagge erhoben, blokirte er mit dem Schiffe „Triumph" Brest und stationirte im Kanal. Im Jahre 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, 1804 Admiral derselben und blokirte 1805 mit fünf Schiffen den Hafen von Ferrol. Für seine Auszeichnung in der Schlacht von Trafalgar ward er zum Kontreadmiral der rothen Flagge, zum Peer von England und zum Baron von Caldburne in der Grafschaft Northumberland erhoben und erhielt eine Pension von 2000 Pfund Sterling. Nach Nelsons Tode befehligte er die britische Seemacht im Mittelmeere bis zu seinem Tode, der am 7. März 1810 auf dem den Franzosen genommenen und vor Minorca stationirten Schiffe „die Stadt Paris" erfolgte. Seine Leiche ward in der Kathedrale von St. Paul in London beigesetzt.

Collins, William, vorzüglicher englischer Landschafts- und Genremaler, geboren den 18. September 1787 zu London, lieferte namentlich Küsten- und Waldscenen, über die er einen eigenthümlichen melancholischen Hauch auszugießen wußte. Von einer italienischen Reise brachte er sehr liebliche Bilder neapolitanischer und kalabresischer Gegenden mit den anziehendsten Staffagen mit. Minder gelungen waren seine Versuche in der historischen Malerei, z. B. die Jünger zu Emmaus, der Heiland unter den Schriftgelehrten im Tempel. C. † zu London den 17. Februar 1848, als Mitglied der königlichen Akademie. Sein Sohn, Wilkie C., geboren 1825, hat sich als Novellist und Romanschriftsteller einen Namen erworben. Für seine vorzüglichsten Werke gelten: „Antonina" (1850) und „The woman in white" (1860, 2 Bde.; deutsch von Marie Scott, Leipz. 1861, 3 Bde.).

Collinsia *Nutt.* (Kollinsie), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die Korolle mit etwas zusammengedrückter, am Grunde mit einem Höcker versehener Röhre und 2spaltiger Ober- und Unterlippe und die eiförmige, einfächerige, 4klappige Kapsel, Sommergewächse in Kolumbien und Kalifornien, von denen C. bicolor *Benth.*, mit 12—14 Fuß hohem, aufrechtem Stengel, dicklichen, glänzenden Blättern u. schönen, eine Traube bildenden Rachenblüthen mit hellvioletter Ober- und weißer Unterlippe, aus Kalifornien, und C. grandiflora *Benth.*, mit ähnlichen Blüthen, aus Kolumbien, als Zierpflanzen in deutschen Gärten vorkommen. Man säet den Samen im August oder Anfangs September, wo dann die jungen Pflanzen leicht überwintern, oder im März od. April ins freie Land oder in Töpfe. Die Kollinsien lieben einen lockeren Sandboden und pflanzen sich häufig durch Samenausfall von selbst fort.

Collinsonia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den glockenförmigen Kelch mit 3lappiger Ober- und 2lappiger Unterlippe, die trichterförmige Blumenkrone mit kurzer, 2lappiger Ober- u. langer, 3lappiger, feingeschlitzter Unterlippe, nordamerikanische ausdauernde Kräuter. Von C. canadensis *L.* sind Wurzel u. Kraut, Radix et Herba Collinsoniae, in Amerika als Heilmittel geschätzt. Die Abkochung wirkt schweißtreibend und giftwidrig, weshalb sie besonders beim Biß der Klapperschlange angewendet wird. Nach Hooker enthält die bittere, adstringirende Wurzel Extraktivstoff, eisenbläuenden Gerbstoff, etwas Gallussäure und ätherisches Oel u. ist besonders gegen Blasenkatarrh empfohlen.

Collisio (lat.), Zusammentreffen entgegengesetzter Dinge, s. Kollision.

Collo (ital.), ein Ballen oder Pakt Waaren.

Collodium (Kollodion), eine Auflösung von löslicher Schießbaumwolle in einem Gemisch von viel Aether mit wenig Alkohol. Das C. ist farblos oder schwach gelblich, opalisirend bis klar, je nach der Koncentration einem stärkeren oder schwächeren Sirup ähnlich und frisch bereitet von neutraler Reaktion. Auf einer Fläche ausgebreitet, trocknet es schnell zu einem fest anhaftenden Häutchen ein, welches sich durch Wasser nicht ablösen läßt und leicht und ohne Rückstand abbrennt. Zur Darstellung des C.s hat man sich zunächst lösliche Schießbaumwolle, sogenannte Collodiumwolle, zu bereiten. Man wähle hierzu schöne, gleichmäßige und recht reine Watte, von der man natürlich den Leimüberzug entfernt. Die Baumwolle muß, wenn sie fettig sein sollte, in verdünnter Sodalösung gekocht und mit Wasser vollkommen wieder ausgewaschen werden. Man wiegt nun in einem irdenen großen Topf 40 Pfund englische Schwefelsäure, schüttet 18 Pfund gröblich zerstoßenen, gesiebten, englischen Salpeter hinein u. rührt die Masse mit einem Holzstabe gut durcheinander. Nach etwa 10 Minuten schüttet man 2 Pfund Baumwolle in faustgroßen, aufgelockerten Ballen schnell hinein und läßt durch einen Gehülfen dieselbe sogleich in das Gemisch hineindrücken. Im Winter muß man das Gemisch, ehe dieselbe hineingethan wird, in warmes Wasser stellen, und wenn sich im Sommer zu viel rothe Dämpfe entwickeln sollten, so gibt man noch etwas Schwefelsäure hinzu. Die Baumwolle läßt man so lange in der Säure liegen, bis eine herausgenommene kleine Probe, schnell mit Wasser ausgewaschen, ausgedrückt, in Alkohol getaucht und wieder ausgedrückt, sich leicht in einem Gemisch von 2 Theilen Aether und 1 Theil Alkohol vollständig löst. Hat die Baumwolle die Löslichkeit erlangt, so nimmt man sie schnell aus der Säure heraus, wäscht sie in vielem Wasser, bis sie nicht mehr sauer reagirt, preßt sie dann zwischen Leinwand u. übergießt sie in einem Topf mit Alkohol, so daß dieser darüber steht. Nach 24 Stunden preßt man den stark gelb gefärbten Alkohol ab, übergießt einen Theil der noch feuchten Wolle mit 2 Theilen neunzigprocentigem Alkohol und setzt dann 15—20 Theile doppelt rektificirten Aether (0,730 specifisches Gewicht) hinzu. So erhält man nach Luchs ein ausgezeichnetes, farbloses C.

Das C. wurde zuerst nur in der Chirurgie benutzt, u. zwar zum Bedecken von Wunden statt des Heftpflasters, dann überhaupt in allen Fällen, wo die Luft

von kranken Theilen abzuhalten ist ꝛc. Es hat aber die für die genannten Zwecke sehr üble Eigenschaft, daß es beim Trocknen die Haut sehr stark zusammenzieht, durchaus unelastisch wird und leicht Risse bekommt, wodurch dann die Wunde nur noch vergrößert wird. Man stellt deshalb elastisches C. dar, und zwar durch Vermischen von 30 Theilen C. mit 5 Theilen Ricinusöl und 0,15 Theilen venetianischem Terpentin. Auch 2 Theile Glycerin mit 100 Theilen C. vermischt liefern ein brauchbares elastisches C., welches für alle chirurgischen Zwecke die besten Dienste leistet. In der Heilkunde pflegt man außerdem dem C. mancherlei reizend oder ätzend wirkende Stoffe zuzusetzen und erhält so Kanthäridencollodium, Sublimatcollodium, Eisencollodium, Jodcollodium ꝛc.

Die ausgedehnteste Anwendung findet das C. jetzt in der Photographie zur Darstellung der negativen Bilder, und man vermischt es zu diesem Zweck mit Jodammonium, Jodkadmium ꝛc. Auf die Glasplatte gegossen, verdunstet der Aether schnell und hinterläßt das äußerst zarte, jodhaltige Häutchen, welches dann durch Eintauchen in Silberlösung empfindlich gemacht wird. Mischt man das jodhaltige C. mit Bernsteinfirniß und überzieht damit die Platten, so kann man diese vollkommen trocknen lassen und erst später empfindlich machen. Dergleichen Platten kommen als Collodium siccum oder präparirte Collodiumtafeln in den Handel. Mineralisches C. ist jodhaltiges, mit Kieselfluorwasserstoff neutralisirtes Wasserglas, welches ebenfalls zu photographischen Zwecken verwendet wird. Breitet man C. in dicker Schicht auf Glastafeln aus, so kann man das feste Collodiumhäutchen nachher abziehen und, weil es beim Reiben außerordentlich stark elektrisch wird, vielfach bei elektrischen Apparaten, z. B. als Elektrophor, verwenden. Collodiumgefäße kann man leicht darstellen, indem man ein sorgfältig gereinigtes und getrocknetes Becherglas in C. taucht und während des Verdunstens darauf achtet, daß sich an keiner Stelle das noch flüssige C. in Tropfen oder Streifen ansammle. Wiederholt man das Eintauchen mehre Male, so wird das Häutchen endlich so stark, daß man es von dem Glase ablösen kann. Nimmt man statt des Becherglases eine hohle Glaskugel mit kurzem Halse, also einen Glaskolben oder ein Kochfläschchen, und gießt in dasselbe wenig C. hinein, welches man durch Schwenken u. Drehen gleichmäßig vertheilt, so kann man durch Eintauchen in warmes Wasser das Verdunsten des Aethers befördern, durch neue Zugabe von C. das Häutchen an der inneren Wand des Gefäßes verstärken und endlich durch warmes Wasser und durch Einblasen von Luft das vollständige Austrocknen des C.s bewirken. Löst man nun behutsam das Häutchen im Halse des Gefäßes los und bindet es um ein kurzes Stückchen Glasrohr, so kann man durch allmähliges Ansaugen bewirken, daß die äußere Luft das Collodiumhäutchen von dem Glase löst und zusammenfallen macht, so daß es leicht gelingt, dasselbe unverletzt durch den Hals des Gefäßes zu ziehen. Wieder aufgeblasen, nimmt das Collodiumhäutchen die Gestalt des Glases an und kann als Luftballon benutzt werden, welcher, gefüllt mit Wasserstoff, seiner großen Leichtigkeit halber sehr gut steigt. In der Gärtnerei dient das C. häufig als Ersatz für Baumwachs. Stecklinge, etwa 1/8 Zoll tief in C. getaucht, sollen sicherer Wurzeln treiben, weil das Collodiumhäutchen das Eindringen übermäßiger Feuchtigkeit verhindert. Collodiumhäutchen, zwischen galvanoplastisch hergestellten Metallformen gepreßt, liefern ein zartes Material zur künstlichen Blumenfabrikation, namentlich wenn man das C. vorher mit löslichen Farbstoffen gefärbt hat. Versuche, das C. zum Wasserdichtmachen von Geweben oder Papier zu verwenden, haben bis jetzt zu keinem Resultat geführt.

Collomia *Nutt.*, Pflanzengattung aus der Familie der Konvolvulaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5spaltigen oder 5theiligen Kelch, die präsentirtellerförmige Blumenkrone mit dünner, aus dem Kelch hervorragender Röhre, ausgebreitetem, 5theiligem Rande und gegen die Mitte der Röhre zu befestigten Staubgefäßen mit eirundlichen Antheren u. die eiförmige Kapsel, Sommergewächse mit Blüthen in dichten, mit breit-eiförmigen Brakteen unterstützten Endköpfen und abwechselnden, unten bisweilen entgegengesetzten Blättern, in Chile, Kalifornien und anderen Theilen des westlichen Nordamerika. Als Zierpflanzen kommen vor: C. coccinea *Lehm.*, C. Cavanillesii *Hook.*, mit kleinen, zierlichen, in vielblumigen, stiellosen Endköpfchen vereinigten, scharlachrothen, auswendig gelben Blüthen; C. grandiflora *Dougl.*, mit großen, gelben Blüthen, pflanzt sich fast wie Unkraut in den Gärten fort; C. linearis *Nutt.*, mit kleinen, rosenrothen Blüthen. Die Kultur ist wie bei Collinsia (s. d.).

Colloquium (lat.), Unterredung, Gespräch; insbesondere die Unterredung, welche behufs der Prüfung von Männern, die bereits im Amte stehen, aber zu einem höheren Posten aufrücken wollen, z. B. mit Predigern, welche Superintendenten werden wollen, angestellt zu werden pflegt; dann (C. charitativum) auch Bezeichnung der besonders seit der Reformation gebräuchlichen Zusammenkünfte angesehener Theologen verschiedener Kirchenparteien oder verschiedener Richtung, wo diese ihre von einander abweichenden Ansichten in Glaubenssachen darlegen, gegen einander abwägen und eine gütliche Uebereinkunft zu erzielen suchen. S. Religionsgespräche.

Colloredo, weitverzweigtes österreichisches Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung vom Hause der Freiherren von Wallsee in Schwaben ab. Als nächster Ahnherr desselben gilt Wilhelm, der 1302 das Schloß Colloredo, unweit Mels in Friaul erbaute, wovon er u. seine Nachkommen den Namen bekamen. Seine drei Söhne begründeten ebenso viele Zweige des Hauses: Asquinus die asquinische Linie, die 1588 zur erbländischen, 1591 als Colloredo-Wallsee zur reichsfreiherrlichen, 1624 zur reichsgräflichen Würde erhoben wurde, aber 1693 erlosch; Bernhard die bernhardinische Linie, welche wieder in den mantuaner Ast, der 1624 die Reichsgrafenwürde erhielt und sich abermals in den eigentlichen mantuaner und den böhmischen Zweig spaltete, und den venetianer Ast zu Moschelet zerfiel; Weickard die jüngere fürstliche Linie. Einer von dessen Nachkommen, Ferdinand, geboren 1635, † 1689, gründete durch seine beiden Söhne, Hieronymus und Rudolf, die noch heute blü-

henden Linien, die fürstliche und die rudolfinische. Durch des Ersteren Sohn, Rudolf Joseph, wurde die Linie 1763 in den Reichsfürsten- und 1764 in den erbländischen Fürstenstand erhoben, doch führt nur das jeweilige Haupt der Familie den Titel Fürst. Fürst Franz Gundaccar vermählte sich mit Maria Isabella, Gräfin von Mansfeld, setzte 1789 deren Titel und Wappen den seinen hinzu und nannte sich nun Fürst von Colloredo-Mansfeld. Die jüngere rudolfinische Linie nannte sich nach dem 1701 erworbenen Marchesat Santa Sofia: Grafen von Colloredo-Santa-Sofia. Bemerkenswerthe Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Hieronymus, geboren 1582, k. k. Kämmerer, befehligte in der Schlacht bei Lützen ein Regiment, wurde als Generalfeldwachtmeister den 13. Mai 1634 bei Liegnitz von Arnheim geschlagen, was ihm durch kriegsgerichtlichen Spruch eine lange Haft zu Oedenburg zuzog. Später begleitete er Gallas auf seinem Zuge nach Burgund, wurde aber den 17. März 1636 bei Raon geschlagen u. gefangen. Er † 1638 als k. k. Feldmarschalllieutenant an einer Wunde, die er bei dem Entsatze von St. Omer erhalten.

2) Rudolf, geboren 1585, Bruder des Vorigen, erhielt, da ihn seine Aeltern dem Johanniterorden bestimmt hatten, vom Kaiser Rudolf die Komthurei Großlinz, ward k. k. Kämmerer, Hofkriegsrath, Generalfeldwachtmeister und Oberst eines Regiments, zeichnete sich im dreißigjährigen Kriege, besonders bei Mantua, Fürth und Lützen, rühmlich aus und zog mit Gallas nach Lothringen und Burgund. Im Jahre 1636 erhielt er nebst seinem Bruder Hieronymus die Herrschaft Opoczna in Böhmen. Ferdinand III. ernannte ihn zum k. k. geheimen Rath und Feldmarschall, 1637 zum Großprior des Malteserordens zu Strakonitz, 1647 zum Botschafter des Ordens am kaiserlichen Hofe und zum kommandirenden General in Böhmen. Durch seine kühne Vertheidigung der Alt- und Neustadt Prag machte C. den Ueberfall der Schweden, den 26. Juli 1648, wirkungslos. Er † als Feldmarschall und Gouverneur von Prag den 27. Januar 1657.

3) Joseph, Graf von Colloredo-Mels und Wallsee, am 11. September 1735 zu Regensburg geboren, zeichnete sich im siebenjährigen Krieg von der Schlacht bei Lowositz an vielfach aus, namentlich bei Prag u. bei Görlitz. In Breslau gerieth er, jedoch nur für kurze Zeit, in Kriegsgefangenschaft. Im Jahre 1763 zum Generalmajor ernannt, stieg er schnell zum Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath, begleitete Kaiser Joseph II. nach Frankreich und erhielt sodann die Generaldirektion der Artillerie. In dieser Stellung unterwarf er letztere einer vollkommenen Reform und avancirte dafür zum Feldzeugmeister. Im Türkenkrieg war er bei dem Angriffe auf das feste Schabacz gegenwärtig und leitete im nächsten Feldzuge den Sturm auf Belgrad mit. Als Feldmarschall kommandirte er sodann bis zu den Friedensverhandlungen des reichenbacher Kongresses die Beobachtungsarmee an der preußischen Grenze. Während der Erzherzog Karl an der Spitze einer Armee an der Etsch stand, erhielt C. mit dem Titel Staats- und Konferenzminister die Führung der Geschäfte des Hofkriegsraths. Auch die Jahre 1813 und 1814 sahen den Greis noch thätig; er † am 26. November 1818.

4) Franz Gundaccar, Fürst von Colloredo-Mansfeld, geboren 1751, Großkammerherr, Gesandter in Madrid 1767—71, 1772 Principalkommissarius beim Reichskammergericht und 1789—1806 Reichsvicekanzler, hatte als Kriegsminister 1805 bedeutenden Antheil an dem Bündnisse zwischen Oesterreich, England und Rußland; † 1807.

5) Hieronymus, Graf von Colloredo-Mansfeld, Sohn des Vorigen, geboren den 30. März 1775 zu Wetzlar, trat 1792 als Lieutenant in die österreichische Armee, wohnte dem Zuge des Generals Clairfayt in die Champagne bei, machte als Kapitänlieutenant die Feldzüge von 1793 und 1794 in Flandern mit und ward 1794 Kapitän. In Condé gefangen und in der Abtei St. Germain eingeschlossen, wußte er 1795 zu entfliehen. Im folgenden Jahre machte er unter Wurmser den italienischen Feldzug mit, wurde Major, 1800 Oberst, Kommandeur eines Regiments, focht bei Hohenlinden, zeichnete sich als Generalmajor unter dem Erzherzog Karl mit seiner Brigade bei Caldiero aus und wohnte auch dem Feldzuge von 1809 in Italien bei, sowie er sich später als Feldmarschalllieutenant bei Raab hervorthat und den Rückzug nach Komorn deckte. Im Jahre 1813 befehligte er zwei Divisionen vom rechten Flügel Gyulay's, focht rühmlich bei Dresden und Kulm, ward deshalb Feldzeugmeister, kommandirte bei Leipzig das 1. österreichische Armeecorps und kam 1814 mit demselben bis Troyes, wo er wegen einer erhaltenen Wunde das Heer verlassen mußte. Im Jahre 1815 befehligte er ein Armeecorps am Oberrhein u. in Burgund, fungirte dann ad latus des kommandirenden Generals in Böhmen und hierauf in Steiermark; er † zu Wien den 23. Juli 1822.

6) Ferdinand, Graf von Colloredo-Mansfeld, Bruder des Vorigen, den 30. Juli 1777 zu Wien geboren, studirte zu Würzburg und Göttingen, eröffnete seine diplomatische Laufbahn als Attaché bei der kaiserlichen Principalkommission am Reichstage zu Regensburg und wurde schon 1801 zum kurböhmischen Gesandten auf dem Reichstage ernannt. Die ihm angetragene Stelle eines kaiserlichen Gesandten zu Neapel ausschlagend, widmete er sich der Verwaltung seiner Güter. Im Jahre 1809 nahm er an der Errichtung der Landwehren eifrigen Antheil und focht als Major bei der schwarzen Lacke und bei Aspern und Wagram, wo er, den Rückzug des 4. Armeecorps deckend, schwer verwundet ward. Auch an dem Feldzuge von 1815 nahm er Theil. Im Jahre 1822 übernahm C. provisorisch und 1823 definitiv die Geschäfte eines Verordneten des niederösterreichischen Herrenstandes, wurde 1838 Generalhofbaudirektor u. 1847 Herrenstandskommissär. Gleichzeitig war er seit 1825 Administrator der Brandversicherungsanstalt und seit 1834 Generaldirektor derselben, seit 1826 Präsident der ersten österreichischen Sparkasse und der damit verbundenen Versorgungsanstalt und wurde 1832 Oberkuratorstellvertreter, 1844 Ehrenkurator und 1847 Oberkurator derselben. Nach den Märzereignissen übernahm er das Kommando der akademischen Legion. In der wiener Mairevolution bedroht, floh er aus Wien und † den 10. December 1848 auf seinem Gute zu Stiebar.

7) Franz de Paula Gundaccar, Fürst Col-

loredo-Mansfeld, Sohn von C. 5), geboren den 8. November 1802 zu Wien, trat 1824 als Kadet in die Armee, rückte bis zum Generalmajor auf, befehligte 1848 erst zu Triest, dann zu Theresienstadt eine Brigade, war bei Unterdrückung des Aufstandes zu Prag thätig, nahm im Oktober 1848 an der Einschließung Wiens Theil, machte mit seiner Brigade den ungarischen Feldzug mit u. kämpfte namentlich in der Schlacht bei Kapolna u. vor Komorn. Zum Feldmarschalllieutenant ernannt, suchte er sich auf der Insel Schütt zu halten u. blieb dann bei dem Cernirungscorps vor Komorn. Nach dem ungarischen Feldzuge erhielt er im Oktober 1850 den Oberbefehl über das 2. Armeecorps. Er † am 28. Mai 1852.

Collot, Maria, Bildhauerin, Schwiegertochter des Bildhauers Falconet, begleitete jenen nach Petersburg, arbeitete den Kopf der Bildsäule Peters des Großen, hielt sich um 1780 im Haag auf und † gegen 1790.

Collot d'Herbois, Jean Marie, französischer Revolutionär, um 1750 zu Paris von bürgerlichen Aeltern geboren, erhielt eine gute Erziehung, durchzog als Schauspieler und Theaterdichter Frankreich, Holland und Belgien und fand bei seiner schönen Gestalt und sonoren Stimme überall Beifall. In Genf sog er republikanische Grundsätze ein, eilte daher 1789 sofort nach Paris, trat hier als feuriger Volksredner auf und erhöhte seinen Ruf als Patriot noch durch seinen „Almanach du père Gérard“. Nach dem 10. August trat er in den Stadtrath der pariser Gemeinde und nach den Septembergreueln in den Konvent. Bei Eröffnung desselben beantragte er die Einführung der Republik. Er war es auch, der die Todesstrafe für die Emigranten und den Prozeß des Königs beantragte. Als dieser eingeleitet wurde, befand er sich in Orléans, schickte aber ein schriftliches Votum, das auf unverzüglichen Tod lautete. Mit Robespierre verfolgte er die Girondisten und wurde am 13. Juni Präsident der Jakobinerversammlung, sowie im September deren Vertreter im Wohlfahrtsausschusse. Er erhielt mit Billaud-Varennes die administrative Korrespondenz, ward aber nach der Einnahme von Lyon von Robespierre als Richter dahin geschickt und ließ hier die Verhafteten in Masse zusammenhauen und niederschießen. An den Zwisten der Jakobiner mit den Cordeliers nahm er lebhaften Antheil, sprach gegen die Dantonisten und die Umtriebe der fremden Kabinete und schlug eine Landung auf der englischen Küste vor. Seine Popularität erfüllte zuletzt Robespierre mit Mißtrauen gegen ihn, besonders als sich C. gegen die eigenmächtigen Schritte der Triumvirn aussprach. Einen Monat nach der Katastrophe vom 9. Thermidor wurde C. aber von Lecointre als einer der Henker Frankreichs angeklagt, auf Merlins Antrag aus dem Konvent ausgestoßen und endlich nach der Insurrektion vom 12. Germinal zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Da er dort die Schwarzen gegen die Weißen aufzuwiegeln versuchte, ward er auf das Fort Synnamary gebracht, wo er sich zu Tode trank, den 8. Januar 1796. Von seinen zahlreichen Dramen fand nur „Le paysan magistrat, comédie en cinq actes et en prose, imitée de l'espagnol de Calderon“ (1777; 5. Aufl., Brüssel 1783, Paris 1790) einigen Beifall.

Collum (lat.), Hals.

Collutorium (lat.), Mundwasser.

Colman, 1) George, englischer Theaterdichter, den 28. April 1733 zu Florenz geboren, wo sein Vater englischer Resident war, erhielt seine erste Bildung in der Westminsterschule und wurde in Oxford, wohin er 1758 ging, Magister der freien Künste. Die Direktion des Coventgardentheaters vertauschte er 1778 mit der Leitung des Haymarkettheaters, das sich durch ihn zu außerordentlicher Blüthe erhob. Er † im Irrenhause den 14. August 1794. Seinen literarischen Ruf begründete er durch eine Sammlung geistreicher Aufsätze: „The connoisseur“ (1758). Man hat von ihm 27 Theaterstücke, die zum Theil schon 1777 in 4 Bänden erschienen. Er gab auch eine Uebersetzung der „Ars poetica“ des Horaz mit Kommentar und des Terenz (London 1765) heraus. Seine „Miscellaneous works“ erschienen 1787 in 3 Bänden.

2) George, der Jüngere, Sohn des Vorigen, den 21. Oktober 1762 geboren, erhielt seine Bildung in der Westminsterschule, dann zu Oxford und Aberdeen. Hier veröffentlichte er sein erstes Gedicht „The man of the people“, welches Fox zum Gegenstand hatte, und schrieb sein erstes Theaterstück: „The female dramatist“, welches ausgezischt wurde. Bessern Erfolg hatten: „Two to one“ (1784), welches den Beruf C.s für das Theater entschied, und sein Singspiel „Turc or no Turc“ (1785). Als Leiter des Haymarkettheaters schrieb er für dasselbe eine Reihe von Stücken, die sich größtentheils auf dem englischen Repertoire erhalten haben, wie z. B. das Singspiel „Incle and Yarico“ (1787), das Lustspiel „Ways and means“ (1788), das Drama „The Battle of Hexham“ (1789), „The surrender of Calais“ (1791), „The mountainers“ (1793), „The iron chest“ (1796), nach Godwins „Caleb Williams“ bearbeitet, „The heir at law“ (1797), die Oper „Bluebeard“, wozu Kelly die Musik komponirte, das Lustspiel „The poor Gentleman“ (1802), die Possen „Love laughs at Locksmiths“ (1803), „Gay deceivers“ (1804), „John Bull“ (1805), von Walter Scott für das beste neuere englische Lustspiel erklärt, „Who wants a guinea“ (1805), „The Africans“ (1808), „X. Y. Z.“ (1810), „The law of Java“ (1822) ꝛc. Als fröhlicher Gesellschafter war C. auch in den höchsten Kreisen beliebt. Die Gunst Georgs IV. befreite ihn mehrmals aus dem Schuldgefängniß und übertrug ihm das Amt eines Theatercensors (licenser) mit jährlich 3—400 Pfund Sterling. Er † den 26. Oktober 1836 zu London. Noch ist von ihm zu erwähnen eine poetische Burleske, die 1797 unter dem Titel „My nightgown and slippers“ und später (London 1802) in einer neuen Auflage mit Zusätzen unter dem Namen „Broad grins“ erschien, ferner „Poetical vagaries“, „Vagaries vindicated“ und „Eccentricities for Edinburgh“, worin der Humor nicht immer die Grenzen des Anstandes einhält. Das letzte Werk C.s waren Memoiren seines Lebens, namentlich seiner Jugendzeit, unter dem Titel „Random records“ (London 1830) herausgegeben.

Colmar, Hauptstadt des französischen Departements Oberrhein und des gleichnamigen Arrondissements, liegt malerisch u. vortheilhaft in einer fruchtbaren und wohlkultivirten Ebene am Lauch, nahe seiner Mündung in die Ill, und an der Eisenbahn, eine der schönsten und reichsten Städte des Elsaß. Sie hat einen schönen gothischen Münster, eine Synagoge, einen Gerichtshof, ein Collége, Museum,

eine Departementalprimärschule, Taubstummenschule, Bibliothek von 45,000 Bänden, Orangerie und gegen 22,000 Einwohner, welche Baumwollenspinnerei, Glockengießerei, Leinwand-, Tabaks- und Quincailleriefabrikation, Färberei ꝛc., sowie lebhaften Handel treiben. C. ist das Entrepot für alle Erzeugnisse des Elsaß. Die Umgebung der Stadt bilden Promenaden (an der Stelle der alten Festungswerke), Gärten u. prachtvolle Fabrikgebäude. Dem hier geborenen Dichter Pfeffel zu Ehren heißt eine Straße Pfeffelstraße. C. liegt nahe der Stätte des alten Argentuaria. Im Mittelalter hieß es Columbaria (woraus der schon im 12. Jahrhundert vorkommende Name C. entstand) u. gehörte zu den 10 deutschen Reichsstädten, welche unter der Landvogtei Hagenau standen. Im 15. Jahrhundert fanden innere Unruhen daselbst Statt. Die Reformation wurde 1575 eingeführt, allein 1627 von den Kaiserlichen der Katholicismus restituirt. Im Jahre 1632 nahmen die Schweden die Stadt, mußten aber 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen den Franzosen weichen, welche sie jedoch nach dem westphälischen Frieden wieder räumten. Im Jahre 1673 wurde C. zum zweiten Male von den Franzosen genommen und kam endlich 1680 in Folge des ryswicker Friedens für immer an Frankreich, worauf die Festungswerke geschleift wurden.

Colne, Stadt in der englischen Grafschaft Lancaster, auf einem Hügel nördlich von Burnley, mit 6650 Einwohnern, ist einer der ältesten Sitze der Wollenfabrikation in England; schon 1311 gab es hier eine Wollenspinnerei u. eine Kohlengrube. Gegenwärtig hat die Baumwollenfabrikation die Oberhand gewonnen. Bereits 1835 bestanden 7 Baumwollenspinnereien und eine Weberei, in denen 11 Dampfmaschinen thätig waren; 3 andere arbeiteten in den Kohlengruben. C. ist das Colunia der Römer und das Culme der Sachsen. In der Nähe Castor Cliff, eine altrömische Station.

Colobium, griechisches Unterkleid mit kurzen oder gar keinen Aermeln; bei Priestern, Bischöfen ꝛc. ein kurzes Kleid mit kurzen Aermeln (funicella), das bei Festlichkeiten über der Alba getragen wird.

Colocasia *Schott* (Kolokasie), Pflanzengattung aus der Familie der Aroïdeen, bei Linné unter Arum, charakterisirt durch die aufrechte oder kappenförmige Blumenscheide, die in ein bleibendes Rohr endigt, den mit einem Anhange versehenen Kolben, den einfächerigen Fruchtknoten und die kopfförmige, nicht klebrige Narbe, enthält mehre sehr nützliche Nahrungspflanzen, die in der heißen Zone als Stellvertreter unserer Kartoffeln sehr häufig kultivirt werden. C. antiquorum *Schott*, Arum colocasia *L.*, ägyptische Zehrwurzel, wird in Aegypten, Kleinasien, auch in Portugal und in Amerika häufig kultivirt. Die rübenförmige, handlange Wurzel wird, gekocht, zerschnitten oder in Asche geröstet, als Gemüse genossen. Die Pflanze gewährt wegen der schönen, großen, dunkelgrünen Blätter einen angenehmen Anblick. Die kleinen Knollen, welche an der Hauptwurzel sitzen, werden 3 Fuß weit von einander in die Erde gesteckt; nach vier Monaten sind die Knollen reif. Man läßt die angepflanzten nicht Früchte tragen, sondern schneidet diese ab, weil dann die Wurzeln größer werden. C. macrorrhiza *Schott*, Arum macrorrhizon *L.*, auf den Sandwichs- und Freundschaftsinseln Tarro genannt, treibt nach unten lange Wurzelfasern, nach oben mehre im Kreise stehende, armdicke Stiele. Dieser liegende, außen schwarzbraune, innen weiße, mehlreiche Stock ist der eßbare Theil, wird gereinigt, in Scheiben geschnitten, gekocht oder geröstet. Auf den Südseeinseln, in Neuholland, Ostindien und China wird diese Pflanze häufig kultivirt; am besten gedeiht sie auf künstlich überschwemmten Aeckern.

Cologna, Stadt in der österreichisch-venetianischen Provinz Verona, am Kanal Frasana, hat 6500 Einwohner, welche Seidenbau, Wein-, Leder- und Seidenhandel treiben.

Cologne (franz.), s. v. a. Köln.

Coloman, 1) Schotte, ward 1012 auf einer Reise nach Jerusalem zu Stockerau in Oesterreich vom Pöbel als slavischer Kundschafter aufgehängt. Sein Leichnam blieb unverwest und wurde daher 1015 nach Mölk gebracht, wo C. als ein Landespatron Oesterreichs verehrt wird. Tag: der 13. Oktober.

2) C., König von Ungarn, aus dem arpadischen Stamme, folgte seinem Vater Ladislaw I., dem Heiligen, den 29. Juli 1095. Nachdem ihm sein Vetter, Herzog Almus von Kroatien, sein Herzogthum abgetreten hatte, unterwarf er die Magnaten in einer großen Schlacht, vertrieb die Normannen aus Dalmatien, griff mit Venedig jene in ihrem eigenen Gebiet an und zwang den Normannenkönig Roger zum Versprechen, keine Einfälle mehr in Dalmatien zu machen. Gastfrei gestattete er den ersten Heeren der Kreuzfahrer den Durchzug durch sein Reich; die Schaaren unter Peter dem Einsiedler aber ließ er wegen ihrer ausschweifenden Frevel niedermetzeln, und den vierten Zug unter dem Rheingrafen Emiko, der den Durchzug erzwingen wollte, rieb er bei Wieselburg auf. Dagegen gewährte C. dem Herzog Gottfried von Bouillon, gegen dessen durch Geiseln gesichertes Versprechen, nicht zu rauben, freien Durchzug und sorgte bereitwillig für die Bedürfnisse seiner Truppen. Er hatte sich unterdessen mit der Tochter des Grafen Roger von Apulien, Bussila, vermählt. Vom Fürsten Swetopolk von Kiew gegen die übrigen russischen Fürsten um Hülfe gebeten, zog C. über die Karpathen, belagerte den Fürsten Wolodar in dem festen Schlosse Przemysl, ward aber von den Kumanen in einen Hinterhalt gelockt und so gänzlich geschlagen, daß er mit Verlust seines Heeres kaum das Leben rettete. Er widmete sich, fortan weniger kriegslustig, mit um so größerem Eifer der inneren Verwaltung seines Reichs. Im Jahre 1100 berief er einen Landtag, ließ die Gesetze verbessern, die zu harten Strafen mildern, verordnete zwei große jährliche Gerichtstage für jedes Bisthum, verbesserte die Staatsverwaltung u. bemühte sich, die Sklaverei abzuschaffen. Der Abfall der kroatischen Magnaten von Ungarn machte einen neuen Feldzug nothwendig, doch ließen sich jene gern in Unterhandlungen ein; C. versprach ihnen das Fortbestehen ihrer alten Gesetze und Rechte und ward zu Belgrad feierlich zum König von Kroatien und Dalmatien gekrönt. Hierauf unterwarf er sich das ganze dalmatische Küstenland, das den ehemaligen Königen Kroatiens unterworfen gewesen war. Im August 1104 vermählte er sich zum zweiten Male mit Predslawa, der Tochter des Großfürsten Swetopolk von Kiew, entließ sie aber wegen Untreue bald wieder. Einen Aufstand in Dalmatien legte er auf friedliche Weise

bei u. wußte seine Herrschaft durch weise Mäßigung immer weiter auszudehnen. Sein Vetter Almus, dem C. ein beträchtliches Gebiet als unabhängiges Herzogthum eingeräumt hatte, empörte sich theils mit Hülfe polnischer Kriegsschaaren, theils unterstützt vom deutschen Kaiser Heinrich V. viermal gegen ihn, erhielt jedoch, sobald er unterworfen war, stets großmüthig Verzeihung. Als Bүßung legte sich Almus endlich selbst eine Wallfahrt nach Jerusalem auf, war aber 1112 kaum von derselben zurückgekehrt, als er eine neue Verschwörung gegen C. anzettelte, nach deren Entdeckung ihn dieser blenden ließ. Gewissensbisse hierüber, sowie körperliche Leiden führten am 4. Februar 1114 C.s Tod herbei.

Colomb, Ferdinand August von, preußischer General, 1775 in Ostfriesland, wo sein Vater Kammerpräsident war, geboren, trat 1792 zu Berlin in das ziethensche Husarenregiment als Junker ein und rückte 1793 zum Kornet und 1795 zum Secondlieutenant in demselben vor. Im Jahre 1806 nahm er unter Blücher an dem Rückzuge und der Vertheidigung von Lübeck Theil, wurde im folgenden Jahr Premierlieutenant, 1811 im 3. Husarenregiment Stabsrittmeister, 1813 wirklicher Rittmeister und Chef der Jägereskadron des gedachten Regiments und führte als solcher im Rücken der französischen Armee glänzende Streifzüge aus. So nahm er bei Zwickau mit 28 Mann einen ganzen französischen Artilleriepark weg, dessen Begleitung aus 6 Offizieren, 116 Mann Reiterei, 80 Mann Infanterie und mehren Hunderten bewaffneter Troßsoldaten bestand. C. hatte von 1792—1815 allen Hauptschlachten der Preußen, sowie einigen 30 kleinern Gefechten beigewohnt. Im Jahre 1815 ward er Kommandeur des 8. Husarenregiments und Oberstlieutenant, 1818 Oberst und 1823 in das Kriegsministerium berufen. Im Jahre 1829 ward er zum Generalmajor u. Kommandeur der 12. Kavalleriebrigade in Neisse, 1838 zum Kommandeur der 15. Division und Kommandanten von Köln, 1839 zum Generallieutenant, 1841 zum Kommandanten von Berlin und Chef der gesammten Gensdarmerie und endlich am 21. September 1843 zum kommandirenden General des 5. Armeecorps zu Posen befördert. Im Jahre 1849 erhielt er unter Ernennung zum General der Kavallerie seinen Abschied, lebte fortan in Königsberg und † daselbst den 12. November 1854. Von ihm ist die Schrift: „Aus dem Tagebuch des Rittmeisters von C." (Berlin 1854).

Colombat de l'Isère, berühmter französischer Arzt, geboren um 1800 zu Vienne im Departement Isère, studirte zu Paris Medicin und besonders operative Chirurgie, errichtete dann daselbst ein orthopädisches Institut für Stammelnde u. wandte darin seine neu entdeckte Heilmethode mit großem Glück an. Das Wesentlichste derselben besteht in fortgesetzten Uebungen im Rhythmischsprechen mit genauer Rücksichtnahme auf die zur Aussprache der einzelnen Buchstaben nöthigen Mundstellungen. Die Resultate seiner Forschungen legte er in mehren Schriften (deutsch von Schulze, Ilmenau 1831) nieder, wofür ihm 1833 die Akademie der Wissenschaften zu Paris den monthyonschen Preis von 5000 Franken zuerkannte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: Traité medico-chirurgical des maladies des organes de la voix" (Par. 1834); „L'orthophonie" (2. Aufl., das. 1834; deutsch bearbeitet von Flies, Quedlinburg 1840); „Mémoire sur la physiologie et la thérapeutique du bégaiement" (das. 1836); „Traité des maladies des femmes et de l'hygiène specielle de leur sexe" (das. 1838, 2 Bde.; deutsch von Frankenberg, Leipzig 1841); „Supplément" dazu (das. 1842—43, 3 Bde.).

Colombina (ital., Täubchen), weibliche Maskenfigur der italienischen Stegreifkomödie (commedia dell' arte), gewöhnlich die Zofe der Tochter des Pantaleon (s. d.), seltener diese selbst, die Geliebte des Arlechino (s. d.), gekleidet wie eine Kammerzofe im Putz, willkürlich nach Farbe u. Schnitt aber stets mit schwarzer Halbmaske.

Colombo (Kola-ambu), die befestigte Hauptstadt der Insel Ceylon, auf der Südwestküste derselben gelegen, ist regelmäßig gebaut und wird durch 2 sich kreuzende Hauptstraßen in 4 Viertel getheilt. Die Häuser, durchgängig aus Stein oder Lehm gebaut und mit hölzernen Veranden versehen, haben selten mehr als ein Stockwerk und sind unter einem dichten Dache von Kokospalmen und andern tropischen Bäumen versteckt. Die sehr feste, mit 300 Kanonen versehene Citadelle liegt auf einer Halbinsel. Hauptgebäude sind: das Haus des Gouverneurs, die katholischen und reformirten Kirchen, ein Tempel der Singhalesen, eine Moschee, ein Waisenhaus und ein Militärlazareth. Neben mehren Schulen besteht hier auch ein College. Das Klima von C. ist gesund, da die Hitze von der frischen Seebrise gemildert wird. Unter den hübschen Spaziergängen, welche die im Mittelpunkt der Zimmtkultur gelegene Stadt umgeben, zeichnet sich besonders der Gallesace aus, der „Hydepark von C.", wo die feine Welt ihren Corso hält. Der Hafen ist klein, die Rhede aber sicher, ausgenommen während des Südwestmonsuns. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 35—40,000 beläuft, bestehen aus Europäern, Burgers (Holländer), Malabaren, Singhalesen, Mohren, Malayen, Chinesen, Parsen, Kaffern und Pattanys, britischen Soldaten und ceylanischen grünen Schützen. Die Industrie liefert Baumwollenzeuche, Arak, Taue, Gold- und Silberarbeiten, geschnittene Steine ꝛc. Im Jahre 1517 nahmen die Portugiesen den Ort, denen die Holländer ihn 1603, und diesen wieder 1796 die Engländer entrissen.

Colombo, Christoforo (span. Christoval Colon, lat. Christophorus Columbus), der Entdecker der neuen Welt. Zehn italienische Städte u. Ortschaften haben sich um den Ruhm gestritten, C. ihren Sohn nennen zu dürfen; er selbst aber hat in einer öffentlichen Urkunde von unbezweifelter Aechtheit Genua als seine Vaterstadt bezeichnet. Nach einem alten Stammbaume soll er der Sohn eines Edelmannes Domenico C., der 1457 starb, nach genuesischen Annalisten und Zeitgenossen aber eines Tuchwebers gewesen sein. Sein Geburtsjahr scheint nach seinen eigenen Aeußerungen das Jahr 1456 zu sein. Um 1470 ward der Knabe zu seiner Ausbildung in den mathematischen Wissenschaften auf die Universität Pavia gesandt, begab sich aber schon im Alter von 14 Jahren auf die See, um das nautische Gewerbe nicht wieder zu verlassen. Seine ersten Seereisen führten ihn im Dienste des Königs René von Anjou nach der Levante, später auch nach England, und im Februar 1477 gelangte er mehr als 100 spanische Seemeilen über Island (Tile) hinaus. Darauf treffen wir ihn in Lissabon. Er

soll sich da mit zwei Namensvettern, Oheim und Neffen, die durch Kapereien gegen Mauren und Venetianer ihren Namen gefürchtet gemacht hatten, zu gleichem Gewerbe vereinigt haben. Einst griff er zwischen Lissabon und dem Hafen von Vincent vier reichbeladene venetianische Handelsschiffe an, und sein Schiff gerieth nach einem furchtbaren Kampf, der vom Morgen bis zur Nacht dauerte, zugleich mit der großen feindlichen Galeere in Brand; C. stürzte sich ins Meer und erreichte mittelst eines Ruders die zwei Seemeilen entfernte portugiesische Küste, worauf er sich nach Lissabon begab und daselbst blieb. Diese von seinem Sohne Fernando erzählte Begebenheit ist vielfach bezweifelt worden; was ihn aber auch nach Portugal führen mochte, kein Land war geeigneter, den in ihm schlummernden Keim zum großen Seefahrer zu entfalten. Er heirathete hier Donna Felipa Muniz de Perestrello, die Tochter eines edlen Italieners, der sich ebenfalls als Seemann ausgezeichnet und die Insel Porto Santo kolonisirt hatte, u. so wurde Portugal sein zweites Vaterland. Das Haupterbtheil seiner Frau waren die von ihrem Vater geführten Tagebücher und entworfenen Karten. C.'s Wissenstrieb wurde durch dieselben unsäglich gespornt, u. die Weltkunde blieb fortan Gegenstand seines eifrigsten Studiums, während er durch Theilnahme an mehren Expeditionen nach der Küste von Guinea u. Verfertigung von Landkarten die Bedürfnisse seines kleinen Haushalts bestritt. Auf der Insel Porto Santo, wo er eine Zeitlang wohnte, kam er mit dem zweiten Gatten seiner Schwiegermutter, Pedro Correo, einem ausgezeichneten Seemanne, in Berührung, und in Gesprächen mit ihm reifte C.'s Gedanke an die Möglichkeit, einen andern Weg, als den um die Südspitze Afrika's, nach den fabelhaften Ländern des Ostens aufzufinden. Er dachte sich, wie schon Aristoteles, die Erde als einen aus Wasser und Land bestehenden Globus, den man von Osten nach Westen umsegeln könne; die Cirkumferenz von Osten nach Westen theilte er in 24 Stunden, jede zu 15 Graden, daher im Ganzen in 360 Grade. Aus der Vergleichung mit dem Globus des Ptolemäus und einer ältern Karte von Marinus von Tyrus ergab sich, daß den Alten davon nur 15 Stunden, nämlich die Straße von den kanarischen Inseln bis nach der Stadt Thinä in Asien, bekannt gewesen; die Entdeckung der Azoren durch die Portugiesen hatte noch eine Stunde hinzugefügt, und es blieben nach seiner Meinung demnach nur noch 8 Stunden oder ein Drittel der Peripherie zu durchschiffen, eine Berechnung, die allerdings die Wirklichkeit bei weitem nicht erreichte. Durchsegelte man nun diesen Raum von Westen nach Osten, so mußte man nach der äußersten Grenze Asiens gelangen und neue Länder entdecken; denn C. dachte sich den größten Theil jenes Raumes bis in die Nähe der westlichen Küsten Europa's und Afrika's von den östlichen Ländern Asiens ausgefüllt. Die Meinung von der geringen Breite des zwischen beiden Festländern befindlichen Oceans wurde nicht nur durch die Aussagen des Aristoteles, Seneca u. Plinius, welche behaupteten, daß man von Cadix aus in wenig Tagen nach Indien würde segeln können, und durch die Berichte der berühmten Reisenden Marco Polo und Mandeville, welche die von Ptolemäus bezeichneten Regionen in Asien weit überschritten hatten, sondern auch durch äußere Zeichen unterstützt, denen C.'s Scharfsinn die richtige Deutung zu geben wußte. So hatte ein portugiesischer Seefahrer, Martin Vicenti, 450 Seemeilen westlich vom Kap St. Vincent ein von Westen her schwimmendes geschnitztes Holz und Pedro Correo selbst auf Porto Santo ein ähnliches aus gleicher Richtung hergetriebenes gefunden. In Schilfrohren, die aus Westen her an einige Inseln geschwemmt waren, erkannte er die wieder, die nach Ptolemäus in Indien wachsen sollten; dazu hatten die Wellen auf die Insel Flores zwei männliche Leichname geworfen, deren Gesichtsbildung ganz verschieden von der aller bekannten Menschenracen war. Auf diese Grundlagen stützte C. seine große weltumgestaltende Idee, die er hinfort zur Aufgabe seines ganzen Lebens machte. In dem ehrgeizigen, unternehmenden König von Portugal Johann II. glaubte er auch den Mann gefunden zu haben, dessen er zur Ausführung seines Unternehmens bedurfte. In einer Audienz entwickelte er ihm seinen Plan, der den König nicht ohne Interesse ließ und von ihm einer gelehrten Junta, bestehend aus den Kosmographen Rodrigo u. Joseph u. des Königs Beichtvater Diego Ortiz de Cazadilla zur Prüfung vorgelegt ward. Wiewohl ihn dieselben ungereimt u. chimärisch fanden, schenkte doch der König diesen sogenannten Träumereien C.'s Glauben, so daß er sich sogar zu einem Betruge verleiten ließ. Er forderte C. auf, einen schriftlichen ausführlichen Plan seiner beabsichtigten Reise nebst den Karten vorzulegen, und rüstete dann, in Folge derselben, eine Karavelle aus, die den von C. bezeichneten Weg aufsuchen sollte. Die feige Mannschaft kehrte aber nach wenigen Tagen zurück. C. schnitt darauf alle weiteren Verhandlungen ab, verließ Portugal, an welches ihn nach dem Tode seiner Gattin, seine zahlreichen Schulden ausgenommen, kein Band mehr fesselte, u. ging nun, unbeirrt durch allen Spott, von Hof zu Hof, um die unermeßlichen Schätze Indiens anzubieten. Sein Vaterland, an das er sich zunächst wendete, hatte nur eine abschlägige Antwort auf seine Anträge. Mit größerer Achtung nahm sie zwar Venedig auf, befand sich aber nicht in dem Zustande, auf ein so gewagtes Unternehmen einzugehen. Darauf trat er den 20. Januar 1486 förmlich in den Dienst des Königs von Kastilien, welcher sein Anerbieten durch Gelehrte der Universität Salamanca prüfen ließ. Die Stimmen waren getheilt, und man ließ die Sache nicht ganz fallen; doch sollte zuvörderst der maurische Krieg beendet werden. Ermüdet durch die lange Verzögerung, beschloß C. 1491, Kastilien zu verlassen, um sich an den französischen Hof zu begeben. Auf der Reise nach Huelva kommt er in den Hafenort Palos und bittet hier, seinen Sohn Diego an der Hand, den Pförtner eines Klosters um Brod u. einen Trunk Wasser für den erschöpften Knaben. Der Mönch kommt mit C. ins Gespräch, hört voll Bewunderung dessen große Pläne, ruft noch einen in der Erd- und Himmelskunde etwas bewanderten Arzt, Garcia Hernandez, herbei und verwendet sich schließlich für C. bei der Königin Isabella von Kastilien. Nach 14 Tagen traf ein Schreiben derselben mit einer Geldsendung für C. ein, damit er anständig bei Hofe im Lager von Santa Fé vor Granada erscheinen könne, wo er Ende 1491 gerade zur Kapitulation der letzten arabischen Stadt eintraf. Neue Schwierigkeiten erregten hier aber die ungemein

hohen Forderungen, welche C. für den Fall des Gelingens seines Unternehmens für sich u. seine Nachkommen stellte, nämlich Erhebung in den Adelsstand, die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Almiranten von Kastilien, welche im Rang nur den Kronfeldherren (Condestables) nachstanden; Macht und Titel eines Vicekönigs in den entdeckten Ländern, mit dem Rechte, für alle Aemter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen; den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen; endlich nach Belieben ein Achtel Antheil an dem Kronbetriebe der etwaigen Handelsmonopole. Da man hierauf nicht einging, so griff C. wieder zum Wanderstabe, um sich nach Frankreich oder auch nach England zu wenden, von wo Einladungen an ihn ergangen waren. Die Zahl seiner Gönner und Anhänger hatte sich indessen vermehrt; den wichtigsten Dienst aber leistete ihm Luis de Sant Angel, Schatzkanzler von Aragon, welcher die Königin so für C.'s Plan zu gewinnen wußte, daß sie, weil der Kronschatz völlig leer war, ihre Juwelen verpfänden wollte; doch streckte ihr der Minister Sant Angel die zur Ausrüstung von drei Schiffen auf ein Jahr nöthigen 5300 Dukaten vor. Ein Eilbote holte C. zwei Meilen von Santa Fé ein, die Kapitulation mit der Krone ward am 17. April unterzeichnet, und schon am 23. Mai befand sich C. in Palos. Hier wurden binnen 10 Tagen zwei Karavellen ausgerüstet; ein drittes kleines Fahrzeug mußte gemiethet werden. Hier warb auch C. seine Matrosen, unter denen namentlich die drei Brüder Martin Alonso, Vicente Yañez und Francisco Martin Pinzon, aus einer der reichsten Familien zu Palos, zu nennen sind. Am 3. August 1492 segelte C. von Palos ab. Das größte, mit einem Verdeck versehene der drei Schiffe, Santa Maria, wurde das Admiralschiff; die beiden andern, Pinta und Nina, waren nicht größer als die gewöhnlichen Flußfahrzeuge, hatten kein Verdeck und wurden von den Brüdern Pinzon befehligt. Es befanden sich im Ganzen 120 Personen auf den Schiffen, die königlichen Beamten, welche die Fahrt begleiten mußten, eingeschlossen. C. nahm seinen Lauf in südwestlicher Richtung nach den kanarischen Inseln, von wo aus er in gerader Richtung westlich nach der von Marco Polo beschriebenen Insel Zipangu (Japan) segeln wollte. Am dritten Tage schon zog die Pinta wegen zerbrochenen Steuerruders die Nothflagge auf, doch wurde der Schaden wieder ausgebessert. Schon am folgenden Tage aber gaben die Taue der Pinta nach, auch war sie leck geworden, und C. sah sich genöthigt, einen Hafen der kanarischen Inseln aufzusuchen, um ein anderes Fahrzeug zu erwerben. Letzteres gelang nicht, und es bedurfte drei Wochen, um die Pinta wieder segelfähig zu machen. In Gomera, wo sich die Seefahrer mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versorgten, erfuhr C., daß drei portugiesische Schiffe Jagd auf ihn machten; dies bestimmte ihn, sogleich die Anker zu lichten. Kaum aber waren die kanarischen Inseln dem Auge entschwunden, als Hoffnungslosigkeit in die Brust der meisten Seefahrer einkehrte; umsonst waren alle Trostworte des Admirals. Um die Matrosen über die Entfernung von der Heimat zu täuschen, stellte C. zwei Berechnungen auf, von denen die eine, die zu Jedermanns Einsicht offen lag, die zurückgelegten Distanzen verkürzt angab. Am 13. September Abends, als die Schiffe etwa 200 Meilen von Ferro entfernt waren, bemerkte C. zuerst die Variation des Kompasses, eine Erscheinung, die man bisher noch nicht kannte, und welche die Mannschaft in die höchste Bestürzung versetzte. Am folgenden Tage verbreitete die Erscheinung eines Meteors neuen Schrecken. Als man aber nach einigen Tagen, während dem der Passatwind die Schiffe leicht u. schnell forttrieb, große Strecken der Meeresfläche mit theils frischem, theils gelbem und verwittertem Grase, das aus Westen getrieben kam, und auf ihm unter Anderem eine lebendige Krabbe fand, auch einen tropischen Vogel, von einer Gattung, welche die Nacht nie auf dem Meere zubringt, sowie Thunfische erblickte, und das Seewasser weniger salzig zu schmecken schien, da faßte die Mannschaft neuen Muth, u. ein Schiff suchte dem anderen im Segeln den Rang abzulaufen. Am 19. September kamen einige Regenschauer, von Windstößen begleitet; zwei Pelekane flogen an Bord der Schiffe, und als C. mit einer Linie von 200 Faden sondirte, fand er keinen Grund; er glaubte demnach, daß er zwischen zwei Inseln durchpassire, wich aber nicht von seiner Richtung, um sein unerschütterliches Selbstvertrauen zu zeigen. Wieder aber vergingen Tage, und kein Land zeigte sich. Das schwimmende Gras wurde so dicht, daß die Schiffe fast nicht hindurchzusegeln vermochten, dazu trat Windstille ein. Am 25. September wogte plötzlich das Meer sehr stark, ohne daß sich die Luft bewegte; diese in den großen Meeren gewöhnliche Erscheinung verscheuchte für einen Augenblick alle Furcht. Nichtsdestoweniger ward die Lage des Admirals immer bedenklicher. Die Mannschaft beschloß insgeheim, C. zur Rückkehr zu zwingen und, wenn er sich dessen weigere, ihn über Bord zu werfen. C. wußte darum, blieb aber standhaft; während er die Einen durch freundliche Worte zu gewinnen suchte, reizte er die Habsucht der Anderen durch Schilderungen der Reichthümer, die sie finden würden. Am 25. September wurde der Wind günstiger; Pinzon meinte, daß sie sich, nach der Karte zu urtheilen, in der Nähe der Insel Zipangu befinden müßten, und rief, während C. in Berechnungen vertieft war, vom Hintertheil der Pinta: „Land, Land! Señor, ich nehme die Belohnung in Anspruch!" Und in der That erblickte man in Südwesten in der Entfernung von etwa 25 Meilen einen Streifen, den die ganze Mannschaft und C. selbst für Land hielten. Der Jubel war unaussprechlich, C. warf sich betend auf die Kniee, und Pinzon stimmte das „Gott in der Höhe" an. Am Morgen aber war das vermeinte Land als Wolke verschwunden. Die Muthlosigkeit kehrte nun mit um so größerer Stärke zurück. Als am 2. Oktober das schwimmende Gras von Westen nach Osten trieb, und sich kein Vogel mehr blicken ließ, glaubte man, zwischen zwei Inseln durchpassirt zu sein, und suchte den Admiral zu bewegen, seinen Lauf zu verändern. C. weigerte sich dessen mit Standhaftigkeit. Am folgenden Tage sah man wieder große Schaaren von Vögeln und eine Menge Anzeichen von Land, so daß die Matrosen begierig in das Meer hinaussahen, um das von der Regierung Demjenigen, der zuerst Land entdecken würde, ausgesetzte Jahrgeld von 30 Kronen zu verdienen. C. versprach noch eine Belohnung aus seinen eigenen Mitteln. Wieder verliefen Tage, und immer nur die weite unend-

liche Wasserwüste. Da endlich schlug selbst Alonso Pinzon C. einen südlicheren Lauf vor; aber eher hätte er Felsen bewegen können, als den Admiral. Der 7. Oktober brachte eine neue Täuschung; das jubelnd begrüßte Land versank abermals in den Wogen. C. bemerkte an diesem Tage große Schaaren von Feldvögeln, die nach Südwesten flogen, und da er bereits 750 Seemeilen zurückgelegt, ohne auf die erwartete Insel Zipangu zu treffen, so stieg zum ersten Male der Gedanke in ihm auf, zu weit nördlich gekommen zu sein, und er entschloß sich am Abend, nach der Richtung zu steuern, wohin die Vögel ihren Flug nahmen. Drei Tage segelten die Schiffe in dieser Richtung, fortwährend von Anzeichen von Land getäuscht. Am Abend des dritten Tages brach endlich die Mannschaft in lautes Murren aus und verlangte mit Ungestüm die Rückkehr. Noch einmal aber siegte C.'s Geistesüberlegenheit. Von einer Unterhandlung um dreitägige Frist wissen die Quellenschriftsteller nichts. Von Stunde zu Stunde wuchs jedoch die Gefahr über dem Haupte des muthigen Admirals; da erschienen im rechten Augenblick Hoffnungsboten, die nicht täuschen konnten. Der Anblick einer Menge frischen Ufergrases, eines grünen Fisches, der sich nur zwischen Klippen aufhält, eines frischen Dornstrauchs mit Beeren, eines Schilfrohrs, eines kleinen Brets und eines künstlich geschnitzten Stabs verscheuchten allen Trübsinn. Als es zu dunkeln begann, stellte sich C. auf den höchsten Punkt des Hintertheils seines Schiffes und blickte gen Westen. Um 10 Uhr sah er ein Licht in der Ferne schimmern, verschwinden u. noch einige Male wieder aufflimmern. Er rief den königlichen Notar herbei und machte ihn darauf aufmerksam. Da gab gegen 2 Uhr Morgens ein Kanonenschuß von der Pinta plötzlich das verabredete Signal von entdecktem Land. Ein Matrose, Rodrigo von Triana, hatte es zuerst gesehen; C. aber nahm die Ehre der Entdeckung für sich in Anspruch, weil er das Licht schon früher wahrgenommen. In der Entfernung von zwei Meilen war deutlich ein langer, grauer Streifen zu erkennen; man zog die Segel ein, legte bei und erwartete den Anbruch des Tages. Als die Sonne des 12. Oktober 1492 über das Meer flammte, stand C. im Angesicht der neuen Welt.

Es war eine schöne, flache, sich mehre Meilen weit ausdehnende Insel, die sich, in frischem Grün von zahllosen Bäumen bedeckt, vor dem Auge der Seefahrer ausbreitete. Aus den Wäldern der Insel sah man die völlig nackten Bewohner hervorkommen und die Schiffe mit dem höchsten Erstaunen betrachten. C. ließ Anker werfen, die Boote bemannen u. bewaffnen. Er war reich in Scharlach gekleidet u. hielt die königliche Fahne in der Hand. Er warf sich auf dem Land mit einem Dankgebet nieder und küßte den Boden, zog darauf sein Schwert, ließ die königliche Fahne wehen, nahm von der Insel, die er San Salvadore nannte, im Namen der spanischen Monarchen feierlich Besitz und ließ sich hierauf als Admiral und Vicekönig den Eid des Gehorsams leisten. Die Wilden waren anfangs in ihre Wälder entflohen, als man sie aber nicht verfolgte, näherten sie sich ehrfurchtsvoll den Spaniern, befühlten sie und drückten auf alle Weise ihre Verwunderung aus. Da C. glaubte, nach einer an den äußersten Grenzen Indiens gelegenen Insel gekommen zu sein, so gab er den Eingeborenen den bis heute gebräuchlichen allgemeinen Namen Indianer. Den Goldschmuck, den sie in der Nase trugen, gaben sie bereitwillig für Glasperlen, und C. glaubte aus seine Frage aus ihren Zeichen zu entnehmen, daß dies edle Metall aus dem Süden komme, wo ein unermeßlich reicher König wohne. Dies Land im Süden konnte kein anderes sein, als die prächtige Insel Zipangu des Marco Polo. Am Morgen des 14. Oktober untersuchte C. die Insel, die in der Sprache des Landes Guanahani hieß, nahm 7 Eingeborene, welche ihm Dolmetscher werden sollten, mit sich und ließ noch an demselben Abend die Anker lichten, um Zipangu aufzusuchen. Bald sah er eine große Menge flacher und fruchtbarer Inseln nach allen Richtungen ausgestreut, und die Indianer gaben ihm zu verstehen, daß sie alle stark bevölkert und mit einander im Kriege wären; er hielt sie für den von Marco Polo beschriebenen Archipel, der aus 7450 Inseln bestehen sollte, und steuerte auf die größte der Inseln zu, deren Bewohner viel goldenen Schmuck tragen sollten. Am 16. Oktober Morgens nahm er feierlich Besitz von ihr und nannte sie Santa Maria de la Concepcion. Eine andere Insel nannte er Fernandina, dieselbe, die jetzt [illegible] heißt. Von da nahm er seinen Lauf nach Südosten, um Saometo aufzusuchen, wo ein König u. Ueberfluß an Gold und Edelsteinen sein sollten. Er fand wohl die Insel, aber weder einen König, noch Schätze; doch die Schönheit der Insel, die er Isabella nannte, übertraf Alles, was er bisher gesehen. Am 24. Oktober ging er wieder unter Segel, und nach dreitägiger Fahrt, während welcher man an einer Inselgruppe — Islas de Arena — vorbeisegelte und die Bahamabank und den Bahamakanal passirte, kam er am 28. Oktober nach der Insel Cuba, welche er Juanna nannte. C. glaubte, in ihr die Insel Zipangu gefunden zu haben u. hoffte, auf dem westlichen Theile die goldne Königsstadt zu finden. Er gelangte an eine große, mit Palmen bedeckte Landspitze, die er Palmenvorgebirge nannte, und hinter welcher sich nach der Andeutung der Indianer ein Fluß befinden sollte, von wo aus man noch 3 Tagereisen nach dem goldreichen Cubanacan habe. Untersuchte man den Fluß, und widrige Winde nöthigten ihn endlich, in einem andern Flusse, den C. Rio de los Maros nannte, Anker zu werfen. Er selbst stieg ans Land, fand aber das ersehnte Gold nicht; dagegen erfuhr er, daß der König 4 Tagereisen weit im Innern des Landes residire. Er schickte zwei Gesandte, Rodrigo de Jerez und Luis de Torres, ab, um mit demselben ein freundliches Verhältniß anzuknüpfen. Torres, ein getaufter Jude, der Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch verstand, begleitete sie als Dolmetscher. Die Gesandten fanden zu ihrer Enttäuschung einen nackten Häuptling in ärmlicher Hütte, der kein Wort Hebräisch, Chaldäisch oder Arabisch verstand, die Fremdlinge jedoch mit großer Ehrerbietung empfing. Man lernte hier zum ersten Male die Kartoffel und den Tabak kennen. Inzwischen hatte C. neue Kunde von einem Lande im Osten, Babeque, erhalten, wo die Bewohner bei Fackellicht an den Ufern der Flüsse Gold sammeln und dieses dann zu Stangen verarbeiten sollten. Dies zu suchen, ging er am 12. November unter Segel, segelte 2—3 Tage in der Richtung der Küste fort und lief endlich in einen sichern Hafen ein, den er Puerto del Principe nannte. Mehre

Tage lang untersuchte er einen aus kleinen, aber schönen Inseln bestehenden Archipel, der später El jardin del Rey genannt wurde, und den er für einen Theil jener unzähligen Eilande hielt, die nach Marco Polo längs der asiatischen Küste liegen sollten. Am 19. ging er wieder unter Segel u. steuerte nach Nordnordosten, entdeckte auch in der Entfernung von etwa 60 englischen Meilen Land, das er für die Insel Babeque hielt, ward aber durch widrige Winde genöthigt, nach Cuba umzukehren. Hier verlor er auch die Pinta; der habsüchtige Pinzon hatte sich absichtlich vom Admiral getrennt. Am 24. November erreichte C. wieder das Vorgebirge Cuba. Am 5. December kam er an die östliche Spitze der Insel und glaubte nun die östliche Grenze Asiens erreicht zu haben. Hohe Gebirge im Südosten schienen ihm eine Insel von großem Umfang zu bezeichnen. Am Abend des 6. Dec. liefen die Schiffe in einen auf der Westseite der Insel gelegenen Hafen ein und segelten am folgenden Tage die nördliche Küste entlang. Da die Thier- und Pflanzenwelt lebhaft an Andalusien erinnerten, nannte C. die Insel Hispaniola. Die Einwohner entflohen überall, doch fand man Spuren von Civilisation und endlich in reizender Lage ein großes, aber von seinen Bewohnern verlassenes Dorf. Am 14. December begann C. seine Nachforschungen nach der Insel Babeque fortzusetzen, ward aber durch widrige Winde abermals bis zum 16. aufgehalten; von mehren Kaziken erhielt er Kunde von einer im Osten liegenden Gegend, Cibao, deren Kazike aus Gold gewirkte Paniere besitzen sollte. Wie wahrscheinlich, daß Cibao mit Zipangu und der dortige Häuptling mit dem von Marco Polo erwähnten reichen König identisch war! C. ging daher am 24. December vor Sonnenuntergang unter Segel und steuerte nach Osten. Wider seine Gewohnheit hatte er sich dem Schlaf überlassen, als das Admiralschiff plötzlich auf eine Sandbank gerieth, u. C. gezwungen wurde, die Gastfreundschaft eines nahe wohnenden befreundeten Kaziken in Anspruch zu nehmen. Hier endlich fand C. den ersehnten Reichthum an Gold, das nach dem Bericht des Kaziken in den Gebirgen an einem Ort, Cibao, in großer Menge vorhanden sein und nur in geringem Werthe stehen sollte. Das einfache, ruhige Leben der Eingeborenen dieser Insel behagte den Spaniern so, daß viele um die Erlaubniß baten, hier bleiben zu dürfen. So kam C. auf die Idee, hier eine Kolonie zu gründen. Aus dem Wrack des gestrandeten Schiffs entstand in 10 Tagen das Fort la Navidad, das C. mit 39 der Tüchtigsten bemannte. Befehlshaber ward der Oberrichter der Escadre, Diego de Arana aus Cordova. Am 4. Januar 1493 ging C. darauf unter Segel, um nach Spanien zurückzukehren. Durch widrigen Wind wurde die Karavelle zwei Tage lang in der Bai eines steilen Vorgebirgs — Monte Christi — zurückgehalten, und traf dann, kaum wieder unter Segel gegangen, mit der Pinta zusammen, deren Kommandant sein Entweichen zu entschuldigen suchte. C. setzte die Fahrt längs der Küsten von Hispaniola fort und warf endlich in einer großen Bai Anker. Die Indianer hatten hier ein wildes Aussehen und kriegerische Haltung, waren bemalt und mit Bögen, Pfeilen, Keulen und Schwertern von furchtbarer Größe bewaffnet; doch traten sie in friedlichen Verkehr mit den Spaniern. Ein kleines Scharmützel abgerechnet, in dem das erste indianische Blut floß, ward der friedliche Verkehr nicht gestört; die Indianer zeigten einen offenen, biedern Charakter, und einige entschlossen sich sogar, C. in seine Heimat zu begleiten. Am 16. gingen die beiden Karavellen unter Segel und steuerten nach Nordosten, wo die Karaiben- und die Amazoneninsel Montinino liegen sollten, doch bewog günstiger Wind C., die Rückreise ungesäumt anzutreten. Der günstige Westwind setzte aber bald in einen heftigen Ostwind um. Im Anfang des Februar hatte man daher erst den 38. Grad der Breite erreicht und die Region der Passatwinde durchschnitten, worauf die Fahrt nun rascher von Statten ging. Am 12. Februar erhob sich Wind, und ein furchtbarer Sturm wüthete mit solchem Ungestüm, daß die Pinta verschlagen wurde. C. suchte den Himmel durch Gelübde zu versöhnen, schrieb die Entdeckung seiner Reise nieder, barg sie versiegelt in ein Faß und gab dieses den Wellen Preis. Endlich legte sich allmählig der Sturm, am 15. erscholl der Ruf „Land!“, und am 17. Abends erreichte das Admiralschiff eine Insel der Azoren. C. mußte sehen, wie seine Matrosen hier in einer Kapelle durch eine bewaffnete Schaar unter dem Gouverneur der Insel gefangen wurden, und erhielt sie erst nach langwieriger Unterhandlung zurück. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es, und zwar auf Befehl des Königs von Portugal, eigentlich auf ihn abgesehen gewesen. Nach heftigen Stürmen sah sich C. am 4. März in die Nähe des Felsens von Cintra, an der Mündung des Tajo, geschleudert, und mußte Rastello gegenüber vor Anker gehen. Er fertigte einen Eilboten an die spanischen Monarchen und zugleich ein Schreiben an den König von Portugal ab, mit der Bitte, sich vor Lissabon vor Anker legen zu dürfen. Ein Hofbeamter brachte eine Einladung an den Hof nach Valparaiso. C. wurde hier vom Monarchen glänzend empfangen. Die Höflinge schlugen dem König vor, den Admiral ermorden zu lassen, um jeder weitern Ausbreitung der gemachten Entdeckung vorzubeugen, ein Rath, den der Monarch mit Entrüstung zurückwies. Ein anderer Vorschlag, sofort eine zahlreiche Escadre mit zwei portugiesischen Matrosen, welche die Reise mitgemacht, nach den entdeckten Ländern zu schicken, wurde jedoch sogleich ins Werk gesetzt. C. lief um Mittag des 15. März im Hafen von Palos ein, den er vor 7½ Monaten verlassen.

Man geleitete ihn hier unter Jauchzen und Prozession nach der Hauptkirche, wo der Admiral seinen Dank abstattete. Seine Reise nach Barcelona war ein wahrer Triumphzug, und ebenso glänzend der Empfang, der ihn dort erwartete. Die ganze civilisirte Welt war von Erstaunen und Freude über das außerordentliche Ereigniß erfüllt, und Spanien holte eiligst die Sanktion des Papstes ein, um sich die Frucht der Entdeckung zu sichern, und traf Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition. Da die Bekehrung der Heiden, wie erklärt worden, der große Zweck dieser Entdeckungen war, so wurden zwölf Geistliche ausgewählt, um die Expedition zu begleiten; einer derselben, Bernardo Boyle, wurde vom Papste zu dessen apostolischem Vikar in der neuen Welt ernannt und an die Spitze jener Mission gestellt. Alle mit C. geschlossenen Verträge wurden in erweitertem Maße von Ferdinand und Isabella bestätigt. Im Verein mit Juan Rodriguez de

Fonseca und Juan de Soria hatte C. bald eine Escadre von 17 Fahrzeugen jeder Größe zusammengebracht. Viele Glieder des hohen Adels bewarben sich um die Gunst, an der Expedition Theil nehmen zu dürfen. Zwistigkeiten zwischen Fonseca und C. legten aber noch vor der Abfahrt den Grund zu der tödtlichen Feindschaft des Erstern gegen den Admiral. Am 25. September 1493 segelte die aus 3 großen Lastschiffen und 14 Karavellen bestehende, mit 1500 Mann besetzte Flotte aus der Bai von Cadix ab. C. hatte aber jetzt zwei Dämonen an Bord, die den unglücklichen Völkern der neuen Welt nur Verderben entgegentrugen: religiösen Fanatismus und Golddurst. Am 1. Oktober gelangte man an die kanarischen Inseln und ankerte am 5. vor Gomera, um Wasser und Holzbedarf einzunehmen. Bevor C. am 7. wieder unter Segel ging, stellte er dem Befehlshaber jedes Schiffes eine versiegelte Reiseroute nach dem Hafen la Navidad zu, die aber erst dann geöffnet werden sollte, wenn die Schiffe durch irgend einen Zufall von einander getrennt würden. Er selbst steuerte nach Südwesten, weil er die karaibischen Inseln zu entdecken hoffte. Am 3. November Morgens zeigte sich am Horizont eine hohe Insel, welche C. Dominica nannte, und allmählig entfaltete sich jene Gruppe, die von der Ostspitze von Portorico bis zur Küste von Paria fast einen Halbkreis bildet. Nachdem C. von einigen dieser Inseln, die unbewohnt schienen, Besitz genommen, gelangte er auf eine größere, der er den Namen Guadeloupe gab. Die Menschenknochen, die er in den Hütten der Eingeborenen fand, sagten ihm, daß er sich in den Ländern der Kannibalen oder Karaiben befinde. C. steuerte längs der Küste von Guadeloupe in nordwestlicher Richtung und warf am 14. Nov. bei Agay, von ihm Santa Cruz genannt, Anker. Hier geriethen die Spanier mit einem von Indianern gefüllten Canot in ein Gefecht, in welchem diese nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen wurden. Am 22. gelangte die Escadre, nach kurzem Aufenthalt auf Portorico, an die östliche Spitze Hispaniola's, und am 25. warf C. in dem Hafen von Monte Christi Anker. Er fand hier Ueberreste menschlicher Leichname, die augenscheinlich die von Weißen waren, und erhielt am 27. Abends vor dem Hafen von la Navidad in der Nacht durch ein Canot die Nachricht, daß die spanische Besatzung von la Navidad theils von Krankheiten hinweggerafft worden, theils mit einander in Streit gerathen, theils aber nach einem andern Theil der Insel gezogen sei. Der Kazike Guacanagari sei von dem wilden Häuptling der Goldberge von Cibao angefallen, verwundet und sein Dorf verbrannt worden. C. schöpfte sogleich Verdacht gegen den Kaziken, zumal er am andern Tage statt des Forts nur eine Brandstätte fand. Von einigen Indianern erfuhr man folgenden Sachverhalt. Die von C. Zurückgelassenen hatten die abscheulichsten Excesse, welche Habsucht und gemeine Sinnlichkeit nur erfinden konnten, begangen. Einige hatte der Golddurst sogar nach Cibao getrieben, wo ein mächtiger und gefürchteter Kazike, Caonabo, von Geburt ein Karaibe, herrschte, fanden aber durch ihn den Tod. Caonabo überfiel darauf auch das Fort und brannte es sammt dem Dorfe des seine Gäste vertheidigenden Guacanagari nieder. Dennoch ließ sich der Verdacht der Spanier, daß Guacanagari der Urheber des Unglücks sei, nicht ganz beschwichtigen. C. lichtete daher die Anker, um den Hafen la Planta aufzusuchen; ungünstiges Wetter zwang ihn jedoch, in einen zehn Meilen östlich von Monte Christi gelegenen Hafen einzulaufen, dessen Lage für seinen Zweck nichts zu wünschen übrig ließ. Bald erhoben sich die Grundmauern einer christlichen Stadt, der C. den Namen Isabella gab. Nachdem die Schiffe ausgeladen waren, sollte der größte Theil der Flotte nach Spanien zurückgesandt werden. Da C. dieselben gern mit Schätzen beladen hätte, sandte er einen Theil der Mannschaft aus, um das goldreiche Cibao aufzusuchen, und wählte zum Anführer der Unternehmung den durch seine Tollkühnheit berühmten Alonso de Ojeda. Dieser fand auf seiner Expedition wenigstens in den Flüssen Goldsand und Goldklumpen und schilderte nach seiner Rückkehr die Goldberge mit den glänzendsten Farben. C. ließ nun sofort zwölf seiner Schiffe mit dem gefundenen Gold und den vielversprechendsten Aussichten nach Spanien absegeln und dem Monarchen die Bitte um Lebensmittel, Arzneien, Waffen, Kleidungsstücke, Pferde, Handwerksleute und Bergbauer überbringen. Am 2. Februar 1494 stach die Flotte in See. Ein unter der zurückbleibenden Mannschaft, deren Habsucht nicht Schätze genug geboten waren, angezettelter Anschlag, sich der Schiffe zu bemächtigen und nach Spanien zurückzukehren, wurde von C. zwar vereitelt, war aber nur der Keim zu jener Erbitterung, die den Admiral fortan verfolgte.

Am 12. März machte sich C. an der Spitze von etwa 50 wohlausgerüsteten Männern auf, um die Goldberge von Cibao aufzusuchen. Er fand sie wirklich und legte, da der Goldsand der in jenen Gebirgen entspringenden Quellen auf Goldminen deutete, eine Festung an, der er, zum Andenken an die Ungläubigkeit seiner Mannschaft, den Namen St. Thomas gab. Voll der schönsten Hoffnungen nahm C. den Rückweg nach Isabella, wo in Folge des ungewohnten tropischen Klima's Krankheiten unter den Kolonisten wütheten und das Brod zu mangeln begann. Dies und der Umstand, daß C. Edelleute und Matrosen ohne Unterschied zur Arbeit requirirte, versetzte die Mannschaft in den höchsten Mißmuth. Um die Energie der Mannschaft zu wecken, diese an die Nahrungsmittel des Landes zu gewöhnen und Caonabo Schrecken vor den europäischen Waffen einzuflößen, sandte der Admiral die in Isabella entbehrliche Mannschaft nach dem Innern der Insel. Er selbst ging, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit eine Junta ernannt hatte, am 24. April mit seiner kleinen Escadre unter Segel, um, an der Küste Cuba's hinfahrend, nach Kathai und den andern von Marco Polo beschriebenen Ländern zu gelangen. Als er den Eingeborenen Cuba's Gold zeigte, wiesen sie nach Süden. Kaum hatte er aber einige Meilen zurückgelegt, als die Gebirge Jamaica's vor ihm aufstiegen. Die Indianer widersetzten sich hier anfangs der Landung der Spanier, wurden aber zurückgeschlagen und boten endlich Frieden an. Am 18. Mai erreichte die Escadre wieder die Insel Cuba und gelangte, der Küste entlang fahrend, an einen Archipel fruchtbarer Inseln, den C. „die Gärten der Königin" nannte. Alles bestärkte ihn in der Mei-

nung, daß er sich an der östlichen Küste Asiens befinde. Bald fand er wieder ein weit verzweigtes Insellabyrinth an der Südküste von Cuba. Er steuerte darauf die Küste gen Westen entlang, in der Hoffnung, die Aurea Chersonesus der Alten zu finden; ja er entwarf schon den Plan, seine Rückreise durch den Meerbusen des Ganges, über Jerusalem, Joppe und das mittelländische Meer zu nehmen. Ueberzeugt, daß Cuba festes Land sei, verzichtete er indeß darauf, die Küste weiter zu untersuchen, wandte sich südöstlich, fand die Insel Evangelista (jetzt Fichteninsel), steuerte von da in südlicher Richtung und wollte die nördliche Küste von Jamaica untersuchen, als er sich in eine tiefe Bai eingeschlossen fand. Er kehrte zurück, warf nach großen Mühseligkeiten an der Mündung eines großen Flusses Anker und verkehrte auf freundliche Weise mit den Eingeborenen. Bei dem ungünstigen Wind verlor er erst am 18. August die Ostspitze von Jamaica aus dem Gesicht und kehrte in den Hafen Isabella zurück. Die Beschwerlichkeiten dieser Reise zogen ihm die Schlafsucht zu. Noch während seiner Krankheit langte sein Bruder Bartolomeo mit den erbetenen Lebensmitteln aus Spanien an. C. erhob ihn, da er in ihm eine kräftige Stütze für die Zukunft erblickte, zum Adelantado od. Vicegouverneur, worin jedoch König Ferdinand einen Eingriff in seine Autorität erblickte. Unterdeß hatte aber der Kommandant des Hafens Isabella durch Ausschweifungen und Habsucht den Haß der Indianer auf sich geladen; er widersetzte sich sogar offen den Befehlen des Konseilpräsidenten, Don Diego Colombo, und bildete aus den aristokratischen Elementen der Kolonie eine Partei gegen C. und seine Familie, der sich auch der Pater Boyle zugesellte. Mit einem Trupp Mißvergnügter bemächtigte er sich einiger Schiffe und ging nach Spanien unter Segel. Caonabo wagte hierauf, die Festung St. Thomas mit 10,000 Kriegern zu belagern, wurde aber von deren Kommandanten Ojeda zum Abzug gezwungen. Er stiftete nun einen Bund unter den Kaziken, dem nur der treue Guacanagari seinen Beitritt verweigerte. C.'s Güte und List gelang zwar die Wiederherstellung der Ruhe, besonders als Ojeda Caonabo in Fesseln eingebracht hatte; indeß litt die Kolonie immer mehr an Lebensmitteln, und Antonio de Torres mit seinen vier Schiffen voll Vorräthe aller Art konnte zu keiner gelegneren Zeit aus Spanien kommen. Der spanische Monarch lud den Admiral ein, nach Spanien zurückzukehren, um bei der Festsetzung der Grenzlinie zwischen Spanien und Portugal zugegen zu sein. C. wäre dem gern nachgekommen, zumal da er sich von seinen Feinden verleumdet wußte, noch aber fesselte ihn die Krankheit ans Lager; er sandte daher seinen Bruder Diego und belud die Schiffe mit allem Golde, das er auffinden konnte, mit köstlichen Früchten und Pflanzen u. 500 indianischen Gefangenen, die, wie er schrieb, in Sevilla als Sklaven verkauft werden könnten. Die Ruhe auf der Insel war aber nicht von Bestand. Den Brüdern Caonabo's gelang es, einen Aufstand der Eingeborenen in Masse zu bewirken, an dem nur die Unterthanen Guacanagari's antheillos blieben, doch siegten die Feuergewehre, die Pferde und Hunde der Weißen über die dadurch erschreckten Indianer. In kurzer Zeit war nun die Insel unterjocht und den Eingeborenen ein schwerer Tribut von Goldstaub auferlegt. Guacanagari theilte das Loos seiner Landsleute: die Spanier vergaßen seine Freundschaft; verzweifelnd floh er ins Gebirge und starb im Elend.

C.'s Feinde waren unterdessen in Spanien thätig gewesen, sein Ansehen zu untergraben; sie schilderten Hispaniola als ein unergiebiges Land u. beklagten sich über die tyrannische Verwaltung des Admirals und seiner Brüder. Wirklich beschloß der Monarch, einen zuverlässigen Mann zur Untersuchung der vorgebrachten Beschwerden nach Hispaniola zu senden. Zugleich erlaubte eine Proklamation allen Unterthanen des Königs, sich unter gewissen Beschränkungen auf Hispaniola niederzulassen und Handelsreisen und Entdeckungen in der neuen Welt zu machen. Alle gegen den Admiral gesponnenen Ränke wurden indeß für diesmal durch die Ankunft der Schiffe des Antonio de Torres, die Gold u. Verheißungen brachten, vereitelt, u. als Kommissar wurde Juan Aguado, ein Freund C.'s, gesandt. Aguado, der im Oktober auf Isabella anlangte, benahm sich aber hier mit ungeheurer Anmaßung und nahm offen Partei gegen seinen Freund. C. beschloß daher, zugleich mit demselben zu seiner Vertheidigung nach Spanien zurückzukehren. Schon lagen die Schiffe segelfertig, als ein furchtbarer Sturm drei vor Anker liegende Schiffe verschlang und Aguado's vier Karavellen zertrümmerte. Während C. auf die Wiederherstellung einiger Schiffe wartete, erhielt er die Nachricht von der Entdeckung reicher Goldminen im Innern der Insel; an manchen Stellen hatte man sogar Spuren von alten Gruben bemerkt. Am 10. März ging C. mit zwei Karavellen, auf deren einer sich Aguado befand, unter Segel und lief nach einer drei Monate langen Fahrt im Hafen von Cadix ein. Caonabo, der sich als Gefangener an Bord befand, war unterwegs gestorben. Der Empfang war diesmal ein kühler. Nur die Monarchen begrüßten ihn zu Burgos mit dem größten Wohlwollen und versprachen ihm die Ausrüstung einer dritten Expedition, die jedoch erst 1498 zu Stande kam, da man die neue Welt nicht mehr als ein Land der Wunder, sondern des Elends ansah. Den Mangel an Matrosen ersetzte man durch Verbrecher und bevölkerte so die neue Welt mit dem Auswurfe der Menschheit, eine Maßregel, die eine Quelle namenlosen Verderbens für C. und die Insel wurde. Endlich nach allen möglichen Widerwärtigkeiten, die vorzüglich von Fonseca ausgegangen waren, lagen sechs Schiffe segelfertig; aber noch im Augenblick der Abfahrt sah sich C. von einer Kreatur Fonseca's so gröblich beleidigt, daß er, seine sonstige Mäßigung vergessend, den Beleidiger niederwarf und mit Füßen trat.

Am 30. Mai 1498 lief C. zur dritten Entdeckungsreise mit seiner Escadre aus dem Hafen von San Lucar de Barrameta aus, u. zwar nahm er diesmal eine mehr südliche Richtung, weil er in der Nähe des Aequators eine größere Menge edlen Metalls zu finden hoffte. Am 19. Juni erreichte er Gomera, wo er einem französischen Kriegsschiff mit zwei spanischen Prisen begegnete; er bemächtigte sich einer derselben und befreite einen Theil der spanischen Gefangenen. Auf der Höhe der Insel Ferro theilte er seine Escadre; drei seiner Schiffe sollten geraden Wegs nach Hispaniola segeln und die dort erwartete Hülfe bringen, mit den übrigen setzte er seinen Weg gegen die Insel de Cap Verd fort, wohin er am 27

Juni gelangte. Die Insel Buenavista am 6. Juli verlassend, steuerte er nach Südwesten, doch hielten ihn die Strömungen zwei Tage Angesichts der Feuerinsel zurück. Nach einem südwestlichen Kurs von 120 Meilen befand er sich am 13. Juli in der Region der „stillen Breite". Die Mannschaft litt furchtbar von Hitze und Mangel an Wasser u. Lebensmitteln. C. steuerte nach Westen, in der Hoffnung, bald Land zu erreichen; am 31. Juli, in der höchsten Noth erst, entdeckte man Land, dem C. einem Gelübde gemäß den Namen St. Trinidad gab. Während er am 1. August die Ufer der Insel beschiffte, erblickte er Land im Süden, das sich auf mehr denn 20 Meilen erstreckte, ahnte aber nicht, daß es die Küste des Festlandes von Amerika war. Die Indianer nannten ihr Land Paria. C. erhielt von ihnen bereitwillig Gold geringeren Gehalts und Perlen. In der Ueberzeugung, daß die Küste von Paria eine Insel bilde, steuerte C. am 10. August in westlicher Richtung am Ufer hin, um an den Ort zu kommen, der nach der Aussage Indianer Perlen in Ueberfluß enthalten sollte. Bald aber war das Wasser seicht, und C. sah sich genöthigt, nordwärts eine Durchfahrt aufzusuchen. Mit Mühe kam er durch eine gefährliche Enge, welche er Drachenmaul nannte, steuerte westwärts und entdeckte unter andern die Inseln Margarita und Cubagna, die später durch ihre Perlenfischerei berühmt wurden. Er tauschte hier eine große Zahl Perlen gegen Porzellanscherben, Schellen und dergleichen ein, mußte aber wegen eines Augenübels die fernere Untersuchung aufgeben und nach Hispaniola steuern.

Hier hatte sich inzwischen so Manches verändert. Kaum waren neu entstandene Unruhen unter den Eingeborenen beigelegt, als in der Kolonie selbst eine Verschwörung ausbrach, an deren Spitze ein gewisser Roldan stand, den C. emporgehoben. Gehorchte man dem Admiral selbst, als einem Fremden, nur mit Widerstreben, so geschah dies noch mehr in Beziehung auf seine Brüder, die man als verdienstlose Eindringlinge betrachtete. Der Aufstand Roldans veranlaßte zugleich einen andern des Kaziken Guarionex, der jedoch durch die Mäßigung und die klugen Maßregeln des Adelantado zu einem versöhnenden Ende gebracht wurde. Roldan hatte sich mit seinen Haufen in das schöne Xaragua geworfen, wo er die schändlichsten Greuel ausübte. Mit ihm hatte ein Theil der in den drei Karavellen, die C. nach Hispaniola vorausgesandt, angekommenen Verbrecher gemeinschaftliche Sache gemacht. C. vernahm die Berichte von diesen Ereignissen mit der größten Besorgniß für die ganze Kolonie. Unterm 12. September gestattete er in einer Proklamation allen Unzufriedenen die Rückkehr nach Spanien auf fünf bereit liegenden Schiffen. Dessen ungeachtet zogen sich die Wolken immer drohender über ihm zusammen. Roldans Frechheit errang neue Vortheile, eine Reihe von Verschwörungen verheerte die unglückliche Insel, die Minen blieben unbebaut, und die Kolonie sank immer tiefer. C.'s Feinde versäumten nicht, diese Zustände dem Admiral zur Last zu legen. Man gab ihm sogar Schuld, sich zum Herrscher der entdeckten Länder erklären und alle Indianer zu Sklaven machen zu wollen, was namentlich Isabella, die bisher eine warme Beschützerin C.'s gewesen, mit Entrüstung erfüllte. In der Person Francisco's de Bobadilla wurde ein Bevollmächtigter nach Hispaniola gesandt, der die dortigen Angelegenheiten untersuchen und nöthigenfalls den Admiral seiner Würde entsetzen sollte. Er gelangte am 23. August 1500 mit zwei Karavellen und 25 Soldaten auf Hispaniola an, trat sogleich mit den größten Anmaßungen auf, erklärte C. für schuldig und entsetzte ihn seiner Würde, ehe er noch eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, geschweige seine Vertheidigung gehört hatte. Um seiner Popularität noch größeres Ansehen zu verschaffen, ertheilte er gegen Abgabe des elften Theils, statt wie bisher des dritten, für 20 Jahre die Erlaubniß, Gold zu suchen. C. hielt diese Aufführung für Usurpation irgend eines Abenteurers und begab sich, um dem Schauplatze näher zu sein, nach Banao, erhielt aber hier nur die Bestätigung der Ernennung Bobadilla's zum Generalgouverneur der Insel. C. beugte sich unter den Willen seiner Monarchen und leistete der Aufforderung Bobadilla's, unverzüglich vor ihm zu erscheinen, gehorsam Folge, während sein Bruder Diego schon in Ketten geworfen und an Bord einer Karavelle gebracht worden war. Die Aussagen der Rebellen gegen den Admiral galten als Beweise, und die Kolonisten brachten, um dem neuen Gouverneur zu schmeicheln, alle möglichen Aussagen gegen ihn vor. Bobadilla gab Befehl, ihn in Ketten zu legen und im Fort zu verwahren; aber so groß war noch die Ehrfurcht vor seiner Person, daß lange Niemand wagte, das Schergenamt an ihm zu versehen, bis ihm ein ehemaliger Diener die Ketten anlegte. Noch war aber der Adelantado, der grade mit Verfolgung der Rebellen beschäftigt war, Gegenstand von Bobadilla's Besorgniß; er ließ daher C. auffordern, an seinen Bruder zu schreiben und ihn zu bewegen, sich friedlich nach St. Domingo zu verfügen, welches Verlangen C. auch erfüllte. Der Adelantado gehorchte und ward zu St. Domingo in Ketten gelegt und auf eine Karavelle gebracht. Den drei Brüdern war alle Gemeinschaft untersagt und nicht einmal die Ursache ihrer Gefangenschaft eröffnet; Bobadilla wollte sie gar nicht sehen und erlaubte Niemandem, sie zu besuchen. Außer den gemeinen Anklagen, daß C. nutzlose öffentliche Arbeiten angeordnet, die Spanier zu grausamen Strafen verurtheilt und ungerechte Kriege gegen die Eingeborenen unternommen habe, beschuldigte man ihn hauptsächlich, sich der Bekehrung der letzteren widersetzt zu haben, um sie unter einem Vorwand als Sklaven nach Spanien senden zu können; ferner sollte er Perlen und andere kostbare Gegenstände unterschlagen und die Monarchen über die Natur der gemachten Entdeckungen in Ungewißheit gelassen haben, um sich den Gewinn anzueignen. Auf diese zum Theil erkauften Zeugenaussagen hin beschloß Bobadilla, den Admiral und seine Brüder auf den eben segelfertigen Schiffen in Ketten mit den Untersuchungsakten nach Spanien zu senden. Gefesselt, unter dem Hohngeschrei seiner Feinde, wurde C., selbst in diesem Augenblick noch eine ehrfurchtgebietende, würdevolle Erscheinung, an Bord gebracht. Er drückte seine Ketten wie einen Schmuck an seine Brust und duldete nicht, daß sie der mitleidige Schiffskapitän abnahm. Anfangs Oktober lichteten die Karavellen die Anker. Das Aufsehen, das C.'s Ankunft in Spanien machte, war ganz verschieden von dem, welches seine Feinde erwartet hatten. Dieselbe Volksklasse, die noch vor Kurzem das wahn-

sinnigste Geschrei gegen C. erhoben, eiferte nun mit derselben Heftigkeit gegen die unwürdige Behandlung, die der Stolz Spaniens erfuhr. Durch einen Brief des Gefangenen an die Amme des Prinzen Johann erfuhren die Monarchen, wie schändlich Bobadilla seine Vollmachten mißbraucht hatte, und noch vor der Ankunft der Untersuchungsakten gaben sie Befehl, die Gefangenen augenblicklich in Freiheit zu setzen und sie mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Zugleich erließen sie an C. ein in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, in dem sie ihm ihr Bedauern über Alles, was er erlitten, bezeigten und ihn an den Hof einluden; auch ließen sie ihm 2000 Dukaten auszahlen, damit er seinem Range gemäß erscheinen könne. C. erschien am 21. December mit zahlreichem Gefolge bei Hofe und wurde mit Auszeichnung empfangen. Die Souveräne leugneten alle Mitschuld an Bobadilla's Verfahren und versprachen dessen Entsetzung. C.'s heißer Wunsch, in seine Würden wieder eingesetzt zu werden und im Triumph nach Hispaniola zurückzukehren, blieb indeß unerfüllt.

Die von den Monarchen 1495 gegebene Bewilligung, Entdeckungsreisen zu unternehmen, hatte mehre von Privaten, namentlich Seeleuten C.'s, unternommene Expeditionen zur Folge gehabt, welche die Regierung als ein Mittel ansah, ihre Besitzungen ohne Kosten zu vermehren. Unter Andern drang Yañez Pinzon mit großer Kühnheit auf dem von C. gefundenen Wege vor, entdeckte die Küste des heutigen Brasiliens und erhielt Erlaubniß, die von ihm entdeckten Länder zu kolonisiren und zu gouverniren; ein anderer Palosaner entdeckte eine noch größere Strecke des amerikanischen Festlandes, und auch andere Nationen, vor Allem die Portugiesen, bauten auf dem von C. gelegten Grunde fort. Ein Portugiese, Cabral, hatte durch Zufall das amerikanische Festland entdeckt und im Namen Portugals davon Besitz genommen. Dies weckte die Eifersucht Ferdinands. Um sich den Besitz des neuen Kontinents zu sichern, beabsichtigte er auf den wichtigsten Punkten desselben eigene Gouvernements zu errichten, die dem Generalgouvernement von St. Domingo untergeben sein sollten. Mit Letzterem aber C., den bloßen Unterthanen, zu bekleiden, litt sein Stolz nicht. Auch war er nicht gesonnen, Würden und königliche Vorrechte für Dienste zu verleihen, die Andere ihm unentgeltlich anboten. Er hielt daher den entbehrlich gewordenen C. mit trügerischen Hoffnungen hin. Um Bobadilla seine mißbrauchte Gewalt zu entreißen und Hispaniola seine Ruhe wieder zu geben, entsandte er Nicolo de Ovando, Kommandeur von Larez, am 13. Februar 1502 mit ausgedehnten Vollmachten mit einer großen Escadre und großem Gefolge.

C.'s Gedanken gehörten jedoch auch in Granada, wo er 9 Monate verweilte, der neuen Welt an. Nach seinen Beobachtungen auf der Reise nach Paria schien sich die Küste in die Ferne gegen Abend hin auszudehnen. Die mittägige Küste von Cuba, die er für einen Theil des asiatischen Kontinents hielt, dehnte sich nach derselben Richtung hin aus, und die Strömungen des karaibischen Meeres mußten zwischen diesen Ländern durchgehen; er war daher überzeugt, daß eine Meerenge mit dem indischen Meere in Verbindung stehen müsse. Konnte er jene entdecken, so war seinem Werke die Krone aufgesetzt. Die Monarchen hörten diesen Plan mit Aufmerksamkeit an und ermächtigten C., auf der Stelle eine Escadre auszurüsten. Im Sommer 1501 verfügte er sich daher nach Sevilla, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Ferdinand war so C.'s Reklamationen überhoben und verwerthete zugleich dessen Talente auf die nützlichste Weise. Die Ränke Fonseca's verzögerten jedoch die Abreise, und C.'s Bitte, im Vorbeischiffen auf Hispaniola landen zu dürfen, ward von den Souveränen abgeschlagen, dagegen ihm bewilligt, sich bei seiner Rückreise etwas auf der Insel zu verweilen. Sein Bruder, Adelantado, sein Sohn Fernando, sowie zwei bis drei Personen, die das Arabische verstanden und ihm in den Besitzungen des Großkhans oder anderer orientalischen Fürsten als Dolmetscher dienen sollten, wurden ihm mitgegeben. C. traf vor seiner Abreise alle Maßregeln, seinen Ruhm und die Rechte seiner Familie zu sichern, indem er sie unter den Schutz des Vaterlandes stellte. Er ließ doppelte Abschriften von allen Briefen, Koncessionen und Privilegien, die er von den spanischen Monarchen in Händen hatte, ausfertigen, durch die Alkalden von Sevilla legalisiren und legte sie bei seinen vertrauten Freunden mit der Bitte nieder, seinem Sohne Diego Nachricht darüber zu ertheilen. Am 9. Mai 1502 lief C. mit 4 Karavellen und 150 Personen an deren Bord zu seiner vierten Entdeckungsreise von Cadix aus. Er richtete seinen Lauf nach Ercilla auf der marokkanischen Küste, um den Portugiesen bei einer Belagerung durch die Mauren Hülfe zu leisten, doch war die Belagerung bereits aufgehoben. Am 15. Juni langte er an Montinino, einer der karaibischen Inseln, an und wollte von hier aus nach Jamaica und weiter nach der Küste von Paria segeln; der Zustand einer seiner Karavellen bewog ihn jedoch, seinen Lauf nach Hispaniola zu nehmen, um hier das schadhafte Fahrzeug gegen eine der unter Ovando nach der Insel gekommenen Karavellen auszutauschen. Er bat daher um Erlaubniß, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um sich gegen den bevorstehenden heftigen Orkan zu schützen, indem er die segelfertige Flotte, die Bobadilla an Bord hatte, zugleich warnte, in See zu stechen. Ovando schlug ihm jedoch seine Bitte ab, und seine Befürchtung hinsichtlich des Sturmes ward nicht beachtet, doch nur zu sehr gerechtfertigt; ein wüthender Orkan überraschte die Flotte und verschlang das Schiff, auf dem sich Bobadilla, Roldan und C.'s abgesagteste Feinde befanden. C. selbst hatte wenig Verlust erlitten. Er blieb nur einige Tage im Hafen Formosa, um seine Schiffe auszubessern, wurde aber bald nach seiner Abfahrt durch einen neuen Sturm genöthigt, in den Hafen von Jacquemel einzulaufen, von wo er am 14. Juni seine Fahrt fortsetzte. Am 13. Juli entdeckte er eine kleine Insel, der er wegen ihres Reichthums an Pinien den Namen Isla de Pinos gab, steuerte dann südwärts dem Festlande zu und entdeckte ein Vorgebirge, das jetzt Kap Honduras heißt. Längs der Küste hinsegelnd, legte er am 25. September zwischen einer kleinen Insel, die er wegen ihrer entzückenden Lage „den Garten" nannte, und dem Festlande vor Anker; gerade vor ihm in einiger Entfernung lag ein indianisches Dorf, Namens Cariari, dessen Einwohner ihm freundlich entgegen kamen. Am 5. Oktober lichtete er die Anker, steuerte

die sogenannte reiche Küste entlang und warf endlich Anker in einer großen Bai, welche die Eingeborenen Caribaro nannten, und deren Umgegend reich an Gold sein sollte. Wirklich trugen die Indianer reichen Goldschmuck; doch verließ er am 12. Oktober die Bai wieder und steuerte die Küste entlang. Ueberall fand er die reichsten Zierrathen von Gold. Von den Indianern glaubte er zu vernehmen, daß es im Innern des Landes eine kultivirte Nation gebe, die sich des Goldes zur Verfertigung der alltäglichsten Dinge bediene, weshalb er sich entschloß, weiter vorzudringen. Nachdem er mehre kleine Inseln entdeckt, gab er den ursprünglichen Plan seiner Unternehmung auf, an ihrem Erfolge verzweifelnd, und beschloß, die Goldminen an der Küste von Veragua aufzusuchen. Am 5. December ging er von dem Hafen El Retrete aus unter Segel, nahm wieder die Richtung nach Westen und legte sich in einem Strom des Veragualandes vor Anker. Der Kazike Quibian zeigte Adelantado von einem Berge aus die Gegend, wo die Goldminen liegen sollten. C. gedachte inmitten dieses goldreichen Landes eine Kolonie zu gründen und wählte dazu die Ufer des Stroms, der ihm als Hafen diente. Bald erhob sich eine Reihe von Wohnungen, und Adelantado sollte mit dem größten Theile der Mannschaft daselbst bleiben, während C. Leute und Lebensmittel aus Spanien herbeiholen wollte. Die Ungunst der Witterung verzögerte jedoch die Abreise, und Empörungen der Indianer brachten die neue Kolonie in große Gefahr, aus der sie nur die Kühnheit des Steuermanns Pietro Ledesma befreite. C. gab daher jenen Plan auf und segelte, sobald der Wind günstig geworden war, in den letzten Tagen des April 1503 von der Küste von Veragua ab, erreichte am 1. Mai die nördliche Spitze des Festlandes, befand sich am 30. Mai mitten in den „Gärten der Königin" und legte sich bei einer dieser Inseln vor Anker, um der ermatteten Mannschaft Erholung zu gönnen. Nach Verlauf von 6 Tagen ging er wieder unter Segel und richtete seinen Lauf östlich gegen Hispaniola, sah sich aber an der Insel Jamaica genöthigt, seine Schiffe stranden zu lassen. Die Bewohner der Insel lieferten freigebig, was die Spanier an Lebensmitteln bedurften. Um wieder von der Insel wegzukommen, sandte C. den kühnen Diego Mendez auf einem Indianerboot zu dem Gouverneur von St. Domingo, um ihm seine Lage zu melden und ihn um ein Schiff bitten zu lassen; doch gerieth jener, noch bevor er die hohe See erreicht hatte, mit seinen Gefährten in die Gefangenschaft der Indianer, u. Mendez allein gelang es, zu entkommen u. zum Admiral zurückzukehren. Nichtsdestoweniger wagte derselbe einen zweiten Versuch und erreichte nach langer, gefahrvoller Reise Hispaniola. Inzwischen benutzten zwei Offiziere der Escadre C.'s, Francisco und Diego de Porras, die Mißstimmung der Matrosen und ein Krankenlager des Admirals und brachten am 2. Januar 1504 eine offene Meuterei zu Stande. Die Mehrzahl der Mannschaft bemächtigte sich der angekauften Canots und gedachte mit ihnen nach Hispaniola zu entkommen. Ungünstige Witterung hielt sie aber an der Küste zurück, und sie trieben sich als Banditen im Lande umher. C. litt mit der kleinen Schaar seiner Getreuen inzwischen Mangel an Lebensmitteln, denn die Lieferungen der Indianer wurden immer seltener. In dieser Bedrängniß griff C. zu einer List, indem er eine eben eintretende Mondfinsterniß den entsetzten Indianern als eine Strafe des Himmels für sie schilderte, und wirklich erhielt er von da an Lebensmittel im Ueberfluß. Eben drohte eine neue Empörung auszubrechen, als eine Schaluppe Antwort von Hispaniola brachte. Ovando bedauerte, jetzt kein Schiff zu haben, das groß genug sei, C. und seine Mannschaft zurückzuführen, versprach aber, in kurzer Zeit ein solches zu senden. Gleichsam wie zum Spott begleitete diesen Brief ein Faß Wein und eine Speckseite als Geschenk für den Admiral. Dieser fühlte sich schmerzlich getäuscht, antwortete aber nichtsdestoweniger dem Gouverneur freundlich und erheuchelte gegen die Mannschaft Hoffnung auf baldige Ankunft der versprochenen Hülfe. Ein Versuch C.'s, die Rebellenbande der Porras auf gütlichem Wege zur Pflicht zurückzuführen, scheiterte, und Adelantado mußte Porras mit Waffengewalt gefangen nehmen. Am folgenden Morgen baten die Rebellen in einer Bittschrift um Verzeihung, die C. großmüthig gewährte. Endlich nach einem Jahr erschienen zwei Fahrzeuge, das eine von dem getreuen Diego Mendez auf Kosten des Admirals gemiethet, das andere von Ovando, den die öffentliche Stimme endlich hierzu gezwungen, ausgerüstet. Am 18. August landete C. im Hafen von St. Domingo und wurde hier mit der ausgezeichnetsten Achtung empfangen; sein Unglück hatte auch seine Feinde ausgesöhnt. C. sah bald, wie übel Ovando gewirthschaftet; seine eignen Angelegenheiten fand er in der größten Verwirrung; seine Renten und Zinsen waren nicht erhoben worden, und es konnten daher Mißhelligkeiten zwischen dem Gouverneur und dem Admiral nicht ausbleiben. Dies bestimmte letzteren, seine Abreise von der Insel zu beschleunigen. Am 12. September ging er unter Segel, hatte jedoch kaum den Hafen verlassen, als ein plötzlicher Wind den Mast seines Schiffes niederriß; er sandte dasselbe nach St. Domingo zurück und segelte auf dem Schiffe Adelantado's weiter. Die neue Welt entschwand für immer seinen Augen. Fortwährend von Stürmen beunruhigt, ging er endlich am 25. November im Hafen von San Lucar vor Anker u. begab sich von da nach Sevilla, um daselbst seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen.

Auch in Spanien fand C. seine Angelegenheiten in Unordnung. Von der Zeit an, als er in Ketten nach Spanien gesandt wurde, waren Renten und Zinsen nie richtig erhoben worden, und was er von dem auf Hispaniola für ihn Bestimmten aufbringen konnte, war auf der Rückreise aufgegangen, ja die Krone schuldete ihm noch einen Theil dieser Summe. Er verlangte, daß der König Ovando den Befehl gebe, ihm die rückständigen Summen ohne Aufschub zu bezahlen, und drang auf die Bezahlung des seinen Seeleuten ausgesetzten Soldes, sowie auf seine Wiedereinsetzung in seine Stellen und Würden. Die unbestimmten Antworten raubten ihm die Energie seines Geistes; sein körperlicher Zustand hinderte ihn, seine Sache bei Hofe selbst zu führen, und der Tod Isabella's entriß ihm endlich die einzige Freundin, auf die er noch vertrauen durfte. Ferdinand hatte C.'s Dienste vergessen und fand seine standhaften Reklamationen sogar anmaßend. Als sich C. im Mai 1505 dem

Hofe zu Segovia vorstellte, empfing ihn zwar der König mit vielen Antheilsbezeigungen, aber mit kalter Höflichkeit. Dazu litt C. beständig an der Gicht und erfuhr mit Schmerzen, mit welcher Grausamkeit die Spanier in der von ihm entdeckten Welt die Indianer hinschlachteten. Noch einmal entzündete sich in C.'s Brust die Hoffnung, als König Philipp und die Königin Johanna den kastilischen Thron bestiegen, und er sprach in einem Schreiben an dieselben die Hoffnung aus, ihnen noch Dienste zu leisten, gegen welche die vergangenen nichts sein würden. Es war das letzte Aufflammen dieses feurigen, unermüdlichen Geistes; nachdem C. durch ein Testament die Pflicht gegen seine Angehörigen erfüllt, † er am Himmelfahrtstage den 20. Mai 1506, ungefähr 70 Jahre alt, er, der der spanischen Krone eine Welt geschenkt, als Bettler. Sein Leichnam ward in dem Kloster des heil. Franciskus beigesetzt, und die Exsequien wurden mit großer Feierlichkeit in der Parochialkirche Sta. Maria la Antiqua zu Valladolid begangen. Im Jahre 1513 wurden seine Ueberreste nach dem Karthäuserkloster de las Cuevas in Sevilla, später nach Hispaniola gebracht und dort in der Hauptkapelle der Kathedrale von St. Domingo beigesetzt, bis sie endlich zu Havaña eine bleibende Ruhestätte fanden. Ferdinand erkannte C. nach seinem Tode die vorenthaltenen Würden zu und befahl, seinem Andenken ein Monument mit der Inschrift zu errichten: „Por Castilla y por Leon Nuevo Mundo halló Colon" (d. i. Für Kastilien und Leon entdeckte die neue Welt Colon). C. war von hohem, schlankem Wuchse, wohlgeformt und muskulös, von edler, würdevoller Haltung, sein ganzes Aeußeres imponirend. Von der Natur mit reizbarem Temperament ausgestattet, vermochte er sich doch zu beherrschen. Sein edler Ehrgeiz erhob ihn über die niedrigen Kabalen, deren Opfer er wurde. Wie man zuvor den Schwärmer verlacht hatte, der an den Höfen um die Gunst bettelte, eine neue Welt verschenken zu dürfen, so suchte man später sein Verdienst zu schmälern. C. starb, ohne die Tragweite seiner Entdeckung kennen gelernt zu haben; er meinte, daß durch ihn nur eine neue Handelsstraße zu alten Ländern geöffnet sei. Das Tagebuch der ersten Reise, von C. selbst geschrieben, das nicht selten mit dichterischem Aufschwung die interessantesten Schilderungen von Land und Volk gibt, gaben heraus: Navarrete in seinen „Viages de los Espannoles", Madrid 1825 bis 1826, 1. und 2. Band; französisch mit Anmerkungen Rémusat, Balbi, Cuvier und Andere, unter dem Titel: „Relations des quatre voyages entrepris par C. suivies de diverses lettres et pièces inédites etc.", Par. 1828, 3 Bde. Vgl. Bossi, Vita di C., Mailand 1818, französisch, Paris 1824; Spotorno, C. und seine Entdeckungen, deutsch von Ad. Wagner, Leipzig 1825; Wash. Irving, Life and voyages of C., London 1828, 4 Bde., deutsch von Meyer, 2. Auflage, Frankfurt 1832, und von Ungewitter, das. 1828—29; Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie etc., Paris 1834—35, deutsch von Ideler, Berlin 1835—39; Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Stuttgart und Augsburg 1858. C.'s Leben gab vielfach Stoff zu poetischen Darstellungen; dramatisch bearbeitet wurde es neuerdings von Professor Werder in Berlin und von Fr. Rückert (Frankfurt 1845).

Der ältere Bruder des Entdeckers, Bartolomeo, ebenfalls Seemann, verließ noch vor jenem sein Vaterland und erlangte in Lissabon als Kosmograph und Seekartenzeichner einen gewissen Ruf. Im Begriff, nach England zu reisen, um Heinrich VII. für des Bruders Unternehmen zu gewinnen, fiel er Seeräubern in die Hände, erhielt erst nach einigen Jahren seine Freiheit wieder und kam fast als Bettler in England an. Seine Bemühungen am englischen Hofe blieben aber fruchtlos; auf seiner Rückreise nach Spanien erfuhr er von den von seinem Bruder bereits gemachten Entdeckungen. In Spanien geadelt, folgte er dem Admiral, der seine zweite Reise eben angetreten, nach Westindien, traf mit ihm auf Hispaniola zusammen und ward zu dessen Adelantado ernannt. Nach seines Bruders Abreise gründete er die Stadt St. Domingo, machte sich jedoch durch seine Strenge den Spaniern verhaßt. Die ausgezeichneten Dienste, die er in den verschiedenen Aufständen seinem Bruder leistete, sind oben erwähnt. Wie dieser ward auch er in Ketten nach Spanien zurückgebracht, hier aber befreit und war auch ferner, besonders auf Jamaica, eine bedeutende Stütze des Admirals. Sein Lohn seitens des spanischen Hofes war die kleine Insel Mona zwischen Hayti und Portorico und die Direktion über die Bergwerke auf Cuba. Auch er war ein vollendeter Seemann, kräftig und durchdringend von Verstand, wie der Admiral, doch weniger Enthusiast. Er † auf Hispaniola den 12. August 1514, gerade als man ihm die Ansiedelung Veragua zugedacht hatte. Der zweite Bruder, Giacomo (spanisch Diego), ward nach der Entdeckung Amerika's ebenfalls geadelt und Gouverneur und Präsident des Raths von Kastilien. Der älteste Sohn des Entdeckers, Don Diego, folgte seinem Vater in der Würde eines Admirals von Indien und erhielt den Besitz der Landschaft Veragua mit dem Titel eines Herzogs von Veragua und Markgrafen von Jamaica, nebst der Grandezza. Don Fernando, ein unehelicher Sohn Christoforo's von der Beatrix Enriquez aus Cordova, um 1490 geboren, begleitete den Vater auf seiner letzten Reise, trat dann in den geistlichen Stand, bereiste Europa, um Bibliotheken zu sammeln, und † 1540 auf seinem Landsitz bei Sevilla. Seine gegen 12,000 Bände starke Bibliothek, die Biblioteca Colombina, hinterließ er der Domkirche zu Sevilla. Er schrieb das Leben seines Vaters (italienisch von Alf. Ulloro, Venedig 1571, neue Aufl. 1614, französisch von Cotolendi, Paris 1681). Don Luis, Marquese Colon, Herzog von Veragua, Sohn Diego's, erhielt statt des Herzogthums Veragua die Stadt la Vega auf Jamaica mit einem weitläufigen Gebiete als Herzogthum und jährlich 10,000 Golddublonen statt des C. versprochenen Zehntels aller Erzeugnisse Indiens. Mit seinem Neffen und Erben, Diego, starb 1578 die männliche Linie aus.

Colon (lat.), Grimmdarm.

Colon, angenommener Name des Christoforo Colombo in Spanien, um sich von den Nebenlinien seines Hauses zu unterscheiden.

Colonel (franz.), Oberst; dann Name einer Schriftgattung zwischen Petit und Nonpareille.

Colonel-lieutenant (franz.), Kommandeur eines Regiments unter einem Obersten; Lieutenant-

colonel, Oberstlieutenant; Colonel-general, Inspektor einer Waffengattung, meist der Kavallerie.

Colonia (lat.), angebauter Ort, Ansiedelung (s. Kolonie); im Mittelalter ein Bauerngut von so viel Land, als ein Bauer bearbeiten konnte.

Colonia Agrippina, Stadt in Gallia belgica, am Rhein, früher Ara Ubiorum genannt, zu deren Gebiet sie gehörte, war der Geburtsort der Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius, und wurde deshalb von diesem 50 n. Chr. zur Hauptstadt Niedergermaniens erhoben und mit römischen Kolonisten besetzt, worauf sie zu Macht und Reichthum gelangte. Von den neuen Namen, die sie von den Römern erhielt, Colonia Agrippinensis, C. Claudia Augusta Agrippinensis oder C. Agrippina, erhielt sich nur der Name Colonia, aus dem unser Köln (s. d.) entstand.

Colonia del Sacramento, Stadt im südamerikanischen Staat Uruguay, links an der Mündung des Laplata, Buenos-Ayres gegenüber, Hauptstadt des gleichnamigen Departements (10,257 Einw.), ist stark befestigt, hat einen guten Hafen und etwa 5000 Einw.

Coloni dominici (coloni fiscales, lat.), frohnpflichtige Unterthanen, denen die Bestellung der Kammergüterfelder obliegt.

Coloni ecclesiarum (lat.), Bauern, welche zur Bestellung der Kirchenäcker verpflichtet sind.

Colonna, alte Adelsfamilie im Kirchenstaat, welche ihren Namen von dem gleichnamigen, 4 Meilen von Rom entfernten Flecken führt und das ganze Mittelalter hindurch durch ihre großen Besitzungen, unter denen vornehmlich die Stadt Palestrina zu nennen ist, und die große Schaar ihrer Klienten auf die Angelegenheiten des Kirchenstaats und auf die Papstwahlen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Gegenwärtig blüht die Familie noch in drei Zweigen, wovon der eine, C. Paliano, in Rom und Neapel, der zweite, C.-di-Sciarra, der sich wieder in zwei Linien, C.-di-Sciarra und C.-Barberini, theilt, in Rom, und der dritte, C.-Stigliano, in Neapel seinen Sitz hat. Der Palast Colonna in Rom, am Fuße des Quirinals, ist berühmt durch seine reichen Kunstschätze und seine prachtvolle, 160 Fuß lange und 36 Fuß breite Gallerie, welche zu den herrlichsten Gärten führt. Aus den C.'s sind außer dem Papst Martin V. (s. d.) viele Kardinäle, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Schriftsteller hervorgegangen; besonders nennenswerth sind:

1) Stefano, römischer Senator, geboren in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, floh vor Papst Bonifacius VIII. nach Frankreich und betrieb 1303 dessen Gefangennahme durch französische Waffen. Als Ludwig der Bayer 1327 in Rom einzog, mußte er als Anhänger des Papstes Johann XXII. die Stadt verlassen und in Avignon Zuflucht suchen. Später zum römischen Senator ernannt, mußte er nochmals vor Cola Rienzi (s. d.) fliehen, erkannte dann aber die Republik an. Nichtsdestoweniger lebte er in beständiger Fehde mit jenem und verlor bei einem Versuch, sich Roms zu bemächtigen, das Leben.

2) Sciarra, des Vorigen Bruder, Befehlshaber von Palestrina unter Bonifacius VIII., entfloh, von diesem belagert, wurde bei Anzo von Seeräubern ergriffen und an die Ruderbank geschmiedet. In Marseille losgekauft, kehrte er mit seinem Bruder Stefano und dem Franzosen Nogaret 1303 zurück, öffnete sich durch Bestechung die Stadt Anagni und nahm Bonifacius gefangen. Bald befreite diesen zwar das Volk wieder, da er aber noch in demselben Jahre starb, so kehrte C. nach Rom zurück. Im Jahre 1327 öffnete er Kaiser Ludwig dem Bayer die Thore der Hauptstadt und überreichte letzterem in der Peterskirche am 17. Januar 1328 das Diadem, weshalb er über der silbernen Säule seines Wappenschildes eine goldene Krone führen durfte. Ein Versuch, Johann XXII. zu entthronen, mißlang; C. ward aus Rom vertrieben und † im Exil.

3) Prospero, päpstlicher Feldherr, geboren 1452, der Berühmteste seines Geschlechts, nahm als Anhänger des französischen Königs Karl VIII. Ostia für die Fremdlinge ein, öffnete ihnen Viterbo und wollte ihnen eben auch Rom überliefern, als es Alexander VI. gelang, ihn zu verhaften. Von Karls Vortruppen wieder befreit, schloß er sich mit den Seinigen dem französischen Heere an. Karl belohnte diese Dienste mit verschwenderischer Freigebigkeit; nichtsdestoweniger aber trat C., als Karls Glücksstern erbleichte, zu dem aragonischen Königshause über, um sich seine neuen Erwerbungen zu sichern. Die Vertreibung der Franzosen war die nächste Folge dieses Vertrags. Als diese, durch den Theilungstraktat zwischen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen herbeigerufen, von Neuem in Unteritalien eindrangen, suchte C. Friedrichs von Aragon wankenden Thron zu stützen, mußte sich aber unterwerfen. Er unterhandelte darauf mit dem Großkapitän und stand bereits in dem Treffen bei Barletta und bei der Einnahme von Neapel unter dessen Fahnen. Von hier ging er mit 1200 Mann nach Rom und diente hier dem französischen Einflusse als Gegengewicht. Nebenbei wußte er sich von Cäsar Borgia die Herausgabe aller von Alexander VI. den C.'s entrissenen Vesten zu erzwingen. Er entsetzte darauf das von den Franzosen hart bedrängte Roccasecca u. entschied die Schlacht am Garigliano. In den folgenden italienischen Kriegen waren der Sieg bei Vicenza und der Einfall der Schweizer in Piemont sein Werk. Im Jahre 1515 von den Franzosen gefangen, löste er sich mit 360 Pfund Gold und fand bald darauf Gelegenheit zur Rache. In dem neuen Kriege mit Frankreich befehligte er das gesammte Heer der Verbündeten und entriß den Franzosen Italien für immer. Das neue französische Heer unter Lautrec schlug er bei Bicocca, den 27. April 1522, und endigte den Feldzug durch die Einnahme von Cremona und Genua. Gleich rühmlich endete der folgende. C. † am 30. December 1523, wie man sagt, in Folge einer Vergiftung. Er war ohne Zweifel einer der größten Feldherren seiner Zeit, namentlich geschickt in der Wahl des Schlachtfeldes. Italien ehrte ihn durch den Beinamen „Paganorum defensor et Italicae gentis pater".

4) Pompeo, Kardinal, des Vorigen Neffe, geboren den 12. Mai 1479, wurde von seinem Oheim gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Auf das Gerücht vom Tode des Papstes Julius II. bemächtigte er sich durch Ueberfall des Kapitols und wurde deshalb seiner Würden entsetzt. Papst Leo X. aber ernannte ihn zum Kardinal. Hadrians VI., sowie dessen Nachfolgers, Julius' von Medicis, Wahl war C.'s Werk. Er wurde später zum Lega-

ten in Ancona und zum Erzbischof von Montreale und endlich von Karl V. 1530 zum Vicekönig von Neapel ernannt und † am 28. Juni 1532. C. war ein geschmackvoller Dichter; sein Hauptwerk „De laudibus mulierum" schrieb er zu Ehren der Vittoria C.

5) Vittoria, Marquese von Pescara, berühmte Dichterin, Tochter des Fabrizio C., der, anfangs päpstlicher Feldherr gegen die Franzosen, als Connetable von Neapel starb, geboren um 1490 zu Marino, ward schon in ihrem 4. Jahre mit dem ebenfalls vierjährigen Fern. Franc. d'Avalos, Marchese de Pescara, verlobt, mit dem sie dann auch in glücklicher Ehe lebte. Als derselbe 1525 in der Schlacht bei Pavia gefallen war, brachte sie, in der Poesie Trost suchend, sieben Jahre in tiefster Zurückgezogenheit zu Neapel und auf Ischia, sodann in einem Kloster, erst zu Orvieto, dann zu Viterbo zu und ließ sich endlich in Rom nieder, wo sie im Februar 1547 †. Sie stand mit den berühmtesten Gelehrten Italiens in Verkehr, und namentlich feierte sie der große Michel Angelo in seinen Gedichten. Ihre Gedichte, unter denen besonders ihre „Rime spirituali" (Venedig 1548) tiefes Gefühl kund geben, erschienen Parma 1538, Bologna 1542 und 1543, vollständiger Venedig 1548, Florenz 1558, Neapel 1692 und 1693, 2 Bde.; mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin von Giamb. Rota (Bergamo 1760), am vollständigsten von Ercole Visconti (Rom 1840).

6) Marc Antonio, Vicekönig von Sicilien, geboren 1536, trat, von Papst Pius IV. aus Rom verbannt, in spanische Dienste und leitete unter Alba's Oberbefehl die Operationen gegen den Kirchenstaat mit so viel Erfolg, daß man ihn zurückrief, und Pius V. ihm 1570 die gegen die Türken ausgerüstete Expedition anvertraute. Er half den Sieg bei Lepanto erfechten und erhielt dafür nach seiner Rückkehr einen Triumph. Darauf verwaltete er Sicilien einige Jahre als Vicekönig u. wollte eben in Spanien den Oberbefehl der Armada übernehmen, als er zu Medinaceli den 1. August 1585 †.

Colonna, Michel Angelo, italienischer Maler, um 1600 zu Ravenna geboren, Schüler Caprera's zu Como und Gabriel Ferrantini's zu Bologna, Nachahmer Dentone's, erlangte bald als Wandmaler sowohl im Architektonischen, als im Figurenfache großen Ruf. Später arbeitete er an verschiedenen Höfen, namentlich in Spanien unter Philipp IV. Vortreffliche Werke von C. finden sich noch zu Bologna in Kirchen, Sälen 2c. und im Palast Pitti zu Florenz. Crespi erklärte ihn für den besten Freskomaler Bologna's. C. † zu Bologna 1687. Sein selbst gemaltes Bildniß stach Gregori.

Colonnaro, spanische, in und für Peru geprägte Silbermünze, entweder rund von Thalergröße, oder dick und vieleckig von Guldengröße, zu 8 Realen. Auf dem Avers befindet sich im 1. und 4. Felde das kastilianische Kastell, im 2. und 3. der leonische Löwe; auf dem Revers sind die gekrönten, von Wellen bespülten Herculessäulen; dazwischen drei Zeilen: I. 8 E., Plus ultra, I. 8 P. Umschrift: Anno 1678. El Peru. Man hat auch halbe von demselben Gepräge.

Colonsay und **Oronsay,** zwei Inseln der innern Hebriden, nördlich von Isla, nur durch einen schmalen Sund von einander getrennt, der bei niedrigem Wasserstand zu Fuß passirt werden kann. Sie haben zusammen 0,56 □M. Flächeninhalt und 800 Einw., sämmtlich Hochschotten, welche Schafzucht und Kalkbrennerei treiben.

Colonus (lat.), s. Kolonist.

Colophon, altgriechische Stadt in Lydien, eine der bedeutenderen des jonischen Bundes, am Halesus, 70 Stadien von Ephesus entfernt, war angeblich eine Gründung des Mopsus, Enkels des Tiresias, und glänzte in seiner Blüthezeit durch seine Seemacht, sowie durch die Trefflichkeit seiner Pferde und seiner Reiterei. Der Hafen von C. hieß Notium. In der Nähe war das berühmte Orakel des Apollo Clarius. C., das mit um die Ehre stritt, Vaterstadt des Homer zu sein, wurde mehrmals erobert, unter Andern von Gyges, König von Lydien, von den Persern während des peloponnesischen Kriegs, von Lysimachus und von cilicischen Seeräubern. In dem Frieden mit Antiochus dem Großen erhielt C. von den Römern Immunität. Bekannt ist das von dieser Stadt benannte Colophonium (Resina Colophonia). Unbedeutende Ruinen von C. sind bei dem Flecken Chilli (Zille) befindlich.

Color (lat.), Farbe.

Colorado, 1) (Rio C. del Occidente), großer Fluß im westlichen Nordamerika, entsteht aus zwei Hauptzweigen, Green River (Rio Verde) und Grand River (Rio Grande), die beide von der Westseite der Rocky Mountains, der erstere aus Norden vom Gebirgsknoten der Windriver Mountains in Oregon, der andere aus Südosten von der Sierra Verde in Utah herunterkommen und in Neumexiko unter etwa 37° 45′ nördl. Br. und 110° 45′ westl. L. sich vereinigen. Von hier fließt der C. durch öde Felsenplateaux erst gegen Südwesten, dann gegen Süden, nimmt von Norden her den Rio Virgen, von Osten den Bill-Williamsfluß und den Rio Gila auf und mündet unter 32° 30′ nördl. Br. in die nördlichste Spitze des Meerbusens von Kalifornien. Mehre Erscheinungen seines unteren Gebietes, die Salzstrecken, Nebenarme, die sich im Sande verlieren, oder in der Bildung kleiner an einander gereihter Seen und Teiche aufgehen, erinnern an den australischen Kontinent. Uebrigens bedarf sein Gebiet, das nur von Indianern durchzogen wird, noch sehr der genaueren Erforschung. — 2) (Rio C. von Texas, auch Redriver of Texas), Fluß im nordamerikanischen Staate Texas, entspringt im Westen desselben am Abhang der Hochebene Llano Estacado, fließt erst gegen Osten durch das noch unbekannte Land der Comanchesindianer und das ebenfalls noch unbekannte Territorium der mainzertexanischen Kolonisationsgesellschaft, dann gegen Südosten an Austin und Columbus vorüber und mündet in die Matagordabai im mexikanischen Meerbusen. Zu den bedeutenderen Zuflüssen gehören rechts der Rio Congo, San Saba, Rio Llano und Piedernale, links der Rio Pekan. Etwa 2 Meilen oberhalb seiner Mündung ist der Fluß durch Anschwemmung von Treibholz (ein sogenanntes Raft) verstopft und theilt sich deshalb in mehre Arme. Oberhalb der Bank ist er für kleine Dampfboote bis Austin fahrbar. Weiter aufwärts enthält er zahlreiche Fälle. Seine Ufer sind holzreich und fruchtbar.

Coloramento (ital.), Färbung, Farben-

gebung; die Art der Anordnung der Farben auf einem Gemälde. Vergl. Kolorit.

Coloritium (lat., Koloritz), breiartige Mischung aus Salpeter, Vitriol, Alaun, Salmiak und Grünspan, womit das goldhaltige Silber auf dem Streichsteine probirt wird.

Colossä, im Alterthum Stadt in Großphrygien, am Zusammenfluß des Lycus und des Mäander, war nach Herodot ein großer und bevölkerter Ort mit demokratischer Verfassung, der nach einander die Perser, Macedonier, Seleuciden und schließlich die Römer zu Schutzherren hatte. Unvergeßlich ward der Name der Stadt durch des Apostels Paulus Brief an die Kolosser. Im Mittelalter hieß sie Chonä, und diesen Namen (Khónas) führen noch jetzt die Trümmer, die nach der Verwüstung der Stadt durch die Türken ihre Stätte bedecken.

Colosseum (jetzt Coliseo), berühmtes Amphitheater in Rom, s. Rom und Amphitheater.

Colostrum (lat.), die Milch, welche in den letzten Wochen der Schwangerschaft und in den ersten Tagen des Wochenbetts von der Brustdrüse abgesondert wird. Es kommen, wenn man einen Tropfen C. unter das Mikroskop bringt, eigenthümliche runde, ovale Körperchen, die sogenannten Colostrumkörperchen, darin vor, welche entweder maulbeerförmig gestaltet, oder scharf abgegrenzt und kleiner erscheinen und mit Fetttröpfchen gefüllt sind. Es sind diese Körperchen die in der Entwickelung begriffenen späteren Milchkörperchen. Dieselben sind schwerer als die Flüssigkeit und sinken deshalb zu Boden, während die normalen Butterkügelchen als Rahm an die Oberfläche der Milch steigen. Das C. der Kühe enthält Eiweiß und erstarrt beim Kochen zu einer festen Masse; häufig findet sich auch viel Eiweiß im C. der Frau, doch ist dessen Menge auch oft sehr unbedeutend. Das Verhältniß der einzelnen Bestandtheile ergibt sich aus folgender Tabelle:

	Käsestoff	Butter	Milchzucker	Asche	Wasser
C. der Frau	52,73	33,47	44,66	4,74	864,40
Milch der Frau	28,11	35,64	48,17	2,42	885,66

Man schreibt dem C. die Eigenschaft zu, daß es die Entleerung des Kindspechs beim Neugebornen bewirke.

Colporteur (franz.), Hausirer, Tabuletträger, besonders Person, welche in Auftrag von Buchhändlern, Antiquaren 2c. Bücher 2c. zum Verkauf herumträgt oder Subskribenten 2c. sammelt; dann Einsammler der Gelder für öffentliche Kassen. Daher Colportage, Erlös für zum Verkauf ausgetragene Gegenstände.

Colquhoun, Patrick, berühmter englischer Schriftsteller und Staatsmann, geboren den 14. März 1745 zu Dumbarton in Schottland, ging, früh verwaist, im 16. Jahre nach Virginien, um sich dem Handel zu widmen, kehrte aber schon nach 5 Jahren zurück, etablirte sich zu Glasgow, ward Lord provost dieser Stadt und traf als solcher viele zweckmäßige Einrichtungen. Er veranlaßte die Parlamentsakte, welche die Manufakturisten vom Auktionszolle befreite, und dehnte den Vertrieb der englischen Baumwollenwaaren auch auf den Kontinent aus. Im Jahre 1789 siedelte er mit seiner Familie nach London über, wo er seit 1792 ein Polizeiamt verwaltete und als Einnehmer im Polizeibureau der Themse namentlich die Schiffe vor den bisherigen Beraubungen sicherte. In Gemeinschaft mit den Quäkern begründete er drei große Suppenhäuser. Im Jahre 1797 ernannte ihn die Universität zu Glasgow als virum egregium, tamdiu legum interpretem et acerrimum vindicem zum Doktor der Rechte; 1798 zog er nach Westminster, wo er ebenfalls eine Suppenanstalt und eine Armenschule stiftete, und ward 1804 von Hamburg und dann auch von Bremen und Lübeck zu ihren Agenten in London gewählt. Er † am 25. April 1820. C. schrieb: „On the police of the Metropolis" (London 1796, deutsch von Volkmann, Leipzig 1802); „A new system of education for the labouring people" (London 1806); „A treatise on indigence" (das. 1807); „On the population wealth, power and resources of the British empire" (das. 1814, deutsch von Fick, Nürnberg 1815).

Colt, Samuel, amerikanischer Industrieller, geboren den 19. Juli 1814 zu Hartford in Connecticut, ist besonders als Erfinder der Revolver, die nach ihm auch Colts genannt wurden, bekannt. Dieselben wurden zuerst 1835—47 unter seiner Leitung zu Paterson im Staat Newyork in einem einer Gesellschaft gehörigen Etablissement fabricirt. Nachdem sie aber besonders im mexikanischen Krieg ein sehr gesuchter Artikel geworden, begründete C. 1850 zu Hartford eine großartige Fabrikanlage, welche jährlich über 60,000 Stück lieferte.

Colton, Caleb, englischer Dichter, um 1780 geboren, ward im Kollegium zu Eton erzogen, studirte in Cambridge und gelangte früh zu geistlichen Würden. Als Vikar von Tiverton gab er die ersten Beweise seines unsittlichen Charakters. Später wurde er Vikar in Kew und hatte als solcher nicht unbedeutende Einkünfte, gerieth aber dennoch durch sein regelloses Leben in tiefe Noth. Diese trieb ihn zur Verabfassung seines „Lacon", eines philosophischen Werks, das die Bewunderung von ganz England erregte. Dieser Erfolg, der ihm Ruf und Vermögen auf einmal wieder herstellte, war jedoch nicht nachhaltend. Den gemeinsten Genüssen fröhnend, sah er sich bald genöthigt, nach Amerika zu entweichen. Später finden wir ihn in Paris, wo er nach einander Gemäldetrödler, Weinhändler, Dichter, Korrespondent des „Morning Chronicle", stets aber leidenschaftlicher Spieler war, so daß er sich bald im Besitz ansehnlicher Summen sah, bald wieder betteln gehen mußte. Schließlich erschoß er sich in Fontainebleau. Außer seinem „Lacon, or many things in few words" (London 1820) schrieb er „A plain and authentic narrative of the stamford Ghost" und „Hypocrisy", ein satirisches Gedicht.

Colum (lat.), Seihgefäß, Durchschlag; daher C. nivarium, durchschlagähnliches Gefäß, vermittelst dessen man Schnee- und Eiswasser gewinnt und klärt, um den Wein damit anzufrischen, bei Reichen oft von Silber, während Aermere sich eines Seihsacks (saccus nivarius) bedienen; in der Chemie s. v. a. Filtrirtuch; in der Anatomie s. v. a. Colon, Grimmdarm.

Columba (lat.), taubenförmiges Gefäß, welches in den Kirchen über dem Altar hing und die Büchse enthielt, in der die geweihte Hostie für Krankenkommunionen aufbewahrt wurde.

Columbanus (auch Columba und Columbanus Sanctus), Heiliger, einer der ältesten Apostel des Christenthums bei den Germanen, wurde um 560 in dem irländischen Distrikt Leinster (Lageno-

rum terra) geboren, machte für seine Zeit sehr umfassende Studien, ward dann Mönch des irischen Klosters Bankor, begab sich 590 mit 12 Klosterbrüdern zu Bekehrungszwecken nach Burgund und gründete hier gegenüber dem weltlichen Sinn der fränkischen Geistlichen die Klöster Anagrates (Anegray), Luxovium (Luxeil), Fontaines, eins im Juragebirge und ein Nonnenkloster zu Besançon. Die von C. für diese Klöster aufgesetzte Regel schloß sich zunächst der des heiligen Benedikt an, übertraf sie aber noch an Strenge; so wurde die geringste Abweichung, z. B. das Vergessen des Bekreuzens des Löffels bei Tisch, mit Stockschlägen bestraft. Differenzen mit der berüchtigten Brunehilde hatten zur Folge, daß man ihn 610 nach Nantes führte, um ihn nach Irland einzuschiffen; C. aber begab sich von hier zu Chlothar II., König von Neustrien, u. wollte, einer Einladung des Königs Agilulf folgend, nach Oberitalien reisen, gab aber Theodeberts, Königs von Austrasien, Bitten, zu bleiben, nach, zog mit Einigen, unter denen Gallus hervorragte, den Rhein hinauf tief in das Land der Alemannen hinein und ließ sich endlich in Bregenz nieder, von wo aus er mit Gallus sein Missionsgeschäft mit großem Eifer, aber nicht ohne Gewaltsamkeit, betrieb. Als Theoderich II. von Burgund auch Austrasiens Herr wurde, begab sich C. in die Lombardei und suchte von Mailand aus den unter den Longobarden herrschenden Arianismus zu bekämpfen. Von hier aus gründete er auch das Kloster Bobbio bei einer verfallenen Peterskirche südlich von der Trebia, welches seine wichtigste Stiftung wurde und sich durch Pflege der Wissenschaften große Verdienste erwarb. Hier † er auch am 29. Nov. 615. Seine Kongregation vereinigte sich im 9. Jahrhundert mit den Benediktinern. Seine sämmtlichen Schriften gab Flemming (Löwen 1607) heraus; sein Leben beschrieb sein Schüler Jonas, Mönch von Bobbio (in Mabillons „Act. Sanct. Ord. Bened., Th. II. S. 3 f.).

Columbarium (lat.), Taubenhaus; dann unterirdische Grabkammer mit reihenweise übereinander angebrachten Nischen zur Aufnahme der Aschenkrüge. Solche Kolumbarien sind von großem Werthe für die Geschichte der Kunst und der römischen Antiquitäten, wie der 1726 in der Nähe von Rom gemachte Fund des C. der Freigelassenen und Sklaven der Livia Augusta darthat. Die zahlreichen Inschriften, Urnen, Sarkophage ꝛc., welche hier zu Tage kamen, veranlaßten Gori zur „Descriptio Monumenti s. Columbarii Libertorum et Servorum Liviae Augustae et Caesarum“ (Flor. 1726), und 1735 wurde von demselben zu Florenz eine eigene „Accademia Columbaria“ gestiftet. Zwei andere Kolumbarien aus dem Zeitalter des Augustus wurden 1840 von Campana in der Nähe der Porta Latina zu Rom aufgedeckt. Das größere liegt dicht an der appischen Straße bei dem Drususbogen, bildet ein längliches Viereck und enthält 9 Reihen von Nischen über einander. Die Inschriften nennen Personen, welche Aemter im kaiserlichen Palaste bekleideten, von Augustus bis Nero.

Columbia (Oregon), mächtiger und merkwürdiger Fluß im westlichen Nordamerika, der für die Gewässer eines weiten, 12 Grade der Länge u. ebenso viele der Breite umfassenden Raumes die ausführende Hauptader bildet und, ganz und gar einer gebirgigen Plateaulandschaft angehörig, fast durchaus Oberlauf und nur auf einer kurzen Strecke Unterlauf ist. Er entsteht aus 2 Hauptquellflüssen, von denen der nordöstliche, der von Anfang an den Namen C. führt, in Britisch-Columbia (50° nördl. Br.) aus einem See am Fuß der Rocky Mountains entspringt und, eine südliche Richtung verfolgend, bald in Stromschnellen über ein von Felsen und Klippen starrendes Bett fließt, „steinerne Rennen“ bildend, bald sich zu Seen erweitert, deren Ufer Wälder oder Grassteppen umschließen. Nachdem er kurz vor seinem Eintritt auf Unionsgebiet (Washington) den Kootanie (Flatbow) aufgenommen, strömt unter 48° 50′ nördl. Br. der südöstliche Hauptarm, der Clarkesriver (s. Clarksfork) hinzu. Der vereinigte C. liegt an dieser Stelle noch 2500 Fuß über dem Meer. Noch immer folgen Wasserfälle und Stromschnellen, so gleich unterhalb der Vereinigung mit dem Clarkesriver die bedeutenden Chaudiere- oder Kesselfälle (50 Fuß hoch) und die Thompsonsstromschnellen, durch welche gleich oberhalb Fort Colville die Schifffahrt unterbrochen wird. Unterhalb dieser Fälle beträgt die Flußbreite 1/3 englische Meile und die Geschwindigkeit seines Stromes 4 englische Meilen in der Stunde. Das ihn hier umgebende Land ist am besten von allem am oberen C. gelegenen zur Kultur geeignet. Ungefähr 10 deutsche Meilen unterhalb Colville wendet sich der Strom nach Westen und Nordwesten bis zum Fort Okanagan, wo der Fluß Okanagan einmündet, dann gegen Südwesten und endlich gegen Südosten, bis er unter 46° 15′ seinen größten Zufluß, den vom Windriverknoten kommenden Lewis, erhält. Bis Fort Okanagan sind die Ufer bewaldet, von da abwärts hoch und felsig. Nach seiner Vereinigung mit dem Lewis nimmt der C. im spitzen Winkel umbiegend eine westliche, zuletzt nordwestliche Richtung an, die er bis zur Mündung, die Grenze zwischen den Gebieten Washington und Oregon bildend, beibehält. Auch auf diesem Theile seines Laufs wird der Strom, obschon zu bedeutender Wassermenge angewachsen, noch zu wiederholten Malen von steilabfallenden Basaltwänden eingeschlossen; Felsenleisten durchkreuzen sein Bett und verursachen Fälle, Wirbel u. Stromschnellen. An einer neuen steinernen Renne, die Dalles (Gossenstein) genannt, 20 Meilen unterhalb Fort Nez Percé, ist der Fluß auf 300 Fuß Breite eingeklemmt, und das rapid dahin schießende Wasser steigt im Juni, zur Zeit der Schneeschmelze, 62 Fuß über das Niveau seines Winterstandes. Zuletzt bricht der Strom mit 46 Fuß hohen Kaskaden durch eine Spalte der Seealpen und tritt seinen Unterlauf im Küstensaume an (anfangs Hügelland, dann Prairie). Er erweitert sich jetzt zu 1, bald darauf zu 5 Meilen Breite und trägt Seeschiffe; doch ist die Mündung enger und durch Winde, Nebel, Strömungen und Sandbarren wieder für die Schifffahrt gefährlich.

Columbia, 1) (Colombia), sonst südamerikanischer Staat, seit 1831 in die drei Republiken Venezuela, Neugranada und Ecuador getheilt, umfaßte einen großen Theil des vormaligen spanischen Südamerika, nämlich die Generalkapitanerie Caracas und das Vicekönigreich Neugranada nebst Quito und den 2 Provinzen Veragua und Panama, u. grenzte gegen Norden an das karaibische Meer,

gegen Osten an das atlantische Meer, das britische und französische Guyana und Brasilien, gegen Süden an Brasilien und Peru und gegen Westen an das stille Meer und an die Vereinigten Staaten des mittleren Amerika (Guatemala).

Geschichte. Die Entdeckung dieser Länder begann durch Columbus, der auf seiner dritten Entdeckungsreise 1498 die Küste des südamerikanischen Kontinents von der Mündung des Orinoco bis zur Insel Margarita befuhr und für den König von Spanien in Besitz nahm. Schon im folgenden Jahre drangen Amerigo Vespucci u. Alonso de Ojeda mehr westlich vor, fanden den See Maracaibo und gaben der Gegend, da sie durch die auf Pfählen erbauten Indianerdörfer an Venedig erinnert wurden, den Namen Venezuela (d. h. Klein-Venedig), der hernach auf die ganze Provinz überging. Eine andere Bezeichnung, welche sie dem nördlichen Küstenlande Südamerika's, im Gegensatze der bis dahin entdeckten Inseln, gaben, war Terra Firma (Festland), welche Benennung später auf die ganze Küste von der Mündung des Orinoco bis Guatemala ausgedehnt wurde, indem man eine westliche und östliche Terra Firma unterschied. Bald entstanden hier Ansiedelungen der Spanier, zuerst Cumana. Im Jahre 1526 verkaufte Kaiser Karl V. den östlichen Theil dieses Küstenlandes an das augsburger Wechslerhaus der Welser, nahm es ihnen aber wegen ihrer Bedrückung der Eingeborenen wieder u. ließ es seit 1546 durch einen Gouverneur verwalten. Seitdem stand das Land unter königlichen Generalstatthaltern (Generalkapitänen) und bildete bis zu der Zeit der Befreiung von der spanischen Herrschaft die Generalkapitanerie Caracas. Später als Venezuela wurde das westliche Küstenland (das nachherige Neugranada) entdeckt, was übrigens schon Columbus wenigstens erblickt hatte. Pedro Arias de Avila erhielt daselbst ansehnliche Landstrecken eingeräumt; unter ihm ward der Grund zur Stadt Panama gelegt. Von dieser aus drangen Pizarro und Almagro gegen Peru und ins Innere Cundinamarca's, eines bevölkerten Indianerreichs, vor. Die gänzliche Eroberung dieser Länder vollendeten 1536 die Spanier Quesada und Benalcazar (letzterer von Quito aus); ersterer gab ihnen den Namen Neugranada. Das Ganze wurde zu einem Gouvernement unter einem 1547 eingesetzten Generalkapitän gemacht, 1718 aber in ein Vicekönigreich verwandelt. Die Provinzen von Quito gehörten zum Vicekönigreich Peru, bis sie 1564 zu einer eigenen Präsidentschaft erhoben wurden. Im Jahre 1717 ward dieselbe aufgehoben und dem Vicekönigreich Neugranada einverleibt. Bis zum Einfall der Franzosen in Spanien 1808 blieben diese sämmtlichen Länder in ungestörtem Besitze Spaniens; eine 1796 entstandene Verschwörung wurde unterdrückt, und ebenso blieben die Versuche Miranda's, sein Vaterland von dem spanischen Joche zu befreien, fruchtlos. In C. nahm aber der südamerikanische Aufstand seinen Anfang. Auf die Wiedereroberung dieses Landes verwendete Spanien seine besten Kräfte, und mit der Erfolglosigkeit dieser Anstrengungen war die Unabhängigkeit des amerikanischen Festlandes von Europa für immer entschieden. Der Ursprung der columbischen und der ganzen südamerikanischen Revolution ist in Spanien zu suchen. Nach der Abdankung König Karls IV. schickten sowohl die sich bildenden exekutiven Junten von Sevilla und Asturien, als auch die vom Prinzen Ferdinand (nachmaligem Ferdinand VII.) zu Madrid eingesetzte Regentschaft und Napoleon I. im Namen Königs Joseph Agenten nach Amerika, um sich des Gehorsams der spanischen Generalkapitäne zu versichern. Letztere zeigten sich Napoleon willfährig, aber die Bevölkerung der spanisch-amerikanischen Kolonien wollte von der neuen Ordnung der Dinge nichts wissen und verbrannte öffentlich die Proklamationen des Königs Joseph. Da gegenseitige Verdächtigung der verschiedenen Junten das Volk ungewiß machte, welcher Gehorsam zu leisten sei, verlangten endlich die Einwohner von Caracas von dem Generalkapitän Casas die Errichtung einer provinziellen Junta; dieser aber ließ die Unterzeichner der darauf bezüglichen Petition, obwohl deren Absichten ganz loyal waren, ins Gefängniß werfen. Dadurch wurde Mißtrauen erregt, und es bildete sich im August 1809 eine provinzielle Junta zu Quito unter dem Vorsitz des Marquis Selva Allegre. Der Vicekönig von Neugranada, Don Amar, traf sogleich Anstalten zu ihrer Unterdrückung. Nicht daß die Statthalter in der Errichtung dieser Junten Verrath gegen Spanien erblickt hätten, denn dem widersprach die Bereitwilligkeit, mit der das Volk das Mutterland gegen Frankreich unterstützte; wohl aber war es ihnen um den Fortbestand ihrer eigenen Macht zu thun. Da ihnen Napoleon ihre Aemter auch für die Zukunft zugesichert hatte, falls sie sich ihm unterwürfen, war es ihnen ziemlich gleichgültig, ob in Europa Spanien oder Frankreich Sieger blieb. Als sich nun die amerikanischen Junten auf den Fall der Unterjochung Spaniens zum Widerstand gegen Frankreich rüsteten, sahen die Statthalter und Generalkapitäne darin die Möglichkeit eines Widerstandes, der sie in ihrer Stellung zum Kaiser der Franzosen kompromittiren könnte. Als sich auch in der Hauptstadt von Neugranada eine Junta bildete, suchte Don Amar die Bürger von der Betheiligung daran zurückzuschrecken und trieb in Verbindung mit dem Vicekönig von Peru die Junta von Quito mit Gewalt aus einander; viele Mitglieder derselben wurden ins Gefängniß geworfen und ein Jahr später unter dem Vorwand eines Aufstandes der Truppen grausam ermordet, die Stadt selbst aber den Soldaten zur Plünderung Preis gegeben. Von da an sah das Volk in seinen Statthaltern nur noch Tyrannen. Indessen hatte die spanische Regentschaft, um sich der Mitwirkung der amerikanischen Provinzen zu versichern, eine Proklamation an dieselben erlassen, worin sie selbst die Uebel aufzählte, welche Amerika von Spanien zu erdulden hatte. Bei der Ankunft dieser Proklamation und der Nachricht von der Niederlage der Spanier 1810 schritt man in Caracas sogleich zur Absetzung der Kronbeamten und zur Einsetzung einer Junta, die zwar die Autorität der Regentschaft von Cadix nicht anerkannte, dennoch aber im Namen König Ferdinands VII. handelte. Bald darauf kam es in Mexiko in Folge der tyrannischen Maßregeln des neuen Vicekönigs, Venegas, zu blutigen Auftritten. Hätte jetzt die spanische Regentschaft gelindere Maßregeln ergriffen, so wären die Provin-

zen, bei denen ja von republikanischen Tendenzen noch nicht die Rede war, noch leicht zu beruhigen gewesen. Jene aber antwortete auf die Depeschen der Junta von Caracas am 31. August 1810 mit Drohungen und erklärte die rebellische Provinz in Blokadezustand. Inzwischen hatte die Junta von Caracas den Tribut der Indianer abgeschafft, die Negersklaverei aufgehoben und den Handel für frei erklärt. Die Provinzen folgten dem Beispiel der Hauptstadt und errichteten ebenfalls Junten, die zuletzt einen Generalkongreß der Junten von Venezuela zusammenriefen, welcher den 2. März 1811 zusammentrat, und in dem sich noch mehre Stimmen für Wiedervereinigung mit Spanien erhoben. Erst durch die Thätigkeit der vom General Miranda gestifteten patriotischen Gesellschaft erfolgte endlich am 5. Juli 1811 die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen von Venezuela von der spanischen Regierung. Diesem Beispiel folgten alsbald die Provinzen Cartagena, Socorro, Tunja, Pamplona, Antioquia und mehre andere des Vicekönigreichs von Neugranada, ja selbst Mexiko und etwas später Buenos-Ayres. Sofort sandte der Kongreß von Venezuela Don Luis Lopez Mendez nach London und Don Telesfore Orea nach Washington, um Beistand gegen Spanien zu erbitten; doch wurde von beiden Mächten bloß strenge Neutralität zugesagt. Was aber der Kongreß von Venezuela am meisten zu fürchten hatte, war die Eifersucht unter dem an seiner Spitze stehenden Triumvirat und Uneinigkeit unter den aufständischen Provinzen selbst. Dennoch kam hauptsächlich durch die Bemühungen eines Irländers, Namens Burk, im Einverständniß mit Don F. X. Ustariz und Don J. Roscio, eine der nordamerikanischen sehr ähnliche Verfassung zu Stande, und im März 1812 hielt der neuorganisirte Kongreß bereits seine erste Sitzung. Inzwischen war die Revolution auch in Neugranada ausgebrochen. Im Juli 1810 hatte sich zu Santa Fé de Bogota eine Junta gebildet, an deren Spitze zuerst Don Amar, der spanische Vicekönig, stand, und die anfangs die Regentschaft von Spanien anerkannte, nachher aber jenen und die übrigen Kronbeamten entsetzte und einen Kongreß berief, um während der Gefangenschaft des Königs eine provisorische Regierung einzusetzen. Neun Provinzen: Tunja, Pamplona, Casanare, Cartagena, Socorro, Antioquia, Choco, Neyva und Mariquita, erklärten sich für die Revolution. In der Provinz Marta behielten die Spanier die Oberhand. In Popayan gelang es dem spanischen Gouverneur, die Junta aufzulösen; sein bewaffneter Versuch, auch die von Santa Fé auseinander zu treiben, führte zu einem Treffen, in welchem der Gouverneur Tacon zur Flucht genöthigt wurde. Auch in Pastos mußte er vor dem vereinten Heere der Junten von Quito und Popayan nach San Buenaventura entfliehen, und endlich wurde gegen Ende von 1811 seine Schaar vom General Rodriguez gänzlich aufgerieben. Die Regentschaft von Spanien sandte jetzt zwei geborne Amerikaner, Don A. Villavicencio und Don C. Montufar, nach Neugranada, um wo möglich die aufrührerische Provinz zum Gehorsam zurückzuführen; aber der Abfall war schon zu weit gediehen. Im September 1810 erließ die Junta von Cartagena ein Manifest, worin sie die Vereinigung aller Provinzen zu einer Föderativregierung anempfahl und die Bande, welche das Land an Spanien knüpften, durch die Resignation von Bayonne für aufgelöst erklärte. Unglücklicher Weise sahen mehre Provinzen darin ein Recht, sich von jeder Regierung unabhängig zu machen, und dies führte noch während der Unabhängigkeitskämpfe zum Bürgerkriege. Mompox, ein Departement von Cartagena, pflanzte zuerst die Fahne der gänzlichen Unabhängigkeit auf, aber eine cartagenische Streitmacht unter Don N. Ayos zwang es bald zur Unterwerfung. Aehnliches wiederholte sich auch anderwärts. Erst am 27. November 1811 vereinigten sich die Deputirten von Pamplona, Tunja, Neyva, Cartagena und Antioquia in Santa Fé de Bogota zur Annahme einer Föderativverfassung. Die Provinz Cundinamarca jedoch entwarf für sich eine neue Konstitution, die am 17. April zu Santa Fé de Bogota (der Hauptstadt von Cundinamarca) ratificirt wurde; sie bestand in einer konstitutionellen Monarchie mit einem Präsidenten als oberstem Vollzieher der Gesetze bis zur Freilassung König Ferdinands VII. Sie wurde aber bald aufgegeben, und der Präsident der Regierung von Cundinamarca, Don J. Lozano, schlug selbst vor, das ganze Reich in vier gleiche Theile zu theilen und diese sodann in eine Föderativrepublik zu vereinigen. Dem widersetzten sich die Junta von Cartagena und der in Ibagua tagende Föderativkongreß. Lozano nahm hierauf seine Entlassung, und an seine Stelle trat Don A. Narino, welcher sich für eine mehr monarchische Verfassung entschied. Ihm stimmten die Provinzen Mariquita, Neyva und Socorro bei; aber statt zu debattiren, griff man zu den Waffen. Im Frühjahr von 1812 kam es zwischen den Kongreßtruppen und den Soldaten Narino's bei Paloblanco zu einem Treffen, in welchem letzterer geschlagen wurde, worauf sich die Provinzen Neyva und Mariquita dem Kongreß unterwarfen. Ein zweites glückliches Treffen bei Ventaquemata erlaubte den Kongreßtruppen, bis nach Santa Fé de Bogota vorzurücken und die Stadt zu belagern. Ein Sturm auf dieselbe ward jedoch von den Bürgern tapfer zurückgeschlagen und das Heer bis auf eine Division niedergemacht. In der Provinz Quito (Ecuador) war die revolutionäre Junta von der königlichen Armee von Cuença bedroht. Die Truppen der Junta unter Montufar waren von den Königlichen geschlagen worden, und bereits am 12. November 1812 war Montes an der Spitze der königlichen Truppen von Lima zum zweiten Male in Quito eingezogen, wobei ein Fünftel der Bevölkerung grausam ermordet wurde. Ein Theil der Truppen brach unter Don N. Samano nach Santa Fé auf. Jetzt erst stellte die nahe Gefahr die Einigkeit in Neugranada her. Narino wurde von beiden Parteien zum Diktator erwählt. An der Spitze von 8000 Mann zwang er die Königlichen unter Samano zum Rückzug. Darauf zog er mit dem Kern seiner Truppen durch Schluchten und über Abgründe, trotz steter Angriffe seitens der Königlichen unter Aymeric, nach Pastos, wurde aber, dem Ziel schon nahe, von jenen überfallen und selbst gefangen und nach Spanien gesandt. General Cabal, welcher im Kommando folgte, konnte nur mit Mühe seinen Rückzug nach

Popayan bewerkstelligen, u. die Sache der Republik schien unwiederbringlich verloren. Auch in Venezuela zertrümmerte ein unerwartetes Ereigniß die Hoffnungen der amerikanischen Partei und stellte die Gewalt der Spanier wieder her. Am 26. März 1812 legte ein Erdbeben den größten Theil der Städte Caracas, La Guayra, Mayquetia, Merida, San Felipe, Barquisimeto, Valencia und Vittoria in Trümmer, wobei nahe an 20,000 Menschen ihr Leben verloren. Als die Geistlichkeit dies für eine Rache des Himmels wegen der Revolution erklärte, fielen Volk und Soldaten schaarenweise von der konstitutionellen Regierung ab, und diese sah sich genöthigt, die oberste Militärgewalt in die Hände des Generals Miranda zu legen. Dieser besetzte mit dem treugebliebenen Theil des Heeres den Gebirgspaß von La Cabrera, wurde aber durch Verrath von den Spaniern umgangen und gezwungen, sich in die Stadt Vidorsa, 10 Meilen von Caracas, zu werfen, und schlug hier die Königlichen mit Verlust zurück. Ein neues Unglück brach über die Patrioten herein. Die spanischen Gefangenen in Porto Cavello hatten sich durch Verrath des wachthabenden Offiziers des Schlosses und der Citadelle bemächtigt, und Simon Bolivar, der Kommandant des Hafens, zog sich mit seinen Offizieren nach La Guera zurück. So war den Königlichen die Verbindung mit dem Meere und die Zufuhr von Waffen und Mundvorräthen gesichert. Caracas mußte daher eine Kapitulation eingehen, nach welcher die Patrioten die von den Cortes für Spanien entworfene Konstitution anzunehmen versprachen, der spanische General Monteverde aber Sicherheit der Personen und des Eigenthums ohne Rücksicht auf früher gehegte Meinungen und freie Auswanderung aus Venezuela zusicherte. Gleich darauf rückten die Spanier in die Stadt ein. Miranda mit vielen Offizieren schiffte sich nach La Guera ein, wo sie der Militärkommandant verhaften und nach Spanien abführen ließ. Die Bedingungen der Kapitulation wurden nur zu bald vergessen; die Gefängnisse füllten sich, und jeden Tag fanden Hinrichtungen Statt. Dies reizte das Volk von Neuem zum Aufruhr. Don A. Marino stellte sich an die Spitze der Rebellen von Cumana, überrumpelte die Stadt Maturin und schlug Monteverde zurück. Von der Junta von Cartagena mit dem Kommando über eine kleine Anzahl Truppen bekleidet, vertrieb Simon Bolivar die Spanier von den Ufern des Magdalenenstroms, ging über die Andes und schlug die Königlichen bei Cucuta und La Grita. Die Grausamkeiten der Spanier vermehrten seinen Anhang; die Königlichen wurden an vielen Orten (bei Niquitao, Betisoque, Caracho, Barquisimeto, Varinas und Lostagnanas) geschlagen, Monteverde entfloh nach Porto Cavello, und schon am 4. August 1813 zog Bolivar triumphirend in Caracas ein. Monteverde sammt seinen Verstärkungen aus Spanien bei Aguacaliente nochmals geschlagen, zog sich schleunigst nach Porto Cavello zurück und legte das Kommando nieder, das nach ihm Saloman und später Isnueta übernahm. Von nun an überboten Spanier und Patrioten einander an Grausamkeit. Bald fiel auch Porto Cavello in die Hände Bolivars. Zum zweiten Male hatten jetzt die Patrioten gesiegt. Eine königliche Armee schlug sie zwar bei Barquisimeto; dagegen zerstreute Bolivar die Spanier bei Virigima, Barbula und Araure. Hierauf legte er seine diktatorische Gewalt in die Hände eines von ihm selbst (Januar 1814) zusammengerufenen Kongresses nieder, wurde aber zum zweiten Mal als Diktator anerkannt. Jetzt griffen die Spanier zum äußersten Mittel, sie riefen durch Emissäre die Sklaven gegen ihre Herren auf und versahen sie mit Waffen und Vorräthen. Bald hatten Pey und Paloma (ein Neger) ein furchtbares Heer von freigelassenen Sklaven gesammelt, an deren Spitze sie in Guyana die empörendsten Grausamkeiten begingen. Boves und Rosette, zwei andere Sklavenanführer, fielen in die Thäler von Tuy und Aragua ein und bezeichneten ihren Weg mit Blut. Bald auf 8000 Mann angewachsen, nahmen sie Vittoria und Ocumare (6 Meilen von Caracas). Eine andere Abtheilung hatte Varinas unterworfen u. vereinigte sich im Februar 1814 mit Boves. Indeß besiegte Bolivar Boves bei Vittoria, Rivas schlug Rosette am Tuy, und Yañes, ein anderer Sklavenhauptmann, wurde ebenfalls mit dem größten Theil seiner Truppen zusammengehauen. An die Stelle Monteverde's war inzwischen Cagigal getreten und mit bedeutenden Verstärkungen vor Valencia gerückt. Die Spanier wurden abermals geschlagen. Aber bald erlitt Bolivar eine bedeutende Niederlage durch Boves; ähnlich erging es Marino, und Urdaneta, der die dritte Division der Streitkräfte Bolivars befehligte, sah sich genöthigt, nach der Grenze von Neugranada zu fliehen. Valencia ging durch Kapitulation über, die der spanische General beschworen hatte, aber nicht hielt. Während dieser Unglücksfälle kam die Nachricht von der Thronbesteigung Ferdinands VII. an. Vielleicht hätte die spanische Regierung durch Milde jetzt noch die Gemüther zu versöhnen vermocht, aber eine Proklamation forderte die Rebellen unter Drohungen auf, die Waffen niederzulegen, und die Ausrüstung von 2 Fregatten und 50 Transportschiffen mit 10,000 Mann im Hafen von Cadix schien derselben Nachdruck verleihen zu wollen. Nichtsdestoweniger weigerte sich Don Bernardo Alvarez, Präsident der Provinz von Cundinamarca, noch immer, der Konföderation der Provinzen Casanare, Pamplona, Tunja, Neyva, Choco, Mariquita, Socorro und Antioquia beizutreten, und mußte von Bolivar durch eine neue Einnahme von Santa Fé dazu gezwungen werden. Hierdurch kam wenigstens ein Schatten von Einheit in die Verwaltung, an deren Spitze Don M. R. Torices, Garcia Rubira und M. Pey standen. Inzwischen erschien im April 1815 das spanische Geschwader unter General Morillo vor Carupano und nahm zunächst die Insel Margarita nach tapferem Widerstande der Patrioten. Auch Cartagena mußte sich den 5. December nach viermonatlicher Belagerung aus Mangel an Nahrungsmitteln ergeben. Inzwischen aber hatten sich auf Margarita die Patrioten von Neuem erhoben und die spanische Garnison erschlagen. In Venezuela bildeten sich Guerrillasbanden nach dem Muster von Spanien und der Anführung von Monagas, Piar, Roxas, Zataza, Llanas 2c., und Bolivar hatte zu Aux Cayes ein Geschwader unter Brion (einem Eingebornen von Curaçao) ausgerüstet. Er eilte Margarita zu Hülfe, kaperte auf der Fahrt 2 spanische Kriegsschiffe weg und nahm die Insel in Besitz bis auf die Festung Pampatar. Hierauf schlug

er mit seiner kleinen Streitmacht die Königlichen bei Carupano, nahm die Stadt Cumana in Besitz und schiffte sich nach Chimani ein. Während er aber den Schotten Mac Gregor mit dem Vortrab nach Barcelona vorausgesandt hatte, wurde er selbst von Morales überfallen und geschlagen. Im Laufe desselben Monats ergab sich die Festung Pampatar auf Margarita, und auch General Arismendi konnte nun den Patrioten zu Hülfe eilen. Im December folgte ihm Bolivar mit Verstärkungen von Aux Cayes. Morales und Real wurden geschlagen, Guyana erobert und die Königlichen in der Stadt Angostura eingeschlossen. Mit weniger Glück fochten die Patrioten in Neugranada. Dort rieb Morillo bei Cachira den besten Theil des republikanischen Heeres auf und rückte im Juni 1816 in Santa Fé de Bogota ein, wo er grausame Rache nahm. Zum dritten Male zogen nun die Spanier gegen das aufrührerische Venezuela; die Besatzung von Caracas wurde verstärkt, und Morillo selbst rückte mit 2000 Spaniern vor Barcelona, das er in der Abwesenheit Bolivars am 7. April 1818 mit Sturm nahm. Ein neuer Transport mit 1600 Spaniern war indeß aus Cadix angelangt; aber so lange die Patrioten noch im Besitz der Insel Margarita waren, hatte ihre Flottille einen sicheren Zufluchtsort. Dies war jetzt um so wichtiger, als sich Bolivar in Guyana mit General Piar vereinigt und die Hauptstadt Angostura genommen hatte, von wo aus den Patrioten die Kommunikation zur See mit Margarita offen stand. Ein Angriff der Spanier auf diese Insel ward (Juli 1817) mit Verlust zurückgeschlagen; bald eroberten die Patrioten auch den innern Theil der Provinzen Cumana, Barcelona und die Provinzen Casanare, Varinas und Pamplona. Am 11. November 1817 eröffnete der oberste Kongreß von Venezuela zu Angostura seine Sitzungen und ernannte Bolivar zum Präsidenten der Republik. Im darauf folgenden Jahre hielten sich Spanier und Patrioten bereits die Wage. Die Patrioten waren durch den neunjährigen Krieg wohldisciplinirte Soldaten geworden, und mit dem Bewußtsein ihrer eigenen Kraft wuchs auch ihre Freiheitsliebe. Nachdem von England im Sommer 1818 und im Frühjahr 1819 den Patrioten sehr bedeutende Kriegsvorräthe und Freiwillige unter einem namhaften Offizier zugekommen waren, unternahm Bolivar von Neuem die Eroberung von Neugranada. In der schlimmsten Jahreszeit zog er über die schneebedeckten Andes, überrumpelte am 27. Juni 1819 die feste Stellung der Königlichen am Flusse Guya und schlug die Spanier unter Bareyro am 1. Juli im Thale von Sagamoso in der Provinz Tunja. Am 25. Juli kam es bei Pantano de Bargas neuerdings zur Schlacht, und am 7. August wurden jene bei Boyaco völlig aufgerieben. Wenige Tage nachher zog Bolivar in Santa Fé de Bogota ein, das der spanische Vicekönig Samana bereits verlassen hatte. Schaaren von Freiwilligen strömten jetzt seinem Heere zu, und in kurzer Zeit war dasselbe bis auf 12,000 angewachsen. Am 14. December eröffnete Bolivar zu Angostura den Kongreß von Venezuela und schlug die Vereinigung der Provinzen Quito, Santa Fé und Venezuela vor; am 17. December nahm der Kongreß einen Gesetzentwurf an, dem zufolge Venezuela und Neugranada unter dem Namen der Republik von C. vereinigt werden sollten. Die Staatsschulden beider Staaten sollten konsolidirt u. die ganze Republik in 2 Departements getheilt werden, deren Chefs vom Präsidenten zu ernennen seien. Die neu zu erbauende Hauptstadt sollte den Namen Bolivar führen, und der Kongreß sich 1821 zu Rosario de Cucuta versammeln, um dort die neue Konstitution in Berathung zu ziehen, u. am 25. Dec. die neue Republik proklamirt werden. Am 20. Dec. theilte Bolivar diese Beschlüsse dem General Santander, Vicepräsidenten der Provinz Cundinamarca, mit, welcher die konstitutionellen Behörden auf den 12. Februar 1820 zusammenberief und ihnen die Vereinigung beider Provinzen ans Herz legte. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und am 8. März 1820 erließ Bolivar die erste Proklamation an die Columbier, in welcher er ihnen Einigkeit und Ausdauer nochmals dringend anempfahl. Im April eröffnete er den Feldzug. Eine inzwischen auf Margarita eingetroffene Verstärkung von 1000 Irländern unter General Deveroux setzte ihn in den Stand, Rio de la Hacha zu Land und zur See einzuschließen und zu nehmen, während Valdes im Süden bei Panama über Lopez einen entscheidenden Sieg davontrug und die Königlichen zwang, nach Quito zu entfliehen. Da inzwischen in Spanien die Revolution von Neuem ausgebrochen war, schlug General Morillo in einer Proklamation der Republik im Namen der Cortes von Spanien einen Waffenstillstand vor. Die Erklärung des Kongresses vom 13. Juni, nur auf der Basis völliger Unabhängigkeit mit der spanischen Regierung zu unterhandeln, vereitelte jedoch die Unterhandlungen, und der Kampf begann von Neuem. Auch in der Provinz Barcelona siegten die Waffen der Republikaner. Im Oktober rückte das Centrum ihrer Armee in die Provinzen Merida und Truxillo ein. In Guayaquil schüttelte das Volk, ohne alle Beihülfe der columbischen Truppen, das verhaßte spanische Joch ab. Ein Gleiches thaten die Distrikte Ambato, Riobamba, Quaranda und Tacunga. Im Oktober nahmen die Republikaner Barcelona, und noch vor Ende von 1820 waren beinahe alle nördlichen Provinzen von Neugranada, mit Ausnahme von Cartagena und der Landenge von Panama, vom Feinde befreit. Maracaibo hatte sich ebenfalls durch eigene Kraft befreit und mit der Republik vereinigt. Im Oktober kam endlich ein Waffenstillstand zu Stande, und im darauf folgenden Monat ging Morillo nach Spanien zurück. Ihm folgten im Kommando die Generäle Morales und La Torre, und im April 1821 fingen die Feindseligkeiten von Neuem an. Noch einmal versuchte die Republik, sich mit dem Mutterlande zu versöhnen, und sandte Kommissäre nach Madrid. Am 3. Mai 1821 zogen die Cortes den Gegenstand in Berathung und schlugen vor, die spanischen Provinzen von Amerika in 3 Theile zu theilen, jedem derselben eine der spanischen ähnliche Verfassung zu geben und die exekutive Gewalt einem vom König zu ernennenden Gouverneur anzuvertrauen. Die Kommissäre von Mexiko waren damit einverstanden, die von C. beharrten, ihren Instruktionen gemäß, auf vollkommenster Unabhängigkeit der Republik von Spanien. So zerschlugen sich die Unterhandlungen wiederum. Am 6. Mai 1821 hielt der columbianische Kongreß zu Rosario de Cucuta seine erste Sitzung,

und am 10. desselben Monats legte Bolivar seine Präsidentschaft nieder, aber nur um sie auf die dringenden Vorstellungen des Kongresses zum zweiten Male zu übernehmen, und im Mai wurde der Feldzug von Neuem eröffnet. Nach einigen unbedeutenden Gefechten kam es in den Ebenen von Carabobo zur Hauptschlacht, in der die 6000 Mann starke spanische Armee unter Morales und La Torre gänzlich aufgerieben ward. Am 29. Juni zog Bolivar in das von ihm zum dritten Male befreite Caracas ein, am 12. Juli versammelte sich der Kongreß noch einmal zu Cucuta und ratificirte die neue Föderativverfassung. Zu gleicher Zeit wurde auch die Sklaverei im ganzen Umfange der Republik aufgehoben. Nachdem Admiral Brion die spanische Flottille theils genommen, theils in den Grund gebohrt hatte, kapitulirte am 23. Sept. Cartagena u. kurz darauf Cumana. Vom ganzen Territorium der Republik besaßen die Spanier jetzt nur noch Porto Cavello, die Landenge von Panama u. Quito. Am 15. December erklärte sich Panama für unabhängig von Spanien und sandte zugleich Deputirte zum Kongreß von C. Im März 1822 erkannten die Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit von C. an. In der Zwischenzeit wurde das Schicksal Quito's durch die Niederlage der Spanier bei Pinchincha (Juni 1822) entschieden und am 23. Juli 1823 die spanische Flotte unter Laborde von den Columbianern unter Padilla gänzlich vernichtet, worauf auch Maracaibo den Republikanern in die Hände fiel. Am 1. Dec. endlich kapitulirte Porto Cavello. Die Republik hatte jetzt keinen andern Feind mehr zu fürchten, als den Geist der Zwietracht. Bolivar unternahm hierauf die Befreiung Peru's, die durch die Uebergabe von Callao (23. Jan. 1826) entschieden ward. Im Jahre 1824 war er neuerdings zum Präsidenten von C. gewählt worden, überließ aber zum großen Nachtheil der Republik diese Ehre dem General Santander. Streit mit den columbischen Civilbehörden in Venezuela bestimmte 1826 General Paez, diesen Theil der Republik für unabhängig von der columbianischen Regierung zu erklären. Auch die Bezirke von Guayaquil und Quito gaben Zeichen des Aufruhrs und behaupteten, nur die Diktatur Bolivars könne sie vor einem allgemeinen Bürgerkriege schützen. Bolivars Vorschlag eines Generalkonvents zur Ausarbeitung einer neuen Konstitution fand wenig Anklang; doch gelang es ihm, die Unruhen in Venezuela zu stillen. In Folge der Wahl des Generals Andres Santa Cruz zum Präsidenten von Bolivia gerieth C. mit Peru in Streit. General La Mar fiel in die südlichen Provinzen von C. ein, nahm Guayaquil und rückte auf Quito vor, wurde aber am 28. Februar 1829 von den columbischen Truppen unter General Sucre bei Tarqui, einem Engpasse der Andes, geschlagen, worauf Peru alle Ansprüche auf die südlichen Provinzen von C. aufgab u. beide Theile die Unabhängigkeit von Bolivia anerkannten. Der durch C. berufene allgemeine amerikanische Kongreß der Staaten Mexiko, C., Peru, Chile und Buenos-Ayres, sowie der Vereinigten Staaten von Nordamerika kam zwar am 22. Juni 1826 in Panama zu Stande, u. man schwur sich ewige Freundschaft 2c., aber fast zu derselben Zeit waren die in ihm repräsentirten Staaten bereits mit einander im Krieg begriffen. Während der Revolution von Bolivia hatte Bolivar selbst eine große Konvention in der Stadt Ocaña im Mittelpunkt von Neugranada zusammenberufen. Die 70 (statt 800) erschienenen Deputirten erklärten zwar die bestehende Verfassung für unvollständig, konnten sich aber nicht zur Annahme der von der Partei Bolivars vorgeschlagenen Konstitution vereinigen und verließen theilweise die Versammlung. Bolivar sah darin die unmittelbare Abschaffung der Verfassung von 1821 und nahm sofort bis zu dem auf den Januar 1830 ausgeschriebenen konstituirenden Generalkongreß von der Regierung alleinigen Besitz. In der Nacht des 26. September 1828 brach unter den Truppen von Bogota ein neuer Aufruhr aus, wurde aber glücklich unterdrückt. Der konstituirende Kongreß kam am 26. Januar 1830 in Bogota zusammen, konnte sich jedoch zu keinem gemeinschaftlichen Plan vereinigen. Im November 1829 hatten sich nämlich die Provinzen, welche früher die Generalhauptmannschaft von Caracas bildeten, sowie einige von Neugranada unter General Paez von der Republik C. losgesagt. Der Kongreß war der Meinung, daß Neugranada ebenfalls das Recht habe, sich als unabhängiger Staat zu organisiren, und daß die zwei Staaten Neugrandda u. Venezuela mit einander eine Konföderation bilden sollten. Doch beschloß man noch einen letzten Versuch: durch gegenseitige Zugeständnisse die zwei Staaten zu vereinigen. Die betreffende neue Konstitution dauerte aber nur 24 Stunden; schon am folgenden Tage proklamirte der Kongreß der Provinzen von Venezuela in Valencia eine neue Verfassung und erwählte General Paez zum Präsidenten; ihm folgte 1835 durch seinen Einfluß José Vargas. Zuletzt trennten sich auch die Provinzen der alten Statthalterschaft von Quito und die angrenzenden von Peru von C. Ein Kongreß derselben versammelte sich am 14. August 1830 zu Riobamba und veröffentlichte am 11. September die Konstitution der Republik Ecuador, welche bis 1835 fortbestand, und deren erster Präsident General Juan José Flores war. Die Republik C. war jetzt auf die Grenzen von Neugranada beschränkt. Ihr Präsident, Mosquera, fand beim Antritt seines Amtes die Provinzen im Aufruhr, den Staatsschatz leer und die Armee, die ans Herrschen gewöhnt war, sich für die Diktatur Bolivars aussprechend, und legte daher schon am 4. September 1830 sein Amt wieder nieder. Sein Nachfolger, General Rafael Urdaneta, fing die Soldatenwirthschaft von Neuem an; die Generäle Lopez u. Obando erklärten sich jedoch für die Konstitution. Von Neuem drohte der Bürgerkrieg, als ein Vergleich den Vicepräsidenten, General Caicedo, an die Spitze der Regierung, Urdaneta aber an die Spitze des Heeres stellte. Am 21. November 1831 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der Republik Neugranada. Dieselbe übernahm einen Theil der Schuld von C., und am 29. Februar 1832 wurde die jetzt noch bestehende Verfassung feierlich anerkannt. Am 9. März wurde General Santander zum Präsidenten, General Ignacio Marquez zum Vicepräsidenten erwählt. Die drei Republiken, in welche jetzt C. getheilt war, erkannten gegenseitig ihre Unabhängigkeit an und verpflichteten sich gemeinschaftlich zur Bezahlung der von der Republik C. gemachten Anleihen. Ein neuer Streit entstand über die wechselseitigen Grenzen. Neugranada machte

auf das ganze Territorium Anspruch, welches zur Zeit der spanischen Herrschaft das Vicekönigreich dieses Namens bildete. Die Einwohner einiger dieser Provinzen zogen es jedoch vor, dem Staate Venezuela anzugehören, und die Bürger von Ecuador glaubten ebenfalls eine Ausdehnung ihrer Grenzen gegen Neugranada ansprechen zu müssen. Der Präsident der Republik Ecuador, General Flores, fiel in Neugranada ein, um das streitige Territorium im Namen seiner Republik in Besitz zu nehmen, wurde aber von den Truppen Neugranada's unter General Obando zurückgeworfen. Am 8. December wurden endlich die Grenzen beider Staaten durch eine Konvention definitiv entschieden. Weiteres s. Ecuador, Venezuela und Neugranada. Vgl. Restrepo, Historia de la revolucion de C., Paris 1827, 10 Bde.; Baralt, Resumen de la historia de Venezuela, das. 1841; Münch, Geschichte von C., 2 Bdchn., Dresden 1828.

2) Distrikt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Sitz der Bundesregierung und Bundeshauptstadt Washington, ein 2 □Meilen großes Gebiet auf der linken Seite des Potomac, 23 Meilen oberhalb seiner Mündung in die Chesapeakbai, umfaßte früher ein Territorium von 5 □Meilen, welches auf Washingtons Betrieb 1789 von den Staaten Maryland und Virginia zum unabhängigen Sitz der Bundesregierung abgetreten wurde; die im Westen des Potomac liegende Abtheilung, die County und City von Alexandria umfassend, ist jedoch 1846 an Virginia zurückgegeben worden. Der Distrikt steht unter der unmittelbaren Jurisdiktion des Kongresses und hatte 1850 51,687 Einwohner (darunter 9973 freie Farbige und 3687 Sklaven), nach dem Census von 1860 75,076 Einwohner. Dem religiösen Bekenntniß nach bilden die Presbyterianer die Mehrzahl; die höheren Unterrichtsanstalten befinden sich aber zumeist in den Händen der Katholiken (s. Washington). Politische Vertretung im Kongresse hat der Distrikt C. nicht, doch sind mit wenigen Ausnahmen die Gesetze von Maryland in Kraft. Die Justiz wird von einem besonderen Gerichtshof (Circuit-Court) in Washington verwaltet, von dem die Appellation direkt an den obersten Gerichtshof der Union Statt findet.

3) Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Südcarolina, am Congaree, unterhalb der Vereinigung der letzteren bildenden Flüsse Broad und Saluda River, in sandiger Ebene, ist 1787 gegründet, regelmäßig und hübsch gebaut, mit trefflichen Wasserwerken versehen und durch Eisenbahnen mit Charleston, Wilmington und andern Städten verbunden. Die bedeutendsten Gebäude sind: das Staatenhaus, das Countygebäude, das College, Irrenhaus, eine Markthalle, einige Kirchen, Banken &c. An wissenschaftlichen Instituten sind zu nennen: das Südcarolinacollege (1804 gegründet, mit physikalischem Kabinet, Observatorium und Bibliothek von 17,000 Bänden), ein theologisches Seminar der Presbyterianer (1831 gegründet). Die Einwohnerzahl betrug 1850 6060 Seelen.

Columbit (Columbeisen), Mineral von klinorhombischem Krystallsystem, eine klinorhombische Säule von 100° 16′ bildend, die durch Abstumpfung der Seitenkanten klinooblong wird, derb und eingesprengt, spaltbar ziemlich vollkommen parallel den Abstumpfungsflächen der scharfen Seitenkante, unvollkommen parallel den Abstumpfungsflächen der stumpfen Seitenkante, von unebenem, unvollkommen muscheligem Bruch, 6 Härte, 5,4—6,4 specifischem Gewicht, graulichschwarz oder pechschwarz, von schwarzem Strich, Fett- bis halbmetallischem Glanz, undurchsichtig, vor dem Löthrohre für sich unschmelzbar. Es besteht aus tantalsaurem Eisenoxydul mit tantalsaurem Manganoxydul u. enthält 75,0 Tantalsäure, 17,0 Eisenoxydul, 5,0 Manganoxydul, 1,0 Zinnoxyd, kommt im Granit von Bodenmais in Bayern, bei Haddam, Middletown und Newlondon in Connecticut, bei Chesterfield in Massachusetts vor.

Columbretes (Schlangeninseln), spanische Inselgruppe im Mittelmeere, etwa 10 Meilen östlich von der Küste von Valencia, zur Provinz Castellon de la Plana gehörig, vulkanischer Beschaffenheit, im Mittelalter als Schlupfwinkel maurischer Piraten berüchtigt. Die größte Insel der Gruppe ist Colibri.

Columbus, Name mehrer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1) Hauptstadt der Grafschaft Muscogee im Staate Georgien, am Chattahoochee, unmittelbar unterhalb seiner Fälle und an der obern Grenze der Dampfschifffahrt auf demselben, erst 1828 gegründet an der Stelle der Council Town der Cowetasindianer, hat 5 Kirchen, eine Akademie, mehre Banken, lebhaften Flußverkehr und über 7000 Einwohner. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Lowndes im Staate Mississippi, am 120 Fuß hohen Ufer des Tombigbee, auf dem hier die Dampfschifffahrt beginnt, hat 7 Kirchen, mehre Banken, ein Landamt, lebhaften Handel (Baumwolle) und etwa 3000 Einwohner. — 3) Hauptstadt des Staates Ohio u. der Grafschaft Franklin, nordöstlich von Cincinnati, am Scioto, unterhalb des Einflusses des Whetstone, 1812, als der Ort zum Regierungssitz bestimmt wurde, noch eine völlige Wildniß, jetzt eine Stadt von mehr als 25,000 Einwohnern, ist amerikanisch-regelmäßig angelegt, mit überaus breiten Straßen, hat ein im griechischen Styl erbautes Staatenhaus mit Thurm, ein Bundesgerichtshaus, ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut, 5 Banken, ein theologisches Seminar der Deutschlutheraner (seit 1830), eine medicinische Schule (1847 gegründet) u. 20 Kirchen. Die Stadt ist durch eine Brücke über den Scioto mit dem gegenüberliegenden Franklin verbunden und steht durch einen Seitenkanal mit dem Ohiokanal (bei Lockburne), sowie durch Eisenbahnen mit Cincinnati, Cleveland u. Wheeling in Virginia in Verbindung.

Columbus, s. Colombo.

Columella, Lucius Junius Moderatus, landwirthschaftlicher Schriftsteller, ein Zeitgenosse des Celsus und des Philosophen Seneca, geboren zu Cadix, scheint sich eine Zeitlang in Syrien aufgehalten zu haben und auch dort gestorben zu sein. Wir besitzen unter seinem Namen ein gut geschriebenes Werk über den Landbau: „De re rustica“, in 12 Büchern, wovon das 10. Buch, betitelt „De culto hortorum“, in Hexametern geschrieben, gewissermaßen als Fortsetzung der „Georgica“ Virgils betrachtet werden kann. Zum besseren Verständniß des in den Handschriften entstellten 5. Buchs kann die besondere Schrift „De arboribus“ dienen, welche als Theil eines größeren Werks angesehen wird und manche schätzbare No-

tizen aus verlorenen Schriftstellern enthält. Beide Schriften zeichnen sich durch gewandte Darstellung und reine Sprache aus. Abdrücke derselben finden sich in verschiedenen Sammlungen der „Scriptores rei rusticae". Die besten Ausgaben besorgten Gesner (Leipzig 1735 und 1773) und Schneider (das. 1794—97, 2 Bde.). Eine deutsche Uebersetzung gab Curtius (Hamburg 1769) heraus. Die Kommentare des Beroaldus erschienen zuerst in der pariser Ausgabe von 1529 und sind später noch mehrmals abgedruckt worden.

Columen (lat.), Hausgiebel, Dach; Tragbalken, Pfeiler; Giebelsäule.

Columna (lat.), Säule.

Columna itineraria (lat.), Meilensäule, Meilenzeiger.

Columna Maenia, eine Säule mit Balken auf dem Forum romanum, Rest eines Hauses eines gewissen Mänius, der auf dessen Bitten stehen blieb, als wegen der Erbauung der Basilica Porcia eine Reihe Häuser weggerissen wurde; von hier aus übersah man die Vorgänge auf dem Forum, daher Maenianum, s. v. a. Balkon. Bei der C. M. hielten die Triumviri capitales Gericht über Sklaven, Diener, böse Schuldner ꝛc., daher Columnarius, s. v. a. strafwürdiger Mensch, und ad columnam adhaerescere, s. v. a. wegen Schulden bestraft werden.

Columna milliaris (lat.), s. v. a. Columna itineraria.

Columna Rhegia, im Alterthum Name der äußersten Südwestspitze Italiens, bei Rhegium, wo die Rheginer dem Neptun eine hohe, thurmähnliche Säule erbaut hatten; jetzt Torre di Cavallo.

Columna rostrata (lat.), s. Rostra, vergl. Duilius.

Columna Trajana, die dorische Säule auf dem Prachtforum Trajans in Rom. Sie befindet sich noch an ihrer ursprünglichen Stelle und ist mit vielem Schmuck versehen; der Echinus trägt z. B. auch die Ornamente der jonischen Säulenordnung. Sie mißt mit dem 17 F. hohen Basament 117 F.; der untere Durchmesser beträgt 11, der obere 10 F. Zusammengesetzt ist sie aus 34 Stücken weißen Marmors, wovon 23 auf den Schaft kommen; dieser ist mit bandartig sich um die Säule windenden Reliefs bedeckt, welche die Feldzüge des Kaisers gegen die Dacier darstellen und 2500 menschliche Figuren enthalten sollen. Das vierseitige Piedestal ist ebenfalls mit prächtigen Trophäen geschmückt und trägt die Dedikationsschrift. Die Stelle der kolossalen Statue des Kaisers nimmt jetzt die des Apostels Petrus ein. Eine Schneckentreppe von 184 in die Marmorblöcke eingehauenen Stufen führt im Innern bis auf die Platte.

Columna vertebralis (lat.), das Rückgrat.

Columnea *L.* (Kolumnee), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die röhrige Blumenkrone mit gewölbter Ober- und 3spaltiger Unterlippe, die paarweise verbundenen Antheren und die 2fächerige, vielsamige Beere, Sträucher in heißen Ländern, von denen mehre beliebte Zierpflanzen sind. C. coccinea *Hort. Berol.* ist ein schöner, 3—4 Fuß hoher Halbstrauch mit schön scharlachrothen, fast 2 Zoll langen Blüthen, den man in leichte, nahrhafte, vegetabilische, mit 1/5 Sand vermischte Erde pflanzt, im Warmhause antreibt und durch Theilung der Wurzelknollen und Stecken der jungen Triebe vermehrt. C. scandens *L.*, ebenfalls mit schön scharlachrothen, 1½ Zoll langen, weichbehaarten Blüthen, aus Guyana, wo das Gewächs an feuchten, schattigen Stellen, oft als Parasit auf Bäumen vorkommt, wird wie vorige Art kultivirt.

Colurus (lat.), s. Koluren.

Colutea *L.* (Blasenstrauch, Blasensenne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelch, das ausgebreitete, 2schwielige Fähnchen der Schmetterlingsblume, welches größer ist als das stumpfe Schiffchen, u. die gestielte, cymbel-eiförmige, aufgeblasene, rauschende Hülse, unbewehrte Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern und winkelständigen, wenigblumigen Blüthentrauben, von denen einige als Ziersträucher, andere zugleich durch ihre Arzneikräfte bekannt sind. C. arborescens *L.*, C. hirsuta *Roth*, Blasenbaum, Linsenbaum, ist ein schöner, 6—12 Fuß hoher Strauch Südeuropa's, der Schweiz und Süddeutschlands, der im mittleren Europa häufig zur Zierde angepflanzt wird und daselbst verwildert vorkommt und gelbe, meist zu 6 stehende Blüthen hat. Die Fiederblättchen, Folia Coluteae s. Coluteae vesicariae Sennae germanicae s. Sennae spuriae, deutsche oder falsche Sennesblätter, Blasensennesblätter, welche einen widerlich-bitteren Geschmack haben und purgirend wirken, sind als Ersatzmittel der ächten Sennesblätter empfohlen worden. Die bitterlichen Samen wirken brechenerregend. Das Holz läßt sich zu ausgelegter Arbeit, sowie zu feinen Drechslerarbeiten brauchen. Blüthen, Blätter und Zweige geben mit Alaun eine blaßgelbe Farbe. C. orientalis *Lam.*, C. cruenta *Willd.*, ist ein niedriger Strauch Süddeutschlands und Südeuropa's, auf Hügeln und in Weinbergen, der in Norddeutschland seiner schönen safranfarbenen Blüthe wegen häufig als Zierpflanze kultivirt wird, aber etwas zärtlicher ist als vorige Art, mit der er gleiche Arzneikräfte und Verwendung hat. C. media *W.* ist ein 3—4 Fuß hoher Strauch mit verkehrt-herzförmigen, ausgerandeten, graugrünlichen Blättern und bräunlichgelbrothen, schönen Blüthen, der sich hier und da in Anlagen angepflanzt und auch verwildert findet. Die schönste Art ist C. nepalensis *Sims.*, mit schön schwefelgelben Blüthen in hängenden Trauben. Diese Sträucher verlangen eine gegen kalte Winde geschützte Lage und gegen strengen Frost eine Bedeckung und trockene Umkleidung, da sie leicht erfrieren. Der Boden muß locker und nicht zu naß sein. Die Vermehrung geschieht durch Ableger u. Samen.

Coluthus, altgriechischer Dichter, gebürtig aus Lycopolis in Oberägypten, lebte wahrscheinlich zu Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr. und soll Verfasser einiger Gedichte in griechischer Sprache über die Mythen der Vorwelt sein. Ein ihm zugeschriebenes Gedicht: „Raptus Helenae", von nahe an 400 Hexametern, ist zwar eine schwache Nachahmung des Homer, doch von noch ziemlich korrekter Form; herausgegeben Venedig um 1504, neuer Abdruck 1569; verbessert von H. Stephanus (1566); in lateinischer Uebersetzung von Eobanus Heß (Erfurt 1534), neuerlich von J. Becker (Berlin 1816) und Schäfer (Leipzig 1823); ins Deutsche übersetzt von K. A. Kuttner (bei Theokrit, Mitau 1772) und F. F. H. Passow (Güstrow 1829).

Coma (lat.), Schlafsucht.

Coma Berenices, s. Berenice's Haupthaar.

Coma caesarea (lat.), Weichselzopf.

Comacchio (das alte Comacula), Stadt in der italienischen Provinz Ferrara, in ungesunder Lage, mitten in den Valli di C. (stehenden Wasserbecken an der Meeresküste, durch leistenartige Dämme von einander getrennt), und nur zu Wasser zugänglich, hat Mauern, hübsche Kirchen und Gebäude, sehr bedeutenden Fischhandel, Salinen und eine Gemeinde von 8300 Einw. Die Landenge, welche die Valli vom Meere trennt, hat eine Durchfahrt, an welcher der mit befestigten Thürmen versehene Hafen Magnavacca liegt.

Comageni, im Alterthum Stadt an der Donau, zwischen Tuln und Zeiselmauer in Oesterreich unter der Ens. Die Avaren legten bei C. eine starke Festung an, welche Karl der Große eroberte.

Comana, 1) C. Pontica, reiche Stadt des Alterthums in Pontus Polemoniacus, am Iris, der Mittelpunkt des Handels nach Armenien, verdankte seine Größe dem berühmten, auf einem Felsen am Iris liegenden Tempel der Artemis Taurica, dessen Oberpriester dem Range nach der zweite Mann im Königreich war und über die Güter und Unterthanen des Tempels (zur Zeit des Strabo besaß er über 6000 Hierodulen) fast unumschränkt verfügen konnte. Pompejus vergrößerte nach der Besiegung des Mithridates das heilige Gebiet. Ruinen der alten Stadt fanden sich in der Nähe des heutigen Tokat, rechts am Tojauly. — 2) C. Chryse, auch Cappadociae, Hauptstadt des alten Kappadocien, lag in der Präfektur Kataonien in einem tiefen Thale des Antitaurus, am Sarus, ebenfalls berühmt durch einen (angeblich von Orestes gegründeten) Tempel der Artemis Taurica; jetzt El Bostan.

Comanches (Camanchen), wildes Indianervolk in Nordamerika, dessen Jagd- und Raubgebiete den westlichen Theil der großen westlichen Prairien einnehmen und sich von hier gegen Süden und Südosten über die weiten Prairien von Mexiko und Texas ausbreiten. Sie sind ihrer Sage zufolge aus Mexiko eingewandert und gehören vielleicht zur großen Familie der räuberischen Apaches (s. d.), welche von Alters her in die Besitzungen der Spanier vom Golf von Kalifornien an bis zum Rio del Norte und noch weiter gegen Osten Einfälle gemacht haben. Ihre Zahl wurde 1853 auf 20,000 geschätzt. Sie werden, Männer wie Frauen, als vorzügliche Reiter geschildert, die besonders gut den großen Fangriemen (Lasso) zu brauchen verstehen. Ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit ist das Bemalen ihres Körpers, dabei aber namentlich ein rother Ring um das Auge das Stammzeichen. Sie tragen das gescheitelte Haar in zwei Zöpfen geflochten, den Kopf mit Federn und Knochen, den Hals mit werthvollen Perlenschnüren verziert und in den Ohren Messingringe, an denen eine große Perlmutterschale hängt. Die Augenbrauen und Wimpern werden ausgerupft. Die Kleidung besteht aus einer Büffelhaut oder einem Tuch von rother oder blauer Farbe; um die Hüften tragen sie einen Gürtel, an den Füßen mit Perlen oder Fransen verzierte Schuhe. Ihre Zelte bestehen aus aufgespannten Büffelhäuten. Ihre Waffen sind das lange Feuergewehr, Bogen und Pfeile (für die Büffeljagd), eine Lanze und ein Messer, das am Gürtel in einer Scheide getragen wird. Vielweiberei ist bei ihnen Sitte, wobei die Frauen und Mädchen wie eine Waare durch Tausch gekauft werden. Die Frauen sind klein und geschickt im Sticken; ihnen liegt alle häusliche Arbeit ob. Die C. stehen, in viele kleine Volksschaften getheilt, unter Friedens- und Kriegshäuptlingen mit beschränkter Macht. Die ersteren werden gewählt, die letzteren sind erblich. In der Sonne verehren sie ein gutes Wesen, daneben aber auch ein böses, dem Unglück, Krankheit rc. zugeschrieben wird. Ihre Priester und Heilkundigen (Oakatas) leben unverheirathet und nehmen nur im Alter einen Knaben zu sich, den sie in ihren Künsten unterrichten; sie sind vom Volke gefürchtet.

Comarca di Roma, ein Theil des Kirchenstaates, umfaßt die unmittelbare Umgegend von Rom, im Ganzen 82,45 □Meilen, und enthält 10 Städte und 326,509 Einwohner.

Comayagua, Hauptstadt der mittelamerikanischen Republik Honduras, in einer überaus fruchtbaren u. gesunden Ebene, in der Mitte des Landes am Ulua gelegen, ist der Sitz der obersten Behörden, sowie eines Bischofs und eine alte spanische Stadt von solider Bauart, mit einer Kathedrale, einem Kollegium, einem Hospital und 18,000 Einw.

Comba, Fluß im nördlichen Westafrika, entspringt am Westabhang des Bergzuges Futa Dhiallons, fließt in westlicher Richtung durch Senegambien und mündet in den Gebagolf (Rio de Geba genannt).

Combats à la foul (franz.), Turnierübung, wo mehre Ritter auf einmal gegen einander kämpften.

Combe, 1) Abram, englischer Socialist, am 15. Januar 1785 zu Edinburg geboren, war anfangs Zuckerfabrikant in Glasgow, dann in Edinburg, ward 1820 von Rob. Owen für den Socialismus gewonnen und gründete zu Edinburg eine Cooperativ-society, die aber fehlschlug; dennoch stiftete er 1825 mit Anderen eine noch großartigere ähnliche Anstalt zu Orbiston, † aber schon am 11. August 1827. Er schrieb: „Metaphorical sketches of the old and new systems", worin er die owensche Gesellschaftslehre darzulegen suchte.

2) George, berühmter englischer Phrenolog, Bruder des Vorigen, am 21. Oktober 1788 zu Edinburg geboren, studirte in seiner Vaterstadt die Rechte und war als Sachwalter bis 1837 bei den schottischen Gerichtshöfen thätig, widmete sich dann aber dem Studium der Anatomie und der Chemie. Schon früher war er durch Spurzheim mit der gallschen Schädellehre vertraut geworden, und auf seine Veranlassung hatte sich 1820 in Edinburg die erste phrenologische Gesellschaft konstituirt, in welcher er selbst Vorlesungen über Phrenologie und Ethik gehalten hatte. Den Zusammenhang beider Wissenschaften vermittelte sein Hauptthema, daß das Gehirn als Sitz der Seele das Hauptmittel zur moralischen Weltregierung sei. Auch in Deutschland (1837) und Nordamerika (1838) hielt er Vorträge über dieses Thema und entwickelte noch 1842 in Heidelberg die Grundsätze der Phrenologie mit vielem Beifall. Er † am 14. August 1858 zu Moor Park in der englischen Grafschaft Surrey. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Essays on phrenology," vervollständigt als „System of

phrenology" (1824, 5. Aufl. 1843; deutsch von Hirschfeld, Braunschweig 1833); „Elements of phrenology" (1824, 4. Aufl. 1836); „On popular education" (1832, 2. Aufl. 1837); „The constitution of man, considered in relation to external objects" (1828, 15. Aufl. 1842, deutsch von Hirschfeld, Bremen 1838); „Notes on America" (Edinburg 1841). Auch machte er seine Landsleute durch seine „Notes on the reformation in Germany" (Lond. 1846) mit der durch Ronge u. Czerski hervorgerufenen deutschkatholischen Bewegung bekannt.

3) Andrews, jüngster Bruder der Vorigen, geboren den 27. Oktober 1797, widmete sich dem Studium der Medicin, ward 1835 Leibarzt des Königs Leopold von Belgien und 1838 der Königin Victoria von England, † den 9. August 1847 in Edinburg. Er schrieb: „Observations on the mental deraignment" (Edinburg 1831); „The principles of physiology applied to the preservation of health" (London 1834, 11. Ausg. 1842); „The physiology of digestion" (das. 1837; deutsch von Naubert, Leipz. 1837); „A treatise on the physiological and moral management of infancy" (Edinburg 1840, 3. Aufl. 1842). Vgl. Life and correspondence of C., London 1850.

Combe-Girard, Bad im schweizerischen Kanton Neuenburg, nahe dem Flecken Locle, am Eingang eines engen Thales des Juragebirges, 2780 Fuß über dem Meer. Die Quelle enthält ein alkalisches Wasser von eisenhaltigem Geschmack und leichtem Moorgeruch. Die Hauptbestandtheile sind Sauerstoffgas, Kohlensäure, kohlensaurer Kalk, Eisen und Talkerde ꝛc. Das Bad wird auch von Frankreich aus besucht.

Combourg, Marktflecken im französischen Departement Ille-Vilaine, mit 5050 Einw. Die hier fabricirten Combourgs, hanfene Leinenzeuche, werden besonders nach Amerika versendet; die Bazonge-Combourgs sind die feinere Sorte.

Combustibilia (lat.), Brennstoffe.

Combretum *L.* (Langfaden), Pflanzengattung aus der Familie der Onagrarieen, charakterisirt durch den trichterförmigen Kelch mit 4lappigem, abfallendem Rande, die 4blätterige Blumenkrone, die langen Staubfäden und die 4flügelige, einfächerige, einsamige Frucht, Bäume u. Sträucher in heißen Ländern, mit Gegen- und Wechselblättern, ohne Nebenblätter und mit schönen Blüthen, daher viele auch in der Heimat als Zierpflanzen kultivirt werden. C. grandiflorum *Don*, ist ein niedriger, windender Strauch auf Sierra Leone, mit schönen scharlach-karmoisinrothen Blüthen in einseitigen winkel- oder gipfelständigen Trauben; C. purpureum *Vahl*, Poivrea coccinea *Dec.*, ein schöner Schlingstrauch auf Madagaskar, mit hochkarminrothen, in einseitigen Endrispen und Trauben vereinigten Blüthen; C. comosum *Don*, ein Schlingstrauch auf Sierra Leone, mit geschopften, dunkelscharlachrothen, in dichten Aehren stehenden Blüthen. Diese Gewächse verlangen einen Standort im Warmhause, im Sommer reichlich Wasser u. Luft, eine lockere, nahrhafte, mit etwas Lehm und Moorerde gemischte Lauberde u. nicht zu enge Gefäße. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Ableger.

Comedo (lat.), Fresser, Schlemmer; Mitesser in der Haut.

Comenius, Johann Amos, eigentlich Komensky, berühmter Schulmann und Pädagog, geboren zu Komna bei Brünn, nach Andern zu Niwnitz in Mähren den 28. März 1592 in einer Gemeinde der mährischen Brüder, widmete sich in Herborn und dann zu Heidelberg wissenschaftlichen Studien u. machte darauf eine Reise durch Holland und England, wurde 1614 Rektor in Prerau und 1616 in Fulneck. Bei der Einnahme letzterer Stadt 1620 durch die Spanier mußte er als ketzerischer Prediger fliehen und fand bei einem Edelmann im böhmischen Gebirge Aufnahme. Hier schrieb er mehre seiner besten Schriften in böhmischer Sprache. Auch von hier vertrieben, fand er zu Lissa in Polen eine Anstellung als Prediger und Lehrer und ward 1632 zum Bischof der mährischen Brüder erwählt. Damals gab er seine in viele abendländische und selbst in einige morgenländische Sprachen übersetzte „Janua linguarum reserata" (1631) heraus, worin er eine ganz neue Methode des Sprachunterrichts empfahl, wonach durch Beifügen von Sachlichem zu den einzelnen Wörtern das Behalten derselben erleichtert und zugleich mannichfach lehrreich gemacht wurde. In Lissa schrieb er auch die „Ratio disciplinae ordinisque ecclesiae in unitate fratrum Bohemorum" (1632, mit Anmerkungen von Buddeus, Halle 1702; deutsch, Schwabach 1739), sowie den „Pansophiae prodromus" (1639), worin er mit ganz neuen, Aufsehen machenden Vorschlägen in Betreff des Unterrichts in der Philosophie hervortrat. Er erwarb sich dadurch so großen Ruf, daß er 1641 eine Einladung nach England erhielt, um das dortige Schulwesen zu reformiren. Da aber der Ausbruch der Revolution seine Thätigkeit hinderte, begab er sich nach Schweden, wo ihn Oxenstierna mit Entwerfung eines Planes zur Organisation des schwedischen Schulwesens beauftragte, den er nach vier Jahren zu Elbing zu Stande brachte. Von da kehrte er 1648 nach Lissa zurück und ging dann auf Siegmund Rakoczy's Einladung nach Ungarn, wo er das berühmteste seiner Werke, den „Orbis sensualium pictus oder die sichtbare Welt" (Nürnberg 1658), das erste, oft aufgelegte (Reutlingen 1835, Breslau 1841) und ebenso oft nachgeahmte Bilderbuch für Kinder, erscheinen ließ. Nach Rakoczy's Tode kehrte er 1654 nach Lissa zurück, verlor hier bei der Zerstörung der Stadt durch das vereinigte kaiserlich-polnische Heer einen Theil seiner Manuskripte und seine ganze Habe, begab sich darauf nach Schlesien, verweilte einige Zeit in Brandenburg und in Hamburg, ließ sich dann in Amsterdam nieder, wo er noch einige Schriften herausgab, und † zu Naarden den 15. Oktober 1671. In seinen letzten Lebensjahren soll er sich chiliastischer Schwärmerei hingegeben haben. Seine böhmischen Schriften werden hinsichtlich der Sprache noch jetzt als mustergültig angesehen. Seine „Opera didactica omnia" erschienen Amsterdam 1657. Vergl. Palacky's Abhandlung über C. in der „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" (1829).

Come prima oder **Come sopra** (ital.), wie oben, wie vorher, musikalische Bezeichnung, welche andeutet, daß das ursprüngliche Zeitmaß eines Tonstücks wieder eintreten soll, in Partituren, daß einzelne Stimmen mit einer anderen im Einklange fortgehen sollen.

Comerio, Agostino, italienischer Historienma-

ler der neuesten Zeit, zu Mailand geboren, erhielt in der dortigen Akademie u. in Rom seine Bildung und ward 1828 Professor an jener. Seine besten Werke sind: ein Freskogemälde in S. Satiro zu Mailand; eine Reihe von Gemälden in der Kirche Madonna della Bocciola am Berge Orta, in biblischen Darstellungen bestehend; die Geschichte des Oedipus; Italia, auf Appiani's Grabmal einen Lorbeerkranz legend. Für weniger gelungen gilt sein Raphael, wie er seinen letzten Willen diktirt, eine Komposition von 24 lebensgroßen Figuren. Auch außerdem lieferte C. noch mehre gute Bilder, sowohl Porträte, als Historien.

Comersee, s. Como.

Comes (lat.), Begleiter, Gesellschafter. Comites hießen bei den Römern Begleiter höherer Magistratspersonen, welche diesen in die Provinzen folgten, um ihnen in der Provinzialverwaltung und sonst helfend zur Hand zu sein. Die Cohors praetoria, wie man ein solches Gefolge nannte, bestand zum Theil aus den nächsten Verwandten der Prokonsuln, zum Theil aus Bedienten. Aus der Republik ging diese Sitte auch auf die Kaiserzeit über. Hier finden wir: die Comites oder Amici principis, welche den Kaiser stets umgaben und dafür Geld u. Naturalien erhielten. Unter Konstantin dem Großen wurde C. ein Titel für jeden Hof- u. Staatsdiener, galt aber dennoch für eine bedeutende Auszeichnung, mit welcher bald auch besondere Prärogative und Insignien verbunden wurden. Am häufigsten wurde er an die militärischen Duces in den Provinzen vergeben; doch erhielten ihn auch andere Beamte, sowie Rechtsgelehrte, Künstler u. dergl. Allmählig aber wurde aus dem früher nur der Person anhaftenden Titel ein Amtsname, dem die Benennung der bestimmten amtlichen Thätigkeit, die Bezeichnung der eigentlichen Stelle, als praefectus, magister u. dgl., besonders beigefügt wurde. Seit dieser Zeit nannten sich die Comites nicht mehr nach den Kaisern (also z. B. Comes Trajani), sondern nach ihren Provinzen (Comes Aegypti), oder nach den Aemtern (Comes dispositionum 2c.), daher nun auch ihre neue Würde, die Comitiva, auf das Amt übertragen wurde. Dieser Gebrauch mag zuerst von den Duces eingeführt worden sein, welche sich, sobald sie Comites geworden waren, nur so nannten; später hießen Duces die mit dem Kaiser ins Feld ziehenden, Comites die Staats- und Hofdiener, welche im Kabinet des Kaisers arbeiteten. Bei den Gothen hieß der Oberfeldherr stets Dux; C. dagegen war der Statthalter im Lande.

Cometerium (lat.), Schlafstätte, Ruhestätte; daher auch Kirchhof, Gottesacker.

Comfort (engl.), eigentlich Hülfe; dann besonders Bequemlichkeit, Behaglichkeit, jene auf einen ungetrübten Genuß des Daseins gerichtete Anordnung des menschlichen Lebens, die weder die träge Wollust oder die unbeschränkte Genußsucht bezweckt, noch allein aus dem Reichthum entspringt, obwohl sie einen gewissen Grad von Besitz erheischt, da der Arme stets in einem Kampfe mit den Anforderungen des materiellen Lebens begriffen ist und sich daher den Gemüthsfrieden, der das eigentliche Wesen des C. ist, weder erwerben, noch erhalten kann. Daher comfortabel, bequem, behaglich.

Comines (Commines), Stadt in Belgien, an der Grenze gegen Frankreich, wird durch die Lys in zwei Theile getheilt, deren einer am rechten Flußufer, mit 3400 Einw., zu Belgien (Provinz Westflandern), der gegenüberliegende, mit 5500 Einw., seit 1667 zu Frankreich (Departement Nord) gehörte. Die Gesammtstadt war bis Anfang des 17. Jahrhunderts eine starke Festung.

Comines (Cominäus), Philippe de la Clite de, berühmter französischer Staatsmann u. Geschichtschreiber, aus einem adeligen Geschlechte auf dem Schlosse Comines in Flandern 1445 geboren, kam, kaum ins Jünglingsalter getreten, an den Hof Philipps des Gütigen von Burgund und ward der Vertraute Karls des Kühnen. Auf mehreren diplomatischen Sendungen leistete er diesem nicht unwesentliche Dienste; unter Anderem war er Vermittler des Friedens, als Karl den König Ludwig XI. von Frankreich in Peronne gefangen genommen hatte. Im J. 1472 trat er in dessen Dienste über, ward sogleich zum Kammerherrn und Seneschall von Poitou ernannt und erhielt bedeutende Besitzungen nebst 30,000 Goldthalern zum Ankauf der Herrschaft Argenton. C. diente seinem neuen Herrn mit großer Treue u. ward von ihm in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Als Karl VIII. den französischen Thron bestieg, wurde C. auf die falsche Anklage eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Herzog von Orléans hin 1486 gefangen genommen, im Schlosse Loches in Berri 8 Monate in einem eisernen Käfig, sodann noch ein Jahr lang in Paris gefangen gehalten und endlich mit Verlust eines Theils seiner Güter auf 10 Jahre vom Hof verbannt. C. bewies aber seine Unschuld mit schlagenden Gründen und trat darauf wieder in seine frühere Stellung ein. Er leistete in der Folge auch Karl VIII. die wichtigsten Dienste. Nach Karls VIII. Tode trat er von der Schaubühne ab, denn Ludwig XII., der vormalige Herzog von Orléans, bewies dem Mann, der seinetwegen so viel gelitten, nur Undank. C. † am 17. Okt. 1509 zu Argenton. Er war ein Staatsmann, wie sein Zeitalter kaum einen gleichen besaß, mit hohem Scharfsinn, Besonnenheit und umfassenden Kenntnissen ausgestattet. Er schrieb „Memoiren über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. von 1464—98" (Paris 1523; die beste Ausgabe von Lenglet Dufresnoy, Lond. 1747, 4 Bde.; fast in alle Sprachen übersetzt), die ihm einen ehrenvollen Rang unter den Geschichtschreibern sichern. Walter Scott hat in seinem „Quentin Durward" ein treffendes Bild von ihm gegeben.

Comino (Cumino), britische Insel im Mittelmeere, zwischen Malta und Gozzo, 1/6 QM. groß, mit gleichnamigem befestigten Ort. Westlich davon liegt das unbewohnte Eiland Cominotto.

Comissatio (lat., v. Griech.), bacchantischer Aufzug junger Leute, meist nach Gelagen, mit Musik und Lärm, kam zur Zeit der Sittenverderbniß in Rom sehr häufig vor. Die Ausführer der C. hießen Comissatores.

Comitatus (lat.), Begleitung, Gefolge, zur Kaiserzeit Suite, Hof, Hoflager des Kaisers, daher die Comitatenses; auch Würde eines Comes (s. d. und Komitat).

Comité (franz., engl. committee), Ausschuß aus einer berathenden Versammlung, s. Komité.

Comites (lat.), Mehrzahl von Comes (s. d.).

Comitia (lat.), Versammlungen des Volks zu

gemeinsamen Berathungen, Wahlen etc., s. Komitien.

Comitium (lat.), Versammlung, für Volksversammlungen bestimmter Ort in Rom, zwischen dem Forum und der Curia, am Fuße des palatinischen Berges gelegen. Vgl. Rom.

Commachio, s. Comacchio.

Commagene, nordöstlichste Provinz des alten Syrien, zwischen dem Euphrat und dem Amanusgebirge gelegen, war ein kleines, aber an Obst und Oel fruchtbares Land, das in der späteren Zeit Roms häufig durch Einfälle der Parther litt. Die Hauptstadt der Provinz war Samosata, später Hierapolis. Nach dem Sturze der Seleucidenherrschaft in Syrien schuf hier Antiochus eine neue Dynastie von seleucidischem Stamme, die sich ein Jahrhundert unter seinen Nachkommen forterhielt. Tiberius hatte zwar C. in eine römische Provinz umgewandelt, aber Caligula und Claudius setzten Antiochus III. wieder in seine Herrschaft ein; erst unter Vespasianus wurde C. dauernd mit dem römischen Reiche verbunden. Unter Konstantin dem Großen wurde C. mit Cyrrhestica unter dem Namen Euphratensis (gräcisirt Euphratesia) oder August-Euphratesia vereinigt. Vgl. Cyrrhestica.

Commagenische Münzen, alte Königs- und Städtemünzen des nördlichen, zwischen dem Amanus und Euphrat gelegenen, Commagene genannten Theiles von Syrien. Die meisten Königsmünzen sind von Antiochus IV. und seiner Gemahlin Jatape. Auf dem Avers befindet sich ein Kopf mit griechischer Umschrift, auf dem Revers ein Skorpion oder ein Steinbock in einem Lorbeerkranze. Unter den Städtemünzen sind die von Samosata am zahlreichsten.

Comme il faut (franz.), wie es sich gebührt, gehört; stattlich, tüchtig.

Commelin (Commelinus), 1) Hieronymus, berühmter Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, aus Douay in Flandern, übte seine Kunst zuerst in Frankreich, dann in Genf, von wo ihn der Kurfürst von der Pfalz nach Heidelberg berief; † 1598. Er machte sich berühmt durch seine Ausgaben griechischer und römischer Klassiker, die ihrer Korrektheit wegen geschätzt sind.

2) Isaak, ebenfalls Buchdrucker, 1598 zu Amsterdam geboren, † den 3. Januar 1676, lieferte mehre die holländische Geschichte betreffende Werke, darunter eine „Beschrijvinge van Amsterdam“ (mit Urkunden von seinem Sohne herausgegeben, Amsterdam 1693, 2. Aufl. 1726, 2 Bde.).

3) Jan, Botaniker, Sohn des Vorigen, 1629 zu Amsterdam geboren, war Senator und Professor der Botanik in seiner Vaterstadt, deren botanischen Garten er zum berühmtesten Europa's machte; † 1692. Der Beschreibung der Schätze desselben sind seine meisten, auch sonst in botanischer Hinsicht verdienstlichen Werke gewidmet; sein Hauptwerk: „Horti medici Amstelodamensis rariorum tam orientalis quam occidentalis Indiae plantarum descriptio et icones“ (Bd. 1), erschien erst nach seinem Tode 1697.

4) Kaspar, Neffe des Vorigen, ebenfalls Botaniker, geboren zu Amsterdam 1667, folgte seinem Oheim in dem Lehramte der Botanik, war mit Ruysch Demonstrator am botanischen Garten und † am 25. December 1731. Er schrieb: „Horti medici Amstelodamensis plantarum usualium catalogus“ (Amsterdam 1683, 3. Ausg. 1724); „Praeludia botanica“ (Leyden 1703, 1715); „Horti medici Amstelodamensis plantae rariores et exoticae“ (das. 1706, mit Abbildungen); „Flora malabarica s. horti malabarici catalogus“ (das. 1696).

Commelina *L.* (Kommeline), Pflanzengattung aus der Familie der Commelinaceä, charakterisirt durch den 3blätterigen Kelch und die 3blätterige Blumenkrone, die 3fächerige, 3klappige Kapsel und die knollige Wurzel, krautartige Pflanzen, von denen einige als Nahrungs-, Arznei- und Zierpflanzen bekannt sind. C. communis *L.*, C. vulgaris *Red.*, mit kriechendem Schaft und bläulichen Blüthen, aus Amerika, wird häufig in Gärten kultivirt. C. Rumphii *Kostel.*, ein Sommergewächs auf den Molukken, mit kriechendem, weitschweifigem Stengel, eiförmigen, langzugespitzten Blättern und langgestielten, blauen Blüthen, gibt zubereitet ein wohlschmeckendes Gemüse und wirkt gelind abführend. C. polygama *Roth*, ein Sommergewächs in Ostindien, Cochinchina und Japan, mit kriechendem Stengel und blaßblauen Blüthen, wird im Vaterland als Gemüse gegessen und als Abführmittel gebraucht, auch gewinnt man aus den Blumenblättern in Japan einen blauen Farbstoff. C. tuberosa *L.* ist eine ausdauernde Pflanze in Mexiko, mit rauhen Blättern, blauen Blüthen und sehr knolliger Wurzel, welche in der Heimat gekocht genossen wird, während man das Kraut als Wundmittel benutzt; eine blaue Farbe geben die Blätter. C. coelestis *W.* ist eine 1—2 Fuß hohe Zierpflanze mit überaus schönen, ultramarinblauen Blüthen und filzigen Stielen, kann den Sommer hindurch im freien Lande stehen, muß aber, wenn Frost eintritt, herausgenommen und frostfrei durchwintert werden. C. virginica *L.* ist ein ausdauerndes Gewächs in Nordamerika, mit ebenfalls schönen, blauen, doch nicht so brillanten Blüthen wie bei der vorgenannten Art, dauert unter trockener Winterbedeckung im Freien aus.

Commelinaceä (Kommelinaceen), monokotyledonische Pflanzenfamilie, krautartige Gewächse mit faserigen und knolligen Wurzeln und einfachen, am Grunde meist scheidenartig erweiterten Blättern und mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthen sind entweder zwitterig, oder polygamisch, meist von einem scheidenartigen, klappenförmig zusammengelegten Blatte unterstützt, welches eine Blüthenscheide bildet; Kelch oder Blüthenhülle sind 6blätterig, die 3 äußeren Blätter vollkommen kelchartig, grün, am Grunde zusammenhängend, die 3 inneren blumenblattartig, gefärbt und nach unten mit freien oder verwachsenen Nägeln versehen; von 6 im Grunde der Blüthe stehenden Staubgefäßen sind bisweilen 3 in Folge von Verkümmerung unfruchtbar; der Fruchtknoten ist frei, 3fächerig und trägt einen Griffel mit einfacher Narbe; die Kapsel ist 3fächerig oder durch Fehlschlagen auch nur 2fächerig und öffnet sich mit 2 oder 3 Klappen, welche in der Mitte die Scheidewände tragen; in jedem Fache sind gewöhnlich 2 Samen enthalten, welche am inneren Winkel des Fachs befestigt sind. Die C. sind vornehmlich in Ost- und Westindien einheimisch; Nordamerika besitzt nur einige Arten, Europa und Nordasien keine. Sie enthalten meist schleimige u. wässerige Bestandtheile und in den Wurzeln, beson-

ders wenn diese knollig sind, Satzmehl, weshalb sie in ihrer Heimat als Nahrungsmittel oder als schleimige, gelind eröffnende Arzneimittel in Gebrauch sind.

Commemoratio omnium fidelium (lat.), s. v. a. Fest aller Seelen.

Commenda (lat.), s. Kommende.

Commendamus (lat.), Formel, mit welcher der Papst seine Einwilligung zur Wahl eines Kardinals gibt.

Commendationes (lat.), in der katholischen Kirche Gebete für Verstorbene.

Commentariensis (lat.), unter den römischen Kaisern Jeder, der öffentliche Schriften zu führen oder zu bewahren hatte, also Staatsschreiber, Registrator, Sekretär, auch Protokollführer.

Commentarii u. Commentationes (lat.), s. Kommentarien.

Commentator (lat.), Erklärer, Ausleger.

Commentitium (lat.), etwas Erdichtetes; daher Commentitia emtio, im Rechtswesen s. v. a. Scheinkauf.

Commerce (franz.), s. Kommerz.

Commercium (lat.), s. Kommerz; in der Literatur gegenseitige Mittheilung gelehrter Abhandlungen, auch als Büchertitel gebraucht; im philosophischen Sinne s. v. a. Wechselwirkung, Wechselverhältniß.

Commercy, Bezirksstadt im französischen Departement Meuse, östlich von Bar-le-Duc, an der Maas, von schönem Wald umgeben, hat ein hübsches Schloß des Kardinals Retz (jetzt Kavalleriekaserne), Collége, Theater, eine Kaufhalle u. 4200 Einwohner, welche Lichtefabrikation, Baumwollenspinnerei, Handel mit Getreide, Holz 2c. treiben. C. hieß im Mittelalter Commerciacum und gehörte einer Nebenlinie des Hauses Lothringen, später den Grafen von Nassau-Saarbrück; nach mehrfachem Wechsel kam es wieder an Lothringen und fiel 1744 an Frankreich.

Commerson, Philibert, französischer Botaniker, den 18. Nov. 1727 zu Chatillon les Dombes in Bresse geboren, studirte in Montpellier die Arzneiwissenschaft, besonders Botanik, und lebte dann als praktischer Arzt in Montpellier. In Linné's Auftrag veranstaltete er für die Königin von Schweden eine Sammlung der seltensten Fische des mittelländischen Meeres mit Beschreibungen und benutzte das Honorar dafür zur Anlegung eines botanischen Gartens zu Chatillon, wo er auch von 1756 an wohnte. Im Jahre 1764 trat er mit Bougainville als Naturforscher eine Reise um die Welt an und † 1773 auf Isle de France. Nach seinen Sammlungen und Manuskripten (jetzt im kaiserl. Museum zu Paris) haben Jussieu und Lamarck 60 neue Gattungen von Pflanzen bekannt gemacht.

Commersonia *Forst.*, Pflanzengattung aus der Familie der Büttneriaceen, charakterisirt durch den blumenartigen, 5theiligen Kelch, die 5 genagelten Blumenblätter, 20 Staubfäden mit 5 Antheren, 5 Griffel und die borstige Kapsel, niedrige Bäume in Ostindien und Neuholland, wovon C. echinata *Forst.*, in Ostindien, auf den Molukken 2c., am bekanntesten ist. Das leichte und trockene, aber wenig dauerhafte Holz wird zu Dächern, Pfählen und Zäunen, die Rinde zu Lunten benutzt.

Commilito (lat.), Mitsoldat, der mit einem andern in gleicher Rangordnung des Heeres steht; dann s. v. a. Kamerad und, wie dieses Wort, häufig in schmeichelndem Sinne in der Anrede des Feldherrn an die Soldaten gebraucht; auch Schul- und Universitätsgenosse, daher in Anreden der Professoren an die Studenten, Commilitones, in vertraulichem Sinn gebraucht.

Comminges, altfranzösische Landschaft in der Gascogne, gegenwärtig den Departements Gers und Obergaronne einverleibt, umfaßt 267,719 Hektaren und hat Bertrand de C. an der Aune (mit kaum 1000 Einw.) zur Hauptstadt. Die übrigen Städte sind St. Gaudens, Lombez, L'isle-en-Dodon und Muret. Der Name C. soll von dem alten Räubervolke der Convenä stammen, das sich, nachdem es unter Sertorius tapfer gekämpft, in diesen Pyrenäengebirgsstrich zurückzog.

Commis (franz.), Handlungsgehülfe, der seine Lehrzeit überstanden hat und Gehalt bezieht; daher C. voyageur, Reisediener; dann Schreiber, der dem Schiffsvolk den Sold auszahlt oder den Waarenverkauf besorgt; in Frankreich ein Unterbeamter der Bureauchefs, der willkürlich entlassen werden kann.

Commissio (lat.), Auftrag, s. Kommission.

Commissoriale (lat.), s. Kommission.

Commissum (lat.), wirklich begangenes, nicht bloß beabsichtigtes Verbrechen; dann die auf eine pflichtwidrige Handlung erfolgende Strafe, Verlust 2c. Daher Commissa haereditas, verwirkte Erbschaft, C. poena, verwirkte Strafe.

Committimus (lat., d. h. wir erlauben), fürstlicher Gnadenbrief, mit der Rechtsverleihung zur Appellation an ein höheres Gericht.

Commodatum (lat.), eine Sache, welche Einem für einen bestimmten Zweck unentgeltlich zum Gebrauch überlassen wird, worauf sie dem Eigenthümer wieder zu restituiren ist. Der Kontrakt darüber, Contractus commodati, Leihvertrag, ist ein Realkontrakt. Der Verleiher der Sache heißt Commodans, Commodator, der Empfänger Commodatarius.

Commodore (engl.), in der englischen Marine derjenige Seeoffizier, welcher mit der Vollmacht, aber ohne den Rang eines Admirals ein selbstständiges, einen besonderen Zweck verfolgendes Geschwader ohne höheren Oberbefehl kommandirt. Während der Dauer der Expedition hat der C. den Rang eines Oberbrigadiers in der Armee, und sein Schiff ist durch ein breites, rothes, zuweilen gabelartig gestaltetes Holz, welches an der Außenseite herabhängt, bezeichnet. Nach der Expedition fällt mit dem Oberbefehl auch der Name wieder weg; doch wird dieser Titel im gemeinen Leben auch dem ältesten Kapitän von mehren bloß kreuzenden Schiffen zugetheilt.

Commodoreschiff, Schiff des Commodore (s. d.), bei einer Kauffahrteiflotte s. v. a. Convoy-Ship, d. h. das Schiff, welches zu Kriegszeiten eine Kauffahrerflotte leitet und zu diesem Zweck eine Leuchte auf dem Hauptmaste hat. Vergl. Kommandeurschiff.

Commodum (lat.), überhaupt Nutzen, Vortheil; in Vertragsverhältnissen jeder Zuwachs von Ertrag, Früchten u. dergl., welcher aus dem Gegenstand des Vertrags gewonnen wird.

Commodus, L. Aelius Aurelius (auf Mün-

zen und Inschriften auch M. Antonius), römischer Kaiser von 186—192 n. Chr., Sohn des M. Aurelius Antonius u. der Faustina, war geboren den 31. August 161. Er erwies sich frühzeitig seinem Vater so unähnlich und offenbarte eine so gemeine Natur, daß er die Vermuthung des Ehebruches seiner Mutter mit einem Gladiator zu rechtfertigen schien. Indessen erhob ihn Jener schon in seinem 6. Jahre zum Cäsar, berief ihn 175 zu der Armee nach Germanien, um ihn mit der männlichen Toga zu bekleiden, nahm ihn dann mit sich in den Orient und ließ ihn nach der Rückkehr nicht nur an der Ehre des Imperatortitels und am Triumph Theil nehmen, sondern verlieh ihm auch die tribunicische Gewalt. Im Jahre 178 vermählte sich C. auf seines Vaters Wunsch mit Crispina, der Tochter des Bruttius Präsens, und begleitete dann jenen nach Germania. Als Marc Aurel 180 im Lager bei Vindobonum gestorben war, schloß C. mit den Barbaren eiligst Frieden, ja von manchen Völkerschaften erkaufte er denselben, um zu den Genüssen der Hauptstadt zurückkehren zu können. Genußsucht, Uebermuth und Grausamkeit kennzeichneten sein weiteres Leben. Die Folge war eine Verschwörung seiner eigenen Schwester Lucilla und mehrer jungen Senatoren gegen ihn (183). Der Anschlag gegen sein Leben, dessen Ausführung Claudius Pompejanus übernommen, mißlang jedoch, und Tod oder Verbannung war die Strafe der Verschworenen. Während C. seinem Vergnügen an Wettfahrten, Menschen- und Thiergefechten, sowie seinen Ausschweifungen im Palaste fröhnte, regierte an seiner Stelle sein Günstling, der Prätorianerpräfekt Perennis, und mißbrauchte die Gewalt zur Befriedigung seiner Habsucht und seines Ehrgeizes bis zu seinem durch die Unzufriedenheit der Soldaten herbeigeführten Ende (186). Ihm folgte in C.' Gunst der Freigelassene Cleander, der wo möglich noch größere Tyrannei übte als jener, doch schon 189 starb. Pest, Hungersnoth u. Feuer vermehrten noch das Elend in Rom. Der rasende Hang des C. zu Spielen erforderte ungeheure Summen und führte nothwendig zu Erpressung und Grausamkeit. Der Kaiser selbst setzte seinen Stolz darein, sich als Bogenschütze u. sogar als Fechter öffentlich zu zeigen; den Namen des Hercules, den er sich beigelegt hatte, vertauschte er später mit dem eines berühmten Fechters. Der folgende Anlaß führte endlich seinen Untergang herbei. Er beabsichtigte die für 193 designirten Konsuln Erycius Clarus und Sossius Falco ermorden zu lassen und sodann am 1. Januar als Konsul und Gladiator zugleich aus dem Hause der Gladiatoren vor dem Publikum aufzutreten. Als seine Buhlerin Marcia nebst dem Präfekten Lätus und dem Kämmerer Eclectus ihm dies widerriethen, beschloß C., sie in der folgenden Nacht nebst anderen Vornehmen tödten zu lassen. Das Blatt, worauf er in dieser Absicht ihre Namen verzeichnet hatte, gerieth aber durch Zufall in ihre Hände; so kamen ihm die Drei zuvor, brachten ihm erst Gift bei und ließen ihn sodann durch einen Gladiator vollends erdrosseln. Der Senat, der ihn vorher göttlich verehrt hatte, erklärte ihn nun für einen Feind des Staates und ließ seine Bildsäulen niederreißen; sein Leichnam wurde mit Mühe der Wuth des Pöbels entzogen.

Commodus Verus, s. Verus.

Commoner (engl.), der gemeine Mann, Alles, was nicht zur Nobility gehört, vgl. Adel.

Common law (engl.), Herkommen, das durch Verjährung zum Gesetz geworden ist; das englische Landrecht.

Commonitorium (lat.), das, was zur Erinnerung dient; Erinnerungsschreiben; auch heimlicher Vergleich.

Common Prayer, Book of, die englische Kirchenagende, welche 1548 von einem aus den vornehmsten Bischöfen und Theologen bestehenden Comité unter Cranmer zusammengestellt ward und durch das Parlament Gesetzeskraft erhielt. Da sie sich in diesem ihrem ersten Entwurfe noch sehr an die römische Liturgie anschloß, so erschien 1552 eine Revision, welche den evangelischen Principien mehr Rechnung trug. Nach der Zwischenregierung der katholischen Maria erhielt das B. o. C. P. durch Parlamentsakte von 1559 von Neuem Anerkennung, und zwar in einer Gestalt, mit der sich so ziemlich alle Religionsparteien einverstanden erklärten. Erst die puritanischen Zwistigkeiten machten eine neue Revision der Liturgie nothwendig, und es ward zu diesem Zweck eine geistliche Konferenz in Hamptoncourt gehalten. Da sich aber die Mitglieder derselben nicht einigen konnten, so nahm der König aus eigner Machtvollkommenheit mehre Veränderungen mit dem B. o. C. P. vor, welchem Beispiel Karl I. hinsichtlich der Liturgie folgte. Unter Karl II. wurde eine Kommission von 21 Anhängern der Episkopalkirche und eben so viel Presbyterianern zur Prüfung der Agende niedergesetzt. Auch jetzt aber kam es nicht zur Verständigung, und es ward daher das Revisionswerk endlich der Konvokation (s. d.) anvertraut. Die von dieser Versammlung veranstaltete Ausgabe erhielt im Mai 1662 die Bestätigung von Seiten des Parlaments und ist noch heute im ganzen Bereich der englischen Herrschaft allenthalben normgebend. Vom theologischen Standpunkt aus wird ihr nicht mit Unrecht Mangel an Einheit vorgeworfen, der sich aus der Art ihrer Entstehung hinlänglich erklärt. Die bischöfliche Kirche Nordamerika's hat eine eigene Ausgabe des Common Prayer Book, die von der englischen in einzelnen untergeordneten Punkten abweicht.

Commotio (lat.), Erschütterung; s. Kommotion.

Commune affranchie (franz.), während der Schreckenszeit der französischen Revolution Name der Stadt Lyon (s. d.).

Communeros (Söhne des Padilla), geheime politische Gesellschaft in Spanien, welche sich 1820 aus den spanischen Freimaurern entwickelte, in ihren Tendenzen aber bald noch über diese hinausging. Sie bezweckt vollständige Volkssouveränetät und Gleichheit aller Menschen. Ballesteros und Romero Alpuente waren ihre ersten Häupter. Schon 1821 wurden in Madrid eine leitende Junta und in jeder Provinz eine Provinzialmorindad gestiftet und dem entsprechend eine Centralkasse und Provinzialkassen errichtet, in welche die freiwilligen Beiträge der Mitglieder flossen. Im Jahre 1822 zählte die Gesellschaft 40,000 Ritter, deren Zahl später auf 70,000 gestiegen sein soll, und ihre Affiliationen erstreckten sich selbst nach Frankreich. Ihre Konstitution erinnerte an die der Ritterorden; die

Versammlungen hießen „Festungen", die Klassenversammlungen „Forts" oder „Schanzen". Der Eintretende erhielt einen Schlag auf die Schulter und mußte auf das Evangelium schwören, „die Selbstherrschaft des Volks zu vertheidigen und Anstellungen nur zum gemeinen Besten anzunehmen, niemals aber sich um solche zu bewerben". Nach der Restauration traf auch diese Gesellschaft das Schicksal aller freisinnigen Institute, doch wurden ihre Mitglieder nicht so heftig verfolgt, als die Freimaurer.

Communes res (lat.), gemeinschaftliche Dinge, deren Benutzung Jedem freisteht, wie z. B. Luft, Wasser ꝛc., im Gegensatz zu publicae res, res universitatis ꝛc.

Communi, eine Anzahl von Gemeinden in Norditalien an der Grenze gegen Tyrol, die durch Sprache und Sitte deutschen Ursprung bekunden. Ueber ihre Abkunft sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Sie selbst halten sich für Abkömmlinge der bei Verona von Marius geschlagenen Cimbern, doch wird diese Abkunft von Neueren bestritten, da ihre Sprache durchaus nicht ein isolirter Sprachstamm, sondern eine dem bayerisch-tyrolischen Oberdeutsch nahestehende Mundart ist. Am annehmbarsten ist die Ansicht, daß die C. von deutschen Einwanderern, welche die Bischöfe von Trient zur Bebauung ihrer Silber- u. Kupfergruben herbeigerufen, abstammen. Gegenwärtig haben übrigens die meisten dieser C. schon seit Generationen den Gebrauch der deutschen Sprache aufgegeben, u. ihr baldiges völliges Erlöschen ist vorauszusehen. Die C. zerfallen in 2 Gruppen: die Tredeci Communi Veronesi, welche den heutigen Distrikt Badia Calavena in der österreichisch-venetianischen Provinz Verona, d. h. das Hochthal des Progno u. die Thäler einiger mehr westlichen Bergflüßchen bewohnen, ehemals, zur Zeit der venetianischen Herrschaft, eine Art von Republik mit großen Vorrechten bildeten und gegenwärtig etwa 9000 Seelen zählen, von denen jedoch nur in einem Theile der einzigen Gemeinde Selva di Progno deutsch gesprochen wird; und die Sette Communi Vicenti („die 7 Kameün") im Distrikt Asiago in der Provinz Vicenza, welche früher ebenfalls unter Venedigs Schutz eine Republik bildeten (bis 1797). Das Gebiet dieser umfaßt die Berginsel zwischen dem Astico und der Brenta, an der Nordgrenze Italiens, im Ganzen 4 □Meilen, auf denen 35,000 Menschen wohnen, die sich von Viehzucht, Strohhutflechten und Contrebande nähren, und noch etwas mehr als die „13 Gemeinden" deutsche Tracht, Sitte u. zum Theil auch deutsche Sprache bewahrt haben. Letztere stimmt mit dem Deutsch des 12. u. 13. Jahrhunderts überein und ähnelt dem Dialekt um Schlier- und Tegernsee. In Fozza wird fast ausschließlich deutsch gesprochen.

Communicantes (lat.), s. v. a. Kommunikanten; dann Theil des Kanons in der Messe, nach dem Anfangsworte so genannt.

Communicatio (lat.), Mittheilung.

Communicatio idiomatum (lat.), s. **Christologie**.

Communicatoriae literae (lat.), Schreiben, durch welches ein neugeweihter Bischof den übrigen Bischöfen seine Ernennung u. seinen Amtsantritt kund thut.

Communio (lat.), Gemeinschaft (s. d.); in der katholischen Kirche ein kurzes Gebet am Ende der Messe (s. Abendmahl).

Communio bonorum (lat.), s. **Gütergemeinschaft**.

Communis (lat.), gemein, gemeinschaftlich.

Communis locus (lat.), öffentlicher Ort; Gemeinplatz.

Como, oberitalienische Provinz, umfaßt das Land um den Comersee, den Osttheil des Luganersee's und das westlich von Lugano bis zum Lago maggiore sich erstreckende, wo die Seen von Varese, Comabbio und Monate liegen, im Ganzen $51\frac{1}{2}$ □Meilen groß. Es ist ein Voralpenland, reich an den herrlichsten Gegenden, im Norden durch Alpenausläufer ziemlich gebirgig, mit schönen Thälern (Val Sassina, Val Assina, Val Travaglia ꝛc.), im Süden mit sanften Hügeln gegen die Poebene abfallend. Die Haupterzeugnisse sind Wein und Seide (besonders in der sogenannten Brianza, dem Paradies der Lombardei, zwischen den beiden südlichen Ausläufern des Comersee's); außerdem Holz, Oliven, viele Fische, Eisen, Marmor, Alabaster, gesuchte Schleifsteine. Neben Rindviehzucht und Ackerbau sind Fabriken und Manufakturen in Betrieb, namentlich werden viele Gläser und chirurgische Instrumente gefertigt, mit denen, sowie mit Kupferstichen u. dergl., die Bewohner einen lebhaften Handel treiben. Die Provinz zerfällt in 3 Bezirke (C., Varese, Lecco) und zählt 454,651 Einwohner. Die gleichnamige Hauptstadt liegt malerisch am Südende des westlichen Armes vom Comersee, zwischen rings aufsteigenden, mit Wein-, Oliven- und Kastanienwäldern bedeckten Bergen, an der Eisenbahn von Mailand und zählt mit den Vorstädten Borgo Vico und San Agostino 20,600 Einwohner. Sie ist mit doppelten Mauern und Thürmen umgeben und eine schöne Stadt, die italienisches Leben in weit ausgesprochenerem Maße entwickelt, als viele der großen, südlicher gelegenen Städte. „Hier begegnet man, von den Alpen herkommend, zuerst den hohen Holzsandalen an den nackten Füßen der Weiber, den flanirenden Priestern, den kecken Bersaglieri mit ihren schief getragenen Federhüten, dem Sitzen auf offener Straße vor den Cafés und der lauten Unterhaltung des Volkes, die bis weit über Mitternacht hinaus andauert." Unter den Gebäuden ist der Dom (aus dem 14. Jahrhundert) hervorzuheben, der, ganz aus Marmor erbaut, nächst dem zu Mailand einer der schönsten und im Innern von fast gleich großartiger Wirkung ist; das Battisterio wurde nach Bramante's Entwurf, die Kuppel (erst 1732) von Juvara erbaut. Unmittelbar neben dem Dom steht der Broletto (Rathhaus), ein großer Arkadenbau des 13. Jahrhunderts, der durch den Wechsel dreier verschiedenfarbiger Marmorarten eine auffallende Wirkung macht. Die älteste Kirche ist die zu San Fedele, die aus der Zeit der ersten lombardischen Könige stammt; die Chiesa del Crocefisso zeichnet sich durch 8 große Marmorsäulen aus dem Bruch von Mandrelo aus. Im Ganzen hat die Stadt, welche Bischofssitz ist, 12 Kirchen, außerdem ein bischöfliches Seminar, ein Lyceum mit Bibliothek (50,000 Bände), 3 Gymnasien, mehre andere Erziehungsanstalten, Kranken- und Versorgungshäuser, ein Theater, wichtige Seidenmanufaktur, Tuchfabriken, Baumwollengarnspinnerei ꝛc. Die Standbilder der beiden

hier geborenen römischen Gelehrten Plinius (aus dem 16. Jahrhundert, neben dem Portal der Domkirche stehend), eine alte Ulme (in der Vorstadt Borgo Vico), in deren Schatten der jüngere Plinius gern geruht haben soll, die Städte, wo nach der Tradition das Landhaus des Dichters Catull stand, ferner die Statue des ebenfalls hier geborenen Physikers Volta (von Marchesi, am Hafen, seit 1838) ꝛc. bezeichnen die Bedeutung der Stadt auf dem Gebiet der Wissenschaft und Poesie. C. ist ferner auch Geburtsort des Dichters Statius und der Päpste Klemens XIII. und Innocenz XI. Auf einem Berge über der Stadt thronen die Ruinen der alten zerstörten Burg Baradello. Die Gründung des Ortes (im Alterthum Comum genannt) datirt man 3 Jahrhunderte weiter zurück als die Roms. Pompejus Strabo, Cornelius Scipio und endlich Cäsar (der 6000 Kolonisten dahin verpflanzte) bemühten sich nach einander, C. zu einer bedeutenden Pflanzstadt und zu einem starken Posten gegen die gefährlichen Alpenvölker zu erheben. Im frühen Mittelalter war C. Stapelplatz für den Handel aus Rhätien nach der obern Donau, und schon damals blühten hier Eisenfabriken. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die Stadt zerstört, doch von Kaiser Friedrich I. 1158 von Neuem aufgebaut und mit einer starken Befestigung versehen. Kaiser Karl V. eroberte sie 1520. Im lombardisch-piemontesischen Krieg 1859 war C. Hauptagitationspunkt Garibaldi's.

Der gleichnamige See, Comersee (Lago di Como, bei den Alten Lacus Larius), der für den schönsten der italienischen Seen gilt, erstreckt sich vom Fuß der rhätischen und Adulaalpen über 5 Meilen weit nach Süden und hat eine Breite von $^1/_4$ bis $^3/_4$ Meile. Schon in der Mitte, bei der Landzunge von Bellaggio, spaltet er sich in 2 Arme: in einen südwestlichen, der bei der Stadt C. endigt, und einen südöstlichen, der Lago di Lecco genannt wird, und an dessen Ende die Adda, welche an der Nordspitze aus dem Val Tellina in den See tritt, denselben wieder verläßt. Der Comersee liegt 655 Fuß über dem Mittelmeer (beträchtlich höher als der Lago maggiore) und bedeckt einen Raum von etwa $3^1/_2$ □Meilen. Seine Tiefe ist sehr beträchtlich, am bedeutendsten bei Bellaggio, wo sie nach der Messung des österreichischen Generalstabs 1860 wiener Fuß beträgt. Die Ufer sind von hohen Bergen umgeben, die im Norden die Höhe von 7—8000 Fuß erreichen, im Süden dagegen bis zu 1800 Fuß absinken, und deren Abfall meist hart an den See herantritt und nur einen schmalen Uferrand übrig läßt. Im Uebrigen sind diese mannichfach gestalteten Ufer des See's mit allem Glanze südlicher Vegetation, mit tiefem Grün, Wasserfällen, dunkeln Kastanienwäldern geschmückt und mit hellleuchtenden Dörfern, weitblinkenden Kirchen und Kapellen und reizenden Villen wie übersäet, so daß sie mit Recht zu den schönsten Landschaften Europa's gezählt werden. Die größte Schönheit häuft sich um die Halbinsel von Bellaggio, deren äußerste Spitze sich laubholzgekrönt 500 F. über den See erhebt. Unter den Wasserfällen ist der des Neso am Ostufer, der über die Uferfelsen unmittelbar in den See stürzt, unter den Schlössern sind die Villa Carlotta, am Westufer bei Canobio, und besonders die Villa Pliniana am östlichen Gestade (1570 erbaut und nach Plinius benannt, jetzt Eigenthum der Fürstin Belgiojoso) hervorzuheben. Der See ist sehr fischreich, besonders an Forellen, Aalen ꝛc., und wird von vielen Wasservögeln besucht. Sein klares Wasser, in welchem man häufig bis auf den Grund hinabsieht, schwillt zur Zeit der Schneeschmelze bis zu 15 Fuß über den gewöhnlichen Stand an, am meisten in dem südwestlichen Arm, der keinen Abfluß hat, indem der Tivano (ein Nordwind), der die Nacht hindurch weht, das Wasser darin anhäuft, bis der Breva (ein Südwestwind) das Gleichgewicht der Wassermasse wieder herstellt. Außerdem zeigt der See noch plötzliche Schwankungen des Spiegels, ähnlich den Seiches beim Genfersee. Im Seearm von C. liegt nur die einzige kleine Insel St. Giovanni, am westlichen Strand bei Lenno, auf welcher einst ein berühmtes festes Schloß stand. Der See wird regelmäßig durch Dampfboote befahren in der Richtung von C. nach Colico, am Nordende, wo die Alpenstraßen enden.

Comocladia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, charakterisirt durch den sehr kleinen, 3- — 4theiligen Kelch, 4 Blumenblätter, 4 kurze Staubfäden und die fleischige, einsamige Pflaumenfrucht mit 3 Narben, Bäume im heißen Amerika, mit abwechselnden Blättern, sehr kleinen, rothen, knäuelförmig in Rispen vereinigten Blüthen und klebrigem Safte, der an der Luft schwarz wird. Von C. brasiliastrum *Poir.*, Picramia pentandra *Swartz*, einem Baum auf den Antillen, mit rothen Früchten, dient die bittere Rinde als tonisches Arzneimittel. Das Holz färbt wie Brasilienholz, nur etwas brauner; der an der Luft sich schwärzende Saft macht unvertilgbare Flecken. Den ätzenden Saft von C. integrifolia *L.*, einem 15 Fuß hohen Bäumchen auf den Antillen, benutzt man zur Brandmarkung der Sklaven. Der scharfe, übelriechende Saft von C. dentata *Jacq.* zerstört die Haut wie Höllenstein, und die Ausdünstungen des Baumes sollen für die unter ihm Schlafenden sehr nachtheilig sein.

Comodamente oder **comodetto** (ital., von comodo), musikalische Bezeichnung, s. v. a. mit behaglichem, gemüthlichem Tempo.

Comodi, Andrea, italienischer Historien- und Landschaftsmaler, zu Florenz 1560 geboren, Cigoli's Gehülfe, kopirte hauptsächlich Werke großer Meister, namentlich Correggio's, so meisterhaft, daß selbst Kenner seine Kopien für Originale hielten. Seine wenigen eigenen Kompositionen verrathen großen Fleiß. C. war auch der Lehrer Pietro's da Cartona.

Comoedia (fabula, lat.), s. Komödie.

Comoedia atellana (lat.), s. Atellanen.

Comoedia crepidata oder **palliata** (lat.), Komödie, welche in Griechenland, aber in römischer Sprache spielte, und bei welcher die Schauspieler auch die griechische Kleidung, namentlich den griechischen Schuh (crepida) und den griechischen Mantel (pallium), beibehielten.

Comoedia italica (fabula italica, c. latina, Rhinthonica, Hilaro-tragoedia, lat.), die Tragikomödie (s. d.), angeblich von dem Tarentiner Rhinthus ins Leben gerufen.

Comoedia palliata (lat.), s. Comoedia crepidata.

Comoedia planipedia (lat.), Ballet, pantomimische Darstellung, von Planipedes (s. Planipes) ausgeführt.

Comoedia praetexta (lat.), Komödie, in welcher Kostüm und Rollen von Senatoren (praetextati) vorkommen.

Comoedia tabernaria (lat.), Budenkomödie, deren Stoff aus den untersten Volksklassen entnommen war; solche Stücke werden Ennius und Afranius (s. d.) zugeschrieben.

Comoedia togata (fabula togata, lat.), im Gegensatz von Comoedia crepidata oder palliata diejenige Komödie, bei welcher Form, Inhalt u. Darstellung rein römisch waren; sie zerfiel wieder in C. praetexta, planipedia, atellana oder tabernaria (s. d.). Im engern Sinne ist C. t. ein zwischen C. praetexta u. C. tabernaria die Mitte haltendes Stück.

Comoedia trabeata (lat.), Komödie, in welcher die Schauspieler in einer Trabes auftraten, also Triumphatoren-, Equites- und dergl. hohe Rollen durchzuführen hatten.

Comolli, J. B., italienischer Bildhauer, war schon um 1805 Professor der Bildhauerei an der Akademie zu Mailand und führte auch in England mehre Meisterwerke aus. Er war besonders im Porträt glücklich. Zu seinen berühmtesten Werken gehören: Chaptals Brustbild in Marmor; eine kolossale Statue Napoleons I., welche neben der des Chr. Colombo das Portal des Nationalpalastes zieren sollte; die Friedenssäule von Campo-Formio, 1819 zu Udine aufgestellt; in London das prächtige Altarstück und die übrigen Verzierungen der neuen katholischen Kapelle in Moorfield (1820). In der Villa Melzi am Comersee ist von seiner Hand ein großer Saal voll Büsten in carrarischem Marmor theils lebender Personen, theils Kopien berühmter Antiken; im Garten derselben Villa die vortreffliche Gruppe: Dante, von Beatrice in die himmlischen Regionen geführt, sowie die Statuen von Dante und Alfieri ꝛc.

Comonfort, Ignacio, berühmter General und Präsident Mexiko's, am 12. März 1812 von weißen Aeltern zu Puebla de los Angeles geboren, sah durch den frühen Tod seines Vaters, eines Oberstlieutenants, seine Studien unterbrochen und folgte seiner Mutter nach Matamoros. 20 Jahre alt, schloß er sich an den General Santa Anna an und bewies in dem beginnenden Bürgerkrieg nicht nur Muth und Unerschrockenheit, sondern auch militärisches Talent, welches er später sorgfältig ausbildete. Er wurde Militärbefehlshaber in Matamoros, vertheidigte 1833 die Stadt Puebla lange erfolgreich, mußte sich aber endlich ergeben und zog sich für mehre Jahre ins Privatleben zurück. Seine Vaterstadt Puebla wählte ihn 1844 zum Abgeordneten in einen Kongreß, der als konstituirende Versammlung auftrat, aber von dem santannistischen General Brano bald gesprengt wurde. Wir finden C. sodann nach einander als Präfekten u. Militärbefehlshaber von Tlapa, wo er sich durch Niederhaltung der rebellischen Indianer, sowie durch die in Mexiko seltenen Eigenschaften des administrativen Geschicks, der Energie und Ehrlichkeit rühmlichst auszeichnete, 1846 als Mitglied des vom General Parades verjagten Kongresses und Theilnehmer an der Verschwörung der Liberalen im August 1846, dann als Bürgermeister der Hauptstadt Mexiko, Präfekten der westlichen Abtheilung des Staates Mexiko, Obersten im Kriege mit den Vereinigten Staaten und Abgeordneten auf dem zu Queretaro tagenden Friedenskongreß. Aus seiner Stellung als Zollhausdirektor in den wichtigen Hafenstädten Acapulco, Mazatlan und Vera Cruz vertrieb ihn die durch eine neue Revolution 1853 erfolgte Erhebung des Abenteurers Santa Anna zum Präsidenten von Mexiko, der ihm als einem Feind der neuen Regierung seinen Abschied gab. In der That bewies sich auch C. sofort als solchen, zettelte einen Aufstand an, der bald zur allgemeinen Erhebung aller Landestheile wurde, und stürzte Santa Anna. Am 11. December 1855 wurde ihm die höchste vollziehende Gewalt übertragen, doch hatte er, da die Partei Santa Anna's noch viele Anhänger zählte, und er sich die Geistlichkeit durch Herbeiziehung derselben zur Besteuerung verfeindete, mit mehr denn 60 Aufständen, ja mit beständiger Anarchie zu kämpfen u. bemühte sich umsonst, den Gesetzen Ansehen zu verschaffen. Im Dec. 1857 erhob sich General Zuloaga, löste den Kongreß in der Hauptstadt auf und rief C. zum Diktator aus. Hiergegen aber standen die Radikalen wie die Geistlichen auf, auch Santa Anna erschien wieder, die Revolution siegte nach achttägigem Kampf in der Stadt Mexiko, und C. mußte sich nach den Vereinigten Staaten flüchten.

Comorische Inseln (Comoren, Ilhas de Comoro), Gruppe von 4 Inseln an der Ostküste Afrika's, am Nordeingange des Kanals von Mozambique, sind sämmtlich hoch und vulkanischer Natur, von Korallenfelsen umgeben, dabei fruchtbar und weidereich und im Ganzen sehr gesund. Erzeugnisse sind prächtige Kokos- und Arecapalmen, vortreffliches Schiffsbauholz, Zuckerrohr, Reis, vorzüglicher Mais, Bananen, Ananas, Baumwolle, Orangen, Schildkröten und Vieh. Die Bewohner, vorherrschend Suaheli, gemengt mit Arabern, sind kolossal gebaut, verehren, obschon Mohammedaner, noch Fetische und sind dabei zum Theil freundlich, ehrlich und gastfrei, aber ohne kriegerischen Muth. Sie fertigen treffliche Leinwand, Waffen, Juwelier- und Schmiedearbeiten und trieben sonst einen lebhaften Handel (Schildpatt, Kokosöl ꝛc.) nach Indien. Die 4 Inseln sind: Angazija (Großcomoro), die größte und nördlichste, mit 2 hohen Bergen (bis 8000 Fuß hoch) und einem thätigen Vulkan; Hinzuan (Nzuana, auch Anjuan und Johanna genannt), mit Bergen bis zu 5000 Fuß Höhe, aber leicht zugänglich und daher oft von europäischen Schiffen besucht; Moheli, die kleinste der Gruppe, und Mayotta (s. d.). Letztere gehört seit 1843 den Franzosen; die 3 ersteren werden von Sultanen regiert.

Compagnage (franz.), bei der Bearbeitung von broschirten Stoffen ein besonderer, durch neuen Einschlag dem Broschirstoffe gegenüber gemilderter oder gehobener Grund. Will man z. B. mit Gold in weißen Grund broschiren, so muß noch ein gelber Faden eingeschlagen werden, welcher bei Blumen über, außerdem unter den gewöhnlichen Grund zu liegen kommt, so daß nun über einen nicht so sehr durchschimmernden Grund das Gold broschirt wird. Bei Silberbroschirstoff auf gelbem Grund hilft man ebenso mit weißen Einschlagefäden nach. Die Kettenfäden werden hierbei durch den Compagnagekamm u. Compagnagetritt gezogen.

Compagnie (franz.), Gesellschaft; s. Kompagnie.

Compagnon (franz.), Gesell, im Handlungswesen Theilnehmer an einem Kompagniegeschäft; überhaupt s. v. a. Kamerad, Genoß.

Comparaison (franz.), Vergleichung; sans c., ohne Vergleichung. Daher: comparable, vergleichbar, und Komparabilität.

Comparateur (franz.), Vergleicher, Instrument zur genauesten Vergleichung der Maße. Lenoir fertigte das erste 1792, ein 13 Fuß langes Lineal mit Schieber, das in $^1/_{12}$ getheilt wurde, u. worauf mit Hülfe des Verniers $^1/_{116}$ abgelesen werden konnten; später verbesserte er es durch einen Fühlhebel, wodurch er $^1/_{2000}$ Linie angeben konnte. Ein anderes Instrument dieser Art erfand Troughton in London und nannte es dioptrischer Stangencirkel, weil es 2 parallele Mikroskope enthielt, die durch Hülsen an einem messingenen Stabe verschiebbar waren; im Brennpunkt des Mikroskops war ein durch eine Mikrometerschraube verschiebbarer Querfaden angebracht, der $^1/_{10000}$ des englischen Zolls angab. Einen noch kleineren C. erfand Prony.

Comparatio (lat.), Vergleich, s. Komparation.

Compascendi jus (lat.), Trift-, Hutgerechtigkeit auf eines Andern Grund und Boden, s. Koppelweide.

Compensatio (lat.), s. Abrechnung und Kompensation.

Compiacevole (lat.), s. v. a. gefällig, angenehm, Bezeichnung des musikalischen Vortrages; auch s. v. a. piacimento und al piacere.

Compiegne, Stadt im französischen Departement Oise, in anmuthiger Gegend am Zusammenfluß der Oise und der Aisne, ist alterthümlich gebaut, mit krummen Straßen, hat aber mehre sehenswerthe gothische Bauten, so die Kirche St. Germain (aus dem 15. Jahrhundert), die St. Antoine (aus dem 12. Jahrh.), die St. Jacques (aus dem 13. Jahrh.), das Stadthaus, ferner ein merkwürdiges Schloß (von Ludwig dem Heiligen gegründet, von Ludwig XV. neu erbaut und von Napoleon I. glänzend restaurirt) mit einem schönen, nahe an 3 □Meilen großen Park, durch welchen die sogenannte Brunehautchaussée, eine alte Römerstraße, führt; ein Collège, eine Bibliothek, große Brücke über die Oise und 10,400 Einw., welche Fabrikation von Hausleinwand, Tauwerk, Holzwaaren, Mützen, Fahrzeugen und Handel treiben. Der sogenannte Thurm der Jakobiner, an der Oise, ist ein Theil eines von Karl dem Kahlen gegründeten Palastes. C. soll von den alten Galliern erbaut sein und hieß zu Chlodwigs Zeiten Compendium. Karl der Kahle erweiterte die Stadt u. nannte sie Carolopolis; 833 wurde Ludwig der Fromme hier seines Throns entsetzt. Am 25. Mai 1430 fiel die Jungfrau von Orléans vor den Mauern von C. den Burgundern in die Hände und wurde den Engländern überliefert. In der Nähe die Ruinen des Schlosses Pierrefonds, einst eine berüchtigte Veste, 1390 von Herzog Louis von Orléans errichtet.

Compitum (lat.), s. v. a. Kreuzweg; dann überhaupt ein Ort, wo sich mehre Hauptstraßen kreuzten; auch ein kleiner Tempel daselbst. Die Gottheiten solcher Heiligthümer hießen Compitales lares, und es wurden ihnen zu Ehren jährlich die Compitalia oder Compitalicii ludi gefeiert, die von dem Prätor Urbanus besonders angesetzt wurden. Bei den hierbei veranstalteten Opfern fungirten meist Sklaven, welche zu diesem Behuf besondere Collegia compitalia bildeten. Nachdem durch Cäsar diese Kollegien beschränkt worden waren, geriethen auch jene Feste in Verfall. Augustus stellte sie wieder her und verordnete, daß sie zweimal im Jahre, im Mai und August, gefeiert werden sollten, und zwar neben jenen Laren auch zu Ehren des Genius Augusti.

Completor (lat.), sonst beim Reichskammergericht Derjenige, der die eingegangenen Sachen einregistrirte und die Protokolle in Ordnung hielt.

Completorium (lat.), der 8. und letzte Theil der priesterlichen Tagzeiten, der den Chordienst und das Breviergebet jeden Tags beschließt; auch die eigentliche Abendandacht.

Completus (lat.), vollständig, s. Komplet.

Complexio (lat.), Zusammenfassung, z. B. mit Worten; daher in der Logik s. v. a. Konklusion, Schlußsatz; in der Musik Bezeichnung, daß beim Schluß einer Periode der Anfang derselben wiederholt werden soll; in der Grammatik s. v. a. Kontraktion; über C. in der Mathematik s. Komplexion und Kombinationslehre.

Compluvium (impluvium, lat.), Dachrinne.

Composé (franz.), zusammengesetzt; in der Musik s. v. a. composto.

Compositae (lat.), Pflanzenfamilie, s. Kompositen.

Composita tempora (lat.), abhängige Zeitformen, im Gegensatz von den Hauptzeitformen, das Imperfectum, Plusquamperfectum und Futurum exactum, in sofern sie erst durch Beziehung auf eine Hauptform verständlich werden.

Composita verba (lat.), s. Verbum.

Compositio (lat.), Zusammensetzung, s. Komposition.

Compossessio (lat.), Mitbesitz, wenn einzelne Personen an einer und derselben Sache einzelne Antheile haben, welche sich nicht körperlich (als reale Theile) an derselben darstellen.

Compost (comput, franz.), Wissenschaft, die Zeit zu berechnen, besonders beim Seewesen; in der Landwirthschaft guter Zustand eines Ackers, daher Düngungsmittel, neuerlich viel empfohlen (s. Kompost).

Compostella, Stadt, s. Santiago.

Composto (ital.), zusammengesetzt, komponirt.

Comptable (franz.), zu Rechnungsablegungen verpflichtet, daher verantwortlich.

Comptant (franz.), baares Geld, in baarem Gelde bezahlt; daher Comptantkauf, Kauf, wobei die gekauften Waaren sogleich baar bezahlt werden.

Compte (franz.), Rechnung, Conto; C. rendu, Rechnungsabschluß, Rechnungsablegung eines Beamten über verwaltete Gelder; daher comptabel, zur Rechnungsablegung verpflichtet, verantwortlich; Comptabilität, Verpflichtung zur Rechnungsablegung.

Compteur (franz.), Rechner, Zähler; C. d'expérience, Rechner aus Erfahrung, eine Vorrichtung, mittelst deren man die Gaskonsumtion einer Flamme bestimmt; C. pour usines, Rechner für Fabriken, eine Vorrichtung in Gasanstalten, welche genau angibt, wie viel Gas in jeder Viertelstunde des Tags

producirt worden ist, so daß man mit einem Blick ersehen kann, ob die Arbeiter gleichmäßig fortgearbeitet haben. Da die Güte des Gases nicht bloß von den dazu gebrauchten Materialien, sondern auch von der Gleichmäßigkeit, mit welcher bei der Produktion verfahren wird, abhängig ist, so ist eine solche Vorrichtung für Gasanstalten unentbehrlich.

Comptoir (franz.), s. Kontor.

Comptonia *Gaertn.*, Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, mit Einer Art: C. asplenifolia *Ait.*, Myrica asplenifolia *Blume*, einem 3—4 Fuß hohen Strauch, in Nordamerika, der seiner Zierlichkeit wegen auch in deutschen Gewächshäusern gezogen wird, auch in Süddeutschland an geschützten Stellen im Freien ausdauert. Der ganze Strauch enthält vorwaltend Tannin, Benzoesäure und eine harzige Substanz; das zusammenziehend-tonisch wirkende Dekokt wird in Nordamerika gegen Durchfälle und Ruhren bei Kindern und die zusammenziehende Wurzel als blutstillendes Mittel gebraucht.

Compulsor (lat.), Antreiber, Erinnerer, unter den römischen Kaisern derjenige Beamte, der das Volk zur Verrichtung der öffentlichen Arbeit u. zur Bezahlung der Abgaben antrieb; in den Klöstern Derjenige, der den Mönchen die Bet- und Singstunden ansagt.

Computus (lat.), Berechnung, besonders C. ecclesiasticus, C. paschalis, Rechnung, nach welcher der erste Ostertag bestimmt wird; auch s. v. a. Rosenkranz, weil nach ihm die Gebete bestimmt werden.

Comte (franz.), Graf.

Comte, Auguste, origineller Denker Frankreichs, den 12. Januar 1795 zu Montpellier geboren, trat, früh den mathematischen Studien zugewendet, in die polytechnische Schule, ward 1820 Mitarbeiter am „Organisateur" und schloß sich mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit dem St. Simonismus an. Seine erste Arbeit aber: „Plan des travaux scientifiques nécéssaires pour reorganiser la société" (Paris 1822; 1824 unter dem neuen Titel „Système de philosophie positive" erschienen) bezeichnete schon seinen offenen Bruch mit dem St. Simonismus. Er war sodann für kurze Zeit Mitarbeiter an dem neugegründeten Blatt „Le Producteur", gab hierauf Privatstunden, u. A. dem späteren General Lamoricière, und hielt endlich öffentliche Vorlesungen, die das Erscheinen seines „Cours de philosophie positive" zur Folge hatten. Im Jahre 1832 wurde C. Repetent der polytechnischen Schule und 1837 Examinator für die Kandidaten, welche in diese Schule treten wollten, aus welcher Zeit sein „Traité de géométrie analytique" datirt. Er verlor indeß 1848 u. 1849 beide Stellen und lebte seitdem von der Unterstützung seiner Schüler. Seine Bekanntschaft mit Clotilde de Vaux begeisterte ihn zu dem Gedanken, der Apostel einer Religion der Humanität zu werden. Rasch erschienen jetzt nach einander seine „Politique positive", sein „Catéchisme positiviste", sein „Appel aux conservateurs" und seine „Synthèse subjective". Seine Vorlesungen über die Geschichte der Humanität, die er seit 1849 vor dem Volke hielt, wurden 1851 untersagt. Er † am 5. Sept. 1857. C.'s Philosophie, Religion und Politik sind das Resultat seiner rein mathematischen Weltanschauung. Alles wird ihm zur Mechanik, in allen Erscheinungen sieht er nur Folgen einer Bewegung, deren Ursachen in Eigenschaften liegen, die der Materie inhärent sind.

Comte, le, Name mehrer Künstler, s. Lecomte.

Comtesse (franz.), Gräfin, im Deutschen besonders für unverheirathete Damen gräflicher Abkunft gebraucht.

Comum, Stadt in Gallia transpadana, das jetzige Como (s. d.).

Comus, niederer, bei den Alten selten genannter Gott der Gelage, wird als beflügelter Jüngling oder trunken und schlummernd, mit gesenkter Fackel dargestellt; bei den Späteren schlechthin der Gott des Scherzes.

Con amore (ital.), mit Liebe und Lust zu einer Sache.

Conanthera *Ruiz* et *Pav.* (Kegelanthere), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen (Liliaceen), charakterisirt durch die 6blätterige, zurückgeschlagene Blumenkrone mit abwechselnd ungleichen Blättern, die in einen Kegel vereinigten, fast pfeilförmigen Antheren u. die 3fächerige, wenigsamige Kapsel, Zwiebelgewächse in Mittel- und Südamerika, von denen als Zierpflanzen C. bifolia *Ruiz* et *Pav.*, mit einer Rispe schöner, blauer Blüthen, auf Hügeln in Chile, und C. Echeandia *Pers.*, Anthericum reflexum *Cav.*, mit zierlichen gelben Blüthen, in Chile und Mexiko vorkommen. Sie verlangen sandige Laub- und Heideerde, im Winter, wo die Zwiebel trocken gehalten wird, 3—8° Wärme, im Sommer freie Luft. Ihre Vermehrung geschieht durch Samen und Zwiebelbrut.

Conatus (lat.), das Vorhaben. C. delinquendi, s. Versuch des Verbrechens.

Conc. (lat.), Abbreviatur auf Recepten für Concisa.

Concarneau, Stadt im französischen Departement Finisterre, Arrondissement Quimper, auf einer kleinen Insel in der Bai von la Forest, mit Mauern und Thürmen umgeben, hat einen Hafen, Fischerei, Sardellenhandel und 1900 Einwohner.

Concavus (lat.), s. Konkav.

Concedo (lat.), Ich gebe nach, Formel, mit welcher der Opponent bei Disputationen seine Einwendungen aufgibt.

Concentaina (Consentaina), Stadt in der spanischen Provinz Alicante, am Alcoy, mit 6480 Einwohnern und einer der frequentesten Messen in Spanien.

Concentus (lat.), Einklang, Zusammenklang, in der alten Musik die Begleitung eines Tonstücks in demselben Ton oder in der Oktave; später die Zusammenstimmung der Quarte, Quinte und Oktave; jetzt s. v. a. Akkord.

Concepcion, 1) Provinz im südamerikanischen Freistaat Chile, am Ocean, im Süden durch den Biobiofluß von Araucania getrennt, umfaßt 256,5 QMeilen mit 110,291 Einw. In dem hier schon kühleren Klima scheiden sich die Jahreszeiten schärfer, und im Gebirge wird der Winter merklich streng; daher gedeihen hier die Tropengewächse nicht mehr, wohl aber Getreide und Wein, und die Viehzucht ist beträchtlich. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz (C. de Mocha) liegt oberhalb der Mündung des Biobio in die Bai von C., ist

Bischofssitz, hat ein englisches Konsulat, in der Nähe ergiebige Steinkohlengruben, Handel über den 1 Meile entfernten Hafen Talcahuano (welcher jetzt mit der Stadt durch eine Eisenbahn verbunden wird) u. etwa 12,000 Einwohner. Sie wurde 1550 von Pedro de Valdivia dicht am Meere gegründet, 1554 und 1603 von den Araukanern erobert und geplündert, 1730 und 1751 durch Erdbeben zerstört und von den Wellen fast weggespült. Nachdem sie 1763 1 Stunde weiter vom Meere wieder aufgebaut worden, nahm sie lebhaften Aufschwung, kam jedoch in Folge des Unabhängigkeitskriegs gegen Spanien und durch ein neues, furchtbares Erdbeben 1835 wieder sehr herab. — 2) (Villa-Rica de C.), Hauptstadt des gleichnamigen Departements im südamerikanischen Freistaat Paraguay, am Flusse Paraguay, hat 9000 Einwohner. — 3) Concepcionbai), Bai an der Insel Neufoundland, an deren südöstlicher Halbinsel Avalon, im Süden vom Kap St. Francis und im Norden von Point of Graces geschlossen, ist 4—5 Meilen breit u. 23 M. tief ins Land eingebuchtet. Sie erhielt ihren Namen 1651 von dem portugiesischen Seefahrer Corteral. An der Westküste derselben die Insel Bacallao, welche das erste von Sebastian Cabot 1497 an der nordamerikanischen Küste entdeckte Land ist und von ihm Prima Vista genannt wurde. An der Ostküste liegt der Hafenplatz Harbour-Grace.

Concepi (lat.), d. i. ich habe es verfaßt. Sein C. unterschreiben, sich als Verfasser, namentlich einer Rechtsschrift unterzeichnen.

Conceptio Beatae Mariae (lat.), Fest der Empfängniß Mariä, 8. December.

Conceptio immaculata beatae virginis, s. Unbefleckte Empfängniß.

Concertant (franz., auch concertato oder concertando, ital.), koncertirend, Bezeichnung eines Tonstücks, wenn die einzelnen Stimmen oder Instrumente, für welche es gesetzt ist, die Melodien mit der vorhandenen Hauptstimme wechselsweise vortragen, so daß sie sich sämmtlich zwischen den Solosätzen der Hauptstimme oder des Hauptinstruments mit ähnlichen hören lassen, also mit der Hauptstimme gewissermaßen streiten oder wetteifern.

Concertino (ital.), s. Koncert.

Concessio (lat.), überhaupt Bewilligung; in der Rhetorik Redefigur, Zugestehung, Einräumung möglicher, selbst aufgestellter Einwürfe; s. Koncession.

Concetti (ital.), eigentlich Koncepte, dann Gedanken, Motive, besonders rhetorische und poetische Figuren, sinnreiche Wendungen des Gedankens, wie sie sich z. B. für das Epigramm eignen, daher auch feine, witzige Reden, Sticheleien. C. raffinati sind überfeine, verkünstelte Bilder, Witzwendungen, verschrobene Einfälle.

Concha (lat.), zweischalige Muschel, besonders Flußmuschel; Conchae praeparatae, gereinigte und fein pulverisirte Schalen von Ostrea edulis, welche häufig als säuretilgendes Mittel Anwendung finden.

Concha auris (lat.) s. v. a. Ohrmuschel, s. Ohr.

Conches, Stadt im französischen Departement Eure, in herrlicher Lage am Iton, südwestlich von Evreux, mit sehr wichtiger Eisengießerei und 2100 Einwohnern. In der Nähe beim Weiler Vieux-Conches Mineralquellen.

Conchos (Conchas), Fluß im nördlichen Mexiko, entspringt auf der Sierra Madre, durchfließt den fruchtbareren Theil des Staates Chihuahua und mündet nach 70—80 Meilen langem Lauf unweit Presidio del Norte in den Rio Grande.

Conciergerie (franz.), Gefängniß überhaupt, besonders früher das Gefängniß des königl. Hofs in Paris für Kriminalverbrecher, worin viele Schlachtopfer der Revolution, auch die Königin Marie Antoinette selbst, schmachteten. Jetzt ist das Ganze in den Kriminalgerichtshof umgewandelt, und statt der dunklen, unterirdischen Kerker nehmen luftige Zellen die Gefangenen auf. Das Gemach, das die Königin beherbergte, ist in eine Kapelle umgewandelt worden.

Conciliabulum (lat.), Versammlungsort, der Ort in den römischen Provinzen, wo die Prätoren ihre Gerichtstage hielten, und wohin deshalb das Volk aus den umliegenden Ortschaften beschieden wurde; dann Marktplatz, Marktflecken, Handlungsplatz; auch heimliche, unrechtmäßige Versammlung zu religiösen Zwecken, Afterkirchen- und Ketzerversammlung, sowie jede andere heimliche Zusammenkunft zu verbotenen Zwecken.

Concilium (lat.), Versammlung, s. Koncilium.

Concino Concini, Marschall, s. Ancre.

Concio (lat.), Volksversammlung.

Concisa (lat.), auf Recepten: zerschnitten, von Wurzeln, Stengeln 2c., oft in Verbindung mit Contusa, zerstoßen.

Conclusio (lat.), Verschließung; in der Rhetorik Schluß einer Rede, auch geschickter Schlußfall der Perioden, Schlußfolgerung; Beschlußfassung.

Conclusio causae (lat., Aktenschluß), Beschluß zum Erkenntniß, der Schluß der beiderseitigen Parteivorträge im Civilprozesse zum Zweck, nunmehr das daraus zu schöpfende Erkenntniß zu vernehmen. Bekanntlich ist es ein Fundamentalsatz des Civilprozesses, daß jedem Theil das rechtliche Gehör verstattet werde; es muß also in jedem Prozeßabschnitte, der mit einem Urtheil schließt, jedem der streitenden Theile mindestens ein Vortrag, oft aber auch deren zwei oder drei verstattet werden; und zwar muß stets derjenige in jedem Abschnitte das letzte Wort haben, welcher in dieser Instanz der Angegriffene war, folglich nicht den ersten Hauptvortrag gehalten hat. Zum Schlusse dieser Vorträge nun wird entweder von den Parteien ausdrücklich erklärt, daß sie nunmehr zum Erkenntniß beschließen, oder es wird der Aktenschluß vom Richter von Amts wegen für geschehen angenommen und mit Abfassung und Eröffnung des Urtheils verfahren.

Conclusio libelli (lat.), Schluß der prozessualischen Klage, enthält die Schlußfolgerung aus dem Klaggrunde und der Geschichtserzählung, also das eigentliche Gesuch des Klägers. Dieses zerfällt aber in das Prozeßgesuch und das Sachgesuch, und letzteres wieder in das Haupt- und das Nebengesuch. Das Prozeßgesuch enthält die Bitte um prozessualisches Verfahren, das Sachgesuch die Bitte, nach Statt gehabtem Verfahren den Beklagten nach dem Inhalte des verletzten Rechtes zu einer Leistung oder Unterlassung oder Anerkennung eines Zustandes (Hauptgesuch), sowie zugleich zu Leistung der durch die Verletzung entstandenen son-

stigen Weiterungen an Früchten, Zinsen, Schäden, Prozeßkosten zc. (Nebengesuch) zu verurtheilen.

Concord, 1) Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Newhampshire, am Merrimac River, der durch Kanäle und Dämme bis hierher für Boote schiffbar gemacht ist, u. durch welchen C. mit Boston in Wasserverbindung steht, hat 8 Kirchen, ein schönes Staatenhaus von gehauenem Granit, Gerichtshaus zc. und über 9000 Einw. Die Stadt bildet einen Knotenpunkt für mehre wichtige Eisenbahnen, nach Boston, dem Champlainsee, Canada zc.—2) Ort im nordamerikanischen Staat Massachusetts, Grafschaft Middlesex, mit 1800 Einwohnern, merkwürdig durch den Provinzialkongreß von 1774, sowie dadurch, daß hier den 19. April 1775 den Engländern der erste aktive Widerstand geleistet ward, woran ein Monument erinnert.

Concordenses, s. v. a. Waldenser, nach der lombardischen Stadt Concordia, einen Sitz derselben.

Concordia, Göttin der Eintracht bei den Römern, welcher Fur. Camillus auf dem Kapitol und im Samniterkriege Cn. Flavius neben dem Vulkanstempel ein Heiligthum errichteten; ersteres wurde von Tiberius und Livia erneuert. Bei bildlichen Darstellungen hatte sie als Symbol bald ein Füllhorn, bald einen Oelzweig.

Concordia (lat.), Eintracht, Name mehrer Schriften, worin kirchliche Lehrsätze der protestantischen Kirche, worüber man sich nach vorgängigen Kontroversen vereinigt hatte, aufgestellt wurden. Am bekanntesten ist die wittenberger C. von 1536, welche die entstandenen Abendmahlsstreitigkeiten beilegen sollte. Vergl. Konkordienbuch und Konkordienformel.

Concrementa Cancrorum (lat.), s. v. a. Krebssteine, Krebsaugen, Lapides Cancrorum.

Concretio (lat.), s. Konkretion und Konkrement.

Concretum (lat.), s. Konkret.

Concubitus (lat.), s. Beischlaf.

Concursus ad delictum (lat., Theilnahme an einem Verbrechen), die Betheiligung Mehrer bei einer durch das Strafgesetz mit einer Strafe bedrohten Handlung. Diese Betheiligung kann sich eben so gut durch Handeln, als durch Unterlassen äußern; geschieht sie mit Absicht auf das Verbrechen, so heißt, wer sich ihrer schuldig macht, ein Gehülfe (socius delicti, complex). Rücksichtlich der Art der Thätigkeit ist hinsichtlich der Entstehung eines Verbrechens zu unterscheiden zwischen dem Urheber und dem Gehülfen. Ersterer ist entweder ein physischer Urheber, wenn er die verbrecherische That durch seine körperlichen Kräfte ausübt, oder ein intellektueller Urheber, wenn er durch rechtswidrigen Vorsatz und geistige Thätigkeit mittelst Einwirkung auf einen Andern durch Auftrag, Rath, Verheißung, Drohung, Befehl die durch letzteren ausgeführte strafbare Handlung hervorruft. Wenn sich Mehre verbinden, sich bei der Ausführung eines bestimmten Verbrechens, das sie beschlossen haben, gegenseitig behülflich zu sein, so ist dies ein Komplot (conjuratio, societas delinquendi); es ist hier Jeder intellektueller Urheber, indem er den Andern durch die Zusage seines Beistandes zur Ausführung bestimmt, und es ist dann seine eigene thätige Theilnahme bei Ausführung zum Begriff des C. nicht erforderlich. Eine Vereinigung Mehrer zur Ausführung einer Reihenfolge einzelner sowohl der Zahl, wie der Art nach unbestimmter Verbrechen nennt man Bande oder Rotte. Da die Bande nicht wie das Komplot auf ein bestimmtes Verbrechen gerichtet ist, so ist auch die Eingehung derselben noch nicht als Anfang oder Versuch eines Verbrechens aufzufassen; aber auch als selbstständiges Verbrechen kann die Eingehung einer Bande gemeinrechtlich nicht aufgefaßt werden. Weil sie jedoch den öffentlichen Rechtszustand ganz besonders gefährdet, so gilt sie als Erschwerungsgrund hinsichtlich der von der Bande begangenen Verbrechen. Die Beihülfe zu einem Verbrechen ist entweder eine der Ausführung des Verbrechens vorhergehende (antecedens), oder gleichzeitige (concomitans), oder nachfolgende (subsequens), je nachdem sie auf Vorbereitung und Sicherheit der Ausführung der That und der daraus zu erlangenden Vortheile, oder auf die Ausführung der That selbst, oder auf Sicherung vor Entdeckung oder der Vortheile gerichtet ist. Sie ist in Rücksicht der Handlung selbst eine positive, wenn sie sich wirklich in Thätigkeit, oder eine negative, wenn sie sich in pflichtwidriger Unterlassung äußert, wodurch das Gelingen des Verbrechens erleichtert wird; pflichtwidrig u. strafbar ist ein solches Unterlassen jedoch nur vermöge besonderen Rechtsgrundes zum Begehen, d. h. wenn Gesetze allgemeine oder amtliche Verbindlichkeit die Anzeige oder Hinderung eines Verbrechens auferlegen. Geschieht die Beihülfe unmittelbar in Bezug auf die That, so ist sie eine unmittelbare (C. a. d. proximus); liegen zwischen ihr und der That noch Mittelursachen, die zur Erleichterung der Ausführung dienen, so ist sie eine mittelbare (C. a. d. remotus). Passen dieselben Merkmale, die dem Begriff der vom Verbrecher verübten That bilden, auch auf den Theilnehmer, so ist dieser ein Socius specialis, im entgegengesetzten Fall ein Socius generalis, z. B. beim Verwandtenmord des Urhebers, wenn der Theilnehmer mit dem Gemordeten nicht in verwandtschaftlichem Verhältniß steht. Die Theilnahme am Verbrechen ist entweder vorher verabredet (ex compacto) oder nicht (accidentalis); sie ist einfach (simplex) oder qualificirt (qualificatus), wenn für den Theilnehmer ein besonderer Schärfungsgrund vorliegt. Verschieden vom Theilnehmer, Gehülfen, ist der Begünstiger eines Verbrechens. Unter Begünstigung (concursus subsequens) versteht man die in Beziehung auf ein verübtes Verbrechen vorsätzlich geleistete Unterstützung des Verbrechens oder Förderung und Sicherung der Folgen des Verbrechens. Voraussetzung ist also: 1) daß sie erst nach Vollendung des Hauptverbrechens geschehe (war sie schon vor Verübung des Verbrechens zugesagt, so geht sie in Beihülfe über); 2) daß dadurch dem Verbrecher wirklich Vorschub geleistet werde, weshalb eine bloße Billigung des Verbrechens nicht strafbar ist; 3) daß sie vorsetzlich geschehe, denn eine fahrlässige Begünstigung gibt es nicht. Der Theilnehmer ist durch besondere Thätigkeit entweder Anstifter eines Verbrechens, indem er den Entschluß dazu veranlaßt, od. Rädelsführer, indem er die zur Ausführung nöthigen Handlungen angibt, oder Anführer, indem er die Ausführung selbst leitet; außerdem unterscheidet man Haupt- und Nebengehülfen, je nachdem durch sie die Verübung des Verbrechens ermöglicht oder nur erleichtert wird; ferner gleiche und un-

gleiche Theilnehmer (socii aequales et inaequales), je nach der Verschiedenheit im Umfang ihrer Theilnahme, und endlich ist die Beihülfe nur versucht od. vollendet. Schon nach der Ansicht des Mittelalters ist der Theilnehmer am Verbrechen strafbar. Es ist jedoch die Ausmessung der Strafe des Gehülfen im Verhältniß zu der des Urhebers in den neueren Strafgesetzbüchern verschieden bestimmt worden. Man hat in dieser Hinsicht Grade der Beihülfe aufgestellt und hiernach ein Verhältniß der gelinderen Strafe des Theilnehmers gegen das des Urhebers herausgebracht, oder man hat die Strafe des Gehülfen nach den Bestimmungen über die gelindere Bestrafung des Versuchs eines Verbrechens normirt, oder man hat sie numerisch festgestellt, wie z. B. in Sachsen bei ungleichen Theilnehmern die Strafe zwei Dritttheile der Strafe des Hauptverbrechers, oder bei Todes- und lebenslänglicher Zuchthausstrafe des letzteren, zwanzig Jahre Zuchthaus nicht übersteigen kann. Was die Strafbarkeit des Anstifters zu einem Verbrechen im Verhältniß zu der des physischen Urhebers betrifft, so stehen beide in dieser Beziehung der Regel nach auf einer gleichen Stufe, es sei denn, daß in der Anstiftung des ersteren für letzteren nicht die alleinige Veranlassung zur Begehung des Verbrechens gelegen habe. Das gemeine Recht weiß von der gleichen Strafbarkeit der Verbrecher in einem Komplot im Allgemeinen nichts und sieht nur bei einzelnen Verbrechen darin einen Schärfungsgrund. Die neueren Gesetze aber belegen Alle, welche zusammen im Komplot ein Verbrechen verübten, mit gleicher Strafe, und manche belegen jeden Komploteur sogar mit der Strafe des Urhebers; dagegen sichern demselben einzelne Gesetze, wenn er zurücktritt und Anzeige bei Gericht macht, Straflosigkeit zu.

Condamine, Charles Marie de la, französischer Reisender und Mathematiker, den 28. Jan. 1701 zu Paris geboren, wohnte nach kaum vollendeten Schulstudien der Belagerung von Rosas in Spanien bei, trat dann 1730 als Adjunkt für das Fach der Chemie in die Akademie der Wissenschaften zu Paris, begleitete bald darauf die Escadre du Guay-Trouins nach der Levante, besuchte unter Anderem Jerusalem und die Ebene von Troja, blieb fünf Monate lang in Konstantinopel und kehrte mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute in sein Vaterland zurück. Um an der Messung eines Meridiangrades unter dem Aequator Theil nehmen zu dürfen, studirte er mit angestrengtem Eifer Astronomie. Am 16. Mai 1735 lief die Expedition unter Bouguer u. Godin von Rochelle aus und berührte Martinique, Portobello, die Landzunge von Panama u. Guayaquil. Da der Weg von hier nach Quito zu Lande gemacht werden mußte, wählte C. für sich die schwierigste Route durch eine fast unzugängliche Wildniß. Die Messungen in Quito waren mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft, und erst nach zehnjähriger Abwesenheit kam C. in sein Vaterland zurück, doch mit zerrütteter Gesundheit. Lange bemühte er sich, ein allgemeines Maß einzuführen, wozu er die Länge des Pendels unter dem Aequator vorschlug, sowie die Einimpfung der natürlichen Blattern, die er in Amerika schätzen gelernt hatte, zum Gesetz zu erheben. Im Jahre 1757 machte er theils seiner Gesundheit wegen, theils in wissenschaftlichem Interesse eine Reise nach Italien. Seit 1763 fast gänzlich gelähmt, fand er seinen Trost namentlich in der Poesie. Er † den 4. Febr. 1774. C. verstand fast alle europäischen Sprachen und schrieb außer vielen Abhandlungen: „Relation abrégée d'un voyage, fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale" (Paris 1745); „La figure de la terre déterminée" (das. 1749); „Mesure des trois premiers degrés du méridien dans l'hémisphère australe" (das. 1751); „Journal du voyage, fait par ordre du roi à l'équateur" (das. 1751, Suppl. 1752); „Histoire de l'inoculation de la petite vérole" (Amsterd. 1773) u. A.

Condaminea *Decand.* (Kondamine), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher in Peru und andern Theilen von Südamerika, mit Arzneikräften. Von C. corymbosa *Dec.*, einem Strauch auf den Hügeln der Andes in Peru und Columbia, wird die bitterlich und zugleich klebrig schmeckende Rinde in Peru als Ersatzmittel der Chinarinde gebraucht und soll bisweilen unter diese gemischt werden. Von C. tinctoria *Dec.*, einem am Orinoco wachsenden Strauch von 20 Fuß Höhe mit in gedrängten Doldentrauben stehenden Blüthen, wird die Rinde, die unter dem Namen Paraguatan oder Paraguata nach Europa kommt und das Ansehen einer dicken, rothen Chinarinde hat, zum Rothfärben benutzt.

Condat, Stadt, s. Claude.

Condé, 1) C.-sur-l'Escaut, befestigte Stadt im französischen Departement Nord, nahe der belgischen Grenze, zur Zeit der Revolution Nord-Libre genannt, am Zusammenfluß der Hesne und Schelde, in sumpfiger Gegend, ein Kriegsplatz zweiten Ranges, hat ein Collége und 4000 Einwohner, welche Cichorien-, Seife-, Stärkefabrikation u. Handel treiben. Die Franzosen entrissen die Stadt 1676 den Spaniern u. behielten sie im Frieden von Nimwegen. Hier ist das Stammhaus des Geschlechts der Condé. — 2) C.-sur-Noireau, Stadt im französischen Departement Calvados, östlich von Vire, am Zusammenfluß des Noireau mit der Drouance, in unfruchtbarer Gegend, mit 6000 Einwohnern, welche Baumwollenspinnerei u. Weberei, hydraulische Wollenspinnerei, Färberei, Gerberei, Handel mit Flachs, Zwirn, Pferden, Vieh, Honig treiben.

Condé, altes u. berühmtes Geschlecht im Hennegau, dessen Stammsitz die Stadt Condé war. Gottfried von C. (um 1200), der die Hälfte der Herrschaft C. besaß, war der Stammvater der Freiherren von C., die aber schon 1391 mit Johann ausstarben, worauf ihre Besitzungen nach einander an die Grafen von Oettingen, von Roggendorf, von Lalaing und endlich an das Haus Croy fielen. Die andere Hälfte der Herrschaft C. besaßen zu Gottfrieds Zeiten die Herren von Avesnes; durch Maria Avesnes, Gräfin von Blois († 1241), kam sie an Hugo von Chatillon, Grafen von St. Paul. Eine Urenkelin derselben, Johanna, Frau auf C., verheirathete sich 1335 mit Jakob I. von Bourbon und ward die Stammmutter des ganzen Hauses Bourbon. Ihr zweiter Sohn, Ludwig von Bourbon, Graf von Vendôme, erhielt in der Brudertheilung auch C., wovon sein Urenkel, Ludwig von Bourbon, den fürstlichen Titel annahm.

1) Ludwig I. von Bourbon, Prinz von C., war den 7. Mai 1530 zu Vendôme geboren und

machte schon 1549 den Feldzug gegen Boulogne, das damals England gehörte, sodann gegen Metz, Toul u. Verdun mit und war 1552 unter den Vertheidigern von Metz. Am 13. August 1553 focht er siegreich in der Nähe von Doullens, zeichnete sich 1555 bei der Belagerung von Ulpiano aus, führte 1556 die leichte Reiterei, wohnte der Schlacht bei St. Quentin, sowie 1558 den Belagerungen von Calais u. Thionville bei u. erhielt sodann von Franz II. den ehrenden Auftrag, vom König von Spanien den Eid, womit dieser den Frieden von Câteau Cambresis bekräftigte, entgegenzunehmen. Von den Protestanten zu ihrem Führer erwählt, trat C., zumal ihm seitens des Hofes die von ihm erwartete Uebertragung des Gouvernements der Picardie nicht zu Theil wurde, öffentlich zum Protestantismus über und berief die Häupter desselben nach la Ferté-sous-Jouarre. Als die Verschwörung von Amboise entdeckt war, benahm sich C. mit so großer Gewandtheit, daß sich selbst der Herzog von Guise für die Schuldlosigkeit C.'s verbürgte; dennoch mußte er in Amboise verweilen. Aufgefangene Briefe von ihm gaben zwar der Regierung Aufschluß über seine Pläne, doch fühlte sich diese zu schwach, sich des Prinzen mit Gewalt zu bemächtigen, und begnügte sich, den König von Navarra aufzufordern, seinen Bruder an den Hof zu bringen, um sich zu vertheidigen. C. stellte sich freiwillig, wurde verhaftet und von einer Parlamentskommission zum Tode verurtheilt. Der Tag seiner Hinrichtung war schon bestimmt, als ihm der Tod des Königs Franz II. den Kerker öffnete, u. er sogar in den Staatsrath berufen wurde. Da er sich jedoch weigerte, ohne förmliche Anerkennung seiner Unschuld die Freiheit anzunehmen, hielt man ihn einstweilen in Han, dann in la Fère fest, bis er endlich doch der Einladung an den Hof folgte. Der Staatsrath sprach ihn nun von aller Schuld frei, und das pariser Parlament bestätigte 1561 diesen Spruch. Die Versöhnung, welche der Connetable von Montmorency zwischen C. und dem Herzog von Guise zu Stande brachte, war nur eine Komödie, diente aber C. zu seinen Zwecken; die erste Folge war, daß er das Gouvernement der Picardie empfing. Um sich eine starke Partei zu sichern, nahm er, obgleich die Regierung die Reformirten begünstigte, vorgeblich zu deren Schutz, eine kriegerische Haltung an und versetzte somit die Hauptstadt in eine Bestürzung, die keinen Widerstand zu leisten vermochte, als schon Anstalten getroffen sein sollten, Paris, die Hauptstütze der katholischen Partei, dem Prinzen zu überliefern. Da vernichtete die unvermuthete Ankunft des Herzogs von Guise alle kühnen Berechnungen C.'s; seine mühsam zusammengebrachten Schaaren löften sich auf, und er selbst gehorchte dem Befehl, die Hauptstadt zu verlassen, versäumte aber, sich der Person des Königs zu bemächtigen, u. eilte nach Orléans, das von d'Andelot durch Ueberfall genommen worden war. Das Glück begünstigte jedoch seine Unternehmungen: die Reformirten in Beaugency, Blois, Tours, Angers, Mans, Bourges, Poitiers, Angoulême griffen zu den Waffen, die Dauphiné und Lyon waren in den Händen des Guisenfeindes Adrets, die Normandie befand sich in vollem Aufstande, die Champagne u. Picardie bedurften nur eines Funkens, um in hellen Flammen aufzulodern; dagegen mangelte es dem Hofe an Truppen und an Geld. C. versäumte abermals den entscheidenden Augenblick. Statt zu handeln, unterhandelte er mit der Königin und fremden Höfen und ließ so der Regierung Zeit, Kräfte zu sammeln; er gab sich sogar zu gütlichem Vergleich her, als die Triumvirn sich vom Hofe zu entfernen u. auf ihren Gütern zu leben versprachen. Zu spät erkannte C. die Schlinge, in die er gegangen, und konnte sich ihr nur durch einen Eidbruch entziehen. Er hatte nämlich seinem Bruder eidlich versprechen müssen, in seinen Gewahrsam zurückzukehren, im Fall der vorgeschlagene Vergleich nicht zu Stande komme. Derselbe war zwar nicht zu Stande gekommen, C. aber brach sofort auf, die königliche Armee in ihren Kantonnirungsquartieren anzugreifen. Nach einigen kleinen Gefechten mußte er sich jedoch in das Lager bei Lorges zurückziehen, und ein Parlamentsbeschluß, der die Konföderirten für Rebellen erklärte, hatte die Auflösung von dem Heer zur Folge. C. ließ darauf in England u. Deutschland um schleunigen Abgang der versprochenen Hülfsvölker bitten, stellte neue Werbungen an und übernahm selbst die Vertheidigung von Orléans und Bourges. Letztere Stadt ging jedoch bald durch Kapitulation über, u. nur Montgomery's Fortschritte in der Normandie und die Landung der Engländer retteten erstere vor dem gleichen Schicksal. Rouen wurde von den Königlichen mit Sturm genommen, u. Duras, der 6000 Mann aus Guienne herbeiführte, erlitt bei Ver in Perigord eine Niederlage; dennoch konnte sich C. wieder im Felde zeigen, als d'Andelot mit 9000 Mann, größtentheils deutschen Truppen, in Orléans eindrang. Aber anstatt jetzt nach Paris zu eilen, hielt er sich mit Eroberung unwichtiger Plätze auf, u. als er endlich vor der Hauptstadt erschien, fand er sie vollständig bewehrt. Die Schlacht bei Dreux am 19. Dec. gab den Prinzen in die Gewalt des Herzogs von Guise. Schon hatten die Friedensunterhandlungen begonnen, als C. erfuhr, daß Coligny noch mit einer bedeutenden Macht im Felde stehe, und alsbald seine Forderungen steigerte. Der Herzog von Guise eröffnete darauf mitten im Winter einen neuen Feldzug, fiel aber in ihm durch Meuchelmord. C. schämte sich, an der Seite von Meuchelmördern zu streiten, und vornehmlich durch Vermittelung seiner Gemahlin ward Waffenstillstand u. bald darauf durch den Purifikationsvertrag von Orléans Friede geschlossen. Im nämlichen Jahre noch focht der Prinz mit großem Eifer bei der Belagerung von Havre gegen die Engländer. Katharina bot anfangs alle Mittel auf, den Prinzen an ihr Interesse zu fesseln, doch hatte dieser bald Ursache, sich über die Wortbrüchigkeit der intriguanten Frau zu beklagen. So entbrannte denn der Kampf von Neuem. Das Unternehmen, sich der Person des Königs, der das Schloß zu Monceaux bewohnte, zu bemächtigen, scheiterte an der Treue der Schweizer; wenige Tage später aber hielt das Heer der Hugenotten die Hauptstadt von allen Seiten eingeschlossen. Die Königin eröffnete Unterhandlungen und ließ inzwischen bedeutende Verstärkungen in die Stadt bringen. Am 15. December mußte C. die Blokade aufheben; er vereinigte sich mit den aus Deutschland heranziehenden Hülfstruppen und belagerte im Februar 1568 Chartres. Das Schicksal beider Parteien stand hier auf des Schwertes Spitze, daher boten beide Theile willig die Hand zum Frieden, der zu Longjumeau abgeschlossen wurde und durch das Edikt vom 23.

März 1568 die königliche Bestätigung erhielt. C., dem es vielleicht allein mit dem Frieden Ernst war, zog sich auf seine Burg Noyers bei Tonnerre zurück. Bald aber wurden auf beiden Seiten Klagen über unerfüllte Bedingungen laut, und als der Plan des Hofes, sich der drei Anführer der Hugenotten zu bemächtigen, scheiterte, flammte die Fackel des Bürgerkriegs von Neuem auf. Indeß verging das Jahr ohne bedeutende Erfolge. Im Jahre 1569 aber eröffnete C., durch englische Subsidien unterstützt, den Feldzug ungewöhnlich früh, durchzog die Landschaft Saintonge und näherte sich den Grenzen von Perigord, um Truppen aus der Gegend von Montauban an sich zu ziehen und sich sodann mit der Armee, die der Pfalzgraf von Zweibrücken aus Deutschland herbeiführte, zu vereinigen. Vom Herzog von Anjou aber zum Treffen von Jarnac (13. März 1569) gezwungen, ward C. geworfen, gefangen genommen und von dem Anführer der Schweizergarde, Montesquiou, niedergeschossen. Der Leichnam wurde nach Jarnac gebracht und hernach in dem Erbbegräbnisse von Vendôme beigesetzt. Der Prinz war zweimal vermählt, zuerst mit Eleonore von Roye († zu Condé den 23. Juli 1564), die Mutter von 8 Kindern wurde, dann mit Franciska von Orléans, des Franz von Orléans und der Jakobine von Rohan Tochter, die ihm 3 Söhne schenkte und den 11. Juni 1601 starb.

2) Heinrich I., Prinz von C., Herzog von Enghien, Graf von Anisy und Vallery, Herr von la Ferté-sous-Jouarre, den 29. December 1552 zu la Ferté geboren, ältester Sohn des Vorigen, focht an der Seite des Admirals Coligny bei Montcontour und bei Arnay-le-Duc; aus der pariser Bluthochzeit retteten ihn nur seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause und seine erzwungene Rückkehr zur katholischen Religion zugleich mit dem König von Navarra und seinen Brüdern Conti und Soissons. Im Jahre 1573 nahm er mit dem Herzog von Anjou an der Belagerung von Rochelle Theil und empfing dafür das Gouvernement der Picardie. Nach der Verhaftung des Königs von Navarra und des Herzogs von Alençon floh er nach Deutschland, warb an verschiedenen Höfen um Hülfstruppen und erklärte sich wieder offen für die reformirte Konföderation, die ihn mit Freude als ihren Protektor anerkannte und ihn mit Geldsummen unterstützte. Im Januar 1576 zog er mit einer bedeutenden Truppenmacht durch Champagne nach Bourbonnais und vereinigte sich bei Vichy mit dem Herzog von Alençon, der den Oberbefehl über das bis zu 35,000 Mann angewachsene Heer übernahm. Der erschrockene Hof eröffnete alsbald die Unterhandlungen, und im Purifikationsedikt vom Mai 1576 wurde den Reformirten vollkommenste Gewissensfreiheit und unbeschränkte öffentliche Religionsübung zugesichert. Doch schon im Februar des folgenden Jahres bildete sich die Ligue, den Protestanten wurden die errungenen Vortheile wieder entzogen, und die Feindseligkeiten begannen mit der Wegnahme von Brouage durch den Prinzen und der Belagerung von Saintes; letztere mußte aber aufgehoben und Brouage am 28. August 1577 an die Königlichen übergeben werden. C.'s Anschlag auf Niort ward vereitelt; die Eifersucht zwischen ihm u. dem König von Navarra schwächte sein Ansehen, und er mußte sich zu einem neuen Vergleich verstehen. Da sich aber die Konföderirten weigerten, die ihnen auf bestimmte Zeit überlieferten Sicherheitsplätze zurückzugeben, entbrannte Ende 1579 der Krieg von Neuem. C. nahm die wichtige Festung la Fère in der Picardie, suchte dann in Deutschland, hier vergebens, in England und in den Niederlanden Hülfe. Unterdeß hatte sich der König von Navarra mit dem Hofe versöhnt. Der Prinz wollte den Kampf allein fortsetzen, aber seine Hauptstütze, Lesdiguières, unterlag, und C. sah sich bis 1585, wo die Bewegungen der Ligue nach Alençons Tode und das Edikt von Nemours einen neuen Krieg entzündeten, zur Unthätigkeit gezwungen. Er schlug den Einfall des Herzogs von Mercoeur in Poitou zurück, belagerte fruchtlos Brouage, erfolgreich das Schloß Angus, mußte dasselbe aber wieder räumen, seine Reiterei auflösen und entkam kaum nach der Insel Guernsey, von wo er dann über England nach Rochelle zurückkehrte. Im Jahre 1586 erfocht er bei Saintes einen Sieg und entschied mit seiner schweren Reiterei die Schlacht von Coutras (20. Oktober 1587) zu Gunsten der Konföderirten, die jedoch den Sieg nicht zu benutzen wußten. C. † zu St. Jean d'Angely am 5. März 1588, wie man behauptet, an Gift, mitten in seinen Bemühungen, sich in Angoumois, Saintonge, Aunis, Poiton und Anjou eine unabhängige Herrschaft zu gründen.

3) Heinrich II., Prinz von C., Herzog von Enghien, Châteauroux, Montmorency, Albret und Bellegarde, Graf von Clermont-en-Beauvaisis und Vallery, Baron von Craon, Rochefort u. Bommiers, Herr von Breteuil, Muret &c., Sohn des Vorigen, ward geboren den 1. September 1588 zu St. Jean d'Angely. Der Prozeß, in welchen seine Mutter wegen Anklage auf Giftmischerei und Ehebruch verwickelt wurde, hielt ihn 8 Jahre lang im Exil zu Rochefort; auf die erfolgte Freisprechung jener aber befahl Heinrich IV. dem Parlament, C. als den ersten Prinzen des königlichen Hauses u. den präsumtiven Thronerben zu begrüßen. Am 3. März 1609 vermählte er sich mit Charlotte Margarethe von Montmorency, entdeckte aber bald, daß der König diese Heirath nur darum gestiftet hatte, um die schöne Prinzessin in seine Nähe zu bringen. C. verließ daher ohne Erlaubniß heimlich den Hof u. bat den Erzherzog Albert in Belgien um einen Zufluchtsort, erhielt denselben jedoch anfangs nur für die Prinzessin, erst nach einem Monat auch für sich gewährt. Ein Versuch des Erzherzogs, den Flüchtling mit dem König zu versöhnen, schlug fehl; der König ließ den Vermittler um Auslieferung der Flüchtlinge ersuchen und dann durch einen Parlamentsbeschluß den Prinzen zur Bestrafung nach Seiner Majestät Gutbefinden verurtheilen. Nach Heinrichs IV. Ermordung hielt C. am 15. Juli 1610 seinen feierlichen Einzug in Paris, ließ sich aber von der Königin-Mutter die Regentschaft abkaufen. Concini's wachsender Einfluß erregte indeß seine Eifersucht so sehr, daß er am 15. Februar 1614 mit andern Großen den Hof verließ und endlich im Juli 1615 zu den Waffen griff. Er nahm Château-Thierry und Epernay, überschritt die Loire, um sich mit den aufständischen Reformirten zu vereinigen, u. erzwang den Vertrag von Loudun vom 20. Januar 1616. Trotz der Gunstbezeigungen des Königs intriguirte er mit dem rebellischen Herzog von Longueville, bis er am 1. September 1616 im Louvre verhaftet und erst nach der Bastille, dann

nach Vincennes gebracht wurde. Am 16. Oktober 1619 durch Luynes in Freiheit gesetzt, war er von nun an ein treuer Diener des königlichen Hauses, entriß 1621 den Reformirten die Städte Sancerre und Sully, focht bei der Einnahme der Insel Riez und führte den Oberbefehl bei der grausamen Expedition gegen Negrepelisse; auch 1627 und 1628 nahm er den Reformirten mehre bedeutende Plätze, wie Soyon, Pamiers, St. Alban, Realmont, Castelnau, Brassac &c. Die Verurtheilung seines Schwagers, des unglücklichen Montmorency, verschaffte den Prinzen einen bedeutenden Güterzuwachs und schien ihm daher nicht unerwünscht zu sein. Im Jahre 1635 erhielt er zu dem Gouvernement von Burgund noch das von Lothringen, befehligte im folgenden Jahre die zur Eroberung von Hochburgund bestimmte Armee, mußte aber schon die Belagerung der Grenzstadt Dole aufgeben und vermochte kaum die Hauptstadt Dijon vor Gallas' Truppen zu retten. Im Jahre 1638 focht er an den Grenzen von Biscaya, nahm Irun, das Fort del Higuer und den Hafen de los Passages, belagerte aber Fuenterrabia vergeblich. Den 19. Juli 1639 eroberte er Salses in Roussillon und den 29. Juni 1641 Elne nach achttägiger Belagerung. Nach Ludwigs XIII. Tode trat er an die Spitze des Staatsraths und † zu Paris den 26. December 1646. C. war kein Feldherr, dagegen rühmt ihn Rohan als einen geistreichen, unternehmenden Fürsten, guten Wirthschafter und tiefen Politiker.

4) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von C., der große C. genannt, Sohn des Vorigen, einer der größten Feldherren seines Jahrhunderts, den 8. September 1621 zu Paris geboren, führte bis zum Tode seines Vaters nur den Namen eines Herzogs von Enghien. Kaum 19 Jahre alt, wohnte er der Belagerung von Arras bei, erhielt in seinem 21. Jahre den Oberbefehl über die französische Armee in den Niederlanden und trug an deren Spitze ruhmreiche Siege davon. Die Spanier belagerten unter Francesco de Melos Rocroi; der Prinz schlug sie trotz ihrer Uebermacht, drang dann am 19. Mai 1643 in Flandern und Hennegau ein und eroberte nach langer Belagerung am 20. August Thionville. Im folgenden Herbst zog er nach dem Elsaß, um den aus Deutschland vertriebenen Marschall von Guebriant zu verstärken, eilte dann Turenne zu Hülfe, der nach jenem den Oberbefehl über das französische Heer in Deutschland bekommen hatte, u. lieferte dem bei Freiburg verschanzten Mercy ein zweitägiges Treffen (den 3. u. 5. August), das diesen zum Rückzug bewog und einen weiten Länderstrich in die Hände der Franzosen gab. Am 3. August 1645 errang er bei Allersheim unweit Nördlingen einen großen, aber mit schweren Opfern erkauften Sieg; er selbst wurde verwundet. Bald nachher übergab er den Oberbefehl an Turenne und kehrte aus Gesundheitsrücksichten nach Frankreich zurück. Schon 1646 aber kommandirte er wieder in den Niederlanden gegen die Spanier, anfangs unter dem Herzog von Orléans, dann als Oberfeldherr, und beendigte den Feldzug mit der Eroberung von Dünkirchen. Der Tod seines Vaters machte ihn zum Haupt seines Hauses und nächst dem Herzog von Orléans zum wichtigsten Manne Frankreichs. Der neue Feldzug von 1647 rief ihn wieder auf den Kriegsschauplatz; der auf seinen Ruhm eifersüchtige Kardinal Mazarin sandte ihn aber nach Katalonien, und vor der jetzt zum zweiten Male vergebens belagerten Festung Lerida verließ ihn zum ersten Male das Glück. Im Jahre 1648 kämpfte er wieder siegreich in den Niederlanden, eroberte Ypern, gewann gegen eine bedeutende Uebermacht die entscheidende Schlacht bei Lens am 20. August, eroberte Lens und am 20. Sept. Furnes, wurde aber durch die inneren Unruhen der Fronde nach Frankreich zurückgerufen. Beide Parteien, die des Hofes und des Volkes wählten den einflußreichen, sieggekrönten Feldherrn als Schiedsrichter, und wirklich brachte C. am 28. Oktober einen Vergleich zwischen dem Hofe und dem Parlament zu Stande, der das Volk von einigen Millionen an Abgaben befreite. In den neu entbrennenden Kämpfen aber wählte er die Partei des Hofes. Als derselbe am 6. Januar 1649 Paris heimlich verlassen, schloß C. die Stadt ein und brachte den Gegnern bedeutende Verluste bei. Ein neuer Vergleich ließ die Wünsche beider Parteien unerfüllt. C. führte am 18. August den Hof nach Paris zurück, harrte aber umsonst auf die ihm versprochene Alleinherrschaft im Staate; ja er wurde durch die von Mazarin gegen ihn aufgereizte Fronde am 18. Januar 1650 zugleich mit seinem Bruder und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, im königlichen Schlosse zu Paris verrätherisch verhaftet und nach Vincennes abgeführt; seine Schwester und ihr Günstling, der Herzog von Rochefoucault, waren aber entflohen, und letzterer bewaffnete mit dem Herzog von Bouillon die Stadt Bordeaux wider den Hof. Auch Turenne erklärte sich für den Prinzen, sammelte ein kleines Heer, schloß einen Vergleich mit Spanien und drang, durch 16,000 Spanier verstärkt, in die Champagne ein, während die Pariser auf die Kunde von C.'s Verhaftung Freudenfeuer anzündeten. Turenne kam siegreich bis auf eine Tagereise weit von Vincennes, von wo die gefangenen Fürsten nach dem Schlosse Mareoussi und dann nach Havre de Grace abgeführt wurden, erlitt aber am 15. December 1650 bei Rethel durch den Marschall du Plessis-Praslin eine harte Niederlage; auch Bordeaux mußte sich an die Krontruppen ergeben. Das Parlament, die Fronde und der Herzog von Orléans drangen jedoch auf die Befreiung der Prinzen, und während Mazarin nach Köln entfloh, bereitete die veränderliche Volksgunst in Paris C. den glänzendsten Empfang. Er verbannte sogleich jenen für immer aus Frankreich, unterließ aber, der Königin, seiner Hauptfeindin, die Regentschaft zu nehmen und sie dem Herzog von Orléans zu übergeben. Die intriguante Frau suchte den Prinzen durch Unterhandlungen, die sie mit ihm anknüpfte, den Häuptern der Fronde verdächtig zu machen, und wirklich mußte derselbe, wollte er nicht wiederum verhaftet werden, aus Paris entweichen. Der junge König Ludwig XIV. ließ zwar seine Unschuld erklären, aber der Einfluß der Königin blieb derselbe. C. begab sich daher nach Bordeaux, bemächtigte sich der königlichen Einkünfte, trat mit einem ansehnlichen Heere den königlichen Truppen unter dem Grafen Harcourt entgegen und belagerte Cognac, mußte sich aber vor der Uebermacht zurückziehen und sich verschanzen. Unterdessen kehrte Mazarin mit einer von ihm geworbenen Armee aus dem Exil zurück, was dem Prinzen in der Person des Herzogs

von Orléans einen treuen Verbündeten zuführte. Der Marschall von Hoquincourt wurde bei Bleneau den 6. April 1652 von C. geschlagen und der Hof selbst, der sich mit Mazarin zu Gien befand, nur durch die Tapferkeit Turenne's gerettet. Der Prinz wurde in Paris mit Enthusiasmus aufgenommen, verscherzte denselben aber durch neue Unterhandlungen mit dem Hof. Turenne schlug inzwischen C.'s Truppen bei Etampes und schloß sie hier ein; doch wurden sie von dem Herzog von Lothringen befreit und von dem Prinzen selbst nach St. Cloud geführt. Hier von großer Uebermacht bedroht, wollte er nach Charenton entfliehen, ward aber von Turenne eingeholt und mußte sich in die Vorstadt St. Antoine werfen. Er vertheidigte sich tapfer, war aber eben im Begriff, der Uebermacht zu erliegen, als die Prinzessin von Montpensier, Tochter des Herzogs von Orléans, die Kanonen der Bastille auf die Truppen des Hofes richten ließ und sie zum Rückzuge zwang; auch die Pariser bewaffneten sich für ihn, doch war auch diesmal ihre Stimmung von keiner Dauer, und C.'s Einfluß beschränkte sich fast nur noch auf das Parlament, das den Herzog von Orléans zum Generallieutenant des Königreichs und C. zum Generalissimus der Armee ernannte. Sein Waffenplatz Montrond fiel endlich in die Hände der Königlichen, Agen und andere Städte hatten ihre Thore geöffnet, und auch Bordeaux war nicht lange mehr zu behaupten; dazu räumte die nochmalige Entfernung Mazarins den Vorwand zum ferneren Kriege hinweg. C schlug die ihm angebotene Amnestie aus, warf sich den Spaniern in die Arme und eroberte mit spanischen Waffen noch im Spätjahr 1652 die festen Plätze Château-Porcien, Rethel, Mouzon, St. Menehould, Bar-le-Duc, Commercy ꝛc., mußte sich aber vor Turenne über die Grenzen Frankreichs zurückziehen. Im folgenden Jahre drangen C. und Fuensaldagna in die Picardie ein, wurden jedoch wiederum von Turenne aufgehalten und geschwächt. C. rückte in die Champagne und nahm Rocroi, während Turenne Mouzon und St. Menehould eroberte. Auch der folgende Feldzug fiel für den Prinzen nicht günstig aus: die Spanier erlitten bei Arras eine schwere Niederlage, und nur 4 Regimenter wurden durch C. gerettet; Turenne nahm immer mehr feste Plätze in Besitz. Auch die Feldzüge von 1656 und 1657 blieben für jenen ohne erhebliche Vortheile, und vollends unglücklich fiel der von 1658 aus. Bei Dünkirchen blieben 6000 Spanier, und C. entging kaum der Gefangenschaft. Spanien neigte sich zum Frieden. Nur mit Mühe erlangte Spanien in demselben für C. Wiedereinsetzung in seine früheren Würden und Güter. Er trat darauf seine Statthalterschaft wieder an und erhielt am 1. Jan. 1662 den Heiligengeistorden. Doch mußte er unthätig zusehen, wie Turenne bei Wiederausbruch des Kriegs mit Spanien 1667 die Armee in den Niederlanden kommandirte. Erst im folgenden Jahre ward ihm der Auftrag, von seinem Gouvernement Bourgogne aus die Franche-Comté zu erobern, was er binnen 14 Tagen ausführte. Als 1672 Ludwig XIV. Holland angriff, befehligte C. ein Corps von 30,000 Mann, eroberte am 4. Juni Wesel und bewerkstelligte am 12. Juni den berühmten Rheinübergang, wurde aber dabei verwundet. Nach seiner Wiederherstellung wurde er im Herbst 1672 mit 18,000 Mann nach Metz geschickt, um diese Gegenden vor dem feindlichen Heere zu schützen, das jedoch durch Turenne am Rheinübergang gehindert wurde. Im Jahre 1673 bemühte er sich vergeblich, in Holland neue Eroberungen zu machen, und deckte dann mit 20,000 Mann die Provinz Flandern. Im Jahre 1674 lieferte er in den Niederlanden mit 50,000 Mann dem mehr als 70,000 Mann starken Heere der Holländer, Spanier u. Oesterreicher drei sehr blutige Treffen, die aber den Sieg unentschieden ließen. Auch 1675 befehligte er das Hauptheer in den Niederlanden und stand der feindlichen Hauptmacht beobachtend gegenüber, bis er nach Turenne's Tode den Oberbefehl in Deutschland erhielt. Hier nöthigte er seinen Gegner Montecuculi, die Belagerung von Hagenau aufzugeben, und entsetzte Zabern; doch zwang ihn Podagra, vom Kriegsschauplatz abzutreten. Er † den 11. December 1686 zu Fontainebleau. Vgl. Mohon, Life of the great C., London 1840; Lemercier, Histoire du grand C., Tours 1844; Boivreuil, Histoire du grand C., das. 1847; La Coste, Histoire de Louis de Bourbon II du nom, Prince du C., Köln 1695, 3. Ausgabe, Haag 1738; Essai sur la vie du grand Condé par Louis Joseph de Bourbon son quatrième descendant, Paris 1806.

5) Heinrich Julius, Sohn des Vorigen, geboren zu Paris den 29. Juli 1643, führte bis zum Tode seines Vaters den Namen Herzog von Enghien. Er diente in mehren Feldzügen in den Niederlanden unter seinem Vater und rettete diesem bei Sennef das Leben. Im Jahre 1675 nahm er als Generallieutenant die Stadt Limburg, befehligte 1676 unter dem Herzog von Orléans die Armee, welche den Entsatz von Bouchain hindern sollte, wohnte 1677 den Belagerungen von Valenciennes und Cambray, 1678 von Gent, 1691 von Mons, 1692 von Namur und dem Feldzug von 1693 bei und † zu Paris den 1. April 1709.

6) Ludwig III., Sohn des Vorigen, den 11. Okt. 1668 geboren, folgte 1688 dem Dauphin zur Belagerung von Philippsburg, 1691 dem König zur Belagerung von Mons, 1692 zu der von Namur, zeichnete sich in den Schlachten von Steenkerke und Neerwinden und 1694 im flandrischen Feldzuge aus, und † zu Paris den 4. März 1710.

7) Ludwig Heinrich, ältester Sohn des Vorigen, den 18. August 1692 geboren, Pair von Frankreich, Großhofmeister des königlichen Hauses und Gouverneur von Burgund, wohnte den Feldzügen von 1710 und 1711, den Belagerungen von Douay, Landau und Freiburg bei, ward nach Ludwigs XIV. Tode Präsident des Regentschaftsraths, 1716 Präsident des Kriegsraths, 1718 Generallieutenant und erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs. Nach dem Tode des Herzogs von Orléans, am 2. December 1723, ward er zum Premierminister ernannt. Da aber Frankreichs Lage unter seinem Ministerium immer schwieriger wurde, so ward es Fleury leicht, ihn aus der Gunst des Monarchen zu verdrängen. Er wurde nach Chantilly verwiesen, und Jener rückte in seine Stelle ein. Im Jahre 1727 in so weit begnadigt, daß er den Hof wieder besuchen durfte, konspirirte er gegen Fleury, wurde 1730 nochmals exilirt, bald aber zurückgerufen und † zu Chantilly den 27. Januar 1740.

8) Ludwig Joseph, Sohn des Vorigen, den 9. August 1736 geboren, erhielt, noch nicht 4 Jahre alt, nach dem Tode seines Vaters das Gouvernement von Burgund, dessen einstweilige Verwaltung dem Herzog von St. Aignan anvertraut wurde. Am 13. August 1754 eröffnete er zum ersten Male als Gouverneur den Landtag zu Dijon, nahm an dem ersten Feldzuge des siebenjährigen Krieges Theil, focht bei Hastenbeck und besonders bei Minden mit Auszeichnung und gewann am 30. August 1762 unweit Friedberg einen wichtigen Sieg über den Erbprinzen von Braunschweig. Im Jahre 1771 unterzeichnete er das nachdrückliche Memoriale an den König, sowie die Protestation gegen das Edikt vom December 1770, was ihm wohl Verbannung, aber nicht die Ungnade des Monarchen zuzog. Aus jener bald zurückgerufen, lebte er meist in Chantilly, wo er eine gelehrte Gesellschaft um sich versammelte. Die Revolution trieb ihn aus Frankreich; er ging nach Brüssel und Turin, schloß sich an der Spitze einer kleinen Armee von emigrirten Edelleuten den österreichischen Heeren unter Wurmser an und war im Begriff, Landau durch Einverständniß zu nehmen, als durch Abberufung des befreundeten Kommandanten der Plan scheiterte, während Custine's Vordringen den Prinzen zugleich zum Rückzug nöthigte. Im Feldzuge von 1793 war er siegreich und zeichnete sich besonders bei Berstheim durch ungestümen Muth aus. Nach dem Frieden von Campo-Formio trat C. mit seinen Schaaren in russische Dienste, stritt 1799 unter Suwarow und ging, als Paul I. seine Truppen zurückzog, in englischen Sold, um seinem glühenden Haß gegen die Republik Genüge zu thun. Den Feldzug von 1800 machte er unter österreichischen Fahnen mit, ward aber durch den Frieden durch Luneville genöthigt, sein Corps aufzulösen, und ging nach England. Am 4. Mai 1814 kehrte er mit den Bourbonen nach Paris zurück und wurde mit Ehren überhäuft. Nach der zweiten Restauration zog er sich nach Chantilly zurück, wo er bis an sein Ende, das den 13. Mai 1818 erfolgte, in völliger Zurückgezogenheit lebte. Er schrieb: „Essai sur la vie du grand Condé", London 1806.

9) Ludwig Heinrich Joseph, Sohn des Vorigen, war geboren den 13. April 1756. Im Jahre 1780 schlug er sich mit dem Grafen von Artois, nachmaligem König Karl X., und ward deshalb nach Chantilly verwiesen. In demselben Jahre trennte er sich von seiner Gemahlin, Bathilde von Orléans, mit welcher er den unglücklichen Herzog von Enghien gezeugt, ging 1782 mit dem Grafen von Artois zur Belagerung von Gibraltar und ward Marschall. Beim Beginn der Revolution ging er mit seinem Vater nach Turin, dann nach Koblenz und kämpfte mit Auszeichnung in den Reihen der Emigrirten. Von 1800—14 lebte er in England, kehrte mit den Bourbonen nach Frankreich zurück und befehligte 1815 in den westlichen Departements, mußte aber nach Spanien entweichen. Nach seiner Zurückkunft lebte er größtentheils in Chantilly, ward später schwermüthig und am Morgen des 29. August 1830 an einem Fensterladen seines Schlafzimmers erhenkt gefunden, nachdem er vorher durch ein Testament seinen Pathen, den Herzog von Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipps, zu seinem Haupterben eingesetzt hatte. Die Aerzte erklärten, daß der Prinz durch Selbstmord geendet habe; die Seitenverwandten der C.'s, das Haus Rohan u. Gegner der Feuchères, beschuldigten aber Ludwig Philipp der Erbschleicherei und die Feuchères mit Beistand des Abts Brien des Mords, was sie in einer Flugschrift zu beweisen suchten. Ihre Klage wurde jedoch von dem Gerichtshof zu Paris abgewiesen. Vergl. Histoire complète du procès relatif à la mort et au testament de duc de Bourbon, Paris 1832. Mit dem Prinzen erlosch das Geschlecht C.

10) Ludwig Anton Heinrich, s. Enghien.

Condemnatio (lat.), Verurtheilung, Verdammung; s. Endurtheil.

Condensator (lat.), Verdichter, s. Elektrisirmaschine.

Condictio (lat.), jede persönliche Klage; dann insbesondere eine solche persönliche Klage, die durch einseitige Kontraktsverhältnisse veranlaßt wird und auf eine Eigenthumsübertragung abzweckt.

Con diligenza (ital.), mit Fleiß, studirt im Vortrag.

Condillac, Etienne Bonnot de, französischer Philosoph, ward den 30. September 1715 aus einer adeligen Familie in der Dauphiné geboren, trat in den geistlichen Stand, erwarb sich durch philosophische Schriften einen Namen, ward zum Instruktor des Infanten von Parma, nachmaligen Herzogs Ferdinand, berufen und kehrte nach Beendigung der Erziehung desselben zu seinen Studien zurück. Im Jahre 1768 ward er zum Mitglied der französischen Akademie ernannt. Er † den 3. August 1780 auf seinem Landgute Flux bei Beaugency. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit dem „Essai sur l'origine des connaissances humaines" (Amsterdam 1746, 1788; deutsch von Hißmann 1780). In der Folge erschienen: „Traité de systèmes" (Haag 1749, 2 Bde.); „Traité de sensations" (Lond. u. Par. 1754; deutsch von Weißegger, Wien 1792); „Traité des animaux" (Amsterdam 1755); „Le commerce et le gouvernement considérés relativement l'un à l'autre" (Amsterdam und Paris 1776); „Cours d'étude de l'instruction du prince de Parme" (Zweibrücken 1782); „La logique, ou les premiers développements de l'art de penser" (Paris 1781); aus seinem Nachlasse: „La langue des calculs" (1798). Seine „Oeuvres complètes" erschienen öfter (zuerst Paris 1798, 23 Bde.; dann 1803, 32 Bde.; 1824, 16 Bde.). C. war neben Charles Bonnet (s. d.) der eifrigste Bearbeiter einer empiristischen Erkenntnißtheorie, durch die er eine Feststellung philosophischer Principien herbeizuführen glaubte. In Locke's Fußstapfen schreitend, wollte er die Metaphysik in ihre Schranken zurückgeführt wissen, wich aber darin von jenem ab, daß er die Begriffe Trieb und Mechanismus verwarf und den Gebrauch der Seelenkräfte aus der Natur der Empfindungen herleitete. Seine Methode ist einfach, seine Darstellung klar, sein Styl korrekt, Vorzüge, die seinen Schriften vielen Eingang verschafften und ihn an die Spitze einer philosophischen Schule erhoben, die, von den Encyklopädisten (namentlich von Diderot, d'Alembert und Helvetius) mit Eifer ergriffen, lange die herrschende war und in Frankreich erst in neuerer Zeit den Einflüssen deutscher Forschungen zu weichen beginnt.

Condimentum (lat.), Gewürz.

Condianus, S. Quintilius Maximus C. und S. Quint. C., zwei reiche Brüder in Rom in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Sie schrieben gemeinschaftlich ein Buch über die Landwirthschaft, von dem nur noch einzelne Fragmente (P. Needham, Proleg. ad Geoponica, S. 17 ff.) übrig sind, waren 151 zusammen Konsuln, verwalteten Griechenland, fochten an der Spitze einer großen Armee glücklich gegen die Deutschen und wurden beide auf Commodus' Befehl hingerichtet.

Con discrezione (ital.), mit Unterscheidung und Beurtheilung; s. v. a. nachgebend, die Schwäche eines Sängers oder Koncertgebers verbergend spielen; dann mit feinem Geschmack und sorgfältigem Vortrag.

Conditio (lat.), Bedingung.

Conditionaliter (lat.), bedingt, bedingungsweise.

Conditio sine qua non (lat.), Bedingung, ohne welche nicht (eine Sache geschehen kann).

Con dolcezza (ital.), s. Dolce.

Condom, Stadt im französischen Departement Gers, an der Baize, in einem schönen Thal, hat eine merkwürdige Kathedrale, 2 Hospitäler, ein Collége und 7550 Einwohner, welche viele Wassermühlen, Gerbereien und Fabrikation von Schreibfedern treiben. C., durch die Hugenottenkriege sehr heruntergekommen, war Hauptstadt der alten gascognischen Landschaft Condomois, welche gegenwärtig unter die Departements Landes u. Lot-Garonne vertheilt ist.

Condominium (lat.), Miteigenthum, das Eigenthum, welches Mehren an einer Sache so zusteht, daß Jeder einen ideellen Antheil hat.

Condominus (lat.), Miteigenthümer.

Condonatio (lat.), Schenkung, Erlassung; s. Strafänderung.

Condorcet, Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von, einer der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten, am 17. September 1743 zu Ribemont bei St. Quentin geboren, wurde im Collége von Navarra gebildet und widmete sich mathematischen Studien. Im Jahre 1762 ließ er sich zu Paris nieder u. erlangte durch mehre Arbeiten, namentlich durch seinen „Essai sur le calcul intégral", den er, mit dem später erschienenen „Mémoire sur le problème des trois points" erweitert, in seinen „Essais d'analyse" herausgab, die Aufnahme in die Akademie (1769), deren beständiger Sekretär er nachmals wurde. Er lieferte viele Beiträge in die Memoiren der Akademien von Petersburg, Berlin, Bologna und Turin. In der Revolution ergriff er mit Eifer die Sache der Volkspartei u. gab mit Cerutti zunächst eine Zeitschrift „Feuille villageoise" heraus, worin er die ersten Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatenverhältnisse in populär faßlicher Weise vortrug. Im J. 1791 zum Kommissär der Schatzkammer ernannt, ward er von der Stadt Paris zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung erwählt und im Februar 1792 zu deren Präsidenten erhoben. Er sprach gegen die Emigration, verfaßte nach dem 10. August die Adresse an die Franzosen u. an Europa über die Abschaffung der Königswürde, die er eine antisociale Einrichtung nannte, stimmte als Mitglied der Nationalversammlung für das Departement de l'Aisne zwar meist mit den Girondisten, aber doch im Prozeß des Königs für die härteste Strafe, welche nicht die Todesstrafe sei, welche letztere er künftig nur bei Staatsverbrechen gelten lassen wollte. In Folge dieser Vorgänge wurde er von der Liste der petersburger u. berliner Akademie gestrichen. Der Sturz der Girondisten am 31. Mai 1793 verhinderte die Annahme einer von ihm entworfenen Konstitution. Von Chabot denuncirt u. als Brissots Mitschuldiger in Anklagestand versetzt, floh er, ward außer dem Gesetz erklärt, fand aber bei einer Freundin, Madame Verney in Paris, 8 Monate lang ein Asyl u. lieferte in dieser Zeit mehre schriftstellerische Arbeiten, u. A. seine „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain" und die „Epître d'un Polonais exilé en Sibérie à sa femme". Lange irrte er sodann unter dem bittersten Mangel umher, bis er in Clamar als verdächtig angehalten und nach Bourg la Reine transportirt wurde. Als er am folgenden Tage (den 28. März 1794) zum Verhör geführt werden sollte, fand man ihn todt; wahrscheinlich hatte er von Gift Gebrauch gemacht, das er schon lange bei sich trug. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften, mit Ausnahme der mathematischen, besorgten Garat und Cabanis (Paris 1804, 21 Bde.). Vergl. Diamyère, Notice sur la vie et les ouvrages de C., Paris 1796. Seine Gattin, Sophie de C., die Schwester des Marschalls Grouchy u. der Madame Cabanis, geboren 1765, nahm an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes Theil, besorgte unter Anderem die Herausgabe der „Esquisse d'un tableau des progrès etc." (Paris 1794), übersetzte A. Smiths „Theory of moral sentiments" (das. 1798, 2 Bde.) und † den 6. September 1822.

Condormientes (lat.), religiöse Sekte, deren Glieder ohne Unterschied des Geschlechts und der Verwandtschaft zusammen schliefen, angeblich von einem Juden aus Toledo 1233 gestiftet. Gregor IX. verfolgte sie; der Generalinquisitor der Minoriten fand durch sie den Tod.

Condottieri (ital.), Anführer von Söldnerschaaren während der Kriege des 14. und 15. Jahrhunderts in Italien. Ein Haufen deutscher Söldner vom Heere Ludwigs des Bayern, der sich während des Römerzugs 1327 wegen rückständigen Soldes empört und in den Gebirgen von Viviana festgesetzt hatte, soll die erste Veranlassung zur Entstehung dieser furchtbaren Banden gegeben haben. Das Schicksal der Länder Italiens lag meist in den Händen dieser beutelustigen Soldateska, deren Treue vom Sold abhing. Die bekanntesten C. waren Pandolfo Malatesta, Francesco, Carmagnola, die Orsini, Braccio und Mutius Attendolo Sforza, der berühmteste aber des Letzteren Sohn, Francesco Sforza. Die Kriege der Franzosen gegen Spanier und Deutsche in Italien machten der Gewalt der C. ein Ende, da sie gegen die disciplinirten Heere nichts vermochten. Eine ähnliche Erscheinung waren in Frankreich die sogenannten Compagnies grandes im 14. Jahrhundert.

Condrieu, Stadt im französischen Departement Rhone, an der Rhone, hat 3 Kirchen, ein Hospital und 3200 Einwohner, welche Salzraffinerie, Seidenzeuchfabrikation, Handel mit Korn und vorzüglichem Wein und Schifffahrt treiben.

Condrusi, germanischer Volksstamm, zu Cäsars Zeit Schutzverwandte der Trevirer, wohnte zwischen

diesen und den Eburonen, in der belgischen Landschaft Condroz (Provinz Namur).

Conducteur (franz.), eigentlich Führer, Begleiter, Aufseher; besonders der Schaffner bei Postwägen, Landkutschen, Eisenbahnen; auch Aufseher über Vermessungen 2c., Baukondukteur; beim Kriegsfuhrwesen s. v. a. Wagenmeister.

Conductio (lat.), Miethung, Pachtung.

Conductor (lat.), eigentlich Führer, Leiter; in der Physik Hauptleiter der Elektrisirmaschine (s. d.); in der Chirurgie Maschine, um Personen mit Knochenbrüchen bequem und ohne Nachtheil transportiren zu können; auch ein Instrument, das bei einer chirurgischen Operation andere Werkzeuge leitet, überhaupt Hohlsonde.

Conduite (franz.), Betragen, Aufführung, daher Konduitenlisten (s. d.).

Conegliano, Stadt in der österreichisch-venetianischen Provinz Treviso, in reizender Gegend an einem Hügel, der die Trümmer eines Kastells und die Stiftskirche trägt, ist von Mauern umgeben, hat Straßen mit Arkaden, einige schöne Paläste mit Kunstwerken und 6500 Einwohner, welche Seidenzeuche und Tuch fabriciren. C. ist Geburtsort des Malers Giambattista Cima, der nach der Stadt genannt wird. Auch ertheilte von hier aus Napoleon I. dem Marschall Moncey den Titel Herzog von C.

Confessio (lat.), Geständniß, Bekenntniß, s. Konfession.

Confessio augustana (lat.), s. Augsburgische Konfession.

Confessio gallicana (lat.), s. Reformirte Kirche.

Confessionarius (lat.), Beichtvater.

Confessionis sigillum (lat.), Beichtgeheimniß, s. Beichtsiegel.

Confessor (lat.), Bekenner, Ehrenbenennung für diejenigen Christen der alten Kirche, welche auch während der Christenverfolgungen ihren Glauben standhaft bekannten. Sie standen bei den Gemeinden in so hohem Ansehen, daß sie sogar die Abgefallenen (Lapsi) durch besondere Briefe, confessoriae literae, von einem Theil der festgesetzten Kirchenstrafen befreien konnten. Später hieß C. auch jeder Heilige.

Confinium (lat.), die Angrenzung, der Grenzstein.

Confirmatio (lat.), Bestätigung, s. Konfirmation.

Confiteor (lat.), ich bekenne, im römischen Missale vorgeschriebene Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, vom Priester beim Anfang jeder Messe abzubeten; die gegenwärtige Formel soll nach Einigen vom Papst Damasus I. im 4., nach Andern erst im 11. oder 13. Jahrhundert verfaßt sein. Vergl. Messe.

Conflans l'Archevêque, Dorf im französischen Departement Seine-Oise, an der Seine, oberhalb der Mündung der Oise, mit 1640 Einw., als Zielpunkt für Wasserfahrten von Paris aus stark frequentirt.

Confluentes (lat.), eigentlich die zusammenfließenden, nämlich Flüsse; s. v. a. Confluentia.

Confluentia (Confluentes, lat.), s. v. a. Koblenz, wiewohl ohne Nachweisung bei den Alten.

Confluxus (lat.), Zusammenfluß; s. Konfluenz.

Confolens, Bezirksstadt im französischen Departement Charente, an der Vienne, hat ein Collége, eine sehr alte Brücke, Bibliothek und 3000 Einw., welche Gerberei und Handel mit Holz und fettem Vieh nach Paris treiben.

Conformers (Konformisten), diejenigen Protestanten in England, welche sich mit den unter Elisabeth aufgestellten 39 Artikeln der Hochkirche einverstanden erklärten. Die diese Erklärung verweigerten, wurden Nonkonformisten oder Presbyterianer genannt und mit Amtsentsetzung, Geldstrafen und Gefängniß verfolgt; s. Anglikanische Kirche.

Confrater (lat.), Mitbruder, Amtsbruder, Titel der protestantischen Geistlichen unter einander; daher Confraternitas, Brüderschaft, Erbeinigung; Erbverbrüderung.

Con fretto (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. mit Eile.

Confucius, s. Kon-fu-tsee.

Con fuoco (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. mit Feuer.

Congaree, Fluß im nordamerikanischen Staat Südcarolina, entsteht aus 2 Flüssen, dem in Nordcarolina entspringenden Broadriver und dem vom südlichen Abhang der Blueridge kommenden Saluda, die sich bei Columbia vereinigen; nach seinem Zusammenfluß mit dem Wateree heißt er Santee.

Congelatio (lat.), das Frieren des Wassers; Erfrieren eines Körpertheils; Erkältung überhaupt; Erstarrung in der Kälte.

Congeries (lat.), Haufen; daher in der Rhetorik Häufung vieler Gedanken oder Wörter, z. B. von Synonymen.

Congiarium (lat.), Geschirr, das einen Congius faßt; Geschenk an Oel und Wein, das einen Congius beträgt; Trinkgeld und überhaupt Geschenk der Vornehmen, besonders der Kaiser, an das Volk.

Congius (lat.), römisches Flüssigkeitsmaß, faßt 6 Sextarii = 72 Cyathi = $3\frac{3}{5}$ dresdner Kannen; 8 Congii = 1 Amphora.

Congleton, Flecken in der englischen Grafschaft Chester, in einem schönen Thal links am Dame, mit bedeutender Seidenzeuch-, Baumwollen-, Leder- und Bandfabrikation und 11,000 Einw.

Congo, 1) C. (Zaire, Zarêzê), neben dem Coanza der bedeutendste Fluß des westlichen Südafrika, der als Casai (Kasyê, Kasabi oder Loke) vermuthlich 30 Meilen östlich von Benguela am Mosambagebirge, im Westen der grasigen, baumlosen Hochebene von Lobale entspringt. Nachdem er den aus dem 2 Meilen langen, $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ Meile breiten Dilolosee (4455 F. über dem Meere) kommenden Lotembwa aufgenommen, fließt er, 300 F. breit, in Windungen nach Norden durch Lunda, zwischen 1500 Fuß hohen, schön bewaldeten Felsufern, während ihm zahlreiche Nebenflüsse, z. B. der Luëmbo, Lulua, Luidji 2c., von beiden Seiten zuströmen. Etwa unter 6° südl. Br. wendet er sich, wie man vermuthet, nach Nordwesten und nimmt dann links den 1400 Fuß breiten, schmutzigen Quango (Coango) auf, welcher ebenfalls in der Bergkette Mosamba im Lande der Basongo, nahe der Quelle des Casai, entspringt und in der zu 2000 Fuß tief eingesenkten Ebene von Kasandji direkt nach Norden fließt, vom Laufe des Casai durch ein bis zu 5000 Fuß ansteigendes Gebirge getrennt.

Vom 5.° südl. Br. an verfolgt der C. die Richtung nach Südwesten und Westen und tritt, nachdem er in vielfachen Windungen und Katarakten (Yellalas) die der Küste parallel ziehenden Bergketten durchbrochen hat, in das flache Küstenland. Nur bis zu den Wasserfällen (3 Längengrade weit) ist der Strom von der Mündung aus durch Europäer befahren. In seinem untersten Lauf, der auch Engaddi genannt wird, soll er rechts den aus der Aequatorgegend kommenden, aber gänzlich unbekannten eigentlichen Zaïre aufnehmen. Er schwillt Anfangs April, ganz gegen Ende der Regenzeit, und führt dem Ocean eine immense Wassermasse zu, die sich vor der Mündung auf dem Meeresgrunde einen erstaunlich tiefen Kanal (bis zu 1900 F. Tiefe) gegraben hat und noch 3 Meilen weit im Meere durch ihre röthlichgelbe Farbe zu erkennen ist.

2) Negerreich im westlichen Südafrika, zu Niederguinea gehörig, liegt zwischen Loango und Angola, nördlich vom Zaïre, südlich vom Bengofluß begrenzt und östlich bis zum Matambagebirge reichend, das die Grenze gegen das Gebiet der Giaghi macht. Die Ausdehnung des Landes beträgt von Norden nach Süden über 50, von Westen nach Osten 70 Meilen. Es hat ungemein fruchtbaren Boden und ist im Innern reich an Kupfer- und Eisenerzen, besonders in der Landschaft Bamba. Das Klima ist in den Hochländern des Inneren sehr gesund, höchst ungesund dagegen in dem an der Mündung des Congoflusses gelegenen Landstrich. Die Congoneger sind wenig begabt, gutmüthig, offenherzig, gastfrei, nicht kriegerisch, aber durch Berührung mit den Portugiesen vielfach entartet. Sie wohnen in Rohr- und Strohhütten, deren mehre ein Dorf (Libatta), in größerer Ausdehnung eine Stadt (Banza) bilden, in deren Mitte am Versammlungsort der heilige Baum (Ficus religiosa) steht. Ihre Kleidung besteht in einem Schurz und einer Mütze, ihre Hauptbeschäftigung in Jagd, Fischfang und Handel. Die Frauen bestellen mit den Sklaven das Feld. Ihre Fetische sind ein Fischknochen, eine Feder oder irgend ein geringes Thier, das von dem Priester (Ganga) zu seiner Bestimmung geweiht wird. Menschenfresser sind die Congoneger nicht, doch werden Sklaven bei dem Tode jedes Königs (Tschenon) geschlachtet, damit sie demselben auch im andern Leben dienen sollen. Das Land wurde 1485 vom Portugiesen Diego Cam entdeckt und umfaßte damals 6 große Provinzen: Sogno (an der Einfahrt in den Zaïre), Bamba (an Angola grenzend), Batta, Pongo, Sundi u. Pemba mit der Landeshauptstadt C. (das San Salvador der Portugiesen, auch Ambrase und Banza genannt), die 10 Meilen südöstlich von der Zaïremündung, auf einem hohen Berge am Lelundo in einer der schönsten Gegenden dieses Theils von Afrika liegt. Den Häuptlingen dieser Provinzen gaben die Portugiesen die Titel Herzog, Graf, Marquis &c., und von ihnen ward der König gewählt. Die Ausbreitung des Christenthums gelang schnell, und zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die ganze Bevölkerung zu demselben bekehrt. Als in der Mitte dieses Jahrhunderts die kriegerischen Giaghi das Reich überfielen, leistete Portugal Hülfe, vertrieb die Feinde und setzte den König wieder ein. Zur Belohnung sollte Sogno an Portugal fallen, doch rief dieser Plan einen Bürgerkrieg hervor, und die Folge war, daß Sogno seitdem ein selbstständiges Reich bildete, in welchem die Missionäre verfolgt wurden. Zu Ende des 17. Jahrhunderts ward auch Bamba vom Reiche gelöst; letzteres zerfiel nun rasch, und die Hauptstadt San Salvador ward 1668 eine Wüstenei. Schon vor dem Ende des 18. Jahrhunderts war fast jede Spur des Christenthums aus dem Lande entschwunden, und Schwäche, Armuth, Unwissenheit herrschten dort wie in den übrigen heidnischen Ländern. Neue Versuche, das Terrain wieder zu gewinnen, mißlangen völlig. Uebrigens fand in C., trotz der Verbreitung des Christenthums, das ehedem gegen 100 Kirchen daselbst zählte, fortwährend der ausgedehnteste Sklavenhandel Statt, daher sich in allen Theilen Amerika's, wo es überhaupt Sklaven gibt, Congoneger in reicher Anzahl vorfinden.

Con grandezza (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. mit Würde.

Con gravita (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. mit Würde.

Con grazia (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. grazioso, mit Anmuth.

Congregatio de propaganda fide (lat.), s. Propaganda.

Congreve, 1) William, englischer Dichter, Sprößling eines alten Geschlechts in Staffordshire, 1672 zu Bardsey unweit Leeds geboren, besuchte zuerst die Schule zu Kilkenny und darauf die Universität zu Dublin, kam 1688 nach London und widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, wandte sich aber daneben mit Eifer der Dichtkunst zu. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er den Roman: „Incognita or Love and Duty reconciled“. Sein erstes Lustspiel: „The old Bachelor“ (1693), erwarb ihm die Gunst des Lord Halifax und in Folge derselben mehre einträgliche Stellen. Die kalte Aufnahme, die sein Schauspiel „The way of the world“ fand, verleidete ihm aber die Bühne, so daß er nur noch eine Maske: „The judgment of Paris“, und eine Oper: „Semele“, schrieb. Er † zu London den 19. Januar 1729. Außer dem Genannten schrieb er noch die Lustspiele: „The double dealer“, „Love for Love“, und das Trauerspiel „The mourning bride“; außerdem „Miscellaneous poems“ (1710). Gesammelt erschienen seine Werke London 1752, 3 Bde.; 2. Aufl. 1788, 2 Bde. Ein wohlgeschürzter Knoten, seine Charakterzeichnung und ein witziger Dialog zeichnen seine Lustspiele aus; seine Trauerspiele aber verfehlen den tragischen Eindruck. Unter seinen Gedichten sind wenige von Werth. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er die damalige Sucht der Dichter, pindarische Oden zu schreiben und Unregelmäßigkeiten für eine Eigenthümlichkeit derselben zu halten, durch sein Beispiel hemmte.

2) Sir William, englischer Ingenieur und Artilleriegeneral, Erfinder der nach ihm benannten Brandraketen, den 20. Mai 1772 zu Woolwich geboren, war 1816 und 1817 der Begleiter des russischen Großfürsten Nikolaus in das Innere von England, trat 1824 an die Spitze der englischen Gesellschaft für Gasbeleuchtung und † am 15. Mai 1828 zu Toulouse, wohin er sich aus Gesundheitsrücksichten begeben hatte. Mehre Verbesserungen im Schleußen- und Kanalbau und seine thätige Mitwirkung bei neuen Einrichtungen im englischen

Heerwesen brachten ihm die Beförderung zum General der Artillerie und zum Aufseher des königlichen Laboratoriums. Die von ihm erfundenen Raketen wurden zuerst 1806 in Anwendung gebracht. Auch stammt von ihm die Erfindung, in mehren Farben zugleich zu drucken (Congrevedruck). Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Elementary treatise on the mounting of naval ordnance“ (London 1812) und „Description of the hydropneumatic Cock“ (das. 1815). Seine letzten Arbeiten sollen zwei der Regierung von England eingereichte Pläne sein: der eine zur Vertheidigung von Konstantinopel, der andere zur Vernichtung dieser Stadt.

Congrevedruck, s. Buchdruckerkunst.

Congreve'sche Raketen, s. Kriegsraketen.

Congrua (lat.), die niedrigste gesetzliche Jahresrente einer geistlichen Pfründe, also das fixe jährliche Einkommen, welches den Inhabern der Pfründe nach Abzug aller Lasten zum standesgemäßen Unterhalt übrig bleiben soll.

Congrui jus (lat.), Gespilderecht, besondere Gattung des Näherrechts.

Coni, Provinz und Stadt, s. Cuneo.

Coniglobium (lat., v. Griech.), Landkartennetz, womit Kegelformen, als geometrische Figuren gedacht, überzogen werden können.

Coniin, Alkaloid des Schierlings, aus welchem man es durch Destillation der zerquetschten Samen mit Natronlauge erhält. Das Destillat wird mit Schwefelsäure neutralisirt, zur Sirupskonsistenz abgedampft, mit Aetheralkohol vom schwefelsauren Ammoniak getrennt und mit Kalilauge destillirt. Das C. ist ein farbloses Oel von 0,878 specifischem Gewicht, penetrant und unangenehm riechend, in Alkohol u. Aether, sowie in flüchtigen u. fetten Oelen in jedem Verhältniß löslich, in Wasser wenig löslich, siedet bei 212° und scheidet an der Luft eine braune, harzige Masse ab. Mit Salpetersäure gibt es Buttersäure, mit Salzsäuregas wird es erst purpurn, dann blau; Chlor entwickelt daraus dichte, weiße, nach Citronen riechende Dämpfe. Das C. reagirt alkalisch und scheint das Ammoniak auszutreiben. Die Salze sind schwierig krystallisirbar und zersetzen sich leicht. Das C. ist eine Imidbasis; 1 Atom Wasserstoff kann durch ein Alkoholradikal ersetzt werden. Es ist sehr giftig.

Conil, Hafenstadt in der spanischen Provinz Cadix, hart an der Küste des Mittelmeers, zur Maurenzeit ein sehr volkreicher Ort, hat jetzt 4400 Einw., welche Thunfisch- und Anchovisfang betreiben. In der Nähe ehedem reiche Schwefelgruben mit merkwürdigen Krystallisationen.

Con impeto (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. mit Ungestüm.

Coningh, Salomon, berühmter niederländischer Porträt- und Historienmaler, geboren zu Amsterdam 1609, war Schüler David Colyns, Vermando's und Moyaerts, seit 1630 Mitglied der Akademie zu Amsterdam. In seinen Bildern herrscht Wahrheit des Ausdrucks, ein glänzendes, harmonisches Kolorit und in allen Beiwerken ächt niederländischer Fleiß; nur im Kostüm ist er häufig ungetreu, sowie es seinen Figuren mitunter an Eleganz der Zeichnung und an Größe des Charakters gebricht. Sein Muster, selbst in den Fehlern, war Rembrandt, in dessen Geschmack er auch einige Blätter geätzt hat. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Coninxloy (Koningsloo), Aegidius (Gillis), berühmter niederländischer Landschaftsmaler, geboren 1544 zu Antwerpen, bereiste Frankreich und Deutschland, lebte später in Amsterdam und † 1604. Er malte meist kleinere, mit Staffagen belebte landschaftliche Darstellungen, auch Scenen aus dem Volksleben. Von seinen Werken, nach denen Vischer, Bolswert und N. de Bruyn gestochen haben, sind nur wenige erhalten. Eine Landschaft von ihm befindet sich in der lichtensteinschen Gallerie in München, ein anderes Gemälde, der Prophet Jonas, den Niniviten predigend, in der kopenhagener Gallerie.

Coni Pini (lat.), Fichtenzapfen, s. Tanne.

Conirostres (Kegelschnäbler, Hopfer), nach Cuvier und Andern Familie der sperlingsartigen Vögel (Passeres), charakterisirt durch den kegelförmigen, dicken, kurzen, harten, entweder ganz geraden, oder an der Spitze mit schwachem Haken und kleiner Kerbe versehenen Schnabel, woran die Nasenlöcher meist unter Federn versteckt sind. Sie leben von Beeren und Körnern, und zwar von letzteren um so mehr, je dicker der Schnabel, fressen auch Insekten und ätzen namentlich die Jungen damit. Sie zerfallen in Körnerfresser, Granivorae: Schnabel ohne Haken und Kerbe, Nasenlöcher am Grunde unter Federn versteckt (hierher gehören die Meisen, Paridae, und Finken, Fringillidae), und in Beerenfresser, Baccivorae, die neben der Schnabelspitze eine kleine Kerbe haben (hierher gehören die Seidenvögel, Ampelidae).

Coniston, Binnensee in der englischen Grafschaft Lancaster, 2 Stunden lang, $^1/_4$ Stunde breit, hat malerische Umgebungen und wird von der Hügelkette der Conistonfells begrenzt.

Conium *L.* (Schierling), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, charakterisirt durch die zusammengesetzten, 10—20strahligen Dolden mit 4blätterigen Hüllen und halbirten, 3—4-blätterigen Hüllchen, den verwischten Kelchrand, die weißen, verkehrt-herzförmigen, etwas ausgerandeten Blumenblätter mit sehr kurzem, eingeschlagenem Läppchen und die ovalen, seitlich zusammengedrückten, mit 5 etwas hervortretenden, wellig-gekerbten, gleichen Riefen versehenen Früchtchen mit vielstreifigem Thälchen und Eiweiß mit tiefer, schmaler Längsfurche, zweijährige Kräuter mit rundem Stengel, spindelförmiger Wurzel und zusammengesetzten Blättern, übelriechend und sehr giftig. Die einzige Art, Conium maculatum *L.*, Coriandrum maculatum *Rth.*, gefleckter Schierling, Erdschierling, Wütherich, Tollkerbel, wilde Petersilie, hat einen 1—6 Fuß hohen hohlen, bereiften, schwarzroth gefleckten, oberwärts gefurchten Stengel, kahle, oberseits sattgrüne, unterseits etwas glänzende, 3- und 2fach gefiederte Blätter mit fiederspaltigen und eingeschnitten-gesägten Blättchen mit kurz weißgespitzten Zipfeln, wovon die untern sehr groß sind und auf hohlen Stielen stehen. Die ganze Pflanze stinkt wie Katzenharn, schmeckt widerlich, bitter, scharf und ist sehr giftig. Sie wächst an verfallenen Gebäuden, Mauern, Gräben, Dämmen, Wegen, Zäunen, besonders im Schatten, häufig, durch ganz Deutschland, öfters auch in Gemüsgärten und blüht vom Juni bis August. Schon die Ausdünstung dieser, übrigens durch den Geruch und durch das glänzende, metallgrüne Ansehen der

Blätter leicht kenntlichen Pflanze erregt Schwindel. Der Genuß der Wurzel verursacht Trockenheit des Schlundes, Berauschung, Zuckungen, Lähmungen der Zunge, Trismus, Erbrechen, Anschwellung des Unterleibs ꝛc. und endlich, wenn nicht zeitig Hülfe angewendet wird, den Tod. Die Leichen schwellen sehr auf, besonders das Gesicht und der Unterleib, der ganze Körper wird schwarzblau, aus dem Munde fließen eine Flüssigkeit und Blut. Bei Leichenöffnungen hat man öfters Lunge und Magen entzündet gefunden. Auch auf die meisten Thiere äußert der gefleckte Schierling eine tödtliche Wirkung. Nach Umständen sind Brechmittel, Pflanzensäuren und starker Kaffee die wirksamsten Gegenmittel. Die meisten Vergiftungen kommen durch Verwechselung des Schierlings mit andern genießbaren Doldengewächsen vor; die Blätter werden mit Petersilie und Gartenkerbel, die Wurzeln mit Petersilien- und Pastinakenwurzeln verwechselt. Es gehört aber nur wenig Aufmerksamkeit dazu, diese Gewächse von dem Schierling zu unterscheiden. In den Officinen führt man das Kraut, d. h. die Blätter, und die Samen (Früchte), Herba et Semen Conii s. Conii maculati s. Cicutae s. Cicutae maculatae s. Cicutae terrestris s. Cicutae majoris s. Petroselini canini. Der Geruch ist auch beim welken, sogar getrockneten Kraute, wenn es gut getrocknet ist, eigenthümlich widerlich (ähnlich dem getrockneter spanischer Fliegen), der Geschmack ekelhaft bitterlich, etwas salzig, zuletzt schärflich. Es enthält nach Brandes einen scharf narkotischen Stoff, das Coniin (s. d.), außerdem ein scharfes ätherisches Oel, etwas Harz, Eiweiß, einen färbenden Stoff und mehre Salze. Da es scharf narkotisch ist, so wirkt es erregend auf die vegetativen Organe und beruhigend auf das Nervensystem. Man wendet es daher bei Drüsenstockungen, Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen, bei Skropheln, bösartigen, krebsartigen Geschwüren, sowie auch bei krampf- und schmerzhaften Krankheiten, gewöhnlich in Pulverform an. Aeußerlich benutzt man es häufig zu Kataplasmen und den Aufguß zu feuchten Bähungen. Bekannt ist, daß die alten Griechen ihre Verbrecher durch einen Schierlingstrank tödteten, und daß auch Socrates auf diese Art starb; übrigens scheint dieser Gifttrank auch Opium enthalten zu haben, wie man aus einer Stelle bei Theophrastus schließen kann. Den Staaren soll der Schierling kein Gift sein, auch die Ziegen fressen ihn gern und ohne Schaden.

Conjunctio (lat.), Verbindung; Bindewort, s. Konjunktion.

Conjunctiva (lat.), Bindehaut des Auges (s. d.).

Conjunctivus (lat.), s. Modus.

Conjuratio (lat.), eidliche Verbindung Mehrer zu einem gemeinsamen Zweck; Verschwörung. Vgl. Concursus ad delictum.

Con leggerezza (ital.), musikalische Bezeichnung, leicht, mit Leichtigkeit.

Con mano destra (ital.), mit der rechten Hand, bezeichnet bei Klaviernoten, daß eine Partie im Baß mit übergesetzter rechter, und Con mano sinistra, im Diskant mit übergesetzter linker Hand gespielt werden soll.

Con moto (ital.), musikalische Bezeichnung, mit Bewegung, bewegt.

Connaissement (franz.), s. Connossement.

Connaraceä (Konnaraceen), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch 5theilig; Blumenblätter und Staubgefäße tief unten im Kelch befestigt, die letzteren in der doppelten Anzahl der Blumenblätter vorhanden; Pistill aus 1—5 getrennten Fruchtblättern bestehend und mit 1—5 Griffeln; Früchtchen hülsenförmig, meist 2klappig-aufspringend, einsamig, mit aufrechtem, oft bemänteltem, meist eiweißlosem, seltener mit fleischigem Eiweiß versehenem Samen. Die Familie enthält Bäume und Sträucher mit wechselständigen, gefiederten oder zu Dritt stehenden Blättern, ohne Nebenblätter und zwitterigen oder vielehigen, in winkelständigen Trauben oder gipfelständigen Rispen vereinigten Blüthen, in 4 Gattungen und etwa 25, ausschließlich den Tropenländern der alten und neuen Welt angehörigen Arten, die aber weder durch ihr Ansehen, noch durch Benutzung merkwürdig sind.

Connaught, die nordwestlichste und kleinste der 4 Provinzen des Königreichs Irland, grenzt im Norden und Westen an den atlantischen Ocean, im Süden an Munster, im Osten an Leinster und umfaßt die Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leitrim und Roscommon, mit einem Areal von 322,76 □Meilen. Viele kleinere Flüsse (Shannon, Bealnabrak, Clare ꝛc.) und Seen (Allen, Arrow, Conn, Corrib ꝛc.) bewässern das Land, während die Küste viele Buchten (Sligo, Killala, Broad, Black-Sod, Clew, Killery, Birterbuy, Killkerran, Galway ꝛc.) und Vorgebirge (Achill ꝛc.) hat. Der Boden ist bergig und waldig, mittelmäßig fruchtbar, feucht, birgt Steinkohlen und Torf im Ueberfluß, ist sonst aber arm. Die Provinz hat wenige bedeutende Städte und zählte 1841 1,418,973, 1861 dagegen nur 911,339 Einw. C. bildete im Mittelalter ein besonderes Königreich, das unter Heinrich III. von England unter viele kleine britische Häuptlinge kam, später von den Iren wieder gewonnen, von Tir-Oen aber wieder den Engländern unterworfen wurde. Die Hauptstadt ist Galway.

Connecticut, der größte Fluß Neuenglands in Nordamerika, hat seine Quellen in dem Hochlande an der Nordgrenze von Newhampshire, wo sein westlicher Zweig, Hall's Stream, die Grenze zwischen den Unionsstaaten und Canada bis zu 45° nördl. Br. bildet. Bald darauf vereinigt er sich mit dem Ostzweig und bildet, von hier an in der allgemeinen Richtung gegen Süden fließend, die Grenze zwischen den Staaten von Newhampshire und Vermont, durchströmt dann in mannichfachen Krümmungen die Staaten Massachusetts und Connecticut und mündet an der Küste des letztgenannten, nachdem er sich von Middletown an gegen Südosten gewendet hat, in den Longislandsund. Sein gesammter Lauf, der einen der schönsten Theile von Neuengland durchschneidet und an vielen blühenden Städten vorbeigeht, beträgt über 82 deutsche Meilen. Schiffbar für Schiffe von 10 Fuß Tiefgang ist er nur bis Middletown, während 8 Fuß tief gehende Fahrzeuge bis Hartford gelangen. Noch weiter aufwärts ist er für größere Boote, welche die vielfach vorkommenden Fälle und Schnellen durch Kanäle umgehen und durch kleine Dampfboote geschleppt werden, bis zur Mündung des Wellsflusses in Vermont, 50 Meilen oberhalb Hartford, schiffbar. Unmittelbar darüber liegen

die Fifteen-Miles-Fälle, wo sein Lauf auf eine weite Strecke in einer engen, tiefen Felsenkluft eingezwängt ist; sonst sind seine Ufer meist flach und Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber äußerst reich u. fruchtbar. Die bedeutenderen unter den zahlreichen Nebenflüssen des C. sind in Newhampshire: der Upper- u. Lower-Ammonoosuc, Sugar und Ashuelot River; in Vermont: der Pasumsic, Wells, White, Queechee, Black, Williams und West River; in Massachusetts: der Millers, Deerfield, Chickapee und Westfield River; in Connecticut: der Farmington River. Ausgezeichnet ist der Fluß durch seine Alsen- (Maihärings-) Fischereien, deren es eine große Menge in demselben gibt.

Der gleichnamige Staat daselbst, der südlichste der Neuenglandstaaten, liegt zwischen 41° u. 42° 2′ nördl. Br. und 71° 20′ u. 73° 15′ westl. L. und wird im Norden von Massachusetts, im Osten von Rhodeisland, im Süden von dem mit dem atlantischen Meere in Verbindung stehenden Rhodeislandsund und im Westen von Newyork begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 223 QMeilen. Die Oberfläche ist hügelig, doch betragen die höchsten Erhebungen nicht über 1000 Fuß. Die Erhöhungen durchziehen das Land vorherrschend in der Richtung von Norden nach Süden und bilden die südlichsten Ausläufer der Bergzüge von Vermont und Massachusetts. Die bedeutendsten sind: im Westen des Staates der Taghkaniczug, zur Rechten des Housatonicflusses; in der Mitte die Talcotberge (im Westen von Hartford) und die Bluehills, die höchste Erhebung, in der Town Southington, und ein dritter Bergzug auf der Ostseite des Connecticut. Die Küste hat viele Baien und Buchten mit mehren guten Häfen, z. B. dem von Newlondon an der Mündung des Thames (einem der schönsten Seehäfen von ganz Nordamerika), Bridgeport, Newhaven (theilweise seicht), Stonington und im Innern am Flusse Connecticut dem von Middeltown. Die wichtigsten Flüsse sind: der Connecticut, der den Staat fast in der Mitte durchschneidet, westlich davon der Housatonic (bis Derby) und östlich der Thames (bis Norwich schiffbar). Das Klima ist gesund, aber raschen Wechseln und großen Gegensätzen von Wärme und Kälte unterworfen, namentlich im Winter an der Seeküste, wenn ein Wechsel des kalten, trockenen Nordwestwindes mit dem milden Seewinde aus Süden eintritt. Der Winter beginnt im November u. endigt im März. Die mittlere Temperatur des Jahres beträgt 10,2° R., des Winters 3,25°, des Sommers 17,7° R. Die Bodenbeschaffenheit ist im Allgemeinen gut, doch mehr zu Gras- als zu Ackerland geeignet. Sehr guten Ackerboden bietet die Connecticutniederung dar, und im Allgemeinen wird das Land gut kultivirt. Die Hügelgegenden sind zum Theil sehr steril. Hauptprodukte der Landwirthschaft sind: Roggen, Mais, Weizen, Hafer, Gerste, Tabak, Baumwolle, Buchweizen, viel Flachs, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Obst (sehr viel zu Cider), ferner die Erzeugnisse der Viehzucht (besonders Butter und Käse), Marmor, Eisenerze (bei Salisbury und Kent) &c. Die Waldungen sind nicht mehr bedeutend. Die Bevölkerung betrug 1840 309,978, 1850 370,791 u. 1860 460,151 Seelen, ist also im letzten Jahrzehnt um 89,359 Seelen oder 24,1 Procent gestiegen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden noch die landwirthschaftlichen Gewerbe, doch sind auch der Handel, Seefischerei (vorzüglich Wallfischfang) u. die Fabrikthätigkeit ziemlich bedeutend, namentlich hat die Wollenfabrikation in neuerer Zeit einen merklichen Aufschwung genommen (1851 149 Fabriken mit einer Gesammtproduktion von 6,465,216 Doll.). Die Hauptausfuhrartikel sind gepökeltes Rind- u. Schweinefleisch, Rindvieh, Pferde, Butter, Käse, Mais, Roggen, Leinsaat, Fische, Lichte, Seife und einige Manufakturwaaren. Der Werth der überseeischen Ausfuhr betrug 1850 434,078 Doll., der der Einfuhr 342,994 Doll. Zahlreiche Eisenbahnen und Kanäle (am wichtigsten der Farmingtonkanal, von Newhaven nach der Nordgrenze) erleichtern den innern Verkehr. Für die Bildung bestanden 1850 3 höhere Unterrichtsanstalten (das kongregationalistische Yalecollege zu Newhaven, das episkopale Trinitycollege zu Hartford und die methodistische Wesleyan University zu Middeltown), ein kongregationalistisches Seminar (zu Eastwindsor), eine Rechtsschule (zu Newhaven) und 1656 andere öffentliche Schulen mit 1787 Lehrern. In der Ausbildung des Volksschulwesens steht C. unter allen Staaten der Union obenan, und auch der Schulfond desselben ist im Verhältniß zur Bevölkerung der größte. Derselbe betrug 1860 2,044,672 Dollars und stammt (ursprünglich 1,200,000 Dollars) vornehmlich aus dem Verkauf von 2,500,000 Acres Land (der Western Reserve), welche der Staat nach Beendigung des Revolutionskriegs bei der Auseinandersetzung der Ansprüche der verschiedenen Staaten im nordöstlichen Theile des gegenwärtigen Staates Ohio angewiesen erhielt. Seit 1859 besteht auch eine Staatsnormalschule zur Heranbildung von Volksschullehrern mit einem Fonds von 10,000 Dollars, für 220 unentgeltlich zu unterrichtende Zöglinge bestimmt, mit welcher eine Anzahl sogenannter Uebungsschulen in Verbindung steht. Die vorherrschenden Religionsparteien sind: die Kongregationalisten (1850 mit 260 Kirchen und 36,380 Kirchenmitgliedern), die Baptisten (108 Kirchen und 16,202 Mitglieder), die Methodisten (25 Kirchen und 20,000 Mitglieder) und die Episkopalen (mit 74 Kirchen). Unter den Wohlthätigkeitsanstalten des Staats sind besonders das Taubstummeninstitut (1817 von Gallaudet gegründet), das 1852 207 Zöglinge zählte, das Irrenhospital mit 157 Kranken (beide zu Hartford) u. eine Kinderbesserungsanstalt (1851 auf Staatskosten gegründet), hervorzuheben. Das Staatsgefängniß (1852 mit 171 Gefangenen) befindet sich zu Wethersfield. Die Staatsverfassung war bis 1818 die 1665 von König Karl II. ertheilte Kolonialverfassung. Nach der gegenwärtig bestehenden Konstitution haben der jährlich gewählte Gouverneur und Vicegouverneur als Präsident die ausübende Gewalt. Wahlberechtigt ist jeder weiße männliche, 21 Jahre alte Bürger der Vereinigten Staaten, der ein Domicil im Staate gewonnen hat und 6 Monate in seiner Ortschaft wohnt, Eigenthümer eines freien Grundstücks ist, oder ein Jahr lang in der Miliz Dienste gethan, oder während des letzten Jahres eine Staatstaxe bezahlt hat. Ein Duell verwirkt das Wahlrecht. Ein Gouverneur muß mindestens 30 Jahre alt sein; er hat ein beschränktes Veto und (außer in Fällen von Impeachment) das Recht, Aufschub der Urtheilsvollstreckung (Reprimes), nicht aber Begnadigung zu gewähren. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen des Senats (aus 18—24 Mitgliedern be-

stehend) und des Repräsentantenhauses (mit 250 Mitgliedern), welche zusammen die General Assembly bilden, die alljährlich Anfang Mai abwechselnd in Hartford und Newhaven zusammentritt. Die richterliche Gewalt wird von einem obersten Gericht (Supreme-Court), von Obergerichten (Superior-Courts), Grafschaftsgerichten und Friedensrichtern ausgeübt. Die Richter aller Gerichtshöfe, sowie auch die Friedensrichter werden von der General Assembly ernannt; die Richter des obersten Gerichts und der Obergerichte auf Lebenszeit bis zum 70. Jahre und mit einem festen Gehalt (bis zu 1300 Dollars); die andern nur auf 1 Jahr. Die Finanzen von C. befinden sich in sehr gutem Zustande, da eine Staatsschuld nicht existirt u. (außer dem Schulfond) noch ein nutzbringendes Staatseigenthum im Werth von 406,000 Dollars vorhanden ist. Die gewöhnlichen jährlichen Ausgaben (ausschließlich der für die Schulen) betragen 130,000 Doll. Hauptquellen der Einnahmen sind die Taxen (1850 97,444 Dollars), Dividenden von Bankstocks (37,600 Doll.) und Staatsgefängniß (6000 Doll.). An Banken besaß C. 1852 53 mit einem Kapital von 12,509,808 Dollars. Zum Kongreß sendet der Staat gegenwärtig 2 Senatoren und 4 Repräsentanten. Eingetheilt ist er in 8 Grafschaften: Fairfield, Hartford, Litchfield, Middlesex, Newhaven, Newlondon, Tolland u. Windham. Landeshauptstädte sind Hartford und Newhaven.

Zur Zeit der ersten Ansiedelungen befand sich das Gebiet von C. im Besitze indianischer Stämme, wovon jetzt kaum noch mehr als 200 Individuen im Staate übrig sind. Im Jahre 1630 schenkte der Plymouthrath C. dem Grafen von Warwick, der es im folgenden Jahre wieder den Lords Say, Sell, Brooke und 9 Andern übergab. Ehe jedoch die Schenkung übernommen werden konnte, machten sich einige holländische Kaufleute in Hartfort ansässig. Um weiteren eigenmächtigen Niederlassungen vorzubeugen, ließen die genannten Lords 1634 in Newhaven ein Fort errichten und schlossen nach langen, blutigen Kämpfen mit den Pequotindianern in Bezug auf die Ländereien am Connecticut einen Vertrag ab. Newhaven u. C. bildeten nun lange Zeit zwei verschiedene Herrschaften u. hoben sich beide in reißender Schnelle. Weite Landstriche wurden von den Indianern gekauft, neue Städte entstanden von Stamford bis Stoningen u. weiter in das Land hinein. Da kaufte 1661 Major John Mason als Agent der Kolonisten alle von den einzelnen Städten nicht käuflich erworbenen Ländereien und übergab sie öffentlich der Kolonie. König Karl II. stellte 1662 einen Freibrief aus, welcher die zwei Kolonien zu Einem politischen Körper unter dem Namen „Kolonie von C." verschmolz. Newhaven erklärte sich erst 1665 hiermit einverstanden, und der Freibrief bildete seitdem die Basis der Staatsverfassung; 1672 unterwarf man die Gesetze der Kolonie einer Revision und veröffentlichte sie hierauf. In den Jahren 1675—76 litt die Kolonie sehr durch die Kriege zwischen König Philipp und seinen Indianern, die gegenseitig mit großer Erbitterung geführt wurden. Im Jahre 1684 wurde Massachusetts und Plymouth der Freibrief geraubt, und C. würde dasselbe Schicksal erlitten haben, hätte ihn nicht Mr. Wandsworth unter einer Eiche in Hartford vergraben. Im Jahre 1750 unterwarf man die Gesetze einer zweiten und 1783 einer dritten Revision, resp. Vereinfachung. C. nahm lebhaften Antheil an dem Befreiungskriege der Vereinigten Staaten, wofür viele Städte, vorzüglich Danbury und Newlondon hart büßen mußten, und erkannte am 9. Januar 1788 die Konstitution der Union an. Die gegenwärtige Verfassung C.s datirt von 1818.

Connemara, Landschaft in der irischen Provinz Connaught, der westliche Theil der Grafschaft Galway (s. d.), am atlantischen Ocean, wegen ihrer wilden Scenerien, mit Bergströmen, Seen und Wasserfällen, gewöhnlich die irischen Hochlande genannt. In den **Bergen von C.**, welche zahlreiche Gruppen und einzelne, durch tiefe und enge Thäler getrennte Höhen bilden, sind der Mweelrea (Mulrea, 2516 Fuß hoch), Croagh Patrik (2354 F.) und Benboun (2248 F.) die bedeutendsten Erhebungen. Gesucht sind die in C. gezogenen Ponnies.

Connetable (franz., v. lat. Comes Stabuli, Comes Stabulariorum, Constabulus, Conestabulus, Comestabulus), ursprünglich Name des Beamten, dem die Aufsicht der Marställe oblag, welches Amt schon unter den römischen Kaisern bestand und von den Franken nach der Eroberung Galliens beibehalten ward. Fredegar und der Poeta Saxonicus bezeichneten den C. schon als einen Kriegsbefehlshaber, und unter Karl dem Großen vertheidigte der Comes Stabuli die Insel Korsika gegen die Saracenen; doch wurde sein Wirkungskreis erst unter den Capetingern allmählig erweitert. Matthäus II. von Montmorency, der 13. C. unter den Capetingern, war der erste C. im neuern Sinne, d. h. französischer Reichswürdenträger und Großschwertträger des Königs, dem Range nach über den Marschällen von Frankreich, ja selbst über den Prinzen stehend; unter ihm stand die gesammte Kriegsmacht zu Lande. Nicht einmal der König konnte ohne seinen Rath über das Heer verfügen; dem C. kam die Oberleitung desselben, sowie die ausgedehnteste Gerichtsbarkeit über alle Militärpersonen zu; ein Verbrechen gegen seine Person wurde als Majestätsverbrechen behandelt. Richelieu hob nach des tapfern Lesdiquière Tode die Connetablewürde, als zu wichtig, auf, Napoleon I. führte sie aber 1804 wieder ein und bekleidete seinen Bruder Ludwig damit. Nach 1814 wurde sie nicht wieder besetzt. Die mächtigeren Fürsten Frankreichs hatten gleichfalls ihre C.s, die jedoch meist in Erbbeamte übergingen. Auch in England, Kastilien und den morgenländischen Kolonien der Franzosen, Cypern, Jerusalem, Armenien, befanden sich dergleichen erbliche C.s. In England ist C. s. v. a. Constable, in Spanien s. v. a. Admirante di Castilia. Auch in Portugal ist C. die vornehmste Würde im Heer, in Neapel erbliche Würde des Hauses Colonna.

Connetablerie (franz.), in Frankreich sonst Gericht des Connetable; auch s. v. a. Marschallsgericht.

Connexio (lat.), Verbindung; Schlußsatz eines Schlusses; s. **Konnexion**.

Connossement (Connossament, vom franz. connaissement, engl. Bill of lading, ital. Polizza di carico), Ladungsschein, der von dem Schiffer dem Befrachter ausgestellte Schein über die ihm anvertrauten und von ihm an Bord genommenen Frachtgüter. Man bedient sich hierzu gedruckter Formulare, deren Ausfüllung vom Verlader besorgt wird, so daß der Schiffer nur seine Unterschrift

hinzuzufügen hat. Das C. muß enthalten: den Namen (bisweilen auch den Wohnort) des Schiffers; den Namen des Schiffs (nach dem allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuche auch dessen Nationalität); den Namen des Befrachters; die nähere Bezeichnung der Frachtstücke nach Zeichen, Nummer, Zahl, Packung (Fustage); die Angabe des Inhalts und des Gewichts derselben; die Erklärung, ob sich die Frachtstücke in äußerlich gutem Zustande befinden oder nicht; den Namen des Empfängers (der Ordre); den Namen des Bestimmungsorts; die Angabe des Frachtlohns und etwaiger besonderer Vergütungen; etwaige Nachnahme und Frachtvorschuß; Angabe der Liegetage am Absendungsplatze, wenn solche ausbedungen sind, und des Liegegelds; die Verpflichtung des Schiffers zur Ablieferung der ihm anvertrauten Frachtgüter und Haftung für dieselben mit seiner Person, mit Schiff und Zubehör; die Zahl der ausgefertigten Exemplare des C.s, sowie die ausdrückliche Bemerkung, daß dieselben nur für eins gelten; Ort und Datum der Ausstellung; die Unterschrift des Schiffers. Außerdem können dem C. noch mannichfache Klauseln hinzugefügt sein. Dasselbe lautet in der Regel „an die Ordre" eines bezeichneten Empfängers, der das Recht zur Empfangnahme des Frachtguts auf einen Andern übertragen kann, der es dann auch seinerseits weiter übertragen kann u. s. f. Eine solche Uebertragung erfolgt, wie beim Wechsel, durch Indossament, d. h. durch bloße Unterzeichnung des Namens des Uebertragenden auf der Rückseite der Urkunde. Oft lautet auch das C. lediglich „an Ordre" ohne Namensangabe des Empfängers, in welchem Fall dann die Ordre des Absenders zu verstehen ist und die Uebertragung durch Blancoindossament, d. h. durch bloße Namensunterzeichnung des Uebertragenden auf der Rückseite der Urkunde, zu geschehen pflegt. Endlich wird auch manchmal das C. „an den Inhaber" gestellt, in welchem Fall schon dessen Besitz zur Empfangnahme der Waare berechtigt. Durch die Uebertragbarkeit des Indossaments soll dem bezeichneten ersten Empfänger die Möglichkeit eingeräumt werden, das betreffende Frachtgut bereits vor dessen Empfang wieder zu verkaufen und dem Käufer durch das C. selbst das Recht auf dessen unmittelbaren Bezug zu ertheilen. Da aber durch Uebertragung des C.s das volle Eigenthumsrecht an dem betreffenden Frachtgute cedirt wird, so kann, nachdem dieselbe geschehen, im Falle des Konkurses des im C. bezeichneten ursprünglichen Empfängers der Absender jenes Gut nicht zurückfordern. Dies ist, wie in anderen Handelsgesetzen, so auch im „Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch" (Buch V, Tit. 5, Art. 649), ausdrücklich bestimmt, während anderwärts, wie in Frankreich, dem Absender das Recht, das Frachtgut zu reklamiren, in dem Fall eingeräumt ist, wenn der Fallit nur als sein Kommissionär gehandelt, in England aber, wenn der Fallit als Spediteur fungirt hat. Die Rückforderung des Frachtguts wird durch Nachsendung eines zweiten C.s bewirkt, welches eine andere Person zur Empfangnahme ermächtigt. Das C. wird stets in mehren Exemplaren ausgefertigt, wenigstens in 3, von denen das eine der Schiffer erhält, das andere vom Befrachter dem Empfänger des Frachtguts durch die Post zugesendet wird, und das dritte in den Händen des Absenders bleibt. Nach dem französischen Handelsgesetz (Code de commerce, Art. 282), sowie nach dem Preußischen Landrecht (Th. II, Tit. 8, 1670) muß das C. in 4 Exemplaren ausgestellt werden, wovon eins der Schiffer an Bord, eins der Befrachter erhält, eins der Schiffer an seinen Rheder und eins der Befrachter an den Empfänger sendet. Im transatlantischen Seehandel werden gegenwärtig gewöhnlich 5 Exemplare ausgefertigt: eins für den Schiffer zum Zweck der Kontrole bei Ablieferung des Frachtguts und behufs der Empfangnahme des Frachtgelds, eins für den Rheder vorzüglich als Beweismittel bei Schäden, welche das assekurirte Frachtgut treffen, 3 für den Befrachter, der eins als Beweisstück der geschehenen Verladung in Händen behält, ein anderes mit dem befrachteten Schiffe unter Couvert an den Empfänger des Frachtguts als Mittel zur Kontrole sendet und das dritte mit einer anderen Schiffsgelegenheit eben demselben zugehen läßt, damit er auch im Fall des Untergangs des Schiffs ein Beweismittel in Händen habe. Ist das C. bloß „an Ordre", d. h. an die Ordre des Absenders gestellt, so kann dessen Zusendung an den Empfänger begreiflicher Weise erst dann erfolgen, wenn der Befrachter diesen Empfänger weiß, d. h. wenn er für die abgeschickte Waare einen Käufer gefunden oder einen Kommissionär zu deren Absatz ernannt hat. Nach dem „Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch" (Art. 644) muß der Schiffer das C. in so vielen Exemplaren ausstellen, als der Absender verlangt, und ist verpflichtet, im Löschungshafen dem legitimen Inhaber auch nur Eines Exemplars das Frachtgut auszuliefern. Nach dem „Neuen deutschen Handelsrecht" (Art. 661) darf der Schiffer, wenn er ein „an Ordre" lautendes C. ausgestellt hat, den Anweisungen des Absenders wegen Rückgabe oder Auslieferung des Frachtguts nur dann Folge leisten, wenn ihm sämmtliche Exemplare des C.s zurückgegeben werden; lautet aber das C. nicht „an Ordre", so genügt zwar die Einwilligung des Absenders und des im C. bezeichneten Empfängers zur Rückgabe oder Auslieferung des Frachtguts, aber der Schiffer kann wegen möglicher Nachtheile zuvor Sicherheitsleistung fordern. Neuerlich ist das C. auch im Landhandel behufs des Flußtransports, besonders bei der Kahnfahrt, gebräuchlich geworden, doch dient es hier nicht sowohl als Frachtdokument, als vielmehr nur als Mittel der Eigenthumsübertragung in der oben erwähnten Form. Neben dem C. wird in der Regel vom Absender ein Frachtbrief ausgestellt, der aber in Betreff des Frachtlohns auf das C. hinweist. Die Flußdampfschiffe befassen sich nicht mit derartigen C.s.

Connotatum (lat.), Eigenschaft, wegen der Etwas, Connotativum, einen gewissen Namen erhält, z. B. ein Mann wegen seiner Weisheit den Beinamen eines Weisen.

Connubium (lat.), Verheirathung, Ehe; das Recht, sich mit Jemandem oder unter einander zu verheirathen.

Conocarpus *Gaertn.* (Knopfbaum, Kegelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kombretaceen, charakterisirt durch die 5zähnige Blüthenhülle mit abfälligem Saum u. die einsamigen, in Zapfen vereinigten Flügelfrüchte, amerikanische und ostindische Bäume mit Blüthen in Köpfchen,

unter denen die bekannteste Art ist: C. erectus *Jacq.*, Mangle zaragoza, baum- und strauchartig, 30 Fuß hoch, am Strande in Westindien und Brasilien. Alle Theile sind herb und bitter; die Rinde dient zum Gerben und als Surrogat der China, auch gegen Harnruhr und ansteckende Krankheiten.

Conoclinium *Dec.* (Kegelbette), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den glockenförmigen, mit 2—3 Reihen linienförmiger, spitzer, fast gleicher Schuppen besetzten Kelch, den nackten, kegelförmigen Fruchtknoten und den eckigen Samen mit scharfer Haarkrone, Kräuter und Sträucher in Nordamerika und Brasilien, von denen als Zierpflanze vorkommt: C. coelestinum *Dec.*, Eupatorium coelestinum *L.*, eine krautartige, ausdauernde Pflanze in Carolina und Virginien, mit schönen, himmelblauen, wohlriechenden, in dichten Doldentrauben stehenden Blüthen. Sie liebt einen lockern, fetten, mäßig feuchten Standort, im Sommer Schutz gegen die Sonnenstrahlen, im Winter Bedeckung gegen Frost.

Conoideus (lat., v. Griech.), kegelförmig.

Conon, berühmter atheniensischer Flottenführer, war 409 v. Chr. mit Alcibiades und Thrasybul Stratege und kam 406 an die Spitze der 10 Feldherren, welchen nach dem Sturz des Alcibiades der Oberbefehl anvertraut wurde. Von Callicratidas geschlagen und in Mitylene eingeschlossen, wurde er erst durch den Sieg seiner Mitfeldherren bei den Arginusen aus seiner verzweifelten Lage gerettet. Trotz des berüchtigten Prozesses gegen die Sieger behielt C. durch die Gunst des Volks seine Strategie und gebrauchte in der gleichfalls unglücklichen Seeschlacht bei Aegospotamos die Vorsicht, als Lysander zum Ueberfall heransegelte, in der Eile neun Schiffe zu bemannen, von denen er acht vor der Uebermacht des Feindes nach Cypern rettete. Darauf durch Pharnabazus an die Spitze der von dem Perserkönig gegen die Spartaner ausgerüsteten Flotte gestellt, trat er zwar dem spartanischen Nauarchen Pharax zuerst entgegen, ward aber durch die Intriguen des Tissaphernes lange gehemmt, bis er bei Artaxerxes dessen Sturz durchsetzte. Zu Anfang des August 394 brachte er der spartanischen Flotte unter ihrem Führer Pisander einen harten Schlag bei; 50 Triremen wurden erobert und gegen 500 Mann gefangen genommen. C. wandte sich darauf mit Pharnabazus gegen die Inseln und Städte an der asiatischen Küste, verjagte die lakonischen Harmosten und sicherte den Staaten freie Verfassung. Mit dem Beginn des Frühlings 393 setzte er seinen Rachezug zwischen den Cykladen fort, segelte über Melos nach den messenischen und lakonischen Küsten, drang von Pherä und andern Orten aus verwüstend in das Land ein und brachte die Insel Cythera von Neuem unter die Botmäßigkeit Athens. Während sich hierauf Pharnabazus nach Korinth begab, um dort gegen Sparta zu agiren, war C. mit seiner beutebeladenen Flotte nach dem Piräeus zurückgekehrt. Er erhielt den Ehrennamen eines Befreiers des Vaterlandes und stattete seinen Dank für solche Ehre mit einer vollen Hekatombe und Bewirthung des gesammten Volkes ab. Hierauf war es seine Hauptsorge, die langen Mauern Athens wieder aufzurichten. Sparta, besorgend, daß Athen bei längerer Verbindung mit Persien schnell wieder aufblühen werde, knüpfte mit Tiribazus, der damals die Strategie des Tissaphernes innehatte, Unterhandlungen an u. machte demselben lockende Friedensanträge. Auf diese Nachricht hin sandten die Athener sofort C. mit einem Gefolge an Tiribazus. Bei diesen mochten spartanische Verleumdungen oder Bestechungen gewirkt haben; er ließ C. in Sardes gefangen nehmen, angeblich, weil er zum Nachtheile des persischen Königs gehandelt habe. Nach Isocrates und Diodorus wurde er in das Innere von Asien abgeführt und dort hingerichtet; nach Nepos und Lysias entkam er und † bei Evagoras in Cypern. C.s und seines Sohnes Grab auf dem Ceramicus in Athen stand noch zu Pausanias' Zeit.

Conquistadores (v. Lat., d. i. Eroberer), in den ehemaligen spanischen Besitzungen Amerika's die Eroberer des Landes u. deren Abkömmlinge, die als große Grundbesitzer dem Mutterlande gegenüber eine fast völlige Unabhängigkeit bewahrten und Pächter, Lehnsleute, hörige Indianer oder Sklaven unter sich hatten. Als später die Aristokratie des Grundbesitzes und die Gemeinden der zahlreichen Städte und Municipalitäten (Cabildos), also der Kern der Kreolen, systematisch bedrückt und den eingebornen Spaniern oder Chapelones nachgesetzt wurden, fühlten sich die stolzen Abkömmlinge der C. verletzt und nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Kampfe, der die Kolonien vom Mutterlande losriß.

Conradi, 1) Johann Wilhelm Heinrich, Mediciner, den 22. September 1780 zu Marburg, wo sein Vater, Johann Ludwig C., Professor der Rechte war, geboren, studirte seit 1797 auf der Universität daselbst und habilitirte sich 1802 als Privatdocent, ward 1803 außerordentlicher, 1805 ordentlicher Professor der Medicin, erhielt 1809 die Direktion der ambulatorischen und später der medicinischen Klinik in dem neu errichteten Hospital und folgte 1814 einem Rufe an die Universität Heidelberg, wo ihm ebenfalls die Leitung des neu errichteten Hospitals übertragen, er auch 1820 zum geheimen Hofrath ernannt wurde. Im Herbst 1823 ging er nach Göttingen, wo er als akademischer Lehrer und praktischer Arzt und als Schriftsteller eine große Thätigkeit entfaltete. Er † den 17. Juni 1861. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Beiträge zur Erregungstheorie" (Marburg 1802); „Grundriß der medicinischen Encyklopädie u. Methodologie" (das. 1806, 3. Aufl. 1828); „Grundriß der Pathologie u. Therapie" (das. 1811, 6. Aufl. 1840); „Einleitung in das Studium der Medicin" (3. Aufl., das. 1828); „Handbuch der allgemeinen Therapie" (Kassel 1833, 6. Aufl. 1841); „Handbuch der speciellen Pathologie u. Therapie" (4. Aufl., Marburg 1831—33, 2 Bde.).

2) August, Komponist, geboren 1821 zu Berlin, Schüler von Rungenhagen, ward 1849 Kapellmeister am Stadttheater zu Stettin, 1851 am königsstädtischen Theater zu Berlin und nach Schluß desselben am Theater zu Düsseldorf und nimmt unter den jüngern Komponisten eine ehrenwerthe Stellung ein. Er komponirte mehre Opern, z. B. „Die Deserteure" und „Musa, die letzte Maurenfürstin", sowie Sinfonien, unter welchen namentlich die in A moll ein ausgezeichnetes Werk ist.

Conring, Hermann, ostfriesischer Gelehrter, geboren zu Norden in Ostfriesland am 9. November 1606, studirte zu Helmstädt und Leyden besonders Theologie und Medicin, ward 1632 zu Helmstädt

Professor der Philosophie, 1634 Doktor der Medicin und bald nachher Professor dieser Wissenschaft. Er ward selbst von der Fürstin von Ostfriesland und der Königin Christine von Schweden berufen und zu ihrem Leibarzt ernannt. König Ludwig XIV. von Frankreich setzte ihm eine Pension aus, und der König von Dänemark ernannte ihn zum Etatsrath. C. † zu Helmstädt den 12. December 1681. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (Braunschweig 1730). Er erwarb sich Verdienste um die Geschichte des deutschen Reichs, um das deutsche Staatsrecht, welchem er eine neue Bahn brach, sowie um die Medicin, namentlich durch die Verbreitung der harvey'schen Lehre vom Kreislauf des Bluts und durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmacie. In der theoretischen Philosophie war er strenger Aristoteliker. Seine Tochter, Elise Sophie, zum zweiten Male mit dem holstein-gottorpschen Kanzler Freiherrn von Reichenbach vermählt, machte sich als Dichterin bekannt und † am 11. April 1718.

Consacramentales (auch compurgatores, lat.), die Eideshelfer im altdeutschen Prozeßverfahren.

Consalvi, Ercole, Kardinal, geboren zu Rom am 8. Juni 1757, widmete sich theologischen, politischen, musikalischen und literarischen Studien und erwarb sich durch seine Bekämpfung der revolutionären Ideen in Frankreich eine Stelle als Auditor der Rota bei der römischen Kurie. Die Franzosen verbannten ihn zwar bei Besetzung des Kirchenstaats (1798), aber Pius VII. erhob ihn zum Kardinal und bald darauf zum Staatssekretär, in welcher Eigenschaft er in Paris mit Napoleon I. das Konkordat unterhandelte. Nachdem er von 1806—14 zurückgezogen gelebt hatte, bewirkte er als päpstlicher Gesandter beim Kongreß zu Wien die Bestimmung der Marken u. Legationen, wohnte 1815 allen Verhandlungen des Papstes mit Frankreich bei u. erstreckte seine Thätigkeit zugleich auf die innern Angelegenheiten der päpstlichen Staaten, indem er das Motu proprio vom 6. Juli 1816 entwarf, das die Verwaltung des Kirchenstaats feststellte; auch führte er eine neue Civilprozeßordnung und einen neuen Handelscodex ein, bewirkte eine neue Eintheilung des ganzen päpstlichen Gebiets, vereinfachte die Finanzverwaltung und suchte auch dem Räuberunwesen in den Provinzen nach Kräften zu steuern. Er unterstützte die Wissenschaften, namentlich aber die Künste. Nach Pius' VII. Tode leitete er 1823 als Oberhaupt der Cardinali Archidiaconi alle Angelegenheiten des päpstlichen Stuhls, zog sich nach der Krönung Leo's XII. aus Gesundheitsrücksichten nach Montopoli in Sabina zurück u. † zu Rom am 24. Januar 1824. Vergl. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Kardinals C., Stuttgart 1824.

Consanguineus (lat.), Blutsverwandter.

Conscience, Hendrik, ausgezeichneter flämischer Novellendichter, einer der Schöpfer der flämischen Literatur, den 3. December 1812 zu Antwerpen geboren, Sohn eines Obersteuermanns in der französischen Kriegsmarine, der aber später einen Handel mit Makulatur und Schiffstrümmern trieb. Schwächlich, schüchtern und in sich gekehrt von Natur, nahm C. dennoch 1830 als Freiwilliger Militärdienste und brachte es bis zum Grade eines Sergeantmajors, schloß sich aber nach seiner Rückkehr ins bürgerliche Leben mit vollem Herzen der flämischen Sprachenbewegung an. Halb entmuthigt von fruchtlosen Bemühungen um einen Lebenserwerb, schrieb C. einen Roman, „In het wonderjaer 1566“ (Gent 1837, deutsch, Regensburg 1845), der zugleich der erste in flämischer Sprache geschriebene war und durch die lebendige, schwungvolle Behandlung des Gegensatzes zwischen spanischer Knechtungspolitik und germanischem Freiheitssinn ungemeinen Beifall fand. Durch den Maler Wappers bei dem König eingeführt und vom letztern unterstützt, veröffentlichte er nun mit gleich günstigem Erfolg die „Phantasia“ (Antwerpen 1837), eine Sammlung phantastischer Erzählungen, die bereits einen merklichen Fortschritt in Bewältigung der noch unbeholfenen Sprache bekunden. Es folgte der Roman: „De Leeuw van Vlanderen“ (Antwerpen 1838, 3 Theile, auch mehrfach ins Deutsche übersetzt), der die berühmten Kämpfe der Flamländer gegen die Franzosen im 14. Jahrhundert mit glühenden Farben schildert. Eine kleine Anstellung beim Provinzialarchiv gab C. bald wieder auf und lebte über ein Jahr als Gärtnergehülfe, bis er das Amt eines Sekretärs bei der Kunstakademie zu Antwerpen erhielt. Seit 1845 führt C. den Ehrentitel eines Aggrégé der Universität zu Gent. Unter seinen größeren literarischen Produktionen finden sich außer den genannten noch zwei historische Romane, die „Geschiedenis van Graef Hugo van Graenhove en van zynen vriend Abulfaragus“ (Antwerpen 1845, deutsch von Wolff, Leipzig 1846, von Overmann, Kön. 1846, von Wagner, Augsburg 1846), und „Jacob van Artevelde“ (Antwerpen 1849, 3 Bde., deutsch von Wolff, Leipzig 1849, 6 Bde.). Bedeutender als im historischen Roman, für den ihm die Gabe der ideellen Charakterisirung und der einheitlichen dramatischen Verflechtung fehlt, erscheint C. in seinen kleinen Novellen, von denen „Sidka van Rosemael“, „Wat eene moeder lijden kan“, „Hoe men schilder wordt“, von Diepenbrock als „Flämisches Stillleben“ (3. Aufl., Regensburg 1849) ins Deutsche übersetzt wurden. Eine neue Reihe solcher kleiner Volksschilderungen bilden „De Loteling“ (d. i. Der Rekrut, deutsch von Wolff, Leipzig 1850, von Gigot, Brüssel 1850), „Baes Gansendonck“ (deutsch von Wolff, Leipzig 1850), „De houten Clara“ (deutsch von Gigot, Brüssel 1851), „De blinde Rosa“ (deutsch von Gigot, das. 1851), und „De arme Edelman“ (deutsch von Gigot, das. 1851). C.'s illustrirte „Geschiedenis van Belgien“ (Antwerpen 1845, deutsch von Wolff, Leipzig 1847) hat wohl als Nationalwerk, kaum aber, vom Standpunkte wissenschaftlicher Forschung aus beurtheilt, Werth. C.'s historische oder dem Stillleben angehörende Gemälde, von denen noch die „Avondstunde“ (Antwerpen 1839, deutsch, Münster 1846, 2 Bde.) und „Lambrecht Hensmans“ (Antwerpen 1846, deutsch von Wolff, Bonn 1847) zu erwähnen, sind von ergreifender Wahrheit, Einfachheit und Innigkeit der Schilderung, dabei bis ins kleinste Detail sorgfältig ausgeführt und leiden nur zuweilen an zu viel Sentimentalität.

Consecratio (lat.), s. Konsekration.

Conseil (franz.), eigentlich s. v. a. Rath; dann s. v. a. Geheimerath oder Ministerkonferenz; Benennung, welche die Stifter gewisser höheren Grade der Freimaurerei ihren Vereinen gaben, dem Worte

Kapitel entsprechend (der berühmteste dieser C.s war der Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident, Souverains Princes-Maçons, 1758 in Paris gestiftet).

Consensus (lat.), Uebereinstimmung, Uebereinkunft, besonders bei dogmatischen Streitigkeiten, welche innerhalb einer und derselben oder zwischen mehren verwandten Konfessionen entstanden sind; daher Titel solcher Schriften dogmatischen Inhalts, welche eine Vereinigung bei Glaubensstreitigkeiten herbeiführen sollen. Die bemerkenswerthesten dieser Schriften sind folgende. Behufs einer Vereinigung der augsburgischen, böhmischen und helvetischen Konfessionsverwandten der polnischen Provinzen wurde der C. Poloniae und Sendomiriensis am 14. April 1570 zu Sendomir über die Lehre von Gott, der Menschwerdung Christi und dem Abendmahl vereinbart, wobei man sich zu gegenseitiger Unterstützung verpflichtete. Obwohl derselbe 1570 zu Posen, 1573 zu Krakau, 1578 zu Petrikau und noch öfter bestätigt ward, so erhoben sich doch Widersprüche dagegen, zuerst von Seiten der Lutheraner, die 1603 aufhörten, sich an ihn zu halten, wodurch er schon zu Anfang des 17. Jahrh. seine Geltung und einigende Kraft verlor. Innerhalb der reformirten Kirche sind mehre C. verabfaßt worden, so der C. Tigurinus von 1549, welcher, von Calvin in 26 Artikeln über die Lehre vom Abendmahl aufgesetzt, von Bullinger gebilligt und von den übrigen schweizerischen Kantonen, mit Ausnahme Berns, angenommen, zwischen dem zwingli'schen und calvinischen Lehrbegriff zu vermitteln suchte, aber nie großes Ansehen erhalten hat; der C. genevensis (C. pastorum), der, ebenfalls von Calvin 1551 abgefaßt, die Prädestinationslehre im streng calvinischen Sinne formulirt enthält, aber von Seiten der anderen schweizerischen Kirchen keine officielle Annahme gefunden hat (herausgegeben Genf 1552 u. öfter); der C. Helveticus (Formula consensus helvetica), das Glaubensbekenntniß der reformirten Schweizerkantone, verfaßt von J. H. Heidegger, Professor in Zürich, und besonders gegen Mos. Amyralds Lehre von der allgemeinen Gnade in 26 Artikeln gerichtet, eingeführt 1675, zu Genf 1676, mußte zwar von allen Geistlichen und Lehrern jener Kantone unterschrieben werden, verlor aber dessen ungeachtet in Folge des Widerspruchs, der in der Schweiz, in Kurbrandenburg und in England dagegen erhoben ward, sein symbolisches Ansehen in dem Grade, daß er schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast gar keine Geltung mehr hatte. Innerhalb der lutherischen Kirche kamen zu Stande: der C. Dresdensis von 1571, das Glaubensbekenntniß der kurfürstlich sächsischen Theologen in den kryptocalvinistischen Streitigkeiten, und der C. repetitus fidei verae Lutheranae, die in den synkretistischen Streitigkeiten gegen die helmstädtischen Theologen, namentlich G. Calixt gerichtete, von den sächsischen Theologen 1664 aufgesetzte, von dem Oberkonsistorium zu Dresden gebilligte und von den Universitätsprofessoren unterschriebene Vereinigungsformel, welche aber kein symbolisches Ansehen erlangt hat.

Consensus (lat.), bei Verpfändungen, s. Konsens.

Consentes dii (lat.), die zwölf großen etrurischen (tuscischen) Götter (dii majorum gentium), sechs männliche und sechs weibliche, die den hohen Götterrath bildeten. Ennius hat sie in folgenden Versen zusammengestellt:

Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars,
Mercurius, Jovis, Neptunus, Vulcanus, Apollo.

Wie mit Jupiter entstanden, so sollten sie auch mit ihm, nach Ablauf seiner Weltperiode, untergehen. Nach Varo standen ihre goldenen Bildsäulen auf dem Forum zu Rom.

Consentia, alte befestigte Hauptstadt der Bruttier, auf einer Anhöhe am Crathisfluß, schon vor den punischen Kriegen, besonders aber während Hannibals Zügen oft genannt; jetzt Cosenza.

Considérant, Victor, französischer Socialist, 1805 zu Salins geboren, besuchte die polytechnische Schule zu Paris, trat in die Armee, verließ aber diese Laufbahn als Geniekapitän, um sich der Verbreitung der Lehre Fouriers zu widmen, nach dessen Tode er Haupt der socialistischen Schule wurde. C. schrieb zahlreiche Artikel in die „Réforme industrielle“, das officielle Organ des Fourierismus, übernahm später die Leitung der „Phalange“, stiftete, nachdem dieselbe eingegangen, die „Démocratie pacifique“ mit, welche 1845 an der „Phalange, revue de la science sociale“ eine Hülfszeitschrift erhielt. Die oberste Leitung beider Journale wurde C. übertragen. C.s meiste und bedeutendste Schriften handeln von der radikalen Weltverbesserung nach „harmonischen“ Grundsätzen. Dahin gehört besonders seine „Destinée sociale, exposition élémentaire complète de la théorie sociétaire“ (Paris 1836—38, 2 Bde. n. Aufl. 1847—49). Zugleich bewährte er sich als Redner bei seinen fourieristischen Missionen im Innern von Frankreich, in der Schweiz, Belgien und Deutschland. Im Jahre 1848 wurde er vom Departement Loiret, 1849 vom Seinedepartement in die Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Bergpartei stimmte. Wegen Unterschreibung von zwei insurrektionellen Aktenstücken vom 13. Juni 1849 des Hochverraths angeklagt, entfloh er nach Belgien, wurde aber von der Jury zu Versailles in contumaciam zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt. Von Belgien wandte er sich nach Nordamerika und kaufte in Texas große Strecken Landes, um mit Einwanderern aus dem Elsaß und der Schweiz eine kommunistische Gemeinde La Réunion zu begründen. Im Jahre 1854 begab er sich wieder nach Brüssel.

Consilia evangelica (lat.), nach der Lehre der römischen Kirche solche sittliche Vorschriften, zu deren Befolgung der Christ eigentlich nicht verpflichtet ist, und die daher ein überflüssiges, auch auf Andere übertragbares Verdienst begründen. Man zählt ihrer im Ganzen zehn, unter denen aber Ehelosigkeit, Armuth und Gehorsam, also die 3 Mönchsgelübde, wieder als praecipua c. e. gelten.

Consilium (lat.), richterliches Gutachten, Ausspruch; im alten Rom im weitern Sinne der Kreis von rechtsverständigen Freunden, mit welchem sich die Magistrate zu umgeben pflegten. Dionysius weist Spuren davon schon in der Königszeit nach; später waren es besonders die Konsuln und Prätoren, welche bei Kriminal- wie Civilprozessen dergleichen Consiliarii, Assessores 2c. zu Rathe zogen, die allmählig in der That großen Einfluß auf die Entscheidungen der Magistrate ausübten, wie schon aus der Formel, der Magistrat habe de consilii sen-

tentia entschieden, hervorgeht. Im engeren Sinne hieß C. auch ein stehendes Kollegium, welches dem Oberrichter, in Provinzen dem Statthalter in der Privatjurisdiktion, z. B. in Untersuchungen über Ingenuität, Civität, Freiheit 2c., beistand und namentlich die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu besorgen hatte. Gewählt wurden die Mitglieder dieses C. vom Präses der Provinz aus dem Conventus (s. d.). In Rom bestand das C. aus 5 Senatoren und 5 Rittern.

Consilium abeundi (lat.), der Rath, weg zu gehen, die mildere Art der Verweisung von der Universität, die temporäre Entziehung des akademischen Bürgerrechts, wovon jedesmal die bestrafende allen „befreundeten" Universitäten Nachricht zu geben pflegt. Die Dauer des C. a. wird im Straferkenntnisse stets mit ausgesprochen; nach Ablauf derselben kann von Neuem um die Immatrikulation nach herkömmlicher Weise nachgesucht werden. Geschärft wird das C. a. dadurch, daß die Landesobrigkeit davon in Kenntniß gesetzt wird.

Consistentes (lat., Stehende), in der ältesten Kirche Solche, welche den ersten u. gelindesten Grad der Kirchenbuße zu bestehen hatten und demnach zwar bei den Gläubigen, welche das Sakrament empfangen wollten, im Mittelschiff der Kirche stehen, aber das Sakrament selbst noch nicht mitgenießen durften.

Consistorium (lat.), eigentlich Versammlungsort, zur Zeit der römischen Kaiser der Ort, wo sich der geheime Rath derselben versammelte; seit Diocletian und Konstantin dieser Rath selbst, der als Consistorium Principis an die Stelle des früheren Staatsraths trat. Seine Mitglieder wurden bald Proceres sacri palatii, Proceres consistorii, Proceres auditorii, bald auch Judices genannt und waren theils stehende, theils außerordentliche. Regelmäßige Beisitzer (comites consistoriani) waren: die sogenannten Illustres: Quaestor sacri palatii, der kaiserliche Kanzler; Magister officiorum, Hofmarschall; Comes sacrarum largitionum und Comes rei privatae; ferner die Spectabiles, welche auch Comites consistoriani im engern Sinne, oder Comites primi ordinis in consistorium genannt wurden, endlich einige Beamte, welche, ohne eigentliche Consistoriani zu sein, den Sitzungen des C. beiwohnen mußten. Außerordentliche Mitglieder des C. waren die Vocantes, wirkliche Staatsdiener, die aber nur zu außerordentlichen Kommissionen benutzt wurden. Auch sie theilten sich in Illustres und Spectabiles, wovon letztere nur auf besondere Aufforderung der jedesmaligen Sitzung beiwohnten. Als außerordentlich eingeladen erscheinen zuweilen auch die Konsuln, die Praefecti urbi, Praepositi cubiculi u. A. im C. Gegenstände der Berathung im C. waren nur die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich Legislation, Administration u. Justiz; auch die feierlichen Audienzen des Kaisers fanden vor dem C. Statt; der Magister officiorum hatte die Personen vorzustellen. Außer den Genannten gehörten zum Dienstpersonal des C. in Staatsangelegenheiten noch Notarii und Tribuni, in Justizsachen das Scrinium libellorum und epistolarum; Boten waren die Silentiarii (kaiserliche Thürhüter) und ihre Decuriones. Das Präsidium hatte der Kaiser oder der von ihm Beauftragte. Früher hatte das C. kein bestimmtes Lokal. Erst M. Aurel wies ihm einen Saal in seinem Palast an. Ueber das C. in der christlichen Kirche s. Konsistorien.

Consolidantia (consolidativa, lat.), Mittel, welche, wenn offene Wunden, oder auch Knochenbrüche geheilt, oder verrenkte Glieder eingerichtet sind, angewandt werden, um die Befestigung der Theile zu bewirken.

Consols (engl., konsolidirte Annuitäten, Three per cent Consols od. Consolitated Annuities), 3procentige englische Staatspapiere, die den Haupttheil der englischen Staatsschuld bilden und an der londoner Börse die am häufigsten vorkommenden Effekten sind, weshalb sie auch den meisten Schwankungen des Kurses ausgesetzt und durch den Stand ihres Kurses für alle übrigen Stocks maßgebend sind. Ihr Name rührt davon her, daß 1751 mehre einzelne, von einander getrennte Fonds zu Einem Stock vereinigt (konsolidirt) wurden. Dieser Stock belief sich damals auf 9,137,821 Pfd. Sterl., ist aber durch spätere Anleihen so bedeutend angewachsen, daß er 1853 507,860,623 Pfd. betrug. Unter konsolidirten Fonds und konsolidirten Renten überhaupt versteht man nicht bloß solche, welche aus der Vereinigung (Konsolidation) mehrer einzelnen Fonds entstanden sind, sondern auch die gedeckten, d. h. solche, für deren Zinszahlung bestimmte Staatseinkünfte angewiesen sind, s. Staatspapiere.

Constable (engl., ursprünglich verwandt mit dem französischen Connetable), Name öffentlicher Sicherheitsbeamten in England. Der Lord High C., einer der obersten Kron- und Reichsbeamten des alten England, war dem Connetable von Frankreich ganz gleich. Die Würde des Großconstable war lehnbar, erlosch aber mit Eduard Stafford, der 1521 wegen Hochverraths verurtheilt wurde. Seitdem wird nur für besonders feierliche Gelegenheiten ein Großconstable ernannt. In Schottland ist die Würde eines Lord High C. in der Familie Errol erblich. Die Oberconstables (High C.s), die besonders die Landesbewaffnung beaufsichtigten, wurden 1284 von Eduard I. eingeführt. Zu ihnen kamen unter Eduard III. die Gemeindeconstables (Petty C.s), die noch jetzt als ehemalige Gemeindevorsteher die untersten Vollziehungsbeamten des Staats bilden. Ihr Amtszeichen ist ein 3—4 Fuß langer, 1½ Zoll dicker Stab von Holz, oben mit dem königlichen Wappen, und ein kurzer Stab von Messing, 4 Zoll lang, oben mit einer kleinen Krone versehen. Ihre nächsten Vorgesetzten sind die Friedensrichter. Sie werden jährlich in der Regel von den Gemeinden, in vielen Orten auch von den gutsherrlichen Beamten, den Kirchenältesten oder den Friedensrichtern gewählt; befreit vom Dienst sind gewisse Beamte und Stände, früher auch Diejenigen, welche wegen Entdeckung eines Verbrechers einen Freischein von Kirchspielsämtern erhalten hatten. Im Fall der Noth kann jeder Bürger aufgefordert werden, als Special C. zu dienen. Wohlhabende lassen sich gewöhnlich durch einen Deputy C. vertreten, sind aber für dessen Handlungen verantwortlich. Bei der Einführung der neuen Polizeiverwaltung durch Peel 1829 wurden in London die ehemaligen C.s aufgehoben u. durch 5 Kompagnien Policeconstables für die 5 Polizeibezirke der Stadt ersetzt (s. London).

Constans, der jüngste von Konstantins des

Großen drei Söhnen, aus dessen zweiter Ehe mit Fausta, geboren 323, nach Andern 320, war von 333 an als Cäsar im westlichen Illyrien und Afrika gewesen und befand sich eben in Gallien, als sein Bruder Constantius nach des Vaters Tode den Thronwechsel mit der Ermordung aller Seitenverwandten der kaiserlichen Familie einleitete. In der auf eine Anordnung Konstantins des Großen gegründeten Theilung erhielt C. Afrika (das prokonsularische ausgenommen), Sicilien, Illyrien, Italien, nach Einigen auch Macedonien und Griechenland, Constantius Thracien mit dem Morgenland, und Konstantin II. Gallien, Spanien, Britannien und das prokonsularische Afrika mit der Hauptstadt Karthago. Letzterer wollte von C. die Abtretung auch des übrigen Afrika und den Mitbesitz von Italien erzwingen, fiel aber dabei, von jenem in einen Hinterhalt gelockt. In Folge davon erhielt C. mehr als zwei Dritttheile des Reichs, und zwar unbestritten von seinem Bruder, den gerade ein Krieg mit den Persern in Anspruch nahm. Im Anfang seiner Regierung zeigte er sich als guten Regenten und Feldherrn; er kämpfte in Gallien siegreich gegen die Franken, sowie in Britannien gegen Pikten und Skoten. Bald aber verfiel er dem üppigen Leben des byzantinischen Hofs und machte sich selbst seinen eigenen Soldaten verächtlich. Dies benutzte ein ehrsüchtiger Krieger, Magnentius, und warf sich, von dem Staatsschatzmeister Marcellinus unterstützt, bei einem Gelage in Autun zum Augustus auf. Auf die Kunde hiervon floh C., um in Spanien Sicherheit zu suchen, wurde aber in der Nähe von Helena, dem alten Illiberis (jetzt Elun), an der spanischen Grenze eingeholt und in einem Tempel ermordet (im Januar 350). Die Kirchenschriftsteller berichten noch, daß er gegen seinen Bruder Constantius die Partei des Athanasius (s. d.) ergriffen habe.

Constant de Rebecque, Henri Benjamin, einer der ausgezeichnetsten politischen Schriftsteller und Redner Frankreichs, am 23. Oktober 1767 zu Lausanne geboren, studirte die Rechte, trat dann in braunschweigische Hofdienste und begab sich zu Anfang der Revolution nach Paris, wo er 1796 vor dem Rathe der Fünfhundert muthig die Sache seiner vertriebenen reformirten Landsleute führte. Mit gleichem Eifer die Anarchie wie den Despotismus bekämpfend, vertrat er die Gleichheit der Bürger, das Repräsentativsystem, die Freiheit der Presse und die Erhaltung der ordentlichen Justiz u. brachte es dahin, daß Talleyrand 1797 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Seine Reden und Schriften hatten ihm indeß die Ungunst des ersten Konsuls zugezogen, weshalb er 1802 aus dem Tribunat entfernt wurde und Paris meiden mußte. Mit der Frau von Staël durchreiste er darauf mehre Länder, ging später nach Göttingen, wo er wissenschaftlichen Beschäftigungen oblag, und erschien 1814 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris. Hier trat er, besonders im „Journal des débats“, für die Sache der Bourbonen auf, ließ sich aber dessen ungeachtet im April 1815 von Napoleon I. zum Staatsrath ernennen und arbeitete als solcher an der Konstitution des Maifeldes. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen ging er nach Brüssel, durfte aber 1816 nach Paris zurückkehren und ward 1819 und 1824 zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt, auch als französischer Bürger anerkannt. Nach der Julirevolution stimmte er für die Erhebung des Herzogs von Orléans zum konstitutionellen König. Bald aber sah er seine Ideale zerrinnen und trat nun gegen die neue Dynastie in die Schranken. C. † am 8. December 1830. Seine kleinen Schriften über Repräsentativregierung erschienen gesammelt unter dem Titel „Cours de politique constitutionnelle“ (Paris 1817—20, 4 Bde.; 2. Aufl. 1833). Andere sammelte er selbst in den „Mélanges de littérature et de politique“ (1829). Der Sammlung seiner „Discours prononcés à la chambre des députés“ (Paris 1833, 3 Bde.) fügte Pagès den dritten Band hinzu. Zur Ergänzung u. Erläuterung des Werks „De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements“ (Par. 1824—30, 3 Bde.) hinterließ er „Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne“ (das. 1833, 2 Bde.). Außerdem schrieb er noch „Mémoires sur les cent jours“ (Paris 1822, 2. Aufl. 1829), einen Roman „Adolphe“ (3. Aufl., das. 1824), bearbeitete auch Schillers „Wallenstein“ für die französische Bühne und gab Filangieri's Werke (das. 1822, 5 Bde.) heraus. Als Redner fehlte ihm die hinreißende Gewalt des Worts, da er zu undeutlich und zu rasch sprach. Dagegen verband er als Schriftsteller mit dialektischer Kunst zarte Ironie und Feinheit des Ausdrucks.

Constantia, Ansiedelung im Kapdistrikt des Kaplandes, südlich von der Kapstadt, mit 14,000 Einwohnern, berühmt durch ihren Wein (Constantiawein), der jedoch nach Cole's Versicherung durchaus nicht in der besten Sorte nach Europa kommt. Es sind nur 3 Höfe, in deren Gärten dieser vorzügliche Wein wächst: Hoch- (Van Reenen), Groß- (Cloete) und Kleinconstantia (Coligne).

Constantin, Abraham, einer der ausgezeichnetsten Email- und Porzellanmaler der Gegenwart, 1785 zu Genf geboren, malte erst Zifferblätter für Uhren und bildete sich dann in Paris und Rom. Im Jahre 1826 nach Paris zurückgekehrt, erhielt er den Titel eines Kammermalers u. das Kreuz der Ehrenlegion. Im Jahre 1832 begab er sich abermals nach Rom, um im Auftrage Ludwig Philipps Raphaels Gemälde in den vatikanischen Stanzen zu kopiren. Andere Kopien von ihm nach vorzüglichen Meisterwerken, hauptsächlich im Palaste Pitti zu Florenz, bilden gegenwärtig in der königlichen Gallerie zu Turin eine sehr werthvolle Sammlung. Dieselbe enthält auch als eigene Komposition von ihm die (1823 durch die französische Armee erfolgte) Einnahme von Trocadero. Noch mehr Anerkennung fand C.s Meisterschaft in der Porträtmalerei. In seinem Buche „Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres“ (Tübingen 1846) legte er seine Bemerkungen über Raphaels Art und Technik, über Zeichnungs- und Koloritverhältnisse der großen Maler, über die Porzellanmalerei etc. nieder.

Constantius, 1) C. I. Chlorus, vollständig Flavius C. Chlorus, Cäsar, der Stifter der flavischen Dynastie u. Vater Konstantins des Großen, Sohn eines vornehmen Dardaniers (Daciers), Eutropius, und der Claudia, Tochter des Kaisers Claudius II., geboren 250 n. Chr., machte sich durch Kriegsthaten einen Namen und ward von den Kai-

sern Diocletian und Maximian 292 n. Chr. nebst Galerius zum Cäsar gewählt, bald darauf von Maximian auch adoptirt und mit dessen Stieftochter Theodora vermählt, während Diocletian zu Galerius in dasselbe Verhältniß trat. Das Reich wurde somit in 4 Theile getheilt, und C. erhielt als seinen Antheil Spanien, Gallien und Britannien. Er suchte zunächst die Grenzen Galliens zu sichern, schlug die Deutschen zurück, brachte den Alemannen, obgleich vorher von ihnen geschlagen, bei Lingonä eine Niederlage bei und vertrieb die Franken aus Batavien. Nachdem er darauf Bononia (Boulogne) erobert und die übrige Seeküste mit seinen Truppen besetzt hatte, setzte er nach Britannien über, schlug den Usurpator Allectus und unterwarf die Insel wieder. Nachdem so die Ruhe allenthalben wieder hergestellt war, sorgte C. nun auch für das Aufblühen von Künsten und Wissenschaften in den ihm anvertrauten Ländern und erwarb sich dadurch, sowie durch seine Milde, die auch den Christen zu Gute kam, die Liebe und das Vertrauen seiner Unterthanen. Die Abdankung Diocletians und Maximians und die Erhebung der bisherigen Cäsaren zur höchsten Würde (305) machte eine Theilung des Reichs zwischen C. und Galerius nöthig, in welcher Ersterer als Augustus das Abendland erhielt. C. †, während einer Expedition gegen die Pikten, zu Eboracum (York) den 25. Juli 306. Seine Zeitgenossen, und zwar Heiden wie Christen, rühmen seine Einfachheit, seinen wohlwollenden Sinn, seine Uneigennützigkeit und die treffliche Verwaltung seiner Provinzen.

2) C. II., Konstantins des Großen zweiter Sohn von seiner zweiten Gemahlin Fausta, geboren den 13. Aug. 317 zu Sirmium in Illyricum, verwaltete schon als zwanzigjähriger Jüngling die öffentlichen Angelegenheiten in Asien, als ihn der Tod seines Vaters nach Konstantinopel rief. Seine beiden Oheime und Geschwisterkinder verlangten hier von ihm Bestätigung der ihnen vom verstorbenen Kaiser anvertrauten Würden, wogegen die Soldaten nur Konstantins Söhnen einen Antheil an der Regierung zuerkennen wollten. Erdichtete Anklagen bewogen C., den Soldaten keinen Widerstand entgegenzusetzen, als sie jene und noch andere seiner Verwandten ermordeten. Nur Gallus und Julian, Neffen Konstantins des Großen, blieben am Leben. Bei der Theilung des Reichs (335) erhielt C. Asien und Aegypten, erbte aber zugleich einen Krieg gegen die Perser, der lange Zeit seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Als nach der Ermordung seines jüngeren Bruders Constans (350) Magnentius in Spanien, Gallien, Britannien und Italien als Kaiser anerkannt und der General Vetranio von seinen Legionen in Illyricum mit dem Purpur geschmückt worden war, überließ er den Osten seinem Vetter, unterwarf Vetranio wieder und traf mit Magnentius am 28. Sept. 351 bei Mursa (Eszek) an der Drau zusammen. Dessen Uebermacht fürchtend, hatte C. umsonst Friedensanträge gestellt, wußte jetzt aber den Anführer der feindlichen Reiterei zum Uebergang zu bestimmen, und so gewann, während er sich selbst feig versteckte, seine Reiterei die blutige Schlacht. Seitdem vereinigte C., da sein älterer Bruder Konstantin II. bereits 340 gestorben, wieder das ganze Reich seines Vaters. Er wüthete darauf gegen die Partei des gefallenen Feindes aufs Grausamste, blieb längere Zeit in Gallien und unternahm 354 einen Feldzug gegen die Alemannen, schloß aber, durch Nachrichten aus dem Orient beunruhigt, Frieden mit ihnen. Gallus, den er zum Cäsar ernannt hatte, nun aber fürchtete, wußte er in seine Gewalt zu bringen und ließ ihn dann hinrichten. Der Bruder desselben, Julian, entging nur durch den Schutz der Kaiserin Eusebia dem gleichen Geschick, ward dann aber, da sich C. zu schwach fühlte, um allein sein von allen Seiten bedrängtes Reich zu vertheidigen, zum Cäsar ernannt und erhielt die Verwaltung des Westens. Ein Feldzug gegen die Sarmaten und Quaden verschaffte C. den Beinamen Sarmaticus. Im Jahre 359 begannen seine Kämpfe mit Persien von Neuem, blieben jedoch abermals erfolglos. Neidisch auf den Ruhm, den sich inzwischen Julian durch glückliche Kriege in Gallien erworben, verlangte er von demselben den besten Theil seines Heeres zur Beschützung von Asien. Julian war wohl bereit, dem Befehl Folge zu leisten, die Truppen aber weigerten sich, ihn zu verlassen, und riefen ihn wider seinen Willen zum Kaiser aus. Julian bat C. zuerst auf gütlichem Wege um seine Einwilligung. Dieser aber, nach dem Tode der Kaiserin Eusebia ganz von Eunuchen beherrscht, zog sofort seine Truppen von der Grenze Persiens zurück und brach, schon krank, gegen Julian auf, † aber auf dem Marsche zu Mopsucrene in Cilicien am 3. November 361, nachdem er noch Julian zu seinem Nachfolger ernannt haben soll. Argwöhnisch und grausam, war C. doch, wie gegen Andere, so auch gegen sich streng; seine Zeitgenossen rühmen namentlich seine Mäßigkeit. Der arianischen Partei zugethan, mischte er sich vielfach in die kirchlichen Glaubensstreitigkeiten.

Constituens (lat.), gestaltgebendes Mittel, in der Receptirkunst dasjenige Mittel, durch welches eine Arznei die ihr nöthige Form, Umfänglichkeit und Konsistenz erhält, bei flüssigen Arzneien Vehiculum, bei anderen Präparaten Excipiens genannt. Um die Wirkung des Hauptmittels nicht zu beeinträchtigen, schreibt der Arzt, wenn ihm weder ein Adjuvans, noch Corrigens zu Gebote steht, ganz indifferente Mittel vor, z. B. bei liquiden Arzneiformen destillirtes Wasser oder einfachen Gerstenabsud, bei Pulverformen gewöhnlichen Zucker oder Milchzucker.

Constitutio (lat.), Ordnung, Verordnung, Beschluß, Recht, Verfassung (s. Konstitution). C. civilis (c. principum) ist eine gesetzliche Verordnung, wodurch eine gemeinrechtliche Bestimmung bestätigt, aufgehoben, verändert, oder erläutert wird. Der Form nach sind die Constitutiones Reskripte, Dekrete, Mandate oder Edikte. Ihrem Inhalt nach sind sie C.nes ecclesiasticae, wenn sie sich mit dem Kirchen- und Schulwesen beschäftigen, und C.nes feudi (s. Lehnwesen.) Im deutschen Reich unterschied man C.nes imperiales, wenn sie für das ganze Reich gültige Bestimmungen enthielten, wie die Reichsabschiede 2c., und C.nes provinciales, d. h. die in den einzelnen deutschen Staaten im Kreise der Legislation derselben entstandenen Gesetze. C.nes feudales heißen die Lehnsverordnungen, welche namentlich in den Kapitularien der fränkischen Könige, in der Verordnung Konrads II. (1037), Heinrichs III., Lothars II., Friedrichs I., Heinrichs IV., Otto's IV., Friedrichs II. und Wil-

helms enthalten sind. C.nes personales sind landesherrliche Verordnungen, welche eine bestimmte Person für einen bestimmten Fall der Kraft der Gesetze entziehen, sie von ihren Vorschriften befreien. C.nes principales, principis oder imperatoris waren im römischen Staate kaiserliche Verordnungen, die auf eingereichte Vorstellungen und Bitten vom Kaiser erlassenen Reskripte und Befehle (edicta principis). Sie, sowie die Leges (eigentlich sogenannten Gesetze) und die Senatusconsulta (Senatsbeschlüsse) bilden die drei Hauptquellen des römischen Rechts.

Constitutio criminalis Carolina (lat.), s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Constitutio unigenitus (lat.), s. Unigenitus.

Constitutum (lat.), Feststellung, Vertrag; in der Rechtswissenschaft die nochmalige Wiederholung einer Obligation, wobei die Erfüllung derselben schlechthin oder unter gewissen Modifikationen durch einen neuen Vertrag versprochen wird. Man unterscheidet zwischen C. debiti proprii, wenn der neue Vertrag mit Beziehung auf eine zwischen denselben Parteien schon bestehende Schuld, die vielleicht ursprünglich nicht klagbar, oder wegen Einreden zweifelhaft gewesen sein kann, abgeschlossen, und C. debiti alieni, wenn eine fremde Forderung neu konstituirt wird. Durch das C. wird die frühere Obligation nicht aufgehoben, aber die Erfüllung desselben tilgt letztere. C. possessorium heißt der Vertrag, vermöge dessen Jemand eine Sache, in deren eigenthümlichem Besitz er bis jetzt war, nun auf den Namen eines Anderen zu besitzen anfängt; das Gegentheil davon ist die Traditio brevi manu facta, ein Vertrag, vermöge dessen Derjenige, welcher bisher eine Sache auf fremden Namen besaß, dieselbe nun als Eigenthümer zu besitzen beginnt. Beides sind fingirte Besitzübertragungen und haben das Eigenthümliche, daß dabei der Besitz durch bloßen Willen der Kontrahenten, ohne Hinzutritt einer äußeren Thatsache, übergeht; sie setzen in der Regel, wie alle Besitzübertragungen, ein anderes Rechtsgeschäft voraus, welches dadurch vollzogen wird. Das C. possessorium tritt z. B. meist da ein, wo Jemand ein Grundstück verkauft, aber zugleich von dem Käufer für die Zukunft erpachtet; die Traditio brevi manu da, wo der bisherige Pächter das erpachtete Grundstück als Eigenthum erwirbt.

Constrictor (lat.), Schnürmuskel, Muskelbündel, welcher ringförmig eine Höhlung oder Oeffnung umgibt, also s. v. a. Schließmuskel. Besonders führen diesen Namen die Constrictores pharyngis (inferior, medius, superior), die Schlundkopfschnürer, und die C.es vaginae, die Scheidenschnürer.

Consuegra (das Consaburum der Römer), Stadt in der spanischen Provinz Toledo, am Amarguilla, mit Kastell u. 6000 Einwohnern, die Fabriken für grobes Tuch zu Mönchskutten unterhalten.

Consul (lat.), Rathgeber, s. Konsul.

Consularis (consularis vir), zur Zeit der römischen Republik Derjenige, welcher Konsul gewesen war; unter den Kaisern Titel für höhere Staatsbeamte, welche, ohne Konsuln gewesen zu sein, die Erlaubniß erhielten, die konsularischen Insignien zu tragen, also ziemlich s. v. a. Consul honorarius (s. Konsul). Diesen Titel erhielten vorzugsweise die höheren Heerbefehlshaber, weil die abgetretenen Konsuln häufig als Feldherren in die Provinzen geschickt wurden, ferner die Provinzialstatthalter, die Oberaufseher der Wasserleitungen in Konstantinopel (Consulares aquarum) ꝛc.

Consus, Gottheit des alten Roms, welcher zu Ehren die Consualia bis in die Zeiten des Augustus gefeiert wurden. Ganz abgesehen von der Deutung des Namens haben unter den Alten die Einen den C. für den Neptunus oder den Neptunus equester gehalten und aus seinen Beinamen geschlossen, daß Romulus ihm zu Ehren Wettrennen angeordnet habe, Andere, den Namen C. mit Concussor in Verbindung bringend, deuteten die Benennung des Gottes auf den Erderschütterer Neptunus. Wieder Andere, Neptunus als Gott der Gewässer und zugleich auch der verborgenen Dinge deutend, sahen in C. den Gott der verschwiegenen Ueberlegung; nach ihnen soll Romulus diesen Kult eingesetzt haben, als im Circus maximus ein Altar ausgegraben wurde, und der Name soll dann mit einem Zeitworte conso, welches auch dem Consilium zum Grunde liege, zusammenhängen. Den Anfang der Festlichkeiten knüpfte die Sage an den Raub der Sabinerinnen, welcher bei der ersten Feier der Consualia Statt gefunden habe. In der folgenden Zeit beging man das Fest nach dem römischen Calendarium am 21. August und 15. December, und zwar mit Libationen, welche man auf einem im Circus maximus aufgedeckten Altar in den brennenden Weihrauch ausgoß. Es folgte ein Wettlauf von angeschirrten und leeren Rossen; sonst ruhten an diesem Tage sämmtliche Pferde und Maulthiere und wurden mit Blumen bekränzt. Hiernach ließe sich vielleicht die Festlichkeit als Erntefeier und C. als Erntegott deuten, und im Gebrauch der Aufdeckung des verborgenen Altars und dem Umstande, daß der C. einen Tempel unter einem Dache hatte (templum sub tecto), wäre eine symbolische Andeutung, daß der Erntesegen aus der Erde gespendet werde, zu finden. Was sodann das Feld für das Leben des Einzelnen war, das waren die Sabinerinnen für die Fortdauer Roms selbst.

Contadinesca poesia (lat.), Gattung der italienischen Volkspoesie, begreift Liebeslieder in bäurischer Mundart.

Contagium (lat.), Ansteckungsstoff, s. Ansteckung.

Contant (franz.), s. Comptant.

Contarini, eine der ausgezeichnetsten venetianischen Familien, welche von den ältesten Zeiten bis auf den Untergang der Republik Venedig durch eine große Zahl berühmter Männer, 4 Patriarchen, 8 Dogen, viele Feldherren, Staatsmänner, Künstler, Dichter und Gelehrte geglänzt hat. Ihren Reichthum verdankte die Familie einem ausgebreiteten Handel nach der Küste von Afrika. Sie spaltete sich im Laufe der Zeiten in mehre Zweige, welche dann besondere Beinamen trugen, und scheint auch außerdem sehr ausgebreitet gewesen zu sein. Zuerst wird der Name C. unter den zwölf Tribunen (zwölf Aposteln) genannt, welche den ersten Dogen Venedigs Paoluzzi Anafesto 697 erwählten. Der erste Doge aus dem Geschlechte war Domenico C., der diese Würde von 1043—71 bekleidete und in der inneren Verwaltung des Staats ebenso viel Kraft als Klugheit bewies. Von ihm rühren mehre

öffentliche Gebäude in Venedig her; die Marcuskirche erhielt durch ihn ihre jetzige Gestalt; außerdem erbaute er das Kloster des heiligen Nikolaus auf dem Lido und das des heiligen Angelus. Jacopo C., der zweite Doge aus dieser Familie, geboren um 1194, hatte die höchste Würde von 1274—79 inne u. entwickelte trotz seines hohen Alters unter gerade damals äußerst schwierigen Verhältnissen eine bewunderungswürdige Thätigkeit und Klugheit. Er unterdrückte einen Aufstand der Städte Triest und Capodistria, führte den Krieg gegen Ancona mit Glück weiter, bis sich die Stadt zur Unterwerfung unter die Souveränetät Venedigs auf dem Meere genöthigt sah, dämpfte eine Empörung, welche di Cortazzi zur Losreißung Kandia's von Venedig angestiftet hatte, und erwarb Almissa in Dalmatien, Montore in Istrien, Cerva in der Romagna und viele kleinere Güter. Andrea C. war wider seinen Willen Doge von 1367—82, nachdem er bereits mehre wichtige Aemter bekleidet, u. A. als Richter Marino Faliero mit verurtheilt hatte. Er beendete den Aufstand der Triestiner und Kandioten und schloß mit Oesterreich einen Frieden ab. Aus einer Fehde mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, hatte sich ein Krieg mit Genua entsponnen, gewöhnlich der Krieg von Chiozza oder Chioggia genannt, welcher mit geringen Unterbrechungen schon gegen 100 Jahre gedauert u. eine für Venedig höchst ungünstige Wendung genommen hatte, als C. selbst den Oberbefehl übernahm und 1380 Chioggia zur Ergebung, Genua zum Frieden zwang. C. war der erste Doge, welchem von Staats wegen eine Leichenrede gehalten wurde. Ferner ließ die Republik seine Rückkehr aus jenem Kriege von Paul Veronese auf öffentliche Kosten malen. Francesco C., geboren um 1570, trat früh in die wichtigsten Aemter des Staats, bekleidete zwei außerordentliche Gesandtschaften, an den Papst Paul V. und an Jakob I. von England, verwaltete dann das Amt eines Procuratore di S. Marco und saß von 1623—25 auf dem Dogenstuhl. Um Oesterreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, verband er sich mit Frankreich, Savoyen u. den protestantischen Schweizerkantonen, doch wurde dieser Zweck erst nach seinem Tode erreicht. Nicolo C., geboren 1557, war eben so ausgezeichnet als Staatsmann wie als Gelehrter. Als Proveditore jenseits des Mungio wußte er 1621 die Würde der Republik gegen des spanischen Generals Feria Anmaßung zu behaupten, wurde hierauf Avogador, 1628 unter die Zehn der Republik erwählt und noch in demselben Jahre zum Correttore ernannt und erwies als solcher die Schuldlosigkeit Foscarini's, welcher 1622 auf den bloßen Verdacht, mit einem fremden Gesandten in heimlicher Verbindung zu stehen, hingerichtet worden war. Im J. 1630 gelangte er zum Dogat, † aber schon 1632. Von C.'s Schriften ist die sehr ausführliche „Istoria Veneziana", welche die Jahre 1597—1628 umfaßt, noch handschriftlich vorhanden; gedruckt ist: „De rerum perfectione libri sex" (Venedig 1576), ferner „Modo della Elezione del Serenissimo Principe di Venezia" (Rom 1630). Carlo C., 1655 zum Dogen erwählt, † 1656. Unter seiner Regierung schlug der venetianische Admiral Mocenigo die türkische Flotte unter den Kanonen der Dardanellen. Domenico C. II. war Doge von 1660—74. In seine Regierung fiel der verheerende Krieg gegen die Türken um Kandia von 1663—66. Ludovico C. schloß den Frieden mit den Türken ab u. bekleidete die herzogliche Würde von 1676—83.

Andere berühmte Männer dieses Namens waren:

1) Francesco, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, lehrte zuerst in Padua um 1460 Philosophie und ging hierauf als venetianischer Gesandter nach Rom zu Pius II. Als Proveditore zog er 1453 der Stadt Siena gegen Florenz zu Hülfe und fiel bei Croja in Dalmatien gegen die Türken 1476. Ersteren Feldzug beschrieb er unter dem Titel „Historia Etruriae s. commentarii de rebus in Etruria 1453 ab Alphonso rege Venetis et Senensibus gestis" (von J. M. Bruto 1564 zu Lyon herausgegeben).

2) Gasparo, ausgezeichneter Schriftsteller, 1483 zu Venedig geboren, studirte in Padua, bekleidete dann mehre wichtige Staatsämter, ging 1521 als venetianischer Gesandter auf den Reichstag zu Worms, brachte 1523 den Frieden mit dem Kaiser zu Stande, begleitete dann diesen auf seinen Reisen durch Belgien, England, Spanien, kehrte 1525, als Venedig wieder auf französische Seite getreten war, zurück und wurde vom Senat zum Savio di terra firma ernannt. Im J. 1527 wurde er an den Papst Klemens VII. gesandt, um die Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Italien zu verhindern und den Anschluß an Frankreich herbeizuführen. Als aber gleichwohl der Kaiser immer größere Fortschritte machte, und Franz I. einseitig den Frieden zu Cambray abschloß, erhielt C. den Auftrag, mit dem Kaiser unter möglichst günstigen Bedingungen Frieden zu schließen, was Ende 1529 zu Bologna geschah. Hierauf in Venedig zum Savio grande ernannt, bekleidete er nach und nach die höchsten Staatsämter bis zum Capo de' Dieci. Im J. 1535 ernannte ihn Paul III. zum Kardinal, und Karl V. fügte ein Jahrgehalt von 800 Golddukaten hinzu. Seit dieser Zeit war C. unermüdlich für die Kirche thätig. Wiederholt stellte er Paul III. die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung vor u. ward von demselben in eine zu diesem Zweck eingesetzte Kommission erwählt. Als Mitglied derselben drang C. zwar auf geistliches Leben aller Kirchendiener, ließ aber im Uebrigen Kirchenregiment und Lehre unangefochten. Dagegen sorgte er für eine strenge Ueberwachung der freieren Ansichten, welche sich besonders von den Universitäten aus verbreiteten, u. drang auf Berufung eines Koncils nach Vicenza. Wegen seiner diplomatischen Geschicklichkeit erhielt er als päpstlicher Bevollmächtigter beim Reichstage in Regensburg noch den besonderen Auftrag, die Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche zu versuchen, fand aber bei seiner Rückkehr seitens der Kardinäle wenig Dank für seine übrigens erfolglos gebliebenen Verhandlungen. Nichtsdestoweniger vom Papst zum Legaten in Bologna ernannt, † er hier 1542, wie man vermuthet, durch Gift. Eine schöne Büste bezeichnet in der Familiengruft des Oratorio di Sta. Maria dell' Orto zu Venedig sein Grab. C. war von offenem, friedliebendem Charakter, tadellos in seinem Leben; im Staatsleben zeigte er Klugheit, Sicherheit u. Festigkeit. Er war bewandert in der griechischen Literatur, schrieb ziemlich elegant lateinisch u. beschäftigte sich mit Theologie, Jurisprudenz, Mathematik, Astronomie u. Physik. C.s Werke vor seiner Er-

hebung zum Kardinal sind meist philosophischen Inhalts, die späteren ausschließlich theologischen. Seine bekannteste Schrift ist: „De magistratibus et republica veneta“ (Paris 1543, italienisch, Venedig 1591). Seine Werke sind durch seinen Neffen, Ludovico C., 1571 zu Paris und 1589 zu Venedig herausgegeben worden. Sein Leben beschrieb Johann Casa in lateinischer Sprache (in dessen gesammelten „Monumentis“), italienisch Ludovico Boccatelli (herausgegeben vom Kardinal Quirini, Brescia 1746).

3) Giovanni, berühmter Maler seiner Zeit, geboren zu Venedig 1549, † zu Prag 1605. Erst im Staatsdienste angestellt, folgte er bald seiner Neigung für die Kunst u. ward eifriger Nachahmer Tintoretto's, dann Tizians u. einer der bessern Maler der venetianischen Schule. Seine Hauptstärke war das Porträt, dem er die höchste Aehnlichkeit verlieh. Eines seiner besten Werke ist die Auferstehung in S. Francesco, nach Lanzi eines der schönsten Deckengemälde in Venedig.

4) Jacopo Pietro, besaß in seinem Museum im contarini'schen Palaste die vollständigste auserlesenste Sammlung von Büchern, Handschriften und Handzeichnungen in Venedig und erlangte durch dieselbe eine gewisse Berühmtheit, die Heinrich III., König von Frankreich, den bei einer Anwesenheit in Venedig die Signoria einlud, einen Senator zu ernennen, veranlaßte, ihn dazu zu wählen. Dies Ereigniß ist von Tintoretto in einem Gemälde in der Sala dei Filosofi im Dogenpalaste dargestellt. Auf C.'s Veranlassung u. zum Theil auf seine Kosten wurde der Dogenpalast mit vielen Bildern ausgeschmückt, welche die Thaten der Venetianer darstellen.

5) Simone, ausgezeichneter Staatsmann, geboren 1563, bekleidete mehre Gesandtschaften an die Herzöge von Savoyen, Urbino, Florenz, Modena, Mantua, Parma, Philipp II. von Spanien, Ludwig XIII. von Frankreich, den Papst Paul V. u. den Sultan Mohammed III. mit solchem Erfolg, daß Ferdinand II. von ihm sagte, er vermöge mit seiner Klugheit das Paradies anzuzünden. Er † den 10. Januar 1633. Sein Bild, eines der schönsten Werke von Tinelli, befindet sich im Dogenpalaste. Auch als lateinischer Dichter hat er sich einen Namen erworben. Vergl. Farsetti, Vida di Simone C., Venedig 1772.

6) Vincenzo, ausgezeichneter Alterthumsforscher, für den der Magistrat von Padua eine außerordentliche Professur der griechischen u. lateinischen Beredtsamkeit gründete; † 1617. Er schrieb, meist gegen Lipsius, u. A.: „Variarum lectionum liber“ (Venedig 1606, Trier 1755); „De frumentaria Romanorum largitione liber“ (das. 1609); „De militari Romanorum stipendio commentarius“ (das. 1609).

7) Ludovico (oder Aloisio oder Alvisi), einer der berühmtesten Staatsmänner seiner Zeit, ging 1629 als venetianischer Gesandter nach Paris, bewog Ludwig XIII. zu einem Bündniß mit Venedig, um Oesterreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, bereitete als Friedensvermittler in London den Frieden zwischen Frankreich und England vor, vermochte Karl I. zu dem Versprechen, sich in die italienischen Angelegenheiten nicht einmischen zu wollen, u. vermittelte endlich den westphälischen Frieden, was im Eingange der Friedensurkunde mit großem Lobe erwähnt ist. Er † 1653 in seiner Vaterstadt.

Contat, Louise, später de Parny, eine der namhaftesten französischen Schauspielerinnen der neuern Zeit, geboren 1769 zu Paris, trat seit 1776 erst im Trauerspiel, dann im Lustspiel auf, heirathete 1809 einen Herrn von Parny und entsagte von da an dem Theater. Sie † 1846 zu Norgent sur Vernisson.

Conté, Nicolas Jacques, französischer Maler, den 4. August 1755 zu St. Cenery bei Seez geboren, trieb neben der Malerei auch Mechanik und machte unter Anderem 1792 den Vorschlag, sich zur Beobachtung des Feindes des Luftballons zu bedienen, der auch in den Niederlanden, den Oesterreichern unter dem Prinzen von Koburg gegenüber, ausgeführt wurde. Er erhielt darauf das Direktorium des aërostatischen Instituts und den Rang eines Brigadechefs der Aëronauten bei der Armee. Er ist auch Erfinder einer hydraulischen Presse u. leistete Bonaparte auf der ägyptischen Expedition durch Errichtung von Werkstätten für die Armeebedürfnisse zu Kairo wesentliche Dienste. Er † den 6. December 1805.

Contenta (lat.), irgendworin enthaltene Dinge, z. B. der Inhalt eines Briefes oder einer sonstigen Schrift; im anatomischen Sinne das, was in einer Höhlung des Körpers enthalten ist, daher eben sowohl Körperorgane selbst, als Stoffe.

Contentin, Halbinsel, s. Cotentin.

Contes, in der älteren französischen Literatur Gedichte, worin Gegenstände aus dem Leben und den unmittelbaren Umgebungen bald in tragischer, bald in komischer Weise behandelt werden. Ihre Verfasser hießen Conteors.

Contessa, 1) Christian Jakob Salice-C., deutscher Dichter und Novellist, den 21. Febr. 1767 zu Hirschberg geboren, war anfangs Kaufmann, machte seit 1788 mehre Reisen in England, Frankreich und Spanien und übernahm 1793 die Handlung seines Vaters. Der Theilnahme an politischen Verbindungen überwiesen, saß er 1797 ein Jahr in Spandau und Stettin gefangen, erwarb sich aber 1810 bei der Einführung der neuen Städteordnung und 1813 bei Errichtung der Landwehr so namhafte Verdienste, daß er 1814 zum preußischen Kommercienrath ernannt wurde. Später gab er den Handel auf und lebte auf seinem Gute Liebenthal in Schlesien, wo er auch am 11. September 1825 †. Er schrieb den Roman „Das Grabmal der Freundschaft u. Liebe“ (Breslau 1792), die Novelle „Almanzor“ (2. Aufl., Leipzig 1808), das historische Schauspiel „Alfred“ (Hirschberg 1809), „Drei Erzählungen“ (Frankfurt 1823), den Roman „Der Freiherr und sein Neffe“ (Breslau 1824). Mit seinem Bruder gab er „Dramatische Spiele und Erzählungen“ (Hirschberg 1812—14, 2 Bde.) heraus. Eine Sammlung seiner „Gedichte“ veranstaltete W. L. Schmidt (Breslau 1826). Seine Dichtungen, die sich durch Eigenthümlichkeit, reine Sprache und Bilderreichthum auszeichnen, sind ein treuer Spiegel seines reinen Gemüths und tiefen Gefühls.

2) Karl Wilhelm Salice-C., Novellist und Lustspieldichter, Bruder des Vorigen, geboren zu Hirschberg am 19. August 1777, besuchte nach seines Vaters Tode das Pädagogium zu Halle, wo er mit E. von Houwald Freundschaft schloß, u. bezog 1798

die Universität zu Erlangen. Schon 1799 aber kehrte er nach Halle zurück, ließ sich 1802 in Weimar nieder, privatisirte später in Berlin, wo er auch seine zweite Frau verlor, und lebte dann zu Neuhaus bei Lübben auf dem Gute seines Freundes Houwald. Er † am 2. Juni 1825 in Berlin. Seine „Zwei Erzählungen" (Berlin 1825), die „Erzählungen" (Dresden 1829, 2 Bde.) und seine „Lustspiele" (Das Räthsel; Der unterbrochene Schwätzer; Der Findling, oder die moderne Kunstapotheose; Der Talisman) zeichnen sich durch geistreiche Erfindung, feinen Humor und reine Sprache aus. Mit Hoffmann und Fouqué veröffentlichte er „Kindermärchen" (Berlin 1816—17, 2 Bde.). Seine sämmtlichen Schriften gab Houwald heraus (Leipzig 1826, 9 Bde.). Er war auch ein guter Landschaftsmaler, als welchen ihn Hoffmann in den „Serapionsbrüdern" unter dem Namen Sylvester schildert.

Contestani, Volk des Alterthums in Hispania Tarraconensis, an der Südküste im östlichen Theile des jetzigen Murcia und im westlichen von Valencia.

Conthey (Contay, deutsch Gundis), Hauptort eines Bezirks (ehemals Zehnten) im schweizerischen Kanton Wallis, auf einem schönen Hügel an der Morge, 1 Stunde unterhalb Sitten, mit Schloß, gehörte ehemals den Freiherren von Thurn. Hier wächst ein köstlicher rother Wein, Ballio genannt.

Conti, Name eines jüngeren Nebenzweigs des bourbonischen Hauses Condé. Merkwürdig sind von dessen Gliedern:

1) François von C., zweiter Sohn Ludwigs I., Prinzen von Bourbon-Condé, und der Eleonore, Gräfin von Bouci, geboren 1558, ward in der protestantischen Konfession erzogen, trat aber in der Bartholomäusnacht zur katholischen über. Nach Heinrichs III. Ermordung ward er als König von Frankreich mit in Vorschlag gebracht, mußte jedoch, da er nur mit Mühe sprechen konnte, seinem jüngeren Bruder, dem Kardinal von Bourbon, weichen. Wegen seiner Treue gegen Heinrich IV. ward er 1595 zum Präsidenten des Staatsraths und zum Gouverneur von Paris ernannt. Er † 1595.

2) Louise Marguerite von Lothringen, Prinzessin von C., Tochter des Herzogs Heinrich von Guise und der Katharina von Kleve, vermählte sich 1605 mit Conti 1) und nach dessen Tode heimlich mit Bassompierre. Als dieser in die Bastille gesetzt ward, mußte sie sich auf ihre Güter begeben, wo sie 1632 †. Sie schrieb: „Histoire des amours de Henri IV" (Köln 1664) und „Histoire des amours du grand Alcandre" (Leyden 1663 und öfter, zuletzt Paris 1786, 2 Bde.).

3) Armand von Bourbon, Prinz von C., geboren den 11. Okt. 1629, Sohn Heinrichs II. von Condé, Bruder des großen Condé, Brudersenkel von C. 1), war der Stifter des neuen Hauses C. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und bereits ein sehr gelehrter Theolog, kämpfte er, eifersüchtig auf des Bruders kriegerischen Ruhm, in den Reihen der Fronde gegen den Hof u. seinen Bruder, ward aber 1650 mit dem Herzog von Longueville zugleich verhaftet und erst 1651 wieder in Freiheit gesetzt. Als der große Condé die Fahne des Aufstandes erhob, machte C. gemeinschaftliche Sache mit ihm, demüthigte sich aber bald vor dem Kardinal Mazarin u. heirathete sogar dessen Nichte, Anna Maria Martinozzi, die ihm als Aussteuer das Gouvernement von Guienne zubrachte. Im Jahre 1655 befehligte er in Katalonien, erhielt im folgenden Jahre die Stelle eines Großmeisters des königlichen Hauses und nahm 1657 an dem Feldzuge in Italien Theil. Im Jahre 1660 ward ihm statt des Gouvernements von Guienne das von Languedoc übertragen; er † auf seinem prachtvollen Landsitz Grange-au-prés bei Pézenas am 21. Februar 1666. Seine Schriften, fast alle religiösen Inhalts, kamen 1711 französisch und englisch heraus.

4) Louis Armand, Prinz von C., Graf von Pézenas, des Vorigen ältester Sohn, geboren den 4. April 1661, vermählt mit Maria Anna von Bourbon, legitimirter Tochter Ludwigs XIV. von der Herzogin de Lavallière, kämpfte in Ungarn gegen die Türken, zeichnete sich namentlich bei der Belagerung von Neuhäusel aus, kehrte 1682 nach Paris zurück, ward aber eines aufgefundenen Briefwechsels wegen für kurze Zeit von hier verbannt und † den 5. November 1685 zu Fontainebleau kinderlos.

5) François Louis, Prinz von Roche-sur-Yon und C., geboren den 30. April 1664, jüngerer Bruder des Vorigen, begleitete denselben nach Ungarn, ward mit diesem derselben Ursache wegen aus Paris verbannt, ging nach Chantilly zu seinem Oheim, dem großen Condé, der des Prinzen Gaben ausbildete, und erwarb sich darauf in den niederländischen Feldzügen, namentlich bei Steenkerke und Neerwinden solchen Ruhm, daß er nach Sobieski's Tode (27. Juni 1697) zum König von Polen gewählt wurde. Seine Gegner setzten ihm aber in August II. von Sachsen einen Gegenkönig, dem er weichen mußte. Im Jahre 1703 trat er noch einmal in Italien auf den kriegerischen Schauplatz und † den 22. Februar 1709.

6) Louis François, Prinz von C., Enkel des Vorigen, geboren den 13. August 1717, diente zuerst unter dem Marschall Belle-Isle gegen die Bayern, besetzte 1744 mit 20,000 Franzosen Piemont und gewann die Schlacht von Coni, machte 1745 den Feldzug in Deutschland und im folgenden Jahre den in Flandern mit und ward 1749 des Malteserordens Großprior von Frankreich. Er lebte in der Folge mit dem Hofe in Opposition u. † den 2. August 1776, tief verschuldet.

7) Louis François Jose, Prinz von C., einziger Sohn des Vorigen von Louise Diane von Orléans, geboren den 1. Sept. 1734, kämpfte 1757 in Deutschland, zog sich dann in das Privatleben zurück u. unterstützte die Parlamente gegen die Regierung. Während der Revolution vor das Revolutionstribunal gezogen, aber freigesprochen, wurde er erst nach dem 18. Fructidor verbannt. Er † 1807 in Barcelona, als der letzte Sproß des Hauses C., dessen Besitzungen nach der Restauration zum Theil an den Herzog von Orléans, zum Theil an den Herzog von Bourbon oder das Haus Condé fielen. Ludwig Philipp ließ im März 1844 die Ueberreste des letzten C. nach Frankreich bringen und in Dreu beisetzen.

8) Stephanie Louise, Prinzessin von C., Schriftstellerin, natürliche, später legitimirte Tochter von C. 6), geboren den 30. Juni 1756, in ihrer Jugend anagrammatisch Mort-Cair-Zain genannt, wurde kurz vor ihrer Anerkennung von ihren Verwandten an einen gemeinen Menschen in einer kleinen Provinzialstadt verheirathet, von dem sie die grausamste Behand

lung erdulden mußte, bis die Ehe endlich aufgelöst wurde. Sie erzählt ihre Schicksale in ihren „Mémoires historiques“ (Paris 1797, 2 Bde.; deutsch, Lübeck 1809, 2 Bde.; neu bearbeitet von Friedrich Zirklaup unter dem Titel „Die natürliche Tochter“, Meißen 1835, 2 Bde.). Goethe fand darin den Stoff zu seiner „Natürlichen Tochter“.

Contich (Conticq), Flecken in der belgischen Provinz Antwerpen, zwischen Antwerpen u. Mecheln, hat 3250 Einwohner, die Brauerei, Hut- u. Lederfabrikation und Handel mit Holz treiben.

Conto, Berg in der Lombardei, Provinz Sondrio, bei Chiavenna, stürzte 1618 zusammen und verschüttete den Marktflecken Plürs mit 2430 Menschen; an der Stelle ist jetzt ein See.

Conto (ital.), Rechnung, namentlich die in den Handelsbüchern eingetragene Rechnung, die deshalb auch Contobücher genannt werden. Jemandem ein C. eröffnen heißt, ihm in den Handelsbüchern eine laufende Rechnung eröffnen; a conto zahlen ist so viel als auf Abschlag oder im Vorschuß zahlen, a conto meta, auf gemeinschaftliche halbe Rechnung. Conto corrente ist die laufende gegenseitige Rechnung eines Geschäftsmannes auf den Büchern eines Anderen (s. Kontokorrent); Conto finto, eine fingirte, simulirte oder erdichtete Rechnung, die man in Handelsplätzen auswärtigen Geschäftsfreunden ertheilt, damit diese vor der wirklichen Waarenbeziehung ihre Kalkulation machen können.

Conto (de Reïs), in Portugal u. Brasilien ein Betrag von einer Million Reïs (à 1 Thlr. 19½ Sgr.) oder 1000 Milreïs, etwa 1556 Thlr.

Contorniati (Contourniati, Conturniati oder Crotoniati), eherne Münzen aus den spätern Zeiten des römischen Reiches, deren erhöhter Rand aus einem anderen Metalle besteht, als das Innere der Münze. Bald ist das letztere von Kupfer und der Rand von Messing (Orichalcum), bald der Rand von rothem Kupfer und das Innere von gelbem Erze. Alle diese Münzen sind von Guldengröße. Da die Inschriften, die sehr verschieden sind, oft auf beiderlei Metall zugleich stehen, so muß der heterogene Rand schon vor der Prägung angelöthet gewesen sein. Sie kommen von mehren Kaisern, besonders von Nerva und Trajan, vor, wurden vielleicht in den Gymnasien als Prämien ausgetheilt und gehören zu den schönsten und seltensten Münzen des Alterthums.

Contortae (lat.), Pflanzenfamilie, s. Kontorten.

Contouche (franz.), kurzer Hausrock für Mannspersonen; für Frauenzimmer ein weites, vorn offenes, hinten faltiges Ueberkleid, das wenig über die Hüften reicht.

Contour (franz., ital. contorno), Umriß, Linien, durch die bei Zeichnungen und Gemälden die äußern Umrisse der Figuren ꝛc. bestimmt werden.

Contra (lat.), gegen; in der Musik die Altstimme, sowie die tiefer als das große C liegenden Töne.

Contradictio (lat.), Widerspruch. In der Logik zerfällt die C. in C. explicita, offenbarer, mit Worten ausgesprochener Widerspruch zweier Sätze, u. C. implicita, versteckter Widerspruch zweier Sätze.

Contradictio in adjecto (lat.), ein Widerspruch im Beiwort, findet Statt, wenn in einem Urtheil oder zwei Wörtern etwas sich selbst Widersprechendes enthalten ist.

Contrecreuse (franz.), bei Belagerungen ein Graben, dessen Erde, auswärts gegen die Festung geworfen, die Brustwehr bildet, während der hintere Rand flach abläuft, um von dahinter befindlichen Batterien u. Verschanzungen bestrichen werden zu können.

Contreescarpe (franz.), bei Festungen und Feldschanzen die äußere Grabenböschung; oft auch Alles, was zu dem äußern Grabenrande gehört, daher s. v. a. Glacis.

Contregarde (couvreface, franz.), Vorwall, Gegenwall, ein Außenwerk, welches die beiden Facen eines Bollwerks oder Ravelins gegen direktes Feuer sichern soll, besteht aus zwei einen ausspringenden Winkel bildenden Facen, welche parallel zu den Bollwerks- oder Ravelinsfacen gezogen und von diesen durch einen schmalen Graben getrennt werden. Ist die C. nur für Infanterie eingerichtet, so heißt sie Couvreface.

Contremarche (franz.), die Bewegung einer Linie oder Kolonne, wodurch die seitherige Marschrichtung oder Front in die entgegengesetzte verwandelt wird, das erste Glied der Front aber bleiben soll.

Contremine (franz.), s. Mine.

Contremineurs (franz.), im Staatspapier- und Aktienhandel Diejenigen, welche ein Fallen der Kurse gewisser Papiere hervorzubringen suchen.

Contreras, Juan Senen von, spanischer General, 1760 zu Madrid geboren, ward schon 1787 vom König Karl III. mit der Kenntnißnahme des Militärstandes der europäischen Hauptmächte beauftragt, bereiste damals England, Frankreich, Preußen, Oesterreich und Rußland und wohnte 1788 einem Feldzug gegen die Türken und der Eroberung Chotims unter Prinz Koburg bei. Nach seiner Rückkehr 1791 gab er sein Reisetagebuch und eine Geschichte des türkischen Feldzugs von 1788 heraus. Schon hatte er eine Vermehrung und Verbesserung der spanischen Armee eingeleitet, als der Krieg gegen Frankreich ausbrach. Er ward Adjutant des Generals Urutia und bis 1808 zum Brigadier und Obersten befördert, als er von der Junta von Sevilla und den General Castaños den Auftrag erhielt, die Provinzen Alentejo und Algarbien zu revolutioniren. Er warf Junot zurück, ordnete die Volkserhebung in der Provinz Siguenza, bestand mehre Gefechte, folgte endlich dem Herzog von Infantado in die Sierra Morena, hielt mit 5000 Rekruten, 2000 Reitern und seinem 4000 Mann starken Regiment bei Montrion die französische Hauptmacht auf und focht bei Talavera auf Wellingtons linkem Flügel. Er avancirte darauf rasch zum Divisionskommandeur u. erhielt endlich als General en chef den Oberbefehl über ein Armeecorps zur Deckung des Landes zwischen dem Tajo und der Guadiana. Nachdem er Badajoz gerettet und in mehren Gefechten gesiegt hatte, wurde er Generalkapitän von Galicien, stellte hier die Ordnung her und übernahm dann die Vertheidigung des schwach befestigten Tarragona. Dasselbe fiel endlich, C. wurde gefangen und, als man ihn vergeblich zu Napoleon I. herüberzuziehen versucht hatte, nach dem Schloß von Bouillon abgeführt, aus dem er im Okt. 1812 zugleich mit dem französischen Royalisten Bouvet de Lozier entsprang. Er entkam glücklich nach London, wo er einen Be-

richt über die Belagerung von Tarragona veröffentlichte, der 1825 auch in der pariser Sammlung der „Mémoires relatifs aux révolutions de France et d'Espagne“ (Bd. 3) abgedruckt wurde. Mit Ferdinand VII. kehrte C. nach Spanien zurück, lebte fortan nur seinen Studien und † 1826.

Contrexeville, Dorf im französischen Departement Vogesen, westlich von Epinal, an der Verre, mit 700 Einw. und kalten Stahlwasserquellen, welche gegen skrophulöse Drüsengeschwülste und Geschwüre, Stein, Gries, Verschleimung der Nieren, schwache Verdauung, chronische Exanthemen, Hämorrhoiden, Gicht, weißen Fluß ꝛc. wirksam sind.

Contri, Antonio, namhafter italienischer Landschaftsmaler, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts zu Ferrara geboren, bildete sich in Cremona unter Bassi und erfand die Kunst, Freskogemälde auf Leinwand zu ziehen. Er † 1732; Bilder von ihm findet man in Cremona, Ferrara und in der Umgebung.

Controleur général des finances, sonst in Frankreich der Titel des Finanzministers, früher, etwa seit 1680, Titel des zweiten Finanzbeamten; Colbert war der Erste, der ihn als erster Finanzbeamter, welcher sonst Surintendant des finances hieß, führte.

Contubernium (lat.), im alten Rom die Verbindung eines Sklaven mit einer Sklavin (mit Einwilligung des Herrn), welche der Ehe der Freien entgegengesetzt war. Die beiden Gatten hießen Contubernales und wurden durch das Loos, durch den Willen des Herrn, oder durch eigene Neigung zusammengeführt. Da es keine eigentliche Ehe war, so galt der Bruch des Verhältnisses nicht als Adulterium. C. hieß auch die Heirath eines Freien u. einer Sklavin od. eines Sklaven und einer Freien.

Contucci, 1) Andrea, von seinem Geburtsorte Sansovino genannt, Michel Angelo's älterer Zeitgenosse und Geistesverwandter, war um 1460 geboren. Er hütete in seiner Jugend das Vieh, wurde dann von einem Florentiner, Simon Vespucci, dem eine von dem Knaben aus Thon geformte Thiergestalt vor Augen kam, dem Pollajuolo übergeben, und dieser entdeckte in kurzer Zeit C.'s Talent für Zeichnen, Architektur und Bildhauerkunst. C.'s berühmteste Bildwerke sind zu Florenz und in Rom; sein bestes Bild ist der Johannes, die Taufschale über Jesus ausgießend, in der Kirche S. Giovanni in Florenz. In architektonischer Hinsicht bewundert man zu Florenz die Kapelle des Sakraments in S. Spirito und die mit 12 korinthischen Säulen geschmückte Sakristei derselben Kirche. Nicht minder berühmt sind die Monumente der Kardinäle Ascanio Sforza und Recanati, die er auf Befehl Julius' II. in S. Maria del Popolo zu Rom errichtete. In der Kirche des heiligen Augustin daselbst ist von seiner Hand die Madonna mit dem Kinde u. Sta. Anna, ein Werk, das, wie auch der Johannes, in Cicognara's „Storia della scultura“ abgebildet ist. Für den König von Portugal errichtete C. binnen 9 Jahren mehre Paläste in Lissabon, unter denen der des Königs mit 4 Thürmen die meiste Bewunderung erntete. Nach seiner Rückkehr arbeitete er für den Papst Leo X. in Loretto, das er auch befestigte. Die letzten Tage seines Lebens brachte C. in seinem Geburtsorte zu, wo er ein Augustinerhospitium gründete u. 1529 †. Von C. hat man auch Abhandlungen über die Verzierung der Schaubühnen, über die Maße der Alten und über die Proportion in der Architektur. C.'s Schüler, Jacopo Tatta, nannte sich ebenfalls Sansovino, daher Beide bisweilen verwechselt wurden.

2) C. (P. Archangelo Cintuccio), italienischer Philosoph und Alterthumsforscher, 1688 zu Montepulciano im Toskanischen geboren, Jesuit, war 30 Jahre lang Lehrer der Rhetorik am Collegium romanum u. wurde dann Konservator des berühmten von Kircher gestifteten Museums, das er um viele werthvolle Gegenstände, namentlich Gemälde, Kameen u. dergl. vermehrte. Er † zu Rom 1768. Sein Hauptwerk sind die „Musei Kircheriani aerea notis illustrata“ (Rom 1763—65).

Conturniati, s. Contorniati.

Contus (lat.), Spieß, Pike, Waffe der römischen Reiterei, ward sowohl als Lanze, wie als Wurfspieß angewendet, kam aber wohl erst in späterer Zeit in Gebrauch. Die damit Bewaffneten hießen Contarii.

Conty, Stadt im französischen Departement Somme, an der Seille, in anmuthiger und fruchtbarer Gegend, südwestlich von Amiens, mit 1000 Einwohnern, Stammhaus der Fürsten von Bourbon-Conti.

Convallaria *L.* (Maiblume), Pflanzengattung aus der Familie der Asparageen, charakterisirt durch eine glocken- oder röhrenförmige, 6spaltige Blüthenhülle, der Röhre der Blüthenhülle eingefügte Staubgefäße und einen 3fächerigen Fruchtknoten, enthält in ihrer jetzigen Abgrenzung, nachdem mehre Arten unter Maianthemum *Rth.* (Smilacina *Desf.*) und Polygonatum *Desf.* zu eigenen Gattungen erhoben worden, nur noch Eine Art: C. majalis *L.*, Maililie, Maiglöckchen. Diese Pflanze mit nacktem, glattem Schaft, oval-lanzettförmigen Wurzelblättern und weißen, hängenden, eine einseitige Aehre bildenden, wohlriechenden Blüthen u. rothen Beeren, wächst in schattigen und trockenen Hainen u. Laubwäldern durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika. Wurzel, Blüthen und Früchte waren sonst officinell. Die Wurzel galt als specifisches Mittel gegen Epilepsie, ist aber jetzt ganz obsolet. Die Blüthen (Flores Convallariae majalis s. Conv. odoratae, Maililien, Springaufblumen, Niesblumen) verlieren durchs Trocknen ihren angenehmen Geruch und haben einen bittern und scharfen Geschmack; man schrieb ihnen herzstärkende und nervenbelebende Eigenschaften zu und bereitete ein destillirtes Wasser, auch Essig und Spiritus daraus. Als Hausmittel sind sie noch häufig im Gebrauche, besonders wird der Maiblumenessig gegen Kopfschmerzen gebraucht. Getrocknet machen sie einen Theil des Niesepulvers, Pulvis sternutatorius, aus. Die Früchte, Baccae Liliorum convallium, wurden sonst wie die Wurzeln gegen Epilepsie angewendet. Die Maiblumen werden auch häufig in Gärten als Frühlingspflanzen kultivirt und kommen hier in verschiedenen Varietäten, mit größern weißen, mit rothen, mit gefüllten Blüthen, oder mit buntgestreiften Blättern vor. Sie lassen sich auch leicht im Winter treiben und liefern dann im December und Januar ihre Blüthen. Zu diesem Behuf pflanzt man im Oktober, oder auch früher, mehre der kürzesten und dicksten Keime von 3—4jährigen Pflanzen in Töpfe in lockere, fette Erde, etwa 1

Zoll von einander, so daß zwar die Wurzeln mit Erde bedeckt werden, die Keime aber größtentheils heraussstehen. Die Töpfe werden dann mit frischem Moose bedeckt, begossen und an einen schattigen Ort ins Freie oder später in den Keller gestellt, wo sie gegen Frost geschützt sind. Am besten treiben sie auf dem warmen Kachelofen im Zimmer oder Gewächshause. Man stellt sie daselbst auf umgekehrte Blumentöpfe oder Untersätze und, wenn sie bis zur Entwickelung der Blüthe herangewachsen sind, an das Fenster. Das Begießen muß mit erwärmtem Wasser geschehen und darf nie versäumt werden. Anfangs November kann man mit dem Treiben anfangen, um im December Blüthen zu haben. Vor Anfang des Treibens läßt man die Töpfe an einem frostfreien Orte stehen. Man kann sie auch in Moos treiben, wozu man sich, außer gewöhnlicher, 6—8zölliger Blumentöpfe, auch oft irdener Pyramiden bedient, die unten etwa 6—7, oben 4 Zoll weit, 7—8 Zoll hoch u. seitwärts mit Löchern zum Durchstecken der Keime versehen sind. Diese müssen wenigstens 3 Zoll lange Wurzeln behalten, welche beim Einpflanzen mit frischem Moos umgeben, aber nicht zu dicht auf einander gelegt werden. Uebrigens ist die Behandlung dieselbe wie bei der Pflanzung in Erde; doch ist hinsichtlich des Begießens und der Wärme fast noch größere Sorgfalt nöthig. Am Fenster muß man sowohl die Töpfe, als die Pyramiden täglich einmal herumdrehen, damit die Pflanzen gleichmäßig Licht erhalten.

Convenä, gallisches Volk an den Pyrenäen, auf beiden Seiten der Garumna, ein Sammelvolk, von Pompejus nach seinem hispanischen Feldzuge hierher in eine Gemeinde vereinigt, welche das Jus Latii hatte. Die Hauptstadt der C. war Lugdunum, jetzt Comminges.

Convenant (Covenant), das Bündniß, welches 1638 die schottischen Presbyterianer zur Aufrechthaltung ihres Glaubens, insbesondere zur Einführung einer neuen Liturgie stifteten. Der Hauptinhalt war die Verpflichtung zum steten Kampf gegen Katholiken und Episkopalen. Karl I. verdammte die Convenanters anfangs als Meuterer, räumte ihnen aber später, unter allerlei Einschränkungen, Manches ein, was auf beiden Seiten zu viel Hader Anlaß gab. Die Convenanters zerfielen in Konföderirte und Nichtkonföderirte. Im Jahre 1643, wo die Presbyterianer zur Herrschaft im Parlament gelangten, erhielten die Convenanters allgemeine Anerkennung, verschwanden aber allmählig, als schon unter Karl II. die Episkopalen an die Spitze traten.

Conventio in manum (lat.), bei den Römern der Akt der Verehelichung, durch welchen die Braut der väterlichen Gewalt entzogen und unter des Mannes Herrschaft gestellt war. Man zählte dies zur Capitis deminutio minima.

Conventus (lat.), im weiteren Sinne jede Zusammenkunft oder Versammlung; in Rom die Versammlung der Bewohner einer Provinz zum Gericht, welche vom Statthalter an einen bestimmten Ort ausgeschrieben, in der Kaiserzeit aber gewöhnlich in der Metropolis gehalten wurde; metonymisch daher von der Zeit dieser Versammlungen, vom Ort derselben, sowie von der ganzen zu einem C. gehörigen Gegend, Gerichtssprengel, Diöces, gebraucht. Vergl. Konvent.

Conversano, sehr alte Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, unweit des Lago di Sassano, ist Bischofssitz, hat ein Kastell, Seminar und 3500 Einw., die Handel mit Wein, Oliven, Mandeln und Baumwolle treiben.

Convocatio (lat.), Zusammenberufung, s. Konvokation.

Convolvulaceä (Konvolvulaceen), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blätter abwechselnd, ungetheilt oder gelappt, bisweilen fiederartig geschlitzt, ohne Afterblätter; Blüthen einzeln od. zu mehren vereinigt in den Blattwinkeln od. am Ende der Zweige stehend, meist mit 2 Brakteen versehen; Kelch bleibend, 5theilig; Blumenkrone glockig-trichterförmig oder präsentirtellerförmig mit 5lappigem Saum und in der Knospenlage gefaltet, selten klappig; 5 mit den Lappen der Blumenkrone abwechselnde Staubgefäße; Fruchtknoten am Grunde von einem Ring des Blüthenbodens umgeben; Griffel bald lang, bald ganz fehlend, Narbe 2schenkelig oder kopfig verwachsen; Kapsel ein- bis mehrfächerig, meist aber 2fächerig und sich mit der gleichen Anzahl Klappen öffnend; Samen fast knöchern, Embryo geradeliegend mit gefalteten Samenlappen u. von schleimigen Eiweiß umgeben. Die Familie enthält über 600 Arten, meist Schlinggewächse, von denen bei weitem die meisten in den Tropenländern und nur wenige in den gemäßigten und kälteren Ländern einheimisch sind. Sie sind meist scharf und wirken purgirend, welche Eigenschaft von einem gummiartigen, vorzüglich im Milchsafte mehrer Arten reichlich vorhandenen Stoffe herrührt. Mehre Arten, bei denen dieser Stoff ganz fehlt, liefern in den mehlreichen Wurzeln ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel (s. Batatas).

Convolvulus *L.* (Winde), Pflanzengattung aus der Familie der Convolvulaceä, charakterisirt durch die trichterig-glockige, eckig 5klappige u. 5faltige Blumenkrone, den ungetheilten Griffel, die 2theilige Narbe und die 2—4fächerige Kapsel, meist windende Kräuter in allen Welttheilen, mit Milchsaft und einfachen oder lappigen Wechselblättern. Die Blüthen sind schön, groß, aber vergänglich, in Achseln stehend, meist nur des Vormittags geöffnet und außerdem gedreht geschlossen; die Wurzel ist oft dick, mehlig, nahrhaft, heilsam, auch schädlich. Die Gattung enthält, selbst nachdem Ipomäa (durch eine kugelige Narbe unterschieden) davon abgetrennt worden, noch gegen 250 Arten. C. **arvensis** *L.*, Ackerwinde, Feld-, Kornwinde, wächst auf Feldern und in Weinbergen, oft als lästiges Unkraut durch ganz Europa. Das bittere und purgirende Kraut (Herba Convolvuli minoris) war sonst officinell. C. Sepium *L.*, Zaunwinde, mit weißen Blüthen, ausdauernd an Hecken und Gesträuch, Flußufern, feuchten Stellen durch ganz Europa, ist ebenfalls oft ein lästiges Unkraut. Die Blätter, Herba Convolvuli majoris, Herba sepium, Sepienkraut, Bettlerheilkraut, Windekraut, wurden sonst gesammelt und als Purgirmittel benutzt. Auch der eingedickte Saft der ganzen Pflanze soll kräftig wirken, daher der Name deutsche Skammonie, deutsche Purgirwinde. C. **Soldanella** *L.*, Meerkohl-, Meerstrandswinde, ein- oder zweijährige Pflanze an den sandigen Ufern des Mittelmeeres, seltener an der Ost- und Nordsee,

deren bitter und scharf, auch etwas salzig schmeckendes Kraut (Meerwinden-, Meerglocken-, Soldanellen-, Meer- oder Salzkraut) besonders als eröffnendes und harntreibendes Mittel bei Skorbut u. Wassersucht sonst mehr als jetzt gebräuchlich war. C. tricolor *L.*, dreifarbige Winde, mit himmelblauen Blüthen, gelb am Boden, weiß in der Mitte, findet sich in deutschen Gärten häufig verwildert. C. Mechoacanha *Vitm.*, Mechoakannawinde, weiße Jalappenwinde, ist eine strauchartige, noch ziemlich unbekannte Pflanze in Brasilien, besonders in der Provinz Mechoakan, nach Andern in Mexiko. Die Wurzel soll die Mechoakanna- oder weiße Jalappenwurzel liefern, welche ehedem officinell war. C. Scammonia *L.*, Scammonium- oder Purgirwurzel, in Syrien und der ganzen Levante, besonders bei Smyrna und Aleppo einheimisch, ist die Stammpflanze des purgirenden Milchsaftes, der in den Apotheken unter dem Namen Scammonium (s. d.) bekannt ist. Von C. scoparius *L.*, Besenwinde, einem fast mannshohen Strauch mit schmalen Blättern und 2—3blüthigen Stielen, auf den kanarischen Inseln, leitet man in neuerer Zeit besonders das Rosenholz (Lignum Rhodium) ab, welches nach Decandolle aber auch von C. floridus *L.*, einem zierlichen Strauche, ebenfalls auf den Kanarien, gewonnen wird. C. candicans *Roth*, mit großen, weißen, prächtigen, im Grunde lilafarbigen Blüthen, stammt aus Ostindien. Die knollenartige Wurzel wird bei 8—12° Wärme trocken durchwintert und im Sommer an warme, sonnige Plätze ins Freie gepflanzt.

Convoy (franz.), Geleit, Bedeckung, Trauergeleit; bei Belagerungen Zufuhr mit Bedeckung, daher Geleitschiff, ein Kriegsschiff, welches einer Kauffahrteiflotte zum Schutz mitgegeben wird, und dessen kommandirender Offizier am Tage der Abfahrt den Kauffahrteischiffern Verhaltungsbefehle ertheilt, zu deren pünktlicher Befolgung diese verpflichtet sind; auch die gesammte Kauffahrteiflotte mit dem Geleitschiff.

Conway, alte Stadt in der englischen Grafschaft Caernarvon (Nordwales), an der Eisenbahn von Chester nach der Insel Anglesea, liegt am Ausgange des schönen und fruchtbaren, mit Landhäusern besäeten Thales des Flusses C., welcher auf der Grenze zwischen den Grafschaften Caernarvon und Denbigh nach Norden fließt u. bei C. in die irische See (Conwaybai) mündet. Eine merkwürdige Brücke führt hier über denselben. C., welches 2100 Einw. zählt, ist besonders merkwürdig durch die Ruinen des alten, von König Eduard I. 1284 erbauten Kastells, das zu den großartigsten Bauwerken dieser Art in England gehörte. Die Ringmauern, 12—15 Fuß dick, stehen noch und umfassen, mit 8 großen Thürmen (von denen 4 zerstört sind) und zahlreichen kleinen geziert, die ganze jetzige Stadt.

Conyza *L.* (Dürrwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den weißen Blumenboden, die geschuppte u. rundliche Hülle, die fast 2rippigen und 3spaltigen Strahlblümchen und die einfache und haarige Samenkrone, dürre Kräuter und Sträucher, meist in den wärmern Zonen. Die Gattung enthält, selbst nachdem unter Blumea, Baccharis und andere Gattungen viele abgetrennt worden, immer noch zahlreiche Arten, von denen die officinell wichtigste ist: C. squarrosa *L.*, Inula squarrosa *Bernh.*, großes Mücken- oder Flöhkraut, gelbe Münze, krautartig, mit steifen Aesten und oval-lanzettförmigen Blättern, schmutziggelben, straußartigen Blüthen, hier und da auf Hügeln und trockenen Weiden durch ganz Mitteleuropa. Das Kraut, Herba Conyzae vel Herba Baccharidis, war sonst in den Officinen gebräuchlich und wurde als ein die Menstruation beförderndes Mittel gerühmt, auch als harn- und schweißtreibend besonders bei der Krätze angewendet. Es riecht eigenthümlich, unangenehm aromatisch und schmeckt etwas bitter gewürzhaft.

Conz, Karl Philipp, ausgezeichneter deutscher Humanist und Dichter, den 28. Oktober 1762 zu Lorch in Würtemberg geboren, studirte zu Tübingen, wurde hier 1789 Repetent am theologischen Seminar, 1790 Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diakonus zu Vaihingen, 1798 zu Ludwigsburg und 1804 Professor der klassischen Literatur an der Universität in Tübingen und 1812 auch Professor der Eloquenz. Er † den 20. Juni 1827. Als selbstständiger Dichter hat sich C. auch auf dramatischem Felde versucht in seinem „Konradin von Schwaben" (Ansb. 1783); besser gelang sein lyrisch-didaktisches Gedicht „Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch" (Tübingen 1787). Meister aber ist C. als rein lyrischer Dichter; seine Lieder, namentlich die der leichteren Art, sind anmuthig, zart gefühlt und sinnig gedacht. Sie erschienen zuerst in Zürich 1806, dann in Tübingen 1818, 2 Bde. (neue Sammlung, Ulm 1824). Er schrieb auch „Analekten, oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland" (Leipz. 1793) und „Biblische Gemälde und Gedichte" (Frankfurt 1818). Seine prosaischen Schriften: „Schicksale der Seelenwanderungshypothese" (Königsb. 1791), „Abhandlungen für die Geschichte und das Eigenthümliche der späteren stoischen Philosophie" (Tübingen 1794) u. besonders die „Kleinen prosaischen Schriften" (das. 1821—22) zeugen von umfassenden Kenntnissen. Auch seine „Nachrichten von Weckherlins Leben" (Ludwigsburg 1802) u. die Schrift „Nikodemus Frischlin" (Frankfurt 1792) sind nennenswerth. In seinen Nachbildungen der Tragödien des Aeschylus und der Komödien des Aristophanes zeigte er sich als geschmackvoller Uebersetzer. Anmuthig ist er in den kleinen anakreontischen Gedichten und sinnreich in den „Morgenländischen Apologien" (Heilbronn 1803).

Conza, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, an der Quelle des Ofanto, Sitz eines Erzbischofs, mit schöner Kathedrale und 1240 Einwohnern. C., das alte Compsa, einst Stadt der Hirpini in Samnium, war einer der Orte, in welchen die Gothen der römischen Kriegskunst am längsten widerstanden; erst 555 n. Chr. konnte Narses es bewältigen. Ein Erdbeben zerstörte 1694 den Ort fast gänzlich.

Cooch Bahar, Fürstenthum, s. Cutch-Behar.

Cook, James, berühmter Weltumsegler, wurde am 27. Okt. 1728 zu Marton in Yorkshire geboren. Von seinem Vater, einem unbemittelten Landmanne, in seinem 13. Jahre einem Kaufmann zu Staiths zur Lehre übergeben, verließ er denselben bald wieder und diente auf einem Kohlenschiff 7 Jahre. Er

machte hierauf als Steuermannsgehülfe, nebenbei Schiffswissenschaften treibend, mehre bedeutende Seereisen mit, nahm 1759 auf der Flotte Dienste und wurde Schiffsmeister auf dem zur Belagerung von Quebek bestimmten „Mercury". Hier erhielt er den ehrenvollen Auftrag, den St. Lorenzostrom zwischen der Insel Orléans und dem nördlichen Ufer, und zwar im Angesicht der Franzosen, genau zu sondiren, und nahm später auch noch jene Theile des Stromes unterhalb Quebek auf, deren Beschiffung für besonders gefahrvoll gilt. Seine Karte war sehr genau und erschien sodann im Druck. Nach der Eroberung Quebeks ging C. auf den „Northumberland" über und studirte in Halifax, wo er überwinterte, Geometrie und Astronomie. Im Herbst 1762 entwarf er von dem Hafen von Placentia in Neufoundland einen so gelungenen Plan, daß er im Frühling des folgenden Jahres nach Neufoundland gesendet wurde, um auch die Küsten dieser Insel aufzunehmen. Bis 1767 sondirte er die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste und gab 8 Blätter Specialkarten heraus. Aus einer Sonnenfinsterniß, die er am 5. August 1765 beobachtete, schloß er auf die Länge der Insel. Lord Hawke ernannte C. 1768 zum Lieutenant und Befehlshaber des Schiffs, das zur Beobachtung des 1769 erwarteten Durchgangs der Venus vor der Sonnenscheibe nach der Insel Otaheiti gesendet wurde. C. segelte am 23. April ab, löste seine Aufgabe mit großer Genauigkeit, besuchte dann die Inseln Ulietea, Huaheine, Otaha und Bolabola und nahm von ihnen im Namen des Königs von England Besitz, kam am 13. August an der Insel Oyeteroa vorüber und suchte das längst vermuthete südliche Festland, wobei er auch am 8. Oktober nach Seeland kam. Die Eingeborenen widersetzten sich der Landung, und es kam zu einem kleinen Gefecht mit ihnen. C. nannte den Ort, der bei den Eingeborenen Taoneroa hieß, Bai der Armuth und beschloß, die Küsten von Neuseeland aufzunehmen. Am Kap Maria von Diemen hörte er, daß gegen Nordnordwesten ein Land Ulimaroa liege, und als er am 14. Januar 1770 in dem südlicher liegenden Sund der Königin Charlotte am Eingang der später nach ihm benannten Cooksstraße anlegte, um Wasser und Holz einzunehmen und sein Schiff ausbessern zu lassen, bemerkte er, daß sich die Bucht weit gegen Osten erstreckte; vom Kap Turnagain segelte er darauf an der Ostküste der südlichen Insel hin, dublirte das südliche Vorgebirge derselben, verfolgte dann die Westküste und erreichte wieder den Eingang der Straße, welche die beiden Theile Neuseelands trennt und den Namen Cooksstraße führt. Nachdem er so konstatirt, daß Neuseeland aus zwei Inseln bestehe, verließ er am 31. März die Insel mit ihren wilden Bewohnern, erreichte am 19. April Neuholland und warf am 28. in Botanybai Anker. Unter den größten Gefahren verfolgte er die Ostküste Neuhollands gegen Norden, wand sich 3 Monate lang durch ein Labyrinth von Korallenklippen, die seinem Schiffe jeden Augenblick den Untergang drohten, und konnte nur durch die Beschädigung seines Fahrzeuges und den sich zeigenden Skorbut bewogen werden, am 14. Juni in den an der Mündung des Endeavourflusses liegenden Hafen einzulaufen. Am 10. Aug. fuhr er durch die Endeavourstraße, überzeugte sich, daß Neuholland und Neuguinea getrennte Länder sind, und erblickte am 3. September die letztere Insel, ward aber durch die Eingeborenen am Landen verhindert. Am 9. Oktober erreichte er krank die Rhede von Batavia, verließ am 27. December den Hafen wieder und erreichte am 15. März 1771 das Kap der guten Hoffnung. Er hatte bis dahin im Ganzen 30 Mann, unter ihnen den Astronomen Green, den Maler Parkinson u. den Schiffsarzt Monkhouse, verloren. Am 14. April steuerte er weiter, berührte St. Helena und kam am 11. Juni in der Heimat wieder an. Der König empfing ihn sehr gnädig, ernannte ihn am 20. August 1771 zum kommandirenden Schiffsmeister und stellte ihn an die Spitze einer zur genaueren Untersuchung des Südmeeres ausgerüsteten Expedition. Das größere Schiff, „Resolution", kommandirte C. selbst, das kleinere, „Adventure", Tobias Furneaux. Die Expedition begleiteten die beiden Forster, die Astronomen William Wales und William Baylay und der Maler William Hodges. Am 17. Juli 1772 verließen sie Plymouth, gingen über Madeira, Santiago und kamen am 29. September am Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo sie noch den schwedischen Naturforscher Sparmann aufnahmen, lichteten am 2. November wieder die Anker und durchkreuzten in mehrfacher Richtung das südliche Polarmeer, fanden aber nur schwimmende Eisinseln mit Schaaren von Vögeln, die doch auf nahes Land zu deuten schienen, und mußten am 17. Januar 1773 nach Norden zurückkehren. Um seine Mannschaft zu stärken, sein Schiff auszubessern und die „Adventure", von der er sich Mitte Februars getrennt, zu erwarten, warf C. am 27. März im Hafen Pickergills an Neuseelands Küste Anker. Hatte er auch bis jetzt kein Land entdeckt, so hatte er doch mehre für die Nautik wichtige Erfahrungen gemacht, so z. B., daß die Wasservögel keineswegs die Nähe von Land beweisen, das Seeeis trinkbares Wasser gebe, daß der verschiedene Stand des Schiffes einen wesentlichen Einfluß auf die Abweichung der Magnetnadel habe 2c. Am 11. Mai lichtete er die Anker und fand im Sunde der Königin Charlotte die „Adventure" wieder, die unterdessen Vandiemensland besucht hatte, segelte dann östlich, hierauf nördlich, erreichte die Passatwinde und gelangte zu den niedrigen Inseln des gefährlichen Archipels. Am 17. August erreichte die Expedition Otaheiti, dann Huaheine, wo sie einen Eingeborenen aufnahm, und Ulietea, steuerte am 17. September gegen Westen, entdeckte am 23. Hervey's Inseln und segelte nach den Inseln Amsterdam und Middelburg. Auf der zweiten Reise nach Süden, die C. am 6. Oktober antrat, wurde er von der „Adventure" durch einen Sturm getrennt und traf sie nicht wieder. Am 26. November verließ er Neuseeland und drang so weit nach Süden vor, bis ihn die Massen feststehenden Eises zur Rückkehr nöthigten. Er beschloß, den Winter zwischen den Wendekreisen zuzubringen und im folgenden Jahre den südlichen Theil des atlantischen Meeres zu durchkreuzen. Das von Juan Fernandez unter 30° südl. Br. entdeckte Land suchte er vergeblich, überstand ein heftiges Gallenfieber, erreichte am 11. März 1774 die Osterinsel, am 7. April die Marquesas, steuerte von hier nach Otaheiti, verproviantirte sich auf Ulietea und Huaheine, entdeckte am 16. Juni die Palmerstoninsel, am 20. die Savageinsel und landete am

26. auf der Insel Rotterdam. Am 1. Juli entdeckte er die Schildkröteninsel, hielt sich längere Zeit auf den neuen Hebriden auf, fand am 4. September Neukaledonien und mehre benachbarte Inseln, dann die Norfolkinsel auf und verweilte vom 18. Oktober bis 10. November auf Neuseeland. Da er im Süden kein Land fand, steuerte er nach Osten, erreichte am 17. December die Westküste des Feuerlandes, segelte um das Kap Horn und durch die Le-Mairestraße nach dem Statenlande, fand Südgeorgia, das südliche Thule, Sandwichsland und die benachbarten Inseln und beschloß nunmehr, nachdem er 28 Monate in See gewesen, die Rückkehr. Am 22. März 1775 warf er in der Tafelbai Anker, verließ am 27. April das Kap, segelte über Ascension, St. Helena, Fayal und landete am 30. Juli in Portsmouth. Der König erhob ihn zum wirklichen Schiffskapitän und gab ihm eine Stelle am Hospital zu Greenwich; die königliche Societät ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Als eine Parlamentsakte Demjenigen, der eine Durchfahrt aus dem atlantischen Meer in den großen Ocean finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterling versprach, erbot sich C., Chef der Expedition zu werden. Zwei Schiffe, die „Resolution“ unter C.s Kommando und die „Discovery“ unter dem des Kapitäns Clerke, verließen am 12. Juli 1776 den Hafen von Plymouth, gingen über Teneriffa, Santiago und erreichten im Oktober das Kap. Am 3. December lichtete C. wieder die Anker, fand die „Inseln des Prinzen Eduard“, besuchte Kerguelensland, warf am 26. Jan. 1777 in der Adventurebai auf Vandiemensland Anker, besuchte hierauf wieder Neuseeland, entdeckte die Insel Mangia, Wateoo und einige andere, steuerte nach den Freundschaftsinseln, nach Otaheiti, Eimeo und Huaheine, wo er den Eingeborenen Omai, der ihn auf seiner vorigen Reise nach England begleitet, absetzte, verließ am 8. December die Insel Bolabola und entdeckte am 25. December die Weihnachtsinsel. Im Januar 1778 fand er einen Archipel von Inseln, den er „Sandwichsinseln“ nannte, verschob aber die Untersuchung und erreichte am 7. März die Küste von Neuengland. Von hier aus verfolgte er die Küste von Nordamerika, erreichte am 29. März Nootkasund, besuchte dann Kaye's Insel, Prinzen-Wilhelms-Sund, am 19. Juni die Schumaginsinseln und am 27. die Insel Unalaschka, deren Bewohner ihn sehr freundschaftlich aufnahmen, wandte sich dann wieder nach der Küste des Festlandes, entdeckte „Andersons Insel“, durchfuhr die Behringsstraße und kehrte, von dem starren Eismeere am weiteren Vordringen gehindert, nach Unalaschka und von da nach den Sandwichsinseln zurück. Am 17. Januar 1779 warf er in der Karakakuabai auf Owaihi Anker und trat mit den Eingeborenen, deren König selbst mit C. den Namen wechselte, in den freundschaftlichsten Verkehr. Um ein von ihnen der „Discovery“ gestohlenes Boot wiederzuerhalten, begab er sich mit King, Philipps und 9 Matrosen zum König, um denselben auf sein Schiff zu locken und dadurch die Herausgabe des Boots zu erzwingen. Der König schien willig, zu folgen; aber eine seiner Lieblingsfrauen, sowie das Volk beschworen ihn, zu bleiben. C. kehrte darauf langsam zum Ufer zurück. Inzwischen aber hatten die Boote, welche die Kanoes der Insulaner an der Abfahrt aus der Bucht hindern sollten, auf eines derselben gefeuert und einen angesehenen Führer getödtet. Auf die Nachricht hiervon bewaffnete sich das Volk mit Speeren und Steinen und verfolgte C., der einen der Vordersten mit einer Kugel niederstreckte. Ein erbittertes Gefecht folgte darauf, in dem 4 Matrosen und C. selbst fielen, am 14. Februar 1779. Sein Leichnam wurde von den Insulanern zerrissen, das Fleisch verbrannt und ein Theil seiner Gebeine in einem Götzentempel aufbewahrt und verehrt; andere Ueberreste wurden nach hergestelltem Einvernehmen den Engländern ausgeliefert und am 21. Februar feierlich bestattet. Den Oberbefehl der Expedition übernahm Clerke und nach dessen Tode Gore. C. hinterließ eine Wittwe und 6 Kinder, welchen vom König eine Pension ausgesetzt wurde. Das Journal seiner ersten Reise gab Hawkesworth (1773) heraus; Suard besorgte eine französische Uebersetzung 1774 und J. F. Schiller eine deutsche 1775. Die Beschreibung der zweiten Reise veröffentlichte C. selbst unter dem Titel „A Voyage towards the South Pole and round the world. Performed in His Majesty's Ships the Resolution and Adventure, in the Years 1772, 1773, 1774 and 1775“ (1777, 3. Ausgabe 1779, französisch von Suard). Eine Ergänzung dazu ist: „A Voyage round the world etc. by George Forster“ (1777). Das Tagebuch von C.s dritter Reise, nach seinem Tode von King fortgesetzt, erschien 1784, französisch 1785. Der königlichen Societät überreichte C. mehre Abhandlungen, namentlich: über die Erhaltung der Gesundheit auf langen Seereisen, über Ebbe und Fluth in der Südsee, hauptsächlich im Endeavourflusse. Eine ausführliche Biographie C.s lieferte Wiedmann in „Leben und Schicksale des Kapitäns C.“ (Erlangen 1789—90, 2 Bde.) nach Kippis' „Life of Captain James C.“ (Basel 1788, französisch von Castera 1788—89), eine andere Lichtenberg in seinen „Vermischten Schriften“, 4. Bd.

Cooke, William Bernard und George, englische Kupferstecher zu London, gehören zu den vorzüglichsten jetzt lebenden Künstlern Englands. Sie lieferten eine bedeutende Anzahl von Werken, theils in einzelnen Blättern, theils in ganzen Sammlungen, und arbeiteten nach Zeichnungen von den besten englischen Meistern. Besonders erwähnenswerth sind: „A picturesque delineation of the southern coast of England, extending from the mouth of the Thames to the Severn“ (Lond. 1817—1827, 2 Bde.); „Views of eastern and western coast of England“ (das. 1827 ff., 80 Blätter mit 40 Vignetten); „Views on the Thames“ (das. 1822, 75 Blätter nach Dewint, W. Havell, S. Owen u. A.); „River scenery from original drawings by J. M. W. Turner and Th. Girtin“ (das. 1827, mit 18 Ansichten in 5 Heften); „Views on the river Rhone“ (das. 1824, 24 Bl.); „Gems of art“ (1825). William Bernard C. stach mit Andern auch an den Kupfern zu Cockburns „Pompeii illustrated with picturesque views“ (Lond. 1827, 2 Bde., mit 90 Blättern) und zu dessen „Views of the Colisseum“, zu den „Views of Picturesque and Romantique Scenery in Madeira etc.“ Von George C. sind die Kupfer zur „Peak Scenery“ von E. Rhodes (1820, 2 Thle.). Derselbe ist auch einer der Herausgeber der „Engravings from the Pictures of the National Gallery, publ. by Authority“ (Lond. 1831 f.).

Cooksarchipel (Herveyinseln), Gruppe von 7 kleinen Inseln im australischen Ocean, in dem großen Seeraum zwischen den Tonga- und Fidschiinseln u. dem Archipel von Tahiti (18—22° südl. Br.) gelegen und unter sich selbst durch weite Meeresstrecken getrennt. Den Namen C. erhielten sie von Krusenstern zu Ehren Cooks, ihres ersten Entdeckers (1777); die Missionäre gebrauchen dafür die Bezeichnung Herveyinseln. Die bedeutendste derselben ist das romantische Felseneiland Rarotonga (Orurute), ein schönes, gebirgiges Land von vulkanischer Natur, mit breiten, sehr fruchtbaren und gut bevölkerten Küstenebenen, die allein bewohnt und angebaut sind, aber von Korallenriffen umgeben, schwer zugänglich u. hafenlos. Sie hat fast 8 Meilen Umfang, erhebt sich bis zu 4000 Fuß Höhe und zählt etwa 3500 Bewohner. Die übrigen Inseln: Mangaia (Mandschie, die südlichste), Aitutaki, Kutatia (Atiu), Mitiero, Mauki ꝛc., sind kleiner (die größte hat nicht 4 Meilen im Umfang), niedriger und nur hügelig, schlecht bewässert und ärmer als Rarotonga. Der Boden besteht aus Madreporenkalk, dabei sind alle ohne Häfen. Die Vegetation ist nicht reich, sie steht sogar in Rarotonga der von Tahiti an Fülle nach. Die Bewohner des C.s, etwa 12—15,000 an der Zahl, gleichen im Aeußern wie in ihren Sitten und Einrichtungen am meisten den Tahitiern, doch haben sie auch mit den Neuseeländern Manches gemein. Sie sprechen eine gemeinsame besondere Sprache, die ebenfalls zwischen der tahitischen und der von Neuseeland in der Mitte steht. Bei der Entdeckung waren sie in kleinen Staaten unter Königen vereinigt. In ihren religiösen Vorstellungen kamen sie ganz mit den Tahitiern überein, übertrafen sie aber an Kriegslust und Streitbarkeit und trieben Menschenfresserei wie die Neuseeländer. In den letzten 40 Jahren (seit 1823) haben protestantische Missionäre, unter denen besonders Williams hervorleuchtet, eine außerordentliche Thätigkeit auf sämmtlichen Inseln entwickelt und wirklich staunenswerthe Erfolge erzielt. Jetzt ist die ganze Bevölkerung von Rarotonga (sowie auch die von Aitutaki) christlich civilisirt u. fleißig, und mit der Industrie nehmen ihre Intelligenz und die Behaglichkeit des Lebens zu. Ein großer Theil trägt europäische Kleidung und wohnt in guten, zum Theil steinernen Häusern; sie fertigen allerlei Geräthe und haben Nahrung in Menge. Die Presse sorgt (schon seit 1831) für religiöse und elementarwissenschaftliche Bücher, und ein treffliches Institut unterrichtet die eingeborenen Lehrer im Zimmermannshandwerke und anderen nützlichen Künsten und bildet sie zu ausgezeichneten Missionären. Der C. wird auch alljährlich von mehr als 100 Wallfischfahrern besucht, die hier anlegen, um Provisionen einzunehmen.

Cooksstraße, Straße zwischen den beiden großen Inseln von Neuseeland (Ainomawi und Tawai), von Cook 1769 entdeckt und nach ihm benannt. Sie gleicht „einem mit der Mündung dem stillen Ocean zugekehrten Trichter"; die Breite zwischen den hafenreichen Steilküsten wechselt von 2 bis 12 Meilen.

Coopang, s. v. a. Kupang.

Cooper, Fluß im nordamerikanischen Staat Südcarolina, fließt in gekrümmtem Lauf südwärts und mündet, fast 6000 Fuß breit, in den atlantischen Ocean, wo er den Hafen von Charleston bildet, nachdem er den Ashley und Wando aufgenommen hat. Ein Kanal verbindet diesen Fluß mit dem Santee.

Cooper, 1) Sir Astley Paston, einer der größten englischen Wundärzte, am 23. August 1768 zu Brooke in der Grafschaft Norfolk geboren, besuchte von seinem 16. Jahre an das Guyshospital und St. Thomashospital zu London, sodann die Universität zu Edinburg, kehrte nach London zurück und ward Prosektor und dann Hülfslehrer der Anatomie und Chirurgie am St. Thomashospital und später Wundarzt am Guyshospital. Im Jahre 1792 ging er nach Paris, wo er zum Ehrenmitgliede des französischen Nationalinstituts ernannt wurde, ward dann Leibwundarzt König Georgs IV., 1821 Baronet u. 1837 Leibarzt der Königin Victoria. Er † den 12. Februar 1841. Seine Hauptwerke sind: „Observations on inguinal and congenital hernia" (Lond. 1803); „The anatomy and surgical treatment of inguinal and congenital hernia" (das. 1804, deutsch, Breslau 1809); „Of crural and umbilical hernia" (1807); „Of abdominal hernia" (2. Aufl., das. 1827, deutsch, Weimar 1833, mit Benjamin Travers „Surgical Essays", 7. Ausg., Lond. 1820, deutsch, Weimar 1821); „A treatise on dislocations and fractures of the joints" (7. Aufl., Lond. 1831, deutsch, Weimar 1823); „Observations on fractures of the neck of the thighbone" (Lond. 1823, deutsch, Weimar 1824); „The lectures on the principles and practice of surgery" (Lond. 1824—1829, deutsch, Weim. 1825—28); „Illustrations of the diseases of the breast" (Lond. 1829, deutsch 1836); „Observations on the structure and diseases of the testis" (Lond. 1830, deutsch, Weimar 1832); „The anatomy of the thymus gland" (Lond. 1832); „The principles and practice of surgery" (das. 1836, deutsch, Kassel 1836—38). C. zeichnete sich als praktischer Arzt durch die Kühnheit seiner Operationen aus; so wagte er zuerst die Operation der Pulsadergeschwulst der Karotis und unterband bei einer Pulsadergeschwulst des Unterleibes die Aorta abdominalis nicht weit vom Herzen. Vgl. B. Cooper, Life of Sir Astley C., Lond. 1842, 2 Bde.

2) Samuel, 1781 geboren, Professor der Chirurgie, Wundarzt am Universitätshospital, Mitglied des königlichen Kollegiums der Chirurgen zu London; † den 3. December 1848 zu Shepperton in Middlesex. Er schrieb: „The first lines of the practice of surgery" (6. Ausg., Lond. 1836); „On the diseases of the joints" (das. 1807); „A dictionary of practical surgery" (1809, 7. Ausg. 1837, deutsch von Froriep, Weimar, 2. Aufl. 1831), und gab Mason Goods „Study of medicine" (4. Ausg. 1834, 4 Bde., deutsch von Colmann, Leipzig 1837—40) heraus.

3) James Fenimore, berühmter amerikanischer Romandichter, den 15. September 1789 zu Burlington am Delaware im Staate Newjersey geboren, erhielt im Yalecollege zu Newhaven seine erste Bildung und trat, noch nicht 16 Jahre alt, in die Marine ein, schied aber 1810 wieder aus dem Seedienst, widmete sich ganz der Schriftstellerei und ließ sich dauernd zu Cooperstown am Otsegosee nieder. Seiner schwächlichen Gesundheit wegen besuchte er 1826 England und Frankreich, war 1826—29 Konsul der Vereinigten Staaten in Lyon, privatisirte dann in Dresden, besuchte die Schweiz u.

Italien und kehrte 1831 in sein Vaterland zurück, wo er den 14. September 1851 zu Cooperstown †. Seinem in Europa kaum bekannt gewordenen ersten Roman: „Precaution“ (Newyork 1821) folgten: „The spy“ (das. 1821, 2 Bde.), „The pioneers, or the sources of the Susquehannah“ (1822) und „The pilot“ (1823), „Lionel Lincoln“ (1824), „The last of the Mohicans“ (1826), sein vorzüglichstes Werk, „The prairie“ (1827), „The wept of Wish-Ton-Wish“ (1828), „Red rover“ (1828), „Conanchet“ (1829), „The water-witch“ (Dresden 1830), „The bravo“ (1831), „The heidenmauer“ (1832), „The pathfinder“, „The Deer slayer“, „The two admirals“ (1842), „Wing and Wing“, „Mercedes of Castile“, „Wyandotte“ (1844), „Autobiography of a pocket handkerchief“, „Ned Myers“, „Ashore and afloat“, „Miles Wallingford“, „Satanstoe“, „The chainbeaver“, „The redskins“, „The crater or volkans peak“, „Oak openings“, „Jack Tier, or the Florida reef“, „The sea lions“ (1849) u. „The ways of the hour“ (1850). Seine Romane wurden in fast alle lebenden Sprachen übersetzt, „The spy“ selbst ins Persische. In den deutschen Uebertragungen der „Sämmtlichen Werke“ (Frankfurt 1834—1850, Bdchn. 1—258) und der „Amerikanischen Romane“ (Stuttg. 1840—51, Bd. 1—27) erlebten einzelne Theile mehre Auflagen. Das Gebiet des Drama's betrat C. mit einem gegen die politischen und socialen Verirrungen der Gegenwart gerichteten Lustspiel: „Upside down or Philosophy in petticoats“. Seine Reise durch Europa beschrieb er in den „Gleanings in Europe“ (Newyork 1830—32, 6 Bde.). Von seinen historischen und politischen Schriften erlangte nur seine „History of the American navy“ (Newyork 1839) Popularität. Von seinen Bewunderern der „amerikanische Walter Scott“ genannt, steht C. doch dem schottischen Dichter an Schöpfungskraft, Geist und Phantasie nach. C. ist ganz der Sohn seiner Nation, die keine Jugend gehabt hat, sondern gleich mit den reichen Erfahrungen des Mannesalters den Schauplatz ihrer Handlungen betrat; seine Romane sind wahr, aber ohne höhere poetische Weihe. Mit großer Gewandtheit weiß er die Nüancen und Schattirungen der Charaktere hervortreten zu lassen. Erfreut er einerseits durch die frische Eigenthümlichkeit und lebendige Auffassung seiner Stoffe und durch seine glücklichen Schilderungen, so ermüden auf der andern Seite seine Umständlichkeit und Breite, in der er selbst den schottischen Romancer noch übertrifft.

4) Thomas Sidney, namhafter englischer Maler, geboren den 26. September 1803 zu Canterbury, bildete sich 1827—30 nach flamändischen Meistern zu Brüssel und ward 1845 Mitglied der Akademie der Künste zu London. Unter seinen Bildern sind die, welche Thiergruppen darstellen, am meisten geschätzt.

Cooperstown, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Hauptstadt der Grafschaft Otsego, hübsch gelegen am Otsegosee, mit Gerichtshaus, 5 Kirchen und 4300 Einw.

Coosa, nordamerikanischer Fluß, entsteht im Staat Georgia bei Rome aus der Vereinigung des Oostenaula und Etowah und vereinigt sich nach 80 Meilen langem Lauf mit dem Tallapoosa zum Alabama.

Cootehill, Stadt in der irischen Grafschaft Cavan (Provinz Ulster), mit 2100 Einw., wichtig als Leinwandmarkt.

Copaifera *L.* (Kapaivabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalpinien, charakterisirt durch den 4theiligen Kelch ohne Schuppen, 10 Staubfäden, die gestielte, lederige und elleptische Hülse mit einem elliptischen Samen in beerenartiger Hülle, Balsam liefernde Bäume im heißen Amerika, mit ungeraden Fiederblättern und kleinen, weißen Blüthen in Trauben. Von sämmtlichen Arten dieser Gattung, besonders aber von denen, die zu großen Bäumen erwachsen, gewinnt man durch Einschnitte in die Rinde des Stammes den Kopaivabalsam (s. d.).

Copais Palus, s. Kopaissee.

Copeland, Inselgruppe an der Nordostküste von Irland, zur Provinz Ulster gehörig, am Eingang der Belfastbai, mit Leuchtthurm, von Fischern bewohnt. Die größten Inseln heißen: Big, Croß, Mew.

Cophes (Cophen), im Alterthum Hauptnebenfluß des Indus von Westen her, schied India von Ariana; jetzt Kabul.

Copia auscultata (lat.), eine von zwei Personen in der Weise beglaubigte Abschrift, daß die eine das Original vor-, die andere die Abschrift nachliest.

Copiapo, Hauptstadt der chilenischen Provinz Atacama, liegt 13 Meilen von der Küste zwischen öden Sandhügeln am gleichnamigen Flusse, an dessen Mündung sich Puerto-C., der durch Eisenbahn mit der Stadt verbundene Hafen, befindet, dessen Eingang aber wegen unterseeischer Klippen sehr gefährlich ist. Die Stadt zählt mit dem Hafenort 15,000 Einwohner und ist in neuerer Zeit besonders durch die reichen Silberminen berühmt geworden, die man 1830 12 Meilen davon in einer unfruchtbaren, wasserlosen Gegend entdeckte und seitdem bebaut. Der Ertrag war im Jahre der Entdeckung 6659 Mark, seit 1832, wo man auf neue Adern stieß, 32,724 Mark, 1850 334,444 Mark.

Copia vidimata (lat.), eine von einer Person durch Vergleichung beglaubigte Abschrift.

Copland, James, berühmter englischer Arzt und Schriftsteller, 1792 zu Deerneß auf den orkadischen Inseln geboren, studirte zu Edinburg, besuchte dann London, Paris und die namhaftesten Städte Deutschlands und unternahm 1817 eine Reise nach Afrika, um die den heißen Landstrichen eigenthümlichen Seuchen kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr 1818 ließ er sich in London nieder und ward 1820 Mitglied des Royal college of physicians. In seinen „Outlines of pathology and practical medicine“ (1822) versuchte er eine neue Klassifikation der Krankheiten. Ihnen folgten die „Elements of physiology“ (London 1824) und sein Hauptwerk, das „Dictionary of practical medicine“ (London 1830 f., deutsch, Berlin 1834 f.), „On pestilential Cholera“ (1834); „On palsy and apoplexy“ (1850). In Verbindung mit Annesley gab er ohne seinen Namen heraus: „On the diseases of warm climates“ (2 Bde., mit Kpfn.).

Copley, John Singleton, berühmter englischer Porträt- und Geschichtsmaler, zu London um 1750 geboren, besuchte von 1774—76 Ita-

lien, wurde dann Mitglied der königlichen Akademie in London und † 1806. Seine berühmtesten Werke sind: der Prophet Elias und der junge Samuel; die Geburt des Heilandes; der Zinsgroschen; ein junger Spanier, der aus dem Rachen eines Haifisches gerettet wird; ein großes See- u. Schlachtbild, den Moment darstellend, wo der holländische Admiral de Winter seinen Degen an Duncan übergibt, reich an Porträts; der Tod des Lord Chatham, mit den Porträts aller damals gegenwärtigen Lords; Karl I. vor den Gemeinen; die Familie des Königs Georg III.; der Tod des Generals Pearson; die Schlacht von Trafalgar u. A. V. Green, W. Humfred, Dunkarton, Piquenot u. A. haben nach ihm gestochen.

Coppet, Flecken im schweizerischen Kanton Waadt, in einer reizenden Gegend am Genfersee, mit 471 Einwohnern, denen Weinbau, Fischfang u. Schifffahrt die Haupterwerbsmittel darbieten. Hier siegte 1019 Kaiser Heinrich I. über die Burgunder. Vor der Revolution war C. eine Baronie mit einem 1536 von den Bernern eroberten, nach seiner Einäscherung wieder aufgebauten Schlosse, in dem Bayle als Lehrer bei der Familie des damaligen Besitzers, Grafen von Dohna, lebte. Von 1790 bis zu seinem Tode 1804 war der französische Finanzminister Necker Eigenthümer u. Bewohner des Schlosses, das dann seine Tochter, Frau von Staël, zum Vereinigungspunkt bedeutender Männer (Saussure, A. W. Schlegel, Sismondi, Constant u. a.) machte. Ihre Grabstätte befindet sich nebst der ihres Vaters neben dem Schlosse. Gegenwärtig gehört dasselbe der Herzogin von Broglie, Tochter der Frau von Staël.

Coppo, 1) (Coppa) Getreidemaß, in Ancona: 8 Coppe = 1 Rubbio, etwa 5/8 berliner Scheffel; in Brescia: 4 Coppi = 1 Quarto, ungefähr 3 1/5 berliner Quart; in Mailand: 10 Coppi = 2 Pinta oder 1/10 Quart; in Turin: 8 Coppi = 1 Emine oder 3 berliner Quart. — 2) Oelmaß in Lucca: 1 C. = 264 Pfund, Handelsgewicht von Lucca.

Coptis (*Salisb.*), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch den gefärbten, 5- — 7blätterigen, abfälligen Kelch, die 5- oder 6blätterige Blumenkrone, die schmalen oder hohlen Blumenblätter, 20—25 Staubfäden, 6—10 gestielte, längliche Bälge mit wenig Samen, kleine, steife Kräuter mit gespaltenen Wurzelblättern und wenig Blüthen auf Schäften, in Nordamerika, Grönland und Sibirien. C. trifolia *Salisb.*, Helleborus trifolius *L.*, hat kleeartige Blätter und grünlichgelbe Blüthen. Das Kraut färbt gelb; die dünne, gelbliche, sehr bittere Wurzel ist ein gutes Magenmittel.

Copula (lat.), überhaupt Band, Verbindung, in der Grammatik der Theil des Satzes, der das Subjekt mit dem Prädikat verbindet, entweder ausdrücklich bezeichnet, wie: „Cajus ist weise", oder mit dem Prädikat verschmolzen, wie „Cajus denkt".

Copway, Georg, eigentlich Kah-ge-ga-gah-Buh, Indianer aus dem Stamme der Odschibwäs, bekannt durch seine Theilnahme an dem Friedenskongreß zu Frankfurt in Deutschland, wurde 1828 als der Sohn eines Arztes und Häuptling jenes Stammes am nördlichen Ende des Bellemontsee's geboren und erhielt durch methodistische Missionäre 1830 bei der Taufe den Namen Georg. Am 16. Juli 1834 machte er auf Wunsch des Vorstehers der Mission am Obersee mit Anderen eine mühevolle Bekehrungsreise von Stamm zu Stamm, leitete 1835 eine kleine Tagschule am Attawasee, war sodann in Lapointe am Obersee bei der Uebersetzung des Neuen Testaments in die Odschibwäsprache behülflich und besuchte später das etwa zwei Meilen von Jacksonville gelegene Seminar Ebenesra. Im Jahre 1843 ward C. ein Gehalt von jährlich 400 Dollars ausgesetzt. Von nun an zog er, begleitet von seiner Frau, einer Tochter des Kapitäns Howell, mehre Jahre missionirend unter den Sioux u. Odschibwäs umher u. verschaffte letzteren feste Wohnsitze, sowie er überhaupt durch Belehrung im Ackerbauwesen die Wilden an ein mehr seßhaftes Leben zu gewöhnen suchte. Im Sommer 1850 nahm er an dem Friedensparlament in Frankfurt Theil. C.'s Gedicht: „Die Odschibwä-Eroberung, Sage aus dem Westen Amerika's", wurde von B. Adler aus dem Englischen übersetzt (Frankfurt 1851). Ihm gehen biographische Bemerkungen voran, welche dem Buche: „The life, letters and speeches of Kah-ge-ga-gah-Bouh" (Newyork 1850) entnommen sind. C. selbst erzählt darin die Hauptmomente seines Lebens.

Copyholders (engl.), Landleute in England, die ihre Grundstücke nicht als vollkommenes, unumschränktes Eigenthum besitzen, ähnlich den deutschen Zinsbauern, den Freeholders, freien Gutsbesitzern entgegengesetzt.

Coquago, nordamerikanischer Fluß, entspringt im Staat Newyork an den Catskillmountains, bildet auf einer Strecke die Grenze zwischen Newyork und Pennsylvanien u. vereinigt sich bei Hancock mit dem Popacton zum Delaware.

Coquerel, Athanase, Pfarrer der reformirten Kirche in Paris, Präsident des Konsistoriums, einer der bedeutendsten französischen Kanzelredner, den 27. August 1795 zu Paris geboren, studirte zu Montauban Theologie und wurde 1818 Pfarrer zu Amsterdam, von wo ihn Cuvier 1830 wieder nach Paris kommen ließ. Im Jahre 1848 wurde er vom Seinedepartement zum Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung und dann auch der legislativen ernannt, ohne sich jedoch in diesen Stellungen auszuzeichnen. Er schrieb u. A.: „Biographie sacrée" (2. Auflage, Paris 1837, deutsch, Stuttgart und Leipzig 1838), „Esquisses poétiques de l'Ancien Testament" (Amsterdam 1829, 2. Auflage, Paris 1831), „Cours de la religion chrétienne" (Paris 1833, 2. Aufl., das. 1830), „Histoire sainte et analyse de la bible" (das. 1839, 3. Auflage, das. 1850), „Réponse au livre du docteur Strauss: La vie de Jesus" (das 1841; auch ins Holländische u. Englische übersetzt). Von seinen „Sermons" erschienen vier Sammlungen (Amsterdam u. Paris 1819—43).

Coquille (franz.), Muschelgehäuse, Schneckenhaus, besonders die kleine muschelförmige Zündpfanne am Mörser, sowie die Form der Stückkugeln, von Metall oder Gußeisen.

Coquimbo, Provinz im südamerikanischen Freistaat Chile, erstreckt sich zwischen den Provinzen Atacama und Aconcagua vom großen Ocean bis zu den Cordilleren und umfaßt 763,3 □Meilen mit (1854) 110,589 Einwohnern. Das Klima ist sehr angenehm, aber der Boden wasserarm und nur in den Thälern fruchtbar; dagegen gibt es reiche Minen für Kupfer, Quecksilber, Eisen, Silber, weniger für Gold. Die bedeutenderen Flüsse sind der Coquimbo (der, von den Cordilleren kommend, den Rio de las

Puntas aufnimmt u. unterhalb der gleichnamigen Stadt in den Ocean mündet), Limari, Chuapa ꝛc. Hauptstadt der Provinz ist Serena (Ciudad de Serena, auch C. genannt), 2 Stunden vom Ocean auf einem Terrain, das vom Meer in 3 Stufen ansteigt. Sie wurde 1544 von Valdivia gegründet und 1820 und 1822 durch Erdbeben fast ganz zerstört, seitdem aber gut und regelmäßig wieder aufgebaut und zählt gegenwärtig gegen 12,000 Einwohner. Unter ihren Gebäuden zeichnet sich die schöne neue, 1855 vollendete Kathedrale aus. An der Mündung des Flusses C., die eine geräumige Bucht bildet, liegt der Hafenort C., der guten Ackergrund hat und besonders zur Ausfuhr des in der Provinz gewonnenen Kupfers dient. Im Jahre 1853 liefen 223 Schiffe ein.

Cora, altrömische Stadt in Latium, im Volskergebirge, nach der Sage eine Gründung des Argivers Corax, mit bedeutenden Ueberbleibseln sogenannter cyklopischer Bauten und Ruinen eines Jupiter-, Hercules- u. Dioskurentempels. Die Stadt schloß sich an den Volskerbund an, wurde deswegen von den Römern hart bedrängt u. kam bald in Verfall. Jetzt Cori.

Corax, Sicilianer, welcher nach dem Tode des Hiero und wahrscheinlich nach Vertreibung des Thrasybulus aus Syrakus (467 v. Chr.) bloß durch die Macht seiner Rede eine Zeitlang an der Spitze dieser Republik stand, dann aber eine Schule der Beredtsamkeit eröffnete und daher, neben seinem Schüler Tisias, gewöhnlich als der Erfinder der rhetorischen Kunst in ihrer Anwendung auf das öffentliche Leben bei den Griechen genannt wird; er soll auch zuerst die Regeln der Kunst schriftlich aufgezeichnet haben.

Corbeil, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Seine-Oise, südöstlich von Paris, am Einfluß der Essonne in die Seine und am Ende einer 4 Meilen langen Eisenbahn, einer der ältesten von Paris, hat 4 Kirchen, zahlreiche Fabriken für gedruckte Leinwand, Indienne, Musselin ꝛc., gegen 40 Wassermühlen und 5030 Einwohner.

Corbeille (franz.), eigentlich Körbchen, Geschenk an Schmuck, Putz, das nach französischer Sitte der Bräutigam seiner Braut, gewöhnlich in einem Körbchen zuschickt.

Corbeny, Flecken im französischen Departement Aisne, südöstlich von Laon, hat 1000 Einwohner. C. hieß im Mittelalter Corbiniacum. Hier hatten die fränkischen Könige ein Schloß, wo Karl der Große nach Karlmanns Tode für den alleinigen König des Reichs erklärt ward. Karl der Einfältige räumte das Schloß den Mönchen von St. Remi in Rheims ein, die hier eine Kirche errichteten, zu der später die französischen Könige nach ihrer Salbung zu wallfahrten pflegten. Hier wurden die Reliquien des heiligen Markulf aufbewahrt, welche Kröpfe heilen sollten. Später nahm das Kloster St. Benedikts Regel an.

Corbie, Stadt im französischen Departement Somme, an der Somme u. dem Sommekanal, mit einer alten Kirche der ehemaligen berühmten Benediktinerabtei von C. (662 gegründet), Wollenmanufakturen, Tricot-, Sammet- u. Mützenfabrikation und 2800 Einwohner. C. hieß im früheren Mittelalter Corbeia. Hier ward 657 eine Benediktinerabtei, Hauterive, gegründet, von der aus Korvey gestiftet ward, im Gegensatz zu welchem das französische C. auch Corbeia antiqua hieß.

Corbière, 1) Peter von C., früherer Name des Papstes Nikolaus V. (s. d.).

2) Jacques Joseph Guillaume Pierre, Graf von C., französischer Minister unter der Restauration, um 1767 zu Amandis bei Rennes als Sohn eines Landmanns geboren, studirte die Rechte, ward Advocat in Rennes und kam durch Heirath zu bedeutendem Vermögen. Nach der Restauration zum Präsidenten des Generalkonseils im Departement Ille-Vilaine und 1815 zum Abgeordneten erwählt, schloß er sich in der Kammer Villèle an, ward aber später aus Rache gegen das Ministerium, das ihm die Stelle eines Generalprokurators am königlichen Gerichtshofe zu Rennes versagte, eines der heftigsten Mitglieder der Opposition, indem er zugleich dem Hofe schmeichelte. Früher ein eifriger Vertheidiger der Preßfreiheit, verlangte er nun, als sich das Ministerium dieser geneigt zeigte, die Wiedereinführung der Censur u. andere reaktionäre Maßregeln, trug, um sich dem Hofe gefällig zu zeigen, auf Ausschließung des freisinnigen Grégoire aus der Kammer an und ward dafür 1820 zum Mitglied des Ministeriums Villèle ernannt. Als Minister des öffentlichen Unterrichts entfernte er alle freisinnigen Lehrer und eiferte gegen die Anstalten des gegenseitigen Unterrichts. Im Jahre 1821 zum Minister des Innern und zum Grafen ernannt, trug er 1827 namentlich zur Aufhebung der Nationalgarde und zur Auflösung der Deputirtenkammer bei und trat zwei Monate darauf mit Villèle u. Peyronnet aus dem Ministerium, wurde aber zum Staatsminister, Mitglied des geheimen Konseils des Königs und zum Pair ernannt. Nachdem er durch die Julirevolution seinen Posten, sowie die Pairswürde verloren hatte, zog er sich nach Bordeaux zurück und † im Januar 1853 zu Amandis.

3) Edouard, französischer Dichter u. Romanschriftsteller, 1793 zu Brest geboren, ward als Offizier in der kaiserlichen Marine 1825 wegen seiner politischen Meinungen von derselben ausgeschlossen und gab darauf in seiner Vaterstadt eine einflußreiche liberale Zeitung „La guêpe“, heraus. Nebenbei schrieb er politische Satiren, brasilische Elegien (unter dem Titel „Brasiliennes“, mehrmals aufgelegt) u. andere Gedichte, übersetzte auch den Tibull. Später redigirte er zu Rouen eine politische Zeitung, die ihm aber Gefängniß- und Geldstrafen zuzog. Er wurde hierauf wieder Seemann, erwarb sich den Ruf eines der geschicktesten Handelskapitäne und schrieb eine Reihe von Seeromanen, von denen mehre („Plik et Plok“ ꝛc.) auch ins Deutsche übersetzt worden sind. C. lebte später in Havre, wo er lange das „Journal du Havre“ redigirte.

Corbières, Gebirgszug im französischen Departement Aude, Ausläufer der östlichen Pyrenäen, macht die Scheide zwischen den Flüssen Aude und Agly und steigt im Roc-Blanc bis 7811 F. an.

Corbineau, Jean Baptiste Juvenal, französischer General, geboren den 1. August 1776 zu Marchiennes bei Douay, trat nach Beginn der Revolution in den Kriegsdienst, ward später Kapitän bei den reitenden Jägern der kaiserlichen Garde u. nach der Schlacht bei Eylau Oberst und Chef des 20. Dragonerregiments. Im Jahre 1808 ging er als Brigadegeneral nach Spanien, erhielt nach der

Schlacht von Burgos das Kreuz der Ehrenlegion, nahm Theil an dem österreichischen Feldzuge von 1809 und ward bei Wagram schwer verwundet. Auf dem Rückzuge aus Rußland abgeschnitten, mußte er sich durch die russische Armee u. die umherschwärmenden Kosaken schlagen, erreichte nach 5 Tagen die französische Armee wieder und zeigte Napoleon I. an der Beresina den allein noch freien Uebergangspunkt bei Sludzianka, wofür ihn der Kaiser zu seinem Adjutanten ernannte. Als Divisionsgeneral im zweiten Corps focht er bei Dresden auf dem rechten Flügel unter dem König von Neapel, befehligte bei Kulm die Kavallerie Vandamme's, schlug sich durch die Preußen und überbrachte, schwer verwundet, dem Kaiser die Botschaft von der verlorenen Schlacht. Im Jahre 1814 focht er bei Montmirail und vertheidigte Rheims gegen den russischen General St. Priest. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Ritter des Ludwigsordens u. zum Großoffizier der Ehrenlegion, doch trat er bei Napoleons Rückkehr wieder zu diesem über, beobachtete den General Grouchy u. wirkte in der Vendée. Nach dem Frieden blieb er disponibel und wurde 1825 mit 200 anderen Generälen mit dem Verbot, Uniform zu tragen, verabschiedet.

Corbinianus, Heiliger, einer der ersten Bischöfe und Missionäre in Bayern, geboren um 680 in Chartres, † 730. Die Legende hat sein Jugendleben mit vielen Wundern ausgeschmückt. In Rom erhielt er 711 von Gregor II. die bischöfliche Weihe und den Auftrag, für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken. Er predigte anfangs in Gallien mit großem Erfolg, reiste dann abermals nach Rom, um den Papst um Wiederabnahme seiner bischöflichen Würde zu bitten, erreichte aber diesen Zweck nicht und ließ sich darauf in Freisingen in Bayern nieder, kaufte hier viele Ländereien, erbaute Kirchen und begann sein Bekehrungswerk von Neuem. Herzog Grimoald überredete er zur Lösung seiner Ehe mit seines verstorbenen Bruders Wittwe, Biltrud, und mußte in Folge hiervon vor letzterer Haß nach Tyrol fliehen. Erst Grimoalds Nachfolger, Hubert, rief ihn wieder zurück. Sein Leben beschrieb Aribo, Bischof von Freisingen.

Corbould, Henry, berühmter englischer Zeichner und Stecher, 1787 zu London geboren, zeichnete sich besonders in den Antiken aus, † im December 1844 zu Robers-Bridge. Nach seinen Zeichnungen wurden die Gemäldesammlungen des Herzogs von Bedford, des Grafen Egremont, des britischen Museums ꝛc. in Kupfer gestochen. Sein Sohn, Edward, Maler zu London, bewegt sich im romantischen Genre. Bekannt sind seine „Canterbury Pilgrims ad the Tabard-Inn“, welche sehr durchdachte Komposition durch C. E. Wagstaff gestochen ward.

Corbulo, Cnejus Domitius, berühmter römischer Feldherr unter Claudius und Nero, ward, nachdem er unter Tiberius Prätor, unter Caligula, dessen letzte Gemahlin Milonia Cäsonia eine Schwester C.'s war, kurze Zeit Konsul gewesen, von Claudius an den Niederrhein gesandt, um die Freibeuterei der Küstenvölker, namentlich der Chaucen u. Friesen, zu unterdrücken, was auch seiner Energie in kurzem gelang. Er ließ darauf einen 23 Meilen langen Kanal (Fossa Corbulonis) zwischen dem Rhein und der Maas ziehen, dessen Spuren man noch in dem Fliet zwischen Sluys und Leyden oder dem jetzigen Leck erkennen will, und eine Verschanzung (Corbulonis monumentum) anlegen, woraus wahrscheinlich Gröningen entstanden ist. Als Prokonsul von Syrien besiegte er sodann 58 v. Chr. den parthischen König Vologeses und dessen Bruder Tiridates, welche den König Rhadamistus von Armenien, einen römischen Bundesgenossen, angegriffen hatten. Eine neue Erhebung des Tiridates 63 und eine dritte zugleich mit Vologeses 66 endeten mit Beider völliger Unterwerfung. Von dem mißtrauischen Nero zurückgerufen, um hingerichtet zu werden, stürzte er sich in Cenchrea, dem Hafen von Korinth, in sein Schwert. Nach dem älteren Plinius hatte C. eine Beschreibung seiner armenischen Feldzüge hinterlassen.

Corchorus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen, charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch u. die 5blätterige Blumenkrone, welche kürzer ist als jener, zahlreiche Staubgefäße, 2—4 Narben, ohne Griffel, die schotenförmige, 2—5fächerige, im Rücken klaffende Kapsel mit Samen in 2 Reihen, meist Stauden u. Kräuter, nur wenige strauchartig, mehre nur einjährig, alle in den Tropenländern von Asien, Afrika und Amerika einheimisch, einige als Gemüsepflanzen nützlich. C. olitorius *L.*, eine einjährige, 2 Fuß hohe Staude zwischen den Wendekreisen aller Welttheile, wird in den Gärten als wohlschmeckendes, überall bekanntes Gemüse (in Aegypten Melochia) kultivirt. Der Absud der Blätter ist auch ein heilsames Brustgetränk; die schwarzen Samen wirken erweichend. C. capsularis *L.* ist ein staudenartiges, 8—10 F. hohes Sommergewächs in Ostindien, dessen Blätter als Gemüse benutzt und dessen Stengel wie Hanf angewendet werden, deshalb auch arrakanischer Hanf genannt. C. japonicus *Thunb.*, Kerria japonica *Decand.*, ist ein 6—8 F. hoher Zierstrauch mit zahlreichen, winkelständigen, ranunkelähnlichen, einfachen oder gefüllten Blüthen, dauert an geschützten Stellen auch im Freien aus.

Corcyra, eine der jonischen Inseln, jetzt Korfu, das homerische Scheria, das Land der Phäaken, ward in der ältesten Zeit von Liburniern bewohnt, dann um 700 v. Chr. von Korinthern unter dem Herakliden Chersicrates kolonisirt. Die Insel hatte eine für den damaligen Handel höchst günstige Lage, und die Bewohner trieben ihn mit solchem Erfolg, daß die Herrschaft, die sie auf dem jonischen und adriatischen Meere ausübten, die Eifersucht der Mutterstadt Korinth rege machte. Es kam selbst zwischen beiden zum offenen Kampfe, in welchem die Corcyräer den Korinthern ein siegreiches Treffen auf dem adriatischen Meere, die erste Seeschlacht in der griechischen Geschichte, lieferten. Später veranlaßte C. den Ausbruch des peloponnesischen Krieges und nahm thätigen Antheil daran. Aber die darauf folgenden nachtheiligen politischen Verhältnisse und die Kriege der Diadochen vernichteten die Kraft des Staates; er ward ein Spielball der benachbarten Mächte und hatte sich noch glücklich zu preisen, als er sich 220 v. Chr. unter römischen Schutz retten konnte.

Corda, August Joseph, verdienter deutscher Botaniker, den 10. September 1810 zu Reichenberg in Böhmen geboren, trieb schon als Handlungslehrling in Prag mit Vorliebe naturgeschichtliche Studien. In Folge seiner „Monographia rhizospermarum

et hepaticorum" (Heft 1, Prag 1829) von Humboldt nach Berlin gezogen, beschäftigte er sich hier mit botanischen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen u. ward 1834 zum Kustos der zoologischen Abtheilung des vaterländischen Museums nach Prag berufen. Im J. 1841 machte er, vom Fürsten Colloredo mit den nöthigen Mitteln versehen, eine Reise nach Texas, fand aber auf seiner Rückkehr auf dem Schiffe Victoria im atlantischen Ocean im September 1849 seinen Untergang. Er veröffentlichte außer einer großen Anzahl kleinerer Arbeiten für Zeitschriften die mit den trefflichsten Abbildungen ausgestatteten und für die Kunde der Kryptogamen höchst bedeutenden Prachtwerke: „Icones fungorum hucusque cognitorum" (Prag 1837—42, 5 Bde.) u. „Prachtflora europäischer Schimmelbildungen" (Leipzig 1839, franz., das. 1840), denen als wichtiger Beitrag zur Paläontologie die „Beiträge zur Flora der Vorwelt" (Prag 1845) folgten. Von seinen übrigen Arbeiten sind namentlich noch die „Anleitung zum Studium der Mykologie" (Prag 1842), die Bearbeitung der Schwämme und Pilze für Sturms „Deutschlands Flora", sowie die „Skizzen zur vergleichenden Anatomie vor- und jetztweltlicher Pflanzenstämme" im 2. Bande von Sternbergs „Flora der Vorwelt" hervorzuheben.

Corday d'Armans, Marie Aline Anne Charlotte, eine schwärmerische Jungfrau, die sich durch die Ermordung des Konventsdeputirten Marat berühmt machte, war 1769 zu St. Saturin unweit Caën in der Normandie aus einem altadeligen Geschlecht geboren. Die Tyrannei der Schreckensmänner erfüllte die feurige, hochgebildete Jungfrau mit tiefem Abscheu und brachte in ihr den Entschluß zur Reise, ihr Vaterland von jenen befreien zu helfen. Die Ermordung ihres Geliebten, eines Offiziers zu Caën, durch Jakobiner ließ sie rasch zur That schreiten. Am 12. Juli 1793 kam sie zu Paris an und hatte sich anfangs Danton zum Opfer ausersehen, wählte aber, als sie hörte, daß dieser der Anhänglichkeit an das Königthum verdächtig sei, Marat. Sie gedachte denselben mitten im Konvent zu ermorden, doch hielt sich dieser wegen Kränklichkeit gerade zu Hause. Sie suchte ihn daher hier auf und erhielt am 13. Juli Abends 7 Uhr Zutritt, als sich Marat eben im Bade befand. Das Gespräch fiel sogleich auf politische Dinge, u. Marat äußerte, daß Alle, die an dem Aufstande in Caën Theil genommen, ohne Unterschied sterben müßten. Bei diesen Worten zog die C. ein Messer hervor u. stieß es ihm mit solcher Gewalt ins Herz, daß er niedersank und bald darauf verschied, worauf sie sich willig in die Abtei, dann in die Conciergerie und vor das Revolutionstribunal schleppen ließ. Man fand bei ihr eine Adresse an das französische Volk, die einen schwärmerischen Patriotismus athmete. Während ihres Prozesses zeigte sie eine bewundernswerthe Festigkeit, vernahm ihr Todesurtheil mit Gelassenheit u. betrat am 17. Juli 1793, Abends gegen 7 Uhr, freudig u. mit edlem Anstand das Blutgerüst. Als sie guillotinirt war, rief Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz: „Seht, sie ist größer als Brutus!" und büßte dafür mit dem Leben.

Cordeliers (v. Franz.), d. i. Strickträger; in Frankreich die regulirten Franciskaner, so genannt nach ihrer Tracht; während der französischen Revolution die Mitglieder eines politischen Klubs, der zu Paris in der Kapelle eines Klosters der genannten Mönche seine Versammlungen hielt und erst im Bunde, dann im Kampfe mit den Jakobinern den Mittelpunkt der Dantonisten bildete, nach Dantons Sturz aber seinen Einfluß verlor.

Cordia *L.* (Kordie, Brustbeerbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, charakterisirt durch den röhrigen, 5zähnigen Kelch, die trichterförmig-glockige Blumenkrone mit 5—8spaltigem Saum, den doppelten oder 2spaltigen Griffel und die 1—3samige Steinfrucht, Bäume und Sträucher in den heißen Ländern von Asien und Amerika, von denen mehre durch eßbare Früchte und Heilkräfte, einige auch durch ihr Holz nützlich sind. C. Myza *L.*, C. officinalis *Lam.*, Sebestena officinalis *Gaertn.*, mit rundlichen, ganzrandigen Blättern u. kleinen, weißen, wohlriechenden Blüthen in doldentraubigen Rispen, ist ein 20—30 Fuß hoher Baum in Ostindien, Arabien u. Aegypten. Die Früchte, Sebestenae, Myxae, Jujubae nigrae, Pruna Sebestenae, Sebesten, schwarze Brustbeeren, haben ein weiches und angenehm schmeckendes Fleisch und kamen sonst getrocknet nach Europa, indem sie gegen Husten, Heiserkeit und Brustbeschwerden im Gebrauch waren. In ihrer Heimat benutzt man sie mehr als Obst, denn als Heilmittel. Die Wurzel dient in Ostindien als gelindes Purgirmittel, die adstringirende Rinde zu Gurgelwässern, und das Holz, woraus die Mumienbehälter der alten Aegypter verfertigt worden sein sollen, kommt als Rosenholz in den Handel. C. Sebestena *L.* ist ein in Westindien einheimischer, 10—14 F. hoher, immergrüner Baum mit länglich-eirunden, spitzigen, rauhen, dunkelgrünen Blättern, großen, rothen Blüthen in Endtrauben und süßen, birnförmigen und schleimigen Früchten, welche als Obst gegessen und als erweichendes, einhüllendes Arzneimittel gebraucht werden. Das auf Kohlen gestreute Holz verbreitet einen angenehmen Geruch. C. subcordata *Lam.*, C. Rumphii *Blume*, wächst als Baum in Ostindien, gewöhnlich mit mehren Stämmen, mit langen Blättern und großen, schwarzen Früchten; das moschusartig riechende Holz ist sehr dauerhaft und ein gutes Nutz- und Bauholz.

Cordicolae (lat.), Verehrer des Herzens Jesu und der Maria, eine jesuitische Brüderschaft von Männern und Frauen, zuerst im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich und neuerdings auch in Bayern verbreitet.

Cordierit (Dichroït, Iolith), nach dem Mineralogen Cordier benanntes Mineral, bildet Krystalle, welche die rhombische Säule mit den Flächen eines rhombischen Oktaëders zur Grundform haben, kommt aber selten in deutlichen Krystallen, sondern meist eingesprengt, derb, in Geschieben und Körnern vor, ist von unvollkommen muscheligem Bruch, von 2,5—2,7 specifischem Gewicht und steht hinsichtlich der Härte zwischen dem Quarz und Topas. Er ist durchsichtig bis durchscheinend und glasglänzend, im Bruch sehr fettglänzend, meist gefärbt, indig- bis schwärzlichblau, violblau, bläulichgrau, bläulichweiß, gelblichweiß bis gelblichbraun, zuweilen auch farblos, sowie von eigenthümlichem, sternförmigem Lichtglanz. Besonders merkwürdig ist aber sein Dichroïsmus oder die Eigenschaft, im durchfallenden Lichte nach verschiedenen Richtungen hin verschiedene Farben zu

zeigen: in der Hauptaxe der Krystalle dunkelblau, in der Querrichtung gegen dieselbe gelblichgrau. Daher sein Name Dichroit. Er besteht aus Talkerde, Thonerde und Kieselerde und etwas beigemischtem Eisenoxydul oder Manganoxydul. In schönen Krystallen findet er sich besonders zu Bodenmais in Bayern, Arendal in Norwegen, Granatillo u. Granada in Spanien u. zu Haddam in Connecticut; doch sind zu Schmucksteinen geeignete Exemplare ziemlich selten und kommen besonders von Ceylon her in den Handel, wo sie als Geschiebe im Sande der Flüsse gefunden werden. Man schleift sie auf einer kupfernen Scheibe mit Smirgel und polirt sie auf einer zinnernen mit Tripel. Beim Fassen erhält er eine seiner Farbe entsprechende Folie, meist aber wird er à jour gefaßt, weil sich so sein Farbenspiel besser beobachten läßt. Der blaßhellblaue kommt unter dem Namen Wassersaphir, der schwärzlichbraune als Luchsstein in den Handel. Die Juweliere rechnen ihn gewöhnlich zu den schlechten Saphirsorten; mittelmäßig große Ringsteine kosten 4—6 Thaler.

Cordilleren (von dem spanischen cordilléra, d. h. Bergkette), Beiname verschiedener Gebirge in Südamerika, wird vorzugsweise auf die Gebirge in Chile, Peru und Quito (genauer Cordilleras de los Andes) übertragen, dann aber auch als Gesammtname auf die ungeheure Gebirgskette angewendet, die, wie man früher annahm, den ganzen Erdtheil Amerika von der Klippe Diego Ramirez (56° südl. Br.) bis zur Behringsstraße im Norden in geringer Entfernung vom stillen Ocean wie ein Rückgrat durchziehe und, hervorgehoben aus einer einzigen Spalte, die meridianartig von Pol zu Pol eine Hälfte unseres Planeten durchlaufe, eine Längenerstreckung von mehr als 2000 Meilen habe. Da indessen die südamerikanischen C. an den Isthmus von Panama entschieden abfallen und eine Hügelkette von 600 Fuß Höhe nicht als Fortsetzung betrachtet werden, ja bei dem Vorhandensein der Senke von Tehuantepec kaum eine Verbindung zwischen den Gebirgen von Mittelamerika u. Nordamerika behauptet werden kann, so bleibt von der Annahme eines solchen riesigen Gebirgssystems nur der Umstand übrig, daß beide überhaupt ebenmäßig gebauete Dreiecke von Nord- und Südamerika in ihrem Westen gleichmäßig von großen Meridianketten durchzogen sind. Das südamerikanische Meridiangebirge, auf das, wie erwähnt, der Name C. vorzugsweise angewendet wird, und das bei einer Längenausdehnung von 900 Meilen einen Flächenraum von 33,000 □Meilen bedeckt, läßt zunächst seinen Bau nach 3 Hauptabtheilungen erkennen: die einkettigen Südcordilleren, die doppelkettigen Mittelcordilleren mit plateauartigen Hochthälern und Gebirgsknoten und den meerabgeschlossenen, salzigen Hochseen, und die ohne wieder vereinigende Knoten divergirenden Nordcordilleren mit Tiefthälern. Eine andere Eintheilung der C. bezieht sich auf die durchzogenen und erfüllten Ländergebiete. Am passendsten behält man beide Eintheilungsprincipien zugleich im Auge. Als südlichstes Stück erscheint die Cordillere des Feuerlandarchipels, welche im Süden mit dem 2940 Fuß aufsteigenden Kap Hoorn ausläuft, die sich aber nirgends über 7000 F. zu erheben scheint. Mit dem 47.° südl. Br. beginnt nordwärts die dicht an die Küste des Oceans herantretende Cordillere von Patagonien (auch Sierra Nevada genannt), mit einer Kammhöhe von 3000 F., deren höchster Gipfel der von Minchinmadon (7640 F. hoch) zu sein scheint, und die nördlich mit dem 6864 F. hohen Nevado von Corcovado abschließt. Von 42—20° südl. Br. zieht sich die schmale Kette der Cordillere von Chile, mit einer mittleren schneebedeckten Kammhöhe von 9—12,000 F. und bedeutenden, nordwärts an Höhe rasch zunehmenden Hochgipfeln (darunter der 21,039 F. hohe Aconcagua). Unter 20° südl. Br. beginnt die Cordillere von Bolivia und Peru mit dem durchschnittlich 11—12,000 F. hohen Plateau von Potosi, aus dem sich Berge bis zu 20,000 F. erheben. Von demselben laufen dann 2 mächtige Gebirgsäste aus, deren westlicher, die Küstencordillere, mit einer mittleren Kammhöhe von 14,500 Fuß längs dem Ufer des Oceans streicht, zu dem er jäh herabfällt, und mit zahlreichen kegel- oder glockenförmigen Vulkangipfeln in die hier 17,000 F. über dem Meere liegende Region des ewigen Schnee's emporragt, während der östliche Ast durch Bolivia zieht und zackige Kämme mit einer Menge spitziger und zerrissener Piks zeigt, die ebenfalls (zuerst der 19,843 F. hohe Illimani) in die Region des ewigen Schnee's hineinragen. Zwischen beiden Cordillerenästen liegt das große Hochplateau von Peru in 13,000 F. Meereshöhe und mit 1000 □Meilen Flächengehalt. Am Nordende vereinigen sich beide Aeste zu dem Gebirgsknoten von Cuzco. Unter 10° südl. Br. gliedert sich dann das Gebirge in 3 Kämme, die Küsten-, Central- und Ostcordilleren, von denen jedoch nur die erstere Gipfel ewigen Schnee's trägt. Alle drei laufen unter $3^3/_4$° südl. Br. in dem Knoten von Loxa zusammen. Von 4° südl. bis $1^1/_2$° nördl. Br. zieht sich die Cordillere von Quito, die, aus zwei Parallelketten bestehend, ein 55 Meilen langes, 3—4 Meilen breites und 8500 F. hoch liegendes Hochland einschließt u. auf dem westlichen Kamm unter anderen dicht zusammengedrängten Gipfeln den Chimborazo (20,150 F.), sowie auf dem östlichen den schönen Vulkan Cotopaxi (17,700 F.) trägt. Weiter nordwärts folgt die Cordillere von Neugranada, welche in 3 Ketten zerfällt, die nicht mehr durch Hochthäler, sondern durch Flußthäler geschieden sind und das Quellgebiet des Magdalenenflusses umfassen. Die mittlere Kette (mit dem Pik von Tolima, 17,300 F. hoch) ist die höchste u. erreicht bis 5° nördl. Br. die Grenze des ewigen Schnee's; die westliche Kette, die Cordillere von Choco, deren mittlere Höhe nicht über 5000 Fuß beträgt, bildet den Uebergang zu den C. von Nordamerika. Faßt man diese C. Südamerika's als Gesammtbild ins Auge, so treten (nach Daniel) die ungeheure Meridianausdehnung, bei verhältnißmäßig geringer Breite, die Theilung in Parallelketten, welche durch großartige Knoten zusammengeschürzt werden, um wieder auseinander zu laufen, die Mannichfaltigkeit der eingeschlossenen Hochländer, der steile Abfall nach Westen, die seltenen und höchst beschwerlichen Pässe, die engen Schluchten (Quebradas) mit ihren bis zur kleinsten Krümmung und Windung an einander passenden Wänden, den Seil- oder Hängebrücken, die, über Abgründe gespannt, bei jedem Luftzug wiegenartig hin- und herschwanken, der Reichthum an edlen

Metallen, zuerst als charakteristische Kennzeichen hervor. Groß ist die Menge der in drei Gruppen vertheilten Vulkane, welche der Richtungsaxe der Kette folgen und den großen Ocean wie ungeheure Feuer- und Leuchtthürme begrenzen. Auf die Gruppe von Neugranada und Quito folgt nach einem vulkanlosen Zwischenraume von 240 Meilen die Vulkanreihe von Peru u. Bolivia, nach einer neuen Lücke von 135 Meilen die Gruppe von Chile. Man kennt im Ganzen 56 Vulkane, von denen 26 noch thätig sind, die aber, von einigen Ausnahmen abgesehen, weniger Lava, als Steine, Asche, Schlamm, Gase und Wasser auszustoßen scheinen. Den landschaftlichen Charakter der C. schildert Pöppig also: „Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, spärliche Vegetation der schluchtenähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände und eine furchtbare Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, sind die ersten und auffallendsten Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. Die C. erscheinen in der Ferne und Nähe stets als eine ungetheilte Wand, über die nur in seltenen Fällen einzelne Spitzen ragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Trägheit und Starrheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Kontraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die C. einem Jeden mehr imponiren als die Alpen. Braune, graue, gelbliche Mittelfarben sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet. Grell leuchtet hie und da der hochrothe Porphyr von den halbzerstörten Jochen, und die engen, dunkeln Schluchten sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet und bieten nur verkümmerte Sträucher oder vereinzelte Pflanzen dar." Die niederen Abhänge der C. sind mit der gewöhnlichen tropischen Vegetation bekleidet. In der niederen Region der Paßhöhen treten uns unsere Eichen und Nadelhölzer, von der Wachspalme begleitet und überragt, entgegen. Auf den nebeligen, täglich von Hagel und Schneegestöber heimgesuchten Paramos tränkt dieser Niederschlag wohlthätig die Bergpflanzen. Die Bäume, meist großblätterige Lorbeeren u. myrtenblätterige Alpensträucher, sind niedrig, schirmartig ausgebreitet, aber mit immergrünem, frischem Laube an ihren Zweigen geschmückt. Bis 14,000 Fuß werden noch mehre Phanerogamen gefunden, und die Saxifraga *Boussing.* kommt noch im ewigen Schnee auf Felsblöcken vor. Ein Bild des Thierlebens in den hohen Regionen der C. lassen wir einen andern Reisenden entwerfen. „Längst haben wir jegliche Vegetation unter uns gelassen, u. nur selten ist uns der belebende Anblick geworden, eine Heerde scheuer Vicuña's und der verwandten Llama's, Alpaco's oder Huanaco's in der Ferne an uns vorüber jagen zu sehen. Hie und da taucht die friedliche Gestalt eines Andenhirsches vor uns auf, während um die Felsenspalten die kaninchenartigen Chinchilla's spielen oder der schlanke Atoc, der Fuchs der C., umherschleicht, um sich eines der schmackhaften Rebhühner dieser Höhen zum Frühstück zu holen. Irgend ein auf diese Höhe verirrter Cuguar sucht sich seinen Braten unter den Rehen oder Vicuña's. Der weißschnäuzige Gucumari, der Bär der Anden, ist ihm gefolgt, und, um das wunderbar großartige Thierleben dieser sonst so pflanzen- und menschenleeren Höhen voll zu machen, umschwärmen neben raubsüchtigen Falken, scheuen Wasservögeln der Andenseen und anderen beflügelten Verwandten zahlreiche Pito's, braungesprenkelte Spechte mit gelbem Bauch, in großen Schaaren die Felsen der Hochebenen, wo kaum noch ein Insekt seinen Reigen im Sonnenstrahle tanzt. Ueber dem Ganzen aber beschreibt majestätisch in zierlichen Spiralen seine Kreise der Condor."

Die C. von Nordamerika, wenn wir diesen Namen gebrauchen wollen, beginnen mit den C. von Guatemala, einer an vulkanischen Gipfeln von 10—15,000 Fuß Höhe reichen Kette, und setzen jenseit der Einsenkung von Tehuantepec in der C. von Mexiko als östliche Umfassung des Plateau's von Anahuac fort, denen sich wieder mit dem Charakter von Kettengebirgen 3 mächtige Verzweigungen anschließen, von welchen die östlichen C. und die Centralcordilleren das Plateau von Neumexiko umfassen, während die Westcordilleren (nordamerikanischen Seealpen) der Westküste Nordamerika's parallel laufen. Weiteres s. Amerika und die einzelnen Länder: Chile, Peru 2c., wo die betreffenden Cordillerenabtheilungen ausführlicher besprochen sind.

Cordon (franz.), eigentlich Band, Schnur; im Kriegswesen eine Reihe von Militärposten, die unter sich in Verbindung stehen (s. Kordonsystem), besonders eine Truppenkette gegen Pest, Cholera 2c.

Cordouan, Tour de, Leuchtthurm auf einem Felsen, dem Ueberrest der vom Meer allmählig verschlungenen Insel Antros, an der Mündung der Gironde im französischen Departement Gironde. Er hat 175 Fuß Höhe, eine Basis von 134½ Fuß Durchmesser, eine Laterne von 22 Fuß Höhe und ist auf 6 Meilen sichtbar. Er wurde unter Heinrich II. 1545 begonnen, unter Heinrich IV. vollendet, später von Ludwig XIV. (1665) reparirt.

Cordova, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (244,9 QMeilen mit 351,536 Einw.) im spanischen Königreich Andalusien, zur Maurenzeit eine Stadt ersten Ranges und der Sitz der Wissenschaften (s. unten), gegenwärtig zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken, liegt amphitheatralisch am olivenbedeckten Abhang eines Zweigs der Sierra Morena, in einer äußerst fruchtbaren, von Landhäusern besäeten Vega am rechten Ufer des hier halbmondförmig gekrümmten Guadalquivir, ist in Gestalt eines länglichen Vierecks erbaut u. schließt im weiten Umfang seiner alten, hochgethürmten Mauern auch Gärten und Weinberge ein. Das Innere der Stadt besteht aus krummen, engen, schmutzigen und ganz öden Straßen und schlechten, oft verfallenen Häusern, deren Dächer mit Unkraut bedeckt sind. Nur in der Calle Real und deren Nähe herrscht einiges Leben. Weitläufiger gebaut und schöner sind die Vorstädte, so z. B. die stark bevölkerte an der Nordseite und das sogenannte Campo de la Verdad, am linken Flußufer, wohin eine Steinbrücke von 15 Bögen führt, und wo ein wohlerhaltenes maurisches Kastell liegt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet

sich der große Hauptmarkt, die Plaza mayor oder der Konstitutionsplatz, aus, der von guten, dreistöckigen, auf Säulen stehenden und mit 3 Balkonreihen versehenen Häusern umgeben ist. Das wichtigste und berühmteste Gebäude der Stadt ist die Kathedrale, an deren Stelle zur Zeit der Römer ein Janustempel, später eine christliche Kirche der Gothen, endlich eine prächtige, von Abderrahman I. zu Ende des 6. Jahrhunderts aufgeführte Moschee (nächst der Kaabah zu Mekka der größte mohammedanische Tempel) standen. Der jetzige christliche Dom, noch meist la Mezquita genannt, ist im Wesentlichen noch ganz der arabische Bau und erinnert mit seinen hohen Einfassungsmauern und den viereckigen Eckthürmen eher an eine Festung als an ein Gotteshaus. Durch einen Glockenthurm tritt man in einen 430 Fuß langen und 210 F. hohen, mit Orangenbäumen rings umpflanzten Hof. Ein Portikus von 72 Marmorsäulen umgibt ihn auf 2 Seiten, und mehre plätschernde Fontänen vollenden das ächt orientalische, still träumerische Bild dieses Vorhofs der Andacht. Die Kirche selbst bildet ein längliches Viereck und ist im Innern 600 F. lang und 250 F. breit. 860 schlanke Säulen (jede aus einem 20 F. hohen Marmorblock gearbeitet), auf welche Pfeiler aufgesetzt sind, um das Höhenverhältniß zu vergrößern, tragen die von Kapital zu Kapital schwebenden hufeisenförmigen Bögen, die, von kleineren, halbkreisförmigen und auf den Pfeilern ruhenden Bögen überwölbt, das Mauerwerk stützen, auf welchem die flache Decke, nur 35 F. über dem Fußboden, ruht. 32 Säulenhallen laufen von Osten nach Westen, 16 von Norden nach Süden, und zwar die letzteren in weiteren Dimensionen als die ersteren. Mitten in den Dom ist nach spanischer Sitte ein Chor hineingebaut, was die Einheit des Ganzen stört. Zur Zeit des Khalifats wurde das Innere der Moschee von 4700 geschliffenen Krystallampen erleuchtet. C. ist Sitz eines Bischofs und hat 36—37,000 Einwohner. Die Industrie derselben hat sich in neuester Zeit etwas gehoben; man zählt 21 Seifen-, 4 Tuch-, 13 Leinwand-, 6 Seiden-, 11 Hutfabriken und über 30 Flachsspinnereien. Auch die Gold- u. Silberarbeiten der Stadt sind nicht unbedeutend, dagegen sind die früher berühmten Fabriken von Leder (Korduan) nicht mehr im Gange, und auch die ehedem ebenfalls berühmte Pferdezucht ist trotz der noch großen Stutereien jetzt sehr gesunken. C. ist der Geburtsort der beiden Seneca, des Lucan und Averrhoes, der Dichter Luis de Gongora und Juan de Mena, des Bildhauers Alonso Cano und des Malers Pablo de Cespedes Zambrano. Die Stadt soll von den Phöniciern gegründet u. von ihnen Karta Tuba, große Stadt, genannt worden sein. Bei den Römern hieß sie Corduba (in Hispania baetica am Bätis gelegen) u. war als blühende Kolonie derselben (Colonia Patricia) neben Gades (Cadix) die wichtigste Handelsstadt von ganz Hispanien. Sie war zugleich Sitz eines Prätors u. Obergerichtshofs u. hatte das Münzrecht. Von C. hatte auch das Cordubense aes seinen Namen, eine Erzmischung, die von hier in Menge nach Rom geliefert wurde. Wie stark die Bevölkerung von C. schon zu Cäsars Zeit war, ergibt die Nachricht, daß, als derselbe die Stadt nach längerer Belagerung in seine Gewalt bekommen hatte, allein innerhalb der Mauern 22,000 Einwohner niedergemacht wurden. Von König Leovigild 571 erobert, ward die Stadt Sitz eines westgothischen Bischofs und 711 von dem Mauren Tarik, Musa's Feldherrn, in Besitz genommen. Nachdem sie darauf Abderrahman I., der 756 das Khalifat von C. gründete, zu seiner Residenz erwählt hatte, schwang sie sich bald zur blühendsten u. wichtigsten Stadt der Halbinsel empor. Ihre Glanzzeit fällt in das 10. Jahrhundert, unter Abderrahman III., Al-Hakem II. und Almanzor. Sie war damals eine heilige Stadt des Islam, das „Mekka des Westens" und hatte 4¾ Stunden im Umfang, 1 Million Einwohner, 600 Moscheen, 60,000 größere Gebäude, 900 öffentliche Bäder, eine Universität mit einer Bibliothek von 600,000 Bänden und 80 Freischulen. Die Pracht der Hofhaltung und der königlichen Paläste (die Residenz Azzahra mit 4300 Marmorsäulen) grenzte ans Fabelhafte. Dabei war sie der Hauptsitz der Poesie, der Künste (namentlich der Baukunst) und Wissenschaften (Mathematik, Astronomie und Astrologie, Chemie und Medicin), und Gewerbfleiß u. Handel, Acker-, Garten- und Bergbau standen in schönster Blüthe. Nach dem Sturze des Khalifats 1031 kam C. an die Beni-Dschewar, 1060 an die Abbaditen von Sevilla, 1091 an die Almoraviden, 1148 an die Almohaden und 1236 an Kastilien, von wo sein gegenwärtiger Verfall datirt. Im J. 1589 wurde die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Am 7. Juni 1808 wurde sie von den Franzosen unter Dupont erobert.

2) C., zu der argentinischen Republik gehöriger südamerikanischer Staat, grenzt an Santiago, Santa Fé, die freien Indianerländer, San Luis, Rioja und Catamarca, wird von der Sierra de Cordova durchzogen und von dem Rio Dulce und Pucara bewässert und hat 2775 (nach Andern 2160) □Meilen mit 130—150,000 Einwohnern. Die gleichnamige Hauptstadt liegt rechts am Pucara (Rio segundo) in sumpfiger, aber fruchtbarer Niederung, hat eine schöne Kathedrale und ein Jesuitenkollegium und ist als Sitz der alten Universität Mittelpunkt des geistigen Lebens. Sie zählt 14,000 Einwohner. Der Gründer der Stadt C. war 1573 Geron la Cabrera.

3) Stadt im mexikanischen Staat Veracruz, östlich in der Nähe von Orizaba, lieblich an einem Bergrücken gelegen, in sehr fruchtbarer Gegend, 2712 Fuß über dem Meer, wurde zur Zeit der Blüthe Huatasco's von den reichen Einwohnern dieser Stadt gegründet und zur Zeit der Spanier zu den reichsten Städten des Landes gerechnet. Jetzt ist der Ort verfallen und zählt nur noch 5000 Einwohner, mit 4 Kirchen und einigen Schulen. Die geraden und gepflasterten Straßen tragen sämmtlich Namen von Blumen, z. B. de Rosa, de Jasmin 2c. In der Mitte liegt der große Platz, mit schönen Häusern, hinter welchen sich einige außerordentlich hohe Königspalmen erheben.

Cordova, 1) Gonsalvo Fernandez de C. y Aguilar, spanischer Heerführer, geboren 1443, diente zuerst unter Ferdinand u. Isabella gegen Portugal u. zeichnete sich sodann im Krieg mit Granada, namentlich bei der Belagerung von Baza und Granada, aus. Die Kapitulation von Churriana (25. November 1491), wodurch letztere Festung den christlichen Königen überliefert wurde, war sein Werk.

Im Jahre 1495 kommandirte er das kleine Heer, welches Ferdinand dem König von Neapel gegen die Franzosen zu Hülfe schickte, landete bei Reggio und entwarf den Plan zu dem glücklich ausgeführten Seezuge gegen Neapel. Er machte sich darauf den Franzosen namentlich durch seine Streifzüge furchtbar, eroberte mehre Städte, bahnte sich mit Gewalt den Weg zur Vereinigung mit dem König und dem Markgrafen von Mantua, die eben Atella belagerten (24. Juni 1496), u. erzwang eine Kapitulation, durch welche die Franzosen Alles, was sie noch inne hatten, mit Ausnahme von Gaëta, Venosa, Tarent, überlieferten; da sie aber die Bedingungen nicht vollständig erfüllten, unterwarf C. nochmals Kalabrien, nahm das feste Aul Ata, half Gaëta erobern u. hatte mit der Eroberung von Ostia 1497 jenen ganz Unteritalien entrissen, als der berüchtigte Theilungsvertrag von 1500 zu Stande kam. C. war sogleich bereit, denselben in Vollzug zu setzen. Unter dem Vorwande, den Venetianern gegen die Türken beizustehen, ging er von Malaga aus unter Segel, nöthigte die Türken, die Belagerung von Zante aufzuheben und die Insel Cephalonia zu räumen, wendete sich dann nach Sicilien, um seine Operationen gegen den König von Neapel zu eröffnen, unterwarf die beiden Kalabrien ohne Schwertstreich, durchzog die Ebenen von Apulien u. belagerte schon Tarent, als er von den Franzosen geschlagen und in Berletta eingeschlossen wurde. Kurz darauf aber besiegte er dieselben bei Cerignola und hielt am 6. Mai 1503 seinen feierlichen Einzug in Neapel. Nur Gaëta war noch in den Händen der Franzosen, u. ein neues französisches Heer unter dem Markgrafen von Mantua belagerte Rocca secca am linken Ufer des Garigliano. C. trieb sie am 18. Oktober über den Fluß zurück, überschritt dann denselben bei Sessa, nahm Sujo u. Castelforte und schlug die französische Armee am 29. December, worauf sich Gaëta am 1. Jan. 1504 an ihn ergab. Hierfür zum Großconnetable von Neapel ernannt u. vom Volk mit dem Namen Il gran capitano geehrt, erregte er die Eifersucht des Königs Ferdinand des Katholischen. Ohne weitere Untersuchung der ihm zur Last gelegten Vergehungen wurden seine Gewalt als Vicekönig u. sein Einfluß bedeutend beschränkt. Aus Gram über diese Undankbarkeit fiel er in eine schwere Krankheit u. bat, nach kaum vollendeter Herstellung, um die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Isabella hielt ihn zwar auf seinem Posten, aber nach ihrem Tode erwachte Ferdinands Argwohn von Neuem, weshalb sich C. ins Privatleben zurückzog u. vom Hof bald vergessen war. Aus Rache war er eben im Begriff, sich nach Flandern zu verfügen, um den Erzherzog Karl mit bewaffneter Hand in Kastilien einzuführen, als Ferdinand seine Absicht errieth und die Abreise verhinderte. C. † den 2. December 1515 zu Granada u. wurde in dem dasigen Hieronymitanerkloster mit königlichen Ehren bestattet.

2) Gonsalvo Fernandez de C., Fürst von Maratra, diente von frühester Jugend auf, besonders in den Niederlanden, erhielt von Spinola das Kommando in der Pfalz u. vollendete die Eroberung dieses Landes. Am 8. Mai 1622 besiegte er mit Tilly den Markgrafen von Baden bei Wimpfen, sowie Christian von Braunschweig, wandte sich sodann nach den Niederlanden, siegte in der Schlacht bei Fleurus, konnte aber nicht verhindern, daß die Geschlagenen mit dem Prinzen von Oranien Bergen op Zoom entsetzten. Im J. 1628 ward er Generalgouverneur von Mailand, half den zwischen Spanien u. Frankreich wegen des Veltlins entstandenen Krieg beilegen, eroberte in den Kämpfen wegen der mantuanischen Erbfolge Montferrat, hob aber die Belagerung von Casal zu voreilig auf und ward deshalb seines Gouvernements entsetzt. Noch einmal befehligte er 1632 in den Niederlanden und † den 16. Februar 1645.

3) Fernando Fernandez de C., geboren 1792, trat 1810 in die spanische Armee und betheiligte sich als Generallieutenant beim Aufruhr vom 7. Oktober 1841 in Madrid, erhielt 1847 das Präsidium im Kriegsministerium, wurde sodann Befehlshaber der Infanterie und besetzte als solcher, 1849 dem Papst zu Hülfe gesandt, Gaëta. Seit dem 8. März 1850 Generalkapitän von Neukastilien u. seit 1851 von Cuba, ward er 1853 zum Generaldirektor der Kavallerie ernannt. Bei dem Aufstand am 17. Juli 1854 mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, lehnte er dies ab, schritt aber als Befehlshaber der Reiterei sehr energisch gegen die Aufständischen ein u. mußte in Folge davon vor dem Volkshaß nach Frankreich fliehen. Im Jahre 1856 nach Spanien zurückgekehrt, trat er wieder in seine frühere Stellung als General ein.

4) Don Luis Fernandez de C., Bruder des Vorigen, spanischer Generallieutenant, 1799 in Cadix geboren, trat 1811 als Kadet bei der Garde ein und wurde 1819 als Offizier zu den Truppen kommandirt, die sich nach Amerika einschiffen sollten. Als diese am 1. Januar 1820 die Konstitution von 1812 ausriefen, erklärte er sich entschieden gegen diese Bewegung u. verhütete hauptsächlich, daß Cadix selbst in die Hände der Konstitutionellen fiel. Als erbitterter Gegner der letzteren bereitete er im Einverständniß mit dem König den Aufstand der königlichen Garden am 7. Juli 1822 vor, in Folge dessen er nach Paris entfliehen mußte. Von hier aus trat er zur Glaubensarmee unter Quesada in Navarra und später, als die französische Intervention Statt fand, zum Corps des Herzogs von Angoulême. Trotz seiner streng royalistischen Grundsätze mißbilligte er die Reaktionsmaßregeln der Regierungsjunta von Oyarzun und bewirkte durch Martignac deren Auflösung. Sein gewandtes Benehmen und seine Anhänglichkeit an den König machten ihn zu dessen Günstling u. erhoben ihn von Stufe zu Stufe. Im Jahre 1824 zum Generalmajor befördert, wurde er 1825 Gesandtschaftssekretär in Paris, 1827 Geschäftsträger in Kopenhagen, sodann außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Berlin, von wo er 1830 auf die Nachricht von der Julirevolution in sein Vaterland zurückkehrte. Bald ward er aber durch Calomarde's Intriguen genöthigt, Spanien wieder zu verlassen. Auf dem Rückwege focht er in den Pyrenäen gegen die unter Mina und Valdes eindringenden Konstitutionellen und kehrte im Winter 1831 auf seinen Gesandtschaftsposten zurück. Im Jahre 1832 zum Gesandten in Lissabon ernannt, unterstützte er die Sache Dom Miguels, kam aber in mancherlei unangenehme Verwickelungen und zog sich den Verdacht und das Mißfallen Don Carlos' in hohem Grade zu. Er schloß sich daher der Gegenpartei an, verließ nach dem Tode des Königs Madrid, focht unter den

Christinos mit Auszeichnung und ward 1835 zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt. Dieser wichtigen Stelle war er aber, obgleich anfangs bei Mendigorria siegreich, nicht gewachsen u. sah sich daher bald genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Die Revolution von La-Granja u. die Beschwörung der Konstitution von 1812 bewogen ihn, nach Frankreich zu gehen; doch schon in Bayonne beschwor er die Konstitution u. beobachtete von Paris aus die Vorgänge in Spanien. Als er bei der Ministerkrisis im Dec. 1836 übergangen wurde, versuchte er, sich den Exaltados anzuschließen, aber seine Bewerbungen um die Volksgunst blieben fruchtlos, u. als er endlich von Pamplona zum Abgeordneten in die Cortes ernannt worden, raubte ihm sein schwankendes Benehmen vollends alles Vertrauen. Er stellte sich im Nov. 1838 mit Narvaez an die Spitze einer Bewegung in Sevilla, mußte daher als Nebenbuhler Espartero's die Flucht ergreifen u. † zu Lissabon den 29. April 1840.

Corduene, Landschaft in Armenien, zwischen dem Tigris, den cordueniscchen Bergen u. dem See Arsissa gelegen, wurde, als zur Zeit des mithridatischen Kriegs Tigranes und Phrahates darum stritten, von Pompejus dem Ersteren zugesprochen, war, nachdem sie Trajan erobert, bald römisch, bald persisch, bis sie im schimpflichen Frieden des Jovianus förmlich an die Perser abgetreten wurde. Ihre Bewohner (Cordueni) sollen Nachkommen der alten Carduchi, Vorfahren der jetzigen Kurden, gewesen sein.

Corella, Stadt in der spanischen Provinz Navarra (Pamplona), links am Alhama, der nördlich dem Ebro zufließt, mit 3100 Einwohnern, liefert viel Getreide, Hanf, Wein, Oel und hat eine große Fabrik von Lakrizensaft.

Corentin (Corantyn), ansehnlicher Fluß im südamerikanischen Staate Guyana, entspringt am Acaraigebirge an der Grenze gegen Brasilien (1° nördl. Br.), fließt gegen Norden durch ungeheure Savannen und bildet bis zu seiner Mündung in den atlantischen Ocean die Grenze zwischen dem britischen und holländischen Guyana. Er ist voll kleiner Eilande, bildet viele malerische Kaskaden und Strömungen und ist in neuerer Zeit an seinen Ufern bepflanzt worden.

Corenzio, Belisar, neugriechischer Maler, 1588 in Achaja geboren, befleckte seinen Künstlerruhm durch unersättlichen Ehrgeiz und durch Habgier. Er war in Venedig 5 Jahre lang Tintoretto's Schüler und lebte dann von 1590 an in Neapel, von wo er A. Carracci und G. Reni, bis dahin die Zierden Neapels, vertrieb. Auf C.'s und seiner Genossen Anstiften soll Domenichino an Gift gestorben sein, ja, C. erdolchte seinen eigenen Schüler Luigo Rodrigo, weil ein Gemälde desselben die Bewunderung der Kunstkenner erregt hatte. C. gehörte zu Tintoretto's und Spagnoletto's besten Nachahmern, er war reich an Ideen und wußte seinen Figuren Leben zu geben; vor Allem aber setzte seine ungemeine Fertigkeit in Erstaunen. Er † 1643.

Coreopsis *L.* (Wanzenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die doppelte, vielblätterige Hülle und die zusammengedrückten, ausgerandeten Samen, schlanke und glatte, ausdauernde Stauden in Nordamerika, von denen mehre in deutschen Gärten als Zierpflanzen bekannt sind. C. grandiflora *Sweet,* ausdauernd, in Nordamerika, hat einen 2—4 Fuß hohen, aufrechten, ästigen, gefurchten, glatten Stengel, entgegengesetzte, ansitzende, glatte, am Grunde gewimperte Blätter und sehr schöne, 2 Zoll im Durchmesser haltende Blüthen mit gelbem Strahl und gelber Scheibe, kommt im Sommer im Freien gut fort, muß aber in Töpfen frostfrei durchwintert werden. Mehre Arten, die sonst zu C. gezählt wurden, stehen jetzt unter Bidens, Echinacea und Calliopsis.

Corfe-Castle, alter Flecken in der englischen Grafschaft Dorset, auf der Halbinsel Purbeck, mit einer gothischen Kirche und einem verfallenen Kastell, das bald als königliche Residenz, bald als Staatsgefängniß gedient hat, und auf welchem Eduard der Märtyrer ermordet wurde, und 2000 Einwohnern, meist Steinhauern und Töpfern.

Corfinium, im Alterthum Hauptstadt der Peligner in Samnium, jetzt Pentinia bei Popoli, war im Bundesgenossenkrieg der Mittelpunkt der Bundesgenossen und bestimmt, die Hauptstadt des neu zu gründenden italischen Reichs zu werden, daher eine Zeitlang Italica genannt.

Corgnale, Dorf in der Nähe von Triest, bei Sessana, mit 900 Einwohnern, ist berühmt durch die herrliche Stalaktitengrotte Vileniza, die von Vielen der adelsberger Höhle vorgezogen wird.

Coria, 1) (lat. Caurium) Stadt in der spanischen Provinz Caceres (in Estremadura), rechts am Alagon, Sitz eines Bischofs, mit römischen Mauern und Thürmen, einem starken Kastell und 2800 Einwohnern. Eine alte siebenbogige Brücke steht jetzt auf dem Trocknen, da der Fluß seit dem 17. Jahrhundert einen andern Lauf verfolgt. Hier 876 Schlacht zwischen den Asturiern und Arabern; 1706 ward C. von den Portugiesen erobert. — 2) (C. del Rio) Stadt in der spanischen Provinz Sevilla, am Guadalquivir, mit 3184 Einwohnern.

Coriandrum *L.* (Koriander), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelchrand, die verkehrt-eiförmigen, ausgerandeten Blumenblätter mit einwärts gebogenen Läppchen und die runde, ziemlich glatte Frucht mit freier Rinde. Die einzige Art ist C. sativum *L.*, C. majus *Gouan*, Wanzenkraut, Wanzendill, ein weißblühendes Sommergewächs, welches in Südeuropa wild wächst, in Thüringen und anderen Gegenden Deutschlands häufig auf Feldern kultivirt wird und in Folge davon hier und da verwildert vorkommt. Die ganze Pflanze hat einen starken, widrigen, wanzenartigen, betäubenden Geruch; die Früchte, Koriandersamen, Schwindelkörner, Wanzendillsamen, Semen Coriandri, Semen Anethi cimici, haben getrocknet einen angenehm gewürzhaften Geruch und gewürzhaft scharfen, süßlichen Geschmack und enthalten vorwaltend ein ätherisches Oel, Oleum Coriandri aethereum, das durch Destillation der zerstoßenen Samen mit Wasser gewonnen wird, dem Terpentinöl analog zusammengesetzt ist und bei der Liqueurfabrikation benutzt wird. Sie sind von der Größe eines Pfefferkorns, blaßbläulich, gelb oder weißlich, ringsum gerieft u. bestehen aus 2 nicht leicht trennbaren Theilfrüchtchen. Sie dienen häufig als Gewürz an Speisen, Gebäck u. dergl. Zu medicinischen Zwecken wurden sie früher häufiger als jetzt angewendet. Wegen ihres Gehalts an ätherischem Oel wirken sie erregend auf den Darmkanal und

image
not
available

Schlacht am See Regillus (496) die Bürgerkrone. Von Ehrgeiz und Thatendrang beseelt, zeichnete er sich unter Anderem besonders bei der Belagerung der Volskerstadt Corioli aus, indem er den die Römer hart bedrängenden Feind, von nur wenigen Tapfern unterstützt, zurückschlug u., zugleich mit den Flüchtigen in das offene Thor eindringend, die Eroberung der Stadt bewirkte (daher auch sein Beiname C.). Seine Tapferkeit und Entschlossenheit war es auch, welche bald darauf den Römern einen wichtigen Sieg über die Antiaten errang. Einen Antheil an der Beute verschmähend, erbat er sich nur einen Gefangenen, dem er, als altem Gastfreunde, die Freiheit schenkte. Bald aber verdunkelte er den erworbenen Ruhm durch seine in rücksichtslosester Schroffheit hervortretende aristokratische Gesinnung. Als nämlich zur Linderung einer in Folge des Auszugs der Plebejer auf den heiligen Berg entstandenen Theuerung der Senat in Sicilien Getreide aufgekauft hatte, wollte C. mit Anderen dasselbe dem Volke nur unter der Bedingung überlassen wissen, daß es auf die tribunicische Gewalt verzichte. Die hierauf von Seiten der Tribunen an ihn ergehende Vorladung wies er kalt und verachtungsvoll zurück. Aedilen sollten ihn ergreifen, aber er schützte sich durch eine Leibwache. Schon bereitete man sich zu hitzigem Parteikampfe vor, als es den Konsuln gelang, durch verheißene Genugthuung die Menge zu beschwichtigen. C. aber sollte, dahin lautete das von den Tribunen gesprochene Urtheil, zur Strafe vom tarpejischen Felsen gestürzt werden. Umsonst suchte der Senat durch niedriger gestellte Getreidepreise das Rachegeschrei des Volks zum Schweigen zu bringen. Nur die Besorgniß vor Bürgerkrieg ließ die Tribunen ihre Forderung dahin ermäßigen, daß sich C. vor einem Volksgericht stellen solle, um sein Urtheil zu empfangen. Der Senat weigerte sich anfangs, diesem Beschlusse seine Sanktion zu ertheilen; aber die Gemäßigteren in demselben drangen durch, und C. selbst fügte sich der Dringlichkeit der Umstände. Um C.' Verurtheilung sicher zu sein, theilten die Tribunen die Menge in Tribus, wodurch der Volkspartei das Uebergewicht gesichert wurde. Gleichwohl wäre die Versammlung durch die unerschrockene Selbstvertheidigung C.', der in kraftvoller Rede auf seine Verdienste um Senat und Volk hinwies und seine im Kampfe für das Vaterland davongetragenen Narben entblößte, fast zu Gunsten des Angeklagten gestimmt worden, wenn nicht die Tribunen, ihren Angriffsplan ändernd, die Klage erhoben hätten, daß er die bei einem Einfall ins Land der Antiaten gewonnene beträchtliche Beute unter seine Genossen und Klienten vertheilt habe. Eine solche Beschuldigung kam C. bei aller seiner Geistesgegenwart zu unerwartet, als daß er sich sogleich dagegen hätte verantworten können, zumal jene auch begründet war. Die Tribunen benutzten den günstigen Moment, schritten schnell zur Abstimmung, und C. wurde mit 12 Stimmen von 21 zu immerwährender Verbannung verurtheilt. Er schritt darauf mit kaltem Blick durch das Getümmel und kehrte, begleitet von wehklagenden Freunden, nach Hause zurück, um von seiner Gattin, seinen Kindern und seiner Mutter Veturia Abschied zu nehmen. Racheburst im Herzen selbst gegen seine Freunde, die ihn feig verlassen, beschloß er, an seinem Vaterlande furchtbare Rache zu nehmen. Er begab sich zur Nachtzeit nach Antium zu Tullus Attius und setzte sich am Heerde, dem geweihten Sitze der Hausgötter, nieder. Dem nach seinem Namen und Begehren fragenden Hausherrn erwiederte er: „Ich bin Cajus Marcius; Dein Feind, von seinem undankbaren Volke verbannt, liefert sich freiwillig Dir in die Hände. Ich komme, um meine Rache zu der Deinigen zu fügen, wenn sich unsere Seelen in diesem Gedanken begegnen." Tullus bot ihm die Hand zum Frieden und gelobte ihm Schutz und Hülfe. Ein Vorwand, den vor Antium mit Rom geschlossenen Waffenstillstand zu brechen, fand sich bald, Tullus und C. wurden zu Feldherren erwählt und brachen an der Spitze eines schnell ausgerüsteten Haufens in das römische Gebiet ein. Eine Stadt nach der andern wurde unter C.' Anführung erobert, und bald sah er sich, da sich das gegen die Römer erbitterte Volk zahlreich um ihn schaarte, an der Spitze einer beträchtlichen Macht, mit welcher er 5 Meilen von Rom lagerte. Von hier aus verwüstete er die Ländereien der Plebejer, verschonte aber die der Patricier, um den Samen zu neuem Hader in Rom auszustreuen. Hier war Alles in der äußersten Bestürzung; das Volk bat dringend um Zurücknahme des gegen C. erlassenen Verbannungsurtheils, und der Senat, dem es bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit sowohl an tapferer Mannschaft, als an einem tüchtigen Feldherrn fehlte, sah sich wirklich genöthigt, C. zu ehrenvoller Rückkehr in die Stadt einzuladen. Die Gesandtschaft brachte jedoch die trostlose Antwort zurück, C. sei jetzt Feldherr der Volsker und werde deren Interesse zu wahren wissen; wollten sie Frieden, so müsse vor der Unterhandlung alles den Volskern früher entrissene Land geräumt und ihnen das Bürgerrecht gleich den Latinern bewilligt werden. Neue Abgesandte und endlich selbst die Priester und Augurn, die, mit ihren heiligen Amtsinsignien angethan, im feindlichen Lager erschienen, brachten keinen günstigeren Bescheid zurück. Da verfiel endlich in der allgemeinen Rathlosigkeit eine Matrone, Valeria, auf den Gedanken, ob nicht dem Ansehen der Mutter und den Thränen des Weibes vorbehalten sein sollte, was Senat und Priester vergeblich versucht. Als man C. die Annäherung von römischen Frauen an das Lager meldete, suchte er sich zwar gegen Weiberthränen zu stählen; kaum aber hatte er Veturia's kummervolles Angesicht und die weinende Gattin mit den Kindern erkannt, als er wie wahnsinnig in ihre Arme stürzte. Vom Kampf zwischen Rache und Zärtlichkeit gegen die Seinen innerlich zerrissen, stand der Held eine Weile regungslos, dann aber brach auf die mahnende Anrede seiner Mutter sein Trotz. Seine wankende Mutter stützend, rief er: „Rom hast Du gerettet, Mutter, aber Dein Sohn ist verloren!" Darauf die Seinigen nochmals umarmend, ließ er das Zeichen zum Rückzug geben, indem er vorschützte, die Festigkeit der Mauern Roms mache dessen Eroberung unmöglich. Die Nachrichten über sein Ende lauten verschieden. Nach Einigen soll Tullus, der schon vorher C.' Ruhm bei den Volskern beneidete, ihn des Verraths angeklagt und einen Aufstand gegen ihn erregt haben, in welchem er erschlagen worden; nach Andern soll er ein hohes Alter erreicht und sein Exil oft beklagt

haben. Die Frauen errichteten an dem Ort, wo sie ihr Vaterland gerettet hatten, der weiblichen Fortuna einen Tempel, in welchem Veturia Oberpriesterin wurde. C.' Leben hat Plutarch beschrieben, und seine Schicksale hat Shakspeare zu seiner Tragödie C. verarbeitet.

Corioli, im Alterthum Stadt der Volsker in Latium, der Waffenplatz derselben, von C. Marcius (daher Coriolanus genannt) zerstört und schon in der späteren Römerzeit spurlos verschwunden.

Coris *L.* (Erdkiefer), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, mit der einzigen Art C. monspeliensis *L.*, einem Halbstrauch auf Hügeln am mittelländischen Meere und in andern Gegenden Südeuropa's, mit holziger Wurzel, 3—4 Fuß hohem, aufrechtem Stengel, sitzenden, abstehenden, linienförmigen Blättern und röthlich-violetten Blüthen. Die ganze Pflanze riecht etwas gewürzhaft und schmeckt unangenehm, stark bitter. Die beblätterten Aeste, Herba Coreos, sollen ein vorzügliches Mittel gegen syphilitische Krankheiten sein.

Corisco, Bai an der Westküste von Südafrika, bildet ein Glied des Golfs von Guinea und wird durch die Vorgebirge St. John und Esterias begrenzt. In dieselbe fließt der für größere Schiffe hinlänglich tiefe Mouneh (Dangerriver), dessen Mündung gegenüber die Gruppe der felsigen, den Spaniern gehörenden Coriscoinseln liegt.

Corium (lat.), Lederhaut, s. Haut.

Cork, die größte Grafschaft der irischen Provinz Munster, grenzt nordwestlich an Kerry, nördlich an Limerick, östlich an Tipperary und Waterford, südlich und südwestlich an den Ocean und nimmt einen Flächenraum von 136,1 QMeilen ein. Das Land ist zum Theil gebirgig und wird von Südwesten gegen Nordosten von den Shehy Mounts, den Derrynasagart- (mit dem 2100 Fuß hohen Caherbarnagh), den Bagrah- und den Naglesmountains durchzogen. Die höchste Erhebung ist der Hungryhill, mit einer absoluten Höhe von 2110 Fuß über die Bantrybai emporragend; auf seinem Gipfel liegt ein großer Bergsee, aus dem einer der schönsten Katarakte hervorstürzt. Im Norden stehen noch die Ballihoraberge und die Usemountains (mit dem 1247 Fuß hohen Taur), und hier gibt es auch Steinkohlen. Der Norden und Osten sind fruchtbar. Die Küsten sind sehr buchtenreich, mit guten Häfen und besonders im Westen mit vielen kleinen Inseln und Klippen besetzt. Die schönsten Buchten sind: die Youghall-, Ballicottin-, Cork-, Oyster-, Kinsale-, Courtmak-Sherrybai, Clonakiltybai, Glandorhafen, Castlehafen, Longislandbai, Dunmanushafen, Bantry-, Ballydoneganbai. Die westlichste Spitze ist das Crowhead, die südlichste das Mizenhead. Die Flüsse sind unbedeutend, aber reißend; die namhaftesten sind: der Lee, Bandon, Blackwater. Unter den Binnenseen ist der vom Lee durchflossene Lough Allua der bemerkenswertheste. Die Erzeugnisse des Landes, von dessen Areal 34 QMeilen unkultivirt liegen, sind: Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln in großer Menge, Flachs, Rübsame, Waid, Rüben, Kohl und andere Gemüse, Obst; die Viehzucht producirt Rindvieh, Schafe und Schweine in vorzüglicher Qualität, Butter, Käse. An den Küsten wird Kalk gebrannt und lebhafte Fischerei betrieben. Von Mineralien findet man Kupfer, Eisen, Thon, Kalk, Schiefer und Steinkohlen. Der Gewerbfleiß beschäftigt sich hauptsächlich mit Whiskybrennerei, Porterbrauerei, Eisen- und Glashütten, Seife- und Lichtefabrikation, Weberei und Handel mit Vieh und Viehprodukten, Korn, Mehl, Whisky, Fischen u. eigenen Fabrikaten. Die Grafschaft wird von Norden nach Süden durch die große Eisenbahn, die von Dublin über Tipperary nach der Stadt C. führt, und von Westen nach Osten durch die von Tralee über Mallow bis Fermoy fortgeführte Bahn durchschnitten; erstere theilt sich bei Cork und führt rechts bis Bandon (projektirt bis zur Bantrybai), links bis Youghall. Die Zahl der Bewohner beträgt 810,732 Seelen.

Die gleichnamige Hauptstadt, nach Größe und Bevölkerung die zweite Stadt Irlands, liegt in tiefer, von ansehnlichen Hügeln umgebener Schlucht, auf beiden Seiten und auf Inseln des Lee, der die schöne Bai von C. (Cork Harbour) und damit einen der besten Häfen der Welt bildet. Schöne Quais fassen den Fluß ein, und tiefe Kanäle bringen die Waaren bis in das Innere der engstraßigen, düsteren Stadt. Des feuchten Klima's halber sind die Häuser von oben bis unten mit Schiefer bekleidet. Einige neuere Straßen, von Reichen bewohnt, sind breit, sauber, schön; die Gassen dagegen vernachlässigt. Ueber den Fluß und dessen Arm führen 9 meist elegante Brücken. Außer der protestantischen Kathedrale St.-Finbars besitzt die Stadt 8 anglikanische und 8 Sektirerkirchen, 4 Mönchsklöster (darunter das prächtige der Kapuziner), 2 Nonnenklöster (mit Mädchenschule verbunden), ein Queenscollege (seit 1849) in einem schönen Gebäude, eine medicinische Diöcesan- und sehr viele andere Schulen; ferner ein Museum, 2 (selten geöffnete) Theater, einen Cirkus, Wohlthätigkeitsinstitute jeder Art, 3 Klubhäuser, auf der Höhe Kasernen für 2000 Mann, einen schönen Spaziergang, Mardyke genannt, eine englische Meile lang, zwischen 2 Flußarmen, und einen Park von 382 Morgen. Der botanische Garten ist in einen Kirchhof (nach Art des Père Lachaise zu Paris) umgewandelt. Die Zahl der Bewohner beträgt 85,745 Seelen. C. hat wenig Manufakturen; nur die Gerberei, die in mehr als 40 Anstalten betrieben wird, ist bedeutend. Außerdem sind die Destillationen, Brauereien, Eisengießereien, Glashütten, besonders aber die Handschuhfabrikation und der Schiffsbau als ansehnlich anzuführen. Im auswärtigen Handel steht C. unter den wenigen Städten nur Belfast nach. Die wichtigsten Exportartikel sind Butter (von der jährlich 28 Millionen Pfund versendet werden), Getreide u. Schlachtvieh. In C., dem „großen Schlachthaus" der britischen Marine, verproviantiren sich besonders die nach Westindien gehenden Flotten. Von Oktober bis Januar werden jährlich gegen 100,000 Ochsen geschlachtet und eingesalzen. Die Korn- und Mehlausfuhr beträgt $2^1/_2$ Millionen Thaler, die von lebendem Vieh und Provision 14 Millionen. Von Schweinen allein gehen wöchentlich über 1200 Stück (jährlich für fast 2 Millionen Thaler) und etwa $^1/_2$ Million Eier fort. Auch Lachs wird viel ausgeführt. Schon 1835 hatte die Ausfuhr einen Werth von $20^1/_3$ Mill. Thalern, und seitdem ist dieselbe, in Folge der Eisenbahnanlagen, noch bedeutend

gestiegen. Auf dem Viehmarkt werden jährlich über 10,000 Stück Rinder und 100,000 Stück Schweine (außer den geschlachteten) verkauft. Der auswärtige Handel geht nach Portugal, dem Mittelmeer, der Ostsee und Canada. Auf einer Insel in der Corkbai liegt die Stadt Cove (s. d.), der Vorhafen von C.

Corleone, Stadt in der sicilianischen Provinz Palermo, an der Quelle des Belio, mit mehren Kirchen und Klöstern, einem College, Hospital und 13,123 Einwohnern.

Cormaggiore, Dorf, s. Courmayeur.

Cormantin, Seeplatz an der Goldküste Guinea's, im Lande der Fanti, war von 1663—1807 unter dem Namen Neuamsterdam holländische Kolonie.

Cormenin, Louis Marie de la Haye, Vicomte de, französischer Publicist und Mitglied der Abgeordnetenkammer, am 6. Januar 1788 zu Paris aus einer altadeligen Familie geboren, studirte in seiner Vaterstadt die Rechte und wurde Advokat, trat aber 1810 als Auditeur in den Staatsrath und wurde 1813 einem der Regierungskommissäre beigegeben, die Vorkehrungen gegen den Einfall der Alliirten treffen sollten. Im Jahre 1814 war er als Maître des requêtes Beisitzer des Staatsraths, begab sich aber nach Napoleons I. Rückkehr von Elba nach Lille. Nach der zweiten Restauration nahm er seinen Sitz im Staatsrath wieder ein, beschäftigte sich mit der Bearbeitung wichtiger Fragen der Staatsverwaltung und stand fortwährend auf der Seite der gemäßigt-liberalen Partei. Im Mai 1828 vom Departement Loiret als Abgeordneter in die Deputirtenkammer gesandt, unterzeichnete er die Adresse der 221. Als ihn nach Auflösung der Abgeordnetenkammer 1830 Orléans abermals wählte, legte er seine Stelle im Staatsrath nieder, um rücksichtslos als Abgeordneter wirken zu können. Dem durch die Julirevolution auf den Thron gehobenen Ludwig Philipp verweigerte er den Eid der Treue, da die Frage eines Dynastiewechsels nur von der Gesammtheit der Nation entschieden werden könne. Als Deputirter des Departements Ain zum dritten Male in die Kammer gewählt, wirkte er bei aller Mäßigung unerschütterlich für die Sache des Volks. Nach der Februarrevolution von 1848 trat C. für das Departement der Seine in die Nationalversammlung und ward hier zu einem der Vicepräsidenten ernannt. Als Vorsitzender der Verfassungskommission trug er viel zur Vollendung der neuen Konstitution in demokratischem Sinn bei und ward bei der Einrichtung des republikanischen Staatsraths in denselben gewählt, mußte jedoch bei dessen gesetzmäßiger Erneuerung einige Monate später wieder austreten, ohne dafür in die Legislative gewählt zu werden. Trotz seiner Opposition gegen die Aufnahme Ludwig Napoleons in die Nationalversammlung und seiner Protestation gegen den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 ward er im August 1852 wiederum in den Staatsrath berufen und 1855 Mitglied des Instituts von Frankreich. Außer den theils unter seinem Namen, theils unter dem Namen Timon erschienenen Broschüren schrieb er viele politische und juristische Aufsätze in das „Journal des débats“, als dieses noch Opposition machte, in die „Nouvelle Minerve“, den „Populaire“, den „Bon sens“, den „Courrier français“, die „Gazette des Tribunaux“, die „Themis, ou bibliothèque des jurisconsultes“, die „Revue indépendante“, die „Revue de legislation et de jurisprudence“ ꝛc. Außerdem veröffentlichte C. noch unter Anderem: „Odes nationales“ (Paris 1811—13); „Etudes sur les orateurs parlementaires“ (10. Aufl., das. 1843—44, 2 Bde.) und „Livre des orateurs“ (14. Aufl., das. 1843—44, deutsch, Leipzig 1848). Endlich sind noch zu erwähnen seine beiden Schriften fürs Volk: „Dialogues de maître Pierre“ (6. Aufl., Paris 1845) und „Entretiens de village“ (8. Aufl., das. 1847). Von den politischen Pamphlets, die C. seit 1830 geschrieben, erschien eine Gesammtausgabe unter dem Titel „Pamphlets de Timon“ (Paris 1845).

Cormontaigne, Louis de, französischer General und Direktor der Fortifikationen in Lothringen und den drei Bisthümern, geboren 1695, trat früh in französische Dienste, führte 1728 die doppelten Kronwerke von Belcroix und Moselle aus, sowie später die von Yutz zu Thionville, leitete 1734 als Oberingenieur die Belagerungen von Philippsburg und Trarbach, 1744 die von Menin, Ypern, la Knoque, Furnes, Freiburg und Tournay und † den 20. Oktober 1752. Seine Verbesserungen bestehen vornehmlich in Vergrößerung der Bollwerkswinkel und Verkleinerung der Courtinen, wodurch geräumigere Bastionen erzielt werden, in Verschmälerung des Ravelins und der Anlage eines stärkeren Reduits in der Kehle, wodurch die Bastionsflanken mehr Schutz erhalten, in Vergrößerung der eingehenden Waffenplätze, Anlegung von lünettförmigen Erdreduits mit vorliegendem Graben auf jenen, sowie von permanenten Abschnitten in den dem Angriff besonders ausgesetzten Bastionen, in Herstellung einer Breite von 38 Schritten für den Hauptgraben, wodurch dem Feind für die Anlage von Contrebatterien gegen die Bastionsflanken möglichst wenig Raum verstattet wird, und in zweckmäßiger Einrichtung der Profile, sofern die Bekleidungsmauern nur so hoch ausgeführt werden, daß sie dem direkten Schuß entzogen bleiben. Durch diese Vorschläge wurde C. der Schöpfer des neufranzösischen Fortifikationssystems. Als Mängel seiner Neuerungen gelten, daß die Flanken der Bastionen zu klein, und daß die langen Facen des spitzen Ravelins dem Ricochetfeuer zu sehr ausgesetzt sind. C.'s „Architecture militaire par un officier de distinction“ (Haag 1741) ward wieder abgedruckt in den „Oeuvres posthumes de C.“ (Paris 1806—9, 3 Bde.).

Cormons, Flecken in der österreichischen Grafschaft Görz, rechts am Isonzo, nahe der venetianischen Grenze, mit 4000 Einw., die Seidenzucht, Seidenspinnerei und Weberei treiben.

Cornaro, eine der angesehensten venetianischen Familien, die ihren Ursprung von den Corneliern zu Rom herleitet. Merkwürdige Glieder derselben sind:

1) Catarina, geboren 1454 zu Venedig, vermählte sich 1468 mit Jakob II. Lusignan, König von Cypern, dem sie 1473 als Vormünderin ihres Sohnes, Jakobs III., folgte, überließ aber 1489 ihr Königreich den Venetianern und † auf ihrer Villa Arsola bei Treviso den 5. Juli 1510.

2) Luigi, geboren zu Venedig 1467, brachte trotz eines ausschweifenden Jugendlebens durch spätere große Mäßigkeit sein Leben auf 100 Jahre und veröffentlichte sein makrobiotisches Geheimniß in der Schrift: „Discorsi della vita sobria“ (zuerst Padua, vollständiger Venedig 1599, neuere Ausgabe von

Gamba, das. 1816 in Versen), welche in alle Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Ludovico, Leipzig 1707, dann von Schlüter, Braunschweig 1789, zuletzt unter dem Titel: L. Cornaro's erprobte Mittel, gesund und lange zu leben, Braunschweig 1796).

3) Giovanni I. C., war von 1625—29 Doge von Venedig.

4) Giovanni II. C., Doge von Venedig 1709, unterzeichnete 1718 den Frieden von Passarovicz, durch den die Grenzen zwischen dem venetianischen und türkischen Gebiet festgestellt wurden.

Corneille, 1) Pierre, der Schöpfer des französischen Trauerspiels, geboren am 6. Juni 1606 zu Rouen, wo sein Vater Generaladvokat war, vollendete seine Studien bei den Jesuiten, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und nahm dann die Stelle eines Generaladvokaten der Table de marbre du Palais an. Sein Glück bei der Geliebten eines Freundes weckte sein dramatisches Talent; seiner „Mélite“ (1629 aufgeführt), einem mit großem Beifall aufgenommenen Stück, folgten rasch nach einander: „Clitandre“, „La Veuve“, „La Galerie du Palais“, „La Suivante“, „La Place royale“, „L'illusion“. Mit seiner Tragödie „Medée“ betrat er eine neue Bahn. Aufgemuntert durch den ungemeinen Enthusiasmus, mit dem seine zweite Tragödie, „Cid“, begrüßt wurde, und unbeirrt durch die ihm von seinen Nebenbuhlern, namentlich Richelieu, gemachten Vorwürfe des Mangels an Originalität, schrieb er in schneller Folge und mit unverkennbarem Fortschritt an Freiheit des Geistes und Reichthum der Ausführung die „Horaces“ (1639), „Cinna“, „Polyeucte“, „La Mort de Pompéje“. Mit dem Lustspiel „Le Menteur“ verließ er die tragische Laufbahn, kehrte jedoch mit der „Rodogune“, einem Gewebe der buntesten Abenteuerlichkeiten, dahin zurück. In seinen folgenden Stücken „Théodore vierge et martyre“, „Heraclius“, „Don Sanche de Aragon“, „Nicomede“, „Pertharite“ sank sein Ruhm immer mehr. Mißgestimmt durch die ungünstige Aufnahme seiner dramatischen Arbeiten, widmete er sich der poetischen Bearbeitung des Thomas a Kempis (1656). Mit dem „Oedipe“, „Sertorius“ und „Othon“ kehrte er nochmals mit Glück zum Drama zurück; „Sophonisbe“, „Agesilas“ und „Attila“ aber ließen den großen Dichter nicht wieder erkennen, und seine letzten Stücke „Berenice“ und „Pulchérie et Surène“ wurden nicht einmal zur Aufführung angenommen. C. † als Senior der Akademie, in die er 1647 aufgenommen worden war, den 1. Oktober 1684. Obgleich ein Mann von überlegenem Geiste, stand C. doch, den „Cid“ etwa ausgenommen, zu sehr unter dem Einflusse seines Zeitalters. Die Darstellung der sanfteren Gefühle gelang dem großen Tragiker weniger, als die der Leidenschaften in ihrer gewaltsamsten Aeußerung. Die Schwäche seiner Stücke liegt meist in ihrer Anlage, die Stärke in der Beredtsamkeit, namentlich in der Dialektik. „Die schwere Kunst des dramatischen Gesprächs“, sagt Diderot, „hat vielleicht Niemand in einem so hohen Grade besessen, als er; seine Personen setzen einander wacker zu; sie pariren und stoßen zu gleicher Zeit; es sind wahrhafte Fechter. Die Antwort bleibt nicht an den letzten Worten der Rede hängen, sondern geht auf den Grund der Sache. Man bleibe stehen, wo man will; Derjenige, der zuletzt gesprochen hat, wird immer Recht zu haben scheinen.“ Leider scheint C. in seinen späteren Arbeiten diese dialektische Kunst für das Wesen des Drama's gehalten zu haben. Im gewöhnlichen Leben verrieth nichts an ihm den bewunderten Dichter; im Umgang war er langweilig pedantisch, oft roh, und seine Kenntnisse beschränkten sich auf das Theater. Außer den Tragödien und Lustspielen gab er 1632 als Anhang zum „Clitandre“ „Mélanges poétiques“ heraus, die später als „Oeuvres diverses“ (Paris 1638) erschienen. Die vollständigste Ausgabe der dramatischen Werke C.'s besorgte Renouard (Paris 1817, 12 Bde.). Im Jahre 1834 wurde des Dichters Bildsäule zu Rouen durch Subskription aufgestellt. Vergl. Tacherau, Histoire de la vie et des ouvrages de C., Paris 1829, u. Levasseur, Vie de C., das. 1843.

2) Thomas, ebenfalls dramatischer Dichter, Bruder des Vorigen, am 20. August 1625 zu Rouen geboren, schrieb schon als Schüler des Jesuitenkollegiums ein Schauspiel in lateinischen Versen, versuchte sich zuerst im Lustspiel und trat dann mit der Tragödie „Timocrate“ auf, die achtzigmal nach einander aufgeführt wurde. Die Zahl seiner dramatischen Stücke beläuft sich auf 42, wovon folgende bemerkenswerth sind: „Les engagements du hasard“, nach Calderon, „Timocrate“, Camma et Pyrrhus“, „Ariadne“, „L'inconnu“, „Le comte d'Essex“. Er † zu Andelys den 8. Dec. 1709. Größeres Verdienst als durch seine Dramen erwarb er sich als Sprachforscher. Er schrieb: „Dictionnaire pour servir de supplément au dictionnaire de l'Académie française“ (Paris 1694, neue Aufl. 1732) u. ein „Dictionnaire universelle géographique et historique“ (das. 1708), das als Grundlage der „Encyclopédie“ betrachtet werden kann. Die vollständigste Ausgabe seiner dramatischen Werke ist die von 1722; gewöhnlich ist eine Auswahl seiner Dramen den Werken seines Bruders beigefügt.

Cornelia, 1) römische Patricierin, berüchtigte Giftmischerin, vergiftete um 331 v. Chr. zur Zeit einer Seuche im Verein mit 20 anderen römischen Frauen mehre hundert (nach Einigen 170, nach Anderen 370) Patricier. Eine Sklavin verrieth endlich das Treiben der mörderischen Weiber; sie wurden bei der Bereitung des Giftes überrascht und gaben sich durch dasselbe sogleich selbst den Tod.

2) C., eine der edelsten Römerinnen, Tochter des Scipio Africanus des Aelteren, Gemahlin des Sempronius Gracchus, Mutter der Gracchen, schlug die Hand des Königs Ptolemäus von Aegypten aus. Als eine kampanische Dame sie nach ihrem Schmuck fragte, sagte sie, auf ihre Kinder zeigend: „Diese sind mein Schmuck“. Man errichtete ihr noch bei ihren Lebzeiten eine Ehrensäule. Ihre Briefe rühmt Cicero wegen der Schönheit der Sprache.

Cornelis (genannt Cornelius von Haarlem), niederländischer Maler, 1562 zu Haarlem geboren, Schüler Peter Aertsens des Jüngeren, hieß bei seinen Zeitgenossen nur „C. der Maler“. Er machte seine Kunststudien hauptsächlich zu Antwerpen bei Probus und Gilles Coignet, legte dann in seiner Vaterstadt eine ausgewählte Sammlung von Modellen und Gypsabgüssen an und lieferte eine große Anzahl von Werken im historischen Fach wie in der Bildnißmalerei. Er † 1638.

Cornelius, Name eines sehr weit verzweigten altrömischen Geschlechts, welches viele im Staats-

und Kriegsdienst hervorragende Persönlichkeiten unter seinen theils patricischen, theils plebejischen Gliedern zählt. Die bemerkenswerthesten Cornelier s. unter den Namen Scipio, Sulla, Rufinus, Lentulus, Dolabella, Cinna, Mammula, Merula, Gallus. Von den plebejischen Familien führte die eine keinen, die andere den Zunamen Balbus. Auch Tacitus gehörte einer plebejischen Familie der Cornelier an.

Cornelius, Heiliger und Papst, ward, weil er dem Mars nicht opfern wollte, um 250 enthauptet. Sein Gedächtnißtag ist der 16. September.

Cornelius, Peter, Ritter von, berühmter Historienmaler und Gründer einer eigenen Malerschule, ward am 23. September 1787 in Düsseldorf geboren. Sein Vater, Maler und Gallerieinspektor daselbst, lenkte frühzeitig den Knaben auf das Gebiet der Kunst, und dessen seltene natürliche Anlagen, sowie reger Fleiß halfen ihm rasch auf dem Wege weiter, der ihn später zur Meisterschaft führen sollte. Nach dem Tode des Vaters mußte der sechszehnjährige Jüngling die dürftige Familie durch seine Kunstleistungen unterstützen. Von dem düsseldorfer Akademiedirektor, welcher seiner Mutter anrieth, ihn das Goldschmiedehandwerk erlernen zu lassen, nicht nach seiner Befähigung erkannt, fand er in dem letzten Rektor der kölner Universität, Professor Wallraf, den Gönner und Freund, welcher ihm Gelegenheit bot, sein Studium und seine Künstlerlaufbahn fortzusetzen. Durch dessen Anregung entstanden die Kompositionen zu den Gemälden für die Kathedrale zu Neuß, welche symbolisch die Geschichte des Reichs Gottes darstellen. Im Jahre 1808 ging C. nach Frankfurt a. M., wo er unter Beihülfe Moslers und Xellers Darstellungen aus der Mythologie, verschiedene Porträts in Oel und für das Museum die heilige Familie mit der Mutter Anna malte. Seinen Ruhm aber begründeten die 12 Zeichnungen zu Goethe's Faust, die zum größeren Theil in Frankfurt entstanden und von Ruschewey in Kupfer gestochen wurden; die Originalzeichnungen befinden sich im Besitz des städelschen Instituts. Goethe selbst beurtheilte sie sehr beifällig und ahnte die künftige Größe ihres Urhebers. Diese Zeichnungen und noch mehr die später erschienenen zu den Nibelungen lassen die Originalität des Künstlers schon in vollem Maße erkennen, denn wenn er auch darin den altdeutschen Meistern gefolgt ist, so sind sie doch durchaus selbstständig und lehnen sich an keinen derselben an. Im Jahre 1811 begab sich C. nach Italien, wo damals namentlich in Rom die vaterländische Kunst unter der Einwirkung der Antike, der Werke Michel Angelo's und Raphaels, sowie der neu zum Studium empfohlenen älteren Italiener frische Wurzeln schlug. Nach C.' eigener Aeußerung wurden damals die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist von jenem Verein von Talenten, die von Allem getragen wurden, was das Vaterland Heiliges, Großes und Schönes darbot, und was der begeisterte Kampf gegen französische Tyrannei in den besseren Gemüthern aufregte. Dieser Verein bestand aus Overbeck, Veit, Schadow, Schnorr und Anderen, denen sich auch in edler Geistesverwandtschaft viele Gelehrte angeschlossen hatten. Von dem preußischen Konsul Bertholdi wurden die genannten Künstler beauftragt, seine Wohnung auf dem Monte Pincio mit Bildern aus der Geschichte Josephs in Aegypten zu schmücken. Die seit Mengs in Vergessenheit gerathene Freskomalerei wurde für diesen Zweck durch C. wieder ins Leben gerufen oder eigentlich neu erfunden. C. übernahm für diesen Cyklus die Traumdeutung Josephs und die Erkennungsscene der Brüder, beide durch Stiche bekannt. Die allgemeine Bewunderung, welche diese Werke erregten, verschaffte den Künstlern den Auftrag des Marchese Massimi, dessen Wohnung gegenüber dem Lateran mit Bildern aus den epischen Gedichten der Italiener zu schmücken. Außer C. beschäftigten sich mit diesen Werken Overbeck und Schnorr; C. hatte außer einer kolorirten Zeichnung nur drei Kartons aus Dante's Paradies vollendet, als 1819 eine doppelte Berufung aus Deutschland an ihn erging. Der Kronprinz Ludwig von Bayern, der für die von ihm gesammelten Schätze der antiken Plastik die Glyptothek aufführen ließ, hatte C. ausersehen, dieselbe mit Freskomalereien zu schmücken; gleichzeitig ward dieser von der preußischen Regierung, auf Veranlassung Niebuhrs, berufen, um die Malerakademie in Düsseldorf neu zu begründen. Die Ausführung der Bilder nach Dante bewerkstelligte Veit nach eigener Idee und später Koch und Führig; C.' großartige Entwürfe sind indeß in lithographirten Umrissen mit den sinnigen Erläuterungen des Professors Döllinger bekannt geworden. Gegen Ende 1819 kehrte C. nach Deutschland zurück u. übernahm das Direktorium der Akademie in Düsseldorf, erhielt aber die Erlaubniß, die Sommermonate in München behufs der Ausführung der Freskomalereien in der Glyptothek zuzubringen. In München hatte sich bald ein Kreis von jungen strebsamen Schülern um ihn versammelt, die ihm dann nach Düsseldorf folgten. Im Frühjahr 1820 begann er die Ausführung seines großen Werks. Die Fresken in den Hauptsälen der Glyptothek behandeln, der Bestimmung des Baues entsprechend, die griechische Götter- und Heldensage, doch nicht in isolirten Scenen, sondern in einer Reihe zusammengehöriger Darstellungen zu einem episch didaktischen Gedicht verbunden. Im Göttersaal thront Eros als Mittelpunkt und ordnender Geist des Naturlebens; den vier Elementen sind die Glieder der Zeit, die Jahres- und Tageszeiten, durch mythische Gestalten versinnlicht, angereiht, während das Hauptbild stets das Walten der Götter in den Naturreichen veranschaulicht. Dann folgen die Darstellungen der olympischen Götterwelt: Zeus, der Beherrscher des Olymps und der Lichtwelt, mit Hera, umgeben von den Göttern; Poseidon, als Beherrscher der Wasserwelt, mit Amphitrite auf einem von Seepferden gezogenen Wagen fahrend, umgeben von Nereiden und Tritonen; im Vordergrunde Arion mit der Leier auf einem Delphin; am Ufer Thetis, die Mutter der Nereiden; Pluto, als Beherrscher der Unterwelt, vor ihm Orpheus, zur Lyra singend, um Eurydice wieder zu gewinnen; neben Pluto Proserpina, links die Todtenrichter Minos, Aeacus und Rhadamanthys, rechts die Eumeniden, Medusa, der Styx, die Danaïden und Sisyphus; weiter zurück an der Lehne des Thrones Eurydice. Diese Kompositionen sind ebenso großartig in der Erfindung und Zeichnung wie in der Stärke des Ausdrucks. Der Göttersaal wurde 1826 vollendet. Inzwischen war die Wirksamkeit des Meisters in Düsseldorf und sein Einfluß auf die dortige Kunst unbedeutend ge-

wesen. Da ihm das eigentliche Lehrtalent abging, so war es eine günstige Aenderung für die Akademie, daß 1826 Wilhelm Schadow zum Vorstand derselben berufen wurde. Auch von des Meisters anderweiter künstlerischer Wirksamkeit am Rhein sind nur wenig Erinnerungen vorhanden. Sein jüngstes Gericht im Assisensaale von Koblenz, an welchem Stilke, Stürmer und Anschütz arbeiteten, ist nie vollendet worden. Für die bonner Aula wurde ihm von der preußischen Regierung der Auftrag, die Geschichte der vier Fakultäten darzustellen. Die durch den Stich vervielfältigten Kartons hierzu befinden sich in der großherzoglichen Sammlung in Karlsruhe. Baron von Plessen, Freiherr von Stein, Graf Spee auf Helldorf und andere Privaten machten bei dem Künstler Bestellungen für die Säle ihrer Schlösser, doch wurden diese Arbeiten meist von seinen Schülern ausgeführt oder blieben unvollendet oder wurden aufgeschoben. Als C. 1825 nach dem Tode Peters von Langres als Direktor der Akademie nach München berufen ward, zogen viele seiner Schüler mit ihm, um an den Arkaden des königlichen Hofgartens, an den Deckengemälden des Odeons, an den Wandgemälden im Palast des Herzogs Maximilian von Bayern rc. die damalige Richtung der neuen Schule zu bekunden, während sich im neuen Königsbau unter Julius von Schnorr ein selbstständiges künstlerisches Schaffen entwickelte. In demselben Jahre erhielt C. von dem nunmehrigen König Ludwig den persönlichen Adel. Darauf begann er die Ausschmückung des Saales der Ilias in der Glyptothek. Das Kreuzgewölbe der Decke wurde in 13 Räume getheilt und hier die Entstehung und der Beginn des Kampfs nebst den Charakteren seiner hervorragendsten Helden dargestellt, während die drei Lunetten der Wände die großen Momente des Kriegs, den Zorn des Achilles, den Kampf um den Leichnam des Patroclus und die Zerstörung Troja's veranschaulichen. In der Mitte der Decke sind Peleus und Thetis in zärtlicher Umarmung und Eris, durch den goldenen Apfel die Eifersucht zwischen Juno, Pallas und Venus erregend, dargestellt. Das Rundbild wird von vier Gemälden umgeben, welche die Folgen der That der Eris darstellen. Die vier Doppelfelder des Kreuzgewölbes sind den Helden des Kriegs gewidmet und stellen die Hauptmomente desselben dar. Nach Vollendung dieser Arbeiten in der Glyptothek übernahm C. fast gleichzeitig zwei große Aufträge des Königs Ludwig, die Ausmalung der Ludwigskirche und die Bilder für die Loggien der Pinakothek. Im Jahre 1830 ging er nach Rom und entwarf hier den ersten Karton zu den Freskobildern für die Ludwigskirche, welcher im nächsten Jahre auf der Akademie in München ausgestellt wurde. Den Inhalt der Bilder für die Ludwigskirche bildet das allgemeine christliche Glaubensbekenntniß. Die Decke zeigt Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, den Weltkörpern ihre Bahnen anweisend, umgeben von Engelchören und symbolischen Gestalten, den Seraphim u. Cherubim, die Virtutes oder „Kräfte“ als Verdeutlichung der Kunst und die Scientiae oder „Einsichten“, die Zeit und Raum als Formen aller Erkenntniß darstellen; über ihnen die Potestates, die „gesetzgebenden Gewalten“ und die Dominationes oder „vollstreckenden Mächte“. Zu beiden Seiten des Hauptbildes: rechts Raphael, Gabriel und Uriel u. die Engel, welche Abraham die Verheißung brachten; links Michael u. seine Helfer, die schützenden und streitenden Gewalten versinnbildlichend. Die Seitenchöre enthalten die Geschichte Christi, seine Geburt und Kreuzigung. Die drei Kreuzgewölbe des Querschiffes zeigen das Walten des heiligen Geistes und die religiöse Gemeinde; an der Decke sind die vier Evangelisten dargestellt; das südliche Gewölbe zeigt vier Kirchenväter; das mittlere in vier Abtheilungen die Patriarchen und Propheten, die Apostel und Märtyrer, die Kirchenlehrer und Ordensstifter, die heiligen Könige und Jungfrauen. Das Hauptwerk des Meisters befindet sich aber an der Altarwand, nämlich das Weltgericht, von dem Meister ausnahmsweise selbst ausgeführt u. das größte bis jetzt existirende Bild. Die Zeichnung hierzu fertigte C. während seines abermaligen Aufenthalts in Rom 1834 und 1835, die Ausführung geschah nach glücklich überstandener, lebensgefährlicher Krankheit und wurde im Herbst 1840 beendet. Gleichzeitig arbeitete C. an den Bildern für die 25 Loggien vor den Sälen der alten Pinakothek. Als Vorwurf diente ihm dabei die Geschichte der mittelalterlichen Kunst bis zu ihrer höchsten Blüthe und Vollendung. Die Darstellung erscheint in ähnlicher Weise wie in den Loggien des Vatikans, reich mit Ornamenten und Arabesken ausgestattet, deren Einführung in die neuere Kunst ebenfalls C. zu verdanken ist. Von seinem idealistischen Standpunkt aus stellte der Meister Raphael als den Gipfelpunkt der neueren Kunst dar und weihte ihm deshalb die mittelste Loggia, während sich ihm zu beiden Seiten, gleichsam als Stufen nach der Vollendung von der östlichen Hälfte die Künstler Italiens, von der westlichen die Künstler des Nordens nähern. An den beiden Enden der Loggien ist die christliche Religion, als Herrscherin über die Künste, mit den Repräsentanten der Musik, Baukunst, Bildnerei und Malerei dargestellt. In abgeschlossenen Bildern sind Ereignisse aus dem Leben und den Verhältnissen der einzelnen Künstler dargestellt. Ausgeführt wurden diese Malereien unter des Meisters Leitung von Professor Zimmermann. Ostern 1841 wurde C. von dem König von Preußen nach Berlin berufen, vornehmlich um das Campo santo mit Malereien zu schmücken. Die Entwürfe dazu wurden von J. Thäter gestochen (Lpz. 1848, 11 Blätter), aber die Ausführung des ganzen Werks ist noch fraglich; das Ganze sollte 55 Bilder in einer Länge von 180 Fuß umfassen. Das Grundthema gibt die Stelle des Römerbriefs: „Der Sold der Sünde ist der Tod, die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus, unserm Herrn.“ Das Ganze ist auf 4 Wände gegliedert und zeigt in seinen 4 Hauptabtheilungen: 1) Erlösung von der Sünde und ihren Folgen, Krankheit rc., durch Christi Geburt und Tod — Ostwand mit 4 Hauptbildern: Christi Geburt, Klage um den Leichnam Christi, Heilung der Gichtbrüchigen, die Ehebrecherin; 2) Göttlichkeit Christi, deren Erkenntniß seinem Tod erst die welterlösende Bedeutung gibt — Westwand mit 3 Hauptbildern: Auferweckung des Jünglings von Nain, der auferstandene Christus bei den Jüngern, Auferweckung des Lazarus; 3) Fortsetzung des Werks Christi durch die Apostel — Südwand mit 5 Hauptbildern: Bekehrung Pauli, Petrus, Kranke heilend, das Pfingstfest, Märtyrerthum des Stephanus, Philippus den äthiopischen Kämmerer

unterweisend; 4) Ende des irdischen und Uebergang zum ewigen Leben — Nordwand mit 5 Hauptbildern: Auferstehung des Fleisches, das neue Jerusalem, Wiederkunft des Heilandes, das gestürzte Babel, die apokalyptischen Reiter. Jedem Hauptbild reiht sich oben im Bogenkreise eine Lunette, weiter ein längliches Predellenbild an, während gemalte Nischen mit Gruppen die Hauptbilder trennen. Die Gruppen enthalten die fortlaufende Darstellung der acht Seligkeiten aus der Bergpredigt. Diese Kartons, von denen ein Theil die Rundreise durch Deutschland gemacht hat, gehören mit zu dem Großartigsten, was die Kunst je geleistet hat. Der unerschöpfliche Reichthum der Phantasie, die Wahrheit des Ausdrucks, die gewaltige Formengestaltung, die Frische und Lebendigkeit des Ganzen und die überall hervorbrechende Gedankenfülle können nicht anders als überwältigend wirken. Nichts ist konventionell, Alles natürlich, von der Genialität der unverkennbaren Meisterhand zeugend. Was überhaupt C. vor allen anderen Malern der Neuzeit besonders eigenthümlich ist, ihn vor Allen auszeichnet und ihm den Ehrenplatz unter den Meistern aller Nationen und Zeiten sichert, das ist seine Gedankenfülle, die Verarbeitung der Idee, die Dichtung in der Kunst. Er selbst hat noch neuerlich, als er im Namen der Akademie der Künste in Berlin begrüßt wurde, sich dahin geäußert, nicht die Hand sei es gewesen, was ihn dazu gemacht, was er sei, nicht die Hand habe das geschaffen, was er geschaffen, sondern es sei dies zunächst der Kopf, der Gedanke, welcher auf dem Wege zu den Fingerspitzen oft genug erlahme, vor Allem aber das Herz, welches den Kopf zum Denken anrege; Kopf und Herz allein machten den wahren Künstler. Neben dieser kolossalen Arbeit entwarf C. während seines berliner Aufenthalts die Zeichnung zu dem „Glaubensschild“, den der König von Preußen dem Prinzen von Wales als Pathengeschenk bestimmt hatte. Derselbe versinnbildlicht die Ausbreitung der Kirche, in deren Schooß der königliche Prinz aufgenommen werden sollte, und ist von J. Thäter im Umriß gestochen. Auch die Ausführung der schinkelschen Entwürfe zur Ausschmückung der Vorhalle des berliner Museums leitete C. u. lieferte außerdem Zeichnungen zu Denkmünzen ꝛc. Im Jahre 1844 sandte ihm die philosophische Fakultät der königlichen Akademie zu Münster bei der ersten Ausübung ihres Promotionsrechtes das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie. Von Berlin lenkte der Meister seine Schritte wieder nach Rom, von wo aus er einst den ersten Grundstein zu einer neuen deutschen Kunstrichtung legte, kehrte jedoch im Sommer 1861 wieder nach Deutschland zurück, um den Rest seiner Jahre in seinem Heimatland zu verleben. Die Huldigung, die ihm in allen deutschen Städten dargebracht wurde, beweist hinlänglich, in welcher Achtung er steht, und wie einmüthig sich Alles vor dem gewaltigen Genius beugt. Unter C.' Schülern sind namentlich Stürmer, Zimmermann, W. Kaulbach, Stilke, Eberle, Gassen, Hermann, Folz, Schorn, Röckel, der Kunsthistoriker Förster, Hiltensberger, H. Anschütz u. A. zu nennen. In der Oelmalerei hat C. kein bedeutendes Werk geliefert. Interessant ist ein von der städtischen Gallerie in Düsseldorf angekauftes Bild aus des Künstlers Aufenthaltszeit in Frankfurt a. M. (1808), die klugen und thörichten Jungfrauen, das an den altdeutschen Styl erinnert und in akademischer Weise komponirt ist. Auch in der raczynski'schen Gallerie in Berlin befindet sich ein Oelbild von C. aus seiner ersten Zeit in dieser Stadt: Christus unter den Erzvätern in der Vorhölle. Außer den Scenen aus Faust von Ruscheweyh, den Nibelungen von Lips, Barth und Amsler, den Entwürfen zu den Fresken des Campo santo von J. Thäter, sind von seinen Werken durch den Stich vervielfältigt: die Kartons der Geschichte der 4 Fakultäten in Bonn; aus der Glyptothek: die Nacht, die Parzen, die Schicksalsgöttinnen, die Unterwelt von Schäffer, die Vermählung und Entführung der Helena von Schäffer, der Untergang Troja's von Merz; ferner die Geburt und die Kreuzigung Christi von Merz, das jüngste Gericht von demselben, der Glaubensschild von demselben; lithographirt sind der Morgen von Schreiner und die Weltschöpfung von Fr. Hohe.

Corneliusberg, Berg bei Helmstädt, mit den sogenannten Lübbensteinen, zwei Granitblöcken, die in der Heidenzeit als Opferaltäre gedient haben sollen.

Cornelius Nepos, s. Nepos.

Cornelymünster, Flecken in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Aachen, mit einer ehemals gefürsteten Benediktinerabtei, ansehnlichen Steinbrüchen, Blei- und Galmeigruben und 875 Einwohnern.

Cornet (v. franz. cornette), früher bei allen Armeen der jüngste Offizier einer Eskadron, der noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Mitte derselben ritt und die Standarte (cornette) trug. Da in Frankreich jede Eskadron eine solche Standarte besaß, so verstand man unter dem Ausdruck eine „Cornette Reiter“ eine Eskadron. Cornette blanche war bei den französischen Armeen die Standarte der Leibkompagnie vom Regiment des Colonel-général de la cavalerie, weiß mit goldnen Lilien.

Cornet (cornetto), eine Orgelstimme, welche ursprünglich den Zinken nachahmen sollte, s. Orgel.

Cornet à piston (franz.), in den neuen Orchestern eine Art kleinmensurirte Trompete mit 2—3 Ventilen, die zuerst von den Franzosen angewendet wurde, von den deutschen Komponisten gewöhnlich aber durch die einfache oder Ventiltrompete ersetzt wird.

Corneto, Stadt in der päpstlichen Delegation Civita Vecchia, an der Marta, mit 4070 Einw., ist Sitz eines Bischofs und bekannt wegen der vielen Alterthümer, die in der Umgebung der Stadt ausgegraben wurden. In der Nähe lagen die altetruskischen Städte Tarquinii, Corioli, Vulci und Graviscä, deren Nekropolen hauptsächlich durch die Bemühungen des Fürsten von Canino nach und nach aufgefunden wurden. Die bedeutendsten Resultate ergaben die Nachgrabungen in der Nekropolis von Tarquinii dicht bei C., wo man 593 Hypogäen fand. Unter den ausgegrabenen Gegenständen verdienen ein 3 F. im Durchmesser haltender Schild, reich ciselirt, mit Menschen- und Thierfiguren, eine große Menge von Vasen, prächtige Mosaiken und eine Anzahl kleiner, den ägyptischen auffallend ähnlicher Götterbilder Erwähnung.

Cornhert, Dietrich, niederländischer Staatsmann und Gelehrter, 1522 zu Amsterdam geboren, trieb die Kupferstecherkunst anfangs aus Liebhaberei,

dann, von seinem Vater in Folge seiner diesem mißfälligen Heirath enterbt, aus Noth, ward 1564 Sekretär der Stadt Haarlem und vertheidigte als solcher die Sache der Freiheit, an deren Spitze sich der Prinz von Oranien gestellt hatte, zog sich aber dadurch 1568 eine kurze Haft zu. Von einer neuen bedroht, begab er sich ins Klevische. Als sich die Staaten von Holland 1572 gegen die spanische Herrschaft erhoben, wurde C.. als Staatssekretär zurückgerufen, mußte jedoch wegen seiner Mißbilligung der Gewaltthätigkeiten des Grafen von Mack wieder fliehen und begab sich nach Kleve zu dem Prinzen von Oranien, von wo aus er durch seine Feder für die niederländische Freiheit wirkte. Später lebte er zu Gouda und † hier am 20. Oktober 1590. Seine holländischen Schriften erschienen gesammelt (Amsterdam 1630). C. machte sich nicht nur als muthvoller Vertheidiger der politischen und religiösen Freiheit verdient, sondern erwarb sich auch durch seine poetischen Arbeiten den Ehrennamen eines Restaurators der holländischen Sprache und Poesie. Er ist unter Anderem Verfasser des holländischen Nationalliedes „Wilhelmus van Nasouwen“.

Corniale, Dorf, s. Corgnale.

Corniani, Giambattista, Graf, italienischer Literarhistoriker, den 28. Febr. 1742 zu Orzi-Nuovi im Brescianischen geboren, studirte seit 1759 zu Mailand die Rechte, beschäftigte sich aber daneben mit Mathematik und der klassischen Literatur, ward wegen einiger poetischen Versuche Mitglied der Akademie der Trasformati, später Mitglied, dann Präsident der neugegründeten Akademie di Agricoltura in Brescia, schrieb verschiedene landwirthschaftliche Abhandlungen und wirkte als praktischer Jurist in Prozessen. Zur Zeit der cisalpinischen Republik war er Beisitzer und einige Zeit Präsident des Kassationshofs, dann Mitarbeiter an dem Civilgesetzbuch für das Königreich Italien und Abgeordneter zu dem Provinzialkongresse in Mailand. Im Jahre 1807 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er in den Appellationshof trat und den 7. Nov. 1813 †, nachdem er von der Republik Venedig früher schon in den Grafenstand erhoben worden war. Sein Hauptwerk: „I Secoli della Letteratura Italiana dopo il suo risorgimento commentario ragionato“ (Brescia 1804—13, 9 Bde.; 2. Ausg., das. 1817, 10 Bde.; neue Ausg. von Stefano Ticozzi, Mailand 1832) wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und erfreut sich noch immer allgemeiner Gunst. Außerdem schrieb er noch zwei Operntexte: „L'inganno felice“ und „Il matrimonio segreto“, zwei Trauerspiele: „Die Decemvirn“ und „Darius in Babylon“, u. A.

Cornicularii (lat.), zur Zeit der römischen Republik Soldaten, mit einem Hörnchen (corniculum) am Helm als Auszeichnung, milites honesti oder beneficiarii, vielleicht mit unsern Gefreiten zu vergleichen. Später waren sie den Tribunen, Prorätoren und Präfekten des Prätorium als eine Art Officianten beigegeben und endlich Beamte des Oberrichters, Organe im Finanzfache und Getreidewesen.

Cornides, Daniel von, berühmter ungarischer Geschichtsforscher, 1732 zu St. Nikolaus in der liptauer Gespanschaft geboren, studirte zu Erlangen Philosophie und Theologie, wurde dann Erzieher und Lehrer der deutschen Sprache am reformirten Kollegium zu Klausenburg in Siebenbürgen, begleitete als Sekretär den Grafen Joseph Teleky von Szék auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich, sodann dessen Söhne auf die Universität Göttingen, ward 1784 als Bibliothekskustos und außerordentlicher Professor der Heraldik und Diplomatik nach Pesth berufen und † am 4. Oktober 1787, eben im Begriff, seine historischen Sammlungen zu sichten und zu verarbeiten. Er hinterließ im Manuskript eine große Anzahl umfangreicher Werke; im Druck erschienen: „Regum Hungariae, qui saeculo XI regnavere, genealogiam illustrat etc.“ (Preßburg 1778); „Bibliotheca Hungarica etc.“ (Pesth 1794); „Commentatio de religione veterum Hungarorum“ (Wien 1791) u. A.

Cornigliano, Stadt in der piemontesischen Provinz Genua, am Meere, mit 3500 Einwohnern, die Gewerbe und Fischerei treiben.

Cornish diamonds (engl.), gut geschliffene, hellglänzende und durchsichtige Krystalle von Cornwallis.

Corno, Monte (C. dei 3 Signori), merkwürdige Bergspitze in Tyrol, im Bezirk Male des Kreises Trient, der Ursprung des Flusses Noce im Sulzberg, wo ehedem die 3 souveränen Staaten Oesterreich, Venedig (mit Val Camonica) u. die Schweiz (oder die Grafschaft Bormio) zusammenstießen.

Cornouaille, französische Landschaft in der Bretagne, bildet deren südwestlichsten Theil (um Châteaulieu und Quimper) und ist eine der unfruchtbarsten und ärmsten Gegenden Frankreichs, nur von Hirten bewohnt.

Cornus *L.* (Hornstrauch, Hartriegel), Pflanzengattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, charakterisirt durch den 4zähnigen Kelch, die 4blätterige Korolle und die beerenartige Steinfrucht mit 2fächeriger Nuß, Sträucher und Bäume in gemäßigten und kälteren Gegenden, mit ganzen Gegenblättern, Blüthen in Dolden mit einer Hülle oder in Rispen, und hartem, zu kleinen Schnitzereien brauchbarem Holz. Einige Arten sind als Zierpflanzen bekannt, andere mit Heilkräften versehen. C. mascula *L.*, Korneliuskirschbaum, Herlitzenstrauch, ein baumartiger Strauch bis zu 15—20 Fuß Höhe, im mittlern und südlichen Europa und in Nordasien bis Japan, wird häufig in Deutschland zu Hecken u. in Gärten angepflanzt. Er gedeiht fast in jedem Boden und im offenen wie im geschlossenen Standorte, verträgt die Scheere und überhaupt den Schnitt und läßt sich daher in jeder beliebigen Form ziehen. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, der gleich nach der Reife reihenweise in die Erde gelegt werden muß und erst im zweiten Jahre aufgeht; die Spielarten dagegen werden durch Ableger oder durch Pfropfen vermehrt. Die Früchte schmecken angenehm säuerlich, werden aber mehr zum Einmachen mit Zucker und Essig nach Art der Preiselbeeren benutzt. Sie waren sonst bei Fiebern, Durchfällen und Ruhr gebräuchlich. Die Kerne wurden geröstet und gemahlen als Kaffeesurrogat empfohlen. Das Holz ist außerordentlich hart und schwer, nimmt eine gute Politur an und eignet sich deshalb zu den feinsten Drechsler- und Schreinerarbeiten, sowie als Werkholz für Zapfen zu Milchrädern und zur Anfertigung von Messergriffen, mathematischen Instru-

menten u. andern Werkzeugen. Aus den Zweigen werden in der Gegend von Jena, hauptsächlich in dem Orte Ziegenhain, die sogenannten ziegenhainer Stöcke gemacht. C. sanguinea *L.*, gemeiner Hartriegel, ist ein 10—15 F. hoher Strauch, der sich auf steinigen Hügeln und in Hecken durch ganz Mitteleuropa findet, überall fortkommt und sich durch Wurzelausschläge und Samen in wildem Zustande in Masse vermehrt. Man benutzt ihn als Zaunpflanze zur Einfriedigung der Gärten und zum Ausfüllen von Baumgruppen in englischen Anlagen. Das hornfeste gelbliche Holz gebrauchen die Büchsenmacher zu Ladestöcken, die Drechsler zu Pfeifenröhren und anderen Arbeiten, die Uhrmacher zu Räderwerk, die Schuhmacher zu Pflöcken und die Böttcher zu kleinen Reifen. Als Faschinen beim Wasserbau dauert das Holz sehr lange; auch gibt es als Brennholz viel Hitze. Aus den Samen läßt sich ein grünliches Brennöl pressen. C. florida *L.*, virginische Hundsbeere, ein baumartiger, 10—18 Fuß hoher Strauch in Nordamerika von Carolina bis Canada, mit eirunden, langgespitzten, unten blassen Blättern und schönen weißen Doldenblüthen, die mit einer großen Hülle umgeben sind, ist ein schöner Zierstrauch in Lust- und Blumengärten. Die Rinde, Cortex Corni floridae, von bitterem, fast chinaartigem Geschmack, enthält eine eigenthümliche krystallinische Substanz, das Cornin oder die Corninsäure, und ist bei Wechselfiebern, chronischen Durchfällen und bösartigen Geschwüren in Gebrauch. Das chokoladefarbene Holz ist sehr geschätzt. C. alba *L.*, in Sibirien und Nordamerika, ist ein Strauch von 10—12 Fuß Höhe mit dunkelrothen Zweigen, entgegengesetzten, eirund-länglichen, spitzigen Blättern, weißen Blüthen und weißen Früchten, die von Füchsen und Drosseln gern gefressen werden. C. canadensis *L.*, in schattigen Wäldern von Carolina bis Canada, mehr kraut- als strauchartig, mit schönen, glänzend rothen Früchten, liebt feuchten Moorboden und dauert gut im Freien.

Cornutus (lat.), gehörnt, daher in der Logik Hörnerschluß (s. Dilemma); auf den Universitäten zur Zeit des pennalistischen Gebrauchs der sogenannten Deposition der neu aufgenommene Student, wegen des Huts mit Bockshörnern, den er bei der Aufnahme tragen mußte; bei den Buchdruckern, die ebenfalls diesen Gebrauch annahmen, erhielt er sich am längsten und ist noch immer im Andenken.

Cornutus, L. Annäus, irrig Phurnutus genannt, stoischer Philosoph, zu Leptis in Afrika aus einer, wie es scheint, römischen Familie geboren, † um 68 n. Chr. Er bewährte die Lehre der Stoa auch in seinem Leben durch strenge Rechtlichkeit u. Wahrheitsliebe u. verleugnete dieselbe selbst einem Nero gegenüber nicht, was ihm die Verweisung auf eine Insel zuzog; als Philosoph scheint er sich an die Grundsätze des Chrysippus gehalten zu haben, und auch als Grammatiker leistete er Bedeutendes. Von seinen lateinisch und griechisch geschriebenen Werken hat sich nur eines erhalten, welches im Sinn der stoischen Naturphilosophie die Götter des Volkskultus allegorisch deutet (herausgegeben von Clauser, Basel 1543, am besten in Th. Gale's „Script. hist. poet.", Cambridge 1671, Amsterdam 1688).

Cornwall, die südwestlichste Grafschaft Englands, bildet eine zwischen dem Bristolkanal (irisches Meer), dem atlantischen Ocean und dem Kanal in das Meer hinausragende Halbinsel, die im Osten von der Grafschaft Devon begrenzt wird und ein Areal von 64,4 QMeilen umfaßt. Es ist ein rauhes und wenig einladendes Bergland, gebildet durch eine mit ihrem Kamm der Südküste genäherte Granitkette (Cornish Heights), die sich steil, stellenweise mit schrecklichen Klüften und Klippen, aus dem Meere erhebt und die Halbinsel mit öden und waldlosen, nur mit Heide und Ginster überwachsenen, finsteren Bergen und Thälern erfüllt. Der höchste Punkt ist der Brown Willy mit 1364 F. Höhe. Nur einzelne Thäler sind fruchtbar und gut bewaldet. Das Land wird von vielen kleinen Strömen bewässert; die bedeutendsten sind Tamar, Lynher, Fowey und Fal, die in den englischen Kanal fließen, u. Camel (Alan), der in den Bristolkanal geht. Das Klima ist bei vorherrschendem Südwestwinde feucht; an der Küste sind Stürme heftig und der Schifffahrt gefahrbringend. Der Winter ist nicht sehr kalt und der Sommer nicht sehr heiß. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10° R. Der Reichthum des Landes besteht in den unerschöpflichen Lagern von Kupfer, Zinn und Blei, welche die Gebirgskette von C. birgt, und die schon im Alterthum ganz England den Namen der Zinninseln (Cassiteriden) verschafften. Von jeher brachten sie ihren Besitzern große Schätze, wie sich denn unter anderen Graf Richard von Cornwall im 13. Jahrhundert mit seinem Zinn den römischen Kaisertitel errang. Die wichtigsten Kupfergruben befinden sich zwischen der Stadt Truro und dem Kap Landsend; die Hauptminen auf Zinn sind bei Palgooth. Gegenwärtig werden an Zinn jährlich mehr als 80,000 Centner, an Kupfererz etwa 160,000 Tonnen gewonnen, mit einem durchschnittlich neunprocentigen Metallertrag. Außerdem liefert der Bergbau, der ungefähr den 4. Theil der Einwohner beschäftigt, etwas Silber und Gold, Kobalt, Antimon, Braunstein, Eisen und unweit dem Lizardhead Porzellanerde, die stark verarbeitet wird. Daneben beschäftigt die Strömlingsfischerei, namentlich auf den Petchard, eine Art Sardelle, die vom Juli bis zum November die Küste C.'s besucht, eine große Zahl Menschen (über 10,000) und liefert eine beträchtliche Ausfuhr. Der Ackerbau kann in einem Lande, das zum größten Theil unbebaubar ist, nur gering sein; man zieht nur Kartoffeln und im Osten einiges Getreide. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit C.s mit der Bretagne, wie in der Bodenbeschaffenheit und dem Erzreichthum des Landes, so auch in der vorhandenen Menge alter Druidenheiligthümer (Cromlechs, Dolmens und Meinihirions) und in der gleichen celtischen Mundart (Cornishen), welche die Bevölkerung beider Landstriche lange Zeit gesprochen hat, und die in C. erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollständig erloschen ist. In diesem Dialekt sind einige Mysterien aus dem 14. Jahrhundert auf uns gekommen. Die Bevölkerung, die sich fast nur in der Nähe der Bergwerke und in den zahlreichen kleinen Seestädten findet, ist ein wohlgebildeter und munterer Menschenschlag u. zählt 369,323 Seelen. Die Grafschaft wird von der Eisenbahn, die von Plymouth nach dem Südwestende der Halbinsel

führt (mit einigen Abzweigungen nach der Nordküste) durchschnitten und hat Bodmin zur Hauptstadt. Im frühen Mittelalter bildete das Bergland von C. mit dem benachbarten Devon, Somerset und Westwales das britische Königreich Damnonia. Die Unterwerfung der Celten durch die englische Krone fällt für C. in das 10. Jahrhundert. Seit Eduard III. (1330) führt der Thronerbe von England den Titel eines Herzogs von C.

Cornwallis, 1) Charles Mann, Lord Brome, Marquis und Graf von C., britischer General, den 31. December 1738 geboren, trat früh in englische Kriegsdienste und focht im siebenjährigen Krieg in Deutschland bereits als Hauptmann, kehrte 1763 als Oberst in sein Vaterland zurück, nahm Sitz im Unterhause u. kam bald darauf nach dem Tode seines Vaters als Peer des Reichs und wirklicher Lord in das Oberhaus. Im nordamerikanischen Befreiungskriege nahm er, im November 1767 in Newjersey kaum ans Land gestiegen, sogleich diese ganze Provinz in Besitz, mußte sie aber vor Washington wieder räumen, bemächtigte sich im folgenden Jahr Philadelphia's, machte, als sich die Sache für England dennoch immer ungünstiger gestaltete, hier umsonst Versuche, den Frieden zu vermitteln, belagerte und eroberte darauf Charlestown (12. Mai 1780), behauptete mit 4000 Mann die Provinz Südcarolina und schlug den General Gades bei Camden (16. August). Siegreich weiter dringend, focht er einige Zeit mit Glück in Virginien, mußte sich aber bei Yorktown Washington und den Franzosen unter Rochambeau am 19. Oktober 1781 mit 8000 Mann gefangen geben, worauf er nach England zurückkehrte. Im Jahre 1786 als Generalgouverneur und Kommandant der Truppen nach Ostindien gesandt, bekriegte er 1791 den Sultan von Mysore, Tippo Saib, siegte bei Bangalore u. erzwang durch die Belagerung Seringapatnams einen Frieden, der jenem die Hälfte seiner Staaten kostete. Im Jahre 1793 kehrte er nach England zurück, ward Marquis und Lord der Admiralität und 1798 Vicekönig von Irland. Als solcher unterdrückte er durch energische Maßregeln die hier ausgebrochene Empörung, schlug die unter General Humbert an der irischen Küste gelandeten 1000 Franzosen sammt 7—8000 aufrührerischen Irländern und stellte durch seine Mäßigung und Unparteilichkeit die Ruhe wieder her. Im Jahre 1801 unterhandelte er den Frieden mit Frankreich und unterzeichnete 1802 den Vertrag zu Amiens. Nach Abberufung Wellesley's 1805 begab er sich abermals als Generalgouverneur nach Ostindien und war eben im Begriff, das Kommando über die Armee zu übernehmen, als ihn am 5. Okt. 1805 zu Gazepur in der Provinz Benares der Tod überraschte. Das Parlament ließ ihm in der St. Paulskirche, wo sein Leichnam bestattet wurde, ein Monument setzen.

2) William Mann, Graf von C., englischer Admiral, Bruder des Vorigen, ward am 25. Februar 1744 geboren. Frühzeitig für den Seedienst bestimmt, diente er bis 1765 mit Auszeichnung an den englischen Küsten gegen die Franzosen, focht als Kommandant des „Löwen“ in Amerika, namentlich bei Jamaica gegen Lamothe Piquet und trug in Ostindien von 1781 an wesentlich zur Eroberung der französischen Besitzungen bei. Im Jahre 1793 zum Admiral der weißen und bald darauf zum Viceadmiral der blauen Flagge ernannt, brachte er am 23. Juni 1793 der französischen Flotte in den indischen Gewässern eine vollständige Niederlage bei und ward Befehlshaber der englischen Seemacht in Ostindien. Nach seiner Rückkehr nach England 1799 zum Admiral der rothen Flagge erhoben, führte er das Kommando im englischen Kanal bis zum Frieden von Amiens, zog sich darauf ins Privatleben zurück und † am 5. Juni 1819.

Coro, Küstenprovinz im südamerikanischen Freistaat Venezuela, östlich vom Lago de Maracaibo, umfaßt 530 □Meilen. Die nur mit einer sehr schmalen Landenge mit dem Kontinent zusammenhängende Halbinsel Paraguana ragt weit in das karaibische Meer und bildet auf der Westseite den kleinen Golf von C. Die höheren Theile der Provinz sind stark bewaldet, die übrigen im Allgemeinen wenig fruchtbar. Hauptstrom ist der Tocuyo. Unter den zahlreichen Küstenflüssen sind der Omuria, Mitare und Maticora zu nennen. Haupterzeugnisse sind Kaffee, Kakao, Baumwolle. Die unansehnliche Hauptstadt C. liegt auf Inseln und der schmalen Landzunge, welche die Halbinsel Paraguana mit dem Festland verbindet, und ist ursprünglich auf Pfählen erbaut, daher auch Venezuela (Klein-Venedig) genannt, welcher Name dann auf das ganze Land überging. Sie hat einen besuchten Hafen, gerade Straßen, 4 schöne Kirchen, 9000 Einwohner, starken Plantagenbau und lebendigen Handel mit Vieh, Häuten u. Cochenille. Das Trinkwasser muß weit herbeigeholt werden. C., die erste feste Niederlassung der Spanier an der Nordküste Südamerika's, wurde 1527 von Juan de Ampuez gegründet u. war ehemals sehr reich und Sitz der spanischen Regierung bis 1636, wo diese nach Caracas verlegt wurde.

Corollarium (lat.), in der Logik ein Lehrsatz, der aus dem vorhergehenden durch unmittelbaren Schluß folgt und deshalb keines weitern Beweises bedarf. Vergl. Corona.

Corona (lat.), Kranz, Krone, bei den Alten ein häufig vorkommendes Ehrenzeichen. Bei den Griechen war der Kranz ein Amtszeichen oder Zeichen der Unverletzlichkeit bei gewissen amtlichen oder öffentlichen Verrichtungen, wie der Myrtenkranz der Archonten, der der Senatoren und der Redner, so lange sie in der Versammlung sprachen, ferner ein Siegeszeichen für Die, welche bei den öffentlichen Spielen den Preis davontrugen, und endlich ein Ehrenzeichen für verdiente Bürger. Früher wurden solche Ehrenkränze gewöhnlich aus Zweigen des Oelbaums verfertigt, später aber kam der lebendige Laubkranz vor dem goldenen in Vergessenheit und Mißachtung. Die Bekränzung konnte sowohl vom Volke oder vom Senat, als auch von einzelnen Korporationen, wie den Phylen und den Demen, später auch von gewissen Kollegien, oder endlich auch von auswärtigen Staaten zuerkannt werden. Nach einem alten Gesetze mußte dieselbe durch das Volk und den Senat in der Ekklesia und im Buleuterion verkündigt werden; im Theater durfte dies nicht ohne besondern Volksbeschluß geschehen. Doch wich man später von dieser Bestimmung öfters ab. Die Bekränzung von Seiten auswärtiger Staaten galt nicht nur einzelnen Bürgern, sondern auch ganzen Gemeinwesen; auch im ersteren Falle sollte der Kranz selbst nicht dem Bekränzten, sondern dem Staate anheim fallen. Ihrem Werthe nach waren die Kränze,

die am Reife innen mit Inschriften versehen waren, sehr verschieden, denn es finden sich Werthangaben zu 3600, 1000 und 500 Drachmen. Bei den Römern waren die Kränze ehrenvolle Auszeichnungen. Die C. obsidionalis oder graminea war das höchste und nur selten verliehene militärische Ehrenzeichen, welches dem Anführer zu Theil wurde, der eine vom Feinde eingeschlossene Stadt oder einen umzingelten Heerhaufen befreit hatte; man flocht einen solchen Kranz gewöhnlich aus Gras, welches man dem betreffenden Orte entnahm. Die C. muralis, die Mauerkrone, ein Kranz von Mauerzinnen, gewöhnlich von Gold oder vergoldet, war für Den bestimmt, welcher im Sturme zuerst die Mauern einer Stadt erstieg. Die C. navalis, auch classica, rostrata, aus Schiffsschnabelfiguren zusammengesetzt, ebenfalls von Gold, ward Dem zu Theil, welcher zuerst an Bord eines feindlichen Schiffes sprang. Die C. vallaris oder castrensis, einen Ring von Schanzpfählen darstellend, auch von Gold, erhielt Der, welcher zuerst in den feindlichen Lagerwall eindrang. Die C. triumphalis, einen Kranz von Lorbeerzweigen, trug der triumphirende Imperator auf dem Haupte. Die C. ovalis, von Myrtenzweigen, wurde beim kleinen Triumph (s. Ovation) vom Feldherrn getragen. Ueber die C. civica s. Bürgerkrone. C. equestris, Ritterkrone, war ein Oelzweigkranz, welchen die Ritter bei der Transvectio (s. d.) trugen. Auch außerdem wurden tapfere Waffenthaten durch goldne Kränze geehrt, womit gewöhnlich die Erlaubniß verbunden war, dergleichen Ehrenzeichen lebenslänglich und besonders bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen. Die C. forensis war ein Kranz, den eine vor Gericht siegende Partei an die Thür ihres Sachwalters hing. Die Corollae waren Kränze, welche verdienten Schauspielern ertheilt wurden. Anfangs wand man dieselben aus Blumen und befestigte sie mit Bändern am Haupte, in der Folge aber verfertigte man sie aus vergoldetem Kupferblech, Crassus zuerst aus Gold und Silber. Ein solches noch außer der gebührenden Bezahlung zuerkanntes Geschenk hieß Corollarium. Einen andern Zweck, als mit den genannten Ehrenkränzen, verband man mit folgenden, die mehr der Freude gewidmet waren: C. convivalis, ein Kranz, den man bei Gastmahlen aufsetzte, in der ältern Zeit eine Binde von Wolle, später aus Zweigen und Blumen gewunden, zuletzt aus Gold künstlich verfertigt und wohl auch mit Diamanten geziert; C. natalitia, ein Kranz, den die Aeltern bei der Geburt eines Kindes an der Thür befestigten, bestand bei der Geburt eines Sohnes aus Oelzweigen, bei der einer Tochter aus Wolle.

Corona (lat.), ein aus 9 Sternen bestehendes Sternbild in der nördlichen Hemisphäre zwischen der Schlange, dem Hercules und dem Bootes, s. v. a. nördliche Krone. Auch die südliche Hemisphäre hat eine C., südliche Krone, unter dem Schützen, in der Nähe des Schwanzes vom Skorpion; s. Krone.

Corona (ital.), Benennung des Zeichens der Fermate.

Corona, Ortschaft in der sardinischen Provinz Turin, bekannt durch den Sieg der Oesterreicher unter Alvinczy über die Franzosen, den 14. Januar 1796.

Corona Veneris (lat.), Venuskrone, Name eines sekundären syphilitischen Ausschlags, der auf der Stirnhaut erscheint.

Corone, Stadt des alten Griechenlands, auf der Westküste des messenischen Meerbusens, am Fuße des Berges Temathias, eine von den 7 Städten, welche Agamemnon dem zürnenden Achill anbot. Nach der Geschichte legte Eupimelides aus Coronea in Böotien nach der Rückkehr der Messenier 371 v. Chr. diese Stadt an und benannte sie nach seiner Vaterstadt. Auch im Mittelalter hatte sie noch einige Bedeutung; jetzt Coron.

Coronea, im Alterthum Stadt in Böotien, Glied des böotischen Bundes, an der Westseite des Gebirges Tilphossion, berühmt durch zwei wichtige Schlachten, die eine 447 v. Chr., durch welche sich die Böotier von den Athenern unabhängig machten; die zweite, noch bedeutendere, 394 v. Chr., in welcher Agesilaus die Feinde der Spartaner auf das Haupt schlug. Auch wurden bei dem neben der Stadt befindlichen Tempel der Athene Itonia die Pamböotien gehalten. Das jetzige Camari liegt wahrscheinlich in der Nähe des alten C.

Coronelli, Marco Vinzentio, italienischer Geschichtschreiber und Geograph, Minoritenprovinzial von Ungarn, wurde 1702 General seines Ordens, Kosmograph der Republik Venedig, Lehrer der Geographie u. Stifter der Societas geographica Argonautarum; † 1718. Er verfertigte für Ludwig XIV. große Himmels- u. Erdgloben u. hinterließ 400 Karten. Von seiner „Bibliotheca universalis sacro-profana“ (28 Bände) erschienen nur 7 Bände im Buchhandel. Das vollständige Werk, das bis Coque reicht und eine vortreffliche Encyklopädie bildet, ist daher eine Seltenheit.

Coroner (engl.), englischer Kronbeamter, der von den zinspflichtigen Lehnsleuten einer Grafschaft erwählt wird, um die Rechte der Krone zu vertreten. Mit Zuziehung einer Jury untersucht er die Ursache plötzlicher Todesfälle und hat wegen vorsätzlichen Mords das gerichtliche Verfahren gegen den Schuldigen einzuleiten, bei Selbstmorden aber zu untersuchen, ob sie Folge einer Geistesverwirrung waren, oder als Verbrechen anzusehen sind. Hat eine Gemeinde durch nachlässige Polizei den Tod eines Menschen verschuldet, so wird ihr durch den C. eine Geldstrafe aufgelegt. Es gibt in jeder Grafschaft 1—12 C.s, die auf Lebenszeit gewählt werden.

Coronilla *L.* (Kronwicke), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den kurzen, 2lippigen Kelch, das kurze Fähnchen der Schmetterlingsblüthe, das kaum länger als der Kelch ist, u. die runde, gerade, gegliederte Hülse, kleine Sträucher an Rainen, auf Wiesen und in Wäldern, meist in Mittel- u. Südeuropa, mit gegen 25 Arten, von denen einige Heilkräfte besitzen und mehre als Zierpflanzen kultivirt werden. C. Emerus *L.*, Skorpionskronwicke, falsche Senne, ein 3—4 Fuß hoher Strauch des südlichen Europa's, mit grünen, eckig-gestreiften Zweigen, 5—7 verkehrt-eirunden Fiederblättchen und feuerrothen und goldgelben Blüthen, dient zur Zierde der Parkanlagen. Die widrig schmeckenden Blätter (Folia Coluteae scorpioidis) dienten sonst als abführendes Mittel u. werden noch bisweilen statt der Sennesblätter gebraucht. Auch enthalten sie einen indigoähnlichen Farbstoff. C. varia *L.*, bunte Peltschen, Schaflinsen, 2—3 Fuß hoch, mit blaßrothen, weißen Blüthen, in 16—20blüthigen, vor dem Aufblühen hängenden Dolden, findet sich durch ganz

Europa, auf trockenen Hügeln und Rainen, an Wegen und Waldrändern, ausdauernd. Das Kraut ist geruchlos, unangenehm bitter schmeckend, etwas salzig, Cathartin enthaltend. Es ist von einigen Aerzten sogar für giftig gehalten worden, doch haben Versuche seine Unschädlichkeit bewiesen. Das Extrakt zeigte sich bei Leukophlegmasie heilkräftig. C. coronata *L.*, Polygala valentina *Clus.*, in Südeuropa und Süddeutschland, bis Thüringen, eine Lieblingsnahrung des Wildes, wird in Spanien nicht selten statt Melilotus officinalis gebraucht.

Coronilla (Vintenos), Goldpiaster, spanische Goldmünze, von Halbdukatengröße, = $1/2$ Escudo d'oro, aus dem 16. Jahrhundert, von der Krone im Gepräge so genannt, an Werth etwa 1 Thlr. 12 Gr.

Coronini-Cronberg, Johann Baptist Alexander, Graf von, österreichischer Feldmarschalllieutenant, am 16. Nov. 1794 zu Görz geboren, trat 1813 als Kadet in das österreichische Pionniercorps und avancirte während der Feldzüge 1813—14 bis zum Oberlieutenant. Im Jahre 1814 diente er im italienischen Freicorps unter Oberst Schneider, trat 1824 in modenesische, dann wieder in österreichische Dienste. Als Hauptmann im 17. Infanterieregiment nahm er an dem Zuge nach Rom Theil und blieb mehre Jahre in Italien, bis er 1836 als Kämmerer dem Erzherzog Franz Karl zugetheilt und zum zweiten Erzieher des ältesten Sohnes desselben, des jetzigen Kaisers Franz Joseph, ernannt ward. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen in seltener Weise, indem er den künftigen Thronerben namentlich vor dem einseitigen Betreten einer extremen Richtung zu bewahren strebte. In dieser Stellung rückte er 1837 zum Major, 1840 zum Oberstlieutenant und 1843 zum Obersten auf, wurde 1848 als Generalmajor und Brigadier nach Südtyrol versetzt, um die Zugänge zu dem Kriegsschauplatz in Oberitalien zu verschließen, und ging 1849 als Feldmarschalllieutenant und Stellvertreter des Kommandirenden nach Slavonien und Kroatien. Im Jahre 1850 ward er Militär- und Civilgouverneur im Banat und in der serbischen Woiwodschaft und gewann als solcher durch seine mit Wohlwollen gepaarte Gerechtigkeit die verschiedenen Nationalitäten. Als Befehlshaber des serbisch-banater Armeecorps rückte er mit diesem im August 1854 in die Donaufürstenthümer ein, die er erst 1856 wieder räumte. Zum Feldzeugmeister befördert, war er vom 28. Juli 1859 bis zum 19. Juni 1860 Banus von Kroatien. Seit 1861 ist er Kommandirender in Ungarn.

Corporale (lat., eigentlich C. velum), in der katholischen Kirche das geweihte leinene Tuch auf dem Altar, auf welches bei der Konsekration der Hostienteller und der Kelch gestellt werden.

Corps (franz.), Körper, die Gesammtheit mehrer Individuen, die durch gemeinsame Regeln, Gesetze, Gebräuche ꝛc. verbunden sind, beim Militär eine Anzahl Soldaten, aus verschiedenen Truppengattungen, oder mindestens aus mehren Bataillonen, Eskadronen zusammengesetzt und unter einem Oberbefehl stehend. C. de bataille heißt der mittelste, stärkste Haufen bei einer Schlachtordnung; C. de garde wird sowohl die Wachtmannschaft, als die Wachtstube genannt; C. de place heißt der vom Hauptwall umschlossene innere Theil einer Festung. Das C. volant oder fliegende Corps ist zu besonderen Zwecken, wie Ueberrumpelungen ꝛc., bestimmt.

Corpus (lat.), Körper, etwas zu einem Ganzen Verbundenes, Kommune, Abtheilung, Corps ꝛc., eine Versammlung von Räthen, Geistlichen ꝛc.; der Kasten eines Klavier- oder Geigeninstruments, bei Blasinstrumenten das Rohr oder der Raum, in dem der Ton gebildet wird; auch führt eine Schriftgattung den Namen C., weil früher das Corpus juris gewöhnlich damit gedruckt wurde.

Corpus catholicorum (lat.), die Gesammtheit der katholischen deutschen Reichsstände, sofern sie sich dem Corpus evangelicorum gegenüber zu einer für sich bestehenden Körperschaft verbunden hatten. In diesen Versammlungen der katholischen Reichsstände führte Kurmainz als erster Reichsstand, wie auf den Reichstagen, das Direktorium. Sie kamen indeß nur selten vor, weil die katholischen Stände, die ohnedies auf den Reichstagen durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht hatten, schon im Kaiser einen natürlichen Schutzherrn und im Papst ein allgemeines Kirchenoberhaupt hatten, welche, die Gerechtsame der Kirche vertretend, die erforderlichen Vereinigungspunkte bildeten, sobald es sich um ein gemeinsames Zusammenwirken handelte. Ein festeres Zusammenschließen einer solchen Körperschaft, die leicht noch eine weitere Selbstständigkeit hätte in Anspruch nehmen können, lag nicht im Interesse der römischen Hierarchie, und es findet sich daher auch nirgends eine päpstliche Genehmigung eines deutschen C. c. Nur einige Male sahen sich die katholischen Stände veranlaßt, unter diesem Namen zusammenzutreten, den sie sich in einem Schreiben vom 16. Nov. 1700, worin sie dem Kaiser ihren zur Wahrung ihrer Interessen nach eigenem Gutdünken veranstalteten Zusammentritt kund thaten, ausdrücklich beilegten. Wie sich 1806 das Corpus evangelicorum auflöste, mußte auch das C. c. stillschweigend ein Ende nehmen.

Corpus delicti (lat.), die Gesammtheit der geringen Merkmale, die nothwendig zum Begriff eines Verbrechens gehören; besonders die verletzte Person oder Sache, sowie die Werkzeuge, durch die das Verbrechen begangen wurde, und die sichtbaren Spuren eines Verbrechens. Vgl. Thatbestand.

Corpus doctrinae (lat.), Sammlung kirchlicher Lehr- und Bekenntnißschriften, namentlich derjenigen, welche in der lutherischen Kirche behufs der Beilegung der zwischen der strengeren lutherischen und der milderen melanchthonischen Partei entstandenen Streitigkeiten für die verschiedenen lutherischen Landeskirchen in Deutschland seit 1560 als Glauben und Lehre normirend publicirt wurden. Weiteres s. Symbolische Bücher.

Corpus evangelicorum (lat.), die geschlossene Körperschaft, in welche die protestantischen deutschen Reichsstände auf den Reichstagen zusammentraten, wenn die Verhandlungen Religions- und kirchliche Angelegenheiten betrafen. Ausdrücklich und regelmäßig traten die protestantischen Stände unter diesem Namen erst seit dem westphälischen Frieden zusammen. Vorher waren dergleichen Vereinigungen weder allgemein, noch von Dauer, so das torgauer Bündniß (s. d.) 1826. Als eine festere Verbindung traten die evangelischen Reichsstände den katholischen zuerst in dem 1531 geschlossenen schmalkaldischen Bunde (s. d.) entgegen. Auch noch nach dem augsburger Religionsfrieden machte sich das Bedürfniß gemeinsamer Vertretung und

Beschützung der Interessen der evangelischen Stände gegenüber den katholischen fühlbar, und so gewöhnten sie sich allmählig daran, sich in ihrer Gesammtheit als eine geschlossene Körperschaft zu betrachten. Als Haupt derselben erkannten sie einstimmig den Kurfürsten von Sachsen an. August I. und Christian I. aber traten dieselbe wegen ihrer freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Kaiser freiwillig an den Kurfürsten von der Pfalz ab, der sie von 1575 an bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs ohne Widerspruch führte. Erst als 1633 der schwedische Reichskanzler Oxenstierna die Leitung der Geschäfte übernahm, protestirte der sächsische Kurfürst Johann Georg I. dagegen, jedoch ohne Erfolg. Das Recht, bei Verhandlungen konfessioneller Angelegenheiten eine besondere Körperschaft zu bilden, welches schon die uralten Reichsinstitutionen zugestehen, erhielten die protestantischen Stände erst durch den westphälischen Frieden ausdrücklich zugesichert. Darin (Art. V, §. 8 und 52) wurde nämlich festgesetzt, daß in kirchlichen Angelegenheiten nicht nach Stimmenmehrheit entschieden, sondern zwischen protestantischen und katholischen Ständen, als zwischen zwei besonders gleichberechtigten Korporationen, auf gütliche Weise verglichen werden solle. Bei der ersten Sitzung und eigentlichen Konstituirung des C. e. am 22. Juli 1653 auf dem Reichstag zu Regensburg erhielt Kursachsen wieder das Direktorium. Als der Kurfürst Friedrich August I. 1697 durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche unfähig wurde, die protestantischen Kirchenangelegenheiten ferner zu leiten, übergab er die Direktion 1698 dem Herzog Friedrich II. von Gotha, ordnete ihm jedoch das Geheimerathskollegium in Dresden bei, das er deshalb in Bezug auf die Besorgung kirchlicher Dinge vom Gehorsam gegen seine Person entband. Als Herzog Friedrich schon 1700 zurücktrat, übernahm der Herzog Johann Georg von Sachsen-Weißenfels die Oberleitung des C. e. unter den nämlichen Verhältnissen. Nachdem aber auch der Kurprinz Friedrich August II. 1717 zur katholischen Kirche übergetreten war, glaubten die protestantischen Stände die Direktion in andere Hände legen zu müssen. Die meisten Ansprüche hatte Kurbrandenburg, das als erster protestantischer Reichsstand nach Kursachsen in Abwesenheit des letztern stets das Interimsdirektorium geführt hatte. Aber der König von Großbritannien wußte als Kurfürst von Hannover dessen Wahl zu hintertreiben, und da sich die protestantischen Fürsten über eine andere nicht vereinigen konnten, so blieb die Oberleitung des C. e. bis zur Auflösung der Reichsverfassung bei Kursachsen, natürlich unter der Bedingung, daß sich der Kurfürst selbst nicht bei den Verhandlungen desselben betheiligen dürfe, sondern das Geheimerathskollegium allein die Angelegenheiten besorgen und dem Reichstagsgesandten seine Instruktion ertheilen solle. Die Konferenzen des C. e. waren theils regelmäßig, die monatlich zweimal Statt fanden, theils außerordentlich und wurden im fürstlichen Nebenzimmer auf dem Rathhause zu Regensburg gehalten. In sofern das C. e. durch den westphälischen Frieden als besondere Körperschaft autorisirt war, stand demselben das Recht zu, Versammlungen zu halten, Beschlüsse zu fassen und Vorstellungen an den Kaiser zu richten; doch fruchteten die Vorstellungen desselben zu Gunsten der Rechte der Protestanten meist weniger, als die Drohungen der mächtigeren protestantischen Reichsstände. Seit 1770 bestanden 2 ständige Deputationen des C. e., die eine zur Untersuchung der Religionsbeschwerden, in welcher das C. e. zur Unterstützung oder Fürsprache aufgefordert wurde, die andere zur Aufnahme der 6 dem C. e. zugehörenden Kassen. Im Jahre 1806 ging das C. e. zugleich mit der deutschen Reichsverfassung zu Grabe.

Corpus juris (lat.), Benennung gewisser Sammlungen einzelner Gesetze oder Rechtsbücher, insbesondere der im 12. Jahrhundert zu einem geschlossenen Ganzen vereinigten Rechtsbücher des Kaisers Justinian, die noch jetzt die Grundlage aller Rechtsbildung im gesitteten Europa bildet. Der genannte Kaiser hatte, zur Ausführung seines Planes, das ganze Recht in einer vollständigen Sammlung zu umfassen, 526 eine aus Tribonian (s. d.), den Lehrern der Rechtsschulen in Konstantinopel und Berytus, sowie aus den angesehensten Advokaten am ersteren Ort, im Ganzen aus 10 Männern bestehende Kommission angeordnet, welche jene Aufgabe zunächst rücksichtlich der kaiserlichen Verordnungen lösen sollte. So entstand der Codex Justinianeus, welcher die kaiserlichen Reskripte und Konstitutionen enthielt. Nach Beendigung dieses Codex beauftragte Justinian 530 den Tribonian, mit Zuziehung von 16 andern Rechtsgelehrten, nun auch aus den Schriften der Juristen das Brauchbare zu excerpiren, und so entstanden die Pandekten oder Digesten, d. i. wörtlich eine das ganze Recht umfassende Sammlung. Im Ganzen wurden in der Sammlung die Schriften von 39 Juristen benutzt und gegen 2000 Abschnitte daraus excerpirt. Um aber das Praktische herauszuheben, Widersprüche zu vermeiden und die älteren Schriften dem derzeit bestehenden Rechte anzupassen, hatte die Kommission Vollmacht, wegzulassen, zu ändern und Zusätze zu machen. Diese Veränderungen werden Emblemata Triboniani genannt, und obschon deren viele vorgenommen worden sind, so haben sie doch nicht gerade dazu gedient, die Sammlung von allem Veralteten frei zu erhalten; auch finden sich viele Stellen am ungehörigen Ort (leges fugitivae, errativae), oder sie wiederholen sich (geminationes). Das ganze Werk zerfällt in 50 Bücher, welche, ausgenommen die von 30—32, in einzelne Titel getheilt werden, u. diese letzteren bestehen wieder in einzelnen Fragmenten oder Leges, deren jedes als ein vom Kaiser ausgegangenes Gesetz betrachtet werden soll; die Leges sind mit Inskriptionen versehen, um die Schrift des Juristen zu bezeichnen, aus der sie entlehnt sind, und zerfallen meist wieder in ein Principium und Paragraphen. Mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht in den Rechtsschulen zerfallen die Digesten in 7 Theile, deren erster, von Buch I—IV, die allgemeinen Lehren von Recht, Personen und Sachen enthält; der zweite Theil, von Buch V—XI, handelt von dinglichen Klagen ꝛc.; der dritte, von Buch XII—XIX, von persönlichen Klagen; der vierte, von Buch XX—XXVII, vom Pfandrecht, von der Lehre von den Beweismitteln, von der Ehe und Vormundschaft ꝛc.; der fünfte, von Buch XXVIII—XXXVI, und der sechste Theil, von Buch XXXVII—XLIV, vom Erbrecht ꝛc.; der siebente Theil, von Buch XLV—L, von verschiedenen Materien, im 46. und 47. Buch aber

namentlich von Verbrechen und Strafen (libri terribiles). Was den inneren Zusammenhang der einzelnen Bücher und den Plan der Anordnung betrifft, so lag demselben die Ordnung des Edikts (nach dem alten Aktionensystem) und des Codex zu Grunde, die Reihenfolge der einzelnen Fragmente aber beruhte auf der Art und Weise, wie sich die Kommission in die Arbeit getheilt hatte. Dieselbe zerfiel nämlich in 3 Abtheilungen, von denen die eine die Schriften über das Jus civile, die andere die Werke über das Edikt u. die dritte die Schriften klassischen und praktischen Inhalts (Rechtsfälle, Rechtsgutachten ꝛc.) excerpirte; es traten dann die 3 Abtheilungen gemeinschaftlich zusammen und ordneten die Excerpte aus den verschiedenen Klassen von Schriften nach der Reichhaltigkeit des Stoffes mit Rücksicht auf die Verbindung der einzelnen Theile. Nach der Grundlage der Schriften, woraus jene Auszüge hauptsächlich entlehnt waren, nennt man jene 3 Massen die Sabinus-, Edikts- und Papiniansmasse. Gleichzeitig mit den Digesten entstand ein fernerer Bestandtheil des römischen Rechtsbuchs, nämlich die Institutionen, welche Justinian durch Tribonian und die beiden Rechtslehrer Theophilus und Dorotheus als ein bei den Rechtsschulen zu gebrauchendes Lehrbuch aus ähnlichen älteren Werken fertigen ließ; insbesondere wurde diesem Werk ein ähnlicher früherer Kommentar des Gajus zum Grunde gelegt. Diese Institutionen wurden am 21. Nov. 533 bekannt gemacht und gleichzeitig mit den Digesten am 30. Dec. d. J. mit Gesetzeskraft versehen. Sie zerfallen in 4 Bücher, diese in Titel und letztere wieder in ein Principium und Paragraphen. Es findet sich darin eine strengere systematische Ordnung, als in den Pandekten; das 1. Buch behandelt die Lehre von den Personen, als Subjekten des Rechts, das 2. und 3. die eigentlichen Vermögensrechte, und das 4. die Lehre von den Klagen und einiges Prozessualische. Mit diesen Institutionen, den Digesten und dem Codex Justinianeus sollte der Cyklus der geltenden Rechtssammlungen geschlossen sein. Da sich aber in dem obenerwähnten Codex viele Kontroversen fanden, zu deren Beseitigung und Lösung Justinian mehre Entscheidungen erließ (die sogenannten 50 Decisionen), inzwischen auch mehre neue kaiserliche Verordnungen erlassen worden waren, so fand sich Justinian veranlaßt, jenen Codex einer Revision zu unterwerfen, worauf dann die aus Tribonian, dem Rechtslehrer Dorotheus und 3 Advokaten bestehende Kommission eine neue Auflage desselben zu Stande brachte, welche unter dem Namen Codex repetitae praelectionis bekannt ist und am 29. Dec. 534 mit Gesetzeskraft bekleidet wurde. Dieser neue Codex zerfällt in 12 Bücher, im Uebrigen befolgt er im Wesentlichen die Ordnung der Digesten nach den 7 Partes, nur enthält, abweichend hiervon, das 1. Buch religiöse Bestimmungen und das 9. bis zum 12. Buch das öffentliche und das Staatsrecht der späteren Kaiserzeit. Nach dem Abschluß der geltenden Entscheidungsquellen in jenen 3 Sammlungen erließ nun Justinian noch viele kaiserliche Verordnungen, die, wenn auch großentheils auf das Kirchenrecht bezüglich, doch nicht ohne Wichtigkeit für das öffentliche und Privatrecht sind. Justinian hat aber diese Verordnungen, Novellae, nicht gesammelt, sondern es existiren hiervon 4 zu verschiedenen Zeiten entstandene Sammlungen, zum Theil in lateinischer Uebersetzung, da die Novellen ursprünglich großentheils in griechischer Sprache erschienen waren, und es sind diese Novellen, deren Zahl sich in der vollständigsten Sammlung auf 168 beläuft, auch nicht alle in Deutschland recipirt worden. In Italien waren nämlich 134 derselben in einer lateinischen Uebersetzung gesammelt, die von den Glossatoren unter dem Namen Authenticum oder Liber Authenticorum als gesetzlicher Text anerkannt und in die brauchbaren (ordinariae, 9 Kollationen) und die unbrauchbaren (extravagantes, extraordinariae) getheilt wurden. Diese 4 Sammlungen bilden das in Deutschland recipirte römische Recht; doch ist dem C. j. civilis noch manches Andere angehängt, namentlich die 13 Edikte Justinians, Verordnungen späterer Kaiser, die Canones apostolorum und die Libri feudorum. Letztere sind eine Sammlung oder das Werk eines unbekannten Verfassers aus der Zeit von 1158—68 und enthalten das longobardische Lehnrecht; aus dem einen Buch, in welches ursprünglich das Ganze zusammengefaßt war, machte man später 2, und diese zerfallen in Titel und Paragraphen; die Titel heißen Capita ordinaria, die von Jacobus de Ardizone (Ardizzoni) beigefügten Erläuterungen Capita extraordinaria. König Friedrich I. ließ Vorlesungen über die Capita ordinaria halten, was zu deren Bearbeitung durch die Glossatoren führte; endlich wurden sie als 10. Kollation den Novellen angehängt und erlangten in Deutschland gesetzliche Gültigkeit. Das römische Recht erhielt sich im Abendlande anfangs durch die Rechtsschulen zu Rom und Ravenna, dann durch einige Bearbeitungen, bis sich unter Irnerius im 12. Jahrhundert in Bologna die Rechtsschule der Glossatoren erhob, welche bald zu einem europäischen Ruf gelangte u. aus allen Ländern Schüler anzog. Der Unterricht in dieser Schule bestand in einer Exegese des C. j.; diese Erläuterungen der Lehrer nannte man Glossen, und es wurden dieselben von dem Rechtslehrer Accursius aus verschiedenen Schriften zu der Glossa ordinaria gesammelt, wie sie sich in den jetzigen glossirten Ausgaben des C. j. befindet. Es sind jedoch nicht alle Theile des C. j. glossirt, und nach einem allgemeinen Grundsatze haben diese Theile in Deutschland auch keine Gültigkeit. Die Institutionen sind nämlich ganz, die Pandekten bis auf 2 Stellen, der Codex ist bis auf 200 Konstitutionen, und von den 168 Novellen sind nur 96 glossirt.

Aehnlich wie das C. j. civilis wurde im späteren Mittelalter das C. j. canonici zusammengestellt. Zwar kommen schon seit dem 6. Jahrhundert Sammlungen der päpstlichen Dekretalen vor, unter denen die im 9. Jahrhundert durch Pfaffenbetrug in Mainz od. in Rom entstandene, unter dem Namen des Pseudo-Isidorus bekannte bemerkenswerth ist; das C. j. canonici aber beginnt erst mit dem Dekret des Gratian, eines Benediktiners, welches alle früheren Sammlungen, worin die päpstliche Gewalt, die Rechte des Klerus, die Kirchenzucht, die heiligen Gnadenhandlungen ꝛc. abgehandelt waren, Aechtes wie Falsches in ein Ganzes vereinigte. Dieses Dekret, von 1145, ist ein treuer Spiegel der im Scholasticismus erstarrten, sich in

schwerfälligen Spitzfindigkeiten verlierenden Zeit; es enthält 3 Theile, von denen der 1. und 3. in Definitionen und Canones zerfallen, der 2. aus Causis (Rechtsfällen) besteht. Durch dieses Dekret wurde eine neue Thätigkeit in der Entwickelung u. Behandlung des kanonischen Rechts hervorgerufen, und die Gesetzgebung selbst nahm einen neuen selbstthätigen Aufschwung. So entstand die Sammlung der päpstlichen Dekretalen u. Koncilienbeschlüsse in 5 Büchern, welche auf Befehl Gregors IX. 1234 durch Raimund von Pennafort zusammengestellt wurde. Die Sammlung Bonifacius' VIII. von 1298, welche ebenfalls aus 5 Büchern besteht und, als sich an die vorige Sammlung anschließend, der Liber sextus genannt wird, enthält die seit Gregors Dekretalen erlassenen und die Beschlüsse der ökumenischen Koncilien zu Lyon von 1245 u. 1275. Als 7. Buch kam dazu noch die Sammlung Klemens' V. (Klementinen), welche größtentheils Synodalbeschlüsse enthält und aus dem Jahre 1313 rührt. Außerdem sind dem kanonischen Rechtsbuch noch unter dem Namen Extravaganten bekannte Privatsammlungen angefügt, welche aber für das geltende Recht, da sie bei uns nicht mit recipirt worden sind, kein Interesse haben. Diese verschiedenen, unter der Leitung des Antonius Augustinus von 35 Gelehrten, theils Kardinälen, theils Doktoren (Correctores romani) revidirten u. kommentirten Sammlungen wurden von Gregor XIII. durch eine Bulle vom 1. Juli 1580 bestätigt. Indem man das kanonische Gesetzbuch mit jenen 4 Theilen als geschlossen betrachtete, hat man es C. j. canonici clausum genannt.

Anfangs gab man die einzelnen Theile des C. j. unglossirt heraus; die erste derartige Ausgabe der Institutionen ist von Haloander 1529, die letzte u. beste von Biener 1812, die älteste und berühmteste Handschrift der Pandekten ist die florentiner (Codex Florentinus s. Pisanus), an die sich die Ausgaben mehr oder weniger anschließen, z. B. die von Haloander von 1529. Von nicht glossirten Ausgaben des ganzen C. j. sind besonders zu erwähnen: die von Russard 1561, Contius 1571, die von Gothofredus von 1583 und besonders von 1624, die von Simon von Leeuwen von 1663, von Elzevier von 1664 (von einem Druckfehler pars sesundus genannt), von Gebauer und Spangenberg 1776, die neue von Beck (Leipzig 1825—37, 2 Bde.), der auch eine kleinere Stereotypausgabe lieferte, die von den Gebrüdern Kriegel, nach deren Tode fortgesetzt von Hermann und Osenbrüggen (das. 1828—41). Die neueste Ausgabe des C. j. canonici lieferte Richter (Leipzig 1833—39), eine deutsche Uebersetzung Br. Schilling und Sintenis (das. 1835 bis 1839, 2 Bde.).

Den Namen C. j. hat man auch mehren neueren Privatsammlungen von Gesetzen und Rechtsbüchern beigelegt; so hat man ein C. j. romani antejustiniani (s. Antejustinianisches Recht), ein C. j. confoederationis germanicae, von Meyer (Frankfurt 1822—28, 2 Bde.), ein C. j. criminalis, von Kittler (Leipzig 1834), ein C. j. ecclesiastici Augustiaci academici (Wien 1764), ein C. j. ecclesiae catholicae, von Gärtner (Salzburg 1797, 2 Bde.), von Weiß (Gießen 1833), ein C. j. ecclesiae Saxonicae (Dresden 1773—84, 2 Bde.), ein C. j. feudalis Germanici, von Senkenberg (herausgegeben von Eisenhart, Halle 1772), ein C. j. Fridericianum, preußisches Landrecht (Berlin 1750—51, 2 Thle.) und Prozeßordnung (das. 1787), ein C. j. Germanici publici et privati, herausgegeben von Königsthal (Frankfurt 1760—66, 2 Bde., das. 1783), ein C. j. Germanici antiqui, herausgegeben von Canciani (Halle 1733) und von Walter (Berl. 1824, 3 Bde.), ein C. j. Germanici tam publici quam privati academici, von Emminghaus (Jena 1824, 2 Bde., 2. Aufl. 1844), von Michaelis (Tüb. 1825), ein C. j. Hungarici (Budw. 1779, 2 Bde., das. 1822, 2 Bde.), ein C. j. metallici, von Wagner (Leipzig 1791), ein C. j. nautici (Löb. 1790), ein C. j. opificiarii, von Ortloff (Erlangen 1820, 2. Aufl.), ein C. j. Saxonici 2c.

Corpus pro balsamo (lat.), in der Pharmacie Grundlage eines zu bereitenden äußeren Balsams, gewöhnlich der Moschatenbalsam.

Corrado (Corradi oder Bigardi), Domenico, italienischer Maler und Mosaicist, geboren zu Florenz 1451, war der Sohn eines Goldschmieds und wurde, weil er die schönsten Guirlanden für den Kopfputz der florentinischen Mädchen verfertigte, del Ghirlandajo genannt. Er lebte gleichzeitig mit Cosimo Rosselli, war zwar weniger ideal als dieser, aber großartiger, und übertraf ihn, wie Alle seiner Zeit, an Schärfe der Charakteristik. Mit Cosimo war er auch Theilnehmer an dem großen Konkurse der vorzüglichsten Maler, den Papst Sixtus IV. zu Rom für die Ausschmückung der Sixtina veranstaltete. In Rom zeichnete er alle Monumente, ohne jemals Vermessungen vorzunehmen, mit größter Genauigkeit und ward durch diese Schärfe seines Auges, seine lebendige Phantasie, sowie durch die Leichtigkeit, das Leben in seinen mannichfaltigen Erscheinungen aufzufassen, der erste Bildnißmaler seiner Zeit. In der Art der Auffassung hat C. bisweilen ungemeine Aehnlichkeit mit Johann van Eyck. Sein Hauptwerk sind die Malereien in der Kapelle des Hochaltars in Sta. Maria Novella, 1490 vollendet. Die Figuren sind in Lebensgröße, die Zeichnung grandios und korrekt, die Beleuchtung und Farbe kräftig, die Gruppirung reich, aber nicht überladen, die Köpfe voll Ausdruck und Leben, so daß sich die feinsten Regungen des Geistes und Gemüthes in den Zügen kund geben, und die Perspektive in den Räumen ist äußerst glücklich angewandt. Vielleicht sein bestes Altargemälde, die Anbetung der Könige, befindet sich noch immer, obwohl verputzt und erneuert, in der Kirche des Findelhauses zu Florenz. Er † 1493 oder 1495. Ghirlandajo, nach dessen Grundsätzen sich die besten Künstler der folgenden Epoche gebildet haben, schrieb auch über seine Kunst und hat den Ruhm, der erste Lehrer Michel Angelo's gewesen zu sein. Auch um die Mosaik erwarb er sich große Verdienste.

Correa, Joseph Franz C. de Serra, portugiesischer Gelehrter und Staatsmann, 1750 zu Serpa geboren, studirte zu Rom und Neapel, trat dann zu Rom in den geistlichen Stand und beschäftigte sich mit dem Studium der Alterthumswissenschaft, der gelehrten Sprachen und besonders der Botanik. Im Jahre 1777 folgte er einer Einladung nach Portugal und ward beständiger Sekretär der von Lafoens gegründeten Akademie der Wissenschaften zu Lissabon. Er wirkte mit dem thätigsten Eifer für dieselbe, sammelte für die Geschichte Portugals werthvolle Manuskripte: „Colleçao de livros

ineditos de historia portuguesa" (Lissabon 1791 bis 1793) und beförderte zugleich die Wissenschaft der Botanik. Von der Inquisition verfolgt, floh er 1786 nach Frankreich und von da nach Turin, kehrte nach des Königs Peter Tode ins Vaterland zurück, mußte aber, als Revolutionär verdächtig, abermals fliehen und ging nach England und von da nach Paris, wo er in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten den Wissenschaften lebte. Im Jahre 1812 ging er nach Newyork, von wo aus er viele Reisen zu botanischen Zwecken machte, und hielt dann in Philadelphia botanische Vorlesungen. Von 1816 an bevollmächtigter Minister Portugals in den Vereinigten Staaten, ward er 1821 als Mitglied des Finanzrathes nach Portugal zurückberufen, kam 1823 als Deputirter in die Kammer der Cortes und † den 11. Sept. d. J. zu Caldas da Rainha.

Corrector (lat.), Verbesserer, unter den späteren römischen Kaisern eine Art Statthalter, dem die Aufsicht über die öffentliche Ordnung und die kaiserlichen Gebäude anvertraut und der Rang zwischen den Consulares und den Praesides angewiesen war. Er erhielt den Titel Clarissimus.

Correggio, Stadt in der italienischen Provinz Reggio, nordöstlich von Reggio, an der Lenza, mit Schloß und einer Gemeinde von 11,700 Einw., ehedem Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums, Geburtsort des Malers Antonio Allegri da C.

Correggio, Antonio Allegri da, am bekanntesten unter dem seiner Vaterstadt Correggio entnommenen Namen, der Maler der Anmuth und Freude, Gründer und Haupt der parmesanischen Schule, die indeß bald wieder in Verfall gerieth, wurde 1494 geboren und wuchs unter Umgebungen auf, die ihn früh der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft zuführten. Doch überwog bald die Neigung zu der letzteren, und er verließ, dem inneren Drange folgend, die schon betretene Gelehrtenlaufbahn, trieb bei Giambattista Lombardi mit großem Eifer Anatomie und erhielt, wahrscheinlich von seinen Verwandten, Quirino und Lorenzo Allegri, den ersten Unterricht in der Malerei. Auch sollen Mantegna und Bianchi Ferrari seine Lehrer gewesen sein, und wenn sich dies auch nicht erweisen läßt, so wirkten sie und mehr noch Leonardo da Vinci doch jedenfalls bedeutend auf seinen Bildungsgang ein. Als C. einst ein Gemälde Raphaels erblickte, soll er ausgerufen haben: „Anch' io son pittore (Auch ich bin ein Maler)!" Im Jahre 1511 floh C. vor der Pest aus Correggio nach Mantua. Nach seiner Rückkehr (1513) malte er aus Dankbarkeit das Bildniß seines Arztes, gegenwärtig Eigenthum der dresdner Gallerie. Ebendaselbst befindet sich auch ein Madonnenbild, welches er ein Jahr später für den Hauptaltar der Kirche des heiligen Franz malte. Unter seine frühesten Freskoarbeiten gehören auch die mythologischen Darstellungen im Saale des Klosters St. Paul u. die Malereien in der Kuppel der Kirche des heiligen Johannes in Parma, die er um 1518 begann. Familienangelegenheiten riefen ihn von dieser Arbeit ab und nach Correggio zurück, wo Erbschaftsangelegenheiten u. dergl. ihn einige Zeit in Anspruch nahmen. Doch lieferte er während deß viele vortreffliche kleine Bilder, unter andern Apollo und Marsias, jetzt im Palaste Litta in Mailand (von Jul. Sanuti gestochen). Um dieselbe Zeit entstand seine Zingara oder Zingarella (Zigeunerin), angeblich das Bildniß seiner ersten Gattin, als Madonna dargestellt und wegen ihres orientalischen Gewandes und Kopfputzes so genannt, gegenwärtig in Neapel (ai Studj). Die Kuppel und die Malereien hinter dem Altar in der Kirche St. Johannis zu Parma vollendete C. erst 1522. Mit seinem Ruhm nahm in dieser Zeit der Andrang des Publikums zu seiner Werkstätte zu, und mit diesem wuchs auch seine schöpferische Kraft, und dies um so rascher, je größer seine Herrschaft über den gesammten technischen Theil seiner Kunst geworden war. Er stellte sich selbst immer schwierigere Aufgaben, und sein Muth artete darin bisweilen bis zum Muthwillen aus. Seine Formenbildung ist eigenthümlich, oft ausgeartet; mit Vorliebe wandte er die mannichfachsten perspektivischen Verkürzungen an, bei denen sich häufig eine Mißachtung aller architektonischen Gesetze kund gibt, die nur durch seine herrliche Farbenstimmung aufgewogen wird. Obwohl bis 1525 vielfach mit anderen Geschäften überhäuft, ließ er doch nicht nur eine Reihe Gemälde aus seinem Atelier hervorgehen, untern Anderem die berühmte Grablegung (ursprünglich für die Kapelle des Hauses del Bono) in Parma, die schlafende Antiope (im pariser Museum) 2c., sondern begann auch zugleich großartigere Unternehmungen, wie die Ausmalung der Kuppel u. der Hauptkapelle des Doms zu Parma (1524). In demselben Jahre empfing C. die volle Bezahlung für die Ausmalung der Kuppel in St. Johannis, und zwar zum Theil in Kupfermünze, welcher Umstand in Folge der entstellten Erzählung Vasari's zu allerlei Fabeleien und namentlich zu der tausendmal wiederholten geführt hat, C. habe sich an der Last dieser Münze zu Tode getragen. Ein Rechtsstreit nöthigte ihn, von Parma auf längere Zeit nach Correggio zurückzukehren; dann begab er sich nach Modena, um im Auftrag einer dortigen Brüderschaft das unter dem Namen des heiligen Sebastian bekannte Bild zu malen (gegenwärtig in Dresden). Im Jahre 1526 vollendete er seinen vielbewunderten heiligen Hieronymus. Während er jetzt mit ganzer Seele an den Freskomalereien im Dom zu Parma arbeitete, nahmen seine Erbschaftsstreitigkeiten ein friedliches Ende; er erhielt einen kleinen Landsitz bei dem Städtchen Geminiola im Gebiete von Correggio und konnte nun auf eine fruchtbringende und ungestörte Thätigkeit in Parma hoffen, als die plötzlich hier ausbrechenden Unruhen ihn abermals von seinem großen Werk forttrieben. Die erste Frucht seiner wiederaufgenommenen Thätigkeit war sein Hauptwerk, die Geburt des Heilandes, unter dem Namen die Nacht des C. (la notte di C.) bekannt (ebenfalls in Dresden), welches den Kulminationspunkt seines künstlerischen Schaffens bezeichnet. Um 1530 kehrte C. nach Parma zurück; doch hinderten äußere ungünstige Umstände die Vollendung seines hier begonnenen großartigen Werks. Er malte sodann in Modena den heiligen Georg an den Stufen des Thrones der heiligen Jungfrau, schmückte den Palast der Veronica Gambara mit trefflichen Freskomalereien u. folgte hierauf einem Rufe des Herzogs Frederico Gonzaga nach Mantua, wo er 2 Gemälde, Io und Leda, malte, Bilder, welche merkwürdige Schicksale erlebten. Der Herzog schenkte sie später dem

Kaiser Karl V., der sie in Prag aufbewahren ließ. Hier fielen sie in die Hände der Schweden, die sie nach Stockholm brachten; von da nahm sie Christine mit nach Rom, von wo sie endlich nach Paris und hier in den Besitz des Herzogs von Orléans (des Regenten) kamen. Dieser ließ die Köpfe, angeblich weil er dieselben zu verführerisch fand, aus den Bildern schneiden und befahl, das Uebrige zu verbrennen. Letzteres geschah jedoch nicht, die reizenden Gestalten wurden gerettet und kamen, mit neuen Köpfen versehen, 1752 in den Besitz König Friedrichs von Preußen, zierten lange Zeit die Gallerie in Sanssonci und sind gegenwärtig ein Schmuck des berliner Museums, nachdem die Restauration beider Köpfe durch Schlesinger trefflich gelungen ist. C.'s letztes Meisterwerk, 1533 gemalt, ist die büßende Magdalena, ebenfalls in der dresdner Gallerie. Von Wohlstand umgeben und von den Zeitgenossen geehrt und bewundert, † C. den 5. März 1534. Daß C. nicht nach Rom gekommen, u. daß er die Antiken und die Meisterstücke seiner Kunstvorfahren nicht kennen gelernt habe, wird durch neuere Forschungen in Abrede gestellt und seine dortige Anwesenheit als wahrscheinlich betrachtet. Wie sich aber auch dies verhalten mag, seine Richtung u. Auffassungsweise sind originell u. ihm eigenthümlich, und so konnte er den nach ihm Lebenden als Muster dienen, obgleich seine eigenen Schüler, den Meister mißverstehend, namentlich darin zu excelliren suchten, daß sie das, was man ihm als Fehler vorwerfen könnte, nachahmten und so in widerliche Manieren verfielen. Die Hauptvorzüge C.'s zeigen sich in der Grazie, der Harmonie u. der Pinselführung. Es herrscht eine eigenthümliche Anmuth in den Bewegungen seiner Figuren und in dem Ausdruck derselben eine Lieblichkeit, die sich durch einen unbeschreiblichen Reiz des Gemüths bemächtigt. Abhold allem Rauhen und Harten, suchte C. den Sinn durch einen milden, fast weiblichen Reiz zu gewinnen. Dahin strebte er auch durch die Harmonie der Farben, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Seine Grundrichtung lag in dem Idealismus, in der erhöhten Stimmung, mit der er seine Gestalten zu vergeistigen suchte; sie treten aus der ruhigen Individualität heraus und gewinnen einen begeisterten und begeisternden Ausdruck, eine gewisse hinreißende Glorie. Unübertrefflich ist er im Halbdunkel, d. i. in der ästhetischen Vertheilung des Lichtes, in der Geschicklichkeit, seinen Figuren Rundung zu geben und sie vor- u. zurücktreten zu lassen, worin sich überhaupt die ganze lombardische Schule auszeichnet. In seinem Faltenwurf berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, Alles auf die Wirkung des Helldunkels, und mit großer Geschicklichkeit wußte er aus einer schönen Farbe durch Halbtinte in die andere überzugehen. Er pflegte seine Bilder hell zu untermalen, bei der Uebermalung aber jedes weiße Licht u. alle farblosen Schatten zu vermeiden. Stets strebte er nach möglichster Hervorhebung des Hauptgegenstandes, da das Auge, wenn es von dem Licht angezogen worden, gern auf milderen Massen wieder ausruht. Daß C. auch von poetischem Genius beseelt war, zeigen außerdem noch die Anspielungen, die er bisweilen an seinen Gemälden angebracht hat, z. B. der weiße Hase bei der Zingara u. der Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Katharina in Neapel, denn durch die Nähe dieser scheuen Thiere, die hier alle Furcht vergessen, wird der Begriff der Unschuld und Reinheit der handelnden Personen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Unter C.'s Nachfolgern sind neben Andern Franc. Mazzuoli, Bern. Gatti, Lelio Orsi, Fr. Rondani zu nennen. Vgl. Pungicione, Memorie istoriche di Antonio Allegri detto il Correggio, Parma 1817, 3 Bde. Sein Sohn, Pomponio, lieferte manches Gelungene in Oel und Fresko für die Kirchen von Parma und Corregio.

Corregidor (span., portug. corregedor), in Spanien die erste, vom König eingesetzte, mit der Gerechtigkeitspflege und Administration in einer Stadt betraute obrigkeitliche Person; in Portugal mehr Bezirksvorsteher oder Friedensrichter, jetzt aber ohne richterliche Gewalt und daher nur noch Administrationsbeamter.

Correpetitor (lat.), an den Theatern derjenige Musiker, welcher theils den Sängern und Choristen die Opernstimmen einstudirt und jeden einzelnen zur Probe vorbereitet, theils auch die Ballete mit den Tänzern besonders probirt.

Corretori (ital.), ehemals in Venedig fünf Richter, die nach dem Tode jedes Dogen untersuchten, ob das öffentliche Betragen desselben den Gesetzen gemäß gewesen sei; für gefundene Fehler mußten die Erben Geldstrafen erlegen. Zugleich hatten sie zu prüfen, ob etwas an den Gesetzen zu ändern, ob sich Mißbräuche eingeschlichen 2c.

Corrèze, Fluß im südwestlichen Frankreich, entspringt in den Bergen von Monédières und mündet nach $11\frac{1}{2}$ Meilen Laufes bei Granges in die Vezère (Nebenfluß der Dordogne). Das nach ihm benannte französische Departement wird nördlich von Creuse, östlich von Cantal und Puy-de-Dôme, südlich von Lot, südwestlich von Dordogne, nordwestlich von Vienne begrenzt und umfaßt ein Areal von 108,12 □Meilen. Das Land, das ehedem einen Theil der Provinz Limousin bildete, ist ein Bergland, das von der Vezère mit der Corrèze und von der Dordogne mit dem Diège, Luzège, Doustre 2c. bewässert wird. Am gebirgigsten ist der Theil im Osten der Corrèze, etwa $2/3$ des Departements, la Montagne genannt, der fast nur unfruchtbare Heiden bietet, und der Nordosten, wo ein Contrefort des Auvergnegebirgs als Scheide zwischen den Flußgebieten der Garonne u. Loire steht und das Plateau Mille Vaches bildet, aus dem sich als höchster Punkt der M. Oudouze bis zu 4092 F. erhebt. Der westlich gelegene Theil, das Unterland, ist mit Ackerland und Weinbergen reichlich bedeckt und auch stärker bevölkert. Im Ganzen kommen 28,37 □M. auf Ackerland, gegen 6 auf Wald und Busch und 2,77 □M. auf Weinland. Das übrige Land sind meist treffliche Weiden. Außer Wein (Rothwein), Getreide und Kartoffeln werden besonders Nüsse und gute Kastanien in Menge gezogen. Beträchtlich ist die Zucht des Rindviehs, der Schafe, Schweine u. Ziegen. C. liefert Tausende von Rindern nach Paris, gepökeltes Schweinefleisch nach Bordeaux und Nußöl nach anderen Provinzen. Die sonst so vortreffliche Limousinpferderace ist durch Vernachlässigung entartet. Sehr beträchtlich ist die Bienenzucht. Ausgebeutet werden Eisen, Blei, Kupfer, Steinkohlen, Schiefer, Antimonium. Der Handel ist bei dem Mangel guter Straßen und schiffbarer Flüsse gering, und auch die Industrie leistet wenig;

am bedeutendsten ist die Waffenfabrik zu Souillac bei Tulle; außerdem gibt es Eisenwerke, Papiermühlen, Seidenwebereien, Gerbereien. Das Land ist in 3 Bezirke getheilt: Ussel, Tulle, Brives, und hatte Anfangs 1862 310,118 Einwohner, einen ehrlichen, fleißigen Menschenschlag. Hauptstadt ist Tulle. Die Stadt C., am gleichnamigen Fluß, hat 1800 Einw., die Getreidehandel treiben.

Corrib, einer der größten Binnenseen Irlands, zwischen der Grafschaft Galway und Mayo, 4 Meilen lang und 2 breit, fließt durch einen breiten Fluß ins Meer ab und ist wichtig für Schifffahrt und Fischerei.

Corrientes, der nordöstlichste Staat der argentinischen Republik in Südamerika, nördlich von Entre Rios, grenzt im Osten an Brasilien, nördlich an Paraguay, westlich an die Landschaft el Gran Chaco und umfaßt 2138 QM. Die Grenze im Norden und Westen wird durch den Paranastrom gebildet. Außerdem durchströmt der Rio Grande das Land. Die südlichen und östlichen Landschaften sind im Ganzen wellenförmig und eignen sich vortrefflich zur Weide; die übrigen Theile liegen niedrig, der Boden ist leicht und sandig und noch fruchtbarer als in Entre Rios. Das Klima wird als außerordentlich gesund geschildert. Hauptprodukte sind Kaffee, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle und Cochenille, die vortrefflich gedeihen. Die ehemalige Bevölkerung von 140,000 sank in den Bürgerkriegen auf 38,000 und beträgt jetzt (ohne die zahlreichen Indianerhorden) etwa 85,000 Seelen. Die gleichnamige Hauptstadt (San Juan de C.) liegt links am Parana, der Mündung des Paraguay gegenüber, hat 7843 (nach Andern 16,000) Einw. u. wichtigen Handelsverkehr.

Corrigenda (lat.), das zu Verbessernde, s. v. a. Druckfehler.

Corrodentia (corrosiva, lat.), s. v. a. Aetzmittel.

Corrodi, Heinrich, philosophischer Schriftsteller, geboren am 31. Juli 1752 zu Zürich, erhielt im Gegensatz zu der mystisch-pietistischen Orthodoxie seines Vaters vom Kanonikus Steinbrüchel die Richtung auf das Moralchristenthum der sich eben feststellenden Neologie, ward durch Semler zu Halle zu einem Vorkämpfer der neuen Vernunfts- und Humanitätsreligion ausgebildet und bewährte sich als solcher sodann als Professor des Naturrechts und der Moral zu Zürich, wo er am 14. Sept. 1793 †. Aus seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Kritische Geschichte des Chiliasmus“, 1781 ff., 4 Bde.; „Beitrag zum vernünftigen Denken in der Religion“, Winterth. 1781—94; „Philosophische Aufsätze und Gespräche“, das. 1786, 2 Bde.; „Versuch über Gott und Welt und die menschliche Seele“, Berl. 1788; „Beleuchtung der Geschichte des jüdischen und christlichen Bibelkanons“, Halle 1792, 2 Bde.

Corry, Armar Lowry, englischer Admiral, 1790 geboren, trat 1805 in die britische Marine und nahm zunächst an den Operationen gegen das Kap der guten Hoffnung und gegen Buenos-Ayres Theil, kehrte 1807 zurück, wohnte dem Bombardement von Kopenhagen bei und diente dann auf verschiedenen Stationen, besonders im Mittelmeer. Im Jahre 1812 ward er Lieutenant, 1815 Kommandeur, segelte 1820 als Befehlshaber einer Brigg von 20 Kanonen nach Ostindien und wurde 1821 Flaggenkapitän des Admirals Blackwood. Im Jahre 1835 brachte er den Earl of Durham nach Konstantinopel, befehligte dann ein kleines Geschwader an der Küste von Spanien, mit dem er der Partei der Königin die wesentlichsten Dienste leistete, lebte von 1839 an in England auf Halbsold und erhielt erst 1844 wieder ein Kommando. Im März 1852 rückte er zum Rearadmiral auf, befehligte 1853 das Geschwader, das nach Portugal gesandt wurde, um die dortigen Angelegenheiten zu überwachen, und führte 1854 als Kontreadmiral dem Admiral Napier die zweite Abtheilung der britischen Ostseeflotte nach. Im Herbst mit Napier nach England zurückgekehrt, † er den 1. Mai 1855 in Paris.

Corsini, einflußreiche florentinische Patricierfamilie, die schon im 13. Jahrhundert vorkommt. Andrea C., geboren 1302, war Bischof von Fiesole, † den 6. Januar 1373 und ward von Urban VIII. 1629 heilig gesprochen. Lorenzo C. bestieg 1730 als Klemens XII. den päpstlichen Stuhl und baute den Palast Corsini in Rom. Don Neri C. war unter Ferdinand III. u. Leopold II. toskanischer Minister des Innern und trat 1832 nach Fossombroni's Tode an die Spitze der Regierung; † 1845. Sein Bruder, Don Tommaso C., Fürst von Sismano und Grand von Spanien, geboren den 5. November 1767 zu Rom, war während der napoleonischen Herrschaft 1809—14 Mitglied des römischen Senats und ward als solcher von Pius VII. bestätigt, legte aber bald darauf diese Würde nieder. Im Jahre 1847 von Pius IX. zum Senator ernannt, bewies er sich entschieden liberal und reformfreundlich. Als der Papst 1848 Rom verließ, legte er sein Amt nieder, lebte als Privatmann in Florenz, kehrte dann nach Rom zurück und † hier den 6. Jan. 1856. Sein ältester Sohn, Don Andrea C., Herzog von Casigliano, geboren den 16. Juli 1804, war 1849 bis 1856 toskanischer Minister des Auswärtigen und wurde dann Oberkammerherr des Großherzogs von Toskana; der zweite, Don Neri C., Marquis von Lajatico, geboren den 13. August 1805, gab im September 1847 als Gouverneur von Livorno dem Großherzog den Rath, sofort freiwillig eine Konstitution zu ertheilen, ward im Frühjahr 1848 an die Spitze des Kriegsministeriums berufen, zog sich aber schon nach 6 Monaten in das Privatleben zurück und † den 1. December 1859.

Corso (ital., d. i. Lauf), in Italien das Wettrennen der Pferde (ohne Reiter), dann besonders das langsame Durchfahren der Hauptstraßen einer Stadt in geschmückten Equipagen, wie es namentlich beim Karneval Statt findet, eine Sitte, welcher viele Straßen in fast allen größeren Städten Italiens den gleichen Namen verdanken. Am bekanntesten ist der C. in Rom (s. d.).

Cort, Cornelius, niederländischer Maler und Kupferstecher, geboren zu Horn in Holland 1530, war ein Schüler des Hieronymus Cock, für dessen Verlag er Vieles arbeitete, wovon aber der größte Theil bloß unter dem Namen des Letztern erschien, bildete sich zu Venedig unter Tizian, sodann in Rom, wo er auch eine Schule gründete und eine große Menge schöner Blätter stach, auch viele Nachbildungen berühmter Werke lieferte. Er † hier 1578. C. führte sein Instrument mit Leichtigkeit

und wendete zuerst breite Taillen an, was ihn in den Stand setzte, Gegenstände von großem Umfange zu stechen. Er versuchte sich auch in eigenen Kompositionen.

Cort. (lat.), auf Recepten, s. v. a. Cortex.

Corta, Getreidemaß in Barcelona, 12 C. = 1 Quartera, 30 = 1 Carpa, 48 = 1 Salma; Weinmaß, 16 C. = 1 Carpa = 30 hamburger Stübchen; Oelmaß auf Majorca und Minorca.

Cortaillod, Mairie und Dorf im schweizerischen Kanton Neuenburg, auf einer Anhöhe am neuschateler See, baut den besten rothen Wein des Kantons und hat mit Kleincortaillod, wo eine große Kattundruckerei, eine der größten in der Schweiz, besteht, 1200 Einw.

Corte, Stadt im Innern der Insel Korsika, auf einem Berge am Tavignano, mit Mauern umgeben, hat ein festes Schloß, ein Gymnasium (1765 von Paoli zu einer Universität eingerichtet) und 4930 Einwohner, die Wein- und Ackerbau treiben. C. ist Geburtsort des Volksrepräsentanten Casabianca; in der Nähe ein alter Thurm, den man den Thurm des Seneca nennt.

Corte maggiore, Stadt im ehemaligen Herzogthum Parma (jetzt italienische Provinz Piacenza), am Larda, mit einem Denkmal des Marchese Palavicini und 4349 Einw.

Cortemiglia (Curtis milia), alte Stadt in der piemontesischen Provinz Cuneo, am Belbo, mit 3170 Einw.

Corte nuovo, Ortschaft in der Lombardei, bei Cremona, am Oglio, bekannt durch den am 27. Nov. 1237 erfochtenen Sieg Kaiser Friedrichs I. über die Lombarden, die an diesem Tage gegen 10,000 Mann und ihren Carroccio verloren, der als Siegesbeute nach Rom geschickt wurde.

Cortereal, Gaspard de, portugiesischer Seefahrer, war der erste seiner Nation, der Entdeckungsfahrten nach Amerika machte, landete 1500 mit 2 Karavellen auf Neufoundland, untersuchte den St. Lorenzstrom, entdeckte die Küste zwischen der Lorenz- und Hudsonsbai und nannte sie Labrador, wie denn auch ein Theil der nördlichen Küste an der Hudsonsstraße lange Zeit den Namen Cortereal-land führte, suchte aber vergeblich die unter dieser Breite vermuthete Durchfahrt nach Indien. Von einer zweiten Entdeckungsreise kehrte er nicht wieder.

Cortes, die Reichsversammlungen in Portugal und Spanien, aus dem König und den Ständen bestehend; s. Portugal und Spanien.

Cortés, Don Juan, Donoso-C., s. Donoso-Cortés.

Cortese, Jacopo, Maler, s. Bourguignon 1).

Cortex (lat.), Rinde, Rindenkörper, Bezeichnung einer großen Anzahl (gegen 200) aus Pflanzenrinden bestehenden Droguen, von denen die meisten aus andern Welttheilen zu uns gebracht werden, mehre aber in Bezug auf ihre Abstammung noch nicht hinlänglich bestimmt sind.

Cortez, Fernando oder Hernando, der Eroberer Mexiko's, zu Medellin, einer kleinen Stadt in Estremadura, von edlen, doch armen Aeltern 1485 geboren, widmete sich erst zu Salamanca der Rechtswissenschaft, sodann, da ihm dieselbe nicht zusagte, dem Kriegsdienst und wollte eben mit Truppen nach Italien abgehen, als er krank wurde. Auch die Ausführung seines nun gefaßten Planes, nach Amerika zu gehen, ward durch eine bedeutende Verletzung, die er durch den Einsturz einer Mauer erlitten, 2 Jahre verzögert. Erst 1504 schiffte er sich nach Westindien ein und wurde von dem Statthalter von Hayti, Nic. de Ovando, einen Verwandten, zu manchen wichtigen Aufträgen gebraucht, die nicht selten eben so ehrenvoll als gewinnreich für ihn waren. Im Jahre 1511 begleitete er den Statthalter Don Diego Velasquez nach Cuba und ward sodann dessen Sekretär. Bei C.' störrischer Sinnesart konnten aber unangenehme Auftritte zwischen Beiden nicht ausbleiben, ja C. ging sogar so weit, daß er sich einer mißvergnügten Partei anschloß und öffentlich gegen Velasquez Beschwerde führte. Die Folge davon war seine Verurtheilung zum Tode; doch milderte Velasquez die Strafe in Verbannung und hob zuletzt auch diese auf, da er den talentvollen Mann sich und dem Vaterlande zu erhalten wünschte. Die Aussöhnung gelang zuletzt so vollständig, daß C. von Velasquez manche Auszeichnung und später nicht unbeträchtliche Landesstrecken mit den darauf wohnenden Indianern als Eigenthum erhielt. Schon zweimal hatte Velasquez den Versuch gemacht, festen Fuß in Mexiko zu fassen, zuerst durch eine Expedition unter Ferdinand de Cordova 1517, sodann im folgenden Jahre durch Juan Grijalva. Die Berichte des Letzteren veranlaßten ihn zu einer dritten Expedition nach jener Küste, welche Cordova Neuspanien genannt hatte. C. ward an die Spitze derselben gestellt und entfaltete alsbald einen so großen Eifer, daß Velasquez argwöhnisch im Geheimen mehre Offiziere beauftragte, den Anführer zu überwachen. Von Santiago, wo C. am 18. Nov. 1518 unter Segel ging, steuerte er nach S. Trinidad, um seinen Vorrath an Lebensmitteln und seine Kriegsbedürfnisse zu ergänzen, besonders aber um noch Theilnehmer für die Expedition zu gewinnen. Kaum war er indeß abgesegelt, als Velasquez an Verdugo (Verdago), den Befehlshaber in Trinidad, Boten absandte und ihn bevollmächtigte, C. seiner Gewalt zu berauben und nach Santiago zurückzusenden. C. aber hatte inzwischen sein Ansehen bereits so fest gegründet, daß sich Verdugo mit seinem Versprechen, seine Gewalt nicht mißbrauchen zu wollen, begnügen mußte. Da C. von S. Trinidad aus die westliche Spitze der Insel umfuhr, um in Havaña noch mehr Krieger einzunehmen, worüber einige Zeit verfloß, gab Valesquez dem Don Pedro Barba neuen Befehl, ihn zu verhaften und der Flotte die Abfahrt zu verbieten. C., von diesem Befehl früh genug unterrichtet, entfernte alle entschiedenen Anhänger des Valesquez, gewann die Uebrigen leicht für sich und segelte darauf am 10. Februar 1519 von Havaña mit 11 Schiffen ab, von welchen indeß das größte nicht mehr als 100 Tonnen hielt. Die Mannschaft bestand aus 670 Mann; 508 Soldaten waren für den Dienst zu Lande bestimmt, die übrigen waren Matrosen; 13 waren mit Feuerwaffen, 32 mit Armbrüsten, die übrigen mit Schwert und Lanze versehen. Statt der Rüstung trugen sie starke baumwollene Jacken, welche sie vor den unvollkommenen Angriffswaffen der Indianer hinlänglich schützten. Außerdem wurden 16 Pferde, 10 Feldkanonen und 4 Falkonete eingeschifft. Das kleine Heer war nach den Schif-

sen in 11 Kompagnien eingetheilt; die Flaggen der Flotte zeigten ein Kreuz mit der Inschrift: In hoc signo vinces; den heiligen Petrus hatte man zum Schutzpatron erwählt, und 2 Geistliche sollten für die Bekehrung der Indianer sorgen. Als Wegweiser diente Antonio Alaminos, ein sehr geschickter Pilot, der schon Columbus, Cordova und Grijalva begleitet hatte. Der Fahrt des Letzteren folgend, ward C. durch widrige Winde gezwungen, an der Insel Cuzumel zu landen, wo er einen Spanier, Hieronymo de Aguilar, fand, welcher vor 8 Jahren dort als Gefangener der Indianer zurückgeblieben und seitdem ihrer Sprache vollkommen mächtig geworden war. C. umfuhr die östliche Spitze von Yucatan, segelte dann an der nördlichen Küste weiter und lief in den Fluß Tabasco ein, landete hier unter dem Schutze einiger Kanonen und erstürmte die Stadt Tabasco, worauf sich die Indianer bereit erklärten, sich dem König von Spanien zu unterwerfen, Tribut zahlten u. 20 Sklavinnen lieferten. C. setzte darauf seine Fahrt in nordwestlicher Richtung weiter fort und landete bei San Juan de Uloa am 21. April 1519 mit dem Entschlusse, das Land nicht eher wieder zu verlassen, bis er die Eroberung desselben vollendet haben würde. Abgeordnete der nächsten mexikanischen Statthalter, welche sich nach dem Zweck der Expedition erkundigten, wußte C. so zu beruhigen, daß ihm die Eingebornen sogar zur Einrichtung seines Lagers behülflich waren. Am folgenden Tage erschienen die mexikanischen Befehlshaber jener Gegenden, Teutile und Pilpatoe, selbst mit einem zahlreichen Gefolge und wurden von C. mit großer Achtung aufgenommen. Von seinem Verlangen, zu ihrem König geführt zu werden, suchten sie ihn durch Geschenke abzubringen, und Montezuma sandte die Drohung, daß die Spanier, falls sie nicht sofort sein Reich verließen, den Göttern geopfert werden sollten. C. ließ sich dadurch aber nicht einschüchtern. Um sich zunächst vom Statthalter in Cuba unabhängig zu machen, gründete er eine selbstständige Kolonie nach dem Vorbilde der spanischen Korporationen, und zwar im Namen des Königs und unter königlicher Auktorität, und gab ihr den Namen Villa rica de vera Cruz. Bei der Begründung der Kolonie hatte C. indeß noch einen besonderen Zweck. Velasquez hatte die ihm übertragene Gewalt wieder zurückgenommen. Jetzt benutzte C. die Einsetzung einer königlichen Behörde in der Kolonie, um von derselben die rechtliche Bevollmächtigung zu seiner Stellung zu erhalten. Er legte die von Velasquez erhaltene Auktorität in ihre Hände nieder und ließ sich dann von ihr im Namen des Königs aufs Neue zum höchsten Richter in der Kolonie und zum Anführer des Heeres ernennen. Die Freunde des Velasquez, welche dies Verfahren für ungesetzlich erklärten, ließ er arretiren, wußte sie aber bald durch Freundlichkeit zu gewinnen. Nachdem er ein Rechtfertigungsschreiben, begleitet von den von den Mexikanern erhaltenen Geschenken, an den König nach Spanien gesendet, brach er auf, gewann den Kaziken von Zempoalla, der sich der mexikanischen Herrschaft entziehen wollte, für sich, wandte sich darauf sogleich nach Chiahuitzla oder Guiabislau, wo er eine feste Niederlassung gründen wollte, und verband sich auch mit dem Kaziken dieser Gegend. Dem Beispiel der beiden Kaziken, die sich förmlich für Vasallen der spanischen Krone erklärten, folgten die Totanaquen, ein rohes Volk in den Gebirgen, und waren bereit, C. nach der Hauptstadt zu folgen. Eine Verschwörung unter der Mannschaft, die bezweckte, sich einer Brigantine zu bemächtigen und mit Hülfe derselben nach Cuba zu entfliehen, bewog C., die Flotte zu zerstören; nur das Takelwerk, Eisen und Geräthschaften barg man in der Kolonie. Hierauf brach C. den 16. Aug. 1519 mit 500 Fußsoldaten, 16 Reitern und 6 Feldkanonen, wozu noch 400 Soldaten des Kaziken von Zempoalla kamen, nach Mexiko auf; der Ueberrest blieb in Villa rica. Die Bewohner von Tlascala oder Tlaxcallan griffen die Spanier mit Heftigkeit an, wurden aber zu Paaren getrieben und verbanden sich mit C. gegen Mexiko. Durch 6000 seiner neuen Verbündeten verstärkt, gelangte C. nach Chulula, einer erst kürzlich von Mexiko unterworfenen beträchtlichen und als Götterheiligthum sehr angesehenen Stadt. Hinter der freundlichen Aufnahme nur Verrath erblickend, ließ C. hier Priester und Magistrate ergreifen und mehr als 6000 Menschen niedermetzeln, worauf er die gefangenen Magistrate entließ. So Schrecken vor sich hersendend, brach er am 29. Oktober nach der noch etwa 12 Meilen entfernten Hauptstadt auf. Er wurde überall mit den größten Ehren empfangen und bemerkte zu seiner Freude allenthalben große Abneigung gegen die mexikanische Herrschaft. Montezuma empfing ihn vor den Thoren der Hauptstadt und ließ den Spaniern besondere Wohnungen anweisen, die C. mit seinen Kanonen besetzte. Inzwischen hatten an der Grenze des Reichs Feindseligkeiten zwischen Qualpopoco, einem mexikanischen Befehlshaber, und C.' Offizier, Escalante, Statt gefunden, in denen ein Spanier in die Hände der Mexikaner gefallen war, die nun sein abgeschnittenes Haupt in mehren Städten herum sandten. Montezuma, von C. zur Rede gesetzt, versprach Bestrafung Qualpopoco's und seiner Mitschuldigen, ja er willigte sogar ein, sich in das Lager der Spanier zu begeben, und beschwichtigte einen Aufstand der Seinen durch die Erklärung, daß er das aus freien Stücken thue. Der gefangene Fürst wurde von C. mit der größten Ehre behandelt und regirte auch vom Lager aus fort; in Wirklichkeit aber war von nun an C. der Gebieter; er sandte Spanier in die Provinzen, um diese zu untersuchen, setzte mißliebige Beamte ab und andere ein und brachte endlich den unglücklichen Monarchen so weit, daß er die Oberherrschaft Kaiser Karls V. förmlich anerkannte und sich einem jährlichen Tribut unterwarf. Bei der Vertheilung der gesammelten Schätze blieb nach Absonderung der Kleinodien und Schmucksachen der Werth von etwa 1,400,000 Gulden in Gold übrig; ein Fünftel davon bestimmte man für die Krone, ein anderes für C., so daß nach Abzug der für Heer und Flotte gemachten Vorschüsse der Soldat nur ungefähr 100 Pesos oder etwa 280 Gulden erhielt, was allgemeinen Unwillen hervorrief.

Velasquez hatte unterdessen eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann Fußsoldaten, 80 Reitern, 120 Armbrustschützen und 12 Kanonen unter dem Oberbefehl des Pamphilo Narvaez abgesendet, um C. nebst seinen Offizieren gefangen zu nehmen und die Eroberung von Neuspanien zu vollenden. Als C. die Ankunft dieser Schiffe gemeldet wurde, ließ er 150 Mann unter Pedro de Alvarado in Mexiko

zurück und marschirte mit den übrigen 250 Mann dem Feinde entgegen. Er überfiel Narvaez, der sich bereits Zempoalla's bemächtigt hatte, plötzlich in der Nacht, schlug ihn und nahm ihn mit dem größten Theil der Seinen gefangen; die meisten derselben traten in seine Dienste. Ein Aufstand der Mexikaner bewog ihn, in Begleitung von 2000 Tlascalanern nach Mexiko zurückzueilen. Die Härte aber, mit der er den Montezuma von nun an behandelte, rief einen neuen Aufstand hervor, der C. in die verzweifeltste Lage versetzte und ihn zwang, nachdem Montezuma selbst von den Aufrührern getödtet worden war, die Stadt zu verlassen. Dies gelang ihm aber erst nach erbittertem Kampfe und unglaublichen Anstrengungen, und zwar mit Verlust seiner Artillerie, seiner Bagage, vieler Pferde, einer sehr bedeutenden Anzahl Tlascalaner und eines großen Theils der Schätze. Mit den Trümmern seines Heeres ging er nach Tacuba und suchte, auch hier nicht sicher, auf einem Umwege Tlascala zu erreichen, stieß aber auf dem Wege auf ein unermeßliches mexikanisches Heer und rettete die Seinigen nur dadurch vom Untergang, daß er, sich mitten in die Feinde stürzend, die Reichsfahne eroberte, was die Niederlage der Mexikaner herbeiführte. Am folgenden Tage erreichten die Spanier Tlascala, von wo aus C. im August 1520 auch die Stadt Tapeaca der spanischen Herrschaft unterwarf. Durch neue Truppen, welche Velasquez u. der Statthalter von Jamaica gegen ihn sandten, verstärkt, so daß sein Heer nun 550 Fußsoldaten (50 mit Flinten) u. 40 Reiter zählte u. auch mit einem kleinen Artilleriepark versehen war, brach er den 28. Dec. von Tlascala von Neuem gegen Mexiko auf, wo inzwischen der Schwiegersohn des Montezuma, Guatimozin oder Quauhtimotzin, ein junger Mann von bedeutenden Fähigkeiten, auf den Thron gelangt war. C. nahm die zweite Stadt des Reichs, Tezcuco, die er wegen ihrer günstigen Lage zum Hauptquartier machte, und gewann bis zur Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen auch die übrigen Städte am See von Mexiko entweder mit Gewalt, oder auf friedliche Weise. Eine im eigenen Lager gegen ihn entstandene Empörung unterdrückte er glücklich. Von Hayti aus noch durch 200 Soldaten, 80 Pferde und 2 schwere Kanonen verstärkt, ließ er nun am 28. April die Brigantinen auf einem ausgetieften kleinen Fluß in den See von Mexiko einlaufen, wodurch er die überaus wichtige Herrschaft über denselben gewann, und theilte darauf sein Heer in 3 Abtheilungen, von denen Sandoval die erste erhielt, um von Tapeaca her auf der Nordseite, Pedro de Alvarado die zweite, um von Tacuba auf der Westseite, und Christoval de Olid die dritte, um von Cuyucan auf der Südseite die Hauptstadt anzugreifen. Auch die Flotte schied C. zur Unterstützung der Operationen des Landheeres und der Unterhaltung der Kommunikation in 3 Abtheilungen. Die Einzelangriffe führten aber nicht zum Ziele, und ein allgemeiner Sturm ward mit Verlust der Spanier, von denen 40 lebendig in die Hände der Mexikaner fielen, abgeschlagen, und erst nach Zerstörung von drei Vierteln der Stadt trafen die 3 Abtheilungen der Spanier am 27. Juli 1521 auf dem großen Marktplatze in der Mitte der Stadt zusammen. Aber erst nachdem Guatimozin selbst gefangen worden war, ergab sich am 13. August 1521 der Ueberrest der Stadt. Die Belagerung hatte 75 Tage gewährt und vielen Tausenden von Indianern das Leben gekostet. Die Plünderung der Stadt aber entsprach den Wünschen der Eroberer durchaus nicht, denn Guatimozin hatte seine Schätze in den See werfen lassen, und die Verbündeten hatten, während die Spanier im Kampfe begriffen waren, Vieles weggeführt. Alles, was man an edlen Metallen zusammenbringen konnte, betrug die geringe Summe von 120,000 Pesos, so daß Viele den C. und die Offiziere beschuldigten, Summen unterschlagen zu haben, Andere wieder behaupteten, Guatimozin habe seinen Schatz verborgen. Erfolglos aber unterwarf C. den Fürsten und dessen ersten Minister der Folter. Auf einen leisen Verdacht eines Komplots wurden Guatimozin und die Kaziken von Tezcuco und Tacuba bald darauf ohne jede rechtliche Form aufgehängt. Das mexikanische Reich ward, nachdem die Hauptstadt gefallen, leicht unterworfen. Kleine Schaaren von Spaniern durchzogen dasselbe und drangen in die entferntesten Gegenden bis zu den entgegengesetzten Meeren. Von Ehrgeiz getrieben, gedachte nun C. seine Entdeckungen und Eroberungen über die Südsee hinaus bis nach Indien auszudehnen.

Der Hof von Spanien hatte indeß C.' ganze Unternehmung für eine ungesetzliche Anmaßung erklärt und Christoval de Tapia abgesendet, um sich seiner Person zu bemächtigen, sein Eigenthum zu konfisciren, seine Handlungen zu untersuchen und über dieselben an den Rath von Indien zu berichten. Derselbe mußte jedoch wieder abreisen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. C. seinerseits sandte nun zwei seiner zuverlässigsten Gefährten, Alfonso de Avila und Antonio de Guiones, mit dem königlichen Antheil der Beute nach Spanien, um den Kaiser Karl V. günstig für sich zu stimmen. Antonio starb jedoch auf der Reise, u. Ersterer gerieth in die Gefangenschaft eines französischen Korsaren, aus welcher ihn erst Franz I. befreite. Indessen bewog der Ruf von den Thaten des Eroberers den Kaiser, die Angelegenheit einer Kommission zu übergeben, und diese wies die Klagen des Velasquez ab und bestätigte C. als Oberfeldherrn und Statthalter von Neuspanien, gab ihm aber auf, jenem seine Auslagen für die Ausrüstung der Expedition zurückzuzahlen. C. suchte nun das eroberte Reich zu ordnen. Die Regierung ließ er für den Augenblick in alter Weise bestehen und schritt zum Wiederaufbau der Hauptstadt. Bald fanden sich eine Menge Abenteurer und hungrige Beamte in Mexiko ein, die, in ihren Erwartungen getäuscht, C. in der Heimat als einen ehrsüchtigen Tyrannen schilderten. Diese Anklagen bewogen den Kaiser, zu derselben Zeit (um 1525), als C. eine Expedition nach dem westlichen Ende von Honduras zur Dämpfung eines Aufstandes vollendete, den Ponce de Leon zu beauftragen, sein Benehmen genau zu untersuchen und ihn nach Befinden nach Spanien zu senden. Doch starb Ponce de Leon bald nach seiner Ankunft in Vera Cruz, u. sein Auftrag blieb daher unausgeführt. Als 1528 eine neue Kommission ernannt wurde, welche über C. richten sollte, kehrte dieser freiwillig nach Spanien zurück, ward vom Kaiser mit der größten Auszeichnung empfangen, mit dem Orden von Santiago geschmückt u. mit dem Titel eines Marquis del Valle de Guaxaca und bedeutenden Ländereien in Neu-

spanien belohnt. Im J. 1530 schiffte sich C. wieder nach Mexiko ein, doch nur mit der höchsten militärischen Gewalt bekleidet; die Leitung der Civilangelegenheiten wurde einer Behörde der Audiencia de nueva España übertragen, und später erfuhr C. noch die Kränkung, daß Antonio de Mendoza als Vicekönig nach Mexiko gesandt wurde. Mißvergnügt darüber, ging C. auf neue Entdeckungen aus und fand nach unglaublichen Gefahren und Beschwerden 1536 die Halbinsel Kalifornien. Er kehrte darauf nach Spanien zurück, ward jedoch mit Kälte aufgenommen, und seine Ansprüche fanden kein Gehör. Gebrochen an Geist und Körper, zog er sich in die Einsamkeit eines Landgutes bei Sevilla zurück und † daselbst am 2. December 1547. Seine Gebeine wurden in der Kirche des heiligen Franciskus in Mexiko beigesetzt. Viel später ist ihm in einer Kapelle des Hospitals de las Naturales ein schönes Monument, von Tolsa verfertigt, gesetzt worden. C. hinterließ einen Sohn, Don Martino. Seine Titel und Besitzungen sind später an den neapolitanischen Herzog von Monteleone übergegangen. Vgl. Prescott, History of the conquest of Mexico, Lond. 1843, 3 Bde., deutsch, Leipz. 1844, 2 Bde.

Corticelli, Maler, s. Pordenone.

Corton, eine der feinsten Sorten Burgunderweine, von Beaune.

Cortona, Stadt in der mittelitalienischen Provinz Arezzo (im ehemaligen Großherzogthum Toskana), südöstlich von Florenz, am Abhang eines Berges über dem reizenden Val di Chiana in 2039 Fuß Meereshöhe gelegen, zählt 5100 Einwohner und ist vorzüglich durch ihre Alterthümer bewerkenswerth. Ihre mächtigen cyklopischen Mauern gehören zu den besterhaltenen in ganz Italien; von den übrigen antiken Baudenkmälern sind die Ruinen eines Bacchustempels das bedeutendste. Die Stadt ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, in welcher die heilige Margaretha ruht, ein Seminar, College, Hospiz, eine Akademie (Accademia etrusca, 1726 gestiftet) mit einer öffentlichen Bibliothek, einem Museum von Inschriften, Vasen, Medaillen, Gemmen, Statuen 2c. und einem naturhistorischen Kabinet. Die Industrie C.'s ist nicht unbedeutend. Zwischen der Stadt und dem nahen See von Perugia (Lacus Trasimenus) dehnen sich die Schluchten aus, in denen Hannibal 217 v. Chr. den Konsul Flaminius schlug, dessen vorgebliches Grabmal man in C. den Fremden zeigt. C. ist das alte Corytum, die bedeutendste der 12 etruskischen Städte u. im grauesten Alterthum erbaut. Später schloß die Stadt ein Bündniß mit den Römern, sank aber so tief herab, daß eine römische Kolonie dahin gesandt wurde, um sie zu bevölkern. Von den Barbaren verwüstet, erhob sich C. im 11. Jahrhundert abermals zu hohem Glanze. Ein Jahrhundert lang von der Familie Casali beherrscht, wurde sie von dem letzten Abkömmling derselben, dem König Ladislaus von Neapel, u. von diesem 1411 den Florentinern übergeben, in deren Besitz sie fortan blieb.

Cortona, Pietro da, eigentlich Berettini, Maler und Baumeister, 1596 zu Cortona geboren, entfaltete seine Talente ziemlich spät. Er wußte große Räume geschickt mit einer außerordentlichen Figurenfülle zu bedecken und zeichnete sich durch gutes Kolorit und Handfertigkeit aus. Als sein Meisterstück gilt gewöhnlich ein großes allegorisches Deckengemälde im Palast Barberini zu Rom. Aber bei all seiner Thätigkeit fehlten ihm schöpferische Phantasie, lebensvolle Durchbildung und Adel des Styls. C. † 1669. Seine zahlreichen Nachfolger, die man mit dem Namen der Cortonisten bezeichnet, litten ebenfalls an Oberflächlichkeit.

Cortusa *L.* (Kortuse, Bärsanikel, Bärenohr), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen, bleibenden Kelch, die radförmige, 5theilige, am Rande mit einem erhabenen Ringe versehene Korolle und die einfächerige, ovale, an der Spitze 5klappige Kapsel, deren bekannteste Art: C. Matthioli *L.*, auf den Alpen, mit herzförmigen Wurzelblättern und dunkelrothen Blüthen in Dolden, eine Zierpflanze in deutschen Gärten ist. Man schrieb dieser Pflanze sonst besondere Kräfte gegen Gliederschmerzen, Gelenkkrankheiten und Steinbeschwerden zu.

Coruna, La, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (144,7 □Meilen mit 551,989 Einwohnern), an der Nordwestküste des spanischen Königreichs Galicien, liegt auf einer Halbinsel am Eingange der Bai von Betanzos u. ist einer der ersten Handelsplätze Spaniens, mit prachtvollem, völlig gesichertem Hafen, der von Granitfelsen umschlossen u. durch 5 Forts stark befestigt ist. Die Stadt zerfällt in die Alt- oder Oberstadt, auf dem östlichen Theile der Halbinsel, mit schlechten Gassen, aber den schönsten Kirchen, und in die neue, reinliche Unterstadt, Pescaderia genannt, auf dem schmalen Isthmus; sie hat 6 Kirchen und mehre Klöster, ein Arsenal, eine Schiffswerfte, eine Artillerie- und Seeschule, mehre wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine und zählt 27,354 Einw. Am Nordufer der Halbinsel, 1 Stunde von der Stadt, steht der von Trajan erbaute, 100 Fuß hohe Herculesthurm, der als Leuchtthurm dient. Die Industrie liefert feine Leinwand, Tischzeug, Segeltuch, Cigarren, Papier 2c. Die Stadt soll von den Phöniciern gegründet, 693 römisch geworden und Ardobicum Corunium genannt sein. Später hieß sie La Corogna. Im J. 1509 ward sie von den Engländern unter Norris erobert und verbrannt, später befestigt. In dem Gefecht bei C. am 16. Januar 1809 zwischen dem französischen Marschall Soult und den Engländern unter General Moore verlor der letztere das Leben. Am 21. Februar 1820 wurde zu C. vom Volke und von den Truppen die Konstitution proklamirt, doch eroberte General Bourck am 13. Juli 1823 die Höhen vor der Stadt, worauf diese am 13. August kapitulirte.

Corvecastle, Stadt, s. Purbeck.

Corvetto, Ludovico, Graf von, italienischer Rechtsgelehrter, den 11. Juli 1756 zu Genua geboren, ward bei Gründung der ligurischen Republik Mitglied der Regierung und dann Präsident des Direktoriums bis 1805. Die ihm nach der Schlacht bei Marengo angetragene Dogenwürde schlug er aus u. zog sich in das Privatleben zurück. Napoleon I. beauftragte ihn neben Anderen mit der Abfassung des Code du commerce. Nach 1814 zum Staatsrath und nach den hundert Tagen zum Präsidenten des Komité's der Finanzen u. der Kommission der von den Alliirten gemachten Kriegsrequisitionen ernannt, ward er im September 1815 Finanzminister, nahm aber wegen seiner zerrütteten Gesundheit 1818 seine Entlassung und † 1821 zu Genua.

Corvinus, 1) Beiname des M. Valerius Maximus Messala, s. Messala. — 2) Johann Hunnyades C., s. Hunnyades. — 3) Matthias C., s. Matthias.

Corvin-Wiersbitzki, Otto Julius Bernhard von, deutscher Schriftsteller, Sprößling einer gräflichen Familie aus Ungarn, die ihren Ursprung von dem berühmten Corvinus Hunnyades herleitet, ward am 12. Oktober 1810 in Gumbinnen, wo sein Vater Postdirektor war, geboren, zog 1822 mit seiner Mutter nach Halberstadt, wo deren zweiter Mann, Thiersch, am Gymnasium angestellt war, besuchte von 1824 an die Kadetenhäuser in Potsdam und Berlin, diente 1830—35 als Lieutenant im 36. Infanterieregiment, erst in Mainz, dann in Saarlouis, nahm 1835 seinen Abschied und ging im folgenden Jahre nach Frankfurt a. M., wo er 1839 das Bürgerrecht erwarb. Im J. 1840 siedelte er nach Leipzig über, wo er 1842 eine Schwimmanstalt errichtete und außerdem literarisch beschäftigt war. Während der Februarrevolution 1848 lernte er zu Paris Herwegh kennen, nahm in dessen Schaar an dem Aufstande in Baden Theil und focht namentlich als Anführer den 27. April bei Dossenbach. Nach einem weiteren kurzen Aufenthalt in Frankreich kehrte er nach Berlin zurück, wo er mit Held an der Redaktion der „Lokomotive" Theil nahm und „Die erste Expedition der deutschen republikanischen Legion" (Arnstadt 1849) beschrieb, aber im Mai 1849 ausgewiesen ward. Er ging darauf nach Baden u. nahm die Stelle eines Obersten der Bürgerwehr in Mannheim an. In dieser Eigenschaft stellte er das erste Aufgebot der Stadt und Umgegend auf; auch wird ihm bedeutender Antheil an der Beschießung Ludwigshafens Schuld gegeben. Darauf zog er mit nach Rastadt, wo er als Chef des badischen Generalstabs fungirte. Unter preußischer Bewachung wurde C. mit Major Lang in das badische Oberland geschickt, um sich selbst und die Garnison zu überzeugen, daß für Rastadt kein günstiger Erfolg zu hoffen sei. In die Festung zurückgekehrt, rieth er zur Uebergabe, die auch sogleich am 23. Juli erfolgte. Er ward darauf im September kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt, aber in Berücksichtigung seiner Verwendung für Uebergabe der Festung zu zehnjähriger Zuchthausstrafe begnadigt, die er in Bruchsal abbüßte. Nachdem ihm im Oktober 1855 der Rest seiner Strafzeit erlassen worden, begab er sich über Amsterdam nach London, hielt sich darauf einige Zeit in Hamburg auf und siedelte dann wieder nach London über, wo er literarischen Arbeiten oblag. Am 11. Sept. 1861 reiste er als Specialkorrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung nach Amerika. Seine Berichte vom dortigen Kriegsschauplatze erschienen seitdem in genanntem Blatte. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Anweisung zur Erlernung der Schwimmkunst" (Köln 1835, 3. Aufl., Leipz. 1842); „Hassan", dramatisches Märchen (pseudonym unter dem Namen O. v. d. Weiden, Dortmund 1836); „Die Hunnyaden", Trauerspiel (das. 1836); „Der Jäger, Zeitschrift für Jäger u. Naturfreunde" (1838—42); „Der Marstall", hippologische Zeitschrift (1839—42); „Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II." (Leipz. 1841); „Der niederländische Freiheitskrieg" (das. 1846, Bd. 1—2; vollständig Amsterdam 1847 bis 1849, 6 Bde.); „Sporting-Almanach für 1844"; „Illustrirte Weltgeschichte" (mit Held, Lpz. 1844—51, 4. Bd.); „Taschenbuch für Jäger u. Naturfreunde für 1845"; „Historische Denkmale des christlichen Fanatismus" (Leipz. 1845, 2 Bde.). Seine Erlebnisse beschrieb er in dem Buche „Aus dem Leben eines Volkskämpfers" (Amsterd. 1861, 4 Bde.).

Corvo, die kleinste und nördlichste Insel der Azorengruppe, 4/5 □Meile groß, mit 900 Einw. und ansehnlicher Orseillegewinnung.

Corwen (Caerdrewyn), alte Stadt in der englischen Grafschaft Merioneth in Nordwales, rechts am Dee, auf einer Anhöhe, mit 2070 Einw. Dabei das romantische Thal Glandurdwy, in welchem Owen Glandower Zuflucht fand.

Corwin, Thomas, Finanzsekretär der Vereinigten Staaten Nordamerika's und ausgezeichneter Redner, 1789 in Kentucky von armen Aeltern geboren, bildete sich erst spät, ließ sich als Advokat zu Ohio nieder und ward von seinen Mitbürgern in die Gesetzgebung des Staats, später in den Kongreß gewählt. In den Jahren 1841 und 1842 war er Gouverneur von Ohio und trat, von den Whigs gewählt, in den Senat. Als Whig gehörte er zu den Ultra's (den Föderalisten früherer Zeit) u. erlangte durch sein unvergleichliches Talent der improvisirten Rede eine solche Popularität, daß er eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen im Senat saß. Mit maßloser Heftigkeit bekämpfte er die Administration des Präsidenten Polk und that sich namentlich als Vertheidiger des Schutzzollsystems hervor. Nach dem Rücktritt des taylorschen Ministeriums im Juli 1850 berief dessen Nachfolger Fillmore C. zu dem Posten eines Finanzsekretärs, in welcher Stellung er in den Verdacht kam, an dem unter dem Namen des „Dr. Gardiner claim" bekannt gewordenen Betrug am Staatsschatz Theil genommen zu haben.

Corycus, Stadt im alten Cilicien, zwischen den Mündungen des Lamus und Calycadnus, mit gutem Seehafen, merkwürdig durch die 20 Stadien entfernte corycische Höhle, deren ausführliche Beschreibung Mela (I, 13) u. Strabo (XIV, 670 f.) liefern. Jetzt liegt an der Stelle des alten C. ein Kastell.

Corydalis *Decand.* (Hohlwurz, Taubenkropf), Pflanzengattung aus der Familie der Fumariaceen, charakterisirt durch den 2blätterigen oder fehlenden Kelch, die rachenförmige, am Grunde höckerige oder gespornte Korolle, mit 4 fast verbundenen Kronblättern, die 2brüderigen Staubgefäße, jedes mit 3 Antheren, und die 2klappige, zusammengedrückte Schote mit vielen glänzenden, schwarzen Samen, theils einjährige, theils ausdauernde Gewächse, fast in allen Theilen der Erde, mit knolligen Wurzeln, von denen einige als Zierpflanzen, andere durch Arzneikräfte bekannt sind. C. bulbosa *Pers.*, Lerchensporn, mit knolliger, hohler Wurzel u. kleinen, purpurröthlichen Blüthen, ausdauernd, wächst in Gebüschen und Laubwäldern durch ganz Europa. Die Wurzel (Radix Aristolochiae cavae, Aristolochiae rotundae vulgaris s. Radix Cavae, Hohlwurzel, Hohlosterluzeiwurzel, Herzwurz) war sonst gegen Menstruationsbeschwerden, Wechselfieber und Würmer officinell und wurde äußerlich auch gegen bösartige Geschwüre, Knochenfraß und andere Uebel angewendet. Nach Wackenroder enthält sie ein Alkaloid, das Corydalin. C. Halleri *Willd.*, C. solida *Sm.*, mit knolliger Wurzel, Blüthenstielchen von der

Länge der Kapseln, keilförmigen, fingerig getheilten Deckblättern, wächst in Hainen und Laubwäldern in ganz Deutschland und Mitteleuropa. Die Wurzel (Radix Aristolochiae fabaceae s. Aristolochiae non cavae, große Erdrauchwurzel) wurde in gleicher Weise wie die Wurzel der vorigen Art benutzt. Noch jetzt wird sie, die sich durch eine schöne, schwefelgelbe Farbe auszeichnet, bisweilen in den Officinen verlangt. C. spectabilis *Pers.* s. Dielytra.

Corylus, s. Haselstrauch.

Corypha *L.* (Schirmpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, charakterisirt durch die an einem ästigen Kolben in mehren unvollkommenen Scheiden befindlichen, stiellosen, je 3spaltigen Blüthen mit 6 getrennten Staubfäden 3 zusammenhängenden Gröbsen mit verwachsenen Griffeln und einfacher Narbe und die 1samige Beere, Palmen in Ost- und Westindien, Brasilien und Neuholland. Die wichtigste Art ist C. cerifera *Arend.* (Copernicia cerifera *Mart.*), Wachspalme, in Brasilien Carnahyba, die im nördlichen Brasilien ganze weite Waldungen bildet. Im Stamme ist ein blaßgelbes Wachs enthalten, das in Verbindung mit Bienenwachs zu Kerzen brauchbar ist. Das Mark des Stammes liefert das vielgebrauchte Palmmehl oder Farinha. Die Früchte sind eßbar; die Blätter dienen zum Dachdecken, zu Hüten, als Futter fürs Vieh 2c.; das zarte Ende des Blüthenkolbens, der Palmito, gibt ein sehr wohlschmeckendes Gemüse. C. umbraculifera *L.*, Schattenpalme, Tallipotbaum, in Ostindien, hat einen 60—70 Fuß hohen Stamm und 6 Fuß lange, 13 Fuß breite ovale, fächerförmige Blätter mit 95—100 Segmenten, welche allgemein als Sonnen- und Regenschirme benutzt werden und auf welche die heiligen Ueberlieferungen der Cinghalesen mit metallenem Griffel eingegraben sind. Der Saft aus den Rispenästen wirkt brechenerregend und wird gegen Schlangenbisse angewendet; die schleimige u. gelind zusammenziehende Wurzel dient als Mittel gegen Durchfall; das Mark des Stammes liefert eine geringe Sorte Sago; die jungen Triebe geben guten Palmkohl. Aus den Blättern von C. Gebanga *Bl.*, Gebangpalme, auf Java, werden Körbe, Beutel, Hüte 2c. geflochten, aus den Fasern Mützen, Hemden 2c. gewebt. Von C. tectorum *Humb. et Bonpl.*, Copernicia tectorum *Mart.*, gibt der Stamm sehr dauerhaftes Bauholz, die Blattfaser Flechtwerk und Gespinnst.

Cos, im Alterthum zu den Sporaden gehörige Insel im myrtoischen Meere, an der Küste von Karien (jetzt Stancho), war berühmt wegen ihres vortrefflichen Weines und ihrer Amphoren, Salben u. Gewänder, welche letztere sich durch ihre Leichtigkeit und Durchsichtigkeit auszeichneten. Sie war dem Aeskulap heilig und Geburtsort des Hippocrates, des Dichters Philetas u. des Malers Apelles. Die gleichnamige Hauptstadt, schon dem Homer bekannt, war in der Nähe der nordöstlichen Landspitze Scandarium gelegen, mit starken Mauern u. einem guten Hafen versehen, nicht eben groß, aber vom Meere her einen prächtigen Anblick gewährend. Nach einem Erdbeben wurde sie durch Antoninus Pius wieder aufgebaut. In der Vorstadt befand sich das Asclepieum, in welchem unter anderen reichen Weihgeschenken der Antigonus u. die Aphrodite Anadyomene des Apelles aufbewahrt wurden.

Cos., Abbreviatur für Konsul und für Cosinus.

Cosa (ital.), bei den alten italienischen Algebraisten s. v. a. Größe oder Wurzel einer Gleichung, daher die Algebra bei ihnen Arte bella cosa heißt.

Cosa (Cossa), Stadt im alten Etrurien, nach dem Fall von Falerii eine der etrurischen Zwölfstädte, sehr alt, von Rom aus kolonisirt, mit gutem Hafen (portus Herculis); jetzt nur noch Ruinen bei Orbitello.

Cosala, Bergwerksort u. Minenrevier im mexikanischen Bundesstaat Cinaloa, südöstlich von Culiacan, westlich unweit des Fußes der Sierra Madre, mit beträchtlichem Bergbau auf Gold. In diesem Distrikt befindet sich unter anderen die reiche, der Familie Iriarte gehörige Goldgrube „Nuestra Señora de Guadalupe“. Der Ort C. zählt 4000 Einwohner und bildet zugleich den Stapelplatz für den Handelsverkehr aus Sonora über Culiacan in die mexikanischen Bundesstaaten.

Coscile (bei den Alten Sybaris), Fluß in Unteritalien, in Kalabrien, entspringt am Abhang des Monte Pellino, westlich von den sogenannten Gärten des Apollo im Val del Colorito, nimmt außer anderen Zuflüssen rechts den Esaro auf und ergießt sich in den Crati, kurz vor dessen Mündung in den Golf von Tarent.

Cosel, Gräfin von, geborne von Brockdorf, berühmte Geliebte Augusts II., Königs von Polen u. Kurfürsten von Sachsen, war 1680 auf Deppenau im Holsteinischen geboren. Als sie Hofdame bei der Erbprinzessin Johanna von Braunschweig-Wolfenbüttel war, lernte sie der sächsische Kabinetsminister von Hoymb kennen und vermählte sich mit ihr, ließ sie aber, um sie vor den Verführungen des Hofes zu sichern, auf seinen Gütern wohnen. Im trunkenen Muthe schilderte er einst ihre Reize mit so lebhaften Farben, daß sie der König nach Dresden kommen ließ, sich in sie verliebte u. ihre Scheidung von dem Gemahl bewirkte, worauf sie den Namen de C. annahm und vom Kaiser Joseph I. zum Rang einer Reichsgräfin erhoben wurde. König August baute ihr in Dresden einen eigenen Palast, der heute noch nach ihr genannt wird. Ueber 9 Jahre behauptete sie sich in der Gunst des Königs u. wußte einen Einfluß zu gewinnen, der am Hofe unumschränkt herrschte. Die überaus reichen Geschenke abgerechnet, erhielt sie während der 9 Jahre ihrer Herrschaft ein Gnadengehalt von 1 Million Thalern. Ihre unbegrenzte Herrsch- und Eifersucht waren Ursachen ihres Falls; denn als sie 1716 während des Königs Anwesenheit in Warschau denselben in den Armen der Gräfin von Dönhoff zu überraschen gedachte, ward sie an der schlesischen Grenze durch ein Gardekommando zur Rückkehr nach Dresden genöthigt, von da aber verwiesen, sodann in Halle verhaftet und nach der Festung Stolpen gebracht. Lange Jahre schmachtete sie hier; ihre Briefe blieben vom König unbeachtet. Nach dem Tode des Königs bot man ihr größere Freiheit an; doch wollte sie nunmehr ihr Gefängniß nicht mehr verlassen. Da ihr Friedrich II., so lange er im siebenjährigen Kriege Sachsen in seiner Gewalt hatte, die ausgesetzte Pension in den berüchtigten Ephraimiten, vom Juden Ephraim in Leipzig mit preußischer Genehmigung geprägten schlechten Münzen, auszahlen ließ, benagelte sie mit denselben die Wände ihres Zimmers. Sie † im März 1761. Sie war unbezweifelt eine

der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, hochgebildet und besonders in der französischen Literatur sehr bewandert, welche ihr in ihrer Gefangenschaft fast den einzigen Genuß gewährte. Daß sie gegen das Ende ihres Lebens zur mosaischen Religion übergetreten sei, ist unwahrscheinlich. Ihr Sohn, Friedrich August, Graf von C., den sie dem König geboren, war General der Infanterie und Kommandant der Garde du Corps, † 1770 zu Sabor in Schlesien; eine Tochter, Auguste Konstanze, heirathete den Oberkammerherrn von Friesen, die zweite, Friederike Alexandrine, den polnischen Großschatzmeister, Grafen Moschinski.

Cosenza, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, liegt am Fuß des Silawaldes in 900 Fuß Meereshöhe, am oberen Crati, wo links der kleine Busento in ihn fließt, 2 Stunden vom Mittelmeer, an der Straße von Neapel nach Reggio, überragt von einem großartigen Kastell und von mehren hundert Meierhöfen umringt, die im schönen Thale verstreut sind. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, hat einen großen, schönen Dom, 2 Akademien, ein großes geistliches Seminar, ein Hospital, Findelhaus und 13,850 Einwohner, deren Gewerbfleiß viel Töpfer-, Eisen- und Stahlwaaren liefert, auch reiche Bodenprodukte erzielt. C. hieß bei den Alten Consentia und war die Hauptstadt von Bruttium; im 11. Jahrhundert ward das Erzbisthum gestiftet. Die Stadt wurde oft, besonders 1638, durch Erdbeben verwüstet. Im Jahre 410 starb hier der Westgothenkönig Alarich, der von den Seinen im abgedämmten Flußbett des Busento begraben ward, und 1270 Isabella, Gemahlin Philipps III. von Frankreich.

Cosimo, s. Medici.

Cosimo, Piero di, italienischer Maler, aus einer adeligen Familie 1441 zu Florenz geboren, ein Zeitgenosse des Dom. Ghirlandajo u. Schüler von Cosimo Rosselli, half diesem bei den Malereien in der sixtinischen Kapelle zu Rom und kehrte dann nach Florenz zurück, wo er 1521 †. Mit glücklichem Erfolg suchte er seiner Karnation den weichen Schmelz wieder zu geben, in dem später Leonardo mit seiner Schule und namentlich Correggio so bedeutend wurden; er liebte an seinen Gemälden das Seltsame und Abenteuerliche u. war unerschöpflich in Erfindungen dieser Art. Werke von ihm sind: die Empfängniß Mariä und die Geschichte des Perseus in den Uffizien zu Florenz; Christus und Johannes als Knaben, und die Göttin der Liebe, nackt vor einem Myrtengebüsch ruhend, im berliner Museum. Auch in bacchanalischen Darstellungen war er sehr glücklich.

Cosihuiriachi (Santa Rosa de C.), Stadt im mexikanischen Staate Chihuahua, südwestlich von Chihuahua, am Fuß der Sierra de los Metates in 6100 Fuß Meereshöhe, war im Anfang des 18. Jahrhunderts in Folge der damals im benachbarten Gebirge entdeckten Silberminen gegründet und eine Zeitlang ein blühender Ort mit mehr als 10,000 Einw., zählt gegenwärtig aber kaum 3000 Einw.

Cosinus (lat.), in der Trigonometrie der Sinus des Komplements eines Bogens oder Winkels. Der Name ist aus Complementi sinus, das man abgekürzt Co. sinus schrieb, entstanden und zuerst von Edmund Gunter in seinem „Canon triangulorum“ gebraucht worden.

Cosmar, Alexander, deutscher Schriftsteller, 1806 zu Berlin geboren, begründete die Buchhandlung „C. u. Krause“ in Berlin, zog sich aber davon zurück, gab das Journal „Der berliner Modenspiegel“ heraus und schrieb für die Bühne u. a. die beliebten Lustspiele: „Drei Frauen“, „Die Ehrendame“, „Die Liebe im Eckhaus“, „Hummer und Komp.“, „Onkel und Neffe“. Er † den 22. Januar 1842 zu Berlin. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Odeum“ (Berlin 1831—38, 9 Bde., neue Sammlung, das. 1839—41, 4 Bde.); „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit“ (das. 1831—33, 2 Bde.); „Berliner Theater-Almanach“ (das. 1836—42, 7 Jahrgänge); „Dramatischer Salon“ (das. 1839—42); „Staub. Bilder u. Skizzen aus dem berliner Leben“ (das. 1839); „Flittern“ (Leipzig 1840, 2 Bde.); „Ein Heirathsgesuch“ (Berlin 1841) ꝛc.

Cosmas, 1) Märtyrer aus Arabien, trieb mit seinem Bruder Damianus die Heilkunde zu Aegäa. Als sie sich mit ihren übrigen Brüdern weigerten, den Götzen zu opfern, ließ sie der Statthalter Lysius 303 martern und enthaupten. Die Gebeine C.' und Damians wurden 1649 von Bremen nach München übergeführt u. in der dortigen Michaelskirche beigesetzt. Die Kirche verehrt ihr Andenken am 27. September.

2) C. Indopleustes, ägyptischer Mönch, Verfasser eines in griechischer Sprache geschriebenen geographischen Werks in 12 Büchern aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, welches, indem es ein mit der Bibel in Einklang stehendes System zu geben versucht, manches Abenteuerliche enthält, aber auch manche wichtige Nachrichten in Beziehung auf die Handelsverbindungen der Alten gibt. Einen Abdruck desselben gab Montfaucon in der „Collectio Nova Patr. Gr.“ (Paris 1707, 2 Bde.) u. Gallandi in der „Bibl. Patr.“ (11. Bd.).

3) C. von Prag, der älteste bekannte böhmische Geschichtschreiber, 1045 geboren, studirte zu Lüttich, ward zu Prag Priester, zu Striegau 1099 Presbyter, 1110 Kanonikus und später Dekan der St. Veitskirche. Er war einige Zeit Geheimschreiber Heinrichs IV., den er gegen Papst Gregor VII. vertheidigte, und † am 21. Oktober 1125. Sein Geschichtswerk „Chronicon Bohemorum“ reicht bis zu seinem Todesjahr und ist die reichhaltigste und zuverlässigste Quelle für die böhmische Geschichte; es wurde zuerst von Freher 1602, vollständiger 1607, dann von Mencken in den „Scriptores rerum germ.“ (Bd. 1), am besten von Pelzel und Dobrowsky im 1. Bande der „Scriptores rerum bohem.“ (Prag 1783) herausgegeben.

Cosmetica (lat.), s. Kosmetische Mittel und Kosmetik.

Cosne (Condate), Bezirkshauptstadt im französischen Departement Nièvre, rechts an der Loire, am Einfluß des Nouain, mit Hängebrücke, ist Niederlage des in der Umgegend producirten Eisens, hat ansehnliche Messer-, Nägel-, Anker- und Quincailleriefabriken, bedeutenden Wein- u. Kornhandel und 6150 Einwohner.

Cospoor (Khaspur), Hauptort des Gebietes von Cachar in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, mit 3—4000 Einwohnern, war früher Residenz des Radscha von Cachar.

Coß (Regel Coß), bei den Deutschen lange

Zeit die Algebra nach dem italienischen Cosa (s. d.), weshalb die dieser Rechnung Kundigen auch Cossisten genannt wurden.

Cossäer, im Alterthum räuberisches Bergvolk in dem nördlichen Susiana, Nachbarn der Meder, Perser und Assyrier, gefürchtet als gute Bogenschützen, denen die persischen Könige Tribut zahlten, um Ruhe vor ihnen zu haben. Erst Alexander bezwang sie im Winter 325—324 v. Chr. Von ihnen heißt ganz Susiana noch Khusistan.

Cossato, Marktflecken in der sardinischen Provinz Biella, am Kanal von Santhia, mit 2850 Einwohnern, welche Südfrüchte und Wein bauen und ansehnlichen Handel damit treiben.

Cossische Zahlen, in der Sprache der alten Algebraiker s. v. a. Potenzen u. Wurzeln; die Symbole solcher Größen heißen cossische Zeichen, und cossischer Algorithmus die Rechnung mit diesen Größen.

Cossonay, Stadt im schweizerischen Kanton Waadt, nordwestlich von Lausanne, mit alter Pfarrkirche u. 950 Einwohnern, gehörte in alter Zeit den Freiherren von C., an die noch das von ihnen gestiftete Spital und die wenigen sichtbaren Ueberreste ihres Stammsitzes erinnern. Später kam es unter Savoyen und schickte einen Abgeordneten zu der Ständeversammlung von Waadt. Im Jahre 1536 kam es an Bern.

Costa (lat.), Rippe; daher costalis, was auf die Rippen Bezug hat, Costalgia, Rippenschmerz.

Costa, 1) Lorenzo, Maler, geboren um 1450 in Ferrara, bildete sich hier, sowie zu Florenz unter Lippi und Gozzoli aus u. lebte dann zu Ravenna, Bologna und Ferrara, in Oel und al fresco arbeitend. Er † 1535. Seine berühmtesten Werke sind: Anbetung der heiligen 3 Könige, jetzt in der Brera in Mailand; der Triumph des Lebens und des Todes, zwei allegorische Gemälde, in der Kapelle Bentivogli in Bologna; die Darstellung Jesu im Tempel und eine Grablegung, beide im berliner Museum, von C. selbst gestochen.

2) Paolo, namhafter italienischer Schriftsteller, den 13. Juni 1771 zu Ravenna geboren, studirte hier und in Padua, betrat nach und nach die Lehrstühle zu Treviso, Bologna und Korfu und † den 21. December 1836. Er war der bedeutendste Kämpfer gegen die Neuerungen der romantischen Schule u. suchte das Studium der Alten neu zu beleben; nahm auch mit Orioli und Cardinali an der Revision des großen Wörterbuchs der Crusca (1819—20) Theil, übersetzte die Oden des Anacreon, die homerische Batrachomyomachie, Schillers „Don Carlos" u. A. m. Seine Werke erschienen gesammelt (Bologna 1825 und Florenz 1829—30, 2 Bde.).

3) Michele, italienischer Musiker, geboren im Febr. 1810 zu Neapel, ward auf dem dortigen Konservatorium gebildet, begab sich 1828 nach England, wurde hier 1830 Musikdirektor der italienischen Oper am königl. Theater, kam 1847 in derselben Eigenschaft an das Coventgardentheater u. leitete die philharmonischen u. andere Koncerte, sowie die Musikfeste zu Birmingham. Er gehört zu den beliebtesten Musikern in England. Unter seinen Kompositionen sind besonders die Oper „Don Carlos" und das Oratorium „Eli" (1855) hervorzuheben.

Costa Cabral, Graf von Thomar, s. Cabral.

Costanzi, Placido, italienischer Maler, Schüler von B. Luti, geboren 1688, schmückte die Kirchen u. Paläste Roms mit vielen Bildern. Sein bestes Werk ist in der Kirche Sta. Maria degli Angeli, die Auferweckung der heiligen Tabea, die für den Altar der Heiligen in St. Peter auch in Mosaik gesetzt worden ist. C. wurde 1741 Mitglied der Akademie von S. Luca und † 1759.

Costarica (span., d. i. reiche Küste), der südlichste der mittelamerikanischen Freistaaten, liegt unter 8°—11° 16′ nördl. Br. und 64°—68° westl. L., auf der Landenge zwischen dem großen Ocean im Westen und der Guatemalabai im Osten, nördlich begrenzt von Nicaragua u. südlich von Neugranada. Die Nordgrenze (1858 festgestellt) geht von der Mündung des San Juan diesen Fluß entlang bis 2/3 Meile unterhalb der Castillostromschnellen, dann in 2 Meilen Entfernung vom Flusse u. dem Nicaraguasee zum Flusse Sapoa, den sie schneidet, bis sie bei der Salinasbai den großen Ocean berührt. Die Südgrenze ist noch strittig, da Neugranada das Land bis zur Doracesmündung am atlantischen Ocean beansprucht, während C. die Grenze von Point Burica gerade hinüber zur kleinen Insel Escuda de Veragua an der Küste des atlantischen Meeres zieht, so daß also beide Staaten die Boca del Toro und die Landschaft Chiriqui als ihr Eigenthum betrachten. Der Flächeninhalt wird zu 1170 (von Anderen 1011, oder nur 770) □Meilen angegeben, wovon jedoch der größte Theil noch unerforscht und unbewohnt ist. Der Oberflächengestaltung nach ist C. ein verhältnißmäßig schmales Gebirgsland, bei welchem zwei Striche Küsten- oder Flachland u. zwischen beiden ein Tafelland oder Centralhochthal zu unterscheiden sind. Letzteres wird von einer doppelten Gebirgskette gebildet, welche von Veragua her in nordwestlicher Richtung das Land durchzieht, terrassenförmig nach beiden Seiten abfällt und im Südosten des See's von Nicaragua nach Nicaragua hinein fortsetzt. Die mittlere Höhe beträgt 5—6000 Fuß. Tiefe Paßeinsenkungen fehlen der Kette, und der Abfall derselben ist nach dem großen Ocean zu durchgängig steil, während sie sich zum atlantischen Meer hinab ziemlich sanft abdacht. In der Mitte des Landes, bei San José, entwickelt sich auf der Westseite noch ein Gebirgszweig nach Westen, der mit dem Vulkan Herradura endigt, und an dessen Nordseite, entsprechend der Richtung des Gebirgszuges, der Rio Grande, der bedeutendste Strom des Landes, fließt, der am Eingang des Golfs von Nicoya mündet. Von den einzelnen Gipfeln, welche das Tafelland umgürten, u. die zum großen Theil noch thätige Vulkane sind und häufige Erdbeben veranlassen, sind folgende zu nennen: im Südosten der Chiriqui (10,567 Fuß) u. Pico blanco (11,073 Fuß hoch)), beides (nach Humboldt) ungeöffnete Trachytkegel. Ueber der Centralhochebene erheben sich der Chiripo, der etwa 10,300 Fuß hohe Turialva und der 10,506 Fuß hohe Irasu (Vulkan von Cartago), alle drei thätige Feuerberge, letzterer nach Humboldt die Hauptesse der vulkanischen Thätigkeit in C., die jedoch nie Lavaströme ausgesendet hat; endlich südwestlich davon der 8900 F. hohe Reventado, mit einem tiefen Krater. Im Norden von San José liegt der 7119 Fuß hohe Barba, u. nordwestlich von diesem der schwefelreiche Poas od. Votos (7119 Fuß hoch). Noch weiter nordwestlich, im Süden des Nicaraguasee's stehen die isolirten Kegel

Rincon de la Vieja, Tenorio und Miravalles (jeder 4400 Fuß), endlich der Orosi (4878 Fuß hoch), die beiden letzteren ebenfalls thätige Vulkane. Die Ostküste des Landes ist fast ganz unentwickelt und einförmig; an der Westseite finden sich die größeren Buchten: Golfo Dulce (mit dem Kap Matapale), die Nicoyabai (mit Kap Blanco) und die Papagayobai (mit dem Point Gorda). Von den Flüssen, deren Scheide die Cordilleren bilden, fließen dem atlantischen Meere zu: der Rio Bananas, der Estrella, Reventazon und der San Juan mit den Nebenflüssen Rio Frio und Sarrapiqui; in den großen Ocean münden: der Rio Dulce, San Carlos, der schon erwähnte Rio Grande, der Machuca, Barranca, Palmas und andere. Sämmtliche Flüsse C.'s sind entweder gar nicht, oder nur auf eine unbeträchtliche Strecke schiffbar, auch sind sie nur in gewissen Jahreszeiten wasserreich und wie alle Gebirgswässer reißend und von sehr ungleicher Tiefe, mit bald verengtem, bald erweitertem Bett. Das Klima ist nach der Lage der Landstriche verschieden, heiß und mehr oder weniger ungesund im Flachland an den zum großen Theil sumpfigen Küsten (mittlere Temperatur 20—24° R.), dagegen schön, gemäßigt und gesund auf der Höhe des Tafellandes, der glücklichsten Region von C., wo das Thermometer 22° R. nicht übersteigt und nicht unter 11° sinkt. Beschwerlich ist hier nur die Regenzeit, welche im April beginnt und erst Ende November abläuft, und während welcher die Wege, selbst die Hauptstraßen, welche die Maulthierkarawanen einzuschlagen haben, fast völlig unpassirbar sind. Aber auch zu dieser Zeit sind die Morgen schön, da der Regen erst um 1 oder 2 Uhr beginnt. „Zu dieser Stunde sammeln sich um die Gipfel der Cordilleren, welche ganz eingehüllt werden, schwere, schwarze Dünste, während der Himmel im Zenith sein ungetrübtes Blau behält. Laute Donnerschläge und dann und wann ein Blitz gehen von den dichten Wolken aus und werden von den Gebirgen im Echo wiedergegeben. Die dunkle Masse häuft sich mehr und mehr, wälzt sich die Abhänge langsamer oder schneller hinab, je nach der Gewalt des Windes, der durch die Gebirgsschluchten daherfährt — hier glänzend in den Strahlen der Sonne, dort finster und drohend, aber stets verschieden in Farbe und Gestalt. Plötzlich erfüllen die Dünste das Thal, und die ganze Umgebung wird dem Blicke entzogen." Mit Eintritt der Nordstürme, welche immer den Eintritt der trockenen Jahreszeit verkünden, werden die Gewitter seltener. Die Berge enthalten wohl Kupfer, Eisen, Blei, Kohlen, auch etwas Gold (in den Aguacatebergen), aber noch wird nichts davon ausgebeutet. Auch die Perlmuscheln des großen Oceans gewähren wenig Vortheil. Aber der Boden C.'s ist durchaus im höchsten Grade fruchtbar. Die prächtigen Urwälder enthalten eine Fülle der herrlichsten Luxus- und Farbehölzer und liefern kostbare Gummiarten, Kork 2c. Im Allgemeinen ist jedoch die Vegetation auf der östlichen Seite großartiger als am Westfuß der Cordilleren. Dort gedeihen vorzüglich der Brasilienholzbaum, der Gelbholzbaum, wie die Sarsaparille, säulenförmige Cactus und die Agave; um Matina der Kakao; an der Westseite, am Golf von Nicoya, besonders die Kokospalme. Auf beiden Küsten wachsen die Vanille, der Pfefferstrauch, der Melonenbaum, Seidenwollbaum, die Oel-, die Fächer-, die Kohlpalme, der Manglebaum. Lianen u. parasitische Gewächse gehen bis über 4000 F. Meereshöhe; auch die Ananas und den Pisang trifft man noch in der gemäßigten Zone der Gebirgsterrasse. In 4—5000 F. Meereshöhe treten dann Eichen, Nadelhölzer, Pappeln, Weiden auf, und die tropischen Pflanzen werden dürftiger. Die reiche Thierwelt, welche die Urwälder bevölkern, bietet auf den Küsten Tapire, Jaguare, Cuguare und kleinere Katzen, allerlei Affenarten, Nabelschweine, amerikanische Hirsche (Venaos), Armadille; unter den Vögeln Papageien, Tukane, Schmuckvögel, das Hokkohuhn, Löffelreiher, den Trompetenvogel, den Gelbschwanz, schöne Turteltauben; ferner Kammeidechsen, Caimans, Krokodile, große und gefährliche Schlangen, und eine unermeßliche Fülle von Insekten, die jedoch auf der Westseite schöner sind als an der Ostküste. Die giftigsten Schlangen gibt es in der Niederung von Matina (die Calebra del Sangre, d. i. Blutschlange) und auf dem Berg Aguacate (die Toboba); im Hochland bis 5000 F. findet sich auch die südamerikanische Klapperschlange. In den Ebenen Guanacaste's ist die den Pferden äußerst gefährliche Pferdespinne heimisch. Die Vögel des Hochlandes sind weniger schön gefiedert. Hier gibt es besonders den schwarzen Aasgeier, den gefleckten großen Ziegenmelker, den rothhaubigen Specht, den Regenpfeifer, Wachteln; noch höher Finken, Drosseln, kleine Falken 2c. Die Zahl der Bevölkerung beträgt etwa 150,000 Seelen, bestehend zu 3 Viertheilen aus Weißen, die sich von einem der besten altspanischen Stämme ableiten und im Rufe der Arbeitsamkeit, Fähigkeit u. einer milden, freundlichen Gesinnung stehen; die Uebrigen sind theils Mischlinge, theils freie Neger, theils unabhängige Indianer reinen Blutes, welche letztere, die Nachkommen der Talamancas, am obern San Juan und namentlich am Rio Blanco im Nordwesten der Boca del Toro wohnen und 15—20,000 Seelen zählen. Die Hauptmasse der übrigen Bevölkerung bewohnt die in der Mitte der Cordilleren sich von Südosten nach Nordwesten hinziehenden Hochthäler, deren wichtigste die von San José und von Cartago sind. Ihre Hauptbeschäftigung bildet Plantagenbau, und zwar vorzüglich die erst vor 30 Jahren von einem Deutschen, Eduard Wallerstein, eingeführte Kaffeekultur, für die der Boden C.'s ganz besonders geeignet erscheint. Der Kaffee gedeiht daselbst am besten in der Region von 3000—5000 F. Höhe und soll dem von Mokka nichts nachgeben. Er ist bis jetzt das Haupthandelsprodukt und die Quelle des Reichthums für die Bewohner. Die jährliche Ernte schwankt zwischen 70,000—90,000 Ctr. (à 9—12 Dollars). Neben dem Kaffee werden in den höhern Thälern Mais, schwarze Bohnen und Zuckerrohr in Menge gebaut. Alle Früchte der Tropen gedeihen daneben ohne Pflege; nur der Weizenbau will nicht gelingen. Das Tiefland treibt hauptsächlich Viehzucht, die namentlich auf den Potreros oder natürlichen Wiesen der Provinz Guanacaste (jetzt Monrovia genannt) gelingt. Von Industrie kann noch nicht die Rede sein; nur Spirituosen werden fabricirt, und sie sind ein Monopol der Regierung. Der Werth der Einfuhr belief sich 1858 etwa auf 1 Million Dollars, wovon 1/16 auf deutsche, 3/4 auf englische Waaren kamen. Der Werth der Ausfuhr dagegen betrug 1858

998,859 und 1859 1,373,940 Dollars. Von Kaffee wurden in dem letztgenannten Jahre ausgeführt etwa 100,000 Ctr., wovon 20,000 nach Frankreich, 30,000 nach Deutschland, 40,000 nach England, 10,000 nach Chile, Kalifornien ꝛc. gingen. Von Zucker werden höchstens 5000 Ctr. ausgeführt, da alles übrige von der Regierung zur Rumfabrikation verwendet wird. Andere geringere Ausfuhrartikel sind Häute, Kupfererze, Ackerfrüchte, Farbehölzer, Sarsaparille, Schildkrot ꝛc. Der ausgezeichnete Kakao, den man gewinnt, wird meist im Lande selbst verbraucht. C. ist der kultivirteste Staat Mittelamerika's und am wenigsten durch Krieg und Aufruhr zerrüttet. Die politische Verfassung vom 1. Januar 1847 gibt allen Bewohnern ohne Unterschied der Farbe und Religion politische Gleichheit, und es gibt weder Sklaven, noch privilegirte Stände. Ein Eingewanderter kann nach fünfjährigem Aufenthalt im Lande naturalisirt werden, wodurch er alle Rechte der Eingeborenen erhält. Erwiesene Vernachlässigung der Pflichten gegen die Familie verwirkt den Verlust des Bürgerrechts. An der Spitze des Staates steht ein auf 3 Jahre gewählter Präsident, der mindestens 30 Jahre alt und im Besitz von wenigstens 10,000 Dollars sein muß und für Verfassungsverletzungen verantwortlich ist. Er wählt sich selbst sein Kabinet und ernennt alle öffentliche Beamte. Der gesetzgebende Kongreß besteht aus 12 indirekt gewählten Repräsentanten, die auf 6 Jahre gewählt werden, und die alle 3 Jahre zur Hälfte ausscheiden. Zu San José besteht ein Gerichtshof mit 3 Instanzen. Eine öffentliche Staatsschuld ist nicht vorhanden. Die Einnahmen der Regierung betragen etwa 1 Million Piaster und fließen zumeist aus dem Monopol der Spirituosen, dem Verkauf des importirten Tabaks, aus den Zöllen auf eingeführte Waaren, sowie aus dem Verkauf von Ländereien (tierras valdias). Eigentlichen Steuern sind nur Kaufleute und Wirthe unterworfen. Die Miliz besteht aus 5000 Mann, wovon jedoch immer nur 200 Mann periodisch zum aktiven Dienst herangezogen werden. Die vorherrschende Religion ist die römisch-katholische, unter dem Bischof von San José; doch herrscht vollkommene Religionsfreiheit. Das Land ist in 5 Provinzen getheilt: San José, Heredia, Alajuela, Cartago und Guanacaste (Monrovia). Die erstere, mit der Hauptstadt San José, dem Sitz der Regierung, ist die wichtigste und volkreichste und erzeugt fast die ganze Kaffeeernte. Jede der Provinzialhauptstädte hat 3 Alcalden und 3 Ersatzmänner; in den Landdistrikten gibt es ebenfalls Alcalden, und unter ihnen stehen Friedensrichter. Die beiden Haupthäfen des Landes sind Punta Arenas am Golf von Nicoya und Matina am karaibischen Meer.

Das Land wurde von Columbus am 5. Okt. 1502 entdeckt und von ihm Costa Rica y Castilla de Oro genannt, weil er an verschiedenen Stellen von den Eingeborenen mit Goldstückchen beschenkt worden war. Von 1514—16 wurden die ersten Niederlassungen zu Fonseca am Chiriqui und Bruselas in Nicoya versucht, und Cartago ward gegründet, das bis 1823 Hauptstadt blieb. Im Jahre 1574 war die Kolonie, die den Namen Neucartago führte, vollständig organisirt. Später wurden die Spanier in C. zu wiederholten Malen (besonders 1611 und 1709) von den Talamancaindianern, in deren Gebiete die reichen Goldgruben von Tisingal bearbeitet wurden, sämmtlich niedergemacht. Im Jahre 1821 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung, der Sitz der Regierung ward nach San José verlegt, und C. war fortan einer der Vereinigten Staaten von Mittelamerika, bis es sich 1840 von der Union lossagte und durch ein Staatsgrundgesetz vom April 1848 als unabhängiger Staat konstituirte. In demselben Jahre schloß C. einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit den drei deutschen Hansestädten und 1849 mit England einen Handelsvertrag und ein Freundschaftsbündniß. Gegen Ende 1848 hatte der Staat einen Aufstand der Indianer zu bekämpfen u. Ende 1850 einen Krieg mit Honduras zu führen. Wegen der reichen Hülfsquellen des Landes und seiner vortheilhaften Lage in der Nähe des zur Verbindung beider Oceane projektirten Kanals hat man in neuester Zeit die Auswanderung dahin zu lenken gesucht. Vergl. Coup d'oeil rapide sur la république C., Paris 1849; Baily, Centro America describing each of the states, London 1850; von Bülow, C., der Freistaat in Mittelamerika ꝛc., Berlin 1850; Reichardt, Centro-Amerika, nach den gegenwärtigen Zuständen des Landes und Volks, Braunschweig 1851; Wagner und Scherzer, Die Republik C. in Centralamerika, Leipzig 1856.

Costello, Luise Stuart, englische Schriftstellerin, um 1815 in Irland geboren, zeichnete sich besonders als Touristin durch ihre graphische Schilderung französischen Lebens und französischer Sitten aus. Ihre Schriften: „A summer amongst the bocages and the vines" (London 1840, 2 Bde.), „Pilgrimage to Auvergne" (das. 1842) und „Bearn and the Pyrenees" (das. 1844) gehören zu dem Besten der neueren Reiseliteratur. Weniger gelungen ist ihre „Tour to and from Venice" (Lond. 1846). Ihr Talent für pittoreske Naturdarstellung bewährte sie namentlich auch in den „Falls, lakes and mountains of North Wales" (Lond. 1845). Im Felde des historischen Romans trat sie u. a. auf mit „The queen's prisoners" (Lond. 1841, 2 Bde., deutsch von Lindau, Leipzig 1842, 3 Thle.), „Gabrielle" (London 1843, 3 Bde.), „Jacques Coeur" (das. 1847, 3 Bde.), „Clara Fane" (das. 1848, 3 Bde.). Gelungene Nachahmungen orientalischer Dichtungen enthält „The rose garden of Persia" (London 1845). Mehr geschichtlichen Inhalts sind die „Memoirs of eminent English women" (London 1844, 4 Bde.). Ihr Bruder, Dudley C., schrieb u. A. eine „Tour through the valley of the Meuse" (London 1845).

Costenoble, Karl Ludwig, deutscher Schauspieler und dramatischer Schriftsteller, 1769 zu Herford in Westphalen, wo sein Vater Prediger war, geboren. Früh verwaist, sollte er bei einem Oheim in Magdeburg die Bäckerei erlernen, floh aber, debütirte zu Wismar unter dem Namen Müller mit Erfolg und bereiste mit einer Gesellschaft verschiedene Städte, bis die Unternehmung scheiterte. Eine Zeitlang ernährte er sich darauf kümmerlich durch Silhouettiren, widmete sich sodann dem Studium der Musik, trat aber bald wieder zum Theater über und ließ sich in Baireuth, dann in Nürnberg, 1796 in Magdeburg und 1798 in Altona engagiren, bis er 1800 in Hamburg und

1818 zu Wien als k. k. Hofschauspieler und später als Regisseur fest angestellt wurde. Er † am 28. August 1837 zu Prag auf einer Reise. C. war ein gewandter Schauspieler, feiner Komiker und Charakterdarsteller, vorzüglich nach Schröder und Iffland gebildet, und ein achtungswerther Mann. Beiträge für die Bühne lieferte er in seinem „Almanach dramatischer Spiele" (Hamburg 1810, 1811 und 1816) und in seinen „Lustspielen" (Wien 1830).

Coster, Laurens Janszoon, angeblich der erste Erfinder der Buchdruckerkunst, geboren um 1370 in Haarlem, wurde daselbst Offizier der Bürgergarde, Schöppe und Schatzmeister und † um 1440. Adr. Julius erzählt in seinem Geschichtswerke „Batavia" (Leyden 1588), C. habe, anfangs nur zum Vergnügen und zum Unterricht für seine Enkel, Buchstaben verkehrt aus Buchenrinde geschnitten und zeilenweise auf Papier abgedruckt, dann aber, nach Erfindung einer zähen Dinte, ganze Tafeln mit Figuren und Schrift geschnitten und namentlich den holländischen „Heilsspiegel" mittelst derselben gedruckt. Von den hölzernen Formen sei er zu bleiernen und zinnernen Buchstabenformen übergegangen, habe ein förmliches Geschäft begründet und seine Gehülfen zur Geheimhaltung eidlich verpflichtet. Einer derselben, Johannes, habe jedoch die Werkstatt bestohlen und 1441 mit den entwendeten Lettern und Werkzeugen zu Mainz ein eigenes Geschäft gegründet und sich so den Ruhm der Erfindung angemaßt. Ueber das Unhaltbare dieser Erzählung s. Buchdruckerkunst.

Costi (ital.), im Handelsstyl s. v. a. dort, an dem Orte, wo sich Der befindet, an den man schreibt; daher costige Briefe und Waaren, Wechsel und Waaren von dem Orte, nach dem geschrieben wird.

Costume (ital. und franz.), s. Kostüm.

Costus *L.* (Kostwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, charakterisirt durch den 3spaltigen Kelch und die Blumenkrone mit 3theiligem äußeren und einlippigem, kappenförmigem inneren Rande, blumenblattartigen Staubfäden und 2lippiger Narbe, krautartige Gewächse mit fleischig-knolliger Wurzel, in den Tropenländern Asiens, Afrika's und Amerika's einheimisch. Am bekanntesten ist: C. speciosus *Sm.*, C. arabicus *L.*, Amomum hirsutum *Lam.*, in Ostindien, 5–6 Fuß hoch, mit schönen, röthlichweißen, großen, oft wie mit einem rostfarbigen Reif bestreuten Blüthen. Gewöhnlich leitet man von dieser Pflanze die bei den Alten als Magenmittel gebräuchliche Radix Costi arabici s. C. amari ab. Im Handel findet man jetzt als C. dulcis oder C. corticosus die Rinde von Canella alba *Murr.*, die als weißer Zimmt bekannt ist, u. als C. acris die Rinde der Drimys Winteri *Forst.* Jetzt ist die Kostwurzel fast ganz obsolet; an ihrer Stelle sind die Galgantwurzel und andere verwandte Arten in Gebrauch. Von C. nepalensis *Rosc.*, in Nepal, ist die Wurzel, Radix Costi dulcis, als magen- u. nervenstärkendes Mittel in Gebrauch. Von C. cylindricus *Jacq.*, C. Pisonis *Lindl.*, in Brasilien, dient der schleimige, säuerliche Saft des Krautes als Mittel gegen Nierenleiden, wie auch als kühlendes Getränk, der Saft der Früchte zum Schwarzfärben. Von C. niveo-purpureus *Jacq.*, auf Martinique, wird der Fruchtsaft ebenfalls zum Schwarzfärben, sowie als Dinte benutzt. Die Costusarten werden im Warmhause möglichst nahe unter Glas gehalten, verlangen im Sommer viel Luft und Wasser, im Winter aber und nach dem Umpflanzen (im März), ehe sie treiben, nur wenig Befeuchtung. Fette, lockere, mit 1/5 Flußsand vermischte Mistbeeterde ist ihnen am zuträglichsten.

Cosway, Maria, geborne Hadfield, englische Malerin, wurde zu Livorno von reichen englischen Aeltern geboren, heirathete den Miniaturmaler Richard C. und widmete sich von dieser Zeit an ganz der bildenden Kunst. Nachdem sie mehre Jahre in London gelebt hatte, zog sie nach Paris, um im Louvre eine Reihe Kopien zu fertigen, von denen 5 Hefte in Kupferstich erschienen sind. Der Verlust eines Kindes versetzte sie jedoch in solche Schwermuth, daß sie 1804 als Kanonissin ein Kloster in Lyon bezog. Zu den besten Werken der C. zählt man: die Verwandlung der Ladona in einen Fluß; die Geburt der Themse; die Sündfluth; den Schutzengel, der ein schlafendes Kind beschirmt; den Wintertag, in 12 Blättern 2c. Gestochen haben nach ihr: Mirian, Cardon, Delatre, Bartolozzi, Jones, Green, Walker und Durand. Sie selbst gravirte sehr zierlich.

Cota, Rodriguez, mit dem Beinamen El Tio, spanischer Dichter des 15. Jahrhunderts, zu Toledo geboren. C. ist Verfasser von zwei berühmten Werken: „Las coplas de Mingo Rebulgo" (Antwerpen 1531, Madrid 1632) und „Tragicomedia de Calisto y Meliboea (Celestina)", eines dramatischen Romans in 21 Akten, von denen aber nur der erste C. angehört, während die übrigen Fernando de Roxas zum Verfasser haben. Letzteres Werk war ursprünglich in Prosa geschrieben (Sevilla 1539 und öfter); Juan de Sedeno brachte es in Verse (Salamanca 1540 und öfter); italienisch erschien es von Alfonso Ordoguez (Venedig 1519, 1535), französisch Paris 1527 und öfter, englisch unter dem Titel: „The Spanish rogue"; deutsch unter dem Titel: „Hurenspiegel" (1520), von Bülow (1844), lateinisch von Kaspar Barth unter dem Titel „Pornoboscodidascalus" (Frankfurt a. d. O. 1624).

Côte, La, die zum schweizerischen Kanton Waadt gehörigen, 4½ Stunden langen Gestade des Genfersee's von der Mündung des Prementhouse bis zur Aubonne, mit dem Städtchen Rolle. Das Gelände ist amphitheatralisch erhöht und besteht meist aus Rebgebirge, dessen höchster Punkt oberhalb Vincy 2730 Fuß hoch liegt; doch finden sich auch herrliche Wiesen u. Getreidefelder. Der feurige Wein von La C. gehört zu den geschätzten der Schweiz.

Côte-d'or, Departement des östlichen Frankreich, grenzt nördlich an die Departements Aube und Obermarne, östlich an Obersaone und Jura, südlich an Saône-Loire, westlich an Nièvre und Yonne und ist aus den ehemaligen burgundischen Landschaften Auxois, Auxonais, Beaunais, Dijonais, Lonois, la Montagne und Ruilon gebildet. Es umfaßt 159,43 QMeilen mit (1862) 384,140 Einwohnern. Das Land ist durchgängig ziemlich hoch und wird in südnördlicher Richtung vom gleichnamigen Gebirge durchzogen, an das sich im Norden das Plateau von Langres anschließt. Die bedeutendsten Höhen sind der Tasselot (1873) und der Mont Maresol (1593 Fuß hoch). Bewässert

wird es vom Ource, der obern Seine, dem Armançon, dem ihm zum Theil folgenden Kanal von Burgund, der Saône mit der Tille und Ouche. Das Klima ist gemäßigt, die Luft rein, frisch und gesund. Das nicht stark bevölkerte, an Kommunikation reiche Land treibt Bodenkultur und Industrie. Erstere besteht hauptsächlich im Weinbau, dessen Gebiet südlich vom Kanal von Burgund liegt, besonders auf der Ostseite der Jurakette der C. Dort sind alle Hügel und Abhänge reich mit Reben bekleidet, die eine der köstlichsten Weinsorten Europa's liefern und den Bergen den Namen C. (Goldhügel) gegeben haben. Westlich, nach der Seine hin, gewinnt man viel Getreide, daneben Obst, Hanf 2c. Auch ausgezeichnete Weiden sind vorhanden. Im Ganzen kommen 83,30 QMeilen auf Ackerland, 45,49 QM. auf Wald und Busch und gegen 5 QM. sind Weinland. An Mineralien werden ausgebeutet Eisen und Steinkohlen (im Norden), Marmor, lithographische Steine, Töpferthon, Granit (Granit de Bourgogne) 2c. Auch mehre warme Quellen bei Cessy, Premeaux u. Alise, sowie zahlreiche kalte Mineral- und einige Salzquellen sind vorhanden, aber meist unbenutzt. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Stahl- und Eisenwaaren. Das Departement ist in die 4 Arrondissements: Beaume, Chatillon sur Seine, Dijon und Semur getheilt. Hauptstadt des Departements ist Dijon.

Cotelettes (franz., d. i. kleine Rippen), Kalbs-, Hammel- oder Schweinbruststücke, die so zerschnitten sind, daß an jedem Stücke die Spitze einer durchhackten Rippe ein Fingerglied lang aus dem Fleische hervorragt; sie werden auf verschiedene Weise vorbereitet auf dem Roste gebraten.

Cotentin, französische Landschaft in der Normandie, ist eine in den Kanal hinausspringende Halbinsel, die von dem Höhenrücken des Cotentin durchzogen wird und im äußersten Nordwesten das Kap de la Hague bildet. Hauptstadt ist Coutances.

Coterie (franz.), geschlossene Gesellschaft, Kränzchen; daher Partei, die sich in solchen Gesellschaften zum Nachtheil einer anderen Partei berathschlagt, und Partei überhaupt.

Côte rôtie, eine Hügelreihe im französischen Departement Rhone, längs dem Fluß Rhone, auf der ein feuriger geschätzter Rothwein wächst.

Côte St. André, Stadt im französischen Departement Isère, Arrondissement Vienne, mit 4090 Einwohnern, bekannt durch seinen Weißwein und seinen vorzüglichen Liqueur (Eaux de Côte).

Côtes du Nord (Nordküsten), Departement im nordwestlichen Frankreich, grenzt nördlich an den Kanal la Manche, östlich an das Departement Ille-Vilaine, südlich an Morbihan, westlich an Finisterre und ist aus dem nördlichen Theil der Oberbretagne gebildet. Es umfaßt 135,35 QM. mit (1862) 628,676 Einw. Das Land wird durchzogen von den felsigen und schluchtenreichen Menezbergen mit dem Menebret (1044 F. hoch) und den Monts Arrées, die mit sanften Abhängen nach Norden und Süden zu unfruchtbaren Sandflächen abfallen, denen an der Küste sehr fruchtbare Ebenen folgen. Die Küste selbst, etwa 60 Meilen lang, ist zerrissen und reich an tiefen Buchten, als deren bedeutendste die von St. Malo, die von Fresnay und die von St. Brieux zu erwähnen sind. Unter den vielen Inseln längs der Küste sind die Brehatinseln und die Siebeninselgruppe bemerkenswerth. Bewässert wird das Departement von den Küstenflüssen Guer, Trieux mit dem Laff, Gouet, Evron, Argenon, Rance 2c., von denen 3 schiffbar sind. Im Süden steht es durch den Blavet, Oust und Lin mit dem großen Kanal von Nantes nach Brest in Verbindung. In den Bergen werden Eisen, Blei, Granit, Schiefer 2c. ausgebeutet und nicht unansehnliche Viehzucht betrieben; die Küstenebenen liefern viel Lein, Hanf, Mais und Obstfrüchte, die man meist zu Cider verwendet. Auch Mineralquellen sind vorhanden, worunter die zu Dinan, Paimpol, St. Brieux am besuchtesten. Lebhaft ist die Fischerei der Sardellen, Makrelen und Häringe und unter den Industriezweigen die Fabrikation der Toiles de Bretagne aus Leinen am hervorragendsten. Das Departement hat zur Hauptstadt St. Brieux und zerfällt in die 5 Arrondissements: St. Brieux, Dinan, Guingamp, Lannion u. Loudeac.

Cotiaeum (Cotyacon), im Alterthum Stadt in Phrygien, am Thymbris, im Mittelalter als Hauptstadt des byzantinischen Phrygiens oft erwähnt; jetzt Kiutahia am Pursek.

Cotignola, August Giacomo Jochmus, Freiherr von, militärischer Abenteurer, geboren 1808 zu Hamburg, widmete sich anfangs dem Handelsstand und, da ihm dieser nicht zusagte, sodann zu Paris den militärischen Fachwissenschaften. Im Jahre 1827 ging er nach Griechenland und fand in der neugebildeten Armee des jungen Staats eine Anstellung als Hauptmann und Adjutant des Generals Church, sodann nach König Otto's Ankunft 1832 im Kriegsministerium. In dieser Stellung entwarf er u. A. die Pläne zur Neubefestigung des im Freiheitskrieg zerstörten Sparta's und wohnte dem Feldzug gegen das aufrührerische Morea bei. Intriguen der nationalen Partei gegen die Deutschen vertrieben ihn 1835 nach England, wo er sich der Fremdenlegion, welche der Königin Isabella zu Hülfe gesandt wurde, anschloß. In Spanien aber trat er bald definitiv in die Dienste der Christinos über und stieg in deren Reihen 1837 zum Brigadegeneral, sodann zum Generalstabschef der sogenannten Nordarmee. Nach Beendigung des Bürgerkriegs 1839 begab er sich nach England und von da nach der Türkei, um während der Händel derselben mit dem Vicekönig von Aegypten um den Besitz von Syrien eine Anstellung zu finden. Kaum war er aber als Brigadegeneral unter Selim Pascha mit dem europäisch-türkischen Geschwader am 10. September 1840 vor Beirut gelandet, als die Aegypter unter Osman Pascha heranrückten. C. wußte ein Einverständniß mit 500 Albanesen des Feindes einzuleiten, überfiel dann diesen bei Kornetschevan und schlug ihn. Bei der erfolgreichen Belagerung Beiruts that er sich an der Spitze von vier türkischen Bataillonen, deren schwache Leistungen durch eigene Thätigkeit ausgleichend, so hervor, daß er zum Ferik Pascha (Divisionsgeneral) und bald darauf zum Oberkommandanten der ganzen, 20,000 Mann starken türkischen Armee in Syrien ernannt wurde. Seine Operationen in dieser Stellung aber waren theils durch die Mittelmäßigkeit seiner Truppen, theils durch die lähmend eingreifenden diplomatischen Verhandlungen ohne besonderen Erfolg. Nach erfolgtem Frieden kehrte er, durch türkische und österreichische Orden geehrt, nach Deutschland zu-

rück und ließ sich auf letztere hin später in den österreichischen Freiherrenstand erheben. Er lebte seitdem abwechselnd in London, Hamburg u. Frankfurt a. M., wo er, einer Aufforderung des Reichsverwesers Erzherzog Johann zufolge, am 16. Mai 1849 nach Gagerns Rücktritt aus dem Reichsministerium für kurze Zeit das Portefeuille des Auswärtigen und der Marine übernahm, ohne aber bei der nahen Auflösung des Parlaments irgend welche hervorragende Thätigkeit zu entfalten. Ende Juni begleitete er den Reichsverweser nach Gastein, kehrte später nach Frankfurt zurück und machte dann nochmals eine Reise nach Konstantinopel, als deren Resultat seine Schrift erschien: „Proposed communication in Asia minor", worin er das Projekt einer Verbindung des See's von Sabandscha im nordwestlichen Kleinasien mit dem Sakariasee und dem Marmarameer, als merkantilisch sehr ersprießlich, befürwortete. Gegenwärtig ist er mit Abfassung eines größeren Werks über den Verfall des türkischen Reichs beschäftigt. Jedenfalls erhebt sich C. weit über das Niveau der gewöhnlichen Abenteurer und hat mehrfach nicht gewöhnliches militärisches Verständniß gezeigt.

Cotillon (franz.), ein Gesellschaftstanz, der ursprünglich aus Frankreich stammt, jetzt aber namentlich in Deutschland beliebt geworden ist. Er beginnt mit einer großen Ronde, welcher zunächst eine große Quadrillentour (Chaînes en quatre, Croisée) zu folgen pflegt; andere beliebige Touren schließen sich an; zu Ende einer jeden wird von sämmtlichen Paaren einmal herumgewalzt. Der C. war ursprünglich ein viel einfacherer Tanz, eine Art des Brante, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts alle Bälle eröffnete und vielfach von Gesängen begleitet wurde. Die Art des Brante, welche den Namen C. (Unterrock, dann Maitresse) führte, erhielt denselben wahrscheinlich von dem dazu gesungenen französischen Volksliedchen: „Ma commère, quand je danse, mon cotillon va-t-il-bien".

Cotin, Charles, französischer Dichter, Rath und Almosenier des Königs, 1604 zu Paris geboren, besaß gediegene Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, besonders in den alten Sprachen; † 1682. Sein Name verdankt die Unsterblichkeit den Spöttereien Boileau's und Molière's. Letzterer brachte ihn in den „Femmes savantes" als Trissotin auf die Bühne. Von ihm erschienen: Poésies chrétiennes" (Paris 1657), „Oeuvres mêlées" (1659) und „Oeuvres galantes" (1663—65, 2 Bde.).

Coton (franz.), Baumwolle; baumwollenes, auch aus Baumwolle und Leinen gemischtes, meist gestreiftes Zeuch.

Cotoneaster *L.* (Quittenmispel), Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen, charakterisirt durch den kreiselförmigen, stumpf 5zähnigen Kelch, die 5 kurzen, aufrechten Blumenblätter, die mit den Kelchzähnen gleichlangen Staubgefäße und die beerenartige Frucht mit 2—3 harten Samenkernen, dornlose Sträucher im wärmeren Europa und in Indien, mit einfachen, ungezähnten, unten wolligen Blättern und kleineren Blüthen in seitlichen Afterdolden, werden als Ziersträucher kultivirt. Die bekannteste Art: C. vulgaris *Lindl.*, Crataegus C. *Borkh.*, Mespilus C. *L.*, Zwergquitte, Steinmispel, ist ein Strauch von 3—6 Fuß Höhe auf sonnigen Bergabhängen und Hügeln im mittleren Europa und nördlichen Asien, mit röthlichweißen, winkelständigen Blüthen und dunkelrothen Früchten, welche herb schmecken und bloß eine Nahrung der Vögel sind. Das zähe Holz wird zu Ladestöcken, Pfeifenröhren und Stielen an Werkzeuge benutzt; aus den jungen Ruthen macht man sehr dauerhafte Besen. Diese Ziersträucher lieben einen nahrhaften, nicht zu nassen und nicht zu leichten Boden u. einen beschützten Standort. Einige Arten mit immergrünen Blättern werden auch in Töpfen kultivirt und dann frostfrei durchwintert; im Freien verlangen sie Schutz gegen kalte Winde u strengen Frost. Sie können durch Stecklinge unter Glocken u. im lauwarmen Mistbeete, wie auch durch Samen vermehrt werden. Die stark wachsendeu Arten kann man durch Pfropfen auf den gemeinen Weißdorn vermehren.

Cotopaxi, einer der Vulkangipfel in den Cordilleren von Quito, auf der östlichen Kette derselben am Hochthal von Cuença, 0° 45′ 11″ südl. Br., ist 17,700 Fuß hoch und vor allen kolossalen Andespiks durch seine großartige, schöne und regelmäßige Form ausgezeichnet. Er bildet einen vollkommen abgestumpften Kegel, der, mit einer ungeheuren Schneemasse bedeckt, bald blendend weiß, bald (bei untergehender Sonne) wie eine Bronzemasse, zu anderer Zeit wieder violett, mit den glänzendsten Purpurstreifen erscheint und immer einen majestätischen Anblick gewährt. Auf seinem Gipfel befindet sich der ungeheure Krater, der 2800 Fuß im Durchmesser hat und in beständiger Thätigkeit ist. Zuweilen sieht man die emporsteigenden Flammen von dem Eise zurückgespiegelt, das den Berg bedeckt. Der älteste bekannte Ausbruch ist der von 1533; die furchtbarsten aber der von 1698, der die Stadt Tacunga zerstörte, und der von 1768, bei welchem die Asche bis Guayaquil und Popayan flog. Im Jahre 1728 schossen seine Flammen 3000 Fuß über den Krater in die Höhe. Auch 1803 (wo Humboldt den Donner des Bergs in der erwähnten, 33 Meilen entfernten Stadt Guayaquil gleich wiederholten Artilleriesalven hörte), 1855 und 1856 fanden heftige Eruptionen Statt. Die Menge der von ihm ausgeworfenen Fels-, Schlacken- und Aschenmassen ist ungeheuer. Die Reisenden Boussingault u. Hall kamen am 22. Nov. 1831 bis 500 F. unter den Gipfel.

Cotrone, feste Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II., am Fuße des Carvaro und an der Mündung des Esaro in den Meerbusen von Tarent, mit einem kleinen, aber guten Hafen, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Kastell und hohe Mauern aus den Zeiten Karls V., eine Kathedrale, 2 mit Dampf betriebene Pastafabriken, lebhaften Handel mit Oel, Wein, Honig &c. und 5910 Einwohner. In der Nähe bedeutende Steinsalzgruben. C. ist das altgriechische Croton (s. d.), 710 v. Chr. gegründet. Auf dem nahen Kap Nau oder delle Colonne (Promontorium Lacinium), das die Südgrenze des Golfs von Tarent bildet, stehen die Trümmer eines prächtigen Tempels der Juno Laciniana, und unfern erhebt sich auch noch ein Felsen der alten Insel Ogygia oder der Kalypso.

Cotswold (Cotswoldhills, d. i. Schafhüttenhügel), Höhenzug im südwestlichen England, welcher, 11 Meilen lang, ganz Gloucester durchzieht und das Gebiet der unteren Severn von dem der oberen Themse scheidet. Er endigt nördlich vom Thale des Bristol Avon und zieht sich in schönem Amphi-

theater um Bath. Der höchste Punkt ist der Clevehill bei Cheltenham (1056 Fuß hoch). Der Boden ist steiniger Lehmboden, der auf Kalkgerölle ruht u. mit kaum 3—4 Zoll tiefer Dammerde bedeckt ist.

Cotta, bekannte deutsche Familie, die ihren Ursprung bis zu dem römischen Geschlecht dieses Namens zurückführt. Von der Mitte des 10. bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts bekleideten Herlimbald, Lanedulph u. Herlimbald II. C. nach einander die Stelle eines kaiserlichen Grafen und Missus Imperialis zu Mailand, Pavia und Seprio. Das Geschlecht zählte zu den mächtigsten der Lombardei, bis es zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch Sforza seine Güter verlor und auswandern mußte. Bonaventura C. ließ sich in Sachsen nieder und kaufte die Dörfer Cotta und Cottendorf bei Dresden, weshalb sich die späteren Glieder der Familie auch C. von Cottendorf nannten und theilweise noch nennen. Kaiser Sigmund bestätigte in einer Urkunde von 1420 die römische Abkunft der Familie. Eine Ursula C. unterstützte den Knaben Luther zu Eisenach durch Almosen. Ein Zweig des Geschlechts existirt noch in Sachsen, ein anderer erheirathete 1640 die brunsche Buchhandlung in Tübingen, die seitdem die J. G. Cotta'sche Buchhandlung genannt wird. Merkwürdig sind:

1) Johann Friedrich, berühmter Theolog, den 12. März 1701 zu Tübingen geboren, studirte hier und zu Jena, wurde hier 1724 Repetent am theologischen Seminar und Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1734 Professor der Philosophie in Tübingen, 1736 Professor der orientalischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen, kehrte 1739 als außerordentlicher Professor der Theologie und ordentlicher Professor der Geschichte, Dichtkunst und Beredtsamkeit nach Tübingen zurück, ward 1741 ordentlicher Professor der Theologie, Stadtpfarrer und Superintendent, 1755 Ephorus des theologischen Stifts, 1777 Kanzler der Universität und † als solcher den 31. Dec. 1779. Seine Hauptwerke sind die „Ausführliche Kirchenhistorie des Neuen Testaments“ (Tübingen 1768—73, 3 Thle., holländisch, Utrecht 1776) und die Ausgabe von Johann Gerhards „Loci theologici“ (Tübingen 1762—77, 17 Bde.).

2) Johann Friedrich, Freiherr C. von Cottendorf, einer der bedeutendsten Buchhändler Deutschlands, Enkel des Vorigen, den 27. April 1764 zu Stuttgart geboren, widmete sich anfangs dem Studium der Theologie, dann dem der Mathematik und der Jurisprudenz, prakticirte in Tübingen als Hofgerichtsadvokat und übernahm endlich die sehr herabgekommene cotta'sche Buchhandlung. Mit Mühe trieb er 500 Gulden auf, um seine erste glückliche Spekulation zu decken; durch Ordnung und Fleiß brachte er jedoch das Geschäft bald wieder in Aufschwung. Schon 1793 entwarf er den Plan zur Herausgabe der „Allgemeinen Zeitung“, die erst durch Posselts, dann unter Hubers und Stegmanns Redaktion seit 1798 in Stuttgart, seit 1803 in Ulm u. seit 1816 in Augsburg erschien. Mit Schiller gründete er 1795 die „Horen“ und kam dadurch auch mit Goethe und Herder in Verkehr. Im Jahre 1799 unterhandelte er im Auftrage der würtembergischen Stände in Paris einen Separatfrieden für Würtemberg, der aber später nicht ratificirt wurde. Von größeren periodischen Werken begann er außer den schon genannten: 1795 die „Politischen Annalen“ und die „Jahrbücher der Baukunde“, 1798 den „Almanach für Damen“ und andere Taschenbücher, 1799 die große Karte von Schwaben von Amman und Bohnenberger und 1807 das „Morgenblatt“, dem später das von Schorn begründete „Kunstblatt“ und das „Literaturblatt“ beigegeben wurden. Im Jahre 1810 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, erkaufte die Herrschaft Plettenberg und mehre andere Güter, wurde 1811 würtembergischer Landstand und vertrat als solcher mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler auf dem wiener Kongresse (1815). In demselben Jahre reklamirte er als Abgeordneter auf dem würtembergischen Landtage mit dem Grafen Waldeck die alten Rechte des Stammlandes, unterzeichnete 1819 als Virilstimmführer der Grafen von Bissingen das Staatsgrundgesetz, war seit 1820 ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises, wurde 1821 Mitglied des permanenten ständischen Ausschusses und 1824 Vicepräsident der 2. Kammer. Für sein buchhändlerisches Geschäft war er auch in dieser Zeit ausgebreiteter Wirksamkeit unermüdlich thätig; von Zeitschriften entstanden damals das „Polytechnische Journal“ von Dingler, die „Würtembergischen Jahrbücher“ von Memminger, die „Hertha“, das „Ausland“, das „Inland“ rc. Die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands rechneten es sich zur Ehre, ihre Werke in C.'s Verlag erscheinen zu lassen; junge Talente unterstützte er freigebig. Im Jahre 1824 errichtete er zu Augsburg die ersten Dampfschnellpressen in Bayern, und bald darauf gründete er die literarisch-artistische Anstalt zu München. Im Jahre 1825 führte er die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee ein, die er 1826 auf dem ganzen Rhein mit den betreffenden Regierungen regulirte, und schloß 1828 für Bayern und Würtemberg den Anschluß an den preußischen Zollverband ab. Schon früher war sein Reichsadel von Bayern und Würtemberg anerkannt und er zum preußischen geheimen Hofrath, bayerischen Kammerherrn und Geheimenrath ernannt worden. C. † den 29. December 1832. Seine großartigen Unternehmungen gingen an seinen Sohn Georg, seine Tochter Ida, mit dem würtembergischen Kammerherrn und Rittmeister Freiherrn von Reischach vermählt, und deren Stiefmutter Elisabeth, geborene von Gemmingen-Guttenberg, als cotta'sche Erben, über.

3) Georg, Freiherr C. von Cottendorf, Sohn des Vorigen, geboren den 19. Juli 1796, studirte die Rechte, ward 1821 königlich bayerischer Kammerherr, auch Stallmeister des Königs von Würtemberg, Legationssekretär und Legationsrath, war zu drei verschiedenen Malen Deputirter bei der würtembergischen Ständeversammlung für den Neckar- und Schwarzwaldkreis, mußte aber nach des Vaters Tode die Geschäftsleitung der cotta'schen Buchhandlung übernehmen. Unter seiner Aegide sind mehre großartige Unternehmungen begonnen worden, wie der Ankauf der G. J. Göschenschen Buchhandlung in Leipzig (1839), der vogelschen Verlagsbuchhandlung in München (1845), die Bibelanstalten in Stuttgart und München (1845), die „Deutsche Vierteljahrsschrift“ (seit 1838), das „Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Ge-

werbe und Handel" (seit 1834), das „Astronomische Wörterbuch", die zeitgemäßen Ausgaben deutscher Klassiker, namentlich von Goethe und Schiller. Verbindungen mit den geachtetsten Schriftstellern sind unterhalten und neue angeknüpft worden. Die cotta'sche Buchhandlung umfaßte 1862 folgende Etablissements: in Stuttgart die Verlagsbuchhandlung, eine Druckerei mit Schrift- und Stereotypengießerei und eine Bibelanstalt; in München die literarisch-artistische Anstalt mit einer Zweigverlagsbuchhandlung, Stein- und Farbendruckerei u. Bibelanstalt u. die vogelsche Verlagsbuchhandlung; in Augsburg die Expedition der „Allgemeinen Zeitung" und eine Verlagsexpedition; in Leipzig die G. J. Göschensche Buchhandlung. C.'s ältester Sohn, Georg, Freiherr von C., geboren den 30. Januar 1833, ist Doktor der Rechte u. würtembergischer Kammerherr. In der Familie C. wurde neuerlich ein Majorat gestiftet, bestehend aus der Herrschaft Plettenberg mit den Rittergütern Dotternhausen, Roßwangen, Oberhausen, Hausen am Thann, den Waldhöfen u. dem Hofe Wenzlau mit Wenzelstein im Oberamt Rottweil u. dem Rittergute Hipfelbeuren 2c.

Cotta, 1) Heinrich, ausgezeichneter Forstmann, den 30. Okt. 1763 auf der kleinen Zillbach im Eisenachschen geboren, bildete sich unter der Leitung seines Vaters zum Forstmann, studirte in Jena Cameralia und Mathematik, machte mehre Reisen, ward 1795 Unterförster in Zillbach und rückte von Stufe zu Stufe bis zum Forstmeister und Mitglied des neuerrichteten Forstkollegiums zu Eisenach empor, blieb aber in Zillbach, um die Leitung der von ihm daselbst gegründeten Privatforstlehranstalt fortzuführen. Im Jahre 1812 folgte er einem Ruf als königlicher Forstrath nach Sachsen, verlegte seine Forstlehranstalt, die 1816 zu einer königlichen Forstakademie erhoben und mit der 1829 eine landwirthschaftliche Lehranstalt verbunden wurde, nach Tharand und ward selbst zum Direktor und ersten Lehrer derselben, sowie zum Direktor der königlichen Forstvermessung und Oberforstrath ernannt. In vielfacher Weise machte er sich um die Verbesserung des Forstwesens, sowie auch um die Einführung der Baumfelderwirthschaft in Sachsen verdient. Er † am 25. Oktober 1844. Die Staatsregierung ließ ihm 1851 im akademischen Forstgarten ein Monument errichten. Von seinen Schriften nennen wir: „Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen" (Berlin 1804); „Ueber Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen" (Weimar 1806); „Anweisung zum Waldbau" (Dresden 1815, 7. Aufl. 1849); „Entwurf einer Anweisung zur Waldberechnung" (das. 1818, 4. Aufl. 1849); „Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau" (das. 1819—22, 4 Hefte); „Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung" (das. 1820); „Hülfstafeln für Forstwirthe u. Forsttaxatoren" (das. 1821, 2. Aufl. 1841); „Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Werths ausgearbeiteter Hölzer" (2. Aufl., das. 1825, 3. Aufl. 1838); „Grundriß der Forstwissenschaft" (das. 1832, 4. Aufl. 1849); „Tafeln zur Bestimmung des Inhalts der runden Hölzer, der Klafterhölzer und des Reisigs" (das. 1841, 6. Aufl. 1851).

2) Bernhard, ausgezeichneter deutscher Geognost, Sohn des Vorigen, den 24. Oktober 1808 auf der kleinen Zillbach geboren, studirte 1827 bis 1831 zu Freiberg Bergbauwissenschaften, dann in Heidelberg Jurisprudenz, erwarb hier auch die philosophische Doktorwürde, ward 1841 als Sekretär der Forstakademie zu Tharand angestellt und im folgenden Jahre zum Professor an die Bergakademie zu Freiberg berufen. Schon seine Erstlingsschrift „Die Dendrolithen" (Dresden 1832) erwarb C. die Achtung der Naturforscher. Von 1832 bis 1842 betheiligte er sich neben Naumann an der Bearbeitung der „Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen" in 12 Sektionen. Zu 5 Sektionen gaben Beide je einen Band ausführliche Erläuterungen heraus. Ferner veröffentlichte C.: „Geognostische Wanderungen" (Dresden und Leipzig 1836—38, 2 Bde.), „Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie" (das. 1839, 3. Aufl. 1849), sowie mehre kleinere Schriften und verschiedene Aufsätze, welche zum Theil in Leonhards „Jahrbuch für Mineralogie" aufgenommen wurden, und gab das „Forst- und landwirthschaftliche Jahrbuch der Akademie zu Tharand" (das. 1842—47, 4 Bde.) heraus. Eine Bekanntschaft mit Noël führte ihn auf das Studium der Phrenologie, das ihn zu einer Uebersetzung von Chenevix' „Geschichte u. Wesen der Phrenologie" (Dresd. u. Leipz. 1838) u. den späteren selbstständigen „Gedanken über Phrenologie" (das. 1845) veranlaßte. Nach Beendigung der geognostischen Karte Sachsens übernahm er die Bearbeitung einer solchen von Thüringen (1843 bis 1848, 4 Sektionen), die sich als Fortsetzung an die erstere anschloß. Die Früchte zweier Reisen nach den Alpen und Oberitalien 1843 und 1849 enthalten die „Geologischen Briefe aus den Alpen" (Leipzig 1850). Die von ihm begonnenen „Gangstudien" (Freib. 1847 fg.) bieten fremde und eigene Beobachtungen über die Erzgänge. In der Geologie huldigt C., wie namentlich aus den Schriften „Geologische Briefe aus den Alpen" (Leipzig 1850), „Ueber den innern Bau der Gebirge" (Freib. 1851), „Geologische Bilder" (Leipzig 1852, 4. Aufl. 1861) hervorgeht, im Allgemeinen der plutonischen Richtung und nimmt eine allmählige naturgesetzliche Entwickelung des Erdkörpers aus einem ursprünglich heißflüssigen Zustande durch sekuläre Abkühlung unter Mitwirkung des Wassers, der Luft und des organischen Lebens an. In seinen „Briefen über Humboldts Kosmos" (Leipzig 1848 bis 1851, 3 Thle.; Th. 1, 2. Aufl. 1850) dehnt sich diese Entwickelungslehre zugleich über das Reich des organischen Lebens aus und läßt das Höhere aus dem Niederen hervorgehen. Noch sind hervorzuheben „Praktische Geognosie für Land- und Forstwirthe und Techniker (Dresden 1853); „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen" (Leipzig 1853); die „Gesteinslehre" (Freib. 1855); die „Lehre von den Erzlagerstätten" (das. 1854); die „Lehre von den Flötzformationen" (das. 1856); die „Kohlenkarte von Sachsen" (das. 1856); „Geologische Fragen" (das. 1857—58).

Cottabus, ein Spiel der Griechen, eine Art Bechergymnastik, angeblich sicilischen Ursprungs, besonders nach Gastmählern zur Erholung gespielt. Man richtete eine Stange oder einen Stab auf, oder stellte auch einen hohen Leuchterstock hin; auf der Höhe desselben schwebte ein Wagbalken mit einer Wagschale oder auch zweien, unter denen eine kleine Figur stand. Die Aufgabe bestand nun

darin, den Rest des Weines im Becher so in die Höhe zu spritzen, daß er auf die Wagschale fiel und diese sich senkend den Kopf der Figur traf. Eine andere Art des Spiels war weniger schwierig. Auf einem mit Wasser gefüllten Gefäß schwammen eine Anzahl leerer Näpfchen. Auf diese spritzte man den Weinrest und suchte sie dadurch zu füllen und zum Untersinken zu bringen. Mit dem Spiel war übrigens eine Art Liebesmantik verbunden.

Cottagesystem, in Fabrikorten, besonders in England, die Einrichtung, daß die Fabrikherren große Häuser bauen, in welchen sie ihre Arbeiter um hohen Miethzins sich einzumiethen entweder geradezu oder indirekt nöthigen. Vgl. Trucksystem.

Cotte, Robert de, berühmter französischer Architekt, 1675 zu Paris geboren, ward königlicher Baumeister und 1699 Direktor der Akademie, † 1735 zu Passy. Zu seinen bekanntesten Werken gehören: der Säulengang zu Trianon, schöne Bauten zu Versailles, Paris, Lyon, Straßburg &c.

Cottes (franz.), die Einschnitte auf den Köpfen der Schanzpfähle, gemacht, um darnach beim Abstecken der Verschanzungen gleich wie nach einem Visir eine Linie genau zu bezeichnen; auf Festungsgrundrissen die Nummern, welche zur Bezeichnung der nivellirten Höhen mit dem Wasserspiegel dienen.

Cottiaris, im Alterthum Fluß im Lande der Siner, der sich mit dem Senus vereinigt bei Cattigara ins Meer ergoß. Er wird für den jetzigen Jantsekiang gehalten u. ist in sofern wichtig, als bis hierher die Kenntniß der Alten von diesen Gegenden reichte.

Cottin, Sophie, geborne Ristaud, bekannt unter dem Namen Madame C., beliebte französische Romanschriftstellerin, 1773 zu Tonneins im Departement Lot-Garonne geboren, heirathete, noch nicht 17 Jahre alt, einen reichen Bankier, der aber schon 3 Jahre darauf starb, nachdem er in der Revolution sein Vermögen verloren, lebte dann zurückgezogen und † den 25. August 1807. Ihre „Oeuvres complètes“ (Par. 1806, 8 Bde., neue Ausgabe 1820, 12 Bde.) wurden oft aufgelegt. Welt- u. Menschenkenntniß gehen der C. ab, dagegen besitzt sie ein warmes Gemüth u. eine glühende Phantasie. Der Ertrag ihrer Schriften war wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Cottische Alpen, ein Glied der Westalpen, das, zwischen den Seealpen im Süden u. den grajischen im Norden, westlich bis zum Thal der Durance sich ausdehnend, die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Italien bildet und gegenwärtig theils zu Frankreich, theils zu Italien gehört. Den Namen hat das Gebirge von dem Fürstengeschlecht der Cottier, das, bevor die Römer ihre Macht bis hierher ausdehnten, in diesen Gegenden herrschte. Den Mittelpunkt der Gruppe bildet der 11,827 F. hohe, aus Gabbro und Serpentin bestehende Monviso (auf der italienischen Grenze), der isolirteste, seine Umgebung am gewaltigsten beherrschende Gipfel des ganzen Alpensystems. Nördlich liegt ihm nahe die Meidassa (10,318 F.); im Südwesten der Grand Rioburent (10,377 F. hoch). Nördlich davon führt eine im 15. Jahrh. ausgearbeitete Gallerie (la traversette) durch die oberste Felswand, 9145 F. hoch. Zwischen dem Monviso und der Poebene dehnt sich Gneis- und Glimmerschiefergebirge aus, große tafelförmige Massen ohne scharfe Zacken bildend; während sich auf der westlichen Seite ein weites Gebiet von Verrucano, dunklem Kalk und grauem Schiefer findet, über dessen Kamm die Kunststraße des 5744 F. hohen Dorfes Mont Genèvre (Paß von Briançon nach Susa) führt. Im Westen neben dem Monviso liegt das tief eingeschnittene, öde Felsthal Combe de Sonstra, das an den Rand eines 2000 F. tiefen Absturzes leitet, an den sich das ebene, fast kreisrunde weidereiche Kesselthal Chianale (la Chenal) anschließt. Von da gelangt man durch das bewaldete Braitathal in die Ebene von Piemont. Nördlich vom Monviso wendet sich der Hauptkamm gegen Nordwesten über den 9655 F. hohen Mont Chaberton u. trifft im Mont Tabor (9798 F. hoch) mit der gegen Susa auslaufenden Kette zusammen. Das Gebirge enthält etwa 3 □Meilen Wald und 6 Seen. Vgl. Alpen.

Cottius, Sohn des Königs Donnus, Herrscher über verschiedene ligurische Völkerschaften in den nach ihm benannten cottischen Alpen, wurde von Octavian, der die Alpenvölker dem römischen Reich einverleibte, als Präfectus an der Spitze jener Völkerschaften belassen, machte sich durch Anlegung von Straßen über die Alpen verdient u. errichtete dem Octavian den Triumphbogen bei Susa (8 v. Chr.), welcher noch erhalten ist. Seinem Sohn und Nachfolger erweiterte der Kaiser Claudius noch die Grenzen seines Reichs und gestand ihm selbst den königlichen Titel zu. Nach dessen Tode wurde das Land zur römischen Provinz gemacht.

Cottunni (Cotugni, Cotugno), Dominico, italienischer Arzt u. Anatom, den 29. Januar 1736 zu Ruvo im Neapolitanischen geboren, studirte zu Ruvo unter Guerna und zu Malfetta Physik und Anatomie, ward in seinem 18. Jahre Assistent des Hospitals der Unheilbaren in Neapel, lehrte den Schülern des Hospitals Chirurgie und vergrößerte seinen Ruf durch sein 1761 erschienenes Werk über die Kanäle des inneren Ohrs und mehre wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft. Namentlich untersuchte er die nach ihm benannten cotunnischen Wasserleiter (Aquaeductus Cotunnii), die Kanäle in dem Felsenstück des Schläfebeins, worin durch die cotunnischen Lymphgefäße die die inneren Räume des Labyrinths des inneren Ohrs erfüllende helle Feuchtigkeit (cotunnisches Wasser, cotunnische Feuchtigkeit) nach außen geleitet wird. Er war es auch, der durch Bekanntmachung einer zufälligen Beobachtung eines seiner Schüler auf den Galvanismus aufmerksam machte. Im Jahre 1766 ward ihm der Lehrstuhl der Anatomie an der Universität übertragen, doch gab er seine Stellung als Professor und Arzt am Hospital nicht auf. Seit 1812 Rektor der Universität und kurz darauf Dekan der medicinischen Fakultät, † er den 6. Oktober 1822. Im Jahre 1824 ward ihm zu Ehren eine Medaille geschlagen mit der Aufschrift: Hippocrati neapolitano.

Cotyledon *L.* (Nabelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Krassulaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die 5spaltige, glockenförmige Blumenkrone mit cylindrischer Röhre, die 5 Nektarienschuppen am Grunde des Fruchtknotens u. die einfächerige, vielsamige Balgkapsel, fleischige Sträucher am Vorgebirge der guten Hoffnung, mit zerstreuten Blättern und purpurrothen oder hochgelben Blüthen in schlaffen Rispen, von denen viele als Zierpflanzen in deutschen Gärten vorkommen. Die bekannteste Art ist: C. orbiculata *L.*, mit 2—3 Fuß hohem,

ästigem Stengel, gegenüberstehenden, flachen, spatelförmigen, mehligen Blättern, variirt in der Gestalt und Farbe der Blätter. C. coruscans *Haw.* ist eine sehr schöne, niedrige Zierpflanze, mit kreuzweise entgegengesetzten, länglichen, unten keilförmigen, rinnenförmigen, mehligweißen, stiellosen, 2—3 Zoll langen, auf der Oberfläche im Sonnenschein glänzenden Blättern und einer rispenförmigen Dolde schöner, hängender, rother, fast 2 Zoll langer Blumen. C. jasminiflora *Salm-Dyck* hat grüne, rautenspatelförmige, fleischige Blätter u. aufrechte Blumen mit grüner Röhre und weißem und purpurrothem Rande. C. papillaris *L.*, C. decussata, hat entgegengesetzte, stielrund-eiförmige, fleischig-glatte, zugespitzte, aufrechte Blätter und sehr schöne, 8 Linien lange, fast rispenständige, glatte Blumen mit fast 5kantiger Röhre u. länglichen, spitzen, zurückgeschlagenen Randlappen. Sämmtliche Arten pflanzt man in nahrhafte, sandige Dammerde, mit einer guten Unterlage zerstoßener Topfscherben, durchwintert sie in einem hellen, trockenen Glashause oder Zimmer bei 6—8° Wärme und vermehrt sie durch Stecklinge, sowie auch durch Einstecken der dickfleischigen Blätter. Im Winter begießt man sie sehr wenig und auch im Sommer stets mäßig; auch befeuchte man die Blätter und fleischigen Stengel nicht, weil sie dadurch leicht in Fäulniß gerathen. Im Juni kann man sie auf eine sonnige Stellage ins Freie bringen.

Cotys (Cotytto), weibliche Gottheit, deren Dienst ohne Zweifel aus Phrygien nach Griechenland gekommen war und mit Ausschweifungen jeder Art begangen wurde. Die Theilnehmer derselben hießen Baptä.

Cotys, Name mehrer thracischen Könige, s. Thracien.

Coucy, Stadt im französischen Departement Aisne, aus den zwei Gemeinden C.-le-Château und C.-la-Ville bestehend, mit 2000 Einwohnern. C. ist merkwürdig durch einen ungeheuer hohen und starken Thurm, Ueberbleibsel der alten, einst so berühmten Stammburg der Herren von Coucy; war sonst Marquisat.

Coucy, 1) Raoul, französischer Ritter u. Dichter, lebte im 12. Jahrh., nährte lange eine hoffnungslose Liebe zu der schönen Gemahlin des Eudo von Fayel, fand endlich Erwiederung, mußte aber, verrathen, fliehen, folgte seinem König nach Palästina und fiel in der Belagerung von Acre tödtlich verwundet. Sterbend befahl er seinem Knappen, sein Herz u. die Locke der Geliebten, die sie ihm zum Andenken gegeben, der Dame von Fayel zu überbringen. Herr von Fayel bemächtigte sich aber des Knappen und seines Geheimnisses u. ließ seine Gemahlin von dem Herzen des Sängers essen u. sagte ihr sodann, was sie genossen, worauf sich dieselbe todt hungerte. Die treue Liebe der Beiden wurde bald sprüchwörtlich; schon ein altfranzösischer Roman d'aventure aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erzählt ausführlich ihre Geschichte; bekannt ist L. Uhlands schönes Gedicht „Sängerliebe“. C.'s Minnelieder wurden zuerst gesammelt herausgegeben und in Prosa übersetzt von G. A. Crapelet (Paris 1829); die beste Ausgabe besorgte Michel u. d. Titel „Chansons du châtelain de C.“ (Par. 1830).

2) Renaud Castellan von C., altfranzösischer Hofdichter, lebte im 12. und 13. Jahrhundert und machte einen Kreuzzug nach Palästina mit, wird mit dem Vorigen indentificirt.

Couillet, Dorf in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Charleroi, mit 2930 Einw., bekannt durch seine großen Eisenhütten und Metallwerkstätten. Es sind daselbst 8 Hochöfen, 27 Dampfmaschinen u. 26—27,000 Arbeiter beschäftigt u. werden jährlich 650,000 Ctr. Roheisen gefördert.

Coulant (franz.), leicht, geläufig, besonders vom Sprechen fremder Sprachen; dann gefällig, entgegenkommend, namentlich im kaufmännischen Verkehr.

Couleur (franz.), Farbe, besonders die Farbe, der Trumpf im Kartenspiel, sowie der Zusatz zu blassen weißen Weinen, abgedampfter, vorher mit Hausenblase geklärter brauner Zucker, oder, um ihn dunkler zu machen, etwas rother Wein.

Coulisse (franz.), s. Kulisse; vgl. Theater.

Coulomb, Charles Augustin de, französischer Ingenieur, den 14. Juni 1736 zu Angoulème geboren, trat sehr jung in das Geniecorps, baute auf Martinique das Fort Bourbon u. ward nach seiner Rückkehr in Rochefort angestellt, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit wissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1777 erhielt er für seine „Recherches sur la meilleure manière de fabriquer les aiguilles aimantées“ von der Akademie einen Preis, 1781 den doppelten für seine „Theorie der einfachen Maschinen“ und in der Folge noch mehre andere, nebst der Aufnahme in die Akademie. Als er der Anlegung schiffbarer Kanäle in der Bretagne widersprach, ward er einige Zeit eingekerkert. Ein zweites ihm abverlangtes Urtheil lautete gleichwohl wie das erste. Beim Ausbruch der Revolution erhielt er als Oberstlieutenant seinen Abschied. Im Jahre 1804 wurde er Mitglied des Nationalinstituts, 1806 Generalaufseher des öffentlichen Unterrichts; er † am 23. Aug. desselben Jahres. Seine Versuche über die Reibung führten ihn zu großen Entdeckungen über Magnetismus und Elektricität; er erfand auch die coulombschen Drehwagen zur Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte.

Coulommiers, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Seine-Marne, am großen Morin, mit wichtigen Gerbereien, bedeutendem Getreide- und Käsehandel und 4218 Einw. C. ist Geburtsort Hubert Charpentiers.

Council Bluffs, Ort im nordamerikanischen Staate Jowa, Grafschaft Pottowatomie, am Missouri, mit etwa 3500 Einw., ein wichtiger Punkt auf der Landroute gegen Westen, die letzte civilisirte Niederlassung vor dem Eintritt in das Indianerland, wo sich die Wanderer für die Reise durch die Wüste auszurüsten pflegen. Man rechnet von da bis Oregon City (auf der gewöhnlichen Straße) 1924, nach Sacramento 2011 englische Meilen.

Coulteria *Humb. et Bonpl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den kreiselförmigen, 5spaltigen Kelch, dessen untere Lappen größer und gezähnt sind, die große Fahne, die 10 unten behaarten Staubfäden und die flache, schwammige, unten mit einer Drüse versehene Hülse mit 4—6 Samen zwischen Querwänden, Sträucher und Bäume im heißen Amerika mit geraden Fiederblättchen und gelben Blüthen in Trauben. Am bekanntesten ist C. tinctoria *Humb. et Bonpl.*, ein

Baum in Kolumbien, dessen Rinde zum Färben gebraucht wird.

Counsel (abgekürzt aus counsellor, Rath), allgemeine Benennung der englischen Advokaten, nämlich der Private attorneys (Privatanwälte), welche Kontrakte und andere gerichtliche Dokumente zu vollziehen haben, der Attorneys-at-law, welche durch eine Akte Eduards I. von 1285 konstituirt und deren Befugnisse zuletzt durch das Gesetz von 1843 geregelt wurden, der Sollicitors (Sachwalter beim Kanzleigerichtshofe), besonders aber der Barristers und der diesem Stande angehörigen höher Graduirten, der Sergeants-at-law. Letztere haben das ausschließliche Privilegium, vor den Gerichtshöfen zu plaidiren, wobei ihnen der Attorney das Material zu den Plaidoyers liefert, welches von dem Barrister geordnet und in oratorische Form gebracht wird. Von jeder Partei werden zwei, bei wichtigeren Prozessen vier oder mehr C.s in Pflicht genommen, und um sich der Dienste der namhafteren Advokaten zu versichern oder sie dem Gegner zu entziehen, wird ihnen ein Retainer (Mandat) gegeben und mit bedeutenden Summen honorirt, ohne daß sie oft Gelegenheit haben, sich in der Sache thätig zu erweisen. Der Titel Queens- (früher Kings-) C. ist eine Auszeichnung, welche den Sergeants-at-law oder auch manchmal andern Juristen verliehen wird und ihnen den Vorrang vor ihren Standesgenossen und das Recht, einen seidenen Talar (silk-gown) zu tragen, gibt. Aus den C.s gehen die Generalanwälte und Generalfiskale, die Richter, ja selbst die Lordkanzler hervor. So hatte Brougham bis zu seiner Erhebung zum Kanzler nur das Amt eines Kings-C. bekleidet.

County (engl., spr. Kaunti), Grafschaft, in England und dessen Kolonien, sowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit Ausnahme Louisiana's und Südcarolina's, politische Eintheilung, etwa dem Kreise oder Departement entsprechend, gleichbedeutend mit Shire, welches Wort in Irland nicht gebräuchlich ist. In England hat jede C. als ersten Administrativ- und Justizbeamten ihren Sheriff, dem ein Lordlieutenant als Kommandant der Miliz zur Seite steht.

Coup (franz.), im Allgemeinen s. v. a. Streich, Schlag, Unternehmen, aber meist im üblen Sinne. C. de main, Handstreich, heißt in der Kriegssprache ein gewagter, rascher Ueberfall eines festen Ortes, ein rascher, gelungener Angriff. C. d'état, Staatsstreich, nennt man eine kräftige, eigenmächtige, gewaltsame Maßregel, die ein Fürst oder Staat ergreift, um einen Zweck zu erlangen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht auszureichen scheinen. C. de théâtre, Theaterstreich, wird jede zum Zweck der Ueberraschung auf der Bühne hervorgebrachte plötzliche Wendung oder Veränderung in der Situation oder dem Charakter einer handelnden Person, gewöhnlich in tadelndem Sinne, genannt. C. d'oeil ist der schnelle und richtige Blick, mit dem Jemand alles zum Gegenstand Gehörige übersieht, namentlich mit dem der Offizier den Feind, das Terrain 2c. überblickt und ihre Verhältnisse beurtheilt; auch der Standpunkt, von welchem aus ein Gegenstand betrachtet wird.

Couplet (franz., provenç. cobla, vom lat. copula), ursprünglich in der Musik und Poesie die Verbindung zweier parallelen rhythmischen Sätze zu einer Strophe; gewöhnlich jedoch die Bezeichnung für jede Strophe eines komischen Liedes, die zumeist mit einem witzigen oder scherzhaften Refrain endigt. Auch werden die Lieder selbst, die in französischen Possen und Vaudevilles vorkommen, C.s genannt, insofern alle Strophen derselben nach Einer Melodie gesungen werden. In der älteren Rondoform nannte man alle Zwischenmelodien, welche mit der öfter wiederkehrenden Hauptmelodie abwechselten, ebenfalls C.s.

Coupons (franz.), Zinscoupons, die den Staatsobligationen und Aktien auf eine Reihe von Jahren Behufs der Erhebung von Zinsen beigegebenen Quittungen, welche zur Verfallzeit abgeschnitten werden.

Cour (franz.), Hof, die Versammlungen bei Hof, um seine Aufwartung zu machen, gewöhnlich des Morgens. Daher Courtage, Tage, an denen dergleichen Versammlungen Statt finden, courfähig von Personen, welche dabei erscheinen dürfen.

Cour, Edmond de la, französischer Diplomat, um 1805 geboren, trat 1826 in den Staatsdienst, war 1833—36 zweiter Gesandtschaftssekretär zu Wien, arbeitete darauf im Ministerium des Auswärtigen und fungirte 1839—47 als erster Gesandtschaftssekretär in Stockholm. Am 10. August 1848 ward er zum Geschäftsträger der französischen Republik und am 13. Dec. 1849 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am wiener Hofe ernannt, wo er im Januar 1851 die bekannte Protestnote gegen den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund übergab. Im März 1853 ging er als französischer Gesandter nach Konstantinopel, ward aber, als er trotz des Vorgehens der Russen über den Pruth zögerte, die französische Flotte nach Konstantinopel zu berufen, im Nov. 1853 durch Baraguay d'Hilliers ersetzt und kehrte nach Frankreich zurück. Vom April 1854 bis Nov. 1855 war er französischer Gesandter in Neapel.

Courant (v. franz. courante), auch corrent (v. ital. corrente), diejenige Münzgattung eines Landes, welche genau nach dessen Hauptmünzfuß ausgeprägt ist, im Gegensatze zu der Scheidemünze, den nach einem geringeren Fuße ausgeprägten Münzsorten. Unter preußisch C. versteht man demgemäß das nach der preußischen Landeswährung, dem Dreißigthalerfuße, geprägte Silbergeld in Stücken zu 2, 1 und $^1/_6$ Thaler. In einigen Staaten, wie z. B. in Frankreich, werden selbst die kleinsten Silbermünzen nach C. ausgeprägt, so daß dann nur Kupfer- oder Bronzemünzen Scheidemünzen sind. Unter Grobcourant versteht man die größten Stücke eines Münzfußes, namentlich die einfachen und mehrfachen Stücke der Rechnungseinheit (des Thalers 2c.). In Hamburg, Lübeck und Schleswig-Holstein ist C. eine eigene Währung, an ersterem Platze die Valuta des gemeinen Verkehrs und Kleinhandels im Gegensatz zu der im Großhandel gebräuchlichen, nicht in Münzen vorhandenen Bankwährung (Banco), in letzteren beiden Staaten die Landesvaluta. Die Grundlage dieser Courantwährung ist jetzt der norddeutsche Thaler, in der Geltung von $2^1/_2$ Mark, wonach eine Courantmark $= ^2/_5$ Thaler preußisch $= ^3/_5$ Gulden $=$ 42 Kreuzer süddeutsch $=$ 60 Neukreuzer österreichisch $= ^{111}/_{140}$ Mark oder 12 Schilling $8^2/_9$ Pf. hamburger Banco. Auch heißt C. s. v. a. umlaufend, gangbar, z. B. courante Artikel.

Courbette (franz.), sehr kurzer Galopp, bei dem das Pferd die Vorderfüße mehr unter den Leib zieht und den Hinterfüßen mehr Biegung gibt, dabei aber beide Vorderfüße zugleich hebt und niedersetzt.

Courbevoie, großes Dorf im französischen Departement Seine, an der Seine, eine Meile nordwestlich von Paris, mit Flußhafen, Fabriken für chemische Produkte, Zeuch- und Leinwandwirkerei, Handel mit Wein, Essig, großer Kaserne und 6900 Einw.

Courbière, Guillaume René, Baron de l'Homme de, preußischer Feldmarschall, geboren den 25. Febr. 1733 zu Gröningen in Holland, stand erst in Diensten Hollands u. trat 1757 als Ingenieurkapitän in preußische Dienste über. Er zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus und kommandirte im siebenjährigen Kriege von 1759 an als Major ein Freibataillon. Nach dem hubertsburger Frieden ward er nach Ostfriesland versetzt, wurde 1780 Generalmajor, bildete 1787 als Generallieutenant in Magdeburg zwei Füsilierbrigaden, befehligte im Kriege am Rhein die Garden, wurde 1797 General der Infanterie und 1798 Gouverneur von Graudenz, das er 1807 heldenmüthig vertheidigte, wodurch Westpreußen gerettet ward. Nach dem Frieden von Tilsit ward er Feldmarschall und Gouverneur von Westpreußen u. † den 23. Juli 1811.

Courier, Paul Louis, französischer Hellenist und politischer Schriftsteller, am 4. Januar 1772 zu Paris geboren, nahm 1792 Kriegsdienste, focht mit Auszeichnung in den italienischen Feldzügen bis 1797 und dann 1805, nahm aber nach der Schlacht bei Wagram 1809 seinen Abschied und ging nach Italien, um seine philologischen Forschungen, die er auch während seiner militärischen Laufbahn nicht aufgegeben, fortzusetzen. Im Jahre 1812 kehrte er nach Frankreich zurück, zog auf sein Landgut unweit Tours und machte sich durch seine philologischen Werke berühmt, sowie durch seine politischen Flugschriften, in welchen er mit glänzendem Witz den Adel und die katholische Geistlichkeit bekämpfte, gefürchtet. Er fiel am 10. April 1825 in der Nähe seines Wohnorts durch Meuchelmord. Gesammelt erschienen seine Schriften als „Collection complète des pamphlets politiques et opuscules littéraires“ (Brüssel 1826), vollständiger in den „Mémoires, correspondance et opuscules inédites“ (Paris 1828).

Courmayeur (Cormayeur, Cormaggiore, lat. Curia major), großes Dorf in der piemontesischen Provinz Aosta, an der Dora baltea, unfern der Vereinigung des Val Ferret und der Allée blanche, zwischen herrlichen Wiesen und Baumgruppen gelegen, in 4211 Fuß Meereshöhe an der Südseite des Montblanc und der beiden Bernhard, hat 1550 Einw. und sehr besuchte Mineralquellen, die theils zur Klasse der Eisenquellen, theils zu der der Säuerlinge, theils zu der der Schwefelquellen gehören. Das Klima ist hier milder als im Chamounythal und erzeugt eine reizende Vegetation. Von C. aus macht man die Tour um den Montblanc. Ein schöner Weg führt auch nach Aosta.

Couroupita *Aubl.* (Kanonenkugelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den kreiselförmigen Kelch mit 6 abfälligen Lappen, die 6 Blumenblätter, die 6strahlige Narbe, die holzige, runde Kapsel mit nicht abspringendem Deckel, die ovalen Samen in lederiger Schale mit Mus, Bäume mit keilförmigen Blättern und kleinen Nebenblättern, großen Blumen in einfachen Trauben. C. guianensis *Aubl.* ist ein 50—60 Fuß hoher Baum mit 2 F. im Durchmesser haltendem Stamm, ist in Guyana heimisch und auf die Antillen verpflanzt, merkwürdig durch seine großen, hochrothen, wohlriechenden Blüthen, die, zu 50—100 in 2—3 Fuß langen Trauben vereinigt, sich jeden Morgen zu 2—3 öffnen und am Abend abfallen. In jeder Traube reifen nur 1—2 Früchte, die, 5—8 Zoll im Durchmesser haltend, einer Kanonenkugel ähnlich, röthlich und rauh und von einem grünlichweißen, an der Luft blau werdenden Marke, in welchem die zahlreichen Samen liegen, erfüllt sind, in überreifem Zustande aber äußerst unangenehm riechen. In Cayenne sind sie unter dem Namen „wilde Aprikosen“ bekannt und werden wegen ihres weinigen, angenehmen Geschmacks gegessen. Man benutzt sie auch zur Bereitung kühlender Getränke bei hitzigen Krankheiten und eine Abkochung derselben zu Klystieren bei chronischen Entzündungen des Darmkanals und anhaltenden Diarrhöen.

Courpière, Stadt im französischen Departement Puy-de-Dôme, mit 3600 Einw., welche Band-, Glasfabrikation und Töpferei treiben.

Courseule, Hafenort im französischen Departement Calvados, an der Seule, mit 1450 Einwohnern und bedeutendem Austernfang.

Courtage (franz.), Geschäft und Verrichtung eines Mäklers (s. d.), daher Courtagegebühren, s. v. a. Mäklergebühren.

Courtais, Vicomte de, französischer General, um 1790 geboren, trat früh in das Heer und focht schon bei Leipzig 1813 mit, saß seit 1842 in der Deputirtenkammer auf der äußersten Linken u. wurde 1848 nach der Februarrevolution provisorischer Kommandant der pariser Nationalgarde, dann Mitglied der Nationalversammlung, wo er zu dem Berg gehörte, und war bei den Mai- und Juniattentaten kompromittirt, ward aber in dem eingeleiteten Staatsprozeß von aller Schuld freigesprochen.

Courtalin, Dorf im französischen Departement Eure-Loire, am Yères, bei Rozay, mit 580 Einw. u. einer der berühmtesten Papierfabriken Frankreichs.

Courten, Wilhelm, niederländischer Kaufmann, 1572 in Flandern geboren, stand mit seinem Bruder Peter einer großen Tuch- und Seidenhandlung vor und machte große Geschäfte in Portugal, Spanien, auf der Küste von Guinea und in Westindien, die 20 Schiffe und mehr als 1000 Matrosen beschäftigten. Als Schiffe von ihm Barbados entdeckt, legte er mit Erlaubniß der englischen Regierung daselbst eine Kolonie an, die bald auf 18,000 Seelen stieg. Im Jahre 1629 ward ihm jedoch die Insel durch Lord Carlisle entrissen, und unglückliche Handelsspekulationen nach China und Ostindien, sowie der Untergang zweier Schiffe stürzten ihn in Armuth, in welcher er 1636 †. William C., ein Nachkomme des Vorigen, Natur- und Alterthumsforscher, lebte gewöhnlich in Montpellier, † 1702 zu London. Sein naturhistorisches und antiquarisches Kabinet bildet einen Theil des britischen Museums.

Courtenay, Stadt im französischen Departement Loiret, an der Bied, hat ein altes Schloß und 3000 Einw. und ist Stammort der Prinzen von C.

Courtenay, altes französisches Geschlecht, das seinen Namen von der Burg Courtenay führte, die Hatto, Sohn des Kastellans von Château-Renard, um 1010 gründete. Josselin II., Enkel Hatto's, nahm mit dem Grafen von Blois am ersten Kreuzzug Theil und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa und 1119 von Balduin II. die Grafschaft Edessa, die Vormauer aller christlichen Eroberungen. In vielen Gefechten Sieger, belagerte er 1131 ein Kastell in der Nähe von Aleppo und wurde dabei von einem einstürzenden Thurme tödtlich getroffen. Auf die Nachricht, der Sultan von Iconium belagere die Burg Croisson, forderte Josselin seinen ältesten Sohn zum Entsatz auf und führte, als dieser davor zurückschreckte, in einer Sänfte vorangetragen, seine Truppen dem Sultan entgegen, der sogleich die Flucht ergriff, worauf C. starb. Der eben genannte Sohn desselben, Josselin III., verlor seine ganze Grafschaft und 1145 die Hauptstadt Edessa selbst, ward gefangen und starb 1147 in Aleppo als Gefangener. Peter von C. war lateinischer Kaiser von Konstantinopel, s. Peter. Robert von C. bestieg 1299 den erzbischöflichen Stuhl zu Rheims und war der Erste, der dem Stiftswappen das Geschlechtswappen beifügte und sich Erzbischof und Herzog von Rheims nannte; er starb den 3. März 1323. Louis, Prinz von C., geboren 1610, versuchte umsonst seine Rechte als Nachkomme König Ludwigs des Dicken geltend zu machen und erlangte nur die Erlaubniß, die Lilien wieder in sein Wappen aufzunehmen, die er jedoch mit einem linken Schrägbalken, gleich den Bastarden, durchschneiden sollte, da sich ihr Ahnherr Peter durch Vertauschung des königlichen Namens und Wappens mit denen der Herren von C. erniedrigt habe, wovon er jedoch keinen Gebrauch machte, und das Versprechen einer königlichen Versorgung. Louis Charles, Prinz von C., Graf von Cesy, geboren den 25. Mai 1640, diente 1664 in der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Barbarei, sowie in den Kriegen, die durch den nimwegener und ryswicker Frieden geendigt wurden, und suchte ebenfalls seine Rechte als königlicher Prinz geltend zu machen; er † den 28. April 1723. Mit seinem jüngeren Sohne, Charles Roger, erlosch am 7. Mai 1730 die männliche Nachkommenschaft Peters von Frankreich.

Courtheson, Stadt im französischen Departement Vaucluse, mit 3400 Einw., welche Fabriken in Seide und Wolle unterhalten. In der Nähe ein kleiner Salzsee, aus welchem Salz gewonnen wird.

Courtine (franz.), Vorhang, besonders bei einem Theater; dann der zwei Bastionen verbindende und den Platz schließende Mittelwall einer Festung, dient zur Beherrschung des inneren Raums im Ravelin und seinem Reduit, auch mittelst der Secondflanke zur Bestreichung der Bastionfacen. Die Punkte, wo sich derselbe an die Flanken anschließt, heißen Courtinepunkte.

Courtois, 1) Jacques, auch Cortese, Maler, s. Bourguignon 1).

2) Edme Bonaventure, französischer Revolutionsmann, 1756 zu Arcis-sur-Aube geboren, war Deputirter in der gesetzgebenden Versammlung und 1792 beim Nationalkonvent, stimmte für Ludwigs XVI. Tod, wirkte aber am 9. Thermidor auch zu Robespierre's Sturz. Mitglied des Komité's der allgemeinen Sicherheit, ward er auch Mitglied der Kommission, welche die bei Robespierre und seinen Komplicen in Beschlag genommenen Papiere untersuchen sollte, und beauftragt, den Bericht über diese Angelegenheit zu redigiren. Im Jahre 1795 wurde er Mitglied des Rathes der Alten und am 20. April 1797 Präsident desselben, trat bald darauf aus, ward jedoch 1799 abermals in denselben berufen und war einer der Führer der Partei, welche Bonaparte's Triumph am 18. Brumaire vorbereitete. Aus dem Tribunat ward er wegen angeblicher Erpressung ausgestoßen und hielt sich mehre Jahre lang auf seinem Landgut in Lothringen verborgen. Trotz der 1814 verkündigten Amnestie ließ der Minister Decazes seine für die Geschichte der Revolution sehr wichtigen Papiere in Beschlag nehmen, wodurch dieselben fast sämmtlich verloren gingen. Es befanden sich unter ihnen eine zweite Ausgabe des Berichts über Robespierre's Papiere, eine Geschichte der Revolution des 9. Thermidor, historische Noten, Materialien zu Memoiren mit Aktenstücken von höchster Wichtigkeit für die königliche Familie, ein Heft, betitelt „Louis XVIII pendant la révolution", eine Menge Briefe von Mirabeau, Danton, Cambacérès, Brune, Murat, Dumouriez u. andern berühmten Männern. Die 1828 erschienenen „Papiers inédits trouvés chez Robespierre, Saint-Just et Payan etc., supprimés ou omis par C." enthalten nur einen kleinen Theil jener in Beschlag genommenen Papiere. C. † den 6. Dec. 1816 zu Brüssel.

Courtoisie (franz.), feines, höfisches Benehmen, Hofsitte; im Mittelalter ritterliches Benehmen gegen Frauen, jetzt überhaupt die Beobachtung des Schicklichen; auch die Titulatur im Kontext von Briefen und Bittschriften, im Gegensatz zu der oben (im Vokativ) stehenden Anrede.

Courtray (holländ. Kortrijk), Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, zu beiden Seiten der schiffbaren Lys, ist gut gebaut, mit breiten, sauberen Straßen, ummauert, hat zahlreiche Kirchen (bemerkenswerth ist die Martinskirche mit hohem Thurm und die Frauenkirche), ein schönes gothisches Rathhaus, eine Citadelle, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, eine Börse, Hospitäler, ein Kollegium, mehre lateinische Schulen und 22,300 Einw., welche berühmtes Tafelleinen, Blonden, Spitzen 2c. fabriciren, auch bedeutende Färbereien und große Bleichen unterhalten. Der in der Umgegend gewonnene Flachs ist sehr gesucht. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit Gent, Lille und Tournay. C. hieß sonst Cortoriacum und lag in Gallia belgica. Im Mittelalter hatte es lange erbliche Kastellane aus dem Hause Nevel. Philipp der Kühne baute die Citadelle. Bei C. wurden mehre Schlachten geschlagen, unter denen die merkwürdigste die berühmte Sporenschlacht (11. Juli 1302) ist, in welcher die Franzosen unter Robert von Artois von den Flamändern unter Johann, Grafen von Namur, völlig besiegt wurden. Ueber 700 goldene Sporen der erschlagenen französischen Ritter sammelte man auf dem Schlachtfelde. Karl VI. rächte am 12. December 1382 diese Niederlage durch die Plünderung und Zerstörung von C. nach der siegreichen Schlacht von Rossebeck. Auch in den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrhundert hatte C. mancherlei Drangsal zu erdulden, nicht weniger in dem Revolutionskriege, wo es im Mai 1794 nach

heftigen Gefechten in die Hände der Franzosen fiel. Im Februar 1814 war es bald von den Franzosen, bald von den Alliirten besetzt.

Courts (engl.), in England die Gerichtshöfe, s. Großbritannien und Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Cousin, 1) Jean, französischer Bildhauer und Glasmaler des 16. Jahrhunderts, geboren zu Soucy um 1501, pflegte neben der Oelmalerei mit großer Liebe die damals in hohen Ehren stehende Glasmalerei; doch sind von seinen Werken dieser Art die meisten zu Grunde gegangen; das Beste besitzen noch die Kirchen St. Gervais und St. Lorenz zu Paris, die Kirchen St. Romain (jüngstes Gericht) und der Cordeliers zu Sens, sowie das Musée des monuments français zu Paris. Hinsichtlich der Zeichnung verlor sich sein Streben nach Korrektheit bisweilen in Pedanterie. In der Perspektive aber konnte er allen nachfolgenden Malern zum Muster dienen. Auch als Bildhauer trat C. auf mit seinem Monument des Admirals Cherbot, gegenwärtig im französischen Museum. Er † um 1590. Er schrieb: „Livre de perspective“ (Paris 1560) und „Livre de portraiture“ (das. 1593). Einige der Holzschnitte des letzten Werks sollen ebenfalls von C. herrühren; außerdem wurde von St. Laulne, L. Gaulthier u. A. viel nach ihm gestochen.

2) Victor, berühmter philosophischer Schriftsteller, den 28. November 1792 zu Paris geboren, war der Sohn einer armen Handwerkerfamilie und trat 1800 in die von Napoleon I. gegründete Normalschule. Der Sensualisten La Romiguère und Royer-Collard Vorträge bestimmten ihn zum Studium der Philosophie, und schon 1812 ward er Repetent für die griechische Literatur an der Normalschule und 1815 Professor der Philosophie am Lycée Bonaparte und Royer-Collards Stellvertreter an der philosophischen Fakultät. Nach Napoleons Rückkehr von Elba war er unter den royalistischen Volontärs; bald aber änderte sich seine politische Ueberzeugung so sehr, daß er 1820 auf königlichen Befehl seine Vorlesungen einstellen mußte. C. beschäftigte sich nun mit philologischen und philosophischen Studien, während er gleichzeitig die Erziehung der Söhne des Herzogs von Montebello leitete. Auf einer Reise mit denselben ward er auf Antrag der preußischen Regierung zu Dresden verhaftet, um seinen Antheil an dem deutschen Demagogenwesen zu bekennen; aber eine nachdrückliche Aufforderung von Seiten der französischen Regierung befreite ihn vorläufig aus seiner Haft, und die eingeleitete Untersuchung sprach ihn völlig frei. Der unfreiwillige Aufenthalt in Berlin hatte ihm Gelegenheit geboten, sich mit Hülfe von Michelet und Gans mit der deutschen, besonders der hegelschen Philosophie bekannt zu machen. Im Jahre 1828 eröffnete er zu Paris seine Vorlesungen wieder, ward 1830 Mitglied der Akademie, nach der Julirevolution Generalinspektor der Universität, 1831 als Staatsrath beauftragt, das Unterrichtswesen in Preußen kennen zu lernen, 1832 Direktor der Normalschule und Pair, endlich am 1. März 1840 Minister des öffentlichen Unterrichts im Ministerium Thiers, schied aber am 29. Oktober d. J. wieder aus und lebte seitdem fast ausschließlich den Wissenschaften. Ursprünglich von der schottischen Philosophie ausgehend, war C. von der Nothwendigkeit überzeugt, daß die bisherige analytische Methode durch eine synthetische zu ersetzen sei, die, auf die Natur und den Begriff des menschlichen Geistes gegründet, die übersinnlichen Ideen nicht als Voraussetzung, sondern als Resultat der Forschung verkündige. Mit der Idee der sittlichen Freiheit suchte er einerseits alle Zweige der Wissenschaft zu durchdringen und andererseits den abgebrochenen Zusammenhang mit der Vorzeit durch Wiederaufnahme der philosophischen Tradition herzustellen, in der Geschichte der Philosophie aber einen stetigen Fortschritt nachzuweisen und von jedem früheren Philosophen diejenigen Sätze, die etwas Bleibendes enthielten, in das Inventarium des geistigen Besitzes aufzunehmen. So ward er der Gründer des Eklekticismus, der die französische Literatur mit einer überraschenden Fülle tiefer Gedanken bereichert, den historischen Blick erweitert, für die Wissenschaft aber wenig bleibende Resultate geliefert hat. Mit besonderer Vorliebe warf sich die neue Schule auf das Gebiet der Aesthetik. C. suchte den Begriff des Schönen im menschlichen Geiste, die Darstellung desselben in der Natur, den vollendeten Ausdruck desselben in der Kunst nachzuweisen. Gemäß diesem Princip verwirft er die gemeine Nachahmung der Natur und predigt den Idealismus. Die Poesie ist ihm die erste Kunst, die jeder andern Kunst zu Grunde liegen muß. Schien C. bei seinem Aufenthalt in Deutschland ein Schüler Schellings und Hegels geworden zu sein, so sprach er sich seit 1833 nicht selten mit Geringschätzung über diese Philosophen aus. In seiner praktischen Wirksamkeit hat sich C. um das französische Erziehungswesen außerordentlich verdient gemacht, obgleich er zu wenig für die Primärschulen that. Auf den Wechselverkehr der Nationen hatte er beständig sein Augenmerk gerichtet; er stellte Mickiewicz an und suchte auch Grimm zu gewinnen. Außer seinen Uebersetzungen des Plato (Paris 1822 bis 1838, 12 Bde.), des Cartesius (das. 1824, 6 Bde.) und der tennemannschen „Geschichte der Philosophie“ (das. 1831, 2 Bde.) nennen wir von seinen Schriften die „Fragments philosophiques“ (das. 1826, neue Ausgabe 1833), die „Nouveaux fragments“ (das. 1829), „De la métaphysique d'Aristote“ (das. 1837), die „Fragments de philosophie Cartésienne“ (das. 1845). Die Resultate seiner Reise nach Deutschland theilt er mit in „Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne“ (Par. 1832, 2 Bde.). Außerdem besorgte er eine Ausgabe des Proclus (Paris 1820 f., 5 Bde.) und der „Ouvrages inédites“ von Abälard (das. 1836, 3. Aufl., das. 1840, 2 Bde., deutsch von Krüger, Altona 1832—33, 2 Bde.), die seiner Reise nach den Niederlanden in der Schrift „De l'instruction publique en Hollande“ (Paris 1837). Seine öffentlichen Vorlesungen, von Stenographen nachgeschrieben, erschienen als „Cours de philosophie“ (Paris 1836) und „Cours de l'histoire de la philosophie moderne“ (neueste Ausgabe, das. 1846 bis 1848, 8 Bde.). Letzteres Werk bildet zugleich die 1. und 2. Abtheilung einer Gesammtausgabe von C.s Schriften. Die 3. Abtheilung ist betitelt „Fragments philosophiques“ (Par. 1847—48, 4 Bde.), die 4. „Littérature“ (das. 1849, 3 Bde.), die 5. „Instruction publique“ (das. 1850, 3 Bde.). In der neuesten Zeit widmete er sich mit Vorliebe der Schilderung hervorragender Frauen und des

geistigen Lebens des 17. Jahrhunderts und hat bereits mehre hierauf bezügliche gehaltreiche Werke veröffentlicht.

Cousinéry, Esprit Marie, ausgezeichneter Numismatiker der neueren Zeit, den 8. Juni 1747 zu Marseille geboren, betrat früh die diplomatische Laufbahn u. wurde Konsul in Thessalonich. Wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Choiseul-Gouffin, Gesandten in Konstantinopel, des Konsulats enthoben u. auf die Liste der Emigrirten gesetzt, lebte er meist in Smyrna und kehrte erst 1803 nach Frankreich zurück, wo ihn Talleyrand ein Jahrgehalt von 6000 Francs aussetzte. Seine im Orient zusammengebrachte Sammlung antiker Münzen wanderte für 136,000 Francs nach München, weshalb er seine Pension wieder verlor. Im Jahre 1814 erhielt er sein Konsulat wieder, verlor es jedoch, abermals verdächtig, 1819 wieder und lebte wie früher seinen Studien. Seit 1825 erhielt er wieder eine Pension von 5000 Francs. Er lieferte eine zweite Münzsammlung dem König von Bayern für 75,000 Francs, eine dritte dem Kaiser von Oesterreich für das wiener Kabinet für 33,000 Francs und eine vierte dem pariser Kabinet für 60,000 Francs. Er schrieb: „Essais sur les monnaies d'argent de la ligue Achéenne" (Paris 1825) u. „Voyage dans la Macedonie" (das. 1831, 2 Bde.).

Couston, 1) Nicolas, Bildhauer, den 9. Jan. 1658 zu Lyon geboren, wo sein Vater als Bildschnitzer lebte, war erst Schüler seines Vaters und seines Oheims Coysevox, gewann im 23. Jahre den großen Preis der Akademie, worauf er in Rom Michel Angelo's u. Algardi's Werke studirte. Er ward 1693 Mitglied der Akademie und † den 1. Februar 1733. Von C.'s Werken, deren die Revolution viele vernichtet hat, sind oder waren die berühmtesten: die kolossale Gruppe der Vereinigung der Seine und Marne, jetzt in den Tuilerien; eine Tritonengruppe in Versailles; eine Kreuzabnahme in Notre-Dame; die Bronzestatue der Saone in Lyon. Unvollendet blieb sein Basrelief en médaillon, bekannt als Passage du Rhin, jetzt im pariser Museum.

3) Guillaume, französischer Maler und Bildhauer, des Vorigen Bruder, geboren 1678 zu Lyon, kam im 18. Jahre zu seinem Oheim Coysevox nach Paris u. von da als königlicher Pensionär nach Rom, wo er zwar die königliche Pension verscherzte, aber durch le Gros die Ausführung des Basreliefs des St. Ludwig von Gonzaga für die Kirche des heiligen Ignaz übertragen erhielt. In Frankreich schmückte er sodann viele öffentliche Plätze und Gebäude mit seinen Werken. C. zeigte eine an die Antike erinnernde Reinheit des Styls u. durchaus korrekte Zeichnung, nur in der Eleganz und Hoheit der Gedanken setzen ihn Manche seinem Sohne Guillaume nach. C. wurde 1735 Rektor u. später Direktor der Akademie und † den 22. Februar 1746.

3) Guillaume, Sohn u. Schüler des Vorigen, 1716 zu Paris geboren, erwarb sich schon im 19. Jahre den großen Preis und die Pension zu einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom, trat nach seiner Heimkehr in das Atelier seines Vaters und fertigte die Statuen des Mars u. der Venus für Friedrich II. von Preußen. Im J. 1742 wurde C. Mitglied der Akademie, 1746 Professor, später Rektor u. endlich Schatzmeister derselben u. Ritter des St. Michaelsordens; † den 13. Juli 1777. C. soll zu den Werken seiner Erfindung meist fremde Beihülfe benutzt haben.

Coutances, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Manche, an der Mündung des Bulsard in die Soulle, in der Landschaft Cotentin, 2 Meilen von der Küste (wo der versandete Hafen Regneville) auf einem Hügelkamm, ist Sitz eines Bischofs, hat eine herrliche gothische Kathedrale, ein Seminar, Collége u. 8000 Einwohner, welche Handel mit Vieh und Bodenerzeugnissen treiben. Die schlanken Thürme der Kathedrale, zu deren Bau die 12 Söhne des Normannenherzogs Tancred von Hauteville ihre Beute einsandten, sind weit ins Meer hinaus sichtbar und dienen als Richtpunkt in der dort sehr gefährlichen See. C. ist das römische Constantia Castra im Lande der Urelli u. war im Mittelalter Hauptort des Gau's u. der späteren Vicegrafschaft Cotentin. Aus der Römerzeit sind noch die großartigen Ruinen eines Aquädukts vorhanden.

Couthon, Georges, einer der blutigsten Schreckensmänner der französischen Revolution, 1756 zu Orsay in Auvergne geboren, war beim Ausbruch der Revolution Advokat zu Clermont und erklärte sich sogleich für dieselbe. Im Jahre 1790 bei der Reorganisation der Gerichte zum Präsidenten des Gerichtshofes zu Clermont ernannt, ward er im folgenden Jahre vom Departement Puy-de-Dôme zum Mitglied der Nationalversammlung erwählt, in welcher er sich als einen der heftigsten Gegner des alten Regime zeigte und für des Königs Tod ohne Aufschub und Appellation war. Nach demselben stimmte er zwar mit den Girondisten, schlug sich aber plötzlich zu der Bergpartei und ward dadurch der Freund Robespierre's, der ihn zu seinem Wortführer machte. Am 10. Juli in den Wohlfahrtsausschuß gebracht, nahm er an der Expedition gegen Lyon Theil. Nachdem die Stadt erobert worden, ließ er sich einen Sessel auf den Platz Bellecour tragen und gab die schönsten Häuser der Zerstörung Preis; eine Menge Bürger ließ er vor seinen Augen hinrichten. Nach seiner Rückkehr in den Konvent steigerte sich seine fanatische Wuth und fand das Verfahren des Revolutionstribunals zu wenig summarisch. Nach Robespierre's Fall angeklagt, mit jenem und Saint-Just nach dem Triumvirat gestrebt zu haben, ward er am 9. Thermidor verhaftet. Von den Jakobinern befreit, suchte er sich, als die Soldaten des Konvents das Rathhaus stürmten, mit dem Dolche den Tod zu geben, traf aber nicht sicher und wurde mit Robespierre, Saint-Just und Andern am 28. Juli 1794 unter lautem Jubel des Volkes, das kurz zuvor ihn angebetet, guillotinirt. Sein Körper war seltsam verwachsen; lahm an den Füßen, konnte er nur sitzend sprechen, war aber trotz dem ein begeisternder Redner.

Coutras, Stadt im französischen Departement Gironde, an der Dronne, mit 3500 Einwohnern. C. besaß früher ein berühmtes, jetzt fast ganz verschwundenes Schloß, in welchem Katharina von Medicis, ihre Tochter Margarethe von Valois, deren Gemahl Heinrich IV. u. die schöne Herzogin von Longueville Hof hielten. C. gegenüber, bei dem Dorfe Audebaud, siegte König Heinrich von Navarra über Heinrich III. von Frankreich, den 20. Oktober 1587.

Coutumes (franz.), Herkommen u. Gewohnheiten, besonders Gewohnheitsrechte im älteren

Frankreich, die sich aus den Gebräuchen gebildet und entwickelt hatten, im engern Sinne schriftliche, mit Zuziehung der Stände vom König als Gesetz bestätigte Sammlungen der Gewohnheitsrechte einer Provinz, C. générales, oder einer Stadt, C. locales. Die wichtigste ist die Coutume de Paris oder Coutume de la prévôté et vicomtée de Paris von 1513.

Couvin, Stadt in der belgischen Provinz Namur, am Eau-Noir, mit 3000 Einwohnern, die Tuchmanufaktur betreiben und Stahl- und Eisenwaaren fertigen. C. war das alte Cuvinium.

Covarruvias, berühmtes spanisches Geschlecht, das seinen Namen von einer Landschaft in der Diöces Burgos ableitet. Merkwürdig ist besonders: Diego de C. y Leyva, den 25. Juli 1512 zu Toledo geboren, wo sein Vater Architekt war. Er studirte zu Salamanca die Rechte, erhielt daselbst den Lehrstuhl des kanonischen Rechts, wurde Rath in dem Obergericht von Granada, erhielt von Philipp II. 1560 die Bischofswürde von Ciudad Rodrigo übertragen, entwarf einige Zeit darauf auf höchsten Befehl Statuten für die Universität zu Salamanca, verfaßte auf der Kirchenversammlung zu Trient das Reformationsdekret, wurde 1565 Bischof von Segovia, 1572 Präsident des Raths von Kastilien, Präsident des Staatsraths und † am 27. September 1577 zu Madrid. Er war ein eifriger Patriot und ein tüchtiger Rechtsgelehrter. Seine Schriften erschienen oft gesammelt (Lyon 1568, 1606, 1661, von Meursius, Antwerpen 1638, 2 Bde., von Ybanez de Caria, 1762, 5 Bde.). Sein Bruder, Don Antonio C., ebenfalls berühmter Lehrer des bürgerlichen Rechts zu Salamanca, galt in Spanien als der gelehrteste Hellenist seiner Zeit, war Mitglied des königlichen Raths von Kastilien und † als Kanonikus im December 1602.

Cove (jetzt in Folge eines Besuchs der Königin Queenstown genannt), Stadt in der irischen Grafschaft Cork, auf einer Insel (Greatisland) an der Corkbai, ist der Haupthafen der Stadt Cork, wenigstens für die größten Schiffe, hat Schiffswerften, Seebäder, bedeutenden Handel und 11,500 Einwohner.

Covenant, englische Religionssekte, s. Convenant.

Coventgardentheater, eines der beiden großen Theater in London, so genannt von Coventgarden, einem Marktplatz in Westminster, an welchem es liegt.

Coventry, alte Stadt in der englischen Grafschaft Warwick, an den Flüssen Radfort und Sherbourne, eng und winkelig gebaut, ist Sitz eines Bischofs, hat 3 Kirchen, mehre Bethäuser und 36,813 Einwohner, deren Haupterwerbszweig Seidenband- und Seidengazeweberei und Uhrenfabrikation ist. Der lebhafte Handelsverkehr wird sowohl durch die Eisenbahnverbindung mit London und Birmingham, als durch den Coventrykanal (welcher einerseits nach Branston und Oxford, andererseits nach Fazely zum Mersey und Trent führt) begünstigt. C. war schon zu den Zeiten der Römer eine Stadt und hatte im Mittelalter Mauern und Festungswerke, die aber im 17. Jahrhundert geschleift wurden. In den Jahren 1404 und 1459 wurden hier Parlamentssitzungen gehalten, wovon die letztere unter dem Namen Parlamentum diabolicum bekannt ist.

Covilhão (spr. Kuwiljaung), Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, an der Estrella in felsiger Gegend, hat ein Kastell, 13 Kirchen, bedeutende Tuchfabriken, 2 Messen und 7000 Einwohner. In der Nähe warme Mineralquellen.

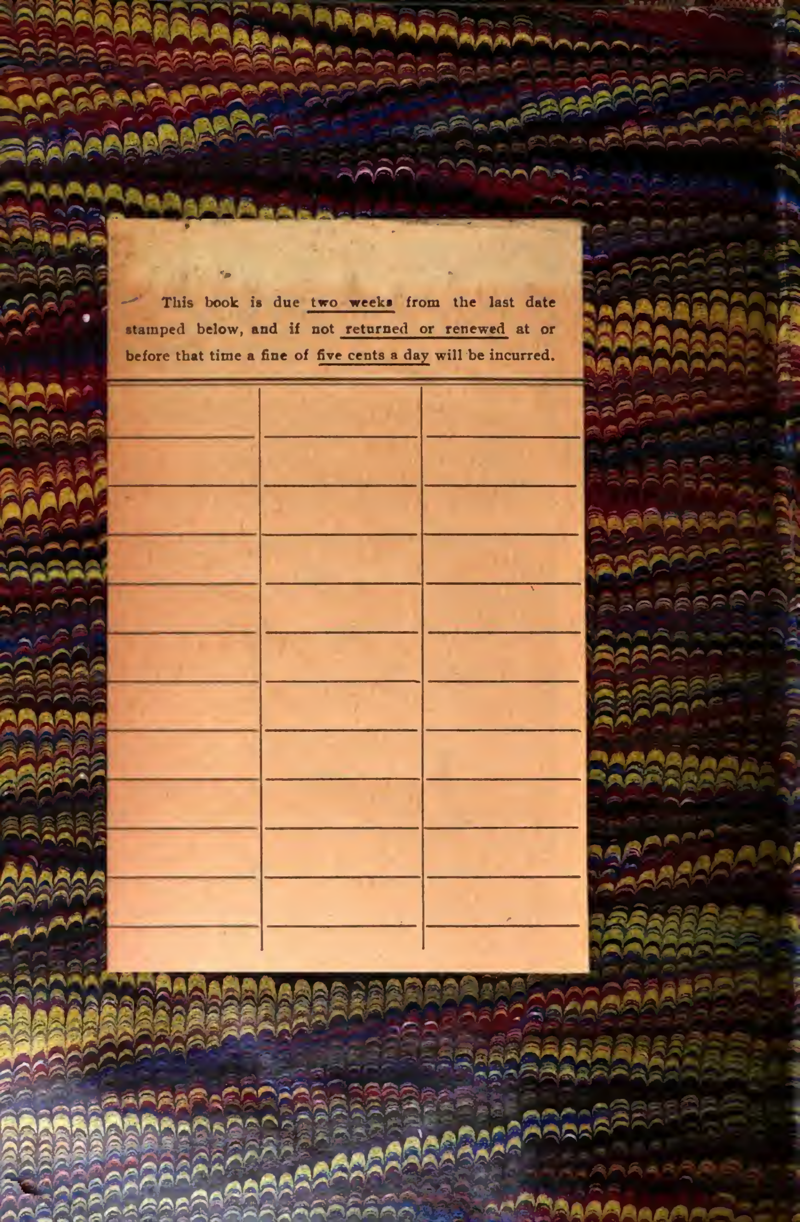
Covington, Stadt im nordamerikanischen Staat Kentucky, Grafschaft Kenton, am Ohio, Cincinnati gegenüber, ein schnell aufblühender Ort mit 8 Kirchen, einem Baptistenseminar (1840 gegründet), ansehnlichen Fabriken und 13,000 Einwohnern. In der Nähe Linden Grove, ein schöner Kirchhof, und südlich die vielbesuchten Latonian Springs.

Covolo (Kofel), Paß in der österreichisch-venetianischen Provinz Belluno, durch welchen, der Brenta entlang, die Straße aus Tyrol nach Italien führt.

JUN 11 1929

Digitized by Google

Digitized by Google


This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

033 M5712
Meyers konversations-lexikon. 4
Neues konversation-lexikon
033 M5712
4
REF. USE ONLY